This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 372418

Digitized by Google

C 372418

Digitized by Google

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
a. a. public lib.

Digitized by Google

30
.G 24

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

Seite

* Zum 1. April (Bismarcks Geburtstag). Von Carl Busse 176
* Unter Blüten 323
* Christnacht. Von Anton Ohorn . . 805
* Einsamkeit. Von Max Kalbeck . . 516
* Frauen von Berghausen. Von M. Greif 93
Im Haselnußstrauch. Von Franz Bechert 202
* Der Hochzeitlader. Von P. Auzinger 876
* Zur Jahreswende. Von R. v. Gottschall 869
* Der kleine Lauscher. Von Fritz Döring 368
* Zum Neuen Jahre. Von H. Seidel . 894
* Ostern. Von Johannes Trojan . . . 165
* Sommer im Korn. Von F. Bochazer 468
* Waldfriedhof. Von Max Haushofer 770

Biographien und Charakteristiken.

* König Alberts von Sachsen 70. Geburtstag u. 25jähr. Regierungsjubiläum 234
* Otto v. Bismarcks Lebensgang 559. 589
* Das Buch des Fürsten Bismarck . . 784
* Marie von Ebner-Eschenbach. Von M. Necker 492
* Kaiserin Elisabeth von Oesterreich . 657
Erfinderlose. Geigenmacher von Absam, Jakob Stainer. Von Karl Wolf-Meran . 142
* Kaiser Franz Joseph I 782
* Vasco da Gama. Von P. Holzhausen 337
* Karoline v. Günderode. Von M. Necker 720
* Hoffmann von Fallersleben in Corvey (100. Geburtstag) 175
Lenormand. Von Dr. P. Schellhas . 768
* Der „Brutus" der Mediceer (Lorenzino de' Medici). Von Isolde Kurz . 392. 443
* M. v. Pettenkofer. Von M. Haushofer 854
Jakob Stainer. Von K. Wolf-Meran . 142
* Veteranen der Paulskirche (M. v. Mayfeld, K. v. Stremayr, A. Prinzinger, J. N Sepp, R. Haym, H. Wesendonck, K. Biedermann, G. v. Mevissen, E. v. Simson, W. Jordan, W. Schrader, A. Schultze, H. H. Meier, K. Schorn, H. D. Backhaus). Von J. Proelß 300, vgl. 675
* Konr. Wiederhold. Von A. Freihofer 285

Erzählungen und Novellen.

Als ich 'mal renommieren wollte. Von E. v. Wang 700
Antons Erben. Von W. Heimburg 1. 38. 69. 101. 134. 166. 210. 248. 275. 304. 342. 368. 399. 439
Der Blinde von Dausenau. Von Paul Heyse 593. 632
Böse Zungen. Von E. Muellenbach . . 880
Sein Brautstand. Von A. Lichtenstern 117
Flügellahm. Von Hans Arnold . 532. 569
Schloß Josephsthal. Von M. Bernhard 453. 485. 517. 550. 581. 613. 667. 687. 730. 756
Die arme Kleine. Von M. v. Ebner-Eschenbach 197. 230. 262. 293. 325. 357. 389. 422. 472. 510
Auf dem Kynast. Von R. v. Gottschall 151. 178. 218
* Maskiert! Von Hans Arnold . . . 80
* Mizerl. Von V. Chiavacci 794
Montblanc. Von Rudolph Stratz 646. 677. 709. 741. 773. 806. 837. 870
Sommernachtstraum. Von A. Sewett 16. 52
* Weihnachtsüberraschungen. Von A. Sewett 821
Wieder allein. Von Ernst Clausen . . 500
Zwischen Gräbern. Von Ernst Wichert 790. 826

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze, Zeitgeschichtliches.

Aberglaube und Verbrechen. Von Dr. H. Groß 495
Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Lebende Statuen und künstl. Menschen im Volksglauben und auf der Bühne. Von F. Vogt 236. Klopfgeist zu Dibbesdorf. Von O. Hohnstein . . 627
* Alpirsbach. Von A. Freihofer . . . 628
* Ein Tag in Arkadien (Münchener Künstlerfest). Von J. Braun . . . 144
Die tiefsten Bergwerke der Erde . . 794
* Des Paschas Billardbein. Von M. Eyth 504
* Das Buch des Fürsten Bismarck . . 784
* Aus den „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst v. Bismarck . . . 785
Die Herstellung der Briefmarke . . . 247
* Die Bronze in der plastischen Kunst. Von Dr. G. Klaussen 364
* Kloster des Chanbo-Lama am Gänsesee 269
* Davenport. Denkmal der Erhebung von Schleswig-Holstein am Mississippi. Von H. Pfabe. 602
Dienstboten vor dreihundert Jahren 751
* Tod der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich 655
* Schweizer Lieblingsplätze der Kaiserin Elisabeth. Von Dr. M. Kronfeld . 659
* Die Feuerprobe. 319
Ausstellung nationaler Frauenarbeiten im Haag. Von A. v. den Eken 726
Die Volkstribunen von Hamburg. Von R. v. Gottschall 856
* Höhlenlabyrinthe. Von E. Grosse . 685
* Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich in Frankfurt a. M. . . 410
* Einweihung der ersten Strecke der Jungfraubahn. Von Alex. Francke . . . 728
Die Kaisergaukler vom Kyffhäuser. Von F. v. Köppen 334
* Das Kaprunerthal. Von Prof. Dr. Th. Petersen 339
* Rheinischer Karneval. Von Dr. J. Nover 76
Kartenschlagen. Von Dr. P. Schellhas 768
* „Tänzelfest" in Kaufbeuren 603
* Kiaotschau und Schantung. Von E. v. Hesse-Wartegg 49
* Das alte Serail in Konstantinopel. Von E. v. Hesse-Wartegg 242
Die redenden Kräuter der guten alten Zeit. Von Rudolf Kleinpaul 160
* Ein Kriegsrat im Jahre 1809. Von P. Rosegger. 202
* Künstlerverein „Malkasten" in Düsseldorf (50jähr. Jubiläum). Von E. Daelen 437
Marine-Erinnerungen. Von W. Jordan 464
* Dunkle Gebiete der Menschheitsgeschichte. Höhlenlabyrinthe in Bayern und Oesterreich. Von E. Grosse . . . 685
* Wanderung durch das oldenburgische Moorgebiet. Von F. Poppe . . . 696
München. * Künstlerfest. Von J. Braun 144. * II. Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung. Von R. Artaria. . 626
* Neapolitanische Straßenhändler. Von W. Kaden 849
* Das Kinder-Neujahrssingen in Tirol. Von J. C. Platter 878
Deutsches Vereinswesen in New York. Von Max E. Flössel 287
Oberschlesische Zustände im Jahre 1848. Von Max Ring 540
* Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Von J. Proelß 12. 61. 93. 109. 147. 186. 204. 254
* Porzellanfabrikation. Von F. Luthmer 752
Ein Tag im Postzeitungsamt zu Berlin. Von W. Berdrow 431
* Puppen- und Trachtenausstellung zu Neuwied. Von M. Schäfer . . 460
* Wanderung durch das Berliner Reichspostmuseum. Von G. Klitscher . . 313
* Der Meraner Saltner. Von K. Wolf 682
Lebende Statuen u. künstl. Menschen. Von F. Vogt 236
Südpolexpeditionen. Von Prof. Dr. Sophus Ruge 410
* Die Vierlande. Von O. Schwindrazheim 528
* Erste Aufführung von „Wallensteins Lager" 666
* Weihnachtsfeier in einer Spreewaldschule. Von A. Trinius . . . 820
Weihnachtsgeschenke in alter Zeit. 832
* Wiener Jubiläumsausstellung. Von V. Chiavacci 397
Zu Fuß um die Erde. Von K. v. Rengarten. * Kloster des Chanbo-Lama . 269
* Zürich: Das Schweizerische Landesmuseum 481

Medizin.

Brunnen- und Badekuren. Von Prof. Dr. E. H. Kisch 183
* Erste Volksheilstätte für Brustkranke in Bayern (Krailling). Von Dr. F. May 217
Erkältung. Von Prof. Dr. E. H. Kisch 26
* Volksheilstätte Krailling in Bayern . 217
Lungenschwindsucht und Höhenkurorte. Von Prof. Dr. Liebermeister . 376
Nervenheilstätten für Unbemittelte. Von Dr. P. J. Möbius 736
Nervosität. Von Dr. O. Dornblüth . . 468
Schmerzlose Operationen bei Bewußtsein. Von Dr. J. H. Baas 316
* Sehschärfe der Naturvölker u. der Deutschen. Von Prof. Dr. H. Cohn 661
Wie Träume entstehen 726

Naturwissenschaften.

* Berühmte Ausgerottete (Dodo oder Dronte, Stellers Seekuh oder Borkentier, Riesenalk). Von Dr. W. Haacke 414
* Feuersalamander. Von Dr. K. G. Lutz 332
Gebärden und Naturlaute. Von L. Haschert 782
* Nordsee-Hummer. Von Dr. C. Hoffbauer 639
Eine neue Erklärung der Marskanäle . 471
* Kampf gegen den „Schwammspinner" in Massachusetts. Von Prof. Dr. Pabst 462
Der Stern Sirius Von Dr. H. J. Klein 114
Wie lehrt man die Vögel „auf Kommando" singen? Von Dr. J. v. Pleyel . . . 28
Das Alter der Welt. Von Dr. H. J. Klein 876

Vermischtes.

Acetylengas. Von W. Berdrow 16, vgl. 260
Allerlei alte Biere. Von Hans Boesch . 52
* Blindenheim Tsau-kwong in China 367
In der Chemnitzer Koch- und Haushaltschule. Von Alma Bauer . . . 64
* Eisbrecher. Von G. Klitscher . . . 29
Eisenbahnreformen. Von A. Negronius 847
Durchgegangene Eisenbahnzüge. Von W. Berdrow 800
Elektrische Touristenbahnen . . . 436
Erdbeeren. Von Richard v. Strele . . 375
Eigenartige Experimente der Technik. Von W. Berdrow. 606
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Acetylengas . . . 16, vgl. 260
* Hermann Sudermanns „Johannes". Von Rudolph Stratz. 116
Kunsthandweberei in Nordschleswig (Schule in Scherrebek) 299
Deutsche Nationalfeste 351
Naturspiele. Von Rudolf Kleinpaul . 272
* Oesterreichische Ostereier. Von R. March 185

Blätter und Blüten.

* Abschied 291
Acetylengasmotoren 260
Adventsblasen. Von R. Brand . . . 803
* Der Albatros. Von Dr. A. Seitz . . 867
Wilibald Alexis 450
Jubiläum des Deutschen und Oesterreich. Alpenvereins. Von H. Heß . . . 546
* Altonaer Denkmal der Erhebung Schleswig-Holsteins vor 50 Jahren 292
* Strandkapelle S. Ampeglio bei Bordighera. Von W. Kaden 66
* Milchmarkt am Singel zu Amsterdam 386
* Assisi 803

294611

Digitized by Google

Seite
* Pallas Athene . . . 772
* Gute Aussicht . . . 707
Badeeinrichtungen bei der preußischen Eisenbahnverwaltung . . . 354
„Neue Bahnen“ (von Julie Dennemarck) 612
* Ballonfahrt über die Alpen . . 676
* Deutschlands merkwürd. Bäume: Linde von Eckertsdorf 130. Linde in Geisenheim 323. Zwerg- oder Krüppelbuche bei Königslutter 547. Wendelinuseiche bei Geisfeld 708. Rottanne bei Barmstedt 803
* Vom Begräbnis heimgekehrt . . . 515
* Des Knaben Berglied . . . 868
* Männerasyl für Obdachlose in Berlin 226
* Standbild Albrechts II zu Berlin . . 707
* Die Berner Klause . . . 892
* Schöne Bescherung! . . . 515
* Bethlehem . . . 739
* Bismarck. Trauerfeier in Friedrichsruh 578. * Die Deutsche Studentenschaft bei Bismarck in Kissingen 1890 579. * Münchens Trauerfeier um Bismarck 607. * An Bismarcks Ruhestätte . . . 612
* Unter Blüten (Gedicht) . . . 323
* Das „Alt-Bremer Haus“ in Bremen . 67
Butter im Handel. Von Reinh. Brand 98
* Abend auf dem Chiemsee . . . 708
* Christenschulen in China. Von E. v. Hesse-Wartegg . . . 128
* Cornelia, die Mutter der Gracchen . 68
* Der Krieg um Cuba . . . 387
* Dämmerstunde . . . 195
* Dankopfer der Liebe . . . 260
* Defoe am Pranger . . . 34
* Das alte Rathaus zu Dortmund . . 418
* Auf der Terrasse der Ebernburg . . 547
* Georg Ebers † . . . 607
* Eilpost in Kalifornien . . . 708
* Eingeregnet . . . 355
* Die erste Einladung . . . 420
* Einquartierung . . . 643
* Einsamkeit (Gedicht). Von M. Kalbeck 516
Eis als Transportartikel . . . 514
Eiskeller. Von Dr. Jul. Thilo . . . 131
* Elternfreude . . . 356
* Der Empfangstag . . . 67
Erdbrände . . . 194
* Erdpyramide in Südtirol . . . 770
* Der Erstgeborene . . . 675
* Das Fahrrad im Postdienste . . 804
Bitte um Fahrstühle . . . 580
* Fantasia . . . 386
* Fastnachtszug der Schiffer in den Haveldörfern . . . 100
* Feuer im Schiff. Von P. G. Heims 291
Feueranzünden beim Gewitter . . 580
Heinrich Findelkind . . . 98
* Pommersche Fischer in Göhren . . 740
* Straßenkampf in Frankfurt a. M. vor 50 Jahren . . . 642
Frauen als Schrankenwärterinnen . 835
Frauenhilfe für Frauen . . . 738
Wirtschaftl. Frauenschule zu Nieder-Ofleiden . . . 451
* Friedrich der Große im Schloß zu Lissa . . . 611
* Gedenktafel für Kaiser Friedrich III an der Villa Zirio in San Remo . . 738
* Erster Frost . . . 772
* Frühling . . . 288
Gartenlaube-Kalender 1899 . . . 867
Holländische Gasbrunnen . . . 67
* Ein afrikanisches Gastmahl . . . 772
* Gebirgsbach . . . 387
* Zwei Heimstätten für Genesende im Sächsischen Erzgebirge . . . 610
* Gerettet . . . 483
* Der Gertelbachfall im Schwarzwald. Von J. J. Hoffmann . . . 291
* Das letzte Gastmahl der Girondisten 383
* William Ewart Gladstone † . . . 417
* Gnu-Ochse oder Takin. Von Matschie 163
* „Gott will es!“ . . . 738
* Guido Hammer † . . . 131
Deutsche Handelshochschule zu Leipzig 194
* Der Panzerkreuzer „Hansa“ . . . 228
* Heimfahrt . . . 387
* Die Heimkehr des Vaters . . . 484
* Herzblättchen . . . 420
* Wohnt hier die Hexe? . . . 387
* Am Hochsitz . . . 324
* Friedrich Hofmann-Denkmal in Ilmenau . . . 548
* Stella Hohenfels. Von M. Necker . 610
* Karl v. Holtei . . . 66
* Feuerfestes Holz . . . 98
* Honterus-Fest in Kronstadt . . . 675
* Huzulin . . . 739
* Heitere Jagdgeschichten . . . 452
* Das Jawort . . . 36
* Thor zum Tempelplatz in Jerusalem 804
* Das deutsche Kaiserpaar auf dem Wege nach Jerusalem . . . 866
* Indischer Gaukler. Von Dr. K. Boeck 483
* Ingeborg . . . 162
* Instruktionsstunde . . . 354
* Johannes mit dem Lamm . . . 356
Kaffeeverbrauch in Europa und Amerika 675
* Merkwürdige Kalender. Von H. Boesch 706
* Der hundertjährige Kamelienbaum im Schloßgarten zu Pillnitz . . . 356
* Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy . . . 546
* Kerkafälle bei Scardona in Dalmatien 867
* Heinrich Kiepert . . . 516
* Kindersymphonie . . . 195
* Kipfenberg . . . 260
Elektrische Kirchenglocken . . . 580
* Von der Kirgisen-Karawane . . . 641
* Der Kiwi. Von Dr. Adalb. Seitz . . 34
* Ein Kleeblatt . . . 740
* Menzelsche Prachtausgabe von Kleists „Der zerbrochene Krug“ . . . 835
* Verteilung von Kohlen an die Wiener Armen . . . 99
Kohlenvorrat der Erde . . . 420
* Rudolf Koller . . . 418
* Kölner Hafen- und Werftbauten . 451
* Konvenienzheirat . . . 803
* Ernst Kraus . . . 36
* Ländliche Kunstbetrachtung . . . 546
Kupferpflanze (Polycarpaea spirostylis) 804
* Lambertusfeier in Münster . . . 643
* Im Lawinenschnee . . . 132
* Am St. Leonhardstag in Tölz . . 771
* Ein Leopard-Pumabastard . . . 608
* Das Lied . . . 164
* A. v. Liezen-Mayer † . . . 194
* Unterm Lindenbaum . . . 292
* Das Hofgestüt Lipizza . . . 68
* Am Loppiosee . . . 642
* Ein Löwensäugling . . . 132
* Maienblasen in Innsbruck. Von J. C. Platter . . . 323
* Untergang des amerikanischen Panzerkreuzers „Maine“ . . . 163
* Therese Malten . . . 452
* Die Seeschlacht bei Manila . . . 352
* Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen . . . 34
* Im Märchenbanne . . . 484
Meerestiefen . . . 836
Woraus besteht der Mensch? . . . 323
* Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Metz . . . 259
Mörtel der ägyptischen Pyramiden 324
Cottascher Musen-Almanach 1899 . . 834
* Mutterliebe . . . 259
Nachbarschafts- u. Versöhnungsfeste 260
* Die neuesten Nachrichten . . . 772
* Photographische Nachtbilder . . . 227
* Neckerei . . . 98
* Sommernacht in Norwegen . . . 514
* Der Schöne Brunnen zu Nürnberg . 674
* Die neue Thermalquelle in Bad Oeynhausen . . . 608
* Das Opfer . . . 452
* Ein Opfer . . . 708
* Ostseeküste bei Groß-Dirschkeim . 451
* Der kaspische Panther im Berliner Zoologischen Garten. Von Matschie . 288
* Passionata . . . 324
„Veteranen der Paulskirche“ 34. (Reitter, Mosing, Cornelius) . . . 675, vgl. 300
* Petrarca und Laura . . . 548
* Pfingstlichteln in Berchtesgaden . 324
Verbrauch von Bodenbestandteilen durch die Pflanzen . . . 323
* Einfluß verschiedenfarbigen Lichtes auf das Pflanzenwachstum . . . 772
* Phyllis . . . 547
* Pierrot als Troubadour . . . 100
Pillnitz: * Kamelienbaum . . . 356
* Deutsche Post im Togolande . . . 739
Was alles auf einen Quadratzoll geht 259
* Das Raimund-Denkmal in Wien. Von M. Necker . . . 386
* Auf der Redoute . . . 100
* Ein geschecktes Reh. Von G. Heutze . 383
* Reineke auf der Fasanenjagd . . 642
* Reinekes Ende . . . 867
* Zur Reisezeit . . . 514
* „Requiem“ . . . 579
Die Reuse, ein vielgeplagter Fluß . 515
„Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ (von K. Th. Gaedertz) . . 740
W. H. Riehls Geschichten u. Novellen 835
Erinnerung an Emil Rittershaus. Von A. Schulze . . . 544
Rom: * Die Tasso-Eichen . . . 162
* Rosetta. Von W. Kaden . . . 132
Samenbildung an abgeschnittenen Blumen . . . 608
Wirkungen vom Wind fortgewehter Sandmassen . . . 644
* Ein marokkanischer Scherif . . . 164
* Rettung von Schiffbrüchigen . . . 130
* Rettung Schiffbrüchiger. Von Heims 892
Koloriertes Schmecken . . . 452
* Die Schmollenden . . . 228
* Der erste Schnee . . . 867
* Auf Schneeschuhen über die Seißer Alp 131
* Ein Schwerenöter . . . 451
* Der Seealpsee im Säntisgebirge 196
* Der junge Seemann. Von Heims . 643
* Anton Seidl † . . . 352
Der Speckstein . . . 515
* Wintervergnügen im Spreewalde . . 35
* Ständchen aus luftiger Höhe . . 227
* Stauffacherin-Denkmal für Steinen . . . 546
* Storm-Denkmal in Husum . . . 740
Aufruf für Edmund Stubenrauch . . 770
Ein merkwürdiges Summen in der Luft 227
* Takin. Von Matschie . . . 163
* Ernst Ludwig Taschenberg † . . . 99
* Die Tasso-Eichen in Rom . . . 162
Die längste Telephonleitung der Erde 36
* Theetrinker in Ispahan . . . 892
* Thomasnacht im Böhmerwalde . . 868
* An dem „Thore des verlorenen Sohnes“ der Kathedrale in Toledo . . . 547
* Ueberrascht . . . 484
Magnetisch gewordene Uhren . . . 195
* Gustav Unkart † . . . 322
* Ruine Unspunnen bei Interlaken . 610
* Ein neues Unterseeboot . . . 290
* Urson, von Wölfen angegriffen . 484
* Urwaldspuk . . . 548
* Benjamin Vautier † . . . 387
Verein für Hauspflege . . . 738
* Eine Verhaftung . . . 260
Vermißten-Liste . . . 866. 891
„Veteranen der Paulskirche“ 34. (Reitter, Mosing, Cornelius) . . . 675, vgl. 300
* Denkmal des Infanterieregiments Nr. 57 bei Vionville . . . 803
* An Friedrich Vischers Sterbestätte 644
* Vorbereitungen zum Fest . . . 354
Gesellschaft der Waisenfreunde . . . 226
* Im Walde. Von E. F. Riemann . . 515
* Zuflucht im Walde . . . 420
* Waldfriedhof (Gedicht). Von M. Haushofer . . . 770
* Walserthalerinnen . . . 228
* Der neue Leuchtturm in Warnemünde 772
* Die Wartburg im Winterkleide. Von A. Trinius . . . 99
* Wartburgfest von 1848 . . . 419
* Erste große Wäsche . . . 260
* Wasserpartie . . . 452
* Rückkehr von der Weinlese in Süditalien. Von W. Kaden . . . 708
* Im Wettstreit . . . 612

Digitized by Google

Seite

* Ein Bildnis Wielands 164
* Die Wildkatze 707
* Zum Todestag Kaiser Wilhelms I. . 162
* Kaiser Wilhelm-Denkmal in Stuttgart 771
* Zur Krönung der Königin Wilhelmina 607
* Einschiffung der nach China abgehenden Truppen in Wilhelmshaven . . . 35

Illustrationen.

Abschied. Von J. Rolletschek 291
Achtundvierziger s. Parlament.
Fliegende Albatrosse. Von R. Koch . 865
König Albert von Sachsen. Von O. Gerlach 229. 233. 235
Alpirsbach. Von C. Liebich 629. 630. 631. 632
Altonaer Denkmal der Erhebung Schleswig-Holsteins vor 50 Jahren 292
Strandkapelle S. Ampeglio bei Bordighera. Von H. Nestel 37
Milchmarkt am Singel zu Amsterdam. Von H. Herrmann 373
Zum 1. April. Von F. Gehrke . 176. 177
Bettina v. Arnim 721
Assisi. Von M. J. Zwill 781
Schwere Aufgabe. Von H. Kaulbach . 867
Berühmte Ausgerottete (Dodo oder Dronte, Stellers Seekuh oder Borkentier, Riesenalk). Von A. Specht . . 415. 416
Gute Aussicht. Von J. Hamza . . . 681
Ballonfahrt über die Alpen . . . 676
Deutschlands merkwürdige Bäume: Linde von Eckertsdorf. Von W. Hoffmann 101. Linde in Geisenheim 323. Zwerg- oder Krüppelbuche bei Königslutter 547. Wendelinuseiche bei Geisfeld 692. Rottanne bei Barmstedt 803
Vom Begräbnis heimgekehrt. Von L. Muntz 513
Das neue Männerasyl für Obdachlose in Berlin. Von A. Kiekebusch 227
Standbild des Markgrafen Albrecht II in Berlin 707
Die Berner Klause. Von M. Zeno Diemer 885
Schöne Bescherung! Von L. Pastega . 515
Bethlehem. Von Paul Linke 725
Des Paschas Billardbein. Von M. Eyth 505. 508. 509
Bismarck. Zum 1. April 176. 177. Die deutsche Studentenschaft bei Bismarck in Kissingen 1890. Von C. W. Allers 573. Bismarcks Lebensgang 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 577. 589. 590. 591. 592. 593. Trauerfeier in Friedrichsruh. Von W. Werner 553. 557. 578. 579. 580. Trauerfeier in München. Von F. Bergen 585. An Bismarcks Ruhestätte 612. Bismarck im Jahre 1894. Von F. v. Lenbach 784. Faksimiles aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" 788. 789
Blechmusik. Von J. F. Engel . . . 708
Blindenheim Tsau-kwong in China 367
Die Blumenfreundin. Von Louis Uhl 485
Unter Blüten. Von C. G. Anderson . 297
Das „Alt-Bremer Haus" in Bremen . 67
Clemens Brentano. Von Chr. Fr. Tieck 721
Brief ans Christkind. Von A. Brunner 829
Bronze in der plastischen Kunst 365. 366
Abend auf dem Chiemsee. Von K. Raupp 705
Gang zur Christmette. Von R. Püttner 817
Christnacht. Farb. Bild von H. Hösch 805
Krieg um Cuba (Cervera, Sampson) 387. 388
Dämmerstunde. Von A. Koester . . 195
Denkstein der Erhebung von Schleswig-Holstein in Davenport 602
Defoe am Pranger. Von F. Leeke . 17
Der Dodo 415
Der Dorfprinz. Von R. Hesse . . . 325
Das alte Rathaus zu Dortmund . . . 418
Auf der Terrasse der Ebernburg. Von E. Geibel 541
Georg Ebers † 607
Marie v. Ebner-Eschenbach im Arbeitszimmer. Von G. v. Michalkowski . 493
Eilpost in Kalifornien. Von J. Gutzon (Mothe Borglum) 693
Eingeregnet. Von H. Beyer 349
Die erste Einladung. Von E. Brack 408. 409
Einquartierung. Von H. Modersohn . 633
Eisbrecher. Von W. Stöwer 29. 30. 31. 32
Kaiserin Elisabeth von Oesterreich 645. 657. Schweizer Lieblingsplätze der Kaiserin 659. 660. Tod der Kaiserin 655. 656
Elternfreude. Von O. Gräf 353
Der Empfangstag. Von Paul Hey 40. 41
Erdpyramide in Südtirol 741
Der Erstgeborene. Von G. B. Torriglia 665
Erwartung. Farb. Bild von E. v. Müller 172
Fahrrad im Postdienste. Von E. Thiel 804
Lustige Fahrt. Von O. Gräf 265
Ein lustiger Fall. Von E. Desonte . . 141
Fantasia. Von Chr. Speyer 361
Fastnachtszug der Schiffer in den Haveldörfern. Von P. Colanus . . 100
Feuer im Schiff. Von M. Schöne 280. 281
Der Feuersalamander. Von Albert Kull 333
Fischer in Göhren. Von E. Spoerer . 733
Frankfurt a. M. s. Johann von Oesterreich, Nationalversammlung, Parlament.
Roesler verkündigt am 18 September 1848 im Frankfurter Straßenkampf den Waffenstillstand. Von F. Bergen . . 613
Kaiser Franz Joseph I 777
Frauen von Berghausen. Von R. Mahn 93
Friedrich der Große im Schloß zu Lissa. Von Adolf Menzel . . 600. 601
Gedenktafel für Kaiser Friedrich III an der Villa Zirio in San Remo . . . 739
Erster Frost. Von M. Korochansky . . 769
Im Frühling. Von E. Niczky . . . 213
Frühling. Von L. Wankie 261
Vasco da Gama 337
Afrikanisches Gastmahl. Von F. Specht 761
Zwei Heimstätten für Genesende im Sächsischen Erzgebirge 610
Gerettet. Von R. F. Curry . . 456. 457
Der Gertelbachfall im Schwarzwald 277
Das letzte Gastmahl der Girondisten. Von L. Flameng 384. 385
William Ewart Gladstone † . . 413. 417
Der Gnu-Ochse oder Takin. Von Anna Matschie-Held 163
„Gott will es!" Von G. A. Vanaise 712. 713
Karoline von Günderode 720
Guido Hammer † 131
Kreuzer „Hansa" nach dem Stapellauf . 228
Heilige Nacht. Von F. Brütt . 808. 809
Prof. Albert Heim 676
Heimfahrt. Von Hans Bachmann . . 377
Heimkehr des Vaters. Von A. Guillou 469
Herzblättchen. Von Hans Knoechl . . 420
Wohnt hier die Hexe? Von P. Kohlschütter 381
„Ich bin vom Berg der Hirtenknab!" Von L. Knaus 857
Am Hochsitz. Von A. Richter 317
Der Hochzeitlader. Von E. Müller . 877
Zum hundertsten Geburtstag Hoffmanns v. Fallersleben. Von F. Hoffmann v. Fallersleben 181
Friedrich Hofmann-Denkmal in Ilmenau 548
Stella Hohenfels 611
Hohentwiel. Von A. Chelius 289, vgl. 285
Höhlenlabyrinthe 685. 686
Karl v. Holtei 67
Eine Brandprobe mit feuerfestem Holze . 98
Der Nordsee-Hummer. 639. 640
Huzulin. Von W. v. Szerner 717
Heitere Jagdgeschichten. Von Fritz Paulsen 449
Zur Jahreswende. Von A. Zick . . 869
Thor zum Tempelplatz in Jerusalem. Von G. Bauernfeind 801
Ein indischer Gaukler 483
Ingeborg. Von Hans Dahl 157
Instruktionsstunde. Von Karl Müller 345
Einzug des Reichsverwesers Erzherzog Johann von Oesterreich in Frankfurt a. M. Von Fritz Bergen 405
Jungfraubahn 728. 729
Josef Kainz als Johannes 117
Merkwürdige Kalender 706
100jähriger Kamelienbaum im Schloßgarten zu Pillnitz. Von A. Reinhardt 356
Das Kaprunerthal . . 339. 340. 341. 342
Karls des Kühnen Flucht in der Schlacht bei Nancy. Von G. A. Closs 520. 521
Der rheinische Karneval. Von Chr. Heyden, F. Reiß, C. Sutter und G. Franz 72. 73. 76. 77. 79
„Tänzelfest" in Kaufbeuren. Von F. Bergen 603. 604. 605
Die Kerkafälle in Dalmatien. Von R. Püttner 861
Kiaotschau und Schantung 45. 49. 50. 51
Heinrich Kiepert 516
Kindersymphonie. Von E. Wagner 192. 193
Kipfenberg und die Teufelsmauer. Von M. Zeno Diemer 253
Kirgisen-Karawane. Von C. Henckel 641. 642
Der Kiwi. Von A. Meyerhof 34
Ein vierblättriges Kleeblatt. Farbiges Bild von W. Auberlen 1
Ein Kleeblatt. Von K. Weigand . . . 737
Scene aus Kleists „Zerbrochenem Krug". Von A. Menzel 833
Kochunterricht. Von R. Epp . . . 132
Verteilung von Kohlen an die Wiener Armen. Von M. Ledeli 99
Rudolf Koller 418
Kölner Hafen- und Werftbauten. Von R. Mahn 451
Das alte Serail in Konstantinopel 242. 243. 244. 245. 246
Konvenienzheirat. Von H. Volkmer 792. 793
Volksheilstätte Krailling in Bayern 217. 218
Ernst Kraus als Lohengrin 36
Die Schiffe des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien. Von W. Stöwer . 45
Ein Kriegsrat im Jahre 1809. Von F. v. Defregger 200. 201
Kronstadt: Honterus-Denkmal 673
Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs II, wird der Feuerprobe unterworfen. Von K. Weigand 320. 321
Ländliche Kunstbetrachtung. Von C. Pattein 525
Lambertusfeier in Münster. Von E. Thiel 643
Der kleine Lauscher. Von C. Fröschl 368. 369
Lawinenschnee. Von M. Zeno Diemer 105
Leonhardstag in Tölz. Von F. Prölß 744. 745
Leopard-Pumabastard. Von Emil Horst 608
A. v. Liezen-Mayer † 194
Hochgestüt Lipizza. Von F. O'Stückenberg 57
Am Loppiosee. Von M. Zeno Diemer 617
Ein Löwensäugling. Von F. Specht . 125
Christliche Mädchenschule in Hongkong 129
Das Maienblasen auf dem Stadtturm in Innsbruck. Von Fritz Bergen . . 293
Der amerikan. Panzerkreuzer „Maine" . 163
Der Künstlerverein „Malkasten" in Düsseldorf (50jähr. Jubiläum). Von F. Neuhaus u. E. Daelen . 432. 433. 437. 438
Therese Malten als Isolde 452
Seeschlacht bei Manila (Dewey, Montojo y Pasarón) 354. 355
Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen. Von A. Kampf 4. 5
Im Märchenbanne. Von E. Adan . . 473
Maskiert! Von F. Hlavaty 80. 81. 82. 83. 84. 85. 87. 90. 91. 92
Der „Brutus der Mediceer" (Herzog Alessandro v. Florenz. Kardinal Ippolito. Herzog Cosimo I v. Florenz) 392. 396. 444. 445
Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Metz 259
Mizerl. Von O. Porsche u. H. Schubert 794. 796. 797. 798. 799. 800
Oldenburgisches Moorgebiet. Von G. Bakenhus u. R. Rucktäschel 697. 698. 699. 700
Morgenstunde. Von A. Sohn-Rethel . 837
Münchener Künstlerfest. Von A. Schmidhammer . . . 145. 146. 152. 153
II. Münchener Kraft- u. Arbeitsmaschinenausstellung. Von P. Hey 624. 625. 626
Musikstudien. Von Hermann Kaulbach 33
Mutterliebe. Von Ludw. Beckmann . 237
Die neuesten Nachrichten. Von Fr. W. Graf Bülow v. Dennewitz 749
Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche. Von Vantadour 301

Digitized by Google

Seite

Neapolitanische Straßenhändler. Von P. Scoppetta . . 849. 850. 851. 852
Neckerei. Von M. Volkhart . . . 88. 89
Zum Neuen Jahre. Von F. Reiß . . 894
Neujahrsgruß aus der Gartenlaube. Von M. Nestler-Laux 892
Das Kinder-Neujahrssingen in Tirol. Von F. Bergen 881
New York: Nächtliches Straßenbild . . 228
Sommernacht in Norwegen. Von H. Gude 489
Der Schöne Brunnen in Nürnberg. Von Paul Ritter. 648. 649
Neue Thermalquelle in Bad Oeynhausen 608
Das Opfer. Von R. Ernst 425
Ein Opfer. Von G. F. Metcalff . . . 701
Oesterreichische Ostereier. Von L. Janda 185. 186
Osterläuten. Von Frank Kirchbach . . 169
Ostern. Farbiges Bild von F. Reiß . . 165
Osterzauber. Von F. Mock 173
Ostseeküste bei Groß-Dirschkeim. Von J. Wentscher 421
Der kaspische Panther im Berliner Zoologischen Garten. Von A. Matschie-Held 290
Wie das erste Deutsche Parlament entstand (v. Itzstein, Fürst Metternich, K Th. Welcker) 12. (Arndt, Jahn, Wirth) 13. (Börne, Laube, Heine, Gutzkow, A. Grün, Reuter, Eisenmann) 14. (Pfizer, Uhland, Römer, Weber, W. Grimm, Dahlman, Gervinus, J. Grimm, Ewald, Albrecht) 15. (S. Jordan, Todt, Blum) 61. König Ernst August v. Hannover, König Friedrich Wilhelm IV v. Preußen, Prutz, Hoffmann v. Fallersleben, Freiligrath, Kinkel, Dingelstedt, Herwegh) 62. (v. Schön, Jacoby, Ruge, v. Boyen, Simon) 94. (Hansemann, v. Vincke, Graf Schwerin, v. Auerswald, Camphausen, v. Beckerath, Mevissen) 95. (v. Bodelschwingh) 96. (List, König Christian VIII v. Dänemark, Biedermann, Beseler) 109. (Ronge, Rießer, Uhlich) 110. (Mathy, Schott, Strauß) 111. (Bassermann, Mittermaier, v. Itzstein, Welcker, v. Radowitz, König Louis Philipp v. Frankreich) 112. (Prinz Johann v. Sachsen, König Ludwig I v. Bayern, König Wilhelm I v. Württemberg, Lola Montez) 113. 147. (Bekk, Großherz. Leopold v. Baden) 148. (Braun, v. d. Pfordten, Duvernoy, Zitz, Reh, Hergenhahn) 149. (v. Wydenbrugk, Fürst Leiningen, Wippermann, König Maximilian v. Bayern) 150. (v. Thon-Dittmer, Willich) 151. (Kais. Ferdinand I v. Oesterreich, Fischhof, Schmerling) 187. (Fürst Metternich) 188. 189. 190. (König Friedrich Wilhelm IV) 191. (Hecker, v. Struve) 204. (H. v. Gagern) 205. 206. (Jucho, Mohl, v. Stedman) 207. (Pfau, H. Kurz, Scherr) 208. 209. (Mittermaier) 210. (Wesendonck, Schaffrath) 254. (K. Vogt, Jaup) 255. (Raveaux, Heckscher, Venedey) 256. (v. Soiron) 257. (F. v. Gagern, Hecker) 258.
Noch lebende Mitglieder des Frankfurter Parlaments (M. v. Mayfeld, K. v. Stremayr, A. Prinzinger, J. N. Sepp, R. Haym, H. Wesendonck, K. Biedermann, G. v. Mevissen, E. v. Simson, W. Jordan, W. Schrader, A. Schultze, H. H. Meier, K. Schorn, H. D. Backhaus) 305
Professor Max v. Pettenkofer. . . . 855
Die Pfingstlichteln in Berchtesgaden. Von F. Bergen 324
Einfluß verschiedenfarbigen Lichtes auf das Pflanzenwachstum 772
Phyllis. Von H. Lossow 537
Pierrot als Troubadour. Von St. Grocholski 69
In der Porzellanfabrik. Von C. H. Kuechler . . 752. 753. 754. 755. 756. 757
Postagentur zu Lome im Togoland . 739
Johanniterschwester Martha Postler . . 367
Puppen- und Trachtenausstellung zu Neuwied . . . 453. 460. 461. 462
Raimund-Denkmal in Wien. Von F. Vogl 357

Seite

Vergnügte Rast. Von C. Bellanger . . 355
Regenwetter. Von E. Unger. . . . 484
Ein geschecktes Reh. Von M. Schneider 386
Berliner Reichspostmuseum. Von E Thiel 313. 314 315. 316
Reineke auf der Fasanenjagd. Von M. Hünten 637
Reinekes Ende. Von C. Reichert . . 845
Zur Reisezeit. Von L. Blume-Siebert 496. 497
„Requiem“. Von Gabriel Max . . . 549
Der Riesenalk 416
Ein Riesenstrauß. Von J. Cavé . . 389
Rutschpartie. Von H. Kaulbach . . . 9
Salome tanzt vor Herodes. Von E. Thiel 120. 121
Meraner Saltner 684
Karl v. Savigny. Von L. Claude . . 721
Marokkanischer Scherif. Von A. Hennebicq 161
Rettung Schiffbrüchiger. Von F. Tattegrain 130
Rettung Schiffbrüchiger durch Raketenschuß und Hosenboje. Von F. Lindner 872. 873
Die Schmollenden. Von R. Warthmüller 225
Der erste Schnee. Von A. Müller-Lingke 853
Schneeballenkampf. Von A. Mandlick 65
Schneeschuhläufer auf der Seißer Alp 131
Schwammspinner 463
Ein Schwerenöter. Von E. Louyot . 441
Der Seealpsee 196
Der junge Seemann. Von O. Kirberg . 621
Sehschärfe der Naturvölker und der Deutschen 661. 662. 663
Anton Seidl † 354
Siegestrophäen. Von C. Wiederhold. 891
Soldatenkinder. Von G. Mühlberg . 709
Sommer im Korn. Von R. Püttner . 468
Sonntag. Farbiges Bild von A. H. Schram 8
Ein frecher Spatz. Von J. Schmitzberger 669
Kapitän E. Spelterini 676
Wintervergnügen im Spreewalde. Von W. Zehme 20. 21
Ständchen aus luftiger Höhe. Von H. Haase. 221
Entwurf des Stauffacherin-Denkmals für Steinen. Von Max Leu . . . 517
Stellers Seekuh 416
Theodor Storm-Denkmal in Husum . 740
Carmen Sylva 453
Takin. Von A. Matschie-Held 163
Ernst Ludwig Taschenberg † 99
Tasso-Eichen in Rom. Von R. Püttner 137
Theetrinker in Ispahan. Von L. L. Weeks 889
Thomasnacht im Böhmerwalde. Von A. Liebscher 868
„Thor des verlorenen Sohnes“ der Kathedrale in Toledo. Von R. de Madrazo 533
Tsammfest im Lamaïtenkloster am Gänsesee in Sibirien . . . 269. 272. 273
Ein Ueberfall. Von A. Roeseler. . . 309
Ueberrascht. Von H. Vogler 465
Gustav Unkart 323
Ruine Unspunnen bei Interlaken. . 597
Simon Lakes Unterseebot 290
Urson, von Wölfen angegriffen. Von F. Specht 477
Urwaldspuk. Von A. Schmidhammer . 545
Benjamin Vautier † 387
Eine Verhaftung. Von Jos. Weiser 240. 241
Die Vierlande. Von H. Haase 528. 529. 530. 531
Denkmal des Infanterieregiments Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfäl.) Nr. 57 bei Vionville 773
Gedenktafel für Fr. Vischer in Gmunden 644
Vorbereitungen zum Fest. Von A. Moreau 328. 329
Im Walde. Von W. Bröker 501
Zuflucht im Walde. Von R. Mahn . . 393
Waldfriedhof. Von H. Hooff . . . 765
„Wallensteins Lager.“ Von G. M. Kraus 653
Walpurgisnacht. Von C. Reichert . . 25
Walserthalerinnen. Von R. Mahn . 197
Leuchtturm in Warnemünde 772
Die Wartburg im Winterkleide. Von H. G. Vogel 97
Wartburgfest i. J. 1848. Von F. Bergen 419
Erste große Wäsche. Von E. Wagner . 249

Seite

Wasserpartie. Von Konr. Egersdörfer 429
Weihnachtsabend in der Dachstube. Farbiges Bild von R. Beyschlag . . . 812
Weihnachtsfeier in einer Spreewaldschule. Von W. Zehme u. R. E. Kepler 813. 820
Der Weihnachtsmann ist da! Von G. Schöbel 836
Weihnachtstraum. Von F. Mock . . 835
Weihnachtsüberraschungen. Von G. Mühlberg . . . 821. 822. 823. 824. 825
Rückkehr von der Weinlese. Von A. Corelli 688. 689
„Staatsmännerecke“ der Westminsterabtei zu London (Gladstones Grabstätte) 413
Im Wettstreit. Von Paul Hey . . . 609
Konrad Wiederhold 285. 289
Ein Bildnis Wielands. Von G. O. May 164
Wiener Jubiläumsausstellung. Von Joh. Nep. Geller 397. 398. 400. 401
Wildkatze. Von L. Beckmann 677
Zum zehnjährigen Todestag Kaiser Wilhelms I. Von H. Hidding 133
Kaiser Wilhelm II auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem. Von F. Bergen 840. 841
Kaiser Wilhelm-Denkmal in Stuttgart 771
Königin Wilhelmina der Niederlande . 581
Einschiffung des Gepäcks der Marineinfanterie in Wilhelmshaven. Von A. Wald 35
Wintermorgen im Walde. Von A. Mailick 53
Wohl bekomm's! Von E. Rau . . . 68
Ein fröhlicher Zecher. Von H. Knoechl . 260
Zürich: Landesmuseum . . . 481. 482

Kunstbeilagen.

Hinter Seite

I. Das Jawort. Farbiges Bild von J. R. Wehle VI
II. Cornelia, die Mutter der Gracchen. Von G. Biermann 68
III. Auf der Redoute. Von Adolf Menzel 100
IV. Rosetta. Von E. v. Blaas . . 132
V. Das Lied. Von Hermann Kaulbach 164
VI. Vorfrühling. Von A. Mailick 196
VII. Blondkopf. Von Gabriel Max 228
VIII. Dankopfer der Liebe. Von A. Roslin 260
IX. Unterm Lindenbaum. Von F. Simm 292
X. Passionata. Von M. Nonnenbruch 324
XI. Johannes mit dem Lamm. Von Murillo 356
XII. Gebirgsbach. Von E. v. Lichtenfels 388
XIII. Sommerrosen. Von F. M. Skipworth 420
XIV. Partie aus dem Garten des „Malkastens“ in Düsseldorf. Von W. Degode 452
XV. „Hurra, am Ziel!“ Farbiges Bild von O. Gräf 484
XVI. Einsamkeit. Von E. Bisson . 516
XVII. Petrarca und Laura. Von J. Flour 524
XVIII. Abendfrieden. Von A. Hooff . 580
XIX. Ein Herz und ein Sinn. Von F. Prölß. 612
XX. Zum Ballschlagen! Von V. Corcos 644
XXI. Studienkopf. Von F. v. Lenbach 676
XXII. Herbst. Farbiges Bild von J. R. Wehle 708
XXIII. Märchen. Von F. Lesler . . 740
XXIV. Pallas Athene. Von Franz Stuck 772
XXV. Sehnsucht. Von H. Ryland . . 804
XXVI. Die Andächtigen. Von W. Firle 836
XXVII. Kinderlust. Von F. Morgan . 868
XXVIII. Süßes Träumen. Von A. Ritzberger 892

Außerordentliche Beilage.

Hinter Seite

Fürst Bismarck † 548

Digitized by Google

1. Heft. Preis 10 cents. 20. Januar 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Antons Erben. Roman von W. Heimburg 1

Wie das erste deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß.

I. **Märtyrer und Pioniere.** Mit Abbildungen 12

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Das Acetylengas. Von W. Berdrow 16

Ein Sommernachtstraum. Novelle von Arthur Sewett 16

Erkältung. Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch . . . 26

Wie lehrt man die Vögel auf Kommando singen? Von Josef von Pleyel 28

Ein Tag an Bord eines Eisbrechers. Von Gustav Klitscher. Mit Abbildungen von W. Stöwer 29

Blätter und Blüten: Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen. (Zu dem Bilde S. 4 und 5.) — Defoe am Pranger. (Zu dem Bilde S. 17.) — Zu unseren Bildern S. 1. 8. 9. 25. — Wintervergnügen im Spreewalde. (Zu dem Bilde S. 20 und 21.) — Der Kiwi. Mit Abbildung. — Ernst Kraus. (Zu dem Bilde S. 36.) — Das Jawort. (Zu unserer Kunstbeilage I.)

Illustrationen: Ein vierblättriges Kleeblatt. Von W. Auberlen. S. 1. — Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen. Von Arthur Kampf. S. 4 und 5. — Sonntag. Von A. H. Schram. S. 8. — Rutschpartie. Von H. Kaulbach. S. 9. — Abbildungen zu dem Artikel: „Wie das erste deutsche Parlament entstand“. S. 12. 13. 14. 15. — Defoe am Pranger. Von Ferd. Leeke. S. 17. — Wintervergnügen im Spreewalde. Originalzeichnung von Werner Zehme. S. 20 und 21. — Walpurgisnacht. Von C. Reichert. S. 25. — Abbildungen zu dem Artikel: „Ein Tag an Bord eines Eisbrechers“. Von W. Stöwer. S. 29. 30. 31. 32. — Musikstudien. Von Hermann Kaulbach. S. 33. — Der Kiwi. Von A. Meyerhof. — Ernst Kraus als Lohengrin. S. 36.

Hierzu Kunstbeilage I: „Das Jawort“. Von J. R. Wehle.

Kleine Mitteilungen.

Allerlei von Reineke. Ein alter Jagdschriftsteller erzählt, er habe eines Abends auf einer Waldblöße das wunderbare Benehmen eines Fuchses beobachtet, dessen Zweck er sich erst nicht habe erklären können. Der rote Gauner sei einigemal auf einen hohen Wurzelstock gesprungen, habe dann ein schweres Stück Holz in den Rachen genommen und den Sprung so lange wiederholt, bis es ihm regelmäßig gelungen sei, mit dieser Last die Spitze des Wurzelstockes zu erreichen. In der Dämmerung sei nun eine Bache mit Frischlingen vorübergewechselt; der Fuchs habe eins ergriffen und mit mächtigem Sprunge in Sicherheit gebracht. Bei der Uebung mit dem Stück Holz habe er also offenbar nur den Zweck gehabt, sich die nötige Gewandtheit zu seinem räuberischen Vorhaben anzueignen.

Jeder, der diese kleine Geschichte liest, denkt selbstverständlich, daß das eine jener phantasievollen humoristischen Erzählungen sei, welche man mit dem Namen „Jägerlatein“ bezeichnet und denen man aus dem Munde eines Grünrocks so gern lauscht. Allein ein wahrer Kern ist in der Frischlingsgeschichte dennoch, trotzdem ihre Glaubwürdigkeit auf den ersten Blick gerade keine allzu große zu sein scheint. Der Fuchs stellt thatsächlich, und zwar nicht nur in einem Ausnahmefalle, Sprungübungen an, wenn sie auch nicht so kompliziert sind wie in der Erzählung jenes alten Schriftstellers, des Dietrich Aus dem Winkell. Reineke übt sich nur, wenn ihm ein Sprung nicht gelungen ist, um es das nächste Mal besser zu machen — wenigstens haben weder ich selbst noch glaubwürdige Bekannte von mir anderweitige, einem bestimmten Zwecke dienende Turnübungen an ihm beobachtet.

Einst kam ich im August abends bei beginnender Dämmerung aus dem Deister, jener Bergkette zwischen Weser und Leine. Ich hatte geblattet*), und Diana war mir hold gewesen; aus dem Schlitz meines Rucksacks guckte ein Kopf mit starkem Gehörn heraus — schwarz wie der Teufel. Ein guter Schuß, ein schwarzer Bock mit kapitalem Gehörn kann einen Jäger wohl in eine gehobene Stimmung bringen — aber trotz alledem fühlte ich den Druck der Riemen des Rucksacks, und die schwüle Gewitterluft preßte mir den Schweiß aus allen Poren. Ich warf an einem Graben den Bock zur Erde, um ihn erst aufzubrechen — 14 Pfund weniger dreiviertel Stunden weit zu tragen, war immerhin eine wesentliche Erleichterung. Mitten in der Arbeit ließ ich zufällig meine Blicke über das Feld schweifen. Auf einer Stoppelbreite, kaum 200 Schritt von mir, lag ein dunkles langes Etwas in der Furche und kroch langsam voran — ein Fuchs, und mein Pirschglas verriet mir auch sofort, daß er es auf einen Hasen abgesehen hatte, der sich unweit in die Stoppeln drückte — etwas anderes konnte der dunkle Strich auf dem hellen Grunde nicht sein.

Es wäre mir ein Leichtes gewesen, den armen Burschen zu retten, ich brauchte ja nur eine Kugel nach dem roten Strauchdieb zu senden — sie hätte ihn, wenn sie auch vorbeiflog, zweifellos verjagt; allein beim Anblick des weidewerkenden Rotrocks, in der Erwartung und Ungewißheit, ob er Erfolg haben und wie er sich beim Fange benehmen würde, pochte mein Herz fast gerade so stark, als wenn ich an einen starken Bock gepirscht wäre, und das ganze Schauspiel war mir natürlich auch wertvoller als das Bewußtsein, Schutzpatron eines Hasen gewesen zu sein. Mit dem Glase konnte ich jede Bewegung des Fuchses verfolgen, wie er Schritt für Schritt vorwärtsschlich, den Kopf, die Nase etwas höher, hinten ganz gedrückt, die Luntenspitze nervös krümmend. Jetzt schien er dicht genug heran zu sein. Einen Augenblick stand er still, als wollte er noch einmal die Entfernung messen, dann flog er in mächtigem Sprunge, mit hochgehobener Lunte die Luft peitschend, vorwärts — zu kurz! Der Hase fuhr blitzschnell aus dem Lager, ein zweiter Sprung — wieder fehl — und der rote Pfuscher richtete sich hoch auf und sah beschämt dem davonhoppelnden Lampe nach. Aber nicht lange gab er sich wehmütigen Gefühlen ob seines Mißerfolges hin. „Das nächste Mal besser machen,“ war die Lehre, die er sich aus seiner Ungeschicklichkeit zog. Er ging zum Hasenlager zurück — dann zur Stelle, von welcher aus er den ersten Sprung gewagt hatte, und im nächsten Augenblick flog er wieder durch die Luft zum Lager hin. Drei-, viermal hintereinander wiederholte er diesen Lehr- und Uebungssprung, bis er die Gewißheit hatte, daß er in der Praxis das nächste Mal von Erfolg gekrönt sein würde.

*) „Blatten“ = die Stimme des weiblichen Rehs nachahmen, um den Bock anzulocken.

Ein hiesiger Jagdfreund von mir erzählte mir vor einiger Zeit ein in der Hauptsache mit meiner Beobachtung genau übereinstimmendes Erlebnis, und ein Jagdaufseher berichtet dem in Köthen erscheinenden „St. Hubertus“ (Jahrg. 1894, Nr. 3) ebenfalls von einem Fuchse, welcher nach dem Fehlsprunge ins Hasenlager gewindet (gerochen) und dann den Sprung noch fünfmal wiederholt habe — so daß mit Fug und Recht geschlossen werden kann: der Fuchs übt sich im Springen, um seiner Sache desto sicherer zu sein.

Trotzdem Reineke alsbald den Hasenbraten zu vergessen schien und der Landwirtschaft durch Mäusefang unter die Arme griff, hielt ich einen solch gewitzten Wilderer in meiner Jagd doch für einen zu gefährlichen Nebenbuhler und schlich mich deshalb in einer Hohle etwas näher heran, stellte mich hinter einen Schleedornbusch und versuchte, den Fuchs durch „Mäuseln“, d. h. durch Nachahmung der piepsenden Maus, heranzureizen. Es gelang, und ich schoß ihn auch. Es war ein äußerst starker, fast ausgewachsener Jungfuchs. Karl Brandt.

Das bayrische Bier auf Reisen. Das erste Frachtstück, welches man in Bayern mit der Eisenbahn beförderte, war bekanntlich ein Faß Bier. Heute gehen von den bayrischen „Bierquellen“ neben Hunderten von Einzelwagen täglich ganze Bierzüge in die Welt hinaus, um den Durstigen das gewohnte erquickende Naß im Fluge zuzuführen. Es giebt einen norddeutschen, einen rheinischen, einen Hamburger Bierzug, zusammengesetzt aus jenen weißangestrichenen soliden Wagen, die an ihren Seitenwänden die Namen weltbekannter Bierfirmen tragen. Im ganzen mögen wohl etwa 1300 derartige Wagen in den bayrischen Wagenpark eingestellt sein, von denen weitaus der größte Teil Privateigentum der betreffenden Exportbrauereien ist. So hat München 18 Exportfirmen, die über 700 Wagen unterhalten, darunter die Brauerei zum Spaten mit 150 Wagen, die Löwenbrauerei mit 126 Wagen, das Leistbräu mit 88, das Augustinerbräu mit 74, das Bürgerliche Bräuhaus mit 71 Wagen und so fort. Kulmbach hat 12 Firmen mit über 100 Wagen, Nürnberg 4 mit ebenfalls über 100 Wagen, Erlangen 4 mit 50 Wagen.

Im ganzen sind nach den letzten Ermittelungen im Jahre 1895 408 929 Tonnen Bier in Bayern mit der Eisenbahn verschickt; das macht 41 000 Wagenladungen. Hiervon blieben im Lande selbst 86 771 Tonnen; nach den übrigen Teilen des Deutschen Reiches wurden 282 011 Tonnen und nach anderen europäischen Ländern 40 147 Tonnen verfrachtet. Im Reiche waren die Hauptabnehmer die Verkehrsgebiete Königreich Sachsen (94 321 Tonnen), Stadt Berlin (26 109 Tonnen), die Elbhäfen (Hamburg 2c.) (21 881 Tonnen), Merseburg und Thüringen (16 941 Tonnen). Vom Auslande steht noch immer Frankreich obenan mit 11 439 Tonnen, dann folgt die Schweiz mit 10 421 Tonnen, Oesterreich einschließlich Böhmen mit 5876 Tonnen, Belgien mit 5128, Italien mit 2909, Holland mit 2616 Tonnen. — Um dem „Stoff“ seine Güte zu sichern, sind die meisten jener Bierwagen mit Eiskühlvorrichtungen für den Sommer und mit Heizvorrichtungen für den Winter versehen.

Eine neue Art, Bratenreste zu verwenden, wird allen sparsamen Hausfrauen willkommen sein, zumal diese Verwendungsart ihnen die Möglichkeit giebt, die Reste in kleinem, freundschaftlichem Kreise als angenehme Abendschüssel aufzutischen. Die Reste werden fein gewiegt, mit einem Drittel ihres Gewichtes frischem, gehacktem Fleisch vermischt, mit einigen Eiern, etwas saurer Sahne, Gewürz und geweichter Semmel verrührt und kleine ovale Klößchen davon geformt, die in Reibbrot gewendet und braun gebraten werden. Nach dem Erkalten werden die Klößchen mitten durchgeschnitten und sternförmig angerichtet. Man belegt sie abwechselnd mit Häufchen von Kapern, Perlzwiebeln und gewiegter Fray-Bentos-Zunge, füllt in die leere Mitte frische, mit etwas Oel und Essig gemengte Kresse und giebt folgende Sauce dazu: 2 Eier werden hartgekocht, die Eigelb durchgerieben, mit etwas Essig fein gerührt, 2 geriebene gekochte Kartoffeln, 4 Löffel Olivenöl, 2 rohe Eigelb, 2 Löffel saure Sahne, 1 Löffel Mostrich, 2 Löffel Johannisbeersaft, Salz, Pfeffer, 2 Löffel Essig, 1 Messerspitze mit in etwas Wasser aufgelöstem Liebigs Fleischextrakt, das gehackte Eiweiß und eine geriebene Schalotte hineingemischt, so daß man eine dickliche Sauce erhält, die man in eine Saucenschale füllt und zu den Fleischklößchen giebt.

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS J.

Nach dem Aquar

Digitized by Google

AWORT

...ll von J. R. Wehle

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **W. Heimburg.**

Er ist vom Felde heimgekommen, wo ihm die Aprilsonne warm gemacht hat. Nun steht er in der Stube des Pächterhauses, in einer kahlen, kalten Stube und fröstelt.

„Verdammt ungemütlich!“ sagt er und betrachtet die nackten Wände, die kein einziges Bild aufweisen, das steiflehnige Sofa und die Stühle, die regelrecht an den Wänden umherstehen. Zwischen den Fenstern eine Kommode, darüber ein Spiegel, welcher demjenigen, der hineinschaut, einen Schrecken in die Knochen jagt, weil er mindestens denken muß, daß er Krämpfe habe, so verzerrt sieht das Gesicht aus. An den Fenstern blaue Rouleaux, schreckliche, kornblumblaue Dinger, die das Auge förmlich beleidigen — sonst nichts.

Ueber die Thürschwelle poltert jetzt eine Magd, mit zurückgestreiften Aermeln, einer keineswegs sauberen Schürze, und deckt den Tisch: vier Teller mit blauem Rand, wie man sie auf den Jahrmärkten kauft, eine Terrine vom billigsten Porzellan mit einigen Schönheitsflecken und abgebrochenem Henkel sowie Messer und Gabeln von gewöhnlichster Art. Sie waltet ihres Amtes sehr geräuschvoll und sagt endlich: „Die Suppe is da — die Herrn kommen gleich!“

Bald darauf treten zwei junge Männer ein mit einem nicht gerade allzufreundlichen „Mahlzeit, Herr Mohrmann!“ Dann sitzen sie alle drei an ihren Plätzen und essen schweigend.

Herr Mohrmann, der neue Pächter von Wartau, ist ein großer, breitschultriger Mann mit hübschem, ernstem Gesicht; auf der Stirn hat er ein paar vorzeitige Falten, denn er ist noch jung, eben dreiunddreißig Jahre. Die Falten erzählen von mancherlei Nöten und Sorgen, wie sie das Leben mit sich bringt für einen, der nicht mit einem silbernen Löffel im Munde geboren wurde. Er ißt schweigend und sehr langsam, dabei steigt einen Augenblick jähe Röte in seine Schläfen, und als jetzt eine vierte Person erscheint, um sich am Tische niederzulassen,

Ein vierblättriges Kleeblatt.
Nach dem Gemälde von W. Auberlen.

Digitized by Google

Fräulein Helbig, die Wirtschafterin, sagt er kurz: „Das Fleisch ist hart."

„Das liegt am Fleisch," ist die prompte Antwort der ältlichen, etwas spitznasigen Person; aber sie verstummt sofort vor dem Blick, den ihr der „Neue" zugeworfen hat.

„Das liegt an *Ihnen*," betont er, „der Hammel war zart und jung."

Sie wagt keine Antwort, aber sie ärgert sich, daß sie grünlich blaß wird. Es ist zum Tollwerden jetzt! Der vorige Pächter hatte nie gemäkelt, sie konnte kochen was sie wollte, der aß zur Not Schweinekartoffeln mit. Der Herr Baron drüben im Schlosse hätte auch etwas Besseres thun können, als diesem zugeknöpften Holsteiner die Pachtung zu geben! Sie fühlt, sie wird es hier nicht lange mehr machen: der schöne Schlendrian war dahin, auf immer!

Der Verwalter kaut ebenfalls mit langen Zähnen, und der Eleve, das verwöhnte Herrensöhnchen aus altmärkischer Adelsfamilie, bemerkt ganz ungeniert, wenn Hammelfleisch einmal zäh sei, sei es auch ordentlich zäh, und obenein müsse er gestehen, daß er es als Kochfleisch nicht goutiere.

Mohrmann wirft ihm einen halb mitleidigen, halb ironischen Blick zu, als wolle er sagen: „Wer weiß, was du noch einmal essen mußt, mein Söhnchen", und befiehlt dann Butter und Käse.

Als auch dieses schweigend verzehrt ist, beginnt er ein kurzes Gespräch mit dem Verwalter über das Heu, das vom Nachbargute gekauft wurde. Auch eine Ausgabe, die ihm den Anfang recht erschwert hatte! Es war indes schlechterdings kein Hälmchen mehr vorhanden gewesen; der „Vorige" hatte in größter Gemütlichkeit alles zu Gelde gemacht, was noch zu Geld zu machen war, und Mohrmann fand die Scheuer so kahl gefegt, daß der schönste Erntetanz drin zu halten gewesen wäre.

Mit einem „Gesegnete Mahlzeit!" steht er auf und geht in sein Wohnzimmer. Hier sieht's ein bißchen besser aus als in der Eßstube, aber nicht viel. Es liegt nach dem Garten, das heißt, nach dem herrschaftlichen Park zu. Wenigstens die Aussicht von seinen Fenstern ist nett. Der alte birkene Schreibsekretär seines Vaters steht so, daß er, wenn er davor sitzt und vom Papier aufblickt, einen großen Teil des wunderlichen Gartens überschauen kann. Echt Rokoko — man sollte es gar nicht glauben, daß so etwas noch zu finden sei in der Nähe der großen Stadt! Buchhecken, zu wunderlichen Figuren verschnitten, Irrgänge aus Buchsbaum und bezopfte Sandsteingötter und -göttinnen, nicht immer allzu sittsam vom Künstler erschaffen. Einen Kenner würde es entzückt haben, Anton Mohrmann beachtete es kaum. Kunstgeschichte, Stil, Rokoko, Barock, Renaissance und wie das alles heißt, existierten augenblicklich nicht für ihn; die Zeiten, wo er vor jedem alten Gerümpel in Entzücken geriet, sind vorbei. Es erfreut ihn nur noch, daß er zwischen den beiden pyramidenförmig geschnittenen Taxusbäumen hindurch auf die Weizenbreite sehen kann, diese mächtige, im ersten Grün schimmernde Breite, die sich eine halbe Meile weit hinzieht bis an den Schloßgarten von Altwitz.

Ja, dies Altwitz! Herr Gott, ist das in Kultur! Probst ist ein tüchtiger Kerl, und die Frau, die versteht's; wie hat diese kleine behende Person die Milchwirtschaft im Zug! — Und was kann eine tüchtige Kraft daraus machen! Ja — hm — das Möbel, die Helbig dagegen, bei der setzt man nur zu —!

Er sitzt vor dem aufgeklappten Sekretär und sinnt. Dann geht er ein paarmal im Zimmer auf und ab; endlich setzt er sich wieder und beginnt zu schreiben:

„Lieber Karl!

Seitdem ich hier gelandet bin, und das ist dreiviertel Jahr her, hast Du immer nur eine Postkarte auf Deine ausführlichen Episteln erhalten und freundlichst entschuldigt, daß ich nie Zeit fand zu längerer Aussprache. Weiß Gott, mein Alter, es ist Wahrheit — ich habe höllisch wenig freie Augenblicke, wenn ich allerwege meinen Kram in Ordnung halten und vorwärts kommen will. Daß dies nicht leicht ist auf einer so großen Pachtung, das weißt Du als Laie wohl auch. Ich habe mir das Ding so schwer nicht gedacht! Nun gilt es, von früh bis abends auf den Beinen zu sein, wenn ich das kleine Kapital meiner alten Mutter, mein und meines Bruders späteres Erbteil, erhalten und richtig verzinsen will, das sie mir ohne Bedenken in die Hand gab, als es galt, die Kaution zu stellen.

Ich bin in eine gründlich verlotterte Wirtschaft eingesprungen, und Schweiß und Geld wird's kosten, bevor ich daran denken kann, für mich etwas zu erübrigen. Ich will Dich aber damit nicht langweilen, alter Sohn — was versteht ein Menschenflicker, als welchen Du Dich ja nun glücklich in Gesellschaft Deiner Frau Doktor zu Dresden niedergelassen hast, von Landwirtschaft! Besuchen mußt Du mich aber mal, Karl, mit Deiner Frau und dem Jungen. Das Herz würde Dir aufgehen über die lachende Au hier, über den Schnee der Obstbäume, in den die Güter und Dörfer — ich übersehe deren acht, wenn ich aus der Bodenluke des Pachthauses schaue — gebettet sind. Freilich, so, wie's jetzt bei mir ist, würdet Ihr Euch nicht behaglich fühlen; es ist in meinen vier Pfählen verdammt öde und ungemütlich —.

Ach, alter Freund, Du errätst, was mir fehlt? Ich stehe da wie weiland Doktor Luther vor dem Reichstag zu Worms — Gott helfe mir, ich kann nicht anders — — ich muß heiraten! Letzteres *mein* Zusatz. Ich sehe Deine erschreckten Augen, Alter: ‚Du willst doch nicht etwa — *die*?'

Hab' keine Angst, mein Bester, die Fränze Koch ist ein überwundener Standpunkt, ihre Koboldsnatur paßt nicht in meine biedere Bauernwirtschaft, so wenig wie ihre Feenhändchen zu den Rußtöpfen in der Leuteküche. Na, und schließlich — es war immerhin eine Studentenliebschaft, wie sie eine kleine Putzmacherin wohl mal hat — das heißt, so betrachtete *sie* die Angelegenheit in weniger poetischer als praktischer Auffassung. Was mich betrifft — na, Du hast ja die ganze Tollheit getreulich mit mir durchgemacht und hast gottlob verhindert, daß ich an dieser Herzkrankheit starb, guter alter vernünftiger Kerl Du! Ich hab' damals gedacht, die Schöpfung gehe aus den Fugen, als sie mir lachend erklärte, mit meinem Fortgehen von Halle sei die Sache aus! Aber, wie gesagt, hinter mir ist sie versunken, diese Welt von damals, und vor mir liegt eine neue, und diese birgt viel in sich, das nach einer Gehilfin verlangt. Ach, Du, der Kuhstall, der Milchkeller, die Geflügelzucht — diese Dinge schreien förmlich nach Hilfe.

Und höre, Karl, ich glaube, ich weiß eine, eine Richtige; gestern abend bin ich mir klar darüber geworden. Sie ist die Schwägerin des hiesigen Pastors, lebt mit ihrer alten lahmen Mutter im Pfarrhause und versorgt alles dort, die kranke Pastorin mit fünf kleinen Kindern, den unpraktischen Gottesmann, die alte Mutter, Gesinde und Landwirtschaft — letztere gehört zu den Kompetenzen der Stelle — Obst- und Gemüsegarten, Küche und Keller. Ich habe sie des öfteren gesehen bei Besuchen, die ich ihren Geschwistern machte, und beim Erntefest im vorigen Herbst habe ich mal mit ihr getanzt. Ich bin auch zuweilen am Zaun des pfarrherrlichen Gartens stehen geblieben und habe sie beobachtet bei der Arbeit als Gärtnerin oder beim Aufhängen von Wäsche; sie ist flink wie ein Wiesel, und doch ruhig dabei. Mit einem Worte: ich könnte sie mir vorstellen fraulich waltend in meinem Hause, dieses kräftige, blühende Mädchen mit dem blonden Haar und den hellen Augen.

Am Ostersonntage gegen Abend sah ich sie im Garten stehen unter einem blütenbedeckten Kirschbaum. Die Augen sinnend in die Ferne gerichtet; um sie her spielten die Kinder, und Himmel und Erde wie in rotes Gold getaucht — es war ein schönes Bild.

Geld hat sie gar nicht, Karl. Schadet aber nichts, für unsereinen ist die Tüchtigkeit der *Frau* mehr wert als ein paar tausend Thaler, denn arbeiten müssen wir miteinander, wollen wir vorwärts, arbeiten ohne Rast, und ich hoffe, das Sprichwort:

Wer nichts erheiratet und nichts erbt
Gewiß als armes Luder sterbt!

soll an uns zu Schanden werden — —.

Ich spreche da immer von *uns*, als hätte ich sie schon. Es ist ein ungemütlich Ding, um ein Mädchen zu werben, ohne vorhergegangenes Scherwenzeln und Courmachen — und dazu hätte ich gerade Zeit! — ohne feste Aussicht, daß man reüssieren wird. Ich will es aber doch wagen, sie hat mich nicht unfreundlich angeschaut.

Ihre Mutter ist die Witwe eines kleinen Beamten an der Leipziger Universität, und sie hat sicher eine gute Schule genossen; höhere Töchterbildung brauchen wir nicht, kurz — ich wag' es!

Leb' wohl, lieber Alter, falle nicht um, wenn Du die Verlobungsanzeige bekommst von Christiane Nölling und Anton

Digitized by Google

Mohrmann. Und noch einmal, Hand aufs Herz, die Fränze ist ganz und gar überwunden. —

Wenn die Christel mich aber nicht will? Wenn — sie ist vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt — ein anderer schon in ihrem Herzen sitzt? Hoffen wir das Beste! Und nach der Hochzeit kommt Ihr mit Eurem Jungen; kann hier frische Kuhmilch trinken, bis er am Platzen ist, reine, ungetaufte.

Denkst Du noch manchmal an Halle? Herzbruder, es war doch schön! Jetzt ist die klare sonnenbeschienene Wirklichkeit da, und auch sie ist schön, in meinem Beruf — für den Aktenmenschen hätte ich ja nie gepaßt.

In alter Freundschaft Dein

Anton."

Anton — seine alte Mutter, die verwitwete Frau Bürgermeister aus der kleinen Stadt droben in Holstein, nennt ihn Anto, was sie hübscher und vornehmer findet — trägt den Brief selbst abends nach dem Essen in den dörflichen Briefkasten, und dabei muß er an dem Pfarrhause vorüber, das hinter der nicht allzu hohen Mauer inmitten des Gartens liegt. Es ist gegen acht Uhr; die blühenden Aepfelbäume leuchten intensiv weiß in der blauen Dämmerung des Aprilabends, und er bleibt stehen und schaut hinüber nach dem Hause, das schweigend und sabbathruhig daliegt. In des Pfarrers Studierstube ist Licht, der geistliche Herr arbeitet die Predigt für morgen aus. Vom Kirchturm beginnt eben das Abendläuten, und in dieses mischt sich jetzt der Gesang einer Frauenstimme, die aus dem Garten von den Spargelbeeten hinter den zartgrünen Stachelbeersträuchern herüberschallt.

„Das ist sie!" sagt sich Anton Mohrmann. „Der alten Mutter wird das Singen wohl längst vergangen sein und der kranken Pastorsfrau auch." Aber er muß lachen über das, was sie singt; es ist ganz und gar nichts Stimmungs- und Weihevolles, nichts Melancholisches oder Liebessehnsüchtiges, sondern ein Schelmenliedel, für die Kinder berechnet:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
Er ist hier, er ist da,
Er ist in Amerika. —"

Das gefällt ihm nun wieder. Um Gotteswillen nur keine Sentimentalitäten!

„Acht und neun, und neun und zehn,
Bald werd' ich ihn wiedersehn! —
Roter Wein, weißer Wein,
Sag', wann soll die Hochzeit sein?"

Da packt den Dreiunddreißigjährigen der Uebermut seiner vergangenen Zwanzig, er duckt sich hinter die Mauer und schreit: „Pfingsten!"

Im Garten ist's plötzlich still geworden, auch das Geläut verstummt jetzt. Er bleibt noch ein Weilchen in seiner gebückten Haltung, dann geht er dem Gutshofe zu, ein ungewohntes Lächeln um den Mund, macht noch einen Gang durch die Ställe, besucht den kranken Wallach, dem sein Nachbarpferd das Bein aufgeschlagen, und sieht nach, ob der Verband festsitzt.

Es ist fast dunkel jetzt. Auf dem Hofe, am Brunnen unter der Linde, waschen sich die Knechte den Tagesstaub ab; ein paar Mägde kreischen dazwischen, eine stimmt ein Lied an, das durch das Lachen der anderen übertönt wird. Und jenseit des schmiedeeisernen Gitters erhebt sich weiß und feierlich das stattliche Herrenhaus mit seinen geschlossenen Fensterladen und dem mächtigen Portal. Der alte Gärtner, der zugleich als Kastellan fungiert, kommt eben die Stufen der breiten Freitreppe herab; er hat die Fenster zugemacht in den Zimmern und Sälen, die tagsüber offen stehen; nun schlürft er hüstelnd mit dem Schlüsselbund und der Laterne seiner Wohnung zu, die drunten im Park, in der sogenannten Orangerie liegt.

Anton Mohrmann hat den Alten gegrüßt und ihm ein paar Worte zugerufen, dann ist er auch gegangen, um zu schlafen. Als er schon im ersten Schlummer liegt, schreckt ihn der Gedanke auf an das, was er morgen vorhat.

Wenn sie dich nun nicht will? fragt er sich zum hundertstenmal. Mein Gott, aber warum denn nicht? Er ist ein fleißiger ehrlicher Mensch, der sein Tag keinen bedenklichen Streich verübt, keinen Pfennig Schulden gehabt hat; seine alte Mutter sagte noch neulich: „Der Anto hat mir nie Kummer gemacht, mit ihm kann's ein Mädchen getrost wagen."

Trotzdem er sich diesen Trost einspricht, kann er nicht schlafen. Er kennt die Frauen wenig; außer der Fränze hat keine in sein Leben hineingespielt, und die hat ihm weidlich auf der Nase herumgetanzt, der kleine Satan. Es war ja auch nichts weiter gewesen, eine Studentenflamme; aber wenn er an sie denkt, urplötzlich, unversehens, dann quillt es ihm noch immer heiß zu Herzen, — nun, er braucht ja nicht an sie zu denken und an jene süße tolle Zeit, er braucht's ja nicht. Kurz und gut, er ist so berechtigt, wie nur einer sein kann, hinzutreten vor das Mädchen und zu fragen: „Wollen Sie meine Frau werden?"

Am andern Morgen sitzt er in der Kirche, hört aber kein Wort von der Predigt, er denkt immer nur an das, was er dem Pastor nachher in dessen Stube als Freiersmann sagen will. Es ist doch höllisch ungemütlich, so was! Dabei starrt er von Zeit zu Zeit in das Gestühl hinüber, wo Christiane Nölling sitzt und seiner gar nicht achthat. Sie singt laut und andächtig „Wer nur den lieben Gott läßt walten —"; er kann ihre Stimme deutlich heraushören.

Nach dem Segen erhebt sie sich eilig und geht mit gesenkten Blicken durch den Mittelgang der Kirche an der noch singenden Gemeinde vorüber. Sie muß in die Küche, und die Mutter ist heute so besonders ungeduldig und angegriffen, und der Schwester wird's schon zuviel, wenn sie das Jüngste so lange bei sich haben muß, wie die Predigt dauert.

Daheim angekommen, läuft sie eiligst treppauf in ihr Stübchen, legt Umhang und Hut auf das Bett, bindet eine große Schürze vor und schaut im Vorübergehen noch in das Zimmerchen der Mutter. „Ich hab' für dich mitgebetet, Mütterchen," ruft sie freundlich. Ein verdrießliches Brummen ist die Antwort.

„Geht's dir nicht gut?"

„Hab' kein Auge zugethan diese Nacht."

Christel kommt nun doch herein. „Was grämt dich denn schon wieder?" fragt sie mit teilnehmender Stimme.

„Ich denke immer daran, was aus dir und dem Louischen werden wird."

„Das sind recht unnütze Gedanken," erwidert die Tochter. „Ich weiß ganz genau — gut wird's uns gehen, wir haben ja arbeiten gelernt!"

„Jawohl — solange man Kräfte hat! Aber das Alter kommt, und ihr seid müde und abgearbeitet und wißt keinen Platz, wo ihr euer Haupt hinlegt. Du wirst nächste Woche fünfundzwanzig — fünfundzwanzig!" wiederholte sie.

Das Mädchen lacht ihr hell ins Gesicht.

„Lache nur, es wird dir schon noch vergehen," antwortet die gelähmte, vorzeitig gealterte Frau.

„Ich kann doch nicht jetzt schon weinen, Mutter? Wer weiß, ob ich überhaupt alt werde —? Aber ich muß in die Küche."

Als sie die Treppe hinunter kommt, sieht sie, wie eben die Thüre von des Schwagers Stube hinter dem neuen Pächter sich schließt. Was will denn der schon wieder? denkt sie; doch dann in der Küche am Herd, auf dem der übersprudelnde Suppentopf steht — es giebt außerdem Kalbsbraten und Kartoffelsalat, mit den ersten grünen Rapünzchen garniert — vergißt sie bald den Besuch. Im Hofe lärmen die Kinder, und das Dienstmädchen, das nachmittags nach Altwitz zu ihrer Schwester auf Besuch will, mahlt jetzt schon den Kaffee; es ist ein Lärm, daß der Pfarrer auf der Küchenschwelle dreimal rufen muß:

„Christiane — Schwägerin — Christiane! Komm' doch gleich einmal in die Wohnstube, liebe Schwägerin!"

Sie macht große Augen, das klingt so feierlich, und feierlich ist auch sein Aussehen.

„Begieß den Braten, Lene," befiehlt sie und trocknet sich die Hände an dem dazu bestimmten Handtuch. Er wird doch nicht schon wieder den Menschen zum Essen eingeladen haben, wo das Mädchen ausgeht, überlegt sie, und — und —

Sie steht mit hochrotem Gesicht vor dem Schwager. Der ist noch im Talar, hat gar nicht die Zeit gehabt, sich umzukleiden, denn Mohrmann ist ihm auf den Fersen gefolgt. Der geistliche Herr sieht sehr ernst, fast niedergeschlagen aus.

„Liebe Christiane, Herr Mohrmann hat soeben um deine Hand bei mir angehalten."

Digitized by Google

Mit Mann und Roß und Wagen

Nach dem Gemälde von

Digitized by Google

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

hat sie der Herr geschlagen.

Arthur Kampf.

Digitized by Google

„Der ist wohl übergeschnappt?" fährt es ihr unbedacht heraus, sie wird noch röter; „er kennt mich ja gar nicht," entschuldigt sie sich.

„Er kennt dich genau genug, um zu wissen, daß er in dir eine tüchtige Hausfrau, eine treue Lebensgefährtin finden wird."

„Aber — aber —" stottert sie.

„Ueberlege es, Kind. Des Weibes Bestimmung ist, Gattin zu sein."

Ihr fallen plötzlich die Klagen der alten Frau droben ein. „Lieber Gott, das kommt mir ja so über den Kopf, Schwager," sagt sie, „was sollen denn die Mutter und deine Frau anfangen, wenn ich heirate? Ich kann ja gar nicht, wirklich nicht!"

„Darauf darfst du keine Rücksicht nehmen. Deine Mutter geht dem Grabe zu, meine gute Charlotte wird, so Gott will, gesunden und Louischen wird mit Freuden deine Stelle hier einnehmen, verläßt du uns. Deshalb darfst du eine solche Gelegenheit, dich zu versorgen, nicht versäumen, liebe Christiane. Ueberlege es dir. Er ist, soweit ich beurteilen kann, ein einfacher guter Mensch, ein tüchtiger Landwirt —"

„Ich bin schon fünfundzwanzig," wendet sie ein.

Er lächelt. „O, ihr Weiber! Mit fünfundzwanzig wollt ihr alt sein, und mit vierzig fühlt ihr euch wieder jung! Red' nicht so, Christel, überleg' es dir!"

„Gut — ich will's überlegen," giebt sie zu.

„Wann soll er sich Antwort holen?"

„Um die Vesperzeit, Schwager; so lange Frist muß ich haben."

Sie verläßt mit starkem Herzklopfen das Zimmer, aber in der Küche greift sie alles verkehrt an. Sie zankt die Kinder aus des Lärmens wegen, läßt die Bratensauce anbrennen und schilt die Lene. Endlich geht sie zur kranken Schwester; an deren Bette sitzt schon der Schwager, sie haben über das Ereignis bereits gesprochen.

„Nun, was meinst du denn dazu, Lotte?" fragt Christel.

„Wenn du so glücklich würdest wie ich," antwortet die blasse Frau einfach und faßt die Hand ihres Mannes. — Dem Mädchen steigen die Thränen in die Augen. Es ist doch was Großes um so eine innige treue Gemeinschaft! denkt sie. Und vor ihren Augen steht das Bild des stattlichen ernsthaften Mannes und sie sieht sich Hand in Hand mit ihm, wie diese Zwei, in guten und in bösen Tagen.

„Eßt allein," sagt sie, „ich kann nicht mithalten; ich will hinunter in den Garten, vielleicht, daß ich draußen ruhiger werde."

Sie lassen sie auch. Die Lene weint freilich in der Küche um den vereitelten Ausgang, aber wie sie merkt, es ist etwas Außergewöhnliches im Anzuge, tröstet sie sich.

Um drei Uhr kommt Christel zurück. Sie hat große, klare Augen, und es liegt etwas Frohes, Entschlossenes in ihren Zügen. „Ich will es wagen," sagt sie zu den Geschwistern, indem sie ihnen die Hand giebt. Und dann beginnt sie den Kaffeetisch zu rüsten in der besten Stube, alles ohne Hast und mit größter Umsicht.

„Hast du ein paar Cigarren?" fragt sie den Schwager.

„Meinst du, daß er viel rauchen wird heute?" giebt er lächelnd zurück. „Als deine Schwester und ich Brautleute waren, habe ich das wenigste Geld für Tabak verbraucht, solange ich rauche."

„Wieso?" erkundigt sich Christel.

„Thut das Mädel wie ein Neugebornes — wegen dem Küssen!"

Der Scherz ist nicht nach ihrem Geschmack. „Zuerst soll er zur Mutter hinaufgehen, ich erwarte ihn droben," sagt sie ausweichend, „das gehört sich so."

Die alte Frau in ihrem Giebelstübchen ist ganz außer sich vor Glück. „Nun kann das Louischen herkommen, an deiner statt," ruft sie einmal über das andere.

„Ich hätte gar nicht geglaubt, daß eine Mutter sich so freuen kann, wenn sie ein Kind hergeben soll," bemerkt Christiane.

„Hergeben? Ist das Hergeben? Wirst's schon selbst sehen, wirst's schon selbst erleben, wenn du mal eine Tochter hast, wie man sich freut, wenn sie glücklich wird. Wann will er denn Antwort holen?"

„Um vier Uhr, Mutter."

„Und ist doch schon halb Fünf!"

„Wahrhaftig!" giebt Christiane erstaunt zu mit einem Blick auf die alte Schwarzwälderin.

Dann sitzen sie sich still gegenüber, und nun schlägt's fünf, dann halb sechs Uhr.

„Er scheint's nicht eilig zu haben," bemerkt die alte Frau spöttisch. Das Mädchen hat ein merkwürdig blasses Gesicht. Wer weiß, es ist ihm vielleicht leid? denkt sie, dann sagt sie zur Mutter: „Vielleicht hat er auf eine Antwort gewartet, oder hat Robert falsch verstanden?"

„Der macht immer solche Tappereien, der gute Robert."

Auf einmal springt Christel vom Stuhle auf, bleich bis in die Lippen. „Jetzt kommt er — ich gehe nebenan ins Schlafzimmer, rufe mich nachher!" Ihr wanken die Kniee, als sie da drinnen steht und seine Stimme hört. Herrgott, sie kennt ihn doch gar nicht und soll ihm von nun an angehören mit Seele und Leib! Es ist eigentlich schrecklich — wie hat sie sich nur entschließen, so rasch entschließen können!

„Ich will sie lieb und wert halten bis an mein Ende!" hört sie jetzt. Und dann kommt die Mutter an ihrem Krückstock zu ihr. Christel fühlt, sie muß hinein gehen, und sie geht auch. Die alte Frau bleibt in der Kammer zurück; sie will nicht stören bei dem, was sich die beiden zu sagen haben.

Und Christel steht vor dem Manne, der sie begehrt. Sie ist jetzt ganz ruhig, er aber der Befangene; er stottert irgend etwas, und sie giebt ihm die Hand.

„Wenn Sie es denn wollen," sagt sie, „ich bin nur ein einfaches Mädchen —"

„Eben darum," antwortet er, und dann noch einmal: „eben darum, Fräulein Christel — was meinst du denn, was ich bin?"

Er hat den Arm um sie geschlagen. „Ein recht einfacher Mann bin ich, der mit seiner Hände Arbeit sich durch die Welt bringen will, sich und dich."

„Ich will Ihnen keine Last sein, ich kann auch arbeiten," versichert sie dagegen.

„Das soll ein Wort sein, Christel!" Wie Jubel klingt's aus seiner Rede. „Arbeit wird's geben in Hülle und Fülle, aber auch hie und da ein Ausruhen und hie und da einen Kuß —" und dabei küßt er sie auf den Mund. „So, Mädchen, nun hast du einen Bräutigam."

Drunten beim Kaffee wird die Verlobung gefeiert. Der neue Bräutigam trägt die alte Schwiegermutter zum Ergötzen der Kinder die Treppe hinunter, und von Hausthür zu Hausthür fliegt durchs Dorf die Kunde: der Herr Pächter hat sich mit Christiane Nölling verlobt! Das Brautpaar geht dann beim Abendsonnenschein im Garten spazieren; sie sprechen nicht viel von Liebe, aber desto mehr von ihrer Zukunft. Er will absolut zu Pfingsten heiraten, sie weist ihn an die Mutter und fragt errötend: „Warum kamst du denn so spät heute?"

Er wird ebenfalls rot, aber lügen kann er nicht und will er nicht. „Ja, siehst du," beginnt er stockend, „Heine — du kennst doch den Verwalter? Also, Heine blieb nach Tische ein bißchen bei mir sitzen, Sonntags ist's so hergebracht, bei einem Glase Rotspohn. Ich kann den Leuten das nicht gleich mit einem Male abgewöhnen, mein Vorgänger hat's so eingeführt — den Wein nämlich, gegen das Sitzenbleiben Sonntags habe ich nichts. Und da kamen wir auf die Wolle und Heine sagte, der Altwitzer mache ein recht großes Geschäft mit Wolle und die Wiese am Herrnbusch brächte so gut wie nichts an Heu, wäre aber die beste Weide. Ich stritt dagegen und so gab ein Wort das andere, und auf einmal da sehe ich, ist's halb Sechs."

„Wirst du denn Schafzucht anfangen?" fragt sie dagegen, ohne einen Schein von Empfindlichkeit.

„In diesem Herbst noch nicht, denn, siehst du —." Und nun fängt er ein langes und breites über mangelhafte Stallungen und schlechte Futtervorräte und Gott weiß was zu reden an. „Man muß nicht gleich ins Blaue hinein gehen," setzt er hinzu, „erst mal beobachten, was sich am besten schickt. Nur die Milchwirtschaft, die hätt' ich gern ausgedehnter, wo doch so 'n schönes Absatzgebiet in der Nähe ist. Aber, wie mir Heine sagt, haben wir die beste Kundschaft verloren, weil die Helbig eine Schlampe ist. Raus! sage ich, raus muß sie, sowie —"

„Sowie ich da bin," ergänzt sie mit einem Zucken in den Mundwinkeln.

Er nickt ernsthaft: „Sowie du im Hause bist. Es läßt sich was daraus machen — du verstehst's ja wohl ein bissel, Christel?"

„Hab's gelernt," antwortet sie, „auf Domäne Rutwitz bei der alten Amtsrätin."

Digitized by Google

„Gelernt? Faktisch gelernt? Wahrhaftig? Du bist ja ein wahrer Schatz, Mädel!“ ruft er stehen bleibend und sie betrachtend, mit in die Hüften gestemmten Armen.

„Ja, ich hab's gelernt, und da kein Geheimnis zwischen uns sein soll, will ich Ihnen — dir — auch sagen, warum. Ich war ein rechtes Stadtkind, von der Windmühlenstraße in Leipzig, konnte mir's nirgends schöner denken als bei uns; aber dann, als ich zwanzig wurde, da habe ich auf der Hochzeit meiner Freundin einen Mann kennengelernt, den ich sehr lieb gewann, und der hatte ein Gut im Altenburgischen.“ Sie steht jetzt vor ihm mit niedergeschlagenen Augen, ganz blaß. Es wird ihr so namenlos schwer, von dem zu sprechen, was ihr noch immer mit heißer Scham in der Seele brennt, und sie glaubt sich doch verpflichtet, ihm dieses Stück Vergangenheit mitteilen zu müssen.

„Und?“ fragt er leise, „da ist etwas zwischen gekommen, Christel?“

„Ja!“ sagt sie tonlos, „er meinte kurz vor unserer Hochzeit, er könne ein armes Mädchen nicht gebrauchen.“

„Der Schafskopf!“ entfährt es ihm; dann einige Minuten tiefes Schweigen. Nur aus Christels Munde so ein kurzer Laut, als ersticke sie am Schluchzen

„Laß, Christel,“ bittet er endlich, „mach' dich nicht traurig. Man muß immer denken, es hat so kommen sollen.“ Das ist alles, was er zu sagen weiß. Nichts, daß es ihm unangenehm ist, daß sie schon einen andern geküßt hat, nichts von eifersüchtigem Bedauern, daß sie schon vor ihm einen geliebt.

„Ich wollt's dir doch erzählen,“ murmelt sie und thut einen tiefen Atemzug.

„Ich danke dir schön, Christel, aber denk' nicht mehr daran!“

Sie wandern jetzt stumm nebeneinander. Hinter den Bäumen von Altwitz geht die Sonne unter; über die niedrige Mauer hinweg sehen sie auf dem Wege, der das Feld durchschneidet, sonntäglich geputzte Menschen gehen; der Chaussee nach Altwitz entlang fährt in einer goldenen Staubwolke eine herrschaftliche Equipage. Ganz in der Ferne blinkt das Kirchlein des kleinen Städtchens, und über ihnen, hoch im Blauen, jubeln die Lerchen.

„Also, Pfingsten!“ sagt er und zieht sie an sich.

Ihre Augen schimmern noch feucht, aber sie sieht ihn freundlich an. „Pfingsten — wenn's der Mutter recht ist und Louischen abkommen kann.“ Als er abends um neun Uhr fortgeht, sagt er noch zuletzt: „Morgen kündige ich dem alten Möbel, der Helbig.“

Die Hochzeit wird ganz still gefeiert. Am Pfingstsonntag nachmittags um drei Uhr ist das kleine Gotteshaus vollgepfropft von der Dorfgemeinde, aber wenn die guten Leute gemeint haben, ‚Wunder was‘ zu sehen, haben sie sich getäuscht. Das Brautpaar tritt da ganz einfach herein und hinter ihnen nur ein paar Menschen — die Schwester Louise, dann eine fremde alte Dame in weißem Spitzenhäubchen, recht blaß und leidend, die Mutter des Bräutigams, und vor der Braut, die ein schwarzseidenes Kleid trägt nebst Kragen und Blondentüllschleier, trippeln zwei der jüngsten Pfarrkinder her in weißen Kleidern und streuen mit ungeschickten Händchen Blumen. Das ist aber auch der ganze Prunk, wenn man nicht die schwerfälligen Guirlanden aus Buchsbaum und faustdicken Päonien dazu rechnen will, die die Mägde vom Gutshof gewunden haben.

Der Pfarrer redet recht beweglich und hübsch, besonders viel von der Treue in guten und bösen Tagen. Beide stehen fest und aufrecht vor dem Altar, und ihr Ja! sprechen sie laut und hell; dann kehren sie mit ihrem kleinen Gefolge in die Pfarre zurück, wo man mit Kaffee und Kuchen und später mit einem Glase Wein aufwartet; und gegen sieben Uhr gehen die jungen Eheleute, Hand in Hand, nach dem Gutshof ins Pächterhaus. Antons alte Mutter wandert mit ihnen, als erster Gast des neuen Heims.

Die Leute werden heute mit Schweinebraten und Kartoffelsalat bewirtet, der junge Ehemann hat ein Faß Lagerbier gespendet, und Frau Christel muß sogar nach den Klängen der Harmonika einen Walzer tanzen mit dem Hofmeister, der eben ihr und Antons Wohl ausgebracht. Dann steigen sie hinauf in ihre Wohnung.

Es sieht noch nicht ganz heimlich aus, denn die junge Frau hat das Pächterhaus bis jetzt mit keinem Fuß betreten. Jemand, der ihr das Nestlein schmuck hätte einrichten können, ist nicht vorhanden gewesen, weder Mutter noch Schwestern waren es imstande, und so stehen noch Körbe und Kisten unausgepackt, die man tags zuvor mit der bescheidenen Ausstattung vom Pfarrhause herübergebracht hat. Viel neue Möbel sind nicht angeschafft, aber das Wenige macht schon einen behaglichen Eindruck, die Gardinen schimmern weiß und duftig und die funkelnagelneue Petroleumlampe beleuchtet einen für Zwei gedeckten Theetisch; den hat die alte Mutter Antons schon vor der Trauung hergerichtet.

Er betrachtet alles, und dann seine junge Frau, die innere Zufriedenheit leuchtet aus seinen Augen.

„Noch ist's nicht recht heimlich,“ nickt sie, „morgen abend sieht's anders aus, Anto. Nun aber will ich für die Mutter sorgen, für unsern ersten Gast.“ Und sie kommt nach einem Weilchen im Hauskleid wieder, mit einer Schürze um, und sagt: „Ich habe die alte Frau zur Ruhe gebracht, sie war so müde, und denke dir, die Mägde hatten nicht einmal ihr Bett gemacht heute früh! Die Schelte kriegen sie noch! Wenn auch Hochzeit ist, ihre Arbeit müssen sie doch thun.“

Gegen Morgen klopft die alte Frau an die Schlafstubenthür des jungen Paares, und als Christel erschreckt öffnet, bricht die Mutter wimmernd auf der Schwelle zusammen. Christel fängt ihre Ehe gleich an mit Krankheit, Tod und Begräbnis. Am zweiten Tage ist sie gestorben, die alte Frau, nachdem sie noch das Glück ihres Sohnes, solch ein gutes Weib gefunden zu haben, gepriesen hatte. „Halte sie hoch, Anto, halte sie gut — ja, die ist von anderm Schrot und Korn wie die da in Halle, du weißt schon, die hat dich toll gemacht, toll. — Halte sie gut, Anto, deine Christel!“

Das sind ihre letzten Worte gewesen an den Sohn.

Nun ist's ungefähr acht Tage nach der Hochzeit, und die junge Frau in ihrem schwarzen Trauerkleide arbeitet unermüdlich. Früh um vier Uhr läßt sie sich wecken und wenn Anto, wie sie ihn, der verstorbenen Mutter zu Ehren, auch nennt, aufs Feld gehen will, ist sie, wie aus dem Ei gepellt, schon am Frühstückstisch, und der leuchtet vor Sauberkeit mit seinen einfachen Geräten. Des Mittags sitzt sie oben vor dem Tisch und teilt die Suppe aus. Die Gerichte sind gut und schmackhaft, und das Gesicht der Hausfrau mit den frischen Farben ist so freundlich, daß dem adligen Muttersöhnchen das Herz aufgeht. Gelegentlich wird sie freilich auch böse, wenn z. B. ein Fleck auf das Tischtuch kommt, denn sie ist unheimlich sparsam. „Ganz rasend auf die Groschen,“ sagt Herr Heine; „aber das ist nötig: man will nicht nur auskommen, man will auch vorwärts kommen, und dazu gehört heutzutage etwas — alle Donnerwetter!“

Anton Mohrmann staunt seine Frau jeden Tag mehr an. Er hat viel von ihr erwartet, aber sie übertrifft das noch. Hätte die Mutter es doch erlebt! Sie kann gar nicht müßig sein, die Frau; selbst in den Dämmerstunden hat sie das klappernde Strickzeug zur Hand, selbst wenn sie beide abends zusammen im Garten auf und ab gehen oder mit den Geschwistern in der Pastorlaube sitzen. Zuweilen ärgert's ihn, aber sie scheint ihn gar nicht zu verstehen, wenn er sagt: „Das verdammte Geklapper ist schon nicht mehr schön!“

„Deine Füße wollen doch gewiß nicht frieren im Winter?“ antwortet sie, „und, daß Gott erbarm', wie sehen deine Socken aus!“

In einer Ecke der Wohnstube, nicht weit von ihrem Nähtisch, steht ein Schränkchen, das hat Glasscheiben und dahinter rotseidene Vorhänge; ein altmodisches Ding, Christel hat's schon in ihrer Mädchenstube gehabt.

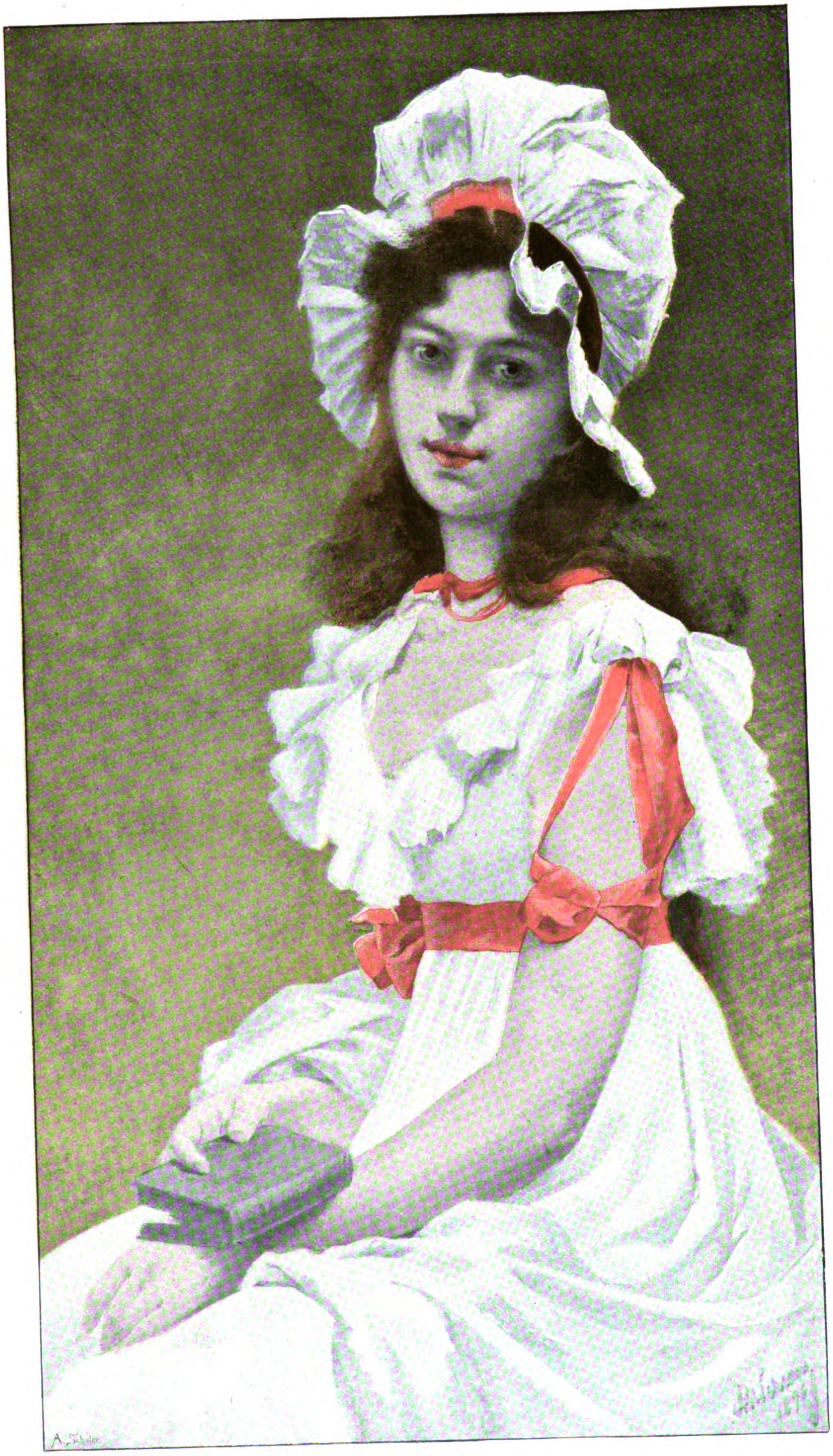
„Was ist denn da eigentlich drin?“ fragte er sie einst neugierig, denn er war nicht zu Hause gewesen, als sie es aufstellte und einräumte.

„Meine Bücher, und so allerhand von früher.“

„Bücher hast du auch?“

Sie schließt bereitwillig auf. Ach, was da alles steht! Scheffels „Trompeter von Säckingen“ und „Die Irrlichter“ von Marie Petersen, Storms „Immensee“ und Osers „Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht“; ein paar Bände „Gartenlaube“ und Humboldts „Briefe an eine Freundin“, die „Sämmtlichen Werke“ der Henriette Paalzow 2c.

Digitized by Google



Sonntag.
Nach dem Gemälde von A. H. Schram.

Digitized by Google

„Gelt," fragt sie, während er das mustert, „gelt, Anto, ich darf mich doch auf die ‚Gartenlaube' abonnieren? Habe dich schon immer bitten wollen; sie ist stets in unserem Hause gehalten worden. Ich werde sie schon herausschlagen, die paar Groschen."

„Ja, ja doch, Kind — wenn du Zeit findest zum Lesen. Aber werde nur nicht so eine, die sich aufs Sofa legt mit einem Roman."

„Ich versäume darum nichts," erwidert sie. „Du liest wohl nicht gern?"

„Ich — nee! jetzt nicht mehr; bloß Fachschriften. Aber ob sich da zwei kriegen, die mich in der Gotteswelt nichts angehen, das — —"

„Aber, es giebt doch auch anderes darin, zum Beispiel wissenschaftliche Artikel!"

„Na, so halte sie nur, deine ‚Gartenlaube', halte sie nur!"

Rutschpartie.
Nach einer Originalzeichnung von H. Kaulbach.

„Schade, Anto; ich habe gedacht, an den Winterabenden würdest du mir manchmal vorlesen?" sagt sie dann.

„Ach du lieber Gott, Christel!" ruft er erschreckt. „Na, wollen sehen, wollen sehen; vielleicht, daß es sich macht. Aber, offen gestanden, ich finde es rationeller, wenn jeder für sich liest, wenn's mal sein muß."

„Ich will dich natürlich nicht quälen, Anto —"

Es kommt nie dazu. Sie bittet nicht, und er erinnert sich ihres Wunsches nicht, und mählich vergißt Christel diese Scene; erst nach Jahren muß sie plötzlich daran denken in einer schweren Stunde. Gegenwärtig ist sie so glücklich, wie sie es kaum erwartet hat, noch zu werden, und vor dem eisernen Fleiß des Mannes, vor seiner Einfachheit in der Lebensführung empfindet sie unbegrenzte Hochachtung, und diese wird endlich zur treuen Gattenliebe.

„Christel ist glücklich verheiratet," pflegen ihre Schwestern zu sagen, wenn sie die Frau Mohrmann besucht haben. „Die kommen vorwärts," heißt es bei den Gutsnachbarn, „heutzutage ist's eine feine Kunst, wenn man es als Landmann zu etwas bringt."

„Die Schafsköpfe," sagt Anton, als er es wiedererfährt, „wenn sie leben wollten nach ihrer Einnahme, könnten sie auch erübrigen. Aber das muß Sekt saufen und Vollblutpferde vor dem Wagen haben; soviel wirft's allerdings nicht ab!"

Die Mohrmanns haben, weiß der Himmel, nach einigen Jahren schon etwas mit der Reichsbank zu schaffen, und just an dem Tage, wo vor fünf Jahren Anton seine Frau zum erstenmal gesehen, passiert sogar etwas Großartiges! Christel wird von ihren Milchsatten weg zu Pastors gerufen, in aller Morgenfrühe; dort ist alles in heller Aufregung, oben bei der Mutter versammelt.

Christel hat nur eilig ein Tuch übergeworfen, sonst ist sie in der blaugestreiften Wirtschaftsschürze, den Schlüsselbund im Gürtel, hingelaufen. „Heiliger Gott, was ist denn geschehen?" fragt sie und denkt, ihre Mutter sei gestorben.

Alle sprechen durcheinander; die alte Frau hat ein Schreiben in der zitternden Hand, und endlich erfährt Christel: der Onkel in Braunschweig ist tot, der alte Geizkragen, der so erbärmlich gethan; er hat dreißigtausend Thaler hinterlassen — jede Nichte erhält zehntausend!

Christel ist darüber ganz erschreckt, sie muß sich setzen.

„Seht nur die Mohrmann," ruft Louischen, „die sieht ganz blaß aus! Du, was meinst, Christel, was dein Alter für Augen machen wird, wenn er heimkommt vom Felde?"

„Der Anto?" fragt sie mechanisch, und dann: „Ist's wahr?"

„So lies doch das Schreiben vom Gericht!" schreien sie durcheinander. „Heute abend fahren der Pastor und Louischen hin, Mohrmann muß mit — es wird den Erbinnen oder deren Ehemännern sofort ausgezahlt! Mach nur, daß du heimkommst, pack' ihm den Koffer —"

Sie geht auch, ganz langsam, wie betäubt. Ist's denn wirklich ein Glück? fragt sie sich. Ja, für Pastors mit den sechs Würmern — aber für uns? Ihr ganzes Eheleben ist bis jetzt ein unausgesetztes Ringen gewesen, um Geld zu gewinnen. — Wozu eigentlich? Für wen? — —

In ihren Augen funkeln plötzlich Thränen; gottlob — er vermißt ja nicht, wonach sie sich heimlich sehnt; sie sind sich ja auch zu zweit genug und sie selbst ist ihrer unzufriedenen Gedanken bis jetzt immer Herr geworden, hat sie gewaltsam verscheucht. Sie malt sich aus, was er sagen wird, wenn die Christel, die er als blutarmes Mädel nahm, plötzlich eine Kapitalistin geworden ist.

Als sie heimkommt, steht er mit einem Getreidehändler mitten auf dem Hofe. Er ist verdrießlich und sie lacht ihn an.

„Bist bald fertig, Anto? dann komm' mal hinunter in den Milchkeller." Dort unten ist's kühl und riecht köstlich nach Buttermilch. Christel hat die beiden „Milchstudenten", wie Anton die jungen Mädchen nennt, die seine Frau in die Geheimnisse des Butterns und Käsens einweiht, wofür sie ein ganz nettes Lehrgeld bekommt, fortgeschickt. Sie hält in der einen Hand die flache Kelle zum Absahnen, in der andern die Satte mit dem Rahm, als er eintritt.

„Hör', Anto," sagt sie, „ich kann dir nicht helfen, du mußt heute abend mit dem Pastor und Louischen nach Braunschweig reisen."

„Was? Na, weißt du, ich bin gerad' aufgelegt zum Veruzen! Der Schweinekerl, der Schmollig, will drücken — auf den Weizen, drei Prozent Mindergebot — so'n Lump!"

„Ich habe dich noch nie veruzt, Anto."

„Na, du weißt doch aber auch, daß ich jetzt nicht reisen kann — Schwerenot! Der Pastor soll allein reisen, wenn er durchaus nach Braunschweig will; ich habe noch genug von der letzten Tour mit ihm nach Leipzig."

„Aber du mußt mich vertreten, Mann, weil du doch nun mal die Oberhoheit über mich hast. Ich soll vor Gericht, vors Erbschaftsgericht." Und als er sie verdrießlich und verwundert ansieht, fährt sie fort: „Begreifst du denn noch immer nicht, daß ich zehntausend Thaler geerbt habe?"

„Christel," ruft er und schüttelt sie am Arm, daß der Rahm über den Rand der Schüssel fließt, und dabei guckt er ihr ins Gesicht, als wolle er sich vergewissern, ob bei ihr auch noch alles in Ordnung sei im Oberstübchen.

Sie stellt die Schüssel hin. „Anto," sagt sie ernsthaft, „der alte Onkel Otto — wir dachten immer, er habe kaum das liebe Brot — nun hat er dreißigtausend Thaler uns drei Mädchen hinterlassen. Freut es dich, Anto?"

„Alle Wetter, ich hab' nichts dagegen!" stottert er, noch immer unsicher. Und als er in ihren Augen nichts als Klarheit und Wahrheit liest, reißt er sie plötzlich an sich und küßt sie so stürmisch wie noch nie.

Sie ist auf einmal still und blaß geworden. Lieber Gott,

denkt sie wieder, da sieht man doch, was das bißchen Geld macht, und so nötig haben wir's doch nicht.

„Du," schreit er ihr ins Ohr, „weißt du denn auch, daß wir reiche Leute werden — du?"

Jetzt wehrt sie ihm ruhig lächelnd. „Damit hat's wohl noch lange Zeit, Anto."

„Unsere zehn ersparten, die zehn ererbten — macht zwanzig, und keinen Pfennig Schulden, Christel."

„Wir haben schon zehn? Schon zehn erspart?" fragt sie mit großen Augen.

„Ja!" spricht er. „Komm', laß die ‚Studenten' weiter abrahmen — pack' mir den Koffer. Ei, du Donnerlittchen — zehntausend Thaler!"

Am andern Morgen, als Anton in Braunschweig ist, kommt wieder eine Alarmnachricht. Der alte Baron Wartau will plötzlich zurückkehren aus Nizza, er will daheim sterben. Mit ihm kommen die beiden ältesten Töchter. Seit acht Jahren war die Herrschaft abwesend, und der Gärtner ruft Christel zu Hilfe, denn seine bejahrte Frau hat das Reißen und kann so gar nichts thun, um die Zimmer vorzurichten. Ob Frau Mohrmann nicht so gut sein wolle, vielleicht auch eine von den Mägden herleihen? Er werde schon pünktlich da sein mit den Schlüsseln; vielleicht, wenn's Frau Mohrmann recht wäre, um zwei Uhr?

Christel ist noch nie im Schlosse gewesen; sie zeigt sich nicht gern neugierig und sie hat auch — es klingt fast unglaublich — nie Zeit gehabt während der fünf Jahre. Aber sie hat gehört, daß es dort in den Räumen fürstlich aussehen soll, freilich verblichene Pracht, denn die Familie ist stark verschuldet. Wie sie nun hinter dem alten Manne durch das Portal in die hohe kühle Halle tritt, aus welcher zwei breite Ehrentreppen in den obern Stock führen, von dessen Wänden die lebensgroßen Oelbilder der sächsischen Herrscher herabschauen, staunt sie doch und ihr wird ganz feierlich zu Sinne. Der Alte, der eben sein Käppchen vor dem Bilde König Johanns ehrfürchtig lüftet — er hat ihn gesehen, als er einst zur Jagd bei den Wartaus hier im Schlosse war, und verehrt ihn wie nichts auf der Welt — öffnet jetzt eine der Zimmerthüren, und Christel überblickt drei Gemächer und macht große Augen. So was ist ihr noch nicht vorgekommen! Die Wände des ersten bemalt mit lebensgroßen Figuren, Herren und Damen in Rokokotracht; auf der einen Wand tanzen sie Menuett, dort spielen sie Reif und dort Blindekuh. Hier und da ist etwas Farbe abgebröckelt, einer der Schönen hat's das Gesicht entstellt, der rosa Atlasfrack eines Kavaliers sieht aus wie von oben bis unten mit Milch übergossen; aber das graziöse Leben in dieser bunten Gesellschaft — man möchte gleich mitmachen!

An der reich vergoldeten Stuckdecke hängt, von Putten gehalten, ein wunderlich verschnörkelter Kronleuchter, und an den Wänden stehen kleine zierlich vergoldete, etwas wacklige Stühle und Kanapees, von denen der Gärtner eilig die Hüllen lüftet — blaßblauer mit Rosenbouquets eingewebter Brokat, brüchig und mit gelblichen Flecken.

Herrgott, wenn ich hier wohnen sollte! denkt Christel ganz beängstigt, und laut sagt sie: „Wie schön muß das hier gewesen sein, als es neu war!"

„Das is Sie eine große Bracht gewesen, ja freilich," giebt der Alte zu, „und wie August der Starke hier war, da hat's Feste gegäm, na, da is alles heitige in Dräsen reene Bappe dagegen. Der war Sie aber auch ein Indimus von Augusten, unser damaliger seliger Herr."

Im folgenden Zimmer, wo alsbald Christel und das Mädchen wieder mit Staubtuch und Besen umherwirtschaften, hängt an den Wänden Bild an Bild, lauter Porträts in längst vergangener Tracht; dann kommt das Jagdzimmer mit der verblichenen grünen Damasttapete, über dem Kamin das lebensgroße Bild Augusts des Starken als Jäger, der aus dem Rahmen zu treten scheint, so lebenswahr ist es gemalt, und endlich das Tafelzimmer. Herrgott, diese Verschwendung von altmeißener Porzellan auf der Kredenz!

„Als wir noch reich waren," sagt der alte Mann, „da hätten vier Pferde das Silberzeug nich weggekriegt, aber nu — alles fort, heimlich fort! Ja, ja, die zwei Junker, Gott hab' sie selig, die ha'm Wartau auf'm Gewissen. Nich mal soviel, daß ein Kastellan hier gehalten werden kann! Wenn sie verreist, die Herrschaft — meine Alte und ich müssen uns schinden. Und warum reisen sie? Weil sie draußen leben können wie die Vocretten! Wer kennt die Wartaus da drunten am Mittelmeer? Und dann — das vermaledeite Teufelsspiel — Jemersch nee! Wenn man so was mit ansieht, wie Anno dazumal, wo ich mit war — nee, besser, man red't nich davon — — Dahier, Madame, sind die Zimmer des alten Barons, hier ist die Wäschkammer; 's Bette beziehen versteh' ich nich, nehmen Sie nur 's erste beste, das Fräulein Tonette kennt sich dann schon aus für später. Die beiden Fräulein wohnen oben, über diesen Zimmern, die anderen Räume im ersten Stock, der große Saal und alles, stehn leer, nich ein Stück Möbel darin, die einzigen Kostbarkeiten, die wir gerettet haben, sind hier unten."

Christel arbeitet wacker drauf los. Die Schlafstube des Barons mit dem mächtigen Himmelbett ist bald hergerichtet, und nun geht's ins Herrenzimmer. Was steht da alles umher und hängt an den Wänden! Aber es ist so düster, es kommt ihr unheimlich vor. Als sie ein Bärenfell, das der Alte herzuträgt, vor dem riesigen Schreibtisch ausbreitet, sieht sie plötzlich empor; ihr ist's, als würden ihre Augen förmlich hingezogen nach dem Punkt. Ueber dem Schreibtisch leuchtet aus dem Dämmer ein Frauenkopf — im ganzen Leben hat Christel so was nicht empfunden — es ist, als ob die dunklen sprühenden Augen ihr drohen. Ein kindlich rundes Antlitz ist's, von Locken umrahmt, die durch ein blaues Band zurückgehalten werden; ein feines gerades Näschen, ein lächelnder, gar nicht kleiner Mund; und das Ganze von einem so goldigwarmen Ton überstrahlt, als ob alles Licht des Zimmers ausgehe von dem gelben Atlas des tief von den Schultern fallenden Gewandes, oder von dem Strauß der gelben Rosen am Busen.

„Wer ist die Dame?" fragt Christel den alten Mann, der eine Rüstung in der Kaminecke abstäubt.

„Unser jüngstes Fräulein, das heißt, die jüngste Tochter vom gnädigen Herrn. Ist lange tot, an sechzehn Jahre schon, hatte 'ne schlechte Heirat gemacht, is aus Kummer gestorben — aber es war gut, sonst konnt' sie's noch erleben, wie ihr Sohn dem alten Besitz die letzten Fettfedern ausriß. Nach der Heldenthat hat er sich totgeschossen."

„Lieber Gott," sagt Christel erschreckt, „das ist ja greulich — gut, daß wir hier fertig sind!"

Unter ihren flinken Händen wird's bald ganz wohnlich unten und oben. Inzwischen sind auch ein paar Frauen aus dem Dorfe angelangt, von denen die eine früher hier Schloßköchin war; sie kommt aus der Stadt, wo sie Fleisch eingekauft hat, und macht sich gleich ans Kochen; zur Not, bis Dienerschaft gemietet ist, wird's schon gehen.

Christel hat noch für einige Blumen gesorgt, die Zimmer zu schmücken, und für das rechtzeitige Anzünden der Flurlampe und der Kerzen, die auf die Leuchter der Wohnräume gesteckt sind. Nun geht sie wieder in ihr bescheidenes Heim. „Gottlob!" sagt sie und schüttelt sich, „da drüben würde ich mich fürchten."

Abends ist bei Tische viel die Rede von den Wartaus. Der Verwalter kann so manches erzählen, und der neue Eleve verbessert ihn zuweilen, indem er bei den Schilderungen des allzu verschwenderischen adligen Lebens allemal ein „Noblesse oblige" dazwischen wirft.

„Ja," schließt endlich Heine, ohne sich um den empörten jungen Edelmann zu kümmern, „da ist der Leichtsinn angeerbt! Hätte der alte Herr nicht die Pension als Generallieutenant, könnten sie Wartau schon lange nicht mehr halten; die Pacht, die schöne Pacht, die reicht kaum für die Schuldzinsen. Wenn aber einer hier säße, der vernünftig zu leben verstände — bei dem erstklassigen Boden, trotz der schlechten Zeiten — reich müßte er werden!"

„So einer wie Sie," spöttelt der Eleve, „bei dem es gleichgültig ist, ob er mit lehmigen Stiefeln in den Saal des Landwirtschaftlichen Vereins tritt, wenn er keine Kutsche halten mag zum Fahren — — ein Herr von Wartau kann das nicht."

„Das stimmt," antwortet Heine und wischt den letzten Tropfen Bier aus seinem struppigen Rotbart, „so einer wie ich, das stimmt! Und mit der Zeit müßt's mit'm Deibel zugehen,

Digitized by Google

wenn er nicht mit acht Beinen kommt zum Landwirtschaftlichen Verein! — Guten Abend, Frau Mohrmann."

Christel steht abends am Fenster und betrachtet das Schloß, von dem jetzt in einigen Fenstern Licht schimmert, mit ganz andern Augen als bisher. Dann denkt sie an ihren Anton. Gottlob, daß sie in so guten bürgerlichen Verhältnissen ist und einen so einfachen sparsamen Mann hat. „Was nützt einem solch Schloß, wenn das nicht da ist, was dazu gehört," sagt sie halblaut, „und wenn es da ist, dann die Last mit dem ‚Noblesse oblige'! Ich möcht's nicht, um die Welt nicht!"

Sie setzt sich dann noch mit dem Wirtschaftsbuch an den Sekretär Antons, den Schlüssel hat sie, und verrechnet die Einnahmen. Eine große Partie Daunen und gerissene Federn hat sie heute verkauft an einen Händler aus Dresden, ebenso einen halben Centner Backobst, das sie entbehren zu können glaubt. Sie hat auch noch von der Butter zum eigenen Gebrauch in die Herrschaftsküche geliefert, ebenso Eier; sie ruht nicht, bis alles dasteht. Dann faltet sie die Hände und sinnt.

Wenn sie so ganz allein ist, geht's ihr immer durch den Kopf, daß sie keine Kinder ihr eigen nennt. Einmal hat ihr Mann sie überrascht, wie sie bitterlich darüber weinte. „Ach, Christel," hat er gesagt, „gräme dich nicht! Wenn man so mit ‚nischt' anfängt wie wir, sind Kinder eine Last; sie machen das Sparen unmöglich, halten den Beutel immer offen. Höre, ich wüßte gar nicht, wie's werden sollte mit ein paar Schreihälsen! Da müßte man sich ja wahrhaftig wieder ein Möbel anschaffen wie die Helbig!"

Nein, gottlob, er vermißt es nicht; der ganze Mann geht auf in der Wirtschaft. Sie hat auch nie wieder geweint, daß er es sah, und jetzt — jetzt hat sie sich drein gefunden, jetzt, wo sie einunddreißig wird. Eine Liebesheirat ist's nicht gewesen, das hat sie schon vor der Hochzeit gesagt zu ihrer Mutter. „Er will eine Gehilfin haben, Mutter, eine Respektsmamsell, die er nicht zu bezahlen braucht. Schön! Ich bin lieber bei meinem eignen Mann in Stellung als bei einem fremden, und er soll sich nicht in mir getäuscht haben." Er hat sie auch immer gut behandelt, sehr gut! Zu Vergnügungen hat er sie freilich nie geführt, und putzen darf sie sich auch nicht. „Danke schön! So eine seidene Fahne — wieviel Scheffel Weizen rechnest du die? Und dann das Kartenspiel und der Wein auf so einem Ball! Wenn du ausgehen willst, geh' zu deiner Schwester, und einladen magst du sie auch."

Sie ist völlig einverstanden; als ob sie Gefallen an so etwas fände! Die Zeit — ach sie kann sich kaum noch auf die Zeit besinnen, da sie sich geputzt hat für den einen, den einen, dem ihre junge Liebe gehörte. Schön ist's gewesen, süß ist's gewesen, aber schließlich doch ein Jugendtaumel. Jetzt aber ist's noch tausendmal süßer, mit ihm zu arbeiten, so ein ernstes richtiges Glück. Sie hat ihn lieber, alle Tage lieber! Wie sehr? Das fühlt sie erst jetzt, wo er fern ist von ihr, zum erstenmal fern.

Am andern Morgen kommt Anton zurück, in froher Laune, und aus seinem Rocke nimmt er eine geschwollene Brieftasche, die Wertpapiere enthält, welche er gekauft hat für das Erbteil seiner Frau.

„Hier, Altchen, ist dein Vermögen," sagt er und legt's auf den Tisch, „ich hab's gleich angelegt in sicheren Papieren, die übrigens bald steigen werden."

„Behalt's nur, Anto, ich versteh' davon nichts, und was mein ist, ist dein, du weißt's ja," antwortet sie und streichelt seine Hand. Sie sitzen allein bei Tische und Christel erzählt von der plötzlichen Rückkehr der Wartaus.

„Hab' schon unterwegs davon gehört," erklärt er. „Für Nizza langt's wohl auch nicht mehr; sie wollen in der eigenen Höhle Hungertatzen saugen. Hm, Nizza — 's ist verflucht nahe bei Monte Carlo."

„Mir thun sie leid, die Menschen. Heine behauptete gestern abend, ohne die Schulden könnten sie leben —"

„Nun, und ob die leben könnten! Wie die Fürsten könnten sie leben! Wenn ich das Ding zu eigen hätte, schuldenfrei — —. Himmel Herrgott, wenn man das kaufen könnte, Christel!"

„Dir sind die paar Thaler zu Kopfe gestiegen, alter Freund," sagt Christel lachend. „Kannst du dir mich vorstellen als Schloßfrau?"

Er antwortet nicht, er ißt, auf einen Punkt starrend, seine Suppe.

„Na," fragt er endlich, sich selbst zurückrufend, „hast mich vermißt, Christel?"

„Und wie, Anto!" erwidert sie herzlich. „Mir ist's überall gewesen, als müßt' ich ersticken, so leer und so tot; gehst hoffentlich so bald nicht wieder fort!"

„Na, ich kann dir sagen, Kind, ich bin auch froh, wieder daheim zu sein. So'n Gasthausfutter und solche Betten — einfach schauderhaft!"

Sie lächelt. Einen Augenblick hat sie erwartet, er werde sagen: ‚Auch du hast mir gefehlt!' Aber er betont nur seine gewohnte Behaglichkeit.

„Nimm doch von dem Kalbsbraten," nötigt sie und streichelt über sein Haar. Ja, ja, sie weiß es ja längst, aus Liebe hat er sie nicht genommen, aber er kann vielleicht nicht anders lieben. Wenn sie nur wüßte, was seine Mutter in ihrer Todesnacht immer geredet hat von einer „Fränze", die ihn toll gemacht habe. Wenn sie sich daran erinnert, wird sie jedesmal unruhig; vielleicht hat er diese Fränze anders geliebt? Bei dem Gedanken errötet sie stets, er thut ihr weh, und hastig geht sie in die Küche.

Dort schilt sie sich aus. Was ihr nur einfällt auf ihre alten Tage, ja, was ihr nur einfällt! Und dabei nimmt diese Unbekannte heute — Christel muß stets an sie denken, wenn Anto jede, auch jede Gelegenheit, wo er ihr einmal etwas Herzliches sagen könnte, übersieht — das Gesicht der Dame an, die dort im Schlosse über dem Schreibtisch des alten Barons hängt. Wenn die etwa so ausgesehen hat, dann . . . ja dagegen — so eine robuste Landpomeranze, wie sie ist!

Nun ist's übrigens Zeit, wieder vernünftig zu werden! Wie kann sie sich nur so aus dem Gleichgewicht bringen lassen? Aber wahr ist's, sie gesteht es sich jetzt ganz freimütig ein: es ist schrecklich, so allein zu sein, ohne ihn — daher ist sie nervös. Er ist doch ihr alles, denn — sie hat ja keine Kinder!

Als sie wieder nach oben kommt, sitzt Anton und rechnet in seinem Notizbuche.

„Fünfunddreißig Mark fünfzig Pfennige hat der Spaß gekostet," sagt er, „schreib's an, Christel; du siehst, ich war solide, der Pastor hat mindestens das Doppelte verbraucht."

„Wieso denn? Ihr wart doch immer zusammen?" fragt sie.

„Bis auf die Stunden, in denen er alle Läden auf dem Bohlwege unsicher machte," lachte Anton. „Dem ließen natürlich die zehntausend Thaler keine Ruhe, er hat zusammengekauft, als wär's Weihnacht, ein Schwarzseidenes für deine Schwester, ein Tuch aus Chenille, oder wie er das Zeug nennt, für die Mutter und einen ‚Pompadour' für Louischen; von den Puppen und Trommeln und Bleisoldaten will ich lieber schweigen. Ich habe bei mir gedacht: Gottlob, den Krempel kannst du dir sparen, hast eine vernünftige Frau — basta!"

Sie steht jetzt vor ihm und legt die Hand auf seine Schulter. „Würde es dir denn wirklich keine Freude gewesen sein, Anto, wenn du — —" fragt sie, und ihre Augen sehen aus leicht erblaßtem Gesicht forschend in die seinen — „wenn du auch so — eine — so eine Schachtel Soldaten zum Beispiel — Anto —?"

Er lacht unbefangen, gutmütig. „Mach' keine Redereien über Dinge, die nun mal nicht sind! Was nicht ist, ist nicht, Christel. Hoffentlich denkst du nicht, ich hätte dir auch ein seidenes Fähnchen mitbringen können?" fügt er hinzu. „Aber nein, Christel, das denkst du nicht! Und mitgebracht habe ich dir doch was, wo werd' ich nicht! Eine neue Wringmaschine, die hast du dir gewünscht. Die Wäsche soll gar nicht leiden dabei, behauptet der Kerl im Geschäft."

„Ich danke dir schön, Anto," sagt Christel erfreut. „Das ist mir wirklich sehr lieb."

Dann räumt sie den Tisch vollends ab.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von **Johannes Proelß.**

I. Märtyrer und Pioniere.

Das neue Jahr bringt ein Halbjahrhundert deutscher Geschichte zum Abschluß, das von den welterschütternden Ereignissen des Jahres 1848 seinen Ausgang genommen hat. In diesem Jahre 1898 werden es fünfzig Jahre, daß unter Entfaltung eines idealen Sinns ohnegleichen, unter Irrungen und Wirrungen von düstrer Tragik das deutsche Volk seine Wiedergeburt im Geist einer neuen Zeit, im Geiste der Freiheit erlebte. Vor fünfzig Jahren brachte der Ansturm einer lawinenartig anschwellenden Volksbewegung die starre Gewaltherrschaft des Metternichschen „Systems“ zu Fall, das auf Unterdrückung jeder freien Regung des deutschen Volksbewußtseins gerichtet war und das Bekennen der Liebe zum großen Gesamtvaterlande als todeswürdiges Verbrechen verfolgte. In dem Jahr „Achtundvierzig“ trat in der Kaiserkrönungsstadt des alten von Napoleon zertrümmerten Reichs, am Sitz des dem Spotte der Welt verfallenen Bundestages, in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., das erste Deutsche Parlament zusammen, eine Volksvertretung aller Deutschen, betraut mit der Aufgabe, für ein neuzugründendes Deutsches Reich eine freie Verfassung zu schaffen. Und wenn die damals entstandene Reichsverfassung auch ebensowenig ins Leben trat wie das damals erstrebte Reich, so ist doch jene Großthat des seiner Fesseln plötzlich entledigten Volksgeistes Voraussetzung geworden alles weiteren Fortschritts zur Erfüllung dessen, was das deutsche Volk damals ersehnte.

J. A. v. Itzstein.
Nach der Lithographie von Winterwerb.

In dem begeisternden Idealbild, das Friedrich Schiller in seinem „Tell“ von einer sittlich berechtigten Revolution zur Befreiung und Einigung des Vaterlandes entworfen hat, geht dem offenen Ausbruch derselben die heimliche Versammlung auf dem Rütli voraus. Auch die große deutsche Volkserhebung des Jahres Achtundvierzig hat eine Art „Rütli“ gehabt. Das feierliche Gelübde, das Schillers Landboten auf der ausgerodeten Waldstelle am Vierwaldstätter See schwören: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!“, es ist auf dieser heimlichen Zusammenkunftsstätte deutscher Vaterlandsfreunde mehr als einmal von begeisterten Männerlippen erklungen. Dies Rütli war am Ufer des schönen Rheinstroms, im Rheingau, gelegen.

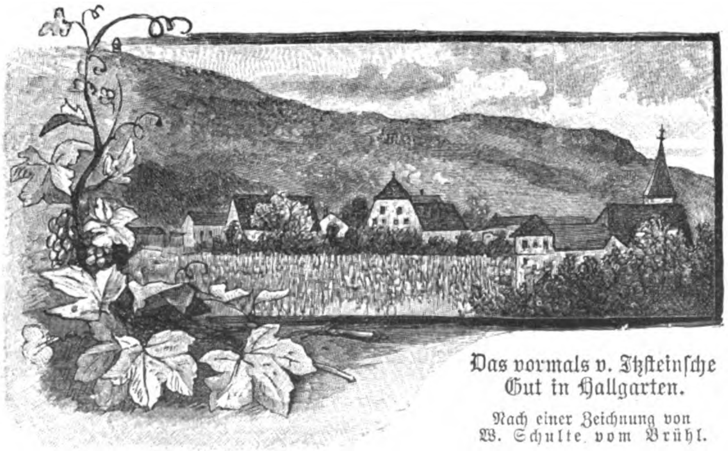
Dort oberhalb von Oestrich und Hattenheim in Hallgarten, auf jenem Uferhang, wo der köstliche Marcobrunner gedeiht, besaß der alte Kämpe der Volksinteressen im badischen Landtag, Johann Adam v. Itzstein, ein Landgut. In stiller Abgeschiedenheit, umhegt von Rebgärten, beschattet von Waldeswipfeln, bot es ein weltentlegnes Asyl. In seinen Räumen versammelte sich in dem Jahrzehnt vor 1848 fast alljährlich eine erlesene Schar von Vaterlandsfreunden aus verschiedenen Ländern Deutschlands um den bewährten Führer, mit ihm sich in aller Heimlichkeit über gemeinsame Mittel zur Herbeiführung besserer Zustände im Vaterland zu beraten. Die Nähe von Schloß Johannisberg, dem stolzen Besitztum des Fürsten Metternich, schreckte sie nicht — gerade hier, wo der gefürchtete Beherrscher der österreichischen Monarchie, des „Deutschen Bunds“ und der „Heiligen Alliance“ jeden Sommer persönlich erschien, gerade in dieser gesegneten Gegend, die ein harmlos frohes Winzervolk bewohnt, suchte man keine Verschwörer.

Fürst Metternich.

Welch ein poetischer Kontrast dies Nebeneinander, vom Geist der Weltgeschichte selbst gedichtet! Dort oben das glänzende Schloß, das seine Zinnen stolz dem Rheine zukehrt, in das der allmächtige Staatskanzler alljährlich einzieht, um Erholung von jenen Regierungsgeschäften zu suchen, die das deutsche Volk um seine verbrieften Rechte, um Würde und Ehre bringen — daneben der schlichte Landsitz des tapferen Volksmannes, in dem sich heimlich deutsche Volksvertreter zusammenfinden, um den Sturz dieses unerträglichen Regiments vorzubereiten! Beide Männer, der Volksmann wie der Staatsmann, um diese Zeit schon betagt, waren am Rheinesufer als Söhne altangesessener Familien zur Welt gekommen. Dieselben traurigen Verhältnisse, die den Untergang des alten Reichs deutscher Nation bewirkten, hatten den einen zum mächtigsten Mann der Erde, aber zum Unterdrücker des Volkes, den andern zum amtlosen Politiker, aber zum Liebling des Volkes gemacht.

Karl Theodor Welcker.
Nach der Lithographie von H. Hasselhorst.

Fürst Metternich war früh in den Dienst des kaiserlichen Erzhauses getreten. Diesem ist er immer ein treuer Diener geblieben. Als Kaiser Franz ihm 1816 nach dem Wiener Kongreß dies Schloß Johannisberg mit seinen Edelweinen als Ehrengeschenk überwies, hatte er's um das Haus Habsburg wohlverdient. Deutschlands Erniedrigung unter Napoleons Druck, das Elend der Rheinbundszeiten, die Siege der Befreiungskriege, alles hatte er zu benutzen gewußt, um Oesterreichs Hausmacht weit über ihre früheren Grenzen und tief nach Italien hinein zu erweitern. Zur Erhöhung und Sicherung dieser Macht hatte er auf dem Wiener Kongreß die Pläne der preußischen Patrioten Stein und Hardenberg, die ein neues deutsches Reich mit freier Verfassung wollten, eifrig und siegreich bekämpft und statt ihrer die Gründung des „Deutschen Bundes“ durchgesetzt, in welchem alles darauf angelegt war, Preußens durch den siegreichen Krieg und Steins Reformen wiedererstarkte Macht nach Möglichkeit zu schwächen und zu lähmen. Bei der Aufteilung des Napoleonischen



Das vormals v. Itzsteinsche Gut in Hallgarten.
Nach einer Zeichnung von W. Schulte vom Brühl.

Digitized by Google

Länderraubes hatte er im Einverständnis mit Talleyrand dafür gesorgt, daß sie für jede der neubefestigten deutschen Dynastien so ausfiel, um diese mit Neid und Eifersucht gegen die Nachbarn zu erfüllen. Der Bundestag in Frankfurt a. M. war von ihm als Centralorgan des Bundes so eingerichtet worden, daß Oesterreich nicht nur das Präsidium hatte, sondern auch die Rivalität der übrigen Einzelstaaten zu seinem Vorteil gegeneinander ausspielen konnte. Die Mehrzahl der deutschen Fürsten, vor allem der König von Preußen, hatten vor dem Kriege ihren Völkern eine Verfassung und die Beteiligung an der Landesregierung durch Ständekammern verheißen — Metternich ließ es auch in der Bundesakte bei einem unbestimmten Versprechen bewenden, dessen Erfüllung er dann, wie er sie in Oesterreich versagte, auch in den andern Staaten mit vielem Erfolg zu hintertreiben bemüht war; in Preußen gelang ihm dies völlig. Und als dann die Kämpfer von Leipzig und Waterloo enttäuscht ihre Stimme erhoben, als Arndts Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" begeistert von Munde zu Munde klang, als die Burschenschaft sich zusammenthat mit der Losung „Deutschlands Wiedergeburt!", als Fr. Ludw. Jahn seinen Turnern auch weiter die Pflege der patriotischen Ideale als höchstes Ziel vor Augen stellte — da dekretierte er: Es giebt kein Deutschland mehr, sondern nur einen völkerrechtlichen Bund der souveränen deutschen Fürsten! Und wer von den Unterthanen eines dieser Fürsten nach einem Deutschland verlangt, der begeht Landesverrat! Die Karlsbader Beschlüsse formten, nachdem Sands Attentat auf Kotzebue den gesuchten Vorwand dafür geboten, aus diesen „Grundsätzen" ein „System" der Volksunterdrückung.

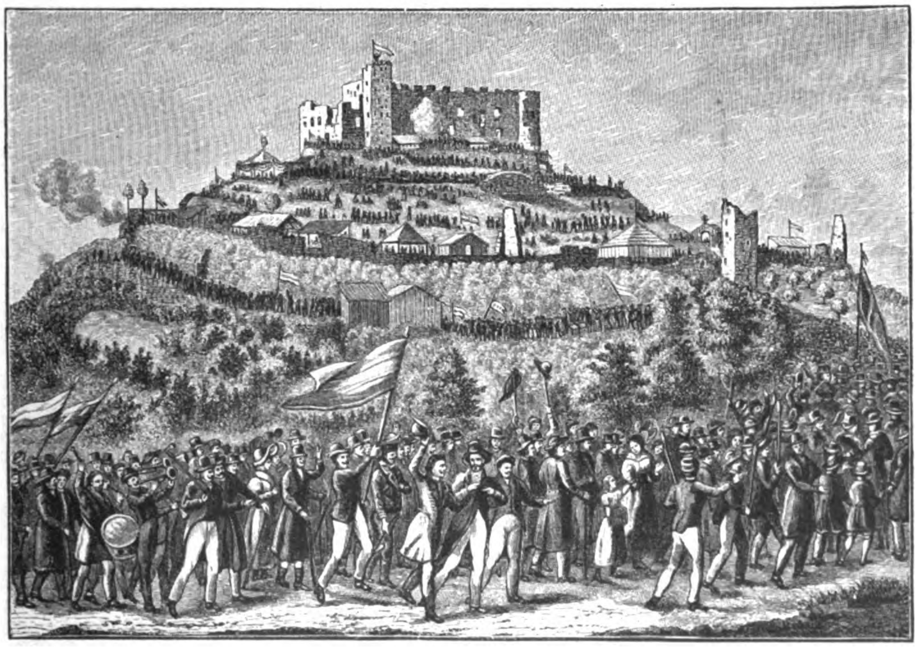
Ernst Moritz Arndt.

Friedrich Ludwig Jahn.

Johann Georg Wirth.

Wer das schwarz-rot-goldne Band der Burschenschaft trug oder getragen, wer vaterländische Lieder gedichtet oder gesungen, wer als Professor oder als Schriftsteller den deutschen Gedanken gepflegt, wer in der Presse oder in Versammlungen an deutsche Volksrechte mahnte, der wurde verfolgt, verhaftet, zu Kerker oder Landesverweisung verurteilt. Die wenigen Verfassungen, die schon bestanden, wurden beschränkt, das Versprechen derselben in der Bundesakte dahin ausgelegt, daß die mittelalterliche Ständevertretung damit gemeint sei. Die Presse als Organ der öffentlichen Meinung wurde vernichtet, die Censurbehörden ermächtigt, auch alle Bücher unter 20 Bogen zu unterdrücken, die Universitäten polizeilich überwacht, das ganze Geistesleben der Nation unterbunden, derselben Nation, für die eben erst der Geistessegen des Dichtens und Denkens eines Schiller, Goethe, Lessing, Herder und Kant erblüht war! Und siegreich behauptete sich das System durch Jahre und Jahre. Jedes Aufflackern des Freiheitsverlangens und des nationalen Bewußtseins, jede Nachgiebigkeit eines aufgeklärteren Fürsten wurde mit einer Verschärfung der Bundesgesetze beantwortet. Das vernichtete Lebensglück Tausender schrie nach Rache, der Fluch der ganzen Nation lastete auf dem Urheber des unerträglichen Zustandes — Metternichs Herrschaft, die er als Haus-, Hof- und Staatskanzler des geistesschwachen Kaisers Ferdinand ausübte, blieb unerschüttert. Er hatte die Hand über ganz Europa und ganz Europa hatte Ruhe ... die Ruhe eines Friedhofs. Das aber kümmerte ihn nicht; stolz fühlte er sich als Friedensfürst, als Wohlthäter all der undankbaren murrenden Völker, für deren Herrscher er das Behagen des Friedens über ein Menschenalter hinaus zu sichern verstanden hatte.

Wenn er im Sommer 1839 von der Dampfschiffstation in Oestrich auf sein Rheinschloß Johannisberg hinauffuhr und dabei dem gleich ihm gelandeten Gutsnachbar v. Itzstein begegnete, mochte er mit spöttischem Mitleid auf den untersetzten stämmigen Mann herabsehen, der ihm aus den Berichten seines Gesandten am badischen Hof gar wohl bekannt war. In dem kleinen Großherzogtum da im südwestlichen Winkel von Deutschland mühte sich dieser „schönrednerische Volksaufwühler" nun seit zwei Jahrzehnten schon ab, als Abgeordneter im Landtag wieder und wieder Volkswünsche vorzubringen, für deren Nichterfüllung er, Metternich, durch die geheimen Vereinbarungen zu Karlsbad, Wien und Frankfurt a. M. so klug und sicher gesorgt hatte. Früher hatte er vor dem gefährlichen Mann gewarnt. Jetzt spottete er dieser machtlosen Entfaltungen demagogischer Lungenkraft, die gerade in diesem undankbaren Baden leider immer wieder zur Geltung kamen! Ein Schatten flog aber doch über sein glattes Diplomatengesicht, wenn er dieses Landes gedachte, das vor allen anderen deutschen Ländern ein Herd demagogischer Umtriebe blieb und doch gerade durch seine Gunst erst zu der einheitlich umgrenzten Selbständigkeit gelangt war, die dem in der Rheinbundszeit so wesentlich vermehrten Umfang des Landes entsprach. Der Mannheimer Hofgerichtsrat a. D., der seinem Gut Hallgarten zuschritt, mag dagegen nach solcher Begegnung das kluge Auge hoffnungsvoll ins Weite gerichtet haben, als sähe er den endlichen Sturz von Metternichs Herr-



Der Zug auf das Hambacher Schloß.
Nach einem gleichzeitigen Bilde.

Digitized by Google

schaft in nicht zu ferner Zukunft voraus.

Auch Adam v. Itzstein war erst durch die Länderverteilung im Rheinbundsgebiete ein Badenser geworden. In Mainz als Sohn eines kurmainzischen Geheimrats geboren, hatte er in der Jugend das ganze Elend der Rheinbundszeit am eigenen Schicksal erlebt, hatte als Beamter erst unter kurmainzischer, dann unter fürstlich leiningischer Herrschaft gestanden, bis deren Mediatisierung ihn zum badischen Unterthan machte. Als Oberamtmann von Schwetzingen zog er sich durch seine liberale Gesinnung den Haß der Hofpartei zu. Der Haß stieg, als er, nach Mannheim an das Hofgericht versetzt, 1822 zum Deputierten in den Landtag gewählt ward und sich dort der Opposition anschloß. Er wurde ihr Führer im Kampf für die Rechte des Volkes, welche die Regierung den Karlsbader Beschlüssen gemäß immer mehr zu schmälern bemüht war. Eine Strafversetzung nach Meersburg war die Folge; sie hätte ihn außer allen Verkehr mit seinem geliebten Landsitz am Rhein gebracht. Vergeblich protestierte er dagegen, und so sah er sich schließlich veranlaßt, seine Entlassung zu nehmen. Seitdem widmete er seine ganze Kraft der einen Aufgabe, den gesetzmäßigen Widerstand gegen die immer stärker werdende Reaktion in Baden zu organisieren. Da kam das Jahr 1830: zum erstenmal ward das „System" Metternichs durch Kriegsgefahr von Frankreich her ins Wanken gebracht. Die siegreiche Julirevolution in Paris erinnerte ihn und die deutschen Fürsten daran, daß von einer solchen Revolution jenseit des Rheins auch Napoleons Siegeszüge ihren Ausgang genommen hatten und daß die besten Waffen im Befreiungskampf gegen den Korsen die Liebe ihrer Völker zum gemeinsamen Vaterland und die in ihnen geweckte Hoffnung auf ein freies Staatsleben gewesen waren. Die strenge Handhabung der Bundesbeschlüsse ließ überall nach. Am wenigsten freilich in Preußen und Oesterreich, den deutschen Großstaaten, die immer noch ihren Völkern die versprochene Verfassung versagten. In Sachsen, Braunschweig, Kurhessen, Hannover dagegen wurde der Ausbruch von Unruhen durch Zugeständnisse an das Verfassungsleben beschwichtigt. In allen konstitutionellen Ländern, namentlich in Baden, Bayern und Württemberg, entfaltete sich in jugendlicher Frische die Presse. In Baden kam der neue liberal gestimmte Großherzog Leopold der liberalen Bewegung entgegen. Es trat jener Landtag von 1831 ins Leben, der es in glänzender Weise verstand, die Gunst der Stunde für den Ausbau der Verfassung im Sinne der Freiheit zu nutzen.

Anastasius Grün.

Selbstporträt Fritz Reuters.
(Ausgeführt im Gefängnis.)
Nach „Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen".

Und hier erschien ein Mann neben Itzstein, der bald dessen treuester Waffengefährte wurde: Karl Theodor Welcker. Gleich seinem Bruder, dem berühmten Altertumsforscher, hatte ihn früh der akademische Beruf aus seiner Heimat Hessen verschlagen. Mit Arndt und Jahn wurde er kurz nach den Karlsbader Beschlüssen als junger Professor des Rechts in Kiel eines der ersten Opfer der „Demagogenverfolgung". Die patriotische Begeisterung, welche von Preußen aus den Befreiungskriegen ihren Charakter gegeben, hatte ihm damals die Feder geführt beim Entwerfen kühner Pläne für die Neugestaltung des Vaterlands. Jetzt war er seit mehreren Jahren Professor der Staatswissenschaften in Freiburg. In seinem dortigen Kollegen Karl von Rotteck fand er einen bewährten Gesinnungsgenossen; beide vereinigten sich zur Herausgabe einer Zeitung, „Der Freisinnige". In schönem Wettstreit mit den alten Führern der Opposition, mit Itzstein, Duttlinger, Föhrenbach und neueingetretenen Mitgliedern, wie Mittermaier, in Reden voll Geist und feurigem Schwung, die überall in Deutschland lebendigen Widerhall weckten, gelang es ihnen jetzt, in der Kammer mit anderen volkstümlichen Forderungen auch die bedingter Preßfreiheit durchzusetzen. Da trat Welcker, berauscht vom Sieg, auch mit dem Antrag hervor, daß sich die Regierung beim Bundestag für die Schaffung einer Volksvertretung der ganzen Nation verwenden solle. Und als die Regierung sich gegen eine Diskussion des Antrags aussprach, verkündete Rotteck: „Der Antrag geht also nicht in die Abteilungen der Kammer, aber er geht in die Abteilungen des deutschen Volkes; Berichterstatter wird die freie Presse sein, und das große Parlament der öffentlichen Meinung wird über ihn zu Gericht sitzen!" Aehnliche Forderungen wurden in Rottecks „Annalen" durch Wilhelm Schulz, Münch und Gutzkow, dann leidenschaftlicher, trotziger durch die Journalisten Wirth und Siebenpfeiffer auf dem großen Volksfest in der bayrischen Pfalz geltend gemacht, das am 24. Mai 1832 auf der Hambacher Schloßruine bei Neustadt a. H. unter einem aufgehißten schwarz-rot-goldnen Banner viele Tausende patriotischer Freiheitsfreunde aus nah' und fern vereint sah.

Die Antwort Metternichs waren neue Bundeserlasse, welche die Preß- und Versammlungsfreiheit völlig unterdrückten, die Unterordnung der inneren Gesetzgebung der Einzelstaaten unter die des Bundes dekretierten und die Oeffentlichkeit und Machtsphäre der Ständeversammlungen beschränkten. Die Wiener Ministerkonferenzen von 1834 führten zu weiteren geheimen Abmachungen, welche das Verfassungsleben in den konstitutionellen Staaten Deutschlands unter die Kontrolle des Bundestags stellten. Das thörichte Attentat fanatisierter Studenten auf die Konstablerwache in Frankfurt, in dem eine von deutschen Flüchtlingen eingeleitete Verschwörung gegen den Bundestag kläglich verpuffte, gab den Vorwand zur Einsetzung einer neuen Central-Untersuchungsbehörde, die, wie Fritz Reuter, Heinrich Laube, mehr als hundert ehemalige Burschenschafter ins Gefängnis brachte. Die Untersuchung erstreckte sich auch auf altbewährte Führer der Verfassungskämpfe in Hessen-Darmstadt und Kurhessen; der

Gottfried Eisenmann.
Nach der Lithographie von F. Hickmann.

Digitized by Google

schwärmerische Patriot Pfarrer Weidig von Obergleen und der als Schöpfer der kurhessischen Verfassung hochverdiente Marburger Professor Sylvester Jordan sind die berühmtesten Opfer dieser Inquisitionsjustiz. Der Hauptredner von Hambach, Johann Georg Wirth, mußte auf Jahre in den Kerker wandern; den früheren Bürgermeister von Würzburg, Wilhelm Joseph Behr, und den Redakteur des Bayrischen Volksblatts, Gottfried Eisenmann, ereilte dasselbe Schicksal, und ihre Haft erstreckte sich auf nahezu 15 Jahre. Zu ihrer besonderen Demütigung ließ Ludwig I sie vor seinem Bilde feierlich Abbitte leisten. Es kam die Zeit, da den Dichtern des „Jungen Deutschlands", welche zuerst Metternichs System mit den Waffen der Poesie und der Satire bekämpft hatten, das Schreiben überhaupt untersagt ward, die Schriften von Heine, Börne, Gutzkow, Laube und ihren Gesinnungsverwandten, darunter die freiheitatmenden Dichtungen des österreichischen Grafen Auersperg (Anastasius Grün), sämtlich verboten wurden. Ebenso ging es den neuen freisinnigen Blättern in Baden: sie mußten eingehen, die meisten ihrer Redakteure wurden in Strafprozesse verwickelt, wenn sie nicht in das Ausland, nach Frankreich, der Schweiz, flüchteten; dies letztere that auch Karl Mathy, der jugendliche Redakteur des Karlsruher „Zeitgeistes". Rotteck und Welcker wurden nach Unterdrückung des „Freisinnigen" ihrer Professuren enthoben. Andere Führer der liberalen Bewegung sahen sich gezwungen, ihre Aemter niederzulegen, um ihr Abgeordnetenmandat zu erfüllen, weil die Regierung ihnen den Urlaub verweigerte. In Württemberg mußte deshalb Ludwig Uhland auf seine Tübinger Professur, Friedrich Römer auf sein Amt als Kriegsrat verzichten; Paul Pfizer hatte sich schon vorher veranlaßt gesehen, wegen seiner von edelster Vaterlandsliebe diktierten Schrift „Briefwechsel zweier Deutschen", welche die patriotischen Hoffnungen der Deutschen auf den innigen Anschluß an Preußen verwies, für dieses aber die Verleihung einer freisinnigen Verfassung verlangte, aus dem Staatsdienst zu scheiden. Heinrich von Gagern, der in Hessen-Darmstadt an der Spitze der Kammeropposition stand, wurde mit Jaup und anderen direkt seines Amtes entsetzt. Die große Beliebtheit, die Uhland als Dichter in allen Kreisen der Nation genoß, auch in solchen, wo man sein mannhaftes Eintreten in Lied und Rede für das „alte gute Recht" nicht zu würdigen vermocht hatte, lenkte die allgemeine Teilnahme auf diese Vorgänge. Noch größere Empörung rief aber überall, wo deutsche Herzen für das Vaterland schlugen, der Willkürakt des Königs Ernst August von Hannover hervor, der 1837 bei seiner Thronbesteigung die liberale Verfassung, die erst vor wenigen Jahren sein Vorgänger dem Lande gegeben, mit einem Federstrich beseitigte. Nur jene berühmt gewordenen „Göttinger Sieben" fanden den Mut zu einem Proteste; Amtsentsetzung und Landesverweisung war das Schicksal der Tapfern. Die sieben Göttinger Professoren waren sämtlich erlauchte Vertreter der deutschen Wissenschaft, der Theologe H. Ewald, der Jurist E. Albrecht, der Naturforscher W. Weber nicht minder als die beiden Historiker Dahlmann und Gervinus, in deren Werken sich kraftvoll eine liberale Gesinnung aussprach, nicht minder als die allverehrten Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, deren Forschen und Schaffen mit heiliger Andacht der Pflege des Deutschtums und der Vaterlandsliebe geweiht war. Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus wurden nach Verlauf dreier Tage, von Kürassieren bewacht, über die Grenze geschafft. In Dahlmann traf die Verbannung den Schöpfer des Entwurfs zu der so schmählich beseitigten Verfassung.

In dieser Zeit hohnvollen Triumphes der Metternichschen Gewaltpolitik faßte Itzstein den Plan, der sichtlich vorhandenen Verschwörung der Bundesfürsten gegen das Freiheits- und Einheitsverlangen des deutschen Volkes eine Organisation gegenüber zu stellen, welche die vereinzelten Bestrebungen im Volke zu gunsten der Freiheit und Einheit in einen Zusammenhang brächte. Die Entrüstung, welche der hannöversche Verfassungsbruch und die Ausweisung der „Göttinger" allenthalben in Deutschland weckten, die Teilnahme, welche eine von ihm mit anderen eingeleitete Sammlung für eine Nationalgabe an die schwergeprüften Männer allgemein fand, brachte ihm zum Bewußtsein, mit welcher Macht sich unter dem Drucke der Reaktion das nationale Gemeingefühl auch außerhalb Badens entwickelt hatte. Für jeden Märtyrer erstand ja überall eine ganze Schar von neuen Pionieren. Besonders in Leipzig, Königsberg und anderen deutschen Universitätsstädten hatte sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie tief dies Empfinden bereits ins Volk gedrungen war. Da aber zur Zeit bei der völligen Unterdrückung der Presse der parlamentarische Kampf in der Kammer als das einzige Mittel erschien, gegen die Reaktion zu wirken, so beschloß Itzstein mit Welcker und anderen politischen Freunden, zunächst ein Zusammenwirken von Führern der Opposition in den politisch regsamsten deutschen Landtagen herbeizuführen.

W. Weber. W. Grimm. F. C. Dahlmann. G. Gervinus. J. Grimm. H. Ewald. E. Albrecht.

Die Göttinger Sieben.

Und so kamen im Herbst 1839 auf Itzsteins Einladung Männer dieser Gesinnungsgemeinschaft erstmals am schönen Rheinstrom zu geheimer Beratung zusammen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Acetylengas.

Es war bei den neuerdings so vielfach vorgenommenen Versuchen im elektrischen Schmelzofen, daß der Amerikaner Wilson durch die Zusammenschmelzung von Kalk und Kohle das Calciumkarbid und damit die fabrikmäßige Herstellung des merkwürdigen, in kleineren Mengen schon längst bekannten Gases Acetylen entdeckte. Eine ziemlich planlose Entdeckung — denn ihr Urheber erwartete beim Oeffnen seines Ofens gewiß etwas anderes als diesen Block erstarrten Gesteins, den man kaum der weiteren Untersuchung für wert hielt —, aber eine um so folgenreichere. Etwas von jenem Block geriet in ein Gefäß mit Wasser und sofort begann ein übelriechendes Gas sich stürmisch zu entwickeln; angezündet, gab es ein Licht, neben dem die Flammen des Leuchtgases rot erschienen, und selbst in kleinen Mengen dem Kohlengase beigemischt, erhöhte es die Leuchtkraft desselben in überraschender Weise.

Es war kein Wunder, daß sich an diese Entdeckung sehr rasch eine umfangreiche Industrie zur Calciumkarbiderzeugung anschloß. Ein Rohstoff, der leicht und aus billigen Materialien herstellbar ist, sich allenthalben hinsenden läßt und nur mit Wasser benetzt zu werden braucht, um sofort ein reines Leuchtgas von der idealsten Lichtstärke zu geben, das schien für eine neue erfolgreiche Industrie gerade der gesuchte Gegenstand. Große Karbidwerke bildeten sich bald an den elektrischen Centralen des Rheins und Niagara, in England und Frankreich. Das Acetylengas schien ja von Anfang an einer noch viel umfassenderen Verwendung, als nur zu Beleuchtungszwecken, fähig. Es sollte gleich dem Steinkohlengase, aber mit viel größerem Nutzeffekt, Maschinen treiben, und man sah schon im Geiste die Schnelldampfer, anstatt mit Kohlen, mit einem ungleich geringeren Gewicht von Karbid befrachtet, durch die Wellen ziehen. Man rechnete ferner auch auf einen Versand des Acetylens, welches sich fast ebenso leicht wie Kohlensäure verflüssigen läßt, in Stahlflaschen und hoffte, mit Hilfe des flüssigen Acetylens feenhafte Lichtquellen selbst in den abgelegensten Wohnstätten, wo weder Gas noch Elektrizität zu haben sind, erschließen zu können.

Die Bäume wuchsen indessen auch diesmal nicht in den Himmel, und nicht alle auf das Acetylen gesetzten Erwartungen haben sich erfüllt.

Zunächst erwies sich die Hoffnung, das neue Gas als wohlfeile Kraftquelle benutzen zu können, als trügerisch. Das Acetylen äußert, wenn es zum Zweck der Explosion im Cylinder des Gasmotors mit Luft vermischt wird, seine Energie so stürmisch und stoßweise, daß die rasche Abnutzung der Maschinenteile jeden Vorteil des Acetylenbetriebes aufwiegt. Vielleicht wird es möglich sein, besonders starke und einfache Explosionsmotoren speziell für diesen Zweck zu konstruieren, jedenfalls aber liegt diese Ausnutzung des Acetylens noch ganz in der Zukunft.

Ein anderes Hindernis für die gehoffte rasche Ausbreitung des Acetylenverbrauchs ist der verhältnismäßig hohe Preis des elektrisch erzeugten Calciumkarbids. Selbst an den billigsten Stromquellen, wie z. B. den Niagarafällen, stellt sich der Elektrizitätsverbrauch beim Zusammenschmelzen des Kalk-Kohlegemisches so hoch, daß an einen Ersatz des Leuchtgases durch das Acetylen noch lange nicht zu denken ist. Doch hat in der jüngsten Zeit ein auf dem Gebiete der technischen Verwertung der Gase längst verdienter Fachmann, Prof. Raoul Pictet, zur Verbilligung des Acetylens einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Das ältere, von Wilson und Moissan fast gleichzeitig entdeckte Verfahren der Karbidherstellung bediente sich als Wärmequelle lediglich der Elektrizität; Pictet dagegen läßt die Hauptarbeit der Erhitzung des Rohmaterials auf dem billigsten und ursprünglichsten Wege vor sich gehen. Nach seinem Patente geschieht die Verarbeitung der Rohstoffe in einem gewöhnlichen, zur Erzschmelze dienenden Hoch- oder Schachtofen, der nur am unteren Ende durch einen elektrischen Flammenbogen abgeschlossen ist. Der gewöhnliche Ofenprozeß bringt nun die Masse schon soweit in Hitze, daß es nur noch einer mäßigen Nachhilfe des elektrischen Stromes bedarf, um den Schmelzprozeß zu vollenden und das flüssige Karbid unten ablaufen zu lassen.

Vielleicht wird schon die durch dieses Verfahren bewirkte Karbidverbilligung hinreichen, um dem Acetylen diejenige Stelle in der Beleuchtungsindustrie zu verschaffen, die ihm seinen technischen Vorzügen nach zweifellos zukommt. Es ist dem Steinkohlengase fünfzehnmal an Leuchtkraft überlegen, sobald geeignete Brenner, wie sie jetzt mehrfach konstruiert sind, benutzt werden. Seine Herstellung ist im Vergleich zu dem Prozeß der Leuchtgasfabrikation von solcher Einfachheit, daß kleine Acetylengasanstalten, wie sie von mehreren Firmen gebaut werden, für Hotels, Fabriken, Villen, ja für manchen größeren Haushalt schon jetzt ihre Vorteile besitzen. Endlich erhöht ein geringer Zusatz von Acetylen zum gewöhnlichen Leuchtgas auch dessen Leuchtkraft so sehr, daß sich dieses Verfahren wahrscheinlich einbürgern wird, sobald es nur irgend der Preis des Calciumkarbids zuläßt.

Indessen gab es für das Acetylen auch ein Hindernis der schnellen Einführung, das nicht auf technischem oder ökonomischem Gebiete lag. Bald nach der Entdeckung Wilsons zogen mehrere durch Acetylenexplosionen veranlaßte schwere Katastrophen in Berlin, Brüssel, Paris und anderen Städten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und gaben sogar den Anlaß zu polizeilichen Maßnahmen, die den Gebrauch des Gases beträchtlich einzuengen geeignet waren. Eingehende Versuche haben aber erwiesen, daß namentlich das verflüssigte Acetylen, das zum Zwecke des Transportes gleich der Kohlensäure in Stahlbehälter gepreßt wird, besondere Neigung zu gefährlichen Explosionen zeigt. Man mußte also von dieser Art der Verwendung absehen, was wiederum manche an die leichte Transportierbarkeit des Acetylens geknüpfte Hoffnung zerstörte. Eine Entdeckung von G. Claude und A. Heß löste indessen kürzlich auch diese Schwierigkeit, indem die Genannten große Mengen Acetylen dadurch in kleinen Behältern aufbewahrten, daß sie das Gas in flüssiges Aceton hineinpreßten. Aceton, das auch Essiggeist genannt wird, vermag bei 12 Atmosphären Druck das 300fache seines Rauminhaltes an Acetylen aufzunehmen und gefahrlos festzuhalten, um es zum Zweck des Gebrauchs bei vermindertem Druck leicht wieder abzugeben.

Noch einfacher scheint es allerdings, anstatt des gepreßten Gases das Calciumkarbid selbst, dessen Transport und Aufbewahrung unbedenklich ist, zu versenden und die Gasentwicklung jedesmal erst am Gebrauchsorte vorzunehmen. Man bringt diesem Prinzip zufolge Lampen in den Handel, die nur mit Wasser und kleinen Karbidstücken gefüllt werden und ein vorzügliches weißes Licht geben. Von ganz besonderem Wert aber erscheint die Acetylenbeleuchtung für Zwecke, die ein helles, sicheres Licht in fahrbaren Räumen verlangen. So ist man bemüht, dem Acetylen und der Karbidlampe Eingang in die Eisenbahnbeleuchtung zu verschaffen, ferner bringt man Acetylenapparate, die nur mit Wasser und Calciumkarbid geladen werden, für schwimmende Leuchtbojen in Anwendung. In Paris hat man längst Versuche zur Acetylenbeleuchtung von Omnibus und Straßenbahnen gemacht, in Berlin beweisen Anlagen zur Acetylenfabrikation auf dem Werkstätten- und Rangierbahnhof Grunewald, daß das anfänglich gehegte Mißtrauen abgelegt ist. In der deutschen Gold- und Silberscheide-Anstalt zu Frankfurt a. M. werden mit Erfolg Versuche gemacht, die große Hitze der Acetylenlampe zum Schmelzen schwerflüssiger Metalle zu verwenden. Vor allem aber mehren sich die Versuche, das Acetylen auch in den Dienst der Stadtbeleuchtung zu stellen. So hört man jetzt auf allen Seiten von regen Fortschritten der Acetylenindustrie; wir erleben das Schauspiel, daß wieder einmal ein neuer technischer Fortschritt die Fesseln der Versuche abwirft und siegend ins praktische Leben eintritt.

W. Berdrow.

Ein Sommernachtstraum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Arthur Hewett.

1.

Endlich der langersehnte Brief!

Rupert ergriff ihn hastig und öffnete ihn mit weniger Ruhe, als es sonst seine Art war. Ja, er war von seinem alten Freunde, der zum Direktor eines neugegründeten Staatsgymnasiums in Berlin kürzlich ernannt worden war. Er sollte ihm die Erlösung bringen, die heiß ersehnte, nie gewährte!

Es giebt nichts Fataleres, als die kühnsten Hoffnungen auf einen Brief zu bauen, diesen nach fieberhafter Erwartung endlich in Händen zu halten — und dann alle kühnen Träume durch ihn zerstört, alle luftigen Schlösser gestürzt zu sehen.

Er war so zuversichtlich gewesen, der ruhig erwägende Freund, der nie mehr versprach, als er halten konnte. Er hatte ihm so sichere Aussicht auf die vakant gewordene Stelle eines ordentlichen Lehrers an seinem Gymnasium gemacht, und nun? Alles dahin, alles vergeblich! Da stand sein Schicksal, schwarz auf weiß.

„Sie glauben nicht, welche Mühe ich mir gegeben habe, aber es war nicht möglich, den Geheimrat zu überzeugen. Ich war heute noch einmal bei ihm im Ministerium — nur Ihretwegen, aber er blieb unerschütterlich. Ein Aelterer steht auf der Liste — der geht vor — es ist nichts zu machen.

Eben wollte ich mich zum Gehen wenden, als er seinem Sekretär klingelte und sich Ihre Papiere vorlegen ließ. Er blätterte in ihnen hin und her — dann wurde er aufmerksam und las. Ich merkte, daß er es nicht ohne Wohlgefallen that. Er nickte einigemal wie zustimmend. Er wurde nachdenklich — ich atmete auf. Eine kleine Pause entstand. Dann riß er sich gewaltsam los aus dem Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, in den sein geheimrätliches Herz geraten. ‚Es hilft nichts, er ist noch nicht alt genug‘ — das war seine letzte Entscheidung, und — entlassen war ich!“ — —

„Noch nicht alt genug! Du meine Güte,“ seufzte Rupert. Er strich sich über den stark gelichteten Kopf, er streichelte

Digitized by Google

Defoe am Pranger.
Nach einer Originalzeichnung von F. Leeke.

liebevoll die kleinen Falten auf der hohen Stirn und warf einen kurzen Blick in den gegenüberliegenden Spiegel. In dem hübschen, fein geformten Gesicht leuchteten so jugendliche Augen, die Züge waren so frisch und klar; trotz der weichenden Haare und der Falten auf der Stirn war es nicht unmöglich, daß es noch einen älteren Leidensgefährten gab als ihn. „Noch nicht alt genug!“ Wo in der ganzen Welt giebt es auch so alte Leute als unter den Probekandidaten. „Der reine Seniorenkonvent!“ seufzte er mit etwas grimmigem Lächeln. Das Alter muß man ehren! Da hilft nun einmal nichts. Wenn er diese heilige Pflicht nur nicht zu oft schon hätte üben müssen!

Eben wollte er den unheilvollen Brief fortlegen — da fiel sein Blick auf ein bisher nicht beachtetes Postskriptum auf der Rückseite: „Ich gebe Ihnen jetzt einen dringenden Rat und wünschte wohl, daß Sie ihn befolgten. Die Freude an Ihren Zeugnissen, mein fast hartnäckiges Eintreten für Sie hat den pflichtgestrengen Herrn Geheimrat doch etwas weich gemacht. Vielleicht ist noch nichts verloren, wenn Sie sich entschließen könnten, die Reise von den Reichslanden hierher zu machen und sich ihm persönlich vorzustellen. Ist es für dieses Mal vergeblich, dann sicher nicht für die nächste Stelle. Kennenlernen muß er Sie auf jeden Fall. Also wagen Sie es! Sie haben noch sechs Tage bis zum Schluß der Ferien. Da kann viel gemacht sein. Entschließen Sie sich schnell! In meinem Hause sind Sie ein willkommener Gast!“

Einigemal ging Rupert, den Brief in der Hand, in seinem Zimmer auf und ab, einigemal schüttelte er unwillig den Kopf — dann blieb er stehen. „Was hast du dir gelobt, alter Freund, als du vor etlichen grauen Jahren in das verheißungsvolle Amt eines Probekandidaten am Gymnasium dieser Stadt eingeführt wurdest? Eins wolltest du nie verlieren und verleugnen, und wenn man dir seinen Besitz noch so schwer machte: die Geduld, die einem Probekandidaten nötiger ist als das tägliche Brot! Probieren wir's mit dieser Reise! Suchen wir das harte Herz dieses Geheimrats zu schmelzen — und sei es von Stein! Dem Mutigen hilft das Glück — Fortem fortuna adjuvat!“

Er trat ans Fenster, trommelte an die Scheiben und pfiff dazu seinen Lieblingsmarsch: „Vorwärts mit frischem Mut!“ Dann kramte er einen Fahrplan aus einem verborgenen Winkel seines Schreibtisches hervor und blickte hinein. Um Himmelswillen! Schon um vier Uhr ging der Kurierzug — da war keine Zeit mehr zu verlieren!

Er öffnete die Thür seines Zimmers und rief mit durchdringender, weithin schallender Stimme: „Frau Bärchen, Frau Bärchen!“, bis die Gerufene, atemlos und das runde, volle Gesicht gerötet vom Feuer der Küche, in der Stube erschien, den beweglichen Mund zu tausend Fragen bereit. Aber nicht einmal zu einer ließ er sie kommen, so große Anstrengungen sie auch machte.

„Frau Bärchen,“ rief er ihr entgegen, „packen Sie meinen Handkoffer, den Frack, die schwarzen Beinkleider, den Klapphut, die weißen Handschuhe, kurz — Sie wissen ja!“

„Wollen der Herr Doktor schon wieder auf eine Hochzeit?“

„So etwas Aehnliches, meine gute Frau Bärchen, aber bei all der Liebe, die Sie mir je gezeigt, bei all den Versicherungen Ihrer mütterlichen Fürsorge um mich, bei allem noch Teureren, was Ihnen ein besserer Redner ans Herz legen könnte, beschwöre ich Sie, machen Sie schnell, liebste Frau Bärchen — es gilt eine Lebensentscheidung!“

Frau Bärchen schüttelte den Kopf. So spaßig war er immer, der Herr Doktor, und daß er es war, freute niemand mehr als sie.

Irgend welche Aufschlüsse von ihm zu erhalten, wäre für heute aussichtslos gewesen — sie ging und packte eiligst den Koffer. Rupert pfiff einem halbwüchsigen Jungen, der vor der Thür herumlungerte, übergab diesem sein Gepäck, drückte der noch nicht zu Atem gekommenen Frau Bärchen die fette Hand und schlug den Weg zum Bahnhof ein.

2.

„Station Appenweier! Umsteigen nach Karlsruhe, Heidelberg, Frankfurt!“

Rupert war auf der Fahrt aus dem Elsaß ins Badische in dem heißen Coupé ein wenig eingeschlafen, als ihn dieser Ruf des Schaffners weckte.

Der Zug war eben hereingebraust. Rupert ging von Coupé zu Coupé; es war Ende Juli, die Hauptreisesaison — vollends in dieser Gegend! Ueberall indignierte, entrüstete Gesichter — überall das eine brummende Echo: Alles besetzt! — Er wandte sich an den Schaffner; auch das vergebens. Endlich erbarmte sich der Zugführer seiner und öffnete ihm ein Coupé erster Klasse.

Hier war es leerer. Nur zwei Personen befanden sich in diesem Raume, ein älterer Herr und eine junge Dame.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Rupert hatte Zeit, seine Mitreisenden genauer zu betrachten. Ueber der Gestalt des älteren Herrn, der trotz der schwülen Hitze straff und kerzengerade auf dem Polster saß, lag jenes unverkennbare Wesen, das auch im Civilanzug den Militär nicht verläßt. Er sitzt wie auf dem Pferde, dachte Rupert bei sich. Das sonnenverbrannte, strenge Antlitz mit seiner unnahbaren Vornehmheit, der martialische weiße Schnurrbart, die kräftigen Lippen darunter, die nur zum Kommandieren sich zu öffnen schienen und die ein wenig hochmütig aufgeworfen waren, bestärkten ihn in seiner Ansicht.

Ob er aktiver Offizier war oder verabschiedeter? Er hatte graue, fast weiße Haare. Das kommt heute bei aktiven Offizieren kaum noch vor. Da dürfen selbst die Herren Obersten nicht anders aussehen als ein schneidiger Premierlieutenant! Es ist eben eine andere Welt wie bei uns Probekandidaten — hier heißt es nie: nicht alt genug, sondern immer nur: nicht jung genug.

Folglich ein Offizier a. D., kalkulierte Rupert mit unbeirrter Sicherheit weiter, ein Major a. D. — nein, dazu sah er denn doch zu martialisch, zu schneidig aus, Oberst mindestens! Um so mehr eine verschollene Größe — eine Ruine alter Pracht und Herrlichkeit! Hat nun nichts anderes zu thun, der alte Herr, als in der weiten Welt herumzukutschieren! Brauchtest dich übrigens gar nicht so zu „haben“, Alterchen, denn wenn ich auch nur ein armer Probekandidat bin, ich bin noch jung, zu jung sogar — ich bin Zukunft, und du — du bist Vergangenheit, wenn du es auch selbst noch nicht zu glauben scheinst und mich mit deinen stolzen Augen ansiehst, als müßte ich die ganze Fahrt bis Frankfurt vor dir „stramm stehen“.

Mit dem Alten war Rupert fertig, er glaubte seine ganze Lebensgeschichte zu kennen. Aber nun die junge Dame!

Er konnte wenig von ihr sehen. Sie saß in der äußersten Ecke ihm gegenüber, das Köpfchen in die Polsterlehne gestützt. Die Augen schienen geschlossen, der Zugwind spielte in ihren schwarzen Haaren, die sich leise wallend bewegten. Sie schien zu schlafen. Die kleine Hand im gelben Lederhandschuh fuhr freilich dann und wann zum Antlitz, um die widerspenstigen Haare in Ordnung zu bringen, und der zierlich geformte Fuß, der in einem schmiegsamen braunen Strandschuh steckte, klopfte den Fußboden leise wie im Traume.

Obwohl er nichts von ihrem Antlitz sehen konnte, war es Rupert klar, daß es sehr hübsch sein müßte, ein anderes konnte er sich zu dieser Gestalt nicht denken.

Ob sie die Tochter des Obersten sein mochte, ob — ? — Da mit einem Male wandte sie mit einer raschen Bewegung den Kopf — ja, es war seine Tochter! Derselbe leuchtende Stolz in den großen dunkelblauen Augen; um die leise geschürzten Lippen derselbe überlegene Zug, der fast hochmütig erschienen wäre, wenn ihn nicht eben eine Befangenheit gemildert hätte, die einen matten Hauch von Röte über die zarten Züge goß und ihnen einen Liebreiz lieh, wie Rupert ihn nie gesehen. Freilich nur für eine kurze Sekunde. Gleich darauf blickten die dunklen Augen schon wieder sehr kühl und gleichgültig auf den Eindringling und wandten sich dann zu dem alten Herrn, als wollten sie sagen: Wir sind nicht mehr unter uns, nicht einmal in der ersten Klasse ist man vor allerlei Publikum sicher.

„Der alte Tick!“ murmelte er in sich hinein. „Solche Oberstentochter a. D. — aber sie sind immer dieselben. Pah!“

Er lehnte sich jetzt seinerseits mit vornehmer Nachlässigkeit in die Wagenecke. Versuchen wir ein wenig zu schlafen!

Er schloß die Augen, aber er öffnete sie bald wieder. Es wurde ihm nicht leicht, den Blick auf längere Zeit von seinem Gegenüber zu wenden, das ihm immer lieblicher erschien. Dieses zwar nahm ebensowenig Notiz von ihm wie der alte Herr. Sie unterhielten sich von den Erlebnissen einer soeben beendeten Reise. Die Erinnerungen mußten sehr schön sein; der alte Herr schmunzelte unter dem dichten Schnurrbart so freundlich; die

Digitized by Google

junge Dame lachte einigemal hell auf, ihre Augen leuchteten so glückerfüllt. Sie strich zärtlich mit ihrer kleinen Hand über die starkgebräunte des Vaters — sie waren wieder ganz unter sich!

„Zu gut hast du alles gemacht, Väterchen — mit keinem anderen möchte ich reisen als mit dir, es kann's auch keiner so verstehen!"

„Und siehst du," erwiderte der alte Herr geschmeichelt, „alles auf die Minute, genau wie wir es uns vorgenommen. Ja, ja, man muß alles lernen — auch das Reisen, mein Kind! Wie viel kostbare Zeit habe ich früher vergeudet auf meinen Fahrten, aber jetzt bin ich ein Praktikus. Bevor ich eine solche Reise antrete, wird gearbeitet — fleißig gearbeitet —"

„Du hast ja auch weiter nichts zu thun," dachte Rupert bei sich und wandte den Blick nicht von der jungen Dame, obwohl er die Augen halb geschlossen hatte und so that, als schliefe er allen Ernstes.

„Da wird der Plan gemacht wie ein Schlachtplan!" fuhr der alte Herr mit sichtbarem Behagen fort. „Tag für Tag, Stunde für Stunde, und dann — wie es auch komme — keine Abweichung. Das kann ich nicht vertragen. Das stürzt die ganze Taktik. Nur so war es möglich, dir in der kurzen Zeit ganz Oberitalien zu zeigen und noch ein gut Stück der Schweiz. Doch nun, mein Herz — es ist fünf Uhr vorbei — du weißt, das ist meine Mahlzeitstunde auf solch einer Eisenbahnfahrt."

Die junge Dame erhob sich. Flugs streifte sie den Handschuh von der weißschimmernden Hand, flugs nahm sie die zierliche Handtasche aus dem Netze, breitete eine kleine Serviette über die Kniee des Vaters, gab ihm eine zweite in die Hand und reichte ihm aus den weißen Pergamenthüllen eine Buttersemmel, so reich und appetitreizend zubereitet, daß Rupert das Wasser im Munde zusammenlief, obwohl er es sonst wenig liebte, auf der Eisenbahn etwas Mitgebrachtes zu genießen. Ein Hühnerflügel folgte, den sie geschickt mit einem kleinen Messer tranchierte, dann kam ein Ei, das sie in Salz wälzte, und Semmel und Huhn und Ei verzehrte der alte Herr mit einem so großen Wohlbehagen, daß Rupert einen Appetit dabei bekam, wie er ihn kaum im Leben empfunden.

In diesem Augenblick entglitt ein kleines Gläschen den geschäftigen Händen des Fräuleins und fiel so unglücklich, daß es klirrend zersprang. Das Fräulein wurde purpurrot. Rupert kam ihr zuvor und sammelte die Scherben. Er that es mit größerem Geschick, als es ihm sonst in solchen Dingen eigen war. Die junge Dame dankte ihm mit leiser Verbindlichkeit, und wieder errötete sie. Dieses schnelle Erröten bei den geringfügigsten Gelegenheiten wiederholte sich später noch öfter — es schien eine Eigentümlichkeit von ihr zu sein, und wie es meist in solchen Fällen ist, so schien sie dieselbe zu kennen und gar nicht angenehm zu empfinden. Aber gerade diese Eigentümlichkeit und die Befangenheit, die mit ihr verbunden war, stand ihr wunderbar gut zu Gesichte; sie erhöhte den mädchenhaften Reiz der feinen Züge und entzückte Rupert jedesmal von neuem.

Indessen war der alte Herr beim Käse angelangt, den er auf Pumpernickel zu speisen beliebte.

„So, mein Kind," sagte er dann, sorgsam mit der Serviette den Mund streichend und den fein gepflegten Bart bürstend, „noch eine gute Stunde, und wir sind in Heidelberg."

„Und du wolltest nicht, Väterchen —?"

„Nein, mein liebes Kind, dieses Mal nicht. Du weißt, ich gehe nie von meinen Vorsätzen auf Reisen ab, und in Heidelberg zu bleiben, haben wir nicht geplant."

„Ich hätte Heidelberg so gern gesehen," warf die junge Dame sehr zaghaft und schüchtern ein.

„Ein anderes Mal, liebes Kind, ein anderes Mal! Was ist Heidelberg auch für jemand, der aus der Schweiz kommt und Italien. Nein, wir fahren bis Frankfurt durch. Du siehst, hier steht es in meinem Notizbuch: ‚den 23. Juli abends 8 Uhr 12 Minuten in Frankfurt. Abendbrot im Palmengarten.' Ich sage dir, schöner kannst du nirgend in der Welt soupieren als in diesem Palmengarten. Laß mich nur machen. So lange sind wir konsequent gewesen, wir wollen es auch bis zum Schluß bleiben!"

Die junge Dame wagte keine Einwendungen mehr.

„Apropos!" rief der alte Herr, „um die Hauptsache nicht zu vergessen — jetzt meinen Cognac!"

„Jawohl, Väterchen." Sie sagte es mit einem leisen Anflug von Befangenheit im Tone. Und diese Befangenheit wurde sichtbarer und stärker. Sie kramte und suchte mit wachsender Hast in der kleinen Reisetasche, sie nahm mit bebender Hand Stück für Stück heraus — alles vergeblich! Die Cognacflasche fand sich nicht.

„Nun?!" fragte der alte Herr schon etwas ungeduldig.

„Väterchen — den Cognac — den muß ich in der Eile der Abreise in Basel liegen gelassen haben — ich finde ihn nicht."

„Aber Kind!" rief der alte Herr höchst unwillig — „den Cognac gerade! Alles hättest du in Basel liegen lassen können, aber den Cognac nicht! Du weißt, daß ich ohne Cognac auf der Reise nicht leben kann."

„Hier ist guter Rotwein — auch noch etwas Portwein!"

„Geh' mir mit dem Wein — ich kann auf der Fahrt nur Cognac trinken. Nur der bekommt mir. Und den gerade mußt du vergessen!"

„Alter Tyrann!" räsonnierte Rupert in grimmigen Gedanken, aber seine Außenseite zeigte eine Teilnahme, ein Bedauern mit dem alten Herrn, die dem größten Komödianten alle Ehre gemacht haben würde. Was hätte er darum gegeben, eine Flasche Cognac in der Reisetasche zu haben!

„Wo ist der nächste Aufenthalt?" knurrte der alte Herr.

Die junge Dame nahm das Kursbuch. „Karlsruhe," erwiderte sie.

„Wie lange?"

„Vier Minuten."

„Gut — dann kann ich dort eine Flasche kaufen."

„Aber, Väterchen — vier Minuten?!"

„Aha," lachte der alte Herr. „Du meinst, mir wird es so gehen wie unserem jungen Pärchen da in Zürich auf der Hochzeitsreise, wo er auf dem Bahnhofe sitzen blieb und sie allein weiter reiste? Ohne Sorge, liebes Kind — das passiert einem erfahrenen Reisepraktikus nicht! Ist das schon Karlsruhe?"

Der Zug fuhr einen Augenblick langsam, dann hielt er. Der alte Herr erhob sich, winkte seiner Tochter „Auf Wiedersehen", und fort war er, den weit entfernten Wartesälen zu, mit der Geschmeidigkeit eines Jünglings.

3.

Es war ein unendliches Gewühl auf dem Bahnhof, ein Andrang, wie er selbst in dieser Zeit selten ist. Mehrere Züge standen zugleich auf den vielen Geleisen, gefüllte und leere — Lokomotiven rangierten hin und her, Klingeln, Glockensignale ertönten, Beamte wetterten, Warnungsrufe klangen dazwischen.

Die junge Dame blickte von ihrer Ecke aus nachdenkend auf das Getriebe und Gewoge. Es lag jetzt ein sinnender, fast wehmütiger Ausdruck in den dunklen Augen.

Mit einem Male — was war das?!

Jäh fuhr sie in die Höhe. Nein, es konnte nicht sein — es war unmöglich — es war sicher der andere Zug — der neben ihr auf dem nächsten Geleise — es war eine Täuschung wie so oft, auf den Bahnhöfen gerade — doch nein — nein!

„Um Gottes willen!" rief sie, „geht unser Zug schon?"

Rupert war so in ihren Anblick versunken gewesen, daß er ebenfalls von dem Abgang nichts gemerkt hatte.

„Wahrhaftig — er geht!" antwortete er, sich erhebend.

„Mein Vater — mein Vater! Lassen Sie mich aussteigen, ich bitte Sie, lassen Sie mich —"

Er hielt sie zurück.

„Mein gnädigstes Fräulein, der Zug ist in der Fahrt!"

„Das hilft nichts — ich kann doch unmöglich ohne meinen Vater . . . Daß Sie das nicht einsehen! . . . Herr Stationsvorsteher, ich bitte Sie, lassen Sie halten!"

Der Stationsvorsteher zuckte bedauernd die Achseln.

Der Zug fing an, sich in ein schnelleres Tempo zu setzen.

Das Fräulein, das bisher suchend und winkend aus dem Fenster gelehnt hatte, trat zurück. „Nein dies Unglück — mein Vater!"

Rupert bedauerte die junge Dame von Herzen, aber hinein in dieses Bedauern stahl sich die Freude. War es ein wenig Schadenfreude über den siegessicheren Reisepraktikus, war es der Reiz, mit dieser jungen, schönen Dame allein zu sein, die ihm so stolz und unnahbar erschienen war, und sie nun auf seinen Rat und seine Hilfe angewiesen zu wissen?

Als er aber auf das Fräulein blickte, als er sah, wie der leuchtende Stolz plötzlich aus den dunklen Augen gewichen war, wie sie so verlassen, so hilfesuchend zu ihm herüberschaute, mit den Thränen ringend, und wie jetzt trotz aller ihrer Tapfer-

Digitized by Google

Wintervergnü[...]

Nach einer Originalzei[...]

Digitized by Google

gen im Spreewalde.

chnung von Werner Behme.

Digitized by Google

keit ein großer blinkender Tropfen an ihren Augenlidern hing und langsam die bleiche Wange hinunterrollte, da erschien ihm dies Empfinden fast wie ein Unrecht. Und jedes andere Gefühl ging unter in dem herzlichsten Mitleid mit ihr, in dem einen Wunsche, ihr in ihrer Verlegenheit zu helfen.

„Aber, mein gnädigstes Fräulein," rief er, „was in aller Welt ist denn geschehen, daß Sie gleich so zu verzweifeln brauchten?! Ihrem Herrn Papa ist ein kleines Malheur passiert, das jedem, auch dem erfahrensten Reisenden, alle Tage zustoßen kann — er ist doch nicht verschwunden — Sie werden ihn bald wieder haben!" Viel früher gewiß als es mir lieb ist, setzte er in Gedanken seufzend hinzu.

„Aber wie sollen wir uns wieder treffen, wie soll ich wissen, wo er ist?"

„Nichts einfacher als das — Sie telegraphieren ihm —"

Sie sah erstaunt auf. „Telegraphieren — aber wohin?"

„Nun, lassen Sie uns überlegen! Sie haben da ein großes Kursbuch. Darf ich vielleicht einmal bitten? Ich danke verbindlichst. Seite 252 Basel-Heidelberg. So, da haben wir es schon. Zuerst also telegraphieren wir nach Karlsruhe. Nun glaube ich zwar nicht, daß Ihr Herr Papa in Karlsruhe sitzen geblieben ist. Nein, nein, ich rede jetzt ganz im Ernste. So erfahrene Reisende machen solch einfaches Versehen nicht, verzeihen Sie! Das überlassen sie weniger gewiegten Leuten. Ich nehme vielmehr an, daß er in der Eile in einen falschen, vielleicht gerade abgehenden Zug gestiegen ist. Gestatten Sie gütigst — so! Sehen Sie, ungefähr zu derselben Zeit geht da ein Zug nach Schwetzingen, nach Mannheim — ja sogar einer die Strecke zurück, die wir gekommen sind — ganz abgesehen noch von den Extrazügen, die jetzt kursieren."

„Sie wollen also, daß ich mehrere Telegramme abschicke?"

„Gewiß, Numero 1 nach Karlsruhe, Numero 2 nach Schwetzingen, Numero 3 nach Appenweier — alles Bahntelegramme. Sie kennen diese Einrichtung — nicht? Nun, das sind Telegramme, die auf allen Stationen, sowie der Zug einläuft, ausgerufen werden, bis der Adressat ermittelt ist."

„Aber —" Sie stockte.

„Nun?"

„Das geht gar nicht. Papa hat auf Reisen immer alles bei sich. Ich habe nicht einmal mein Billet, auch nicht das geringste Geld."

„Das macht nichts. Das legen wir alles aus. Ich wollte, ich hätte mein Geld immer in so sicheren Papieren angelegt wie in diesen Telegrammen," setzte er mit einem ehrlichen Seufzer hinzu.

Sie lächelte — ein mattes, leises Lächeln, aber es stahl sich durch ihre Thränen hindurch wie der erste verheißende Sonnenstrahl durch eine trübgestimmte Landschaft.

„Doch nun zur That — die Zeit drängt!" Er riß aus seiner Brieftasche einige Blätter und begann zu schreiben: „‚Bahntelegramm' — Nun, was telegraphieren wir?"

„Daß ich ihn auf der nächsten Station erwarte."

„Gut — also in Bruchsal. Dann aber schnell, wir haben nur noch wenige Minuten. Also: ‚Erwarte dich Bahnhof Bruchsal' — ‚erwarte dich Bahnhof Bruchsal'" wiederholte er. „Weiter nichts — klingt das nicht ein wenig kahl? Ihr Herr Vater wird sich ängstigen über Sie. Wollen wir nicht etwas Beruhigendes hinzusetzen wie etwa: ‚Mir geht es sehr gut' — nein, nein," lachte er jetzt hell auf, „das geht nicht, das dürfen wir jetzt nicht schreiben, aber etwa: ‚Ich bin gut aufgehoben' — Gott, nur daß er sich nicht ängstigt der alte Herr, und ‚ich bin gut aufgehoben', das können Sie ruhig schreiben, gnädiges Fräulein."

Es war ein so treuer, ehrlicher Blick, der sie dabei aus seinen klugen Augen traf. Sie sah ihn zum erstenmal eine Weile an — sie lächelte wieder, aber dieses Mal schon etwas länger, etwas zuversichtlicher. „Meinetwegen — das können Sie schreiben. Papa ängstigt sich tot, wenn er mich allein glaubt —"

„Also: ‚Erwarte dich Bahnhof Bruchsal. Bin gut aufgehoben.' — Aber nun, bitte — die Unterschrift. Ihren Vornamen, gnädigstes Fräulein?"

„Marie," sagte sie leise und errötete.

Sie sah nicht, daß in demselben Augenblick auch über seine Züge ein mattes Erröten zog, daß sein sonst so heiterer Blick mit einem Male nachdenklich wurde. „Marie," wiederholte er leise, und ein seltsamer Klang zitterte durch dieses Wort. Aber bald war er wieder der Alte.

„Alles gut. Aber eins fehlt noch, und das ist die Hauptsache. Die Adresse. Der Name Ihres Herrn Vaters."

„Fehrbach — von Fehrbach," sagte sie leise.

„von Fehrbach — schön — aber ein Titel sollte nicht fehlen. Es könnte bei dieser Reisewut doch sein, daß irgend ein anderer Fehrbach irgendwo sitzen geblieben ist und wir dann einen falschen nach Bruchsal bekommen. Also schreiben wir Oberst von Fehrbach —"

„Oberst?" sagte sie erstaunt, „wie kommen Sie auf den Oberst?"

Er wußte es selbst nicht, es waren nur seine Kombinationen gewesen, sonst hatte er keinen Anhaltspunkt.

„Nein, das nicht," fuhr sie lächelnd fort, „aber muß es etwas sein, dann schreiben Sie Excellenz, obwohl das nichts zur Sache thun wird."

„Obwohl das nichts zur Sache thun wird?!" erwiderte er mit lachendem Erstaunen. „O, mein gnädigstes Fräulein, wie wenig — verzeihen Sie einem Vielgeprüften! — wie wenig kennen Sie noch die Welt! Die Herren Excellenzen reisen schnell — viel schneller als so ein anderer Sterblicher. Kommt da solch ein Telegramm an: „Fehrbach" — vielleicht auch: „von Fehrbach" — nun, es wird eben ausgerufen, aber wen kümmert es? Warum verpaßt der Herr Fehrbach den Zug, warum läßt er seine Tochter nun in Bruchsal sitzen? Aber eine Excellenz Fehrbach, ums Himmels willen, welche Ungeschicklichkeit! Wie kann man so eine Excellenz mir nichts, dir nichts auf einem Bahnhof sitzen lassen und die Tochter dieser Excellenz mit einem wildfremden Mann allein weiterreisen lassen! Das ist unerhört! Ich sage Ihnen, die Stationsvorsteher werden Flügel vom Himmel erflehen, um sie ihren Stahlrossen anzuhängen. Womöglich ist diese Excellenz noch aus dem Eisenbahnministerium — und nun — unerhört —"

Wie hell sie lachte! Kein Schatten mehr in dem schönen Antlitz. Die weißen Zähne schimmerten und glitzerten in verführerischer Pracht und die dunklen veilchenblauen Augen leuchteten in sonniger Heiterkeit. „Nein, mit der Eisenbahn hat Papa nichts zu schaffen. Er ist im Kriegsministerium und hat keinen Tag mehr zu verlieren, weil er den Herrn Minister vertreten muß, der übermorgen auf Urlaub geht."

Im Kriegsministerium! Und zwar der nächste nach dem Minister selber! Und den Mann hatte er für einen abgewirtschafteten Oberst a. D. gehalten! Rupert freute sich zum erstenmal, daß er nur noch so wenige Haare auf dem Kopfe hatte — das Fräulein hätte sonst sehen müssen, wie sie ihm zu Berge standen.

Wie hatte er diesen Mann unterschätzt, mit dessen Tochter er nun allein dahinfuhr durch die weite Welt, wie inbrünstig bat er ihm alles ab und beschwor ihn im Geiste, daß er sich nur nicht dadurch an ihm rächen möchte, daß er jetzt einige Stunden eher wiederkäme und den Zauber zerstörte, mit dem ihn die wunderbare Situation mehr und mehr umfing! Trotz allen Respekts vor dieser Excellenz, er hätte gewünscht, der Zug, in den sie geraten, raste wie toll dahin ohne Aufenthalt bis an das Meer und die Excellenz hätte Tage nötig, bis sie endlich wieder in Bruchsal anlangte.

Doch halt! Die Station war erreicht, auf der die Telegramme — es ging doch nun einmal nicht anders — aufgegeben werden mußten! Er rief dem Stationsvorsteher. Dieser warf einen Blick auf die Papiere und verneigte sich dann gegen die junge Dame. „Excellenz vermutlich Anschluß verpaßt — höchst bedauerlich! Werden aber alles thun, um Excellenz so schnell wie möglich zu avisieren, gnädiges Fräulein können ganz beruhigt sein —"

„Natürlich," murmelte Rupert vor sich hin, „ich wette, der alte Herr ist noch eher in Bruchsal als wir und empfängt uns dort mit offenen Armen!"

Aber er war nicht dort, als sie nun in Bruchsal ankamen und den Zug verließen. Der Stationsvorsteher aber schien doch schon von seinem Kollegen unterrichtet zu sein; er empfing sie, gleichfalls in höflichster Weise seinem Bedauern Ausdruck gebend, und geleitete sie in das Wartezimmer.

4.

In diesem verstrich den Harrenden die Zeit langsam. Rupert hatte Kaffee bestellt, aber das Fräulein berührte ihn nicht. Sie war sehr einsilbig geworden. Die Situation erschien ihr immer bedenklicher. Einigemal stand sie auf und wandte sich fragend an den Stationsvorsteher. Es war vergeblich, kein Telegramm kam an

Digitized by Google

Sie wollte sich nichts merken lassen, aber als auch die zweite Stunde verrann, sah Rupert sie wieder mit den Thränen kämpfen. Seine harmlosen Scherze, sein gutes Zureden waren diesmal vergeblich.

Endlich nahte sich eiligen Schrittes der Stationsvorsteher, in den Händen ein Telegramm.

Das Fräulein flog ihm entgegen, las es und ließ es dann mit fast bestürzter Miene sinken.

Rupert hob es auf.

„In falschen Zug geraten. Kann erst morgen früh in Heidelberg sein. Erwarte dich dort Hotel Europa."

Es war ihm selten im Leben so schwer geworden, seine Gefühle zu verbergen wie dieses Mal.

Also heute abend hatte die Excellenz keinen Anschluß mehr! Sie mußte irgendwo übernachten, konnte erst morgen weiter, und bis dahin?! Er sah auf die junge Dame. Sie schaute noch bestürzter drein als vorhin. Die Lage schien ihr verzweifelt.

Und Er? Er hätte aufjauchzen mögen vor lauter Freude und Lust über diesen Roman, der immer interessanter, immer fesselnder für ihn wurde und sich von allen geschriebenen dadurch unterschied, daß er ihn erlebte, ja ihn erlebte in vollen Zügen, mit ganzem jubelnden Herzen.

Aber nein — er durfte das Fräulein seine überströmende Freude nicht merken lassen; er wäre ihr gefühllos oder gar schadenfroh erschienen. Aber zu sehr konnte er sich nicht verstellen; jetzt einen beileidsvollen Ton anzunehmen, das wäre ihm gar nicht gelungen, selbst wenn er es gewollt hätte.

„Ich verstehe nicht, mein gnädigstes Fräulein," wandte er sich mit einer Sprache, die zwischen Scherz und Ernst einen weisen Mittelweg wählte, „wie man so nachdenklich aussehen kann, wenn einem rein durch des Schicksals Gunst plötzlich und unverhofft die heißesten Herzenswünsche erfüllt werden."

Sie schien ihn nicht zu verstehen.

„Ich war im Coupé vorhin Zeuge eines Gesprächs, in dem Sie Ihren Herrn Vater vergebens baten, mit Ihnen den Abend in Heidelberg zu bleiben. Und nun, ehe Sie es ahnen, wird dieser Wunsch erfüllt."

Sie gab sich Mühe, zu lächeln — es gelang ihr nicht.

„Das war damals etwas anderes. Aber jetzt — so ganz allein —"

„Ganz allein?!"

Er sah sie fast verwundert an. „Ich habe mir nie geschmeichelt, viel in dieser Welt zu bedeuten, besonders in der Welt nicht, in der Sie leben. Aber daß ich so einfach Null für Sie bin, daß Sie sich ganz allein nennen, wo ich —"

„Aber Sie werden mich doch nicht nach Heidelberg begleiten, Sie müssen doch Ihre Reise weiter machen —"

„O, mein gnädiges Fräulein, wenn es nichts anderes ist, das Warten habe ich gelernt — ich habe Zeit! Solche Eile hat meine Reise nicht — einen Kriegsminister habe ich auch nicht zu vertreten — und wenn alle Minister Europas mich zu ihrem Stellvertreter auserkoren hätten — sie müßten alle warten! Sie unter diesen Umständen nicht zu verlassen, ist doch einfach meine Pflicht, auch wenn sie nicht so sehr angenehm wäre."

Jetzt brauchte sie sich keine Mühe mehr zu geben — sie lächelte wirklich; langsam und zaghaft ging wieder die Sonne auf in dem reizenden Angesicht.

„Ich Sie allein lassen — ohne Schutz, ohne Schirm, in einer wildfremden Stadt! Ich bitte Sie, gnädigstes Fräulein, für was würde Excellenz mich halten!"

Noch einmal suchte sie abzuwehren, aber sie that es viel schwächer, viel weniger ernst als vorher.

„Das hilft Ihnen nun alles nichts! Ich bleibe bei Ihnen, bis ich Sie in die Arme Ihres Herrn Vaters wohlbehalten abgeliefert habe. Dann ist meine Schuldigkeit gethan — dann kann ich gehen! Aber — jetzt nicht. Jetzt müssen Sie mich dulden als Ihren Ritter, Ihren Knappen, wie Sie wollen, oder — apropos, Sie haben ja keinen Pfennig Geld bei sich — zum mindesten als Ihren Bankier!"

Die letzte Falte wich, der leiseste Schatten schwand. Die Sonne leuchtete immer heller, so hell beinahe wie die glitzernden Zähne und die lachenden großen Augen.

„Gut; einverstanden, mein Herr Ritter. Ich danke Ihnen!" Sie hielt ihm die Hand entgegen, er ergriff sie — fast ein wenig zu stürmisch; denn sie entzog sie ihm schnell wieder, und dabei stieg ein purpurnes Rot ihr ins Antlitz.

„Herr Stationsvorsteher, bitte, wann geht der nächste Zug nach Heidelberg?"

„Er muß sofort einlaufen, mein Herr!"

„Nun denn, en avant! Billets haben wir ja — ach nein, nein — das Ihre macht mit Excellenz eine kleine Nachtreise. Also schleunigst — Zwei Erster Klasse nach Heidelberg! — So, ich danke. — Hier, gnädigstes Fräulein — nein, das Coupé ist zu voll — es ist so heiß heute — hier ist Platz — ich danke verbindlichst, Herr Stationsvorsteher!"

Und wieder saßen sie beide allein im Coupé, und der Eilzug brauste dahin durch üppig blühende Wiesen und Felder, auf denen das Getreide zum Teil schon in Garben gebunden stand, und flog an den Stationen vorbei — ganz unnötig schnell, wie Rupert dachte.

Seine Gefährtin war schweigsam und nachdenklich; aber als er einigemal verstohlen in ihr Antlitz blickte, da entdeckte er etwas ganz Neues. Um den Mund, der zwar immer noch ernst geschlossen war, spielte ein schelmischer, fast schalkhafter Zug, und aus den sinnenden Augen sprach etwas Eigentümliches, das er nicht ganz ergründen konnte, das ihm Eins aber sagte, nämlich, daß dies kleine Reiseabenteuer ihr nicht ganz unwillkommen war. — Sie hatte ja auch so gerne Heidelberg sehen wollen!

Und da mäßigte der Zug auch schon seine rasende Eile, von ferne erglänzten im Sonnengolde die Fluten des Neckars, die altehrwürdigen Türme Heidelbergs zeigten sich am Horizont, und vor ihnen lag die Stadt, in der weichen Abendstimmung wie ein Luftbild in träumerischen, verschwommenen Linien dunkelblau und weiter am Horizonte in ganz mattem Rosa verschwimmend.

„Du meine Güte," rief Rupert mit einem Male aus, „jetzt sind wir gleich am Ziel und Sie wissen noch nicht einmal, wem Sie sich auf einer weiten Reise und in einer ganz fremden Stadt so zuversichtlich anvertrauen. Zwar mein Titel und Namen thut wenig zur Sache. Ich bin der Doktor Walter Rupert, vieljähriger Probekandidat am Gymnasium zu — der Name wird Ihnen gleich sein. Sie lachen, mein gnädiges Fräulein, und doch ist es ein sehr ernsthafter Titel, einer, der eigentlich mehr zum Weinen als zum Lachen ist. Sie werden kaum wissen, was das heißt — vieljähriger Probekandidat?"

Sie lächelte verlegen.

„So erlauben Sie, daß ich Ihnen seine Bedeutung erkläre. Kandidat ist ein Zeitwort der Zukunft und heißt Einer, der etwas werden will oder muß, und Probekandidat heißt nun so Einer, weil man ihn auf die Probe stellt, wie lange er es wohl aushält, bis er etwas wird. So, mein gnädiges Fräulein, jetzt kennen Sie meine Vor- und Zunamen, meine Titel und Würden so genau wie ich die Ihren, jetzt können wir getrost die neue Stadt betreten."

Der Zug hielt. Sie stiegen aus und Rupert übergab das geringe Handgepäck einem Packträger mit der Weisung, es nach ihrem Hotel zu bringen.

Langsam gingen sie vom Bahnhofe durch die dicht schattende Kastanienallee der Leopoldstraße der Stadt zu. Die Hitze des Tages hatte ein wenig nachgelassen, ein erfrischender Luftzug regte sich. Die Stadtpromenade war gefüllt von zahlreichen Spaziergängern. Einheimische und Fremde suchten Erquickung nach des Tages Mühe und Schwüle, Studenten mit farbigen Mützen und Bändern wanderten dazwischen, Radfahrer flogen vorbei — ein buntes, abwechselndes Bild, ein Treiben und Gewühl, das einen großstädtischen Anstrich hatte.

Dem Fräulein war es eigentümlich zu Mute, an der Seite eines Mannes, den sie heute zum erstenmal in ihrem Leben gesehen, in eine Stadt zu kommen, die sie nie betreten. Und doch — unter all diesen Menschen, die geschäftig an ihr vorüberrauschten, in der unbekannten Umgebung kam sie sich nicht fremd, noch verlassen vor; nur ein seltsames Gefühl regte sich in ihrem Herzen, wie sie es noch nie empfunden, so bange und so zuversichtlich zugleich — sie konnte sich keine Rechenschaft von ihm ablegen — sie schob es auf das Ungewohnte der Umgebung und Lage, in der sie sich befand.

Sie hatten den vollgrünenden Neptunsgarten zur Rechten

Digitized by Google

liegen gelassen und wandelten durch mannigfaltige Boskette einigen imposanten Gebäuden entgegen, und da winkte ihnen auch schon das Hotel, das Excellenz in seiner Depesche seiner Tochter zum Absteigequartier bestimmt hatte.

Das Fräulein ging unwillkürlich langsam. Immer seltsamer und beklemmender wurde die Empfindung, die in ihrem Innern sich regte — fast hilfesuchend sah sie sich um, als müßte aus den grünenden Bosketten dort ihr Vater hervortreten, ihr ritterlich den Arm bieten, um sie dieser bedenklichen Situation zu entführen. Ob sie es gewünscht hätte?! In diesem Augenblicke hätte sie die Frage mit einem aufrichtigen Ja beantwortet.

Sie standen vor dem Portale des Hauses. Das Fräulein fühlte ihr Herz hörbar schlagen.

Rupert besaß genug Takt, sie für einen Augenblick um Verzeihung zu bitten, um mit dem herbeieilenden Oberkellner im Vestibül allein zu verhandeln. Der Oberkellner aber schien so zarte Empfindungen nicht zu kennen. Ohne daß Rupert es verhindern konnte, war er mit einem Satze draußen bei dem Fräulein.

„Das beste Zimmer im ganzen Hotel — eben leer geworden. Erste Etage — prachtvolle Aussicht auf das Schloß. Dazu ganz still und ungestört. Die gnädige Frau brauchen es nur einmal anzusehen — gnädige Frau werden gewiß zufrieden sein."

Dem Fräulein schoß das Blut in den Kopf wie ein Feuerstrom. Aber sie war Weltdame; keine Miene zuckte in ihrem Antlitz, nicht die leiseste Bewegung verriet ihre Empörung.

Rupert hätte den geschwätzigen Kellner prügeln können; er begnügte sich jedoch, ihm jetzt, während das Fräulein zu Boden sah, einen nicht mißzuverstehenden Wink zu geben. „Es handelt sich nicht um ein Zimmer, sondern um zwei. Das beste — hören Sie wohl — das allerbeste, das Sie im ersten Stockwerk haben, gehört dem gnädigen Fräulein; mir können Sie ein bescheideneres im zweiten oder dritten anweisen."

Der Oberkellner wand sich wie ein Aal —, „hm hm" murmelte er sehr geheimnisvoll und diskret, lächelte verschämt, rieb die geschmeidigen Hände, hauchte ein „Pardon, mein Herr, alles zu Ihren Befehlen" und wand sich dann von neuem.

Er hielt die Vorverhandlung für beendet, er „wußte alles", er komplimentierte das gnädige Fräulein in das Haus.

„Darf ich das Gepäck besorgen für die Herrschaften?" sagte er hier, geringschätzig die paar Handtaschen musternd, die der Packträger einem der Zimmerkellner übergab.

Wieder errötete das Fräulein bis in die Haarwurzeln. „Wir haben kein weiteres Gepäck," erwiderte sie sehr schüchtern.

Der sorgsam gescheitelte Kopf des Oberkellners schnellte ein wenig empor, die roten Brauen zogen sich in die Höhe.

„Ich werde Ihnen meine Aufträge über das Gepäck später geben," sagte Rupert jedoch in so kurzer, gebietender Sprache, daß der gescheitelte Kopf wieder einige Fuß tiefer sank. „Und nun rufen Sie das Mädchen, daß es das gnädige Fräulein auf ihr Zimmer geleite; aber ein wenig schnell, wenn ich bitten darf — wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Der Oberkellner verneigte sich gravitätisch. Dann mit einem Male war er verschwunden, so schnell und spurlos, daß man meinen konnte, er habe sich in das niedliche Mädchen verwandelt, das mit einem Male vor der Dame stand, ihre Befehle entgegenzunehmen.

„Und nun, mein gnädigstes Fräulein," wandte sich Rupert an seine Gefährtin, „ich harre Ihrer hier unten im Flure, und wenn ich mir die unbescheidene Bitte erlauben darf, lassen Sie mich nicht zu lange warten! Die Zeit ist uns schon kurz genug gemessen, und der Weg zum Schlosse ist weiter als es scheint."

„Bis zum Schlosse?! Sie wollten noch —"

„Aber gnädiges Fräulein, das ist doch einfach selbstverständlich. Dazu hat uns Ihr Herr Papa doch nur telegraphisch hierher verfügt. Was würde er sagen, wenn er morgen hier ankäme und Sie hätten nicht einmal das Schloß gesehen. Er wäre außer sich. Und mit Recht. Sein Sitzenbleiben hätte dann ja auch nicht den geringsten Zweck gehabt. Es ist einfach meine Pflicht und Schuldigkeit, Sie auf das Schloß zu führen, und Sie — Sie müssen sich schon fügen. Es geht nun einmal nicht anders!"

Wie gerne sie sich fügte. „Wenn es denn sein muß," sagte sie lachend, „ich bin bereit. Also auf Wiedersehen, mein Herr Ritter!"

„Auf Wiedersehen."

Noch einmal klingelte Rupert dem Oberkellner.

„Nun, hochgeschätzter Herr Oberkellner, thun Sie Ihr Bestes und lassen uns dort auf der Veranda — nein, nicht hier am Eingang — dort, sehen Sie, in dem kleinen Blumenwinkel, so schnell als es dieses Hotels treffliche Oekonomie irgend gestattet, ein Souper servieren. Keine großen Sachen! Beileibe nicht! Wir haben Eile. Einen Gang nur. Aber einen guten! Den besten! Dazu ein paar Früchte und ein wenig Dessert. Und einen Wein! Keinen fremden. Sondern wirklichen, wahrhaftigen Rheinwein feinster Marke, dessen Gold Sie in schön geschwungenen Römern kredenzen Sie haften für seine Echtheit und Güte!"

Er fühlte sich wie ein Fürst, der inkognito reist. Der Oberkellner wußte bei aller seiner Menschenkenntnis immer noch nicht, wo er diesen Herrn unterbringen sollte. Sein Schwanken kam in seiner Verbeugung zum Ausdruck. Sie war so gehalten, daß er sich mit ihr nichts vergab, und doch war sie devot genug selbst für einen Fürsten. Das Fräulein aber, das von der Treppe herab das Gespräch noch mit angehört hatte, lächelte vor sich hin und schüttelte leise das Haupt.

5.

Sie stand jetzt inmitten des Zimmers, in welches das Mädchen sie geführt. Es war mit einer Behaglichkeit, ja mit einem Komfort eingerichtet, daß sie es nicht einmal zu Hause besser hatte.

Einen Augenblick ließ sie sich in dem weichen Sessel nieder, einen Augenblick ruhte ihr dunkles Auge träumend und sinnend auf dem Boden — dann erhob sie sich lebhaft. Mit dem frischen Wasser, das eben hereingebracht wurde, netzte sie sich Gesicht und Hände und befreite sich von dem Reisestaub. Dann ging sie, ganz in Gedanken, auf und nieder über den schwellenden Teppich, bis sie vor dem hohen Spiegel stehen blieb; er warf ihr ein lebhaft bewegtes Antlitz entgegen mit großen Augen, deren blaues Leuchten ihr noch nie so aufgefallen war wie heute. Machte es die Reise, machte es die seltsame, ihr immer unbegreiflicher erscheinende Lage, in die sie gekommen?

Wunderbar, die lange Fahrt in der schwülen Temperatur, die sie sonst immer so angriff, hatte sie heute gar nicht ermüdet. Sie fühlte sich so frisch, so gehoben, so — —

Sie stand noch immer vor dem Spiegel, strich sich sorgsam die Falten aus dem leichten Sommerkleide, nahm den Hut ab, ordnete die Haare, sie nestelte hier und dort mit der kleinen Hand herum, setzte den Hut auf, ordnete die Haare aufs neue, sie nahm den Hut wieder ab, blickte noch schärfer und prüfender in den großen Spiegel — sie war sonst so schnell fertig, so leicht zufrieden — und heute?! —

„Nein," rief sie endlich ganz unwillig, „das ist ja toller, als wenn es auf den Hofball geht — nun genug! Doch halt, das geht noch nicht — so, so ist's gut!"

Sie nahm langsam die gelbseidenen Halbhandschuhe aus der Tasche und zog sie über die vom Kleidärmel freigelassenen weichen Arme. Lächelnd summte sie ein Liedchen dazu — leise beginnend, dann immer lauter, immer fröhlicher. Sie lachte hell und lustig wie ein Kind, so daß sie sich ganz erschreckt umsah, ob niemand sie gehört habe.

Es war alles zu seltsam, zu wunderlich, zu komisch!

Noch ein kurzer Abschiedsblick in den Spiegel. „So, mein Herr Ritter, jetzt müssen Sie mit mir zufrieden sein! Schöner kann ich mich nicht machen!"

Und das Bild im Spiegel nickte so schelmisch dazu, als wollte es sagen: Er kann auch zufrieden sein, sehr zufrieden.

Sie wandte sich zur Thür. „Adieu, mein kleines Zaubergemach, auf Wiedersehen heute abend — wenn du bis dahin nicht verschwunden bist und mit dir mein Herr Ritter und der Oberkellner da unten — und ich im Coupé an Papas Seite aufwache und alles nur ein Traum gewesen ist."

Aber ihr Ritter stand unten getreu auf seinem Posten.

Er hatte sich gleichfalls ein wenig zurecht gemacht und vom Staube der Reise gereinigt. Seine schmiegsame elegante Erscheinung kam in dem dunkelbraunen Jackettanzuge so recht zur Geltung, das kluge Gesicht blickte unter dem flotten Reisehut so munter, so fröhlich frisch in die Welt hinaus.

Und das ist nun ein Probekandidat! dachte das Fräulein bei sich. Nicht möglich! Diese Menschen — gesehen hatte sie

Digitized by Google

Photographie im Verlage von J. Loewy in Wien.

Walpurgisnacht.

Nach einem Gemälde von C. Reichert.

Digitized by Google

zwar nie einen — hatte sie sich immer ganz anders vorgestellt. Der sah ja beinahe aus wie ein Gardelieutenant in Civil.

Daß es noch eine andere Welt gab als die ihr gewohnte, daß sie jenseit des Hofes, der Regierung und der Armee auch noch sprachen und fühlten und lachten, daran hatte sie bis dahin nie gedacht, bis sich nun mit einem Male vor ihren staunenden Augen diese andere nie gekannte Welt aufthat, hier in der fernen Stadt, in dem fremden Manne, mit dem ein Eisenbahnzufall sie zusammengeführt.

Und mit diesem Manne saß sie nun in der kleinen blumenumrankten Nische an dem kleinen Tischleindeckdich, das ihr wie aus der Tiefe hervorgezaubert schien, und der gravitätische Oberkellner bediente sie lautlos wie ein Geist. Und sie besiegte die anfängliche Befangenheit und ließ es sich schmecken wie ihr Gefährte und plauderte mit ihm im Ernst und im Scherz, bis es die höchste Zeit war, aufzustehen, und sie nun durch die feiernde Abendstille schritten auf unbekannten Pfaden, als wäre es immer so gewesen, als müßte es für alle Zeit so bleiben.

Jetzt bogen sie den Neuen Weg zum Schlosse ein; die Aussicht wurde weiter und schöner, die Luft freier und frischer. Ein jeder schien beschäftigt mit geheimen eigenen Gedanken, die Worte nicht aussprechen konnten. Durch schöne Garten- und Blumenanlagen führte sie in sanfter Steigung der Weg allmählich in den Schloßgarten. Die Blumen dufteten, die Vögel sangen ihr Abendlied, in weichem Blau wölbte sich über ihnen der weite Himmel.

Das Fräulein fühlte ihr Herz hörbar schlagen.

Ob es von dem Steigen kam? Sie lächelte. Sie hatte auf ihrer Reise ganz andere Bergwege gemacht und nie ihr Herz gefühlt. Es war heute eben alles anders als sonst.

Plötzlich gedachte sie ihres Vaters. Sie erschrak. Es war das erste Mal auf dem ganzen Wege, daß ihre Gedanken bei ihm waren. Das kam sonst nicht vor. Wenn er das ahnte! Er war immer so stolz darauf, daß er ihr ausschließliches Interesse in Anspruch nahm.

„Der arme Vater!“ seufzte sie halblaut vor sich hin.

„Ja,“ fiel Rupert ein, „er thut mir auch von Herzen leid. Um sein schönes Souper im Frankfurter Palmengarten ist er nun gekommen, und er hatte es schon vier Wochen vorher notiert.“

Der Scherz schien ihr nicht zu gefallen. Die Mundwinkel zuckten ein wenig, um die roten Lippen spielte wieder jener leise Zug von Hochmut, den er anfangs an ihr bemerkt hatte.

Ihn beirrte das wenig.

„Aber Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen. Der Herr Papa — pardon, Excellenz wollte ich sagen — Excellenz haben wenigstens gut gevespert.“

Sie war eigentlich böse auf ihn. Sie nahm sich vor, es ihm zu zeigen. Aber es ging nicht; als sie in sein ehrliches, treues Gesicht sah, das so seelenvergnügt und harmlos bei diesen kleinen Spöttereien dreinschaute, mußte sie lächeln. Und als er das merkte, wurde er ganz übermütig und erlaubte sich einen kleinen Scherz nach dem andern. Aber sie waren alle so launig und unschuldig, daß das Fräulein auch den letzten Widerstand aufgab und sie nun beide aus heller Kehle lachten wie die Kinder — sie wußten nicht weshalb, aber sie lachten und freuten sich, wie nur Menschen lachen und sich freuen können, die von ganzem Herzen glücklich sind.

Mit einem Male aber wurde sie ernst. Sie standen vorm Schloß. Nein, das war zu schön, zu überwältigend, um es anders als mit frommer Andacht anschauen zu können! (Schluß folgt.)

Erkältung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Es gab eine Zeit, da führte man all die Gebresten, welche das schwache Menschengeschlecht plagen, auf „Erkältung“ zurück, und dann kam wieder eine Periode, in welcher man jedermann verlachte, welcher der Erkältung irgend eine Bedeutung beizulegen sich unterfing. Die ärztliche Wissenschaft der Gegenwart nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein. Zwar ist der Begriff der Erkältung noch nicht vollkommen geklärt und die Art ihrer krankmachenden Wirkung noch keineswegs widerspruchsfrei dargelegt — allein darüber herrscht kein Zweifel mehr, daß unter den Krankheitsursachen dem Vorgange der Erkältung eine weder seltene noch unbedeutende Rolle zukommt. Man denkt dabei an die nachteilige Wirkung, welche die Kälte besonders durch plötzliches Eintreten, oder durch den Wechsel nach bedeutender Wärme, oder durch unmittelbare Berührung mit unbedeckten Körperteilen des Menschen auf den gesamten Organismus ausübt, und schreibt die Vermittlung dieser Verkühlung in erster Linie der Haut zu.

Unsere Haut, welche die sorgsam schützende Hülle des ganzen Menschen bildet, hat eine Fülle von bemerkenswerten Funktionen. Durch diese allgemeine Bedeckung findet ein Gaswechsel, ähnlich wie durch die Lungen, statt, indem Kohlensäure und Wasser ausgeschieden, Sauerstoff und andere gasförmige Körper aufgenommen werden; durch die Haut wird der Schweiß abgesondert und ein wesentlicher Einfluß auf die Wärmebildung im Körper geübt. Sie vermag ferner manche flüchtigen Stoffe aufzusaugen, ganz besondere Bedeutung aber hat sie als Sinnesorgan. In der Haut befinden sich Nervenfasern und eigene, mit den Nervenenden verbundene Apparate, durch welche die Empfindungen von Druck und Schmerz zum Bewußtsein gelangen, durch welche der Gefühlssinn, der Tastsinn, der Ortssinn sowie der Temperatursinn zum Ausdrucke kommen. Physiologische Untersuchungen der Neuzeit haben dargethan, daß in der Haut gesonderte Nervenapparate für Empfindung von Wärme und Kälte vorhanden sind und daß der Wärmesinn an Stärke und Kraft weit geringer angelegt ist als der Kältesinn.

Der menschliche Körper, in welchem der innere Verbrennungsprozeß stets Wärme erzeugt, hat durch merkwürdige (hier nicht zu erörternde) Einrichtungen die Eigentümlichkeit, im gesunden Zustande eine gleichmäßige Körpertemperatur, welche etwa 37° C. beträgt, zu bewahren. Diese Eigenwärme wird vom Körper am leichtesten bei einer Temperatur der uns umgebenden Luft von 27° C. behauptet, er kann sie aber auch bei Einwirkung von Kälte in kürzerer Dauer und bis zu bestimmten Graden infolge besonderer Schutzvorrichtungen gegen Temperaturangriffe wahren. Hochgradige oder längere Zeit einwirkende Kälte der äußeren Umgebung bringt bedeutenden und dauernden Abfall der Körpertemperatur nicht nur an der Oberfläche, sondern auch an den inneren Organen zustande. Dieser Abfall der gesamten Temperatur des Körpers erscheint, wenn die Abkühlung gewisse Grenzen erreicht hat, für das Leben bedrohlich; Körpertemperaturen unter 22° C. sind an Lebenden nicht beobachtet worden. Auch in geringerem Grade verminderte Wärme der Luft führt durch die Berührung der Haut mit der kälteren Luft und durch die Einatmung derselben zu vermehrtem Wärmeverluste, welcher von gesunden Menschen leicht vertragen wird, bei schwächlichen, in ihren Kräften erschöpften und in ihrer Wärmebildung heruntergebrachten Personen aber als schädlich empfunden wird und sich in mancherlei Störungen der Organthätigkeiten bekundet.

Weit größer und häufiger sind diese Störungen, wenn die Kälte, auch selbst in geringeren Graden, ganz plötzlich, unvermittelt das Hautorgan trifft, besonders dann, wenn dieses gerade im Zustande einer höheren Erwärmung sich befindet, wobei die Hautgefäße erweitert sind, eine reichlichere Menge Blut die Haut durchströmt oder die Schweißabsonderung derart stark vor sich geht, daß sich der Schweiß als wahrnehmbare Flüssigkeitsmenge an der Hautoberfläche ansammelt. Das plötzliche Verdrängen des Blutes aus den Hautgefäßen durch die Kälte und das Stauen dieses Blutes gegen die inneren Organe, die jähe Unterdrückung der Abgabe des Wasserdunstes von der Haut, die gewaltsame Störung der eben erhöht eingeleiteten Wärmeabgabe von der Körperoberfläche, die lähmende Einwirkung des raschen Kälteangriffs auf die Hautnerven, das sind Schädlichkeiten, welche sich summierend zur Erkältung gestalten und Störungen der Nervenleitung wie der Blutverteilung im gesamten Körper herbeiführen, zu Erkrankungen der äußeren Haut, der Muskeln, Nerven, der Schleimhäute, wie innerer lebenswichtiger Gewebe Anlaß geben können.

Da fährt z. B. jemand während einer kalten Winternacht im überheizten Eisenbahnwagen und sucht sein von Schweiß

Digitized by Google

bedecktes, erhitztes Gesicht dadurch angenehm zu kühlen, daß er das Fenster rasch öffnet und die scharfe kalte Luft auf sich einwirken läßt. Nach kurzer Zeit nimmt er mit Schrecken wahr, daß die dem Fenster ausgesetzte Gesichtshälfte gelähmt erscheint, das Gesicht verzogen, der Mund schief stehend, die Augenlidspalte weit geöffnet ist, die Gesichtsmuskeln ihren Dienst versagen, das Auge nicht geschlossen, der Mund nicht zum Pfeifen oder Schlürfen von Flüssigkeit gespitzt werden kann, die Sprache undeutlich ist, die Zunge nach der Seite abweicht, das Lachen und Weinen auf dieser Seite wie hinter einer Maske geschieht. In diesem Falle kann man wohl Erkältung als Ursache dieser Gesichtslähmung annehmen, indem der plötzliche Wechsel von Hitze und Kälte auf die von der Haut wenig bedeckten, empfindlichen Nervenverzweigungen des Gesichtsnervs schädigend eingewirkt hat. Und wenn ein junges Mädchen, das, innerlich und äußerlich glühend, dem Ballsaale im leichtesten Tanzkleide und dünnen Schuhen enteilt und sich rasch im Freien Kühlung zu verschaffen sucht, den nächsten Tag wegen starker Heiserkeit das Bett hüten muß, so kann sie ob dieser Erkältung — von Glück sagen, denn durch die scharfe kalte Luft, welche auf die blutüberfüllten Schleimhäute der Atmungsorgane reizend einwirkte, hätten ebenso leicht wirkliche Entzündungen des Lungengewebes hervorgerufen werden können. In ähnlicher Weise können durch das rasche Eindringen der Abkühlung die Muskeln, welche die Wärme aufstauen und Wärme selbst erzeugen, betroffen werden und einer rheumatischen Entzündung als Folge von Erkältung verfallen, können die Eingeweide, Magen und Darmkanal, ganz besonders auch die Nieren mehr oder minder schwere krankhafte Veränderungen erleiden. Die Erfahrung hat erwiesen, daß besonders gewisse Arten von plötzlicher Abkühlung zur Erkältung und deren Folgekrankheiten führen, nämlich Durchnässung des erhitzten Körpers, Stehen mit feuchtkalter Fußbekleidung, Arbeiten in nassen Räumen, Schlafen in kühler Luft auf kaltem Fußboden, kaltes Baden bei erhitztem Körper, rascher Wechsel des Aufenthaltes im warmen Raume und in kalter Luft. Hingegen ist der schädliche Einfluß der „Zugluft", welche im Volksglauben eine so große Rolle bei jeglicher Erkältung spielt, noch wenig erhärtet, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sich schon mancher tüchtigen Zahnschmerz auf solche Weise geholt hat. Vielleicht kommt auch jenen kleinsten Lebewesen (Mikroorganismen), welche man jetzt so vielfältig als Krankheitserreger betrachtet, bei dem Zustandekommen der Erkältungskrankheiten eine bisher noch nicht genügend gewürdigte Bedeutung zu, indem die Kälte das Wachstum und die Entwicklung jener Krankheitskeime fördert oder die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen dieselben herabsetzt.

Ist es nun ziemlich sichergestellt, daß die Erkältung ein die Gesundheit gefährdendes Moment bildet, so ergiebt sich selbstredend die hygieinische Lehre, eine Verkühlung des Körpers möglichst zu meiden, jedem Anlasse zu begegnen, welcher zum plötzlichen Temperaturwechsel in unserem Organismus führt. Dazu gehört in erster Reihe eine zweckmäßige, den Jahreszeiten und dem herrschenden Wetter angepaßte Bekleidung, eine nicht bloß moderne, sondern auch wirklich schützende Umhüllung. Besondere Sorgfalt ist einer geeigneten Fußbekleidung zuzuwenden, welche die ganz hervorragend für Erkältungsanlässe empfindlichen Füße trocken und warm halten muß. Der durch den stärkeren Haarwuchs geschützte Kopf vermag auch winters leicht geschützt dem Angriffe der Kälte standzuhalten, aber die Füße müssen warm verwahrt werden. Man erzählt, daß in dem Nachlasse des großen Arztes Boerhave nach seinem Tode ein geschlossenes Couvert gefunden wurde mit der Aufschrift: „Mittel, hundert Jahre alt zu werden." Als nun ein Engländer diese kostbare, aus der reichen Erfahrung eines berühmten Heilkünstlers stammende Lebensanweisung für teures Geld erstand, fand er zu seiner Ueberraschung in dem Umschlage nur einen kleinen Zettel, der die Mahnung enthielt: „Füße warm, Kopf kalt, Leib offen!"

Unrichtig wäre es jedoch, aus Furcht vor Erkältung jedes rauhe Lüftchen zu meiden, bei kaltem Wetter nicht auszugehen, sondern in der Stube zu hocken, sich gegen die Kälte ängstlich durch überwarme Kleidung zu schützen, kurz seinen Körper wie eine Treibhauspflanze zu behandeln, bei deren Pflege man stets das Thermometer zu Rate ziehen muß. Es wäre dies ein ebenso thörichtes Beginnen wie das entgegengesetzte Verhalten jener prahlenden Kraftmeier, welche einen besonderen Heldencharakter dadurch zu bekunden suchen, daß sie auch im strengsten Winter kurzes Jäckchen, offene Weste, freien Hals tragen und ihr Frieren mannhaft zu verbergen trachten. Auch hier ist der Mittelweg der einzig richtige. Außerordentlich wichtig ist es jedoch, den Körper von früher Jugend an systematisch an den Wechsel der Temperatur, an die Einwirkung der Kälte zu gewöhnen, ihn gegen die Schädlichkeiten der Erkältung abzuhärten. Dies muß aber schon frühzeitig erziehlich bewerkstelligt werden, denn im späteren Lebensalter oder gar im kranken Zustande ist dies sehr schwierig, ja geradezu gefährlich. Die Kinder sollen geschützt, aber durchaus nicht allzu warm bekleidet sein, sie sollen bei jeder Witterung ins Freie geführt werden und sich daselbst längere Zeit ergehen, sie sollen fleißig körperliche Bewegungen in Form von Jugendspielen in der frischen Luft ausführen, im Winter auf Schlittschuhen laufen. Vor allem aber muß von frühester Jugend an jenem Organe, welches bei der Erkältung die Hauptrolle spielt, nämlich der Haut, besondere Sorgfalt der Pflege zugewendet und diese Hautpflege bis in das hohe Alter hinauf jederzeit aufs genaueste geübt werden.

Die Abhärtung der Haut kann zweckmäßig schon bei dem Wickelkinde beginnen, indem man gegensätzlich zu der allgemein üblichen Einpackung der Kinder, wobei dieselben bis an den Kopf in ein Federbett gewickelt und mit einem Bande fest zusammengeschnürt werden, vielmehr eine leichtere, aber doch genügend warm haltende Bekleidung des Kindes wählt, dieses mit einem Hemdchen und Jäckchen versieht, die Beine in eine Windel einschlägt und dann eine weiche Wolldecke oder ein leichtes Federbett zum Zudecken benutzt. Nebenbei bemerkt, wird dadurch noch der Vorteil erreicht, daß das Kindchen seine Hände und Füße bewegen kann. Den Bädern als einem Hauptmittel zur Reinigung und Pflege der Haut sowie zur Gewöhnung der letzteren an kühlere Temperaturen muß gleichfalls schon in der Kindheit Aufmerksamkeit geschenkt werden. Im ersten Lebensjahre sollen die Kinder täglich, und zwar in einem warmen Wasser von 28° bis 30° R. gebadet werden. Später sollen diese Bäder nur zwei- bis dreimal die Woche und um etwa 1 bis 2 Grade weniger warm verabreicht werden. In diesem zweiten Lebensjahre ist es schon möglich, mit der Abhärtung derart zu beginnen, daß das Kind an den Tagen, an denen es kein warmes Bad bekommt, mit kühlem Wasser von 22° bis 20° R. abgewaschen wird, indem man allmählich mit Brust und Rücken beginnt, bis dann die kühlen Waschungen auf den ganzen Körper ausgedehnt werden. Vom fünften Lebensjahre an können schon kalte Bäder von 16° R. zur Anwendung kommen; und wohl dem, der von dieser Zeit an stetig an der Gewohnheit festhält, täglich den ganzen Körper mit kaltem Wasser zu waschen, kalte Uebergießungen vorzunehmen oder kalt zu baden! Abgesehen von dem mächtigen Einflusse dieser Anwendungsweise des Wassers auf den gesamten Stoffwechsel des Menschen, auf Anregung des Blutlaufs und der Atmungsthätigkeit, wird die Haut durch den methodischen Gebrauch des kalten Wassers an die Kälteeinwirkung gewöhnt, die in der Haut befindlichen Nerven, Blutgefäße und Muskelfasern werden für jähe Sprünge der Temperatur eingeübt und so gegen Erkältung abgehärtet. Das erste unangenehme Gefühl, welches bei dem an kaltes Wasser nicht Gewöhnten unmittelbar nach Anwendung von Kaltwasserprozeduren auftritt, das Gefühl von Schauern, Schütteln sowie Spannung in der Haut, läßt nach kurzer Zeit nach, sobald die sich anfangs zusammenziehenden Hautgefäße wieder erschlaffen und das Blut, welches anfänglich nach Innen gedrängt worden, wieder in die Peripherie zurückgekehrt ist; schließlich stellt sich die Empfindung von Wohlbehagen und neuer Kräftigung ein.

Kalte Bäder, kalte Waschungen zu nehmen, ist aber nicht jedermanns Sache. Bei schwächlichen, blutarmen Personen darf dies nur, am besten erst nach Beratung mit dem Arzte, äußerst vorsichtig geschehen, denn es kann durch die rasche Wärmeentziehung leicht ein starkes Sinken der Körpertemperatur mit Schwächung des Blutumlaufes zustande kommen. In solchen Fällen dürfen nur Bäder mit nicht zu niedriger Temperatur des Wassers und nur wenige Minuten dauernd angewendet werden, oder man läßt ein lauwarmes Sitzbad nehmen und nur Brust, Rücken und Arme mit kaltem Wasser begießen. Sofort nach jeder Kaltwasseranwendung soll der Körper in ein Badetuch oder einen Bademantel eingehüllt und dann gut abgerieben und getrocknet werden; auch ist hiernach mäßige Körperbewegung, ein kleiner Spazier-

Digitized by Google

gang empfehlenswert. Personen, die auf solche Weise durch das kalte Wasser an einen raschen Wechsel von Wärme und Kälte gewöhnt sind, erkälten sich ungleich seltener als Menschen, die sich immer in gleichmäßig erwärmten Räumlichkeiten aufhalten und ihrer Haut stets nur mit dem wohligen Gefühle warmer Bäder und Waschungen schmeicheln.

Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß nach Schädlichkeiten, welche eine Erkältung herbeiführen können, wie kalter Luftstrom auf erhitzte Körperteile, Durchnässen der unteren Gliedmaßen, die Erkältungserscheinungen oft unterbleiben, wenn man dafür sorgt, daß an den betreffenden Teilen durch stärkere Bewegung, Reiben, Klopfen, Massieren ein lebhafterer Blutumlauf sowie eine stärkere Schweißabsonderung dieser Hautpartien herbeigeführt wird. Zu diesem Zwecke leisten bei sonst gesunden Personen auch russische Dampfbäder und römisch-irische heiße Luftbäder, bei denen der ganze Körper heißen Wasserdämpfen oder trockener Luft von hoher Temperatur ausgesetzt wird und reichlicher, allgemeiner Schweißausbruch stattfindet, gute Dienste.

Wie lehrt man die Vögel „auf Kommando“ singen?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Auf der vorjährigen Ausstellung des Berliner Vereins „Ornis“ konnte man Vögel sehen und hören, die zu jeder Zeit und an jedem Ort sangen, sobald ihre Herren es verlangten. Diese Ausbildung der Vögel, daß sie sozusagen „auf Kommando“ singen, war bisher in Deutschland wenig bekannt; die gefiederten „Kommandosänger“ waren in Berlin von Wiener Vogelfreunden ausgestellt worden.

Wie alle anderen Naturliebhabereien, wird auch diese nicht bei jedem Beifall finden. Es giebt Naturfreunde, denen alles Künstliche zuwider ist und die am Vogelgesang nur dann Freude empfinden, wenn er am rechten Orte unter Gottes freiem Himmel aus freier Vogelbrust erschallt. Andere wieder mögen in dieser Abrichtung eine Vergewaltigung des Vogels erblicken. Gerade durch den Ausdruck „auf Kommando“ wird die Vorstellung einer strengen Handhabung der Gewalt erweckt. In Wirklichkeit ist dies keineswegs der Fall; die Vögel werden weniger zum Singen „kommandiert“, als vielmehr dazu freundlich ermuntert. Diese oder jene unsrer Leserinnen besitzt vielleicht einen Stubenvogel, den sie aufs liebevollste behandelt; der Vogel erwidert ihre Zuneigung, er bekundet Freude bei ihrem Erscheinen, und wenn sie ihn mit einem schmatzenden Ton lockt oder bei seinem Namen ruft, dann singt er sie in jubelnden Strophen an. Derart gezähmte Vögel kommen nicht selten vor, und man könnte sie wohl „Kommandosänger“ nennen, denn auch bei denen, die man auf Ausstellungen der Vogelfreunde sieht, ist der Vorgang im Grunde genommen derselbe. Es ist gewiß von Interesse, zu erfahren, durch welche Mittel der Mensch eine derartige Herrschaft über die gefiederten Sänger zu erlangen vermag, und wir bringen darum im nachfolgenden einige Mitteilungen aus der Feder eines österreichischen Vogelkundigen. Mögen sie zugleich dazu beitragen, unerfahrene Vogelliebhaber von falschen Abrichtungsversuchen, von etwaiger Anwendung von Zwangsmitteln abzuhalten und eine Ausartung dieser Beschäftigung zur Tierquälerei zu verhüten.

* * *

Die Ausbildung der Vögel zu „Kommandosängern“ ist sehr einfach; sie erfordert nur drei Dinge: große Liebe zum Vogel und gründliches Verständnis desselben, schließlich Geduld im höchsten Maße.

In Wien, von wo zuerst die Nachricht der „auf Kommando“ singenden Vögel ausging, hat man hauptsächlich drei Arten, die dressiert werden: das Schwarzplättchen oder die schwarzköpfige Grasmücke (Sylvia atricapilla), den „gelben Spotter“ oder Gartenlaubvogel (Sylvia hypolais) und den gewöhnlichen Buch- oder Edelfinken (Fringilla coelebs).

Nicht jeder Vogel eignet sich zum „Kommandosänger“, es hat eben nicht jeder das Zeug dazu.

Der Vogel, den man ausbilden will, muß vor allem vollkommen zahm sein und, was die Hauptsache ist, er muß seinen Herrn und Besitzer kennen; die Fütterung hat aus diesem Grunde immer sein Eigentümer selbst zu besorgen, er darf dieselbe nie Dienstleuten überlassen. Der Käfig ist möglichst niedrig zu hängen, am besten in Augenhöhe; wenn man füttert, so spreche man immer zu dem Vogel, schmeichle ihm, schmatze mit den Lippen und lasse sich durch anfängliche Scheu in keiner Weise beirren. Hauptsächlich hat man zu trachten, daß der Vogel die Scheu vor der Hand verliere, man fasse deshalb den Käfig oft an. Frißt einmal der Vogel oder singt er gar im Beisein seines Besitzers, so hat man die erste Stufe erreicht — die Zähmung.

Es ist aber nicht genug, daß der Vogel vor seinem Herrn die Scheu verloren hat, auch gegen fremde Leute darf er nicht ängstlich oder wild sein. Singt der auf diese Weise gezähmte Vogel, so versuche man es mit dem Wechseln des Stand- oder Hängeortes des Käfiges; man setze den Käfig auf den Tisch, lasse ihn geraume Zeit dort stehen, dann hänge man ihn an ein anderes Fenster, stelle ihn auf eine Kommode ꝛc. Anfänglich wird es wohl mit dem Singen seine Schwierigkeit haben, da die immer wechselnde neue Umgebung den Vogel zerstreut macht; er beschäftigt sich mehr mit Betrachtung der Gegenstände in seiner neuen Umgebung als mit Singen. Doch dies dauert nicht lange, bald beginnt er wieder sein Lied, unterbricht es nicht, wenn man zu ihm tritt, ja singt noch lauter und mit erhobener Stimme, wenn man ihm durch Schmatzen schmeichelt. Ist der Liebhaber mit seinem Vogel so weit, daß dieser nun ein ganz und gar zahmes Tier geworden ist, das beim Nahen seines Herrn freudig die Kopffedern sträubt und ihn vielleicht gar schon mit einer kurzen Strophe seines Gesanges begrüßt, so kommt nun erst das schwerste Stück Arbeit, und das ist die Ausbildung an ganz fremden Orten, im Garten, im Wald ꝛc.

Gar mancher Vogel, der zu Hause, in der Wohnung der fleißigste Sänger war, der auf das geringste Schmatzen seines Herrn sofort reagierte, zeigt sich oft an fremden Orten als der größte Schweiger, oder singt nur dann, wenn er keinen Konkurrenten hört. Andere wieder werden durch den Gesang eines ihrer Art angehörigen Sängers geradezu aufgemuntert. Diese letzteren, sogenannten „kecken“ Vögel sind sehr beliebt, für sie ist der Sang eines anderen der Beginn zum Sängerkriege, der stundenlang fortgesetzt wird. Bevor der Vogel vom Zimmer weg zur Abrichtung an andere außerhalb der Wohnung gelegene Orte getragen wird, ist er noch an einen kleinen Käfig, den sogenannten „Austragkäfig“, zu gewöhnen, in den man ihn aber nur vorübergehend für kurze Zeit einsperren darf. Anfänglich wird man den Vogel wohl durch einige Kniffe, wie Leckerbissen ꝛc., in denselben locken müssen, später hüpft er selbst hinein, wenn man die beiden geöffneten Thürchen einander nahe bringt.

Singt der Vogel am fremden Orte, läßt er sich durch Gesänge von Artgenossen nicht beeinflussen, so hat man gewonnenes Spiel.

Nochmals aber sei hervorgehoben, daß das erstrebte Ziel nur durch Geduld und die liebevollste Behandlung des gefiederten Schülers bei strenger Vermeidung aller Zwangsmittel erreicht werden kann.

Wer ungeduldig gleich im Anfang den Erfolg sehen will, wird, wie ja überall im Leben, auch hier nichts erreichen. Es wurde erwähnt, daß nicht jeder Vogel zu dieser Ausbildung sich eignet. Ich habe mir selbst mit gewissen Vögeln alle erdenkliche Mühe gegeben, meine Bestrebungen scheiterten an der Individualität des Tieres. Anderseits habe ich Vögel selbst gehabt und im Besitze anderer gesehen, die wahre Ideale von „auf Kommando singenden Vögeln“ waren. Ich erinnere mich eines Rotkehlchens, das nur durch die beispiellos liebevolle Behandlung seitens seines Pflegers so weit gebracht wurde, daß es nicht allein dem Kommando — Schmatzen mit den Lippen — seines Herrn Folge leistete, sondern auch dem aller Besucher. Trat man zu seinem Käfig und spitzte nur die Lippen zum Schmatzen, so blähte sich dies liebliche Vögelchen auf, sträubte Kopf- und Kehlfedern und machte, hell sein Lied singend, alle jene Verbeugungen, die so lebhaft uns die Balz, das Minnewerben, darstellen. Der Wiener Vogelliebhaber nennt dies „Ansingen“.

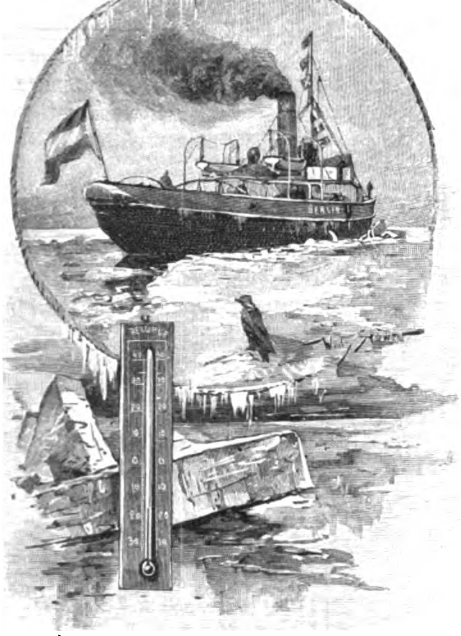
Josef von Pleyel.

Digitized by Google

Ein Tag an Bord eines Eisbrechers.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Gustav Klitscher. Mit Abbildungen von W. Stöwer.



Ein kalter, klarer Frostmorgen strahlte im hellen Licht der späten Wintersonne über meiner guten Vaterstadt Stettin, als ich mich an einem Januartage des vorigen Jahres auf den Weg machte zu dem Eisbrecher, der uns durch die Eismassen der Oder und des Haffs nach Swinemünde an die Küste der Ostsee bringen sollte.

Ueber den schönen neuen Vierteln, die auf den hochgelegenen Glacis vor den Thoren der ehemaligen Festung entstanden sind, lachte ein blauer Himmel, der Wind wehte schwach, kaum merklich von Südosten, nur das Knirschen des hart gefrorenen Schnees zeugte von der grimmigen Kälte der vergangenen Nacht. Als ich mich aber dem Hafen näherte, quoll aus den engen Gassen der alten Stadt braungrauer, dichter Qualm mir entgegen, wie der Rauch aus tausend Fabrikschloten. Aus dem breiten Flußthal dampfte ein undurchsichtiger Nebel empor, der mich kaum den Platz finden ließ, wo am Bollwerk unser „Berlin" festgemacht war. Mir wurde um den Erfolg unserer Fahrt bange. Aber die anderen Teilnehmer waren guten Mutes. Unser Maler erklärte, daß er selbst im dichtesten Nebel würde skizzieren und photographieren können, und da der liebenswürdige Chef der allen Besuchern der Ostseebäder wohlbekannten Reederei Bräunlich, welcher die Eisbrecher unterstellt sind, persönlich erschienen war, um für das allgemeine Wohl zu sorgen, so kehrte allmählich die Zuversicht wieder zurück.

„Brrr, meine Herren, es ist abscheulich! Wir haben 16 ° Réaumur."

„Kälte?" brummte ein Gemütsmensch unter seinem Schnurrbart hervor, an dem dicke Eiszapfen hingen.

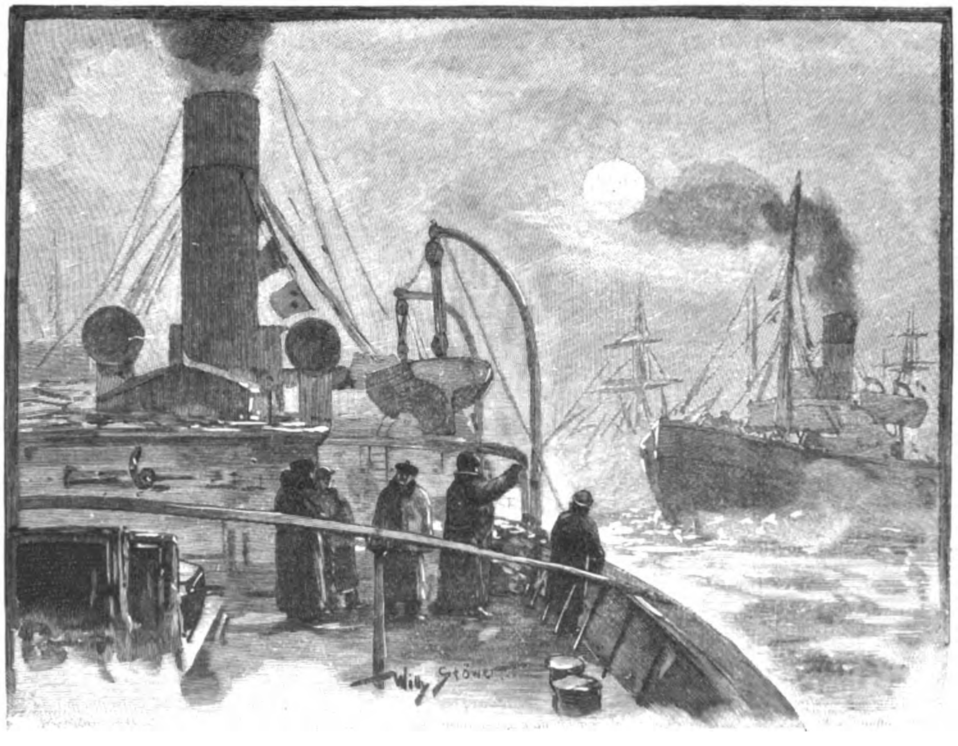
Diese lieblose Frage wurde mit der gebührenden stillschweigenden Verachtung hingenommen. Nur das einförmige Klipp-Klapp von Stiefeln, deren Inhaber sich durch eine gewisse rhythmische Bewegung zu erwärmen suchten, tönte eine Weile durch die Stille. Viel mehr Anklang fand dagegen die Versicherung eines alten wettererfahrenen Lotsen, daß es gegen 10 Uhr aufklaren würde. Wir gingen also an Bord, um uns die Zeit des Wartens so gut es eben möglich war, zu vertreiben. Der „Berlin" legte trotz des Nebels vom Bollwerk ab, da ertönten auch schon die gellenden Töne einer Dampfpfeife. Auf zehn Schritt war nichts zu sehen. Plötzlich tauchte dicht neben uns der zweite Eisbrecher auf, der uns mit einem großen Seedampfer im Schlepptau in der von uns gebrochenen Rinne folgen sollte.

Wieder hieß es stilliegen.

Die Sonne schimmerte durch die weißdampfende Luft wie ein scharf umrissener, blaßgelber Teller hindurch. Man konnte ohne Schaden für die Augen gerade in sie hineinsehen. Uebereinstimmend bemerkten wir genau in der Mitte der Scheibe einen dunklen Punkt, den wir alle, Landratten und seebefahrene Männer, noch niemals gesehen hatten. Wir tauften ihn, weil der wartende Mensch doch schließlich etwas zu thun haben muß, mit dem ganzen Stolz naturwissenschaftlicher Entdecker den Bräunlichschen Sonnenfleck. Und als hätte sich Frau Sonne nach Frauenart unserer allgemeinen Aufmerksamkeit gefreut — sie machte das Wort des wetterkundigen Mannes wahr, verscheuchte endlich allen häßlichen Dunst und bescherte uns den prächtigsten Wintertag, den sich unser Herz nur wünschen konnte.

Nun habe ich wohl, Gott sei Dank, eine ganze Weile von dem im allgemeinen verpönten Wetter gesprochen, sitze dabei immer noch im Hafen von Stettin und der Vorwurf geistiger Verarmung wird mir nicht erspart bleiben. Wenn man aber so von den himmlischen Gestirnen abhängig ist wie bei nautischen Unternehmungen, dann mag es schon verziehen werden, daß sie im Vordergrund der Beobachtung stehen. Es wird auch im folgenden noch öfters von Wind und Wolken die Rede sein müssen. Vorerst aber hieß es: „Volldampf voraus". Die Schraube begann zu arbeiten und knirschend barst das Eis unter dem Bug unseres „Berlin". Da die Eisbrecher täglich zwischen Stettin und Swinemünde verkehren, so ist im Strombett eine abgegrenzte Fahrrinne gebrochen, deren Eistrümmer zwar jedesmal nach der Durchfahrt der Schiffe baldigst wieder zusammenfrieren, die naturgemäß aber viel leichter passiert werden kann als gewachsenes Kerneis. So geht die Fahrt verhältnismäßig rasch stromabwärts.

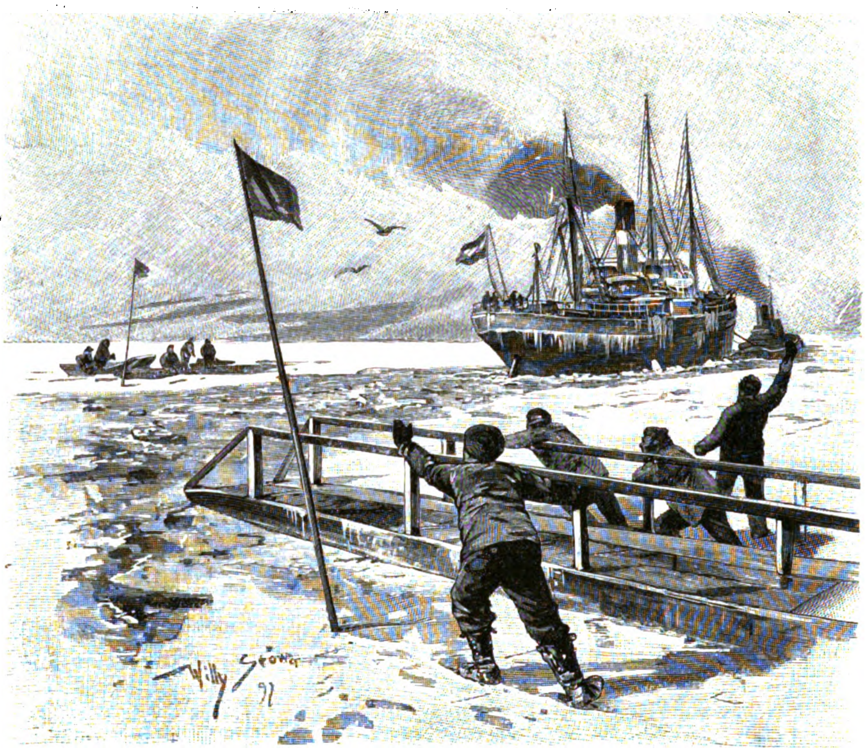
Wir schicken uns an, die mannigfach wechselnden Bilder am Ufer zu betrachten; aber als wir unsern Platz verlassen wollen, wird uns die scherzhafte Ueberraschung, daß wir mit unsern Filzgaloschen, die wir über die Stiefel gezogen haben zwecks



Die Sonne im Morgennebel.

Vermeidung etwaiger „Eisbeine“, so fest auf dem eisernen Deck angefroren sind, daß an ein Hochheben der Füße nicht zu denken ist. Wir müssen, wie der Mann, der nach der bekannten Redensart aus der Haut fährt und sich daneben setzt, erst aus den Ueberschuhen heraustreten und diese mit nicht geringer Anstrengung vom Boden losreißen, ehe wir weiter können. Daß wir dabei gehörig Haare lassen müssen und ein Teil der Filzsohlen auf den Eisenplatten zurückbleibt, erhöht nur den Reiz der eigenartigen Situation.

Auf den großen Dampfern am Hafenquai ist man, dank dem ununterbrochenen Verkehr, der durch die Eisbrecher aufrecht erhalten wird, lebhaft an der Arbeit. Mehrere von ihnen, darunter ein Amerikafahrer, sollen am nächsten Tage in See gehen. Auch in den Industriedörfern, welche sich eins an das andere schließend stromabwärts am linken Ufer entlang ziehen, herrscht rege Thätigkeit. Besonders an den Schiffswerften sieht man das deutlich. Auf einem Stapel der Oderwerke ragt der stolze Bau des neuen „Imperator“ empor, der die eben erst eingerichtete Schnellzugsverbindung zwischen Berlin und Stockholm über Rügen durch Fahrten von Saßnitz nach Trelleborg vermitteln soll, und auf dem „Vulkan“ in Bredow überraschen die neuen Schiffe des Norddeutschen Lloyd durch ihre ungeheure Größe. Die „Königin Luise“ liegt, schon fast fertig, im Wasser. Sie macht den Eindruck eines vierstöckigen Palastes, und der alte Schnelldampfer „Saale“, gewiß ein stolzes Schiff, der in ihrer Nähe in Reparatur ist, nimmt sich dem neuen Koloß gegenüber aus wie ein Berliner Säugling neben seiner Spreewälder Amme. Ueberall herrscht emsige Thätigkeit. Nur die Vergnügungsgärten, wo an warmen Sommernachmittagen in der Nähe des kühlenden Stromes würdige Damen bei Kaffee und Napfkuchen das Glück oder noch lieber das Unglück ihres lieben Nächsten erörtern, und abends ganze Familien bei „Hecht und Aal mit Gurkensalat“ lukullisch schwelgen, stehen verödet. Allein die Spatzen sind von allen Gästen noch da und erheben in den kahlen Aesten der Bäume ein gewaltiges Geschrei in Erinnerung an die schönen Zeiten, da noch Brosamen und Kuchenkrümel in üppiger Fülle von der Reichen Tische fielen.



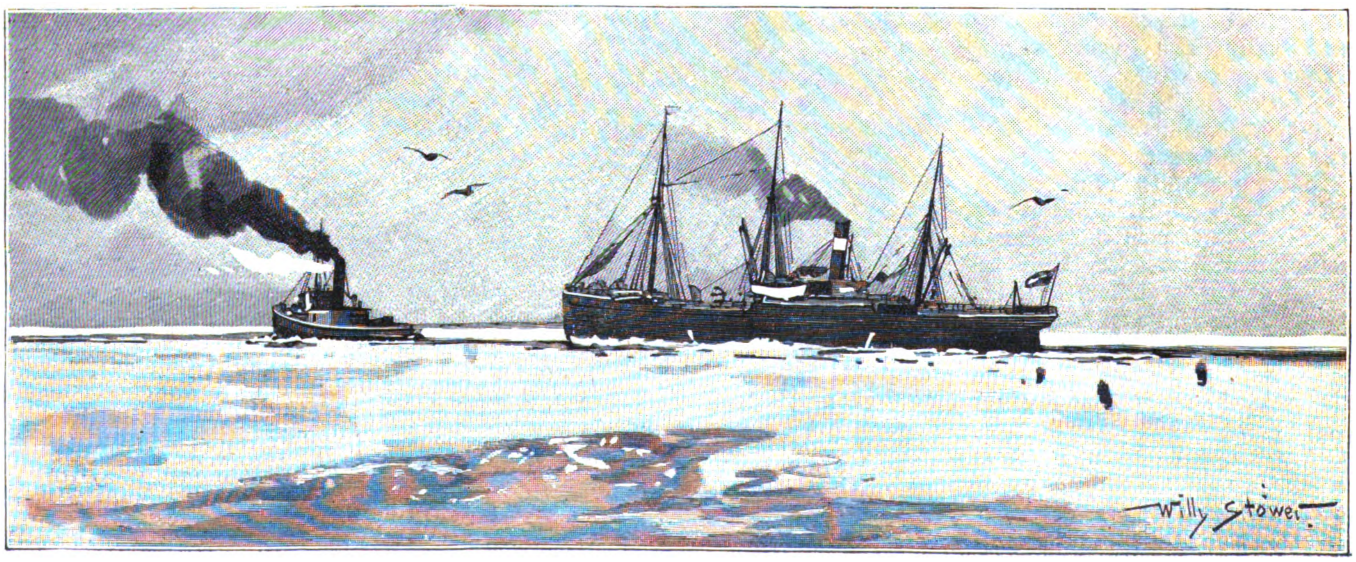
An einer Uebergangsstelle auf dem Stettiner Haff.

Hin und wieder wird uns auf unserer Fahrt ein nicht mißzuverstehendes pommersches Kraftwort zugerufen. Das kommt aus dem Munde von Leuten, die sich plötzlich durch die neu gebrochene Rinne vom jenseitigen Ufer, zu dem sie hinüber wollten, abgeschnitten sehen.

Früher, als das Eis den ganzen Winter hindurch festlag, da gab es keine Schwierigkeit; für die Männer der Arbeit wie für die des Vergnügens, als da sind Schlittschuhläufer und Schlittenfahrer, waren bequeme Zeiten. Jetzt heißt es, an bestimmten Uebergangsstellen lange, auf Schlittenkufen laufende Brücken über die losen Schollen zu schieben, und es ist nicht jedermanns Sache, auf diesen schmalen, glatt überfrorenen Brettern, die elastisch unter dem Tritt nachgeben, hinüberzubalancieren. Ein unfreiwilliges Bad aber um diese Jahreszeit gehört gerade nicht zu den Annehmlichkeiten.

Allmählich werden jedoch auf unserer Fahrt diese Uebergänge immer seltener, das rechte Ufer tritt immer mehr zurück, der Strom weitet sich zum Papenwasser.

Inzwischen ist in der hübschen Kapitänskajüte, wie man sie so gemütlich mit Dampfheizung und jeglicher Bequemlichkeit auf einem Eisbrecher gar nicht erwartet hatte, ein Frühstück



Im Schlepptau des Eisbrechers.

angerichtet worden, das in dieser delikaten Zusammensetzung der Deutsche eben nur an der „Waterkant“ kennt. Als wir neu gekräftigt wieder auf Deck kamen und bei gutem Rotspohn einen gemütlichen Kreis bildeten, waren wir allgemach bis ins Haff gekommen.

Die Sonne schien warm auf uns herab, das Schiff lief gerade mit dem Winde, so daß sich um uns kaum ein Lüftchen regte. Der freundliche Kapitän Last stieg von seiner Kommandobrücke und berichtete, daß das Thermometer in der Sonne und in der Nähe des dampfenden Schornsteins 1° Wärme zeige. Ich mußte lachen, denn just in diesem Augenblicke bemerkte ich, daß der Wein, der an dem Glase in meiner Hand abgeflossen war, sich in Eis verwandelt hatte. Und die Herren, welche Gläser mit Bier neben sich gestellt hatten, fanden in kürzester Zeit Eisstücke darin. Nichtsdestoweniger konnte man es in einem guten Pelz nicht nur ganz vortrefflich aushalten, sondern die reine, staubfreie, windstille Luft weckte die Empfindung eines milden lauen Tages.

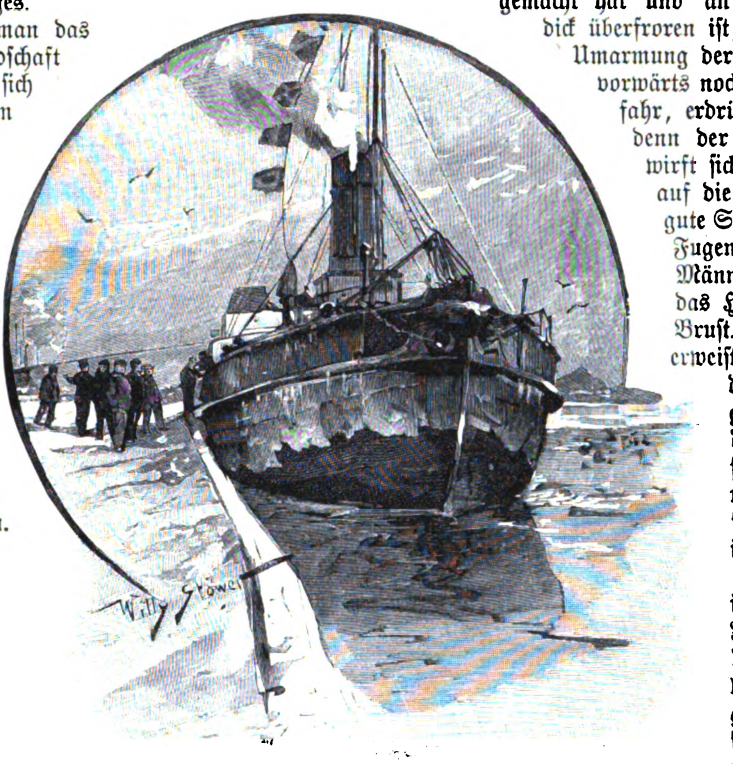
Voll innigen Behagens ließ man das Auge über die eigenartig schöne Landschaft schweifen. Weit und breit dehnten sich die schneebedeckten Eisfelder aus, im Westen ragten ein paar Kirchtürme auf der Insel Usedom in die Luft, im Osten tauchten weißbeschneit die Lebbiner Berge auf. Nur undeutlich erkannte man auf der unendlichen Fläche einige schwarze Punkte: Fischer, die mit ihren Schlittengespannen in der Ausübung ihres Berufes auf das Eis gezogen waren. Dicht in unserer Fahrrinne sitzen ein paar Seeadler. Sie lassen das Schiff so nahe herankommen, daß man sie mit der Kugel wohl erreichen könnte. Aber sie fürchten keine Feindseligkeiten. Im Gegenteil schätzen sie die Eisbrecher als ihre Verbündeten im Kampfe ums Dasein, denn an dem offenen Wasser lauern sie auf die Fische, die sich unvorsichtig hervorwagen und so dem geflügelten Räuber zur willkommenen Beute werden.

Allmählich hatten wir vor dem „Langenberg“, der uns mit dem Frachtdampfer im Schlepptau folgte (vergl. Abbildung S. 30), einen großen Vorsprung bekommen. Es wurde beschlossen, die so gewonnene Zeit zu benutzen, um die Fähigkeiten unseres Schiffes auch festem Eise gegenüber zu erproben. Wir bogen also aus der üblichen Fahrt rechts ab und arbeiteten uns in das Kerneis hinein. So ein Eisbrecher ähnelt in seiner äußeren Gestalt auffallend einer halben Walnußschale. Kurz und breit, ist er nicht darauf eingerichtet, mit scharfem Bug das Eis zu durchschneiden, sondern er schiebt sich mit seiner ganzen Schwere auf das Eis hinauf, zerbricht es so und drückt es zu beiden Seiten fort. Krachend barst es unter unserm Vordringen und gewaltige Platten, an 12 bis 15 Zoll stark, türmten sich aufeinander. Schließlich blieben wir innerhalb der massigen Trümmer liegen und unser unermüdlicher Maler benutzte die Gelegenheit, um von Bord zu hüpfen und uns wieder einmal zu photographieren. Ich glaube, es war die zwölfte Aufnahme und einige schwächliche Mitglieder der Expedition fühlten sich durch das ewige „recht freundlich“ Aussehen schon sehr angegriffen. Es war ein wahres Glück, daß Küche und Keller — man gestatte den Ausdruck — unseres Schiffes so trefflich für unser leibliches Wohl sorgten, sonst hätte der unholde Photograph manchem den traurigsten Schaden an seiner Gesundheit durch andauerndes Exponieren anthun können.

Dann wurde die Fahrt fortgesetzt. Wir ließen das Haff hinter uns und bogen in die „Kaiserfahrt“ ein, welche man angelegt hat, um die mannigfachen Windungen des Swineflusses abzukürzen. Hier lag nur ganz dünnes Eis auf dem Wasser, das wie Glas aussah und Hunderten von wilden Enten zum Tummelplatz diente. Höchst übelgelaunt über die Störung, flogen sie kurz vor dem Dampfer auf, um gleich hinter ihm wieder in das offene Wasser einzufallen.

Allmählich zeigten sich auch einige Möwen und verkündeten die Nähe der See. Die Türme von Swinemünde tauchten auf, die schmucken Häuser mit ihren Lauben und Balkonen, die alten Bäume am Fluß, der Signalball der Lotsenstation — wir waren in Stettins Seehafen — diesmal nach schöner gefahrloser und genußreicher Fahrt! Denn ein bißchen verfrorene Ohren rechnen nicht mit.

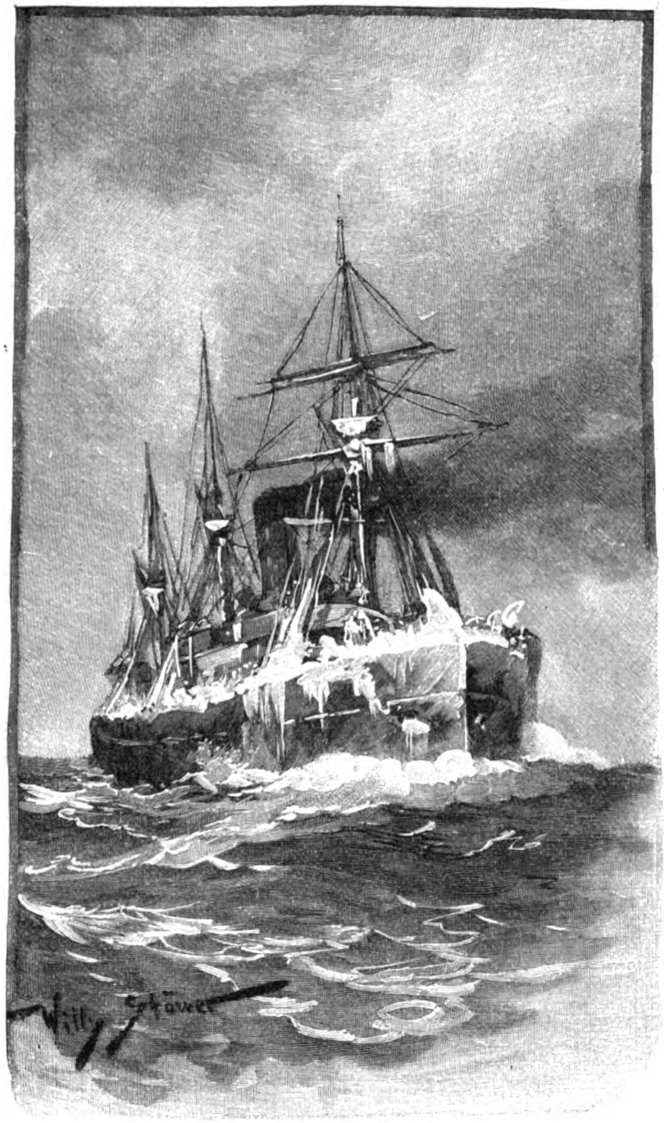
Ganz anders sieht sich so ein Unternehmen an, wenn der Schneesturm heult und draußen in See ein Schiff im Eise festsitzt, das hereingeholt werden muß. Das brandende Meer hat in der Bucht einen mächtigen Eiswall von 10 bis 20 Fuß Höhe aufgetürmt. Ein Dampfer, der bei schwerem Frost seine Reise gemacht hat und an Rumpf und Takelwerk dick überfroren ist, sitzt in der gefährlichen Umarmung der Massen und kann weder vorwärts noch rückwärts, in steter Gefahr, erdrückt zu werden. Da geht denn der Eisbrecher hinaus und wirft sich in gewaltigem Anprall auf die gefrorene Mauer. Das gute Schiff kracht in allen seinen Fugen und den wetterharten Männern, die es führen, schlägt das Herz laut in der rauhen Brust. Aber das Menschenwerk erweist sich wirklich stärker als der trotzige Bau der Naturgewalten. Der Wall bricht, die kühne That gelingt und freudigen Herzens bringt man das Schiff mit Mannschaft und Ladung glücklich in den Hafen.



Am Bollwerk in Swinemünde.

Nach kurzem Aufenthalt in Swinemünde ward die Rückfahrt angetreten. Da die Fahrstraße nur erst leicht überfroren ist, so geht die Reise glatt und schnell von statten. Allmählich senkt sich die Dunkelheit herab und in der traulichen Kabine versammelt sich alle Welt zu gemütlichem Mittagsmahl. Da wird manch frohes Glas getrunken, und nicht zuletzt auf unsere gute Handelsstadt Stettin. Denn eine Handelsstadt ist die alte Residenz der pommerschen Herzöge und der Handel wird immer ihre vornehmste Lebensbedingung bleiben, obwohl eine große Garnison und die zahlreichen Beamten der Provinzialhauptstadt nicht verfehlen, ihr auch nach andern Seiten hin ein eigenartiges Gepräge zu geben. Eine Handelsstadt war Stettin bereits im Mittelalter, wo es Mitglied der Hansa wurde. Seit den Wirren des Dreißigjährigen Krieges hat die Stadt wiederholt ihre Herren wechseln müssen, bis sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts dauernd unter die preußische Herrschaft kam. Seitdem war Stettin in fortschreitender Entwicklung begriffen und wurde auch zu der wichtigsten Industriestadt der Provinz Pommern. Wo einst wendische Fischerhütten standen, arbeiten heute gewaltige Dampfmaschinen, erheben sich Fabriken aller Art und Werftanlagen, deren Erzeugnisse sich in der weiten Welt des besten Rufes erfreuen. In gleicher Weise entwickelte sich auch der Handel Stettins. Während der letzten Zeit liefen alljährlich in den Hafen, der von dem Oderstrom und seinen Nebenarmen gebildet wird, allein über 3000 Seedampfer und über 1200 Segelschiffe ein; dazu kamen noch die zahlreichen Küstenfahrzeuge und gegen 12 000 Oderkähne. Stettin besitzt direkte Dampferverbindungen nicht allein mit allen wichtigen Plätzen der Ost- und der Nordsee,

Digitized by Google



Stettiner Frachtdampfer.

sondern auch mit Frankreich, Spanien, den Mittelmeerhäfen und New York. Eines ähnlichen Aufschwungs erfreute sich Stettins Vorhafen, das kleine auch als Seebad bekannte Swinemünde, das an der mittleren Ausmündung des Oderhaffs in die Ostsee liegt und als der beste Hafen an der preußischen Ostseeküste gerühmt wird.

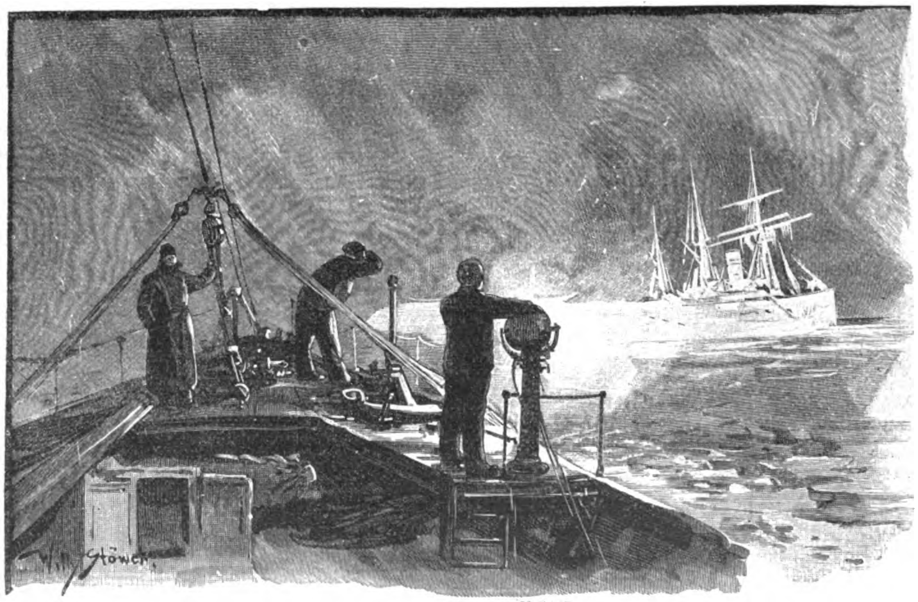
Die Erkenntnis der Wichtigkeit von Handel und Schiffahrt für das Blühen der Stadt war es auch, welche in den Jahren 1888 und 1889 die Kaufmannschaft veranlaßte, mit dem Bau der Eisbrechdampfer zu beginnen. Früher hatte der Frost den Hafen und damit den Verkehr gesperrt. Der Kaufmann feierte, es feierten seine Arbeiter, und mit ihnen alle die Handwerker, deren Erwerb auf sie angewiesen war. Es galt als ein ganz besonderes Ereignis, wenn einmal der Kopenhagener Eisbrecher herüberkam, um einen Dampfer einzubringen. Seitdem aber die Eisbrecher „Stettin“, „Swinemünde“ und „Berlin“ die Werften des Vulkan verlassen haben, und nachdem in neuerer Zeit noch der „Langenberg“ hinzugekommen ist, haben sich die Verhältnisse durchaus geändert.

Auch während des Winters herrscht im Hafen rege Thätigkeit. Import und Export hören nicht auf. Eingeführt werden in der Hauptsache während des Winters Getreide, Mais, Phosphate, Erze und Kohlen, während zur Ausfuhr gelangen Zucker, Grubenhölzer und Stückgüter. Der Kaufmann verdient und mit ihm verdient direkt oder indirekt ein großer Teil der Bevölkerung. Diesem Umstande hat die Stadt dadurch Rechnung getragen, daß sie zur Unterhaltung der Schiffe aus ihrem Säckel einen Zuschuß leistet. Wenn erst der neue Großschiffahrtskanal zwischen Oder und Spree, der geplant ist, fertig sein wird, dann hat Berlin seine im Winter wie im Sommer ununterbrochen offengehaltene Verbindung mit dem Meere. Welche sozialen Vorteile daraus entstehen werden, ist vorläufig im einzelnen noch gar nicht abzusehen! Wie sehr sich aber die Eisbrecher selbst bewährt haben, geht daraus hervor, daß Rußland und Holland für den eigenen Gebrauch Dampfer nach demselben Modell bestellt haben.

Je weiter wir nach dem Norden vordringen, desto stärker wird die Macht des Winters. Nicht nur Flüsse und Seebuchten frieren dort zu, sondern auch das offene Meer wird von den starken Frösten in Eisfesseln geschlagen. So kann das Eismeer, das die nördlichen Küsten Europas und Asiens umspült, nicht als eine die Völker verbindende Handelsstraße gelten. Wohl haben Polarforscher die Nordostpassage erzwungen, den Weg von Norwegens Küste bis zur Behringstraße zurückgelegt, aber die Kaufleute können diesen Weg nicht benutzen. Nun hat man die Absicht, besonders starke Eisbrecher zu bauen und mit ihrer Hilfe eine regelmäßige Schiffahrt in jenen Gebieten zu eröffnen. Die Schwierigkeiten, die sich dort dem Menschen entgegenstellen, sind bei weitem größer als an unserer Ostseeküste, aber ganz aussichtslos dürfte der Plan doch nicht sein. Wenn dereinst, dank der zunehmenden Besiedelung, das unermeßliche Sibirien zu einem Kulturlande aufblüht, dann werden wohl die Eisbrecher seinem Handel den Weg durch das Eismeer bahnen. Abgesehen von diesen Zukunftsträumen, können wir jedoch mit dem zufrieden sein, was die Eisbrecher schon jetzt leisten, und dürfen sie als starke Gehilfen des Handels und Wandels in der rauhen Winterszeit preisen. — —

Als wir wieder auf Deck kamen, blinkten die Sterne hellfunkelnd am tiefdunklen Himmel, und der abnehmende Mond goß seinen fahlen Glanz über die weiten weißen Flächen. Dennoch war es nicht hell genug, um alles vor uns deutlich zu erkennen. Der elektrische Scheinwerfer wurde im Bug entzündet und sandte sein gespenstiges Licht in die Weite. Schiffe tauchten auf, die Oderufer wurden sichtbar und endlich grüßten auch die Laternen des Hafens.

Wir waren wieder daheim. Bei einem guten Grog am häuslichen Herd wurde der ausgefrorene Mensch aufgetaut und getreulich wurde Bericht gegeben von den Freuden und Leiden unserer Fahrt, genau nach dem alten Wort: Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen.



Beleuchtung mit dem Scheinwerfer.

Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

Musikstudien.

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.

Digitized by Google

Blätter und Blüten.

Wie viel „Veteranen der Paulskirche“ sind noch am Leben? Das Herannahen der Gedächtnistage des ersten Deutschen Parlaments hat das allgemeine Interesse für die Frage erregt, wie viel von den Männern, die vor fünfzig Jahren an der Frankfurter Nationalversammlung als Mitglieder teilnahmen, zur Zeit noch am Leben sind. In einem Berliner Blatte fanden wir die Zahl der Ueberlebenden auf sieben angegeben, doch ist dieser Angabe von andrer Seite mit der Vermutung begegnet worden: die Zahl müsse eine viel größere sein. Allerdings kann die Niedrigkeit der Ziffer zunächst befremden. Wenn man aber bedenkt, daß die Zahl der Mitglieder des Parlaments, die 1848 und 1849 in der Paulskirche saßen, sich im ganzen auf 766 belief, und weiter in Betracht zieht, daß nur ganz wenige dieser Männer vor fünfzig Jahren ein Alter unter dreißig Jahren gehabt haben, während die Mehrzahl schon damals betagt war, so ist das Zusammenschmelzen der Zahl kaum noch erstaunlich. Wir folgen aber gern einer Anregung aus dem Kreise unserer Leser und lassen hiermit an alle noch am Leben befindlichen „Veteranen der Paulskirche“ die herzliche Bitte ergehen, uns durch ein kurzes Lebenszeichen baldigst erfreuen zu wollen, damit eine genaue Feststellung ihrer Zahl möglich werde.

Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen. (Zu dem Bilde S. 4 und 5.) Das Jahr 1812 wird stets eins der denkwürdigsten in der Kriegs- und Weltgeschichte bleiben; niemals hat der Massenmord, der sich an die Fersen der Welteroberer heftet, ein so schreckhaftes Antlitz gezeigt. Freilich, mörderischer als die Kugeln der Feinde waren in Rußland die Elemente; aber es war doch der unersättliche Ehrgeiz eines Einzigen, der sie in die Schranken gerufen und ihnen eine halbe Million von Menschenleben geopfert hatte — ja, so groß war die Zahl der Toten, die auf den Eis- und Schneefeldern des mächtigen Reiches geblieben waren, als der Imperator auf eiligem Schlitten vom Schauplatze seiner Niederlage hinwegfloh! Als die Nachricht von dem furchtbaren Schicksal der „großen Armee“ im Dezember 1812 nach Berlin kam, wurde sie auch vom Turnvater Jahn sofort in ihrer Bedeutung für die patriotischen Hoffnungen der Deutschen gewürdigt. Auf seine Anregung dichtete der damalige Primaner Ferdinand August das bald danach vielgesungene Lied, welches mit der Strophe beginnt:

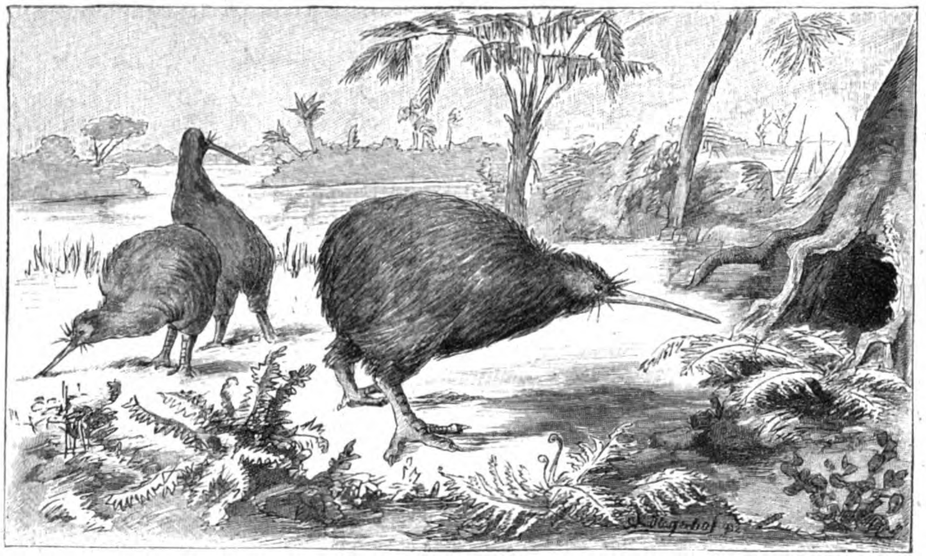
„Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.“

Das ausdrucksvolle Bild von Arthur Kampf zeigt uns, wie auf dem Rückzuge aus Rußland begriffene Franzosen durch ein deutsches Städtchen ziehen; elend, zerschunden, in Lumpen gehüllt, von allen möglichen Krankheiten geplagt, wanken sie zum Thore herein — vor Monaten waren sie vielleicht durch dasselbe Thor stolz und glänzend in den Krieg gezogen. Jetzt schreiten sie stumpf und empfindungslos weiter, unbekümmert um den Eindruck, den sie auf die zusammenlaufenden Bürger des Städtchens machen, die teils mit Mitleid, teils mit verhaltenem Grimme diese Reste der „großen Armee“ vorüberziehen sehen. Alles Soldatische ist aus der Haltung dieser Unglücklichen geschwunden. Nur hier und dort zeigt sich noch ein Rest militärischen Ehrgefühls, wie bei dem Grenadier der ersten Reihe, der sich krampfhaft zusammennimmt, um noch den Schein eines kriegerischen Auftretens zu bewahren. Beim Anblick dieses Bildes muß man des Schillerschen Ausspruches gedenken: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Der Kiwi. (Mit Abbildung.) Als vor wahrscheinlich erst wenigen Jahrhunderten die ersten Menschen die große Südseeinsel Neuseeland betraten, sahen sie dort ungeheure Vögel, die in der Gestalt unserem Strauße ähnlich waren, diesen aber an Größe weit übertrafen. Die Ankömmlinge, die Stammeltern der heutigen Maoris, kamen von Samoa (= Reich des Moa), und es ist erklärlich, daß sie in den Ungeheuer ihren obersten Gott zu finden glaubten und es schlechtweg Moa nannten. Von ihrer Verehrung gegen diese Tiere kamen sie aber bald zurück, und es dauerte nicht lange, so hatten sie die Riesenvögel ausgerottet, noch ehe ein Weißer sie erblickt hatte. Alle Erzählungen der Maoris, daß noch heute im Innern der Insel die Moas lebend existierten, sind leider Fabeln, wie die ähnlichen Märchen über die großen Vögel auf Madagaskar. Nur in einer Miniaturausgabe sind uns noch Verwandte des Moa auf Neuseeland erhalten geblieben, nämlich die etwa einen halben Meter großen Kiwi oder Schnepfenstrauße.

Seitdem es Zoologische Gärten giebt, war es ein Lieblingswunsch der Leiter derselben, einmal lebende Kiwis dem Publikum zeigen zu können. Aber der Import bot große Schwierigkeiten. Als ich 1867 von Australien zurückkehrte, reiste ich mit einem Abgesandten der Tierhandlung Reiche in Alfeld, der mit 10 Kiwis die Einführung nach Europa versuchte. Umsonst! Der letzte starb im Roten Meer, obwohl der Kapitän (der leider später mit der „Elbe“ verunglückte Kapitän v. Goessel) wie auch die Passagiere sich in hohem Grade für die seltenen Gäste interessierten und es gewiß an nichts Nötigem fehlte. Seitdem gelang aber die Einführung wiederholt, und besonders hat der eifrige Zoologe Herr Walter von Rothschild in London durch große pekuniäre Opfer sich um diese Angelegenheit verdient gemacht. Aus seiner Sammlung zu Tring stammt auch das abgebildete, im Zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. lebende Exemplar.

Durchaus flügellos, von dichtem Wollhaar umgeben, mit großem Schnurrbart und blöden Nachtaugen, macht der Vogel einen höchst sonderbaren Eindruck und rechtfertigt thatsächlich das Interesse, welches das Publikum ihm zollt. In jedem Beschauer wird der Wunsch wach, das Tier auch umherspringen und laufen zu sehen, was aber während des Tages bei dem absolut nächtlichen Gesellen nur mit Hilfe des Wärters möglich ist. Als Nahrung erhält der Kiwi feinstreifig geschnittenes Ochsenherz und Regenwürmer, die in einem Beet seines Käfigs tags über sich eingraben und die er dann des Nachts wieder hervorwühlt. In den Dämmerungsstunden springt er gleich einem Kaninchen umher und zieht sich bei Tagesanbruch in seinen Kasten zurück. In der Freiheit verbringt er den Tag in Erdlöchern am Fuß der Bäume, wo er früher gegen seine Feinde gesichert war; heute aber jagt man ihn leicht mit Hunden und in kurzer Zeit wird die Existenz des merkwürdigen Tieres der Geschichte angehören. Dr. A. Seitz.



Der Kiwi.
Nach dem Leben gezeichnet von A. Meyerhof.

Defoe am Pranger. (Zu dem Bilde S. 17.) Von den Romanen, welche zum litterarischen Besitztum aller Kulturnationen geworden sind, hat Defoes „Robinson Crusoe“ wohl die weiteste Verbreitung gefunden. Dieser eine Roman, der 1719 den wirklichen Erlebnissen eines Schiffbrüchigen nachgedichtet ward, hat dem Namen Daniel Defoes Weltruhm erworben, einen Ruhm, der bestehen wird, so lange die rege Phantasie der Jugend sich an den Abenteuern Robinsons auf seiner Insel ergötzt und so lange der außerordentliche erzieherische Wert des Buches geschätzt bleibt, das den Lebensgrundsatz „Hilf dir selbst!“ so eindringlich lehrt. Weniger allgemein bekannt sind die Verdienste, die sich Defoe als politischer Schriftsteller um sein Volk wie um allen volkstümlichen Fortschritt erworben hat, wobei er sich gleichfalls als ein Verfechter des Leitspruchs „Hilf dir selbst!“ bewährte.

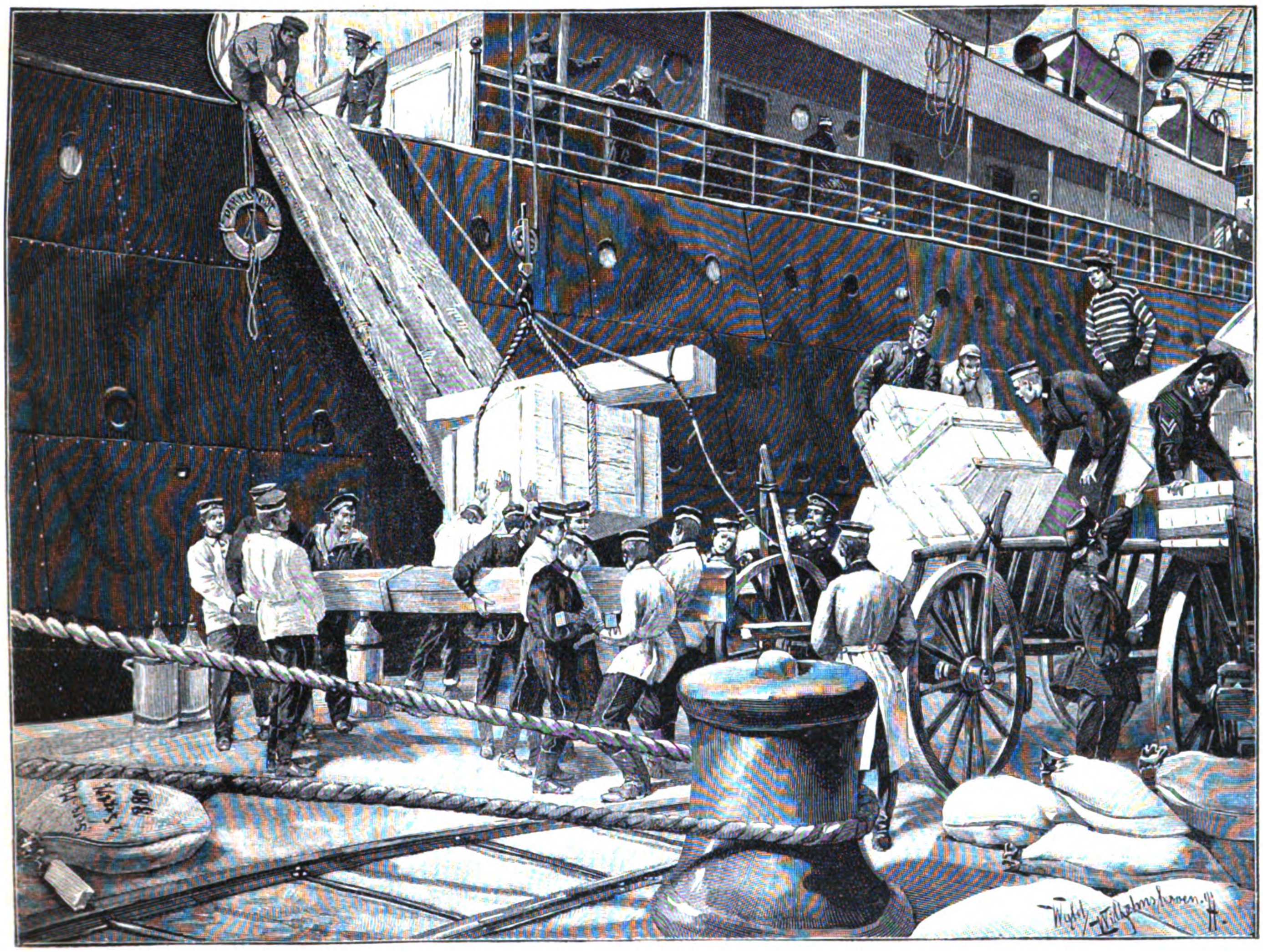
Daniel Defoe war 1661 in London als Sohn eines wohlhabenden Londoner Handwerkers geboren, der einer Puritanergemeinde angehörte. Unter den Verfolgungen, denen die „Dissenters“ während der Regierungszeit des letzten Stuart ausgesetzt waren, wurde der feurige Jüngling ein eifriger Parteigänger Wilhelms von Oranien, der nach seinem Regierungsantritt dann auch für die Grundsätze religiöser Toleranz und bürgerlicher Freiheit eintrat. König Wilhelm wandte dem geistvollen Politiker seine Gunst zu und betraute ihn mit wichtigen Regierungsgeschäften. Aber unter der Königin Anna verfielen die Dissenters wiederum schwerer Verfolgung. In einer Flugschrift geißelte Defoe diese Unduldsamkeit. Ein Prozeß wurde gegen ihn angestrengt und man verurteilte ihn, dreimal am Pranger zu stehen, und zu sieben Jahren Gefängnis. Bevor noch die erstere Strafe an ihm vollzogen war, dichtete er in der Einsamkeit des Kerkers die „Hymne an den Pranger“. Er führte darin aus, wie das einzige Verbrechen, dessen man ihn zeihe, das Bekenntnis der Wahrheit gewesen sei; er sagte kühn, daß diejenigen, welche ihn an die Schandsäule stellten, damit nur über sich selber Schande brächten. Es gelang ihm vom Gefängnis aus, das Gedicht drucken zu lassen, und als am 29. Juli 1703 die Schergen ihn zum Pranger führten, um ihn dem Hohn und Spott der Menge preiszugeben, da gingen bereits seine Verse im Volke von Mund zu Mund. Die ihm zugedachte Demütigung ward sein Triumph. Begeisterte Verehrer umdrängten den Pranger,

Digitized by Google

den man mit Blumen schmückte; Jubelrufe und Reden der Verherrlichung umtönten den Pfahl der Schande: was sein Lied verkündet, geschah.

In jenen Stunden körperlicher Qual und seelischer Gehobenheit aber faßte Defoe einen Plan, der von weittragenden Folgen werden sollte. Er erkannte in der Presse das Mittel, welches allem Unrecht und aller Gewaltthätigkeit jederzeit ein ähnliches Schicksal bereiten könne, wie es sein Gedicht soeben seinen Verfolgern gethan. Aus dem Plan entstand die „Review“, eine politische Zeitschrift, welche als der Anfang des modernen Zeitungswesens zu gelten hat.

Die Einschiffung der nach China abgehenden Truppen auf dem Lloyddampfer „Darmstadt“ in Wilhelmshaven. (Mit Abbildung.) Am Morgen des 16. Dezember v. J. haben unter den Augen des Kaisers und unter Führung des prinzlichen Admirals die beiden Kreuzer den Kieler Hafen verlassen, die zur Verstärkung der in Ostasien zusammengezogenen deutschen Kreuzerflotte nach China gehen. Ihnen ist dann am 17. von Wilhelmshaven der Lloyddampfer „Darmstadt“ gefolgt, der das gleichfalls dorthin bestimmte Bataillon Marineinfanterie, die Pioniere, das Lazarett- und das Postpersonal mit Waffen, Munition und Ausrüstung an Bord genommen hat. Das gesamte Personal des mit der „Darmstadt“ abgehenden Transportes war bereits am Abend des 15. Dezember in Wilhelmshaven zur Stelle, wo der Dampfer im inneren Hafen bereit lag. Am nächsten Morgen begannen die rastlos geförderten Einladearbeiten. Unaufhörlich rollten Eisenbahnwagen und Frachtfuhrwerke hin und her, an dem Dampfer selbst standen auf dem Quai Abteilungen von Mannschaften und luden unter der Leitung von Offizieren eifrig ein, außerdem waren zwei mit Elektricität betriebene Winden den ganzen Tag über thätig, die in starken Seekisten verpackten Güter an Bord zu nehmen. Das erste, was verladen wurde, waren die zerlegbaren Baracken für das Feldlazarett nebst Krankenbetten, Möbeln, Badewannen ꝛc., dann folgten die Feldbäckerei nebst Dampfbackapparat, die Infanteriemunition, die Post- und Telegraphenausrüstung der Feldpostabteilung ꝛc. Am 17. begab sich die ganze Expedition, deren Führer Korvettenkapitän Truppel ist, an Bord, und um 5 Uhr nachmittags verließ der mächtige Dampfer den neuen Hafen, um sofort in See zu gehen. An den Seeschleusen war eine überaus zahlreiche Menschenmenge versammelt, deren lebhafte Hurrarufe vom Schiffe erwidert wurden. Dazwischen ertönten die Klänge der am Ufer aufgestellten Kapelle, welche Abschiedslieder für die nach dem fernen Ostasien dampfenden Wackeren spielte. Möge allen eine glückliche Heimkehr beschieden sein!



Einschiffung des Gepäcks der Marineinfanterie in Wilhelmshaven.
Nach dem Leben gezeichnet von A. Wald.

Wintervergnügen im Spreewalde. (Zu dem Bilde S. 20 und 21.) Jene von Hunderten sich verästelnder Kanäle durchzogene Spreeniederung zwischen Kottbus, Lübbenau und Lübben, der Spreewald geheißen, zeigt hinsichtlich ihres Landschaftsbildes und der damit eng verknüpften Kultur so viel Schönes, Eigenartiges und Anziehendes, daß sie als einzig dastehend in Europa, ja vielleicht der Welt, bezeichnet werden darf. Seit grauer Vorzeit haben in diesem Fluß- und Waldgewirr Wenden festen Fuß gefaßt, die in Sprache, Kleidung, Hausbau, Sitten und Gesängen sich zum größten Teil noch die Eigenart ihrer Vorfahren erhalten haben.

Derb zugehauene Blockhäuser, Kaupen genannt, erheben sich als Einzelgehöfte auf schilfumgürteten, wasserumspülten Inseln. Gurke, Kürbis und Pfeifenkraut umrahmen gar malerisch diese Hütten; hundertjährige Erlen neigen sich über dem Strohdache hin; die Fischnetze und der Bienenkorb fehlen fast nirgends. Das Innere umfaßt in der Regel Stube, Schlafkammer und „Hölle“, letztere für Küche und das Ausgedinge der alten Eltern bestimmt. Dann und wann schwingt sich ein luftiger Holzsteig über einen Kanal, den Verkehr von Ufer zu Ufer zu erleichtern. Sonst aber — und das bleibt das Eigenartigste am Spreewalde! — findet aller Verkehr nur zu Wasser statt, früher durch Einbäume (durch Feuer ausgehöhlte, zu Kähnen behauene Baumstämme), heute durch breite, lange Boote, die man, aufrecht stehend, mittels eines Ruders lenkt. Förster und Polizist, Briefträger und Hausierer, die Bauernfrau, welche den Heu wendenden Dirnen das Mittagsessen bringt: sie alle bedienen sich des Kahnes.

Wenn das Wasser beginnt, leis zu frieren, daß der Kahn nicht mehr geht, das Eis aber noch nicht trägt, dann kommt eine schlimme Zeit für den Spreewaldbewohner. Dann ist er oft für Wochen von jeder Verbindung mit der Welt da draußen abgeschlossen. Setzt aber Frost und Kälte ein, so jauchzt er auf. Nun bricht für ihn eine köstliche, lustige Zeit an. Schlittschuh und Stuhlschlitten treten in ihre Rechte. Besonders bei Burg, einem Hauptdorfe des Spreewaldes, entfaltet sich an hellen Wintersonntagen, wie unsere Ansicht vom Hauptkanal zeigt, ein reges, lärmendes Treiben, an dem gar oft und freudig Berliner Sonntagsausflügler Anteil nehmen.

Manch derbknochige Dorfschöne läßt sich dann im Stuhlschlitten mit Behagen und Stolz von ihrem Galan über die blinkende Eisbahn schieben. Die meisten aber, den mit einer Eisenspitze bewehrten hohen Stab in der Hand, sausen mit blitzenden Augen zwischen dem weitver-

Digitized by Google

zweigten Kanalnetze dahin. Da geht es denn zur Hauptstadt des Oberspreewaldes, dem durch seine Gurken und Meerrettiche weitbekannten Lübbenau, oder auch nach den malerischen Spreewalddörfern Straupitz, Lehde und Leipe, wo abends beim Spiele der Musikanten ein flotter Tanz den Schluß des genußreichen Sonntags bildet. A. T.

Ernst Kraus. (Mit Abbildung.) Nicht allen Künstlern ist es vergönnt, sogleich bei der ersten Berufswahl das Ziel ins Auge zu fassen, auf das ihre besondere Begabung sie hinweist. So hat die Geschichte der Bühne von vielen zu berichten, die erst auf dem Umweg durch einen anderen Beruf zu dem Entschlusse gelangten, ihr Leben der Kunst zu widmen. Auch der neuerdings in kurzer Zeit zu Ruhm gelangte Heldentenor Ernst Kraus, der seit anderthalb Jahren der Berliner Hofoper angehört und inzwischen zum erklärten Liebling des Publikums der Reichshauptstadt wurde, mußte dieses Schicksal erfahren. In Erlangen geboren, hatte er sich anfangs dem Kaufmannsstande gewidmet. Er besuchte die Münchner Gewerbeschule und trat dann in ein Geschäft als Lehrling ein. Unbefriedigt von dieser Thätigkeit, gab er dieselbe nach kurzer Zeit auf; er besuchte nun zwei Jahre lang die Brauerakademie in Worms, worauf er nach München zurückkehrte und dort den neuen Beruf im Bürgerlichen Bräuhaus auszuüben begann. Ein günstiges Geschick fügte es, daß jetzt der bayrische Kammersänger Schuegraf auf die herrliche Tenorstimme des jungen Brauereitechnikers aufmerksam wurde. Die Folge war, daß Ernst Kraus von dem damaligen Generalintendanten des Münchner Hoftheaters v. Perfall die Aufforderung erhielt, vor ihm Probe zu singen. Dadurch gewann auch Heinrich Vogl, der meisterliche Heldentenor der Münchner Oper, Kenntnis von der neuentdeckten schönen Stimme; er interessierte sich für Kraus und erkannte zu seiner Freude, daß hier ein wirkliches Gesangstalent der Ausbildung und sachverständigen Pflege harre. Er nahm sich des vielverheißenden Talents an und schickte Kraus mit warmer Empfehlung zu Cesare Gallieri, dem namhaften Gesangsmeister in Mailand. Als der letztere nach einiger Zeit München zum Aufenthalt wählte, kehrte sein neuer Schüler mit ihm dahin zurück. Beim Rollenstudium genoß Kraus die Anleitung der erst kurz zuvor von Leipzig an das Münchner Konservatorium berufenen Frau Professor Anna Schimon-Regan. Die plötzliche Erkrankung eines für ein Kaimkonzert angekündigten Solisten gab ihm Gelegenheit zum ersten öffentlichen Auftreten. Es war von solchem Erfolge begleitet, daß er bald unter außergewöhnlich günstigen Bedingungen an das Mannheimer Hoftheater engagiert wurde. Von dort aus drang der Ruhm des jungen Künstlers, gefördert durch größere Gastspielreisen, in immer weitere Kreise. Sein nach drei Jahren erfolgter Eintritt in den Verband der Berliner Hofbühne machte der dort herrschenden empfindlichen Tenornot mit einem Schlage ein Ende. Zunächst wurde Kraus als Gast gewonnen; von nächsten Ostern ab, nach Beendigung des erfolgreichen Gastspiels, das ihn in Amerika festhält, wird er dem Institute mit einem Jahresgehalt von 48 000 Mark als Mitglied angehören. Bei der soliden Schulung, welche seine glänzenden Naturanlagen erfuhren, ist Kraus ein Heldentenor, der auch höhere musikalische Ansprüche in seltenem Maße befriedigt. Von einer prächtigen Bühnenerscheinung unterstützt, ist er ganz besonders befähigt, Richard Wagners jugendliche Heldengestalten in echter Lebensfülle zu verkörpern. Zu seinen schönsten Leistungen zählt sein „Lohengrin", in welcher Rolle ihn unser Bild den Lesern vorführt. E. O. N.

Ernst Kraus als Lohengrin.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin.

Die längste Telephonleitung der Erde, die seit geraumer Zeit geplante Verbindung zwischen New York und Chicago, ist kürzlich vollendet worden. Die Linie, welche den mündlichen Verkehr von etwa fünf Millionen Menschen in den beiden ersten Handelsplätzen von Amerika vermittelt, besitzt eine Länge von 1520 km und übertrifft damit jede bisher in Europa fertiggestellte Fernsprechlinie. Von den letzteren hat die seiner Zeit viel bewunderte Telephonverbindung von Paris nach London 500, diejenige von Berlin nach Frankfurt ebensoviel, nach Wien aber ungefähr 600 km Länge. Nachdem ausgedehnte Versuche des Elektrikers der belgischen Telegraphie van Rysselberghe bewiesen hatten, daß man auch auf Entfernungen von 1000 ja bis 1600 km telephonische Gespräche durch geeignete Leitungen sehr gut übertragen könne, ging man auch bei uns zur Anlage längerer Linien über.

Im April vorigen Jahres wurde von der deutschen und ungarischen Regierung gleichzeitig der Bau einer 1000 km langen Telephonlinie zwischen Berlin und Budapest begonnen, die zur Hälfte auf deutschem, zur Hälfte auf österreichischem und ungarischem Gebiete liegt und deren Eröffnung bevorsteht. Alle diese Anlagen werden von der jetzt eröffneten amerikanischen Fernsprechlinie weit übertroffen. Eine Leitung von derselben Länge würde genügen, um Berlin mit Petersburg oder Rom in Verbindung zu setzen. Die beiden Drähte, welche man zwischen New York und Chicago gespannt hat, sind je 4 mm dick, das Gewicht beträgt auf das laufende Kilometer 110 kg, also im ganzen 334 400 kg. Der Länge nach aneinander gelegt und zu einem Kabel vereinigt, würden sie hinreichen, den Ocean zwischen den Vereinigten Staaten und Europa an seiner schmalsten Stelle, nämlich zwischen dem westlichsten Punkte der irischen Küste und dem äußersten Vorsprung von Neu-Fundland, zu überspannen. Zum Aufhängen der Drähte sind beiläufig 43 000 Telegraphenstangen nötig gewesen. In dieser Anlage feiert die Erfindung, die der deutsche Physiker Philipp Reis im Jahre 1860 gemacht hat, einen ihrer größten Triumphe.

Zu unseren Bildern S. 1, 8, 9 und 25. Unter dem sonnigen Himmel des Südens sind die vier Mädchenblumen erblüht, die Meister W. Auberlen so lebenswahr und farbenprächtig auf seinem reizenden Bildchen „Ein vierblättriges Kleeblatt" dargestellt hat. Wer durch Spaniens Städte, an Villen und Landsitzen vorbei wandert, der erschaut solche Bilder in Wirklichkeit. Von hohem Balkone trägt der Wind die Klänge der Mandoline hernieder — eine alte Volksweise ist es, die der Liebe Lust verherrlicht und der Liebe Leid beklagt und Sehnsucht in jungen Herzen weckt. Ueber die Brüstung neigen sich die schlanken Gestalten und sprühende Augen blicken den Wanderer an. Frühlingswehen durchdringt die Natur und unter seinem Hauche erblüht auch die Blume der Liebe in Menschenherzen. Das ist die Zeit der Rosen im fernen heißen Süden.

Eine stille innige Andacht führt uns dagegen A. H. Schram in seinem Bilde „Sonntag" vor. Die Tracht des Mädchens stammt aus der guten alten Zeit und die weiße Farbe des Gewandes und der Haube harmoniert trefflich mit dem Ausdrucke der klaren Augen, durch die man in die Tiefen einer reinen Seele zu schauen glaubt. — Der Humor waltet schließlich in zwei anderen Bildern, die unser heutiges Halbheft schmücken. Treffend hat C. Reichert „Walpurgisnacht" sein Bild benannt, auf dem eine Katzengesellschaft in einer Rumpelkammer unter Gefauche und Gemiaue einen wahren Hexenspuk veranstaltet. Drollig sind die Kleinen auf Hermann Kaulbachs Bildchen „Rutschpartie". Hoffen wir nur, daß der Himmel noch Einsehen haben und Schnee genug niedersenden werde, damit die Jugend diese schönste der Winterfreuden auch heuer nach Herzenslust genießen kann.

Das Jawort. (Zu unserer Kunstbeilage.) Endlich! . . . Na ja, gedacht haben sie sich's alle, es war das auch wirklich nicht schwer, bei der stets zunehmenden Besuchsfrequenz des Herrn Doktors und Fräulein Idas steigender Gemütsbewegung. Aber nun, wo das Jawort glücklich auch von den Eltern ausgesprochen worden ist, wirkt das Ereignis doch als freudigste Ueberraschung. Mutter und Großmutter sind die ersten zum Umarmen und Glückwünschen; der Vater, stets von praktischen Gesichtspunkten ausgehend, trachtet, das Ueberhandnehmen der Rührung mit dem geeignetsten Mittel abzuschneiden, die kleinen Geschwister sehen erstaunt alle die freudige Erregung, in welche sogar „Schnuck" kläffend einstimmt, während im Hintergrund die von der großen Neuigkeit bereits mit Windeseile erreichte Köchin samt dem Hausmädchen und Diener herbeieilt, um ihre wortreiche Gratulation loszulassen. Die beiden Glücklichen aber hören und merken das Wenigste von alledem! Sie sehen sich in die Augen — und wer, der jemals selbst Verlobung feierte, weiß nicht, daß darüber alles andere verschwindet?! . . .

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Wandschoner über den Serviertisch. Praktisch und hübsch zugleich läßt sich der hier abgebildete Wandschoner mit wenigen Mitteln anfertigen. Des Malens kundig muß man allerdings sein, denn sonst möchte das Rokokobouquet nicht ganz stilgerecht ausfallen.

Ein Stück weißes Ledertuch, 77 auf 52 cm groß, gute Bronze und Oelfarbe ist alles, was man braucht. Die Zeichnung läßt sich am sichersten mit Graphitpapier übertragen, ja es ist dies das einzige Mittel, durch welches es mir gelang, die Arbeit aufzuzeichnen, denn weder bunte Kreide noch Bleistift haften. Zuerst wird die äußere Umrandung ganz mit Goldbronze ausgemalt, während die inneren Rokokoarabesken nur in den Umrissen auszuführen sind, und zwar so, daß an der Lichtseite Bronze, an der Schattenseite aber braune Oelfarbe (gebrannte grüne Erde) Verwendung findet. Letztere dient auch zum Schattieren des äußeren Randes, wo sie der Bronze, wenn diese gut trocken ist, aufgemalt wird. Der Raum zwischen beiden Umrahmungen, der auf unserer Zeichnung schraffiert ist, wird ganz dünn mit einem zart lila Ton ausgemalt. Das Rokokobouquet hat man in Farben zu halten, die den Blumen entsprechen. Gut wirkt es, wenn die Tulpen in Rot und Gelb, die Sternblumen (links) in Rosa, die Aurikel in Dunkelblau, die Nelken in Gelb erscheinen. Der äußere Rand des Schoners wird mit einer scharfen Schere, der Zeichnung entsprechend, ausgeschnitten. Bemerkt sei noch, daß man die Malerei, wenn sie trocken ist, mit einem feinen Lack überstreicht. So ausgeführt, sieht die ganze Arbeit wirklich schön aus, da die zarten

Wandschoner über den Serviertisch.

Farben und das Gold sehr gut auf dem weißen Ledertuch wirken. Zuletzt schlägt man oben rechts und links noch zwei Löcher durch den Schoner und zieht zwei feine Goldschnüre zum Aufhängen durch. R. v. H.

Schalenkörbchen in Drahtgestell sind wohl in dem bekannten Zwiebelmuster überall zu haben, man kann sie aber zur Abwechselung recht hübsch selber herstellen, wenn man sich die Drahtfassung allein verschafft und gewöhnliche Teller (Puppengeschirr) mit Porzellanmalerei verziert und hineinsetzt. Unsere Zeichnung zeigt ein altes französisches Porzellanmüsterchen in Dunkelblau, nur die gekreuzten Linien in den blau umrandeten Beeren werden mit Gelbrot hineingezeichnet. Sollen die Körbchen zu einem bemalten Tischservice passen, so verwendet man die in diesem vorkommenden Hauptfarben dazu; auch die beliebten Streublumen machen sich gut.

Schalenkörbchen.

Billige gepreßte Glaswaren zu dekorieren. Es giebt im Handel eine Unmasse praktischer Glaswaren, wie Butterglocken, Salz- und Zuckerdosen, Kompott- und Kuchenteller ꝛc., welche auf der äußeren resp. auf der Rückseite mit oft sehr reizenden Sternfiguren, ähnlich den Kerbschnitzereien, eingepreßt sind und durch die mannigfachen Lichtbrechungen der einzelnen kleinen Flächen einen wunderhübschen Effekt hervorrufen. Sie sind sehr billig, gewöhnlich nur in 10- und 50-Pfennig-Bazaren zu haben. Derartige gepreßte Glaswaren lassen sich ausgezeichnet verschönern und zu wirklich aparten und originellen Kunstarbeiten gestalten, wenn man die eingepreßten Kerben je nach dem Muster mit Emailfarben bemalt. Diese leuchten mit ihren reinen, satten Tönen prächtig durch das Glas hindurch, andererseits verleihen sie durch ihre Eigenart und ihren bekannten Glanz dem Aeußeren ein porzellanmosaikartiges Aussehen. Nur in betreff der Haltbarkeit resp. der Festhaftung der Farben am Glase muß man von vornherein einem etwaigen Abspringen dadurch vorbeugen, daß man die Farben stets nur ganz dünn und lieber öfter — nach jedesmaligem Trocknen des vorhergehenden Auftrages — aufmalt. Ein Ueberzug von Lack oder nachheriges Einbrennen ist bei den jetzt fast in allen Papierhandlungen käuflichen Emailfarben nicht nötig — die schöne Arbeit ist also auch einfach und verdient eine weite Verbreitung.

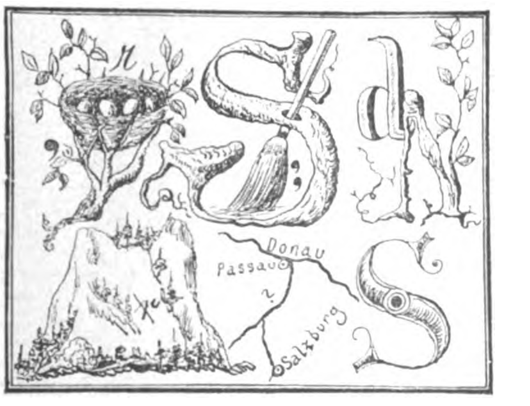
Kinderunterrock aus Wollresten. Viele wohltätige Damenhände fertigen Mützchen, Strümpfchen, Shawls für arme Kinder; gewöhnlich bedürfen letztere aber noch mehr eines warmen Unterröckchens. Ein solches ist leicht herzustellen aus den Wollresten, die sich in einem Haushalte aufzuspeichern pflegen und oft nur Mottenfutter werden. Man knüpft alle diese Fäden und Knäuel aneinander und häkelt daraus mit dem sogenannten tunesischen Stich Streifen von 15 cm Breite und etwa 38 cm Länge. Die Knoten werden geschickt verarbeitet oder auf der Rückseite stehen gelassen und das Röckchen dann mit Alpaka gefüttert, wodurch es noch wärmer wird. Reicht die Wolle nicht für ein ganzes Röckchen, so näht man abwechselnd einen gehäkelten und einen Streifen Wollstoff aneinander; auch hierzu lassen sich Reste aller Art — dünne Zeuge muß man füttern — verwenden. In seiner Buntheit sieht das fertige Röckchen sehr nett aus, und vor allem — es wärmt!

Kinderunterrock aus Wollresten.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.

Von Erh. Lipka.



Arithmetische Aufgabe.

Ein Geflügelhändler kauft für 100 Mark genau 100 Stück Geflügel, nämlich Enten, Hühner und Tauben. Durchschnittlich kostet eine Ente 2 ℳ 40 Pf., ein Huhn 1 ℳ 40 Pf. und eine Taube 45 Pf. Wieviel Stück von jeder Art werden gekauft, wenn die Zahl der Hühner um 6 größer ist als die der Enten? A. St.

Vorsetzrätsel.

Es sind 14 Wortpaare zu suchen, bei denen das zweite Wort aus dem ersten durch Vorsetzen eines Buchstabens entsteht. Beispiel: a) Eis, b) Reis. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. a) ein Beamter, b) ein hohles Gerät, das auch in der Küche gebraucht wird; 2. a) ein Vogel, b) ein Geldertrag; 3. a) ein Vorrat kostbarer Dinge, b) eine Stadt im Königreich Sachsen; 4. a) Name einer Reihe von Päpsten, b) eine Kopfbedeckung; 5. a) Schutzkleid mancher Tiere, b) eine Stadt in den Niederlanden; 6. a) ein Unkraut, b) ein Befehl (eines bestimmten Herrschers); 7. a) ein deutscher Dichter, b) eine Stadt in Schlesien; 8. a) eine Erholungsstätte für überarbeitete Stadtbewohner, b) ein Vorname; 9. a) ein weiblicher Vorname, b) ein Spiel; 10. a) eine Waffe, b) ein Nebenfluß der Elbe; 11. a) ein kunstvolles Werkzeug, b) ein Nebenfluß des Rheins; 12. a) ein Nebenfluß der Donau, b) ein Metall; 13. a) ein (meist) gewaltiges Bauwerk, b) ein Gebirgsland nicht weit vom Toten Meer; 14. a) ein Stand, b) ein Werkzeug aus Stahl. — Nach richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b) den Titel eines Romans, den jeder Leser der „Gartenlaube“ kennt.

Rätsel.

Die Mitte einer Landschaft ist gleich Ende;
Wer ist, der diesen Landschaftsnamen fände? E. S.

Homonym.

Ein Hafenort im heiligen Land
Bin ich und auch ein Männergewand.
F. Müller-Saalfeld.

Digitized by Google

Prospekt.

Die „Gartenlaube“ eröffnet mit dem vorliegenden Heft ein neues Jahresabonnement, zu welchem wir hierdurch freundlichst einladen.

Was unser allerorten im deutschen Vaterlande und über die ganze Welt verbreitetes Blatt während der fünfundvierzig Jahre seines Bestehens dem deutschen Volke, der deutschen Familie geworden ist, das bestätigen in herzlicher Sympathie Millionen von Lesern und Leserinnen aller Stände und aller Altersklassen, welchen es anregende Belehrung, Erweiterung des geistigen Gesichtskreises und herzerhebenden Genuß gebracht hat, und dadurch ein lieber, geschätzter Hausfreund geworden ist.

Als ein weithinwirkendes Organ freimütiger Aufklärung, echter Volksbildung und warmer Vaterlandsliebe soll die „Gartenlaube“ auch künftig bestrebt sein, die Fortschritte der Zeit auf allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens zu verfolgen, für den deutschen Nationalgedanken innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen einzutreten und Fragen zu erörtern, die für das Wohl der Familie und für das Gemeinwohl von Bedeutung sind.

Nach wie vor werden wir in der Darbietung **ausgesuchter fesselnder Romane und Novellen der besten deutschen Erzähler**, sowie **belehrender interessanter Beiträge hervorragender Männer der Wissenschaft und der Praxis unsere Hauptaufgabe erblicken.**

Der neue Jahrgang wird eröffnet mit dem neuesten, eben vollendeten Roman

„Antons Erben“ unserer allbeliebten **W. Heimburg.**

An den Heimburgschen Roman wird sich das neueste Werk einer Meisterin der Erzählungskunst,

Marie v. Ebner-Eschenbachs größere Erzählung **„Die arme Kleine“**

anreihen. — In die Welt der Alpen, sein eigenstes Gebiet, führt uns

Ludwig Ganghofer mit dem Roman **„Das Schweigen des Waldes“.**

An größeren und kleineren Erzählungen und Novellen werden folgen:

„Der Lebensquell“ von **E. Werner.**
„Maskiert“ von **Hans Arnold.**
„Schloß Josephsthal“ von **Marie Bernhard.**
„Ein Sommernachtstraum“ von **A. Sewett.**
„Böse Jungen“ von **Ernst Muellenbach.**
„Stella“ von **Johannes Wilda.** (Ernst Lenbach.)
„Wieder allein“ von **Klaus Zehren.**

Diesen werden sich anschließen Romane und Erzählungen von **O. Verbeck, Ernst Eckstein, Ida Boy-Ed, Sophie Junghans, Rudolf Lindau, Eva Treu, Victor Blüthgen, Carl Wolff-Meran etc.**

Auf dem von der „Gartenlaube“ stets mit Erfolg und Glück bebauten Felde der populären Darstellung der Wissenschaft haben wir für gute Beiträge gesorgt. Hervorragende Gelehrte und bedeutende Fachmänner bethätigen gerne in der „Gartenlaube“ ihre Mitarbeiterschaft und machen ihre Forschungen zum heilsamen Gemeingut des Volkes. Aus dem Vorrat von Artikeln dieser Art nennen wir:

Die Reform der Frauenkleidung von Prof. Dr. Eulenburg. — **Der Aberglauben vor Gericht** von Dr. Hanns Groß. — **Der Stern Sirius** von Dr. H. J. Klein. — **Die Volkstribunen von Hamburg** von Rudolf v. Gottschall. — **Karoline v. Günderode** von Moritz Necker. — **Die Marienburg** von Ernst Wichert. — **Deutsches Vereinswesen in Amerika** von Dr. M. E. Stössel. — **Die Bodenseeforschung** von Prof. Dr. Kurt Lampert. — **Brunnen- und Badekuren** von Prof. Dr. E. Heinrich Kisch. — **Das Acetylengas** von W. Berdrow u. s. w.

Die **fünfzigjährigen Gedenktage der großen Bewegung von 1848** werden eine gebührende Würdigung in Wort und Bild, zum Teil in persönlichen Schilderungen noch **lebender Zeugen jener bewegten Zeit** finden.

Außerdem wird die Rubrik der kleinen **illustrierten Mitteilungen und Winke für allerlei nützliche Beschäftigungen und Arbeiten im Hause** sorgfältig weitergepflegt werden.

So dürfen wir denn nicht zweifeln, daß die „Gartenlaube“, gehoben durch einen **reichen und künstlerisch wertvollen Bilderschmuck**, auch im neuen Jahre wieder eine gute Aufnahme und ihren alten Ehrenplatz im deutschen Hause finden wird.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Abonnements an.

Leipzig, im Januar 1898.

Redaktion und Verlag der „Gartenlaube“.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

2. Heft. Preis 10 cents. 3. Februar 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Well & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (1. Fortsetzung) . . . 38

Kiautschau und Schantung. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit Illustrationen . . . 49

Allerlei alte Biere. Von Hans Bösch . . . 52

Ein Sommernachtstraum. Novelle von Arthur Sewett (Schluß) . . . 52

Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß. I. Märtyrer und Pioniere (Schluß) . . . 61

In der Chemnitzer Koch- und Haushaltschule. Von Alma Bauer . . . 64

Blätter und Blüten: Karl v. Holtei. (Zu dem Bildnis S. 67.) S. 66. — Strandkapelle S. Ampeglio bei Bordighera. Von W. Kaden. (Zu dem Bilde S. 37.) S. 66. — Das „Alt-Bremer Haus“ in Bremen. (Mit Abbildungen.) S. 67. — Der Empfangstag. (Zu dem Bilde S. 40 und 41.) S. 67. — Holländische Gasbrunnen. S. 67. — Das Hofgestüt Lipizza. (Zu dem Bilde S. 57.) S. 68. — Cornelia, die Mutter der Gracchen. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 68.

Illustrationen: Strandkapelle S. Ampeglio bei Bordighera. Von H. Nestel. S. 37. — Der Empfangstag. Von Paul Hey. S. 40 und 41. — Abbildungen zu dem Artikel „Kiaotschau und Schantung“. Die Schiffe des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien. Von W. Stöwer. S. 45. Initiale. Karte von Schantung. S. 49. Landschaft im mittleren Schantung. Dorfstraße in Schantung. S. 50. Chinesische Feldarbeiter. S. 51. — Wintermorgen im Walde. Von A. Mailick. S. 53. — Im Hofgestüt Lipizza. Von F. O'Stückenberg. S. 57. — Bildnisse zu dem Artikel „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“. Sylvester Jordan. Karl Todt. Robert Blum. S. 61. König Ernst August von Hannover. König Friedrich Wilhelm IV von Preußen. Prutz. Hoffmann v. Fallersleben. Freiligrath. Kinkel. Dingelstedt. Herwegh. S. 62. — Schneeballenkampf. Von A. Mandlick. S. 65. — Karl v. Holtei. S. 67. — Das „Alt-Bremer Haus“ in Bremen. Der große Saal im „Alt-Bremer Haus“. S. 67. — Wohl bekomm's! Von E. Rau. S. 68.

Hierzu Kunstbeilage II: „Cornelia, die Mutter der Gracchen.“ Von G. Biermann.

Kleine Mitteilungen.

Zur Errichtung eines Denkmals für Heinrich Noë erläßt die Sektion Bozen des „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ einen Aufruf. All die vielen Freunde unserer deutschen Alpenwelt, denen der verstorbene Schriftsteller durch seine Werke ein begeisternder Geleitsmann auf so mancher Berg- und Thalfahrt gewesen, werden gewiß gern dazu beitragen, daß ihm ein würdiges Denkmal in der schönen südtiroler Stadt erstehe, in der er am liebsten den Wanderstab rasten ließ und auch die letzte Zeit seines Lebensabends verbrachte. Schon vor mehr als dreißig Jahren, als größere Alpenreisen noch zu den Seltenheiten gehörten, war Heinrich Noë einer der wanderfrohen Pioniere, die mit kühner Entdeckerlust in die abseits vom Weltverkehr gelegenen hohen Gebirgsthäler drangen, Land und Leute, Sitte und Brauch mit liebevollem Anteil studierend, um dann der Welt von dem Geschauten treue Kunde zu geben. Seine Schilderungskunst war die eines echten Poeten, der mit schönheitskundigen Künstleraugen in die tote und die belebte Natur blickte. Ein jeder, der sich mit seinen Büchern vertraut gemacht hat, wird Noës Anregungen auch Genüsse zu danken haben, die zu seinen schönsten Reiseerinnerungen zählen.

Das Denkmal soll in einfacher, aber der Bedeutung des Verstorbenen entsprechender Gestaltung in dem Bozen benachbarten Kurort Gries erstehen, wo Noë auch seine letzte Ruhestätte fand. Beiträge werden von allen Vereinsleitungen alpiner Sektionen, im besonderen vom Kassier der obengenannten Sektion Bozen, Herrn Anton Red daselbst, entgegengenommen.

Ein alter Mitarbeiter der „Gartenlaube“, der „Achtundvierziger“ Theodor Kirchhoff in San Franzisko, hat in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag gefeiert. Am 8. Januar 1828 zu Uetersen in Holstein geboren — sein Vater war nachher Bürgermeister in Kiel — wurde er in früher Jugend von der nationalen Bewegung ergriffen, welche 1848 zu dem Aufstand der Elbherzogtümer gegen Dänemark führte. Er hatte noch nicht lange das Gymnasium beendigt und seine Studien als Polytechniker in Hannover begonnen, da bestimmte ihn der Ausbruch des Kriegs, als Freiwilliger an der bewaffneten Erhebung für die „ungeteilte“ Selbständigkeit Schleswig-Holsteins teilzunehmen; er wurde Lieutenant und bewährte sich tapfer bis ans Ende des Kriegs. Nach dem Siege der Dänen wanderte er nach Amerika aus, wo er anfangs ein unruhiges Wanderleben führte und mancherlei Abenteuer bestand, bis er in Clarksville (Texas) festen Fuß faßte und ein Geschäft gründete, das anfangs florierte, durch den Bürgerkrieg aber wieder zerstört ward. 1862 kehrte er auf ein Jahr in die Heimat zurück, bereiste Deutschland, England, Schottland, die Schweiz und Frankreich und begann, sich als Schriftsteller zu bethätigen. Aus Oregon, wo er sich in The Dalles als Kaufmann niederließ, schrieb er seine ersten Landschaftsschilderungen aus dem „Westen“ für die „Gartenlaube“. 1869 siedelte er nach San Franzisko über, wo er noch jetzt in voller Rüstigkeit lebt.

Wiederholt hat er inzwischen die alte Heimat besucht, allezeit aber zu ihr lebhafte geistige Beziehungen unterhalten. Seinen früheren Dichtungen und Reisebildern hat Kirchhoff eben jetzt ein neues Werk folgen lassen, das uns sein reiches buntbewegtes Leben in einem poetischen Spiegelbild zeigt: die episch-lyrische Dichtung „Hermann, ein Auswandererleben“. Wir wünschen dem wackeren Mitarbeiter einen reich gesegneten Lebensabend!

Das Brummen der Dampfkessel. Nicht selten nimmt man an den im Betrieb befindlichen Kesseln von Lokomobilen, Lokomotiven oder Betriebsdampfmaschinen ein eigentümliches lautes Brummen oder Dröhnen wahr, ohne daß der Laie der Regel nach imstande ist, sich von den Ursachen dieser Erscheinung Rechenschaft abzulegen. In Wirklichkeit entsteht das Brummen, das man mitunter kilometerweit vernehmen kann und das in solchen Fällen zu einer großen Belästigung der Nachbarschaft des betreffenden Kessels wird, durch die heftigen Luftströmungen, die beim Heizen des Kessels auf dem Rost ihren Anfang nehmen und dann die metallischen, nicht vollkommen starren Teile der Kesselkonstruktion in Mitschwingung versetzen. Unter Umständen können diese Schwingungen sich bis zu dem Maße steigern, daß das Brummen zu einem starken dröhnenden Geheul wird, daß Feuerrohre bersten und aus dem Kessel herausfliegen und infolge der heftigen Lufterschütterungen, genau wie bei einer starken Explosion, Fensterscheiben in der Nachbarschaft zerspringen. Neben Fehlern in der Konstruktion sind es in der Regel auch solche in der Bedienung der betreffenden Kessel, welche das Brummen oder Heulen veranlassen, besonders eine zu leichte Kesselkonstruktion in ersterer oder eine unregelmäßige Beschüttung des Rostes in letzterer Hinsicht. Bei Flammrohrkesseln konnte das Brummen fast immer durch die Verstärkung der Rohre mittels Einbauten, bei vielen anderen Kesseln durch die Anwendung eines zäheren, leichter schlackenden Brennmaterials vermieden werden. Bw.

Blutrache in Albanien. Albanien ist das unbekannteste Land Europas; namentlich ist das Reisen in Oberalbanien für den Fremden mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Dr. Hassert hat im letzten Jahre unter vielen Mühen dieses Gebiet durchforscht. Seinem Berichte darüber entnehmen wir die folgenden Mitteilungen über die verderblichen Folgen der „Blutrache“, die dort noch allgemein üblich ist. Sie fordert alljährlich gegen 3000 Menschenleben. Wie eine schwere Geißel lastet die Unsitte auf dem Lande. Die Männer sind nur in den Kirchen und auf bestimmten Straßen, auf welchen „Gottesfrieden“ herrscht, ihres Lebens sicher. Sonst sind sie überall von Mordanschlag bedroht. Sie verlassen darum die Ortschaften nur mit den Waffen in der Hand und viele ihrer Wohnhäuser sind burgartig gebaut und zur Verteidigung eingerichtet. Da an Frauen keine Blutrache geübt wird, besorgen diese die meisten Feldarbeiten. An der Küste sind die Verhältnisse wesentlich besser, und hoffentlich dringt die Kultur bald in das schöne Gebirgsland und bringt seinen Bewohnern den ersehnten Frieden.

Die Verwendung des Hahns als Uhr. Warum haben die Menschen in grauer Vorzeit das Huhn gezähmt? Doch wohl wegen seiner Eier und seines Fleisches! Diese Erklärung scheint uns auf den ersten Blick am natürlichsten, ist aber bei näherer Betrachtung unhaltbar; denn die ersten Hühner, die in der Gefangenschaft des Menschen lebten, legten wenig Eier und vermehrten sich nur schwach. Es müssen also andere Gründe gewesen sein, die den Menschen bestimmten, das Huhn zu seinem Hausgenossen zu machen. Sehr wahrscheinlich ist es, daß der erste Nutzen, den diese Vögel dem Menschen brachten, in ihrer Verwendung als Uhr bestand. Während viele Tiere die Dämmerung des Morgens und des Abends mit Lautäußerungen begrüßen, hat der Hahn die besondere Eigenschaft, um Mitternacht zu krähen. Dadurch wurde er für Menschen, die noch keine Uhren hatten, sehr wichtig. Die Römer waren im Altertum gewöhnt, sich nach der Stimme des Hahnes zu richten, der bürgerliche Tag begann bei ihnen mit dem ersten Hahnenschrei. Die Spanier nahmen die Hühner hauptsächlich als Uhren nach Amerika, und es fiel ihnen auf, daß die Vögel in der Neuen Welt nicht mehr so pünktlich krähen wollten.

In seinem trefflichen Werke „Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen“ (Leipzig, Duncker & Humblot) führt Eduard Hahn einige Beispiele an, wie sehr diese Verwendung der Hühner noch heute verbreitet ist. Im Orient pflegen große Karawanen gewöhnlich einen recht schönen Hahn mit sich zu führen, dessen Krähen den Aufbruch der Reisenden regelt. In Abessinien sind Hähne die Kirchenuhr, als Uhren werden sie von den Kaffern geschätzt und auch in Birma benutzt.

Zuerst wurden die Hühner höchstwahrscheinlich in Südasien gezähmt, im Laufe der Zeit begannen sie als Haustiere unter dem Schutze der Menschen fleißiger Eier zu legen, und nun wurden sie auch nach dieser Richtung hin als Nutzgeflügel geschätzt.

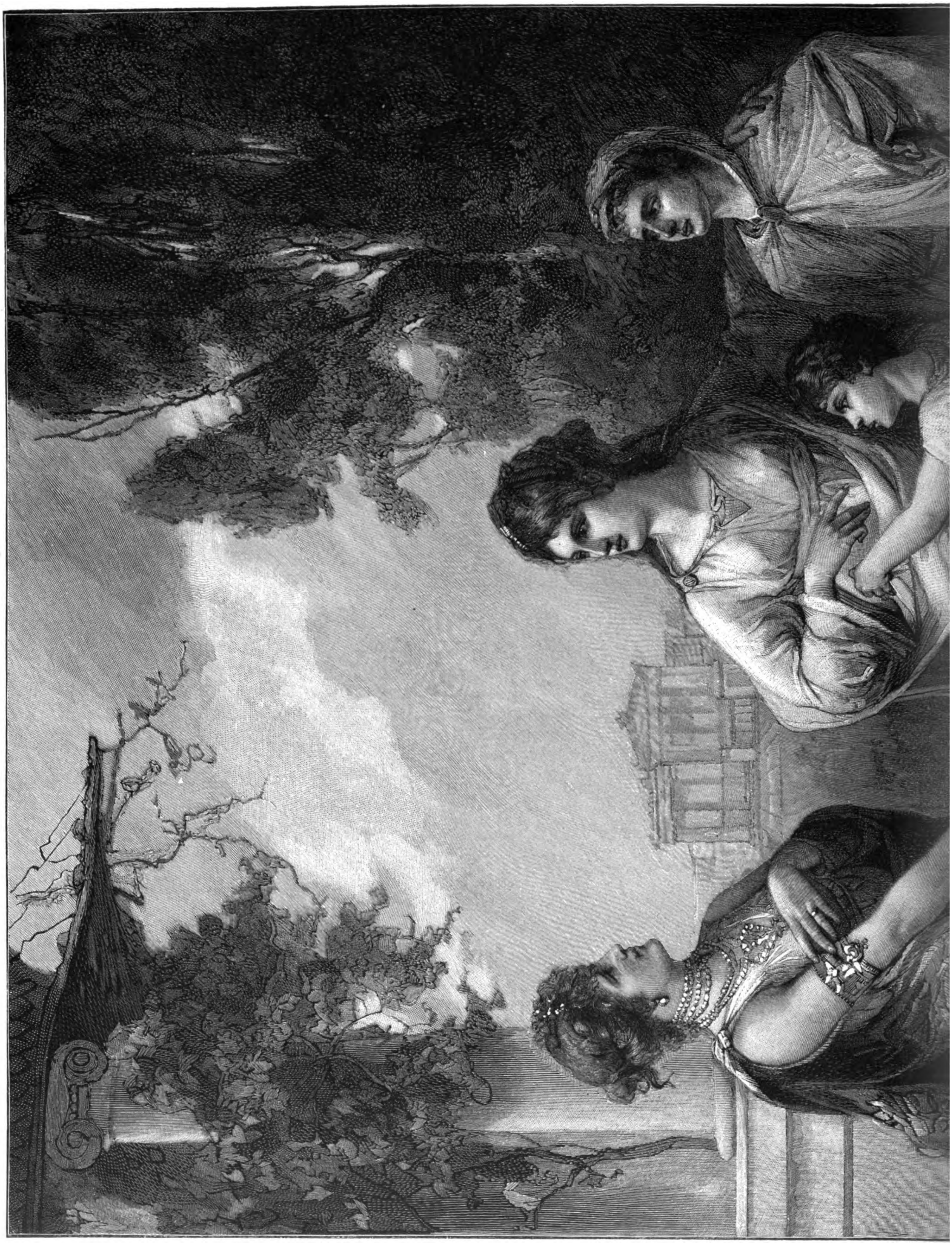
Nach Europa kamen die Haushühner verhältnismäßig spät, vermutlich erst im fünften oder sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt.

Eisenbahnwohnhäuser. Wer hat nicht schon mit Wohlgefallen so manches der am Bahndamm entlang aufgestellten sauberen Häuschen betrachtet? Hier hausen in ihren Dienstwohnungen die Leute, welche im Bahnbetriebe und bei der Bahnunterhaltung beschäftigt sind: die Bahnmeister, Rangiermeister, Weichensteller, Bahnwärter, Rottenarbeiter, deren Dienst das Wohnen in möglichster Nähe des Schauplatzes ihrer Thätigkeit erheischt.

Im Deutschen Reiche giebt es nahezu 24000 solcher Häuser, von denen je eins bei den deutschen Staatsbahnen auf 1,7 km, bei den Privatbahnen auf 2,5 km Betriebslänge entfällt. Bei den einzelnen Verwaltungen scheint der Bedarf freilich sehr verschieden, je nach den Grundsätzen, welche beim Bau maßgebend waren. Während die Verhältniszahl der Staatsbahnen bei der Oldenburgischen Bahn nicht ganz 1, bei der Main-Neckarbahn 1,2 beträgt, steigt sie im Bezirk Erfurt auf 5, im Bezirk Halle auf 4,5, im Bezirk Magdeburg auf 4. Von den Privatbahnen hat die bayrische Ludwigsbahn (Nürnberg-Fürth) die günstigste Zahl: 9 Wohnhäuser auf 6 km Betriebslänge. Bei einigen Privatbahnen steigt die Verhältniszahl außergewöhnlich hoch, bis zu 27; andere dagegen haben für Bahnbedienstete gar keine Wohnhäuser zwischen den Stationen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

CORNELIA, DIE MUTTER DER GRACCHEN

Nach einer Originalzeichnung von G. Biermann

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 2. 1898.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Strandkapelle S. Ampeglio bei Bordighera.
Nach der Natur gezeichnet von H. Nestel.

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.) Roman von W. Heimburg.

Herr Mohrmann wird gebeten, heute nachmittag zu Sr. Excellenz zu kommen; von fünf Uhr ab sind Excellenz zu sprechen."

Als Anton sich um fünf Uhr melden läßt, wird er in das Tafelzimmer geführt. Die Thüren stehen weit offen nach der Terrasse zu und gewähren einen Blick über das große Beet voll wurzelechter Rosen, aus dessen Mitte ein Rokoko-Amor sich erhebt und schalkhaft mit seinem Pfeile droht, auf einen schnurgeraden, von hochstämmigem Buchs eingefaßten Weg, der dem Ausgange des Parkes zuführt. Drüben, jenseit des Gitters, erblickt man Felder, Wiesen, Dörfer und Obstbäume, soweit das Auge reicht.

Die Herrschaften sitzen unter dem Zeltdach von rot und weiß gestreiftem Leinen, das aber schon stark verblichen und stellenweise rissig ist; der bejahrte Herr im Rollstuhl, die Beine in wollene Jägerdecken gehüllt, einen echt türkischen Fes auf dem Kopfe. Er hat, trotz seiner Achtzig, die noch jugendlich feurigen Augen des alten Soldaten, eine energische Adlernase, und trägt den weißen Bart, wie der erste Kaiser Wilhelm ihn trug, mit ausrasiertem Kinn. Er ist sehr sorgfältig gekleidet in ein smoking dress aus braunem Sammet und raucht aus einer wappengeschmückten Cigarrenspitze.

Die beiden Damen, seine Töchter Antoinette und Josepha, sehen fast ebenso alt aus wie der Vater. Die jüngere, fünfzigjährige, ist ihm ähnlich, aber die kühne Nase kontrastiert wunderlich mit den vergrämten Augen und dem wehen Zug um die herabgezogenen Mundwinkel. Die ältere ist sehr stark und groß und wechselt alle Augenblicke die Farbe, wie nervöse Menschen es thun. Das ehemals blonde Haar liegt in altmodischen Scheiteln zur Seite des Gesichtes und die Augen besitzen eine gewisse Schalkheit — sie nimmt das Leben von der ironischen Seite. Der Anzug beider Damen ist mehr als einfach; schwarze Wolle, von ungeschickter Hand gearbeitet.

Josepha, die jüngere, hat eben eine Dresdner Zeitung vorgelesen; als die große blonde Erscheinung des Pächters die Steinfliesen der Veranda betritt, läßt sie das Blatt sinken.

„Papa," sagt sie leise zu dem leicht entschlummerten alten Herrn.

„Was giebt's?" fährt er auf.

„Ich glaube — Herr Mohrmann —"

„Ach so! Pardon! Bitte, Herr Mohrmann, treten Sie näher. Ihr könnt mich getrost ein wenig allein lassen mit dem Herrn, Kinder," wendet er sich an die alten Fräulein. „Laß etwas Bier auftragen, Tonette." Und während die beiden Damen an dem sich verneigenden Anton vorüberschreiten, ruft der Baron ungeduldig: „Setzen Sie sich doch, Mohrmann, setzen Sie sich doch, ich habe Sie mir übrigens so groß gar nicht vorgestellt! Sie haben wohl seiner Zeit einen Gardeflügelmann abgegeben?"

„Jawohl, Herr Baron, da oben bei St. Privat."

Die Fräulein stehen noch einen Augenblick im Tafelzimmer und flüstern. „Er ist ja schrecklich liebenswürdig zu ihm," sagt Tonette, und Josepha hebt ein wenig die Schultern: „Das ist er immer, wenn er jemand anpumpen will."

„Kind," flüstert die Aeltere, „den Mohrmann wird er doch nicht anpumpen? Kann höchstens ein Vorausbezahlen der Pacht erbitten."

„Allerdings etwas ganz anderes!" betont Josepha ironisch. „Komm nur, Tonette," fügt sie dann hinzu, „wir gehen indessen drüben ins Wäldchen; wir waren noch nicht ein einziges Mal an den Gräbern unserer Hunde. Nicht mal das hat man mehr! Ach, wenn Pet und Bob noch lebten!"

„Aber, Kind, schaff' dir doch wieder so ein Hundevieh an! Ein Teckel, der wird sich schon mit durchfressen," sagt Tonette draußen im Flur, „schlimmsten Falles abonnieren wir ihn bei der Pächterin aufs Mittagsessen."

Josepha zuckt die schmalen spitzen Schultern. „Du kannst noch Unsinn machen, Tonette! Natürlich frißt sich ein Teckel durch, aber wie die Edith sich hier durchfressen will, das ist mir schleierhaft. Und Michaelis übers Jahr muß sie doch herkommen, wo soll sie sonst hin? Dann ist sie achtzehn, die Erziehungsgelder hören auf, und es wird auch wirklich Zeit, sie aus der Pension zu nehmen, das arme Wurm! Ach, bitte, sage mir, Tonette, wie soll das werden? Sie braucht doch Schuh und Kleider und Gott weiß noch was! Wir können sie doch nicht einpökeln? Sie muß sich zeigen in Gesellschaften und im Ballsaal, wenn sie überhaupt eine Partie machen soll."

„Dann nehmen wir die alten Brokatgardinen und kleiden unsere junge Schönheit in Sammet und Seide," antwortet die Aeltere scheinbar ernsthaft. „Spazier' nur ins Wäldchen, Josepha, und singe nicht vor dem Kantor her, es wird sich schon alles historisch entwickeln. Ich will das Bier bestellen, dann komm' ich nach."

Auf der Veranda bittet indessen, nach längeren Gesprächen über Ernteaussichten und Viehstand, der Baron so im Vorbeigehen den Pächter um Vorausbezahlung der Pacht. „Eh, Sie wissen ja, Mohrmann, Krankheit kostet Geld, verteufelt viel Geld! Und der Junge, das wissen Sie nicht, was der mich gekostet hat, mein Enkel, der nun ja leider tot ist. Für die Enkelin habe ich auch zu sorgen. Könnt' ich nur selber noch wirtschaften, wollt's schon herauskriegen! Sie haben die Geschichte halb umsonst, lieber Mohrmann."

„Excellenz, wenn Sie eine Ahnung hätten, wie wir arbeiten müssen, meine Frau und ich — — nicht einen Pfennig könnt' ich mehr Pacht geben," antwortet er ruhig.

„Ja, ja, das sagen sie alle, das kenne ich schon. Uebrigens dränglе ich Sie ja auch nicht."

„Das würde Ihnen auch nichts helfen, Herr Baron, gottlob ist ein Kontrakt da," sagt der blonde Riese.

„Ich weiß ja, weiß ja! Also, bitte, schicken Sie mir die Summe, aber möglichst bald."

„Ich werde sofort die nötigen Schritte thun, in etwa drei Tagen kann das Geld in Ihren Händen sein, Excellenz. Und jetzt möchte ich mich empfehlen."

„Nicht doch! Nicht doch! Noch eine Cigarre, lieber Mohrmann? Man freut sich, wenn man mal wieder mit einem vernünftigen Menschen sprechen kann. Ich bin ungern auf Wartau, sehr ungern, man stirbt hier vor Langerweile. Früher, so vor zwanzig Jahren, war ein fideler Kerl von Pastor hier, spielte ein großartiges L'hombre — der jetzige ist einfach — —"

„Mein Schwager, Herr Baron," unterbricht ihn Mohrmann.

„Ihr Schwager? Ach so — ja richtig — pardon, ich gratuliere. Was ich sagen wollte — einfach ist er, sehr einfach, Ihr Herr Schwager, wie ein Prediger ja sein soll, und im übrigen ist nichts weiter in dem Nest. Ein Verkehr mit den Gutsnachbarn etwa? Na, wenn man gelähmt ist und — das verfluchte Geld — ja — — Und wenn man bedenkt, Mohrmann, wie er heute sozusagen auf der Straße liegt, der Mammon," fährt er fort, „und daß unsereiner sich nicht bücken kann, um ihn aus dem Kot aufzuheben, wie jeder andere thut; aber es geht doch einmal nicht!"

„Warum denn nicht, Excellenz?" fragt Mohrmann. „Man sagt bekanntlich vom Gelde: non olet."

„He?" fährt der alte Herr empor, „ich soll wohl Haarfärbemittel oder Abführpillen erfinden, oder Hustenbonbons oder einen neuen Gilka?" Er lachte krähend, bis der Husten ihn fast erstickte.

„Das nicht, Excellenz, aber zum Beispiel eine Bierbrauerei mit Malzfabrik? Ich wundere mich, daß — —"

„Das wächst auch so aus der Erde, die Brauerei und die Fabrik, nicht wahr?" fragt der Baron und macht mit Daumen und Zeigefinger die Pantomime des Geldzählens. „Nee, mein Bester, davon wollen wir die Finger lassen. Uebrigens sehe ich," fährt er fort, „Sie sitzen wie auf Kohlen, will Sie nicht länger aufhalten. Bringen Sie nur die Wirtschaft hoch — soviel Sie können. Der Hof sieht gut aus, sehr gut," lobt er, „ich freue mich darüber, man kann nicht wissen, wie's kommt — — es haben sich Könige trennen müssen von ihren Ländern, warum

nicht auch ein armer Landedelmann von seiner Scholle. Auf Wiedersehen, lieber Mohrmann, besten Dank!"

Anton kommt nach Hause, nicht gerade erbaut von seinem Besuche, aber auch nicht verstimmt; er ist in der Lage, dem alten Herrn die Gefälligkeit zu erweisen, warum soll er nicht? Er sucht in der Wohnstube nach Christel, um ihr zu berichten, und da er sie nicht findet, setzt er sich an seinen Schreibtisch, um der Leipziger Bank, bei der er ein laufendes Konto hat, zu schreiben, damit sie die Summe schicke, die er dem alten Baron zahlen soll. Im Begriff, dies zu thun, erblickt er einen Brief, der mit dem Abendblatt der Magdeburger Zeitung dorthin gelegt ist, ergreift ihn und besieht sich die großen energischen Schriftzüge ein Weilchen. „Kenne doch die Klaue," murmelt er, „wer ist's doch gleich in aller Welt? Na, werden's gleich sehen." Er öffnet das Couvert mit seinem Taschenmesser, faltet den Bogen auseinander und sieht nach der Unterschrift. „I, guck' mal an — Willi Buchenberg, lebst du auch noch? Na, was will er denn, der alte Bursche? Königlicher Bergassessor? Ich sag's ja, diese Titel! Na, denn los!"

Er liest den ziemlich langen Brief mit regem Interesse, und als er geendet hat, fängt er nochmal von vorne an. Dann geht er, das Briefblatt in den auf dem Rücken gefalteten Händen, im Zimmer auf und ab, liest nochmals, holt einen Band von Brockhaus, sucht nach, zuerst im Stehen, dann vor seinem Schreibtisch, vergleicht das Gelesene mit dem Brief, streicht sich einigemal über seine erhitzte Stirn und murmelt endlich: „Scheint nicht ohne! Wäre vielleicht näherer Betrachtung wert!" Dann setzt er sich nieder und sinnt, liest wieder und überlegt. —

Christel findet ihn nach einer guten Stunde am Fenster stehend und in die beginnende Dämmerung starrend. „Anto," sagt sie, „du bist hier? Du bist so still gewesen, daß ich dich nebenan gar nicht gehört habe; ich sitze schon ein ganzes Weilchen mit meiner Arbeit da drinnen und sehe über den Hof, ob du nicht kommst."

„Hättest du nur lieber mal hier herein geguckt, ich warte schon eine Ewigkeit auf dich."

„Ach? Aber warum riefst du nicht?"

„Na, Scherz beiseite, ich wartete nicht, ich dachte an — du wirst's ja erfahren seiner Zeit. Und nun falle nicht in Ohnmacht, Kind, ich muß morgen wieder verreisen; kann drei bis vier Tage dauern, daß ich wegbleibe."

Sie sieht erschreckt zu ihm hinüber.

„Es ist nichts, Kind; wenn's gelingt, erzähl' ich's dir. Frage mich jetzt mal nicht aus, mir geht so wie so schon ein Mühlrad im Kopfe herum."

„Etwas Unangenehmes?" forscht sie, trotz seines Verbotes.

„Ach was — im Gegenteil! Es kann sehr angenehm werden, und wenn nicht — hat's weiter nicht geschadet. Wenn du mir einen Gefallen thun willst, Christel, dann fragst du mich nun nicht weiter, gelt? ‚Sobald's gar ist, wird's gegessen', sagte meine Mutter zum Vater, wenn er wissen wollte, was sie zu Mittag kochte."

Christel schweigt. Er hat sonst alles mit ihr beredet, und es thut ihr einen Augenblick weh; aber sie sagt sich, daß er seine Gründe haben wird, ihr jetzt keine Mitteilung zu machen von dem, was er vorhat, und sie erkundigt sich mit ihrer freundlichsten Miene: „Was soll ich dir einpacken, Anto? Kommst du aus mit dem Handkoffer?"

„Allemal, Christel! Thue nur genügend Wäsche hinein, es könnte doch möglicherweise, wie schon gesagt, ein paar Tage dauern. Meine Adresse lasse ich dir hier; dem Heine sitze ein wenig auf dem Pelz, der Windhund hat in Regwitz eine Liebschaft. Könntest auch mal auf die Felder fahren, wenn du Zeit hast; in den Auwiesen hauen sie diese Woche."

„Die Zeit muß ich haben, Anto," antwortet sie einfach.

„Bist eine Hauptperson, Christel," lobt er und streicht ihr flüchtig die Wange. „Nun paß auf! Uebermorgen kommt Geld von der Leipziger Bank, das händigst du dem Baron aus, bittest um eine Quittung und — hör', Christel, daß du ordentlich anschreibst, was auf das Schloß geliefert wird! Wir schinden uns genug um die Pacht, und umsonst ist der Tod. Solche Herrschaft hat eine verflucht vornehme Vergeßlichkeit für Kleinigkeiten."

„Vielleicht auch zuweilen thatsächlich kein Geld," lächelt sie.

„Erzieh' sie nur. Alle acht Tage schickst du ihnen eine Nota."

„Natürlich, Anto, wenn du es willst."

Er pfeift ein paar Takte, stellt sich an das Fenster und betrachtet das Schloß, das dunkel und massig wie ein riesiger Würfel da liegt. Nirgends Licht, nur aus den Zimmern der alten Fräulein schimmert ein schwacher Lampenschein durch die Aeste der großen Linde herüber.

„Arme Würmer," murmelt er, „'s ist 'ne Sünd' und 'ne Schande! Ihr könnt sehen, wie ihr durchkommt, wenn der Herr Vater die Augen zuthut; nicht der Ziegel auf dem Dache gehört euer."

„Was sagst du, Anto?" fragt Christel und tritt neben ihn.

„Daß es ein verfluchter Egoismus ist, wenn einer Kinder hat und sorgt nicht für sie, sondern sieht zu, wie er sein liebes Ich möglichst gut durchs Leben amüsiert! Gemein ist's, ein Tier macht's besser."

„Du denkst an die alten Fräulein drüben?" fragt sie. „Lieber Gott! Hast recht, Anto; an ihrer Stelle könnte ich kein Auge zuthun bei dem Gedanken, was wird aus mir? Und dabei soll ich doch jedes Ei aufschreiben, du alter Geizkragen?" fügt sie hinzu und schmiegt sich ein wenig an ihn.

„So lange der alte Rabe lebt — ja! Denn wenn wir auch umsonst in die Küche stiften würden, was und wieviel wir können, so käme doch alles nur ihm zu gute. Man muß nie helfen, die Leute in ihren Schwächen zu bestärken."

„Du wirst ihn schwerlich noch erziehen," spricht sie leise, und dabei denkt sie: Wie würde er sorgen für seine Kinder! Und die alte tiefe Traurigkeit legt sich wie lähmend auf ihr Herz.

Er sieht noch immer das Schloß an, und dabei sagt er weich: „Ich kenne dich schon, Christel, ich weiß, was du meinst. Meinetwegen zähle falsch, wenn du ein halb Schock Eier hinüberschickst; es kommt mir wahrhaftig nicht darauf an —"

„Wir haben ja auch genug," unterbricht sie ihn.

Er fährt herum. „Du bist himmlisch! Genug? Noch lange nicht! Wollen wir denn immer nur pachten? Nee, Schatz — mein Traum ist die eigene Scholle."

Sie preßt in der Dunkelheit die Hände aufs Herz. „Für wen denn?" will es sich auf ihre Lippen drängen, „für uns beide? für uns, die wir fast die beste Zeit des Lebens hinter uns haben? Wir sind ja allein, wir haben keine Kinder, Anto — —." Aber sie schweigt, schweigt aus Bangigkeit, daß dieser Gedanke von ihm aufgegriffen werden könnte, ihn lähmen könnte in seiner frischen Lust zur Arbeit, zum Erwerb. Wenn ihr doch Gott diesen einen Wunsch erfüllte, diesen einen! Aber Gott giebt und verfügt über menschliches Wissen und Verstehen. Bei Pastors sind nun sieben, ein achtes wird erwartet, und die arme geplagte Frau seufzte gestern zu Christel: „Ich hätt' es diesmal dir so gegönnt! Wie soll's werden mit dem Häuflein?" Aber der liebe Gott hat Christel wohl vergessen, und sie muß noch dankbar sein, daß Anton nicht murrt — das könnte sie nimmer ertragen.

Und Christel wendet sich um, zündet Licht an und beginnt seinen Koffer zu packen für die morgende Reise.

— — — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage ist Anton fort, einmal hat er auch geschrieben, aus irgend einem Orte, der auf —rode endigt; und dann ganz unversehens, als sie von den Wiesen nach Hause kommt eines Nachmittags, warm vom Gehen, in einem leichten blauen Leinenkleid, das frische Gesicht versteckt unter dem großen braunen Strohhut, sitzt er in der Eßstube vor dem Vespertisch und ißt, als habe er während der acht Tage seiner Abwesenheit gehungert.

„Anto!" ruft sie glückselig, „gottlob, daß du wieder daheim bist!"

Und im nächsten Augenblick sitzt sie ihm gegenüber und sieht ihn mit leuchtenden Augen an. „Dir ist etwas geglückt! Dir ist was geglückt," wiederholt sie, sein Gesicht studierend, und als er ihr verschmitzt zwischen zwei Schluck Bier zunickt, wird sie rot vor Freude.

„Eine Mühle habe ich gekauft, Christel, bei Winderode."

„Herr Jesus, Anto — was willst du mit einer Mühle?" fragt sie erstaunt.

Er schluckt eben an einem großen Stück Schinken. „Du,

Digitized by Google

Der Empf

Nach einer Originalzeichn

Digitized by Google

ıgstag.

ıg von Paul Hey.

Digitized by Google

Christel, du hast ja Geld, willst du dich beteiligen an unserm Unternehmen?"

„Nun spann' mich doch nicht so auf die Folter, sondern sag's endlich," fordert sie und starrt ihn an mit ängstlichen Augen.

„Ja, sofort! Also kurz gesagt, ich habe dir schon einmal vom Freund Buchenberg gesprochen?"

„Nein!" sagt Christel.

„Aber, Frau!" ruft er vorwurfsvoll, „er hängt doch drinnen zwischen den andern Bildern in der Wohnstube mit dem Verbindungsband über der Schulter, dem Schmiß auf der Backe und dem Cerevis."

„Ach so, ja, jetzt weiß ich," unterbricht ihn Christel, „nun, was ist's mit ihm?"

„Na, der hat im Harz, in der Nähe von Winderode geschürft auf Flußspat. Weißt du, was ‚Schürfen' ist?"

„Nein," erwidert sie ganz beschämt über ihre Unwissenheit.

„Schürfen ist, sozusagen, das Aufsuchen von einem Mineral unter der Erdoberfläche, und dazu bedarf es der obrigkeitlichen Erlaubnis, eines sogenannten Schürfscheines, in vorliegendem Falle für Flußspat. Er hat also geschürft und ein kolossal günstiges Resultat erzielt; denke dir, chemisch reinen Flußspat hat er gemutet. Weißt du, was ‚muten' ist, Christel?"

Sie schüttelt abermals den Kopf.

„Muten nennt man das Ansuchen bei der Bergbehörde um Verleihung des Bergwerkes als Eigentum, behufs Ausbeutung desselben. Hast du das verstanden, Christel?"

Sie nickt.

„Schön! Also wir wollen Flußspat gewinnen, weißt du, was Flußspat ist?"

Sie schüttelt den Kopf, sie weiß es nicht.

„Flußspat ist ein Mineral, kleines Schaf, ein wertvolles, und wird zu allerlei Dingen gebraucht; unter anderm ist es unentbehrlich bei der Emaille- und Porzellanfabrikation, und wenn uns das Unternehmen glückt, fällt uns ein schönes Stück Geld in die Hände. Chemisch reiner Flußspat, was das sagen will!"

„Und dein Freund Buchenberg?"

„Buchenberg ist Bergassessor, hat auf einer Urlaubsreise im Harz umhergeschnüffelt, dann geschürft und schließlich gemutet. Es ist auch alles klipp und klar und absolut kein Schwindel dabei. Der gute Junge würde übrigens sicher kein Sterbenswörtchen von seinem Vorhaben verraten haben, wenn er das Betriebskapital im Portemonnaie hätte; dieses fehlt indes so gänzlich, daß er einen Kompagnon mit dem nötigen Kleingeld braucht. Nun war es ein ganz gescheiter Gedanke, daß er sich meiner erinnert hat — na kurz, ich sehe die Geschichte für gut an und habe ihm ein Kapital in Aussicht gestellt. Nächste Woche geht's los, da wird der erste Spatenstich gemacht, Beamte und Bergleute sind bereits fest engagiert und das erforderliche Betriebsmaterial ist bestellt —"

„Und du glaubst, daß es rentieren wird?" unterbricht sie ihn.

„Sonst hätt' ich mich nicht eingelassen damit. Siehst du, Christel — — aber, mein Gott, das verstehst du doch nicht, überhaupt, man soll nicht soviel davon reden! Und wenn du jetzt ein wenig Zeit hast, setz' dich her und mach' deinen Rapport, Christel — was giebt's Neues auf Wartau?"

Sie sitzen jetzt beide nebeneinander im Wohnzimmer auf dem Sofa und Christel berichtet eine lange Reihe kleiner Vorkommnisse, zuletzt auch, daß Heine sich wirklich verlobt hat und daß die Fräulein vom Schlosse jeden Morgen Buttermilch im Keller trinken und am liebsten einen stundenlangen Schwatz machen. „Gestern haben sie mich sogar zum Kaffee gebeten, als ob unsereiner Zeit hätte wie sie, Anto."

„Wart' nur, Christel," sagt er ernsthaft, „die Zeit kommt, wo du dich mit deinem Strickstrumpf ans Fenster setzt und Kaffeegesellschaften hältst, wart' nur!"

„Um Gotteswillen, das wäre mein Tod, Anto! Ich möcht's nicht."

„Wirst schon mögen, Christel, besonders wenn du dann Zeit hast zum Lesen." Er lacht, weil sie verlegen wird wie immer, wenn er sie mit dieser ihrer Leidenschaft neckt, und sie schüttelt leise den Kopf.

„Anpumpen müssen wir dich aber," sagt er dann und schlägt sie kameradschaftlich auf die Schulter. „Giebst du gern etwas Kapital dazu als stiller Teilhaber — was?"

„Anpumpen? Es ist ja dein, was ich habe," erwidert sie, „und du wirst schon wissen, was du thust."

Und als der unruhige Mann schon aus der Stube gegangen ist, weil er den Verwalter sprechen will, sagt sie still für sich: „Und wenn's wirklich glückt, wir brauchen's ja nicht — wozu denn? Ja — wozu denn?"

Zwei Jahre sind verflossen. Es ist an einem kalten Oktobertage, da kommt Anton im Wagen zurück von der Station; neben ihm sitzt ein Herr, den er abgeholt hat. Christel wartet droben im wohlgeheizten Zimmer mit einem Imbiß, und nachdem sich die Herren etwas aufgetaut haben, gehen sie hinüber ins Schloß.

Christel weiß nichts weiter, als daß der Herr der Anwalt des Barons ist, und daß letzterer Geschäfte mit Anton und im Beisein des Rechtsbeistandes zu ordnen hat. Aber sie ahnt etwas, und das liegt wie Centnergewicht auf ihrem Herzen.

Um sie her sieht's noch ebenso aus wie damals, als sie einzog vor sieben Jahren. Bis auf ein einziges Stück sind's noch die alten Möbel, und Christel selbst ist noch die stattliche blonde, wie aus dem Ei gepellte Hausfrau von damals, aber es liegt etwas in ihrem Gesicht, etwas Gespanntes, Sorgenvolles, und um die Mundwinkel zuckt's wie Trauer. Dieses Möbel da, das sich so großartig von sechs Männern die Treppe hinauftragen ließ, dieser eiserne Geldschrank! Da steht er, groß, breit, trotzig, bereit, jeden Augenblick seinem Herrn ein Vermögen zu übergeben, damit sich dieser auf eigene Füße stellen kann, wie er es immer so sehnlich gewünscht hat. Christel hat mit Freude, in die sich auch ein gut Teil Bangigkeit mischte, erlebt, wie das Unternehmen im Harz sich in ein Vermögen verwandelte, in ein recht respektables sogar. Jetzt ist die Anlage Aktiengesellschaft geworden und wirft ihren Gründern einen mehr als reichlichen Gewinn ab. Für Mohrmanns giebt das eine schier fürstliche Rente, so wertvoll ist die Grube geworden.

Christel hat das Anwachsen der Einkünfte wie etwas Unheimliches angesehen und hat es nicht glauben wollen, daß sie jetzt reiche Leute sind. Schließlich hat sie viel geweint, Nächte hindurch so geweint und in ihre Kissen geschluchzt, daß Anton grob geworden ist. — „Heiliges Kreuzdonnerwetter, ist das der Dank dafür, daß man dich zur reichen Frau gemacht hat?"

Sie hat ihre Thränen seitdem verschluckt und ihre Frage: „Ach Gott, für wen denn nur?" unterdrückt. Anton ist ja so glücklich, und vor zwei Tagen hat er zu ihr gesagt:

„Christel, setz' dich in die Sofaecke, damit du nicht umfällst — ich kaufe Wartau!"

„Es ist recht," hatte sie ungläubig geantwortet, „daß wir wieder Sorgen bekommen, denn es ist nicht gut, wenn der Mensch keine hat," und weiter kein Wort über das gesprochen, was er im Ernst zu thun beabsichtigte. Aber nun ist er wirklich drüben mit dem Notar, nun drückt ihr die näherkommende Thatsache wie betäubend auf Kopf und Herz. Sie steht am Fenster, obgleich in der Wirtschaft vollauf zu thun wäre, und stiert nach dem stillen Schloß hinüber; wie gelähmt ist sie.

Auf den großen Steinfliesen des Platzes, der vom Wirtschaftshofe durch ein köstliches schmiedeeisernes Thor abgeschieden ist, treibt der Wind sein Spiel mit den dürren Blättern der Linde. Die vorhanglosen Fensterreihen des Schlosses sehen traurig durch den leichten Nebel herüber, wie tote, weit offene Augen; das Portal ist geschlossen. An den zwei einzigen mit Gardinen versehenen Fenstern glaubt Christel Fräulein Josepha von Wartau zu erkennen, die da unbeweglich verharrt und starr auf einen Fleck niederblickt. Wie oft schon hat Christel sie so gesehen, unthätig, freudlos, eine durch Armut Gefangene. Und doch, wie hängen die alten Mädchen an dem Schloß ihrer Väter! Christel hat's gesehen, wie sich ihre Wangen röteten, wenn sie erzählten vom einstigen Glanz ihres Hauses; sie hatten's ja noch erlebt. „Als Seine Majestät hier war!" hatte Josepha erzählt, „damals, als der König uns die Ehre gab, drei Tage unser Gast zu sein," erzählte Tonette. Weiße Kleider hatten sie angehabt,

Digitized by Google

weiße Seide, und Perlen um den Hals; und im Bankettsaal hatte der Thronfolger mit Josepha eine Quadrille getanzt nach dem großen Diner, zu dem die adligen Rittergutsbesitzer der Umgegend und die Offizierskorps der benachbarten Garnisonen geladen waren.

O, Wartau war überhaupt historischer Boden! Die Großmutter der beiden Damen hatte so viel erzählen können aus der Franzosenzeit; droben neben der Bibliothek hatte Napoleon zwei Nächte geschlafen. Und der Hof war eines Tages von Kosaken angefüllt gewesen. Und dann der preußische Rittmeister, den nach der Schlacht bei Leipzig sein Bursche bewußtlos bis hierher geschleppt!

Ja, das war eine romantische Geschichte. Der Großvater hatte ihn in der Orangerie untergebracht, er sollte nicht im Schloß verpflegt werden; der alte Herr vergötterte Napoleon. Aber er hatte nicht bedacht, daß in seinem Hause ein schönes Töchterlein aufgewachsen war mit einem Herzen voll glühender Liebe fürs Vaterland, und daß in den Heckengängen des Gartens ein lachender mit dem Pfeil drohender Amor stand; daß der Mondschein so golden über dem herbstlichen Park lag, als scheine er in Sommernächte hinein, und daß die Taxuswände an der Orangerie so dicht und verschwiegen sind. Und der preußische Rittmeister nahm das Schloßtöchterlein mit, als er wieder zu seinem Regiment in Halberstadt ging, und die beiden sind so glücklich, so glücklich gewesen!

An das alles mußte Christel denken und an die leuchtenden Augen der alten Fräulein, die ihr das erzählten.

Auch von noch früheren Zeiten hatten sie berichtet, von damals, als der Freund des Grafen Brühl dies Schloß erbaute und Schäferfeste und Redouten gab nach berühmten Mustern! — Droben hing das Bild der schönen Gräfin Cosel, in blaßgelber rosendurchwirkter Seide, den Fächer in der Hand, das sie dem galanten Schloßherrn auf Wartau zur Erinnerung geschenkt.

Fräulein Josepha konnte sie schildern, jene Zeit mit ihrer verschwenderischen Ausgelassenheit, als sei sie dabei gewesen. Christel sieht sie ordentlich in dem Bankettsaal des Schlosses, der durch zwei Stockwerke geht, auf dem Parkett dahingleiten, alle diese genußsuchenden, prunkvollen, frivolen Männer und Frauen.

Jetzt ist's totenstill da drüben, die vergoldeten Stuckputten des Saales halten nur noch die Fetzen der schweren seidenen Draperien in den zerbröckelnden Armen, und das wundervolle Deckengemälde — Europa auf dem Rücken des Stieres, der die Wellen des Meeres durchschwimmt, begleitet von einem Heer von Tritonen und Nereiden — sieht auf das völlig leere Gemach hernieder, vor dessen Fenstern graue leinene Zuggardinen der Sonne wegen gespannt sind. Der ungeheure Kamin ist mit Holzlatten vernagelt, in allen Ecken der großen Räume kauert der Verfall und grinst über sein Werk.

Und drunten im Zimmer des Schloßherrn verkauft eben der letzte Wartau seinen Stammsitz, der durch seine und seiner Eltern kraftlose Hände geglitten, welche die Kartenblätter besser zu halten verstanden als ihn.

„Ach, weshalb gerade Wartau?" sagt Christel. Sie fühlt einen Schauer bei dem Gedanken, daß sie drüben wohnen soll. Warum denn nicht ein einträgliches Mittelgut mit freundlichem Herrenhause und einem kleinen vernünftigen Garten? „Soweit habe ich nie gedacht," spricht sie halblaut, „ich wäre zufrieden geblieben als Pächtersfrau — — Und wozu? für wen? Herrgott, gieb, daß Anto eines Tages nicht ebenso frage!"

Sie sieht ihn nach zwei Stunden über den Hof kommen, allein.

Ein rasendes Herzklopfen meldet sich plötzlich; sie ist fast unfähig, sich zu rühren, nur ihr Kopf wendet sich der Thür zu, durch die er jetzt eintritt. Aus leichenblassem Gesicht starren ihre Augen ihn an.

Er streckt ihr beide Hände hin. „Nun, Christel?"

„Und du hast wirklich —?" stößt sie hervor.

Er nickt stumm, es hat auch ihn mächtig bewegt.

„Und nun, Christel," sagt er gerührt, „wollen wir da drüben weiter miteinander schaffen und sorgen, so treu wie bisher in dem kleinen Pächterhause. Zum Hochmütigwerden haben wir beide keine Anlagen, und arbeiten wird's auch fürder heißen."

„Drüben? Müssen wir drüben wohnen?"

Er lächelt. „Hier zieht Heine ein, als Inspektor mit seiner jungen Frau."

„Heine wird Inspektor?"

„Ja! Und sein Ehegespons kriegt die Milchwirtschaft in Verwahrung, und drunten wird der künftige Braumeister wohnen."

„Anto, fang' langsam an!" bittet sie, mit verängstigten Augen.

„Ach was — langsam! Das Ding muß seine Zinsen bringen; die trägt's nicht aus mit bloßem Ackerbau."

„Ach, siehst du, Anto — —"

„Red' nicht, Christel! Bin ich ein leichtsinniger Kerl?"

„Nein, nein, Anto! Aber Wagemut hast du, daß ich staune."

Er reckt plötzlich seine Riesenfigur in die Höhe und seine Brust dehnt sich. „Ja," sagt er fröhlich und laut, „Gott sei Dank, den habe ich! Wer nicht wagt, der gewinnt nicht. Ich muß schaffen, muß wagen; wenn ich das nicht mehr zu thun vermag, Christel, dann bin ich krank oder sonstwie verloren. Also vorwärts mit frischem Mut, Altchen! — Und höre, der Rechtsanwalt kommt nachher zu Tische."

Sie erschrickt. „Herrgott, ich muß hinunter!" Und über Hals und Kopf stürzt sie in die Küche, wo die Mägde sie verwundert anstarren. Und als sie nach einem Weilchen, mitten in der Beschäftigung, Anton bemerkt, der vorübergeht mit einigen Weinflaschen in der Hand, läuft sie ihm nach. „Wo bleiben die Herrschaften, wenn wir einziehen?"

„Drüben natürlich! Der alte Herr wird's nicht mehr lange machen, und die Fräulein haben Freiquartier bis an ihr seliges Ende. Ich dachte, ich macht' es so recht — wie?"

Sie lächelt und nickt; ihr ist ein Stein vom Herzen gefallen. Sie sollen es kaum fühlen, daß sie Fremde sind, nimmt sie sich vor; sie will's schon einrichten; sie sollen uns kaum bemerken, den Anto und mich, höchstens, wenn Pastors mal mit den Kindern — —. Und das ist wieder ein Stich ins Herz. Sie lacht vor ihrem Küchentisch auf, kalt, höhnisch, daß das Mädchen, das neben ihr steht, verwundert aufschaut.

„So! das Ahnenschloß, das hätten wir — aber wem werden wir Ahnen sein? Niemand, niemand!"

Bei Pastors hat die Kunde von dem Verkauf Wartaus wie eine Bombe eingeschlagen. Christel ist gegen Abend hingegangen, um zu berichten, mit einem Gesicht so blaß und verlegen, als müsse sie um Entschuldigung bitten, daß sie überhaupt auf der Welt sei.

Zuerst hat sie's ihrem Schwager gestanden. „Du, Robert," sagt sie zu ihm, der in seinem einfachen Studierzimmer sitzt, dessen Luft von dickem blauen Qualm erfüllt ist, „ich muß dir eine Mitteilung machen."

Er steht vor ihr in einem grauen Schlafrock, den er sich anschaffte, als er heiratete. Der grobe Stoff ist fadenscheinig geworden und oft gestopft; auf dem Rücken, d. h. etwas tiefer unten, sitzt sogar ein großer Flicken; und dieses stark mitgenommene brave Kleidungsstück hat Frau Pastor aus zärtlicher Anhänglichkeit an die Zeit ihres jungen Eheglücks, die es mit erlebte, dankbar mit neuen Aermelaufschlägen und Kragen aus grellrotem Flanell geschmückt, den sie von einem Unterröckchen ihrer Jüngsten erübrigte.

„Nun, liebe Schwägerin?" fragt der geistliche Herr, in dem gewissen salbungsvollen Ton, der ihm eigen ist, wenn sich jemand vertrauensvoll an ihn wendet. „Doch nichts Böses? Du siehst niedergeschlagen aus."

„Gar nichts Böses, Robert, aber eine Neuigkeit, die dir überraschend kommen wird — mein Mann hat Wartau gekauft."

Der Pastor setzt sich unglaublich rasch wieder in den Lehnstuhl, die Pfeife in der zitternden Hand und mit dem dümmsten Gesicht, das er jemals gemacht hat. So starrt er Christel an, die ihm mit ernsten Augen bestätigend zunickt.

„Wartau? Mohrmann — Wartau? Ja aber — ist er denn in der Lage, das — —? Ich weiß ja wohl, daß ihr ein nettes Stück Geld erübrigt habt — aber Wartau? Wieviel

Digitized by Google

hunderttausend Mark? Christel, Christel" — und nun erhebt er seine Stimme, „du hättest sollen deinen Einfluß als vernünftiges Eheweib aufbieten! Christel — wen der Teufel versuchen will, der wird durch Hoffart verblendet."

„Ach, Robert, Mohrmann ist der nüchternste Geschäftsmann, den es giebt. Es geht alles mit rechten Dingen zu, aber mich drückt's, mir ist angst; ich fürchte, ich werde nicht in so große Verhältnisse passen." Sie seufzt tief auf.

„Man kann auch in großen Verhältnissen einfach bleiben, Christel." Der Pastor hat sich jetzt von der Ueberraschung erholt und klopft ihr auf die Schulter. „Und jemehr Besitz euch Gottes Segen giebt, um so mehr Verpflichtungen habt ihr. Reichtum und Gut ist eine schwere Last. Nun aber — wo — — Der Kauf ist doch perfekt?" schaltet er ein.

Christel nickt.

„Wo Mohrmann auch mein Patron geworden ist, hoffe ich, daß er sich unseres Kirchleins etwas annimmt! — Sorge du dafür, Christel; das Dach fällt meiner Gemeinde demnächst auf den Kopf."

„Was ich thun kann, Schwager, das geschieht," sagt sie, „und auch sonst, auch sonst mehr als vorher."

Er hebt die Hand, als stehe er auf der Kanzel. „Wir sind zufrieden mit dem, was Gott uns gab, Christel, wenn er nur meiner Frau Gesundheit spenden will und die Herzen der Kinder gut und rein bewahrt."

Christel schießen die Thränen in die Augen.

„Hast recht, Schwager; ihr seid reicher als wir," sagt sie und wendet sich.

„So mußt du nicht sprechen, liebe Christel; es geschieht alles nach seinem Ratschluß," stottert der Pfarrer, betroffen von der Bitterkeit, die aus ihren Worten klingt. „Du bist noch jung, er kann euch noch immer geben, was ihr ersehnt."

Aber Christel hört es nicht mehr, sie ist schon draußen im Flur und ruft ihren beiden Schwestern, die in der Kinderstube beschäftigt sind, durch den Thürspalt zu: „Mohrmann hat Wartau vorhin gekauft; ich gehe zur Mutter hinauf; wollt ihr Näheres hören, so kommt!" —

Sie macht die Thür wieder zu und läßt hinter sich in dem eben noch so geräuschvollen Zimmer eine lautlose Stille zurück. Die Nähmaschine ist so jäh verstummt wie das alte dünnstimmige Klavier, auf dem gerade das Menuett aus „Don Juan" von dem zehnjährigen Gretchen geübt wird; selbst das Lärmen der Jüngsten hat aufgehört, ein wortloses Staunen ist über alle gekommen.

Die alte Frau aber in ihrem Giebelstübchen sitzt wie immer im Lehnstuhl am Tisch vor der Lampe, das Strickzeug — ein ausgewaschenes Kinderstrümpfchen, das einen neuen Hacken beansprucht — in der Hand. Ihr gegenüber die Aelteste, das achtzehnjährige Trudchen, vor einem Haufen Flickwäsche.

„Guten Abend, Mutter!" sagt Christel und zerrt sich den schwarzen Wollshawl vom Kopfe. „Nur einen Augenblick, wollt' nur sehen, wie's geht." Sie hat der alten Frau mit den vergrämten Zügen die Hand gegeben, dem jungen Mädchen über den Blondkopf gestrichen und sitzt nun auf dem Sofa, wo sie den schwarzen Kater behutsam zur Seite schiebt. „Mach' Platz, Peter, mach' Platz!"

„Wie soll's gehen," murrt die Angeredete, „immer egal so weiter, alle Tage Arbeit, alle Tage Lärm — und der Winter, der alte eklige Winter, und Neues hört man sein Lebtag nicht, oder es ist danach — ärgerliches Zeug!"

„Na, Mutter, dann will ich dir gleich erzählen," beginnt Christel frisch, „Mohrmann hat Wartau gekauft heute."

„I gar!" sagt die alte Frau, „um Mätzchen zu glauben, bin ich zu alt."

In diesem Augenblick kommen beide Schwestern herein, die Pfarrerin mit leuchtenden Augen, Louischen, das ältere geplagte Mädchen, mit einem verkniffenen Zug um den Mund.

„Nein, solche Freude!" ruft die gutmütige Pastorin und fällt Christel um den Hals. „Kinder, nun denkt mal an, unsre Christel als Schloßfrau von Wartau! Nein, Christel, das hast du dir auch nicht träumen lassen!"

„Da könnt ihr Pastors ja ein paar Kinder abnehmen," fällt Louischen ins Wort, „adoptieren oder so; und wenn du vielleicht einer Kammerjungfer bedarfst — ich nehme die Stelle — man macht eben verschiedene Carrieren in der Welt."

„Schwatz' nicht so albernes Zeug," fährt die alte Frau ihre Tochter an, „reiche Leute können ihr Geld allein gebrauchen — gelt Christel, was gehen dich die Pastorskinder an?"

„Sie gehen mich schon an, Mutter, aber ich habe Wartau nicht, sondern mein Mann, und ich glaube, daß er sehr sparsam sein muß, wenn er durchkommen will."

„Ha! ha! Um den ist mir nicht bange," lacht die Greisin, „der versteht's, hamstert immer so stillweg ein und läßt die Frau sich schinden wie ein Tagelöhnerweib!"

„Das ist nicht wahr," sagt Christel empört, „ich habe gearbeitet, weil es mir Freude macht — von Schinden ist keine Rede! Was ich thue, thue ich gern für ihn und für mich."

„Nicht mal ein Abendmahlskleid hat er dir gegönnt," murrt die alte Frau.

„Weil ich keins wollte," antwortet Christel, „mein Brautkleid hat's immer noch gethan bisher."

„Und dir, Mutter, schenkt er wahrlich genug!" wirft die Pastorin vorwurfsvoll ein.

„Na, meine Gratulation," sagt die Mutter und nickt Christel zu. „Ich brauche nicht viel mehr, aber vergiß die armen Schwestern nicht — ihr habt ja für keinen zu sorgen, außer für euch."

Christels Blick ist ganz abwesend. „Ich kann Anto keine Vorschriften machen," antwortet sie verletzt und erhebt sich.

Da kommt der vorjüngste Bube hereingestürmt und hängt sich an die Falten ihres Kleides. „Trinkt ihr nun alle Tage Chokolade, Tante Christel?" fragt er aufgeregt, „und sitzt ihr immer Sonntags im Herrschaftsstuhl in der Kirche?"

Sie schüttelt den Kopf und sieht den prächtigen vierjährigen Burschen gerührt an; er ist ihres Mannes Patenkind. „Nein, Antonchen, weder das eine noch das andere."

„Sag' nur der Tante Christel, sie soll dich mitnehmen," ruft Louischen laut lachend.

„Nimm mich mit, Tante," bittet das Kind, „weil du ja doch keinen Jungen hast!"

Die Pastorin reißt das Bürschchen zurück. „Hast du deine Mutter nicht mehr lieb?" fragt sie streng, „möchtest du fort von ihr?"

„Du kannst mich doch besuchen!" heult der gekränkte kleine Mensch. Dann aber schließt er die Arme um seine Mutter, stürmisch zärtlich, und widerruft bitterlich weinend sein Verlangen: „Nein, nicht fort, Mama! Nicht fort — bei dir bleiben!"

Die Pastorin wirft Christel einen stolzen Blick voll Mutterfreude zu. „Ich bin reicher als du!" steht darin, „ich tausche nicht mit deinem großen Schloß um eins meiner Lieben. Arme Christel!"

„Ich muß nun gehen," sagt diese fröstelnd. „Guten Abend, Mutter — guten Abend, Schwestern!"

„Wann zieht ihr denn ein," ruft die Greisin einlenkend. „Ich will dir doch helfen," fügt Louischen großmütig hinzu.

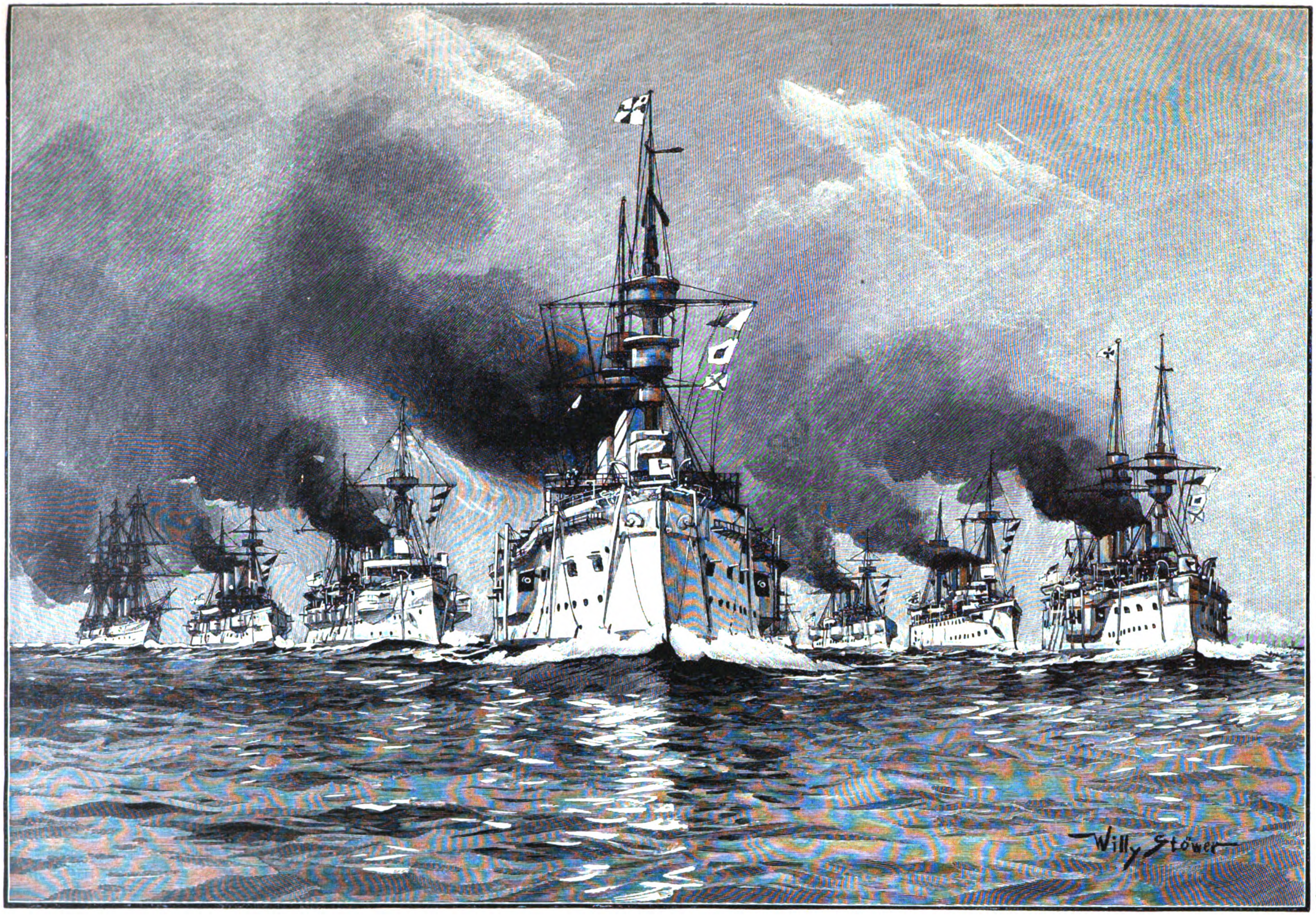
„Ich weiß nicht, was Anto beschlossen hat," antwortet Christel und geht mit der Pastorin aus der Thür. Und auf der Treppe — der Bub' ist schon voran gesprungen — umarmt die Pastorin die stille Frau. „Du kennst ja Mutter und Louischen, Christel? Sie können ihre Freude nicht so recht zeigen, aber ich kann dir sagen, ich freue mich so für euch, es ist schön, wenn Arbeit und Mühe so sichtbar gesegnet werden. Möge das alte Glück mit hinüberziehen in das Herrenhaus und —" sie bringt ihren Mund ganz dicht an das Ohr der Schwester, „das Storchnest da drauf — weißt schon — möge dir Glück bringen!"

Christel drückt ihr die Hand und geht schweigend hinaus auf die dunkle Dorfstraße. Der Wind hat sich stärker aufgemacht; in der Ulmenallee, die zum Gutshofe führt, schüttelt er die Aeste, daß sie ächzen und klappern. Das Schloß dahinter ragt massig und finster in die Nacht hinaus.

Und da hinein soll sie? Ihr ist's plötzlich, als laure dort, in den weiten Gemächern, ein düsteres Unheil auf sie; und als könne sie seinem Anblick entgehen, biegt sie unwillkürlich vom Wege ab und schreitet hinter der Mauer des Schloßgartens bis

x

Digitized by Google



Arkona. Prinzeß Wilhelm. Kaiserin Augusta. Kaiser, Flaggschiff der I. Division. Kormoran. Irene. Gefion. Deutschland, Flaggschiff der II. Division.

Die Schiffe des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien.

Nach einer Originalzeichnung von W. Stöwer.

zur Gärtnerwohnung, von der aus sie durch den Gemüsegarten in das Pächterhaus gelangen kann. Wie um sich zu beruhigen, wandert sie noch ein paarmal in dem Hauptgang, der den Park von dem Wirtschaftsgarten trennt, auf und ab. Da wurzelt plötzlich ihr Fuß am Boden. Drüben, auf dem Platz im Park, wo die Sonnenuhr sich befindet, steht unbeweglich eine dunkle Gestalt und schaut zu dem Schlosse empor; deutlich hebt sie sich gegen die helle Mauer ab und Christels an die Dunkelheit gewöhnte Augen erkennen Josepha von Wartau. Sie verharrt da wie aus Stein gemeißelt; unheimlich dünkt es Christel.

Aber auch sie bleibt jenseit der niedern Buchsbaumhecke unbeweglich. Und plötzlich hebt das alte Mädchen die ineinander gefalteten Hände gegen das Schloß empor mit einer verzweifelten Gebärde, dann schlägt sie dieselben vor das Antlitz und sich zur Erde werfend, weint sie laut und leidenschaftlich.

Jeden Ton hört Christel. „Arme, arme Beraubte!" murmelt sie, „das ist der Abschied von dem Frieden deiner Kindheit, den Wünschen deiner Jugend, dem Stolz deiner alten Tage! Du Aermste, wenn ich könnte, ich gäb's dir wieder — wie gern? Das weiß nur ich — und Gott!"

Fräulein Tonette sitzt an diesem Abend im Zimmer des alten Barons. Sie breitet eben wieder geduldig die Decke über seine Füße, die er bereits zehnmal abgeworfen hat, denn er ist furchtbar aufgeregt. Seine älteste Tochter hat ihm zum erstenmal in ihrem Leben zu widersprechen gewagt.

„Ich denke, es ist besser für dich, Papa, und auch für uns, wenn wir hier bleiben."

„Besser? Wieso? Dieses Hundeklima kann ich nicht vertragen," antwortet er.

„Der Doktor sagt, die Reise würde dich zu sehr angreifen, Papa."

„Schockschwerenot! Was der Kerl sagt, danach habe ich mich noch nie gerichtet!"

„Und außerdem — unsere Mittel erlauben es auch nicht, Papa. Sei so gütig, Papa, hör' mir zu: die beim Verkauf erübrigte Summe ist so fabelhaft gering, sie würde bei einer Reise zu vieren nach dem Süden — —"

„Zu vieren?" grollt er.

„Ach, pardon, Papa — zu fünfen, denn du wirst doch Bröse nicht entbehren können?"

„Zu fünfen?" donnert er, „seid ihr verrückt geworden?"

„Ja, wo soll denn Edith bleiben, wenn Josepha und ich dich begleiten?"

Er bekommt einen plötzlichen Lachanfall, und wie immer endigt dieser in einem erstickenden Husten. Dabei stößt er in langen Pausen hervor:

„Edith? ja ja — ich hatte es ganz vergessen — ich dachte immer — es wär' genug des Segens — mit euch beiden — ha ha — noch ein Mund mehr, der — gefüttert werden soll!"

Seine Tochter hat ihm soviel als möglich Linderung gebracht, Thee und Wasser, und sie reibt ihm den Rücken, denn er hat sich seitwärts über die Lehne seines Stuhles gebeugt und sieht blaurot aus.

„Ich schere mich den Teufel darum," kräht er endlich, „mag sie hier bleiben, diese Edith, mit der Thränenweide von Josepha. Du und Bröse, ihr kommt mit."

„Aber du müßtest so gut sein, Papa, und ihnen eine bestimmte Summe anweisen für die Zeit unserer Abwesenheit."

„Bis aufs letzte wird man ausgeplündert!" schreit er, „bis aufs letzte! Und heute noch bereue ich die blödsinnige Stunde, in der ich eurer Mutter meinen Antrag machte. Ich wollte gar nicht heiraten, ich wollt' nicht! Aber die Sippe hat nicht geruht: der Name dürfte nicht aussterben — Na, und nun? Und nun?"

Er fängt wieder gellend an zu lachen.

„Dich hat der Verkauf aufgeregt; komm', Papa, trink' etwas Himbeerwasser, es wird dich beruhigen," sagt die große starke Dame, die in ihrem einfachen Kleide, dem glatten Scheitel und der plumpen Taille nicht wie eine Dame aussehen würde, wenn nicht die stolze Nase, der fein geschnittene Mund und die wundervoll geformten, peinlich gepflegten Hände gewesen wären. Sie sieht den erschöpften Greis mit einem merkwürdigen, einem gar nicht kindlichen Blick an, während sie ihm zu trinken giebt. Er nimmt's in kleinen Schlückchen, wie die Kinder trinken, und sinkt dann aufstöhnend zurück.

„Soll dich Bröse nicht lieber ins Bett bringen, Papa?" fragt sie dann.

„Nein, ich schlafe doch nicht, aber du kannst gehen, Tonette. Sage deiner Schwester, daß sie auf Wartau bleibt mit dem Kinde. Wohnung habe sie, im übrigen müßten sie auskommen mit dem, was ich ihnen gebe — viel kann's nicht sein."

„Sie richten sich sicher recht sparsam ein, Papa," beruhigt Tonette, „nur weiß ich nicht — — aber davon sprechen wir später, Papa."

„Was denn nun schon wieder?" schreit er.

„Es ist ja nichts —" murmelt sie.

„Doch! Ich kenne schon diese Manöver, wenn euch etwas nicht paßt. ‚Davon sprechen wir später', heißt's dann." Er ahmt die sanfte Stimme der Tochter nach. „Weiß schon, was dahinter steckt — die Mauern von Wartau sind nicht dicker als eure Köpfe."

„Ich dachte, weil Josepha so schwächlich und weil sie seit einer Reihe von Jahren gewohnt ist, den Winter im Süden zuzubringen, und sie infolgedessen möglicherweise unser hartes Klima hier nicht mehr verträgt, ob es nicht besser sei, du läßt mich, statt ihrer, hier?"

„Und ich armer Krüppel kann die nervöse zimperliche Person bedienen?" fragt er mit grimmigem Humor. „Schön, schön, meinetwegen! Auch Bröse kann ihr ja bei Nervenzufällen als Kammerfrau aufwarten. Na, dann bin ich ja bestens versorgt! Schön, schön — also die Josepha!"

„Ich werde mitkommen, Papa, es ist abgemacht," sagt Tonette verdrießlich und mit harter Stimme. Sie hat das Umherreisen so satt, das erbärmliche Reisen, die billigen Hotels, die schlechte Behandlung seitens der trinkgeldenttäuschten Kellner — sie wäre so gern hier geblieben und sie wäre schon durchgekommen mit der Edith. Sie versteht es, billig zu leben, und so wenig Christel die Eier zählte und die Butter wog, so wenig zählte und wog sie nach; sie kann ganz gut Almosen nehmen, ohne sich verletzt zu fühlen, und kommt prächtig weg mit ihrem herablassenden Hochmut solchen Leuten gegenüber.

„Ob dieses Mädchen, diese Josepha, mir wohl den Fuß in mein Zimmer gesetzt hat seit dem Verkauf von Wartau?" grollt er weiter.

„Sie ist so maßlos unglücklich über den Verlust des alten Familienbesitzes, als stände sie am Sarge eines lieben Menschen," sagt Tonette, die Klinke schon in der Hand, „es ist ihr wie mein einziger Wunsch, nach all dem Schweren, das uns traf, hier unsere alten Tage zu verleben."

„Kann sie doch auch, Herrgott nochmal!"

„Ja, Papa, das können wir, aber — als Mieter."

„Schön, dann als Mieter!" schreit er laut, „ich hab' 's Geldmachen nicht erlernt. — Gute Nacht!"

Tonette verläßt das Zimmer, geht durch den Flur die breite Treppe hinan in die beiden Stuben, die sie und ihre Schwester gemeinschaftlich bewohnen. Es ist ganz dunkel hier, aber von dem Ruhebette, das inmitten des Raumes steht, schallt ein leises Schluchzen.

„Josepha," sagt Tonette hart, „nimm dich doch zusammen — es ist nun mal nicht anders!"

Die Angeredete fährt empor. „Sag mir nichts, ich bitte dich, Tone, sag mir nichts!" ruft sie.

„Doch sage ich dir etwas — Vater will, daß du hier bleibst, Josepha."

„Ich bleibe nicht hier, ich gehe ins Stift!"

„So! Und das Kind? Du weißt doch, Edith kommt am ersten November aus der Pension."

„Du bist ja da, Tonette."

Tonette lacht spöttisch. „Ich kann mich aber nicht in zwei Teile schneiden!"

„Ach so! Ich soll hier bleiben mit Edith, während ihr — — — Das hat Papa so bestimmt?"

„Das hat Papa so bestimmt."

Digitized by Google

„Danke! Ich mag nicht, ich kann nicht! Laßt mich in Ruhe in meinem Stift leben, weiter will ich nichts mehr.“

„Machst du dir das Leben schwer!“ murmelt Tonette. „Meinetwegen!“

„Die neue Herrin von Wartau kann Edith ja in Pension nehmen,“ schließt Josepha eigensinnig, „bis du wieder zurück bist, mein' ich. Meine Nerven halten ein junges Mädchen nicht aus.“

„Ja, ja,“ antwortete die Schwester, „beruhige dich nur, es wird schon alles ins Gleiche kommen. Hier sind deine Baldriantropfen, leg' dich schlafen; mit all deinem Schreien und Weinen kriegen wir Wartau nicht wieder. Ich wünschte, du sähest das ein, und daß es auch schließlich besser ist, die Geschichte wird freier Hand verkauft als zwangsweise — das begreifst du hoffentlich mit der Zeit noch. Ein jeder wäre nicht darauf eingegangen, uns gutmütigerweise hier wohnen zu lassen bis ans Ende.“

Josepha hat sich aufgerafft und läuft bis zur Thür. „Nicht ein Funke von Stolz ist in dir,“ schreit sie ihrer Schwester zu, „nicht ein Funke von Stolz und Pietät! Gesinnungen hast du wie eine Tagelöhnerin, nein, schlimmer noch, denn selbst die hängt noch an ihrer Kate — ich schäme mich, daß du meine Schwester bist!“

Und dann fällt die Thür hinter ihr ins Schloß und sie läuft voll Jammer und Verzweiflung in die Nacht hinaus nach dem Garten, in dem sie ihre Kinderspiele gespielt und der jetzt Fremden gehört. Und dort bricht sie zusammen und liegt auf der feuchten Erde an der Sonnenuhr lange Zeit.

Tonette sucht ihr Lager auf. Daß ihr sehr behaglich zu Mute ist, kann sie nicht behaupten, aber sie hat es sich längst abgewöhnt, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, sie ist schon zufrieden, wenn's nicht ganz so schlimm wird, wie sie gefürchtet. Gottlob, sie behält doch wenigstens das Dach der Väter über dem Kopf, so lange sie lebt, wenn ihr auch kein Ziegel dieses Daches mehr gehört, sie braucht nicht in einer jämmerlichen Mietswohnung zu hausen. Mit diesem tröstlichen Gedanken schläft sie ein.

Um Mitternacht wird sie geweckt. Bröse ruft vor der Thüre: „Gnä' Fräulein, kommen Sie doch, ich glaube — der Herr — mit dem Herrn ist's nicht recht —“ Aber so hastig sich beide Schwestern auch ankleiden, so rasch sie die Treppe hinuntereilen, sie kommen doch nur gerade zurecht, um den letzten Seufzer des Vaters zu hören.

„Das ist ein Herzschlag gewesen,“ meint Bröse, während die Schwestern vor dem Totenbette stehen, ohne noch recht zu begreifen.

Es ist nur spärlich erhellt, das große hohe Gemach. Die Kerze, die Tonette jetzt in die zitternde Hand nimmt, um das stille Antlitz deutlicher zu sehen, wirft zuckende Lichter über die Züge des Entschlafenen, dem der Tod nichts nehmen konnte von dem verbissenen Schmerz seiner letzten Stunden. Der Diener ordnet, leise schluchzend, die Decken und legt die mageren, erkaltenden Hände seines alten Herrn ineinander.

Josepha aber fällt ihrer Schwester um den Hals, und weinend sagt sie:

„Nun find' ich ihn wieder, Tone, nun versteh' ich ihn — er hat's nicht überleben können, er ist an dem Verlust von Wartau gestorben — —.“

Und Tonette streicht der Schluchzenden schweigend über das ergraute Haar.

Ein düsterer Tag, der Begräbnistag. Nachmittags drei Uhr wird die Feierlichkeit stattfinden.

Christel heftet ihrem Mann auf den nagelneuen Cylinder einen schwarzen Kreppstreifen. Anton, der sein Lebtag nicht eitel war, steht heute eine halbe Stunde vor dem Spiegel und ordnet an seiner Toilette. Christel lächelt, obgleich es ihr gar nicht so zu Mute ist. Sie hat starkes Kopfweh, etwas, was sie sonst nicht kennt.

„Hast du die Enkelin schon gesehen?“ fragt sie dann.

„Nein — du?“

„Ich sah nur so ein schmales schwarzes Figürchen die Treppe hinaufhuschen, als ich aus dem Tafelzimmer kam, wo der Tote aufgebahrt ist. Wie der Blitz war sie oben; sie muß noch sehr jung sein.“

„Achtzehn Jahre, wie Fräulein Tonette sagt. Lebe wohl, Christel — bitte, halte ein Glas Grog parat, wenn ich wieder komme, das Wetter ist so naßkalt.“

Als Anton über den Herrschaftshof schreitet, stehen wenigstens zwanzig Equipagen in Reih' und Glied dort. Der begüterte Adel der Nachbarschaft ist vollständig erschienen, Anton erkennt dies aus den Livreen der Kutscher und an den Pferden.

Der neue Besitzer von Wartau erscheint fast als letzter, wie er sofort bemerkt. In dem großen Zimmer zu ebener Erde, dessen auf den Flur, rechts und links von der breiten Treppe, mündende Flügelthüren weit offen stehen, ist die Trauerversammlung um den Sarg geschart, nur Herren. Die Gegenwart der Damen hat sich der Tote in einer eigenhändigen, von ihm für sein Begräbnis zurückgelassenen originellen Bestimmung, ohne näheren Kommentar, verbeten.

Der bereits geschlossene Sarg ist mit der ganzen Orangerie umstellt, über die Wartau verfügt, und auf hohen Kandelabern blühen ganze Büschel weißer Kerzen aus dem ernsten Grün hervor.

Aller Augen fliegen zu Mohrmann hinüber, als er jetzt eintritt und grüßt. Er hätte sich in seiner stolzen Persönlichkeit nicht besser präsentieren können als in diesem Augenblick. Einige kennen ihn schon, andere fragen mit Blicken ihre Nachbarn: „Ist er das?“ Sein Gruß wird teils artig, teilweise sogar respektvoll erwidert, und der alte Graf Altwitz sagt zum Amtsrat Sorben: „Verteufelt anständiges Exterieur.“

„Kerl hat einen großartigen Dusel gehabt,“ meint der Freiherr von Rothenbach auf Gitschwitz.

Anton reiht sich irgendwo ein, denn eben betritt sein Schwager mit den drei Hinterbliebenen den Saal. Die beiden alten Töchter führen zwischen sich ein junges Mädchen, ein zierliches, noch kindliches Geschöpf, dessen große mandelförmige Augen unter einem wirren Gekräusel seidiger Stirnlöckchen mit ängstlicher Scheu den Sarg umfassen, mit der Scheu, die die Jugend unwillkürlich vor dem Tod empfindet. Sie hat ein rundes, reizend geformtes Gesicht, sie ist eine Schönheit, darüber sind sich in einem einzigen Augenblick sämtliche Herren klar, die der Enkelin des Toten entgegensehen.

Anton geht es wunderbar. Er hört kein Wort von der Trauerrede, er sieht nicht die Menschen neben sich, nicht den Sarg, in dessen Ritterschild sich Kerzenstrahl und falbes Tageslicht spiegeln. Er steht hinter einer Doppelreihe schwarzbefrackter Herren, hat die Hand um eine Stuhllehne gekrampft und starrt das schöne Mädchen an, zwischen den beiden alten Fräulein, deren Gesichter in schwarzem Krepp fast verschwinden. Die dunklen Augen des Mädchens schweifen wie fragend über alle diese fremden Männer, sie streifen die Wände des Gemachs und bleiben endlich zerstreut an dem Deckenbild hängen, an einem Bacchantenzug, der mit faunischer Lust sich dahin wälzt, bocksfüßige tanzende Männer, kaum bekleidete Weiber. Sie wird rot, schüttelt fast unmerklich den Kopf und sieht wieder geradeaus. Sie müht sich offenbar, den Worten des Geistlichen zu folgen, und plötzlich, wie angezogen von Antons Blicken, bleiben ihre Augen an ihm hängen. Er bemerkt, wie der Ausdruck der Zerstreutheit blitzartig aus ihren Augen verschwindet, wie sie ihn anstarrt mit unverkennbarem Interesse; die feinen Nasenflügel blähen sich ein wenig, eine einzige Sekunde nur, dann senkt sie die Lider.

„Fränze!“ murmelt Anton.

„Amen!“ sagt der Geistliche in diesem Augenblick, und der Schwarm der Anwesenden kommt in Bewegung und drängt zu den Hinterbliebenen. Die drei Damen stehen da wie Fürstinnen und nehmen von jedem der Vorüberdefilierenden die üblichen Beileidsworte in Empfang. Es ist der letzte Akt der alten Vornehmheit, dieses standesgemäße Begräbnis. Auch Anton tritt zu ihnen.

Tonette streckt ihm die Hand hin und nennt ihn: „Lieber Herr Mohrmann.“

Josepha hält beide Hände in den Falten ihres Trauerkleides verborgen; sie senkt kaum den Kopf bei seinen hervorgestotterten Worten; grenzenlos hochmütig ist das scharfgeschnittene vergrämte

Digitized by Google

Gesicht. Das junge Mädchen hat ihn mit einem Ausdruck der Enttäuschung angeschaut, als der Name „Mohrmann“ an ihr Ohr schlägt, ganz anders als vorhin. Seine Stimme bebt etwas, als er spricht, dann nötigt ihn ein weiterer Trauergast, Platz zu machen. Er tritt in den großen Flur, wo die Herren sich sammeln.

Die Träger nähern sich dem Sarge, die Damen ziehen sich in das Zimmer des Verstorbenen zurück, von wo aus sie sehen können, wie der letzte Baron Wartau das Haus seiner Väter verläßt, das schon nicht mehr sein war.

Im Hofe, der in grauer Dämmerung liegt, sprühen jetzt Fackeln auf, die Tagelöhner des Gutes bilden Spalier; er ist dicht gedrängt voll Menschen, fast das ganze Dorf ist anwesend. In dem uralten Kirchlein unter dem Altar befindet sich die Gruft der Wartaus; dorthin geleiten sie ihn jetzt. Der Zug setzt sich in Bewegung, der Fackelschein wirft grelle Streiflichter über die Linden zur Seite der Freitreppe, über die lächelnden Putten, die die steinerne Einfassung der weit geöffneten Gitterpforte schmücken.

Um das Dach des Pächterhauses und die Giebel der Scheunen zuckt der Flammenschein, und Christel steht am Fenster und sieht den Kondukt vorüberziehen. Sie späht nach Anton — natürlich, da ist er, sie hat ihn schnell herausgefunden, er ragt ja so weit über alle die anderen hinaus, auch über den Herrn, der neben ihm geht.

Er sieht nicht hinauf, er geht mit gesenktem Haupte, als sei ihm das Liebste auf der Welt gestorben. Und jetzt macht er eine Gebärde, als wische er eine Thräne aus dem Auge. Nein, er hat nur den Hut ein wenig gehoben und faßt sich an die Stirn, als habe er Kopfweh. Er wird doch nicht? Im Dorfe geht die Grippe um, Christel selbst fühlt sich unwohl. Um Gotteswillen, sie will tausendmal lieber selbst krank werden, wenn nur Anton gesund bleibt; er ist so ungeduldig dabei, sein Gesicht drückt eine so große Qual aus, schon bei Kleinigkeiten; sie kann ihn nicht leiden sehen, den blonden Riesen.

Als er endlich nach Hause kommt, brodelt das Wasser in der Spiritusmaschine, der Tisch vor dem Sofa im Wohnzimmer ist mit blendend weißem Drell gedeckt und mit kalten Speisen besetzt. Die Lampe brennt, es ist warm und behaglich hier, und Christel sagt freundlich: „Ich dachte, es wäre dir heute lieber, hier allein zu essen, Anto? Du bist von all den Geschichten so abgespannt.“

Er sieht sich um und atmet auf. Es ist ihm in dieser trauten Umgebung, als falle ein eiserner Reif von seiner Brust, der sie pressend und atemerschwerend umspannt hielt.

„Gute Christel,“ sagt er gerührt, „du denkst doch an alles!“

Sie hat ihn noch nie so weich und dankbar sprechen hören und sieht ihn ganz verwundert an; derartige Rücksichten hat sie doch täglich für ihn? „Die Feierlichkeit hat ihn angegriffen,“ denkt sie, „er hat ein Kinderherz, der gute Mensch.“ Und als er nach einem Weilchen umgekleidet aus dem Schlafzimmer kommt und sie sich gegenübersitzen, lächelt sie ihn an, trotz ihrer quälenden Kopfschmerzen.

„Trink' etwas Warmes, Anto!“

Er mischt mechanisch den Grog und beginnt zu essen, ebenfalls ganz mechanisch.

„Anto,“ fragt Christel den ins Leere hinausstarrenden Mann, „war die junge Enkelin zugegen bei dem Trauerfest?“

Er fährt wie aus einem Traume empor. „Ja!“ sagt er dann kurz.

„Wie sieht sie aus? Ist sie hübsch?“ erkundigt sie sich, weniger aus Neugier, als nur um etwas zu sprechen.

Er nimmt sein Glas und leert es in einem Zuge. Dabei ist er rot geworden. „Ich weiß es nicht,“ antwortet er endlich. — Die erste Lüge ist gesprochen!

Christel fällt's nicht auf; als ob er für dergleichen Augen hätte, zumal jetzt, wo ihm tausenderlei im Kopfe herumgeht! „Hat Robert gut geredet am Sarge?“

„Ich weiß es nicht, Christel — ich glaube, ja — na, was so bei dergleichen Gelegenheiten gesagt wird,“ antwortet er ungeduldig.

„Neben wem gingst du denn eigentlich, Anto, hinter dem Sarge?“

„Neben Graf Altwitz. Der sprach mich an, als der Zug sich ordnete.“

Jetzt ist ein Lächeln in seinen Augen. „Er sagte, unsere Interessen träfen ja stark zusammen; es ist wegen der Uferausbesserungen des Flusses, weißt du.“ Und nun spricht Anton weiter von den nächsten Zukunftsplänen. „Wir müssen bald in Ordnung kommen, Christel,“ ist der Schluß von jedem seiner Sätze. „Heine will Anfang November heiraten,“ fährt er fort, „in der nächsten Woche nach der Uebernahme ziehen wir hinüber. Etwas anders wird's werden — ja — etwas ungewohnt — ja — aber das hilft nun nichts, die verängstigten Augen, die du machst, Christel, sind völlig überflüssig. Du wirst dich schon ganz stattlich ausnehmen,“ setzt er hinzu, „als Frau Rittergutsbesitzer Mohrmann. Und zum Visitenfahren schenke ich dir ein schwarzes Atlaskleid; aber erst die Arbeit und dann das Vergnügen.“

Sie lacht mit blassem Gesicht. „Was das Vergnügen anlangt, Anto —“

„Wart' ab! Wenn der Löwe erst Blut geleckt hat, Christel —“

„Welche Zimmer werden wir denn bewohnen?“ fragt sie.

„Ich nehme das des alten Herrn, weil ich von dort am besten den Hof übersehen kann; es wird ganz so bleiben können, wie es jetzt ist. Daneben, wo der alte Herr gestorben, schlafen wir — hab' keine Angst, der spukt nicht. Das Tafelzimmer behält seine Bestimmung, und die andern Räume benutzen wir für Besuch. Oben? da rühren wir vorläufig die Hand nicht daran, die Prunkzimmer mögen bleiben wie sie sind, da müßte nämlich gebaut, alles renoviert werden. Die Fräulein behalten die beiden Zimmer über uns, die sie jetzt bewohnen, und bekommen ein drittes dazu für die Enkelin.“

„Ich bitte dich, Anto, laß ein paar von den Stuben unten tapezieren — die schreckliche Malerei an den Wänden, ich kann sie nicht sehen!“

„Hm! Ja, können wir machen, Kind. Einige Familienbilder und wertvolle Andenken nehmen die Fräulein mit hinauf, im übrigen ist der ganze Krämpel unser. Erst wollten sie Auktion machen, aber ich hab's in Bausch und Bogen mitgekauft. Es soll nämlich eine Urkunde geben, laut welcher eine ganze Reihe wertvoller, genau bezeichneter Gegenstände in Wartau verbleiben muß, selbst wenn es durch Erbschaft oder Verkauf in andere Hände übergeht. Na, wie gesagt, ich red' erst morgen noch eingehender mit Fräulein Tonette — ist ein ganz vernünftiges Frauenzimmer. Aber du hast Kopfweh, Christel, leg' dich! Ich habe nur noch ein paar Worte an den Rechtsanwalt zu schreiben.“

Sie ist wirklich kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, läßt den Tisch abräumen und geht.

Anton stellt die Lampe auf den geöffneten Sekretär, schreibt einen Brief und sitzt dann, die Feder in der Hand, und sinnt. Endlich drückt er ein kleines Geheimfach auf, nimmt ein Bündelchen Briefe, die mit einem verblaßten roten Bändchen zusammengebunden sind, heraus und zieht eine Photographie hervor, die er vor sich hinlegt und betrachtet.

„Zum Schreien, diese Aehnlichkeit, wenn sie sich auch schließlich doch nicht gleichen,“ sagt er halblaut; „aber dasselbe Genre, obgleich die eine Putzmacherin, die andere Baronesse ist. Der Mund, der eigensinnige, geschweifte ist's ganz, und diese dunklen, scheinbar so kühlen Augen ebenfalls, das Ganze — Rasse, Vollblut, edelstes Vollblut! Ach, die Fränze, wie lange habe ich nicht an die gedacht! Die Fränze — eine Liebelei nur, ja, ja! Aber wundervoll war doch diese Zeit; Herrgott, was für ein Philister ist man geworden! Und da kommt die Fränze mit einem Male wieder — die Fränze!“

Er stützt den Kopf auf den Arm und sinnt, und sinnt. Als er sich endlich erhebt, fühlt er, daß er aus der frohen ruhigen Selbstzufriedenheit der letzten Jahre wachgerüttelt, ausgestoßen ist. Ein verwünschtes Gefühl, so weich und weh, und so unruhig! Gottlob, daß es Arbeit giebt morgen, mehr Arbeit beinahe, als er leisten kann! (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kiaotschau und Schantung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit Illustrationen S. 45, 49, 50 u. 51.

Das ganze deutsche Volk steht unter dem mächtigen Eindruck der Ereignisse in Ostasien. Zum erstenmal weht die deutsche Flagge auf den Türmen einer ostasiatischen Stadt, zum erstenmal stehen deutsche Truppen auf chinesischem Boden, und der Name Kiaotschau ist in aller Mund.

Bis vor wenigen Monaten erfreute sich diese etwa 60000 Einwohner zählende Hafenstadt an der Südküste der Halbinsel von Schantung eines friedlichen, der großen Welt ziemlich unbekannten Daseins, denn seit der in früheren Jahrhunderten die Halbinsel in nordsüdlicher Richtung durchschneidende Schiffskanal versandete, hat Kiaotschau seine frühere Bedeutung eingebüßt. Sein Reichtum ist verschwunden; die Tempel und Pagoden, welche von der einstigen Größe dieser mit mächtigen Ringmauern umgebenen Stadt zeugen, sind dem Verfall nahe. Kiaotschau wäre wohl noch längere Zeit für Europa bedeutungslos geblieben, wenn nicht im vergangenen Herbst in den westlichen Teilen der Provinz Schantung zwei deutsche Missionäre ermordet worden wären.

Das Reisen in China, und namentlich in der genannten am Gelben Meere gelegenen Provinz, ist für den gewöhnlichen Europäer, den Forschungsreisenden oder Kaufmann, nicht besonders gefährlich. Seit der große Venetianer Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert das chinesische Reich bereist hat, wurde es von Hunderten von Europäern nach allen Richtungen durchzogen und durchforscht, ohne daß sie anderen Unbilden oder Gefahren ausgesetzt gewesen wären als in den benachbarten nichtchristlichen Ländern. Hunderte von Missionären sind im chinesischen Reiche thätig und leben in Ruhe und Sicherheit, bis der fanatische Pöbel, durch Mandarinen aufgestachelt, die Oberhand bekommt. Das war nun leider in den letzten Jahren an verschiedenen Orten Chinas, zuletzt in der Provinz Schantung, der Fall.

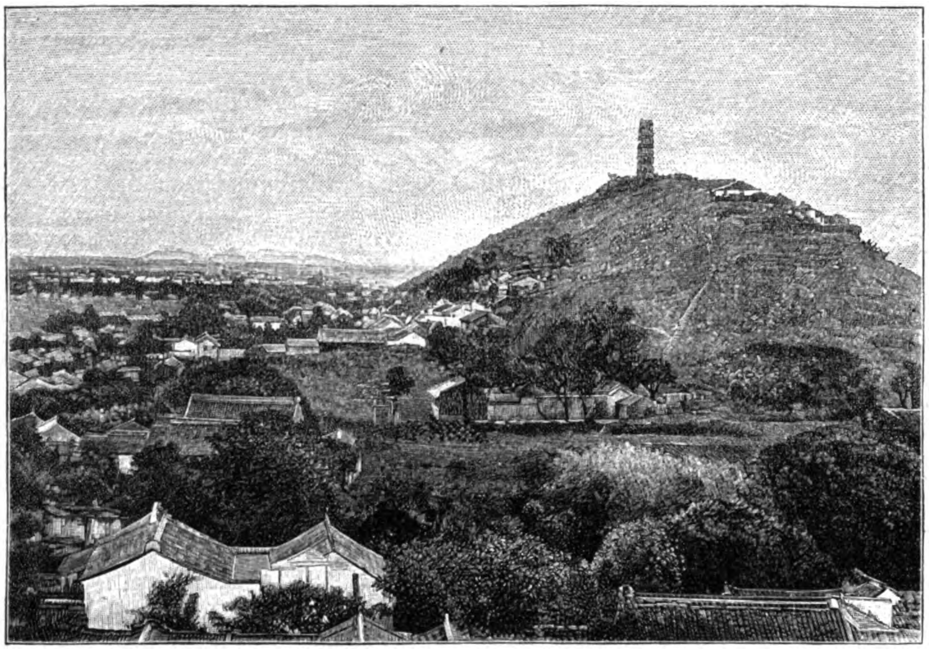
Im westlichen Teile dieser so ungemein fruchtbaren und dichtbevölkerten Provinz liegt einer der heiligsten Orte der ganzen buddhistischen Welt, eine Art buddhistisches Jerusalem, denn in der Stadt Kiu-fao wurde im Jahre 551 vor Christi Geburt der größte Heilige Chinas und Ostasiens, Confucius, geboren. Noch heute leben in dieser Stadt die Nachkommen dieses Weisen, und vier Fünftel der 20000 Einwohner von Kiu-fao stammen mehr oder weniger direkt von ihm ab, oder führen doch wenigstens seinen Namen. Der Confuciustempel von Kiu-fao ist einer der großartigsten und kostbarsten des chinesischen Reiches; seine Wände sind mit prächtigen Inschriftentafeln bedeckt, welche von den Kaisern aller Dynastien seit zweitausend Jahren gespendet worden sind, und die im Tempel sowohl als in den ihn umgebenden Galerien aufgehäuften Schätze, durchweg Opferspenden von frommen Chinesen, bilden das kostbarste und reichhaltigste Museum chinesischer Kunstwerke; in dem den Tempel umgebenden Park erheben sich uralte Bäume, und nahe dem Eingang zu dem Palast des Confucius zeigt man den knorrigen Stamm einer Cypresse, welche von dem großen Manne selbst gepflanzt worden ist. Nicht weit von dem Tempel erhebt sich der hohe Grabhügel des großen Moralisten; auch eine Anzahl chinesischer Kaiser ist in seiner Nähe begraben, und im Südwesten von Kiu-fao, in der unweit davon gelegenen Stadt Tsiu-hien befindet sich überdies in einem uralten Parke seit mehr denn 22 Jahrhunderten die Grabstätte des berühmten Apostels von Confucius, des vielverehrten Mencius. Einige dreißig Kilometer nördlich von Kiu-fao liegt der berühmteste Wallfahrtsort von China, die Stadt Taingan, zu Füßen des heiligen Berges Taischan, auf welchem schon vor 41 Jahrhunderten chinesische Kaiser den Göttern geopfert haben und den auch Confucius bestiegen hat. Hunderttausende von Wallfahrern aus allen Teilen des Reiches strömen in jedem Jahre hier zusammen, und der ganze Bergdistrikt des westlichen Schantung wird von den Chinesen als heiliges Land angesehen. Wenn also christliche Missionäre ihre Thätigkeit gerade hierher verlegten, so waren sie sich der ihnen drohenden Gefahren wohlbewußt, und so sehr ihre Kühnheit und ihr Opfermut im Interesse des christlichen Glaubens Bewunderung verdient, ihr bedauernswerter Tod durch die Hand fanatischer Mörder erscheint hier erklärlicher als anderswo.

Karte von Schantung.

Glücklicherweise befand sich gerade zu dieser Zeit ein deutsches Kriegsgeschwader in den chinesischen Gewässern, so daß ein kräftiges Einschreiten zur Sühnung der Mordthat unmittelbar darauf erfolgen konnte. Am 15. November v. J. erschienen die Kreuzer „Kaiser“, „Prinzeß Wilhelm“, „Irene“ und „Arkona“ vor Kiaotschau und Viceadmiral von Diederichs ließ 600 Mann und 6 Geschütze landen. Die chinesische Besatzung der dort befindlichen Forts trat beim Anblick der deutschen Truppen den Rückzug an. So wurden dieselben ohne Blutvergießen eingenommen und an Stelle der chinesischen Flagge die deutsche

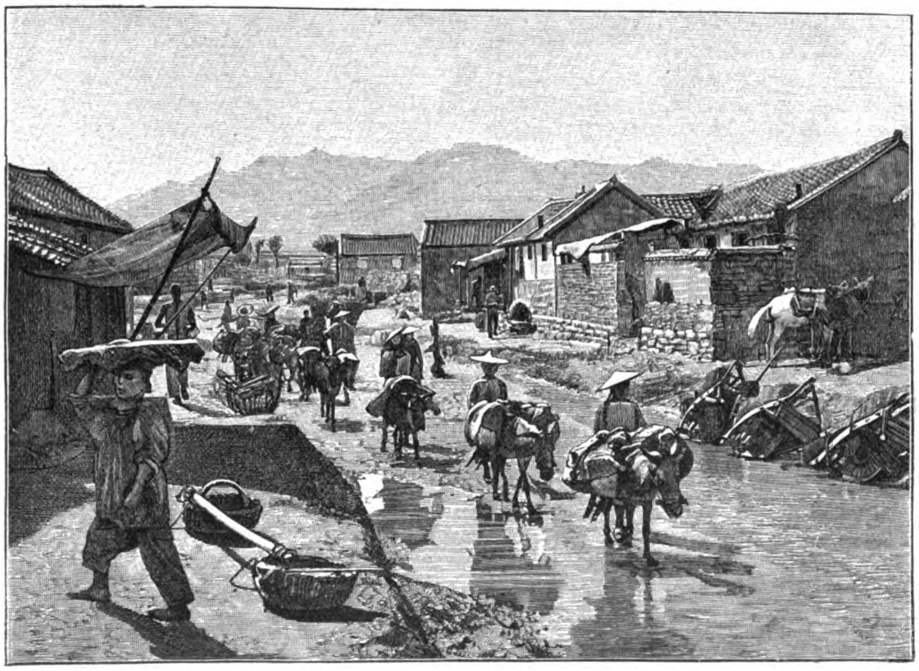
Digitized by Google

gehißt. Die deutsche Seemacht in den ostasiatischen Gewässern, zu der außer den genannten Schiffen noch der Kreuzer vierter Klasse „Kormoran“ gehört, wurde durch eine zweite Division verstärkt, die aus den Kreuzern „Deutschland“, „Kaiserin Augusta“ und „Gefion“ zusammengesetzt ist und unter dem Befehl des Prinzen Heinrich steht. Nachdem der Kreuzer „Kaiserin Augusta“ schon früher von Kreta aus seine Reise nach Kiaotschau angetreten hatte, verließ Prinz Heinrich am 16. Dezember mit den beiden übrigen Schiffen den Kieler Hafen. Inzwischen gelang es aber der deutschen Diplomatie, die Angelegenheit in friedlicher Weise zu regeln. Es kam in Peking ein Vertrag zu stande, durch den China die Kiaotschaubucht mit allen Hoheitsrechten für 99 Jahre pachtweise an Deutschland abgetreten hat. So wurde nicht allein für einen besseren Schutz der Missionen in Schantung gesorgt, sondern Deutschland gewann zugleich einen Stützpunkt für seinen Handel in Ostasien und eine Kohlenstation für seine Schiffe.



Landschaft im mittleren Schantung.

Kiaotschau mit seinem großen und sicheren Hafen wird sich unter deutschem Schutze gewiß zu einem blühenden Handelshafen entwickeln. Denn es ist günstiger gelegen als eine ganze Reihe der bisher dem europäischen Handelsverkehr in China geöffneten Häfen und besitzt auch ein reicheres, besser zugängliches Hinterland. War doch auch Hongkong vor einigen Jahrzehnten nur eine kleine Felseninsel ohne irgend welche Vegetation oder Kultur und nur von einigen hundert Fischern bewohnt. Im Jahre 1839 wurde es von den Engländern besetzt, und heute ist es die mächtigste Handelsmetropole des Ostens mit einer halben Million Einwohnern und einem Schiffs- und Warenverkehr, welcher mit jenen der bedeutendsten Häfen Europas wetteifert. Aehnlich war die Entwicklung von Shanghai; nördlich von diesem Handelsemporium des Yangtsestromes befinden sich noch drei offene Häfen auf chinesischem Gebiet: Tientsin, der Hafen von Peking, Niutschwang, der Hafen der Mandschurei, und Tschifu, der bisherige Hafen von Schantung. Wenn diese drei Häfen sich nicht in dem gleichen Maße entwickelt haben wie Shanghai, so hat dies seinen Grund in der weniger günstigen Lage in Bezug auf die Schiffahrt wie auch auf das Hinterland. Tschifu besonders liegt an der Nordspitze der weit in das Gelbe Meer vorspringenden Halbinsel von Schantung und ist mit dem Hinterlande nur durch einen elenden Karrenweg verbunden, so daß europäische Waren, welche für den westlichen Teil der Provinz Schantung bestimmt sind, großenteils nicht über Tschifu ihren Weg nehmen, sondern von Shanghai den Yangtsestrom aufwärts nach Tschingkiang und von dort auf dem großen Kaiserkanal, welcher den Westen von Schantung durchzieht, an ihre Bestimmung gesandt werden. Für den europäischen Handel mit Schantung und für die Ausfuhr der mannigfachen und ungemein wertvollen Naturprodukte dieser fruchtbaren und mineralreichen Provinz ist kein Hafen so günstig gelegen wie gerade der von Kiaotschau, so daß sich nicht nur der Verkehr über Tschingkiang, sondern auch jener des Hafens Tschifu voraussichtlich nach Kiaotschau ziehen wird.



Dorfstraße in Schantung.

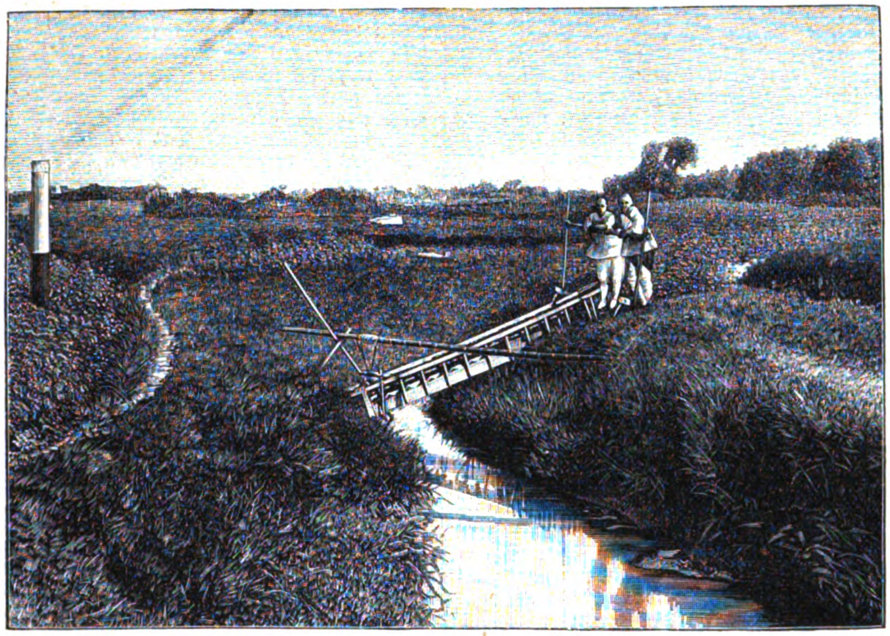
Welche Wichtigkeit der Handel der Provinz Schantung mit der Zeit gewinnen wird, geht schon daraus hervor, daß Schantung bei einem Flächenraum von 140 000 Quadratkilometern, der also nicht viel größer ist als ganz Süddeutschland und die Reichslande zusammengenommen, mehr als die doppelte Bevölkerung dieses Gebietes besitzt. Während Süddeutschland mit Elsaß-Lothringen nur $12\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählt, hat die Provinz Schantung deren 30 Millionen und gehört somit zu den bevölkertsten Gebieten des Erdballs, an Dichtigkeit mit jener Belgiens vergleichbar. Auch in Bezug auf seine Lage ist Schantung dem europäischen Handel günstiger als die Mehrzahl der anderen Provinzen des chinesischen Riesenreiches. Denn während seine Osthälfte ganz vom Meere umschlossen ist, wird die Westhälfte von schiffbaren Flüssen sowie von dem schon genannten großen Kaiserkanal, einer der belebtesten und wichtigsten Wasserstraßen Chinas, durchzogen.

Die östliche, gebirgige Hälfte ist reich an mineralischen Produkten; in der Nähe der Stadt Wei oder Wei-siang, die

Digitized by Google

seit altersher durch ihre Handelsbeziehungen berühmt ist, befinden sich ausgedehnte Steinkohlenlager, die großenteils zu Tage liegen und verhältnismäßig leicht ausgebeutet werden können. Von Kiaotschau sind diese Kohlenlager nur etwa 100 km entfernt. Wohl ist die weit ins Meer vorspringende Halbinsel, auf welcher beide Städte liegen, gebirgig, allein die Richtung dieser Gebirgszüge ist nordsüdlich, und zwischen ihnen befinden sich weite fruchtbare, reichbewässerte Thäler, von welchen eines von Kiaotschau direkt nördlich in die Kohlengebiete führt, an welche sich östlich bei Ping-tu wertvolle Eisen-, Blei- und Goldlager anschließen. In früheren Jahrhunderten, als Kiaotschau noch ein bedeutender Hafen war, führte denn auch, wie erwähnt, ein schiffbarer Kanal mit Benutzung der dortigen Flüsse, vor allem des Kiao-ho, quer durch die Halbinsel und verband das Gelbe Meer mit dem Golf von Petschili. Der Kanal ist heute wohl verfallen, kann aber ohne große Mittel wieder hergestellt werden.

In den weiten Thälern der Halbinsel, dann im ganzen Westen und Süden der Provinz ist der Ackerbau in hoher Blüte; Weizen, Bohnen, Reis, Hirse, Erdnüsse, Baumwolle, Tsutsao, eine Pflanze zur Gewinnung von rotem Farbstoff, bedecken weite Strecken, und aus dem Getreidestroh stellen die Bewohner von Schantung massenhaft Strohgeflechte her, welche einen wichtigen Ausfuhrartikel von mehreren Millionen im Wert bilden. Der mittlere Theil der Provinz besitzt einen hochbedeutenden Seidenbau; die Seidenraupen werden auf Maulbeeren aber auch auf Eichen gezogen, und die Einwohner senden nicht nur die Cocons und gesponnene Seide, sondern auch fertige Seidenstoffe hauptsächlich nach Peking; in den nördlichen Gebieten befinden sich ausgedehnte Mohnpflanzungen zur Erzeugung von Opium. Wandert man durch die Provinz Schantung, so erblickt man oft fruchtbare grüne Thäler, in welchen die Dörfer weilerartig zerstreut liegen und die Häuser von Obstbäumen umgeben sind. Die Berge, deren Spitzen häufig von Tempelbauten gekrönt sind, zeigen dagegen nur einen spärlichen Pflanzenwuchs, an ihren Hängen tritt fast überall der nackte Fels zum Vorschein. In größeren Dörfern sind die Häuser massiv gebaut und die Straßen breit und regelmäßig angelegt. Eine unserer Abbildungen Seite 50 zeigt eine Dorfstraße, die gerade durch einen Zug mit Waren beladener Maultiere belebt wird, während wir auf der obenstehenden Abbildung chinesische Feldarbeiter an einem Bewässerungskanal dargestellt sehen.



Chinesische Feldarbeiter.

Die Bevölkerung von Schantung ist friedfertig, arbeitsam und mäßig, dabei ist der Menschenschlag kräftiger und größer als im Süden und Westen von China; wenn der Volksreichtum kein größerer ist, so hat dies seinen Grund weniger in der Bedrückung durch die Mandarine als in den klimatischen Verhältnissen. In manchen Jahren herrscht große Trockenheit, in anderen werden die Ernten durch anhaltende heftige Regengüsse zerstört, welche auch die Flüsse aus ihren Ufern treten lassen und verheerende Ueberschwemmungen verursachen.

Ein weiteres Hindernis der Entwicklung von Schantung ist die Abwesenheit von Verkehrsmitteln. Auf dem ganzen Gebiete von der Größe Süddeutschlands befindet sich nur eine einzige für Karren benutzbare Straße, jene, welche von Tschifu an der Nordseite der Halbinsel in westlicher Richtung über Wei-hsiang nach Tsinan, der Provinz-Hauptstadt, führt. Auch diese Straße ist in der Nähe Tschifus für Karren nicht benutzbar, und so bewegt sich der ganze Warenverkehr der Provinz, wo nicht Schiffsstraßen vorhanden sind, auf elenden Saumpfaden. Die Waren werden auf Maultierrücken oder Schiebkarren verladen, aber trotz der dadurch entstehenden Langsamkeit und Verteuerung des Transportes treffen in Tschifu täglich Tausende von schwerbepackten Maultieren ein. Der Transport von Eisen oder Kohlen aus den nur 150 Kilometer von Tschifu entfernten Minen dorthin kostet ebensoviel wie von Tschifu nach Europa!

Daß sich unter solch elenden Verhältnissen der Handel und Reichtum der Provinz nicht besser entwickeln konnten, liegt auf der Hand, und das erste Erfordernis einer neuen Verwaltung würde es sein müssen, dem Eisenbahnenbau allen möglichen Vorschub zu leisten, zunächst Kiaotschau mit der Hauptstadt Tsinan durch einen Schienenstrang zu verbinden. Der Bau bietet bei den ungemein günstigen Bodenverhältnissen keine Schwierigkeiten und in Anbetracht der dichten Bevölkerung sowie der massenhaft vorhandenen Waren ist der finanzielle Erfolg wohl außer Zweifel. Schon heute besitzt Tschifu, das nur einen Teil des Warenverkehrs von Schantung in seinen Händen hat, eine Ausfuhr von etwa 36 Millionen Mark und eine Einfuhr von etwa 30 Millionen Mark Wert. Daran ist England mit etwa 50 % beteiligt, hierauf folgt in erster Linie Deutschland mit 23 %, China selbst mit 20 %, und die restlichen 7 % entfallen hauptsächlich auf Rußland und Japan. Man sieht allein daraus schon, zu welcher Bedeutung Schantung für Deutschland werden kann.

In den nächsten Jahren wird sich die Thätigkeit hauptsächlich auf Kiaotschau selbst werfen; ebenso wie in allen anderen offenen Häfen Chinas wird wohl auch dort in der Nähe der Chinesenstadt an einem für den Warenverkehr günstigen Teil der Bucht eine europäische Niederlassung entstehen, in welcher voraussichtlich die Deutschen am zahlreichsten vertreten sein werden. Neben den Kohlenlagern, Reparaturwerkstätten und Docks für die Schiffe werden auch „Hongs“ und „Godauns“ (Warenlager) europäischer und chinesischer Kaufleute errichtet werden, und rings um diese werden sich gewiß auch Tausende fleißiger kräftiger Bewohner von Schantung auf der Suche nach Arbeit und Erwerb ansiedeln.

Es fehlt also keineswegs an Arbeitskräften, und dieser Umstand, verbunden mit der günstigen Lage und einem gesunden, gemäßigten Klima, wird den neuen deutschen Hafen in China gewiß bald einer bedeutenden Blüte zuführen. Wohl sind dort die Winter kälter, die Sommer wärmer als in Deutschland, allein dank der Nähe des Meeres sind die Temperaturübergänge keine plötzlichen; Kiaotschau liegt nur 500 Kilometer von Shanghai, dieser europäischen Großstadt in China, entfernt, ist also von Schnelldampfern in einem Tage zu erreichen. Von dort können sämtliche Bedürfnisse europäischer Ansiedler mit Leichtigkeit befriedigt werden, im Verhältnis gerade so wohlfeil wie in Europa. Ist einmal der Kanal durch die Halbinsel von Schantung hergestellt, so wird sich gewiß ein Teil des großen Schiffs- und Dschunkenverkehrs zwischen dem Süden und Peking über Kiaotschau wenden und dadurch zu einer neuen Quelle des Erwerbs werden. Deutschland kann sich also zu seiner ersten Erwerbung in Ostasien mit Recht beglückwünschen.

Digitized by Google

Allerlei alte Biere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wer eifrig alte Chroniken studiert, wird oftmals in Staunen darüber versetzt, daß man im Mittelalter Wein selbst in Gegenden baute, in welchen auch in normalen Jahren die Beeren so hart wie Flintenkugeln geblieben sein dürften. In ganz Norddeutschland wurde der Weinbau betrieben und selbst der Wein der Stadt Thorn in Westpreußen erfreute sich einst großen weitverbreiteten Rufes. Man darf nun aber nicht glauben, daß die Trinker diese Sauerampfer mit Todesverachtung hinter die Binde gegossen haben; sie wußten sich zu helfen. Sie mischten dem sauren Weine Honig bei, um ihn süß und genießbar zu machen, und setzten ihn mit Gewürzen und Spezereien aller Art, mit würzigen Kräutern und aromatischen Früchten an, um seinen Wohlgeschmack zu erhöhen. Und ein solch zurechtgemachtes Getränk ließen sich die mittelalterlichen Trinker ebensogut schmecken wie wir uns eine Bowle, bei welcher auch ein geringer Wein zu Ehren kommt.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz so, verfuhr man in früheren Jahrhunderten mit den Bieren. Diese waren auch nicht immer gut und ließen oft zu wünschen übrig, was von den „Bierkiesern" schmerzlichst empfunden wurde. Da half man sich nun ebenso wie man sich bei dem sauren Wein geholfen hatte. Roch ein Bier unangenehm nach dem Fasse, so wurden Reinfarnkraut, Wacholderbeeren, Heiligengeistswurzel, rote Benediktenwurzel und drei frische Eier in das Faß gehängt oder gelegt: „es half". Um das Sauerwerden des Bieres zu verhindern, hing man Lindenblätter, Nußblätter, Beifuß und Wermut in dasselbe. Damit ein Bier lieblich zu trinken sei, wurde empfohlen, ein halbes Pfund der schon erwähnten roten Benediktenwurzel mit wildem Salbei darein zu hängen; lieblicher Geruch und Geschmack wurden ihm durch ein Säcklein Violwurz oder gestoßene Gewürznelken und gedörrte zerschnittene Lorbeern verliehen. „Ein schmackhaft und männlich Bier" ward gewonnen durch Beisetzung von Hartenhayn, im Mai gesammelt. Füllte man ein Faß, in welchem vorher Beerwein gewesen, mit Bier, so bekam dies einen Weingeschmack „und ward schön lauter und gar zu gut zu trinken".

Diese Biere wurden also verbessert, um sie genießbarer zu machen. Aber man machte auch aus guten Bieren Kräuterbiere aller Art, die dann den doppelten Zweck hatten, den Durst zu stillen und den ans Bier gewohnten Trinkern, die mit irgend einer Krankheit belastet waren, gleichzeitig als Arznei zu dienen.

Sehr stattlich war die Reihe dieser Kräuterbiere. Das Rosmarinbier sollte alle vornehmsten Glieder des Körpers, „das Herz, Gehirn und die Geister", stärken und kräftigen, gegen Verstopfung helfen, Appetit erregen und war „ausbündig gut den Melancholicis". Letzteren wurde auch Hirschzungenbier empfohlen, das auch jenen, die an der Milz litten oder das Quartanfieber hatten, trefflich gut sein sollte. Das Scordienbier half wider Kolik, Grimmen, Lungen- und Lebergebrechen und kalten Magen. Das Lavendelbier stärkte Haupt, Rückgrat und Nerven. Es wird auch bezeichnet als „ein köstlich Ding wider den Schlag, schwere Gebrechen, Gicht und Lähme". Melissenbier sollte aus traurigen melancholischen Menschen fröhliche Leute machen, das Herz und die lebendigen Geister stärken, den Frauen sehr gesund und nützlich sein. Auch das Nelkenbier stärkte das Herz, das Gehirn, alle Glieder und den Magen und galt als „gut vor alle kalten Krankheiten des Haupts". Es scheint, daß alle Kräuter, welche das Volk zu Arzneien gebrauchte, auch zum Würzen der Biere verwendet wurden. Es gab dann auch noch Biere, die nicht mit einem einzigen, sondern mit einer Anzahl von Kräutern angesetzt wurden; von diesen sollte man meistens morgens und abends einen starken warmen Trunk thun.

Einige Biere, die mit nicht weniger als zehn Kräutern präpariert waren, sollten vorzüglich gegen innerliche Wunden sein. Sollte einer seinen Magen „mit Wassertrinken verletzt" haben, so wurden ihm gestoßene Zimmetrinden in warmem Bier empfohlen. „Wer des Tages weit gereiset und sich sehr übergangen hätte, der wasche die Schenkel mit warmem Bier, das ziehet die Müdigkeit alle aus, nicht allein den Menschen, sondern auch den Pferden" ꝛc. Es brauchte einer daher nur zur richtigen Zeit die verschiedenen Biere anzuwenden, und er war von allen Leiden befreit.

Nach der Meinung der Alten waren viele Biersorten schon in gewöhnlichem Zustande ohne jede Kräuterzuthat der Gesundheit des Menschen sehr förderlich. Dem seiner Zeit weitberühmten Hamburger Bier wurde nachgesagt, daß es wohl nähre, gut Geblüt mache und „eine schöne subtile glatte Haut" dem bringe, der sich öfters damit wasche. Es diente also auch als kosmetisches Mittel! Aber nur bei äußerlichem Gebrauche. Denn dem, der zuviel desselben genoß, brachte es „ein kupfern Gesicht". Auch das Goslarische Bier nährte, wärmte und brachte gut Geblüt; im Alter schmeckte es wie Wein. Man machte gar gute gesunde Suppen davon, die wie Weinsuppen schmeckten. „Wann Einer das Fieber hat, so ist demselbigen Menschen kein Bier lieber und angenehmer, ja auch gesunder als das Eimbeckische Bier." Das Brandenburger Bier machte faule, schläfrige Leute, woher es seinen Namen „der alte Claus" haben sollte — „ist aber sonsten ein gut Bier". Das Spandauer Bier machte ruhig und sanft schlafen, das Boytzenburger aber machte toll im Kopf und hieß daher „Bit den Kerl", d. h. „Beiß den Kerl". Das Danziger Bier ward die Königin aller Gerstenbiere genannt wegen seiner Stärke, seines guten Geschmacks, seines Temperaments ꝛc. Dem Breslauer Bier oder Schöps wurde große Nahrhaftigkeit nachgesagt; es machte die Leute dick und fett. Das Naumburger Bier wird als besonders zu Kräuterbieren verwendbar gerühmt. Das Zerbster Bier war ob seiner Güte hoch gepriesen und namentlich bei Edelleuten und Studenten sehr beliebt:

„Zerbster Bier und Rheinischer Wein,
Darbei wollen wir lustig sein."

Dem Biere beinahe jedes einzelnen Ortes wurden besondere Eigenschaften zugeschrieben, die auch Veranlassung zu besonderen, oft recht drastischen Namen derselben gaben. Das Wittenberger Bier hieß z. B. „Kuckuck", das Wernigeroder „Lumpenbier", das der Stadt Halle a. S. „Puff", das Kyritzer hatte den bedenklichen Namen „Mord und Totschlag", der später in den erfreulicheren „Fried und Einigkeit" umgewandelt wurde ꝛc. Da die Deutschen es für nötig hielten, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten zu trinken, so erhielt das Bier auch hiervon mancherlei Benennungen; es ward Pfingst-, Ernte-, Hochzeits- und Kindtaufsbier, Meister- und Gesellenbier, auch Kirchweihbier genannt. Manche dieser Biere kennt auch die Gegenwart, doch steht namentlich das letztere nicht in bestem Rufe. Um dieses trinkbarer und zuträglicher zu machen, soll noch vor einem halben Säculum von den Gästen in das Bier eine Muskatnuß gerieben worden sein, die der ehrbare Bürger mitsamt dem Reibeisen mit in die Kneipe nahm, um hier den letzten Ausläufer der sogenannten Kräuterbiere herzustellen.

Hans Bösch.

Ein Sommernachtstraum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von **Arthur Hewett.**

6.

Vor Rupert und seiner Begleiterin lag die Schloßruine in jener melancholischen und zugleich erhebenden Größe, die nie so ergreifend wirkt wie in der feiernden Stimmung des Sommerabends. Grünende Wälder umrauschten sie, eilende Wolken zogen über sie dahin, der scheidende Tag umfing sie mit seinem dämmernden Licht, und verjüngt von seinem rosigen Schein, glühte sie hinunter von ihrer einsamen Höhe ins ferne Thal.

Welch ein hehrer Zeuge der Geschichte von über sechshundert Jahren! Zerrissen von Stürmen und Wettern, zerklüftet, verwundet, vernarbt überall. Aber lebendiger Epheu grünte an den klaffenden Wunden empor und deckte die Narben wie unsterblicher Lorbeer. Und wie ein tausendfaches Diadem senkte die leuchtende Sonne ihre Abendstrahlen auf ihr Haupt und hüllte ihre unsterbliche Schöne in ein Siegerkleid von Purpur und Gold.

Das Fräulein stand wie in tiefe Andacht versunken. Ihre Hände waren gefaltet, sie wagte kaum den Fuß vorwärts zu setzen, endlich folgte sie Rupert, der langsam vorangeschritten war.

Sie machten einen kurzen Rundgang durch das Schloß. Vieles von den seltenen Schönheiten des Stiles und der Ornamentik entzog ihnen die zunehmende Dämmerung, vieles zeigte sie ihnen um so schöner, besonders da, wo die letzten Sonnenstrahlen die Gegenstände voll noch trafen und nun der Gegensatz in den Farben der grauen Körper der Statuen und des roten Sandsteines der Fassade zu jener Wirkung gelangte, die in ihrer satten Stimmung nur das Abendlicht hervorzubringen vermag.

Sie stiegen hinunter zum großen Faß und Rupert erzählte seiner Gefährtin all die Märchen und Sagen vom Zwerg Perkeo; sie schauten empor zu dem gesprengten Turm, aus dessen Ritzen versöhnende Blumen sprossen, auf dessen Plattform Bäume ragen; sie blickten hinab in den Burggraben, wo einst die Löwen lustwandelten, welche die Kurfürsten ihrem Wappen zu Liebe zähmten und hegten, und wo jetzt Hunderte von gefiederten Sängern ihre Sommerresidenz aufgeschlagen hatten und ihre weichen süßen Schlaflieder empor zum Abendhimmel sandten.

Dem Fräulein war das alles wie ein Traum, als wäre die Ruine ein Zauberschloß, in das sie gebannt, und sie eine Prinzessin aus alten Zeiten, als wandele sie mit ihrem Ritter durch seine stillen Räume. Und die Löwen traten an sie heran und schmiegten sich an ihren Schoß, und sie streichelte ihre Mähnen, und sie nahmen das Futter aus ihrer Hand und legten sich wedelnd vor ihr nieder. Und die Bäume rauschten darüber hin, und die Vögel sangen dazu.

„Wie schön ist es hier!" Sie sagte es leise zu sich selber, gleich als fürchtete sie, daß ein lautes Wort den Traum und sein holdes Glück zerstören möchte.

Wintermorgen im Walde.

Nach einer Originalzeichnung von A. Mailick.

Aber Rupert hatte es gehört. „Sie bedauern also nicht, daß Sie auf diese Weise Heidelberg kennenlernen?“

„Nein,“ erwiderte sie, und ihre weiche Stimme bebte. „Ich habe so vieles gesehen auf dieser Reise, so Herrliches und Großes, daß ich meinte, etwas Aehnliches könne es auf der ganzen Welt nicht geben. Aber wunderbar — ich weiß nicht, wie es kommt — mir ist, als habe ich die Welt noch nie so schön gesehen!“

„Wie mich das freut!“ erwiderte Rupert mit leuchtenden Augen und schaute ihr mit einem vollen Blick ins Antlitz. „Sehen Sie, auch ich habe viel kennengelernt und habe die Welt nirgends so schön gefunden wie hier in Heidelberg. Es liegt ein einziger Zauber über dieser Natur und dieser Stadt. Ich weiß nicht, was es ist und woher es eigentlich kommt, aber eins weiß ich: ich bin nie so glücklich gewesen wie das eine Jahr, da ich hier in Heidelberg studierte.“ Er war plötzlich sehr ernst geworden. Ein nachdenklicher, fast finsterer Zug legte sich auf sein Antlitz, seine Augen suchten den Boden. Auch das Fräulein sprach kein Wort.

Vom weichen Schimmer des Abends umfangen, lag unter ihnen die Stadt — in der Ferne glühte der majestätische Dom im letzten Lichte der sinkenden Sonne, die mit feurigem Rot den Himmel säumte. Dort unten aber rauschten die grünen Fluten des Neckars, so langsam, so träumerisch träge, gleich als fürchteten sie, der Pracht dieses Sommerabends zu schnell zu enteilen.

„Woher das kommt?“ fuhr Rupert langsam fort. „Ich weiß es wieder nicht. Besondere Gründe habe ich jedenfalls nicht dafür. Aber sehen Sie, gnädiges Fräulein — ich weiß zwar nicht, ob Sie mich verstehen werden — ich habe nie wieder so gefühlt, nie wieder innerlich so gelebt wie hier in Heidelberg. Ich möchte sagen: ich bin nie wieder frei gewesen! Es mag die Gegend machen, deren heiterer Charakter auf den Menschen wirkt, die frische rheinländische Daseinslust dieser Pfälzer, die das Leben leicht und sicher auf die elastischen Schultern nimmt, sich nicht von ihm drücken und knechten läßt aller Orten, sondern es mit sich fortträgt in reißendem Schwunge. Der ursprüngliche Zug zur Natur mag es sein, den die Gesellschaft da draußen so bald unter die Füße tritt. Aber was es auch sei: heute, wo ich diese Luft wieder atme, die ich so lange entbehrt, heute erhebt sich vor mir jenes unvergeßliche Jahr in all seiner Schöne, als wolle es noch einmal wiederkehren! Und nicht wahr,“ setzte er leise hinzu, und sein Auge suchte das ihre, „Sie können das verstehen, denn auch Sie — Sie fühlen in diesem Augenblick ein lange nicht gekanntes Glück.“

Ein lange nicht gekanntes Glück! Wie das in ihr widerhallte, welche Gedanken in ihr wach wurden! War sie denn sonst nicht glücklich, hatte sie je entbehrt, was sie nicht hatte?!

Sie wollte ihm ihre Empfindungen verbergen. „Ein Jahr haben Sie in Heidelberg studiert?“ fragte sie schnell, um etwas zu sagen.

„Ein Jahr — aber wie ungezählte Male bin ich in dem einen Jahre durch diese Berge gestreift, das Herz so leicht und so frei, so aufgelegt zu allem Hoffen und Wagen — bis zum Uebermut! O diese Pedanten, die da mit hochweisem Wort den Stab brechen über die kleinen, ihnen lächerlich erscheinenden Auswüchse des Heidelberger Studentenlebens! Wenn sie es ahnten, daß gerade in dieser schrankenlosen Ungebundenheit, die meinetwegen zu tollen Streichen sich versteigen mag, in diesem fröhlich sichern Zutrauen zu sich selber die Wurzel liegt zur wahren Freiheit, zu jenem frischen Gefühl der Schaffenskraft, das sie freilich schnell genug ertöten! Aber,“ unterbrach er sich plötzlich selber, „zu wem sage ich das alles? Sie werden mich auslachen mit meinen Phantasien. Geben sie die Schuld diesem Abend, diesem Ort!“

Aber sie lachte gar nicht. Um ihre Lippen lag wieder der sinnende Ernst, ihre Augen schweiften nachdenklich in die weite Ferne. „Gewiß,“ sagte sie endlich, „wenn Sie mir dasselbe noch vor wenigen Stunden im Eisenbahncoupé gesagt hätten, ich hätte kein Wort von alledem verstanden, hätte Sie für einen Träumer oder Phantasten gehalten. Aber, Sie haben recht. Dieser Abend muß es machen, dieser Ort! Dies alles, was ich heute sehe und erlebe, ist mir wie ein Traum. Und in diesem Traume taucht mit einem Male das Leben auf, das ich bis jetzt geführt. O, mein Gott, dies Leben, das ich bis heute so wunderschön gefunden mit all seinen glänzenden Festen und Gesellschaften, seinen Toilettensorgen und Freuden und das mir im Anblick dieser feiernden Natur mit einem Male, ich weiß nicht wie, armselig und nichtig erscheint! Ich wollte das gar nicht aussprechen, es erschien mir so unrecht, so undankbar, da regen Sie in mir Gedanken an, die ich vielleicht doch besser verstehe — als Sie glauben!“

„Ja, ja,“ rief er schnell. „Sie haben mich verstanden!

Digitized by Google

Und so verstehen Sie vielleicht auch, wie einem zu Mute ist, der hier sich jung und frei fühlte und dann die besten Jahre seines Lebens in der Vollkraft seines Schaffens nutzlos vertrauern muß? In seinem Berufe aufgehen — in ihm wirken wollen mit der ganzen ungeteilten Kraft, das Bewußtsein in sich tragen, daß man auch wirken kann — und immer überflüssig sein, immer noch nicht alt genug, um ein Amt zu erhalten, das dem Leben Zweck giebt, immer hingehalten, immer vertröstet und zu unfreiwilligem Feiern verurteilt sein — glauben Sie mir, das ist ein vernichtendes Los!"

„Sie wirken doch an einem Gymnasium?"

„Gewiß. Aber der Direktor, unter dem ich stehe, ist alt, er haßt jede Neuerung. Die täglichen mechanischen Uebungen, die ewige Monotonie von Semester zu Semester — und dazu alle die Kleinlichkeiten und Sorgen, die gerade dem Lehrerstand erspart bleiben sollten und unter denen er am meisten leidet, die haben den Mann müde gemacht. Und ich? Ich, der ich als überzähliger Lehrer keine Rechte habe und kaum eine Pflicht, der ich eigentlich nur geduldet bin? Nun, ich habe mich zu fügen, habe hübsch artig nach der Schablone mitzuarbeiten! Aber wenn ich dann diese Jungen sehe, diese strammen, blühenden, kraftstrotzenden Jungen mit all ihrem Lebensmut und ihrer Lebensfrische, und ich soll sie strafen nach dem vorgeschriebenen Schema, strafen vielleicht für einen Streich, für den ich sie küssen möchte, dann blute ich unter dem Zwang, in den man mich so früh gesteckt, dann rüttle ich und schüttle an meinen Fesseln, nur um zu fühlen, wie fest sie sind und unlösbar!"

„Unlösbar — das wäre entsetzlich," fiel sie ihm ins Wort.

„Es ist so tragisch nicht. Man gewöhnt sich an sie. Sie drücken nicht mehr. Man nimmt sie hin als etwas Selbstverständliches, das zum Leben gehört. ‚Die Bande, die erst von Eisen, werden Rosenketten!‘ Das liegt so in der menschlichen Natur. Nur in der Jugend, wenn man noch recht kräftig will und kann, bäumt man sich gegen sie auf — so thöricht wie ich!"

„Und da gäbe es keinen Ausweg?"

„Ich könnte Docent werden. Ja, das war mein Jugendtraum, den ich nie so schön geträumt habe als hier in Heidelberg zu den Füßen bedeutender Lehrer, da die Welt noch vor mir lag so schön, so verheißungsvoll. Aber später wurde es anders. Ich trat in den praktischen Lehrberuf ein. Ich lernte ihn lieben, bis mir diese Jahre des Harrens und Wartens seine Schattenseiten allzu sichtbar zeigten. Und die Universitätscarriere kostet Geld, viel Geld! Das habe ich nicht. Es ist mir schwer genug geworden, mich zu der Stelle eines Probekandidaten durchzukämpfen. Und wenn ich nicht von den Privatstunden, die ich zurückgebliebenen Kindern erteile, und von schriftstellerischen Arbeiten für einige Fachjournale leidliche Einnahmen hätte —"

Er hielt erschreckt inne. Wie kam er, der sonst so Verschlossene, dazu, einer Dame, die er vor einigen Stunden kennengelernt, sein innerstes Herz zu enthüllen, wie kam diese Dame dazu, seine Offenbarungen mit einem Interesse zu verfolgen, die aus jeder Bewegung, jedem Zuge ihres Gesichts zu ihm sprach!?

„Nein," sagte sie nach einer kurzen Pause, „ich kann das nicht alles zugeben, was Sie da sagen. Ich wüßte mir in ähnlicher Lage vielleicht noch weniger einen Rat, aber eins wüßte ich: wenn ich ein Mann wäre und vor mir läge die Welt so groß, so lebenswert und ich fühlte mich beengt und gedrückt in Fesseln, die mir wehrten, zu wollen und zu handeln wie es meiner Natur, meinem innersten Leben gemäß, dann hätte ich auch den Mut und die Kraft — glauben Sie mir! — sie zu sprengen und frei und neugeboren hineinzuwandern in die neue Welt!"

Sie hatte mit fliegendem Atem gesprochen, ihr großes leuchtendes Auge hing an seinem ernsten Antlitz, als wollte sie ihn wachrufen zu neuem Wollen und Wagen.

Er aber schüttelte nur den Kopf und lächelte — ein eigentümliches Lächeln, halb freudig bewegt, halb schwermütig resigniert. „Gewiß," sagte er langsam, wie jedes Wort wägend. „Es giebt Fesseln, die man mit Kraft und Mut sprengen könnte, wenn man Simsonsstärke in sich fühlt. — Aber es giebt andere Fesseln. Wir leben doch nicht für uns allein. Wer von uns hätte das Recht, für sich zu wollen, für sich zu handeln? Gesetzt, Sie lebten heute in Verhältnissen, die Ihnen unerträglich wären, würden Sie sie verlassen, auch wenn Sie zugleich mit ihnen das Herz Ihres Vaters brächen? Würden Sie dann noch den Mut und die Kraft dazu besitzen?"

Sie senkte das Auge bestürzt zur Erde, sie antwortete nichts.

„Es giebt Fesseln, die kein Simson sprengen kann — heilige Fesseln, in denen wir haften mit unserem ganzen Sein, mögen sie auch unserem rücksichtslosen Wollen und Wünschen drückend erscheinen. Freilich kommen Augenblicke, da meinen wir, wir könnten, wir müßten sie sprengen! Und wenn wir's thäten — wir würden aufatmen, glückselig uns fühlen, wie neu geboren — ja, wir würden die Wunden vergessen, die ihre Sprengung uns verursachte. Aber das wäre alles nur für Augenblicke. Zuletzt würden wir an diesen Wunden verbluten — rettungslos — und uns geschähe recht!" So ernst hatte er gesprochen, ein so heiliger Eifer durchglühte sein Antlitz. Sie erkannte den Mann nicht wieder, mit dem sie in der Eisenbahn zusammen gefahren, der sich nicht genug hatte thun können in allerlei Scherzen und Späßen.

Er schien zu erwarten, daß sie ihm entgegne. Aber sie verharrte in sinnendem Schweigen.

„Wissen Sie übrigens," fuhr er in etwas schnellerer Rede fort, „daß ich dasselbe gedacht, was Sie vorhin aussprachen?! Angesichts dieses alten Schlosses, in dieser Luft, in der ich so frei und glücklich geatmet, stürmte es auf mich ein mit unwiderstehlicher Gewalt: Was hindert dich, frei zu sein und ungebunden wie einst?! Wirf den Zwang von dir und die Bande, die da draußen dich halten! Aber sehen Sie, das sind Träume! Jene Sommernachtsträume, die wir im Ernste des Lebens und unter dem Drucke alltäglicher Pflichten so gern träumen, am liebsten dann, wenn die Natur in ihrer feiernden Größe und Schöne zu uns spricht und uns die ganze Seele löst. Dann fühlen wir uns so gehoben, so wagemutig, als gäbe es keine Macht mehr in der Welt, die uns widerstehen könnte. Dann verwandelt unser Träumen Unmöglichkeiten zu Wirklichkeiten. Und sehen Sie — giebt es einen schöneren Sommernachtstraum als diesen hier?!" Er wies auf das Bild, das vor ihnen lag.

7.

Auf leisen Schwingen war die Nacht herangekommen — sie hatten es nicht gemerkt. Ueber der Landschaft, die bis in die bergige Ferne sich ausbreitete, war der Mond emporgestiegen, ihre ungemessene Weite mit seinem weichen Lichte umfangend, ihre Reize mit seinem Zauber verklärend. Mit leisem Silberschauer schwamm sein Wiederschein auf den Fluten des laut rauschenden Neckars, strahlte er zurück von den träumenden Hügeln.

So klar lag die Welt vor ihnen, so tief und unergründlich zugleich unter dem himmelhohen Sterngezelt. Und so nachdenklich schaute das alte Schloß hinunter ins weite Thal, im Zauber seiner Majestät, den es in seinen glorreichsten Zeiten nie so ausgeübt hatte wie nun seine Ruine in der einsamen Mondesnacht. Wie ein Märchen aus längst vergangener Zeit war das alles.

Und an diesem Bilde hing das Auge des Fräuleins wie gebannt von seiner magischen Gewalt, und der Glanz in diesem Auge wurde feuchter und feuchter, und die kleine Hand, die zu ihm langsam emporgriff, zitterte merkbar.

„Giebt es einen schöneren Sommernachtstraum als diesen hier?" wiederholte Rupert, ihrem Blick begegnend.

„Ja," sagte sie leise, „ein Traum wie dieser ganze Nachmittag, diese ganze, seltsame Reise —"

„Und in solch einem Sommernachtstraum," fiel er ihr ins Wort und machte einen Versuch, in den alten scherzhaften Ton zurückzufallen, „da treiben die bösen Geister mit den ehrsamen Menschen ihr Spiel, da erhebt sich aus den Tiefen des Neckars der Kobold Puck, und von den Hügeln und Wiesen tanzen die Elfen herbei, und aus dem Fasse da unten steigt Perkeo hervor, der tückische, und in unsichtbaren Händen trägt er den feurigen Schloßwein. Und ohne daß man es weiß, hat man ihn getrunken, und dann erwachen seltsame, wunderliche Ideen und brausen und gären einem durch den Kopf, wie so alles anders sein müßte und könnte und wie schön und herrlich es dann auf dieser Welt wäre! Doch wenn man erwacht aus dem süßen Rausch, dann ist alles geblieben wie es war und das Ganze war nichts als ein schöner Traum."

„Nein," sagte sie mit zitternder Stimme, „nichts anderes, es ist eben zu schön, es kann nichts anderes sein."

„Und so traurig einen auch manchmal das Erwachen ankommt, wir wollen ihnen danken, den freundlichen Geistern, die in des Lebens Einerlei uns dann und wann diese Träume

Digitized by Google

bescheren. Wer wollte ohne sie leben?! Ich keinen Augenblick! Und Sie — seien Sie offen in dieser schönen Stunde: wenn jetzt solch ein kleiner Geist dort aus den Büschen zu Ihnen träte und sagte: ‚Ich bin der Geist des Cognacs. Ich habe mich in Basel versteckt, als du mich suchtest. Ich habe deinen Papa aus dem Coupé herausgelockt und ihn an den Rockschößen festgehalten, als er wieder einsteigen wollte. Ich habe dich mit dem fremden Manne in die weite Welt geschickt‘ — würden Sie ihm zürnen, dem kleinen Geiste, könnten Sie ihm böse sein?"

„Nein — nein," erwiderte sie sehr schnell. Aber als er die Hand nach ihr ausstreckte, da trat sie einen Schritt zurück und hob wie abwehrend beide Hände ihm entgegen.

„Und wenn wir morgen beide auseinander gehen und wir uns dann nie wieder sehen — niemals mehr, werden Sie es bedauern, diese Fahrt mit mir nach Heidelberg gemacht zu haben?"

Sie antwortete nicht, aber über ihrem bleichen Antlitz lag ein weicher Schimmer, der deutlicher zu ihm sprach als Worte es je vermocht.

„Ja," fuhr er fort, und so sehr er die Stimme auch dämpfte, die leidenschaftliche Erregung, die durch jedes Wort bebte, vermochte er nicht zu verhüllen, „wenn wir morgen aus diesem Traum erwachen und reichen uns die Hände und gehen beide unserer Wege, wie wir gekommen sind — eins nehme ich mit mir, das wird mir folgen in alle Arbeit, in alle Mühe meines Lebens, und auch — in alle Verzagtheit. Das ist die Erinnerung an diese Nacht, an dieses Schloß — und an Sie! — Und Sie?!" fuhr er fort, und das zuckende Lächeln, das um seine Lippen spielte, verriet seine Bewegtheit mehr, als daß es sie verdeckte — „nun, Sie gehen zurück in das gewohnte Leben. Die glänzenden Feste, die Liebe Ihres Vaters, die Aufmerksamkeit und Verehrung Ihrer Umgebung werden Sie diese Stunde, diesen treuen Gefährten bald vergessen lassen. Aber manchmal, wenn sich in all das rauschende Leben doch ein klein wenig Langeweile, so eine leise Spur von Enttäuschung oder Ueberdruß stehlen wird, oder des Abends, wenn Sie einmal allein sind und Ihr Auge am sternenfunkelnden Himmel weilt, dann wird sie emportauchen, diese einsame Mondesnacht, und zu Ihnen herübergrüßen wird das alte Schloß von seinem grünen Berge. Und das Bild wird dann zu Ihnen sprechen und Sie mahnen und locken wie — nun, wie ein kurzer Sommernachtstraum, den Sie geträumt in einer stillen Nacht, als Ihr Schicksal Sie nach Heidelberg verschlug."

Sie lächelte unter Thränen. Sie wollte etwas erwidern — da mit einem Male wie aus geheimnisvoller Tiefe steigend, empor vom dunkelnden Neckar und näher und näher kommend, klang es durch die stille Nacht:

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt, an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.
Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein."

Waren es die Geister, die da unten in der Tiefe sangen? Immer berückender wurde der Zauber, immer schöner die Nacht.

Er war einen Schritt näher an sie herangetreten, ihre Arme berührten sich, ein jähes Erröten flammte durch ihr Antlitz, ein leiser Schauer flog über ihren Leib. Sie wehrte ihm ihre Hand nicht mehr, als er suchend die seine nach ihr ausstreckte.

Ihre Augen ruhten eine Weile ineinander. Ein stilles Glück leuchtete aus ihnen und der Schimmer einer unaussprechlichen Sehnsucht wie der Abglanz der unergründlichen Nacht dort unter ihnen, aus der es emporklang:

„Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.
Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut!"

Noch immer standen die beiden Hand in Hand — noch immer ruhten ihre Augen ineinander. Mit einem Male beugte sich Rupert schnell zu ihr herab, sein heißer Atem berührte ihre Wange. Da riß sich das Fräulein gewaltsam los.

„Wir müssen gehen," sagte sie sehr rasch, „es ist tiefe Nacht. Wenn man uns allein hier sähe!"

„Wir sind auf Reisen," scherzte er, „da kennt keiner den andern, da ist man einmal frei."

„Nein!" erwiderte sie kurz und entschlossen, „es ist die höchste Zeit — der Traum ist zu Ende."

Eine graue Wolke huschte über den leuchtenden Mond und deckte ihn eine Weile. Der helle Schimmer erblaßte, das Silber des Neckars erbleichte. Die Schloßruine schaute mit einem Male so ernst, so nachdenklich hinunter ins dunkelnde Thal.

„Ja!" wiederholte Rupert, „ich glaube beinahe, Sie haben recht. Der kurze Traum ist zu Ende. Ich werde bald in meiner Schule erwachen, meinen Jungen Exercitien diktieren — und Sie —

„Und stechen mich die Dornen
Und wird mir's draus zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Sporner
Und reit' ins Neckarthal"

klang es ganz nahe mit vollen kräftigen Accorden an ihre Ohren.

Ein Trupp buntbemützter Studenten zog in den Schloßgarten, dicht an ihnen vorüber. Neugierige Blicke spähten nach dem Fräulein, halblaute Bemerkungen drangen an ihr Ohr.

„Kommen Sie," sagte sie und trieb ihren Begleiter zu größerer Eile. — — —

In tiefem Schweigen waren sie ihren Weg gegangen. Sie hatten dabei nicht gemerkt, wie die Zeit verrann. Beide sahen erstaunt auf, als sie sich plötzlich vor dem vornehmen Portal des in elektrischer Beleuchtung strahlenden Hotels befanden. Der Oberkellner empfing sie und machte ihnen die Honneurs. Sie waren so in ihre Gedanken vertieft, daß sie wenig von seinen Bemühungen merkten. An der großen Treppe reichte das Fräulein Rupert die Hand, ihm Gute Nacht zu wünschen.

„Nein!" rief er, „so dürfen wir uns nicht trennen — so nicht. Morgen kommt Ihr Herr Vater, und der entführt Sie mir und Heidelberg in aller Frühe. Wir sehen uns vielleicht nie wieder und" — setzte er sehr ernst hinzu — „ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Sie müssen mir eine Bitte erfüllen. Wollen Sie? Nein, Sie müssen bedingungslos Ja sagen!"

Einen Augenblick schaute sie zweifelnd in sein Antlitz. „Nun denn — Ja!"

„Ich danke Ihnen. Also: Sie kürzen morgen den gewohnten Schlaf um ein kostbares Stündchen! Wir gehen dann noch einmal da oben hinauf und besehen das Schloß im Morgensonnenschein. Sie haben heute in der Abendbeleuchtung zu wenig von ihm gesehen — und wer weiß, wann Sie wieder nach Heidelberg kommen? Wollen Sie?"

„Ich habe es ja versprochen — gewiß will ich!" erwiderte sie lachend und reichte ihm noch einmal die Hand.

„Gute Nacht," sagte sie dabei mit leiser inniger Stimme.

„Auf Wiedersehen," sagte er ebenso leise.

8.

Sie war in ihr Zimmer getreten. Durch die weit geöffneten Fenster drang ein erfrischender Luftzug in die warmen Räume, aus der Ferne vernahm sie das Rauschen des Neckars. Sie ging ans Fenster und schaute hinaus in die weithin glänzende Nacht, empor zu dem Schlosse, das jetzt, vom weichen Mondlicht wieder voll umgossen, hinausdämmerte ins ferne Thal.

Dort oben hatte sie eben gestanden. Dort hatte jemand Worte zu ihr gesprochen, wie sie solche nie gehört zu haben vermeinte, dort war eine neue Welt vor ihren Augen aufgegangen, eine Welt, in die sie zagend und sehnend zugleich zum erstenmal den Blick gerichtet. Und vor ihrem Geiste stand die alte, in der sie bis jetzt gelebt, in der sie glücklich gewesen bis heute. An ihren Augen vorüber zogen all die Menschen, mit denen das Leben sie in Berührung gebracht — so mancher Mann, den ihr Vater hochgeschätzt, den seine Kameraden priesen wegen seiner Vorzüge und den die Damen verhätschelten. Er hatte sie bevorzugt vor den andern allen, er hatte ihr gedient in unentwegter Ritterlichkeit und Treue, er hatte still und verschlossen um ihre Liebe gefleht so manches Mal.

Und sie war immer dieselbe geblieben, kalt und ungerührt,

Digitized by Google

und nicht die leiseste Regung ihres Herzens sprach mehr für ihn als für die andern alle. Und heute?!

Heute fühlte sie mit einem Male ihr thörichtes Herz aufwallen wie nie in ihrem Leben, heute war in ihr eine Sehnsucht erwacht, von der sie nie eine Ahnung gehabt.

Lag es an dieser abenteuerlichen Reise, dieser Gegend mit all ihren Reizen, dieser wunderbaren Nacht — oder lag es an dem fremden Manne, den sie hier zum erstenmal gesehen und der —

Ja! Sie mochten alle viel gewandter sein und vornehmer, ihre Unterhaltungsgabe viel witziger und bestechender — eins aber fehlte ihnen, eins hatten sie nie vermocht: den Ton anzuschlagen, der widerklingt in einer anderen Brust, die Sprache zu reden, welche wahrhaft erst die Geister vereint, die Sprache des Menschen zum Menschen! Darum waren ihr diese Männer fremd geblieben, so oft sie der Weg des Lebens auch zusammenführte — daheim und auf der Reise. Es war immer dasselbe! Sie war und blieb für sie stets die Dame der großen Gesellschaft, etwas anderes nie! Deshalb hatte sie sich bei allem äußerlichen Glück doch innerlich nie befriedigt gefühlt.

Und nun mit einem Male kam jemand, der nicht zu ihr sprach wie zu der Dame eines besonderen Stands, sondern wie der Mensch zum anderen Menschen. Die Natur mit all ihrer Erhabenheit und Größe hatte ihm das Herz erschlossen, und dies ganze volle Herz hatte er ihr geoffenbart, die er eben erst kennengelernt, und was er fühlte und sagte, war widergeklungen in ihrem Innern wie ein Ton aus einer Heimat, die sie lange nicht gesehen. Sie hatte empfunden, daß sie sich verstanden wie nur gleichfühlende Menschen sich verstehen können.

Und das alles sollte mit dem morgigen Tage aus und vorbei sein? Und warum?! Ja — warum, wenn man nur den Mut in sich fühlt, kräftig zu wollen und zu handeln, Fesseln zu sprengen, die einem unerträglich geworden?!

Sie hatte die Oberkleider gelöst — die freigewordenen Haare fielen über Nacken und Brust — den glühenden Kopf hatte sie in die weichen Arme gestützt, so starrte sie nachdenklich hinweg über den kleinen Handspiegel, der vor ihr stand.

Er hatte Lust, Docent zu werden. Die Gaben dazu besaß er zweifellos, nur das Geld fehlte ihm dazu. Das armselige Geld! Sie lächelte geringschätzig. Aber es war noch etwas anderes!

„Es giebt Fesseln, die kein Simson sprengen kann — heilige Fesseln, in denen wir haften mit unserem ganzen Sein, mögen sie auch unserem rücksichtslosen Wollen und Wünschen drückend erscheinen." Wie ihr diese Worte durch den Kopf hallten! Gab es solche Fesseln auch für sie?

Mit einem Male stand das Bild ihres Vaters vor ihr — Rupert selbst hatte sie an ihn erinnert — ihr lieber, guter, aber auch adelsstolzer, starrer Vater, der kein höheres Heiligtum kannte als seinen Stammbaum, der seine amtliche Stellung mit peinlichster Gewissenhaftigkeit, aber mit ebenso unnahbarer Hoheit versah.

Dieser Vater — und der Schulamtskandidat! Sie hätte auflachen können, wenn ihr nicht so furchtbar ernst ums Herz gewesen wäre! Und um ihren Vater gruppierten sich nun alle anderen Glieder der Familie, die von seiten ihrer Mutter, die einem der ältesten Grafengeschlechter angehörte, in erster Linie, all die Tanten und Basen und deren Gatten und Söhne, alle ohne Ausnahme in den bevorzugtesten Stellungen der Gesellschaft. Und sie sah sie alle voller Verachtung auf sich herabblicken und die großen entrüsteten Nasen rümpfen über die Vergessene und Verlorene, die dort mit dem Schulamtskandidaten fortwanderte in eine Welt hinaus, von der keine Brücke mehr herüberführte!

Nein, es war nicht möglich!

Und selbst wenn sie das auf sich genommen und sich getrennt hätte für alle Zeit von der Welt, in der sie bis jetzt gelebt und glücklich gewesen — wenn dann ihrem Vater, dessen einziges Kind sie war, der sie mit zärtlicher Liebe im Herzen trug, dieses Herz darob gebrochen wäre und sie müßte ihn siechen sehen und welken um ihretwillen — hätte sie auch dann noch den Mut gehabt, kräftig zu wollen und zu handeln wie sie eben wähnte?! auch dann noch die Kraft besessen, so glücklich zu bleiben wie sie heute es träumte?!

Nein! Nein! Sie war mit jähem Entsetzen emporgeschnellt von dem Stuhle.

Er hat recht! Wir leben nicht für uns allein. In unserem Leben wurzelt das anderer Menschen und wir in ihm. Wer hätte das Recht, nur für sich zu wollen und für sich zu handeln? Man darf das Glück nicht suchen jenseit der Grenze, die Gott uns gezogen, und sei es noch so süß und lockend! Alle diese Wünsche sind die Sommernachtsträume des Lebens, die sich so schön träumen, aber nie verwirklichen lassen. Da heißt es entsagen und lernen, das Glück zu finden im eigenen beschränkten Kreise!

Aber austräumen und auskosten will ich diesen herrlichen Traum bis zu Ende und folgen soll er mir mein ganzes Leben hindurch, und wenn es mir wieder flach erscheinen will und alltäglich, dann will ich flüchten zu seinem holden Zauber, bis —

Sie kam nicht dazu, diesen Gedanken zu Ende zu führen. Sie lag längst in ihren weichen Kissen. Vor ihren Augen flutete und wallte der silberne Neckar so gleichmäßig, so träumerisch müde — und über ihm hoben und senkten das hohe Haupt die grünenden Berge ganz langsam wie im Takte. Und leise neigte und nickte dazu die mondumflossene Schloßruine. Und um sie herum tanzten in feierlich gemessenem Schritte die Geister des Schlosses, geführt von Perkeo, dem kleinen winzigen Wichte. Und siehe, aus ihrem Reigen trat einer heraus in weißem wallenden Gewande, mit einem Antlitz, in dem der Friede wohnte und die glückselige Ruhe. Der nahm sie in seine Arme und küßte ihr die dunkelblauen Augen und strich ihr mit der zarten Hand über die schweren Lider, die zugefallen waren.

Das war der Schlaf. Der erbarmte sich ihrer und trug sie auf seinen weichen Schwingen in das ferne Reich des Vergessens, des wirklichen Traumes.

Und über ihre roten Lippen spielte ein Lächeln wie ein wehmütig süßes Glück, und die junge Brust hob und senkte sich so ruhig im lieblichsten Sommernachtstraum, den je ein Menschenkind träumte. — — — — — — — — —

Als sie längst eingeschlafen war, kehrte auch Rupert von seiner einsamen Wanderung zurück. Er hatte, indes er am brausenden Neckar entlang ging, einen viel schwereren Kampf gekämpft als sie; aber, als er jetzt in sein Zimmer trat und noch einen Abschiedsblick zum gestirnten Nachthimmel emporsandte, lag der Frieden auf seinen ernsten Zügen und die Festigkeit, welche, des Zieles sich bewußt, Irrwege zu meiden weiß.

9.

Am nächsten Morgen in früher Stunde gingen sie denselben Weg zum Schlosse hinauf, der ihnen durch den vergangenen Abend so unvergeßlich geworden. Die Erinnerung an das, was sie gestern gemeinsam erlebt, flammte in ihrer ganzen Macht auf. Aus ihren ernsten Zügen sprach sie, aus ihren sinnenden Augen, am beredtesten aber aus dem Schweigen, das zwischen ihnen herrschte, denn schon waren sie eine große Strecke nebeneinander gegangen, und kaum ein Wort war gesprochen.

Hinein aber in diese Erinnerung stahl sich die Wehmut, daß es nun zu Ende sein sollte für immer, was sie hier miteinander empfunden und durchlebt, daß alles nur ein kurzer Traum gewesen, aus dem sie erwacht waren zur ernsten Wirklichkeit, zum traurigen Scheiden!

Zur ernsten Wirklichkeit!

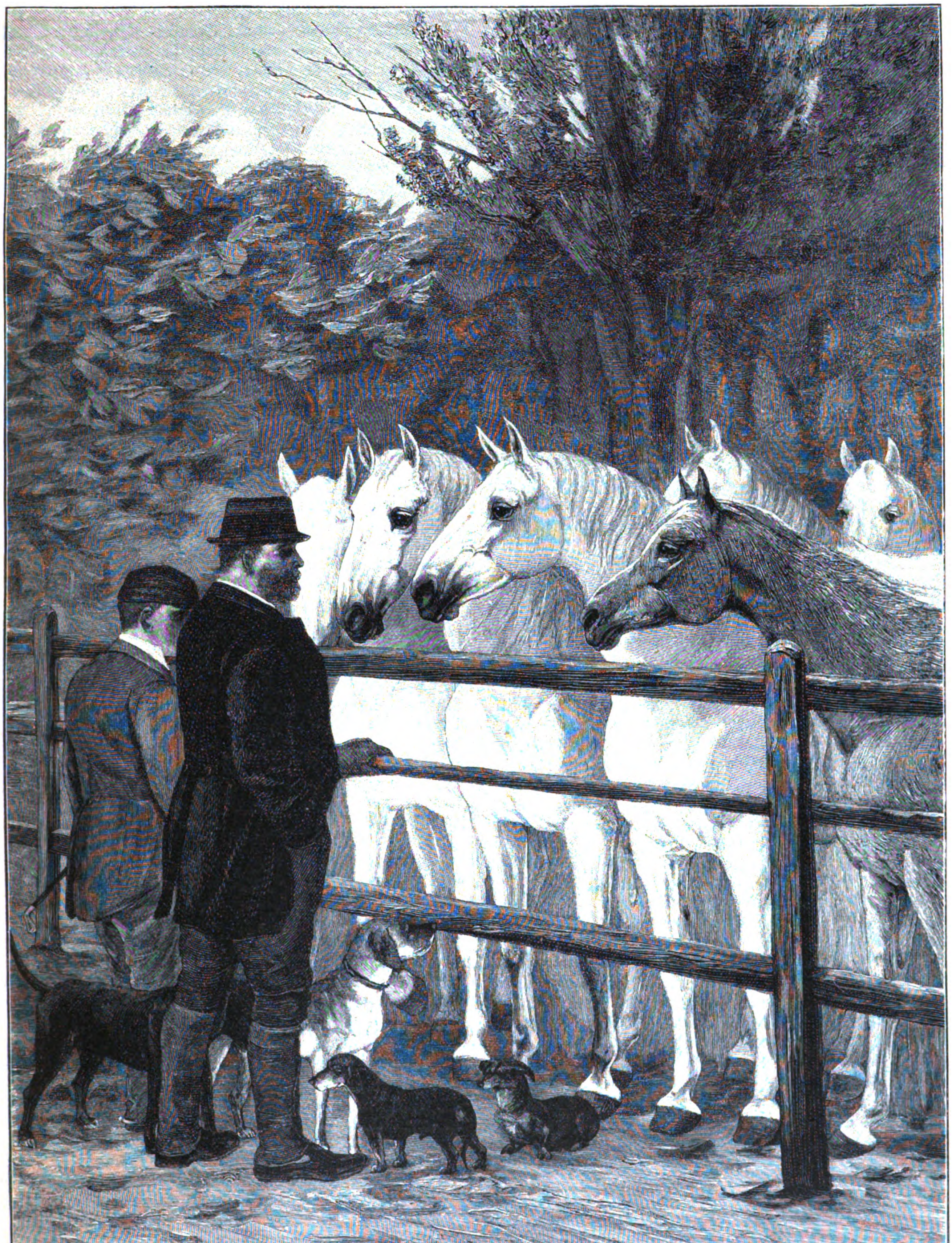
Sie waren am Ziele ihrer Wanderung angelangt. Wieder lag sie vor ihnen, die alte hochragende Schloßruine in ihrer ganzen Majestät und Schöne — aber so verklärt, so traumumflossen, wie gestern im weichen Mondeslicht, sah sie heute in der Morgensonne nicht mehr aus. Wieder hoben und senkten sich da drüben die weinumkränzten Hügel und Berge — aber so zauberisch und unwiderstehlich wie gestern im blauschimmernden Nachtgewande grüßten und winkten sie nicht mehr. Wieder rauschte und brauste da unter ihnen der grüne Neckar — aber das glitzernde Silber auf seinen Fluten war verschwunden, die Nixen stiegen nicht mehr aus seiner Tiefe, die Geister waren alle verstummt, die raunenden und lockenden der gestrigen Mondnacht.

Es war Tag geworden, die Sonne hatte sie vertrieben.

Der Zauber schwieg. Und dennoch — angesichts dieses Schlosses und dieser Umgebung erhob sich alles, was gestern zwischen ihnen vorgefallen, so lebendig in ihrem Inneren, daß es alle Fesseln der Befangenheit und der Wehmut sprengte und ihnen plötzlich die Worte lieh, die sie bis jetzt nicht gefunden.

„Bevor wir scheiden, Eins noch," brach das Fräulein zuerst das Schweigen, „es hat mir am meisten zu denken gegeben von

Digitized by Google



Im Hofgestüt Lipizza.
Nach dem Gemälde von F. O'Stückenberg.

Digitized by Google

allem, was wir miteinander gesprochen: Sie sind nicht zufrieden. Sie fühlen sich gelähmt in Ihrem besten Können. Ihr Beruf drückt Sie."

Er lächelte. „Wenn ich nur einen hätte! Daß ich gar keinen habe, drückt mich nieder."

„Und Sie sollten keinen finden, der Ihren Wünschen entspräche?"

„Es ist so schwer," erwiderte er langsam. „Alles überfüllt! Ich bin zu jung. Sie lächeln — ja, ja — zu jung, obwohl ich mir in diesem Nichtsthun und Warten oft schon so alt vorkomme. Sehen Sie, gerade jetzt befinde ich mich auf der Reise nach Berlin, dort mein Heil noch einmal zu versuchen —"

„Sie haben dort Aussichten —"

„Leider so gut wie gar keine. Aber weil mir gerade an dieser Stelle so viel gelegen, weil gerade sie meinen innersten Herzenswünschen entspräche, will ich das äußerste versuchen."

„Was für eine Stelle ist das?"

„Es handelt sich um eines der königlichen Staatsgymnasien Berlins. An seine Spitze haben sie vor kurzem einen Mann berufen — nicht so einen alten, verbrauchten, engbrüstigen Pedanten, sondern eine ganze Kraft, einen noch jugendfrisch fühlenden, bedeutenden Philologen, der die höchsten Ideale für seinen Beruf mitbringt und der Mann dazu ist, sie in die That umzusetzen. Er war früher Docent in diesem Heidelberg. Von ihm empfing ich die ersten Anregungen, von ihm die Begeisterung für meinen Beruf, ausgeübt nach seinem Vorbild. Unter diesem Manne zu lehren, von ihm täglich zu lernen, mit ihm aufs neue in geistige Gemeinschaft zu treten — sehen Sie, ein größeres Glück könnte mir nicht widerfahren!"

„Und keine Hoffnung, es erfüllt zu sehen? Kann dieser Direktor denn nichts dafür thun?"

„Er hat ja gethan, was in seinen Kräften steht. Aber so einfach geht das bei uns nicht. Da sitzt am grünen Tische des Unterrichtsministeriums in Berlin so ein allgewaltiger Herr, ein Geheimrat ohnegleichen, ein Schulmonarch, vor dem sich alle beugen müssen. Der hält in den starken Händen Sein und Nichtsein. Und dieser Hartherzige hat bereits über mich zu Gericht gesessen — ein Nichtsein hat er verfügt. Und ich Thor! — Trotz alledem wage ich die weite Reise aus dem Elsaß nach Berlin, trotz alledem suche ich mein Herz mit dem Wahne zu umschmeicheln, es möchte mir auf eine mir allerdings völlig rätselhafte Weise gelingen, die Seele dieses Gestrengen zu erweichen —"

„Und der Namen dieses Geheimrats?" fragte das Fräulein sehr schnell.

„Altstedt — Geheimrat Altstedt," gab er zur Antwort.

„Altstedt?" rief das Fräulein. „Altstedt!" wiederholte sie jubelnd, als berge dieser Namen den Inbegriff alles Glücks für sie. „Es ist nicht möglich — das ist zu schön!"

Ganz erstaunt sah Rupert sie an. Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. Ihre großen Augen leuchteten so hell, so von ganzer Seele vergnügt, und wie ein Kind klatschte sie in die Hände.

„Hören Sie! Dieser Herr Altstedt, der übrigens gar kein hartherziger Tyrann, sondern ein reizender lieber alter Herr ist, den ich hoch verehre, mein werter Herr Doktor — dieser Herr Altstedt ist der intimste Freund meines Vaters. Erst vor seiner Abreise hat Papa ihm einen Dienst erweisen können, für den er ihm zu großer Dankbarkeit verpflichtet ist; denn es handelte sich um seinen einzigen Sohn. Nun weiß ich genau, daß er meinem Vater jeden Gegendienst thun wird, zu dem er irgend imstande ist und den er thun — darf. Und mein Vater? Was wird ihm eine größere Freude sein, als sich dem Manne erkenntlich zu zeigen, der seiner hilflosen Tochter in der Fremde ein so treuer Ritter gewesen!"

Wieder war Rupert zu Mute, als träumte er — oder sollte es die schönste Wirklichkeit sein, die ihm mit einem Male so nahe das Ziel seiner heißesten Wünsche zeigte?!

„Und selbst wenn mein Vater nichts thun könnte oder wollte, was freilich beides ausgeschlossen ist — wir beide sind die besten Freunde, der Herr Geheimrat und ich. — Und ich? Nun ich habe das Bitten zwar wenig gelernt und kaum noch versucht. Aber ich fürchte mich nicht, es wird mir gelingen. So inständig will ich ihn bitten, so hartnäckig! Und sollte ich dem alten Geheimrat zu Füßen sinken müssen, ich werde nicht ruhen, bis er mir die feierliche Urkunde überreicht, in der es schwarz auf weiß steht, daß der Probekandidat Herr Dr. Walter Rupert an das betreffende Staatsgymnasium in Berlin als ordentlicher Lehrer feierlichst berufen ist!"

Sie machte eine flehende Gebärde. Sie faltete bittend die weißen Hände. So zuversichtlich, so vertrauend blickte sie zu Rupert empor, als wäre er der gefürchtete Geheimrat und sie ein bettelnd Kind. Dabei blickte unter dem einfachen Sommerhut das hübsche Gesichtchen so schelmisch hervor, die dunklen Augen blitzten so siegessicher und so siegesfroh zugleich — nein, kein Geheimrat der Welt konnte ihr widerstehen, es wäre unmöglich gewesen!

Und Rupert? Er konnte sie nur ansehen und wieder ansehen. Das Wort, das er ihr sagen wollte, fand er nicht. Aber sein dankbar leuchtender Blick sprach eine um so beredtere Sprache.

„Und dann kommen Sie nach Berlin!" fuhr sie in lebhafter Erregung fort. „Dann nehmen wir heute nicht Abschied voneinander, dann sehen wir uns wieder, viele, recht viele Male! Und dann —" Sie errötete und brach schnell ab.

Was war das?

Waren es die alten, doch schon begrabenen Hoffnungen wieder, die in ihrer Brust rebellisch sich regten, gingen sie auch jetzt einher im hellen Morgensonnenschein, die lockenden Geister des Neckarthales, wachte er wieder auf, der süße Traum der verflossenen Nacht?

„Aber," unterbrach sie gewaltsam ihre Gedanken und schaute mit einem fragenden Blick auf Rupert, „Sie sind so nachdenklich geworden, Herr Doktor!"

In der That, als sie jetzt zu ihm sprach, fuhr er fast erschreckt empor wie aus tiefem Sinnen, in das er sich verloren.

„Nachdenklich, ja," sagte er mit leise bebender Stimme, „über all dem großen Glück, das Ihre Güte mir verheißt, über dem doppelten Glück, denn es ist nicht nur das meine, sondern auch das eines anderen Menschen." Die letzten Worte hatte er nicht ohne eine gewisse Anstrengung gesprochen — er atmete tief und schwer, als er jetzt langsam, fast zögernd fortfuhr:

„Die Zeit ist kostbar. Jede Minute kann Ihr Herr Vater hier sein. Wer weiß, wann wir uns wieder so ungestört sprechen. Und wir sind uns in der kurzen Zeit zu nahe getreten — wir dürfen nicht auseinander gehen, ohne daß wir uns ganz verstanden hätten. Lassen Sie mich Ihnen erzählen!

Es ist eine alte Geschichte. Und alte Geschichten haben den Vorzug, daß sie immer kurz sind. Kurz ist auch die meine."

Er hielt einen Augenblick inne, gleich als suchte er nach den richtigen Worten, in denen er zu ihr sprechen wollte.

10.

„Ich war noch sehr jung," begann er seine Beichte, während seine Blicke sich vor denen seiner Zuhörerin senkten. „Ich hatte gerade meine ersten Semester hier in Heidelberg absolviert. Da lernte ich auf dem Gute, dessen Besitzer der Patron meines Vaters ist — er ist Dorfschulmeister — die Erzieherin kennen, ein junges Mädchen von ansprechendem, edlem Angesicht, mit einem Herzen, das offen war für alles Große und Wahre. Sie hatte bessere Tage gesehen; ihr Vater starb früh und ohne jedes Vermögen — sie mußte sich eine Existenz gründen, um sich zu ernähren und ihre Mutter. Sie that es mit einer Energie, die bewundernswert war. Sie hatte dabei viel Schweres durchzumachen und große Unannehmlichkeiten zu überwinden. Aber alles das schien nur dazu angethan, den frohen Mut in ihr zu stärken und den heiteren Glauben an Gott und die Menschen.

Marie war ihr Name, wie der Ihre. Sie kam oft in unser Haus, ich verkehrte viel auf dem Gute — wir traten uns näher, wir glaubten einander zu verstehen — wir verlobten uns."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da trat das Fräulein schnell einen Schritt zurück, aus den fein geschnittenen Mundwinkeln sprang plötzlich jener leise Zug von Hochmut wieder, den er gestern an ihr bemerkt — die Spannung, mit der sie bis dahin seinen Worten gefolgt, ließ nach. Er merkte das nicht.

„Ob es vor der Welt und den Menschen eine Verlobung war," fuhr er fort, „weiß ich nicht — vor meinem Gewissen war es eine. Ich war damals sehr jung, aber nicht unreif. Es

Digitized by Google

war nicht eine jener übereilten, bald bereuten Verlobungen, die ein Student in den ersten Semestern schließt und löst — es war ein ernster, ein heiliger Herzensbund. Wie falsch, solche frühen Verlobungen als eine unverzeihliche Thorheit zu betrachten! Wie viele Männer danken gerade ihr ihre ganze Existenz, ihre Charakterbildung! Du mein Gott, wenn ich daran denke, was ich diesem Bunde, diesem tapferen Mädchen alles zu danken habe! Wie wußte sie mich zu trösten, wenn ich ungeduldig und verzagt wurde in dem ewigen Harren und Warten auf eine Anstellung, wie den Mut mir zu heben, wenn er sinken wollte! Und dabei nie das leiseste Wort der eigenen Klage, der Unzufriedenheit in all dem schweren Leben und den Bitternissen — denn sie ist heute noch Gouvernante." Er hatte mit wachsender Wärme gesprochen, aber die blauen Augen des Fräuleins blickten noch immer so vergessen, so leblos in das sonnige Thal, um die roten Lippen spielte noch immer der verräterische Stolz.

„Es ist ja schließlich kein berauschendes Glück, kein Himmelhochjauchzen, solch eine siebenjährige Verlobung — das können Sie sich wohl denken! Aber ein dankbares Sichgesichertwissen des Herzens, ein wohliges Geborgensein ist es gewesen! Ja, das ist es gewesen — bis auf den gestrigen Tag!" In seine bleichen Wangen schoß ein jähes Erröten, die scharfgeschnittenen Nasenflügel bebten, und schnell wandte das Fräulein sich ab.

„Ja, bis auf den gestrigen Tag — bis auf diese Mondnacht hier am Schlosse — mit Ihnen!

Nein, nein — Sie müssen mich hören, bis zum Ende hören, ich kann Ihnen diese Beichte nicht ersparen — ich darf es nicht.

Gestern, als ich Sie sah, als ich mit Ihnen auf dieser Stelle stand und sprach, wie ich noch nie mit einem Menschen gesprochen, da geschah etwas Unbeschreibliches. Ein Empfinden zog mir durch die Seele, das ich nicht wiederzugeben vermag. Wie ein wilder Taumel raste es mir durch das Blut, mit unwiderstehlicher Gewalt klang durch mein Inneres wieder und wieder: du bist noch nie glücklich gewesen! du hast die ganze Schöne des Lebens und seine reichsten Schätze noch nie gekannt! du bist ein armer betrogener Narr! Was mir bis dahin der Inbegriff des Friedens war und des sonnigen Glücks, das wurde mir mit einem Male zur drückenden Fessel. Ich fühlte mich gebunden, ich begann gegen meine Bande zu kämpfen — frei wollte ich sein und fühlte, daß ich ein Sklave war. Wie ein einziger Augenblick den ganzen Inhalt eines Lebens, das so festgefügte Gebäude eines langbewährten Glückes umzustoßen vermag — ich habe es nie geahnt, aber gestern habe ich es erfahren!"

Er hielt inne und atmete tief.

In den lauschigen Gründen sangen die Vögel, und unten von der Stadt herauf klang das vielstimmige Läuten der Kirchenglocken zur alten Burgruine empor, so feierlich und mahnend, denn es war Sonntag und die Kirchstunde war nahe.

„Was ich dagegen gethan?" fuhr Rupert langsam fort, und die Unsicherheit, mit der er bis jetzt gesprochen hatte, wich einer wachsenden Festigkeit. „Als ich gestern von Ihnen Abschied nahm, ging ich allein hinaus in die feiernde Natur. Ein Kampf wogte in meinem Inneren, wie ich ihn niemals durchgemacht, die widerstrebendsten Gefühle stürmten auf mich ein. Ich mußte Ruhe und Festigkeit haben um jeden Preis! So konnte ich es nicht einen Tag länger tragen. Ich sagte mir: Wenn das, was du bis heute für das größte Glück deines Lebens gehalten, sich im ersten Ansturm als ein leerer Wahn erweist, so giebt es nur eine Pflicht noch, und die heißt: brechen, so bald wie möglich Bande brechen, die dir unerträglich sind! Ich gebe es zu, ich dachte in diesem Augenblick wenig an sie, an das Herzeleid, das ich über sie bringen würde, ich dachte nur an mich: es war eben unmöglich, es war gegen meine ganze Natur, unter diesem Zwiespalt im alten Geleise fortzuleben. Was sollte ich thun? Wie mußte ich handeln? Ich prüfte mich mit rücksichtslosem Ernst, indem ich am nächtlich rauschenden Neckar langsam dahinging. Tausendmal stellte ich mir dieselbe Frage, aber die rechte Antwort wollte mir nicht werden. Da faßte ich plötzlich einen Entschluß. Ihnen wollte ich die ganze Geschichte mit ihrer Freude und ihrem Leid erzählen, Ihnen alle meine Kämpfe offenbaren, offen und ohne jeden Rückhalt. Sie haben mich gestern verstanden, wie mich noch niemand verstanden! Sie sind unparteiisch in der ganzen Sache. Sie sollten mir sagen, ob nach dem, was ich Ihnen heute bekannt, solch ein Bündnis noch weiter möglich ist und segenbringend, Sie den Weg mir weisen, Sie allein, und wie Sie ihn zeigten, so wollte ich ihn gehen!"

Wieder hielt er inne, aber das Fräulein stand so regungslos, so geistesabwesend, als ginge die ganze Geschichte da sie gar nichts an.

„So," fuhr er fort, „stand es gestern bei mir fest, so wollte ich heute handeln. Da aber ereignete sich etwas Wunderbares — so wunderbar, daß ich fürchte, Sie werden mich jetzt nicht mehr verstehen. Da erzählen Sie mir von Ihren engen Beziehungen zu dem Manne, der mein Wohl und Wehe in seinen Händen hält, öffnen mir goldene Berge der Zukunft, stellen mir eine Anstellung in Aussicht, wie ich sie kaum mehr zu hoffen wagte. Und da — sehen Sie — da mit einem Male steht dieses Mädchen vor mir, dieses Mädchen, das mit mir geharrt und gehofft, mit mir alle Enttäuschungen durchlitten, um immer von neuem weiter zu hoffen und zu warten. Und ich sollte jetzt, wo endlich das heißersehnte Ziel sich zeigt — nein, das wäre undankbar, das wäre ärger als der schändlichste Verrat! Und mehr noch. Als Sie mir diese Aussichten eröffnen, da mit einem Male wird es mir klar, wie arm meine Freude wäre, wie nichtig, wenn ich dann nicht zu ihr gehen könnte und ihr entgegenjubeln: Sieg! All dies Harren und Warten hat nun ein Ende — wir sind am Ziel! Und hatte ich mir eben noch vorgenommen, Sie zu fragen, wie ich handeln sollte, jetzt war es mir klar: ich brauche keine Antwort mehr, selbst die Ihre nicht — mein Herz hat sie mir selbst gegeben! Der Traum ist vorbei, den ich gestern geträumt — ich bin erwacht. Aber so dunkel und traurig, wie sie mir erst schien, ist diese Wirklichkeit nicht — freilich eine Mondnacht wie die verflossene hier am Heidelberger Schloß mit all ihrem Zauber und ihrer Märchenpracht kann sie nicht sein, aber ein freundlicher, heller Sonnenschein, ein stiller Sonntagsfrieden, in den hinein die festlichen Glocken tönen — so ein ehrsames Glück, wie es sich für einen Schulmeister ziemt."

Sie wandte ihm langsam das schöne Antlitz wieder zu — die jähe Röte war gewichen. Ein wehmütiger Frieden lag auf ihm wie ein matter Abendglanz.

„Und wie ich Ihnen mein Herz offenbart, so will ich ihr erzählen von diesem Sommernachtstraum in Heidelberg. Und erzählen —" seine Stimme nahm einen weichen, schmeichelnden Klang an, als er nun, ganz nahe an sie herantretend, fortfuhr, „von der Dame, deren Knappe ich sein durfte, die hier auf der Schloßterrasse gestanden wie eine Königin aus der Märchenzeit, welche alle Jahre einmal niedersteigt zu den Sterblichen, ihre geheimsten Wünsche anhört und sie erfüllt, bevor sie ausgesprochen — von der Königin, der allein wir unser Glück verdanken!"

Er streckte ihr bittend die Hand entgegen, einen Augenblick zögerte sie — dann reichte sie ihm langsam die ihre.

Dabei sah sie ihn mit einem langen Blicke an. Und in dieser Sekunde lag etwas Unsagbares in ihren dunklen Augen, etwas, wie es nur ein Frauenauge widerspiegeln kann und auch dieses nur selten; und wenige sind es, die es je gesehen haben. Die Wenigen aber vergessen es nie.

„Und nun Lebewohl — wir müssen zur Stadt hinunter."

„Lebewohl!" wiederholte sie leise und ernst.

Einen Augenblick noch hielten die Hände sich gefaßt — einen Augenblick ruhten die schimmernden Augen ineinander. Die Glocken waren längst verstummt. Es war so lautlos still, so feierlich rings umher — nur in den dichten Kastanienbäumen über ihnen rauschte der Wind, und drüben in den Büschen schlug leise und lockend die Amsel.

„Marie!" tönte es plötzlich durch die Stille. „Marie!" hallte es wieder.

„Mein Vater!" rief das Fräulein und stürzte dem alten Herrn entgegen, der, pustend und den perlenden Schweiß von der Stirn trocknend, den Schloßberg heraufkam.

Sie lagen sich in den Armen. Marie begrüßte ihn mit einer Herzlichkeit, als wäre er jahrelang verschollen gewesen.

Alle ihre Befangenheit schien in seiner Nähe geschwunden.

„Das war eine schöne Geschichte!" räsonnierte der alte Herr, „in einen ganz verkehrten Zug geraten, mußte ich in einem weltverlorenen Neste übernachten. Das heißt," setzte er etwas verlegen hinzu, „an mir lag es nicht. Nur an den konfusen Anordnungen der Bahnverwaltung, die da Zug neben

Digitized by Google

Zug stellt, so daß auch der Erfahrenste in dem Babel sich nicht zurechtfinden kann. Aber nun du, mein armes, liebes Kind! Ein Glück nur, daß du auf den klugen Gedanken kamst, gleich zu telegraphieren. Hätte dir das übrigens gar nicht zugetraut! Aber langweilig muß es für dich gewesen sein in der fremden Stadt, in dem großen Hotel. Und wie du dich geängstigt haben wirst —"

„Daß alles nicht so schlimm gekommen, daß ich gut, ja, Väterchen, sehr gut aufgehoben gewesen bin, das danken wir allein diesem Herrn. Du erlaubst — Herr Doktor Rupert, der mir Ritterdienste geleistet wie nie ein anderer Herr."

Das alles klang so auffallend warm, es kam aus so vollem Herzen, daß die Excellenz den jungen Mann mit einem sehr kühlen, prüfenden Blicke maß und die Verbeugung, mit der er die tiefe Reverenz des Doktors erwiderte, sehr gemessen und reserviert, für den Ritter seiner Tochter wohl zu reserviert ausfiel.

Auch als sie nun miteinander vom Schloßhofe zur Stadt herabstiegen, blieb die Excellenz sehr zugeknöpft und kühl. Und je mehr das Fräulein von der Herrlichkeit Heidelbergs schwärmte und dem schönen Mondabend an der alten Schloßruine, um so unnahbarer wurde die Excellenz, um so prüfender und forschender der strenge Blick, mit dem das stolze Auge den Probekandidaten ab und zu beehrte.

Das Fräulein durchschaute die Situation bald. Sie hielt es deshalb für angezeigt, ihrem Vater, sowie sie mit ihm auf dem Zimmer ihres Hotels allein war, einen genaueren Einblick in die Sachlage zu eröffnen. Die Folge war, daß die Excellenz dem Probekandidaten sehr freundlich entgegenkam und ihm für die Dienste, die er seiner Tochter erwiesen, freundlichsten Dank abstattete.

Daß er freilich auch dies mit einer gewissen Leutseligkeit und ein wenig von oben herab that, dafür konnte er nichts, das lag einmal in seiner Art, und Rupert that gut daran, es gar nicht zu bemerken. — — — — — — — — — — — — — —

Noch denselben Tag fuhren sie zusammen nach Berlin.

Die Excellenz fand bald, daß Rupert „Mensch" genug war, um sich mit ihm unterhalten zu können, und that dies sehr lebhaft. Das Fräulein aber war schweigsam.

Ab und zu nur, wenn sie sich unbeobachtet fühlte, ruhte ihr Blick sinnend auf den ernsten Zügen ihres Reisegefährten, und dann schimmerte für einen kurzen Augenblick wieder jenes Unsagbare auf in ihren Augen.

11.

In einen Berg von Akten versunken, saß in seinem Arbeitszimmer im Unterrichtsministerium zu Berlin der Geheimrat Altstedt, als ihm der Besuch des Fräuleins von Fehrbach gemeldet wurde.

So ganz überraschend kam ihm dieser nicht. Der General hatte bereits mit ihm gesprochen, er war über die Angelegenheit orientiert, welche die junge Dame zu ihm führte.

Aber so leicht machte er es ihr nicht. Er empfing sie mit der unbefangensten, herzlichsten Miene. Er begann eine lange Unterhaltung über ihre Reise, er ließ sich alles von Anfang bis zu Ende erzählen, er kannte alle Orte, in denen sie gewesen, er zeigte ein Interesse, eine Teilnahme, er war unerschöpflich in immer neuen Fragen — das Fräulein mußte sich alle Mühe geben, um nicht gar zu zerstreut in diesem qualvollen Verhör zu erscheinen. Als aber endlich der Augenblick gekommen und sie ihr Gesuch mit zagender stockender Stimme vortrug, da setzte er seine amtlichste Miene auf — so streng, so unnahbar, wie sie ihn noch nie gesehen.

Sie wurde ganz verwirrt und ängstlich. Wäre sie doch lieber in seine Wohnung gegangen, hätte sie die Frau Geheimrätin zu ihrer Vertrauten gemacht — das war der einzige Gedanke, den sie fassen konnte!

„Ja, mein liebes Fräulein Marie," sagte der Geheimrat, „so sehr gerade ich mich freue, daß Sie in Ihrer Verlegenheit und Angst einen so trefflichen Helfer gewonnen — Ihr Herr Ritter mag der beste Kavalier von der Welt sein, ob er aber ein so guter Schulmann ist, daß man ihn in verhältnismäßig noch sehr jungen Jahren hier nach Berlin an eines unserer besten Gymnasien beruft, das weiß ich nicht, und Sie, so lieb ich Sie habe, sind mir auch nicht Bürgin dafür. Doch was haben Sie denn da?" unterbrach er sich plötzlich selber.

Das Fräulein war dunkelrot geworden.

In der lieblichsten Verwirrung nestelte sie mit der zitternden Hand an einem kleinen Pakete, das sie mitgebracht hatte — endlich war die Hülle entfernt, und sie überreichte dem Geheimrat einige Nummern einer bekannten Zeitschrift.

„Ich bat den Herrn Doktor darum — er gab sie mir — ich dachte . . ." brachte sie mit stockender Stimme hervor, und ihre Wangen brannten.

Jetzt war es dem Geheimrat nicht mehr möglich, den gestrengen Ernst seiner Amtsmiene aufrecht zu erhalten — er lächelte leise.

„Also Schriftsteller ist er auch. So so — und mehrere Aufsätze gleich. Lassen Sie sehen. ‚Die Pädagogik Rousseaus in ihrem Wert und ihrer Verwendbarkeit für die heutige Schule' — die Zeitschrift ist gut, schreibe selber für sie —"

Das Fräulein hatte sich erhoben.

„Nun, mein liebes Fräulein Marie," sagte der Geheimrat, „ich werde sehen. Eine bessere Fürsprecherin als Sie konnte sich dieser Herr Doktor Rupert jedenfalls nicht aussuchen. Aber dennoch — so einfach geht das nicht. Der Bewerber, den ich ausersehen, hat zwar eine Anstellung in seiner Heimat vorgezogen, aber gerade diese Stelle hier in Berlin, um die es sich handelt, ist mir von großer Wichtigkeit. Ich muß für ihre Besetzung streng prüfen und wägen. Jedenfalls — das verspreche ich Ihnen — sollen Sie die erste sein, die meine Entscheidung erfährt — —"

Das Fräulein war längst gegangen.

Die Akten lagen noch immer so hoch aufgestapelt wie vorher. Der Bureaubeamte hatte bereits einigemal die Thür behutsam geöffnet. Er war sonst so eine prompte Erledigung bei dem Herrn Geheimrat gewöhnt, und es lagen heute wichtige Sachen vor.

Aber der Herr Geheimrat saß noch immer vertieft in die Zeitschrift, die vor ihm lag, und las. Einigemal nickte er beifällig — jetzt flog sogar ein sonniges Lächeln über seine ernsten Züge.

„Ein Idealist! Gerade so wie ich, als ich jung war!"

Er hatte sich erhoben und war schnell entschlossen an seinen Schreibtisch getreten.

Aber die Akten blieben unberührt — er nahm einen Briefbogen und schrieb einige Zeilen mit raschen Zügen.

Dann klingelte er dem Bureaubeamten.

„Diesen Brief an Fräulein von Fehrbach — aber sofort — er hat Eile!"

Einen Augenblick noch weilte sein Auge nachdenklich auf den Blättern, die vor ihm lagen — dann ging er an seine Amtsgeschäfte. — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage wurde Rupert vom Geheimrat empfangen, so freundlich wie vorher nie und auch nicht nachher ein Schulamtskandidat eines ähnlichen Empfangs sich rühmen konnte.

Seine Arbeit hatte dem erfahrenen Kenner sofort den jungen Schulmann von Bedeutung und vielleicht von Zukunft gezeigt, den er brauchen konnte. Die warme Fürsprache des Fräuleins hatte das ihre gethan — die Bedenken gegen seine Jugend waren besiegt und Rupert war ordentlicher Lehrer an dem ihm so besonders sympathischen Gymnasium. — — — —

Ein Sommerabend war's in Berlin.

Oben am weitgeöffneten Fenster ihres Boudoirs stand das Fräulein und blickte sinnenden Auges herab auf die duftenden „Linden" und das dunkle Gewoge der Menschen unter ihnen.

Die Dämmerung nahm zu. Ein Diener trat ein und überreichte ihr einen Brief, der eben mit der Post angekommen war.

Es war eine Verlobungsanzeige.

Wieder und wieder las sie die einfachen Zeilen. Ein mattes Lächeln spielte um ihre feinen Lippen.

Mit einem Male entsank das Blatt ihren Händen und fiel zur Erde. Und vor den sinnenden Augen entwichen die Linden und das Gewoge der Menschen und der Hufschlag der dahineilenden Pferde. Und empor tauchte eine alte Schloßruine, und der Mond goß sein weiches Licht über ihre Mauern und Zinnen und Türme. Und die weinbekränzten Hügel und Berge grüßten und winkten wie alte Bekannte. Und unter ihren Füßen wogte und rauschte der Neckar, und schimmerndes Silber lag auf seinen Fluten, und in der Tiefe raunten und lockten die Geister.

Noch einmal zog er durch ihre Seele, der kurze Sommernachtstraum in Heidelberg, der schönste, den je sie geträumt.

Digitized by Google

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von **Johannes Proelß**.

I. Märtyrer und Pioniere. (Schluß.)

Das Geheimnis, in welches die seit 1839 von Itzstein nach Hallgarten einberufenen Zusammenkünfte von „Vaterlandsfreunden" gehüllt waren, blieb bis in den März 1848, in welchem vom Kerne derselben die Einberufung des „Vorparlaments" ausging, mit bestem Erfolge gewahrt. Zu diesem Kern zählten neben Itzstein, Welcker und jüngeren Rednern der Opposition im badischen Landtag hervorragende Männer von ähnlicher Stellung aus Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Rheinbayern, dem preußischen Rheinland und dem Königreich Sachsen, die fast alle vom Schicksal berufen waren, im Jahre Achtundvierzig als Führer der Volkserhebung zu wirken.

Sylvester Jordan.

Daß das Unternehmen im Sinne der herrschenden Ausnahmegesetze ein Verbrechen des Landesverrats sei, war den Männern natürlich klar. Was ihnen im Fall der Entdeckung bevorstand, das hatte jeder vor Augen, wenn er an das Schicksal Sylvester Jordans dachte, den man in Marburg auf eine bloße Verdächtigung hin mitten aus seiner Thätigkeit als Lehrer des Rechts heraus ins Gefängnis abgeführt hatte. Dort schmachtete er noch, ohne daß bei dem bestehenden geheimen Inquisitionsverfahren von seinem Schicksal ein Laut an die Oeffentlichkeit drang. Und nicht gar weit von Hallgarten, in Darmstadt, lag auch der Kerker, in dem sich der unglückliche Weidig das Leben genommen hatte, aus Verzweiflung über die geistige und auch — körperliche Mißhandlung, die ihm durch seinen brutalen Untersuchungsrichter dort zu teil geworden. Da ihm keine andere Waffe zu Gebote gestanden, hatte sich Weidig mit Glasscherben die Pulsadern aufgeschnitten.

Die Zusammenkünfte der Vaterlandsfreunde erfolgten daher, wie der Historiker Wilh. Zimmermann, selbst ein Achtundvierziger, in seinem Buche „Die deutsche Revolution" erzählt, unter Wahrung der größten Vorsicht. Auf verschiedenen Wegen kamen sie einzeln oder zu zwei und drei zum Stelldichein. Der schriftliche Verkehr zwischen den Gesinnungsgenossen wurde aus Furcht vor der politischen Polizei, die das Briefgeheimnis nicht achtete, in verabredeten Ausdrücken geführt, die darauf berechnet waren, jene irre zu führen. Aus dem Nachlaß eines später hinzugetretenen preußischen Volksmanns ist eine Einladung erhalten geblieben, welche ein Teilnehmer aus Sachsen (Robert Blum) im Auftrag Itzsteins um die Mitte der vierziger Jahre an ihn richtete. Der Anfang des merkwürdigen Schreibens lautet: „Meine Pflicht legt mir auf, Sie zu benachrichtigen, daß die im Mai vor. J. beschlossene *Familienkonferenz* im August und zwar auf dem Gute *meines alten Onkels Hallgarten* bei Oestrich am Rhein stattfindet, und Sie einzuladen, derselben beizuwohnen oder irgend einen *Verwandten* zur Teilnahme zu veranlassen u. s. w." Die hier hervorgehobenen Worte sollten in unbefugten Lesern den Glauben erwecken, es handle sich bei dieser Bestellung um einen harmlosen „Vetterntag".

Karl Todt.

Die Ziele der heimlich Verbündeten waren thatsächlich friedlicher Natur. Sie konspirierten nicht mit den Verschwörern des Auslands, wie viele der deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, in Paris, die sich Mazzinis „Jungem Europa" angeschlossen. Sie bildeten auch keinen wirklichen „Bund", wie Jucho in seiner Einleitung zu der offiziellen Ausgabe der Verhandlungen des „Vorparlaments" hervorhebt. Sie gedachten, die „deutsche Frage" aus eigner Kraft mit Hilfe der verfassungsmäßigen Rechte, über die sie jetzt noch verfügten und weiter verfügen würden, der Lösung zu nähern. Sehr verschieden nach Stand, Vermögen und Glauben, auch abweichend voneinander im Grad ihres Freiheitsverlangens, waren sie alle einig in der Ueberzeugung, daß die Freiheit in den einzelnen Staaten Deutschlands auf die Dauer nur gewonnen werden könne, wenn eine liberale Bundesreform zugleich die politische Einheit Deutschlands anbahne. Daß vereinzelte Forderungen im Sinne des Antrags Welcker vom Jahre 1831 erfolglos seien, hatte dessen Schicksal erwiesen. Auch die herrliche Rede Uhlands, mit welcher dieser zwei Jahre später in dem „vergeblichen" württemberger Landtag seiner Hoffnung auf ein „machtbegabtes Organ deutscher Nationalgesinnung" Ausdruck verliehen, war unter dem Banne der Bundesbeschlüsse wirkungslos verhallt. Es mußte der Versuch gemacht werden, durch gleichzeitiges Vorgehen in den Volkskammern der verschiedenen Verfassungsstaaten nach gemeinsamem Plan den Erfolg zu erzwingen. Aber unter dem Hochdruck der herrschenden Ausnahmegesetze war dafür die Zeit noch nicht reif. Erst galt es, durch immer erneute Anträge und rücksichtslose Kritik die Presse von dem Joch der allem Recht, aller Bildung hohnsprechenden Censur- und Polizeiwillkür zu befreien, die Ausnahmegesetze zu beseitigen und die Bedingungen für ein wahrhaft öffentliches Leben dem Volke zurückzuerobern.

Die erste Gelegenheit zu solchem gemeinsamen Vorgehen bot das Verhalten des Bundestags gegen den im Königreich Hannover erfolgten Verfassungsbruch. Trotz des Ansehens, das die sieben aus Göttingen verbannten Professoren genossen, trotz des mächtigen Widerhalls, den ihr Protest und ihre Verteidigungsschriften im gesamten deutschen Bürgertum fanden, trotz der vielen Petitionen, die aus Hannover an den Bundestag um Hilfe ergingen, hatte dieser jede Einsprache abgelehnt. In den konstitutionellen Staaten Deutschlands wurden nunmehr die Volkskammern zu Organen der allgemeinen Entrüstung darüber. Im badischen Landtag hatte Itzstein schon vorher wiederholt gegen den Gewaltakt des Königs Ernst August seine Stimme erhoben und im sächsischen Landtag war der Advokat v. Dieskau aus Plauen seinem Beispiel gefolgt. Jetzt gab Sachsen, wo Karl Todt, der Bürgermeister von Adorf, energisch die Opposition führte, das Beispiel, und die Beschwerden H. G. Eisenstucks und v. Watzdorfs fanden die lebhafte Zustimmung des Hauses. Bald gab es kaum noch einen konstitutionellen deutschen Staat, in dessen Volkskammer nicht ein energischer Protest gegen die Vergewaltigung des Rechts durch den König von Hannover unter stürmischem Beifall widergeklungen wäre.

Robert Blum.

Aber auch noch andere Verfahren, dem gemeinsamen Ziel sich zu nähern, traten gleich nach der ersten dieser Zusammenkünfte ins Spiel. An dieser hatte neben den beiden sächsischen Kammerabgeordneten, welche zuerst es gewagt hatten, „deutsche" Angelegenheiten vor das Forum des Dresdner Landtags zu bringen, den schon genannten Vogtländern Todt und v. Dieskau, ein in Leipzig ansässiger, aus Köln gebürtiger Politiker teilgenommen, der, obwohl nicht selbst Abgeordneter, sich im Dienst der Kammeropposition neuerdings als hervorragender Agitator bewährt hatte. Dies war Robert Blum. Als die Professoren Dahlmann und Albrecht nach ihrer Vertreibung aus Göttingen in Leipzig Zuflucht

Digitized by Google

suchten, war der am Leipziger Stadttheater als Sekretär Angestellte zuerst an die Oeffentlichkeit getreten als Führer und Sprecher einer Deputation, welche den Vertriebenen ihre Huldigung darbrachte. Jetzt ward er Schriftführer in dem Festausschuß, welcher mit der Vorbereitung einer großen Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Leipzig betraut war, jenes großen Gutenbergfestes, das dann wirklich vom 24. bis 26. Juni 1840 in der Hauptstadt des deutschen Buchhandels gefeiert wurde. In Mainz, dem Geburtsort Gutenbergs, hatte schon 1837 ein ähnliches Fest stattgefunden; dort war Blum bei seiner Anwesenheit am Rheine im vergangenen Herbst in Gesellschaft von Itzstein, dem geborenen Mainzer, gewesen. Nun ließ er es sich angelegen sein, daß der Verlauf des Leipziger Festes sich zu einer großartigen Kundgebung des Verlangens nach Denkfreiheit und Freiheit der Presse gestaltete. Und noch im gleichen Jahre rief er zu Schillers Geburtstag eine Schillerfeier ins Leben, die ihm Gelegenheit bot, den Dichter des „Carlos" und „Tell" als den Propheten der patriotischen Ideale des lebenden Geschlechts zu feiern, und welche von nun an alljährlich wiederholt wurde. Politische Feste, politische Vereine waren verboten; so mußten Gedenktage litterarischer Art den politischen Zwecken dienen. Folgte Blum als Veranstalter einer volkstümlichen patriotischen Schillerfeier einem von Württemberg gegebenen Beispiel, wo die von Albert Schott gegründeten Stuttgarter Schillerfeste in ähnlicher Weise wirkten, so lernte er von den badischen Liberalen die Kunst, in Formen scheinbar harmloser Geselligkeit die politischen Gesinnungsgenossen zu organisieren.

König Ernst August von Hannover.

Für all diese politische Regsamkeit bot das Jahr 1840 aber auch einen Spielraum, der noch im Jahre vorher von niemand erhofft worden war. Wieder war es eine von Frankreich drohende Kriegsgefahr, welche einen kurzen Umschwung der deutschen Zustände bewirkte. Thiers entfesselte, um sich populär zu machen, einen gehässigen Preßfeldzug gegen Deutschland: die linke Rheingrenze ward in herausfordernden Wendungen reklamiert. Da sah man es an den Höfen wieder einmal vorübergehend gern, wenn die Deutschen sich als Deutsche fühlten; Beckers „Rheinlied" trug dem Dichter vom König von Preußen ein Ehrengeschenk ein. Es war ein neuer König, der es verlieh. Nicht mehr der sanftmütige, altersmüde Mitbegründer der Heiligen Alliance, der sich von Metternich all die Zeit daher hatte nachgiebig gängeln lassen. Am 7. Juni 1840 hatte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV den stolzen Thron der Hohenzollern bestiegen, von ungeduldigen Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde begrüßt. Bestimmt erwartete man allgemein im Volke, daß er die von seinem Vater wiederholt versprochene Verfassung dem Staate Preußen nun verleihen werde. Und wirklich schienen die Erwartungen sich bald bestätigen zu wollen: die ersten Handlungen des neuen Königs waren liberal: er erließ eine Amnestie für alle politisch Verurteilten und Verfolgten; er verordnete eine mildere Handhabung der Censur; die Brüder Grimm berief er nach Berlin, Arndt und Dahlmann bot er in Bonn wieder ein Lehramt; er ließ Andeutungen laut werden, daß er einen Ausbau der Landesverfassung plane. Was in weiten Kreisen der Nation an Hoffnungen sich regte, fand Wort und Klang in den Liedern begeisterter Dichter, welche die schmetternden Weckrufe ihrer Lyrik lerchengleich in die Morgenröte der vermeintlich schon tagenden neuen Zeit erschallen ließen. In des Hannoveraners Hoffmann von Fallersleben „Unpolitischen Liedern", in des Schwaben Georg Herwegh „Gedichten eines Lebendigen", in des Hessen Dingelstedt „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" sprach sich neben der Empörung über die noch herrschenden Zustände voll Frühlingsstimmung die Zuversicht auf eine baldige Wiedergeburt des Vaterlands im Zeichen der Freiheit aus. Mit einer Antwort auf Beckers „Sie sollen ihn nicht haben" trat der junge Robert Prutz in Halle, ein Stettiner, ins Feld; in seinem Gedichte „Der Rhein" führte er aus, daß vom „freien deutschen Rheine" nur dann erst mit Recht gesungen werden dürfe, wenn Deutschlands Fürsten und Völker auch selbst wahrhaft deutsch und frei wären!

König Friedrich Wilhelm IV von Preußen.

Hoffnungsvoll blickten auch die Vaterlandsfreunde, die in Hallgarten zusammenkamen, auf den mächtigen Staat Friedrichs des Großen, von dem einst nach Deutschlands tiefster Erniedrigung unter dem Scepter Napoleons der patriotische Aufschwung der Nation seinen Ausgang genommen. Sie fühlten sich in ihren Erwartungen bestärkt, als auch in ihren Ländern das preußische Beispiel der Presse zu gute kam. Wieder traten größere Zeitungen mit liberalen Programmen ins Leben, durch welche die Forderung der Bundesreform weithin Verbreitung fand. Eine Reise, die Welcker im Herbst 1841 nach Berlin und von da nach Hamburg unternahm, wurde zu einem Triumphzuge der von ihm so mannhaft verfochtenen Ideale. Ueberall, wo er sich aufhielt, war er Gegenstand von Ovationen; Sängervereine, Studenten brachten ihm Ständchen; Politiker und Schriftsteller, die in ihm einen Führer verehrten, veranstalteten ihm Bankette. In Berlin sprach er bei einer solchen Gelegenheit in feierlicher Anrede:

Digitized by Google

die Mahnung aus: „Fahren wir fort auf allen gesetzlichen Wegen die gesetzliche Freiheit, die zugleich der kräftigste Schutz der Throne ist, zu erstreben. Wenn der hochherzige Stamm der Preußen, der uns, im innigsten Verein mit seinem ruhmwürdigen Fürstenhause, im Kampf um unsere Freiheit gegen den äußeren Feind voranging, ebenso vorangehen wird in dem gesetzlichen Kampfe um die Entwicklung der bürgerlichen Freiheit, dann erst wird unser Vaterland auf der Stufe des Glanzes, des Glückes und der Macht stehen, die ihm gebührt!" In Hamburg fügte es ein schöner Zufall, daß Hoffmann von Fallerslebens kurz vorher auf Helgoland entstandenes Lied „Deutschland, Deutschland über alles" zum erstenmal öffentlich in einem Welcker dargebrachten Ständchen und in Gegenwart des Dichters gesungen wurde. Als das bei Fackelschein gesungene Lied mit den Worten verklang:

„Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!"

rief der Sprecher der Sänger, Dr. Wille: „In der Gesinnung dieses Liedes der Deutschen, sei hier dem heldenmütigen, nie ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des deutschen Volkes, dem badischen Ständedeputierten Welcker, als dem Manne der Entschiedenheit in Richtung und That ein dreifaches Hoch gebracht." „Ein donnernd Hoch," berichtet der Dichter in seinem Tagebuch, „ertönte aus tausend Kehlen. Seit der Anwesenheit Blüchers vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmütigkeit nicht gesehen haben."

Beide Männer, der Dichter wie der Politiker, sollten nach dieser festlichen Begegnung schweren Enttäuschungen entgegengehen. Als Hoffmann von Fallersleben nach Breslau heimkam, um sein Amt als Professor der deutschen Litteratur aufzunehmen, erfuhr er, daß inzwischen gegen ihn eine Untersuchung eingeleitet worden sei wegen der Anstößigkeit seiner „Unpolitischen Lieder". Bald darauf war er seines Amtes entsetzt und aus Preußen verwiesen. Auch Welcker wurde wegen seiner in Preußen gehaltenen Reden daheim gemaßregelt und verlor aufs neue seine Freiburger Professur, in die er kaum erst wieder eingesetzt worden war. Ein erneuter Vorstoß der Reaktion war im Zuge.

Sehr bald zeigte sich auch, daß Friedrich Wilhelm IV keineswegs gesonnen sei, seinem Volke eine Verfassung zu geben. Und als er die Censur wieder in alter Strenge walten ließ und jeder liberalen Forderung die schroffste Ablehnung entgegenstellte, da begannen auch die Hallgartner Verbündeten in ihrem Kampf für das friedliche Ziel eine schärfere Tonart. Sie wurden die Leiter einer weitverzweigten Organisation der politischen Aufklärung; sie vereinbarten immer neue Formen, um die Ueberzeugung von der Unerträglichkeit der herrschenden Zustände in immer weitere Kreise zu tragen. Sie benutzten dazu nicht nur die ihnen noch belassene Redefreiheit der Kammern, sondern auch, im Wetteifer mit den Poeten der Zeit, die Litteratur und die mancherlei Möglichkeiten, welche der Buchhandel unter dem Druck jener Tage erfunden hatte, um trotz Censur und Preßpolizei politische Druckschriften unter die Leute zu bringen. Eben hatte die badische Kammeropposition, die durch Rottecks Tod 1840 einen schweren Verlust erlitten, bedeutsamen frischen Zuwachs in dem jungen temperamentvollen Mannheimer Advokaten Friedrich Hecker, dem aus der Schweiz heimgekehrten staatsmännisch veranlagten Karl Mathy und dem redegewandten Mannheimer Kaufmann Bassermann erhalten, die alle drei hinfort an den Versammlungen in Hallgarten teilnahmen. Mathy und Bassermann vereinigten sich zur Gründung einer Verlagsbuchhandlung in Mannheim; einer ihrer ersten Verlagsartikel waren die „Zehn Aktenstücke über die Amtsentsetzung des Professors Hoffmann von Fallersleben". Im Jahre 1843 beging das badische Volk den 25jährigen Bestand seiner Verfassung mit großer Begeisterung. Die reaktionäre Regierung überließ es der Opposition, den milden Fürsten zu feiern, der sie verliehen, und Itzstein wußte mit großem Geschick die Gelegenheit auszubeuten, die überall im Lande veranstalteten Feste zu Kundgebungen im Sinne der vaterländischen Freiheitsforderungen zu machen. Als solche wirkte auch Mathys Schrift „Die Verfassungsfeier in Baden". Blums Lieferungswerk „Der Verfassungsfreund", sein Taschenbuch „Vorwärts", an welchem u. a. Welcker, Hecker, Uhland, Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben und Prutz beteiligt waren, dienten, gleich anderen Unternehmungen, der volkstümlichen Propaganda der politischen Grundsätze, welche Welcker in dem mit Rotteck gegründeten „Staatslexikon" für das gebildetere Publikum leicht faßlich darzustellen bemüht war. Auch die politischen Dichter, die Friedrich Wilhelm IV hoffnungsvoll begrüßt hatten und zu denen sich jetzt Ferdinand Freiligrath, von allen das stärkste Talent, und der junge Bonner Professor Gottfried Kinkel gesellten, verschärften ihre Anklagen und Mahnungen als bekenntniskühne Anwälte der Rechte des deutschen Volkes. Bekannt ist, wie Hoffmann v. Fallersleben den feurigen Freiligrath bei einer Begegnung in Koblenz aus seinem beschaulich-romantischen Poetenleben am Rhein aufrüttelte und dafür warb, den Interessen des Volks und des Vaterlands mit seiner Dichtung zu dienen. Es geschah auf einer jener Wanderfahrten, die in den Jahren nach Hoffmanns Absetzung dessen Leben ausfüllten. Gleich den fahrenden Sängern des Mittelalters sah sich der Dichter genötigt, unstet von einer Rast bei guten Freunden zur andern zu ziehen, da die Ausweisung aus Preußen auch in anderen deutschen Staaten eifrige Nachahmung fand. Aber, unterstützt von seinen geselligen Talenten, der Gabe leichter Improvisation und der Fähigkeit, seine echt volkstümlichen politischen Lieder nach eigener Melodie vorzusingen, wurde er auf diesem Wege ein erfolgreicher Agitator für die Fortschrittsideale der sich ihm befreundenden Politiker, zu denen fast alle die Verbündeten von Hallgarten zählten. Auf Welckers Landsitz bei Heidelberg, in Mannheim und Hallgarten bei Itzstein fand er wiederholt ein gastliches Standquartier.

Wie die Verbündeten aber im geschlossenen Vereine verfuhren, davon hat uns Friedrich Hecker ein Beispiel überliefert in einem gar anschaulichen Berichte, der sich auf die Zusammenkunft des Jahres 1843 bezieht. In späterer Zeit und im Exil hat er ihn für die „Gartenlaube" als Lebenserinnerung niedergeschrieben; im Jahrgang 1869 (S. 552) ist derselbe unter dem Titel „Wie die geheimen Wiener Konferenzbeschlüsse an das Tageslicht gezogen wurden" erschienen. Daß dem reaktionären Verhalten sämtlicher deutschen Regierungen ein gemeinsamer Plan zu Grunde liegen müsse, diese Erkenntnis hatte, wie wir sahen, zur Vereinigung der Männer des Volks geführt. Aber den Plan selbst kannte keiner der Teilnehmer. Da erhielt im Frühjahr 1843 „Vater Itzstein" durch einen Gesinnungsgenossen von hohen Beziehungen eine Abschrift des geheimen Protokolls jener Wiener Konferenzbeschlüsse, welche die Antwort auf Welckers Forderung einer Volksvertretung beim Bunde, auf das Hambacher Fest, das Frankfurter „Attentat" gewesen. Mit diesem Fund überraschte er bald danach die nach Hallgarten einberufene Versammlung. Nachdem er sich im geheimen mit sechs bis acht der Anwesenden beraten, wurden sämtliche Gäste nach dem größten Raume des Hauses, nach dem Billardzimmer geführt; man nahm Platz und Itzstein, ein Manuskript hoch in der Hand haltend, erklärte, endlich in den Besitz des Dokumentes der Verschwörung gegen das deutsche Volk gelangt zu sein. Feierliche Stille folgte seiner energischen, ausdrucksvollen, kurzen Anrede. Drüben glitzerten im Sonnenschein die Fenster des Johannisberger Schlosses. Erwartung, Spannung, gewaltsam niedergehaltene Erregung malte sich auf den Gesichtern der schweigenden Versammlung. Itzstein händigte das Manuskript einem der Anwesenden — Hecker meint sich zu entsinnen, daß es Robert Blum gewesen sei — zur Vorlesung ein. Langsam, feierlich, sonor und betont wurde das Aktenstück verlesen; mit der größten Spannung hingen die Blicke der Anwesenden an den Lippen des Vorlesenden. „Wir hatten," fährt Hecker fort, „mit einem Male den offiziellen Schlüssel zum Gebaren der Minister in allen konstitutionellen Lebensfragen, zu der Preßknebelung und dem Censurunwesen, der ganze Volksknebelungs- und Verknechtungsapparat lag vor uns . . . . Daß die vollständige Enthüllung dieser Verschwörung gegen die Völker wie ein Sturm über das Land brausen und auch den Ungläubigsten und Blindesten, welche uns stets der Uebertreibung beschuldigten, die Augen öffnen müsse, daß der Einfluß der Veröffentlichung dieser geheimen Konferenzbeschlüsse auf die öffentliche Meinung und Stimmung ein unberechenbarer sein müsse, darüber war man sich allseitig klar." Und so wurde denn beschlossen, das Aktenstück heimlich drucken zu lassen, und zwar — um jeder Entdeckung der Urheber vorzubeugen — im Ausland, mit Papier

Digitized by Google

und Typen, die wieder in anderen Ländern angeschafft wurden; den Satz besorgte ein „Mitverschworener", der Philologe A. Deeg. Als dann die nächsten Ständeversammlungen eröffnet wurden, da lagen, wie aus den Wolken geschneit, auf jedem Ministertische, auf jedem Abgeordnetensitze Exemplare der geheimen Konferenzbeschlüsse. . . . Und nun gingen die Führer der Volksbewegung daran, mit allem Feuer ihrer Beredsamkeit gegen diese Vergewaltigung des deutschen Volkes zu protestieren. Ganz ebenso wurden von Welcker die Aktenstücke aus den Prozessen gegen Weidig und Sylvester Jordan, für deren Familien Itzstein eine nationale Sammlung einleitete, in den Kämpfen der Volkskammern um Oeffentlichkeit der Gerichte verwertet. Anhaben konnten die Regierungen den unerschrockenen Rednern nichts. Als aber im Jahr 1845 die Zusammenkunft der Vaterlandsfreunde in Leipzig bei Blum stattfand und Itzstein und Hecker von dort nach Berlin reisten, da wurden sie hier sofort von der Polizei zwangsweise genötigt, die preußischen Staaten ungesäumt zu verlassen und sich auf dem kürzesten Weg nach der Heimat zurückzubegeben.

Wer von den damaligen Patrioten sich alles an den Zusammenkünften beteiligt hat, ist leider nicht nachzuweisen. Der Bericht Heckers nennt von den badischen Volksmännern neben Itzstein und Welcker noch Sander, Bassermann, Hecker, Mathy, Winter, Farnow, Rindeschwender, Deeg, aus Sachsen v. Dieskau, Blum, v. Watzdorf, aus Köthen die Brüder Alfred und Ottomar Behr, aus Nassau Hergenhahn und die Brüder Leisler, aus Württemberg Fr. Römer, aus Hessen Gratz, Dupré. Von Bayern dürfen wir in dem Pfälzer Willich einen ständigen Teilnehmer vermuten. Aus Robert Blums Briefen an Johann Jacoby in Königsberg u. a. konnte des ersteren Sohn feststellen, daß später auch dieser ebenso wie Heinrich Simon in Breslau und die beiden schlesischen Grafen Reichenbach zu den Verbündeten zählten. Und als man sich im Herbst 1847 um Welcker und Itzstein zusammenfand, jetzt nicht mehr in Hallgarten, sondern in einem kleinen Orte zwischen Darmstadt und Heidelberg an der Bergstraße, zu Heppenheim im Gasthof zum „Halben Mond", da galt es einer Aktion zu gunsten der Bundesreform, die nicht mehr geheim gehalten wurde. Hier waren auch Hansemann aus Aachen und Mevissen aus Köln anwesend, von Württembergern nennt ein Bericht neben Römer noch Federer, Fetzer, Goppelt und Murschel, von Badensern noch Buhl, Dennig, Kapp, v. Soiron und Weller; von Hessen Wernher und v. Gagern.

Metternichs „System" kam endlich doch ins Wanken. Wie war aber auch durch sein langes Schreckensregiment der Bewegung vorgearbeitet worden, wie ward sie jetzt unterstützt von aufregenden Ereignissen, die alle die Unhaltbarkeit der herrschenden Zustände lehrten! Vor allem in Preußen, wo der neue König sich schließlich doch zur Einberufung eines Landtags für den gesamten Staat hatte entschließen müssen, aber durch die Art, wie er es that, sogleich einen scharfen Konflikt zwischen Fürst und Volk herbeiführte.

In der Chemnitzer Koch- und Haushaltschule.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Alma Bauer.**

„Bernsbachplatz!" verkündet die Stimme des Kondukteurs der elektrischen Bahn. Wir verlassen den Motorwagen und befinden uns gegenüber einem stattlichen Schulgebäude.

Es ist Sommerszeit, und wenige Minuten fehlen an der siebenten Morgenstunde. In Scharen strömen von allen Seiten Kinder der verschiedensten Altersstufen herbei, und wir sehen zur Linken die Buben, zur Rechten die Mädchen in den weitgeöffneten Pforten verschwinden.

Wir folgen den Mädchen, doch nur bis in den unteren Korridor. Dann öffnen wir die zum Hofe führende Thür, durchqueren den geräumigen mit Bäumen bepflanzten Platz und nähern uns einem schmucken einstöckigen Gebäude im Ziegelrohbau, dessen eigenartige Dachkonstruktion uns den Schluß gestattet, daß es einem ungewöhnlichen Zwecke dient.

Auch seine Pforten sind gastlich geöffnet. Doch nur eine beschränkte Anzahl halbwüchsiger Mädchen — offenbar der ersten Klasse angehörig — schlüpft hinein. Das Kennzeichen der Schülerin, die Schultasche, vermissen wir an ihrem Arme. Dafür trägt jede ein Körbchen oder Handtäschchen, in dem außer dem Frühstücksbrot ein mit Band eingefaßtes ledernes Vortuch und zwei saubere Topftücher eingepackt sind.

Mit diesen Mädchen überschreiten wir die Schwelle der geöffneten Thür und befinden uns in der Koch- und Haushaltschule, welche die Stadt Chemnitz vor sieben Jahren als eine der ersten in Deutschland zu Nutz und Frommen der Schülerinnen ihrer Volksschulen errichten ließ.

Nachdem wir in dem geräumigen Vorzimmer unsere Sachen abgelegt haben, betreten wir, von der Leiterin und ihren Gehilfinnen freundlich begrüßt, die saalartige, helle, blitzsaubere Küche, nehmen an einem günstig gelegenen Punkte Platz und betrachten das bewegte Bild, das sich vor unseren Augen entrollt. Als seien die Heinzelmännchen in all ihrer Betriebsamkeit wieder erwacht, so erledigen hier vierzig fleißige Mädchen eine Anzahl vorbereitender häuslicher Arbeiten. Die einen putzen flink und sauber die zehn Kochherde, setzen Wasser auf und zünden das Feuer an — mit wenig Spänen und wenig Lärm, wie wir vergnügt bemerken. Andere tragen die Aschkästen fort, holen Kohlen und füllen die Wassereimer. Eine dritte Gruppe reinigt Kartoffeln für die heutige Mahlzeit, eine vierte poliert das sämtliche Küchengeschirr und wischt die Töpfe aus.

Das alles währt nur kurze Zeit. Auf einen Wink der Lehrerin begeben die Mädchen sich geräuschlos an ihre Plätze, und glaubten wir vorher in einer Küche zu sein, so fühlen wir nunmehr uns in die Schule versetzt. An die letztere erinnern auch das Katheder, die beiden Wandtafeln mit dem Kochrezept des Tages, die Hausordnung, der Stundenplan und verschiedene Anschauungsbilder.

An mäßig großen Küchentischen nehmen auf Schemeln je vier Mädchen Platz, so zwar, daß alle die Lehrerin ansehen. Nachdem mit Gesang und Gebet das Tagewerk begonnen, erhalten die Kinder zunächst eine in Frage und Antwort gefaßte Unterrichtsstunde über die Nahrungsmittel, deren Beschaffenheit, Wert für den Aufbau des menschlichen Körpers, Preis, Aufbewahrung, vorteilhaften Einkauf; und zwar wird in jeder Lektion das für die Speise des betreffenden Tages gebrauchte Hauptnahrungsmittel besprochen, also die Milch beim Milchreis, das Ei bei den Nudeln, die betreffende Fleischsorte bei einem mit Fleisch verbundenen Gericht.

Heute giebt es „Saure Kartoffeln", eine Mahlzeit ohne Fleisch, und da die Kartoffel bereits in einer früheren Lektion behandelt wurde, so lautet das Thema des heutigen Tages: Das Fett. Mit Interesse folgen wir der Entwicklung des Lehrstoffes. Wir hören von pflanzlichen und tierischen Fetten, von der hohen Bedeutung gerade dieses Nahrungsmittels für die Volksernährung; wir erfahren, daß der im Freien arbeitende Mensch seiner in reicherem Maße bedarf als der in geschlossenen Räumen und in sitzender Stellung Beschäftigte, und, daß es Pflicht der Hausfrau ist, den Ihren nicht nur überhaupt eine Mahlzeit zu bieten, sondern gerade diejenige, die ihrer Lebensweise am besten entspricht.

Am Schlusse wird das Rezept des Tages durchgenommen und die Lehrerin erteilt sehr genaue Anweisungen betreffs seiner Bereitung.

Nun kann das Kochen losgehen. Die vierzig Schülerinnen sind in zehn Gruppen gegliedert, von denen jede auf einem besonderen Kochherd eine Mahlzeit für vier bis sechs Personen bereitet. Jede Gruppe besitzt auch ihre kleine Kücheneinrichtung für sich. Ein Tisch nebst Schemeln, Wasser- und Scheuereimer, Scheuertücher, Geschirrtücher, Holzgerät, irdenes, eisernes und auch emailliertes Geschirr sind vorhanden, aber alles ist höchst einfach und auf das Notwendigste beschränkt in der Art, wie jedes

Schneeballenkampf.
Nach einer Originalzeichnung von A. Mandlick.

Digitized by Google

ordentliche Mädchen aus dem Arbeiterstande sich beim Eintritt in die Ehe ausstatten kann und wird.

Mit diesem Hinweis widerlegt sich die oft gehörte Behauptung, die Kochschule gewöhne betreffs der Beschaffenheit des Inventars ihre jungen Zöglinge an Ansprüche, die das bescheidene Heim nicht befriedigen könne.

Um den Kindern einen Begriff vom Preise der Mahlzeit zu geben, kauft zunächst je eines der vier Mädchen bei der Gehilfin an der Hand des Kochrezeptes die erforderlichen Zuthaten. Es hat zu diesem Zwecke eine Mark Wirtschaftsgeld erhalten und trägt alsbald die Ausgaben in ein Büchlein ein, welches sie der Lehrerin nebst dem restierenden Betrag am Schlusse der Stunde zustellt. Dieses Amt wechselt monatlich, ebenso wie verschiedene andere Pflichten, als da sind: Späne schnitzen, Feuerung besorgen, Wasser holen, den während des Kochens sich ansammelnden Aufwasch beseitigen und dergleichen.

Nicht alle Speisen erfordern zu ihrer Bereitung das gleiche Maß an Zeit und Aufmerksamkeit. So gilt es, die vielen Kinder in den Pausen unausgesetzt nützlich zu beschäftigen. Hören wir, wie die Lehrerin sich dieser Aufgabe entledigt, nachdem die angehenden Köchinnen ihre „sauren Kartoffeln" soweit fertiggestellt haben, daß diese nur noch des Garwerdens bedürfen.

„Die erste Schülerin an jedem Tische bleibt am Herd und giebt auf das Essen und das Feuer acht, die zweite putzt Fenster, die dritte seift Thüren ab und reinigt das Vorzimmer, die vierte reibt das Blechzeug ab," ertönt das Kommando.

Hei, wie die Heinzelmännchen sich flink und fröhlich regen! Wie die straffe Disziplin und das anregende gemeinsame Schaffen auch in träge Körper Leben bringt! Sonderbar, daß die in der theoretischen Stunde oft Gescheitesten sich in der Praxis durchaus nicht als die Geschicktesten erweisen. Mit vieler Geduld werden die schwer Begreifenden immer wieder unterwiesen, die Nachlässigen ermahnt, die Langsamen angefeuert.

„Seht, das ist euer Putztuch!" sagt die Gehilfin und verteilt an die Fensterputzerinnen halbe Bogen Zeitungspapier, die zu einem Knäuel zusammengerollt werden. Die Kinder lachen, aber sie probieren die Sache. Und siehe da! Das vorher sauber gewaschene Glas wird durch kräftiges Abreiben mit Zeitungspapier spiegelblank.

Mit demselben primitiven Putzmittel bearbeitet die vierte Gruppe das Blechzeug. „Natürlich scheuern wir mehreremal im Jahre mit Sodawasser und Zinnsand," erläutert die Lehrerin, zu uns gewandt, „aber für die allwöchentliche Reinigung genügt das Zeitungspapier. Wir lassen aus Prinzip unsere Kinder mit den denkbar einfachsten Mitteln arbeiten, damit keine später sich entschuldigen kann, es fehle ihr zur Aufrechterhaltung der Reinlichkeit am Material."

„Und wie füllen sie an den übrigen Tagen die Pausen aus?" fragen wir.

„O, wir haben immer viel zu thun und sind froh, wenn wir mit allem fertig werden. Da ist beispielsweise jeden Freitag die Wäsche."

„Wie? Auch Wäsche wird in der Kochschule gewaschen?"

„Gewiß. Wozu hätten wir den stattlichen Waschkessel in unserer Küche und das nette Bleichplätzchen auf dem Hofe? Es sammeln sich bei uns jede Woche gegen 60 Geschirrtücher und ein paar Dutzend Handtücher an, ebenso eine Anzahl blauleinener und wollener Schürzen, welch' letztere der Stadtrat für die ärmeren Kinder als Inventar angeschafft hat. Die Wäsche wird von der Donnerstagsklasse eingeweicht, am Freitag gewaschen und auf die Bleiche gebracht, Sonnabends gespült und aufgehangen, Montags gelegt, gerollt und ausgebessert." —

Doch die „sauren Kartoffeln" sind gar und die Mädchen mit ihrer Arbeit fertig geworden. Der willkommene Ruf: „Zum Essen!" versammelt im Nu die fröhliche Schar um den gedeckten Tisch, und, nachdem das Gebet gesprochen worden ist, wird mit Stolz und gutem Appetit der selbstbereitete „Kosthappen" verzehrt, an dem im Interesse der aufnahmefähigen, jugendlichen Magen nur eins auszusetzen ist, nämlich, daß er nicht größer sein kann. In den Töpfen bleibt noch Essen zurück, aber es ist für andere bestimmt, für die Gefangenen des Arresthauses sowie für das Publikum, an welches ein Liter Essen zum Preise von 15 Pf. abgegeben wird.

„Durch diesen teilweisen Verkauf unserer Speisen decken sich vollständig die Ausgaben für die Nahrungsmittel," erläutert die Lehrerin, „so daß die Stadt nur für die Besoldung der Lehrerinnen und die Verzinsung des Anlagekapitals aufzukommen hat."

„Und wie hoch beläuft sich der also geforderte jährliche Zuschuß?"

„Auf rund 3000 Mark für jede Kochschule."

„Für jede? So haben Sie außer dieser noch eine derartige Anstalt?"

„Gewiß, und zwar eine von derselben Größe, denn wir unterrichten insgesamt 480 Volksschülerinnen, und zwar während des ganzen letzten Schuljahres, nicht, wie es an manchen Orten üblich, nur im halbjährigen Kursus."

Während die liebenswürdige Lehrerin uns diese und manch' andere Auskunft erteilt, haben die fleißigen Mägdlein die Spuren ihrer kochkünstlerischen Thätigkeit getilgt. In blendender Sauberkeit erstrahlen die Tische und Schemel, die Geschirr- und Topfregale, die Messer, Löffel und die Steinfliesen des Fußbodens. Von der letzten trocknen Oase, auf der wir mit der Lehrerin standen, retten wir uns nach dem Vorzimmer und nehmen dankend Abschied von dieser modernen Bildungsstätte, der wir ein herzliches „Wachse, blühe und gedeihe!" zurufen. Mögen derartige Schulen, die in den jungen Mädchen den Sinn für Hauswirtschaft wecken, immer weitere Verbreitung finden!

Blätter und Blüten

Karl v. Holtei. (Zu dem Bildnis S. 67.) Nicht nur im sangesfrohen Schlesien, seiner engeren Heimat, wird man in diesen Tagen gern und in Dankbarkeit des Dichters Karl v. Holtei gedenken, der am 24. Januar vor hundert Jahren in Breslau zur Welt kam. Wohl hat sich der Geschmack seit jener Zeit gewaltig geändert, da seine Singspiele und rührenden Dramen, wie „Lenore" und „Lorbeerbaum und Bettelstab", zu den beliebtesten Stücken der deutschen Bühne zählten; aber viele seiner Lieder leben noch heute mit der Frische echter Volkslieder im Bewußtsein der Nation und die besten seiner Romane finden im heranwachsenden Geschlecht immer aufs neue empfängliche Leser. Noch sind auch viele am Leben, die den liebenswürdigen wanderlustigen Dichter persönlich gekannt, ihn als dramatischen Vorleser, als unerschöpflichen Improvisator und humorvollen Anekdotenerzähler bewundert haben. Auch Schauspieler war er in seiner Jugend, aber nicht lange. Dann wurde er Theatersekretär und Theaterdichter; erst in Breslau, dann in Berlin, wo seine erste Frau, die Schauspielerin Luise Rogée, an der Hofbühne wirkte. Auch seine zweite Ehe schloß er mit einer Bühnenkünstlerin, die er wiederum nach kurzem Eheglück durch den Tod verlor. Er war damals gerade Theaterdirektor in Riga. Darauf führte er ein unruhiges Wanderleben als Vorleser dramatischer Dichtungen, vor allem Shakespeares. In dem unterhaltenden und gehaltvollen Memoirenwerk „Vierzig Jahre" hat er diese an interessanten Begegnungen überaus reiche Zeit sehr anziehend geschildert. In ganz Schlesien aber ist Holtei als Verfasser der „Schlesischen Gedichte", in denen er den treuherzigen Volkston und die eigenartige Dialektfärbung ausgezeichnet traf, gekannt, anerkannt und beliebt wie kein anderer Dichter. In späteren Lebensjahren schrieb Holtei größere Romane, meistens im Plauderton, zuweilen gefühlvoll oder selbst empfindsam im Stil Jean Pauls, dessen Sentenzen er ja auch in Verse gebracht hat. Großen Beifall fanden die „Vagabunden", die reich sind an köstlichen Genrebildern aus dem Leben der umherziehenden Artisten und Schausteller. Einen wärmeren Ton schlug er in seinem gemütvollen Roman „Christian Lammfell" an. In andern Romanen und Erzählungen zeigte er sich als ein kecker Realist, dessen Naivetät manche Kühnheit entschuldigt. Karl v. Holtei ist ein echter schlesischer Volksdichter; aber er hat auch der ganzen deutschen Lesewelt wertvolle Gaben gespendet.

Strandkapelle S. Ampeglio bei Bordighera. (Zu dem Bilde S. 37.) An der herrlichen Riviera di Ponente, am Fuße des Kap S. Ampeglio liegt, halbversteckt in blühenden Gärten und den sanft

Digitized by Google

aufsteigenden Olivenwäldern, die vielgerühmte Palmenstadt Bordighera. Es bedarf keiner großen Anstrengung der Phantasie, um sich hier sofort nach Syrien, Aegypten, Palästina zu versetzen, denn die Palmenfülle und Rosenpracht, die das Auge entzücken, sind ganz orientalisch. Ueber all diese Herrlichkeit aber geht das Meer, das blaue segeldurchwanderte Meer! Ein Blick auf diese schimmernde Bläue, ein Blick vom Kap aus über das leuchtende Land erfüllt unsere Seele mit Entzücken. An diesem Strande erhebt sich in der Nähe einer alten Klosterruine eine kleine Kapelle, an die sich einige Ueberlieferungen der Sage und Geschichte knüpfen.

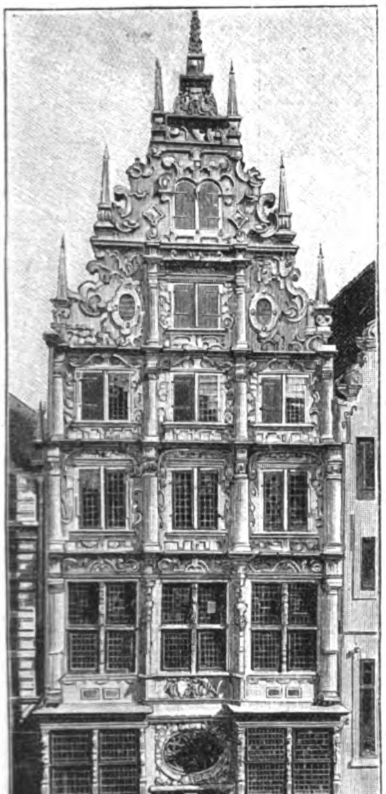
Vor grauen Jahren kam ein frommer Einsiedler aus der thebaischen Wüste herübergewandert ins Abendland, getrieben vom Geiste, irgend einer seßhaften Bevölkerung das Christentum zu bringen. Das wilde Volk der Ligurer schien dessen sehr bedürftig, das Land heimelte ihn an, so blieb er am Strande des Meeres sitzen, richtete sich eine Kalksteinhöhle an einem in die Flut springenden Felsen zur Zelle ein, führte in dieser Zelle siebzehn Jahre lang ein asketisches Dasein und lehrte und taufte vieles Volk, bis er 428 starb. Seine irdischen Reste blieben und bleichten in der Höhle und erfuhren hohe Verehrung von seiten der umwohnenden Fischer, Hirten und Winzer, die höchste aber im Jahre 1248, da sie in schönem Schrein gesammelt feierlich nach Genua abgeführt und in der Kirche S. Stefano beigesetzt wurden.

Ueber seiner Grotte hatte sich schon lange vor dieser Zeit ein Kloster erhoben, das aber die Sarazenen im Jahre 900 zerstörten. Der Einsiedler hatte Ampelius geheißen. Nach ihm erhielt das ganze Kap den Namen Kap S. Ampeglio.

W. Kaden.

Karl v. Holtei.
Nach einem Bilde aus dem Jahre 1860.

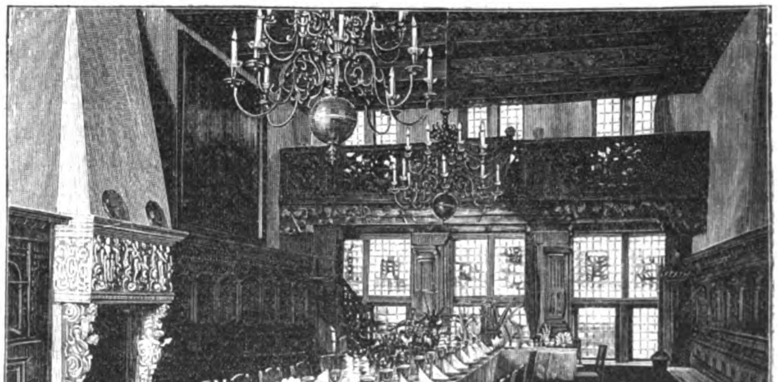
Das „Alt-Bremer Haus“ in Bremen. (Mit Abbildungen.) Unsere Großstädte sind in stetem Wachstum begriffen; immer mehr passen sie sich den Bedürfnissen der Neuzeit an, und immer mehr muß das Alte dem Neuen weichen. Ein erfreuliches Zeichen ist es aber, daß man vielerorts bei dieser Umwandlung Denkmäler alter Baukunst pietätvoll zu erhalten sucht. Die alte Hansestadt Bremen ist besonders reich an solchen altertümlichen Häusern, und neuerdings wurde in ihren Mauern das sogenannte „Alt-Bremer Haus“ an der Langenstraße 13 in gelungener Weise wieder hergestellt. Dasselbe, im Volksmunde auch „Essighaus“ genannt, stammt aus dem Jahre 1618, aus der Blütezeit Bremens vor dem Dreißigjährigen Kriege. Es wurde nach den Plänen des berühmten Baumeisters Lüder von Bentheim errichtet, dem Bremen die Stadtwage und das Kornhaus am Fangturm verdankt und der am Anfang des 17. Jahrhunderts auch das berühmte, aus dem 15. Jahrhundert stammende Rathaus in kunstverständiger Weise umgebaut hat. Ursprünglich soll es einen Besitz der Familie Esich gebildet haben, später wurde in ihm eine Essigfabrik eingerichtet. Das alte Haus besitzt eine architektonisch reich verzierte Front mit vorspringenden Söllerfenstern, die zum Teil in Barock-, zum Teil in Renaissancestil gehalten ist. Diese Front hat einen so hohen künstlerischen und altertümlichen Wert, daß das Kensington-Museum in London sie zu erwerben trachtete. Als dies bekannt wurde, kaufte Architekt Alb. D. Dunkel das Haus und erneuerte es unter sorgfältiger Benutzung aller vorhandenen Reste. Zu diesem Zwecke wurde ihm eine Beihilfe von 20000 Mark aus der Rolandstiftung bewilligt, welche den Zweck hat, interessante Bauwerke in Bremen zu erhalten. Die Wiederherstellung ist in trefflicher Weise gelungen. Der Besucher schaut wieder die Pracht eines altbremischen Patrizierhauses. Da sind der „Kantor“, die Lagerdiele mit Wohnstube, die Schlafzimmer, die Küche, der Rokokosaal wieder so eingerichtet, wie es in alter Zeit üblich war. Alte Tapeten, blaubemalte Fliesen und alte Gemälde schmücken die Wände, überall stehen altmodische Kachelöfen, und schöne Holzschnitzereien erfreuen an Galerien, Portalen 2c. das Auge. Auf der Dielenwand sind Verse von Arthur Fitger zu lesen, in welchen die Geschichte des Hauses dargestellt wird. Unsere Abbildungen zeigen die Front des „Alt-Bremer Hauses“ und den „großen Saal“. Das schöne Bauwerk ist in den Besitz einer Weingroßhandlung übergegangen und dient nunmehr fröhlichen Zechern zum gemütlichen Aufenthalt.



Das „Alt-Bremer Haus“ in Bremen.

Der Empfangstag. (Zu dem Bilde S. 40 und 41.) Eine Form der Geselligkeit, die sich neuerdings auch in unseren Großstädten schnell eingebürgert hat, ist der „bestimmte Tag“. Die Hausfrau bezeichnet den Bekannten und Freunden des Hauses einen Tag in der Woche, dessen Nachmittagsstunden sie regelmäßig zum Empfang freundschaftlichen Besuches offen hält. Es entwickelt sich daraus ein Verkehr von anspruchsloserem und zwangloserem Charakter, als ihn die eigentlichen Gesellschaften zulassen; die näheren Bekannten gruppieren sich nach eigner Wahl, wie es uns der Künstler hier im Bilde zeigt. Eine zahlreiche Gesellschaft, alt und jung, füllt den großen Salon; im Hintergrund haben sich die Musikalischen zu Gesang und Spiel des Flügels bemächtigt, im Vordergrund plaudern und lachen die anderen dabei unbekümmert weiter; sie sind eben bei den höchst interessanten Erinnerungen vom letzten Balle, und die Mädchen haben genug zu thun, um sich vereint gegen die Anzüglichkeiten des stets zu Späßen aufgelegten Lieutenants zu wehren. Weiterhin wird von poetischen Seelen ein litterarisches Gespräch gepflegt, auf dem Sofa aber und am Kamin flüstern die älteren Herrschaften leise und angelegentlich von Familien- und Gesundheitsverhältnissen. So kommt jeder zu seinem Rechte und alle haben sich zum Schlusse gut unterhalten.

Holländische Gasbrunnen. Eine neue Art der Beleuchtung hat sich seit kurzem auf vielen Bauernhöfen des nördlichen Hollands eingebürgert. Betritt man ein solches Bauernhaus, sei es in einem Dorfe, sei es weit entlegen von der nächsten menschlichen Wohnung, so ist man erstaunt, in dieser ländlichen Einsamkeit, wo man im Umkreis vieler Meilen mit Sicherheit auf die Abwesenheit jeder Gasanstalt schwören könnte, den Vorteil der Beleuchtung mit Gasglühlicht zu finden. Eine kleine Gaskrone von zwei bis drei Lampen im Wohnzimmer, eine Glühlampe in der Küche, auf der Diele, eine Gaslaterne vor dem Hause, ja eine Glühlampe im Kuhstall gehören in Nordholland auf den einsamsten Bauernhöfen keineswegs zur Seltenheit. Fragt man den Besitzer nach der Quelle dieses in solcher Umgebung höchst überraschenden



Der große Saal im „Alt-Bremer Haus“.

Digitized by Google

Lichtes, so wird er uns an den Brunnen auf seinem Hofe führen und auf den eisernen Behälter deuten, der wie ein umgekehrter Kessel mit der Oeffnung nach unten in den Wasserspiegel der Brunnenöffnung taucht und sich mittels Ketten und Rollen auf und nieder bewegen läßt. Die Quelle dieser ländlichen Luxusbeleuchtung ist sogenanntes Brunnengas, von dessen Brennbarkeit und Explosivität die Besitzer eines solchen Brunnens vor einigen Jahren auf unangenehme Weise überzeugt wurden. Daß aus dem Wasser der Gräben und der offenen, sogenannten Nortonbrunnen, durch welche im nördlichen Teil der Niederlande der Wasserbedarf auf dem Lande überwiegend gedeckt wird, häufig Sumpfgas entweicht, war den Anwohnern längst bekannt; man braucht z. B. im Winter auf solchen stehenden Gräben nur ein kleines Loch ins Eis zu schlagen, um das daraus entweichende Gas nach kurzer Zeit anzünden zu können. Durch Zufall lernte man auch die große Menge des Gases kennen, welches aus dem Wasser der offenen Norton- oder Abessinierbrunnen entweicht. Einige Knaben spielten am Rande eines solchen Brunnens mit Zündhölzern, das explosive Gemenge aus Luft und Sumpfgas, welches sich über dem Wasserspiegel in der Brunnenröhre gebildet hatte, wurde durch ein herabfallendes Streichholz entzündet, und einer der Knaben durch die emporschlagende Flamme schwer verletzt. Da das brackige, gelbe und salzhaltige Wasser der Nortonbrunnen als Trinkwasser höchstens für das Vieh gebraucht wird und von diesem ohne Schaden vertragen zu werden scheint, so verlor es auch nach der Entdeckung des Gasgehaltes nicht weiter an Wert. Dagegen kam ein Brunnenmacher aus Parmerend, Namens Lankema, auf den Gedanken, diese reichlichen Mengen von Brunnengas zur Beleuchtung zu benutzen. Zu diesem Zwecke werden in der oberen gemauerten Brunnenöffnung, in welcher sich das aufsteigende Wasser sammelt, die oben erwähnten Kessel oder Gasometer, deren Größe von einem bis zu mehreren Kubikmetern wechselt, an Ketten und Gegengewichten aufgehängt. In diesen Behältern hat das Gas, welches dem Brunnenwasser nur allmählich in kleinen Bläschen entweicht, am Tage und in der Nacht Zeit, sich zu sammeln, und beim Eintritt der Dunkelheit ist dann der dreiviertel oder ganz gefüllte Gasometer gebrauchsbereit. Ein Brunnen für 400 bis 1000 l stündlicher Wasserlieferung giebt in derselben Zeit 40 bis 200 l Gas ab, d. h. reichlich genug, um den Lichtbedarf eines Bauernhofes von 4 bis 5 Flammen und auch den Brennstoff für die meist noch daneben eingerichtete Gasküche zu liefern. Da das Sumpfgas an sich keine Leuchtkraft besitzt, sondern ähnlich wie ein Spiritusbrenner nur eine schwache blaue Flamme giebt, so bedient man sich zur Beleuchtung meistens der Glühstrümpfe, deren dünnes Gewebe auch durch lichtschwache Gase noch hinreichend in Glut versetzt wird. Das Kochen mit Gas dient neben seiner Bequemlichkeit und Sauberkeit und der Ersparnis an Brennmaterial dazu, den Gasbrunnen auch im Sommer, wenn es mit dem Lichtbedarf zu Ende ist, nicht unbenutzt zu lassen. Die Gasleitung vom Brunnen zum Hause besteht nur aus einem Hahn und einem darübergezogenen Gummischlauch, der den Bewegungen des Gasometers folgt und mit seinem anderen Ende auf ein dünnes zum Hause führendes Gasrohr gestreift ist.

In manchen Fällen wird das Gas, um seine Leuchtkraft zu verbessern, nach allen Regeln der Kunst karburiert, d. h. durch die Aufnahme lichtstarker Substanzen leuchtend gemacht, wie es auch in Gasanstalten häufig der Fall ist. Das geschieht einfach, indem man es vor der Benutzung durch einen Behälter streichen läßt, der zum Teil mit kleinen Stücken von Calciumkarbid oder mit Petroleumäther gefüllt ist. Durch die Vergrößerung der Brunnenanlage läßt sich auch die Gaserzeugung stark vermehren, und da man die letztere umsonst hat, die Anlage von Nortonbrunnen aber sehr billig ist, so werden in vielen Fällen Brunnen gebohrt lediglich zu Beleuchtungszwecken. Der erwähnte Unternehmer hat in Wieringerwaard einen Hof mit einem Gasbrunnen für 14 Flammen ausgestattet, und eine andere demnächst zur Ausführung kommende Anlage ist sogar bestimmt, 60 Flammen zu speisen. Bw.

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Wohl bekomm's!

Nach einem Gemälde von E. Rau.

Das Hofgestüt Lipizza. (Zu dem Bilde S. 57.) In der Grafschaft Görz und Gradisca liegt bei dem Dorfe Corgnale eine der interessantesten Gegenden des Karstes. Die Grotte von Corgnale zählt zu den großartigsten Höhlenbildungen Europas und östlich von ihr erstreckt sich die berühmte Höhle von St. Canzian. Nordwestlich von Corgnale aber grünt in der Fels- und Steinwüste eine frische und anmutige Oase, „das kaiserliche Hofgestüt Lipizza“. Dasselbe enthält ein ausgezeichnetes Pferdematerial, das sich durch seine schönen Formen, brillante Gangart und Ausdauer besonders auszeichnet. Hochedle spanische Pferde sowie solche aus der nahen Polesine bildeten die Stammeltern der heute als „Lipizzaner“ weltbekannten Rasse. Später brachte man arabisches Vollblut in das Gestüt. Unser Bild zeigt einige charakteristische rein Lippizaner Stuten und eine Vollblutaraberin. — Der Gestütmeister geht tags über wiederholt in Stall, Koppel und auf der Weide herum, um sich von dem Wohlbefinden seiner Schützlinge zu überzeugen. Die Pferde scheinen sich der Fürsorge ihres Herrn bewußt zu sein, denn sie folgen ihm, sobald er sich zeigt, auf Schritt und Tritt. *

Cornelia, die Mutter der Gracchen. (Zu unserer Kunstbeilage.) Unter den großen Staatsmännern des alten Roms ragen die Gestalten der beiden Brüder Tiberius und Gajus Gracchus bedeutsam hervor. In den schweren politischen und socialen Kämpfen, welche am Ausgang des 2. Jahrhunderts v. Chr. in der römischen Republik tobten, waren sie Führer der Volkspartei; aber nur vorübergehend konnten sie Erfolge erzielen und beide fanden in Straßenkämpfen frühzeitigen Tod. Auch ihre Mutter Cornelia zählt zu den berühmtesten römischen Frauen. Sie war die Tochter des Scipio Africanus, die Gattin des Sempronius Gracchus und hatte nach dem Tode desselben die Hand des ägyptischen Königs Ptolemäos ausgeschlagen; sie wollte nicht Rom verlassen, nicht an den fernen Nil gehen, sondern in ihrer Vaterstadt am Tiber sich ganz der Erziehung ihrer Söhne widmen. Das dankbare Rom hat später der „Mutter der Gracchen“ eine eherne Bildsäule errichtet. Dauernder ist das Denkmal, das sie sich durch den bekannten Ausspruch gesetzt hat, der als ein Zeugnis echten Mutterstolzes und unverderbten Römersinns von den Geschichtschreibern aufbewahrt ward. Das Bild von G. Biermann führt uns die Begegnung der Cornelia mit einer andern Römerin vor, die zu diesem Ausspruch Anlaß gab. Auf ihr prunkvolles Armband zeigt die andere in siegesgewisser Eitelkeit, mit der Frage, ob Cornelia etwas Aehnliches zur Schau stellen könne. Nur Hochmut und Genußsucht spricht aus ihren herzlosen Zügen: Ihr gegenüber tritt Cornelia, auf ihre beiden Söhne zeigend, von denen der jüngere, Gajus, sich an sie schmiegt, während sie den einen Arm auf die Schulter des älteren, Tiberius, legt. „Diese sind mein Schmuck,“ sagt sie mit edlem Selbstgefühl. Mutter und Söhne zeigen denselben Adel der Züge. Doch nicht ohne Wehmut ruht unser Blick auf den beiden prächtigen Knaben, denen so früh schon ein tragisches Schicksal beschieden war. †

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

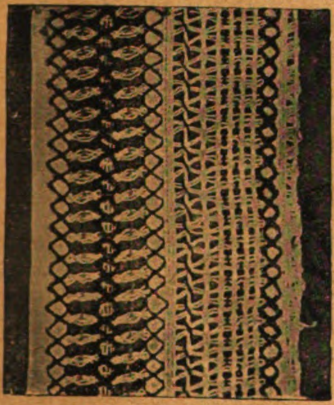
Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Kinderschürze aus bestickten Streifen von Kongreßstoff. Alle Streifen der Schürze sind gleichmäßig bestickt, doch wechseln dabei die Farben der Stickerei regelmäßig ab, so daß immer ein Streifen Zierstiche aus blauem und braunem Stickgarn, der folgende ebensolche aus rotem und

Schürze aus gestickten Streifen von Kongreßstoff.

olivem Garn zeigt. Diese Töne geben der Schürze ein freundliches Aussehen, ohne eine bestimmte Farbe zu kraß hervortreten zu lassen. Das Ausführungsmuster erklärt deutlich die Stickerei, dabei sind ganze und halbe Kreuzstiche, Vorstiche und Durchziehfäden angewandt. Die Streifen sind mit der Hand zusammengenäht, da die Nähmaschine sie ungleichmäßig zusammenziehen würde. Wie an der Abbildung ersichtlich, bilden am unteren Rande der Schürze zwei zusammengesetzte Streifen eine eingezogene Garnierung. Einzelstreifen setzen sich zu einem kleinen Latz zusammen. Den übrigen Schmuck der graziösen Schürze übernehmen schmale Moirébänder, deren Farbe mit der Stickerei harmonieren muß. An unserem Modell sind dieselben hellederbraun. Selbstverständlich müssen die Bänder vor der Wäsche abgetrennt werden. M. L.



Stickerei zur Schürze.

Pyroskulptur. Eine neuartige Ausführung der Brandmalerei hat ein österreichischer Jurist, Professor Weißenbach, gefunden und ihr den Namen Pyroskulptur gegeben. Die Neuheit ist allerdings weniger eine Brandmalerei in dieses Wortes Bedeutung, als vielmehr eine Brandarbeit, insofern es hierbei nicht auf eine detaillierte Darstellung komplizierter Muster ankommt, sondern lediglich auf tief und derb eingebrannte Konturen kompakter Motive, die besonders der Fernwirkung zu dienen geeignet sind. Um aber diese rohe Ausführung lebendiger und künstlerischer zu gestalten, brennt Weißenbach den Grund außerhalb des Musters punzenartig mit allerhand Stempeln und Filetten ein und hebt außerdem das Muster von seiner schwarzbraunen Umgebung durch eine zarte Farbengebung ab, so daß ein herrlicher Effekt erzielt wird. Um die schöne Arbeit auch Dilettanten ausführbar zu machen, hat Weißenbach im Verlag von E. Haberland in Leipzig bereits 4 Hefte Vorlagen erscheinen lassen, welche ebenfalls von allen Freunden der Brandmalerei eifrig studiert werden sollten. Aber auch durch Herstellung sogenannter Dekorationsspitzen zum Ausbrennen des Grundes sucht man den zahlreichen Liebhaberkünstlern die Beschäftigung mit der Pyroskulptur zu erleichtern. Es sind dies, wie aus beistehender Abbildung ersichtlich, kleine Brennstempel, welche direkt auf den Platinastift gesteckt, mit diesem heiß gemacht werden und durch einfaches Ausdrücken auf die Holzfläche je nach ihrer Form allerhand Muster einbrennen, Kreise, Spiralen, Nullen, Sterne, Blätter, Kreuze 2c. Die Dekorationsspitzen kosten 1 Mark das Stück und werden in 20 verschiedenen Formen geliefert. Da bei dem erforderlichen tiefen Einbrennen der Musterkonturen sehr leicht unsaubere Arbeiten entstehen, die Umgebung der Linien versengt würde 2c., schlägt Weißenbach vor, das Holz mit einer Auflösung von Damarharz in Benzin ein paarmal tüchtig einzureiben. In der That erzielt man dadurch stets reine Striche.

Kleines Stuhlkissen. Die Form ist bekannt, entweder ein mit Schleifen an der Stuhllehne befestigtes Kissen oder zwei von derselben Form, nach beiden Seiten über die Lehne hängend und durch Schleifen verbunden. Eine hübsche Dekoration dafür ergiebt sich aus den leicht erhältlichen Resten der englischen Velveteens, der bedruckten Sammete, die oft so reizende Muster zeigen. Man schneidet eine größere Blume sorgfältig aus, beklebt sie auf der Rückseite mit einem Stück gummierten Seidenpapiers, um ihr mehr Halt zu geben, worauf sie vorsichtig zwischen

Formen für Pyroskulptur.

Handhabung der Formen für Pyroskulptur.

weichem Fließpapier zu pressen ist. Dann heftet man sie mit leichten, feinen Stichen ringsherum auf den Grundstoff des Kissens und überstickt die Ränder zierlich mit Seide in den Farben der Blume, auch Staubfäden, Adern 2c. kann man mit Seide erhöhen; ein Seidenvolant bildet den Abschluß. Auch in einfachem Cretonne läßt sich auf diese Weise ein recht hübscher Effekt erreichen.

Kleines Stuhlkissen.

Hauswirtschaftliches.

Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier, in der Art der bekannten bunten Lampenschirme. Man kann nicht leicht zur Dekoration festlicher Tafeln etwas Hübscheres finden. Die Papierläufer sind in Stücken von mehreren Metern Länge in den größeren Papierhandlungen zu haben und zeigen, meist auf lichtem Grund, graziöse Rand- und Füllmuster. Die Farbe wählt man zum Tischgerät passend; zu allem blauen Service machen sich die blau, rot und gold bedruckten besonders zierlich. Bei guter Behandlung sind sie auch auf dem Familientisch verwendbar.

Verbrannte Braten genießbar zu machen. Jedes Mißlingen einer Speise ist für die Hausfrau ärgerlich, aber niemals ist der Kummer so groß, als wenn sie einen verbrannten Braten verloren geben muß. Bedeutet doch der Verlust dieses großen Fleischstückes eine merkbare Lücke in der ohnehin knapp reichenden Haushaltskasse. Aber wohl nur in den seltensten Fällen wird ein verbrannter Braten völlig unbrauchbar sein; ich wüßte aus langjähriger Küchenpraxis keinen solchen Fall zu nennen, da meist nur die Kruste — mehr oder weniger — wertlos und außerdem die Sauce allerdings völlig unbrauchbar geworden war. Ein verbrannter Braten läßt sich retten, wenn man die Kruste so weit völlig abschneidet, als sie schwarz ist. Dann wird der Braten mit $^1/_2$ l kochendem Wasser aufs Feuer gesetzt, auf beiden Seiten einige Minuten gekocht, dann nochmals in frisches kochendes Wasser gethan und wieder einige Minuten gesiedet. Durch dies Verfahren entfernt man die kleinen, etwa noch anhaftenden schwärzlichen Teile und auch den brenzligen Geschmack. Der Braten wird darauf getrocknet, leicht gesalzen, mit heißer Butter bestrichen und in frisch gebräuntes Fett gelegt, in dem man ihn nun wie gewöhnlich gar brät. Beim Nachgießen verwendet man etwas Milch und zuletzt einige Löffel kräftiger Bouillon aus Fleischextrakt. Der so behandelte Braten wird allerdings kleiner geworden, im Geschmack jedoch tadellos sein. — Ist es übrigens wirklich einmal vorgekommen, daß ein Braten so total verbrannt ist, daß selbst dies Verfahren ihn nicht retten kann, so kann man doch immer noch das Innerste benutzen, um eine Farce mit allerlei pikanten Würzungen aus ihm zu bereiten. L. H.

Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier.

Moorig schmeckende Karpfen zu verbessern. Ein moorig schmeckender Karpfen bereitet alles andere eher als Genuß, und die Enttäuschung für den Hausherrn ist eine sehr schmerzliche. Die Hausfrau kann es den Fischen vorher nicht ansehen, aber immerhin thut sie auf alle Fälle gut, vorsichtig vorzubeugen, wenn sie nicht genau weiß, woher die Fische kommen. Moorig schmeckende Karpfen verlieren ihren häßlichen Geschmack, wenn man ihnen beim Putzen und Schuppen die Kiemen völlig ausschneidet und die leeren Höhlungen wiederholt mit klarem kalten Wasser auswäscht, dem man so viel übermangansaures Kali zugesetzt hat, daß das Wasser eine dunkelrosa Farbe hat. He.

Schnelligkeitssauce (für alle Sorten Fleischreste zu verwenden). Man zerläßt 50 g Butter, thut einen in Würfelchen geschnittenen, geschälten sauren Apfel, eine ebenso zerteilte kleine saure Gurke und eine geriebene Zwiebel hinein und schmort dies in der Butter weich. Dann giebt man einen Löffel Mehl, eine Prise Pfeffer und Zucker, eine große Messerspitze Liebigs Fleischextrakt, 3 Löffel Tomatenbrei und so viel Wasser hinzu, daß man eine sämige Sauce erhält. Man streicht sie durch ein Sieb, rührt sie heiß, schmeckt nach dem Salz und benutzt sie für alle Reste gekochten und gebratenen Fleisches, mit Ausnahme von Kalbfleisch und Geflügel.

Das Fleisch wird dazu in Streifen, Scheiben oder Würfel geschnitten, in die Sauce gethan und im Wasserbade erhitzt. Man röstet sodann Semmelkrumen in Butter bräunlich, kocht einige Eier härtlich, schneidet sie in feine Würfel und nimmt Kapern. Man verziert hiermit abwechselnd das Gericht und giebt Wasserspätzle dazu.

Auf diese Weise erhält man eine sättigende, wohlfeile und dabei von Ansehen und Geschmack gleich treffliche Speise selbst aus einfachen Kochfleischresten. He.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.

Von Frieda Tschiersch.

Skataufgabe.

Von K. Buhle.

Der Spieler in Mittelhand sagt mit diesen Karten

(tr.B.) (p.B.) (c.D.) (c.9.) (c.8.) (c.7.) (tr.As) (tr.K.) (p.As) (p.Z.)

Rot(coeur)-Solo an, verliert aber das Spiel, obwohl er die

(tr.Z.)

herausschneidet, denn die Gegner, von welchen der erste in seinen Karten ein Auge mehr hat als der andere, bekommen 60 Augen herein. Müßten aber die Gegner ihre Plätze wechseln oder ihre sämtlichen Karten gegeneinander umtauschen, so würde der Spieler gewinnen, obwohl er die eZ. nicht herausschneiden kann.

Wie sind die übrigen Karten verteilt und wie ist in beiden Fällen der Gang des Spiels?

Wechselrätsel.

Mit a ein Wind voll wilder Kraft,
Mit g ein Wort, das Sorgen schafft,
Mit d kommt es am Schiffe vor,
Mit n erfreut's Mund, Aug' und Ohr.

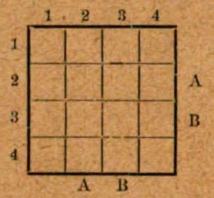
F. M.-S.

Verwandlungsrätsel.

Mit B das Herz ihr selig pocht,
Mit K man's in der Küche kocht.

Magisches Quadrat.

In die Felder nachstehenden Quadrats sind vier aus je vier Buchstaben bestehende Wörter so einzutragen, daß diese sowohl von oben nach unten, als auch von links nach rechts gelesen werden können.



1, den Kamönen unterthan,
Sucht auf der dornenvollen Bahn
Der Bretter, die die Welt bedeuten,
Den Ruhmeslorbeer zu erbeuten.

2 wird von jenen hoch verehrt,
Die noch im Dunkel, abgekehrt
Vom Kreuz, in fernen heißen Landen
Ein wilder Kultus hält in Banden.

3, wetterwendisch, launenvoll,
Treibt es mitunter gar zu toll;
Der Ehemann vor allen Dingen
Weiß wohl ein Lied davon zu singen.

4 such' im hohen Norden auf,
Dort eilt's dahin in schnellem Lauf.
Von ihm berichten alte Sagen
Schon aus der Vorzeit grauen Tagen.

Von A nach 2 und von B nach 3, beide sowohl von unten nach oben als auch von rechts nach links gelesen, ergeben wiederum zwei Wörter, und zwar:

A 2, im Süden ist's ein Ort,
Einst tobten heiße Kämpfe dort.
B 3, jenseit des Roten Meeres
Als bergig Land zu suchen wär' es.

Oscar Leede.

Scherzfüllrätsel.

Fügt man in einem Strumpfteil ein,
Wird's meist von Stahl und Eisen sein.

F. Müller-Saalfeld.

Rätsel.

Des Waldes Riesen tötet's mit dem Zahn,
Entzieht jedoch zwei Strichlein du dem Wort,
So erbt mit seinen Wundern es vom Ahn
Beständig sich zum Enkelkinde fort.

Auflösung des Bilderrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 1.

Erst besinn's, dann beginn's.

Auflösung der Arithmetischen Aufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 1.

Es wurden 17 Enten, 23 Hühner und 60 Tauben gekauft.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 1.

Vendee.

Auflösung des Vorsetzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 1.

Trotzige Herzen. — 1. Richter, Trichter; 2. Ente, Rente; 3. Schatz, Oschatz; 4. Urban, Turban; 5. Wolle, Zwolle; 6. Rade, Jrade; 7. Logau, Glogau; 8. Wald, Ewald; 9. Alma, Halma; 10. Ger, Eger; 11. Uhr, Ruhr; 12. Jnn, Zinn; 13. Dom, Edom; 14. Adel, Nadel.

Auflösung des Homonyms auf dem Umschlag von Halbheft 1.

Joppe.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Robert Blum.

Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk von Hans Blum.

Mit R. Blums Porträt in Stahlstich und einem Facsimile. Preis geh. 6 Mk.

In dem vorliegenden Buche, in welchem der Sohn Robert Blums auf Grund reichhaltigen Materials und wichtiger Familienpapiere den Lebensgang und die Lebenskämpfe seines Vaters schildert, liegt ein hochinteressanter Beitrag zur deutschen Geschichte vor.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Trotzige Herzen.

Roman von
W. Heimburg.

Preis geh. 3 M. Elegant geb. 4 M.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Zither-Musik.

Kataloge gratis und franko.
Robert Wächtler, Hamburg.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Die Geschwister.

Roman von Ph. Wengerhoff.

Preis geh. 3 M. Elegant geb. 4 M.

Zu beziehen durch die meist. Buch- u. Zeitungshdlr.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

3. Heft. Preis 10 cents. 17. Februar 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Antons Erben. Roman von W. Heimburg (2. Fortsetzung)	69
Der rheinische Karneval. Von Dr. J. Nover. Mit Abbildungen	76
Maskiert! Humoreske von Hans Arnold. Illustriert von F. Hlavaty	80
Die Frauen von Berghausen. Gedicht von Martin Greif. Mit Abbildungen	93
Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß. Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten. II. Der Umschwung in Preußen (Anfang)	93

Blätter und Blüten: Heinrich Findelkind. S. 98. — Feuerfestes Holz. (Mit Abbildung.) S. 98. — Neckerei. (Zu dem Bilde S. 88 und 89.) S. 98. — Der Sturm im Handel. Von Reinh. Brand. S. 98. — Ernst Ludwig Taschenberg†. (Mit Bildnis.) S. 99. — Verteilung von Kohlen an die Wiener Armen. (Mit Abbildung.) S. 99. — Die Wartburg im Winterkleide. Von A. Trinius. (Zu dem Bilde S. 97.) S. 99. — Pierrot als Troubadour. (Zu dem Bilde S. 69.) S. 100. — Fastnachtszug der Schiffer in den Haveldörfern. (Mit Abbildung.) S. 100. — Auf der Redoute. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 100.

Illustrationen: Pierrot als Troubadour. Von St. Grocholski. S. 69. — Abbildungen zu dem Artikel „Der rheinische Karneval“. Vom Kölner Karneval: der Zug auf dem Waidmarkt. Von Chr. Heyden. S. 72 und 73. Initiale. S. 76. Vom Kölner Karneval: Aufzug der „Funken“. Von G. Franz. S. 77. Die Mainzer Stadthalle im Karneval 1897. Von C. Sutter. S. 79. — Abbildungen zu der Humoreske „Maskiert!“ Von F. Hlavaty. S. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 87. 90. 91. 92. — Neckerei. Von M. Volkhart. S. 88 und 89. — Abbildungen zu dem Gedicht „Die Frauen von Berghausen“. S. 93. — Abbildungen zu dem Artikel „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“. H. Th. v. Schön. Johann Jacoby. Heinrich Simon. Arnold Ruge. General v. Boyen. S. 94. G. v. Vincke. Graf Schwerin. A. v. Auerswald. Hansemann. L. Camphausen. v. Beckerath. Mevissen. S. 95. E. v. Bodelschwingh. Die Eröffnung des ersten „Vereinigten Landtags“ durch König Friedrich Wilhelm IV. Von W. Pape. S. 96. — Die Wartburg im Winterkleide. Von H. G. Vogel. S. 97. — Eine Brandprobe mit feuerfestem Holze. S. 98. — Ernst Ludwig Taschenberg †. S. 99. — Verteilung von Kohlen an die Wiener Armen. Von M. Ledeli. S. 99. — Fastnachtszug der Schiffer in den Haveldörfern. Von P. Colanus. S. 100.

Hierzu Kunstbeilage III: „Auf der Redoute“. Von Adolph Menzel.

Kleine Mitteilungen.

Ein Preisausschreiben des Nordamerikanischen Sängerbundes. Im Jahre 1899 wird in Cincinnati, Ohio, das fünfzigjährige Jubiläum des Nordamerikanischen Sängerbundes stattfinden. Aus diesem Anlaß ist von dem dortigen Bürger Fred. H. Alms ein Ehrenpreis von 1000 Dollars gestiftet worden für die beste Komposition eines Chores, welcher zur Eröffnung des Festes von sämtlichen Gesangskräften Cincinnatis zum Vortrag kommen soll. Die Komposition soll aus einem gemischten Chor, Soli und Orchester bestehen, und der Vortrag des Werkes darf nicht weniger als vierzig und nicht mehr als sechzig Minuten in Anspruch nehmen. Da das Werk von einem Massenchor von etwa 1500 Stimmen vorgetragen werden soll, darf die Komposition keine allzugroßen Schwierigkeiten bieten. Was ihren Charakter anbelangt, so wird die Darstellung einer Huldigung der schönen Künste, im besonderen der Musik, gewünscht. Die Arbeiten müssen bis spätestens den 1. August 1898 zu Händen des Musikkomitees für das fünfzigjährige Jubiläums-Sängerfest des Nordamerikanischen Sängerbundes gelangen. Nähere Auskunft erteilt der Vorsitzende des Komitees Pfr. Hugo G. Eisenlohr, 1213 Elmstraße, Cincinnati, Ohio.

Das großblumigste Veilchen, welches wir kennen, ist das neue Veilchen Princesse of Galles. Seine Blüten sind tiefblau, haben sehr angenehmen Duft und werden beinahe so groß wie unsere Stiefmütterchen. Dabei stehen die Blüten auf oft 15 bis 20 cm langen kräftigen Stielen und lassen sich infolgedessen zur Binderei ganz vorzüglich verwenden. — Wie alle anderen Veilchen wird es vorzugsweise aus Stecklingen vermehrt. Man kann jedoch alle Veilchen auch leicht aus Samen ziehen und hat dabei den Vorteil, daß die Blumen dieser Sämlinge im allgemeinen größer sind als die der Mutterpflanzen. Veilchensamen findet man im Juli und August an den Büschen. Er sät sich selbst aus, und die jungen Keimlinge werden später meistens mit dem Unkraut vernichtet, weil man nicht auf sie achtet. Es ist deshalb besser, den Samen zu sammeln und ihn auf ein kleines sonniges Beet in Reihen auszusäen, gleich nachdem man ihn geerntet hat. Die jungen Pflänzchen müssen im nächsten Frühjahre, da sie zu dicht stehen, verpflanzt werden und geben im anderen Jahre kräftige Büsche. — Je tiefblauer die Blüte der Veilchensorte ist, desto mehr Wert hat die Sorte im allgemeinen. Unsere gefüllten Veilchen haben fast alle dunkelblaue Blüten. Sie können sich aber weniger einbürgern, weil sie im Winter empfindlich sind und leicht eingehen. Weiße Veilchen pflückt man im allgemeinen nicht gern. In Frankreich hat man jetzt auch ein gelbes Veilchen. Es ist wohl die Frage, ob diese Farbe mehr Anklang findet. Ein Veilchen muß nun einmal blau sein, wenn es seinen ganzen Reiz auf uns ausüben soll.

Die älteste Stadt der Welt. Auf Veranlassung der Universität von Pennsylvanien übernahm im Jahre 1888 Dr. J. P. Peters eine Durchforschung Babyloniens, die im Jahre 1893 von J. H. Haynes fortgesetzt wurde. Der letztere Forscher erhielt den Auftrag, die großen Erdhügel von Nuffar in Nordbabylonien, die Gegend der alten Stadt Nippur, zu untersuchen. Die Ergebnisse seiner Nachgrabungen sind für die Altertumskunde ungemein wichtig. Indem er den ganzen 10 m mächtigen Schutt, auf dem die Tempelruinen von Nippur stehen, Schicht für Schicht untersuchte, fand er eine große Anzahl von Ueberbleibseln ältester babylonischer Civilisation. Es werden wohl Jahre vergehen, bis das gesammelte Material von Gelehrten bearbeitet und erläutert wird. Soviel steht aber schon heute fest, daß die in der untersten Schuttschicht gefundenen Ueberreste aus einer Zeit stammen, die bis in das siebente Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Haynes hat also die Trümmer der ältesten uns bis jetzt bekannten Stadt bloßgelegt, und die unter denselben gefundenen Inschriften sind die ältesten Dokumente aus der Geschichte der Menschheit. Wie aus einer dieser Inschriften ermittelt werden konnte, regierte in jener grauen Vorzeit in Unterbabylonien ein König Namens „Eshagsagana“, der mit der Stadt „Kisch“ und den wilden Horden „des Landes der Bogen“ mit wechselndem Glück Krieg führte. Ein ausführlicherer Artikel über diese Ausgrabungen wurde neuerdings in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient“ veröffentlicht.

Ueber den Einfluß der Kälte auf die Keimfähigkeit von Pflanzensamen haben Brown und Escombe interessante Versuche angestellt und darüber neuerdings an die „Royal Society“ in London berichtet. Es wurden gesunde Samen verschiedener Pflanzen gewählt, davon die eine Hälfte wie gewöhnlich aufbewahrt, die andere aber in trockenem Zustande während der Dauer von 110 Stunden der enormen Kälte von —183° bis —192° C. ausgesetzt. Hierauf wurden die Samen während fünfzig Stunden allmählich entkältet. Man säte nun sowohl die der Kälte ausgesetzten wie die unter gewöhnlichen Umständen aufbewahrten Samen aus. Beide keimten gleich gut, und die aus beiden entstandenen Pflanzen entwickelten sich in voller Gesundheit und brachten gleich guten Samenertrag.

Ballschuhtasche. Die feinen Lackschuhe der Herren wie die zartfarbigen Tanzschuhe der Damen müssen sehr sorgfältig aufbewahrt werden, wenn sie sich längere Zeit frisch halten sollen. Nach jedem Gebrauch müssen die Schuhe erst sorgsam gesäubert werden: die Lackschuhe reibt man mit feinem Oel ab, die Stoff- und Seidenschuhe werden mit warmem Kartoffelmehl und peinlich sauberer Bürste abgebürstet. Dann aber muß man einen Ort haben oder einen Behälter, in dem die Schuhe nicht feucht werden, sich nicht berühren und nicht gedrückt werden. Stiefeltaschen, die man beliebig in unbeachteter Ecke, im Schranke oder wo man will, aufhängen kann, sind dazu am praktischsten. Ebenso hübsch wie einfach stellt man sie aus sandfarbener Leinwand her. Man schneidet vier Streifen von 60 cm Länge und 57 cm Breite — für Damenschuhe entsprechend kleiner — und bestickt zwei dieser Streifen ringsherum oder an drei Seiten mit einer Kreuzstichkante, worauf man je zwei Streifen, einen bestickten und unbestickten, zu einer Tasche zusammenfügt. Der obere Rand wird etwa 3 cm breit gesäumt und mit drei Knopflöchern und Knöpfen zum Schließen versehen. Eine etwa 38 cm lange und 4 cm breite Spange desselben Stoffes, der dazu doppelt genommen und mit schmalem Börtchen versehen wird, verbindet die beiden Taschen miteinander. Für sehr zarte Schuhe kann man die Taschen noch mit hellem Satinfutter versehen, sie auch aus bestickten Flanell mit Seidenstickerei reicher — aber auch unpraktischer arbeiten. L.

Regenwürmer in Blumentöpfen kann man am besten durch einen Extrakt vertreiben, welcher aus den Hülsen der Roßkastanie gemacht wird. Wenn man im Winter dieses Hilfsmittel nicht zur Hand hat, muß man sich mit warmem Wasser oder mit Seifenwasser behelfen. Das Wasser kann 28° R. warm sein. Die Würmer erscheinen danach, wenn man den Topf derb gießt, bald an der Oberfläche. Im allgemeinen schaden die Regenwürmer in den Blumentöpfen nicht so sehr, wie häufig angenommen wird. Sie nähren sich von den abgestorbenen Wurzelteilen und sind besonders dann viel in den Töpfen zu finden, wenn die darin wachsenden Pflanzen anhaltend zu viel gegossen wurden und die Erde sauer und schlecht geworden ist. Dann sterben die Wurzeln ab, die Regenwürmer aber sind in solcher Erde gerade in ihrem Elemente. Wer viel Regenwürmer in seinen Blumentöpfen hat, sollte deshalb auch einmal nachsehen, ob er nicht beim Gießen zu viel gethan und dadurch seinen Pflanzen selbst geschadet hat.

Reinigen der Silbergeräte. Bei den Gesellschaften, die jetzt an der Tagesordnung sind, holen wir unsere Silberschätze, die sonst wohlverwahrt im Schranke stehen, hervor, und gar oft werden wir sie stark angelaufen finden. Durch gewöhnliches Putzen werden sie ihren ursprünglichen Glanz kaum wieder erhalten; man muß sie auf folgende Weise reinigen. Aus Ammoniak und Schlämmkreide rührt man eine breiartige Flüssigkeit, die man je nach der Form der Silbersachen und ihrer Verzierungen mit einer kleinen Bürste oder einem Läppchen aufträgt. Man läßt sie kurze Zeit auf den Sachen, reibt diese dann gut mit einem Leinenläppchen ab und poliert sie mit Putzleder nach. He.

Digitized by Google

Digitized by Google

AUF DER REDOUTE:

„RATE, WER IST'S?“

Nach einer Lithographie von Adolph Menzel

Digitized by Google

Halbheft 3. 1898.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.) Roman von W. Heimburg.

Der erste Advent; weiße kleine Flocken in schneidend kalter Winterluft und prachtvolle Schlittenbahn. Von den Dächern hängen große Eiszapfen; die Putten im Park, die Schäfer und Schäferinnen, ja die Göttin Flora selbst, alle haben riesige Puderperücken auf. Die meisten Fenster des Schlosses zeigen glitzernde Eisblumen, nur die mit Doppelscheiben versehenen der bewohnten Zimmer nicht. Hinter diesen letzteren zeichnen sich die Spitzenmuster der Gardinen deutlich ab.

Christel sitzt im sogenannten Damenzimmer am Fenster und blickt in den Garten hinaus, in den schweigenden weißen Garten. Es ist ein erhöhter Platz, von Holzschranken umgeben; vor ihr steht der neue Nähtisch, hinter diesem baut sich eine Gruppe Blattpflanzen auf. Ein grüner altdeutscher Kachelofen strahlt behagliche Wärme aus. Die Sessel und Sofas sind bequem und stehen in hübscher Anordnung zwanglos auf weichem Smyrnateppich. An den Wänden hängen alte Familienporträts der

Pierrot als Troubadour.

Nach einer Originalzeichnung von St. Grocholski.

Wartaus, und ganz in der Ecke hat Christels Reliquienschränkchen Platz gefunden. Die Photographien ihres verstorbenen Vaters, der Mutter und die der Schwestern, des Herrn Pastors und der Kinder hängen in der tiefen Fensternische; Christel kann sie da immer sehen. Auf einem Zierschränkchen tickt eine köstliche alte Uhr im Schildkrotgehäuse, reich mit Gold verziert, die zum Schloßinventar gehört hat. Es ist alles sehr schön, sehr behaglich, aber Christel hat Heimweh, furchtbares Heimweh nach ihrem alten einfachen Stübchen im Pächterhause drüben.

Sie hätte so gern das Eckzimmer bewohnt, es wäre ihr wenigstens der Blick auf den Hof geblieben, hinüber zu der verlassenen Stätte ihres bisherigen Lebens, aber das Eckzimmer ist die Stube mit den Wandmalereien, und Anton hat trotz seines Versprechens, tapezieren zu lassen, plötzlich erklärt, er wäre kein Barbar und werde sich hüten, solch interessante Fresken zu verkleistern. Anton hat gewiß recht, und sie versteht nichts von Kunst, Fräulein Tonette aber hat ihr soviel darüber vorgeredet, daß ihr ganz schwindlig geworden ist. Sie ist stillschweigend in das zweite Zimmer retiriert; freilich, dessen Fenster gehen nach dem winterlichen Garten, und außer ein paar Krähen ist dort jetzt nichts zu sehen als Schnee, endloser Schnee; und Christel hat so sehr viel Zeit jetzt, aus dem Fenster zu schauen. Christel ist krank aus Mangel an Arbeit; die Milchwirtschaft hat die Frau des Inspektors Heine übernommen, eine von Christels ehemaligen Milchstudenten; sie macht ihre Sache ordentlich, das ist wahr.

In der Herrschaftsküche waltet eine perfekte Köchin. Christel läßt es sich natürlich nicht nehmen, nach wie vor die oberste Stimme in diesem Ressort zu haben; sie führt auch Speisekammer- und Kellerschlüssel noch immer am Haken des Gürtels, giebt alles heraus, ordnet jedes an; sie ist beim Gänse- und Schweineschlachten noch auf dem Platze von morgens bis abends, aber sie hat doch an den gewöhnlichen Tagen sehr, sehr viel Zeit. Anton wünscht, daß sie von elf Uhr vormittags an in einer Toilette ist, in welcher sie Besuche empfangen kann, und sie fühlt sich am wohlsten in ihrem Arbeitskleid und der großen Wirtschaftsschürze. Aber freilich hat er recht, diese vornehmen Besuche kann man nicht empfangen mit rotem Gesicht vom Herdfeuer. Ach, das Damespielen fällt Christel recht schwer! Schon die Fahrten nach den Gütern rings umher, die Erwiderung der Besuche — sie sitzt immer da wie auf den Mund geschlagen und fühlt, daß sie bald rot, bald blaß wird. Anton freilich macht ihr linkisches Benehmen wieder wett, er ist sofort mitten in einem Gespräch und weiß es spielend im Fluß zu erhalten. Woher er das nur hat? Ob er das früher schon konnte? Ihr ist bei solchen Gelegenheiten stets, als lerne sie ihn jetzt erst kennen.

Anfangs hat es Christel Spaß gemacht, in den Räumen des Schlosses umherzustöbern. Was hat sie da alles gefunden an Urväterhausrat und wunderlichem Krimskrams. Jetzt ist's tödlich kalt in den weiten unbewohnten Räumen, und das völlige Ordnen des Inventars ist bis zum Sommer verschoben. Christel näht nun und strickt, aber ihr an Bewegung gewöhnter Körper verträgt das Stillsitzen nicht, sie fröstelt leicht, was sie sonst nicht kannte. Sie liest auch viel. Anton hat versprochenermaßen für Lektüre gesorgt, aber da sind Bücher darunter, die sie nicht begreift, die sie unruhig machen. „Nicht denken möcht' ich's, was darin steht," sagt sie zu Anton, „viel weniger schreiben. Nichts als Schlechtigkeiten, nichts als Untreue! Gottlob, so etwas liegt unserem Leben so meilenfern!" Mitunter aber liest sie diese Geschichten doch, bis ihr der Kopf schmerzt und sie traurig wird bis zum Weinen. Das geschieht, wenn Anton auf die Jagd gegangen ist und erst spät heimkommt, oder wenn er in seiner Stube sitzt und Berechnungen macht.

Sie freut sich immer, wenn ein leises Klopfen an ihre Thür ertönt und dann ein schöner brünetter Mädchenkopf in die Stube schaut.

„Darf ich eintreten, Frau Christel?" fragt Edith von Ebradt, „stör' ich nicht?"

„Zu keiner Stunde, Fräulein Edith."

Die Langeweile hat das Kind zu ihr getrieben. Bald schon nachdem die Mohrmanns ins Schloß übergesiedelt, kaum daß sie ein wenig eingerichtet waren, da hat's zum erstenmal geklopft und auf Christels „Herein!" ist das junge Geschöpf über die Schwelle gekommen. „Ach, liebe Frau Mohrmann, entschuldigen Sie — droben kann ich's nicht mehr aushalten bei der Tante — lassen Sie mich ein wenig bei Ihnen bleiben." Und Christel, die das Kind bisher nur flüchtig sah, hat sie, ganz gerührt durch ihr Vertrauen und von dem schönen traurigen Gesicht, willkommen geheißen, und seither vergeht kaum ein Tag ohne einen Besuch des jungen Mädchens. Es hockt dann auf den Stufen der Estrade bis in die Dämmerung, und wenn Tante Tonette gerade Migräne hat, dann bleibt es sogar abends zu Tische bei Mohrmanns.

Fräulein Josepha ist richtig in ihr Stift übergesiedelt, sie konnt's nicht ertragen, hier Fremde schalten und walten zu sehen. Tonette lebt dort oben weiter mit der jungen Nichte; mittags speisen die Damen mit Mohrmanns gegen eine geringe Entschädigung. Edith zulieb hat Tonette von Wartau eingewilligt, unten im Tafelzimmer mit ihnen zu essen; „man hört da doch mal ein Wort reden," sagt das alte Fräulein.

Tonette ist eine ganz vernünftige Person, sie sucht sich mit der Wandlung der Dinge abzufinden. Wunderlich nur, daß Mohrmann in Gegenwart der beiden Damen auffallend wortkarg ist, mitunter beinahe unhöflich gegen Edith. Christel berührt es unangenehm, sie glaubt zuweilen, es sei nötig, ihn zu entschuldigen. „Er muß an so vieles denken, Fräulein Edith, und zu Galanterien hat er sein Lebtag keine Anlage gehabt," sagte sie einmal.

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, Frau Christel," antwortet das junge Mädchen. „Scherwenzeln mag ich nicht leiden und, wozu sollte er denn auch galant sein? Es liegt gar kein Grund vor!" und dabei verzieht sich das Gesichtchen und sieht geradezu hochmütig aus.

Auch heute ist also Edith wieder in Christels Zimmer geschlüpft. Sie hat einen Korb in beiden Händen, dessen Inhalt sie lachend auf den Teppich schüttet, einen bunten Inhalt, lauter Puppen, nichts wie Puppen, große und kleine. „Da, Frau Christel," sagt sie, „die wollen wir den Gutskindern zu Weihnacht verehren; nur eine habe ich zurückbehalten, die hebe ich auf für meine Kinder."

Christel muß lachen. Das junge Mädchen ist reizend, wie sie das so sagt, mit drolliger Ernsthaftigkeit auf dem Teppich sitzend unter den Schreikindern und Balldamen.

„Warum lachen Sie denn?" fragt sie, und die von eigentümlich langen Wimpern verschleierten strahlenden Augen sehen zu Christel empor. „Sie denken wohl, ich werde mich nicht verheiraten? So etwas! Aber sicher werde ich es thun — was denn auch sonst? Ehe ich ins Fräuleinsstift gehe — lieber lege ich mich irgendwo in den Schnee und lasse mich totfrieren."

„O, Fräulein Edith, freilich werden Sie heiraten," beschwichtigt Christel, noch immer lächelnd, „vielleicht haben Sie gar schon einen, den Sie — —"

„Natürlich habe ich den, aber heiraten werde ich ihn höchstwahrscheinlich nicht," unterbricht Edith von Ebradt aufstehend und den bunten Haufen ihrer Lieblinge mit der kleinen Fußspitze zusammenschiebend.

„O, das wäre schade!"

„Je — nun, das ist richtig," erklärt das junge Mädchen, „aber ich kann doch nur einen nehmen, der Geld hat, das ist mir von Mama gesagt worden, solange ich überhaupt hören und sehen kann; und sie hat recht, darauf bin ich angewiesen, und das ist nun mal so. Wie Mama darf ich's nicht machen, das gäbe ein neues Elend; die hat's mit aller Gewalt durchgesetzt, den Mann zu kriegen, den sie liebte, und er war arm. Wenn man aber Geld hat, kann man nie ganz unglücklich werden. Meine Freundin, Emma von Zobel, und ich, wir wollen überhaupt nur einen, der sehr reich ist."

Christel bleibt bei dieser nüchternen Auffassung des bildschönen Kindes, das wie die verkörperte Poesie selbst aussieht, die Antwort in der Kehle stecken. „Ah," sagt sie endlich, „wenn Sie so sprechen, dann lieben Sie ja auch keinen — wenn man liebt, denkt man anders."

„Doch, ich liebe den Edi von — wie er heißt, brauchen Sie aber nicht zu wissen, Frau Christel; ich liebe ihn sogar sehr!"

„Nein, liebes Fräulein Edith, das bestreite ich."

„Sie denken wohl, weil ich nicht weine und wie ein Gespenst umherwandle vor Kummer? O, das macht nichts aus, ich liebe ihn auf meine Weise, Frau Christel. Treue habe ich ihm nicht geschworen, das hasse ich; sie kann ja nur in den seltensten Fällen gewahrt werden. Ich fühle mich also völlig frei und brauch' nicht, wie üblich, Trübsal zu blasen."

Digitized by Google

Christel ist natürlich fest der Ansicht, daß das Kind gar nicht weiß, was es spricht, und will eben von etwas anderem beginnen, da sagt Edith: „Tante Tonette behauptet nämlich, sie sei in gräßlicher Sorge um mich, sie wüßte gar nicht, wo ich überhaupt eine ‚Partie‘ kennenlernen sollte — wir verkehren ja nirgends, aus leicht begreiflichen Gründen.“

„Machen Sie sich auch Sorge darum, Fräulein Edith?“ lächelt Christel.

„Ich? Gar nicht!“ sagt stolz das Mädchen und überläßt es Christel, die Gründe für dieses „Gar nicht!“ zu suchen. Ob es Siegesgewißheit ist, daß ihr so und so viele huldigen werden, oder das Bewußtsein, daß sie noch viel, sehr viel Zeit hat mit ihren achtzehn Jahren?

Christel will eben dieserhalb fragen, da tritt ihr Mann ins Zimmer: er ist in der Hausjoppe und hält einen weichen Filzhut in der Hand. Er grüßt das junge Mädchen übertrieben respektvoll und wirft Christel einen verdrießlichen Blick zu, als wolle er sagen: „Schon wieder ist sie hier?“ Dann, den Haufen Puppen auf dem Teppich gewahrend, bleibt er stehen und betrachtet ihn nachdenklich.

„Für die Tagelöhnerkinder zu Weihnacht opfert Fräulein Edith ihre Puppen,“ erklärt Christel.

„Ja,“ nickt das Mädchen, „ich hoffe, die Würmer bekommen beschert im Schloß? Meine Mutter hat mir erzählt, es sei hier früher so Brauch gewesen. Und ein bißchen weihnachtlich muß es doch sein,“ spricht sie weiter, und mit einem unbeschreiblich holden, naiven Mitleid sieht sie von Christel zu dem stattlichen Mann hinüber. „Wie schade, daß Sie keine Kinder haben, ich würde Ihnen gern helfen bei der Weihnachtsvorbereitung, es ist zu süß und lieb! Emma von Zobels kleinem Bruder habe ich einen herrlichen Elefanten gemacht im vorigen Jahr, aus grauem Barchent, und Puppenkleider schneidern, das ist nun gar meine größte Lust!“

Christel ist blaß geworden, und ihre Blicke hängen angstvoll an Anton. Der steht und streicht seinen blonden Bart und sieht Edith an, als habe er kaum gehört, was sie sagte, und in seinen Augen liegt es wie Schatten. Das Stubenmädchen, das meldet, der Kaffee sei serviert, überhebt das Ehepaar einer Antwort. Christel steht auf, hängt das Schlüsselkörbchen an den Arm, und an den andern hängt sich Edith.

„Darf ich mitkommen? Ach bitte, Frau Christel, lassen Sie mich! Tante Tonette kramt ja doch nur wieder den ganzen Nachmittag in alten Briefen — — ach Gott, wenn wir doch wenigstens Eisbahn hier hätten!“ ruft sie.

Anton geht hinter den Frauen her. Edith ist so groß wie Christel, aber sie hat ein Figürchen, wie um ins Rokokoschränkchen gestellt zu werden, mitten zwischen die Schäfer und Schäferinnen aus vieux Saxe, die Fräulein Tonette nun doch an einen Antiquitätenhändler verkaufen will, so biegsam und schlank. Das Trauerkleid läßt sie noch elfenhafter erscheinen; dazu steht der kindliche Schnitt der Bluse reizend im Gegensatz zu ihrer Größe, und der griechische Knoten am Hinterkopf giebt dem Gesicht im Profil etwas von einer antiken Kamee. Zum erstenmal fällt ihm auf, wie plump Christels Taille in den letzten Jahren geworden ist.

Er spricht bei dem Vesper fast kein Wort; Christel ist ganz ärgerlich über ihn. „Gehst du nachher einen Augenblick mit zu Pastors?“ fragt sie endlich. Er schüttelt den Kopf. „Ich fahre im Schlitten nach Wehrden: ich will den Schmied selbst sprechen, der Beschlag der Rappen kann so nicht bleiben, beide streifen sich vorn.“

„Anto, da könntest du — —“ bittet Christel.

„Nun?“

„Dem kleinen Anto sein Geburtstag ist — du könntest ihm ja keine größere Freude machen: hole ihn ab aus der Pfarre, bitte, bitte!“

„Offen gestanden, Christel, das paßt mir nicht; es ist bitterkalt und Ostwind — der Teufel kann ja sein Spiel haben. Mit anderer Leute Kindern? — nee!“

Mit anderer Leute Kindern? Sie sieht ihn ganz befremdet an, es hat so eigentümlich geklungen. Natürlich hat er recht, aber — „der Ton macht die Musik“, pflegt ihre Mutter zu sagen.

Edith hat während dieses Gespräches zum Fenster hinausgesehen, und auf einmal sagt sie und die Lust dazu blitzt ihr unter den Wimpern hervor: „Nehmen Sie mich mit, Herr Mohrmann, bitte!“ Er setzt seine Tasse, die er eben zum Munde führen will, wieder hin und über seine Stirn fliegt ein hohes Rot. „Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihren Wunsch nicht erfülle,“ sagt er forciert kalt, „die Rappen gingen noch nie vor dem Schlitten, sie sind jung und etwas heftig. Später, gnädiges Fräulein, wenn die Pferde sich an die Schellen gewöhnt haben —“ Und er erhebt sich, macht eine Verbeugung und verläßt das Zimmer.

„Diesmal haben Sie recht, Frau Christel,“ lacht Edith von Ebradt unbefangen, „er ist nicht sehr zuvorkommend. Aber Sie wollen zu dem kleinen Geburtstagskinde, ich darf Sie nicht länger stören. Auf Wiedersehen!“ Sie umhalst plötzlich die blonde starke Frau und giebt ihr einen Kuß. „Ach, ich freue mich auf die Schlafenszeit,“ ruft sie von der Thür zurück; „wozu wacht man eigentlich auf? Ich möchte schlafen — schlafen —“

„Bis der reiche Freier kommt,“ sagt Christel scherzend. Edith ist verschwunden, aber ihr Lachen schallt noch von draußen herein.

Nach einem Weilchen klingen Glocken, und just als Christel das Portal betritt, fährt der Schlitten vor. Sie steht da, sehr stattlich, in einem modernen seidenbezogenen Pelz, ein Capotthütchen mit Straußfedern auf dem Kopfe, und ruft ihrem Gatten, der im Begriff ist, die Zügel dem Kutscher abzunehmen, freundlich zu: „Ich möchte nur wissen, ob ich auch einen Korb bekomme, wenn ich dich bitte, mich mitzunehmen?“

„Bitte, fahr' nur mit,“ sagt er, zur Seite rückend.

Sie steigt hinunter und setzt sich neben ihn. „So, mir schadt's nichts, wenn die Rappen durchgehen?“ fragt sie heiter.

„Die Rappen gehen nicht durch,“ antwortet er, ohne eine Miene zu verziehen.

„Aber — Anto! Und dann lügst du so?“ schilt sie, während sie langsam über den Wirtschaftshof fahren.

„Ich finde, Fräulein von Ebradt kommt recht oft jetzt,“ bemerkt er ausweichend.

„Laß sie doch, Anto! Sie ist ein zutrauliches Geschöpf und so einsam; die alte Tonette mag nicht gerad' sehr unterhaltend sein.“

Er sieht jetzt beinahe ärgerlich aus. „Sind wir dazu verpflichtet, sie — sie — —?“

„Nein! Aber ich muß dir sagen, Anto, in den langen Wintertagen, wo ich so allein bin, besonders wenn du auf die Jagd gehst — es zieht mich so ab von meinen Gedanken, wenn sie kommt, und wenn sie da so sitzt auf der Estrade, dann —“ Sie verstummt, sie will sagen: „ist es mir, als wär's meine Tochter.“ „Sie ist zu originell,“ spricht sie statt dessen.

Der Schlitten fährt jetzt in der Allee; der Kutscher, in langem Pelz und russischer Bärenmütze, sitzt hinten auf.

„Denke dir nur,“ fährt Christel fort, „sie erzählte mir da, sie hätte eine Liebe — Jesus!“ schreit sie dann auf, die Rappen sind im Galopp angesprungen und rasen an hundert Meter in der Allee dahin, dann beruhigen sie sich. „Kannst du aber böse aussehen, Anto,“ sagt Christel aufatmend, „was war denn das? Bitte, halte dort an der Ecke, ich will ja zu Pastors!“

Er hält nach ein paar Sekunden. „Adieu, Anto, komm' nur gut wieder heim,“ wünscht sie, ihn besorgt anschauend.

„Aengstige dich nicht,“ antwortet er ruhig. „Wie lange bleibst du? Soll ich dich abholen auf dem Rückwege?“

„Das wäre nett von dir, besonders wenn du dann noch einen Augenblick herein kommst.“

Er verspricht es, und dann geht Frau Christel die Dorfstraße entlang; die Seide ihres Pelzes raschelt, und sie kommt sich vor wie auf einer Maskerade, wenn sie daran denkt, daß sie vor ein paar Monaten noch einfach im Umschlagetuch über dem Hauskleid und in der Wirtschaftsschürze genau denselben Weg gegangen ist; aber das erlaubt Anton nicht mehr. Im Pastorhause ist sie schon lange erwartet, und die Kinderschar, der kleine Held des Tages voran, stürzt ihr jubelnd entgegen. Frau Pastorin hat festlich den Theetisch gedeckt, auf ihm prangt die Geburtstagstorte, die Tante Christel schon am Morgen geschickt, und die Sparbüchse mit dem Goldstück von Onkel Anto hält der Kleine in der Hand und läßt es klappern. Sie sitzen dann bald um den Tisch, Tante Louischen schenkt Kaffee ein und nebenan in der Wohnstube wird von den Kindern — es sind noch des Gemeindevorstandes und des Kantors Jungen eingeladen — Lotto gespielt.

Christel sieht von Zeit zu Zeit mit traurigen Augen hinüber nach dem Zimmer, wo sich acht bis zehn braune und blonde Köpfe über den Tisch beugen, und es muß etwas sein in ihren

Digitized by Google

Augen, das die alte Mutter bemerken läßt: „Ja, hm — wenn du dir so eine Tasche voll davon mitnehmen könntest —."

„Ach, Mutter," bittet sie abwehrend, „man muß nicht alles haben wollen; ich glaube auch, Anto vermißt gar nicht Kinder."

Ein halbes Dutzend verwunderter Blicke trifft sie. Tante Louischen sagt, daß es Christel wie ein Blitz durch die Seele fährt, der das Dunkel der Nacht erhellt: „Wenn er so thut, als entbehre er sie nicht, so geschieht's nur, weil er dich nicht traurig machen will."

Christel sieht wie Hilfe suchend umher. „Aber — er hat doch nie eine —" stammelt sie.

„Vor kurzem soll er aber doch geäußert haben, daß er Gott weiß was gäbe um so ein Häuflein Flachsköpfe," behauptet die Mutter. „Tischler Pappritz hat's mir selbst erzählt: ‚Sie sind doch zu beneiden, Meister,' hat Anton gesagt, ‚und unsereiner, der sie ernähren kann, dem werden sie nicht gegeben'."

Christel schweigt, aber in ihrem Kopfe jagen sich die Gedanken nur so. Der Pastor, der es recht gut versteht, auf was die alte Frau hinaus will, spricht von andern Dingen, und mühsam schleppt sich die Unterhaltung fort, denn Christel ist wie abwesend. Plötzlich zieht die alte Frau sie zu sich, und ihren Mund an das Ohr der Tochter legend, flüstert sie:

„Wenn ihr den Anto adoptieren wollt, müßt ihr's klug anfangen mit Pastors."

Christel sieht die alte Frau ganz erschreckt an. Wie hat sie denn ihre eigensten Gedanken erraten können? Dann schüttelt sie heftig den Kopf. „Anderer Leute Kinder!" Das Wort klingt vor ihren Ohren, als werde es noch einmal von Anton gesprochen. Am liebsten ginge sie nach Hause, aber sie hat ja versprochen, zu warten; und er bleibt so lange. Endlich kommt er; wie ein Schneemann tritt er ein, den Kragen hinaufgeschlagen, die Pelzmütze herabgeklappt, in der linken Hand einen Sack, in dem es von Nüssen und Aepfeln rasselt, in der andern eine Rute.

„Der Niklas! der Niklas!" jubeln die Kinder. Da schreit er mit verstellter Stimme: „Wo ist der Anto? Komm' her, Anto, kannst du beten?"

Der fünfjährige Bursche, mit dem köstlichen krausen Blondkopf und den großen blauen Augen, tritt vor.

„Bete!"

„Nee!" sagt ganz patzig der Wicht.

„Warum nicht?" brüllt Niklas.

„Weil du gar nicht der Niklas bist — du bist ja Onkel Anto!"

Da läßt der Niklas den Sack mit Aepfeln fallen und nimmt das Kind in die Arme und küßt es ab. „Prachtbengel du!" ruft er. Christel steht mit leuchtenden Augen dabei, und doch dreht sich ihr das Herz um vor Weh.

„Guten Abend, alle zusammen! Guten Abend, Christel! Wollt' dich nur abholen, da fiel mir ein, wie wir als Kinder vor dem Niklas zitterten, ließ mir von der Obstfrau Kurzen einen Sack zurecht machen — he, Anton, für dich steckt noch etwas drin!" ruft er dann, und in der nächsten Minute hat der Junge eine sächsische Soldatenmütze auf dem Kopfe, eine Gardereitermütze, und zittert ordentlich vor Stolz.

„Wein? Nein, Schwager, danke," lehnt Anton ab. „Wir fahren wohl bald, Christel? Oder möchtest du bleiben heut' abend — dann —"

Sie verneint und macht sich eilig fertig. Auf ihrem Gesichte liegt ein wehmütig glückliches Lächeln, er ist ein so guter treuer Mensch — wie nett, an den Niklas zu denken! Sie muß es ihm auch sagen, als sie nebeneinander im Schlitten sitzen. „Der Allerbeste bist du auf der ganzen Welt," flüstert sie und streichelt den Aermel seines Pelzes. Als sie dem Schlosse zufahren, steht droben an dem erleuchteten Fenster eine dunkle Mädchengestalt.

Vom Kölner Karneval

Nach dem G

Anton sieht so starr hinauf, daß er fast einen Prellstein umgeworfen hätte. „Aber Anto!" sagt Christel lachend.

Er entschuldigt sich nicht einmal, er murmelt nur ein „Donnerwetter!" in den Bart.

Was Christel im Pfarrhaus gesehen und gehört, hat sie im Innersten erschüttert. Sie hatte es geahnt, daß Anton sich im geheimen nach Kindern sehne wie sie, nun weiß sie es sicher. Am nächsten Tage geht sie im Hause umher wie eine Träumende; wenn sie mit Anton spricht, sieht sie ihn immer an mit einem Ausdruck von Mitleid und stillem Jammer und die hellen guten Augen sind beständig feucht. Er merkt es gar nicht, er sagt nur, gleichsam als fühle er, daß er ihr eine Erklärung geben müsse für seine Zerstreutheit, es gehe ihm soviel

Digitized by Google

jetzt im Kopfe herum, sie möge verzeihen, wenn er mal eine Frage überhöre.

Christel seufzt und denkt: ich weiß es wohl, armer Kerl, was dir das Herz schwer macht; könnt's was helfen, daß ich die Erde aufwühlte, ich wollt's dir klaftertief ausgraben, was du wünschst, und müßt' ich sterben darüber, aber — es hilft ja nichts. Sie hantiert fleißig umher in der Wirtschaft, und mehr und mehr drängt sich ihr der Plan auf, den kleinen Anton aus der Pfarre zu adoptieren.

Wie rührend lieb Anton das Kind hat! Einen solchen Ausbruch von leidenschaftlicher Zärtlichkeit hat sie nicht in ihm vermutet. Sie zweifelt auch nicht, daß er sofort zugreifen würde, das Kind an Sohnes Statt zu nehmen, wenn es eben ganz — ganz abgetreten würde! Pastors müßten sich verpflichten, alle und jede Rechte an dieses Kind aufzugeben.

Zug auf dem Waidmarkt.

…n Chr. Heyden.

O, lieber Gott, welch' Verlangen! Sie kann sich ja nur unvollkommen hineindenken in das Gefühlsleben einer Mutter, aber sie sagt sich, daß sie eher sterben würde, ehe sie das Kind, solches Prachtkind, hergäbe. Es hat doch auch jeder so seine eigenen Ansichten vom Aufziehen der Kinder. Und dann, so von weitem stehen und mit gefalteten Händen zuschauen, und alles mit ansehen müssen und nicht laut schreien dürfen: nein, nein, ihr müßt ihn anders behandeln, ihr kennt ja den Charakter des Kindes gar nicht!

Es ist doch Unmögliches, was sie verlangt! Und dennoch, für Anton — was hätte sie für Anton nicht gethan, für diesen zartfühlenden Menschen, der nicht eine Klage hatte über die kinderlose Ehe in ihrer Gegenwart? O, sie wollte bitten und in die Eltern des Kindes dringen, sie wollte versprechen und betteln, ihr ganzes Leben für den kleinen Anton, wenn nur der große wieder lächeln möchte. Vielleicht zu Weihnacht — — wenn sie den Jungen aufbauen könnte unter dem Baum für den geliebten Mann, der kleine Wicht müßte ihm entgegenspringen und „Lieber Vater" sagen.

Auf einmal schreit eine helle Stimme halb singend: „Frau Christel! Frau Christel!" und hinter ihr steht Edith Ebradt im kurzen, etwas ausgewachsenen Winterjackett, das Pelzmützchen schief auf dem Kopfe, in der Hand, die im dicken gestrickten Handschuh steckt, die Schlittschuhe hoch haltend und schüttelnd, daß es nur so klappert.

„Nun bitten Sie mal gleich Ihrem Manne ab — was? Ist er galant oder nicht, Frau Christel? Gestern habe ich nur einmal so etwas hingehaucht von einer Eisbahn und — was hat er gethan, der gute Mensch? Im Rondell zwischen den Buchenhecken spiegelt das herrlichste Eis, die ganze Nacht haben die Knechte Wasser geschleppt! Nun sagen Sie mir, wo er ist, liebe Frau Christel, ich muß ihm doch danken!"

„Das hat er gethan?" fragte Christel, „das freut mich aber."

Sie ist wirklich ganz rot geworden und ihre Augen strahlen.

„Wie nett! Sie glauben gar nicht, Fräulein Edith, wie gern er Kinder — Jugend," verbessert sie sich, „hat. — Wo er ist? Ich glaube, in seinem Zimmer."

„Nein, nein, da klopfte ich schon," unterbricht das lebhafte Mädchen, „aber niemand rief ‚Herein!' Und da machte ich ein bißchen — ein ganz klein bißchen nur die Thür auf, er saß aber nicht am Schreibtisch."

„Vielleicht ist er in den Ställen, Fräulein Edith, oder bei der Dampfdreschmaschine?"

„Ach, dann bedanke ich mich später bei ihm, jetzt will ich die Eisbahn probieren!" und ein Kußhändchen ihr zuwerfend, läuft sie hinaus.

Christel lächelt noch immer, und als sie mit ihren Anordnungen fertig ist, stülpt sie sich, wie sie steht und geht, eine etwas verbrauchte Kapuze über den Kopf, nimmt ein Tuch um und wandert in den herrlichen Wintermorgen hinaus, quer durch den Park, dem großen Rondell zu. Sie sieht ein bißchen grotesk aus, denn sie hat zum Ueberfluß noch die Holzpantinen des Küchenmädchens über ihre Hausschuhe gezogen, aber wer sieht sie denn hier? Und sie will sich die Eisbahn ansehen und das schöne kindliche Geschöpf dazu. Sie kommt etwas wankend und unsicheren Schrittes näher. Das Rondell, einst eine Gartenbühne für die Schäferspiele des vorigen Jahrhunderts, liegt völlig geschützt hinter hohen Buchenhecken. Einige davon bilden Lauben. Das Ganze macht den Eindruck eines weiten eirunden Saals unter freiem Himmel. Und wo ehemals das aus Rasen geschaffene Podium sich befand, das längst dem übrigen Boden gleichgemacht ist, stehen zu beiden Seiten aus Sandstein gemeißelte Gruppen, Schäferscenen, die, wie Christels Schwager stets behauptet, eigentlich polizeilich verboten werden müßten, so frivol sind sie.

Digitized by Google

Als Christel eintritt durch eine Oeffnung in der Buchenhecke, die wie eine Rundbogenthür geschnitten ist, erblickt sie Edith bereits in zierlichen Bogen umherfahrend. Spiegelblank ist die Fläche, kein Zuglüftchen trifft die eifrige Läuferin, über ihr als Decke der tiefblaue Winterhimmel; es ist etwas Heimliches, Lauschiges um diesen Platz.

Sie sieht jetzt auch Anton, Anton, der, die Arme untergeschlagen, in dem Eingang der gegenüberliegenden Laube steht und die graziösen Bewegungen des jungen Mädchens verfolgt. „Anto," ruft Christel fröhlich, „das hast du nett gemacht!"

Er wendet sich hastig um und es fliegt etwas wie ein ärgerlicher Schatten über sein Gesicht. Als sie hinübergeschwankt ist zu ihm auf ihren Pantoffeln, liegt schon wieder die alte gleichmäßige Ruhe auf seinen Zügen.

„Welch nette Ideen du hast," lobt sie, „und welche Freude für das Kind! Schau nur, wie reizend jede Bewegung! Sie ist doch ein schönes, schönes Geschöpf, Anto, und ich freue mich, daß du endlich einmal eine Freundlichkeit für sie hast!"

„Na komm', Christel," sagt er als Antwort, „es ist doch scheußlich kalt hier, und du hast dich doch wohl nicht genügend für einen Spaziergang angezogen?"

Sie blickt an sich herunter und muß lachen. „Aber, im eigenen Garten?" entschuldigt sie sich, und gleich darauf möchte sie am liebsten in die Erde sinken, denn hinter dem atemlosen Stubenmädchen erscheint der Graf Altwitz. Er begrüßt Christel respektvoll wie immer, aber der befremdete Blick, mit dem er ihren etwas marktweiberhaften Aufzug prüft, entgeht weder ihr noch Anton. Er redet ein wenig über Wetter und Eisbahn, ruft Edith ein altmodisches galantes Kompliment zu und verschwindet dann mit Anton, da sein Besuch zu der frühen Stunde — es ist elf Uhr vormittags! — selbstverständlich nur dem Hausherrn gelte.

Christel und Edith bleiben allein in dem umfriedigten Platz, und Edith lacht, indem sie in kleinen Kreisen vor Christel umherfährt. „Nein, Frau Christel, wenn Sie sich nur sehen könnten! O, zu köstlich!"

Christel kann nicht mitlachen, und als sie annehmen darf, die Herren sind im Hause angelangt, geht sie rasch hinterher und macht eilends Toilette. Sie will Anton sagen, es solle nicht wieder vorkommen, daß sie sich nach ihrer früheren Gewohnheit in die derben Sachen einer Wirtschafterin kleidet, sie könne nur so schlecht hantieren im besseren Anzug; so toll wie heute darf sie es nicht mehr machen, er hat recht.

Aber Anton redet kein Wort darüber, als sie sich bei Tische wieder treffen. Er ist genau wie alle Tage, seitdem sie hier im Schlosse wohnen, still und fast unfreundlich, solange die Damen von oben dasitzen, weich und ungewöhnlich nachgebend, wenn er mit Christel allein ist.

Bei Tische erfährt Christel, daß der Verkauf der den Fräulein von Wartau verbliebenen Antiquitäten, den diese für nächste Woche angesetzt hatten, nicht stattfinden wird, da Anton auch noch diese Sachen erstanden hat um den Preis, den der Sachverständige aus Leipzig aufstellte. Sie legt Messer und Gabel hin und sieht Anton erstaunt an, aber er vermeidet ihren Blick.

Fräulein Tonette reicht ihm mit besonderer Herzlichkeit die Hand.

„Lieber Mohrmann," sagt sie, „Sie haben mir einen großen Schmerz erspart, indessen — ein schlechtes Geschäft haben Sie auch nicht gemacht, es sind Stücke darunter von großem Wert. Aber ich bin Ihnen so dankbar, daß die Sachen hier bleiben dürfen. Ich weiß ja, uns gehört kein Ziegel mehr auf dem Dache, aber trotzdem ist mir's in unsern traurigen Verhältnissen ein so wohlthuendes Gefühl, zu wissen, daß das teure Besitztum in Hände gerät, die pietätvoll bemüht sind, es gut zu erhalten. Auch dafür nochmals Dank, lieber Mohrmann, daß Sie damals so bereitwillig davon abstanden, das Eckzimmer tapezieren zu lassen. Diese alten Rokokogestalten an den Wänden, die haben schon in die Kinderträume unserer Voreltern hineingespielt, und ebenso in die meinen und die meiner Schwester. Auch unsere Edith, die ja hier geboren wurde, hat an ihnen als Kind die erste Unterhaltung gefunden. Sie war noch nicht ein Jahr alt, da streckte sie schon die Händchen nach ihnen aus und rief: ‚Mami — tata — tata!‘ Das sollte ‚Tanzen‘ heißen."

Edith lächelt, aber Christels Augen haften noch immer an dem Gesicht ihres Mannes. Also deshalb wollte er nicht tapezieren lassen? Diese Enthüllung verwirrt sie plötzlich, macht ein bitteres Gefühl in ihrer Seele lebendig, das sie bisher nicht gekannt hat.

Sie sitzt nach Tische stumm auf ihrem Fensterplatz und schaut hinaus in den Garten, der in blendender Schneepracht daliegt. Es stört sie auch niemand; Edith klopft heute nicht, sie tummelt sich auf ihrer Eisbahn, und Anton kommt nie zu dieser Zeit, er hat mit dem Inspektor zu reden, oder dergleichen. Er ist überhaupt viel abwesend, ohne daß Christel weiß, wo er sich befindet. Früher, in der kleinbürgerlichen Engigkeit da drüben, da wußte sie um einen jeden seiner Schritte — ach, wie anders ist alles geworden!

Sie nimmt das Strickzeug und beginnt hastig zu arbeiten, dann läßt sie es wieder sinken und starrt vor sich hin. Und da meint sie zu hören, wie in ihrem Innern eine Stimme ganz laut räsonniert und schilt: „Pfui, Christel, daß du dich nicht schämst! Seit so vielen Jahren bist du mit ihm durchs Leben gegangen ohne Arg und Mißtrauen, nicht ein unlauterer Gedanke durfte dir kommen um deinen Mann — jetzt willst du wohl gar wegen alberner Lappalien — — Christel, mach' keine Thorheit, nichts erschüttert die Ehe mehr als Mißtrauen; höre, sei wieder vernünftig, dumme Trine!" Und dann sagt sie halblaut zu sich: „Warum soll er dem armen Wurm nicht den Gefallen thun und das bißchen Kram im Hause belassen, an dem sie schier närrisch hängt?"

Und die tapfere rechtschaffene Seele redet sich wirklich vollständig zur Ruhe und zwingt sich, daran zu denken, daß Anton eine große Jagd abhalten will, die erste als Besitzer von Wartau, und daß es für sie eine Ehrensache ist, das darauf folgende Diner tadellos herzurichten. Dann drängt sich wieder der kleine Anton in den Kreis ihrer Gedanken.

Als ihr Mann in der Dämmerung zum Vesper kommt, ist sie so freundlich und aufgeräumt wie nie, legt ihm das Menü für das Jagddiner vor und fragt, wo alle die Bilder, Nippsachen und wunderlichen Möbel bleiben sollen, die er gekauft hat in seiner Gutmütigkeit.

„Mögen sie doch oben stehen bleiben auf ihren alten Plätzen," antwortet er, „aber, was ich sagen wollte — Gutmütigkeit, Christel? In den Sachen steckt wirklich ein Wert, ich bekomme vom Antiquitätenhändler leicht das Doppelte."

„Nein, nein, Anto," erwidert Christel und legt die Arme um seinen Hals, „ich kenne dich besser: willst den armen Würmern da droben einen Schmerz ersparen. So ist es — red' kein Wort dagegen!" Und ihren Kopf an seine Schulter legend, eine Zärtlichkeit so scheu und ungewohnt, daß man merkt, sie hat sie nur selten gewagt, setzt sie mit einer Stimme hinzu, halb verquollen von aufsteigenden Thränen: „Du verdienst, so glücklich zu sein, so viel glücklicher als ich dich machen kann, Anto!"

Er erwidert nichts, aber sie fühlt, wie sich seine Brust hebt in einem unterdrückten Seufzer, wie die Hand, die über ihre Wange streicht, zittert. „Christel," tröstet er, „wie kommst du auf solche Dinge? Hast du je bemerkt, daß ich unzufrieden bin? Sag' lieber, du habest einen bessern Mann verdient."

Sie denkt plötzlich wieder an ihr kinderloses Heim und fängt an zu schluchzen, leidenschaftlich wie nie. Er ist ganz betroffen, so hat er sie noch nicht weinen gesehen, die sonst immer gleichmäßige, ruhige Frau. Und auf einmal hat sie sich losgerissen und geht aus der Stube.

Er sieht ihr nach, ohne sich zu rühren, mit einem verzweifelten Ausdruck in den Augen, dann giebt er dem Stuhl, der ihm im Wege steht, einen Tritt, daß er durch das halbe Zimmer fliegt, rafft den Hut, den er auf ein Seitentischchen gelegt hat, empor und geht ebenfalls hinaus.

Christel ist ruhiger geworden, nachdem sie sich ausgeweint hat, das Herz ist ihr ordentlich leicht; sie hat auch Anton beruhigen wollen, aber der ist nirgends zu finden. Vermutlich bei Heine drüben, oder er spricht mit dem Zimmermeister wegen der Brennerei, die er im Frühjahr bauen will. Sie ist ganz beruhigt und setzt sich mit roten Wangen an die Weihnachtsarbeit für ihn in die Hinterstube, die an ihr Schlafzimmer grenzt. Die einfachen Möbel, die sie mitbekam, stehen in dieser Stube, in der sich schneidern und flicken und

Digitized by Google

bügeln läßt, und in der es so heimlich ist wie auf keinem Fleck der Welt.

Dann erscheint Frau Pastor mit dem kleinen Anton und dem jüngeren Mädelchen auf Besuch, und Christel freut sich über die Kinder, die sich einen großen Teller Waffeln gut schmecken lassen. Die Frau Pastor kommt im Auftrage ihres Mannes, der sehr beschäftigt ist; am Vormittag sei eine Frau bei ihm gewesen, Frau Rienhart, die um seine Vermittlung gebeten habe — sie bezog eine kleine Pension vom alten Baron von Wartau als Witwe eines Schloßbedienten, des früheren Kutschers, und Fräulein von Wartau kann dieselbe nicht mehr zahlen; ob Herr Mohrmann wohl etwas für die Frau thun wolle.

„Wieviel ist es denn?“ fragt Christel.

„Ja, da liegt eben der Hase im Pfeffer,“ erklärt Frau Pastor, „sie hat uns trotz allen Ausfragens die Höhe der Summe nicht bezeichnet. ‚Herr Mohrmann wird's schon wissen‘ — ‚Herr Mohrmann wird's schon machen‘ — natürlich in der Hoffnung, daß Herr Mohrmann etwas mehr giebt als der selige Baron.“

„Wart' ein bißchen,“ sagt Christel, „Fräulein Tonette muß es wissen. Ich glaube übrigens bestimmt, daß Anton die kleine Verpflichtung übernehmen wird, er thut ja alles mögliche für die Wartaus, sie dauern ihn so schrecklich. Eßt, Kinder, iß doch, Charlotte, ich frage unterdes bei den Damen mal an; — Anto ist nicht zu Hause; wenn die Summe nicht zu hoch ist, kann ich wohl garantieren, daß er sie zahlt.“

Und Christel steigt die Treppe hinauf und klopft an Fräulein von Wartaus Zimmer. Eigentlich geht sie nie zu den Damen, nur im Fall einer Frage einmal; sie fühlt sich beängstigt in dem mit Möbeln und Bildern vollgepfropften Zimmer, dessen Luft erfüllt ist von einem eigentümlich süßen, schweren Parfüm, in dem sie nur mit Mühe atmen, nur mit leiser Stimme sprechen kann.

„Herein!“ ruft eine helle Mädchenstimme.

Christel tritt ein, ihr Fuß wurzelt fast an der Schwelle — das hat sie nicht erwartet! Am Kaminofen, vor dem ein kleines Etablissement von Sitzmöbeln um ein Tischchen arrangiert ist, dessen Platte eine rot verschleierte Lampe trägt, sitzt Fräulein Tonette im bequemen Sessel, zur Seite aber auf einem niedrigen Taburett — Anton und hält über den ausgespreizten Armen rotwollnes Garn, das Edith, vor ihm stehend, abwickelt; auf dem schönen Mädchengesicht liegt ein übermütiges Lachen.

Christels erstaunter Blick heftet sich auf Anton, und sie fühlt, daß sie rot wird. Er kommt ihr so unsagbar albern vor, der ernste Mensch in dieser tändelnden Situation. Sie hat nie den Mut gefunden, ihn um dergleichen zu bitten, nicht einmal in der kurzen Brautzeit.

„Aber so treten Sie doch näher, meine liebe Frau Mohrmann!“ ruft Fräulein Tonette. Edith hat inzwischen dem Manne das Knäuel zugeworfen und schiebt einen Stuhl herzu für Frau Christel.

„So, und nicht wahr, Sie wollen Ihren Ausreißer holen?“ lacht sie.

Anton ist aufgestanden und streift das Garn von den Händen, indem er es vorsichtig auf ein Nebentischchen legt. „Soll ich hinunterkommen, Christel?“ fragt er.

„Nein,“ antwortet sie, „ich suche nicht dich, ich wollte Fräulein von Wartau fragen — es ist in zwei Minuten abgethan, lassen Sie sich, bitte, nicht stören. Anto, wenn du das Garn nur nicht verwirrt hast? Bitte, Fräulein von Wartau,“ wendet sie sich an diese, „wieviel Pension zahlte doch Ihr Herr Vater der Witwe des Kutschers Rienhart?“

Fräulein von Wartau schüttelt den Kopf. „Liebste, ich glaube, aus dem Kopfe weiß ich das nicht.“

„Gleichviel,“ fällt Anton ein, „ich weiß ja schon, ich werde es übernehmen.“

„Danke, Anto,“ sagt Christel. „Verzeihen Sie die Störung, meine Damen.“

„Aber bleiben Sie doch ein wenig hier!“ ruft Edith, „wir sprachen eben von den mutmaßlichen Bewohnern der Sterne und Herr Mohrmann erklärte mir, daß sie wahrscheinlich weit kultivierter sind als wir; ach bitte, bleiben Sie noch, Frau Christel, es ist so furchtbar interessant.“

„Davon verstehe ich nichts, Fräulein Edith,“ antwortet Christel, „und außerdem wartet meine Schwester unten mit den Kindern auf Antwort. Guten Abend!“

„Ich komme mit,“ sagt Anton.

„Aber du kannst wirklich noch — ich meine, es ist noch Zeit bis zum Abendbrot, Anto.“

Er beachtet es nicht, verbeugt sich vor den Damen und geht neben Christel die Treppe hinunter. Es ist ein sonderbarer Weg, dieses kurze Stück nebeneinander; sie muß ihn immer von der Seite ansehen, es ist ihr, als sei er kleiner geworden, als sei er ein anderer.

„So!“ ruft sie der Schwester etwas forciert fröhlich zu, „hier bringe ich ihn selbst und gute Nachricht dazu — Anto wird die Pension zahlen.“

„Ich wußt's im voraus,“ meint Frau Pastor herzlich und schüttelt ihrem Schwager die Hand, „Anto ist immer nobel. Nun sagt dem Onkel Guten Abend, Kinder!“

Anton setzt sich mit an den Tisch, fährt den Blondköpfen über die Wange und schenkt jedem eine Mark in die Sparbüchse. Die Frauen sprechen von dem Befinden der Mutter, die Pastorin erzählt, daß Louischen ein wenig kränkle und daß es dem Trudchen, ihrer Aeltesten, gut gefalle in Dresden in ihrer Stellung als Stütze der Hausfrau, und daß sie sogar schon im Theater gewesen sei.

„Das möchte ich auch einmal haben,“ sagt Christel. „Ach, Lotte, es war doch herrlich, wenn wir in Leipzig für unsre fünf Neugroschen auf dem ‚Olymp‘ standen und ‚Lohengrin‘ hörten!“

„Hör', du, Anto,“ neckt die Pastorin, „du bist der Christel noch immer die Hochzeitsreise schuldig, könntest wohl mal mit ihr nach Dresden —“

„Das läßt sich ja machen,“ antwortet er, „anstatt nach Leipzig zu den Weihnachtsbesorgungen, nach Dresden.“

„O!“ macht Christel, ganz rot, „und dann besuchen wir deinen Freund Karl!“ Plötzlich stockt sie; sie erinnert sich, daß Edith neulich gesagt hat: „Wenn Sie einmal nach Dresden reisen sollten, nehmen Sie mich doch mit; Tante Tonette ist so schrecklich altmodisch und will mich nicht allein reisen lassen. Ich möchte so gern Emma von Zobel wiedersehen!“ — Die Freude an dem Plan ist Christel jählings geschwunden, aber, als wolle sie sich selber beschämen, sagt sie:

„Fräulein Edith kann sich uns ja anschließen, sie möchte so gern auch hin.“

Der gespannte Zug um seinen Mund läßt nach. „Das wollen wir noch überlegen, Christel; es könnte doch stören, besonders, wenn wir öfter mit Karls zusammen sein wollen.“

Sie atmet auf, es ist alles wieder vergessen. Und dann begleiten beide die Frau Pastor hinaus.

„Anto, möchtest du nicht hier bleiben?“ fragt Christel den Kleinen, „bitte mal Onkel, ob du es darfst!“

„Nein, ich will nicht,“ antwortet das Kind und reißt sich los, als habe es Angst, festgehalten zu werden, und der große Anton lacht:

„Hast kein Glück damit, Christel.“ — — —

Weihnacht kommt immer näher. Christel hat jetzt viel zu thun, ihre Wangen sehen wieder frischer aus, und nicht zum wenigsten macht dies die Aussicht, möglicherweise ihren Wunsch erfüllt zu sehen hinsichtlich des kleinen Anton. Der Pastor, mit dem sie vorsichtig sondierend sprach, hat ihr erklärt, er halte es für strafbaren Egoismus, wollte er dem zeitlichen Wohle eines lieben Kindes hindernd in den Weg treten, und er habe sowohl zu Christel wie zu ihrem Gatten das feste Vertrauen, daß sie den Jungen in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit aufziehen würden. Die Mutter werde sich freilich nicht so leicht drein finden, aber er hoffe doch, mit ernster Zusprache sie dahin zu bringen, daß auch sie es als eine Fügung Gottes ansehe, wenn Anton aus ihrer Pflege scheide. Sie wisse ja doch auch, in wessen Hände sie das Kind gebe.

Christel hat unzählige Heimlichkeiten. Sobald Anton den Rücken wendet, läßt sie den Jungen holen, denn auch er muß gewonnen werden. Alles, was sein Kinderherz ergötzen und bestricken kann, bietet sie auf in ihrem Bemühen, dem Manne, den sie liebt, einen Ersatz für das versagte Glück zu schaffen.

Aus der Dresdner Reise ist nichts geworden; Karls haben gebeten, den Besuch aufzuschieben bis nach Neujahr. Um Weihnacht erwarten sie den Storch, aber dann, zur Taufe, da müßten

Digitized by Google

ſie kommen. Die junge Frau Doktor hat dieſe vertrauliche Mitteilung in einem Brief an Chriſtel gemacht, und dieſe erzählt es ihrem Manne.

„Wieviel haben ſie denn ſchon?“ fragt er.

„Vier — vier Buben!“

„Vier Buben?“ wiederholt er und ſchaut durchs Fenſter, als liefen ſie da draußen umher. —

Edith iſt jetzt wieder viel unten bei Frau Chriſtel, ganz Feuer und Flamme für die Weihnachtsfeier. Schlittſchuhlaufen kann ſie ja ſo wie ſo nicht, die Kälte iſt recht unweihnachtlich einem argen Schlackerwetter gewichen und der Spiegel der Eisbahn iſt nur noch eine verſickernde Pfütze.

In Chriſtels Zimmer ſieht es zuweilen kunterbunt aus von allerhand Chriſtkindchens-Vorbereitungen, beſonders an den Tagen, wo Anton nicht zu Hauſe iſt. Und er iſt recht oft unſichtbar jetzt; alle Augenblicke eine Jagdeinladung, und wenn das nicht, ſo iſt er doch oft abweſend. Zuweilen hat Chriſtel ihn weder fortgehen noch wiederkommen ſehen, oder ſie ſucht ihn, aber er iſt nirgends zu finden. Einigemal iſt ſie in Verſuchung gekommen, nachzuſchauen, ob er wieder droben bei den Damen ſitzt, um wiſſenſchaftliche Geſpräche zu führen oder Edith einen kleinen Ritterdienſt zu leiſten. Zweimal kam juſt in dem Augenblick, wo ſie den Fuß auf die Treppe ſetzen wollte, das junge Mädchen ihr entgegen: „Liebſte Frau Chriſtel, darf ich Sie beſuchen? Störe ich nicht?“ Und ein drittes Mal ſah ſie Edith und ihre Tante, von einer Parkpromenade zurückkehrend, in die Thür treten, und jedesmal ſchämte ſich Chriſtel bis ins innerſte Herz ihres Verdachtes und war tagelang unglücklich über ſich ſelbſt.

„Und wenn er wirklich bei ihnen oben ſitzt,“ ſagt ſie ſich, „iſt's denn ein Verbrechen?“

Oben im zweiten Stock, wo das Billardzimmer und die große Bibliothek ſich befinden, wo das Napoleonszimmer iſt und eine Reihe unbenutzter Fremdenſtuben, hat ſie in einer derſelben alles zuſammengetragen, was für Anton den Großen und Anton den Kleinen zu Weihnachten beſtimmt iſt. Eine ganze Ausſtattung an Wäſche für das Kind liegt da, denn Chriſtel hat ohne Bedenken ihre früheren Erſparniſſe angegriffen, Matroſenanzüge, Spielſachen, kurz alles mögliche iſt angeſchafft. Einmal iſt ſie einen ganzen Tag lang allein in Leipzig geweſen und von Laden zu Laden gewandert mit ſo unruhigem, ſeligem Herzen.

Ach, wenn es ihr gelänge, Anton froh zu machen! Wenn er und ſie in treuer Elternliebe zuſammen ſorgten für den netten Jungen! Sie iſt ihrer Schweſter ſo dankbar, daß ſie ſich ihren Plänen nicht mehr ſo abgeneigt zeigt. Was denn aber werden ſollte, hat die Paſtorin gefragt, wenn Chriſtel noch eigne Kinder bekäme und der arme Junge, der Anton, bei ihr ſo recht verwöhnt worden ſei.

Da hat Chriſtel traurig den Kopf geſchüttelt und dann — „wenn es wirklich wäre, Lottchen, ſo würde er doch immer unſer Aelteſter bleiben. Anto iſt viel zu gerecht, um ihn je zu verſtoßen.“

„Ja, das ſprichſt du ſo, Chriſtel,“ war die bekümmerte Antwort geweſen, „aber ehe ich nicht weiß, wie Anto denkt — —“

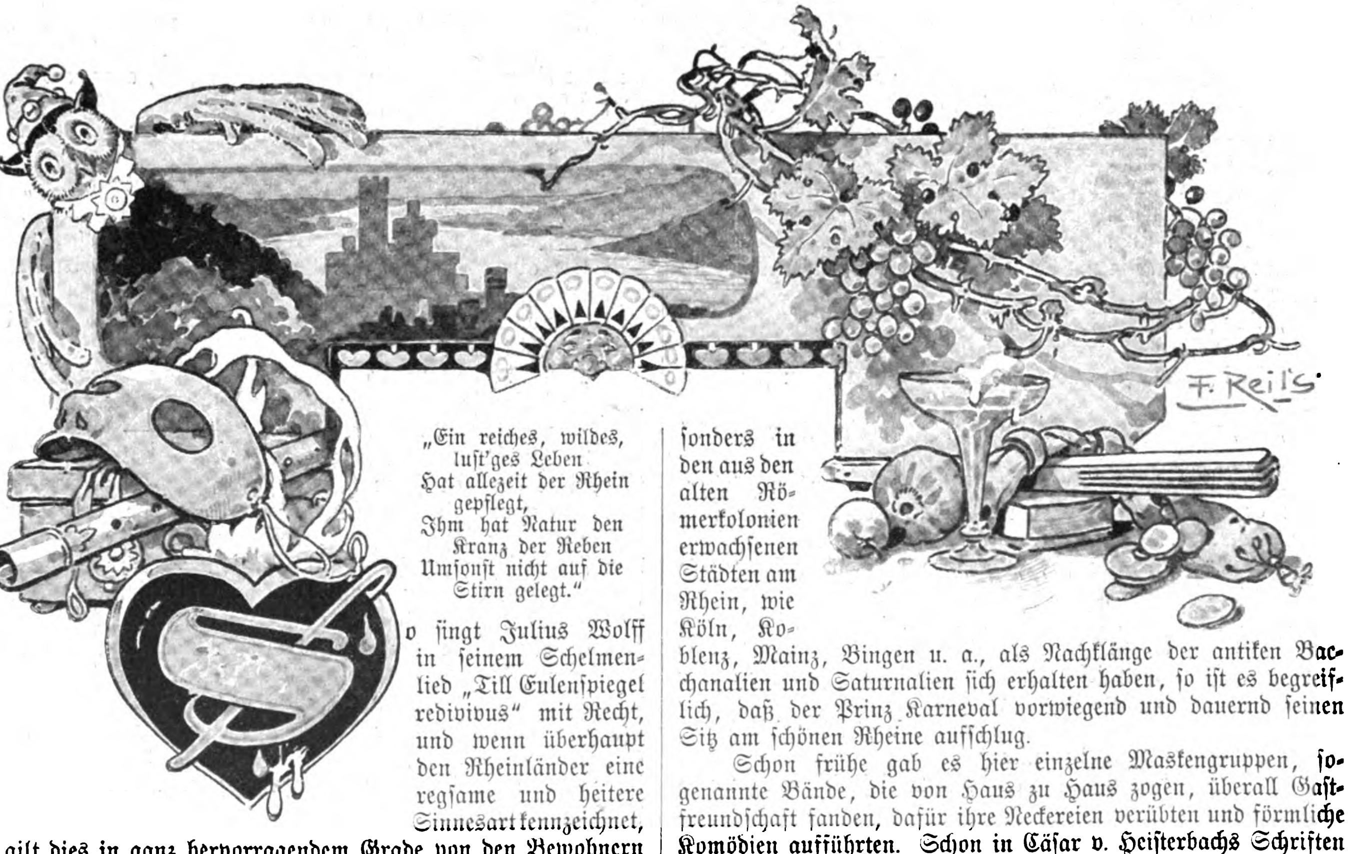
„Ach Lotte, Lotte, laß mich den Verſuch machen,“ bettelt ſie, „du weißt ja nicht, welche Hoffnungen an ſeinem Gelingen für mich hängen,“ hat Chriſtel gerufen. Und Frau Paſtor hat ſeufzend geſagt: „So mache denn den Verſuch, ich will es nicht hindern.“

(Fortſetzung folgt.)

Der rheiniſche Karneval.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. J. Nover.



„Ein reiches, wildes,
luſt'ges Leben
Hat allezeit der Rhein
gepflegt,
Ihm hat Natur den
Kranz der Reben
Umſonſt nicht auf die
Stirn gelegt.“

So ſingt Julius Wolff in ſeinem Schelmenlied „Till Eulenſpiegel redivivus“ mit Recht, und wenn überhaupt den Rheinländer eine regſame und heitere Sinnesart kennzeichnet, ſo gilt dies in ganz hervorragendem Grade von den Bewohnern jener Gegenden am Rhein, wo der beſte Rebenſaft als heilſamſter Sorgenbrecher und Heiterkeitsſpender gedeiht. Zu der angeborenen Daſeinsfreude kommt aber wohl auch noch als belebendes Element eine gewiſſe Kampfluſt hinzu, die am Rhein das Blühen und Gedeihen der volkstümlichen Narren- und Spottfeſte befördert hat.

Beachten wir noch die alten Ueberlieferungen, welche beſonders in den aus den alten Römerkolonien erwachſenen Städten am Rhein, wie Köln, Koblenz, Mainz, Bingen u. a., als Nachklänge der antiken Bacchanalien und Saturnalien ſich erhalten haben, ſo iſt es begreiflich, daß der Prinz Karneval vorwiegend und dauernd ſeinen Sitz am ſchönen Rheine aufſchlug.

Schon frühe gab es hier einzelne Maskengruppen, ſogenannte Bände, die von Haus zu Haus zogen, überall Gaſtfreundſchaft fanden, dafür ihre Neckereien verübten und förmliche Komödien aufführten. Schon in Cäſar v. Heiſterbachs Schriften aus dem 12. Jahrhundert wird derſelben Erwähnung gethan, und in den Kölner Ratsprotokollen aus dem 14. Jahrhundert finden wir Verbote gegen Vermummungen, weil ſie oft zu Erpreſſungen von Geld und Speiſen mißbraucht worden waren. Bei kirchlichen und bürgerlichen Wirren wurden Verbote gegen die Anwendung von Mönchs- und Nonnentrachten erlaſſen. Mitunter wollte man auch zu Kriegszeiten dem Einſchleichen von Spionen,

Digitized by Google

Vom Kölner Karneval: Aufzug der „Funken“.
Nach einer Originalzeichnung von G. Franz.

ferner Streitigkeiten zwischen Militär und Civil durch solche Verordnungen vorbeugen. Trotzdem brach sich die Maskenfreiheit immer wieder aufs neue Bahn.

Schon lange vor den eigentlichen drei Fastnachtstagen hört man allenthalben von nichts anderem als den Vorbereitungen zu Maskenscherzen. Heimlich zischeln sich die Frauenzimmer unter Lachen ins Ohr, die Männer horchen neugierig oder schmieden abends beim Schöppchen ihre Gegenpläne, die Kinder erzählen sich fast den ganzen Winter von Fastnachtsscherzen. Flachsperücken und Nasenungetüme jeder Art werden zubereitet, Komödien und Possen eingeübt. Am Sonntag vor Fastnacht beginnen dann schon die Mummereien der Kinder in den Straßen, am Montag folgen die Erwachsenen zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Ein festliches Getümmel wälzt sich in Köln von der Hochstraße zum Altenmarkt hinab. Alle Fenster sind geöffnet und dicht mit Köpfen besetzt. Den Masken stehen die Häuser offen und überall werden sie bewirtet. Das übliche Gebäck sind die sogenannten Muzen, anderwärts „Krebbel" (von „Krapfen") geheißen. Unter den Fastnachtsscherzen wurden schon im Anfang unseres Jahrhunderts manche wegen ihrer moralischen Wirkung hervorgehoben, so die Darstellung einer Spielhölle, der Advokatenkniffe u. dergl.

Der ursprüngliche Kölner Karneval begann mit einer Vorfeier in den Klöstern am Donnerstag vor Fastnacht in der sogenannten Pfaffenfastnacht oder Weiberfastnacht. Bis 1797 vergnügten sich die Klostergeistlichen an diesem Tage mit Maskenscherz und Schauspielen, die auf eigens erbauten Theatern aufgeführt wurden. Einige dieser Fastnachtsspiele sind im Druck veröffentlicht. Als typische Figur tanzte an diesem Tage der mit Schellen behangene „Bellengeck" mit Pritsche und Citrone in den Händen, von Geigern begleitet, durch die Straßen und sprach vor den Häusern der Reichen seine Sprüche, wofür er sein Trinkgeld erhielt. Mit der französischen Revolution verschwand diese Figur, tauchte aber 1801 wieder auf, als ein von Paris kommendes Dekret den Karneval wieder erlaubte. Damals las man die Erlaubnis des Platzkommandanten an allen Ecken: „Il est permis au citoyen Bellengeck de faire son tour" („Es wird dem Bürger Bellengeck erlaubt, seinen Umzug zu halten"). Sofort bildeten sich die üblichen Festzüge wieder, und 1812 nahm sogar die französische Besatzung der Stadt Köln durch einen gewaltigen Reiterzug an dem öffentlichen Feste teil. Von da ab begann eine neue Aera des rheinischen Karnevals, die wir nach dem Vorgang des Kölner etwas näher betrachten wollen.

Am Tage der Vorfeier pflegten die Frauenzimmer sich gegenseitig zu foppen, indem sie sich die Hauben vom Kopfe rissen. Dies war die sogenannte Weiberfastnacht am Donnerstag vor dem eigentlichen Feste. Sie ward besonders von den „Damen der Halle" auf dem Marktplatze mit einem grotesken Elfenreigen gefeiert, und für einen Mann war es nicht geraten, den Tanzenden zu nahe zu kommen; sonst rissen sie ihm den Hut vom Kopfe und spielten damit Fangball („Liwweraaz"). Dies nannte man „Mützenbestot", d. h. Mützenregiment.

Am Sonnabend vor Fastnacht ward dann vom Altan des Rathauses herab öffentlich die Freiheit verkündigt, und nun begann ein dreitägiges tolles Treiben. Maskenzüge und -Gruppen trieben allenthalben ihren Scherz, und jeden Abend fanden Bälle statt. Demütig eilten dann am Aschermittwoch die ausgelassenen Fastnachtsschwärmer zur Kirche, um sich das Aschenkreuz auf die Stirne machen zu lassen. Mittags scherzte man noch einmal bei solennen Mahlzeiten, und am folgenden Sonntag (Lätare) fand eine Nachfeier der Karnevalsfreunde statt. In dieser Form ward das Fest bis 1823 gefeiert. Von da an kamen förmliche Komitees und Generalversammlungen hinzu. Aus letzteren, dem sogenannten „großen Rat", schied sich ein Komitee aus, der „kleine Rat", der sich ausschließlich mit den Vorbereitungen zum Feste beschäftigte und sich seinen Sprecher oder Präsidenten wählte. Unter dem Präsidenten stehen die Ausschüsse, die alljährlich vom 11. des 11. Monats, also vom 11. November, ab wöchentlich bis zum Aschermittwoch zusammentreten; denn 11 ist die Narrennummer.

Den Ursprung der Narrenziffer 11 hat man verschieden erklärt. Einmal hält man sie für ein Symbol der Eintracht, weil die Rechte soviel besagt wie die Linke, dann der Beständigkeit, denn sie fängt an, wie sie aufhört; ferner der Schönheit, denn sie zeigt Einheit in der Mannigfaltigkeit und umgekehrt; endlich des Unbegreiflichen, denn die Hälfte der römischen Ziffer XI ist quer durchschnitten VI. Auch die einzelnen Buchstaben des deutschen Wortes „E—l—f" hat man als die Initialen des Narrenspruchs: „Ei, lustig, fröhlich!" gedeutet. Schließlich mußten noch die 11 Funken im Kölner Stadtwappen zur Erklärung herhalten. Bekanntlich führt auch die im Karnevalszuge typisch auftretende Kölner Stadtgarde den Titel „Funken".

Die Generalversammlungen der regelmäßigen wöchentlichen Sitzungen des „großen Rats" beginnen von Neujahr ab. Alle Teilnehmer müssen die preisgekrönte dreifarbige grün-rot-gelbe Narrenmütze aufsetzen und erhalten beim Eintritt ein Liederbüchlein. Präzis 11 Minuten nach der festgesetzten Stunde bezieht das Festkomitee unter den Klängen des üblichen „Narrhallamarsches" seine Tribüne und eröffnet mit launiger Begrüßung die Sitzung. Alsdann verliest sein Sekretär ein närrisches Protokoll über die vorige Versammlung. Nun lösen sich Vorträge mit Liedern ab. Gefällt ein Vortrag, so wird er lebhaft belacht und beklatscht und mitunter vom Präsidenten mit Orden oder einem närrischen Titel belohnt. Hat er aber mißfallen, so erregt das Publikum Tumult und der Redner muß verschwinden, sei es durch Erscheinen einer aufsteigenden Wand oder durch eine unterirdische Versenkung. Mitunter stürzten zwei fratzenhafte Affen auf den Redner, zum Zeichen, daß sein Vortrag „unterm Aff'" war.

In den Vorträgen fehlt es nie an politischen, lokalen, ja selbst persönlichen Anspielungen, die, je treffender sie sind, mit um so größerem Beifall aufgenommen werden. Ist der Getroffene unter den Anwesenden, so darf er nicht den Verdrossenen spielen, sondern das Beste ist, wenn er herzlich mitlachen kann.

Ohne persönlichen Stachel freilich sind die allgemeineren Hänseleien auf ganze Stände, wie auf Lieutenants, Advokaten und so weiter. So war einmal in Mainz von einer drastischen, wahrhaft zwerchfellerschütternden Komik die scenische Vorführung des Testamentes eines alten Winzers auf dem Sterbebette. Scheinbar mühsam richtet sich der alte Weinpanscher auf seiner Matratze in die Höhe und versammelt um sich seine Söhne, ihnen mit heiserer, erlöschender Stimme vor seinem Hinscheiden noch ein hochwichtiges Geheimnis anzuvertrauen. Begierig und atemlos lauschend horchen die Söhne auf die letzten Worte des dunklen Ehrenmannes. „Tretet näher an mich heran, meine lieben Kinder," — so flüstert der Biedermann — „vernehmt das heilige Vermächtnis eures sterbenden Vaters. Ein Geheimnis von schwerwiegender Bedeutung will ich euch mitteilen, das euch in eurem Berufe als Weinfabrikanten von großem Vorteil sein wird. So hört denn und bewahrt es als letztes Testament eures erfahrenen Vaters in eurem Busen: man kann auch Wein bloß von Trauben machen!" — Sprach's und hauchte vor den in starrem Erstaunen und tiefer Ehrfurcht verharrenden Söhnen seine edle Seele aus.

Auf die Vorträge folgen in geeigneten Abständen Lieder, die von der Versammlung im Chorus gesungen werden. Oft wird zum Refrain an die Gläser geklungen, in die Hände geklatscht, geniest, oder es werden alle möglichen Tierstimmen nachgeahmt.

Es hat nicht an ernsten und wissenschaftlich bedeutenden Männern gefehlt, die dem Karneval ihre Sympathie bezeigten und ihm seine Berechtigung zuerkannten. So vor allem unser Altmeister Goethe (1824). Infolgedessen lud ihn das Kölner Komitee zum nächsten Fasching ein, und Dr. Dillschneider dankte ihm in einem warm empfundenen Sonett. Goethe erwiderte mit einem Gedicht, dem wir folgende Verse entnehmen:

„Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich die Thorheit wohl zur Hand,
Und so ist es ganz verträglich,
Wenn er sich mit euch verband . . .
Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdeleben
Sei dem flüchtigen Rausch Gewinn!"

Außer Goethe nahmen viele berühmte Männer die ihnen zugesandten Narrendiplome mit humoristischen Antwortschreiben an, so E. M. Arndt, Bechstein, Dickens, Duller, Freiligrath,

Digitized by Google

Die Mainzer Stadthalle im Karneval 1897.
Nach einer Originalzeichnung von C. Sutter.

Just. Kerner, Lachner, Lortzing, Mendelssohn-Bartholdy, Mosen, Rückert, Simrock, Bendemann, Schadow, Schnorr, Ad. Stöber, Tiedge, Zschokke u. v. a.

Der Karneval schuf sich eine eigene Litteratur. Es entstanden am Rhein eigene Karnevalsschriften und -Zeitungen, in Köln zuerst 1808 die „Curiosa Descriptio“. Auch Fastnachtsstücke wurden geschrieben. Von 1826 ab erschienen förmliche Karnevalszeitungen, die, wenn sie zu scharf waren, periodisch unterdrückt wurden. Ein hervorragender Karnevalsschriftsteller ist Ludw. Kalisch, der Verfasser des „Buches der Narrheit“ und der „Schlagschatten“. Dieser gründete die Mainzer Karnevalszeitung, die „Narrhalla“, die bis in die 70er Jahre bestand. Außer Kalisch arbeiteten Langenschwarz, Prof. Schumacher, der gemütliche Dichter F. Lennig, Horneyer, Dr. Wiest, Ed. Reis, Ferd. Hey'l, der bekannte rheinische Schriftsteller, und andere an Mainzer Witzblättern mit. Solche waren außer der schon genannten „Narrhalla“ „Die neue Mainzer Narrenzeitung“ und „Des Narren Sonntagsblatt“. In Köln erschienen die „Kölnischen Funken“ und die Wochenprotokolle, betitelt „Karnevalsulk“. In Frankfurt a. M. schrieb Friedrich Stoltze die „Krebbelzeitung“. Sind auch die meisten dieser litterarischen Produkte schon ihrer lokalen Anspielungen wegen von nur vorübergehendem Wert, so haben doch manche Karnevalsdichter, wie die eben genannten, Produkte voll poetischen Humors geschaffen, die zu jeder Zeit, wenn der geeignete Sinn erwacht ist, aufs neue zünden.

Naht die eigentliche Faschingszeit heran, so ziehen in Köln die sogenannten „Funken“ in der Tracht der alten kurkölnischen Stadtsoldaten auf. Am Sonntag vorher findet in der Regel eine Kappenfahrt der Karnevalsmitglieder statt und am sogenannten Rosenmontag (welchen Namen einige von „rasen“ ableiten) der große Festzug, von dem uns unter anderen Hackländer in seinem „Künstlerroman“ eine so lebendige Schilderung entworfen hat und der in jedem Jahr nach einer besonderen Idee ausgeführt wird. Es fehlen dabei in der Regel nicht die charakteristischen und typischen Figuren, die mit der Geschichte der Stadt Köln, sowie mit den im Geruche der Narrheit stehenden Orten und Personen zusammenhängen. Das gilt vor allem von dem bewährten Ritter „Jan von Werth“ und dem Urtypus aller Schalksnarren Till Eulenspiegel, ferner vom ehrenfesten Stadtfähnrich „Wackerschwenk“, dem berühmten Kölner Bürgermeister Gryn, dem Sieger in der Worringer Schlacht, im Kettenpanzer, und dem unvermeidlichen „kölnischen Bauer“ mit seinem Sinnspruch: „Halt faß, do kölscher Boor, am Rich, fall et söß or soor (süß oder sauer)!“ Auch schreiten wohl die Vertreter der alten Rittergeschlechter, die zur Stessen, von Spee, die Overstolzen, Leparten und andere daher; dann die Zünfte, angeführt von den charakteristischen Figuren des Kölner Hänneschen, wie Bestevader und Maritzebill. Unter den Vertretern der Zünfte sind bekannte Typen der Brauermeister Schwabbelich, der Bäckermeister Kleiensaß, der Schuhmacher Pechklotz, der Metzger Beihau, der Faßbinder Polterklopf, der Schmied Tubalkein, der Schneider Fips, der Grobschmied Tombak, der Fischmengermeister Rümpchen. Und so giebt es unzählige andere im Laufe der Jahre auftauchende und wieder verschwindende Gestalten. Ständig

Digitized by Google

erscheinen auch beliebte Sagen- und Opernfiguren, wie der Rodensteiner und Lohengrin, wie Don Juan, Faust und Mephisto, Vertreter der Narrenstädte Schilda, Dülken, Cochem u. a.

Den Triumphzug eröffnet die geschichtlich gewordene Figur des sogenannten Geckenbänchen, die, wie man glaubt, den Vortänzer bei Prozessionen in früherer Zeit darstellen oder auf David vor der Bundeslade anspielen soll. Unsere Abbildungen stellen zwei Gruppen des Kölner Karnevals dar. Das erste Bild (S. 72 und 73) führt uns eine Tanzscene auf dem Waidmarkt vor. Es ist ein Holzschnitt nach einem der Gemälde, die Chr. Heyden im Auftrage der „Großen Karnevalsgesellschaft“ gemalt hat und die den Sitzungssaal derselben schmücken. Auf dem Bilde von G. Franz (S. 77) sehen wir den Aufzug der „Funken“ mit der Spitze des Zuges und einem als Schiff gestalteten Prachtwagen. Im Hintergrunde erhebt sich die Apostelnkirche.

Es ist unmöglich, sich auch nur einen annähernden Begriff von dem Gewühl und dem tollen Treiben auf den Straßen, sowie von dem Jubel und den tausendstimmigen Zurufen aus den dichtbesetzten Fenstern der festlich geschmückten Häuser zu machen, wenn sich der buntschillernde Zug mit den hochaufgebauten Prachtwagen vorüberbewegt. Blumenbouquets und Confetti fliegen hin und wider, Fahnen flattern, Tücher wehen, Champagnerpfropfen knallen und ein sinnverwirrender, vieltöniger Lärm von Musik, Gejohle, Gelächter und Zurufen wie das übliche: „Geck, loß Geck elans!“ (d. h. Narr, laß Narr vorbei!) braust durch die Luft.

Nicht minder tumultuarisch geht es bei den Maskenbällen her, die früher besonders glänzend im Gürzenich zu Köln abgehalten wurden, jetzt zumeist in geräumigeren Lokalen, in Mainz in der überaus prächtig geschmückten Stadthalle stattfinden. Fast alle Jahre prangt das Innere dieses, soweit uns bekannt, nächst dem Wintergarten des Centralhotels in Berlin größten Gesellschaftslokals in eigenartigem karnevalistischen Schmuck. So trug die Ausstattung vorigen Jahres nach dem Entwurf des dortigen genialen Architekten C. Sutter das Gepräge einer mittelalterlichen Stadt, wobei, wie unsere Abb. S. 79 zeigt, den Thoren, Türmen und Pechnasen charakteristische Physiognomien aufgesetzt waren. Den Hintergrund des Karnevalpodiums schloß eine altdeutsche Burg ab. Von nicht geringerem malerischen Reiz ist das Getümmel von etwa 6000 Personen auf einem solchen Maskenball. Hier muß man sich unter das bunte Gewühl aller möglichen Charaktermasken stürzen, foppen, Abenteuer suchen oder sich necken lassen. Gar mancherlei seltsame Begegnungen und unverhoffte Ueberraschungen sind hier schon vorgekommen. Der Reiz dieses Vergnügens ist so groß, daß nach Saphir zu dieser Zeit der Himmel voll Geigen und die Erde voll Versatzzettel hängt.

Damit haben wir eine Nachtseite des Karnevals berührt, die Gefahr finanziellen und moralischen Ruins. Die Versuchung ist ja allerdings groß, lockt wohl aber auch zu anderen Festzeiten den Haltlosen, über die Schnur zu hauen. Anderseits weckt und hebt der Karneval Kunstsinn und Geschmack, fördert Witz und Geist, er schwingt die Geißel über Verkehrtheiten und sittliche Schäden, und keine Waffe wirkt erfolgreicher als der Spott. Endlich muß auch angeführt werden, daß die bedeutenden Ueberschüsse aus den Karnevalsbeiträgen den Stadtarmen zu gute kommen. Als 1857 zu Mainz die furchtbare Pulverexplosion einen Teil der Stadt in Trümmer legte, verzichtete die „Narrhalla“ nicht nur auf ihre Vergnügungen, sondern sie gab ihre Mitgliedsbeiträge mit Extrazuschüssen zur Linderung der Not. Aehnliches geschah bei den verheerenden Rheinüberschwemmungen. So zeigt der wahre Narrhallese, daß er nur zur rechten Zeit zu Scherz und Ausgelassenheit geneigt ist und daß in seiner sonst so lebenslustigen Brust doch auch ein fühlend Herz für das Unglück seiner Mitmenschen schlägt. Und hiermit bethätigt sich die Wahrheit des Horazischen Spruches: „Dulce est desipere in loco,“ d. h. „Schön ist Thorheit zur rechten Zeit!“

Maskiert!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Humoreske von Hans Arnold. Illustriert von F. Hlavaly.

Nun, und wie hat sich die Verlobung schließlich so rasch gemacht?“ frug der Major und streifte die Asche behutsam von der Cigarre.

„Ich glaube, er hat die Großmama für sich zu gewinnen gewußt,“ bemerkte ein anderer aus dem kleinen Kreise, „die hat sich für ihn verwandt, und da war die Angelegenheit schon halb im reinen!“

„Also eine Gönnerin!“ sagte der Major und sah nachdenklich ins flackernde Kaminfeuer, „das kommt wieder auf meine Theorie heraus, — ich habe immer sehr viel auf Gönnerinnen gehalten und in jeder Garnison, wo ich war, immer ein paar im Vorrat gehabt. — Eine, die mir Pasteten und Kuchen backen mußte, eine, die mich mit Lektüre versorgte, und eine, der ich meine Geldsorgen und dummen Streiche beichtete — letztere freilich mit Auswahl, wie sich das von selbst versteht. Die Beichtgönnerin, oder Beichtmutter, wenn man mir den Ausdruck verstatten will, war übrigens in der sonst recht stattlich langen Reihe meiner Gönnerinnen nur ein einziges Mal vertreten. Denn zu solch einer Vertrauensrolle bei einem jungen, übermütigen Lieutenant, dazu gehört eine Person von Herz und Verstand nicht nur, sondern auch von einer gewissen Genialität — und derlei Leute wachsen nicht so oft am Wege. Diese also, meine einzige, erste und letzte Beichtmutter in Portemonnaie- und Herzensnöten hat mir zum Schluß ihrer ehrenvollen Laufbahn als Protektrice noch zu meinem Lebensglück verholfen — und den Streich danke ich ihr heute noch, wo die gute alte Seele längst nicht mehr auf Erden wandelt.

Das war noch ein Original,“ setzte der Major nachdenklich hinzu, „aber im besten Sinn des oft gebrauchten und noch öfter mißbrauchten Wortes! Ein baumlanges, knochiges Frauenzimmer, mit schon ziemlich angegrauten Haaren, die ihr etwas wirr um den Kopf saßen — mit einer tiefen Mannesstimme, die sich in Ernst und Scherz, im Sprechen und Lachen durch ihre herzhafte Lautheit wohl Gehör zu schaffen wußte — mit ein paar Händen wie die Wurfschaufeln und mit einem Gesicht, das wohl nie reizend genannt worden ist. Ein oberflächlicher Beurteiler wenigstens hätte es unbedingt so bezeichnet — ich und wohl jeder, der ihr nahe stand, fand sie nicht häßlich, denn aus dem grob geschnittenen und gefärbten Gesicht guckte so viel frische Herzensgüte und ein so kreuzfideler Sinn heraus, daß man bald aufhörte, sich zu fragen, ob sie die Nase anders in der Länge und den Mund anders in der Quere stehen habe wie sonstige Sterbliche. Ja, sie war bei ihren vorgeschrittenen Jahren so famos — so beneidenswert jung geblieben, daß man nie darüber nachdachte, wie alt sie eigentlich wäre, und bei ihr blindlings und mit Recht Verständnis und Humor für jede — mit Nachdruck sei's gesagt! — harmlose Dummheit voraussetzte, eine Zuversicht, die mich wenigstens nie getäuscht hat. Kurz, um sie mit einem Wort zu charakterisieren, sie war eines der seltenen Frauenexemplare, die man mit Fug und Recht ‚einen netten Kerl‘ nennen kann.

Dies alte Fräulein — sie hieß Adelheid von Stettendorf — lebte in G . . ., wo ich damals als Lieutenant im xten Regiment stand. Wir hatten bald eine Verwandtschaft von Adams Gnaden herausklamüsert, und auf Grund und Rechnung dieser Verwandtschaft gewöhnte ich mir's an, alle paar Tage nach ihrem netten Quartier hinaus zu gehen oder zu reiten, wie es Dienst und Zeit mit sich brachten, mir ein Frühstück auszubitten oder

der guten Dame in der Dämmerstunde zuzuhören, wenn sie auf ihrem heisern, alten Klavierchen spielte, was sie mit einer für ihre ganze Person merkwürdigen Zartheit zu thun verstand. Wie lebhaft erinnere ich mich noch jener Abendstunden! Sanft und leise überkam uns die Dämmerung, bis das rote Fünkchen an meiner Cigarre das einzige Sichtbare im Zimmer war, und dabei ließen sich, so gewissermaßen von unsichtbarer Hand gespielt, die einfachen, alten Melodien hören, die doch immer am sichersten den Weg zum Herzen finden. Ja, diese Stunden waren sehr hübsch — wirklich sehr hübsch! Man sieht, Fräulein von Stettendorf und ich waren mit der Zeit sehr gute Freunde geworden, wie dies manchmal mit jung und alt so gehen kann.

Ich war in dieser Zeit auch gerade recht auf solche Art Verkehr gestimmt und zugeschnitten, denn ich hatte mir aus meiner letzten Garnison eine beträchtliche Herzenswunde mitgebracht, die mich etwas irritierte, weil sie ganz und gar keine Anstalt machte, so schnell zu heilen, wie das derartige Wunden sonst bei mir zu thun in der Mode hatten. Zu dieser inneren Verfassung stimmte die dämmerige Klavierspielerei meiner alten Freundin sehr gut — es ließ sich dabei so hübsch von Dingen träumen, die gewesen waren, und die noch kommen sollten — oder doch kommen konnten.

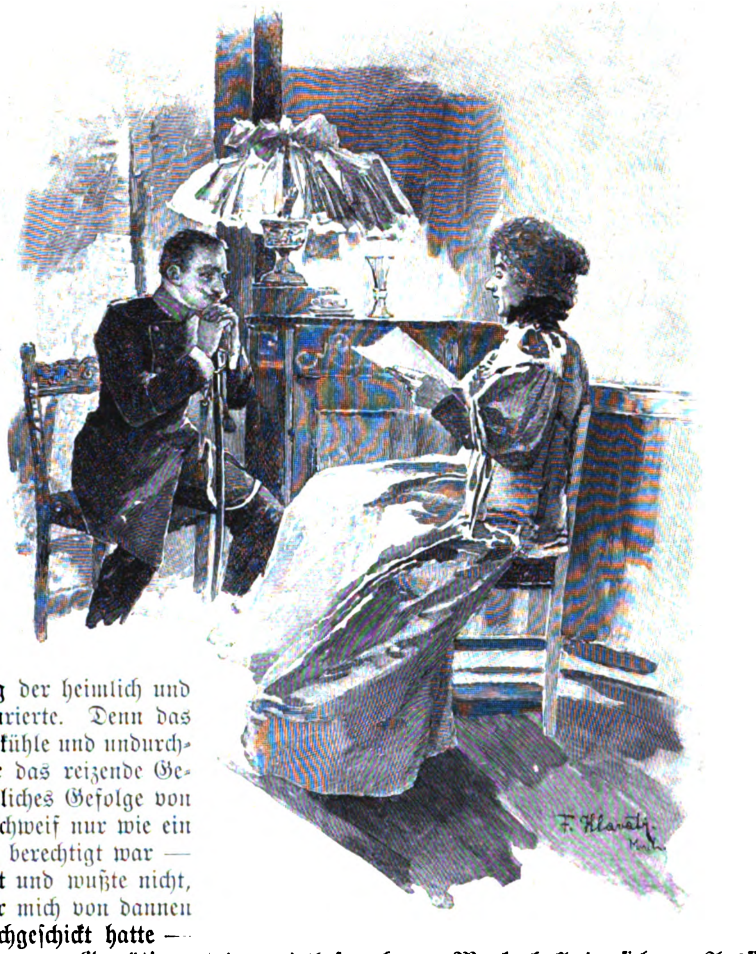
Meine Gönnerin hatte natürlich in Andeutungen die ganze Geschichte mit anhören müssen, so weit man sie eine Geschichte zu nennen berechtigt ist.

Ich hatte ihr mit dem in solchen Fällen üblichen schmerzlichen Behagen erzählt, wie ich in meinem vorigen Aufenthaltsort eine junge Dame kennengelernt hätte, die sich der blondesten Zöpfe und der blauesten Augen auf diesem elenden Erdenball erfreute — wie mich das Schicksal mit militärischer Rücksichtslosigkeit fortgeschleudert, ehe ich mir die geringste Gewißheit, oder auch nur Ahnung hatte verschaffen können, ob ich in der Erinnerung der heimlich und öffentlich Angebeteten nur im geringsten figurierte. Denn das kleine Fräulein verstand es, sich eine verdammt kühle und undurchdringliche Miene wie eine zierliche Larve vor das reizende Gesicht zu halten — hatte auch ein so beträchtliches Gefolge von Freiern, daß der einzelne in diesem Kometenschweif nur wie ein sehr unbedeutendes Lichtfünkchen zu erscheinen berechtigt war — kurz, ich war mit einem Hasenherzen abgereist und wußte nicht, ob die Herrin meiner Gedanken dem Zuge, der mich von dannen führte, auch nur das kleinste Seufzerchen nachgeschickt hatte — ein sehr unbehaglicher Zustand für einen Mann von Gemüt!

Diese halt- und gestaltlose Liebesgeschichte hatte ich, wie gesagt — natürlich ohne einen Namen dabei zu nennen — meiner alten Freundin so nach und nach anvertraut, und sie kletterte zwar zeitweise ganz tapfer mit mir in den verschiedenen Etagen meines Luftschlosses umher, lachte mich aber noch öfter herzhaft aus ob meines Mangels an Selbstvertrauen. Zu meiner Rechtfertigung sei es gesagt, daß ein solcher Ueberfluß von Bescheidenheit wirklich nur in diesem einen Fall mein Fall war — im ganzen kann ich mit Stolz behaupten, daß ich für einen ganz unverschämten Bengel galt! Meine alte Freundin schüttelte denn auch kräftig den Kopf über die Angelegenheit und gab mir mehrfach zu bedenken, ob es denn nicht im Grunde eine große Thorheit sei, sein Herz einem solchen Prinzeßchen zu Füßen zu legen, welches sich am Ende nicht mal die Mühe nahm, es vom Boden aufzuheben. So standen die Sachen, als ich wieder einmal des Abends zu Fräulein von Stettendorf auf einen kurzen Augenblick hereinguckte. Ich fand sie an ihrem Lieblingsplatz, am Kaminfeuer, eben beschäftigt, einen Brief zu lesen. Sie nickte mir zu, ohne sich durch meinen Eintritt stören zu lassen, wie das eben so ihre Art war. Ich setzte mich ihr gegenüber, den Säbel zwischen den Knieen, die Hände darauf gestützt, und wartete, bis sie mit ihrer Lektüre zu Ende sein würde.

‚So!‘ sagte sie und legte den Brief säuberlich in seine Falten, ‚da bekomme ich Besuch ins Haus, und noch dazu einen, bei dem Sie mir als Adjutant helfen müssen, Rotenberg, die Tochter einer alten Jugendfreundin, die jetzt, mitten in der Saison, fort und zu mir auf die Weide geschickt wird, weil sie ein paar Körbe, und noch dazu ein paar recht unbegreifliche ausgeteilt hat. Ein Goldfischchen, lieber Sohn — ja, spitzen Sie nur die Ohren — und ein niedliches noch dazu! Das wäre am Ende eine homöopathische Medizin für Sie — na? wie denken Sie über die Sache?‘

Ich zuckte seelenvoll die Achseln. ‚Für mich ist Spiel und Tanz vorbei!‘ sagte ich mit dem Brustton des Besitzers einer unglücklichen Liebe.



‚Nur nicht elegisch!‘ erwiderte sie munter, ‚Sie wissen, das vertrag' ich nicht in größeren Dosen. Na, sei dem, wie ihm wolle — wenn Sie das nächste Mal herkommen, finden Sie etwas Junges und Hübsches am Kaminfeuer, und das müssen Sie mir unterhalten helfen — Vergnügungsprogramm entwerfen, Schlittschuh laufen, für Tänzer sorgen — kurz, was man so von einem Jüngling Ihres Alters und Aussehens ungefähr zu verlangen und zu erwarten berechtigt ist. Zum Glück haben wir ja den vielbesprochenen Maskenball in sicherer Aussicht, da kann mein junger Besuch gleich mit beiden Flügeln ins schönste Amüsement hinein flattern — und Sie flattern mit — nicht wahr, das thun Sie mir zuliebe?‘

Ich erklärte mich selbstverständlich für Wachs in ihren Händen und als solches widerstandslos bereit, mich zum Bärenführer für unbekannte Nichten oder Freundinnen umkneten zu lassen.

Mit einer Art von trotzigem Vergnügen oder vergnügtem Trotz ging ich wirklich an die Aufgabe, in der für mich insofern ein gewisser Reiz lag, als sich hier vielleicht eine Gelegenheit bot, mir selbst zu beweisen, daß ich nicht für alle junge Mädchen so ungefährlich sei, als ich es für die blonde Ines gewesen war, die mir so hartnäckig im Kopfe herumging.

Nach einiger Zeit erfuhr ich, das erwartete Fräulein sei eingetroffen, und beschloß, nun auch das meinige zu thun.

Ich legte meinen besten Ueberrock an, wichste mir den Schnurrbart höchst unternehmend in die Höhe und schickte mich an, so als Herzbrecher frisiert, mich zu meiner alten Gönnerin zu begeben. Wenn sich die Nichte nicht in mich verliebte und in dieser Empfindung genügend Amüsement und Zerstreuung für ihren Besuch bei der Tante fand — an mir sollte es wenigstens

Digitized by Google

nicht gelegen haben! Ein bißchen neugierig war ich nebenbei auch, wie das Goldfischchen aussehen möchte, das da so glitzernd auf der unbekannten Zukunftswelle angeschwommen kam — das Unbekannte hat ja für die Jugend immer einen besondern Zauber — kurz, die Sache ließ sich hoffnungsreich an!

Als ich so, gerüstet, gestiefelt und gespornt wie ein junger Ritter zu seiner ersten Waffenthat, ausziehe und die Anlagen herunter klirre, kommt mir eine junge Dame entgegen, mit ein paar Päckchen in der Hand und einem Veilchenstrauß im Knopfloch, das Näschen etwas hoch in die Luft gereckt. Ich denke denn doch, der Blitz schlägt vor mir ein: meine Angebetete aus M . . . . . in eigenster, anmutigster Person!

Sie erkannte mich auch sofort, das sah ich, denn ein tiefes Rot der Ueberraschung schoß ihr in die Wangen. Aber diese Signalflagge der Herzensbefangenheit brauchte ich mir gar nicht zu meinen Gunsten zu deuten; sie wurde, wie ich erfahren und beobachtet hatte, für Freund und Feind, für ehemalige Lehrer und augenblickliche Tänzer aufgezogen, wie das so manche zarte Mädchengesichter an sich haben — sich selbst zum tiefen Verdruß — und andern Leuten zu Spaß und Vergnügen. Nun, in jedem Fall wurde sie rot und ich noch röter — alle meine Vorsätze und Absichten auf die Nichte der Tante zerschmolzen in dem Augenblick wie Schnee an den Strahlen der Märzsonne. Ich war mit zwei Schritten neben ihr, und ohne zu bedenken, wie sehr mein Verfahren gegen die hergebrachte Form verstieß, die es verbietet, eine junge Dame auf der Straße so mir nichts, dir nichts anzureden — ohne dies oder irgend sonst etwas zu bedenken, legte ich die Hand an die Mütze —

‚Mein gnädiges Fräulein — welch unerwartetes Vergnügen —‘

Aber sie — die Nase noch einen Zoll höher gereckt, sieht mich so recht von oben bis unten kühl und abweisend an.

‚Sie sind auch hier, Herr von Rotenberg? sehr nett!‘ sagt sie, neigt den Kopf, genau gerechnet um zweiundeinenhalben Centimeter, macht eine kleine Wendung auf dem spitzigen Absatz und dreht um — einfach um — wie man gar nicht „ummer“ drehen kann — und da stand ich, und dachte, wie das dem Normalmenschen in solchem Fall zukommt und gebührt: ‚Da hast du's!‘

Ich sah dem schlanken, zierlichen Mädchen noch ein paar Augenblicke halb betäubt und ganz verdonnert nach, ich hatte wieder einmal die Empfindung, ein so recht hübsches kaltes Sturzbad über den Kopf bekommen zu haben, wie mir dergleichen von derselben niedlichen Hand schon öfter zu teil geworden war — und wenn das nicht immer angenehm ist, so kann es doch unter Umständen sehr zuträglich sein!

Man muß — jetzt, wo die schönen Tage von Aranjuez vorbei sind, kann ich's ja wohl ruhig sagen! — man muß ein hübscher Bursche gewesen sein, einer, der im großen und ganzen ein ebenso unverdientes wie erfreuliches Glück bei Damen hatte, der sich vor Cotillonschleifen und -Orden auf den Bällen nicht zu lassen und zu fassen wußte — ein solcher Bursche mußte man sein, um zu empfinden, wie heimtückisch es das Schicksal manchmal einrichtet, daß gerade die eine, von der man gern ausgezeichnet sein oder der man doch wenigstens nicht unsympathisch sein möchte, was doch wirklich ein bescheidener Anspruch ist — daß gerade diese eine, sag' ich, jedesmal zwei Grad unter Null gefriert, wenn man ihr zufällig oder absichtlich in die Nähe kommt.

Aber alles findet seine Grenze und der Mann hat seinen Stolz. Mir war nun genug widerfahren — oder ich glaubte es doch wenigstens — und ging im frischen Eindruck dieses Erlebnisses mit doppeltem Feuereifer daran, der unbekannten Nichte meiner Gönnerin zu hofieren.

Einen Tag oder zwei vor meiner unerwarteten Begegnung mit Ines war sie — die Nichte — angekommen; da war es ja immer noch Zeit, ihr einen Willkommensstrauß zu schicken. Ich bestellte denn einen, so groß wie ein Schulglobus für die Prima, und schickte ihn mit meiner Karte an Fräulein von Stettendorf — denn als ich adressieren wollte, fiel mir zu meiner Beschämung ein, daß ich mich nach dem Namen der Nichte noch gar nicht erkundigt hatte.

Ich schrieb daher auf die Karte ein paar gefühlvolle Worte von ‚aufgehender Sonne‘ und ‚ehrfurchtsvollster Begrüßung‘, die nicht undeutlich durchblicken ließen, daß ich gesonnen und gewillt sei, mich mit Leib und Leben für die nächste Zeit in den Dienst dieser Sonne zu stellen — ich schrieb, was wahrscheinlich sehr blödsinnig ausfiel, mir aber sehr wirkungsvoll vorkam. Ich sagte mich ferner auf derselbigen Karte zu demselbigen Abend an — kurz, ich wollte die Feindseligkeiten nun auch energisch eröffnen.

Die ganze Stadt war in diesen Tagen mit Vorbereitungen und Gedanken zu dem schon erwähnten Maskenball beschäftigt — alles that höchst geheimnisvoll, denn der Hauptspaß in der unter sich so genau bekannten Gesellschaft war, sich einmal möglichst unbekannt gegenüber zu treten und unter dieser Tarnkappe in Scherz und Ernst, in Huldigung oder leichter Bosheit sich allerlei zu sagen und merken zu lassen, was man im Alltagsleben für sich behielt.

Ich hatte mich noch gar nicht mit irgend welchen Gedanken in betreff meines Kostüms beschäftigt und, ehrlich gesagt, jetzt und heute den ganzen Maskentrubel so ein bißchen aus dem Sinn verloren — besonders bei dem unerwarteten Wiedersehen, das mir geworden war. Aber als ich an diesem Abend zu meiner alten Freundin kam, war dafür gesorgt, daß mir das betreffende Fest wieder nahe vor Augen gerückt wurde.

Das große Wohnzimmer bei Fräulein von Stettendorf war im ganzen ziemlich dämmerig, die Lampe, aufs Kamintischchen gerückt, gab nicht genug Licht, um alle Ecken zu erhellen. Als ich hereinkam, sah ich, selbst im Dunkeln stehend, die altbekannte Tante und die unbekannte Nichte in jenem hellerleuchteten Teil des Zimmers sitzen und einen ganzen Stoß Modebilder miteinander beaugenscheinigen, die Trachten von Anno dazumal — Anna Domini, wie ein Freund von mir ganz unbefangen sagte, der diese Anna wahrscheinlich für eine Heilige hielt — also Trachten von Anno dazumal zu beaugenscheinigen, über die

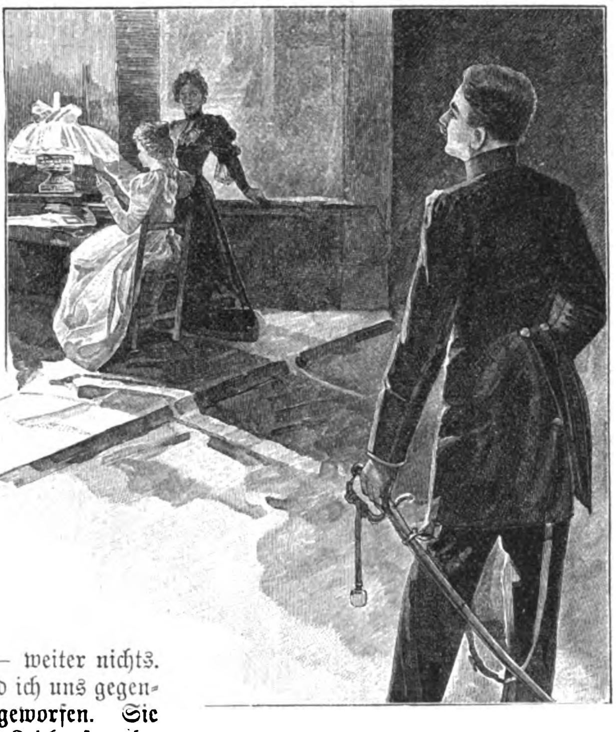
Digitized by Google

so eifrig beraten wurde, daß mein Eintritt unbemerkt zu bleiben schien.

Die Nichte saß mit dem Rücken zu mir gewandt, aber ehe ich mir noch Zeit genommen hatte, mir die verwirrende Frage, ob wohl zwei Mädchen in Deutschland solche blonde Prachtzöpfe im Nacken trügen, mit einiger Deutlichkeit beantworten zu können, drehte die Eigentümerin der Zöpfe den Kopf — und da hatten wir die Bescherung!

Die Nichte und meine Prinzessin Ines waren ein und dieselbe, und der Blumenstrauß mit den überschwenglichen Redensarten, den ich heute abgeschickt hatte, stand preislich auf dem großen Sofatisch und war an die unrichtige, oder — wie man's nehmen will — an die richtige Adresse gegangen!

Meine alte Freundin nickte mir zerstreut zu; Ines machte ihre mir nur zu wohl erinnerliche kleine Kopfneigung, und die Tante wollte mich eben vorstellen, als ich sie unterbrach: ,Ich hatte schon in meiner vorigen Garnison die Ehre' — und mit ausgestreckter Hand, wie das damals eben erst Mode wurde, das Fräulein zu begrüßen gedachte.



Aber sie ließ die beiden Hände so schlapp an den Seiten des Kleides herunterhängen, als wüßte sie gar nicht, was sie mit diesen zierlichen Anhängseln eigentlich anzufangen habe, und sagte mit ihrer kühlen, klaren Stimme: ,Danke sehr für die schönen Blumen, Herr von Rotenberg — es war sehr freundlich von Ihnen!'

Die Tante sah starr und erstaunt von einem zum andern: ,Was, ihr kennt euch schon? Und das hat mir keiner von euch gesagt?'

Während ich den triftigen Grund, daß mir der Name des erwarteten Gastes nicht mitgeteilt worden sei, hervorbrachte, zuckte Ines nur in flüchtiger Verlegenheit die Achseln.

,Es giebt ja mehrere des Namens in der Armee,' sagte sie — weiter nichts.

Inzwischen hatten die Tante und ich uns gegenseitig je einen Blick an den Kopf geworfen. Sie verstand sich vorzüglich auf diese Zeichensprache, und man kann es ihr nicht verdenken, wenn sie den ganzen Abend überaus pfiffig aussah und sich vorkam — ein Behagen, das ich ihr von Herzen gönnen konnte, wenn es mir auch leider versagt war, es mit ihr zu teilen.

,Nun, und hier ist man schon in hochwichtigen Konferenzen mit der gütigen Fee Mode?' unterbrach ich endlich die beklommene Stille, die der ersten Begrüßung gefolgt war.

Aber Ines legte die Blätter, nach denen ich greifen wollte, rasch übereinander.

,Das sind Damenangelegenheiten und Sie dürfen uns doch auf dem Ball nicht erkennen, Herr von Rotenberg,' sagte sie, nahm den ganzen Stoß Modebilder und ging damit hinaus.

Die Tante sah mich einen Augenblick sehr durchbohrend an, mit einem wahren ,Röntgenblicke' würde ich sagen, wenn man von dergleichen damals schon gewußt hätte — und dann sagte sie, gewissermaßen als Antwort auf meine gänzlich ungesprochene Frage:

,Ja, lieber Sohn, das ist eine eigene Sache! Das Prinzeßchen gefällt mir — gefällt mir sogar sehr gut; aber es ist ein kühles Nixchen, und ich habe in den drei Tagen erst ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, mich über sie zu verwundern, was sonst, wenn ein achtzehnjähriges Mädchen drei Tage im Hause ist, eher und öfter zu passieren pflegt.'

,Und worüber haben Sie sich gewundert, gnädigste Tante?' frug ich — denn den Namen gab ich ihr schon lange.

,Ueber den finstern Zug von — ich hätte beinahe gesagt, verächtlichem Zorn, mit dem unser Fräulein heut' das Bouquet in Empfang nahm und den ich mir im Augenblick gar nicht — jetzt schon ein bißchen besser, und nicht zu Ihren Ungunsten — zu deuten verstand,' fuhr Fräulein von Stettendorf in fliegender Hast fort, immer den Blick nach der Thür, durch welche die Besprochene ja im nächsten Augenblick herein kommen konnte, ,ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll.'

,Das passiert Ihnen doch sonst nicht so leicht?' warf ich lachend dazwischen. — Sie drohte mir mit dem Finger.

,Artig!' sagte sie, ,aber wissen Sie, Rotenberg, ich hatte das Gefühl, als wenn sie — falls man so sagen kann — auf sich selber eifersüchtig wäre — auf die Unbekannte, der da ein so effektvoller und gefühlvoller Gruß wie eine Bombe vor die Füße geflogen kam. Denn als ich frug: ,Nun, was sagst du denn zu meinem galanten Pflegesohn, dem Lieutenant von Rotenberg?' da erwiderte sie — abermals mit jenem Zuge, dessen ich vorhin erwähnte: ,Er mag wohl eben ein solcher Allerweltscourmacher sein, daß er sich für eine unbekannte, junge Dame sofort begeistern kann — eben weil's eine junge Dame ist — und" — das alte, gute Fräulein stockte.

,Und?' drängte ich, ,da sagte sie doch gewiß noch irgend eine Teufelei — ich sehe es Ihnen an, Tantchen! Es ist gewiß das beste, ich weiß ganz genau, woran ich bin!'

„Und,' fuhr die Tante widerwillig fort, „und solche Leute sind gar nicht mein Genre' — das sagte sie, wenn Sie's denn durchaus wissen wollen! Und da erwiderte ich — halten Sie sich mal die Ohren zu, Kindchen! — ,Sieh' ihn dir nur erst an!' — freilich ohne zu wissen, daß das schon lange besorgt war!'

In dem Augenblick und während ich noch zweifelhaft und ungewiß vor mich niedersah, kam Ines wieder herein.

Sie warf einen kurzen, etwas fragenden Blick von mir zur Tante, und von der Tante zu mir, und schritt auf den Samowar zu, um den Thee zu bereiten.

Alle solche kleineren Aemter und Pflichten hatte sie als zeitweilige Haustochter mit einer allerliebsten Selbstverständlichkeit übernommen, das sah ich sogleich. Sie verwaltete sie mit ihrer vornehmen, graziösen Ruhe, die mir, wirklich ohne meinen Willen, der sich nachgerade gegen die fortgesetzte schlechte Behandlung aufbäumte wie ein Pferdchen gegen den Zaum, doch wieder und wieder das Herz abstehlen wollte, so daß ich mich förmlich zwingen mußte, nach einer anderen Richtung zu sehen.

Ihr gelang das besser — überraschend gut, und in einer für meine Eitelkeit sehr heilsamen Weise — ja, ich hatte ab und zu die Empfindung, als ob ich ungefähr so durchsichtig sein müßte wie das ,bestgeputzteste' Fensterglas — ich kann nicht sagen, daß das gerade etwas sehr Behagliches hat.

Und dieser Zustand blieb während der sämtlichen Tage, die noch vor dem Maskenball vergingen, in unveränderter Weise fortbestehen. Ich ging nach wie vor — vielleicht noch ein bißchen öfter als vor — im Hause meiner lieben, alten Gönnerin ein und aus — ich besorgte Theaterbillets für uns alle drei — ich gähnte mir als Musikketzer in zwei Symphoniekonzerten beinah' die Seele aus — ich las mit Feuer und dem Brustton der Ueberzeugung Riehls Novellen und dann ,Die bezähmte Widerspenstige' vor, wobei ich mir an besonders bezüglichen Stellen einen kleinen Seitenblick auf die reizende Widerspenstige mir gegenüber gestattete, die sich zu meiner inneren Genugthuung dabei mehrfach

Digitized by Google

in die Finger stach und rot wurde — kurz, ich opferte mich auf dem Altar geselliger und ästhetischer Genüsse — aber ich kam anscheinend um keinen Schritt vorwärts.

Fräulein von Stettendorf, die ich nur in flüchtigen und seltenen Augenblicken allein sprechen konnte, half mir auch nicht auf die Sprünge — und wenn ich verzweifelt klagte: ‚Ich werde nicht klug aus der ganzen Sache,‘ dann erwiderte sie mir sehr entmutigend: ‚Ich auch nicht!‘ — was mir nicht viel helfen konnte. —

So kam der Maskenball näher und näher, und die Kostümangelegenheit blieb mir über der Herzensangelegenheit unentschieden. Es war mir wirklich und wahrhaftig gar nicht nach Verkleiden und Scherzen zu Sinn — und ich ging ernstlich mit dem Gedanken um, am Ende die Sache ganz aufzugeben — entweder gar nicht oder in einem dunklen einfachen Domino auf den Ball zu gehen, um die Rolle des unbeachteten Zuschauers zu spielen, zu der ich überhaupt im Leben verurteilt zu sein schien.

Denn den Ausweg, den ein guter Freund von mir in solchem Maskendilemma ergriffen hatte, der unmaskiert mit einem Fünfzigthalerschein in der hochgehobenen Rechten auf einen Kostümball ging und infolgedessen von niemand erkannt wurde, da kein Mensch ihn jemals im Besitze von barem Gelde gesehen hatte — diesen Ausweg hätte ich freilich zeitweise auch ergreifen können, aber vielleicht gerade damals nicht — kurz, er war ausgeschlossen!

Ich wollte schließlich die ganze Maskenballangelegenheit davon abhängig machen, wie mich Ines in den letzten Tagen vor dem Feste behandeln würde. Denn fuhr sie fort, derartig gleichgültig und abweisend sich gegen mich zu verhalten, so hatte der Spaß überhaupt für mich keinen Sinn und ich fand besseres zu thun, als mich mit fremden, gleichgültigen Gänschen im Takte zu drehen, was mir ohnehin schon nach acht durchtanzten Wintern überdrüssig geworden war.

Wir hatten prachtvolle Schlittschuhbahn in jener Zeit, und ich stellte mich als Matador in dieser wie in manchen anderen brotlosen Künsten fleißig auf der Eisfläche ein. Ich hatte auch schon das Glück genossen, mit meiner blondgezopften Schönen dort herumzugleiten und sie im Stuhlschlitten zu schieben, was zu meiner Zeit eine beliebte Aufmerksamkeit war — jetzt freilich bald in umgekehrter Folge stattfinden wird, da es ja heute Mode ist, daß die jungen Damen die Cour machen und die Herren es herablassend entgegennehmen. Na, so weit waren wir eben damals noch nicht!

Bei diesen gemeinsamen Fahrten taute, trotz Kälte und Eis, der Gegenstand meiner Anbetung etwas auf — wir sprachen dann über alle möglichen Themata zwischen Himmel und Erde — über Bücher und Bilder, über Menschen, Welt und Leben — und unsere Ansichten stimmten so gut überein, ihre liebliche, heitere Verständigkeit war so überaus anziehend, daß ich mir sehr oft auf die Zunge beißen mußte, um sie nicht zu fragen, ob wir denn diese Uebereinstimmung und Sympathie nicht durch einen gemeinsamen Lebenslauf statt Schlittschuhlauf besiegeln wollten.

Aber es ging mir nicht über die Lippen, so oft ich einen Anlauf nahm. Ich hatte ja noch immer nicht die leiseste Veranlassung, den geringsten Schimmer von Recht, anzunehmen, daß ich ihr nicht völlig gleichgültig wäre — und ich meine, es gehört schon ein Geck erster Qualität dazu, einem Mädchen seinen Antrag zu machen, ehe er im geringsten gemerkt hat, was für ein Gesichtchen sie dazu ziehen wird.

So blieb denn vorläufig alles beim alten.

Ich hatte es bisher jeden Tag so einzurichten gewußt, daß ich mit Ines gleichzeitig auf dem Eise erschien, mit ihr ein halbes Stündchen auf und ab lief und dann gleichzeitig mit ihr den Schauplatz des Winterpläsirs verließ. Freilich mußte ich mich immer schon an der Treppe von ihr verabschieden, da sich das nicht anders geschickt hätte. Heute, am Tage vor dem vielbesprochenen Ball wartete ich nun schon geschlagene zehn Minuten auf meine Göttin, fuhr in meiner erwartungsvollen Verfassung eine kunstvolle ‚Acht‘ nach der andern, sah die blitzende Fläche spiegelblank und lockend vor mir liegen, und als noch fünf Minuten hingeschlichen waren, sagte ich mir, Ines werde wohl heute nicht kommen. Ich verbeugte mich frischweg vor einer niedlichen, schwarzäugigen Ratstochter, mit der es sich sehr nett plaudern ließ und die auch auf Schlittschuhen sich gewandt zu bewegen verstand. Surr! flogen wir Hand in Hand miteinander dahin — dazu wurde noch eben von der Stadtkapelle ein deliciöser Walzer intoniert — und die Sache war nicht ohne Reiz.

Es ist immer mein besonderes Pech gewesen, daß ich in meiner ganzen Art und Haltung etwas Hofierendes und Huldigendes gehabt habe — auch, wo ich es gar nicht wollte.

Zahllose Male hat man mir nach irgend einem sterblich ledernen Kommißpecco, auf dem ich alle zehn Minuten nach der Uhr sah und am Leben verzagen wollte, hinterher gesagt: ‚Na, Rotenberg, Sie haben aber wieder einmal flott die Cour geschnitten!‘ und meine Seele hatte nicht daran gedacht!

Daß man aber, wenn man mit einem hübschen Mädchen Schlittschuh läuft, sich fidel und lebhaft unterhält, daß man über nichts und wieder nichts ins Lachen kommt, das ist ja doch kein Unglück und kein Verbrechen — nicht wahr? Allein mir sollte es zum Verderben gereichen! Denn als ich mitten im muntersten Geplauder mit meiner kleinen Demoiselle bin und wir so recht wie zwei Schmetterlinge auf Stahlschuhen einhergaukeln und schaukeln, bei den Klängen der ‚Schönen blauen Donau‘, die damals Hauptwalzer war — da sehe ich plötzlich die großen Augen von Fräulein Ines so finster auf mich geheftet, daß ich einen förmlichen Schreck bekam und mir wirklich gar nicht zu erklären wußte, was ich denn eigentlich verbrochen hatte.

Die ungnädige Göttin schien eben erst gekommen zu sein. Sie hatte in einem der Stuhlschlitten Platz genommen und ein zerlumpter Kerl von mörderischem Ansehen, wie sie in meiner Jugend sich durch Schlittschuhanschnallen ihr Brot zu verdienen pflegten, kniete ritterlich vor ihr auf der Erde und befestigte ihre Stahlschuhe, die notabene so klein waren, daß sie hätten als Berloque an der Uhr getragen werden können.

Ich konnte doch nun nicht augenblicklich meine Partnerin abschütteln wie eine überreife Pflaume, ich mußte anstandshalber noch einmal mit ihr die Bahn herunter fahren; dann murmelte ich ein paar Worte vor mich hin, von denen ich hoffen will, daß sie sie besser verstanden hat als ich — und verabschiedete mich von der kleinen Schwarzäugigen, um Fräulein Ines mein ganz devotestes Kompliment zu machen und sie zu fragen, ob sie mir wohl die Ehre erzeigen wollte, mit mir zu fahren.

Aber siehe da — das Fräulein erwiderte nur kurz und kühl: ‚Ich danke sehr — ich fahre heute nicht!‘ winkte ihrem

g

Digitized by Google

‚Straßenräuber‘ zum zweitenmal, ließ sich die Schlittschuhe wieder abschnallen, hing sie über den Arm, grüßte mich, der ich wie Lots Weib in Lieutenantsgestalt vor ihr stand, und schwebte ab. Na, das war ja recht deutlich, und eine nicht mißzuverstehende Antwort auf meinen schon öfter gehegten Wunsch, zu wissen, woran ich war!

Ich machte auch gar keinen Versuch, ihr zu folgen. Ich stand noch vielleicht zwei — drei Minuten und sah ihr nach; dann überlegte ich mir, daß das Festfrieren an die Schlittschuhbahn auch ein zweifelhaftes Vergnügen wäre, welches mir aber unzweifelhaft blühen würde, wenn ich hier noch sehr lange so regungslos stehen bliebe; ich schnallte ebenfalls ab und ging meiner Wege, mit dem Gefühl, nun aber wirklich und definitiv ‚genug‘ und mir den Appetit auf mehr gründlich verdorben zu haben.

Ich hatte mir an dem Morgen ein herrliches Fra Diavolokostüm für den Maskenball ausgesucht und im stillen schon die Möglichkeit erwogen, unter der Maske dieses eleganten Räubers einen Raubzug auf das kühle Herz meiner Schönen zu unternehmen, aber nun überlegte ich es mir anders und strich mit fester Hand den Maskenball von der Liste meiner Lebensfreuden. ‚Man darf sich auch nicht wegwerfen!‘ sagte ich auf der Straße so laut vor mich hin, daß sich ein paar Vorübergehende ganz erstaunt nach mir umsahen.

Der nächste Tag brachte mir so viel Dienst, daß ich kaum zur Besinnung kam, und erst gegen Abend fiel mir ein, daß ich ja wohl meiner alten Freundin von meinem veränderten Entschluß Mitteilung machen müsse, da sie sich gewöhnlich bei gesellschaftlichen Veranstaltungen auf mich und meine Kommandostimme zum Herbeirufen ihrer Droschke und zu ähnlichen Ritterdiensten verließ und verlassen hatte. Ich begab mich also zu ihr und fand sie allein im Wohnzimmer, sehr behaglich und im entschiedenen Genuß des Dämmerstündchens — auf Ballabsichten deuteten im Augenblick noch keine Anzeichen.

‚Ich störe hoffentlich nicht bei den Vorbereitungen zur Toilette?‘ begann ich etwas steif im Eintreten.

Die gute, alte Dame lachte mich vergnügt an.

‚Nein, Rotenberg, ich will Ihnen sogar eine kleine Perfidie von mir verraten — ich gehe gar nicht auf den Ball! Meine Pflegebefohlene habe ich der Generalin Massenburg anvertraut und ihr versprochen, nachzukommen, wenn mir besser würde. Ich hatte nämlich ein bißchen Kopfweh, das ich zum Vorwand nahm; denn es war mir eigentlich von Hause aus nicht recht ernst damit, auf den Maskenball zu gehen, trotzdem ich schon ein herrliches Hexengewand samt Larve und Haube dort auf dem Stuhl liegen habe — um Kinder fürchten zu machen, sage ich Ihnen! Aber ich finde wenig Geschmack daran, wenn alte Leute, denen von Rechts wegen schon der Kopf wackeln sollte, sich noch zu Hanswürsten hergeben — es geht mir gegen den Strich! Die kleine Ines, die übrigens als Watteauschäferin — das sei Ihnen verraten — zum Kopfverdrehen reizend aussieht, ist schon zu Massenburgs gefahren, und wenn ich nicht nachkomme, was ich natürlich nicht thue, will Frau von Massenburg sie mit nach Hause nehmen und bei sich logieren — da habe ich meine ungestörte Nachtruhe. So viel Talent zur Intrigue haben Sie mir wohl gar nicht zugetraut? — Aber Sie?‘ fuhr die alte Dame dann lebhaft fort und faßte mich am Aermel, ‚Sie? warum sind Sie denn noch nicht als Figaro oder Faust oder sonst was dergleichen drapiert? Wollen Sie wohl machen, daß Sie fortkommen?‘

‚Lieber nicht!‘ erwiderte ich mit erzwungenem Lachen, ‚wenn Sie mich hier behalten mögen, gnädigste Tante, dann bleibe ich bei Ihnen — ich habe den Maskenball in den Schornstein geschrieben.‘

Die Tante richtete sich auf und sah mich mit ihren klugen Augen eine ganze Weile an.

‚Und warum?‘ frug sie langsam.

‚Aus einem sehr persönlichen Vernunftsgrunde,‘ sagte ich und versuchte möglichst leicht zu sprechen; ‚wenn ich als Kind einen Kuchen nicht bekommen sollte, ging ich an dem Konditorladen nicht unnütz vorbei, wo er im Schaufenster stand. Nun, ich habe mich jetzt überzeugt, daß ich den Kuchen, den ich gerne hätte, auch nicht bekommen soll — wozu führt es da, wenn ich mich ihm den ganzen Abend gegenübersetze? Nein, man muß einmal einen Strich machen können, und dazu ist der heutige Tag ein ebenso geeigneter Zeitpunkt wie jeder andere.‘

Die alte Dame schwieg eine Weile und sah nachdenklich ins Feuer.

‚Wissen Sie, Rotenberg,‘ sagte sie dann, ‚ich wäre jetzt sehr froh — wirklich sehr! — wenn ich aus voller Ueberzeugung sagen könnte: Sie machen sich Hirngespinste um nichts und wieder nichts, Sie haben alle Chancen bei der Kleinen, und so weiter, und so weiter, was man so gern sagt und gern hört; aber ich gestehe Ihnen ganz ehrlich, ich weiß selber nicht, was ich von dem niedlichen Persönchen und seiner Herzensverfassung halten soll. Daß es in dieser Hinsicht nicht ganz richtig bei ihr ist, darauf will ich schwören — sie hat öfter rotgeweinte Augen und seufzt manchmal über ihrer Stickerei, trotz dem besten Blasebalg. Aber ob Sie dahinter stecken, alter Sohn, oder ein anderer -- das weiß ich nicht! Es ist ein ganz sonderbares kleines Mädchen,‘ fuhr die Alte sinnend fort, ‚sie verrät sich nicht und nie, und ich, die ich sonst die geborene und geschworene Vertraute in allen Herzensaffairen bin, ich kriege keinen Ton heraus, wie die Sachen stehen. Eins muß ich Ihnen sagen: daß Sie heute nicht auf den Ball gehen wollen, das ist dumm von Ihnen! Denn auf einem Maskenfest, wo alles so ein bißchen über sich selbst hinaus ist, da gehen auch verschlossene Herzensthüren hin und wieder ein

Digitized by Google

Spältchen weit auf, und Sie können vielleicht mehr sehen, als Sie denken!'

‚Und mehr, als mir erwünscht ist!' warf ich finster hin.

‚Und wenn es so ist, dann ist auch das ganz gut,' sagte die Alte in ihrer resoluten Art. ‚Dann wissen Sie, woran Sie sind — Klarheit über alles — Sie wissen, das ist mein Lebensmotto und soll heute abend auch das Ihrige sein! Gehen Sie nur, lieber Sohn, so eine Herrentoilette dauert ja nicht ewig und drei Tage — putzen Sie sich möglichst bethörend an und versuchen Sie Ihr Heil! Nützt's nichts, so schadet's auch nichts — die Sache sitzt Ihnen nun doch mal tiefer, als ich gedacht habe — na — wird's?'

Ich zögerte.

‚Es ist unmöglich!' sagte ich dann, ‚ich habe heute mittag dem Schneider sagen lassen, ich brauchte meinen Fra Diavoloanzug heute abend nicht — er könnte andere, dringendere Arbeit dafür fertig machen, da ich den Ball aufgegeben hätte — ich habe also gar kein Kostüm!'

Die alte Dame sprang lebhaft auf.

‚Dann nehmen Sie das meinige — gehen Sie als Hexe, Rotenberg, das ist ja ein Hauptspaß! Niemand vermutet Sie hinter der unkleidsamen Maske — viel kleiner als Sie bin ich auch nicht — und denken Sie mal, was Sie für Beobachtungen machen können! Das ist ja eine famose Idee — das thun wir!'

Ich stand unschlüssig — der Gedanke lockte mich denn doch, gerade um seiner Abenteuerlichkeit willen; ich war so recht in der innerlichen Verfassung, wo man gern mal va banque um den Augenblick spielt — und Fräulein von Stettendorf ließ mir auch gar keine Zeit, mich sehr zu besinnen. Sie hing mir ihr Hexenkostüm über den Arm, schob mich in die Thür ihres Toilettenzimmers, und als ich nach Ablauf einer geraumen Zeit, deren ich bedurft hatte, um mich in den ungewohnten Gewändern und ihrem Faltenwurf zurecht zu finden, verwandelt und unkenntlich wieder heraustrat, legte sie mit grenzenlosem Amüsement die letzte Hand an meine Verkleidung und versteckte meinen stolzen Schnurrbart unter der Larve einer alten braven Hexe, wie sie nicht schauderhafter hätte gedacht werden können.

Ueberredet, gepufft, belustigt und verwirrt, fand ich mich eigentlich erst ganz bei Bewußtsein wieder, als ich schon im Ballsaal stand und mich von der bunten, unkenntlichen, im Maskenfalsett durcheinander zwitschernden Gesellschaft umringt fand, die zuerst — auf mich wenigstens — immer einen fast unheimlichen Eindruck macht. Ich spähte unter den ausdruckslosen Larven vergeblich nach meiner Watteauschäferin, stand als schweigsame, verstimmte Hexe an einem Pfeiler und ließ den vielfarbigen Strom der Menschen an mir vorbeitreiben.

Ich war schon reichlich spät gekommen und eine laute, lärmende Lustigkeit hatte in der Gesellschaft Platz gegriffen, wie sie sonst in unseren Kreisen kaum zum Ausdruck zu kommen pflegte.

Plötzlich sagt ein liebes, bekanntes Stimmchen hinter mir: ‚Tante, gute Tante — so bist du doch gekommen! Ach, mir war schon so ungemütlich unter den vielen, fremden Leuten — wie reizend, daß du da bist!'

Und eine kleine Hand berührte meine Schulter, während ich unwillkürlich wie ein ertappter Verbrecher zusammenfuhr.

‚Ist dir denn besser geworden?' fuhr Ines fort, in einem so liebevollen Ton, daß mir ganz heiß ums Herz wurde, ‚es ist rührend, daß du noch gekommen bist, Tantchen, nun bleibe ich aber auch bei dir!'

Ich versuchte meine Stimme zu einem möglichst lieblichen Quieksiaut herab zu stimmen, fand es aber bei näherer Ueberlegung ratsam, in den allgemeinen Fistelton überzugehen, in dem ich mich am sichersten fühlte.

‚Es ist wohl besser wir sprechen so!' piepste ich verlegen, der direkten Anrede vorsichtig ausweichend, ‚die Leute dürfen doch nicht merken, daß wir zusammengehören und meine Stimme ist so bekannt!'

Sie nickte eifrig.

‚Ja, ja, du hast gewiß recht — aber ich kann, glaube ich, ruhig sprechen, wie ich will, mich kennt ja hier niemand! Es ist überhaupt kein Mensch hier,' fuhr sie in schmollendem Ton fort — eine Feststellung, die angesichts der etwa zweihundert Personen im Saal sehr komisch klang — ‚den Lieutenant von Rotenberg habe ich auch noch gar nicht entdecken können — er ist gewiß nicht gekommen,' setzte sie leise hinzu.

‚Doch — der ist hier!' gab ich, immer im selben Ton, zurück, ‚dort drüben steht er ja — der italienische Räuber!'

‚Der?' gab Ines im Ton einer für mich sehr schmeichelhaften Empörung zurück, ‚ach kein Gedanke, Tantchen! — der ist lange nicht so elegant! Nein, nein, zu verkennen ist Rotenberg nicht, er sieht doch immer am besten aus — findest du nicht auch?'

Peinliche Frage — und peinlichere Situation. Ich kämpfte einen wahrhaft mörderischen Kampf zwischen Liebe und Pflicht — sollte ich mich jetzt demaskieren und allen weiteren Vertrauensergüssen erfolgreich vorbeugen, oder sollte ich diese Gelegenheit ergreifen, die sich mir vielleicht — nein, höchstwahrscheinlich — nie wieder bot, um einmal ins klare zu kommen, wie ich eigentlich beurteilt wurde. — Ich kämpfte, wie gesagt, wie der Ritter mit dem Drachen, aber der Drache — vulgo die Wißbegier und der Egoismus — siegte, ich blieb Tante und piepste weiter.

‚Nun, daß er dir so gut gefällt, läßt du aber für gewöhnlich nicht merken,' sagte ich in möglichst unbefangenem Ton, so weit man unbefangen fistulieren kann.

Sie schwieg einen Augenblick.

‚Nein!' sagte sie dann ehrlich, ‚das weiß ich wohl. Aber du kannst dir nicht denken, wie ich mich manchmal über ihn ärgere. Ich weiß nicht, Tantchen — ich glaube, ich könnte dir heute abend mal alles sagen — ich komme mir so versteckt und sicher unter der Maske vor — bitte, laß dir's mal sagen!'

Ich Scheusal — ich Ungeheuer! Jetzt wäre doch der Augenblick gewesen, diesem rührenden Stimmchen, dieser auf den Lippen zitternden Beichte gegenüber zu sagen, wer ich war; aber ich konnte nicht — ich brachte nur ein mühseliges, von Rührung und Erwartung halb ersticktes ‚Na?' hervor und das schien zu genügen.

Wir hatten inzwischen in einer Fensternische, vom Fenstervorhang halb verdeckt, Platz genommen, ein Beichtstuhl, wie er besser nicht gedacht werden konnte.

‚Siehst du,' begann das Mädchen mit leiser Stimme, ‚er gefällt mir wirklich sehr gut — riesig! — nein, wirklich, Tantchen — ich finde ihn so furchtbar nett — aber es ärgert mich so grenzenlos, daß er immer jedem jungen Mädchen den Hof macht.'

‚Aber das thut er doch gar nicht!' quiekste ich verzweifelt, im Bewußtsein meiner Unschuld.

‚Ja doch — und doch — und doch! Was brauchte er damals gleich den Strauß zu dir zu schicken, ehe er eine Ahnung hatte, wer die Nichte überhaupt war? Und mit diesem schwülstigen Brief — zu arg!'

‚Aber das war doch nur eine Aufmerksamkeit für mich,' verteidigte ich mich mit Wärme.

‚Ach, er macht es ja immer so,' sagte Ines zornig, ‚gestern auf der Schlittschuhbahn schnitt er wieder einem ganz unterirdischen, kleinen Geschöpf die Cour — wie toll — er sah mich überhaupt nicht, sag' ich dir — einfach großartig war es! Und wenn ich dann mit ihm zusammen bin, ärgere ich mich so, daß ich gar nicht anders kann, als grenzenlos unfreundlich gegen ihn sein. Von Natur bin ich es ja wirklich nicht — nicht wahr, Tantchen, das weißt du doch?'

Und die kleine Hand stahl sich in meine — ich zitterte, daß das Kaliber mich verraten möchte, und wagte nicht den arglosen Händedruck zu erwidern.

‚Ach Tantchen,' fuhr Ines nach einer Pause stockend fort, ‚sei nicht böse — aber bitte, sprich jetzt nicht so hoch — es klingt so komisch — es paßt so gar nicht zu dem, was wir zu sagen haben und was doch so ernsthaft ist — sprich in deinem guten, alten Ton — das wäre mir viel gemütlicher!'

Na, das war ja eine erfreuliche Zumutung! Ich hörte mich in dem Augenblick in meinem ‚guten, alten Ton', meinem Brüllbaß vom Exerzierplatz sprechen — das hätte etwas Hübsches gegeben! Also meine letzte Zuflucht — die Piepstimme war mir genommen — da konnte ich mir ja ebenso-

Digitized by Google

gut gleich die Larve abnehmen — das war nun schon ‚ein Aufwaschen‘, wie das der Volksmund ausdrückt.

Ich griff verzweifelt zu einem letzten Ausweg.

Vorsichtig schielte ich umher — dann begann ich tonlos zu flüstern — ein Talent, welches ich erst in jener sauren Angststunde an mir entdeckte.

‚Wie gewöhnlich kann ich nicht sprechen,‘ hauchte ich zart, ‚das hört am Ende ein Bekannter in unserer Nähe — sieh mal, der Andalusier dort spitzt ohnehin schon die Ohren nach uns — aber so leise flüstern, das geht, und flüstern kann man auch die ernsthaftesten Dinge!‘

Sie dachte einen Augenblick nach.

‚Du hast vielleicht nicht unrecht,‘ sagte sie mit einem leichten Seufzer, ‚und nun sage mir einmal, Tantchen — aber auf dein Wort, glaubst du, daß —‘

Sie verstummte und nahm die Larve ab, als wenn es ihr darunter zu heiß wäre — dann wendete sie das reizende, ernsthafte Gesicht seitwärts und sah sinnend vor sich hin.

‚Daß?‘ wiederholte ich unbarmherzig und stellte mich dumm — nun war meine Stunde gekommen!

‚Daß er mich ein bißchen gern mag?‘ brachte sie stockend und mühselig hervor und schlug die Hände vors Gesicht, ‚trotz der vielen Courmachereien bei anderen Leuten — glaubst du's, Tantchen?‘

Daß ich in diesem Augenblick nicht von meiner ‚guten, alten‘ Stimme Gebrauch machte und ein so donnerndes ‚Ja und dreimal Ja!‘ in den Saal hinein schmetterte, daß die Fensterscheiben klirrten, das habe ich mir durch mein ganzes Leben sehr hoch angerechnet. Aber ich bezwang mich, so schwer es mir wurde. Ich dachte mir: heute ist vielleicht das erste und letzte Mal, daß du ihr eine Strafpredigt halten kannst — was mit der Wirklichkeit ungefähr übereingestimmt hat — und ich begann im lehrhaften Flüsterton, so zart und leise wie der Südwind, der durch die Wipfel streicht, eine wohlgesetzte Rede.

‚Nun, mein Kind,‘ zischelte ich so recht tantenhaft, tonlos und würdig, ‚du machst dir wirklich unnötige Gedanken. Der junge Mensch — er mag ja ein Windbeutel sein‘ — (mir blutete das Herz bei dem Zugeständnis!) ‚ich halte ihn nicht dafür!‘ (nein, das that ich wirklich nicht, ich protestierte immer in Gedanken gegen mich selbst, wenn ich mich so schlecht machte) — ‚aber du mußt dir nun darüber klar werden, was du eigentlich willst. Er liebt dich — er hat es mir selbst unzählige Male gesagt.‘ —

‚Tante!‘ rief Ines atemlos und sprang auf.

Ich zog sie wieder auf ihren Platz zurück.

‚Aber er wird sich entschieden nicht mehr lange so schlecht behandeln lassen,‘ fuhr ich strafend fort, ‚du siehst, er ist heute abend auch nicht auf den Ball gekommen — wenn er nun etwa ganz fortbleibt — bedenke mal!‘

Sie hing das Köpfchen unter dem rosa Schäferhut und erwiderte kein Wort. Und ich konnte auch nicht mehr flüstern — mir war die Kehle wie ausgedörrt, ich stützte den Kopf in die Hand und gab mir das Ansehen, als dächte ich tief und schmerzlich über die verwickelte Situation nach.

‚Ach, du hast gewiß wieder stärkeres Kopfweh, liebe, gute Tante,‘ sagte Ines zärtlich und besorgt, ‚und ich bin ein solcher greulicher Egoist und klage dir hier mein Leid vor — wollen wir nicht nach Hause fahren? Ich bin freilich noch zum Souper und den dummen Tänzen allen engagiert — aber ich führe so schrecklich gern mit dir — mir ist der ganze Ball verleidet!‘

Ich erschrak nicht schlecht bei diesem Vorschlag, der mein mühsam bewahrtes Inkognito rettungslos zu vernichten drohte.

‚Nein, du bleibst!‘ sagte ich mit Autorität, ‚es wäre unfreundlich, wenn du so mit polnischem Abschied auf und davon gingst. Komm' jetzt zu Frau von Massenburg und morgen früh zu mir, da wird sich alles aufklären. Daß du dann aber auch nett zu Rotenberg bist!‘ säuselte ich noch drohend, ‚man darf die Saiten nicht zu straff spannen!‘

Sie war sehr nachdenklich geworden und ließ sich wortlos — was mir zu großer Befriedigung gereichte! — zu ihrer Beschützerin führen, der ich, nun wieder piepsend — nach dem Prinzip ‚So eine Mumie will doch mal eine Abwechslung haben‘ — meine Gründe für das Verlassen des Balles mitteilte. Dann aber sprang ich, selig wie der König eines schuldenfreien Reiches, meiner weiblichen Würde und Kleidung nicht achtend, die Treppe hinunter, riß mir die Larve vom Gesicht und warf mich in eine Droschke und fuhr rücksichtslos, wozu Liebe und Glück im Anfangsstadium ja zu machen pflegen, im Jagdgalopp nach dem Hause meiner alten, braven Freundin, um ihr mein übervolles Herz auszuschütten.

Das Schicksal wollte mir anscheinend auch weiterhin wohl: es brannte noch Licht oben in dem behaglichen Wohnzimmer, und so riß ich, im Vollgefühl meines guten Rechtes, mit allen Sorgen und Freuden zu der lieben alten Dame zu kommen, kräftig an der Klingel — kräftiger, als ich es eigentlich selbstbeabsichtigt hatte, denn es gellte nur so durch das nächtlich stille Haus — es war ja mittlerweile halb elf Uhr geworden.

Das Mädchen erschien mit verschlafenen Augen und sichtlich gesträubten Federn. ‚Gnädiges Fräulein gehen eben zur Ruhe!‘ bemerkte sie mit giftiger Betonung der Ruhe, die ich so schonungslos unterbrochen hatte. Sie musterte dabei meine hexenhafte Persönlichkeit mit unverkennbarem Hohn und schien nicht geneigt, mich zu melden.

‚Ich lasse bitten, das gnädige Fräulein möchte mich nur einen einzigen Augenblick empfangen,‘ drängte ich, ‚sagen Sie, in höchst wichtiger Angelegenheit.‘

Und ein Thaler, dieser Märchentalisman aller Zeiten, glitt in die Hand der mürrischen Zofe, die sich sofort zum sanften Engel verklärte und auf ihren so rapid gewachsenen Engelsflügeln davonflog. —

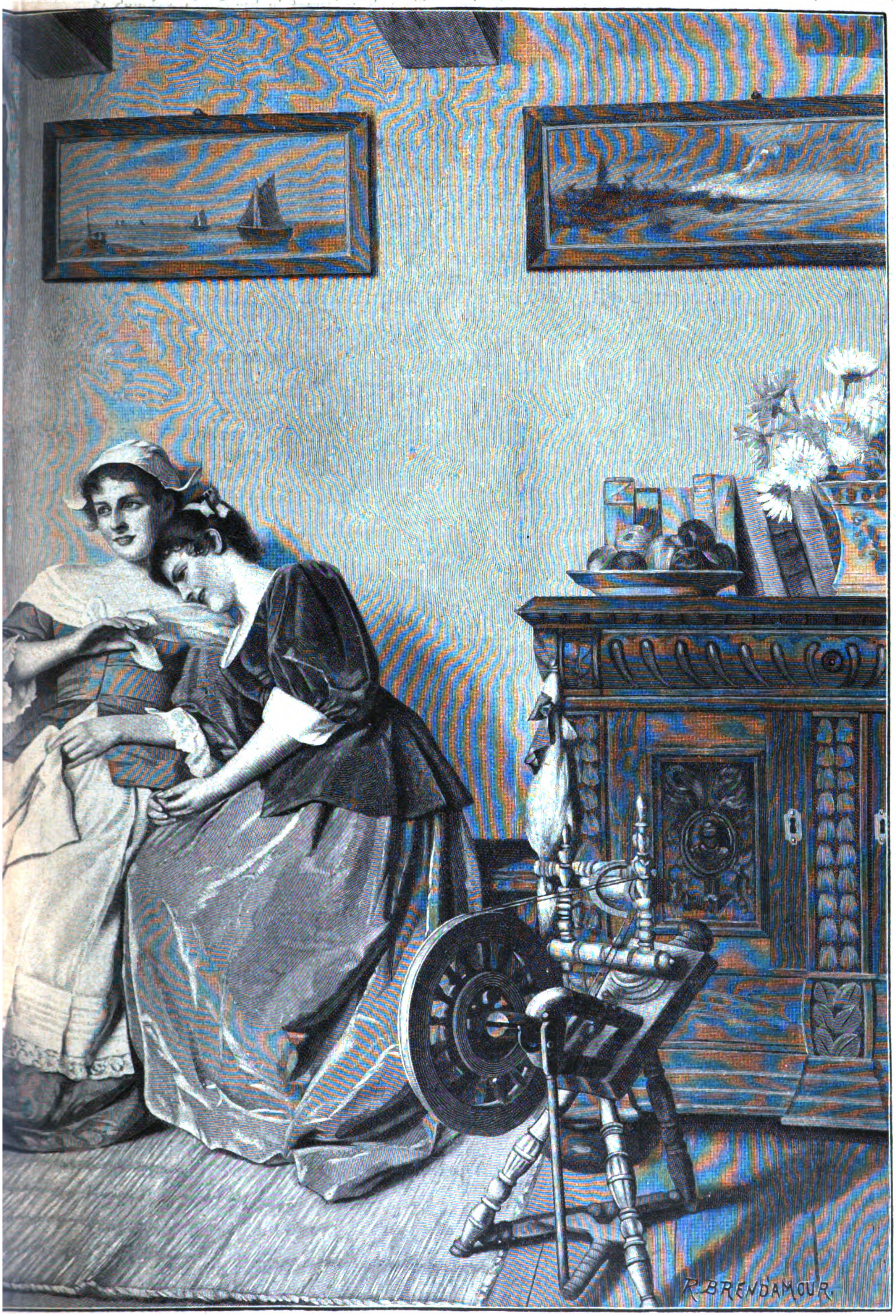
Nach einigen Augenblicken des Parlamentierens wurde ich ins Wohnzimmer gelassen und stand, vor Ungeduld im Galopptempo mit dem Fuß wippend, am Kamin, in dem eben die letzten Funken träge und schlaftrunken durch die Asche krochen.

‚Die Tante putzt sich wohl anderthalb Stunden,‘ dachte ich ingrimmig, als die Sekundenuhr gerade zweimal um ihre kleine Bahn getrippelt war. Da ging die Thür auf, die Tante trat ein — ich wollte sie gerade mit einer Flut von Entschuldigungen und Erklärungen bestürmen, aber sie ließ mich gar nicht zu Worte kommen, sie sah mich einen Augenblick starr und entgeistert an

Ne

Nach dem Gemäl

Digitized by Google



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

:ri.

n M. Volkhart.

Digitized by Google

Ned

Nach dem Gemälde

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

errei.

von M. Volkhart.

Digitized by Google

und brach dann in ein homerisches, unauslöschliches Gelächter aus, mit einer so fürchterlichen Stimme, daß ich selbst in diesem eilfertigen und hochwichtigen Augenblick nicht umhin konnte, mir zu sagen, ich hätte mir mein Flüstern und Quieken auf dem Ball sehr gut sparen können, denn meine gute Tante — mein netter, alter Kerl — hatte doch eigentlich ein Organ wie ein tüchtiger Wachtmeister!

Was sie eigentlich so belustigte, darüber war ich mir in meiner über mich selbst gehobenen Verfassung grenzenloser, freudiger, zitternder Erregung nicht klar. Als sie aber gar nicht aufhörte mit Lachen und nur mit schmerzlich verzogenem Gesicht sich immer wieder die Lachthränen trocknete, wurde ich begreiflicherweise ärgerlich. ‚Was lachen Sie denn eigentlich ohne Aufhören, Tante?‘ frug ich in etwas unwirschem Ton.

‚Nun,‘ sagte das Fräulein und machte einen allerdings ziemlich fruchtlosen Versuch, sich zu fassen, ‚wenn Sie sich sehen könnten, lieber Sohn, wie Sie mit der weißen Haube und dem großen Schnurrbart aussehen — wenn Sie sich so sehen könnten, und dann nicht lachten, dann würde ich Ihnen sofort die Thür weisen, denn Leute ohne Sinn für einen lächerlichen Anblick kann ich nicht brauchen!‘

‚Ich danke bestens!‘ erwiderte ich gereizt, ‚lächerlicher Anblick — niedlich!‘

‚Nun aber zur Sache!‘ fuhr die Tante, ungerührt durch meinen gerechten Unwillen, fort, ‚was wollen Sie eigentlich zur mitternächtigen Stunde von mir, daß Sie so klingeln, als wenn das Haus in Flammen stünde?‘

Ich trat einen Schritt näher.

‚Tante,‘ sagte ich tiefbewegt, ‚Tante — Ines liebt mich — sie hat mich in Ihrer Verkleidung für Sie gehalten, und ich habe sie nicht enttäuscht — sie hat mir ahnungslos ihre Liebe gestanden — Tante — Tante!‘

Zu meinem Entsetzen winkte die Tante unter erneutem, erstickendem Gelächter als einzige Erwiderung abwehrend mit der Hand.

‚Drehen Sie sich um! Drehen Sie sich ganz weg — oder nehmen Sie wenigstens die Haube ab!‘ stöhnte sie; ‚wenn Sie mit der Haube und dem Schnurrbart gefühlvoll werden, das überlebe ich nicht!‘

Ein neuer Lachkrampf schüttelte meine Gönnerin, die ich in dem Augenblick am liebsten selbst geschüttelt hätte, trotz aller Liebe und Hochachtung.

‚Zum Teufel die Haube!‘ rief ich, riß mir das unselige Gebäude vom Kopf und schleuderte es voll Abscheu in eine Ecke, ‚also noch einmal, Tante: Ines liebt mich!‘

‚Na,‘ sagte die Tante herzlos, ‚das thut sie hoffentlich morgen vormittag auch noch — dazu hätten Sie mich nicht aus dem Schlaf zu klingeln brauchen. Wenn ich denke, daß ich so viel intriguiert habe, um mir eine ruhige Nacht zu verschaffen — und das ist die Folge!‘ setzte sie mit wehmütigem Kopfschütteln hinzu.

‚Verzeihen Sie mir, Tantchen,‘ rief ich ungeduldig und reuevoll, da mir meine Rücksichtslosigkeit nun erst klar wurde, ‚ich sehe ja alles selbst ein, aber was soll ich nun thun?‘

Ich ging hastig und aufgeregt in der Stube auf und ab, die Tante sah mir mißtrauisch nach; als ich mich aber verzweifelt in einen Sessel warf, stellte sie sich energisch vor mich hin.

‚Nein, lieber Freund, nein,‘ sagte sie mit Nachdruck, ‚hier stundenlang über einem Entschluß brüten, das, bitte, besorgen Sie zu Hause! Ich bin Ihnen herzlich gut — aber die Nacht bei Ihnen zu wachen, weil Sie sich verliebt haben — das können Sie nicht verlangen, so weit geht meine Freundschaft nicht!‘

Bei mir überwog jetzt auch der Humor die Ratlosigkeit — ich küßte der alten braven Dame lachend die Hand.

‚Sie haben vollkommen recht, liebste Tante, und Sie sollen jetzt auch gleich Ihre Ruhe haben. Aber zunächst seien Sie noch einmal, wie schon so oft, die klügste, beste Ratgeberin unter der Sonne für Ihren Nichtsnutz von Pflegesohn: sagen Sie mir, wie soll ich meinen Vorteil weiter verfolgen? Sie wissen am besten, wie schwer ich ihn mir errungen habe!‘

‚Und nicht einmal redlich,‘ erwiderte die Tante vergnügt. ‚Aber so gefallen Sie mir viel besser,‘ setzte sie erleichtert hinzu, ‚auf dem Kothurn sind Sie wirklich gar nicht nett, Rotenberg! Nun will ich Ihnen auch einen vernünftigen Vorschlag machen. Jetzt ist es bald elf Uhr — Sie haben noch ungefähr zweiundeinehalbe Stunde Zeit, denn so lange wird, aller menschlichen Berechnung nach, der Greuel auf dem Maskenball noch dauern. Fahren — jagen — rasen Sie in die Maskengeschäfte — in die Theatergarderobe — klingeln Sie die Leute heraus — darin haben Sie ja heute Routine —‘

‚Tante!‘ sagte ich bittend.

‚Na, etwa nicht?‘ gab sie kaltblütig zurück, ‚besorgen Sie sich einen feinen Maskenanzug — Carlos, Rinaldo Rinaldini, Harlekin — was Sie wollen und was Sie kriegen können — das wird wohl das Entscheidende bei der Frage werden — dann rasen Sie wieder auf den Ball zurück, schmieden das Eisen, so lange es heiß ist — und wenn es irgend angeht, verloben Sie sich noch vor dem Schlußkaffee. Aber holen Sie sich meinen aufrichtigen und herzlichen Glückwunsch nicht etwa morgen früh um vier, sondern frühestens mittags um zwölf — und nun — fort — weg! ich sehe Sie schon nicht mehr!‘

Und die Thür schloß sich hinter mir, während ein kräftiges: ‚Na, gottlob, fort ist er,‘ mir als Segensspruch der Tante nachtönte und mich noch auf der eiligen Fahrt erheiterte, die ich nun durch die Maskengeschäfte der Stadt antrat.

Verwünscht, angeknurrt, mehrfach fast hinausgeworfen, um Unsummen Geldes geprellt, fand ich mich endlich als Spanier wieder, ‚stolz, wie man ihn liebt‘, und will nun von der sich abspielenden Liebeserklärung nichts weiter sagen, als daß sie glückte — was ja unbedingt die Hauptsache ist. Das freudige Erschrecken, welches Ines' Gesichtchen bei meinem Anblick zur Schau trug — man hatte sich inzwischen demaskiert —, der so ungewohnt weiche, vorwurfsvolle Ton der Frage: ‚Aber wo waren Sie denn den ganzen Abend?‘, alles dies gab eine famose Einleitung für meine Absichten und Wünsche, so daß wir noch vor

Digitized by Google

Beendigung des Blumenwalzers — damals Cotillon benannt — einig und glückselig waren!

Die Frage meiner kleinen Braut: ‚Aber wie sind Sie denn so rasch zu dem Entschluß gekommen?' denn das Du fand sie an diesem ersten Abend noch absolut unmöglich und unerhört für den eigenen Gebrauch — mir wurde es gar nicht sauer, ich bin immer ein talentvoller Mensch gewesen! — diese Frage also überhörte ich geflissentlich und etwas beschämt. Daß ich in diesen unvergleichlichen Stunden noch manche andere, innerlich gestellte Frage meines Gewissens überhören und übertäuben mußte, das war der einzige bittere Wermutstropfen in meinem Glücksbecher. Ich kam mir vor wie ein Dieb, der den Schatz, den er nicht auf ehrliche Weise erringen konnte, auf listigen Umwegen an sich gebracht hat, und das war ein peinliches Gefühl für einen anständigen Kerl.

Aber ich ertränkte die Gewissensstimme für den Augenblick erfolgreich in Glück und Sekt, und als ich am späten Abend, oder besser frühen Morgen, den Kopf aufs Kissen legte, da wußte ich, daß ich einer der fröhlichsten und zufriedensten Menschen auf Gottes Erdboden sei — und das Gefühl ist gar nicht zu verachten!

Am nächsten Morgen flutete dies Glücksgefühl mit der neuen Kraft des jungen Tages wieder neu auf mich ein — ich hielt es nicht im Hause aus, ich fuhr vom ‚Blumenschmidt' zum Goldschmied, dann tobte ich zwecklos in den Straßen umher, bis ich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen konnte, daß Ines den Ball ausgeschlafen habe und sich wieder bei der Tante befände. Dann sprang ich die Treppe hinauf, als wenn sie nur eine Stufe hätte, und verlebte den Tag in einem wahren Taumel von Lustigkeit und Behagen.

Am nächsten Tage sollte nun Ines nach Hause reisen und ich ihr mit einem etwas späteren Zuge folgen, um ihren Eltern meine Herzenswünsche vorzutragen. Am Abend aber, an diesem ersten und letzten des Beisammenseins vor der offiziellen Aussprache mit den Autoritäten, saßen wir bei unserer alten, lieben Tante Stettendorf so recht vergnügt um die Bowle exquisitesten Punsches, wie ihn die Tante und sonst niemand zu brauen verstand. Es hätte übrigens des Punsches gar nicht bedurft, denn mir war die ganze Situation schon so wie so in den Kopf gestiegen, wie sich aus dem Verlauf der Begebenheiten nur zu klar erweisen wird.

Ich wußte mich vor Uebermut und Lustigkeit gar nicht zu lassen und mein ernsthaftes Mädchen wurde auch schon angesteckt und lachte mit — der Tante gar nicht zu gedenken, die sich solche Gelegenheiten unter keinen Umständen entgehen ließ. Plötzlich, während ich so recht fidel, die Cigarre, die mir gnädigst verstattet worden war, zwischen den Zähnen, im Zimmer auf und ab promeniere, sehe ich auf einem Stuhl die Hexenhaube von dem verhängnisvollen Maskenball liegen.

Nun ist man bekanntlich in lustiger Stimmung nie zum Ueberlegen geneigt — ich war es auch nicht. Ich nehme — ich weiß nicht, plagt mich der Böse! — die Haube vom Stuhl, setze sie mir auf, trete damit vor den Spiegel und sage, indem ich mich an dem Anblick labe, so recht strahlend und selbstzufrieden: ‚Die Haube hat mir doch vorgestern abend ausgezeichnet gestanden!' Tableau!

Das lähmende Entsetzen, welches mich in diesem feierlichen Augenblick mit Geierkrallen anpackte — die innere Stimme, die mir widerwärtig gellend ins Ohr schrie: ‚Mein Junge, du hast eine kolossale Dummheit gemacht!' — das absolute, bleierne, nach meiner Empfindung etwa zwei und eine halbe Stunde dauernde Stillschweigen, das sich über die eben noch so fröhliche, kleine Tafelrunde lagerte — das alles muß man erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können!

Ich wagte nur einen einzigen Blick nach meiner Braut — aber ich hatte genug! Ines saß da wie zu Stein erstarrt — mit weit aufgerissenen Augen, deren Ausdruck aus fassungslosem, nicht verstehendem und begreifendem Schreck sich zu verständnisvoller, grenzenloser Empörung und Beschämung wandelte, und plötzlich sprang sie mit einem ihr sonst ganz fremden Ungestüm auf — der Stuhl krachte um — die Thür wollte sich nicht lumpen lassen und krachte gleichfalls — effektvoller Abgang! — weg war sie, und die Tante und ich saßen uns in tödlicher Verlegenheit und Wortlosigkeit gegenüber.

Endlich fand meine alte Freundin das erlösende Wort:

‚Ja, aber sagen Sie mal,' begann sie so recht schonend, ‚eine solche bodenlose Dummheit ist mir denn doch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen!'

‚Mir auch nicht,' sprach ich dumpf ergeben und ließ mich moralisch zerschmettert in einen Sessel fallen.

Dann schwiegen wir wieder beide und warteten auf einen Einfall, und es schien mir ganz wahrscheinlich, daß wir so in vierzehn Tagen auch noch sitzen würden.

Die Tante starrte mich feindselig an — ich gab es ihr zurück, denn ich fand, sie hätte mich doch wenigstens beklagen können. Die Situation wurde immer gespannter.

Plötzlich erhob sich das Fräulein, schlug mit der geballten Hand kräftig auf den Tisch und hielt mir eine längere Rede. „Hören Sie einmal!" begann sie mit großem Nachdruck, ‚jetzt oder nie will ich Ihnen meine Meinung sagen. Ich fühle mich so ein bißchen dazu verpflichtet, denn ich habe durch meinen Hexen-

vorschlag Ihnen die Suppe eingebrockt und muß sie Ihnen nun auslöffeln helfen. Das ist nur gerecht. Also — dieser Augenblick — diese einzige, nächste Viertelstunde entscheidet, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, in mehr denn einer Hinsicht über Ihr ganzes, künftiges Leben!' — Ich wollte sie unterbrechen, aber sie legte den Finger auf den Mund, und ich schwieg wohlerzogen.

‚Daß Ines Ihnen verzeiht,' fuhr die Tante bedächtig fort, ‚heut' oder morgen — das halt' ich für ausgemacht, denn sie ist ein gutes Kind und hat Sie lieb! Aber wie sie Ihnen verzeihen wird — da sitzt jetzt der Haken. Sie sind ja der Schuldige, daran läßt sich nichts drehn und deuteln. Aber die ganze Geschichte war doch, im Grunde genommen, nur ein schlechter oder — guter Witz und eine ganz gerechte, kleine Strafe dafür, daß Sie eine lange Zeit hindurch recht minderwertig von ihr behandelt worden sind. Also sie muß jetzt nachgeben — und mit Humor nachgeben — sie muß die Lächerlichkeit der Sache einsehn! Denn das sage ich Ihnen, ehrlich und ohne Hinterhalt, Rotenberg — das macht mir, wie ich Sie kenne, manchmal ein bißchen Sorge für Ihre Zukunft, daß Ines vorderhand noch nicht so recht über einen dummen Witz lachen kann — und das könnte Ihnen, der Sie doch eigentlich aus dummen Witzen zusammengesetzt sind —'

‚Danke!' sagte ich herzlich.

‚Bitte!' erwiderte die Tante trocken, ‚ich meine, das könnte Ihnen im späteren Leben oft recht peinlich sein. Also gehen Sie ihr jetzt mal nach! Sie sitzt, wie ich sie kenne, in meinem kleinen Boudoir; da hat sie sich schon manchmal ausgeärgert, wenn Sie ihr wieder etwas Vermeintliches oder Wirkliches angethan hatten. Klinken Sie! Ist's zu, dann klopfen Sie — laut und tüchtig — und hilft das auch noch nichts — dann reden Sie durch die Thür. Ich warte.'

Und die Alte lehnte sich bequem im Stuhl zurück, drehte die Daumen mit rasender Schnelligkeit umeinander und schien zu Ende mit ihrer Weisheit.

Ich stand schweigend und starrte auf meine Stiefelspitzen, als wenn ich sie noch nie gesehen hätte und mir den hübschen Anblick so recht einprägen wollte.

Nach einer Weile, als sich gar nichts begab, sah die Tante in die Höhe.

‚Na?' sprach sie gedehnt und vorwurfsvoll und zerrte die eine Silbe so lang, als wenn sie vom besten Gummielastikum hergestellt worden wäre.

‚Ich kann nicht!' sagte ich verzweifelt, ‚schicken Sie mich in ein brennendes Haus — in die Bataille — zum Zahnarzt — es soll am Tell nicht fehlen! — aber zu einer beleidigten Braut! — Die Situation ist mir noch so sehr neu!' setzte ich flehend hinzu.

Die Tante warf mir einen Blick zu — einen einzigen! — aber der einzige sprach Bände! — Und dann nannte sie mich zum erstenmal im Leben ‚du' — und von da an immer!

‚Ach, du unseliges Huhn,' sprach sie mit tiefem Mitgefühl, ‚wie wird es dir als Ehemann ergehen!'

Dann stand sie auf und ging hinaus — ich hörte sie eine ganze Weile an der Klinke arbeiten — ich hörte ein dumpfes Gemurmel — ein leises Schluchzen — ich kam mir vor wie ein raffinierter Mörder und sonstiger Verbrecher — und ich büßte in den zehn Minuten wirklich alle vergangenen und begangenen Sünden ab — und noch ein paar zukünftige auf Vorrat. Aber eine innere Stimme sagte mir: ‚Landgraf, werde hart, — giebst du jetzt klein bei, so giebst du's durch dein ganzes Leben' — und der Gedanke hatte immerhin seine zwei Seiten, selbst für einen so freudeglitzernden Bräutigam, der freilich im Augenblick eher alles andere that wie glitzern.

Na — alles nimmt ein Ende, das sollte ich auch erfahren und erleben.

Ich hörte — ganz gemein horchend, wie ich zu meiner Ehrenrettung nicht verschweigen will! — also ich hörte, wie der Schlüssel im Schloß gedreht wurde, und nach wenig Augenblicken erschien die Tante und zog Ines hinter sich her wie ein Lämmchen zur Schlachtbank. Sie — Ines — hatte rotgeweinte Augen und sah mich zunächst überhaupt gar nicht an — wollte es wenigstens entschieden nicht; als ich aber, wie ein rechter, armer Sünder, mit hängenden Ohren dastand und gar nichts sagte, flitzte es wie ein Lächeln über ihr Gesicht — der erste, kleine Sonnenstrahl nach dem Frühlingsregen — sie hielt mir die Hand hin und sagte: ‚Meinetwegen — da will ich nur wieder gut sein — aber eine Scheußlichkeit war's doch!'

Und die war's ja auch!

Wenn mich nun jemand fragen sollte, wie die Kur der Tante im Verlauf der Zeit sich bewährt hat — selbige Tante erschien übrigens auf unserem Polterabend im Hexenkostüm, als ‚ich', wie sich eigentlich von selbst versteht! — also wenn mich nun jemand fragen sollte, ob Ines im späteren Leben immer nachgegeben hat und ob ich gar nicht unter den Pantoffel gekommen bin, dem erwidere ich stolz und selbstzufrieden — — nein, dem will ich lieber antworten, daß ich es gar nicht liebe, wenn sich jemand in meine Privatangelegenheiten mischt; es geht ihn ja doch im Grunde auch wirklich gar nichts an!"

u

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von **Johannes Proelß.** Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten.

II. Der Umschwung in Preußen.

Wie die verbündeten Vaterlandsfreunde der süddeutschen Verfassungsstaaten und Sachsens für ihre geheimen Verabredungen am Rheinesufer eine entlegene Zufluchtsstätte fanden, so hatte des Rheinstroms leuchtende Schönheit auch die Folie gebildet für eine öffentliche glänzende Machtentfaltung des preußischen Königtums. Friedrich Wilhelm IV, der neue Träger der Krone Friedrichs des Großen, so starrsinnig er seinem Volke ein öffentliches Leben versagte, so streng seine Kabinettsregierung das Volk fernhielt von den Stufen des Thrones, fand an nichts eine größere Freude, als bei großem festlichen Anlaß selbst in voller Oeffentlichkeit zu seinem Volke zu reden. Die Fähigkeit, einem von vielen geteilten Hochgefühl in spontaner Erregtheit begeisterten Ausdruck zu leihen, war ja ein hervorragendes Talent dieses tragisch veranlagten Fürsten, der selbstzufrieden in dem Wahn sich wiegte, unabweisbare Forderungen der Zeit mit schönklingenden Worten beschwichtigen zu können, bis ihn die rauhe Wirklichkeit schonungslos anders belehrte. Wenn ihm bei solchen Gelegenheiten die festlich gestimmte Menge zujauchzte, vermeinte er, an der Spitze eines von ihm beglückten und zufriedenen Volkes zu stehen. Und nie hat ihn diese Selbsttäuschung stärker befestigt als an jenem sonnigen Septembertag 1842, an welchem er zu Köln die Grundsteinlegung zum Ausbau des alten hehren Doms vollzog, zu dem er schwärmerisch als zum Symbol altdeutscher Macht und Herrlichkeit aufsah. Von zahlreichen anderen deutschen Fürsten, seinen Generalen und Ministern umgeben, feierte er in glänzender Weiherede den „Geist deutscher Einigkeit und Kraft" als Bauherrn des Unternehmens. „Die neuen Thore," rief er, „mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen großen guten Zeit werden! . . . Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland!"

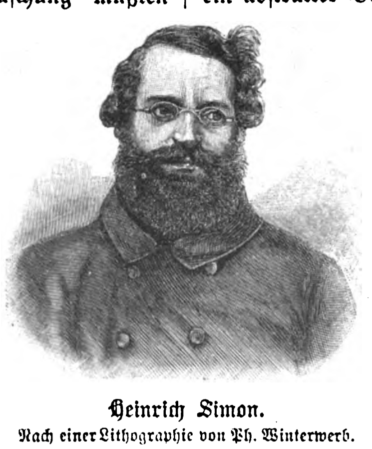
Der Jubel, den diese zündenden Worte bei den anwesenden Rheinländern weckten, war unermeßlich. Schon sah man im Geiste die verheißene „neue große gute Zeit" tagen; man wähnte, der königliche Redner habe Großes im Plan, um dem kläglichen, zerrissenen Deutschland des Bundestags wieder „Einigkeit", „Größe" und „Macht" zu verleihen.

Doch während der vom Reiz der Stunde hingerissene König also die allgemeine Begeisterung weckte, stand Fürst Metternich

mit bedenklicher Miene in seiner Nähe. Er zog während der Rede seines königlichen Freundes, wie der Historiker Treitschke berichtet, einen langen Kamm aus der Tasche und begann, sich bedächtiglich sein gelichtetes Haar vom Hinterkopf nach vorn zu strähnen. Diese überschwengliche Art des Königs, für die Idee der Einheit Deutschlands Propaganda zu machen, mußte Metternichs schwerste Bedenken erregen. Sie lief schnurstracks den Grundsätzen seines doch auch von Friedrich Wilhelm IV gutgeheißenen Systems zuwider, das bisher den „deutschen Geist" so fest und sicher in Zucht gehalten. Dieser neue Herr auf dem Zollernthron mit seinem Drange, sich öffentlich reden zu hören, bereitete ihm doch rechte Verlegenheiten! In Frankreich, wo die Kriegsdrohungen Thiers' längst verstummt waren, wo jetzt Guizot und sein Souverän Louis Philipp in vollstem Einverständnis mit der österreichischen Führung regierten, konnten die pomphaften vieldeutigen Worte herausfordernd wirken. In Deutschland aber mußten dieselben erst recht mißverstanden werden! Das klang ja, als habe Friedrich Wilhelm ernstlich vor, die Umsturzpläne der süddeutschen Liberalen zur Sache der preußischen Krone zu machen! Mit ganz ähnlichen Phrasen reizten ja diese das Volk gegen den Bundestag auf! Daß aber dies nicht entfernt die Absicht des Königs war, dafür bürgte der ihm wohlbekannte romantisch-konservative Charakter desselben, seine Ergebenheit für das kaiserliche Erzhaus, seine Abneigung gegen alles, was den Stempel des modernen Liberalismus trug. Warum dann aber Hoffnungen erwecken, deren Nichterfüllung nur die Unzufriedenheit schüren konnte? Der kluge Staatsmann sah voraus, die Ernüchterung nach dem Festrausch würde sich bitter rächen. Und mit Schrecken dachte er daran, wie bereits im Jahre vorher dieser unruhige König in seiner altangestammten treuesten Provinz Ostpreußen die Geister gegen sich aufgebracht hatte, weil er mit schönen Reden Erwartungen geweckt hatte, die zu erfüllen ihm absolut nicht im Sinn lag. Dort, in Königsberg, hatte er beim Huldigungsfest den Provinziallandständen von einer „lebendigeren Zeit" gesprochen, die nun für die ständischen Verhältnisse beginnen solle. Die Stände der Provinz Preußen schöpften daraus den Mut, den König um die Verleihung der schon von seinem Vater versprochenen konstitutionellen Reichsverfassung für ganz Preußen zu bitten. Zu ihrer großen Enttäuschung mußten sie bald erfahren, wie sehr sie ihn mißverstanden. Der König ließ schroff erklären, daß er wohl vorhabe, gelegentlich die ständischen Ausschüsse der verschiedenen Provinzialstände des Königreichs zu gemeinsamen Sitzungen zu berufen, eine vertragsmäßige Verfassung aber nie zwischen seinem landesväterlichen Willen und dem Volk dulden werde. Der Unwille über diesen Bescheid war allgemein. Ein politisch regsamer Königsberger Arzt, der Doktor Johann Jacoby, welcher sich durch seinen bei Bekämpfung der Cholera früher bewiesenen Mut ungewöhnliches Ansehen bei seinen Mitbürgern erworben hatte, brachte die allgemeine Empfindung in seiner Schrift „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen"

H. Th. v. Schön.

Johann Jacoby.



Heinrich Simon.
Nach einer Lithographie von Ph. Winterwerb.

mit logischer Beweiskraft zum Ausdruck. Die erste dieser vier Fragen lautete: Was wünschen die preußischen Stände? Die Antwort: Sie wünschen Teilnahme der Bürger am Staat. Die zweite Frage: Was berechtigt sie? Die Antwort: Das Bewußtsein der eignen Mündigkeit und die bereits am 22. Mai 1815 erfolgte Mündigsprechung. Die dritte Frage: Welcher Bescheid ward ihnen? Antwort: Wohl Anerkennung ihrer treuen Gesinnung, aber Abweisung der gestellten Anträge und vertröstende Hindeutung auf einen zukünftigen unbestimmten Ersatz. Der vierten Frage: Was bleibt ihnen zu thun übrig? ließ er schließlich die entschiedene Antwort folgen: Dem gegenüber bleibt ihnen nichts übrig, als das, was sie bisher als Gunst erbeten, nunmehr als klar erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen!

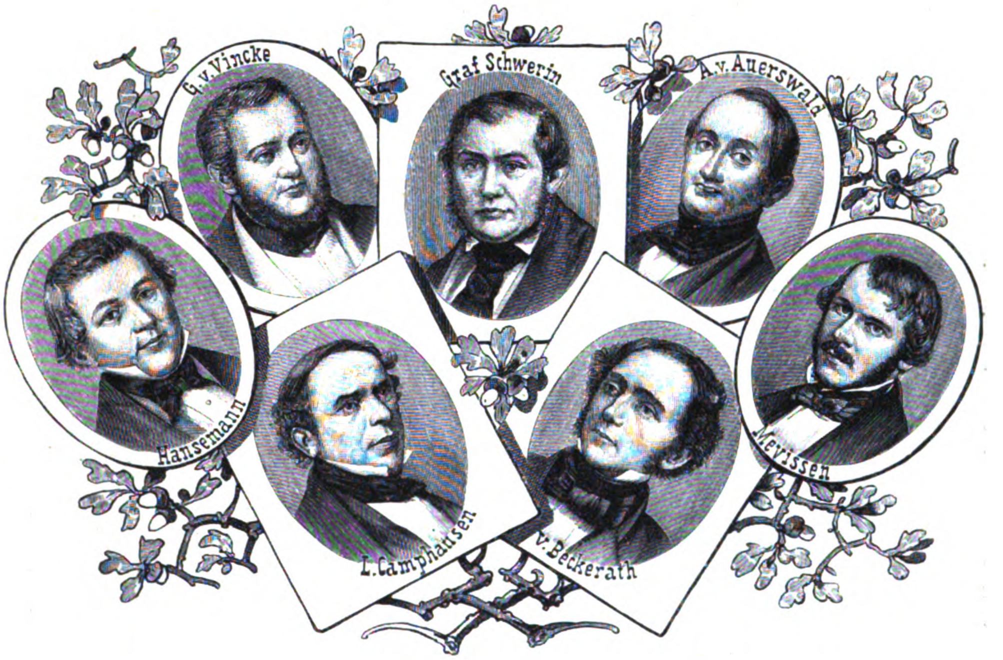
Arnold Ruge.
Nach einer Lithographie von F. Hickmann.

Diese Schrift Jacobys, welche in Mannheim erschien, wirkte in der Stickluft jener Tage wie ein klärendes Gewitter. In Leipzig als Buch von mehr als 20 Bogen Umfang ohne Censur gedruckt, aber auch schon dort gleich nach Erscheinen verboten, fand sie in ganz Deutschland eine ungeheure Verbreitung. Den König aber setzte die „Dreistigkeit" des Königsbergers in höchsten Zorn, zumal als dieser, welchen der Titel der Schrift ungenannt ließ, sie ihm direkt zusandte unter Inanspruchnahme seines königlichen Schutzes. Schon vorher hatte eine für ihn persönlich geschriebene Denkschrift des alterprobten Oberpräsidenten von Preußen, des Freiherrn von Schön, seinen ganzen Ingrimm herausgefordert. Unter dem Titel „Woher und wohin?" wies hier Schön, der frischen Sinnes in seiner Provinz die Tradition des Steinschen Geistes bewahrt hatte, nach, daß die natürliche und historische Entwicklung Preußens nunmehr dringend die Erfüllung des alten Versprechens vom Jahre 1815 verlange. In seiner Antwort auf diese Schrift hatte der König brüsk die Zumutung abgelehnt. Ihm erschien das Verlangen nach einer konstitutionellen Verfassung als eine freche Anmaßung des „beschränkten Unterthanenverstandes", der sich gegen seine landesväterliche Gewalt auflehne. „Ich fühle mich ganz von Gottes Gnaden und werde mich so mit seiner Gnade bis ans Ende fühlen!... Glanz und List überlasse ich ohne Neid sogenannten konstitutionellen Fürsten, die durch ein Stück Papier dem Volke gegenüber eine Fiktion, ein abstrakter Begriff geworden sind. Ein väterliches Regiment ist teutscher Fürsten Art, und weil die Herrschaft mein väterliches Erbteil, mein Patrimonium ist, darum hab' ich ein Herz zu meinem Volke, darum kann ich und will ich unmündige Kinder leiten, entartete züchtigen, würdigen, wohlgeratenen aber an der Verwaltung meines Gutes Teil geben, ihnen ihr eigenes Patrimonium anweisen und sie darin vor Dieneranmaßung schützen!" Jetzt veranlaßte er persönlich, daß gegen Jacoby ein Prozeß wegen versuchten Hochverrats und Majestätsbeleidigung angestrengt wurde. Und als dieser Prozeß dem Verklagten zwar eine Verurteilung zu $2^{1}/_{2}$ Jahren Festung zuzog, schließlich aber doch durch ein freisprechendes Urteil des Geheimen Obertribunals in Berlin sein Ende

General v. Boyen.

Digitized by Google

fand, da ergriff ihn über diese Rechtsprechung die tiefste Empörung. In seinem Unmut verordnete er ein Gesetz, das die politische Unabhängigkeit des preußischen Richterstands wesentlich beschränkte. Der Freiherr von Schön ward seines Amtes entsetzt, als die Denkschrift „Woher und wohin?“ ohne sein Zuthun plötzlich in einem Straßburger Verlag veröffentlicht wurde. Und wie der König jetzt zahlreiche andere „entartete Kinder“, die ihm zu opponieren wagten, „züchtigte“, Dahlmann in Bonn und viele andere liberale Professoren maßregeln, Hoffmann von Fallersleben in Breslau absetzen und des Landes verweisen ließ, so wurde der schwäbische Dichter Herwegh, dem er vorher als Freund „gesinnungsvoller Opposition“ eine Audienz gewährt, aus Preußen verbannt, als er von der gesinnungsvollen Opposition in Königsberg zum Helden einer festlichen Versammlung gemacht worden war und in einem Brief an den König seine oppositionellen Gesinnungen aussprach. Gegen die namentlich im Rheinland erblühte freisinnige Presse ward ein Feldzug eröffnet, welcher der Mehrzahl der Blätter das Leben kostete und ihre Redakteure zu Flüchtlingen machte, so auch Karl Marx, der in Köln Mevissens „Rheinische Zeitung“ zu schneller Blüte gebracht hatte. Auch der ehrwürdige Kriegsminister Boyen, der ruhmreiche Organisator der preußischen Landwehr, ging der Gunst des Königs verlustig, nachdem er die Mahnung gewagt: es sei ein Irrtum, den Entwicklungsgang der Zeit beliebig hemmen zu können. Ja, auch über die Grenzen Preußens reichte sein strafender Arm, wie im besonderen Arnold Ruge, der Herausgeber einer Zeitschrift, erfahren mußte, welche die romantische Geistesrichtung des Königs mit rücksichtsloser Schärfe bekämpfte. Von Halle, wo er mit Echtermeyer seine „Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst“ herausgab, hatte ihn die preußische Censur vertrieben; nachdem er die Redaktion nach Dresden verlegt, mußte er hier erleben, daß auf preußisches Andringen seine Jahrbücher ganz unterdrückt wurden. Weiteren Verfolgungen entzog sich der entrüstete Pommer durch die Flucht; er ging nach Paris, wo inzwischen auch Herwegh ein Asyl gefunden hatte.



Was seinem Staate not that, das wußte nach seiner Meinung nur Friedrich Wilhelm allein. Kraft der göttlichen Weihe seiner Krone hielt er nur sich selbst für befähigt, das Wohl des Landes zu erkennen und für dasselbe zu sorgen. Seine Minister waren ihm nur Diener, „Schreiber“ — keine Berater, und nur solche, die, wie Bodelschwingh, sich mit dieser Rolle begnügten, hielten bei ihm stand. Auch von seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, nahm er keinen Rat an. Wohl hatte er vor, die Verordnung seines Vaters, daß ein preußischer Reichstag zu berufen sei, der neue Anleihen und Steuern zu genehmigen habe, irgendwie zu erfüllen, doch ohne in das andre alte Versprechen einer Verfassung zu willigen. Aber den Weg aus dem schweren Konflikt, den ihm der Widerspruch zwischen Königspflicht und Sohnespflicht bereitete, wollte er allein finden. Und doch war er kein Staatsmann, nur ein eigenwilliger Grübler und Schwärmer, dem romantische Vorstellungen vom Werte mittelalterlicher Einrichtungen den Blick in die Welt der zeitgemäßen Bedürfnisse trübten! Von einer verhängnisvollen Schwerfälligkeit im Ausführen von Entschlüssen, die er im Ungestüm faßte und mit zäher Energie festhielt, ein „Hamlet auf dem Hohenzollernthrone“, grübelte er fünf Jahre lang über die richtige Lösung der unlösbaren Aufgabe. In dem Plan eines „Vereinigten Landtags“ der acht Provinzialstände, den er nach freiem Belieben einberufen wollte, glaubte er endlich die Lösung gefunden zu haben. Danach hatten 307 Repräsentanten des hohen und niedern Adels und 306 Abgeordnete der Bürger und Bauern das gesamte preußische Volk zu vertreten! Etwa 10000 Herren und Rittergutsbesitzer verfügten über 278 Stimmen, während 979 Städte mit weit über 4 Millionen Einwohnern sich mit 182 Stimmen begnügen mußten! Daß dies keine gerechte und zeitgemäße Landesrepräsentation sei, zumal in einer Zeit, wo die Entwicklung der neuen Verkehrsmacht, des Eisenbahnwesens, dem Handel und der Industrie eine bisher unerhörte Bedeutung für den Nationalwohlstand gab, mochte er nicht einsehen. Wie sein romantischer Sinn sich am Ausbau des Kölner Domes berauschte, so sah er in diesem „Landtag“ die Vollendung des alten „christlich-germanischen Patrimonialstaats“ mit seiner mittelalterlichen Ständeordnung. Er war stolz auf den Plan und hielt ihn für eine göttliche Eingebung. Daher sein ganz persönlicher Groll über die schlechte Aufnahme dieses „Geschenkes“, das sein Patent vom 3. Februar 1847 dem Volke ankündigte.

Eine mit sittlichem Pathos vorgetragene Kritik dieses Patents durch den Breslauer Stadtgerichtsrat Heinrich Simon, der vorher schon, 1844, unter lautem Protest gegen das neuerlassene, die Unabhängigkeit der Richter bedrohende Gesetz sein Amt niedergelegt hatte, that jetzt eine ähnliche Wirkung, wie es 1841 Jacobys „Vier Fragen“ gethan. Diese Kritik erfolgte in der Schrift „Annehmen oder Ablehnen?“ und sprach sich für das letztere aus. „Wir baten Dich um Brot, und Du giebst uns einen Stein!“ hob die Beschwerde an; sie wies nach, daß das Patent dem Volke sogar noch altverbriefte Rechte nehme, und sie gipfelte in der Beschwörung: „Nur Vertrauen erzeugt Vertrauen! Wohlan! Wir stehen an einem Marksteine der preußischen, der deutschen Geschichte. Der König gebe Sich Seinem Volke hin. Er breche rund und voll mit jener Ansicht, welche Eine Persönlichkeit als allein berechtigt fünfzehn Millionen gegenüber stellen will, die sich auf dem Huldigungslandtage in den Worten äußerte: ‚Die Krone ist mir von Gott gegeben, wehe dem, der daran rührt!‘ Nun: ‚Volkesstimme ist Gottesstimme!‘ Das Volk hat mit seinen vielfältigen Anträgen an die Krone gerührt. Wir beschwören Ihn, auf diese Stimme zu hören, den Gedanken der absoluten Monarchie, den Gedanken, nur Gott Rechenschaft über Seine Handlungen schuldig zu sein, voll zu beseitigen und Sich statt dessen mit Preußen in herrlicher Entwicklung, aus freiem Willen an die Spitze Deutschlands zu stellen!“ Auch gegen Simon ließ Friedrich Wilhelm einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung einleiten, das in Leipzig gedruckte Buch verbieten. Und als am 11. April 1847 der neugeschaffene Landtag im Weißen Saal seines Königsschlosses in Berlin zusammentrat, da eröffnete er ihn inmitten des pomphaften Ceremoniells, das der Prunkliebende dafür ersonnen, mit einem scharfen

Digitized by Google

Verweis an jene, welche den Dank des Volkes für dieses „Geschenk seiner Gnade“ ihm hatten verkümmern wollen. Inmitten der Kroninsignien stehend, gab er weiter die feierliche Erklärung ab, daß es keiner Macht der Erde je gelingen solle, ihn zu bewegen, das in Preußen althergebrachte Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konstitutionelles zu wandeln; nie und nimmermehr werde er zugeben, daß sich zwischen dem Herrgott im Himmel und seinem Land ein beschriebenes Blatt als eine zweite Vorsehung eindränge, um ihn mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heil'ge Treue zu ersetzen! Auch diese Rede war glänzend, aber der Beifall blieb aus.

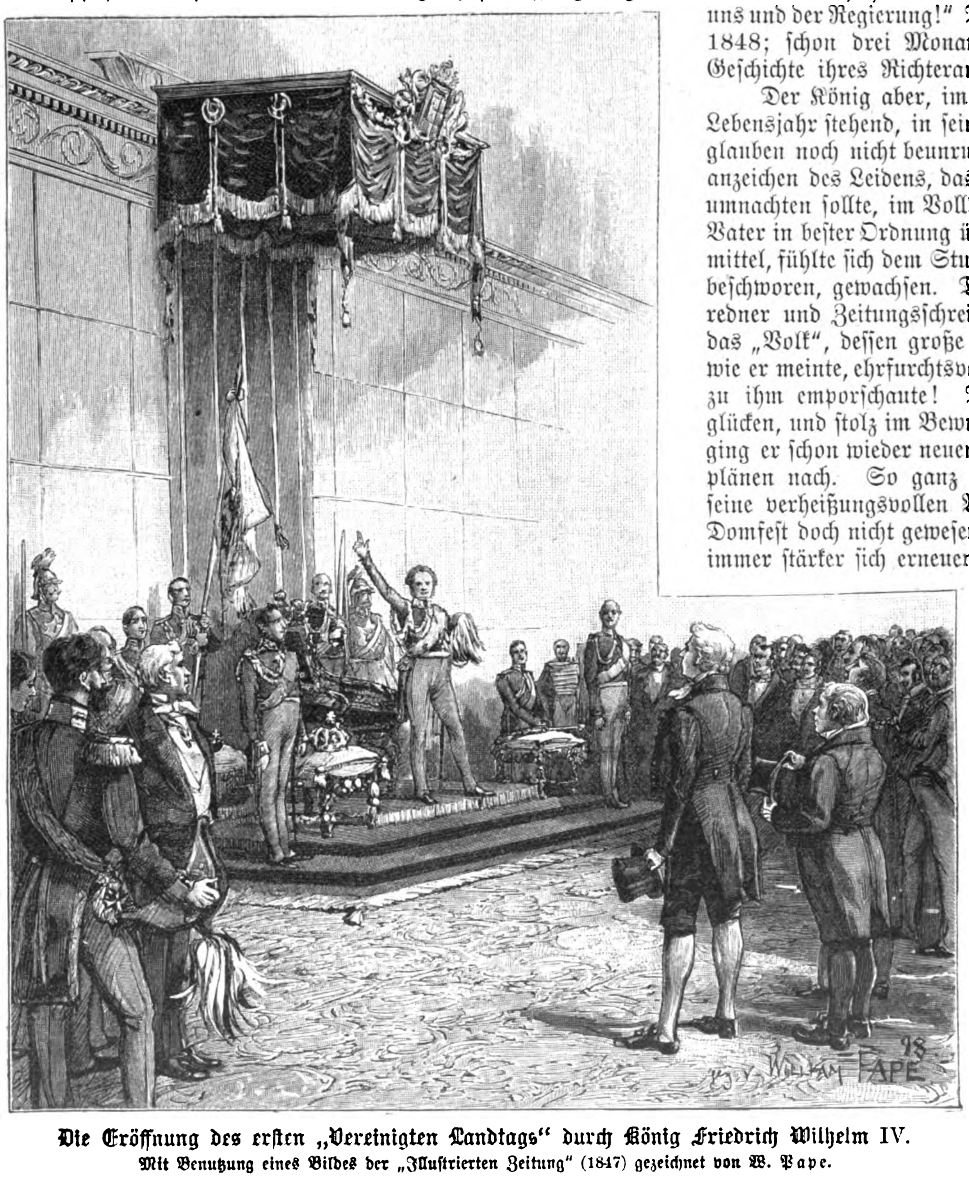
Ihr „Nie und nimmermehr!“ in Bezug auf einen Anspruch, der vielen als „verbrieftes Recht“ erschien, der willkürliche Vorbehalt, den Landtag nur nach Bedarf einrufen zu wollen, was eine regelmäßige Erfüllung seiner Pflichten ausschloß, erweckte eine Opposition, wie sie der König gleichfalls „nie und nimmermehr“ für möglich gehalten.

E. v. Bodelschwingh.

Das waren nicht nur „verbissene Demagogen“, die nun in dem Landtag ihre Stimme gegen ihn erhoben; nein, Vertreter der ältesten Adelsgeschlechter seiner altpreußischen Provinzen, wie Graf Schwerin, Alfred v. Auerswald, die ersten Männer des rheinischen Großhandels und der dortigen Großindustrie, die ihm einst in Köln zugejubelt, wie Beckerath, Hansemann, Mevissen, Camphausen, Söhne aus altbewährten Beamtenfamilien, wie der Westfale Georg v. Vincke, der geradezu als Führer der Opposition auftrat. Sie alle verlangten, daß von ihnen mitberaten und als Recht verbrieft werde, was der König nur als Gnade gewähren wollte. Johann Jacoby und Heinrich Simon, die nun längst schon mit den Hallgartner Verbündeten in Verkehr standen, waren nicht selbst Abgeordnete, nahmen jedoch während der Session Aufenthalt in Berlin, wo sie voll Eifer ihren Einfluß auf die Beschlüsse ihrer Gesinnungsgenossen im Landtag geltend machten. Den Anlaß zur Einberufung hatte der Bau einer Eisenbahn gebildet, die Königsberg mit Berlin verbinden sollte; der Landtag sollte die nötige Anleihe bewilligen. Als dieser nun die Bewilligung verweigerte, bis eine regelmäßige Einberufung gesetzlich ausgesprochen sei, da wandte ihm der König zornig den Rücken. Was auch im weiteren Verlauf der Sitzung an Wünschen laut ward, ob es den Notstand der schlesischen Weber oder die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden und Dissidenten, ob es die Preßfreiheit oder den politischen Ausbau des Zollvereins betraf, über resultatlose Bitten kam man kaum mehr hinaus. Vergeblich verlangte der Landtag für sich das ungeschmälerte Recht der Teilnahme an der Gesetzgebung, vergeblich protestierte er gegen das Fortbestehen der „Vereinigten Ausschüsse“ aus den Provinzialständen, deren gelegentliche Einberufung für Gesetzgebungszwecke sich der König nach Gutdünken vorbehielt. Der entrüstete „Landesvater“ zeigte den „entarteten Kindern“ die Rute. Minister Bodelschwingh, der den Standpunkt des Königs in all den Verhandlungen zu vertreten hatte, riet umsonst, die periodische Einberufung bald auszusprechen. Nicht ertrotzt, sondern als Gnadengeschenk seiner Huld wollte er sie bewilligen.

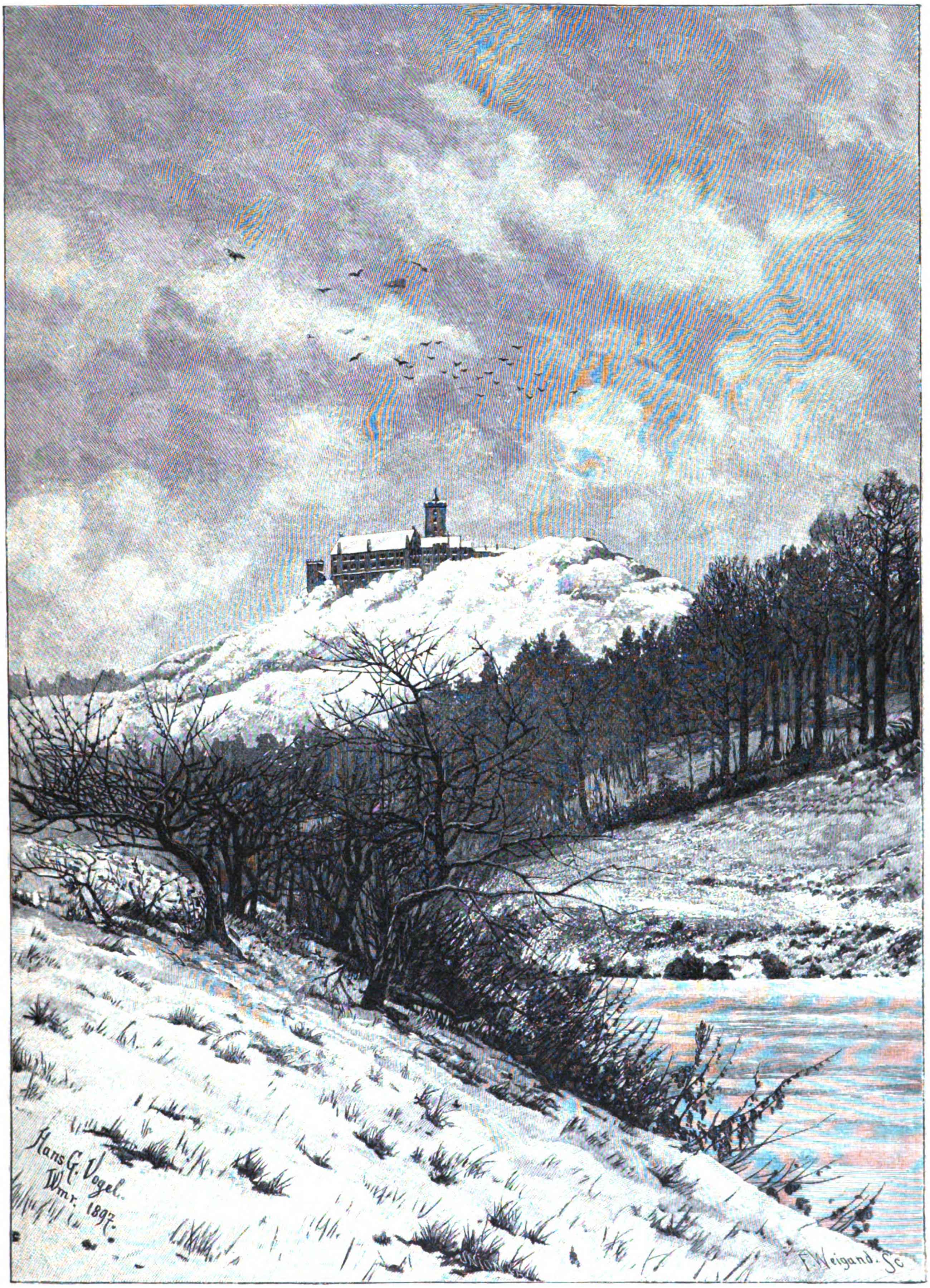
In Ungnaden entlassen, ging Ende Juni der Landtag auf unbestimmte Zeit auseinander, und der alte „Vereinigte Ausschuß“ trat dann an seine Stelle, um ein für politische Vergehen reaktionäres Strafgesetz zu beraten. Der maßvolle Rheinländer Ludolf Camphausen faßte hier die Situation treffend in der Klage zusammen: „Als die Stände bis auf die äußerste Grenze vorrückten und, weit hinübergebogen, die Hand zum Ausgleich boten, ist diese Hand im Zorn zurückgewiesen worden. Ein Wort hätte hingereicht, den Verfassungsstreit in Preußen auf immer zu beenden. Es ist nicht gesprochen worden. Die Folgen müssen getragen werden. Die Geschichte aber wird richten zwischen uns und der Regierung!“ Das war im Januar 1848; schon drei Monate später hatte die Geschichte ihres Richteramtes gewaltet.

Der König aber, im zweiundfünfzigsten Lebensjahr stehend, in seinem Unfehlbarkeitsglauben noch nicht beunruhigt durch die Voranzeichen des Leidens, das seinen Geist später umnachten sollte, im Vollbesitze der ihm vom Vater in bester Ordnung überlieferten Machtmittel, fühlte sich dem Sturme, den er heraufbeschworen, gewachsen. Die bösen Landtagsredner und Zeitungsschreiber waren ja nicht das „Volk“, dessen große Masse noch immer, wie er meinte, ehrfurchtsvoll und bewundernd zu ihm emporschaute! Das wollte er beglücken, und stolz im Bewußtsein des Siegers, ging er schon wieder neuen Volksbeglückungsplänen nach. So ganz nur Phrase waren seine verheißungsvollen Worte beim Kölner Domfest doch nicht gewesen: den vielfältigen, immer stärker sich erneuenden Mahnruf, daß es Preußens Beruf sei, die „deutsche Frage“ zu lösen, die allgemein ersehnte Bundesreform durchzuführen, hatte er nicht überhört. Jetzt galt sein Grübeln ihrer Lösung. Aber auch hier war seine Hauptsorge, den ihm so sehr verhaßten Liberalen nur ja kein Zugeständnis zu machen und seiner Idee vom absoluten Königtum einen Triumph zu bereiten.



Die Eröffnung des ersten „Vereinigten Landtags“ durch König Friedrich Wilhelm IV.
Mit Benutzung eines Bildes der „Illustrierten Zeitung“ (1847) gezeichnet von W. Pape.

(Fortsetzung folgt.)



Die Wartburg im Winterkleide.
Nach einer Originalzeichnung von H. G. Vogel.

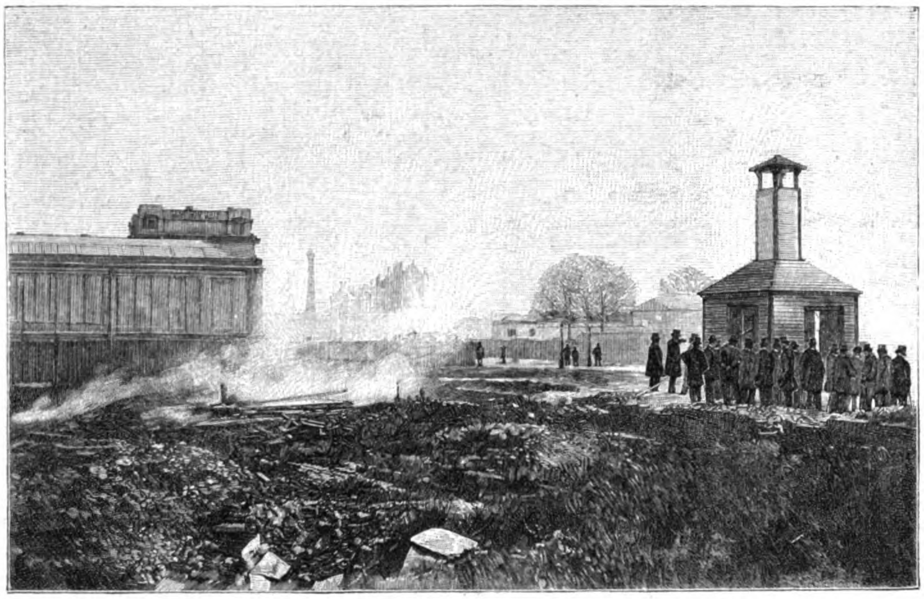
Digitized by Google

Blätter & Blüten

Heinrich Findelkind. Man ist leicht zu der Annahme geneigt, daß die „Humanität" und der soziale Wohlthätigkeitssinn Errungenschaften der aufgeklärten Neuzeit seien, und übersieht, welche umfänglichen Wohlfahrtseinrichtungen bereits das Mittelalter geschaffen hat, hauptsächlich durch die Thätigkeit einiger großer Ordensgesellschaften. Zu der Zeit, als die Kreuzes- und St. Valentinsbrüder und der Johanniter- und Deutschorden eine Reihe von Rettungs-, Kranken- und Pilgrimhäusern auf mehreren Alpenstraßen unterhielten, war die von solchen Anstalten entblößte Arlbergstraße fast verödet. Da sah einst ein junger Schweinehirt, ein Findling, als er seinem Brotherrn Jäcklein über Rhein das Schwert zur Kirche nachtrug, wie man eine Anzahl auf dem Arlberg im Schnee umgekommener Reisenden daherbrachte. Dieser jammervolle Anblick griff dem armen Heinrich Findelkind so ans Herz, daß er seinen ganzen Reichtum, in zehn Jahren mühselig ersparte fünfzehn Gulden, sogleich den Umstehenden anbot, damit jemand unter ihnen, wie er in seiner Lebensgeschichte erzählt, „einen Anfang wollt anheben auf den Arlperg, das die Leut also nicht verdürben". Man mag über den anscheinend überspannten jungen Menschen wohl die Achseln gezuckt und gelächelt haben; er aber vertraute in seiner reinen, kindlichen Herzenseinfalt auf Gottes Hilfe, übernahm mutig die Rolle eines Schutzengels für die Alpenreisenden und rettete, seine fünfzehn Gulden freudig dabei opfernd, schon im ersten Winter sieben Menschen das Leben. Unterstützt von „Gott und ehrbare Leut", setzte er sieben Jahre lang sein Werk christlicher Nächstenliebe fort und rettete weitere fünfzig Menschen vor dem Tode. Dann gedachte er auf dem Arlberg ein Hospiz zu bauen. Herzog Leopold von Oesterreich erteilte ihm 1386 einen Geleitsbrief, in welchem er den „arm Knecht Hainrich von Kempten" nachdrücklich dem Schutz aller Beamten empfahl, denn er, der Herzog, habe Heinrichs guten Vorsatz erkannt und bedacht, daß viele guten Dinge von „ainfeltigen" Leuten angefangen worden seien.

Nun zog Heinrich fast drei Jahrzehnte, von 1386 bis 1414, unter Entbehrungen und Gefahren seine frommen Beiträge sammelnd rastlos durch die deutschen Lande, durch Ungarn und Polen, Böhmen und die adriatischen Küstenländer, bis der Traum seiner Jugend, der Traum seines erbarmenden Herzens erfüllt wurde und er das rettende Hospiz auf dem Arlberg erbauen, die St. Christophsbruderschaft zur Pflege der Reisenden gründen und in das Haus einsetzen konnte. Noch sind das Bruderschaftsbuch und die Bruderschaftsordnung im Wiener Staatsarchiv aufbewahrt. Als erstes Mitglied steht im Buch Herzog Leopold (der Stolze) eigenhändig verzeichnet. — Reichen Segen hat das Werk des armen Schweinehirten gestiftet; unzählige Wanderer haben in dem Hospiz Erholung gefunden, zahlreiche Reisende sind vor dem sicheren Verderben in den Schrecknissen der wilden Alpenwelt gerettet worden. Später, in Zeiten der Unruhen und Kriege, zerfiel die ehrwürdige Rettungsbruderschaft, und selbst den rastlosen Bemühungen des Pfarrers Jakob Feuerstein zu Zambs gelang es in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts nur, eine kurze, neue Blüte hervorzurufen. Der Dreißigjährige Krieg hat sie bald wieder vernichtet. Bloß ein Kirchlein und Wirtshaus zu St. Christoph erinnert durch seinen Namen noch an die alte Stiftung. Aber auch der Name Heinrich Findelkind möge in unserer Zeit der „sozialen Wohlthätigkeit" wieder einmal genannt werden. S.

Feuerfestes Holz. (Mit Abbildung.) Versuche, das zu Bauten verwendete Holz feuerfest zu machen, reichen in weite Ferne zurück. Schon die Völker des Altertums suchten ihre hölzernen Schlachttürme schwer entzündbar zu machen, indem sie dieselben mit Alaunlösung bestrichen. In der Neuzeit hat die Chemie den Menschen bessere Mittel gegeben und in den letzten Jahrzehnten wurde eine ganze Reihe von Verfahren erfunden, mittels welcher das Holz mehr oder weniger feuerfest gemacht werden kann. Die Theaterbrände wirkten in dieser Hinsicht besonders anspornend, und nach dem furchtbaren Brande des Ringtheaters in Wien wurde diese Frage überall lebhaft erörtert. Um jene Zeit trat auch der deutsche Techniker Conrad Gautsch mit einem Imprägnierungsverfahren hervor, das sich im Laufe der Zeit auch bewährt hat. Im vergangenen Jahre wurde die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf diesen Gegenstand gelenkt. In New York hatte sich eine „Fire Proofing Company" gebildet, die Bauhölzer aller Art nach einem besonderen Verfahren feuerfest macht und dieselben zum Bau von Wohnhäusern, Kriegs- und Handelsschiffen ꝛc. empfiehlt. Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha ließ im August vorigen Jahres eine Feuerprobe mit diesem Holze veranstalten. Es wurden zwei kleine Häuser errichtet, das eine aus gewöhnlichem, das andere aus feuersicherem Holze. Alsdann schichtete man um beide mit Petroleum getränktes Brennmaterial und steckte es in Brand. Das aus gewöhnlichem Holze gezimmerte Häuschen brannte rasch nieder, während das andere, wie unsere Abbildung zeigt, unversehrt blieb. Die Imprägnierung des Holzes geschieht auf die Art, daß zunächst aus demselben vermittelst Dampf- und Luftpumpen alle löslichen Stoffe, sowie die Luft, entfernt werden und das Holz darauf mit bestimmten Chemikalien versetzt wird. Es ist alsdann nicht nur feuer-, sondern auch wetterfest. — Es wäre zu wünschen, daß die Verwendung von derart nach einem der bewährten Systeme imprägnierten Holze zu Bauzwecken sich mehr und mehr einbürgern möchte. *



Eine Brandprobe mit feuerfestem Holze.

Nach einer photographischen Aufnahme.

Neckerei. (Zu dem Bilde S. 88 und 89.) „Furcht, Rauch und Liebe lassen sich nicht verhehlen", sagt ein altes Sprichwort: also ist es wohl am besten, man probiert es gar nicht. Dies hat auch die hübsche Jansje auf unserm Bilde gedacht, und so ist ihre schon verheiratete Freundin Neeltje die Vertraute ihrer heimlichen Liebe geworden. Daß aber Neeltje ihrem Mann das Geheimnis verraten würde, hatte sie nicht vermutet. Verlegen und hilflos lehnt sie das Köpfchen auf die Schulter der Freundin, als er sie nun zu necken beginnt; doch Neeltje denkt nicht daran, ihm die losen Reden ernstlich zu wehren, und die arme Jansje merkt zum erstenmal, daß das Frauenhäubchen die Freundschaft verändert. Entweder muß sie jetzt mit ihrem Vertrauen sparsam werden, oder — das besagte Häubchen selbst aufsetzen, auf die Gefahr hin, damit eben das zu thun, was ihr dieser unausstehliche Klaas mit so viel Sicherheit fürs nächste Frühjahr prophezeit!

Butter im Handel. Der Versand von frischer Butter hat einen außerordentlichen Aufschwung genommen. England, ein Hauptabsatzgebiet in diesem Artikel, wird nicht nur von Deutschland, sondern auch von Dänemark und Frankreich regelmäßig versorgt. Dann ist Australien, namentlich die Kolonie Viktoria, in die Reihe der Lieferanten eingetreten. Auch Nordamerika sendet Butter nach England. Bei uns findet ein regelmäßiger größerer Butterversand statt von Ostfriesland, dem Großherzogtum Oldenburg und einem Teil von Westfalen nach dem Rhein und dem Ruhrkohlengebiet, ferner von Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern nach Berlin, von Thüringen und dem Harz nach der Provinz und dem Königreich Sachsen und auch nach Berlin, endlich vom bayrischen Allgäu, dessen Hauptplatz Kempten ist, nach Nord- und Westdeutschland, namentlich nach den großen Industriecentren am Main und Rhein. Oldenburg allein versendet jährlich mindestens 1700 Tonnen der besten Butter. Im Sommer ist die Beförderung der Butter oft mit Schwierigkeiten verbunden. Auf der preußischen Ostbahn wurde der Versuch gemacht, die als Stückgut aufgegebene Butter in der heißen Jahreszeit durch Kühlung in Eis frisch zu erhalten. Man hat sechs zur Butterbeförderung eingerichtete Wagen an der Decke mit eisernen Behältern versehen, die etwa 700 kg Eis

Digitized by Google

fassen. Die doppelten Decken und Wandungen dieser Wagen sind mit Isolierschichten versehen, um das Eindringen der heißen Luft von außen zu verhindern. Um ferner die Temperatur beobachten zu können, sind im Innern Thermometer angebracht, deren jeweiligen Stand man von außen ablesen kann. Die Wagen sind stationiert in Königsberg, Insterburg, Allenstein, Lyck und Osterode und laufen wöchentlich ein- bis zweimal nach Berlin. Unterwegs werden Zuladungen aufgenommen. Reinh. Brand.

Ernst Ludwig Taschenberg †. (Mit Bildnis.) Wenige Tage nach seinem achtzigsten Geburtstag, am 19. Januar, starb zu Halle a. S. Ernst Ludwig Taschenberg, der sich um die Popularisierung der Naturwissenschaft große Verdienste erworben hat. Die Insektenkunde war sein Spezialfach, und auf diesem Gebiete ist er schon als Verfasser des 9. Bandes von „Brehms Tierleben“, der die Insekten, Tausendfüßer und Spinnen behandelt, dem weitesten Leserkreise bekannt geworden. Vor allem beschäftigte er sich aber mit schädlichen Insekten und schrieb auf Grund seiner reichen Erfahrungen die gemeinnützigen Bücher „Entomologie für Gärtner und Gartenfreunde“ und „Forstwirtschaftliche Insektenkunde“; sein Hauptwerk ist die „Praktische Insektenkunde“, die fünf Bände umfaßt. Am 10. Januar feierte der verdiente Naturforscher seinen achtzigsten Geburtstag. Ernst Ludwig Taschenberg wurde 1818 zu Naumburg a. S. geboren. Er studierte in Leipzig und Berlin Mathematik und Naturwissenschaften und widmete sich anfangs dem Lehrerberuf. Dann wandte er sich der Zoologie, namentlich aber der Entomologie zu, wurde 1856 zum Inspektor am Zoologischen Museum der Universität Halle und 1871 zum Professor daselbst ernannt.

Ernst Ludwig Taschenberg †.
Nach einer Aufnahme von C. Höpfner Nachf. Fritz Möller in Halle a. S.

Verteilung von Kohlen an die Wiener Armen. (Mit Abbildung.) Der Winter ist eine harte Jahreszeit für die Armen, die infolge verschiedener Schicksalsschläge nicht imstande sind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Glücklicherweise ist im Winter auch die Mildthätigkeit besonders rege und sorgt dafür, daß die Bedürftigen mit warmen Kleidern, Nahrungsmitteln und Brennmaterial versorgt werden. Unser Bild zeigt uns die Verteilung der Kohlen von seiten der Gemeinde an die Armen in Wien. Der Zeichner hat auf demselben nicht nur die Not, sondern auch die Freude an der mildthätigen Gabe dargestellt. Man kann nur wünschen, daß solche Veranstaltungen der Wohlthätigkeit in allen Städten Verbreitung fänden.

Die Wartburg im Winterkleide. (Zu dem Bilde S. 97.) Schneegeflimmer! Frisch strahlende Wintersonne! Allüberall ein Leuchten und Schimmern, ein fast geheimnisvolles Schweigen, das Menschen und Dinge einzuhüllen scheint. Wie auf weichen Sohlen geht heute das Leben leise dahin, als wolle es jeden Schritt dämpfen angesichts der funkelnden Majestät, in welche der Winter die Welt kleidete. Stadt und Thäler, Bergzüge und Hochwald, alles deckt heute das glänzende, köstliche Weiß. Wie von Silberfiligran scheint jeder Zweig, jeder Halm überzogen, und drinnen im Walde weht es in Schleiern nieder, durchstrahlt von der Sonne leuchtendem Golde. Lichtblau schlägt der reine Winterhimmel seinen Bogen von Berg zu Berg, und tief in ihn hineingreifend ragt der Wartburg königliches Bild.

Der Zauber deutscher Sangeskunst und ritterlicher Minnezeit weht um ihre ehrwürdigen Mauern. Von hier oben aus ging es später wie ein Licht von unerhörter Kraft und Helle durch die aufhorchende Christenheit, und als das deutsche Volk nach der Befreiung von korsischer Willkürherrschaft die Knechtsfesseln der Reaktion zornig abschütteln wollte, da erklang von diesen Höhen der erste Mahn- und Weckruf, da lohten auf dem nachbarlichen Wadenberge die Leuchtfeuer eines nach Freiheit jauchzenden Jungdeutschlands auf.

So ist die hohe Bergesfeste uns allen ans Herz gewachsen! Und mit ihr und ihrem Bilde bleibt dauernd der Name Karl Alexanders verknüpft, des kunstbegeisterten hohen Burgherrn, der mit seltener Opferfreudigkeit die Wartburg aus Schutt und Trümmern neu erstehen ließ.

Wie im Schlummer liegt heute das Marienthal, durch das sich sommerlang ungezählte Tausende aus aller Herren Ländern drängen. Verhangen und verschneit sitzen tief eingemummelt die heiteren Landhäuser am Fuße der Thalwände, um deren kühn gezackte Felszinnen die Sonne ihre Strahlen spielen läßt. Nur da und dort steigt eine vereinzelte blaue Rauchsäule über einem Dache auf.

Höher schlängelt sich jetzt der Weg. Ueber den Bergen des Vordergrundes steigt einsam in der Ferne der Hörselberg herauf. Auch wer seinen Reichtum an Sagen nicht kennt, meint, sein Inneres müsse ein uralt Geheimnis bergen. Hörselberg und Wartburg gehören heute zusammen, seitdem das wehmütige Lied vom „Tanhäuser“ durch Richard Wagners Oper eine glänzende Auferstehung fand.

Wie reich ist doch die Wartburg für den, der da droben aus und ein gehen durfte! Ich habe sie zu allen Jahres- und Tageszeiten gesehen und immer rührte aufs neue der Zauber ihrer Schönheit mir ans Herz. Wie herrlich, wenn vor dem auftauchenden Tagesgestirn es wie ein Klingen durch den sich rötenden Felsen geht,

Verteilung von Kohlen an die Wiener Armen.
Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

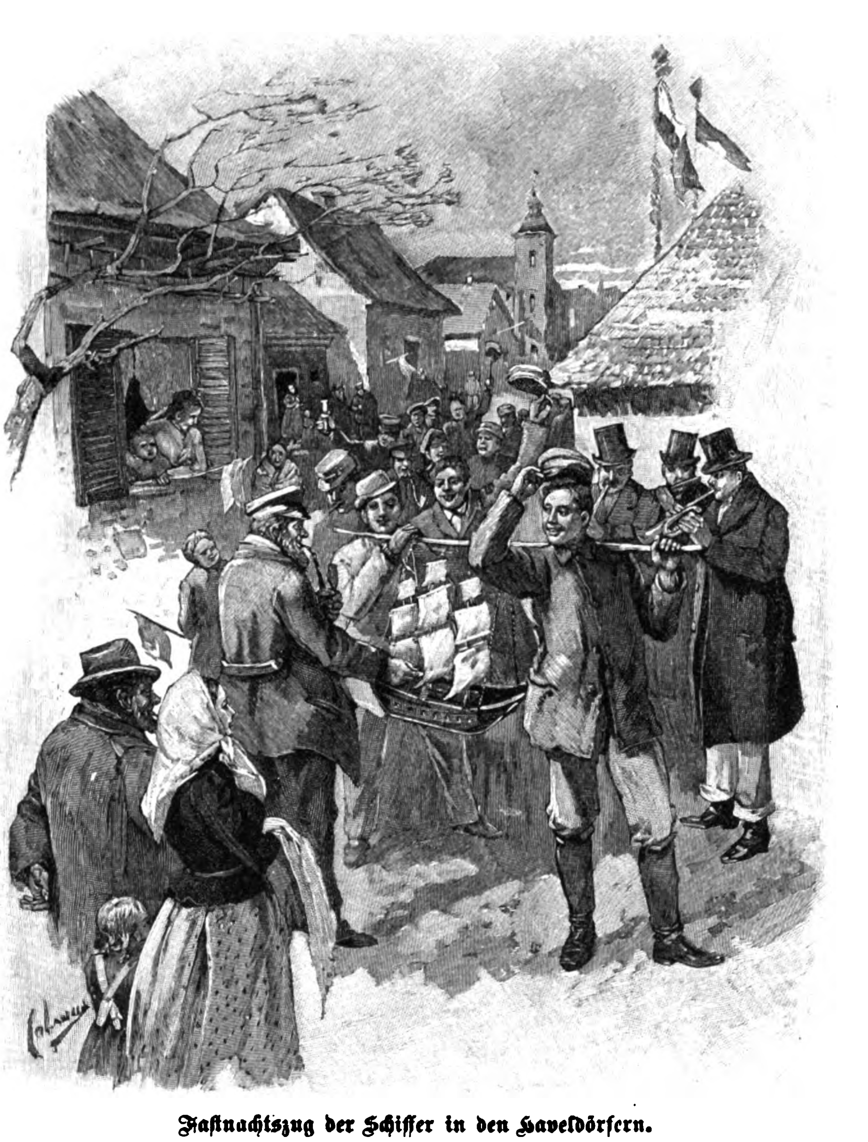
Digitized by Google

oder wenn der letzte Kuß der Sonne die Feste berührt. Wie herrlich ist dieser Burgberg im jungen Buchengrün, zur Mittagsstunde, wenn ein Summen durch den Wald zieht und alte Märchen für Sonntagskinder wieder lebendig werden, oder im sanften Mondesglanze, wenn es müde von den Bäumen rieselt und der Wald wie blutüberströmt sich vor den Blicken weitet! Ihren höchsten Zauber aber entfaltet die Wartburg für den, dem es vergönnt war, droben als Gast des Burgherrn weilen zu dürfen. Aus der lichterübertupften Stadt Eisenach geht es dann den Felspfad hinauf, hinein in den Wald. Sternenglanz über uns, während aus den Fenstern der Feste matter Lichtschein bricht. Und nun den steinigen Hohlweg empor; der Thorriegel fällt zurück, über den holprigen Burghof, an der Rüstkammer, dem Bergfried geht's hin und dann hinab in das Erdgeschoß des Palas, wo die ältesten Räume der Burg liegen, in denen einstens schon die ersten thüringer Landgrafen ihre Gäste empfingen. In den Kaminen prasselt zuckendes Feuer, Lichter breiten magische Helle über uralt seltsames Gerät, Waffen, Lauten, Humpen und Jagdschmuck. Zottige Bärenfelle decken den Steinestrich — eine längst begrabene Welt umfängt uns noch einmal mit der ganzen poetischen Kraft und Weihe. Fern, fern dünkt uns, was da draußen gärt und jagt. —

Höher ist der Mond gestiegen. Er hüllt mit verwirrendem Lichte das schweigende Thal ein zu meinen Füßen, er funkelt fast gespenstisch in den Fensterreihen, um Zinnen und Altane der Burg. Wie ein schimmernder Demant gleißt das Kreuz des hohen Bergfried durch die herrliche Nacht. Horch! Klang da nicht Lautenspiel von droben herab?! Huschten nicht Gestalten schattenhaft an den Fenstern hin? Wolfram von Eschenbach meistert das Spiel; man lauscht, man klatscht Beifall. Becher klingen, zum Tanze ordnen sich die Paare, und auf dem Hofe drängt sich das Ingesinde neugierig heran. Der Landgraf von Thüringen hält wieder Hof! . . . Wartburgzauber! Wartburgpoesie!

A. Trinius.

Pierrot als Troubadour. (Zu dem Bilde S. 69.) Ist es ein Künstlerfest, auf welchem der im Pierrotkostüm steckende lustige Maler sich zur Abwechslung als Musiker und Sänger produziert in einer Weise, die „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann“? Die vorübergehende junge Dame hält sich wohl nicht umsonst beide Ohren zu; aber ernstlich böse kann man ja dem lustigen Gesellen trotzalledem nicht werden — ein freundlicher Blick und sie huscht vorüber dorthin, wo man ihren Ohren und vielleicht auch ihrem Herzen besser zu schmeicheln versteht.



Fastnachtszug der Schiffer in den Haveldörfern.

Nach einer Originalzeichnung von P. Colanus.

Fastnachtszug der Schiffer in den Haveldörfern. (Mit Abbildung.) Die alten Volksfeste sind aus dem öffentlichen Leben Berlins völlig verschwunden; die aus allen Provinzen und Ländern zusammengewürfelte Bevölkerung der jungen Weltstadt hatte kein Verständnis für die festlichen Ueberlieferungen der ehr- und betriebsamen Bürger der guten und getreuen Stadt Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III, und so vergaß man ein Fest nach dem andern, das früher die gesamte Einwohnerschaft tage- und wochenlang vorher beschäftigt hatte: das Schützenfest, die Motten- und Fliegenfeste der Innungen, die Feier der Völkerschlacht bei Leipzig, das Fest der Schlacht bei Großbeeren, das aus Freude über die einstige Rettung Berlins vor den Franzosen begangen wurde. Am längsten hielt sich noch der Stralauer Fischzug, dessen Ursprung man aus wendischen Zeiten herleitet; aber trotz seiner immer wieder versuchten künstlichen Belebung hat er seine ehemalige Bedeutung völlig verloren und findet kaum noch Beachtung. Man muß schon weiter in die Mark Brandenburg hineinstreifen, um noch auf echte und rechte Volksfeste, wie sie sich seit Jahrhunderten erhalten haben, zu treffen, so auf den Fastnachtsumzug der Schiffer und Fischer in den Haveldörfern, der als ein Rest der früheren öffentlichen Fastnachtsspiele angesehen werden kann. An diesem Tage herrscht ein erregtes Leben in den sonst zur Winterszeit so ruhigen Dörfern und Dörfchen an der Oberhavel bei Zehdenick, Liebenwalde, Oranienburg ꝛc.; in den Häusern duftet es nach frischgebackenem Kuchen, weißer Sand ist auf die Dielen gestreut, und oft genug öffnen sich die Fenster und es wird Ausschau gehalten die Dorfstraße hinunter. Nun dringt von fernher fröhliches Gejubel heran, von schallender Musik begleitet, und es naht der von der gesamten Dorfjugend umschwärmte Zug der Schifferknechte, wetterfester, stämmiger Gestalten, von denen zwei an einer langen Stange ein vollgetakeltes Schiff tragen, während der „Sprecher“ voranschreitet. Vor verschiedenen der Häuser, die von den Schiffermeistern bewohnt werden, hält der Zug. Die Musik schweigt, der Sprecher richtet seine Ansprache, in der es an mancherlei humoristischen Anzüglichkeiten, an zeitgemäßen Wünschen und Beschwerden nicht fehlt, an den herausgetretenen Meister, und dieser wirft nach dem Hoch auf ihn und nach dem Tusch der Musik ein Geldgeschenk in das Schiff. Ist der Umzug beendigt, so geht's mit lustigem Gesang nach dem Wirtshause, vor welchem bekränzte und buntbewimpelte Mastbäume errichtet sind. Hier findet ein gemeinsames Schifferessen statt, worauf sich jung und alt zu frohem Tanz vereint. P. L.

Auf der Redoute. (Zu unserer Kunstbeilage.) „Rate, wer ist's?“ raunt es mit verstellter Stimme hinter dem herabgelassenen Helmvisier hervor, und die junge schöne Frau in dem prächtigen altdeutschen Patrizierinnenkostüm lächelt verlegen und sucht mit der Hand das Visier hinaufzuschieben, das aber nicht nachgiebt. Noch immer ist sie im Ungewissen, ob dahinter wirklich die treuen Augen ihres Mannes blitzen. Längst haben die anderen Festteilnehmer alle die Maske abgenommen, wie es die Sitte erheischt; aber vergeblich hat sie bisher im Geleite der sie neckenden Freunde ihres Gatten nach diesem Umschau gehalten. Sollte er sich wirklich in die schwere Ritterrüstung gesteckt haben, die ihn mit ihren ungefügen Formen so ganz und gar unkenntlich macht? Wahrscheinlich ist's schon, denn von all den Teilnehmern der Redoute hat er sie am meisten gehänselt und durch genaue Kenntnis ihres Wesens verblüfft. Und gerade dieser Rittersmann hat in seinem Visier eine Maske, die sich nicht abnehmen läßt! Nun, bald wird sie herzhafter zufassen, um das trennende Eisengitter hinaufzuschieben, und dann auf einmal werden die geliebten Züge ihres Mannes ihr entgegenlachen und unter dem offenen Visier werden die Worte triumphierend hervorklingen: „Was, du erkennst deinen Mann nicht, wo er groß und breit vor dir steht!“

Das Kunstblatt, welches den heiteren Vorgang mit so liebenswürdigem Humor und so feiner Wiedergabe der prächtigen Kostüme darstellt, ist ein Werk unsres Altmeisters Adolph Menzel. Es entstammt den sechziger Jahren, einer Zeit, in welcher durch das Vorbild der deutschen Künstlervereine in weiteren Kreisen der Sinn für echte Trachten und malerische Prachtentfaltung geweckt ward, der nun begann, auch das Maskentreiben zur Karnevalszeit künstlerisch zu veredeln.

k

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Für Maskenbälle und Kostümfeste eignet sich sehr gut das kleidsame Kostüm der holländischen Bäuerin oder Fischersfrau. Der Rock aus dunklem Wollstoff ist sehr weit, die Scheveningerinnen tragen 10 bis 20 Röcke übereinander, die Taille von demselben Stoff

Zum Kostüm „Holländische Fischersfrau".

glatt, mit wenig gebauschten Aermeln. Ein feines farbiges Woll- oder Seidentuch liegt als dreieckiges Fichu, am Nacken in ein paar tiefe Falten zusammengenommen, über den Schultern, vorn zugesteckt. Von der weißen Haube geben wir Abbildung und Schnittmethode; sie besteht aus einem kleinen anliegenden Tüll- oder Spitzenmützchen, das von * bis * durch ein Bändchen zusammengezogen wird. Hieran reiht man einen geraden Volant von Tüll, sehr faltig, etwa 2 m lang und 26 cm breit. Auch die vordere Schmalseite des Volants wird eingereiht, hinaufgenommen und so an das Mützchen festgenäht, daß der Rand desselben über der Stirn etwa 8 cm breit frei bleibt. Eine Tüllspitze wird um den Volant und den obigen glatten Rand herumgesetzt, die Spitze über der Stirn durch einen starken Faden eingelesen, damit sie fest anschließt. Je reicher die Trägerin ist, desto breiter und feiner die Spitze; manchmal besteht die ganze Haube aus Spitzen.

Indianerkostüm für Knaben.

Die Spiralen aus Messingdraht, die an den Schläfen unter der Haube zum Vorschein kommen, sitzen an einer Messingspange, die um den Hinterkopf liegt und über den Ohren nach vorn umgebogen ist; die Ecken bei * werden befestigt an einem eng anliegenden schwarzen Seidenkäppchen, das man unter der Tüllhaube trägt, um das Haar zusammenzuhalten.

Wer sich bei uns die echten Zieraten nicht verschaffen kann, macht sich welche von länglicher Form (siehe Abbildung rechts), die auch viel getragen wird. Ein Kartonblättchen, mit Goldstanniol überzogen, Goldschnur als Filigranarbeit daraufgelegt, ein paar kleine Perlen oder bunte Glassteine genügen, um mit geschickten Fingern den Schmuck für den Ballabend wirksam zu gestalten.

Kostüme für Kinder. Kleine Leute zu Fastnacht so zu kostümieren, daß es nett aussieht und nicht viel kostet, daran studiert manche Mutter. Wir schlagen ihr für den Jungen ein Indianerkostüm vor, aus Sackleinen hergestellt. Die Grundform bilden eine lange Jacke, vorn so weit offenstehend, daß eine Schärpe von rotem Kaliko noch zum Vorschein kommt, und lange Beinkleider, an der Seite mit schwarzen, etwas verschlissenen Teppichfransen besetzt. Am Halsausschnitt ein Dreieck abgegrenzt, worauf man mit schwarzer Leimfarbe Querstreifen malt; als Besatz daran ein dünner Lederstreifen, eingeschnitten und nach außen gekraust. Die Lederstreifen kann man beim Buchbinder als Abfall in verschiedenen Farben erhalten. Daneben wird eine Rosette genäht: den äußeren Kreis bildet ein gelbes Baumwollband, dann kommt ein Kreis dicker schwarzer Glasperlen und ein blaues Band. Innen wird ein rotes Viereck angebracht, worauf ein Kreuz von weißen Perlen steht. Dieselben Bänder setzt man in geraden Streifen zur Schulter hinauf und über diese den Aermel entlang fort, das Blau und Gelb durch weiße Perlenreihen getrennt. Dem Grundstoff giebt man durch Ueberstreichen mit rotbrauner Leimfarbe einen „echten" Ton. Für den Kopfputz näht man schöne Puterfedern aus der nächsten Geflügelhandlung hinter ein Diadem von Karton, das man mit Goldpapier und fremdartigen Figuren beklebt und hinten schließt. Eine Perücke aus schwarzen Fransen und lang herabhängende bunte Bänder gehören dazu. Durch Tättowierung mit Wasserfarben wird der Anblick des „letzten Mohikaners" noch fürchterlicher; Waffen nach Belieben.

Das kleine Mädchen ist viel schneller verkleidet — als Schäferin. Ein weißes langes Kleidchen mit Puffärmeln (Nesseltuch), blau gegürtet, mit Spitzenhalstuch. Auf den Kopf ein Basthut mit Rosen und blauen Schleifen, in die Hand einen langen Stab, woran man mit blauen und rosa Bändern die Mehlschaufel aus der Küchenschublade gebunden hat, und ein schönes Schaf auf Rädern — so sieht die kleine Person gewiß allerliebst aus.

Scherzkrapfen. In die folgend beschriebenen Brandteigkrapfen kann man zum Teil kleine Scherzgegenstände füllen und sie mit anderen, richtig gefüllten Krapfen bunt vermischt zur Fastnachtsfeier seinen Gästen darbieten. Man kocht zu den Krapfen 1/4 l Milch mit etwas Zimmet und Citronenschale, 50 g Zucker und ebensoviel Butter

Zum Kostüm „Holländische Fischersfrau".

auf, nimmt das Gewürz heraus und streut unter beständigem Rühren 250 bis 300 g Mehl hinein, rührt die Masse, bis sie sich vom Topfe löst, und läßt sie in einem irdenen Geschirr auskühlen. Ist dies geschehen, so rührt man allmählich 2 ganze Eier und 6 bis 7 Eigelb dazu, bis man einen glänzend glatten Teig hat. Man sticht mit rundem Löffel kleine Bälle von dem Teig, bäckt sie in heißem Schmalz goldbraun und entfettet sie. Man schneidet sie nun an der Seite mit scharfem Messer rasch auf und füllt sie schnell mit Fruchtmus oder den kleinen Scherzsachen, bestreut sie mit Zucker und Vanille, richtet sie hoch aufgehäuft an und bietet sie dar.

Zum Füllen dienen Herzchen, Ringe, Glückskleeblättchen, Pfeifen, Pantöffelchen, überhaupt was man für zweckmäßig in einschlägigen Geschäften findet, die auch andere Scherzsachen noch führen. Sie werden in Seidenpapier oder, wenn es geht, in große Oblaten eingewickelt, mit schmalen Papierstreifchen, auf die man kleine, scherzhafte Orakelsprüche geschrieben hat, umwunden und nun behutsam in die Krapfen geschoben. Man muß die verhüllten Sächelchen sich vor dem Backen der Krapfen zur Hand legen, daneben das Schüsselchen mit Fruchtgelee stellen und nun abwechselnd mit dem einen und dem anderen die Krapfen füllen, damit die Arbeit so rasch wie möglich von statten geht. L.

Schäferinkostüm für Mädchen.

Hauswirtschaftliches.

Einfaches Bratenrestgericht für einen Waschtag. Einfache Mittagsgerichte, zumal aus vorhandenen Resten, sind der Hausfrau besonders an Tagen, wo viel andere häusliche Arbeit vorliegt, stets sehr erwünscht und Vorschriften dazu hochwillkommen. Von beliebigem Bratenrest läßt sich die folgende Speise herstellen, zu der man nur vorher bei der Bereitung des Bratens selbst schon für reichliche Bratensauce sorgen muß. Diese Bratensauce wird mit einer halben Tasse Wasser und einer großen Messerspitze Liebigs Fleischextrakt versetzt, aufs Feuer gestellt, nachdem man so viel rohe, kleinscheibig geschnittene geschälte Kartoffeln hineingethan, als man braucht. Die Kartoffeln müssen von der Flüssigkeit bedeckt sein und werden in ihr langsam gargekocht. Wenn die Kartoffeln nicht sämig genug werden, muß man sie mit etwas Maismehl verdicken. Der Bratenrest wird vorher zerschnitten, in eine warme Schüssel gelegt und verdeckt auf einen Topf mit heißem Wasser gestellt. Sowie die Kartoffeln fertig sind, schüttet man sie auf den Braten, läßt ihn noch fünf Minuten auf dem heißen Wasser und giebt ihn dann mit Salzgurken oder sauren Gurken zu Tisch. H.

Tafelschmuck. Die Mode, die noch vor kurzem die reichsten Stickereien auf Tischläufern und Decken befahl, ist wieder auf eine neue Idee gekommen: man breitet ein Stück einfarbiger Seide (liberty silk), nur mit breitem Saum versehen, über das weiße Tischtuch; auf Goldgelb zum Beispiel wirkt denn auch alles Silber und Glas sehr malerisch. Reizend sieht eine Tafel aus, auf welcher ein langes Stück Gaze oder Tüll — am besten grünlich — um den Fuß des Tafelaufsatzes her und die Mitte des Tisches entlang in leichten Falten und Puffen angeordnet ist. Zwischen diesen liegen entweder Veilchensträuße oder stehen ganz kleine Vasen mit Veilchen halb unter den duftigen Wellen verborgen, die natürlich nicht zu nahe an die Gläser und Gedecke heranreichen dürfen.

Wer ein großes Bouquet auf die Festtafel braucht und nicht eine Menge frischer Blumen verwenden will, kann auch einen grünen Strauß in ein hübsches buntes Bouquet verwandeln, wenn er Bonbons graziös in zweierlei Seidenpapier wickelt und diese an die grünen Zweige hangt. Man

Zuckerwerk für den Tafelschmuck.

verwendet hierzu zwei Vierecke, von denen das größere, hellrosa, zierlich eingeschnitten wird, und dessen nelkenartige Blätter man nach oben hinaus richtet, während das kleinere, olivengrüne, in kurzen Spitzen nach abwärts steht. Kleine goldene Schellchen, wie sie Prinz Karneval an der Mütze trägt, und versilberte Knackmandeln glänzen dazwischen; schmale bunte Seiden- oder Papierbänder verbinden den Strauß mit einem ähnlichen am anderen Ende der Tafel, und das Ganze sieht sehr lustig aus.

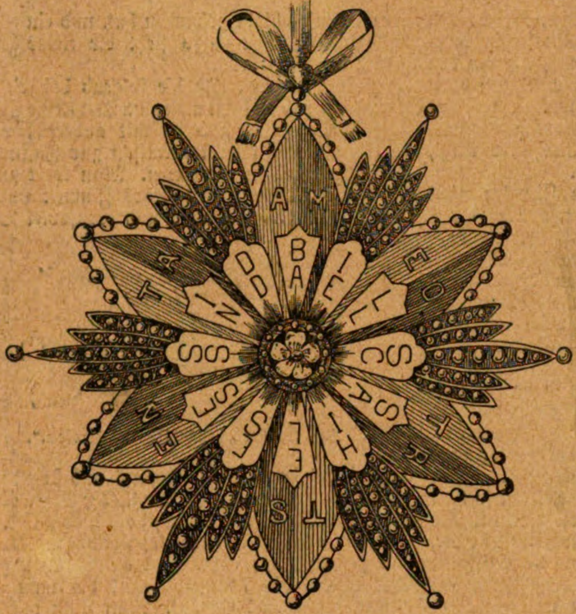
Selbstverfertigte Nachtischschüssel. Die früher beliebten großen prunkenden Obst- und Süßigkeitsaufsätze der festlichen Tafel hat der jetzt herrschende Geschmack verbannt, da sie meist zu viel Raum einnehmen und oft einseitig wirken. Statt dessen ziert man die Tafel in zwangloser Anordnung bald hier, bald dort mit allerlei phantastischen Blumenbehältern und allerhand anmutigen Obst- und Konfektkörbchen. Meist sind alle diese hübschen Dinge flach, und nur für die Enden der Tafel stellt man jetzt oft zwei höhere Behälter, den einen für Obst, den anderen für Konfekt, auf. In einer Hansastadt bei lieben Freunden fand ich kürzlich eine ganz besondere Art von Obstbehälter, den die geschickte Hausfrau selbst gestaltet hatte — es war ein Palmbaum, unter dessen Krone herrliche Früchte und leckere Süßigkeiten prangten. Ein ungefähr 50 cm hoher Holzstab bildete den Stamm, der mit Streifen bräunlichen Kreppapiers dicht umwickelt war. Die Blätter waren aus dunkel- und lichtgrünem Kreppapier in lanzettlicher Form hergestellt und verschieden groß, das kleinste oben war 6, die größten 21 cm lang. Man biegt die Kreppblätter über dünnem Draht der Länge nach zusammen, klebt sie mit Gummi fest und befestigt sie mit dünnem Blumendraht am Stamme, so daß die größeren unten, die kleinsten oben sitzen. Kleine Chokoladekugeln wickelt man in Stanniol und befestigt sie unter den Blättern büschelförmig am Stamme. Der Stamm selbst wird in einen festen runden Holzfuß eingeleimt und dieser in die Mitte einer mit einer Spitzenmanschette verzierten Tablette gestellt, welche man mit Datteln, Bananen, grünen Mandeln, Traubenrosinen, Orangen und kandierter Ananas zierlich füllt, um der Schüssel auch dem Inhalt nach einen tropischen Charakter zu geben. He.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Der Cotillonorden“.

Von Erh. Lipha.



Entzifferungsaufgabe.

Mugulufygylo' gymaly gegymu lofefyge'fuga Gomagulu, lefu gegymu gegalefu Lugamota galefumume mugulumolegago
Gelega Fugyfogafu legafugamo galefu, gelega gelemo tyfemo gyfyfygafo fylegago,
Mafuge famogalemuga lofymagagulafylegulu gelegulu lefu gyfyfygafu Mugulufogamotagafumufufegamegafu,
Togafufu tyfefu gegafu 'Fugyfogafu gyfyfy' gelegulu lagalefugamo fogygulume gamomofegamegafu.

Gogamemete Fagyfefyle.

Anmerkung: Die Buchstaben i und j gelten für einen. ä ö ü sind aus den zugehörigen Vokalen zusammengesetzt. Oscar Leede.

Verwandlungsrätsel.

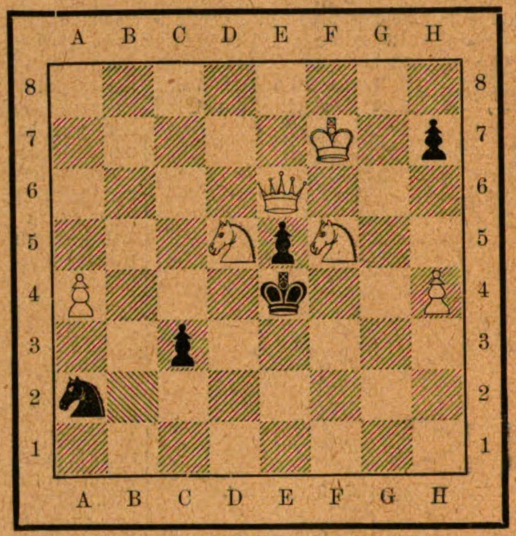
1. Kiesel | · * * · · · | · · * * · · | · · · · * * | * · * · · · | Jaspis.
2. Reiher | · · * * · · | * * · · · · | · * * · · · | · * · · * · | Kasuar.

Mit Hilfe von je vier Zwischenstufen, die richtige substantivische Wörter sein müssen, ist 1. ein Kiesel in einen Jaspis und 2. ein Reiher in einen Kasuar zu verwandeln. Dabei soll jedes Wort aus dem voraufgehenden durch Vertauschung je zweier Buchstaben entstehen, deren Stelle oben durch Sternchen angedeutet ist. Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. A. St.

Schachaufgabe.

Von F. Möller in Ahlten.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Rätsel.

Beginnt mein Wort mit A, so ist's
Ein Fluß im deutschen Norden;
Setzt du ein J dafür: ein Fluß
Im Süden ist's geworden. E. S.

Auflösung des Magischen Quadrats auf dem Umschlag von Halbheft 2.

	1	2	3	4	
1	M	I	M	E	
2	I	D	O	L	A
3	M	O	D	E	B
4	E	L	E	N	
		A	B		

1) Mime, 2) Idol, 3) Mode, 4) Elen, A 2) Lodi, B 3) Edom.

Auflösung des Scherzfüllrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 2. Masche, Maschine.

Auflösung des Verwandlungsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 2. Braut, Kraut.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 2. Säge, Sage.

Auflösung des Wechselrätsels au dem Umschlag von Halbheft 2. Bora, Borg, Bord, Born.

Auflösung des Bilderrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 2. Ein einsam Glück ist eine schwere Last.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint auf dem Umschlag des nächsten Halbhefts.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Robert Blum.

Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk von Hans Blum.

Mit R. Blums Porträt in Stahlstich und einem Facsimile. Preis geb. 6 M.

In dem vorliegenden Buche, in welchem der Sohn Robert Blums auf Grund reichhaltigen Materials und wichtiger Familienpapiere den Lebensgang und die Lebenskämpfe seines Vaters schildert, liegt ein hochinteressanter Beitrag zur deutschen Geschichte vor.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Trotzige Herzen.
Roman von W. Heimburg.
Preis geh. 3 M. Elegant geb. 4 M.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Alltagsmenschen.
Novellen von Eva Treu.
Preis geh. 3 M. Elegant geb. 4 M.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

4. Heft. Preis 10 cents. 3. März 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (3. Fortsetzung) . . . 101

Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß. Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten. II. Der Umschwung in Preußen (Schluß) 109

Der Stern Sirius. Von Dr. H. J. Klein 114

Hermann Sudermanns „Johannes“. Von Rud. Stratz. Mit Abbildungen 116

Sein Brautstand. Novelle von A. Lichtenstern. 117

Blätter und Blüten: Christenschulen in China. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. (Zu dem Bilde S. 129.) S. 128. — Rettung von Schiffbrüchigen. (Mit Abbildung.) S. 130. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde von Eckertsdorf. (Zu dem Bilde S. 101.) S. 130. — Guido Hammer †. (Mit Bildnis.) S. 131. — Auf Schneeschuhen über die Seißer Alp. (Mit Abbildung.) S. 131. — Eiskeller. Von Dr. Jul. Thilo. S. 131. — Im Lawinenschnee. (Zu dem Bilde S. 113.) S. 132. — Ein Löwensäugling. (Zu dem Bilde S. 105.) S. 132. — Rosetta. Von Woldemar Kaden. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 132.

Kleiner Briefkasten: S. 132.

Illustrationen: Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde von Eckertsdorf. Von W. Hoffmann. S. 101. — Im Lawinenschnee. Von M. Zeno Diemer. S. 105. — Abbildungen zu dem Artikel „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“. Friedrich List. König Christian VIII von Dänemark. Karl Biedermann. Wilhelm Beseler. S. 109. J. Ronge. G. Rießer. L. Uhlich. S. 110. Karl Mathy. A. Schott. D. F. Strauß. S. 111. Bassermann stellt den Antrag auf ein Deutsches Parlament. Mittermaier. v. Itzstein. Welcker. General von Radowitz. König Louis Philipp von Frankreich. S. 112. Prinz Johann von Sachsen. König Ludwig I von Bayern. König Wilhelm I von Württemberg. Lola Montez. S. 113. — Abbildungen zu dem Artikel „Hermann Sudermanns ‚Johannes‘“. Josef Kainz als Johannes. S. 117. Salome tanzt vor Herodes. Von E. Thiel. S. 120 und 121. — Ein Löwensäugling. Von F. Specht. S. 125. — Eine christliche Mädchenschule in Hongkong. S. 129. — Rettung Schiffbrüchiger. Von F. Tattegrain. S. 130. — Guido Hammer †. S. 131. — Schneeschuhläufer auf der Seißer Alp. S. 131. — Kochunterricht. Von R. Epp. S. 132.

Hierzu Kunstbeilage IV: „Rosetta“. Von E. von Blaas.

Kleine Mitteilungen.

Eine elektrische Eisenbahn in 24 Stunden zu bauen, und zwar über eine Entfernung von 4 km, war ein Kunststück, das, wie so viele seinesgleichen, den amerikanischen Technikern vorbehalten blieb. In Bound-Brook (New York) stand nach früheren Konzessionsverhandlungen das Recht, eine 4 km lange Straßenbahn längs einer Chaussee zu verlegen, zwei miteinander konkurrierenden Gesellschaften zu. So gern nun jede von ihnen die Bahn gebaut hätte, so machte doch die feindliche Haltung der anderen, die alsbald auf Grund ihrer eigenen Konzession mit einem polizeilichen Einhaltsbefehl bei der Hand war, jeden Versuch zunichte. Da indessen für die eine Gesellschaft viel davon abhing, die Eisenbahnlinie auszuführen und sich dadurch auch für die Berechtigung ihres Betriebes ein entschiedenes Uebergewicht zu sichern, so beschloß man zuletzt, doch den Versuch zu wagen, die Linie mit möglichster Geschwindigkeit hinzuzaubern, bevor die Konkurrenzgesellschaft Einsprache erheben konnte. Allerdings standen dafür nicht mehr als 36 Stunden zur Verfügung. Man mußte spät am Sonnabend abend mit dem Bau beginnen und ihn im Lauf der Nacht und des Sonntags, an welchem es voraussichtlich unmöglich war, einen polizeilichen Einhaltsbefehl zu erlangen, zu Ende führen. Vor allen Dingen wurde zunächst in genügender Entfernung von der zukünftigen Linie, um keinen Verdacht zu erregen, eine elektrische Centralstation gebaut, von der man sagte, daß sie zur Beleuchtung eines großen Hotels dienen sollte. Dann wurden in aller Stille in den benachbarten Städten Arbeiter geworben, und zwar 300 Mann in Philadelphia und 250 in Baltimore. An einem Sonnabend nachmittag wurde in Baltimore um 5½ Uhr ein Zug mit Arbeitern, Pferden, Geräten und Baumaterial abgefertigt, der wenige Stunden später Bound-Brook erreichte. Die erste Arbeit war die hinreichende Beleuchtung der ganzen Strecke für die Nachtarbeit durch zwanzig bis dreißig riesige Gasfackeln und eine Menge kleinerer, tragbarer Lampen. Um 1 Uhr nachts begann die eigentliche Arbeit. Die Hälfte der Leute fing an verschiedenen Punkten mit dem Aufreißen der Chaussee und dem Schütten der neuen Bettung für die Geleise an, die andere Sektion stellte in bestimmten Entfernungen die Masten für die elektrische Luftleitung auf und befestigte die Konsolen zum Tragen der Drähte daran. Die letztere Arbeit war morgens um 8 Uhr, die erstere um 10 Uhr so weit vollendet, daß das Aufhängen der Drähte und das Verlegen der Schienen beginnen konnte. Von 50 Gespannen wurden die Geleisstücke herangefahren, eine Abteilung der Mannschaft war beschäftigt, sie kunstgerecht auf den Schwellen zu verlegen, die zweite, die verlegten Stücke miteinander zu verbinden. Eine dritte Abteilung geübter Monteure war schon seit dem Abend mit der Herstellung einer Fachwerksbrücke von 22 m Spannweite über einen die Chaussee kreuzenden Wasserlauf beschäftigt, eine vierte stellte gleichzeitig eine 600 m lange Anschlußleitung zur Centralstation her. Am Sonntag nachmittag mußte ein Teil der Leute noch dazu verwendet werden, einen Angriff von hundert Bassermannschen Gestalten abzuwehren, welche von der anderen Gesellschaft nach vergeblichen Versuchen, die Polizei zum Einschreiten zu bewegen, zur Zerstörung der fertigen Strecke angeworben waren. Trotzdem brachte man es fertig, am Sonntag abend 11 Uhr den ersten elektrischen Wagen über die vollendete Strecke laufen zu lassen.

Ersatz für den Federtuff der Damenhüte. Es gereicht den deutschen Männern und Frauen zur Ehre, daß sie überall rührig in die Agitation gegen das Hinmorden der bunten Sing- und Tropenvögel mit eintreten. Der Erfolg blieb nicht aus: schon vergangenen Herbst brachten mehrere große Modezeitungen lauter Hutgarnituren von hochstehenden Bandschleifen mit ein paar Federn von Tauben und Hühnern, Perlhuhn, Fasan, kurz von solchen Vögeln geschmückt, die nicht singen und dem Bedarf der Küche dienen. Auch die wallende Straußenfeder darf ruhig weiter getragen werden, sie ist ein Produkt massenhafter Züchtung, und ihre Verwendung bedroht die Existenz der Strauße im allgemeinen nicht. So sehr man nun der Schutzbewegung für die armen Waldsänger und Zugvögel beistimmen muß, so ist anderseits nicht zu verkennen, daß die „Modethorheit“ des Federschmuckes für den menschlichen Kopf eine sehr alte, den meisten Völkern gemeinsame ist. Zur Kalamität steigert sie sich nur dadurch, daß heutzutage tausendmal mehr Frauenköpfe nach geputzten Hüten verlangen als früher, wo nur die Reichsten dergleichen trugen. Der Federputz hat außer dem Gutkleiden die großen Vorzüge der Unveränderlichkeit in Wind und Wetter, daher schreibt sich seine Beliebtheit. Bänder erschlaffen, Spitzen sinken in sich zusammen, selbst Straußenfedern verlieren die Kräuselung in Regenzeiten.

Es wäre also jetzt eine große Aufgabe für unsere Fabrikanten, einen Ersatz für den Vogelschmuck zu schaffen, ein Etwas, elegant und doch widerstandsfähig, das kleidsam emporgipfelt, den Reiherbusch oder die graziösen Flügelspitzen imitiert, ohne dem Vogelmord sein Dasein zu verdanken. Heutzutage, wo man die feinsten Flockgewebe, die zartesten Farbentöne hat, wo Hartgummi, gesponnenes Glas, Metallfäden, Perlmutter, Celluloid, Schmelz und Jet in allen Schliffen zur Verfügung stehen, wo auch das Gefieder von Tauben und Hühnern gefärbt und mit verwendet werden kann, heute sollte eine derartige Erfindung einem talentvollen Kopfe wohl glücken! Sie allein würde dem Vogelmord im großen steuern, denn eine noch so schlechte und thörichte Mode wird nie durch vernünftige Vorstellungen, sondern immer nur durch eine neue Mode abgethan. Also Erfinder und Erfinderinnen, an die Arbeit! Hier winkt ein Feld, das der Mühe lohnt und reiche Frucht bringen kann!

Die Gaslaterne als Heißwassercentrale. Eine Londoner Gesellschaft zur Einführung von Verkaufsautomaten hat neuerdings eine originelle Anwendung von der Wörme gemacht, welche beim abendlichen Brennen von Gaslaternen neben der Leuchtkraft unbeabsichtigt erzielt und für gewöhnlich ungenutzt verschwendet wird. Die neue Erfindung bezweckt den in größeren Städten schon hie und da stattfindenden automatischen Verkauf von heißem, d. h. nahezu kochendem Wasser. Im Kopf der Laterne befindet sich über den Flammen ein drucksicherer Kessel, in welchem ein sich beständig und automatisch ersetzendes Wasserquantum bis zur Temperatur von etwa 120° oder bis auf zwei Atmosphären Dampfdruck erhitzt wird. Bei diesem beständig unterhaltenen Druck öffnet sich ein Ventil und läßt den überhitzten Dampf durch wärmegeschützte Rohre in den Sockel der Laterne abströmen, wo er mittels Schlangenrohrs ein Wassergefäß von einer Gallone oder 4½ l durchströmt und seinen Inhalt bis zur Siedetemperatur erhitzt. Der dann immer noch 100° besitzende Dampf durchströmt in einer weiteren Heizschlange einen größeren Wasserbehälter zum Vorwärmen von etwa 20 l kaltem Wasser. Aus dem letzteren Behälter wird das Gallonengefäß nach jedesmaligem Ablassen seines Inhalts automatisch gefüllt, wie sich auch der Inhalt des größeren Kessels selbstthätig ersetzt. Der Einwurf von 1 Penny bewirkt die Entleerung einer Gallone kochenden Wassers in ein darunter gehaltenes Gefäß, und die Heizkraft des Dampfes soll groß genug sein, um in 2 bis 2½ Minuten den erneuten Inhalt wiederum zum Kochen zu bringen. Der Gebrauch heißen Wassers aus Automaten hat sich in denjenigen Städten, die solche Automaten besitzen, wie z. B. Paris, schnell ein gewisses Publikum erworben. Im Winter sind es größtenteils die Kutscher, welche die zum Heizen ihrer Droschken dienenden Wasserbriquettes, d. h. flache, zum Aufnehmen des heißen Wassers bestimmte Blechkästen, an den Automaten füllen. Auch für kleinere Haushaltungen soll es unter Umständen bequemer, wenn nicht billiger sein, sich heißes Wasser vom benachbarten Automaten zu holen, als Feuer anzuzünden.

Herrenkrawatten praktisch aufzubewahren. Meines Eheliebsten Krawatten, die in einem der äußerlich so hübsch gestickten Kasten ruhten, machten mir manchen Kummer, wenn der ungeduldige Hausherr sie beim Suchen bunt durcheinanderwarf, oft verdrückte und verdarb. Die Idee, Schirme, Stöcke, Handschuhe an der Innenwand der Schrankthür aufzubewahren, die sich in der Praxis bewährte, brachte mich auf den Gedanken, auch die Herrenkrawatten dort unterzubringen. Der Versuch hat sich mir bewährt und als sehr praktisch erwiesen. Ich befestigte an der Innenwand einer Schrankthür der Breite nach eine starke Seidenschnur an zwei mit großen Köpfen versehenen Nägeln. Ueber diese Schnur hing ich die Krawatten so, daß der Halsteil zwischen Schnur und Holz gezogen wird, der Knoten aber frei bleibt. Aus buntem leichten Kongreßstoff schnitt ich einen passenden Vorhang, der die Krawattenreihe bedeckt und vor Staub schützt. — Für manche fleißige Hand dürfte an Stelle der Schnur auch das Sticken eines schmalen Stoffstreifens wie das Besticken des Vorhangs aus Kongreßstoff eine willkommene kleine Arbeit sein. He.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl in München.

ROSETTA

Nach dem Gemälde von E. von Blaas

Digitized by Google

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.
Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

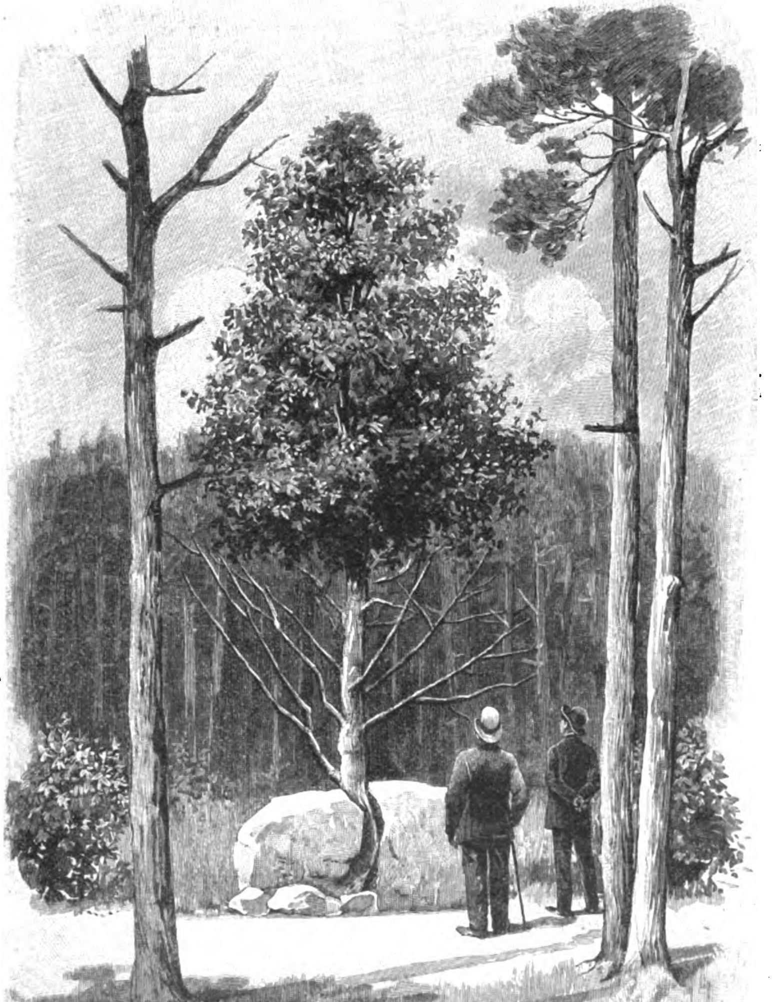
Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von W. Heimburg.

(3. Fortsetzung.)

Acht Tage vor Weihnacht findet endlich die Jagd auf Wartau statt. Anton ist ein bißchen nervös, er hat jetzt die vornehme, geräuschlose Gastlichkeit in den andern Herrenhäusern gesehen, und Christel besitzt doch so gar keine Erfahrung in diesen Dingen. Was haben sie auch bisher für Besuche gehabt? Zuweilen Pastors, und einmal Karl mit seiner Frau aus Dresden; da ging's einfach und gut bürgerlich her, aber — jetzt? Er macht ein paarmal den Mund auf, um ihr zu sagen: „Christel — so und so, und wenn du nicht weiter weißt, frage Fräulein von Wartau,“ aber er verschluckt es, er ist überhaupt so seltsam, als habe er das Sprechen verlernt, als koste es ihn eine große Ueberwindung, mit ihr gemeinsam etwas zu überlegen. Christel aber ist unermüdlich in Vorbereitungen für dieses Fest, schon Tage vorher; sie sieht ein bißchen blaß aus, sie leidet so häufig an Kopfweh, aber sie lacht, als sie darauf angeredet wird: „Das thut nichts, geht vorüber.“ Wenn sie es Anton nur recht macht!



Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde von Eckertsdorf.
Nach einer Skizze von H. Matthiae gezeichnet von W. Hoffmann.

Am Jagdtage selbst hat sie ein bißchen Fieber, aber sie hält sich tapfer. Anton fährt etwas besorgt zum Rendezvous. Auf drei Uhr ist das Mittagsessen angesetzt.

„Soll ich nicht Fräulein Edith auffordern?“ fragt Christel ihren Mann. „Liebe Zeit, die Trauer um den alten Großvater, den sie kaum gekannt hat, wird doch nicht beeinträchtigt durch dieses Herrendiner, und beim Nachtisch soll ich mich ja doch gleich zurückziehen, also sie ebenfalls; es wäre doch eine Abwechslung für das arme junge Ding.“

Er hat schon die Jagdmütze auf dem Kopf und bastelt noch an dem Muff herum. Sie sieht, wie seine Stirn sich unter der Mütze zusammenzieht und seine Zähne auf den Schnurrbart beißen. „Meinetwegen,“ sagt er dann kurz, „adieu, Christel!“

„Da wünsche ich dir recht viel Unglück!“ ruft sie ihm lachend nach, getreu dem alten Aberglauben, daß einem Jäger, der auszieht, etwas Schlimmes gewünscht werden muß, damit er Glück habe. Dann geht sie wieder an ihre Beschäftigung.

Als gegen drei Uhr die Wagen auf den Hof fahren, ist das untere Stockwerk völlig erleuchtet, des ungewöhnlich dunklen Wetters wegen; der Diener in einfacher Livree steht an der Freitreppe und öffnet die Schläge der Wagen. In Antons Zimmer machen die Herren ein wenig Toilette, und der Hausherr selbst eilt über den Flur, um nach Christel, nach den Zimmern, vor allem nach der Tafel zu sehen.

Gleich im ersten Gemach steht Christel in schwarzer Atlasrobe, das blonde Haar wie zu einer Krone über der geraden weißen Stirn hochgesteckt. Er stutzt, sie sieht stattlich aus, aber alt, recht alt und so stark in

der engen Taille, die ein Leipziger Schneider nach neuester Mode anfertigte.

„Gefällt sie Ihnen? Ja? Gefällt sie Ihnen?“ jubelt da eine helle Stimme, und aus dem angrenzenden Gemach kommt im weißen Kaschmirkleid, das ohne jeden Schmuck in weichen Falten um den entzückenden Mädchenleib sich schmiegt — Edith — Edith so unsagbar reizend, daß er seinen Augen nicht traut. Wie wundervoll der zierliche Hals das Köpfchen trägt, wie köstlich das schwarze Haar absticht gegen das elfenbeinerne Weiß des Kleides! „Ja? Gefällt sie Ihnen?“ ruft sie noch einmal und umhalst Christel, „ich habe sie aber auch frisiert, denken Sie, Herr Mohrmann!“ Und Christel steht da, errötend wie ein junges Mädchen, und wartet auf ein Lob aus ihres Gatten Munde, und als er schweigt und sie die Augen hebt, kehren eben langsam seine Blicke von Edith zu ihr zurück.

„Sehr nett! Sehr nett, liebe Christel,“ stottert er, „und die Tafel? Kann ich rasch noch die Tafel sehen?“

Edith läuft wie ein Kind voraus. „O, Sie werden staunen!“ ruft sie. Und wirklich, als er in das Tafelzimmer tritt, sagt er befriedigt: „Ah! das lasse ich mir gefallen!“

Das köstliche alte Meißener Service auf blendendem Damast, Blumenschalen, Krystallschüsseln mit eingelegten Früchten, und auf schweren silbernen Armleuchtern, die Anton beim Kauf mit übernahm, schlanke weiße Kerzen. Möglich, daß die anderen neuere zierlichere Geräte haben, mehr Kinkerlitzchen, aber gediegener sieht es hier aus, wirklich gediegen.

„Nun?“ fragt Edith, „bedanken Sie sich nicht bei Frau Christel?“

Er reißt abermals die Blicke von ihr los und nickt seiner Frau zu, die im Rahmen der Thür stehen geblieben ist. „Sehr nett, sehr nett, Christel; und Sie, gnädiges Fräulein, Sie haben natürlich geholfen, also auch Ihnen Dank!“ Dann geht er rasch zurück, denn eben hört er über den Flur schon Stimmen seiner Gäste, und Christel und Edith folgen ihm.

Christel hat so etwas wie Lampenfieber und fühlt sich unsagbar angegriffen. Etwas linkisch wird ihre Verbeugung, und ihre Unterhaltung ist etwas unbeholfen, die konventionellen Redensarten sind ihr fremd. Sie hält Edith krampfhaft an der Hand, und das schöne kindliche Geschöpf in seiner natürlichen Anmut läßt sie noch ungewandter erscheinen. Bei Tische — sie hat den Ehrenplatz zwischen dem Altwitzer Grafen und dem Landrat von Logow — vergißt sie vor Angst, zu prüfen, ob auch die Gerichte gut zubereitet sind, die höflichen Fragen der Herren zu beantworten; auf ihrem Gesicht wechseln Röte und Blässe, hilfesuchend irrt ihr Blick zu Anton. Endlich beruhigt sie sich etwas; Graf Altwitz bringt die Rede auf Edith, da kann sie mitsprechen und warmes Lob fließt über ihre Lippen.

„So natürlich und liebenswürdig, so anhänglich ist Fräulein von Ebradt, mein ganzer Trost in diesem großen einsamen Hause,“ sagt sie.

„Der Trost Ihres Herrn Gemahls wohl auch?“ fragt mit völlig harmlosem Ausdrucke der als bösartig bekannte Landrat.

Christel sieht ihn groß an, und von ihm zu Edith. Anton und Edith, die sich gegenübersitzen, trinken sich eben zu. „Gewiß,“ sagt sie dann ruhig, „Sie wissen wohl, Herr Landrat, wir haben keine Kinder, da ist die Freude an solch liebem Geschöpf nur natürlich.“

„He — Scherbitz,“ flüstert jetzt leise der Landrat, der Edith unverwandt betrachtet, seinem Nachbar zu, „finden Sie nicht, daß Fräulein von Ebradt auffallend der Adoptivtochter von Neussens ähnlich sieht?“

„Hat denn Neussen ein Kind adoptiert?“ fragt der andere laut zurück.

„Ja, freilich! Wissen Sie denn das nicht? Und zwar — höchst romantisch — das Kind einer spanischen Zigeunerin, das sie auf ihren Reisen irgendwie und -wo gefunden haben.“

„Ja, versteht sich, das ist längst bekannt; ebenso sind es die kostbaren Anekdoten, die das Bändigen der Kleinen liefert,“ sagt ein vierter. Und jetzt schwirrt ein allgemeines buntes Gespräch über dieses Thema durch den Saal. Reizende Streiche des Kindes, auch wieder bedenkliche Momente aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Familie werden zum besten gegeben. Den Unterschied von Mein und Dein habe sie gar nicht begriffen, die kleine Schönheit mit den Murilloaugen, Kratzen und Beißen sei an der Tagesordnung gewesen, und als mal die Rute habe in Kraft treten sollen, sei sie auf die schmale Brüstung des Balkons gesprungen mit blitzenden Augen und geballten Fäusten, bereit, sich jeden Augenblick auf das Pflaster zu stürzen; von den regelmäßig wiederkehrenden Fluchtversuchen gar nicht zu reden.

„Wie kamen denn die Leute auch gerad' auf solches Kind?“ fragt einer.

„Neussen ist eben ein Schönheitsfanatiker,“ sagt der Landrat und streift Ediths köstlich amüsiertes Gesichtchen.

„Aber bedenkt Herr von Neussen denn nicht die Konsequenzen?“ tönt jetzt Antons tiefe Stimme laut. „Mein Gott, was kann er erleben an solchem Kinde! Ich bin ein abgesagter Gegner von Adoption überhaupt, in diesem Falle erkläre ich sie für Wahnsinn.“

Christel ist es, als solle sie ohnmächtig werden bei diesen Worten. „Aber,“ wagt sie mit zitternder Stimme zu sagen, „wenn die Eltern des Kindes bekannt sind als rechtschaffene Leute, und — —“

„Gleichviel,“ erklärt ihr Mann, „es ist doch etwas Fremdes. Niemals kann ein solches Kind Ersatz sein für eigenes Fleisch und Blut.“

Ein Weilchen noch dreht sich das Gespräch um dieses Thema, dann wechselt es. Es wird lebhafter an der Tafel, nur Christel sitzt sprachlos wie ein Automat. „Ich bin ein abgesagter Gegner von Adoption“ — weiter hört und fühlt sie nichts. Ihre Nachbarn haben es längst aufgegeben, sich mit ihr zu unterhalten — sie antwortet gar nicht. Dahin — ihre Pläne, dahin alles lachende Zukunftsglück; einsam weiter, immer einsamer, denn Antons Herz ist nicht mehr dasselbe! Eine Last fühlt sie plötzlich auf sich, eine furchtbar schwere Last.

„Gnädige Frau,“ sagt der Landrat jetzt, „Ihr Herr Gemahl wünscht, glaube ich, Ihnen irgend etwas anzudeuten.“

Sie blickt hinüber zu Anton, er macht eine kaum merkliche Bewegung gegen die Thür. Ach ja, Butter und Käse ist längst genossen — sie soll die Tafel aufheben. Träge, als versagten die Glieder ihr den Dienst, erhebt sie sich. Ein allgemeines Rücken der Stühle, Händeschütteln, Verbeugungen vor Christel und Edith, die an ihrem Arme hängt, dann zieht sich der Schwarm ins Nebenzimmer zurück.

„Sorge für Kaffee, Liqueur und Bier,“ flüstert Anton ihr zu. Mechanisch geht sie hinaus in die Küche. Edith hat ihr vorhin einen Kuß gegeben und ist dann, ein Liedchen trällernd, die Treppe hinaufgesprungen.

Christel sitzt, nachdem der Kaffee hineingesandt, in der Hinterstube, wo die Lampe noch nicht brennt, im Lehnstuhl am Ofen. Ihre Hand gleitet unaufhörlich über den glatten weichen Atlas ihres Kleides. Der Kopf schmerzt so furchtbar, ihr ist, als werde sie krank; vielleicht, vielleicht stirbt sie und — Anton — —. Sie lacht plötzlich und dann kommt ein stechender körperlicher Schmerz am Herzen — da kann er ja die Edith heiraten, da wird alles Glück kommen!

Um Gottes willen, wie bitter macht sie der Schmerz, den ihre erstorbene Hoffnung in ihr zurückließ! Trägt er denn nicht dasselbe Leid wie sie? Ach, sich nur einmal aussprechen können, so von Herzen zum Herzen! Aber er weicht ihr förmlich aus, selbst in der vertrautesten Stunde fühlt sie, daß zwischen Seele und Seele nicht die Brücke geschlagen ist, auf der sich rückhaltloses Vertrauen begegnen kann. Er war ja auch früher nie so, aber sie hat es nur nicht so vermißt wie jetzt. Wann hätte er je mit ihr über etwas anderes gesprochen als über wirtschaftliche Fragen oder — über Alltagsdinge! Er hatte vielleicht geglaubt, darüber hinaus verstehe sie nichts! Aber er hatte auch nicht einmal den Versuch gemacht, das zu ergründen!

Und nun sollten sie so nebeneinander weiter wandern durch den Staub und die Alltäglichkeit des Lebens, ohne einen gemeinsamen Punkt, auf dem ihr beiderseitiges Interesse zusammentrifft? Ein bitteres Schluchzen überfällt sie plötzlich. Herrgott da droben, warum hast du mir das versagt, was du dem hungernden, dem schlechtsten Weibe von der Straße giebst, die noch flucht über den Segen und wünscht, daß er verderbe!

Ach, das Weinen thut ihr heute nicht gut, bringt ihr keine Erleichterung! Wie furchtbar der Kopf schmerzt! — Sie geht in das Schlafzimmer, taucht ein Tuch in kaltes Wasser und legt es

Digitized by Google

um die pochenden Schläfen. Dann besinnt sie sich, daß sie wohl die edleren Sorten Wein wieder verschließen müsse, die Reste den Dienern geben, aber die sonst so sparsame Hausfrau rührt sich nicht. Ach, was bedeutet denn das alles gegen das Aufgeben ihres Herzenswunsches! In dumpfer Betäubung legt sie den Kopf an die lederbezogenen Kissen des Lehnstuhls.

Wie lange sie so zubringt, weiß sie nicht — Anton steht plötzlich vor ihr.

„Aber, Christel," sagt er vorwurfsvoll, „es ist drei Uhr morgens, und du noch hier?"

Sie fährt empor und starrt ihn an aus dick verweinten Augen.

„Ich bitte dich, Kind, was ist denn geschehen?" fragt er, und ein bißchen heimliche Ungeduld klingt aus seiner Stimme. „Du hast ja geweint? Warum denn? Es war ja alles so gut und nett, du mußt doch selbst bemerkt haben, wie es ihnen schmeckte!"

Sie hat sich vorgebeugt und liest ihm jedes Wort von den Lippen. Plötzlich lacht sie laut auf. Sie weiß es ja lange — nach seiner Idee kann es nichts weiter geben, das sie weinen macht, als eine Wirtschaftsfrage. „Wirklich?" sagt sie, sich erhebend, „es hat euch geschmeckt? Das freut mich ja sehr, dann ist ja alles gut! Warum weine ich denn da noch?" Und sie geht an ihm vorüber in die Schlafstube, den Kopf starr in den Nacken gebogen, und die schwarze Seidenschleppe rauscht hinter ihr her.

Er blickt ihr erstaunt nach, aber er hat den Kopf so voll und er ist müde, es wurde auch stark getrunken. Und er fühlt keinerlei Lust, sie heute abend noch um die Gründe dieses stolzen Abganges zu fragen. Ach, es ist ja auch alles so gleichgültig! Wenn es weiter nichts wäre — morgen ist sie ja wieder die rührige vernünftige Christel — wenn er alles so genau wüßte wie das!

„Gute Nacht, Christel," sagt er wenige Minuten später und wirft einen mitleidigen Blick auf ihr gerötetes Gesicht und die Kompressen, die ihre Stirn verhüllen.

Aber sie antwortet nicht.

Droben in ihrer Mädchenstube, die mit allerhand mehr oder minder wertvollem Tand phantastisch aufgeputzt ist, sitzt Edith von Ebradt an einem zierlichen Rokokoschreibtisch und beantwortet einen Brief ihrer Freundin Emma von Zobel. Die sehr einfache Petroleumlampe, die wunderlich absticht gegen all die netten Nippes, welche sich das schöne Mädchen zusammengetragen, brennt trübe, und die Ecken und Winkel des großen Zimmers sind voller Schatten. Das große Himmelbett, dessen verblichene Seidengardinen von einer vergoldeten Putte gehalten werden, sieht beinahe aus wie ein Katafalk, so schwarz erscheint die tiefrote Seide in dieser mangelhaften Beleuchtung, und die Goldlitzen sind im Laufe der Jahre thatsächlich schwarz geworden. Ein Kleiderschrank mit eingelegten Wappen, eine bauchig geschweifte Rokokokommode, Bilder und Spiegel — alles an eine längst versunkene Welt erinnernd. Im Kamin glimmt ein Kloben Holz — das Zimmer besitzt noch keinen Ofen — zum Schlafen mochte es ja warm genug sein.

Edith hat sich ein Hauskleid übergeworfen, das sie selbst aus einem alten Brokatstoff zurechtbastelte, blaßblau mit eingewebten großen Rosenbouquets; irgend eine Urgroßmutter mag darin bei Hofe geglänzt haben. Sie sieht noch reizender aus als vorhin im weißen Wollenkleid, älter, reifer, wie eine kokette junge Frau.

Nun setzt sie noch unter den letzten Bogen ihren Namenszug mit einem Schnörkel und nimmt den ersten Bogen des viele Seiten langen Briefes, um ihn nochmals durchzulesen:

„Liebe süße Ma!

Sechs Wochen lang habe ich Dein Schreiben unbeantwortet gelassen, aber Du darfst nicht böse sein, Maus. Zunächst war ich neidisch, weil Du mir so viel erzähltest von Deinem amüsanten Leben daheim, während ich hier wie in einem Kloster sitze. Du weißt ja, wie wir uns beide freuten, etwas zu erleben, wie entzückend wir uns unser gemeinsames Auftreten in der Welt ausmalten!

Da muß Großvater sterben und muß Wartau verkauft werden! Wenn ich Dir nur beschreiben könnte, wie furchtbar wütend ich auf das Schicksal bin und auf alle die Menschen, die den Zusammenbruch unseres Vermögens verschuldet haben! Sie sind alle tot, aber ich zürne ihnen noch im Grabe.

Tante Tonette ist schrecklich altjüngferlich, schrecklich vornehm und — edel. Wenn ich mal einen dummen Witz mache, rümpft sie die Nase. Neulich sagte sie: ‚So benimmt sich allenfalls eine Soubrette, aber keine Baronesse Wartau!' — Was wohl die Wartaus noch bedeuten in der Welt! Ich tausche gleich mit einer gefeierten Soubrette! — Der Frau Christel habe ich auch einen gräßlichen Schrecken eingejagt, als ich ihr erzählte, ich hätte zwar eine Liebe, wolle aber doch sehen, eine reiche Partie zu machen. Ja so — jetzt kommt, was ich Dir anvertrauen will, aber schwöre, daß Du diesen Brief gleich verbrennst! In der Pension sagten wir bei solchen Gelegenheiten dreimal ‚Wahrhaftig!' — ich nehme also an, Du hast es gethan!

Ich schrieb Dir ja damals, daß ein Herr Mohrmann das Gut gekauft hat, und daß ich ihn zum erstenmal bei Großvaters Leichenfeier sah. Ich dachte, als er in den Saal trat, es wäre einer der jungen Grafen Altwitz, oder ein Bühnau oder dergleichen. Wie ich hörte, es sei Mohrmann, hatte ich augenblicklich weiter kein Interesse für ihn. Weißt Du noch, Ma, wie wir uns stritten? Ich behauptete, es könne gar kein Spaß dabei sein, sich von einem verheirateten Manne den Hof machen zu lassen. Du schwärmtest damals für Bulß, und der ist ja doch auch Ehemann, und sagtest, es sei gerade sehr romantisch, daß er verheiratet ist. Alle unsere mühsam und heimlich beschafften neuesten Romane behandeln ja dieses Kapitel, die alten übrigens auch schon. Ich habe ein paar gefunden, in verblichener rosa Seide gebunden mit dem Wartauschen Wappen in Golddruck darauf, französische natürlich — ich sage Dir, Ma, dagegen ist Paul Heyse und Spielhagen gar nichts!

Und nun denke — aber ich kann wirklich nicht dafür und weiter nichts ist schuld als die tödlichste Langeweile in diesem alten Spukneft, meine Sehnsucht nach Unterhaltung und meine Lust, etwas zu erleben — ich — nein, so nicht, ich will ehrlich sein — —. Es kam mir auf einmal so in den Sinn, mit Herrn Mohrmann zu kokettieren. Was willst Du denn, Emma? Er ist der einzige Mann, mit dem ich zusammentreffe, ausgenommen heute abend; aber davon später.

Weißt Du, er hat mich vom ersten Augenblick an, wo er mich erblickte, mit Augen angesehen — ach, davon hast Du gar keinen Begriff! Dann bemerkte ich, wie er ohne jede einigermaßen verbindliche Art bestrebt war, mir Aufmerksamkeiten zu erzeigen. Er kaufte, als ich ein paar Thränen vergoß, weil die Ahnenbilder und alte wertvolle Familienstücke verauktioniert werden sollten, den ganzen Schwindel von Tante Tonette mit dem ausdrücklichen Versprechen, daß die Sachen stets in Wartau bleiben würden. Ach, und dergleichen mehr, und dies alles in einer solch stummen, ernsthaften Art, so respektvoll — weißt Du, wie wenn ich eine Königin wäre. Tante Tonette aber ist ganz entzückt von ihm. Er ist aber auch reizend, eine Lohengrinerscheinung, groß, blond, stattlich. Edi Waldenberg würde neben ihm recht abfallen. Uebrigens gebe ich Edi nicht etwa auf, Ma, ich hoffe vielmehr, er soll im nächsten Jahr auf den Bällen in Eurem Hause — Du hast mich eingeladen, Du weißt es doch noch? — mein eifrigster Ritter sein; heiraten kann ich ihn ja nicht, den herzigen Jungen, wegen des dummen Geldes. Bitte, grüße ihn von mir und erzähle ihm um Gottes willen nichts von Mohrmann!

Doch nun weiter. Stelle Dir vor, daß ich manchmal Angst habe, es könnte eine Strafe kommen für meinen Leichtsinn: ich empfinde so etwas wie Gewissensbisse, und zwar immer, wenn ich mit Frau Christel zusammen bin. Aber, gerad' Frau Christel brauche ich so nötig als Folie für meinen Eroberungszug. Sie ist groß, voll, ein bißchen zu gesund und derb, und zieht sich unglaublich simpel an. Natürlich ließ sie bis jetzt Kleider und Stiefel im Dorfe arbeiten, aber auch heute in einem Damenschneiderkleide war sie merkwürdig robust — so — so — ich weiß nicht wie. Und wenn ich dann so neben ihr stehe, da müßte er ja gar kein Mann sein, wenn er nicht herausfände, daß — — na, wir haben uns ja gegenseitig schon gestanden, Emma, daß

Digitized by Google

wir schön sind. Siehst Du, und da bin ich nun so boshaft oder schlecht — ist es eigentlich schlecht, wenn man einem Herrn der Schöpfung etwas mehr Geschmack beibringt? — also, so schlecht, daß ich ihn das Bild ‚Christel die Brave und Edith die Hübsche Arm in Arm‘ sehen lasse, so oft es geht. Er beißt dann die Lippen aufeinander und sieht aus dem Fenster oder sonst wohin, aber ich weiß, er hat gesehen. Im übrigen bin ich so unbefangen und kindlich harmlos wie möglich, und Frau Christel verzieht mich riesig. Nur einmal sah ich ihr Gesicht lang werden, das war, als sie neulich in Tante Tonettes Zimmer platzte, wo Mohrmann gerade dabei war, mir Strickgarn zu halten, das ich wickeln wollte.

Es war gar nicht so leicht, ihn dahin zu bringen, aber schrecklich amüsant. Und gerade da muß Frau Christel kommen, die sonst nie unsere Wohnung betritt. Ich sah's ihm an, es war ihm peinlich, und er ging, wie ein braver Ehemann, mit ihr zugleich ab — o, wie ich mich amüsiert habe! Es war zu drollig; ob er wohl eine Gardinenpredigt bekam?

Neulich dachte ich darüber nach, ob ich Mohrmann hätte heiraten können, wenn das Geschick gewollt, daß er als Junggeselle Wartau kaufte. Und weißt du, wie ich darauf kam? Höre nur, Tante Tonette schrieb an Tante Josepha, plötzlich stand sie vom Schreibtisch auf, legte die Feder hin und ging ganz blaß in ihr Schlafzimmer, hatte ihren Herzkrampf, der immer ein Weilchen dauert. Und da las ich ein bißchen in dem Briefe — auch eine Ungezogenheit aus der Pensionszeit — und was steht da?

‚Ich weiß nicht, ob ich mich irre, ich bilde mir ein, daß Mohrmann nicht glücklich lebt mit seiner Frau. Er ist doch ein recht gebildeter Mensch, sie die reine Küchenlampe. Eine Zeit lang kam er zuweilen in der Dämmerung in mein Zimmer, und dann unterhielten wir uns recht nett mit ihm; er kann über alles mitsprechen. Er sagte, in seines Vaters Hause sei sehr für Kunst geschwärmt worden, so sehr, daß er einen förmlichen Degout davor bekam und sich aus purer Opposition der Natur in die Arme warf. Er hat zwei Jahre in Heidelberg und Halle studiert. Wär' er los und ledig: trotz seines bürgerlichen Namens wär' er eine Partie für Edith; es kostete sicher bei unserm teuern König nur ein Wort, eine Erinnerung an Papa, und er gestattete, daß er sich von Mohrmann-Wartau nennen dürfte. Er würde dem Namen auch keine Schande machen, denn er hat sich seine Position spielend erobert. Aber das sind eben nur müßige Gedankenspäne, hübsche Unmöglichkeiten. — Gott weiß, was aus Edith werden soll, so schön und so oberflächlich!‘

Weiß Gott, das stand wirklich da, Ma! Ich spann die Phantasie von Tante noch ein bißchen weiter, abends in meinem Zimmer, das an den großen Bankettsaal grenzt, und fand die Idee gar nicht übel! Das Schloß müßte ganz ausgebaut werden; Mohrmann bemerkte neulich zwar, daß dazu viel Geld gehöre und daß er vorläufig gar nicht daran denke — er und Christel hätten überflüssig Platz im untern Geschoß. Ja, ja, das wäre so übel nicht, aber die brave Christel steht da wie der Engel mit dem feurigen Schwert vor dem Paradiese.

Ach, wenn doch Edi Waldenberg das Majorat erbte! Es ist Pech, daß sein schwindsüchtiger Bruder sich wieder so erholt hat, er sah doch aus, als ob er keine vierzehn Tage mehr leben könnte.

Addio, Ma! Bitte, verlobe Dich nicht zu schnell; ich freue mich so schrecklich auf nächsten Winter. — Findest Du auch, daß ich oberflächlich bin? Es kann ja sein. Ist man aber daran selber schuld? Heute abend war Jagddiner unten. Sie hatten mich eingeladen; Frau Christel saß oben an wie eine der Pagoden, die hier vor mir stehen; sie nickte dann und wann mit dem Kopfe und sah auf einen Fleck und lächelte wie geistesabwesend. Ihr Mann saß mir gegenüber, er war entschieden der hübscheste — sonst waren es meist ältere Herren.

Ach, ich bin müde — bitte, verbrenne den Brief, Du hast's geschworen!!!

In inniger Liebe und Treue

Deine Ditta.“

Sie couvertiert und siegelt mit einem winzigen Wappenring, den sie am Finger zu tragen pflegt, und sucht dann ihr Lager auf, und dort liegt sie noch lange und starrt in die Dunkelheit. Das hat sie Emma von Zobel aber doch nicht geschrieben, daß „Lohengrin“ einen leidenden, gespannten Ausdruck im Gesichte trägt und daß er ihre Nähe meidet, wo er kann. Sie weiß ganz genau, daß das ernste Anzeichen sind, und ein bißchen dämmert ihr, unter Herzklopfen und leichtem Schauer, die Gefährlichkeit des Spiels, das sie treibt.

Aber — was soll denn passieren? Daß mal einer ihretwegen schlecht schläft, daß er sich ein bißchen toll in sie verliebt hat? Das ist ja weiter nichts als ein berauschendes Gefühl für sie; er liegt ja an der Kette, und diese Kette ist nicht zerreißbar; er ist auch viel zu vernünftig. Und Edith kommt sich unglaublich interessant vor, wie eine der Romanheldinnen, von denen ihr krauses Gehirn wimmelt. Emma hat ganz recht, ein unbeschreiblich interessantes Bewußtsein ist es, einen Mann in den berühmten Konflikt von Pflicht und Liebe gestürzt zu haben.

Scheiden lassen wird er sich ja nicht, Gott behüte! Das will Edith auch gar nicht; sie will nur etwas erleben; die brave Christel soll ihn behalten. — Jetzt gähnt sie ganz laut — der Edi, der nette Edi von den Gardedragonern, wird ja wohl das Majorat schließlich noch erben, und daß er sie dann heiraten wird, das unterliegt keinem Zweifel. Neulich, zu ihrem Geburtstage, hat er erst ein Bouquet geschickt. Tante Tonette war so neugierig, zu fragen: „Von wem?“ Als sie dann hörte, von Edi Waldenberg, zuckte sie die Achseln und sprach etwas von aussichtslosen Geschichten. — Wer weiß? Wenn Edis Bruder nur nicht auf die Idee kommt, noch zu heiraten, ehe er stirbt. Ach, diese Ungewißheit! Sie sehnt sich so nach einem behaglichen Heim, einer gesicherten Lage — es ist doch im Leben alles zu dumm, zu verkehrt eingerichtet!

Und Edith legt ihr schönes Köpfchen auf die weichen Kissen und ihr träumt, daß nebenan im Saal getanzt wird — sie mit Edi — nein, mit Lohengrin. Ach, wie er dahin wirbelt, und Edi steht und sieht ihr traurig nach.

Warum hat er das Majorat nicht geerbt, der thörichte Edi! Als ob sie dafür könnte.

Das Weihnachtsfest ist vorübergezogen, ganz still. Im Tafelzimmer hat die Bescherung stattgefunden. Der Pastorsfamilie ist am ersten Feiertage beschert worden, am Heiligen Abend wollte sie unter sich sein. Der kleine Anton ist für den großen nicht aufgebaut unter dem Christbaum im Schloß, die Ausstattung für den Jungen hat Christel ihrer Schwester heimlich zugeschickt.

Fräulein Josepha von Wartau ist am Heiligen Abend auf Besuch gekommen, und die drei Damen haben ihr Bäumchen oben in ihrem Zimmer angebrannt. Josepha hatte entschieden abgelehnt, die Feier gemeinschaftlich mit Mohrmanns zu begehen; so ist denn nur Edith unten bei ihnen gewesen, um den Dorfkindern bescheren zu helfen.

Christel hatte viel zu thun und freute sich, endlich allein zu sein. Ein Weihnachtsbäumchen für sich haben sie nicht angezündet, das erste Mal, seitdem sie verheiratet sind. Keins von beiden hat Verlangen danach gehabt, es liegt auf ihnen wie ein dumpfer Druck.

Aeußerlich, bis auf den Lichterbaum, ist ja alles wie sonst, Christel bemüht sich, freundlich zu sein wie immer, aber sie kann und kann's nicht verwinden, daß er ihren Herzenswunsch, den kleinen Anton zu adoptieren, nicht erfüllen will. Und wenn's dieser nicht gewesen wäre, dann ein anderes Kind, das ihm besser gefallen hätte; jedes würde sie mit Freude an ihr Herz geschlossen haben. Aber daß er die Idee überhaupt verwirft, das ist, als sei ihr die letzte Aussicht auf Lebensfreuden vernichtet.

Anton hat auf ihren Teller unter eine Serviette ein Geschenk gelegt. Sie öffnet das rote Sammetetui — eine kleine Brillantbrosche blitzt ihr entgegen — und sie sieht ihn an mit Blicken, die in Thränen funkeln. Was soll das mir? liegt darin. Aber sie giebt ihm doch die Hand und spricht ein herzliches: „Danke, Anto!“ Dann holt sie ihr Geschenk, einen Teppich vor den Schreibtisch und ein Paar Jagdhandschuhe, die sie selbst gestrickt.

Digitized by Google

Im Lawinenschnee.
Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

Digitized by Google

„Es ist wenig," sagt sie mit einem traurigen Lächeln, das die Thränen maskieren soll, „nimm so vorlieb, Anto; was ich dir am liebsten gäbe, das steht ja nicht in meiner Macht."

„Kind! Kind!" murmelt er, „laß uns trachten, zufrieden zu bleiben."

„O ich — ich —" bricht sie aus, „was liegt an mir! Aber du, denkst du denn, ich sehe dir nicht an, daß du — totunglücklich bist, weil wir allein geblieben sind?"

„Nein, Christel, das bin ich nicht — du denkst falsch und siehst falsch. Nein, was mich drückt, das — geht wieder vorüber, ganz bestimmt; hab' Geduld mit mir, ich bitte dich, hab' Geduld!"

Und sie, die nur nach einem guten Worte gedürstet hat, sie ist wie umgewandelt nach dieser Bitte.

„Verzeih' mir nur, Anto, ich bin so unvernünftig und — du hast gewiß Sorgen. Nein, nein, ich frage nicht darum — wenn ich dir aber helfen kann, dann sagst du es mir wie in alten Tagen — ja?"

„Ja, Christel, wenn du mir helfen **kannst**, sag' ich es dir."

Dann sitzen sie beide in dem großen einsamen Zimmer, und totenstill ist es um sie, ach so totenstill! Auf dem Prunkschränkchen tickt die alte Uhr und spielt wie sonst ihr Liebesliedchen herunter, „La charmante Gabrielle".

Nichts erinnert an Weihnacht, nichts.

Um zehn Uhr ist Christmette in der Dorfkirche. Anton und Christel gehen nebeneinander hin, sitzen nebeneinander auf der Bank mit der Frau Pastorin im Predigerstuhl. Christel hält die Hand ihres Mannes; mit der süßen Friedensbotschaft will Frieden auch in ihr Herz ziehen. Da fühlt sie, wie diese heiße Hand in der ihrigen zuckt, als gehe ein elektrischer Schlag durch den Körper des Mannes. Sie sieht ihn an und folgt seinen Blicken.

In dem Herrschaftsstuhl droben, gerade in der Mitte über dem Wappen der Wartaus, taucht aus der Dämmerung Ediths schönes blasses Gesicht auf. Die dunklen Wimpern sind noch im Gebet gesenkt. Dann schaut sie hinunter und nickt Frau Christel unbefangen zu.

Die hat jählings die Hand ihres Mannes losgelassen, ein rasendes Herzklopfen überfällt sie.

„Herrgott," betet sie, die Hände im Muff zusammengekrampft, „hilf mir diese Gedanken bannen —. Es ist nicht wahr — es ist nicht wahr!"

Anton sieht schon längst wieder gerade aus, und vom Chor herab schallt das alte liebe Weihnachtslied „Vom Himmel hoch da komm' ich her —"

Das Ehepaar singt nicht mit, als aber der Gottesdienst beendet ist, ist auch Christel wieder Siegerin geworden über sich, und nichts weiter als die Liebe und die Sorge für Anton sind in ihrem Herzen. Und Anton hat ihr den Arm gegeben, obgleich Edith sich ihnen anschließt. Vor ihnen geht der Knecht mit der Laterne, und alle drei schweigen.

„Gute Nacht, Fräulein Edith," sagt Christel im Flur des Schlosses freundlich zu dem jungen Mädchen, das im Begriff ist, die Treppe hinaufzusteigen, „und wenn's Ihnen Spaß macht, die Bescherung der Pastorskinder morgen mit anzusehen, so sind Sie willkommen."

Und Edith wendet das entzückende Köpfchen und lächelt. „Ich weiß es noch nicht, Frau Christel; die Tanten wollen ja nach Altwitz zu der alten Frau Gräfin. — Ich glaube es kaum —"

Sie freut sich, wie Antons Aufhorchen bei Christels Worten bei den ihren einem Zug getäuschter Erwartung weicht. „Gute Nacht!" ruft sie nochmals. Es ist natürlich kein Wort wahr, aber zur Strafe für sein mürrisches Schweigen soll er ein wenig zappeln. O, sie weiß ja so genau, was dieser Mann empfindet für sie, obgleich nie ein Wort über seine Lippen kam.

— — — — — — — — — — — — — —

Zu Neujahr reist Fräulein Josepha wieder ab. Die Damen oben und Mohrmanns unten atmen auf; denn sie ist umhergewandelt wie die gespenstische Ahnfrau selber und hat Unglück prophezeit.

Mohrmanns haben unter anderen Briefen auch die Nachricht von Freund Karl aus Dresden empfangen, daß Bube Numero Fünf eingetroffen sei, just am Weihnachtsabend. Frau Christel müsse Pate stehen, das sei hiermit gesagt, damit später eine Absage nicht komme unter dem Vorwande, die nötige Zeit zur Vorbereitung fehle. Mohrmann legt das Blatt, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch und geht seinen täglichen Geschäften nach: zu Festzeiten ist das Auge des Herrn doppelt nötig. Christel denkt, es hat ihm weh gethan, und schreibt sofort eine herzliche Gratulation und vorläufige freundliche Annahme der Patenschaft. Wenn's Zeit ist, denkt sie, wird sich's ja finden, ob wir reisen oder nicht.

Anton fängt sein altes Leben wieder an, das heißt, er ist wenig daheim. Einmal war ihm Christel auf der oberen Treppe begegnet, als sie bestimmt geglaubt hatte, er sei ausgegangen.

„Wo kommst du denn her?" fragt sie.

„Ich habe nach dem alten Inventarverzeichnis in der Bibliothek gesucht," ist die Antwort.

„Hast du es gefunden?"

„Noch nicht."

„Laß mich doch nachsehen, Anto, du kannst ja so schlecht finden," schlägt sie freundlich vor.

Er wehrt hastig ab: „Es ist sehr kalt oben, und ein Wust von Staub; wenn da planlos umhergestöbert wird, macht's doppelte Arbeit nachher. Wir suchen später zusammen, Christel. Die ganze Aufräumerei steht uns so wie so bevor zum Frühjahr," fügt er hinzu.

Sie nickt. „Wie du willst, Anto — auf Wiedersehen! Ich muß nach der Wäsche schauen auf dem Boden."

Als sie vor der Bibliothek vorüber geht, es ist das Turmzimmer, sieht sie ein schwarzes Gebröckel vor der Thür liegen, als sei Torf dort hineingetragen; auch etwas Holz liegt dabei. Sie steht ein Weilchen und sieht's an, dann steigt sie die letzte Treppe hinauf. Droben hört sie die Waschfrauen miteinander schwatzen, die beim Aufhängen sind.

„Ich wollt' sie schon 'nausgraulen," sagt eben die grobe Stimme der alten Wichern, „die jagte ich heute noch, wenn ich die Frau wär'. So'n Gehabe und Gethue um den Mann — nee — nee — so was —" Sie verstummt jäh, und ihr erschrecktes Gesicht versteckt sich schleunigst hinter den eben aufgehängten Servietten. Christel taucht in der schmalen Treppenöffnung auf. „Du mein," kreischt die Frau, „bin ich erschrocken!"

„Doch nur, weil ihr gottlose Gesellschaft wieder gehörig geklatscht habt," sagt Christel heiter. „Dem gnade Gott, der in eure Mäuler gerät!" Und sie geht an den Leinen entlang und tadelt das junge Hausmädchen, das so ganz gegen alle Regel die Strümpfe aufgehängt hat.

„So, jetzt zeig' ich dir's noch einmal," sagt sie, „knöpf' die Augen auf! Das nächste Mal werde ich böse." Und dann fragt sie: „Wer von euch heizt denn auf seiner Kammer, ihr Mädchen? Oder thut's das Fräulein oder der Wilhelm? Ich habe da Torfstückchen gefunden und Holzspäne. Ihr wißt, das soll nicht sein; die Essenanlage ist schlecht auf der Seite, wo ihr wohnt, es kann ein Schadenfeuer entstehen im Umsehen. Ihr habt unten euer warmes Zimmer, da mögt ihr feuern, bis ihr zu Bette geht; das kalte Schlafen wird euch nicht schaden, der Herr und ich heizen auch nicht im Schlafzimmer."

Die Wirtschafterin zieht ein beleidigtes Gesicht; die Mädchen erklären, sie heizten nicht, und für den Wilhelm wollten sie auch einstehen.

„Vielleicht der Herr in der Bibliothek?" bemerkt die Mamsell und fixiert Christel.

„Der Herr?" sagt Christel ruhig, „reden Sie doch nichts, was Sie nicht verantworten können."

„Ich habe nur Wilhelm neulich mit Torf und Holz nach oben gehen sehen," antwortet die Person schnippisch.

„Na, da haben wir's," ruft Christel.

„Wilhelms Zimmer hat gar keinen Ofen," berichtigen sämtliche Angeklagte im Chor.

Ach ja! Christel besinnt sich: das ist ein Gelaß ohne Ofen. Sie schweigt, hat aber die Mamsell im Verdacht und beschließt, aufzupassen. Wie sie sich umwendet, zieht die eine der Mägde ein

Digitized by Google

Gesicht; Christel glaubt ein Kichern zu bemerken. Sie spricht noch mit der alten Waschfrau und geht dann hinab.

Unten ist Besuch angekommen, der neue Besitzer von Wirnitz, ein Herr Ramann, mit Frau und Töchtern. Wie es so auf dem Lande Sitte ist, werden sie gebeten, dazubleiben, und die Herren sind bald im tiefsten Fachgespräch.

Christel vergißt es auch später, nach den Torfspuren zu fragen; sie vergißt es auch am anderen Tage. Sie hat viel zu thun: Anton ist nach Leipzig gefahren und kommt erst nachts zurück.

Am Tage nach seiner Rückkehr, so zwischen drei und vier Uhr nachmittags, hört Christel die aufgeregte Stimme ihres Mannes:

„Die Pferde sollen heraus und vor die Wartauer Spritze, in Altwitz brennt es!" Sie sieht ihn auch gleich darauf über den Hof eilen und in den Ställen verschwinden. Ohne Besinnen eilt sie ihm nach in den Stall, wo die Leute beschäftigt sind, die Pferde anzuschirren. Anton kommt eben mit einem Sattel vom Geschirrboden und legt ihn dem Fuchs auf; sein Gesicht ist stark gerötet, es sieht aus, als habe er geweint. Aber darauf zu achten hat Christel keine Zeit; sie bemerkt, daß ihm Hut und Reitgerte noch fehlen, und eilt zurück, um sie zu holen. Sie muß sie ihm schon aufs Pferd reichen.

„Aengstige dich nicht, Christel," sagt er, „auch wenn ich länger ausbleibe."

Dann wirft er das Pferd herum, ruft ihr ein kurzes „Adieu" zu und reitet vom Hofe, und wie er vom Pflaster herunter ist, setzt er das Tier in Galopp und jagt wie toll an den Pferden vorüber, die die Spritze aus dem Gemeindehause holen sollen.

Christel sieht ihm nach, sie steht noch ein Weilchen neben der Inspektorin inmitten der Mägde, die allerhand Mutmaßungen Raum geben, ob es wohl auf dem Gute brennt oder im Dorfe, und wie es entstanden ist. Möglicherweise auch könnte es Brandstiftung sein, man habe in letzter Zeit so viel gehört und der Altwitzer Graf sei ein harter Herr, aber wie's auch sein möge — die armen Menschen!

Die Mägde laufen jetzt auf den Hausboden, um besser sehen zu können; Christel geht ins Schloß zurück, schaut noch in Antons Stube, ob er alles verschlossen hat in der Eile, und klopft dann oben bei den Damen an, aber es ruft niemand Herein. Das kleine halbwüchsige Mädchen, das eine Art Zofe bei Fräulein Tonette vorstellt, kommt eben aus der Schlafstube mit einem Wischtuch und giebt den Bescheid: die Damen seien zu Fuß vor einer halben Stunde nach Altwitz gegangen; sie seien zum Kaffee eingeladen bei der alten Gräfin.

Christel sieht das Mädchen ganz erstaunt an. „Nach Altwitz?" fragt sie — „zu Fuß?"

„Ja, Frau Mohrmann; nach zwei Uhr sind sie gegangen. Ich habe rechte Angst," setzt es wichtig hinzu.

Einen Augenblick bleibt Christel sinnend stehen. Es kommt ein scharfer Zug durch die offnen Fenster und die Glocken des Altwitzer Kirchleins klingen unheimlich hastig in abgebrochenen Schlägen herüber wie angstvolles, grelles Hilfegeschrei. Endlich steigt sie die Treppe zum oberen Geschoß empor, sie will von einem nach der Altwitzer Seite gelegenen Zimmer aus sehen, ob es wirklich Großfeuer ist. Wie sie auf dem Vorplatz ankommt, erblickt sie die Thüre zur Bibliothek halb geöffnet, und ohne Besinnen läuft sie dort hinein; vom Turme muß man es ja am besten beobachten können, er liegt direkt nach Altwitz zu. Hinter ihr fliegt krachend die Thüre ins Schloß, sie achtet es nicht, sie ist schon in dem runden Erker, den der Turm bildet.

Eine düstere, rotangestrahlte Wolke schwebt über den Bäumen, die das Dorf umgeben — es ist wirklich das Herrenhaus, das brennt. O ihr armen Menschen! Und da fällt Anton ihr ein — ob er bei dem tollen Ritt glücklich ankam? Ob er sich schont und an sein Leben, seine Gesundheit denkt? Ach, und die Damen — — Eine schreckliche Unruhe packt sie plötzlich, sie will hinüberfahren, vielleicht kann auch sie helfen.

Sie läuft zur Thür — die ist zu — das altmodische Schloß eingesprungen, der Schlüssel steckt von außen. Sie stößt mit den Fäusten dagegen, kaum ein Geräusch giebt's an dem dicken Eichenholz. Sie rüttelt am Schloß — vergebens. Hilflos sieht sie sich um — es wäre doch schrecklich, hier oben eingesperrt zu sitzen in der Kälte, wer weiß wie lange? — Aber wie denn? Es ist absolut nicht kalt hier! Sie sieht sich erst jetzt groß um, ein einziges Mal war sie bis heute in der Bibliothek. Dann faßt sie sich an die Stirn — im Kachelofen flackert ja Feuer? Der Schreibtisch inmitten des großen Raumes ist offenbar eben benutzt worden, der Stuhl davor wie in Hast fortgeschoben, der Teppich zeigt sandige Spuren.

Christel lächelt ein wenig. Also daher der Torf? — hier oben verkriecht sich ihr Mann, stöbert in alten Urkunden und Büchern — heimlich? Und thut so geheimnisvoll damit, so ge — heim — nis — voll — —. Die Augen der Frau sind über die von oben bis unten mit Bücherregalen bedeckten Wände geschweift. Hunderte von Bänden, alle in gleichem Ledereinband, das Wappen der Wartaus auf dem Rücken. Die einzige freie Wand am Ofen ist mit Bildern behängt, alten vergilbten Kupferstichen in glatten, braunen Holzrahmen, lauter Darstellungen aus dem Leben Napoleons I, er selbst nach dem bekannten Gemälde von Delaroche. Christel betrachtet diese Schildereien wie geistesabwesend — Napoleon als General, als Konsul, Napoleon in Aegypten und in den Tuilerien als Kaiser und endlich der Gefangene auf Elba. Dort ist Marie Louise und der kleine König von Rom, dort auch Josephine, die schöne, graziöse Josephine, die ihr kaiserlicher Gemahl verstieß, weil sie ihm keinen Erben gab.

Christels Augen bleiben an einem dieser Bilder hängen — Josephinens Abschied von ihrem Gemahl. Er steht in der bekannten Haltung mit untergeschlagenen Armen vor ihr, die weinend sich abwendet; im Hintergrunde, draußen vor dem Säulenportal, hält der Reisewagen, der sie nach Malmaison führen soll; ein paar unmöglich lange Gestalten, als hätte sie Chodowiecki gezeichnet, und doch in all ihrer Steifheit so packend! „Napoleon litt furchtbar unter dieser Trennung," steht darunter, „aber er brachte Frankreich das Opfer, der Frau, die er am meisten liebte, zu entsagen." So lautet die altmodische Handschrift neben dem gedruckten französischen Text.

Beim Anblick dieses Bildes befällt es Christel wie eine böse Ahnung; sie starrt es immerzu an und dabei bekommen ihre Züge einen ganz verstörten Ausdruck. Sie läuft abermals zur Thür und ruft und rüttelt, niemand antwortet. Sie tritt wieder in den Turm und schaut nach Altwitz. Da lodern jetzt in den Winterhimmel gelbe Flammen empor — es muß ein entsetzliches Feuer sein — und das Wimmern der Glocken ist lauter und heftiger geworden.

Sie kann den Anblick nicht ertragen, sie geht ein paarmal unruhig in dem großen Raum hin und her und setzt sich endlich wie erschöpft auf den Stuhl vor dem Schreibtisch nieder. Ihre Hand nestelt nervös im Haar, der Kopf schmerzt ihr, die Haarnadeln drücken sie und wie abwesend schweifen ihre Blicke über das beschriebene Briefblatt, das vor ihr liegt.

„Wenn ihm nur nichts geschieht, wenn er nur erst wieder da wäre," murmelt sie, und dabei bemerkt sie ganz äußerliche Dinge. Einen Schubkasten, der halb geöffnet ist, das ungeheure beklexte Tintenfaß, eine Feder, die wie hastig weggeschleudert neben dem Papier liegt, merkwürdiges Papier, so vergilbt, so grob und das Wasserzeichen —. Christel kann von diesem Platz durch das Fenster des Turmes direkt nach Altwitz sehen. Anton hat hier gesessen, und da hat er den Rauch bemerkt — ja, so ist's gewesen! Er ist dann hinuntergestürzt und hat hier alles vergessen.

Ob er wohl wußte, daß Edith dort war? — —

Was für alte Schriftstücke studiert er denn nur hier? Sie zieht mechanisch das Blatt heran und liest. Dann schiebt sie es mit ganz verfallenem Antlitz wieder zurück, räuspert sich, faßt sich an die Kehle, will aufstehen und bleibt doch wie festgehalten sitzen.

Antons Schrift — ihr Name! Aber dieses alte Papier? Ach, dort liegt ein ganzer Stoß, er verbraucht es wohl, hat's hier oben gefunden?

Sie sitzt davor, die Hände ineinander gekrampft, die Augen starr auf die ferne lodernde Brandstätte gerichtet. Dann streckt sie die Hand aus nach dem Papier, eine zitternde Hand, die sich zwei-, dreimal wieder zurückzieht, bevor sie das Briefblatt er-

Digitized by Google

greift. Aber endlich hält sie es und die Augen senken sich nieder zum Lesen. „Nur Gewißheit!“ murmelt sie, „ich kann so nicht mehr leben — ob er mich verstoßen will, wie Josephine verstoßen ward?“ Und wie sie nun liest, fällt jedes Wort gleich dem Tropfen eines starken Giftes in ihr armes jammerndes Herz.

„Lieber Karl!

Die Einladung zur Taufe Deines Jungen ist in unseren Händen. Ich werde meine Frau überreden, ihr zu folgen — ohne mich. Entschuldige mich, Karl, gönne mir die paar Tage, wo ich nicht Komödie zu spielen brauche, meine Kräfte dazu sind fast am Ende; und was es werden soll in der Zukunft, das weiß ich nicht. Ich wollte, ein Blitzstrahl käme und machte ein Ende.

Es ist so schmählich, wenn ein Mann selbst — erschrick nicht, lieber Alter, laß mich es aussprechen gegen Dich, es ist mit so wenig Worten gethan. Du weißt, ich wählte Christel nicht aus himmelstürmender Liebe, und ich wähnte, in der Leidenschaft für die Fränze habe sich mein Herz, wie man so sagt, ausgeblutet. — Siehst Du, Alter, das ist ein Irrtum gewesen, die Liebe ist über mich gekommen, jäh wie ein Sturm!

Die Geschichte mit der Fränze damals? Mein Gott, sie verhält sich zu der, die mich jetzt gepackt hat, wie Aprilwetter gegen ein Gewitter im Hochsommer. Stelle Dir die Situation vor: da unten wohne ich mit Christel, meiner guten, braven Christel, die mich hegt und pflegt wie eine Mutter ihr Kind, die Tag und Nacht an ihre Wirtschaft denkt, die nur für mich lebt und für Wartau, und oben — über uns — da wohnt die andere, und die schlanke Gestalt huscht die Treppen hinunter, die süße Mädchenstimme dringt in mein Zimmer, und neben Christel steht plötzlich das schönste Geschöpf und lacht mich an, lieb und vertraut, als kennte ich sie seit Ewigkeit. Das Genre der Fränze ist's, aber in tausendmal veredelter Form, ohne jene Gassenmädchenmanieren, ohne die soubrettenhafte Koketterie und ohne die kleinbürgerliche Sentimentalität — Edelblut in des Wortes bester Bedeutung.

Ich sah sie beim Begräbnis des alten Barons zum erstenmal; über den Sarg hinweg trafen sich unsere Blicke — wie so oft seitdem!

Ich weiß, was Du sagen wirst, Karl: Du bist verrückt! Wirf diese dummen Gedanken aus deinem Hirnkasten und die gefährliche Schönheit aus dem Hause! Lebe recht und schlecht mit deiner prächtigen Christel weiter! — Ja, lieber Alter, das habe ich mir bisher alle Tage auch gesagt, aber — wenn's nur ginge! Wenn's nur nicht Dinge gäbe in der Welt, die stärker sind als die Kraft des Menschen!

Fräulein Tonette von Wartau hat, laut Kaufkontrakt, so lange sie lebt, das Wohnungsrecht oben im Schlosse. Soll ich hinaufgehen und sagen: ‚Schicken Sie gefälligst Ihre Nichte fort!‘ Soll ich Wartau verkaufen und mit Christel auswandern? Auch das ist unmöglich, ohne mich finanziell schwer zu schädigen. Ich bin am Ende mit meiner Weisheit und müde von dem Kampf, den ich mit mir selbst kämpfe, ich kann nicht länger so fortleben, Karl!

Du kennst mich, Alter; Du wirst mir glauben, daß ich Christel zu kränken standhaft vermieden habe bisher. Ich flüchte förmlich vor Edith, bin unfreundlich, finster zu ihr, aber ich meide auch meine Frau; ich kann ihre Thränen nicht sehen, nicht sehen, wie sie sich grämt über mein verändertes Wesen; ich thue, als verstehe ich sie nicht. Ich flüchte hier hinauf in ein Versteck, von dem sie nichts weiß, und da, da kann ich endlich aufatmen. Sie beobachtet mich oft und lange, als wolle sie mir bis auf den Grund der Seele schauen. Nie vergesse ich es, wie sie einmal unversehens in Fräulein von Wartaus Zimmer trat und mich dort fand; Edith hatte mir eine Strähne Wolle über die Arme gelegt und wickelte ein Knäuel davon. Ich schämte mich unter dem Blick dieser großen erstaunten Augen wie ein Schulbube, der beim Naschen ertappt wird, und dann packte mich doch eine Wut auf sie, eine Wut — ich hätte am liebsten einen Zank vom Zaune brechen mögen, nur damit endlich meine Qual ein Ende habe. Aber die unbegrenzte Hochachtung vor ihrem schlichten geraden Charakter läßt mich stumm bleiben; ich würge alles hinunter, fühle mich krank davon und gehe doch ruhig neben ihr, als sei nichts gewesen, als sei alles ganz selbstverständlich.

Ich glaube fast, Christel hält mein verändertes Wesen für einen Vorwurf gegen ihre Kinderlosigkeit. Sie hat schon öfter darauf hingedeutet. Ich höre sie nachts zuweilen bitterlich weinen, und von ungefähr erfuhr ich durch Fräulein von Wartau, daß sie sich mit dem Gedanken getragen hat, mir einen ihrer Neffen als Adoptivkind zu Weihnacht zu schenken!

Du kannst dir mein Entsetzen vorstellen — ein fremdes Kind! Wenn man sich im Leben so geschunden hat wie ich, um eine eigene Scholle zu erwerben, und dann soll alles für ein Wesen geschehen sein, bei dessen Anblick sich nicht mehr im Herzen rührt als das oberflächliche Wohlgefallen, mit dem man schließlich jedes Kind ansieht! Ein Geschöpf, das schon angeerbte Eigentümlichkeiten hat, die einem bei den Eltern keineswegs sympathisch sind, zum Beispiel bei dem kleinen Anton die Handbewegung, mit der sein Vater mich von der Kanzel herab ärgert, das soll man so ohne weiteres an das Herz schließen, an ihm freudig thun, was man für das eigene Kind gethan hätte? Der Gedanke macht mich rasend!

Ich fand glücklicherweise Gelegenheit, Christel meine entschiedene Abneigung gegen Adoptivkinder, Söhne und Töchter, auszusprechen. Ich bemerkte auch, wie schwer es ihr wurde, den Plan aufzugeben, sie thut mir leid, so leid! Mir ahnet ja, was sie empfindet, aber ich bin nicht imstande, ihr zu helfen, denn ohne Edith — — ich kann so nicht weiter leben, und es wäre das beste — —“

Hier bricht der Brief ab.

Durch das Zimmer schwankt eine Frau und reißt die Fenster in dem Turme auf, als sei tödliche Luft in dem Raume, und mit den Händen das Fensterkreuz packend, steht sie da und schaut hinüber, wo gegen den erlöschenden Abendhimmel die rote Glut der Feuersbrunst lodert. Plötzlich geht ein Wanken durch diese große aufrechte Gestalt, mit einem Aufschrei sinkt sie zu Boden, faßt sich verzweifelnd in die Haare, und ein thränenloses hartes Schluchzen kommt aus ihrer Brust.

Wie lange sie so gelegen, sie weiß es nicht; es ist tiefe Dunkelheit um sie her, als sie emporfährt — eine Hand tastet und drückt an der Klinke, und sie rutscht auf den Knieen ganz nahe an die Vertäfelung des erkerartigen Turmes, der ein kleines Gemach bildet. Dann trifft ein Lichtschimmer ihre Augen und in diesem Schein sieht sie Anton — Anton, der in einer Hand das Licht trägt, dessen anderer Arm schlaff herunterhängt und dessen blasses Gesicht von Schmerz verzerrt ist. Er geht zum Schreibtisch, stellt das Licht hin, rafft das Briefblatt empor und birgt es in die Tasche seines Rockes; dann erfaßt er wieder das Licht, und mit einem unterdrückten Stöhnen geht er der Thüre zu.

Christel liegt im Erker schwer atmend auf den Knieen und starrt ihm nach, ohne sich zu rühren. Er wird sie einschließen, aber — was thut's!

Doch auf einmal an der Schwelle schwankt der große Mann und bricht zusammen. Christel hört, wie sein Kopf gegen die Thüre schlägt, und hört, wie der Leuchter mit dem verlöschten Licht über die Gipsfliesen des Vorsaales rollt. Im nächsten Augenblick hat sie sich aufgerafft und ist neben ihm.

„Anto!“ jammert sie und tastet nach seinem Kopf. Und dann kommen auch schon Leute die Treppe herauf, Heine, der Arzt und ihr Schwager, die Diener und einige Mägde.

„Na ja, so geht's,“ grollt der alte Doktor, „wenn einer durchaus auf seinem Willen besteht. Er mußte partout noch einmal hinauf, könnte nur er besorgen, na — da haben wir die schönste Ohnmacht! — Angefaßt, meine Herren! Da sind Sie ja auch, Frau Christel, wir suchten Sie bisher wie eine Stecknadel! Ihr Gatte hat einen gehörigen Eichenbalken auf die Schulter bekommen,“ schilt er weiter, „wer hieß ihn auch, so voran zu sein. — Doch wie Sie aussehen! Beruhigen Sie sich, ans Leben geht das nicht, aber ein zersplitterter Schulterknochen ist auch kein Zuckerlecken gerad'. So! Auf! Vorsicht, daß ihr nicht stolpert!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von **Johannes Proelß**. Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten.

II. Der Umschwung in Preußen. (Schluß.)

Noch vor der Gründung des Deutschen Bundes, im Jahre 1814, hatte Karl Theodor Welcker, damals ein junger Professor des Staatsrechts in Gießen, aus den Hoffnungen der im Befreiungskrieg siegreichen patriotischen Jugend den Plan gestaltet: ein neues Deutsches Reich, das seine Kraft und Einheit nicht allein durch ein Bundesverhältnis der deutschen Fürsten, sondern zugleich durch eine Nationalvertretung der deutschen Völker erhielte! Abgeordnete aus den Ständekammern der Einzelstaaten sollten dieses Parlament bilden. Stein und Hardenberg hatten den Plan willkommen geheißen, Metternichs Reaktionspolitik war über ihn höhnisch hinweggeschritten. Die Karlsbader Beschlüsse stempelten die Forderung Welckers zum Hochverrat, er selbst wurde eines der ersten Opfer der Demagogenverfolgung. Doch das von ihm geschaffene Ideal blieb das Ziel seines Strebens und Lebens. Und als nach der Pariser Julirevolution der von Frankreich drohende Krieg Metternich bestimmte, die Zügel seines Regiments ein wenig zu lockern, da brachte Welcker, wie wir sahen, im badischen Landtag von 1831 den Antrag ein: Die badische Regierung solle beim Bundestag eine Nationalvertretung durch Abgeordnete der deutschen Ständekammern erwirken. Die Vertreter der Regierung aber erhoben gebieterisch Einspruch gegen die Beratung des Antrags, und als Rotteck sie durchsetzen wollte, verließen sie drohend den Ständesaal. Die reaktionären Bundesbeschlüsse von Frankfurt, von Wien erstickten die kühne Forderung und den begeisterten Wiederhall, den sie bei allen Vaterlandsfreunden gefunden. Doch das verfolgte Ideal lebte fort in den Herzen seiner Märtyrer und Pioniere.

Friedrich List.

Eine stillschweigende Voraussetzung des Welckerschen Antrags war es gewesen, daß auch Preußen endlich die ihm versprochene konstitutionelle Verfassung erhalte; noch vor Ausbruch jener Reaktion wurde unter dieser Voraussetzung von dem Schwaben Paul Pfizer, von Dahlmann in Göttingen, W. Schulz in Darmstadt und anderen fast gleichzeitig die Idee vertreten, daß gerade Preußen den Beruf habe, die ersehnte Bundesreform durchzuführen, und daß aus diesem Grunde die kleineren und mittleren deutschen Staaten ihr Heil in einem festeren politischen Anschluß an Preußen suchen sollten. Wir sahen, wie dann diese Idee seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV im Jahre 1840 von den süddeutschen Politikern der Welckerschen Richtung, von den Vaterlandsfreunden, die heimlich bei Itzstein in Hallgarten tagten, wie von den Freiheitsdichtern der Epoche zum Gegenstand einer lebhaften politischen Propaganda gemacht wurde. Pfizer gab ihr in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche“ 1842 nähere Begründung. Aber auch außerhalb dieser Kreise hatte die Idee eifrige Wortführer gefunden. In Preußen selbst durch den pommerschen Großgrundbesitzer v. Bülow-Kummerow in dem Buche „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland“, in welchem sich konservative, ja feudalistische Grundsätze merkwürdig mit der Forderung der Nationaleinheit unter preußischer Hegemonie mischten; in Braunschweig durch den Präsidenten der dortigen Kammer Karl Steinacker in der Schrift „Ueber das Verhältnis Preußens zu Deutschland“, die für die ersehnte Reichseinheit eine freiheitliche Verfassung, ganz im Sinne Welckers, verlangte. Mit seinem feurigen Enthusiasmus für eine starke deutsche Handelspolitik und den Ausbau eines einheitlichen Eisenbahnsystems für ganz Deutschland war der Schwabe Friedrich List für eine politische Ausgestaltung des in seiner Entwicklung stockenden Zollvereins unter Preußens Führung eingetreten; in Verzweiflung über das Scheitern seiner Pläne hatte er sich Ende 1846 das Leben genommen. Die nationale Bedeutung des seit 1834 bestehenden „Deutschen Zollvereins“, welcher die süddeutschen Staaten, Thüringen, Sachsen mit Preußen wenigstens handelspolitisch zu einer Einheit verband, und seine Entwicklungsfähigkeit wurden mit besonderem Eifer auch von dem jungen Leipziger Professor Karl Biedermann in seiner Aufsehen erregenden Schrift „Das deutsche Nationalleben“ und der von ihm gegründeten „Deutschen Monatsschrift“ betont. Das Ideal aber, das sich in all diesen Forderungen spiegelte, erhielt in poetischer Form durch Ferdinand Freiligrath wirksamste Gestaltung. Es geschah in seinem „Glaubensbekenntnis“, in jenem Gedichte, das den Schatten des „Alten Fritz“ beschwor und zeigte, wie der große Preußenkönig sich droben im Himmel mit seinen alten Generalen und den Helden der Befreiungskriege unterhält, ganz empört über die Zustände, die da unten in seinem geliebten Preußen jetzt herrschen, wo „Schall und Rederei“ die Stelle von Thaten vertreten, während die Zeit dringend mahnt, den „Staat der neuen Zeit“ zu gründen.

König Christian VIII von Dänemark.

Karl Biedermann.

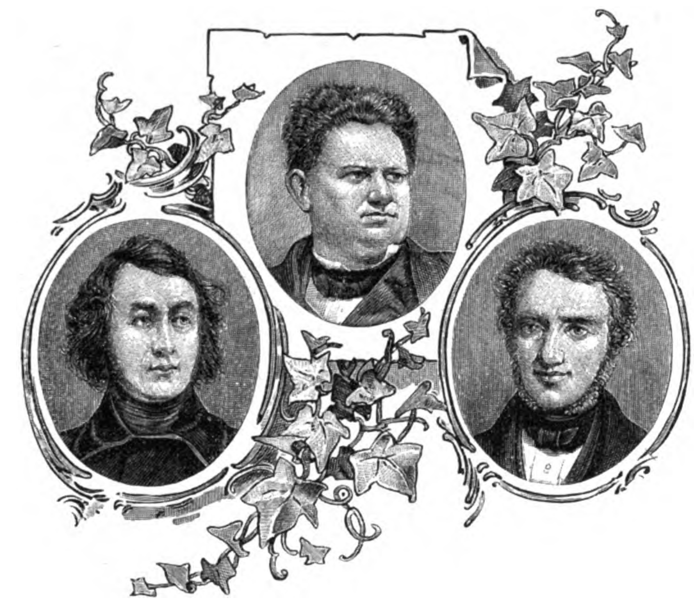
„Ich thät's! Einschlüg' ich mit der Faust dies Diplomatennetz!
‚Reichsstände! öffentlich Gericht! ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort!‘ Bei Gott, so trät' ich hin!
Bei Gott dem Herrn, so schlüg' ich durch! — so wahr ich König bin!‘ — — —
Und nach dem kurzen Wetter dann ein Land voll Sonnenscheins!
Ein neues Deutschland, frei und stark; ein Deutschland, groß und eins!
Ja, nach dem Sturm die Iris dann auf flieh'nder Wolken Grund!
Ein Bund der Fürsten mit dem Volk — ein rechter deutscher Bund!“

Der Dichter führte seitdem ein unstetes Dasein als Flüchtling: sein „Glaubensbekenntnis“ war verboten worden; aber das Bild, das sein prophetischer Geist von der Zukunft Deutschlands entworfen, prägte sich immer weiteren Kreisen des Volkes ein. Die nationale Freiheitsbewegung, welche seit dem Verfassungsbruch des Königs von Hannover zu so mächtiger Entfaltung gelangt war, ließ sich trotz aller Anstrengungen Metternichs und des Bundestags nicht mehr unterdrücken. Und noch ehe der Verfassungskonflikt in Preußen durch Friedrich Wilhelms „Nimmermehr!“ zum vollen Ausbruch gelangt war, hatte der Konflikt des Dänenkönigs mit Schleswig-Holstein die „deutsche Frage“ in einer Weise aufgerollt, daß sie sich auf die Dauer auch von den deutschen Mächten nicht mehr abweisen ließ. Am 8. Juli 1846 war der „offene Brief“ Christians VIII erschienen, welcher der alten

Wilhelm Beseler.

Digitized by Google

Verfassung der Herzogtümer, nach welcher diese unteilbar waren und nur unter der Lehnshoheit der dänischen Könige standen, die Anerkennung aufsagte. Er bezeichnete Schleswig geradezu als das unbeschränkte Eigentum der dänischen Krone. Der Protest der schleswig-holsteinschen Stände dagegen fand in Deutschland mächtigen Wiederhall. Noch ehe der Bundestag sich zu einem Widerspruch aufraffen konnte, der schwächlich genug ausfiel, war von Heidelberg aus, das seit Welckers Ansiedelung in Neuenheim zum Mittelpunkt der ganzen Bewegung geworden war, eine Adresse der badischen Liberalen an die Schleswig-Holsteiner und den tapferen Präsidenten ihrer Ständeversammlung, Wilhelm Beseler, ergangen, die sie zum kräftigsten Widerstand mahnte. Bald erklang das Chemnitz'sche Lied vom „meerumschlungenen Schleswig-Holstein“ in allen deutschen „Liederkränzen“ und Turnvereinen, wo immer solche noch geduldet waren. Die von Reyscher und Dahlmann ins Leben gerufenen Germanistentage in Frankfurt a. M. und Lübeck gestalteten sich zu weithinwirkenden Kundgebungen des nationalen Empfindens; die gefeiertsten Dichter und Forscher, die wissenschaftlichen Hüter des Deutschtums, ein Uhland, Jakob Grimm, Dahlmann, ergingen sich hier in glänzenden Reden, die der Wiedergeburt des Vaterlands galten. Ja auch das kirchliche Leben trug dazu bei, das Verlangen der Geister nach Freiheit mit dem nach nationaler Einigung zu verschmelzen; die „deutschkatholische“ Bewegung unter Johannes Ronge und Robert Blum, wie die protestantische der „Lichtfreunde“ unter Lebrecht Uhlich trugen diesen Charakter; nicht minder die Bewegung in dem nach bürgerlicher Freiheit ringenden Judentum unter Gabriel Rießers Führung. Ein edler Drang, sich zu dem gemeinsamen Ideal zu bekennen, erfüllte die gebildete deutsche Welt, und als jetzt Gutzkows Tragödie der Gesinnungstreue „Uriel Akosta“ als Neuheit über die Bühnen ging, als das stolze Wort „Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre!“ bei jeder Aufführung rauschenden Beifall weckte, da zeigte sich, daß es Tausenden aus der Seele gesprochen war.



J. Ronge. G. Rießer. L. Uhlich.

In den Dienst all dieser Bewegungen und dieses idealen Bekenntnismuts stellte sich um die Mitte des Jahrs 1847 ein großes Zeitungsunternehmen, dessen Ursprung ein ganz eigentümlicher war. Am 8. August 1846 hatte wieder eine Versammlung von Führern der nationalen Freiheitsbewegung in Hallgarten bei Adam v. Itzstein getagt, dieselbe, zu welcher Robert Blum von Leipzig aus die uns erhaltene Einladung an Johann Jacoby vermittelt hatte. In diesem Briefe war die Notwendigkeit betont, einen festeren Zusammenhalt der Vaterlandsfreunde für ein gemeinsames und gleichmäßiges Handeln anzustreben auf Bahnen, die sich fruchtbarer erweisen könnten als die bisherigen; es war von einem Unternehmen die Rede, das die Herbeischaffung von Mitteln zur Hebung und Förderung desselben ganz besonders notwendig mache. Im folgenden November hielten die liberalen Mitglieder der badischen Volkskammer, welche jetzt wieder die Majorität hatten und zu denen auch der Landtagspräsident Professor Mittermaier von Heidelberg zählte, zu Durlach eine Zusammenkunft, auf welcher unter Leitung der alten Führer Itzstein und Welcker die Gründung einer großen Zeitung beschlossen wurde, bestimmt, dem Ringen nach Freiheit und nationaler Einigung in allen deutschen Staaten ein gemeinsames Organ zu werden. Verleger wurde Bassermann in Mannheim; Karl Mathy, der in den letzten Jahren ein kleineres Organ der badischen Kammeropposition, die „Landtagszeitung“, redigiert hatte, ward in den Redaktionsausschuß gewählt, während nach mancherlei Verhandlungen der in Heidelberg zu Welckers nächstem Umgang zählende Historiker Gervinus, der jüngste der „Göttinger Sieben“, die verantwortliche Redaktion übernahm. Seit Vollendung seiner „Geschichte der deutschen Nationallitteratur“ hatte sich dieser ganz der Politik zugewendet; die Heidelberger Adresse an die Schleswig-Holsteiner war von ihm verfaßt worden; seine liberale Gesinnung hatte er eben erst in einer besonderen Schrift über den Verfassungskampf in Preußen, im Wettstreit mit Welcker, bethätigt. Auch Mittermaier und der jugendfrische Historiker Ludwig Häusser gehörten dem Redaktionsausschuß an. In Heidelberg, wo das Blatt gedruckt wurde, gelangte es auch zur Ausgabe. Für die Kosten wurden von liberalen Männern aller Schattierungen in ganz Deutschland Geldbeiträge gesteuert, und aus ihren Reihen wurden die Mitglieder für einen Ehrenrat erwählt, der alljährlich mit den Redakteuren zu einer Beratung über Haltung und Ziele des Blattes zusammentreten sollte. Es befanden sich darunter von namhaften Führern der Opposition des preußischen Landtags: Hansemann, A. v. Auerswald, Graf Schwerin, ferner Freiherr v. Schön in Königsberg und Oberbürgermeister Binder in Breslau, von denen jener zu Johann Jacoby, dieser zu Heinrich Simon in nahen Beziehungen stand. Bayern war durch den Freiherrn v. Closen, einen Veteranen der früheren Verfassungskämpfe, und durch die Pfälzer Stadtrat Kolb in Speyer und Advokat Willich in Frankenthal, beide zu Itzsteins und Welckers nächstem Freundeskreis gehörig, vertreten, Sachsen durch den Vorkämpfer der dortigen Gerichtsreform K. Braun — einen Waffengefährten von Blum, Todt und v. Dieskau —, der jetzt als Präsident der sächsischen Kammer fungierte, sowie den liberalen Professor v. d. Pfordten in Leipzig. Die württembergischen Liberalen entsandten in den Ehrenrat den alten Prokurator Schott, Römers Schwiegervater, der ebenso wie die Vertreter Hessen-Darmstadts, Heinrich v. Gagern und Staatsrat Jaup, jetzt wieder bereit war, am politischen Leben praktisch teilzunehmen, nachdem dessen Stagnation diese Männer nun schon lange von solcher Thätigkeit ferngehalten. Noch seien genannt Schöff Souchay in Frankfurt a. M., Bürgermeister Smidt in Bremen, Professor Wurm in Hamburg — letzterer ein alter Freund Welckers — und Wilhelm Beseler in Schleswig, der obengenannte Präsident der schleswig-holsteinschen Ständekammer. Wie ein Gruß aus der Klassikerzeit berührten die Namen des alten Historikers Schlosser in Heidelberg und des Kanzlers Müller in Weimar.

Von diesen und anderen Männern war das Programm der „Deutschen Zeitung“ unterschrieben, das im Mai 1847, bald nach Eröffnung des „Vereinigten Landtags“ in Berlin, von Mannheim und Heidelberg hinaus in alle Gaue des Vaterlands flog. Als Aufgabe des Unternehmens war darin bezeichnet: das Gefühl der Gemeinsamkeit und Einheit der Nation zu unterhalten und zu stärken, alle Bestrebungen zur Ausgestaltung des Deutschen Bundes zu einem kraftvoll geeinten Bundesstaat zu fördern und das Prinzip der konstitutionellen Monarchie in einem freien Sinne, in allen seinen Konsequenzen und für alle Teile des Vaterlands zu verfechten, „wo es zu behaupten, wo es zu läutern, wo es herzustellen und wo es zu erringen ist“. Die staatsbürgerliche Gleichberechtigung aller Stände und aller Konfessionen ward als Grundsatz aufgestellt, der in den Verfassungen aller Einzelstaaten zur Durchführung gelangen müsse. Und am 1. Juli 1847, gerade als Friedrich Wilhelm IV seine störrigen „Stände“ zornig wieder nach Hause schickte, erschien die erste Nummer dieser „Deutschen Zeitung“, von der Gustav Freytag mit Recht sagt: „Nie trat eine deutsche Zeitung imponierender vor die Nation. Die

Digitized by Google

besten Liberalen aus allen Teilen Deutschlands dabei beteiligt, die Zeitung Mittelpunkt und Organ einer neuen Partei, die sich in jugendlicher Kraft rührte. Daß sie auf ganz Deutschland angelegt war und vom Süden aus vor anderem preußische Interessen besprechen sollte, war der größte Fortschritt." In dieser Richtung hat sie in jenem letzten Abschnitt der vormärzlichen Zeit Großes zur Versöhnung der partikularistischen Gegensätze und zur Anbahnung der Bundesreform auf Grund einer freien Verfassung geleistet. Aber wie ihre Redakteure zumeist Professoren waren, so blieb ihre Wirkung vornehmlich auf die Kreise von höherer Bildung beschränkt. Professoren und Studenten, liberale Beamte und Dichter waren ja die meisten Opfer der Demagogenverfolgung gewesen; so war es natürlich, daß auch die Gegenbewegung zum Sturze des Metternichschen Systems von solchen Männern ihren Charakter erhielt.

Karl Mathy.
Nach einer Lithographie von Ph. Winterwerb.

Doch die alterprobten Führer der badischen Opposition, welche bereits siegreich den Reaktionsminister Blittersdorf gestürzt hatten und sich gegenwärtig von seiten ihres einstigen Kampfgenossen, des Ministers Bekk, großen Entgegenkommens erfreuten, hielten auch jetzt noch an der bewährten Strategie, die einst in Hallgarten verabredet worden war, fest. Schon hatte Hecker im September in einer Volksversammlung zu Offenburg mit anderen demokratischen Forderungen die alte Welckersche einer Nationalvertretung aufgenommen und Robert Blum das sächsische Verfassungsfest in Leipzig mit begeisternder Wirkung zu demselben Zwecke benutzt. Da traten am 10. Oktober 1847 zu Heppenheim unweit Heidelberg wiederum zahlreiche Gesinnungsgenossen von Welcker und Itzstein zusammen, darunter Bassermann, Mathy, v. Soiron, Römer, Hergenhahn, v. Gagern, unter Beteiligung der neuen preußischen Landtagsmänner Hansemann und Mevissen. Man scheute nicht mehr die Oeffentlichkeit, und was man beschlossen, ging bald danach durch die Presse. Da erfuhr man denn — auch im Königsschloß zu Berlin — daß jeder der Teilnehmenden es übernommen hatte, bei jedem Anlaß dahin zu wirken, daß die Einheit Deutschlands „nur durch die Freiheit und mit derselben" errungen werde. Wohl waren die Meinungen darüber geteilt gewesen, ob der politische Ausbau des Zollvereins, den Hansemann und Mathy befürworteten, oder eine Nationalvertretung am Bundestag nach Welckers altem Plan der bessere Weg zum Ziele sei. Einig aber waren alle darin, daß vom Bundestag selbst, wie er bestehe, nichts mehr zu hoffen sei. Und wie immer das Ziel erreicht würde: unerläßlich sei die Mitwirkung des Volkes durch gewählte Vertreter, unmöglich bei dem Entwicklungsgang des Jahrhunderts und Deutschlands die Einigung durch Gewaltherrschaft. Voraussetzung sei die Entfesselung der Presse, ein wahres konstitutionelles Leben, Oeffentlichkeit der Gerichte, überhaupt die Gewähr aller vernünftigen bürgerlichen Freiheitsrechte.

D. F. Strauß.

Das hatte den König in Berlin zu schleuniger Antwort herausgefordert. Die frechen „Mannheimer und Heppenheimer", die sich herausnahmen, ihn, den preußischen König, über seine Aufgabe zu belehren, sollten erfahren, was in Wirklichkeit Preußens Beruf in Deutschland sei. Er sah in den Männern der „Deutschen Zeitung" nur Gegner und wurde darin bestärkt, als im gleichen Verlag, bei Bassermann in Mannheim, jene geistreiche Satire des kühnen schwäbischen Bibelforschers David Friedr. Strauß erschien, die unter dem Titel „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" in dem Bilde des römischen Kaisers Julian mit unverkennbarem Hinblick auf den Zollernthron den Nachweis führte, „daß jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Genius der Zukunft unterliegen muß". Aber gerade in des Königs romantischer Geistesart wurzelten auch edlere Antriebe, die ihn in seiner Unnachgiebigkeit bestärkten. Wie ihn bei dem Verfassungswerk sein dynastisches Pflichtgefühl gegen die ererbte Krone verhindert hatte, der Freiheit ein herzhaftes Zugeständnis zu machen, so fand nun sein guter Wille, die deutsche Einheit zu fördern, eine unübersteigbare Schranke in seinem feudalistischen Treugefühl für Oesterreich und die anderen Bundesfürsten. Nur innerhalb der gegebenen Verhältnisse im „Deutschen Bund" als einem Fürstenbund, dessen Spitze das kaiserliche Erzhaus in Wien, wollte er reformieren. Die Mahnung „Los von Oesterreich!", die ihm aus geheimen Denkschriften des Fürsten Karl v. Leiningen und des englischen Prinzgemahls Albert von Koburg entgegenklang, wies er entrüstet als Verlockung zum Treubruch von sich. Ein Triumph der Legitimität sollte seine Bundesreform werden, genau wie sein „Vereinigter Landtag". Mit einem jener geheimen Vertrauten, mit denen er über die Köpfe seiner Minister hinweg Politik trieb, seinem einstigen Studiengenossen in der Kronprinzenzeit, dem General v. Radowitz, verabredete er seinen Plan. Als außerordentlicher Gesandter an den Höfen in Karlsruhe, Darmstadt und Nassau hatte dieser in den letzten Jahren sich genaueste Kenntnis von den Absichten der süddeutschen Liberalen erworben. Radowitz war der Einzige, von dem sich der König willig beeinflussen ließ. Für die romantischen Ideen, die in ihm gärten, fand er in diesem geistreichen Gesinnungsgenossen einen scharfsinnigen Systematiker von bestechender Ausdrucksweise. Der war jetzt sein Mann! Radowitz mußte das gemeinsam Durchdachte in einer Denkschrift für den Wiener Hof ausarbeiten. Diese fußte mit ihren Vorschlägen für eine Bundesreform auf dem Bekenntnis, daß der Deutsche Bund seit den 32 Jahren seines Bestehens für Deutschlands Kräftigung und Förderung absolut nichts gethan habe. „Die gewaltigste Kraft der Gegenwart, die Nationalität, ist die gefährlichste Waffe in den Händen der Feinde der öffentlichen Ordnung geworden." Die Vorschläge selbst waren unklar. Sie forderten Kräftigung der Wehrhaftigkeit des Bundes — doch ohne Aenderung der bestehenden elenden Wehrverfassung, sie forderten Einheit des Strafrechts, des Handelsrechts, des Heimatrechts — doch ohne eine Volksvertretung für diese Gesetzesreform, sie verlangten Förderung der materiellen nationalen Interessen, insonderheit durch Ausdehnung des Zollvereins auf den Bund — eine hoffnungslose Sache, denn die bestehende und von ihm festgehaltene Bundesverfassung gab Hannover und den übrigen Seehafenstaaten vereinigt mit Oesterreich die Macht, in der Abschließung vom Zollverein ihren Vorteil zu suchen. Mit diesen Vorschlägen entließ Friedrich Wilhelm gegen Ende November 1847 seinen Vertrauten in geheimer Sendung nach Wien.

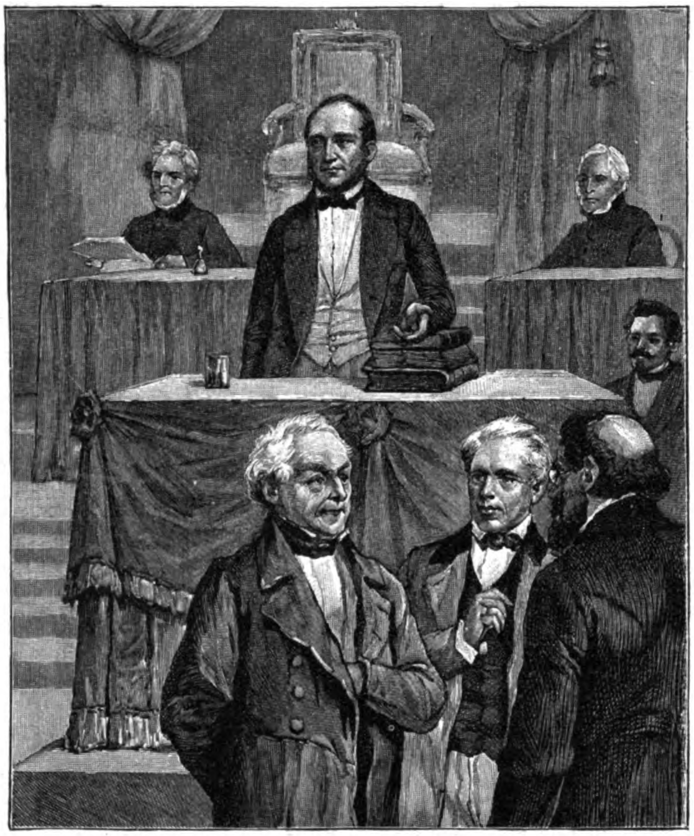
A. Schott.
Nach einer Lithographie von Schertle.

Metternich aber schüttelte den Kopf über die „pläneschmiedende Planlosigkeit" seines königlichen Freundes. Nur jetzt keine Reformen! Ruhe brauchte er in Deutschland, Ruhe gerade jetzt, wo Ungarn gegen ihn aufsässig wurde, in Italien die Revolution direkt gegen Oesterreich das Haupt erhob und in der Schweiz das Prinzip der Revolution über das Prinzip der Legitimität zu siegen drohte. Und zur Aufrechterhaltung der Ruhe bot ja gerade der „Bund", wie er war, bot sein „System" die bewährtesten Mittel.

Doch sie verfingen auch in Deutschland nicht mehr. Nach wenigen Wochen hatte in Palermo, Neapel, Florenz, Turin die

Digitized by Google

stürmische Volksbewegung die Herrschaft des Metternichschen Systems gebrochen; in der Schweiz eine solche siegreich die vom Sonderbund gestörte Einheit erkämpft. Und schon dröhnte über den Rhein her vernehmlich das Grollen des Vulkans, dessen Ausbruch nach weiteren zwei Wochen den Thron Louis Philipps zerschmettern sollte. Da erklang am 12. Februar von der Tribüne der badischen Kammer in Karlsruhe das erlösende Wort „Ein Deutsches Parlament!“, das Wort, welches berufen war, in dem gleich danach auch in Deutschland ausbrechenden Revolutionssturm als Weck- und Sammelruf aller Patrioten zu wirken.


Bassermann stellt den Antrag auf ein Deutsches Parlament.
Mittermaier. v. Itzstein. Welcker.

Itzstein und Welcker überließen einer jüngeren Kraft, dem Buchhändler Bassermann, die schöne Aufgabe, den Antrag auf Herbeiführung einer Nationalvertretung am Bundestag zur Erzielung gemeinsamer Gesetzgebung und kraftvoller Nationaleinheit zu stellen. In seiner Kritik des Bestehenden brauchte Bassermann nichts Schärferes zu sagen als was im geheimen auch Radowitz' Denkschrift gesagt hatte. Er aber folgerte aus der bisherigen schmachvollen Pflichtvergessenheit des Bundestags: für die Wiedergeburt von Deutschlands politischer Größe giebt der Bund, wie er ist, keine Hoffnung. „Ein Reichsoberhaupt, ein Reichsgericht sind verschwunden, und das einzige Band politischer Einheit ist eine Versammlung zu Frankfurt, die selbst nach dreißig Jahren nicht vollbringt, was schon in der ersten Zusammenkunft zu geschehen gelobt war. Thätigkeit im Unterdrücken aller freiheitlichen Regungen, Unthätigkeit den gemeinsamen Wünschen und Bedürfnissen der Nation gegenüber, das sind bisher ihre Hauptcharakterzüge gewesen.“ Die unaufschiebbare Bundesreform könne man nach diesen Erfahrungen nicht von den Diplomaten erwarten; die Nation selbst müsse sie in die Hand nehmen. Das berufene Organ dafür sei ein Deutsches Parlament, das den Bundestag mit seiner Macht umgebe. Dasselbe würde am besten aus Bevollmächtigten der Landtage aller Einzelstaaten bestehen. Die Mehrheitsbeschlüsse dieses Parlaments müßten für die letzteren bindende Kraft haben. So werde aus dem zerklüfteten, nach außen ohnmächtigen Staatenbund ein festgegliederter Bundesstaat werden. „Nur in einem freien Parlamente ist die Kraft einer Nation bewahrt ... Mit einem Deutschen Parlamente war kein Basler Friede, kein Rheinbund möglich, und nur mit einem Parlamente geht Deutschland der größeren Zukunft entgegen, die wohl viel besprochen und besungen, aber ohne Umgestaltung unserer ungenügenden politischen Formen nicht verwirklicht werden kann. Haben wir gelernt, uns als Eine Nation zu erkennen, so bleibt nun unsere Aufgabe, uns als Eine Nation zu konstituieren.“ An dem Beispiel der nordamerikanischen Union führte er aus, wie in einem großen einigen Staatswesen sehr wohl jeder Einzelstaat seine Selbständigkeit in Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung wahren könne, ohne zu hindern, daß sich über allen die feste Gliederung einer Reichsgemeinde erhebe, mit einer gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, einer Finanz- und Militärverfassung, mit dem Recht, über Bündnisse, Krieg und Frieden zu entscheiden, mit der Vertretung der Nation nach innen und außen. „Das monarchische Deutschland kann bleiben wie es ist, aber offenbar ist ein Bund, der inmitten der kriegsgerüsteten Großmächte der Alten Welt seine Bestimmung erfüllen soll, in noch höherem Grade einheitsbedürftig als dieses Amerika ... Deutschlands größtes Bedürfnis ist, nicht eine Revolution, sondern eine Reform, eine Reform seiner Verfassung! ... Dem Zustande der Rechtlosigkeit müssen wir trachten ein Ende zu machen. Die allgemein herrschende Abneigung der Nation gegen ihre oberste Behörde in ein vertrauensvolles Zusammenwirken zu verwandeln, ist der deutschen Fürsten dringendste Aufgabe.“

General v. Radowitz.
Nach einer Lithographie von Schertle.

Der Antrag fand lebhafte Unterstützung durch die alten Führer Itzstein und Welcker, von lang her die eigentlichen Urheber desselben, ferner durch Kapp, Zittel, Peter und Hecker. Von seiten der Regierung fehlte es nicht an Bedenken, doch kamen sie ohne Schroffheit zum Ausdruck; Minister Bekk warnte davor, mit Revolution zu drohen, man könne damit den zu erwartenden Widerstand nur verstärken. Und dann gelangte der Antrag mit allen gegen 5 Stimmen zur Annahme und wurde zum Druck und zur weiteren Beratung an die Abteilungen verwiesen. Am wärmsten war Welcker für ihn eingetreten; er that es mit dem Feuer, das die Freude an der endlichen Erfüllung von Jugendhoffnungen verleihen muß, für die man gelitten und gestritten und deren Verwirklichung nun doch, trotz aller Macht der Gegner, herannaht. Unter stürmischem Beifall schloß er seine Rede: „Die Zeit geht im Sturmschritt vorwärts. Bevor noch an der Frühlingssonne das Eis der Gebirge taut, wird an der Sonne des Völkerfrühlings das Eis der Reaktion schmelzen. Sorgen Sie für Dämme, damit der Strom nicht Felder und Fluren verwüste! Bedenken Sie das ewige Wort Niebuhrs: das Recht der Völker ist älter und heiliger als das Recht der Dynastien. Möchten wir nie in die Lage kommen, dieses Wort auszusprechen. Wenn die Nationalrepräsentation nicht von oben kommt, so wird sie in anderer Weise kommen, denn Gott verläßt die nicht, welche sich selbst nicht verlassen. Zertrümmert fast liegt das System der Reaktion — die Zeit mehr als unsere Worte unterstützt den Antrag auf Nationalrepräsentation!“

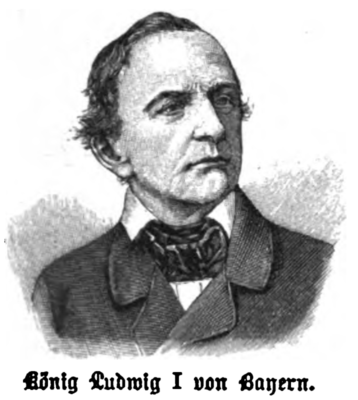
König Louis Philipp von Frankreich.

Ja, die Zeit ging im Sturmschritt vorwärts. Und mit der Wucht eines Frühlingssturmes, der das zähe welke Laub abstreift und alles Keimende in jähen Schuß bringt, folgten vom 24. Februar an dem Ruf nach einem Deutschen Parlament die Nachrichten aus Paris: die Revolution hat gesiegt, Louis Philipp

Digitized by Google

ist mit den Seinen nach England entflohen, die Republik proklamiert! In allen Monarchien des Deutschen Bundes war die Wirkung von gleicher Stärke. In jedem Fürstenschloß weckte die Nachricht Furcht und Beklemmung: die Erinnerung an das Kriegsunglück, welches die erste französische Republik über Deutschland gebracht hatte, verband sich dort mit der Befürchtung, daß von einem Volk, dem 33 Jahre lang der Patriotismus mit allen Mitteln der Macht ausgetrieben worden war, ein patriotischer Heldenmut, wie er die Kämpfer der Befreiungskriege beseelte, kaum noch zu erwarten sei. Im Volke aber ging von Mund zu Munde der Jubelruf: der Tag der Freiheit, der uns auch die Einheit bringt, ist gekommen! In einer ganzen Reihe von deutschen Staaten herrschte, wie in Preußen, eine feindselige Spannung zwischen Fürst und Volk. In Sachsen wirkte der Konflikt nach, den die Vorgänge in Leipzig am 12. August 1845 heraufbeschworen hatten. Dort war bei Anwesenheit des Prinzen Johann, den man fälschlich für den Urheber von Eingriffen in die Religionsfreiheit hielt, jener Krawall vor dem „Hotel de Prusse" entstanden, bei welchem Bürgerblut floß, und dessen weitere Ausdehnung dann nur der beschwichtigende Einfluß Robert Blums hintanhielt. In Bayern hatte das Verhältnis des für Kunst und Schönheit romantisch begeisterten Königs Ludwig zu der Tänzerin Lola Montez, die sich Uebergriffe ins politische Leben erlaubte, zu tumultuarischen Auftritten in München geführt, welche das Ansehen des Herrschers tief erschütterten. In Hannover war vom alten Welfenkönig Ernst August die Petition des Landtags um Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen mit einem schroffen „Niemals!" beantwortet und dadurch aufs neue die Erinnerung an den Verfassungsbruch geweckt worden, der zehn Jahre zuvor die „Göttinger Sieben" aus dem Lande vertrieben. In Kurhessen hatte man endlich Sylvester Jordan von den gegen ihn erhobenen fälschlichen Anklagen freisprechen müssen — nach sechs Jahren schwerer Untersuchungshaft, und vom neuen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I war nach hannöverschem Muster beim Antritt der Regierung ein Verfassungsbruch, freilich vergebens, versucht worden. In Württemberg endlich hatte König Wilhelm I, der bei seinem Regierungsjubiläum fünf Jahre vorher zahlreiche Beweise seltener Volksbeliebtheit empfangen, den Stuttgarter „Brotkrawall", den der herrschende Notstand erzeugt, mit militärischem Aufgebot unterdrückt, und die Drohungen, die sich aus der Menge gegen ihn richteten, hatten ihn tief erbittert.

Prinz Johann von Sachsen.



König Ludwig I von Bayern.

Ein solcher Notstand, durch Mißernten bewirkt, hatte schon zwei Jahre lang auch in der Mehrzahl der anderen deutschen Länder, vor allem in Bayern, Sachsen und vielen Provinzen Preußens und Oesterreichs, geherrscht, und überall hatten sich die Regierungsorgane und Einrichtungen als völlig unzulänglich für das erforderliche Hilfswerk erwiesen. Der in vielen ländlichen Ortschaften, namentlich Schlesiens, geradezu grauenhafte Verlauf dieser Heimsuchungen offenbarte die Unzulänglichkeit des verrosteten Verwaltungsmechanismus des abgewirtschafteten Polizeistaats in ihrer ganzen Blöße. In Schlesien, wo es zum Ausbruch einer furchtbaren Hungertyphusepidemie kam, vergingen drei Monate, bis die von einem Landrat erbetenen Lebensmittel aus den Militärmagazinen geliefert wurden. Bis Ende 1847 waren allein im Kreise Pleß 7000 Menschen am Typhus gestorben, 961 dem Hunger direkt erlegen. Der König erfuhr von dem Elend erst, nachdem es den Höhegrad überschritten. Furchtbar rächte sich jetzt die gewaltsame Unterdrückung der öffentlichen Meinung und ihres hilfsmächtigsten Mittels, der Presse. Furchtbar trat auch die Pflichtversäumnis zu Tage, welche die kleinliche dynastische Eifersucht und die deutsche Kleinstaaterei durch die Hintanhaltung des Ausbaus eines Grenze mit Grenze verbindenden Eisenbahnnetzes begangen hatten. Während zwischen Englands Seehäfen und Industriecentren längst ein vielverzweigtes Schienennetz den Verkehr vermittelte, kam es zwischen den deutschen Hafenstädten und dem industriereichen Hinterland zu keiner solchen Verbindung, weil das alte Regierungssystem die Eisenbahn als gefährlichen Neuerer haßte und kein Land dem andern den daraus sich ergebenden Vorteil gönnte. Während in einzelnen deutschen Ländern die entstandenen Eisenbahnlinien Handel und Verkehr mächtig hoben, gerieten diese in den eisenbahnlosen ins Stocken; überall aber drückte die englische Konkurrenz auf die Preise der Fabrikindustrie, deren Arbeiterproletariat von der leidenden Landwirtschaft täglich Zuzug erhielt. Von 1840 bis 1847 schnellte die Auswanderung um das Dreifache empor, von 34 000 Personen auf 110 000.

So kam es, daß die Nachricht von dem kurzen Prozeß, den das Volk von Paris seinem mißliebigen König und dessen Minister gemacht, einen revolutionären Zündstoff in Deutschland vorfand, der nur des Funkens harrte, um aufzuflammen. Ueberall drängte sich in den Residenzstädten hinter den Führern aus dem gebildeten Bürgertum, welche jetzt die Forderungen der Liberalen direkt in die Kabinette der Fürsten brachten, eine zahllose Menge, die kein politisches Ideal, sondern das Elend der Zeit zum Aufruhr antrieb. Und wenn es den Führern der Volksbewegung für jetzt gelang, dieselbe — von Berlin abgesehen — überall in die Bahnen der Ordnung zu lenken, die Gewähr von Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der Kammern wie der Gerichte, Volksbewaffnung nebst anderen Rechten durchzusetzen, ohne daß es zu größeren blutigen Zusammenstößen zwischen dem Volke und der Staatsgewalt kam, so war dies den bösen „Mannheimern und Heppenheimern" zu danken. Sie hatten mit ihrer großangelegten Agitation dafür gesorgt, daß alle die einzelnen kleinen Erhebungen ein großes gemeinsames Ziel auf dem Boden gesetzlicher Ordnung fanden. Ueberall gab es politisch geschulte Männer, welche vor Ministern und Fürsten die Forderungen des Volkes wirksam zu vertreten vermochten, allen voran jene, die mit Itzstein und Welcker in Hallgarten und Heppenheim getagt hatten. Und unter den Forderungen befand sich überall die der „Nationalvertretung beim Bundestag": ein „Deutsches Parlament!" Das seit Jahren in den Turner- und Sängervereinen im stillen gepflegte und dort wie überall verfolgte Ideal eines neuen einigen und freien Deutschen Reichs hielt mit seinem berauschenden Glanze die Seele des Volkes im Bann. Die Verwirklichung dieses Ideals, durch eigene Kraft und nach eigenem Ermessen, durch Abgeordnete ihrer freien Wahl in einem freien Parlamente, schien der großen Mehrzahl gewährleistet durch das Versprechen seiner Einberufung. Die Erwartung einer „neuen, großen, guten Zeit" unterdrückte für jetzt den Ausbruch der elementaren Volksleidenschaften. Nur in Berlin führte die Märzbewegung zu einem blutigen Straßenkampf. (Fortsetzung folgt.)

König Wilhelm I von Württemberg.
Nach einer Lithographie von Fleischhauer.

Lola Montez.

Der Stern Sirius.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Es giebt unter den Sternen wie unter den Menschen Große und Geringe, Berühmte und Unberühmte, solche, die einen weitbekannten Namen haben, und andere, von denen im allgemeinen nicht viel oder nichts zu sagen ist. Die Zahl der letzteren ist am Himmel wie bei den Menschen auf der Erde die bei weitem größte. Zu den Sternen, die einen altberühmten Namen tragen, gehört Sirius; ja wie er der hellste ist, so kann man ihn mit gutem Recht auch wohl als den interessantesten aller Fixsterne bezeichnen, die an der nächtlichen Himmelsdecke glänzen und den Blick des Beschauers auf sich lenken.

Wer in einem kleinen Orte wohnt und häufiger das Auge zum Sternenhimmel emporwendet, kennt den Sirius gewiß, denn er ist unter den funkelnden Sternen des Himmels bei weitem der glänzendste. Der Stadtbewohner wird ihn aber auch leicht auffinden, wenn er Mitte Februar abends zwischen 9 und 10 Uhr den Blick genau nach Süden wendet und gegen den Horizont hinschaut. Der funkelnde Stern, der sich dann dort zeigt, ist eben der Sirius. Mitte April geht dieser Stern schon zwischen 8 und 9 Uhr am westlichen Himmel unter; Mitte November dagegen wird er zwischen 11 und 12 Uhr abends am Osthimmel wieder sichtbar und geht immer früher auf, so daß er Ende Januar schon vor 8 Uhr abends hell strahlend am südöstlichen Himmel gesehen werden kann.

Dieser Stern Sirius spielt schon in den frühesten Zeiten der menschlichen Kultur eine große Rolle. Im alten Aegypten begann seine erste Sichtbarkeit morgens vor Sonnenaufgang um die Zeit, wo die Ueberschwemmung des Nils, von der die Fruchtbarkeit des Landes abhing, ihre volle Höhe erreicht hatte. Dieses Zusammenfallen des Siriusaufgangs mit dem Tage der „Verkündigung der Nilflut“ war natürlich nur ein Zufall und findet schon längst nicht mehr statt, allein im alten Aegypten glaubte man an einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem Hervortreten des funkelnden Sterns und dem Austreten des Nils, und man bestimmte aus seinem Sichtbarwerden auch die Jahresdauer. Der Sirius wurde zum Herrn des Jahres erhoben und der Tag seines Frühaufgangs auf den 15. des Monats Thot festgestellt. Nun beträgt aber, wie wir wissen, die Jahresdauer nicht genau 365 Tage, sondern noch 6 Stunden darüber, und diese Stunden mußten in irgend einer Weise berücksichtigt werden, wenn im Laufe der Jahrhunderte der Siriusaufgang stets auf den 15. Thot fallen und die Jahreszeiten an den Monaten haften sollten. Wie dies bewerkstelligt wurde, war ein Geheimnis der ägyptischen Priester, welches erst durch neuere Forschungen aufgedeckt worden ist. Es war indessen einfach genug und konnte nur da verborgen bleiben, wo die große Masse des Volkes und selbst die Gebildeten sich um die Zeitrechnung durchaus nicht kümmerten. Die ägyptischen Priester zählten nämlich alle 4 Jahre den Tag des Siriusaufgangs, den 15. Thot, doppelt, rechneten aber diesen Doppeltag nur für einen einzigen Tag. Dadurch gelang es ihnen, die Jahresrechnung mit der Bewegung der Sonne und des Sirius in Uebereinstimmung zu erhalten, und es ist wahrscheinlich, daß diese ägyptische Jahresrechnung bis ins achtzehnte Jahrhundert vor Christus hinaufreicht.

Diese Jahresrechnung fand auch später Julius Cäsar noch vor und er legte sie seiner neuen Kalenderrechnung zu Grunde, nur mit dem Unterschied, daß er alle 4 Jahre statt der Doppelzählung eines Tages einen Schalttag einfügte. Das erste Julianische Jahr begann mit dem 1. Januar 45 vor Christus und das damalige ägyptische Jahr war ein Jahr mit Doppelzählung des 15. Thot. Diesen hat Cäsar sogleich berücksichtigt, indem er seine neue Jahresrechnung mit einem Schaltjahr begann. Heute gilt bei uns der Gregorianische Kalender; da derselbe aber den Schaltkreis von 4 Jahren nicht verändert hat, so bildet also die altägyptische Kalenderregulierung noch gegenwärtig die Grundlage unserer Schaltung. In so inniger aber weit zurückreichender Beziehung steht der funkelnde Stern Sirius zu unserer heutigen Kalenderrechnung!

Betrachten wir diesen glänzenden Stern an einem recht klaren, mondscheinfreien Abend genauer mit bloßem Auge, so sehen wir, daß er von bläulicher Grundfarbe ist, aber ununterbrochen funkelt und dabei wie ein Diamant in allen Farben des Regenbogens vorübergehend glänzt. Diese Farbenstrahlung und dieses Funkeln sind indessen keine Eigentümlichkeit des Sternes selbst, sondern werden lediglich durch die Erdatmosphäre hervorgerufen. Könnten wir die Sterne von einem Standpunkt aus betrachten, der völlig luftfrei wäre, so würden sie alle in ruhigem klaren Licht glänzen. Das Licht des Sirius ist wie erwähnt bläulich im Vergleich zum Sonnenlichte. Dies hat sich mit Sicherheit aus der Untersuchung desselben mit Hilfe des Spektroskops ergeben, eines Instrumentes, welches das Licht der Sonne und der Sterne in ein farbiges Band, das sogenannte Spektrum, zerlegt. Das Sonnenspektrum zeigt alle Farben des Regenbogens von Rot bis zu Violett und es ist mit einer großen Anzahl dunkler Linien durchzogen, von denen viele in den blauen und roten Teilen desselben auftreten. Dadurch gewinnt der gelbe Teil ein gewisses Helligkeitsübergewicht und das Licht der Sonne ist ein wenig gelblich. Im Spektrum des Sirius sieht man auch zahlreiche dunkle Linien, aber sie sind feiner als diejenigen des Sonnenspektrums und im Blau weniger zahlreich. Der Gesamteindruck des Siriuslichtes ist daher ein bläuliches Weiß. Aber noch mehr! Wie die Spektralanalyse lehrt, werden die dunklen Linien des Sonnenspektrums durch gewisse Metalle hervorgerufen, welche als glühende Nebel in der Sonnenatmosphäre sich befinden, so daß man aus der Anwesenheit bestimmter Liniengruppen auf die Anwesenheit jener Metalle in der Sonne schließen kann.

Genau das nämliche gilt auch für das Spektrum des Sirius und die Untersuchungen haben ergeben, daß auf diesem Stern unzweifelhaft Eisen, Magnesium, Natrium und mehrere andere metallische Körper im Zustande glühenden Dampfes vorhanden sind. Diese Entdeckungen reichen nun schon mehrere Jahrzehnte zurück, aber in der jüngsten Zeit hat die Spektralanalyse noch weitere Fortschritte gemacht, die uns Aussichten in den Entwicklungsgang der Sterne verschafften, an die niemand hätte denken können. Das Aussehen des Spektrums giebt nämlich auch Aufschluß über die Höhe der Temperatur, welche auf jenen Sternen herrscht. Wie viele Grad dieselbe beträgt, ob 10000 oder 100000 Grad, wissen wir zwar zur Zeit noch nicht, wohl aber ist unzweifelhaft geworden, daß die Sterne, welche ein Spektrum wie Sirius zeigen, im allgemeinen für heißer zu halten sind als diejenigen, deren Spektrum demjenigen unserer Sonne gleicht. Sonach ist Sirius also ein Weltkörper, dessen Glut die Hitze unsrer Sonne erheblich übertrifft, und wenn die Erde sich um ihn bewegte in dem gleichen Abstande wie jetzt um die Sonne, so würde ihre ganze Oberfläche von den glühenden Strahlen des Sirius verbrannt und zu einer toten Wüste werden.

Solcher größeren Glut des Sirius entspricht wohl auch eine höhere Leuchtkraft. Um diese Vermutung zu prüfen, müßte man wissen, wie groß die Entfernung des Sirius von der Erde ist.

Diese Entfernung muß freilich von vornherein als eine über alle Vorstellung hinaus große betrachtet werden, denn selbst im stärksten Fernglase zeigt sich Sirius — wie alle übrigen Fixsterne auch — als Punkt. Außerdem hat sich in den spektroskopischen Messungen zu Potsdam herausgestellt, daß dieser Stern sich der Erde mit einer Geschwindigkeit von 2,1 Meilen in der Sekunde nähert. Er hat also seit den Zeiten der Römer seine Entfernung von unsrer Erde um 120000 Millionen Meilen vermindert, ohne daß er dadurch aber merklich heller oder größer geworden wäre. In der That ist die Entfernung des Sirius so unermeßlich groß, daß es erst in der neuesten Zeit mit Hilfe der feinsten Meßinstrumente den Astronomen gelang, sie festzustellen. Sie ist hiernach fast genau eine Million mal größer als die Ent-

Digitized by Google

fernung der Erde von der Sonne. Da nun diese in runder Zahl 20 Millionen Meilen beträgt, so läßt sich durch Multiplikation beider Ziffern die Zahl leicht ausrechnen, welche die Distanz des Sirius von der Erde in Meilen ausdrückt. Für unser Vorstellungsvermögen ist diese Zahl freilich eine tote, denn vergebens zwingt unsre Fassungskraft sich, den Raum zu versinnlichen, den eine solche Entfernung umfaßt. Eine Kanonenkugel würde in Millionen Jahren diesen Raum nicht durchfliegen, der Lichtstrahl, der zwischen zwei Pulsschlägen viermal den Erdball umkreist, gebraucht 17 volle Jahre, um vom Sirius bis zur Erde zu gelangen.

Der Sirius ist aber trotz seiner Helligkeit nicht der unserm Sonnensystem am nächsten schwebende Stern. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer astronomischen Kenntnisse ist der helle Hauptstern im Centauren derjenige, welcher sich am nächsten unserer Sonne befindet. Die Entfernung beträgt 265000 Erdbahnhalbmesser, und das Licht braucht etwa vier Jahre, um von jenem Sterne zu uns zu gelangen. Gegenüber solchen Entfernungen erlahmt die menschliche Einbildungskraft! Aber lehrreich für unsere Vernunft sind jene Zahlen doch, denn sie bilden die Grundlage zu weiteren Schlüssen, die unsere Erkenntnis vermehren. Die Größe derselben ist es freilich nicht, wodurch die Bedeutung der hier besprochenen Forschungen gekennzeichnet wird. Solche Zahlen würden uns ebenso gleichgültig sein wie die Ziffern, welche die Summe aller Sandkörner der Wüste Sahara darstellen, wenn nicht jene Forschungen einen Beitrag lieferten zur richtigen Erkenntnis unserer eigenen Stellung im Weltall.

Wenn man einen leuchtenden Körper aus der Entfernung von 1 Fuß in die Entfernung von 2 Fuß bringt, so ist seine Leuchtkraft für den Beobachter nur noch $^1/_4$ der anfänglichen. Bringt man ihn in die Entfernung von 3 Fuß, so ist sie nur $^1/_9$, in der Entfernung von 4 Fuß nur $^1/_{16}$ 2c. Denkt man sich nun die Sonne in die Entfernung des Sirius gerückt, also eine Million Mal weiter von der Erde entfernt als gegenwärtig, so läßt sich leicht berechnen, daß sie uns 1000 Milliarden Mal schwächer leuchtend erscheinen müßte als heute. Sie würde dann, wie sich zeigen läßt, nur etwa den 60. Teil der Helligkeit des Sirius zeigen.

Sonach ist also klar, daß Sirius in seiner Heimat eine Sonne ist, welche unsere Sonne an Lichtfülle sechzigmal übertrifft. Für uns Menschen würde dieser Stern als Centralgestirn, um welchen sich die Erde bewegt, nicht geeignet sein; menschliche Augen könnten seinen Glanz nicht ertragen, für irdische Organismen würde seine Glut nur verderblich werden. Wenn also der glänzende Sirius den Mittelpunkt eines Weltsystems bildet, ähnlich wie die Sonne das Centrum unseres Planetensystems ist, so dürfen wir annehmen, daß dort eine ganz andere Anordnung der Dinge herrscht wie in unserem heimischen Sonnengebiete. Dieser Schluß findet in der That eine völlige Bestätigung in einer der schönsten Entdeckungen, welche jemals von Menschen gemacht wurden.

Wie schon erwähnt, erscheint uns Sirius unbeweglich am Himmel an einem und dem nämlichen Orte zu verharren, trotzdem er sich ununterbrochen durch den Weltraum fortbewegt. Durch Anwendung sehr feiner Meßapparate hat sich indessen ergeben, daß diese Fortbewegung doch meßbar ist. Der berühmte Astronom Bessel fand nun vor mehr als 50 Jahren aus seinen Beobachtungen, daß in dieser geringen Eigenbewegung des Sirius sehr kleine Unregelmäßigkeiten vorkommen; er meinte wahrzunehmen, daß der Stern seine Bewegung bald etwas beschleunige, bald etwas verzögere, ja daß derselbe in gewissen Jahren sich scheinbar sogar ein wenig rückwärts bewege. Bessel schloß daraus, daß Sirius in großer Nähe durch einen andern, uns unsichtbaren Stern in seiner Bewegung beeinflußt werde. Nachdem er alle Möglichkeiten mit höchster Sorgfalt geprüft und erwogen, sprach er zuletzt unumwunden aus, daß Sirius ein Doppelstern sei, d. h. ein Stern, welcher sich gleichzeitig mit einem andern uns unsichtbaren um den gemeinsamen Schwerpunkt bewege, in einer kreisförmigen Bahn mit einer Umlaufszeit von etwa 50 Jahren. Obgleich kein Fernrohr imstande war, diese „dunkle Masse“ in der Nähe des Sirius zu zeigen, beharrte Bessel bis zu seinem Tode fest in der Ueberzeugung, daß diese Masse vorhanden sein müsse und den Sirius zu einer Umlaufsbewegung um den gemeinsamen Schwerpunkt zwinge.

Und seine Behauptung wurde glänzend gerechtfertigt. Seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts nahm die Kunst, mächtige Ferngläser herzustellen, einen gewaltigen Aufschwung; besonders in Nordamerika wurden ungeheure Teleskope gebaut, die an optischer Kraft ihre Vorgänger weit hinter sich ließen. Ein solches Riesenfernrohr, das damals mächtigste seiner Art, war im Januar 1862 gerade vollendet und sein Schöpfer, der Optiker Alvan George Clark, unternahm eine Prüfung desselben. Der Abend des 31. Januar war ein sternklarer, und da Sirius in ziemlich ruhigem Licht gerade sichtbar war, so richtete Clark sein neues Instrument auf diesen Stern. Er erblickte ihn als kleines, strahlenloses Scheibchen in stechend hellem blauweißen Licht und, wunderbar, neben diesem glänzenden Stern stand ein feines lichtschwaches Sternchen, das nur eben wahrgenommen werden konnte, ein Begleiter des Sirius! Die Clarksche Entdeckung machte bald die Runde durch alle astronomischen und Tagesblätter und es fand sich, daß der kleine Stern genau an der Stelle stand, wo die dunkle Masse Bessels stehen mußte. Die Beobachtungen in den nächsten Jahren zeigten ferner, daß Bessel auch die Umlaufszeit des Sirius annähernd richtig geschätzt hat, denn sie beträgt in Wirklichkeit 49 $^2/_5$ Jahre.

Wie aber in der Wissenschaft die Erkenntnis einer Wahrheit immer zu weiteren Ergebnissen leitet, so auch in diesem Falle. Da die Entfernung des Sirius von der Erde bekannt war, so konnte man die Entfernung seines Begleiters von ihm selbst leicht berechnen und fand dafür 740 Millionen Meilen. Wenn unsere Erde ebensoweit von der Sonne entfernt wäre, so würde sie ihre Bahn nicht mehr in einem Jahr durchlaufen können, sondern dazu 225 Jahre brauchen. Wäre unsere Sonne größer an Masse oder Gewicht, so würde die Umlaufszeit der Erde und jedes Planeten kürzer sein. Im Siriussystem ist die Umlaufszeit thatsächlich kürzer und hieraus folgt also mit Notwendigkeit, daß Sirius und sein Begleiter an Masse oder Gewicht unsere Sonne übertreffen müssen. Auf dem Wege der astronomischen Berechnung läßt sich dies ganz genau feststellen und es findet sich, daß Sirius unsere Sonne fast vierzehnmal, sein Begleiter dieselbe fast siebenmal an Gewicht übertrifft. Letzterer ist also in Bezug auf sein Gewicht halb so groß als Sirius selbst, aber seine Helligkeit ist sehr viel schwächer, sie beträgt kaum den fünftausendsten Teil von derjenigen des Sirius. Das sind die wunderbaren Ergebnisse, welche die Wissenschaft über das Wesen des glänzenden Sirius ermittelt hat, und diese sämtlichen Resultate gehören der neuesten Zeit an, sie sind in den letzten sechs Jahrzehnten errungen worden.

Der leuchtende Punkt, dem einst die Aegypter unter dem Namen Isis-Sothis göttliche Verehrung bezeigten, dessen Ruhm als Verkündiger der segenspendenden Nilflut sie in preisenden Inschriften der Nachwelt überlieferten, ist von der neuen Wissenschaft als eine Sonne erkannt worden, größer, glühender und strahlender als unsere eigene Sonne; diese menschliche Wissenschaft hat seine Entfernung gemessen und den Stern samt seinem Begleiter wie auf einer Wage gewogen! Mit Bewunderung erkennen wir hier, wie der Mensch, geleitet durch das Licht seiner Vernunft, von der kleineren Erde aus eingedrungen ist in die unermeßlichen Tiefen des Weltenraums; wie er den Maßstab seines Verstands gelegt hat an den Bau und die Einrichtung ferner Sonnensysteme und über Zeit und Raum sich aufschwang zum Verständnis von Einrichtungen im Bau des Weltalls, die seiner Wahrnehmung auf ewig entrückt schienen. Was unsere Nachkommen dereinst noch erforschen und erfahren werden, wer vermöchte dies voraus zu sagen? Nur so viel ist sicher, daß der Strom der Forschung nimmer versiegen, daß der Quell der Erkenntnis stets reicher fließen und die Herrschaft der menschlichen Vernunft sich stets siegreicher geltend machen wird.

Digitized by Google

Hermann Sudermanns „Johannes“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Rudolf Stratz.

(Mit den Bildern S. 117 und 120 und 121.)

Aus der Messias-Stimmung ist diese Tragödie geboren, aus einem brünstigen Sehnen und Bangen nach der Erlösung, nach dem großen Wunder, das da kommen muß, weil, was da ist, nicht länger bestehen kann.

In die Zeit vor Sonnenaufgang führt uns der „Johannes“, in eine Wüstennacht voll Schwüle und Beklemmung, in der zwischen totem Gestein die Winde klagen und hoch oben kalt und stumm die Sternenpracht sich über Palästina wölbt. Fern am Horizont loht der Flammendunst des großen Brandopferaltars zu Jerusalem, ein blutiger Wiederschein der Vergangenheit, die dort noch lebendig ist. Aufrecht stehen dort im Schein der von Priesterhand geschürten Feuersäulen die starren Tafeln des Gesetzes, das, wie es die Schriftgelehrten auslegen, härter noch als die Faust des römischen Zwingherrn auf dem auserwählten Volke lastet. Aber nicht allen, die da zu Boden getreten auf den Messias harren, will noch genügen, was von ihm die alten Propheten verheißen. Durch die Nacht gleiten schattenhafte, flüsternde Gestalten dahin, Mühsame und Beladene, die es aus dem Feuerkreis des Altars hinaustreibt in die Schauer der Oede zu dem einsamen Büßer mit Pilgerstab und härenem Gewand, zu dem Prediger in der Wüste, zu Johannes dem Täufer. Er ist ihre Hoffnung, wie er den Pharisäern und Tempelpriestern ein Greuel ist, — er wird, wenn die Zeit sich erfüllt, den Messias erkennen und ihm den Weg bereiten, denn seine Augen haben schon einmal den Heiland geschaut .....

Im Jordan hat ihn Johannes mit bebender Hand getauft — so verkündet er den ihn umlagernden Jüngern und Jüngerinnen — und hat den Geist Gottes über ihn kommen gesehen gleich einer weißen Taube und die Stimme des Herrn gehört: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Seitdem glaubt und hofft er es, wenn auch in immer wieder sich aufbäumenden Zweifeln: Der Erlöser ist da! Er wandelt schon auf Erden in der Gestalt jenes Jünglings aus Galiläa, den er nie wieder gesehen, dessen Namen über die Lippen zu bringen dem Täufer und Büßer halb die Ehrfurcht, halb die innere Unsicherheit verbietet.

Denn das Bild jenes milde lächelnden Zimmermannssohnes aus Galiläa war anders als er, Johannes, sich den Befreier Israels, den neuen König der Juden denkt. Vom Buchstaben des Gesetzes hat sich der Wüstentäufer wohl getrennt, aber der Geist des Gesetzes lebt noch in ihm. Johannes kann sich seinen himmlischen König nur als einen finstern Gott des Zornes und der Rache vorstellen, der an den Lauen in Israel und allen Feinden Israels ihre Sünden eifrig heimsucht bis ins dritte und vierte Glied.

Eben jetzt — und damit treten wir in die äußere Handlung der Tragödie ein — ist eine Missethat, ein Verbrechen gegen das Gesetz geschehen, das zum Himmel schreit: Herodes, der Vierfürst von Galiläa, will mit Herodias, seines leiblichen Bruders entlaufener Frau, am ersten Passahtage den Tempel zu Jerusalem betreten und dort von den Priestern die Ehebrecherin zu seinem Weibe segnen lassen! Die Priester scheinen dazu bereit. Das Letzte, woran sich Israel in Not und Fremdherrschaft klammert, das Gesetz, ist im Wanken, alles umher bricht in Schmach und Schuld zusammen — da richtet sich der Prediger in der Wüste auf. Von seinen Jüngern begleitet, steigt er hernieder aus der Wildnis in die menschenwimmelnden Gassen, wie Donner grollt seine Stimme im Ohr des schlafenden Volkes, Feuer geht aus seinem Munde und läßt ganz Jerusalem in einem einzigen Zorn wider Herodes, wider Herodias und die Priester aufflammen. Alle glauben dem grimmen Täufer. Nur er glaubt nicht mehr an sich selbst. Ihm ist plötzlich, unversehens und gewaltig, ein Hauch aus einer andern Welt entgegen geschlagen — ein paar arme Worte nur — rasch hingeworfen im Streit zwischen einem Pharisäer und einem Pilger aus Galiläa — und doch ihn erschütternd bis in die Tiefen seiner Brust.

„Höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe“ hatte der Mann aus Galiläa gesagt und mitleidigen Herzens die Betterin getränkt, die jener Pharisäer als „unrein“ von sich stieß. Und immer stärker klingt in Johannes das geheimnisvolle Wort, die erste Kunde aus Galiläa, der erste Wiederhall aus dem Munde jenes, den er einst getauft im Jordan. Vor diesem erschütternden Rätsel wird ihm alles andere klein. Der Vierfürst Herodes mit seinen Weiberhändeln kümmert ihn kaum mehr. Er sucht nur eines noch: den im Volksgedränge verschwundenen Galiläer, und da er ihn als Leiche wiederfindet — getroffen vom Dolch eines Wüstenzeloten, der das beleidigte Gesetz an ihm rächte —, sucht er andere Galiläer und findet endlich im Morgengrauen vor dem großen Tempel ihrer zwei, die dort mit anderem Volk auf die Zeit zum Frühgebet warten. Arme, flache Köpfe sind es, stumpfsinnige Fischer von den Ufern des großen Sees, aber auch aus ihrem Munde klingt, als der Täufer sie fiebernd ausforscht, unverstanden, in kindischem Lallen die welterschütternde Mahnung: „Liebet eure Feinde! — Segnet, die euch fluchen! Thut wohl denen, die euch hassen!“

Noch versteht der Täufer das Gebot seines Herrn nicht. Aber ihm bleibt kein Zweifel mehr: Es ist kein Gott des Zornes, dem er den Weg bereitet, sondern ein Gott der Liebe, kein goldgepanzerter Rachekönig, sondern ein weißgekleideter Fürst des Friedens, und nicht im Hasse wird die Erlösung kommen, sondern im Verzeihen.

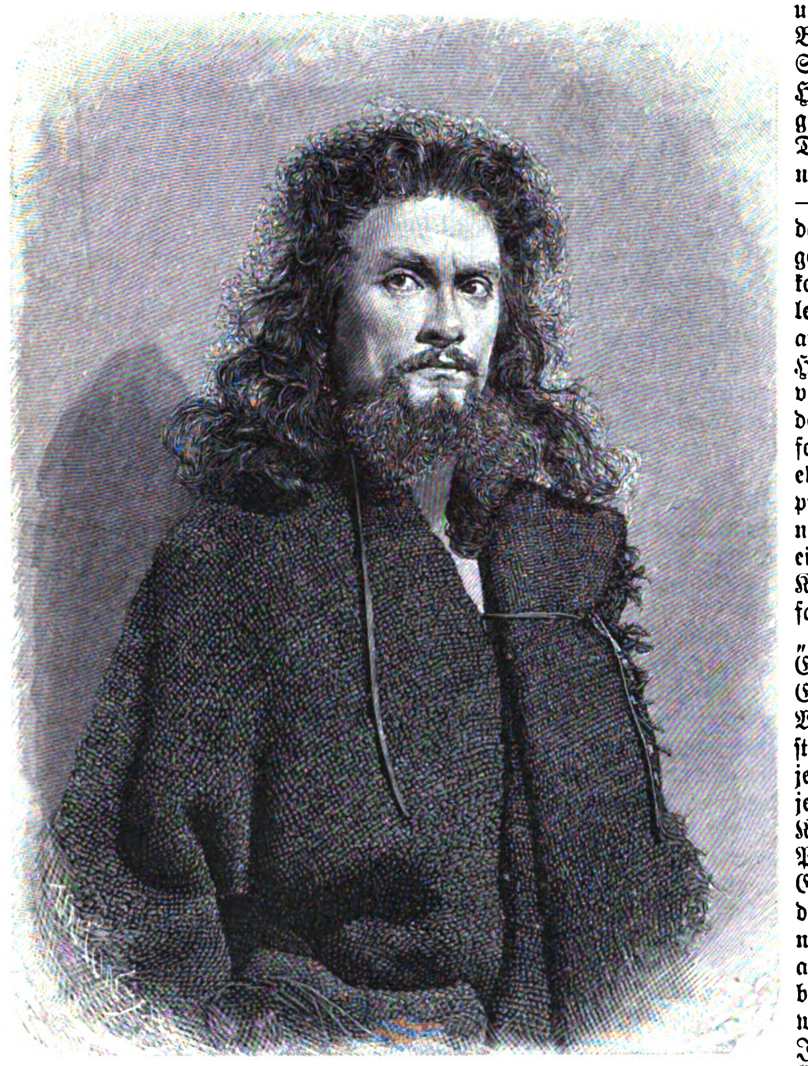
Da beugt sich Johannes stumm dem Geheiß des Größeren, dem er bangenden Herzens dient. Und als nun Herodes an der Seite der Ehebrecherin zum Tempel schreitet, den Segen der Priester zu empfangen, und der Täufer, von zürnendem Volk umringt, als sein Rächer und Richter erhobenen Armes vor ihm steht, um das verbrecherische Paar zu steinigen — da läßt Johannes aus der niedersinkenden Faust den Stein zu Boden rollen und schont das Leben des Feindes „— im Namen dessen, der — mich — dich — lieben heißt ....“

Die Lehre der reinen Liebe, zu der er nicht gerüstet war, bringt Johannes den inneren Zusammenbruch, den seelischen Tod. Sein äußeres Ende führt die sündige Liebe herbei, die ihm verlockend aus Herodias' heißen Blicken und aus Salomes, ihrer Tochter, noch kindlich hellen Lasteraugen entgegenfunkelt. Der nach ihm kommt, der Größere, verzeiht der Ehebrecherin und fragt, wer den ersten Stein wider sie erhebe. Johannes aber hat des Philippus entlaufenes Weib mit den Feuerwellen seines Zelotenzorns überschüttet und weist in eisiger Verachtung die junge Salome ab, die sich ihm, dem Gefangenen im Turm des Herodes, schmeichelnd nähert. Damit erfüllen sich seine irdischen Tage. Die beiden Weiber, Tigerin und Tigerkatze, sinnen auf seinen Untergang und — getreu der Ueberlieferung — fordert Salome als Preis des Tanzes, den sie beim Gelage ihres Stiefvaters und seines Gastes, des römischen Legaten, ausgeführt: „auf goldener Schüssel das Haupt Johannes des Täufers ...!“ Dieses Verlangen wird ihr von dem schwachen Herodes, wenn auch zögernd, gewährt. Johannes wird herbeigeführt und vernimmt, daß sein Tod beschlossen. Er hängt nicht am Leben. Nur das Eine möchte er noch wissen, ehe er scheidet — ob wirklich dies Leben ein einziger großer Irrtum war, ob das Gesetz, von dem er sich losgerungen, um dem kommenden König den Pfad zu ebnen, — ob dies Gesetz sich in der Liebe erfüllt, die er überall von sich gestoßen, wo sie gläubig und vertrauend, verlockend und sündhaft die Hände zu ihm hob. Seine beiden letzten Jünger hat er ausgesendet dahin, wo Jesus von Nazareth weilt — und jetzt eben, in letzter Stunde, bringen sie ihm die Antwort des Erlösers: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert!“ Die Jünger des Täufers haben das Wort geheimnisvoller Weisheit nicht verstanden. Johannes aber begreift es. Er weiß jetzt: das Heil ist in der Welt! und geht lächelnd sterben. Jesus aber kommt. Draußen auf den Straßen braust das Hosiannah! — über den Häuptern der Tausende, die Gassen und Dächer übersäet halten, neigen sich zum Jubelgruß die Palmenzweige, und während hinter der Scene Salome in halbem Wahnsinn tanzt mit dem Haupt des Täufers auf der Schüssel — während die

Römer unbekümmert schmausen und des Herodes zitternder Hand der Becher entfällt, mit dem er zum Hohn dem neuen König der Juden zutrinken will, hält unten der König der weltüberwindenden Liebe seinen Einzug — ein Schlußbild von reinster Erhabenheit, Weihe und Kraft, in denen das gewaltige Drama ausklingt.

Sudermanns „Johannes" ist also kein Theaterstück im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Es ist ein Dichterwerk, das weit über den Spannkreis unseres alltäglichen Empfindens hinaus das umfaßt, was ewig in der Menschheit ist. An Werke von solchen Dimensionen gewöhnt man sich nicht auf den ersten Blick. Ihr volles Verständnis will errungen sein und lohnt dem Unbefangenen und Einsichtigen reichlich alle Mühen. Denn was in dieser Dichtung dem „Johannes" in der Seele ringt, das bewegt noch heute die Herzen überall, wo Menschen ringen und streben und nach einem neuen Heile fiebernd spähen. Und welche Zeit wäre wohl reicher an solchem Dürsten und Sehnen als unsere Gegenwart? Wo ließe sich ein sittlich reinerer und erhabenerer Vorwurf finden als diese Tragödie des Einsamen, der nach Erlösung bangt und zu spät erkennt, daß die Erlösung längst in der Welt ist, daß sie Menschenliebe heißt und daß er blind und fühllos durch diese Welt voll Liebe gegangen?

Die reine Wirkung der ersten Aufführung des Werks in Berlin wurde zweifellos durch den Umstand beeinträchtigt, daß der Behörde, die sich Berliner Theatercensur nennt, diese Quintessenz christlicher Weltauffassung irreligiös und unmoralisch schien, so daß sie den „Johannes" verbot. So geschehen im August des Jahres des Heils 1897 in der Reichshauptstadt Berlin, in der — nebenbei bemerkt — die anrüchigsten Pariser Schwänke allabendlich an zwei, drei Bühnen unbeanstandet gespielt werden. Anderswo aber dachte man zum Glück anders und höher. Der Intendant Baron Putlitz nahm das Stück für das Stuttgarter Hoftheater an, sein Amtsgenosse Graf Seebach in Dresden folgte alsbald seinem dankenswerten Beispiel — und wir hätten beinahe das seltsame, aber für die gegenwärtigen Verhältnisse kennzeichnende Schauspiel erleben können, daß ein Werk auf zwei unserer größten Hoftheater im Reiche gespielt, von einer Privatbühne in der Reichshauptstadt aber ferngehalten wurde! Doch ehe es dazu kam, gab der preußische Minister des Innern den „Johannes" unter einigen ganz unwesentlichen Kürzungen frei, und nun fand am 15. Januar im „Deutschen Theater" die Erstaufführung mit einem Erfolge statt, der bei den Wiederholungen sich noch steigerte und gewiß ebenso auf jeder anderen Bühne und bei jedem anderen für ernsten Kunstgenuß empfänglichen Publikum sich einstellen wird. Es war ein Ehrenabend für das „Deutsche Theater", nicht nur, was das Werk, sondern auch was die Darstellung betrifft. Die ersten Künstler, wie Agnes Sorma (Salome), Josef Kainz (Johannes), Luise Dumont (Herodias), Emanuel Reicher (Herodes), Hermann Müller (Pharisäer), Hermann Nissen, Hermann Leffler u. a. schienen, getragen von der Kraft ihrer Rollen, ihr eigenes Können überbieten zu wollen, und die ganze große Schar der Mitwirkenden eiferte ihnen getreulich nach.



Josef Kainz als Johannes.

Sein Brautstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von M. Lichtenstern.

1.

Paul Weilheim, müde und abgehetzt von den Strapazen des Winters, von der Jagd um seine Person und sein Vermögen — einer Jagd, der er schon so viele Jahre zum Ziel diente — Paul Weilheim hatte seine sechswöchigen Sommerferien angetreten. In seinem Drang, nur Ruhe, nichts anderes als Ruhe zu finden, war er in einen kleinen, unweit von Wien gelegenen Ort geraten — „Mariaschutz" im Semmeringgebiete —, das dem Weitgereisten, Verwöhnten eigentlich gar nichts bieten konnte. Und doch war ihm wohl. Wer einen offenen Sinn für das Schöne hat, der genießt es auch dann, wenn er das Schönere und Schönste kennt. Und schön war's in Mariaschutz, und lieblich und traulich — und still! Der einzige Gasthof des Oertchens freilich, obgleich nicht sehr stark besetzt und nur von einem ruhigen, soliden, gut bürgerlichen Publikum, war ihm immer noch zu laut. Früh morgens wanderte er vom Hause, seinen Photographenapparat auf dem Rücken, ein interessantes Buch in der Tasche, so weit in das schöne grüne Land hinaus, als ihn seine gesunden, weitausschreitenden, dreiunddreißigjährigen Beine nur tragen wollten. Fand sich irgendwo ein Mittagsmahl — gut, wo nicht, so war der junge Chef der alten Großhandlung, der über Millionen verfügte, auch mit einem Glas Milch und einer größeren Anzahl von Butterbroten zufrieden. Abends zurück in seinen Gasthof, auf der schon menschenleeren Terrasse ein kräftiges Abendbrot, sein Bier, seine zwei Cigarren, den Sternenhimmel über sich, das lichtumflossene Thal zu seinen Füßen, und Frieden, Ruhe und kräftigstes Behagen in jeder Faser seines Wesens. Darauf ein ganz unbezahlbar köstlicher Schlaf bis zum nächsten Morgen — und dann wieder mit Grazie so fort. Er war's zufrieden und wünschte sich nichts Besseres — volle vierzehn Tage lang. Aber wenn man dreiunddreißig Jahre alt und überdies ein Stück Humorist und Menschenbeobachter ist, nimmt der Genuß der Einsamkeit bald ein Ende und man wendet sich wieder seinen geehrten Mitgeschöpfen zu. Von dem freilich, was seine Welt ausmachte —

Digitized by Google

der sogenannten Gesellschaft — wollte er noch immer nichts wissen. Nur keine eleganten Sportgigerln und Modedamen zum Umgang hier im grünen Wald, in der freien, tannenduftigen Luft! Wenn er so auf seinen einsamen Pfaden dahinschritt, mußte er manchmal vor sich hinlachen. „Ja," gestand er sich selbst, „ja, es ist Zeit, daß ich ein Ende mache, daß einmal Ernst wird! Ich will ja gar nichts Besseres. Ruhe muß einmal werden, ein Haus will ich haben, und Kinder! O ja, heiraten werd' ich schon, so bald als es nur geht! Aber frisch muß sie sein und unverdorben, und darf nicht immer denken: Steht mir das auch originell, und bin ich so nur recht pikant?" Und so bei sich denkend, war er rüstig weitergeschritten. —

Aber endlich, nach vierzehn Tagen stummen In-die-Welt-hinauslaufens, waren ihm die zweibeinigen, aufrechtgehenden Lebewesen doch wieder interessanter geworden, und er fing an, die Mariaschutzer „Kurgesellschaft" neugierig zu mustern. Es war nicht viel an ihr zu sehen. Ein paar Wiener, Grazer und Wiener-Neustädter Bürger und Spießbürger; das männliche Geschlecht nur in älteren Exemplaren vertreten, Kinder in Menge und eine stattliche Anzahl junger Damen, von denen jedoch vorläufig keine einen Eindruck auf ihn machte.

Er stellte bald bei sich fest, daß das Publikum in drei Gattungen zerfiel: in die Vielessenden, welche die Mahlzeiten offenbar für den Hauptzweck ihres Aufenthaltes ansahen und so ziemlich alle zwei Stunden eine hielten; in die Vielgehenden, die es thaten wie er, und endlich in die müßig und offenbar sehr gelangweilt Herumstehenden.

Deshalb fiel ihm bald eine aus Vater, Mutter und Tochter bestehende Familie besonders auf, die er in keine der drei Gattungen einreihen konnte. Sie marschierten zwar ganz ausgiebig, machten aber durchaus keinen Sport aus der Sache; sie aßen nur viermal des Tags, zwar anscheinend gut und mit bestem Appetit, aber doch ohne Uebereifer und Uebermaß. Und schließlich — und das war das Merkwürdigste — sie wurden alle drei sehr häufig mit Büchern in den Händen gesehen — mit Büchern, in denen sie sogar l a s e n, und zwar mit einem unverkennbaren Ausdruck des Vergnügens und Interesses lasen. Ernsthaft lesende Menschenkinder — wie lächerlich — wie unmodern! Selbst unter den Mariaschutzer Spießbürgern unmodern! Und sie sahen gar nicht so aus, als ob nur leichte französische und englische Romane ihre Lektüre bildeten — sie sahen sehr gut aus, sehr fein, sehr intelligent — es waren weitaus die nettesten Leute in ganz Mariaschutz. Ja, er hatte überhaupt schon lange, schon sehr lange nicht so nette Leute gesehen. Die junge Dame nun schon gar, aber auch die Eltern waren sehr, sehr nett, und er studierte die kleine Gesellschaft immer eifriger.

An dem alten Herrn (Paul taxierte ihn auf drei- oder vierundsechzig Jahre) war eben nicht viel auffallend, außer seinen gescheiten, gutmütigen Spötteraugen. Die Frau aber, gewiß gut um zehn Jahre jünger, konnte Paul gar nicht oft genug ansehen: so ein feines, liebes, gutes Matronengesicht! Etwas verblüht, aber man sah, daß sie einmal sehr hübsch gewesen sein mußte, hübscher noch als ihre hübsche Tochter. Und wie sie sich trug! Strahlend von Nettigkeit und mit so außerordentlicher und dabei so geschmackvoller Einfachheit, daß Paul, der ein feines Auge für weibliche Kleidung besaß, nie eine besser angezogene Frau gesehen zu haben meinte. Die junge Dame nun — ein sehr junges Ding noch, wie Paul meinte, allerhöchstens neunzehn (er irrte aber, sie war einundzwanzig vorüber) — war sicherlich allerliebst, und ebenso sicher war ein großer Teil dieser angenehmen Eigenschaft auf ihre strahlende Jugendfrische zurückzuführen. Immerhin: die große, kraftvoll geschmeidige Figur, deren Bewegungen die unbefangenste Anmut zeigten, und die helleuchtenden blauen Augen mit ihrem treuherzigen Blick waren an sich sehr schön. Sie trug immer hellfarbige Leinwandblusen, Lodenröcke und einen weißen Knabenhut, einen sogenannten „Girardi", und schien zu jenen beneidenswerten weiblichen Wesen zu gehören, denen alles steht, aber die Einfachheit am besten.

Wie gesagt, sie gefiel Paul (wem hätte auch das frische Ding nicht gefallen?), aber das war's nicht, was den Verwöhnten immer wieder mit Augen und Gedanken zu der kleinen Gruppe zurückkehren ließ. Die drei — es waren merkwürdige Leute! Vor allem genügten sie sich selbst, hatten offenbar gar kein Verlangen, mit irgend einem andern ein überflüssiges Wort zu sprechen, und das Wort „Langeweile", das Paul auf den Gesichtern der Mariaschutzer Sommergäste gerade so deutlich las, wie er es in den Salons und in eleganten Weltbädern auf viel fashionableren Gesichtern gelesen hatte — das Wort schienen sie einfach nicht zu kennen. Sie hatten sich immer etwas zu erzählen, hatten immer etwas zum Lachen, wohl auch zum Spotten — aber sehr weh mochte dieser Spott wohl nicht thun. Oder sie saßen in schönster Eintracht und lasen, oder der Alte blies, in Gedanken verloren, seine Rauchwolken vor sich hin, während die beiden Damen mit Handarbeiten beschäftigt waren, und dazwischen schauten sie mit so hellen und interessierten Augen um sich und das kleinste Ereignis bereitete ihnen sichtlich so viel Spaß und Unterhaltung, daß auch Paul anfing, das Mariaschutzer Kurleben außerordentlich interessant zu finden — nämlich im Spiegel dieser drei Augenpaare.

Auf den Spaziergängen — er war ihnen manchmal in bescheidener Entfernung gefolgt — wurde meist eine eifrige Unterhaltung geführt; manchmal freilich war's wieder ganz still, aber üble Laune oder Mangel an Gesprächsstoff waren schwerlich die Ursachen. Dann ging das Mädchen wohl mit ihrem raschen leichten Schritt ein Stückchen voraus, pflückte sich da eine Glockenblume, dort eine rotleuchtende Cyklame, sang mit leiser Stimme ein paar Takte vor sich hin — und kehrte dann zu den Eltern zurück, den Schritt nach den ihrigen richtend und im öfteren Umblicken an ihrem Gespräch teilnehmend.

Ueberhaupt hatten die drei eine Art, sich anzusehen, sprechend und lachend, oder auch ganz ruhig, wenn eins von ihnen etwa ins Haus ging, während die anderen ihm nachsahen — mit freundlich heiteren, durchaus nicht sentimentalen oder überschwenglichen Blicken, aus denen aber Paul doch die Ueberzeugung schöpfte, daß jedes von ihnen für jedes nötigenfalls ins Feuer gehen würde. Und diese Thatsache, die ihn doch gar nichts anging, ihm eher hätte ein wenig lächerlich erscheinen sollen, erfüllte ihn mit einem sehr merkwürdigen Wohlbehagen.

Dazu kam noch, daß der alte Herr eines Tages seine Tochter beim Namen rief: „Emma!" Nun war die Eroberung Paul Weilheims vollständig — Emma! Emma! So ein guter alter deutscher unverstümmelter und unverschnörkelter Rufname. Es war großartig!

„Franz!" rief er laut dem Kellner (es war Frühstückszeit und „seine" Familie saß nicht weit von ihm), dann leise zu dem Herbeigeeilten: „Wer sind die Herrschaften dort?"

Der durch schöne Trinkgelder anhänglich gemachte Franz beeilte sich, Auskunft zu geben: „Herr Doktor Freisinger — Hof- und Gerichtsadvokat — aus Wien! Kommt schon den dritten Sommer her!"

Doktor Freisinger? . . . Paul dachte nach. Freilich, von dem hatte er schon gehört (Pauls Schwager war einer der gesuchtesten Rechtsanwälte Wiens). Aelterer Advokat schon — nichts Lärmendes, Reklamesüchtiges wie sein Herr Schwager — aber schönes solides altes Geschäft — großartiger Ruf — aha, weiß schon! Und Paul sah sich, der Abwechslung halber, „seine drei" mit erneuter und verstärkter Aufmerksamkeit an — und sein Entschluß war gefaßt.

„Seinen Leuten" war zwar ganz entschieden eine stumme und doch deutliche Abwehr aufgeprägt, aber, wenn man nur will und wenn man nicht schüchtern ist — und Paul in seiner Eigenschaft als „große Partie" hätte es wirklich schwer gehabt, schüchtern zu bleiben — da geht's schon. Und es ging wirklich. Erst ein ausgesucht höflicher Gruß bei Begegnungen („wie reizend die Kleine dankt!"), dann ein gegen den alten Herrn hingeworfenes Wort über die Wetteraussichten für den Tag, über den Nebelstreifen oberhalb des Schneebergs. Dank den getreuen Kellnern war zur Mittagszeit der Tisch neben dem Freisingerschen bald erobert — und kurz, ein kleiner Schritt folgte dem andern, ein Wort gab das andere — und drei Tage nach seinem Entschluß stand Paul drüben an „seinem" Tisch — die Freisingers wußten selbst nicht zu sagen, wie dieses Attentat auf ihre Ruhe und Ungestörtheit erfolgt war — und stellte sich in seiner weltmännischen Manier, einer hübschen Mischung von Freundlichkeit

Digitized by Google

und imponierender Sicherheit, „seinen Leuten“ vor: „Paul Weilheim — aus Wien.“

Der große, jedem Wiener geläufige Name machte wenig Eindruck — der alte Herr schien nicht daran zu denken, daß er „diesen“ Weilheim vor sich habe. Aber Unmenschen waren die drei doch nicht, und nach dem ersten kleinen Befremden entwickelte sich eine angeregte Konversation, in deren Verlauf die gedachte Kritik der beiden Alten lautete: „Ein netter Mensch! Ein sehr angenehmer Mensch!“ — — und die Pauls: „So seid ihr also! Aha! So hab' ich mir's gedacht!“ — — Fräulein Emma, anfangs etwas ernst und gemessen, machte ihm bald das aufrichtige Vergnügen, die blauen Augen voll und freundlich auf ihn zu heften. Auch wurde ihm die Genugthuung zu teil, mit seinen trockenen Bemerkungen mehrfach das ihm schon bekannte Lachterzett zu entfesseln (Fräulein Emma Oberstimme, goldklarer Sopran); und als Paul Weilheim sich nach diesem Tag, der ihm noch einen Waldspaziergang zu viert gebracht hatte, in sein Zimmer zurückzog, da hatte er vor dem Einschlafen das erstaunlich angenehme Gefühl: „Da hast du einmal einen klugen Streich gemacht“ — — — und noch später, schon im Hinüberdämmern, das zweite: „Wunderhübsche Augen — ein liebes Ding!“

2.

Zehn Tage später — ein prachtvoller, nicht zu heißer Vormittag, Anfang August. Im Mariaschutzer Wald wandern einträchtiglich, in einiger Entfernung voneinander, ein altes und ein junges Paar. Das alte hat sich, wie immer, viel zu erzählen — das junge ist heute, durchaus nicht wie immer, sehr still.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagt Paul nach der soundsovielten längeren Pause — bleibt stehen, schweigt, und dann: „Mein Fräulein“ — er geht weiter — „mit der Unterhaltung ist heute, wie Sie ja sehen, nicht viel los. Ich will mir's also von der Seele sprechen — was mich heute so unbrauchbar macht — wenn Sie mir nämlich gütigst die Erlaubnis geben.“

Er schweigt wieder, atmet etwas tiefer und betrachtet mit großer Aufmerksamkeit die kleinen Steine auf dem Weg. Dann nach einer Weile:

„Ich bin, wie Sie gewiß gemerkt haben, g'rad' kein schüchterner Jüngling — Jüngling so wenig wie schüchtern — aber was ich Ihnen heute sagen will, das geht doch nicht so leicht von der Leber weg. Bitte, schau'n Sie mich mit Ihren — — Ihren Augen nicht so starr an — schau'n Sie doch lieber ein bissel“ — mit Handbewegung — „da herum.“

Pause.

„Ich komm' mir selbst mit all den Vorbereitungen und Vorreden sehr lächerlich vor. Ich brauch' mich auch wirklich nicht zu schämen — ich hab' schon viel dümmere Streiche in meinem Leben gemacht. Nein, bitte“ — etwas flüssiger: „schau'n Sie mir nur wieder mit Ihren lieben Augen ins Gesicht — jetzt wird's schon gehen.“ Und von da an immer flüssiger, rascher und leiser: „Fräulein Emma — was soll das Hin- und Herreden — ich werd' Ihnen wohl sehr lächerlich vorkommen, wir kennen uns jetzt g'rad' zehn Tage und wissen eigentlich nicht gar viel voneinander — so äußere Sachen, mein' ich — — und — — und ich will Ihnen auch gar nicht einreden, daß ich bis über beide Ohren in Sie verliebt bin. Ich muß Ihnen sogar gestehen, daß ich diese sogenannte Verliebtheit schon oft bedeutend stärker gespürt hab' als just heute — — und doch, Fräulein Emma — was ich hier so von Ihnen gesehen hab' — so lieb und schön und gut und unverdorben wie Sie sind — und die zwei prachtvollen Leute da hinten, Ihre Eltern — und wenn Sie wüßten, wie ich — es ist ja lächerlich, ein großer, alter, vom Leben hartgesottener Mensch und keine Spur von sentimental — wie ich mich sehne — nach einem Fleck, der einem allein gehört, nach einem guten Kameraden — nach einem Menschen halt — und jetzt Sie da vor mir, wo ich gar nicht mehr geglaubt hab', daß so unverdorbene, unverzogene Mädeln noch existieren — — — Und kurz und gut, ich will Ihnen nicht die Beleidigung anthun und Sie fragen: ‚Magst du mich?‘ Was wissen Sie denn von mir, was kennen Sie denn von mir? Nur fragen wollt' ich Sie eben“ — er bleibt wieder stehen und seine Stimme wird sehr leise und sehr sanft — „überlegen Sie sich's halt! Erlauben Sie mir, daß ich um Sie und Ihre lieben Eltern bleib', damit Sie drei mich kennenlernen! Der Papa soll herumfragen nach mir und soll mich mit den Brillengläsern durch und durch schau'n. Vielleicht sieht er dann, wie ich's mein', und daß ich vielleicht doch nicht ganz und gar zu schlecht bin für seinen Schatz. Und Sie — — vielleicht — wenn Sie mich kennen — — und sehen dann — und — — also kurz und gut, ich möchte gebeten haben — — und also, bitte recht schön, erlauben Sie mir's — bitte — thun Sie's!“

Seine Stimme ist immer leiser geworden — ganz leise. Er wirft einen raschen Blick auf sie, wird rot und sieht schnell wieder fort und auf die Steine auf dem Weg.

„Wollen wir nicht weiter gehen?“ sagt sie endlich sanft. Und bleibt nach ein paar Schritten stehen, streckt ihm eine leicht zitternde Hand entgegen und lächelt ihn mit feuchten und dankbaren Augen an. „Ich will Ihnen sagen, was ich denke. — — Sie sind nicht stürmisch verliebt — nun — ich bin's auch nicht! Aber ich — sehen Sie — ich hab' mich immer vor dem Heiraten gefürchtet. Ich weiß schon, es muß sein, denn die Eltern erwarten's als ihr einziges Glück. Aber wenn mich die Mama gefragt hat — zwei- oder dreimal ist's doch schon vorgekommen — der und der läßt dich fragen, ob —? Glaubst du, daß du könntest? — — Sie müssen mich ja nicht für eine wählerische Prinzessin halten — aber — ich hab' nie können! Ich bin nicht so dumm, auf die große Verliebtheit zu warten — aber ich — sehen Sie — ich hab's halt zu Haus so gut. Ich hab' mir nie ein Herz fassen können. Sie aber“ — Augen, Mund und das ganze, purpurrotgewordene Gesicht lächeln ihn an — „Sie sind ganz anders. Ich hab' keine Angst vor Ihnen — ich trau' Ihnen. Wenn Sie auch spöttisch sind und ein Weltmann — o ja, Sie sind einer — und wenn Sie auch immer sagen, daß Sie nicht sentimental sind — Sie sind doch ‚sentimental‘. Sie sind gut, Sie sind lieb, bei Ihnen wird's nicht kalt sein. Sie“ — Augen und Gesicht strahlen ihn an — „Sie haben meine Eltern lieb — — ich kenn' Sie jetzt schon — ich weiß schon, was Sie sind! Ich dank' Ihnen für das, was Sie mir vorhin gesagt haben — und jetzt, nicht wahr, jetzt wollen wir's ihnen sagen.“

Und sie wenden sich leise und gehen Hand in Hand durch den Wald — durch den grünen schweigenden Wald — den Eltern entgegen.

3.

Was die drei Freisingers gesagt haben, als sie endlich erfuhren, daß „ihr“ Weilheim „dieser“ Weilheim war, und daß die kleine Emma in aller Unschuld sich das große Los aus der geheimnisvollen Urne gefischt hatte? Nun, es waren, wie gesagt, närrische, altmodische Leute. Sie waren überdies selbst wohlhabend — die Kanzlei ging sehr schön, trotzdem Doktor Freisinger das Goldmachen nicht so recht verstand und zahlreiche arme Verwandte besaß — und hatten, was sie brauchten: nämlich eine verfeinerte, aber nicht überfeinerte Lebensweise. Sie waren also von der großen Neuigkeit nicht eben überwältigt. Aber, daß das Kind damals im Wald mit einem so ruhig freudigen Gesicht dahergekommen war, und daß der glänzende Weltmann das einfache junge Ding mit einer Art von zärtlichem Respekt behandelte — das war freilich eine andere Geschichte und ging den Alten noch ganz anders im Kopf herum als die Millionen des zukünftigen Herrn Schwiegersohns. Und doch war des Vaters erstes Wort gewesen: „Nur ruhig — und nur nichts überstürzen! Sich kennenlernen — sehen, ob man zu einander paßt — und dann weiter schau'n!“

Dabei war's geblieben. Aber der gestrenge Papa sah, daß das Kind schon seine Meinung gefaßt hatte, und die lautete dahin, daß man sich kenne, und daß man zu einander passe. Und der Vater hielt das Kind für weise und hatte die Erfahrung gemacht, daß, wenn das Kind sagte: so ist's — daß es dann auch richtig immer so gewesen war. Und darum hielt er selbst das „Kennenlernen“ und den Aufschub der eigentlichen Verlobung für eine bloße Formalität; und die drei anderen wußten, daß er es dafür hielt, und waren's zufrieden. Und so gab's denn damals auf dem Semmering vier Menschen von ganz eigentümlicher Gemütsverfassung: zwei alte, die den ganzen Tag

Digitized by Google

Salome tanz

Scene aus Sudermann

Nach der Aufführung im „Deutschen Th

Digitized by Google

r Herodes.

ragödie „Johannes“.

z u Berlin gezeichnet von E. Thiel.

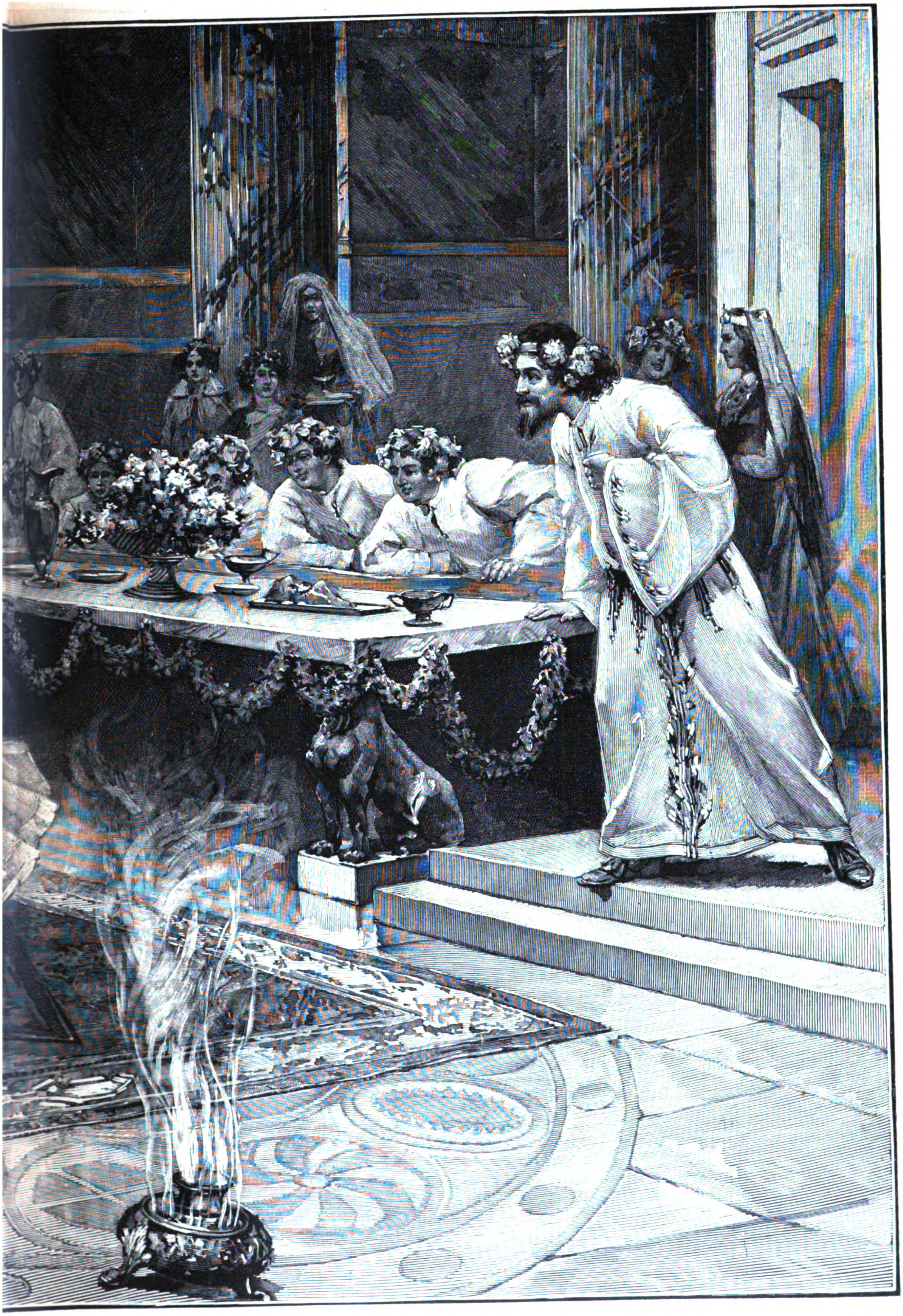
Digitized by Google

Salome tanzt

Scene aus Sudermanns

Nach der Aufführung im „Deutschen The

Digitized by Google



…or Herodes.

…ragödie „Johannes“.

… zu Berlin gezeichnet von E. Thiel.

Digitized by Google

wie in einem Taumel herumgingen und jeden Abend sich selbst und einander fragten: „Ist's denn möglich, daß g'rad' wir mit und an dem Kind so viel Freude haben sollen?" — — Und zwei junge, die sehr ruhig, sehr blühend, sehr vergnügt waren, äußerst verständig, gar nicht „übertrieben", gar nicht „übermäßig verliebt" — aber dafür von ganzem Herzen glücklich.

4.

Also „sich kennenlernen" lautete die Parole. „Gut, lernen wir uns kennen!", war die fröhliche Antwort der beiden gewesen. Das erste, was Paul in dieser Warte- und Probezeit that, war, seine Wohnung im „Hotel Bellevue" mit einer im Gasthaus oben auf dem Semmering zu vertauschen. In seinen Augen war Emma seit jenem Waldgespräch seine verlobte Braut — und warum seinen Schatz auch nur einem Achselzucken aussetzen? So war er denn, zum Schmerz des ganzen Dienstpersonals, mit Sack und Pack übergesiedelt. Aber täglich um sechs Uhr morgens war er wieder da, zu Pferd, Wagen oder Rad herübergekommen. Natürlich war um diese frühe Stunde keine Aussicht, etwas von „seinen Leuten" zu sehen. Da strich er denn ein wenig im Wald herum, sorgfältigst bemüht, sich nicht zu weit aus dem Umkreis des Hauses zu verlieren — denn man kann ja doch nicht wissen!? Punkt sieben Uhr aber ging er dem alten Herrn und dem Fräulein entgegen. Ein Händedruck, ein lustiges „Guten Morgen" von beiden Seiten — und dann noch, was die zwei Augenpaare dazu sprachen.

Und nun das gemeinsame Frühstück auf der Terrasse — ein sehr gutes Frühstück mit viel Gelächter, eifrigster Konversation und sehr viel Sonnenschein in sechs Augen! Dann kommt die Mutter, und er begrüßt sie — nun, wie man eben die Mutter begrüßt. Natürlich sehen sich die nach und nach erscheinenden Sommerfrischler mit großen, weitaufgerissenen Augen das interessante Schauspiel an — einen Tag wie den andern, obgleich sie sich ja nachgerade daran gewöhnen könnten. Ebenso natürlicher Weise wird gelächelt und geflüstert, und der Papa ist unglücklich. Aber, mein Gott, man muß sich doch kennenlernen! Und nun ist der Waldspaziergang an der Reihe. Paarweise hintereinander natürlich. Die Alten sind meist einsilbig und ganz von dem Bestreben erfüllt, etwas von der Konversation da vorn zu erhaschen. Die Jungen aber sind total von ihrer Beschäftigung in Anspruch genommen: eins liefert nämlich dem andern eine ausführliche Lebensbeschreibung. Sie: unverkürzt, wie jemand, der nichts zu verbergen hat; er aber stockt an mancher Stelle, legt sanft seine Hand auf die ihrige und meint: „Das heben wir uns für später auf!" Sie nickt ihm darauf mit ihrem guten Lächeln zu; als Großstadtkind hat sie ja ihre stillen Ahnungen, aber felsenfest steht ihr Vertrauen, er könne Unwürdiges niemals gethan haben! Im übrigen bleibt ihr Benehmen zurückhaltend. Der Papa will „das" nicht, und so thun sie's nicht — auch in der grünen stillen Waldeinsamkeit nicht. Nur die Hand giebt sie ihm manchmal, und die bekommt sie dann nicht gar zu bald zurück. Und manchmal machen sie kehrt und gehen den Eltern entgegen. Und Emma streicht der Mutter über die Wange und hängt sich an Papas Arm, und jedes von den vieren denkt dann still bei sich, daß das Leben wirklich keine schlechte Sache sei.

Zur Mittagszeit freilich ist große Trennung. Der Papa will nicht, daß er mit an ihrem Tisch sitzt — auch den Tisch nebenan soll er nicht bekommen — und da giebt's keine Widerrede. Sein Appetit leidet nicht übermäßig unter der Trennung, aber drei-, viermal während der Mahlzeit macht er einen Abstecher auf das verbotene Territorium. „Das muß er doch schnell dem Herrn Doktor erzählen" — „und weiß denn die gnädige Frau schon, daß —," und so weiter. Beim schwarzen Kaffee findet indes die Wiedervereinigung statt, und da erzählt man sich so viel, als ob man sich drei Wochen nicht gesehen hätte. Dann aber kommt ein bitterer Augenblick. Nach Tisch ziehen sich nämlich die Freisingers auf ihre Zimmer zurück, nehmen, selbstverständlich, ihr Kind mit sich und lassen jemand zurück, der sich sehr einsam und überflüssig vorkommt. Dieser jemand schlendert zweck- und heimatlos um das Hotel herum und umkreist lange vor Ablauf einer Stunde (so lange dauert die Siesta der alten Herrschaften) die Hausthür. Fensterpromenaden sind aufs strengste untersagt. Es nimmt ja aber bekanntlich alles ein Ende, und so ist denn schließlich das vierblätterige Kleeblatt wieder glücklich beisammen. Und so, im Gehen und Schlendern, im Horchen, Sprechen, Lachen und Schweigen vergehen die stillen, warmen Sommertage. Zu Nacht ißt man zusammen — der Papa ist ja kein Tyrann — und hat das Mittagsessen geschmeckt, so schmeckt das Abendbrot noch um sehr vieles besser. Und dann kommt der Abschied. Nach Hause geht er (jetzt ist nichts zu versäumen), und wenn der Abend schön warm oder schön kühl ist, oder wenn der Mond sehr hell scheint, oder wenn sich sonst ein Vorwand findet — und er findet sich immer — so geht man ein kleines Stück mit. Paarweise, natürlich! Gewöhnlich geht man weiter, als man ursprünglich wollte, schließlich heißt's aber ernstlich: umkehren. Er verabschiedet sich von den Eltern so, als ob er sie längere Zeit nicht sehen sollte und als ob ihm das leid thäte. Sie führt er ein paar Schritte weiter, nimmt erst eine, dann die andere Hand, und schließlich küßt er die beiden Hände — langsam, sanft, er will ja den weichen Händchen nicht weh thun, aber zu verschiedenen Malen und ziemlich ausführlich. Und endlich ist er doch gegangen. Bevor er in der Biegung verschwindet, hat er sich noch ein halbes Dutzend Mal umgesehen, und immer sind die drei noch gestanden und haben gegrüßt. Er aber hat wohl nicht alle drei gesehen. — — —

Und so vergehen die Tage, still und warm, einer nach dem andern — und so lernen sie sich kennen.

5.

Pauls Urlaub ist bald zu Ende, und seine Probezeit ist es nun endlich ganz. Eines schönen Tages hat ihn Doktor Freisinger in sein Zimmer gebeten, die Damen waren auch da, und dort hat er ihm eine kleine Rede gehalten, zu der die glänzenden Augen von Mutter und Tochter die stumme, aber angenehme Begleitung bildeten.

„Ich kenn' Sie jetzt so ziemlich," hat der alte Herr unter anderm gesagt, „soweit man eben sagen kann, man kennt einen andern. Vielleicht ist's eine Dummheit und ein Leichtsinn, daß ich Ihnen, den ich ja eigentlich doch nicht kenn', das Kind da geb', das einzige, das ich hab'. Ich bau' eben auf Ihre ehrlichen Augen, und darauf, daß sie ein Herz zu Ihnen gefaßt hat, und daß Sie an ihr hängen. Sie ist gar nicht besonders glänzend, das muß ich schon selber sagen, und eigentlich ein schüchternes Ding, das sich oft nicht traut, den Mund aufzumachen. Daß Sie doch so bald gemerkt haben, was in ihr steckt, das spricht in meinen Augen mehr für Sie als alle Ihre Millionen. Was die Millionen betrifft — nun, Sie wissen's am besten, daß wir drei nicht danach gefischt haben. Ich hab' immer gehofft, daß mein Kind keinen Hungerleider bekommen wird, an so was hab' ich natürlich nicht gedacht. Nun es da ist, will ich nicht behaupten, es sei mir unangenehm. Brauchen thut meine Kleine so was nicht zum Glücklichsein und Glücklichmachen, aber es wird ihr nicht schlechter stehen als einer andern. Und nun, lieber Bursch', da hast du sie! Sei gut zu ihr, mach' ihr's warm und gemütlich, sie ist's so gewöhnt, und sie verdient's! — Und daß du" — nach einer kleinen Pause, mit nicht gerade glänzend gespielter Heiterkeit — „statt einer — zwei Schwiegermamas bekommst und nicht mehr los wirst, das darf dich nicht stören. Wir wollen dir nicht gar zu arg zur Last fallen, aber ein bissel muß es halt doch sein. Wir haben nur das Eine auf der Welt — und wir haben's lieb!"

Und welche Rolle hat Paul, der Spötter und Weltmensch Paul, in diesem Familienstück gespielt? Er hat sich auf der Eltern Hände gestürzt, hat sie, trotz allen Sträubens, abwechselnd gestreichelt, gedrückt und geküßt, und dazu recht unzusammenhängende und ungeschickte Worte gestammelt.

Er wolle sie glücklich machen — die Eltern werden schon sehen — und tausend Dank — und sie sollen auch ihn liebgewinnen — er bitte schön darum — und nochmals Dank — tausend Dank!

„Und Schwiegermamas wie euch beide noch ein Dutzend — nie zu viel — das ist ja ein Extrageschenk — ich hab' mich ja zuerst in die Eltern und dann erst in die Tochter verliebt."

„Verliebt?" ruft da jemand, der bisher geschwiegen hat und jetzt nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll — „Verliebt? Du bist ja gar nicht verliebt!"

Digitized by Google

„Nein! Aber nein! Nein! Keine Spur!" schreit Paul, läßt die Eltern los, zieht oder reißt vielmehr diesen Jemand an sich — und zeigt ihm dann, unbekümmert um die Zeugen, auf eine höchst einfache, eindringliche und verständliche Weise, wie er — nicht verliebt ist.

6.

Der Oktober ist ins Land gezogen, und unser Brautpaar ist nun sturm- und wetterfest, hat die mannigfachen Stürme und Leiden dieses Standes durchgekostet und befindet sich merkwürdigerweise noch immer recht wohl und zufrieden. Die Geschichte hat sehr schön angefangen. Kaum hatte damals im kleinen Mariaschutzer Gaststübchen der Vater dem ungestümen Freier sein Kind zugesprochen, da hat sich der auch um weiter nichts gekümmert, hat die neugebackene Braut genommen und mit sich fortgezogen, ins Freie hinaus. Mama hat dem Vater abgewinkt (sie meint, wenn sie ihm das Kind fürs Leben anvertraut, warum nicht für eine Stunde?), und so waren sie denn allein. Er, Paul nämlich, hat weder Scheu noch Scham gekannt, hat den Arm um sie gelegt, und wer immer ihm in den Weg kam, den hat er angelacht.

„Meine Braut, Herr Westermayer!" hat er dem vorbeikommenden Wirt zugerufen, hat aber die Gratulation nicht abgewartet, sondern ist weiter, immer weiter geeilt mit ihr, die ihm lachend, willenlos, tief errötend und wunderhübsch aussehend, gefolgt ist. Vorüber an den kaffeetrinkenden, zur Salzsäule erstarrenden Sommerfrischlern; vorüber an weißhaarigen Bauernkindern, die er anhält und mit kleinen Silbermünzen beschenkt — in den Wald, in seinen Verlobungswald hinein! Dort zieht er sie weiter, immer rascher, immer toller, und endlich kommt er ins laute, übermütige Singen, wie ein freiheitstoller Schuljunge — und sie lacht dazu, und lacht und lacht — denn sprechen hat sie nicht können. —

So weit, wie gesagt, ging alles schön und gut. Lang hat's nicht gedauert, denn Paul mußte wieder ins langvernachlässigte Comptoir zurück. Da gab's denn die erste Trennung. Sie waren sehr ruhig, sehr verständig und gefaßt und ließen den Kopf nicht hängen — aber ein sonderbares Gefühl war's doch — ein sehr sonderbares Gefühl! Es handelte sich übrigens nur um acht Tage, und schließlich, wozu sind denn Feder, Tinte und Papier auf der Welt? . . . Nach acht Tagen sind auch die Freisingers in die Stadt zurück, und zwar unter der schützenden und sorgenden Begleitung Pauls, der eines schönen Tages vor der erstaunten Familie stand, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, seine drei schutzlos und verlassen den Gefahren und Beschwerden einer Semmeringfahrt auszuliefern. Ob Emma unter solchen Umständen sehr viel von der Aussicht gehabt haben mag? . . .

Zu Hause hat eine große und feierliche Vorstellung stattgefunden. Da waren nämlich die drei Freisingerschen Dienstboten zu einer feierlichen Gruppe vereinigt, alte, erprobte Hausmöbel, die in dem Punkt „Bräutigam von der Fräul'n Emma" durchaus keinen Spaß verstanden und nicht wenig darauf brannten, das neue Familienglied kennenzulernen. Die Prüfung war rigoros, aber Paul bestand mit Auszeichnung. Dann wurde er im Triumphe durch das ganze Haus geführt, trotzdem inzwischen die Suppe kalt zu werden drohte. Die Wohnung glänzte schon in ihrer vollen Winterschöne, sie glänzte überdies noch in echt Freisingerscher Sauberkeit, und der Eindruck, den sie auf das neue Familienmitglied machte, äußerte sich zunächst darin, daß er nichts sprach und seine Suppe vollends kalt werden ließ.

„Dummkopf!" lautete sein stummes Selbstgespräch, „was willst du eigentlich mit deinem dummen Geld Leuten bieten, die so wohnen!"

Er hatte nicht ganz unrecht; die Wohnung war ein Schmuckkästchen und im Freundeskreis eine Art Berühmtheit. Sie war, wie die Freisingers selber waren: sie war schlicht und echt. Da gab's keine Ueberflüssigkeiten und keine sogenannte malerische Unordnung, alles war vornehm und ungemein behaglich. Große, helle Räume (das Haus, auf der Schottenbastei gelegen, war noch ziemlich neu), gediegene, ein wenig unmoderne Möbel, prächtige Perser Teppiche, gar keine Nippsachen (auch in Emmas Zimmer nicht), schöne Stiche überall, hier und da ein gutes Oelbild, eine geschmackvolle Handarbeit aus Emmas kunstreichen Händen, eine Menge grüner Blattpflanzen, und alles am rechten Platze, daß man das Gefühl hatte, es könne gar nicht anders sein.

Nun, der verstimmte Bräutigam gewann in kurzer Zeit Sprache, Humor und Appetit wieder, und das Mahl verlief so, wie die Mariaschutzer Diners und Soupers alltäglich verlaufen waren — also nicht eben ungemütlich. Paul that dem sehr gelungenen, aus vier Gängen und Nachtisch bestehenden Mittagsmahl die größte Ehre an, ein Umstand, der Mama, Tochter und das aufwartende Mädchen mit Stolz und Freude erfüllte. Nach Tische machte er sich beim Auspacken sehr nützlich und wurde dann zur Belohnung in Emmas Wohnstübchen geführt. Sie hatte nämlich ihr großes Zimmer in Schlafraum und Boudoir abteilen lassen. Er bekam natürlich nur letzteres zu sehen, und es wurden ihm alle Schätze des herzgewinnend freundlichen Kabinettchens vorgeführt und erläutert: die Bücher, Bilder, Blumen, Sammlungen, und so weiter. Ihm dünkte alles sehr merkwürdig und interessant, am meisten freilich, nach wie vor, ihre blauen Augen und frischen Lippen. Und so verlief denn dieser Tag still, philiströs, aber auch, wie er sich selber sagte, ganz lächerlich glücklich.

Dank dem Umstand, daß der beiderseitige Freundes- und Verwandtenkreis noch auf dem Lande weilte, war ihnen noch eine Reihe so guter Tage, oder eigentlich Abende beschieden, die nur den Fehler großer Kürze hatten — ein Fehler, der bekanntlich allen guten Dingen anhaftet. Dazwischen wurde auch über „Ernstes" gesprochen. Die Hochzeit war, nach vielen ernsten Beratungen, auf den zehnten Januar angesetzt worden. Paul hatte rebellieren wollen, war aber durch Vernunftgründe, und noch durch andere Gründe, die blaue Augen und streichelnde Hände hatten, beschwichtigt worden. Vor dem November wollte der Papa, der einen altmodischen Abscheu vor einem kurzen Brautstand hatte, absolut nichts vom Heiraten wissen; im November wieder konnte Paul nicht vom Geschäft fort. Eine Hochzeit im Dezember ging auch nicht gut, denn Paul hatte großartige Reisepläne, die sich weit über Weihnachten erstreckt haben würden, und am Weihnachtsabend nicht beisammen zu sein, das hätte den drei Freisingers das Herz gebrochen. Der zehnte Januar aber war Mamas Geburtstag und zugleich auch ihr Hochzeitstag, und dieser Umstand entschädigte Emma ein wenig für die Wartezeit, die auch ihr lang genug erschien. Paul aber, der seine ungeduldige Sehnsucht kaum mehr bezwingen konnte, fand die Zeit bis zum Januar nicht „lang", sondern einfach endlos. Wohl hatte er in seinem Leben schon so viel genossen, so viel erlebt, Schönes, Interessantes, Lustiges, Sensationelles; nur Glück, das hatte er eigentlich seit den Kinderjahren nicht mehr gekostet, und auch damals war's wohl nicht das rechte und eigentliche gewesen. Und nun war das seltene Ding auf einmal bei ihm und umfing ihn mit so warmen, weichen Armen, daß er eigentlich nicht das Herz hatte, zu rufen: „Weiter, weiter! Es soll noch besser kommen."

Er wußte, daß er durch grüne, duftende Fluren in ein noch reicher blühendes Land schritt. Es zog ihn wie an Ketten hinüber, und hielt ihn doch wieder mit sanften, leisen Banden hier fest . . . Und so, in den kleinen Ereignissen und Freuden, die jeder neue Tag brachte, verging denn auch ihm diese schreckliche Wartezeit im Grunde recht leidlich.

Unterdes steckten die Damen tief in Ausstattungssorgen. Frau Doktor hatte als sorgsame Mutter schon manches schöne und gediegene Stück vorbereitet, aber die Verhältnisse waren gründlich andere geworden; wenn sich Emma vorläufig auch noch so sehr und mit einem gewissen Trotz als Bürgermädchen und Tochter des Mittelstandes aufspielte, es ließ sich einmal nicht ändern: sie kam in die hohe Finanz hinein und mußte dem Rechnung tragen. Und schließlich, den Bürgerstolz in allen Ehren, aber welche junge Evastochter hat ernstlich gegen alte Brüsseler Spitzen und die tausend feinen Zierlichkeiten einer eleganten Ausstattung etwas einzuwenden? . . .

Die erwachende Saison brachte denn endlich auch Wolken und Dornen in das sonnige kleine Königreich Brautstand. Die Verlobungsanzeige hatte sowohl in Pauls, als auch in Emmas

Digitized by Google

Kreisen mit der Gewalt eines Elementarereignisses gewirkt. Der Freisinger-Kreis — nicht sehr groß, zumeist Advokaten- und Professorenfamilien — beruhigte sich bald und formulierte sein Urteil dahin: „Ein Riesenglück — aber die Leute verdienen's!" Anders Pauls Welt. So manche sah sich in diesen Kreisen auf der Jagd nach dem Eheglück um die kostbarste Beute geprellt. Ein Hohngelächter erhob sich von allen Seiten: also darum hatte dieser Weilheim jahrelang gewählt und gemäkelt und sich nirgends binden wollen, um endlich in die Netze einer kleinen Spießbürgerin zu gehen? Hat sie ein Mensch denn überhaupt gesehen? Geht sie denn in die Welt? Hat sie Manieren? Versteht sie, sich anzuziehen? Wenn dann irgend ein männliches Mitglied der entrüsteten Gesellschaft einwandte, ja, er habe sie da oder dort gesehen, sie sei hübsch gewachsen, mache auch ganz gut Toilette, so wurde das mit Grimm und Spott aufgenommen. Paul, der sich im Geist das Schauspiel so ziemlich richtig ausgemalt hatte und nun seine froheſten Ahnungen bestätigt fand (er las die Bestätigung aus den mehr oder minder überströmend herzlichen Gratulationen, die ihm zu teil wurden), Paul also hatte seinen Hauptspaß an der ganzen Aufregung. Und mit größtem Behagen begann er dann, seine Braut den enttäuschten Familien vorzustellen, in deren Häusern er so vielfach verkehrt hatte. Stolz wie ein Kaiser trat er mit ihr in die Salons unter die spähenden, stechenden Augen. Und wenn er sie dann bei den hübschen, eleganten, schauspielernden Mädchen sitzen sah, von welchen jede eine für die Gesellschaft berechnete Rolle spielte — in Haltung und Kleidung so verfeinert wie jene, aber sonst wie aus einer andern, einer frischeren und reineren Welt stammend, da vergaß er Artigkeit und alles, blieb seinem Nachbar die Antwort schuldig, warf fortwährend prüfende Blicke nach der gewissen Richtung, und was er dazu dachte, das war eitel Selbstlob und Selbstberäucherung: „Aber, daß du dich die Jahre her nicht hast fangen lassen! Daß du doch ordentlich ausgewartet hast! So ein Verstand! So ein Riesenglück! Das hast du wirklich famos gemacht!" — War dann die Vorstellung zu Ende und das Brautpaar auf der Treppe, da hielt er sie an, zeigte nach der Thür und fragte mit einem Paar Augen voller Uebermut: „Na, wie gefallen dir meine schönen Damen?"

„Wie gefallen sie denn dir, jetzt, wo du nicht mehr an sie gewöhnt bist?" fragt sie zurück. (Sie nährt nämlich in schwachen Stunden eine kleine Eifersucht auf das, was sie „seine Leute" nennt.) Statt aller Antwort sieht er sich eiligst um, holt sich, wenn kein Störer naht, rasch ein paar gute, frische Küsse von ihrem Mund, und meint dann mit einem zufriedenen Aufatmen: „So gefallen sie mir!"

Etwas ernster sind schon die Vorstellungsbesuche im beiderseitigen Verwandtenkreis. Wie so viele Menschen, waren sowohl die Freisingers als auch Paul mit einer Sorte von Verwandten begabt, die — nun, die man sich just nicht aussuchen würde, wenn man eben die Wahl hätte. Paul denkt von der Sippe seiner Kleinen: „Ist's denn möglich, daß meine noblen Menschen zu diesen abgeschmackten Spießbürgern gehören?" Die Freisingers wieder fragen sich immerfort, wie denn nur ihr lieber unverdorbener Paul zu der gespreizten hochmütigen Gesellschaft kommt. Es dauert nicht lange, so hat einer des anderen Gefühl entdeckt und — verziehen. Aber Besuche müssen doch gemacht werden, und das Brautpaar muß sich durch einen Berg von ihm zu Ehren veranstalteten Diners und Soupers durchessen. Ach, und es wär' so gern zu Haus! Es hat sich immer so viel zu erzählen, es hat so viel zu lachen! Oder beide spielen vierhändig, oder sie singt ihm mit ihrem kleinen süßen wohlgeschulten Sopran ein Schubert-Lied, welchen Kunstgenuß er dankbarst in der unter Brautleuten üblichen Münze honoriert. O ja, zu Haus ist's besser! Aber gut ist's auch, wenn sie alle vier in einer Burgtheater- oder Opernloge sitzen, sie nur Aug' und Ohr, mit glühenden Wangen. Manchmal, im Uebermaß des Entzückens, drückt sie ihm die Hand und schaut ihn, wie um Teilnahme flehend, an. Den Blick bekommt sie wohl mit Zinseszinsen zurück, aber viel Teilnahme ist nicht darin; er hat einfach nicht aufgepaßt. Kunstgenüsse hat er schon viele gehabt, aber das liebe Stückchen Natur an seiner Seite, das ist ihm noch so neu, das muß er ordentlich studieren. Zu Hause, am Theetisch, wird er erst ausgezankt und dann darüber getröstet. Da haben sie dann noch gute Zeit, bis zum letzten „Gute Nacht!" Um all das bringen sie die lästigen Einladungen. Und doch hat auch so ein Gesellschaftsabend seine guten Seiten. Vor allem sieht sie in Abendtoilette wunderlieblich aus in ihren hellen Mädchenkleidern, mit seinen Rosen. Und haben sie einmal beide wie brave Kinder vor jedem Gast ein schönes Kompliment gemacht, dann setzen sie sich in irgend einen Winkel und lassen sich durch nichts und niemand stören.

So sind sie denn also mit sich, mit den Eltern, mit Gott und der Welt vollkommen zufrieden. So lachen sie über die Dornen ihres Brautstands und pflücken mit vollen Händen seine duftenden Rosen, stehen mit wohligbanger Sehnsucht vor der verschlossenen Thür der Zukunft, wie Kinder vor dem versperrten Weihnachtszimmer — und glauben in ihrer jungen Glückseligkeit fest und sicher, sie leben in der besten aller Welten!

7.

Es giebt noch eine kleine Wolke an Pauls Brautstandshimmel, und das sind die Brautgeschenke. Das geht nämlich so zu: Während der Wartezeit hat er ihr auch nicht eine Blume schenken dürfen. Da hat er ihr eben ohne Erlaubnis täglich ein Sträußchen Waldblumen gepflückt — so klein, daß der väterliche Tyrann wohl ein Auge zudrücken konnte. Kaum war dann das erlösende Wort gefallen: „Da hast du sie!" — so ist er täglich eine Stunde früher aufgestanden, und das Resultat dieses „Liebesopfers" (aber es war kein Opfer) war der herrlichste, größte Strauß der schönsten, eigenhändig gepflückten Alpenblumen. Dann stand jeden Nachmittag auf ihrem Tisch ein Strauß Rosen. Gleich in den ersten Tagen der offiziellen Brautschaft hat er sich einmal sehr früh von seinen dreien verabschiedet, unter irgend einem Vorwand, aber mit schmerzbewegtem Gesicht. Ist auch des andern Tags später als sonst erschienen und hat mitten im Wald seiner Kleinen die schönste sechsreihige Perlenschnur um den Hals gelegt — mit komisch wichtiger Feierlichkeit, der doch ein kleiner Beigeschmack von Befangenheit nicht fehlte. Darauf hat er ihre herabhängende Hand genommen und ihr einen Ring angesteckt — einen Ring mit einer Perle und einem Brillanten, an Material und Arbeit ein kleines Wunder. „Gefällt's dir?" hat er darauf fast scheu gefragt, „hast eine Freude daran?" „Noch nicht," hat sie, die erst glühend rot und dann blaß geworden ist, ihm geantwortet. „Es ist zu schön. Aber über dich hab' ich . . ." und dann kam der stumme, aber ihn doch recht sehr befriedigende Dank. Ein paar Tage darauf stand auf Emmas Tisch ein Etui, Inhalt: ein wundervolles Armband, gleichfalls eine Verbindung von Perlen und Brillanten. „O bitte, schenk' mir doch nicht so viel!" hat sie leise gesagt und ihm nur scheu und verlegen gedankt. Wie aber die Sache eine Weile so fort ging, da hat sie sich einmal — es war schon in Wien — ein Herz gefaßt, hat ihn auf ihr Zimmer genommen und ihm eine kleine Standrede gehalten.

„Schau einmal, Schatz", hat sie gesagt, „ich weiß schon, es macht dir Freude, gut und großmütig wie du bist" — hier muß sie sich notwendig unterbrechen, um seine Stirn zu küssen — „und, nicht wahr, du glaubst mir doch, daß ich dir eine Freude gönn'?" Sie wartet auf die Antwort, die prompt erfolgt und befriedigend ausfällt. „Aber diese Freude, liebster Mensch, schau, die kann ich dir nicht gönnen — noch nicht! — Sei einmal ganz still und laß mich ausreden" — da er sie unterbrechen will — „du weißt ja, das Reden ist nicht meine starke Seite, und man bringt mich gleich aus dem Konzept. Sei schön still, ja?" Und sie nimmt, ihn zu beschwichtigen, seine Hand und deckt sie mit ihren beiden Händen zu. „Also, hör' an: deine Geschenke, die so großartig sind, so fürstlich und tausendmal zu schön für mich — die, siehst du, Schatz — aber sei nicht bös'! — die thun mir weh. — — O, ich weiß schon, ich weiß —" nach einer Pause, denn sie hat ja gestraft werden müssen — „wenn ich mich schon von meiner hohen Position herablasse, dich armen Kerl von einem Krösus zu nehmen" — wie die beiden lachen über den Witz! — „so muß ich mich auch entschließen, die traurigen Konsequenzen in Gestalt von Schmuck, Theaterlogen, Spazierfahrten und so weiter auf mich zu nehmen. — Nein, du, hör' einmal" — unterbricht sie sich selbst — „da ist gar nichts zu lachen! Reich sein ist gewiß was Prachtvolles, und ich bin die Letzte, die was dagegen einzuwenden hat — aber — mußt du denn gerad'

Digitized by Google

Ein Löwensäugling.
Nach dem Leben gezeichnet von F. Specht.

Digitized by Google

so schauderhaft viel Geld haben? Schau einmal, du lieber, guter, herziger Mensch" — und da ist sie auch schon bei ihm und hat die Arme fest, fest um seinen Hals — „mir wär's viel lieber anders! Du erdrückst mich ja, ich schäm' mich ja vor dir! Ich bin nicht reich, nicht schön, nicht geistreich — was hast du denn an mir? Und dann kommst du noch und bombardierst mich mit diesen Sachen, die für eine Königin gut genug sind — ja, das ist ja, um sich zu verkriechen! Wenn du mich lieb hast, du mein Lieber, Guter — und ich weiß, du hast mich lieb, so wie ich dich — sehr, sehr! — dann thust du mir das nicht mehr an. Blumen ja, so viel du willst, Bücher auch — aber Schmuck keinen mehr, gelt, vor Weihnachten! Und nicht mehr jeden Tag den Wagen und die Loge — nicht wahr, nein? Einmal in der Woche, wenn du so gut sein willst — aber nicht öfter! Und wenn du schon entschlossen bist, so ein einfaches Bürgermädel zu nehmen, dann mußt du dir's auch bei uns Spießbürgern gefallen lassen! Mußt schön mit uns spazieren *gehen* (das schadet deinen langen Beinen nichts) — und weißt du" — immer näher an seinem Ohr — „später werd' ich mich schon entpuppen! Mich in der Loge breit machen, das Geld hinauswerfen, die große Dame spielen — *die Kunst* werd' ich schon treffen, da sei nur ruhig! Vielleicht besser, als dir's lieb ist. — Nein, nein, hab' keine Angst, es war nur Spaß — gar so schlimm wird's nicht werden! Nur alles thun und haben, was sich für die Frau Weilheim, Großhandlungschefs- und Großgrundbesitzersgattin — uff! — gehört. Dann halt' ich still. Aber jetzt bin ich noch die Emma Freisinger, und die schämt sich, wenn du ihr mit solchem Glanz kommst, und braucht nichts auf der Welt als drei Menschen, und von den dreien — aber das ist schlecht von ihr — *dich* vielleicht am allermeisten. Ja, und dann noch, daß du ihr sagst, du bist nicht bös' auf sie. Sag' mir's, Paul — Alter — Lieber, Herziger — sag' mir's! Bist du bös' — hab' ich dir weh gethan? Gelt nein, mein Schatz — mein guter, lieber — nicht wahr, nein?" —

Und was hat er auf all das Drängen und Bitten geantwortet? Nun, nichts — nur angesehen hat er sie. Aber sie weiß nun doch, daß er *nicht* — daß er nicht im mindesten böse ist.

8.

Anfang November sind die kleinen Wolken alle verschwunden, und es steht dafür eine einzige, große, und zwar ziemlich schwarz und drohend, am Himmel: Emma ist krank, sie hat eine Rippenfellentzündung. Sehr ernst ist's nicht, von einer wirklichen Gefahr ist nicht die Rede, aber es bleibt immer ein tüchtiger Anfall, und man muß achtgeben.

Ihre drei verlieren den Kopf nicht und auch nicht den Humor. Man braucht sich ja, gottlob, nicht zu fürchten, es ist ja nicht sehr bös'; man muß eben nur achtgeben. Und das thun sie denn redlich. Emma zwar braucht etwas Zeit, um sich in die ihr ganz neue Rolle der Patientin einzuleben, und findet es einfach lächerlich, still zu liegen, sich wie eine Prinzessin bedienen zu lassen und fortwährend über ihr eigenes Befinden reden zu hören. Aber sie hat entschieden das Talent, sich verhätscheln zu lassen, und ganz still und heimlich darüber glücklich zu sein; so findet sie sich denn endlich auch in diese Lage und gewinnt ihr einige gute und sogar sehr gute Seiten ab. Wie gesagt, sie ist wohl behütet. Die Mama ist nur dann aus dem Krankenzimmer zu bringen, wenn der Papa, auf Emmas kategorische Aufforderung hin, eine Art Gewalt anwendet. Was diesen Papa betrifft, so schaut er aus seinem Bureau, das Wand an Wand mit den Wohnräumen liegt, jede Viertelstunde zu seiner Tochter hinüber und etabliert sich dann immer für ungefähr dreißig Minuten oder auch mehr an ihrem Bett. Man kann also nicht behaupten, daß er sich momentan im Geschäft überanstrengt. Was Paul betrifft — — — ach, der arme Paul! Der hat böse Zeiten! Der Papa kann lachen! Die Mama kann schmunzeln! Die sind drin bei ihr, können sie bedienen, anschauen, berühren. Aber er!! — Denn, um es kurz zu sagen: er ist verbannt, er darf nicht hinein — sie will's nicht — sie schämt sich! — — — Er hat nicht rebelliert, sondern sich ganz still in sein Schicksal ergeben; er wird doch nichts gegen ihren Willen durchsetzen, wenn sie gerade krank zu Bette liegt! So steht er denn also an der angelehnten Thür (so ziemlich den ganzen Tag), horcht auf ihre Stimme und weist dann doch diese ersehnte Stimme, wenn sie sich erhebt, mit großer Strenge zur Ruhe. Es ist ihm überhaupt nichts recht, was da drin im Zimmer geschieht; er behorcht natürlich alles und hat an allem zu nörgeln: sie spricht und lacht ihm zu viel und ißt ihm zu wenig; die Mama läßt ihr alles durchgehen; der Papa ermuntert sie noch, Dummheiten zu machen. Zur Belohnung wird der Moralprediger von allen dreien ordentlich ausgelacht.

Um ihm den Mund zu stopfen, schreibt sie ihm jede Stunde einen Zettel, manchmal auch zwei. Nach der Lektüre glänzen seine Augen so hell, als ob er sie schon wieder im Arm hätte, und lustig auflachend, setzt er sich hin und schreibt seine Antwort. Wenn's niemand sieht, nimmt er ihre Zettelchen wieder hervor, besieht und betastet sie von allen Seiten und verwahrt sie dann voll Ernst und Andacht in der Brieftasche. *Sie ist* schon kecker und geniert sich gar nicht, seine Briefe eventuell auch vor den Eltern an die Lippen zu drücken. Diese sind nicht eifersüchtig und haben auch keinen Grund dazu. Das Herz ihres Kindes ist so eigentümlich organisiert, daß seine Leistungsfähigkeit zugleich mit den ihm gestellten Anforderungen wächst. Es hat für alle drei Platz und reichlich Platz. Das fühlen die alten Leute, und ihre überströmende Dankbarkeit ergießt sich naturgemäß über das neue Kind, über den Sohn. Der wieder lernt seine „Schwiegermamas" jeden Tag mehr als „ein Extrageschenk" kennen und schätzen. Und so überstehen die vier in treuer Gemeinschaft die Sorgentage mit frischem Mut.

Und endlich erbarmt sich Emma ihres armen Verbannten, macht eine große Kraftanstrengung, verliert die letzten unangenehmen Symptome und ist nach vierzehn Tagen so weit, ihrem künftigen Gebieter die erste Audienz zu ertheilen. Es ist nach allen Ereignissen des Morgens — Frühstück, Besuch des Doktors, die Toilette, die ersten Gehversuche — doch beinahe Mittag geworden, ehe sie, in einem weißen Morgenkleid, auf der Chaiselongue in ihrem blumengefüllten Wohnzimmer ausgestreckt, zum Empfang bereit ist. Sie liegt mitten im Sonnenschein, blaß, etwas abgemagert, mit großen, erwartungsvollen Augen. Zwei dicke Zöpfe fallen ihr über die Schultern und machen die Illusion, man habe ein sechzehnjähriges Kind vor sich, ganz und gar täuschend. Aber ein Kind, das wie ein bewegtes, sehnsüchtiges Weib dreinsieht und das jetzt, da es einen bekannten, eiligen Schritt hört, die Farbe wechselt und zu zittern beginnt. Und nun ist er auch schon im Zimmer. Ist mit *einem* Schritt bei der Chaiselongue, läßt sich auf die Kniee gleiten, schlingt sehr sanft zwei starke Arme um sie — und legt den Kopf auf ihre Hand. Gesprochen wird dabei nichts. Wie's ihr dann doch zu lange dauert, hebt sie leise diesen Kopf auf, deckt ihm mit beiden Händen die Augen zu (zwar, die Eltern sehen nichts, die haben sich abgewendet und schauen eifrig durchs Fenster) und sagt, ganz leise, mit einer mütterlich beschwichtigenden Stimme, ein paar gute, unzusammenhängende Worte. Und da kommt auch wieder Leben in seine Gestalt. Er richtet sich auf, setzt sich, ohne zu fragen, auf die Chaiselongue, nimmt sie wie ein kleines Kind in die Arme, nimmt ihren Kopf zwischen seine Hände, schaut sie an, als ob er sie zehn Jahre nicht gesehen hätte — und fängt plötzlich an, leise zu lachen, begräbt diesen blonden Kopf in seinen Armen, wiegt ihn zwei-, dreimal hin und her — und dann geht ein Ungewitter von Liebkosungen und närrischen, abgebrochenen Worten auf sie nieder, daß es ihr den Atem nimmt und sie nichts thun kann als das Haupt neigen, die Augen schließen, stillhalten — und selig sein.

9.

Diesem stürmischen Ereignis folgen drei sehr stille Tage. Während dieser Zeit befindet sich Emma so gut, daß sie die Erlaubnis bekommen hat, ihren Bräutigam so ziemlich den ganzen Tag um sich zu haben. Er liest ihr vor, er ergeht sich mit ihr in Mariaschutzer Erinnerungen, er entwirft mit ihrer Hilfe eine Tageseinteilung für „später", die in der nächsten halben Stunde umgestoßen wird; er bringt ihr die Pläne zur „Villa Emma", die er im Cottageviertel bauen läßt, über welche sich endlose Diskussionen entspinnen. Er überwacht ferner mit lobenswertem Eifer ihre Mahlzeiten, sorgt dafür, daß sie nichts stehen läßt, und wird zum Dank für seine Mühe von ihr mit Aepfel-

Digitized by Google

kompott und Biskuit gefüttert. Das dauert wie gesagt drei Tage — drei sehr gute Tage — und dann kommt ganz plötzlich, ohne irgend eine auffindbare Ursache, ein Rückfall. Oder eigentlich, einen Rückfall kann man's nicht nennen; es hat ein total anderes Gesicht als jene erste Entzündung, es tritt ganz anders auf — es ist, wie wenn ein Orkan über einen jungen, starken Baum dahinfährt. Die Eltern in ihrer treuen Liebe nehmen still und zuversichtlich den neuen Kampf auf und wehren mit starken Armen Dem, der hereinsieht, den Einlaß. Die Aerzte, die berühmtesten Wiens, kommen jede Stunde, thun, was sich eben thun läßt, schauen sich die Familie an, wollen reden — und bringen nichts über die Lippen. Und Paul? — — —

Paul sitzt jetzt, wie er's früher so heiß gewünscht hat, drin bei ihr, denn daß er nicht hinein soll, davon ist mit einem Male nicht mehr die Rede. Er hat ihre heiße Hand und läßt sie den ganzen Tag nicht los. Wenn sie ihn in lichten Augenblicken ansieht, so lächelt er ihr zu. Wenn die Eltern ihm über das Haar streichen, ihn bitten, so sanft, als wenn er ein krankes Kind wäre, sich doch drin im anderen Zimmer ein wenig aufs Sofa zu strecken, so küßt er ihre Hände und lächelt ihnen zu. Sonst aber sitzt er, ihre Hand in der seinen und manchmal an seiner Wange, und schaut immer auf das Gesicht in den weißen Kissen, das ihm jede Stunde etwas kleiner erscheint. Oder er sieht mit großen, staunenden Augen auf die Eltern, die so ruhig und geschäftig um das Krankenbett schalten, und wenn die Aerzte da sind, wirft er auf sie scheue Blicke, die gleich wieder, wie schuldbewußt, den Boden suchen. So sitzt er stundenlang, ohne zu sprechen, ohne sich zu rühren, und all sein Leben hat er in seinen Augen.

Er glaubt, er träumt. Er glaubt, es ist nicht möglich, daß man vor zwei Tagen noch ein glücklicher Mensch war und daß sich auf einmal eine Spalte im Boden geöffnet hat, durch die man in einen Abgrund sieht. Er glaubt's nicht. Er will nicht. Er kann nicht. Nein — nein — nein!

Und dann schaut er wieder auf das Gesicht da in den Kissen, das kleine, wächserne mit den geschlossenen Augen. Und er greift sich an die Brust und ringt nach Luft.

10.

Der Diener hat ihn ins Sprechzimmer des Doktors geführt, hat ihm Fauteuil und Zeitung zurecht gerückt und gebeten, sich nur ein paar Minuten zu gedulden; der Herr Hofrat sei eben erst aus der Klinik gekommen. Dann hat er geräuschlos das Zimmer verlassen. Paul, noch atemlos, bleibt stehen, stützt sich auf den Tisch und schaut mit schwarzumrandeten Augen nach der Thüre.

Draußen — nichts — kein Laut. Es ist so still im Zimmer, so still. Nur die Wanduhr tickt. Ihm wird auf einmal leicht und friedlich. Wird denn die Thür dort aufgehen? Wird der Mann dastehen und ihm antworten? Ihm Gewißheit geben — so oder — so? Er kann sich's nicht vorstellen. Es ist so still, so heimlich, so warm im Zimmer — so ruhig — so gut! — — —

Ah — aber jetzt — jetzt kommt's! Er steht und horcht mit geballten Fäusten. Nein — nichts — es geht vorüber. Ein zitternder Atemzug hebt seine Brust: Gott sei Dank! — Aber die Luft in dem Zimmer — so schwül, so schwer — man kann nicht atmen. Und ein Lärm — von dieser Uhr — und sein Kopf — dieses Sausen und Hämmern — man meint, er zerspringt! — —

Warten — er hat nie gut warten können. Sie hat sich oft darüber gekränkt. Aber jetzt — jetzt meint er, er könnt' noch lang' — noch lang' so stehen. So dumm! So albern! Ob jetzt oder in fünf Minuten oder in zehn — kommen wird er! Dastehen wird er! Und ob jetzt etwas früher oder später — das ist ja so einerlei — da's ja doch sein muß — und — ach, und die Hitze! Nicht zum Ertragen! — — — —

So ein Elend! So eine Folter! Man meint, man wird ein Narr! Das bissel Glück — das muß man ordentlich bezahlen. Ja — gut war's! Süß war's! Lieb und gut und süß! — Aber jetzt — so dastehen und zappeln — nein! Das ist zu viel! Dann lieber kein Glück kosten! Dann lieber gar nicht leben.

Aber — täuscht er sich nicht am Ende? Muß es — muß es denn g'rad' schlecht — es könnt' ja doch — es ist ja vielleicht doch nicht unmöglich — o, Herrgott! Herrgott!

Und bei dem bloßen Gedanken geht ihm glühheiß ein Strom von Glück und Leben durchs Herz.

Da, ein Geräusch — er sieht auf — und der Hofrat steht mitten im Zimmer. Paul will hin zu ihm — und kommt nicht vom Fleck. Er macht eine krampfhafte Anstrengung, zu sprechen — und bekommt ein heftiges Zittern. Und der Hofrat läßt ihn niedersitzen, giebt ihm zu trinken, netzt ihm die Schläfen. Und schließlich kann er doch wieder reden. —

Eine Stunde später tastet sich ein Mann mühsam und schwerfällig die Treppe zur Freisingerschen Wohnung hinauf.

Der Mann ist Paul Weilheim.

11.

Das Mädchen, das ihm draußen im Vorsaal Hut und Rock abnimmt, hat ihn erst nicht erkannt. Dann hat sie berichtet, das Fräulein sei wach und habe nach ihm gefragt. Jetzt ist er drin (man hat sie in das Schlafzimmer der Eltern gebettet, weil's so groß und luftig ist) und kniet vor dem Bett. Eine grün verhängte Lampe brennt mit schwachem Schein — und so ist den Alten nichts an ihm aufgefallen.

„Zu thun gehabt?“ fragt sie nach der Begrüßungspause, und weil ihm die Stimme noch nicht gehorcht, so nickt er nur. „So blaß,“ meint sie mitleidig und streicht ihm mütterlich über die Wange. „Du mußt heute gut ausschlafen. Mir geht's ja besser.“ Statt aller Antwort schmiegt er ihren Kopf noch etwas enger an seine Schulter. Sie ist's zufrieden und ein paar Augenblicke lang herrscht tiefes Schweigen um die zwei.

Da richtet sie sich auf und sucht mit den Augen: „Wo sind . . .“ Er zeigt ihr, daß die Eltern in einer entfernten Ecke des sehr großen Zimmers sitzen — sie gönnen ihnen auch jetzt noch das Plauderstündchen. Sie legt sich wieder zurecht und — „Paul!“ klingt es wie ein Hauch an sein Ohr.

„Ja, Kind!“ sagt er, denn jetzt geht's wieder mit dem Sprechen, und beugt sich tiefer, damit sie's bequem hat.

„Paul — früher — wie ich aufgewacht bin — du warst fort — und die Eltern sind da gesessen — ganz allein — — da ist mir's eingefallen — Paul, bitte — nicht wahr — du bleibst bei ihnen — — — immer — und bist gut zu ihnen — immer — nicht wahr — immer?“

„Ja,“ kommt seine Antwort wie aus weiter Ferne.

„Und, Liebster, Goldener“ — er fühlt seinen Kopf, von schwachen Händen herabgezogen und ihre Wange an seiner — „sei doch nicht so traurig. Ich war ja so glücklich. So riesig glücklich! Und“ — immer leiser — „ich hab' dich ja so unendlich lieb — du weißt gar nicht — wie lieb. — Ich hab' mich nie getraut — es zu zeigen — du hast gewiß oft gedacht — sie läßt sich nur lieben. Aber halbe Nächte hab' ich wach gelegen — und hab' mir jedes Wort — jeden Blick zurückgerufen — auch ganz gleichgültige Sachen — und war so froh. — Und noch jetzt — wenn ich denk', wie du bist — so lieb — so gut — — noch jetzt — bin ich glücklich. Und tausend Dank für alles! Es war ja doch der Mühe wert. — Nicht wahr, Herz — nicht wahr?“

„Was sprichst du denn da?“ sagt er mit einer Stimme, die ihm völlig fremd aus der Kehle kommt — und dabei tanzen schwarze Schatten vor seinen Augen und auf seiner Stirn stehen die kalten Tropfen. „Was sprichst du denn da? Du bleibst ja doch bei mir!“

„Vielleicht — ich weiß nicht,“ meint sie und sieht mit einem hilflos traurigen Blick vor sich hin.

Und er — er kann ihr nichts mehr sagen. Er findet kein Wort mehr für sie, keine barmherzige Lüge, nicht einmal ein Lächeln. Er faßt sie nur fester noch in seine Arme, und dabei so sanft, wie eine Mutter ihr krankes Kind; beugt sich über sie, ganz tief, daß Wange an Wange ruht, schließt die Augen und sucht mit den Lippen ihre kalte Stirne. So bleiben sie — lang' — lange Zeit — sind ganz still — und haben sich doch verstanden.

12.

Ein stilles, verhängtes, nach scharfen Essenzen duftendes Zimmer. Ein weißes Bett mit einem blassen, schlummernden

Digitized by Google

Kind. An dem Bett drei blasse Menschen, die nicht sprechen, die sich nicht rühren und die nur immer auf das Kind schauen.

Manchmal wacht sie auf. Sprechen kann sie nicht; aber ihre Augen sind noch voller Liebe. Sie schaut jedes von den dreien der Reihe nach an und sagt jedem etwas Gutes mit den Augen. Und sie knieen um das Bett, beugen sich über sie, flüstern ihr zu und jedes nimmt, was es g'rad' bekommt — eine Hand — eine Flechte — ein Stückchen Decke. Und dann schläft sie wieder ein.

Paul steht dann wohl leise auf und geht zu den Alten. Er neigt sich über sie, streicht ihnen über das Haar, bringt ihnen weiche Kissen. Manchmal führt er sie ins andere Zimmer. Viel sprechen kann er nicht — aber er bittet, sie möchten sich ein wenig hinlegen; er bleibt bei ihnen, bis sie eingeschlummert sind. Dann geht er wieder hinein zu ihr, ganz leise und ganz schnell. Kniet vor dem Bett nieder. Beugt den Kopf vor und schaut auf das Kind, preßt die Hände zusammen — kniet und wartet — schaut unermüdlich, unverwandt — auf sein blasses, liebes Kind! . . .

13.

So viele Menschen waren heute in der Wohnung — Massen, Massen schwarzgekleideter Menschen — aber jetzt ist alles leer. Und still ist's — grabesstill. Draußen in der Küche sitzen die Leute beisammen, blaß, verwacht, rotäugig, und wagen kaum zu flüstern. Die Zimmerflucht ist hell erleuchtet, alle Thüren offen — aber kein Mensch zu sehen. Nur das letzte Zimmer in der Front — das Schlafzimmer — ist dunkel — und dort sitzen die drei.

Von der Straße fällt Laternenschein in das große Gemach — die Umrisse der drei Gestalten sind gerade erkennbar. Sie sitzen alle um ein Bett — ein ganz leeres Bett, das man seiner Decken und Kissen beraubt hat.

Zusammengekauert sitzen sie und starren in die Dunkelheit. Sie weinen nicht — sie haben's wohl verlernt — sie sprechen nicht, ja, augenblicklich leiden sie vielleicht gar nicht. Sie sind müde und gebrochen. Sie ruhen vielleicht aus.

Ihr werdet wieder weinen können, glaubt's nur, ihr armen Eltern! Und dann werdet ihr in dem Gedanken, der jetzt brennende Qual ist — in dem Gedanken an **sie** — nicht etwa Trost finden, sondern einfach euren Lebensinhalt. Dann wird's euch einfallen, wie sie war — von klein auf — und wie ihr drei miteinander gelebt habt. Dann werdet ihr wissen, daß sie nicht umsonst da war — daß sie Freude genommen und gegeben hat mit vollen Händen; daß sie Sonne war — nicht nur euch — sondern allen, die sie sahen; daß sie's immer gut, immer warm gehabt hat — und zuletzt das reichste Jungfrauenglück. Und dann werdet ihr weinen — so reine, lindernde Thränen! — und werdet euch sagen: „Was wollen wir denn? Sie war ja glücklich — und den Schmerz — den haben ja nur **wir**!"

Und du — armer Betrogener, der das Glück nur hat kosten dürfen und dann wieder hinaus mußte, wo's kalt ist und einsam — du wirst auch wieder leben lernen. Das Leben ist stark und nimmt dich mit und fragt nicht, ob du willst. Du wirst nicht kalt, nicht hart und bitter werden. Einsam wirst du nun sein — wie du's warst. Und weil du das Glück gekannt hast, so wirst du's wieder suchen. Aber oft — oft wirst du an sie denken — an sie — an die Junge, die Blonde, die Fröhliche — an die Tote — — und dann wirst du, reicher Mann, sehr arm sein.

Jetzt steht er auf — langsam, schwerfällig — und tastet sich zu den Eltern hin. Tritt zwischen sie, kniet nieder und nimmt ihre Hände.

„Ihr müßt euch jetzt mit **einem** Kind begnügen," sagt er, sehr leise, sehr mühsam. Antwort bekommt er nicht; aber seine Hände fühlen einen schwachen Druck. Dann nach einer Weile: „Sie hat mich einmal gebeten, ich soll bei euch bleiben. Sie hätt' nicht zu bitten brauchen. Aber ich — ich möcht' jetzt euch bitten — daß ihr **mich** — — — nur ein wenig — — denn sonst weiß ich nicht, wie ich's aushalt'."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist still im Zimmer — totenstill. Sie sitzen und starren ins Dunkel. Aber sie sitzen jetzt eng, ganz eng bei einander, umschlingen sich und halten sich an den Händen.

Christenschulen in China. (Zu dem Bilde S. 129.) Mit dem Schulwesen ist es in dem großen „Reiche der Mitte" heute noch gar übel bestellt. Staatsschulen giebt es nur wenige, der Staat kümmert sich auch kaum um die Erziehung der Kinder, und der ganze Unterricht liegt in den Händen von Privatlehrern, welche von den verschiedenen Gemeinden, von Zünften, Familiengruppen oder einzelnen Familien für kärglichen Lohn, zwei- bis fünfhundert Mark im Jahre, angeworben werden. In dieser Beschränkung freilich besitzen in China auch kleine Dörfer ihre Schulen, und es ist sehr anerkennenswert, daß es sogar die ärmsten Familien für ihre Pflicht erachten, ihre Söhne notdürftig lesen und schreiben und die Grundlehren des Konfucius lernen zu lassen. Solche Schulen hat es in China schon vor Jahrtausenden gegeben, als in den weiten Urwäldern unseres hochcivilisierten Mittel-Europa noch wilde Völkerstämme umherschweiften und es noch gar keine Staatswesen gab. Aber die chinesischen Schulen sind auf dem damaligen Standpunkte zurück geblieben und wie vor Christi Geburt, so besteht die Schulerziehung der chinesischen Jugend heute noch im Auswendiglernen der ihnen großenteils unverständlichen Lehren der alten Klassiker ihres Volkes.

Für sie giebt es keine Kindergärten, Abc-Hefte, Bilderbücher, in welchen sie durch Anschauung die Bedeutung der einzelnen Wörter kennenlernen; es giebt auch keine Sonntage, Schulferien, Prüfungen und Prämien; man versucht nicht, den Kindern den Schulbesuch leicht und angenehm zu machen, mit Gesang, Turnübungen und Spielen abzuwechseln und ihnen, ihrer Jugend entsprechend, die erforderlichen Kenntnisse „spielend" beizubringen. Die bezopften und bebrillten Herren Schullehrer beginnen etwa in derselben Weise, als wollten wir unseren Hänschen und Gretchen, die zum erstenmal in ihrem Leben in die Schule geführt werden, gleich einen Klassiker in griechischer Sprache in die Hand geben und ihnen die Aussprache jedes einzelnen Wortes, Satz für Satz, Seite für Seite, das ganze dicke Buch von Anfang bis zu Ende beibringen, ohne ihnen aber die Bedeutung der Buchstaben oder der Wörter zu erklären. Erst wenn sie das ganze Buch auswendig gelernt haben, folgt die Erklärung des tiefen, dem kindlichen Gemüte unverständlichen Sinnes. Die Sprache der aus früheren Jahrtausenden unverändert bis auf den heutigen Tag erhaltenen Lehrbücher ist ja eine ganz andere als jene, welche die chinesischen Hänschen und Gretchen in ihrem Vaterhause zu hören bekommen; dazu hat die chinesische Schrift keine Buchstaben; jedes Ding, jeder Begriff hat sein eigenes hieroglyphisches Zeichen, weniger anschaulich und deshalb unverständlicher, als es die ägyptischen Hieroglyphen sind, und derartiger Zeichen giebt es in dem ersten Lehrbuche der chinesischen Schuljugend tausend! Die ganze Sprache aber enthält deren weit über vierzigtausend. Unsere liebe Jugend sollte sich deshalb beglückwünschen, daß sie nicht in dem „Reiche der Mitte" das Licht der Welt erblickt hat, und daß ihr das Lernen in unseren Schulen so bequem und anschaulich gemacht wird. Die chinesischen Schulen haben auch keine Klasseneinteilung. Jeder einzelne Schüler ist sozusagen eine Klasse für sich. Hat er eine Seite des unverständlichen Lehrbuches auswendig gelernt, so tritt er vor den Lehrer, dreht sich mit dem Rücken gegen ihn und sagt seine Lektion her; je leichter er lernt, desto schneller wird er mit der Schule fertig. Das Lernen geschieht dabei laut; die kleinen Jungen sitzen auf ihren Bänken, wackeln mit dem Kopf, schlenkern die Hände, stampfen mit den Beinchen und schreien dabei ihre Lektion herunter, je lauter desto besser. Unsere Schuljugend ist gewöhnlich in der Schule recht still und brav, und erst wenn die Schulstunde zu Ende ist, geht der Heidenlärm los. Bei den Chinesen ist es, wie man sieht, umgekehrt. Das Geschrei ist erst zu Ende, wenn die Schule aus ist. Dann gehen die Schüler sittsam und ernst, müde von ihrem Lernen, nach Hause und benehmen sich dabei viel verständiger, als es bei unserer jungen Welt hier und da der Fall zu sein pflegt.

Noch schlimmer als mit den chinesischen Jungen ist es mit den kleinen Mädchen bestellt, denn sie erhalten gar keinen Unterricht. Die holde Weiblichkeit spielt ja bei den Chinesen eine ganz andere, viel weniger bedeutende Rolle als bei uns, wie ich es in der „Gartenlaube" (siehe Halbheft 18 des Jahrgangs 1896) schon geschildert habe. Nur in den wohlhabenderen Ständen lernen die kleinen Mädchen ganz notdürftig lesen und schreiben, so daß sie vielleicht imstande sind, wenn erwachsen, die einfachsten Briefe und Geschichtenbücher zu entziffern. Erst seit die Europäer nach China gekommen sind und in den ihnen offenen Hafenstädten Ansiedlungen gegründet und Schulen für ihre eigenen Knaben und Mädchen eingerichtet haben, sehen die in diesen Hafenstädten wohnenden Chinesen ein, wie gut es ist, auch ihren Töchtern eine Schulerziehung zu geben. Die Engländer haben dementsprechend in ihrer Kolonie Hongkong im südlichen China Schulen für chinesische Mädchen errichtet, auch in Shanghai und anderen Städten giebt es jetzt schon

Digitized by Google

Eine christliche Mädchenschule in Hongkong.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Digitized by Google

solche. Am meisten haben aber für den chinesischen Mädchenunterricht die zahlreichen christlichen Missionäre beigetragen; mit einer großen Zahl von Missionen in den Hafenstädten wie auch im Inlande sind solche Mädchenschulen verbunden, und verständige Eltern senden ihre kleinen Töchter sehr gern in diese Christenschulen, wo sie an Stelle des Konfucius die Elemente unseres modernen Wissens kennenlernen.

Unser Bild zeigt eine solche Schule. Freilich sind die putzigen kleinen Mädchen noch ganz chinesisch gekleidet, aber an den Wänden hängen Landkarten mit den einzelnen Staaten, den Meeren, Gebirgen und Flüssen der Erde, von denen selbst erwachsene Chinesen in hohen Staatsstellungen häufig gar keinen Begriff haben. Die Schülerinnen lernen neben ihrer Sprache auch die englische lesen und schreiben, dazu Geschichte, Rechnen, allerhand Handarbeiten, und was das Wichtigste ist, sie lernen die Lehren unserer christlichen Religion, und wenn sie erwachsen sind, verbreiten sie diese in ihrem Familienkreise und wirken so selbst als Missionäre, nicht nur als Missionäre des christlichen Glaubens, sondern auch des allgemeinen Wissens und der europäischen Kultur. Während ihnen als kleinen Mädchen die Füßchen durch Einschnüren der Zehen so verkrüppelt werden, daß sie gar nicht gehen können und von Sklavinnen nach und aus der Schule getragen werden müssen, erfahren sie von ihren christlichen Lehrern, wie unsinnig und zwecklos diese Fußverkrüppelung ist; sie lernen körperlich auf eigenen Füßen stehen, durch den Unterricht, den sie genießen, auch geistig, und werden so zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft herangezogen. Freilich giebt es in dem großen Reiche fünfzig bis sechzig Millionen kleiner Mädchen, und vielleicht nur hundert Schulen; aber in ihnen wird der Same gesät, der mit der Zeit doch köstliche Früchte tragen und die chinesische Frauenwelt aus ihrer unwürdigen Stellung befreien wird.

Hoffen wir, daß in dem unserm deutschen Einfluß nunmehr eröffneten Gebiete deutsche Schulen erstehen und in altbewährter Weise für Bildung und Aufklärung wirken werden. Ernst v. Hesse-Wartegg.

Rettung von Schiffbrüchigen. (Zu dem obenstehenden Bilde.) Die graugelben Wogen jagen gegen den Strand und der wilde Nordwest fegt die Gischtspritzer über die Thäler. — Es war schon lange unsichtige Luft; der Vormann der Rettungsstation hat bereits stundenlang nach der nur schwach erkennbaren Yawl (Kutter) ausgesehen, die draußen an den Riffen entlang segelt. Entweder haben die Leute lange keine Sonne gehabt, um ihre Position ausmachen zu können, oder der Schiffer hat den um diese Jahreszeit hier längs der Küste laufenden Strom nicht gekannt, sonst wären sie unmöglich so nahe an die Riffe herangekommen. — Gespannt verfolgt der Vormann, häufig den grauen Kopf schüttelnd, die gewaltigen Anstrengungen des Fahrzeugs, das sich durch Segelpressung von der gefährlichen Küste freiarbeiten will. Ob es ihnen gelingen wird? Er bezweifelt es, und das Rettungsboot liegt klar zum Ablauf in die Brandung. Und früher, als er es noch gedacht hat, sieht er, wie das kämpfende Fahrzeug sich hebt und dann, sich umlegend, hinter den hohen Wellenkämmen verschwindet. Zweifellos hat eine Grundsee es gepackt und aufs Riff geschmettert. Man bildet sich ordentlich ein, den Krach zu hören, obwohl dies bei dem Heulen und Brausen von Wind und See und bei der großen Entfernung ganz ausgeschlossen ist.

Ja, jetzt ist es mit dem Warten vorbei! Das Leben aller der braven Männer, die, mit den Korkgürteln um den Leib, ernsthaften, stillen Angesichts, neben dem abzulassenden Boote stehen, muß an den Versuch zur Rettung der unbekannten Brüder da draußen gewagt werden. Das ist ihr Beruf, ihre Pflicht und ihr Wille.

Und nun geht's unter dem stummen, angstvollen Zuschauen der herbeigeeilten Angehörigen in die tobende Brandung hinein. Gott sei Dank, die Abfahrt gelingt glatt! Die dicht gerefften Segel sind vorgeholt; und von der alten, aber noch eisenfesten Hand des Vormannes gesteuert, kreuzt das Rettungsboot, von den Seen überspült, gegen den Nordweststurm, in die Richtung der Riffe hinaus. Immerhin steht zwischen Land und Riff nicht so schlimme See als draußen, und so kommt man vorwärts, wenn es auch Stunden dauert. Endlich wird die Stelle erreicht, wo die Katastrophe beobachtet wurde. Wahre Berge von Schaum donnern über diese Stelle, und dann und wann sieht man aus dem wegsinkenden Weiß etwas Dunkles vortauchen: den Rumpf und die Masten der umgeworfenen Yawl! Nun erkennt man auch einzelne Menschen; aber ihr Schreien bleibt unvernehmbar. So dicht, als es ohne die Gewißheit, von der wegrollenden Brandung erfaßt zu werden, irgend geschehen kann, läßt der Vormann das Boot zu Lee an das Riff scheeren; dann werden die Segel niedergeworfen, der Anker fällt. Jetzt liegt es, mit dem Bug gut auf den Seen reitend, leidlich sicher und nahe genug, damit man den bereits klammen Händen der Schiffbrüchigen „Enden" (Rettungsleinen) gegen den Wind zuwerfen kann. So gelingt es, die armen Leute nach und nach in Sicherheit zu bringen, auch einige, die bereits vorher auf einem Reserveholz abgetrieben waren, und einen, der sein „Ende" vorzeitig losgelassen hatte und an einer Spier (Stange) eingeholt wurde. Die Yawl ist mit voller Ladung verloren; doch wenigstens ging so keins der jungen Menschenleben zu Grunde.

Rettung Schiffbrüchiger.
Nach dem Gemälde von F. Tattegrain.

Viel Geschrei machen die Angehörigen der Rettungsbootsmannschaften nicht, als letztere, kaum minder erstarrt und abgearbeitet als die geretteten Seeleute, glücklich wieder auf den Strand gelaufen sind; sie bemühen sich, ohne auf eine Entschädigung dafür zu rechnen, vor allem die Schiffbrüchigen ins Warme und Trockene zu schaffen.

Der alte Vormann aber denkt: „Ja, die da im Binnenland, von denen man nur ein paar Groschen statt ihr Leben verlangt, sollten einmal leibhaftig so etwas mit angesehen haben, da würde kein einziger sich innerlich beruhigen und meinen: was geht's dich an? Jeder deutsche Mann, der es bisher noch nicht gethan, würde dann vielmehr sein Scherflein freudig an die ‚Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger' beisteuern!" J. W.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde von Eckertsdorf. (Zu dem Bilde S. 101.) Acht Kilometer von der Bahnstation Rudczany in Ostpreußen steht in der Oberförsterei Gudczanka unweit des Dorfes Eckertsdorf auf einem kleinen Hügel die merkwürdige Linde, die wir unsern Lesern im Bilde vorführen. Sie ist durch einen mächtigen, etwa 1,10 m über die Erde hervorragenden, in der Mitte gespaltenen Steinblock gewachsen. Ihre Höhe beträgt etwa 15 m und ihre Krone ist frisch und gesund, während die unteren Aeste bis $3^1/_2$ m Höhe über dem Boden abgestorben sind. Soweit der Stamm durch den Steinspalt geht,

Digitized by Google

ist er glatt zusammengedrückt, oberhalb desselben zeigt er aber bei einem Durchmesser von 0,3 m seine natürliche Rundung. Sowohl der Stamm wie die abgestorbenen Aeste sind mit zahlreichen eingeschnittenen Inschriften, Buchstaben und Jahreszahlen, bedeckt. Um dem Publikum diesen eigenartigen Baum zugänglich zu machen, hat die Forstverwaltung einen bequemen Fußpfad von der Landstraße ab herstellen lassen. Der Boden um den Stein herum ist vom Moos befreit und mit sauberem Kies bedeckt. Einwohner der Umgegend schätzen das Alter des Baumes auf etwa hundert Jahre.

Guido Hammer †. (Mit Bildnis.) Jahrzehnte hindurch haben die „Wild-, Wald- und Weidmannsbilder“ der „Gartenlaube“ alt und jung Freude bereitet. Was in ihnen geboten wurde, das war stets erlebt, und auch lebenstreu, naturwahr und mit unmittelbarer Frische geschildert. Guido Hammer war der Schöpfer dieser Rubrik und lieferte für sie sowohl die Bilder wie die Artikel, denn dieser echte deutsche Jägersmann verstand ebensogut den Pinsel wie die Feder zu führen. Erst in den letzten Jahren, wo das zunehmende Alter ihn im Arbeiten behinderte, fehlten uns seine Beiträge. Nun erhalten wir die Trauernachricht, daß dieser langjährige und so beliebte Mitarbeiter am 29. Januar in Dresden aus diesem Leben geschieden ist. Guido Hammer war ein Bruder des bekannten Dichters Julius Hammer. Er wurde als Sohn eines Ministerialbeamten am 4. Februar 1821 zu Dresden geboren. Schon früh offenbarte er Neigung für die Jägerei: als Schulknabe eilte er in die Dresdener Heide, um dort in stiller Waldeinsamkeit das rege Tierleben zu belauschen und nach Art der Jugend Tierfang zu betreiben. Dort schloß er seine ersten Bekanntschaften mit Feld- und Waldhütern und dort faßte er den Entschluß, Jäger von Beruf zu werden. Der Vater entschied aber, daß er sich der Kunst zuwende, und so wurde der junge Guido in dem Atelier von Julius Hübner zum Maler ausgebildet. Die Liebe zum Walde und zur Jagd gab er jedoch nicht auf; seine Besuche galten nunmehr der poesiereichen Umgebung des Jagdschlosses Moritzburg. Wie hier die Grünröcke den jungen Mann, der ihnen allerlei Dienste leistete und das Wild „so hübsch abmalte“, liebgewannen, das hat Guido Hammer ansprechend in seiner Selbstbiographie geschildert, die im Jahrgang 1874 (S. 770) der „Gartenlaube“ erschienen ist. Mit Jagen, Malen und Schreiben verbrachte er sein Leben. Im deutschen Wald war er wie kaum ein anderer zu Hause, denn er kannte aus eigener Anschauung Sachsens holzreiche Gebirge und die böhmischen und schlesischen Forste, das bayrische, Tiroler und steyrische Hochland mit seinen urwäldlichen Beständen, Almen und schneeigen Firsten. Ueberall hat er sich Freunde erworben und ist im guten Andenken geblieben, aber die schönste Erinnerung an ihn werden seine frischen „Wild-, Wald- und Weidmannsbilder“ bleiben, die vor einigen Jahren auch gesammelt als Buch im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig erschienen sind. In ihnen spiegelt sich das Leben und Wirken Guido Hammers in herzgewinnender Weise wider.

Guido Hammer †.
Nach einer Photographie von G. Chr. Hahn Nachf. in Dresden.

Auf Schneeschuhen über die Seißer Alp. (Mit Abbildung.) Der im hohen Norden von alters her heimische Schneeschuhsport ist erst seit wenigen Jahren in Deutschland wie in Oesterreich und der Schweiz eingeführt. Trotzdem haben sich die Ski (sprich: Schi) schon zahlreiche Freunde erworben, und Schneeschuhläufervereine sind an den verschiedensten Orten entstanden. In dem gegenwärtigen schneearmen Winter freilich werden die Liebhaber des Schneeschuhlaufens, wenigstens im Flachlande, ihre Geschicklichkeit nicht oft bethätigen können. Um so mehr dürfte unser untenstehendes Bild interessieren, das uns eine Schneeschuhpartie über die Seißer Alp vorführt. Diese größte und schönste Alp Tirols nimmt ein Hochplateau der Südtiroler Dolomitalpen, zwischen dem Eisak- und dem Fassathal, ein und bildet einen weiten Kessel von 60 km Umfang, in der Mitte gegen 1400 m, an den Rändern über 2000 m. Im Süden wird diese Hochfläche umfaßt von den Dolomitwänden und Zacken des Schlern und der Roßzähne, im Osten vom Langkofel und im Norden vom Puflatsch. Die Teilnehmer an der Partie waren durch das Grödener Thal gekommen. Sie stiegen von St. Ulrich in der Morgenfrühe über das kleine Bergdorf Pufels in drei Stunden bis zur Heißböckschwaige aufwärts, wo das Schneeschuhlaufen mit „Ski-Heil!“ begann. Diesen Augenblick stellt unser Bild dar. Sie glitten über Hügel und durch Mulden aufwärts, stets in der Richtung gegen die südwärts emporragenden Roßzähne, während die Aussicht immer umfassender wurde. Ab und zu ertönte ein helles Gelächter in dieser winterstarren Einsamkeit, wenn der eine oder der andere purzelte und kopfüber in den Schnee schoß. Nachdem der als „Paß Schouef“ bezeichnete breite Rücken erreicht war, gab es nur noch geringe Steigung zu überwinden. In einem kleinen Heustadel machte man Mittagsrast, und rasch wurde dann der erste Ausläufer der Roßzähne erreicht — zum erstenmal war die Durchquerung der ganzen Seißer Alp von Norden nach Süden einer größeren Schneeschuhläufergesellschaft gelungen. Die Bergfahrt von der Heißböckschwaige ab hatte 2½ Stunden erfordert, während nachher die Thalfahrt in sausendem Gleiten über die weiße schimmernde Bahn nur 18 Minuten in Anspruch nahm.

Schneeschuhläufer auf der Seißer Alp.
Nach einer photographischen Aufnahme von E. Terschak, St. Ulrich in Gröden.

Eiskeller. In Bezug auf die Tauglichkeit der verschiedenen Bauarten von Eiskellern sind nach einer Mitteilung der „Deutschen Brauindustrie“ neuerdings interessante Versuche angestellt worden. Es wurden zu diesem Zweck vier kleine Eiskeller im Freien improvisiert. Der Blechkasten, in dem sich das Eis befand — in jedem Keller 30 Kilo —, war in jedem der vier Keller mit drei Schichten von je 12 cm Dicke

Digitized by Google

umgeben. Diese Schichten bestanden in dem ersten Keller alle drei aus Backstein, in dem zweiten enthielt die innerste Schicht Backstein, die mittlere Korkstein, die äußerste Backstein. In dem dritten Keller bestand die innerste und äußerste Schicht aus Backsteinen, die mittlere aus einem leeren Luftraum; in dem vierten endlich waren für die zwei inneren Schichten Hohlsteine und für die äußeren Backsteine verwendet. Der Wert der Keller wurde durch den Verlust an Schmelzwasser in gleicher Zeit und unter gleichen Temperatur- und sonstigen Bedingungen geprüft. Es erwies sich dabei der Keller Nr. 2, der in der Mitte Korkstein enthielt, als der bei weitem vorteilhafteste, denn er ergab einen Schmelzverlust von nur 0,7 bis 0,9 Prozent, während z. B. unter gleichen Bedingungen der mit Nr. 1 bezeichnete Keller 2,11 bis 4,35 Prozent Schmelzverlust zeigte. Die Korksteine, die aus zerkleinertem durch Kalk gebundenem Kork bestehen, sollen zum Schutz gegen Feuchtigkeit mit Steinkohlenpech eingesetzt werden. Dr. Jul. Thilo.

Im Lawinenschnee. (Zu dem Bilde S. 105.) Erst vor zwei Wochen haben sie das Vieh auf die Alm getrieben, unter Jodeln, und Singen, an einem herrlichen Maientag. Es ist ungewöhnlich früh „aper“ (schneefrei) geworden auf den „Niederlegern“ (den unteren Alpen). Auf den „Hochlegern“ lagert allerdings noch der Winter. Diese höchsten Almen wird man erst unter dem Einfluß der wärmeren Junisonne beziehen können. Die Trennung des Viehes hat daher noch nicht stattgefunden. Das „Galtvieh“, unter welchem gemeinsamen Namen man alles nicht Milch gebende Rindvieh zusammenfaßt, ist noch mit dem übrigen Vieh auf den gleichen Almen vereinigt. Selbst die Schafe und Ziegen, die sonst die allerersten in der Höhe sind, müssen sich noch in den Niederungen der Almenwelt gedulden. — Das schönste gestickte Halsband und die größte „Schell’n“ hatte die Sennerin Rosl ihrer besten Milchkuh, der „Scheckaten“ angelegt, als man heuer auf die Alm trieb.

Vor einer Woche war plötzlich rauhe Witterung eingetreten. Es hatte fast bis zur Sennhütte hernieder geschneit. Mit der „Graswand“, die gerade über der Alm drohend emporragt, war es von jeher nicht geheuer. In den Riffen und Schrunden des mächtigen Felsriesen pflegten sich turmhohe Schneewehen anzusammeln . . . „Aber is dö ganze Zeit her nix g’schehen, wird uns Gott und unsere liabe Frau wohl auch weiterhin behüten!“ dachte sich die Rosl und widmete ihre ganze Sorgfalt der Milchwirtschaft. Jeden dritten oder vierten Tag kam der Hiasl, der Großknecht ihres Bauern, zur Alm herauf, um das Galtvieh zu salzen. In der Salztasche brachte er dann gewöhnlich noch einen Leckerbissen für die Sennerin mit. — Knapp auf das rauhe Wetter hatte sich der Wind gedreht. Seit zwei Tagen wehte ein „bacherlwarmer Südinger“ (Südwind).

Es ist noch zeitlich am Vormittag. Das Vieh ist auf die Weide getrieben, bis auf die „Scheckate“, den Liebling der Rosl. Vor einer Viertelstunde ist auch der Hiasl wieder „z’weg’n“ gekommen. Man war gerade im gemütlichsten Plaudern, als ein entsetzliches Getöse, donnerähnlich, jäh anschwellend, brausend und die ganze Luft erschütternd, jedes Wort im Munde ersterben machte. Dann Totenstille. Die Sennerin und der Knecht sind beide „kasweiß“ geworden. „Jessas! die Lahn!“ schreit die Rosl auf. Sie fliegt mehr, als sie läuft, nach der Alm. Der Hiasl folgt ihr. Der Anblick, der sich beiden darbietet, ist freilich trostlos genug.

Der Künstler hat auf unserm Bilde die Verwüstungen der Lawine naturwahr veranschaulicht. Das Dach der Sennhütte eingedrückt, die zunächst stehenden Bäume entwurzelt — alles unter den Schneemassen verschüttet! Auf einem Stein vor ihrer zerstörten Alm hockt die Rosl. Heiße Thränen rollen ihr über die Wangen. Sie denkt nicht daran, daß ihr geringes Hab’ und Gut dort unter der Lawine liegt — sie denkt nur an die „Scheckate“, die von den Schneemassen erstickt und begraben wurde. Da legt sich ihr eine Hand tröstend auf die Schulter . . . „Schau’, Diandl, wein’ nit gar so! Wenn dich selber die Lahn in der Hütten erwischt hätt’ — das hätt’ i nit überlebt!“ Es ist der Hiasl, der so zu ihr spricht . . . Vielleicht blüht da mitten im Schnee „a Blüamerl“ auf, das sorgsame Pflege finden wird von zwei treuen Herzen. R. G.

Ein Löwensäugling. (Zu dem Bilde S. 125.) F. Specht hat das originelle Bild, das uns den jungen, etwa drei Wochen alten König der Tiere auf dem Schoß seiner Pflegerin an der Milchflasche vorführt, nach dem Leben in Nills Zoologischem Garten zu Stuttgart gezeichnet. Solche Scenen sind in unseren Zoologischen Gärten nicht gerade selten, denn die Besitzer und Leiter derselben sehen sich oft genötigt, zur künstlichen Ernährung der in Gefangenschaft geborenen jungen Löwen zu schreiten. Bei vielen Löwinnen, die Junge zur Welt gebracht haben, fehlt nämlich die Milch oder sie versiegt früher oder später infolge der Ernährung, die natürlich der im Freileben nicht gleichkommen kann. Dieser Milchmangel verursacht nicht nur ein vorzeitiges Absterben der Jungen, sondern erweckt auch in den Müttern unnatürliche Instinkte, so daß sie oft ihre Jungen auffressen. — Um dies zu verhüten, versucht man allerorts die jungen Löwen künstlich aufzuziehen. Eine frischsäugende Hündin ist für sie die beste Amme, da aber nicht jede Säuglinge aus dem Katzengeschlecht annimmt, muß man häufig zur Aufzucht mit der Milchflasche greifen. Dieselbe erfordert viel Mühe und Erfahrung. Hat sie aber den gewünschten Erfolg, so wird man für diese Arbeit reichlich belohnt. Während die von der Mutter aufgezogenen Jungen wenig zugänglich sind, werden die „Flaschenjungen“ sehr anhänglich und machen durch ihr munteres und zutrauliches Wesen viel Freude.

Der auf unserm Bilde dargestellte Stuttgarter Löwe verbrachte die erste Zeit seiner Jugend zumeist auf dem Arbeitszimmer des Herrn Adolf Nill, wo er sich „sehr anständig“ benahm. Freilich kommt bald die Zeit, wo man auch solche Tiere in den Käfig sperren muß, damit sie mit zunehmender Kraft und Wildheit kein Unheil stiften.

Kochunterricht.

Nach einem Gemälde von R. Epp.

Rosetta. (Zu unserer Kunstbeilage.) Wie befremdend! Vor drei-, vierhundert Jahren malten die großen Maler Venedigs ihre entzückenden Madonnen und irdisch schönen Weiber, und heute laufen ihre Modelle, es ist wie ein Traum, noch lebendig auf den Plätzen mit Blumen-, Frucht- und Fischkörben und Wassereimern herum!

Aber auch diejenigen Venetianerinnen, deren Angesicht nicht besonders schön ist, haben in ihrem Wesen, in Haltung und Sprache etwas ungemein Anziehendes. Und alle, besonders aber die Mädchen aus dem Volke, schreiten mit einer leichten Grazie, manchmal auch mit wahrhaft königlicher Majestät daher, das Haupt auf dem biegsamen Halse mit herausforderndem Stolz erhoben. Ihr Schmuck ist eine von jeder Künstelei freie Grazie, eine festliche Heiterkeit des Charakters, die in dem weichen Dialekt widerglänzt, der „wie auf Atlas geschrieben“ scheint.

Diese „Rosetta“ ist keine Karnevalsfigur, obgleich sie wie eine verkleidete Herrscherin erscheint, die dem ihr erstaunt Nachschauenden das Almosen eines ihrer Blicke zuwirft. Woldemar Kaden.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Mehrere Abonnenten in **Hamburg**. Es freut uns, aus Ihrer Zuschrift ersehen zu können, daß Inhalt und Ausstattung der „Gartenlaube“ Sie so besonders befriedigt haben. Die farbigen Illustrationen im Halbheft 1 des laufenden Jahrganges sind in der That überall mit Beifall aufgenommen worden. Wir werden darum nicht verfehlen, diese „erfreuliche Ueberraschung“ unsern Lesern von Zeit zu Zeit bei besonderen Anlässen wieder zu bereiten.

A. B. in **Berlin**. Auf Ihre Anfrage, ob in Deutschland Versuche mit ähnlichen Apparaten wie die von uns auf Seite 867 des Jahrgangs 1897 der „Gartenlaube“ abgebildete „Schneeschmelzmaschine“ in New York angestellt worden sind, können wir Ihnen folgende Auskunft geben. Im Jahre 1880 ließ Gustav Hennigke in Leipzig einen „Transportablen Eis- und Schneeschmelzapparat“ patentieren, bei dem sowohl die Wärme der Feuergase sowie die des Dampfes dem Schmelzprozeß zu gute kommt. Versuche mit diesem Apparat wurden im Jahre 1881 in Leipzig, Halle a. d. S. und andern Städten angestellt.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil’s Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Wandsims- oder Sofabehang. Die jetzige Beliebtheit gefälliger Zimmereinrichtungen stellt verschiedene Anforderungen an die schaffende

Stickerei für einen Simsbehang.

Hand der Frauen und verlangt mannigfache Gegenstände, welche sonst wohl nicht für unbedingt erforderlich gehalten werden. Zu diesen gehören die allerdings recht dekorativen Wandbretter (Paneele), auf welche Teller, Krüge, Gläser, Vasen ꝛc. zum Schmucke aufgestellt werden. An älteren Sofas können solche Paneele auch improvisiert werden durch einfache, lange Bretter, welche mit Eisen an der Wand befestigt, beziehungsweise von diesen getragen werden. Auch über Ottomanen sehen dergleichen Bretter sehr wirksam aus. Unterhalb des Simses schmückt man das Bort mit einer herunterhängenden, lambrequinähnlichen Stickerei, für welche unsere obenstehende größere Abbildung eine gute Vorlage bietet. Je nach der Farbe der Tapete, des Sofas oder der Ottomane muß man die Farbe des Stoffes wählen und je nach dem Werte der gesamten Zimmereinrichtung mehr oder weniger gediegen die Art und Qualität des Stoffes, vom billigen Kreppstoff bis hinauf zu langhaarigem Plüsch. Die Stickerei selbst besteht zumeist aus einfachen Zierstichen; das Material hierzu aus Seide oder Baumwollengarn. Metallfäden sind gleichfalls zu empfehlen. Unbedingte Aufmerksamkeit hat man einer günstigen Farbenzusammenstellung des Materials zu widmen, jedenfalls muß die im Zimmer vorherrschende Farbe die des Stoffes oder doch die der Stickerei sein. Den Stickereistreifen schlägt man oben etwas um, nach hinten zu, und befestigt ihn von unten herauf mit Heftzwecken. Unsere Vorlage würde übrigens auch bei entsprechender Vergrößerung sehr gut zu Thür- oder Fensterlambrequins sich eignen.

Arbeiten aus Cigarrenkistenholz. Daß man das Holz von Cigarrenkisten zu mancherlei Gegenständen benutzen kann, dürfte allgemein bekannt sein, aber seine Verwendung war bisher eine gänzlich gelegentliche und planlose. Jetzt hat Professor Cranz in Stuttgart, ein eifriger Förderer des Hausfleißes, im Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen besonders für Arbeiten aus Cigarrenkistenholz berechnete Vorlagen erscheinen lassen, welche zeigen, daß bei richtiger Anleitung aus den großen und kleinen Brettchen der Cigarrenkisten ganz wundersame und originelle Gegenstände angefertigt werden können. Der Wert dieser Vorlagen namentlich für die liebe Jugend ist unbestreitbar, sie leiten in pädagogischer Weise zur Pünktlichkeit und Genauigkeit an, wecken Geschmack und Schönheitssinn, entwickeln die Kenntnis architektonischer Grundformen und bereiten das Verständnis technischer Zeichnungen vor, denn jeder Gegenstand ist in Perspektive, Seiten- und Grundriß nebst genauen Maßangaben dargestellt. Aber auch Erwachsenen bieten diese Arbeiten durch die reiche Abwechslung der Formen und die Vielseitigkeit der Handgriffe ein großes Interesse und eine reiche Quelle der Erholung. Vorteilhaft sind auch die geringen Kosten und die Benötigung nur einiger Werkzeuge, die übrigens mit Ausnahme des sogenannten Hakenmessers in jeder Familie wohl schon vorhanden sein dürften.

Alles in allem haben durch die Cranz'schen Vorlagen die vielerlei häuslichen Arbeiten eine sehr originelle und nützliche Erweiterung erfahren, auf die wir gern unsere Leserinnen und Leser aufmerksam machen.

Notiztafel für Wäsche- und Bücherschränke. Weit praktischer als die Wäschenotiz- und Büchermerkbücher, die leicht verlegt werden und zur Zeit des Gebrauchs oft erst gesucht werden müssen, sind Notiztafeln für diese Schränke, die man zierlich ausstattet und an der Innenseite der Schrankthüren befestigt. Man nimmt entweder weiße Tafeln für Bleistifte oder schwarze Tafeln für Kreidestifte und läßt diese Tafeln in einen Holzrahmen fassen, den man entweder mit Holzbrand- oder mit Oelmalerei sinngemäß verziert. Für den Wäscheschrank ist es sehr hübsch, den Rahmen mit einem leicht hingeworfenen Flachsblütenzweig oder mit einem mit Bändern umwundenen Spinnrädchen, auch wohl mit einer Spinnerin zu verzieren. Ist das Täfelchen für den Bücherschrank bestimmt, so kann der Rahmen eine Eule tragen, die auf losen Blättern sitzt, oder mit steilen aufsteigenden modernen Blüten geschmückt werden. An einem schmalen Seidenbändchen befestigt man Stift und Schwämmchen

Ottomane mit Simsbehang.

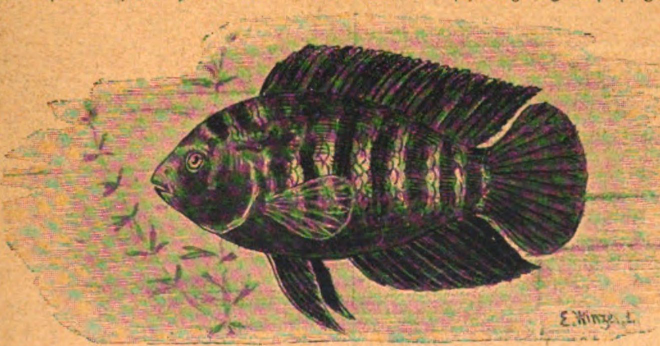
oder Lederball zum Schreiben und Abwischen und hängt sie über ein goldenes Knopfnägelchen, das man in der Mitte des Rahmens oben einschlägt. Aus etwas breiterem Seidenband näht man eine volle Rosettenschleife, befestigt sie hinten am Rahmen mit feinen Stiftchen und hängt daran die Tafel auf.

Für den Wäscheschrank nimmt die Tafel ein Verzeichnis des Wäscheinhalts des Schrankes, sowie Notizen über zum Waschen ausgegebene Wäsche auf, für den Bücherschrank giebt sie Raum für eine Liste der vorhandenen und ausgeliehenen Werke.

Le.

Für Naturfreunde.

Der Chanchito oder Chamäleonsfisch. Seit Adolf Roßmäßler im Jahre 1856 in der „Gartenlaube" zum erstenmal ein Aquarium als „See im Glase" beschrieb, hat sich die Liebhaberei für Aquarien und Terrarien derartig verbreitet, daß in einzelnen Städten große Vereine entstanden sind, die sich ausschließlich damit beschäftigen. Unter ihnen ist besonders der Berliner Verein „Triton" von jeher bemüht gewesen, neue und interessante Zierfische aus dem Auslande zu importieren. Unter den heimischen Arten giebt es außer dem Stichling und dem Bitterling keine Fische, die im Zimmeraquarium sich fortpflanzen, während neben den chinesischen und japanischen Spielarten des Goldfisches der vor etwa fünfundzwanzig Jahren eingeführte chinesische Paradiesfisch oder Makropode gerade durch sein interessantes Laichgeschäft und durch die Brutpflege des Männchens überall die größte Teilnahme erweckte. Unser Bild zeigt nun einen neuen Zierfisch, den der Berliner „Triton" vor wenigen Jahren eingeführt hat und den auch verschiedene Liebhaber in kleinen Zimmeraquarien bereits weiter gezüchtet haben. Es ist dies der südamerikanische Chanchito (Heros facetus Steind.), der seinen Namen — auf deutsch „Schweinchen" — wohl nur seinem gekrümmten Rücken verdankt. Die Körperform zeigt unsere Abbildung, dagegen ist die daselbst angedeutete Zeichnung von schwarzen Querbinden auf grünlichgrauem Grunde nicht feststehend. Oft verblassen die Binden ganz oder es bleibt von jeder nur in der Mitte ein schwarzer Fleck



Der Chamäleonsfisch.

übrig, der mit den übrigen Flecken zu einem schwarzen Längsstreifen zusammenfließt, ja oft färbt sich der ganze Fisch hellgrau und behält nur an der Schwanzwurzel einen einzigen schwarzen Fleck.

Schreck, Freude und Zorn beeinflussen die Färbung dieses „Chamäleonsfisches", am meisten und am schönsten aber die Liebe. Zur Laichzeit zieren das Männchen, das dann mit gespreizten Flossen sein Weibchen umgaukelt, breite rote Streifen auf den oft tiefschwarzen Schwanz-, After- und Rückenflossen, während das Weibchen oft ganz citronengelb überlaufen erscheint. Auch die Färbung der Augen kann von Gelb in Rot übergehen. Im allgemeinen zeigen jedoch die Geschlechter keinen Unterschied in der Färbung. Nach dem Ablaichen bleiben Männchen und Weibchen in der Nähe der meist an den Glasscheiben angeklebten Eier und führen ihnen durch lebhafte Flossenbewegungen beständig frische Luft zu. Die nach wenigen Tagen ausgeschlüpften Jungen werden von den Alten mit dem Maule in eine Vertiefung des Bodengrundes gebracht, hier einige Tage behütet und dann gleich den Hühnchen der Gluckhennen ausgeführt.

Diese Wartezeit, während der die Alten sehr erregt und reizbar sind, dauert mehrere Wochen. Dann haben die jungen Fischchen schon eine Größe von mehr als einem Centimeter. Sie scheinen in einem Jahre auszuwachsen, wenigstens erreichte ein Chanchito, den ich 2 cm groß kaufte, in 10 Monaten die für diese Art gewöhnliche Länge von 12 cm.

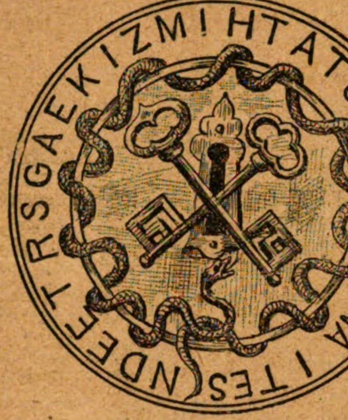
A. B.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Die Schlüssel“.

Von Al. Weixelbaum.



Ergänzungsaufgabe.

Nachstehende elf Bruchstücke sind zu ebensovielen Wörtern zu ergänzen, indem man an Stelle der Punkte Buchstaben setzt.

1) . le . na, 2) . ol . nd, 3) . ka . os, 4) . da . io, 5) . us . um, 6) . im . on, 7) . re . de, 8) . pi . al, 9) . oc . el, 10) . al . nt, 11) . fe . di.

Sind alle Wörter, die nunmehr aus je sechs Buchstaben bestehen, richtig ergänzt, so nennen die an erster und vierter Stelle eingefügten Buchstaben, beide in der oben gegebenen Reihenfolge der Wörter gelesen, die Anfangszeile eines Schillerschen Gedichtes.

Oscar Leede.

Rätsel.

Mein Wort mit — l — benennt
Ein schimmernd Waffenstück;
Wenn irgendwo, dann wohnt
In deinem — i — dein Glück.

Scherzrätsel.

Mein Wort, wenn ich die Mitte bin,
Wird Alten lästig in den Beinen;
Wenn du uns in die Mitte stellst,
Wird's Künstlern förderlich erscheinen.

Auflösung der Entzifferungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 3.

Schlüssel.

	y	o	u	e	a
g	a	b	c	d	e
l	f	g	h	i j	k
f	l	m	n	o	p
m	q	r	s	t	u
t	v	w	x	y	z

Schlag' auf das gold'ne Buch, in das dein Herz einst schrieb
Die Namen jener ein, die dir vor allem lieb,
Und preise glücklich dich in allen Schmerzensnöten,
Wenn von den Namen all' dich keiner macht erröten.

Betty Paoli.

Auflösung des Verwandlungsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 3.

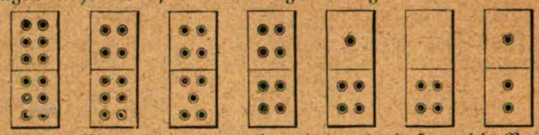
1. Kiesel, Kassel, Karmel, Karmin, Jasmin, Jaspis.
2. Reiher, Retter, Kutter, Küster, Kastor, Kasuar.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 3. Aller, Iller.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sieben Steine auf. B hat auf seinen Steinen 4 Augen mehr als C, aber 22 Augen weniger als D.

A hat:



A setzt Doppel-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der sechsten Runde mit Blank-Vier sperrt. B kann nur bei der zweiten und fünften Runde ansetzen. C und D passen nur bei der vierten Runde. Die übrigbleibenden Steine haben bei den vier Spielern der Reihe nach 3, 23, 8 und 28 Augen. — Welche Steine behalten C und D übrig? Wie ist der Gang der Partie?

A. St.

Auflösung der Schachaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 3.

1. De6 — a6 Ke4 — f3
2. Da6 — f1 + beliebig
3. Sd5 — f6 ≠

A.

1. . . . . . Ke4 — d5:
2. Da6 — b7 + beliebig
3. Db7 — b5 ≠

B.

1. . . . . . Ke4 — f5:
2. Da6 — e2 beliebig
3. De2 — f3, h5 ≠

C.

1. . . . . . beliebig
2. Sd5 — f6 + beliebig
3. Da6 — f1 ≠.

Auflösung des Bilderrätsels „Der Cotillonorden“ auf dem Umschlag von Halbheft 3.

Man beginne bei den inneren Strahlen, nehme, von oben nach rechts gehend, zuerst die untereinander stehenden Buchstaben auf den Strahlen derselben Art, hierauf jene der anderen, dann in derselben Folge die Zeichen der äußeren lichten und hierauf jene auf den dunklen Feldern. Man erhält: „Ballsäle sind die Schießstätten Amors“.

Auflösung der Skataufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 2.

Die übrigen Karten sind so verteilt: Skat: g8, g7.
Vorhand: rW., sW., rZ., rK., eZ., e9, gK., gO., g9, sK. = 39.
Hinterhand: rD., eO., e8, e7, sD., sZ., sO., s9, s8, s7 = 38.

I. Gang des Spiels vor dem Platzwechsel:

1. gK., gZ.! **rD.** (— 25)
2. e7! e9, **eK.** (+ 4)
3. **gW.**, s7, sW! (+ 4)
4. **eW.**, s8, rW.! (+ 4)
5. r7!! sD., **rZ.** (— 21)
6. **rK.!** r8, sZ. (— 14).

Die übrigen Stiche bekommt der Spieler, die Gegner haben aber bereits 60 Augen hereinbekommen.

II. Gang des Spiels nach dem Platzwechsel:

a. 1. sD., **rO.**, sK. (+ 18)
2. **gW.**, sW., rD. (+ 15)
3. **eW.**, rW., s7. (+ 4)
4. r7! **rZ.**, sZ. (— 20)
5. gK., s8., **gD.** (+ 15)
6. r8, **rK.!** sO. (— 7)
7. g9, s9, **gZ.** (+ 10)
8. **r9**, gO., e7. (+ 3)
9. **eD.**, e9, e8. (+ 11)
10. eK., **eZ.**, eO. (— 17).

oder

b. 1. e7! **eD.**, e9. (+ 11)
2. **gW.**, sW.! rD. (+ 15)
3. **eW.**, rW.! s7. (+ 4)
4. r7, **rZ.**, sD. (— 21)
5. **eZ.**, eO., eK. (— 17)
6. **rK.**, sZ., r8. (— 14)
7. sK., s8, **rO.** (+ 7)

die übrigen Stiche bekommt der Spieler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder.

Von Guido Hammer.

Mit Illustrationen vom Verfasser. Eleg. geb. in Prachtband. Preis 6 Mark.

Für Förster, Jäger und Jagdfreunde, sowie überhaupt für alle diejenigen, welche Sinn für Natur und den Zauber des Waldes haben, bildet der stattliche Band das passendste **Festgeschenk.**

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

FRANZENSBAD.

Das erste Moorbad der Welt, besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge, die kohlensäurereichsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder.

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospecte gratis.

Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

5. Heft. Preis 10 cents. 17. März 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (4. Fortsetzung) 134

Erfinderlose. Der Geigenmacher von Absam. Von Karl Wolf-Meran 142

Ein Tag in Arkadien. Von J. Braun. Mit Abbildungen von A. Schmidhammer 144

Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß. Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten. III. Märzstürme und Märzerrungenschaften (Anfang) 147

Auf dem Kynast. Historische Erzählung von Rudolf von Gottschall (Anfang) 151

Die redenden Kräuter der guten alten Zeit. Von Rudolf Kleinpaul 160

Blätter und Blüten: Zum zehnjährigen Todestag Kaiser Wilhelms I. (Zu dem Bilde S. 133.) S. 162. — Die Tasso-Eichen in Rom. (Zu dem Bilde S. 137.) S. 162. — Ingeborg. (Zu dem Bilde S. 157.) S. 162. — Der Untergang des amerikanischen Panzerkreuzers „Maine“. (Mit Abbildung.) S. 163. — Der Gnu-Ochse oder Takin. Von Matschie. (Mit Abbildung.) S. 163. — Ein Bildnis Wielands. (Mit Illustration.) S. 164. — Ein marokkanischer Scherif. (Zu dem Bilde S. 161.) S. 164. — Das Lied. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 164.

Illustrationen: Zum zehnjährigen Todestag Kaiser Wilhelms I. Von H. Hidding. S. 133. — Die Tasso-Eichen in Rom. Von R. Püttner. S. 137. — Ein lustiger Fall. Von E. Defonte. S. 141. — Abbildungen zu dem Artikel „Ein Tag in Arkadien“. Von A. Schmidhammer. Bacchus verjagt die Erinnyen. Typen aus dem Festzug. S. 145. Tänzerinnen. S. 146. Vom Münchener Künstlerfest: der Aufbruch des Bacchuszuges. S. 152 und 153. — Abbildungen zu dem Artikel „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“. Initiale. S. 147. J. B. Bekk. Großherzog Leopold von Baden. Die Deputation der Mannheimer Bürger wird bei der Abreise von Damen mit schwarz-rot-goldnen Schleifen geschmückt. S. 148. K. Braun. L. v. d. Pfordten. G. Duvernoy. F. Zitz. Th. Reh. A. Hergenhahn. S. 149. Uebungen der Hanauer Turner. O. v. Wydenbrugk. Fürst Karl von Leiningen. C. Wippermann. König Maximilian von Bayern. S. 150. v. Thon-Dittmer. F. J. Willich. S. 151. — Ingeborg. Von Hans Dahl. S. 157. — Ein marokkanischer Scherif. Von A. Hennebicq. S. 161. — Der amerikanische Panzerkreuzer „Maine“. S. 163. — Der Gnu-Ochse oder Takin. Von Anna Matschie-Held. S. 163. — Ein wiedergefundenes Bildnis Wielands. Von G. O. May. S. 164.

Hierzu Kunstbeilage V: „Das Lied“. Von Herm. Kaulbach.

Kleine Mitteilungen.

Der Luftdrache im Dienste der Wetterkunde. Wir haben bereits wiederholt von den gelungenen Versuchen berichtet, den Luftdrachen in den Dienst der Wetterkunde zu stellen. Nunmehr hat man in Amerika beschlossen, zwanzig meteorologische Stationen zwischen dem Felsengebirge und dem Atlantischen Ocean mit diesen neuen Erforschungsapparaten auszurüsten. Die Luftdrachen sind mit selbstregistrierenden Apparaten versehen, welche den Luftdruck, die Temperatur, die Feuchtigkeit der Luft und die Geschwindigkeit des Windes aufzeichnen. Dieselben werden täglich bis zu einer Höhe von 1600 m aufgelassen. Auf diese Weise wird man sehr wichtige Aufschlüsse über die Witterungsvorgänge in höheren Luftschichten erhalten. Durch den Vergleich derselben mit den am Erdboden angestellten Beobachtungen wird man in Zukunft das Wetter sicherer voraussagen können.

Kleinbahnen in Preußen. Nach dem Stande vom 1. Oktober 1897 befinden sich in Preußen im ganzen 223 Kleinbahnunternehmungen, die indessen von sehr verschiedener Länge und Ausdehnung sind. Verschieden ist auch die Betriebsart. 4 Bahnen (in Zeitz, Ems, 2 im Wiesbadener Bezirk) haben Seilbetrieb, 47 bedienen sich ausschließlich der Elektricität, 42 benutzen nur Pferdekraft, 118 Bahnen verwenden nur Lokomotiven und Rowansche Dampfwagen. Gemischten Betrieb mit Pferden und Elektricität haben 7 Unternehmungen, mit Lokomotiven und Pferden fahren 2, mit Lokomotiven und Elektricität ebenfalls 2, eine Bahn hat Gasmotorenbetrieb. Zur Beförderung gelangen vorwiegend Personen, dann aber auch Güter, Pakete und Lebensmittel.

Noch immer herrscht, wie aus diesen Zahlen hervorgeht, die Lokomotive; man sieht aber auch, wie der elektrische Betrieb den Betrieb mit tierischer Kraft überflügelt hat. Nicht uninteressant ist die Spurweite der Kleinbahnen. Die meisten haben die sogenannte normale Spur von 1,435 m, dann kommen Bahnen von 1 m, 0,750 und 0,600 m Spurweite. Daneben giebt es aber noch eine ganze Reihe von Abstufungen.

Zur Erklärung diene, daß man in Preußen dreierlei Bahnen unterscheidet, nämlich Hauptbahnen, Nebenbahnen und die obengenannten Kleinbahnen, von denen letztere meist nur den örtlichen Verkehr vermitteln und besonderen erleichternden gesetzlichen Bestimmungen unterliegen.

Praktische fertige Seidengürtel für Zierschürzen. Die bunten Seidenbänder, welche die kleinen zierlichen Thee- und Tändelschürzen als Schluß meist tragen, erfordern ein Abtrennen und Wiederannähen bei jeder Wäsche, das bei beschränkter Zeit recht lästig wird. Man thut deshalb gut, sich ein oder zwei seidene Bandgürtel für diese Schürzen anzufertigen, welche man nur einfach abzuknöpfen braucht. Man muß allerdings einmal etwas mehr Zeit zur Fertigstellung anwenden, aber man kann sie sich ja nach Belieben wählen, wenn andere, dringendere Arbeit nicht vorliegt, und hat dann auch die Annehmlichkeit, immer die Schürzen zum Umbinden bereit zu haben. Man näht in den Bund sämtlicher Schürzen an jeder Seite ein Knopfloch, schneidet nun aus Seidenband oder Seidenschnur in beliebiger Farbe passende Gürtel und versieht sie an den Seitenenden mit einem kleinen Knopf, so daß man sie beim Gebrauch nur ein- oder abzuknöpfen braucht. Diese Gürtel haben sich uns seit Jahren als ungemein praktisch erwiesen. He.

Beförderung von Häusern über Wasser. Nachdem es in Amerika geglückt ist, auf dem Landwege Wohnhäuser, Schornsteine und dergleichen von einem Ort auf einen anderen zu versetzen, machte man dort jüngst den Versuch, zu diesem eigenartigen Transport auch den Wasserweg zu benutzen. Es sollte eine kleine Villa von der Stadt Arcala nach Eureka in Kalifornien versetzt werden. Das Haus war aus Holz gebaut und enthielt zehn Zimmer. Es wurde in üblicher Weise von seinem Grunde auf ein untergebautes Holzgerüst gebracht, und man rollte es auf Walzen ans Meeresufer. Hier wartete seiner ein Floß, das während der Ebbe auf dem Trockenen lag. Das Landhaus wurde auf dasselbe „verladen“, und mit nächster Flut stieß es, von einem Schleppdampfer gezogen, vom Ufer ab. Es wurde etwa 12 km weit über das Meer geschleppt und in der Humboldt-Bai gelandet. Dann brachte ein Dampfwagen die Villa nach ihrem neuen, etwa 3/4 km vom Meeresufer entfernten Standort. Während des Transportes fiel nur der Stuck ab, sonst blieb alles am und im Hause wohl erhalten; nicht eine Scheibe brach entzwei.

Hübsches Gelegenheitsgeschenk. Kein abscheulicheres, die Nerven störenderes Geräusch giebt es, als knarrende Thüren! Das oberflächliche Oelen hilft in den seltensten Fällen, weil der Sitz des Knarrens meist in den Thürangeln ist. So knarrt die Thür lustig weiter, bis einmal der durch das Knarren fast wild gewordene Hausvater eine Energie der Verzweiflung entwickelt und sämtliche Thüren aus den Angeln hebt. Nun kann durch das Einölen der Angeln das Knarren beseitigt werden. Aber ungemütlich genug war's vorher, und die Hausfrau hätte gern dem Uebelstand selbst abgeholfen. Das gelingt nur durch Unterschieben eines Beils oder noch besser durch den sogenannten Thürheber, ein aus massivem Holz geschnittenes Instrument, das etwa 36 cm Länge, 2 bis 5 cm Dicke hat, und zwar an der dünnsten Stelle 2 cm, an der stärksten Stelle 5 cm dick ist, während seine Breite 4 cm beträgt. Der Heber wird in leicht geschweifter Form geschnitten und erhält unten eine kleine Eisenschiene, die 8 cm lang und 4 cm breit ist und nach vorn abgeflacht gestaltet ist. Diese Platte wird mit Schrauben an dem Holzheber befestigt. Der Heber wird gebeizt und mit Ziernägeln in gefälligem Muster verziert. Oben wird ein Loch eingebohrt und durch dieses eine starke farbige Seidenschnur gezogen, an der man den Heber aufhängt. Will man ihn gebrauchen, so schiebt man den mit der Eisenschiene versehenen Teil unter die Thüre und tritt mit dem Fuß auf das obere dickere, leicht geschweifte Ende. Doch muß man darauf achtgeben, daß nicht zu stark gehoben wird, damit die Thür nicht aus den Angeln fällt. Dieser Heber dürfte ein hübsches Gelegenheitsgeschenk für Geburtstage oder auch für Weihnachten bilden. — In Haushaltungsgeschäften giebt es auch sehr praktische aus Eisen gearbeitete Thürheber.

Gute Wintersuppe für den sparsamen Haushalt. Am Abend vor der Zubereitung weicht man 75 g weiße Bohnen und ebensoviel Erbsen ein, brüht sie am folgenden Morgen einmal ab und schüttet sie nebst drei zerschnittenen Möhren, einer zerteilten Zwiebel, einer Stange Porree, einer Sellerieknolle, sechs scheibig geschnittenen Kartoffeln und etwas frischer Petersilie in 50 g Suppenfett und 50 g Butter, in denen man die Zuthaten langsam 10 Minuten dämpft. Man füllt dann 2 bis $2^1/_2$ l kochendes Wasser über die Gemüse, salzt die Suppe, würzt sie mit Pfeffer und kocht sie zwei Stunden, um sie dann durchzustreichen. Die Suppe wird nun leicht sämig sein. Man giebt Fadennudeln, die man für sich gar kochte, in die Suppe, fügt einen Theelöffel voll Fleischextrakt an und giebt geriebenen Käse und geröstete Brotwürfel dazu. L.

Ein Kochbuch in Versen. Die bekannte Jugendschriftstellerin Marie Beeg hat neuerdings ein hübsches Büchlein herausgegeben, das für junge Mädchen bestimmt ist, die in der edlen Koch- und Backkunst noch nicht geübt sind. Der Titel des Buches lautet: „Das Kränzchen in der Küche“ (München, Karl Haushalter); es giebt Rezepte für solche Gerichte, die sich leicht und billig herstellen lassen und sich für die Bewirtung von Gästen am besten eignen. Diese Rezepte sind aber nicht in trockener Prosa, sondern in Versen abgefaßt. Wir geben eins als Beispiel wieder:

Mandelhäufchen.

6 Eiweiß werden frisch zu steifem Schnee geschlagen,
500 Gramm von Zucker dran gerührt,
500 Gramm geschälte Mandeln länglich
Und fein geschnitten dann dazu geführt,
Und mengst du dann, auch länglich fein geschnitten,
200 Gramm von Citronat inmitten,
So ist der Teig bereit. Du holst geschwind
Oblaten dir herbei, mein liebes Kind,
Und fügst den Teig in Häufchen hübsch darauf.
Das bäckst du dann in heißem Ofen auf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Hanfstaengl's Nachfolger in Berlin.

DAS LIED

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach

Digitized by Google

Halbheft 5. 1898.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Zum zehnjährigen Todestag Kaiser Wilhelms I.

Nach dem Relief von H. Hidding.

Digitized by Google

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Christel geht neben den Männern, die den schweren Körper ihres Mannes tragen, die Treppe hinunter, ihre Augen haften auf seinen schmerzgequälten Zügen, und als er drunten auf dem Bette liegt, tritt sie helfend zu dem Arzt, der ihn eben entkleiden will. Mit einer raschen Bewegung nimmt sie den unseligen Brief aus der Tasche des Rockes und birgt ihn in der ihrigen. „Was ist jetzt das nötigste?“ fragt sie dann ruhig.

Der Arzt hat eben den Rockärmel aufgeschnitten. „Aether,“ sagt er, „überhaupt den Medizinkasten, dann Eis — Leinwand, Binden —“

Christel geht und kommt rasch mit dem Gewünschten zurück. Anton ist aus seiner Ohnmacht erwacht und starrt auf Christel. „Erschrick nur nicht,“ murmelt er, „es ist nichts — es thut mir nur so weh.“

Sie steht völlig teilnahmlos; da streckt er die gesunde Hand nach ihr aus. „Arme Christel, welche Last für dich!“

Auch hierauf keine Antwort. Er beachtet es nicht, unter der Hand des untersuchenden Arztes stöhnt er auf und preßt Christels Arm in seiner Qual. „Christel, ich halt's nicht aus!“

„Doch!“ sagt sie heiser, „du glaubst nicht, was man aushalten kann.“

„Und liegen soll ich? Wie lange soll ich liegen, Doktor?“

„Ein Wochener acht bis zehn,“ ist die prompte Antwort des derben Herrn, „und ein Krankenlager wie das Ihre wird — so stelle ich mir vor — ein Vergnügen sein unter Frau Christels Händen.“

„Ja, ich pflege dich, natürlich, ich pflege dich!“ murmelt sie.

Die Schmerzen übermannen ihn so, daß er nichts mehr hört und der Arzt zu Chloroform seine Zuflucht nimmt, um die Untersuchung fortsetzen zu können. Christel hilft ihm. Anfänglich liegt Anton still, dann fängt er an zu schreien, sich zu wehren, endlich wird er ruhiger, aber er spricht — und was er spricht! Christel kann sich kaum auf den Füßen halten vor brennender Scham.

Nach Fränze ruft er, nach Edith — „mein Lieb, mein Leben!“ Er schilt auf Christel, sie soll ihm aus dem Lichte gehen, immer stehe sie da und verdecke Edith. „Geh! Geh!“ schreit er, „ich kann dich nicht sehen, ich kann dich nicht mehr sehen! Bringt sie fort, bringt sie doch fort!“

„Die meisten Menschen schimpfen in der Chloroformnarkose,“ sagt gelassen der Arzt, „die zartesten Damen gebrauchen manchmal Ausdrücke, deren Kenntnis man gar nicht bei ihnen voraussetzen wagt, sie haben sie auch thatsächlich im Leben nie ausgesprochen. Lassen Sie sich also nicht irritieren, Frau Christel, diese Edith ist ihm vermutlich in Wahrheit so gleichgültig wie der Spatz auf dem Dache.“

Christel antwortet nicht, sie macht nur eine abwehrende Handbewegung, und als nach längerem Bemühen der Arzt endlich erklärt: „Gott sei Dank, so schlimm ist's nicht, wie es aussah; Frau Christel, Ihr Mann kann von Glück sagen. Nur das rechte Schlüsselbein ist gebrochen und eine starke Quetschung der Schulter und des Oberarmes vorhanden, mehr schmerzhaft als gefährlich!“ Da atmet sie auf. „Wie lange, glauben Sie, Herr Doktor, daß er damit zubringen wird?“ fragt sie.

„Na, heut' und morgen kann er freilich noch nicht wieder in eine brennende Scheuer rennen, um den Flederwisch, die Baronesse Edith, herauszutragen, aber —“

„Die Edith?“ unterbricht Christel, während sie den Kranken anschaut, der wieder leise zu phantasieren beginnt.

„Das wissen Sie noch gar nicht?“ fragt der Arzt, indem er kunstgerecht den Verband mit einer Sicherheitsnadel befestigt. „Ich war zufällig zugegen, kam kurz vor dem Ausbruch des Feuers auf den Altwitzer Hof. Die Enkelin ist ein wenig bleichsüchtig, und die Gräfin hatte mich gebeten, mit vorzusprechen. Sie wissen doch, die alte Dame hat jetzt ihre Enkeltochter bei sich, ein ganz merkwürdiges Exemplar eines Backfischs, dieser an und für sich schon merkwürdigen Species. Die beiden Flederwische, die Edith von oben, in der übrigens Rasse steckt, und die lange Blasse, die eine ausgesprochene Vorliebe hat für Tiere, besonders Hunde, sind natürlich bei Ausbruch des Feuers wie besinnungslos hinuntergestürzt und Edith hat der Komtesse geholfen, das Vieh aus den Ställen zu retten. Es ist ja den beiden Mädels zu danken, daß das schwerfällige Pack der Knechte fast alles retten konnte, was da lebt. Die jungen Damen wiesen ihnen erst, daß man den Pferden das Geschirr auflegen muß, um sie überhaupt 'raus zu kriegen; aber ehe das dumme Viehzeug begreift, was es soll, hat ein Gaul nach der Komtesse geschnappt, ein ungebildeter Ackergaul, und sie etlich gequetscht am Oberarm. Das arme Ding war plötzlich kampfunfähig und ich brachte sie in das Herrenhaus. Plötzlich schreit sie Edith zu, die eben vom alten Grafen aus dem immer toller werdenden Tumult geführt wird: ‚Edith, in der Scheuer — der kranke Marko, der kranke Marko!‘ Das ist der große Neufundländer, der die Räude hat und zu welchem mich, in meiner Eigenschaft als Arzt, die Komtesse durchaus schleppen wollte, weil sie zu dem Specialisten der ‚Unvernünftigen‘ nicht genug Vertrauen hat. Und da — die Baronesse sich losreißen, mitten durch den Tumult stürzen, die kleine Thür des Thorflügels der bereits lichterloh brennenden Scheuer aufreißen und in dem Qualm verschwinden, war das Werk eines Augenblicks. Drei bis vier Männer stürzten hinterher, allen voran aber —“

„Mein Mann,“ sagt Christel.

„Ihr Mann,“ bestätigt der Arzt, der sich erschöpft gesetzt hat. Christel sieht erst jetzt, daß er von Rauch geschwärzt ist, daß seine Kleider naß sind.

„Und als er das Fräulein herausgetragen hat, springt er nochmals hinein und zerrt den halberstickten jammervollen Köter heraus und just in diesem Augenblick bricht ein brennender Balken herab und schlägt ihn zu Boden. Er kam bald wieder zu sich und ich nahm ihn in meinen Wagen und brachte ihn her, Fräulein von Wartau und das Unglückskind, die Edith, dazu, die übrigens putzmunter ist und, außer der angesengten Kledasche, keinen Schaden gelitten hat. Nun, Frau Christel, geben Sie mir ein Gläschen Cognac; ich muß nochmal hinüber nach Altwitz; aber auf dem Rückwege spreche ich wieder hier vor; inzwischen wundern Sie sich nicht: ehe er ganz wieder aus der Narkose erwacht, schwatzt er möglicherweise noch mehr dummes Zeug.“

Christel bringt den Cognac, dann besorgt sie trockene Kleidung für den alten Herrn. „Ja, so ein falsch dirigierter Wasserstrahl von der Wartauer Spritze bei zwei Grad Kälte — na, schaden wird's nicht,“ meint er, „meine Alte muß mir eine kalte Einwickelung machen, probatum est. Auf Wiedersehen, Frau Christel!“

In dem Krankenzimmer ist es ganz still jetzt; Christel sitzt auf einem Stuhl zu Füßen von Antons Bette. Sie hat die Hände ineinander gelegt und sieht an ihm vorüber auf das Nachtlicht, das hinter dem durchsichtigen Porzellanschirmchen zuckt und flackert. Sie kann noch immer nicht klar denken, ihr Kopf schmerzt, wie im Krampf haben sich die Nackenmuskeln zusammengezogen. Das eine nur steht mit unanfechtbarer Gewißheit in ihr fest, daß sie fort muß von ihm. Aber das Wie? Das Wann? Und das schreckliche Bewußtsein ihres Unglücks! Könnte sie doch mit einem einzigen Menschen darüber sich aussprechen, aber mit wem? Mit Schwester und Schwager? Zu letzterem hat sie noch das meiste Vertrauen. Doch bei der Vorstellung, daß sie sagen muß: „Ich will mich von Anto trennen“, fährt eine brennende Glut über ihr Antlitz. Sie hört den Schwager fragen: „Warum, warum, Christel?“ — „Er liebt mich nicht mehr, er hat mich nie geliebt!“

Sie stöhnt dumpf auf. Wär' sie doch lieber gestorben! Könnte sie doch sterben! Sie schämt sich, sie schämt sich so, ihr ganzes Leben kommt ihr entweiht vor. Das heilige Sakrament, das sie verbunden hat mit ihm, der Altar, vor dem sie mit ihm gestanden, ihre ganze einfache Welt, in der sie so treu gewaltet — besudelt, verdorben! Und die Erinnerung zieht sie zu Boden, die Erinnerung an das, was sie ihm war — ohne seine Liebe.

Sie steht plötzlich auf, rafft ein Tuch vom Sofa und ist

Digitized by Google

mit zwei Schritten an der Thür. Da stöhnt es hinter ihr, und dann hört sie leise und hastig den Erwachenden sprechen: „Christel — der Brief — der Brief in meinem Rock!"

Als sie sich umwendet, starren ihr die noch halb bewußtlosen Augen ihres Mannes entgegen. „Der Brief! Der Brief!" ruft er.

Sie geht hinüber mit schwankenden Schritten und setzt sich wieder hin. Und mehr und mehr kehrt sein Bewußtsein zurück. „Den Brief — du hast ihn doch nicht gelesen, Christel? Du sollst ihn nie sehen, ich verbrenne ihn gleich — — armes Tier, und ich — und ich! Es geht ja alles vorbei, alles, auch das — Der Brief, wo ist der Brief?" Er phantasiert noch von dem Hunde, den er gerettet hat — „Zu Hilfe, Karl, nimm du ihn — Christel soll nicht, darf nicht!"

„Der Brief steckt ja in deinem Rock, Anto," sagt sie laut mit seltsam veränderter Stimme, „und den Rock habe ich in den Schrank gehängt, hier ist der Schlüssel, Anto."

Die kraftlose Hand packt den Schlüssel, eine erlösende Ruhe kommt über sein Gesicht. Und Christel geht und holt ihm starken schwarzen Kaffee, wie der Arzt es befohlen hat. Sie muß seinen Kopf stützen, ihm die Tasse halten, und sie zittert so dabei, daß das Porzellan klappernd an die Zähne des Kranken schlägt.

„Arme Christel, solch einen Schreck!" murmelt er, nun bei vollem Bewußtsein. „Lege dich nieder, ich brauche nichts mehr, ich will ganz still sein."

Sie schüttelt den Kopf, und als er ruhig mit geschlossenen Augen daliegt, tritt sie in die Fensternische und blickt in den Garten hinab. In dem ungewissen Lichte des halb verschleierten Mondes sehen die kahlen Bäume wie Gespenster aus. Dort drüben, jenseit der Mauer, der schwarze dunkle Strich in der Ferne, das ist der Wald; die verschlungenen Wege des Gartens leuchten herauf wie breite weiße Bänder, und hinter der Orangerie steigt der spitze Kirchturm auf. Ob sie in der Pfarre schon schlafen?

Sie hat eine Sehnsucht nach ihren Leuten wie nie in ihrem bisherigen Leben. An dem Bette der alten verdrießlichen Frau möchte sie niederknieen und schreien: „Mutter, mir ist so weh' geschehen — lege die Hand auf meinen Kopf, daß er nicht zerspringt vor Jammer! Ich bin heimatlos, ich habe meinen Mann verloren — schlimmer als durch den Tod!" Mit brennenden Augen starrt sie hinüber, und im Geiste hört sie die alte Frau murmeln: „Aber Christel, meine arme Christel!"

Ob sie hingeht? Ob ihr's leichter würde, wenn ihr Herz sich ausklagen könnte?

„Pst! Pst!" tönt's hinter ihr, und wie sie erschreckt herumfährt, sieht der Doktor zur Thür herein und winkt ihr. Auf den Zehen schleicht sie an Antons Bette vorüber; der liegt still mit geschlossenen Augen.

„Er schläft, Herr Doktor."

„Lassen Sie ihn, Frau Christel," sagt er stockend, „er kann ganz gut eine Weile allein bleiben. Der Diener mag sich hier ins Zimmer setzen für den Fall, daß er irgend etwas bedarf. Sie Frau Christel möcht' ich bitten, nehmen Sie ein Tuch um und kommen Sie mit mir. Ihre alte Mutter ist nicht ganz wohl, — erschrecken Sie nur nicht — ich — ich —" Er zuckt die Schultern, er wagt nicht weiter zu sprechen.

Und die Frau vor ihm sieht ihn an mit todblassem Gesichte, mit Augen, groß und leer. Dann nickt sie, sie hat schon verstanden. „Mutter stirbt?" fragt sie tonlos.

„Sie ist recht krank, Frau Christel."

„Kommen Sie, Herr Doktor!"

„Mein Wagen wartet, Frau Christel, nehmen Sie etwas Warmes um, es ist windig draußen. Einer Ihrer Neffen hat mich halbwegs Altwitz abgefangen. — Zum Donnerwetter!" schnaubt er den Diener an, „machen Sie, daß Sie hineinkommen zu Ihrem Herrn, und wenn er nach Frau Mohrmann fragt, so sagen Sie, die hätt' ich zu Bett geschickt. Ihrem Herrn thut weiter nichts not als Ruhe. Nachher komm' ich zurück."

Das kleine Pferdchen des Doktors trabt, so rasch es seine müden Beine und sein hungriger Magen erlauben, durch das Dorf und hält nach einigen Minuten vor der Pfarre. Christel stolpert mehr als sie geht über die Schwelle der Hausthür in den Flur hinein. Das Häufchen der Kinder sitzt bei der Lampe zitternd und schluchzend noch auf; es hat niemand daran gedacht, sie zu Bett zu bringen. Der kleine Anton wankt Christel entgegen. „Großmutter ist gesterbt vorhin," berichtet er wichtig, „sie sind alle oben." Christel schiebt das Kind zur Seite und steigt die Treppe empor.

Im Wohnstübchen der Verstorbenen sitzt der Pastor auf dem Sofa und hält seine schluchzende Frau an sich gepreßt; Louischen steht am Fenster und weint in ihr Taschentuch. Christel ist plötzlich eingetreten, der Arzt hinter ihr; sie sieht aus, als kämpfe sie mit einer Ohnmacht.

„Mutter?" fragt sie.

Der Pastor streckt ihr die Hand hin. „Sie ist heimgegangen, Schwester!" sagt er, ohne seine Frau loszulassen. Der Arzt ist indes in das Sterbezimmer getreten, nach ein paar Augenblicken kehrt er zurück. „Gehen Sie hinein, Frau Christel," bittet er mitleidig. Und Christel geht hinein in das kleine weiß getünchte Kämmerchen, in dem das schmale Bett im geschütztesten Winkel steht. Man hat die Fenster schon geöffnet, eine eisige Luft herrscht in dem kleinen Raum; auf der Kommode brennt ein Stearinlicht und flackert im Winde.

In den Kissen liegt friedlich die alte Frau, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet, und schläft. — Sie ist keine zärtliche Mutter gewesen, sie hat gar oft gehadert und gescholten, hat geklagt über die Last, die ihr Gott auferlegte als Witwe mit drei Töchtern, aber da innen, im Herzen, da saß sie ja doch, die treuste Liebe der Welt, die echte rechte Mutterliebe.

„Mutter," sagt Christel vorwurfsvoll und kauert sich neben dem Bette nieder, „Mutter, jetzt durftest du doch nicht gehen, jetzt hätte ich dich nötiger gehabt als mein ganzes bisheriges Leben hindurch!" Und ihr Kopf wühlt sich in die Kissen dicht neben der Schulter der Toten, und ein leidenschaftliches, bitterliches Schluchzen erschüttert sie.

Louischen hört es nebenan und kommt herein in das Sterbezimmer. „Aber, Christel," sagt sie in ihrer herben Art, „so faß dich doch! Ihr thut am allerschlimmsten, ihr beiden, und wißt doch, wohin ihr gehört, und habt noch einen, bei dem ihr euch ausweinen könnt. — Was soll ich denn sagen?"

Christel antwortet nicht; sie rafft sich nach einer Weile auf und will ohne Abschied fort, aber der Prediger läßt sie nicht. Er faßt ihre Hand und leitet sie neben seine Frau auf das Sofa, und dann holt er einen Stuhl für Louischen. Der Arzt ist gegangen.

„Ihre Zeit war erfüllet," beginnt der Geistliche; er ist vor den Frauen stehen geblieben und hat die Hände ineinander gelegt.

„Ja, ja," unterbricht ihn die unverheiratete Schwägerin, „wir wissen ja alles, Robert, was du sagen willst, aber darum thut's doch weh — laß uns ausweinen."

„Ich wollte nur sagen, liebe Louise," fährt er fort und kämpft seinen Unwillen über die Unterbrechung tapfer nieder, „daß man in Augenblicken, da der Tod eine Lücke reißt, fester und näher zusammenrücken, noch inniger und treuer miteinander fühlen und leben soll. Ihr drei Schwestern werdet euch, wenn möglich, noch lieber haben als bisher, denke ich, und ihr beiden, denen Gott einen Lebensgefährten gab, du, Lotte, und du, meine liebe Christel, ihr werdet unserer Louise jetzt die Mutter ersetzen wollen soviel als möglich, werdet ihr den schweren Weg, den sie allein gehen muß, nach Kräften zu erlei — —"

Christel sitzt mit einem Ruck plötzlich hoch aufgerichtet da, der Pastor ist jäh verstummt bei der verächtlichen Handbewegung, die sie macht. „Ich hätte dich morgen bitten lassen, zu mir zu kommen, Robert," beginnt sie mühsam, „aber ich finde, es ist besser, ich sage es euch allen noch heute — ich — es ist schon lange mein stiller Kummer gewesen, aber nun muß es ausgesprochen werden — ich — das heißt Anto und ich, wir wollen uns scheiden lassen — wir — er — —" Sie bricht ab, die Sprache versagt ihr.

Die Worte sind wie ein Blitz eingeschlagen in die kleine Versammlung; unwillkürlich sieht Louischen sich nach der Thür um, hinter der die Tote schlummert, als fürchte sie, ihr Friede werde gestört. Die Pastorin schluchzt nach einem Weilchen noch heftiger als zuvor, der Pastor aber sieht mit gerunzelter Stirn auf Christel, die plötzlich wieder in sich zusammengesunken ist und mit den Fingern an den Fransen ihres Tuches zerrt.

Digitized by Google

„Ihr werdet euch nicht trennen," sagt er laut, „ihr werdet thun nach Gottes Willen und gemeinsam eure Wege weiter wandern, wie ihr gelobt habt vor seinem heiligen Altar, denn was er zusammengefügt, das sollen wir in unserem sündigen, schwachen Meinen nicht zerreißen."

Christel sieht ihn groß an. „Es muß sein!" sagt sie kurz.

„Habt ihr euch denn gezankt?" fragt die Pastorin außer sich. „Ich und wir alle haben gemeint, ihr lebt so glücklich miteinander — ach Gott, wenn Mutter das hätte erleben müssen!"

„Wir haben uns nie gezankt," erklärt Christel empört, und als fühle sie, daß sie eine Aufklärung geben müsse, fügt sie hinzu: „aber Anto ist sehr unglücklich, weil wir kinderlos sind, und ich kann nicht sehen, daß er sich weiter so grämt, und deshalb trenne ich mich von ihm."

Sie steht auf und rafft ihr Tuch empor. „Bitte, sag' nichts mehr, sag' nichts mehr!" fleht sie den Pastor an, der abermals zum Reden ansetzt. „Sieh, es kann doch nichts an meinem Entschluß ändern! Der liebe Gott weiß, daß er aus keinem böswilligen Herzen kommt. — Und sprecht auch nicht darüber, ich habe es euch ja nur anvertraut, weil ich keinen anderen Ort weiß auf der ganzen weiten Welt, zu dem ich fliehen kann, wenn ich Anto verlasse, als euer Haus. Gar nicht lange will ich euch zur Last sein, nur ein paar Tage, nur mit einem Male nicht gleich so meilenfern weg! Vielleicht ist's gar nicht das Rechte, daß ich euch dies alles erzähle, aber wo soll ich mich denn ausweinen, wenn nicht bei meinen Schwestern? Wann ich komme, weiß ich noch nicht; Anto ist krank, ist verunglückt heute, ihr wißt es ja; an dem Tage aber, wo er meiner Pflege nicht mehr bedarf, da komme ich — nicht wahr, Robert, du jagst mich nicht fort — lieber Robert?"

Es liegt ein solcher Jammer in ihren Worten, in ihrer ganzen Haltung, daß der Mann stumm bleibt; er denkt auch wohl, daß der jetzige Augenblick nicht geeignet sei, um das verirrte Schaf auf den Pfad der Pflicht zurückzuführen. „Ich will dich heimbringen," spricht er unsicher.

„Das laß mich besorgen," sagt da plötzlich Louischen, „ich fürchte mich nicht, und abkommen kann ich ja jetzt auch, es ruft niemand mehr nach mir hier oben. — Komm', Christel, wir wollen gehen!"

Und Christel läßt es ruhig geschehen, daß die Schwester ihren Arm in den ihrigen zieht und sie hinausführt auf die Dorfstraße, in die Nacht, wo der Februarwind sie anfällt mit eisigem Atem und ihnen die verweinten Augen kühlt. Anfangs gehen sie stumm nebeneinander, erst als sie in die Allee einbiegen, die zum Gutshofe führt — sie sind hier geschützt vor dem Winde durch die Scheunen, die sich rechts von ihnen hinziehen — sagt Louischen: „Du wirst nicht so dumm sein, Christel, und Ernst machen aus der Komödie!"

„Ich habe euch gesagt, was geschehen wird, Louischen; laß uns nicht mehr davon sprechen, heute, am Todestage der Mutter."

„Wenn unser Haus heute brennt, würden wir auch löschen," ist die Antwort, „und dies ist schlimmer als Brand! Ich will dir etwas sagen, Christel, du gehst nicht von ihm, weil ihr keine Kinder habt, denn das wäre Unsinn; warum du aber gehst, weiß ich — du gehst, weil dein tugendhafter Herr Gemahl —"

„Anto hat sich nichts zu schulden kommen lassen," unterbricht Christel sie kurz.

„Weil Anto bis über die Ohren in die Baronesse verliebt ist — aus Eifersucht willst du gehen!" vollendet Louischen bestimmt.

Christel zieht hastig ihren Arm aus dem der Schwester. „Du mischst dich in Sachen, die dich nichts angehen," sagt sie eisig, aber das Herz zittert ihr. Also andere wissen es schon, und nur sie, sie glaubte noch immer!

„So? Meinetwegen! Ich kann dir doch wenigstens vorstellen, welch eine grenzenlose Thorheit du begehen willst, indem du so bereitwillig Platz machst. Glaube nur nicht, daß du ihn durch Edelmut an dich fesselst, mein Kind," fährt sie fort, „er läßt dich ziehen und taumelt in die neue Ehe wie die Motte ins Licht, und du — grämst dich zu Schanden irgendwo in der Welt. Ich — wenn ich's wäre, o ja, ich ginge auch meiner Wege, gewiß ginge ich, aber scheiden lassen würde ich mich nicht! So wie ich mich quälen müßte in Sehnsucht und Leid, so sollte er sich quälen um die, die er liebt und doch nicht zu seinem Weibe machen kann. — Er hat's verdient um dich, der Schuft, und Schufte sind sie alle, alle, einer wie der andere!"

Christel ist stehen geblieben und betrachtet ihre Schwester mit ganz entsetzten Augen. Das Tuch ist dem alternden Mädchen vom Kopfe geglitten, ihre Augen glühen und ihre Hände haben sich geballt. „Nicht scheiden!" wiederholt sie, „weggehen — weggehen — ihn allein lassen mit seinem Verlangen nach der andern! Wir können ja zusammenziehen, Christel, nach Leipzig oder Dresden — ich will dich bedienen, will dir helfen; aber laß dich nicht scheiden, ich bitte dich so sehr ich kann — er will ja nichts weiter, der — der — —"

Jetzt packt Christel die Aufgeregte an der Schulter und schüttelt sie wie einen jungen Baum. „Geh heim, du," sagt sie fast schreiend, „ich will nichts hören. Ich liebe meinen Mann — verstehst du? Ich liebe ihn, und was man liebt, kann man nicht leiden sehen! Du, du, wie muß es aussehen in deiner Seele!" Und sie läßt so plötzlich die Schwester los, daß diese wankt, und dann läuft sie in das offenstehende Thor und über den Oekonomie- und Schloßhof und bleibt erst stehen an der Freitreppe, mit zitternden Gliedern, atemlos. Sie vermag kaum das Portal zu öffnen, es schwindelt ihr, und an Antons Bett sinkt sie halb besinnungslos in den Sessel, von dem der verschlafene Diener aufgesprungen ist.

„Christel," ruft Anton, der erwacht ist, „um Gotteswillen, Christel, was ist dir?"

Sie fährt empor und zerrt das Tuch von Schultern und Kopf, erhebt sich und bricht dann an seinem Lager zusammen; ihr Kopf liegt neben dem verwundeten Arm. „Verzeih nur," murmelt sie, „ich komme vom Sterbebett meiner Mutter!"

Die furchtbaren Aufregungen des heutigen Tages haben sie halb besinnungslos gemacht, aber sie fühlt doch, wie seine gesunde Hand auf ihrem Kopfe ruht, und sie hört, wie er sagt:

„Armes Weib! Gute alte Christel!"

„Ich habe dich lieb," flüstert sie, „und was man liebt, das — —"

Und dann ist die starke, unverzagte Christel mit den hellen klaren Augen ohnmächtig geworden.

Am folgenden Tage steht sie wieder fest auf ihren Füßen, sie hat's auch nötiger als je, aufrecht zu bleiben. Antons Pflege, das Begräbnis der Mutter, und dann die Wirtschaft, sie will doch alles so tadellos als möglich hinterlassen.

Hätte sie nur nichts gesagt zu Schwager und Schwestern, aber ein gesprochenes Wort ist nicht zurückzunehmen, leider! Als gegen Mittag der Pastor kommt unter dem Vorwand, nach dem Befinden Antons zu fragen, und mit ihr sprechen will, sagt sie nur: „Rede mit Anto kein Wort über die Angelegenheit, ich weiß selbst noch nicht, was ich thue; seiner Zeit laß ich dich's wissen, Robert."

Der besorgte Mann gelobt Stillschweigen und setzt sich mit einem Seufzer der Erleichterung an Antons Bett nieder. Zeit gewonnen — alles gewonnen, sagt er sich und entfaltet einen Zettel, auf dem er die Todesanzeige der alten Frau niedergeschrieben hat. „Ist's euch so recht?" fragt er.

Es ist ihnen recht, denn es ist schlicht und einfach abgefaßt.

„Und wegen der Kosten, Schwager," sagt Anton herzlich, „bitte, Christel, besprich dich mit Robert."

„Für Mutters Begräbnis ist reichlich gesorgt," antwortet sie, „sie sparte seit Jahren dafür — ich danke dir, Anto."

Draußen klopft es jetzt und das Stubenmädchen bringt ein kleines Briefchen an Anton, mit einer schönen Empfehlung von Fräulein Edith. Christel reicht es ihrem Mann und sieht, wie sich sein Gesicht rot färbt. „Bitte, lies es mir vor, Christel," sagt er.

Sie nimmt das Kärtchen aus dem Umschlag und liest mit einer Selbstbeherrschung, die ihr später unbegreiflich erscheint:

„Lieber Herr Mohrmann!

Wie geht es Ihnen heute? Es thut mir so furchtbar leid, daß Sie, um mich und den guten alten Marko zu retten, so schwer verletzt sind. Tante hat mich gescholten, aber sagen Sie selbst, ich konnte doch das Tier nicht verbrennen lassen! Wenn Sie

Digitized by Google

Die Tasso-Eichen in Rom.
Nach der Natur gezeichnet von R. Püttner.

Digitized by Google

wieder wohler sind, will ich Sie tausendmal um Verzeihung bitten, und Frau Christel auch.

Heute habe ich eine große Bitte — darf Ihr Landauer mich nachmittags zur Station fahren, zu dem Dreieinhalbuhr-Zug? Meine Freundin Emma Zobel kommt mich besuchen, ich freue mich riesig darauf. Frau Christel paßt es gewiß nicht, jetzt mit Fremden zu speisen, deshalb wollen wir oben essen. Ja? Darf ich den Wagen bekommen?

Schönsten Gruß, gute Besserung!

Ihre Edith von Ebradt."

„Bitte, Christel," sagt Anton, „gieb dem Kutscher Befehl, daß er zur rechten Zeit anspannt."

„Ja, Anto!" Sie legt das Kärtchen auf seine Decke und geht sofort hinaus. Auch in der Küche ordnet sie noch etwas Besonderes an für das Mittagsessen der Damen, dann tritt sie in die Hinterstube und kramt dort ganz unnützerweise herum, bis die roten Flecken der Erregung auf ihren Wangen verschwunden sind; erst jetzt geht sie wieder zu Anton. Viel Zeit zum Nachdenken, zum Verzweifeln hat sie heute nicht: der Arzt erscheint, dann Graf Altwitz, der Anton danken will für seine treue Hilfe beim Brande. Der alte vornehme Mann ist ganz bewegt, als er an Antons Bett tritt.

„Gottlob," sagt er einmal über das andere, „daß es so ablief, lieber Herr Mohrmann, gottlob! Und Sie, meine gnädige Frau, ich hoffe, daß auch Sie den Schrecken bald verwinden werden. Jedenfalls, so lange wir leben, meine Frau und ich, wird das Gefühl tiefster Dankbarkeit nicht verlöschen für Ihren Gatten. Der erste war er auf dem Hofe, der zu helfen kam, gnädige Frau, der allererste! Ja, ja — gute Freunde und getreue Nachbarn!"

Als Christel den Grafen hinausbegleitet, faßt er nochmals ihre beiden Hände.

„Ein Prachtmensch ist er, ein Prachtmensch! Sie können stolz auf ihn sein, liebe gnädige Frau."

Christel sieht in die feuchten Augen des alten Herrn, wie fragend, forschend. Wenn du wüßtest, denkt sie, aus welchem Grunde er so wahnsinnig hinüberjagte, um als erster anzukommen, du würdest anders reden! „Ich danke Ihnen, Herr Graf," spricht sie freundlich.

Eben will sie wieder in das Krankenzimmer zurückkehren, da überfällt Edith sie mit einer stürmischen Umarmung. „O, Frau Christel! Frau Christel!"

Christel stößt sie im ersten Augenblick heftig zurück, leichenblaß im Gesicht. Ebenso schnell faßt sie sich aber, die schönen Augen des Mädchens sehen sie völlig verblüfft an; was kann das harmlose Kind dafür, daß es geliebt wird? „Verzeihen Sie, Fräulein Edith, ich war so erschrocken, ich dachte gar nicht an Sie."

Edith schöpft Atem. „Bitte sehr," sagt sie kühl, „ich wollte Ihnen nur — wollte nur nach dem Kranken fragen —"

„Anto geht es so gut, als es den Umständen nach möglich ist. Danke vielmal, gnädiges Fräulein."

Edith ist der Ton ungewohnt. So freundlich Christel auch spricht, es klingt etwas heraus, das sie beunruhigt.

„Ich habe sehr viel zu thun, Baronesse," entschuldigt sich Christel.

„Warum nennen Sie mich heute nicht Edith oder Ditta, wie sonst?" fragt das Mädchen.

Aber Christel antwortet nicht, sie ruft nur von der Zimmerthür ihres Mannes her: „Der Wagen fährt pünktlich vor; verzeihen Sie, ich habe Eile."

Edith beißt mit den Zähnen die Unterlippe und sieht ärgerlich auf die Thür, hinter der die große volle Gestalt der blonden Frau verschwunden ist. Dann wirft sie den Kopf in den Nacken und geht die Treppe hinauf in das Wohnzimmer ihrer Tante, und dort sitzt sie und redet kein Wort. Seit gestern weiß sie nicht mehr, wie ihr eigentlich zu Mute ist, seit gestern, wo er sie in seinen Armen aus dem Dunst und Qualm der brennenden Scheuer getragen, sie an sich gepreßt hat, als wollte er sie erdrücken.

Die ganze Nacht hindurch hat sie schlaflos gelegen vor Freude an diesem Abenteuer, vor Unruhe und dumpfer Gewissensangst. „Edith!" hatte er gerufen, einfach „Edith!", aber mit einer Stimme — nie wird sie dieses „Edith!" vergessen; eine ganze Welt voll Qual und Jubel lag darin.

Sie steht endlich auf und tritt zu der alten Dame, die vor dem Kaminofen sitzt und mit Zeitunglesen beschäftigt ist.

„Fährst du mit zur Station?" fragt sie, nur um eine Stimme zu hören.

„Ich denke gar nicht daran," ist die Antwort, „du würdest auch nicht entzückt davon sein, Kind, ihr habt euch gewiß viel zu erzählen. Uebrigens — kommt der Diener mit?"

„Darum habe ich nicht zu bitten gewagt, Tante!"

„Wer soll dir denn das Handgepäck in den Wagen tragen?"

„Es ist doch ein Packträger da, Tante?"

„Der ungezogene Mensch? Ich danke! Seitdem er das enorme Trinkgeld nicht mehr bekommt, womit dein Großvater die Leute zu verwöhnen liebte, thut der Mensch, als ob er uns nicht mehr kenne; im Gegenteil, er drückt sich sogar, wenn er jemand von uns sieht. Ja, man gilt eben nichts mehr," schließt sie mit einem tiefen Seufzer.

„Emma bleibt ja nicht lange, Tante, sie wird nicht viel Gepäck haben," sagt Edith. „Freilich, imponieren wird's ihr nicht."

„Mein Himmel! So bitte doch, daß der Mensch mitfahren darf, er weiß ja so wie so nicht, wohin mit der Zeit," entgegnet Tante Tonette. „Die Frau versteht ja gar nicht einmal, sich bedienen zu lassen. Als ich neulich unten war, putzte sie die silbernen Löffel und der lange Schlaps stand derweil im Hausflur und that schön mit dem Stubenmädchen."

„Ach, Tante, jetzt, wo Mohrmann krank ist?"

„Mein Gott, was hat das damit zu thun?" seufzt Tonette, „als ob er seinem Herrn die geringste Handreichung leisten dürfte! Das besorgt doch gewissenhaft Frau Christel höchstselbst? Ich bewundere nur die Geduld des Mannes. In meinem Leben habe ich noch nicht solch ein klettenhaftes Benehmen gesehen wie das ihre, so etwas von spießbürgerlicher Verherrlichung eines Ehemanns. Es muß zum Rasendwerden sein!" Und Fräulein Tonette steht auf und reißt an dem altmodischen Klingelzug.

Das junge fünfzehnjährige Dienstmädchen erscheint und wird hinuntergeschickt mit einer Empfehlung, und ob Herr Mohrmann erlaube, daß der Diener mitfahre? Es sei des Gepäcks wegen. Nach einem Weilchen stolpert das rotblonde sommersprossige Ding wieder in die Stube. „Frau Mohrmann sagte ‚Recht gern',“ berichtet sie.

Fräulein Tonette wendet sich an ihre Nichte: „Na, siehst du wohl? Ich begreife überhaupt nicht, warum du nicht gleich darum gebeten hast. Diese Menschen sind ja einfach selig, wenn sie uns einen Gefallen thun können."

Um zwei Uhr fährt Edith nach der Station; Kutscher und Diener in Feiertagslivree und im Wagen die federleichte Pelzdecke und das geheizte Fußkissen. Christel steht am Fenster in ihres Mannes Stube und sieht sie abfahren. Anton schläft ein wenig, er fühlt sich matt und angegriffen wie noch nie und klagt über Kopfweh. Es sei von der Chloroformnarkose, hat er Christel getröstet. Aber sie weiß so genau, was es ist — die immerwährende Sehnsucht ist's, der Kampf in seinem Herzen zwischen Liebe und Pflicht, und der macht stärkere Naturen als die seine elend.

Sie gönnt sich keinen Augenblick Ruhe, sie hat so viel zu ordnen, aufzuschreiben, zu thun. Uebermorgen ist das Begräbnis der Mutter, und wenn das vorbei, will sie ja — — fort. Wie sie es anfangen wird, das weiß sie noch nicht; sie hofft auf einen Zufall. Drei-, viermal hat sie den Brief überlesen, den Brief Antons an seinen Freund, und jedesmal ist ihr klarer geworden: du mußt gehen! Ach, sie hat auch ihren Stolz. Lieber möchte sie sterben, ehe sie hier bliebe, und sie wird auch sterben, sie ist nicht imstande, sich vorzustellen, wie sie leben soll ohne ihn, fern von ihm, der doch der Inhalt ihres Daseins ist. Dann kommt, wenn sie Wartau verlassen haben wird, etwas, das sie noch nicht deutlich zu begreifen vermag, etwas Banges, Entsetzliches; endlos, grau liegt es vor ihr, das Leben, allein, als geschiedene Frau.

— — — — — — — — — — — — — —

Edith ist unterdes auf der Station angekommen; sie sieht ganz reizend aus in ihrem schwarzen Trauerkleide und dem hellen Jackett, auf dessen Aermel ein schwarzer Florstreif geheftet ist. Der große runde Hut mit dem einfachen schwarzen Band läßt das schmale Gesichtchen blaß erscheinen wie eine Narcisse;

Digitized by Google

die Augen sind noch glänzender, noch dunkler geworden. Emma von Zobel, eine sehr frische rosige Blondine mit übermütigem kurzen Näschen, fällt der Freundin um den Hals.

„Nett, daß der alte Prinz Julius starb und acht Tage Hoftrauer mir Gelegenheit geben, dich zu sehen," jubelt sie. „Uff! Der Mensch hat wahrhaftig auch mal das Ausruhen vom Vergnügen nötig," und sie wirft sich übermütig in die blauen Seidenpolster des Wagens. „Aber, Di, du bist ja bildschön geworden!" ruft sie dann, „so blaß, so interessant — höre du, ich sterbe vor Neugier auf deine Erlebnisse."

Edith wird rot und lenkt das Gespräch auf anderes. „Du mußt sehr vorlieb nehmen bei uns, Ma," sagt sie, „wir sind eben arme Leute."

„Bis jetzt macht's mir nicht den Eindruck von Armut," ist die fröhliche Erwiderung, und sie weist auf den eleganten Wagen und den Diener, der den Schlag zuwirft.

„Das ist geborgter Glanz," lächelt Edith, indem sich der Landauer in Bewegung setzt.

„So? Macht nichts, ich denke es mir einfach romantisch bei euch. O, ich bin so schrecklich gespannt auf deinen Lohengrin!"

„Wirst ihn schwerlich sehen, er liegt zu Bett."

„Krank? Doch nicht etwas Ansteckendes? Du, Di, laß halten, da kehre ich auf dem Fleck um," ruft die erschreckte Freundin.

„Unsinn! Er ist gestern, als er beim Brande in Altwitz retten half, verletzt worden, das ist alles."

„Ah! Wie war das? Erzähle doch," drängt Emma von Zobel, nun wieder im Gleichgewicht.

Edith berichtet in flüchtigen Sätzen der gespannt lauschenden Freundin die gestrigen Ereignisse, und währenddem ist der Wagen das Stück Chaussee entlang gefahren und rollt jetzt schon durch die Dorfstraße.

„Himmel, wie romantisch!" ruft die kleine Blondine, „dich hat er gerettet? Sag', Di, bist du wirklich um den Hund hineingerannt in die Flammen, oder wolltest du gerettet sein? Bekenne mal ehrlich, Di!"

„Schäme dich, Ma! So ein armes Tier — natürlich stürzte ich nur des Hundes wegen hinein."

„Na, sei nur gut, Di, ich werde dein Abenteuer auch gewissenhaft an Edi Waldenberg berichten. Uebrigens, Di," sie sieht ihre schöne Freundin nachdenklich an, als sei sie neugierig, wie diese die Nachricht aufnehmen wird, „mit dem Edi — das ist 'ne schöne Geschichte — weißt du schon?"

„Kein Wort," versichert Edith wie elektrisiert, „wir leben ja hier wie auf einer wüsten Insel. Also, was weißt du, Ma? Was ist ihm denn passiert?"

„Denke dir nur — sein schwindsüchtiger Bruder, der Majoratsherr, hat sich verlobt!"

Aus Ediths Gesicht schwindet das zarte Rot, das eben noch ihre Wangen färbte; sie wendet den Blick zum Wagenfenster hinaus.

„Und der Edi," fährt Ma unbarmherzig fort, „macht seiner künftigen Schwägerin den Hof mit einem Nachdruck — ich sage dir, großartig. Die böse Welt behauptet, das seien die Präliminarien für später, er könne dann, wenn sie Witwe ist, der das ihr ausgesetzte große Wittum zufällt, ohne viel Federlesens sagen: ‚Ich habe dich schon geliebt, als du noch meinem Bruder gehörtest.'"

„So?" kommt es langsam von Ediths Lippen. „Wie interessant! Ich habe den Edi gar nicht für so klug gehalten."

„Du bist ja blaß geworden, Di?"

Das schöne Mädchen antwortet nicht. In diesem Augenblick hält auch schon der Wagen vor dem Schlosse; aber es ist niemand da zur Begrüßung, Fräulein Tonette schlummert ein wenig im Lehnstuhl droben und Christel legt Anton eben eine neue Kompresse auf.

Die jungen Damen steigen nach oben, und auf der Treppe schlingt Emma von Zobel den Arm um Edith. „Du, wirst dich doch nicht im Ernst grämen um den Edi Waldenberg? Ich bitte dich, Di, die Sache ist ja mehr als aussichtslos."

„Ich mich grämen?" antwortet Edith, „ich denke nicht daran, ganz wahrhaftig nicht, Ma! Im Grunde ist er doch nur ein schrecklich dummer Junge, der gute Edi."

Sie bleiben beide stehen und lachen, und dieses silberne Lachen klingt von den hohen Wänden des Treppenflurs wieder, fremdartig, ungewohnt in diesem Hause. Es ist, als ob all die alten nachgedunkelten Porträts der Wartaus aufwachten über diesen ungewohnten Jubel der Jugend und des Uebermuts.

„So," sagt abends Ma zu Edith, „jetzt bist du wieder die alte ‚tolle' Di, wie wir dich in der Pension nannten."

Edith hat sich in ihr phantastisches Hauskostüm gesteckt, liegt in einem alten Fauteuil und wippt mit den Füßchen.

„Du kamst mir heute zuerst so wunderlich vor, so pedantisch — das kleidet dich gar nicht, Di. Uebrigens ist's kein Wunder, denn Tante Tonette scheint mir eine ‚sehr einfache' Dame zu sein, und zum Sterben langweilig."

„Glaubst du?" fragt Edith und verzieht ironisch den Mund, „wenn du dich nur nicht irrst."

„Die fließt ja über vor Edelmut! Wie gräßlich rührend zum Beispiel von ihr, daß sie sich Frau Christel anbietet, während des Begräbnisses im Nebenzimmer der Krankenstube zu bleiben."

„Sehr rührend, es ist wahr," bestätigt Edith mit undurchdringlicher Miene.

„Schade, daß Wartau euch nicht mehr gehört; das alte Nest ist einfach himmlisch," fährt Emma von Zobel fort, „wirklich feudal! Ein bißchen sehr verblichene Pracht freilich, aber wenn ich mir das schön aufgefrischt vorstelle, Di, und mich hier lebend mit einem netten Mann, im nahen Verkehr mit den vielen Nachbargütern, die erste Rolle als schöne junge Frau spielend, im Winter in der Residenz, oder so — — furchtbar nett! Ich würde bei meiner Dienerschaft die Puderperücken wieder einführen, glaube ich, damit sie zum Stil des Schlosses passen."

Edith lacht laut auf. „Wenn ich mir Frau Christel vorstelle, von gepuderten Dienern umgeben!"

„Ich sage ja nicht, daß diese Rustica hier residieren soll!"

„Nun, sie thut's doch aber mal," antwortet Edith und schleudert ihren Schuh mit einer Fußbewegung über den Teppich.

„Freilich, Di, ereifere dich doch nicht; ich kann doch nichts dafür," schmollt Ma.

Nach einer Stunde haben die jungen Mädchen ihr Lager aufgesucht; Ma schläft sofort ein, Edith liegt mit heißem Kopf in den Kissen und starrt auf den Rokokospiegel, in dessen geschliffenem Glas bläuliche Funken blitzen, die der Mond ihm entlockt, der durch einen Spalt der Vorhänge blinzelt. Plötzlich springt das Mädchen auf und huscht hinüber zu dem Bette ihrer Freundin.

„Ma," sagt sie halblaut und rüttelt ihre Schulter, „liebe Ma!" Und sie kniet vor dem Bette nieder — „Ich muß dir etwas sagen, Ma, mir drückt's das Herz ab sonst," flüstert sie dicht am Ohr der erwachten Freundin, „ich bin furchtbar unglücklich, Ma, ich liebe den Lohengrin!"

„Riesig interessant!" gähnt Ma, halb noch im Schlummer, „wenn er nur nicht Mohrmann hieße."

„Ma, spotte nicht!" schluchzt Edith, „es ist ja so schrecklich, begreifst du denn das nicht? Es ist ja so schrecklich!"

„Das ist dein Ernst?" fragt jetzt die Freundin und setzt sich völlig aufrecht im Bette.

„Ja! Seit gestern weiß ich es, Ma, seit er mich aus dem Feuer trug."

„Ich dachte seit heute, wo ich dir vom Edi erzählte?"

Edith überhört das und schluchzt nur noch mehr.

„Geh schlafen, Kind," tröstet Ma. „Morgen sprechen wir weiter, wenn's überhaupt lohnt, darüber zu reden."

Und Edith sucht das Lager auf und weint sich in den Schlaf, und ihr träumt, daß sie zugegen ist, wie Edi Waldenberg ihre Verlobungsanzeige bekommt. „So, so!" hört sie ihn sagen, „mit dem Mohrmann, der sich ihretwegen von seiner Frau scheiden läßt?" Und dann fährt er sich verzweiflungsvoll in die Haare — „Edith, ich liebe dich, warum hast du mir das gethan?" Und sie muß lachen, ach, so sehr.

Sie hat ganz laut gelacht und erwacht darüber mit heftigem Herzklopfen. Wo ist sie denn? Wie ist ihr denn? Sie liegt in ihrer Schlafstube in Wartau, der Mond blinzelt durch den Vorhang und die Schloßuhr schlägt eben Eins, und unter ihr sitzt Frau Christel am Bette ihres kranken Mannes und Edith sieht sie im Geiste so deutlich vor sich. So fest sitzt sie da und so sicher, die große blonde Frau, wer könnte sie zwingen, von diesem Platz zu weichen? Und Edi — Edi bleibt arm, wenn sein Bruder, der schwindsüchtige Majoratsherr, heiratet, und Edi macht der zukünftigen Witwe schon jetzt den Hof — aus Berechnung! Er

Digitized by Google

hat Edith nie geliebt, der Edi — nie — nie! — Und das, was edle Charaktere vertieft, läutert, emporhebt, das entzündet in dem Herzen des ohne Liebe aufgewachsenen, von Fremden umhergestoßenen Kindes etwas Unheiliges, Düsteres. „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles was sein ist," das war ihr heute noch beängstigend durch den Sinn gegangen — aber jetzt?

Sie lebt, sie muß leben, sie ist ein armes adliges Fräulein; sie hat nichts gelernt als ein wenig oberflächliches Zeug, und sie will glücklich sein, will ihr junges Dasein genießen! Sie kennt den Eindruck, den sie auf den Mann dort unten gemacht, der sich in den Besitz ihres mütterlichen Stammhauses gesetzt hat, und sie wär' doch die einzige Erbin gewesen. Gut! Sie wird versuchen, dieses angestammte Heim zurückzugewinnen, die Frau Christel dort unten zum Aufgeben ihres Platzes zu bewegen — der Edi soll sich ärgern, und wie soll er sich ärgern! Verzweifeln soll er, der Mensch, der schlechte!

Was dann wohl aus der Frau wird, der Frau, die so viel Gutes, so viel Freundlichkeiten für das vaterlose und mutterlose Mädchen gehabt, das nur aus Gnade und Barmherzigkeit eine Zuflucht fand in dem Winkel des kargen Haushalts der verarmten Tanten? Bah! Die Frau Christel ist das Arbeiten gewohnt und das Dienen, aber Edith nicht, und sie ist die Geliebte, die einzig Geliebte, sie weiß es genau seit dem Augenblick, wo er sie an sich preßte, so leidenschaftlich, so selbstvergessen — —.

Das Recht des Stärkeren nimmt sie für sich in Anspruch, wie es Brauch ist in der Welt — weiter nichts! So beschwichtigt sie ihr Gewissen. Und die Leute haben ja nicht einmal Kinder! Ja, wenn sie Kinder hätten, denen die Mutter fehlen würde — aber so? Die Sünde ist klein, und ihre Verlassenheit so groß!

Und sie wischt die letzten Thränen um Edi aus den Wimpern und legt sich auf die Seite. „Ma," sagt sie im Einschlafen, „Ma, ich liebe ihn, glaube es mir."

Auf dem Gottesacker sind die Leidtragenden um das offne Grab versammelt, über dem der Sarg steht, in welchem Christels Mutter schläft; die drei Schwestern, die Pastorskinder und eine ganze Menge Leute hinter ihnen; die Männer in wunderlich altmodischen Cylindern, die Frauen mit schwarzen Kopftüchern oder Hüten. Wenn aus dem Pastorhause einer begraben wird, so geht selbstverständlich die ganze Gemeinde mit.

Draußen auf der Landstraße hält der Landauer Mohrmanns. Er ist leer dem Trauerzug nachgefahren, denn Christel hat es vorgezogen, zwischen den zwei Schwestern hinter dem Sarge zu gehen, obgleich es ein häßlicher, naßkalter Februartag ist, dieser Fastnachtsabend, an dem die alte Frau begraben wird. Ein naßkaltes Gemisch, halb Regen und halb Schnee, peitscht der Wind durch die Luft und die meisten stehen da mit aufgespannten Regenschirmen. Der Pastor spricht am offnen Grabe; es ist eine Rede mehr zur Mahnung an eine Lebendige als zur Ehrung der Toten. „Was lernen wir in den Minuten, da wir einen Dahingeschiedenen der Erde wiedergeben?" fragt er. „Daß wir nimmer genug thun können im Lieben, so lange er unser ist, daß wir treu sein sollen gegen die, die Gott uns gab als Gefährten auf dem dornenreichen Pfad des Lebens, so lange sie mit uns wandern dürfen, seien es Eltern, Geschwister oder Gatten! Sie lehren uns, daß Trotz und böser Wille gegen unsere Lieben, die ja auch nur schwache Menschen sind und irren können wie wir, schlimme Dinge sind, die uns gar bitter weh thun können. Und noch so heiße Reue bringt nicht eine einzige Minute gemeinsamen Lebens wieder!

Liebe Gemeinde, seid freundlich zu einander, übet Geduld, damit, wenn der Tag des Scheidens kommt — und wer weiß, wie nah' er ist — keine Reue euch klagen lässet: hätten wir doch mehr Liebe, mehr Nachsicht geübt! Ach, wenn er noch einmal neben mir stünde, nie wollten wir murren, nie ihn verlassen!"

Christel sieht den Redner unverwandt an, wie der Redner sie, aber sie schlägt die Augen nicht nieder. Was weiß er von ihren Kämpfen — was versteht er von ihrer Liebe? Hat er denn den Brief gelesen, den verzweifelten Brief Antons? — Christel weiß, was sie zu thun hat; sie wird ihren Weg gehen, unbeirrt. All die schönen Worte sind für sie inhaltsleer, denn sie passen gar nicht auf ihren Fall. Wie gern würde sie aushart an Antons Seite, aber dann würde er unglücklich bleiben, und das könnte sie nicht ertragen. Auch ist etwas in ihr lebendig geworden, das sie bisher nicht gekannt, etwas Mächtiges, Unabweisbares — der Stolz, der gekränkte, bis aufs äußerste gekränkte Stolz der Frau, die ihre Pflicht that, immer, und nun um einer andern willen aufgegeben wird. Sie will nicht die Wirtschafterin, die Magd sein, und sollte ihr bei dem Scheiden von ihm das Herz brechen!

Wenn sie nur erst fort könnte, fort, so lange der Stolz in ihr lebendig, und wenn sie nur erst wüßte, wie sie fortkommen kann! — Das ist ihre größte Sorge augenblicklich.

„Amen!" sagt der Geistliche jetzt. „Amen!" wiederholt sie halblaut. Sie hat gar nicht gehört, wie das Vaterunser gesprochen wurde, obgleich ihre Lippen sich flüsternd bewegten, als betete sie mit. Nun wirft auch sie mit den andern die drei Hände voll Erde in die Gruft hinunter, die Schwestern neben ihr weinen so laut, und die Leute kommen und drücken ihr und den andern die Hände, ihr Schwager auch.

„Ich wollte, du könntest weinen, Christel," sagt er mild. „Die Frau soll weinen können an solchem Grabe, als ein Zeichen, daß sie sich unter Gottes Willen beugt: du weißt, Herr, wie es am besten ist, führe du mich weiter! — Aber du bist starr und kalt und deine Miene ist, wie ich sie nicht kenne an dir, trotzig. Geh' heim, Christel, setze dich an das Krankenlager deines Mannes und nimm seine Hand in die deine, und danket beide dem gütigen Gott, daß ihr noch bei einander seid!"

Er faßt ihre Hand und führt sie dem Wagen zu; Schwester Louise und die Pastorin folgen, von teilnehmenden Frauen umringt. Christel ist es wie eine Erlösung, daß die Schwestern nicht darauf warten, sie noch im Pastorhause zu sehen; sie möchte um keinen Preis mit ihm noch einmal reden über die traurige Angelegenheit.

Am Wagenschlag, im Regen und ohne Schirm, steht auf Christel wartend — Edith von Ebradt. Der Prediger fühlt, wie die Hand der Schwägerin in der seinen zuckt, aber ihr Gesicht verrät nichts, nur um ein wenig bleicher ist's noch geworden. Das junge Mädchen drückt ihr die Hand und murmelt ein paar teilnehmende Worte, und wie es der Tante leid sei, nicht auch der Feier haben beiwohnen zu können; sie sei erkältet und das Wetter so schlecht.

„Sehr schlecht," sagt Christel und sieht an ihr vorüber, „und deshalb ist es am besten, Sie steigen mit ein."

„Gern," antwortet Edith, froh, ihre Kondolation angebracht zu haben, „ich wollt' Sie gerad' darum bitten, Frau Christel." Sie schlüpft sofort in die rechte Ecke des Wagens und richtet sich ein. Ich habe mir ganz gewiß einen Schnupfen geholt, denkt sie dabei, und das um eine alte Frau, die ich in meinem ganzen Leben nicht sah. Tante ist manchmal zu komisch!

Die beiden fahren heim, ohne ein Wort zu sprechen; Christel schaut aus diesem — Edith aus jenem Wagenfenster. Seit gestern abend, seit sie mit Emma von Zobel gesprochen, hat das Mädchen eine unüberwindliche Scheu vor der großen blonden Frau; sie fühlt sich überhaupt todunglücklich, bedrückt, überflüssig, halb verraten schon in ihrer Schuld. Sie springt sehr hastig auf, als man angelangt ist, sagt kurz „Adieu!" und läuft in das Haus.

Christel folgt langsam, fragt im Flur den Diener, wie es dem Herrn ergehe, und wundert sich, zu hören, daß Fräulein von Wartau an seinem Lager sitze.

„Noch jetzt?" fragt sie.

„Jawohl, Frau Mohrmann. Das Fräulein Baronesse kam gleich, nachdem Sie fortfuhren. Zuerst saß sie im Nebenzimmer, aber dann —"

Christel legt ruhig ihre Sachen ab, zieht das schleppende Trauerkleid aus und den grauen Hausrock an. Sie hört im Nebenzimmer die Stimme der alten Dame, aber ohne ein Wort zu verstehen, was ihr übrigens gleichgültig ist, und tritt dann ein. Auf den ersten Blick erkennt sie die nervöse Aufregung des Patienten; er ist heiß, sein Gesicht gerötet, und die Finger seiner linken Hand spielen nervös auf der Decke.

Fräulein von Wartau erhebt sich, drückt dem Kranken die gesunde Hand, spricht ein paar teilnehmende Worte zu Christel und geht dann sehr eilig. Christel tritt an das Krankenbett und fragt: „Wie geht's dir, Anto?"

Digitized by Google

Ein lustiger Fall.
Nach dem Gemälde von E. Defonte.

Digitized by Google

„Danke!" ist die kurze Antwort.

„Fräulein von Wartau sprach wohl zu viel? Du siehst so erhitzt aus," sagt sie und beginnt ein Glas Citronenlimonade zu mischen.

Er antwortet darauf nicht, sondern deutet nach einem Schreiben, das geöffnet auf seiner Decke liegt. „Karl fragt nochmals an, der Taufe wegen," sagt er vor Aufregung heiser, „es ist — ich glaube —"

Ihre Hand, die das Glas hält, zittert stark; sie wendet sich halb von ihm ab, damit er es nicht sehen soll.

„Wir können doch nicht beide abschreiben, Christel," fährt er fort, „du mußt reisen, Christel, es wäre zu unartig — denke ich —"

„Und wann ist die Taufe?" unterbricht sie ihn.

„Heute über acht Tage."

„Und du glaubst, bis dahin wieder so weit zu sein, daß du meine Pflege entbehren kannst, Anto?" fragt sie weiter.

„Ja, ich denke — und wenn nicht, dann behelfe ich mich eben einmal. Christel, du mußt!" ruft er so heftig, als habe sie ihm widersprochen. „Und wenn du etwa Anstand nimmst der Trauer wegen, das ist Unsinn! So ein kleines Familienfest, und — deine gute Mutter war doch in den Jahren, wo man — ich bitte dich, mach' keine Schwierigkeiten, setze dich hin und schreibe, daß du kommst."

„Aber gewiß, Anto, sofort!" sagt sie so ruhig, daß es seltsam absticht von seinem heftigen Zureden.

Er hat wohl eine Gegenrede erwartet, er sieht sie wenigstens völlig verblüfft an, da sie aber ohne weiteres in sein Zimmer geht, sich an den Schreibtisch setzt und den gewünschten Brief verfaßt, legt er sich mit dem Ausdruck qualvoller Abgespanntheit zurück und preßt die Hand gegen die Stirn. Es geht nicht mehr so weiter, er kann das Leben so nicht mehr ertragen.

Nach ein paar Minuten kommt Christel zurück. „Ist dir's so recht, wie ich schrieb?"

Er nimmt das Blatt mit einem langen forschenden Blick auf sie; es ist Christels altes stilles Antlitz, das er erblickt, ein wenig blasser zwar und schmaler als sonst, aber im übrigen unverändert — sie ahnt nichts, nein, sie ahnt nichts! Die Schrift freilich, die ist seltsam, anstatt der sonst so kinderhaften Buchstaben mit den regelmäßigen, gewissenhaft ausgeführten Haar- und Grundstrichen, ist es eine hastige, zitternde Schrift, und der Name darunter: „Christiane Mohrmann" ist groß hingemalt; wie trotzig stehen die Buchstaben da; ein Handschriftverständiger würde in ihnen einen Charakter von unbeugsamer Energie erkennen.

„Danke sehr," sagt er, und Christel geht abermals, um zu couvertieren und die Adresse zu schreiben. Dann giebt sie dem Diener den Brief und tritt in das Wohnzimmer, und dort sitzt sie im Lehnstuhl, auf der Estrade, die Hände im Schoß zusammengefaltet, die Lippen aufeinander gepreßt. Noch acht Tage! Noch acht Tage — dann ist sie heimatlos, liebelos und bettelarm an Glück!

(Fortsetzung folgt.)

Erfinderlose.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Geigenmacher von Absam.

Von Karl Wolf-Meran.

Als mir die Kunde zukam, daß auf dem Grabe des Geigenmachers von Absam, Jakob Stainers, ein neuer, würdiger Denkstein aufgestellt werden soll und man darangehe, die hierzu nötigen Mittel im Wege der öffentlichen Sammlungen aufzubringen, stieg vor meiner Seele plötzlich ein Bild aus meiner Jugend auf.

Die Stube eines Hofes in unserer Nachbarschaft war gar so behaglich. Das Getäfel war gebräunt vom Alter, vom Rauch der eisernen Latschern* und freilich auch von dem Tabaksqualm der Männer, denn es waren außer dem Bauer noch acht Knechte auf dem Hofe und dazu kamen noch die Schuhmacher, wenn sie im Winter auf der Stör** arbeiteten, oder die zwei Weber. Weniger qualmte der Schneider mit seinem Lehrburschen, denn der alte Meister vertrug wegen seiner schwachen Augen den Rauch nicht. Rings um den mächtigen Ofen lief eine Bank und in der Ecke spann, so lange ich nur zurück denken kann, die alte Lene. Am Rocken hatte sie ein kleines Haferl mit Wasser, in welches sie jeden Morgen einen Tropfen Weihbrunnen gab, damit das Garn recht ausgiebig werde. Mit dem also geweihten Wasser netzte sie die Fingerspitzen, denn mit der Zunge, wie es die jungen Spinnerinnen machen, wollte es nicht mehr recht gehen. Der übrige Teil der Bank und auch der Stubenboden rings um die alte Spinnerin war des Abends am Samstag immer von den Kindern aus der Nachbarschaft weitum besetzt, denn die alte Lene wußte gar wundersame Geschichten zu erzählen und hatte, um nicht die ganze Woche hindurch geplagt zu werden, ein für allemal die ganze Schar für jeden Samstag Abend eingeladen. Und da hörte ich das erste Mal die Geschichte vom Geigenmacher in Absam:

„Da hat vor langer, langer Zeit in Absam, zelm wo die heilige Gnadenmutter in einer Fensterscheiben erschienen ist und so viele Wunder wirken thut, a Geigenmacher g'lebt. 's Stainer Jaggele hat man ihn g'nennt. A Geig'n denk'n sich die Leut' halt, ist a Geig'n, zum Musig machen traurig und lustig, geistlich und weltlich. Aber sell ist nit so. Im Welschland drunt haben Geigenmacher g'lebt, die haben die Instrumenter so künstli g'macht, daß man sie ihnen als Kaffschilling mit Dukaten ang'füllt hat."

Da fiel der Alten zum allgemeinen Aerger ein naseweiser Junge in die Rede: „O jegerl, da hätt' i alles lei Baßgeignen g'macht!"

„Du hättest überhaupt kein Geig'n machen können," zürnte die alte Lene, „weil in dei'm Herz'n die Habsucht wohnt und dieselben dürf'n bei die Geigenmacher lei von Frömmigkeit erfüllt sein. Der Stainer Jaggele ist a fromm und gottergeben g'west. Am liebst'n ist er Feiertags durch Wald und Feld gangen und hat g'lauscht, wie die Nachtigallen singen und flöt'n. Da hat er innerling gebetet: ‚Gelt, lieber Herrgott im Himmel, so weit laßt's kummen, daß i a Geig'n mach mit so einer süß'n Stimm wie a Nachtigall'.

Und der liebe Herrgott hat ihm geholf'n. An Engel hat er g'schickt und der hat das Jaggele in Wald naus g'führt zu einer abg'storbnen Haselficht'n. ‚Aus dem Holz mach a Geig'n,' hat der Eng'l g'sagt, ‚und laß sie singen zur Ehr' Gottes.' Der Stainer hat g'folgt und Tag und Nacht hat er an der Geig'n gearbeitet. Und wie sie fertig war, ist er mutterseelenallein in Wald naus und hat auf der Geig'n g'spielt. Da sein die Vög'l mäuserl still g'west ringsum, der Inn im Thal hat nit mehr g'rauscht und der Wind ist still g'stand'n; die Welt hat g'meint, a Engerl singt.

Zur selbig'n Zeit ist der Antechrist in der Welt umzogen und die Ketzerei hat gar bis ins Tirol Platz griff'n. Der Kaiser thät's erlauben, haben sich die Leut' erschrock'n zug'flüstert. Kurz drauf ist der Kaiser nach Sbrugg (Innsbruck) kommen und kniet halt am Sonntag in der Kirch'. Der Stainer Jaggele war mit seiner Wundergeig'n auf'n Chor und nach der Wandlung spielt er, wie halt öfter, ganz alleinig a Marienlied. Da hat die Engelsstimm' so mächtig aus der Geig'n herausklungen, daß dem Kaiser in der Kirch' drunt die Thränen vor Rührung über die Wangen g'rollt sein. Zu der Stund' hat er feierlich g'lobt, die Ketzerei darf in Tirol nit aufkommen.

Glei aber hat sich der Teuf'l dahinter g'steckt und der Stainer hat gar selber ang'fangen ketzerische Pratingen (Bücher) zu lesen. Er hat nimmer in der Kirch'n g'spielt, hat die heiligen Sakrament g'mied'n und ist alleweil tiefer in Unglauben versunk'n.

Da hat der liebe Gott wieder einen Eng'l g'schickt, der hat dem Stainer mit der Hand ganz still über die Stirn g'strichen, und er ist in Wahnsinn verfallen.

Seit der Zeit hat kein Mensch mehr a solche Geig'n machen können wie 's Stainer Jaggele auf Absam."

Das ist die Geschichte des mit Recht berühmten tiroler Geigenmachers, wie sie sich noch zweihundert Jahre nach seinem

* Latscher ist ein eisernes Gestell, auf welches ein Stück Talg mit einem Docht gelegt wird.

** Auf der Stör = statt in der eignen Werkstatt, in der Behausung der Kunden.

Digitized by Google

1683 erfolgten Tode im Volksmunde erhalten hat. Der hochverdiente Stainerforscher S. Ruf sagt in der Vorrede zu seiner Lebensskizze „Jakob Stainer" ganz richtig: „Wer es einmal unternimmt, eine Kunstgeschichte Tirols zu schreiben, der wird das Leben und Wirken dieses Künstlers nicht umgehen können."

Leider ist über das von Sagen und Romantik so sehr umsponnene Leben dieses Künstlers von Gottes Gnaden wenig bekannt. Erst in den letzten Decennien haben gründliche Forschungen, gestützt auf Urkunden, begonnen und noch sind dieselben durchaus nicht als abgeschlossen zu betrachten.

Treffliche Kenner der Musikgeschichte erklären, daß Stainer eine ganz neue Eigenart im Baue der Geigen erfunden habe. Ganz entgegen den Welschen, baute der Künstler seine Instrumente an den Decken, trotz ihrer hohen Wölbung, sehr dick, ließ aber das Holz nach den Backen zu rasch abnehmen und in dünne Ränder verlaufen. Mein Vater, ein eifriger Musiker, wenn auch nur ein Dilettant, besaß eine Stainergeige, die er später an einen Russen verkaufte, dessen Name mir entfallen ist. Ich erinnere mich noch genau, wie mein Vater mir einst das kostbare Instrument zeigte und dabei die Bemerkung machte, die Decke sei so schön gewölbt wie die Brust eines gut gewachsenen kräftigen Mannes. Schon diese Bauart unterscheidet die Stainergeige von jenen der italienischen Meister. Aber auch in der Wahl des Holzes war Stainer äußerst sorgfältig.

Den Bergbewohnern und den Hochtouristen ist es bekannt, wie die Museln, das sind die für Brettersägen behauenen Stämme, hell tönen und klingen, wenn sie zu Thal befördert an den Felsen anschlagen. Nicht minder bekannt ist ein in Tirol heimisches Instrument, das nach alter Bezeichnung das „hölzerne Glachter" genannt wird und nun unter dem Namen Xylophon fast bei allen Restaurationsmusikkapellen zu finden ist. Man stellt es aus dem sogenannten „singenden Holze" her. Auf dieses richtete Stainer ganz besonders sein Augenmerk. Er suchte in den Wäldern seiner Heimat vorwiegend altes Holz oder auf der Wurzel abgestorbene Stämme. Das so gewonnene treffliche Material wurde von dem Meister mit außerordentlicher Sorgfalt verarbeitet. Ein Kunststück der Holzschnitzerei ist bei seinen Instrumenten die Schnecke, welche oft auch einen Löwenkopf darstellt.

Was aber Stainers Geigen zu ihrem Rufe verhalf, das war ihr reiner, weicher und flötenartiger Ton. Nach dem Urteile großer Kenner übertrafen sie darin die so berühmten Geigen des Italieners Nicolo Amati und wurden mit der Zeit so kostbar, daß man später Mühe hatte, echte Stainergeigen unter dem Preise von hundert bis dreihundert Dukaten an sich zu bringen.

Dieser hohe Preis hatte zur Folge, daß die Fälschungen der Stainergeigen zahllos wurden. Hatte man im Anfang Stainers Namenszeichnung gefälscht, so wurden die Geigenmacher mit der Zeit so kühn, Zettel mit Stainers Namen und einer Jahreszahl einfach drucken zu lassen.

So ist eine Unmasse falscher Stainergeigen in aller Welt zu finden und über die Echtheit mancher Instrumente entspann sich zwischen Kennern gar oft lang dauernder Streit.

Doch nun will ich dem Leser die Hauptabschnitte aus dem Leben dieses ausgezeichneten Meisters der Geigenbaukunst erzählen. Leider sind die Nachrichten recht dürftig, denn es fehlte in jener Zeit der Chronist. So berühmt die Instrumente waren, so wenig der Beachtung würdig wurde der Verfertiger gefunden. Verworrener wurden überdies die Berichte, als sich die Poesie des Stoffes zu bemächtigen begann, und so mancher Lebensabschnitt Stainers, der als feststehend angenommen wird, ist weiter nichts als die Erfindung des Novellisten. So die Geschichte seiner Jugendliebe mit der Tochter des Geigenmachers Vimerkatti in Venedig, in welcher auch ein zweiter berühmter Instrumentenmacher Tirols, der Orgelbauer Daniel Herz in Innsbruck, eine Rolle spielt. Alle Forscher stimmen darin überein, daß es nie gelungen sei, auch nur die geringste Spur aufzufinden, daß Stainer jemals in Venedig gewesen sei.

Am 14. Juli 1621 wurde Jakob Stainer als Sohn der Eheleute Martin Stainer und Sabina Grafinger in Absam geboren.

Es ist nicht nachweisbar, wann und wo er seine Kunst erlernt hat. Am ehesten ist anzunehmen, daß er eigentlich doch aus italienischer Schule stammt, obwohl er sicher auch in der Heimat reiche Kenntnisse im Instrumentenbau gesammelt hat. Noch heute spielt gar mancher Bergler auf seiner selbstgemachten Zither, und in Tall kenne ich eine Musikgesellschaft, die sich ihre Geigen und Bässe selbst fertigt.

In Stainers Jugendzeit hielten sich am Hofe des Erzherzogs Leopold und der Claudia von Medici in Innsbruck sehr viele italienische Künstler auf, denn die Stadt wurde vielfach von Fürstlichkeiten aus Italien besucht, denen zu Ehren große musikalische Feste gegeben wurden. Dort dürfte Stainer die Bekanntschaft der italienischen Geige gemacht haben, denn seine Erstlingswerke lehnen sich in der Form jener des welschen Meisters Nicolo Amati an. Ich glaube sogar, daß Stainers Jugendarbeiten ganz gewöhnliche Instrumente waren, die er, auf den Jahrmärkten herumziehend, um wenige Gulden verkaufte.

Seine außerordentliche Begabung im Geigenbau ließ ihn die Geheimnisse der italienischen Geigenmacher erkennen, er lernte von diesen Meistern, bis er sie endlich sogar übertraf und die eigentliche deutsche Aera der Geigenbaukunst schuf. Die Klänge der italienischen Geige hatten seinem deutschen Gemüte nicht zugesagt. Er sann, baute und arbeitete und schuf die deutsche Geige. So sagt Dr. Schafhäutl.

Schon mit zwanzig Jahren (1641) war Stainer eifrig mit Geigenmachen in Absam beschäftigt und zog mit seiner Ware auf den Märkten umher, mit ausländischen Kaufleuten Handel treibend. In so jungen Jahren schon unterhielt er ein Liebesverhältnis mit einem Mädchen aus Absam, Namens Margaretha Holzhammer, das er am 26. November 1645 heiratete. Im Jahre 1648 hielt sich Stainer längere Zeit, mit Geigenmachen beschäftigt, in Kirchdorf in Oberösterreich auf. Er wohnte im Hause des Handelsmannes Salomon Huebmer, welchen er auf den Haller Märkten kennengelernt hatte. Dieser Aufenthalt sollte ihm später noch große Unannehmlichkeiten und vielen Verdruß bereiten, da er bei Huebmer einige Gulden Schulden hinterließ.

In demselben Jahre hatte sich Erzherzog Ferdinand, der 1646 die Regierung angetreten, mit seiner Gemahlin Anna von Toskana und seinem Bruder Sigmund Franz mit dem Hofstaate drei Tage in St. Magdalena im Hallthale aufgehalten. Hier wurde Stainer dem Erzherzoge vorgeführt, und dabei fand nicht nur sein Instrument, sondern auch sein Spiel gerechte Bewunderung. Von dieser Zeit an wurde der Künstler öfter in das Hoflager nach Innsbruck berufen.

Damals führten die jungen Eheleute den Haushalt bei den Schwiegereltern. Erst im Jahre 1666 erwarb Stainer von seinem Schwager ein Haus nebst Garten. Sein Ruf und Ruhm fand immer größere Verbreitung. Kunstkenner hatten ihm den Titel „Celeberrimus testudinum musicarum fabricator" („Der sehr berühmte Geigenmacher") beigelegt, und der Erzherzog ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher.

Diese Anerkennung ließ den bescheidenen Mann auch in der Achtung seiner Mitbürger und vor allem in den Augen der Geistlichkeit ganz gewaltig steigen, denn aus der einfachen Bezeichnung „Geigenmacher" wurde selbst in den kanonischen Büchern ein „ehrsamer und fürnehmer Herr". Mit dem Tode des Erzherzogs Ferdinand Karl verlor aber Stainer einen großen Gönner und es begann für ihn die schlimme Zeit.

Erzherzog Sigmund Franz, welcher nun in der Regierung folgte, entließ alle italienischen Musiker von seinem Hofe.

Dessen Regierung dauerte freilich nicht lange; er starb schon am 24. Juni 1665, und mit ihm erlosch die zweite österreichisch-tirolische Regentenfamilie. Tirol kam an Kaiser Leopold I. In dieser Zeit wurde Stainer vom Gerichte in Thauer vorgeladen wegen seiner in Kirchdorf gemachten und noch immer nicht beglichenen Schulden. Salomon Huebmer war ein strenger Gläubiger; anderseits ist es allerdings verwunderlich, daß der damals in seiner Glanzperiode stehende Meister die im Grunde unbedeutenden Lasten nicht abzuwälzen trachtete. Freilich hatte er für eine starke Familie zu sorgen, denn er hatte neun Kinder, einen Knaben, der frühzeitig starb, und acht Mädchen. Bei der ersten Mahnung Huebmers zahlte Stainer fünfzehn Gulden à conto und versprach mit Revers, den Rest am künftigen Hallermarkte zu tilgen.

Aber schon kurze Zeit nachher wurde er neuerdings beim genannten Gerichte vorgeladen, und zwar wegen der Restforderung des Salomon Huebmer und auch wegen Erstattung aller aufgelaufenen Kosten. Die geforderte Summe war aber so ange-

schwollen, daß Stainer nicht mit Unrecht sich als hintergangen betrachtete. Der Richter glaubte an die Ehrenhaftigkeit Stainers, nahm für ihn Partei und schrieb dem Kläger, das Gericht Thauer befasse sich nicht mit Eintreibung von Schulden, er möge sich in dieser Angelegenheit nach Hall wenden. Salomon Huebmer gab aber nicht nach und verfolgte seinen Schuldner unnachsichtig.

Er klagte die Schuld nun in Kirchdorf ein und erwirkte wirklich das Recht: sollte die Stadt Hall die Schuld Stainers nicht voll einbringlich machen, so werde auf dem nächsten Linzer Markte der nächstbeste Haller Bürger dafür angehalten. In solchen mißlichen Verhältnissen befand sich Stainer. Allerdings muß man auch die Preise betrachten, mit welchen die Kunstwerke des großen Meisters bezahlt wurden. Gerade in dieser kritischen Zeit unternahm er wieder eine Reise nach Salzburg, wo ihm das fürstliche Zahlmeisteramt für eine „Viola di Gamba" und für zwei „Viol-Krazzen" 72 Gulden entrichtete. Für eine Violine zahlte ihm dasselbe Amt 22 Gulden und vier Kreuzer.

Die letzte erfreuliche Nachricht für den bedauernswürdigen Meister war der Erlaß, mit welchem er am 9. Januar 1669 auf seine Eingabe auch von Kaiser Leopold I als Hofgeigenmacher bestätigt wurde, und zwar, wie das Diplom sagt: „weil dem Kaiser des getreuen und lieben Stainers gute Qualität und Experienz des Geigenmachens absonderlichs angerühmt worden sei".

Stand Stainer bisher „bei geistlich und weltlich Behörd in absonderlich guten Ansehen", so wurde er nun in eine Angelegenheit verwickelt, die für ihn die nachteiligsten Folgen hatte. Die Jesuiten in Innsbruck und Hall rüsteten sich mit aller Gewalt, um der immer mehr und mehr um sich greifenden Lehre der Reformatoren entgegenzutreten.

Auch Jakob Stainer wurde von der neuen Lehre angezogen, nahm eifrigst teil an der lutherischen Bewegung und machte sich des Verkaufs sektirerischer Bücher verdächtig. Selbstverständlich schützten den Meister weder seine Kunst noch sein Hoftitel vor der Verfolgung, und er wurde zusammen mit einem gewissen Jakob Meringer, Bürger in Hall, ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Von seiten der Regierung trafen strenge Verordnungen ein, wie sich das Gericht gegen die zwei Ketzer zu verhalten habe..

Meringer, der Genosse Stainers, wurde über seiner Versicherung, man klage ihn fälschlich als Ketzer an, er sei im Gegenteil immer ein guter Katholik gewesen und er bitte „um gnädiges Verzeihen", aus dem Gefängnisse entlassen. Stainer aber blieb weiter in Haft und wurde vielen Verhören unterzogen. Erst am 16. September 1669 wurde er auf einen gerichtlichen Bericht an die Regierung, er habe von geistlicher Obrigkeit in betreff des Verbrechens der Ketzerei die Absolution erhalten, aus der Haft entlassen. Der Entlassungsbefehl enthielt zwar den Nachsatz, ihn mit keiner weiteren Strafe zu belegen, welche ihm als kaiserlichem Diener und Hofgeigenmacher nachteilig sein könnte, aber die Gunst der Hof- und Regierungsräte in Innsbruck hatte er für immer verwirkt.

Stainer war sechs Monate in Haft. Er warf sich nun mit neuem Eifer auf die Arbeit. Die einflußreichen Kreise blieben ihm aber verschlossen und seine hohen Gönner wollten nichts mehr mit dem Meister zu thun haben. So fiel der tiroler Meister immer mehr in Schulden, obwohl er einfach und schlicht mit seiner kinderreichen Familie lebte.

Doch Schlag auf Schlag sollte nun aus den Kreisen der Mächtigen in Innsbruck auf ihn niedersausen.

Im Jahre 1677 wurde er aufgefordert, seine Schuld sofort zu bezahlen, welche das Pfannamt in Hall zu fordern habe. Gezeichnet war diese Forderung vom Grafen Albert Fugger. Stainer war nicht in der Lage, dieser Forderung nachzukommen und das Geld aufzutreiben. Er richtete infolgedessen durch die Regierung in Innsbruck ein Gnadengesuch an den Kaiser, daß er ihm diese Schuld „in Gnaden gutmache", da er sonst durch die vom Pfannamte angedrohte Exekution um Hab' und Gut käme. Die Stände Tirols hatten gerade zu dieser Zeit dem Kaiser, der sich zum drittenmal vermählt hatte, ein Huldigungsgeschenk von dreißigtausend Gulden überreicht. Stainer setzte also große Hoffnung auf Gewähr seiner Bitte.

Aber durch einen Erlaß vom 18. Februar 1678 wurde ihm dieselbe vom Kaiser kurz abgeschlagen, und zwar mit der Begründung „der Konsequenz und anderer angeführten Ursachen wegen".

Die Regierungsräte und ihre mächtigen Freunde in Innsbruck hatten eine befürwortende Einbegleitung des Gesuches unterlassen, denn jetzt war ja Stainer für sie der kaiserlichen Gnade unwürdig. Diese Enttäuschung traf den armen Mann schwer. Er fand keine Freude mehr an der Arbeit und irrte tagelang in den Wäldern herum. Noch heute erzählt man sich im Volksmunde, der Geigenmacher von Hall hätte in seiner letzten Lebenszeit so traurig auf seiner Geige gespielt, daß die Leute alle weinen mußten, die ihm zuhörten. Stainer wurde immer scheuer und zog sich von den Menschen, ja schließlich von seiner Familie, die in tiefster Armut lebte, zurück. Der Wahnsinn umnachtete seinen Geist, und erst im Jahre 1683, „am Freitag nach St. Aegidi, vor Sonnenaufgang", erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. So sagt die Inschrift auf dem Gedenksteine an der Pfarrkirche von Absam, welchen der würdige Pfarrer Lechleitner dem großen Landsmanne im Jahre 1842 errichten ließ.

Nunmehr geht man mit dem Gedanken um, dem Meister ein würdiges Denkmal zu errichten. Dabei sollte man wahrlich nicht nur an Marmor und Plastik denken.

Man ist jetzt nur in der Lage, nach dürftigen Daten, wenn sie auch mit großem Fleiß, vorzüglich von S. Ruf, gesammelt sind, über das Leben dieses merkwürdigen Mannes nachzuerzählen. Berufene Kräfte sollten jedoch durch eifrige Forschungen die vielen Lücken ergänzen und zugleich mit der Errichtung des Denkmals sollte ein volkstümlich geschriebenes Buch erscheinen, welches vom Geigenmacher von Absam erzählt.

Ein Tag in Arkadien.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. Braun. Mit Abbildungen von A. Schmidhammer.

Ein eigenartiger Zauber umgiebt die Münchener Künstlerfeste. Andere deutsche Städte haben ja auch ihre kostümierten Künstlerbälle, wenn aber einmal die Münchener Künstlerschaft sich zu einem ihrer großen Feste zusammenschließt, so ist das etwas Besonderes, das als solches weit über den Bannkreis der alten Frauentürme hinaus empfunden wird — das lebende Kunstwerk eines Abends, seinen Schöpfern so teuer wie ihre bleibenden Werke, und der augenblicklich begeisternden Wirkung auf Tausende sicher.

Im kleinsten Kreise entsteht der Gedanke dazu, die nächsten fassen ihn auf und bilden weiter daran. Die Pläne gewinnen Gestalt, die Losung wird ausgegeben, und nun ergreift die fröhliche Bewegung mit ihrem Wellenschlag immer weitere Kreise, beschäftigt wochenlang die ganze Stadt, zieht fremde Gäste herbei, ruft eine ganze Festindustrie ins Leben, und kaum irgendwo wird für den leider allzu vergänglichen Zweck so viel dauernde Mühe und ernsthafte künstlerische Arbeit willig drangegeben. Alle Teilnehmer empfinden es wie eine Art Schöpferfreude, so durch die eigene Person mitzuwirken in dem lebendigen Bild, das nur durch feinsinniges Zusammenhalten entstehen kann und durch die größte Treue in allem Detail einen so überzeugenden Eindruck von Lebenswahrheit hervorbringt.

Die Ältesten erzählen noch von dem herrlichen Dürerfest im Jahre 1840, das Gottfried Keller im „Grünen Heinrich" poetisch verklärt uns überliefert hat. Im Jahre 1861 trat, von Meister Schwinds Zauberstab geweckt, unsere ganze Märchenwelt mit ihren schönsten Gestalten ins Leben; das Renaissancefest von 1876 gab der Freude am Wiederaufblühen deutscher Vergangenheit seinen malerischen Ausdruck. Einmal war es „die Herrschaft des Winters", wobei alles, was dieser an lebensfrohen Erscheinungen mit sich führt, im Festzug erschien — zum Schluß unter einem mächtigen Christbaum Defreggers Kinder, schlafend, von den schönsten Weihnachtsengeln bewacht. Andere Feste voll Schwung und Phantasie folgten, und in diesem Jahre hieß das leitende Wort:

Digitized by Google

Bacchus verjagt die Erinnyen.

„Ein Tag in Arkadien". Vorgeschrieben war das antike Gewand für den Saal und die unteren drei Ränge.

Im Künstlerhaus konnte man erfahren, wie das gemeint war. Die Maler hatten Zeichnungen von Kostümen gemacht und Schnitte anfertigen lassen; sie waren jeden Abend dort anwesend, um Rat und Auskunft zu erteilen. Große Figuren standen fertig gekleidet da; die Putzmacherinnen hatten lernen müssen, ganz unmoderne dichte Kränze zu winden; die Friseure, den ohnehin beliebten Knoten in unwahrscheinlichem Maße auf- und auszubauen; aus geringem Material entstand Goldschmuck in guten antiken Formen; selbst die Maskenzeichen waren eine Art von griechischem Gewand, um den Gesamteindruck nicht zu stören. Stoffe und Sandalen gab es zu kaufen, — es war ein Leben und Treiben dort, daß mancher seine in weiser Sparsamkeit begründeten Entschlüsse vergaß, um doch mitzuthun.

Bekanntlich befinden sich die beiden Münchner Theater, das große Schauspiel- und Opernhaus und das Residenztheater, unter einem Dach, ein kurzer Verbindungsgang führt von einer Bühne zur andern, und beide zusammen bieten einen Festraum, wie man ihn in Deutschland wohl nicht zum zweitenmal findet. Er wurde durch Emanuel Seidl mit unvergleichlichem Geschmack dem hellenischen Schönheitsfest angepaßt. Riesenhafte vergoldete Eichenkränze schwebten baldachinartig über dem Zuschauerraum, dessen weite lichtüberflutete Ränge, dicht bevölkert von festlichen Gestalten aller Art, einen glänzenden Rahmen bildeten für alles, was sich im Saal und auf der Bühne abspielen sollte. Das Handinhandgehen der Theaterleitung mit den Künstlern ist bei solchen Gelegenheiten in München von jeher selbstverständlich und war auch diesmal eine mächtige Bürgschaft für das Gelingen des Abends. Der Intendant v. Possart hatte selbst das Einstudieren des Festspiels übernommen.

Mit vielem Geschmack hatte der Dichter desselben, Maler Benno Becker, das Hauptgewicht mehr auf malerische und musikalische Stimmung als auf das Ausspinnen allegorischer Gedanken gelegt, die erfahrungsgemäß im Festtreiben meist zu kurz kommen. Die ungemein wirkungsvolle Musik ist von M. Schillings, dem Komponisten der „Ingwelde". Franz v. Lenbach, der Präsident der Künstlergenossenschaft, hatte den Entwurf gemacht für Aufbau und Umwandlung der Bühne zu einem in Terrassen ansteigenden griechischen Festplatz mit Tempeln, Götterbildern, Cypressenhainen und der die Bergeshöhe krönenden Akropolis. Das hochragende goldene Standbild der Athene Promachos hatte der Meister selbst gemalt, und noch während der Hauptprobe sah man ihn, den großen Anstreicherpinsel als Scepter in der Hand, seine letzten Befehle geben.

Fanfarenklänge leiteten am Abend des 15. Februar das Festspiel ein, während sich das Haus bis aufs letzte Plätzchen gefüllt hatte — atemlose Erwartung. Der Vorhang hebt sich, und man gewahrt, in tiefer Dämmerung, die Erinnyen mit dem Schlangenhaar, Masken von großartiger Scheußlichkeit, auf den vordersten Stufen lagernd. Da tritt Bacchus (der jugendliche Heldendarsteller des Hoftheaters, Lützenkirchen) hervor und jagt sie mit zürnenden Worten weg, in die Nacht zurück. Dann wendet er sich zum Publikum und fordert alle auf, nach Hellas zu folgen:

„Ich lade bei der Schönheit euch zu Gast,
Und herrlich soll mein süßer Zauber blüh'n.
Vergrabt in Lethes Fluten die Erinn'rung
An alles Schlimme, das da draußen droht,
Und tretet frei ins Reich der Schatten ein,
Denn Schatten steigen auf versunk'ner Völker.
Die Zeit, die rastlos sonst nach vorne stürzt,
Hält ein und wendet gar den Fuß zurück,
Jahrtausende mit flücht'gem Schritt durcheilend.
Und dem entzückten Blick steigt neu empor
Der Griechen Land in seiner Marmorpracht.
Auch sie, die starben — die Unsterblichen,
Zu neuem Leben ringen sie sich auf,
Von des Olympos Höh'n, vom Grund des Meers,
Vom stillen Hades und vom Erdenrand
Wallt Gott und Mensch in dies arkadisch Thal."

So soll heute das goldene Zeitalter wieder aufblühen und die Freude alle Herzen regieren. Dann schreitet er die Stufen empor und verschwindet in seinem Tempel.

Nun naht ein festlicher Zug, junge Krieger und Frauen gruppieren sich um die Säule und auf den halbrunden Marmorbänken im Vordergrund. „Schönes Volk" nennt das Programm diese Abteilung, und wahrhaftig, sie verdient den Namen redlich. Künstlersfrauen und andere Damen der Gesellschaft sind dabei, Lenbachs reizendes lichtblondes Töchterlein mitten darunter; die Sängerinnen des Hoftheaters sammeln sich in der weinumrankten Pergola, welche die Bühne nach vorn abschließt, und stimmen ein Tanzlied an; zugleich bewegt sich ein Zug von Tänzerinnen in weißen Schleiergewändern die Stufen herab und beginnt den anmutigsten Reigen, während oben vor einem Tempelchen andere Mädchen ihre Kränze und Vasen als Opfergaben darbringen.

Da tritt Bacchus oben aus dem Tempel und spricht zu seinem Volke.

„Evoë! Ihr Seligen seid mir gegrüßt!
Genießt die Stunde, denn nicht ewig lacht
Das Blau; zu bald nur webt die Wetterwolke
Den grauen Schleier, der das Licht begräbt.
Genießt die Stunde, daß am grauen Tag
Ein Wiederschein verfloss'ner Freude noch
Sein wärmend Rot in eure Herzen gieß'.
Zu euch spricht Bakchos, Sproß des großen Zeus!"

ruft er, indem er die Toga abwirft.

Das Volk jubelt ihm zu, und er fährt fort:

„Evoë! Der Tag
ist mein, ich
schenk' ihn euch!
Füllt ihn mit Lust
und brausendem
Entzücken!
Jauchzt auf, daß
sich des Waldes
Gott verwundert
Ob des Getöses,
das den Hain
durchhallt!
Jauchzt auf, daß
ihr das Echo
tausendstimmig
Vom Schlafe weckt
und außer Atem
bringt,
Daß auch des ärg-
sten Griesgrams
Lippen sich
Zum langentwöhn-
ten Lachen wie-
der runden!"

Typen aus dem Festzug.

Da eilen die Bacchanten herein, schwingen ihre Kränze und Tamburine und singen ihm in mächtigem Chor entgegen. „Evoë, Evoë!" hallt es wieder.

Mit klangvoll freudigen Worten heißt Bacchus alles Volk hinausstürmen in die Lande:

„Ich leite euch mit meiner wilden Schar,
Bacchanten, Faune, Nymphen, strömt herbei,
Durchrast in schönem Wahnsinn die Gelände!
Die Welt soll selig sein am Bakchostag!"

Da heben ihn die Faune auf einen reichgeschmückten Thron und tragen ihn auf ihren Schultern die Stufen hinab, mitten in den Zuschauerraum hinein.

Das war der Höhepunkt, als der festliche Zug dahin wogte, voll hinreißender Fröhlichkeit, die rechts und links zündete. Kränze und Blumen flogen von oben herab und wieder empor, Winken, Zuruf, Musik — „Evoë, Evoë!" von allen Seiten, und lauter Rhythmus und Harmonie in den dahinschreitenden Gruppen, die dem tollen Bacchantenvolk in Ziegenfell und Weingerank folgten, und über allen thronend des Bacchus jugendliche Lichtgestalt mit hochgeschwungenem Thyrsus, dem mit Epheu und Weinreben umwundenen Stab.

Von der Bühne stiegen immer neue Erscheinungen nieder, die anmutige Schar der Priesterinnen, die Philosophen, Diogenes mit der Laterne voran; die bösen Buben von Korinth waren auch dabei.

Orpheus und Euridyke, zwei lichte Idealgestalten, zogen vorbei mit ihrem thrakischen Gefolge, dessen Gewänder erstaunlich getreu den alten Vasenmalereien nachgebildet waren. Dann kamen die Semiten des Altertums: Assyrer in steifen Prachtgewändern mit dem feierlichen Kopfschmuck trugen und geleiteten das köstlich dargestellte goldene Kalb; ein Zug jüdischer Harfen- und Cymbelnspielerinnen in langen, buntgestickten Mänteln wirkte höchst eigenartig, ebenso wie die ägyptische Gesellschaft, deren Kostüm und Kopfschmuck, bis ins kleinste getreu, in ihrer sanften Farbenpracht wirkliche Kunstwerke waren.

Auch der „Schwarze Walfisch zu Askalon" hatte Mittel und Wege gefunden, sich in Lebensgröße anzuschließen, begleitet von dem schwarzen „Hausknecht aus Nubierland", die Sphinx und die delphische Pythia waren erschienen — wer nennt sie alle!

Man müßte Farbe und Klang in Worte umwandeln können, wollte man erzählen, wie das alles wirkte, durcheinanderwogte und sich seines Lebens freute. Es war etwas von bacchischem Jubel übergeströmt in die Gäste; die Françaisen wurden zu wirklichem Tanz; wo sich ein besonders verehrtes Haupt zeigte, tönte ihm „Evoë, Evoë!" entgegen, die Faune trieben sich fidel und keck überall herum; die Bühne bevölkerte sich immer neu mit wechselnden Gruppen.

Im Residenztheater, wohin man an dem Festabend durch einen Laubgang aus goldenem Eichengezweig gelangte, wurde getafelt, alle Logen waren zu kleinen Speisezimmern umgeschaffen, aus denen mit Blumen und Sektgläsern herunter gegrüßt wurde. Weise Männer stiegen ins Bierstübel zu einem ruhigen Trunk hinab; die Neugierigen drängten zur Pythia hinein, um ein Orakel zu holen, und kamen lachend aus dem Zelt, denn statt dunkle Weisheit zu spenden, hatte die Pythia auf die Frage der Sphinx: „Warum müssen in Griechenland die Frauen besser gewesen sein als heutzutage?" erwidert: „Weil von der einzigen Xanthippe gar so viel Aufhebens gemacht wird" — oder, nach dem Unterschied zwischen Catilina und dem heutigen Fest gefragt, die Antwort gegeben: „Catilina war ein schändlicher Abenteurer und das Künstlerfest ist ein schändlich teurer Abend."

Dies Letztere hatte leider seine Richtigkeit; der Eintrittsobolus ins arkadische Gefilde war für Münchner Begriffe ziemlich hoch bemessen, aber es ging eben nicht anders: die Herstellung dieses wundervollen Architekturbildes erforderte bedeutende Mittel, und der Ueberschuß kommt der Künstler-Witwen- und Waisenkasse zugute.

Tänzerinnen.

Die Bedenklichen hatten geringen Besuch und außerdem noch ein allgemeines Fiasko prophezeit, da moderne brillentragende Menschen doch ins antike Gewand nicht passen. Aber gerade das Gegenteil ergab sich: es war erstaunlich, wie dies Kostüm „steht", wie es die natürliche Bewegung freigiebt und die Körperlinien harmonisch begleitet, statt sie willkürlich zu unterbrechen. Die Schönen waren noch schöner, die Unbedeutenden gewannen an Reiz und Anmut, die Alten an Würde, und die Jünglinge kamen wohl am allerbesten weg.

Unser Maler hat den Augenblick erfaßt, da der Zug über die Stufen der Bühne hinabwogt, während vom Residenztheater her die übrigen Gruppen des Festzugs sich anschließen und die Scene füllen. Weiter giebt er uns (S. 145) das Anfangsbild des Festspiels, Bacchus mit den Erinnyen, dann hier unten drei zierliche Tänzerinnen aus dem Reigen und (S. 145) allerlei andere Typen, wie sie sich am Abend selbst oder des andern Tags im Skizzenbuch zusammenfanden: den Faun mit den spitzen Ohren und Hörnchen und der künstlich verlängerten Nase, den ägyptischen Frauenkopf mit dem seltsamen helmartigen Haarschmuck, von dem zu beiden Seiten Flügel herabhängen, den Griechenjüngling mit „Weinlaub im Haar" und den Assyrer mit dem gestreiften Kopftuch.

Auch an Humor in der Kostümierung fehlte es nicht ganz. Da schritt ein Krieger in seiner metallnen Rüstung stolz dahin; wenn man ihn etwas näher besah, so erkannte man, daß der Schild aus einer Thürmatte verfertigt war, auf der ein vergoldeter Topfdeckel als Zierat saß, während der kriegerische Kopfputz aus einem Metallreif mit zwei herabhängenden Bierkrugdeckeln aus Zinn bestand.

Prinzregent Luitpold war in der Königsloge erschienen; fast alle jüngeren Mitglieder des Königlichen Hauses nahmen im Maskenzeichen am Feste teil. Die Mitwirkenden des Festspiels trennten sich mit der Parole „Morgen wieder", denn es kam noch ein Nachspiel dieses wundervollen arkadischen Abends, worin die erhöhte Stimmung von gestern noch fort- und ausklang vor einem zweiten tausendköpfigen Publikum, welchem diesmal, um allen den Eindruck zu gönnen, das ganze Theater zu bescheidenem Preise geöffnet war.

Wieder strahlte die Bühne in viеltönigem elektrischen Licht, es hob sich der zierliche Dionysustempel mit seinem schönen Götterbilde aus der Rosen- und Cypressenpracht heraus wie ein Böcklinsches Bild. Und so wie auf diesem wandelten bekränzte schlanke Frauengestalten die Treppen empor, saßen auf der Mauerbrüstung und sahen dem Reigen zu, der auch am zweiten Abend wieder seine Zauberkreise zog.

In der Pergola standen und saßen diesmal die Würdenträger des Komitees im Scharlachgewand mit den langen goldenen Heroldsstäben, Seidl, Stuck, Piris, v. Thiersch, v. Miller u. a.; plötzlich, nachdem eben noch Lenbachs hochragende Gestalt hier und dort winkend und ordnend zwischen den Gruppen gewirkt, erstarrte alles zum leblosen Bild — in der Hofloge stand die große Camera, um Aufnahmen zu machen. Dann begann das Licht auf der Bühne milder zu werden, die Gruppen ordneten sich feierlicher und ein Sänger mit der Harfe sprach zu sanfter Musik einen kurzen Epilog: Dank und Huldigung an Pallas Athene, die Schützerin der Kunst. Während die Bühne in rosige Dämmerung versank, strahlte oben die goldene Athene noch in hellem Licht, und dann fiel der Vorhang.

Versunken war der hellenische Schönheitstraum und das Fest zu Ende.

„Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."

Digitized by Google

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von **Johannes Proelß.**

Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten.

III. Märzstürme und Märzerrungenschaften.

Das Bild vom anbrechenden Völkerfrühling, das kurz vor der Pariser Februarrevolution Welckers Rede über die Notwendigkeit eines Deutschen Parlaments vor den badischen Abgeordneten entrollte, drängt sich auch heute der rückschauenden Vorstellung auf, wenn sie sich den wunderbaren Umschwung der deutschen Zustände im März des Jahres Achtundvierzig vergegenwärtigt. Von welchem politischen Standpunkt aus der heutige Deutsche auch die sich überstürzenden Vorgänge betrachten mag, er wird inne, daß der erlösende Lenzhauch jener Tage in der That ein Befreier war, daß Rechte und Freiheiten, die er jetzt als selbstverständlich ausübt und genießt wie er die freie Gottesluft atmet, im Wirbelsturm jener Tage für ihn miterrungen wurden von einem Geschlecht, welches diese Errungenschaften entbehrt hatte wie der Gefangene die freie Luft. Wer aber gar als Veteran jener Kämpfe vor fünfzig Jahren auf sie zurückblickt, dem rötet sich in freudiger Erregung die Stirn unterm weißen Gelock und sein Auge strahlt hell — Frühlingsherrlichkeit vor sich!

Das war ein März, in dem sich der Frühlingsglaube des Uhlandschen Liedes auf alle Lebensverhältnisse übertrug: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag — nun muß sich alles, alles wenden!" Man sah in Erfüllung gehn, was das Seherwort Ferdinand Freiligraths vier Jahre vorher verkündet, als er den Hoffnungen und Beschwerden des deutschen Volkes in seinem „Glaubensbekenntnis" die Glutsprache seines Genius lieh:

„Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt sich's im Schoß! Dem Bersten scheint sie nah' —
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther auf der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! Doch immer mutig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knospe Blume nicht einmal? — —

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh auch diese an!
In ihrem tiefsten stillsten Heiligtume
O küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herrgott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!"

Man muß den ganzen Druck der vorausgehenden Winterstarre nachempfinden können, um den Jubel, den die ersten „Märzerrungenschaften" allüberall im deutschen Volke weckten, wirklich zu begreifen. Man muß den Ueberschwang, den Enthusiasmus dieses Frühlings- und Freiheitsrauschs sich abheben lassen von der Trostlosigkeit, mit welcher Heinrich v. Gagern in die Metternichsche Zeit hineinfragte: „Wo ist bei uns, was der Freiheit gleicht?" Man muß in den Enthüllungen von Märtyrern der Censur, wie Struve und Held, in den Reden der Vorkämpfer der Preßfreiheit, wie Welcker und Mathy, nachlesen, bis zu welch empörendem Gemisch von Tyrannei und Dummheit die Bevormundung des geistigen Lebens entartet war, um den Jubel zu begreifen, mit dem nicht nur in der Presse, von Schriftstellern und Gelehrten, sondern im ganzen Volke die endliche Gewährung der Preßfreiheit begrüßt wurde. Als im badischen Landtag bereits am 1. März Minister Bekk die Preßfreiheit verkündigte, da war das Karlsruher Ständehaus von einer nach Tausenden zählenden Menge umlagert, in der sich auch zahlreiche Bauern aus dem Schwarzwald und vom Bodensee befanden. Sie waren nach Karlsruhe gekommen, um durch ihre Anwesenheit für die Abschaffung von Robot und Zehnten zu wirken; aber auch für sie war „Preßfreiheit" ein goldnes Wort; sie waren längst darüber aufgeklärt, was es wert sei, ungestraft drucken lassen zu können, was man von Sorgen und Beschwerden auf dem Herzen hat. Und als nun das erlösende Wort feierlich vom Ministertisch aus in den Ständesaal klang, da „pflanzte sich der Jubel über die Freudenbotschaft aus dem Saal durch die zum Erdrücken vollen Gänge fort und hallte wie ein Echo von der außen harrenden Masse zurück". Der Vorsitzende Mittermaier sprach sich los von der Geschäftsordnung; mit Thränen im Auge rief er, nach dem Bericht W. Zimmermanns: in solch heiligem Augenblick dürfe man dem Ausbruch des Gefühls nicht wehren! In Wien weckte das kaiserliche Manifest, welches Oesterreich in die Reihe der konstitutionellen Staaten erhob, „eine Begeisterung ohnegleichen, wahre Volks- und Völkerverbrüderungsfeste! Menschen, die sich nicht kannten, umarmten sich weinend vor Freude. Aller Nationalhaß war weggezaubert, es gab keine Böhmen, Ungarn, Italiener, Polen, Deutsche — nur Oesterreicher, ein Herz und ein Sinn!" Die vor der Universität versammelten Studenten knieten auf offnem Platz zu einem Dankgebet nieder. Als in Berlin, kurz vor dem unglückseligen „Mißverständnis", das in zwölfter Stunde doch noch den Straßenkampf entfesselte, die beschleunigte Einberufung des Landtags, die Absicht der Bundesreform und das liberale Preßgesetz verkündigt wurden, ergoß sich alsbald aus den Häusern eine jubelnde Volksmenge auf die Straßen, vom Bedürfnis nach gemeinsamer Aeußerung der Freude getrieben. „Einer rief dem andern die frohe Botschaft zu," berichtet Rellstab, „eine Umarmung, ein Händedruck folgte dem andern. Selbst Fremde reichten sich die Hand zum warmen Druck, umarmten einander herzlich in diesem alle verbindenden Gefühl höchsten vaterländischen Glückes."

Da und dort ließen Standesherren sich vernehmen, die freiwillig auf altererbte Privilegien zu Gunsten der Bauern verzichteten; die engen Zirkel der Beamtenwelt öffneten sich einem freieren Verkehr mit dem Bürgertum. Es war die Freude, von der Schiller singt, daß sie die Menschen verbrüdere, daß sie wieder vereine, was die Mode streng geteilt, deren Zauber man auf den tausend Jubelfesten empfand, auf denen die bisher verbotenen Vaterlandslieder nun frei und hell erklangen und die Teilnehmer sich wie neugeboren fühlten im Vorgenuß der Freiheitsrechte, die ihnen so plötzlich gewährt waren! Sie leuchtete durch die Reden, welche in den Bürgervereinen, den Sänger- und Turngemeinden, den nun entstehenden politischen Klubs die neue Zeit dankbar begrüßten; die neue Zeit mit ihrer Gleichberechtigung der Stände und der Konfessionen, mit ihrer Erlöstheit von der unerträglichen Polizeiwillkür, die bisher in Handel und Wandel jede freie Bewegung gehemmt und den Professor und Journalisten, der das „zerstückelte" Deutschland beklagte, ebenso als Verbrecher hatte behandeln dürfen wie den braven tüchtigen Handwerksburschen, der sein Brot in der Fremde suchte und in jedem deutschen Land, das er außer der Heimat betrat, ein mißtrauisch bewachter „Ausländer" war.

Und welche schwärmerischen Hoffnungen knüpften sich nicht im Volke an das Symbol der einstigen und der nahenden neuen Reichsherrlichkeit, an das Schwarz-rot-gold, das jetzt ungehindert in den Sälen und an den Häusern als freudig bestaunter Schmuck sich hervorwagte! Noch lebten in der Schweiz, England, Belgien und Amerika viel hundert Deutsche unter dem Drucke des Flüchtlingselends, die nur deshalb zu ihm verdammt worden waren, weil sie ein schwarz-rot-goldnes Band als Zeichen ihrer Sehnsucht nach einem freien einigen Deutschland getragen hatten. Noch bis ins Jahr Achtundvierzig saßen auf deutschen Festungen patriotische Männer gefangen wegen ihrer Teilnahme am Hambacher Fest, auf welchem voreiliger Uebermut eine schwarz-rot-

Digitized by Google

goldne Fahne mit der Aufschrift „Deutschlands Wiedergeburt“ gehißt hatte. Und jetzt: wenig Tage nach dem Sieg der Februarrevolution bekamen die vierhundert Mannheimer Bürger, welche als Deputation mit der ersten Sturmadresse nach Karlsruhe zogen, bei der Abreise auf dem Bahnhof von begeisterten Frauen die Brust mit schwarz-rot-goldnen Schleifen geschmückt, ohne daß die Polizei eingriff. Am 9. März wehte bereits vom Frankfurter Bundespalais eine mächtige Fahne in den vom selben Bundestag so schwer verpönten Farben hernieder, und dieser erklärte dieselben für das Abzeichen der neuzubegründenden Nationaleinheit. Am 21. März ritt dann gar der preußische König in schwarz-rot-goldnem Schmuck durch die Straßen Berlins, das preußische Militär erschien mit der in unserem Initial abgebildeten deutschen Nationalkokarde am Helm, und nun stolzierten mit ihr auch alle einher, die bisher die hartnäckigsten Reaktionäre gewesen waren und das Auftauchen der Kokarde zuerst als revolutionären Greuel grimmig verabscheut hatten. Und nach dem Verlauf weniger weiterer Tage konnte das Volk von Wien ein vom Stephansdom herabwallendes Riesenbanner in Schwarz-rot-gold jubelnd als Zeichen begrüßen, daß auch Kaiser Ferdinand seine Zustimmung zu dem Einigungswerk erteilt habe, von dem das Wiener Regierungsblatt jetzt selbst erklärte, daß es von den Vertretern des deutschen Volkes auszugehen habe.

J. B. Bekk.

Der wunderbare Siegeszug, den die deutsche Reichsidee in dieser Zeit der Märzstürme und Märzerrungenschaften durch sämtliche Länder des in seinen Grundfesten wankenden Deutschen Bundes vollführte, läßt sich nicht besser verdeutlichen als an diesem Triumph ihres Symbols, des Schwarz-rot-golds der deutschen Burschenschaft. Von diesem Siegeszug schrieb am 19. März Gervinus in der „Deutschen Zeitung“ mit Recht, daß etwas Aehnliches in der Geschichte noch nie erlebt worden sei. Denn was sei der Sieg der Revolution in Paris gegen „diesen unblutigen Triumph des Geistes in dreißig bis vierzig Staaten, wo nicht Eine Form und Ein Geist der Regierung, sondern dreißig bis vierzig ganz verschiedene Elemente von Menschen und Zuständen zu überwinden waren, und wo trotz dreißig Abweichungen der Stammsitte und der herkömmlichen staatlichen Isolierung der Eine Volksgeist Herr geworden ist über allen Partikularismus und den kleinen Kranz von Forderungen überall durchgeführt hat, zu denen Bedürfnis, Einsicht und Ehrgefühl das deutsche Volk reif und fähig gemacht.“

Die Deputation der Mannheimer Bürger wird bei der Abreise von Damen mit schwarz-rot-goldnen Schleifen geschmückt.

So schrieb Gervinus in stolzer Freude, während die Nachricht von dem nun doch noch in Berlin zum Ausbruch gelangten Straßenkampf nach dem deutschen Süden bereits unterwegs war, den Jubel über den „unblutigen Triumph des Geistes“ zu dämpfen.

Geschwankt zwischen dem Ausbruch des Bürgerkrieges und der friedlichen Lösung hatte aber das Zünglein der Wage überall in Deutschland, bevor es zu den Jubel- und Eintrachtsfesten kam. Nach den ersten Nachrichten vom Sturz des „Julithrons“ wurde in den Residenzstädten die Garnison konsigniert, die Schloßwache verstärkt, mehr Truppen wurden in die Hauptstadt gezogen, an die Soldaten scharfe Patronen verteilt. Im Volke kam es zu stürmischen Auftritten; in den ersten Versammlungen erklang der Ruf Republik; das Verlangen nach Volksbewaffnung führte hier und da zu Angriffen auf Zeughäuser und Waffenläden, in den Wohnungen verhaßter Minister wurden die Fenster eingeworfen, auch in Brandstiftungen äußerte sich der Fanatismus des Pöbels. Auf dem Lande machten in einzelnen Gegenden, namentlich in Franken, dem Schauplatz des großen Bauernkriegs von 1525, darbende Bauern gewaltsame Angriffe auf die Rentämter ihrer Fronherren. Aber das erste Ueberschäumen der Volksleidenschaften fand überall sogleich seine Grenzen in einer zielbewußten Aktion des Bürgertums von zwar drohendem, aber doch gesetzmäßigem Charakter. Dieselben Ereignisse in Frankreich, welche überall in deutschen Landen die vorhandene Unzufriedenheit zu dem Verlangen entflammten, jetzt endlich auch die so lange vergeblich erbetenen Rechte und Erleichterungen mit Gewalt zu ertrotzen, beschworen ja gleichzeitig für das gesamte Vaterland Kriegsgefahren herauf. Und diese mäßigten im Bürgertum den revolutionären Drang zu dem patriotischen Verlangen: zugleich mit der Freiheit im Gesamtvaterland einen Zustand herbeizuführen, kraft dessen es „in Eintracht stark“ ohne fremde Hilfe dem drohenden Angriff Frankreichs siegreich begegnen könnte.

Großherzog Leopold von Baden.
Nach der Lithographie von F. Grund.

Nicht mit Waffen, sondern mit Adressen wandte man sich, nach dem sofort in Baden gegebenen Beispiel, gegen die Regierungen zur Abschüttelung des längst unerträglichen Joches. In Versammlungen von gewaltigem Umfang, zu denen das erregte Landvolk von allen Seiten herzuströmte, wurden die Forderungen des Volkes unter Hinblick auf die Kriegsgefahr stürmisch geäußert. Die bewährtesten Wortführer der Volksinteressen in den Kammern und in der Presse gaben denselben Form und Richtung. Es trat in Erscheinung, was Welcker in seiner Rede vom 12. Februar offen verkündigt hatte: daß in allen Teilen Deutschlands Männer des öffentlichen Vertrauens bereit seien, beim Ausbruch der unausbleiblichen Krisis im Sinne der Bundesreform durch ein Deutsches Parlament

Digitized by Google

sowohl die Bewegung des Volkes zu leiten als auch den Fürsten mit Rat und That zur Seite zu stehen. Auf der ersten dieser Volksversammlungen, welche bereits am 27. Februar im Mannheimer Aulasaal unter Vorsitz Adam v. Itzsteins stattfand, einigte man sich dahin, zunächst nur die vier dringlichsten Forderungen aufzustellen, um, wie Mathy betonte, durch solches Maßhalten ein gleichmäßiges Vorgehen in allen deutschen Staaten möglich zu machen. Mit Recht sagte man sich: nur wenn der Sieg der Freiheit ein allgemeiner in ganz Deutschland ist, kann die ersehnte Einheit errungen werden — nur die Bundesreform und eine deutsche Reichsverfassung sichern den Errungenschaften Bestand; und so setzten Welcker und seine Freunde alles daran, daß der gesetzmäßige Charakter der Bewegung durch nichts gefährdet werde und sie sich nicht in dem einen Lande zu Begehren versteige, deren Erfüllung in anderen deutschen Ländern nicht zu erhoffen war. Dieses Ziel ward erreicht; die vier „Mannheimer Forderungen" — Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalparlament — gaben bald der Aktion in allen übrigen Staaten einen gemeinsamen Charakter. Und die Schnelligkeit, mit der in Baden das Ministerium Bekk diesen Forderungen entgegenkam und ihre Genehmigung bei dem Großherzog Leopold durchsetzte, gereichte der Durchführung der Reform im Gesamtvaterlande zum nicht geringen Vorteil. Auch die dann weiter in Baden geltend gemachten Wünsche, vor allem der nach Ablösung der noch bestehenden Feudallasten, nach staatsbürgerlicher Gleichstellung aller Konfessionen und Amnestie für alle politisch Verfolgten, fanden seitens der Regierung schleunige Genehmigung und begannen danach einen Siegeszug durch ganz Deutschland.

K. Braun.

L. v. d. Pfordten.

G. Duvernoy.

Wo, wie in Karlsruhe und Darmstadt, die Kammern tagten, wurden diesen die Adressen meist direkt überbracht, oft in Sturmpetitionen, welchen Tausende das Geleit gaben, um vor den Ständehäusern durch ihre Anwesenheit auf die Beschlüsse einen Druck auszuüben und des Erfolges zu harren. Wo aber, wie fast überall, die Kammern keine Verhandlungen hielten, da trat an die Spitze der Forderungen das Verlangen nach schleunigster Einberufung derselben. Meist zog man mit den Adressen im Chor aufs Rathaus und übergab sie den Vertretern der Stadt zur Uebergabe an den Landesherrn; auch die Sprecher des Magistrats wurden von einem Massenaufgebot zum Schloß begleitet, vor dem man wartete, die Luft mit den Kernworten der hauptsächlichsten Wünsche erfüllend. Besonders in München und Leipzig, in Köln, Breslau, Berlin wurde die in den Rathäusern versammelte Stadtvertretung das Organ der Forderungen des Volkes und der Träger ihrer Vermittelung an die Person des Königs. Immer größeren Umfang nahm die Bewegung an. Aus nah' und fern liefen im Schloß, beim Magistrat und in den Kammerausschüssen unzählige ähnliche Adressen ein, aus jeder Landstadt, jeder Dorfgemeinde, so daß kein Zweifel blieb, daß das ganze Volk, und nicht nur eine Partei an der Bewegung beteiligt war. Auch die Hochschulen und Akademien, sowohl die Professoren wie die Studenten, nahmen überall aufs lebhafteste teil an diesem Adressensturm.

F. Bitz.

Th. Rey.
Nach der Lithographie von Ph. Winterwerb.

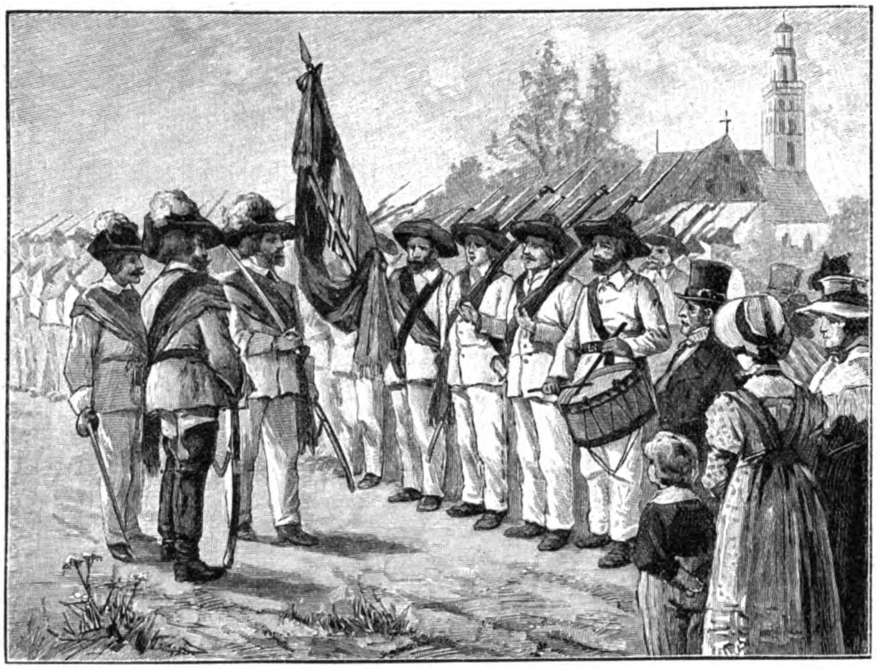
Der Ton in diesen Schriftstücken war überall dringlich, oft auch drohend, immer aber von echter patriotischer Empfindung durchwärmt. „Der Sturm, der in die Zeit gefahren ist," hebt eine derselben an, die wir als Beispiel aus Tausenden herausgreifen, die „Tübinger" von Ludwig Uhland verfaßte — „hat die politischen Zustände in ihrer ganzen unseligen Gestalt, allen erkennbar bloßgelegt. Es ist nötig in dieser bewegten Zeit, daß Deutschland gerüstet dastehe, nicht um herauszufordern, gewiß aber zu Schutz und Schirm seiner Grenzen. Allein es soll die Rüstung anlegen, den wunden Fleck auf der Brust. Jetzt eben schmerzt er tief und es thut not, daß er rasch geheilt werde . . . Einem Volke, das von der heiligen Pflicht durchdrungen ist, seinem vielgefährdeten Boden nicht eine Spanne weiter entreißen zu lassen, mangelt die Sicherheit, daß es nicht als ein willenloses Werkzeug diplomatischer Verwicklung die Waffen ergreife; versagt ist ihm das begeisternde Bewußtsein, für eine auch politisch würdige Stellung unter den gebildeten Völkern mit Gut und Blut einzutreten . . . In geistiger und sittlicher Bildung keinem andern nachstehend, hat das deutsche Volk noch immer nicht von dem Geiste, der in ihm lebt, die Ordnung seiner Geschicke zu erwarten." Auf diesen Vordersätzen, denen die Begründung nicht fehlt, ließ Uhland dann das festgefügte Gebäude seiner sieben Forderungen erstehen: 1) Ausbildung der Gesamtverfassung Deutschlands im Sinne eines Bundesstaats mit Volksvertretung durch ein Deutsches Parlament am Bundestage, 2) Allgemeine Volksbewaffnung, 3) Preßfreiheit im vollen Umfang, 4) Aufhebung der Beschränkungen, welche gegen Vereine und Versammlungen zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten bestehen, 5) Vollständige Durchführung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege mit allen sich daran knüpfenden Konsequenzen, 6) Vollkommene Herstellung einer wirklichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeinden und Bezirkskörperschaften, 7) Revision der Verfassungsurkunde nach den während ihres achtundzwanzigjährigen Bestehens gemachten Erfahrungen, namentlich zum Zwecke der Herstellung einer ungemischt aus der Volkswahl hervorgehenden Abgeordnetenkammer."

A. Bergenhahn.
Nach der Lithographie von Ph. Winterwerb.

Das Ergebnis der ersten Adressen war nur in wenigen Fällen, wie in Baden, die Bewilligung der Forderungen, in den meisten brüske Ablehnung von seiten der Fürsten. Fast alle lehnten es auch ab, persönlich irgend eine Deputation zu empfangen: das „Volk" sollte

Digitized by Google

sie nicht in ihren Kabinetten belästigen, die Kabinettsminister sollten den Verkehr mit der Unterthanenschaft auch weiter vermitteln. Das aber lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit gerade auf den Punkt, dessen Durchführung nun zur Hauptsache wurde. Diese Minister trugen ja die Schuld, daß die Fürsten in Unkenntnis von den Bedürfnissen und Leiden des Volks dahinlebten, sie waren ja die eigentlichen Organe der Reaktion gewesen: man forderte jetzt Beseitigung der mißliebigen Minister und deren Ersatz durch Männer des allgemeinen Vertrauens. Auch diese Forderung erklang in der Karlsruher Kammer zuerst. Wohl zeigte sich hier der leitende Minister sowie der Landesherr den Reformen geneigt; aber noch befanden sich im Ministerium Männer, die früher Jahre hindurch der Reaktion gedient hatten und deren plötzlich hervortretende liberale Gesinnung unmöglich für echt angesehen werden konnte; Welcker, Itzstein und Hecker betrieben mit Eifer ihren Sturz und erreichten denselben. Schon am 5. März waren in Baden die beiden Reaktionsminister durch liberale Vertrauensmänner, Brunner und Hoffmann, ersetzt. In anderen Staaten, wo die Kammern nicht tagten und die feindlichen Minister deren stürmisch verlangte baldige Einberufung hintertrieben, ließ sich der beabsichtigte Ministersturz keineswegs so glatt ausführen. Dort mißbrauchten die in ihrer Stellung Bedrohten das Vertrauen ihrer Fürsten, um sie in ihrer Hartnäckigkeit zu bestärken, ja um sie aufzureizen, daß den „Empörern" mit Waffengewalt entgegengetreten werde. An hohen Offizieren fehlte es nirgends, die in dieser Richtung gleichfalls ihren Einfluß zur Geltung brachten. Der sächsische Kabinettsminister veranlaßte sogar, als die Ablehnung der ersten Leipziger Deputation unter Biedermann dort starke Erregung hervorrief, daß preußische Truppen in der Nähe Leipzigs an der Grenze aufgestellt wurden, um die aufrührerische Stadt einzuschüchtern. Das Gegenteil aber wurde damit bewirkt; der Volkswille siegte. In einer großen Volksversammlung verwies Robert Blum die tobende Menge auf die Verantwortlichkeit der Minister des Königs, und noch war die von ihm vorbereitete Massendeputation nicht zur Abreise nach Dresden



Uebungen der Hanauer Turner.

O. v. Wydenbrugk.
Nach der Lithographie von F. Hickmann.

Fürst Karl von Leiningen.
Nach der Lithographie von Schertle.

gekommen, da hatte der König nachgegeben, die „Reform" bewilligt und hatte die „Märzminister" Braun, v. d. Pfordten, Georgi und Oberländer (letzteren für den ablehnenden v. Watzdorf) in die Regierung berufen. Auch in Württemberg, wo sich der König persönlich den zuerst von Römer formulierten Wünschen des Volkes geneigt zeigte, rief die Zähigkeit, mit der sich Schlayer und Maucler im Amt zu erhalten wußten, eine bedrohliche Spannung hervor, die erst wich, als den altbewährten Kämpen der Volksrechte G. Duvernoy, Friedrich Römer, Paul Pfizer und Goppelt das Staatsruder anvertraut wurde. Dasselbe Schauspiel vollzog sich in Hessen-Darmstadt, wo das auf seinen Karneval verzichtende Mainz sehr kräftig unter der Führung von Zitz in die Bewegung eingriff und Th. Reh im Landtag die Mannheimer Forderungen begründete; hier wurde Heinrich von Gagern, der wie Römer und Goppelt in Heppenheim mitgetagt hatte, der Nachfolger seines alten Gegners, des starrsinnigen Reaktionärs du Thil. Auch in Nassau führte einer der „Heppenheimer", Hergenhahn, die Volksbewegung zum Siege. Eine Massenversammlung auf dem Theaterplatz in Wiesbaden nahm eine um so drohendere Haltung an, als der Herzog abwesend war. Da er gerade in Berlin weilte, so verbreitete sich das Gerücht, er wolle dort bewaffnete Hilfe erbitten. Doch nach seiner Heimkehr kam alles in glattes Geleis. Hergenhahn wurde Minister. In Weimar war es der Rechtsanwalt v. Wydenbrugk, welcher Führer und Herr der Bewegung blieb; nach einem Tumult vor dem Schloß wurde die Adresse dieses Abgeordneten angenommen und er selbst mit dem Ministerium betraut. Auch in den anderen thüringer Staaten, in Braunschweig, in den beiden Mecklenburg, in den freien Reichsstädten war der Verlauf ähnlich; Oldenburg, das einzige Land, das noch überhaupt keine Verfassung besaß, hatte den Märzstürmen eine solche zu danken.

C. Wippermann.
Nach der Lithographie von Schertle.

Einen viel stürmischeren Charakter aber nahm die Bewegung in Kurhessen an, wo Marburg sehr energisch vorging, ja die Stadt Hanau und ihr Bezirk einen förmlichen Kriegszug ausrüstete, um ihren abgewiesenen Forderungen in Kassel Nachdruck zu verleihen. Schon

König Maximilian von Bayern.
Nach dem Gemälde von Franz Krüger.

Digitized by Google

waren die Freischaren, voran die zu einer wohlausgerüsteten Truppe vereinigten Turner, im Begriff nach Kassel zu ziehen, als die Nachricht von dem noch friedlich errungenen Sieg in Hanau eintraf. Nach dem Sturz des Reaktionsministers Scheffer ward dem bisherigen Bürgermeister von Hanau, Eberhard, und dem altbewährten Führer der Liberalen in Kassel, Wippermann, die Leitung des Staatsschiffs anvertraut. In München kam es am 5. zum Zeughaussturm, der zwar unblutig verlief, aber doch dahin führte, daß die bewaffnete Bürgerschaft und das Militär, das übrigens wenig Kampflust zeigte, sich stundenlang zum Schlagen bereit gegenüberstanden. Es waren Leute aus allen Ständen, Studenten, Künstler, Arbeiter, die in der Erregung zur Waffe gegriffen hatten, der Feingekleidete ging neben dem im Scharwerkskittel. „Man sah Waffen hier, die vielen Jahrhunderten angehört hatten, neben Gewehren und Säbeln: Piken, Streitäxte, lange und breite Schwerter, wie man eben solche im Zeughaus vorfand. Prinz Karl selbst brach in ein herzliches Gelächter aus, als er einem kleinen jungen Tambour begegnete, der eine alte Trommel umhängen hatte, mit einem Schlägel aus uralten Zeiten." Doch wenn auch König Ludwig mit seinem Volke grollte, weil es ihn kurz zuvor genötigt hatte, die schöne Unruhstifterin Lola Montez aus München zu verbannen — zum äußersten ließ er es nicht kommen. Was der in seinem Schwachsinn gutmütige Kaiser Ferdinand in Wien naiv heraussagte: „Ich laß nit schießen", blieb auch der Grundsatz der anderen Fürsten; ihm hat auch Friedrich Wilhelm IV bis zum „Mißverständnis" des 18. März nachgehangen. In München mußte der verhaßte

v. Thon-Dittmer.

Minister v. Berks, ein Schützling der Montez, dem Unwillen des Volks schließlich doch weichen; der allgemein beliebte Bürgermeister von Regensburg, v. Thon-Dittmer, ein bewährter Führer der Opposition im bayrischen Landtag, trat an seine Stelle. Von besonderer Wirkung auf die Entschlüsse des Königs waren die Vorstellungen des freisinnigen Fürsten v. Leiningen, des Präsidenten der Kammer der Reichsräte, gewesen. Im Sinne der Mannheimer Forderungen hatte ein Petitionssturm aus der Rheinpfalz unter Willichs Leitung gewirkt. Doch als sich Ludwig I nicht in die neue Regierungsweise zu finden vermochte, zog er es vor, abzudanken; sein den liberalen Ideen geneigter Sohn Maximilian übernahm die Regierung. Und auch der hartnäckigste Reaktionär unter den deutschen Fürsten, der König von Hannover, mußte schließlich seinen Trotz beugen. Der Urheber des verhängnisvollen Verfassungsbruchs vom Jahre 1837 hatte sich zu nichts verstanden, auch als am 17. März die Studentenschaft Göttingens ihre Auswanderung antrat — man hatte vorher ihre Zusammenkünfte mit Waffengewalt auseinandergesprengt. Als er aber vernahm, daß Metternich gestürzt und auch in Wien nachgegeben worden sei, da sagte der entsetzte Volksverächter in seinem gebrochenen Englisch-Deutsch resigniert: „Was soll ich machen? Wenn mein kaiserlicher Bruder in Wien hat nachgegeben, ich auch muß nachgeben!"

F. A. Willich.

Ja, auch Metternich mußte dem „Märzsturm" weichen. Sein System riß im Fallen ihn mit sich nieder. Das war der höchste Triumph im großen „Siegeszug des Deutschen Geistes", der von Baden seinen Ausgang genommen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Auf dem Kynast.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Historische Erzählung von Rudolf von Gottschall.

Hell stand der Mond über dem Kamm des Riesengebirges; der Turm der alten Feste Kynast warf seinen schweren Schatten hinunter in den „Höllenschlund" und über die Burghöhe war ein breiter Lichtschein ausgegossen; drunten aber über dem Hirschberger Thal lag ein träumerisch Dämmerlicht, Baumgruppen, Häuser, Villen und Gärten verschmolzen zu einem märchenhaften Bilde, hier und dort blitzte im Mondlicht der Zackenbach auf, der sich wie eine leuchtende Schlange hindurchwand.

Das Mädchen, das von der Ballustrade des Burgplatzes aus den Blick über die Landschaft streifen ließ, gab sich nur halb den Träumereien hin, welche der Mondeszauber in ihr erweckte. Mit einer gewissen Spannung sah sie hinab auf den Weg, der aus dem Waldesdunkel heraus durch schattenlose Felspartien zum Vorthor der Burg emporführte. Es war so hell, daß sie von ihrem Standorte aus den ganzen Weg beherrschte, und kein Wachtposten hätte mit schärferem Auge hinunterspähen können, ob irgend eine feindliche Patrouille herangeschlichen kam.

So friedlich der Mondabend war, so sanft die Landschaft gebettet lag in seinem weichen Schimmer — es herrschte keine friedliche Zeit im Schlesierland und nicht selten sah man Waffen blitzen auf den Heerwegen, die in die Berge führten. Es war im Sommer 1807. Bei Jena und Auerstädt war des Großen Friedrich ruhmvolles Heer den Waffen des Korsen erlegen, Breslau war in die Hände der Franzosen gefallen. Doch noch hielt sich Glatz, und das Freikorps des Grafen Götzen, verstärkt durch neue Zuzüge aus den Bergen, kämpfte tapfer mit dem Feind — General Vandamme konnte der Provinz Schlesien nicht Herr werden.

Die Würfel der großen Entscheidungen aber rollten auf den Schlachtfeldern im Osten des Königreichs, wo Preußen und Russen vereint den Kerntruppen Napoleons gegenüberstanden. Gar trüb sah es aus in den preußischen Landen, am trübsten in dem schönen, noch immer durch blutige Kämpfe zerrissenen Schlesierlande: in alle Gemüter warf das traurige Geschick des Vaterlandes seine Schatten.

Auch das Mädchen, das dort an der Ballustrade des Vorplatzes stand, war nicht heiteren Sinnes, obschon die freundliche Kindlichkeit seiner Züge und seines ganzen Wesens auf keine düstere Gemütsart deutete. Hatte wirklich die Trauer um das zertretene Land aus diesen klaren, blauen Augen, von diesen rosigen Lippen das Lächeln verscheucht, das dort heimisch sein mußte? Und waren die Truppenmärsche drunten im Thal wirklich die Ursache, daß das Mädchen so gespannt von der Höhe in die Nacht hinaus spähte?

Da lauschte sie auf. Und gleich danach trat aus dem Schatten des Waldes eine Gestalt hervor, in der Hand den knorrigen Wanderstab, einen Rucksack auf dem Rücken. Ein langer, silberner Bart wallte dem Mann auf die Brust herab; mit rüstigem Schritt klomm der Wanderer die Höhe hinan dem ersten Mauerring zu, der das hochragende Felsennest umgab. Das Mädchen flog ihm entgegen, sie öffnete das Vorthor mit einem Schlüssel des Schlüsselbundes, den sie im Gürtel trug. „Gott zum Gruß, Rübezahl," rief sie dem Eintretenden entgegen. Der Alte drückte ihr herzhaft die Hand.

„Ihr kommt von Schreiberhau, Rübezahl! Ein Briefchen von ihm?"

„Muß ich erst auskramen aus dem Sacke hier."

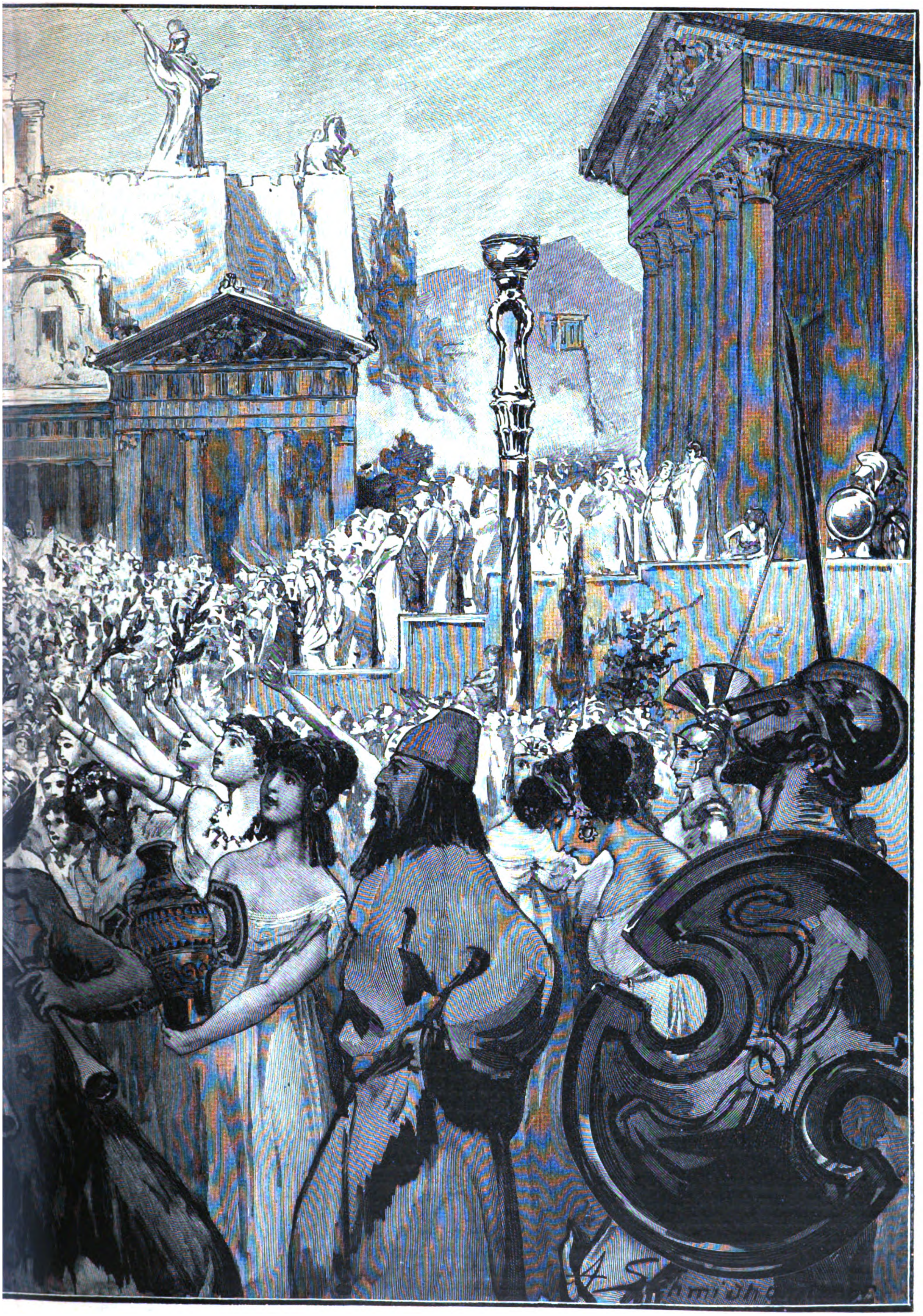
„So kommt herauf, ruht Euch aus, erquickt Euch mit einem Gläschen Branntwein. Wenn Ihr ein Briefchen bringt, dann ist's schon gut — er lebt und denkt an mich!"

Der wackere Bergführer, der in Ehren den Namen „Rübezahl" führte, setzte sich neben das Mädchen an einen Holztisch, von dem aus der freie Blick über die mondhelle Landschaft drunten

Vom Münchener Künstlerfest: d

Nach dem Leben gezeichnet

Digitized by Google



' Aufbruch des Bacchuszuges.
m A. Schmidhammer.

Digitized by Google

schweifte. „Papa ist hier oben," flüsterte sie; „er darf von dem Briefe nichts wissen."

„Oben — jetzt hier zur Nachtzeit?"

„Ja, wir haben uns hier häuslich eingerichtet; in den Stallungen sind ein paar Verschläge zurechtgemacht für Vater, für mich und für die Wirtschaft. Es ist jetzt viel Andrang von Besuchern und immer mit dem Schlüsselbund von Hermsdorf aus in die Höhe klettern und Speis' und Trank heraufschaffen .... das ist lästig! Auch ist's nicht ganz geheuer in jetzigen Kriegszeiten. Vater steht hier oben auf Wache und überschaut das ganze Hirschberger Thal, auch ist ein freier Auslug in die Berge vom Turm. Vater hat Leitern hereingebracht. Ehe die Franzosen sich auf dem Kynast ein Nest bauen, wollen wir doch unsere Truppen hier einquartiert sehen, und hoffen, daß dies bald geschehen wird."

Der Führer kramte inzwischen in seinem Rucksack, bis er ein Schreiben gefunden hatte, welches durchaus keinem parfümierten Liebesbrief ähnlich sah, sondern durch das grobe Papier und die gekritzelte Aufschrift verriet, daß es aus einem Feldlager stammte. Doch für Klärchen war es wie mit einer Phönixfeder geschrieben und keine Vignette zweier sich schnäbelnder Täubchen auf feinstem Rosablättchen hätte sie freundlicher angemutet und ihr Herz mit süßeren zärtlichen Empfindungen erfüllt als dieser mit einem großen Klecks behaftete Bivouacbrief, den ihr der Bergführer überbrachte.

Während sie las, ruhte das Auge des Alten mit Wohlgefallen auf dem lieblichen Kinde, ja mit Zärtlichkeit und Rührung — sah sie doch der eigenen Tochter ähnlich, die er früh verloren, die oben in der Schneegrubenbaude lange Jahre wirtschaftlich gewaltet, bis sie ihr Herz an einen Fremden hing, der sie entführte und dann verließ, so daß sie sich mit ihrem Kinde das Leben nahm. Die tiefen Furchen in dem Antlitz des ehrwürdigen Mannes deuteten auf dieses schmerzliche Erlebnis.

„O, das wäre schön, das wäre himmlisch!" rief jetzt Klärchen. „Wenn sich die Zuzüge noch mehren, soll ein Teil der Mannschaften, besonders die Rekruten, hier auf die Burg kommen. Und Ihr habt Robert bei guter Gesundheit getroffen?"

„Der Herr Kandidat ist kerngesund! Die frische Luft bekommt ihm besser als das Sitzen hinter dem Schreibtisch! Er ist ja so ein lateinischer Gelehrter; wie ich so viele mit ihren Ränzchen und Wanderstab über die Berge geführt. Doch so mancher knickte traurig zusammen, wenn er das Hohe Rad erklettert hatte, und es gab welche, die der Sturm umzublasen drohte. Tannen und Fichten konnten sie alle nicht unterscheiden; nur der eine mit der blauen Brille, der sich mit den Blumen im Teufelsgarten am Bramberg unterhielt, der wußte, wie sie alle lateinisch heißen — weiß Gott, wer sie da oben getauft hat! Doch wenn er seine Nase nicht in die Blumen und Kräuter stecken konnte, da war er verdrossen und schimpfte auf das Knieholz. War er selbst doch verkrüppelt wie das herumkriechende grüne Gewürm!"

„Da ist Herr Robert doch ein anderer Mann — nicht wahr?"

„Mein's wohl. Und die Uniform und der schmucke Jägerhut stehn ihm gar gut, und mit dem Säbel rasselt er, als wär' er darangeschnallt gewesen von Kindesbeinen an."

„Ach Gott, wenn sie nur nicht mit den Franzosen handgemein werden!"

„Nun, deshalb rüsten sie sich doch zum Kriege," sagte Rübezahl lächelnd.

„Ich ertrüge es nicht," versetzte Klärchen, „ihn in Lebensgefahr zu sehen. Doch wir plaudern und ich vergesse, daß Ihr eine Stärkung braucht."

Das Mädchen ging und kam mit einer Flasche Branntwein und mit Backwerk zurück. Der Vater folgte ihr, die Pfeife im Munde. Dies war der Kommandant des Kynast, der Schlüsselverwalter der Burg, welcher sonst unten im herrschaftlichen Schlosse des Grafen Schaffgotsch wohnte. Es war ein Herr mit gewaltigem Schnauzbart und gutmütigen Augen, bieder und treuherzig dem Anscheine nach. Er hatte einen Anflug gesellschaftlicher Bildung und war, ein Mittelding zwischen Kammerdiener und Kastellan, auch längere Zeit in der Schloßverwaltung beschäftigt gewesen. Sein Töchterchen aber, eine Gespielin der Grafentöchter, hatte durch die Güte des alten Grafen mehrere Jahre die Erziehung einer Breslauer Pension genossen; sie war den Mädchen ihres Standes weit voraus.

Der alte Röger klopfte dem Bergführer herablassend auf die Schulter, ehe er sich zu ihm setzte.

„Nun," sagte er, schlau mit den Augen zwinkernd, „was giebt's denn Neues da drüben im Glatzischen? Ihr seid ja doch ein Pascher, ein Schmuggler, der die Parolebefehle insgeheim herüber und hinüber trägt. Und Ihr huscht oft fort von Eurem Riesengebirge in die Eule und ins Glatzer Land. Habt gewiß lange schon keinen friedlichen Wanderer über die Berge geleitet?"

„Giebt's denn noch friedliche Wanderer heutzutage?" meinte Rübezahl. „Es ist unsicher droben auf dem Kamme — vorgeschobene Korps der Franzosen, Tirailleurs, Patrouillen — sie wollen sich den Rücken decken. Leider hab' ich selbst schon einmal ihnen den Weg weisen müssen."

„Also — Vaterlandsverräter!" versetzte Röger schmunzelnd.

„Und dabei trag' ich in meinen Stiefeln eine Ordre des Grafen Götzen an die Mannschaften in Schreiberhau."

„Und wie steht's mit der Festung Glatz?"

„Sie hält sich tapfer; doch Vandamme rückt jetzt selbst in die Grafschaft ein, um das Belagerungskorps zu decken gegen den Grafen Götzen, welcher die Festung gern entsetzen möchte. Hab' ihn gesehen, diesen Vandamme. Das ist einer — der hat seine Schule in dem verfluchten Paris gemacht, wo sie sich aus den Schädeln der Geköpften, wie es heißt, zutranken."

„Nun, und hier in Schreiberhau?" fragte der Kommandant, indem er das dritte Glas schlürfte.

„Ihr werdet hier etwas erleben! Macht Euch darauf gefaßt, daß sie auch Kanonen auf Eure Burg schleppen, es ist dergleichen im Werke. Es wird hier ein Hauptquartier werden; das Dings da mit dem Mauergerümpel wird noch die Ehre haben, sich in eine schlesische Festung zu verwandeln."

Das schmeichelte zwar dem Ehrgeiz des Kommandanten; er strich sich seinen Schnurrbart mit herausforderndem Kriegsmut; doch es regte sich in ihm auch ein wehleidig Gefühl; er fürchtete, daß sein friedlich Gewerbe Schaden nehmen könnte.

„O, meine Sommergäste!" rief er.

„Na, die Soldaten sind auch nicht zu verachten," tröstete Rübezahl, „es geht was drauf im Kriege. Fräulein Klärchen muß eine Marketenderin werden und mit dem Freikorps ziehen, wenn sie weiter rücken; die Uniform wird ihr gut stehen. Das muß man ja den Französinnen lassen: wenn diese schmucken Dämchen mit dem Bataillone vorbeimarschieren, deren Uniform sie tragen — wer da nicht Durst bekommt, der muß bereits einige Tonnen geleert haben!"

Klärchen hatte ihr Lob nur von fern gehört. Sie hatte wieder eine entlegene Stelle an der Brüstung aufgesucht, um dort ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. Jetzt sprang sie plötzlich herbei. „Besuch, ein später Besuch!"

„Wer denn in aller Welt?" rief der Vater.

„Es sind mehrere Herren und Damen."

„Da will ich doch selbst das Vorthor öffnen," sagte der Kommandant, „sieh' nur, ob unser Vorrat für die Gäste reichen wird, und suche das Beste zusammen! Nun, wir sind hier nicht auf einem herrschaftlichen Schloß, sondern in einer alten, verfallenen Burg — da muß man vorlieb nehmen!"

Rübezahl zog sich auf eine Steinbank zurück, die neben dem Hauptthor der Burg angebracht war, während Röger das Thor aufschloß und mit devoter Verbeugung die Gäste empfing.

Das war ein lustiges vierblättriges Kleeblatt, diese scherzenden und lachenden Herren und Damen, die von einem späten Mahl zu kommen und den steilen Berg nur benutzt zu haben schienen, um sich etwas auszutummeln.

„Hier wollen wir die Mäntel umnehmen. Wenn auch nur der bleiche Mondschein uns leuchtet, man hat doch etwas Lunge daran wenden müssen und ist heiß geworden! O, dicke Lotte! Sie stöhnen und schwitzen ja, als hätten Sie den Chimborasso erstiegen! Rasch den Mantel um — wer soll mir denn vorlesen, wenn Sie sich Ihre Lunge ruiniert haben? Lotte, Lotte, Sie sind marode zum Umpusten; setzen Sie sich schleunigst, sonst erleben wir eine Ohnmacht!"

Digitized by Google

Die Dame, die so übermütig sprach, warf der dicken Lotte, offenbar ihrem Gesellschaftsfräulein, den Mantel über, ehe sie sich selbst in den eigenen hüllte, wobei die beiden Herren ihr behilflich waren.

„Ein toller Gedanke, hier so spät herauf zu klettern," sagte der eine, welcher Ton und Wesen eines flotten Junkers hatte. „Aber freilich, wenn es gilt, zu erkunden, ob die selige Kunigunde noch immer hier oben spukt, da muß man's bei Mondschein thun; denn im Lichte der Sonne wird sich das grausame Burgfräulein nicht sehen lassen."

„Ich habe allen Respekt vor ihr," versetzte die junge Dame; „sie hat den Herren der Schöpfung eine harte Nuß zu knacken aufgegeben und viele von ihnen haben dabei nicht nur die Zähne, sondern gar das Leben lassen müssen!"

Klärchen trat näher.

„Was befehlen Sie, gnädiges Fräulein?"

„Thörichter Schnickschnack — was, gnädiges Fräulein! Wir sind Schulfreundinnen, meine Herren, und das närrische Ding da will mich aufs hohe Pferd setzen! Schulfreundinnen — wissen Sie, was das heißt, meine Herren? Das heißt: wir haben zusammen die dümmsten Streiche gemacht, und das knüpft ein schönes Band für das ganze Leben! Im übrigen war sie viel gescheiter als ich und konnte mir in allen Fächern helfen, bis auf das eine, das ich mir schon damals zum Specialfach erkor, die Diplomatie der Liebe! Klärchen, setz' uns das Beste vor, was du hast, und dann noch etwas Besseres, das, was du bist — setz' dich dann zu uns!"

Klärchen war von der Freundlichkeit des Fräuleins, das sie lange Zeit nicht gesehen, erfreut und drückte ihr die Hand. „Hier — das ist Kurt von Rohow," fuhr diese fort, den einen flotten Begleiter vorstellend, „er ist nur gefährlich, wo feste Grundsätze fehlen, also weder dir noch mir. Er hat zu lange an der Spree gelebt und war in Berlin Fähnrich; ein solcher wird zwar nicht immer General, doch meistens ein Don Juan. Und dieser hier ist Friedrich von Benndorf. Das ist ein schlimmer Heiliger! Wenn der Mond scheint, da geistert es in seinem Kopf; da verwandelt sich ihm alles ringsum in ein Feenmärchen. Der ist viel gefährlicher als der andere. Denn mit Feen macht man wenig Umstände und wir können nicht in Duft verschweben wie die echte Märchensorte, sondern wer uns packt, der hält uns fest! Und dies, meine Herren, ist Klärchen, das echte Mauerblümchen des Kynast, lieblich und duftig und unerreichbar, und wer sie pflücken will, muß, wie die Freier der seligen Kunigunde, in den Graben rutschen."

Klärchen machte eine leichte Verbeugung und floh dann wie gescheucht von dannen, um für Speise und Trank zu sorgen. Die „dicke Lotte" hatte sich inzwischen erholt.

„Sie haben mich ja gar nicht vorgestellt, gnädiges Fräulein!" sagte sie verdrossen, sich aus ihrem Mantel herauswickelnd.

„Sie sind zu vornehm, Lotte! Das liebe Kind könnte sich bedrückt fühlen!"

Ein breites Lächeln glitt über Lottens Züge; sie war ein Fräulein von Dornau, aus einer herabgekommenen Familie, aber sie hatte einen langen Stammbaum und der hing neben einigen Landkarten und einer Karte des gestirnten Himmels mit allen seinen Zweigen und Verästelungen in ihrem Wohnzimmer, und in den Augenblicken traulicher Plauderei mit dem jungen Schloßfräulein wagte sie anzudeuten, daß er noch tiefer in entfernten Jahrhunderten wurzle als derjenige der herrschaftlichen Familie, in deren Dienst sie getreten war. Doch das Schicksal ist ungerecht und es ist oft recht grünes Reis, das versilbert und vergoldet wird.

Das schöne Fräulein hatte indes den Mantel abgeworfen und der Abendluft unerschrocken Hals und Nacken preisgegeben, den das tiefausgeschnittene Kleid unverhüllt ließ. Ja, sie war schön, diese Leontine von Wallwitz; frei trug sie ihr wallendes Gelock, das dunkel war wie das feurig hervorblitzende Auge, das oft in leidenschaftlicher Unruhe hin und herschweifte, die Lippen voll, doch nicht unfein gezeichnet, die Wangen anmutig gerötet. Gesundheit und frische Luft, Aufregung und Uebermut — alles wirkte zusammen, um sie einer vollerblühten Rose gleichzumachen. Die beiden Kavaliere hatten die gleiche Empfindung — das war ein begehrenswertes Weib. Sie waren Nebenbuhler, keiner durfte sich für den Begünstigten halten; wohl aber mußte jeder von ihnen in der jungen Dame eine flatterhafte Kokette sehen, die mit kleinen Gunstbezeigungen bald zur Rechten, bald zur Linken ein Hoffnungsflämmchen entzündete, um es dann bei nächster Gelegenheit wieder lustig auszublasen. Leontine war eine reiche Erbin und alle jungen Edelleute der Umgegend wallfahrteten nach Schloß Giersdorf, wo die schöne Portia Hof hielt.

„Sie werden sich erkälten, Fräulein," sagte Lotte, die mit ihrem runden Gesichte aus dem Mantel herausglotzte wie eine Fledermaus, die sich in ihre Flügel gehüllt hat.

„O, mir schadet das nichts," versetzte Leontine, „ich bade mich gern in den Elementen, sei's Luft, sei's Wasser. Das erquickt mich; ich fühle mich eins mit der Natur und lästig ist mir alles, was sich dazwischen schiebt."

„Wenn Ihr Herr Vater das sähe, würde er schelten," warf Lotte ein.

„Glücklicherweise ist Papa in Breslau," sagte Leontine, „mit all seinen Wollsäcken, und er läßt uns nur die geschornen Schafe im Stall zurück. Er ist ein wenig peinlich und ängstlich; ja, meine Herren, er würde auch diesen Ausflug auf die Burg bei Mondschein nicht verstattet haben, noch dazu in Herrenbegleitung, und wäre ich nicht Leontine von Wallwitz, ich würde die Sache selbst nicht in der Ordnung finden. Wäre Papa unten, müßt' ich allerdings Ordre parieren und ich könnte mich höchstens einmal insgeheim fortschleichen, wenn Lotte ihre beiden schläfrigen Aeuglein zudrückt. Und das thut sie ja bisweilen — auch heute wird sie nur geträumt haben, daß wir zusammen auf dem Kynast waren, und den Traum vergessen, wenn sie sich nachher unten die Augen reibt."

Lotte nickte zustimmend, sie kam sich in diesem Augenblicke recht wichtig vor. Inzwischen brachte Klärchen Flaschen und Gläser; es war feuriger Ungarwein, wie man ihn oben in den Bauden trank und der wohl über die Grenze gepascht war.

Klärchen setzte sich an den Tisch neben Friedrich von Benndorf, der ihr jedoch wenig Aufmerksamkeit schenkte, da Leontine sein Interesse völlig in Anspruch nahm. Bald klangen die Gläser zusammen und der Feuerwein von den Tokayer Rebenbergen erregte die Gemüter und die Wallungen des Blutes zu leidenschaftlicher Glut.

Jugend, Schönheit, die mondhelle Landschaft, die alte Burg mit ihren vielhundertjährigen Geheimnissen, das alles wirkte zusammen gleich einem berauschenden Zaubertrank. Selbst Klärchen ließ sich von seiner Wirkung hinreißen und ihre Gedanken machten einige Sprünge, zu denen sie sonst nie einen Anlauf genommen hätten.

„Ich hätte meinen Vater gern nach Breslau begleitet," fuhr Leontine fort, „doch wenn die Herren ihre Wolle verkaufen, da sind wir ihnen im Wege; da sitzen sie in den Weinstuben oder trinken den Schweidnitzer Schöps im Ratskeller und da wird so viel von Wolle und Schafen gesprochen, daß man darüber selbst drehkrank werden könnte. Und doch war ich den Winter über so glücklich in Breslau! Die Stadt war in den Händen der Franzosen. Das ist für den König von Preußen sehr unangenehm. Doch es sind reizende Menschen, diese Pariser, und selbst die rauhen Kriegsknechte haben Esprit! Ich habe mein Französisch sehr vervollkommnet, es sagt sich alles so nett im Französischen! Da hüpft man über alles leicht hinweg, worüber man im Deutschen stolpert. Und wo diese Herren überall gewesen sind — in Egypten, bei den Pyramiden und Mamelucken, die können etwas erzählen! Unsere Offiziere sprechen nur von Wachtparaden oder höchstens einmal von einer verlorenen Schlacht."

Die Züge Kurts verfinsterten sich.

„Ich bin nicht eifersüchtig auf die Franzosen," sagte er, „sie mögen unseren Frauen gefallen; aber das kann nur ein flüchtiger Eindruck sein, denn es sind immerhin Fremde, in deutschen Herzen werden sie sich niemals einbürgern. Und Sie fühlen sich doch als Deutsche, Fräulein Leontine, obschon man es aus Ihren Worten nicht heraushören konnte?! Ja, es hat mich peinlich berührt, daß Sie von Preußen sprachen, als ob dieser Staat Sie gar nichts anginge, als ob Sie droben im Monde lebten!"

„Was kümmert mich die Politik? Die wird dort in Berlin gemacht, heute so, morgen so, je nachdem unsere Staatsmänner mehr oder weniger ausgeschlafen haben. Dabei gehen viele

Digitized by Google

Tausende zu Grunde; das ist recht traurig, aber ich kann's doch nicht ändern und ins Unabänderliche muß man sich fügen. Wäre ich der Kommandant einer Festung — ich würde mich lieber selbst erschießen, als die Festung dem Feinde übergeben. Doch ich bin nur ein Mädchen und wir armen Dinger haben ganz andere Belagerungen auszuhalten, aber auch wir ergeben uns nicht so leicht."

„Es ist auch so," sagte Friedrich von Benndorf mit schwärmerischem Augenaufschlag, „die Frauen mögen bei Minnehöfen den Vorsitz führen oder bei Turnieren die Preise austeilen, doch sie sollen sich nicht selbst in die Kämpfe mischen, nicht zum Speere greifen und die Gegner aus dem Sattel heben. Da verlieren sie den Reiz, der sie uns so liebenswert macht."

Lotte hielt den Augenblick für geeignet, eine zustimmende Bemerkung zu machen; sie erinnerte daran, daß auch sie völlig friedfertiger Sinnesart sei. Klärchen aber warf fragende Blicke auf die Schulfreundin; es gefiel ihr gar nicht, daß diese den Franzosen so hold gesinnt war.

„Ich hatte vorher den Dienst quittiert," sagte Kurt, „ich lebte ganz der Bewirtschaftung meines Gutes und doch empfand ich hinterdrein bittere Reue, daß ich nicht bei Jena oder Auerstädt mitgekämpft. Jena oder Roßbach, Niederlage oder Sieg — es gilt ganz gleich, wenn man nur tapfer im Feuer steht."

„Was mich betrifft," versetzte Friedrich etwas kleinlaut, „so hab' ich nie den Soldatenrock getragen. Ich war im Ministerium angestellt, und wenn meine Feder müde war, amtliche Berichte zu schreiben, dann warf sie wohl auch Märchen und Gedichte auf das Papier. Die wunderbaren Augen des jungen Ludwig Tieck hatten mir es angethan, ich war ein Genosse dieses Poeten, welcher die mondbeglänzte Zaubernacht, die wundervolle Märchenwelt heraufbeschworen. Dann erkrankte mein Vater und ich mußte wie Kurt ein Landwirt werden. Wie gern hätte ich im Getümmel einer großen Schlacht bei den Fahnen unseres Heeres gestanden! Aber im fernen Ostpreußen, im Bunde mit den Russen zu kämpfen, das ist nicht mein Geschmack."

Leontine hatte den Bekenntnissen des romantischen jungen Edelmanns aufmerksam zugehört, auch kein Wort von dem verloren, was Kurt über seine Kampfeslust sprach. Jetzt leuchteten ihre Augen mit einem merkwürdigen, fast unheimlichen Glanze, als sie ihr Glas erhob. „Wir sind hier in dieser vom Mondenlicht und von alten Sagen umsponnenen Burg; hier aber lebt vor allem die Erinnerung an ein gewaltiges Weib, ein dämonisches Weib immerhin, das mit einem bösen Fluch behaftet war, aber ein Weib von stolzer Willenskraft, das seine Schönheit, seine Liebe nur dem Mutigsten preisgeben wollte, der um sie den Todesritt wagte über die hohe Mauer rings um die Burg. Und der Ritter viele huldigten der schönen Kunigunde und büßten es mit dem Leben. Giebt es noch Ritter, die zu ähnlichem Dienste entschlossen sind, die opfermutig um meine Gunst werben wollen?"

„Sehen Sie einen solchen Ritter in mir!" rief Kurt.

„Und auch in mir!" stimmte Friedrich ein.

„So leeren wir das Glas auf das Andenken der gewaltigen Kunigunde."

Alle stießen an.

„Nun," versetzte Kurt, „wir sollen doch nicht auch über die Mauer reiten?"

„Nein, dergleichen gehört heutzutage in den Cirkus," versetzte Leontine, „die Zeiten haben sich geändert; aber auch jetzt darf eine Frau Preise setzen für ihre Gunst, und ihr Herz und ihre Hand so hoch anschlagen, wie es das Burgfräulein gethan, welches den Freiern die herzbeklemmende Wahl ließ: entweder hier oben bei mir den Himmel oder ohne mich dort unten den Höllenschlund! Und Sie beide hier sind nicht nur meine Ritter, Sie sind meine Freier — ich darf in dieser Stunde dem einen das Geheimnis des anderen verraten, es ist die Liebe zu mir!"

Kurt und Friedrich schwiegen nicht ohne Verlegenheit, dann warfen sie aufsehend einander feindliche Blicke zu.

Doch Leontine fuhr fort: „Ich kann wohl sagen, ich achte Sie beide; Ihre Huldigungen schmeicheln mir, ja mehr, sie ehren mich; doch das Zünglein der Wage schwankt in meinem Herzen, ich bekenne es offen! Mir ist die Leidenschaft fremd, die mich blindlings dem Einen und Einzigen in die Arme führt!"

Beide hörten ungläubig zu. Dies Mädchen mit dem Feuerblick sollte keiner leidenschaftlichen Liebe fähig sein?

„Wohl denn, so entscheide der Mut und das Schicksal! Was haben Sie von dem Grafen Götzen gehört?"

„Noch hält er sich tapfer in der Grafschaft," versetzte Kurt.

„Er sucht die Festung Glatz zu entsetzen," sagte Friedrich, „er greift die französischen Truppen an, welche die Festung umlagern."

„Wohl denn, ich verlange keinen Ritt um die Mauer, aber doch einen Todesritt — ich verlange, daß Sie beide, die um meine Hand sich bewerben, sich sofort dem Freikorps des Grafen Götzen anschließen, und demjenigen, der zuerst verwundet aus diesen Kämpfen zurückkehrt, reich' ich Herz und Hand!"

„Das ist schön," rief da Klärchen, „mein Robert kämpft bereits fürs Vaterland."

„Doch nein," meinte Lotte tiefsinnig, „wenn nun beide unverwundet zurückkehren? Man kann doch keiner Kugel befehlen, daß sie trifft."

„Dann hat das Schicksal sich geweigert, eine Entscheidung zu treffen, sie ist in meine Hand zurückgelegt."

„Und wenn der eine von beiden den Tod fürs Vaterland stirbt?"

„So gehört ihm mein Angedenken, doch niemals erhält dann der andere meine Hand."

Es trat eine längere Pause ein, Kurt und Friedrich saßen nachdenklich da.

Dieser kräuselte sich den Bart und hatte den Kopf auf die Hand gestützt; Kurt sprang auf und ging mehrmals auf und ab, mit den Sporen klirrend, dann trat er an den Tisch.

„Sie sind grausam wie Kunigunde. Doch mein Herz gehört Ihnen und Sie dürfen mich auf die Probe setzen. Ich habe mich zu Ihrem Ritter geschworen und ich halte mir selbst diesen Schwur. Im übrigen mahnen Sie mich an eine Pflicht; ich hab' es schon öfter bei mir erwogen, ob ich mich nicht dem Grafen Götzen, dem ich befreundet bin, anschließen soll — ich schwankte; nun ist's entschieden um Ihretwillen. Ich glaube an Ihr Wort!"

„Und ich will nicht zurückbleiben," versetzte Friedrich. „Ein frischer, fröhlicher Kampf, sei er auch noch so hoffnungslos — das erlöst von den einsamen Träumereien und der Pulverdampf ist auch ein Gewölk, in dem man seine Göttin erblicken kann; die Kugel, die der Feind uns zusendet, kann uns den Tod, sie kann uns das Leben bringen, das höchste Glück der Liebe!"

Leontine erhob sich und reichte einem nach dem andern die Hand.

„So, mit Handschlag besiegl' ich mein Versprechen und Ihr — die übernommene Pflicht. Es sind des Königs Fahnen, denen Ihr folgt — doch auch mein Fähnlein weht daneben, klein und unscheinbar, doch auch an ihm hängt euer Eid, wie an dem Königsbanner des schwarzen Adlers. Ihr kämpft für euren König, doch um eure Dame."

Auch Klärchen hatte sich erhoben; ihr war's feierlich zu Mute, doch auch freudig und hoffnungsreich, denn es traten ja neue glänzende Kämpfer in die Reihen, in denen ihr Geliebter stritt. Lotte aber sah fragend zu ihrer Gebieterin hinüber und erhaschte dabei einen vielsagenden Seitenblick von ihr.

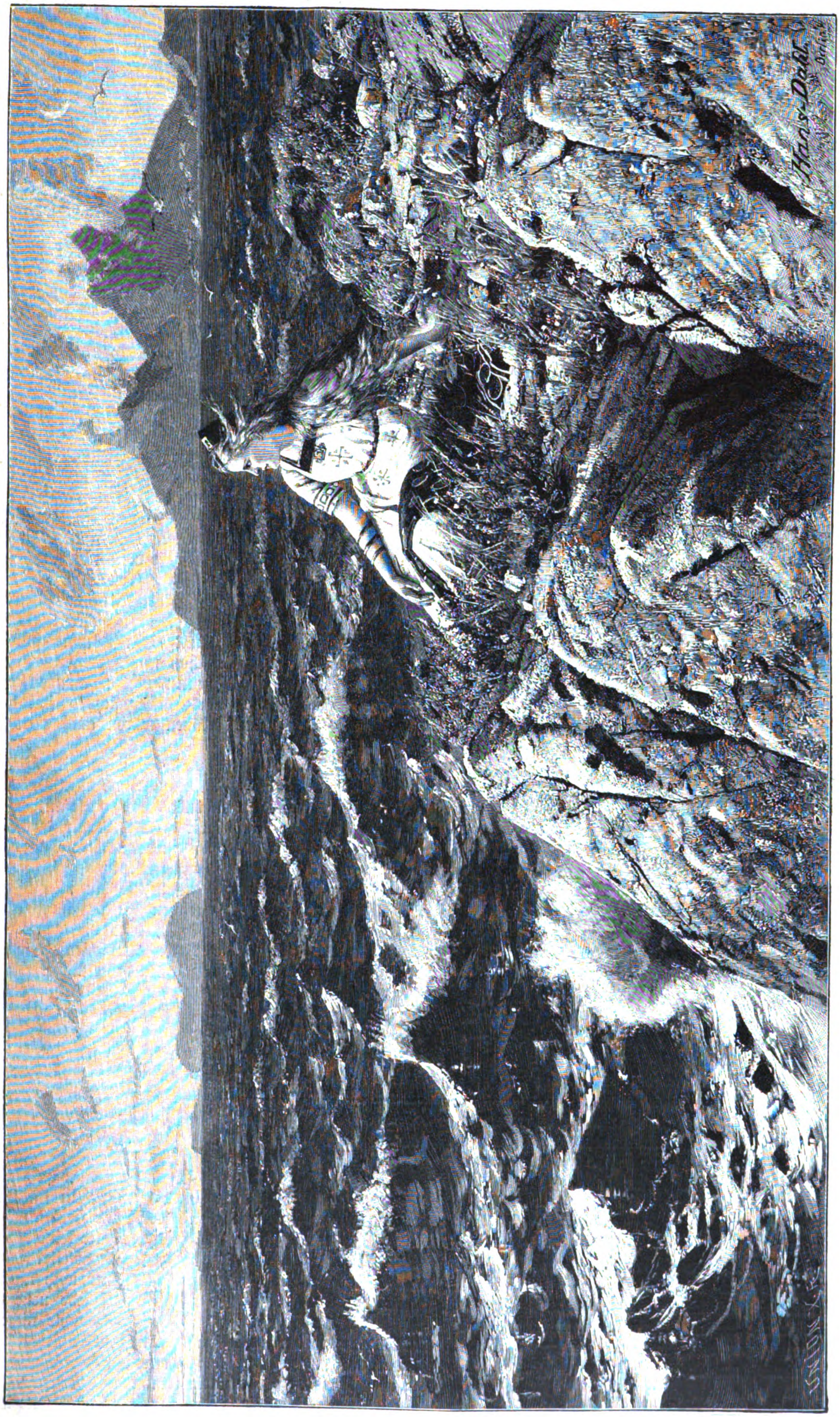
O, wer wie dies stolze Mädchen mit den Männern sein Spiel treiben könnte; wär's auch noch so sträflich, es müßte eine köstliche Genugthuung sein!

Noch einmal that der feurige Tokayer seine Schuldigkeit; noch einmal klangen die Gläser zusammen, ehe die Gesellschaft zum Aufbruch rüstete. Der Kommandant näherte sich, um zum Abschied die Honneurs zu machen, und der alte Rübezahl erhob sich von der Bank an der Mauer, auf der er geschlummert hatte, und nahm tief den vom feuchten Nebel durchweichten Hut ab. Klärchen war im Begriff, das Vorthor zu schließen, da eilte Leontine noch einmal zu ihr zurück. „Ich komme morgen auf die Burg, ich muß dich sprechen, du mußt mir einen großen Gefallen erweisen — doch jetzt leb' wohl! Meine Ritter haben's eilig, es geht in Kampf und Tod, doch zunächst bergab — leb' wohl, Klärchen!" Und Leontine eilte leichtbeschwingt den Kavalieren nach, deren Sporen dem Gestein des Felsnestes Funken entlockten.

---

k

Digitized by Google



Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl in München.

Ingeborg.
Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

In Warmbrunn, jenem schlesischen Badeorte, der durch die prächtige Schlußdekoration des Riesengebirges einen großartigen landschaftlichen Hintergrund hat, herrschte damals ein buntes Leben. Verwundete Offiziere und Soldaten, preußische sowohl wie französische, suchten Heilung in den schwefelhaltigen Wassern des Wildbades. Es war ein neutraler Boden, so weit der Bann desselben reichte; mochte man sich in den fernen Bergen herumschlagen, hier im Thal des Zacken herrschte ein friedlicher, gesellschaftlicher Verkehr; es war dieselbe Eintracht, die in Lazaretten herrscht, wo Freund und Feind zusammenliegen. Weiter hinein ins Land aber galt der Franzose als Landesfeind; denn seine Herrschaft über die Provinz war auch nach der Eroberung von Breslau keine unbestrittene.

Ueber das schlechte Pflaster des Städtchens rasselte die schmucke Equipage von Giersdorf; sie hielt beim Beginn des großen Promenadenwegs, in dessen Mitte eine Allee zu den Bänken führte, die eine herrliche Rundschau über die Gebirgswelt gewährten. Eine tiefverschleierte Dame trat aus dem Wagen, sah sich nach allen Seiten um und schlug einen Nebenweg ein, der sich durch buschreiche Anlagen schlängelte. Die Vormittagssonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, die Anlagen waren menschenleer; es war die Zeit, wo die Badegäste mit ihrer Kur beschäftigt waren oder sich von den Strapazen derselben in ihren Zimmern erholten. Hier und dort gab es wohl einen Spaziergänger, der die schlanke Dame ins Auge faßte; doch sie zog sich zurück in die dunklen, nach dem Schlosse zu liegenden Parkgänge und setzte sich dort auf die Bank unter einer Traueresche, indem sie ungeduldig einige gefiederte Blätter des herabhängenden Gezweigs pflückte. Dann stand sie wieder auf, ging unruhig hin und her bis zu den Krümmungen des Weges, spähte hinaus und kehrte unbefriedigt wieder zu ihrer Bank zurück. Eine Nachtigall flötete im Gebüsch; wollte der alberne Vogel sie verhöhnen? Er hatte sein sicheres Nest und konnte das Glück der Liebe aus voller Kehle in die Lüfte schmettern; ihre Liebe war heimatlos, und wenn sie ins Gebüsch schlüpfte, fand sie nicht ein sicheres Nest, sondern sie pickte nur die Krumen eines karg zugemessenen Glückes auf!

Noch immer kam er nicht — die Uhr vom Kirchturm hatte schon längst, als Leontine noch im Wagen saß, die bestimmte Stunde geschlagen. Es bedurfte dringlicher Verabredungen.

Der Vater kam an diesem Abend aus Breslau zurück; die geheimen Besuche im Schloßpark von Giersdorf waren dann unmöglich geworden. Schon faßte sie den kühnen Entschluß, den vergeblich Erwarteten in seiner Wohnung aufzusuchen — unter dem dichten Schleier würde sie wohl niemand erkennen. Da endlich rauschte etwas im Laube — stürmisch eilte sie dem Geräusch entgegen. An einem Stocke gehend, wenn auch nur unmerklich lahmend, erschien ein stattlich aussehender junger Mann mit feurigem Blick, schwarzen Haaren, schwarzem Kinn- und Knebelbart, nach seiner ganzen Haltung ein Offizier. Doch solche feurige Südländer kämpften nicht unter den Fahnen des schwarzen Adlers, das war ein Truppenführer aus den Legionen Napoleons. Der Erwartete war es und alles Schmollen war vergessen. Leontine schlug den Schleier zurück, sank an seine Brust und tauschte feurige Küsse mit dem Geliebten.

Hauptmann Edmond de Granville stammte zwar aus dem sonnentrunkenen Weinlande der Provence, und doch war er der deutschen Sprache mächtig; denn seine Mutter war eine Elsässerin und von frühester Kindheit an hatte er deutsch sprechen lernen.

„Du kommst so spät?“ sagte Leontine, ihn auf die Bank zu sich niederziehend.

„Ein Kamerad begleitete mich, ich vermochte nur mit großer Mühe ihn abzuschütteln.“

„Sieh', Edmond, von morgen ab werde ich kaum allein nach Warmbrunn kommen; da wird mich stets mein Vater begleiten, der heute nach Giersdorf zurückkehrt. Und auch im Parke dort können wir uns nicht mehr treffen. Mein Papa treibt sich rastlos in seiner Wirtschaft herum, durchstreift alle Gänge des Parkes, besichtigt bald diese, bald jene Aecker — vor ihm giebt's keine Geheimnisse.“

„Und da finden sich wohl auch wieder deine Freier ein?“ versetzte der Kapitän in eifersüchtiger Aufwallung, „der Herr von Rohow und der Herr von Benndorf und wie sie alle heißen, die sich bequem mit dir an den Tisch setzen, während ich draußen in Nacht und Nebel warten muß?“

„Nein,“ sagte Leontine lächelnd, „von diesen Herren habe ich mich zunächst freigemacht.“

„Und wie in aller Welt?“

„Ich habe sie ins Schlachtenfeuer hinaus in die Glatzer Landschaft geschickt — doch das Wie ist und bleibt mein Geheimnis. Kannst du aber glauben, Edmond, dieser langweilige Rohow oder gar der schmachtende Benndorf könnten mir gefährlich werden? Nein, Edmond, ich liebe dich, nur dich — glühend, grenzenlos! An dich will ich mich verlieren, durch dich will ich mich gewinnen, denn nur deine Liebe giebt allem Wert, was ich bin und habe. Wer den Rausch nicht kennt, kennt die Liebe nicht; jetzt leb' ich, da ich dich habe!“

Und sie umarmte und küßte den Geliebten leidenschaftlich, der sich jetzt nicht mehr mit Zweifeln quälte — das Glück der Gegenwart ließ ihn an die frohen Verheißungen der Zukunft glauben. „Und du entführst mich in deine Provence, vielleicht noch ehe der Frieden geschlossen ist! Du bist noch nicht ganz wieder kampffähig, man wird dich beurlauben.“

„Möglich — vielleicht ein Gesuch beim Prinzen Jerome, bei dem ich einen Stein im Brett habe.“

„O, das hab' ich in Breslau wohl gemerkt, schon am ersten Abend, als wir uns bei seinem Ballfeste sahen. Er unterhielt sich oft mit dir und war recht ‚lustik‘ — sein Lieblingswort aus unserer Sprache, ich glaube, das einzige, das in seinem Gedächtnis haften geblieben ist neben einigen Mädchennamen, die er nur verstümmelt herausbringt. Doch es war ein schöner Festabend — mir unvergeßlich! Die armen Breslauerinnen, die eingeladen waren, Ratsfrauen und Ratstöchter von den entzückenden Ufern der Ohle, wie kleinstädtisch in dem Gewühl der weltstädtischen Frauen aus Paris, welche in jeder Miene und Bewegung den Stolz zeigten, der großen Nation anzugehören! Und auch wir aus der Provinz, die wir mit alten Wappenschildern Staat machen können, als Kinder schon in unserem Ahnensaal Federball gespielt haben — wir konnten nicht aufkommen gegen diesen Pariser Glanz und den Stolz dieser sich so frei bewegenden Schönheiten, welche Siegerinnen wären auch ohne den Sieg eurer Waffen!“

„Nun, Leontine,“ versetzte der Offizier mit aufrichtiger Bewunderung, „du kannst es aufnehmen mit allen Damen aus dem Hofstaate Jeromes, deren Schönheit doch meist an den Toilettentischen fabriziert wird. Bei dir ist alles Natur, du würdest auch schön sein wie Virginie auf einer einsamen Insel, jene alle würden dort niemals einen Paul finden!“

„Wenn ich für dich schön bin, so bin ich glücklich! Noch sehe ich dich dort im Hatzfeldschen Palais am Fenster stehen, bald hinausblickend in die Nacht, bald das bunte Getümmel mit gleichgültigen Blicken streifend. Du schienst mir so einsam, so stolz, es zog mich unwillkürlich in deine Nähe. Und auch du bemerktest mich; ein Adjutant Jeromes stellte dich mir vor; da verschwand vor meinen Augen die ganze glänzende Gesellschaft — auch der junge Prinz, der vorher an mir Gefallen gefunden und mich mit dem Sprühfeuer seiner Augen überschüttet hatte. Etwas wie Eitelkeit regte sich in mir — das war ein kleinlich Gefühl; ich fühlte nur, daß meine Mitschwestern mich um diese Auszeichnung beneideten. Doch als ich mit dir sprach, da war ich nicht eitel, sondern stolz, es war ein Gefühl, das meine Brust hob, wie ich es noch nie gekannt. Da gingen die andern gleichgültig vorüber, und doch hätten sie gerade da mich beneiden können. Das Licht dieses Abends strahlte in all die Träume meiner Nächte — du warst und bleibst ihr Held!“

„Und auch ich,“ sagte Edmond, „hatte keine Rast, bis wir uns wiedergesehen. Was dazwischen lag, war eitel Jammer, und da fühlt' ich nichts als den Schmerz einer noch nicht ganz geheilten Wunde. Wie freut' ich mich auf jede neue Einladung Jeromes! Die Feste drängten sich, ich brauchte nicht lange zu warten; wir fanden stille Plätzchen in den Fensternischen, in den Seitengemächern, und wie schön waren die Begegnungen am Scheitenicher Park! Und nun kommt dein Vater?“

„Er haßt die Franzosen, so oft er auch gute Miene zum bösen Spiel macht und die militärischen Würdenträger mit freundlicher Ergebenheit begrüßt.“

Digitized by Google

„Wir müssen uns dennoch zu treffen suchen."

„Ja, Edmond! Ich habe lange über alles nachgedacht. Hier können wir uns nicht sehen, auch nicht in Giersdorf, aber ich weiß einen dritten Ort, wo wir uns treffen können."

„Und dieser Ort?"

„Die alte Burg Kynast. Mein Vater klettert dort nicht hinauf, das ist ihm zu unbequem, aber mir und meiner Begleiterin erlaubt er, so oft wir wünschen, den Waldberg hinaufzusteigen, den die alte Burgruine krönt. Der Arzt hat mir's verordnet. Der gute Arzt, wir können jetzt das Rezept brauchen."

„Und deine Begleiterin?"

„Lottchen ist schweigsam, das weißt du ja; wenn sie nur in aller Ruhe ihren Chartreuse trinken kann, so sitzt sie auch allein am Trompetertischchen und sieht und hört nichts."

„Und oben die Leute?"

„Die Tochter des Kastellans ist eine Freundin von mir; die muß ich mit ins Geheimnis ziehen und das soll noch heute geschehen. Die alte Burg hat mehrere Höfe und allerlei Verstecke, ein Turmzimmer unten an der Treppe, die zur Zinne in die Höhe führt, und andere verfallene, aber doch zugängliche Räume. Unbequemen Spähern läßt sich da leicht aus dem Wege gehen. Nur daß du französischer Offizier bist, verschweigen wir lieber — sie ist ein deutsches Mädchen von der schwärmerischen Sorte, welche durch anders angestrichene Grenzpfähle aus dem Häuschen gebracht wird. Sei du ein Deutscher aus dem Süden, durch die Kriegswirren hier ins Land verschlagen, vielleicht ein Arzt oder ein Schriftsteller, der die Chronik dieser Tage schreibt, oder noch besser ein Maler."

Der Franzose erhob sich und gab nur noch leise seine Zustimmung.

„Da kommen schon wieder einige gelangweilte Badegäste," fuhr er fort, „welche Stoff suchen für den Kaffeeklatsch. Nimm den Schleier vor — da kommt der Wirtschaftsinspektor vom Schloß; er tröstet die Herrschaft über jede Mißernte mit allerliebsten Histörchen aus dem Badeleben. Ich möchte ihm nicht Ersatz geben für sein verregnetes Heu. Ich bin sehr gern bereit, Warmbrunn überhaupt zu verlassen; meine Badekur ist beendet; ich bedarf nur noch einer Luftkur, und da kann ich den Bergen, dem Kynast und dir näher ziehen, wenn ich nach Hermsdorf übersiedle; dort erreicht mich leicht jeder Brief, jeder Bote, und den Berg zu ersteigen ist mir, mag es mir anfangs schwer fallen, auch eine stärkende Uebung."

Leontine hatte sich erhoben, wie der Offizier. Beide schritten scheinbar gleichgültig nebeneinander her. Jetzt nickte das Fräulein lebhaft.

„Wohl, du giebst mir deine Wohnung an und ich werde noch heute nachmittag auf die Burg hinaufeilen, ehe der Vater kommt. Hier wird's in der That belebt in den Schattengängen und es ist das beste, daß ich nach Hause fahre, ehe die hungrige Langeweile vor dem Mittagsessen uns auf Weg und Steg anglotzt. Auf Wiedersehen im Gespensterschloß der schönen Kunigunde!"

Klärchen Röger war in großer Aufregung und mit eigenen kühnen Plänen beschäftigt. Ein Gespräch mit dem alten Rübezahl hatte sie in eine fieberhafte Unruhe versetzt. Einige Andeutungen über die Pläne der preußischen Freischaren, welche der Bergführer dem Vater gemacht, raubten ihr den Schlummer, und als sie in die Mondnacht hinauseilte, sah sie auf dem Platze vor der Burg den alten Mann sitzen, nachdenklich den Kopf in die Hände gestützt. Da der Vater schlief, konnte sie ungestört mit ihm sprechen.

Rübezahl blickte auf; über seine Züge glitt's wie stille Wehmut, als er das reizende Kind, das ein leichtes Gewand lässig übergeworfen, in seiner unbefangenen frischquellenden Schönheit vor sich sah. Lebendiger als je wurde ihm die Erinnerung an seine Tochter und er vergaß fast, Klärchen zu fragen, was sie zu ihm führe zu so ungewöhnlicher Stunde.

„Ihr müßt mir alles erzählen, Rübezahl," sagte sie, „werden die Freischaren drüben bald aufbrechen?"

„Das wird von den Befehlen des Grafen Götzen abhängen. Ich erwarte morgen früh einen alten Kameraden, welcher mir aus der Grafschaft Briefe übergeben wird, die ich dann selbst weiter nach Schreiberhau befördere. Um die Aufmerksamkeit des Feindes zu täuschen, lösen wir Boten uns an bestimmten Stationen ab."

„Und Ihr geht morgen wieder zu den Freischaren zurück?"

„Sobald ich in Glatz die Depeschen habe."

Klärchen schwieg einen Augenblick.

„Es werden sich zwar Soldaten und Rekruten auf unserer Burg einquartieren," sagte sie dann, „doch wer bürgt mir dafür, daß Robert bei ihnen sein wird?"

„Das kann ich freilich nicht verbürgen, er wird es jedenfalls durchzusetzen suchen."

„Doch wenn es ihm nicht gelingt — o, es giebt mir einen Stich ins Herz — dann rückt er fort mit den andern Truppen und ich werde ihn niemals, niemals wiedersehn!"

„Doch wie soll ich helfen, Kind?"

„O, ich wüßt' es schon, ich hab' einen Plan und mir ist auf einmal so wohl zu Mute, so selig, wenn ich mir's ausmale, wie ich ihn wiedersehe!"

„Du meinst —"

„Doch es ist nicht der gerade Weg — und das erschreckt mich, ich müßte den Vater täuschen und das fällt mir schwer aufs Herz. Und dann weiß ich auch nicht, Papa Rübezahl, ob Ihr einwilligt. Das ist in meinem Kopfe ein Gedränge von allerlei Gedanken, mir ist ganz wirr zu Mute!"

„Sag' nur gerade heraus, was du denkst! Bei mir ist alles gut aufgehoben und so gut verborgen in meinem Kopfe wie die Depeschen in meinen Stiefeln."

„Ach, Papa Rübezahl, ich möchte Euch gern morgen nach Schreiberhau begleiten."

„Kann ich mir schon gefallen lassen — aber . . ."

„Ja, der Vater —"

„Er wird davon nichts wissen wollen."

„Er darf auch davon nichts wissen und da hab' ich mir etwas recht Spitzbübisches ausgedacht. Vater wollte mich für zwei Tage aufs Schloß hinunterschicken in unsere Wohnung, damit ich dort Einkäufe von Proviant für die Burg mache. Nun denn, ich werde das in zwei Stunden besorgen und wandere dann mit Euch nach Schreiberhau, wenn Ihr mich mitnehmt, Papa Rübezahl! Der Vater wird kaum etwas davon merken und hinterdrein bin ich auch im schlimmsten Fall auf ein kleines Donnerwetter gefaßt. Das schadet nicht, nach so viel Sonnenschein, der das Herz erquickt hat."

„Dein Vater weiß noch nichts von deiner Liebe?"

„Er hat andere Pläne mit mir. Der dicke Sohn des Schulzen drunten in Hermsdorf, den soll ich heiraten, weil er der Erbe eines schönen, großen Gutes ist. Der unglückliche Christoph liebt mich, doch wenn er mich mit seinen Anträgen verfolgt, da möchte ich immer weit in die Berge fliehen, denn ich habe einen Abscheu vor ihm. Der Vater aber denkt anders. Der arme Robert dürfte jetzt nicht bei ihm anklopfen. Doch wir zwei haben Geduld und warten auf bessere Zeiten. Wenn wir dem Vater erst einen Kirchturm zeigen, unter dem Roberts Pfarrhaus steht, da wird er schon Respekt bekommen, denn er ist kein Heide."

„Gut denn," sagte der Alte kopfschüttelnd, „eine Verantwortung für deine Hinterlisten und Abenteuer kann ich nicht übernehmen; besser hättest du gethan, mir das alles zu verschweigen. Doch begleiten darfst du mich und in meinem Schutze wirst du sicher sein."

„Ich danke Euch, Papa Rübezahl," sagte sie, ihm herzlich die Hand schüttelnd, „und wann soll ich mich rüsten?"

„Der andere Bote wird bis morgen mittag hier sein, dann können wir uns bald auf den Weg machen; du gehst einige Zeit voraus, um in Hermsdorf alles zu besorgen."

Klärchen war in einem seligen Rausch; sie merkte gar nicht, daß der kühle Nachtwind sie anfröstelte unter ihrer leichten Bekleidung. Sie hätte den Mondschein mit Händen greifen und ihn überall ausstreuen mögen, wo tiefer, schwerer Schatten lag, daß die ganze Welt so freudig hell würde wie ihr eigenes Herz. Und die schönsten Träume brachte sie mit hinter den Verschlag, wo ihr Lager war, und ob sie wachte oder schlummerte, sie wußte es kaum: es waren dieselben entzückenden Bilder, die vor ihrer Seele gaukelten.

Am nächsten Mittag kam der Bote; es war ein junger kräftiger Bergführer; in einem Winkel des alten Burggemäuers gab er dem würdigen Rübezahl seine Briefe. Sogleich rüstete sich Klärchen zur Wanderschaft. Doch sie hatte kaum das vordere

Digitized by Google

Burgthor hinter sich, als ihr Leontine, die steilen Wege hastig heransteigend, atemlos entgegen kam.

„Ich muß dich sprechen, Klärchen.“

„So muß es hier auf dem Wege sein, denn ich habe Eile.“

„Einen Augenblick nur laß uns dort auf der Bank ruhen; ich habe dir etwas zu erzählen, ein Geständnis zu machen, und dazu muß ich mir ein Herz fassen und vor allem erst zu Atem kommen.“

Klärchen war nicht ohne Neugier, die Beichte der vornehmen Freundin zu hören, und so folgte sie ihr halb widerwillig, halb gespannt auf den Seitenpfad, der zu dem schönen Aussichtspunkte führte.

„Du hast solche Eile — das ist mir sehr unangenehm,“ sagte Leontine, „es handelt sich um Herzenssachen und die kann man nicht so aus dem Aermel schütteln; da kommt eins nach dem andern und man braucht Zeit, um alles richtig zu erzählen. Doch ich will mich kurz fassen,“ fuhr Leontine fort, als sie auf der Bank Platz genommen hatte. „Ich liebe.“

„Jenen Kurt von Rohow, den du in den Krieg schicktest?“

„O, nein!“

„Dann den anderen, den schwärmerischen Friedrich?“

„Nein, auch ihn nicht!“

„So treibst du ein Spiel mit ihnen?“

„Ein Spiel, wenn ich die müßigen Herren zum Kampfe fürs Vaterland mobil machte? Es gilt unter Männern doch einmal für Ehrensache, dafür zu kämpfen, und junge Edelleute dürfen nicht zu Hause sitzen, wenn's in den Bergen knallt. Jagd oder Krieg, es ist einmal ihr Vorrecht; sie gehen ja immer mit der Flinte herum wie die Briganten in den Abruzzen und der Krieg ist wenigstens eine Abwechslung; ich aber bin sie so auf bequeme Art losgeworden.“

„Das ist unrecht, Leontine!“

„Unrecht? Ich setzte mich zur Wehr gegen ihre Raubgier. Was gelt' ich ihnen? Sie wollen nichts als mein Geld, mein Hab' und Gut! O, die Liebe ist anders! Der Mann, den ich liebe, er ist nicht hier im Lande geboren; er weiß nicht, ob ich arm oder reich bin; er selbst aber hat keinen Besitz, weder hier noch anderswo; er kann meinem Vater nicht genehm sein, der für mich einen reichen und vornehmen Freier wünscht.“

„O, das versteh' ich, eine heimliche Liebe, die sich verbergen muß.“

„Und dazu eben brauche ich deine Hilfe. Noch heute abend kehrt mein Vater von Breslau zurück; Begegnungen mit dem Geliebten in unserem Giersdorfer Park sind dann ausgeschlossen; mein Vater ist ein unruhiger Gutsherr, er ist eben überall, ehe man sich's versieht. Und deshalb gerade will ich deine Hilfe in Anspruch nehmen. Hier auf die Burg zu kommen in Begleitung meiner Lotte, erlaubt der Vater gern! Das ist der Ort, wo wir uns treffen können, wenn du unser Schutzengel sein willst. Es giebt ja noch Räume im alten Gemäuer, zu denen du die Schlüssel hast, oder wir flüchten uns in einen der Höfe und Zwinger und du warnst uns, wenn lästige Gesellschaft kommt. Vor allem aber bist du verschwiegen wie das Grab und unterhältst die dicke Lotte, wenn sie sich allein zu langweilen anfängt!“

„Das alles ist mir peinlich; ich seh's voraus: ich muß den Vater täuschen und seine Wachsamkeit hintergehen. Und dazu kann ich mich nur schwer entschließen.“

„Du weigerst dich also?“

„Ich würde mich weigern,“ versetzte Klärchen, „wenn nicht das Eine wäre.“

Und nun brach sie in Thränen aus und Schluchzen und sank der Freundin ans Herz.

„Das Eine?“

„Ja, daß ich so ganz mit dir fühlen kann. Denn auch mir brennt's heiß im Herzen, ein heimlich Lieben, das ich vor dem Vater verbergen muß. Wie könnte ich dich anklagen, da ich selber schuldig bin!“

„Und so bist du bereit, meinen Wunsch zu erfüllen?“

„Ich werd's übers Herz bringen wie vieles andere, das mir noch schwerer fällt, doch in den nächsten zwei Tagen ist es unmöglich.“

„Unmöglich?“ rief Leontine, teils erschreckt, teils ärgerlich, auf ein unerwartetes Hindernis zu stoßen. Ihren Wünschen mußte sich alles fügen, sie war gewohnt zu befehlen.

„Auch ich muß dir ein Geständnis machen,“ versetzte Klärchen errötend, „ich will auf zwei Tage nach Schreiberhau. Dort weilt der, dem mein Herz gehört, und auch ich muß das hinter dem Rücken meines Vaters thun.“

„Das ist sehr unrecht von dir,“ sagte Leontine heftig und unüberlegt.

„Und du, Leontine?“

„Das ist etwas anderes. Du bist noch ein halbes Kind; ich bin selbständig, gewohnt, mich frei in der Welt zu bewegen. Du bist immer geführt worden und kannst fallen, wenn du deine eigenen Wege gehen willst! Ich warne dich, Klärchen!“

„Du warnst mich nur, weil es dir jetzt nicht paßt, daß ich die Burg verlasse.“

„Und wenn's auch so wäre,“ versetzte Leontine, mit dem Fuße aufstampfend, „ich habe einmal keine Geduld, und so lange ihn nicht wiederzusehen, es bringt mich um!“

Leontine erhob sich heftig und warf der Freundin einen sehr bösen Blick zu. Doch es war alles vergeblich, Klärchen zuckte nur leise mit den Achseln.

„Mag es denn sein,“ sagte das Schloßfräulein, indem es vor Klärchen stehen blieb und sie mit überlegenem Lächeln ansah, „wie konnte ich denn annehmen, daß du kleines Ding auch solche Geheimnisse hast? Sieh, sieh — das bescheidene Mauerblümchen vom Kynast, ich hatte ordentlich Respekt vor deiner Unschuld! Nun, wir sind allzumal schwache Geschöpfe. Darf ich also wenigstens auf dich rechnen, wenn du zurückgekehrt bist?“

„Rechne auf meine Freundschaft,“ sagte Klärchen.

Leontine drückte ihr die Hand.

Schweigend schritten die beiden Mädchen die Waldwege des Burgbergs hernieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die redenden Kräuter der guten alten Zeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Rudolf Kleinpaul.

Der gelehrte Leibarzt des Fürstbischofs von Würzburg Johann Bartholomäus Adam Beringer hat im vorigen Jahrhundert Versteinerungen für hebräische Buchstaben angesehen und 1726 ein großes Prachtwerk mit einundzwanzig Kupfern herausgegeben, um das Wort des Psalmisten zu illustrieren: Denn so er spricht, so geschieht's; so er gebeut, so stehet's da. Die Fossilien waren gefälscht und in der Gegend von Würzburg unter der Erde vergraben worden. Er glaubte, ganze hebräische Worte, ja, den Namen Jehovah selber in den Steinen zu erkennen, und nahm an, daß dies die Lapidarschrift des Schöpfers gewesen sei.

Uns erscheint heutzutage in der Pflanzenwelt vieles als Naturspiel, was in der guten alten Zeit einmal für eine geheimnisvolle Sprache Gottes gegolten hat.

Wenn die Botaniker herzförmige, nierenförmige, handförmig geteilte, fußförmig geteilte Blätter unterscheiden, so wird niemand etwas anderes als ein Naturspiel in diesen Formen sehen. Wenn ein bekanntes Unkraut seiner dreieckigen Schote wegen den Namen Hirtentäschel führt, wenn eine Blume Eisenhut, eine Morchel Tirolerhütchen heißt, so denkt man nicht daran, etwas hinter diesen Bezeichnungen zu suchen. Früher war das anders.

Eine der seltsamsten Verirrungen des Menschengeschlechts, eine phantastische Kombination, die aber weitreichende praktische Folgen hatte und tief in die mittelalterliche Arzneimittellehre eingriff, ja, in der Volksmedizin heute noch spukt, war die Lehre von der sogenannten Signatur der Pflanzen.

Die spezifischen Mittel, d. h. Heilmittel, die gegen bestimmte Krankheiten halfen, sollten nach dieser Lehre besondere Kennzeichen tragen. Jedes Kräutlein hatte eine Form und eine Farbe und eine Beschaffenheit, daß man gleich sehen konnte, wozu es gerade gut war: was auf den Kopf wirkte, glich auch einem Kopfe, was ein herzstärkendes Mittel war, hatte auch Herzform; das Leberblümchen war wie ein „redendes Wappen“, es glich

Digitized by Google

einer Leber, drum galt es als wohlthätig für die Leber; das Lungenkraut heilte die kranke Lunge.

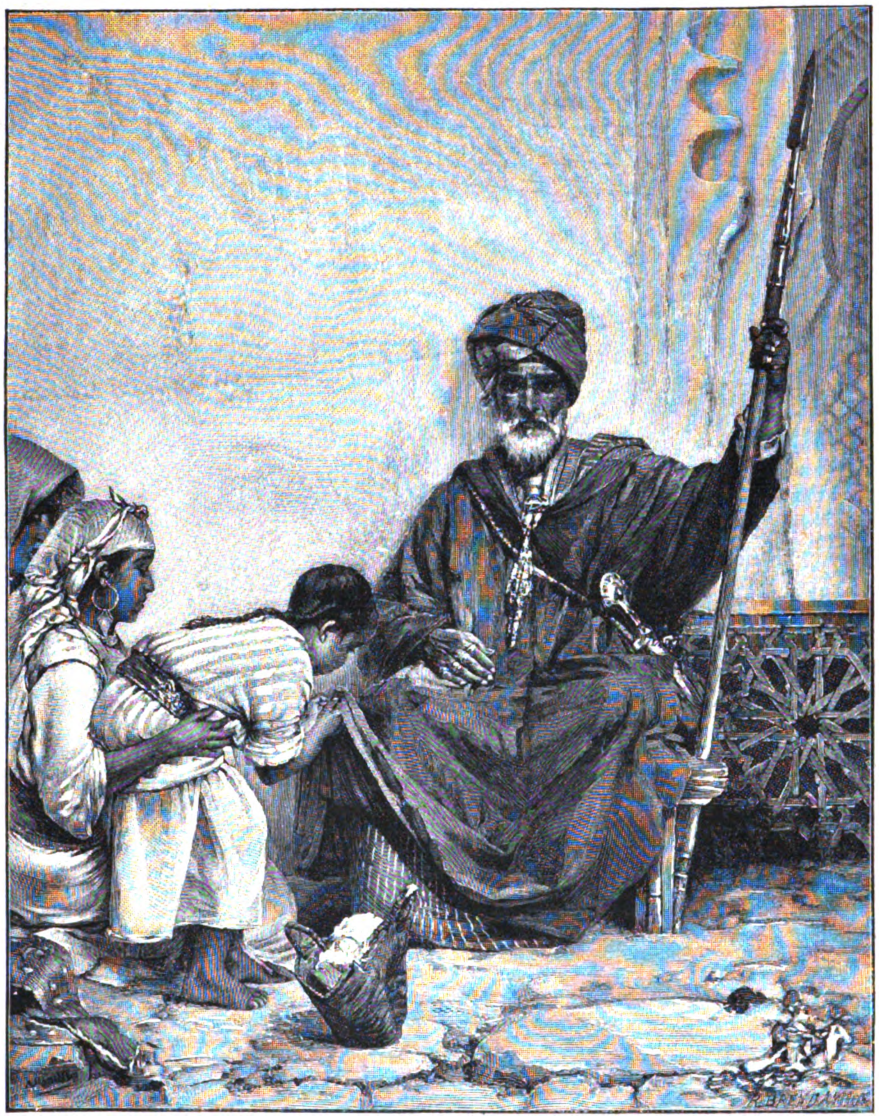
Weshalb mag wohl die bekannte Frühlingsblume, eine Art Borretsch, Lungenkraut genannt und bei Blutspeien, Heiserkeit, Halsentzündung und ähnlichen Gebresten empfohlen worden sein? — Die Blüten sind erst hellrot, dann violett, zuletzt dunkelblau. So ist auch das Blut, das vom Herzen zur Lunge und von der Lunge zurück zum Herzen strömt, bald hellrot, bald dunkelblau, je nachdem es, mit Sauerstoff gesättigt, durch die Pulsadern schießt oder sauerstoffarm durch die Blutadern oder die Venen getrieben wird. In dem genannten Kraute schien also wie in einer menschlichen Lunge ein Austausch zwischen arteriellem und venösem Blute zu erfolgen. Und damit war ihm seine Bestimmung als Hausmittel vorgezeichnet.

Eine Kokosnuß hat Aehnlichkeit mit einem Affenkopfe, bloß deshalb nannten die Portugiesen sie Coco; aber auch schon eine Welsche Nuß besitzt in der mittelalterlichen Ausdrucksweise die Signatur des Hauptes, der Durchschnitt des Gehirns erinnert merkwürdig an den Kern einer Welschen Nuß. Was Wunder, wenn nun die Aerzte in der grünen Schale der Frucht die Signatur der Hirnhaut und in dem bitteren Safte dieser Schale ein „sonderbares Mittel zu den Wunden des Hirnhäutleins" erkannten? Für ein Specifikum gegen Kopfschmerzen galten ganz nach demselben Systeme die kugeligen Kapseln eines gemeinen Unkrautes, des sogenannten Gauchheil (Anagallis).

Die Thatsache, daß gewisse Pflanzen Aehnlichkeit mit gewissen Körperteilen haben, veranlaßte also zu der Meinung, daß diese Aehnlichkeit ein Fingerzeig der Natur sei, und daß solche Pflanzen eine besondere Heilkraft auf die entsprechenden Organe ausüben. Der Gedanke lag nahe; das Verfahren schien ganz konsequent.

In Wirklichkeit hatte man längst nach diesem Prinzip gehandelt. Von jeher haben die Menschen gewähnt, sich mit dem Genusse eines bestimmten Organes die besondere Kraft desselben aneignen zu können. Die Araber des Atlas fangen den Löwen in Fallgruben und schießen ihn dann zusammen. Wenn er zerlegt wird, bekommt jeder Knabe ein Stück vom Herzen zu essen, damit er mutig werde. Genau so geben die Kannibalen ihren Söhnen vom Herzen des erlegten Feindes zu essen; mit dem Blute des Erschlagenen glauben sie seine Seele in sich aufzunehmen und ihren eigenen Mut zu erhöhen. Der Affe unserer Wälder, das Eichhörnchen, ist im Klettern und Springen Meister. Aequilibristen und Seiltänzer suchen sich daher mitunter Eichhörnchen zu verschaffen und genießen das Gehirn, weil sie der Meinung sind, daß sie dann besser springen können und keinen Schwindel bekommen. Wer hätte nicht schon gehört, daß Fuchslunge, in Wein gewaschen, getrocknet und gepulvert, ein specifisches Mittel gegen Lungenschwindsucht sein soll? Das ist ein Rest der hohen Meinung, die man von den Eingeweiden des schlauen Reineke, namentlich auch von seiner Leber hatte und die nun dazu führte, das berühmte Tier zu essen, seine innere Kraft in sich aufzunehmen, durch den vermeintlichen Ueberschuß dem eigenen Mangel abzuhelfen.

Unzählige thörichte Gebräuche beweisen, daß dies wirklich die Meinung gewesen ist; der Uebergang von den Tieren zu den Pflanzen geschieht dann unmerkbar. Noch jetzt glauben viele Leute, daß Bärenfett den Haarwuchs befördere. Nun ja, es wird nicht immer genau der entsprechende Teil des Tieres genommen, wenn das Mittel nur überhaupt von diesem Tiere herstammt. Das weiße, schwer erhärtende Bärenfett verdankt seinen Ruf als ausgezeichnete Pomade augenscheinlich nur dem Umstande, daß der Bär ein so großes und schweres Fell, einen so zottigen, dichten Pelz hat. Es ist dieselbe Einbildung, die das Klettenwurzelöl als Haaröl in Kurs gebracht hat — die Menschen dachten, sie bekämen nach Gebrauch desselben einen Haarschopf wie die filzigen Köpfchen der Klette. Wird denn nicht sogar der Maiwuchs mit Spiritus aufgesetzt, um den Kopf damit zu waschen? — Die Haare sollen dann wachsen wie die Nadeln. Spargel und Fenchel sind ihres grünen Haares wegen gleichfalls alte Haarverjüngungsmittel.



Ein marokkanischer Scherif.
Nach dem Gemälde von A. Hennebicq.

Schon im alten Rom sind die Läuftchen des Hasen den Gichtkranken zum Genuß empfohlen, Hasenpfötchen jahrhundertelang als Vorbeugungsmittel gegen Podagra getragen worden. Sollte das einen anderen Grund haben als den, daß der Hase gut laufen kann? — Das auf dem Leibe getragene Pfötchen zog die Krankheit an sich und gab dem kranken Beine seine Kraft ab. Der Hasenfuß hat wieder ein Seitenstück im Pflanzenreich, den Geißfuß, das Aegopodium, dessen eckige Stengel mit Ziegenbeinen verglichen wurden, und das nun, weil die Ziegen so gut zu Fuße sind, einen Ruf als Zipperleinkraut erhielt und ebenfalls gegen Podagra im Gebrauch war.

Noch ein drittes Pärchen. Der Biber ist einer der größten Nager; die starken und scharfen Schneidezähne ragen weit aus dem Kiefer hervor. Daher werden diese guten Zähne in Bibergegenden als Mittel gegen Zahnschmerzen betrachtet und den Kindern umgehängt, um ihnen das Zahnen zu erleichtern. Es giebt aber auch ein Kraut, das Zähne zu haben scheint, das

ist der sogenannte Zahntrost, eine Art Euphrasia. Demnach mußte es auch dazu dienen, Zahnschmerzen zu stillen, und seinem Namen Ehre machen.

Das war also nicht bloß ein Naturspiel, ein gezahntes Blatt, sondern ein wichtiges Anzeichen! — Man darf dreist behaupten, daß die meisten alten Hausmittel auf solchen Faseleien beruhen und die Hälfte der Medizinflaschen an dieser Quelle gefüllt worden ist, sie haben keine andere Signatur getragen.

In anderen Fällen verriet das Kraut die Krankheit, gegen die es zu brauchen war, direkt, z. B. das Schöllkraut, das einen gelben Saft enthielt, die Gelbsucht und die Sommersprossen. Was hätte wohl die Brennessel anderes angezeigt als das Sodbrennen und das Seitenstechen? — Noch gegenwärtig pflegt die heilsame Brennessel in der Umgegend von Leipzig vom Volke gesucht zu werden. Besonders merkwürdig und für die Denkungsart des Volks bezeichnend ist das Johanniskraut oder das Hartheu (Hypericum). Es scheint gleichsam aus tausend Wunden zu bluten; die mit zahlreichen Oeldrüsen durchsetzten Blätter erscheinen, gegen das Licht gehalten, durchsichtig punktiert, und wenn man die Blumen, die ebenfalls schwarz punktiert sind, drückt, so tritt ein roter Saft aus. Ein weißes Taschentuch wird rot gefärbt, gerade als ob Blut darauf gefallen wäre. Aus diesem Grunde diente das Johanniskraut nicht bloß als Zaubermittel, sondern vor allem als Wundmittel gegen Blutungen aller Art; auch in Frankreich, wo man die Pflanze Millepertuis, wörtlich: Tausend Löcher, nennt, nahm sie bisher unter allen Heilkräutern die erste Stelle ein.

Es giebt eigene Naturspiele. Zum Beispiel scheinen zwei Pflanzen verwandelte Schlangen zu sein. Bei der einen haben die Samen die Gestalt eines Schlangenkopfes, daher das Kraut auch Natterkopf heißt (Echium); die andere züngelt wie eine Schlange, daher sie auch Natterzunge, Ophioglossum, heißt. Letzteres ist ein Farn, der eine Aehre wie eine kleine platte spitzige Zunge vorstreckt. Von dem Natterkopf, der auch Blauer Heinrich heißt, benutzt man nun folgerecht Wurzel, Kraut und Samen bei Schlangenbissen, indem man ein schleimiges, kühlendes und erweichendes Mittel daraus bereitet; die „Natterzunge“, in Olivenöl gesotten, ist ein Wundmittel wie das Johanniskraut.

Der Leser begreift, eine wie unsichere Führerin die zufällige Aehnlichkeit auf diesem wie auf manchem anderen Gebiete ist und daß man um so mehr Grund gehabt hätte, den redenden Kräutern zu mißtrauen, je deutlicher die Sprache war, die sie führten. Deshalb ist auch die Wissenschaft von der Signatur der Pflanzen gänzlich zurückgekommen. Heutzutage werden die Heilmittel an ihren Wirkungen erkannt; und so wirkt denn zum Beispiel der Fingerhut, der doch auf den Finger zu weisen scheint, weit sicherer auf das Herz als selbst ein Löwenherz, das man gebraten zu Nacht gegessen hat.

Blätter und Blüten

Zum zehnjährigen Todestag Kaiser Wilhelms I. (Zu dem Bilde S. 133.) Vor zehn Jahren, unter dem unmittelbaren Eindruck der Alldeutschland aufs schmerzlichste erschütternden Trauerkunde von dem Tode Kaiser Wilhelms I, hat Hermann Hidding sein tiefempfundenes Bildwerk „9. März 1888“ entworfen. Dasselbe stellt den entschlafenen Kaiser dar, wie er von zwei Genien in das Reich des Friedens emporgetragen wird. In diesem Kunstwerke kommt trefflich eine eigenartige von Hidding ausgebildete Behandlung der Reliefplastik zur Geltung. Bisher war es bei Reliefdarstellungen üblich, die Figuren einfach als halbierte Körper darzustellen, Hidding ging aber damit vor, die Gestalten aus der gegebenen Fläche derart organisch herauswachsen zu lassen, daß sie in gleicher Weise malerisch wie bildnerisch zur Wirkung gelangen. Erhält ein so behandeltes Relief noch eine bildartige Umrahmung, so macht es in seinen aufs sorgfältigste berechneten Licht- und Schattenwirkungen den Eindruck eines besonders plastisch herausgearbeiteten Gemäldes, ohne indes den Charakter der reinen Skulptur zu verleugnen. Die von uns abgebildete Apotheose Kaiser Wilhelms I wurde neuerdings vom Künstler in karrarischem Marmor ausgeführt und schmückte als eines der schönsten Stücke die plastische Abteilung der vorjährigen Berliner Kunstausstellung.

Hidding war als langjähriger Meisterschüler von Begas einer der Mitarbeiter am Berliner Nationaldenkmal; er hat u. a. die Trophäen- und Wappennischen an den Portalen der Säulenhalle gemeißelt, sowie die schöne Gruppe „Kunst“ auf der Rückseite der Attika. Er wurde am 9. Mai 1863 zu Nottuln bei Münster in Westfalen geboren und hat die Akademien von Düsseldorf und Berlin besucht. P. S.

Die Tasso-Eichen in Rom. (Zu dem Bilde S. 137.) Als vor drei Jahren die dreihundertste Wiederkehr von Torquato Tassos Todestag in Italien feierlich begangen wurde, hat auch die „Gartenlaube“ ihren Lesern ein Bild des tragischen Lebensganges geboten, der am 25. April 1595 im Kloster San Onofrio am Monte Gianicolo in Rom sein Ende fand. Hier in der stillen Zelle, die den heutigen Besuchern des Klosters als eine Art Nationalheiligtum gezeigt wird, erlöste der Tod den von schwerer Geisteskrankheit gequälten Mann gerade als seine langersehnte Dichterkrönung auf dem Kapitol erfolgen sollte. Noch heute wird an Tassos Todestag alljährlich von den Mönchen des Klosters dem edlen Sänger der ritterlichen Kämpfe um das Grab des Erlösers eine Seelenmesse gelesen im Beisein einer zahlreichen Gemeinde. Die großen schattigen Steineichen aber, die etwas oberhalb des Klosters an einer Stelle des ehemaligen Klostergartens stehen, über die jetzt der Weg zur Höhe des Janiculusbergs führt, sind nach Tasso benannt; hier war sein Lieblingsaufenthalt in jenen letzten Tagen seines Lebens, unter den Zweigen der einen dieser Eichen, die seitdem von Blitz und Sturm arg mitgenommen wurde, entstanden Tassos letzte Verse.

Kein Deutscher, der in Rom weilt, versäumt den Besuch dieser Stätte. Erhielt sie doch von einem Dichter die Weihe, dessen ergreifendes Schicksal durch Goethes Dichtung uns allen innig vertraut ward. Aber noch ein anderer Ruhm lockt den Fremden zu den Tasso-Eichen auf dem Monte Gianicolo, dessen gartenreiche Anlagen die Tiberstadt im Südwesten malerisch umwallen. Schon Martial rühmte die entzückende Aussicht, welche sich vom Mons Janiculus aus über das weite herrliche Rom dem Auge bietet. Unter den Tasso-Eichen des Klosters San Onofrio, das am westlichen Abhang des Hügels liegt, erhält diese berühmte Aussicht ihren besonderen Charakter durch die Nähe des Vatikans und des Petersdoms, der mit seiner gewaltigen himmelanstrebenden Kuppel jedes andere Bauwerk Roms hoch überragt. Das stimmungsvolle Bild R. Püttners läßt uns die Peterskirche zwischen den Stämmen der alten Eichen erschauen, während rechts, nahe der Straße, die Gebäude des Klosters Onofrio sichtbar sind. Die Treppe links, neben welcher die eigentliche, vom Blitz versehrte Tasso-Eiche steht, führt zur Höhe hinauf, von welcher seit zwei Jahren das großartige Garibaldidenkmal auf die ewige Stadt niedergrüßt.

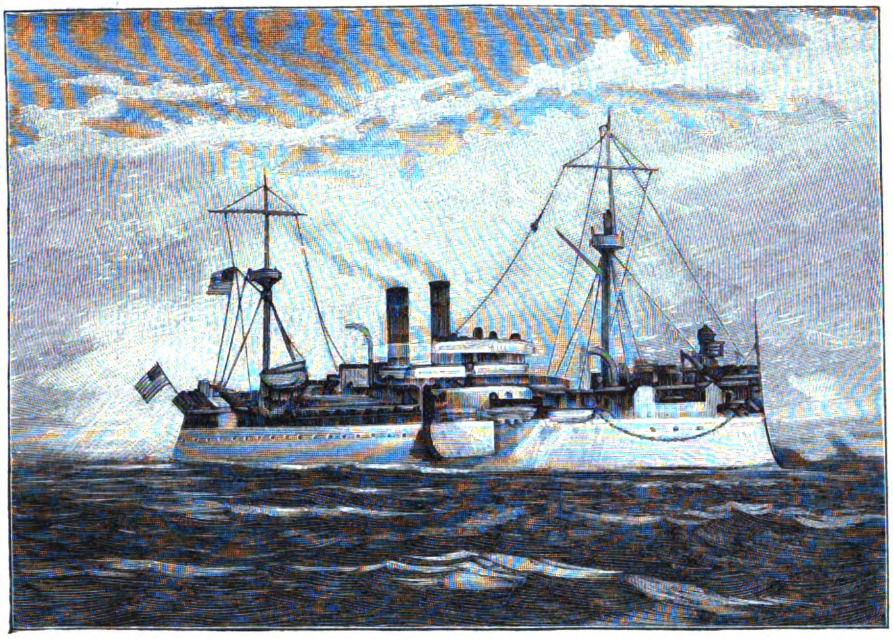
Ingeborg. (Zu dem Bilde S. 157.) Längst ist die romantische Dichtung, welche der Schwede Esaias Tegnér aus dem Stoffe der altnordischen „Frithjofs-Sage“ gestaltet hat, durch vortreffliche Uebersetzungen ein Gemeingut der Deutschen geworden. Die poesieverklärten Gestalten des kühnen Heldenjünglings Frithjof und seiner Jugendgeliebten Ingeborg, die ein rauhes Schicksal trennt, bis die Gunst der Götter sie endlich doch vereinigt, genießen bei uns kaum eine geringere Volkstümlichkeit als im Heimatlande Tegnérs. Das stimmungsvolle Landschaftsidyll H. Dahls, das uns auf einsamer Felsenklippe die Tochter König Beles zeigt, vergegenwärtigt uns in getreuer Naturaufnahme die meerumspülte Heimat des berühmten Liebespaars. Das kleine Reich König Beles lag zu beiden Seiten des buchtenreichen Sognefjords im norwegischen Kirchspiel Bergen. Noch heute führt der steile Felsvorsprung am Nordwestgestade den Namen „Balderhöhe“ nach dem Tempel des Gottes Balder, der einst auf seiner Höhe stand. Im Schutze dieses Tempels trafen sich die von den Vätern füreinander bestimmten Heldenkinder heimlich, als nach der Väter Tod Ingeborgs hochmütige Brüder dem Freibauernsohn Frithjof die Hand ihrer Schwester versagt hatten. Von seinem Stammgut Framnäs auf der anderen Seite des Fjords kam der kühne Degen des Nachts auf seinem Schiff Ellide zum traulichen Stelldichein. In diese Zeit heimlichen Liebesglücks versetzt uns der Maler. Das läßt uns getreulich der hoffnungsfrohe Ausdruck der edlen Züge der Nordlandstochter erkennen. Ingeborg weiß: ist der Geliebte auch zur Stunde noch fern jenseit der Flut — wenn erst Sterne und Mond am Himmel stehn, wird sein schnelles Schiff ihn herübertragen zu ihr. Zu den Perlen der Dichtung Tegnérs gehört der Gesang, in welchem er uns seines Helden Gefühle bei solch nächtlicher Meerfahrt durch dessen eigenen Mund schildern läßt:

„Leis gehn die Sterne, wie auf Zehen
Der Liebende zum Mädchen schleicht,
Ellid' fahr' zu mit Sturmeswehen,
Ihr blauen Wellen tragt sie leicht!
Es grünen dort des Gottes Haine,
Zu guten Göttern ziehn wir hin;
Der Tempel glänzt im Sternenscheine,
Drin thront der Liebe Königin.“

Digitized by Google

Der Untergang des amerikanischen Panzerkreuzers „Maine“. (Mit Abbildung.) Die Unruhen auf Cuba dauern noch immer fort, und nach wie vor bringen die Nordamerikaner den Aufständischen Sympathien entgegen. Als darum die Regierung der Vereinigten Staaten beschlossen hatte, Kriegsschiffe nach Cuba zu entsenden, hat dieses Vorgehen in Spanien Anstoß erregt. Die Amerikaner erklärten zwar förmlich, es handle sich dabei nur um einen „freundschaftlichen Besuch“, es lag aber auf der Hand, daß diese Maßregel den Aufständischen neuen Mut einflößen und die weitesten Volkskreise in Spanien in große Erregung versetzen mußte.

Um so peinlicheres Aufsehen erregte darum die Kunde, daß der amerikanische Panzerkreuzer „Maine“ am 15. Februar durch ein furchtbares Unglück im Hafen von Havanna einen jähen Untergang gefunden habe.



Der amerikanische Panzerkreuzer „Maine“.

Die „Maine“ war ein stolzes Schiff neueren Typs, das erst vor sechs Jahren vom Stapel gelaufen war, ein stark armierter Panzerkreuzer von 6700 Tonnen mit Maschinen von 9000 Pferdekräften, dessen Baukosten über zehn Millionen Mark betragen haben.

Am 15. Februar bereitete man sich im Hafen von Havanna bereits zur Nachtruhe, als plötzlich um 9 Uhr 40 Minuten abends ein mächtiger Knall vernommen wurde. Aus dem Panzerkreuzer „Maine“ stieg wie aus einem Vulkane eine Feuersäule empor, dann kam ein Feuerregen, vermengt mit Schiffstrümmern, die auf benachbarte Schiffe niederfielen und dem Dampfer „City of Washington“ zwei Boote zerschmetterten. Sofort ließen die elektrischen Scheinwerfer ihre Lichtgarben auf das verunglückte Schiff, das im Sinken begriffen war, fallen, und zugleich stießen Boote vom Lande, sowie von dem Dampfer „City of Washington“ und dem spanischen Kriegsschiff „Alfons XII“ ab, um Hilfe zu leisten. Es gelang ihnen aber nur verhältnismäßig wenige mit dem Tode im Wasser ringende Seeleute zu retten. Mit dem Schiff gingen 253 Mann und 2 Offiziere der Besatzung zu Grunde.

Nach den Aussagen der Geretteten wurde die „Maine“ durch eine Explosion vernichtet, die im Mittelmagazin, wo die Sprengladungen für Torpedos aufbewahrt wurden, um 9 Uhr 40 Minuten erfolgte. Das Schiff wurde aus dem Wasser gehoben, barst dann auseinander und sank unter. Der so große Verlust an Menschenleben läßt sich nur dadurch erklären, daß bei der Schnelligkeit, mit der die Katastrophe sich vollzog, von der Mannschaft nur wenige an Deck gelangen konnten und die meisten mit dem zertrümmerten Schiffe in die Tiefe sanken.

Es handelt sich hier um einen der schlimmsten und schrecklichsten Unglücksfälle, die in der letzten Zeit Kriegsschiffen begegnet sind.

Wodurch die Explosion verursacht wurde, ist bisher nicht bekannt geworden. Im ersten Augenblick tauchte der Verdacht auf, daß das Kriegsschiff von den Spaniern in die Luft gesprengt worden sei. Dies rief in den Vereinigten Staaten eine starke Beunruhigung und Erregung hervor.

Bald aber kam man zu der Ueberzeugung, daß diese schwere Beschuldigung unbegründet und das Unglück durch einen Zufall entstanden sei.

Der Gnu-Ochse oder Takin. (Mit Abbildung.) Vor ungefähr fünfzig Jahren erregte die Entdeckung eines sehr merkwürdigen großen Wiederkäuers in den naturwissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen. Hodgson, dessen erfolgreichen Forschungen man die Kenntnis einer ganzen Reihe von sehr sonderbaren Tieren des östlichen Himalaya verdankt, hatte von den wilden Mischmivölkern, welche in den Thälern des oberen Brahmaputra wohnen, unvollständige Häute und Schädel eines Huftieres heimgebracht, welches die Kennzeichen der verschiedensten Wiederkäuergruppen in sich vereinigte. Er nannte das Tier Budorcas taxicolor, dachsfarbige Ochsengazelle, „ein Mittelding zwischen Schaf, Antilope und Rind“. In den siebziger Jahren gelang es dem berühmten Tibetforscher Père David, mehrere zum Ausstopfen geeignete Felle mit den Schädeln nach Paris zu senden.

Rätselhaft blieb trotzdem die Naturgeschichte dieses eigentümlichen Tieres. Bis zum heutigen Tage hat noch kein Europäer den Takin lebend gesehen und die Meinungen der Zoologen über seine verwandtschaftlichen Beziehungen gehen weit auseinander. Neuerdings bot sich durch die Liebenswürdigkeit meines Pariser Kollegen de Pousargues für das Berliner Museum die längst erwünschte Gelegenheit, ein Exemplar aus einer Sammlung tibetanischer Säugetiere zu erwerben, und heute bildet der Takin eine der größten Zierden des Museums für Naturkunde zu Berlin. Meine Frau hat ein treffendes Bild von dem sonderbaren Stück gezeichnet, welches den Lesern der „Gartenlaube“ untenstehend dargeboten wird. Nach meinen Untersuchungen ist der Takin am nächsten verwandt mit dem Schafochsen, Ovibos moschatus, der heute nur noch in den unzugänglichen Teilen des Nordpolargebietes zu finden ist.

Der Gnu-Ochse oder Takin.
Nach dem Exemplar des Berliner Museums für Naturkunde gezeichnet von Anna Matschie-Held.

Er ist ein Tier von der Größe einer kleinen Kuh, dessen langgestreckter, mäßig gerundeter Leib auf kurzen, im oberen Teile lang behaarten und dadurch sehr plump erscheinenden Beinen ruht; der untere Teil des Laufes ist auffallend kurz, kürzer als bei irgend einem bekannten Wiederkäuer. Die Hufe sind ziemlich groß und die Afterklauen sehr breit. Der ganze Bau der Beine weist darauf hin, daß das Tier trotz seiner Plumpheit ein gewandter Kletterer ist. Der Kopf trägt durch seine Ramsnase durchaus den Charakter des Streifengnu, nur ist die Muffel einfacher geformt und ganz behaart, wie beim Schafochsen. Auch das Gehörn erinnert an das Gnu. Sehr eigentümlich sind die kleinen dicht behaarten Ohren, welche unter allen Huftieren nur beim Schafochsen in ähnlicher Form auftreten. Die ziemlich lange, äußerst grobe und zottige Behaarung des Körpers ist von einer ganz eigentümlichen, an keinem anderen Huftier nachgewiesenen Färbung und schwer zu beschreiben; ein Gemisch vom Hellgelb bis zum tiefen Braun, hier und da goldig oder oliven überflogen. Der Kopf zum Teil, die Unterseite, der Hinterrücken und der untere Teil der Läufe sind tiefbraun.

Die Mischmi nennen das Tier Takin, bei den Mantievölkern in Moupin zwischen Kukunor und dem Chamreich heißt es Ye-Mon. Die höchsten und unwirtlichsten Gebirgszüge des östlichen Himalaya sind die Heimat des Gnu-Ochsen. Nach den Erkundigungen von Hodgson und Père David soll er gewöhnlich paarweise oder in

Digitized by Google

kleineren Gesellschaften leben, im Hochsommer aber zuweilen in großen Scharen beobachtet werden. Im Winter steigt er aus dem Hochgebirge herab zu den mittleren Lagen, wo er schneefreie Stellen findet. Sein Ruf ist ein tiefes grunzendes Blöken, in der Erregung schnauft er laut durch die Nase. Er gilt als sehr gefährlich und soll, gereizt, den Menschen angreifen. Die über das Mischmiland nach Oberassam kommenden Felle sind dunkler als die von Moupin nach Paris gelangten Häute und deshalb glaubte A. Milne-Edwards, daß der osttibetanische Takin zu einer zweiten Art, Budorcas tibetana, gehört. Dieser geographischen Abart ist auch das Berliner Exemplar zuzurechnen. Matschie.

Ein Bildnis Wielands. Das Originalgemälde, welches wir nebenstehend abbilden, galt bis in die neueste Zeit für verschollen. Es stammt von Georg Oswald May und aus demselben Jahre 1779, in welchem der Künstler das später berühmt gewordene Bild des dreißigjährigen Goethe malte. Beide Bilder, die als Pendants zu einander entstanden, wurden von May im Auftrag der Herzogin Elisabeth Friederika Sophia von Württemberg, einer geborenen Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth, ausgeführt, welche bald nach Vollendung derselben, im Jahre 1780, verstarb. Lange Zeit wußte man nicht, wo diese trefflichen Bildnisse hingeraten waren. Das Bild von Goethe tauchte in den dreißiger Jahren in Stuttgart auf, wo es August Lewald, der Herausgeber der „Europa“, bei einem Trödler entdeckte und um billigen Preis erwarb. Im Jahre 1841 ging es in den Besitz des Freiherrn v. Cotta über, was von der eifrigen Goetheforschung nicht unbemerkt blieb. Daß auch das gleichzeitige Bildnis Wielands in den Besitz der Cottaschen Familie überging, wurde erst neuerdings von P. Weizsäcker, dem Verfasser einer besonderen Schrift über die Bildnisse Wielands (Stuttgart 1893, W. Kohlhammer), festgestellt. Ein Stich, den schon 1782 der bekannte Kupferstecher Bause nach Mays Gemälde ausgeführt hatte, erwies sich beim Vergleich mit dem Original als keine getreue Wiedergabe. Eine solche bieten wir nun, mit freundlicher Genehmigung der Besitzerin des Gemäldes, Freifrau v. Cotta in Stuttgart, in unserem Holzschnitt.

Dieses Bild des Oberondichters ist nach dem Urteil P. Weizsäckers eines der besten, die von ihm überhaupt existieren. Es stellt den Dichter im Alter von 46 Jahren in noch ziemlich jugendlichem Aussehen dar. Die Gesichtsfarbe ist frisch, das Gesicht voll und nahezu faltenlos. Nur die später so charakteristisch hervortretenden zwei senkrechten Wangenfalten sind bereits in ihrer Entstehung zu erkennen. Wieland war nicht schön und offenbar schwer zu treffen. In seinen Briefen finden sich wiederholt Klagen über mißlungene Bilder. Dieser Umstand verleidete es dem Dichter auch später, sich malen zu lassen, und so kommt es, daß von Wieland in Anbetracht seiner außerordentlichen Berühmtheit verhältnismäßig wenige Originalaufnahmen vorhanden sind.

Ein wiedergefundenes Bildnis Wielands.
Nach dem Gemälde von G. O. May.

Ein marokkanischer Scherif. (Zu dem Bilde S. 161.) „Scherif“, d. h. erhaben, wird von den Arabern ein Nachkomme des Propheten Mohammed genannt. Er erfreut sich im allgemeinen eines besonderen Ansehens, wird „Sidi“ oder „Mulei“, was so viel wie „mein Herr“ bedeutet, tituliert und hat das Recht, den grünen Turban zu tragen. Marokko ist besonders reich an „Schürfa“ (Mehrzahl von Scherif). Die Kaiser jenes Landes sind Nachkommen des Propheten und Schürfa findet man in allen Lebensstellungen; sie haben sich derart vermehrt, daß in manchen Orten die gesamte Bevölkerung fast ausschließlich aus ihnen besteht. Es giebt darunter arme Teufel, die wenig geachtet werden; viele aber gelten als besonders heilig und wunderthätig, und ihnen naht das Volk mit besonderer Ehrfurcht, um ihren Segen zu erflehen.

So angesehen muß auch der Scherif sein, den unser Bild darstellt, sonst hätte die junge Mutter ihr Töchterchen nicht veranlaßt, den Saum seines Gewandes zu küssen. Er ist aber auch sonst eine prächtige Gestalt, in der die Eigenart seines Stammes trefflich zum Ausdruck gelangt.

Das Lied. (Zu unserer Kunstbeilage.) Polyhymnia und Erato im Gewande neuer Zeit glaubt man vor sich zu sehen, die beiden Musen des ernsten Gesanges und des süßen Liebesliedes. Dunkellockig die eine, den schwärmerischen Blick nach oben gerichtet, blondhaarig und blauäugig die andere, eine himmlische Trösterin, deren holde Weisen wie Sonnenstrahlen in bedrückte Menschenherzen eindringen. Die Lorbeerwand im Hintergrunde, wie der zu den Füßen des göttlichen Schwesternpaares hingestreute Zweig vollenden die Allegorie, welche uns hier der Künstler in ernstlieblicher Gestalt verkörpert hat.

Unseren neu eingetretenen Abonnenten

teilen wir hierdurch mit, daß sie den **Jahrgang 1897** der **„Gartenlaube“** vollständig geheftet bis auf weiteres noch zum Preise von **7 Mark** oder in Originaldecke gebunden zu **9 Mark** beziehen können. Derselbe enthält unter anderem die folgenden Romane und Novellen:

Trotzige Herzen. Von **W. Heimburg.**
Die Hansebrüder. Von **Ernst Muellenbach.**
Die Hexe von Glaustädt. Von **Ernst Eckstein.**
Das Kind. Von **Adolf Wilbrandt.**
Einsam. Von **O. Verbeck.**
Unter der Linde. Von **W. Jensen.**

Außerdem bietet der Jahrgang 1897 eine Reihe **kleinerer Erzählungen**, eine große Zahl **unterhaltender** und **belehrender Artikel** und einen reichen Schatz vorzüglicher Illustrationen unserer ersten Künstler, 28 besondere Kunstblätter als Extra-Beilagen.

Zum Preise von 7 Mark geheftet, 9 Mark gebunden sind ferner noch zu haben die Jahrgänge 1858, 1863, 1869, 1872, 1873, 1876, 1878, 1879, 1883—1896. Der Preis der Jahrgänge 1868, 1875, 1877, 1880, 1881, 1882 ist noch bis auf weiteres auf **3 Mark** für den vollständig gehefteten, **5 Mark** für den vollständig gebundenen Jahrgang ermäßigt.

Die übrigen Jahrgänge 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1859, 1860, 1861, 1862, 1864, 1865, 1866, 1867, 1870, 1871, 1874 der „Gartenlaube“ sind entweder ganz vergriffen oder nur noch antiquarisch zu **erhöhtem Preise** zu beziehen. Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung: Ernst Keil’s Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil’s Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Kissen für ein Herrensofa, aus schwarzem Tuch, der Grund mit goldfarbener Seide ganz gefüllt. Erst umrandet man mit starker gelber Seide die ganze Form, stickt damit auch die Mittellinien der Schwungfedern und die Linien, welche die kleineren Federn voneinander trennen. Den Grund teilt man sich durch wagerechte Linien in gleiche Abstände von 1 bis $1\frac{1}{2}$ cm ein und arbeitet reihenweise mit einem sehr hoch gestellten „Hexenstich“, der eine Art von Gitter bildet (s. Abb.). Der Grund soll um eine Schattierung dunkler sein als die Konturen. Größere Zeichnungen heraldischer Adler sind in Wappenbüchern und unter den üblichen Zeichenvorlagen zu finden.
J.

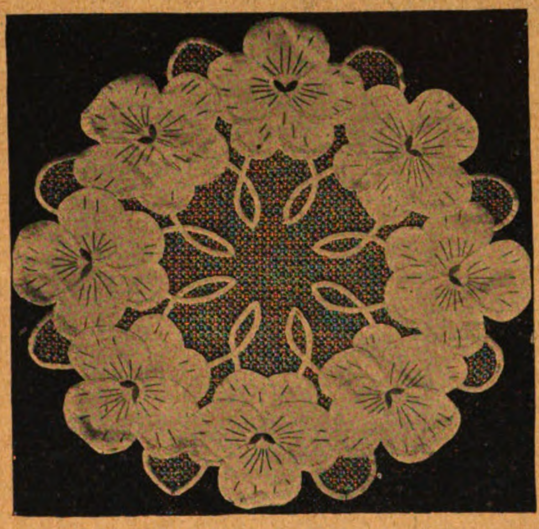
Kissen für ein Herrensofa.

Rundes Tablettdeckchen. Das zierliche Deckchen besteht aus acht großen Stiefmütterchen, die auf einem Grunde von Filetguipüre ruhen. Nachdem man das Muster auf feines Leinen übertragen hat, werden die Blumen in weißem Glanzgarn gestickt, der Stich muß recht tief eingreifen. Das schmale Bandmuster, welches die Stiefmütterchen umschlingt, wird ebenso gearbeitet. Die Kelche und die Schattierungsstriche stickt man in gelber Seide. Wenn die Stickerei vollendet ist, wird sie feucht gebügelt, ausgeschnitten und dem Fond aus Filetguipüre, der in einfachem Füllstich gearbeitet ist, aufgenäht.
Sonja.

Gestrickte Kinderschuhsohlen. Die kleinen Schuhe unserer Lieblinge lassen sich durch gestrickte Sohlen haltbarer und wärmer machen. Mit einer vierfach gedrehten guten Strickwolle, am besten wohl in brauner oder schwarzer Farbe, und zwei mittelstarken Nadeln schlägt man so viel Maschen an, als die Sohle breit sein muß; es dürften 22 bis 26 Maschen hierzu genügen. Um Anfang und Ende jeder Maschenreihe zu befestigen, verfährt man genau wie beim Hackenstricken an Strümpfen, man hebt also die letzte Masche jeder Reihe ab und zieht die erste einer jeden neuen Reihe einfach durch, so daß sich ein festes Kettchen bildet. Als Muster kann man jedes Strickmuster verwenden, zum Beispiel zwei rechts, zwei links, oder Würfel, Piqué 2c. Hat man die nötige Länge erreicht, so werden die sämtlichen Kettenmaschen aufgehoben und noch einmal 14 bis 20 Touren zwei rechts, zwei links gestrickt, hierauf abgemascht und das Ganze über ein Schühchen gezogen. An der Spitze zieht man die Maschen mit ein paar Fäden fest zusammen und bringt noch ein Schleifchen an.

Scherenfutteral aus Fensterleder. Aus einem Stück weichen, nicht zu dicken Fensterleder macht man drei Teile in der abgebildeten Form und umgiebt den größten derselben recht gleichmäßig mit Bogen, die man mit Bleistift an einem Geldstück nachzieht und dann ausschneidet. Hiernach steppt man mit der Nähmaschine die zwei kleineren Teile auf. Das Ganze verziert man zuletzt mit Hilfe von Pinsel oder Brennstift.

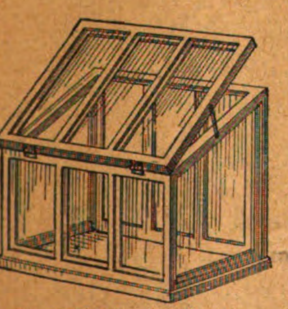
Scherenfutteral.


Rundes Tablettdeckchen.

Gestrickte Knabenanzüge. Welche Mutter hätte nicht schon geklagt über den großen Bedarf an Anzügen für ihre Knaben! Das tägliche Sitzen auf der Schulbank, die oft an Wildheit grenzende Belustigung beim Spiel — beides trägt nicht zur Schonung und Haltbarkeit der Kleidung bei, und da die Jungen doch immer „anständig“ einhergehen sollen, so machen sich alljährlich für einen jeden wohl 3 bis 4 Anzüge nötig. Ein Hinweis auf die übrigens in Württemberg und Bayern schon sehr bekannten gestrickten Knabenanzüge dürfte daher vielen Müttern willkommen sein. Außer der Haltbarkeit des Stoffes an sich besitzen sie die Vorteile, daß sie sich leicht dehnen, die Möglichkeit eines Zerreißens also fast ganz ausschließen, daß Aermel und Hosen durch Anstricken verlängert und daß sie ungemein oft gestopft werden können, falls einmal eine Masche irgendwo hängen bleibt oder sonstwie auftrennt. Die graue Farbe ist am praktischsten, sie bleicht niemals, während andere Farben sich mit der Zeit verändern, außer Blau, das jedoch bald glänzend wird. Die Maschen sind denen mittelstarker Wollstrümpfe ähnlich, doch empfiehlt sich angesichts des billigen Preises, zu welchem gestrickte Anzüge feilgeboten werden, eine Selbstanfertigung wohl kaum. Die Anzüge sind in allen Größen zu haben und tragen sich bequem. Reizend sehen gestrickte Hosen aus mit einer farbigen Bluse dazu.

Im Haus- und Zimmergarten.

Gewächshäuser fürs Zimmer. Jeder echte Blumenfreund findet wenig Geschmack daran, sein Zimmer mit blühenden Pflanzen zu schmücken, die er vom Gärtner gekauft hat. Sein Bestreben geht vielmehr dahin, die Pflanzen selbst aus dem Samen zu ziehen und sie zur Blüte zu bringen. Wer ein Gärtchen oder ein kleines Gewächshaus besitzt, der kommt in dieser Hinsicht leicht zum Ziele. Wer aber in seiner Blumenzucht und Blumenpflege nur auf das Zimmer angewiesen ist, erlebt oft Enttäuschungen. Einer der wichtigsten Uebelstände, welche die Pflanzenzucht im Zimmer erschweren oder sogar unmöglich machen, ist die große Trockenheit der Luft in unseren Wohnräumen. Das Bespritzen der Pflanzen läßt sich nicht immer durchführen und schafft nur zum Teil die nötige Abhilfe. Man muß danach streben, Pflanzen, die treiben sollen, künstlich eine feuchte Luft zu beschaffen. Das gelingt ganz gut in kleinen Gewächshäusern, die man aus Holzrahmen und Glasscheiben zusammenbaut. In ihnen gedeihen die Sämlinge gut und kommen Pflanzen zur Blüte, die sonst in der trockenen Zimmerluft eingehen. Seit einiger Zeit hat die Handelsgärtnerei von F. A. Haage jun. in Erfurt derartige Gewächshäuser in verschiedenen Größen ausführen lassen und in den Handel gebracht. Sie werden den Blumenfreunden um so willkommener sein, als sie, dank der gefälligen Ausstattung, mit Pflanzen besetzt und auf den Blumentisch am Fenster gestellt, dem Zimmer zur Zierde gereichen.


Gewächshäuschen fürs Zimmer.

Unsere gewöhnliche Hortensie sehen wir bald mit blauen, bald mit rosa Blüten die Zimmer und Gärten schmücken. Die Farbenänderung ihrer Blumen ist nicht durch eine bestimmte Art hervorgerufen, sondern allein durch die Behandlung, welche ihr zu teil wurde. Man kann jede Hortensie, die in diesem Jahre rosa blüht, im nächsten Jahre stahlblau blühen lassen, und umgekehrt. Und zwar deshalb, weil die Färbung der Blüten durch bestimmte Zusätze zur Erde beeinflußt wird. Eine Hortensie, welche in gewöhnliche Gartenerde gepflanzt wird, blüht rosa. Setzt man der Erde Eisenfeilspäne im Verhältnis von 1:10 zu, so wird das Eisen in der Erde die Hortensie blau blühen lassen. Das gleiche geschieht, sobald die Hortensie dauernd mit Wasser gegossen wird, in dem Eisenfeilspäne gelegen haben. Mit eisenhaltiger Moorerde läßt sich ebenfalls eine blaue Blüte erzielen Am energischsten auf die blaue Färbung der Blüte wirkt aber Alaun. Man braucht davon nur einige kleine Brocken in die Erde hineinzuthun. Viel darf nicht gegeben werden, da Alaun dem Organismus der Pflanze in größeren Mengen sehr schädlich ist und ihn tötet oder so krankhaft macht, daß gelbe Blätter statt der grünen erscheinen. Die Hortensie steht übrigens mit der Eigenschaft, die Blumen nach Maßgabe ihrer Erde verschieden zu färben, einzig da. Andere Pflanzen reagieren nicht auf Eisen und Alaun.

Gewächshäuschen fürs Zimmer.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel: „Das Trinkhorn"

von Al. Weixelbaum.
(Auch für Nichtmusikalische.)

Wechselrätsel.

Feder, Leiter, Harm, Hera, Herr, Kamm, Lauer, Hast, Ems, Meta, Ringel, Borg, Wied, Halle, Bucht, Bolo.

Mit Ausnahme dreier Homonyme ist aus jedem der obigen Wörter dadurch ein neues Wort zu bilden, daß irgend ein Buchstabe gestrichen und durch einen andern ersetzt wird. Nach richtiger Lösung ergeben die gestrichenen und die für sie eingesetzten Buchstaben ein deutsches Sprichwort. (Bei den drei Homonymen wird derselbe Buchstabe wieder genommen.)

Homogramm.

	a	a	a	a	a	
a	a	e	e	e	e	g
g	g	i	i	i	i	i
i	k	k	l	l	l	l
n	n	n	n	o	o	o
o	p	p	p	p	s	s
	s	s	u	u	z	

Die Buchstaben lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden langen senkrechten und wagerechten Reihen folgende Bedeutung haben: 1. ein Klettervogel, 2. ein spanischer Feldherr aus dem siebzehnten Jahrhundert, 3. eine Schreibstube, 4. ein Drama aus der „Sturm- und Drangperiode", 5. ein Zufluß des Baikalsees. A. St.

Rätsel.

Feldherr'n sehen von dem Feinde
Sich nicht gern in F— bedroht;
P— ist oft die letzte Rettung
In der höchsten Todesnot.

Scherzrätsel.

Füg' in eine Negation
Nur ein Wort des Zweifels ein,
Und ein schwergeprüftes Weib
Wird alsbald gefunden sein.

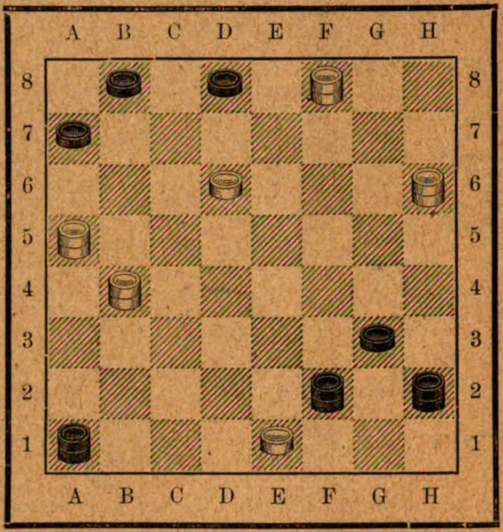
Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 4.
Gicht, Gunst.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 4. Helm, Heim.

Damespielaufgabe.

Von **A. Stabenow.**

SCHWARZ

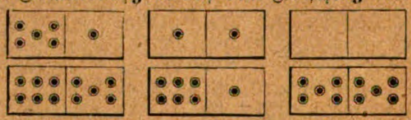


WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Dominoaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 4.

C behielt:
D behielt:



Der Gang der Partie war: I. A 4/4, B —, C 4/3, D 3/6; II. A 6/6, B 6/0, C 0/3, D 3/5; III. A 5/4, B —, C 4/2, D 2/6; IV. A 6/4, B —, C —, D —; V. A 4/1, B 1/3, C 3/2, D 2/0; VI. A 0/4 (= 106).

Auflösung des Bilderrätsels „Die Schlüssel" auf dem Umschlag von Halbheft 4.

Man beginnt beim Kopfe der Schlange und folgt deren Windungen so, daß man bei jeder Biegung des Körpers, die an einen Buchstaben herantritt, diesen Buchstaben abliest. Am Ende angelangt, geht es in verkehrter Runde zurück, wobei die übriggebliebenen Buchstaben gelesen werden. Das Ganze giebt den Spruch:

„Der Geizhals hat seinen Gott im Kasten".

Auflösung der Ergänzungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 4.

1) **Plewna**, 2) **Roland**, 3) **Ikaros**, 4) **Adagio**, 5) **Museum**. 6) **Simson**, 7) **Freude**, 8) **Epinal**, 9) **Sockel**, 10) **Talent**, 11) **Efendi**.

1) Die Buchstaben an erster Stelle: Priams Feste
2) Die Buchstaben an vierter Stelle: war gesunken.

(Schiller, „Das Siegesfest".)

Als Oster- und Konfirmationsgeschenk empfohlen!

Palmen des Friedens.

Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise.
Dichtungen von Ferdinand Stolle.
5. Auflage. Eleg. geb. mit Goldschnitt Preis 4 M. 50 Pf.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

FRANZENSBAD.

Das erste Moorbad der Welt, besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge, die kohlensäurereichsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder.
Saison vom 1. Mai bis 30. September.
Prospecte gratis.
Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.
In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.
Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

6. Heft. Preis 10 cents. 31. März 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Ostern. Gedicht von Johannes Trojan. Mit Abbildung . . 165
Antons Erben. Roman von W. Heimburg (5. Fortsetzung) 166
Hoffmann von Fallersleben in Corvey. Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des Dichters. Mit Abbildungen . 175
Zum 1. April. Gedicht von Carl Busse. Mit Illustrationen 176
Auf dem Kynast. Historische Erzählung von Rudolf von Gottschall (Fortsetzung) 178
Brunnen- und Badekuren. Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch 183
Oesterreichische Ostereier. Skizze von R. March. Mit Illustrationen von L. Janda 185
Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß. Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten. III. Märzstürme und Märzerrungenschaften (Schluß) 186
Blätter und Blüten: Die erste deutsche Handelshochschule zu Leipzig. S. 194. — A. v. Liezen-Mayer †. (Mit Bildnis.) S. 194. — Erdbrände. S. 194. — Dämmerstunde. (Mit Abbildung.) S. 195. — Magnetisch gewordene Uhren und ihre Heilung. S. 195. — Kindersymphonie. (Zu dem Bilde S. 192 und 193.) S. 195. — Der Seealpsee im Säntisgebirge. (Mit Abbildung.) S. 196. — Zu unserer Kunstbeilage und den Bildern S. 169 und 172. S. 196.
Illustrationen: Abbildung zu dem Gedicht „Ostern“. S. 165. — Osterläuten. Von Frank Kirchbach. S. 169. — In Erwartung. Von E. v. Müller. S. 172. — Osterzauber. Von F. Mock. S. 173. — Abbildungen zu dem Gedicht „Zum 1. April“. S. 176 und 177. — Zum hundertsten Geburtstag Hoffmanns von Fallersleben. Von Franz Hoffmann von Fallersleben. S. 181. — Abbildungen zu dem Artikel „Oesterreichische Ostereier“. Von L. Janda. Das „Ritzen“ der Ostereier. Mährische Ostereier. S. 185. Galizische Ostereier. Bemaltes und beschriebenes Gänseei. S. 186. — Abbildungen zu dem Artikel „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“. Kaiser Ferdinand I von Oesterreich. A. Fischhof. A. Schmerling. S. 187. Die Abdankung des Fürsten Metternich. Volksversammlung unter den „Zelten“ in Berlin. Von A. Wald. S. 188. Die Freudenkundgebung vor dem Schlosse zu Berlin. S. 189. Barrikadenkampf am Köllnischen Rathaus in Berlin. Von A. Wald. Der Zug mit den Bahren der Gefallenen im Schloßhof. S. 190. Umritt König Friedrich Wilhelms IV durch die Straßen von Berlin. Von H. Binde. S. 191. — Kindersymphonie. Von E. Wagner. S. 192 und 193. — A. v. Liezen-Mayer †. S. 194. — Dämmerstunde. Von A. Koester. S. 195. — Der Seealpsee. S. 196.

Hierzu Kunstbeilage VI: „Vorfrühling“. Von A. Mailick.

Kleine Mitteilungen.

Neuroder Lehrkurse für Haushalt und Handarbeit. Die von uns im vorigen Jahre (Halbheftumschlag 6) erwähnten Kurse zur Ausbildung von Haushalts- und Handarbeitslehrerinnen haben sich vortrefflich bewährt; es veranstaltet deshalb der schlesische Vaterländische Frauenverein dieses Jahr eine neue Folge davon. Der Haushaltskurs nimmt am 18. April dieses Jahres seinen Anfang und dauert 8 Wochen. Behörden, Vereine und Fabrikbesitzer, welche einer geeigneten Persönlichkeit die vollkommene Befähigung zum Vorstand einer Haushaltsschule verschaffen wollen, können nichts Besseres thun, als ihr hier den gründlichen theoretisch-praktischen Unterricht dazu erteilen zu lassen. Der am 15. Juni beginnende, ebenfalls achtwöchige Handarbeitskurs will seinen Teilnehmerinnen das zur Staatsprüfung erforderliche methodisch-unterrichtliche Wissen nebst allen einschlägigen Handfertigkeiten vermitteln. Schulgeld wird nicht erhoben, nur ein Materialgeld von 2 Mark wöchentlich ist zu entrichten. Die Pension in guten Bürgerfamilien zu 110 Mark für die Dauer der Kurse vermittelt der Verein, auch ist der Genuß von Stipendien für einen Teil der Schülerinnen vorgesehen.

Meldungen sind zu richten an Herrn Kreisschulinspektor Dr. Springer zu Neurode in Schlesien, der auch zu jeder weiteren Auskunft bereit ist.

Ein neuer Feuerlöschapparat für Haus und Werkstatt. Ein Feuer würde oft noch im Entstehen leicht unterdrückt, oder es würde einem solchen, das bereits um sich gegriffen, noch erfolgreich Einhalt gethan werden können, wenn immer gleich der nötige Löschapparat zur Stelle wäre. Wenn auch eine gute Wasserleitung vorhanden ist, muß doch erst ein Schlauch herbeigeschafft und an diese angeschraubt werden, wodurch viel Zeit vergeht, ehe eine durchgreifende Bekämpfung des verderblichen Elements möglich wird. Diese Uebelstände beseitigt der Feuerlöschapparat „Neptun“, da er jederzeit sofort in Thätigkeit gesetzt werden kann. Er besteht aus zwei nebeneinander befindlichen eisernen Rädern, die sich mit ihrer gemeinsamen Nabe um das Zuleitungsrohr als Achse drehen können, das an die Wasserleitung angeschraubt ist. An dem Zuleitungsrohr ist ferner ein Schlauch festgemacht, welcher auf der Nabe der beiden Räder zwischen diesen aufgerollt ist. Oeffnet man einen Verschluß am Zuleitungsrohr, so läßt der Schlauch, da er hohl liegt, auch in aufgerolltem Zustande sofort das Wasser ausströmen; dabei kann er, wenn der Feuerherd an anderer Stelle liegt, mit Leichtigkeit gerade so weit abgewickelt werden, als nötig ist, um zu diesem zu gelangen. Der Apparat läßt sich an jeder Wasserleitung anbringen und ist sehr leicht zu handhaben. Er läßt sich übrigens auch als Sprengvorrichtung für Gartenzwecke verwenden, wobei er sich zugleich als praktischer Schlauchschoner erweist.

Die Glanz- und Mattvergoldung auf Glas. Verschiedene Liebhaberkünste, zum Beispiel die Spiegel- und Glasradierarbeit, die Glasbronzemalerei, erfordern oft eine Glanz- oder Mattvergoldung einzelner Teile, seien es Linien oder Flächen. Dilettanten wenden hierfür allerlei Verfahren an, die selten zu wirklich guten Resultaten führen; entweder haftet das Gold nicht fest genug, oder es springt nach einiger Zeit ganz ab, oder es verliert den Glanz ꝛc. Da mögen einige fachmännische Ratschläge vielen willkommen sein. Handelt es sich nur um einfache Linienumrandungen oder Linienmuster, wie zum Beispiel auf Bilderrahmen, so nimmt man am vorteilhaftesten Beuligs Glasmetalltinte, auf die wir bereits auf Halbheftumschlag 7 des vorigen Jahrganges aufmerksam machten, legt das Muster hinter die gut gereinigte Glastafel und zeichnet mit einer Zinkfeder ganz wie mit gewöhnlicher Tinte die Linien nach. Gerade Linien zieht man am Lineal. Die Tinte läuft nicht aus, geht leicht aus der Feder, besitzt einen schönen Glanz und läßt sich gut mit Oelfarben oder Asphaltlack übermalen. Sollen die Linien durchaus mit Blattmetall dargestellt werden, so vergoldet man am besten die entsprechenden Stellen in breiteren Flächen, malt die Musterfiguren mit Oelfarbe darauf, läßt hinreichend trocknen und wäscht dann das überstehende, nicht durch Farbe verdeckte und geschützte Gold mit Wasser ab. Um nun aber größere Flächen auf Glas zu vergolden, giebt es drei Verfahren. Alle drei verlangen zunächst eine peinlich saubere Reinigung und nachfolgende Polierung des Glases mit weichem Leder. Man bestreicht hierauf die Fläche möglichst gleichmäßig und dünn entweder mit einer Lösung von Borax in Wasser, oder mit Kaliwasserglas (einer dicken Flüssigkeit aus der Droguenhandlung) oder mit einer Gelatinelösung, legt das Blattgold auf und poliert es nach einigen Tagen mit einem Achatstein. Man kann zwecks schöneren Glanzes die Auflage zwei- oder dreimal wiederholen. Bei Anwendung von Borax muß die Tafel erwärmt werden, ebenso bei Gelatine. Am sichersten für Dilettanten ist der Auftrag mit Kaliwasserglas, mit welchem Bindemittel man sehr wohl zum Beispiel die Facetten an Moraständern für Photographien ꝛc. vergolden kann. Wünscht man Mattvergoldung hinter Glas auszuführen, so dürfte Bronze in den meisten Fällen genügen, andernfalls nimmt man ein nicht klar durchsichtiges, sondern blindes Bindemittel, mischt zum Beispiel Talcum unter eines der oben angegebenen. Sandierte, also körnig erscheinende Vergoldungen entstehen durch Einmischen von feinem oder gröberem Gries in die Bronzefarbe oder in das Bindemittel.

Certosamosaikarbeit. Unter diesem Namen werden besonders in Mailand Möbel aus Nußbaum oder schwarzpoliertem Holze angefertigt, welche mit aus drei- oder viereckigen Stücken zusammengesetzten Elfenbeinmosaiken eingelegt sind. Die Muster tragen zumeist einen orientalischen Charakter, bestehen also aus geometrischen Motiven, Zackenrändern, Bandleisten, Sternen und dergleichen. Man sticht zunächst die Konturen der Musterteile mit einem Flacheisen vor, hebt danach mit einem gebogenen Eisen die Holzfläche in solcher Tiefe heraus, daß die Stärke des Elfenbeins genau einpaßt, und klebt letzteres mit Fischleim oder Syndetikon in die vertieften Stellen ein, nachdem man die entsprechenden Figuren mit einer feinen Laubsäge zugeschnitten hat. Tafeln von echtem Elfenbein bekommt man in jedem größeren Drechslergeschäft zu kaufen. Da dasselbe jedoch sehr hoch im Preise steht, empfiehlt es sich, imitiertes amerikanisches Elfenbein zu verwenden, welches in Ton und Maserung dem echten durchaus ähnlich sieht. Eine 1 mm dicke und etwa 20×25 cm große Tafel kostet etwa 2 Mark.

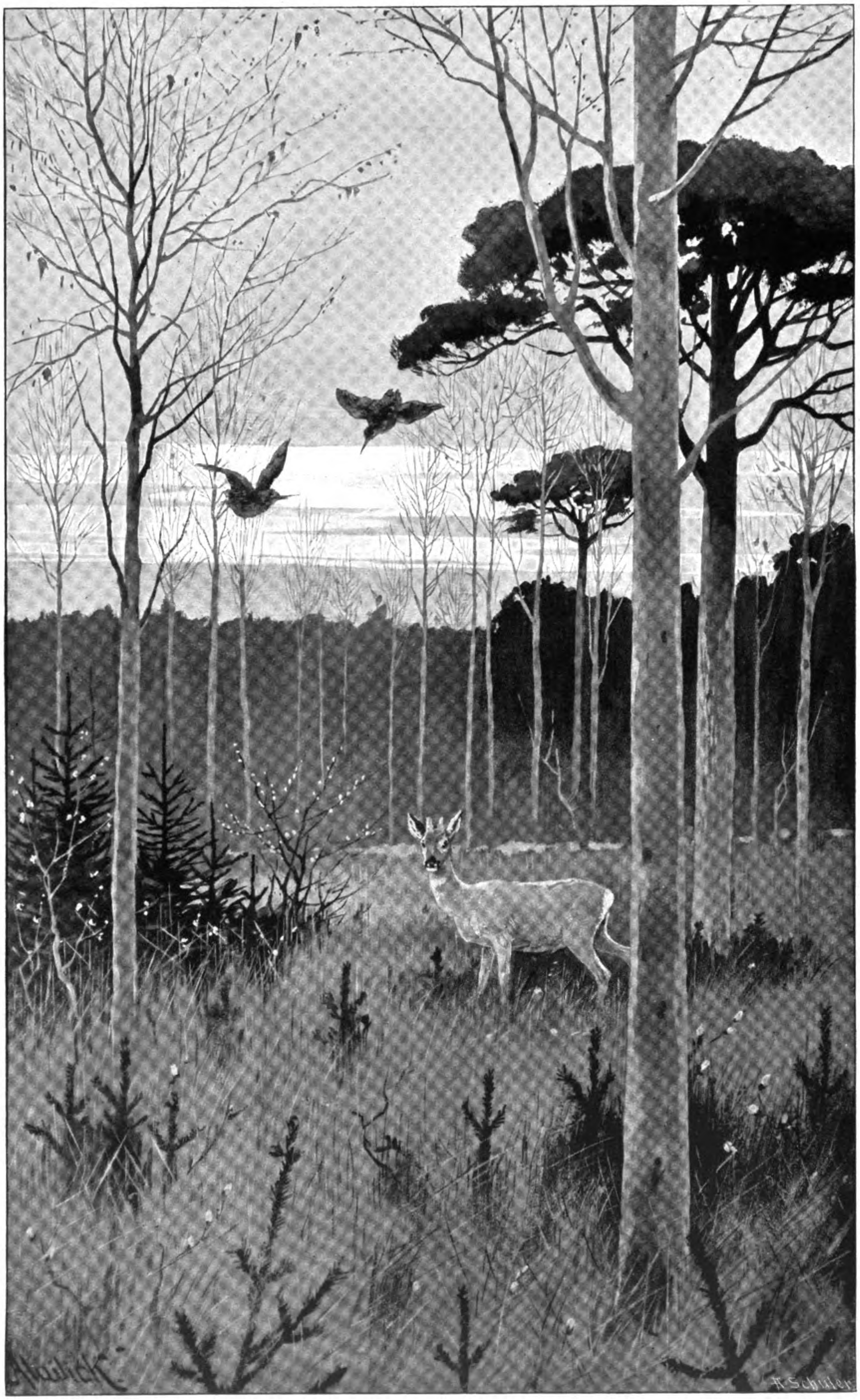
Anleitung zur Stopfmethode nennt sich ein kleines Broschürchen von Virginia Brunner (Wien, Sallmeyer), welches einen ganz neuen Gedanken in die bekannte, wenn auch wenig ästhetische Thätigkeit des Strümpfestopfens bringt; das Ausfüllen der kleineren und größeren Lücken durch tunesischen Häkelstich nämlich statt des mühsamen und zeitraubenden Gitterstopfes. Die Methode ist ebenso praktisch als einleuchtend, eine Reihe guter Abbildungen kommt noch dem Verständnis zu Hilfe; unter ihnen befinden sich diejenigen Abarten des tunesischen Stiches, welche den gestrickten Maschen völlig gleich sehen. Die bereits vorliegende vierte Auflage des kleinen Buches spricht für fleißige Benutzung durch die Frauenwelt, wir können es daher getrost als Hilfskraft bei der so unbeliebten und doch so unumgänglichen Arbeit empfehlen.

Apfelsinen längere Zeit frisch zu erhalten. Wenn man Apfelsinen kistenweise bezieht, bekommt man sie bedeutend billiger, als wenn man sie in kleinen Mengen kauft. Für einen nicht zu kleinen Haushalt ist es deshalb empfehlenswert, eine größere Anzahl dieser köstlichen, erfrischenden Früchte zu erstehen. Man sucht die besten aus und bestreicht jede Apfelsine dann mit einem Wattebäuschchen, das man mehrmals erneuern muß, mit Paraffinöl sorgfältig überall und legt sie darauf nebeneinander, so daß keine Frucht die andere berührt, auf ein Obstgestell. Diese Apfelsinen halten sich, da die Verdunstung zurückgehalten wird, sehr lange. Nur hat dies Aufbewahrungsverfahren, das sich auch bei tadellosen Citronen anwenden läßt, den einen Uebelstand, daß man die Schalen der Früchte natürlich nicht gebrauchen kann. Man thut daher gut, nur einen Teil der Früchte, der sich am längsten halten soll, zu überstreichen, die übrigen Apfelsinen dagegen nur in reines Seidenpapier einzuwickeln und so auf das Obstgestell zu legen. E.

Citronensaft als Fleckenvertilgungsmittel. Von allen Flecken in der Wäsche sind die Rostflecken die abscheulichsten; auf ganz rätselhafte Weise geraten sie meist in die besten Wäschestücke und bereiten der Hausfrau durch ihre Entfernung manche unliebsame Arbeit. Wiederholt habe ich nun Citronensaft als ein ganz ausgezeichnetes Mittel zur Entfernung von Rostflecken erprobt, welches stets zur Hand ist und dessen Gebrauch auf die Stofffasern der Wäsche nicht schädlich wirkt. Man tropft auf die Rostflecken etwas Citronensaft, legt ein ziemlich feuchtes Tuch darüber und plättet mit heißem Eisen rasch über das Tuch weg. Frische Rostflecken bedürfen meist nur eines zweimaligen Beträufelns und Ueberplättens, bei älteren Flecken muß man das Verfahren öfter wiederholen, oft sechs- bis achtmal, aber es ist dann selbst bei ganz alten Rostflecken von Erfolg. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

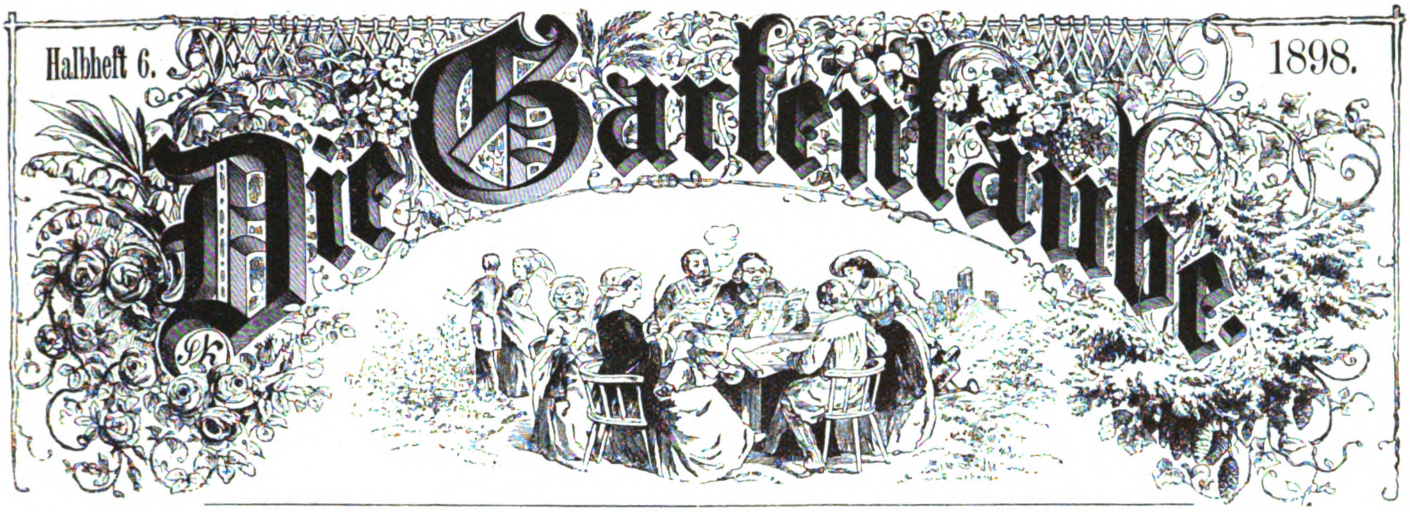


VORFRÜHLING

Nach einer Originalzeichnung von A. Mailick

Digitized by Google

Halbheft 6. 1898.



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Ostern.

Von

Johannes Trojan.

Erwacht! Erhebt euch! Also sangen
Die Lerchen schwebend überm Feld;
Da fing es unten an zu prangen,
Und festlich schmückte sich die Welt.

O süße Kunde, die erklungen
Von oben ist in Haus und Herz!
Des Todes Fesseln sind zersprungen,
Und Leben regt sich allerwärts.

Gekommen ist aus Südens Ferne
Der Lenz und weckt ein neues Blühn;
Herunter fallen goldne Sterne,
Zahllose auf das Wiesengrün.

Bald hat aufs neu Besitz genommen
Das Schwalbenpaar vom alten Nest.
O frohes Fest, sei uns willkommen,
Willkommen Auferstehungsfest!

Digitized by Google

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Noch acht Tage bis zur Stunde des Abschieds. Wenn Christel nur wüßte, wie sie dieselben überstehen soll! Sie erscheinen ihr schlimmer als die Jahre, die dann kommen, die Jahre der Verlassenheit! Ja, sie wird gehen, nach Dresden zur Taufe fahren und nicht wiederkehren.

O, diese nächsten acht Tage! Ob sie den Verstand wohl behält in der Zeit, oder ob ihr armes gequältes Hirn sich verwirrt? Ein Wunder wär' es nicht. Wenn man ihr sagte, du sollst in acht Tagen sterben, eine Wohlthat wär' es gegen dies! Und — sich nichts merken lassen vor ihm, sich beherrschen müssen, nicht den Kopf an die Wand lehnen dürfen in verzweifelndem Schluchzen! Ihm die Hand zum Abschied drücken müssen mit einer Lüge auf den Lippen! Sie will gar nichts sagen, kein Wort sagen, sie will ihn nur noch einmal küssen, ja, das will sie. Und dann in den Wagen, vorüber am Pächterhause, wo die Gespenster ihres einstigen Glücks aus den Fenstern schauen und weinen und spotten. Und weiter, auf die Bahn, in ein Coupé, und immer weiter, und das Haus nicht mehr sehen und doch immerfort vor Augen haben und darinnen den Mann wissen, der aufjauchzt vor innerer Erlösung, weil sie fern ist!

Wirklichkeit? Ist es denn Wirklichkeit? Wenn sie nur nicht mit diesen ihren eignen Augen gelesen hätte, die Worte sich nicht eingebrannt hätten in ihre arme Seele mit Feuerschrift, die nie verlöscht. Ach ja, sie muß gehen, sie will gehen, es bleibt ihr ja nichts anderes übrig. Und es müssen auch diese acht Tage ertragen werden!

Und Christel schleppt sie wirklich hin auf ihren Schultern, einen nach dem andern. Mit Antons Befinden geht es überraschend vorwärts, jeden Tag besser — „das macht die Hoffnung" sagt Christel sich.

„Sie können ohne die mindeste Sorge reisen, Frau Christel," versichert der Arzt eines Tages, „der Kranke ist jetzt bereits aufgestanden und geht im Zimmer umher, das Anlegen des Verbandes besorgt bestens meine Wenigkeit und die Toilette der Diener. Für Unterhaltung werden die Baronesse und Fräulein Edith verantwortlich gemacht, Besuche aus der Nachbarschaft treffen ein, und für den nötigen Aerger wird Heine das Seinige thun mit Berichten aus der Wirtschaft. Sie sehen, Frau Christel, es wird hier nichts fehlen, womit ich aber nicht gesagt haben will, Verehrte, daß Sie hier entbehrlich sind — nein, das habe ich nicht etwa gemeint, nicht wahr, Mohrmann?" Und der joviale Herr schlägt dem Patienten auf die gesunde Schulter. „Länger als drei Tage Urlaub giebt's nicht — was, Mohrmann? Sonst werden wir ungnädig und lassen die Treulose durch die Polizei zurückführen!"

„Lieber Herr Doktor," sagt Christel sehr langsam, „kein Mensch ist unentbehrlich, ich bin es auch nicht."

Der alte Herr stößt augenzwinkernd den Hausherrn an. „Die angelt aber nach Komplimenten, die Gnädige!" lacht er, „der Tausend, das hätte ich nie von Ihnen gedacht, Frau Christel, und so will ich Sie bestrafen, indem ich gar nichts darauf sage, der Herr Gemahl könnte sonst eifersüchtig werden; hab' auch keine Zeit. Leben Sie wohl, meine Herrschaften, auf Wiedersehen, lieber Mohrmann, glückliche Reise, Frau Christel!"

Christel folgt dem Arzt auf dem Fuße und im Hausflur faßt sie nach seiner Hand. „Lieber Herr Doktor, ich kann mich doch darauf verlassen, daß Sie jeden Tag kommen werden zu meinem Mann?"

„Ja Schockschwerenot, habe ich Sie denn schon einmal im Stich gelassen?" ist seine scheltende Erwiderung. „Machen Sie sich doch keine unnützen Sorgen, verehrte Frau, Sie finden ihn wieder vor, so breit und lang er ist, mein Wort darauf —" Er bricht stotternd ab, sie sieht ihn so sonderbar an, daß dem alten Mann ganz wunderlich wird.

„Ich danke Ihnen," sagt sie, drückt ihm noch einmal die Hand und wendet sich wieder Antons Zimmer zu. Sie sieht jämmerlich aus an diesem letzten Tage, an dem der Koffer schon gepackt dasteht. Jeder fragt, ob sie krank sei. Und selbst Edith sagt bei Tische: „Bitte, sehen Sie sich doch einmal im Spiegel, Frau Christel; ich wette, Sie haben Reisefieber."

„Ja, ich glaube," erwidert sie.

Edith hat es auf Christels Bitte übernommen, dem Hausherrn bei Tische behilflich zu sein; er kann das Fleisch nicht schneiden, und den Wein sich eingießen kann er auch nicht. Das junge Mädchen besteht darauf, heute noch vor den Augen Christels eine Probe ihrer Fähigkeit abzulegen. Sie streift die Aermel etwas von den feinen Handgelenken zurück und bedient den finster dreinblickenden Mann mit lächelnder Grazie. Seitdem Emma von Zobel, die Mitwisserin ihres Geheimnisses, abgereist ist, fühlt sie sich wieder freier vor Christel; das heimliche Herzklopfen freilich, das — das kann sie nicht unterdrücken.

Draußen weht ein frühlingsgleicher Wind, die Knospen der Buchen sind geschwollen, so daß die Hecken einen krausen dichten Eindruck machen, und Fräulein von Wartau bemerkt zu Christel, daß demnächst wohl das Tannenreisig von den Hyacinthenbeeten genommen werden könne; sie für ihr Teil glaube an einen zeitigen Frühling, und wenn sie nicht sehr irre, habe sie bereits das Pfeifen der Stare gehört. „Sie werden Ihre Freude haben an den Beeten," fügt sie hinzu, „dieser südliche sonnige Teil des Gartens ist köstlich im Frühjahr; er war immer mein besonderer Liebling," seufzt sie noch und denkt dabei an ferne Zeiten, an einen hyacinthenduftigen Frühlingstag, wo ihr vom Schicksal die erste und einzige Liebeserklärung ihres Lebens gegönnt wurde auf den kiesbestreuten Gartenwegen, in denen sie und er wandelten. Damals galten die Wartaus noch für reich; auch sie, die achtzehnjährige, wußte es nicht anders, und der schöne Offizier aus der benachbarten kleinen Garnison glaubte es ebenfalls.

Unter ihrem weißen Sonnenhut war sie erglüht bei seinen Blicken, seinen Worten, er hatte sie verglichen mit den rosigen Hyacinthenkelchen; und als eine selige Braut war sie in das Schloß zurückgekehrt und die Treppe hinaufgeflüchtet nach ihrem Mädchenstübchen; er aber hatte des Barons Zimmer aufgesucht, um, ihres Besitzes sicher, auch bei dem Vater zu werben. Und sie hatte gewartet, gewartet da droben, zitternd wie Espenlaub, daß der Vater sie rufen solle, um sie dem Bräutigam zuzuführen. Und niemand kam. Ueber dem Garten leuchtete goldig die Sonne des Abends und verglühte am Himmel; ein Weilchen stand die Windmühle von Altwitz wie eine Silhouette im roten Sonnenball. Dann flammten die Wolken noch einmal auf im leuchtenden Rot und verfärbten sich mählich zu violett und orange, und noch ein paar Minuten, dann lag draußen alles grau in grau, und Tonette von Wartau stieg mit blassem Antlitz die Treppe hinunter und suchte ihren Vater.

Der Herr Baron saß bereits beim Abendessen und ließ es sich wohlschmecken, die Schwester und deren Erzieherin ihm zu Seiten. Als er Tonette sah, war er ganz wie sonst, nur daß diesmal die scharfe Bemerkung unterblieb, mit der er jede Unpünktlichkeit zu tadeln pflegte. Mit keiner Silbe erwähnte er den Freier. Sie konnte nicht einen Bissen hinunterbringen, und nach Schluß der Mahlzeit stellte sie sich, zitternd vor Trotz, in seinen Weg.

„Wo ist Schmergenthin?" fragte sie halb erstickt.

„Soll ich Schmergenthins Hüter sein?" war die lachende Gegenfrage. „Ich denke mir, er spricht ein Dankgebet, weil ihn der Himmel vor einer Thorheit bewahrte."

„Vater! Vater!" stieß sie hervor.

„Als er hörte, daß dein Vater dir nicht einmal das Kommißvermögen mitgeben könne, Tonette," sagte er mit erhobener Stimme, „behauptete Schmergenthin plötzlich, er fühle sich deiner nicht wert, und bat mich, dir zu sagen, du möchtest ihn vergessen. — Sei gescheit, Mädel, glaub' ihm und folge seinem Rat! Und nun schlaf' wohl, ich bin müde heute."

In dieser Nacht verdarb Tonettes Seele. Armut und Verlassenheit sind zwei bittere Dinge, sie lehren die Geduldigen, noch geduldiger werden, aber die eitlen Herzen lehren sie das Heucheln, das Vorteilsuchen, sie lehren sie, andere bestehlen,

Digitized by Google

Tonette, die scheinbar so edelmütige stolze Tonette, war eine Intrigantin geworden, obgleich sie es sich selber nicht eingestand. Sie konnte und konnte den Gedanken nicht loswerden, daß Christel hierher nicht gehöre. Sie hatte die wunderlichsten Phantasien; sie rechnete die schrecklichsten Zufälligkeiten aus; die Anton befreien könnten von diesem Klotz, den er umherschleppe zu seinem Elend — wie sie meinte. Es waren ja schon Leute vom Blitz erschlagen worden, es waren auch schon welche durch ein Eisenbahnunglück umgekommen, es hatten andere beim Sturz von der Treppe das Genick gebrochen — warum kam nicht mal so ein Ereignis? Warum? Wenn so etwas nicht geschah, würden die beiden natürlich vereint bleiben bis an ihr seliges Ende, denn er war ja so ein lächerlich gewissenhafter Mensch, und bei Christels Konstitution könnte es leicht zu spät werden für Tonettes Pläne!

Mit Intriguen ist da auch nicht weit zu kommen. Diese blonde ruhige Frau besitzt eine Seele wie Quellwasser so klar; sie ist noch nicht einmal fähig, eine konventionelle Lüge auszusprechen, und das weiß der Mann; Tonette sieht täglich, wie er diese Frau achtet. Aber Achtung ist der Leidenschaft gegenüber ein schwacher Kämpfer, und das weiß Tonette aus eigner Erfahrung — ihr Vater hat ihre Mutter auch geachtet und sie dennoch an gebrochenem Herzen sterben lassen. Und sie sieht von Edith, die eben den starken Kaffee in die Mokkatäßchen füllt, zu Anton hinüber und fängt den qualvoll heißen Blick auf, der zu dem Mädchen fliegt, und sie sieht, wie er die Wimper senkt vor ihren, Tonettens, Augen. Und während sie dies alles beobachtet, herrscht ein wahres Grabesschweigen am Tische, selbst Ediths Plaudern ist verstummt.

Christel denkt, wie es anders sein wird, wenn sie nicht mehr hier sitzt, wie er aufatmen wird, wenn er nicht mehr Komödie zu spielen braucht vor ihr. Die Sache wird sich ungefähr so entwickeln: im Anfang wird er alles aufbieten, sie zur Rückkehr zu bewegen, denn die Gewohnheit ist so stark, daß sie in den Farben der Liebe zu schillern vermag. Aber allmählich, wenn seine Christel standhaft bleibt — und sie bleibt standhaft! — dann wird er sich beruhigen und wird glücklich sein, daß die Ketten, die so schwer, so drückend waren, nun gebrochen sind. — Sie möchte aufschreien vor Schmerz, vor Zorn, aber sie muß fest bleiben, sie hat ja den Brief gelesen, den furchtbaren Brief, die Worte haben sich ihr so deutlich eingeprägt, sie kann sie auswendig, sie geben ihrem Stolz immer wieder neue Nahrung, wenn sie zurückschrecken will vor dem schweren Schritt. Und um sieben Uhr morgen früh geht der Zug! O, sie wollte, sie hätte noch viel zu thun, damit sie nicht weiter zu denken braucht, aber es giebt nichts mehr für sie zu thun, gar nichts mehr, so fieberhaft arbeitete sie während der letzten Tage. In der Wirtschaft ist alles in bester Ordnung, auf Wochen hinaus jede Kleinigkeit vorausberechnet und bestimmt. Solange es irgend möglich, will sie ihm jede Sorge abnehmen, kleine Unbequemlichkeiten ersparen; die Zeit, wo er ohne Hausfrau ist, wird ihm ohnehin schwer genug werden.

Fräulein Tonette erhebt sich plötzlich. „Na, meine gute Frau Christel," sagt sie in dem herablassend freundlichen Ton, den sie ihr gegenüber stets annimmt, „also reisen Sie glücklich und amüsieren Sie sich gut und — kommen Sie gesund wieder!"

„Danke!" erwidert Christel und begleitet die alte Dame bis auf den Flur hinaus, und dort hält sie ihr plötzlich die Hand hin und mit abgewendetem Gesicht kommt es in stockenden Worten über ihre Lippen: „Nehmen Sie sich ein wenig meines Mannes an — er ist immer noch so ans Zimmer gefesselt. Wenn Sie ihn zuweilen auffordern wollten, hinaufzukommen — er ist so gern in Ihrem Zimmer, ich weiß es. Und Fräulein Edith —"

O du Gans, du einfältige! denkt Tonette, sie ist dumm und blind in ihrer selbstgefälligen Ehefrauensicherheit! „Aber natürlich, liebe Frau Mohrmann," antwortet sie laut, „wenn Ihr Gatte Lust hat, so ist er immer willkommen. Sagen Sie es ihm nur, ich habe wirklich nicht den Mut, ihn in unser langweiliges Tusculum hinauf zu locken. Es ist weiter nichts da oben als Erinnerungen, Trödel und —"

„Ich weiß, daß Anto gern kommt," unterbricht Christel diese Phrasen, „und ich danke Ihnen recht sehr."

„Sie gehen wohl recht schweren Herzens fort?" fragt das alte Fräulein, und um die Mundwinkel zuckt ein unmerklich spöttisches Lächeln.

„Ja, gnädiges Fräulein. Sehr schweren Herzens," erwidert Christel. „Man weiß nie, ob man wiederkehrt!" und sie richtet ihre Augen groß und ernst auf das malitiös lächelnde Gesicht der alten Dame.

„Na, Sie werden schon wiederkommen, meine gute Frau Christel, werden schon wiederkommen," tröstet Tonette, „nehmen Sie's nicht so tragisch. — Adieu nochmals und bitte, schicken Sie mir doch Edith, sie würde an dem Vorabend dieses großen Ereignisses doch nur stören." Sie nickt gnädig noch einmal, dann geht sie die Treppe hinauf, Christel kehrt zurück.

Im Eßzimmer sitzen Anton und Edith noch am Tische, als sie eintritt. Edith hat eine Apfelsine geschält und so geordnet, daß sie wie eine goldene, eben erschlossene Blüte auf dem Krystalltellerchen liegt; sie wischt nun die Fingerspitzen an der Serviette ab und präsentiert Anton die Frucht. Durch das Fenster zuckt ein Sonnenstrahl, er entlockt dem Tafelgerät ein lustiges Blitzen und Funkeln und läßt die krausen dunklen Haare über Ediths Stirn leuchtend braun erscheinen. Auf dem kecken Gesicht mit den strahlenden Augen liegt ein heimliches Lachen und sie fragt:

„Erlauben Sie, Frau Christel, daß ich ihn füttere?" Sie hat die Orange auf einen Theelöffel geladen und nähert diesen Antons Mund.

Christel fühlt, wie sie rot wird, wie das Herz ihr klopft zum Zerspringen. In demselben Augenblick fährt Anton auf von seinem Sitz und stößt mit der Hand das Löffelchen heftig zurück. „Ich danke, Baronesse, ich liebe Süßigkeiten nicht!" sagt er schroff, und ohne Christel anzusehen geht er hinaus.

Edith lacht zuerst, wird dann verlegen, faltet eilig ihre Serviette zusammen und kommt zu Christel herüber.

„Addio, liebste Frau Christel," sagt sie, ihr um den Hals fallend und sie küssend. „Sie können froh sein, Dresden zu sehen! Ich führe gern mit, aber Tante erlaubt es nicht, und wenn ich es mir so recht überlege, ich bleibe auch lieber hier. Grüßen Sie Emma von Zobel, wenn Sie sie sehen, sie verkehrt freilich in andern Kreisen. — Was werden Sie anfangen in Dresden? In die Oper gehen, in die Galerie? Ach nein, ich glaube, Sie machen gewiß lauter Einkäufe, das ist ja für die Landbewohner schon ein Pläsir. Ich suche unterdes Schneeglöckchen und bekränze das Bild meiner ehemaligen Liebe damit, denn, sehen Sie, Frau Christel, das ist aus, rein aus! Gelt, zum Lachen ist's! Warum sehen Sie mich denn so entsetzt an? Ich soll doch nicht weinen? Darum? Um so ein dummes Kerlchen wie der Edi ist? Nein, da kennen Sie mich schlecht!"

„Sie werden ihn wohl nie geliebt haben," sagt Christel langsam. Mein Gott, wie das so leichtlebig, so leichtsinnig klingt aus dem Munde dieses jungen Mädchens! Sie blickt der Davoneilenden nach und beißt die Zähne aufeinander. Kann denn solch Geschöpf dem Manne, der es erwählt, eine Spur von Glück in's Haus bringen? Darf sie dazu helfen, daß Antons thörichte Neigung zum Ziele führt, dem Ziele, elend zu werden für immer an der Seite dieses oberflächlichen Wesens?

Sie nimmt mit heißen Wangen ein Tuch um die Schultern, ergreift den Schlüsselkorb und steigt hinauf in die Bibliothek. Den Schlüssel besitzt sie noch; Anton hat ihn bis jetzt nicht zurückverlangt; das Treppensteigen wurde ihm wohl noch zu schwer, oder meidet er den Raum, um einer andern Ursache willen? Es ist, als sei das stille Gemach nicht mehr vorhanden für ihn.

Sie aber hat für das Zimmer, in welchem sie die schwerste Stunde ihres Lebens erduldet, eine Leidenschaft gefaßt. Des öftern ist sie schon hinaufgeschlichen, hat vor dem Bilde gestanden, das Napoleons Abschied darstellt, und an dem Schreibtisch gesessen, an dem ihr Mann den verzweifelten Brief schrieb. Und heute sitzt sie zum letztenmal dort und sieht mit trostlosen Augen in die dunstige Landschaft hinaus, die unter dem Schauern des Lenzwindes liegt, über der Wolkenschatten und Sonnenblitze wechseln. Ihre Lippen bewegen sich, als spräche sie. „Ich muß es thun," sagt sie endlich, „ich muß!"

Und entschlossen rückt sie näher heran und schreibt den Scheidebrief an Anton. Sie liest ihn gar nicht nochmal durch, sie couvertiert ihn, siegelt und adressiert und legt ihn dann mitten auf die Schreibunterlage, daß er sich grell abhebt von dem roten Löschblatt. Da ist auch ein Briefbeschwerer, den setzt sie vorsichtig auf eine Ecke des Schreibens und dann sitzt sie da wieder

Digitized by Google

unthätig, in ihre schweren Gedanken verloren bis zur Dämmerung. Nun muß sie gehen, muß ein Ende machen. Sie zieht ihren Trauring ab — er gleitet leicht vom Finger, ihre Hand ist mager geworden in den letzten Zeiten — legt ihn ebenfalls auf den Brief und dann schleicht sie hinunter. Vor Antons Thür stockt ihr Fuß; es ist eine schreckliche Qual, mit ihm allein zu sein, sie möchte es hinausschieben so lange als möglich. Sie geht deshalb nach dem Inspektorhause hinüber und redet noch einmal von A bis Z mit der jungen Frau Heine über Butter und Käse, und daß die Preise jetzt aufschlagen werden des knappen Futters wegen. Aber endlich muß sie auch dort „Adieu“ sagen. Sie sieht sich noch einmal in der Stube um, in der sie die arbeitsvollen glücklichsten Jahre ihres Lebens neben Anton verbracht hat, und dann wandert sie langsam in der Dunkelheit über den Hof ins Schloß zurück.

In Antons Zimmer ist noch kein Licht, er hat sie aber auf dem Flur gehört und ruft: „Wo steckst du denn eigentlich, Christel? Ich wollte dir noch verschiedenes sagen, was du in Dresden besorgen mußt — hast du jetzt Zeit?“

„Ja!“ sagt sie gepreßt, „aber willst du nicht erst zu Abend speisen?“

„Nein, ich danke, ich warte lieber noch.“

Sie ist eingetreten und tastet sich nach dem großen Lehnstuhl am Schreibtisch. „Willst du nicht Licht haben, Anto?“

„Nein!“ Das klingt sehr hastig, fast schroff.

Christel sitzt schweigend und abwartend da. Trotz der Dunkelheit kann sie seine große Gestalt erkennen, wie sie auf dem Teppich hin und her wandert.

„Ich habe auch einen Brief mitzugeben an Karl,“ sagt er endlich.

„Ich soll ihn mitnehmen?“ stößt sie befremdend heftig hervor. Sie weiß ja doch, es ist der Brief, der unselige Brief, der seine Beichte enthält.

„Ich kann ihn auch mit der Post schicken, wenn es dir zu viel ist,“ antwortet er erstaunt.

„Ach, gieb ihn nur,“ sagt sie jetzt gewaltsam ruhig.

„Und dann ist dort mit dem Sattler zu sprechen,“ fährt er fort, „der Kutschgeschirre wegen, der Sielengeschirre, du weißt ja. Und, bitte, gehe nach der Ofenfabrik, dort sollen jetzt Rokokoöfen ausgestellt sein; die Adresse schrieb ich dir auf. Und im übrigen wünsche ich dir nur noch, daß du ein paar nette Tage verlebst und mit keinerlei Sorge hierher zurückdenkst. Du hast zuletzt ja viel durchgemacht, Christel, du mußt mal heraus, du wirst froher wiederkehren und mich — wirst du dann ja auch anders antreffen. Was ich dazu thun kann“ — er lacht kurz auf — „werde ich ja thun, natürlich! Es ist meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit! Und nun gieb mir die Hand, Christel; wenn du wieder da bist, dann —“

Er tastet mit der gesunden Hand nach der ihrigen, heiß und fiebrig umspannt sie die kalte Linke der Frau; die Rechte hat sie auf den Rücken gelegt, der Ring fehlt ja an ihr.

„Warum zitterst du denn?“ fragt er.

„Zittere ich? Ich weiß es nicht.“

„Ja, Christel, alte gute Christel!“ Und plötzlich thut er, was er nie gethan, er kniet vor ihr nieder und legt den Kopf in ihren Schoß. Es ist, als ob ein Beben durch den großen Mann geht.

„Steh doch auf! Steh doch auf!“ sagt sie hastig, wie befehlend, „ich bitte dich, steh auf! Wir wollen uns doch nicht lächerlich machen, Anto — Komödie spielen ist für uns nicht angebracht.“

„Komödie spielen?“ wiederholt er. Eine grenzenlose Bitterkeit überkommt ihn gegen die Frau, die für das, was in seiner Seele vorgeht, so gar kein Verständnis hat. Die Reue, die Verzweiflung ließ ihn niederknieen vor ihr, und sie fragte nicht: Was drückt dich, was ist dir? Hätte sie eine einzige solche Frage gethan, er hätte ihr in dieser Minute gebeichtet wie einer Mutter, hätte sie gebeten: Bleib' bei mir, hilf mir, laß mir Zeit — ich finde mich wieder!

Er lacht laut auf und springt auf die Füße. „Es ist wahr, Christel,“ sagt er schneidend, „wir standen eigentlich auch nie so zärtlich sentimental miteinander — hast recht, Christel; den Teufel auch! Weil du auf drei Tage nach Dresden reist, werde ich wie ein Schulbub', der nach den Ferien von seiner Mutter Abschied nimmt und plärrt.“

Sie antwortet nicht, sie weiß ja so genau, was ihn knieen ließ vor ihr: die Reue, das mahnende Gewissen. Wenn sie eben gewollt, wenn sie seinen Kopf zwischen ihre Hände gefaßt, wenn sie den Thränen der Verzweiflung, die ihr emporquollen, hätte ihren Lauf gelassen, dann wären die gelockerten Bande wieder fest geknüpft worden — auf ein paar Wochen oder Tage, oder — Stunden, — und dann wäre der Kampf von neuem entbrannt in seinem Herzen. Und sie will kein Mitleid, will keine Geduldete sein, sie will nicht seine Qualen sehen auf Kosten ihres Rechtsgefühls, sie will nicht, sie kann nicht!

„Na also, dann können wir wohl zu Abend essen, Christel,“ sagt er forciert gleichgültig, „was hast du denn Gutes? Eine anständige Henkersmahlzeit, die versteht sich bei einem so ausgezeichneten Hausstand von selbst, obgleich der Februar ein jammervoller Monat für die Küche ist. Wir trinken am Ende eine Flasche Sekt und stoßen an auf glückliche Reise — was?“ Und dabei drückt er auf den Knopf der elektrischen Klingel. „Licht!“ schreit er den Diener an, der atemlos eintritt.

„Ich kann nicht essen,“ sagt Christel, „ich möchte dich vielmehr bitten, nicht übelzunehmen, wenn ich mich zeitig zur Ruhe begebe. Wenn du aber wünschst, will ich dir Gesellschaft leisten beim Essen, trotz meines Kopfwehs.“

„Also Kopfweh? Nein, nein, genier' dich nicht, leg' dich nur, ich kann allein essen, Christel!“

„Gute Nacht denn, Anto, und adieu auch gleich,“ sagt sie. „Ich habe mir in einer Kammer das Bett herrichten lassen, ich muß früh aufstehen morgen, und das stört dich, weckt dich aus dem besten Schlaf. Der Diener bleibt schon diese Nacht in der Stube neben deinem Schlafzimmer. Gute Nacht, und laß es dir gut gehen während meiner Abwesenheit, Anto!“

Sie hat sich hingetastet zu ihm, und jetzt schlingt sie die Arme um seinen Hals. „Adieu. Anto — komm', gieb mir einen Kuß und sei nicht böse auf mich — nicht wahr, du weißt, ich meine es gut mit dir?“

„Nein, nein, ich bin nicht böse,“ antwortet er, indem er sie flüchtig küßt, „und ich weiß ja, daß du es gut meinst.“

„Dann leb' wohl,“ flüstert sie, und auf einmal fühlt er ihre Lippen wieder auf den seinen, fest, leidenschaftlich innig, einen kurzen Augenblick nur, und dann hat sie ihn so jäh losgelassen, daß er fast schwankt.

So hat sie ihn nie geküßt.

„Christel!“ ruft er, aber die Thüre klinkt eben ein; Christel ist gegangen. Daß es ein Abschied war für immer, das ahnt er nicht.

Es ist gerade, als ob es in der Luft liege, daß etwas Unerhörtes geschehen wird. Anton kann, allein da unten, keine Ruhe finden. Er hat lange gelesen, so lange, daß ihm die Lampe ausging; nun liegt er schlaflos im Dunkeln mit wirren Gedanken. Draußen hat sich der Sturm aufgemacht und rast um das Schloß mit Pfeifen und Brausen. Es knackt im Gebälk und in den Möbeln, es ist, als ob es hinter den Tapeten raschele; die Dielen ächzen leise, als träten unsichtbare Füße auf sie. Aus dem Nebenzimmer tönt das laute regelmäßige Schnarchen des Dieners. — Der Kerl würde nicht aufwachen und wenn man eine Kanone neben ihm abschösse! denkt der einsame Mann, dem die Schulter schmerzt, denn der Verband hat sich verschoben.

Er starrt mit brennenden Augen nach oben, es kommt ihm vor, als ob dort leise Schritte gehen: Edith — Edith, die auch nicht schläft! Hätte er doch das Mädchen nie gesehen! Könnte er doch weiter so vegetieren wie bisher neben Christel, in der eintönigen Folge der Wochen und Monde! Es war so ruhig geworden in ihm, sein Herz hatte das rasende Pochen von einst verlernt; er war sich so rechtschaffen, so bieder vorgekommen und hatte Freude an seinen Erfolgen gehabt.

Und jetzt? So ging es nicht weiter, aber — was soll dann werden? Er hatte den Selbstmord immer verachtet, immer — aber in seiner Lage war es fast das einzige, was blieb!

Sollte er Christel einfach zwingen, ihre Rechte aufzugeben? Einen Streit vom Zaune brechen? Es wäre brutal gewesen. Ach ja, sie würde ihm alles, alles vergeben, sie würde dulden,

Digitized by Google

Osterläuten.
Nach einer Originalzeichnung von Frank Kirchbach.

Digitized by Google

klaglos dulden, sie würde ihn mit ihrer Demut zur Verzweiflung treiben, denn sie liebt ihn ja mit jener Liebe, die alles erduldet, alles erträgt und alles hofft. Sie würde es als Pflicht ansehen, bei ihm zu bleiben, und wenn er sie mit Füßen träte. Und sein Herz und seine Sinne schreien nach der andern, und diese andere weiß es und liebt ihn wieder, vielleicht sich selber noch unbewußt. Aber ihre Blicke, ihre kleinen Koketterien, die ihm den Kopf verwirren — —. Er hat ja Herzklopfen wie ein Sekundaner, wenn er ihr Kleid rauschen hört, und seit dem Feuer, seitdem er das reizende Geschöpf auf seinen Armen dem Tode entriß, da war es vollends um ihn geschehen. —

Er hatte am Nachmittag, bevor der Brand ausbrach, an seinen Freund Karl geschrieben, droben in der Bibliothek, den Brief aber später verbrannt, denn der Freund konnte ihm auch nicht helfen; er hat ihm nur ganz einfach ein paar freundliche Zeilen mit seinem Glückwunsch übermittelt. Es muß sich auch so ein Ausweg finden lassen; einige Tage Ruhe nur für sein überreiztes Gehirn, das stille vorwurfsvolle Gesicht Christels nicht sehen — nur ein paar Tage nicht!

Es ist gegen vier Uhr früh, als er einschläft; als er erwacht, ist's neun Uhr. Ueber ihm spielt Edith von Ebradt auf dem verstimmten Klavier der Tante; durch die Vorhänge der Fenster blitzt ein Sonnenstrahl, der Sturm hat alle trüben Wolken draußen verjagt.

Auf sein Klingeln erscheint der Diener und hilft ihm beim Ankleiden. „Ist meine Frau abgereist?"

„Jawohl, Herr Mohrmann."

„Hat sie noch eine Bestellung hinterlassen für mich?"

„Ich weiß nicht — werde mich erkundigen — Frau Mohrmann hat gar nichts weiter gesagt," berichtet der Mann, nach einem Weilchen zurückkehrend. „Der Kutscher hat müssen am Friedhof vorfahren, und da ist sie noch einen Augenblick ausgestiegen und an das Grab der Mutter gegangen."

Anton fällt dies auf. „War sie auch im Pfarrhause?"

„Nein! Der Kutscher sagt, nur auf dem Friedhof."

Das ist eine Sentimentalität, die Anton gar nicht an ihr kennt.

Der Vormittag geht so hin; Heine kommt und der Doktor kommt; Anton ladet die Herren zum Frühstück ein, es geht ganz lebhaft dabei her. Mittags erscheinen die Damen bei Tisch, sie sitzen da zu dreien. Fräulein Tonette kann ausgezeichnet erzählen; sie bringt das Gespräch auf ihren Aufenthalt in Madeira, sie ist mit dem Vater drei Jahre hintereinander dort gewesen. Man bleibt heute länger beisammen als sonst. Der Diener sieht von Viertelstunde zu Viertelstunde in das Zimmer, aber die Herrschaft redet so eifrig, er kann noch immer nicht die Dessertteller holen. Endlich erhebt sich Tante Tonette.

„Nun sollen Sie ruhen, lieber Mohrmann, und wenn Sie nachmittags Langeweile haben — wir sind zu Hause."

Er verbeugt sich jetzt sehr förmlich, und man entfernt sich ohne seine Zusage. Er will nicht hinaufgehen, er will nicht; abends um neun Uhr klopft er aber doch an. Edith sitzt in dem künstlich arrangierten Erker mit einer Handarbeit, die Baronesse am Kamin. Anton nimmt ihr gegenüber Platz und muß Auskunft geben, wie er sich als Strohwitwer gefällt. Man unterhält sich wieder ganz ausgezeichnet. Edith spricht freilich am wenigsten, nur ihre Augen sprechen. Diese dunklen, leuchtenden sonderbaren Augen.

So vergeht der erste Tag und der zweite, eine Nachricht aus Dresden kommt nicht, aber Anton weiß ja, sie schreibt so ungern, die Christel, und wahrscheinlich wird sie nur telegraphieren, wann sie einzutreffen gedenkt, damit der Wagen an der Bahn sein kann.

Zum Ueberlegen ist Anton nicht gekommen, vielmehr immer tiefer und tiefer in seine unselige Leidenschaft versunken. Heute, wo er jeden Augenblick die Depesche erwartet, die ihm die Rückkehr Christels melden soll, ist er von einer solchen nervösen Gereiztheit, daß niemand ihm etwas recht macht, und die Leute in der Küche, der Diener an der Spitze, wünschen die „Frau" herbei. Er fährt empor, wenn eine Thür geht, und sieht in jedem Menschen, der über den Hof schreitet, einen Depeschenboten. Aber bis gegen Abend ist nichts gekommen, weder Brief noch Depesche.

Zu der gewohnten Stunde klopft er wieder bei den Damen an, er findet nur die Baronesse vor; Edith hat Kopfweh und sich in ihr Zimmer zurückgezogen.

„Ich weiß nicht," sagt die alte Dame, „was sie treibt; sie sieht so blaß aus, ißt schlecht seit einiger Zeit, und des Nachts schluchzt sie mitunter zum Herzbrechen. Gott schütze sie nur vor unglücklichen Amouren — so etwas will durchgemacht sein, mitunter auf Kosten der Gesundheit."

Er bleibt nicht lange, es ist so öde ohne sie. Er steigt wieder die Treppe hinunter, geht durch alle Stuben und weiß nichts zu beginnen vor innerer Unruhe. Wenn man sich wenigstens in die Arbeit stürzen oder mit dem Schießprügel umherlaufen könnte! — Dieser elende Knochenbruch — zum Verrücktwerden ist's! Und nun noch gar das arme Mädel da oben krank! Sie weiß nicht, was mit ihr ist, die Alte, aber ich weiß es, ich! — Sterben wird sie daran, wie ich auch, zu Grunde gehen werden wir daran, sie und ich! Und er stößt einen Stuhl, der ihm im Wege steht, mit so heftigem Fußtritt fort, daß er krachend zu Boden fliegt und der Diener atemlos hereinstürzt, um mit offenem Munde seinen Herrn anzustarren.

„Mach' Feuer oben in der Bibliothek!" herrscht dieser ihn an und wirft ihm den Schlüssel hin, den Christel vor ihrer Abreise ihm wieder zugestellt hat, indem sie denselben in das Schubfach seines Betttischchens legte. Ihm ist plötzlich eingefallen, daß er sonst dort oben in dem stillen Zimmer mit dem weiten Blick in die Ferne hinaus am ehesten Ruhe gefunden hat.

Nach einer halben Stunde meldet der Diener, daß es oben schon genügend warm sei, und Anton hält mit seinem Auf- und Abwandern ein und steigt zur Bibliothek hinauf. Noch ist es ziemlich hell hier, im Ofen flackert das Feuer, die mit Bücherrepositorien ziemlich bis zur Decke hinauf besetzten Wände heimeln ihn an, der Schreibtisch scheint nur auf ihn zu warten. Es ist so still hier, so totenstill; er hört, als er jetzt im Erker sitzt und hinausstarrt in die Landschaft, das Ticken des Holzwurms in der Vertäflung, das Rascheln einer Maus hinter den Büchern und über sich das dumpfe, regelmäßige Tick! Tack! der Turmuhr. Am Boden liegt der aufgeschlagene Band einer französischen Ausgabe der „Drei Musketiere" von Dumas, und er erinnert sich, darin geblättert zu haben, als er zum letztenmal hier oben saß, als er den Brief an Karl schrieb, bevor das Feuer in Altwitz ausbrach. Aber wie ist das Buch auf den Boden gekommen? Er stößt es achtlos mit dem Fuße fort.

Wie soll es werden? Soll er auf Reisen gehen? Seine Verhältnisse gestatten es ihm ja: Heine ist ein zuverlässiger Mann und Christel wäre ja auch da. Die neuen Eindrücke der weiten Welt würden ihn vielleicht eine Zeit lang abziehen — eine Zeit lang, ja, er würde in dem bunten Reiseleben die Ketten nicht rasseln hören, die ihn hier zur Verzweiflung bringen, aber — — geändert wird nichts damit, vergessen kann er nicht, das fühlt er.

Er springt auf und geht im Gemach umher. Einmal reißt er die Taschenuhr heraus, es ist halb sieben Uhr, um Sieben passiert wieder ein Zug von Dresden die Station, da kann sie kommen. Ob man den Wagen zur Bahn schickt? Man müßte es wohl thun, aber — warum hat sie nicht geschrieben? Wenn's nicht geschieht, ist's nicht seine Schuld und — sie wird sich ja doch herfinden, sie wird in aller Seelenruhe ihr Kleid zusammenraffen und mit ihrem gleichmäßigen festen Schritt nach Hause gehen.

Er sieht sie schon eintreten, keine Spur eines Vorwurfs auf ihrem vollen Gesicht, nicht einmal die Frage: Warum war denn der Wagen nicht da, Anto? Nein, sie wird ablegen und sofort nach dem Schlüsselkorb greifen und in der Wirtschaft nachspüren. Höchstens sagt sie: Sobald ich draußen alles geschafft habe, Anto, erzähle ich dir; einstweilen grüßt Karl recht herzlich. Und wenn es dann später zum Erzählen kommt, wird sie von den Kindern und dem Haushalt der Frau Doktorin reden, aber was er am liebsten wissen möchte, muß er ihr abfragen. Und bei Erwähnung des Täuflings wird sich wieder der schmerzliche Zug um ihren Mund legen wie jedesmal, wenn sie von Kindern spricht.

Ja, du großer Gott, ist er denn nicht am meisten zu beklagen, er, der da gearbeitet und erworben hat, rastlos, unermüdlich, ohne zu wissen, für wen? Ja, für irgend welche ihm unbekannte Sprößlinge seiner entfernten Verwandten!

Digitized by Google

Er ist, wie zufällig, vor dem Bilde „Napoleons Abschied von Josephine" stehen geblieben. Er sieht die Schilderei an; bisher hat er sie kaum bemerkt. Ein Ausdruck von Genugthuung fliegt über sein zuckendes Gesicht. Ach, der hatte den Mut, der war ein ganzer Mann, er verstieß die Kinderlose — Frankreich zuliebe! Als ob Wartau ihm nicht dasselbe bedeute, was jenem Frankreich? — — Die Kerle, die anstatt des sogenannten Gemüts eine unbeugsame Energie besitzen, kommen weiter in der Welt!

Als ob er sich nicht auch Kinder wünschte! Als ob er noch Lust hätte zu arbeiten für irgend wen, der ihm gleichgültig ist! Die kinderlose Ehe wäre ja Grund genug für eine Trennung.— — Zum Henker mit der verfluchten Sentimentalität, die ihm sein deutsches Blut vererbte!

Am Hochzeitsmorgen hatte die Mutter ihm noch gesagt: „Anto, hüte dich, falle nicht zurück in solche Dummheiten wie die mit der Fränze. Dein Weib ist schlicht und rechtlich, das, was die Fränze verstand, versteht sie nicht — dich abzustoßen und wieder anzuziehen mit Thränen und Lächeln. Und ihr Männer seid wie die Kinder, ein Stück Brot werft ihr weg um ein Leckerwerk! Hüte dich, Anto, Brot ist das, was wir am notwendigsten im Leben gebrauchen."

Ach, was wußte denn das alte Frauchen von Liebe und Leidenschaft? Was wußte sie von ihres Sohnes Herzen und von dem andern jungen Herzen da drunten, das ihn liebt, diesem Feuerherzen, das schon um einen kranken Hund sein Leben wagte? Herrgott, wie sie da hineinstürzte in das brennende Gebäude, ohne Besinnen! Dieses wundervolle Selbstvergessen, dieser kecke junge Wagemut! Und wie sie so erschreckt in seinen Armen lag, als er sie hinaustrug! Dieser Blick, diese Blässe, als er ihren Namen rief!

Er läßt sich zitternd in den Sessel vor dem Schreibtisch nieder. „Ich will Christel schreiben," sagt er halblaut, „ich will ihr alles gestehen, ich will — " Er weiß es selbst nicht, was er will.

Die Dämmerung ist stark hereingebrochen, aber von einem rötlichen Schimmer durchhaucht. An seinem Schreibtisch mangelt schon das Licht; er zündet ein Streichholz an und damit die Stearinkerze; sie genügt, den Brief zu schreiben. Er will eben das im Wege Liegende von der Unterlage schieben, da sieht er einen Brief und auf diesem einen goldenen Ring.

Christels Ring! Christels Schrift!

Er faßt sich plötzlich an die Stirn, eine Ahnung kommt ihm, eine Ahnung, die ihn förmlich lähmt. Ein Weilchen sitzt er, den Ring anstarrend, den er in der Linken hält. Die Kerze entlockt dem Golde nur ein schwaches Funkeln, denn der Reif ist matt geworden in den Jahren, da er an der fleißigen Hand saß; Tausende von kleinen Kritzern sind da eingegraben und erzählen von Arbeit, harter Arbeit, die für ihn gethan wurde. Er faßt den Brief endlich, öffnet ihn unbeholfen mit der einen Hand, legt ihn auf die Platte des Schreibtischs und beugt sich darüber. Nur wenig Worte stehen da:

„Lieber Anto!

In dieser ernsten Stunde ist nur allein die rückhaltloseste Wahrheit am Platze.

Ich habe den Brief gelesen, Anto, den Du an Freund Karl schriebst an jenem Tage, als das Feuer in Altwitz ausbrach. Wie ich dazu kam? das ist unwesentlich; es war nur Zufall und ihm danke ich es, daß er mir endlich die Augen öffnete. Ich hätte Dich gleich verlassen, um Dir Deine Ruhe, das Glück zu geben, das Du ersehnst, wenn Du nicht schwer verletzt zurückgekehrt wärst aus Altwitz; so mußte ich Dich noch länger mit meiner Gegenwart quälen.

Wenn Du dies liest, bin ich gegangen, und Du bist frei. Unsere gerichtliche Scheidung wird keine Schwierigkeiten machen — ich gab Dir ja kein Kind.

Ich weiß, Du bist gut und mitleidig, Du wirst versuchen, mich zu bereden, bei Dir zu bleiben, aber ich komme nicht! Dein Mitleid will ich nicht, Deine Liebe habe ich nicht, und so, wie unser Verhältnis jetzt ist, halte ich es für unwürdig.

Leb' wohl, Anto, sorge Dich nicht um mich, ich kann arbeiten und bringe mich schon weiter. Werde Du nur glücklich, recht glücklich, das ist mein größter Wunsch!

Christel."

Das ist der ganze Brief, einfach, schlicht, ohne einen einzigen Vorwurf für ihn, der ihr die Treue des Herzens brach, und dennoch fest und energisch im Wollen; keine Klage, keine Sentimentalität, kein Jammer über ihr gebrochenes Glück.

Eine Viertelstunde ist vergangen. Drunten über den Hof rollt die Equipage, die von der Bahn zurückkehrt; der Kutscher hat auch ohne Befehl angespannt, um die Frau abzuholen, aber Anton merkt hier oben nichts davon. Erst jetzt, wo man an seine Thür klopft, fährt er empor und starrt den Diener an, der, noch im Mantel, den Hut in der Hand, meldet: „Herr Doktor Konring aus Dresden." Und er hat den Namen noch nicht ausgesprochen, da schiebt der Doktor ihn schon beiseite, tritt, ebenfalls noch im Reisepelz, in die Bibliothek und erblickt den Freund, der sich mit blassem Antlitz von seinem Schreibtisch erhebt.

Den „Guten Abend!" spart er sich, er sagt nur leise: „Mein Gott, Mensch, was sind das für Geschichten, die du da angerichtet hast!"

„Karl!" Mohrmann richtet sich straffer auf, „ich weiß, sie schickt dich — wo ist sie, Karl? — ich bitte dich."

„Zunächst bei uns," antwortet der Freund. „Ja, Alter, du wolltest es ja nicht anders."

Anton stöhnt plötzlich auf, als packe ihn ein heftiger körperlicher Schmerz, und der Freund legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Sie kommt natürlich nicht wieder, Anton," sagt er ernst, „sie schickt mich aber, um mit dir von der Scheidungsangelegenheit zu sprechen. Sag' mir nur, Kerl," fährt er mit erhobener Stimme fort, dann bricht er ab beim Anblick des Freundes, der in einer Anwandlung von Schwäche auf den Stuhl zurückgesunken ist, schleudert den Hut von sich und reißt den Pelz herunter, Anton Zeit lassend, sich zu fassen. „Bist du denn ganz von Gott verlassen?" beginnt er wieder, um abermals abzubrechen und das zuckende Antlitz des Mannes zu betrachten. „Na, wozu noch reden?" spricht er gelassen. „Es ist ja gar nichts mehr zu wollen, gar nichts — sie ist wie mit der Schere abgeschnitten, die Geschichte. Und nun nimm dich zusammen, wir haben Ernstes zu besprechen und lange kann ich nicht hier bleiben, ich habe schwere Patienten daheim."

„Sie kommt nicht wieder?" fragt Anton jetzt.

„Kann sie denn das?" ruft dunkelrot vor Zorn der Arzt, „ist sie denn ein Hund, den du mit Füßen treten darfst und der dir winselnd dafür die Hand lecken soll? Sie ist ein Weib, das auf sich hält, auf Würde hält; ein Weib, das Stolz besitzt, mehr als du, mein Junge. Gieb mir lieber ein Glas Wein, und dann laß uns die paar Punkte besprechen, die nötig sind, eure Scheidung einzuleiten. Je bälder die Sache zum Klappen kommt, um so größere Wohlthat ist es für die arme Seele. Also sei so gut, Anton, laß mir ein Glas Wein kommen und einen Happen zu essen, ich fahre heute nacht zwölf Uhr zurück."

Anton erhebt sich wie ein alter, müder Mann und macht eine Bewegung nach der Thür. „Laß uns hinunter gehen," bittet er. — Sie kommt nicht, sie kann nicht kommen, sagt er sich, und das, was er gewollt, glühend ersehnt, gehofft, seine Freiheit, sie fällt wie eine centnerschwere Last auf seine Schultern.

Es ist nicht viel, was drunten in Antons Zimmer bei einem eilig servierten Imbiß der Doktor für Christel verlangt. Man könne ja ihre Kinderlosigkeit als Grund der Trennung geltend machen, und wenn sie vielleicht ihr eingebrachtes kleines Vermögen zurückerhalten könne ... Wenn es aber Anton Unbequemlichkeiten machen sollte, das Kapital herauszugeben, so ist sie auch mit den Zinsen zufrieden, die ihr Anwalt in Empfang nehmen mag. So hat sie zu dem Arzt gesagt, und so trägt dieser es dem Manne vor, auf dessen bleichem Gesicht man die Erschütterung liest.

„Also das Kapital, das sie einbrachte," wiederholt der Doktor ganz geschäftsmäßig. „Es genügt auch für sie, und wie die Verhältnisse liegen, wirst du auch künftig wohl Geld genug brauchen, alter Freund. Es thut mir leid um euch beide, Anton," fährt er fort, „du siehst aber selbst ein: es giebt keinen Rückweg, es giebt keinen Stillstand in der Sache, also vorwärts! Du willst es ja auch schließlich so. Was mich anlangt — ich habe gemeint, die Frau, die mir da blaß und zitternd die ganze Geschichte erzählte, sei verrückt, hab's nicht für möglich gehalten! Na, es passieren wunderliche Dinge auf der Welt. Wir, meine

Digitized by Google

In Erwartung.

Nach dem Gemälde von E. von Müller.

Digitized by Google

Frau und ich, kümmern uns natürlich um sie, das verspreche ich dir, ohne daß du darum zu bitten brauchst, als das letzte, was ich dir versprechen kann, denn von jetzt an sind wir, meine Frau und ich, Partei. Du wirst ja auch allein fertig, und ich wünsche dir alles Glück und keine Enttäuschung für dein künftiges Leben.“

Der kleine untersetzte Mann mit dem feinen energischen Gesicht sieht noch einmal ehrlich bekümmert zu dem blonden Riesen hinüber, der sich mit Mühe aufrecht hält. „Adieu nochmals, Anton!“ Dann fährt er in den Pelz, greift zum Hut und ist wie der Blitz verschwunden, und ehe Anton ihm folgen kann, sitzt er schon im Landauer. Noch einmal blickt er aus dem Wagenfenster zurück und sieht in der hellen Februarnacht eine große Gestalt auf der Freitreppe stehen, die ihm nachzustarren scheint.

„O, heiliger Gott, was für ein wunderlich Ding ist das Menschengehirn, und das meines Freundes Anton insbesondere!“ murmelt er. „Arme Christel, arme tapfere Christel — aber da ist ja nichts mehr zu machen, gäbe nichts als ein armselig Flickwerk, das doch wieder auseinanderfallen würde. Hier heißt's — durch! Wie blaß er aussah, der thörichte Kerl, beinahe so blaß wie damals, als ihm die Fränze den Absagebrief schrieb! Ja, eklich ist's immer, wenn so was auseinanderreißt, es thut weh trotz alledem und alledem! Gebe nur Gott, daß meine Typhuskranken die Nacht überstehen. Ich konnt's doch der Christel nicht abschlagen, ihrem Gatten noch mal persönlich zu versichern, daß er frei ist. Armes Weib!“

Sie ist fort und bleibt fort — Mohrmanns lassen sich scheiden! Anton muß es glauben, und allmählich auch die andern Leute. Im Hause geht das Gerede und das Gewisper schier ins Unendliche. Die Baronesse erfährt es erst am folgenden Tage von der weinenden Frau Pastorin, die mit ihrem Manne zu Anton gepilgert ist, und während der geistliche Herr versucht, den verlassenen Schwager zu einer Reise nach Dresden zu bereden, um Christel wiederzuholen, nötigenfalls mit Gewalt, sitzt die erschütterte Schwester bei Fräulein Tonette und klagt über die trotzköpfige pflichtvergessene Frau, die mir nichts dir nichts dem von Gott angetrauten Ehemann davongeht.

„Nun ja, sie hat's am Ende nicht so leicht gehabt mit ihm; aber, Fräulein Tonette, sie weiß doch gar nicht, wie gut es ihr eigentlich ging. Keine Not, keine Nahrungssorgen, ach, wenn's den Leuten zu wohl wird — — Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie doch an sie schreiben wollten, Sie sind so klug und könnten ihr gewiß auseinandersetzen, wie sehr sie ihren Mann und uns alle kränkt!“

„Meine liebe Frau Pastorin,“ sagt Fräulein Tonette von Wartau, und ihre feinen Finger spielen nervös auf dem kleinen Tischchen vor ihr — sie sitzt wie gewöhnlich am Kamin mit einer Strickarbeit. „Meine liebe Frau Pastorin, ich mische mich grundsätzlich nie in Ehestandsgeschichten. Wenn Frau Christel und ihr Gatte sich trennen wollen, so werden sie Gründe dafür haben, denke ich mir.“

„Weil sie kinderlos sind?“ fragt die weinende Frau. „Das ist eine Sünde, ein Unding! Man kann auch glücklich sein ohne Kinder, ja gewiß! Ich war sogar sterbenstraurig, als ich das erste bekam, weil ich dachte, mein Mann liebte mich nun nicht mehr allein, und —“

Fräulein von Wartau unterbricht sie, und ihr Gesicht ist geradezu hochmütig, als sie sagt:

„Sie können sich wohl schwerlich hineindenken in die Seele von Menschen, die auf eigener Scholle sitzen, meine Liebe? Ich gebe ja gern zu, daß in der Ehe eines kleinbürgerlichen Beamten oder Predigers Erben zu entbehren sind, der Besitzer von Wartau aber —“

Sie verstummt, denn plötzlich ist Edith eingetreten, blaß, mit gespanntem Ausdruck.

„Hm!“ räuspert Fräulein Tonette sich noch einmal und strickt weiter.

Der Pastorin, einer nervösen Frau, ohne irgend welches selbständige Urteil, ist nur die Phrase von der Entbehrlichkeit eines Erben bei Leuten ihres Standes in den Ohren sitzen geblieben. Tödlich beleidigt erhebt sie sich.

„Meine Kinder sind mir genau so lieb wie dem Kaiser die seinen,“ stößt sie hervor, „aber ich habe gemeint, wem Gott sie versagt, der soll sich fügen und sich nicht wider ihn aufbäumen und in seinen Ratschluß hineinpfuschen wollen, denn ich habe gemeint, die Ehe sei heilig.“

„Ja gewiß, meine Liebe, aber mir kommt kein Urteil zu,“ sagt Fräulein von Wartau jetzt seelenruhig. „Es giebt Dinge in der Welt, die diese Heiligkeit in das Gegenteil verkehren. Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich und verlangen Sie von mir kein Hineinmengen — ich stehe dieser Sache so fern wie möglich, aber leid thut es mir, wirklich recht leid.“

Die Pastorin erwidert ihren Blick nicht; sie sieht unverwandt zu Edith hinüber; das Gesicht des jungen Mädchens ist womöglich noch blasser geworden. Eine Aeußerung Louischens fällt ihr ein, die sie heute früh kaum beachtet hatte, und wie sie das schlanke Geschöpf jetzt ansieht, das sich am Fenster vor dem Nähtischchen niedergelassen hat und auf dessen Antlitz Röte und Blässe einander jagen, kommt ihr die Erkenntnis wie ein blendender Strahl. Und plötzlich wirft sie den Kopf in den Nacken, und die Hand auf die Thürklinke legend, sagt sie:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in meinem Jammer belästigte, Baronesse. Ich kann begreifen, daß Sie sich nicht gern einmischen mögen in den traurigen Handel, ich kann's vollkommen begreifen!“ Und im nächsten Augenblick ist sie verschwunden und hat die Thür heftig hinter sich geschlossen.

Die Baronesse sieht einen Augenblick ganz verblüfft die Stelle an, wo die Pastorin noch eben gestanden hat. „Ob diese Art Menschen wohl fähig ist, eine Kalamität mit Anstand durchzukämpfen?“ murmelt sie.

„Edith!“ ruft sie dann laut.

„Ja, Tante!“

„Bitte, komm' hierher!“

Das junge Mädchen tritt näher und setzt sich der Tante gegenüber in einen Fauteuil.

„Altwitzens reisen in fünf bis sechs Tagen an die Riviera,“ beginnt die alte Dame das Gespräch, „wir werden heute nachmittag hinüberfahren oder — gehen, das ist besser, und die Gräfin bitten, dich mitzunehmen.“

Osterzauber.

Nach einer Originalzeichnung von F. Mock.

Edith fährt empor, und ihre erstaunten Augen sagen ohne Hehl, daß sie die Tante für verrückt hält. Ein ungläubiges kurzes Lachen fliegt durch das Zimmer.

„Du wirst erst im Juni mit ihnen zurückkommen.“

„Herrgott, liebe Tante!“

„Ich will keinen Klatsch, verstehst du? Und wenn du es nicht kapierst — um so besser. Jedenfalls gehst du von Wartau fort.“

Edith senkt den Kopf — sie hat verstanden. Dunkelrot, mit zuckendem Munde sitzt sie da. Dann springt sie auf und läuft in ihr Zimmer, und dort steht sie hochaufatmend still und nagt die Lippen. Ihr graut vor dem Feldherrntalent der Tante. Und diese holt seufzend ihr Kontobuch, das auf ein Bankgeschäft in Leipzig lautet, hervor. Sie muß ihre paar heimlich ersparten Groschen opfern — so Gott will, bringen sie ihr Zinsen, hundertfältig!

Dann setzt sie sich und schreibt an eben diesen Bankier. Nach einem Weilchen des Ueberlegens beschließt sie, anstatt nach Altwitz zu gehen in diesem Sturm — die Mohrmannsche Equipage mag sie heute erst recht nicht benutzen —, an die Gräfin zu schreiben und diese zu bitten, Edith, die ein wenig huste, unter ihren Schutz für einen Aufenthalt im Süden nehmen zu wollen. Sie kann sich zwar denken, daß es den alten Herrschaften vielleicht nicht ganz paßt, ein schönes junges Mädchen zu chaperonnieren, aber sie kann ihnen nicht helfen, Edith muß fort, es darf nicht der leiseste Schatten auf ihren Ruf fallen; um keinen Preis aber soll sie in dem Hause des in der Scheidung liegenden Mannes bleiben.

Ihrer Schwester gegenüber beschließt sie vorläufig noch zu schweigen; die ist so schrecklich unbequem mit ihren aristokratischen Ideen von Standesehre und hält Dinge für verwerflich, die völlig gäng und gäbe sind im Kampfe des Lebens. Ihre Vorwürfe kommen noch früh genug.

— — — — — — — — — — — — — —

Pastors gehen unverrichteter Sache wieder heim. Anton hat ruhig den Redeschwall seines geistlichen Schwagers über sich ergehen lassen, im Lehnstuhl sitzend oder umherwandernd, denn der Herr Pastor spricht lange. Endlich, als auch die Pastorin sehr erregt eintritt, sagt er: „Bitte, redet nicht mehr davon! Wir sind beide Menschen, die ihren gesunden Verstand haben — wir können nicht zusammenbleiben; ich leide darunter so schwer wie Christel, aber wir werden es tragen. Ihr meint's gut, habt Dank! Zu ändern ist nichts.“

Die Pastorin faßt ihren Mann am Rockärmel; er will eben noch einmal beginnen über die Heiligkeit einer vor Gottes Altar beschworenen Ehe, da sagt sie:

„Komm', Robert; das Fräulein von Wartau da oben hat eben erklärt, es giebt Verhältnisse, die eine heilige Sache entheiligen und umwandeln zum Schlimmsten, und ich glaube, sie hat recht. Red' nicht mehr; er kann nicht anders und sie auch nicht — glaub' mir's.“

Der geistliche Herr sieht seine Frau verwirrt an, nimmt den Hut vom Tische und folgt ihr mit einem kurzen verwunderten Blick auf Anton.

„Adieu, Anton,“ sagt die blasse Frau. „Ihr habt recht, es ist besser, ihr geht voneinander.“

„Erzähl' mir's doch nur, Lotte,“ beginnt der Pastor, als sie daheim angekommen sind in seiner stillen Arbeitsstube und die vom schnellen Gehen schwer atmende Frau auf den nächsten Stuhl gesunken ist, „was hat's denn gegeben zwischen den beiden?“ Und er beugt sich über sie und streicht ihr die feuchten Haare aus der Stirn.

Sie hat Christels Augen, nur durch Weinen getrübt, große treue Sterne von hellem bräunlichen Grün. Sie sieht ihn an mit ihrem großen Kummer. „Robert, er liebt eine andere!“ sagt sie. „Und deshalb darfst du nicht zureden, denn eine weit größere Sünde wär' ihr Zusammenbleiben, Robert, als ihre Trennung. Nein, sag' nichts, Robert, das ist so und — ich bliebe auch nicht bei dir, wenn du —“

„Aber Lotte,“ bittet er vorwurfsvoll.

„Du sagst selbst, die Sünde naht dem Menschen in tausenderlei Gestalten, und du sagst — wir sind schwach, wir unterliegen ihr —“

„Und wenn dein Mann kämpfte, um der Sünde Herr zu werden, würdest du ihm nicht helfen wollen, Lotte, ihm zur Seite bleiben in der schweren Zeit?“

„Ich würde bei meinem Mann bleiben und wäre er ein Mörder, aber in diesem Falle nicht. Nein, dazu wäre ich einesteils zu stolz, und andernteils —“ sie stockt und wird verlegen — „und ich könnt's nicht sehen, wie du dich vielleicht quältest neben mir,“ setzt sie leise hinzu.

Er versteht sie plötzlich und er versteht Christel, und jetzt verstummt er vor diesem einfachen demütigen Bekenntnis einer Liebe, die ihre weinenden Augen verhüllt und geht, um den andern glücklich werden zu lassen. Und der sonst so streng eifernde Mann zieht die Frau in seine Arme und küßt sie mit feuchten Augen.

„Und Christel denkt wie ich,“ flüstert sie, „ich weiß es.“

„Arme, stolze, demütige Christel,“ sagt er, „ich hatte dich nicht verstanden.“

Am fünften März haben die Altwitzer reisen wollen; es ist heute der vierte, der Abend vorher. Tante Tonette hat ihn ersehnt, Edith fast auch. Es ist freilich zum Sterben langweilig und zum Verzweifeln aufregend jetzt in Wartau.

Die alte Dame hat seit dem Bekanntwerden der Mohrmannschen Trennung gewünscht, auf ihrem Zimmer zu speisen. Sie sind auch einfach unmöglich, diese Diners zu dreien mit dem Manne, der mitten in der Scheidung von seiner Frau steht. Das spricht sie ganz laut aus, so daß die Dienstboten es hören. Edith aber steht am Fenster und späht ganze Tage lang nach der hohen Gestalt, wie sie über die Steinplatten des Hofes kommt und geht, und hat ein ewiges, unausgesetztes Herzklopfen.

Er sieht nie hinauf, mit keinem Blick, aber ihr Herz klopft darum nicht weniger schnell. Sie ist nicht unbefangen und kann es nicht sein ihm gegenüber, aber sie würde ihn gern vor ihrer Abreise noch einmal wiedersehen. — Ob er noch immer den heißen Blick für sie hat, möchte sie wissen, wie an jenem Tage, da er ihr zum erstenmal begegnete? Oder — ob er der Frau nachtrauert, der er gehörte bis jetzt? Nein, nein, es ist nur — o, sie weiß, die Tante ist klug und er ist ritterlich — nur der Leute wegen, der Leute wegen! Träfe sie ihn allein, ganz allein, irgendwo auf engem Wald- oder Feldweg, nur der Himmel über ihnen, die grünende Saat oder das schwellende Geäst des Buchengestrüppes zur Seite, dann, ja dann würde seine große sehnsüchtige Leidenschaft ihn die Arme ausbreiten lassen. „Edith!“ würde er rufen wie an jenem Tage in Altwitz.

Sie hat sich vorgenommen, ihm auf einem Spaziergange zu begegnen, aber bisher ist sie vergebens die einsamen Feld- und Waldwege gewandert, nirgends zeigt er sich. Und heute hat sie ihn noch gar nicht erblickt und er weiß doch, daß sie morgen verreist auf lange Zeit. Es ist dumm, ohne Gewißheit fort zu müssen, und Edith brennt auf diese Gewißheit, schon Edis wegen und der Zukunftsträume wegen. Womit soll sie sich denn die Zeit vertreiben? Mit dem alten Paar, das sie begleiten soll, das von Tonette genaue Instruktionen bekommen hat, Edith zu keinerlei Vergnügungen zu führen — Edith habe noch Trauer und außerdem wünsche der Arzt ein ruhiges Verhalten für sie.

Ach die Oede, die Langeweile! Ihr wird es gleichgültig sein, ob vor den Fenstern der Villa, in welcher das Ehepaar Altwitz jedes Jahr ein paar Zimmer bewohnt, Palmen rauschen und das Mittelmeer seine blauen Wasser breitet, ihr Denken wird immer nur in Wartau sein, und abwechselnd auch bei Edi in Berlin; bei letzterem natürlich nur aus Haß. Dieser blonde aristokratische Junge, der so berechnend ist wie ein polnischer Handelsjude — sie zittert ordentlich, wenn sie an ihn denkt.

Warum soll er eigentlich nicht wissen, wenn es endlich heißt: der Besitzer von Wartau läßt sich von seiner Frau scheiden, um Fräulein Edith von Ebradt zu heiraten? Es ist doch so? O, nur so viel Gewißheit, um Ma von Zobel eine Andeutung machen zu können; dann erfährt es auch er bald, das wird ihre Rache sein!

Sie tritt bei diesem Gedanken mit dem Fuße auf das Parkett, so daß Fräulein von Wartau sich veranlaßt sieht, ein tadelndes „Aber Edith, man erschrickt sich ja zu Tode!“ auszurufen.

Digitized by Google

Sie fährt mit dem Kopfe herum. „Tante, ich halt's nicht mehr aus im Zimmer, ich laufe einmal das Stückchen Waldweg hinüber und frage, wie es der alten Gräfin geht. Bitte, erlaube es mir!"

„Meinetwegen," giebt die Tante zu, „du kannst ruhig da promenieren, Mohrmann ist nach Settwitz zu gegangen, also in entgegengesetzter Richtung."

Edith fährt mit zitternder Eile in ihr Jackett, stülpt den Filzhut auf und stürmt die Treppen hinunter. Sie wandert durch den Park an der Gärtnerei vorüber, läßt sich die nach dem Obstgarten führende Thür von der alten Mutter Hahnen aufschließen und ist nach wenigen Minuten im sogenannten Wäldchen, an welchem der Weg nach Settwitz vorbeiführt. Hier muß Mohrmann ihr begegnen! (Fortsetzung folgt.)

Hoffmann von Fallersleben in Corvey.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des Dichters.

(Mit den Bildern S. 181.)

In demselben Jahre, das uns zum Rückblick auf 1848 und an die Verdienste der patriotischen Freiheitssänger mahnt, deren Heroldsrufe der Märzbewegung vor fünfzig Jahren schmetternd vorausklangen, bietet am 2. April der hundertste Geburtstag Hoffmanns von Fallersleben uns Anlaß, dieses Dichters im besonderen zu gedenken. Der befreienden Wirkung, welche seine „Unpolitischen Lieder" in der Stickluft der vormärzlichen Zeit ausübten, des jubelnden Wiederhalls, den sein „Lied der Deutschen", sein „Deutschland, Deutschland über alles!" gleich nach seinem Entstehen im Jahre 1841 in patriotischen Kreisen fand, hat erst vor kurzem die „Gartenlaube" gedacht. Dort ist unseren Lesern — vergl. S. 62 des laufenden Jahrgangs — auch ein Bildnis des Dichters aus jener hochbewegten Zeit dargeboten worden. Das zeigte ihn noch im Vollbesitze seiner kraftstrotzenden Jugendfrische, ganz wie er sich trug und gab, als er nach dem Verlust seiner Breslauer Professur, eines festen Wohnsitzes und jedes sicheren Einkommens, ein Heimatloser, durch Deutschlands Gaue zog und nach dem Muster der fahrenden Sänger der Vorzeit als Recitator seiner Gedichte und Lieder sich praktisch an der Agitation der politischen Führer beteiligte, welche die Wiedergeburt des zerstückelten und geknechteten Vaterlands in freier Verfassung erstrebten.

Das Bild Heinrich Hoffmanns, das unser heutiges Heft schmückt, zeigt uns seine Züge in späterer Zeit. So — das humorvolle Antlitz von weißem Bart und Haupthaar umrahmt — sah er im Alter aus, als er sich endlich wieder einer festen Anstellung zu erfreuen hatte. Erst 1860, als ihn der Herzog von Ratibor zum Bibliothekar seiner kostbaren Büchersammlung auf Schloß Corvey an der Weser ernannte, wurde ihm eine solche zu teil. In den stillen Räumen dieser ehemaligen berühmten Benediktinerabtei konnte er in den letzten vierzehn Jahren seines Lebens sich ohne Kampf und Sorgen seinen Neigungen hingeben, die von Jugend auf mit gleicher Liebe das Studium der altdeutschen Poesie und die Pflege des eigenen Dichtertalents umfaßten. Hier, an der Grenze seines Geburtslandes Hannover, das zu betreten ihm mehr als zwei Jahrzehnte lang polizeilich untersagt war, ist der reichen Blütenwelt seines Gemüts noch ein voller Nachfrühling vergönnt gewesen. Zwar das glückliche Familienleben, das er sich noch als Fünfziger hatte gründen dürfen und das seinen Aufenthalt in Weimar verklärt hatte, ging in Corvey bald nach der Uebersiedelung seines besten Horts verlustig: der Tod entriß dem Dichter die innig geliebte Frau. Erst als die Schwester der Verstorbenen das Hauswesen übernahm, kehrte wieder Ruhe und Frieden bei ihm ein. Aber in dem von ihm so schön besungenen „Garten der Kindheit" sah er hier gesund und frisch sein eigen Fleisch und Blut erblühen. Zahlreicher Zuspruch von Freunden erhellte seine Einsamkeit, und jetzt konnte er als Wirt am eigenen Tisch beim perlenden Wein das hafisische Behagen entfalten, mit welchem er während seiner Wanderjahre die ihm erwiesene Gastfreundschaft so reichlich zu vergelten gewußt. Von seiner traulichen Dichterklause in Corvey aus begleitete sein Geist das Erstarken des deutschen Volks mit manch kräftigem Zuspruch, begrüßte er die Gründung des Deutschen Reichs im Jahre Siebzig mit hoffnungsvollem Frohlocken, während seine Vaterlandslieder aus den Jahren der Einheitsträume für die Nation neue Bedeutung erhielten.

So werden die Ansichten von seiner Arbeitsstätte in Corvey wie von dem Schlosse selbst, in welchem das sturmbewegte Leben des Dichters einen friedlichen Abend fand, vielen willkommen sein. Wir verdanken das Kunstblatt, welches rechts unten auch noch ein Stück des Gartens zeigt, der zu Hoffmanns Geburtshaus in Fallersleben gehörte, dem Sohne des Dichters, Franz, aus dessen persönlichen Erinnerungen wir zur Erläuterung der Bilder das Folgende schöpfen.

Die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit des Dichters sprach sich auch im Charakter seines Arbeitszimmers aus. Sein Wahlspruch: „Klar und wahr" kam hier voll zur Geltung. Da sah man sich nach modernen Stores und schweren Gardinen, nach lauschigen halbdunklen Ecken vergeblich um. Voll und ungehindert drang das Tageslicht durch ganz leichte an den Seiten drapierte Vorhänge ein. Dafür zeigte sich auch der in die Fensternische gerückte Blumentisch stets dankbar, dessen wohlgepflegte Pflanzen in stetem Grünen und Blühen waren. Wuchernder Epheu hatte die ganze eine Wand überzogen, mit seinen Ranken das von Friedrich Preller fein und charakteristisch gezeichnete Bildnis der so früh geschiedenen Gattin des Dichters überspinnend. Ein seiner Größe angemessenes, unendlich lang erscheinendes Sofa, einige Tische, dicht bestellte, bis an die Decke reichende Bücherregale, mehrere handfeste Stühle, an den Wänden gute Bilder, das war außer seinem Schreibtisch das ganze Mobiliar. Dieser aus gewöhnlichem Tannenholz verfertigte, rot gebeizte Arbeitstisch war stets mit hunderterlei Dingen, unzähligen Schriftstücken, Mappen, Heften, Manuskripten und Schreibutensilien bedeckt. Musterte man ihn oberflächlich, so glaubte man, alle die Sachen seien in genialer Unordnung, wie es eben kam, hingelegt. Doch bei näherer Betrachtung überzeugte man sich vom Gegenteil. Es war kein Stück auf seiner Fläche, das nicht seinen ganz bestimmten, peinlich bewahrten Platz gehabt hätte. Rechts befand sich zur Hand zahlreiches Schreibmaterial. Ein Körbchen mit Petschaften und verschiedenen farbigen Arten von Siegellack stand daneben und ward fleißig von ihm benutzt. Die Petschafte zeigten mehrere seiner Wahlsprüche, die außerordentlich charakteristisch sind und je nach dem Inhalte der Briefe verwendet wurden: „Klar und wahr", „Heut und immer", „Gott und die Zeit", dann ein Hammer mit der Umschrift: „Viel Feind, viel Ehr" und ein Eichenzweig, umgeben von den Worten: „Nur tot anders", waren allen seinen Freunden bekannte Siegel.

Die erwähnten Schriftstücke bestanden aus wissenschaftlichen sowohl wie poetischen. Auf dem Tische lagen ferner seine Tagebücher, die er bis auf den letzten Tag regelmäßig fortgeführt und zum großen Teil in seiner Selbstbiographie „Mein Leben" benutzt hat. Eine Mappe mit Papier, um seine Gedanken zu fixieren, hatte den Titel „Feierabend". Mit Papier war der Dichter überhaupt sparsam, seine herrlichsten Lieder, die in ganz Deutschland von einem Ende bis zum andern gesungen werden, sind auf das gewöhnlichste Konzeptpapier geschrieben, oft nur auf handgroße Zettel. Als ein weiteres Haupt- und Kapitalstück, ein Requisit ersten Ranges, muß noch seine hier ebenfalls liegende Brieftasche genannt werden. Ihr wurden die wichtigsten neuesten Gedichte, Trinksprüche und Aufzeichnungen von allgemeinerem Interesse einverleibt. Hoffmann ohne seine Brieftasche war nicht denkbar. Aus ihr, die Unzähligen seiner Verehrer eine Spenderin froher Stunden geworden ist, las der Dichter zu Hause wie auf Reisen seine neuesten Poesien vor, mit einer Kunst im Vortrage, einer Stimme, wie man sie so leicht nicht wieder hört, und die niemand, der sie je vernahm, wieder vergißt.

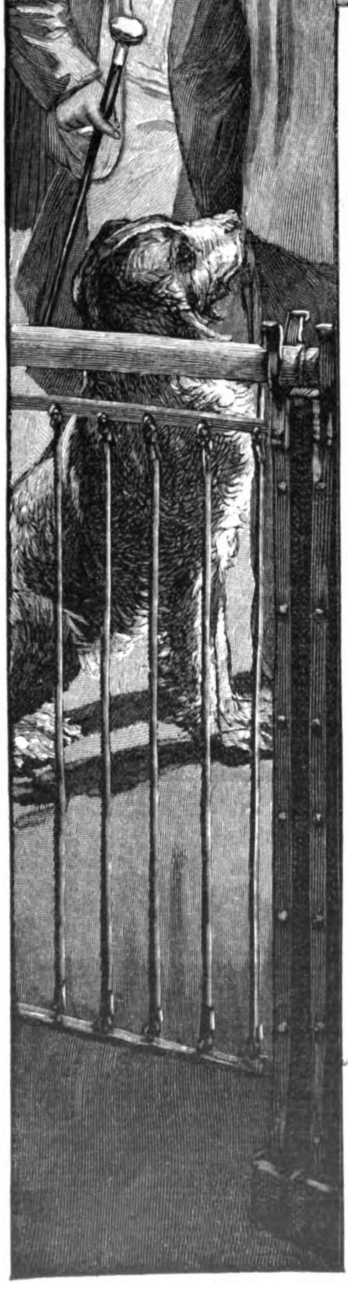
Die Lust am Wandern und der Drang, seine alten Freunde zu sehen, verließ ihn bis ans Ende nicht. Corvey selbst bot ihm wenig Verkehr; die Beamten des Herzogs brachten weder seiner Persönlichkeit noch seinem Schaffen irgendwie Verständnis entgegen. Das nahe Höxter war in dieser Beziehung ergiebiger, aber konnte ihm keinen Ersatz bieten für den Verkehr mit Freunden von gleichem Erleben und Streben. Oft packte ihn das Reisefieber ganz plötzlich, die alte buntgestickte Reisetasche wurde hervorgeholt und mit dem Nötigsten versehen und fort ging's mit den starken Wanderschritten seiner Jugendjahre. Am stärksten zog es ihn zu den alten Freunden am Rhein, in Leipzig, Hamburg, Dresden und Breslau. Als 1861 seine noch immer in Kraft bestehende Ausweisung aus Hannover aufgehoben ward, bot ihm die geliebte hannöversche Heimat das Hauptziel seiner Ausflüge.

Die Stadt Fallersleben, welche jetzt den hundertsten Geburtstag ihres berühmten Sohns festlich begeht, besuchte er so oft er irgend konnte. Hier war sein Vater Bürgermeister gewesen. In dem großen Garten hinter seinem Geburtshaus, das noch im Besitz seines Schwagers war, freute er sich des reichen Blumenflors, der ihm Gelegenheit gab, wie als Knabe zierliche Sträuße zu winden, in welcher Kunst er ein Meister war. Oft lud ihn aber auch das kühle Gartenhaus, welches wir auf unserer Zeichnung sehen, ein, von seinen Spaziergängen auszuruhen. Im heimlichen Dämmerschein schuf er hier noch im hohen Alter manches Lied, sich und andern zur Freude. Als nach seinem Tode der Pavillon zusammenbrach, errichtete die Stadt Fallersleben dem Sänger auf derselben Stelle einen Denkstein.

Der Dichter starb in Corvey eines sanften Todes. Von seltener Gesundheit, wie er sein Lebelang gewesen, bis ins hohe Alter, traf ihn am 8. Januar 1874 ein Schlaganfall, der seinen mächtigen Körper auf das Krankenlager warf. Hier entschlief er am 19., nachts halb Zwölf, ohne jeglichen Todeskampf. In den letzten Jahren seines Lebens ward ihm die Freude, daß sich das volle Verständnis für das Martyrium seines Lebens und die hohe Mission seiner Poesie immer mehr im Vaterlande Bahn brach. Das ist inzwischen in immer stärkerem Maße der Fall gewesen. In erfreulichster Weise zeigte sich das im Jahre 1890, als Emil Rittershaus den poetischen Aufruf für die Errichtung eines Hoffmann-Denkmals auf der damals deutsch gewordenen Insel Helgoland erließ, dem Entstehungsorte des niemals ausgesungenen „Lieds der Deutschen".

F.

Digitized by Google



Wenn ich 'mal Söhne habe . . nach Jahren,
Sie sollen mir eins im Herzen bewahren.
Da will ich den lauschenden Kinderseelen
Von einem Tag meiner Jugend erzählen.
Und ob mich die dunkelsten Schatten umwehn,
Sie sollen mein Auge leuchten sehn.

* * *

Wir waren Studenten — drei Bursche gut,
Die Augen voll Glück, die Herzen voll Glut,
Und schickten zum Herrn, so die Welt regiert
Und sie gar meisterlich ausstaffiert,
Manchmal vor Tollheit und Jugendlust
Einen Juchzer aus voller Burschenbrust.

Da war es in goldnen Ferienstunden,
In Hamburg hatten wir uns gefunden,
Hatten schon wacker die Stadt besehn,
Hafengetöse — Wimpelwehn,
Vergaßen auch nicht über andern Sachen,
Den Mägdlein unter den Hut zu lachen,
Dann hurtig des Abends zum Glase gesetzt:
„Brüder — was jetzt?"

So wurden denn mancherlei Heldenthaten
Von uns beraten.
Doch thät auch Stimm' über Stimm' erschallen,
Das rechte Wort — es wollte nicht fallen.
Da ist der Jüngste denn aufgesprungen,
Mächtig ist seine Stimme erklungen.
Die Narben brannten in seinem Gesicht,
Sein volles Herz, es hielt ihn nicht.
Er sprach nur wenig, nur kurze Worte,
Er faßte sein Glas: „Brüder, hört zu!
Ich weiß ein Örtlein —"
„Heraus mit dem Orte!"
Und jubelnd sagte er: „Friedrichsruh!"

Blitz! Wie fuhren wir andern drein!
„Das Wort — es mag dir gesegnet sein!"

* * *

Ueber den Straßen und Plätzen lag
Sonnengoldig ein Nachmittag.
Der Himmel selber in aller Schöne,
Der sorgte für seine Musensöhne,
Führte bei hellstem Sonnenschein
Ins Dörfchen uns ein. —
Keuchend kamen die Züge und schwanden,
Wir grüßten sie froh,
Dann haben wir drei vor dem Schlosse gestanden
Und die Herzen klopften nur so!

Neben uns — gegen Park und Thor —
Schob sich langsam die Menge vor,
Neue Scharen drängten sich nach —
O wie das summte, lachte, sprach,
Bis plötzlich — halb verschollen — ein Klang
In all das Summen und Lärmen drang.
Lauschend neigte sich jedes Ohr,
Ein tiefes Schweigen in aller Runde,
Dann flog es hastig von Munde zu Munde:
„Der Wagen fährt vor!"

Vorwärtsgeschoben, zusammengedrückt,
Eine Mauer — so sind wir vorgerückt.
Und als wir's sahen — die Pferde — den Wagen —
Ein Sturmwind, ist es emporgeschlagen:
Hin durch die Lüfte Strauß um Strauß,
Hundert Hände streckten sich aus,
Und die Kinder wurden emporgehalten,
So sahen auch sie den herrlichen Alten:
Ueber den Knieen leichte Decken,
Im breiten Schlapphut — so saß er da.
Mir blieb das Hurra in der Kehle stecken,
Doch die andern riefen Hurra!
Das war ein Jubel, ein Stoßen und Drängen,
Immer wieder flogen die Tücher empor,
Bis unter den vollen, brausenden Klängen
Der Wagen sich rasch im Walde verlor.

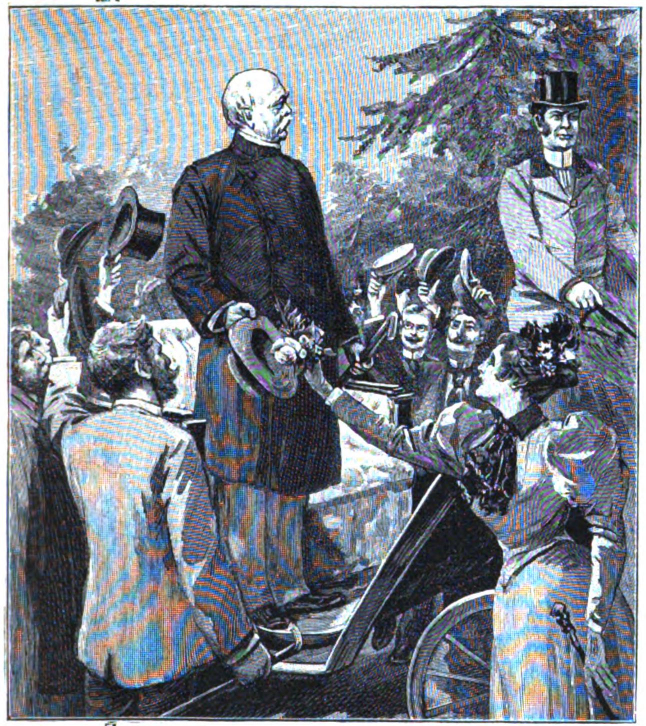
Ein Alter — er war weit hergekommen —
Hatte sein Mützlein abgenommen.
Der stand, als alles vorüber war,
Noch immer in seinem weißen Haar.
Weit war die Welt versunken um ihn,
Er hatte auch nicht Hurra geschrien,

Digitized by Google

Und mählich waren die meisten verstoben,
Lachten und lärmten vom Walde droben,
Da ward er lebendig, und siehe da,
Mit einem Male rief er Hurra,
So hell, so jubelnd, so tief beglückt,
— Dem hab' ich vor Freuden die Hand gedrückt.

Zwei Stündlein mochten vergangen sein,
Von neuem schlossen sich die Reihn.

Und siehe: noch einmal das alte Gesicht,
Still und freundlich — eisern nicht!
Und immer wieder jubelnden Schalles
Die „Wacht am Rhein", und was sangen wir alles!



Und als er thät den Wagen verlassen,
Gemach den schweren Krückstock fassen —
Unsagbar schwoll es in allen empor,
Hunderte stürmten ihm nach durchs Thor,
Da ward ihm selbst wie in alter Zeit
Das Herze weit;
Als wär' der alte Leu erweckt,
Mächtig hat er sich aufgereckt,
Da stand er noch einmal, so schien es mir,
Der Halberstädter Kürassier,
Eisern — gewaltig — titanengroß,
Brausender brach der Jubel los.
Und als er sich dann hinüberbog,
Noch einmal grüßend den Schlapphut zog
Und bedächtig zu seinem Hause schritt —
Aller Herzen nahm er mit.

Die Thore geschlossen — das Brausen verhallt —
Wir gingen zurück durch den Sachsenwald.
Drunten und droben Klang und Schall,
Weiße Kleider flatterten überall.
Neckisch riefen von fernen Wegen
Die Mädchen uns lustige Worte entgegen.

Was war's? Kaum haben wir hingeblickt,
Haben nicht einmal Antwort geschickt:
Liebe — du bunter Schmetterling,
Mannestreue: ein besser Ding!

Mit freudigen Herzen und seltsam befangen,
So sind wir schweigend dahingegangen.
Haben uns jeder für Alltagswochen
Ein Zweiglein gebrochen,
Doch jeder für sich — ganz heimlich beim Gehn,
Als dürft' es selber der Freund nicht sehn.

Mit bunten Scharen
Sind wir nach Hamburg zurückgefahren,
Suchte wohl jeder in seiner Tasche,
Ob es auch reichte zur besten Flasche,
Es reichte — Hurra und ein Vivat drein!
Herr Wirt, nun leg' er sich Ehre ein!

Bald stieg es empor — herb — frisch —
Der beste Tropfen auf unserm Tisch!
Das war's — so hatten wir's alle gewollt,
In grünen Römern deutsches Gold,
Gold vom Rheine — edelste Blüte —
Wärm' auch weiter ein treu' Gemüte!

Die Gläser zitterten in der Hand,
Wir haben keinen Namen genannt.
Doch als wir drei sie hoben und führten,
Daß sich die vollen tönend berührten,
— Wie's da zu unsern Ohren drang!
Den ganzen Raum durchlief der Klang,
Das macht', es stimmten wunderfein
Drei junge begeisterte Herzen ein!
Und leuchtenden Auges setzten wir an —
Ward wohl tiefer Trunk gethan!

So haben wir drei zusammengesessen,
Keiner von uns hat die Stunde vergessen.
Und Jahr für Jahr, am ersten April,
Thut jeder gar heimlich und lächelt still,
Und jeder von uns, wo er auch sei,
Holt seine beste Flasche herbei,
Füllet sein Glas und neiget sich:

Otto von Bismarck, wir grüßen Dich!

Carl Busse.

Auf dem Kynast.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Historische Erzählung von **Rudolf von Gottschall.**

Es war ein schwüler Nachmittag, als Klärchen sich mit dem alten Bergführer auf den Weg nach Schreiberhau machte. Ein für die Jahreszeit ungewöhnlicher Sonnenbrand lag drückend auf dem weiten Thalkessel, doch Klärchen war trotz der Schwüle frisch und frohen Mutes. Die vom Vater gewünschten Besorgungen hatte sie in aller Eile meistens selbst gemacht, die übrigen einer Freundin überlassen und so ging sie leichten Herzens dem längst ersehnten Wiedersehen entgegen.

Der Bergführer plauderte mit Behagen, ihm war so wohl zu Mute. Das Mädchen an seiner Seite erinnerte ihn lebhaft an seine unglückliche Tochter, doch die Wehmut, welche diese Erinnerung zunächst hervorrief, war längst dem Wohlgefühl einer willkommenen Täuschung gewichen; ihm war, als schritte das eigene Kind neben ihm her, so lieblich wie in früheren längst verschwundenen Tagen. Sie lenkten in das Thal des Zacken ein, der frisch aus den Bergen kam und einen erquickenden Hauch in der lastenden Schwüle verbreitete. Ueber die Felsensteine schäumten die Wogen mit lustigem Rauschen und die Forellen glitten auf ihnen thalwärts oder versteckten sich hinter den kleinen granitnen Wasserburgen, welche einzelne von der Flut herangespülte Gesteine bildeten, vor den Listen der Fischer.

Jetzt öffnete sich das Thal zur Linken und gewährte einen freien Ausblick auf den Kamm des Gebirges, wo jäh von den Schneegruben hinab sich die basaltenen Säulen senken. Oben über den Bauden hing ein blaugraues Wölkchen, das sich wachsend ins Blaue dehnte. Wieder schoben sich Bergcoulissen vor und verdeckten den hohen kahlen Kamm, wieder steigerte sich die Hitze in der eng zusammengepreßten Schlucht. Die Wanderer ruhten auf einem Felsvorsprung aus. Durch die Tannen und Fichten auf beiden Seiten des Thals ging ein Rauschen, man wußte nicht, woher es kam, es war, als wollte der Wald die Hitze von sich abschütteln, als regte sich sein Gezweig ahnungsvoll in der Hoffnung einer kommenden Erquickung.

Lange Zeit waren die beiden weiter geschritten. Abermals traten die Bergwände auf der Linken zurück, doch wie anders war jetzt der Blick auf die Höhen des Kammes! Sie hatten sich in Rübezahls Mantel gehüllt, dichte Wolken bedeckten sie und schon grollte der Alte vom Berge aus ihnen hervor mit leisem Donner.

Sie waren dort angekommen, wo der kleine Kochel nach einem Fall vom Felsen in die Arme des Zacken stürzt, der ihn mit hinabnimmt in die Ebene. Schon war der ganze Himmel schwarz umzogen; voller flutete der Zacken; hoch oben auf den Bergen mußten sich ihm schon die Quellen des Himmels erschlossen haben, welche die Bäche und Flüsse der Erde speisen. Nun rollte auch der Donner zu Häupten der Wanderer, warf ins Thal seinen schmetternden Gruß und das Echo kam herüber von den Nachbarthälern — es schien nur eine nicht verhallende Stimme zu sein, mit welcher der Berggeist seinen Zorn verkündete. Die Blitze jagten wie Spielgenossen übermütig hin und her, bald hier, bald da das Gewölk zerreißend und die seltsamen Felsgestalten, die am Wege standen, mit Glühlicht übergießend. Klärchen schmiegte sich erschrocken an ihren Begleiter, wenn der Blitz dicht vor ihnen in die Erde zu fahren schien und fast in demselben Augenblicke der schadenfrohe Donner über den Schrecken jubelte, den sie vereint den Wanderern einjagten. Und schon loderte eine helle Fackel aus der Waldnacht hervor; der Blitz hatte eine Riesentanne getroffen, die knisternd ihre Funkensaat weithin streute und vom hohen Hang in das Thal herniederleuchtete. Nun warf aber auch das Gewölk seine Güsse hernieder und die Wanderer sahen sich nach einer Zuflucht um.

Da stand eine Hütte am Wege und sie traten unter das schützende Dach. Ein alter Mann lag auf der Holzbank und erhob sich mühsam; er wollte sein Weib rufen, damit es für die Gäste sorge; sie sei jung und rüstig, aber sie fürchte sich vor dem Gewitter; deshalb weile sie nebenan im Kuhstall, wo man die Blitze nicht sehe. Die Fremden seien gern gesehen, sie möchten sich nur auf die Bank am Kachelofen setzen, seine Frau werde für einen guten Trunk Milch sorgen. Er hoffe sie schon hervorzuholen.

Der Alte schritt durch die Stallthür, welche in traulichster Weise den Verkehr zwischen den vernunftlosen und vernunftbegabten Geschöpfen vermittelte. Draußen goß der Regen nieder in schweren Fluten; mit unheimlicher Wucht, mit Hagelkörnern vermischt, prasselte er auf das Dach hernieder, das sich in eine große Traufe verwandelte; der Blitz zuckte durch die schmalen Fensterscheiben und der Donner grollte fort und fort in den Bergen.

Klärchen begann auf einmal zu weinen und zu schluchzen, der alte Bergführer suchte sie zu trösten und streichelte ihr zärtlich das Köpfchen, das sie wie hilfesuchend an seine Brust legte. „Was ist dir, Kind? Du warst ja erst noch so munter, so glücklich, als wir zusammen des Weges zogen?"

„Ich weiß nicht, wie mir zu Mute ist. Das schreckliche Unwetter draußen ist schuld; es kommt auf einmal so über mich, wie verlassen und einsam ich in der Welt bin."

„Und dein Robert?"

„Das ist es eben! — Wann wird er der meine werden? Sieh die Blitze draußen: keiner, der vom Himmel kommt, wird ihn töten, doch da blitzt's in der Schlacht, da donnert's, und die tödliche Kugel kommt geflogen!"

„Es sterben nicht alle, die in den Krieg ziehen; die meisten kehren gesund und unversehrt heim."

„Und wenn er zurückkehrt — wo bleibt meines Vaters Segen? O, Rübezahl — Ihr seid mir stets wie ein Vater gewesen, in langen Jahren, seitdem Euch der Weg nach unserer Burg führte; zu Euch hab' ich so viel Vertrauen! Euch könnt' ich alles sagen."

„Und es ist gut bei mir aufgehoben!"

„Meine Mutter ist früh gestorben, wie Ihr wißt; ich kannte sie kaum. Der Vater hat viel für mich gethan, ich muß es ja dankbar anerkennen; doch er ist schroff und streng und hat kein rechtes Herz für mich. Er will mein Glück machen, wie er sich's denkt, doch womöglich so, daß es auch ihm Nutzen bringt. Wenn ich den reichen Bauernsohn heirate, so kommt das unserer Wirtschaft auf der Burg zu gute. Da strömen uns alle Lebensmittel für die Gäste in reichem Maße umsonst zu. Von Jahr zu Jahr wird Vater weniger zärtlich gegen mich; oft scheint es mir, als falle ich ihm zur Last, als sänne er nur darauf, mich mit Vorteil loszuschlagen; Gott verzeih' mir's, ich bin nicht undankbar, ich will ihn nicht anschwärzen; doch er wird unerbittlich sein, wenn ich meinem Herzen folgen will und dies seine Pläne durchkreuzt!"

Klärchen brach in lautes Schluchzen aus. Der alte Bergführer saß nachdenklich auf seinen Stab gestützt; er sah mit einem warmen Blick des Mitleids auf das Mädchen, doch er sprach kein Wort, um sie zu trösten; er sah wohl ein, daß sie recht hatte mit ihren Klagen.

Die Sintflut draußen hatte inzwischen nachgelassen, es war kein die Wasser anschwellender Wolkenbruch gewesen. Die Blitze wurden matter und seltener, der Donner grollte leiser hinter den Bergen. Da trat nun auch aus der Stallthür das Ehepaar hervor, die Frau, halb widerwillig von dem alten Manne vorgeschoben; sie hielt sich noch ängstlich die Hand vor die Augen, vom gelblichen Schimmer eines verspäteten Blitzes geblendet. Dann kam sie näher mit einem freundlichen Gruß; sie werde gleich ein paar Gläser Milch bringen, sie habe nur zuvor den Fremden Guten Tag sagen wollen. Dem alten Bergführer reichte sie die Hand; als sie vor Klärchen hintrat, erhellte abermals ein plötzlicher Blitz den dunklen Raum. Die Frau fuhr erschrocken zurück, doch es war diesmal nicht der Blitz, der sie erschreckt hatte. „Jesus Maria," rief sie aus, „die Toten stehen auf!"

Verwundert schauten alle auf die Frau, welche kreidebleich geworden war und sich an einer vorspringenden Ecke des Kachelofens festhielt.

„Das ist sie, ganz wie sie war, nur frischer und gesunder!"

Klärchen horchte gespannt auf, noch mehr der alte Rübezahl.

„Eine Aehnlichkeit, welche Aehnlichkeit? Reden Sie doch," sagte er ungeduldig.

„Ich weiß nicht, ob ich darf! Versprochen hab' ich zu schweigen, doch auch der andere hat sein Versprechen nicht gehalten."

„So sprich nur, Veronika," sagte der Alte, der wieder zusammengesunken auf der Ofenbank saß; „das Schweigen hat

dir nicht das Gold gebracht, das du erwarten durftest; vielleicht bringt das Reden Gold ein und das ist doch die Hauptsache."

„Gold gewiß nicht," sagte sie, auf den Bergführer und das Mädchen einen fast verächtlichen Blick werfend. „Doch ich rede jetzt gern, schon weil's den andern ärgern muß!"

Rübezahl faßte sie an den Armen und zog sie an sich heran wie ein Kind, dem man seine Macht zeigen, das man willfährig machen will. „Wer sind Sie? Was wissen Sie? So reden Sie, sprechen Sie doch!"

„Was kommt Ihnen bei?" rief sie, sich losreißend, „es ist meine Sach', ob ich reden oder schweigen will! Sie sind kein Beichtvater, alter Mann, und ich hab' Ihnen nichts zu bekennen; auch ist keine Sünd' von mir dabei, und werden's noch einmal zudringlich, so bleib' ich stockstumm, so wahr ich Veronika heiße."

„Recht hat sie, die Frau," sagte Rübezahl zu Klärchen. „Doch die Aehnlichkeit — die Aehnlichkeit, das packt mich so, daß ich nicht weiß, was ich thue und sage. Ich bitte, sprechen Sie, Frau Veronika!"

„So aber bin ich nicht," brach diese ab, „daß ich Sie hier dursten lasse — einen Augenblick!"

Sie eilte in den Stall und kam bald mit der Milch zurück, welche sie den Gästen vorsetzte. Dem erregten Bergführer dünkte die kleine Pause eine Ewigkeit. Endlich begann sie: „Es wird etwa zwanzig Jahre her sein, als zu uns — ich wohnte damals in Flinsberg mit meiner Großmutter — ein Berliner Kavalier mit seiner Frau kam. Ob sie ihm rechtens angetraut war, weiß ich noch heute nicht. Es war ein schmucker Kavalier, wie sie selten in unsere Berge kommen. Dieser kannte sie, er war mehrfach über dieselben gewandert; es habe ihn stets erquickt, sagte er, wenn der Berliner Hofdienst ihn ermüdet habe. Die Frau aber stammte aus dem Gebirge, dem Aupathal, und erzählte uns oft von den Riesenbergen, die dort oben sich gegenüberständen wie zwei hohe Burgen des Berggeistes. Der Kavalier mußte zurück zum Großen Friedrich, von dessen Krückstock und Schnupftabaksdose er uns viel erzählte, wie von seinen großen Augen, welche die Leute noch immer mit so durchbohrenden Blicken ansahen, daß man's nicht aushalten konnte. Der mußte schon ein reines Gewissen haben, dem dieser Blick nicht klaftertief in die Seele ging. Nun, bei dem Herrn hat's damit wohl schlimm genug ausgesehen! Er gab uns sein Weib, das leidend war, in Pflege und zahlte uns im voraus eine ansehnliche Summe; dann verschwand er nach einem sehr rührenden Abschied; er verschwand, um nicht wieder zu kommen. Anfangs kamen wohl Briefe an seine Frau, doch auch dies hörte allmählich auf. Diese ward immer schwermütiger, immer kränker, sie genas eines Mägdleins und drei Tage darauf starb sie. Uns blieb das Kind zurück und noch eine kleine Geldsumme, um einige Zeit für dasselbe zu sorgen."

„Und in welchem Jahre begab sich dies?" fragte Rübezahl mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Im Jahre 1786," versetzte Veronika.

„Und das Mädchen stammte wirklich aus dem Aupathal?"

„So hat sie uns erzählt."

„Weiter, weiter!" rief der Bergführer.

„Ein Zufall kam uns zu Hilfe in unserer Not, denn wie sollten wir auf lange Jahre hinaus für das arme Kindlein sorgen? Ein Beamter der Schaffgotsch'schen Güter kam nach Greifenberg, das ja auch dem Grafen gehört, und auch nach Flinsberg führten ihn seine Geschäfte. Die Geschichte von dem Berliner Kavalier und dem zurückgelassenen Kinde kam ihm zu Ohren und zu unserem größten Erstaunen trat er eines Tags bei uns ein. Er lebte seit Jahren mit seiner Frau in kinderloser Ehe und beide hegten schon längst den Wunsch, ein Kind zu adoptieren, am liebsten eine Waise, um sich lästige Abmachungen mit den Eltern zu ersparen. Aus einem Briefe, den wir bei der Frau gefunden, sahen wir, daß der Vater des Kindes nichts mehr von ihr und von dem Kinde wissen wollte; er hoffe, hieß es darin, daß sie sich allein durchschlagen werde mit ihrer Hände Arbeit, nur wenn sie in hoffnungslose Not gerate, solle sie sich noch einmal an ihn wenden. Der Brief hatte keine Unterschrift und auch uns war der Name des Kavaliers immer verschwiegen worden. Wir weigerten uns nicht, dem Manne das Kind zu überlassen; er bot uns eine nicht unbeträchtliche Summe dafür, er nannte uns auch seinen Namen; doch es war ein falscher Name, denn wir haben später nie erfahren können, daß ein solcher Beamter sich in gräflich Schaffgotsch'schen Diensten befände. Es kümmerte uns auch weiter nicht, denn er hielt sein Versprechen; er ließ das Kind abholen durch eine zuverlässige Magd, schickte uns das Geld und das war ausreichend, daß ich dem Manne hier begehrenswert erschien. Er hatte damals ein hübsches Bauerngut. Doch das ging verloren in schlimmen Zeitläufen und was davon übriggeblieben ist — das sehen Sie hier."

„Doch worüber erstauntet, worüber erschrakt Ihr so, als Ihr dies Mädchen saht?" fragte Rübezahl mit einer von Thränen erstickten Stimme.

„Nun, jene Frau stand vor mir, nicht wie sie zuletzt war, elendiglich dem Tode entgegensehend, nein, so wie sie zu uns kam. Hätte mir die Jungfrau Maria einen schönen Traum geschenkt, so — nicht anders würde ich sie wiedergesehen haben, die arme Frau, die so schön war, als sie zu uns kam, und die so früh von uns ging. In Flinsberg haben wir sie begraben und weiße Rosen auf ihr Grab gepflanzt."

„O Gott," seufzte der Alte, die Hände faltend, „es war meine Tochter, und so mußte sie untergehen! Ich danke Euch was Ihr für sie gethan von Herzen, wie ein armer Mann nur danken kann, der nichts hat als Thränen und einen warmen Händedruck. Doch noch mehr danke ich Euch, daß Ihr für das verlorene Kleinod mich ein anderes finden ließet — eine andere Tochter, der Mutter Abbild!"

Klärchen wußte nicht, wie ihr geschah, so rasch kam das alles über sie. Das war ja wie ein Märchen, das man am Spinnrad erzählt, und sie selbst sollte es sein, mit der sich so Wunderbares begeben? Sie mußte sich erst zurechtfinden, ob sie träume oder wache. Doch als Rübezahl seine Arme öffnete, um sie ans Herz zu schließen, da fühlte sie, daß sie einen neuen Vater gefunden, und schluchzend lag sie an seiner Brust.

Den Bewohnern der Hütte aber erzählte der Alte, daß er in jenem Jahre seine Tochter verloren, die aus der Schneegrubenbaude mit einem Fremden davongegangen sei zu unsäglichem Herzleid für ihn selbst und sein Weib. Es sei kein Zweifel mehr, in Klärchen umarme er sein Enkelkind! Und zärtlich streichelte er des Mädchens einfach gescheiteltes Haupthaar und drückte ihr einen Kuß auf Stirn und Lippen.

Das Gewitter hatte sich indes ganz verzogen, der Bergführer und Klärchen rüsteten sich zum Weitergehen.

„Jener Beamte hatte mir versprochen," sagte Veronika, „mir Auskunft zu erteilen, was aus dem Kinde geworden und ob er es in allen Formen Rechtens an Kindesstatt angenommen, doch hab' ich nie eine Zeile, ein Wort von ihm erhalten."

„Das ist alles in Ordnung, liebe Frau," versetzte der Bergführer; „dafür aber werde ich sorgen, daß er Ihnen noch jetzt schreibt mit seiner Namensunterschrift. Das lassen Sie meine Sorge sein — damit will ich danken für die freundliche Aufnahme."

Draußen war alles erquickt durch das Gewitter und die Regenflut; noch rauschten die Wälder an den Berglehnen, ein verspäteter Wind schüttelte die Tropfen von den Bäumen auf die Waldblumen, die zu ihren Füßen blühten.

„Und so," sagte Klärchen, „hätte mein Vater kein Recht auf diesen Namen, kein Recht, über mich zu bestimmen?"

„Du irrst, mein Kind. Er hat die Rechte und Pflichten eines Vaters. Diese hat er bisher erfüllt, jene kann er für sich verlangen. Daran ändert sich nichts."

„Nichts, gar nichts — auch nun ich dich gefunden, den Vater meiner Mutter, den Blutsverwandten, von dem ich in Wahrheit abstamme? Dem andern muß ich dankbar sein; er hat für mich gesorgt jahrelang; aber er ist doch nur ein Vater, den sie dazu gemacht haben, drüben in den Gerichtsstuben, wo man die Häuser kauft und verkauft und die Prozesse führt, und ich bin solch ein Gegenstand, über den man da verhandelt und ein Geschäft abgeschlossen hat!"

„Rege dich nicht auf, mein Kind! Es muß alles in der Welt seinen Schick haben und seine Ordnung, und was wäre aus dir geworden, wenn sich der Mann von der Burg nicht deiner angenommen hätte? Vielleicht wärst du verhungert wie hundert arme verlassene Würmer, die man nur um Gotteswillen eine Zeit lang füttert, bis man selbst es satt bekommt. Und diese

Digitized by Google

Veronika sieht mir nicht aus, als ob sie ein liebreiches Herz hätte — mit dem Gelde des Berliner Kavaliers hätte auch ihre Liebe ein Ende genommen und in irgend einem Armenhaus einer armen Gemeinde hätte man dich untergebracht."

„Wohl, er hat sich meiner angenommen, doch nicht um meinetwillen, sondern um seiner selbst willen, und so ist's geblieben! Meine Pflegemutter, die kranke Frau, brauchte eine Puppe und er hat sie ihr verschafft. Als sie verstorben und ich aus den Puppenkleidern herausgewachsen war, da suchte er von mir so viel Nutzen zu ziehen als möglich; das will er auch jetzt, nun er mich zwingt, den reichen Bauern zu heiraten. Und da sollte ich mich nicht weigern dürfen, da müßt' ich blindlings gehorchen, obschon er nicht mein rechter Vater ist?"

„Sei guten Muts, mein Kind," tröstete sie der Alte. „Du bist in meinem Schutz und ich habe jetzt auch ein Recht mitzusprechen. Er ist ein wenig in meiner Gewalt; er hat die Sache bisher sehr geheim gehalten und die Welt glauben machen wollen, du seiest sein eigenes Kind! Die Frau war, wie ich später gehört, sehr oft in Bad Landeck, und da oben im Glatzer Land wird er auch bei den Gerichten den Hokuspokus gemacht haben. Das werd' ich alles noch erfahren; und für den braven jungen Mann und eure Liebe will ich eintreten, so viel ich's vermag!"

Schon waren sie in der Mitte von Schreiberhau angekommen, dort, wo das Dorf, sonst weit an den Berglehnen zerstreut, sich im bequemen Thalgrund ausbreitet. Welch' reges Leben herrschte hier — überall Jäger in ihren schmucken Uniformen, fröhlich und kampfesmutig! Lieder ertönten aus den Häusern am Wege, wo sich kleine Trupps zusammenfanden; auf einer Wiese wurden Rekruten einexerziert, auch ein Gespann mit Geschütz und Protzkasten jagte auf der Hauptstraße vorüber. Das ganze Dorf schien ein großes Heerlager zu sein. Von allen Seiten strömten damals zum Grafen Götzen, der im Glatzer Land die trotzige Bergfeste von den Franzosen zu befreien suchte, Freischaren herbei, die sich aus allen Ständen rekrutierten: Jünglinge der Hochschulen, junge Beamte und Gutsbesitzer, ganz wie sie später im Jahre 1813 zum Lützowschen Freikorps strömten oder sonst in die Reihen der Kämpfer eintraten. Doch sie wurden mit hineingerissen in den Strudel der allgemeinen Niederlage, als die preußisch-russischen Heere in den blutigen Schlachten auf ostpreußischem Boden besiegt wurden. Tonlos verhallte „ihr Trompetenruf im Morgengrauen" und „das Schwert an ihrer Linken" sehnte sich vergebens nach der Leier des Sängers, der ihre Thaten gefeiert hätte. Ein flüchtiges Aufblitzen und ein langes Dunkel der Vergessenheit — das ist das Los der sieglosen Tapferkeit, welche die Geschicke der Welt nicht wenden kann.

Ueberall, wo Rübezahl und sein Enkelkind weiterschritten, begegneten sie schmucken jungen Freischärlern, welche das in ihr Feldlager sich wagende Mädchen freundlich grüßten. Das Hauptquartier war in der Wohnung des Schulzen; dort hoffte sie auch Robert zu finden, der als junger Offizier zu den Führern der Truppe gehörte. Rübezahl begab sich in die Schenkstube, wo an einem langen Holztische die Befehlshaber und Verwaltungsbeamten der Truppe Platz genommen hatten. Das Bureau mußte sich mit den ländlichsten Schreibmitteln begnügen; die Kellerräume und Ställe des Besitztums waren zum Proviantmagazin eingerichtet.

Rübezahl war allen wohlbekannt. Man ging und rief ihm entgegen; man wußte, daß er Depeschen brachte, von denen die weiteren Bewegungen der Truppe abhängig waren, und in der That holte er aus seinem Stiefel ein Schreiben des Grafen von Götzen hervor, der einen Teil der Mannschaften zu sich ins Glatzer Land entbot, während ein anderer die Bewegungen der Franzosen im Hirschberger Thal beobachten und die Bergübergänge schützen sollte.

Als die Beratung, welcher Rübezahl beiwohnen durfte, zum Abschluß gekommen war, teilte er dem Lieutenant Robert die Anwesenheit des Mädchens mit. Blitzschnell beurlaubte sich dieser und flog hinaus, wo unter einer Eiche vor dem Nachbarhause Klärchen seiner wartete. Rübezahl, der den Besitzer wohl kannte, führte sie selber in den Garten, in welchem das Gebüsch noch in unverkümmertem Waldwuchs die Wege säumte. Er setzte sich da auf eine Bank, während die Liebenden nach zärtlicher Umarmung und glühenden Küssen auf und ab gingen, Arm in Arm.

„Wie freue ich mich, daß du hierhergekommen," sagte Robert, „welch' ein schöner Beweis deiner Liebe!"

„Ich fürchtete, dich nicht wiederzusehen, ehe du in den Kampf zogst."

„Unsere Zahl ist noch nicht groß genug und wir müssen hier auf der Wacht stehen. Das Einexerzieren der Rekruten geht langsam, mit unbrauchbaren Truppen ist dem Grafen Götzen aber nicht gedient. Es ist möglich, daß ich deinen Besuch erwidern kann. Wie ich dir schrieb, ist die Feste Kynast scharf ins Auge gefaßt worden, ob sie sich zu einem kleinen Waffenplatz eignet, und ich werde sie vielleicht inspizieren."

„O, dort oben ist's schön und Vater darf nicht scheel sehen zu unserer Liebe, wir wollen dort kein Geheimnis daraus machen. Denn was den Vater angeht, so hab' ich Dinge erfahren, merkwürdige Dinge; sie setzen mich vielleicht herab in deinen Augen, aber sie geben mir einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft."

Und Klärchen erzählte die Begegnung mit Veronika und was diese über ihre Herkunft mitgeteilt.

Robert hörte aufmerksam zu und schloß die Geliebte innig ans Herz. „Glaube doch nicht, daß ich mich um Dinge kümmere, die über uns verhängt sind ohne unsere Schuld. Du bist mein liebes Mädchen und sollst mein liebes Weib werden, wenn auch nicht der wackere Bergführer Rübezahl, sondern der alte Berggeist selbst dein Ahn wäre, der jedenfalls ein großer ungetaufter Heide ist. Was kümmert mich das Dunkel, das über deiner Geburt schwebt? Licht ist wo du wandelst, und licht wird meine Seele bei deinem Anblick! Sollte Vater Rübezahl mit dem Burgkapitän, der sich alle Vaterrechte erkauft hat, ein gewichtiges Wort zu unseren Gunsten sprechen, so könnte uns das vielleicht nützen; er ist jetzt im Besitze eines Geheimnisses, das deinem Pflegevater vielleicht unbequem sein kann! Doch wir hängen nicht ab von solcher Hilfe; unsere eigene Liebe ist stark genug, um den Sieg zu erringen."

„Und wenn wir einmal in einem stillen Pfarrhause wohnen—"

„Da möge Gottes Segen über uns walten; in meiner Liebe sollst du dann einen Ersatz dafür finden, daß du ohne den Segen treuer Elternliebe hast aufwachsen müssen."

„Ach, ich denk' mir's so schön im Pfarrhaus! Eine hohe Linde vor der Thür —"

„Und mein bescheidenes Studierzimmer, dem sie die Blüten ins Fenster schüttet."

„Und da gehst du auf und ab und lernst deine Predigt und ich sitze daneben mit meinem Nähzeug und scheuche die Bienen fort, die von den Lindenblüten genascht haben und herbeigeflogen kommen, um dich durch ihr Summen zu stören."

„Und wenn du über die Straße gehst, da grüßen alle Bauern tief die ehrwürdige Frau Pfarrerin — kleine Ehrwürden du."

„Und in die Küche bringen sie mir Wurst und Schinken, Eier, Butter und Mehl und allerlei, was das Feld und der Stall liefert."

„Die Küche wird deine Freude, aber die Kirche wird dein Stolz sein."

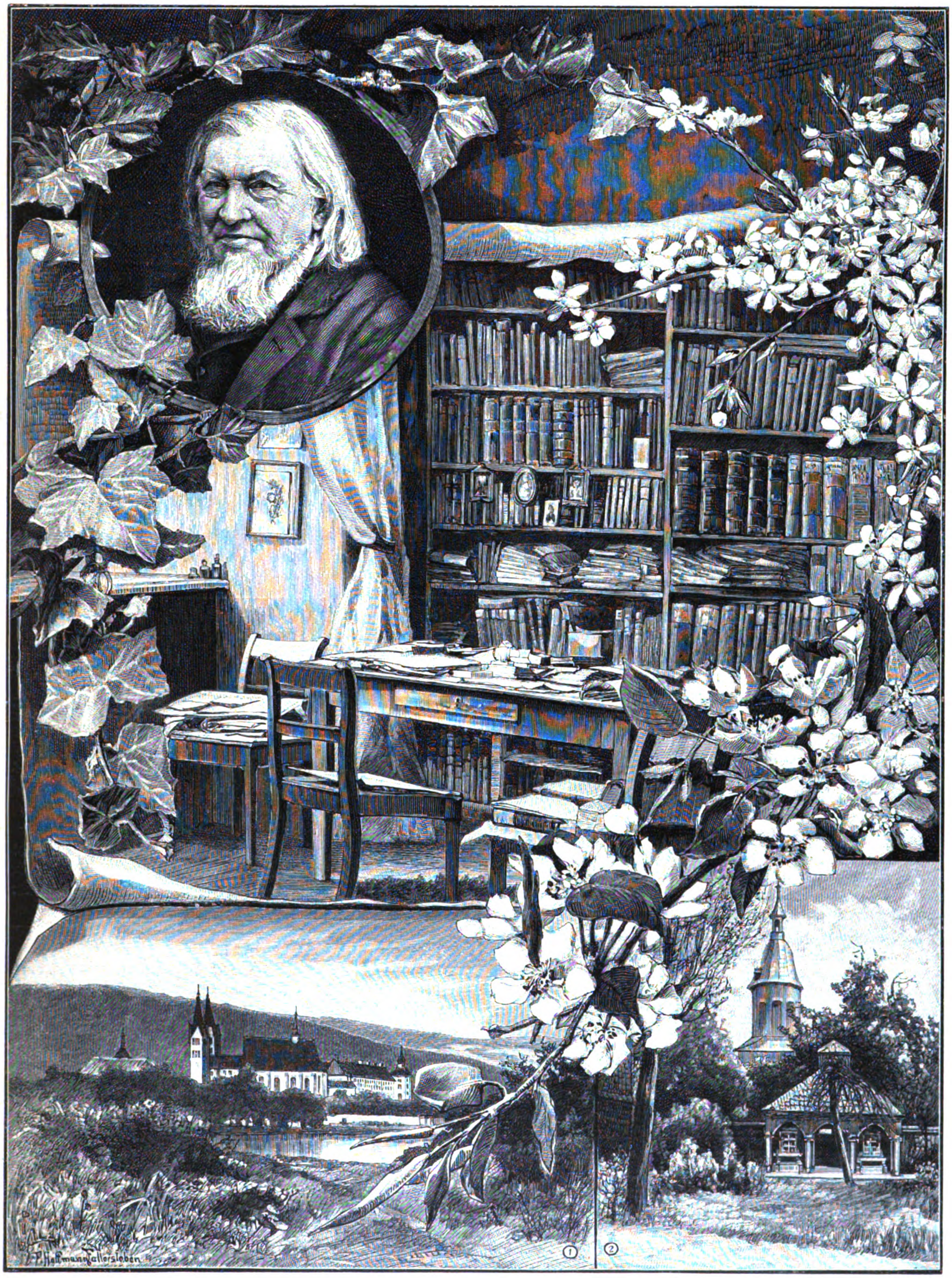
„Gewiß, wenn ich da im Kirchenstuhl sitze und du auf der Kanzel stehst und alle sehen auf dich — da wird Gottes Wort mich ergreifen wie alle andern, aber ganz im stillen, so nebenbei werd' ich doch denken: der so kräftiglich da oben spricht und so die Herzen bewegt, das ist mein lieber, mein einziger Mann, und ich kann stolz auf ihn sein, und die Liebe, die er predigt, ist ja lebendig in ihm und waltet Tag für Tag in unserem Hause und beglückt mich mein Leben lang."

In diese Friedensträume schmetterten auf einmal die Hörner zu einem Uebungsmarsch. Robert mußte sich von Klärchen trennen nach einem herzlichen, innigen Abschied, und auch vom alten Rübezahl schied er mit einem warmen Händedruck.

„Ich bringe dich jetzt nach Hermsdorf zurück," sagte dieser. „Doch im Vorbeigehen will ich bei Veronika anfragen, wo das Grab meiner Tochter ist. Und dann hält mich nichts mehr, ich gehe nach Flinsberg, um die Ruhestätte deiner armen Mutter aufzusuchen."

„Zweifle nicht daran," versetzte Klärchen, „wenn ich dich auch heute nicht begleiten kann: es wird dort, wo meine Mutter ruht, auch noch Platz sein für meine Rosen und meine Thränen."

Digitized by Google



Des Dichters Arbeitstisch in Corvey.

Schloß Corvey. Garten an Hoffmanns Geburtshaus.

Zum hundertsten Geburtstag Hoffmanns von Fallersleben.

Nach einer Originalzeichnung von Franz Hoffmann von Fallersleben.

Digitized by Google

Kaum hatte Leontine erfahren, daß Klärchen auf die Burg zurückgekehrt sei, als sie nach Hermsdorf an den Geliebten schrieb und ihn einlud, am nächsten Nachmittag die Burg zu besuchen, wo sie dann mit ihm zusammentreffen und ihn mit dem kleinen Schutzgeist bekannt machen wolle.

Leontine war in großer Aufregung. Der Vater war aus Breslau zurückgekehrt, wie sich bald zeigte, in einer Stimmung, die ihrem Liebeshandel durchaus ungünstig war. Früher war er gleichgültiger gewesen und geneigt, die Dinge dieser Welt gehen zu lassen, wie sie eben gingen. Vor Napoleon, der das Schicksal Europas in seiner Hand hielt, hatte er einen großen Respekt; er wich der Begegnung mit französischen Offizieren nicht aus, obschon er keineswegs sein preußisches Gewissen und die Bewunderung für den Großen Friedrich aufgegeben hatte. Jetzt aber kam er zurück mit einem ingrimmigen Groll gegen die Fremdherrschaft. Einige seiner Freunde hatten über französischen Uebermut, der ihnen persönlich nahe getreten war, sich zu beklagen; auch der Druck, der auf dem Volke lastete, die Kontributionen waren empfindlicher geworden, und der alte Baron sprach sich in erbitterten Ausdrücken über die Landesfeinde aus. Er setzte jetzt alle seine Hoffnungen auf den Sieg der preußisch-russischen Heere in Ostpreußen und auf den Befreiungskampf des Grafen Götzen. Er billigte den Entschluß der Nachbarn, Kurt und Friedrich, sich an diesem Kampfe zu beteiligen und so von ihrer ritterlichen Vaterlandsliebe ein rühmliches Zeugnis abzulegen.

Leontine lächelte über das Lob, das der Vater ihren Freiern und Bewerbern erteilte; sie wußte ja am besten, was es damit für eine Bewandtnis hatte ... Ohne die selig unselige Kunigunde wäre sie nicht auf den glücklichen Gedanken gekommen, die tapferen Junker in den Krieg zu schicken und zwei tüchtige Kämpfer fürs Vaterland anzuwerben.

Ein böses Lächeln glitt über ihre Lippen; sie war im Herzen eine Französin und in französischer Bildung aufgewachsen. Das letztere hatte sie ja gemein mit dem Großen Friedrich und wenn sie auch Voltaire nicht wie dieser zur Tafel einladen konnte, sie selbst lud sich oft genug bei ihm zu Gast und schwelgte in seinen Werken. Geist, Witz, Leidenschaft, das war, was sie verlangte, was sie besaß — und das deutsche „Bärentum" konnte ihr nur wenig davon bieten. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen war ihr peinlich; sie kümmerte sich anfangs wenig darum. Das Reich der Frauen war für sie das Reich der Liebe, der Leidenschaft, und da giebt es keine Grenzpfähle; die schwarzen Adler Preußens und diejenigen der Legionen des Cäsar mochten sich zerfleischen: das war ein Kampf hoch in den Lüften; hier auf Erden gab es für die Frauen andere Kämpfe, Herzenskämpfe mit ihren Siegen und Niederlagen, die nicht in die Bücher der Geschichte kommen. Seitdem sie aber ihr Herz an den französischen Offizier verloren, da war auch etwas über sie gekommen von seiner Begeisterung für den großen Bonaparte. Die großen Männer gehörten ja allen Nationen an; ob Friedrich oder Napoleon, preußische oder französische Uniformen, darauf konnte es ihr nicht ankommen! Das Genie trägt keine Uniform, es erhebt sich in erzener Gestalt auf seinem Piedestal, bewundert von seiner Zeit und allen Zeiten.

Leontine hatte einen lebhaften Geist, oft übersprudelnd, geneigt zur spöttischen Beleuchtung der Dinge, und ein leidenschaftliches Wollen, das auf den Genuß der Gegenwart gerichtet war. Ihr Herz war eines feurigen Pulsschlages fähig; doch ein Gemüt, das in seinen Tiefen eine stille und dauernde Liebe trägt, war ihr versagt. Nur eine Liebe verstand sie, jene, die den zweifellosen Rausch des Augenblicks gewährt.

Sie hatte dem Geliebten geschrieben, er möchte sich als ein Maler aus Süddeutschland auf der Burg einführen. Er zeichnete aus Liebhaberei und führte das Malergerät bei sich. Das würde ihn dann zu einem längeren Aufenthalt auf der Burg berechtigen; er konnte auch auf den inneren Höfen malerische Motive für seine Bilder suchen.

Leontine war zuerst oben angekommen und allein; sie hatte ihrer Begleiterin, der dicken Lotte, einen neuen Roman von Julius von Voß in die Hand gegeben und sie auf der Aussichtsbank am Wege zurückgelassen. Sie wußte, diese Erzählung würde sie so fesseln, daß sie die Zeit darüber vergaß. Julius von Voß, dieser Meister der Wachtstubenlitteratur, war zwar Konterbande auf Schloß Giersdorf; der alte Baron, obgleich selbst kein Heiliger, hätte doch nicht zugegeben, daß seine Tochter diese Romane lese, und Leontine selbst fand keinen Geschmack daran. Sie waren ihr zu roh und gemein, es fehlte ihnen die französische Grazie wie sie den Regungen ihrer eigenen leidenschaftlichen Natur entsprach. Und dennoch schmuggelte sie diese Romane ins Haus, nur um der dicken Lotte willen, deren Teilnahme für diese kecken Schilderungen durch keinerlei Bedenken gestört wurde. War die Begleiterin verdrießlich, gelangweilt, störend — ein Band von Julius von Voß wirkte auf sie zerstreuend und beruhigend, und da die Erbin des alten Namens keine eigenen Gedanken hatte, denen man sie in solchen Augenblicken überlassen konnte, so gaben diese Romane das willkommenste Ersatzmittel. Sie blieb wie festgebannt, sie sah und hörte nichts, wenn ihre träge Phantasie durch die Bilder erhitzt wurde, welche die Wachtstubenplaudereien des in seiner Lebenswahrheit höchst ungenierten Schriftstellers ihr entrollten.

Leontine fand Klärchen sehr bereit, ihr zu helfen. Dem Vater gegenüber lebte schon lange in der Seele des Mädchens ein trotziges Gefühl, das sich auflehnte gegen sein Machtgebot. Nach den letzten Enthüllungen über ihre Vergangenheit hatte sich dies Gefühl verstärkt. Hinter seinem Rücken zu handeln, gebot ihr ja schon die eigene heimliche Liebe, und es war kaum ein neuer Frevel, wenn sie eine fremde ihm verbergen half. Leontine bat sie, die Aufmerksamkeit des Vaters von dem Maler abzulenken. Der Burghauptmann liebte berauschende Getränke und lebhafte Gespräche. In solchen Augenblicken sollte sie den Maler, unbemerkt von dem Alten, in den inneren Burghof führen, und auch Leontine hoffte sich dann dort zuweilen einschleichen zu können.

Es galt, alsbald den ersten Versuch zu machen, denn schon ward Edmond de Granville sichtbar, der heraufstieg und sich dem vorderen Thore näherte, in seinen Händen den leichten Feldstuhl des Malers und den Kasten mit Farben und Leinwand für die Skizzen, die er hier auszuführen gedachte.

Beide Mädchen erschienen alsbald am Vorthor und Leontine stellte ihrer Freundin den Maler Hartwig vor. Klärchen hatte sich immer einen Künstler mit blondem Gelock und schwärmerischem Augenaufschlag gedacht und war überrascht von dem dunklen Kolorit und dem feurigen Blick, dem schwarzen Haar und dem Knebelbart, der in Preußen fremdartig berührte. Doch der Maler kam ja aus Süddeutschland.

„Das ist mein Freund," sagte Leontine, „und hier diese Kleine wird uns in ihren Schutz nehmen. Sieh ihr nur nicht zu tief in die Vergißmeinnichtaugen; ja, solche Schutzengel sind gefährlich; doch du würdest zu spät kommen, sie hat bereits ihren Einzigen gefunden und sich gerüstet für den Erdenjammer, der in einer treuen Liebe besteht."

Klärchen schüttelte dem Maler die Hand mit unbefangener Herzlichkeit.

„Sie ist unsere Pförtnerin," fuhr Leontine fort, „dort oben sitzt der alte Cerberus mit dem lebensgefährlichen Schnauzbart, ihr Papa, der Schloßhauptmann. Das ist unser geborener Feind und den mußt du zu meiden suchen. Geh' seinen Blicken hübsch aus dem Weg; das ist nicht so schwer wie es scheint, denn er guckt immer ins Liqueurglas. Und jetzt, schnell über den Platz, dort in das Thor, das zu dem inneren Hof führt. Er ist leer, Klärchen?"

„Es sind jetzt keine Fremden darin."

„Wenn sich heute oder ein anderes Mal Besucher nahen, so sorgst du also, daß er von niemand überrascht wird."

„Ihr könnt sicher sein, ich führ' es treulich durch, nun ich's übernommen habe."

Edmond war inzwischen in den zweiten Hof getreten, wo er sich eine geeignete Stelle suchte, um dem alten Gemäuer die am meisten malerische Seite abzugewinnen. Seinen Feldstuhl klappte er auf, öffnete seinen Malkasten und begann, mit einigen Pinselstrichen die Umrisse zu markieren, die er dem Mauerwerk auf seinem Bilde geben wollte. Ungeduldig lauschte er dabei, ob nicht Leontine käme, doch er billigte ihre Vorsicht: sie wollte ihm offenbar Zeit lassen, erst eine Probe seiner Künstlerschaft zu geben, um vor etwa hinzukommenden Neugierigen sich als Maler ausweisen zu können und seine geheimen Absichten zu

Digitized by Google

verbergen. Der Schloßhauptmann hatte sich erhoben und war vor dem Burgthor auf- und abpatrouilliert. Leontine wollte nicht gerade vor seinen Augen hindurchschlüpfen. Dann erschien sie mit Klärchen; doch diese verschwand bald wieder, um die Liebenden allein zu lassen.

Es war so traulich im Hofraum; um die auf dem Schutt blühenden Disteln schwebten farbige Schmetterlinge. Edmond kannte die Sagen der Burg, die Leontine ihm erzählt hatte, und er mußte daran denken, daß hier in diesem Hofe das böse Fräulein gewiß öfters mit ihren Freiern gewandelt sei, auf ihren Lippen das süße halsbrechende Lächeln. Damals standen die Mauern der Burg sturmfest, stolz und trotzig und kein fallendes Gemäuer bedrohte die Lustwandelnden. Doch Leontine war keine Kunigunde — so glaubte Edmond; für ihn war sie es nicht; sie verlangte nicht, daß er sein Leben aufs Spiel setze, um ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen. Freilich, da, wo sie nicht liebte, war auch sie imstande, mit der siegenden Gewalt ihrer Schönheit den Kühnen Verderben zu bringen, die um sie zu werben wagten.

In leidenschaftlicher Hingebung hielt sie den Geliebten umschlungen, glühende Küsse drückte sie auf seine Lippen — was war ihr die ganze Welt in diesem Augenblick! Mochten sie kommen und sehen, staunen und verdammen — alle, alle! Sie bot ihnen Trotz, den Ihrigen, die sie bevormunden wollten, den Fremden, die Anstoß nahmen an so leidenschaftlicher Begegnung, und mochte ein Erdbeben die alte Burg zertrümmern, sie wäre froh gestorben an seinem Herzen!

Edmond war weniger übermütig und entschlossen; er bewegte sich hier unter einem falschen Namen in Feindesland; es konnte ihm durch irgend einen Zufall viel Unholdes begegnen. Den alten Burgherrn selbst hatte er von ferne gesehen; dieser hatte den Schnauzbart der preußischen Husaren, die beim Einhauen keine Schonung kannten! So griff er, sobald sich draußen am Thore etwas regte oder auch nur eine Eidechse durchs Gras raschelte, rasch wieder zu seinem Malkasten und seinem Pinsel. Aber Leontine gefiel sich nicht in der Rolle einer lauschenden Beobachterin, welche den Künstler und das Werk, das unter seinen Händen wuchs, bewunderte.

Sie nahm und schloß seinen Malkasten, warf ihn auf eine steile Rasenböschung, die sich in den Burghof hineinschob, und zog den Geliebten wieder stürmisch an sich.

Da zeigte sich Klärchen und verkündete, daß Fremde nahten. Leontine eilte zu ihr, um als ihre Begleiterin zu erscheinen, und Edmond griff rasch wieder nach seinen Farben.

Der erste Versuch eines Rendezvous im Reiche der Kunigunde und unter dem Schutz dieser zweideutigen Heiligen war gelungen; es lag zwar immer allerlei Bedrohliches in der Luft, doch ließen sich gewiß nach einiger Erfahrung Mittel zur Abwehr finden.

Und in der That wurden die Liebenden kühner in ihren Wünschen.

Das Erdgeschoß des runden Wartturmes war früher ein Gefängnis gewesen; der Turm, der für unbesteigbar galt, obschon mittels Leitern der einfallenden Treppe leicht nachgeholfen werden konnte, blieb von den Besuchen der Fremden verschont. Das Erdgeschoß war ein willkommenes Versteck, welches Klärchen, die Schlüsselverwalterin, allein öffnen und schließen konnte. Hier sollte sich Edmond gelegentlich auch vor dem Kastellan verstecken, der in letzter Zeit bisweilen die Burghöfe inspizierte, wahrscheinlich im Hinblick auf die etwa bevorstehende Einquartierung, und an der häufigen Anwesenheit des Malers leicht Anstoß nehmen konnte. Wenn sich Klärchen indes dazu verstand, dem harrenden Liebhaber hier eine erwünschte Gefängnisstrafe zu diktieren, so räumte sie doch niemals seiner Geliebten das Recht ein, die Haft zu teilen. Sie las bisweilen so vermessenen Wunsch in Leontinens Augen, aber sie wachte über die gute Sitte auf dem alten Schloß und nur einer bräutlichen Liebe wollte sie hilfreich zur Seite stehen.

(Schluß folgt.)

Brunnen- und Badekuren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Es ist keine neue Mode, wie dies mancher brummige Ehegatte, dessen Frau ins Bad geschickt wird, oder mancher behäbige Sitzmensch, dem die Reise in einen Kurort verordnet wird, behauptet, sondern eine uralte Gepflogenheit der Aerzte, wenn sie mit ihrem Latein zu Ende sind, den Kranken eine Badereise anzuraten. So war es schon in der alten Römerzeit, als sich vor nahezu 1900 Jahren der Badeort Bajae eines ganz besonderen Rufes erfreute, so daß daselbst die vornehme Welt Villen baute, die bewährtesten gichtbrüchigen Feldherren Bäder nahmen und schöne Frauen auf Eroberungen ausgingen. So war es im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, als hochfürstliche Persönlichkeiten mit großem Pompe und riesigem Gefolge nach Baden in der Schweiz, nach Gastein und Karlsbad zogen.

Was aber die Badereisen der Gegenwart von jenen altvergangener Zeiten unterscheidet, ist vorerst das bedeutungsvolle Moment, daß durch die hochentwickelten Verbindungsmittel unserer im „Zeichen des Verkehres" stehenden Zeit es nicht nur den oberen Zehntausend, sondern auch den breiten Schichten der Bevölkerung ermöglicht ist, an den Heilquellen Hilfe zu suchen; und dann die richtigere Erkenntnis von dem Wesen und der Wirkungsweise einer solchen Kur.

Wenn man ursprünglich glaubte, die Quellen ständen unter dem besonderen Schutze von Göttern, und dieser Anschauung gemäß das Wirken der Heilwässer als etwas geheimnisvoll Göttliches in mystischer Weise zu deuten suchte, wenn später den Mineralwässern eine besondere Kraft, welche von dem „Brunnengeiste" ausging, zugemutet ward — so hat die naturwissenschaftliche Erkenntnis gegenwärtig auch dieses Dunkel aufgehellt und dargethan, daß die Mineralquellen nicht etwa eigens für sie ersonnenen, sondern den allgemein gültigen Naturgesetzen unterworfen sind.

Wir wissen jetzt ganz genau, daß die Mineralwässer, auch wenn sie noch so heilkräftig sind, nicht einem Wunder ihr Emporquellen verdanken, sondern daß sie aus Regen- und Schneewasser ebenso wie die gewöhnlichen Trinkquellen entstehen, nur verändert durch die festen und flüchtigen Bestandteile, welche sie dem Boden während ihres Laufes durch denselben entziehen. Der hohe Wärmegrad, durch den sich viele Heilquellen auszeichnen, ist nicht, wie man früher annahm, stets das Resultat vulkanischer Thätigkeit im Innern der Erde oder gar durch eine geheimnisvolle Hexenküche erzeugt; die Ursache dieser Erscheinung ist vielmehr in der Regel eine andere: die heißen Quellen entstammen einer größeren Tiefe, und da die Eigenwärme der Erde nach bestimmten Gesetzen mit der Tiefe zunimmt, so ist die Tieflage der Wasserkanäle die Bedingung, von welcher die Bildung der „Thermen" (heißen Quellen) abhängig ist. Wenn man den eigentümlichen fleischbrühartigen Geschmack mancher Thermen früher mysteriös auf eine Beimengung von Fleischüberresten vorsintflutlicher Tiere zurückführte, so weiß man jetzt, daß an jenem Geschmacke zersetzte Pflanzen, wie Algen und Conferven, schuld tragen, die sich in dem Mineralwasser finden. Und auch der „wilde Geist", welcher die Quellen beleben und ihr Brodeln verursachen sollte, wurde vom Chemiker wirksam beschworen und zumeist als kohlensaures Gas entlarvt.

Wie die Entstehung und Zusammensetzung der Heilquellen dem Gebiete des Ueberirdischen und Unfaßbaren entrückt worden ist, so hat auch die Wirksamkeit derselben, lange Zeit vom Vorurteil und Aberglauben verschleiert, mit den Fortschritten der Arzneikunde immer schärfere Aufklärung gefunden. Die chemische Untersuchung der Quelle giebt hierzu den Schlüssel, und in dem Gehalte des Mineralwassers an festen und gasförmigen Stoffen sowie in seiner Temperatur liegt der Erklärungsgrund für die Wirksamkeit der Quellen, mögen diese zum Trinken oder Baden gebraucht werden.

Digitized by Google

Ist auch die Wirkungsweise mancher Quellenbestandteile noch nicht genau erforscht, so haben doch wissenschaftliche Untersuchungen wie praktische Erfahrungen über die meisten jener Bestandteile genügenden Aufschluß gegeben, um den Einfluß der Trinkkuren auf den gesamten Stoffwechsel wie auf einzelne Organe des Körpers zu deuten und abzuschätzen.

Der Umstand, daß die wirksamen Salze in den Mineralwässern nur in geringen, oft sogar ganz winzigen Mengen enthalten sind, hat Zweiflern vielfach Anlaß gegeben, die Heilquellen selbst als ein bedeutungsloses Nichts zu bezeichnen und nur der frischen Luft und der zweckentsprechenden Diät in den Kurorten einige Wirksamkeit zuzuerkennen. Mit Unrecht! Neuere Forschungen haben ergeben, daß gerade verdünnte Lösungen von Salzen, wie sich als solche die meisten Mineralwässer darstellen, eigentümliche Wirkungen auf die Lebensthätigkeit der Zellen des menschlichen (wie tierischen) Organismus und auf die chemischen Prozesse in denselben ausüben. Es haben ferner Erfahrungen am Krankenbette dargethan, daß besser als eine große Gabe eines bestimmten Heilmittels die Verbindung mehrerer nach gleicher Richtung wirkender Arzneien, in ganz kleinen Gaben zusammengestellt, sich wirksam erweist. Und solcher Art enthalten sehr viele Mineralwässer eine Summe ähnlich wirkender heilkräftiger Bestandteile in kleinen Gaben. Man braucht also durchaus nicht auf die Homöopathie zu schwören, um die Wirkung einer durch mehrere Wochen fortgesetzten Trinkkur mit Mineralwässern begreiflich zu finden.

Das natürliche Mineralwasser ist ein gar merkwürdiges und kompliziertes Heilmittel, und es wird noch langer Forschung bedürfen, um ganz genau und unwiderleglich über die Beschaffenheit aller seiner Bestandteile, über die Art der Zusammensetzung und über die Wirksamkeit desselben Aufklärung zu erhalten. Vorläufig müssen wir uns damit bescheiden, daß für bestimmte Gruppen von Mineralwässern, so für die Natronwässer, Glaubersalzwässer, Kochsalzwässer, Eisenwässer, Schwefelwässer, erdige Mineralquellen, gewisse grundlegende Wirkungen erkannt sind, welche dieselben auf Absonderung der Verdauungssäfte, auf Beeinflussung der Thätigkeit des Herzens und der Atmungsorgane, auf Aenderung der Blut- und Säftebestandteile ausüben.

Die Lücken der Erkenntnis muß vorläufig die Erfahrung der praktischen Aerzte sowie der an den Brunnen wirkenden Aerzte, auf zahlreiche und gute Beobachtungen sich stützend, auszufüllen bemüht sein.

Weniger als bei den Trinkkuren spielt bei den Badekuren die verschiedenartige Zusammensetzung der Bestandteile der Heilquelle die Hauptrolle; hier erweisen sich vielmehr als heilkräftig die Temperatur des Badewassers, die Dauer des durch das Bad auf die Haut geübten Reizes, die Menge der im Bad sich entwickelnden Gase und flüchtigen Stoffe, die Form der Anwendung, als Vollbad, Halbbad, Brause, Welle &c., die zum Bade verwendete Beimengung, wie bei Moorbädern, Fichtennadelbädern.

Seitdem es erwiesen ist, daß die Haut des Badenden von den in dem Badewasser gelösten festen Bestandteilen nichts oder wenigstens nahezu nichts auffaugt, ist es vorzugsweise der Hautreiz, auf welchen man als wirksames Moment der Bäder den Hauptwert legt. Dieser Reiz ist bei den Mineralbädern größer als bei den gewöhnlichen Wasserbädern, denn bei jenen tritt zu dem Reize, welchen die Wärme auf das Hautorgan übt, zu dem mechanischen Reize der Wassermasse und ihrer Bewegung noch der chemische Reiz hinzu, welcher vorzugsweise von den in den Mineralwässern enthaltenen Gasen und flüchtigen Stoffen ausgeübt wird, wobei aber auch die festen Bestandteile nicht ganz ohne Einfluß sind. Dieser chemische Hautreiz, den die Mineralbäder verursachen, giebt sich dem Badenden durch das Gefühl von leichtem Prickeln, durch Empfinden von Brennen sowie durch Hautrötung kund; er beeinflußt, sich im Nervensysteme fortpflanzend, die Herzthätigkeit und Blutverteilung, die Atmungsarbeit, die Wärmeerzeugung sowie den gesamten Stoffwechsel des Körpers in wesentlicher Weise.

Wissenschaftliche Untersuchungen haben auch des näheren die Beeinflussung des Organismus durch die mit großem Reichtum an Kohlensäure bevorzugten Säuerlingsbäder, durch die an Kochsalz sehr gehaltreichen Solbäder, durch die eisenhaltigen Stahlbäder, dann durch Schwefelbäder sowie Moorbäder und Gasbäder dargethan und darauf die Heilanzeigen der verschiedenen Bäderarten begründet. Auch die weder an festen noch gasförmigen Bestandteilen irgend hervorragenden, sondern nur durch natürliche Wärme ausgezeichneten Wildbäder haben sich als heilkräftig erwiesen, wenn auch die Art ihrer von gewöhnlichen warmen Wasserbädern gewiß wesentlich verschiedenen Wirkung noch der Aufklärung bedarf.

Außer dem Trinken und Baden kommen aber in den Kurorten noch andere Momente zur Geltung, welche für den Gesundung Suchenden von ganz wesentlicher Bedeutung sind. Das ist vor allem die Aenderung aller jener in der Beschaffenheit der Luft wie in der Bodenbeschaffenheit gelegenen Einflüsse, welche man mit der Bezeichnung Klima zusammenfaßt, die Versetzung in neue, von den gewohnten ganz verschiedene Lebensverhältnisse, die Einhaltung einer bestimmten, dem Einzelfalle entsprechenden Ernährung (Diät) sowie auch bestimmter geregelter Bewegungsformen und die Belebung des Gemütes durch eine neue hoffnungsreiche Behandlungsweise. Einen erfreulichen Einfluß übt auch der Umgang mit Leidensgenossen, welche schon am eigenen Leibe die günstige Wirkung der Quellen erprobt haben und nun zu Herolden des Ruhmes dieser Kurorte geworden sind, die aber auch anderseits ein aufmunterndes Beispiel geben, sich den strengen Kurregeln folgsam zu fügen und liebgewordenen, aber schädlichen Gewohnheiten zu entsagen.

Wenn man diese Hilfsmomente der Kuren an den Quellen erwägt, so wird man es begreiflich finden, daß es nicht gut möglich ist, denselben Heilzweck mit Mineralwässern zu erzielen, welche zu Hause unter den Alltagsverhältnissen des Kranken gebraucht werden; man wird aber auch verstehen, wie schwierig es für den Arzt oft ist, die richtige Auswahl des Kurortes in jedem einzelnen Falle zu treffen. Derselbe muß ja nicht nur auf die Beschaffenheit der Heilquelle Rücksicht nehmen, sondern auch auf alle örtlichen und geselligen Verhältnisse des Kurortes.

Eine Fülle von Erwägungen muß die Bestimmung der Badereise leiten. Der geistig überangestrengte Stubenhocker soll angenehme Zerstreuung und anregende Gesellschaft aufsuchen; der durch gesellige Verpflichtungen übermüdete Staatsmann braucht Waldeinsamkeit und erholende Ruhe; andere Kurorte eignen sich für fettleibige Personen, die in kühler Luft recht viel Bewegung auf Bergen und Höhen unternehmen sollen, und wiederum andere für blutarme schwächliche Damen, die, wärmebedürftig, nur sich schonen sollen und wenig spazieren gehen dürfen. Aber auch die materiellen Verhältnisse müssen bei der Wahl des Kurortes mitsprechen, wenn es heißt, die Ansprüche des Notwendigen mit dem Zustande des Geldbeutels in Einklang zu bringen. Zum Glück herrscht auch auf dem Gebiete der Bäder eine große, stets wachsende Konkurrenz, und es ist bei der riesigen Erleichterung des gesamten Verkehrs jedermann, auch dem minder Bemittelten, möglich, auf einige Wochen sich an einer Heilquelle niederzulassen und Gesundheit aus dem frischen Born zu schöpfen oder den Körper in einem erquickenden Bade zu stärken oder zum mindesten in einer der vielen Sommerfrischen gesunde, reine Luft einzuatmen und das Blut neu zu beleben.

Nur darf niemand von einer Kur Wunder erwarten und denken, mit der durch althergebrachten Glauben geheiligten Zahl von 28 Trinktagen oder 21 Badetagen alle Gebresten des Leibes hinweg bannen und dann, nachdem er den Quellen den Rücken gekehrt hat, sich gleich wieder in den Strudel der ernsten Geschäfte oder aufreibenden Vergnügungen hineinstürzen zu können, um sich nur recht bald für das schadlos zu halten, was er durch mehrwöchiges kurgemäßes Leben versäumt hat. Auch für die Brunnen- und Badekuren gilt des Dichters Wort:

„Wie arm sind die, die nicht Geduld besitzen,
Wie heilten Wunden, als nur nach und nach!"

Digitized by Google

Oesterreichische Ostereier.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von R. March. Mit Illustrationen von L. Janda.

Das „Ritzen“ der Ostereier.

In den Volksbräuchen der Osterzeit nimmt das Ei eine hervorragende Stelle ein. Vieles deutet darauf hin, daß das Osterei älter ist als das christliche Osterfest. Vermutlich war es der Frühlingsgöttin Ostara geweiht und spielte bei den heidnischen Frühlingsfesten eine hervorragende Rolle.

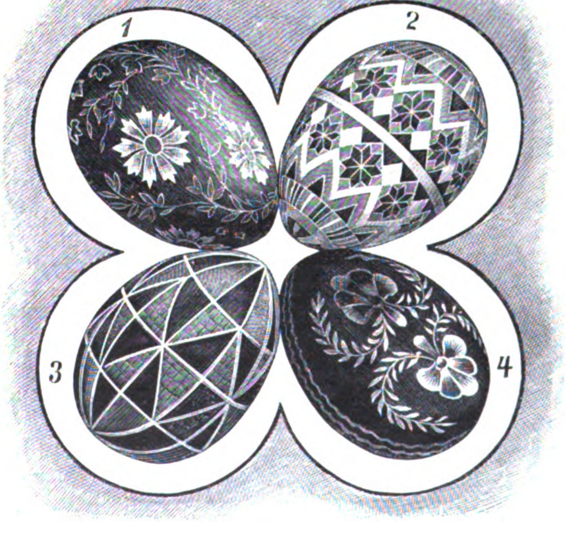
Noch heute knüpft sich an Eier, die am Gründonnerstag gelegt worden sind, allerlei Aberglaube. Solche Eier gelten in vielen Gegenden als besonders heilsam; sie sollen denjenigen, der sie am Osterfest verzehrt, vor allerlei Krankheiten schützen und auch zu manchem Zauber gut sein. Vergräbt z. B. ein Hirt ihre Schalen auf seinem Weideplatze, so kann er nach dem Volksglauben sicher sein, daß ihm im Laufe des Jahres kein Stück von seiner Herde verloren gehen werde.

Auf diesem Glauben an die besondere Wirkung der Ostereier beruht wohl die Sitte, dieselben an Freunde und gute Bekannte zu verschenken. Man begnügte sich aber nicht damit, die Eier, wie sie aus dem Neste kommen, zu verteilen, sondern versah sie mit besonderem Schmucke, indem man ihre Schale färbte. Auch diese Sitte ist uralt und reicht in heidnische Zeiten zurück. Ursprünglich wurden die Ostereier rot gefärbt, und dieses Rot war wohl für unsere Vorfahren das Symbol der aufgehenden Sonne. Später verwendete man zu diesem Zwecke alle möglichen Farben und versah die Eier mit bunten Mustern, Bildern und Sprüchen. Hier und dort hat sich dieser Brauch noch vollständig erhalten, und in den Dörfern verschiedener Gegenden leben geübte „Eiermaler“, welche zu Ostern kunstreich verzierte Eier liefern. Die Zahl dieser Künstler ist aber in rascher Abnahme begriffen; denn in der Neuzeit beschenkt man sich, namentlich in den Städten, lieber mit Eiern aus Zucker und Chokolade oder mit solchen aus Pappe und Holz, die als Bonbonnieren dienen. Um so mehr verdient eine Sammlung von Ostereiern unsere Beachtung, die sich in dem Museum für österreichische Volkskunde zu Wien befindet. Sie ist einzig in ihrer Art und infolge der bunten Völkerkarte Oesterreichs auch überaus mannigfaltig.

Besonders anziehend erscheinen uns die mährischen Ostereier. In Mähren, namentlich unter der deutschen Bevölkerung bei Iglau, steht das Osterei noch in hohem Ansehen. Dort giebt das Mädchen dem auserwählten Burschen ein Osterei, jung und alt beschenkt sich damit, und an Angehörige, die in der Fremde weilen, wird ein schön bemaltes, mit einem Spruch versehenes Ei als Ostergruß aus der Heimat versendet. Darum giebt es hier in einzelnen Dörfern kunstfertige Leute, von denen mancher über tausend Eier zur Osterzeit verziert und mit Sprüchen versieht. Neuerdings hat Franz Paul Piger über diesen Gegenstand eine interessante Abhandlung in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ veröffentlicht. Die Kunst des Schmückens der Ostereier — berichtet er — ist nicht so einfach, als es sich mancher vorstellen mag. Mit der Rinde des Apfelbaumes, die er in Wasser kochen läßt, färbt der Künstler zuerst das Ei gelb. Was gelb bleiben soll, das bedeckt er mit einer feinen Wachsschicht und färbt dann das Ei rot, indem er es mit Zwiebelschalen im Wasser kochen läßt. Ist dies geschehen, so wischt er das Wachs wieder weg und hat nun ein gelbrotes Ei. Jetzt greift er zum Rasiermesser oder Griffel und ritzt in die Eierschale seine Zeichnungen ein, die auf dem gelben oder roten Grunde in reiner Weiße schimmern. So stellt er Menschenfiguren, Tiere und Blumenranken dar. Das wichtigste an dem Osterei sind aber die Sprüche, die von den Bestellern oft besonders aufgegeben werden und mitunter mehrere Strophen lang sind. In diesen Sprüchen, die frei aus dem vorhandenen Schatze deutscher Sprüche gewählt werden, kommt verschiedenes zum Ausdruck: Versicherungen der Liebe und Freundschaft, Glückwünsche und auch Scherze. Es werden nicht nur Hühnereier, sondern auch Gänseeier zu diesem Zweck verwendet, sie sehen ja stattlicher aus und bieten den Vorteil, daß auf ihre Schalen längere Sprüche geritzt werden können.

Nicht allein Männer, sondern auch Mädchen und Frauen versuchen sich in der Kunst der Herstellung von Ostereiern, und unsere nebenstehende Abbildung zeigt uns eine mährische Frau bei der Arbeit des Einritzens.

Mehr als siebzig mährische Muster sind bekannt, die auf vorwiegend gelb-rotem Grunde so geschickt eingeritzte geometrische Figuren, Blätter, Blumen, Ranken, Sterne, Herzen u. dergl. darstellen, daß manches dieser Ostereier ein kleines Kunstwerk genannt werden kann. Besonders schön sind die dunkelblauen Ostereier mit Stiefmütterchen, die in der Gegend bei Lundenburg beliebt sind. Unsere Abbildung „Mährische Ostereier“ zeigt uns ein rotes mit Rasiermesser geritztes Ei (Nr. 1); das daneben befindliche (Nr. 2) ist gelb-rot; darunter sehen wir ein blaues mit einem Griffel geritztes (Nr. 4) und daneben wieder (Nr. 3) ein nur bemaltes Osterei.



Mährische Ostereier.

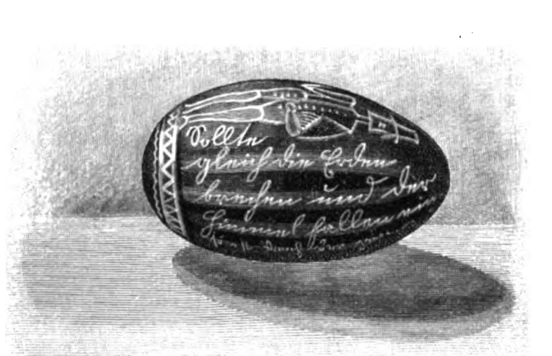
Digitized by Google

Das Schmücken der Ostereier ist auch bei den slavischen Volksstämmen der österreichisch-ungarischen Monarchie gebräuchlich und unsere nebenstehenden Abbildungen zeigen uns einige Proben galizischer Kunstfertigkeit. Bei den Polen pflegen die Frauen hier und dort gewöhnliche Ostereier auszublasen und sie sodann mit farbigem Sammet und allerlei Fäden und Flittern zu bekleben. Nr. 4 unserer Abbildung zeigt ein derart verziertes Ei, während Nr. 2 ein geritztes und gefärbtes darstellt. Die beiden übrigen Muster sind ruthenischen Ursprungs.

Galizische Ostereier.

In Böhmen herrscht das lichtrote Osterei vor, während die Salzburger Ostereier auf den ersten Blick Gebilden aus Marmor oder jener Masse gleichen, aus der die Parfümeure ihre bunt geäderten Seifenkugeln verfertigen. Erst bei näherer Betrachtung entdeckt man, daß Hühnereier durch äußerst geschickte, sehr zarte bunte Färbung die Aederung erhielten.

Das Bemalen und sonstige Herrichten der Ostereier bildet auf dem Lande, insofern es im Hause für das Haus geschieht, vielfach noch ein Ereignis und wird hier und dort, zumal in Ungarn, auch mit Volksliedern begleitet. Dabei pflegen die Mädchen insbesondere das dem Auserwählten gewidmete Ei sorgsamst zu behandeln, es mit Herzen, sich schnäbelnden Tauben und ineinandergelegten Händen zu schmücken. Der ruthenische Bursche, der aus der Hand eines Mädchens das mitunter auch mit Wollfäden schön verzierte Osterei empfängt, kann ihrer Liebe und Treue versichert sein. Dasselbe ist in Kärnten der Fall. Doch muß dort, und zwar im oberen Rosenthale, das Mädchen ihrem Liebsten unbedingt zwei, im Gailthale, wo die Slovenen wohnen, sogar drei rote mit Inschriften versehene Ostereier schenken, um ihm hinsichtlich der Festigkeit ihrer Zuneigung jeden Zweifel zu benehmen.


Bemaltes und beschriebenes Gänseei.

Wie wir schon bemerkt haben, verdrängt immer mehr das künstliche Osterei jene kleinen Werke des Hausfleißes, und einmal wird wohl die Zeit kommen, daß Ostereier, wie die geschilderten, nur noch in Museen zu finden sein werden.

Heute aber und noch so manches Jahr werden sie beim Klange der Osterglocken in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit wieder erscheinen, sie werden Liebe und Freundschaft künden, Freude wecken, und manch ein Bursche aus Mähren, der ferne der Heimat in seiner Garnison weilt, wird wohl mit freudiger Beruhigung das ihm zugesandte Osterei betrachten, auf dem etwa das Sprüchlein steht:

„In Iglau auf festem Lande,
Da fing unsre Liebe an.
Ewig, ewig soll sie dauern,
Bis ich nicht mehr atmen kann."

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von **Johannes Proelß.**

Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten.

III. Märzstürme und Märzerrungenschaften. (Schluß.)

Die Wiener Märztage, die erst nach den Erfolgen des deutschen Südwestens — am 7. — begannen, zeigten den Frühlingscharakter der nationalen Bewegung in seiner ganzen frischen Jugendlichkeit.

Es war die deutsche Studentenschaft, von der in Wien der Antrieb zur zielbewußten Volkserhebung ausging. Eine von hinreißender Leidenschaft durchglühte Rede des ungarischen Volksmannes Ludwig Kossuth, die dieser am 5. März in der zu Preßburg versammelten Ständetafel gegen Metternichs System der Völkerbedrückung gehalten hatte, fand gleichzeitig mit den „Mannheimer Forderungen" in der akademischen Jugend der österreichischen Hauptstadt begeisterten Wiederhall. Dem eisgrauen Großmeister der Reaktion, der die deutsche Jugend von 1813 um ihr Vaterland betrogen hatte, dem grausamen Verfolger der deutschen Burschenschaft war es vom Schicksal bestimmt, durch die geschlossene Schar der Wiener Studenten aus Amt und Würden zu kommen.

Wohl fehlte es dem Gewaltigen nicht an Gegnern in der Wiener Bürgerschaft und Beamtenwelt, ja es gab deren in der nächsten Umgebung des Staatskanzlers, wo Graf Kolowrat, Metternichs Kollege in der „Staatskonferenz", und die Erzherzogin Sophie, die einflußreiche Mutter des Thronfolgers Franz Joseph, im geheimen auf seinen Sturz sannen. Aber der bürgerliche Freisinn, der sich in der Adresse des Niederösterreichischen Gewerbevereins an den Erzherzog Karl Franz, sowie in der vom Politisch-juridischen Leseverein veranlaßten „Eingabe österreichischer Bürger" an die niederösterreichischen Stände wandte, war viel zu zahm, um Metternichs „System" ins Wanken zu bringen; erst die Adresse der „Aula" an den Kaiser selbst, die, von mehr als 2000 Unterschriften bedeckt, durch die Professoren Endlicher und Hye am 11. in der Hofburg überreicht ward, brachte die Bewegung in Fluß.

Mit Kossuths Forderung einer konstitutionellen Verfassung für alle Länder der Monarchie verknüpfte sie das „Mannheimer" Verlangen einer Volksvertretung am Bundestag für die deutschen Landesteile. Von den Studenten ging dann auch der Ruf nach Entlassung Metternichs aus. Und als am 13. die Eröffnung der üblichen Frühjahrssitzung der niederösterreichischen Stände, für welche Anton Schmerling eine Adresse entworfen hatte, stattfand, da gab das kühne Auftreten der Studenten das Signal zu jenen stürmischen Scenen, welche von außen her die Stände zu einem energischen Eintreten für ihre Forderungen zwangen.

Die gewaltige Wirkung des Redners der Studenten, Dr. Fischhof, und ihr zähes Festhalten an dem Verlangen sofortiger Hilfe durch die Ständekammer bewirkten allein, daß noch an demselben Tage die Abgeordneten mitsamt dem Landtagsmarschall Grafen Montecuccoli sich zu ihrem Zug in die Hofburg aufrafften.

Als das Militär gegen die Zusammenrottungen vor dem

Digitized by Google

Ständehaus eingriff, als es zwischen den aus den Vorstädten herandrängenden Arbeitermassen und den Truppen bereits zu blutigen Zusammenstößen gekommen war, erhielt die zielbewußte Selbstbeherrschung der Studenten den Volksaufstand, dem gegenüber der Magistrat und die Bürgerwehr sich machtlos erwiesen, in der Bahn friedlichen Protestes.

Und als am Abend der Rektor Jenull als Abgesandter der „Aula“ in der Hofburg erschien, mit der Bitte der Studenten um Bewaffnung zur Aufrechterhaltung der Ordnung, da wurde er mit seinen Begleitern Zeuge eines Siegs, den so schnell, so voll niemand in Europa erwartet hatte: Metternich dankte ab. Das Erzhaus hatte ihn auf Betreiben der Erzherzogin Sophie und des volksbeliebten Erzherzogs Johann fallen lassen, nachdem diese beiden unter dem Eindruck der drohenden Revolution den Widerstand des Erzherzogs Ludwig, der den schwachsinnigen Kaiser in diesen stürmischen Stunden völlig vertrat, zu überwinden vermocht hatten.

Kaiser Ferdinand I von Oesterreich.

„Die Saalthüren thaten sich auf,“ berichtet Scherr, „und die Abordnungen der Bürgerwehr und der Hochschule wurden hineingerufen. Aus dem Kreise der Erzherzöge, Staatsräte u. s. w. trat Fürst Metternich hervor und ließ sich, zu den Bürgerwehroffizieren gewendet, mit ‚ruhigem Anstand‘ also vernehmen: ‚Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, von meinem Standpunkt aus für das Heil der Monarchie zu sorgen. Glaubt man, daß das Beharren auf jenem Standpunkte dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen. Sie haben erklärt, nur mein Rücktritt vermöge die Ruhe wiederherzustellen. Ich effektuiere denselben also mit Freuden. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung, wünsche Oesterreich Glück.‘ — ‚Durchlaucht,‘ entgegnete einer der Bürgeroffiziere, ‚wir haben nichts wider Ihre Person, aber alles wider Ihr System, und darum müssen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie. Wir danken Ihnen also für Ihren Rücktritt. Vivat Kaiser Ferdinand!‘ Das Vivat hallte wieder im Saal, scholl in das Vorzimmer hinaus und wurde von dort durch die ganze Hofburg weiter gerufen.“

Metternich faßte noch einmal, nicht ohne Würde, seine Abdankung in bündige Worte, dann verlor er sich unter den Anwesenden, glitt unbemerkt aus der Burg und suchte heimlich im Palais Liechtenstein Zuflucht, da sein eigenes am Ballplatz von einer erregten Menge umlagert war, ebenso wie sein Landhaus, das noch in der folgenden Nacht vom Pöbel demoliert wurde. In einem Gepäckwagen der Prager Bahn entfloh er aus Wien, wo er 38 Jahre lang nahezu unumschränkt geherrscht hatte. Gleich Louis Philipp und Guizot fand er in London eine Zufluchtsstätte. Und zwei Tage später war durch Kaiser Ferdinand, den jetzt auf einer Umfahrt durch die Straßen von Wien das Volk umjubelte, auch der Sturz des Metternichschen Systems für ganz Oesterreich besiegelt, die Zusage von Preßfreiheit, Volksbewaffnung und einer konstitutionellen Verfassung für sämtliche Kronländer wurde feierlich verkündet. Das Militär war aus den Straßen gezogen und die Aufrechterhaltung der Ordnung in Wien besorgten die Bürgerwehr und die Studentenlegion.

A. Fischhof.

Groß aber war die Wirkung von Metternichs Fall nicht nur auf Wien, auf Oesterreich — es war ein welterschütterndes Ereignis. Ueberall weckte die Nachricht hellen Jubel und kühnes Hoffen im Volke, an den Fürstenhöfen Erschrecken, Erstaunen, auch Aufatmen, nirgends aber wirkte sie so aufreizend wie in den Straßen Berlins, nirgends so niederschmetternd als im Berliner Königsschloß.

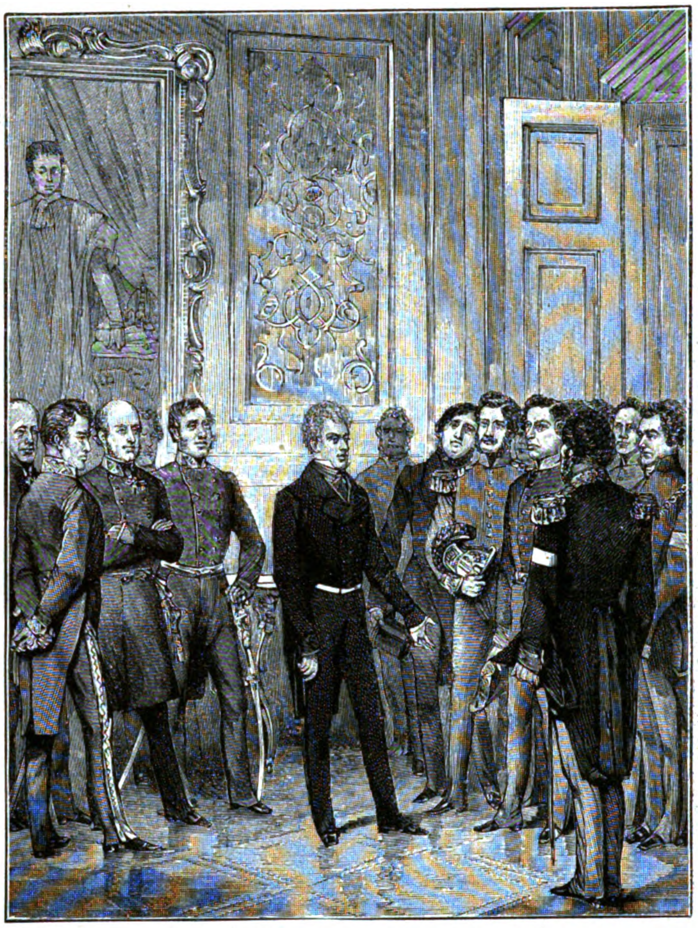
Am längsten hatte es in der preußischen Hauptstadt gedauert, bis der zündende Funke vom Pariser Revolutionsherd zur offenen Flamme ausschlug. Der dumpfen Unzufriedenheit, die sich hier im stillen immer weiteren Kreisen — bis in die Umgebung des Königs — mitgeteilt hatte, fehlte zunächst jedes Organ für gemeinsames Handeln. Erst die Nachrichten von den Vorgängen in Baden, Württemberg, Hessen, Bayern entfachten auch in Berlin einen Adressensturm, der vom 6. März an in täglich stärker anwachsenden Volksversammlungen unter den „Zelten“ im Tiergarten, dann auch vom Rathaus aus in Bewegung gesetzt ward, wo der Magistrat die erste Adresse noch „in Demut ersterbend“ unterschrieb. Friedrich Wilhelm IV nahm diese Petitionen anfangs nicht ernst; er konnte es nicht glauben, daß dem Thron seiner Väter von „seinen lieben Berlinern“ irgendwelche Gefahr drohe. Den Verfassungskonflikt mit den Ständen glaubte er am 5. beim Schluß der Sitzungen des Landtagsausschusses durch die feierliche Zusage periodischer Einberufung des Landtages beseitigt, die Anhänglichkeit „seiner Preußen“ an den Thron durch einen energischen Hinweis auf die drohende Kriegsgefahr und die stolzen Erinnerungen der Befreiungskriege befestigt zu haben. In dieser wiederum sehr „schwungvollen“ Thronrede rief er: „Man muß der Welt zeigen, daß in Preußen der König, das Heer und das Volk dieselben sind von Geschlecht zu Geschlecht!“ Auch die Tumulte, die ihm gleich in den ersten Tagen des März aus Köln und anderen Städten des Rheinlandes, sowie aus Schlesien gemeldet wurden, erschienen ihm noch nicht gefährlich. Die Meldungen des Polizeipräsidenten v. Minutoli, daß sich in Berlin ein bewaffneter Aufstand vorbereite, das Drängen seiner militärischen Ratgeber zu energischem Vorgehen beantwortete er mit halben Maßregeln: er ließ die Wachen verstärken, Volksaufläufe durch Militäraufzüge auseinandertreiben — an den Ernst der Lage glaubte er nicht. Doch gerade diese halben Maßregeln, gegen die sich Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, sehr energisch aussprach, erregten böses Blut in der Bürgerschaft, ohne den Geist der Volkserhebung irgendwie einzuschüchtern. Es entstand eine Stimmung in Berlin, die das völlige Gegenteil von jener Eintracht war, die zur Zeit der Befreiungskriege zwischen König, Heer und Volk in Preußen geherrscht hatte.

A. Schmerling.
Nach der Lithographie von Schertle.

Die wirklich ernste Gefahr, gegen die sich Friedrich Wilhelms absolutes Herrscherbewußtsein mit aller Kraft aufrichtete, erblickte dieser in der Aufeinanderfolge der unerhörten Siege, welche die revolutionäre Bewegung der „Mannheimer und Heppenheimer“ mit ihrer Forderung eines Deutschen Parlaments in den deutschen Staaten des Südens und Westens errang. Während dort die Führer des Volks die Ministersessel einnahmen und die „Mannheimer Forderungen“ zu Beschlüssen der Regierungen machten, wußten die Anhänger der Bewegung in der preußischen Rheinprovinz den Oberpräsidenten Eichmann zum Organ derselben zu gewinnen. Hinter den Adressen, die aus Königsberg und Breslau einliefen, sah der König wieder die „Volksaufwühler“ Johann Jacoby und Heinrich Simon am Werke. Und neben die „Mannheimer Forderungen“ war bereits am 5. März, noch bevor Römer, Gagern, Hergenhahn und ihre Gesinnungsgenossen Minister wurden, die „Heidelberger Erklärung“ getreten, in welcher diese Männer nebst vielen anderen — 51 an der Zahl — es als Recht der Nation in Anspruch nahmen, für die baldige Einberufung eines Deutschen Parlaments selber zu sorgen.

Digitized by Google

Es waren meist Mitglieder der Ständekammern von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Nassau, welche zu diesem Zwecke in der Neckarstadt zusammenkamen; auch Frankfurt a. M. und Oesterreich waren vertreten — letzteres durch den in Heidelberg weilenden Dr. Wiesner. Die alten Führer der badischen Opposition hatten gleich nach dem Siege der Revolution in Paris ihre zunächst wohnenden Gesinnungsgenossen zusammengerufen. Eine Vertretung der Ständekammern beim Bundestag genügte jetzt nicht mehr der Stimmung der Zeit — ein Parlament, durch freie Wahlen direkt herbeigeführt, wurde zur Losung. Und so war denn noch in der ersten Woche der Bewegung die Erklärung der „Einundfünfzig“ von Heidelberg aus in die deutsche Welt hinausgegangen: „Die Versammlung einer in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung ist unaufschiebbar, sowohl zur Beseitigung der nächsten inneren und äußeren Gefahren wie zur Entwicklung der Kraft und Blüte deutschen Nationallebens! Um zur schleunigsten und möglichst vollständigen Vertretung der Nation das ihrige beizutragen, haben die Versammelten beschlossen: ihre betreffenden Regierungen aufs dringendste anzugehen, so bald und so vollständig als nur immer möglich ist, das gesamte Deutsche Vaterland und die Throne mit diesem kräftigen Schutzwalle zu umgeben. Zugleich haben sie verabredet, dahin zu wirken, daß baldmöglichst eine vollständigere Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Volksstämme zusammentrete, um diese wichtigste Angelegenheit weiter zu beraten und dem Vaterlande wie den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten. Zu dem Ende wurden sieben Mitglieder ersucht, hinsichtlich der Wahl und der Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge vorzubereiten und die Einladung zu einer Versammlung deutscher Männer schleunigst zu besorgen. . . Bei besonnenem treuen und mannhaften Zusammenwirken aller Deutschen darf das Vaterland hoffen, auch in der schwierigsten Lage Freiheit, Einheit und Ordnung zu erringen und zu bewahren, und die Zeit einer kaum geahnten Blüte und Macht freudig zu begrüßen.“ Die sieben Mitglieder des Ausschusses waren Itzstein und Welcker für Baden, Willich für Bayern, Binding für Frankfurt a. M., Gagern für Hessen, Stedmann für Preußen und Römer für Württemberg. Der Entwurf eines Programms im besonderen ward Welcker, das Einladungswerk Itzstein übertragen. Frankfurt a. M., die alte Kaiserkrönungsstadt, ward zum Ort der geplanten Versammlung gewählt.



Die Abdankung des Fürsten Metternich.
Nach der Lithographie von Rauh.

Friedrich Wilhelm IV sah durch dieses kühne Vorgehen, das in seinen Augen die helle Revolution war, sein ganzes Reformwerk in Frage gestellt. Er hatte die Gefahr kommen sehen, gleich nach den Heppenheimer Beschlüssen, und Metternich vergeblich für eine Gegenbewegung von seiten der Fürsten, eine Reform des Bundes durch den Bundestag selbst, zu gewinnen versucht. Jetzt sandte er seinen Vertrauten Radowitz aufs neue nach Wien, damit dieser dort unter den so veränderten Umständen die sofortige Einberufung eines deutschen Fürstenkongresses nach Dresden beantrage, zum Zwecke der Beratung seiner Vorschläge zur Bundesreform mit Rücksicht auf die drohende Kriegsgefahr. Gleichzeitig ließ er am Bundestag, wo in Abwesenheit der beiden österreichischen Gesandten Preußen das Präsidium führte, im Sinn seiner Pläne wirken. Während der Heidelberger Aktionsausschuß seine Einladung an alle deutschen Kammerdeputierten zu einer Versammlung in Frankfurt a. M. für die Vorbereitung eines Deutschen Parlaments ergehen ließ, während in Berlin die Nachrichten einliefen, wie die Forderung einer Nationalvertretung beim Bundestag von einer Regierung nach der andern bewilligt wurde, harrte der König ungeduldig auf das Ergebnis der Radowitz'schen Mission. Am 10. März hatte Metternich der Einberufung des Fürstentags zugestimmt; als Friedrich Wilhelm im Besitz dieser Nachricht war, empfing er endlich, am 14., eine Deputation der Berliner Stadtvertretung. Ihre Wünsche vertröstete er auf die Zukunft. Er versprach, an die „allmähliche Entwicklung des Verfassungslebens zu denken“, er rühmte noch einmal die „Gliederung der Stände“ als die „alte deutsche Ordnung“; was die in ihrer Adresse erwähnte deutsche Einigung betreffe, so liege sie „nicht in seiner Hand“.

Volksversammlung unter den „Zelten“ in Berlin.
Mit Benutzung eines gleichzeitigen Bildes der „Illustrierten Zeitung“ gezeichnet von A. Wald.

Digitized by Google

Inzwischen war das Unerhörte geschehen: Metternich hatte in Wien der Revolution weichen müssen, der gewaltige Staatskanzler war gestürzt und mit ihm sein ganzes Regierungssystem. Die neuen Zustände in Wien ließen den König alle Hoffnung auf einen Fürstentag aufgeben. Der Fortbestand von Metternichs „System" war all seiner Pläne Voraussetzung gewesen. Er war in Verzweiflung. Der geplante Kongreß hatte nicht nur den deutschen Fürsten das Recht sichern sollen, die für nötig erkannte Bundesreform selbst auszuführen; er hätte auch für ihn ganz persönlich die Handhabe geboten, mit seinem Volk in der nie zur Ruhe kommenden Verfassungsfrage endlich die Verständigung zu finden.

Noch war ja nicht ein Jahr vergangen, daß er in feierlicher Rede vom Thron herab dem Verlangen nach einer Konstitution sein „Nie und nimmermehr!" entgegengeschleudert hatte. Jetzt dennoch sie schlechthin bewilligen, nur weil das Volk es verlangte, das hieß für ihn, sein verpfändetes Wort preisgeben, das hätte sein stolzes Herrscherbewußtsein unter ein Joch gezwungen, gegen das es sich mit Macht aufbäumte. Der Fürstenkongreß dagegen hätte seiner Fürstenehre die Deckung geboten. Würde dieser um der Einheit willen die Durchführung des Verfassungswesens in ganz Deutschland gefordert haben, so hätte er dasselbe auch für Preußen gewähren können, ohne seiner königlichen Würde etwas zu vergeben. Der Sturz Metternichs hatte diese Brücke zerstört. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses wirkten die Vorstellungen von gerade jetzt eintreffenden Deputationen aus Breslau und Köln, die den Abfall von Schlesien und dem Rheinland in Aussicht stellten, wenn nicht die Forderungen des Volks Bewilligung fänden, mit niederschmetternder Wucht. Dagegen konnte er die Nachricht, daß die Regierungen mehrerer süddeutschen Staaten ihm gern die Leitung des deutschen Einigungswerks anvertraut sehen würden, falls Preußen nun auch unter die Verfassungsstaaten träte, wie eine Erlösung begrüßen. Daß die Aktion gerade von denjenigen Höfen ausging, wo jetzt die „Heppenheimer" am Ruder saßen, verschlug ihm nichts mehr. Er entschloß sich jetzt, offen mit seinen Bundesreformplänen vor sein Volk zu treten und „um der deutschen Einheit willen" im Sinne der siegreichen Volksbewegung das Zugeständnis einer Verfassung für ganz Preußen zu machen. In einem Patent, das er am 17. März erließ, wurden als Hauptpunkte einer von ihm geplanten Reform die Umwandlung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat, eine allgemeine deutsche Wehrverfassung, ein allgemeines deutsches Heimatrecht, ein deutscher Zollverein bezeichnet. Dem Volke freilich fehlte die Einsicht in des Königs Gründe für die jähe Wandlung. Es hatte ja nie vorher von seinen Reformplänen erfahren. Die endliche Bewilligung der Verfassung in der verklausulierten Form, daß die von ihm angestrebte Neugestaltung des Deutschen Bundes eine konstitutionelle Verfassung in allen deutschen Ländern notwendig mache, war wiederum nur etwas Halbes. Aber im gebildeten Bürgertum war schon über des Königs „deutsche" Politik die Freude groß. Und als am 18. März gegen Mittag die Patente bekannt wurden, welche auch noch ein freisinniges Preßgesetz, das die Censur abschaffte, und die sofortige Einberufung des Landtags zusagten, als man erfuhr, der König beabsichtige, Männer aus der liberalen Kammeropposition ins Ministerium zu berufen, da strömten die entzückten Bürger in Scharen vors Schloß, um dem König durch stürmische Hochrufe ihren Dank darzubringen.

Die Freudenkundgebung vor dem Schlosse zu Berlin.

Nun konnte auch Berlin seine Märzerrungenschaften bejubeln. Wohl war es schon in den Tagen vorher zu blutigen Zusammenstößen zwischen demonstrierenden Volksmassen und dem gegen sie einschreitenden Militär gekommen, wohl war im stillen in weiten Volkskreisen die Empörung bis zum bestimmten Entschluß, dem Beispiel der Pariser zu folgen, gereift — jetzt schien dies vergessen. Am 17. hatten erregte Volksversammlungen beschlossen, durch eine Massendemonstration vor dem Schloß das Zurückziehen des Militärs aus den Straßen und die Bildung einer Bürgergarde vom Könige zu erwirken. Um Mittag am 18. sollte sie stattfinden. Die geplante Drohdemonstration wurde nun zur Freudenkundgebung, welche wuchs und wuchs. Um 2 Uhr erschien der König auf dem Balkon; er begann zu sprechen, doch er war zu bewegt. Der neben ihm stehende Bürgermeister Naunyn trat vor und rief mit lauter Stimme den Versammelten zu: „Der König will, daß Preßfreiheit herrsche; der König will, daß der Landtag sofort einberufen werde; — der König will, daß eine Konstitution auf freisinnigster Grundlage alle deutschen Länder umfasse; der König will, daß eine deutsche Nationalflagge wehe; — der König will, daß alle Zollschlagbäume in Deutschland fallen; — der König will, daß Preußen sich an die Spitze der Bewegung stelle!" Die jubelnden Vivatrufe wollten nach dieser feierlichen Verkündigung kein Ende nehmen. Der König winkte dazu mit dem Tuche herab, bis er sich zurückzog. Er hatte sein Ziel, den Frieden mit seinem Volke, erreicht. So meinte er — und von der friedlichen Lösung des langjährigen Konflikts, der in den letzten Tagen auch in Berlin zur Volkserhebung geführt hatte, waren alle Anwesenden überzeugt.

Da führte ein „Mißverständnis" zu einem entsetzlichen blutigen Nachspiel der Friedensfeier. Der König hatte durch Bodelschwingh vom Balkon herab den Wunsch aussprechen lassen, die Demonstrationen möchten nun aufhören. Da immer neue Volksmassen herandrängten, war dies nicht möglich. Es wurden jetzt Stimmen laut, daß die so froh bejubelten Bewilligungen der Not des Volkes nicht abhülfen. Es drängten sich Elemente aus den Arbeitervierteln ans Schloß, in denen ein tiefer Groll gegen den König bestand. Wahrscheinlich glaubte gar mancher der jetzt erst Anlangenden, es handle sich um die geplante Demonstration für die Bürgerbewaffnung. Der König, erzürnt über den Lärm, gab schließlich Befehl, die in den Schloßhöfen den Wachtdienst versehenden Truppen ausrücken zu lassen, um Ruhe zu stiften. Es waren Dragoner und Grenadiere, die von verschiedenen Seiten auf den

Digitized by Google

Barrikadenkampf am Köllnischen Rathaus in Berlin.
Mit Benutzung eines gleichzeitigen Bildes der „Illustrierten Zeitung“ gezeichnet von A. Wald.

Platz hervordrangen. Die Mannschaften thaten dies in ungeschickter brutaler Weise, die dem Grimm entsprach, der sich in ihnen während der letzten acht Tage, wo man sich ihrer gegen die Volkskrawalle bediente, aufgespeichert hatte. Der Angriff wirkte auf die in Jubel schwelgende Menge wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel. Man rief empört: „Zurück!“ „Militär fort!“ „Der König soll sich unter den Schutz der Bürger stellen.“ Ein furchtbares Gedränge entsteht. Da plötzlich fallen zwei Schüsse. Der Lärm stockt. Ein jäher Schreck ergreift alle. Dann wilde Flucht. — „Wir sind verraten!“ „Waffen!“ „Rache!“ gellt's durcheinander. Die Schüsse waren aus den Reihen der Grenadiere gekommen. Später hat sich herausgestellt, daß das eine Gewehr durch das Ungeschick eines Soldaten, das andere durch den Stoß eines Arbeiters auf den Hahn sich entladen hatte. Beide Schüsse waren in die Luft gegangen. Damals wußte das niemand, jeder glaubte an ein Einschreiten der Truppen mit der Schußwaffe, das Gerücht vergrößerte im Nu den Vorfall — die zwei Schüsse waren das Signal zu einem vierzehnstündigen Straßenkampf zwischen Volk und Heer, der in kurzer Zeit eine gewaltige Ausdehnung annahm und noch die ganze Nacht durch dauerte.

Die Erbitterung der Tausende, die sich jetzt am Bau von Barrikaden in allen gegen das Schloß hin mündenden Straßen beteiligten, war so groß, daß kein Vermittelungsversuch mehr Macht hatte über die erzürnten Gemüter. Wie durch Zauberschlag wuchsen die Barrikaden empor, das aufgerissene Steinpflaster, Droschken und Omnibusse, Tonnen, Warenballen, Brunnengehäuse, Verkaufsbuden boten das Baumaterial. Die Waffenhandlungen gaben auf den ersten Ruf alles, was zur Verteidigung dienen konnte, dem Begehren des Volkes preis. Auch Beile, Aexte, Brechstangen dienten als Waffe, die Studenten erschienen mit ihren Rapieren. Während der König, über den Ausbruch dieses Kampfes ganz entsetzt, nur mit Widerwillen die Befehle für die Erstürmung der Barrikaden erteilte, wurde auf diesen mit wilder Begeisterung gekämpft. Die Umgebung des Königs, der bald bitterlich weinte, bald in dumpfe Apathie versank, suchte ihm beizubringen, daß nur eine Rotte fremder Aufwiegler den Kampf veranstaltet habe. Inwieweit und von wem der Straßenkampf thatsächlich vorbereitet war, ist nie sicher festgestellt worden. Es waren aber echte Berliner, Handwerker, Studenten, Arbeiter, auch Bürger gelehrten Berufs, die da zur Waffe gegriffen hatten; die Namen der unglücklichen Opfer des Kampfes wie die der hervorragendsten Führer, des Mechanikers Siegrist, des Drechslers Hesse, des Tierarzts Urban, des Stadtverordneten Behrends, die Beteiligung zahlreicher Bürgerschützen sind dafür bezeichnend. Ein starkes Kontingent stellten die Arbeiter der großen Maschinenbau-Werkstätten am Oranienburgerthor. Wie tapfer sich das Volk schlug, geht aus allen Darstellungen, auch denen von militärischer Seite, hervor. Besonderer Heldenmut ward auf dem Alexanderplatz, in der Breitenstraße beim Köllnischen Rathaus, an der Ecke von Oberwallstraße und Hausvogteiplatz und in der Taubenstraße entfaltet. Als schier uneinnehmbar erwies sich der feste Barrikadenbau, welchen der Maschinenbauer Siegrist am Köllnischen Rathause aus dicken Holzmassen in der Höhe von 8 Fuß aufgeschichtet hatte. Vergeblich stürmten die Gardegrenadiere immer aufs neue das Bollwerk, bis ihnen ein starkes Bombardement mit Granaten genügende Bresche schlug.

Als auf Wunsch des Königs gegen Morgen von den Truppen das Feuer eingestellt wurde, war zu gunsten derselben der Kampf keineswegs entschieden. Die Barrikaden auf den nach dem Schloß mündenden Straßen waren freilich alle gestürmt. Doch hatte General v. Prittwitz, der gegen 13000 Mann und 36 Geschütze befehligte, die eigentlichen Arbeiterquartiere noch nicht in Angriff genommen. Der König aber wollte keinen Kampf mehr. Er hatte in der Nacht ein Manifest niedergeschrieben, in dem er „seine lieben Berliner“ beschwor, das furchtbare „Mißverständnis“ einzusehen und die Barrikaden zu räumen, wogegen er sogleich alle Truppen aus Straßen und Plätzen zurückziehen werde. „Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen in Deutschland anbrechen wird! Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.“

Was nun folgte, waren lauter weitere Demütigungen des Königs. Er

Der Zug mit den Bahren der Gefallenen im Schloßhof.

gab trotz der lebhaften Einsprache des Prinzen Wilhelm nach, als eine Deputation von Bürgern in ihn drang, er solle die Truppen aus der Stadt ziehen, sobald mit Räumung der Barrikaden begonnen sei. Er bewilligte die Einrichtung einer Bürgerwehr, zu der sich die Stadtvertretung und die Studentenschaft gleich beim Ausbruch bedrohlicher Unruhen vergeblich erboten hatten, um dem aufreizenden Einschreiten des Militärs Einhalt zu thun. Damals wäre damit die Möglichkeit eines Straßenkampfes beseitigt gewesen, jetzt war es zu spät. Und schon trug man die Opfer des furchtbaren Kampfes heran, indes die Sonntagsglocken zur Buße mahnten und die helle Frühlingssonne auf die blutgeröteten Straßen schien.

Auf blumengeschmückten Bahren hatte man die gefallenen Barrikadenkämpfer gebettet; ein düsterer Trauerzug bildete sich und nahm seinen Weg zum Schlosse. „Die Volksmenge, durch welche die Träger hinschritten, stand lautlos; ehrfurchtsvoll nahm ein jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die festen Schritte der Träger hallten im Schloßhof wieder und von Zeit zu Zeit der Name eines der Gefallenen, von einem der Träger ausgerufen. . . . Schon hatte sich der innere Hof,“ berichtet weiter ein Augenzeuge, „in welchen die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führen, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem König zu rufen begann. Der Fürst Lichnowsky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen der Barrikadenhäupter fraternisiert hatte, versuchte es, seine guten Freunde zu bedeuten, daß Se. Majestät sich zurückgezogen hätte und daß man ihr einige Ruhe gönnen möge. Aber der Ruf: ‚Der König soll kommen!‘ erscholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenster davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und schickten sich an, dieselben die Wendeltreppen hinauf in die königlichen Gemächer zu tragen, da erschienen oben auf der Galerie die Grafen Arnim und Schwerin, um zu beschwichtigen, vermochten aber nicht gegen die höher und höher schwellende Flut aufzukommen. ‚Der König! Der König soll kommen!‘ gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Galerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an seinem Arm die vor Angst und Entsetzen bleiche Königin. ‚Mütze ab!‘ Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen Leichen wieder auf, sie hoben die Bahren hoch zu dem König empor unter schrecklichem Zuruf der Männer und dem Wehklagen der Frauen: ‚Gieb uns unsere Brüder! Unsere Väter, unsere Söhne, unsere Männer gieb uns wieder!‘ Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeigen. Da plötzlich stimmte das Volk den Choral an: ‚Jesus, meine Zuversicht‘ — der König verweilte mit unbedecktem Haupt, bis der feierliche Totengesang geendet, und führte dann die kaum sich noch aufrechthaltende Königin in ihre Gemächer zurück.“

Umritt König Friedrich Wilhelms IV durch die Straßen von Berlin.
Mit Benutzung eines gleichzeitigen Bildes der „Illustrierten Zeitung“ gezeichnet von H. Binde.

Was in diesen Stunden Friedrich Wilhelm gelitten, er, der bisher mit dem Stolz eines Coriolan den berechtigtsten Volksforderungen gegenüber gestanden, hat sicher jedes Maß des Ertragbaren überstiegen. Er fand seine Aufrichtung in dem Gedanken, daß er auch diese Demütigung als Opfer dem gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse in Deutschland habe darbringen müssen, der ihn jetzt nach seiner Ueberzeugung an die Spitze eines neuzugründenden Deutschen Reiches berief. Seine Phantasie berauschte sich, wie Sybel es ausdrückt, „mit glänzenden Bildern von der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches in seiner ganzen Pracht“. Es drängte ihn, die Aufmerksamkeit seiner Berliner, wie Deutschlands, der Welt, von dem Jammer des unseligen Straßenkampfes auf die neue Zeit zu lenken, die jetzt unter seiner Leitung für Deutschland anbrechen sollte. Das neue Ministerium, in das neben den genannten Grafen Arnim und Schwerin noch einer der Führer der Opposition im „Vereinigten Landtag“, A. v. Auerswald, und Heinr. v. Arnim eintraten, unterstützte ihn darin. Am 21. erließ er eine neue Proklamation und erklärte: „Rettung aus unseren Gefahren kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter Einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf!“ Das wollte er aber auch aussprechen in feierlicher Rede, persönlich, öffentlich! Er that es noch vor der Ausgabe der gedruckten Proklamation. Durch den neuen Kultusminister Grafen Schwerin ließ er am Morgen des 21. den in die Aula zusammenberufenen Studenten verkünden, der König werde noch am selben Vormittag zu Pferde im Schmuck der „alten, ehrwürdigen Farben deutscher Nation“ in den Straßen Berlins erscheinen, um damit zu bezeugen, daß er sich an die Spitze des Gesamtvaterlandes zur Rettung desselben gestellt habe. Gegen 11 Uhr begann der Umzug. Die Nachricht hatte sich schnell verbreitet. Vorm Schloß erwartete die Menge den König. In Gardeuniform, ein breites schwarz-rot-goldnes Band um den Arm geschlungen, sprengte er aus dem Schloßhof hervor, in der Hand eine schwarz-rot-goldne Fahne. Mit dem gleichen Abzeichen am Arm geschmückt, folgten ihm Prinzen, Minister, Generale. Ein Bürgerschütze in Civil übernahm die Fahne, um sie voranzutragen. Auch die Bürgerschaft hatte schwarz-rot-golden geflaggt. Der Zug bewegte sich über die Schloßfreiheit, durch die Behrenstraße und über die „Linden“ zurück. Ueberall sah sich der König umjubelt. An der Königswache redete er die Bürgerwehr an, am Universitätsgebäude die Studenten. Er betonte, daß er „nichts usurpieren“ wolle, nur deutsche Einheit und Freiheit wolle er schützen! Als jemand ein Hoch auf den neuen „Kaiser von Deutschland“ ausbrachte, sagte er ablehnend: „Nicht doch, das will, das mag ich nicht!“ Und wieder betonte er seine Ueberzeugung, daß ihm die Herzen der Fürsten entgegenschlagen und der Wille des Volkes ihn unterstützen werde.

Es war eine furchtbare Selbsttäuschung. Hatte ihn die blutige Nacht vom 18. März weitum im deutschen Volk um frisch grünende Sympathien gebracht, so brachte dieser Umritt vom 21. mit seinen Reden ihn um das Vertrauen auch jener Fürsten, die ihn sonst willig als Oberhaupt eines neuen Deutschen Reiches begrüßt hätten. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kinder

Nach einer Originalz

phonie.

ng von E. Wagner.

Digitized by Google

Blätter und Blüten

Die erste deutsche Handelshochschule zu Leipzig. Die kolonialen Bestrebungen eines Volkes, die mit dem Blühen seines Handels Hand in Hand gehen, stellen immer höhere Anforderungen an die Tüchtigkeit seines Kaufmannsstandes. Dem Kaufmann liegt es ob, die Erzeugnisse ferner Zonen dem Vaterlande zugängig zu machen und denen der Heimat neue Absatzgebiete zu eröffnen. Zugleich soll er aber auch als Pionier für Bildung und Gesittung wirken und im Verkehr mit fremden Nationen das Ansehen seines Volkes heben und festigen. Und auch im Heimatlande selbst harren seiner ernste Pflichten. In den maßgebenden Kreisen, den Parlamenten und anderen staatlichen Einrichtungen soll er der Wichtigkeit entsprechend, die der Handel für die Volkswirtschaft bedeutet, größeren Einfluß gewinnen und so an der Gesetzgebung, der Leitung des Staatswesens zum Wohle des Ganzen teilnehmen.

Aber freilich, die Lösung so wichtiger Aufgaben ist nicht leicht. Sie erheischt ein umfassendes Wissen und einen weiteren Blick, als ihn die alleinige Ausbildung durch die Praxis zu geben vermag. Und diese Erkenntnis ist es denn, welche die Handelskammer zu Leipzig veranlaßte, mit Unterstützung des Sächsischen Ministeriums und des Leipziger Stadtrats und im Einvernehmen mit der Universität, in Leipzig eine Handelshochschule — die erste in Deutschland und in ihrer Art die erste auf der ganzen Erde — zu gründen. Auserlesene Lehrkräfte stehen der Anstalt zur Verfügung und gewährleisten die gewissenhafte Erfüllung des Lehrplans, dem eine zweijährige Dauer zu Grunde gelegt ist. Der Lehrplan, in dem der Besuch der einschlägigen Vorlesungen auf der Leipziger Universität inbegriffen ist, umfaßt Rechts- und Volkswirtschaftslehre, Handelsgeschichte, Handelsgeographie, Warenkunde, Technologie und Handelsbetriebslehre, ferner kaufmännisches Rechnen, Buchhaltung, Korrespondenz, Stenographie und endlich fremde Sprachen.

A. v. Liezen-Mayer †.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Friedrich Müller in München.

Der Besuch der Handelshochschule wird besonders solchen Kaufleuten von Nutzen sein, die einmal Leiter großer geschäftlicher Unternehmungen werden sollen, dann denjenigen, welche auserlesen sind, die Interessen des Kaufmannsstandes im In- und Auslande zu vertreten (Konsularbeamte, Mitglieder von Handelskammern u. a.), auch Juristen, die in kaufmännischen Verhältnissen bewandert sein müssen, ehemaligen Offizieren, die in kaufmännischen Betrieben, im Versicherungswesen ꝛc. angestellt werden wollen, und ferner allen jenen jungen Leuten aus dem Kaufmannsstande, die sich durch Tüchtigkeit besonders auszeichnen und es bei entsprechender Ausbildung weiter als gewöhnlich in ihrem Berufe bringen können. Endlich wird es auch die Aufgabe der Handelshochschule sein, tüchtige Handelslehrer, an denen ein so großer Mangel herrscht, heranzubilden.

Wir sehen, die neue Hochschule stützt sich auf ein gar umfangreiches Programm, und darum muß sie auch höhere Anforderungen stellen, um das, was sie verspricht, halten zu können. Als Handelsstudenten sollen deshalb nur diejenigen Aufnahme finden, welche das Abiturientenzeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule oder höheren Handelsschule beibringen können, seminaristisch gebildete Lehrer, dafern sie die Wahlfähigkeits-(2. Lehramts-)Prüfung bestanden haben, und Kaufleute, welche die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erworben, ihre Lehrzeit beendet haben und die erforderliche geistige Reife besitzen.

Zahlreiche Anmeldungen sind bereits auf der Handelshochschulkanzlei eingelaufen, und schon zu Ostern dieses Jahres wird die Handelshochschule ihre Pforten öffnen. Möchten alle, die da aus- und eingehen werden, das hohe Ziel, das sie sich gesteckt haben, erreichen, und möchte die Anstalt nicht nur zum Wohle des deutschen Handelsstandes, sondern des gesamten deutschen Vaterlandes blühen und gedeihen!

A. v. Liezen-Mayer †. (Mit Bildnis.) Immer mehr lichtet sich der Kreis jener Maler, die in ihrer Jugend als Schüler Pilotys in München zu Meistern wurden, um später selber den Ruhm Münchens als Pflegestätte der Kunst durch ihre Thätigkeit als Maler und Lehrer mächtig zu fördern. Auch Alexander v. Liezen-Mayer, der am 19. Februar in München nach schwerem Leiden starb, gehörte zu diesem Kreise. Er war am 24. Januar 1839 zu Raab in Ungarn geboren, erhielt die erste Ausbildung seines Talents in Wien, wo Anschütz sein Lehrer war, und kam 1862 nach München, um Pilotys Schüler zu werden. Er widmete sich, gleich diesem, der Historienmalerei. Für sein erstes großes Bild hatte er den Gegenstand aus der Geschichte Ungarns genommen: „Königin Maria von Ungarn mit ihrer Mutter Elisabeth am Grabe Ludwigs des Großen“; das nächste feierte jene ungarische Königstochter, die als Gattin des Landgrafen Ludwig von Thüringen so viel Thaten der Mildherzigkeit und Nächstenliebe verrichtete, daß später ihre Heiligsprechung erfolgte. Noch größeren Erfolg hatte „Maria Theresia im Garten zu Schönbrunn“, das die Kaiserin darstellt, wie sie das Kind einer kranken Bettlerin an die Brust nimmt und stillt. Die Volkstümlichkeit seines Namens errang sich Liezen-Mayer aber als Illustrator der bedeutendsten Lieblingsdichter unserer Nation, vor allem durch den prächtigen Bildercyklus zu Goethes „Faust“, die Illustrationen zu Schillers „Lied von der Glocke“, zu den Romanen von Gustav Freytag und Scheffels „Ekkehard“. Gleichzeitig gewann sich der Künstler einen bedeutenden Ruf als Porträtmaler sowie als Lehrer seiner Kunst. Als solcher stand er in München an der Spitze einer eigenen Kunstschule, bis er 1880 einer Berufung zum Direktor der neuorganisierten Kunstakademie in Stuttgart folgte. Als sich ihm drei Jahre später eine Professur an der Münchener Akademie bot, ergriff er diese Gelegenheit, nach dem geliebten München zurückzukehren, um fortan dort zu bleiben. Von seinen späteren Bildern brachte ihm „Die Erhebung des Matthias Corvinus zum König“ besonderen Ruhm; sein letztes größeres Werk war die dekorative Prachtleistung eines Vorhanges für das Theater von Hannover. Der liebenswürdige Charakter des Künstlers hatte ihm auch persönlich viele Freunde gewonnen.

Erdbrände. Vor kurzem brachten die Tagesblätter die Nachricht, daß im Kohlengebiet der Saar zwischen Dudweiler und Neuweiler der „brennende Berg“ sich einen neuen Ausgang geschaffen habe. Die Ausbruchstelle, die dicht unter einem Baume sich befindet, stößt eine starke Rauchsäule aus, während an einer alten Ausbruchstelle eine starke Buche stürzte, deren Wurzeln verbrannt waren. Dieser brennende Berg ist ein Hügel, in dessen Inneren sich ein Steinkohlenflöz befindet, welches um das Jahr 1660 durch Unvorsichtigkeit eines Hirten an einer Stelle in Brand geriet. Alle Versuche, den Brand mit Wasser zu löschen, blieben vergebens, und so dauert derselbe noch unter der Erdoberfläche seit 230 Jahren ununterbrochen fort. Der Ort bei Dudweiler ist aber nicht die einzige Stelle, wo Erdbrände eingetreten sind.

Zu Riccamari bei St. Etienne in Frankreich befindet sich eine Steinkohlenmine, von der schon vor einem halben Jahrtausend berichtet wird, daß sie brenne; 1765 war der Brand noch lebhaft, aus neuester Zeit liegen darüber keine Nachrichten vor. In einer Kohlenschicht am Flusse Tyne in England brach im vorigen Jahrhundert durch Nachlässigkeit der Arbeiter Feuer aus und dieses brannte ununterbrochen 30 Jahre lang; etwas Aehnliches ereignete sich 1746 bei Wettin in Sachsen.

Ein Brand im Zwickauer Steinkohlengebirge soll dadurch entstanden sein, daß 1641 der General Borry absichtlich in den Gruben Feuer anlegen ließ. Indessen läßt sich nachweisen, daß damals das Flöz schon seit Jahrhunderten brannte. In Herzogs „Chronik der Kreisstadt Zwickau“ heißt es: Die Steinkohlenlager ziehen sich dreiviertel Stunden südlich von der Stadt unter der Mulde hinweg bis nach Oberplanitz und sinken jenseit wie diesseit der Mulde bis zu einer Tiefe von 1000 Metern hinab. Das Auffinden der Kohlenflöze setzt die Sage bis in die Sorbenzeit zurück. Im 16. Jahrhundert waren sie schon so bekannt, daß die Professoren der Universität zu Coimbra in Portugal ihrer in Schriften gedenken. Zwischen Nieder-Kainsdorf und Planitz brennt unterirdisch ein Kohlenflöz seit undenklichen Zeiten, indem dort abwechselnd an mehreren Stellen, die sich brennend heiß anfühlen, bald schwächer bald stärker Dampf aus der Erde kommt, bisweilen mit Geräusch. Selbst im härtesten Winter bleibt auf dieser Strecke kein Schnee liegen. Nach der Meißener Chronik des Albinus soll die Entzündung 1479 stattgefunden haben. Der berühmte Agricola, welcher von 1518 bis 1522 Rektor in Zwickau war, gedenkt des Brandes und bemerkt: Niemand wisse, wann und wie derselbe entstanden sei. Die Entzündung muß also lange vor 1479 stattgefunden haben, weil sonst nach 40 Jahren doch wohl die Entstehung derselben bekannt gewesen wäre. In den Jahren 1668 bis 1675 wütete das Feuer so heftig, daß die gesamte Steinkohlenförderung auf den Planitzer Revieren aufhörte. Man versuchte durch Wasser den Brand zu löschen, ebenso durch Verdämmung, aber alles war vergeblich. So zog sich dieser Erdbrand durch das ganze 18. Jahrhundert hin, und als auch 1812 erneute Löschungsversuche mißlangen, wurden alle Planitzer Schächte zugeschüttet, worauf nach 10 Jahren keine Spur des Brandes mehr bemerkbar war. Kaum aber waren die Schächte wieder geöffnet worden, als der Brand von neuem heftig ausbrach, worauf man das Flöz wieder sich selbst überließ.

Ein industrieller Mann verfiel auf die Idee, von der unterirdischen Wärme Nutzen zu ziehen, indem er bei Ober-Planitz eine Treibhausgärtnerei anlegte. In großen, über dem warmen Boden erbauten Räumen wurden Palmen, Orchideen und Ananas kultiviert und diese tropischen Pflanzen gediehen daselbst vortrefflich. Leider hatte aber die Herrlichkeit keinen langen Bestand. Der unterirdische Kohlenbrand blieb nicht dauernd an der nämlichen Stelle, sondern schritt weiter und mit ihm die Erwärmung des Bodens. Diesen Wanderzügen konnten die Treibhäuser nicht folgen, und so sah sich der Besitzer genötigt, die warme Luft durch Röhren seinen erkalteten Gebäuden zuzuführen. Auch das dauerte nicht lange und schließlich ging die Gärtnerei ganz ein.

Nachdem seit anderthalb Jahrzehnten keine Spur des Brandes mehr bemerkt worden war, wurde 1880 bis 1881 ein Schacht angelegt und ein regelrechter Betrieb der Kohlenförderung eingerichtet. An anderer Stelle brennt das Kohlenflöz unterirdisch noch fort. Daß man es bei diesen Erdbränden nicht mit einer Art von vulkanischen Erschütterungen zu thun hat, ist nach dem Vorhergehenden klar. K.

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Dämmerstunde.

Nach dem Gemälde von A. Koester.

Dämmerstunde. (Zu obenstehendem Bilde). Vom Morgen zum Mittag und vom Mittag zum Abend hat die fleißige Bregenzerwälderin ihre Hände unermüdlich am Stickrahmen gerührt; es gilt, einen großen reichgemusterten Vorhang fertig zu machen, und sie ist die geschickteste Stickerin unter den vielen zu Hause arbeitenden Frauen und Mädchen im Dorfe. Nun aber darf sie ein Weilchen rasten, bis der Tag vollends sinkt und die Arbeit bei der Lampe weiter geht. Die Hände in dem Schoß gefaltet, den Kopf ans Fenster gelegt, so genießt sie unbewußt den stillen Frieden ihres warmen Stübchens und spinnt sich in Gedanken einen Faden aus der gedrückten arbeitsreichen Gegenwart in bescheidene Hoffnungen und Zukunftsbilder hinein. Man sieht es ihrem Sehnsuchtsblick an: es dürfte einer da sein, der fern ist, und wenn er da und ihr eigen wäre, dann wollte sie freudig weiter schaffen, unermüdlich den ganzen langen Tag, und sich gewiß über nichts mehr beschweren. Nein, ganz gewiß nicht — aber da sein müßte er halt! . . .

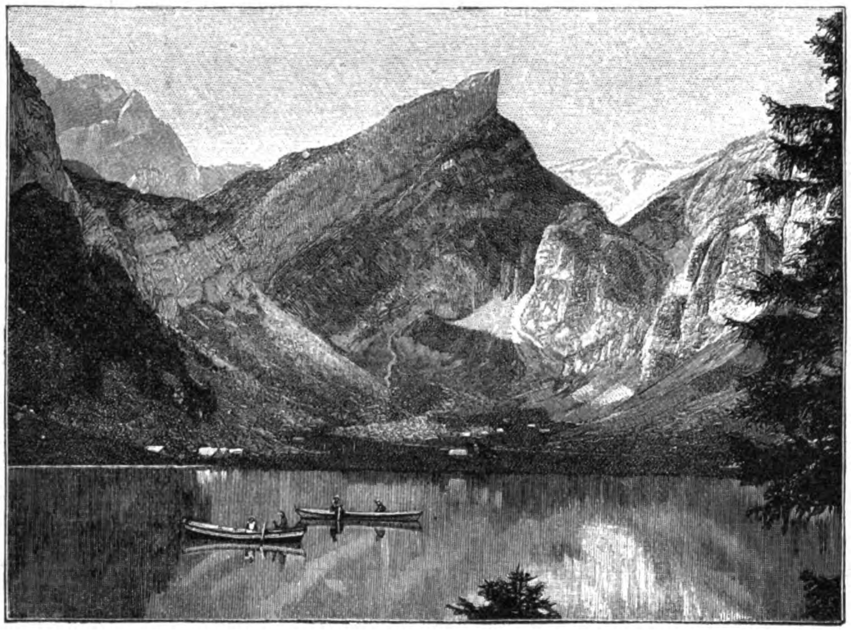
Magnetisch gewordene Uhren und ihre Heilung. Die Anzahl der Uhren, die den Dienst versagen, weil einzelne ihrer Teile magnetisch geworden sind, ist nicht gering. Da wird es denn ein Trost für alle Besitzer solcher erkrankten Uhren sein, daß man auch diesem Schaden jetzt mit verhältnismäßig leichter Mühe vermittelst einer Entmagnetisierungsmaschine abzuhelfen versteht. Der nach Angaben des Redakteurs der „Deutschen Uhrmacher-Zeitung“, W. Schultz in Berlin, gebaute Apparat, der sich im Besitze des deutschen Uhrmacherbundes befindet, beruht auf folgendem Prinzip: ein magnetischer Gegenstand verliert seinen Magnetismus, wenn man ihn in den Mittelpunkt der von einem stärkeren Magneten ausstrahlenden Kraftlinien bringt, ihn hier in rasche Drehung versetzt und zugleich den auf ihn einwirkenden Magnetismus langsam abschwächt und zuletzt auf Null reduziert. Zur Ausführung dieser Idee dient in unserem Falle eine kleine, einer Uhrmacherdrehbank ähnliche Maschine, auf welcher die Taschenuhr im genauen Mittelpunkt der Drehungsachse eingespannt und in sehr schnelle Rotation gesetzt wird. Es ist dabei große Vorsicht und die Stützung der feinsten Mechanismen, wie z. B. der „Unruhe“, durch untergelegte Papierblättchen u. dergl., nötig, um die Taschenuhr bei der schnellen Rotation von 600 bis 700 Touren in der Minute vor anderweitigen Verletzungen zu bewahren. Der rotierenden Uhr gegenüber und in ihrer nächsten Nähe stehen die Pole eines von zwölf galvanischen Elementen erregten Elektromagneten. Eine mechanische Uebertragung zwischen der Rotationsachse und dem Elektromagneten bewirkt, daß sich der letztere bald nach dem Beginn der Rotation ganz allmählich von der Uhr entfernt, bis nach einigen Minuten seine Kraft aufhört, auf sie zu wirken; jetzt hat auch die Uhr selbst ihren Magnetismus verloren und ihren normalen Gang wiedergewonnen. Die ersten, freilich erst nach langen, mühseligen Versuchen gelungenen Resultate dieser Methode bewirkten einen starken Zulauf aller Uhrmacher, denen magnetisch gewordene Taschenuhren zur Behandlung übergeben waren, zur Entmagnetisierungsstelle des deutschen Uhrmacherbundes in Berlin (Jägerstraße). Vier Monate nach der etwa zu Beginn des vorigen Jahres erfolgten Aufstellung der Maschine waren dem Bureau 86 Uhren zur Heilung übergeben worden, und insgesamt mag sich die Zahl der bis jetzt an dieser Stelle und zwar völlig unentgeltlich behandelten Uhren auf 200 Stück belaufen. Jetzt hat man den Apparat, da sein Betrieb in den Thätigkeitsrahmen des Uhrmacherbundes nur wenig hineinpaßt, anderen bewährten Händen übergeben müssen. Bw.

Kindersymphonie. (Zu dem Bilde S. 192 und 193.) Alte fröhliche, ewig junge Symphonie des guten Vater Haydn! Ueber hundert Jahre sind es, daß ihm das Getöse eines Jahrmarkts mit seinem tollen Kinderlärm von Trompeten, Knarren und Rasseln den Gedanken der lustigen Komposition eingab. Er trug ein ganzes Septett der kostbaren Instrumente in den Rocktaschen heim, schrieb ein paar reizende Allegro- und Andantesätze für Cello und Violinen und verwebte alles hinein, was ihm auf dem Jahrmarkt in die Ohren gequiekt, geflötet und geklappert hatte. Sein kleines sonst so virtuoses Esterhazysches Orchester, das er ernsthaft zu „einer eiligen Probe“ hatte berufen lassen, konnte diese Komposition kaum spielen und warf wiederholt vor Lachen um; aber als die „Kindersymphonie“ in die Welt hinausging, erregte sie allgemeines Entzücken, und heute, nach einem ganzen Jahrhundert, ist sie ein Liebling der musikalischen Jugend. Wer von uns hätte sie nicht einmal gehört oder gar in glücklichen Jugendzeiten selbst dabei mitgewirkt, wie alle die hübschen Blond- und Braunköpfe hier, die uns der Künstler im festlich erleuchteten Gesellschaftsraume vor einer lauschenden Versammlung zeigt! Sie wenden die Blicke voll ängstlicher Achtsamkeit nach ihrem jugendlichen Kapellmeister, denn Triangel, Schellenbaum, Knarre, Wachtelschlag und Kuckucksruf sind doch sehr wichtige Bestandteile des Ganzen und dürfen beileibe nicht an unrechter Stelle ertönen! Die größeren Spieler handhaben ihre Geigen und Bratschen bereits mit Sicherheit, sie wissen, daß auf ihnen das Gelingen der Symphonie ruht, und haben soeben die schwerste Stelle glücklich überwunden. Zahllose Male hat der junge Dirigent, der talentvolle Sohn des Hauses, in den Proben an dieser Stelle abklopfen müssen; nun atmet er erleichtert auf und mit ihm sein Lehrer, der rechts dort an dem Pfeiler lehnt. Besteht das Publikum

Digitized by Google

auch durchgehends aus festlich und nachsichtig gestimmten Verwandten und Freunden, so wäre ein Umwerfen doch für den beiderseitigen Künstlerstolz recht fatal gewesen! . . Nun, davon kann keine Rede mehr sein; die muntere Schar der kleinen und großen Musiker hat ihre Sache wirklich gut gemacht; in rauschenden Klängen naht sich die Symphonie ihrem Ende und zum Schluß trillert, flötet, klingelt, schmettert und geigt alles im vollen Chor zusammen, bis der mächtige Schlußaccord erklingt und mit ihm zugleich ein allgemein ausbrechendes donnerndes Bravo die jugendlichen Künstler belohnt. Bn.

Der Seealpsee im Säntisgebirge. (Mit Abbildung.) Inmitten der Riesen des Alpsteingebirges, das der Sprachgebrauch nach seiner höchsten Erhebung, dem Säntis, benennt, ist der kleine grüne Seealpsee gelegen, der von den Abflüssen des ewigen Schnees am Säntis gespeist wird. Ihm selbst entströmt die muntere krystallklare Sitter, die von hier, an Appenzell und St. Gallen vorbei, dem Bodensee zufließt, in dessen Nähe sie sich mit der Thur vereinigt. Von welcher Seite der aus Appenzell kommende Tourist den Säntis besteigt, ob über das Wildkirchli und die Ebenalp zur Rechten, oder über die Meglisalp zur Linken des Sees, immer wieder wird sein Blick aufs neue durch die Biegungen des Wegs zum Hinunterschauen auf den blauleuchtenden Wasserspiegel gemahnt, der tief unterhalb der steilen Felswände ruht. Nur wenige Fischerhütten liegen auf seinen waldumkränzten Ufern verstreut. Die Ruhe des abgrundtiefen Gewässers, seine einsame entlegene Lage inmitten der gewaltigen Hochlandsnatur geben einer Fahrt über seine Flut einen poetisch ergreifenden Zauber. Dieser Poesie konnte sich auch der Dichter des „Ekkehard“, Joseph Viktor Scheffel, nicht entziehen, als er sich im Jahre 1854 droben beim Aescherwirt auf der schwindelnden Höhe des Wildkirchli einnistete, um die letzten Kapitel seines Romans, die in dieser Gegend spielen sollten, zu schreiben. Den vielen Lesern der ergreifenden Erzählung, die das frühere Leben im Kloster St. Gallen und die schöne Alpennatur des Appenzeller Landes so farbenfrisch schildert, wird die Scene erinnerlich sein, in welcher der von Liebesqual gepeinigte Ekkehard zu nächtlicher Stunde vom Wildkirchli zum Gestade des Sees hinabeilt. Als könne dessen reine Flut ihm die Erinnerung an Frau Hadwig aus Herz und Hirn spülen, taucht er in das Wasser des Bergsees — „wohlthätig kühlend drang ihm dessen Frische durch Mark und Bein“. Die dort geschilderte Scenerie zeigt unser Bild: die spitzaufgipfelnde Bergwand in der Mitte ist die Roßmad, links und rechts davon sieht man im Hintergrund Altmann und Säntis. Jetzt führt ein gepflegter Pfad vom Wildkirchli hinunter zum See, und von dem beliebten Molken- und Luftkurort Weißbad, an welchem die Sitter so lustig vorbeischäumt, ist der zweistündige Weg zum forellenreichen See ein bequemer Spaziergang, an dessen mannigfachen Reizen sich die Sommergäste dankbar erfreuen.



Der Seealpsee.

Nach einer photographischen Aufnahme von C. Steiger-Stadelmann in Lachen bei St. Gallen.

Zu unserer Kunstbeilage und den Bildern S. 169 und 172. Unruhige Märztage sind es. Der Sturm braust und dunkle Wolken jagen am Himmelszelt; Schnee und Regen wechseln ab und bald strahlt die Sonne auf eine blendend weiße Winterlandschaft, bald spiegeln sich ihre Strahlen in Millionen von Wasserperlen der triefenden Wälder und verregneten Auen. Das ist die unbeständige wechselvolle Zeit, in welcher der Frühling auf den Schwingen des Westwindes herbeieilt und in hartem Kampfe den grimmen Winter verdrängt. Allmählich siegt er. Wer an solchen Tagen, wenn in dem stürmischen Ringen der Elemente eine Pause eingetreten ist, hinauswandert in die freie Natur, in den stillen schwarzen Wald, den umfängt der Zauber des ersten Frühlingserwachens.

Im Westen ist die Sonne gesunken und die Wolkenschichten über dem dunklen Hochwald glühen in den Purpurtönen der Abenddämmerung; in dem Jungwald sind die weißen Birkenstämme mit rosigem Hauch übergossen, tiefer im Dorngebüsch glänzen die schwellenden Knospen und von der hohen Krone der finstern Fichte schallen die letzten Strophen des Abendliedes, das eine Drossel zum Himmel emporsendet. Dann wird es still im Walde. Doch horch! „Flapp, flapp!“ rauscht es in den Lüften und „Bist, bist! Psit, psit“ schallt es von der Höhe nieder. Da schweben wie Schatten an dem matt erleuchteten Himmel zwei balzende Waldschnepfen, die auf einander „stechen“, während tief im Gebüsch das versteckte Weibchen mit zwitschernden und pfeifenden Tönen die beiden Gegner zu weiterem Liebesstreite anspornt. Heute richtet sich kein Jagdgewehr gegen die eifernden Nachtvögel; kein Hund verscheucht den langsam durch das Gebüsch streichenden Rehbock. Ungestört dauert das Liebeswerben zwischen Bäumen und Zweigen, bis der Ruf des Käuzchens den ersten Tag des Vorfrühlings beschließt.

Am andern Morgen ist der warme Lenzeshauch, der die Natur belebt hat, vielleicht wieder dem eisigen Nordwind gewichen, aber immer kürzer und immer schwächer werden die Vorstöße des Winters. Lauer und wärmer werden die Lüfte, heiterer und sonniger lacht der Himmel nieder, und in der Erde regen sich tausend Keime; frisches Grün sprießt empor, die ersten Blumen schmücken die Flur und Baum und Busch prangt in schneeigem oder rosigem Blütengewande. Wenn über eine solche Frühlingslandschaft von Kapellen und Kirchtürmen der Klang der Osterglocken dahinschwebt, dann gehen den Menschen die Herzen auf, dann feiern sie doppelt fröhlich das große Fest der Auferstehung.

Lenzeswehen und Osterstimmung werden trefflich durch unsere Bilder „Vorfrühling“ und „Osterläuten“ wiedergegeben. Ob auch zu ihnen das farbige Bild „In Erwartung“ paßt? Wir glauben es wohl. Ostern ist ja auch eine Reisezeit. Der Strom der Reisenden wendet sich aber in diesen Festtagen nicht dem Gebirge oder dem Seegestade zu. Ostern ist die Zeit, in welcher man Verwandte und Freunde aufsucht. Wie viele, die durch den Lebensberuf von ihrer Heimat getrennt worden sind, benutzen nicht die Feiertage, um ihre Lieben wieder aufzusuchen? Fragt nur die Eisenbahnbeamten, und sie werden euch sagen, wie gewaltig die Schar der Urlauber vom Heere und von der Bureaustube ist, die gerade zu Ostern das Dampfroß in Anspruch nimmt. An diesem Festtage drückt so manche Mutter ihren Sohn wieder an ihr Herz, und wer weiß es, ob das schmucke Bauernmädchen auf unserm Bilde nicht gerade am Ostermorgen auf die Straße blickt „in Erwartung“, daß ihr Schatz just an der Ecke auftauchen muß? So wird es gewiß kommen und dann wird sie ihm entgegeneilen und unter blühendem Baum werden sie sich in die Arme fallen, vergessen wird der Winter der langen Trennung sein und Frühling in ihren Herzen blühen!

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart** ist soeben erschienen:

Martha's Briefe an Maria.

Ein Beitrag zur Frauenbewegung, mit einem Vor- und Nachwort herausgegeben von

Paul Heyse.

Preis geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

Der Ertrag ist für das in München zu gründende Mädchengymnasium bestimmt.

Vielfach ist der Wunsch ausgesprochen worden, von „Martha's Briefen an Maria“, die zuerst im Jahrgang 1897 der „Gartenlaube“ veröffentlicht wurden, auch eine Buchausgabe zu veranstalten. Indem wir diesem Wunsche entsprechen, gereicht es uns zur besonderen Befriedigung, einem hochinteressanten Beitrage Paul Heyses zur Lösung der Frage von der Frauenbildung, der in die anmutige Form der Novelle gekleidet ist, nun auch noch weitere Verbreitung als Buch schaffen zu können.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Abgetragene schwarze und bunte Strümpfe, die in ihren Längen fast stets noch recht brauchbar sind, lassen sich zu mancherlei Gegenständen gut verwerten, zum Beispiel zu Wandteppichen hinter das Bett, Fußläufern, Wäsche und Schuhbeuteln, Fußsäcken ꝛc. Man schneidet hierfür die besten Stücke heraus und näht sie mosaikartig auf der Rückseite mit überwendlichen Stichen zusammen. Die Umrandung des Ganzen geschieht durch eine Bandeinfassung, der noch eine Häkelspitze angefügt werden kann. Auf der Vorderseite verdeckt man die Nähte durch Gräten- oder Kreuzstich und bringt zur weiteren Verzierung wohl auch noch einige leichte Kreuzstichmuster mit bunter Seide an. Eine hübsche Abwechslung erreicht man, wenn man die einzelnen Stücke so arrangiert, daß die Wirkreihen teils senkrecht, teils wagerecht verlaufen. Wo nötig, muß die Arbeit mit Grauleinen oder einem sonstigen haltbaren Stoff hinterfüttert werden.

Anfertigung von Pompons.

Zu warmhaltenden Bettfußsäcken heftet man mehrere Strumpfteile erst übereinander und näht sie hiernach taschenartig zusammen. Hat man nur wenige abgetragene Strümpfe zur Verfügung, so vermag man sie zur Anfertigung von Staubtüchern, Waschflecken für gestrichene Holzgegenstände, Topflappen ꝛc. zu verwerten.

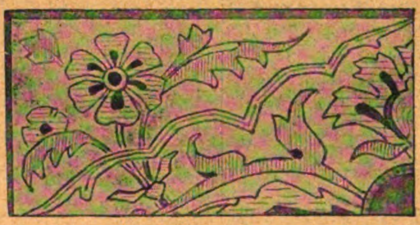
Auch kann man die Strümpfe auftrennen und aus den gekräuselten Fäden ganz reizende Pompons und Quästchen herstellen.

Für erstere schneidet man aus Pappe zwei runde Scheiben mit einem größeren Loch in der Mitte, umwickelt sie durch das Loch hindurch ringsherum dicht aneinander mit den Wollfäden, schneidet die so entstehenden Schlingen mit einer Schere zwischen den Pappen auf, wie es die nebenstehende Abbildung zeigt, knüpft die Fäden, ebenfalls zwischen den Pappen, in der Mitte fest zusammen, zieht die Pappscheiben über die Fäden heraus und stutzt das Ganze nun zu einem runden Bällchen zu.

Aehnlich fertigt man die Quästchen an. Das Verfahren ist aus unserer Abbildung rechts zu ersehen. Man umwickelt hier eine steife Pappe 15- bis 20mal mit den Wollfäden, bindet sie bei 2 zusammen, schneidet die Schlingen bei 3 auf und knüpft bei 1 beziehentlich 4 noch ein Köpfchen ab.

Die aufgetrennten Wollfäden eignen sich ihres krausen Aussehens wegen auch sehr gut zur Anfertigung von Wollblumen, deren Formen man aus Draht zurechtbiegt und sodann ganz wie bei Filigranblumen mit den Fäden in hin und her gehenden Reihen überspannt. Allerdings muß man für solche Blumen genügende Farbenauswahl haben. Was sonst nicht verwendbar ist von abgetragenen Wollstrümpfen, sammelt man mit anderen Wollsachen und läßt sich bei genügendem Vorrat in einer Weberei neue Stoffe daraus herstellen.

Plastische Schmetterlinge sind eine neue reizende Verzierung für Briefbogen, Tischkarten, Glückwunschkarten, Photographien u. v. a. Man zeichnet sich die Form irgend eines schön gefärbten Falters — aus Naturgeschichtsbüchern ꝛc. — in ausgebreiteter Gestalt auf ein dünnes, festes Kartonpapier, schneidet dieselbe dann aus und bemalt nun sowohl die Ober- als Unterseite recht naturgetreu mit Wasserfarben, mischt auch wohl für gewisse Stellen etwas Diamantpuder oder Bronze in die Farbe. Nun ritzt man auf der Unterseite zu beiden Seiten des Körpers die Flügel ein wenig ein, so daß sich diese leicht nach oben umbiegen lassen, und klebt den Schmetterling mit der Unterseite des Körpers auf die Glückwunschkarte ꝛc., läßt aber die Flügel nach oben stehen. Es sieht dann aus, als ob der Schmetterling eben herzugeflogen wäre. Ein paar davorgemalte Blumen machen die niedliche Sache noch natürlicher.



Löschpapierdrücker.

Anfertigung von Quästchen.

Löschpapierdrücker aus rotem Saffian- oder rotgefärbtem Schafleder. Durch Brandarbeit und Vergoldung ist auf dem roten Grund eine ganz aparte Wirkung zu erreichen. Nachdem man die Zeichnung auf das fest gespannte und angefeuchtete Stück Leder vermittelst des Pausstiftes übertragen hat, brennt man die Konturen kräftig nach; mit spitzem Pinsel füllt man dann die dunklen Linien mit Goldbronze aus, doch so, daß rechts und links noch ein schmales dunkles Rändchen sichtbar bleibt. Die Formen werden teils enger, teils weiter mit solchen vergoldeten Linien in verschiedener Richtung schraffiert, die dunkelsten kleinen Flächen mit rotbrauner Farbe oder Beize ganz gedeckt. Der Lederfleck wird dann ausgeschnitten und genau auf die kleine Holzplatte festgeleimt, deren Rand man vorher dunkel gebeizt hat. Nußbeize und Karmin (Wasserfarbe) giebt einen guten Ton. Auch auf größeren Flächen läßt sich die hübsche Technik gut verwenden; die orientalischen Muster eignen sich am besten dafür. J.

Osterarbeiten.

Eierserviettchen. Das Osterfest mit seinen Eierscherzen und Eieressen bringt eine hübsche Mode: die Eierserviettchen. Man macht sie aus altdeutschem Leinen in der Form eines großen Eies, umrandet sie mit einem schmalen Spitzenbändchen oder mit Languettenzacken und stickt innen mit einfachen Stielstichen ein passendes Muster ein, dem füglich auch ein kurzer Osterspruch beigefügt werden kann.

Eierserviettchen.

Die Serviettchen werden als Tafelzierde benutzt oder zum Servieren.

Osterei als Tischkartenhalter. Man öffnet ein rohes oder weichgekochtes Ei nicht allzu viel, aber gleichmäßig rund an seiner unteren, breiten Spitze, gießt den Inhalt heraus, spült mit heißem Wasser nach, trocknet die Schale vorsichtig in einem Ofen, schwenkt sie dann mit Oel aus und füllt schließlich dicken Gipsbrei ein, den man erhärten läßt.

Andern Tags blättert man die Schale ab und hat nun ein festes Gipsei; durch Reiben auf Sandpapier wird die breite Spitze eben gemacht, so daß das Ei auf derselben stehen kann. Nunmehr lackiert man das Aeußere und stäubt kurz vor dem Trocknen Gold- oder Silberbronze auf oder bringt mit Pinsel und Farbe oder mittelst Abziehbildchen eine kleine Malerei darauf an oder schreibt das Menü in zierlichen Buchstaben darauf.

Letzteres kann man auch, auf eine passende Karte geschrieben, in die obere Spitze des Eies einklemmen, nachdem man mit einer Laubsäge eine etwa 2 cm tiefe Furche eingeschnitten hat. Als Tafelschmuck nehmen sich dergleichen Ostereier sehr niedlich und amüsant aus.

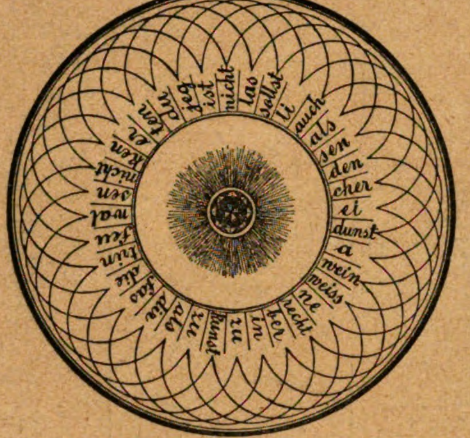
Osterei als Tischkartenhalter.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Kaleidoskop.

Von Heinrich Vogt.



Die Silben des Kaleidoskops ergeben, richtig verbunden, einen Spruch von Emanuel Geibel. Wie lautet derselbe?

Scherzrätsel.

Mein Rätselwort einst muß ich ganz durchdringen
Gebrauche du's, um es herauszubringen. E. S.

Rätsel.

Gering nur ist es an Gewicht;
Wenn ihm der fünfte Teil gebricht,
So drückt's jedoch mit Bergeslast
Manch starken Mann zu Boden fast.

Oscar Leede.

Zauberquadrat zur Jahreszahl 1898.

In ein Quadrat von 13 mal 13 gleich 169 Feldern sind alle Zahlen von 62 bis 230 so einzutragen, daß die Summe der Zahlen in jeder wagerechten und senkrechten Reihe und auch in den beiden Eckenlinien **1898** beträgt; diese Summe sollen auch die Zahlen von je zwei schrägen Reihen ergeben, die zusammen 13 Felder haben und auf entgegengesetzten Seiten einer Eckenlinie liegen. Aus je 13 zusammen gehörigen Zahlen muß man also die Jahreszahl **1898** im ganzen 52mal als Summe erhalten. Dabei sind folgende Bedingungen zu erfüllen:

1) in den wagerechten Reihen werden die Zahlen von links nach rechts stets um 25 kleiner oder, wenn dies nicht mehr geht, um 144 größer; aber auf jede Zahl, die beim Teilen durch 13 den Rest 9 ergiebt, folgt die um 38 kleinere oder, wenn das unmöglich ist, die um 131 größere Zahl;

2) in den senkrechten Reihen ist von zwei übereinander stehenden Zahlen die untere um 41 größer oder, wenn die nicht mehr genommen werden darf, um 128 kleiner als die obere; eine Ausnahme bilden hier die Zahlen, die beim Teilen durch 13 die Reste 8 und 9 ergeben, denn unter diesen stehen die um 28 größeren oder, wenn man dabei über 230 steigt, die um 141 kleineren Zahlen;

3) im Eckfelde links oben steht 62. A. Stabenow.

Skataufgabe. Von K. Buhle.

Der Spieler in Hinterhand hat Null ouvert angesagt und folgende Karten aufgelegt:

(tr.7.) (tr.8.) (tr.B.) (p.B.) (p.8.) (p.7.) (c.9.) (c.8.) (car.9.) (car.8.)

Wie muß nun der Gegner in Vorhand mit diesen Karten:

(tr.Z.) (tr.D.) (tr.9.) (p.Z.) (p.K.) (p.D.) (p.9.) (c.B.) (c.As) (car.7.)

sein Spiel einrichten, um das Null ouvert zu Fall zu bringen, und wie sind die übrigen Karten verteilt, wenn der Spieler, obwohl kein Schellen-Blatt im Skat liegt, gefangen werden kann, aber nicht eher als im 10. Stich?

Homonym.

Es wirkt als Ding nur mit Gewicht;
Als Mahnwort gilt's dem Feigen nicht.

Auflösung der Damespielaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 5.

1. d6—e7 d8—f6+
2. Dh6—f4 g3—e5+
3. e1—g3+ Dh2—f4+
4. Db4—c3 Da1—d4+
5. Df8—d6 e5—c7 +
6. Da5—c5++++ und gewinnt.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 5.

Feder, Leiter, Harm, Hera, Herr, Kamm, Lauer, Hast, Ems, Meta, Ringel, Borg, Wied, Halle, Bucht, Bolo — Feier, Leiter, Halm, Herd, Heer, Kamm, Lager, Hase, Eis, Metz, Riegel, Bora, Wild, Halle, Buche, Solo. —

Der Armut mangelt viel, dem Geize alles.

Auflösung des Homogramms auf dem Umschlag von Halbheft 5.

	P	S	K	U	S	
P	a	p	a	g	e	i
S	p	i	n	o	l	a
K	a	n	z	l	e	i
U	g	o	l	i	n	o
S	e	l	e	n	g	a
	i	a	i	o	a	

Auflösung des Bilderrätsels: „Das Trinkhorn“ auf dem Umschlag von Halbheft 5.

Man lese zuerst im oberen, dann im unteren Bandteile jene Buchstaben ab, bei welchen die Noten oberhalb derselben stehen, dann bei der zweiten Ablesung jene Buchstaben, bei denen die Noten unterhalb stehen. Es ergiebt sich dann der Spruch:

1. Ein guter Trank
2. ein guter Sang.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 5.

Flanke, Planke.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 5.

Nie, ob, Ni—ob—e.

FRANZENSBAD.

Das erste Moorbad der Welt, besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge, die kohlensäurereichsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder.

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospecte gratis.

Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Neue Gedichte

von

Carl Busse.

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Der warme Pulsschlag eines jungen Herzens lebt in diesen Liedern voll Innigkeit und Sangbarkeit, welche durch ihre frische unverkränkelte Art den erfreulichen Beweis liefern, wie wenig Schlagworte und Parteibekenntnis die Lebensäußerungen eines echten Talentes zu beirren vermögen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

MRS. WINSLOW'S SOOTHING SYRUP FOR CHILDREN TEETHING.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

7. Heft. Preis 10 cents. 14. April 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (Anfang) 197

Im Haselnußstrauch. Gedicht von Franz Bechert . . . 202

Ein Kriegsrat im Jahre 1809. Ein Erinnern und Plaudern von Peter Rosegger. Mit Abbildung 202

Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß. Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten. IV. Das Vorparlament (Anfang) 204

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (6. Fortsetzung) 210

Die erste Volksheilstätte für Brustkranke in Bayern. Von Dr. Ferdinand May. Mit Abbildungen 217

Auf dem Kynast. Historische Erzählung von Rudolf von Gottschall (Schluß) 218

Blätter und Blüten: Gesellschaft der Waisenfreunde. S. 226. — Das neue Männerasyl für Obdachlose in Berlin. (Zu dem Bilde S. 227.) S. 226. — Ein merkwürdiges Summen in der Luft. S. 227. — Ständchen aus luftiger Höhe. (Zu dem Bilde S. 221.) S. 227. — Photographische Nachtbilder. (Zu dem Bilde S. 228.) S. 227. — Der Panzerkreuzer „Hansa“. (Mit Abbildung.) S. 228. — Walserthalerinnen. (Zu dem Bilde S. 197.) S. 228. — Die Schmollenden. (Zu dem Bilde S. 225.) S. 228.

Illustrationen: Walserthalerinnen. Von R. Mahn. S. 197. — Ein Kriegsrat im Jahre 1809. Von F. v. Defregger. S. 200 und 201. — Abbildungen zu dem Artikel „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“. Der „Römer“ in Frankfurt a. M. Friedrich Hecker. G. v. Struve. S. 204. H. v. Gagern. Frankfurt a. M. vor 50 Jahren. Von T. T. Siegmund. S. 205. Das Bundestagspalais in Frankfurt a. M. S. 206. Fr. Jucho. K. v. Stedmann. Robert Mohl. S. 207. Ludwig Pfau. Johannes Scherr. Hermann Kurz. Einfahrt Sylvester Jordans in Frankfurt a. M. S. 208. Einzug der Mitglieder des Vorparlaments in die Frankfurter Paulskirche. Von Fritz Bergen. S. 209. Karl Mittermaier. S. 210. — Im Frühling. Von E. Niczky. S. 213. — Abbildungen zu dem Artikel „Die erste Volksheilstätte für Brustkranke in Bayern“. Die Volksheilstätte Krailling bei Planegg in Bayern. S. 217. Caritas vollendet den Bau der Volksheilstätte. Von Hermann Kaulbach. S. 218. — Ständchen aus luftiger Höhe. Von H. Haase. S. 221. — Die Schmollenden. Von R. Warthmüller. S. 225. — In der Sammelhalle des neuen Männerasyls für Obdachlose in Berlin. Von A. Kiekebusch. S. 227. — Nächtliches Straßenbild. S. 228. — Der Kreuzer „Hansa“ nach dem Stapellauf. S. 228.

Hierzu Kunstbeilage VII: „Blondkopf“. Von Gabriel Max.

Kleine Mitteilungen.

Reisen in alter Zeit. Wer heute im bequemen Eisenbahnwagen durch die norddeutschen Ebenen fährt, der denkt gewiß nicht daran, mit welchen Strapazen eine solche Reise im vorigen Jahrhundert verbunden war, zu der man so viel Wochen brauchte wie heute Tage. In seinen Erinnerungen und Studien „Aus vergangenen Tagen“ (Berlin, Th. Schönfeldt) plaudert Oskar Meding in anregender Weise nicht bloß über Pariser Eindrücke und Künstlergestalten, sondern er entrollt auch einige kulturgeschichtliche Bilder. So teilt er den Bericht des Barons von Bielfeld in seinen selten gewordenen „freundschaftlichen Briefen“ über eine Reise mit, welche dieser im Jahre 1740 unter den damals denkbar günstigsten Verhältnissen und mit Aufbietung aller Hilfsmittel, welche Geld und hoher Rang zu bieten vermochten, unternahm, und wenn man diesen Bericht liest, möchte man es kaum für möglich halten, daß eine solche Odyssee inmitten des damals doch schon hoch civilisierten Europa möglich gewesen sei. Vor dem Beginn des ersten schlesischen Feldzugs sendete Friedrich der Große den Grafen von Truchseß und den Baron Bielfeld in außerordentlicher Mission nach London, um die englische Regierung zu einer Unterstützung seiner Pläne oder mindestens zu einer wohlwollenden Neutralität zu bestimmen. Anfangs Dezember fand die Abreise von Berlin statt und am 6. Januar 1741 erstattete Baron Bielfeld von London aus seinen Bericht an den Staats- und Kabinettsminister von Podewils über die merkwürdige Reise, die fast einem wirklichen Feldzug ähnlich war. Die Herren hatten Köche, Kammerdiener und Lakaien mit sich, fanden überall vorgelegte Relais und hatten sich verproviantiert, wie man es heutzutage zu einer Reise nach Afrika thun würde. Freilich muß man sich, um die Vorgänge der Fahrt zu begreifen, die engen und unbequemen Wagen jener Zeit vorstellen, die auf riesigen Rädern dahinrollten und auf höchst unpraktischen Federn hin und her schwankten. Schon vor den Thoren von Berlin überfiel die Reisenden ein dichter, Glatteis erzeugender Regen; das Glatteis setzte sich an den Aesten der Bäume in den Wäldern und an den Seiten der Landstraße fest, so daß sie erschienen, als ob sie mit Krystall überzogen wären. Die Schwere des Eises machte, daß starke Aeste prasselnd und krachend herabfielen; der Wagen hätte von ihnen leicht zertrümmert werden können. Nach einer unendlich mühevollen Fahrt wurde Gardelegen erreicht, wo man zwei Tage verweilte, um die Wagen auszubessern und um zugleich über den Bedientensitz eine mit Fries gefütterte Decke von Wachsleinwand anbringen zu lassen, da die armen Leute mit einer Eiskruste überzogen und halb erfroren gewesen waren. Dann fuhr man weiter und erreichte ein Dorf Namens Steimke, welches, fünf Meilen von Hannover, an der Oker liegt. Dieser Fluß war gänzlich ausgetreten; soweit das Auge reichte, war alles überschwemmt und mit Eis bedeckt. Die Pferde traten durch das Eis und verwundeten sich die Füße. Das Wasser stieg so hoch, daß es in die Wagen hineinströmte. Mit großer Mühe erreichten die Wagen eine trockene Anhöhe, und hier standen die Reisenden hilflos, von einer eisigen Sündflut umgeben. Graf Truchseß ließ zwei Pferde abspannen, er setzte sich auf das eine, mit seinem Geldkasten vor sich, Baron Bielfeld auf das andere, mit dem Portefeuille, welches die diplomatischen Papiere und Aktenstücke enthielt; so kamen beide Herren bald reitend, bald schwimmend bis zu dem Dorfe. Durch große Geldanerbietungen wurden die Bauern bewogen, zahlreiche Vorspannpferde auf die Anhöhe zu bringen, und mit entsetzlicher Mühe wurden die Reisewagen mit den Sekretären und Dienern nach dem Dorfe gebracht. Dort hatten sich die beiden Diplomaten beim Pfarrer einquartiert, der noch nie so gut gelebt hatte wie jetzt, wo er der Gast seiner Gäste war; denn es wurden in der Küche vortreffliche Diners bereitet und der Reiseweinkeller war ausgezeichnet. Am dritten Tage kam von Hannover, wohin die Kunde der unfreiwilligen Gefangenschaft gedrungen, der Drost von Bothmer mit hundert Bauern, um das Wasser in die Gräben zu leiten und die zerstörten Brücken wieder herzustellen. So gelangten sie nach Hannover, aber sie konnten dann nicht einmal Minden erreichen — sie blieben mitten in der Nacht eine Meile vor Minden im Kot stecken. Das Wetter war außerordentlich kalt geworden; die Wagen froren in dem vorher aufgeweichten Erdreich fest — sowohl die Herren wie die Diener waren dem Erfrieren nahe. Postillone ritten voraus, um Vorspannpferde zu besorgen. So wurde der Wagenzug wieder mobil gemacht. Man kam dann nach Herford, doch mußten an jeden Wagen zwölf Postpferde gespannt werden und zwölf Bauern gingen neben den Wagen her, um sie zu stützen und vor dem Umstürzen zu bewahren. In Herford gönnte man sich einige Ruhe am Hofe der Aebtissin — die Wagen mußten repariert werden. Von Herford ging es nach Bielefeld; die Diplomaten kamen dort glücklich an, doch die zweite Kutsche, in welcher ein Sekretär saß, wurde umgeworfen und stürzte im Finstern in einen tiefen Graben. Ein Koffer des Herrn von Bielfeld, in welchem fünf reiche Kleider verpackt waren, für die Feste am englischen Hofe bestimmt, versank im Morast und der eindringende Schmutz verdarb die Galakleider so vollständig, daß sie nicht mehr zu reinigen waren. Später wurde, wegen der Ueberschwemmung des Rheins, die Reise zu Wasser in großen Rheinkähnen und Jachten fortgesetzt, bis die Reisenden glücklich den Haag und die See erreicht hatten. Die bisher berichteten Reiseabenteuer genügen wohl, um dem heutigen behaglichen Eisenbahnpassagier ein abschreckendes Bild der trostlosen Verkehrsverhältnisse des vorigen Jahrhunderts zu geben und es nicht als eine spöttische Renommage erscheinen zu lassen, wenn man ausruft, daß wir auf diesem Gebiete es jetzt „so herrlich weit gebracht haben“. †

Was ist die deutsche Handelsflotte wert? Zur Zeit sind nach M. Lindemann von Hamburger und Bremer Reedereien 213 Dampfer im Verkehr befindlich, deren Anschaffungspreis die Summe von 287 Millionen Mark betragen hat. Ihr Buchwert ist natürlich etwas geringer, immerhin macht er, die Tonne zu 220 Mark gerechnet, noch 177 Millionen Mark aus. Dazu kommen noch 57 Millionen Mark für augenblicklich im Bau begriffene Dampfer von zusammen 146200 Tonnen. Beides zusammen ergiebt für die Dampferflotte unserer beiden bedeutendsten Seestädte einen Kaufwert von 344, einen Buchwert von 234 Millionen Mark. Die Dampferflotte unserer übrigen deutschen Seeplätze zusammen wird man mit reichlich einem Drittel dieser Summe, zufolge des statistischen Ausweises, bewerten können, so daß der Buchwert der deutschen Dampferflotte rund 320 Millionen Mark beträgt, während der Kaufwert etwa 140 Millionen Mark mehr, also 460 Millionen Mark ausgemacht haben wird. Hierzu kommen für rund 400000 eiserne Segelschifftonnen, die Tonne zu 130 Mark gerechnet, 52 Millionen Mark, und für rund 175000 hölzerne Segelschifftonnen, die Tonne zu 40 Mark, noch 7 Millionen Mark. Zur Zeit hat also die gesamte deutsche Handelsflotte einen Buchwert von etwa 400 Millionen Mark, gewiß ein beträchtliches Sümmchen. Zu welchen Summen aber würde man erst kommen, wollte man den Wert der Waren berechnen, welche in diesen Schiffen jeden Augenblick auf dem Meere schwimmen! Diese würden den Wert der gesamten Schiffe um ein Vielfaches übersteigen.

Wie lange halten Haarnadeln, Nähnadeln, Schreibfedern ꝛc. Wind und Wetter stand? Von den Versuchen, die von einem Engländer hierüber angestellt worden sind, berichtet die „Eisenzeitung“: Am schnellsten wurden die Haarnadeln vernichtet. Nach 154 Tagen waren sie völlig verrostet, der Wind nahm den Rost auf und blies ihn fort, nach sieben Monaten war keine Spur mehr von ihnen vorhanden. Gewöhnliche weiße Stecknadeln widerstanden achtzehn Monate; bei den messingnen dauerte es nicht einmal so lange, der Grünspan zerfraß sie schon früher. An den Federhaltern waren schon nach $1^1/_4$ Jahren die Stahlfedern völlig weggerostet, während die Halter selbst sich nur wenig verändert hatten, was jedenfalls zum Teil mit an der Farbe lag, mit der sie gestrichen waren. Die polierten Stahlnadeln widerstanden ziemlich lange, nämlich $2^1/_2$ Jahre. Ein gewöhnlicher schwarzer Bleistift aber war am widerstandsfähigsten. Holz sowohl wie Graphit blieben auch nach längerer Zeit völlig wohlerhalten.

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

BLONDKOPF

Nach dem Gemälde von Gabriel Max

Digitized by Google

Halbheft 7. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Im Jänner, am Tage, an dem der Bauernregel nach die erste Regung des Lebens in den erstarrten Bäumen erwachen soll, wurde die Kleine geboren. Ihre Eltern hatten schon drei Söhne, Leopold, Joseph und Franz. Drei Riesen. Der älteste, der große Junge mit den reichen, braunen Haaren, den dunklen Augen, den schönen regelmäßigen Zügen, glich dem Vater. Der zweite, mit dem lichtbraunen Gelock und den blaugrauen Augen, hatte kein Vorbild in der Familie, entwickelte sich auf seine eigene Art zu einem kühnen, prächtigen Menschenexemplar. Der dritte sah der Mutter ähnlich, hatte ein sanftes Gesicht und war hellblond.

„Wenn wir noch einen kriegen," sagte Herr von Kosel, „und wenn es so weiter geht in der Schattierung, kommt er mit weißen Haaren zur Welt."

Er hätte sich übrigens wenig daraus gemacht, wenn einer mit feuerroter Perücke erschienen wäre. Die Angelegenheiten anderer, auch die seiner Kinder, berührten ihn nicht tief; alle lebhaften Interessen, deren er fähig war, konzentrierten sich auf sein eigenes und auf sein zweites Ich, seine Frau.

Die hatte schon ihren dritten Jungen ohne besonderes Entzücken begrüßt. Sie wünschte sich ein Mädchen, ein Kind wenigstens, von dem sie mehr gehabt hätte als nur das Glück, ihm das Dasein zu schenken und es zu betreuen, bis es laufen konnte. Einmal soweit gebracht, waren die Buben ihr auch schon entwachsen und: „Von da an," meinte sie, „ist die freiwillige Rettungsgesellschaft völlig imstande, mich bei ihnen zu ersetzen."

Wasserthalerinnen.
Nach dem Leben gezeichnet von R. Mahn.

Ihr Jüngster war eben vier Jahre alt geworden, als das ersehnte Töchterlein erschien, langerwartet und — unerwartet. Ende Februar hätte sie kommen sollen, zu Fabian und Sebastian war sie da. Man hatte noch keine Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen und mußte die Ueberbleibsel der Säuglingsgarderobe ihrer Brüder für sie verwenden. Die kleinste Haube, das winzigste Hemdchen wurden hervorgesucht, sie nahm sich in ihnen aus wie eine Stecknadel im Futteral eines Fernrohrs.

Ihrer Mutter traten Thränen in die Augen, als man ihr die Neugeborene brachte.

„Du arme Kleine!" sagte sie.

Das war die Vortaufe des Kindleins: „Die arme Kleine" hieß es fortan, und der schöne Name Angelika, den es drei Tage später durch den Priester in der Schloßkapelle erhielt, blieb ein Paradename, dessen man sich nur bei feierlichen Gelegenheiten bediente.

An die Lebensfähigkeit der überzarten, unreifen Menschenfrucht glaubte anfangs niemand. Nur Apollonia Budik, die Milchschwester und Jugendgespielin Kosels, die schon die drei Löwen oder Bären, wie die jungen Herrchen abwechselnd genannt wurden, aufgezogen hatte, prophezeite: „Sie wird wachsen und gedeihen."

Die Besorgnisse um das Kind lenkten sich allmählich auch auf seine Mutter. Sie war nach der Geburt eines jeden ihrer Söhne in verjüngter Schönheit wieder aufgeblüht; seit der Geburt der Kleinen kränkelte sie und konnte sich nicht erholen.

Digitized by Google

„Es wäre Zeit, daß sie endlich gesund würde,“ sagte ihr Mann, und der Arzt erwiderte, das denke er schon ein Jahr lang. Er hätte gern noch etwas hinzugesetzt, aber der Herr winkte halb ängstlich, halb ärgerlich ab, und so trat ein Schweigen ein, das die beiden zugleich unterbrachen, um einander mit der Hoffnung auf den herannahenden Frühling zu trösten. Aber auch dieser brachte keine Besserung. Der Sommer kam, warm, mild und wonnig, ein schöner Herbst folgte ihm. Täglich wurde die Kranke in den Garten getragen und lag dort stundenlang auf einem Ruhebett im Schatten würziger Nadelbäume. Neben ihr stand der Korbwagen der Kleinen und zu ihren Füßen saß Frau Apollonia und strickte. Auf der Wiese jenseit des Weges in gehöriger Entfernung spielten und balgten sich ihre ehemaligen Zöglinge, von einer handfesten Magd überwacht. Sie hatte dafür zu sorgen, daß die Buben die Grenzen ihres Bereichs nicht überschritten und nicht einbrachen in das der Mutter und der Schwester. Es mißlang aber oft, die Jungen waren zu neugierig, die arme Kleine zu sehen, zu sehnsüchtig, die Mutter zu umarmen, von der man sie immer ängstlicher ferne hielt. Sie fühlten sich zurückgesetzt, bestraft, und gerade in der letzten Zeit hatten sie doch kein Unrecht gethan und waren nicht wie gewöhnlich gegen die Mama, sondern nur gegen Apollonia und die Magd ungehorsam gewesen. Der Papa kümmerte sich um sie weniger denn je. Er ging mit zerstreuter Miene umher, rauchte viel, las ein halbes Dutzend Zeitungen und antwortete jedem der Hausleute und jedem seiner Untergebenen, der von ihm eine halbwegs wichtige Entscheidung verlangte: „Das werden wir bestimmen, wenn die gnädige Frau wieder gesund sein wird.“ Wenigstens zwanzigmal im Tage ging er zu ihr hinüber, setzte sich auf ihr Bett, versicherte, daß sie recht gut aussehe, empfahl sich wieder und vergaß regelmäßig die Thür zu schließen.

Auf den Wunsch des Doktors berief Kosel einen Professor aus Wien, der allerlei Ratschläge gab. Sie wurden befolgt, aber ohne den geringsten Nutzen.

Herr von Kosel ließ sich trotzdem in seiner Zuversicht, daß es endlich doch besser werden müsse, nicht irre machen und fragte ganz naiv, wenn der Arzt schwere Besorgnisse äußerte: „Ich bitte Sie, was soll ihr denn geschehen?“

Eines Morgens fühlte sich die Kranke nach einer schlechten Nacht besonders schwach, verlangte aber doch, in den Garten getragen zu werden. „Denn,“ sagte sie, „ins Zimmer läßt man mir meine lieben, wilden Buben nicht und ich möchte sie doch wenigstens sehen.“

Als sie dann mit Apollonia und mit der Kleinen auf ihrem gewohnten Platz untergebracht war und die drei Jungen von weitem herüberwinkten und grüßten, begann sie flehentlich zu bitten: „Gute Poli, hol' sie mir herüber, meine Rangen! Ich glaube, daß ich heute nicht geschlafen habe aus Sehnsucht, sie wieder einmal in meinen Armen zu halten und nach Herzenslust zu küssen. Und die Kleine leg' mir auf den Schoß, ich möchte sie ihnen zeigen.“

Apollonia gab nach, allen empfangenen Verhaltungsmaßregeln zum Trotz. Sie brachte den Buben die Botschaft der Mutter, hielt ihnen aber dabei die geballte Faust entgegen: „Ihr dürft kommen, einen Augenblick. Wer Lärm macht, der kann sich freuen! Vor der Mutter sag' ich nichts, aber was dann geschieht, darauf wartet.“

Ein toller Jubel brach aus: „Zur Mutter, zur Mutter und zur armen Kleinen!“

„Ruhig!“ wetterte Apollonia, „wer nicht ruhig ist, kehrt gleich wieder um. Ihr geht hinter mir.“

Die Jungen brachten es in der Selbstbeherrschung so weit, ein paar Schritte, nicht gerade hinter Apollonia, aber doch neben ihr zu machen. Plötzlich guckten sie einander an — ein Augenwink und vorwärts, alle drei zugleich, wie der Sturm, und die gute Frau Budik schrie und drohte und lief ihnen nach, ohne die geringste Hoffnung, sie einzuholen.

Joseph war zuerst am Ziele. Fast sprachlos vor Seligkeit umschlang er den Hals seiner Mutter, eifersüchtig drängten sich die jüngeren Brüder heran und der Kranken verging der Atem unter den leidenschaftlichen Liebkosungen ihrer Kinder. Ihre Arme lösten sich, die Kleine geriet in Gefahr, zu Boden zu gleiten. Franz fing sie auf und rief triumphierend: „Ich hab' sie, ich hab' sie!“ Die Kleine schlug die Augen auf und sah das dicke, rote Gesicht, das sich über ihr winziges beugte, ruhig und wißbegierig an. „Was bist denn du für ein Ungeheuer?“ schien sie zu fragen. Keuchend kommt Apollonia herbei, nimmt das Kind, legt es in den Korb und ermahnt die Buben, den Rückweg anzutreten. Aber sie schenken ihr kein Gehör, sie umstehen die Mutter, sie küssen ihre Wangen, ihre Hände, und sie lächelt ihnen zu, versucht zu sprechen, vermag es nicht, und jedem der Knaben ist, als habe sie zuerst ihn und dann das Kindchen im Korbe angesehen mit einem inständig flehenden Blick, der es ihm, besonders ihm, seinem Schutze empfahl. Sie riefen wie aus einem Munde: „Ich thu' ihr nichts!“ Die Mutter lächelte, ein Schauer durchrieselte ihre Glieder.

„Um Gotteswillen, sie stirbt!“ schrie Apollonia auf. Auch die Knaben schauderten vor der plötzlichen Veränderung in den Zügen der Kranken. „Lauf ins Schloß, lauf um den Doktor!“ befahl Apollonia der Magd, die ihr gefolgt war.

Vom Schlosse her kamen Leute, allen voran eilte Kosel. In Verzweiflung warf er sich neben der Entseelten nieder, weinte, schluchzte, beschwor sie um ein Lebenszeichen, um ein Wort. Vergeblich. Ihre letzte, stumme Bitte war zu ihren Kindern gesprochen worden, ihr letzter Blick hatte auf ihren Kindern geruht.

Die grausamste Antwort auf seine ständige Frage: „Was soll ihr denn geschehen?“ hatte Felix Kosel jetzt erhalten. Er empfand den Tod seiner Frau als das größte Unglück, das ihn treffen konnte, und war doch gar nicht darauf eingerichtet, Unglück zu ertragen.

Das Schicksal war ihm bisher immer mild gewesen, er hatte seine Kindheit und seine Jugend zwischen einer zärtlichen Mutter, zwei begeisterungstrunkenen Tanten und seiner Milchschwester verlebt, dieser klugen, braven Apollonia, die ihn im geheimen allerdings manchmal prügelte, aber dennoch mithalf, ihn herzlich zu vergöttern. Der Vater lachte, schimpfte wohl auch über die Weiberwirtschaft, ließ sie aber weiter florieren. Er war ein Mann von rastloser Thätigkeit, dem wenig Zeit übrig blieb für die Familie. Später, wenn sein Bub' die Kinderschuhe ausgetreten haben würde, sollte alles anders werden, dann gedachte er ihn in die Hand zu nehmen. Felix hatte aber sein zehntes Jahr noch nicht ganz erreicht, als Herr von Kosel bei einer Eisenbahnkatastrophe ums Leben kam. Die Feldwirtschaft seines Gutes Velice wurde einstweilen verpachtet, die Familie zog nach der Provinzhauptstadt, wo Felix erst eine Vorbereitungsschule und dann, ein paar Jahre später als gewöhnliche Menschenkinder, das Gymnasium besuchte. Er machte es durch, ohne Glanz und ohne besondere Schmach, wiederholte nur die dritte und die achte Klasse, beging nicht einen dummen Streich, schloß auch keine Freundschaft. Die Mutter, die Tanten unterließen es nie, ihn vor den „Buben in der Schule“ zu warnen wie vor Klapperschlangen in Jacken und Hosen.

Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, trat er sein Freiwilligenjahr an. Eine schwere Zeit im Leben seiner Götzendienerinnen! Zum Regimente konnten sie ihm nicht folgen. Aber einen alten Diener — er hieß Kopetzky und war des Schreibens mächtig — gab Frau von Kosel ihm mit, einen ehrlichen Spion, der täglich über das Befinden des jungen Herrn, über sein Thun und Lassen nach Velice berichten mußte. Dort saßen die Damen nun wieder alle beisammen und warteten auf die Rückkehr des Lieblings.

Er kam heim. „Ganz unverändert!“ triumphierte seine Mutter. „Ganz der Alte, Gott sei Lob und Dank!“ sagte ihre jüngere Schwester, die fromme Renate.

Nur Charlotte, die jüngste, der Feuergeist in der Familie, die Menschenkennerin, behauptete, einen Reflex von militärischem Wesen an ihm wahrzunehmen, und wer weiß? — vielleicht hatte er Erfahrungen gemacht.

Nun, davon hatte Kopetzky nichts geschrieben, und die Worte ihrer Schwester machten keinen Eindruck auf Frau von Kosel. Es gab etwas anderes, das sie peinigte, ihr den Schlaf raubte und den Appetit. Felix schenkte in neuester Zeit seiner Milchschwester eine auffallende Aufmerksamkeit, hatte Rücksichten für sie, die ihr vermöge ihrer Stellung als „Stütze der Hausfrau“

Digitized by Google

gar nicht zukamen, war in ihrer Gegenwart heiter und aufgeräumt — ja gesprächig. Sobald sie das Zimmer verlassen hatte, war seine gute Laune dahin. Frau von Kosel machte nun ganz plötzlich die Entdeckung, daß Apollonia zu einem bildschönen Mädchen aufgeblüht war, mit dem unter einem Dache zu leben eine große Gefahr für die Gemütsruhe eines jungen Mannes bedeuten konnte. Sie faßte einen raschen Entschluß. Eines Abends kam Felix von einem dreitägigen Jagdausflug zurück und fand Apollonia nicht mehr im Hause. Sie hatte sich entschlossen, den Bitten einer alten Tante nachzugeben, die schon oft nach ihr verlangt hatte. „Wie du weißt," sagte Frau von Kosel.

Er wußte es nicht, er wurde feuerrot und runzelte die Stirn. Das hätte er seiner Jugendgespielin nicht zugetraut, daß sie imstande wäre, ihn zu verlassen ohne ein Abschiedswort. Eine große Bitterkeit gegen sie ergriff ihn, nach und nach fielen ihm aber eine Menge Entschuldigungen ihrer Handlungsweise und ebensoviele Anklagen gegen seine Mutter ein. Er sprach nicht eine aus, er würgte seinen Groll hinunter. Er wurde nur noch stiller und mehr in sich gekehrt, als man in Velice erfuhr, der armen Apollonia sei es bei ihrer Tante so schlecht gegangen, daß sie sich aus Verzweiflung entschlossen habe, den Heiratsantrag eines alten Steuerbeamten, eines Witwers mit fünf Kindern, anzunehmen.

Frau von Kosel erwartete, daß ihr Sohn mit ihr darüber sprechen, ihr vielleicht Vorwürfe machen würde. Er blieb stumm und das beunruhigte sie mehr, als der ärgste Zornesausbruch gethan hätte.

Die kühle, trockene Frau, der niemand imponierte, die sich nie um das Urteil anderer gekümmert und sich ihr eigenes nie hatte beeinflussen lassen, kam dem schönen schweigsamen Sohn gegenüber um alle Sicherheit. Sie hatten ihr ihn doch sehr entfremdet in dem einen Jahre. Er sprach nicht, aber er handelte ihr jetzt oft entgegen und beharrte auf seinen Beschlüssen mit dem Eigensinn des Schwachen.

Stille Jahre verflossen.

Einige Monate brachte Kosel regelmäßig auf Reisen oder in Wien zu, den Rest der Zeit in Velice. Er ließ das Gut durch seine Beamten bewirtschaften, ging auf die Jagd, las Zeitungen und fand sich des Abends am Spieltisch seiner Mutter und seiner Tanten ein. Die Damen würden das Whist erfunden haben, wenn es nicht ein anderer vor ihnen gethan hätte, vermochten aber trotz aller Mühe nicht, Felix in die Feinheiten dieses edlen Spieles einzuweihen.

„Er hat keinen Spielgeist," meinten seine Mutter und Renate. Charlotte allein wußte: er hat auch keinen andern. Diese Erkenntnis schädigte ihre Liebe für ihn aber nicht im geringsten.

Jedesmal, bevor er verreiste, ermahnten ihn die Tanten: „Komm' als Bräutigam zurück!" Sie wußten, es war der innigste Wunsch seiner Mutter. Er überlegte lange, bevor er ihn erfüllte, und als es endlich geschah und er heimkehrte und ihr die große Nachricht brachte, bebte seine Stimme:

„Bevor der Fasching zu Ende geht, bin ich verheiratet, liebe Mama. Mit Fräulein Friederike Beckmann. Die Tochter des Arztes. Ja, Mama. Du kennst ihn. Im ganzen Land kennt man ihn und achtet ihn."

Frau von Kosel lehnte sich zurück in ihre Sofaecke, zum erstenmal in ihrem Leben wandelte es sie an, als ob die Sinne ihr vergehen wollten. „Eine Doktorstochter? . . . Das kann ja nicht sein. Das kann dein Ernst nicht sein." Angstvoll starrte sie ihn an. Er hielt ihren Blick nicht aus. Der seine flackerte scheu umher, aber die zuckenden Lippen sprachen mit wohlbewußter Grausamkeit:

„Es ist. Und die kannst du nicht verschwinden lassen."

Das traf sie ins Innerste. So hatte er ihr nicht verziehn, trug ihr durch all die Jahre nach, daß sie ihm die Gelegenheit zu einer thörichten Liebelei aus dem Wege geräumt? Und hatte geschwiegen die ganze lange Zeit und hatte seinen Groll in sich verschlossen und der Groll hatte die Liebe und das Vertrauen aufgezehrt! Sie empfand das als ein furchtbares Unrecht, das er ihr anthat, und wie kindischen Trotz, daß er sein Herz wieder an eine Unebenbürtige hing, eine Unebenbürtige zur Frau wählte. Aber sie hatte sich daran gewöhnt, ihm nachzugeben, und seinen Eigensinn so lange genährt, bis er sich beinahe zu einer Willenskraft herangebildet hatte. Die starke Frau war ohnmächtig geworden, dem schwachen Sohn gegenüber. Sie beugte ihr Haupt, sie fügte sich, sie sprach: „Bring sie mir."

Eine unbezwingliche Rührung ergriff sie: „Bring mir aber auch meinen Sohn, den ich verloren habe, wieder."

Er stand auf, küßte ihr die Hand und sagte in seiner abgebrochenen Weise und eher befangen als bewegt: „Ich dank' dir . . . ich werd' ihr gleich schreiben . . . ihr gleich die gute Nachricht geben."

Er ging aber nicht geraden Weges nach seinen Zimmern, sondern über den Bogengang zum Turm an der Ecke des Schlosses, in dem die Tanten sich sehr traulich und mit vielem Geschmack eingerichtet hatten. Den Sibyllenturm nannte ihn Frau von Kosel.

Ein Freudenschrei aus zwei Kehlen empfing Felix, als er in den Salon der Tanten trat. Renate strickte eben Jagdstrümpfe für ihn, Charlotte kopierte seine letzte Photographie wunderhübsch in Oelminiatur.

Der bequemste Fauteuil wurde an den Tisch gerückt für den Herzensliebling, der nach einigen einleitenden: Wie geht's? Ah schön! nicht ohne Stocken seine große Neuigkeit vorbrachte.

Die Tanten hatten ihm mit unbeschreiblicher Spannung zugehört und nicht gleich gewußt, ob er im Ernst oder im Spaß spräche.

„Eine Doktorstochter?" rief Renate mit den Worten ihrer Schwester. „Ach geh!"

Er aber versetzte: „Wartet nur, gute Tanten, wartet, ihr werdet schon sehen!" Und als er ihnen so herzlich, als er's überhaupt zuwege brachte, seine Braut empfahl, kamen Renaten Thränen der Rührung in die Augen. Charlotte liebte seine Erwählte jetzt schon und versprach, sie gegen die ganze Welt in Schutz zu nehmen.

Als die zukünftige Herrin von Velice drei Tage später dort erschien, in Begleitung ihrer Eltern, am Arme ihres Verlobten, der die Reisenden auf der Eisenbahnstation abgeholt hatte, war der erste Eindruck auf alle Damen der einer grenzenlosen Ueberraschung. Die Doktorstochter, das wurde ihnen klar auf den ersten Blick, bedurfte ihres Schutzes nicht.

Die drei, die ihr mit so verschiedenen Gefühlen entgegengegangen waren, standen vor einer wahrhaft sieghaften Ueberlegenheit. Sogar Frau von Kosel gestand sich, daß von Herablassung, der Braut ihres Felix gegenüber, nicht die Rede sein könne. Sie war schön, gewinnend, wohlerzogen und bewegte sich in ihrer Wohlerzogenheit nicht wie im Staatsgewande, sondern wie im Alltagskleide.

Die Ehe Felix Kosels wurde sehr glücklich. Es dauerte lang', bis Friederike zur Erkenntnis kam, daß sich hinter der männlichen und adligen Erscheinung ihres Mannes ein zaghaftes und dürftiges Wesen verbarg, und da sie sich keiner Täuschung mehr über ihn hingeben konnte, war ihre starke und treue Zuneigung schon zu tief eingewurzelt, um erschüttert zu werden, nur einen anderen Charakter nahm sie an. Aus einer Liebe voll Bewunderung und Erwartung wurde eine nachsichtige und fürsorgliche und auch eine dankbare Liebe. Er hatte nicht viel zu geben, aber alles, was er hatte, gab er ihr. Für andere blieb allerdings nichts übrig.

Er fühlte kaum eine Lücke in seinem Leben, als seine Mutter nach kurzer Krankheit starb und die Tanten Velice verließen.

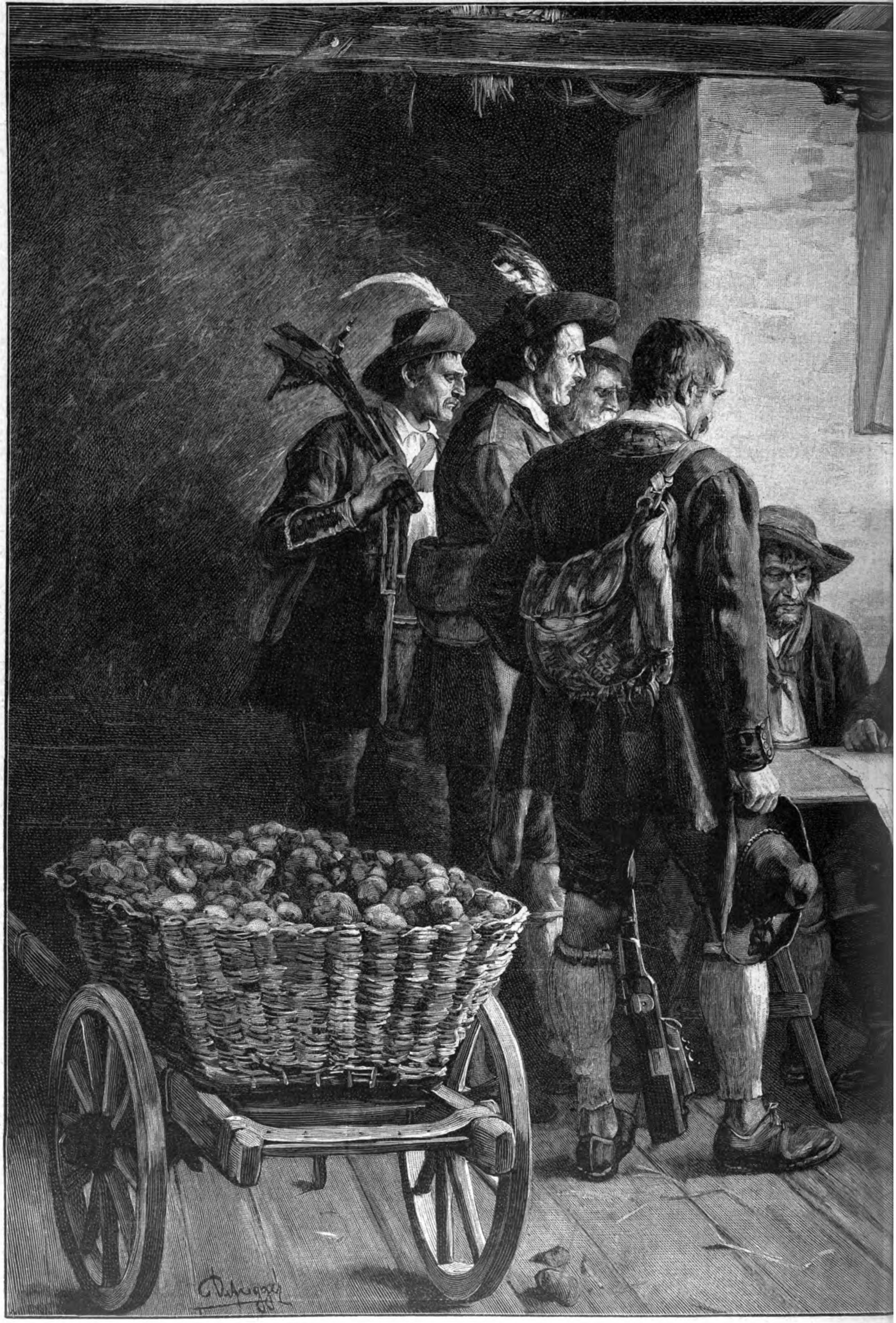
Sie waren nach dem Tode ihrer Schwester mit bleichen Gesichtern und rotgeweinten Augen vor ihren Neffen und vor ihre Nichte getreten und Charlotte hatte gesprochen:

„Ihr werdet gewiß viele Kinderchen bekommen und viel Platz für sie brauchen und Gesellschaft genug haben an euch selbst und an ihnen. Wir wollen fort, meine Teuren, wünschen uns schon lang', die Welt zu sehen, wir sagen euch Lebewohl."

Herr von Kosel war erstaunt und auch ein wenig betrübt, Frau von Kosel schloß eine der Schwestern nach der andern ans Herz.

„Geht, wenn die Wanderlust euch treibt! Eure Wohnstätte in der Heimat werdet ihr deshalb nicht verlieren. So lang' ihr die Augen offen habt, seid ihr Herrinnen im Sibyllenturm, und wer ihn betritt, ist euer Gast."

Digitized by Google



Ein Kriegsra

Nach dem Gemälde

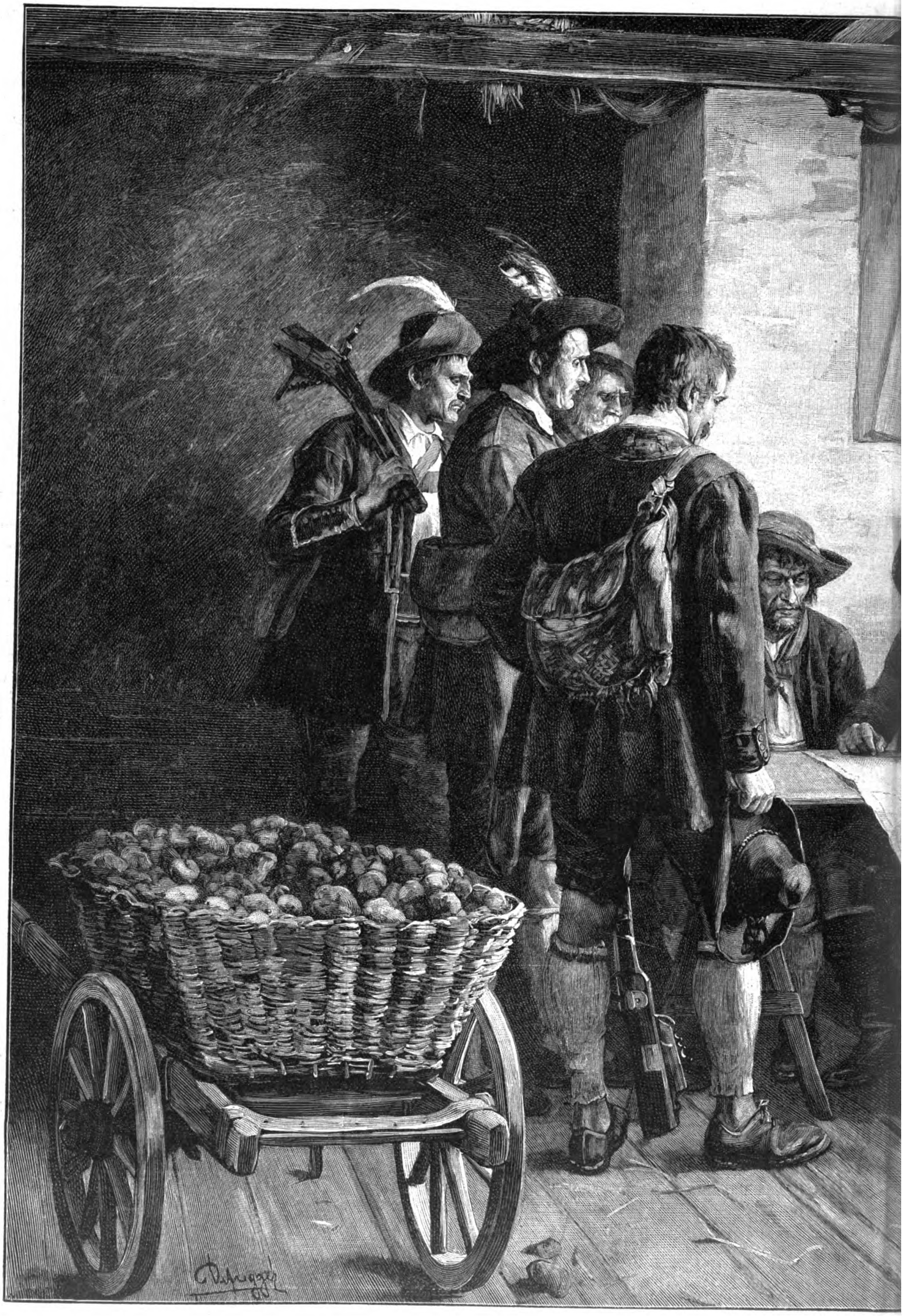
Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

n Jahre 1809.

F. v. Defregger.

Digitized by Google



Ein Kriegsrat

Nach dem Gemälde v

Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

im Jahre 1809.

n F. v. Defregger.

Digitized by Google

Dabei blieb's. Die zwei Schwestern erlangten nach und nach in der Kunst zu reisen eine solche Virtuosität, daß sie mehr als einmal für Engländerinnen gehalten wurden.

Jedesmal wenn wieder eine Taufe in Aussicht stand, kamen sie nach Velice zurück und fanden ihr Zuhause immer aufs liebevollste gepflegt und aufs schönste zu ihrem Empfange geschmückt. Eine freudige Ueberraschung war es für sie, nach der Geburt Josephs, Frau Apollonia Budik als oberste Leiterin im Kinderzimmer angestellt zu finden. Ihr Mann war in den letzten Jahren völlig schwachsinnig geworden, und ihre Stieftöchter hatten sie vor die Thür gesetzt. Sie blieb ihnen zeitlebens dankbar dafür; sie hatte nur heimzukehren, nur einige Wochen im Schlosse zuzubringen gebraucht, um das Vertrauen Frau von Kosels zu erringen und von ihr in das verantwortliche Amt eingesetzt zu werden, das sie vortrefflich verwaltete.

Auch bei der Taufe der armen Kleinen waren die zwei Tanten zugegen gewesen und hatten dann für noch längere Zeit als gewöhnlich Abschied genommen. Der Ehrgeiz, auch fremde Weltteile kennenzulernen, war in ihnen erwacht. Eine Pilgerfahrt nach Jerusalem bildete den Schluß ihrer größten Reise. Und dort lagen sie vor dem Heiligen Grabe auf ihren Knien, im heißen Gebete für die Ihren, zur selben Stunde, zu der im Garten von Velice das Leben erlosch, auf das sie alle Segnungen des Himmels herunter flehten. (Fortsetzung folgt.)

Im Haselnußstrauch.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Im Haselnußstrauch ist Hochzeit heut';
Schon prangt sein dunkles Geäst
Im blütenschimmernden Feierkleid —
Herbei, ihr Gäste, zum Fest!

Und ob's auch da draußen noch märzenkühl —
Vom Sonnenstrahle geweckt
Manch Mücklein flattert freudig herzu
Und findet den Tisch hier gedeckt.

In braungeringeltem Sammetpelz
Frau Hummel nun summt herbei,
Manch Käferlein auch, manch Immelein,
Das selig sich träumt in den Mai.

Mit leuchtenden Schwingen vom Walde naht
Ein Falter als letzter Gast;
Das Hochzeitscarmen ein Vöglein singt
Hernieder vom Tannenast.

Und sieh, da putzt sich voll froher Lust
Mit schimmernden Löckchen der Strauch,
Und aus dem Gelock es golden stäubt,
Verweht von des Windes Hauch.

Und drunter, gar winzig und rosenzart,
Ein Kelchlein an jedem Zweig:
Die haschen den goldenen Blütenstaub
Und betten ihn lind und weich,

Bis drinnen es heimlich und wundersam
Sich leise zu regen beginnt,
Bis keimendes, knospendes Leben warm
Sich schaukelt im Maienwind,

Bis unter dem samtenen Sommerlaub
Es wachsend sich dehnt und drängt,
Bis raschelnd im Herbste Zweig an Zweig
Voll goldener Nüsse hängt.

Franz Bechert.*

* Vom Verfasser dieses Gedichts, der als Kürschnermeister dem Handwerkerstand angehört, hat die „Gartenlaube" schon wiederholt poetische Beiträge veröffentlicht, welche, wie das vorstehende, sich durch eine sinnige Naturbetrachtung auszeichnen.

Ein Kriegsrat im Jahre 1809.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Erinnern und Plaudern von Peter Rosegger.

(Mit dem Bilde S. 200 und 201.)

Was ist im Menschen natürlicher und mächtiger, die Liebe zur Nation oder die Liebe zur Heimat? — Diese Frage giebt zu denken. Die Nomadenvölker einer früheren Kultur lehren das erstere, die neueren Kulturvölker das letztere. Wenn der heutige Mensch die Heimatsscholle verlassen könnte, um sich seiner Nation örtlich anzuschließen, so wären unsere nationalen Fragen durch geographische Verschiebung der Völkerschaften lösbar.

Eines der gewaltigsten Beispiele von der Liebe zur heimatlichen Scholle und zur Freiheit in den alten Sitten des Landes haben ja die Tiroler geliefert in ihrem großen Befreiungskampfe gegen die Bayern und Franzosen. Nicht so sehr die politische Seite, als vielmehr die Opferlust für die alte freie Heimat hat diesen merkwürdigen Kampf so menschlich groß gemacht. Von den drei Zündfunken: Gott, Kaiser und Vaterland war sicher letzterer der mächtigste. Selbst der Fremde, der heute nach Tirol kommt, begreift es, wie man für dieses wunderbar herrliche Land sein Leben lassen kann, und wäre es auch nur durch einen touristischen Sturz vom Felsen. Und erst, wenn es das Vater- und Mutterland ist! Das Land des alten Gottesglaubens, der süßen Jugenderinnerungen, der herben Arbeit, der redlichen Besitztümer und der teuren Gräber! —

In entlegener Almhütte haben sie sich versammelt, Anderl, der Sandwirt, der rotbärtige Kapuziner, der Seppel vom Rinn, Peter der Mahrwirt und andere. Bauern, Hirten, Pferdehändler, aber auch Beamte und Lehrer waren herbeigeeilt, um Rats zu pflegen. Die Bayernherrschaft im Lande, behaupteten sie, sei nicht mehr auszuhalten. Gar in Haus und Kirche mische sie sich drein und wolle alten Landesbrauch abbringen und fremde Sachen einführen überall. Man könne nicht einmal mehr beten, schon darum nicht, weil die gefalteten Hände sich immer zur Faust krampften. Aber den „Boarn-Klacheln" würde man noch den Herrn zeigen; sie hätten nichts zu suchen in Tirol. — Ein Netz von Vertrauensmännern war schon seit langem gespannt gewesen durch das Land, vom Inn bis zur Etsch, von der Trisana bis zur Drau. Die Post- und Landwirtshäuser waren zu diplomatischen Kammern geworden; auf grünen Almen hatten sie unter dem Vorwande des „Scheibenschießens" ihre Kampfübungen abgehalten, in den Heuscheunen die Waffen verborgen, in den Felshöhlen ihr Pulver versteckt. So gerüstet, konnten sie schon herausfordernd auftreten gegen die „fremden Zobeln", die als Beamte mit starker Soldatenbesatzung sich niedergelassen hatten, um das von Bonaparte ihnen hingeworfene Alpenland zu regieren. Diese Herren zogen also die Ketten strammer, ließen jeden Versammlungsort, selbst die Gotteshäuser, mit Bütteln bewachen und drohten mit schärferer Besetzung des ganzen Landes durch bayrische und französische Truppen.

„Sollen nur kommen!" sagte Peter, der Mahrwirt, jetzt in der Almhütte.

Der Sandwirt setzte bei: „Im Namen des heiligen Herzens Mariä, wenn's Ernst wird, rucken wir aus."

War ein alter Kohlenbrenner da, der wackelte mit dem Kopf — es sei eine bedenkliche Sach'! „Was werden wir armen Bergleute ausrichten gegen die wilden Boarn, gegen den grauslichen Bonaparte! Unser Herrgott weiß es —"

„Daß du ein feiges Luder bist!" unterbrach ihn ein klobiger Hirte. „Geh du zu deinem Kohlenhaufen, ist gescheiter. Wo Manner zusammenkommen, hast du nix zu thun."

„Ah na," antwortete der Alte, „fortschaffen laß ich mich nit. Ein Tiroler bin ich wohl doch!"

Jetzt kam ein Bauer aus dem unteren Innthal an — rasch, hastig trat er ein. Er wußte Neuigkeiten. — Bei Kufstein und durch den Paß Strub seien bayrische und französische Truppen eingebrochen, thäten sengen und brennen, daß es ein Graus ist! Kein Haus und kein Mensch sei vor ihnen sicher. Die Tabernakel

Digitized by Google

thäten sie ausrauben in den Kirchen, bei Kitzbühel an der Straße stehe ein Muttergottesbildnis, darauf hätten sie geschossen wie auf eine Scheibe!

„Was sagst? Was sagst?" harrschte der alte Kohlenbrenner, „auf die Muttergottes?" — Ein langes Messer riß er aus der Scheide. Blaß war er bis über die Lippen. Fortrasen wollte er — „Boarn derstechen!"

„O du närrischer Wastel!" rief ihm der Sandwirt zu. „Wenn wir's so machen wollten, na, da möchten wir freilich nichts ausrichten."

„Weil's halt gegen unsere lieb Frauen geht, hat er doch Kurasch, der Kohlenbrenner," sagte der Kapuziner und hieb dem Alten wohlgefällig die Hand aufs Knie.

Sprach der Anderl: „Kurasch allein ist halt zu wenig, da heißt's auch gescheit sein."

„Das denk' ich wohl auch," sagte der Seppel vom Rinn. „Wir müssen die Höllteufel erst weiter herkommen lassen. In die Bergschluchten herein! Aus den Schachen hinabpfeifen mit den Kugeln! Von den Bergen Steine niederlassen! In den Klausen die Wasserwehren aufbrechen! Da werden wir schon was ausrichten. Unser Tirolerland selber hilft Krieg führen."

„Und unsere liebe Frau wird uns auch nit verlassen," sagte der Rotbart.

„Verhoff's!" versetzte Peter, der Mahrwirt. „Aber — will ich sagen — wir dürfen uns auch nit auf sie verlassen. Heißt das, wir müssen selber machen was wir können. Und jeder so viel, als wenn er ganz allein wär'."

Sie hielten die Hände hin, faßten sie, drückten sie derb: „Das wird sich nit fahlen!"

„Ich für mein Teil weiß schon was," fährt der Peter fort.

„Pulver in den Jaufenhöhlen, so viel als der Will," sagt der Sandwirt.

„Ich brauch keins," antwortet der Mahrwirt, „ich schieß' die Berge los."

„Wie ist das gemeint, Peter?"

„Das werdet ihr schon sehen."

So redeten sie und besprachen alles. Ob sie fertig wären, im „Puschterthal" und im oberen Innthal? „Die Puschterthaler, das sind stade Locherln, die kommen nit vorwärts!" rügte der Sandwirt.

„Im Zillerthal sind sie bereit."

„Im Stubaithal auch."

„Die Etschthaler warten schon hart auf den Tanz!"

Der Sandwirt weist auf einer alten Landkarte die Marschlinien, die Uebergänge, die Versammlungspunkte und bestimmt Stellen, die zum Angriff sich eignen. Jeder wußte irgend einen Vorschlag. „Das thät's, das kunnt ma probieren!" sagte der Sandwirt zum einen; „das ist zu dumm!" zum andern.

„Manner!" rief plötzlich ein knochiger Holzknecht, „redet's nit so lang und geht's glei mit. 's Pulver dersparen wir fürs Gamselschießen. Den Boarn schlagen wir die Schädel mit dem Kolben ein!"

„Bedank' mich für den guten Rat!" spottete ein bärtiger Grobschmied.

„Zum Lachen ischt's!" schrie der Sandwirt auf. „Was glaubst denn, Schmied? Handgemenge nur, wenn die gleichen Waffen sein. Die Boarn und Franzosen, die sein dir ein bissel anders gestellt, mein Lieber, als wir! Vor Augen kommen dürfen wir ihnen nit! Von hinterwärts! Immer von hinterwärts, merkt's euch das! Als ihnen einmal in den Schuß laufen — lieber zehnmal flüchten. Aber nit flüchten zum Nachgeben, nur zum Rasten und dann wieder voran! Mit dem Waffenzeug wären wir so weit bei einander. Fuhrwerk, wenn wir noch mehr hätten! Wer zurück muß, nit in sein Haus, nur ins Hochgebirg'! Da heroben in den Hütten sind Rüben und Erdäpfel. Wer sein Vieh auf die Almen bringen kann, der soll's gleich thun. Und Weib und Kind wohl auch. Haus und Hof leer stehen lassen, sich nichts draus machen, wer's nimmer sieht."

„'s ischt wohl eine harte Zeit!" seufzt ein Waldbauer und schneuzt sich heftig in sein blaues Sacktuch.

„Zum Dunner!" sagt ein anderer, „wenn's mich trifft, ich rait's fürs Sterben ab."

„Dumme Rederei!" verwies ihn der Sandwirt. „Scharfschützen, wer sagt denn was vom Sterben! Rösser, wenn du noch auftreiben kannst, und Bergkarren. Und beim Pulver, gebt's mir mit dem Feuer achting, ich sag' euch's!"

„Und meine hölzerne Kanon' wär' nit zu brauchen?" fragt der Wagnermeister von Pfunds, der aus Ahornholz eine Kanone verfertigt und mit wuchtigen Eisenreifen beschlagen hatte.

„Alles ischt zu brauchen," antwortet der Sandwirt. — „Weiß noch einer was? Nit. Also die Karten habt's ang'schaut. Ausgeredet ischt's. So wollen wir jetzt halt noch einen dazu einladen."

Sie verstanden ihn. Ihre schweren Hüte zogen sie vom Kopf und beteten laut ein Vaterunser.

Wenige Tage später ist ganz Tirol in hellem Aufruhr gewesen.

Ein beispielloser Kampf, heldenhaft und schlau — betend und jauchzend haben sie die Feinde erschlagen und vertrieben. Und auf dem Berge Isel haben die Tiroler am fünfzehnten August 1809 einen Napoleons-Geburtstag gefeiert, wie der korsische Welteroberer bis zur Zeit wohl keinen erlebt hatte. Dann saß zu Innsbruck in der Kaiserburg einer, der unterschrieb die neuen Verordnungen und Landesgesetze mit schwerfälliger Hand: „Andres Hofer, Komandant von Dirol".

Wenige Monate später aber, mitten im Winter, da sitzt derselbe Andres Hofer als Flüchtling in einer öden Berghütte der Passaieralpen. Ein hoher Preis ist auf seinen Kopf gesetzt. — Die Bayern und Franzosen überfluten Tirol, sie marschieren plündernd und brandschatzend über den Brenner gegen das paradiesische Thal von Brixen hinab, wo Peter, der Mahrwirt, sein Heimwesen hat.

Dem Peter, der auch als Flüchtling im Gebirge umherstreift, fällt nun jene Sache ein, die er sich einst ausgedacht, aber bisher noch nicht zur Ausführung gebracht. Es hatte ihm zu sehr davor geschaudert. Nun aber, da der Feind das Herz Tirols, und auch das seine getroffen, versammelt er eine Anzahl entschlossener Männer. — Durch die wilden Engschluchten des Eisak, wo heute die Brennerbahn geht, einst aber auf enger Straße Kaufherren, Fürsten und Kardinäle gezogen, wo auch Wolfgang Goethe gewandert gegen sein geliebtes Italien — durch jene schattendunklen Schluchten fluteten die feindlichen Scharen. Und dort war es, wo Peter, der Mahrwirt, mit seinen Mannen hoch am steilen Berghang die unerhörte That vollführte. Am Hange, der nach unten durch Buschwerk verdeckt war, zog er mittels aneinander gebundener Baumstämme wagerecht eine lange Brücke hin und belastete sie mit Erdreich, Geröll und Gestein bis hoch hinan. Und als die Feinde unten heranmarschierten, arglos mit klingendem Spiele, da ließ er auf ein gegebenes Zeichen die Bänder abhauen; die ungeheuere Lawine fuhr zur Tiefe und begrub fünfzehnhundert Soldaten. Der Eisak, so erzählt die bauende Sage, staute sich gegen Sterzing hinauf, und als er den Schuttwall durchbrach, wälzten sich die Leichen hinaus ins Brixnerthal.

Diese Gewaltthat des Mahrwirtes war aber geschehen nach dem Wiener Friedensschluß, der die Bayern zu endgültigen Herren von Tirol gemacht hatte. Peter wurde gefangen und zu Bozen als Rebell gerichtet. Sein Richter, der französische General Baraguay, wollte dem Manne wohl, der seine Heimat so übermenschlich verteidigt hatte, er ließ ihm nahe legen, daß Peter durch eine Angabe, als habe er zur Zeit der That vom Friedensschluß keine Kenntnis gehabt, sein Leben retten könne. Peter antwortete: „Ich habe aber vom Friedensschluß gewußt und mit einer Lüge kaufe ich mein Leben nicht." — Dann ist er erschossen worden. Zur selben Zeit, als zu Mantua auch Andreas Hofer sein Leben lassen mußte — aus Treue zum Heimatland.

Diese Geschichten sind groß wie antike Heldensänge. Nimmer kann man an sie denken, ohne daß einem warm wird hinter dem Brustfleck. In meinem Buche „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr", habe ich die herrlichen Männer poetisch zu fassen gesucht; sie sind in ihren geschichtlichen Zeit- und Raumverhältnissen dem Dichter gegenüber kaum weniger spröde, als sie es dem Feinde gewesen. Der Bildner bannt sie leichter in den Raum. Im Anschauen von Meister Defreggers Gemälde „Ein Kriegsrat im Jahre 1809" ist mir wieder das Herz aufgegangen und also dieses Plaudern geschehen über längst Bekanntes und doch immer neu Erhebendes — über die Helden von Tirol.

Digitized by Google

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von Johannes Proelß.

Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten.

IV. Das Vorparlament.

Der „Römer" in Frankfurt a. M.

Nirgends hatte sich der kolossale Umschwung der deutschen Zustände von den ersten Märzerrungenschaften bis zu den letzten Zugeständnissen in Wien, Berlin und Hannover so vollständig und Schritt für Schritt wiedergespiegelt wie in Frankfurt a. M., dem Sitz des Bundestags. Und kein anderes städtisches Gemeinwesen hatte an diesem Umschwung ein solches Lebensinteresse wie die Freie Reichsstadt, die bis zum Ende des alten Reichs deutscher Nation so oft der Schauplatz glänzender Kaiserkrönungen und Reichsversammlungen gewesen war, und der nun von der neuzubegründenden Reichsherrlichkeit glänzende Zukunftsbilder entgegenblinkten. Wohl hatte sie es vor dreiunddreißig Jahren mit Genugthuung begrüßt, als die Gründer des Deutschen Bundes auf dem Wiener Kongreß sie zum Sitz der obersten Bundesbehörde erhoben. Sie hatte dann in dieser Eigenschaft sogar in erhöhtem Maße als früher im großen politischen Leben eine Rolle gespielt. Längst aber empfand die freireichsstädtische Bürgerschaft den als Ehre begrüßten Vorteil als Fluch; die Schmach, die der Bundestag als gefügiges Werkzeug Metternichs auf sich gehäuft, fühlte man mit Schmerz auf dem guten Ruf der Vaterstadt lasten. So wurden denn in Frankfurt die ersten Anzeichen der Bewegung, welche neben dem Bundestage ein Deutsches Parlament erstrebte, mit begeisterungsvollem Jubel begrüßt, und mit noch größerer Spannung als im übrigen Deutschland wurde von hier aus die Entwicklung verfolgt, welche unter der Gunst der Märztage der verheißungsvolle Plan nahm. Der Geist der nationalen Freiheitsbewegung besaß in Dr. Reinganum, dem Jugendfreund Börnes, in Dr. Mappes, der mit Uhland innig befreundet war, in Frankfurt schon lange energische Führer. Unter dem harmlosen Namen „Das Montagskränzchen" bestand ein Verein, in welchem die Frankfurter Gesinnungsgenossen der Hallgartner Verbündeten sich lebhaft rührten. Als am 5. März die Freunde Welckers und Itzsteins in Heidelberg tagten, um die schleunige Einberufung des Parlaments nach Frankfurt zu betreiben, war die Mainstadt unter den „einundfünfzig" Männern durch Binding und Jucho vertreten.

Friedrich Hecker.

Aber auch das Thurn- und Taxis'sche Palais in der Großen Eschenheimer Gasse, das dem Bundestag als Versammlungsort diente, ward jetzt auf einmal Gegenstand eines sympathischen Interesses. Seit Jahren hatte sich der Frankfurter Bürger gewöhnt, es nur mit Scheu und heimlichem Grimm zu betrachten; nun sollte der Bundestag darin eine nie erwartete Wiedergeburt erleben. Der österreichische Präsidialgesandte Graf Münch-Bellinghausen, der nach Metternichs Weisung all die reaktionären Bundesbeschlüsse zur Unterdrückung der Freiheit und Vaterlandsliebe eingeleitet hatte, verschwand beim Ausbruch der Unruhen nach Wien und sein Vertreter Graf Colloredo fand sich dort gleichfalls während der ersten kritischen Zeit gefesselt. Unter dem Präsidium des preußischen Gesandten Graf Dönhoff aber geschah es, daß bereits am 1. März aus dem Bundespalais eine „Proklamation an das deutsche Volk" erging, in welcher die bisherige Thätigkeit der Versammlung indirekt aufs schärfste verurteilt ward und der Bundestag „als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands" die Erklärung abgab, daß er nunmehr alles aufbieten wolle, um für die Sicherheit Deutschlands nach außen wie für die Förderung der nationalen Interessen im Innern zu sorgen. „Deutschland," hieß es darin, „wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europas gebührt, aber nur der Weg der Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts und der einheitlichen Entwicklung führt dahin." So sehr wirkte der „Sturm, der in die Zeit gefahren" war, auch hier! Und fast jeden folgenden Tag brachte die bisher nur in Dekreten zur Unterdrückung der „Eintracht", des „gesetzlichen Fortschritts" und der „nationalen Entwicklung" ergiebige Staatsmaschine den Frankfurtern wie der staunenden Welt eine neue Ueberraschung. Am 3. März gab ein Beschluß den Einzelstaaten die Freiheit zurück, die Censur aufzuheben. Am 8. wurde auf Betreiben der neuen liberalen Regierungen in Baden, Württemberg, Hessen und Nassau beschlossen, daß eine Revision der Bundesverfassung „auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage" erforderlich sei; am 9. ward, wie bereits früher erwähnt, schwarz-rot-golden geflaggt, und am 10. erfolgte der Beschluß, sämtliche Bundesregierungen einzuladen, „Männer des allgemeinen Vertrauens, und zwar für jede der siebzehn Stimmen des engeren Rates einen", bis Ende des Monats nach Frankfurt zu senden, um an der nötigen Verfassungsrevision mitzuwirken. Der anfängliche Widerspruch Oesterreichs und Preußens, die damals noch den Dresdner Fürstenkongreß planten, wurde durch Metternichs Sturz und die Berliner Ereignisse vom 18. und 21. März hinfällig. So entstand das Kollegium der „Siebzehner", in welches die zum Liberalismus bekehrten Regierungen die bewährtesten Vorkämpfer des Verfassungslebens ihrer Länder entsandten, Preußen den „Göttinger" Dahlmann, Oesterreich Schmerling, Württemberg Uhland, Hannover Zachariä, Sachsen Todt, Bayern Kirchgeßner, Baden Bassermann, Kurhessen Sylvester Jordan, Holstein Droysen; auch die „Göttinger" Albrecht und Gervinus, der hessische Staatsrat Jaup und Max v. Gagern befanden sich unter diesen erlesenen „Vertrauensmännern am Bundestag". Baden ging auch hier mit gutem Beispiel voran; bereits am 14. März erfolgte die Ernennung Bassermanns, und am gleichen Tage geschah das Unerhörte: der Gesandte Badens am Bundestag, Herr v. Blittersdorff, mußte dem bisher gefährlichsten Feind der alten Bundeswirtschaft, Karl Theodor Welcker, weichen! Der jetzt dem Sieg entgegenschreitende Vater der Idee des Deutschen Parlaments übernahm auf Drängen seiner Freunde das Amt, damit er als Mitglied des Bundestags für die am 5. in Heidelberg von seinen Gesinnungsgenossen gefaßten Beschlüsse wirke.

G. v. Struve.

Noch einmal hatte das Schicksal den beiden in Badens Verfassungskämpfen ergrauten Führern, Itzstein und Welcker, die Leitung des großen Reformwerkes anvertraut, als sich acht Tage nach dem Sieg der Pariser Revolution in dem schönen Musensitz

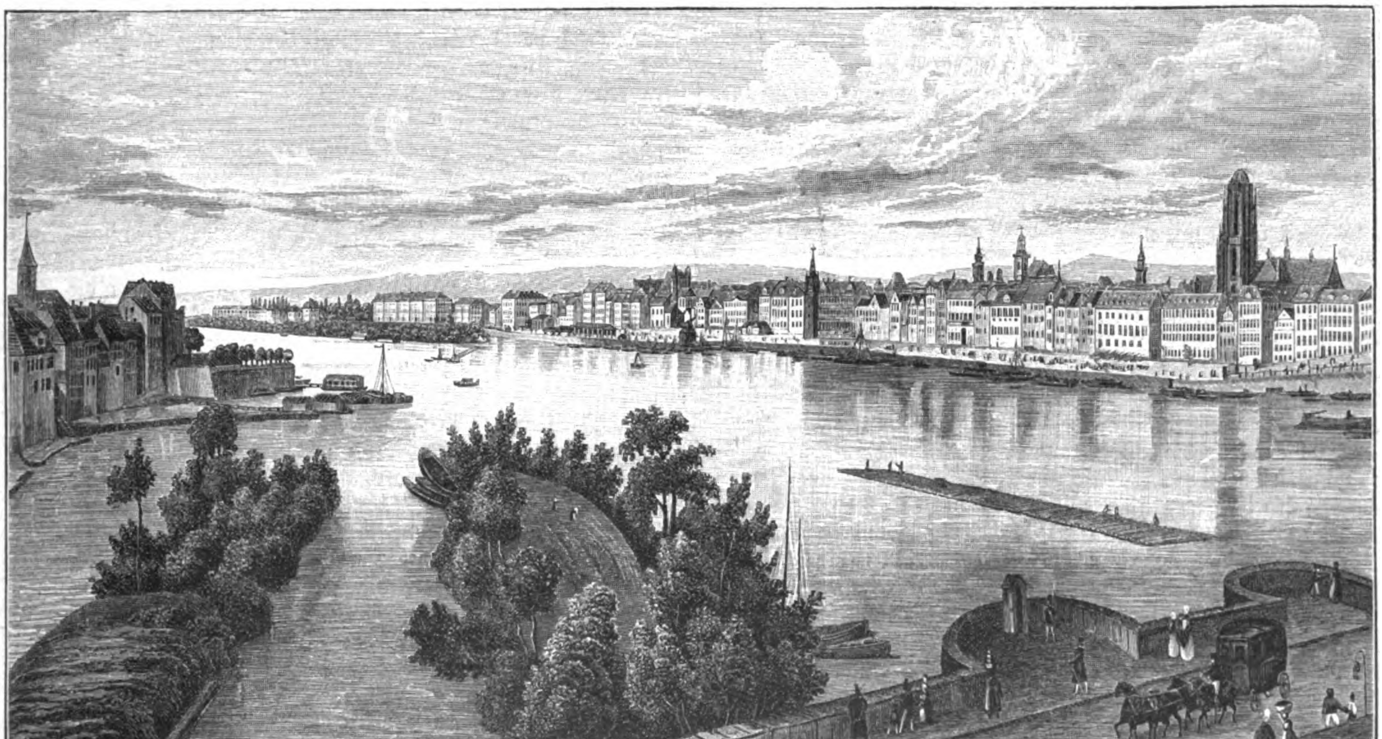
Digitized by Google

am Neckar mit anderen Vaterlandsfreunden dieselben Männer zusammenfanden, mit denen sie im vorigen Herbst zu Heppenheim das Prinzip „Mit der Freiheit und durch sie die Einheit!“ vereinbart hatten. Ueber die Verwirklichung dieses Zieles dachten die dort im „Badischen Hof“ Versammelten auch jetzt noch recht verschieden — die preußischen Abgeordneten des Rheinlandes, welche wie Hansemann im Interesse einer großen starken Handelspolitik ein starkes einiges Deutschland wollten; die liberalen Staatstheoretiker Gervinus und Häusser, die mit Gagern, Mathy und Bassermann in der „Deutschen Zeitung“ den Eintritt Preußens unter die Verfassungsstaaten betrieben, damit es befähigt werde, die Führung in Deutschland zu übernehmen; die staatsmännisch veranlagten Parlamentarier Itzstein, Welcker, Römer, die eine wahrhaft liberale Verfassung für ganz Deutschland im Schutz einer starken Centralgewalt an die Spitze der Wünsche stellten, in der Wertschätzung des monarchischen Prinzips aber doch auseinandergingen; und endlich die radikalen Sturmläufer Struve und Hecker, die sich mit wachsender Ungeduld an den Vorbildern der ersten französischen Revolution berauschten und ihr Freiheitsideal bereits mit dem Idol der sozialen Gleichheit verschmolzen.

H. v. Gagern.
Nach der Lithographie von F. Hickmann.

Aber so verschieden sie dachten, „Vater“ Itzstein, der nun schon ein Vierteljahrhundert lang die badische Opposition nicht nur geführt, sondern auch zusammengehalten hatte, wußte auch diesmal noch die widerstrebenden Geister zu meistern und für das gemeinsam Gewollte die den Willen aller einende Form zu finden. Mit klugem Vorbedacht wurde von seiten der Einberufer die Frage, wie denn der Einheitsbau zu krönen sei und wer des neuen Reiches Oberhaupt werden solle, beiseite gelassen. Dennoch prallten die schärfsten Gegensätze gerade in dieser Beziehung schon jetzt aufeinander. Der Redakteur Fickler in Konstanz, der radikalste der badischen Abgeordneten und nicht zu diesem Kreise gehörig, hatte in seinen „Seeblättern“ für das republikanische Staatsideal zu agitieren begonnen; ähnliches war auch von seiten des Redakteurs Gustav v. Struve in seinem Mannheimer „Zuschauer“ geschehen. Das veranlaßte Gagern zu einer Warnung: das Liebäugeln mit republikanischen Utopien von deutscher Seite könne der Sache der Einheit und Freiheit nur schaden. „Auch ich würde Republikaner sein,“ schloß er, „wenn das deutsche Volk die republikanische Staatsform beschließen würde; ich kann Republikaner sein, denn ich habe einfach zu leben gelernt, aber ich will keine Pöbelherrschaft.“ Da entgegnete Hecker: „Ich will die Freiheit, die ganze Freiheit für alle, gleichviel in welcher Staatsform sie zu erreichen ist. Aber keine Freiheit nur für die Privilegirten, für die Reichen!“ Daß er dem Beschlusse des Parlaments sich fügen würde, erklärte auch er. Und so unterschrieben denn am 5. März auch Struve und Hecker jene Heidelberger Erklärung, welche für die Freiheit, Einheit, Selbständigkeit und Ehre der deutschen Nation, deren Herstellung und Verteidigung ein Zusammenwirken aller deutschen Volksstämme mit ihren Regierungen empfahl und zum Organ dafür „eine in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählte Nationalvertretung“ verlangte. Struve und Hecker betrauten gleich den anderen jene Kommission von sieben Mitgliedern mit der Aufgabe, „baldmöglichst eine vollständigere Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Stämme herbeizuführen, um in dieser wichtigsten Angelegenheit weiter zu beraten und dem Vaterlande wie den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten.“ Auch sie bevollmächtigten diese Kommission, in welche Binding, Gagern, Itzstein, Römer, Stedmann, Welcker und Willich gewählt wurden, für diese Versammlung Pläne hinsichtlich der Wahl und der Aufgabe des wirklichen vom Volke zu wählenden Parlaments vorzubereiten.

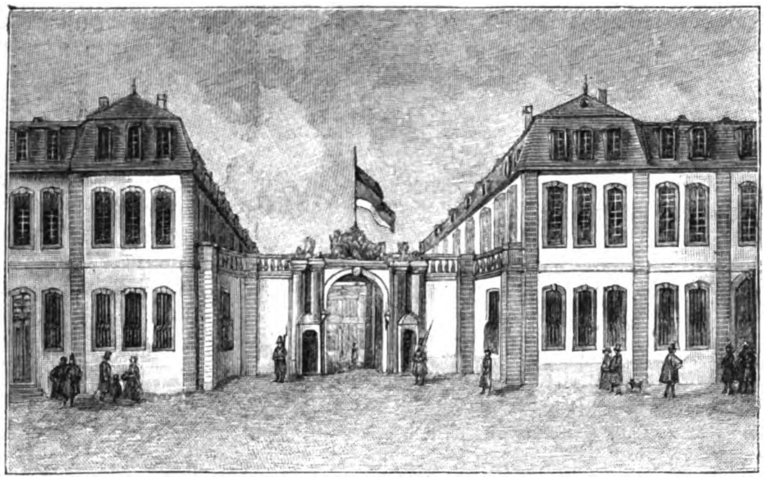
Dieser „Siebener“-Ausschuß trat sofort in Thätigkeit. Am 12. schon konnte Welcker seinen Entwurf einer deutschen Parlamentsverfassung den übrigen Mitgliedern vorlegen, und auf Itzsteins Vorschlag wurden von dem Ausschuß alle früheren und gegenwärtigen Ständemitglieder Deutschlands eingeladen, sich zur Beratung desselben Donnerstag den 30. März in Frankfurt a. M. einzufinden. Als der preußische Landtag auf den 2. April einberufen ward, erging auf Vorschlag des Rheinländers Stedmann an die sämtlichen Stadtverordneten der preußischen Lande die



Frankfurt a. M. vor 50 Jahren.
Nach der Zeichnung von T. T. Stegmund.

Aufforderung, aus ihrer Mitte gewählte Vertreter zu senden. Einzelne namhafte Kämpen des Freisinns, wie die „Hambacher" Wirth und Eisenmann, wie Johann Jacoby und Heinrich Simon, altbewährte Bekenner des nationalen Gedankens, wie die Brüder Grimm, sowie die kürzlich bestellten Vertrauensmänner am Bundestag wurden direkt mit Einladungen bedacht. Das „Vorparlament" war also keine parlamentarisch gewählte und mit parlamentarischen Rechten ausgestattete Versammlung. Aber in ganz Deutschland ward seine Ankündigung mit einem Jubel begrüßt, als würde das ersehnte Parlament bereits in ihm sich verkörpern. Vollends in Frankfurt war die Begeisterung groß, und sie wuchs, als man hörte, was für Männer jetzt die Regierungen als Vertrauensmänner in den Bundestag sandten und die gefeierten Namen Uhland, Dahlmann, Sylvester Jordan von Mund zu Munde gingen.

Aber noch ehe dieses Vorparlament unter den Segenswünschen von Millionen Deutscher, unter dem Jubel der Frankfurter Bevölkerung, unter Freudenschüssen und Glockengeläute in der Paulskirche zusammentrat, um für die deutsche Einheit den Grund zu legen, war es dem Geiste der Zwietracht unentrinnbar verfallen. Und das Verhängnis wollte, daß gerade aus dem Schoße der Männer, welche die Einberufung bewirkt, dieser Zwiespalt hervorging. Es war derselbe, den in Heidelberg die Vermittelungstaktik des greisen Itzstein noch leidlich zu überbrücken gewußt hatte. Der große Wandel der Dinge, welcher inzwischen Gagern zum hessischen, Römer zum württembergischen, Hergenhahn zum nassauischen Minister, Welcker zum Bundestagsgesandten gemacht, Metternich aber und sein ganzes System im Wirbelsturm der Märzerhebung gestürzt hatte, brachte den schon bestehenden Gegensatz in aller Schärfe zum Ausbruch. Jetzt sagte Hecker nicht mehr, auf die Staatsform für die Freiheit komme es ihm nicht an — nun forderte er die Republik unbedingt. Und Heinrich von Gagern, der jetzt selber der Lenker einer deutschen Regierung war, bestand mit ganz anderer Entschiedenheit als vor drei Wochen auf der konstitutionellen Monarchie und auf einem fürstlichen Oberhaupt des zu gründenden Bundesstaats. In Heidelberg hatte noch Römer die Monarchie für „ein notwendiges Uebel" erklärt; jetzt war er ganz anders von ihrer Notwendigkeit überzeugt, nun er selbst mit an der Spitze einer solchen Regierung stand, während sich anarchische Bestrebungen gegen sie geltend machten. In Heckers Augen war der Uebertritt seiner alten Freunde in die Stellung von „Fürstenräten" ein Abfall von der Sache des Volkes; in Gagerns Augen war das ungeduldige Anstürmen gegen die kaum gewonnene konstitutionell-monarchische Regierungsform ein Abfall von der gemeinsamen Aufgabe, die man sich in der Heidelberger Erklärung gestellt hatte.



Das Bundestagspalais in Frankfurt a. M.

Zudem war die „Oberhauptsfrage" in aller Oeffentlichkeit aufgeworfen worden und entfesselte überall in Deutschland hitzigen Streit. In dem ungünstigsten Moment für die Monarchie hatte ihn das voreilige Wort des Königs in Berlin, er stelle sich an die Spitze von Deutschland, zum Ausbruch gebracht. „Der unselige Verlauf der Berliner Sturmtage," sagt Sybel in seinem Werk „Die Begründung des Deutschen Reichs", „zuerst der blutige Kampf und dann die schwache Nachgiebigkeit, hatte der republikanischen Partei in Deutschland die Handhabe geboten, den mächtigsten ihrer Gegner in tausend Zeitungsartikeln, Plakaten, Klubreden mit einer Flut von Schimpf und Hohn zu überschütten, den feigen Tyrannen, der sein Volk niederkartätschen läßt, dann, besiegt, elend um Gnade bittet und jetzt die ehrlose Stirn mit der deutschen Kaiserkrone schmücken will — und vor allem in Baden und Sachsen hatten sich dadurch die Volksmassen mit rasendem Haß gegen den König erfüllt." An die Spitze dieser Agitation in Baden trat Gustav v. Struve. Ihm war die versöhnliche Bundesreformpolitik, die Welcker eingeschlagen, ein Greuel. Ehe der ehrgeizige, einer livländischen Familie entstammende Demagog sich in Mannheim als Advokat niedergelassen hatte, war er oldenburgischer Gesandtschaftssekretär am Bundestag gewesen. Angekelt von dem, was er hier erlebte, hatte er der diplomatischen Laufbahn entsagt. Die ganze Bundestagsverfassung muß fallen, die republikanische muß an ihre Stelle! — das war seitdem seine heimliche Ueberzeugung. Jetzt verfolgte er deren Verwirklichung mit der starren Energie eines verbissenen Fanatikers. Schon seit Monaten hatte er sich bemüht, seinen jüngeren Kollegen Friedrich Hecker, der in seiner jugendfrischen Männlichkeit als Sprecher zum Volk eine hinreißende Wirkung ausübte, ganz für seine Pläne, denen Fickler in Konstanz schon diente, zu gewinnen. Bereits im letzten Wahlkampf hatte Struves Einfluß das Verhältnis Heckers zur alten Oppositionspartei bedeutend gelockert; von beiden zusammen waren im Herbst zu Offenburg die „Forderungen des Volks" in radikaler Fassung proklamiert worden, die in dem Verlangen von „Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit" und „Abschaffung aller Vorrechte" gipfelten. Doch bisher hatte die Treue gegen die Männer, als deren Anhänger Hecker ins politische Leben getreten war, in dessen Gemüte den Vorrang behauptet. Seit ihn vor sechs Jahren der alte Itzstein erstmals zum Abgeordneten vorgeschlagen, war er immer dessen besonderer Liebling gewesen. Noch am 19. März hatte er auf einer von mehr als 15 000 Männern besuchten Volksversammlung in Offenburg an Itzsteins Seite gegen Ficklers Versuch, im badischen Oberland das Banner der Revolution zu enthüllen, gesprochen und die aufgeregte Menge auf das zu erwartende Parlament vertröstet. Mit Entrüstung wandte er sich dort gegen jene, welche mit Frankreichs Hilfe die „Deutsche Republik" gründen wollten. „Ein Volk," rief er, „das ein fremdes Volk nötig hat zur Erringung seiner Freiheit, ist dieser Freiheit unwürdig. Im Deutschen Parlamente muß Deutschland, einig und eine Nation geworden, auch über die künftige Staatsform sich einigen. In einem Lande von achtunddreißig Staaten ist die Regierungsform schwerer zu ändern als in Frankreich, wo Paris das Schicksal des ganzen Landes entscheidet. Auch dürfen wir uns an jener Revolution kein Muster nehmen, da die Umgestaltung auf so schwankendem Grunde ruht." Jetzt aber siegte Struve. Fünf Tage nach dem „schwarz-rot-goldnen Umritt" des Königs von Preußen erklärte dieser mit seinen Gesinnungsgenossen auf einer gleichfalls massenhaft besuchten Volksversammlung in Freiburg: nur in einer großen Gesamtrepublik könne die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes gesichert werden. Und er that es im vollen Einverständnis mit Hecker, den die Volksgunst in Offenburg zum Obmann der neugegründeten Vaterlandsvereine in Baden erhoben hatte, während er im Landtag an der Spitze der Kommission stand, welche dem Gesetzentwurf für die Volksbewaffnung eine befriedigende Form geben sollte.

Aber auch in dem gemäßigt liberalen Bürgertum, das eben sich anschickte, die Errungenschaften aller bisherigen Kämpfe für die Freiheit in einem festgefügten Bau der Einheit zu bergen, ward die Haltung Friedrich Wilhelms IV leidenschaftlich verurteilt. In unzähligen Adressen, die bei den Landtagen einliefen, ward ausgeführt: dieser König, der sich ohne Befragen der Nation an die Spitze von Deutschland stelle, nachdem er mit seinem eigenen Volk in so schweren Konflikt geraten, habe sich für den deutschen

Digitized by Google

Kaiserthron unmöglich gemacht. „Wohl bedarf Deutschland," hieß es in einer besonders maßvollen, „einer kräftigen Centralgewalt, welche der Größe, Würde und dem Bedürfnisse der Nation entspricht; aber wir wollen keinen Diktator, keinen sich der Nation aufdrängenden König der Deutschen, kein Parlament in Berlin ohne Zustimmung der Nation." Der heilige Zorn über das zwecklose Blutvergießen in den Straßen Berlins, welcher Freiligraths ‚Lied der Amnestierten' „Berlin" durchbebt, wurde von vielen geteilt, die eine „deutsche Republik" als unausführbare Utopie verwarfen. Auf der ersten großen Volksversammlung der Württemberger, welche am 26. März unter dem Vorsitze Murschels viele Tausende zu Göppingen am Fuße des Hohenstaufen vereint sah, klang der gleiche zornige Ton durch Johannes Scherrs „Gruß der Schwaben an die Männer von Wien und Berlin" wie durch Ludwig Pfaus „Lied von einem deutschen König", die beide unter stürmischem Beifall zur Verlesung gelangten — und doch nahm dieselbe Versammlung auf Antrag A. Weissers den Entwurf der „Siebener"-Kommission an, der neben dem Parlament eine monarchische Centralgewalt vorsah.

Fr. Zucho.
Nach der Lithographie von F. Hickmann.

Für diesen Verfassungsentwurf trat auch mit Wärme der Stuttgarter „Beobachter" ein, bis dahin das gemeinsame Organ der schwäbischen Liberalen. Neben Weisser führte die Redaktion desselben jetzt Hermann Kurz, dessen demokratische Gesinnung von innigster Vaterlandsliebe beseelt war. Der Dichter, dem wir die lebensvollen, echt volkstümlichen Romane „Schillers Heimatsjahre" und „Der Sonnenwirt" verdanken, hatte bis kurz vorher in Karlsruhe gelebt in engem Verkehr mit den Führern der badischen Opposition und hatte gleich Römer den Zusammenhang zwischen dieser und der württembergischen Volkspartei erfolgreich vermittelt. Auch jetzt that er dies; aber von der preußischen Führung wollte er nach der Berliner Märzkatastrophe gleich seinen schwäbischen Gesinnungsgenossen nichts mehr wissen.

Jener erste Verfassungsentwurf Welckers, dem auch die badische Kammer ihre Zustimmung gab, schlug ein fürstliches Bundesoberhaupt vor, das von der Bundesvertretung der einzelnen Regierungen auf je drei Jahre gewählt werden sollte. Der Vorschlag war ein Zugeständnis an die einzelnen Dynastien, aber auch ein politischer Fehler, denn er beschwor das Unheil des Wahlkaisertums, an welchem Deutschland in früheren Jahrhunderten so oft und schwer gelitten, aufs neue herauf. Heinrich v. Gagern erkannte dies: er war für ein deutsches Erbkaisertum; für ihn handelte es sich zunächst um ein Provisorium. In diesem Sinne hatte er, kurz nachdem Bassermann in der badischen Kammer den Antrag auf ein Deutsches Parlament gestellt hatte, schon am 28. Februar im hessischen Landtag den Beschluß durchgesetzt, daß für die Tage der Gefahr gleichzeitig mit der Berufung der Nationalrepräsentation die Ernennung eines interimistischen Bundeshauptes erfolgen solle. Gleich nach der Heidelberger Versammlung hatte der energische Staatsmann seine neue Stellung als Minister benutzt, um direkt bei verschiedenen Höfen eine Verständigung über diese Frage zu erzielen. Sein Bruder Max gehörte der neuen Regierung in Nassau an und gewann den Herzog für den Plan, der nun warm für die Ausführung eintrat. Durch den hessischen General Graf Lehrbach unterstützt, reiste Max v. Gagern mit den entsprechenden Vorschlägen nach Baden, wo diese die beste Aufnahme fanden und v. Porbeck Bevollmächtigter wurde. Der König von Württemberg, jetzt von Paul Pfizer und Römer beraten, folgte am 11. unter der Erklärung, nur Preußen könne die Leitung jetzt übernehmen, doch müsse es zuvor unter die Verfassungsstaaten eintreten. Ein Mitglied der ständischen Opposition von 1833, v. Sternenfels, ward als Vertreter Württembergs der Gesandtschaft beigeordnet. In München, wo König Ludwig I im Begriff stand, zu gunsten seines Sohns Maximilian abzudanken, erlitt die Mission eine Verzögerung, ohne ein Resultat zu erreichen. Dagegen zeigte sich das Ministerium v. d. Pfordten in Sachsen sehr bereitwillig und sandte den süddeutschen Abgeordneten, die schnell nach Berlin weitergereist waren, Karl Biedermann als seinen Vertreter nach. Doch als die Herren am 23. dort anlangten, hatte der König bereits den „schwarz-rot-goldenen Umritt" vollzogen und erklärt, sein Landtag in Berlin solle den übrigen deutschen Ständekammern Gelegenheit geben, mit ihm das Einheitswerk vorzubereiten. Unter diesen Umständen glaubten die Gesandten von Baden und Sachsen erst neue Weisungen von ihren Höfen nachsuchen zu sollen. Das Verhalten des Königs der Gesandtschaft gegenüber war zurückhaltend, glaubte er doch schon „an der Spitze von Deutschland" zu stehen. Erst als die Gesandtschaftsberichte von den Höfen seiner „lieben Vettern" einliefen, als Oesterreich sich „jede einseitige Aenderung der Bundesverfassung" energisch verbat und in scharfen Worten gegen die Proklamation des Königs vom 21. seinen althistorischen Anspruch auf den „Vorsitz im Deutschen Reich" wahrte, erkannte er, wie sehr er sich getäuscht hatte. Er bewilligte noch eine „ständische Vertretung" am Bundestag, wie es auch von Wien aus geschah, ernannte Dahlmann zum preußischen „Vertrauensmann" in der Verfassungskommission der „Siebzehner" und ließ apathisch zunächst den Dingen in Frankfurt ihren Lauf.

K. v. Stedmann.
Nach der Lithographie von Ph. Winterwerb.

Tief niederschlagend wirkte dies negative Ergebnis auf Gagern und seine Freunde. Auch sie hielten jetzt die Ausführung ihres Plans für unmöglich. Wie in Württemberg sprach sich im ganzen deutschen Süden ergrimmt der Unwille über die Berliner „Mißverständnisse" aus. Die „Deutsche Zeitung" erklärte: „Daß Preußen die oberste Leitung der deutschen Dinge an sich nehme, daß es sich an die Spitze der politischen Bewegung stelle, daß es mit seiner Politik in der deutschen aufgehe und daß sich dafür Deutschland vertrauend an Preußen anschließe, das waren von jeher die Wünsche aller Patrioten auch in diesem Süden. Es sind unsere Wünsche auch noch. Politische Ueberzeugungen und Grundsätze können sich nicht so leicht durch ein ungelegenes Ereignis ändern. Aber die Wünsche der Massen, der Trieb und die Leidenschaft der Vielen spricht anders als unser politischer Verstand. . . . Es wird daher eine ganz natürliche Folge sein, daß, während man sonst eine Annäherung an das Einheitlich-Monarchische in der Verfassung Deutschlands für das wünschenswerteste hielt, man jetzt eine Annäherung an das Föderalistisch-Republikanische, an die amerikanische Verfassung anstreben wird." Dann ließ Gervinus den Vorschlag folgen, Friedrich Wilhelm IV und sein Bruder Wilhelm, der als vermeintliches Haupt der „Militärpartei" in den „Märztagen" dem Volkshaß verfallen war, sollten auf die Krone verzichten zu gunsten von des letzteren Sohn Friedrich, der den neuen Staatsideen zugänglich sei. Der spätere Kaiser Friedrich stand damals im 17. Jahre. Gleichzeitig gab das Blatt aber auch dem Württemberger Robert Mohl das Wort, der gleichfalls ein Erbkaisertum wollte, aber im Hinblick auf den schönen Aufschwung des nationalen Gedankens in Wien einen Reichsregenten aus dem österreichischen Kaiserhaus, etwa

Robert Mohl.
Nach der Lithographie von F. Hickmann.

Digitized by Google

den Erzherzog Stephan, vorschlug. In Wien selbst nannte man bereits den Erzherzog Johann, der wegen seiner Ehe mit einer Bürgerlichen und eines Toasts, den er bei der Dombauweihe in Köln 1842 auf das „einige Deutschland" gehalten hatte, viel Sympathien im Volke besaß, als geeignetsten Kandidaten. In Bayern aber tauchte der Vorschlag auf, die Kaiserwürde von fünf zu fünf Jahren unter den Häusern Oesterreich, Preußen und Bayern alternieren zu lassen. So stand es im deutschen Süden, als Heinrich v. Gagern am 24. März im hessischen Landtag das Wort ergriff, um über die Ausführung des Kammerbeschlusses vom 28. Februar zu berichten. „Ich frage," rief er, in seiner Hoffnung auf Preußen noch unerschüttert, „ob die Ereignisse der letzten Tage uns bestimmen können, der Krone Preußen die Rolle jetzt nicht mehr zuzugestehen, die eine gesunde Politik ohne persönliche Sympathien bisher ihr zugestanden hat, und diese Frage glaube ich verneinen zu müssen. Man bietet in Preußen die Hände zum Frieden und zur Versöhnung denen, mit denen man eben in heißer Schlacht gekämpft hat. Wenn dies auf dem Schlachtfeld möglich war, meine Herren, haben wir nicht erhöhten Beruf, die Aufregung zu beschwichtigen, Versöhnung zu vermitteln und eingedenk zu sein, daß wir alle zusammenstehen müssen, um den Bau aufzuführen des einigen Deutschen Reiches, auf der Grundlage der Freiheit und der Liebe zum Vaterlande?" Aber dieser versöhnliche Ton fand keinen Wiederhall mehr im Volke. Das selige Vertrauen, welches die ersten Märzerrungenschaften, das Entgegenkommen der Regierungen in der Bevölkerung der deutschen Südweststaaten erzeugt hatten, war nicht allein durch die Berliner Ereignisse getrübt worden. Beunruhigende Nachrichten von russischen Rüstungen, von aus Frankreich drohenden Einfällen, die Unfähigkeit der Kriegsminister, die bewilligte Volksbewaffnung schnell und einheitlich durchzuführen, der fortdauernde Notstand auf dem Lande steigerten das Mißbehagen, während die großen Siege der Volksbewegung und die Schwäche der Regierungen überall eine gefährliche Ueberschätzung der eigenen Kraft, eine verhängnisvolle Mißachtung der positiven Machtmittel des Staatslebens großzogen. Angesichts der also herrschenden Verwirrung beschlossen die „Siebener", so vorsichtig als möglich vorzugehen. Welcker und Gagern vereinbarten für das Programm des „Vorparlaments" folgenden

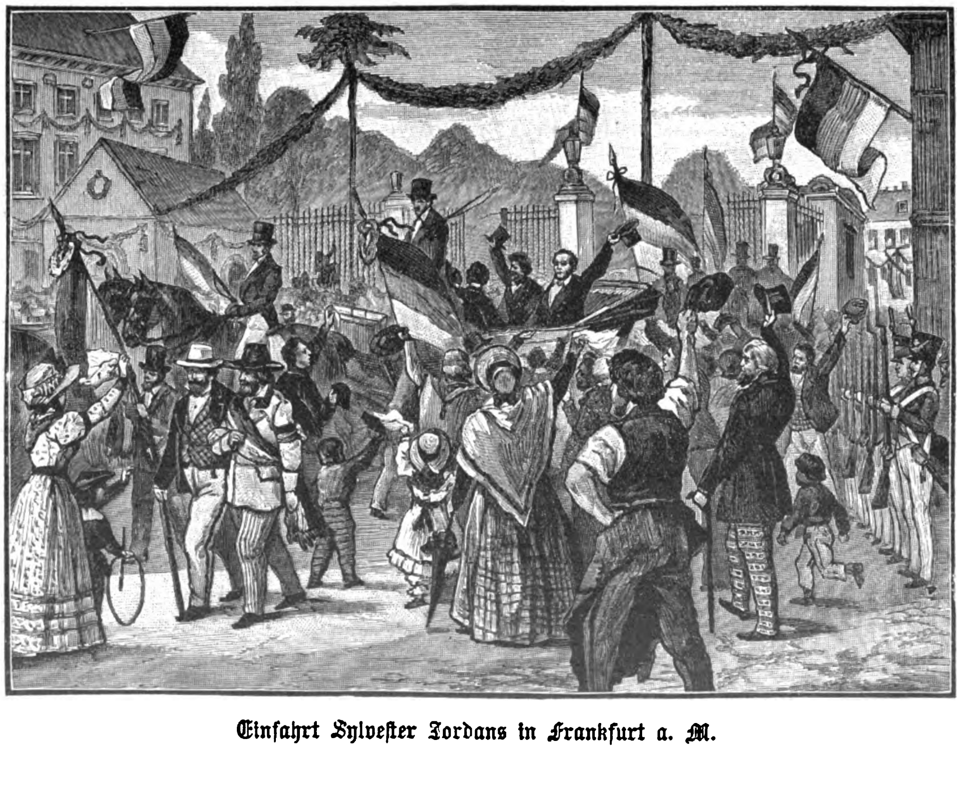
Ludwig Pfau.

Hermann Kurz.

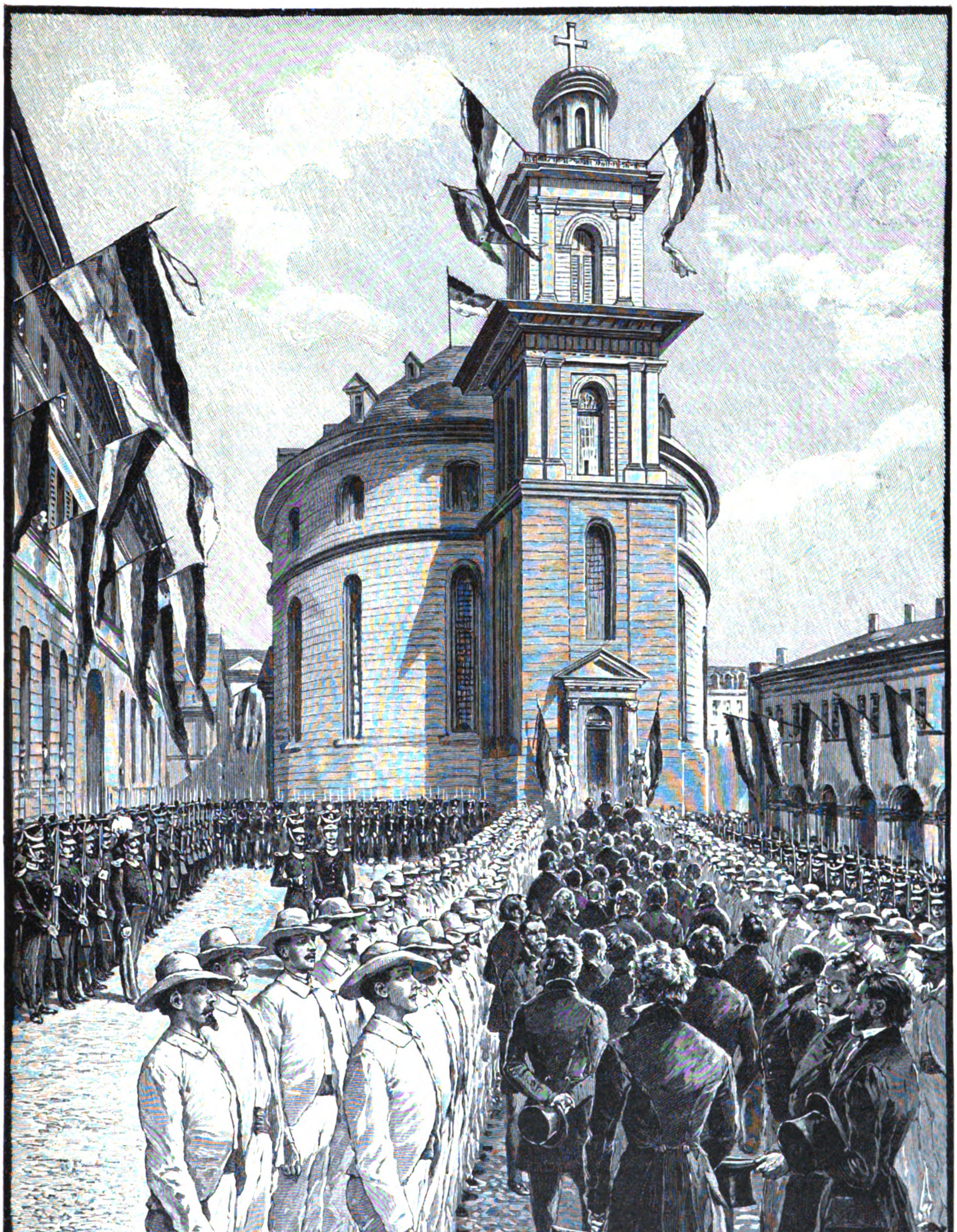
Verfassungsentwurf: ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, einen Senat der Einzelstaaten, ein Volkshaus mit Abgeordneten von je 70000 Seelen; Kompetenz des Bundes unter Verzicht der Einzelstaaten zu gunsten der Centralgewalt auf folgende Punkte: einheitliches Heerwesen, einheitliche Vertretung gegenüber dem Auslande, ein System in Handels- und Schiffahrtsgesetzen, im Bundeszollwesen, in Münze, Maß, Gewicht, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen; Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens; ein Bundesgericht; Verbürgung der volkstümlichen Freiheitsrechte. Unter den herrschenden Umständen war es aber selbst in dieser Form ein Wagnis, die Oberhauptsfrage auf die Tagesordnung einer Versammlung zu setzen, die zu bindenden Beschlüssen weder das Recht noch die Macht hatte und von den „Siebenern" doch nur einberufen worden war, um „im Zusammenwirken mit den Regierungen" die baldige Einberufung eines Deutschen Parlaments herbeizuführen und die beste Form dafür zu beraten. Ihr Programm bot den radikalen Gegnern immer noch die Anknüpfung, um von der Tribüne des Vorparlaments herab die deutsche Republik zu proklamieren. Aber sie wollten offenbar es darauf ankommen lassen, daß schon jetzt und vor diesem Forum der ganzen Nation der unausbleibliche Kampf zur Entscheidung gelange.

Johannes Scherr.

So ging der März, der Sturmmond der freiheitlichen Errungenschaften, unter neuen Stürmen zu Ende, welche die vermeintlich schon miterrungene Einheit schwer gefährdeten. Und der letzte des Monats, der Tag der Eröffnung des Vorparlaments, war in dieser Beziehung der stürmischste. — Wohl hatten Senat und Bürgerschaft Frankfurts nichts versäumt, um diesen 31. März zu einem Jubel- und Freudenfest der deutschen Einheit zu machen. Die ganze Stadt von der Spitze des Domes herab bis hinaus vor die Thore strahlte schon an den Tagen des Empfangs in schwarz-rot-goldenem Festgewand und von Haus zu Haus schwang sich in frischen Tannengewinden das Grün der Hoffnung. In den Sprüchen und allegorischen Bildern, die diesen Ausschmuck belebten, ward die Zusammenkunft all der gefeierten Vaterlandsfreunde als das Auferstehungsfest des freien und einigen Deutschlands begrüßt. Die Mahnung, das große Ziel der nationalen Einigung über die Parteimeinungen zu stellen, erklang aus gar mancher Ansprache



Einfahrt Sylvester Jordans in Frankfurt a. M.



Einzug der Mitglieder des Vorparlaments in die Frankfurter Paulskirche.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

ehrwürdiger Volksvertreter, besonders wirksam von den Lippen Sylvester Jordans, der von einer Deputation feierlich eingeholt wurde, als er von Marburg kommend sich im Wagen dem Weichbild der Stadt näherte. Auch Dr. Eisenmann, der beinahe vierzehn Jahre lang als Märtyrer der Hambacher Bewegung das Elend der Festungshaft hatte ertragen müssen, sprach in versöhnlichem Sinn, als er bei seiner Ankunft von Würzburg her an der Haltestelle des Dampfschiffes festlich bewillkommnet wurde. Eintracht und Freude kündete am Morgen des 31. der Glocken feierlich Geläut, als die Abgeordneten, mehr als 500 an der Zahl, früh $^{1}/_{2}$9 Uhr durch die sich stauende, jubelnde Volksmenge zum „Römer" schritten, um in dessen reich geschmücktem Kaisersaal die Wahl des Präsidiums zu vollziehen. Und Friedensstimmung waltete auch über diesem Akte, als man einem der friedlichsten Veteranen des Verfassungskampfes, dem Präsidenten des badischen Landtags Professor Mittermaier von Heidelberg, die Leitung übertrug, während Itzstein, Dahlmann, Robert Blum und Sylvester Jordan Vicepräsidenten wurden. Im hellsten Frühlingsglanz wölbte sich der blaue Himmel über der Stadt, als um halb 10 die Glocken aufs neue zu läuten begannen und unter ihrem Klang und dem Donnergruß der Kanonen die Abgeordneten des deutschen Volks vom „Römer" durch die Spaliere der Frankfurter Bürgergarde und der Turner nach der Paulskirche zogen.

Karl Mittermaier.
Nach der Lithographie von F. Hickmann.

Aber kaum hatte in der hohen Rotunde derselben die erste Sitzung begonnen, so wurde der Brand entfesselt, der bisher nur geschlummert hatte und für welchen der Zündstoff auch auf den Tribünen gehäuft war, wo in dichten Reihen das Volk saß, um hinfort den leidenschaftlich bewegten Chorus der parlamentarischen Vorgänge zu bilden. Schon am Abend vorher waren Struve und Hecker Gegenstand stürmischer Ovationen geworden, nachdem sie in dem großen Saale des „Weidenbuschs" einen Teil ihrer Zuhörerschaft für ihr Ideal in helle Begeisterung versetzt hatten. Jetzt saßen ihre Anhänger in langen Reihen auf den Emporen der Kirche — Studenten aus Heidelberg, Gießen, Marburg und Tübingen, die von den Lorbeeren ihrer Brüder in Wien träumten, feiernde Arbeiter, die der Zauber kommunistischer Zukunftsbilder geblendet, wehrhafte Männer aus der Hanauer „Grafschaft", die soeben erst mit der Waffe in der Hand den Starrsinn des Kurfürsten von Hessen gebeugt hatten. „Hie Reform — hie Revolution!" zu diesem Gegensatz hatte sich die so maßvoll begonnene Bewegung zugespitzt und die Verhandlungen des Vorparlaments waren bestimmt, ihn zum Ausbruch zu bringen. (Schluß folgt.)

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Das Wäldchen, in welchem Edith auf den heimkehrenden Schloßherrn wartet, ist eigentlich nichts weiter als eine große sogenannte Remise, ein Freihafen für Hasen und Kaninchen, die Schutz suchen gegen Raubzeug und Wilddiebe, und in die zuweilen auch einmal ein Reh hinüberwechselt. Eine viertel Wegstunde lang zieht sich der Waldstreifen aber doch wohl hin; im Frühjahr giebt's dort Maiblumen und Nachtigallen, und im Sommer kühlen Schatten und viel Mücken, aber reizend ist es eigentlich immer dort. Auch heute. Am Wege, der mitten hindurch führt, nicht schnurgerade, sondern anmutig sich schlängelnd, damit er dem Auge verbirgt, daß er so kurz ist, wehen Haselnußkätzchen im leichten Winde, und aus dem dürren Buchenlaube am Boden sprießen Leberblümchen und Anemonen in üppiger Fülle. Hohe, stattliche Bäume stehen da, unter manch einem auch eine Bank, und dort, wo der kleine Hügel sich erhebt, da ist sogar eine Art Friedhof, dort haben die Wartaus ihre vierbeinigen Freunde begraben, stolze Pferde, treue Hunde, die sie liebten. Edith erinnert sich, wie sie einst so bitterlich geweint hat an dieser Stelle um den schwarzbraunen Teckel, der ihr gehörte und von einem Erntewagen überfahren wurde.

Oben auf der kleinen Böschung steht eine Eiche, und von dieser aus kann man den Feldweg übersehen, der zwischen Settwitz und Wartau dicht hier vorüberführt. Hier oben wartet sie, hier muß er sie sehen, wenn er nicht blind ist. Sie hat den Filzhut von der heißen Stirn gerissen und das Jackett geöffnet, ihre Lippen sind trocken vor Aufregung. Ein paarmal zuckt sie zusammen, als ein Gefährt sichtbar wird ganz weit dahinten an dem Hügel, aber immer ist's nur ein Ackergespann; entweder kommt es langsam und klappernd näher und fährt vorüber, so langsam, daß die Arbeitsweiber darauf dem Fräulein, das ihrer nicht achthat, mit plumper Neugier ins Gesicht starren, oder es biegt vorher ab in einen andern Weg hinein. Ein paarmal kommen und gehen auch Arbeiter vorüber, müde vom harten Tagewerk. — Edith steht noch immer da und wartet.

Um ihren Mund legt sich allmählich ein Zug bitterer Enttäuschung. Er muß einen anderen Weg genommen haben oder Tante hat falsch gehört. Sie fröstelt, sie ist müde; sie nimmt den Hut von der Bank auf und will gehen. Die Leberblumen und Anemonen sind welk geworden in ihrer heißen Hand, und sie läßt sie achtlos fallen. Der Feldweg ist jetzt ganz einsam; die weite mit Wintersaat bestandene Fläche vor ihr leuchtet wahrhaft smaragdgrün in dem rötlichen Gold der untergehenden Sonne, selbst die braune Ackerkrume daneben hat einen rötlichen Schimmer. Der Himmel über ihr zeigt ein grünlich blasses Blau, das immer kälter wird, je tiefer die Sonne sinkt, und davor hebt sich die erste Sichel des Neumonds haarscharf und silbern ab.

Und jetzt taucht eine Gestalt auf und kommt mit langsamen regelmäßigen Schritten näher, sie bewegt beim Gehen nur den einen Arm, und Edith setzt sich nieder auf die Bank, denn ihr ist plötzlich, als wollten die Füße sie nicht mehr tragen. Und so bleibt sie sitzen und starrt ihm entgegen.

Er trägt den Hut in der Hand und hat den Blick gesenkt in tiefem Sinnen. Unter ihren Augen kommt er immer näher, jetzt ist er beinahe in einer Linie mit ihr, sie drüben auf der kleinen Anhöhe, er drunten am Rande des Weggrabens. Und angezogen von ihren Blicken, bleibt er stehen, sieht empor und ihre Augen begegnen sich; jeder liest in denen des andern. Sie sieht so blaß aus wie die zertretenen Anemonen zu ihren Füßen.

Ohne ein Wort zu sagen, kommt er durch den Graben die Böschung herauf geklettert und steht vor ihr. Edith erschrickt, als sie ihn in der Nähe betrachtet; er sieht alt aus, die Muskeln seines gelblichblassen Gesichtes zucken und die Augen haben etwas Fieberhaftes, wie sie nun an ihr vorübersehen, als wollten sie den ihrigen ausweichen. Dazu ist er sehr nachlässig angezogen, keine Spur mehr von der frischen angenehmen Erscheinung früherer Tage. Er mißfällt Edith in diesem Augenblicke unsäglich, ernüchtert sie geradezu.

„So würde Edi nie aussehen," gesteht sie sich. Und mit dem Gedanken an ihn zwingt sie ihre Augen vorüber an Antons Gestalt; sie will ihn nicht bemerken in seiner augenblicklichen Verfassung, er ist krank, er leidet, er — —

„Wie kommen Sie hierher?" fragt er. Es liegt etwas Drohendes in seiner Stimme. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügt er hinzu: „Ich glaubte Sie bereits abgereist."

„Morgen erst," giebt sie zur Antwort und das Herz klopft ihr zum Zerspringen.

„So! Gehen Sie jetzt heim?"

„Ja, es wird schon dämmerig und Tante Tonette könnte mich vermissen. Wenn ich nicht störe, komme ich mit."

Er zuckt die Schultern. „Ich bin kein angenehmer Gesellschafter, gnädiges Fräulein; aber wenn Sie Nachsicht üben wollen," erwidert er und tritt zurück, um sie auf dem schmalen Pfad voran gehen zu lassen, der von der Böschung abwärts zu

Digitized by Google

dem Mittelweg führt. Dann wandern sie stumm nebeneinander. Die Dämmerung ist sehr rasch gekommen, sie verwischt die Konturen der Bäume, sie verhüllt auch den vernachlässigten Anzug Mohrmanns, sein gealtertes Gesicht.

Und mitten in dieses stumme Wandern hinein spricht Edith: „Ich freue mich, Herr Mohrmann, daß ich Ihnen doch noch Lebewohl sagen kann, ich würde es sehr bedauert haben — —" sie stottert und schweigt.

„Sehr liebenswürdig!" antwortet er. „Sie freuen sich natürlich sehr auf diese Reise."

„Ich?" ruft sie entrüstet, und diese Entrüstung ist wirklich eine ehrliche. „Ich mich freuen? Aber ich bin ja totunglücklich, daß ich fort muß von Wartau!" Sie bricht ab und sucht nach dem Tuch in der Tasche ihres Jacketts.

Er bleibt stumm; er ist nicht imstande, das zu würdigen, was sie sagt; er ist so mürbe, so völlig zerschlagen von den Ereignissen der letzten Tage, in denen ihn Mitleid und Reue, die furchtbarsten Selbstvorwürfe, die jammervolle Sehnsucht nach der Frau, die ihn verließ, umhergerissen haben in Himmel und Hölle; er ist ein kranker elender Mann geworden in dieser kurzen Zeit. Dreimal hat er seinen Koffer ein- und wieder ausgepackt, um zu Christel zu eilen, sie anzuflehen, wiederzukommen, und immer, wenn es soweit war, ist er mutlos in den nächsten Stuhl zusammengebrochen; er kann nicht vergessen, was sie ihm geschrieben, die Worte: „Aber ich komme nicht, denn dein Mitleid kann mir deine verlorene Liebe nicht ersetzen."

Nein, sie wird nicht kommen, sie konnte nicht wiederkehren; die allezeit fügsame geduldige Frau stand drohend, unbeugsam da vor seinen Augen — spare dir die Mühe, ich bin tödlich verletzt! Und er ist zurückgeblieben in völliger Verzweiflung; die rasende Leidenschaft für Edith von Ebradt scheint gebrochen. Er wollte sie nicht sehen, er dankte Gott, als er erfuhr, daß Fräulein Tonette sie auf Reisen schickte. Wie erlöst würde er sein, wenn sie das Haus verlassen habe — meinte er.

Und weiter wandern sie stumm nebeneinander. Da dringt ein Schluchzen an sein Ohr, ein leises bitterliches Schluchzen. Edith ist stehen geblieben, hat das Gesicht in das Taschentuch verborgen und weint. Jetzt packt ihn das Gefühl der Verantwortung und der Reue auch nach dieser Seite, er ist im nächsten Augenblick bemüht, die Hände von ihren weinenden Augen fortzuziehen; hastig, leidenschaftlich stößt er die Worte hervor: „Edith — um Gotteswillen — weshalb — ich bitte Sie, Edith!"

Und sie lehnt an seiner Schulter und die ganze übermächtige Spannung der letzten Tage löst sich auf in ein krampfhaftes Weinen, gegen welches schlechterdings kein beruhigendes Wort etwas vermag.

„Edith, weinen Sie, weil Sie fort sollen?"

Sie schluchzt noch stärker.

„Und weshalb denn, Kind? Machen Sie es mir nicht noch schwerer! Sie sind so jung, so schön — Sie werden in vier Wochen Wartau und seinen alten bärbeißigen Herrn total vergessen haben; glauben Sie es doch — es ist zu Ihrem Besten!"

„Nie! O nie!" ruft sie, und aus der Dämmerung leuchten ihm ihre heißen verweinten Augen entgegen, die sich mit dem Ausdruck flehender, hingebender Liebe auf ihn richten.

„Ich habe nichts lieber auf der Welt als Wartau; nichts weiter will ich, als hier bleiben, nichts weiter!"

„Edith!" Ihm ist ganz schwindlig, der alte unwiderstehliche Zauber packt ihn, atemlos flüsternd fragt er: „Bei mir, Edith — auch bei mir?"

Und ihr Weinen verstummt. „Auch bei dir!" klingt es leise.

„Kind, du hättest mich wirklich lieb, du — mich?"

Sie nickt stumm.

„Schon lange? Schon immer? Wirklich, Edith?" Er streicht ihr über das Haar mit zitternder Hand; sprechen kann er nicht.

„Laß mich bei dir bleiben!" fordert sie mit süßer leiser Stimme.

„Nein!" sagt er plötzlich laut, „nein, du mußt gehen, jetzt gehen, aber" — und er küßt ihre beiden Hände, immer abwechselnd, während er spricht, „du kommst wieder — versprich mir, du kommst wieder, dann, wenn alles licht und hell ist, wenn ich ein freier Mann bin. — Geh', laß mich die schwere Zeit jetzt allein durchkämpfen, es soll nicht mehr mutlos geschehen. Ich will alles geduldig tragen, wenn ich glauben darf, daß meine Liebe zu dir keine Verirrung war, sondern geheiligt ist durch deine Gegenliebe."

Sie weiß kein Wort zu erwidern, aber sie fühlt, sie ist am Ziel ihrer Wünsche. Und dennoch packt sie etwas wie zitternde Furcht vor der großen ernsten Leidenschaft, die sie wachgerufen hat aus Eigennutz und Berechnung. Er läßt nicht mit sich spielen, das fühlt sie unter Herzklopfen.

Sie weiß nichts weiter, als wieder zu weinen, an seiner Schulter zu weinen, und sie wartet, daß er mit tändelnden, beschwichtigenden Worten sie beruhigen soll, wie eine Mutter ihr Kind, aber sie wartet vergebens.

„Komm'," sagt er dumpf, „geh hinauf, und wenn du fort bist, dann denke aus der Ferne an einen, der auf bessere Zeit, der auf dich hofft." Und ohne ein weiteres Wort schreiten sie nebeneinander, nur am Ausgang des Wäldchens preßt er ihre Hände noch einmal an die Lippen.

„Auf Wiedersehen!" klingt es fast heiser, dann wendet er sich und erreicht mit einem Umweg außerhalb des Gehöftes das Schloß, während Edith durch den Garten eilt, verwirrt, befremdet, doch so beruhigt, so innerlich befriedigt. Er ist der Ihre! Widerstrebend, bereuend, unter Gewissensqualen — aber doch der Ihre! Ihre Macht siegte.

Und er kommt nach einem Weilchen über den Hof mit festeren Schritten als vorher, wenn auch noch mit finstern Brauen. Die Zweifel sind nun zu Ende, der Würfel ist gefallen. Edith liebt ihn, und nun vorwärts auf dem einmal betretenen Wege! Mit dieser Entscheidung ist eine Erschlaffung über ihn gekommen, eine unbezwingliche Müdigkeit. Nach Monaten zum erstenmal schläft er, schläft wie ein Toter: seine abgehetzten gequälten Nerven verlangen ihr Recht.

Als er erwacht, ist's heller Tag, und er fährt mit dem Rufe „Christel!" in die Höhe. Erst langsam besinnt er sich, daß Christel ihn verlassen hat. Der Diener aber bringt ein Briefchen und bestellt: Fräulein von Ebradt lasse noch einmal grüßen, vor einer halben Stunde sei sie abgereist.

Mühsam, wie ein Achtzigjähriger erhebt er sich. „Vorwärts," sagt er, „es muß sein!"

Vor dem „Hotel Schweizerhof" in Luzern spielt die Hauskapelle; es ist kurz vor der Zeit des Diners, so gegen sechs Uhr. Die Gruppen der Reisenden sitzen auf den zierlichen Bambusstühlen umher, teils das herrliche Bild bewundernd, das sich vor ihnen ausbreitet, teils plaudernd und lachend. Auf dem Fahrdamm rollen unaufhörlich die vollbesetzten Hotelwagen oder Landauer mit Ausflüglern; unter den dichten Platanen schiebt sich eine Masse Menschen aller Nationalitäten; ein großer Dampfer wiegt sich, zur Abfahrt bereit, auf der intensiv grünen Flut und jenseit dieses schönsten Schweizersees ragt stolz der Pilatus empor, unverschleiert, in klassischer Schöne, und daran reihen sich die schneebedeckten Alpengipfel.

Graf Altwitz mit Frau und Pflegetochter Edith befinden sich ebenfalls unter den Fremden, ihres Diners harrend. Das alte Paar kann sich nicht satt sehen an dem köstlichen Bilde; sie machen einander immer wieder auf eine neue Schönheit aufmerksam. Edith lehnt still in einem Schaukelstuhl mit sehr gelangweilter Miene und betrachtet den riesengroßen Hotelomnibus, dem eben wieder ein wohlgezähltes Dutzend Menschen entsteigt. Plötzlich richtet sie sich straff empor, über ihr schönes Gesicht hat sich eine Purpurröte ergossen. Drei Personen fesseln ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß sie die Frage der Gräfin „Ja, ist dies Luzern nicht wunderschön, Edith?" völlig überhört.

Ein sehr blasser, offenbar recht kranker junger Mann wird von einem andern geführt, eine blutjunge Frau geht ihm zur Seite, alle drei vornehme Menschen aus den ersten Kreisen der Gesellschaft in tadelloser Reisetoilette. Die Herren sind unverkennbar Brüder. Sie gehen, ohne die neugierigen Blicke zu beachten, vorüber in das Hotel. Edith fängt ein paar Worte der jungen Frau auf: „Sorge doch, bitte, für ein kühles Zimmer, Edi." — Dann sind sie verschwunden in dem Portal.

Edith holt tief Atem.

„Kennen Sie die drei?" fragt Graf Altwitz, der noch immer ein Monocle trägt und dadurch viel jünger und unternehmungslustiger aussieht, als er es in der That ist, „nette Erscheinung, die kleine Frau — was?"

Digitized by Google

„Ja, ich kenne sie," sagt Edith und wundert sich selbst über ihre Ruhe, „es ist Franz Waldenberg mit seiner Frau und seinem Bruder; er scheint kränker geworden zu sein, sie sind erst seit dem Frühjahr verheiratet."

„Wie traurig!" bedauert die alte Gräfin.

Eine halbe Stunde später sitzt man bei Tische. Altwitzens haben ihre Plätze am Kopfe einer langen Tafel bekommen, unmittelbar neben ihnen sind drei Stühle unbesetzt geblieben, zwei neben der Gräfin, einer neben Edith. Diese muß sie immer ansehen — wenn nun dort — aber nein, sie werden ja in ihrem Zimmer essen — er sah ja zum Erbarmen aus, der Franz Waldenberg!"

Nach dem Roastbeef erscheint plötzlich Edi Waldenberg mit der Dame, ohne den Kranken. Der Oberkellner führt sie beflissen zu den leeren Stühlen neben der Gräfin und nimmt den dritten neben Edith fort auf einen Wink des jungen Mannes. Edi kommt ihr schräg gegenüber zu sitzen, und sie sieht ihn groß an mit ihren dunklen heißen Augen, die aus dem blassen Gesichtchen nur so zu sprühen scheinen. Er hat das Menü studiert, nun schaut er sich um und gewahrt Edith; er wird rot, verbeugt sich, läßt einen Blick über die Begleiter Ediths schweifen und sagt dann:

„Welche Ueberraschung, mein gnädiges Fräulein! Wollen Sie mich den Herrschaften vorstellen?" Die kleine Frau neben ihm wird ebenfalls bekannt gemacht und in der nächsten Minute ist bereits eine lebhafte Unterhaltung angebahnt. „Woher? Wohin?" wird natürlich zuerst erörtert. Altwitzens sind von Italien aus über den Simplon gegangen, haben sich lange Zeit in Genf aufgehalten und wollen in die Heimat zurück. Sie haben sich diesmal eine viel längere Erholungsreise gegönnt als sonst, aber nun — die Ernte, das Manöver, der Besuch der Enkel während der Schulferien —.

„Wir haben leider keine so frohe Zeit vor uns," sagt Edi Waldenberg und ein mitleidiger Blick streift die hübsche junge Frau an seiner Seite, die mit den Thränen kämpft. „Mein Bruder ist in San Remo leider so krank geworden, daß wir auf dem geraden Wege nach Görbersdorf sind. Ich bin ihm vorige Woche nachgefahren, um meiner Schwägerin ein wenig beistehen zu können während der weiten Reise."

Edith preßt die Lippen aufeinander und schweigt, während das liebenswürdige alte Paar sich in bedauernden Phrasen erschöpft.

„Ich hoffe, Görbersdorf wird meinem Manne gut thun," sagt die kleine Frau mit verhaltener Stimme.

„Gewiß, gewiß!" beruhigt die Gräfin sie und erzählt von einer Menge Fälle, bei denen die Anstalt Wunder vollbrachte.

Noch vor dem Dessert erhebt sich Frau von Waldenberg, nachdem sie ihren Schwager flehentlich gebeten hat, sich nicht stören zu lassen; er könne ihr jetzt doch nicht helfen. Aber er erklärt, dem Kranken noch „Gute Nacht" sagen zu wollen. Das alte Paar sucht sein Zimmer auf; Edith erobert sich einen Stuhl auf der Veranda und schaut in das Gewühl der Promenierenden. Der Hoteldiener hat ihr eben einen Brief gegeben; sie dreht ihn uneröffnet zwischen den Fingern; er ist von Tante Tonette. Sie konnte sonst immer nicht erwarten, Nachrichten aus Wartau zu lesen, heute zögert sie. Edi Waldenberg tritt eben aus der Hausthür und sieht sich suchend um; als er sie erblickt, kommt er langsam näher, und einen leer gewordenen Stuhl erfassend, fragt er: „Gestatten, gnädiges Fräulein?"

Sie nickt. „Wenn's Ihre Mission erlaubt, Herr von Waldenberg?"

Er überhört den etwas spöttischen Ton und fragt nach ihrem Befinden.

„O, mir geht es sehr gut!" erwidert sie, „ausgezeichnet! Hoffentlich Ihnen auch?"

„Nein," sagt er, „ich hatte so allerlei durchzumachen und — nun jetzt —"

„Das ist schrecklich traurig," bemerkt Edith. „Ich kann mir denken, wie Ihre Schwägerin trostlos sein wird — es ist doch ein Glück, daß Sie ihr zur Seite stehen."

„Ja!" sagt er ehrlich, „denn ihre Eltern sind tot und Geschwister hat sie nicht — sie verdient wirklich Mitleid. — Nun, und Sie, Fräulein Edith?" fährt er fort und seine Augen suchen mit traurigem Ausdruck die ihrigen. „Ist's wirklich wahr? Darf man Ihnen gratulieren?"

„Wozu?" fragt sie kurz.

„Fräulein von Zobel erzählte mir —"

„Ah! Emma von Zobel! Ich kann es mir denken, ich würde an Ihrer Stelle aber nicht voreilig sein, Herr von Waldenberg."

„Edith!" bittet er fast atemlos und biegt sich vor, „Edith, sprechen Sie — ist das, was man da spricht, noch keine Thatsache?"

Sie sieht ihn an mit den wunderschönen Augen. „Noch nicht!" sagt sie leise.

„Noch nicht? — Aber — also doch möglich, Edith — doch?"

Sie zuckt unmerklich die Schultern.

„Lieben Sie den Mann, Edith?"

„Warum sind Sie so neugierig?" fragt sie und schaut hinüber zu dem Pilatus, auf dessen Kuppe eben ein Stern aufflammt, das elektrische Licht des Hotels.

„Verzeihen Sie, ich habe allerdings kein Recht," entschuldigt er sich in bitterem Tone. Edith antwortet nicht.

Es ist dunkel geworden; eine herrliche wunderbare Luft weht vom See her, die Musik spielt irgend etwas Schmelzendes aus dem „Troubadour". Neben ihnen lacht ein halbes Dutzend englischer Misses; auf der anderen Seite sitzt ein junges Ehepaar und hält sich verstohlen an den Händen. Edi Waldenberg zündet sich eine Cigarette an und raucht, schweigend in das Publikum starrend. Sie sieht ihn von der Seite unverwandt an, dabei dreht und wendet sie nervös den Brief in ihrer Hand. Warum er auch arm sein, warum dieser schwindsüchtige Bruder heiraten muß, der nun eine schöne junge Frau hinterläßt! Aber vielleicht ist es gar nicht wahr, daß Edi sie wählen wird, vielleicht ist es nur ein boshaftes Gerede? Ach, wenn sie das gewiß wüßte, wenn der Edi Majoratsherr — sie hat ihn ja so furchtbar gern, diesen hübschen, blassen vornehmen Menschen, aber — arm sein kann sie nicht, nur das nicht! Und sie weiß seit den letzten Minuten: er hat sie noch keineswegs vergessen, er liebt sie noch! Warum sollte er diese hinterlassene Frau heiraten? Wer kann das von ihm verlangen?

„Wenn mein Bruder eine gute Nacht hat, reisen wir morgen weiter," wendet sich der junge Offizier jetzt an Edith. „Jedenfalls möchte ich Ihnen gleich heute Adieu sagen, Fräulein von Ebradt." Er hat sich erhoben und steht nun vor ihr. „Ich darf Ihnen wohl nochmals wiederholen, wie sehr ich mich gefreut habe, Sie einmal wiederzusehen, und den Wunsch aussprechen, daß sich Ihre Zukunft so gestalten möge, wie Sie dieselbe ersehnen. Leben Sie wohl, Edith!"

Sie giebt ihm die Hand, die er an die Lippen führt. Ihr Schmerz, ihn verloren zu haben, ist in diesem Augenblick größer als alle Berechnung; sie findet keine Worte, aber die großen Augen reden eine deutliche Sprache.

Er hält wie verwundert ihre Hand fest. „Edith!" murmelt er. Aber sie wendet sich rasch ab und geht in das Hotel, so eilig, daß es fast einer Flucht ähnlich sieht. Und dort sucht sie geradeswegs ihr Zimmer auf und läßt sich bei der Gräfin entschuldigen, sie habe Kopfweh und wolle sich legen. Sie birgt den Kopf in die Polster des Sofas und denkt nach, wie sie seit langer Zeit nicht nachgedacht hat; und als sie sich endlich erhebt, ist sie zu dem Entschluß gekommen, daß sie eine furchtbare Uebereilung beging, als sie Mohrmann zu einem Versprechen förmlich zwang vor ihrer Abreise, und daß sie jedenfalls einem öffentlichen Verlöbnis für jetzt entfliehen müsse. Sie liebt ja doch den Edi nur allein, und Gott weiß, ob er — —

Sie wird rot und blaß, das liebe Gesichtchen der Frau von Waldenberg taucht vor ihr auf, die angstvollen, klaren blauen Augen. Sie kommt sich vor wie eine Mörderin, indem sie an den Tod des andern Waldenberg denkt. Aber, was kann sie dafür, daß der Aermste die Schwindsucht hat in so hohem Grade? Es ist ja schon seit langem die Rede davon, daß er sterben muß!

Als sie sich endlich gefaßt hat, erbricht sie den Brief der Tante Tonette. „Mein liebes Kind," liest sie beim Schein der elektrischen Lampe, „gestern ist die Scheidung von Mohrmanns ausgesprochen worden vor dem Gericht in Leipzig. Der arme Mensch atmet ordentlich auf; er hat doch wohl sehr unter diesen Verhandlungen gelitten. Deine Wiederkehr steht nun nahe bevor — es wäre mir allerdings lieber gewesen, Du hättest noch länger fortbleiben können, indes wohin? Du hast jetzt nur ihn, denn Tante Josepha, die ich bat, Dir eine kurze Zuflucht im Stift zu gewähren, lehnte

Digitized by Google

Im Frühling.

Nach dem Gemälde von E. Niczky.

Digitized by Google

in solch unartiger Weise ab, daß ich auf eine Korrespondenz mit ihr vorläufig verzichten muß. Ich werde Dir später erzählen, was sie schrieb; sie ist verbittert und ungerecht.

Mohrmann habe ich täglich lieber gewonnen, er ist ein charmanter verständiger Mensch, dem ich Wartau wirklich so recht von Herzen gönne. Wenn wir beisammen sitzen zu Tische, sprechen wir nur von Dir, das ist uns das Liebste; aber das schrieb ich Dir ja schon, daß er nicht müde wird, nach Dir zu fragen. Also, Du telegraphierst wohl noch, wann wir Dich erwarten dürfen; ich hole Dich jedenfalls von der Station ab.

Vergiß nicht, mich dem Grafen und der Gräfin zu empfehlen. Ganz Wartau freut sich auf Dich, der Park ist so schön in diesem Jahre und Mohrmann hat Deine Lieblingsrosen setzen lassen, sie blühen bereits. Er läßt Dich grüßen, ebenso grüßt und küßt Dich innig

Deine getreue Tante
Antonie v. Wartau."

Es ist zum Verzweifeln! Edith weiß genau, daß Anton nie von ihr reden wird, bevor die Tante nicht ihren Namen ausspricht, daß die „Lieblingsrosen" nur auf Tantens Vorschlag gesetzt worden sind; aber sie weiß auch, daß er im unverbrüchlichen Vertrauen auf sie wartet, daß er ein Schwanken ihrerseits nie verzeihen würde.

Und übermorgen geht es heim, unwiderruflich heim! Was soll werden? Wartau erscheint ihr auf einmal schlimmer als ein Gefängnis, das Wiedersehen mit Mohrmann wie eine Folter. Sie sieht ihn plötzlich vor sich wie an jenem Tage, vergrämt, unordentlich gekleidet, alt geworden — ja, wie konnte sie nur! Sie, die den Edi liebt, immer geliebt hatte, was ihr nie so zum Bewußtsein gekommen ist wie heute abend, bei dem Abschied unter den fremden Menschen, fern von der Heimat! Ach, es ist doch schrecklich, arm zu sein!

Und jetzt faßt sie plötzlich eine Wut auf diejenigen, die diese Armut verschuldet haben, in erster Linie auf ihren verschwenderischen Großvater, daß sie zittert. Was geht sie die Familientradition an, was dieses Wartau, was die verbitterten Tanten? Was dieser große Mann, der zwanzig Jahre älter ist als sie, dem sie keinen Blick gegönnt haben würde, wenn er nicht der Besitzer von Wartau wäre? Sie will frei sein, sie will weiter nichts als Edi!

Und sie setzt sich hin und schreibt einen Brief an Tante Tonette, einen Brief, der den ganzen Zustand ihrer jungen, durch das Wiedersehen mit Edi aufgerüttelten Seele spiegelt; eine rücksichtslose Beichte, eine offene Anklage ihrer selbst, ihr ganzes wachgerufenes besseres Ich fleht darin um Erbarmen.

Tante Tonette erhält diesen Brief, einen Tag vor Ediths Rückkehr, die ihr durch den Grafen Altwitz telegraphisch gemeldet wird. Die alte Dame ist völlig fassungslos. Was um Gotteswillen mag geschehen sein, daß das Mädchen so schreiben kann?

Sie ordnet just das Zimmer Ediths, es ist noch früher Morgen. Vorhin kam die Depesche, in der zu lesen, daß Gräfin Altwitz mit ihrer Schutzbefohlenen am sechzehnten Juli, das heißt morgen abend, sieben Uhr, auf der Station eintreffen werde. Und jetzt dieser Brief, der alle inbrünstig gehegten Hoffnungen der alten Dame zu Boden schlägt!

„Mir ist, als ob ich in ein Gefängnis soll," steht da, „und Mohrmann thut mir leid. Die Frau Christel war doch wohl die Rechte für diesen hausbackenen Menschen."

Die alte Dame zieht ihr Taschentuch und trocknet sich die Schweißperlen von der Stirn. Soll denn alles umsonst gewesen sein — ihr Sorgen, ihr Thun, ihre ganze Diplomatie, ihr geradezu schwiegermütterliches Walten während der schweren Zeit, die der Mann jetzt durchlebt hatte? Ihr geopfertes Sparkassenbuch — alles? Jeden Mittag hatte sie den Schweigsamen unterhalten, jeden Abend war sie hinüber gegangen, um mit ihm noch ein Stündchen zu verplaudern, ihm ein freundliches, ermutigendes Wort zu sagen, ihm von Edith zu sprechen und Stellen aus ihren Briefen vorzulesen, die mitunter erst in Wartau verfaßt waren. Mit einem Worte: sollte denn das ganze stolze Zukunftsschloß, das sie unter tausend Mühen aufgebaut hatte, unter der Laune eines unberechenbaren jungen Geschöpfes zusammenstürzen?

Sie setzt sich plötzlich wie gebrochen auf das kleine Sofa mit dem verblichenen Seidenbezug. Ein Königreich für einen rettenden Gedanken! Sie weiß ganz genau, daß ein einziger unfreundlicher Blick Ediths den stillen, ganz veränderten Mann dort unten zwingen wird, sich zurückzuziehen, sie zu lassen. Er ist der alte nicht mehr, er giebt sich so müde und gleichgültig, als ob seine ganze Spannkraft, seine Jugend von der scheidenden Frau mitgenommen wäre. Er ging all die Zeit umher wie ein Kranker, und wenn sie, Tante Tonette, nicht unaufhörlich von Edith gesprochen hätte, wäre der Name des Mädchens überhaupt nicht genannt worden. „Edith hat geschrieben, sie fragt nach Ihrem Ergehen, Mohrmann," hat sie einen um den andern Tag gesagt und mit Mühe und Not eine Antwort bekommen, ein halb geflüstertes „Sehr freundlich" und „Wie geht es denn Fräulein Edith? Bitte, meine Empfehlung." — Und nun der andere Teil auch so grenzenlos abgekühlt, so plötzlich! Im vorletzten Schreiben war noch so viel die Rede vom „alten lieben Wartau, dem trauten Nest", heute ist's ein „Gefängnis, eine Brutanstalt für Langweile!"

Beim Mittagsessen sitzt sie Anton blaß gegenüber, erst zum Schluß des Mahles fragt sie: „Kann ich morgen abend den Wagen bekommen? Edith kehrt zurück."

Ueber sein Gesicht fliegt eine plötzliche Röte; es ist, als könne er kein Wort aus der Kehle bringen. Er verbeugt sich nur stumm, und beim Aufstehen vom Tische fragt er endlich: „Zum Sieben Uhr-Zug, nicht wahr?"

„Ja! Und Sie verzeihen, wenn wir an diesem ersten Abend oben bleiben — Edith wird etwas ermüdet sein, und — "

„Selbstverständlich, Baronesse; ich bin ohnehin nicht zu Hause, ich hatte Namann versprochen —"

„Das paßt dann ja ganz schön," stimmt Fräulein Tonette zu mit Aufbietung ihrer letzten Kraft und geht.

Am andern Nachmittag bringt der Gärtner ein Körbchen voll Rosen, ein Willkommen des Herrn für Fräulein Edith. Tante Tonettes gequältes Herz schlägt freier. Wenn er nur noch derselbe, ihrer wird sie schon Herr werden! Und sie setzt das schöne Blumenarrangement mit einem lauten Seufzer der Erleichterung auf das Rokokotischchen in Ediths Zimmer. Dann schießt's ihr durch den Kopf — Herrgott, einen Korb! Sollte er? Aber nein, dazu ist er zu gutmütig, er hätte ja gar nichts zu schicken brauchen.

Um sieben Uhr ist sie pünktlich auf der Station; der Altwitzer Wagen wartet bereits dort. Tante Tonette hat für die Gräfin einen köstlichen Strauß La France-Rosen in Bereitschaft, auf andere Weise kann sie vorläufig ihren Dank nicht bezeigen. Mit nur fünf Minuten Verspätung fährt der Lokalzug vor dem winzigen Bahnhofsgebäude an und die Reisenden steigen aus.

„Mein lieber verehrter Graf!"

„Ah, Fräulein von Wartau! Herzlich willkommen! Da ist das Kind, sieht's nicht prachtvoll aus — wie?"

„Aufrichtigsten, innigsten Dank! Willkommen, Edith! Bitte, lieber Graf, bemühen Sie sich nicht." So klingt's durcheinander, und dann wiederholt Fräulein von Wartau ihren vorläufigen herzlichen Dank und der Graf versichert, daß die junge Reisegefährtin immer außerordentlich charmant, ihnen die größte Freude gewesen sei, und endlich fahren die beiden Wagen hintereinander ab, nachdem der Graf dem lieben Reisetöchterchen einen väterlichen Kuß zum Abschied gegeben. Er wirft ihr auch noch, das Monocle im Auge, ein paar Kußhändchen zurück, die Edith lächelnd erwidert.

„Nun," fragt Tante Tonette, möglichst unbefangen, „hat sich deine Furcht um die Heimkehr gelegt?"

Das junge Geschöpf schmiegt sich, wie fröstelnd, in die Kissen des Wagens, und es ist Tante Tonette, als klapperten die weißen Zähnchen leise aufeinander im Fieberschauer.

„Bist du krank, Edith?"

„Ich glaube," ist die mühsam hervorgestoßene Antwort.

„Du gehst am besten gleich ins Bett, solch endlose Fahrt ermüdet sehr."

„Ja — ich danke."

„Mohrmann mußte leider in einer dringenden Angelegenheit verreisen."

Edith atmet auf. „So?"

„Er läßt sich dir sehr empfehlen, hofft morgen früh auf ein Wiedersehen. Es thut ihm schrecklich leid, Edith — übrigens,

Digitized by Google

für dich ist ein Brief gekommen, den ich dir nicht mehr nachschicken konnte, eine Verlobungsanzeige — rate —"

„Wie kann ich das?"

„Nun, Emma v. Zobel mit einem Premierlieutenant v. Lattwitz. Soviel ich weiß, sind die Lattwitze die reinen Kirchenmäuse, und die Zobels haben doch auch nichts als den großen Gehalt des Vaters."

„Sie hat Mut," sagt Edith, „sie liebt ihn gewiß sehr."

„Schöner Mut das, den Mann unglücklich zu machen mit der eigenen anspruchsvollen Persönlichkeit! So ein verwöhntes Ding, die Ma!"

Daheim angelangt, sagt Edith beim Erblicken des Blumenkörbchens sofort, sie könne Rosen nicht riechen, und giebt damit das Signal zu einer furchtbaren Scene. Das junge Mädchen hat noch nicht den Staubmantel ausgezogen, sie knöpft ihn hastig wieder zu. „Ich sehe ein," sagt sie mit bebenden Lippen, „du weißt alles! Vermutlich war er selber so indiskret, dir zu erzählen, daß ich mich ihm, sozusagen, an den Hals geworfen habe? Aber, wenn auch — ich erkläre dir hiermit —"

„Du hast ihn animiert zu — zu dem, was zwischen euch vorgekommen?" fragt Tante Tonette atemlos; es ist wie ein Aufschrei.

„Ja! ja! ja!" ruft Edith, „aus Thorheit, aus Langweile und weil du mir immerzu nur von Wartau vorgepredigt hast! Und ich will ihn nicht, und ich liebe ihn nicht! Ich habe nur, gleichviel aus welchem Grunde, mit ihm gespielt — er ist mir viel zu alt und viel zu unelegant, und ich mache mir gar nichts aus Wartau, und — und —"

Sie wird unterbrochen von Tante Tonette, die sie an der Schulter packt und schüttelt wie ein junges Bäumchen. „Du ehrvergessenes, du entartetes Geschöpf!" keucht sie. „Einen Menschen so weit zu treiben, daß er seine brave Frau verstößt, und hinterher zu erklären, mit ihm gespielt zu haben!"

„Ich sehe meinen Irrtum ein, es thut mir ja furchtbar leid und ich habe das Vertrauen, dir dies zu sagen, also hilf mir," verteidigt sich Edith.

„Seit wann siehst du diesen Irrtum ein?"

„Seitdem ich Edi ganz unverhofft in Luzern wiederfand."

„Also der? Großer Gott, um diese Null, um dieses Nichts von einem Menschen!"

„Ich weiß nicht, ob er eine Null ist, ich weiß nur, daß ich ihn liebe."

„Und er dich?"

„Ja!"

„Habt ihr euch das gesagt?"

„Mit Worten nicht, leider nicht."

„Nun, das ist wenigstens vernünftig; denn Edi Waldenberg kann doch vorläufig keine Frau ernähren, und auf den Tod des Bruders hin wird er sich als anständiger Mensch kaum verloben wollen."

„Es ist noch lange nicht so schlimm, wenn man auf den Tod eines hoffnungslos Kranken wartet, als wenn man einen Lebendigen aus seinen Rechten drängen hilft — wie du!"

„Edith" — Fräulein Tonette ist außer sich — „wage es nicht, wage es nicht, weiter zu sprechen, ich warne dich! Ueberlege, was du redest!"

„Ich will Mohrmann nicht! Er mag sich seine Christel wieder holen! Und wenn du es ihm nicht sagst, so sage ich es; ich habe keine Lust, hier in Wartau zu versauern!" Sie reißt den Staubmantel wieder auf und wirft sich wie ein schmollendes Kind in den nächsten Sessel.

Tante Tonette geht stumm aus dem Zimmer; sie ist am Ende mit ihrer Weisheit, sie droht zu ersticken vor Zorn. Wenn sie nur wenigstens weinen könnte, aber auch das ist ihr versagt in diesem Augenblick, wo alles, was sie vom Leben noch erhoffte, in armseligen Scherben zu ihren Füßen liegt. Sie verwünscht ihren Einfall, das Kind fortgeschickt zu haben, sie verwünscht den Edi Waldenberg, sie ist einfach fassungslos. Aber einen Weg, Edith zur Vernunft zu bringen, sieht sie nicht, sie kennt den Wartauschen Charakter — unberechenbar! Das Einzige, was sie noch thun kann, ist, morgen früh noch einmal in aller Ruhe mit Edith zu sprechen und zu versuchen, ihr die Lage klar zu machen, ihre jammervolle Lage, wenn sie dieses Glück zurückweist. Hoffentlich sieht Edith nicht eher Mohrmann unter vier Augen, als bis sie selbst mit dem Mädchen noch sprach.

Und der Zufall kommt der alten Dame zu Hilfe. Noch spät bringt der Diener eine Karte von Anton Mohrmann; sie lautet, er kehre erst morgen abend heim, sei mit Herrn Namann nach Drottlingen gefahren, wo ein Transport Ackerpferde bei einem als ziemlich reell bekannten Pferdehändler eingetroffen sei.

Tante Tonette atmet auf; sie wundert sich zwar, daß Mohrmann es fertig bringt, nicht sofort zu Ediths Füßen zu stürzen, und seine Abwesenheit gestern, sein langes Fortbleiben heute verursacht ihr ein gewisses unbehagliches Gefühl, aber trotzdem — Zeit gewonnen, alles gewonnen!

Edith kommt am andern Morgen erst gegen elf Uhr zum Vorschein und thut völlig unbefangen; sie ist über Mohrmann zur Tagesordnung übergegangen.

„Wo willst du eigentlich bleiben bis zu deiner Verheiratung mit Edi Waldenberg?" fragt Tante Tonette sehr ruhig vom Fenster her, wo sie mit einer Handarbeit sitzt.

Edith stutzt, zur innersten Genugthuung der alten Dame, und sieht sich wie hilfesuchend im Zimmer um.

„Die Gastfreundschaft von Herrn Mohrmann kannst du doch unmöglich noch ferner annehmen, und wer weiß, wie lange es dauert, bis Franz Waldenberg stirbt? Vorher könnt ihr ja doch nicht heiraten."

Edith schweigt, sie ist ganz blaß geworden.

„Na, du wirst das ja mit ihm überlegt haben," meint die Tante. „Ich weiß keinen Rat und erwarte nur, was du bestimmst, denn ich gehe zu Josepha ins Stift. Aber für dich ist dort leider kein Platz, du bist eben keine Wartau. — Ich denke, du nimmst so lange irgend eine Stelle an."

Edith fährt von ihrem Stuhle empor und ihre Augen funkeln zu der kleinen Dame hinüber, die innerlich kochend, aber äußerlich mit klassischer Seelenruhe an dem groben weißwollenen Strickzeug weiter schafft.

Statt der Antwort nimmt das junge Mädchen ihren Hut und geht hinunter in den Park.

Es ist ein herrlicher Tag und nicht zu heiß; es weht ein leiser warmer Wind und am tiefblauen Sommerhimmel sind glänzende weiße Wölkchen. Der ganze Garten ist voll Sonnenschein und Rosenduft — ach, welch köstliche Rosen! Noch nie ist der alte Park ihr so reizend erschienen. Sie wandert im Schatten der hohen Buchenhecke und setzt sich auf die Steinbank neben dem bezopften Schäfer, der eine Nymphe umschlungen hält.

Vor ihr liegt das Schloß, ein stattlicher Bau, er ist ihr noch nie so imposant erschienen, und dort über der Thür grüßt das große in Sandstein gemeißelte Wappen der Wartaus. Ja, wenn das noch Familieneigentum wäre! Und eine Enkelin dieses stolzen Hauses soll in Dienerstellung auf eine ungewisse Zukunft warten? So sagte ja eben Tante Tonette. Gräßlich! Aber, was denn sonst? Diese ruhige, strickende Tante hat so recht, leider so recht!

Aber sie kann Mohrmann nicht heiraten, jetzt nicht mehr, jetzt nicht! Ach, Frau Christel hatte die Wahrheit gesprochen, als sie sagte: „Wer so über Liebe redet wie Sie, Fräulein Edith, der kennt sie noch gar nicht." — Aber, wenn Edi arm bleibt, dann — es geht einfach nicht! Ach, dieser Franz Waldenberg — es ist ihm doch nur eine Qual, das Leben — warum stirbt er nicht? Edith gönnt ihm ja doch nur Erlösung, wenn sie wünscht, daß das Unausbleibliche rascher komme.

Sie sitzt ihrer Tante beim Essen wie ein Steinbild gegenüber, und nach Tische leidet es sie nicht länger im Hause; sie stiehlt sich heimlich fort und wandert nach Altwitz. Es ist ihr, als ob sie bei ihrer Reisegefährtin Frieden finden könnte in ihrer Not.

Die alte Gräfin empfängt sie sehr freundlich; sie sitzt mit vollstem Behagen auf der Veranda hinter dem Hause und wird nicht müde, den Garten zu bewundern.

„Sehen Sie nur, liebe Edith, so grün und traut ist's doch nirgends! Wie hat man seine alte Scholle wieder so lieb, wenn man einmal fern war. Ja, man sollte wirklich schon deshalb

Digitized by Google

jedes Jahr fortgehen, um dieses herrliche Wiederhaben zu genießen."

Sie nickt dabei in den Garten hinaus, als grüße sie jeden Baum, jede kleine Welle im Teich. „Und nun setzen Sie sich, liebes Kind. Wie geht es Tante? Wie nett von Ihnen, daß Sie gleich an uns denken! Ja, so ein Vierteljahr in der engen Gemeinschaft des Reiselebens, das macht Freundschaft. Ich finde auch, die fremden Leute, die man da draußen so trifft, sie bleiben einem viel länger im Gedächtnis als irgend eine Bekanntschaft in der Heimat — nicht? Es knüpft sich immer gleich der Ort, wo wir sie sahen, an ihre Person. Ich kann, zum Beispiel, an Waldenbergs nicht mehr denken, ohne das schöne Luzern vor mir zu sehen. Arme Menschen! Arme kleine Frau! Wie schwer für sie, zu wissen: der Vater wird die Geburt seines Kindes vielleicht nicht mehr erleben."

Ein kurzer Laut läßt die alte Dame Edith näher ansehen; das Mädchen ist so bleich geworden wie das Batistkleid, das sie trägt.

„Ach, das hätte ich Ihnen ja nicht erzählen dürfen, Kindchen," sagt verlegen die Gräfin, „es ist gar nichts für Sie; ich bin alt und plappere so alles heraus — die kleine Frau vertraute mir das an unter vielen Thränen — ich traf sie, während Sie draußen saßen im Lesezimmer, ihr Mann schlief — — immerhin, sie kann wenigstens die Beruhigung haben an dem Schmerzenslager des Gatten, daß der große Besitz dem Kinde erhalten bleibt, daß sie selbst nicht heimatlos wird. Ja, Gott gebe ihr einen gesunden Buben, ich wünsche es so von ganzem Herzen."

„Und wenn es ein Mädchen ist, wenn —?" stottert Edith, mit Purpurglut übergossen.

„Gleichviel! Es ist nicht an den Mannesstamm gebunden, das Rittergut, es ist sogenanntes Weiberlehn; an die Waldenbergs kam es ja auch durch die Mutter des jetzigen Besitzers, früher war es eine Wülffensche Besitzung."

Edith schweigt. Ein Diener bringt köstliche Erdbeeren mit Zucker; dem jungen Mädchen aber ist es nicht möglich, eine davon zu essen. Sie fühlt sich körperlich völlig elend durch diese Mitteilung, die gleichbedeutend ist mit einem Entsagen auf Edi für immer.

„Sie sind noch angegriffen von der Reise, Töchterchen," sagt die Gräfin liebenswürdig, „so ein alter Körper hält wahrhaftig mehr aus. Ich lasse Sie erst in der sechsten Stunde fort, die Hitze ist doch um die Mittagszeit schon recht fühlbar, und außerdem wird mein Mann Sie gern sehen wollen. Er behauptete heute früh schon, Ihr schönes Gesichtel fehle ihm am Kaffeetisch. Legen Sie sich ein wenig in meinem Zimmer auf die Chaiselongue, dann sind Sie wieder strahlend frisch, wenn er kommt."

Edith geht gehorsam und legt sich auf das Ruhebett der alten Dame in die großen gelbseidenen, mit Volants garnierten Kissen und schließt die Augen. Ihr ist ganz schwindlig geworden. Gottlob, daß sie allein sein kann! Hinter ihrer Stirn jagen sich wild die Gedanken, zuletzt bleibt ihr nur noch das Gefühl der Ergebung in das Unvermeidliche, ohne Widerstand, ohne Gnade. An ein Leben, auf eigene Kraft erbaut, denkt sie nicht, weil ihr diese Möglichkeit niemals gezeigt wurde, weil sie sich eine Frau, die selbständig für sich sorgt, stets als ein Wesen untergeordneter Art vorgestellt hat. Die einzige Rettung für sie ist die Heirat, und die einzige anständige Partie, die sich ihr, dem armen Mädchen, bietet, ist — Mohrmann.

Als sie nach einer Stunde die Stimme des Grafen hört, steht sie auf und tritt wieder zu den alten Herrschaften.

„Ach," sagt die Gräfin befriedigt, „jetzt sehen Sie wieder wie sonst aus; was thut nicht so ein bißchen Ruhe!"

Und Edith plaudert noch ein wenig, neckt sich mit dem alten Herrn und geht dann unter ihrem großen roten Sonnenschirm Wartau wieder zu, mit hastigen Schritten, als versäume sie etwas. Sie ist erregt und rosig erglüht von dem raschen Gange, als sie in den Flur des Schlosses tritt, in dem schon leichte Dämmerung liegt; sie hat nie reizender ausgesehen — der Hut hängt ihr am Arm, die Löckchen über der Stirn sind ein wenig verweht, und sie ist auf der Reise voller, größer geworden.

Und Anton Mohrmann steht auf der Schwelle seines Zimmers, eben zurückgekehrt von Drottlingen, müde und abgespannt, um Jahre gealtert seit den letzten Monaten. Sie ist so plötzlich eingetreten, daß er die unwillkürliche Fluchtbewegung unterdrückt und stehen bleibt, wie aus Stein gemeißelt. Auch ihr Fuß stockt, und so verharren beide einen Augenblick und sehen einander an. Ediths Augen senken sich langsam, ein Zittern fliegt über ihre Glieder. Etwas unendlich Rührendes liegt in ihrer hilflosen Verlegenheit, und er hat all diese Zeit hindurch immer nur daran gedacht, wie sie ihn liebt, wie sie sich nach ihm sehnt und — er ist ja frei, frei, und er fühlt die heilige Pflicht, das Mädchen, dessen Herz er weckte, an das seine zu ziehen — wenigstens diese eine Schuld zu sühnen!

„Komm', Edith," sagt er und führt sie in das Zimmer, wo die Rokokotänzer in ihren verschnörkelten Stellungen an den Wänden schweben.

Einen Augenblick hat sie hastig widerstrebt, dann, wie sich besinnend, ist sie ihm gefolgt, und nun hat er sie an sich gezogen, und seine große zitternde Hand hält ihren Kopf an seine rasch atmende Brust gepreßt.

„Edith, bist du so wiedergekommen wie du gingst? Denkst du noch ebenso? Sag' es, Kind, du hast vielleicht fern von mir anders fühlen gelernt? Sag's ehrlich! Ich weiß ja, deiner Jugend gegenüber bin ich ein alter Mann, der Schweres hat durchkämpfen müssen — sag's ehrlich!"

Sie rührt sich nicht, es geht nur ein leises Beben durch ihre Glieder.

„Willst du bei mir bleiben, Edith? Ist's wahr, was mir Tante Tonette verriet, daß du meiner gedacht hast da draußen alle Tage?"

Da hebt sie den Kopf. „Ja!" sagt sie kurz und hastig, „bitte, erkläre du es Tante, daß — —"

„Gleich?" fragt er, befremdet durch ihre schroffe Art.

„Ja — gleich, ich bitte dich!"

Er küßt sie auf den Mund, dann geht er. Sie tupft mit dem Batisttuch auf die Lippen, als brenne sie der Kuß, und sieht sich mit kalten zornigen Augen um. Die koketten Gestalten da an der Wand scheinen höhnisch zu kichern und auf sie zu deuten, und sie schließt die Augen und setzt sich in eins der spindelbeinigen Sesselchen, schlägt die Hände vor das Gesicht und weint, stoßweise, heftig, wie sie als Kind geweint, wenn sie ihren Willen nicht bekam und sich in den eines andern fügen mußte. Und dann stürzt Tante Tonette herein, hustend, kurzatmig, und hält sie umschlungen und streichelt sie, küßt sie und gebärdet sich wie närrisch.

„Böse sollt' ich dir sein? Wie hast du die alte Tante genarrt! Warte nur, ich gedenk's dir, mein Liebling, süßer, vernünftiger — Gott segne dich!"

Als man sich spät am Abend trennt, hat Tante Tonette feierlich ausgemacht, daß die Verlobung geheim gehalten wird, daß Edith und sie in irgend eine stille Sommerfrische gehen, daß die Hochzeit zu Ende November stattfinden soll im kleineren Kreise und daß Anton unterdes den sehr umfassenden, aber höchst nötigen Reparaturbau des Schlosses vornimmt. Und als Tante Tonette sich bereits in süßen Träumen wiegt, als Edith mit einem trotzigen Zug um die Lippen schon schläft, da sitzt drunten im Wohnzimmer ein großer blonder Mann auf Christels Fensterplatz und starrt hinaus mit blassen müden Zügen nach dem Garten, der in grellem Mondschein liegt.

Anton hat zu allen diesen Vorschlägen, die über ihn hereingestürzt sind wie ein rauschender Wasserfall, immer nur Ja! gesagt. Er ist noch wie betäubt. Die alte Dame kommt mit so bestimmten und durchdachten Forderungen, sie muß sich alles längst überlegt haben. Es thut ihm beinahe weh, aber er sagt Ja! und Edith schweigt. Nichts weiter empfindet er als die Sehnsucht nach dem Frieden, den er verlor.

Und wie er sich müht, diesen verlornen Frieden seiner vergangenen Tage in der Erinnerung wieder zu beschwören, da will ihm scheinen, als verkörpere er sich in der Gestalt eines großen blonden Weibes mit gutem Lächeln auf den Lippen und treuen blauen Augen, das schemenhaft an ihm vorübergleitet, zu der Thür des Zimmers hinaus, über die Freitreppe, den Hof, und dort in der Einfahrt zerfließt es und verschwindet.

Sein Frieden, sein Glück ist fort, er hat es, er selbst hat es verstoßen.

„Christel!" stöhnt er.

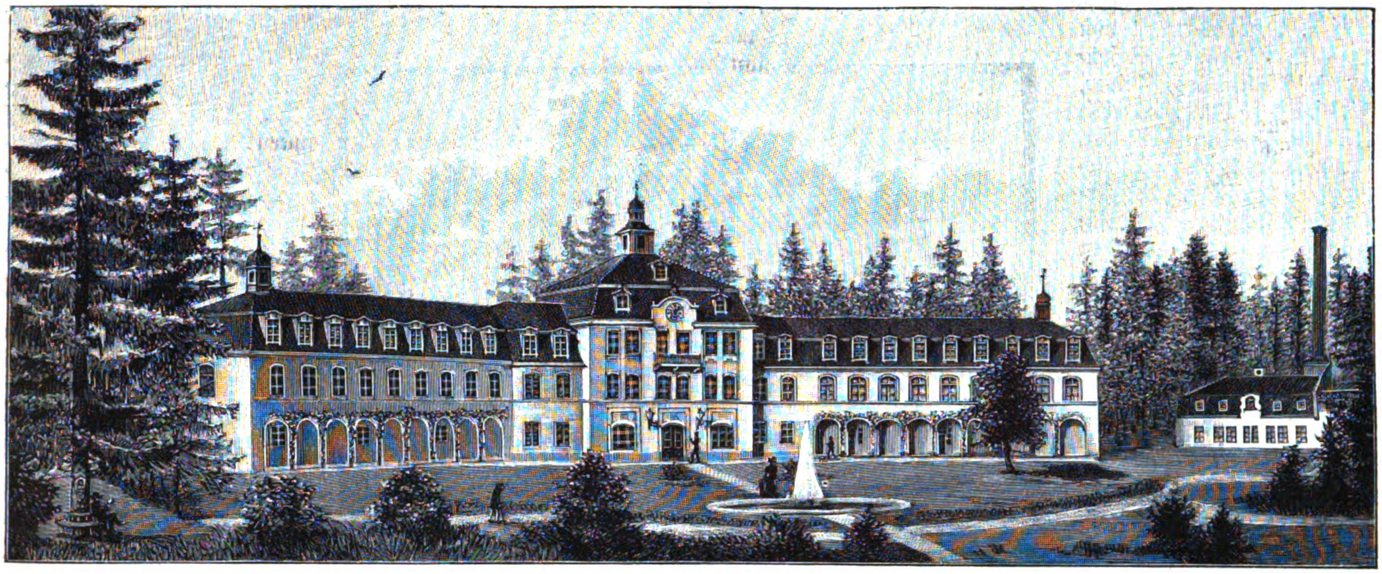
(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die erste Volksheilstätte für Brustkranke in Bayern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Ferdinand May.



Die Volksheilstätte Krailling bei Planegg in Bayern.

In einem Aufsatze über Volksheilstätten für Lungenkranke in Halbheft 18 des Jahrgangs 1890 der „Gartenlaube“ hat Dr. Driver die Ansicht ausgesprochen, „die Volksheilstättenfrage scheine nun in Fluß zu kommen“, und wahrlich, er hat recht gehabt! Rascher als zu erhoffen war, hat sich nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen civilisierten Welt eine Bewegung und Thätigkeit entwickelt, die zu der Annahme berechtigt, daß die Lungenschwindsucht endlich allgemein richtig und erfolgreich bekämpft wird, indem den Lungenkranken aller Volksschichten die ihnen gebührende Behandlung in geeigneten für diesen Zweck erbauten Anstalten zu teil wird.

Es ist das Verdienst unserer deutschen Kliniker, wir nennen vor allen die Namen v. Ziemssen, v. Leyden, Schrötter und Gerhardt, in dieser Frage bahnbrechend gewirkt zu haben, indem sie durch Wort und That dafür eingetreten sind, daß die Tuberkulose eine heilbare Krankheit ist, und zwar nicht durch specifische und medikamentöse Therapie, sondern durch die physikalisch-diätetische Freiluftbehandlung innerhalb geeigneter Sanatorien.

Bis vor wenigen Jahren waren wegen der verhältnismäßig hohen Kosten wohl die reich Begüterten in der Lage, bei Erkrankungen der Lunge die in Deutschland bestehenden Heilanstalten und Kurorte aufzusuchen oder in südlichem Klima Besserung und Heilung ihres Leidens anzustreben; die Minder- und Unbemittelten aber mußten zu Hause in meist engen Wohnungen dem Siechtum überlassen bleiben oder in die allgemeinen Krankenhäuser aufgenommen werden, die nach einstimmigem Urteile der Fachmänner nicht der geeignete Platz zur Behandlung von Lungenerkrankungen sind. Noch in Halbheft 6 des Jahrganges 1893 der „Gartenlaube“ wurde die Heilanstalt für unbemittelte Lungenkranke zu Falkenstein im Taunus als „erster Stein zu einem köstlichen Baue der Nächstenliebe, der in den nächsten Jahren aufgeführt werden muß“ bezeichnet; vor wenigen Wochen konnte dagegen Geheimrat v. Ziemssen in einer Arbeit über den heutigen Stand der Volksheilstättenfrage folgendes berichten: „Im kommenden Frühjahre werden etwa 25 Sanatorien teils im Betrieb, teils im Bau begriffen sein, und bevor das Jahrhundert zu Ende geht, wird diese Zahl wahrscheinlich verdoppelt sein. Berechnen wir für 25 Sanatorien mit einem Belegraum von 100 Betten einen vierteljährlichen Wechsel der Belegung, so entziffert sich als gesicherte Jahresleistung, daß 10 000 Kranke eines dreimonatigen Kurverfahrens teilhaftig werden können. Das ist in der That ein großes Resultat, das alle Erwartungen übertrifft.“

In wahrhaft großartiger Weise hat sich wiederum die Privatwohlthätigkeit gezeigt, indem sie Mittel zum Bau von Heilanstalten gespendet hat. Allenthalben haben sich Vereine gebildet, welche diesen Zweck verfolgen; an der Spitze derselben steht das „Deutsche Centralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke“ unter dem Protektorate der Deutschen Kaiserin und dem Ehrenvorsitze des Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Männer aus allen Teilen Deutschlands und aus allen Berufsklassen gehören demselben an. Das Komitee verfolgt nicht den Zweck, selbst Anstalten zu bauen, sondern will die Vereine hierbei durch Geldbeiträge unterstützen.

Ganz wesentliche Förderung wurde der Heilstättensache nach dem Vorgehen der hanseatischen Versicherungsanstalt unter der thatkräftigen und zielbewußten Leitung ihres Direktors Gebhardt durch die Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten erwiesen, indem diese von der ihnen nach § 12 des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes gegebenen Befugnis zur Uebernahme der Kosten des Heilverfahrens auf Lungenkranke Anwendung machten. Zum Teil haben die Versicherungsanstalten selbst Heilstätten erbaut, so die hanseatische in Oderberg, zum Teil aber haben sie den Bau der durch die Vereine gegründeten Anstalten ermöglicht durch Gewährung von Darlehen zu einem möglichst niedrigen Zinsfuße oder gegen die Berechtigung, jederzeit Betten in den Anstalten zu belegen. Bis Ablauf des Jahres 1897 waren rund 1 300 000 Mark von Anstaltsmitteln in Heilstätten angelegt, im Jahre 1898 werden sich nach einer Mitteilung Gebhardts die hierfür zur Verwendung kommenden Mittel auf 3 bis 4 Millionen Mark belaufen.

Aber auch die Gemeinden haben bereits angefangen, ländliche Heilstätten zu errichten; die Stadt München geht mit gutem Beispiele voran, indem sie ein Sanatorium für 400 Betten in Harlaching erbaut, Worms plant eine Anstalt, ebenso Leipzig, und auch Berlin, das sich so lange ablehnend verhalten, hat sich jetzt entschlossen, nach Ablauf des Pachtes der Versicherungsanstalt die Heilstätte in Gütergotz für lungenkranke Männer einzurichten.

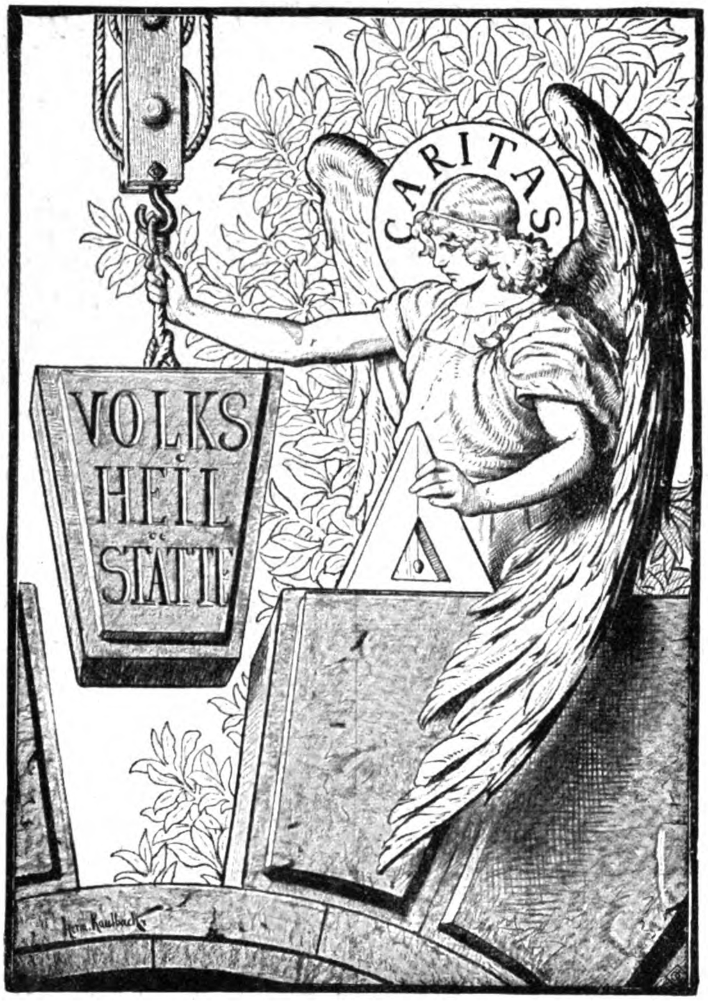
Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, wie notwendig und berechtigt der Kampf gegen die Tuberkulose ist; es ist doch allbekannt, daß sie, die verheerendste aller Krankheiten, in Deutschland jährlich 160000 bis 180000 Opfer fordert, daß an ihr in Europa täglich nahezu 3000 Personen sterben, und zwar gerade die in vollster Lebenskraft stehenden Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, die eigentlich die Aufgabe hätten, zu erwerben und für ihre Familien zu sorgen. In Deutschland sterben an Tuberkulose nach den Berichten des Gesundheitsamtes 33%, in Bayern

Digitized by Google

nach unserer Zusammenstellung 37%, also mehr als ein Drittel aller in dem Alter von 15 bis 60 Jahren sterbenden Personen.

Es ist an dieser Stelle wohl überflüssig, von neuem der hygieinisch-diätetischen Heilmethode in geschlossenen Anstalten das Wort zu reden, wurde dies doch von berufenster Seite mehrfach in überzeugender Weise gethan; wir wollen nur kurz darauf hinweisen, daß das zuerst von Brehmer eingeführte und später von Dettweiler, Driver, Wolff, Turban u. a. ausgebildete Verfahren im wesentlichen darauf beruht, durch Abhärtung und Kräftigung des Organismus denselben zu befähigen, den Kampf mit den Krankheitserregern, den Bacillen, zu bestehen. Der Genuß frischer staubfreier Luft, der insbesondere durch das Liegen im Freien den durch alle erdenklichen Decken und Hüllen gegen Kälte geschützten Patienten selbst in den Wintermonaten ermöglicht wird, sowie die Kaltwasserbehandlung sollen den Stoffwechsel steigern und den Appetit und Ernährungszustand heben. Es ist außer Zweifel, daß die Reinheit der Luft und nicht nur, wie man früher annahm, die Höhenlage der Heilstätte den Erfolg der Kur bedingt; dementsprechend werden die Anstalten in staubfreien, durch Waldungen oder Höhen vor Wind geschützten Lagen, an Plätzen, die frei sind von extremen klimatischen Verhältnissen, errichtet.

Wohl eine der größten und schönsten Volksheilstätten erbaut der „Münchener Verein für Volksheilstätten" (siehe Abb. S. 217), der unter dem Protektorate des Prinzen Ludwig von Bayern und dem Ehrenpräsidium des Regierungspräsidenten von Oberbayern, Herrn v. Auer, steht und dessen erster Vorsitzender Herr Geheimrat Dr. v. Ziemssen ist. Des letzteren begeistertem Eingreifen durch Wort und That verdankt der Verein sein Entstehen wie sein Gedeihen. Der großartige Opfersinn der Münchener Bevölkerung hat es ermöglicht, daß in Krailling bei Planegg, einer Station der München-Starnberger Bahnlinie, ein 16,419 ha großes, mit gemischtem Bestande besetztes Grundstück inmitten der herrlichsten Waldungen erworben und auf demselben eine Anstalt für 120 Betten nach dem Entwurfe des Architekten M. Dosch in München erbaut werden konnte. Im Laufe dieses Sommers soll diese erste Volksheilstätte in Bayern in Betrieb gesetzt werden, ausgerüstet mit allen Errungenschaften der modernen Technik: elektrischer Beleuchtung, Niederdruckdampfheizung und ähnlichem.



Caritas vollendet den Bau der Volksheilstätte.
Nach dem Entwurf von Hermann Kaulbach.

Der Bau bildet einen nach Süden offenen Bogen, sämtliche Tages- und Schlafräume sind nach Süden gelegen; auf ein Bett treffen durchschnittlich 38 cbm Luft, in den Flügelbauten haben 2 große Liegehallen Platz gefunden. Wohl einzig in seiner Art dürfte der fast den ganzen Besitz einnehmende Park dastehen, 2 und 3 m breite Wege durchkreuzen denselben in einer Gesamtlänge von etwa 4 km, und eine Reihe größerer und kleinerer Plätze, teils in sonniger, teils in schattiger Lage, bietet reichliche Gelegenheit zum Aufenthalt im Freien. In dem mit dem Hauptgebäude durch einen unterirdischen Gang verbundenen Oekonomiegebäude sind die Stallungen für Pferde, Kühe und Schweine sowie die Maschinen- und Wäschereianlagen untergebracht.

Obwohl durch ein Darlehen der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalt für Oberbayern die Kosten größtenteils gedeckt sind, muß doch nun noch weiter an die Privatwohlthätigkeit appelliert werden. Zunächst geschieht dies durch die Veranstaltung einer Geldlotterie, zu der die kgl. Regierung die Genehmigung erteilt hat und deren Ziehung am 12. Mai stattfindet. Professor Hermann Kaulbach hat dem Vereine hierzu in hochherziger Weise einen ebenso fein empfundenen wie künstlerisch vollendeten Entwurf für das Plakat und die Lose gespendet, den die Leser hier oben abgebildet finden. Er stellt die Caritas dar, wie sie den Schlußstein in den Thorbogen der Heilstätte einfügt. Mögen reichliche Mittel fließen, um dieses neue Werk der Nächstenliebe vollenden zu helfen!

Auf dem Kynast.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Historische Erzählung von **Rudolf von Gottschall.**

An einem prächtigen Junitag, der das ganze Gebirge bis zu den höchsten Gipfeln hinauf in sonnengoldenen Schimmer tauchte, erhielt der alte Röger einen unerwarteten Besuch. Es war Christoph, der stattliche Bauernbursche aus Hermsdorf. Die blanken Knöpfe seiner Jacke glitzerten in der Sonne; der dicke Blumenstrauß in seiner Hand wetteiferte hierin mit ihnen, denn es funkelte von Regenbogenfarben in den Wassertropfen, mit denen er ihn besprengt hatte, um die Kornraden und Cyanen und die dunkelroten Mohnblumen frisch zu erhalten. Der Kastellan, der gerade bei einer angebrochenen Flasche saß, lud den Gast ein, an seiner Seite Platz zu nehmen.

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Hauptner?"

Christoph mußte erst seine Gedanken ordnen, denn er hatte so viel Wichtiges mitzuteilen, daß er nicht wußte, womit er den Anfang machen sollte. Er trug übrigens heute den Kopf höher als sonst und auch das selbstgefällige Lächeln auf seinem rotglühenden Gesicht machte sich heute besonders breit.

„Herr Kommandant, jetzt wird's wohl bald einen schönen Streußelkuchen geben zum Hochzeitskaffee — sehen Sie mir nichts an, gar nichts?"

„Ich sehe nur, daß Sie sehr vergnügt sind — und das freut mich."

„Sehen's, wie Sie recht haben. Sie kennen die Menschen. Kreuzvergnügt bin ich, denn ich bin jetzt Gutsherr, alleiniger

Digitized by Google

Herr unsres Hofes. Niemand hat mir mehr dreinzureden; mir gehört die ganze Wirtschaft; ich glaube fast, ich könnt' jetzt das Wetter machen."

„Was ist geschehen? Ist der Schulze, Ihr Vater, gestorben?"

„Seh' ich aus wie ein Leichenbitter? Sind das hier Trauerblumen, dies bunte Zeugs hier, das ich aus den Feldern ausgerauft habe? Der Alte lebt noch — Gott sei Dank, denn ich hab' mich an sein mürrisch Gesicht gewöhnt, und es würde mir was fehlen, wenn auf dem Großvaterstuhl mir nicht alle Abende seine Glatze wie der Mond aufginge. Doch zur Ruh' hat er sich gesetzt — das ist's! Besuchen soll er mich alle Tag' wie immer, doch zu sagen hat er nichts mehr!"

„Zu sagen hat er noch genug, er ist der Schulze."

„Auch nicht mehr, er hat's eingesehen, auch dazu ist er zu alt. Sie wollen nicht mehr parieren im Dorfe. So'n Schulze muß gelegentlich dreinschlagen können. Und sie spielen ihm auf der Nas' herum. Doch was das Dorf thut, schert mich nicht, nur was ich thue — und ich hab' etwas Sauberes gethan. Ich hab' den Alten dazu g'bracht, daß er sich von mir auf den Altenteil setzen ließ. Er zieht ins frühere G'sindehaus, das ich für ein gut Stück Geld herrichten will, nicht so schön wie's Schulzenhaus, das jetzt mir gehört, doch als einen gemütlichen Aufenthalt für den alten Mann, wo's ihm noch recht gut schmecken soll. Ich aber bin jetzt der Herr — Knechte und Mägde und alles Vieh muß sich vor mir ducken, und ich kann den Hafer dahin säen, wo ich immer schon wollte — er aber nicht!"

„Da kann man ja Glück wünschen, Herr Hauptner!"

„Das können's, aber Sie können noch mehr. Die Kläre müssen Sie mir jetzt recht rasch geben; schon zu Johanni soll Hochzeit sein, da machen's nur nicht viel Faxen! Brauchen sich übrigens nicht anzustrengen. Die Hochzeit mach' ich aus. Nur 's Mädel will ich von Ihnen."

„Doch das kommt so plötzlich! Klärchen hat ihren eigenen Willen, und wenn sie auch gehorchen wird, so muß man ihr doch Zeit lassen, sich darein zu finden."

„Findet sich was! Das ist doch der reine Honig — der geht so glatt hinunter! Nur das Mäulchen wird sie danach spitzen, und ein Schwiegersohn wie ich — den können's in Gold fassen! Liefere alles umsonst für die Burg, für die Fremden, auch fürs Militär, wenn's herkommen sollte, und das schluckt viel hinunter."

Der Kommandant schmunzelte behaglich.

„Brot, Butter und Käs', Wurst und Schinken, Gänsefett, ja auch die Gans selbst, wenn es sein muß; dafür will ich ja nur Ihr Mädel, wie's geht, wie's steht. Eins ums andere! Das geht gerade so auf!"

Der alte Röger, dem sich eine sonnige Zukunft eröffnete, sprang plötzlich auf wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, drehte sich um wie die Tanzfigur einer Kammeruhr, die vom Uhrwerk mitbewegt wird, und begab sich in strammer Haltung in seine Wirtschaftsräume. Christian wußte, daß der Mann etwas Großes vorhatte, und wartete geduldig auf seine Rückkehr. In der That kam Röger bald wieder, an der Hand Klärchen führend, die er nun freigab und mit einem leisen vielsagenden Ruck dem Brautwerber entgegenschob. „Hier, der Herr Hauptner, der schon lange um dich wirbt mit meiner Zustimmung, ist jetzt Grundbesitzer geworden und verlangt deine Hand."

„Nehmen's die Blumen hier, Klärchen, ich hätte den Strauß noch zehnmal so dick machen können — so viel Lieb' trag' ich im Herzen; doch es ist ja nur Unkraut und soll dir nur sagen, daß dir alles gehört, was auf den Feldern wächst, nicht bloß die elendigen Blumen, sondern auch die schönsten Ernten."

„Ich danke sehr, Christoph, doch ich mag dich nicht!"

Der alte Röger fuhr erschrocken auf.

„Was soll das heißen?"

„Ich heirate den Christoph nicht — weder zu Johanni, noch zu Michaelis, noch zum Heiligen Christ; er mag sich eine andere Liebste suchen."

„Du weißt noch nicht, Kläre — der Alte ist auf den Altenteil gesetzt —"

„Was kümmert's mich? Der Alte will mich ja nicht heiraten!"

„Doch du wirst die Bäuerin — alles ist dein!"

„Und ich laß mich nicht zwingen. Vater, in allem will ich dir gehorchen, aber was meine Liebe betrifft, so gehe ich meine eigenen Wege! Nichts für ungut, Christoph! Ich wünsch' Glück zu Haus und Hof und hoff', auch bald Glück zu wünschen zu einer Bäuerin — um einen so schmucken Burschen wird jede beneidet werden. Nur mich laß aus!"

Und sie wandte dem entmutigten Freier den Rücken. Christoph wußte nicht, wie ihm geschah. Das war etwas Unglaubliches — er machte große Augen — das war ja ein Wunder! Er, verschmäht, jetzt wo er das schönste Gut im Dorfe sein eigen nennen konnte! Allmählich erst begann er sich an diesen Gedanken zu gewöhnen; er nahm den dicken Strauß und warf ihn über die Brüstung des Vorplatzes hinab auf den Weg und zupfte sich ärgerlich die blaue Jacke zurecht. Selbst der Sonnenschein ärgerte ihn, der auf den blanken Knöpfen funkelte — was nützte ihm das jetzt?

Noch mehr betroffen war der Kommandant. Was wandelte das Mädchen an? War das der Lohn für alles, was er für sie gethan? Halsstarrig und störrisch — doch das sollte anders werden! Er strich sich seinen Schnauzbart, zerrte daran hin und her, so wie ihm kreuz und quer die unwirschen Gedanken durch den Kopf liefen. Dann hielt er's fürs beste, Christoph zunächst zu vertrösten, damit er nicht gar schon jetzt aufhöre mit den Naturallieferungen für die Burg. „Das Mädchen hat seine Launen, Christoph! Hören Sie nicht darauf! Sie wissen ja, es ist das reine Aprilwetter bei den Frauen. Ich werd' ihr schon den Kopf zurechtsetzen. Kommen Sie nur wieder! Sie müssen sich erst sachte in ihr Herz einschleichen, überrumpeln läßt sich so ein stolzes Mädchen nicht! Die müssen belagert werden, ehe sie kapitulieren. Sie kommen mit Pauken und Trompeten und verlangen sogleich die Uebergabe. Geduld, mein Bester! Ich werd' Ihnen beistehen und allmählich das Erdreich lockern, wo Ihre Liebe blühen soll! Und sollte sich einmal irgend ein Nebenbuhler zeigen — dem will ich heimleuchten!"

Und Christoph ließ sich leicht trösten. Die Mädchen sind alle spröde — das ist nur so ein Gethue, das hat nicht viel auf sich! Ihn auszuschlagen — das ist freilich ein starkes Stück, damit mag sie prahlen; doch dann kommt der Verstand und dann wird sie schon ein Einsehen haben! So schied Christoph beruhigter.

Der Kommandant ließ nicht gleich seinen ganzen Zorn an der Tochter aus; er sparte sich das auf für eine ruhige Abendstunde; es waren Gäste gekommen und Klärchen war flink und hurtig bei der Bedienung und lächelte so freundlich, als wäre nichts vorgefallen. Gegen Abend hatte Klärchen eine große Freude. Sie täuschte sich nicht, als sie in der ehrwürdigen Gestalt mit dem im Abendlicht rötlich schimmernden Silberbart, die den Berg heraufgeklettert kam, den alten Rübezahl erkannte. Das war Hilfe in der Not! Der Alte war, wie er Klärchen gleich darauf erzählte, beim Grabe seiner Tochter in Flinsberg gewesen und hatte frische, duftige Kränze daraufgelegt; er war dann über Schreiberhau, wo er neue Aufträge fürs Glatzische erhalten, auf den Kynast gekommen, um sein Enkelkind zu sehen und dann die weite Wanderung ohne Unterbrechung fortzusetzen. Er brachte Grüße von Robert und war ein willkommener Bundesgenosse, wenn der Vater mit Klärchen unsanft ins Gericht gehen würde.

In der That, kaum hatten sich die letzten Gäste verabschiedet, als Röger seine Tochter rief. „Du heiratest den Hauptner — — ich will's, ich befehl's! Gegenreden helfen nichts — das ist der Schwiegersohn, den ich brauche. Du wirst mir gehorchen, wenn du mich lieb hast; Verliebtheit ist ein dumm Ding und hat nicht viel zu sagen; sie hört auf mit der Ehe. Heute dieser, morgen jener, das ist so Brauch bei den Mädchen. In ihren Herzen geht ein Zugwind, bald aus Ost, bald aus West — und danach dreht sich die Wetterfahne. Deshalb darf man kein ernsthaft Glück in den Wind schlagen. Ich spreche ruhig mit dir — bring's nicht dazu, daß dein Unverstand mich reizt und in Wut versetzt!"

„Ich antworte ebenso ruhig," sagte Klärchen, „daß ich den Christoph nicht liebe und ihm keine Liebe heucheln kann. Leid thut mir's um deinetwillen — doch ändern kann ich's nicht!"

„Da soll doch das Wetter dreinschlagen!" rief der Kommandant. „Wie? Du unterstehst dich? Du willst mir trotzen? Ich aber sage dir, wenn du dich nicht fügst, wenn du — —"

„Halt!" rief eine Stimme. Der Kommandant drehte sich um und seine Erregung wuchs, als er Rübezahl erblickte.

Digitized by Google

„Was mischt Ihr Euch in meine Angelegenheiten, alter Botenläufer? Glaubt wohl etwas Hochwichtiges zu sein?"

„Bin ich auch! Lassen Sie Klärchen ihre Wege gehen — ich habe mit Ihnen zu sprechen!"

Auf einen ärgerlichen Wink des Vaters entfernte sich Klärchen. In großer Erregung ging sie um die Burg herum, bis sie an den Höllenschlund kam, zu dem steil die mondhellen Felswände hinabstürzten. Sie setzte sich an den Rand der Schlucht, die so recht geeignet war, schwermütige Gedanken wachzurufen. Das war dort unten solch ein Grab für alle Hoffnungslosen, tief, eng, dunkel — sollte sie auch alle ihre Hoffnungen begraben? Doch drüben ging ein fröhliches Rauschen durch die Wälder des Herdberges und ihre Wipfel neigten sich vor ihr, als wenn sie ihr Glück wünschten. Nein, nein! Sie brauchte nicht zu verzweifeln. Indes war Rübezahl mit dem Kommandanten im eifrigen Gespräche begriffen.

„Ihr gebärdet Euch," sagte dieser, ärgerlich seinen Schnurrbart in die Höhe zwirbelnd, „als ob Ihr Rechte auf das Mädchen hättet."

„Und wenn es so wäre?" versetzte Rübezahl.

„Ihr glaubt wohl wirklich, solch ein Stück vom alten Berggeist zu sein, nach dem Ihr Euren Spottnamen habt? Ihr glaubt kommandieren zu dürfen wie der Alte, der die Wolken hinauf und hinunter schiebt, wie's ihm beliebt, und dazwischen donnert, wenn er gerade schlecht aufgelegt ist! Mein Lieber, man hat Euch etwas verwöhnt, weil man Euch brauchen kann, aber Eure Stiefel sind nützlicher als Euer Kopf — da stecken Eure Briefe mit den geheimen Ordres, in Eurem Kopf steckt nicht gerade viel."

Rübezahl fühlte sich nicht beleidigt, er lächelte sogar. „Vielleicht doch mehr als Sie glauben! Mein Kopf hat auch seine Geheimnisse, so gut wie meine Stiefel; und hinter die Ihrigen bin ich schon längst gekommen."

Der Kommandant wurde stutzig. „Ihr meint?"

„Ich meine, daß Klärchen nicht Ihre Tochter ist!"

„Oho! Was Ihr sagt!"

„Sie ist ein adoptiertes Kind, doch Sie haben es von Anfang an als Ihr eigenes ausgegeben."

Röger war aufs äußerste betroffen.

„Woher habt Ihr diese merkwürdige Neuigkeit?"

„Aus guter Quelle! Ich habe sie auch schon Klärchen mitgeteilt."

„Das Mädchen weiß — "

„Daß Sie nicht ihr rechter Vater sind!"

„Ah, also deshalb diese freche Auflehnung! Darum gebärdet sie sich jetzt so trotzig!? Aber was ficht Euch an, Rübezahl? Was kramt Ihr herum in diesen alten Geschichten? Was in aller Welt geht Euch das an, ob das Mädchen eine geborene oder adoptierte Röger ist?"

„Es geht mich an, Herr Kommandant! Ich habe meine Spürnase nicht in Ihre Vergangenheit gesteckt; da giebt's ja bei allen Menschen dunkle Ecken, in welche allerlei Kehricht hineingefegt ist. Ein Zufall hat mich zum Mitwisser gemacht. Und es ist ja nichts so Schlimmes, was Sie gethan haben. Sie haben ein verwaistes Kind in eine ehrliche Familie aufgenommen. Nur daß Sie dasselbe für Ihr eigenes ausgegeben und damit geprahlt haben — das war ein Fehler und darum ist es Ihnen jetzt verzweifelt unlieb, wenn die Wahrheit an den Tag kommt und an die große Glocke gehängt wird. Mich aber geht das alles mehr an, als Sie glauben — denn dies Mädchen ist mir blutsverwandt."

„Da hat sie wohl die Freude, einen alten Onkel gefunden zu haben?"

„Sie steht mir näher als Ihnen und ich habe mehr Recht auf sie — es ist mein Enkelkind, das Kind meiner verstorbenen Tochter!" Röger schwieg; er qualmte gewaltig aus seiner Pfeife. Es trat eine längere Pause ein und der Alte betrachtete ruhig den niedergeschlagenen, sonst so hochmütigen Kommandanten, der sich allmählich aus seiner Bestürzung aufraffte.

„Wohl," sagte er, „es mag ja so sein! Das alles kümmert mich aber wenig; von Euch ist bei dem ganzen Handel nicht die Rede gewesen. Ihr habt Euch offenbar um Eure Tochter so wenig gekümmert, daß Ihr auch jetzt nicht das Recht habt, mitzusprechen, wo es sich um das verlassene Kind des verlassenen Mädchens handelt. Das Eine nur gesteh' ich: es wäre mir peinlich, wenn's herumkäme, daß Klärchen nicht meine eigene Tochter ist und daß ich der Welt so lange Zeit hindurch etwas vorgeflunkert habe. Wenn Euch also an meiner Freundschaft etwas gelegen ist, Rübezahl — und ich kann Euch doch viel nützen und helfen in der Welt — ich bin einflußreich, ich habe das Ohr des Grafen — so müßt Ihr mir versprechen, das Geheimnis sorgsam zu bewahren. Klärchen wird nicht plaudern, denn sie ist besser dran bei den Menschen, wenn sie für das Kind einer anständigen Familie gilt, als für eine Art von Findelkind."

„Das könnte ja sein, das könnt' ich versprechen, doch dafür verlang' ich, daß auch Sie mir ein Versprechen geben."

„Wenn ich's halten kann —"

„Muß geschehen, Herr Kommandant! Sonst weiß Hermsdorf und Warmbrunn und alles, was am Zacken und am Bober wohnt, daß Sie der Welt ein X für ein U gemacht haben."

„Nun?"

„Ich verlange, daß Sie Klärchen nicht zwingen, dem Christoph ihre Hand zu reichen."

„Der Christoph —"

„Und daß Sie einem andern, wenn's ein ehrlicher Kerl ist, nichts in den Weg legen."

Jetzt wollte der Zorn den Kommandanten wieder übermannen. Die Vorstellung von dem Proviant, den der reiche Christoph geliefert hätte, von all den schönen Schinken und Eiern stieg ihm zu Kopfe. Aber er war doch schlau genug, einzusehen, daß diese Partie voraussichtlich nun verloren, daß es besser sei, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Und der andere," wandte er sich nach einiger Ueberlegung wieder an den ruhig wartenden Rübezahl, „hat er auch einen Schnappsack? Wenn er kein Bruder Habenichts ist, dann ließe sich darüber reden. Doch steuern müßte er für die Burg, das sage ich zum voraus! Nun kommt, Alter — ein Glas Stonsdorfer Bier, frisch vom Faß — Ihr erzählt mir, wie Ihr alles erfahren."

Noch immer hatte Edmond keinen Bescheid vom Prinzen Jerome erhalten. Der Krieg in der Grafschaft nahm ja kein Ende und man brauchte tüchtige Offiziere. Wie, wenn er hinüber kommandiert würde als ein Genesener, wenn man ihm den Abschied verweigerte?

Leontine konnte den Augenblick nicht erwarten, wo sie dem Vaterhause den Rücken kehren, mit dem Geliebten hinausziehen durfte in die Welt. Fort mußte sie, denn wenn der Krieg plötzlich ein Ende nahm, da konnten die beiden Freier zurückkehren, vielleicht lahm und verstümmelt, und dem, den zuerst die feindliche Kugel getroffen, mußte sie dann die Hand reichen. Eine Invalidenbraut — dazu hatte sie sich ja selbst verurteilt! Die böse Kunigunde hatte ihr den unseligen Gedanken eingegeben. Doch es durfte nicht sein! War sie erst in der Ferne verschwunden, dann hatten sie das Nachsehen, die tapferen Vaterlandsverteidiger! Sie hatte zwar ihr Wort gegeben, doch das blieb ja hier zurück, und wenn sie fern auf den Rebenhügeln der sonnigen Provence weilte, da mochten die erbitterten Freier sie immerhin in den Höllenschlund hinunter wünschen: das kümmerte sie wenig — nur fort mußte sie, fort um jeden Preis!

Es kam hinzu, daß der Papa jetzt immer von unerträglicher Laune war, ein Franzosenfresser schlimmster Art. Seine Ausfälle auf Napoleon, auf den Harem des galanten Jerome, auf die sittenlosen Offiziere, welche Deutschland mit den Odeurs von Paris verpesteten, reizten und erbitterten sie, und doch durfte sie nicht widersprechen! Sie rächte sich aber, wenn sie bei derartigen Tischgesprächen alles Unangenehme, was in der Wirtschaft passiert war, hervorsuchte, die gefallenen Pferde, die Diebereien des Eleven, die Kühe, die nicht genug Milch gaben, das schlechtstehende Korn, das verregnete Heu — und wenn sie solch einen Haufen von wirtschaftlichem Unglück auf den alten Herrn gewälzt, daß diesem vom Aerger fast der Atem verging, dann atmete sie selber frei auf: das hat er nun für seinen altpreußischen Zopf, den er mir immer ins Gesicht schlägt!

Doch der Papa merkte die böse Absicht und er war nicht mehr so stolz auf seine Leontine, er ließ ihr nicht die Freiheit der Bewegung wie sonst. Immer mußte sie zu Hause sein, immer die Honneurs machen, selbst wenn nur ein gewöhnlicher Bauer kam, um einen Schafbock zu kaufen, oder ein Mann mosaischen Glaubens, der mit Papa ein Geldgeschäft machte.

Digitized by Google

Schon einmal hatte sie Edmond vergebens auf die Burg bestellt. Der alte Herr von Rohow, der Vater jenes Kurt, den sie in den Krieg geschickt, war zum Besuch gekommen, ein Nachbar, doch ein seltener Gast, hochgeehrt im Land umher. Sie mußte ihrem Vater beistehen, die Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen, und durfte das Haus nicht verlassen. Der Alte mit den Silberhaaren fühlte sich so behaglich und plauderte so gemütlich — es nahm kein Ende! Ihre Ungeduld verwandelte sich fast in Wut; sie stampfte mit dem Fuße auf, ehe sie in den Salon trat, wo die beiden saßen, und setzte das Tablett so hart auf, daß Flaschen und Gläser durcheinanderklirrten. Doch der Alte war militärfromm; er hatte keine Nerven, er lächelte nur vergnügt über das Ungeschick des Schloßfräuleins. Der Vater unterdrückte eine Strafpredigt; sie wußte aber, daß er später eine andere servieren würde.

Als sie dann auf ihrem Stuhl am Fenster saß und beobachtete, wie die Sonne allmählich hinter den Bergen hinabstieg und der Himmel immer röter wurde, ganz wie das Gesicht des Gastes, der dem Weine tapfer zusprach, konnte sie sich kaum fassen. Ein schöner Tag verloren, unwiederbringlich verloren! Nur einmal horchte sie aufmerksam hin und die Wolke auf ihrer Stirn schien sich einen Augenblick zu zerstreuen.

Der alte Rohow erzählte von den Heldenthaten seines Kurt, der mit seinen Husaren ein feindliches Geschütz erobert und die Bedienungsmannschaft niedergehauen hatte. Doch er selbst blieb unverwundet. Soweit er sich in diesen Kämpfen auch hervorgewagt, die Vorsehung, die über den Häuptern derer von Rohow mit besonderer Sorgfalt wachte, hatte ihn in ihren Schutz genommen. Leontine konnte nicht umhin, sich nach dem Freunde Kurts, dem jungen Friedrich, zu erkundigen, und erfuhr zu ihrer Beruhigung, daß auch diesem noch keine Kugel, kein Säbelhieb etwas zuleide gethan. Es war das einzige Mal, daß sie sich in das Gespräch mischte — dann saß sie wieder stumm und starr und einige galante Annäherungsversuche des alten Herrn wies sie fast unhöflich zurück.

Ob Edmond wiederkommen würde, wenn sie ihn zum nächsten Abend auf die Burg einlud? Da war sie frei, den Vater hatte der alte Rohow zu einer Whistpartie eingeladen; die neu angeknüpfte Freundschaft sollte befestigt werden. Eine gefährliche Freundschaft; denn die ritterliche Zärtlichkeit, die der würdige Herr ihr beim Abendessen wiederum bewies, hatte etwas Väterliches. Er dachte wohl gar daran, bald die Rolle des Schwiegervaters zu spielen! Das brachte ihr Blut aufs neue in Wallung. Kurt hatte wohl im letzten Feldbrief von seiner leidenschaftlichen Liebe gesprochen, und es war den Rohows gewiß sehr genehm, wenn sie den schönen Familienbesitz an sich reißen konnten. Darum lächelte sie der Alte so liebenswürdig an. Viertausend Morgen guter Weizenboden außer Wald und Wiesen — das verlohnte schon ein Lächeln! — Pfui, sie läßt sich nicht verkaufen!

Doch auch die Zusammenkünfte auf der Burg konnten so nicht fortdauern, es wurde immer schwieriger, sich dort zu sehen. Und vor allem — ihre Liebesleidenschaft empörte sich gegen den beständigen Zwang, gegen all das Verstohlene, Halbe. Immer heißer wurde ihr Sehnen nach Freiheit und schrankenloser Hingebung — ja Kunigunde, das wilde Burgfräulein, konnte dem Ritter, der den kühnen Ritt gewagt und glücklich vollendet, nicht mit größerem Entzücken ans Herz sinken als sie ihrem Edmond droben — doch es war nur ein kurzer Rausch, die Warnung, die Störung verkümmerten jedes Glück! O, wie zog sie's in die Ferne! Sie sah träumend ins Abendrot.

In aller Frühe ging ihr Bote am nächsten Tag nach Hermsdorf und noch vor Mittag hatte sie die erfreuende Zusicherung, daß der Geliebte nochmals ihrer harren werde. O, er war kein verdrießlicher deutscher Bär — er murrte nicht, er liebte sie wahrhaft, er fühlte und wußte, daß sie unschuldig war an jeder Verkümmerung eines Glückes, das sie selbst so heiß ersehnte wie er.

Ständchen aus luftiger Höhe.
Nach einer Originalzeichnung von H. Haase.

Die Abfahrt des alten Barons von Wallwitz zur Whistpartie bei seinem Freund Rohow verzögerte sich: der Verwalter erschien, als das Anspannen schon bestellt war, mit der wichtigen Mitteilung von einem großen Diebstahl in den Scheuern, und es galt, schleunige Maßregeln zur Ergreifung des Diebes zu treffen. Der Landgendarm klirrte mit seinem Säbel die Treppen herauf und hinab; dies Geklirre versetzte Leontine in nervöse Aufregung; immer kam er wieder mit einem neuen im Hof aufgegriffenen Zeugen. Endlich rasselte der Wagen aus dem Hofthore. Leontine warf rasch ihren Staubmantel über. Stürmisch schritt sie durch die Wälder des Burggürtels, ohne des steilen Aufstiegs zu achten. Fast atemlos kam sie oben auf dem Vorplatze an, da fand sie Klärchen in Thränen.

„Was ist vorgefallen?"

„O, ich bin so unglücklich!"

„Närrchen, das wird nicht so schlimm sein — etwas Liebeskummer? Das kannst du mir nachher erzählen. Jetzt führe mich zu ihm!"

„Er ist nicht mehr hier!"

Leontine fuhr auf. „Nicht möglich! Bin ich zu spät gekommen, oder hat er nicht auf mich gewartet wie sonst?"

„Ach, das ist eine böse Geschichte und mir selbst ist's dabei am schlimmsten ergangen! Wärst du doch nur hier gewesen, da wäre wohl alles anders gekommen! Du hättest bekannt, vor aller Welt bekannt, daß du ihn liebst!"

„Als ob ich das könnte, du weißt ja, daß dies ein tiefes Geheimnis bleiben muß."

„Doch wenn mir dadurch mein Lebensglück gerettet worden wäre —"

„Dafür soll ich das meinige in die Schanze schlagen? Ich sehe dich gern glücklich, aber mit meinem Unglück will ich dein Glück nicht erkaufen! Dazu bin ich nicht großmütig genug. Aber sprich endlich, was ist geschehen?"

„Der Maler war den ganzen Nachmittag und Abend hier auf der Burg. Mein Vater hatte schon seit einiger Zeit ein

Auge auf ihn geworfen. Er glaubt, daß er mein Liebster ist, und sagte es mir geradezu. Ich leugnete und hatte ja ein gutes Recht dazu. Heute nun kam dein Freund wieder; glücklicherweise hielt der Vater einen langen Nachmittagsschlaf, denn er hatte mittags mit guten Freunden gezecht. Ich konnte den Maler also unbemerkt in den Burghof geleiten; doch ich hielt's für besser, ihn ganz zu verstecken, bis du kämst. Ich schloß ihn in den Turm ein und ließ ihn in seiner Gefangenschaft. Du solltest ihn erlösen. Allein es kam anders —"

„Nun? Rasch — rasch!"

„Robert kam mit zwei Offizieren aus Schreiberhau — die Burg soll nun wirklich Besatzung erhalten; sie wollten alle Räumlichkeiten besichtigen. O, wie war ich selig, ihn wiederzusehen, und ich konnte mir auch einen Kuß, eine Umarmung stehlen! Niemand hat's bemerkt — es war da am Zwinger, wo früher die Falkonetts standen."

„Deine Liebesgeschichten erzähl' mir ein anderes Mal; ich kann mir das alles schon denken — weiter, weiter!"

„Das gehört alles zusammen, sonst verstehst du's ja nicht. Ich ging immer an der Seite der Schreiberhauer Herren mit dem Schlüsselbunde; es gab noch hier und dort einen wenngleich verfallenen, doch verschlossenen Raum, wo der Vater allerlei Gegenstände der Wirtschaft stehen hat. Wir hatten schon den zweiten Hof durchschritten und näherten uns dem Turme — da fiel mir's schwer aufs Herz, daß dort ja einer im Versteck saß. Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn. Ich sagte, an dem alten Turme sei nichts zu sehen, die Treppe sei verfallen. Robert bemerkte mein Zögern, meine Verlegenheit; er wußte sich's offenbar nicht zu erklären. ‚Den Turm müssen wir sehen,' sagte er; ‚was baufällig daran ist, muß wiederhergestellt werden, wir brauchen ihn als Warte zum Ausspähen.' Ich verfiel auf ein sehr thörichtes Auskunftsmittel; ich sagte, ich hätte den rechten Schlüssel vergessen. Da griff eine Hand energisch nach dem Schlüsselbund; es war die meines Vaters, der sich uns angeschlossen hatte, ohne daß ich es merkte; er nahm den Schlüssel heraus, stieß mich erzürnt beiseite und öffnete die Thür."

„Der arme Edmond! Das kommt von den Heimlichkeiten! Hätte er an seiner Staffelei im Hofe gesessen, es wäre ihm nichts begegnet."

„Doch! Der Vater war seit gestern ganz in der Stimmung, ihm den Weg zu weisen. Das konnt' ich nicht wissen, daß er so aus dem Regen in die Traufe kam und ich mit ihm. Der Vater sah mich mit einem durchbohrenden Blick an, als er den Maler erblickte. Und Robert, Robert — er erblaßte. Fast unheimlich war der Ausdruck seiner Züge. Mein Zögern hatte mich verdächtig gemacht; er mußte glauben und er glaubte, daß ich hier einen Nebenbuhler versteckt hielt. Noch waren Fremde zugegen: weder der Vater, noch Robert sagten ein Wort. Der Maler war gefaßt; er sei aus Versehen hier eingeschlossen worden, erklärte er und grüßte mit vornehmem Anstand. Mein Vater aber war seines Zornes nicht länger mächtig, er rief dem Fortgehenden noch in den Hof nach, er wisse ganz gut, was er hier suche, und bäte ihn dringend, seine Besuche endlich einzustellen."

„O, das hat man davon," rief Leontine, „wenn man sein Schicksal in die Hände alberner Mädchen legt!"

„Leontine!" rief Klärchen in höchster Erregung.

„Ich eile den Berg hinunter, ihm nach!"

„Das ist zu spät, jetzt ist er schon in Hermsdorf; und ich lasse dich nicht fort! Dank für meine guten Dienste verlange ich nicht, aber wie's jetzt gekommen ist, bist du mir schuldig, mich nicht im Stich zu lassen. Du mußt sprechen, du mußt dich erklären, du mußt meine Unschuld beweisen!"

„Was soll es dir schaden, wenn man dich auch für schuldig hält? Ein Mädchen wie du hat immer seine kleinen Abenteuer."

„Reize mich nicht, Leontine! Du bist in meiner Gewalt, doch wir wollen Freundinnen bleiben — es würde mir wehthun, wenn's anders käme. Robert muß wieder an mich glauben — ein Wort von dir genügt. Ich mußte ja schweigen, halbe Hindeutungen würden ihm nicht genügt haben, und hätte ich von einer Freundin gesprochen, er hätt's für Lug und Trug gehalten, wenn ich ihren Namen verschwieg."

„Du hast wohl daran gethan," sagte Leontine; „wahren wir noch einige Zeit das Geheimnis; dann werd' ich selbst den Schleier lüften und dein engelweiß Gefieder wird wieder im reinsten Schimmer leuchten."

„Nein, ich ertrag's nicht, jetzt, gerade jetzt so dazustehen! Sie werden die Burg besetzen, ich werde immer in seiner Nähe sein — und mit diesem schwarzen Fleck gezeichnet in seinen Augen! Der Krieg wird sich hierher ziehen, er wird mitkämpfen müssen, er wird in Gefahr kommen, o Gott, und wenn er im Kampfe fiele, wäre sein letzter Gedanke der an ein schlechtes Mädchen, das ihn betrogen!"

„Ich kann dir nicht helfen. Sage du was du willst — ich leugne! Für jetzt! Aber es wird, es soll bald anders werden. Nicht mein Wort — daran könnte man zweifeln, es könnte ein Freundschaftsstückchen sein — die That wird dich rechtfertigen!"

Damit verabschiedete sich Leontine und eilte den Berg hinunter, getrieben von ihren wilden, leidenschaftlichen Gedanken.

Klärchen blieb allein zurück — auch Robert hatte die Burg verlassen ohne Abschied, Groll im Herzen und beleidigende Zweifel. Wieder saß sie am Höllenschlund und maß den Absturz in die dunkle Tiefe. Doch die Hoffnung stirbt nicht in einem jungen Herzen. Klärchens Blick wandte sich nach oben; der Stern der Liebe stand mit mildem Glanze am Abendhimmel, an welchem die Gluten des Sonnenuntergangs eben erloschen.

Graf Götzen, der Generalgouverneur von Schlesien, wollte den Krieg führen durch ein Aufgebot aller Volkskraft. Waffen und Munition kamen ihm von Oesterreich herüber; die Werbetrommel wurde gerührt in allen Dörfern der Gebirge. Noch hielt sich Glatz. Er hatte ein verschanztes Lager errichtet zum Entsatz der Feste und es in blutigen Kämpfen gegen die Franzosen verteidigt. Im Rücken der Franzosen hoffte er einen Volkskrieg zu entzünden, der von Schlesien aus weit hinein in die deutschen Gaue sich erstrecken sollte. Der wilde Vandamme aber war aufs höchste erbittert über den Widerstand, der ihm hier in Schlesien, das er schon als eine eroberte Provinz angesehen, auf Schritt und Tritt begegnete. Vor allem wollte er das Brutnest im Gebirge ausheben, aus welchem immer neue Freiwilligenscharen auskrochen, und so sah man eines Tages große militärische Kolonnen sich im Zackenthal vorwärtsbewegen.

Es war begreiflich, daß Edmonds Gesuch um Abschied unter diesen Umständen abgelehnt wurde. Die ärztlichen Zeugnisse hatten nicht entschieden genug seine vollkommene Dienstunfähigkeit festgestellt. Man brauche jetzt tüchtige Offiziere, hieß es in dem Bescheid, und könne ihn nicht entbehren. So war Edmond wieder in sein Regiment eingetreten, das gerade in Hirschberg eingerückt war; er hatte Leontine mit wenigen Zeilen von dieser Wendung seines Schicksals in Kenntnis gesetzt.

Das war ein unverhoffter Schlag für sie — Geduld, immer nur neue Geduld — und das war ihr nicht gegeben! Jedes Wiedersehen war jetzt ausgeschlossen — jetzt trat er auf als der Landesfeind mit Wehr und Waffen. Wie, wenn seine Truppen ihres Vaters Besitzungen verwüsteten? Mit atemloser Spannung hörte sie jeden Bericht über den Anmarsch französischer Bataillone; ängstlich schlug ihr sonst so mutiges Herz — irgend ein Unheil lag in den Lüften.

Inzwischen wurde der Kynast kriegerisch bewehrt, Bergkanonen waren auf die alte Ritterburg heraufgeschleppt worden. Einmal schreckten sie mit ihren Probeschüssen das Echo im Höllenschlund auf und verkündeten weit hinein ins Thal dem anrückenden Feind, daß auch das Felsennest der Schaffgotsch bereit sei, ihm die Zähne zu weisen. Rekruten wurden in den Schloßhöfen einexerziert, doch war auch ein kleiner Stamm kriegstüchtiger Truppen hierher gelegt zu gelegentlichen Ausfällen.

Robert verweilte mit zwei Offizieren auf der Burg. Auch Klärchen hatte dieselbe nicht verlassen, der Vater brauchte ihre Hilfe. An Robert ging sie schweigend vorüber, wie er an ihr; nicht ohne tiefes Herzweh war es beiden möglich, sich so nah' und doch so fremd zu sein.

An einem schönen Juniabend war Robert auf den Turm gestiegen, dessen Treppe notdürftig zurechtgezimmert war, indem hölzerne Stufen die steinernen ergänzen mußten. Er beobachtete von dort die Bewegungen der Feinde. Ein Teil der feindlichen Truppen schien einen Vorstoß gegen Schreiberhau machen zu

Digitized by Google

wollen und dem Thal des Zackens hinauf ins Gebirge zu folgen; ein anderer Teil machte Halt in der Nähe von Hermsdorf. Schleichpatrouillen wurden vorausgeschickt. Kleine Abteilungen überschritten das Agnetendorfer Wasser und näherten sich dem waldigen Felskegel des Kynast.

Robert stieg rasch vom Turm herunter. Er verständigte seinen Vorgesetzten von der Entdeckung und erhielt Befehl zu einem Ausfall gegen den nahenden Feind. In aller Stille sammelte er seine Truppen und führte sie den steilen Weg durch den Höllenschlund hinab. Am Waldrande des Herdberges machten sie Halt und begrüßten den Feind mit wohlgezielten Schüssen. Dieser erwiderte das Feuer, aber unsicher und ziellos. Er war in Verwirrung geraten, und als Robert sah, daß die Zahl derer, welche den Bach überschritten hatten, nur gering war, während der Haupttrupp allzufern auf dem Wege am andern Ufer hielt, da gab er den Befehl zur Attacke. Sturmschnell drangen die Seinigen mit gefälltem Bajonett auf die feindlichen Truppen ein, warfen einen Teil derselben, nach hartnäckiger Gegenwehr, hinunter ins Schneegrubenwasser, nahmen einen verwundeten Offizier und mehrere Soldaten gefangen und traten den Rückzug nach der Burg an, während ein verspätetes Feuer der auf dem jenseitigen Ufer stehenden Franzosen fast wirkungslos blieb und nur einige Mannschaften leicht verwundete.

Der gefangene Offizier gab Robert seinen Degen. Dieser wollte seinen Augen nicht trauen — es war ja der Maler, den er droben im Burgturm gesehen, von allen Menschen ihm der verhaßteste, da er ihn gezwungen, an Klärchens Treue zu zweifeln! Was hatte er denn oben in der Burg und in einer Verkleidung gesucht? Es war ein Spion und Klärchen mit ihm im Einverständnis? Das verwirrte und verwickelte sich alles so, daß ihn ein Schwindel erfaßte.

„Sie sind hier als mein Gefangener nach einem ehrlichen Kampfe," sagte er zu Edmond; „gleichwohl muß ich jede Waffenbrüderschaft zurückweisen, denn ich sehe Sie hier nicht zum erstenmal! Sie hatten sich in die Burg eingeschlichen. Sie werden sich zu verantworten haben vor einem Kriegsgericht!"

Edmond erwiderte kühl: „Ich wollte der Burg droben keine Geheimnisse ablauschen; sie stand ja aller Welt offen, warum nicht auch mir? Ich war beurlaubt und krank und ging meinen Neigungen nach. Neben dem Waffenhandwerk huldige ich der Malerei — und malerisch ist die alte Burg, aus der Sie thörichterweise jetzt eine Festung machen wollen."

„Und sonst führte Sie nichts hinauf?"

„Wenn mich noch ein anderer Grund dazu bestimmte, den Felsen zu ersteigen, so hat er wenigstens nichts zu thun mit Krieg und Belagerung und es ist mein Geheimnis, das vor kein Kriegsgericht gehört."

„Mir aber werden Sie Rede stehen, mir!" rief Robert in höchster Erregung, denn er glaubte aus dieser Erklärung ein Schuldbekenntnis herauszuhören. Edmond sah mit einem fragenden Blick zu ihm empor — was wandelte diesen Deutschen an? Er zuckte mit den Achseln und band das vom Blutverlust gerötete Tuch fester um den verwundeten Arm.

Oben harrte Klärchen mit ängstlicher Spannung an der Brustwehr des Vorplatzes. Sie hatte Robert ausziehen sehen mit seiner kleinen Schar, war an den Rand des Höllenschlundes geeilt und hatte den Kampf unten im Thale mit angesehen, so weit es die Pulverwolken gestatteten, welche die Kämpfenden verhüllten. Dann flog sie in fieberhafter Erregung wieder an die vordere Brüstung, um die Zurückkehrenden zu erspähen, sobald sie nur aus dem Walddunkel hervortraten. Würde Robert unter ihnen sein? Wie schlug ihr Herz! Endlich! Die ersten erschienen; es wurden Verwundete geführt, einer auf einer Bahre getragen — Gott sei Dank, es war nicht Robert! Da plötzlich tauchten französische Uniformen auf — es waren Gefangene, die von Freischärlern eskortiert wurden, und hinter ihnen der Ersehnte!

Oben am Vorthor erwartete sie ihn; sie wagte nicht, sich ihm zu nähern; aber sie stand da mit gefalteten Händen, wie zum Dankgebet für seine Errettung, und in ihren Augen leuchtete helle Freude. Doch wie erschrak sie, als er plötzlich düsteren Blicks auf sie zutrat und mit einer vor Erregung zitternden Stimme ihr zurief, indem er auf den französischen Offizier deutete, der eben durchs Thor geführt wurde: „Kennst du diesen da?"

In der That, sie kannte ihn, doch es war wie ein Traum. Der Maler — ein Franzose, in der Uniform der Landesfeinde? Wie schmachvoll hatte Leontine sie getäuscht! Sie schrak zusammen und preßte die Hand aufs Herz. O, wenn Robert sie weiter für schuldig hielt, da gab es ja keine Verzeihung mehr!

„Landesverräterin!" Es war ein Flüsterwort, das er ihr ins Ohr raunte, aber kein stürmischer Zornesausbruch hätte sie so niedergeschmettert. Mit einer Gebärde des Abscheus ließ er sie stehen.

Ein stürmischer Abend — zerrissenes Gewölk hing über den Bergen, lagerte auf den Wäldern; mit den Wolkenfetzen trieb der Sturm sein Spiel, wirbelte sie zusammen und auseinander.

Im Burghof des Kynast flackerten die Wachtfeuer hin und her und warfen gespenstige Schatten an die Mauern. Und zog nicht über die Zinne und den Turm mit dem flatternden Gewölk ein langer Schattenzug? Die tapfern Ritter der alten unheimlichen Sage, die von der Mauerwand herab in den Abgrund stürzten — zeichneten sich nicht ihre verschwebenden Gestalten ab im Nebelgewölk? Dröhnte es nicht, wenn der Sturm die Steine loslöste, wie der spukhafte Hufschlag der ins Gebiß knirschenden Rosse, welche der gähnende Schlund herniederzog? Und vor allem — flog's nicht in Turmeshöhe wie ein flatterndes Gewand dem Abgrund zu? Das war sie selbst, die gnadenlose Kunigunde, von ihren Opfern herabgelockt in die unheimliche Tiefe.

Das waren Träume, die auch Roberts Sinne umgaukelten, als er bald in die hin und her zitternden Flammen, bald in den sternenlosen Abendhimmel blickte. Sternenlos — so sah es auch in seinem Innern aus.

Sein Major war von Schreiberhau angekommen; er hatte durch das Agnetendorfer Thal dem Kynast einige Verstärkungen zugeführt, da der Feind die alte Burg bedrohte. Jetzt war er damit beschäftigt, die neuen Mannschaften einzuquartieren; bei den engen Räumen mußten Strohschütten unter freiem Himmel nachhelfen. Die Bivouacfeuer sorgten für Erwärmung und Nahrung. Vor allem aber wollte der Major den französischen Offizier verhören, der in Gefangenschaft geraten war und vorher in der Burg sein Wesen getrieben hatte. Und dieses Verhör sollte öffentlich vor sich gehen, in der Mitte der Freischaren.

Hauptmann Edmond de Granville wurde vorgeführt. Es mochte ein Zufall sein, daß man ihm die Stelle anwies, wo früher die Staupsäule stand, an der die Verbrecher von dem Burgvogt gezüchtigt wurden. Er trug den Arm in der Binde; sein ritterlicher Anstand nahm die jungen deutschen Kämpfer für ihn ein. Der Major begann seine richterliche Thätigkeit mit Fragen, die, solange sie die Herkunft des Angeklagten und seine militärischen Verhältnisse betrafen, prompt beantwortet wurden. Nach dem Anlaß zu seinen früheren Besuchen der Burg gefragt, berief sich Edmond auf seine Studien als Maler. Der Major ließ das nicht gelten; wenn er nicht als Spion auf die Burg gekommen sei, so möge er einen triftigen Grund anführen. Da erhob sich Robert.

„Herr Major, ich muß befürchten, daß er, um sich zu rechtfertigen, andere in seine Schuld verwickeln wird, deren Namen hier vor uns allen zu nennen schon eine schwere Kränkung wäre. Ich möchte bitten, in einem geheimen Verhör —"

„Herr Kamerad," unterbrach ihn Edmond, „fürchten Sie nichts! Weder jetzt noch wenn ich allein dem Richter gegenüberstehe, wird irgend ein Name über meine Lippen kommen."

Da trat ein Unteroffizier heran und meldete dem Major zwei Damen, die in Sachen des gefangenen Offiziers de Granville wichtige Enthüllungen machen wollten — sie hätten sich nicht abweisen lassen. Der Major zuckte die Achseln und lächelte.

„Nun meinetwegen! Ins Bivouac gehören zwar bloß die Marketenderinnen; doch wenn sich die Damen nicht scheuen, uns einen Besuch zu machen — sie mögen eintreten!"

Und Leontine erschien gleich darauf, stürmisch eintretend — den zerknitterten Hut hielt sie in der Hand; ihr aufgelöstes Gelock hing ihr um die Schultern, von denen der Mantel herabgeglitten war. Ihre Augen hatten ein wildes Leuchten. Der festgeschlossene Mund verkündete einen nach inneren Kämpfen gefaßten Entschluß. Die Nächsten traten einige Schritte von ihr zurück, alle blickten auf sie, erstaunt, verständnislos. Nur Edmond

Digitized by Google

warf ihr einen verständnisvollen, einen leidenschaftlichen Blick zu; er wußte, warum sie gekommen.

Vor einer Stunde erst hatte sie durch einen verspäteten Boten einen Brief von Klärchen erhalten; er teilte ihr alles mit, den gestrigen Kampf, die Verwundung und Gefangennahme des Hauptmanns Granville, der als ein Spion gerichtet, vielleicht zum Tode verurteilt werden solle. Leontine müsse jetzt sprechen, nicht nur um seinetwillen, sie habe auch andere Pflichten; Klärchen verlangte jetzt, von einem Verdachte gereinigt zu werden, der sie in den Augen ihres Geliebten mit Schmach bedecke. „Du bist eine vornehme Dame," hieß es in dem Briefe, „und Dein Herz ist frei. Du kannst leben wie Du willst, und wenn sie darüber die Nase rümpfen, was kümmert's Dich? Ich aber sitze nicht so hoch zu Pferde — und ich habe eine Liebe, die ich nimmer verlieren will. Also komm' sogleich auf die Burg — sonst bist Du eine Verbrecherin an ihm und mir!"

Schon seit sie erfahren, daß Edmond wieder in Reih' und Glied getreten, war Leontine in Aufregung; ein unbefriedigtes Wünschen und Wollen drängte sich wie ein Glutstrom nach ihrem Herzen; ihre Phantasie schwelgte in den Bildern des Unerreichbaren, ihre Sinne waren in einem Taumel, der ihre Seele verdunkelte. Und nun kam Klärchens Brief — sie hörte nichts mehr, sie sah nichts mehr als ihn! Er, verwundet in der Gewalt der Feinde — und auf der Burg! Das war der Ort ihrer Stelldicheins — und jetzt — welcher schmerzlichen Begegnung sah sie dort oben entgegen! Doch jetzt galt es kein Zögern mehr und kein Geheimnis — die Schicksalsuhr hatte die entscheidende Stunde geschlagen.

Lottchen mußte rasch einen Mantel umwerfen und folgte seufzend und stöhnend dem beschleunigten Gang der Gebieterin, welche die Treppe hinunterflog, um so rasch als möglich ins Freie zu kommen, Luft und Atem zu schöpfen, denn es lag ihr wie ein Alp auf der Brust. Unten kam ihr der Vater entgegen; doch schritt sie eilig an ihm vorüber.

Ohne Aufenthalt eilte sie auf dem Wiesenpfade dem Walde des Burgberges zu! Droben am Himmel glühte ein lichter Schein, der Wiederschein der Wachtfeuer.

Oben angekommen, suchte sie Klärchen auf, und von der Schloßwache gemeldet, traten die drei Mädchen zusammen in den zweiten Hof der Burg.

Der Major grüßte galant, Leontine ergriff zuerst das Wort.

„Ich bin Leontine von Wallwitz; da unten liegt Giersdorf, meines Vaters Schloß. Dies erwähne ich nur, weil ich überzeugt bin, daß Sie einer Edeldame Glauben schenken werden, wenn sie aus freien Stücken ein Zeugnis ablegt zu gunsten eines Angeklagten und zu ihren eigenen Ungunsten."

„Sprechen Sie, gnädiges Fräulein!" Der Major strich sich seinen Schnurrbart. In dem alten Haudegen war der Kavalier erwacht.

Und wie der Major empfanden auch die jungen Männer in der Jägeruniform. Es herrschte eine atemlose Stille.

„Unweiblich ist's," sagte Leontine, „hier in diesem Kreis von Männern ein Geständnis abzulegen, das ein schönes Geheimnis bleiben sollte; doch wenn ich jetzt schwiege, müßte ich mehr vor mir selbst erröten als bei dieser Beichte, zu der die Not mich zwingt! Sie wollen den Hauptmann Edmond de Granville als Spion verurteilen, weil er sich verkleidet in die Burg geschlichen. Ich weiß, er verrät es nicht, warum er das gethan. So will ich ihm die Zunge lösen: er hat es um meinetwillen gethan!"

Nichts regte sich als die knisternde Flamme, in welche ein Windstoß fuhr.

„Um meinetwillen, ja, denn mich hat er hier oben gesucht und gefunden! Klärchen Röger, des Burgwarts Tochter, war uns hilfreich dabei; doch sie wußte nicht, daß der Maler ein französischer Offizier war. Ich aber wußte es und liebte ihn, und wie man's in der Kirche gestehen darf vor versammelter Gemeinde, so darf ich's auch hier, wo der Altar und der Pastor fehlen — ich liebe Edmond de Granville!"

„Den Franzosen?" sagte der Major wie verwundert, und ein allgemeines Murren erhob sich in der Runde; feindselige Blicke richteten sich auf Leontine. Edmond schritt auf sie zu und reichte ihr die Hand. Das steigerte die Erbitterung des erregten Kreises, hier und dort wurde der halbunterdrückte Ruf des Unwillens laut.

Leontine hatte das Gefühl, als ob sie am Pranger stände. Ringsum diese sonst so begeisterte Jugend, schöne, feurige Jünglinge — und sie, das schöne Weib, von ihnen verurteilt, ausgestoßen, mit Schmach bedeckt!

Nur einer wandte sich nicht feindlich gegen sie — einer, der sie sonst am schärfsten verdammt haben würde. Ihm war ihr Wort eine Erlösung gewesen von schwerem Druck — er mußte ihr dafür danken. Er jauchzte auf in innerster Seele — die Geliebte war ohne Schuld, war für ihn gerettet! Mit zärtlichen Blicken sah Robert zu Klärchen hinüber; er hätte sie ans Herz geschlossen, wäre er mit ihr allein gewesen — und zum erstenmal verwünschte er seine treuen Kameraden. Doch Klärchen drückte die Hand aufs Herz und lächelte ihm stillselig zu.

Leontine aber war es, als werde sie mit Ruten gegeißelt. Eine flammende Röte bedeckte sie — war ihr Geständnis eine Thorheit, ein Frevel? O, diese Verblendeten! — Keiner glaubte an eine große Leidenschaft; keiner verstand sie, keiner hatte die heilige Scheu, die man vor dem Gewaltigen empfinden muß, wär' es auch etwas dämonisch Wildes, was die Gemüter danieder zwingt! Nichts hatten sie in Kopf und Herzen, diese Jünglinge, als ihr Vaterland, das Stück Erde, das zwischen seine Grenzpfähle eingeklemmt ist, und den blinden Haß gegen die Uniformen eines fremden Heeres! Aus all dieser Demütigung richtete sie sich mit um so größerem Stolz empor und schleuderte dieser haßerfüllten Jugend den Handschuh ins Gesicht.

„Ich bin nicht gekommen, um Ihr Urteil über mich herauszufordern; ich bin ein unbedeutendes Mädchen und was ich thue, mag einer geringschätzigen Meinung begegnen oder auch verworfen werden durch ein von blindem Eifer beseeltes Gericht. Weit, weit gehen unsere Wege auseinander. Sie kämpfen für eine verlorene Sache, für ein aus den Fugen gegangenes Vaterland! Was kümmert's mich? Ich liebe — und keinen Unwürdigen; denn die Krieger des Großen Napoleon, die Sieger in glorreichen Schlachten verdienen, von Freund und Feind geachtet und bewundert zu werden!"

Wieder erhob sich lautes Murren, und dann gingen böse Zischelreden von Mund zu Munde.

„Ich kam nur, um mein Zeugnis abzulegen, und frage, ob es beachtet worden ist nach Gebühr — dann ist Edmond de Granville freizusprechen."

„Gnädiges Fräulein," versetzte der Major, „Ihre Aussage ist wichtig und entlastend; sie kann nicht unberücksichtigt bleiben. Doch hier handelt es sich nur um ein Verhör — das Kriegsgericht wird entscheiden, ob die Anklage aufrecht zu halten ist."

„Und Sie geben ihn nicht frei?" fragte Leontine in leidenschaftlicher Erregung.

„Mein Fräulein," sagte der Major, „der Offizier muß zunächst noch in unserem Gewahrsam bleiben. Daß er kein Spion ist, will ich glauben, doch das unterliegt einer anderen Entscheidung; jedenfalls aber ist er unser Kriegsgefangener."

Leontine rang wie verzweifelt die Hände. „Mein, mein — und immer wieder nicht mein! Vergeblich, was ich gethan — o, ich Unsinnige! Ich habe mich in den Haufen gemischt wie ein Mädchen aus dem Pöbel und sie werfen mich mit Steinen!"

„Nachrichten aus Glatz!" riefen im ersten Hofe einige Stimmen, „ein Kamerad, ein Kamerad!" Und nach der freudigen Begrüßung draußen trat in die Runde ein Offizier, eine schwarze Binde um die Stirn und das eine Auge.

Es war Kurt von Rohow.

Leontine erblaßte, als ergriffe sie ein Schwindel; sie sank in Lottchens Arme, auch Klärchen war um sie bemüht. Sie verbarg ihr Gesicht an Lottchens Brust; sie wagte nicht aufzuschauen, ja sie hatte ein Gefühl, als schwankten Mauer und Turm und drohten über ihr zusammenzubrechen.

Kurt grüßte den Major mit militärischer Meldung, drückte den Kameraden die Hand und wandte sich dann an Leontine; er rief sie beim Namen, doch sie hörte nicht. Seine Stimme ging ihr durch Mark und Bein, es war die Stimme des Gerichts.

„Ich komme im Auftrage Ihres Vaters, um Sie zurückzuholen, Leontine! Sie haben das Schloß in so stürmischer Hast verlassen, er ist in Sorge um Sie. Aber reden Sie, wie soll ich es mir erklären, Sie hier in diesem Kreise zu sehen?"

„Man wird es Ihnen schon erklären, Herr von Rohow," sagte Leontine, sich halb erhebend, mit dumpfer Stimme.

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Die Schmollenden.

Nach dem Gemälde von R. Warthmüller.

Digitized by Google

„Ich kam mit meinem Vater nach Giersdorf; ich wollte ein Versprechen einlösen.“

„O, schweigen Sie davon, schweigen Sie hier davon!“

„Hier am wenigsten,“ versetzte Kurt, „denn ich sehe in diesen Damen zwei Zeugen, die zugegen waren, als Sie mir dies Versprechen gaben, und was hätte ich vor meinen Kameraden zu verschweigen, auf deren Glückwünsche ich rechnen darf? Ja, ich erkläre es hier vor allen und ich habe ein Recht dazu — Leontine von Wallwitz ist meine Braut!“

Ringsum erstauntes, verlegenes Schweigen — was bedeutete das? Alle Blicke richteten sich auf den französischen Offizier, der zornentflammt vergeblich nach dem Degen an seiner Seite suchte.

Leontine raffte sich auf, totenbleich; ihr Auge blickte starr, und wie mit gelähmter Hand etwas Gespenstiges abwehrend, sagte sie dumpf aber fest: „Niemals!“

„Ich habe dich ritterlich erobert,“ rief Kurt, „siehst du hier die Binde um meine Stirn? Mein rechtes Auge hab' ich drangegeben — beim Kampf um die Schanzen vor Glatz. Mein Freund Friedrich von Benndorf, der Genosse jenes verhängnis- und verheißungsvollen Abends, blieb unverwundet. Und so gehört mir als Siegespreis deine Hand!“

Leontine barg ihr Gesicht in den Händen; es kam über sie ein großes Mitleid mit allem, mit der Welt, mit sich selbst — sie schluchzte. Da war's, als rührte sie eine eiskalte Hand an, sie hörte die Stimme Edmonds.

„Und was ist denn vorgefallen an jenem verhängnisvollen Abend?“

Was hatte sich der Fremde darum zu kümmern? Kurt wandte sich verächtlich von ihm ab, doch er las die gleiche Frage auf allen Gesichtern.

„Nun, Friedrich und ich, wir warben um die Hand des Fräuleins und es versprach, sie demjenigen zu geben, der zuerst verwundet aus dem Kampfe zurückkehren würde. Ist's nicht so, Leontine, ist's nicht so, meine Damen? Ihr Schweigen bestätigt mein Wort: Leontine ist meine Braut oder sie ist eine Wortbrüchige vor Erd' und Himmel!“

Was Kurt da sagte, erklang ihr wie die Stimme des Gewissens; doch sie wollte nicht darauf hören. Es vermehrte nur die entsetzliche Schwüle dieser Minuten — denn von einer anderen Seite erwartete sie den niederschmetternden Wetterschlag.

Und er fuhr hernieder, der zündende Blitz, und legte ihr Leben in Asche.

„Ist dies alles wahr, Leontine?“ rief Edmond de Granville, „ich bitte, ich beschwöre dich, strafe diesen Herrn Lügen!“

„Ich kann es nicht,“ sagte sie zögernd und flüsternd.

„Bei meiner Offiziersehre,“ versetzte jetzt Edmond, „so gehörst du ihm allein und ich sage mich für immer los von dir!“

„Edmond!“ — erklang's wie ein Schmerzensschrei von ihren Lippen.

„So hast du nicht nur mit diesem, sondern auch mit mir ein unwürdiges Spiel getrieben, mir Liebe gelogen, wie du ihm dein Wort gebrochen hast! Jetzt hab' ich nur noch einen Wunsch: eine Kugel für den ‚Spion‘ — sie soll mir willkommen sein!“

„Edmond!“ rief Leontine mit erlöschender Stimme, „o, dich hab' ich geliebt! Zu spät, zu spät! Laßt mich!“

Sie riß sich gewaltsam los.

„Kunigunde!“

Es klang wie ein Todesschrei von ihren Lippen, und fort stürzte sie durch den kleinen Zwischenhof dem Turme zu. Die Mädchen eilten nach, auch einige Freischärler, doch sie hatte die Thür hinter sich ins Schloß geworfen.

Bald stand sie droben, einer Sturmesbraut gleich, unter krächzenden Krähenschwärmen, die aus den Ritzen aufstäubten, während der erste Donnerschlag des lange schon grollenden Gewitters in allen Thälern und Schluchten ein dröhnendes Echo weckte. Sie ging den Weg, den Kunigunde gegangen, die stolz und übermütig wie sie ihrer Opfer gelacht hatte, bis der Geliebte sich verachtend von ihr wandte, und dieser Weg führte vom Rande des Turmes in die Tiefe des Höllenschlundes.

Noch in der Nacht beim Fackellicht suchte und fand man ihr zerschmettertes Gebein.

Wenige Tage nach diesen Vorgängen kam die Kunde des Tilsiter Friedens und machte dem bewaffneten Widerstande in Schlesien ein Ende.

Edmond de Granville wurde freigelassen. Zwei Jahre verbrachte er, ein düstrer Mann, in den Rebengärten der Provence; dann trat er wieder ins Heer und fiel in der Schlacht von Wagram. Kurt von Rohow lebte unvermählt auf seinen Gütern. Alle seine Lebenslust hatte ihn verlassen. Der alte Wallwitz war ein gebrochener Mann. Daß er sein einziges Kind verloren — es war ein Weh, das er zu überwinden vermochte; aber daß seine Tochter einen Landesfeind geliebt, das konnte er nicht verschmerzen, das schien ihm ein unauslöschlicher Flecken auf der Ehre seiner Familie.

So herrschte hier im Schloß eine nachtdunkle Stimmung. Desto heller war der Sonnenschein, der in das Pfarrhaus von Petersdorf fiel, wo Robert und Klärchen als ein glückliches Paar lebten. Der alte Kommandant hatte seine Zustimmung gegeben, als Robert in der Lage war, für die Verproviantierung der Burg zu sorgen mit Hilfe seiner Stolgebühren und seiner Pfarräcker. Dafür blieb sein Geheimnis gewahrt und Klärchen war für alle seine Tochter.

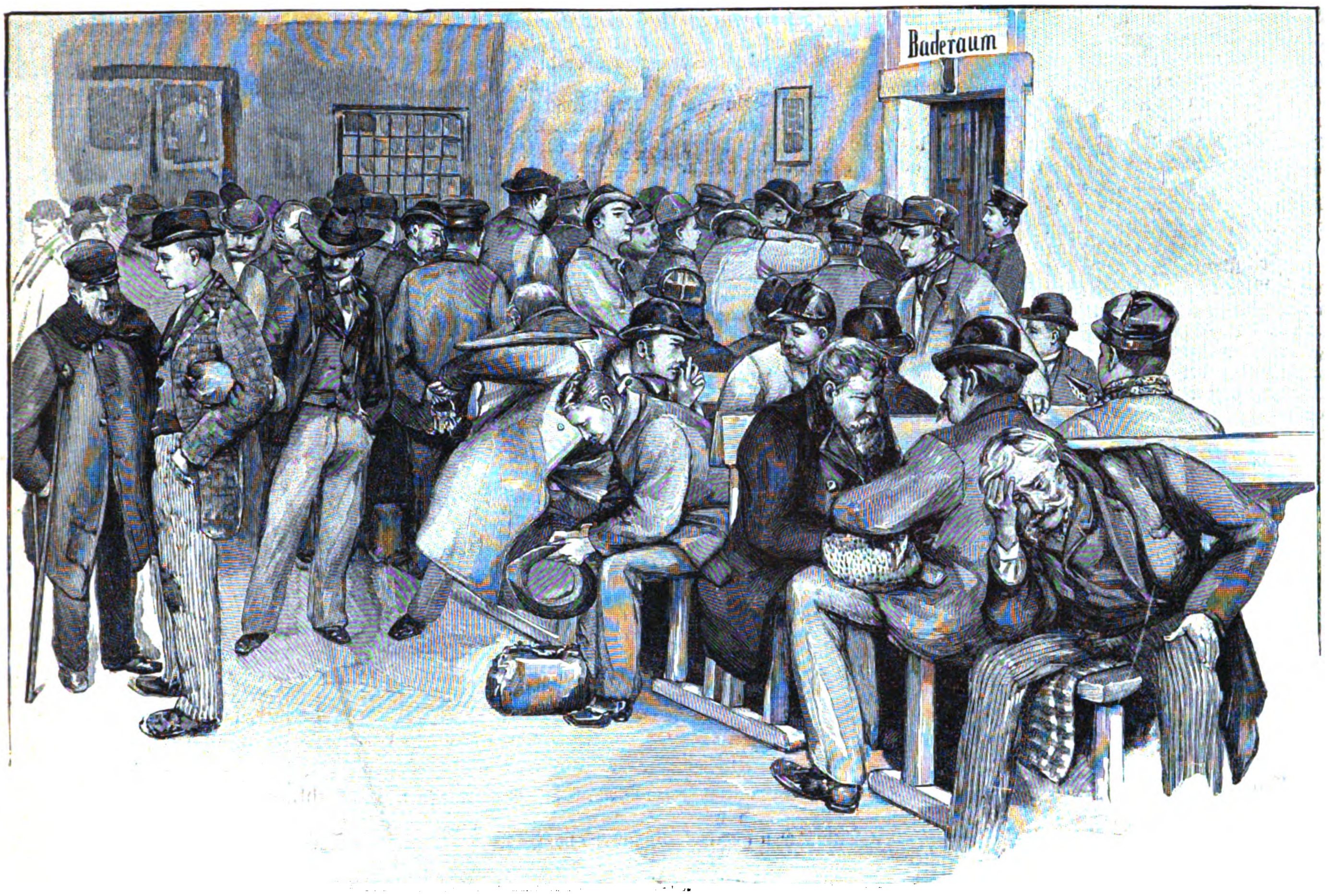
Der alte Rübezahl war jeden Winter der Mitbewohner des Pfarrhauses. Oft sprachen sie von den Schreckenstagen auf dem Kynast, und wenn Robert auf die neue herzlose Kunigunde schalt, da sagte Klärchen, sich zärtlich an ihn schmiegend: „O, sie war so schön und sie hat heiß geliebt. Um ihrer Liebe willen dürfen wir ihr vieles verzeihen! Nur, daß sie unser liebes, deutsches Vaterland verleugnete — das möge Gott ihr vergeben!“

Blätter und Blüten.

Gesellschaft der Waisenfreunde. Aus früheren Berichten der „Gartenlaube“ ist es wohl den meisten unserer Leser bekannt, daß die „Gesellschaft der Waisenfreunde“, deren Sitz Leipzig ist, sich die Aufgabe gestellt hat, verwaiste und verlassene arme Kinder bei kinderlosen Ehepaaren unterzubringen, falls letztere sich verpflichten, die Kleinen wie eigene Kinder zu erziehen. Die Gesellschaft hat soeben ihren Bericht für das verflossene Jahr 1897 veröffentlicht. Ihr unermüdlicher und opferwilliger Geschäftsführer, Schuldirektor a. D. Karl Otto Mehner in Hartenstein-Stein in Sachsen, kann in demselben zu seiner Freude mitteilen, daß es ihm in dem genannten Jahre gelungen ist, wieder vier Kinder zweckentsprechend zu versorgen, so daß nun innerhalb der 20 Jahre seiner Thätigkeit 86 Kinder durch ihn versorgt worden sind. Der Geschäftsführer hat auch in diesem Jahre verschiedene Reisen unternommen, um sich von dem Wohlergehen der versorgten Kinder zu überzeugen, und konnte durch das Ergebnis seiner Beobachtungen nur erfreut sein. Mögen die Bestrebungen der Gesellschaft auch fernerhin von Erfolg begleitet werden, möge es ihr weiter gelingen, „viele Kinder aus ihrer Armut emporzuheben und liebenden Eltern ans Herz zu legen, den Kindern zum Heile, den Eltern zur Freude“!

Das neue Männerasyl für Obdachlose in Berlin. (Zu dem Bilde S. 227.) Vor fünfundzwanzig Jahren begann der „Berliner Asylverein für Obdachlose“ seine segensreiche Thätigkeit in dem Hause Büschingstraße 4. Im Laufe dieser Jahre wurde dort etwa drei Millionen Menschen Obdach gewährt, aber bei dem steten Wachstum der Großstadt erwies sich dieses Werk der Nächstenliebe unzureichend. Man mußte neue Zufluchtstätten für die Armen und Elenden schaffen. Die Stadt Berlin erbaute darum ein Asyl für obdachlose Familien, während der Berliner Asylverein außer einem Asyl für obdachlose Frauen noch ein neues Asyl für Männer in der Wiesenstraße 55/57 errichtete. — Die Einrichtung des neuen Hauses, das 700 Personen Obdach gewähren kann, muß als mustergültig bezeichnet werden. Der Eintretende findet in der großen, in unserem Bilde wiedergegebenen Sammelhalle, die 400 Sitzplätze enthält, Aufnahme. Von hier gelangen die Aufgenommenen in den Wasch- oder Baderaum. Der letztere enthält 20 Badewannen, 56 Brausebäder und Fußspülapparate; auch ist dafür Vorsorge getroffen, daß die Kleidungsstücke der Badenden während der Badezeit desinfiziert werden. Hierauf sammeln sich die Aufgenommenen in der Speisehalle, woselbst jede Person abends einen Napf Suppe mit einem großen Stück Schwarzbrot erhält. In 14 Schlafsälen mit je 50 Betten ist für die Nachtruhe gesorgt, die um 10 Uhr eintritt. Des Morgens vor der Entlassung werden die Obdachlosen noch mit Milchkaffee und einer Schrippe (Weißbrot) bewirtet. Im Sommer ist der Aufenthalt von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens, im Winter von 5 Uhr abends bis 7 Uhr morgens gestattet. Um aber Mißbrauch zu verhüten und

Digitized by Google



In der Sammelhalle des neuen Männerasyls für Obdachlose in Berlin.

Nach dem Leben gezeichnet von A. Kiekebusch.

die Wohlthat möglichst vielen Bedürftigen zugänglich zu machen, darf jeder einzelne nur viermal in einem Monat das Gastrecht in Anspruch nehmen. — Möge die Privatwohlthätigkeit, die diese Anstalt geschaffen hat, nimmer erlahmen, und möge es dem Berliner Asylverein für Obdachlose vergönnt sein, seine menschenfreundlichen Bestrebungen immer weiter auszudehnen! F. L.

Ein merkwürdiges Summen in der Luft. Wenn man zur Sommerszeit, besonders an sehr warmen, heiteren und windstillen Tagen, sich fern von dem Geräusch menschlicher Wohnorte in der freien Natur befindet und ringsum völlige Stille herrscht, so vernimmt man sehr häufig ein leises Summen in der Luft, ähnlich demjenigen, welches durch summende Insekten hervorgerufen wird. Es dürfte wohl wenige geben, die unter solchen Umständen dieses Summen nicht schon gehört hätten, und sicherlich hat sich jeder auch dabei beruhigt, daß es wirklich von schwirrenden Insekten, ja von Mückenschwärmen hervorgebracht werde. Aber nicht nur auf freiem Felde, besonders über Wiesen, sondern auch im Walde kann man dieses sommerliche Summen vernehmen, zumal an Stellen, wo der Wald nicht allzu dicht ist. Niemals vernimmt man diese Töne dagegen an Flußufern oder gar auf dem Wasser, ebensowenig auf steinigen oder sandigen Flächen. Wenn man dieses summende Geräusch, wie gewöhnlich, Insektenschwärmen zuschreibt, so entsteht die Frage, wo sich dieselben befinden. Direkt wahrgenommen hat solche noch niemand, stets scheint das Summen aus einer gewissen Entfernung zu kommen, aber es ist ganz unmöglich, den Ort anzugeben, wo es entsteht. Die Insekten, welche es verursachen, müßten in ziemlicher Höhe über dem Boden schweben und ungeheuer zahlreich sein, wenn sie wirklich diese Töne verursachten. Wenn in der That ein summendes Insekt, eine Biene oder Fliege, sich dem Beobachter nähert, so erkennt er augenblicklich den gewaltigen Unterschied, der zwischen jenem leisen Summen in der Luft und dem Summen dieser Tiere besteht. Dazu kommt, daß viele Beobachter, darunter namhafte Naturforscher, sich große Mühe gegeben haben, die in der Luft schwebenden Insektenschwärme, welche das Summen verursachen sollen, aufzufinden, aber ohne jeden Erfolg. Wir müssen daher schließen, daß die wirkliche Ursache jenes seltsamen Geräusches eine ganz andere und uns noch völlig rätselhafte ist. — Vielleicht geben uns einige Erscheinungen, welche man nicht selten auf hohen Bergen beobachtet hat, Fingerzeige zur Erklärung. So bemerkten englische Touristen, die am 10. Juni 1863 die „Jungfrau" bestiegen, daß in einer gewissen Höhe ihre Stöcke plötzlich lebhaft summten, ungefähr wie kochendes Wasser. Das Gleiche hatte schon früher der berühmte Naturforscher Saussure bei einer Bergbesteigung in Graubünden beobachtet. Er war damals von einem Hagelwetter überrascht worden und hatte Schutz unter einer Felspyramide gesucht. Nachdem der Stock angefangen hatte zu summen, bemerkte Saussure, daß sich auch seine Haare emporrichteten, und das Gleiche war bei seinem Begleiter der Fall. Die Luft war um diese Zeit gewitterhaft und ein ferner Donnerschlag mahnte die Bergbesteiger zum Aufbruch. Die Erscheinungen verloren sich, als die Reisenden in tiefere Regionen herabkamen. In diesem Falle handelt es sich entschieden um eine elektrische Erscheinung, um ein Ausströmen der Elektricität. Sollte ähnliches nicht auch bei dem sommerlichen Summen der Luft auf unsern Wiesen und in unsern Wäldern der Fall sein? Das Ausströmen von Elektricität aus einem Hälmchen ist freilich unhörbar, allein wenn solches Ausströmen aus Hunderttausenden von Spitzen geschieht, so kann dadurch gar wohl ein leises summendes Geräusch entstehen, dessen Ursprungsort eben deshalb nicht anzugeben ist. K.

Ständchen aus luftiger Höhe. (Zu dem Bilde S. 221.) Seit acht Tagen liegt die „Anne Marie" fest vertaut in dem Hamburger Segelschiffhafen. Die Ladung, Felle und Hörner, die sie vom La Plata geholt hat, ist gelöscht und friedliche Ruhe herrscht auf dem Schiffe. Heute aber feiert die Besatzung einen besondern Festtag. Von Rendsburg ist die Frau des Kapitäns herübergekommen und wohnt, so gut oder so schlecht es eben in den engen Kajütenräumen geht, mit ihrem Mann an Bord. Außer dem wieder vereinten Paar giebt es aber auf dem Schiffe noch einen überglücklichen Menschen. Das ist Fritz, der Decksjunge. Er hat seine erste Reise hinter sich, und daß er seine Lehrzeit zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten abgedient hat, ist ihm soeben klar geworden. Hat ihm doch der Kapitän heute versprochen, daß er ihn mit doppelter Gage als Leichtmatrosen wieder mitnehmen will. In dem Freudentaumel, der ihn erfaßt hat, will der Junge sich dankbar erweisen. Nach der Arbeitszeit klettert er flink in den Großtop, seine Ziehharmonika in der Hand, und bringt aus luftiger Höhe der Frau Kapitän ein Ständchen. So sitzt er und musiziert dort oben, ein echtes Bild froher Matrosenlust, bis die Stunde eintritt, von welcher an auf Grund der Hafenordnung „keine ruhestörende Musik" ausgeübt werden darf.

Photographische Nachtbilder. (Zu dem Bilde S. 228.) Wie wunderbar, geradezu märchenhaft schön erscheinen uns oft Landschaften in der Nacht, namentlich wenn der Mond zwischen den Wolken hervorbricht und seine silbernen Strahlen auf Mauern und Felsen erglänzen läßt oder sie in Wasserflächen spiegelt. Die Maler waren wohl imstande, diese berückenden Stimmungsbilder auf der Leinwand festzubannen, die Photographen konnten die Aufnahmen von Nachtlandschaften erst in der Neuzeit versuchen, nachdem man gelernt hatte, lichtstarke Objektive und hochempfindliche Platten herzustellen. Aber trotz aller Fortschritte der Technik sind solche Aufnahmen mit vielen Mühen verbunden; ist doch das Mondlicht 300 000mal schwächer als das Sonnenlicht. So brauchte man auch anfangs 7 bis 9 Stunden zur Aufnahme einer Mondlandschaft, bis bei der Wahl besserer Platten und Objektive die Expositionszeit auf 2 Stunden und weniger verkürzt wurde. Das war ein unbequemes Arbeiten und die Photographen griffen darum zu einem

Digitized by Google

Hilfsmittel, um in ihre Landschaftsbilder Mondscheineffekte hineinzuzaubern. Sie photographierten die Landschaft mit sehr kurzer Expositionszeit bei Sonnenlicht frühmorgens oder am Abend und stellten ihre Apparate gegen die Sonne auf, gerade wenn diese von einer Wolke verhüllt werden sollte. Wurde eine so aufgenommene Platte nach bestimmten Regeln entwickelt, so zeigte sie in der That alle Effekte des Mondscheins. Die meisten photographischen Mondscheinlandschaften, die im Handel zu haben sind und unsere Bewunderung erregen, sind auf diese Weise entstanden.

Die Photographie wird indessen immermehr vervollkommnet, und in den letzten Jahren haben ihre Jünger mit Erfolg versucht, wirkliche Nachtbilder in verhältnismäßig kurzer Zeit auf ihren Platten festzuhalten. So ist es W. A. Fraser in New York gelungen, wirkliche Mondscheinlandschaften bei einer Expositionszeit von nur 10 Minuten aufzunehmen. Neuerdings hat Alfred Stieglitz, Mitglied des Cameraklubs in New York, treffliche Aufnahmen von Straßenbildern bei Nacht veranstaltet. Dank einer sorgfältigen Auswahl von Platten und Objektiven erhielt er wirkungsvolle Ansichten bei einer Expositionszeit, die kürzer als eine Minute war. Er photographierte vor allem einige Straßen New Yorks in der künstlichen Abendbeleuchtung. Der Schein der elektrischen Lampen und Gaslaternen erzeugt wunderbare Reflexe, die höchst originell wirken, wenn nach einem Regen das Pflaster feucht ist und merkwürdige Lichtspiegelungen entstehen läßt. Neuerdings hat die Zeitschrift „Scribners Magazine“ eine Reihe von Aufnahmen aus der 5. Avenue in New York gebracht. Das obenstehende Bild mag als Probe der gelungenen nächtlichen Landschaftsphotographie gelten. Es wurde von Alfred Stieglitz an einem Januartage vorigen Jahres um 9 Uhr 30 Minuten abends bei einer Expositionsdauer von nur 55 Sekunden aufgenommen.

Copyright 1897 by Alfred Stieglitz, New York.

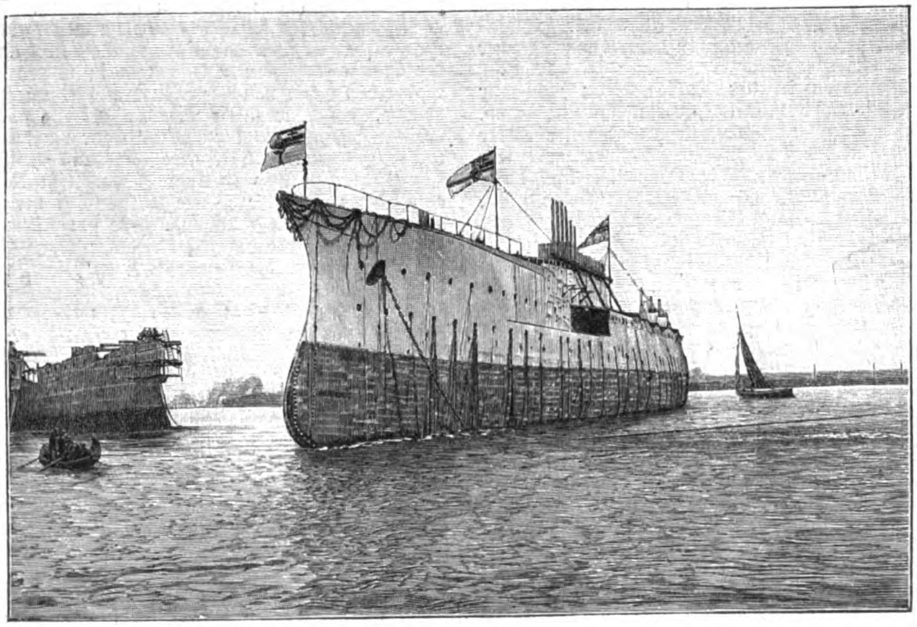
Nächtliches Straßenbild.

Nach einer photographischen Aufnahme von Alfred Stieglitz in New York.

*

Der Panzerkreuzer „Hansa“. (Mit Abbildung.) Am 12. März lief auf der Werft des „Vulkan“ in Stettin der deutsche Kreuzer „N“ vom Stapel. Auf Anordnung des Kaisers vollzog der zweite Bürgermeister von Hamburg, Dr. Mönckeberg, den Taufakt und das Schiff erhielt den Namen „Hansa“. Der neue Kreuzer ist ein Schwesterschiff des im vorigen Jahre auf der kaiserlichen Werft zu Danzig vollendeten Kreuzers „Vineta“.

Die „Hansa“ ist aus Stahl gebaut, ihre Länge beträgt 105,35 m und ihre Breite 17,63 m. Sie erhält drei Maschinen mit 10 000 Pferdekräften und drei Schrauben, die ihr eine Geschwindigkeit von 19,20 Seemeilen in der Stunde verleihen sollen. Das Schiff wird mit 20 Schnellfeuerkanonen verschiedenen Kalibers, mit 10 Maschinenkanonen, 30 Maschinengewehren und 45 cm-Torpedos armiert. Sein Besatzungsetat ist auf 447 Mann bemessen. Der Bau hat etwa 2 Jahre gedauert und seine Gesamtkosten betragen 7 500 000 Mark.



Der Kreuzer „Hansa“ nach dem Stapellauf.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Walserthalerinnen. (Zu dem Bilde S. 197.) Die bunte Mannigfaltigkeit der Trachten, welche im deutschen Alpengebiet den malerischen Sinn erfreut, ist ein Spiegelbild der allmählichen, durch sehr verschiedene Völkerstämme erfolgten Besiedelung der einzelnen Hochalpenthäler. Höchst charakteristisch für diesen Zusammenhang ist die originelle Tracht der Bewohner des Großen und Kleinen Walserthals in Vorarlberg, welche inmitten einer allemannischen Bevölkerung ein eigenartiges Sonderleben führen, das auf ihre Einwanderung aus dem schweizerischen Kanton Wallis zurückweist. Das Große Walserthal erstreckt sich vom Illthal über die Ortschaften Thüringen, Blons, Garsella, Sonntag, Buchboden in das Grenzgebirge hinauf, in welchem der Bregenzer Wald seine höchsten Erhebungen hat und der Genschelpaß den Verkehr mit dem bayrischen Allgäu vermittelt. Unterhalb dieses Passes zieht sich zur deutschen Reichsgrenze das Kleine Walserthal hin, dessen Bewohner eine einzige große Gemeinde, Mittelberg, bilden, aber über das ganze Thal verstreut wohnen. Von Mittelberg führt eine Poststraße nach Oberstdorf im Allgäu, von wo aus der Besuch des Kleinen Walserthals zumeist bewerkstelligt wird, während der Eingang zum „Großen“ unweit von Bludenz an der Arlbergbahn liegt. Beide Thäler sind von hoher landschaftlicher Schönheit, welche im „Großen“ durch das enge Geklüft, das der Lutzbach durchrauscht, im „Kleinen“ durch den düsteren Hintergrund hoher Gebirgsmassen ihren Charakter erhält. Die Häusergruppen breiten sich malerisch über die Seitenhänge der Thäler aus, oft grüßen sie von hohen Felsterrassen hernieder. Die Walser sind ein arbeitsames, genügsames Völklein, das nach der Väter Weise nur Viehzucht und Alpenwirtschaft betreibt, dabei einen stark entwickelten Sinn für die Häuslichkeit hat, der sich auch im Ausschmuck der sauber gehaltenen Häuser ausprägt. Ueber ihre Herkunft aus dem Oberwallis geben Urkunden aus dem 14. Jahrhundert Bescheid. Sie wurden vom Grafen Montfort-Werdenberg als Kolonisten in diese Thäler gerufen. Ihre schweizer-deutsche (burgundische) Abstammung läßt sich auch an ihrer Mundart erkennen. Unser Bild stellt Frauen und Mädchen von Mittelberg dar. Die Tracht derselben macht eher einen ernsten als heiteren Eindruck. Der weitgefältelte dunkle Rock, der gleich dem Mieder keine Taille hat, wird dicht unter den Armen zusammengehalten. Doch ist der Brustfleck reich und geschmackvoll gestickt und die langen breiten Schürzen, die turbanartigen Pelzkappen der Frauen wie die goldenen Spangenkronen der Mädchen geben dem Sonntagsstaat der Walserinnen einen Charakter, der in ansprechender Harmonie mit ihrem eigenen Wesen steht.

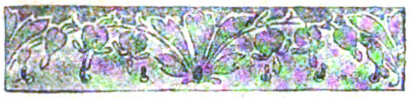
Die Schmollenden. (Zu dem Bilde S. 225.) Um den Sonntagstanz ist der Verdruß angegangen: Sie möchte hin, Er aber nicht. Sie hat ihm darauf gedroht, sie ginge mit einem andern, und Er, so schwer es ihm fiel, hat sich zusammengerafft, ihr zu erklären, dann sei es überhaupt aus zwischen ihnen beiden. Hierauf eine große Stille. — Ueberlegend stehen die Kriegführenden voneinander abgewendet da, achtlos gegen das heimliche Flüstern der grünen Waldeinsamkeit ringsum, in deren Schatten sie so oft schon glücklich beisammensaßen, wenn es drüben in der Schenke fiedelte und stampfte. Wer wohl schließlich nachgeben wird? .. Die Entscheidung auf diese Frage wird wohl niemand schwer fallen. Ein Blick in die beiden Gesichter dürfte dem Seelenkundigen genügen: dort hinten ehrlicher Kummer und Angst der Erwartung, ob sie denn wirklich so sein kann, aber kein Schwanken im Entschluß . . . Hier bei allem Leidwesen ein Zug verbissenen Trotzes, aber zugleich so viel gesunder Verstand und Gutmütigkeit in dem frischen Gesichte, daß man um den endlichen Ausgang der Sache doch nicht besorgt zu sein braucht! Br.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

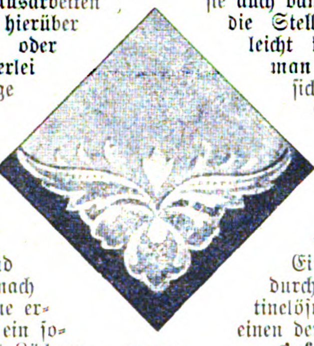
Allerlei Winke für jung und alt.

Schlüsselbrettchen aus Ahornholz, etwa 30 cm lang und 6 cm hoch geschnitten, mit kleinen eingedrehten Messinghaken und Ringen zum Aufhängen versehen und mit Brandmalerei oder Lederarbeit verziert. Der dunkle Grund vom oberen Rand aus dunkel gebrannt, gebeizt oder — auf Leder — fein gepunzt. Gute Zeichnung, womöglich auf Grund von Naturstudien, ist dringend zu empfehlen. J.



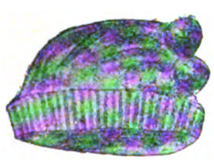
Schlüsselbrettchen.

Farbige venetianische Stickerei. Die schöne alte Technik läßt sich durch Auflegen von farbigem Stoff noch an Wirkung erhöhen. Man reiht ein Viereck von farbigem Batist auf ein ebenso großes von feinster Leinwand; auf ersterem ist das Muster vorgezeichnet. Nun näht man die Konturen desselben ganz fein durch beide Stoffe nach, damit sich beim Ausarbeiten nichts verschiebt, und festonniert hierüber die Formen mit Leinenfaden oder weißer Waschseide, kann auch allerlei Zierstiche anbringen; der übrige farbige Stoff wird sodann nach innen sorgfältig weggeschnitten, so daß die Ornamente farbig mit weißen Rändern auf der Leinwand stehen.



Farbige venetianische Stickerei.

Spitzenwäsche. Die moderne vielfache Verwendung der Spitzen zu Jabots, Krausen und Besätzen läßt auch die Frage nach der besten Waschmanier aufs neue erstehen. Am einfachsten dafür ist ein sogenannter Spitzenwäscher (ein mit Löchern versehener Porzellancylinder), in seiner Ermangelung kann man aber ganz gut eine Mineralwasserflasche nehmen, auf deren Cylinder man ein Stück Mull durch Zusammenziehen an Boden und Hals befestigt. Dies bleibt ein für allemal daran. Auf den Ueberzug windet man nun die schmutzigen Spitzen, eine über die andere, glatt auf, befestigt sie hier und da mit langen Stichen und bedeckt das Ganze mit einem Stück Gaze, das gleichfalls festgeheftet wird. Hierauf seift man die benetzte Flasche tüchtig ein, läßt sie ein paar Stunden ruhen, taucht sie dann in lauwarmes Wasser und rollt sie mehrere Minuten auf dem Tisch hin und her, wobei der Hauptschmutz bereits herausfließt. Dann legt man sie zugekorkt in eine im großen Waschtopf vorher bereitete Seifen- und Sodabrühe, läßt sie zum Kochen kommen und 10 Minuten in der wallenden Brühe herumtanzen. Dann spült man erst im heißen, hierauf im kalten Wasser rein und löst endlich die Spitzen, die nun blendend weiß sind, vorsichtig von der Flasche los.



Gehäkeltes Kindermützchen.

Selbst die geringwertigsten Gewebe bleiben bei diesem Verfahren unverändert. Wenn man sie vor dem Einschlagen zum Bügeln durch ein ganz leichtes Gelatinewasser zieht (1 Tafel Gelatine auf $1^1/_2$ Liter Wasser), so erhalten sie eine leichte Appretur ohne Seife.

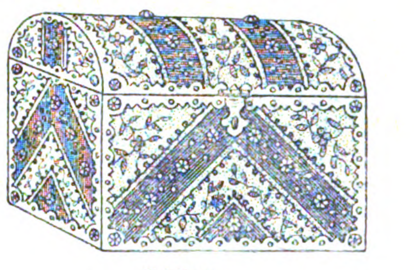
Schwarze Spitzen reinigt man sehr gut in $^1/_3$ Salmiakspiritus auf $^2/_3$ Wasser, indem man sie darin nur drückt, nicht reibt, oder sie auch damit nur auf einem Tuch, öfters die Stelle wechselnd, mit der Bürste leicht klopft. Schmelzspitzen schwenkt man in der Salmiaklösung vorsichtig hin und her, bis aller Staub heraus ist, dann werden sie auf ein Bügelbrett genadelt und rasch im Warmen getrocknet. Die anderen schwarzen Spitzen werden in ein Tuch eingeschlagen und bald mit nicht zu heißem Eisen gebügelt; man kann auch sie durch oben beschriebene leichte Gelatinelösung stärken, sie erhalten dadurch einen der Neuheit ähnlichen Fall.

Gehäkeltes Kindermützchen. Von weißer, recht weicher Zephirwolle schlägt man 90 bis 95 Maschen an und häkelt in tunesischem Häkelstich etwa 50 bis 60 Touren hoch. Die beiden Schmalseiten werden sodann zusammengenäht und der eine Rand 6 bis 8 cm hoch nach außen umgestülpt, der andere Rand hingegen fest eingereiht und das Mützchen an der Naht in schöne Falten geordnet und noch durch einige Pompons oder eine Schleife verziert.

Zündholzbehälter. Aus dunklem Cigarrenkisten- oder hellem Ahornholz schneidet man mit der Laubsäge eine entsprechend große Blattform zu, desgleichen die Teile zu dem Zündholzkästchen, welch letzteres in der Mitte des Blattes mit kleinen Stiften von der Rückwand aus befestigt wird. Die Verschönerung geschieht durch Schnitzerei, Malerei oder Brandarbeit. Der niedliche Behälter wird an einer dicken Schnur aufgehangen. Man könnte die Blattform auch mit Sammet überziehen, auf welchen zuvor ein Muster aufgestickt oder mit Bronzefarben aufgemalt ist.

Zündholzbehälter.

Briefstruhe. Für eine „schreibfaule" Freundin dürfte eine außen reizvoll aussehende, innen reich gefüllte Briefstruhe ein guter Ansporn zum Schreiben sein. Man erhält sehr hübsch gefüllte, truhenförmige Kasten in den Papiergeschäften, die man durch einen schmückenden Ueberzug zu einer Briefstruhe von bleibendem Wert gestalten kann. Alte schöne Stoffreste, die man, wenn sie einfarbig sind, mit gestickten Seidenborten verziert oder, wenn sie ein hübsches Muster zeigen, buntfarbig ausnäht, geben einen trefflichen Ueberzug. Hat man solche Reste nicht, kann man die hübschen Liberty-Seiden zum Ueberziehen wählen oder auch ein Stück Ledertapete, die man farbig ausmalt. Was man auch nimmt, immer dürfte die Truhe hübsch ausfallen. Die Umrandung geschieht je nach der Art des Ueberzugs mit Goldbörtchen oder Lederstreifen mit Ziernägeln, und kleine Kugelfüßchen werden zuletzt unter der Truhe befestigt.



Briefstruhe.

Hauswirtschaftliches.

„Perfekt", eine neue Butterdose, luftdicht verschließbar, nett und höchst praktisch. Die Dose ist aus Porzellan, der Deckel Glas, zwischen beiden liegt ein Kautschukring. Ein dicker Draht umfaßt das Porzellan unterhalb des Deckels und preßt vermittelst einer sehr einfachen Mechanik den Deckel fest auf den Kautschuk. Selbst im Hochsommer hält sich die Butter vorzüglich darin, wenn man die Dose mit kaltem Wasser auffüllt.

Frischen Speck zum Spicken vorzubereiten. Die Beschaffenheit des Spickspeckes ist für die feineren Braten, speziell für Wild und Geflügel von Wichtigkeit, da von ihm der mehr oder minder feine Geschmack abhängt. Die meisten Hausfrauen nehmen zum Spicken geräucherten Speck, den sie in kleinem Quantum kaufen. Weit vorzuziehen ist diesem geräucherten Speck der „Luftspeck", den man sich selbst trefflich zubereiten kann, nur muß man dazu eine größere Menge, mindestens eine halbe Speckseite kaufen. Jegliches Fleisch muß sorgfältig vom Speck entfernt sein, dann reibt man ihn mit ganz fein pulverisiertem Salz stark und gleichmäßig ein, schlägt ihn in ein großes leinenes Tuch ein und legt ihn zwischen zwei Brettern drei bis vier Wochen in einen kühlen, völlig trockenen Keller. Dann hängt man den Speck so lange an einen luftigen, trockenen Ort, bis er ganz fest und trocken ist. Er hält sich dann gut und ist zum Spicken unübertrefflich. He.

Eigelb erstarren zu lassen. Zu manchen Speisen, zu denen hartes Eigelb gebraucht wird, wie dies bei allerlei kalten Saucen, manchem Backwerk und mancher süßen Speise der Fall ist, ist das Eiweiß völlig überflüssig und oft sogar wertlos. In solchen Fällen thut man gut, das Eigelb für sich erstarren zu lassen und das rohe Eiweiß, das ja vielfältig in der Küche noch Verwendung finden kann, dann für sich zu benutzen. Man trennt behutsam Eigelb und Eiweiß, thut ersteres in ein kleines Porzellangefäß und stellt es darin so lange in kochend heißes Wasser, bis es erstarrt und genügend fest geworden ist. Man läßt das Eigelb darauf wie gewöhnlich erst abkühlen, bevor man es verrührt. — Bei Speisen, zu denen man nur rohes Eigelb, kein Eiweiß braucht, ist im Winter die Verwendung des konservierten Speiseeigelbs in Flaschen ungemein praktisch und empfehlenswert. Dies Speiseeigelb hält sich auch angebrochen lange Zeit unverändert frisch und bedeutet bei den teuren Eierpreisen im Winter für die Hausfrau eine merkbare Ersparnis. Käuflich ist das Speiseeigelb in allen größeren Kolonialwaren- und Droguengeschäften. H.

Eine neue Butterdose.

Kraftgelee nach Geheimrat Dr. Kußmaul. Ein halbes Suppenhuhn, 2 Kalbsfüße, 1 Pfund Ochsenfleisch, die Hälfte eines kleinen Hechtes (das Stück mit dem Kopf ist besonders wertvoll) werden zu ganz kleinen Stückchen zerhackt, in $1^1/_2$ l Wasser mit einer Handvoll Salz kalt beigesetzt und fest zugedeckt 4 Stunden langsam gekocht. Das ganz zerkochte Fleisch gießt man mit der Brühe auf ein Passiertuch, läßt diese erkalten, wärmt sie nochmals und klärt mit einem Eiweiß. — Mit diesem Kraftgelee kann man Kranke tagelang ausschließlich ernähren; er wird von den meisten Patienten gern genommen, da ein großer Eßlöffel voll für eine Gabe genügt.

Praktisches Aufbewahren von Pelzsachen. Man hat die Pelzsachen in diesem verhältnismäßig sehr linden Winter nur kurze Zeit gebraucht, und frühzeitig wird man sie wieder fortpacken können. Das Verwahren der Pelzsachen und der Schutz gegen Motten und Schaben ist für jede Hausfrau von Wichtigkeit, und viele Mittel zum Abwehren der kleinen Feinde des Pelzwerks werden in einschlägigen Zeitschriften angegeben. Einige von ihnen mögen gut sein, manche aber sind recht umständlich und erfordern alle möglichen Vorrichtungen. Solange ich denken kann, haben wir unsere Pelzsachen stets auf folgende Weise aufbewahrt, die einfach ist und sich stets als praktisch erwiesen hat: Vor dem Fortpacken klopft man alle Pelzsachen tüchtig, bestreut sie mit gröblich gestoßenem Pfeffer und hüllt sie dann ganz dicht in alte Leinwand. Man legt in die Mitte des zur Aufnahme des Pelzwerks dienenden Kastens ein mit Terpentinspiritus getränktes Tuch, das man sorglich einhüllt, damit es keine Flecken verursachen kann, und packt die Pelzsachen hinein. Der Kasten wird fest geschlossen und der Rand des Deckels mit einem mit heißem Tischlerleim bestrichenen Papierstreifen luftdicht versichert. Man kann diese Kisten oder Kasten unbesorgt überall hinstellen. Vor dem Gebrauch der Pelzsachen, zu Beginn des Winters, hängt man diese einige Stunden zum Lüften ins Freie und klopft sie dann. He.

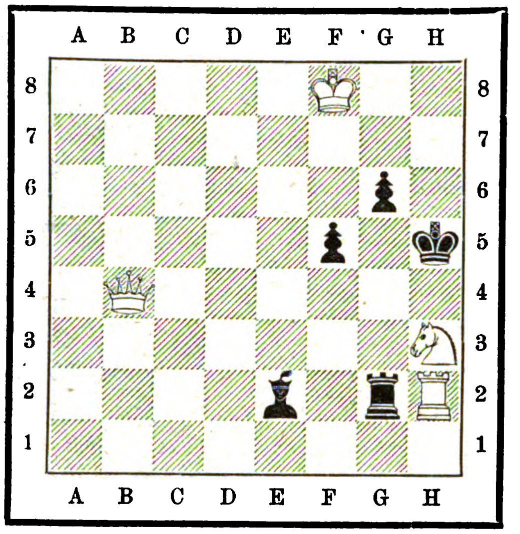
Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe.

Von F. Möller in Ahlten.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Königszug. Von Oscar Leede.

			s	t			
		l	r	w	z		
	w	o	a	u	a	h	
m	e	n	s	u	w	a	r
e	d	g	a	d	s	r	e
l	i	n	r	u	r	a	k
m	i	e	n	t	a	t	n
t	s	m	g	c	v	e	n
s	t	t	a	h	r	d'	n
i	t	e	t	z	k	ü	e
e	r	w	e	r	e	o	s
	h	h	a	d	n	s	

Worträtsel.

Was viele schöne Frauen
Aus Gold ganz heimlich tragen —
Am schweren Güterwagen
Kann man's aus Blei oft schauen.

Rätsel.

In alten Zeiten war in Griechenland
Als Sänger A —, als Jäger O — bekannt.

Scherzrätsel.

Mein Wort nennt einen Mannesnamen,
Wenn ihr voran mich stellt;
Stellt einer sich voran, so dient's
Zum Schneiden auf dem Feld.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint auf dem Umschlag des nächsten Halbhefts.

Wechselrätsel.

Mit c am Ende winkt es hold,
Mit m liebt's mancher mehr als Gold,
Mit r als Fluß im deutschen Land
Und auch als Krankheit ist's bekannt.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Zauberquadrats zur Jahreszahl 1898 auf dem Umschlag von Halbheft 6.

													1898
62	206	181	156	131	106	81	225	200	175	150	125	100	1898
103	78	222	197	172	147	122	97	72	216	191	153	128	1898
144	119	94	69	213	188	163	138	113	75	219	194	169	1898
185	160	135	110	85	229	204	166	141	116	91	66	210	1898
226	201	176	151	126	88	63	207	182	157	132	107	82	1898
98	73	217	179	154	129	104	79	223	198	173	148	123	1898
139	101	76	220	195	170	145	120	95	70	214	189	164	1898
167	142	117	92	67	211	186	161	136	111	86	230	192	1898
208	183	158	133	108	83	227	202	177	152	114	89	64	1898
80	224	199	174	149	124	99	74	205	180	155	130	105	1898
121	96	71	215	190	165	127	102	77	221	196	171	146	1898
162	137	112	87	218	193	168	143	118	93	68	212	187	1898
203	178	140	115	90	65	209	184	159	134	109	84	228	1898
1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898	1898

Auch je zwei schräge Reihen, die zusammen 13 Felder haben und auf verschiedenen Seiten einer Eckenlinie liegen (z. B. 185 bis 156 mit 90 bis 82), ergeben als Summe **1898**.

Auflösung des Homonyms auf dem Umschlag von Halbheft 6. Wage.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 6.
Einf—ich—t.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 6. Gramm, Gram.

Auflösung des Kaleidoskops auf dem Umschlag von Halbheft 6.

Recht zu trinken ist auch eine Kunst,
Die nicht jeglicher weiß zu fassen;
Du sollst den Wein in dir walten lassen,
Aber als Feuer, nicht als Dunst.

Em. Geibel.

Steckbrief.

Gegen den unten beschriebenen Jngenieur **Eduard Stempel**, geboren am 6. Mai 1859 zu Rock de land (oder Put Elenen), Verein. Staaten, zuletzt wohnhaft gewesen in Südende, Kreis Teltow, welcher flüchtig ist, ist die Untersuchungshaft wegen gefährlicher Körperverletzung, in den Akten III. o. J. 56/98, verhängt.

Es wird ersucht, denselben zu verhaften und in das Untersuchungs-Gefängniß zu Berlin, Alt-Moabit 12a abzuliefern.

Beschreibung. Alter: 38 Jahre; Statur: kräftig; Augen: braun; Gesichtsfarbe: frisch; Größe: 1,80 m; Haare: schwarz; Bart: Schnurrbart.

Berlin, den 15. März 1898.

Königliche Staatsanwaltschaft II.

Verlag von Ernst Keil's Nachf. in Leipzig.

Trotzige Herzen.

Roman von

W. Heimburg.

Preis geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Zu bez. durch d. meist. Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Die Geschwister.

Roman von

Philipp Wengerhoff.

Preis elegant geh. 3 Mark. Elegant geb. 4 Mark.

In packender, lebenswahrer Darstellung entwirft der Autor ein modernes großstädtisches Gesellschaftsbild, dessen interessante Figuren wie unmittelbar nach dem Leben gezeichnet wirken. Durch die fesselnde Verwickelung und scharfe Charakteristik wird der Leser bis zuletzt in lebhaftester Spannung gehalten.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

8. Heft. Preis 10 cents. 21. April 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Well & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio. Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (1. Fortsetzung) 230
Des Sachsenkönigs Jubelfest. Mit Abbildungen . . . 234
Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Lebende Statuen und künstliche Menschen im Volksglauben und auf der Bühne. Von Felix Vogt 236
Das alte Serail in Konstantinopel. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen 242
Die Herstellung der Briefmarke 247
Antons Erben. Roman von W. Heimburg (7. Fortsetzung) 248
Wie das erste Deutsche Parlament entstand. Ein Rückblick von Johannes Proelß. Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten. IV. Das Vorparlament (Schluß) 254
Blätter und Blüten: Das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Metz. (Mit Abbildung.) S. 259. — Was alles auf einen Quadratzoll geht. S. 259. — Mutterliebe. (Zu dem Bilde S. 237.) S. 259. — Eine Verhaftung. (Zu dem Bilde S. 240 und 241). S. 260. — Nachbarschafts- und Versöhnungsfeste. S. 260. — Kipfenberg. (Zu dem Bilde S. 253.) S. 260. — Erste große Wäsche. (Zu dem Bilde S. 249.) S. 260. — Acetylengasmotoren. S. 260. — Dankopfer der Liebe. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 260.

Illustrationen: Abbildungen zu dem Artikel „Des Sachsenkönigs Jubelfest“. König Albert von Sachsen. S. 229. Die Ankunft des Kronprinzen Albert von Sachsen in dem eroberten Lager von Beaumont am 30. August 1870. Von O. Gerlach. S. 233. Prinz Albert von Sachsen begrüßt am 13. April 1849 das sächsische Schützenbataillon bei Düppel. Von O. Gerlach. S. 235. — Mutterliebe. Von Ludw. Beckmann. S. 237. — Eine Verhaftung. Von Jos. Weiser. S. 240 und 241. — Abbildungen zu dem Artikel „Das alte Serail in Konstantinopel“. Die Pforte des Heils. S. 242 Der Janitscharenbaum. S. 243. Der persische Goldthron in der Schatzkammer des alten Serails. Der Bagdad-Kiosk. S. 244. Das alte Serail in Konstantinopel. Von W. Hoffmann. S. 245. Die Wohnung der kaiserlichen Witwen. S. 246. — Erste große Wäsche. Von E. Wagner. S. 249. — Kipfenberg und die Teufelsmauer. Von M. Zeno Diemer. S. 253. — Abbildungen zu dem Artikel „Wie das erste Deutsche Parlament entstand“. H. Wesendonck. W. Schaffrath. S. 254. Karl Vogt. H. K. Jaup. Der Fackelzug auf dem Roßmarkt in Frankfurt a. M. zu Ehren des Vorparlaments. Von Braun. S. 255. Franz Raveaux. J. G. Heckscher. Jacob Venedey. S. 256. A. v. Soiron. S. 257. General Friedrich v. Gagern. Friedrich Hecker im Insurgentenkostüm. S. 258. — Das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Metz. S. 259. — Ein fröhlicher Zecher. Von H. Knoechl. S. 260.

Hierzu Kunstbeilage VIII: „Dankopfer der Liebe“. Von A. Roslin.

Kleine Mitteilungen.

Die mechanische Benutzung der Meereswellen ist ein Problem, mit dem sich die Technik schon seit länger als zweihundert Jahren beschäftigt, denn bereits 1693 wurde ein englisches Patent auf eine diesen Gegenstand betreffende Erfindung genommen. Aber die Zahl der in dieser Richtung gemachten Erfindungen wetteiferte bisher mit ihrer Wertlosigkeit, bis es kürzlich dem Engländer Morley Fletcher gelang, einen Wellenmotor zu konstruieren, der die unermeßliche Energie der Meereswellen mit praktischem Nutzen in Arbeit umzusetzen vermag. Wenn man sich eine mittels einer Eisenplatte am Meeresboden befestigte Eisenstange und, an dieser gleitend, einen schweren und großen Schwimmkörper vorstellt, so wird der letztere, solange das Wasser in Bewegung ist, von jedem Wellenberg gehoben, mit jedem Wellenthal gesenkt werden, ohne jedoch die festverankerte Stange verlassen zu können. Nun ist nichts leichter, als einen derartigen Schwimmkörper zum beweglichen Pumpencylinder, die Stange aber an ihrem oberen Ende zum Kolben auszubilden, und damit ist der Fletchersche Wellenmotor in seinen Grundzügen fix und fertig. Er besteht aus einer eisernen, im Innern cylindrisch geformten Schwimmboje, die unter dem Einfluß der Wellen an einem in der Nähe des Strandes fest auf dem Meeresgrunde verschraubten Kolben auf und ab gleitet und je nach der Wellenhöhe Schwingungen bis zu 3 m und darüber ausführen kann. Bei jeder Hebung saugt die Boje eine bedeutende Wassermenge in sich auf, um sie bei der darauffolgenden Senkung unter großem Druck wieder auszupressen. Der Druck, unter welchem die Ausströmung stattfindet, hängt von dem 200 Centner und noch mehr betragenden Gewicht der Schwimmboje ab und kommt mindestens dem Druck einer 10 bis 13 m hohen Wassersäule gleich. Diese ausströmende Wassermenge kann nun durch Rohrleitungen zum Land geführt oder aber auf der Boje selbst zur Krafterzeugung verbraucht werden. So hat man den Motor von Fletcher zur Leuchtboje ausgebildet, indem das ausgepreßte Wasser eine kleine, schnelllaufende Turbine und diese wieder eine Dynamomaschine in Bewegung versetzt, deren Strom auf der Spitze der Boje von einem System elektrischer Glühlampen verbraucht wird. Eine solche Leuchtboje wurde bereits bei Dover mit gutem Erfolge in Thätigkeit gesetzt und bedurfte zur Erzeugung eines hellen Lichtes nur einer Wellenhöhe von etwa einem halben Meter.

Die Goldproduktion der Welt in den Jahren 1896 und 1897. Nach dem von Rothwell herausgegebenen Werke „Mineral Industry“ bezw. nach den Schätzungen der bedeutendsten amerikanischen Statistiker betrug die Goldproduktion der Erde im Jahre 1896 etwa 900 Millionen, im Jahre 1897 dagegen schon $962\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Den größten Anteil an diesen ungeheuren Summen tragen natürlich die eigentlichen Goldländer, nämlich Vereinigte Staaten von Nordamerika, Australien und Transvaal, und zwar produzierten sie im Jahre 1896 216 Millionen Mark, 180 Millionen Mark und 172 Millionen Mark, im Jahre 1897 dagegen schon 222 Millionen Mark, $203\frac{1}{2}$ Millionen Mark und $221\frac{3}{4}$ Millionen Mark. Die übrigen Länder erzeugten zusammen im Jahre 1896 332 Millionen Mark, im Jahre 1897 dagegen nur $315\frac{1}{4}$ Millionen Mark.

In früheren Jahren war die produzierte Menge Gold bedeutend geringer, sie betrug in den Jahren 1881 bis 1890 durchschnittlich nur etwa 440 Millionen Mark, also noch nicht einmal die Hälfte. Erst seit 1891, der Entdeckung des Goldreichtums von Transvaal, datiert dieser ungeheure Aufschwung, der vielleicht schon in diesem Jahre die Milliarde übersteigen wird, falls die über Australasien und das Klondykegebiet verbreiteten Nachrichten sich nur einigermaßen bewahrheiten.

Ueber den Geruchssinn der großen Wegschnecke. Daß viele Tiere, und unter diesen namentlich die Hunde, einen außerordentlich scharf ausgeprägten Geruchssinn besitzen, ist bekannt. Neu dagegen dürfte die Thatsache sein, daß auch die große Wegschnecke (Limax maximus) mit einem für ihre Verhältnisse sehr guten Geruchssinn ausgestattet ist, der ihr bei Aufsuchung ihrer Nahrung jedenfalls ausgezeichnete Dienste leistet. Durch folgende hübsche Beobachtung erbringt L. G. Adams den Beweis dafür, daß die genannte Schnecke ihre Nahrung wirklich zu riechen vermag. Er sah eine solche Schnecke in einer Entfernung von sechs englischen Fuß auf eine Platte zukriechen, auf der sich Knochen und Bohnen, die Ueberreste einer Hundemahlzeit, befanden. Nun nahm er, nachdem die Schnecke die Platte fast erreicht hatte, letztere weg und stellte sie wiederum in gleicher Entfernung hin; ohne zu zaudern kroch das Tier darauf zu. Nachdem es ein Stück des Weges zurückgelegt hatte, nahm Adams die Platte von neuem fort und stellte sie in einer anderen Richtung etwa acht Schritte entfernt von der Schnecke nieder. Letztere wendete augenblicklich und kroch gerade auf die Platte zu. Wiederholungen des Versuches hatten ein gleiches Resultat, immer wendete sich das Tier sofort nach den Resten der Mahlzeit hin. Bei all diesen Versuchen war die Möglichkeit, daß die Schnecke den Gegenstand erkennen konnte, ausgeschlossen, da die Schnecke im Grase kroch, so daß ihr jede Aussicht versperrt war. Sie konnte also nur durch ihren Geruch geleitet werden. Dr. —dt.

Preisgekrönte Haushaltsmaschinen. Bei der großen Fülle von neueingeführten, recht verschiedenwertigen kleinen Haushaltsmaschinen erscheint es als ein glücklicher Gedanke der Veranstalter der Berliner Nahrungsmittelausstellung im November 1897, eine Konkurrenz für die leistungsfähigsten derartigen Maschinen auszuschreiben. Eine Kommission von bewährten Technikern, Chemikern und sehr erfahrenen Hausfrauen untersuchte und probierte die von 19 Ausstellern dargebotenen 46 Maschinen und verlieh den Ehrenpreis an den Brat- und Backapparat „Lucullus“ der Firma A. C. Bautz, Breslau. Dieser Apparat ist nach dem Referat von Frau Heyl ein selbständiger Brat- und Backofen von verblüffender Einfachheit, welcher die bisherigen Uebelstände des Gasherdbratofens beseitigt und mittels eines Metallschlauches an jede Gasleitung einfach angeschlossen werden kann. Die Braten werden vortrefflich in kurzer Zeit, ebenso alle Bäckereien, für welche die Hitze aufs gleichmäßigste zu regulieren ist. Gasverbrauch in einer Stunde 4 Pfennig.

Sehr verbesserte Gasherde mit Backapparat liefert dann die Firma Kickow & Co. in Berlin. Die Bäckerei war zwar nicht so gleichmäßig, aber die Braten ebenso gut wie durch den „Lucullus“. Anderswo werden jedenfalls ähnliche Verbesserungen auch bereits angestrebt werden, es empfiehlt sich aber, weil eben hier die schwache Seite der Gasherde ist, beim Kauf von solchen durchaus auf vorgängiger Probe von Braten und Backen zu bestehen!

Als vorzüglicher Apparat wurde ferner mit Ehrenpreis ausgezeichnet die Fleischhackmaschine „Unikum“ von F. Wieneke, Berlin SW., Markgrafenstraße 20. Sie erfüllt am vollkommensten alle Anforderungen an Vielseitigkeit und arbeitet in verschiedener Feinheit.

Die Patentkaffeemühle von A. Püschner in Görlitz, Modell G. G. 2, wurde als diejenige ermittelt, welche den höchsten Prozentsatz an Kaffee-extrakt ergiebt.

Das Alexanderwerk in Remscheid stellte die beste Fruchtpresse aus und erhielt einen Ehrenpreis, dann wurden noch durch Preise ausgezeichnet die Firma Schröter & Surish, Berlin, für eine sehr sinnreiche Brotschneidemaschine und Frau Professor Böhmer in Warburg i. W. für einen vortrefflichen Kochtopf „Heureka“, welcher Gemüse, Kartoffeln ꝛc. in Dampf siedet, aber durch ein feines Röhrchen Salzwasser darüber spritzt. Alle die letztgenannten Apparate haben sehr mäßigen Preis.

Es wird künftig in Berlin im Anschluß an die Haushaltsschule des Pestalozzi-Fröbelhauses eine dieser Jury ähnliche ständige Kommission sich bilden, bestehend aus ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Hygieine, Technik und Chemie, um neue Erfindungen für das Hauswesen auf ihren Wert zu prüfen. Hier ist also dann die unparteiische Instanz, bei welcher sich die deutschen Hausfrauen im Zweifelfalle Auskunft und Rat erholen können.

Verstärkung der Fersen und Kappen von Strümpfen. Wer das lästige Strumpfflicken ziemlich lange hinausschieben will, der lasse sich die Mühe nicht verdrießen, gleich die neuen Strümpfe auf der Rückseite der Ferse und Kappe zu bestechen. Mit Stopfnadel und weicher Wolle, senkrecht aufwärts, immer einen Stich aufnehmen und zwei liegen lassen, dann bei der nächsten Reihe den zweiten aufnehmen, bei der dritten den dritten und immer zwei dazwischen liegen lassen, so daß ein schräges Streifenmuster entsteht. Tritt sich diese Fadenlage allmählich ab, so kann sie erneuert werden, ehe das äußere Gestrick zerreißt. Es ist diese Art der Verstärkung wegen ihrer großen Schmiegsamkeit dem Beistricken eines Fadens oder dem Musterstricken, welches beides die Ferse härter und steifer macht, entschieden vorzuziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.) Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Wenige Wochen später hielt eines Vormittags ein geschlossener Mietswagen vor dem Portal des Schlosses. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, um Leute herbeizurufen, es kam aber niemand. Er mußte vom Bocke steigen und den Schlag öffnen. Zwei alte Damen verließen das Gefährt und glitten leise und schweigend wie Schatten durch die Halle über den Gang mit den vergitterten Fenstern und den großen feuchten Flecken an den Mauern. Vor der Treppe hielten die beiden einen Augenblick an. Sie bebten vor unterdrückter Gemütsbewegung und atmeten schwer. Langsam ging's die Stufen hinauf, an der Thür vorbei, die zu den Gemächern der verstorbenen Herrin führte, weiter bis zur Wohnung Kosels. Noch immer ließ niemand sich blicken. Im Vorzimmer begegneten die Schwestern der ersten menschlichen Seele. Ihre irdische Hülle hatte den Umfang eines mäßigen Bierfasses, trug ein braunes Jackett, eine weiß und rot gestreifte Weste und chamoisfarbige Filzpantoffeln. In einen großen Lehnsessel zurückgelehnt, schlief sie, schon bei hellem Tage, den süßen Domestikenschlaf.

Charlotte streifte die kolossale Gestalt mit einem mißbilligenden Blick und sagte: „Natürlich," und als sie in das nächste Zimmer kam, das kläglich unaufgeräumt war und in dem alles nach Besen und Staubtuch schrie, sagte sie abermals: „Natürlich!"

Renate aber seufzte schmerzlich: „Armer Mensch, wie's bei ihm aussieht!"

Nun rührte sich's im großen, anstoßenden Wohngemach, zu dem die Flügelthür offen stand; ein Sessel wurde gerückt, Felix erschien auf der Schwelle.

„O, o, die Tanten!" sprach er halblaut und verneigte sich höflich und fremd. Sein schönes Gesicht war dunkelrot, er befand sich in der peinlichen Verlegenheit, die ihn beim Wiedersehen nach längerer Trennung, auch von seinen nächsten Verwandten, ergriff.

Die Schwestern ließen ihre Rührung nicht aufkommen, stellten einige gleichgültige Fragen und verlangten dann, die Kinder zu sehen.

„Die Kinder?" In dem Augenblick schien er sich zu besinnen, daß er welche hatte. „Die Kinder, ja. Die Buben — wo die nur sein mögen? Im Garten, oder im Meierhof vielleicht. Kopetzky weiß es vielleicht und ist vielleicht so gut und holt sie."

Kopetzky war sehr überrascht, als er hereingerufen und ihm mitgeteilt wurde, welche Erwartung man auf ihn setzte. Er versprach gar nichts, und als die Damen, von Kosel begleitet, sich auf den Weg machten, um die Kleine zu besuchen, blickte der treue Diener ihnen voll stiller Empörung nach und murmelte: „Jetzt geht die Weiberwirtschaft und 's Putzen wieder an."

Um zu der Kleinen zu kommen, mußte man eine lange Zimmerreihe durchschreiten. Den Saal, der fünf hohe Bogenfenster hatte, und vortrefflich gemalte Säulenstellungen, grau in grau, und dazwischen allerlei mythologische, etwas gespensterhaft dreinschauende Figuren. Das Musikzimmer, den großen Salon und dann den kleinen, in dessen einem Fenster der Schreibtisch Friederikens stand. Kein zierliches Möbelstück, ein Schreibtisch, an dem ernst gearbeitet worden war, auf dem noch die großen Wirtschaftsbücher lagen, die sie gewissenhaft und genau geführt und die gewiß seit ihrem Tode nicht aufgeschlagen worden waren. Im Schlafzimmer nebenan alles noch wie einst. Das Doppelbett unter dem seidenen Baldachin, die Toilette ihm gegenüber, der Ankleidespiegel in der Ecke. Dieses Zimmer war besser gehalten als die übrigen, man sah auch, daß es in Benützung stand.

„Du schläfst noch hier?" fragte Charlotte.

„Immer noch," erwiderte er und errötete neuerdings.

„Und die Kleine wohnt nebenan, wie früher?"

„Wie früher."

„Stört sie dich nicht?"

„Die hört man gar nicht, die ist sehr still, wird bald ganz still sein," versetzte er und machte dazu seine gewöhnliche Miene sorgenvoller Heiterkeit, wegen der seine Frau ihn oft geneckt hatte.

„Armer Mensch, armer Mensch!" flüsterte Renate, erschrak über die unwillkürliche Aeußerung ihrer Teilnahme und schritt rasch auf die Thür des Kinderzimmers zu. Sie öffnete sich, ein Schrei des Jubels erscholl. Apollonia rannte den alten Damen entgegen, küßte ihre Hände, konnte sich vor Freude nicht fassen.

„Daß Sie nur endlich da sind! Mit welcher Sehnsucht hab' ich Sie erwartet! Endlich, endlich! Wie oft hab' ich gedacht: Wenn Sie sie nur noch am Leben treffen!" — Sie deutete auf Elika, „die Kleine, Gott im Himmel..." rief sie und brach in lautes Schluchzen aus.

„Ja, Poli, ja," sagte Kosel, „aber geben Sie acht, sehen Sie die arme Kleine."

Die arme, ja wirklich, die arme Kleine.

Sie saß, schneeweiß gekleidet, auf einem Teppich in der Mitte ihrer wohlausgepolsterten Gehschule. In ihrem durchsichtig bleichen Kindergesichtchen sprach sich Schrecken und Empörung über den lärmenden Freudenausbruch ihrer Wärterin aus. Ihre großen, blaßblauen Augen betrachteten die schreiende Apollonia strafend und vorwurfsvoll, aber sie regte sich nicht, und es kam kein Laut über ihre schmalen bleichen Lippen. Sie war schwach und so winzig! Die Kopfhaut schimmerte durch die spärlichen, hellblonden, an den Enden leicht gelockten Haare, der Mund, die feine Nase, die hohe Stirn waren merkwürdig ausgebildet, was bei dem kümmerlichen kleinen Wesen den Eindruck der Zwerghaftigkeit machte. Noch seltsamer, unheimlich fast, war die nachdenkliche frühreife Klugheit, die aus den Zügen des zarten Antlitzes leuchtete, und das resignierte Leiden, das über ihnen lag wie ein trübender und — verklärender Hauch.

Bei den alten Damen löste sich jede Empfindung, die das Kind ihnen einflößte, in grenzenloses Mitleid auf. Sie knieten nieder und sprachen zu der Kleinen liebreich und zärtlich. Sie hatte den Kopf gesenkt, warf von unten herauf einen scheuen Blick nach ihnen und bedeckte plötzlich die Augen mit den Händen, deren gelbliche dünne Fingerchen an die Klauen eines jungen Vogels mahnten.

„Nicht anschauen die arme Kleine," sagte sie, „nicht anschauen!"

Die Schwestern gingen in den Sibyllenturm. Ihre Reiseeffekten waren inzwischen hinaufgeschafft worden, der Schloßwärter und seine Frau schossen herum und bejammerten, daß die Damen ihre Ankunft nicht angekündigt hatten, sie würden zu ihrem Empfang alles bereit gefunden haben.

Während die Leute die Zimmer im zweiten Stocke bewohnbar machten, warteten Renate und Charlotte im ersten, in dem schönsten Gelaß des Turmes. Ein hoher, ovaler, edel gewölbter Raum, der seinen schlanken Pilastern und den zierlichen Stuccaturen an den Wänden und an der Decke ein festliches Aussehen verdankte. Jetzt freilich sah es darin nicht sehr einladend aus. Die köstlichen Empiremöbel in der Mitte zu einem Berg aufgeschichtet, die Friese und Säulenkapitäle von Guirlanden aus Spinnenweben umrankt. Und die Luft, halb Rumpelkammer- und halb Kellerluft, war dumpf und muffig, und es roch nach Mäusen.

Charlotte langte einen Sessel vom Möbelberg herunter, staubte ihn, so gut es ging, mit dem Taschentuche ab und stellte ihn für die Schwester hin.

„Ich wollte nichts sagen," sprach Renate sich setzend, „um niemand Unannehmlichkeiten zu machen, aber das Erstaunen über unser Kommen ist kurios." Sie gebrauchte da, was sie ungern that, einen ihrer stärksten Ausdrücke: „Es kam mir schon ganz eigen vor, daß wir keinen Wagen aus Velice auf der Station fanden. Wir haben uns doch bei Felix angesagt, du und ich."

„Er wird unsere Briefe nicht gelesen haben," erwiderte Charlotte. „Ich habe auf seinem Schreibtisch einen Haufen uneröffneter Briefe liegen gesehen. Die unsern werden dabei sein."

Renate schüttelte den Kopf: „Das kann ich nicht glauben.

Digitized by Google

Für so gleichgültig und herzlos kann ich ihn nicht halten, den Armen."

„Arm, ja, das ist er! und überhaupt — eine Armut herrscht in dem Hause, seit sie fort ist, die den andern so viel gegeben hat, daß man sie alle für reich halten konnte . . . Sie fort! . . . der Kopf, das Herz, die Seele tot. Warum? warum hat dieses schöne Lebenslicht erlöschen müssen? — Damit ein trübes Flämmchen entfacht werde, das keinem zur Freude und sich selbst zum Leid kurze Zeit hindurch ein armseliges Flackerdasein führen könne auf der Welt . . . Wer auch da eine weise und gütige Vorsehung anzubeten vermag . . ."

„Charlotte!" fiel die Schwester ihr ins Wort. „Ein Menschenauge und Gottes unerforschliche Wege . . . wie du nur . . ."

Sie wurde unterbrochen. Auf der Treppe war's plötzlich laut geworden. Es polterte, es dröhnte, es kam im Sturmgalopp heraufgesprengt in nägelbeschlagenen Schuhen. Die Thür öffnete sich, drei rosige, pausbäckige Kindergesichter guckten herein. Die Buben stürzten mit ausgebreiteten Armen auf die Tanten zu und riefen durcheinander:

„Grüß euch Gott, grüß euch Gott, alte Tanten! Wir haben uns schon so gefreut!"

„Ihr kommt aber spät," sagte Joseph und hatte auf einmal die Miene eines Richters angenommen.

„Sehr spät," wiederholte Leopold voll einschmeichelnder Liebenswürdigkeit, und der kleine Franz stotterte nach mit schwerer Zunge:

„Ja, sej spät!"

Ein neuer Ansturm von Zärtlichkeiten bricht los, die Fräulein haben Mühe, ihm standzuhalten. Noch größere Mühe haben sie, nicht auszubrechen in helle Wonnethränen. Ein Vermächtnis der Verstorbenen, diese in den Herzen der Kinder wach erhaltene Liebe zu den alten Verwandten. Den Schwestern ist, als sei der warme leuchtende Frühling hereingebrochen in die trübselige Stube.

Und wie der wirkliche Frühling meistens pflegt, war auch dieser sinnbildliche auf feuchten Sohlen gekommen. Die drei Jünglinge hatten an den ihren pfundschwere Stücke des fruchtbaren Lehmbodens von Velice hereingetragen, und sie selbst waren von unten bis oben mit Lehmspritzern bedeckt.

„Woher kommt ihr?" fragte Renate, und ihre Stimme bebte vor Rührung. „Ihr seid voll Lehm, geliebte Kinder."

Woher sie kamen? Nun, aus dem Meierhof. Im Meierhof wird der Brunnen repariert, da haben sie mitgeholfen.

„Das heißt," sagt' Joseph, „Leopold und ich haben mitgeholfen. Der Kleine hat sich nur wichtig machen wollen. Immer will er sich wichtig machen. Bei einem Haar," und um die Feinheit dieses Haares recht zu bezeichnen, sprach er im höchsten Falsett, „bei einem Haar wär' er ins Wasser geplumpst. Aber der Brunnenmeister hat ihn noch erwischt."

„Ueberall plumpst er hinein," versicherte Leopold. „Vorgestern in den Teich, weil er eine Katz', oder wer weiß was, hat herausziehen wollen."

Joseph lachte: „Und dann hat er sich an einen Baum angehängt und hat sich geschaukelt zum Trocknen."

Der Kleine hatte den Spott seiner Brüder mit scheinbar philosophischer Ruhe hingenommen. Im Wortstreit zog er immer den kürzeren und pflegte auch meist nur handgreifliche Argumente vorzubringen. Während Joseph und Leopold sprachen, hatte er sie abwechselnd angesehen, als ob er mit sich zu Rate ginge. Plötzlich schoß ein heißer Blick aus seinen dunklen, tiefliegenden Augen, er war entschieden, sprang den Ältesten, Stärksten an und schlug ihm mit der kleinen, breiten Faust, so derb er konnte, ins Gesicht.

Die Tanten erschraken, Joseph zuckte die Achseln. Er hatte den Knirps ausgelacht, der Knirps hatte sich gerächt, jetzt war alles in Ordnung.

Bald darauf herrschte Frieden und die Kinder richteten alles zu einem behaglichen Plauderstündchen ein. Die Glasthür des schmalen runden Balkons wurde geöffnet und Fauteuils für die Tanten zu ihr hingerückt. Sie müssen doch sehen, wie die Bäume des Gartens ihnen „Grüß Gott" zunicken, und die Aussicht müssen sie genießen, auf den Hostein, auf dem vielleicht schon in einigen Jahren eine große Kirche erbaut werden wird. Der Herr Pfarrer glaubt es, und der Herr Kaplan weiß es bestimmt.

Vom Dorfe her ertönte das Geläute der Aveglocke. Die drei erhoben sich zugleich und verrichteten ihr Gebet, nicht gerade in Andacht hinschmelzend, aber in guter Haltung und mit großem Ernste.

Nachdem die religiöse Pflicht erfüllt war, machte Franz einen Freudensprung, Leopold rief:

„Ach was wir froh sind, daß ihr wieder da seid, liebe Tanten!" und Joseph versicherte:

„Wir haben, seit die gute Mama tot ist, niemand und niemand."

Wieso? Sie hatten den Papa. — Ach, von dem Besitz schienen sie nicht viel zu halten! Und mit Elika wird's nächstens aus sein, und der Herr Kaplan und der Lehrer, keins kann eine Geschichte erzählen und ein Märchen schon gar nicht, wie Tante Charlotte fünfzigtausend weiß. Die Poli höchstens so ein paar alte Geistergeschichten . . .

„Pah!" Leopold machte eine wegwerfende Handbewegung — „bei denen einem nicht einmal gruselt."

Franz hatte die Arme gekreuzt und machte sein trotzigstes Gesicht. Ein Bild der Kraft, das derbe Bürschlein, und komisch der Kontrast zwischen seiner keimenden Männlichkeit und seiner lallenden Sprache: „Gjuselt einen nicht einmal!"

„Aber Kinder," meinte Charlotte, „wenn ihr Geschichten und Märchen gern habt, nehmt doch ein Buch und lest!"

Die Buben hoben die Köpfe. Ein Lächeln blitzte über drei Gesichter, ein dreifaches: „Ach nein!" wurde mehr gegähnt als gesprochen, und Franz erklärte aus seiner eigenen und der Seele seiner Brüder heraus:

„Tante, lesen, das intejessit uns absolut nicht!"

So? und was interessierte sie denn? — Was? — Alles! Sie wurden ungeheuer mitteilsam und schwatzten sich satt. Sie erzählten vom Tod der guten Mama, und wie schön sie im Sarge war. Ihren Ring hat sie am Finger gehabt, und wie man ihr ihn hat wegnehmen wollen, hat der Papa geschrieen, so laut wie er nie schreit: „Lassen, lassen!" So ist sie mit ihrem Ring begraben worden. Und die Leute haben gesagt: „Die Kleine sollt' man ihr auch mitgeben, die ist so schwach, die wüßt' nichts, die möcht' am Herzen der Mutter einschlafen und im Himmel aufwachen. Aber das ging doch nicht, und man muß warten, bis sie von selbst stirbt, und so lange sie noch lebt, muß man halt alles thun, was sie will. Und wenn man's einmal nicht thut, o, da wird die Poli gleich grob! Und neulich hat die Kleine fahren wollen und Joseph hat sie gezogen — im Garten, im Korbwagen, und nie war's der Kleinen schnell genug. So ist Joseph gerannt, immer schneller, immer schneller, bis er umgeworfen hat."

„Den Wagen?" rief Renate, „und die Kleine war drin im Wagen?"

„Nein," erwiderte Joseph sehr gelassen, „wie ich umgeworfen hab', war sie nicht mehr drin."

„Sie ist herausgestürzt und hat sich weh gethan und hat geweint?"

„Weh gethan, ja, sie hat ein ganz kleines, rosenfarbiges Blutstropferl gehabt, da auf der Wange . . . Aber geweint? o die! gelacht, mich ausgelacht . . . O die! wie die einen auslachen kann, wie die lustig sein kann!"

Franz hatte so angestrengt nachgedacht, daß es ihm augenscheinlich weh that. Jetzt stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte:

„Sie weiß, daß sie bald stejben muß, da will sie geschwind noch ein bißel lustig sein."

Einige Tage später sagte Charlotte zu ihrem Neffen: „Lieber Felix, deine Buben sind famose Buben. Sie kennen alle Vögel, Bäume, Pflanzen, jeder von ihnen ist eine kleine wandelnde Naturgeschichte. Sie können ackern, mauern, tischlern, sägen, striegeln, satteln, aber lesen und schreiben können sie nicht."

Nicht lesen und schreiben? Wie meinte das die Tante? Wie sollten sie nicht lesen und schreiben können, da ihnen der Schullehrer schon seit mehreren Jahren Unterricht giebt? Und so oft Herr von Kosel den Mann zufällig begegnet und ihn fragt: „Sind die Buben brav?" erhält er zur Antwort: „Sehr brav."

Charlotte beschloß, einmal an einer Lehrstunde teilzunehmen, und führte am nächsten Tage ihren Vorsatz aus.

Schloß Velice bildete ein regelmäßiges, einstöckiges Viereck; in der Ecke, dem Sibyllenturm schräg gegenüber, befand sich das riesige sogenannte „Bubenzimmer". Es hatte einen tiefen Alkoven, in dem, durch Waschtische getrennt, die Betten der drei standen, und glich am Morgen, nach der beendigten Toilette seiner Bewohner, mehr einem See als dem Aufenthaltsort auf dem Festland lebender Wesen. Das eigentliche Zimmer bot den Anblick chaotischer Zustände. Auf den ersten Blick entwirren, was da alles durcheinander lag und hing und hervorquoll aus den offen stehenden Schränken und Laden, war unmöglich. Ein Sammelsurium von Werkzeugen, zertrümmerten Möbeln und Spielsachen, getrockneten Pflanzen, aufgespießten Käfern und Schmetterlingen, Mineralien, Waffen, Musikinstrumenten bedeckte die Tische, den Fußboden, die wenigen Sessel, die noch auf ihren vier Beinen standen. An dem breiten Pfeiler zwischen den Fenstern, links vom Alkoven, lehnte ein Kanapee und diente in diesem Augenblick dem Schullehrer als Lagerstätte. Er war ein mittelgroßer, derb gebauter Mann, mit kurzem Hals und wuchtigem Kopf, von dem die Ohren wie ein paar Fledermausflügel abstanden. In seinem flachen Gesichte fehlte nicht eine Schattierung vom lichten bis zum gebrannten Ocker; er sah verbittert und böse und sehr gescheit aus. Seinen Anzug bildeten weite dunkle Beinkleider, eine abgetragene Czamara und ein rotgestreiftes Flanellhemd mit tintenbeklecksten Manschetten. Er las laut aus einer böhmischen Grammatik vor, indes seine Zöglinge munter Federball spielten. Sie zählten eben hundert, als Charlotte eintrat, und begrüßten sie voll Freude und riefen ihr zu:

„Spiel' mit, Tante! spiel' mit!"

Sie dankte, sie war nicht gekommen, um sich zu unterhalten, sondern um der Unterrichtsstunde zu assistieren.

Die arme Tante, der Unterrichtsstunde? o je, da kam sie zu spät, die Unterrichtsstunde war gleich vorbei.

„Wir sind fertig," sagte der Lehrer, der aufgestanden war, und klappte sein Buch zu.

„War das jetzt eine Unterrichtsstunde?"

„Zu dienen, Gnädige."

Die Buben warfen ihre Raketten hin und stürmten in den Garten. Gern wäre der Lehrer nun entschlüpft, doch bequemte er sich, zu bleiben, weil ihn das Fräulein so sehr höflich darum bat. Um aber seine Ungeduld und das Opfer, das er brachte, zu markieren, warf er fortwährend sehnsüchtige Blicke nach der Thür.

Eine Verlegenheitspause entstand. In ihrem altjüngferlichen Respekt vor jedem männlichen Wesen fand Charlotte nicht gleich das rechte Wort, um die Bedenken, die sich in ihr erhoben hatten, schonend genug auszusprechen. Endlich begann sie in bescheidenem Tone:

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Lehrer; ich möchte nur fragen, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn die Knaben sich zum Unterricht zu Ihnen, Herr Lehrer, an den Tisch setzen und lieber nicht Federball spielen würden."

Er lächelte. Charlotte behauptete später, es sei ein so grüngelbes Lächeln gewesen, wie sie in ihrem ganzen Leben keines gesehn hätte, und erwiderte: „Sie thun's nicht, sie setzen sich nicht . . ."

„Auch nicht, wenn Sie es ihnen befehlen?"

Dazu besitze er kein Recht, lautete seine Antwort. Der gnädige Herr habe ihm vielmehr aufgetragen, die jungen Herren spielend zu unterrichten.

„Das heißt aber nicht, daß die Kinder während des Unterrichts spielen sollen."

„Sie legen es so aus, sie sagen: ‚So hat der Papa es gemeint'. Ich käme da schön an, wenn ich von ihnen Fleiß verlangen würde wie von den Kindern gemeiner Leute."

Es fiel ihm denn auch nicht ein. Er gab seine Unterrichtsstunden, das war seine Sache; daß die jungen Herren nichts lernten, war ihre Sache. Und wozu brauchten sie „da" zu lernen? Hatten sie „da" nicht ohnehin alles, und würden es ihr Leben lang haben, eine schöne Wohnung und schöne Kleider und gutes Essen. Warum sollten sie auch noch Wissen haben? Dieser einzige Reichtum, der nicht vererbt werden kann, den sich jeder selbst erwerben muß, bleibe ihnen nur vorenthalten, bleibe der Henkel, an dem der Arme, der etwas weiß und versteht, sie faßt und von sich abhängig macht.

In dem Sinne sprach er eine Weile weiter und breitete allmählich sein ganzes Innere vor ihr aus. Welch' ein Inneres! wie so ganz erfüllt von dem kläglichen Haß, der seine Wurzeln im Neide hat. Wieder eine Armut, auf die man in diesem Hause stößt, dachte Charlotte und empfand tiefes Mitleid und sagte in ihrer Großherzigkeit und ihrer Gerechtigkeitsliebe:

„Ihre Auffassung ist sehr merkwürdig, Herr Lehrer, aber eine gewisse Berechtigung will ich ihr nicht absprechen. Nur eins, Herr Lehrer, muß ich Ihnen gestehen, ich würde einen Mann, der diese Anschauungen hat, nicht gerade zum Instruktor meiner Kinder machen, wenn mir der Himmel welche geschenkt hätte."

Ein trauriger Tag auf Schloß Velice. Die Kleine hatte einen der Schwächeanfälle gehabt, die sogar Frau Apollonia Budik in Bestürzung versetzten. Aber Elika erholte sich und verlangte nach ihren Brüdern. Sie kamen und rauften miteinander um den besten Platz zunächst am Gitterbettchen der Schwester, was ihr zwar Vergnügen zu machen schien, von Frau Budik jedoch nicht lange geduldet wurde. Sie mußten sich alle drei schön in eine Reihe setzen, und Joseph erzählte Geschichten, die Leopold und Franz über alle Begriffe dumm fanden, die aber der Kleinen gefielen. Sie hörte ganz zufrieden zu, bis sie einschlief.

Der schwere Augenblick, auf den man sich immer gefaßt machte und vor dem man immer zitterte, war einmal wieder in die Zukunft verlegt worden. Im Hause atmeten alle freier, als die momentane Gefahr für das Leben des Kindes glücklich vorüberging. Es wird noch trauriger werden, wenn sie fort sein wird. Man hat sich an den Anblick des blassen Geschöpfchens gewöhnt, die Kühlsten, die Gleichgültigsten fühlten eine warme teilnehmende Regung, wenn sie an ihnen vorbeigetragen oder vorübergeführt wurde in ihrem Korbwägelchen. Sie hatte etwas in ihrer Miene, das sagte: Seid gut mit mir, ihr werdet nicht mehr lange Gelegenheit dazu haben. Jedem flößte sie Erbarmen ein und machte niemand Mühe. Stundenlang konnte sie in ihrer Gehschule sitzen, mit einer Puppe, einem Schächtelchen, einem Knäuel spielen, oder eine ganze Weile hindurch laut- und bewegungslos mit weitgeöffneten Augen vor sich hinschauen.

„Wie der Papa. Sie denkt auch, lauter gescheite Sachen," sagte dann Frau Budik, deren Zuneigung für ihren Gebieter sich, nach dem Tode seiner Gattin durch Mitleid verstärkt, zu einer Art Fanatismus ausbildete. „Sie würde gewiß ein eben solcher Engel und ebenso gescheit werden, wie er ist, wenn sie am Leben bliebe."

Dem traurigen Tage folgte ein trübseliger Abend. Das Nachtmahl war vorüber, das Kindervolk schlafen gegangen; man hielt, was Charlotte die Orgie der familienüblichen Langweile nannte, im Schreibzimmer Kosels ab.

Renate saß neben dem Herrn Pfarrer auf dem Kanapee hinter dem runden Tische und arbeitete an einem Wunderwerke der Strickkunst, einem Prachtkleidchen für ein beneidenswertes Dorfkind. Ueber ihr schönes, sanftes Gesicht glitt von Zeit zu Zeit ein Schatten resignierter Müdigkeit. Sie beugte sich vor, die schweren Lider fielen zu, aber nur einen Augenblick. Sofort hatte sie sich aufgerichtet und strickte bedächtig weiter. Der Pfarrer, ein alter, freundlicher Herr mit rundem slavischen Gesichte und kahlem Haupte, war nicht viel munterer. Er zog sehr oft die Tabaksdose aus der Tasche seines langschößigen Rockes und schnupfte ohne rechtes Bedürfnis und ohne rechten Eifer. Sein Gegenüber bildete Kosel und das Renatens die im stillen rebellierende Charlotte.

Ihr war jedes Talent zu Handarbeiten versagt, und doch hatte sie einen wahren Abscheu gegen den Müßiggang; stillsitzen und nichts thun verursachte ihr Pein, und diese Pein rief aggressive Gefühle gegen ihre Umgebung, natürlich nur die unbelebte, hervor. Gegen den faden, runden Tisch, auf dem die fadeste Lampe stand, unter deren grünem Schirm ein Hanswurst in Gähnkrämpfe verfiele! Gegen das ganze Zimmer, gegen die blaugrauen Ueberzüge der Möbel und die flachen blanken Stahlknöpfe in den Steppföchern! Hat man je etwas so Albernes gesehen wie blanke

Digitized by Google

Die Ankunft des Kronprinzen Albert von Sachsen in dem eroberten Lager von Beaumont am 30. August 1870.

Nach einer Originalzeichnung von O. Gerlach.

Digitized by Google

Stahlknöpfe als Möbelschmuck? Gegen den riesigen Schreibtisch, auf dem immer große Unordnung herrschte und an dem nie ein vernünftiges Wort geschrieben wurde. Ach Gott, nicht einmal ein unvernünftiges! . . . Langweile! Langweile! Sie kauerte auf aschgrauen Flügeln oben an der Decke, und sobald Menschen eintraten in das Zimmer, das sie zu ihrem Wohnort erkoren hatte, ließ sie sich hinuntergleiten an den Wänden und fiel ihnen auf die Brust.

Nun suchte der Herr Pfarrer die Feindin zu bekämpfen und das Gespräch aufzufrischen. „Haben die Herrschaften schon gehört," fragte er, „daß der Herr Bornholm einmal wieder angekommen ist aus Neusüdwales und in Valahora umgeht?"

„Sie sprechen von ihm wie von einem Gespenst," erwiderte Renate, und Herr von Kosel, der Harmlose, der Schweiger, öffnete seinen Mund zu den unguten Worten:

„Wenn er nur schon eins wäre!"

Sein einziger Haß, dieser Herr Levin Bornholm, der ein Lotterleben führte, dieser moderne Frechling, der einen nicht grüßte, nicht an Gott glaubte, nie eine Kirche betrat. Er gehörte auch gar nicht hierher, war als Kind mit seinen Eltern vor fünfundzwanzig Jahren aus Schweden gekommen. Warum die Familie ausgewandert war, wußte man nicht und war voll Mißtrauen und auch voll Neid. Bornholm, ein rauher, düsterer Geselle, schien wohlhabend und hatte Valahora, als es nach dem Tode seines letzten, zu Grunde gegangenen Besitzers unter den Hammer kam, viel zu billig erworben. Im allem Anfang schon — Kosel setzte das umständlich auseinander — verfeindete sich der nordische Bär mit der ganzen Nachbarschaft, warf den Leuten Prügel vor die Füße, zettelte Grenzstreitigkeiten an. — —

Das Thema Bornholm war eines der wenigen, die Kosel mit Interesse ergriff und nicht wieder losließ. Die Schwestern wußten jeden Satz auswendig, der nun kommen, und daß der Herr Pfarrer nach dem Worte „Grenzstreitigkeiten" sagen würde:

„Bah, bah, bah! An den paar Streifen Feld ist ihm nichts gelegen. Er wollte Zank und Hader erregen und gemieden werden, daran lag ihm . . . Wegen der Frau!" Und nun richtete der gute Pfarrer seine Augen auf die Damen und sein blinzelnder Blick machte sie aufmerksam: Geben sie acht, jetzt kommt's: „Aus Eifersucht," fuhr er mit geheimnisvoll gesenkter Stimme fort. „Es sollte ihr niemand in die Nähe kommen außer der alten Alwilde, der Dienerin, die sie mitgebracht hatten. Er war eifersüchtig auf sein eigenes Kind, auf eine Blume, an der sie gerochen hat, auf ihren Seelsorger war er eifersüchtig. So ein Protestant!"

„Er Protestant, sie Katholikin. Daß sie ihn aber auch geheiratet hat, ich hab' es nie begriffen," sprach Renate, die immer im richtigen Augenblick in das Tonstück einfiel. „Arme Frau, sie hat gebüßt, sie hat viel gelitten."

„Vielleicht doch nicht ganz unschuldig," sagte Kosel, und der Pfarrer erwiderte eifrig:

„Verzeihung, ganz unschuldig!"

Sein Widerspruch blieb unbeachtet: „Ja, die Geschichte mit dem jungen Schweden, der plötzlich hier aufgetaucht ist, und den Bornholm geschwind wieder auf die Eisenbahn gebracht hat." Auch Kosel hatte nicht das Bewußtsein, daß er gar Wohlbekanntes vorbrachte. Wenn er es aber gehabt hätte, würde ihn das nicht gehindert haben, einmal im Zuge, fortzufahren in seinem langsamen Tempo: „Sie sind zusammen abgereist, und als Bornholm zurückgekommen ist, hat er gehinkt. Hat eine Kugel in der Hüfte gehabt und zeitlebens behalten. Er hatte sich mit dem Schweden duelliert und ihn erschossen, vermutet man. Gewiß ist nur, daß er seine Frau nachher bis zu ihrem Tod im Schloß gefangen gehalten hat. Ja, die Geschichte mit dem Schweden," wiederholte Kosel und blickte so aufmerksam vor sich hin, als ob ein ganzes Panorama an ihm vorüberzöge.

„Er war ein furchtbarer Mensch, dieser alte Bornholm," rief Charlotte. „Lassen wir ihn aber jetzt in Frieden ruhen."

„Der Sohn ist, fürchte ich, ärger als der Vater," murmelte Renate im Halbschlafe. In wachem Zustande würde sie eine solche Anklage nicht über die Lippen gebracht haben.

„Ich weiß es nicht, möchte es aber nicht glauben," versetzte der Pfarrer. „Am Totenbett seiner Mutter hat er sich sehr gefühlvoll gezeigt. Man hätte freilich auch ein Stein oder — Gott verzeih' mir's — der alte Bornholm sein müssen . . . Eine Märtyrerin . . . Als ich gerufen worden bin, um ihr die letzten Tröstungen zu spenden, war ich jung; jetzt bin ich alt. Bei einem Sterben wie dem ihren bin ich nie mehr gewesen. Kein Sterben — eine Himmelfahrt!"

„Aber die Geschichte mit dem Schweden," sagte Kosel. Sein Gedankenapparat hatte eine Stockung erlitten; er war beim letzten Satz stehen geblieben.

Die große Pendeluhr am Pfeiler hob zum Schlagen aus: Freundin, schlag Zehn! rief Charlotte sie im stillen an; verkündige die Stunde der Erlösung! Die Angeflehte schlug, aber — was? Schnöde Neun und dann Eins. Ein Viertel nach Neun. Drei Viertelstunden hat man noch sitzen zu bleiben und zu thun, als ob es nicht anders sein könnte! Warum so thun? Weil's Hausbrauch ist. — Was ist Brauch? was erhebt sogar die blödsinnigste Einrichtung zum Brauch? — das sklavische und gedankenlose Festhalten an ihr.

O, den Mut haben, zu protestieren! „Nein" zu sagen zu der öden Tyrannei, sich zu erheben, Gute Nacht zu wünschen und in sein Zimmer zu gehen, wo die vielen Rechenbücher warten und wo es Arbeit in Hülle und Fülle giebt. Charlotte hat den Mut nicht und nicht die Kraft, die Ordnung der Dinge umzustürzen, aber sie hat anarchistische Gefühle, und die dämonische Macht, die den Arm des Bombenschleuderers leitet, brennt ihr auf der Zunge.

„Felix," sagt sie plötzlich, „deine Buben brauchen einen Hofmeister." (Fortsetzung folgt.)

Des Sachsenkönigs Jubelfest.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Mit den Bildern S. 229, 233 und 235.)

Zwei Jubeltage sind König Albert von Sachsen in diesem Jahre beschieden. Siebzig Jahre werden am 23. April verflossen sein, seit er das Licht der Welt erblickt hat, und am 29. Oktober wird ein Vierteljahrhundert seiner Regierung sich vollenden. Am 23. April sollen beide Jubiläen zusammen gefeiert werden, und ganz Sachsen hat sich zu diesem schönen Doppelfeste bereitet. An des Sachsenkönigs Jubeltag wird aber auch das gesamte deutsche Volk im Herzen freudigen Anteil nehmen, denn es blickt zu ihm dankbar empor als zu einem der großen Helden, die im Feuer der Schlachten die deutsche Einheit zusammenschmiedeten.

Welche Erinnerungen knüpfen sich nicht an die kriegerische Laufbahn dieses deutschen Fürsten!

„Die Armee war meine erste Jugendliebe," hat König Albert selbst bei seinem fünfzigjährigen Armeejubiläum im Jahre 1893 gestanden. In der That hatte er schon als Knabe reges Interesse für das Heerwesen gezeigt, als Offizier mit Pflichteifer die Manöver mitgemacht, bis frühzeitig die Stunde kam, da er ins Feld rücken durfte. Das geschah im Jahre 1849, und der Befreiung Schleswig-Holsteins galt König Alberts erste Kriegsfahrt.

Vom Reichskriegsministerium in Frankfurt erging am 3. März 1849 an die sächsische Regierung die Eröffnung, eine Brigade in voller Kriegsstärke zu stellen. Schon Mitte März waren die Truppen, 6418 Mann, 1421 Pferde und 16 Geschütze, marschbereit; Generalmajor v. Heintz wurde zu ihrem Kommandanten ernannt und seinem Stabe Prinz Albert, damals Artilleriehauptmann, zugeteilt. In dem Feldzuge gegen die Dänen hat er die Herzen der Soldaten rasch gewonnen und die erste Feuertaufe mit Auszeichnung bestanden.

Es war am 13. April beim Sturm auf die Düppeler Schanzen. Als morgens 7 Uhr der Geschützkampf den Höhepunkt erreichte, so berichtet Dr. Paul Hassel in seinem Werk „König Albert von Sachsen", sprengte der Prinz, begleitet von dem Rittmeister v. Senfft, auf seiner weißen Stute Stella zu dem sächsischen

Digitized by Google

Prinz Albert von Sachsen begrüßt am 13. April 1849 das sächsische Schützenbataillon bei Düppel.

Nach einer Originalzeichnung von O. Gerlach.

Schützenbataillon. Er wurde von seinen Landsleuten mit lauten Hurrarufen begrüßt. Der begeisterte Empfang lenkte jedoch die Aufmerksamkeit der Dänen auf das Bataillon, und dieses wurde nun aufs heftigste beschossen. Prinz Albert harrte aber bei der Truppe aus, bis er auf den wiederholten ausdrücklichen Befehl des kommandierenden Generals v. Prittwitz zu dem Standorte des Hauptquartiers auf dem Mühlenberge bei Düppel zurückkehrte.

Ueber die tapfere Haltung des Prinzen schrieb später Moltke in seinem Werke über den Dänischen Krieg: „Einen sehr guten Eindruck machte das Erscheinen des jungen Prinzen Albert von Sachsen vor den sächsischen Truppen in einem Augenblicke, wo diese in heftigem Feuer standen. Seine ruhige Besonnenheit und sein anspruchsloses Wesen erwarben ihm schon damals die Liebe und Achtung aller und verkündeten im voraus die Eigenschaften, welche ihn später als Feldherrn auszeichneten.“

Wie Prinz Albert selbst aber über die Bedeutung jenes Krieges und seine Pflichten dachte, erhellt aus einem Briefe, den er vom Kriegsschauplatze nach Dresden richtete. „Der Krieg hier“ — heißt es darin — „hat, abgesehen von Recht und Unrecht, das schwer zu erklären, für mich eine höhere Bedeutung; es ist das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme zu einem Ziele, es ist dies der wahre Weg zur Einigung, und diese Bahn zu eröffnen, ist es Pflicht, namentlich des Fürsten, vorauszugehen, und gelte es das Leben, denn, liebster Freund, die Monarchie stirbt nicht durch den Tod eines Gliedes, aber Deutschland geht zu Grunde, wagt es nicht durchzukämpfen.“ Ausgezeichnet mit dem Kreuze des sächsischen Militär-St. Heinrich-Ordens und dem preußischen Orden pour le mérite, kehrte er von dem Feldzug nach Dresden zurück.

Als nach dem Tode des Königs Friedrich August im Jahre 1854 der Vater des Prinzen, König Johann, den Thron bestieg, übernahm Kronprinz Albert den Vorsitz im Staatsrate, widmete sich aber nach wie vor mit regem Interesse der Armee. Zum Generallieutenant und 1857 zum General ernannt, war er Kommandant der sächsischen Infanterie, und als der Krieg 1866 unvermeidlich wurde, erhielt er das Kommando der gesamten sächsischen Armee. Auch in dem Feldzuge auf Böhmens Gefilden blieb Kronprinz Albert bei und mitten unter seinen Soldaten bis zuletzt, wie er es ihnen verheißen und zugesichert hatte in dem beim Beginn des Krieges erlassenen Tagesbefehl. Seine Armee zeichnete sich durch Tapferkeit und strenge Mannszucht selbst unter den mißlichsten Umständen aus, und wenn auch die Schlachten bei Gitschin und Königgrätz verloren gingen, der Ruf und die Ehre der alten Rautenbanner blieben gewahrt.

Nach dem Friedensschlusse erhielt Kronprinz Albert im Norddeutschen Bunde das Kommando über das 12. (sächsische) Armeekorps. Dann kam die glorreiche Zeit, da im Kriege gegen Deutschlands Erbfeind die deutsche Einheit gewonnen werden sollte. Mit ihrem Kronprinzen an der Spitze, rückten die Sachsen ins Feld; Schulter an Schulter mit Preußens Garde, Bayern und Württembergern focht das sächsische Armeekorps mit Auszeichnung in den großen Entscheidungsschlachten und trug seine Banner bis an die Ufer der Maas und Marne. Kronprinz Albert entschied mit seinen Sachsen am 18. August 1870 die heiße Schlacht bei Gravelotte durch die Erstürmung des stark befestigten Dorfes St. Privat la Montagne im Verein mit den preußischen Garderegimentern. Am folgenden Tage übernahm er den Oberbefehl über die neugebildete Maasarmee, deren Stärke 70000 Mann Fußvolk, 116 Schwadronen Reiterei mit 16247 Pferden und 288 Geschütze betrug. Mit dieser Armee erfocht er eine Reihe glänzender Siege. Bei Beaumont überfiel er und vernichtete am 30. August das französische Korps de Failly. Unsere Abbildung S. 233 zeigt uns die Ankunft des Kronprinzen in dem eroberten Lager, das der Feind in voller Uebereilung im Stich lassen mußte. Der Kronprinz nimmt gerade eine Mitteilung des Generalstabschefs der Maasarmee v. Schlotheim entgegen. Zwei Tage darauf schlug er im Verein mit der 3., vom nachmaligen Kaiser Friedrich geführten Armee die große Entscheidungsschlacht bei Sedan. Während der nachfolgenden Einschließung von Paris hielten seine Truppen die Ostfront der Hauptstadt umklammert,

Digitized by Google

gleich einer undurchdringlichen eisernen Mauer, die mehrfachen Durchbruchsversuche der Franzosen blutig zurückweisend.

Als Generalfeldmarschall kehrte Kronprinz Albert im Sommer 1871 aus dem Felde heim und hielt am 11. Juli an der Spitze der sächsischen Truppen seinen Einzug in die festlich geschmückte Stadt Dresden. Jubelnd wurde er überall begrüßt, denn der siegreiche Feldherr galt als eine der festesten Stützen des neu geeinten Reiches.

Seit jenen ruhmreichen Tagen durfte das deutsche Schwert in der Scheide ruhen, und als nach dem Tode seines Vaters am 29. Oktober 1873 König Albert den Thron Sachsens bestieg, war es ihm vergönnt, in einer langen Reihe von Jahren seinem Volke als Friedensfürst Glück und Segen zu bringen.

König Albert, der ungemein viel liest, aber kein großer Freund von vielen und langen Reden ist, nimmt mit sehr regem Interesse allezeit Kenntnis von neuen Bestrebungen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Handels und Gewerbefleißes. In seiner Residenzstadt Dresden, welche in den letzten zwei Jahrzehnten einer völligen Umgestaltung zu einer modernen Großstadt entgegengeführt wurde, ist während seiner Regierung keine Wanderversammlung irgend welcher Körperschaft von Bedeutung abgehalten worden, ohne daß sie von dem Monarchen mit seiner Gegenwart beehrt worden wäre. Wiederholt hat König Albert die verschiedenen Provinzen seines Landes bereist, um sich an Ort und Stelle von dem Stand der Industrie und der Verwaltung zu überzeugen. Das warme Mitgefühl des Königs für das Wohl und Wehe seines Volkes treibt ihn auch rasch auf den Platz, wenn sich da oder dort ein Unglück ereignet hat. Er will in allen solchen Fällen immer mit eigenen Augen sehen und ordnet oft an Ort und Stelle an, was ihm nützlich und nötig erscheint.

In dem Bestreben, Notstände zu lindern, wird er eifrig von seiner treuen Lebensgefährtin Königin Carola unterstützt. Unter König Alberts Regierung hat Sachsen auf allen Gebieten des Staats- und Volkslebens, in Handel und Wandel einen bedeutenden Aufschwung gewonnen.

Aber auch über die Grenzen seines Landes hinaus macht sich der Einfluß König Alberts in ersprießlicher Weise bemerkbar. Nach den Errungenschaften der Jahre 1870 und 1871 verband ihn mit Kaiser Wilhelm I aufrichtige Freundschaft, als teueres Erbe ist sie auch auf die Nachfolger des letzteren übergegangen, und es ist wohl bekannt, wie König Albert bestrebt ist, in allen politischen Fragen die Eintracht der deutschen Völker und ihrer Fürsten zu fördern.

So hat er in doppelter Weise, als Feldherr und als Friedensfürst, zu Deutschlands Heil gewirkt, und diese hohen Verdienste um des Vaterlandes Wohlfahrt gestalten seinen Jubeltag zu einem Festtag des deutschen Volkes. D.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Lebende Statuen und künstliche Menschen im Volksglauben und auf der Bühne.

Von Felix Vogt.

Zu den verbreitetsten Arten des Aberglaubens gehören die belebten Statuen, denen sich als eine Unterart die künstlichen Menschen zugesellen. Dieser Aberglaube ist uralt, und schon von vielen heidnischen Götzenbildern wurde behauptet, daß sie sich bewegten und lebten. Zu dieser Täuschung haben nicht wenig die Künstler beigetragen. Sie streben auch heute noch alle danach, den Eindruck des Lebens hervorzurufen, und es ist ihnen eine Genugthuung, wenn der Beschauer eines ihrer Werke ausruft: „Die Augen dieses Bildes scheinen mich anzusehen“, oder: „Diese Statue scheint Leben zu atmen“. Für eine lebhafte Einbildungskraft, die noch obendrein mit abergläubischen Vorstellungen erfüllt ist, kann von da aus leicht der Schritt zu dem Wahne gemacht werden, daß diese Bilderwerke und namentlich die Statuen, welche die ganze äußere Körperlichkeit darstellen, in der That reden und sich bewegen und andere Lebensfunktionen ausüben können.

Weil dieser Wahn einen künstlerischen Ursprung hat, spielt er denn auch in künstlerischen Hervorbringungen eine besondere Rolle. Es liegt hier ein Fall vor, wo ein Aberglaube, der an sich ebenso thöricht ist wie jeder andere, dennoch einen glücklichen Einfluß ausgeübt hat, indem er die Schaffenskraft der Dichter und in noch höherem Grade die der Tonkünstler befruchtet hat. Man könnte daher den Satz aufstellen, daß die Tragödien und Komödien des Aberglaubens zwar als bedauerliche Verirrungen des Menschengeistes anzusehen sind, daß dagegen der Aberglaube in der Tragödie und Komödie sich oft als ein förderndes Element erwiesen hat.

Den künstlerischen Charakter des Aberglaubens, daß Statuen lebendig werden können, erkennt man recht deutlich schon in der ältesten und zugleich am meisten behandelten Geschichte dieser Art. Es ist dies der antike Mythus von Pygmalion. Diese Sage gehört nicht zum alten griechischen Bestand. Wir finden sie weder bei Homer noch in der attischen Tragödie. Ein gewisser Philostéphanos von Kyrene, ein Bädeker des Altertums, fand sie etwa zweihundert Jahre vor Christi Geburt auf der Insel Cypern, und aus seinem Reisebericht nahm sie der römische Dichter Ovidius Naso in sein großes Gedicht der „Verwandlungen“ auf. Nach dieser Sage gab es in alter Zeit auf Cypern einen König Pygmalion, der mit seinem Herrscherberufe den des Bildhauers verband. Der König war aber nicht nur Bildhauer, sondern auch ein hartnäckiger Junggeselle, weil er alle Frauen und Mädchen von Cypern für leichtsinnig und verderbt hielt. Da sie ihm keine Neigung einzuflößen vermochten, schuf er für sich eine ideale weibliche Gestalt aus Elfenbein, und diese gewährte ihm eine solche Freude, daß er sich nicht mehr von ihrem Anblick trennen konnte, sie wie eine lebende Person küßte, beschenkte und mit ihr zu reden suchte. An einem Feste der Aphrodite flehte hierauf der königliche Künstler die Liebesgöttin an, ihm eine Gattin zu verleihen, welche dem von ihm gefertigten Elfenbeinbilde vollständig gleiche. Als er nun aus dem Tempel nach Hause zurückkehrte und wieder seine Statue umarmte, fühlte er, daß sich das kalte Elfenbein erwärmte und seine Härte verlor. Die Göttin hatte sein Gebet über Erwarten erfüllt, indem sie die Statue selbst belebt hatte. Der König heiratete die zur sittsam errötenden Jungfrau umgewandelte Figur, und sie gebar ihm den Paphos, welcher der gleichnamigen Stadt, die ein berühmtes Heiligtum der Aphrodite enthielt, den Namen gab.

Diese Legende vom Pygmalion und der belebten Statue hat namentlich die Komponisten angezogen. Für das Drama mutete das Wunder doch dem Zuschauer zuviel guten Glauben zu, aber die Musik war aufs beste dazu geeignet, die unglaubliche Verwandlung durch stimmungsvolle Begleitung zu vermitteln. Und Künstler und Publikum gaben sich um so lieber der Einbildung hin, als diese wunderbare Geschichte den höchsten Triumph der Kunst überhaupt versinnbildlicht. Das Kunstwerk erscheint da so vollkommen, daß ihm von der Gottheit aus diesem Grunde wahres Leben verliehen wird.

Schon unter den allerersten Versuchen einer deutschen Oper finden wir daher einen „Pygmalion“ von Conradi in Hamburg im Jahre 1693. Sieben Jahre später bringt Labarre einen „Pygmalion“ in Paris zur Aufführung. Die Musik ist schlecht, aber der Stoff bleibt so anziehend, daß der berühmte Rameau im Jahre 1748 den gleichen Text nochmals komponiert. Kurz zuvor hatte der Italiener Romanesi dem antiken Stoff die satirische Wendung gegeben, die sich bis heute auf der Bühne erhalten hat. Schon bei Romanesi wird nämlich die belebte Statue, die er Agalmeris nennt, ihrem Schöpfer und Gatten bald durch ihre Gefallsucht lästig, bekehrt sich jedoch vor dem letzten Fallen des Vorhangs zu besseren Gefühlen. Sogar der berühmte Philosoph Rousseau, der in seiner Jugend versucht hatte, als Opernkomponist aufzutreten, wurde von dem Stoffe in reiferen Jahren so gefesselt, daß er fast wider Willen zum Theater zurückkehrte und im Jahre 1775

Digitized by Google

Mutterliebe.
Nach einer Originalzeichnung von Ludw. Beckmann.

Digitized by Google

auf der Bühne der Comédie Française ein Monodram mit Musikbegleitung unter dem Titel „Pygmalion“ aufführen ließ. Er kehrte darin zur antiken Einfachheit zurück, brachte aber als Philosoph den neuen Zug hinein, daß sich die belebte Statue stufenweise ihres Ichs bewußt wird. „Das bin ich!“ flüstert sie bei jeder neuen Wahrnehmung ihres Gesichts, ihres Gehörs und ihres Tastsinnes. Wenn ich nicht irre, ist Rousseau auch der erste, welcher die bei Ovid namenlose Statue „Galathée“ getauft hat. Dieser Name hat sich um so hartnäckiger erhalten, als er falsch geschrieben ist. Die Griechen kannten nur die Nereïde Galateia, um welche der eifersüchtige Polyphem den Hirten Akis erschlug, und schrieben den Namen nie mit einem th.

Von Conradi bis auf Rousseau zählen wir sechs bekannte Opern „Pygmalion“, nach ihm deren neun und den Schluß bilden die französische „Galatée“ (man erlaube uns, das schmarotzende h zu entfernen) von Massé und die deutsche „schöne Galatea“ von Franz von Suppé. Beide erfreuen sich noch heute einer robusten Gesundheit, obwohl die französische Galatée schon sechsundvierzig und die deutsche dreiunddreißig Jahre zählt. Die französischen und die deutschen Textdichter haben die Satire des alten Italieners vervollständigt. Ihre Galatée führt sich so schlimm auf, daß Pygmalion die Götter anfleht, sie wieder zum toten Bilde erstarren zu lassen, und diese dem enttäuschten Künstler den Wunsch gewähren. So wurde aus dem Stoffe, den noch Rousseau mit tiefem Ernst behandelt hatte, eine leichtgeschürzte Operette, und da Suppé in seiner Musik lustiger und ausgelassener ist als Massé, der wenigstens für den Pygmalion eine ernste Barytonarie geschrieben, so verdient die deutsche Galatea den Vorzug vor der französischen, deren scheinbare Ehrbarkeit an Langweile grenzt. Die antike Sage ist in diesen modernen Possen ebenso mißhandelt worden wie Orpheus und Helena in den bekannten Stücken Offenbachs, aber es ist doch noch etwas Poesie übrig geblieben, denn die Belebung der schönen Statue auf den heißen Wunsch des Künstlers wird selbst bei Suppé nicht ganz ins Lächerliche gezogen. Man könnte sich kaum denken, daß seine Galatea anders als durch eine bildschöne Sängerin dargestellt wird, welche für den antiken Faltenwurf gewachsen ist. Die Rolle ist ja auch eigens für die Geistinger geschrieben worden, welche diese Forderung vollständig erfüllte. So hat sich selbst in diesen Possen, die nur geschrieben zu sein scheinen, um über einige Eigenschaften des weiblichen Charakters billige Witze zu machen, der Aberglaube der alten Kyprioten, welche ihren Ahnherrn Paphos von einer belebten Statue abstammen ließen, als fruchtbar erwiesen. Und wer weiß? wenn es sich ein neuerer Komponist einfallen ließe, aus Pygmalion wieder den Helden eines ernsten Musikdramas zu machen, so würde er vielleicht damit durchdringen — hat doch die grausame Parodie des „Orpheus in der Unterwelt“ nicht einmal in Paris den ernsten „Orpheus“ zu töten vermocht, denn im vorletzten Winter rettete das Meisterwerk Glucks nicht nur künstlerisch, sondern auch materiell die Direktion der Komischen Oper durch sechzig gut besuchte Vorstellungen.

Das christliche Gegenstück zu der heidnischen Galatea bildet der Steinerne Gast, der eine Erfindung des erzkatholischen Spaniens ist und dem Molière eine halbe und Mozart eine ganze Unsterblichkeit erworben hat. Es ist kein Zweifel, daß der fromme Mönch Tellez, genannt Tirso de Molina, der im Jahre 1610 als der erste in seinem Stücke „El burlador de Sevilla, ó el convidado de piedra“ den Spötter von Sevilla und den Steinernen Gast einander gegenüberstellte, selbst an die Möglichkeit glaubte, daß ein kaltes Marmorbild belebt werden könne, um einen frechen Sünder, wie es sein Don Juan Tenorio war, zu bestrafen. Er und seine Zuschauer hatten es darum durchaus nicht nötig wie wir, wenn wir den schaurigen Klängen von Mozarts zweitem Finale lauschen, den „Mann von Stein“ als ein Symbol des schlechten Gewissens zu betrachten. Es ist nicht mehr zu ergründen, ob Tellez eine schon vorhandene Sage benutzte oder die höchst drastische Bestrafung seines Bösewichts selbst erfand. Das erstere ist wahrscheinlicher, aber sehr alt kann die Sage kaum sein, denn sie setzt einen Gebrauch voraus, der schon eine stark fortgeschrittene Kultur verrät, den Gebrauch nämlich, auf dem Grabe eines hervorragenden Mannes sein Standbild in ganzer Figur und natürlicher Größe zu errichten. Es ist dabei jedoch zu bemerken, daß die auf deutschen Bühnen übliche Reiterstatue weder von Tirso de Molina, noch von Molière, noch von Daponte und Mozart vorgesehen ist. Sie fällt dem ungeschickten deutschen Uebersetzer von Mozarts Text zur Last, der „O statua gentilissima del gran Commendatore“ also übertrug: „Herr Gouverneur zu Pferde, ich neige mich zur Erde.“ Solcher Statuenschmuck auf Gräbern ist sogar in unseren heutigen Großstädten nicht allzu häufig und wäre im spanischen Mittelalter unerhört gewesen. Die Sage setzt also bereits den künstlerischen Aufschwung der Renaissance voraus. Don Juan ladet in verwegenem Spotte das Standbild des von ihm ermordeten Gouverneurs zum Abendessen ein. Der Gouverneur nimmt die Einladung an, erscheint in Don Juans Wohnung, fordert ihn umsonst zur Reue auf und zwingt ihn darauf, ihm in die Hölle zu folgen. Heutzutage interessiert uns freilich an der Don Juan-Sage vor allem der Charakter dieses Helden, den man nicht mit Unrecht den Faust der Südländer genannt hat; aber im siebzehnten Jahrhundert machte vor allem seine originelle Bestrafung Eindruck. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit fand der „Burlador de Sevilla“ in und außerhalb Spaniens Verbreitung. Zehn Jahre nach seinem Erscheinen besaß Italien bereits eine eigene Bearbeitung. Im Jahre 1657 brachten die italienischen Schauspieler ihren Convitato di pietra nach Paris, und zwei Jahre darauf ließ ein gewisser Villiers eine französische Bearbeitung als „Le festin de pierre ou le fils criminel“ aufführen. Dieser Mann hatte mit einer solchen Hast gearbeitet, daß er sogar im Titel einen Uebersetzungsfehler stehen ließ. Er machte aus dem italienischen Gast (convitato) ein Gastmahl (festin) und versteinerte auf diese Weise die ganze bunte Gesellschaft, die Don Juan bei seinem Nachtessen um sich schart. Der offenbare Unsinn des „steinernen Gastmahls“ verhinderte jedoch den Erfolg nicht, und der Titel bürgerte sich dermaßen ein, daß Molière, als er im Jahre 1665 für seine eigene Bühne einen „Don Juan“ schrieb, um dem der italienischen Komödie Konkurrenz zu machen, den Fehler absichtlich beibehielt. Schon Molière ist es aber mit dem Steinernen Gaste nicht mehr recht ernst, denn er verdirbt uns absichtlich den schreckhaften Eindruck der Höllenfahrt, indem er den Diener Sganarelle am Schlusse nach dem Verschwinden seines Herrn um seinen rückständigen Lohn jammern läßt. „Mes gages, mes gages!“ ruft er als echte Bedientenseele aus und reißt uns damit aus unseren Illusionen.

Von da an ist der Steinerne Gast nicht mehr zur Ruhe gekommen. Zehn Jahre nach Molières Stück wandelte er über die englische und im Jahre 1700 zum erstenmal über die deutsche Bühne. Ein Ballett von Gluck und fünf Opern gingen dem „Don Juan“ Mozarts voraus, der nun schon hundertundelf Jahre lang alt und jung erfreut und wohl noch lange erfreuen wird. Selbst in Paris, wo man lange Zeit des Molièreschen Stückes wegen zum Werke Mozarts kein rechtes Zutrauen faßte, ist sein Ansehen so groß, daß die beiden Opernbühnen, die Große und die Komische Oper, im letzten Winter den „Don Juan“ fast gleichzeitig wieder aufnahmen und beide ihre Rechnung dabei fanden.

Daß die belebte Statue des Gouverneurs auch heute noch zur Don Juan-Sage gehört und nicht mehr von ihr getrennt werden darf, so sehr auch alle Theatergänger davon überzeugt sind, daß Stein Stein bleiben muß und nicht Fleisch werden kann, geht daraus hervor, daß der ältere Dumas, als er im Jahre 1836 einen Don Juan ohne Steinernen Gast auf die Pariser Bühne brachte, damit Schiffbruch litt. Er versicherte umsonst, daß auch sein Don Juan de Maraña, der am Schlusse seine Frevelthaten bereut und von seinem guten Engel, der die Gestalt einer Nonne angenommen, in den Himmel geführt wird, auf einer alten spanischen Sage beruhe, die ebenso berechtigt sei wie die von Don Juan Tenorio; man fand seine Schwester Martha außerordentlich fad neben dem steinernen Gouverneur und nahm es seinem Don Juan übel, daß er nicht Charakter genug hatte, bis ans Ende ein verstockter Bösewicht zu bleiben. Ganz anders ging denn auch der bedeutende spanische Dichter Zorilla vor, als er acht Jahre nach Dumas den alten Nationalstoff seiner Heimat in einem Versdrama erneuerte. Ihm war es an der einen Statue nicht einmal genug. Er läßt auch die Doña Ines (die Donna Anna der Oper) und ihren Verlobten

Digitized by Google

durch Don Juans Schuld zu Grunde gehn, und ihre Statuen beleben sich ebenfalls im letzten Akt, um den Frevler in die Hölle zu stürzen. Damit traf er sehr genau den Geschmack des spanischen Publikums. Sein „Don Juan“ ist eines der beliebtesten Stücke geblieben und wird in den meisten Theatern Spaniens des erbaulichen Schlusses wegen regelmäßig am Allerseelentage gespielt.

Der Steinerne Gast hat sich auch in unserem skeptischen Jahrhundert noch lebenskräftig genug erwiesen, um eine Tochter zu erzeugen, die auf französischen und deutschen Provinzbühnen noch hie und da zu finden ist. Wir meinen die Marmorbraut in Hérolds „Zampa“, der im Jahre 1831 in Paris entstand und sich rasch auf allen Opernbühnen einbürgerte. Es ist möglich, daß der Textdichter des „Zampa“ in Sicilien, wohin er seine Handlung verlegte, eine Sage von einer die Untreue rächenden weiblichen Statue aufgefunden hat, aber ohne das Beispiel des Don Juan würde sich Hérold wohl kaum erkühnt haben, diesen Stoff zu ergreifen. Die „fromme Alice“, welche der Seeräuber und Herzensbrecher Zampa hat sitzen lassen, öffnet zwar nicht den Mund zum Singen oder Sprechen wie der Gouverneur im „Don Juan“, aber wirkt andere Wunder. Da ihr der Ungetreue zum Hohn einen Trauring an den marmornen Finger steckt, schließt sie die Hand, und mit keiner Gewalt kann der Räuber ihn zurücknehmen. Später errettet sie durch ihr Erscheinen die unglückliche Camilla vor der Umarmung des Räubers und zieht diesen mit sich in die Versenkung. Obschon weder Zampa ein so vollständiger Charakter ist wie Don Juan, noch seine Marmorbraut so entscheidend eingreift und so verständlich ist wie die Statue des Gouverneurs, hat der Stoff doch dem Komponisten ausgezeichnete Dienste geleistet. Besonders gut gelang dem französischen Tonsetzer die Scene, wo dem Zampa nach dem Wunder der geschlossenen Marmorhand das übermütige Trinklied in der Kehle stecken bleibt, zu dem er seine Genossen fortreißen will, damit sie den peinlichen Vorfall vergessen. In der Schlußscene dagegen hat Hérold nichts gefunden, um uns über den ziemlich lächerlichen Eindruck hinwegzuhelfen, daß die marmorne Alice als eifersüchtige Liebhaberin unter der Thür des Schlafgemachs erscheint, in welches Zampa seine letzte Eroberung zu schleppen sucht. Hier ist seinem Textdichter und ihm selbst sowohl der Glaube des alten Tirso de Molina, wie die Phantasie Mozarts abhanden gekommen.

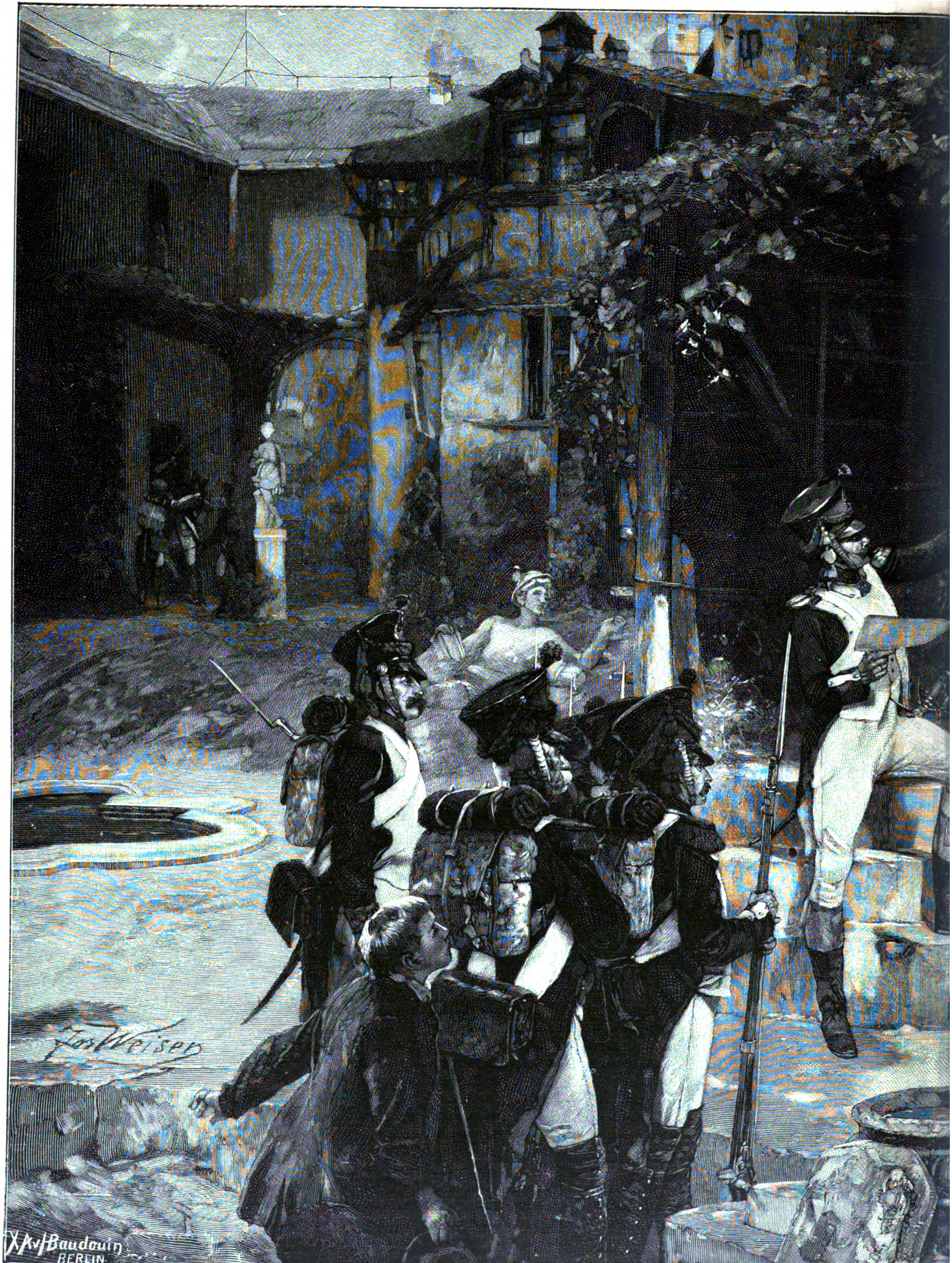
Nahe verwandt mit den lebenden Statuen sind die künstlichen Menschen, die zuerst in den abergläubischen Vorstellungen der Völker spukten und später künstlerische Verwendung fanden. Sie unterscheiden sich von den lebenden Statuen dadurch, daß sie von vornherein zur Täuschung geschaffen werden. Als ältestes Vorbild kann die antike Pandora gelten, wie sie in den Dichtungen des griechischen Dichters Hesiodos auftritt. Pandora ist zwar kein menschliches, sondern ein göttliches Kunstprodukt, aber nach Hesiod haben sich bei ihrer Hervorbringung die Olympier mit höchst menschlicher Bosheit benommen. Zeus wollte nämlich den Prometheus dafür strafen, daß er den Menschen das Feuer verschafft hatte. Daher ließ er von den Göttern ein weibliches Wesen zusammensetzen, dem Aphrodite Schönheit, Pallas Verstand und Kunstfertigkeit und Hermes die Fähigkeit zu lügen und zu betrügen verleihen mußten. Sie sandte er dem Bruder des Prometheus, dem leichtsinnigen Epimetheus, zu, der trotz der Warnung des Bruders vor den Geschenken des Zeus die Pandora und die verschlossene Truhe, die sie mitbrachte, zu sich nahm. Insgeheim öffnete diese hierauf die Truhe, aus der alle Übel herausdrangen und sich unter den Menschen verbreiteten. Diese böse Pandora machte jedoch unter den Griechen nicht viel Glück, weil sie ihren optimistischen Anschauungen wenig entsprach. Sophokles scheint sich in einem verloren gegangenen Satyrdrama über den Gegenstand lustig gemacht zu haben, und diese komische Färbung kehrt immer wieder, wo die Dichter späterhin künstlich erzeugte Menschen auf die Bühne brachten. Goethe hat zwar zweimal ein ernstes Pandora-Drama zu schreiben begonnen, worin er die pessimistische „Allesgeberin“ des Hesiod ins Optimistische zu übertragen gedachte, aber er brachte es auch beim zweitenmal nicht über den ersten Akt hinaus. Im zweiten Teile des „Faust“ schuf er sich später seinen eigenen Kunstmenschen, den fürwitzigen Knaben Homunculus, den der Famulus Wagner auf chemischem Wege in einer Retorte hervorgebracht hat und der Faust und Mephistopheles als Wegweiser zur klassischen Walpurgisnacht dient. Dort zerschellt er freilich gar bald am Muschelwagen der Galatee, da er über seine Kräfte hinaus für die antike Schönheit erglüht. Leider gehört aber der Homunculus zu den rätselhaftesten Elementen des zweiten Teils des „Faust“. Er hat den Goethephilologen mehr Pein als den gewöhnlichen Sterblichen Wonne verursacht und blieb daher ohne jegliche Wirkung auf spätere Dichter.

Viel glücklicher war ein anderer Kunstmensch, der vielleicht später als Goethes Homunculus entstanden ist, aber sehr viel früher öffentlich bekannt wurde. Es ist die von E. T. A. Hoffmann erfundene weibliche Automatenfigur Olympia im „Sandmann“, welche so trefflich ausgeführt ist, daß sie dem Helden der Novelle eine tiefe Leidenschaft einflößt und ihn zum Wahnsinn und Selbstmord treibt. Hoffmanns bewegliche Phantasie knüpfte hier an eine historische Thatsache an. Im Jahre 1738 hatte der geniale Mechaniker Vaucanson in Paris zum erstenmal einen Automaten vorgeführt, der auf einer Flöte einige einfache Melodien blies. Es war die erste Spieldose. Auch Hoffmanns Olympia ist vor allem ein musikalischer Automat. Sie singt mit wunderbarer Sicherheit und Fertigkeit. Aber noch wunderbarer ist, daß sie prächtige ausdrucksvolle Augen hat, und dies wird von Hoffmann mit der ihm eigenen Vorliebe für das Grauenhafte so erklärt, daß der entsetzliche Coppelius dem Automaten die blutigen Augäpfel eingesetzt hat, die er einem seiner menschlichen Opfer ausgerissen. Warum hat aber diese Olympia Hoffmanns so viel Glück gemacht? Darum, weil auch hier der Aberglaube im Spiel war. Für Hoffmann waren nämlich alle diese Spukgestalten, die er schuf, im Augenblicke, da er sie zu Papier brachte, keine Märchengebilde, sondern er glaubte so fest an sie, daß er sich selbst vor ihnen fürchtete. Er schrieb regelmäßig nachts, nachdem er im Weinhause stark gezecht hatte, und wenn er dann den schrecklichen Coppelius oder den Mönch Medardus oder eine ähnliche Gestalt unter die Feder bekam, so weckte er seine gutmütige Frau, damit sie sich mit ihrem Strickstrumpf neben ihn setze und ihn durch ihre Gegenwart beruhige. Nur, weil er selbst an die verführerische Schönheit seiner Olympia glaubte, machte sie auch auf seine Leser einen so starken Eindruck. In Frankreich war die Wirkung Hoffmanns noch größer als in Deutschland. Hier war es denn auch, wo seine Automate mit Vorliebe auf die Bühne verpflanzt wurde. Adam, der Komponist des „Postillon“, widmete den künstlichen Menschen zwei Opern, die lange gespielt wurden, „La Poupée de Nuremberg“ und „Les Pantins de Violette“. Delibes fand in der Tochter des Coppelius, die er „Coppelia“ nannte, den Stoff zum besten Ballett, das in den letzten fünfzig Jahren in Paris entstanden ist. Damit nicht genug, griff der alternde Offenbach nochmals die Geschichte auf und machte aus ihr den zweiten Akt seiner komischen Oper „Les Contes d'Hoffmann“, welche vielleicht nicht seine glücklichste, aber sicher seine ernsthafteste Leistung geblieben ist. Delibes' „Coppelia“ wirkte hinwiederum auf Wien zurück und ließ dort Bayers „Puppenfee“ entstehen, welche seit einigen Jahren über alle deutschen Bühnen geht.

Die letzte Bearbeitung der lebenden Puppe lieferte endlich Paris vor zwei Jahren in der Operette „La Poupée“ von Planquette. Hier war freilich die Sache recht geistreich umgedreht. Ein Weiberfeind, der sich einer Erbschaft wegen verheiraten mußte, ließ sich mit einer Automatenfigur trauen, aber die Tochter des Mechanikers spielte die Rolle der Figur und bekehrte den Hagestolz durch diesen frommen Betrug zur Liebe.

Die lebende Statue ist ein künstlerischer, die Automatenfigur, welche tanzt, spricht und singt, ein wissenschaftlicher Aberglaube. Beide liegen heute dem einigermaßen gebildeten und verständigen Menschen völlig fern. Deshalb sind sie denn auch im Theater fast nur noch in musikalischer Umkleidung möglich, denn die Musik besitzt die Gabe, uns am leichtesten aus der Wirklichkeit in das Wunderland des Märchens zu versetzen. Sollen wir sie auch in dieser Gestalt verdammen? Sollen wir nicht vielmehr einem Wahne Dank wissen, der unseren Dichtern und namentlich unseren Tonsetzern den Stoff zu so viel teils erschütternden, teils erheiternden Scenen geliefert hat?

Digitized by Google



Eine Ve

Nach dem Gemäld

Digitized by Google

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

ɉaftung.

ɔon Jos. Weiser.

Digitized by Google

Das alte Serail in Konstantinopel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Die Pforte des Heils.

Auf der schmalen Halbinsel zwischen dem Bosporus und dem Goldenen Horn baut sich das alte Stambul in zauberhafter Schönheit auf. Hunderte großer Paläste, mächtiger Kuppeln und schlanker, zarter Minarets erheben sich über das weite Häusermeer der Türkenstadt und spiegeln sich in den blauen Fluten der Meeresstraßen wieder, die es umspülen.

In märchenhafter Pracht liegt dieses Konstantinopel mit seinen halb europäischen Vorstädten Pera und Galata vor den Augen des Beschauers, und der Weltfahrer wird in seiner Erinnerung vergeblich suchen, in welchem Weltteil, welchem Lande er ähnliche Pracht geschaut. Schon in vorchristlichen Zeiten galt dieses Stückchen Paradies zwischen Asien und Europa, zwischen dem Schwarzen und Mittelländischen Meere als der herrlichste Besitz; jahrhundertelang war es die glänzende Hauptstadt des großen byzantinischen Reiches, und etwa zur selben Zeit, als Kolumbus dem alten Europa eine neue Welt entdeckte, ging dieses herrlichste Kleinod Europas, Byzanz, an die asiatischen Eroberer verloren. Während viereinhalb Jahrhunderten ist es die Residenz der turkestanischen Fürsten geblieben, welche als Herrscher des osmanischen Reiches viele Generationen hindurch die halbe mohammedanische sowie die halbe christliche Welt bekriegten, welche die Reiche Europas von ihrem Schlosse aus in Bann hielten. Sie besiegten Kaiser und Könige, Schahs und Sultane und Republiken, und der Glanz ihres Hofes, die Macht ihrer Soldateska überstrahlte Jahrhunderte hindurch alles, was die Alte Welt bis zu ihrem Kommen gekannt hat.

Unwillkürlich sucht der Beschauer Konstantinopels zunächst die Residenz der langen Reihe von Großsultanen, welche seit Mohammed-el-Ghazy, dem Bezwinger von Byzanz, hier geherrscht haben. Er sucht zwischen den himmelragenden Moscheen und gewaltigen Ringmauern und Türmen und Palästen nach jenem Herrschersitze, auf welchem jahrhundertelang die Geschicke des östlichen Europas und des westlichen Asiens gelenkt wurden, er sucht nach einer Art Kreml oder Tower oder Alhambra, nach jenem alten Serail, dem Stolz und der Perle von Stambul. Aber er sucht vergeblich! Während die Alhambra im äußersten Südwesten Europas ein Schmuckkästlein maurischer Baukunst, der Kreml im Nordosten ein gewaltiges Schloß voll asiatischer Pracht und der Tower im Nordwesten eine mittelalterliche Zwingburg mit hohen Türmen und zinnengekrönten Mauern ist, zeigt sich der Sitz des glänzenden türkischen Fürstenhofes im äußersten Südosten Europas wie ein Lustgarten, in welchem Frauenlaunen einige zierliche Lusthäuser, Bäder, Kioske, Terrassen &c. erstehen ließen!

In solcher Weise erscheint wenigstens das alte Serail dem Beschauer vom Bosporus aus (vergl. Abbildung S. 245). Von dem ungeheuren Kuppelbau der Sophienmoschee senkt sich der Bergrücken, auf welchem Stambul liegt, allmählich in eine flache Spitze auslaufend, gegen die blaue Wasserfläche, und diese an drei Seiten von ihr umflutete Landzunge wird von großen Gärten eingenommen, zwischen deren dunklen Cypressen- und Myrtenbäumen und ungeheuren Platanen eine Reihe von verschiedenen Gebäuden hervorleuchtet, mit kleinen Kuppeln und Domen, und überhöht von einem Turm, der aussieht wie der Turm einer deutschen Dorfkirche.

Das Serail war einst die Wiege der Osmanen in Europa, es hat ihre Glanzepoche gesehen ebenso wie ihren Niedergang. Fünfundzwanzig Sultanen hat es als Residenz gedient, es war ein Palais, ein großes Feldlager, eine Festung und ein Heiligtum, der Mittelpunkt eines Weltreiches und einer Weltreligion.

Wohl aber hat kein anderer Ort der Erde so viel von den schlimmsten Leidenschaften der Menschen gesehen, von Neid und Eifersucht, Ehrgeiz und Habsucht, in keinem sind so zahlreiche Verbrechen und Morde begangen worden, Morde zwischen Brüdern, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau, zwischen Herrn und Diener! Die ganze Geschichte des osmanischen Reiches ist von hier aus geleitet worden, die Laune einer Odaliske hat ganze Provinzen in Armut gestürzt, auf den Wunsch eines schönen Mädchens wurden blutige Kriege gefochten, und das alte Serail ist heute der Friedhof nicht nur einer ganzen Reihe fremder Völkerschaften, sondern auch der einstigen Größe des osmanischen Reiches und seiner Fürstenherrlichkeit!

Selbst als Residenz der Sultane dient es nicht mehr, denn die furchtbaren Tragödien, welche der Thronbesteigung Mahmuds II im Jahre 1808 vorausgegangen waren, veranlaßten diesen Fürsten, den Palast von Tscheragan, am Bosporus gelegen, zu seinem Wohnsitz zu machen. Sein Nachfolger Abdul-Medschid erbaute den feenhaften Palast von Dolmabagdsche, und der jetzt regierende Abdul-Hamid verlegte seine Residenz noch weiter weg von Stambul, nach dem Yildiz-Kiosk, der auf den Höhen östlich von Pera inmitten ausgedehnter Palastanlagen versteckt ist. Heute wohnen im alten Serail nur die Witwen der Sultane.

Aber die wichtigsten und geschichtlich interessantesten Gebäude des alten Serails sind doch stehen geblieben. Sie werden heute von Palastwachen, schwarzen und weißen Eunuchen, noch gerade so streng bewacht wie zur Zeit der früheren Sultane, und nur ganz bevorzugte Reisende erhalten mittels kaiserlichen Firmans die ungemein schwer zu erwirkende Bewilligung, das Serail zu besichtigen.

Die meisten werden bei der Durchwanderung des alten Sultansitzes enttäuscht, ernüchtert, denn auch um die drei großen Höfe desselben erheben sich nicht stolze Paläste in anspruchsvoller, reicher Architektur oder Gebäude von besonderer Zierlichkeit und Eleganz, sondern nur weitläufige, niedrige, höchstens einstöckige Bauten in großer Zahl, als wären sie die zu Stein gewordenen Zelte eines großen Feldlagers, wie es die Vorfahren der osmanischen Dynastie in früheren Zeiten besaßen, als sie noch die Häuptlinge eines turkestanischen Nomadenstammes waren. Und doch wurde ich hier mehr gefesselt, mehr erschüttert als in den reichsten Palästen des fernen Orients, in Indien, Siam, China, Japan — nicht der traurigen Gegenwart, sondern der aller Beschreibung spottenden gewaltigen, erdrückenden Vergangenheit wegen.

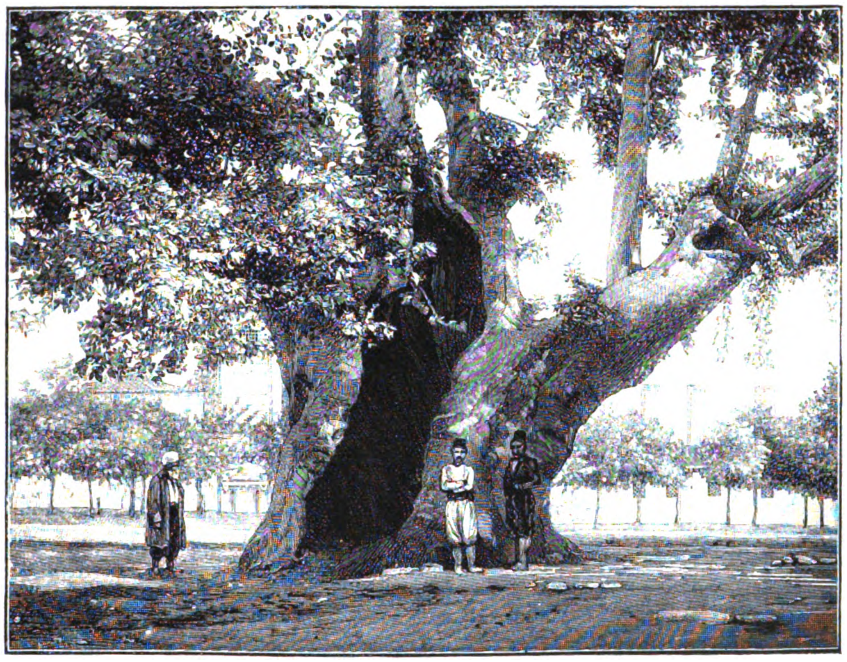
Gleich das erste und äußerste Thor, das Bab-Humayun, der berühmten Fontäne vom Sultan Achmet und der Sophienmoschee gegenüber gelegen, ruft diese Vergangenheit zurück, denn zu beiden Seiten dieses im halb arabischen, halb persischen Stil aus schwarzem und weißem Marmor erbauten Thores zeigen sich noch die Nischen, in welchen am Morgen die blutigen Köpfe jener Staatsmänner oder Hofwürdenträger aufgehängt wurden, die in der vorhergehenden Nacht gefallen waren. Auf den Vorplatz aber wurden die Leichname der Gehenkten geworfen, und zwischen diesen hindurch begaben sich die glänzenden, farbenprächtigen, goldstrotzenden Reihen von Ministern, Generalen, Garden täglich nach dem Serail an den Hof des Sultans! Die Pforte, an der heute einfache türkische Soldaten stehen, wurde damals von

Digitized by Google

Kapidschis bewacht, einer Leibgarde, aus Söhnen von Paschas und Beis zusammengesetzt, die in reichen Uniformen prangten. Ringsum standen die Massen des türkischen Volkes, bewundernd, erwartungsvoll, erschrocken, oder passierten, ein Gebet für den Padischah murmelnd, die Pforte, um scheu einen Blick in das Innere des weiten Hofes zu werfen, welchen nur Bevorzugte betreten durften.

Ganz wie früher zeigt dieser „Janitscharenhof“ genannte Platz einzelne Baumgruppen und nahe der in ein Arsenal verwandelten altgriechischen Kirche der heiligen Irene auch jene ungeheure Platane, unter welcher die Enthauptungen stattgefunden haben (vergl. die untenstehende Abbildung). Ihr kaum von zehn Männern zu umspannender Stamm ist gespalten, und sie mag aus der Zeit des griechischen Kaiserreichs stammen, aber ihre Krone ist frisch und reichbelaubt. Ist doch der Boden, auf dem sie steht, mit so viel Blut gedüngt worden!

Neben der ehrwürdigen alten Irenenkirche befindet sich die kaiserliche Münze, und früher erhoben sich rings um den heute verwahrlosten, einsamen Hof die kaiserlichen Stallungen, in welchen Hunderte der prachtvollsten Rosse aus silbernen Krippen fraßen; die Bäckerei mit zweihundert Bäckern, welche das Brot für die Tausende von Hofangestellten bereiten mußten; die Wohnungen für die Sklaven, das Hospital des Serail und die Kasernen der wachthabenden Janitscharen. Den ganzen Tag über herrschte hier das regste Leben, ein fortwährendes Kommen und Gehen, vom frühen Morgen an, da zweiunddreißig in reiche Gewänder gehüllte Muezzins auf den Minarets des Serails das Allah il Allah sangen, bis zum späten Abend, da die prächtigen Janitscharenwachen die Thorschlüssel den Offizieren überbrachten. An der gegenüberliegenden kahlen niedrigen Mauer des Janitscharenhofes zeigen zwei feste Türme die Pforte an, welche in den zweiten Hof des Serails führt und, wie früher so auch noch heute, nur jenen offen steht, die mit einem kaiserlichen Firman versehen sind. Von Hausoffizieren und Adjutanten des Großsultans empfangen, durchschritt ich das von Militärwachen besetzte Thor, das Jahrhunderte hindurch so viele Minister und Großwürdenträger des Reiches erbeben machte (vergl. Abbildung S. 242). Bab-el-Salaam, „Pforte des Heils“, wird es genannt; aber fürwahr, von den Tausenden und aber Tausenden, die es durchschritten haben, ist nur den wenigsten wirklich Heil widerfahren. Die Hände in den weiten Aermeln versteckt, gesenkten Hauptes, stumm und zitternd begaben sich an den großen Diwantagen die zu den Ministern oder zum Padischah Befohlenen durch diese Pforte, wußten sie doch nicht, ob sie dieselbe wieder lebend verlassen würden!



Der Janitscharenbaum.

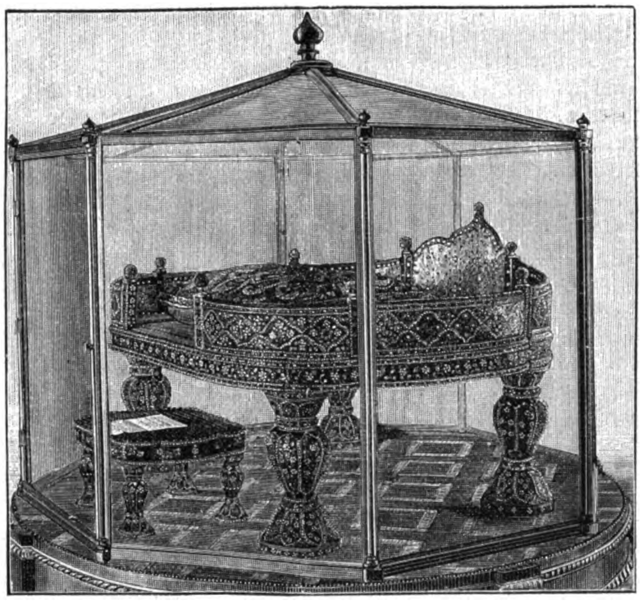
Hier an dieser Pforte befand sich auch die Wohnung des Scharfrichters und gleichzeitig eine geheime Richtstätte. Heute noch bildet sie eine Art Tunnel, dessen Ausgänge auf beiden Seiten durch schwere Thore geschlossen werden, und unter dem Thorweg befindet sich ein mit einer Fallthüre bedecktes Verließ, das durch einen unterirdischen Gang mit dem Diwanssaal in Verbindung steht. Häufig wurden Persönlichkeiten, die bei den Mächtigen in Ungnade gefallen waren, hier beim Verlassen des Diwans festgenommen; die beiden Thore fielen in das Schloß, in der Dunkelheit fühlten die Gefangenen plötzlich eine Schnur um den Hals und binnen wenigen Augenblicken waren sie ins Jenseits befördert, ohne daß ihr Leichnam jemals zum Vorschein kam. Die Gesandten und Hofchargen und Offiziere, welche draußen angsterfüllt warteten, bis sie zur Audienz befohlen wurden, hörten wohl die Angstrufe der Sterbenden, aller Augen wendeten sich nach den geheimnisvoll geschlossenen Thoren, aber wenn diese wieder geöffnet wurden, war alles vorbei.

Jenseit des Bab-el-Salaam dehnt sich der zweite Hof des Serails aus, heute ebenso einsam und verlassen wie der erste; ein breiter, von ungeheuren alten Cypressen beschatteter Weg durchschneidet die weiten Rasenbeete und führt in gerader Linie zu dem dritten Thore, dem Bab-es-Seadet, „Thor der Glückseligkeit“. Rings um den weiten Platz ziehen sich Bogengalerien mit Säulen aus weißem Marmor und überhöht von einer Reihe kleiner Kuppeln. Einige Thüren in diesen zierlichen, mit Mosaik und Malereien reich geschmückten Galerien führen zu weitläufigen, aber niedrigen Gebäuden, in welchen sich früher die Archive, die Depots für die Ceremonientrachten, die Zelte und Waffen, sowie die Wohnung des schwarzen Großeunuchen befanden. Zur Rechten gewahrte ich den Eingang zu den kaiserlichen Küchen, in welchen heute noch die Mahlzeiten für die Harems der verstorbenen Sultane bereitet werden. Im Hofe selbst steht nur noch ein geräumiger Pavillon, welcher den Diwanssaal, d. h. den Sitzungssaal des obersten Staatsrats, enthält.

Welche Scenen hat dieser Diwanssaal nicht noch vor einigen Jahrzehnten gesehen! Noch ist heute dort alles so wie damals. Derselbe Diwan zieht sich die Wände dieses mit vergoldeten Arabesken geschmückten Saales entlang, und über dem Sitz des Großveziers gewahrte ich in der Dämmerung das kleine vergitterte Fenster, an welchem Soliman der Große und nach ihm die ganze Reihe von Padischahs die Verhandlungen ihrer Minister anhörten. Ein geheimer Gang führte von dort nach den kaiserlichen Gemächern.

Der Diwan wurde hier fünfmal in jeder Woche mit echt orientalischem Pomp abgehalten. Um den Großvezier nahmen die anderen Minister und Staatsräte Platz, während hinter ihnen Sekretäre und die Scharfrichter standen, die bei keiner dieser Gelegenheiten fehlen durften — alle waren in ebenso malerische wie kostbare Gewänder gehüllt, mit gewaltigen weißen Turbanen auf den Köpfen und reichgeschmückten Säbeln oder Dolchen im Gürtel. Die Verhandlungen dieses schrecklichen Tribunals wurden mit leiser, einförmiger Stimme geführt, niemand wagte eine Bewegung, und selbst dem Unschuldigsten, der in diesen halbdunklen Saal vor seine Richter geführt wurde, mußte bei dem Anblick dieser ernsten, starren Gestalten unter dem Kreuzfeuer von hundert Augen der Mut sinken. Das Verhör war kurz, und obschon das Todesurteil ebenso leise gesprochen wurde, fiel es häufig doch wie ein Donnerschlag auf die Anwesenden. Ein Zeichen, und die Schergen stürzten sich wie der Blitz auf die Opfer — Janitscharenagas und Spahigenerale, Kaimakans und Emire fielen unter den Dolchstichen ihrer Mörder oder zuckten unter dem Würgen mit seidenen Schnüren, während die Minister ruhig und unbeweglich das schreckliche Schauspiel mit ansahen. Die Leichname wurden auf den Vorplatz geschleppt, das Blut abgewaschen, die Schergen traten wieder auf ihre Posten, der

Digitized by Google



Der persische Goldthron in der Schatzkammer des alten Serails.

nächste Beschuldigte wurde vor die grausamen Richter geführt. Aber während sie hier scheinbar gleichgültig mit Leben und Tod spielten, erbebten sie bis in die Seele, denn, unsichtbar für sie, lauschte über ihnen der Großherr selbst, und die geringste Unzufriedenheit, das Spiel einer Laune, konnte im nächsten Augenblick ihren eigenen Kopf kosten.

Die Wohnung des Großherrn befand sich im dritten Hofe, jenseit der Heiligen Pforte, Bab-es-Seadet, die vier Jahrhunderte lang jedem Christen, ausgenommen souveränen Fürsten und Botschaftern, verschlossen war und die das Volk nur leise flüsternd, von geheimer Furcht erfüllt, nannte; vergeblich pochten Tausende von hochstehenden und mächtigen Reisenden an dieses Thor des „Königs der Könige", hinter welchem der ganze Glanz und Reichtum dieses märchenumwobenen Hofes ihre Augen geblendet hätte, wo Hunderte der schönsten Frauen des Erdballs den Launen des mächtigsten Fürsten der Alten Welt dienten, und wo Festlichkeiten oder entsetzliche Greuelthaten miteinander abwechselten, so erhaben oder so erbärmlich, daß sie die Sagen von Tausend und einer Nacht im Vergleich zu ihnen verblassen machen. Dort schwang der Padischah selbst sein juwelenbesetztes Schwert, und das Schwert allein war sein Recht. Aber auch diese willkürlichen und blutdürstigen Despoten zitterten vor der Macht der Janitscharen, die manchmal mit ihren Schwertern und Morgensternen wutserfüllt sich den Weg bis zum Heiligen Thore bahnten, und gerade der Platz vor demselben, wo heute in der sonnigen Einsamkeit Eidechsen umherrascheln, war der Schauplatz der schrecklichsten Blutscenen. All die Kreaturen des Machthabers, die Haremsfrauen und schönen Sklavinnen, die Prinzen und Pagen und Minister, zitterten, wenn sie zur Nachtzeit die Keulenschläge hörten, mit welchen die zügellosen Janitscharen die ersten zwei Thore zertrümmerten, und wenn ihr wütendes Geschrei irgend ein Opfer verlangte, um an diesem ein vermeintliches Unrecht zu rächen. Und die Umgebung ihres Padischah, dieses mächtigsten Herrn, dieses „Bruders der Sonne", war ohnmächtig gegen seine Janitscharen. Vergeblich wurden mit Geld gefüllte Säcke unter die heulenden Aufrührer geworfen, vergeblich flehten, versprachen, drohten Scheichs und Minister, Generale und Ulemas, vergeblich zeigten ihnen die auf den Tod erschreckten Sultanas ihre unschuldigen, weinenden Kinder. Selbst die Großherren erschienen in eigener Person vor diesen Wütenden, um für ihre Beamten Gnade zu begehren, aber auch vergeblich: sie verlangten ihre Opfer, um sie auf ihre Lanzen zu spießen, mit ihren Schwertern zu zerhauen; und in ihrer Ohnmacht, um sich selbst zu retten, mußten die Padischahs nachgeben. Die Thorflügel der Heiligen Pforte öffneten sich, und mit schlotternden Knien erschienen die mächtigsten Minister, die liebsten Günstlinge der Sultane, um von den Janitscharen in Stücke gehauen zu werden. Hier vor dem Bab-es-Seadet war es, wo Murad III seinen Liebling Mehemmet unter tausend Schwerthieben fallen sah, wo Murad IV seinen Großvezier Hafiz den Dolchen der Janitscharen preisgab und Selim III gezwungen wurde, seinen ganzen Diwan zu opfern!

Und diese Pforte heißt „Pforte der Glückseligkeit"! Mir graute es bei der Erinnerung an all diese Unthaten, als ich zwischen den Reihen von schwarzen und weißen Eunuchen hindurchschritt, welche noch heute die Thorwache besorgen. Ich befand mich nun im Herzen des alten Serails, im dritten Hofe, aber statt der orientalischen Pracht, statt reich ornamentierter Paläste mit Balkonen und Veranden sah ich auch hier nur kleine einstöckige, geradezu ärmliche Gebäude ganz unregelmäßig in dem weiten begrasten Hofe verstreut, wo sie eben die Tageslaune der Padischahs entstehen ließ. Selbst der Thronsaal, in welchen ich zunächst geführt wurde, ist unansehnlich, wohl der kleinste, den ich in den Fürstenschlössern der verschiedenen Erdteile gesehen habe. Kaum über den Erdboden erhöht, zeigt er an seinen Wänden herrlichen Mosaikschmuck und vergoldete Arabesken, und zu den Seiten der Eingangspforte stehen zwei schöne Fontänen. Ihr gegenüber erhebt sich der Thron der Sultane in der Form eines Bettes, auf welchem die Fürsten mit untergeschlagenen Beinen Platz nehmen. Ueber dem Throne wölbt sich auf vier leichten Säulen aus vergoldeter Bronze und mit Edelsteinen geschmückt der Baldachin. An den vier Ecken prangen goldene Kugeln mit goldenen Halbmonden darüber, während von ihnen Roßschweife, das Symbol der militärischen Oberhoheit der Sultane, herabhängen. Sonst ist der kleine Raum leer, nur im Hintergrunde gewahrte ich in dem farbigen Dämmerlichte, das die mit Glasmalereien bedeckten hohen Fenster spenden, einen reizenden Kamin, von einer vergoldeten, reich geschmückten Kuppel überhöht. Der ganze Thronsaal würde den Besucher kalt lassen, wenn nicht so große und blutige Ereignisse mit ihm verknüpft wären, und schaudernd dachte ich an die blutenden Leichen der siebzehn Brüder Mahommet' III, die dieser hier vor seinen Augen abschlachten ließ! Groß und klein, vom erwachsenen Mann bis zum zarten Säugling, wurden sie hergebracht, um dem Blutdurst ihres ältesten Bruders zum Opfer zu fallen, und ich glaubte, in den Nischen, in dem Gewirr der zarten Arabesken, in dem Dunkelrot des Mosaiks noch ihr Blut kleben zu sehen! Wie viele Köpfe von Großvezieren, wie viele Leichen von Provinzgouverneuren, Walis, Agas und Generalen haben auf dem Marmorboden zu Füßen der grausamen Großherren gelegen!

Mit Schrecken wandte ich mich von dieser Folterkammer, in

Der Bagdad-Kiosk.

Digitized by Google

Das alte Serail in Konstantinopel.
Nach einer Photographie gezeichnet von W. Hoffmann.

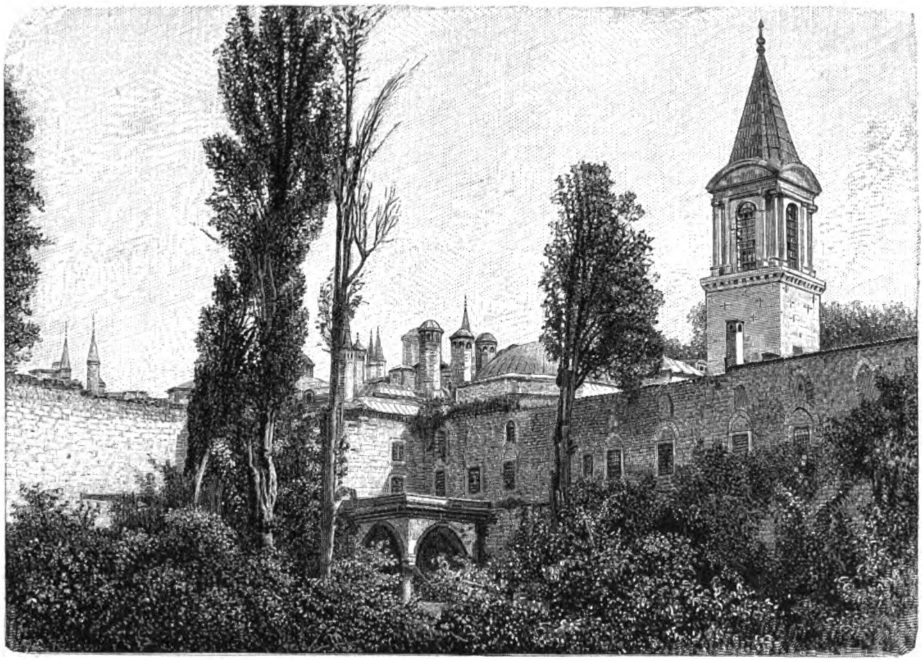
Digitized by Google

welcher die Sultane ihren Thron errichtet haben, nach dem auf der anderen Seite des Hofes gelegenen Gebäude, welches das Interessanteste des alten Serails, die Schatzkammer, birgt. Unter den Kolonnaden dieses ansehnlichen Baues prangen kostbare Waffen der verschiedensten Art, deren Beschreibung allein ein Buch füllen würde. Der ganze Stab des Hofmarschallamtes, etwa dreißig Sekretäre und Adjutanten, scheint bei fremden Besuchen der Schatzkammer aufgeboten zu werden. Staunen erfaßte mich, als ich den durch beide Stockwerke reichenden, mittleren Saal betrat, denn er ist bis an das Dach hinauf mit den kostbarsten Schätzen gefüllt, wie sie Aladin mit seiner Wunderlampe kaum schöner und reicher gesehen hat. Die mächtigen Glaskästen strotzen von den herrlichsten Goldgefäßen, Schmucksachen, Schwertgriffen, Waffen, Geschirren, Dosen, Vasen, Kästchen, Statuen, Decken, Sätteln, Turbanen, Spiegeln und tausenderlei Gegenständen, die alle mit den wundervollsten Edelsteinen bedeckt sind. Rubine und Saphire von der Größe der Taubeneier, Diamanten, Perlen und Smaragde liegen in kleinen Häuflein zusammengeworfen, Decken von mehr als zwei Quadratmetern Größe sind mit den schönsten Perlen besät, daß man kaum den Stoff unter ihnen erkennen kann, an Dolchen prangen Handgriffe, aus einem einzigen Smaragd bestehend, fingerlange Figürchen besitzen als Rumpf eine einzige Perle, aus faustgroßen Türkisen wurden Trinkgefäße geschnitten, die hier neben goldnen Wasserkrügen stehen, so dicht mit Rubinen besetzt, daß sie, aus einiger Entfernung betrachtet, ganz rot erscheinen. Dabei ein Glühen und Blitzen und Funkeln und Strahlen überall, daß das Auge geblendet wird! Das kostbarste Stück dieser Sammlung dürfte der von den Persern erbeutete Thron sein, der ganz aus reinem Golde besteht und mit den herrlichsten Edelsteinen bedeckt ist (vergl. Abbildung S. 244). Wohin man sich auch wenden mag, in die Nebensäle, auf die Galerien, überall blitzen die kostbarsten Geschmeide im Werte von vielen Millionen! Sie bilden aber nur einen Teil des Juwelenschatzes des Sultans; denn mehr noch von den gleißenden Geschmeiden blitzen an den Nacken und Armen der Haremsdamen in den Gärten jenseit des Goldenen Horns, im Yildiz-Kiosk.

Für die Mohammedaner enthält das alte Serail jedoch einen noch größeren Schatz als all diese hier in Gold und Edelgestein aufgestapelten, nutzlosen, toten, kalten Millionen. Als ich verwirrt und geblendet aus der Schatzkammer trat, zeigte man mir auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes den Pavillon Hirka-Scherif-Odassi, in welchem das größte Heiligtum des Islam, die heilige Fahne des Propheten und sein Mantel, aufbewahrt wird. Einmal im Jahre, am fünfzehnten Tage des Rhamadanfestes, werden diese Gegenstände unter dem denkbar größten Ceremoniell in Gegenwart des Sultans aus ihren kostbaren Hüllen genommen und dadurch geehrt, daß der Sultan sowie alle Hofwürdenträger und Großen des Reiches den Saum des Mantels küssen. Nach jedem Kusse wird der Mantel mit kostbaren Seidentüchern abgewischt, und diese selbst bleiben den Teilnehmern an dieser Ceremonie zur Erinnerung. Möge die heilige Fahne des Propheten noch lange Jahre in ihren vierzig seidenen Umhüllungen bleiben, denn ein furchtbarer, fanatischer Glaubenskrieg würde entbrennen, wenn sie jemals wieder entfaltet werden sollte!

Nicht weit von diesem Kiosk erhebt sich ein zweiter, ohne Fenster und mit einer eisernen Thür verschlossen. Er ist der berüchtigte Vogelkäfig, in welchen die Sultane ihre Brüder und Vettern einsperrten, um ihnen so die Möglichkeit zu nehmen, nach ihrem Thron zu trachten. Dort weilten sie wie Lebendigbegrabene, bis der Ruf der aufständischen Janitscharen sie zu Sultanen machte, oder — bis der Scharfrichter sie aus dem Wege räumte. Hier war auch Sultan Abd-ul-Aziz eingesperrt während der wenigen Tage, die zwischen seiner Thronentsetzung 1876 und seinem tragischen Tode lagen. Er war der letzte Sultan, der diesen Kiosk bewohnte. Wer mag ihm in Zukunft noch folgen? Hier war es auch, daß Ibrahim der Schreckliche 1648 seinen Tod fand. Seiner Blutthaten müde, rissen seine Agas ihn von dem Thron und zerrten ihn in dieses Gefängnis. Hier ließen sie ihn in Gegenwart von zweien seiner Frauen und seines ganzen Hofes erdrosseln!

Rings um diesen Kiosk schreitend, gelangte ich in den reizendsten und intimsten Teil des alten Serails, in jenen Blumengarten, darinnen die Privatwohnungen der Sultane, der kaiserlichen Prinzen und der Haremsdamen gelegen sind. Eine ganze Reihe von geheimnisvollen Kiosken in verschiedenen Stilarten, mit bedeckten Veranden, mit verhängten Fenstern und verschlossenen Thüren erhebt sich dort im Schatten uralter Platanen und Cypressen, umgeben von üppigen Blumenbeeten, von Marmorterrassen und Springbrunnen, heute verlassen, aber noch vor einem Menschenalter der Schauplatz so üppigen, glänzenden und reichen Wohllebens, wie wohl nirgend anders im weiten farbenprächtigen Orient. Hier in diesen Miniaturpalästen wohnten Hunderte der schönsten Frauen, welche das große türkische Reich aufzuweisen hatte. Aus allen Provinzen bis weit hinein nach Asien und Afrika wurden die Schönsten der Schönen, die begehrenswertesten, reizendsten, geistreichsten ausgesucht als Spielzeug und Zeitvertreib des Großherrn. Hier hauste die Sultana Valide, die Mutter des Padischah, mit ihrem Hof von Hunderten von Ustas (Hofdamen) als angesehenste und oberste des ganzen Harems; hier besaß jede der vier Kadina (offizielle Frauen des Padischah) ihren entzückenden Kiosk mit einem Heer von Intendanten und Sklavinnen; hier wohnten die Unterfrauen oder Gediklu, von denen die zwölf schönsten den Dienst beim Sultan verrichteten, mit hundert Schagirt oder Novizen, welche von eigenen Lehrern in Musik und Tanz und Märchenerzählen unterrichtet wurden. Inmitten dieser üppigen weiblichen Welt, umgeben von allem Glanz, allen Genüssen, welche das Herz sich nur wünschen konnte, lebte der Großherr wie in einem Garten der Hesperiden. Aber je mehr diesen Sultanen von allen weltlichen Freuden zu Gebote stand, desto unzufriedener, unglücklicher waren sie, und selbst bis in diese geheimsten Stätten der Hofhaltung drangen die Intriguen und hatten Verbrechen der schrecklichsten Art im Gefolge. Viele von den Palästen und Kiosken sind längst verschwunden, und von den berühmten Schönheiten, den armenischen oder georgischen oder griechischen Odalisken, deren Launen den Sultan und durch ihn



Die Wohnung der kaiserlichen Witwen.

Digitized by Google

ein gutes Stück der Alten Welt regierten, ist kein Stäubchen mehr übrig. Nur einer der Kioske ist noch in seiner ganzen Pracht erhalten, der von Murad erbaute Bagdad-Kiosk (vergl. Abbildung S. 244), in dessen entzückenden Räumen ich mir im Geiste die Herrlichkeiten und Reize der verschwundenen Haremswelt vor Augen zaubern konnte. Ganz im türkisch-persischen Stile gehalten und ebenso eingerichtet wie zur Zeit der großen Sultane, als hätten sie und ihre Favoritinnen ihn erst gestern bewohnt, führt er das einstige Hofleben des alten Serails viel lebhafter vor Augen als der letzte Kiosk, der mir gezeigt wurde, jener von Abd-ul-Medschid. Dieser schon von der abendländischen Kultur beeinflußte Sultan ließ ihn in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts ganz nach dem Muster unserer modernen Sommerpaläste erbauen und mit reichen französischen Möbeln einrichten. Hier in diesen modernen Räumen wurden uns auf Befehl des Sultans in goldenen juwelenbesetzten Tassen Kaffee und Fruchtwässer dargeboten, und, kaiserliche Cigaretten rauchend, konnten wir auf der Terrasse des Kiosks das wunderbare Panorama von Konstantinopel genießen, das sich von keinem Aussichtspunkte so schön zeigt wie von hier.

Ringsum herrschte Ruhe, keine Seele zeigte sich auf den einsamen schattigen Wegen des weiten Gartens, in dessen Mitte wir uns befanden, aber dennoch lenkten sich meine Blicke unwillkürlich nach den verschiedenen Bosketts, um irgendwo den Arm, das Kleid einer Haremsdame zu entdecken, oder nach den verschlossenen Pavillons, ob sie nicht doch noch von schönen Odalisken bewohnt seien. In einem derselben, der in üppigem Grün versteckt ist (vergl. Abbildung S. 246), wohnen ja noch heute die Witwen der Sultane.

In Wirklichkeit ist das Los der Sultansfrauen traurig, ebenso wie das der Tausende und aber Tausende ihrer Vorgängerinnen, und würden sie die Geschichte dieser Räume kennen, die mit blutiger Schrift auf jeder Mauer, jedem Stein geschrieben steht, sie würden das größte Elend dem traurigen Prunke vorziehen, der sie jetzt umgiebt. In denselben Räumen verbargen vielleicht in vergangenen Zeiten Sultanas ihre thränenden Augen in goldstrotzenden Kissen, um nicht ihre in Blut schwimmenden Kinder zu sehen, die auf Gebot des Großherrn in ihrer Gegenwart getötet wurden; in denselben Räumen wüteten die Janitscharen, rissen die Sultansfrauen bei den Haaren aus ihren Verstecken und stießen ihnen das Schwert in den Leib; in denselben Räumen herrschte inmitten der Pracht nur Neid, Haß und Eifersucht, und ein Augenblick des Wahnes wurde mit einem Leben voll Bitterkeit und Unglück bezahlt, das auch die kostbarsten Geschmeide, die feinsten Gewänder und ein Heer von Dienern nicht gutmachen konnte. Mahmud II floh diese herrlichen, verfluchten Räume und Sultan Abd-ul-Hamid II verlegte, wie schon oben erwähnt, seinen Wohnsitz noch weiter weg, in neue Paläste, in ein neues Serail. Wollte er hier ein neues Leben beginnen? Die Geschichte der letzten Jahre, die Niedermetzlung der Armenier, die fragwürdigen Zustände am Hofe des Sultans geben die Antwort. Oder trägt er keine Schuld daran? Ist er nicht selbst vielleicht der Sklave seiner Umgebung, der Sklave der Ueberlieferungen? In der modernen Zeit sind diese Ueberlieferungen aus der alten despotischen Zeit nicht mehr zu halten, und wie lange wird es dauern, bis das alte Serail ebenso verschwunden sein wird wie der griechische Kaiserpalast, aus dessen Trümmern es gebaut wurde! Dieselben stummen, unvergänglichen Steine, die den Griechen und den Osmanen gedient haben, werden vielleicht in nicht zu ferner Zeit neuen, der Humanität gewidmeten Bauten dienen, und den fremden Touristen, welche die herrlichste aller Städte im kommenden Jahrhundert besuchen werden, wird man nur noch die Stelle zeigen können, wo das alte Serail, die Residenz von fünfundzwanzig Sultanen, einstens gestanden hat.

Die Herstellung der Briefmarke.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es giebt in der Welt kein weiter verbreitetes Wertpapier als jene kleinen bunten Zettelchen, mit denen der civilisierte Mensch seine Postbehörden für die schnelle und richtige Beförderung seiner Brief- und Paketsendungen bezahlt. Ihre Herstellung muß daher in den Kulturstaaten in einem um so größeren Umfange betrieben werden, als jede Marke sofort nach der ersten Benutzung entwertet wird, während andere Wertpapiere nacheinander in tausend Hände kommen, bevor die allmähliche Abnutzung sie diesem Dienste entzieht. Vor wenigen Jahren hatte die Post von Frankreich eine Jahreseinnahme von 135 Millionen Mark, die englische Post nahm 200, die deutsche 230 und diejenige der Vereinigten Staaten 285 Millionen Mark ein, die allenthalben durch den Verkauf von Briefmarken und sonstigen Postwertzeichen im Betrage weniger Cents oder Pfennige eingebracht wurden. Die Anzahl der Briefmarken, welche diesen ungeheuren Werten entsprechen, dürfte sich in den genannten vier Staaten auf zwölf Milliarden (12 000 000 000) Stück belaufen, von denen ein Dritteil auf die Vereinigten Staaten entfällt und jedes Jahr von neuem hergestellt werden muß. Die Herstellungskosten beliefen sich in dem letzteren Staatenverbande alljährlich auf 150 000 Dollar (600 000 Mark), in welcher Summe neuerdings noch eine Ermäßigung eingetreten ist, nachdem die Regierung der Vereinigten Staaten die Fabrikation ihres Markenbedarfs aus Privathänden in ihre eigene Verwaltung übernommen hat. Die bei dieser Gelegenheit eingerichtete und mit den neuesten technischen Fortschritten ausgerüstete Markendruckerei der Union ist es nun, von welcher wir unseren Lesern ein Bild geben wollen.

Vorher sei es jedoch gestattet, einiges über die ihren Zwecken aufs beste entsprechende Briefmarkenfabrikation der Deutschen Reichspost mitzuteilen.

Die Reichsdruckerei zu Berlin ist die Anstalt, in deren Räumen neben Reichskassenscheinen und Reichsbanknoten auch die Briefmarken das Licht der Welt erblicken. Wir sehen, nachdem wir uns die Erlaubnis zur Besichtigung der betreffenden Räume erbeten haben, zunächst die Maschine, in der das von den Rollen laufende Papier das stets wieder sichtbar zu machende geheime Wasserzeichen erhält. Daran reiht sich eine Gummiermaschine, ein Trockenraum, in dem die endlosen Papierstreifen mehrmals langsam hin und her laufen, eine Maschine zum Glätten und endlich zum Aufrollen des noch immer im Ganzen befindlichen Papieres. Erst jetzt wird dasselbe in Bogen für je 400 Marken zerschnitten und geht unter die Markendruckmaschine, welche jedem Bogen, wenn er mit Zehnpfennigmarken bedeckt wird, einen Wert von 40, bei Zwanzigpfennigmarken aber von 80 Mark im Handumdrehen erteilt. Mit der Herstellung der meistbegehrten Zehnpfennigmarken ist eine Maschine tagaus, tagein vollauf beschäftigt. Aber die Marken sind mit dem Druck noch nicht zur Ablieferung fertig, es fehlt ihnen noch die Perforierung. Von Mädchen bediente Maschinen versehen die Bogen mit jenen Reihen kleiner Löcher, welche die einzelnen Marken voneinander trennen und das Abreißen erleichtern, dann werden die Markenbogen nebst dem Ausschuß zur Buchung abgeliefert. Eine möglichst weitgehende Arbeitsteilung, welche dasselbe Stück nacheinander durch viele Hände gehen läßt und eine starke gegenseitige Kontrolle zur Folge hat, ist die Vorbedingung, um bei der Fabrikation Unterschleife zu verhüten.

Doch wir kommen jetzt auf die neue Markenfabrik der Unionsregierung in Washington zurück.

Da auf die saubere und vollendete Ausführung des Markendruckes in den Vereinigten Staaten viel Wert gelegt wird — man betrachte nur die 1893 in ungeheuren Mengen in Umlauf gesetzten, hübschen Columbischen Marken, von denen jede einzelne ein kleines Kunstwerk des Kupferdruckes ist — so erfordert naturgemäß die Herstellung der Platten, von denen die Marken später abgedruckt werden, besondere Sorgfalt. Die Kupferplatten, welche beim Drucke als Matrizen dienen, sind mit der sauberen Gravur von je 400 in Reihen angeordneten Briefmarken bedeckt, deren Abdruck zunächst auf einen großen Bogen erfolgt, der dann wieder in vier kleinere Bogen, zu je 100 Marken, zerschnitten wird. Jede von den sechs Pressen, welche augenblicklich in der amerikanischen Bundesdruckerei im Betrieb sind, arbeitet mit vier Platten gleichzeitig, vermag also mit einem Schlage 1600 oder in jeder Minute 16 000 Marken zu drucken. Arbeiten alle Pressen gleichzeitig, so können in jeder Stunde etwa 60 000 und an jedem Tage 600 000 Bogen (zu je 100 Marken) hergestellt werden, die als Postwertzeichen die Kleinigkeit von 5 Millionen Mark darstellen. Allerdings wird selten mit solchem Hochdruck gearbeitet.

Auf den Pressen selbst nun gehen die verschiedensten Prozesse fast ohne Mithilfe des Arbeiters, aber mit erstaunlicher Geschwindigkeit vor sich. Eine „endlose" Kette ergreift die Kupferplatte, schiebt sie unter eine mit Farbstoff (Karmin oder Ultramarin) imprägnierte Walze, und die Farbe ist in einem Augenblick über die ganze Platte verbreitet, welche sich bereits weiterbewegt und nun unter ein automatisch sich drehendes Reibekissen gelangt. Hier wird die Farbe in die gravierten Vertiefungen hineingerieben und, nach einem abermaligen Vorrücken der Platte, der Ueberschuß an Farbstoff durch einen Arbeiter mit einem geschickten Handgriff beseitigt. Auch zu dieser Manipulation giebt es nur einige Sekunden Zeit; schon wird die Platte weitergeführt und gelangt jetzt in die eigentliche Presse, wo ein Mädchen bereits einen Bogen ausgebreitet hat, der im nächsten Augenblick mit 400 überaus sauberen Markenabdrücken bedeckt ist. Da jede Maschine vier Platten besitzt, so spielen sich die geschilderten Prozesse in ununterbrochener Folge und mit bewunderungs-

Digitized by Google

werter Schnelligkeit ab. Die Bogen werden den Arbeitern in bestimmter Anzahl zugezählt und kontrolliert; um Unterschleifen vorzubeugen, muß auch jeder Bogen Ausschuß abgeliefert werden.

Natürlich ist die Herstellung der Marken mit dem bloßen Druckprozeß noch nicht erschöpft. Frisch, wie die Bogen aus der Presse kommen, wandern sie zu Haufen, zwischen Pappen einzeln ausgebreitet, unter eine hydraulische Presse, aus der sie glatt und gerade wieder hervorgehen. Und nun wird die Wanderung in eine Reihe weiterer Maschinen schleunigst fortgesetzt. Von Mädchen hintereinander, und zwar mit der Bildseite unten, auf ein endloses Tuch gelegt, gleiten die Blätter zunächst zwischen Walzen hindurch, deren obere, stark erwärmt und mit Klebestoff versehen, eine dünne Gummischicht über die Rückseite der Marken ausbreitet; ohne Aufenthalt geht es weiter, durch den Bereich eines elektrischen Ventilators, der die feuchten Bogen trocknet, und in die Hände eines Arbeiters; dieser häuft die ihm zugeführten Bogen in Stöße und übergiebt die letzteren abermals einer hydraulischen Presse zum Glätten. Nachmals müssen nun die Bogen einzeln vorgenommen werden und gelangen in die Perforiermaschine. Endlich geht der Bogen noch über ein Messer, das ihn in vier kleinere Bogen à 100 Marken zerschneidet, und jetzt erst kann das Sortieren und Verpacken zu Bündeln von je 100 Bogen oder 10 000 Marken erfolgen. 400 000 solcher Bündel verlassen in jedem Jahre die Briefmarkendruckerei der Vereinigten Staaten; die Kosten, welche ihre Herstellung verursacht, belaufen sich auf 416 000 Mark, so daß die Anfertigung von je hundert Briefmarken einen Pfennig kostet. Gegen die frühere Herstellung in Privatwerken werden jetzt etwa 200 000 Mark im Jahre gespart.

Bw.

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Auf der Landstraße fährt ein Wagen, eine altmodische Kalesche mit Halbverdeck, plump und schwer wie man sie jetzt nicht mehr baut. Davor gespannt sind zwei dicke wohlgenährte Ackerpferde, braun und glänzend wie die Kastanien; der Lenker ist ein Knecht im Sonntagsstaat, nur die Mütze mit einer Silbertresse giebt ihm ein wenig das Ansehen eines Herrschaftskutschers; neben sich hat er einen Reisekorb und einige Schachteln und Taschen. Im Fond des Gefährts sitzen zwei Frauen, die Pastorin aus Wartau und Christel Mohrmann; sie haben sich die Hand gegeben und sprechen kein Wort, aber sie sehen sich mitunter an, und dann lächeln sie trübe.

Es ist ein Tag in der Mitte des Oktobers; die Obstbäume an der Chaussee sind ihrer Früchte beraubt und die Felder liegen kahl. Im Walde, an dessen Grenze sie eine Strecke lang dahinfahren, ist das Laub schon im Verfärben, glühendrot hängt die Eberesche an den Zweigen. Weit in der Ferne zieht sich das Gebirge hin, blau verschleiert, und hier und da brennt auf den Aeckern ein Kartoffelfeuer, und sein opalfarbener Rauch erfüllt die Gegend mit scharfem brenzligen Geruch.

Die dicken Gäule bringen mit ihrem gemütlichen Trab den Wagen doch endlich dem Ziele näher. Als sie ihn eine Anhöhe hinangeschleppt haben, sagt Christel zu der Schwester: „Dort drüben liegt Bärenwalde, Lotte, und das spitzige Dach nicht weit von der Kirche, das ist der Rödershof!“

Die Pastorin nickt. „Wie hübsch das Dorf daliegt, Christel, und wie stattlich! Die Gegend ist überhaupt schöner als bei uns, wo alles so flach und eben aussieht.“

„Ja, es ist schön hier und einsam, das Nest liegt ja weit genug ab von der großen Heerstraße. Freilich, solchen Boden wie Wartau giebt's hier nicht, aber dann hätte ich den Rödershof auch nicht bezahlen können, Lottchen. Das dort sind *meine Felder*,“ sie deutet nach links hinüber, „und wenn ich vom Hofe hinaustrete, bin ich gleich auf eigenem Grund und Boden. Haben wir morgen schön Wetter, dann fahre ich dich hinaus, Lottchen.“

Die Pastorin nickt stumm; sie streift mit einem ängstlichen Blick die Schwester. Diese hat so etwas Stilles, so Strenges in den Augen, ihr Gesicht ist schmal geworden und in dem blonden Scheitel schimmern bereits einige weiße Haare. Wie muß sie sich gegrämt haben, die arme; ihr Schicksal war freilich auch danach.

Der Wagen fährt jetzt auf der Dorfstraße dahin; die Kinder, die eben aus der Schule kommen, schreien Christel ein „Daag!“ zu und die Weiber reißen die Fenster auf und sehen hinterher — die Rödersche hat ja wahrhaftig Besuch! Bis jetzt haben sie alle gemeint, die stehe allein in der Welt; keine Katze ist bei ihr gewesen, geschweige denn wer von der Verwandtschaft oder Freundschaft, so lange sie den Hof hat, und das war im verwichenen August ein Jahr.

Nun ist das Gefährt in einen Thorbogen eingelenkt, den zwei plumpe Sandsteinpfeiler in der Mauer bezeichnen, und durchmißt einen Baumgarten, der das Haus umgiebt, einen alten Fachwerkbau, dessen hohes spitzes Dach über die beiden großen Linden hinausragt, die zur Seite der Hausthür stehen. Es ist kein Bauernhaus, dieses ziegelgedeckte sturmfeste Gebäude, es hat vielmehr einen herrschaftlichen Anstrich und sieht fast malerisch aus. Vor Jahren war Rödershof ein Vorwerk der großen Rüstorffschen Güter und fiel bei der Erbteilung einer älteren Schwester zu, die sich dieses Haus hinstellte, um ihre einsamen Tage hier zu beschließen. Laut der über der Hausthür angebrachten Jahreszahl ist es einhundertundsechsunddreißig Jahre alt.

Die Pastorin sieht ganz erstaunt auf dieses stattliche Anwesen, sie hat sich das alles so anders vorgestellt und sich Christel in einer Bauernkate gedacht, alle die Tage her, seitdem sie schrieb: „Ich habe mit meinem Kapital, das der Anwalt mir auszahlte, ein kleines Gut gekauft, so eins, das man hierorts ‚Klitsche‘ nennt; sobald ich eingerichtet bin, müßt ihr mich besuchen.“

Ein Mädchen in weißer Schürze und mit freundlichem jungen Gesicht ist jetzt aus der Thür getreten, heißt die Aussteigenden willkommen und wird der Pastorin vorgestellt: „Das ist Marie, Wirtschafterin, Köchin und Stubenmädchen in einer Person, liebe Lotte; und nun tritt ein, Schwester! Nicht wahr, Marie, das Mittagsessen ist bald fertig? — Geh nur in die Küche, ich besorge sonst alles und zeige meiner Schwester auch die Fremdenstube.“

Sie sind eine stattliche breite, aus Eichenholz gefügte Treppe emporgestiegen. Die Stufen sind in der Mitte schon ausgetreten, aber die dicken Säulen des Geländers könnten erst gestern fertig geworden sein, so unverändert und fast wie neu schauen sie aus. Der Vorsaal droben ist groß und geräumig; die Thüren aus Eichenholz, mit einfachen Zieraten versehen, vermutlich von derselben Künstlerhand, die das Treppengeländer schnitzte. Eine altmodische, sehr schadhafte, mit modernen Fetzen ausgebesserte Tapete bedeckt die Wände, der Boden ist mit Gips ausgegossen und ebenfalls stark ausgetreten. Aber trotzdem mutet es heimelig an; die Balken an der Decke sind so breit und ungefüg, sie scheinen zu sagen: wir sind stark, wir können schützen und decken vor Wetter und Unbilden, wer unter uns wohnt, hat Frieden.

Die Pastorin fühlt so ähnlich, indem sie sich umsieht. Christel öffnet eben eine Thür zur rechten Hand, der Gast tritt in das einfache Zimmer, und hier innen küssen und umarmen sich die zwei Schwestern zum erstenmal wieder, seitdem Christel ohne Lebewohl von Wartau gegangen ist.

„Hab' Dank, daß du gekommen bist, Lotte, ich hatte so rechte Sehnsucht! Aber, siehst du, ich kann ja doch nicht zu euch.“

„Nein, Christel, nein, das kannst du nicht. — Robert läßt dich grüßen, er und die Kinder. Gottlob, daß ich dich gesund wiedersehe; wie haben wir doch immer mit Sorgen an dich gedacht, alte gute Christel!“

Christel geht nicht darauf ein; sie küßt nochmals die Schwester. „Mach' dir's bequem, und dann komm' herunter! Linker Hand ist die Wohnstube; du mußt bald etwas Warmes essen, Lottchen.“ Dann ist sie gegangen und die Pastorin allein. Sie steht und sieht sich mit feuchten Blicken um. „Lieber Gott,“ sagt sie, „so allein in diesem weltvergessenen Winkel! Und sie konnte doch früher nicht leben ohne jemand zu haben, für den sie sorgte und schaffte. Doch wie nett sie es hier sich gemacht hat trotz alledem! Da ist ihre alte Kommode, die sie als Mädchen schon hatte, und dort der Spiegel, den sie von Mutter als einziges sich ausbat, als sie Hochzeit hielt; alles andere hat sie von ihren Spargroschen an-

Digitized by Google

Erste große Wäsche.
Nach einer Originalzeichnung von E. Wagner.

Digitized by Google

gekauft, das ganze bißchen Ausstattung. Das steht ja wohl nun unten, denn das hat sie ja auch zurückbekommen mit ihrem kleinen Vermögen — möcht' wissen, ob er ihr dafür Zinsen gezahlt hat! Ihr Geld war ja doch der Grundstein seines jetzigen Wohlstandes. Ach, ich möchte vieles wissen, aber fragen kann man sie doch nicht danach."

Sie streicht sich seufzend über den braunen schlichten Scheitel und geht dann nach unten. Als sie in das Wohnzimmer tritt, deckt Christel eben den Tisch; sie ist in einer großen leinenen Schürze und in einem sehr einfachen grauen Lüsterkleid. „Du mußt wirklich recht vorlieb nehmen," sagt sie mit frischer Stimme, „bist bei einer einfachen Bauernfrau, Lottchen, aber deinen Lieblingsbraten bekommst du doch; Nachbar Wendlandt hat Hühner geschossen."

Es ist ein großes Zimmer mit alter, schon vielfach ausgebesserter Vertäfelung an den Wänden und mächtigem Balkenwerk unter der Decke. Um den riesigen Kachelofen von grüner Farbe — das einzige, was Christel für ihr eigenes Behagen angeschafft hat — zieht sich eine Ofenbank wie in einer richtigen Bauernstube. Er ist ein wenig angeheizt, und das macht es sehr gemütlich in dem niedrigen Raum. Die getäfelte Diele ist spiegelblank und Christels alte Möbel stehen wirklich hier unten, auch der Raritätenschrank, den sie als Mädchen schon besaß; sie sehen ganz stattlich aus. Ein paar Familienbilder hängen oberhalb der Vertäfelung an der einfach weiß getünchten Wand; in der tiefen Fensternische steht der Nähtisch, und über ihm hängt der Vogelbauer mit einem lustigen, goldgelben Mätzchen. Durch die mit einfachen Gardinen verhängten Fenster scheint die blasse Oktobersonne.

Marie kommt eben mit der Suppenschüssel. „Heute wird's der Frau aber schmecken," sagt sie lächelnd, „wo sie nicht allein am Tische zu sitzen braucht; da wird die Frau auch nicht so schnell fertig sein wie sonst, wo man meint, es sei gar nicht möglich, daß sie gegessen hat."

„Ja," nickt Christel, „das kannst du erleben, daß ich heute länger sitzen bleibe. Komm', Lotte," und hinter ihren Stuhl tretend, spricht sie das Tischgebet.

Der Pastorin stehen schon wieder die Thränen in den Augen. „Ganz allein sitzt du hier beim Essen?" fragt sie.

Christel bejaht. „Mittags immer."

„Ach Gott, ach Gott, wie hältst du das nur aus, Christel? Mir schmeckte so allein kein Bissen."

Christel sieht sie an. Ich habe Schwereres ausgehalten, sagen ihre Augen.

„Es ist nicht so schlimm, Lottchen," tröstet ihr Mund, „versalze dir die Suppe nur nicht mit deinen Thränen."

Aber die Pastorin schluchzt immerfort, und endlich, als man beim Nachtisch ist, der aus Eierkuchen und geschmorten Pflaumen besteht, bricht sie in die Worte aus: „Warum bist du denn nicht lieber in Dresden geblieben und lebst von deinen Zinsen? Konntest ja Zimmer vermieten, oder so was? Großer Gott, Christel, hier mußt du ja tiefsinnig werden!"

„Lotte, du weißt ja gar nicht," sagt die Schwester, und sie legt den Löffel auf den Teller und schiebt diesen langsam zurück, „du weißt ja nicht," wiederholt sie, „wie ich mich gesehnt habe nach diesem Alleinsein, nach Luft, nach Arbeit, nach so viel Arbeit, daß ich gar nicht zum Denken kommen kann. Ich sollte da in Dresden müßig sitzen in einer Mietswohnung, ich, die, seit ich erwachsen bin, immer auf dem Lande war? Ich sollte da müßig sitzen in einer engen Stube, ich, die überhaupt nur ruhig werden kann unter Gottes freiem Himmel, die ich keinen Atem kriege vor Bangigkeit beim Müßigsein?"

Sie ist ganz rot geworden; sie steht auf, stößt den Stuhl zurück und reckt die Arme, als müsse sie sich wehren gegen jemand, der sie in diese Mietswohnung schleppen will. „Lotte, bedenke doch," fährt sie fort, „wie ich an das Wirtschaften gewöhnt bin! In meiner Sehnsucht, in meinem Gram, da bin ich immer nur hinausgeflüchtet aus der Stube, bin umhergewandert in der Umgebung Dresdens, alle Tage, meilenweit. Nur keinen Menschen sehen, nur Einsamkeit, Luft! Und dann kam der Tag, wo die Gerichte uns endgültig losgesprochen hatten voneinander, und da, an dem nämlichen Tage kaufte ich mir ein Billet und fuhr ein Stück vom Böhmischen Bahnhof aus. Ich nannte eine Station, ein kleines Städtchen an einer Zweigbahn, von dem ich kürzlich hatte sprechen hören. Der Zufall fügte, daß auch gerade ein Zug dorthin abging. Bis ans Ziel fuhr ich gar nicht mit, in Dittsdorf stieg ich aus und lief auf gut Glück die Chaussee nach Bärenwalde zu. Wie ich da mitten im Dorfe stand, wurde mir so elend zu Mute, ich bekam starkes Kopfweh mit Schwindel und sah mich nach einer Bank um, wo ich ausruhen könnte. Das Thor zu dem Rödershof stand offen und ich schleppte mich bis hier herauf, nach der Bank unter der Linde; und da saß ich und saß, bis es dämmerig wurde, kein Mensch kam, alles öde, das Gehöft war wie ausgestorben. Endlich ging ich in die Hausthür hinein und fand eine alte Frau in der Küche, die Kartoffeln schälte, die übrigen Hausgenossen und das Gesinde war wohl auf den Feldern. Sie ließ ihre Arbeit, führte mich in diese Stube und holte mir ein Glas Milch, um das ich bat; dann setzte sie sich in den Lehnstuhl und klagte mir sehr geschwätzig, daß alle ihre Kinder in die Stadt gezogen seien, keins wolle den Bauern spielen, und ihre jüngste Tochter habe sich nun auch vor acht Tagen mit einem Lehrer in Dresden verlobt. Wenn sie den Hof nur erst verkauft hätte, sie wolle es in die Zeitung setzen lassen.

Ach, und es war so still hier und so friedlich, und die Alte weinte so heiße Thränen um ihr schönes Gütchen, auf dem sie so glücklich gewesen, lange Zeit. Es überkam mich gleich eine starke Sehnsucht, hier zu bleiben. Ich fragte nach diesem und jenem, und die Frau zeigte mir eifrig das Anwesen. Das alte Haus gefiel mir so gut mit seinem herrschaftlichen Anstrich, den acht großen Stuben und Kammern, dem Bodenraum und den tiefen Kellern. Daß hinter den Eichentäfelungen die Mäuse raschelten, das störte mich nicht, und ebensowenig der vernachlässigte Fußboden und die ausgetretenen Treppenstufen. Ich hatte nur den Eindruck, als könnte man hier geborgen sein vor allen Stürmen. Ich mußte auch den Hof, die Stallungen sehen; das war alles nicht so recht in Ordnung, aber der Viehstand nicht schlecht. Und da kam mir immer stärker der Gedanke, hier hinein möchtest du dich flüchten, und so unabweisbar wurde diese Vorstellung, so überzeugend, daß ich die alte Frau bat, vorerst noch nichts in die Zeitung zu setzen, ich wollte mir's überlegen, ob ich das Gütchen nicht an mich bringen könnte. Ich habe dann mit dem Doktor gesprochen, und er und mein Anwalt sind mit hinausgefahren, haben gesehen, Erkundigungen eingezogen, und so ist's gekommen. Wenn etwas mich aufrecht erhält, Lotte, dann ist's meine altgewohnte Arbeit, und nun gräme dich nicht um mich, du hast selbst genug Sorgen," schließt sie und bringt dem Vogel ein Blättchen Salat.

„Aber Robert meint, so ein kleines Gut wirft gar nichts ab, und du könntest dabei nicht bestehen," beginnt kleinlaut die Pastorin von neuem, „und die Unbotmäßigkeit der Leute —"

Christel lächelt. „Ich will freilich keine Schätze sammeln, Lotte; frag' Robert, ob er denn so wenig die Christel noch kennt! Ich habe, denk' ich, Talent, auszukommen und zusammenzuhalten, und Aerger mit den Leuten, Lotte, den giebt's nicht bei mir; du weißt ja, ich kann allerwege gut mit ihnen auskommen. Zuerst haben sie freilich im ganzen Dorfe gelacht, und meine Knechte mit, über das ‚Weibsen', das den Bauern spielen will; dann merkten sie, daß ich's verstand; jetzt kommen sie schon zu mir und fragen mich um Rat. Nein, Lottchen, sorge dich nicht, und nun halt ein wenig Mittagsruhe; wenn ich zur Vesperzeit vom Hofe hereinkomme, weck' ich dich, und dann habe ich einige Stunden Zeit zum Schwatzen bis gemolken wird, und du erzählst mir von daheim."

Als gegen fünf Uhr das Kaffeegeschirr abgeräumt ist, sitzen die Schwestern zusammen auf dem Sofa und die Pastorin beginnt ihren Bericht. Sie spricht von ihrem Manne und von sich, von der Verlobung ihrer Aeltesten, und wie ihnen die Beschaffung der Aussteuer so schwer werde; sie spricht von der Schwester, die noch immer böse ist auf Christel und auch auf Pastors, weil — nun ja, sie ist eben böse. Sie meldet die Ereignisse von jeder einzelnen Familie in Wartau und weiß ganz wunderliche Auswege zu finden, wenn sie einmal der Pfad der Rede auf Schloß Wartau zuführt; sie redet zuletzt schon von der ganzen Nachbarschaft, und Christel hört stumm zu.

Endlich schweigt die Pastorin, und da fragt Christels verschleierte Stimme durch die Dämmerung: „Warum sagst du

Digitized by Google

gar nichts von ihm, Lotte? Ich möchte doch wissen, wie es ihm geht und ob er glücklich ist."

„Du willst — von ihm — von Mohrmann?" sagt die Schwester.

„Ja, Lotte! Ich denke ja fortwährend an ihn; ich gehöre nicht zu denen, die da verächtlich thun, wenn ihnen ein Leid geschah durch den Mann, den sie lieben, so als ob sie ihn haßten und ihn eigentlich all ihr Lebtag nicht gemocht hätten. Ich gestehe dir ganz offen, jede Minute meines Lebens ist er mir gegenwärtig, ich denke immer, ob er denn glücklich ist und gut versorgt. Also sprich nur ruhig von ihm, Lotte!"

„Du lieber Gott," seufzt die Schwester. „So bist du nun, und er, der weiß ja wohl gar nicht mehr, daß du existiert hast —" will sie sagen, verschluckt es aber. „Was soll ich da reden?" fragt sie dann, „das thut dir ja nur weh; laß uns lieber —"

„Mir thut noch weher, gar nichts mehr von ihm zu hören," antwortet leise die einsame Frau.

„Na, wie du willst. Er hat sie also geheiratet, das Fräulein Edith; sie haben den Superintendenten aus der Stadt gebeten, sie zu trauen, weil sie natürlich Robert nicht darum angehen konnten. Es ist eine kleine Hochzeit gewesen, ich glaube, nur die Altwitzens und ein paar Freunde der alten Fräuleins als Trauzeugen. Sie sind auch nicht in die Kirche gekommen; im großen Saal ist die heilige Handlung vollzogen worden, na — das ganze Schloß ist ja umgebaut und restauriert, die Heine sagt: ‚feenhaft!' Aber es hätte auch 'nen Groschen gekostet — Fräulein Tonette hat alles angegeben. Der Brautstand soll ja so ein bißchen sonderbar gewesen sein, und jetzt sieht man das Ehepaar auch nicht viel zusammen. Die junge Frau fährt jeden Tag hoch vom Bock ihren Dogcart, hinten auf den Diener. Sie haben natürlich, als sie von der Hochzeitsreise kamen — ja so! — Also, denke dir, diese Edith hat doch zu sonderbare Ideen: ließ sich in einem schwarzen Sammetkleid trauen, so'n junges Ding! Und dann gingen sie nach Venedig und da herum. — Siehst du, darüber habe ich mich auch so geärgert, Christel, mit dir ist er nie gereist, aber da kommt nun so eine kleine Gans und —"

Christel hat ganz stumm gesessen; jetzt legt sie beschwichtigend die Hand auf den Arm der Pastorin. „Wenn sie ihn nur glücklich macht, Lotte, das andere, das ist — — weißt du davon nichts?"

„Nein, das weiß ich nicht, natürlich nicht. Wer kann in einen Menschen hineinsehen, Christel? Er kommt mir sehr ernst aussehend vor, und die Heine sagt, er wäre nicht mehr so freundlich wie früher. Aber natürlich — jetzt, da soll er ja strahlen, jetzt, wo der Bube da ist, der — der —"

Sie hält erschrocken inne, denn die Schwester ist emporgeschnellt, wie vom Biß einer Schlange.

„Um Gotteswillen," schreit die nervöse Pastorin, „was ist dir denn?" Aber Christel antwortet nicht, nur so ein dumpfer Laut kommt aus ihrer Kehle, und im nächsten Augenblick ist sie in die Schlafstube verschwunden und schließt hinter sich zu.

„Ach du liebe Zeit," jammert die Zurückbleibende leise, „hätt' ich doch nur gar nicht gesagt, daß sie ein Kind haben auf dem Wartauer Schloß! Da thut sie so still und vernünftig, und nun fällt sie wohl gar noch in Ohnmacht. Christel!" ruft sie an der Thür, „Christel, mach' auf! Sei doch vernünftig, Kind!"

Aber Christel hört es gar nicht; sie sitzt in dem alten Sessel vor ihrem Bette und beißt die Lippen sich blutig und will mit schluchzender Seele Herr werden über ihr armes hungerndes neidisches Herz. Nicht in der Stunde, da sie den unseligen Brief las, nicht in der, wo sie Wartau verließ für immer, hat sie diesen heißen Schmerz empfunden wie jetzt. Ach, sie ist so schlecht, so schlecht, sie gönnt der andern nicht das Glück! Sie möchte sterben in diesem Augenblick! Sie will nicht weiter leben in dieser Oede, sie ist ja gar nicht so stark wie sie thut, ist gar nicht so resigniert wie sie selber geglaubt; sie ist ein einsames, elendes verstoßenes Geschöpf!

Und so sitzt sie lange, lange, nichts weiter fühlend als den heißen brennenden Schmerz in ihrer Seele.

Dort an der Thür klopft es jetzt mit hartem Finger. „Die Abendmilch ist herein!" schreit Marie.

Christel taumelt empor und kühlt die Augen mit Wasser und streicht das verwirrte Haar. „Weiter!" sagt sie, „immer weiter, so lange es geht, aber — wozu eigentlich?" Und als ihre Arbeit im Milchkeller gethan ist, wirft sie ein Tuch über den Kopf und wandert über den Hof ins Freie hinaus, und dort steht sie unbeweglich und sieht zum Himmel empor, an dem Millionen Sterne funkeln. Und da erst kommt allmählich ein wenig von ihrer alten Ergebung und Demut zurück.

Als sie zurückkehrt, ist sie äußerlich so ruhig wie immer, aber ihre Augen sind heiß vom Weinen, und an den Schläfen schimmern dunkelblau die Adern.

„Verzeih mir, Lottchen," bittet sie, „ich hatte — mir war auf einmal so schlecht geworden. Und nun erzähle mir noch rasch — ist die junge Frau gesund? Und wie alt ist denn jetzt der Junge?"

Die Pastorin streichelt ihr die Hand. „Zehn Tage just," sagt sie mitleidig, „und sie sind alle putzmunter. Und nun laß doch, Christel!"

„Ach nein, ich bin ja wieder ganz wohl, Lotte; hast du gehört, wem er ähnlich sieht?"

„Ihm nicht! meint der Doktor; schlägt in die Wartausche Familie, und aufgezogen wird er wie ein Prinz. Eine Amme haben sie, und eine Kinderfrau, und Fräulein Tonette thut, als sei sie die leibhaftige Großmutter — na, überhaupt — — ich kenne ja Mohrmanns Vermögensverhältnisse nicht so genau, aber er muß sehr reich sein, wenn er das Leben aushalten will, wie er es jetzt führt."

Christel sieht sie ganz erschreckt an. „Ach ja," sagt sie, „er kann's schon aushalten, Lotte, aber — er ist doch sonst so einfach und so sparsam."

„Er — ja! Aber die Damen! Ach, geh' her, Christel, laß uns von andern Dingen reden, bitte, bitte! Was kümmern dich die Wartauer noch? Ich habe mir, indes du draußen warst, das Haus angesehen; es ist so nett altmodisch, aber die drei schönen großen leeren Zimmer droben thun mir leid; du hast ja nur diese zwei hier unten eingerichtet außer der Gaststube?"

„Ja! brauchte ich denn mehr, Lotte?"

„Nein, du nicht, aber —. Ich wüßte schon was ich thäte, Christel, ich nähme mir junge Mädchen ins Haus und lehrte sie die Landwirtschaft! Da hättest du noch viel mehr Arbeit und wärst nicht so allein, dächtest nicht soviel an Vergangenes und überhaupt —"

Christel sieht nachdenklich an der Schwester vorüber, dann schüttelt sie den Kopf. „Ich habe meine Einsamkeit lieb; laß sie mir, Lotte."

„Aber es brächte was ein, Christel."

Da sieht Christel sie wieder an mit dem wehen Blick von vorhin. „Wozu? Ich habe genug für mich — allein."

Am folgenden Tage lernt Frau Pastorin die Wirtschaft kennen, fünfzehn schmucke Kühe, vier Pferde, dazu Schweine, Hühner, Enten, Gänse, und die Scheuern und Kornböden wohlgefüllt. Auf der Tenne wird noch nach alter Art mit dem Flegel gedroschen, der Dreischlag klingt anheimelnd über den stillen Hof. Die Gespanne sind auf dem Felde, im Milchkeller schlägt Christel selbst die Butter aus; der Buttermann sitzt schon droben im Hausflur und wartet auf die herrliche frische Ware.

Rödershof-Butter ist so beliebt, versichert er, er könne gar nicht genug schaffen. Ein Schock Eier nimmt er obendrein mit; er bezahlt bar und Christel streicht gelassen das Geld ein.

Die Morgenmilch wird verbuttert; die Mittags- und Abendmilch geht in großen wohlversicherten Blechkannen nach Dresden. Christel erklärt der Schwester dies mit matter Stimme; sie hat die Nacht wenig geschlafen, auch ihr Aussehen und ihre Bewegungen sind müde.

„Bist du krank?" fragt die Pastorin.

„Warum denkst du das?" fragt Christel.

„Ich meine nur so — gestern warst du anders."

„Das machte die Freude, dich zu sehen, Lottchen," weicht Christel aus. „Ich bin ganz gesund, ganz gesund!" Und sie holt ihre Bücher und zeigt der Schwester, daß sie trotz allem schweren Anfang schon einen kleinen Ueberschuß hatte im letzten Jahre.

„Ach, mein liebes Christel," beginnt die Pastorin wieder,

Digitized by Google

„das ist ja alles recht gut und schön, aber daß du nachher gar so einsam bist, wenn du dich müde geschafft hast, das ist mir ein trauriger Gedanke."

„O, ich habe auch Verkehr," lächelt Christel, „könnte ihn wenigstens haben. Pastors sind nette Menschen und Oberförsters auch, und der Gutsbesitzer Wendlandt ist ebenfalls ein ganz gebildeter Mann, leider ist seine Frau gestorben, kurz bevor ich herkam. Diese Leute alle fordern mich immer so freundlich auf, sie zu besuchen, kommen auch manchmal zum Nachfragen her, und später, wenn ich erst so recht in der Reihe bin mit der Wirtschaft, dann halte ich vielleicht mit; sie haben nämlich so eine Art Kränzchen. Jetzt überfällt mich noch immer gerad' unter frohen Menschen mein Unglück so schwer, ich werde dann nur immer stiller. Nein, sorge dich nur nicht, Lotte: ich halte mir jetzt auch wieder unsere alte liebe ‚Gartenlaube' und lese auch sonst, sogar gelehrte Sachen. Ja, du wirst dich wundern, Lotte," und sie holt ein Buch vom Gesims der Vertäfelung, „da schau: ‚Die Königin des Tages' von M. W. Meyer. Ach du, da lernt man sich klein fühlen und seinen Schmerz als unbedeutend erkennen der großen unendlichen Schöpfung Gottes gegenüber."

„‚Die Sonne und ihre Planeten, populäre Vorträge'," liest verwundert Frau Pastorin. „Das hätte ich dir nie zugetraut, Christel!"

Christel lächelt und beginnt eben die Einnahmen und Ausgaben des Tages in ihr Buch einzutragen. Dann deckt Marie den Tisch zum Abendessen, ein Knecht schlägt draußen die Läden vor die Fenster, es ist so traut, so heimelig hier innen beim Lampenschein am warmen Ofen und der tickenden Schwarzwälder Uhr an der Wand.

Marie setzt vier Teller auf den Tisch. „Du mußt entschuldigen, Lotte," sagt Christel, „der Meier ißt abends hier mit, und die Marie auch, sie müssen etwas voraus haben vor den zwei Knechten und der Stallmagd," setzt sie erklärend hinzu, „wegen dem Ansehen, dem Respekt."

Ein alter Mann von ungefähr sechzig Jahren tritt dann ein und setzt sich nach dem Abendgebet mit herzu; Marie, die eine Schüssel neuer Kartoffeln, sowie Hering, Schinken und Bier aufträgt, nimmt ebenfalls ihren Platz ein. Zuerst ist es ganz stumm am Tische, die Leute essen langsam und schweigend; ab und zu richtet Christel ein freundliches Wort an die Pastorin. Als endlich der alte Mann gesättigt ist und sein Bier mit einem langen Zuge ausgetrunken hat, sagt er kurz:

„Die Kartoffeln sind aufgeschlagen um fünfundzwanzig Pfennige, Frau."

„Dann wollen wir sie hingeben, Hoch."

„Die Frau hat wieder mal recht gehabt, als sie noch warten wollte," antwortet er, „hätt's nicht geglaubt, daß sie heuer so gut in Preis kommen, die Kartoffeln. Wann soll ich sie hinüberfahren, Frau?"

„Nächste Woche, in den ersten Tagen. Das Fohlen kann mitlaufen bis Dittsdorf."

„Verkauft, Frau?"

„Ja, heute früh an Reinhardt."

„Ordentlich was gekriegt, Frau?"

„Mehr als Sie prophezeiten," lächelt Christel.

Der lächelt auch, ein listiges, schlaues Lächeln, das in diesem Fall besagen will: die läßt sich nicht ausfragen, alter Schwede, spar' deine Mühe! Er erhebt sich und sagt: „Gute Nacht, beisammen!"

„Gute Nacht, Hoch!"

Und nun geht auch Marie, nachdem sie den Tisch abgeräumt hat, kommt aber wieder mit einem großen Korb voll Handarbeiten und setzt sich mit an den Tisch.

„Für die Dorfbewohner zu Weihnacht," erklärt Christel und beginnt eifrig zu nähen. „Du kannst heute abend zu deiner Pate gehen," sagt sie dann zu dem Mädchen, „um zehn Uhr bist du wieder daheim."

„Dank' schön, Frau!"

„Wie komisch die Anrede klingt," bemerkt die Pastorin, als das Mädchen sich entfernt hat.

„Ja, wie sollen sie mich denn aber nennen, Lotte? Frau Mohrmann? — Das kann ich nicht hören, und beim Vornamen will ich mich doch nicht rufen lassen von meinen Leuten."

„Ja, du hast recht, Christel."

Und nun sprechen sie noch von ihrer Kinderzeit, nur Wartau vermeiden sie.

Gegen Acht schlägt der Metallklopfer der Hausthür auf seine Platte, Christel erhebt sich und verläßt die Stube. Die Schwester hört, wie sie im Flur öffnet und wie eine Männerstimme fragt, ob man nicht störe. Gleich darauf tritt Christel wieder ein, hinter ihr ein großer schlanker Mann, so um die Fünfzig herum, mit stillem, aber intelligentem Gesicht, der sich etwas unbeholfen vor der Pastorin verbeugt.

„Liebe Lotte, das ist Herr Gutsbesitzer Wendlandt, mein Nachbar. Setzen Sie sich doch, Herr Wendlandt, und — womit kann ich dienen?"

Der Angeredete wird verlegen. Er habe keinerlei Anliegen, sei nur da vorübergegangen und die Lampe habe so freundlich durch die Ausschnitte der Läden geblickt; da habe er gedacht, die Frau Nachbarin sei just so allein wie er und freue sich vielleicht über eine Ansprache.

Christel sieht den Mann groß und zerstreut an, aber sie antwortet keine Silbe. Die Pastorin blickt von einem zum andern und plötzlich ist sie mit ihm im Gespräch. Er erzählt vertrauensvoll alle seine Schicksale — vier Kinder sind ihm gestorben, und zuletzt auch die Frau im Wochenbette, das Würmchen aber lebt. Es sei traurig in einem Hause, wo die Frau fehle.

Christel verläßt einen Augenblick die Stube, die Blicke des Mannes folgen ihr; als sie wiederkommt, trägt sie Bier und Gläser. Es ist mal so auf dem Lande, die Gastfreundschaft muß bewirtet werden. Sie hört gerade noch, wie er sagt: „Ja, die Frau Mohrmann — das ist 'ne Frau!"

Mit einem eigenartig kühlen Zug um den Mund bietet sie die Erfrischung an und bringt dann das Gespräch auf unpersönliche Dinge. Die Pastorin ist ganz erstaunt, wie der einfache Mann erzählen kann. Er ist dazumal vor Paris verwundet worden, hat lange gemeint, seinen Gutshof nicht mehr wiederzusehen, so schwer lag er danieder. Er spricht über Politik und über Steuern, über die schlechte Lage der Landwirtschaft wie ein Buch. Ab und zu sagt Christel ein Wort dazu, und als es zehn Uhr schlägt, erhebt sich der Gast.

„Wenn Sie mir erlauben wollten, wieder einmal abends vorzusprechen," sagt er zu Christel an der Hausthür, als er ihr zur „Gute Nacht" die Hand schüttelt.

„Ach, lieber Wendlandt," antwortet sie, „ich bin noch nicht heraus aus meiner Trauer. Sie wissen wohl, ich habe meinen Mann verloren, anders wie Sie Ihre Frau, aber doch verloren, und ich weiß, ich werd' mich nie davon erholen. Es giebt so viel lustige Menschen auf der Welt, gehen Sie zu denen — ich bin eine müde, traurige, einsame Frau und tauge nicht zum Schwatzen und Gemütlichsein — — nehmen Sie es mir nicht übel, ich spreche wie es mir ums Herz ist."

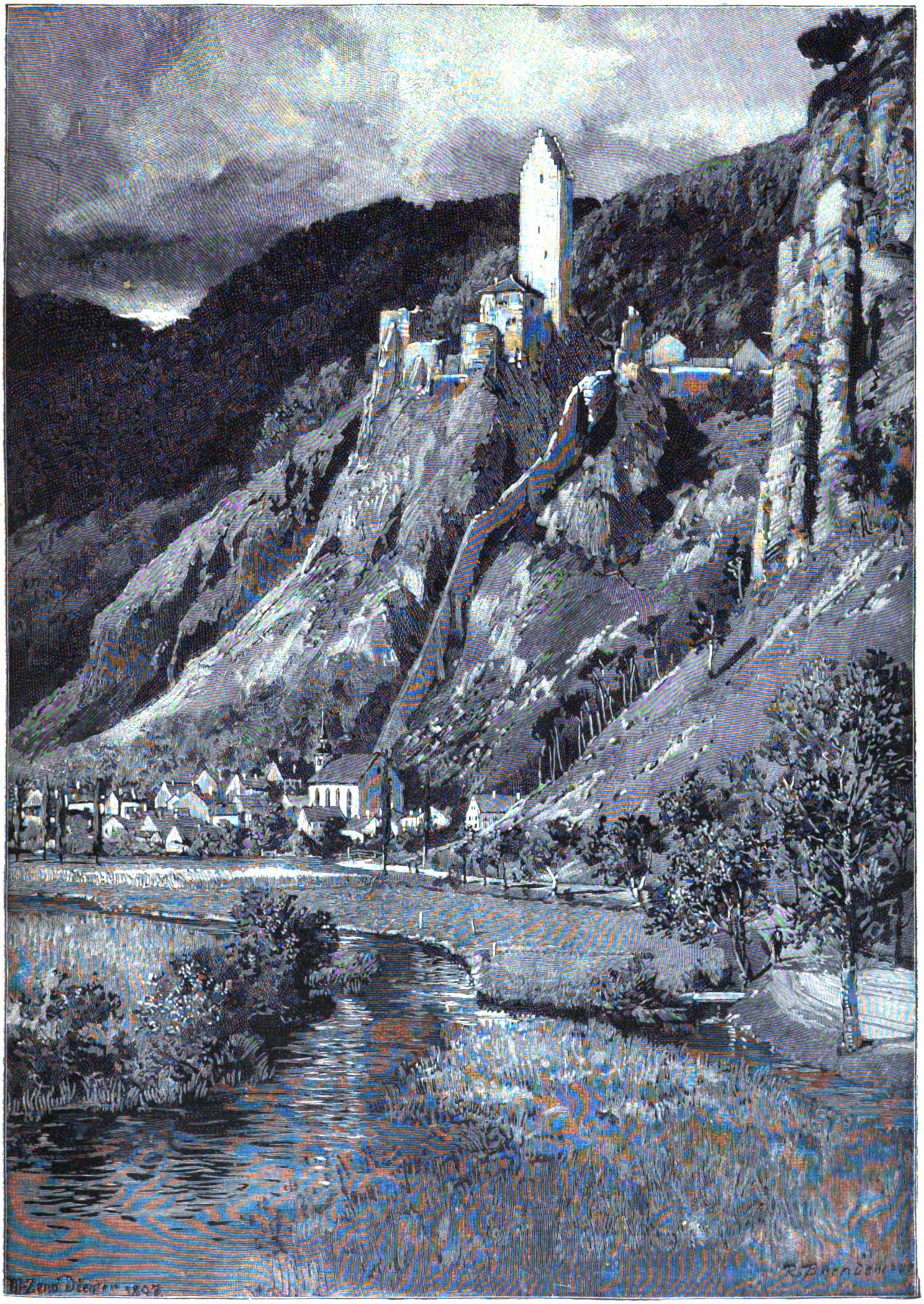
Er läßt ihre Hand nicht los. „Nein, nein," murmelt er, „auch Sie müssen wieder anders ins Leben sehen, auch Sie, Frau Nachbarin!"

Aber sie entzieht ihm die Rechte gewaltsam. „Geben Sie acht, Herr Wendlandt, die Stufen sind ungleich und es ist dunkel," sagt sie herb, „Gute Nacht!" Rasch und heftig schließt sie die Thüre hinter ihm und stößt den Riegel vor, daß es schallt. Mit großen unruhigen Augen kommt sie ins Zimmer zurück. Die Pastorin sitzt da und lächelt; zu sagen wagt sie nichts. Christel redet noch von ein paar gleichgültigen Dingen. Dabei räumt sie die Gläser ab und ergreift endlich die Lampe.

„Willst du nicht schlafen gehen, Lottchen? Komm', ich leuchte dir hinauf."

Wie sie oben sind, steckt Christel das Licht an auf dem Nachttischchen der Schwester, bleibt dann nach dem üblichen Gutenachtkuß an der Thüre stehen und schaut mit leeren Blicken an der Schwester vorüber. Die Pastorin kann sich abermals eines Lächelns nicht erwehren; sie hat noch etwas auf dem Herzen, denkt sie — der Wendlandt! Und in Zeit weniger Minuten hat sie sich ein Zukunftsbild ihrer Schwester ausgemalt, das an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ja, warum auch nicht? Warum soll Christel sich nicht trösten an der Seite eines andern über die herben Täuschungen ihrer ersten Ehe?

Digitized by Google



Kipfenberg und die Teufelsmauer.
Nach der Natur gezeichnet von M. Zeno Diemer.

Digitized by Google

„Du, Lotte," klingt's jetzt zaghaft an ihrem Ohr, „sag' doch —"

„Was denn, Christel?"

„Wie heißt er denn?"

„Wer?"

„Antons Kleiner." Christel ist rot geworden und putzt an ihrer Kerze.

„Er ist doch noch gar nicht getauft!" ruft die Pastorin etwas enttäuscht und schüttelt den Kopf über das sonderbare Wesen der Schwester.

„Ach ja, freilich!" antwortet Christel, „Gute Nacht, Lotte!"

Schlafen kann sie auch in dieser Nacht nicht. Seit gestern hört sie beständig ein Schlummerliedchen vor ihren Ohren, seit gestern schaukelt immerfort eine Wiege vor ihren Augen, und vor der Wiege liegt ein Mann auf den Knieen und staunt sein Kind an, seinen und Ediths Sohn, wie ein Wunder. Und aufstöhnend drückt sie den Kopf in die Kissen. Jetzt erst, das weiß sie genau, jetzt ist sie ganz aus seinem Herzen verdrängt, von jetzt ab wird kein einziger seiner Gedanken die kinderlose verstoßene Frau in der weiten Welt suchen.

Ach, wie einsam, wie unglücklich ist sie seit gestern!

(Fortsetzung folgt.)

Wie das erste Deutsche Parlament entstand.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Rückblick von Johannes Proelß.

Mit Illustrationen nach gleichzeitigen Lithographien und Holzschnitten.

IV. Das Vorparlament. (Schluß.)

Es war eine erlauchte Versammlung patriotischer Männer, die sich zum „Vorparlament" in Frankfurt zusammengefunden hatte und nun die Bänke im Schiff der Paulskirche füllte. Die jugendliche Idealgestalt der Germania, die aus einem Kolossalgemälde über der schwarz-rot-golden drapierten Rednerbühne auf sie herabgrüßte, verhieß ihnen die Verwirklichung des politischen Ideals, dem sie einst ihre Jugend, dann ihr Mannesleben geweiht hatten. Gar viele, welche sich im Kampfe gegen das Metternichsche System seit den Karlsbader Beschlüssen als „Märtyrer und Pioniere" des deutschen Nationalbewußtseins rühmlich hervorgethan hatten, waren dem Rufe gefolgt, den der Heidelberger Ausschuß der „Siebener" an sie gerichtet hatte. „Nicht bloß aus deutschen Gauen," berichtet W. Zimmermann, „auch aus England, aus der Schweiz, aus Frankreich und aus Belgien kamen deutsche Männer: sie hatten dort, mancher seit den dreißiger Jahren, als Flüchtlinge gelebt. Andere waren kaum erst den Kerkern entstiegen; viele, die in der Jugend wegen des schwarz-rot-goldnen Bandes und der Idee gelitten, die jetzt als die allgemeine und herrschende erschien, sahen sich nun in Frankfurt wieder, nach zehn, nach zwanzig, nach dreißig Jahren. Es war großenteils die deutsche Burschenschaft mit ergrauenden, wohl auch mit grauen Haaren, die in der Mainstadt zusammenkam, und viele kamen noch mit dem Ideal ihrer Jugend in den Frankfurter Römer." Gerade diesen erschien der Sturz Metternichs und die gleichzeitige Einführung eines wahrhaft freisinnigen Verfassungswesens in allen deutschen Staaten als ein so außerordentlicher Triumph ihres Strebens, daß mit der Sicherung der erlangten Freiheit durch eine einheitliche Bundesverfassung ihnen die Erfüllung der patriotischen Wünsche gewährleistet schien, für die sie gestritten und gelitten hatten.

H. Wesendonck.
Nach der Lithographie von F. Hickmann.

Dieser Stimmung entsprach das Programm, das der Siebener-Ausschuß als Grundlage für die Verhandlungen vorbereitet hatte. An der Spitze desselben stand der Welckersche Verfassungsentwurf, der ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, einen Senat der Einzelstaaten und ein aus freien Wahlen hervorgehendes Volkshaus — das Parlament — vorsah. An den letzten Punkt des Entwurfs, die „Verbürgung der volkstümlichen Freiheitsrechte", knüpfte das Programm noch die folgenden Vorschläge: Der Beschluß der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung auf obigen Grundlagen erfolgt durch die um Vertrauensmänner verstärkte Bundesbehörde (den „Bundestag"). Ein aus gegenwärtiger Versammlung zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Gliedern ist beauftragt, den Vollzug der Einberufung zu betreiben. Wenn innerhalb vier Wochen von heute der Zusammentritt nicht erfolgt ist, so tritt diese Versammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zusammen. Im Falle der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen.

So hatte der Siebener-Ausschuß auch Garantien für die Ausführung der Beschlüsse der Versammlung vorgesehen, und wie Welcker seine Zugehörigkeit zum Bundestag, so hatten Gagern und Römer ihre Stellung als Minister benutzt, um sich im voraus der Majorität im Bundestag zu versichern, auf daß dieser für ein Zusammenwirken mit dem Vorparlament und seinem Ausschuß gestimmt sei.

W. Schaffrath.
Nach der Lithographie von Schertle.

Kaum aber hatte Mittermaier als Präsident der Versammlung die Debatte über das Programm der „Siebener" eröffnet, da stürmte behend Struve auf die Tribüne und brachte eine Zusammenstellung der „Rechte des deutschen Volks" zur Verlesung, deren sofortige Anerkennung er verlangte. Und in schärfster Zuspitzung hallten die Forderungen der „entschiedenen" Republikaner in den Raum, als deren letzte Struve mit erhobener Stimme verkündigte: „Aufhebung der erblichen Monarchie und Ersatz derselben durch freigewählte Parlamente, an deren Spitze freigewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der amerikanischen Freistaaten!" Und weiter rief er: „Deutsches Volk, dieses sind die Grundsätze, mit deren Hilfe allein, unseres Erachtens, Deutschland glücklich, geachtet und frei werden kann! Deutsche Brüder in Ost und West, wir fordern euch auf, uns in dem Bestreben zu unterstützen, euch die einigen und unveräußerlichen Menschenrechte zu verschaffen! Wir werden in Frankfurt a. M. vereinigt bleiben, bis ein freigewähltes Parlament die Geschicke Deutschlands leiten kann. Mittlerweile werden wir die erforderlichen Gesetzesvorlagen entwerfen und durch einen freigewählten Vollziehungsausschuß das große Werk der Wiederherstellung Deutschlands vorbereiten!"

Es war der von ihm mit Hecker geplante Versuch, zu gunsten ihres republikanischen Ideals die Versammlung zu überrumpeln. Mit einem Anhang von 15 Gesinnungsgenossen, vornehmlich aus Baden, Sachsen und der preußischen Rheinprovinz, wollten sie nach dem Pariser Vorbild von 1789 die Permanenz des Vorparlaments durchsetzen und von dessen Tribüne aus das Feuer der Revolution in ganz Deutschland schüren. An eine geordnete Diskussion über das „Siebener"-Programm war nun nicht mehr zu denken. Die

Digitized by Google

unvermeidlichen Konfliktsfragen „Reform oder Revolution", „konstitutionelle Monarchie oder Republik" drängten mit Ungestüm auf Entscheidung. Der Kampf war entfesselt, dessen Ausgang die bisherigen Führer der Bewegung für immer auseinander reißen mußte. Heinrich Laube hat in seinem Buch „Das erste deutsche Parlament" die Leidenschaft, mit der Welcker in diesem Kampfe das Programm der „Siebener" verteidigte, als Rechthaberei, und die Vermittlungsversuche des alten Itzstein zwischen den Parteien als Machenschaften verurteilt; er that es ohne die Kenntnis der sich jetzt tragisch zuspitzenden Vorgeschichte des Kampfes, ohne Ahnung davon, in wie hohem Grade die Herzen dieser Männer an dem Kampfe beteiligt waren. Welcker sah durch das stürmische Vorgehen der „entschiedenen" Republikaner den großen Plan der Bundesreform, wie er ihn seit der Jugendzeit in der Seele getragen, um dessen willen er neuerdings mit Widerstreben selbst Mitglied des „Bundestags" geworden war, gerade im Augenblicke seiner endlichen Verwirklichung bedroht; Itzstein, der seinerseits wohl die Republik für die wünschenswerteste Staatsform hielt, aber fühlte, daß die deutschen Zustände für ihre Verwirklichung zur Zeit nicht reif seien, sah mit Trauer die schöne Gemeinschaft Gleichstrebender in Trümmer gehen, als deren Leiter er sich bisher mit Stolz hatte fühlen dürfen.

Karl Vogt.
Nach der Lithographie von Ph. Winterwerb.

Im Anfang der durch Struves Antrag entfesselten Debatte hielten sich die persönlichen Stimmungen noch zurück. Es zeigte sich sofort, daß für die Erklärung, die jener verlangte, in der Versammlung wenig Neigung war. Auch die Anhänger Struves, welche, wie der Sachse Schaffrath, für die Verweisung des Antrags an eine Kommission eintraten, bekannten sich nicht direkt zu dem Inhalt desselben, und selbst Hecker vermied es, für die Proklamierung der Republik zu sprechen. Er begnügte sich, mit dem ihm eigenen Feuer der „Permanenz" der Versammlung das Wort zu reden. Er berief sich auf das Volk — es erwarte, daß die Versammlung beisammen bleibe, um jeden Versuch einer Reaktion zu verhindern. „Wenn wir nicht beisammen bleiben," rief er unter dem Beifall der Galerien, „und so nicht die einzige Drohung, die uns auf legalem Wege zu Gebote steht, gebrauchen, so haben wir die Sache der Freiheit um fünfzig Jahre zurückgeschoben!" Mit Schärfe kritisierte er dann das „Siebener"-Programm und das Verfahren, die Oberhauptsfrage an die Spitze zu stellen. Er fand darin erfolgreiche Unterstützung durch den Rheinländer Wesendonck aus Düsseldorf. „Man soll nicht mit dem Dach anfangen," rief dieser, „ehe man ein Fundament hat, und nicht die Rechte der Fürsten zur Diskussion bringen, ehe von den Rechten des Volkes die Rede ist!" Lebhaft trat Bassermann im Interesse der „Reform", der Frankfurter Reinganum vom demokratischen Standpunkt aus für eine Durchberatung sowohl des

H. K. Jaup.

Der Fackelzug auf dem Roßmarkt in Frankfurt a. M. zu Ehren des Vorparlaments.
Nach der gleichzeitigen Zeichnung von Braun.

„Siebener"-Programms wie des Struveschen Antrages ein. Die meiste Zustimmung aber fand der Bayer Eisenmann, der sich, nachdem er unter dem absoluten Fürstenregiment so viele Jahre hatte leiden müssen, mit Wärme für den Wert der konstitutionellen Monarchie aussprach. Er brachte die von der Mehrzahl geteilte Empfindung zum Ausdruck, daß die Versammlung, in welcher Norddeutschland und Oesterreich viel geringer vertreten waren als die südlichen Mittelstaaten, in der z. B. aus Baden 72, aus Hessen-Darmstadt 84, aus ganz Preußen 141, aus Hannover nur 9 und aus Oesterreich nur 2 Abgeordnete saßen, nicht den Willen der ganzen Nation genügend verkörpere, um über die künftige Verfassung Deutschlands entscheidende Beschlüsse zu fassen. Es handle sich darum, die Möglichkeit herbeizuführen, daß eine legislatorische Beratung hierüber stattfinde. Die Frage, wie das deutsche Parlament am schnellsten hergestellt werden könne, sei die Aufgabe der gegenwärtigen Versammlung. In diesem Sinne sprachen auch Wiesner aus Wien, Jaup aus Darmstadt und von demokratischer Seite Karl Vogt aus Gießen. Der letztere schlug vor, man solle beschließen, die konstituierende Nationalversammlung möge „souverän" entscheiden, ob sie die Monarchie oder die Republik wolle, ihr Beschluß werde für alle maßgebend sein. Dies trieb Welcker zu einer heftigen Einsprache. Er war durchdrungen davon, daß die „Reform" nur zu retten, die Revolution nur dann zu vermeiden sei, wenn ein Beschluß des Vorparlaments sich bestimmt gegen die Republik ausspreche, bevor der Wahlkampf für das Parlament sich des Schlagworts bemächtige. Er erklärte, der Vorschlag Vogts sei nicht so harmlos wie er scheine. „Es giebt Leute," rief er, „die wollen, daß wir alle achtunddreißig Regierungen absetzen, und die meinen, wir könnten dies. Ich meine dagegen, wir können es nicht, und ich will es auch nicht!" Da meldet sich wieder Vogt zum Wort. „Der Herr Abgeordnete — oder vielmehr der Herr Bundestagsgesandte Welcker" — beginnt er mit scharfer Betonung, da unterbricht ihn ein Entrüstungssturm, der nicht enden will, von den Galerien wird gegen diesen gelärmt, und der Präsident sieht sich genötigt, die Sitzung für eine Weile aufzuheben. Das Ergebnis der Debatte aber war, daß sowohl die Beratung des Antrags Struve wie die des „Siebener"-Programms durch die Annahme des Antrags Eisenmann verworfen wurde.

Franz Raveaux.
Nach der Lithographie von Schertle.

Doch zuvor hatte Heinrich v. Gagern Gelegenheit, seinen Standpunkt in wirksamer Rede zu wahren, und der Beifallssturm, den sie weckte, sicherte diesem den Sieg. Er schloß sich im Prinzip dem Antrag Eisenmann an, erklärte aber, daß die heutige Versammlung doch nicht jene Grundsätze unberührt und unausgemacht lassen dürfe, auf deren Basis Deutschland sich künftig gestalten solle. „Glauben Sie, daß wir die Grundsätze verkündigen sollten, die Herr v. Struve in seinem Antrag uns vorlegte? Glauben Sie, daß wir es in einem Augenblick thun sollten, wo es gilt, praktische Aufgaben zu lösen, Deutschland zu vereinigen und für den Fall eines Krieges zu kräftigen? Glauben Sie, daß das der Weg wäre, den Kredit wieder zu heben und die Nahrungslosigkeit zu beseitigen, die auf uns alle drückt?" Er nahm für die Versammlung das volle Recht der Volkssouveränität in Anspruch, verwarf aber das der Revolution; er rief: um der Einheit willen gelte es jetzt, sich um die Prinzipien der Freiheit zu scharen, mit denen das Prinzip der Monarchie im Staate bestehen könne. „Sprechen Sie die Ansicht dieser Versammlung aus, damit sie in Deutschland wiederhalle, in Preußen, an der Nord- und Ostsee, in Oesterreich und bis nach Ungarn hin, die Ansicht, daß wir an der Monarchie festhalten,

J. G. Heckscher.
Nach der Lithographie von Schertle.

daß wir zwar eine Versammlung bilden, welche die Freiheit will und um des Volks und der Volkssouveränität willen besteht, aber dem Prinzip der Monarchie im Staate treu bleibe und zugleich der Notwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldige!" Von diesem Moment an war Heinrich von Gagern der Führer der konstitutionell gesinnten Majorität, als welcher er auch im weiteren Verlauf der viertägigen Redeschlacht das Feld gegen die Versuche der Heckerschen, das Vorparlament zum Werkzeug der Revolution zu machen, siegreich behauptete.

In Hecker und Gagern traten sich hier in gewinnender und echt deutscher Verkörperung die beiden Prinzipien entgegen, die jetzt zu einem Kampfe auf Leben und Tod in dem freiheitlichen Aufschwung des Vaterlands aneinander geraten waren. Friedrich Hecker, der warmblütige Pfälzer, sechsunddreißigjährig, ein Liebling des Volks wegen seines mannhaften Eintretens für dessen Interessen auch in sozialer Beziehung, von schwärmerischer Begeisterung erfüllt für ein unklares Staatsideal, vertrat den Freiheitsrausch eines jüngeren Geschlechts, in dem die Lieder Herweghs und Freiligraths wiederklangen und das im Handumdrehen — wie die Wiener Studenten Metternich gestürzt hatten — über den Trümmern der vermeintlich morschen deutschen Throne einen Freistaat allgemeiner Volksbeglückung errichten wollte. Heinrich v. Gagern, der tapfere Hesse, in der Vollkraft reifen Mannesalters, aufgewachsen als Sohn eines liberalen Staatsmannes der Steinschen Schule, in der Jugend ein Mitkämpfer gegen Napoleon bei Waterloo, dann ein Mitgründer der deutschen Burschenschaft, als hessischer Beamter und Volksvertreter ein Opfer der Reaktion von 1832, brachte seine unverbrauchte, in der Zurückgezogenheit des Landlebens bewahrte Frische dem Vaterland dar, als der befähigtste von seinen Schicksalsgenossen für ein gleichzeitiges Wirken als Volksfreund und als Staatsmann.

Der weitere Verlauf des ersten Tags schien die Gegensätze beschwichtigen zu wollen. Die feierliche Ansprache Robert Blums, welche zur Mäßigung mahnte, wurde auf allen Seiten beherzigt. Die Mahnung, um der zu schaffenden Einheit willen Einigkeit zu bewahren, klang dann am Abend auch unter dem Beifall von Tausenden vom Balkon des „Englischen Hofs" auf den Roßmarkt herab, als die Frankfurter Turner und Sänger dem Präsidium des Vorparlaments einen großartigen Fackelzug darbrachten und auf die Begrüßungsreden von Mappes und Jucho die Mitglieder des Präsidiums Mittermaier und Itzstein, Dahlmann und Sylvester Jordan begeisternde Ansprachen hielten. Und herzerhebende Einhelligkeit herrschte am zweiten Beratungstag bei den Beschlüssen, welche für die Wahlen zum Parlament das allgemeine gleiche Stimmrecht einführten, herrschte bei den Kundgebungen für Deutsch-Oesterreich, Schleswig-Holstein und Polen. Da weckte die Frage, wie die Wahlen zum Parlament durchzuführen seien, aufs neue den Streit. Wesendonck stellte den Antrag, ein Ausschuß von fünfzig Mitgliedern solle mit der Aufgabe betraut werden, direkt bei den einzelnen Regierungen den Wahlakt durchzusetzen. Dieser Antrag sah von der Vermittelung des Bundestags ab, welche das „Siebener"-Programm vorgeschlagen hatte. Sofort tauchte auch die Heckersche Forderung der „Permanenz" wieder auf und es zeigte sich, daß selbst unter den Gemäßigten sich viele für ein Zusammenbleiben der ganzen Versammlung bis zur Konstituierung des Parlaments hatten einnehmen lassen. Aber Welcker, der die revolutionären Endziele Struves nicht aus dem Auge verlor, trat nunmehr mit Entschiedenheit für den Antrag der „Siebener" ein, daß ein

Jacob Venedey.
Nach der Lithographie von Ph. Winterwerb.

Digitized by Google

Ausschuß eingesetzt werde, der die Einberufung des Parlaments in Gemeinschaft mit dem Bundestag betreibe. „Freunde,“ rief er, „wir wollen, daß unsre Beschlüsse auch Kraft und Nachdruck haben. Sie können heute oder morgen, da oder dort eine kleine Revolution oder einen Straßenkrawall anfangen, allein darum gehorcht man Ihnen noch nicht in Sachsen oder in Berlin. Wir leben in einer Zeit der Not, wo die ganze Gesellschaft auseinanderfallen will und nach innen und außen Unordnung und Anarchie das Land bedrohen. In solcher Zeit ist es notwendig, das letzte Band des Zusammenhalts heilig zu achten.“ Bei diesen Worten unterbrach Beifall den Redner, dem sofort von den Galerien ein betäubender Lärm folgte. Doch Welcker fuhr unbeirrt fort: „Wir haben kein anderes gesetzliches Organ als den Bund und deshalb wiederhole ich, man muß sich daran halten.“ Leidenschaftlich erwiderte Hecker, daß es gerade seine Absicht sei, durch die Permanenz der Versammlung den Bundestag ganz zu beseitigen. Unter dem dröhnenden Beifall der Galerien hielt er, mit Robert Blum um die Wette, strenge Abrechnung mit dem alten Bund, dem Bundestag Metternichs. „Wenn der Bundestag,“ gab er Welcker zurück, „Arm in Arm mit dem Ausschusse geht, so ist die beste Maßregel des Ausschusses nicht nur verdächtigt im Volk, sondern in die Acht erklärt. Darum suchen wir uns, wir, das lebendig hier versammelte Volk, wir, die wir als Geschäftsführer der Nation aufgestellt sind, nicht an ein morsches, verfallenes Gebäude mit unserm Ausschuß anzulehnen!“ Vergeblich mahnten Gagern und Itzstein, man solle sich doch an den neuen Bundestag halten, der Metternichsche sei tot. Auch die „Vertrauensmänner am Bundestag“ — trotz Uhland, Jordan, Dahlmann — genügten Hecker nicht. Ihm trat Venedey entgegen, einer von denen, die erst kürzlich aus dem Exil heimgekehrt waren; er warnte davor, das Muster der Pariser Revolution nachzuahmen. Und schließlich drang die Ansicht des Hamburgers Heckscher durch, daß die Versammlung zur Verwirklichung ihrer Beschlüsse des Verkehrs mit den bestehenden Einzelregierungen des Bundestags gar nicht entraten könne. So wurde der Gegenantrag Gagerns, daß ein **permanenter Ausschuß** von 50 Mitgliedern den Bundestag bei Wahrung der Interessen der Nation und bei Verwaltung der Bundesangelegenheiten bis zum nahen Zusammentritt der konstituierenden Versammlung selbständig beraten solle, mit 368 gegen 148 Stimmen angenommen.

A. v. Soiron.
Nach der Lithographie von H. Hasselhorst.

Und noch einen dritten Versuch der „Entschiedenen“, ihr Ziel zu erreichen, mußte Hecker abgeschlagen sehen. Auf Vermittelung Itzsteins hatten sie sich am Abend des 1. April mit den gemäßigteren Demokraten, wie Blum, H. Simon, Jacoby, Vogt, zu dem Antrag geeinigt, daß der am nächsten Tage zu wählende Ausschuß der Fünfziger nur dann mit dem Bundestag arbeiten könne, wenn dieser sich zuvor von den verfassungswidrigen Ausnahmebeschlüssen der Jahre 1819 und 1832 ausdrücklich losgesagt und die Männer aus seinem Schoße entfernt habe, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt hatten. Die Republikaner gaben dem Antrag aber die Form, die Versammlung möge erklären: **bevor** der Bundestag die Gründung des Parlaments in die Hand nimmt, solle er sich in der bezeichneten Weise regenerieren, was, wie Itzstein dann in der Debatte hervorhob, wider die Abrede war. Bassermann bemerkte sofort die Absicht der ehemaligen Genossen und erklärte, nachdem Zitz aus Mainz den Antrag begründet, mit dem Geiste desselben sei er ganz einverstanden, aber die Fassung desselben sei nichts andres als ein neuer Versuch, die Permanenz der ganzen Versammlung zu erzwingen. Er wies darauf hin, daß, **bevor** der Bundestag die gewünschte Forderung ganz erfüllen könne, eine geraume Zeit verstreichen müsse. Er veränderte daher die Form, so daß der Antrag nur noch die Voraussetzung aussprach, daß der Bundestag, **indem** er die Gründung des Parlaments in die Hand nimmt, auch die Verpflichtung übernehme, die gewünschte Regeneration zu vollziehen. In der nun folgenden stürmischen Debatte sprach Uhland das beschwichtigende Wort: „Wenn der Frühling Sprossen treibt, fällt das alte Laub von selbst ab.“ Struve aber erklärte, der Antrag sei der letzte Versuch, ob er und seine Anhänger überhaupt noch weiter mit dieser Versammlung wirken könnten. Die Drohung half nichts; der Bassermannsche Antrag ward angenommen. Da erfolgte das Unerhörte. Wie der erzürnte Achill erhob sich Hecker und entfernte sich mit den „Entschiedenen“ aus der Kirche. Blum, Itzstein, Vogt, Wesendonck und viele andere, welche mit zu den Unterzeichnern des Antrags gehört hatten, blieben dagegen auf ihren Sitzen. Und mit stürmischem Beifall ward die Erklärung des Kölner Demokraten Raveaux aufgenommen: in diesem ernsten Augenblicke sei es für den Vaterlandsfreund heilige Pflicht, den Saal nicht zu verlassen.

Die Absicht der Ausgetretenen aber war, durch den dramatischen Vorgang auf das Volk zu wirken; sie erwarteten von diesem eine entschiedene Bewegung zu ihren Gunsten, welche die Auflösung der jetzigen Versammlung herbeiführen sollte, an deren Stelle sich dann die republikanische Minderheit als „Vorparlament“ in Permanenz erklären könnte.

Als am andern Morgen die Sitzung begann, war jedoch Mittermaier als Präsident bereits in der Lage, zu verkündigen: der Bundestag habe die Beschlüsse der Versammlung, die Wahl zum Parlamente betreffend, angenommen und ebenso die Bedingungen, unter denen der Fünfziger-Ausschuß mit ihm zusammen wirken wolle. Schon hätten die noch anwesenden Gesandten, die an den Reaktionsbeschlüssen und ihrer Ausführung beteiligt waren, ihre Entlassung eingereicht. Da bot sich „Vater“ Itzstein an, die Abtrünnigen zur Rückkehr zu bewegen. Sylvester Jordan, Stedmann und Venedey unterstützten den Antrag. Noch einmal verstand es der greise Führer, seine Macht über den „verlornen Sohn“ auszuüben. Das letzte Mal! Hecker kam mit seinem Anhang zur Wahl des Ausschusses zurück in die Paulskirche. Aber wenn er durch sein brüskes Auftreten die Durchführung seiner Pläne hatte erzwingen wollen, so erreichte er nur das Gegenteil des Erstrebten. In seiner Abwesenheit war, auf Betreiben Biedermanns, Venedeys und Jaups, eine Erklärung der Grundrechte und Forderungen des deutschen Volkes angenommen worden, die im Gegensatz zu Struves radikalem Manifeste das Mindestmaß deutscher Volksfreiheit bedeuten sollte. Als ein Produkt der Verständigung zwischen den Demokraten und Konstitutionellen gelangte ferner der folgenreiche Antrag des Mannheimers v. Soiron zur Annahme, daß die Beschlußnahme über die künftige Bundesverfassung einzig und allein der vom Volk zu wählenden konstituierenden Nationalversammlung zu überlassen sei, wobei es ihr freistehe, später mit den Regierungen eine Verständigung zu suchen. So war das Prinzip der Volkssouveränität ganz ohne Mitwirkung der „Entschiedenen“ von der Versammlung ausgesprochen worden. Und als dann, nach ihrem Eintreffen in der Paulskirche, die Wahlen für den Fünfziger-Ausschuß vollzogen wurden, in welchem sich unter dem Vorsitz Soirons, Blums und Abeggs mit vielen der süddeutschen Volksmänner, die wir in Hallgarten, Heppenheim, Heidelberg tagen sahen, zahlreiche Norddeutsche zusammenfanden, da erhielt weder Struve noch Hecker genügend viel Stimmen für die Mitgliedschaft — die ganze Gruppe der entschiedenen Republikaner ging leer aus.

Damit war für sie der Würfel gefallen. Struve und Hecker eilten mit den Ihrigen nach Hause, um den von Fickler im „Seekreis“ bereits zum Ausbruch vorbereiteten bewaffneten Aufstand im ganzen Großherzogtum zu organisieren. Doch schieden sie von Frankfurt nicht etwa mit dem Gefühl von Besiegten. Außerhalb der Paulskirche war Hecker der Held des Tages gewesen. Seine entflammenden Reden hatten in der Masse des Volkes stürmischen Wiederhall gefunden. Er schritt mit der Ueberzeugung zur Schilderhebung, daß — wie er später erklärte — der geplante Waffengang ein „wahrer Festzug“ sein und es keines Schwertstreichs, keines Schusses bedürfen werde, um dem bewaffnet sich erhebenden Volk den Sieg zu erringen. Ebenso war er fest überzeugt, daß ganz Deutschland dem Beispiele Badens, das ja bisher immer vorangegangen sei, auch jetzt folgen werde. „Es gehörte nichts dazu als der Mut der That zu dem Mut des Worts. Das stehende

Digitized by Google

Heer wäre bei einem Aufstand in Masse dem Volk nicht entgegengetreten, und es wäre dann unter flatternden Fahnen der Republikaner die Wahl zur konstituierenden Versammlung vorgenommen worden; ein Nationalkonvent voll großartiger Energie und schöpferischer Kraft hätte im Bündnis mit Frankreich Europa neugestaltet."

Doch von den Tausenden, die Hecker jetzt zujubelten, als er im badischen Oberland in den Volksversammlungen die Republik proklamierte, von all denen, die sich nach seinem Vorbild „Heckerblusen" und „Heckerhüte" zulegten, folgten nur wenige dem Ruf zu den Waffen, als es ernst werden sollte. Die Verhaftung Ficklers, die am 8. April auf dem Karlsruher Bahnhof Karl Mathy veranlaßte, gerade als jener nach Konstanz zur Schilderhebung abreisen wollte, hatte schon vorher dem Unternehmen das Rückgrat gebrochen. Mathy, der Vertreter von Konstanz im Landtag, hatte eben Kenntnis von den Verhandlungen Ficklers mit Herwegh erhalten, der in Paris aus deutschen, aber auch französischen und polnischen Arbeitern eine Hilfslegion organisiert hatte, die bereits auf dem Wege nach Straßburg war. Das Herannahen dieser Hilfslegion stiftete zudem Zwietracht zwischen Struve und Hecker. Der letztere blieb seinem Versprechen treu, keine Hilfe aus Frankreich annehmen zu wollen, während Struve gerade die größten Hoffnungen auf diesen Zuzug setzte. In Wirklichkeit war die Herweghsche Schar ein schlecht bewaffneter Haufe, der sich bei Dossenbach einem Angriff richtiger Truppen in keiner Weise gewachsen zeigte: Ebenso ging es den tausend Aufständischen aus dem Schwarzwald und vom Bodensee, die, zum Teil nur mit aufrechtstehenden Sensen bewaffnet, am 20. April, dem Gründonnerstag dieser bewegten Osterzeit, unter Heckers Leitung auf der Höhe bei Kandern den Truppen des Generals Friedrich v. Gagern entgegentraten. Der Tod dieses Mannes, den beim Ausbruch dieses Gefechts sogleich die ersten Kugeln hinrafften, hat auf dies beklagenswerte Nachspiel des Vorparlaments einen düsteren Schatten geworfen.

General Friedrich v. Gagern.

Friedrich von Gagern, der älteste Bruder Heinrichs, stand als General in niederländischen Diensten; patriotische Begeisterung und der Drang, an der Neugestaltung Deutschlands auf dem Gebiet der Heeresorganisation mitzuwirken, hatten ihn bestimmt, Urlaub zu nehmen und in die Heimat zu eilen. Die badische Regierung gedachte ihm den Oberbefehl über die ganze Bürgerwehr zu; auf Vermittelung von Welcker und Bassermann, den Vertretern Badens am Bundestag, übernahm er zunächst das Kommando eines Kontingents der Bundestruppen, die gegen die Pariser Legion und den badischen Aufstand mobilgemacht wurden. Er übernahm die Führung in dem Glauben, er werde mit Hecker, dem früheren Freund seiner Freunde, zu einem friedlichen Ausgleich kommen. Er bemühte sich redlich darum. Auch als sich beide mit ihren Truppen auf der Waldlichtung der Scheidegg zwischen Kandern und Schlächthaus kampfbereit gegenüberstanden, trat er nochmals vor, um die Aufständischen zum Niederlegen der Waffen zu bestimmen. Vergeblich. Er wandte sich nun, bestieg sein Pferd, erhob den Säbel und eröffnete den Angriff — da traf ihn schon das tödliche Blei. Die Gegner der Revolutionäre behaupteten später, die Schüsse seien auf den General schon vor der regulären Eröffnung des Gefechts abgegeben worden. Das ist nicht zu beweisen und man wird es nicht glauben. Erklärlich aber ist, daß das auf diese Art vergossene Blut Gagerns die unheilbare Feindschaft besiegelte, in die sich von nun an in Baden die Konstitutionellen und die Republikaner verstrickt sahen, die vorher im Kampf gegen Metternich so treue Waffenbrüder gewesen waren. Hecker, der den Truppen auf der Scheidegg nicht standhalten konnte, floh nach der Schweiz, dann nach Amerika. Die Volksphantasie aber bemächtigte sich seiner Gestalt mit noch heute nachwirkender Sympathie. An Struve dagegen, der bei Säkkingen über die Grenze entwich, um zu günstigerer Zeit wiederzukehren, heftete sich die Verantwortung für das planlose Unternehmen Doch beiden Männern war es gleich ihrem Kameraden Sigel, der bei Freiburg nach tapferem Kampf unterlag, und vielen ihrer Mitkämpfer vom Schicksal vergönnt, später als Bürger des nordamerikanischen Freistaats ihre Freiheitsliebe ebenso zu bewähren wie ihr treues Festhalten an deutscher Bildung und an deutschem Wesen.

Dem Sieg, den die „Reform" im Vorparlament errungen hatte, ist es auch zu danken gewesen, daß die Propaganda der „entschiedenen" Republikaner zu einer allgemeinen deutschen Revolution, die doch nur der Reaktion in die Hände gearbeitet hätte, damals nicht geführt hat. Er hatte weiter die gute Wirkung, daß die sämtlichen deutschen Regierungen zur Ausführung der Beschlüsse des Vorparlaments sich bereit fanden. Der Fünfziger-Ausschuß, der noch um sechs Oesterreicher verstärkt ward, fand bei dem regenerierten Bundestag, dem Graf Colloredo vorstand, großes Entgegenkommen. Die Einberufung eines ersten Deutschen Parlaments als gesetzlicher Vertretung des Gesamtwillens der Nation bei Begründung der erstrebten Reichseinheit war erreicht. Die Regierungen schrieben die Wahlen aus, wie es das Vorparlament verlangt hatte: nach allgemeinem gleichen Stimmrecht, auf je 50 000 Einwohner ein Abgeordneter. Wenn in der Mehrzahl der Einzelstaaten indirekte Wahl und nicht direkte stattfand, so geschah dies in Uebereinstimmung mit einem Beschluß der Versammlung, welcher beide Wahlarten freistellte, nachdem nicht nur Welcker und Römer, sondern auch Karl Vogt dies aus praktischen Gründen empfohlen hatten. Nur der Termin des Zusammentritts ward auf Wunsch Preußens vom 1 Mai auf den 18. Mai — mit Rücksicht auf die gleichzeitigen preußischen Landtagswahlen — verlegt. Um so eifriger war König Friedrich Wilhelm IV dabei, die Wünsche des Vorparlaments zu erfüllen, welche die Aufnahme von Ost- und Westpreußen, der deutschen Hälfte der Provinz Posen und von Schleswig in den Deutschen Bund verlangten. Am 24. März hatte sich Schleswig-Holstein von Dänemark losgesagt, nachdem König Friedrich VII die Einverleibung Schleswigs in Dänemark dekretiert hatte. Friedrich Wilhelm IV, der inzwischen noch die liberalen Rheinländer Camphausen und Hansemann zu verantwortlichen Ministern ernannt hatte, unterstützte die provisorische Regierung in Kiel und schickte ihr preußische Truppen zur Hilfe. Es war der erste Schritt nach dem Ziel, der Krone Preußen das verloren gegangene Ansehen zurückzuerobern.

Friedrich Hecker
im Insurgentenkostüm.
Nach einem 1848 vielverbreiteten Bilde.

Das „Siebener"-Programm aber, dessen Beratung das Vorparlament unter dem Terrorismus Struves abgelehnt hatte, ward zum Kern jener Reichsverfassung, die in unserer nationalen Geschichte als idealer Gewinn des wirklichen ersten Deutschen Parlaments fortgewirkt hat. Am 18. Mai 1848 trat dieses in der Frankfurter Paulskirche zusammen.

Welche Rolle in ihm den Männern zufiel, deren Verdienste um sein Zustandekommen wir in den hiermit zum Abschluß gelangenden Artikeln nach zum Teil wenig benutzten Quellen geschildert haben, soll an dieser Stelle noch in einem besonderen Aufsatz dargelegt werden. Die Kämpfe, welche das Parlament ins Leben riefen, waren auch für sein Schicksal entscheidend. Die Oberhauptsfrage ließ sich auch hier nicht lösen. Das eherne Gesetz der Geschichte hat später bewiesen, daß sie eine Machtfrage war, für die es nur eine kriegerische Entscheidung gab. Doch diese erfolgte in jener Richtung, die schon die Mehrzahl der patriotischen Denker und Dichter des „Vormärz"

Digitized by Google

im Gegensatz zu dem Träger der preußischen Krone angestrebt hatte. Und von dem „Heidelberger“ Verfassungsentwurf rühmt Gustav Freytag in seiner Biographie Karl Mathys mit Recht, er habe „den Weg vorgezeichnet, auf welchem die deutschen Angelegenheiten seitdem vorwärts getrieben wurden, bis jene Forderungen in der Hauptsache durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes für 30 Millionen Deutsche zum Grundgesetz des neuen Staates erhoben wurden“. Auf ihr fußte dann die Verfassung des Deutschen Reichs, das die deutschen Völker mit ihren Fürsten im gemeinsamen Sieg über Frankreich glorreich erstritten. „Die politischen Gedanken,“ sagt Freytag vom Inhalt jenes ersten Entwurfs einer deutschen Verfassung, „wird niemand das Werk eines einzelnen zu nennen wagen, denn sie wuchsen zu gleicher Zeit in Tausenden herauf; aber unvergänglich soll das Andenken der Führer bleiben, welche sie zuerst auf den Weg der praktischen Ausführung gebracht und aus dem Reich unbestimmter Ideale in die Wirklichkeit eingeführt haben.“ Und fürwahr, auch all die anderen tapferen Männer, die im März 1848 den alten Polizeistaat in Trümmer legen und dem Rechtsstaat die Grundlagen sichern halfen, verdienen ein dankbares Erinnern. Der Segen der „Märzerrungenschaften“ blieb trotz der ihnen bald genug folgenden traurigen Reaktion dem deutschen Volk unverloren!

Blätter und Blüten

Das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Metz. (Mit Abbildung.) Untrennbar ist mit der neueren Geschichte der Stadt Metz der Name des am 15. Juni 1885 verstorbenen Prinzen Friedrich Karl verbunden, des kühnen Bezwingers der jungfräulichen Festung und des Neubegründers der deutschen Moselwacht. Unter allen Schlachten, die der Prinz geschlagen hat, stellte er die von Vionville selbst in die erste Linie. Hier ward der Schlüssel zur Festung Metz, der auch die Thore von Sedan öffnete, gewonnen. Mit Recht durften es deshalb deutsche Männer unternehmen, dem Prinzen Friedrich Karl innerhalb der Mauern von Metz ein Denkmal zu errichten. Freien Muts bewilligte hierzu der deutsche Bürgermeister von Metz, allen Gegenströmungen trotzend, einen der schönsten Aufstellungsplätze. So konnte der Denkmalsausschuß, dessen Seele der aus der Schule des großen Feldherrn hervorgegangene Kommandeur des XVI. Armeekorps, General der Kavallerie Graf v. Häseler war, am 20. März d. J., dem 70. Geburtstage des Prinzen, sein Werk durch die feierliche Enthüllung des in unserer Abbildung wiedergegebenen formvollendeten Denkmals krönen. Dieselbe vollzog in Vertretung des Kaisers der Sohn des im Denkmal Verherrlichten, Prinz Leopold von Preußen.

Auf granitnem Unterbau und einem Sockel aus schwedischem Syenit erhebt sich das Standbild des Feldherrn in sprechender Aehnlichkeit. Am Sockel lesen wir die einfache Inschrift „Friedrich Karl“, auf den Schleifen eines am Fuße des Denkmals befestigten bronzenen Lorbeerkranzes die Namen Düppel, Königgrätz und Vionville, welche an die glorreichen Waffenthaten des verewigten Prinzen erinnern. Im Kranze ruht der Marschallstab. Das Denkmal schaut hinaus über das Moselthal nach der Feste „Friedrich Karl“ und weiter gen Westen nach den Schlachtfeldern, auf denen die Tapferen ruhen, die für das Vaterland gefallen sind.

Das Bronzestandbild ist eine Musterschöpfung des Münchener Professors v. Miller, aus dessen Erzgießerei auch das Metzer Reiterstandbild Kaiser Wilhelms hervorgegangen ist. Seitwärts von diesem auf der herrlichen Esplanade von Metz, dort, wo der ehedem als Gouvernementsgebäude errichtete Justizpalast einen trefflichen Hintergrund bildet, fand auch das Prinz Friedrich Karl-Denkmal seinen bevorzugten Standpunkt. G. F.

Das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Metz.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Eugen Jacobi in Metz.

Was alles auf einen Quadratzoll geht. Schon in vergangenen Jahrhunderten hat es Kleinkünstler gegeben, deren Streben danach ging, auf eine möglichst kleine Fläche möglichst viel zu schreiben oder zu zeichnen. So befindet sich im Grünen Gewölbe zu Dresden ein Kirschkern, auf dessen Oberfläche mehr als hundert Zeichnungen, meist Männerköpfe, so gut eingeritzt sind, daß man sie mit Hilfe eines Vergrößerungsglases ausgezeichnet zu erkennen vermag. Verfertiger dieses Stückes, das August dem Starken überreicht wurde, war ein einfacher Drechslerlehrling.

Nach Erfindung der Postkarte war namentlich diese Gegenstand der Bestrebungen von Schreibkünstlern. So hat einer derselben auf eine einzige Postkarte Schillers „Lied von der Glocke“ und „Taucher“ geschrieben, ein anderer hat diese Leistung durch Hinzufügung des „Handschuhs“ noch übertroffen. Wie unendlich weit bleiben aber alle diese Leistungen der menschlichen Handarbeit gegen die der Feinmechanik zurück. Vor kurzem berichtete Prof. Hörmann von der Technischen Hochschule in Berlin, daß in England eine Schreibmaschine konstruiert worden sei, mit der man imstande ist, auf eine Glasplatte von der Größe eines englischen Quadratzolles die ganze englische Bibel nicht nur einmal, sondern 22 mal so niederzuschreiben, daß die Schrift mit Hilfe eines guten Mikroskops leicht lesbar ist. Die Sache klingt unglaublich, namentlich wenn man bedenkt, daß die ganze englische Bibel etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Buchstaben enthält, aber dennoch verhält sie sich so, wie folgende genaue Ueberlegung und Rechnung zeigt. Schon vor Jahren war es mit Hilfe der Präcisionsmechanik möglich, die Länge eines Millimeters in tausend Teile zu teilen. Mit solchen, auf Glas eingeritzten Maßstäben mißt man unter dem Mikroskop u. a. die Größe der Bakterien, deren Länge und Breite häufig ja noch weniger als $\frac{1}{1000}$ mm beträgt. Heute vermag man ihn sogar in 2000 Teile und darüber einzuteilen. Bleiben wir jedoch bei der Tausend-Teilung stehen! Mit derselben ist man imstande, ein Quadrat, dessen Seiten je 1 mm lang sind, in 1000 mal 1000, d. h. 1 Million kleine Quadrate zu zerlegen. Ein englischer Zoll ist nun etwa 25 mm lang, ein Quadratzoll also $25 \times 25 = 625$ Quadratmillimeter groß. Diese 625 Quadratmillimeter, nach der Tausend-Teilung geteilt, enthalten also die Summe von 625 Millionen kleiner Quadrate. Greift man nun schon ziemlich hoch und nimmt sogar an, daß ein einziger Buchstabe den Raum von 8 solchen kleinen Quadraten beansprucht, also gewiß nicht zu wenig, so kommen auf 1 Quadratmillimeter nicht weniger als 125 000 Buchstaben, und auf einen Quadratzoll 625 mal $125\,000 = 78\,125\,000$ Buchstaben. Da nun die englische Bibel, wie schon bemerkt, aus $3\frac{1}{2}$ Millionen Buchstaben besteht, so würde man sie thatsächlich sogar etwas über 22 mal auf die Fläche eines Quadratzolls zu schreiben imstande sein, denn $3\frac{1}{2}$ mal 22 ist erst 77; es bleiben also von den 625 Quadratmillimetern sogar noch 9 unbeschrieben. Dr. —dt.

Mutterliebe. (Zu dem Bilde S. 237.) Der rohe Kampf ums Dasein, der in der Tierwelt unaufhörlich wütet, zeitigt auch Thaten selbstloser Aufopferung, die das menschliche Herz tief zu rühren vermögen. Die Eltern- und vor allem die Mutterliebe ist es, welche viele

Digitized by Google

Tiere sozusagen zu Helden macht, wo es gilt, die eigene wehrlose Brut gegen räuberische Ueberfälle zu verteidigen. Mutterliebe kommt auch in dem Kampfe zur Geltung, den das stimmungsvolle Bild von Ludwig Beckmann uns vorführt. Der herrschsüchtige Schwan ist wohl ein kräftiger Vogel, der sich zu wehren versteht, immerhin ist aber auf festem Lande der Fuchs ein ihm überlegener Gegner. Und doch setzt sich die Schwanenmutter tapfer zur Wehr und achtet nicht auf die Gefahr, die ihr droht, da sie ihre Küchlein beschützen will. Aug' in Auge stehen sich die Feinde gegenüber und der drohende kräftige, zum Stoß bereite Schnabel hält Meister Reineke in gebührender Entfernung. Sicher wird es der bedrohten Familie gelingen, die Flut zu erreichen; in das tiefe Gewässer wird ihr der Fuchs nicht gern folgen wollen und am Ufer das Nachsehen haben. *

Eine Verhaftung. (Zu dem Bilde S. 240 und 241.) Es war eine traurige Zeit, als Deutschland nach den unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt unter die französische Fremdherrschaft sich beugen mußte. Erhebend war aber in ihr das Beispiel der Männer, die das Volk zu einer neuen Erhebung aufriefen. Vielen von ihnen war es nicht vergönnt, den endgültigen Sieg der Gerechtigkeit zu erleben; frühzeitig starben sie den Heldentod als Opfer des Gewaltherrschers, der alle auf Befreiung und Erhebung Deutschlands gerichteten Bestrebungen mit dem glühendsten Haß verfolgte. — In jene schwere Zeit der Bedrückung versetzt uns das wirkungsvolle Bild von F. Weiser. Der junge Mann, der in dem alten Landsitz im engen Kreise der Verwandten seine Hochzeit hält, hat an den Vorbereitungen zur Bekämpfung der Fremdherrschaft teilgenommen. Der Feind hat es erfahren, und er ist als Hochverräter und Verschwörer geächtet. An der Hochzeitstafel wird der Verfolgte verhaftet, von der Seite seiner ihm soeben angetrauten Gemahlin in die Kerkerhaft abgeführt. Fürwahr, sprechender könnte das schwere Joch, das damals auf dem deutschen Volke lastete, kaum dargestellt werden! Wohl hat für all jenes Unrecht dem Feinde die Stunde der Vergeltung geschlagen, aber Erinnerungen an jene trübe Zeit müssen wachgehalten werden als mahnende Warnung für spätere Geschlechter. *

Nachbarschafts- und Versöhnungsfeste. Seit Jahrhunderten pflegt man in gewissen Orten des Rheinlands und Westfalens einmal im Jahre ein Fest zu feiern, an dem das Kriegsbeil begraben wird: man vergißt geschehene Unbill, man versöhnt sich. Bald sind es ganze Orte, bald nur bestimmte Straßen, welche das Nachbarzehren, auch Nachbargelag genannt, begehen. Eine kirchliche Feier, bestehend in gemeinschaftlichem Gottesdienst, bildet in der Regel die Einleitung, später findet dann das eigentliche Fest, bestehend in gemeinsamem Essen, Trinken, in Vorträgen u. dergl., statt. Derartige Feste werden in Camp am Rhein, in Coesfeld, namentlich aber in Münster i. W. gefeiert. Hier giebt es mehrere St. Peter-Bruder- oder Nachbarschaften, so genannt, weil sie den Apostel Petrus zum Protektor erwählt haben. Diese Vereinigungen sind zum Teil uralt. Die Gründung der Spiekerhofs-Nachbarschaft in Münster i. W. fällt nachweislich in das Jahr 1571, und zum Teil sind noch genaue Nachrichten und Schriftstücke aus dieser Zeit vorhanden. Nach und nach haben sich für die Begehung dieser Feste, über die Aufbringung der Gelder, die Festordnung, ja über die Speisen und Getränke, bestimmte Regeln herausgebildet. Fremde dürfen sich im allgemeinen nicht daran beteiligen. Bd.

Kipfenberg. (Zu dem Bilde S. 253.) Nördlich von Ingolstadt erstreckt sich die Altmühlalp, ein Teil des Fränkischen Jura. Durchflossen von der fischreichen Altmühl, ist sie nicht nur durch landschaftliche Reize, frische Wiesengründe und dunkle Wälder, ausgezeichnet, sondern bietet den Blicken des Wanderers auch zahlreiche Baudenkmäler längst vergangener Zeiten. Diese Gegend gehörte einst zum Grenzgebiet römischer Besitzungen in Germanien, und die Welteroberer führten auch durch sie den berühmten Grenzwall (Vallum Hadriani), der an vielen Stellen durch Kastelle noch besonders befestigt war. Ueberreste dieser Mauer sind noch heute vorhanden; sie zog sich dahin durch Berg und Thal, durch Flur und Wald. Das Volk hat in diesem Bau, „dessen Anfang und Ende niemand kannte", ein Werk böser Geister erblickt und ihm den Namen „Teufelsmauer" beigelegt. Als die Herrschaft der Römer zusammengebrochen war, standen die Kastelle verödet, bis sich deutsche Ritter in der wald- und schluchtenreichen Gegend niederließen und die ehemaligen römischen Festungen in Burgen umwandelten. So war auch Kipfenberg im Altmühlthale einst eine römische Niederlassung und auf der Stelle der Burg befanden sich namhafte Befestigungen. Aus der Römerzeit stammt noch der unverwüstliche Turm, der die Burg überragt. In unmittelbarer Nähe der Burg senken sich die Ueberreste der „Teufelsmauer" ins Thal und reichen bis in die Häuserreihen des Ortes Kipfenberg. Wie Karl Kugler in seiner Schrift „Die Altmühlalp" berichtet, gehörte Kipfenberg einst der Familie derer von Kropf oder Steuma. Dann ging es im Jahre 1301 in den Besitz des Hochstifts von Eichstätt über und wurde von einem fürstbischöflichen Pfleger verwaltet. Das Volk erzählt sich allerlei Schauergeschichten über geheimnisvolle Ereignisse, die sich in den Verließen des Schlosses zugetragen haben. Im Anfange des 15. Jahrhunderts wurden in Kipfenberg viele Raubritter aus dem fränkischen Adel gefangen gehalten und manche von ihnen sollen in den Gewölben der Burg die Todesstrafe erlitten haben. *

Ein fröhlicher Zecher.

Nach dem Gemälde von H. Knoechl.

Erste große Wäsche. (Zu dem Bilde S. 249.) Ein köstliches Gefühl, seine schönen spitzenbesetzten Leinwandschätze so recht nahe der großen Straße aufzuhängen, damit die nachmittags zum Waldwirtshaus pilgernden Kleinstädterinnen sehen, wie gediegen die Aussteuer der jungen Förstersfrau ist! Sie hat tüchtig mitgeholfen beim Waschen wie beim Hängen, denn die paar Jahre in einem Geschäft der Residenz haben ihrer frischen jungen Kraft nichts geschadet, im Gegenteil! Und jetzt heißt es, fix zu Ende kommen; in einer Viertelstunde wird der Mann da sein und sein Essen verlangen! . . . Daß er schon hinter der Leine steht und sein hübsches fleißiges Weibchen voll Vergnügen beobachtet, das merkt sie in ihrem Eifer nicht. Aber Waldmann, der Verräter, schnuppert bereits an dem schönen Vorhang herum, und ehe die nächste Sekunde vergeht, wird es mit dem Wäschehängen im blühenden Baumgarten vorbei sein. So wichtig dieses auch ist — sie hat dann entschieden Wichtigeres zu thun! Bn.

Acetylengasmotoren. In dem Artikel über das Acetylengas, der in Halbheft 1 des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube" erschienen ist, wurde auch die Frage der Verwendbarkeit des Acetylens zum Betrieb von Gasmotoren erörtert. Der Verfasser meinte, daß die heftigen Stöße, die dieses Gas bei seinen stürmischen Explosionen äußert, dieser Verwendung einstweilen noch hinderlich seien, sprach aber die Hoffnung aus, daß es in Zukunft gelingen werde, zweckentsprechende Motoren zu bauen. Wie wir erfahren, baut die Motorenfabrik von Moritz Hille in Dresden-Löbtau schon jetzt Acetylengasmotoren, die ebenso ruhig, geräuschlos und stoßfrei arbeiten wie die mit gewöhnlichem Leuchtgas betriebenen. — Es freut uns, auch diesen Fortschritt der deutschen Technik zur Kenntnis unserer Leser bringen zu können. *

Dankopfer der Liebe. (Zu unserer Kunstbeilage.) Was hat der kleine kluge Amor, der dort in der Ecke von seinem Postament herab mit schlauem Lächeln das Thun seiner Umgebung belauscht, in jüngster Zeit nicht alles erleben dürfen! Wie hat das Schicksal seiner schönen Schutzbefohlenen, die ihn jetzt als glückliche Braut dankbaren Herzens bekränzt, seine siegreiche Allgewalt wieder bestätigt! Wie spröd' und kühl nahm sie im Anfang die Bewerbungen des Mannes auf, aus dessen Armen sie sich vorhin gelöst, um die Blumen, die er ihr gebracht, dem Gotte, der alles so schön gefügt, als Dankopfer darzubringen! Und wie bald kam es dann doch unter seinem Schutz zu Sehnsuchtsseufzern und schmachtenden Blicken, zu zärtlichem Händedruck, zum ersten Kuß und schließlich zu jenem heimlichen Briefwechsel, für welchen er der getreue Vermittler ward. Hinter seinem Rücken ließen sich die duftigen Liebesbriefchen ja so schön verstecken! Nun, er hat redlich dafür gesorgt, daß ein jedes Billet auch in die rechten Hände kam. Ja, das Fräulein hat alle Ursache, ihm dankbar zu sein; aber der Blumen bedurfte es kaum, ihren Dank zum Ausdruck zu bringen — das Glück, dem sie sich im Glanz ihrer jungen Schönheit mit voller Seele hingiebt, ist für Gott Amor der beste Dank. g

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Wandtafel für die Kegelbahn oder ein Spielzimmer. In den alten tiroler Wirtshäusern findet man diese Tafeln, und zwar sitzen dort oft drei von absteigender Größe in- und voreinander; die größte, zunächst der Wand, ist verschließbar und stellt das Geheimbuch vor. Unsere Abbildung zeigt eine einfache Tafel mit verziertem Deckel zum Schließen. Man läßt eine gewöhnliche große Schiefertafel in einen breiteren Holzrahmen fassen und einen Deckel durch zwei kleine Scharniere an der inneren Kante desselben befestigen. Diesen Deckel verziert man durch Beizen des Randes, in welchem das Schlüsselloch sitzt, und durch Anbringung eines echten oder Scherzwappens; das Dargestellte bezieht sich auf Billard- und Kegelspiel. Natürlich ist Kerbschnitt, Flachschnitzerei, Nagelarbeit ebenso verwendbar wie Brandmalerei.

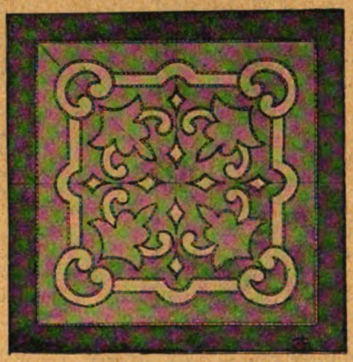
Auffrischung schwarzer und weißer Schleier. Feuchte Witterung bereitet den Schleierträgerinnen manchen Kummer, denn sie veranlaßt es, daß die Schleier, ganz besonders die beliebten Gitterschleier, ihre Steife verlieren und bei jedem Gebrauch sich mehr verziehen. Es ist in solchen Fällen von Nutzen, einfache Auffrischungsmittel für diese Schleier zu kennen, damit sie ihre Appretur wieder erhalten. Für schwarze Schleier empfiehlt sich ein Eintauchen in eine Lösung von warmem schwarzen Kaffee und Leim. Man drückt die Schleier danach leicht aus und spannt sie in der gewünschten Länge und Breite mit Stecknadeln auf ein reines Tuch, auf dem man sie bis zum Trocknen beläßt. Bei weißen Schleiern wird man mit dem Auffrischen wohl meist auch eine Wäsche verbinden, da nichts leichter schmutzt und dann häßlich aussieht, als weiße Schleier. Das Waschen geschieht am besten in lauwarmem Gallseifenwasser. Man braucht die Schleier nur vorsichtig einigemal ohne Reiben oder Drücken durch dies Wasser zu ziehen, um sie zu säubern. Dann spült man sie gut in klarem Wasser nach und taucht sie darauf in eine warme starke Lösung von Zucker und weißer Gelatine. Das Aufspannen geschieht wie bei den schwarzen Schleiern. Nach diesem Verfahren werden die Schleier wie neu, man erspart also längere Zeit eine Neuanschaffung. L.

Wandtafel für die Kegelbahn.

Kinderjäckchen mit Stickerei.

Kinderjäckchen mit Stickerei. Man arbeitet dasselbe aus leichtem, waschbarem Wollstoff in weißer Farbe, languettiert es am Vorderschluß, am unteren Rand, am Kragen und an den Manschetten mit roter oder blauer Waschseide aus und verziert es mit einer leichten Stickerei in Kreuz- oder Stielstichen, wie nebenstehende Abbildung zeigt.

Schwedische Mosaikarbeit. Nachdem die nordischen Stickereien auf dem bekannten herrlichen Filztuch eine große Beliebtheit auch in Deutschland fanden, bringt man jetzt eine eigenartige Mosaikarbeit aus Schweden in den Handel. Es ist dies eine Vereinigung von Filztuch mit Leder, und zwar wird ersteres in zwei zum Lederbraun harmonierenden Farben genommen. Zumeist sind es Decken, Läufer, Kissen, Lambrequins, Wandbehänge, Fenstermäntel, auch Mappendeckel ꝛc., welche mit der neuen Mosaikarbeit höchst effektvoll verziert werden können. Die eine Farbe des Filztuches ergiebt den Fond, die andere eine Umrandung desselben. Aus dünnem Rindsleder schneidet man zunächst entsprechend groß gehaltene Einzelfiguren mit einem scharfen Messerchen heraus und verziert sie mit Brandmalerei oder Beizarbeit. Nunmehr klebt man diese Lederfiguren mit dickem Leim auf den Fond und umgiebt die Schnittränder mit einer doppelten Reihe Japangold, indem man dasselbe schnürchenartig darum legt und mit gelbseidenen Heftstichen, die auch das Leder fassen, befestigt. In gleicher Art verdeckt man die Verbindung des Fonds mit der Umrandung, nachdem man beide Stoffe auf der Rückseite in üblicher Weise zusammengenäht hat. Wer die Arbeit noch künstlerischer ausführen will, kann dies durch einige Stickereieffekte in farbiger Seide sehr gut erreichen; im allgemeinen hängt aber der Wert und die Schönheit der schwedischen Mosaik von einer wirkungsvollen Mustervorlage und faltenlosen Auflage des Leders ab.



Decke in schwedischer Mosaikarbeit.

Im Haus- und Zimmergarten.

Myrsiphyllum asparagoides. In dem Augenblicke, wo in der Bindekunst die Verwendung langstieliger Blumen allgemein wurde, mußte naturgemäß auch für die Herbeischaffung langstieligen Grüns Sorge getragen werden. Die fremdländischen Spargelarten verdanken ihre Beliebtheit ganz besonders dieser neuen Mode; auch das Myrsiphyllum asparagoides ist ihretwegen eine vielverbreitete Pflanze geworden. Der Blumenfreund, welcher im allgemeinen das, was er sieht, auch für seine Zimmer haben möchte, kann mit der Bevorzugung dieser Pflanzen ebenfalls zufrieden sein, denn sie eignen sich für seine Zimmer in hohem Maße. Während er aber die zierlichen Spargelarten als kleine Pflanzen kaufen muß, kann er sich das Myrsiphyllum leicht und ohne viel Kosten selbst heranziehen. Eine Prise Samen kostet 20 Pfennig. Diese gehen, im Januar, Februar oder März gesät, gut im Zimmer auf, sobald sie in eine leichte Erde gesät werden. Die jungen Pflänzchen entwickeln sich ziemlich rasch. Allerdings sind sie anfangs recht dünn und lassen nicht vermuten, daß sie später Triebe von 1 m Länge und mehr in einem Sommer treiben. Sie müssen bald einzeln in kleine Töpfe gesetzt werden und sind im Laufe des Sommers noch ein- bis zweimal umzupflanzen. Der beste Platz ist das Fenster nach Osten oder Westen. 50 bis 60 cm lang werden die Triebe hier schon im ersten Jahre. Ueber Winter können die Myrsiphyllen bei 2 bis 3° R. stehen, aber auch im Wohnzimmer Platz finden. Sie haben einen fleischigen Wurzelstock. Aus ihm treiben sie neue Ranken heraus. Bei kräftigem Triebe bedürfen sie reichlich Wasser, öfter auch einen Dungguß. Während der Ruhe sollen sie wenig gegossen werden. Man kann das Myrsiphyllum als Rankpflanze benutzen und die Zweige an den Fensterrahmen hoch leiten; als Ampelpflanze eignet es sich auch, doch ist die erstere Verwendungsart vorzuziehen.

Myrsiphyllum asparagoides.

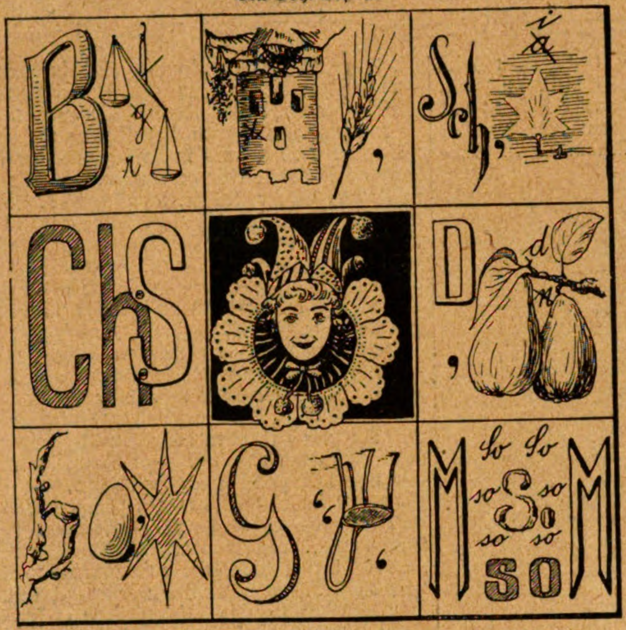
Ein neuer Springbrunnen. Das Wasser bildet einen Schmuck der Landschaft und jeder Garten gewinnt an Reiz, wenn in ihm wenigstens nur ein Springbrunnen plätschert. Für viele Gartenbesitzer wird es darum von Interesse sein, zu erfahren, daß der Parkdirektor Rudolf Reinecken in Greiz „Düsen“ (Springbrunnenaufsätze) erfunden hat, mit deren Hilfe sich schon unter verhältnismäßig geringem Wasserdruck ein origineller und schöner Springbrunnen einrichten läßt. Die Eigenart der neuen Düsen besteht vor allem darin, daß sie bei richtiger Einstellung sehr hübsche Effekte erzielen. Das Wasser zerstäubt nicht in feinen Tropfen, auch wird es nicht als unförmliche, schaumige Massen in die Höhe geschleudert, sondern es löst sich der ganze aufsteigende Strahl in größere und kleinere Kugeln auf, die aus Wasser und Luft bestehen, was einen fesselnden Anblick gewährt. Durch eine besondere Einrichtung läßt sich die Säule der emporsteigenden Wasserkugeln in symmetrisch geordnete Strahlen zerlegen. Dann bietet der Springbrunnen den überraschenden Anblick von Sträußen fliegender, sich gleichsam haschender Kugeln, deren Durchmesser 15 bis 25 mm beträgt. Schon mit einem Leitungsdruck von einer halben Atmosphäre läßt sich ein zwar bescheidener aber interessanter Springbrunnen einrichten. Wo Wasserleitung fehlt, genügt schon ein Druckbassin, das in einer Höhe von 5 bis 10 m über dem zu speisenden Springbrunnen angelegt worden ist.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Rösselsprung-Rebus.

Von Erh. Lipla.

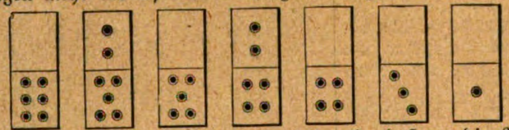


Rätsel.

Mit c: so hat's der Landmann in Gebrauch,
Und steht ein r dafür, gebraucht er's auch. E. S.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sieben Steine auf. C hat auf seinen Steinen 2 Augen mehr als B, aber 12 Augen weniger als D.

A hat: 

A setzt Blank-Fünf aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der sechsten Runde mit Eins-Blank sperrt. B kann nur bei der ersten und fünften Runde ansetzen. C muß bei der vierten und fünften, D aber bei der dritten, vierten und fünften Runde passen. Die übrigbleibenden Steine von B haben fünfmal, die von C viermal und die von D siebenmal soviel Augen als die von A. — Die dreizehn Steine der Partie haben 66 Augen.

Wieviel Augen haben die Steine jedes Spielers zu Anfang und Ende des Spiels? Welche Steine behalten C und D übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

Wechselrätsel.

Mit b ist es, bald groß, bald klein,
In Hütte, Haus und Schloß zu schauen.
Mit f wird es gemacht aus Stein,
Auch nähen's an das Kleid die Frauen.
Mit t es ewig weiblich ist —
Ob ihr wohl schon die Lösung wißt?

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung der Schachaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 7.

1. Db4—e7 Kh5—h6 A. 1. . . . . . g6—g5
2. De7—h7+ Kh6—h7: 2. Sh3—f2+ beliebig
3. Sh3—g5‡ 3. De7—h7, g7‡

Nach 1. . . . . . Le2—f1 folgt 2. Th2—g2: nebst 3. De7—g5, h4‡, und 1. . . . . . Kh5—g4 widerlegt 2. De7—g5+ Kg4—f3 3. Dg5—f4‡. — Alle übrigen Gegenzüge des Schwarzen erledigt die hübsche Drohung 2. De7—g5+ Tg(2)—g5: nebst 3. Sh3—f2‡.

Auflösung des Königszugs auf dem Umschlag von Halbheft 7.

Was du als wahr erkannt,
Verkünd' es sonder Zagen,
Nur trachte, Wahrheit stets
Mit mildem Wort zu sagen.

Betty Paoli.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 7.

Michel, Sichel.

Auflösung des Worträtsels auf dem Umschlag von Halbheft 7.

Plombe.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 7.

Arion, Orion.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 7.

Ruhe, Ruhm, Ruhr.

Auflösung der Skataufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 6.

Aus einer Vergleichung seiner eigenen Karten mit den aufgelegten Karten des Spielers muß der Gegner in Vorhand ersehen, daß, wenn Mittelhand die r7 hat, der Spieler schon den 4. Stich nehmen muß, daß aber auch, falls r7 im Skat liegt, der Spieler in Schellen gefangen werden kann, wenn Mittelhand Gelegenheit findet, ihre Schellen-Blätter rechtzeitig abzuwerfen. Vorhand muß aber sich die Möglichkeit offen halten, durch Zurückhaltung eines hohen Blattes wieder zum Ausspielen zu kommen, und ferner es möglichst verhindern, daß Mittelhand anstatt seiner Schellen-Blätter die roten abwirft. Bei folgender Kartenverteilung fällt das Null ouvert nicht eher als im 10. Stich. Mittelhand: eK., gD., rZ., rK., rO., sU., sZ., sO., sK., sD. Skat: eD., r7 mit dieser Spielführung:

1) rU.,* **rK.!** r9.	6) **gZ.,** sK.! g7.
2) **gD.!** gU., gK.	7) **g9,** sO., s9.
3) **eK.,** eU., eO.	8) **e9,** sU., e8.
4) rZ.! r8, **rD.**	9) **eZ.,** sZ., e7.
5) **gO.,** sD.! g8.	10) s7! rO., **s8.** ×

* Nicht etwa rD., weil dann Vorhand nicht wieder zum Ausspielen kommt, sondern Mittelhand alle Stiche behält.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

9. Heft. Preis 10 cents. 5. Mai 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (2. Fortsetzung) 262

Zu Fuß um die Erde. Das Kloster des Chanbo-Lama am Gänsesee. Reiseskizze von K. von Rengarten. Mit Abbildungen 269

Naturspiele. Von Rudolf Kleinpaul 272

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (8. Fortsetzung) 275

Konrad Wiederhold. Von Alfred Freihofer. Mit Abbildungen 285

Deutsches Vereinswesen in New York. Von Max E. Flössel (New York) 287

Blätter und Blüten: Frühling. (Zu dem Bilde S. 261.) S. 288. — Der kaspische Panther im Berliner Zoologischen Garten. Von Matschie. (Zu dem Bilde S. 290.) S. 288. — Ein neues Unterseeboot. (Mit Abbildung.) S. 290. — Der Gertelbachfall im Schwarzwald. Von J. J. Hoffmann. (Zu dem Bilde S. 277.) S. 291. — Feuer im Schiff. Von P. G. Heims. (Zu dem Bilde S. 280 und 281.) S. 291. — Abschied. (Mit Abbildung.) S. 291. — Das Altonaer Denkmal der Erhebung Schleswig-Holsteins vor fünfzig Jahren. (Mit Abbildung.) S. 292. — Unterm Lindenbaum. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 292.

Illustrationen: Frühling. Von L. Wankie. S. 261. — Lustige Fahrt. Von O. Gräf. S. 265. — Abbildungen zu dem Artikel „Zu Fuß um die Erde". Der Wagen des Götzen „Maidari". S. 269. Maskentypen von dem Feste „Tsamm". S. 272. Das Tsammfest im Lamaïtenkloster am Gänsesee in Sibirien. Von Fritz Bergen. S. 273. — Der Gertelbachfall im Schwarzwald. S. 277. — Feuer im Schiff. Von M. Schöne. S. 280 und 281. — Abbildungen zu dem Artikel „Konrad Wiederhold". Konrad Wiederhold. Der Hohentwiel im Jahre 1643. S. 285. Am Hohentwiel. Von A. Chelius. S. 289. — Der kaspische Panther im Berliner Zoologischen Garten. Von Anna Matschie-Held. S. 290. — Simon Lakes Unterseeboot. S. 290. — Abschied. Von J. Rolletschek. S. 291. — Das Altonaer Denkmal der Erhebung Schleswig-Holsteins vor fünfzig Jahren. S. 292.

Hierzu Kunstbeilage IX: „Unterm Lindenbaum". Von F. Simm.

Kleine Mitteilungen.

Mit dem Einzug des Lenzes erwacht die Reiselust in weiten Kreisen des Volkes. Wochen werden allerdings noch vergehen, bis der breite Strom der Touristen und Sommerfrischler in die Berge und an die Seeküste sich ergießen wird, aber schon jetzt wird daheim die Frage: „Wohin reisen wir dieses Jahr?" lebhaft erörtert. Es ist auch gut, wenn die Reisepläne gründlich erwogen und die Vorbereitungen zur Reise in Muße getroffen werden. Darum bringen wir schon heute einige Winke für die Reisezeit. Wir eröffnen dieselben mit einem Ueberblicke der neuesten Erscheinungen der Reiselitteratur und lassen dann für handfertige Leser einige Anleitungen zur Herstellung von Gegenständen folgen, die auf der Reise diesem und jenem nützen können.

* * *

Reiselitteratur. Immer neue Ländergebiete erschließen sich dem touristischen Verkehr in dem Grade, daß es nötig und lohnend wird, ihnen ein besonderes Reisehandbuch zu widmen. So hat Karl Bädeker in Leipzig Spanien und Portugal in die Reihe der Länder eingeführt, die nach seiner altbewährten Methode für das Bedürfnis des Reiseverkehrs in einem der berühmten roten Bände zur Darstellung gelangt sind. Dieses Reisehandbuch für Spanien und Portugal hat langer Vorbereitung bedurft; stellten doch die dort noch herrschenden Zustände einem solchen Unternehmen ganz andere Schwierigkeiten entgegen, als jene Nachbarländer es thaten, mit welchen wir Deutschen seit langem in innigem Verkehr stehen. Das verarbeitete Material der sachlichen Angaben wurde von Dr. Propping während einer fünfmonatigen Reise gesammelt. Als praktischer Ratgeber für einen leichten Ueberblick der Sehenswürdigkeiten, welche in Landschaft und Kunst die Pyrenäische Halbinsel birgt, für die Auswahl des Wichtigsten und Besten, das rasche Auffinden desselben ist das Buch mit seinen 6 Karten, 31 Plänen und 11 Grundrissen eine wahre Musterleistung. Ganz besonderen Wert erhält es aber noch durch die beigegebene Gesamtübersicht der spanischen Kunstentwicklung von Professor C. Justi, welcher ein selbständiger kunstgeschichtlicher Wert innewohnt.

Einen neuen Charakter hat in der Sammlung von „Meyers Reisebüchern" (Leipzig, Bibliographisches Institut) der Band „Südfrankreich" von Dr. Gsell-Fels in seiner vierten Auflage erhalten. Sein Haupttitel lautet jetzt bezeichnenderweise „Riviera"; ist doch das Hauptgewicht bei der Neubearbeitung des Stoffes auf eine einläßliche Darstellung der gesamten Riviera von Viareggio über Nervi, Genua, San Remo, Nizza bis Hyères, unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse von Kurgästen, gelegt worden. Auch die anderen Winterkurorte am Südabhang der Alpen sind in das Darstellungsgebiet, ebenso wie Korsika, Algerien und Tunis, hineinbezogen. Mit der Tendenz dieses Bandes verwandt ist der bekannte inhaltreiche Schweizer Kur-Almanach „Die Kurorte und Heilquellen der Schweiz" von Dr. Hans Loescher, der in zwölfter vermehrter Auflage vorliegt.

Bädekers „Schweiz", das von allen ähnlichen Handbüchern wohl die größte Verbreitung gefunden hat und in jeder neuen Auflage weitere Vervollkommnung aufweist, ist bereits zur 27. Auflage emporgerückt.

Kleinere Bezirke bringen die „Illustrierten Führer" von A. Hartlebens Verlag in Wien zur Darstellung. Zu ihnen zählen die vortrefflichen Bände von J. Meurer über „Salzburg und das Berchtesgadener Land", dessen zweite Auflage 25 Illustrationen neben 5 Karten und 2 Panoramen enthält, und „Wien und Umgebungen", in fünfter Auflage mit 44 Illustrationen, ferner der Führer durch „Triest und Umgebungen", in welchem auch Ausflüge nach Görz, Abbazia, nach dem Wörthersee, Klagenfurt und Oberkrain enthalten sind und dessen vierte umgearbeitete Auflage 60 Abbildungen zum Schmuck hat. Dem schönen Kärntner Land mit seinen Seen ist auch ein besonderer Band von Hartlebens „Führern": Rabls „Illustrierter Führer durch Kärnten" gewidmet, der in zweiter bedeutend vermehrter Auflage vorliegt. „Bruckmanns illustrierte Reiseführer" (München, A. Bruckmanns Verlag) sind durch den Band „Steiermark" von Dr. Gsell-Fels bereichert worden. Das Buch giebt treffliche Auskunft über Land und Leute, giebt Anleitung zur Reise auf achtzehn Hauptrouten und ist mit 70 Illustrationen, dem Plan von Graz und einer Touristenkarte von Steiermark ausgestattet.

Von Peips kleinen Taschenatlanten zur Benutzung auf Reisen (Verlag von Hobbing & Büchle in Stuttgart) ist als völlig neu der „Taschenatlas vom Mittelrhein" mit 16 Karten erschienen, der sich in der praktischen Einrichtung und handlichen Ausstattung durchaus den vorausgegangenen Peipschen Atlanten von „Berlin und Umgebung" und „Wien und Umgebung" anschließt.

Gefütterte Tasche als Sitzkissen. In der Sommerfrische und auf Waldspaziergängen pflegen Damen gern ein Buch oder eine Handarbeit bei sich zu führen, um sich damit an einem lauschigen Plätzchen niederzulassen. Zum Tragen dieser Gegenstände, zugleich aber als weiches Polster für die mitunter recht harten Bänke oder den Sitz im Moose soll eine gefütterte Tasche dienen. Aus Jute- oder Kanevasstoff hergestellt und mit Streifen von Kreuzstichstickerei verziert, ist sie inwendig mit einer Watteschicht und ungebleichter Leinwand gefüttert; auf jeder Seite befindet sich in dem Leinenfutter eine Tasche. Getragen wird das Taschenkissen, dessen Länge einen halben Meter, dessen Höhe dagegen einen Viertelmeter beträgt, an zwei Handhaben von hübscher Schnur oder Borte.

Kofferdecke. Zur Schonung der in die Koffer gepackten Kleidungsstücke empfiehlt sich eine Decke aus Grauleinen oder Fischerleinen. Man umgiebt die Decke mit einer breiten Einfassung aus bordeaux, feuerrot oder marine Satin und verziert die innere Fläche mit einer Stickerei von gleicher Farbe wie die Einfassung, aber in zwei oder drei Abtönungen. Ein Monogramm mit leicht bewegtem Blumenzweig sieht für diesen Zweck wohl am schönsten aus.

Fahrkartentasche. Um die Monatskarten der Eisen- und Straßenbahnen, Rundreisebillets 2c. besser und sauberer verwahren zu können, als dies in der bloßen Rocktasche möglich ist, empfiehlt sich die Anfertigung einer besonderen Tasche. Man macht sie aus steifer, mit Leinen überzogener Pappe oder aus Leder und bringt zur Verschönerung des Aeußeren noch ein Muster an, das mit Pinsel und Farbe oder mit dem Brennstift dargestellt wird.

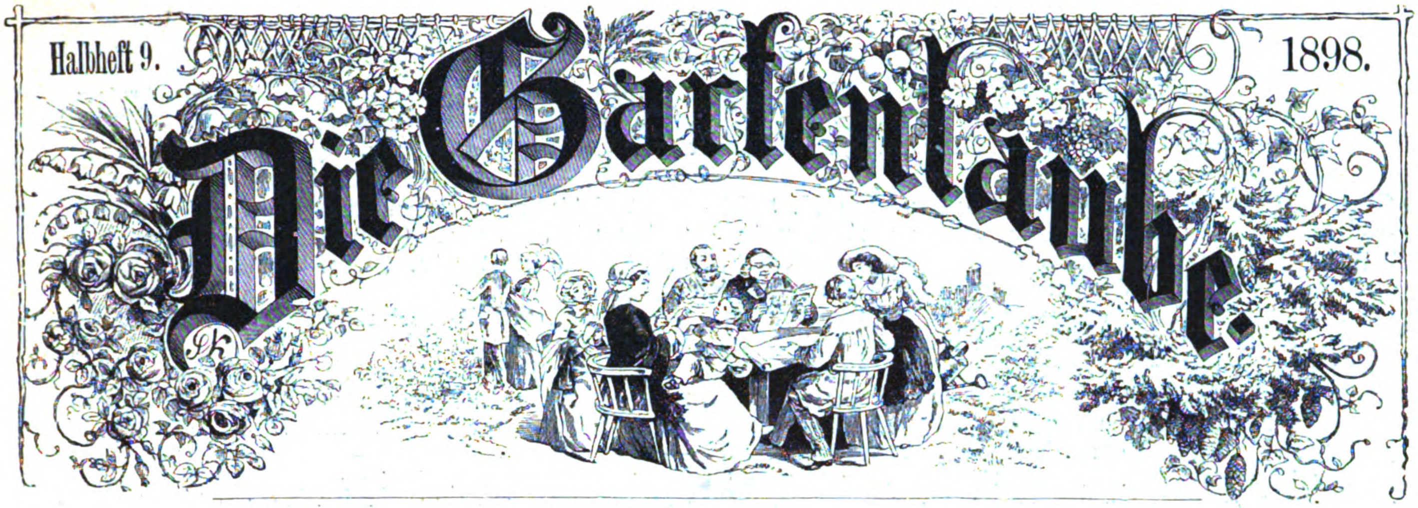
Digitized by Google

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

UNTERM LINDENBAUM

Nach dem Gemälde von F. Simm

Digitized by Google



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Frühling.
Nach dem Gemälde von L. Wankie.

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.) Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Die Wirkung dieser gesprochenen Bombe war sehr groß. Kosel blickte verstört um sich, überall Hilfe suchend gegen das Attentat Charlottens auf seine Selbstbestimmung und Selbstherrlichkeit. Wußte er nicht ohnehin, was jeder in seinem Hause brauchte? war nicht für alles aufs beste gesorgt? war die Einzige, die in derlei Angelegenheiten mitzureden gehabt hätte, nicht für immer verstummt? Traurige Verlassenheit, in der er sich befand, herzbrechende! Nun ja, sie war ja fort, die ihn geliebt, bewundert, und wenn geleitet, rücksichtsvoll und schonend geleitet hatte. Jetzt sollte er nur so ohne weiteres geleitet werden.

Er bäumte sich auf. „Tante Renate! Herr Pfarrer!" rief er, „sind auch Sie der Meinung, daß meine Buben einen Hofmeister brauchen? Ist denn ihre Erziehung bisher vernachlässigt worden?"

„Vielleicht nur nicht genug überwacht," erwiderte Renate mit einem um Entschuldigung bittenden Blick. Und der Herr Pfarrer erklärte in seiner freundlich entschiedenen Weise, er fände, daß es Zeit wäre, einen Erzieher für die jungen Herren zu suchen.

„Suchen? Ja, suchen wäre freilich leicht. Aber wie sieht es mit dem Finden aus, um das es sich dabei doch handelt, einzig und allein?" . . . versetzte Kosel. „Suchen — finden! das sagt man so; doch welche Kluft zwischen suchen und finden liegt, bedenkt man nicht."

Er vertiefte sich in teils ausgesprochene, teils unausgesprochene Betrachtungen über diese Kluft, bis die gute Pendeluhr Zehn schlug und man schlafen ging.

Das Ende war, daß die Tanten suchten und der Neffe glaubte gefunden zu haben. Eines Tages erschien vor Kosel ein langer, hagerer, dürftig gekleideter Mann mit großem Kopf, großen Zügen und einer Fülle grauer, welliger Haare, der einen Empfehlungsbrief vom Herrn Landesschulrat überbrachte. Er verneigte sich ehrerbietig und sagte etwas, aber so leise, daß es unmöglich war, ihn zu verstehen. Seine Stimme und die knochige Hand, die einen Brief und ein Paket Zeugnisse überreichte, zitterte, und dieses Zittern war Herrn von Kosel schmeichelhaft.

„Setzen Sie sich," sprach er und las den Brief des Landesschulrats langsam und aufmerksam durch. „Sie heißen Heideschmied, wie ich mit Vergnügen sehe," begann er nach beendeter Lektüre und brauchte zum Glück niemand Rechenschaft zu geben von dem Grunde seines Vergnügens.

„Wilhelm Heideschmied," flüsterte der Angeredete äußerst beklommen.

„Und Sie wünschen die Stelle eines Erziehers bei meinen Söhnen zu übernehmen . . ."

„Ich wäre glücklich . . ."

„Und der Herr Schulrat empfiehlt Sie warm, ja, ja, **warm**," bekräftigte Kosel. „Es freut mich, Sie gefunden zu haben. Aber, Herr Heideschmied . . ." Er warf einen Streifblick auf den schüchternen Mann, den ein Schauer nach dem andern durchbebte: „Meine Söhne sind wild, sehr wild."

„Das ist recht," lautete die überraschende Erwiderung, „das ist mir ganz recht, meine früheren Zöglinge waren auch sehr wild."

„Dann werden Sie wohl eine gute Methode haben," bemerkte Kosel und verbreitete sich ein bißchen und mit häufigen Wiederholungen über den Wert einer guten Methode. Heideschmied hörte andächtig zu, blieb immer gleich bescheiden und ehrfurchtsvoll, aber das Zittern legte sich. Es kam auch nicht wieder zum Vorschein, als Herr von Kosel ihn in den Sibyllenturm führte, um den Damen den Erzieher vorzustellen, den er für seine Söhne gewählt hatte.

Die Schwestern waren gewinnend liebenswürdig, und als man in den Garten ging, um die „Buben" aufzusuchen, vertraute Renate Herrn Heideschmied an:

„Wir wissen, mit wem wir es zu thun haben. Meine Schwester hat Ihretwegen im Auftrage meines Neffen mit dem Herrn Landesschulrat in Korrespondenz gestanden."

Auf die jungen Herren mußte ein Treibjagen abgehalten werden wie auf Hasen. Endlich kamen sie in Sicht. Joseph und Leopold zu Pferde, Franz, ein Paar störrischer Böcke kutschierend.

„Steigt ab! steig aus!" rief Kosel. „Kinder, begrüßt den Herrn Hofmeister!"

„Gleich, Papa, gleich!" gaben sie zur Antwort und stürmten weiter. Heideschmied sah ihnen mit freudig leuchtenden Augen nach und sprach leise: „Es sind herrliche Kinder, ich liebe sie schon."

— — — — — — — — — — — — —

Nachmittags saß Kosel im Zimmer Elikas, auf seinem gewohnten Platz, einem niedrigen Fauteuil in der Ecke neben dem Fenster, aus dem sich ein Ausblick über den Gruftgarten bot. Er war durch die Straße vom Parke getrennt, der das Schloß umgab, und bildete eine breite, eingefriedete Bucht in die angrenzenden Felder. Das vergoldete Kreuz der Kapelle glänzte im Sonnenschein zwischen den Bäumen und sprühte feurige Funken durch ihre Wipfel, die der Wind leise schaukelte.

Kosel war in eine seiner dumpfen Träumereien versunken. Ja, dachte er, es kommt wirklich vor, daß wer sucht, findet. Da hab' ich jetzt einen Hofmeister für die Buben gefunden und habe ihn engagiert, habe einen solchen Entschluß gefaßt — ich allein — ohne sie . . . Aber . . . wer weiß? vielleicht nicht ohne sie. Vielleicht war sie's, die den Mann geschickt hat, vielleicht wacht sie drüben über ihre Kinder und sorgt für sie, und ist noch bei uns, im Geiste . . . und das ist so viel . . . so viel . . .

Aber dieses „viel" schien ihm doch lang' nicht genug. Eine brennende, rat- und hilflose Sehnsucht erfaßte ihn gar oft. Er senkte das Haupt und begegnete einem fest und unverwandt auf ihn gerichteten Blick. Dem Blick des Kindes. Elika saß außerhalb der Gehschule auf dem Teppich, ganz und gar als glückliche Mutter. Sie hielt eine Puppe ans Herz gepreßt, eine lag auf ihrem Schoße, ein halbes Dutzend anderer umgab sie im Halbkreis, teils auf Stühlchen sitzend, teils in Wiegen gebettet. In dem Augenblick jedoch hatte sich ihre Aufmerksamkeit von ihnen ab- und Herrn von Kosel zugewendet. Forschend, durchdringend betrachtete sie ihn. Auf einmal ließ sie ihre Puppe zur Erde fallen, und mit Bedacht und mit einer wunderbaren Energie erhob sich das winzige Ding und stand auf seinen Beinchen.

Frau Budik, die sich still in der Tiefe des Zimmers gehalten hatte, um den gnädigen Herrn in seinen Gedanken nicht zu stören, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Vorgestern erst hatte sie versucht, die Kleine auf die Füße zu stellen, und sie war hin und her gewankt und hatte gewarnt: „Nicht fallen lassen! nicht fallen lassen!" . . .

Bei dem Kind kam alles anders als bei andern Kindern. Sie sprach wenig, aber von Anfang an deutlich und verständlich. Einen einzigen Schritt zu machen, war sie bisher unfähig gewesen — und jetzt ging sie, weil sie wollte, weil sie den Entschluß gefaßt hatte — ging geradeswegs auf ihren Vater zu, legte, bei ihm angelangt, die Aermchen auf sein Knie, sah zu ihm hinauf und sagte:

„Armer Papa!"

Er war verwundert, er blickte sie nicht ohne Interesse an. Regungen der Zärtlichkeit für seine Kinder kamen selten bei ihm vor; nun aber empfand er eine Art von wohlwollender und mitleidiger Zuneigung für seine Jüngste, für die unschuldige Muttermörderin. Er ließ die Hand über die Haare des Kindes gleiten.

„Sie ist herzig," sprach er zu Frau Budik. „Schad', daß sie nicht bei uns bleiben soll."

Es war die Gewohnheit des Nachtwächters von Velice, sich, nachdem er Zehn getutet hatte, in seinen Mantel zu wickeln, auf eine der breiten, steinernen Bänke auszustrecken, die rechts und links vom Portale des Schlosses standen, und einzuschlafen. Wenn er erwachte, gleichviel ob in stockfinsterer Nacht, ob im Morgengrauen, tutete er Elf. Von der Schloßuhr hatte er keine

Digitized by Google

Berichtigung zu befürchten, die ging längst nicht mehr, weil sie entweder sehr krank, oder vielleicht nur nicht aufgezogen war.

Aus seinem ersten, seinem allerbesten Schlaf wurde der Nachtwächter heute durch heftiges Niesen, in das er ausbrechen mußte, geweckt. Er fuhr auf. Das war kein natürliches, innerlich bedingtes Niesen, das war ein tückisch von außen hervorgerufenes gewesen. Jemand hatte ihn an der Nase gekitzelt, sie juckte ihn noch, und nun war ihm, als ob er ein Kichern vernehme. Sehen konnte er nichts, es war sehr dunkel, und nicht ein Stern am Himmel. „Wer da?" rief er emporschnellend ... Stellte ihm jemand ein Bein, stolperte er über seinen Mantel — wer weiß es? — im nächsten Augenblick lag er auf dem Boden und brüllte: „Diebe! Diebe!"

„Still!" raunte eine Stimme ihm zu, die er als die des jungen Herrn Joseph erkannte, und eine kräftige Hand preßte sich mit solcher Stärke auf seinen Mund, daß er zu ersticken meinte. „Wenn Ihr nicht schweigt, erfährt der Verwalter morgen, wie Ihr Euren Dienst verseht. Dann freut Euch!"

„Herr Jesus, Sie werden mich nicht unglücklich machen wollen!" stammelte Kaspar.

„Wir werden schon sehen, was ich will. Jetzt sag' ich Euch nur eins: drüben, auf der andern Seite des Schlosses, wo unsre Zimmer sind, steht ein Fenster offen, und von ihm hängt ein Seil herab. Haltet Wache bei dem Seil. Ich muß es wiederfinden, wenn ich zurückkomme in einer Stunde oder in zwei."

„Wohin denn, jetzt in der Nacht, Herr Joseph? Sie sollen zu Hause bleiben ..."

„Ja, ja! Ihr werdet mir sagen, was ich soll! Mit Gott, Kaspar, und denkt an den Herrn Verwalter!"

Der Kies knisterte nicht lauter, als wenn ein welkes Blatt über ihn hingeraschelt wäre ...

„He! he! Herr Joseph!" Kasper sagte sich, daß er ihm nach, ihn einholen und zurückbringen sollte. Der junge Herr hat nicht herumzulaufen in der Nacht. So zündete der Wächter seine Blendlaterne an und rannte die Scarpe hinauf in der Richtung, von der aus er meinte, das Knistern vernommen zu haben. Aber o je! o je! — fange du den Wind im Felde! Der junge Herr, der die Kraft eines Bären hatte, hatte zugleich die Leichtigkeit einer Schwalbe. Auf den frisch gerechten Wegen war nicht die Spur eines Fußes zu entdecken. Ja, ja, so einer, der auf verbotenen Pfaden geht, springt über die Wege und läuft über die Wiesen. Der Nachtwächter gab die aussichtslose Verfolgung auf und näherte sich wieder dem Hause. Dunkel und totenstill lag der große Würfel da, nur im Sibyllenturm brannte noch Licht. Das fromme Fräulein Renate erwartete wie gewöhnlich die Mitternacht im Gebete. Kaspar ging weiter, die Mauer entlang, sich zu überzeugen, ob wirklich ein Seil von dem Fenster, das Joseph ihm bezeichnet hatte, niederhing. Es war da. Der vermaledeite Bursche hatte sich wirklich an ihm herunterlassen müssen. Wie wäre er sonst unbemerkt aus dem Hause gekommen? — und lief jetzt weiß der Teufel welchen Abenteuern nach.

Früh fängt er an und man muß sagen: da fällt der Apfel weit vom Stamm. Da war der Vater sein Lebtag anders, dem hat die böseste Zunge „nie nichts" nachsagen können. — Der Joseph indessen ... Was das nur sein mag, das den nicht schlafen läßt? Kaspar bringt eine Weile mit Kopfschütteln zu und schüttelt wirklich allerlei Gedanken heraus, die aber sämtlich nichts wert sind. Zuletzt kommt dennoch ein guter. Nach Valahora wird er gegangen sein. Um Valahora schnüffeln s' immer herum, die jungen Herren, obwohl es ihnen verboten ist, oder gerad' deswegen ... Und jetzt ist ja der Bornholm da, der Teufelsbraten. Und zu dem schleicht er sich. Gut zu wissen, Herr Joseph, so, so! Jetzt verklagen Sie mich beim Verwalter, Herr Joseph!

Kaspar breitet seinen Mantel auf den Rasen aus und legt sich nieder, um das Seil bequemer zu überwachen.

— — — — — — — — — — — —

Der Fußweg von Velice nach Valahora ließ sich von einem guten Geher in fünfundzwanzig Minuten zurücklegen. Er führte zwischen Feldern, am Rand eines Wäldchens vorbei, immer auf und ab über kleine Erdbuckel bis zu dem großen, der steinerne Rippen hatte, und auf dem das dunkle unwirtliche Valahora sich erhob. Ein Haus, das auf einem Berge steht, sagt gewöhnlich: Komm her! Dieser festungsartige Cyklopenbau sagte: Hüte dich! Geh!

Nichts Traurigeres als sein nur mit schmalen Luken versehenes Gemäuer, nichts Häßlicheres als seine jäh abgestumpften Türme; gewaltige Ansätze, kein Aufwärtskommen, Versprechungen, keine Erfüllung.

Es ging steil zum Schloß hinauf über weichen, seidenglatten Grund, zwischen uralten Kiefern bis zum Wallgraben. Die schlanke Jünglingsgestalt, die zwischen den kahlen Stämmen hinschritt, so rasch und unbeirrt als wär's am Tage, machte, hier angelangt, Halt. Kein Wunder, wenn ängstliche Gemüter sich an der Stelle nicht besonders behaglich fühlen, 's ist grausig, wie das Wasser gurgelt, mit manchmal fast menschlichen Lauten!

Josephs Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt, deutlich sah er vor sich den unförmigen Steinblock sich abheben vom fahlen Himmel. Der Gedanke an all den Jammer und all die Schuld, die von diesen Mauern beherbergt worden, ergriff ihn. Nicht Jammer und Schuld längst vergangener Tage, nein, traurige Schicksale, die sich in naher Vergangenheit vollzogen hatten. Im Schloß von Velice wurde über die Begebenheiten in Valahora nur mit äußerster Zurückhaltung vor den Kindern gesprochen, im Dorfe aber nahm man keine Rücksicht, da erzählte jeder, was er wußte, und that an eigener Erfindung hinzu, was er aufbrachte. Die Kinder hatten von dem jetzigen Herrn von Valahora mehr gehört, als sie zu verstehen und zu begreifen vermochten. Er war für sie eine von den Zauberschleiern der Mythe umwobene Persönlichkeit, zu der es sie allmächtig hinzog, deren Rätsel zu lösen sie brannten. Es kam ein Tag, der sie einander nahe brachte, und seitdem verkehrte Joseph mit Levin Bornholm, so streng ihm das auch verboten war. Im geheimen natürlich, und nur „auf den Raub", in der kurzen Zeit, die „der Australier" auf seinem Gute zubrachte.

Als Joseph die Wallgrabenbrücke überschritten hatte und den Vorhof betrat, wurde er so tückisch, so plötzlich von zwei Wolfshunden angesprungen, daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu erhalten. „Kusch Jeden! — Dva kusch! kusch! seid ihr toll?" rief er, und sobald sie den Klang seiner Stimme hörten, verwandelte ihr feindseliges Knurren sich in jubelndes Gebell und in ein zärtliches Gewinsel.

In der Nähe wurde eines der ebenerdigen Fenster geöffnet, jemand fragte: „Seid Ihr's, junger Herr?" und zog sich, nachdem die Antwort: „Ja, Bartolomäus", erfolgt war, wieder zurück. Auf der schmalen Steintreppe aber, die zum Hofe des Hauses führte, erschien ein Mann, der eine helleuchtende Lampe in der Hand trug.

Ihr grelles Licht beschien sein gebräuntes Gesicht, seine energischen Züge. Er war nach Pflanzerart bequem und leicht gekleidet, trug lichte Beinkleider und eine weite Jacke, die, auf der Brust offen, das bunte Wollhemd und den Ledergurt sehen ließ. Der breitkrempige Strohhut war tief in den Nacken zurückgerutscht, eine Fülle kurz gehaltenen Gelocks umringelte die Stirn und die Schläfen. „Der Tausend!" rief er Joseph zu, und in seinem Tone lag etwas Spöttisches und Aggressives, „bist du's? Was willst du?"

„Dir Lebewohl sagen, du reisest ja morgen. Bleibt's dabei?"

Bornholm nickte: „Gewiß."

Sie gingen zusammen die Treppe hinauf und durch einen dunklen Flur in das Zimmer, in dem Bornholm bei seinen kurzen Besuchen in Valahora abzusteigen pflegte. Es war gewölbt und hatte nur ein niedriges, aber breites Fenster mit vielen kleinen in Zinn gefaßten Scheiben. Die Unordnung, die in der Stube herrschte, heimelte Joseph an; die exotischen Waffen und Gerätschaften, die da herumlagen, erregten sein Entzücken. Vieles davon, Wurfkeulen, Spieße, Schilde, Holzschwerter, war sein. Bornholm hatte sie ihm geschenkt, aber er durfte sich dieses köstlichen Besitzes nur verstohlen, nur im Hause des Freundes erfreuen. Der Geber war ja ein verpönter Mann, und mit ihm umgehen oder gar etwas von ihm annehmen, galt in Velice für unehrenhaft.

Joseph nahm einen Bumarang vom Tische, wog und

Digitized by Google

schwang ihn. „O, den schleudern dürfen! auf freiem Felde schleudern, jemand in die Beine, Herrn Heideschmied zum Beispiel, das müßt' eine Wonne sein!"

„Du hast keinen Grund, dich über ihn zu beklagen," sagte Bornholm. „Das ist ein sehr bequemer Mann, und mit einem festen Schlafe gesegnet, wenn du so leicht entwischen kannst."

„Festen Schlaf braucht's nicht. Kein Wachthund hätt' mich gehört. — Also morgen wieder fort, Levin," setzte er mit einem Seufzer hinzu, verbesserte sich aber sogleich, da Bornholm diesen Ausdruck des Bedauerns sehr ungnädig aufnahm. „Mir ist's am Ende recht. Wenn ich weiß, du bist da, und ich darf dich doch nicht sehen, das ist mir das Grauslichste."

Bornholm stellte einen kleinen Koffer auf den Tisch und fing an zu packen, und Joseph hätte ihm fürs Leben gern seine Dienste angeboten, wagte es aber nicht, sonst hieß es gleich: „Mach' dich nicht überflüssig," in dem Tone, der einem ins Herz schnitt, weil er so deutlich sagte: Was hast du hier zu suchen? Geh deiner Wege! — Und nur das nicht! nur nicht von ihm fortgejagt werden, den er liebte und verehrte, trotz all des Schlechten, das ihm nachgesagt wurde . . . Ja vielleicht, weil ihm so viel Schlechtes nachgesagt wurde, und weil er sich nie, auch nicht mit einem Worte zu rechtfertigen suchte und nie gegen einen Menschen, und wenn es sein ärgster Feind war, eine Anklage erhob. Er haßte und verachtete die Menschen im großen, die ganze Species. Er schlug auch, so viel hatte Joseph, wie ungern Bornholm auch von sich sprach, im Lauf der Zeit doch aus ihm herausgebracht, einzelne tot. In Herbert River, in Alexandraland hatte er Blut vergossen zu eigener Verteidigung und zu der anderer. Beschimpft hatte er keinen, nicht einmal einen Aschanti, nicht einmal ärgere als Aschanti — die Dorfbuben, die . . .

Vor Joseph tauchte die Erinnerung an den peinvollsten Augenblick seines jungen Daseins auf, an seine Verzweiflung, seine Niederlage, seine Befreiung . . . Ein Schmerz, eine Wut — eine Dankbarkeit, so heiß wie sie ihn damals durchglüht hatten, damals vor zwei Jahren, schwellten sein Herz und er rief plötzlich aus:

„Weißt du noch, Levin, meine kleine Kitty, der liebe Hund — weißt du, wie die Buben ihr die Pfoten abgeschnitten und sie gezwungen haben, auf den Stumpfen zu laufen?" Eine unbeschreibliche Qual verzerrte sein Gesicht, er schluckte, er benetzte mit der Zunge seine trocken gewordenen Lippen.

„Wie ein altes Weib," brummte Levin. „Immer die alten Geschichten aufwärmen! Vergiß das!"

„Ich will's nie vergessen!" rief Joseph. „Weil ich nicht vergessen will, daß du mich gerettet hast . . . Ja, ja, ja! . . . Ich hab' sie alle erwürgen wollen . . . Aber es waren ihrer zu viele. Ich war schon niedergerissen . . . Hätt' ich mich nur nicht niederreißen lassen!" knirschte er — „wie du gekommen bist und mich vom Tod gerettet hast."

„Vor Prügeln hab' ich dich gerettet, vor weiter nichts," sprach Levin.

„Es ist nicht so; wenn's aber wäre, müßte ich dir nicht auch ewig dankbar sein?"

„Laß mich aus mit deiner Dankbarkeit!" fiel Bornholm ihm gebieterisch ins Wort und wollte schon hinzusetzen: schöne Gefühle hab' ich nicht, und mag sie nicht an anderen. Aber er besann sich und sie sprachen von seinen Ländereien, seinen Herden und von der Jagd und von Abenteuern beim Wandern durch die klingenden Wälder, beim Uebersetzen reißender Flüsse und dem Uebernachten unter freiem Himmel, unter dem Zelte oder in Felsenhöhlen in Gesellschaft von Menschenfressern.

„Ich praßle!" schrie Joseph, „ich verbrenn' hier vor Sehnsucht, so einen Menschenfresser einmal zu sehen. Wie einem nur ist, wenn die Kerle brüllen: Talgoro, talgoro! — das heißt doch Menschenfleisch? Und ihre Kampftänze! — ich würde gleich mitthun, sag' ich dir — o Levin — ich sag' dir — ich praßle!"

„Das kannst du auch zu Hause," sagte Levin. „Geh nach Hause prasseln. Es ist bald Zwei und ich möcht' vor der Abfahrt noch ein paar Stunden schlafen. Auf Wiedersehen, Joseph!"

„Wann?"

„In zwei Jahren vielleicht."

„In zwei Jahren? — Das erleb' ich nicht!"

„Hoho!" Levin lachte.

„Mit dem Hofmeister nicht!... Ich hass' ihn. Der Schullehrer hetzt die Dorfkinder gegen uns, ja, 's ist wahr, aber er quält uns nicht mit dem verfluchten Lernen... Der Heideschmied, der möcht' die Sachen ganz anders anpacken. Nun — der soll seine blauen Wunder sehen. Eh' du wiederkommst, sag' ich dir, ist er aus dem Haus geflogen."

Joseph sprach das alles hastig, wie einer, der seine Rührung zu verreden sucht, während sie aus dem Zimmer gingen und über den Hof und den Vorhof, wo Jeden und Dva sie freundlich empfingen. Vor der Brücke blieb Levin stehen. Sie schüttelten einander die Hände:

„Leb wohl, Joseph, leb wohl, Junge!"

„Leb wohl, Levin. Laß dich nicht fressen drüben. Komm' wieder!" Männlich kämpfte er seinen Schmerz und seine Ergriffenheit nieder, nahm sich zusammen und setzte ruhig hinzu: „Und sag' dem Gärtner, daß er mich einlassen soll und den Leopold auch, so oft wir entwischen können. Er sagt sonst gleich: Ich hab' keinen Befehl. Vergiß also nicht. Adieu!"

„Ich vergesse nicht. Adieu!"

Es war ein wenig lichter, der schwere Dunst, der auf den Feldern und Wiesen lag, durchsichtiger geworden, am Himmel blinkten matt einzelne Sterne. Levin sah dem Enteilenden nach. Ein herzlicher Wunsch erfaßte ihn, ihm zu folgen, ihn einzuholen, ihm noch einmal tüchtig die Hand zu schütteln und zu sagen: „Laß auch du dich nicht auffressen vom Hergebrachten, vom Alltäglichen und Kleinlichen und von der Philistermoral." Aber er widerstand der Versuchung. Möge jeder seine Wege gehen, auch der dort! Wohin sie führten, kümmert Levin Bornholm nicht. Er will keine Teilnahme empfinden und am wenigsten — verraten. Liebe, Freundschaft, Anhänglichkeit — fort damit, fort mit allem, was uns ein Gängelband anlegt, uns beeinflußt, uns zwingt! Ein Vierteljahrhundert hatte er gelebt, und dieses Leben bedeutete im Grunde einen Schiffbruch. Aber Köstliches hatte er gerettet: den Glauben an sich selbst, die absolute Freiheit, die Kraft, den Verteidigungskrieg zu führen, aus dem das Dasein des Mannes besteht, der sich keinem Joche des Herkommens beugt, dem Heiligkeit, Edelmut, Mitleid, Nächstenliebe — Worte sind. Levin kehrte in seine Stube zurück, nahm die Lampe vom Tische und durchwanderte sein trauriges Daheim. Er ging durch düstre, mit Ziegeln gepflasterte Gänge, in denen die Luft selbst eingeschlafen schien, in denen der Schritt nicht hallte, über steinerne Treppen und Treppchen, durch öde Gemächer mit gewölbten Decken, schmalen Fenstern, bestaubter, verwitterter Einrichtung. Er haßte den mittelalterlichen, romantischen Anstrich des Hauses und die abscheulichen Erinnerungen an seine Kindheit, die ihm aus allen Ecken und Enden entgegenstoben. Die Vergangenheit stand da wie ein Feind, aber vor Feinden flieht man nicht, man ringt mit ihnen. Er schritt vorwärts und betrat endlich die Stätte, an der seine Mutter den letzten Atemzug gethan hatte.

Du qualerfülltes Totenzimmer, deine Wände schreien!

Alles noch so wie am Morgen, an dem die Leiche fortgetragen wurde. Der Vater hatte den Raum nie betreten, der Sohn ihn nur verstohlen betreten dürfen. Kein Blick ins Freie aus der zellenartigen Stube. Die zwei durch einen weit vorspringenden Pfeiler getrennten Fenster hatten die Aussicht auf einen kleinen Burghof. Kahle Mauern und einer der steinernen Türme umschlossen ihn, und in die Fensternische mußte man treten und sich tief bücken, um ein Stückchen Himmel zu sehen. Und da stand noch der Schemel, auf dem die Gefangene gesessen und zum Himmel hinaufgeblickt hatte, das bißchen Sonnenlicht und Sternenschein suchend, das in ihre Klause eindringen konnte.

Levin stellte die Lampe auf den Tisch. Grelles Licht fiel auf die kärgliche Einrichtung, ein Schrank, ein paar Holzstühle, ein eisernes Gestell mit einem Waschbecken. An der Wand neben dem Bette hing eine Zeichnung, das Bild Levins als Kind. Darüber ein dürrer Weidekätzchenzweig. Es war auch ein Kruzifix dagewesen; das aber hatte die alte Alwilde, die Dienerin und Gefangenwärterin, der Toten in die gefalteten Hände gelegt.

An den Schrank gelehnt, die Hände in den Taschen, den

Digitized by Google

Lustige Fahrt.
Nach einer Originalzeichnung von O. Gräf.

Digitized by Google

Kopf geneigt, stand Bornholm und starrte zu dem ausgebröckelten Ziegelboden nieder. Er sah — sah so deutlich wie einst als Kind, den Sarg vor sich, in dem die schöne Leiche seiner Mutter lag. Ein zerschlissenes schwarzes Seidenkleid hatte Alwilde ihr angezogen und ihr ein weißes Tuch über der Brust gekreuzt. Ach, das stille, wachsbleiche Gesicht ... die weißen Lippen ... Gab es einen beredten Mund, gab es leidenschaftlich bewegte Züge, die so eindringlich sprechen konnten wie dieses verklärte Totenantlitz? — „Ich bin im Frieden gestorben,“ sagte es, „und es giebt nichts Schöneres als den Frieden.“

Bornholm sah auch sich selbst — sah, wie er sich damals über den Sarg geworfen und gerast hatte in wilder Reue:

Daß er sich belügen, daß er sich Abscheu einflößen ließ gegen seine Mutter, daß es nur eins gab, womit der Vater ihn zu schrecken vermochte, die Drohung: „Warte, du wirst zur Mutter gesperrt!“

Wäre er nicht ein dummer Junge gewesen! hätte er eine deutlichere Erinnerung an seine frühe Kindheit und an seine Mutter gehabt, er würde die Trennung von ihr nicht erduldet, er würde nie geglaubt haben, daß sie eine Sünderin war, die Gewissensqualen zum Wahnsinn getrieben, und nun eine böse und gewaltthätige Irre sei.

Wäre er nicht ein dummer Junge gewesen! Er würde sie nicht erst in ihrer Todesstunde wiedergesehn haben, er wäre zu ihr gedrungen, ihrem Kerkermeister zum Trotz, und wäre bei ihr geblieben und hätte sie getröstet und angebetet, oder sie befreit ...

O dummer Junge! dummer Junge!

Ein Lächeln voll Bitternis spielte um Bornholms Lippen; jahrelang schlummerndes Leid erwachte wieder. Er fühlte einen Nachhall des Schmerzes von einst. Die übermächtige Qual der Reue, die ihn zu Boden geworfen hatte, die Wut, mit der er sich die Stirn am Rande des Sarges blutig schlug und seinen Kopf zerschmettern wollte, seinen dummen Kopf.

Reue — an dem Tage hatte er erfahren, wie sie thut, und später die schwächliche, nutzlose Empfindung in sich auszurotten gesucht. Die neue Lehre war verkündet worden, und gierig, mit tausend Lippen, hatte er sie eingesogen. Er hatte alles von sich gewiesen, was nagt und peinigt, er hatte gelebt und genossen und war ein moderner Mensch und ein eifriger Apostel des rosengekrönten Heilands geworden.

Und doch nicht glücklich — doch schon ergriffen von dem nagenden Hunger des Uebersättigten, dem Hunger nach einer Stunde inneren Friedens!

Es war merkwürdig, aber die arme Kleine, die immer kränkelte, immer Kopfschmerzen hatte, Gliederchen so zart, daß man nur staunte, wie sie überhaupt Gebrauch von ihnen machen konnte, und eine Haut, schneerosenbleich, lebte weiter.

Allabendlich wurde Soiree abgehalten im Kinderzimmer. Herr von Kosel saß in seiner Ecke, schaute und schwieg. In seiner Stimmung und in seinem Benehmen genau derselbe wie in den ersten Tagen nach dem Tode seiner Frau. Damals, meinte Frau Budik, sei etwas in ihm gerissen, das nie und nie mehr zusammenwachsen werde.

Anfangs war er den Tanten erstaunlich gefaßt vorgekommen, dann erkannten sie: Er hat noch nicht einmal begriffen, daß es wirklich vorbei sein soll mit seinem Glück. Er klagte nie, er schien nicht einmal sehr traurig, nur verträumt, nur wie einer, der sich in einem Zustand fühlt, der unmöglich dauern kann. Sein Aussehen war so frisch und gut wie je, seine Augen glänzten so hell wie je, aber ihr Blick war unstet und seltsam gespannt. Er horchte auf, wenn sich plötzlich Schritte hören ließen, wenn sich jemand der Thür seines Zimmers näherte. Trat dann ein Diener oder eins der Kinder ein, zog er die Augenbrauen in die Höhe und sagte mit plötzlichem Sichbesinnen: „Ach ja!“

Und so saß er auch still in seiner Ecke, und sehr symmetrisch in der nächsten, zwischen zwei Fenstern, saß Heideschmied und war grau vom Kopf bis zu den Füßen. Nach dem Fenster zu seiner Rechten kam ein breiter Pfeiler, abermals ein Fenster und dann kam die Ecke mit den Tanten. Wie zwei gutmütige alte Dohlen saßen sie nebeneinander in ihren schwarzen Stiftsdamenkleidern und die große, sanfte Renate arbeitete wieder an einem monumentalen Werke der Kunststrickerei, und die kleinere lebhafte Charlotte wechselte von Zeit zu Zeit stolze und glückverklärte Blicke mit Frau Budik, die sich mit dem ehrwürdigen hellgrünen Kachelofen in den Besitz der vierten Ecke teilte; und Charlotte murmelte: „Nein, diese Fratzen!“ und Frau Budik murmelte: „Nein, diese Kinder!“

Ein Höllenlärm herrschte.

Die drei Buben produzierten vor ihrer Schwester äußerst verwegene Akrobatenkünste und ließen dabei eine wilde Vokalbegleitung erschallen. Aschantis brüllen nicht schöner. Zeitweise unterbrachen sie ihr Geschrei, um das Publikum durch täuschende Nachahmung von Tierlauten, durch Krähen, Grunzen, Miauen, zu erfreuen.

Als Königin dieses Festes fungierte Elika. Sie saß auf ihrem hohen Kinderstuhle, die flachen Hände auf das in der Lehne eingelassene Tischchen gelegt. Sie hatte jetzt dünne Locken von seidenleichtem, seidenweichem Haar, die bei jeder Bewegung der Luft ein wenig flatterten. Ihre Wangen bekamen, so oft ein besonders kühnes Kunststück aufgeführt wurde, einen rosigen Anhauch; ihr Mund, nicht klein, aber fein geschnitten, und unglaublich ausdrucksvoll für den Mund eines so jungen Kindes, hatte ein rührendes, ein, wie dem Leiden abgewonnenes Lächeln, das die Leistungen der drei Akrobaten reich belohnte. Wenn Elika aber „Bravo! bravo!“ rief und in die Händchen klatschte, gerieten die Brüder in Begeisterung. Sie stürzten auf die Kleine zu und erstickten sie fast mit Zärtlichkeiten. Man mußte sie vor ihnen retten.

„Wir können noch viel schönere Sachen,“ sagte Leopold einmal. „Kommen Sie nur mit Elika zur Turnstunde in den Garten, Poli, da werden Sie sehn!“

„Da wejn Sie sehn!“ wiederholte Franz mit ernstem Kopfnicken, „und auch die Tanten sollen kommen.“

„Ja, ja, freilich, die Tanten auch!“ riefen Joseph und Leopold und die Tanten versprachen, sich pünktlich einzufinden. Daß auch das Haupt der Familie, daß auch Herr von Kosel geladen werden könne, fiel niemand ein, nicht einmal ihm selbst.

Renate besann sich dessen plötzlich bei Nacht. Es fiel ihr schwer aufs Herz. Mitten unter den Seinen auf einem Isolierschemel stehn, das kann doch nicht angenehm sein.

— — — — — — — — — — — — — —

An einer der geschütztesten Stellen im Garten, unter alten, hohen Erlen, befand sich Elikas Spielplatz und der Pavillon, in dem sie ihre Puppenwirtschaft eingerichtet hatte. Eine Eremitage mit strohgedecktem Dache, die Wände in- und auswendig mit Baumrinde benagelt. Auf dem Wege neben dem Pavillon war ein Hügelchen aus feinem Sande aufgeschichtet, den Elika siebte, mit dem sie kochte, in den sie ihre Puppen bis an den Hals eingrub, weil das für Kinder so gesund ist.

Bei der Eremitage traf, eine halbe Stunde vor der großen Produktion, Herr Heideschmied mit seinen Zöglingen ein, und während die Jugend beim Sandhügel spielte, nahm der Hofmeister neben Frau Budik auf der Bank am Hause Platz und beugte sein Haupt unter dem Schwall der Rede, der sich alsbald über ihn ergoß. Apollonia hatte sich auf ihr Steckenpferd geschwungen und ließ sich von ihrem hölzernen Pegasus in schwindelnde Höhen tragen. Sie wurde zur begeisterten Dichterin, wenn sie das Lob des Hauses Kosel sang. Das Aeußerste leistete sie in der Verherrlichung der drei jungen Herren. Das waren Kinder von ihrem ersten Atemzuge an, Kinder, wie die Erde keine besseren trägt. Herzen hatten sie — das pure Gold! 's ist wahr, Apollonia gab dem Eigentümer eines dieser goldenen Herzen hier und da einen Puff, daß ihm die Rippen krachten, aber — „Du lieber Gott, es sind halt Buben!“

„Knaben, ja wohl, sehr lebhafte Knaben,“ flocht hier Heideschmied in die krausen Reden Frau Budiks ein, und diese Worte schienen ihr, sie wußte selbst nicht warum, eine Art Tadel zu enthalten, und jetzt ging sie los wie eine überladene Mine. Die Lobpreisungen begannen von neuem und dauerten — Heideschmied konnte nicht genau sagen wie lang', denn eine Uhr besaß er nicht, aber sehr lange kam es ihm vor.

Endlich wurden sie unterbrochen. „Poli!“ schrie Joseph aus

Digitized by Google

vollem Halse und mit dem Ausdruck der Bestürzung: „Komm'! schau! die arme Kleine ist tot!"

Frau Budik und der Erzieher sprangen auf, wendeten sich: „Jesus, Maria!" stöhnte die Wärterin.

Die Knaben hatten den Sandhaufen neben dem Gartenhause zu einem regelrechten Grabhügel zusammengeschaufelt, eine längliche Vertiefung hineingegraben und mit Latten ausgelegt, die den Rand eines Sarges vorstellen sollten. In dem improvisierten Sarge lag auf Gras und Wiesenblumen gebettet mit geschlossenen Augen und über der Brust gefalteten Händen die Kleine und sah in der grünlichen Dämmerung unter den Bäumen wahrhaftig wie eine Tote aus. Zu beiden Seiten knieten Leopold und Franz, hielten ihre Taschentücher an ihre Gesichter gepreßt und heulten aus Leibeskräften.

„Nein," rief Apollonia händeringend, „diese Dummheit! hat man je etwas so Dummes gesehn wie diese Buben! Was ist das für ein Spiel? Wer spielt denn mit dem Tod?"

Leopold lachte über den Ausbruch, Franz rang mit wirklichen Thränen und Joseph sagte beschwichtigend:

„Aber Poli, ärger' dich doch nicht! Sie hat's ja selbst gewollt. Was soll man denn thun, wenn sie's will?"

Heideschmied stand regungslos und blickte unverwandt zu dem Kinde nieder. Plötzlich schüttelte es ihn wie Fieberfrost und mit einem trockenen Schluchzen brachte er die Worte hervor: „Ganz wie meine kleine Mili, so ist sie im Sarge gelegen!"

Die Tote jedoch war unzufrieden mit der Unterbrechung des Weinens und Klagens um sie und flüsterte ihren Brüdern zu: „Besser jammern!"

Auf dem Wege zum Turnplatz machte Apollonia Herrn Heideschmied die Bemerkung: Wenn er ein Kind gehabt habe, müsse er auch eine Frau gehabt haben, und er erwiderte mit einem tiefdankbaren: „Gottlob, die Frau habe ich noch!"

Apollonia war erstaunt: „Sie haben eine Frau und sprechen nie von ihr? scheinen sie sehr lieb zu haben und trennen sich von ihr? Das ist merkwürdig."

Er erwiderte nur: „Ja, die Verhältnisse", und sie dachte, es seien wohl seine Geldverhältnisse, die er meine; diese mußten, nach allen Anzeichen zu schließen, klägliche sein. Frau Budik unterdrückte die Fragen, die ihr auf der Zunge brannten; es war nicht Zeit, sie zu stellen, man hatte den Turnplatz fast schon erreicht. Er lag am Ende einer breiten Allee von Lindenbäumen. Die Aeste der äußern Reihe spreizten sich, kraftstrotzend, blühend und duftend, über das eiserne Gitter und die Säulen der Mauer, die hier den Garten von der Dorfstraße trennte.

Joseph war vorausgelaufen und hatte sich mit dem Untersuchen der Turngeräte zu thun gemacht. „Herr Heideschmied!" rief er dem aus Leibeskräften entgegen: „Kommen Sie! sehen Sie, was die Dorfkinder wieder gethan haben, die Spitzbuben, die Sie immer gegen uns in Schutz nehmen!"

Triumphierend wies er ihm nach, daß die Knoten der Schaukelstricke und der Schwungringe locker gemacht waren. „Man sieht's nicht gleich, aber probieren Sie's nur und schaukeln Sie sich ein bißchen stark. Im besten Flug schmettern Sie herunter, daß Ihnen die Funken vor den Augen tanzen. Mir ist's schon einmal so gegangen und dem Leopold auch."

Heideschmied war betroffen und erstaunte, daß die Tanten, die sich inzwischen eingefunden hatten, es so gar nicht waren. Nicht im mindesten betroffen und überrascht, nur sehr betrübt. „Eine traurige Thatsache und ein großes Uebel," sagten sie, „die Feindseligkeit, die zwischen Dorf und Schloß ausgebrochen ist."

„Und wir haben den Leuten nie etwas Böses gethan!" rief Joseph.

„Böses, du lieber Gott!" fiel Frau Budik ein, „zu viel Gutes, das ist der Fehler. Diese Leute" .... die immer noch schöne und ansehnliche Frau hatte eine ungeheuer verächtliche Manier, die zwei Worte auszusprechen. Es war, als ob sie jeden einzelnen dabei ohrfeigte. „Diese Leute, die selbst nichts kennen als Haß und Neid, begreifen nicht, daß ein andrer etwas Gutes aus freiem Willen thut. Man thut's aus Angst, meinen sie, oder weil man ein schlechtes Gewissen hat oder weil man sich bei ihnen einschmeicheln möchte."

„Einschmeicheln?" schnaubte Joseph, und Leopold fand seine Entrüstung und die Frau Budiks sehr komisch und begriff nicht, wie man sich über Bübereien armer Teufel ärgern könne. Franz pflanzte sich breit mit ausgespreizten Beinen vor Apollonia hin, stemmte die Arme in die Seiten und sprach zornig:

„Weißt du, Poli, klatsch nicht! Es sind nicht lauter ‚diese Leut', es sind auch brave."

„Und du, ärger' dich nicht!" erwiderte sie und setzte, zu den Tanten gewendet, leise hinzu: „Der Bub ist merkwürdig. Aergert sich gleich, und wird gleich puterrot und ganz atemlos. Wenn ihm nur nicht am End 'was ist."

Charlotte klopfte ihm liebreich auf die Wange und Renate zog ihn an sich und küßte ihn.

Die Produktion begann.

Heideschmied leitete sie und machte die verwegensten Uebungen seiner Schüler mit. Aus Respekt vor den Damen turnte er nicht wie gewöhnlich in Hemdärmeln, sondern purzelte, wippte, wirbelte von den langen grauen Schößen seines Rockes wie von sturmgepeitschten Gewitterwolken umflogen. Man wußte oft nicht, wo Herr Heideschmied anfing und wo er aufhörte, und wo die vordere und wo die rückwärtige Fronte der hageren Gestalt mit ihrem derben Knochengerüste sich eigentlich befand.

Charlotte flüsterte ihrer Schwester zu: „Eine Hoffmannische Figur. Beinahe unheimlich."

„O sehr!" erwiderte Renate. Ihr überfeines Gefühl war durch das Groteske des Anblicks etwas peinlich berührt, sie geriet auch ein wenig in Verlegenheit — für den guten Heideschmied. Und ihr war bang um die Kleine, die das mit ansah und gewiß davon träumen und eine schlechte Nacht haben werde.

Renate teilte Frau Budik ihre Besorgnisse mit und die Wärterin gab sich Mühe, Elikas Aufmerksamkeit von Herrn Heideschmieds Evolutionen abzulenken. Es war unmöglich. Sie, die ihm bisher die größte Abneigung gezeigt hatte, wegsah, wenn er sich ihr näherte, sein bescheiden eifriges Werben um ein gutes Wort beharrlich mit „Nein" beantwortet hatte — verwendete jetzt kein Auge von ihm, war ganz versunken in ernste und nachdenkliche Betrachtung und sagte von Zeit zu Zeit leise: „Bravo, Herr Heideschmied!"

Plötzlich, mit raschem Entschlusse ließ sie sich vom Schoße Frau Budiks herabgleiten und rief: „Auch turnen! Ich will auch turnen!"

Heideschmied kauerte nieder und streckte ihr seine Hände entgegen. „Komm'! komm'!" sagte er, von Schauern des Entzückens durchrieselt. Seine kleine Mili! Ihm war, als sähe er sie wieder, als sei das Kindlein auferstanden und liefe auf ihn zu.

Mit unendlicher Vorsicht faßte er sie und hob sie in die Höhe. Er fühlte das winzige Körperchen beben zwischen seinen Fingern und das Herz förmlich hüpfen. Nicht vor Angst, vor Freude.

„Höher! noch höher!" rief sie, „laß mich fliegen!" Sie streckte die Arme empor und jauchzte: „Ich fange Wolken! Ich fange Vögel! Ich spring' in den Himmel!"

Von dem Augenblicke an war ihre Freundschaft mit Heideschmied geschlossen.

Auf der Straße hatte ein ungebetenes Publikum sich versammelt. Dorfkinder, Knaben und Mädchen, kleine, die noch kleinere mühsam schleppten, übermütig hutschten, größere, die sich um die Plätze am Gitter balgten, von denen aus man am bequemsten den Turnübungen der jungen Herren und ihres Hofmeisters zusehen konnte. Bei jedem neuen Kunststück ertönten neue Lachsalven, die Jugend auf der Straße höhnte und grimassierte und machte besonders Herrn Heideschmied zum Ziel ihres Spottes.

Als er Elika in seine Arme genommen und emporgehoben hatte, war einer der Humoristen da draußen über eine kleine Katze hergefallen, die ängstlich längs der Mauer vorüberschlich, und hatte sie, die Bewegungen Heideschmieds nachahmend, mehrmals hoch hinauf geschnellt in die Luft und wieder aufgefangen und gerufen:

„So muß man's machen! So machen Sie's, Herr Hofmeister!"

Josephs Augen funkelten, er knirschte Heideschmied voll Verachtung an: „Halten Sie das aus?" und faßte den überhängenden Ast eines der Lindenbäume, ihn zu erklettern und sich von ihm aus auf die Straße, mitten in die feindliche Kinderschar

Digitized by Google

zu stürzen. Aber Heideschmied hielt ihn am Arme fest. Alle Wetter! was für eiserne Finger! Und wie mit ihrem energischen Griff die sanft zuredende Weise kontrastierte, in der der Alte sprach:

„Lieber Joseph, ich verstehe tschechisch noch nicht recht, weiß also nicht, was sie sagen. Mög' es jedoch sein, was es wolle — ich halte es aus."

„Ihre Sache," murmelte Joseph, ballte die Fäuste gegen die Johlenden da draußen und rief ihnen zu: „Wir wachsen schon noch zusammen!"

Und die draußen kicherten, drohten: „Schon noch!"

Am nächsten Tage klopfte während der Unterrichtsstunde ein kleiner Finger ganz leise an der Thür des „Bubenzimmers". Die arme Kleine war da und bat um Einlaß. Sie erhielt ihn unter der Bedingung, daß sie nicht muckſen werde, sondern ganz still sitzen in der Ecke des Alkoven, hinter dem Rücken der Brüder. Dort stellte Heideschmied einen hölzernen Sessel hin, auf den er Bilderbücher, ein Blatt Papier und einen Bleistift für die Kleine legte.

„Das ist dein Schreibtisch," sagte er, und auf einen Schemel deutend, den er vorschob, „das dein Stühlchen, setz' dich und sei fleißig und störe deine Brüder nicht. Und Sie, wenn sich einer von Ihnen nach ihr umsieht, muß sie fort!"

„Sofort fort," murmelte Leopold, und Joseph wiederholte: „Sofort fort!"

Von Stunde an hieß es: „Herr Heideschmied ist so spaßig, er sagt immer: ‚Sofort fort'." Die zwei jüngeren waren bald überzeugt, daß es so sei, und hätten darauf geschworen, und ihnen wollte Heideschmied die Freude an der geistreichen Erfindung nicht verderben. Zu Joseph aber sprach er nach einiger Zeit:

„Sehen Sie, so entstehen Gerüchte. Es ist merkwürdig, wie man im kleinsten einen Bezug aufs größte finden kann. Viel wichtigere Dinge werden mit nicht mehr Grund von viel vernünftigeren Leuten geglaubt und verbreitet und endlich zur Ueberzeugung vieler, ganzer Klassen, ganzer Völker. Verstehen Sie?"

Joseph verstand ihn vortrefflich, aber er hatte für Heideschmied keine andre Antwort als ein geringschätziges Lächeln. Daß der Mann noch da war, daß er ihn trotz der Versicherung, die er Bornholm gegeben, noch nicht weggebracht hatte, empörte und beschämte ihn. Was klebte sich der Mensch im Hause fest? Zeigten seine Zöglinge ihm nicht deutlich genug, daß er ihnen tödlich zuwider war? Er ließ sich alles gefallen — ums Geld. Er war ein fürchterlich armer Teufel, die elende Handtasche, die er bei seiner Ankunft mitgebracht hatte, enthielt sein Hab' und Gut. Er sagte es den Knaben unbefangen, als sie ihn fragten, wann denn sein Gepäck ankommen würde.

Joseph und Leopold wollten es so weit treiben, daß er endlich werde nachgeben und sich heben müssen. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich, den die Kinder mit gedankenloser, blinder Grausamkeit führten, den der alte Mann heldenmütig bestand.

Einmal betraten sie das Schulzimmer mit der Versicherung: „Sie können thun, was Sie wollen, wir lernen heute nicht," und Heideschmied sperrte die Thüren ab, steckte die Schlüssel in seine Tasche und erklärte, die jungen Herren würden nicht in Freiheit gesetzt, bevor der Unterricht genommen sei. Und was er sagte, geschah, und jede seiner Drohungen erfüllte er, und mit Gewalt war bei ihm nichts auszurichten, das alte Gerippe war stärker als sie alle drei zusammen. Noch ein Versuch wurde gewagt; sie fanden sich zum Unterricht gar nicht ein, liefen am Morgen fort und kamen erst zu Tische heim. Damals war Herr Heideschmied furchtbar gewesen. Eine ganze Woche hindurch hatte er alles sequestriert, was die Jünglinge freute und womit sie sich am liebsten unterhielten. Kein Behelf zu irgend welchem Spiel war für sie vorhanden, jeder Verkehr mit ihren Lieblingstieren, Tauben, Hunden, Pferden, abgeschnitten. Acht Tage der Entbehrung für einige Stunden der Freiheit, das war ein schlechter Handel, das sahen sogar so elende Rechner, wie die jungen Herren waren, ein. So blieben sie denn nie wieder aus der Schulstube fort. Sie kamen regelmäßig, mit Herzen voll Groll, und von den nichtsnutzigsten Vorsätzen beseelt. Und immer fanden sie einen impassiblen Heideschmied, der sie sehr ernst und ohne den geringsten Anflug von Spott bedauerte, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, und sich durch keinen noch so tückisch ausgedachten, noch so überraschend ausgeführten Streich um seinen Gleichmut bringen ließ. Eine ihm persönlich angethane Unbill bestrafte er nie, und ganz im geheimen vertraute Joseph seinem Bruder Leopold an, daß ihm das eigentlich gefalle, und ebenso geheim gestand Leopold, daß er sich bei den Unterrichtsstunden gut unterhalte. Das alte Gerippe erzähle hübsch und bringe einem die verfluchten Lernsachen recht angenehm bei.

„Thut nichts, fort muß er doch!" rief Joseph. „Ich geb' ihm keine Ruh'. Heute sollen ihm die Knochen scheppern, wenn er sich an den Lehrtisch setzt."

„So? Was hast gethan?"

Das war nun ein Hauptspaß. Joseph hatte die vorderen Beine von Heideschmieds Sessel angesägt. Der Lehrer erschien, wie immer zur Stunde, lebhaft und freundlich und leitete den Unterricht mit den Worten ein:

„Wir beginnen heute ein hochinteressantes Kapitel unserer Geschichte. Die Thronbesteigung Karls des Fünften, meine Herren!" Er setzte sich und brach mit schrecklichem Gepolter nieder.

Aus drei jungen Kehlen erscholl ein triumphierendes Gelächter: „Thronbesteigung! schöne Thronbesteigung . . ."

Im nächsten Augenblick aber schon verstummten die Kinder. Herr Heideschmied war mit der ganzen Wucht seines großen, schweren Körpers, den Kopf voraus, auf die scharfe Kante eines Tischfußes gestürzt und hatte sich die Oberlippe buchstäblich durchgeschnitten. Die Wunde blutete reichlich und sah ganz abscheulich aus. Die Knaben waren betreten, Joseph geriet in Versuchung, eine Entschuldigung wenigstens anzudeuten, aber er genierte sich vor seinen Brüdern. Heideschmied stand auf, preßte das Taschentuch an den Mund, und Joseph fühlte mit quälender Scham, daß der Alte ihn mit einem Blick durchschaute.

„Wie gut, daß die Kleine noch nicht da ist," sagte Heideschmied. „Sie wäre gewiß erschrocken. Ich werde heute nicht vortragen; nehmen Sie das Buch, Joseph, und lesen Sie."

Der Verwundete blieb eine Zeit lang auf flüssige Nahrung angewiesen und wurde noch magerer.

In seinen Zöglingen aber regte sich ein der Reue sehr verwandtes Gefühl. Der „Hauptspaß" war bei weitem nicht so lustig ausgefallen, als sie erwartet hatten, und überdies folgte ihm ein für sie beschämendes Nachspiel.

Als Heideschmied zum erstenmal mit seiner vom Arzt zusammengenähten Lippe bei Tisch erschien und die Tanten voll Teilnahme fragten, was ihm geschehen sei, antwortete er einfach: „Ich bin gestürzt."

Die Gesichter der zwei Jüngeren erglühten, Joseph wurde blaß und stierte auf seinen Teller nieder.

„Ich war schuld, daß" . . . stieß er hervor, wurde aber durch Heideschmied unterbrochen, der ihm die Hand auf die Schulter legte und sprach: „Kein Wort, Joseph, ich bitte Sie." Die Tanten merkten, daß es sich um eine interne Angelegenheit des Schuldepartements handelte, und schwiegen aus Diskretion.

Herr von Kosel merkte nichts.

Nach Tische waren Joseph und Franz im Garten mit der Herstellung eines riesigen Drachen beschäftigt, den die Spätherbststürme wie einen Adler in die Wolken tragen sollten. Elika sah ihnen bewundernd zu, Leopold lief hin und her, von einem quälenden Gedanken besessen. Auf einmal blieb er vor den andern stehen und schrie:

„Sehr unangenehm! Sehr unangenehm!"

Seine Brüder fragten nicht „Was?", hoben die Köpfe nicht. Joseph murmelte: „Anständig war er. Verflucht anständig!"

„Das ist wahr, er klatscht nicht," sagte Franz, der im achten Jahr endlich gelernt hatte, das R deutlich auszusprechen.

Eines Abends nach dem Souper lud Herr Heideschmied Joseph zu einer kleinen Besprechung ein. Der Alte hatte die feierliche Miene eines Menschen, der im Begriff steht, einen ernsten, lange überlegten Entschluß auszuführen. Joseph folgte seiner Aufforderung mehr noch aus Neugier als aus Gehorsam.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zu Fuß um die Erde.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Kloster des Chanbo-Lama am Gänsesee.

Reiseskizze von **K. von Rengarten.**

Noch auf russischem Gebiete, etwa hundert Kilometer von der mongolischen Grenze entfernt, am Nordrande der etwa 700 m über dem Meeresspiegel belegenen Sselenginskischen Hochebene, befindet sich der Gänsesee (Gussinoje osero). Nur nach Nordosten wird er von einem terrassenförmig zu ihm abfallenden Ausläufer des Chamar-Daban begrenzt, weist aber sonst so flache Ufer auf, daß man sie füglich mit einer Tischplatte vergleichen könnte. Eine ebene Steppe dehnt sich auf eine weite Entfernung von den Südufern des Sees zur mongolischen Grenze aus und diese mußte mir ja ein günstiges Terrain zu meinem Marsche nach China bieten, also bedachte ich mich nicht lange, schwenkte bei Udungá von der Kiachtaschen „Kaufmannsstraße“ nach links ab, überstieg den 1300 m hohen Murtey und befand mich auf dem Wege zum einsam am Seegestade daliegenden Lamaïtenkloster. Es zog mich unsagbar dorthin, ich mußte den Sitz des Chanbo-Lama, des Obergeistlichen aller Lamaïten Sibiriens, mir ansehen.

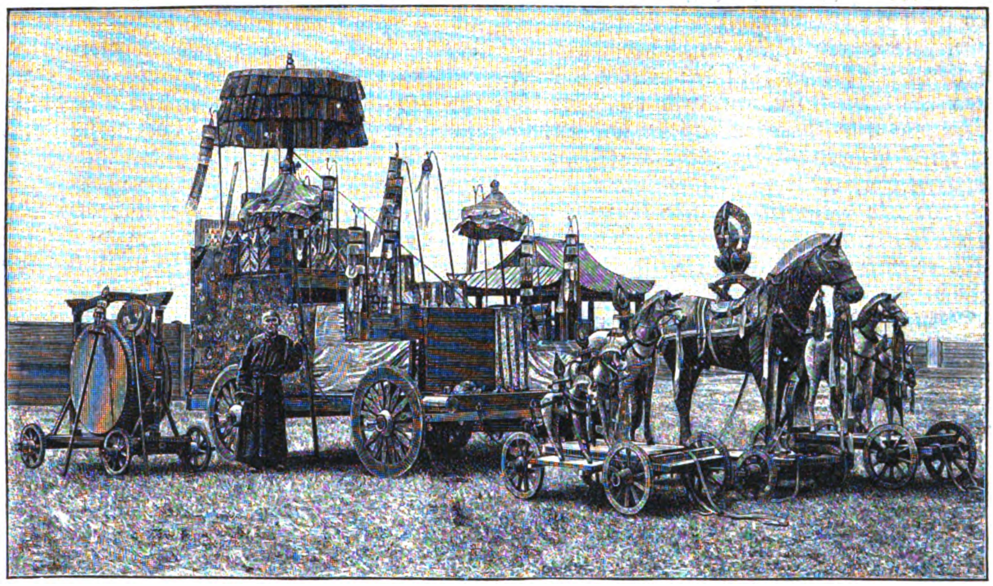
Namtoy-Sratz-Zybakow, der augenblickliche Bandido-Chanbo-Lama oder Obergeistliche aller heidnischer Buriäten Sibiriens, steht unter direkter Vormundschaft des Kutuchtá in Urga, wenngleich er nicht von diesem, sondern vom russischen Kaiser durch ein besonderes Reskript im Amte bestätigt wird. Er gehört in die Zahl der sogenannten Gygeny: hohen Geistlichen. Nicht wie der Kutuchtá, oder vom Volke schlechtweg Bogdo-Lama genannte „Heilige“ in Urga, zählt er zu den Unsterblichen, deren Seele aus dem hinfällig werdenden Leibe stets in einen neugeborenen Säugling übergeht; sondern er ist ein gewöhnlicher Priester, und doch umgiebt ihn und seinen Wohnort alles das, was das Lamaïtentum so interessant werden läßt. Das also selbst kennenzulernen, war mein Ziel, daher „stiefelte“ ich munter „drauf los“ .....

Schon lange hatte der sibirische Urwald sich zu lichten begonnen und nur noch der kalte Herbstregen, der Gefährte all meiner letzten Wandertage, begleitete mich auch heute. Wie es mir um die Ohren pfiff, wie die Regentropfen mir ins Gesicht schlugen, als ich, aus einem Lärchenwäldchen tretend, die höchste Spitze des Murtey erreichte!

Vor mir zur Linken sah ich einen „Ombó“, als erstes Anzeichen des mir Bevorstehenden; auf ihn marschierte ich zu, und hier, auf jenem roh zusammengeschichteten Steinhaufen, wo die Opfer der Wanderer, kleine Stückchen Brot oder Zucker, kleine Zeugläppchen ꝛc., umherlagen, sah ich eine mit mongolischen Schriftzeichen bedeckte Steinplatte und unter ihnen mit russischen Buchstaben die Worte: „Herr, erbarme Dich!“ eingegraben. Warum berührten mich diese Worte so eigentümlich? Ich blieb stehen und mußte nachdenken .....

Noch als unsere Vorfahren, die alten Germanen, heute das erste Volk der Welt, in rohen, finsteren Sitten fortlebten, als der Norden Europas noch keine Ahnung von dem ihm in weiter, weiter Ferne winkenden Kreuze zu Golgatha hatte, dämmerte nicht damals schon der rosige Morgen einer kommenden glücklicheren Zeit im fernen Indien auf? ....

Schikitmunni predigte eine neue Religion, von der Assoki d. Gr. später sagen konnte: „Eine prächtige Religion, sie schließt in sich den Begriff, nach Vermögen dem Bösen auszuweichen, viel Gutes zu stiften, sich Mitgefühl, Gnade, Gerechtigkeit und ein reines Leben zur Vorschrift zu machen.“



Der Wagen des Götzen „Maidari“.
Nach einer Aufnahme des photographischen Ateliers Petrow in Troyzkossawsk.

Dreihundert Jahre vor Christus hatte jener indische König das zu sagen vermocht, von Humanität durchdrungen, war er bestrebt gewesen, der Buddhalehre eine sichere Grundlage zu geben, dann kam im 14. Jahrhundert der Reformator Tsonchawá, schuf ein unnützes Ceremoniell, brachte Hierarchie und Disziplin in jenen Glauben, machte aus der Buddhalehre den Lamaïsmus, und was blieb noch? — Farbenprächtige Priestergewänder, Paukenklänge und Hornmusik während der „Churale“ (feierlichen Gebete), das scheint alles zu sein! So habe auch ich gedacht, so lange ich nicht persönlich mit Lamas verkehrte, so lange ich nicht das Seelenleben des schmutzigen, heidnischen Buriäten kennenlernte! Doch davon später, jetzt zu meinem Besuche des Klosters!

Immer regnete es noch in Strömen, als ich vom Gebirge zur Ebene hinabstieg. Links und rechts hatten sich Wasserlachen gebildet, auf welchen sich zahlreiche wilde Schwäne, Gänse und Enten während ihres Zuges nach dem Süden zur Ruhe niedergelassen hatten; allein das Lamaïtentum verbietet ja, einen Vogel zu töten, und daher wollte ich dieses Recht der geflügelten Reisenden nicht schmälern: ich senkte meine auf einen prächtigen Schwan gerichtete Büchse. Endlich langte ich am Dozan (Kloster) an und stand vor dem recht stattlichen Tempel.

Trotz des Regens unterließ ich es nicht, einen Blick auf dieses von über zweihundert kleinen Holzhäuschen umgebene Gebäude (vgl. Abbildung S. 273) zu werfen, das, in seinen unteren Teilen

* Vor etwa drei Jahren haben wir unseren Lesern mitgeteilt, daß Herr K. v. Rengarten den Plan gefaßt habe, den Erdkreis zu Fuß zu durchwandern, und daß er uns von Zeit zu Zeit Berichte über seine Erlebnisse senden werde. Zwei Beiträge aus der Feder des rüstigen Fußwanderers sind im Jahrgang 1895, S. 304 und S. 754, erschienen, heute lassen wir ihnen einen dritten folgen. Herr v. Rengarten hat bereits den größten Teil seiner Aufgabe gelöst; von seinem Wohnort Riga ist er nach dem Kaukasus gewandert und hat von dort das asiatische Festland durchquert; nachdem er Japan besucht hatte, schiffte er sich nach Amerika ein und trat von San Francisko aus seine Wanderung zu Fuß durch die Neue Welt an. Im Februar d. J. schrieb er uns aus Chicago, daß er bis dahin 21 087 km zu Fuß zurückgelegt habe und in New York sich nach Europa einzuschiffen gedenke, um dann seine Fußreise nach Riga fortzusetzen. D. Red.

Digitized by Google

streng im schlichten tibetanischen Stil gehalten, nur durch sechs schlanke Säulen an der Hauptfront und seine chinesische Ueberdachung ein prunkvolleres Gepräge erhielt. Mehrere an ihm angebrachte melodische Metallglocken verursachten eine eigentümliche Musik; das über der ersten Galerie angebrachte Symbol der Buddhalehre, das „Chyrdé“, und die beiden „Tschalzans“ nebst dem „Handshir“ auf dem Dachfirste leuchteten bei ihrer reichen Vergoldung, trotz des Regens, weit in die Ferne hinaus. Was bedeuten diese Wahrzeichen?

Als der Buddha Schikitmunni sich in Baneres aufhielt, brachte ihm einer seiner Schüler ein goldenes Rad mit hundert Speichen und bat um ein Gebet, damit die Buddhalehre ebenso ausstrahlen möge, wie die Speichen des Rades nach allen Seiten hinweisen. Als der Buddha betete, kamen zwölf goldene Gazellen aus dem Walde, knieten vor dem Rade nieder und beteten mit. „Man muß glauben, weil ein unvernünftiges Tier es gethan,“ heißt es zum Schlusse jener Ueberlieferung. Rad und Gazellen sind seitdem das Symbol des Buddhismus. „Tschalzan“ heißt „Zeichen des Sieges“, es ist ein Cylinder, gefüllt mit auf Papier geschriebenen Gebeten; „Handshir“ („voll Schätze“) ist eine umgestülpte Vase, welche denselben Zweck erfüllt. Erst nachdem ich das alles in Augenschein genommen, wandte ich mich dem Hause des Kanzleiverwalters zu, an den ich eine Empfehlung besaß. Allein ich fand ihn nicht zu Hause.

Nun stand ich bei strömendem Regen, angesichts von zweihundert leeren Wohnhäusern, faktisch „auf der Straße“, denn da die meisten Lamas kein Russisch sprechen, zum mindesten die mir zur Verfügung stehende Empfehlung nicht lesen konnten, so war ich unrettbar ihrem Mißtrauen preisgegeben. Endlich, nach längerem Hin- und Herreden, erbarmte sich meiner ein etatmäßiger Lama, und vor mir hergehend, führte er mich nach seinem Privathause, welches er eigens zur Aufnahme von Besuch erbaut hatte, woselbst er mich bestens aufnahm. Fast alle die zweihundert Häuschen in der Umgebung des Klosters sind Eigentum der zu den Festlichkeiten eintreffenden Buriäten, nur zehn von ihnen gehören Mönchen.

Wie der nicht hoch, aber stämmig gewachsene Greis in seinem gelben, faltigen Gewande, mit der roten Schärpe über der linken Schulter, vor mir herschritt, seinen kurzgeschorenen Kopf ohne Umhüllung dem eiskalten Regen preisgebend, da mußte ich lebhaft an die Zeit der alten Griechen zurückdenken; genau so wie einer ihrer Priester kam mir mein Wirt vor. In dem aus zwei Zimmern bestehenden Häuschen wurde mir ein reichliches Abendbrot vorgesetzt, dann erhielt ich die Weisung, in Gegenwart des in einem Glasschranke dastehenden Götzen „Maidari“ keinen Tabak zu rauchen, und man ließ mich allein. Trotzdem das Quartier ungeheizt, ich aber naß zum Ausquetschen war, schlief ich vorzüglich, eingehüllt in mehrere Priestergewänder und vor dem Glasschrank auf dem Boden liegend. Dazu hatte ich die Erlaubnis erhalten. So war die Nacht dahingegangen und endlich der Zeitpunkt da, wo ich zum erstenmal im Leben einen Heidentempel betreten sollte.

Nach einer Verfügung der russischen Regierung hat die lamaïtische Geistlichkeit in Sibirien aus dem Bandido Chanbo-Lama, also dem Obergeistlichen, aus 34 Klostervorstehern, 216 Lamas und 34 Schülern zu bestehen. Ein großer Teil derselben hält sich im Dozan am Gänsesee auf. Zu jeder Tageszeit kann man mindestens zwei Priester im Tempel antreffen.

Jeder zum Lama erhobene Gläubige leistet das Gelübde, nie in den Ehestand zu treten, er darf weder Tabak rauchen (wohl aber schnupfen), noch geistige Getränke zu sich nehmen, und soll sich überhaupt in Duldsamkeit und Nächstenliebe üben. Letztere beiden Eigenschaften habe ich durchweg geradezu bis zu einer idealen Vollkommenheit ausgebildet angetroffen. Man hatte mich mit Mißtrauen begrüßt, das auch noch lange nicht gewichen schien, aber keiner meiner Wünsche blieb unberücksichtigt.

Von meinem Wirt und einem Dolmetscher wurde ich in den Tempel geleitet. Wir passierten den durch einen hohen, roten Zaun abgegrenzten Tempelhof, der nach Norden, Süden, Osten und Westen vier Thore aufweist. Von dort stiegen wir einige Stufen zum säulengeschmückten Vestibül empor, auf dem zwei aus Holz gefertigte, abscheulich ausschauende Figuren, die einen Tiger und einen Löwen vorstellten, die drei Eingänge bewachten. Durch den mittleren derselben traten wir ein.

Im prächtig dekorierten, durch 25 feuerrote Säulen geschmückten Saale, der zahlreiche parallel mit den Ost- und Westwänden hinlaufende mit flachen, farbigen Sitzkissen versehene Pritschen aufwies, waren etwa ein Dutzend Lamas und ebensoviele Schüler versammelt, die unter lautem Getöse von Pauken und Metallbecken ihre gottesdienstlichen Handlungen ausübten. Alle hatten ihre „Nom“ (Gebete) vor sich und mit näselnder Stimme sangen sie dieselben vor sich her. Ich trat schüchtern vor, allein eine wohlwollende Handbewegung des Lamas benahm sofort jenes Gefühl. Er führte mich überall umher, ja selbst hinter die Barriere, wo in einer langen Reihe die Götzen aufgestellt waren, durfte ich treten.

Den Hauptplatz unter allen Götzen nahm der Burchan „Maidr“ oder „Maidari“, wie die Buriäten ihn nennen, ein, der von Schikitmunni, nach dessen Lehre, im Tuschit (Himmel) zurückgelassen wurde, als jener zur Erde herabstieg. Er krönte ihn zuvor mit einem heiligen Kopfschmuck, in dem er auch hier abgebildet war. Im „Maidari“ verehrt der Lamaïsmus den zukünftigen Weltbeherrscher.

Im Antlitz stets gelb oder in Gold und Bronze prangend, dabei in allen Nachbildungen, die mir zu Gesicht gekommen sind, ein ganz eigentümliches Lächeln zur Schau tragend, bietet er sich dar — bald klein und handlich geformt, bald zu einem Koloß aufgebaut, der ein ganz besonderes Gebäude für sich beansprucht. So gab es auch hier hinter dem Haupttempel einen besonderen Pavillon, wo der Gott Maidari auf einem von Scheusalen getragenen Thron in einer Höhe von mindestens 35 bis 40 Fuß abgebildet saß. Vor dieser aus Cedernholz gefertigten und mit wohlriechenden Gräsern gefüllten Statue wird kein besonderer Gottesdienst abgehalten; dem Maidari dient man im Tempel sowie in zwei besonderen Festlichkeiten, welche unter freiem Himmel abgehalten werden. Dieselben bestehen in einem großen Umzug des Götzenbildes auf einem eigentümlichen Prunkwagen und in der einige Wochen später folgenden Ceremonie „Tsamm“, einem Maskentanze.

Die Vorbereitungen zum Umzug der Statue beginnen schon zwei Wochen vor dem eigentlichen Festtag. Erstens gilt es ja, zahlreiche Gäste aufzunehmen, an welche zuvor Einladungen erlassen werden, dann wird der Wagen in Ordnung gebracht, neu angestrichen, und auch das große gleichfalls auf Rädern stehende Pferd vor demselben erhält ein neues grasgrünes Gewand. Sonstige noch vorhandene Pferde sind von Privatpersonen gestiftet.

Der Wagen ist von allen Seiten mit Gittern umgeben, in deren Mitte nachher ein Bildnis des Götzen Aufstellung findet, die Räder sind rot, das übrige gelb, blau, rot und grün angestrichen; das Ganze wirkt außerordentlich originell und durchaus nicht unschön, um so mehr, als große Mengen prächtigen Seidenzeuges beim Ausschmuck Verwendung finden. (Vergl. die Abb. S. 269.)

Am festgesetzten Tage* beginnt unter Trompeten-, Pauken- und Metallbeckenmusik der Gottesdienst im Tempel schon um fünf Uhr morgens, worauf gegen Sechs sich alle Einwohner des Klosters nebst einer großen Zuschauermenge auf dem Hofe einfinden. Die Klostergeistlichen haben sich nach Rang und Ordnung aufgestellt. Die Prozession eröffnet der Bandido-Chanbo-Lama mit zwei bis drei Assistenten, indem er eigenhändig eine Statue des Maidari trägt und sie auf den Wagen setzt, worauf weitere Lamas fünf Bände der heiligen Schrift über jenen Götzen herbeitragen und nebst ihnen wohlriechende Lichter, Räucherfäßchen, Blumen 2c. zum Bildnis legen. Dann beginnt der Marsch.

Voraus gehen zwei Lamas mit zusammengewickelten Pantherfellen in den Händen, mit denen sie um sich schlagend das zudringliche Volk abwehren, und in dieser Pflicht werden sie durch zahlreiche Kollegen mit Peitschen in den Fäusten unterstützt. Dann kommen zwei Mönche, die auf großen Seemuscheln blasen, dann solche mit anderen Musikinstrumenten, die einen Höllenlärm verursachen, und dem gelben Schirm des Maidari, dann Wagen und Pferd, die von Lamas gezogen werden, und schließlich Hunderte von angereisten Geistlichen, die alle bemüht sind, nach Möglichkeit viel Spektakel zu machen. Hohe Geistliche werden in Sänften getragen.

* Vgl. Posdnejews Werk über Lamaïtische Klöster (in russischer Sprache).

Digitized by Google

Auf dem Klosterhofe bleibt man stehen und betet: „Maidari als Befehlshaber aller siegreichen Buddhas möge seine Anbeter fähig werden lassen, sich an der Größe seiner Lehren zu ergötzen, wenn sie die Betmühle drehen 2c.“ Die Lamaïten benutzen verschiedene Bet-Automaten; es werden entweder Wind- oder Wassermühlen verwandt, arme Leute lassen über ihren Häusern Flaggen, bedruckt mit Gebeten, sogenannte „Chij-morin“ (chij heißt Wind, morin Pferd), wehen und Wohlhabende sind sogar neuerdings darauf verfallen, ihre Betmaschine durch Uhrwerke in Bewegung zu erhalten.

Nach obigem Gebete wird der Wagen des Maidari zuerst zur Nord-, dann zur Westpforte des Tempelhofes gefahren. Nun erholen sich die Lamas und speisen, worauf man zur Süd- und Ostpforte sich begiebt und schließlich wieder am Tempeleingange ankommt, womit die Feierlichkeit ihr Ende erreicht.

Das andere Fest, der „Tsamm“, besteht in einem pantomimischen Tanze der als Dokschiten (böse Götter) verkleideten Lamas. Auch hier dauern die Vorbereitungen etwa zwei Wochen, denn es müssen alte Masken ausgebessert, neue angeschafft und Gäste eingeladen werden. Dann haben aber auch die Lamas die Aufgabe, im Traume zu sehen, wie sie sich maskieren und wie sie tanzen sollen, um den betreffenden Gott getreulich kopieren zu können. Auch der „Tsamm“, den wir auf S. 273 im Bilde wiedergeben, wird nur im Klosterhofe gefeiert.

Zunächst wird derselbe gründlich gesäubert, dann wird dem Eingange zum Tempel gerade gegenüber auf vier Säulen ein Baldachin aus Seide errichtet, der in blau-rot-gelb prangt. Ueber den vier Ecken dieses Zeltes, in das die Opfergaben zu bringen sind, wehen Fahnen. Das ist der Mittelpunkt der Feierlichkeit. Nun werden um das Zelt herum durch ausgestreutes Mehl oder pulverisierte Kreide mehrere Kreise gezogen, und zwar zunächst zwei Kreise, in denen die Dokschiten, und dann weiter gleichfalls zwei, in denen die Schanaken (nicht verkleidete Personen) tanzen; dann markiert man in derselben Weise einen Weg bis zum Tempeleingange und in seiner halben Länge noch einen Kreis, in dessen Grenzen sich die Masken während der Ruhepausen aufhalten. Das Tischchen, auf welches unter dem genannten Baldachin die Opfergaben gestellt werden, wird vorher mit einem Pantherfell und dann mit einem seidenen Tuche bedeckt.

Der Gottesdienst hat um Fünf unter dem üblichen Lärm aller vorhandenen Musikinstrumente begonnen, um Sieben ist er beendet, und bis zehn Uhr erholen sich alle Teilnehmer an demselben oder bringen ihre Maskenanzüge in Ordnung. Letztere sind stets aus prachtvollem Seidenzeuge gefertigt, meistens ist es einfarbiger Atlas, aus dem sie bestehen. Sie sind sehr breit, namentlich die Aermel, denn es heißt ja, daß die Dokschiten in ihren Händen Pfeil und Bogen verborgen halten, um die Feinde der Religion zu vernichten. Die Kopfmasken bestehen aus Papiermaché und sind in Form und Farbe genau dem Götzen, den sie darstellen, nachgebildet; man sieht verzerrte Menschengesichter, Köpfe von Löwen, Ochsen, Elefanten 2c. Auf einigen Masken unserer Abbildungen (S. 272 und 273) sind fünf Totenköpfe, das Zeichen eines der Dokschiten, sichtbar.

Die aktiven Festteilnehmer kommen aus dem Tempel — voran mehrere Lamas in ihrer prächtigen gelben Kleidung mit der feuerroten Schärpe über der Schulter, Lampions in den Händen tragend, ihnen folgen Amtsbrüder mit Räuchergefäßen, Musikinstrumenten 2c. Alle haben sich in gebührender Ordnung aufgestellt und nun beginnt die Musik, worauf die beiden ersten Masken erscheinen. Es sind zwei in enganschließende, weiße Kleider gehüllte Gestalten mit Totenköpfen als Maske und Stäben in der Hand, man nennt sie „Dürtott“. Ferner erscheint ein als Rabe verkleideter Mönch, „Chré“ genannt.

Das Opfer „Ssor“ liegt noch nicht auf dem Tischchen inmitten der Kreise, sondern ist irgendwo im Hofe aufgestellt. Der Rabe stürzt sich auf dasselbe, um es zu stehlen, während die beiden Dürtott bestrebt sind, ihn von dort mit Hilfe ihrer Stäbe zu vertreiben. Dieser einige Zeit währende Kampf ist die Einleitung zu der eigentlichen Handlung der Pantomime.

Ein stattlicher Lama erscheint mit zwei heiligen Gefäßen: dem Gabalu und dem Mandal in Händen; in ersterem befindet sich Blut, in letzterem Getreide, und unter einem lauten Aufschrei schüttet er den Mandal über dem Gabalu aus. Dann wird das Opfer unter den seidenen Baldachin getragen und im selben Augenblick beginnen die Totenköpfe einen wilden Tanz um dasselbe, werfen ihre Knüttel in die Luft und fangen sie wiederum auf, verrenken ihre Glieder 2c., laufen sechsmal um die Opfergabe und bleiben schließlich neben derselben stehen. Ihre Rolle ist zu Ende gespielt, nur von Zeit zu Zeit sieht man sie noch den gefräßigen „Chrévogel“ davonjagen.

Wieder steigert sich die Musik zu einem Höllenspektakel, es erscheinen zwei imitierte Einwohner des Hindostan, gewöhnliche, allerdings braungefärbte Menschengesichter, doch karikaturenhaft verzerrt. Auch ihre Kleidung ist braun. Ihre Aufgabe besteht eigentlich nur darin, dem ihnen folgenden Fürsten, Tschakrawarting-Chan, ehrerbietig entgegenzugehen, im übrigen jedoch stürzen sie sich auch mitunter unerwartet auf das zuschauende Volk, was viel Heiterkeit erregt. Nun folgt der letztgenannte mit Gemahlin und Sohn, hinter der ehrwürdigen Familie laufen zwei kleine Trabanten mit entblößten Schwertern auf den Schultern einher. Auch diese Herrschaften spielen keine glänzende Rolle, nur werden sie — wie schon gesagt — von den beiden Hindus begrüßt, wobei man ihnen Blumen auf den Weg streut, und dann zu einem Diwan geleitet, wo sie sich gemütlich hinpflanzen. Ihre Trabanten stellen sich zu beiden Seiten auf.

Ein lautes Blasen auf Seemuschelhörnern lockt nun noch eine Familie hervor, und zwar Hasching-Chan mit sechs Söhnen, von denen der ältere stets um einen Fingerbreit größer ist als sein jüngerer Bruder. Alle tragen Musikinstrumente, Glocken, Tamtams, Metallbecken, in Händen. Von Hasching-Chan meldet die Ueberlieferung, daß er einst jeden vorüberziehenden Buddha besonders herzlich aufnahm, daher ihm hier der Zutritt freigestellt ist. Auch diese musikalische Familie verhält sich mehr passiv zur Festlichkeit, ihre verzerrten Mongolenmasken aber wirken außerordentlich komisch ihres bodenlos gutmütigdummen Ausdrucks halber.

Kaum haben diese Ankömmlinge sich gleichfalls gesetzt, so folgt ein heftiges Dröhnen auf zwei Metallbecken und es erscheinen zwei dunkelgelbe, zwei braune, zwei blaue und zwei grüne abscheuliche Maskenfratzen, denen Mehl auf den Weg gestreut wird und die längere Zeit plump umherhüpfen. Sie bleiben so lange in Thätigkeit, bis zwei Schamas (Zauberer), der eine mit einem Kuh-, der andere mit einem Hirschkopf, den Tempel verlassen und, nachdem ihnen Blut auf den Weg gegossen worden ist, sie im Tanzen ablösen. Nun folgen sich die übrigen Masken ziemlich rasch aufeinander.

Es erscheint Otschir-Wani, mit einer Schlinge in der Hand, mit der er die Feinde der Religion fängt, dann der Gonbo mit schwarzem Gesicht, hernach Hlamá mit seiner blauen Menschenmaske, der Löwenkopf Sengey-don-shan und der ein mythisches Ungeheuer darstellende Tschus-rin-don-shan, Namsarai mit einem Netze in der Hand, Gonbo-Guru mit den acht Assistenten des Tschamssaran und schließlich dieser selbst: die schrecklichste Maske, die es geben kann. Er besitzt zwar ein Menschenantlitz, doch unsagbar verstümmelt, in der einen Hand hält er ein feuriges Schwert, in der anderen ein blutiges Herz. Ganze Ströme von Blut hat man vor ihm ausgegossen, in den Reihen der Zuschauer regt sich ein Gefühl des Grauens.

Der Tanz aller genannten Persönlichkeiten ist schwerfällig und träge, sie nutzen die Geduld der Zuschauer nach Möglichkeit aus und daher ist eine heitere Abwechslung nötig. Dieselbe wird bewirkt, indem Tsagan-Ebugèna, jener famose Greis mit dem ungeheueren Kopf, dem weißen Schlafrock und langen Bart, erscheint. Er schreitet nicht wie andere Darsteller gravitätisch einher, sondern wird, in einen großen Teppich gehüllt, auf den Schauplatz getragen. Nachdem er einige Zeit regungslos gelegen, erhebt er sich, ordnet seinen Schnurrbart und die Augenbrauen, hält die Hand über die Augen und sieht sich die Gesellschaft an, geht bald auf eine, bald auf die andere Seite, dann giebt man ihm einen ordentlichen Branntwein und nun „legt er los“, daß die Hacken in der Luft blinken! Er tanzt wie ein schwer Bezechter, bis er vor Müdigkeit hinstürzt. Einige Zeit liegt er still da, dann marschiert er langsam aus dem Kreise hervor, setzt sich auf den Boden und beginnt ein Schafsfell zu krauen. Ein fröhliches Gelächter hat sein Auftreten begleitet. Auch bei diesen religiösen Tänzen geht es also nicht ohne Hanswurst ab.

Digitized by Google

Nun erscheinen noch 32 Darsteller: die Schanaken (nichtverkleidete Lamas) und endlich, zum Schluß der Feier, Tschoitschshila mit einem großen blauen Ochsenkopfe, der, während sich alle übrigen zurückziehen, allein auf der Scene zurückbleibt und dem letzten Akte: der Zertrümmerung der Figur des Linka (symbolische Figur) beiwohnt. Dann folgt ein Schluß-„Chural“: ein feierliches Gebet. — — —

Doch kehren wir zurück in den Tempel!

„Maidari“, der zukünftige Weltbeherrscher, der zweite Buddha aus der Zahl der tausend buddhistischen Weltregierer, der Gelbleibige, nach dem man den Lamaïsmus auch die „gelbe Religion“ nennt, war im Tempel am Gänsesee zur Zeit meines Besuches mehrfach und in verschiedener Größe vertreten.

Im ganzen waren über 40 Götzenbilder — einige doppelt — im Tempel vorhanden, wozu noch einige Modelle des „Tuschit“ (Himmelreiches) in Form von Häuschen, das Bildnis des Reformators Tsonchawá und mehrere andere heilige Abbildungen hinzugerechnet werden müssen. Ueberall, der ganzen Götzenreihe entlang, standen in kleinen blanken Schälchen Opfergaben: Quellwasser, Getreide, Fett, Butter, Naschwerk 2c., umher, zwischen welchen Gegenständen Pauken, Trommeln, Becken, Trompeten und Glocken, die Attribute des Gottesdienstes, aufgestellt waren. Da außerdem die Götzen teilweise in Seidenzeug der eigentümlichsten und buntesten Färbung gehüllt waren, so daß nur ihre Fratzen hervorsahen, und außerdem überall der Rauch von wohlriechenden Kerzen und Räucherstäbchen emporstieg, so erhielt das Ganze einen auf Nichtgewöhnte überwältigend wirkenden Eindruck. Nichts Feierliches war eigentlich vorhanden, nur die grelle Buntheit, der Höllenlärm um mich her, sie waren die effektschaffenden Mittel, die auf den schlichten, biederen und auf so niedriger Kulturstufe stehenden Burjäten besonders kräftig einwirken müssen.

Maskentypen von dem Feste „Tsamm“.

Nach einer Aufnahme des photographischen Ateliers Petrow in Troizkossawsk.

Ein verhängter Glasschrank, der sich durch die Freundlichkeit meines Gastgebers vor mir erschloß, enthielt den Genius: die Beschützerin des Klosters Ochin-Tengri, eine fratzenhafte Frauengestalt zu Pferde, die in der einen Hand ein Kind, in der anderen als Schale (Gabalu) den Schädel eines Menschen hielt. Vor dieser Gestalt waren besonders viele Opfergaben und wohlriechende Räucherstäbchen aufgestellt.

Wir traten hinter der Barriere, welche die Götzen gegen den Tempelraum abschließt, hervor, und nun fiel mein Blick auf zahlreiche, von der Decke und den Wänden herabhängende, prachtvoll in Seide gestickte Verzierungen, welche, von Privatpersonen gestiftet, einen wahrhaften Schmuck bildeten. Entweder waren es riesenhafte, 15 bis 20 Fuß lange, in den buntesten Farben prangende Cylinder, die, obgleich sie keine Gebete enthielten, gleichfalls „Tschalzan“ genannt wurden, oder es waren flaggenartige Seidenstücke, die senkrecht herabhingen und oben durch einen nachgebildeten Fischkopf gehalten wurden. Auch buntfarbige Schnüre mit den kunstvollsten Knoten in ihnen, sogenannte Schemá, auf Seide gestickte Wirtschaftsgeräte und Reiseutensilien hingen überall herab, eine schreiend bunte Dekoration abgebend.

Im vorgenannten besonderen Pavillon des Maidari öffneten sich vor mir noch acht Schränke, in denen die heiligen Bücher, der 108 Bände enthaltende Ganshur und der 225 Bände starke Danshur, aufbewahrt werden, die in tibetanischer Schrift Aufschluß über Sitten- und Glaubenslehre geben, aber auch Abhandlungen über Medizin, Mathematik und namentlich astrologische Weisheit enthalten. — Nun hatte ich den Heidentempel gesehen, mein Zweck war erreicht und ich konnte weiterziehen. Ich war meinem Gastgeber, dem Lama, kein bequemer Gast gewesen, vielleicht hat er sich durch mich nach Rückkehr des Bandido-Chanbo-Lama einen Verweis zugezogen, aber so lange ich in seinem Hause weilte, wahrte er mir gegenüber den Takt eines Weltmannes, er behandelte mich mit der ganzen Herzlichkeit eines Menschenfreundes. Auch unter der gewöhnlichen mongolischen und burjätischen Landbevölkerung, diese und jene sind vorwiegend Lamaïten, habe ich bis heute wohl eine kaum glaubliche Armut, doch nirgends Geiz, Habsucht und namentlich ein feindseliges, intolerantes Benehmen gegen mich, den fremden einsamen Wanderer, bemerkt.

Naturspiele.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Rudolf Kleinpaul.

In den Wildnissen des fernen Westens, jenseit des Missouri, hauste in den fünfziger Jahren, mit dem Urwalde und dem Indianer um die dürftige Existenz ringend, ein deutscher Farmer, ein sogenannter Hinterwäldler. Weit weggesetzt von der europäischen Civilisation, wollte er doch seiner Familie die Segnungen der Kultur erhalten und in seinen Mußestunden sein hoffnungsvolles Söhnlein in der Kunst des Schreibens unterrichten. Das Schreibebuch wurde von Karlchen, nach der allgemeinen Liebhaberei künstlerisch veranlagter Kinder, noch mehr zum Malen und Karikaturenzeichnen als zum Schreiben benutzt: der kleine Deutsch-Amerikaner hatte sich, so scheint es, auf die Hieroglyphenschrift gelegt und Blatt für Blatt mit jenen elementaren Abbildungen, jenen grotesken Fratzen bedeckt, wie man sie bei uns an den Mauern oder im Sande anzubringen liebt, und die man, wenn sie aus Rom oder Pompeji stammen, Graffiti, auf deutsch aber Kritzeleien oder Sudeleien nennt: Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. Besagtes Schreibebuch hatte indes ein eigenes Schicksal, es sollte in Holz geschnitten, in einer Kaiserlichen Staatsdruckerei vervielfältigt, in Juchtenleder gebunden und kostbar ausgestattet, an alle Bibliotheken der civilisierten Welt versendet werden. Es war, wer weiß durch welchen Zufall, auf die Prairie geraten und einem französischen Missionär, dem Abbé Domenech, in die Hände gefallen, der den Nachkommen der Azteken das Evangelium predigte. Er glaubte Wunder was gefunden zu haben; wie Humboldt die Figuren von Himmelskörpern, Krokodilen und Schlangen, die in Guayana in Felsen

Digitized by Google

Das Tsammfest im Lamaitenkloster am Gänsesee in Sibirien.
Nach photographischen Aufnahmen gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

eingegraben waren, für Reste einer alten untergegangenen Civilisation erklärte, so meinte unser Abbé in diesen runden Gesichtern, in denen zwei Punkte als Augen standen, in diesen Stelzfüßen, in diesem Krikelkrakel, ja, in den Buchstaben selbst, die zollgroß, mit Enterhaken und Spießen bewaffnet, wie die Riesen der Vorzeit oder zum mindesten wie Zaunspfähle, wie Keilschriftzeichen aussahen, höchst merkwürdige und kostbare mexikanische Hieroglyphen zu erkennen. Es ist ja Thatsache, daß die Kunstleistungen primitiver Völker durchaus an die Versuche unserer Kinder erinnern. Kurzum, der Abbé Domenech brachte sein amerikanisches Altertum nach Frankreich und hatte das Glück, die Rarität der Kaiserin Eugenie vorlegen zu dürfen. Diese setzte es durch, daß das Ding auf Befehl des Kaisers herausgegeben und auf Staatskosten zu Paris von der Firma Didot gedruckt ward. So entstand im Jahre 1858 das „Buch der Wilden oder die Bilderschrift der Azteken“ von Abbé F. Domenech. Der grobe Mißgriff wurde in den sechziger Jahren von Heinrich Noé, damals Assistent an der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, und von dem Dresdener Bibliographen Julius Petzholdt aufgedeckt.

Auch im Buche der Natur finden sich solche Kritzeleien und solche harmlose Skizzen, denen man den Namen „Naturspiele“ gegeben hat. In früherer Zeit hat man allerdings viele Bildungen in der Natur mit Unrecht zu den Naturspielen gezählt; das gilt vor allem von den Versteinerungen.

Wenn der alte Naturforscher einen Felsen entdeckte, der auf seiner Kluftfläche die flüchtigen Umrisse eines Farnkrautes oder eines vorweltlichen Tieres erkennen ließ, so glaubte er an ein Naturspiel. Wenn er ein Gestein fand, das selbst die Form eines lebenden Wesens, eines überlegten Kunstwerkes, eines menschlichen Gerätes hatte, so glaubte er an ein Naturspiel. Thatsächlich sind sogar die Waffen und Werkzeuge der Steinzeit, ja, die Urnen, die aus vorgeschichtlichen Gräbern stammen, für lusus naturae, Naturspiele, gehalten worden. Mutter Natur hätte dann getändelt und gebosselt wie eine Anneliese, die Wachs knetet oder unter dem Tische Brotkügelchen macht.

Mit andern Worten: von Versteinerungen oder Petrefakten wußte man in jener Zeit noch gar nichts. Die Lehre von den vorweltlichen Tieren und Pflanzen, die eben versteinert sind, ist eine sehr junge Wissenschaft, deren Geschichte kaum drei Menschenalter rückwärts reicht. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein wurden die in den Schichten eingeschlossenen Reste von Pflanzen und Tieren als Produkte eines der Natur innewohnenden Kunsttriebes, also wie Spielereien und wie Versuche angesehen, die lebenden Wesen nachzubilden. Wir wissen jetzt, daß die pflanzenartigen Zeichnungen, die man auf den Gesteinen wahrnimmt, Abdrücke von wirklichen Pflanzen sind, die auf dem Gestein gelegen und das Abbild ihrer Form hinterlassen, aber sich selbst verflüchtigt haben.

Durch eine richtige Ansicht vom Wesen der Versteinerungen wird also das Gebiet der Naturspiele bedeutend eingeschränkt, doch hört es darum keineswegs ganz auf. Im Gegenteil, der Forscher muß manches für ein Naturspiel erklären, was von den Laien irrtümlich für eine Versteinerung angesehen wird. So hat man zum Beispiel auf den Solnhofener Schiefern mehrfach zartverästelte Zeichnungen gefunden, welche die Form von Bäumen, Sträuchern oder Moosen haben und daher auch organischen Ursprunges scheinen. Es sind aber keine Abdrücke von Pflanzen, sondern zufällige Gebilde, aus eingedrungenen Lösungen durch Ausscheidung entstanden. Hier hat die Natur wirklich gespielt, wenn man sich dieses poetischen Bildes bedienen will, wie sie auch gespielt hat, wenn sie bei gewissen Marmorarten durch die gegenseitige Verschiebung von Bruchstücken eines grau- und gelbgestreiften Kalksteins ruinenähnliche Zeichnungen hervorrief. So sind die „Ruinen“ entstanden, die der Florentiner Ruinenmarmor aufweist; so sind die Trümmer und Festungen entstanden, die man mit ein wenig Phantasie auf dem sogenannten Trümmerachat wahrnehmen kann.

Achat und Marmor bieten der Phantasie mit ihren Adern, ihren Bändern, ihren Streifen, Flammen, Wolken und Flecken einen besonders weiten Spielraum. Der Zufall deutet eine Aehnlichkeit an, die Einbildungskraft hilft nach. Sie ergänzt, was fehlt. Oft hat auch die Kunst des Fälschers nachgeholfen, da die Sammler dergleichen Raritäten gut bezahlen. In den naturhistorischen Sammlungen zu Upsala befinden sich zwei Achate, auf deren einem man das Jüngste Gericht mit allen seinen Schrecknissen erblicken kann. Auf dem andern sieht man den Durchgang der Kinder Israel durchs Rote Meer.

Bei dem sogenannten Glasachat oder dem Obsidian, wie er sich zum Beispiel in Böhmen zu Moldautein findet, ist es noch nicht einmal entschieden, ob er von der Natur herstammt oder sein Dasein einer sehr alten Glasfabrikation verdankt. Wenn er aber einmal, wie auf der Insel Hawaii im Stillen Ocean am Krater Kilauea, ein Gewirr zarter, haarförmiger Fäden bildet, daher er auch Königin Peles Haar genannt wird, so wird man schwerlich glauben, daß hier die versteinerten Zöpfe der Königin Pele erhalten seien, so wenig wie man sich etwa überreden läßt, daß das Haar der Berenice wirklich am Himmel stehe.

Pele ist die furchtbare Göttin, die nach dem Glauben der Eingeborenen auf dem Kilauea thront, mit ihrer gräßlichen Stimme die ganze Insel erzittern macht und jeden, der sich in ihre Nähe wagt, zerschmettert — die Mutter Hawaiis. Man besteigt jetzt den Kilauea so gut wie den Vesuv, um den feuerflüssigen Saracee zu sehn; hart am Rande des Kraters hat ein unternehmender Amerikaner ein Hotel, das „Volcano House“, errichtet.

Ganze Berge haben mitunter die Gestalt von Menschen. Noch ehe dem verewigten Kaiser Friedrich zu Berlin ein Denkmal errichtet wird, hat ihn schon die Natur in Böhmen zu Weckelsdorf abgebildet; es ist bekannt, daß man am Traunstein Ludwig XVI, im Montblanc den ersten Napoleon erblickt. Im Profil des Montblanc, wie man es von Genf aus sieht, stellt der sogenannte Korridor die Lippen, die untere Hälfte der Rochers Rouges die Nase, die obere das Auge, die Calotte das welthistorische Hütchen dar. So zeigt man bei Karlsbad, zwischen Karlsbad und Elnbogen, den Hans Heilingfelsen, die Geliebte des Berggeistes, die er aus Eifersucht in Stein verwandelte; bereits im Altertum hat man in Kleinasien auf dem Berge Sipylus die trauernde Niobe und am Südende des Toten Meeres Lots Weib erkennen wollen. Die Sage ist in solchen Fällen schnell bei der Hand, eine Verwandlung und eine Versteinerung anzunehmen, ja, die Künstler haben sich vermessen, der Natur nachzuhelfen und ihre angeblichen Entwürfe vollends auszuführen. Als Michel Angelo in Carrara und Serravezza in der Nähe der Marmorbrüche weilte, nahm er sich vor, einen jener Berge zu einer Riesengestalt auszumeißeln, die, vom Meere aus gesehen, ein Wahrzeichen für Schiffer, den Eindruck machen sollte, als säße sie auf dem Gebirge; und so plante einst ein griechischer Künstler, aus dem Berge Athos eine Bildsäule Alexanders des Großen zu machen, die mit der linken Hand eine volkreiche Stadt umfassen, mit der rechten die Wassermassen eines Stromes ins Meer ergießen sollte, und ein Münchener Bildhauer wollte das „Ettaler Mandl“, den Besuchern der Oberammergauer Passionsspiele wohlbekannt, in eine Mutter Gottes ummeißeln, die als Bayerns Schutzpatronin aus der Höhe herabgrüßen sollte.

Naturspiele kommen nicht bloß im Mineralreiche vor. Wer hätte wohl noch niemals einen Hecht gegessen und die Passionswerkzeuge gesucht, die der aus lauter einzelnen Knochenstücken zusammengesetzte Kopf wie eine Passionsblume enthalten soll? Im Munde der Forelle findet man ein Knöchelchen, das die Gestalt eines Schweines hat und als Glücksschweinchen betrachtet wird; an der Blume des Hasen einen Knochen, der wie ein Fuchskopf aussieht. Eine Kokosnuß hat viel Aehnlichkeit mit einem Affenkopfe, ein Termitennest mit einem Negerkopfe, ein Abendschmetterling mit einem Totenkopfe. Weshalb gilt wohl ein vierblätteriges Kleeblatt für glückbringend? — Weil es die Form eines Kreuzes und des alten heiligen Hammers, des Donnerhammers, hat.

Es giebt aber auch Fälle, in welchen die Natur lebenden Wesen Gestalten verleiht, die auf Täuschung berechnet sind. Sie hat zum Beispiel Insekten geschaffen, die Stückchen von Baumrinde oder dürren Zweigen ähnlich sehen. Eine Heuschreckenart ist so vortrefflich einem Pflanzenblatte nachgebildet, daß die Zoologen ihr den Namen „Wandelndes Blatt“ gegeben haben. Solche Formen, die von der Natur nach älteren Mustern geschaffen wurden, haben jedoch nichts Zufälliges an sich. Die Natur hat bei ihrer Ausbildung kein Spiel getrieben, sondern ein ernstes Ziel verfolgt; sie hat den schwachen Tieren diese täuschende Gestalt verliehen, um sie weniger erkenntlich zu machen und dadurch vor den Nachstellungen ihrer Feinde zu schützen.

Digitized by Google

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.) Roman von W. Heimburg.

Im obersten Geschoß des Wartauer Schlosses sind die Kinderstuben. Man hat nicht mehr genug an einer, denn vor drei Monaten ist ein Zwillingspärchen hinzugekommen zu dem Stammhalter, ein Mädchenpaar mit blondem Flaum auf den Köpfchen und den blauen Augen des Vaters.

Frau Edith Mohrmann plant ein großes Fest für die Taufe. Ihre Freundin Ma ist auf Besuch in Wartau, ebenfalls mit einem Kleinen; Edith hat sie gebeten, die Zeit während eines Kommandos ihres Gatten nach der Reichshauptstadt hier zuzubringen, und die hübsche junge Strohwitwe ist dieser Einladung mit vieler Freude gefolgt. Es ist aber auch geradezu entzückend auf Wartau, ein Aufenthalt, wie geschaffen, um sich zu erholen von dem knappen Garnisonsleben, in dem das Wirtschaftsgeld nie reichen will. Frau Ma hat hier bereits rote Wangen bekommen und das blasse Stadtkindchen quillt in der frischen Luft und bei der unverfälschten köstlichen Milch auf wie ein kleiner Pfannkuchen. Die Kinderfrau Ediths ist aber auch so vorzüglich, die beiden jungen Mamas brauchen sich thatsächlich um nichts zu kümmern. Gehegt und gepflegt wird das kleine Gelichter, als wären es Fürstenkinder, und zu allem Ueberfluß wohnt dort oben Tante Tonette, die schier verliebt ist in den Aeltesten Ediths, in den kleinen Lothar, der äußerlich und innerlich ein echter Wartau zu werden verspricht und lachhaft dem Porträt ähnelt, das seinen Urgroßvater Lothar von Wartau als Kind darstellt.

Ja, Tante Tonette ist auf dem Gipfel ihrer Wünsche angelangt. Sie hat mit Vergnügen ihre Stuben im ersten Stock geräumt und ist nach oben gezogen in das Napoleonszimmer, denn Wartau ist wiedererstanden in allem Glanz vergangener Zeiten, Wartau ist der Brennpunkt der Geselligkeit im ganzen Umkreise; nirgends wird ein Haus in so vornehmem Stil geführt, nirgends giebt es eine so geschmackvolle Einrichtung, nirgends eine so bezaubernde Hausfrau wie hier, und — pflegt die alte Dame im stillen hinzuzusetzen — er stört ja nicht, er ist mit allem zufrieden.

Emma von Lattwitz und Edith sitzen auf der Terrasse unter rotgestreiftem Leinendach und unterhalten sich. Edith ist eine wunderschöne Frau geworden, voll aufgeblüht, groß und schlank. Sie trägt ein scheinbar sehr einfaches Batistkleid, aber die Stickerei läßt ein Unterkleid von gelber Seide durchschimmern, und wenn sie sich bewegt, rauscht diese Seide. Ma, neben ihr, ist in marineblaues Leinen gekleidet, Matrosenbluse und Rock mit weißen Litzen besetzt, sehr einfach, sehr billig, aber sie kann sich trotzdem neben Edith sehen lassen. Ihre Hände arbeiten fleißig an einem Kleidchen für das Kleine.

Man hat Thee getrunken trotz der Hitze; die zierlichen, echt japanischen Täßchen stehen da noch neben der silbernen Kanne und dem Kesselchen, dessen Spiritusflamme heruntergeschraubt ist. Eine große Schale purpurroter Rosen ist etwas zur Seite geschoben, um Edith Platz zu schaffen: sie schreibt in einem Notizbuche.

„Ich freue mich furchtbar," sagt sie eben, „und ich begreife nicht, daß ihr alle so kalt bleibt bei meiner Idee, ein Gartenfest im Rokokostil abzuhalten. Du ziehst ein sauersüßes Gesicht, Ma, und Tante Tonette meint, es würde Josepha unsympathisch sein, die sich nun endlich huldvoll herablassen will, zur Taufe auf Wartau zu erscheinen — mein Gott, wenn's ihr nicht paßt, dann mag sie wieder abreisen, ich sehe nicht ein —"

„Di, ich freue mich ja schon, aber ich glaube, deinem Manne ist's nicht recht, wenigstens vorhin bei Tische —"

„Anton?" fragt Edith verwundert, „beste Ma, du siehst Gespenster! Uebrigens, was geht dich das an, wenn Anton sich ausschweigt über irgend eine Angelegenheit?"

„Aber, Edith, er ist doch der Hausherr, und ich möchte nicht, daß er glaubt, ich bestärke dich in deinen extravaganten Einfällen."

„Extravagante Einfälle? Diese harmlose Sommermaskerade?"

„Na, ich danke!" sagt Ma ernsthaft, „ich möchte diese harmlose Maskerade nicht bezahlen."

„Ja, aber wie kommst du denn eigentlich auf alle diese Gedanken?" fragt Edith. „Meinst du etwa, wir befinden uns plötzlich in so betrübenden Umständen, daß wir kein Tauffest ausrichten könnten? Oder — was meinst du?"

Ma lacht. „Ich bitte dich, Edith, davon ist gar keine Rede. Nur gestern mittag, als du zuerst von deinem Projekt sprachst, sagte dein Mann, daß ihm die Trockenheit dieses Sommers Anlaß zu schlimmen Befürchtungen wegen der Ernte gebe."

„Ah! bah! das kenne ich! Der gute Anton kommt immer mit irgend einem Unkenruf dazwischen, wenn ich etwas Nettes will. Darauf gebe ich gar nichts mehr, nicht so viel!" — Sie schnippst lustig mit den Fingern vor Mas Näschen. — „Im Anfang habe ich mich ein paarmal einschüchtern lassen, habe geweint und bin traurig gewesen; später kam ich dahinter, daß solche Prophezeiungen weiter keinen Zweck hatten, als ein bissel billiger wegzukommen von seinen Verpflichtungen. Das liegt so drin bei Naturen wie die seine — sparen! sparen! Das Leben zu genießen verstehen sie nicht. Jetzt höre ich es gar nicht mehr. Also, wenn das dein einziger Kummer ist, Schatz —"

„Aber, Di! Du kannst nicht leugnen, daß der diesjährige Sommer so heiß und trocken auftritt, als sei Mitteldeutschland die Sahara."

„Und deshalb eben will ich die Taufe abends haben, Illumination des Gartens und im Naturtheater soll das Menuett getanzt werden — du wirst eine süße kleine Schäferin sein, Ma; du blau — ich rosa — zu nett!"

In diesem Augenblick tritt Anton Mohrmann in den Rahmen der Thür. Auch er hat sich verändert, vielleicht zu seinem Vorteil. Er hat nicht unbeeinflußt neben einer so eleganten Frau, wie Edith, gelebt; er ist tadellos angezogen, wenn auch schlicht und ohne Zugeständnis an Modethorheiten. Das Gesicht ist schmäler geworden, aber auf der Stirn zeigen sich ein paar Falten und die Augen haben nicht mehr den alten frohen Ausdruck; es liegt etwas Grübelndes in ihnen, als ob hinter der Stirn nicht einen Augenblick die Gedanken ruhten, allerhand quälende, nörgelnde Gedanken.

„Störe ich die Damen?" fragt er, zieht aber nichtsdestoweniger einen Stuhl herzu und streckt die Hand bittend nach Edith aus. „Hast du noch eine Tasse Thee für einen Durstigen?"

„Nicht einen Tropfen," erwidert sie gelassen, macht aber weder Miene, nachzusehen, ob das Wasser noch heiß ist, noch eine frische Tasse zu bereiten. Dafür fragt sie: „Wo warst du eigentlich, Anton? Es sieht aus, als wärst du irgendwo auf den Knieen umhergekrochen."

Er lacht plötzlich, sein ganzes Gesicht strahlt, und während er die Sandkörnchen mit dem Taschentuche von seinem Beinkleid abstäubt, sagt er: „Ich war bei den Kindern im Garten und habe für Lothar das Pferd vorgestellt, ist das ein Junge! Er bettelte so lange, bis ich ihm den Gefallen that. Der kleine Wicht kann den Unterschied zwischen Teppich und Rasenplatz eben noch nicht fassen. Ihr Fräulein Tochter, gnädige Frau, interessiert sich ebenfalls für diesen Sport, und so war ich abwechselnd Damen- und Herrenpferd."

„Gott steh' mir bei," lacht Ma, „das hätt' ich sehen mögen! Sind die Zwillinge auch draußen?"

„Gewiß! Im ganzen vier Kinderwagen, vier Kinder und vier Aufsichtsdamen; Tante Tonette ist eben als Numero Fünf hinzugekommen."

„O, bitte, Edith, laß uns hin," bettelt Ma, die eine ganz überglückliche Mutter ist.

„Später," wehrt diese, „es ist noch so heiß, und da du einmal hier bist, Anton — hast du die Einladungskarten bekommen?"

„Zu Befehl!" antwortet er scherzend, aber das Lächeln ist aus seinem Gesichte verschwunden.

„Dann vergiß nicht die an Edi Waldenberg, Berlin W., Köthener Straße."

„Natürlich nicht," sagt er zögernd.

Ma wird auf einmal feuerrot und dann steckt sie hastig den Finger in den Mund.

Digitized by Google

„Haben Sie sich verletzt, gnädige Frau?" fragt Anton.

„Ja — ich — ich stach mich ein wenig," stottert Frau von Lattwitz.

„Es bleibt also dabei, Schatz," fährt Edith zu ihrem Manne gewendet fort, die keinerlei Notiz genommen hat von dem kleinen Zwischenfall, „wir geben zur Taufe einen bal champêtre im Rokokokostüm?"

„Wie denkst du dir das?" fragt er gepreßt.

„Nun, um sechs Uhr die feierliche Handlung —"

„In Mummenkleidung?" bemerkt er fragend.

„Ach, wer denkt denn daran? Anton, du bist komisch! Die große Schar der Gäste wird erst auf sieben Uhr geladen; Vorschrift: gepudertes Haar und à la Watteau gekleidet. Souper im großen Saal, danach Polonaise durch den Garten und Tanz im Naturtheater. Es wird dir doch wahrhaftig kein Opfer sein, einen Bretterboden dort legen zu lassen? In den Lauben Erfrischungen und zur Abwechslung des Tanzes Blindekuh und dergleichen; bunte Laternen natürlich, bengalische Flammen und die Infanteriekapelle von drüben."

„So! so! — Und daran ist nicht mehr zu rütteln?" fragt er wieder.

„Gefällt Ihnen wohl nicht, mein Herr?" giebt sie zurück.

„Ach gewiß, ganz ausgezeichnet! Wir sprechen noch darüber," bricht er ab.

„Ich für meinen Teil habe nichts mehr hinzuzufügen," erklärt sie und wirft ihm eine Rose an den Kopf, „ich weiß nur, daß ich eine feierliche steife Taufe, wie die von Lothar, nicht noch einmal erleben will. Ich sage dir, Ma, es war einfach zum Verzweifeln, dieses endlose Diner, diese Reden, diese schwerfällige Unterhaltung — nein," ruft sie und wirft eine zweite Rose nach ihm, „es bleibt dabei, mein Freund!"

Ma erhebt sich jetzt und geht langsam die Stufen hinunter, die zum Garten führen; sie hat Sehnsucht nach ihrem Töchterchen und sie ahnt, daß eine Auseinandersetzung kommen müsse zwischen dem Ehepaar; er sieht so finster aus, wie sie ihn noch nie gesehen hat. Edith erhebt sich ebenfalls, lächelnd, unbekümmert.

„Bleib' noch einen Augenblick," sagt er.

Sie sieht ihn forschend an, ungeduldig. „Was wünschst du?" fragt sie. „Halte mir nur um Gotteswillen keine Vorlesung — ich kenne dein Gesicht, so siehst du aus, wenn du mich belehren willst."

„Du weißt sehr wohl: das habe ich längst aufgegeben, Edith. Nur ein paar Fragen — hast du die Auswahlsendung mit Brillanten besetzter Schildkrotkämme bestellt?"

„Ich war so frei, mein Schatz — sind sie angekommen?"

„Zu meinem Erstaunen — ja! Ich bitte dich, Edith, wir — — nun kurz, ich bin wirklich nicht in der Lage, deine kostspieligen Passionen alle Augenblicke — du hast einen so reich sortierten Schmuckkasten — ich verstehe dich nicht!" Er ist ganz verlegen geworden, als er das sagt; er schlägt ihr so ungern einen Wunsch ab.

„Das glaube ich dir, Anton; wie solltest du auch verstehen, was unsereiner beanspruchen kann," sagt sie gereizt. „Wie der Junge geboren war, hat Tante Tonette dich auch erst mit der Nase darauf stoßen müssen, daß es Sitte ist, seiner Frau eine Freude zu machen, nachdem sie —, diesmal und nach all dem Schweren hast du es natürlich wieder vergessen."

Er antwortet nicht. Sie hat sich zurückgelehnt in den zierlichen Bambussessel und sieht so traurig aus, als habe sie die tiefste Kränkung erfahren.

„Ich habe es nicht vergessen," spricht er endlich, „aber der Juwelier trödelte so lange — ich hatte mir so etwas besonders Hübsches ausgedacht. Willst du es heute schon haben?" fragt er zärtlich. „Komm' mit, Edith, ich will es dir geben."

Sie schämt sich ein wenig und wird rot. „Ach Anton," sagt sie lachend, „was wirst du da angestellt haben? Na meinetwegen, gehen wir, und dann will ich auch gleich die Kämme besehen, sie sind wirklich die große Mode der Saison, wirklich, Schatz, und du hast's doch so gern, wenn deine Frau nett aussieht, gelt?"

Sie tänzelt vor ihm her durch das Tafelzimmer in seine Stube. Wie ist sie entzückend in dieser Sommertoilette! Sein aufleuchtender Blick folgt ihr; er liebt sie, liebt sie fast noch leidenschaftlicher als vor Jahren. Als er den Geldschrank aufschließt, hebt sie sich wie ein Kind auf den Zehen. „O, wie ich neugierig bin!" ruft sie. Er nimmt ein kleines hellblaues Sammetetui heraus, und seinen Arm um ihre Taille legend und sie an sich ziehend, sagt er bewegt:

„Lache mich nicht aus, Kind; es ist ein Kleeblatt, unser Dreiblättchen, Edith, du mußt es immer tragen."

Sie hat das Kästchen geöffnet, eine kleine Brosche funkelt ihr entgegen in Form eines Dreiblattes, ein großer Brillant und zwei kleine Saphire. „Der Weiße soll der Junge sein," erklärt er weich, „und die zwei blauen, siehst du, das sind die Mädel." Und er küßt sie auf die Stirn, lang' und innig.

„Wie drollig," bemerkt sie ohne ihn anzusehen. „Die Steine sind recht schön, besonders der Brillant, nur ein klein wenig zu blaß die Saphire. Ich danke dir auch, Anton."

„Bitte!" antwortet er und zieht den Arm zurück, verletzt von ihrer Kritik und dem nachlässigen Dank.

„Wo sind denn die Kämmchen, Schatz? Ich bin schrecklich neugierig."

„Ich habe sie sofort zurückgesandt, Edith."

„Wie? Ohne daß ich — —"

„Ja, Edith, denn ich kaufe keinen jetzt, ich kann es nicht." Er hat es sehr bestimmt gesagt und schließt den Geldschrank wieder.

Das schöne Gesicht vor ihm ist aschfahl geworden; das hat er noch nie gewagt. Sie wirft den Kopf in den Nacken und geht der Thüre zu; betteln thut sie nicht, sicher nicht! Es liegt ein so grenzenloser Hochmut, eine solche Verachtung in ihrer Miene, daß der Mann dort, der auf ein paar freundliche Worte, auf ein Zeichen der Freude von ihr gehofft hat, wie unter einem eisigen Wasserstrahl erschauert. Noch nie ist sie so von ihm gegangen.

„Edith," ruft er, „so sei doch verständig, Kind!"

Sie bleibt stehen. „Ich dachte, ich wär' es — wünschst du noch etwas?"

„Ich will dir nur erklären — bitte, laß uns doch ruhig sprechen — du hast mich sehr aufgeregt, Edith —"

„Ich dich? Na, gleichviel, ich bitte sehr um Entschuldigung für mein Verbrechen." Sie will wieder gehen.

„Ja! du mich!" betont er laut. „Mein Gott, Edith, wenn du das nicht fühlst — aber lassen wir es, ich sehe es dir an, du wirst mich nicht verstehen wollen, wenn du es auch könntest; berücksichtige wenigstens das, was ich dir jetzt sage!" Er hat sie zurückgehalten und auf seine Kniee gezogen; sie sitzt da mit einem kalten hochmütigen Gesicht. „Sieh, Schatz, wir haben drei schlechte Ernten hintereinander gehabt, du weißt es, und in diesem Jahre scheint es leider die vierte werden zu wollen. Unser Haushalt ist trotzdem von Jahr zu Jahr luxuriöser geworden, und bedenke, Edith, wir haben die Pflicht, für unsere drei zu sorgen."

Seine Stimme ist zuletzt wieder sehr weich geworden, alle Schärfe daraus verschwunden. Er versucht jetzt, ihr Gesicht zu sich zu wenden, aber sie schüttelt sich mit der Gebärde eines unartigen Kindes.

„Wir wollen doch keine leichtsinnigen Eltern sein, mein Lieb," fährt er fort, „du weißt ja leider aus Erfahrung, in welch' traurige Lage Verschwendung und Extravaganz führen können."

„Ja allerdings, das hab' ich erfahren," sagt sie ironisch und springt empor. „Aber soviel ich weiß, hat mein Herr Großvater sich weder durch schlechte Ernten noch durch Aufmerksamkeiten für seine Gattin ruiniert — er war eben ein Spieler, das sagt alles. Das eine aber muß man ihm lassen, er war auch Kavalier durch und durch und wäre lieber gestorben, ehe er einer Dame — noch dazu seiner Frau, wenn deren Leben eben erst in Gefahr gewesen — einen harmlosen Wunsch versagt hätte."

„Es wäre besser gewesen, er hätte in seinem Leben weniger den Kavalier als den guten Hausvater markiert," antwortet Anton, und die Zornesfalte runzelt sich auf seiner Stirn.

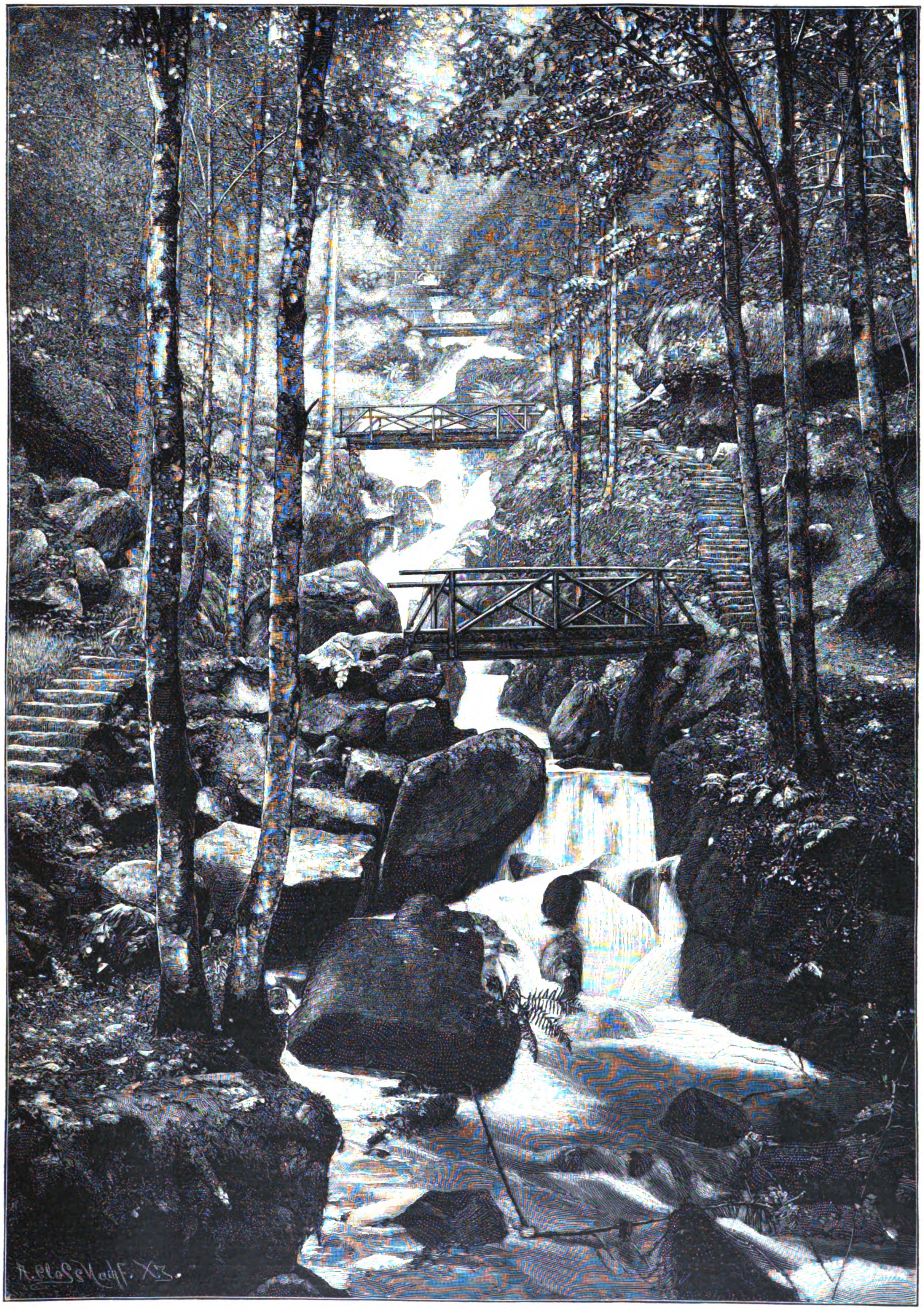
Sie fährt herum wie von einer Schlange gebissen. „Ich dulde nicht, daß du meinen Großvater beschimpfst!"

„Ich würde mir das nie erlauben."

„Du hast es gethan soeben!"

„Nein, ich parierte nur deinen Vorwurf. Uebrigens" — er geht zur Klingel — „wird Franz noch nicht fort sein mit den

Digitized by Google



Der Gertelbachfall im Schwarzwald.

Nach einer photographischen Aufnahme.

Digitized by Google

Postsachen. — Das Wertpaket," sagt er zu dem eintretenden Diener, „bringe das Wertpaket zurück!"

In wenigen Sekunden liegt das Paket wieder auf dem Tische. Anton öffnet es und sagt: „Hier — wähle, bitte! Der billigste der Kämme, der mit den sechzehn Brillanten, kostet zweitausendfünfhundert Mark, aber vielleicht gefällt dir ein anderer noch besser." Er dreht sich gleichgültig um und schaut zum Fenster hinaus.

Sie weiß nicht, was thun, er ist so schrecklich gereizt; dies Scharmützel war härter als alle vorhergehenden. Ah, bah! Sie kennt ihn ja! Wenn er sie nachher sieht, seinen Jungen auf dem Arm, so ist alles vergessen; um des Kindes willen holt er ihr die Sterne vom Himmel, verzeiht er ihr alles! Was sie in Lothars Namen verlangt, das bekommt sie ohne weiteres, auch jetzt den Kamm und seine Verzeihung obenein; wozu also ihren Wunsch aufgeben? Sie beschließt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, tritt an den Tisch und beginnt zu prüfen. Zufällig gefällt ihr der billigste Kamm, der Form wegen, am besten.

„Anton," schmeichelt sie, „ich will nicht trotzig sein, ich werde den billigsten nehmen."

„Wie rücksichtsvoll," sagt er, ohne sich zu wenden, „aber geniere dich doch nicht; ob ich nun schließlich zweitausend und fünfhundert oder dreitausend Mark schuldig bleibe, das ist ja egal."

Sie lacht belustigt, ungläubig — „Schuldig bleiben?"

Aber er spricht die Wahrheit, er befindet sich thatsächlich in Verlegenheit. Die Ausgaben für den Haushalt sind rapid gestiegen, die Einnahmen sind schlechter geworden. Fast alle seine Bekannten haben ihren Lebensgewohnheiten Einschränkungen auferlegt, er allein hat sie erweitert. Er muß sich gestehen, daß in seinem Hause fürstlich gelebt wird, nicht um seinetwillen, sondern weil Edith es liebt, weil er um Gotteswillen nicht zugiebt, daß sie etwas entbehrt. Wären nicht die Kuxe des Flußspatwerkes, die ihm nach wie vor eine große Summe zuführen, er hätte sich nicht bis heute halten können. Von Sparen freilich, von Zurücklegen ist in den letzten Jahren keine Rede mehr gewesen.

„Ich werde jedenfalls den billigeren nehmen," wiederholt Edith. „Komm' doch her, Anton!" — sie zieht ihn am Arme — „ich will dir danken, du Brummbär, du Böser. Wenn ich erst alt bin und mich nicht mehr putzen mag, bekommt Lothar eine Hemdenknopfgarnitur von den Steinen — du siehst, es ist kein weggeworfenes Geld."

Aber heute zaubert sie kein Lächeln um seinen Mund, weder mit spaßhaften Bemerkungen, noch mit Kose- und Schmeichelworten. Er nickt nur ein paarmal und setzt sich an den Schreibtisch. Sie fragt, ob er die Kämme wieder einpacken wolle. „Ja! ja!" ist die kurze Antwort. Da bricht sie plötzlich in bittere Thränen aus, in ein ganz unheimlich wildes Schluchzen, das er kennt, das ihn erschreckt bis aufs äußerste. Er springt auf und nimmt sie in seine Arme und hält ihren Kopf an seine Brust gepreßt.

„Du liebst mich nicht mehr!" stößt sie zwischen dem Schluchzen hervor, „du liebst mich nicht mehr!"

„Ich? Ach großer Gott, Kind, ich liebe dich nur zu sehr," antwortet er und küßt sie. Und wie das Schluchzen immer wilder wird, hebt er sie empor und trägt sie wie ein Kind im Zimmer umher, bis sie sich beruhigt hat und der schlanke Körper nur noch hier und da zusammenbebt.

„Du darfst nicht so weinen," sagt er besorgt, „nun wirst du wieder dein Kopfweh haben."

Sie nickt.

„Soll ich dich nach oben tragen? Dir ein Brausepulver mischen?"

„Ja!" flüstert sie.

Und er steigt die Wendeltreppe empor, die aus seinem Zimmer nach dem ihren führt, und legt sie dort, sorgsam wie eine Mutter, nieder, mischt ihr das kühlende Getränk, verdunkelt das Zimmer und kniet neben ihr, sie mit ängstlichen besorgten Augen anschauend. Da schlingt sie die Arme um seinen Hals und küßt ihn. „Du bist nicht böse? Nicht wahr, du bist nicht böse?" flüstert sie.

„Nein, o nein!" sagt er, glücklich über ihre Zärtlichkeit. Als er sie verläßt, kommt wieder das alte bedrückende Gefühl über ihn, die Erinnerung an das eben Erlebte. Er sitzt unten an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt, und grübelt, grübelt. Wohin ist's mit ihm gekommen! Was hat er für ein Leben geführt während der letzten Jahre, ein Leben ohne Freude und Ruhe an der Seite dieser Frau, die seine ganze Seele gepackt hält! Unberechenbar, voll teuflischen Liebreizes; jetzt abstoßend und im nächsten Augenblick hinreißend sanft und lieb, verschwenderisch, bequem, ohne einen Funken Pflichtgefühl, und doch so unwiderstehlich für ihn, wenn sie ihr Kind im Arme hat. Daß sie diese Pose mit Vorliebe wählt, wenn sie etwas von ihm erreichen will, ist ihm in seiner Ehrlichkeit noch nie aufgefallen; daß sie Weinkrämpfe mühelos bekommt, sobald sie will, ist etwas, das er gar nicht für möglich halten würde. Sie ist die Mutter seiner Kinder, sie hat sie ihm geschenkt unter tausend Qualen, das hebt sie über alle ihre Eigentümlichkeiten und Launen hinaus. Und sie liebt ihn! Sie hat so viel schwere Stunden für ihn durchlebt, damals, als er noch Christels Mann war; er hat es in ihren Augen gelesen, den schönen feurigen Augen, er hat es aus ihrer Blässe, ihren Thränen entnommen, ihr Mund hat es ihm gesagt an jenem Abend, bevor sie nach Italien reiste. Sie liebt ihn in ihrer Weise, anders, wie er sich die Liebe einer Frau gedacht hat, wie er die Liebe des Frauenherzens kennt, aber — sie ist so jung, so schön, es ist ihm ja überhaupt ihre Neigung noch immer wie ein Wunder erschienen — —.

Aber heute, heute hat sie ihm doch wehgethan. Er hat dagesessen eine halbe Nacht lang, um die Form der Brosche selbst aufzuzeichnen, er war selber gerührt gewesen von der Idee „unser Dreiblatt". Er hatte gemeint, sie müsse ihm jubelnd um den Hals fallen, und es machte in Wirklichkeit gar keinen Eindruck. Nun, der Geschmack ist verschieden, aber die Absicht, sie zu erfreuen, hatte er doch gehabt, die hätte sie erkennen müssen!

Schön! Also das Kämmchen, und zwar auf Pump! Pfui Teufel — er ist seit seiner Studentenzeit nichts mehr schuldig geblieben, aber er kann jetzt nicht bar zahlen, denn — die Taufe und so weiter. Wären nur die Ernteaussichten nicht so schauderhaft! Das Korn ist beinahe auf der Wurzel vertrocknet; seit Wochen kein Regen, kein Tau, Kartoffeln wird's gar nicht geben, und Heu? Ja, ein wenig, aber lange nicht so viel als er gebraucht. Welche Summe wird er allein aufstellen müssen für das Futterheu? Ach, Donnerwetter, es ist ihm doch zu fatal, solche Luxusdinge wie den Kamm schuldig bleiben zu müssen! Er wird am besten thun, gleich eine große Summe bei der Landwirtschaftlichen Kreditbank zu erheben, er braucht sie ja doch über kurz oder lang, sobald der Erweiterungsbau der Brauerei beginnt. Und da liegt schon ein ganzer Stoß Rechnungen vom Juli her, Ediths Schneider, der seinige — — und nun das Fest — —!

Wohl eine Stunde lang sitzt er da, niemand stört ihn. Heine, der früher zuweilen kam, betritt jetzt nur noch das Schloß, wenn ihn Mohrmann darum bitten läßt. Der einfache Mann fühlt, daß er nicht mehr da hinein paßt; Anton hat es ihm nicht markiert, aber die beiden Damen thaten es. Früher wurde Heine mit seiner jungen, fleißigen Frau Sonntags zuweilen zu Mittag herüber gebeten, und Frau Christel besuchte auch die kleine Inspektorin; jetzt ist das längst vorbei. Edith stellt sich empört über die Zumutung, mit Frau Heine an einem Tische zu sitzen, die hätte ja Hände zum Appetitverderben, man sehe ihr doch gar zu deutlich an, daß sie höchstselbst die Butter ausknete im kalten Wasser. — Ja, und wer sonst sollte wohl kommen, mit dem er ein vertrauliches Wort reden könnte? Der Pastor, der ehemalige Schwager? Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Anton wundert sich nur, daß er überhaupt nicht um seine Versetzung damals gebeten hatte, aber der Mann scheint kein Gefühl zu besitzen für peinliche Begegnungen. Er tritt nach wie vor so ruhig auf die Kanzel, und weder Fräulein Tonette noch Frau Edith Mohrmann in ihrem Kirchenstuhl genieren ihn, stören ihn in seiner sicheren Redegewandtheit. Und warum sollte das auch geschehen? Hatte der Pastor gefehlt? Nein, er brauchte nicht zu verschwinden, er hatte keine Schuld an dem, was geschehen; er bleibt, denn er liebt seine Gemeinde.

Als Anton nach der Geburt seines Sohnes der alten Kirche, die ein so dürftiges Glöcklein besaß, das immer an ein Armsündergeläute gemahnte, eine schöne große Glocke schenkte, die nun

Digitized by Google

in tiefen, wohllautenden Tönen über das Dorf hinschallt, da war der Pastor sonder Verlegenheit erschienen und hatte im Verein mit dem Schulzen den Dank der Gemeinde dargebracht. Aber er hatte dabei vor Anton gestanden wie ein ganz Fremder und hatte ihn angeredet mit „Sie“ und „hochgeehrter Herr!“ — Es war ein sonderbarer, schmerzlicher Augenblick für Mohrmann gewesen, aber natürlich — wie hätte der Mann auch sonst sprechen sollen?

Wie gesagt, Anton hat es längst eingesehen, daß er trotz der vielen Menschen, die ihn umgeben, ein einsamer, sehr einsamer Mann geworden ist. Er sprach doch so gern mal abends über dies und jenes aus seinem Beruf, über seine Wirtschaft, und anfangs hatte er das auch zuweilen gethan, aber Edith gähnte dabei oder bespöttelte diese prosaischen Mitteilungen, allerliebst zwar, ja, er hatte lachen müssen darüber, ein Verständnis aber fand er nicht, auch nicht mehr bei Tante Tonette, die sich doch sonst so entgegenkommend in dieser Beziehung gezeigt hatte.

Jetzt ist überhaupt keine Gelegenheit mehr zu dergleichen vertraulichem Geschwätz. Ediths Wohn- und Schlafräume sind oben geblieben seit der Geburt des Jungen, gerade über den seinen, da, wo früher Tante Tonette wohnte; drei reizende Zimmer, die mit den seinen durch ein zierliches, vergoldetes Wendeltreppchen verbunden sind. Wie sollte er auch zwischen diesen seidnen Polstermöbeln und spitzengeschmückten Wänden reden von Kornpreisen und Saatkorn, von den neuesten Maschinen und den Plänen für die zu erbauende Brauerei? Hierher paßten eben nur zärtliche Tändeleien, süße Schmeichelworte und Ediths anmutiges Schmollen und — seine thörichten Bitten, wieder gut zu sein.

Seine Sorgen behielt er da unten allein für sich, und ihren Schlaf störten auf diese Weise weder sein halblautes Rechnen noch die tiefen Seufzer, mit denen er das ärgerliche Resultat dieser Berechnungen beklagte. — — Na ja, es ist so, sie hat kein Talent zum „guten Kameraden“, sie ist lediglich die schöne, Bewunderung heischende Frau, die ihn immer und immer wieder entzückt!

Ein helles Stimmchen ruft jetzt draußen, und kleine weiche Fäustchen hämmern gegen die Thür: „Aufmachen, Papa! Lothar ist da!“

Er springt empor wie elektrisiert und ist mit zwei Schritten an der Thür, die er aufreißt. Da steht ein Knirps von zwei und einem halben Jahr im weißen gestickten Kleidchen; der große Strohhut ist ihm zurückgerutscht und hängt auf dem Rücken, die blaue Schärpe schleift, halb gelöst, auf dem Boden, das bräunliche Gesichtchen blickt zu ihm auf mit den Augen der Mutter, diesen wunderschönen Augen, und krause dunkle seidenweiche Härchen kleben, feucht von der Anstrengung des Spieles, auf der Stirn.

„Papa, Lothar müde is,“ sagt er und hebt die Aermchen, „Lothar bei Papa bleiben will.“

Mit einer geradezu stürmischen Zärtlichkeit nimmt er den zierlichen Jungen auf den Arm und küßt ihn wieder und wieder. „Mein Herzblatt! Mein Goldjunge, du kommst, ja du kommst zu Papa? Müde bist du? Wo ist denn Frau Klauß, wo ist Sophie und wo Mama?“ fragt er. „Ist keiner da, der dich in die Baba legt?“

„Mama böse mit Lothar und mit Tante Ma,“ sagt der Kleine gähnend und sein Köpfchen sinkt an die Schulter des Vaters, der ihn nun hinaufträgt in die Kinderstube, wo soeben die Zwillinge gebadet werden, umgeben von sämtlichen Ammen und Wärterinnen.

„Ei Gottchen! Ei Gottchen!“ schreit die alte Kindermuhme, „das Lotharchen war doch noch äm hier? Nee, der is ja weeßderhole alleen die Dreppen nunter gemacht, Herr Mohrmann! Das derffste nich wieder duhn, hörste? Da kannste dir ja den Hals abstärzen.“

Der Kleine aber ist schon auf dem Wege nach oben in den Armen seines Vaters eingeschlafen, und die ehrenwerte Frau Klauß sagt mit einem Blick auf Antons besorgte Miene: „Das kommt Sie von der Luft, da wärn se müde, die Wärmer, nee, krank is er nich, Herr Mohrmann.“ Und Anton, der eben den Schall des Gong hört, der zum Abendessen ruft, geht nach einem letzten Kuß auf die Stirn des Kleinen hinunter, lächelnd über das Glück, das er dort oben zurückläßt.

Im Speisezimmer auf Schloß Wartau brennen die Lampen über dem Eßtisch noch nicht, doch ist die Tafel bereits gedeckt. Auf der Veranda draußen wird gesprochen, und zwar ist es die weiche Stimme der kleinen Frau Ma, die eben sagt: „Und kurz und gut, Di, ich kündige dir meine Freundschaft, wenn du diese Angelegenheit nicht rückgängig machst. Ich finde es empörend, einem ahnungslosen Menschen dies zuzumuten — verstehst du?“

„Ah, vollkommen! Aber was geht's dich an?“

„Ich bin deine Freundin, und als solche habe ich Pflichten.“

„Ich entbinde dich feierlich dieser Pflichten, Ma!“

„Gut, dann reise ich morgen.“

In diesem Augenblick tritt Anton rasch in die Thüre und sieht in der Dämmerung des Sommerabends Emma von Lattwitz emporspringen, irgend etwas zusammenraffen und sich dann wie zur Flucht der Treppe zuwenden. Edith wiegt sich im Schaukelstuhl und lacht. Als die Erzürnte den Hausherrn erblickt, setzt sie sich mit einer wunderlichen Beflissenheit wieder und stimmt in Ediths Lachen ein, aber trocken und gezwungen. „Sie sehen uns sehr lustig hier, Herr Mohrmann,“ sagt sie und lacht wieder, „sehr lustig.“

„Desto besser, gnädige Frau — ich hätte eben noch darauf geschworen, daß Sie und Edith sich zankten.“

„O bewahre!“ rufen beide wie aus einem Munde.

Er ist so harmlos, daß er das Geplänkel und die Drohung, abzureisen, für Scherz nimmt, und sofort beginnt er zu erzählen, was ihm das Herz füllt. „Der Lothar ist die Treppe allein hinuntergekrabbelt — denken Sie sich, gnädige Frau! Irgendwie muß er der Wärterin entwischt sein; er hätte wirklich Unglück haben können.“

Edith lacht: „Ach was, er ist ein Junge!“

Frau Ma findet es schrecklich.

„An deiner Stelle würde ich der Wärterin aber doch einen gelinden Vorwurf machen, Edith,“ sagt er.

„O, bitte, das ist doch deine Sache, mein Bester!“

„Die Kindermuhmen gehören in dein Ressort, Edith.“

„Ach, laß mich doch damit zufrieden, Schatz, die Alte ist ganz vernünftig.“

„Schön, dann werde ich es besorgen.“

Im Saale flammen die Lampen auf; der Diener meldet, daß serviert sei, und man begiebt sich zu Tische. Nach dem Abendessen bringt der Silberdiener die mit Adressen versehenen Einladungskarten. Man sieht sie noch einmal durch, auch Ma betrachtet jede einzelne. Plötzlich legt sie auf eine ihre Hand und blickt bittend zu Edith hinüber. Diese wird rot, schüttelt zornig den Kopf und Ma schiebt die Karte wieder an ihren Platz. Anton verfolgt diesen Vorgang, und als endlich sämtliche Einladungsbriefe wieder übereinander liegen, greift er hinein und zieht die bewußte Karte hervor, die an einer ein wenig umgeknickten Ecke kenntlich ist; Frau Mas hastiger Griff hatte das verursacht.

„Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Premierlieutenant E. von Waldenberg
z. Z. Berlin W.
Köthener Straße.“

liest er. War das nicht die Adresse, über die Frau von Lattwitz heute schon einmal in Verlegenheit geriet? Vielleicht ein alter Courmacher von ihr, den zu treffen ihr peinlich ist? Was geht's ihn an!

Im Begriff, den Brief wieder zwischen die anderen zu schieben, sieht er Ediths Augen auf sich gerichtet, forschend, angstvoll, aus völlig erblaßtem Gesicht. Einen einzigen Augenblick ertappt er sie so, dann ist das Rot wieder auf ihren Wangen und sie spricht etwas Gleichgültiges mit Tante Tonette.

Anton ist nachdenklich geworden; er erhebt sich und geht, eine Cigarre rauchend, draußen auf und ab. Die Thüren sind weit geöffnet und nach ein paar Sekunden hört er Ediths Klavierspiel.

Ja, was ist denn das eigentlich mit diesem Waldenberg? Er nimmt sich vor, sie heute abend noch zu fragen, aber sie verabschiedet sich sehr eilig und kurz von ihm, sie habe noch immer heftiges Kopfweh, und er bleibt allein mit seinem Zweifel. Schließlich beruhigt er sich, als er über alles nachdenkt. Edith hat ihn ja gefragt, ob sie, da die junge Herrenwelt den vielen Damen gegenüber gar so schwach vertreten sei, ein paar alte Bekannte von Ma und sich einladen dürfe. Er wisse nicht genau, ob das geht, hatte er geantwortet. „Ich würde dir den Vorschlag nicht machen, wenn's nicht ginge,“ war ihre Antwort gewesen —

Digitized by Google

Feuer

Nach einer Originalze

Schiff.

ung von A. Schöne.

Digitized by Google

also schön, ihm war's recht. Und dann ward unter andern auch Edi Waldenberg mit aufgeschrieben. — —

Ach, wer ihm gesagt hätte früher, daß ein Weib solche Qualen verursachen kann! Christel, gute brave Christel! Nein, sie hat ihm keine Unruhe gemacht. Die stets gleiche, wohlthuende Ruhe ihres schlichten einfachen Herzens ließ ihn nichts dergleichen auch nur ahnen. Und er konnte alles mit ihr bereden, er konnte auch mal rechtschaffen fluchen in ihrer Gegenwart, wenn ihm der Zorn und Aerger über eine verdrehte Sache aus der Seele schlug in hellen Flammen. Sie ging mit ganzem Herzen auf alles ein, was ihn drückte, ihn ärgerte oder interessierte: es war ganz gleich, ob es Rasenkultur oder künstliche Düngemittel betraf, seine Leute oder Gemeindeangelegenheiten.

O Friede, Friede, wo bist du geblieben?

Jetzt [illegible]gt niemand mehr mild und zuredend: „Anto, ärgere dich doch nicht, so schlimm ist das wirklich nicht, sieh mal — so und so —"

Der sanfte Zuspruch hatte ihn damals freilich nicht immer besänftigt. Ja, manchmal war er nach solchen Worten erst recht wütend geworden, verblendet wie er war. Und jetzt, jetzt könnte er weinen wie ein Schulbube, vor Sehnsucht nach solch einem guten Wort — —

Vorüber, vorbei auf Nimmerwiederkehr — er hat gar nicht das Recht, daran zu denken!

Nun ist's einen Tag vor der Taufe.

Anton und Edith sind mit einem Rosenstrauß und im offenen Landauer gegen Abend nach der Station gefahren; der kleine Lothar kniet auf dem Rücksitz. Tante Josepha soll abgeholt werden. Sie kommt nach langem Grollen zum erstenmal wieder; seit Ediths Verlobung zürnt sie. Nun aber hat die junge Frau ihr so viel bezaubernde Briefe geschrieben und Tonette von Wartau ihr so viel von dem seltenen Glück des Paares vorgeschwärmt, vor allem von den süßen Kindern, daß ihr altes Herz wankend geworden ist. Und die Taufe, die Patenstelle — sie kann doch nicht zum zweitenmal ablehnen. Aber vergessen wird sie nie und nimmer! Ihre vornehme tadellose Gesinnung kann es nicht fassen, daß Schwester und Nichte die brave Frau eines Mannes fortintriguierten, um deren Stelle zu erobern. Das ist noch ihr gelindester Ausdruck dafür. Und was Anton anlangt, so ist er in ihren Augen ein Streber, der, um in höhere Lebenssphären zu gelangen, alles niedertritt, und wäre es das Heiligste und Zweifelloseste auf der Welt, die Ehe.

Sie hatte gerast und getobt über die Entartung ihres vornehmen Blutes, hatte schließlich geweint; leichtsinnig waren sie ja alle die Wartaus, das ist ein altes Lied, aber schlecht, so schlecht, um einen Mann zu bethören, daß er die ihm angetraute Frau verstößt, nein, so etwas war noch niemals geschehen! Was war dagegen das bißchen Raubrittertum im frühen Mittelalter? Ein unschuldiges Kinderspiel.

Trotz alledem, sie kommt, ihr altes Herz will endlich Frieden.

Auf dem Perron steht eine schlanke junge Frau im weißen Kleide, ein Capothütchen aus schwarzer Gaze auf dem schönen Köpfchen, in der einen Hand den Rosenstrauß, an ihrer Rechten ein Kind ebenfalls im weißen Kleide, das zappelnd und rot vor Freude ein kleines Taschentuch schwenkt, und vor Josephas Coupé wartet ein stattlicher blonder Mann, der ihr respektvoll die Hand küßt.

Ja, das sieht alles sehr tadellos aus. Edith sprudelt über vor Liebenswürdigkeit, und der Junge starrt die Großtante mit dem weißen Scheitel an und preßt krampfhaft ein lederüberzogenes Pferdchen an sich, das ihm diese geschenkt. Und die Luft ist so weich und die Rosen duften, und dort weit unten hinter Altwitz geht die Sonne unter.

„Wie du dich freuen wirst über Wartau, Tante," sagt Edith.

„Und über die Kinder," setzt Anton hinzu.

In Josephas Gesicht zuckt die Rührung, die alte Heimat greift doch mächtig an ihr Herz. Sie möchte am liebsten weinen, und dann wundert sie sich, daß das Paar immer aneinander vorüber spricht, daß es vermeidet, sich anzusehen, und als sie Anton näher ins Auge faßt, erblickt sie müde Züge und eine sorgenvolle Miene. Wollen sehen, wollen sehen, ob alles Gold ist, was glänzt, nimmt sich Fräulein Josepha vor, die eben bemerkt, daß Edith mit einer ungeduldigen Gebärde ihr Kleid wegzieht, auf dem wahrscheinlich sein Fuß gestanden.

„Pardon!" murmelt er.

Edith redet weiter, unnatürlich lebhaft, von den Gästen, die morgen erwartet werden, und daß niemand abgesagt habe, nur von einem oder dem andern sei es noch ungewiß, ob —

„Eine Absage ist vorhin noch gekommen," schaltet Anton ganz ruhig ein, „weißt du schon, Edith?"

„Von wem?"

„Von Lieutenant von Waldenberg."

Sie kann es nicht hindern, daß sie erbleicht, alles Blut ist ihr zum Herzen geströmt. Und sie hat so gewartet auf Antwort, die Stunden hat sie gezählt, jedem Postboten hat sie aufgelauert — keine Nachricht! Sie hat sich vorgeredet, daß Edi verreist sei, daß er sie vielleicht überraschen wolle, daß sein Brief verloren gegangen sei — sie hat sich in Zweifeln und Hoffnungen aufgerieben, und dieser phlegmatische Mensch ihr gegenüber hat längst die Nachricht, daß Edi nicht kommt, und hält es erst jetzt der Mühe wert, ihr das mitzuteilen.

„Warum erfahre ich denn das nicht früher?" fragt sie mit vor Erregung bebender Stimme.

„Ich bitte, verzeih," sagt er, „ich hatte es ganz vergessen."

Sie zittert ordentlich vor Enttäuschung und Zorn. „Und wann kam diese Absage, wenn ich fragen darf?"

„Ich fand sie heute mittag auf meinem Schreibtisch unter andern Postsachen."

„Was schreibt er?"

„Ein paar höfliche Worte; es sei ihm unmöglich, der liebenswürdigen Einladung zu folgen."

„Und weiter nichts? Keine Gründe?" ruft sie und eine jähe Röte steigt ihr verräterisch in das Gesicht.

„Nichts von allem."

Edith setzt sich stumm in die Wagenecke zurück. Die alte Stiftsdame aber blickt mit einem wunderlichen Gesichtsausdruck in die Landschaft hinein, halb erschreckt, halb befriedigt, daß das vielgepriesene Glück in der Nähe besehen doch am Ende ein wenig fadenscheinig sein könne, genau so, wie sie es ja vorher gedacht hatte. Und dann sagt sie laut: „Sein Grund heißt soviel als — ‚Ich will nicht!', liebes Kind. Wie kommst du übrigens zu dem Waldenberg? Verkehrt er neuerdings bei euch? Kennen Sie ihn denn, Herr Mohrmann?"

„Ich habe nicht den Vorzug," erklärt Anton mit harter Stimme, und ein ungemütlicher Zug liegt auf seinem Gesicht.

„Aber ich desto besser," ruft Edith, „er ist ein Jugendfreund von Ma und mir, und wir hätten uns gefreut, ihn bei dem Feste zu sehen."

Josepha von Wartaus Gesicht nimmt einen hochmütigen Ausdruck an, und dann sagt sie: „Bei uns und zu meiner Zeit wurden Herren nicht invitiert, die der Hausherr nicht kannte. Du hast dir eine kleine Taktlosigkeit zu schulden kommen lassen, liebe Edith, und Herr von Waldenberg quittiert darüber mit seiner Absage." Und innerlich setzt sie hinzu: Das kommt davon; wenn der Hausherr nicht an das Parkett gewöhnt ist, dann passieren solche Dinge. Er hätte die Einladung eben nicht absenden dürfen, aber ‚so was' hat ja keine Ahnung von geselligen Formen!

„Wir leben nicht mehr in deiner Zeit, liebe Tante," antwortet Edith, sich mühsam zu einem höflichen Ton zwingend. „Man denkt heute auch ein wenig freier über Umgangsformen, und wenn mein Mann einverstanden ist, so — aber du darfst nicht böse sein — so kann von Taktlosigkeit meinerseits wohl kaum die Rede sein, auch denke ich, hat ein dritter überhaupt nicht das Recht — —. Ah, da sind wir ja, liebe Tante; bitte, gestatte, daß ich erst Lothar hinausreiche."

Der Wagen hält, das Kind wird hinausgehoben, dann folgt Fräulein Josepha, und unter lautem Aufschluchzen liegen sich die beiden alten Schwestern in den Armen und küssen sich wieder und wieder. Edith streift Josepha von Wartau mit einem bösen Blick, nimmt dann Lothar an die Hand und steigt mit ihm die Treppe hinauf, ohne ihren Mann noch einmal anzusehen. In der Kinderstube giebt sie den Kleinen ab, pocht dann an Mas Thür und findet die Freundin im verdunkelten Zimmer, über heftige Kopfschmerzen klagend.

„Ach, Di, ich sterbe bald, laß mich allein!" ist ihre Bitte.

Digitized by Google

Edith geht wieder mit ihrem gekränkten Stolz, ohne sich ausgesprochen zu haben.

Aus dem Napoleonszimmer klingen die Stimmen der beiden alten Damen ungemein laut und lebhaft, als seien sie in einer ernstlichen Debatte begriffen. Tante Tonette hat den Theetisch hier oben decken lassen. Sie haben sich so viel zu erzählen, allein zu erzählen nach der jahrelangen Trennung. Edith fühlt, daß sie sich in Josepha eine strenge Richterin und Beobachterin eingeladen hat, die sich durch den äußeren Glanz ihrer Häuslichkeit nicht blenden lassen wird, deren eingewurzelter Widerwille gegen ihre Heirat sich nicht beruhigen kann um den Preis, daß Wartau daran hängt.

Und dann dieser Edi! Er ist doch ganz einfach ein Pedant der allerschlimmsten Sorte, ein ganz verächtlicher Pedant, fast ein Feigling! Was mag er sich denken bei dem ganzen? fragt sich Edith, während sie ihr Ankleidezimmer betritt. Sie lacht leise und höhnisch. Es ist eigentlich ziemlich klar — wenn sie sich die Geschichte von Anfang an vergegenwärtigt, so hat er ihr mit der unhöflichen kurzen Absage eine Lehre geben wollen, eine bittere Lehre: du gehörst einem andern, was willst du denn noch von mir? Für mich bist du nicht mehr vorhanden!

Sie glaubt, bestimmt annehmen zu können, daß Edi sie noch liebt. Sein Bruder ist gestorben und Edi heiratete allen Mutmaßungen zum Trotz die junge Witwe nicht. Diese hat vielmehr nach der üblichen Trauerzeit ihrem nach dem Tode des Gatten geborenen Söhnchen einen zweiten Vater in der Person eines älteren Vetters von sich gegeben, und Edi ist bis zur Stunde ledig. Edith traf ihn zweimal im Laufe der letzten Jahre; einmal bei einer Strandpromenade auf Norderney — wo er sie gar nicht bemerkt haben würde, hätte sie ihn nicht angesprochen, und wo er so übertrieben höflich und sehr kühl sie ein Stückchen begleitete und ihr mitteilte, daß er andern Tages leider Norderney verlassen müsse, da er sich mit einem Freunde auf Borkum treffen wolle. Und zum zweitenmal sah sie ihn vor einem halben Jahre in Berlin. Sie verbrachte dort einige Tage mit ihrem Mann. Edith war, wie sie es liebte, auf Besorgungen aus, Mohrmann schrieb einige Briefe im Hotel. Nicht weit vom „Kaiserhof" sieht sie Edi auf der Straße. Er grüßte und will vorüber, dann zögerte er, fand es wohl selbst unartig, so fremd und eilig vorüberzugehen, und erkundigte sich schließlich nach dem Befinden der gnädigen Frau. Dabei war er rot geworden. Während sie die Wilhelmstraße nach den „Linden" zu gingen, fragte sie ihn, warum er so schrecklich fremd thue. Er meinte, das komme ihr nur so vor. Dann plapperte sie alles mögliche, redete sich in eine warme Herzlichkeit hinein, und heute erinnert sie sich, daß er doch wenig auf das alles geantwortet hat. Vor dem Magazin, wo er ihr ritterlich die Thür öffnete, verabschiedete er sich. Sie schüttelte ihm die Hand: „Es war nett, Lieutenant Waldenberg, wollen Sie uns einmal besuchen auf Wartau?"

Er stammelte irgend einen Dank für diese Freundlichkeit, war wieder wie mit Blut übergossen, gerade so wie damals, als sie ihm zum erstenmal einen Cotillonorden brachte. „Es wäre nett," versicherte sie nochmals, „mein Mann würde sich gewiß freuen — versprechen Sie es mir?"

„Gnädige Frau sind zu liebenswürdig!" Dann hatte er die Hand an die Mütze gelegt, sich verbeugt und war zurückgetreten, und Edith konnte nicht gut weiter in ihn dringen.

Sie hatte sich tagelang mit dieser Begegnung beschäftigt. Wie lieb er war in seiner Verlegenheit, wie vornehm er aussah! Und nun hat sie vor vier Wochen an ihn geschrieben, anknüpfend an sein Versprechen, das er ihr in Berlin gegeben, sie in Wartau zu besuchen. Sie seien doch alte Freunde, und sie wolle den Anfang machen, das Gras, das auf dem Wege dieser Freundschaft gewachsen sei, auszujäten; sie erwarte ihn also zu der kleinen Festlichkeit, er dürfe nicht ablehnen. — Dann flog die Einladungskarte hinterher, auf welcher „Herr und Frau Mohrmann sich die Ehre geben . . ." Sie hat's sich wirklich reizend ausgemalt, ihm in allem Glanz der Schloßfrau von Wartau entgegenzutreten, sich in seiner noch immer nicht erloschenen Leidenschaft zu sonnen, kurz und gut, ihn ein wenig wieder an ihren Triumphwagen zu fesseln. Und jetzt benimmt er sich wie ein Thor, empörend unhöflich, antwortet ihr gar nicht einmal, sondern schreibt dem Ehemann, daß er bedauere —! Ma wird sich natürlich ins Fäustchen lachen; die spießbürgerlich gewordene kleine Frau hatte ja auf sie eingeredet, als ob sie im Begriff sei, ein Verbrechen zu begehen mit dieser Einladung. Natürlich wird Ma sagen: „Siehst du — ich habe recht! Der Edi Waldenberg ist eine viel zu vornehme Natur; er respektiert dein Haus und deinen Mann, und du hast eine schöne Lehre von ihm bekommen!"

O, Edith kocht innerlich, sie kann solche Tugendbolde nicht leiden. Mein Gott, warum soll eine junge hübsche Frau nicht ein wenig kokettieren dürfen? Zu pedantisch, zu engherzig! Sie ballt die kleine Hand zur Faust; wenn sie wenigstens ihrem Herzen Luft machen könnte!

Mitten in diesen desperaten Zustand hinein klopft es. Tante Josepha erscheint mit Tante Tonette, um Edith erst mal ordentlich zu begrüßen. Diese liegt noch immer auf der Chaiselongue ihres Ankleidezimmers in übelster Laune. Mit Tante Tonette macht sie ja nicht viel Federlesens, sie hätte ihrethalben sich nicht erhoben aus der bequemen Lage — Tante Josephas blasses strenges Gesicht aber läßt sie aufstehen, wenn auch nicht allzu verbindlich.

Tante Tonette sieht erhitzt und ärgerlich aus; es ist ihr trotz aller glühenden Schilderungen, trotz allen handgreiflichen Augenscheines nicht gelungen, ihre Schwester von dem Wartauer neuen Glück zu überzeugen. Von Josephas Gesicht ist das skeptische Lächeln nicht gewichen, das da sagt: Trotz alledem glaube ich nicht daran!

Die Damen sitzen in dem hohen kühlen Zimmer und Tante Tonette ärgert sich, daß Josepha kein Wort des Beifalls hat für die reizende kostbare Einrichtung desselben. „Ist unser altes Heim nicht wunderhübsch wiedererstanden?" fragt sie endlich direkt. „Der Stil der neuen Einrichtung ist tadellos und schmiegt sich so hinein in den alten kostbaren Rahmen — alle Kenner sind entzückt davon, es ist ein wahrer Rokokotraum."

„Sehr schön!" giebt Tante Josepha zu, „nur zu neu! Ich muß mich erst an diesen Glanz gewöhnen, in mir lebt noch zu mächtig das Bild des alten lieben Schlosses mit den Erinnerungen an meine Kindheit — ich kann sie nicht wiederfinden."

„Und den Moderduft auch nicht, der den Verfall begleitete," giebt Tonette ärgerlich zurück. „Es ist undankbar von dir, Josephine, daß du dich nicht auch freust."

„Du weißt ja, weshalb ich es nicht kann," klingt es gelassen.

„Er sollte nur Baron sein, dann —"

Ediths Lachen unterbricht den Streit. „Tante Josephas außerordentlich aristokratische Grundsätze stoßen sich hier auf Schritt und Tritt die Köpfe blutig," sagt sie. „Arme Tante Josepha! Du wirst Mühe haben, die verletzten in der Stille deines adligen Stiftes zu heilen."

„Meine Grundsätze sind nicht ausschließlich aristokratisch, sie sind die jedes anständig denkenden Menschen!" klingt's gereizt zurück.

„Und Mohrmann ist ein solcher," ereifert sich Tonette, „innerlich und äußerlich! Was ihm noch gefehlt hat, das hat er sich angeeignet während seiner Ehe mit Edith! Sie soll's selber sagen — bitte, Kind — ob er sie nicht mit einer geradezu erstaunlichen Rücksicht behandelt, ihr nicht jeden Wunsch von den Augen abliest! Ob ihre Ehe nicht in jeder Hinsicht eine glückliche ist!"

Edith lacht wieder, halb spöttisch, halb belustigt.

„Ich weiß nicht," erwidert Josepha trocken, „ob das ein so großer Vorzug ist, wenn er ihr jeden Wunsch erfüllt."

Edith sieht sie erstaunt an.

„Das könnte nur dann ein Lob bedeuten," fährt die alte Dame unentwegt fort, „wenn die Frau, der solche Rücksicht entgegengebracht wird, ein vernünftiges, einsichtsvolles bescheidenes Wesen ist, denn sonst würde ich es für Schwäche halten, oder für Gleichgültigkeit, je nachdem —"

„Aber Josepha!" ruft Tonette, „du verstehst es, Artigkeiten zu sagen!"

Edith hat sich erhoben; sie ist furchtbar erregt, dunkelrot färbt das zornige Blut sie; sie weiß, worauf das zielt, aber noch ehe sie fragen kann: „Du meinst wohl Waldenberg?" fährt Josepha gelassen fort, indem sie mit den Fingern an dem Volant eines Fauteuils zupft: „Zum Beispiel würde ein Mann mit angeborenen aristokratischen Grundsätzen nie einen ihm persönlich unbekannten Herrn einladen, nur weil es die Frau Gemahlin wünscht; man müßte dann doch eine geradezu verblüffende Naivetät bei ihm voraussetzen."

Digitized by Google

Tonette starrt ihre Schwester an mit offenem Munde, sie weiß ja nichts von dieser Einladung. Edith aber ist jetzt auf dem Gipfel ihrer Fassungslosigkeit angelangt, sie weiß, in dieser Beziehung versteht auch Tante Tonette keinen Spaß, und die junge Frau hat schon lange vergeblich gesonnen, unter welchem Vorwand sie der Tante gegenüber die Einführung Edi Waldenbergs bewerkstelligen soll, für den Fall nämlich, daß er der Einladung folgen würde.

„Ich verstehe nicht," stottert endlich Tonette.

„Nun, die glückliche, verhätschelte Herrin des Hauses hat ihren Mann zu bestimmen gewußt, den Edi Waldenberg einzuladen — wenn ich nicht irre — ihren alten Courmacher von Anno dazumal."

„Edith!" schreit Tante Tonette, „nimm's nicht übel, das ist allerdings stark! Den Edi? Bist du verrückt geworden?"

Edith steht jetzt mit gekreuzten Armen an einem Rokokoschränkchen, dicht neben der mit einem Brokatvorhang verschlossenen zeltartigen Draperie, welche die Mündung der Wendeltreppe maskiert, die in Antons Zimmer hinunterführt. „Es ist zum Erstaunen, Tante Josepha, wie geschickt du harmlose Thatsachen zu Verbrechen zu stempeln verstehst," sagt sie noch ruhig, „mein alter Courmacher? Es wäre viel richtiger gewesen, wenn du ihn den gemeinschaftlichen Jugendfreund von Ma und mir genannt hättest, den wir gern wiedersehen wollten."

Aber Tante Josepha läßt sich nicht irremachen. „Wenn deine Freundin Sehnsucht nach ihm verspürte," giebt sie zurück, „so mag sie ihn in ihrem Hause empfangen, das ist ja dann ihre Sache. Du aber hast nicht das Recht, auf diese Weise dich für die Langweiligkeit deiner Ehe schadlos zu halten! Du bist gar kein harmloses Kind, Liebste, warst es nie und weißt sehr wohl, was für Konsequenzen aus solchem Wiedersehen entstehen können, ich sage — können; das müßte dir genug sein, um es zu vermeiden! Und deinen blindlings ergebenen Mann zu bestimmen, dir ahnungslos behilflich zu sein, einem nur zu berechtigten Verdacht Thor und Thür zu öffnen in seinem eigenen Hause, das ist denn doch — nimm's nicht übel — eine Harmlosigkeit — wir wollen's so nennen — die auch einen minder Unbefangenen wie mich zweifeln lassen kann an dir! Ich denke, du —"

Sie verstummt, denn Edith ist wie eine Tolle auf sie zugekommen und steht mit zitternden Gliedern vor ihr. „Was erlaubst du dir, Tante?" ruft sie mit einer grellen Stimme, „wie kannst du es wagen, mir solche Motive anzudichten für das harmlose Verlangen, einmal wieder fröhlich zu sein mit einem Menschen aus jener Zeit, da man noch glücklich war? Ich dulde solche Beschimpfungen nicht! Ich bitte dich, verlasse mein Haus, auf der Stelle verlasse mein Haus, wenn du nur gekommen bist, mich zu beleidigen! Du hast keinerlei Grund dazu."

„Um Gottes willen," ruft Tante Tonette und zieht Edith am Arm, „schrei doch nicht so, sprich doch leise! Josepha, du reizest sie ja immerfort — ich begreife dich nicht! Edith hat sich das zu wenig überlegt mit der Einladung, es war gewiß kein böser Gedanke dabei, nicht wahr, Edith? Gutes Kind, beruhige dich nur."

Aber Edith stößt sie zurück und wiederholt noch einmal: „Gar keinen Grund hast du! Verbissen und neidisch bist du und warst es stets."

„Keinen Grund?" fragt Josepha aufstehend, um das Zimmer zu verlassen, und die jahrelang aufgesammelte Bitterkeit über Ediths Heirat bricht mit ungestümer Gewalt hervor. Die Hand schon auf der Thürklinke, sagt sie: „Ich dächte, die Präliminarien deiner Heirat wären ausreichend genug, um dir ein gerechtfertigtes Mißtrauen entgegenzubringen. Wer einmal einen Mann auf freventliche Weise an sich zieht, zieht auch wohl noch den zweiten an sich; diejenigen, die dabei geopfert werden, kümmern dich wenig, scheint's."

„Das soll heißen, daß ich Anton von seiner Pflicht abwendig machte?" keucht Edith, „Ich?"

Josephas Kopf in dem schneeweißen Blondenhäubchen neigt sich. „Ja!" sagt sie kurz. „Wer sonst?" Und nun will sie gehen, fühlt sich aber am Arm zurückgerissen.

„Du bleibst!" fordert Edith, „denn ich will auch einmal etwas erzählen!" Ihre Stimme ist schrill vor Erregung; die herzueilende Tonette schier verächtlich beiseite schiebend, schreit sie mehr als sie spricht: „Ich war ein thörichtes Kind, ja, möglich auch, daß ich gefehlt habe, indem ich mich bemühte, ihm zu gefallen! Ich fürchtete mich vor der Armut, vor dem Entbehren, und außerdem liebte ich den Edi, jawohl, den Edi — ganz aussichtslos liebte ich ihn! Von der Heiligkeit der Ehe hatte ich oft gehört, aber wenig genug gesehen bisher, und das Romanlesen mag ja auch mitgespukt haben in meinem Kopfe. Schön — ich that also unrecht, mit Mohrmann ein kokettes Spiel zu beginnen, aber ich kam zur Besinnung, als das Wasser mir über dem Kopfe zusammenschlug, als ich Edi wiedersah. Ich wollte mich retten, wollte zurücktreten, mir kam es ganz entsetzlich vor mit einem Male, diesen großen Menschen mit den ernsten, bekümmerten Augen heiraten zu müssen, ohne einen Funken von Liebe meinerseits. Aber da stand Tante Tonette am Ufer und stieß mich wieder hinein ins Wasser mit spitzen Worten und weisen Ratschlägen! Sie ist die Schlechte, meine liebe Tante Josepha, ihr halte deinen Spiegel vor! Ich kann offen und ehrlich sagen, ich habe Mohrmann nie geliebt, liebe ihn auch heute noch nicht, ich habe mich einfach für euch und für Wartau geopfert, und alles, was ich Unbegreifliches thue, thue ich, um zu vergessen, daß ich meine Liebe, meine Jugend vertrauere und versauere um ein bißchen äußeren Glanz. Und ich werde weiter thun, was ich will, was ich für recht halte, auch wenn ihr die Hände darüber ringt, denn ihr — was wißt ihr von dem, was ich leide, wie es mir zu Mute ist bei dieser Komödie, die ich täglich und stündlich spielen muß?!"

Sie hat die letzten Worte fast schreiend hervorgestoßen; sie ist völlig außer sich, ohne einen Funken von Ueberlegung. Nun wendet sie sich ab und sucht die angrenzende Schlafstube auf, die Thür hinter sich zuschmetternd.

Und Josepha sieht nach diesem stolzen Abgang mit den eingesunkenen grauen Augen ihre fassungslose Schwester an und nickt mit dem Haupte. „Ja du," sagt sie leise, „du! der größte Teil der Schuld ist dein!" Und nun geht auch sie und läßt die zitternde große Person zurück, die noch immer nicht begriffen hat, was eigentlich geschehen ist, wie sie eigentlich kam, diese schreckliche Scene. Sie hätte es verhindern müssen, das Kommen Josephas; sie hatte eben so ganz den starren unbeugsamen Stolz der Wartaus vergessen, den diese erbte, der schon so oft zu Konflikten führte; sie hatte gemeint, die wohlige behagliche Luft, der Ueberfluß in den Räumen des vielgeliebten Stammsitzes werde auch der Schwester Vorurteil verwandeln in dankbare Zufriedenheit, wie das ihre.

Sie geht mechanisch an ein Nebentischchen, trinkt ein Glas Wasser und überlegt. Nach einem Weilchen ist sie beinahe beruhigt: ein gründlicher Meinungsaustausch im intimsten Kreise, na — darum ändert sich noch nichts an allem; Edith wird sich beruhigen, Josepha wird abreisen, und sonst — es hat ja sonst niemand gehört! Anton ist eben noch mit Heine fortgegangen, das heißt — rechnet sie nach — vor dreiviertel Stunden etwa. Die große korpulente Gestalt schiebt sich aber doch, wie von einer Ahnung getrieben, unhörbar über den Teppich nach dem Zeltchen hinüber. Die fatale Wendeltreppe, an die hat sie nicht gedacht! Behutsam lüftet sie den Vorhang und fährt dann entsetzt zurück — „Mohrmann!" stammelt sie.

Er sitzt auf der obersten Stufe der vergoldeten schmiedeeisernen Treppe und hat den Kopf in die Hände geborgen, sein Rücken ist wie im Krampf zusammengezogen, ein Bild vollständigster Verzweiflung.

„Mohrmann!" schreit die alte Dame jetzt laut, „liebster, bester Mohrmann!"

Da richtet er sich auf, und ohne sich nach ihr umzusehen, geht er, sich fest an das Geländer klammernd, hinunter, schwankend, als sei er trunken.

„Barmherziger, was soll nun werden?" schluchzt Tante Tonette, und sie steigt hinauf in ihr Zimmer, wo Josepha mit dem stillen hochmütigen Gesicht am Fenster sitzt, das geballte Taschentuch in den nervös zuckenden Fingern.

„So!" ruft Tonette und wirft sich, außerstande, ihre Angsttränen zu unterdrücken, ins Sofa, „so, nun ist das Unglück vollkommen! Mit deiner Moralpredigt hast du es heraufbeschworen — Mohrmann hörte alles, was Edith da schrie in ihrem sinnlosen Zorn."

Josephas Augen erweitern sich einen Augenblick schreckhaft, dann wendet sie den Kopf wieder zum Fenster. „Er wäre so wie so gekommen über kurz oder lang, der Krach," murmelt sie.

(Fortsetzung folgt.)

tz

Digitized by Google

Konrad Wiederhold.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Alfred Freihofer.

(Mit den Bildern S. 285 und S. 289.)

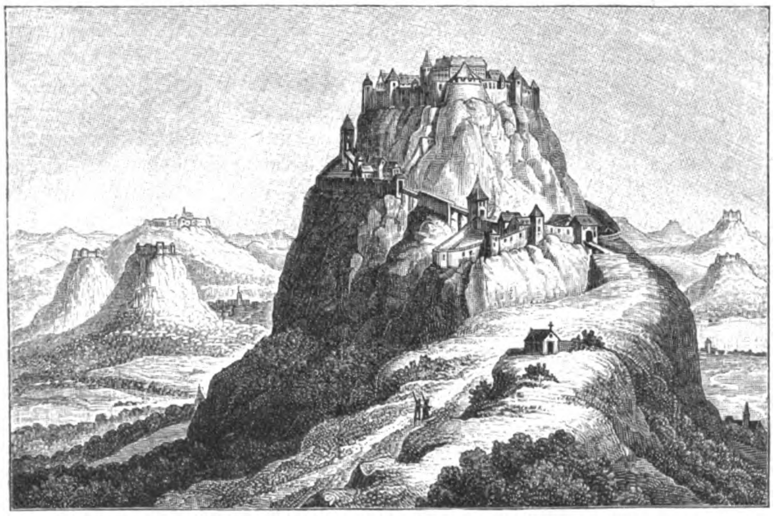
Ueber die traurigste Zeit, die Deutschland gesehen, den Dreißigjährigen Krieg, sind wir durch eine Fülle geschichtlicher Urkunden unterrichtet. Jedes Land, fast jeder Ort hat seine Chronik, zahllos sind die Berichte, an deren Hand man die Thaten und Schicksale einzelner verfolgen kann. Aber es ist wenig Erhebung dabei zu finden, höchst spärlich sind die Namen derer, die in wahrhafter Größe und ohne Entstellung durch häßliche Eigenschaften aus dem Geschlecht jener Tage hervorragen.

Konrad Wiederhold.

Der besten einer ist der Name des tapferen Kriegshelden, der die Feste Hohentwiel populär gemacht hat, noch ehe Scheffel sie mit dem Glanz der Dichtung umwob: Konrad Wiederhold. Dem dreihundertjährigen Gedenktag seiner Geburt (20. April 1598) seien diese Zeilen gewidmet!

Wiederholds Gedächtnis lebt vor allem in Württemberg fort, denn nie hat das württembergische Fürstenhaus einen treueren Diener gehabt als diesen. Trotzdem war er von Geburt kein Schwabe, sondern er ist zu Ziegenhain in Hessen als Sohn eines Ratsmitglieds geboren. Früh widmete er sich dem Kriegsdienst: schon mit 17 Jahren kämpfte er als hanseatischer Reiter unter dem Grafen Solms vor Braunschweig, mit 20 Jahren stand er in den Diensten Venedigs, und hier führte ihn sein Schicksal mit dem Prinzen Magnus von Württemberg zusammen, der ihn mit sich in seine Heimat nahm. In wenigen Jahren brachte er es zum Kapitänmajor beim Regiment „unter der Staig“, und wo aus der Zeit um 1630 von einer Kriegsthat der Württemberger berichtet wird, ist der Name Wiederholds als der eines kecken Haudegens mitgenannt.

Die schlimme Zeit für Württemberg begann mit der für die Protestanten so unglücklichen Schlacht von Nördlingen. Der junge Herzog Eberhard III floh nach Straßburg und überließ den Schutz seines Landes dem Herzog Bernhard von Weimar. Bei Württemberg blieben nur einige wenige Burgen, wie der Asperg, der Neuffen, der Zollern (vorübergehenderweise) und der Hohentwiel. Auch von diesen ging eine um die andere verloren, nur der stolze Fels im Hegau, den Eberhard dem Konrad Wiederhold übergeben hatte, behauptete sich während der ganzen langen Dauer des Krieges gegen alle Feinde; ja selbst auf den eigenen Befehl des vom Throne vertriebenen, mit dem Kaiser paktierenden Herzogs öffnete Wiederhold die Thore nicht, sondern bewahrte auf eigene Faust seinem Herrn den letzten wertvollen Besitz, nach welchem Oesterreich und Frankreich die begierige Hand ausstreckten.



Der Hohentwiel im Jahre 1643.

Es ist ein bis heute noch nicht mit Sicherheit gelöstes Problem der Specialforschung, ob Wiederhold bei Nichtachtung jenes Befehls im stillen Einverständnis mit dem Herzog gehandelt hat. Wahrscheinlich ist, daß der Herzog sich anfangs der Weigerung freute, daß es ihm aber in der kritischen Zeit, wo er fürchten mußte, sein Land überhaupt nicht wieder zu gewinnen, Ernst damit war, daß Wiederhold gehorchen sollte. Noch sind die Briefe vorhanden, die der Herzog mit Wiederhold gewechselt hat. Am 24. November 1635 schrieb er ihm, er solle sich unter keinen Umständen zur Uebergabe bewegen lassen, „ohne einen Befehl von unserer Hand ganz geschrieben und mit unserem kleinen Sekretinsiegel bekräftiget“, und am 21. März 1637 ordnet er in gleichem Sinne an, Wiederhold solle keinem Befehl Glauben beimessen ohne eigenhändigen Brief und Ausfertigung mit dem „kleinen Ring-Pittschaft“ — „und hast Du auch in solchem Fall auf den ersten und andern Befehl nicht zu gehen, sondern des dritten zu erwarten“.* Der erste Befehl zur Uebergabe erging bereits im Januar 1638 an Wiederhold durch mündliche Botschaft des Obersten Böcklin von Böcklinsau. Aber noch während dieser Sendbote auf dem Hohentwiel weilte, sandte der Herzog einen zweiten, den Amtmann Hitzler, mit dem Auftrag, daß Wiederhold „ohne Empfahung der ihm bewußten Zeichen niemand zu willen sein“ solle. Am 12. August aber befiehlt der Herzog die Uebergabe, „so lieb Dir unsere Gnade, Deine Ehre und Namen, Leib und Leben“. Der Brief ist zwar von dritter Hand geschrieben, aber es ist eine eigenhändige Nachschrift des Herzogs samt dem kleinen Siegel beigesetzt, daß der Befehl „in allem unser ernstlicher Wille und Meinung“ sei. Und am 12. September läßt der Herzog abermals schreiben und setzt Nachschrift und kleines Siegel bei, Wiederhold solle gehorchen, „wofern Du uns noch mit Treuen meynest“. Ob damit die bewußten Zeichen erfüllt waren? Jedenfalls dünkte es Wiederhold klug, sie für nicht erfüllt anzusehen. Und die ganz ungewöhnliche, wahrhaft staatsmännische Klugheit, mit welcher nunmehr dieser einfache Soldat seinen kühnen Widerstand zwölf Jahre lang wider alle Welt fortsetzte, macht sein Verhalten bewundernswert; die unerschütterliche Treue, mit der er nicht bloß die feindlichen Angriffe, sondern auch die schmeichlerischen Anerbietungen abschlug, läßt es auch moralisch durchaus gerechtfertigt erscheinen. Noch während der Friedensverhandlungen hielt Wiederhold den

* Dergleichen Befehle stehen nicht vereinzelt da. Auch in späteren Kriegszeiten pflegten die württembergischen Herzoge den Befehlshabern auf Hohentwiel solche Geheimbefehle zu erteilen. Noch im Jahre 1799 ließ der Herzog und nachmalige König Friedrich einen solchen an den Vicekommandanten v. Wolff ergehen.

Vorteil seines Herzogs fest in der Hand, und erst 1650, im zweiten Jahr nach dem allgemeinen Friedensschluß, konnte er die Festung, besser bewehrt und ausgestattet, als sie vor dem Kriege gewesen, dem Hause Württemberg zurückgeben.

Vor der Uebergabe schrieb Wiederhold dem Herzog einen Brief, daß er alles „aus unterthäniger Pflicht gethan und seine damals nicht wenig gefährliche Entschließung einzig und allein Ewer Fürstl. Gnaden und Hochdero Haus zu gut ergriffen habe, maßen die verstrichenen Zeiten und der gute Ausgang ein solches bezeugen. Er hoffe also, keine Ungnad oder Widriges befahren zu müssen, und bitte Fürstl. Gnaden, was Jhro etwa unbeliebig gefallen, gnädig zu verzeihen". Die Antwort des Herzogs lautete höchst ehrenvoll: Wiederhold habe die Festung „zu seinem unsterblichen Ruhm und Unserer besten Zufriedenheit erhalten. Wann er Unseren Befehlen nicht alle Zeit folgen können, so haben Wir kein Bedenken getragen, in seinem billigen Begehren zu willfahren und ihn in Kraft dies Unserer fürstlichen Huld und Gnade beständigst und in bester Form zu versichern ꝛc." Der Herzog bewies dies auch durch die That, indem er ihn mit Ehren überhäufte. Als Obervogt von Kirchheim genoß Wiederhold bis zu seinem Tod allgemein das höchste Ansehen; auch ein zeitgenössischer katholischer Schriftsteller sagt von ihm, „er wäre hoch zu loben, wenn er die gute Sache geführt hätte".

So steht Wiederholds Bild als das des treuesten und klügsten Dieners seines Herrn in der Geschichte da. Aber noch heller erstrahlt sein Ruhm als Kriegsheld. Die Chronik der fünfzehnjährigen tapferen Verteidigung des Hohentwiels ist fast ein Unikum in der Kriegsgeschichte. Wiederhold sah sein Felsennest bald von Kaiserlichen, bald von den Bayern und den Spaniern belagert und berannt, oberste Heerführer, wie die kaiserlichen Generale Mercy und v. Sparr und der Spanier Enriquez, verschwuren sich, die Feste zu brechen; aber Wiederhold schlug mit seiner Handvoll Leute alle Angriffe siegreich ab, zwang die Belagerer zum Abzug, verfolgte sie, nahm ihnen Beute ab und machte sich durch seine kühnen Ausfälle und Handstreiche landauf landab zum Schrecken seiner Feinde. Bis nach Blaubeuren und Memmingen erstreckten sich seine Streifzüge, Städte wie Tuttlingen, Ebingen, Balingen, selbst das zuvor nie eingenommene Ueberlingen fielen zeitweise in seine Hände. Als die Bayern ihm seinen Keller (Verwalter) Stockmayer gefangen setzten, holte er sich einen Weingartner Prälaten als Geisel und ließ ihn den unfreiwilligen Aufenthalt auf dem Hohentwiel teuer bezahlen. In den letzten Jahren des Kriegs kam es dahin, daß zahlreiche Städte und Klöster und die ganze schwäbische Ritterschaft gegen beträchtliche Geldleistungen und Zufuhren mit ihm paktierten, um sich von seinen Ueberfällen loszukaufen. Ja er wurde zu einer solchen Macht, daß er schließlich wie ein Kriegführender mit Kaisern und Königen verhandelte und Bedingungen stellte. Diese Bedingungen galten einzig der Wiedereinsetzung des Herzogs von Württemberg in sein Land und man kann wohl sagen: Wiederhold hat dem Herzog nicht bloß die Festung Hohentwiel erhalten, sondern damit auch sein Land zurückgewonnen.

In den Volksschriften, die heute noch vielfach in Schwaben über Wiederhold verbreitet sind, findet man viele, zum Teil augenscheinlich sagenhafte Ueberlieferungen, die beweisen, wie groß der Ruhm seiner Tapferkeit und der Respekt davor gewesen. Von seiner Erfindungsgabe erzählte man sich u. a., er habe von der Festung herab mit großen Angelhaken nach den Feinden geworfen und sie daran über die Felsen hinaufgezogen; am Fuß der Festung habe er geladene Gewehre befestigt, die er mit Schnüren von oben her losgeschossen habe. Ganze Schiffe, hieß es, habe er auf der Festung gebaut, um sie auf den Bodensee zu schaffen und diesen zu beherrschen. Beglaubigt ist, daß er sich mit dem Bau von Windmühlen für die Festung viel beschäftigt hat. In diesen Volksüberlieferungen wird Wiederhold ganz besonders auch als ein Musterbild der Frömmigkeit gepriesen. Nicht mit Unrecht: er hing seinem evangelischen Bekenntnis mit ehrlicher Begeisterung an und bezeigte sich in vielen guten Werken bis zu seinem Tode als ein echter Christ. Aber man muß auch ihn aus seiner Zeit verstehen: Wenn in jenen Volksschriften erzählt wird, es sei ihm unter den Schrecken der Belagerung nichts wichtiger gewesen, als auf dem Hohentwiel eine Kirche zu bauen und, als sein Pfarrer an der Pest gestorben war, selbst den Prediger zu machen, oder wenn erzählt wird, er habe nach der Einnahme Ueberlingens auf alle andere Beute verzichtet und nur die Orgel sich ausgebeten, so ist das nicht wörtlich zu nehmen. Wiederhold hat allerdings von seinen Streifzügen auch einmal eine Orgel und mit der Zeit nicht weniger als achtzehn Glocken auf seine Festung verbracht, aber er führte den Krieg in der Art seiner Zeit und scheute nicht davor zurück, die schwersten Kontributionen und Brandschatzungen zu verhängen, und wo Brandschatzungen nicht halfen, auch den Brand zu legen. Den Ueberlingern nahm er keineswegs bloß eine Orgel, sondern ließ sie gehörig „bluten", wie er es auch auf der Mainau und an anderen reichen Plätzen machte; das Kirchlein auf der Feste baute er, als er vor allen Feinden Ruhe hatte. Es scheint überhaupt, daß er mehr die Natur eines Götz von Berlichingen als diejenige eines Betbruders gehabt hat. Sind Züge letzterer Art von ihm verbreitet, so stammen sie wohl aus den letzten Jahren seines Lebens, aus der friedlichen Kirchheimer Zeit, wo er sich durch fromme und wohlthätige Stiftungen ein bleibendes Andenken sicherte.

In Kirchheim ist noch heute sein Grabmal zu sehen, und der Dichter Albert Knapp hat in unserem Jahrhundert den Spruch darauf gedichtet:

„Der Kommandant von Hohentwiel,
Fest wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, des Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ wie Gold,
So schläft hier Konrad Wiederhold."

Das Geschlecht Wiederholds hat bis in unsere Tage geblüht in Württemberg, ein Nachkomme seines Bruders war der 1885 verstorbene württembergische Kriegsminister Freiherr v. Wiederhold. Jetzt dauert der Name einzig fort in dem kinderlosen Major Konrad v. Wiederhold, der sich 1870 ausgezeichnet hat, und einem Neffen desselben in Nordamerika, Konrad Kuno v. Wiederhold, geboren 1884.

Von unsern Abbildungen zeigt eine den Hohentwiel während des Dreißigjährigen Kriegs, während die andere eine landschaftliche Darstellung des heutigen Zustandes bietet. Abgesehen von der in Scheffels „Ekkehard" geschilderten Zeit, wo der Berg die Residenz der schwäbischen Herzoge war, hat er in den Tagen Wiederholds seine Glanzzeit gesehen. Von da ab geriet die Festung allmählich in Verfall, wiewohl sie bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts für „uneinnehmbar" galt. Daß sie es unter einer mutigen Verteidigung wirklich war, hat Wiederhold bewiesen. Freilich unter Voraussetzung der damaligen Kriegskunst und ihrer Mittel! Wie es mit der Artillerie des 17. Jahrhunderts aussah, ersieht man aus einem bei den württembergischen Archivakten erhaltenen Bericht Wiederholds, wonach während der Beschießung unter dem Feldzeugmeister v. Sparr im Jahre 1641 rund 3000 Wurfgeschosse nach dem Hohentwiel abgefeuert wurden, von denen aber nur „47 Granaten, 25 Feuerballen und eine Ernstkugel" in die obere Festung gelangten! Schaden haben auch diese wenig angerichtet. In unseren Tagen hat man gemäß einem Urteil der Sachverständigen auf die fortifikatorische Ausnutzung des Felsens verzichtet, aus zwei Gründen: nicht bloß die Widerstandskraft gegen das heutige Geschütz, sondern auch die Bedeutung des Platzes selbst für die Sperrung von Verkehrswegen ist eine andere geworden.

Schon in den Friedenszeiten des 18. Jahrhunderts sank die Festung zum Staatsgefängnis herab; die Besatzung bildeten Invaliden, die Festungswerke gerieten in einen langsamen Verfall. Gleichwohl war die widerstandslose Uebergabe der Festung an den französischen General Vandamme am 2. Mai 1800 ein Akt schmählicher Feigheit, der hernach an den schuldigen Offizieren mit Recht schwer geahndet wurde.

Der erste Konsul Napoleon hat die Festung zerstören lassen; es bedurfte dazu der angestrengten Fronarbeit eines halben Tausends von Bauern vom 10. Oktober 1800 bis zum 1. März 1801. — Heute ist der Berg alljährlich ein Hauptziel der Schwarzwaldtouristen, denn der Blick auf die Bodenseegegend und die ganze Wand der Centralalpen ist unvergleichlich.

Digitized by Google

Deutsches Vereinswesen in New York.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Max E. Flössel (New York).

Daß niemand in fremden Landen schneller seine Nationalität aufgebe als der Deutsche, ist eine mit Unrecht oft wiederholte Behauptung. Wenn sie gegenwärtig durch Millionen von Deutschen im Auslande zu Schanden gemacht wird, so trägt dazu nicht wenig eine Neigung der Deutschen bei, die in der That besteht und von welcher der Spott sagt, daß sie drei auf eine wüste Insel verschlagene Deutsche sofort veranlassen würde, dort einen Verein zu gründen. Gewiß wird niemand verkennen, daß ein Zusammenschluß von Landsleuten im Ausland zu einem Verein seine volle Berechtigung hat. Aber was das deutsche Vereinswesen, die in der Heimat oft bespöttelte „Vereinsmeierei", im Auslande zur Pflege deutscher Sitte und deutscher Sprache thut, welche unschätzbare Kulturaufgabe die deutschen Vereine auf fremder Erde Jahr für Jahr erfüllen, das kann nur der beurteilen, der selbst jahrelang im Auslande geweilt hat.

Mehr als irgend ein anderes Land der Welt sind die Vereinigten Staaten Millionen von Deutschen zum Adoptivvaterland geworden, und darum haben hier am ehesten deutsche Vereine Gelegenheit, ihre Daseinsberechtigung als Beschützer der heiligsten Güter, die Mutter Germania ihren scheidenden Kindern in die Fremde mitgiebt, als Hüter deutscher Sprache und Sitte, deutscher Kunst und echt deutschen Gemütslebens zu erweisen und diese ihre wichtige Aufgabe fortdauernd zu üben. Die deutsche Presse in Nordamerika, deren Ziele ja die gleichen sind, hat dies wohl erkannt und sucht durch die Einrichtung besonderer Vereinsspalten in den Tagesblättern das Vereinsleben zu fördern.

Naturgemäß tritt in der Metropole der Vereinigten Staaten, in New York, das deutsche Vereinswesen in größerem Maßstabe in die Erscheinung als in anderen Städten der Union. Es würde über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen, die Ursachen hierfür zu erörtern. Sicher ist, daß es in keiner Großstadt der Vereinigten Staaten so viele und so große deutsche Vereine giebt wie in New York. Der Deutsche, der hier nicht wenigstens einem Vereine angehört, würde wohl von Diogenes selbst mit der Laterne nicht aufzufinden sein, und wenn dieser weiße Rabe dennoch existiert, so muß er ein recht unbedeutendes Menschenkind sein, denn „prominent" werden, d. h. eine Rolle spielen, kann man in Amerika am ehesten durch Politik und durch Vereine.

Leider giebt es gar keine Statistik über das New Yorker Vereinswesen, so daß man demjenigen, bei dem die Thatsachen erst mit Zahlen anfangen, nicht imponieren kann. Dies ist um so mehr schade, als fast alle Vereine einem großen Verbande angehören; die New Yorker Gesangvereine bilden die „Vereinigten Sänger", die wieder dem „Nordöstlichen Sängerbund" eingereiht sind, die Turnvereine haben einen großen Verband, den „Nordamerikanischen Turnerbund", „Kriegerbund" und „Schützenbund" fehlen bei Söhnen des Volkes in Waffen natürlich auch nicht, die Kegelbrüder haben sich zu einem Verband zusammengethan. Sehr viele unserer deutschen Vereine haben ihre eigenen Häuser, einige darunter sogar wahre Paläste. Andere unterhalten, wie besonders die Turnvereine, eigene Schulen, geben auch wohl eine eigene Zeitung heraus. Sänger- und Turnfeste, Wettkegeln, Schützenfeste ꝛc., bei denen überall echt deutsches Leben herrscht, rufen lebendig die Erinnerung an die Heimat wach und lassen den Einwanderer fast vergessen, daß er Tausende von Meilen von Deutschland entfernt weilt.

Eine solche Aufrechterhaltung des Deutschtums war bis 1871 nur unter großen Schwierigkeiten durchzusetzen. Um so mehr Anerkennung verdienen jene Vereine, die in den dunkelsten Tagen des „Nativismus", da weiteste Kreise der eingeborenen nordamerikanischen Bevölkerung den Eingewanderten feindselig entgegentraten, vor ihren Namen, auf ihr Banner oder ihr Haus das Wort „Deutsch" gesetzt hatten.

Aber seit der Einigung Deutschlands wurde auch in Amerika die Stellung der Deutschen eine andere. Der „Dutchman" wird mehr geachtet als früher, selbst den vom wütendsten Nativismus eingenommenen Deutschenhassern unterm Sternenbanner war es klar geworden, daß man mit dem Deutschen, dessen Landsleute drüben sich zu einem mächtigen Ganzen geeint hatten, rechnen müsse. Und wie in politischer, so nahm auch in gesellschaftlicher Beziehung das Deutschtum in den Vereinigten Staaten einen gewaltigen Aufschwung. Was aber wäre noch von ihm übrig gewesen, wenn nicht neben der deutschen Presse die deutschen Vereine es gehegt und gepflegt hätten!

Naturgemäß sind jene Vereine, welche der Geselligkeit, der Pflege deutscher Gemütlichkeit einen breiten Raum in ihrem Programm gewähren, diejenigen, die am bekanntesten sind und den größten Einfluß ausüben. Zwei seit einer Reihe von Jahren jeden Winter wiederkehrende deutsche Veranstaltungen sind thatsächlich hervorragende gesellschaftliche Ereignisse der New Yorker Saison geworden: der Deutsche Wohlthätigkeitsball und der Arionball. Von diesen beiden Bällen spricht tagelang ganz New York und schreibt die Presse, auch die englische, ganze Spalten. Zum Deutschen Wohlthätigkeitsball, der im „Metropolitan-Operahouse" stattfindet, hat sich eine Anzahl der angesehensten deutschen Vereine zusammengethan, und alle Spitzen der Stadt geben sich da ein Stelldichein. Der Reinertrag kommt einer Reihe deutscher Wohlthätigkeitsanstalten, Hospitälern ꝛc. zu gute; er ist stets sehr beträchtlich, beläuft er sich doch manchmal auf rund 50 000 Mark.

Ein noch größeres Publikum als der Wohlthätigkeitsball zieht der Maskenball des Gesangvereins „Arion" an. Obwohl für Herr und Dame der Eintritt 40 Mark und für jede weitere Dame 20 Mark kostet, ist alljährlich der 15 000 Personen fassende Riesensaal im Madison Square Garden vollständig gefüllt, denn kein New Yorker, der als Lebemann gelten will, würde diesen Ball versäumen. Freilich wird da auch an Ausstattung ein Bild geboten, wie man es in Deutschland nur auf den Künstlerfesten oder zur Faschingszeit beim rheinischen Karneval sieht. Die Riesenhalle ist in einen Blumenhain verwandelt, ein Springbrunnen von Kölnischem Wasser verbreitet Wohlgeruch, ein Ballett von 60 Tänzerinnen eröffnet den Ball, und der große Umzug um 11 Uhr bringt Hunderte von charakteristischen Masken und prächtige Dekorationswagen, an denen die elektrische Technik wunderbare Effekte hervorzaubert. Jeder dieser Wagen allein kostet Tausende von Mark.

Auch einen deutschen Karneval haben wir in New York, und auch hier ist es der „Arion", der sich vor anderen Vereinen durch Pracht der Dekorationen und durch witzige Sitzungen besonders auszeichnet. Narrensitzungen und Maskenbälle jagen sich förmlich zur Faschingszeit in allen deutschen Vereinen, und die armen Vereinsberichterstatter, die an einem Abend oft 6 bis 8 Vereine besuchen müssen, sind froh, wenn diese ihre Leidenszeit vorüber ist.

Im Sommer — den Frühling kennt man in New York kaum, da er meist nur 24 Stunden dauert, indem auf Winterkälte rasch Sommerhitze folgt — stehen dann Picknicks, Reisen, Sommerfeste ꝛc. auf dem Programm. Und dieses großartig ausgebreitete Vereinswesen, das jetzt in New York allein Hunderttausende unserer Landsleute enger aneinanderschließt, besteht doch erst seit wenigen Jahrzehnten. Im Jahre 1846 hatten sich unter dem Drucke des Nativismus fast alle bis dahin bestehenden kleineren Vereine aufgelöst, von Gesangvereinen existierte nur noch der „Social-Reformer".

Da wurde in dem genannten Jahre der „Deutsche Liederkranz" gegründet, und an seinem Wachstum aus den kleinsten Verhältnissen heraus kann man den Fortschritt des deutschen Vereinswesens am besten erkennen. Mit 25 Sängern konstituierte er sich am 9. Januar 1847. Dr. Hermann Ludwig war sein erster Präsident, während der Musiker Krauskopf die musikalische Leitung ausübte. Im Jahre 1850 übernahm ein

junges Mitglied, Agriol Paur, das Amt des Dirigenten, das er zweiunddreißig Jahre verwaltete. Ihm verdankt der Verein seinen Aufschwung und seinen Ruf auf musikalischem Gebiet. Noch im Jahre 1851 betrug der Kassenbestand zur Generalversammlung ganze 71 Cent, 1860 wurde, während der Herausgeber der „New Yorker Staatszeitung“, Oswald Ottendorfer, Präsident war, der Verein mit 547 Mitgliedern inkorporiert, 1869 betrug die Mitgliederzahl 1012, 1882 wurde mit 1378 Mitgliedern der eigene Sängerpalast in der 58. Straße eingeweiht. Im Januar vorigen Jahres hat dieser Verein sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Das Klubhaus des „Liederkranzes“ ist prächtig eingerichtet, der große Saal mit Scenen aus bekannten Opern und sonstigen auf die Musik bezüglichen Wandgemälden geschmückt.

In der Nähe, an der 59. Straße und Park Avenue, hat der mehrfach genannte „Arion“ seinen Palast erbaut, von dem man sich einen Begriff machen kann, wenn man erfährt, daß Bau und Einrichtung 1 940 000 Mark kosteten. „Liederkranz“ und „Arion“ dürfen als die angesehensten deutschen Vereine New Yorks und wohl Amerikas überhaupt bezeichnet werden. Der „Arion“, 1854 gegründet, ist auch in Deutschland bekannt, wohin er 1892 eine Sängerreise unternahm, die ihm reiche Lorbeeren eintrug und dem alten Mutterland zeigte, wie man im neuen Adoptivvaterland das deutsche Lied hegt und pflegt.

Außer deutschen Kegelvereinen haben bisher nur noch die deutschen „Independent-Schützen“ New Yorks Reisen nach Deutschland unternommen. Der „Liederkranz“ dürfte die nächste Sängerfahrt unternehmen, die ursprünglich schon für letztes Jahr geplant war. Auch der „Kriegerbund“ rüstet sich zu einer Deutschlandreise.

Die Zahl der sämtlichen deutschen Vereine in Groß-New York dürfte 300 bis 400 betragen! Da sich, wie erwähnt, auch die früheren Soldaten zu Vereinen verbunden haben, so giebt es hier außer dem oben erwähnten „Kriegerbund“ einen „Veteranenverein“ und einen „Landwehrverein“. Dem „Veteranenverein“ gehört Fürst Bismarck als Ehrenmitglied an, und an jedem 1. April begeht der Verein seines vornehmsten Mitgliedes Geburtstag mit einem flotten Kommers. Der „Kriegerbund“, welcher etwa 1000 Mann zählt und dessen Präsident Richard Müller ist, hatte zur Centenarfeier Kaiser Wilhelms I im vorigen Jahre einen großen Kommers veranstaltet, wobei durch lebende Bilder Scenen aus des Heldenkaisers Leben aufgeführt wurden und ein früherer Offizier, der jetzt die Waffe mit der Feder des Journalisten vertauscht hat, G. v. Skal, die Festrede hielt. Dieser Verein, der die Pflege deutscher Kriegerkameradschaft in Amerika zu seiner Aufgabe gemacht hat, verfolgt auch menschenfreundliche Zwecke, indem er seinen Mitgliedern in Zeiten der Not Unterstützung bietet. So zahlte er im Berichtsjahre 1896/97 an Krankengeld 20 500 Mark aus und die Sterbegelder für 15 zur großen Armee abberufene Kameraden und 6 Frauen bezifferten sich auf rund 24 000 Mark. In jüngster Zeit wurde von den Kriegskameraden der Gedanke angeregt, ein Altenheim zu gründen, das sicher eine mächtige Stütze des deutschen Kriegervereinswesens in Amerika bilden würde.

Unser Artikel würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht eines der deutschen Lokale von New York gedächten, in welchem auch der vorgenannte Kommers abgehalten ward, des neben Lüchows Restaurant besuchtesten Stelldicheins der Deutschen, des „Terrace-Garden“. Der Besitzer dieses großartigen Lokals ist einer der beliebtesten deutschen Wirte New Yorks, sein Lokal mit altdeutschen Bier- und Weinstuben ist echt deutsch, hier spielt im Sommer die deutsche Operettengesellschaft, deutsche Gartenkonzerte finden statt, und man trifft hier fast ausschließlich Deutsche.

Zum Schluß erheischt es — obwohl der Verfasser damit das Gebiet seiner eigenen Vereinsinteressen betritt — die Gerechtigkeit, noch eines deutschen Klubs zu gedenken, der zwar weder sehr groß, noch sehr wohlhabend ist, aber in einem Artikel über deutsche Vereine schon deshalb nicht übergangen werden darf, weil es von Berufs wegen die Pflicht seiner Mitglieder ist, für Aufrechthaltung des Deutschtums zu wirken. Dies ist der Deutsche Preßklub zu New York. Obwohl seine ordentlichen Mitglieder nur Journalisten oder Schriftsteller sein dürfen, die mindestens ein Jahr in den Vereinigten Staaten als solche thätig gewesen sind, zählt er bereits über 300 solcher Mitglieder — gewiß eine stattliche Zahl für einen deutschen Journalistenverein im Ausland. Er hat in der Nähe des Zeitungsviertels sein eigenes Haus, das nicht bloß bequem und gemütlich, sondern für europäische Begriffe sogar elegant eingerichtet ist, denn es ist mit Dampfheizung, elektrischer Beleuchtung &c. versehen und wird von einem eigenen Oekonomen verwaltet. Naturgemäß tritt der Deutsche Preßklub verhältnismäßig wenig an die Oeffentlichkeit, thut er es aber, dann erfreuen sich seine Veranstaltungen einer solchen Beliebtheit, daß der von Künstlerhand al fresco bemalte Saal nicht mehr ausreicht und für die größeren Festlichkeiten größere Lokale gemietet werden müssen.

Man könnte über das Vereinsleben der Deutschen New Yorks ein ganzes Buch, über das in den Vereinigten Staaten mit den vielen deutschen Vereinen in Philadelphia, Milwaukee, St. Louis, Chicago, San Francisko &c. Bände schreiben. Aber schon aus dieser Skizze wird der Deutsche im alten Vaterland ersehen, daß es in der Neuen Welt noch recht zahlreiche, wenn auch sonst zu Amerikanern gewordene Deutsche giebt, welche dazu beitragen, der Mutter Germania jährlich Hunderte von Adoptivsöhnen auf fremder Erde zu erhalten. Mögen uns auch in der Zukunft Männer beschieden sein, die nach jahrzehntelangem Verweilen im Auslande, oft unter schwierigen Umständen, das Motto eines unserer ersten Vereine aufrecht halten:

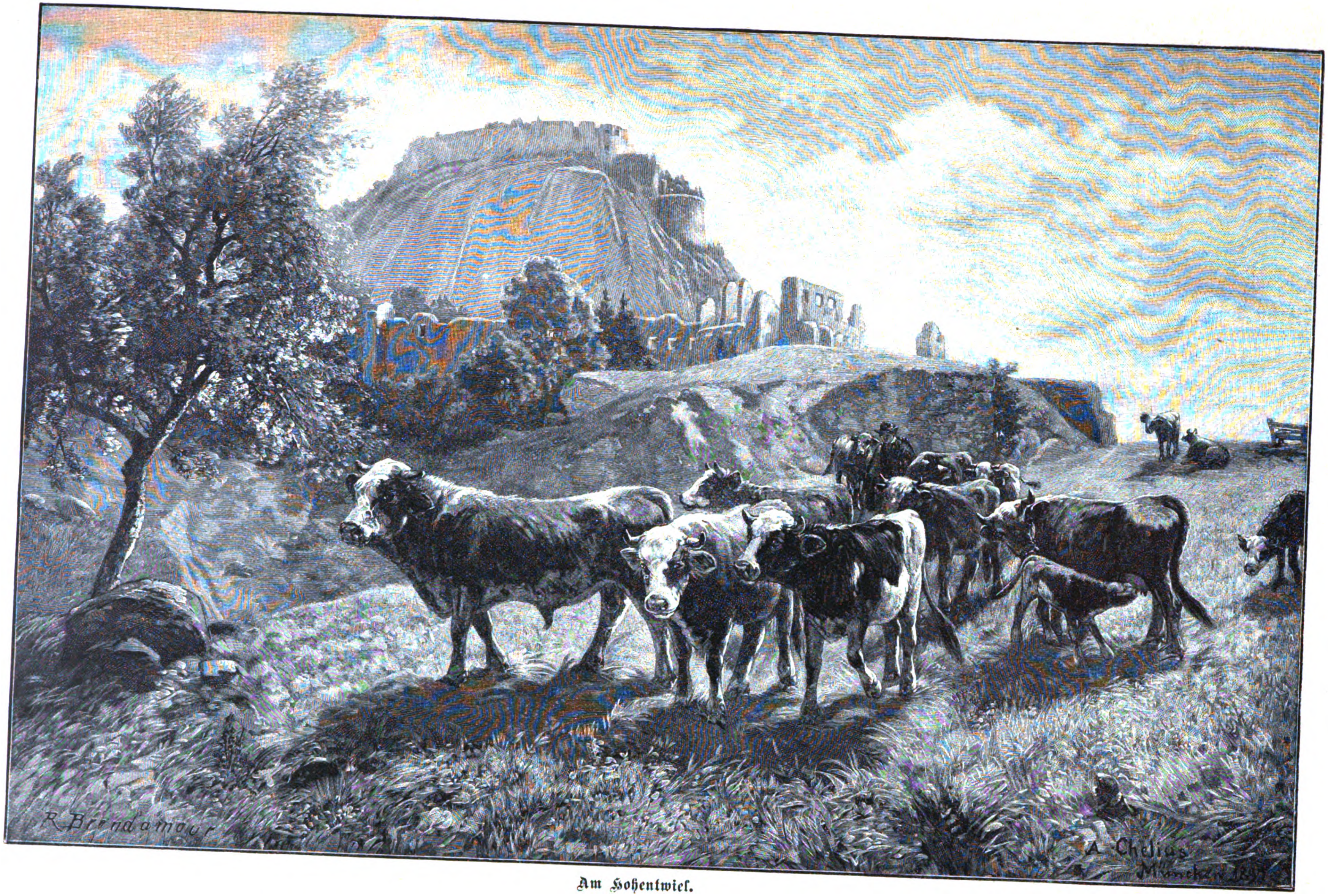
„Ein starker Hort
Dem deutschen Lied,
Dem deutschen Wort!“

Blätter und Blüten

Frühling. (Zu dem Bilde S. 261.) Frühlingspoesie weht uns aus diesem Bildchen entgegen. Ein stiller Abend senkt sich über die neubegrünte Erde nieder, in seinem Frieden ruht Wald und Heide, auf der Seefläche schiffen die weißen Schwäne und durch den letzten Abendschein wandelt, den Blütenzweig hoch erhoben, eine nymphengleiche Jungfraugestalt. Ist es eine Bewohnerin des seligen Zeitalters, die ohne irdische Sorgen über blühendes Gefilde dahinzieht, oder die Frühlingsgöttin selbst, deren leichte Tritte auf dem Rasen Blumen als Spur zurücklassen? . . . Ein Dichter wüßte es vielleicht zu deuten, was hier als blütenduftiger Frühlingstraum vor unseren Augen steht!

Der kaspische Panther im Berliner Zoologischen Garten. (Zu dem Bilde S. 290.) Die Leser der „Gartenlaube“ erinnern sich vielleicht noch eines Bildes im Jahrgang 1897 (S. 449), auf welchem vier Abarten des Tigers dargestellt waren, die im Berliner Zoologischen Garten leben. Der Vergleich derselben hat ergeben, daß genau so wie der Mensch in den verschiedenen Erdteilen besondere durch ganz bestimmte Merkmale ausgezeichnete Rassen bildet, auch der Tiger in den einzelnen Ländern seines Verbreitungsbezirkes gewisse typische Abänderungen zeigt. Soweit ein großer Strom mit seinen Nebenflüssen ein Land beherrscht, gehören alle Tiger zu einer und derselben Art; sowie man aber die Wasserscheide zwischen zwei großen Flußgebieten überschreitet, findet man, daß eine andere Abart des Tigers auftritt. Aehnliche Verhältnisse zeigen sich bei vielen anderen Tierarten. Auch die großen gefleckten Katzen sind diesem Gesetze unterworfen. Der Panther, welcher auf den Sunda-Inseln lebt, unterscheidet sich durch den langen, dünnen Schwanz und die dichtstehenden, tiefdunklen Flecken auf den ersten Blick von dem schlanken, etwas hochbeinigen und heller gefärbten Leoparden des westlichen Vorderindiens. Der schwere, kurzbeinige, matt gezeichnete Panther des südöstlichen Vorderindiens ist ganz anders gefärbt und gestaltet als der helle, kleine Somali-Leopard, und diesen kann man wieder ziemlich leicht unterscheiden von dem satter gelb gefärbten Deutsch-Ostafrikaner, dem dunkleren Leoparden des Seengebietes und dem enggefleckten Westafrikaner. So hat jedes Tiergebiet in Afrika und in Asien bis hinauf zur Südgrenze von Sibirien eine besondere

Digitized by Google



Am Hohentwiel.
Nach dem Gemälde von A. Chelius.

Digitized by Google

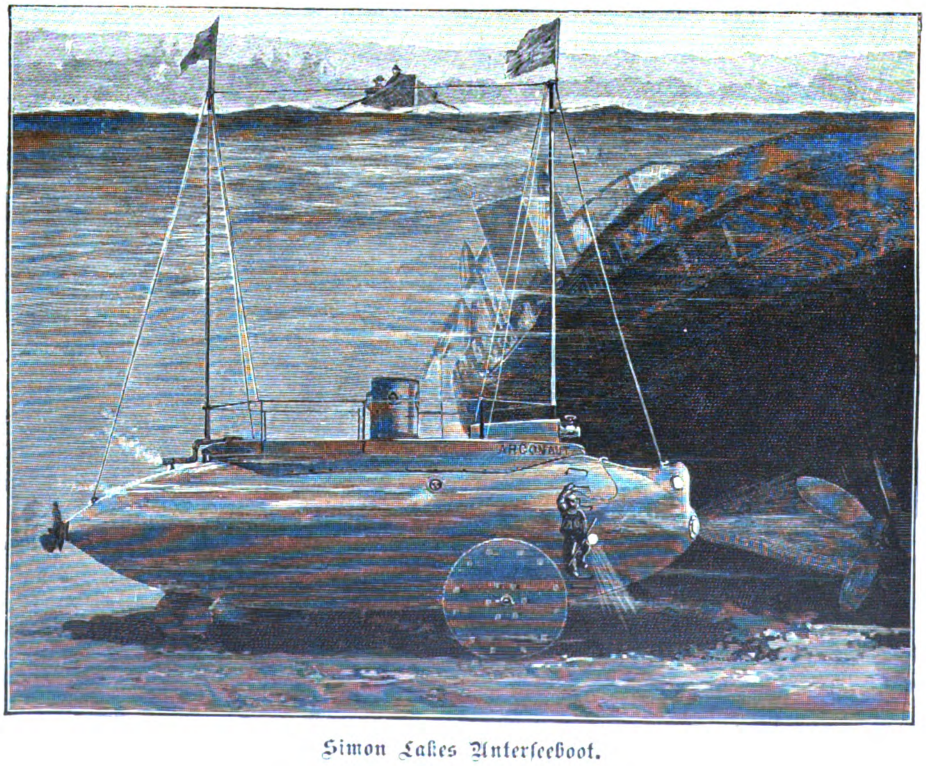
Abart einer großen gefleckten Katze aufzuweisen; in Amerika tritt an ihre Stelle der Jaguar. Besonderes Interesse haben für uns die mittelasiatischen Panther, weil sie dem kälteren Klima entsprechend ein besonders dichtes und schönes Pelzwerk tragen. Durch Herrn Karl Hagenbeck hat der Berliner Zoologische Garten kürzlich einen sehr interessanten Panther erhalten, der aus den nördlichsten an Transkaspien stoßenden Gebieten von Persien stammt. Er ist ein prächtiges Tier, unbändig wild und von hervorragender Schönheit. Viele Tage lang verbarg er sich in dem Stroh, welches man in seinen Käfig gelegt hatte, und nur ein dumpfes Knurren verriet dem neugierigen Besucher seine Anwesenheit. Wurde ihm die Aufmerksamkeit der Störenfriede allzu lästig, so fuhr er mit gewaltigem Sprunge, die Zähne fletschend, gegen das Gitter, das er aber sofort wieder verließ, sich in sein Versteck zurückziehend. Damit meine Frau ihn im Bilde festhalten konnte, wurde ihm das schützende Stroh entzogen, und nunmehr sprang er auf den im Zwinger stehenden Baum, auf welchem er regungslos verharrte. Nur das Spiel seiner Schwanzspitze und die hin und her rollenden Augen zeigten seine gespannte Aufmerksamkeit. Er ist isabellgrau gefärbt mit einem Stich ins Rötliche, hat die Gestalt eines stämmigen Panthers, unterscheidet sich aber von seinen Gattungsverwandten durch das dicke Haarkleid, den langen Hinterkopf und den ungeheuer starken Nacken ebenso wie durch den auffallend langen kräftigen Schwanz, der besonders dicht behaart ist. — Wie weit dieser Panther im südwestlichen Asien verbreitet ist, darüber haben wir keine Mitteilungen. Als neulich mein Freund Büchner, der Verwalter der Säugetiersammlung im Petersburger Museum, mit Dr. Heck, dem Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, und mir diesen Panther besichtigte, begrüßte er in ihm einen alten Bekannten. So wie er sehen alle Panther im östlichen Kaukasus aus, und damit ist der Beweis gebracht dafür, daß unser kaspischer Panther auch auf europäischem Boden gefunden wird. Wahrscheinlich kommt er an geeigneten Stellen überall in den zum Aralsee und Balkaschsee abwässernden Gebieten vor. Ich habe über seine Lebensweise nur wenig bisher in Erfahrung bringen können; er wird wohl ebenso wie alle anderen Leoparden als kühner furchtloser Räuber jede Beute, die er bezwingen kann, zu erjagen suchen und namentlich unter den Viehherden der Kirgisen zuweilen gehörig aufräumen. Wenn ich die Worte „Leopard“ und „Panther“ für diese großen Fleckenkatzen gemischt gebrauchte, so weiß ich sehr wohl, daß ich eigentlich zwei verschiedene Begriffe nicht immer in der richtigen Bedeutung anwendete; aber zu meiner Entschuldigung kann ich anführen, daß thatsächlich heute der Unterschied zwischen dem Begriffe Panther und Leopard sehr verwischt ist, und daß eigentlich kein Mensch weiß, was die alten Römer als Panther und was als Leopard bezeichnet haben. Im allgemeinen stellt wohl der Panther eine schwere gedrungene Form, der Leopard eine schlanke, hochbeinigere Form dieser Katzen dar. Brehm nennt die afrikanischen Abarten „Leoparden“, die asiatischen „Panther“. Es giebt aber ebensowohl in Afrika als auch in Asien schlanke und wiederum plumpe Abarten dieser Gattung. Matschie.

Der kaspische Panther im Berliner Zoologischen Garten.

Nach dem Leben gezeichnet von Anna Matschie-Held.

Ein neues Unterseeboot. (Mit dem untenstehenden Bilde.) Ein Amerikaner, Simon Lake in Baltimore, hat in letzterer Zeit ein Unterseeboot gebaut, das berufen erscheint, den Tauchern bei ihren schwierigen Arbeiten auf dem Meeresgrunde wesentliche Dienste zu leisten. Gilt es zum Beispiel, ein gesunkenes Schiff zu untersuchen oder dessen Ladung zu bergen, so kann diese Arbeit nach „Scientific American“ jetzt nur bei ruhigem Wetter ausgeführt werden; denn der Taucher muß durch Luftschläuche und Signalleinen mit einem Fahrzeug in Verbindung bleiben, das über ihm auf dem Wasserspiegel schwimmt. Wind und hoher Seegang erschweren diese Verbindung oder machen sie völlig unmöglich. Diese Uebelstände sollen nun durch das Lakesche Unterseeboot beseitigt werden.

Das Fahrzeug ist aus starken Eisenplatten gebaut und hat bei einer Länge von 11 m und einer Breite und Höhe von je 3 m die Gestalt einer Cigarre. Es ist so stark gebaut, daß es bis in die Tiefe von 50 m tauchen kann, und geräumig genug, um sechs Taucher mit ihrer Ausrüstung aufzunehmen. Sein Innenraum besteht aus drei Abteilungen. In der ersten befinden sich die Maschinen, welche das Schiff fortbewegen; die zweite mittlere dient der Mannschaft zum Aufenthalt; die dritte ist mit komprimierter Luft gefüllt und mit wasserdicht schließenden Thüren versehen, durch welche die Taucher auf dem Meeresgrunde das Boot verlassen oder in dasselbe wieder eintreten können. Am Kiel des Bootes befinden sich besondere Reservoire. Solange das Fahrzeug auf der Wasseroberfläche schwimmen soll, sind diese Behälter mit Luft gefüllt; soll es sinken, so wird in dieselben Wasser eingelassen; soll es aber wieder emportauchen, so wird mittels starker Luftpumpen das Wasser aus den Behältern herausgepreßt. Damit das Boot auf dem Meeresgrunde sich fortbewegen kann, ist es mit drei Rädern versehen. Oben befindet sich ein kleiner Turm, von dem aus der Steuermann die Fahrt des Schiffes über dem Wasser kontrollieren kann; schließlich ist noch in den Wandungen des Bootes eine Anzahl von runden mit starken Glasscheiben versehenen Fenstern angebracht. Zur Beleuchtung des Innenraumes sowie des Meeresbodens dient elektrisches Licht. Die zum Leben nötige Luft kann auf zweifache Art der Mannschaft geliefert



Simon Lakes Unterseeboot.

Digitized by Google

werden. In geringeren Tiefen wird sie dem Schiffe durch hohle Masten, die über die Wasseroberfläche reichen, zugeführt; in größeren Tiefen entnimmt man sie Behältern, die mit stark komprimierter Luft gefüllt und im Innenraum des Fahrzeuges aufgestellt sind. Mit dem Unterseeboot, das den Namen „Argonaut“ erhalten hat, wurde neuerdings eine Probefahrt angestellt. Die Taucher blieben mit ihrem Fahrzeug vier Stunden auf dem Meeresgrund, konnten dasselbe nach Belieben verlassen und ihre Arbeiten verrichten. Unsere Abbildung zeigt uns den „Argonauten“ unter Wasser in der unmittelbaren Nähe eines Wracks.

Der Gertelbachfall im Schwarzwald. (Zu dem Bilde S. 277.) Wer vor etwa zwanzig Jahren auf den Höhen und endlosen Waldflächen des nordöstlichen Schwarzwaldes mit den Thälern von Hundsbach, Schönmünzach und Herrenwies verweilte und, vom Zauber dieser herrlichen Gebirgslandschaft angezogen, diese auch heuer wieder zur Erholung aufsucht, vermag seinem Erstaunen kaum Ausdruck zu verleihen über die mannigfachen Neuschöpfungen, welche die Kunst im Verein mit der Natur dort in nie rastendem Fleiße geschaffen.

Hoch droben, auf einem Ausläufer des „Mehliskopfs“, 1000 m über dem Meere, wo in den 1870er Jahren noch der „Stabhalters Michel“ in einsamer, rauchgeschwärzter Hütte, von riesigen Tannen umrauscht, das beschauliche Leben eines Köhlers führte und dem müden Wanderer um billiges Geld erquickenden Trank und Weidmannskost verabreichte, erhebt sich nunmehr inmitten prächtiger Anlagen das mit reichstem Komfort ausgestattete Hotel Hundseck. Weithin schweift von seiner Terrasse aus der Blick über die dunklen Kuppen der Bergrücken hinaus auf die volkreiche Ebene, die im Westen das Silberband des Rheins durchzieht. Zu unsern Füßen aber bietet sich dem Auge ein ebenso interessantes als reizendes Bild. Hart in der Nähe in steil enger Schlucht drängen sich tosend und schäumend in eiliger Hast die krystallhellen Wasser eines rauschenden Baches über Felsen und Halden der Niederung zu. An den Wänden der zackigen Ufer, bald rechts, bald zur Linken über zahlreiche, lustige, hölzerne Stege schlingen sich moosige Treppen empor zu der Höhe.

Das ist der „Gertelbachfall“.

Viel und gern ist im Sommer dieses herrliche Thal von den Fremden besucht, das weithin als Perle des Schwarzwaldes gilt. J. J. Hoffmann.

Photographie im Verlage von J. Loewy in Wien.

Abschied.

Nach dem Gemälde von J. Rolletschek.

Feuer im Schiff. (Zu dem Bilde S. 280 und 281.) Zwei Feinde hat der Seemann, die er fürchtet. — Dazu gehört nicht der Sturm. Ein gutes Schiff und tüchtige Leute an Bord, die werden mit ihm fertig, wenn sie nicht Land in Lee, so daß der Wind das Schiff an die Küste treibt, zu nah' dabei haben. Schlimmer, viel schlimmer sind Nebel und Feuer! Gegen den Nebel hilft keine Tüchtigkeit und keine Tapferkeit. Da liegt das beste, schönste, mit den auserlesensten Seeleuten bemannte Schiff wie außerhalb der Welt. Ringsum alles grau, alles still; verhüllt jedes Licht; wohin treibt Strom und Flut das Schiff? Drüben, in der Ferne, ein dumpfes Brüllen: ein Nebelhorn von einem andern Schiff; ein Läuten von einer Schiffsglocke: wo kommt der Schall her? Oder plötzlich ein Kanonenschuß! In nächster Nähe taucht aus dem grauen Nebel ein dunkler Koloß auf: kann er noch vorbeischeren? Rammt er jetzt? Gott sei Dank — er hat noch Ruder legen können — für einen kurzen Augenblick leuchtet durch die Nacht das rote glühende Licht seiner backbordschen Positionslaterne — ein Rauschen, Pusten, Dröhnen — und wieder alles still, alles dunkel, alles tot — —

„Schiff ahoi!“ klingt nicht gut im Nebel; aber fürchterlicher klingt der Ruf: „Feuer im Schiff!“ — Wenn an Land die strohgedeckte Hütte brennt, so liegt ringsum das weite Feld, und wenn auch das Dach herniedersaust, das nackte Leben kann der Bauer doch retten. Aber aus dem brennenden Schiff giebt's kein Entrinnen. Drinnen der Tod — draußen der Tod! Der draußen freilich besser als der drinnen. Aber es ist immer ein Sterben. Und die Boote? Ein Kauffarteifahrer mag zur Not seine ganze Bemannung in die Boote aufnehmen können; aber wie wenige gewinnen in diesen „Rettungsfahrzeugen“ das Land! Und ein großer Passagierdampfer? — Ja, wenn die Boote überhaupt noch zu Wasser gelassen werden können! Es ist bald 40 Jahre her, da verbrannte am 13. September 1858 auf offener See das Auswandererschiff „Austria“, ein Ereignis, das an Grausigkeit durch keine der neuen und neuesten Brandkatastrophen übertroffen wird. Mit 600 Fahrgästen war sie von Hamburg nach New York unterwegs, als sie durch eine Unvorsichtigkeit Feuer fing. Es war eine glühende Kette in Teer getaucht, um im Zwischendeck zu räuchern. Sie entfiel vorzeitig den Händen der Leute und steckte sofort die Planken des Decks in Brand, und der Kessel mit Teer fiel um! Siebzig von sechshundert wurden, zum Teil furchtbar verbrannt, von einem französischen Segelschiff aufgenommen, dessen Kapitän in seinem Bericht das gräßliche Elend schilderte: „Als meine Boote sich näherten, warfen sich eine Menge Leute ins Wasser, von denen die meisten ertranken. Eine Mutter stürzte sich hinab mit ihren drei Kindern: wir retteten nur die Mutter! — Ueberall die gleichen Schreckensscenen, überall Schreien und Kreischen der Wut und der Verzweiflung und der fürchterlichsten Qualen.“

An der Küste von Florida trieb 1889 eine mit Moos bewachsene verkorkte Flasche an, in welcher sich ein Zettel befand, auf dem in etwas verwischter Schrift stand: „Der Dampfer ‚Germania‘ steht in Flammen und wird sinken. Wind heftig; Boote unbrauchbar. Alle Hoffnung aufgegeben.“ Die „Germania“ war ein Auswandererschiff mit 1000 Fahrgästen, das 1884 verschollen ist. — Wenn die rote Flagge am Großmast ausflattert: „An den Feind!“ da mag sich's gut sterben; aber im Nebel und in Feuersglut ruhmlos in Qual verderben, davor behüte Gott jeden braven Seemann in Gnaden! P. G. Heims.

Abschied. (Zu dem obenstehenden Bilde.) Die Abschiedsstunde ist da, der künftige Student kann es kaum erwarten, endlich aus dem kleinen Nest heraus in die Freiheit zu kommen. Das Elternhaus mit mütterlichen Thränen und väterlichen Ermahnungen liegt bereits hinter ihm, nun schnell noch zur Großmutter hinauf! Aber seltsam — wie ihn da im wohlbekannten einfachen Stübchen die alten, treuen unbestechlichen Augen so eindringlich ansehen, da schlägt er die seinigen nieder und horcht, gegen seine Absicht, auf die ernsten Abschiedsworte der alten Frau. Sie weiß manches von ihm, was die Eltern nicht wissen, hat's verschwiegen und sorgenvoll im Herzen getragen, hat ihm geholfen, wo es Not that, und ihn weiter geliebt, denn er ist ja ihr erster, liebster Enkel und er ist ja gut im innersten Herzen, das weiß sie gewiß — nur leichtsinnig und bestimmbar!

Drum legt sie jetzt ihre ganze Liebe und Sorge in den Druck der runzelvollen, arbeitsamen Hand, in die Ermahnungen dieser Scheidestunde. Und der Junge fühlt wieder einmal, wie so oft früher, sein Herz weich werden ... und vielleicht wird er sich später doch, wenn die bösen Buben locken, dieser alten treuen Augen erinnern und der schwachen Stimme, die so flehentlich bittet: „Bleibe brav, mein Junge, bleibe brav!“ .. Bn.

Digitized by Google

Das Altonaer Denkmal der Erhebung Schleswig-Holsteins vor fünfzig Jahren. (Mit Abbildung.) Der fünfzigjährige Gedenktag der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark wurde am 24. März in Kiel und Altona besonders festlich begangen. In Altona geschah dies im besondern durch die Enthüllung eines Denksteins, dessen bildlicher Ausschmuck an die heldenhaften Kämpfe erinnert, welche die Schleswig-Holsteiner von jenem Tage an für ihr Deutschtum und ihre unteilbare Selbständigkeit unter dem begeisterten Anteil der ganzen deutschen Nation geführt haben. Schon in den Jahren vorher hatten dänische Anmaßungen jene Volksbewegung geweckt, als deren Führer Wilhelm Beseler 1846 Präsident der schleswigschen Ständeversammlung wurde. Da führte im März 1848 ein Gewaltstreich des Königs Friedrich VII zur Erhebung. Trotzdem die Oberlehnshoheit über die einst unabhängigen Herzogtümer vertragsmäßig an die Bedingung geknüpft war, daß die Lande „auf ewig ungeteilt“ zusammenbleiben sollten, schickte sich König Friedrich an, Schleswig von Holstein zu trennen und dem dänischen Staat völlig einzuverleiben. Der Geist der deutschen Märzbewegung hatte damals auch die Schleswig-Holsteiner ergriffen und ihr Nationalgefühl in mächtige Wallung gebracht. Eine Deputation der schleswig-holsteinischen Stände suchte in Kopenhagen vergeblich das alte gute Recht zur Geltung zu bringen. Nunmehr trat in Kiel am 24. März auf Betreiben W. Beselers eine provisorische Regierung ins Leben, in welcher dieser mit M. T. Schmidt von Kiel und Bremer von Flensburg das Bürgertum, Graf Reventlow die schleswig-holsteinische Ritterschaft und Prinz Friedrich von Noer das herzogliche Haus der Augustenburger vertrat, welches auf Schleswig-Holstein Erbansprüche hatte für den Fall, daß der Mannesstamm des dänischen Königshauses erlösche. Bis 1846 war Prinz Friedrich Statthalter und kommandierender General in den Herzogtümern gewesen, hatte aber nach dem Beginn der dänischen Usurpationspolitik beide Aemter niedergelegt. Jetzt übernahm er im Auftrag der provisorischen Regierung wiederum die Führung der Truppen und besetzte sofort, ohne daß ein Schwertstreich nötig ward, die Landesfestung Rendsburg. Da die gesamte deutsche Bevölkerung der Herzogtümer eines Sinnes mit der provisorischen Regierung war, erklärten ihr auch die am 3. April nach Rendsburg berufenen Stände einstimmig ihr Vertrauen. Diesem so glatt verlaufenen Anfang folgten sturmbewegte Kriegsjahre, an deren Siegen und Niederlagen, wie bekannt, viele Freiwillige aus allen Ländern Deutschlands und deutsche Bundestruppen starken Anteil hatten. Die kühne Erhebung von 1848 führte direkt zu keinem bleibenden Sieg; heute aber betrachtet die schleswig-holsteinische Bevölkerung in ihr den Anfang des historischen Prozesses, der die Herzogtümer schließlich doch „ungeteilt“ zu einem organischen Gliede Deutschlands gemacht hat, das sich, wie früher ihr Kampf, der herzlichsten Sympathien aller deutschen Stämme erfreut und mit Recht gepriesen wird als die deutsche „Wacht am Meere“.

Der Denkstein in Altona ist auf einem Platz an der Fritz Reuterstraße errichtet worden. Eine junge Doppeleiche überragt den mächtigen Felsblock, an dessen Vorderseite eine eherne Tafel eingelassen ist, welche die Inschrift trägt: „Zum Gedächtniß der Erhebung Schleswig-Holsteins“. Der bildliche Schmuck daneben stellt zwei Frauengestalten dar, welche Schleswig und Holstein verkörpern. In Eintracht reichen sie sich die Hand, während die eine in der Rechten das entblößte Schwert, die andere in der Linken den wappengeschmückten Schild hält. Im dem Festzug zur Denkmalsenthüllung fuhren die achtundvierziger Veteranen den Kriegervereinen voran. An der schönen Enthüllungsfeier nahm auch Graf Waldersee teil. Die Festrede hielt Geheimrat Dr. Wallichs, der einst als begeisterungsvoller Student an der Erhebung beteiligt war.

Das Altonaer Denkmal der Erhebung Schleswig-Holsteins vor fünfzig Jahren.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Unterm Lindenbaum. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ein Künstlerheim der guten alten Zeit zeigt uns hier Simm, der unübertreffliche Schilderer der „Empire“-Menschen und ihrer so lange als unerträglich steif und nüchtern verschrieenen Umgebung. Wie reizend behaglich sitzt hier das junge Ehepaar unter der alten Linde, hinter dem Hause am uraltmodischen Eßtisch, wo sie soeben in glücklichem Beisammensein getafelt haben! Jetzt nimmt der Gatte — er ist Maler — sein großes Skizzenbuch wieder vor, und sein Frauchen im zierlichen, seideunterlegten Florkleid beugt sich voll Eifer mit darüber hin, sie versteht auch etwas von der Sache und muß beurteilen, ob er ihren reizenden Blondkopf mit den rings aus der griechischen Frisur sich heraus ringelnden Löckchen richtig abkonterfeit hat. Beide sind ganz ins Schauen vertieft, sie bewundernd, er zweifelnd, aber beide sind dabei doch von dem Wohlgefühl ihrer jungen Liebe und ihres glücklichen Heims unablässig durchdrungen. Ja, es ist ein beneidenswertes Stückchen Menschenglück, das uns aus diesem liebenswürdigen Bilde ansieht! Bn.

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

W. Heimburgs illustrierte Romane und Novellen.

Neue Folge.

Fünfter Band: „Trotzige Herzen“. Mit Illustrationen von W. Claudius.

Mit diesem Bande liegt die neue Romanserie von W. Heimburg nunmehr vollständig vor. Dieselbe umfaßt 5 reich illustrierte Bände zum Preise von je 3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Inhalt der Bände: 1. **Mamsell Unnütz.** Illustriert von W. Claudius. 2. **Um fremde Schuld.** Illustriert von H. G. Jentzsch. 3. **Erzählungen.** Inhalt: Sabinens Freier. — Franziska von Schlehen. — Das Raupenhäuschen. — Der silberne Hirschfänger. — Großmutters Whistkränzchen. — Marianne Sievening. Illustriert von R. Reinicke, W. Claudius und Fritz Bergen. 4. **Haus Beetzen.** Illustriert von P. Schnorr. 5. **Trotzige Herzen.** Illustriert von W. Claudius.

Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

x

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

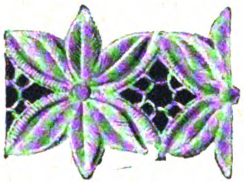
Allerlei Winke für jung und alt.

Kissen für Veranda oder Garten aus ungebleichtem Leinenstoff im Stil der ungarischen Stickereien mit rotem und blauem Baumwollgarn bestickt. Die Rückseite des Kissens besteht

Kissen für Veranda oder Garten.

aus gewöhnlichem Baumwollstoff von demselben Türkischrot wie die heller gezeichneten Blumen der Stickerei. An zwei Seiten ist der rote Stoff breit nach der Vorderseite umgeschlagen und mit blauem Grätenstich auf dem Leinen befestigt; die Ecke bleibt wieder hell.

Stickereistreifen zur Verzierung von Kleidern, Schürzen 2c. Die heutige Mode der gestickten Borten und Einsätze an Blusen, Aermeln und Kleiderröcken macht es geschickten Händen möglich, mit wenig Kosten sich eine elegante Verzierung selbst herzustellen. Wir geben hier beifolgend einen Stickereistreifen, der sich auf jedem Stoff: Seide, Tuch, Flanell oder Kattun, leicht arbeiten läßt und eine sehr hübsche Wirkung zeigt. Unser Muster, das zur Ausstattung des ersten Ballkleides für ein junges Mädchen bestimmt war, ist mit rosa Filoflosseseide auf weißer Surah gestickt, die Blattfiguren mit Plattstich. Die Vierecke sind ringsherum festonniert, dann ausgeschnitten. Die Füllstiche in diesen Zwischenräumen wurden mit doppelt genommener weißer Seide ausgeführt. Man arbeitet sie wie weitläufige Festonstiche, indem man an jeder Seite des Vierecks zweimal einen Stich ansetzt, danach wird der Faden durch alle die dadurch entstandenen losen Schlingen rundum durchgeführt bis zum Anfangspunkt, wo er vernäht wird. Zum Sticken eignet sich auch bei kräftigerem Grundstoff jedes andere Material, wie Wolle, Stickgarn, Glanzgarn 2c., auch können die Blattfiguren, anstatt mit Plattstich gearbeitet, nur mit Stilstich umrandet werden.



Stickereistreifen.

Bei der Ausführung auf weichem Stoff ist es ratsam, die Arbeit mit Futtermull zu unterlegen und in einen Rahmen zu spannen. Die jungen Mädchen, die keinen solchen besitzen, können einer alten Schreibtafel den Schiefer ausschlagen; so ist der beste, billigste Rahmen fertig.

Schürze aus einem Halstuch. Aus den großen seidenen Herrenhalstüchern, türkisch gemustert oder gestreift 2c., sind elegante und verhältnismäßig nicht teure Schürzen mit leichter Mühe zu verfertigen. Das Tuch wird am oberen Rand mehrfach eingelesen, und zwar so, daß es etwa 4 cm breit als Rüsche über dem Gürtel stehen bleibt; ist die Länge nicht zureichend, so hilft man sich durch Ansetzen eines Streifens von Seide in der Hauptfarbe des Musters. Gürtelband und Schleife oder Rosette zum Schluß an der Seite sind dann von derselben Farbe.

Nadel- und Haarnadelkissen zum Schmuck eines zierlichen Toilettentisches. Unser Modell (Patent Merkur, käuflich in München bei Gutmann, Promenadeplatz 3) besteht aus zwei miteinander verbundenen japanischen Körbchen; um den Rand derselben ist ein Zackenstreifen aus hellem Tuch mit etwas rosa Seidestickerei befestigt. Das eine Körbchen ist mit Roßhaar hoch aufgefüllt und die Wölbung mit einem gehäkelten Ueberzug aus rosa Mohairwolle (sehr dichte Luftmaschenbogen, im Kreis herum gehäkelt) überspannt; das andere enthält ein mit Kleie gestopftes, rundes rosa Sammetkissen; eine Rüsche aus rosa Seidenband umgiebt den Rand, und ein Schleifchen in der Mitte hält das niedliche kleine Ding zusammen.

Nadelkissen.

Bulgarenkittel oder auch russischer Kittel nennt sich eine höchst einfache, sehr kleidsame Form von Kinderkleidchen, das aus einem geraden Stück geschnitten und mit Stickerei ver-

Bulgarenkittel.

ziert ist. Die Aermel werden, wie die Abbildung zeigt, ohne Schulterteil eingesetzt, eine Wollenschnur mit Quasten dient als Gürtel. Unser Modell ist aus gelblichem Baumwolltuch gedacht, mit kleinen Sternchen ganz überstickt, am Rande mit einer Borte abgeschlossen, womöglich mit einem guten Muster slawischer Herkunft. Halsausschnitt und Aermelrand sind mit Festonstichen verziert; die Farben olivgrün und hellrot, schwarz und gelb oder rot und blau 2c.

Gehäkelte Pferdeleine für Kinder. Von roter Zephyrwolle schlägt man 6 Maschen an, schließt sie zum Ring und häkelt, rund herumgehend und stets dabei die ganze Masche der vorhergehenden Reihe fassend, feste Maschen, bis die Leine 3—4 m lang ist. Etwa 20 cm Länge an jedem Ende schließt man zu einem Ring zum Hindurchstecken der Arme und behäkelt diese Armringe an zwei Seiten mit festen Bogen, damit sie etwas breit werden. In je 10—20 cm Abstand näht man kleine Metallschellen an und hat nun eine willkommene, schöne und dauerhafte Pferdeleine für die liebe Jugend.

Hauswirtschaftliches.

Blechkasten zur Aufbewahrung von Brot und Kuchen. Für Geld und gute Worte erhält man zuweilen einen der großen Blechkasten, in welchen die Albertbiskuits 2c. in den Konditorläden aufbewahrt werden; wenn man ihn seiner Papierhüllen entledigt, läßt er sich zu einem ganz eleganten Behälter umgestalten. Erst überstreicht man z. B. den ganzen Kasten mit Goldbronze, auf welche man dann mit Hochrot und Schwarz flotte Schnörkel malt — es giebt ja überall die goldgrundigen russischen Schalen und Büchsen, deren etwas unregelmäßige Ornamente sehr leicht und kräftig wirken, und auch auf einen viereckigen Raum nicht schwer zu verteilen sind (s. Abb.). Auch japanische Motive machen sich gut in lichten Farben auf einem hellgrünen Grund, oder in Gold auf Schwarz; Oelfarben oder englischer Lack sind verwendbar. J.

Einige neue Eierspeisen für den Abendtisch. Die Zeit der frischen Eier, die jetzt wieder gekommen ist, verlockt vielleicht die Hausfrauen zur Erprobung folgender Eierrezepte, die besonders für die Abendtafel geeignet sind und einige Abwechslung in die gewöhnlichen Eiergerichte bringen.

Pikante Eier. Zehn Eier kocht man hart, schält sie, schneidet sie quer durch, nimmt das Gelbe heraus und schneidet von den Eiweißhälften eine Spitze ab, so daß diese wie kleine Becher aussehen, die dann gefüllt werden. Diese Füllung stellt man aus gewiegter Fray-Bentos-Zunge, einigen Anchovis oder Sardellen, einer kleinen gehackten sauren Gurke und einigen Scheiben saurer roter Rüben her. Die Füllung wird mit etwas Salatöl und Citronensaft beträufelt und mit dem feingeriebenen Eigelb dicht bestreut. Man richtet die Eierbecherchen auf runder Schüssel an, umgiebt sie mit Kresse und reicht geröstete Brotschnitten dazu.

Carmen-Eier. Ein Liter Wasser kocht man mit einer Tasse Essig und einem Löffel Salz auf, schlägt immer drei frische Eier zu gleicher Zeit ins Wasser, über die man das Eiweiß rasch mit einem Löffel zusammenzieht, und läßt das Eiweiß fest werden. Dann werden die Eier herausgehoben, einen Augenblick in kaltes Wasser gelegt und zurecht geschnitten. Man fährt so weiter fort, bis man genügend Eier hat. In dieser Zeit bereitet man die Sauce, zu der man feine Kräuter, wie Petersilie, Schnittlauch, Kerbel, Estragon 2c., fein wiegt, in gutem Salatöl durchschwitzt und nun einige Löffel geriebene Semmel, ein Glas Weißwein, den Saft einer halben Citrone, etwas Salz, Pfeffer, eine große Messerspitze Liebigs Fleischextrakt und etwas Krebs- oder Sardellenbutter daran thut. Die Sauce

Blechkasten zur Aufbewahrung von Brot und Kuchen.

muß aufkochen und wird dann über die verlorenen Eier gegossen. Dieselbe muß gerade fertig sein, wenn auch die Eier vollendet sind. Kalt kann man die verlorenen Eier anrichten, wenn man sie auf jungen Kopfsalat legt und mit einer Remouladensauce begießt.

Gebackene Eier. Eine Form aus feuerfestem Porzellan wird dick mit Butter bestrichen und mit Parmesankäse ausgestreut. In diese Form schlägt man sechs bis neun frische Eier vorsichtig nebeneinander, quirlt eine Tasse süße Sahne mit Salz und Pfeffer durcheinander, schüttet dies über die Eier, streut nochmals Parmesankäse darüber und legt zuletzt kleine Butterstückchen darauf. Die Eier werden in mäßiger Hitze gebacken, beim Anrichten oben glasiert und Röstbrot dazu gereicht. L. H.

Leipziger Käsekuchen. Aus etwa 200 g Butter, 1 kg Mehl, etwas Salz, 100 g Zucker, 5 Eiern, 1 l Milch und 50 g Hefe arbeitet man einen Teig und rollt ihn auf einem Kuchenblech dünn aus. Hiernach schiebt man ihn in einen nur warmen Ofen und läßt ihn gehen. Inzwischen verrührt man frischen Quark mit Salz, Zucker, Rosinen und einigen Eigelb, streicht sodann diese Masse fingerdick auf den Teig, macht einen Guß von saurem Rahm, Butter und Zucker darauf und läßt den Kuchen, der bekanntlich vorzüglich schmeckt, bei mäßiger Hitze fertig backen.

Damit die blanken Nickel-Thee- und Kaffeekannen nicht nur außen, sondern auch innen ein blankes Aussehen zeigen, muß man sie von Zeit zu Zeit innen mit Soda reinigen. Man thut ein Stück davon hinein, füllt dann die Kannen mit kochendem Wasser und läßt sie mit der Lauge mehrere Stunden ruhig stehen. Man bürstet die Kannen mit scharfer in diese Lauge getauchter Bürste gut aus, spült sie gründlich nach und wischt sie dann trocken. Versäumt man diese Reinigung, so laufen die Kannen innen dunkelbraun an. He.

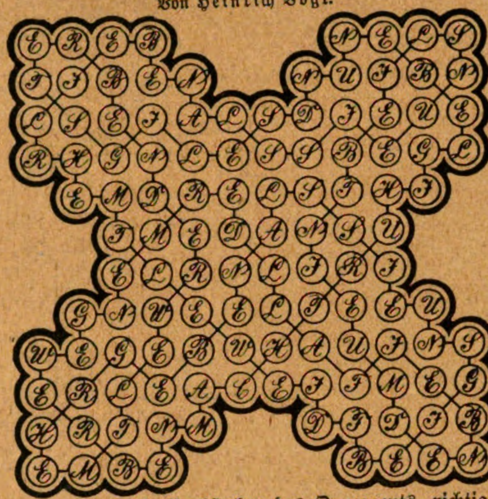
Für Kranke sind Erfrischungsgetränke, die zugleich stärkend wirken, oft wichtiger als feste Nahrungsmittel, da sie von ihnen leichter größere Mengen zu sich nehmen können als von festen Speisen. Die folgende oft erprobte Vorschrift dürfte in Krankheitsfällen den Hausfrauen deshalb willkommen sein. Selbstverständlich muß aber zur Verabreichung derselben die Zustimmung des Arztes eingeholt werden. Haferschleim mit Porter. Man rührt 15 g Hafermehl mit einigen Löffeln kaltem Wasser an, gießt es in ³/₄ l kochendes Wasser und kocht es unter Rühren etwa 20 Minuten zu sämiger Beschaffenheit. Man schlägt nun 1 Eigelb mit 30 g Zucker und ¹/₄ l Porterbier schaumig und mischt den durch ein Sieb gerührten Haferschleim dazu.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Buchstaben-Ornament.

Von Heinrich Vogt.



Welchen Text ergeben die Buchstaben des Ornaments, richtig verbunden?

Rätsel.

Du wirst mit meinen Brüdern mich
Niemals zusammen seh'n,
Den einen, den vertreibe ich,
Der andre heißt mich geh'n.

Nimmst du jedoch das Haupt mir fort
Und stellst die Zeichen um,
So lock' ich an als Badeort
Das Reisepublikum.

Umstellungsrätsel.

In manche Arbeit schleicht sich ein
Und wird mit Aerger wahrgenommen,
Was umgestellt in Not und Pein
Ein jeder Mensch gern heißt willkommen.

Oscar Leede.

Kombinationsrätsel.

1. Stelle, Horde; 2. Meiler, Brot; 3. Drechsler, Lose; 4. Mutina, Sirene; 5. Messina, Emir; 6. Hader, Seite; 7. Bertha, Spaten; 8. Rune, Sand; 9. Serbin, Esel; 10. Erker, Dichte; 11. Ach, Arterien.

Durch Umstellen der Buchstaben sind aus jedem dieser elf Wortpaare zwei neue Wörter zu bilden, so daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen Spruch von Frauenlob ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. zwei Vögel, 2. zwei männliche Vornamen, 3. zwei Singvögel, 4. zwei Metalle, 5. zwei Städte in Frankreich, 6. zwei weibliche Vornamen, 7. zwei Städte in Griechenland, 8. zwei Nebenflüsse der Donau, 9. zwei Arten Hülsenfrüchte, 10. zwei deutsche Dichter, 11. zwei Städte in der Rheinprovinz.

A. St.

Wechselrätsel.

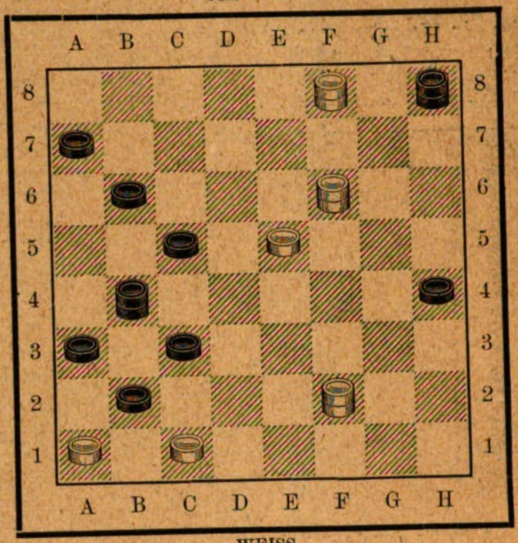
Einstens hab' ich mit **g** als Herrscher mächtig gewaltet,
Mit verdoppeltem **g** laufe noch jetzt ich umher.

F. Müller-Saalfeld.

Damespielaufgabe.

Von A. Stabenow.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 8.

Stube, Stufe, Stute.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 8.

Hacke, Harke.

Auflösung des Rösselsprung-Rebus auf dem Umschlag von Halbheft 8.

Bewahre dir den heitern Mut,
Er macht so manches Schlimme gut.

Auflösung der Dominoaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 8.

Zu Anfang des Spiels hatten die vier Spieler der Reihe nach 32, 40, 42 und 54, zu Ende aber 6, 30, 24 und 42 Augen auf ihren Steinen.

C behielt:

D behielt:

Der Gang der Partie war: I. A 0/5, B 5/1, C 1/6, D 6/4; II. A 4/0, B —, C 0/0, D 0/2; III. A 2/5, B —, C 5/6, D —; IV. A 6 0, B —, C —, D —; V. A 0/3, B 3/1, C —, D —; VI. A 1/0 (= 66).

Wer kann sichere Auskunft geben über
Richard Abstein?
Adr. erb. an
Frl. Jungheim, Berlin, Genthinerstr. 4.

Das Buch von der gesunden und praktischen Wohnung.

Von C. Falkenhorst.

Preis geheftet 5 Mk. Eleg. gebunden 6 Mk.

**Wie pflegt man Kranke?
Wie sterilisiert man die Milch?
Wie verbessert man die Luft?
Wie und wann soll man essen?
Wie erzieht man die Kinder?
Wie soll man baden?
Wie bekämpft man Schlaflosigkeit?
Wie soll man heizen?
Wie pflegt man Zimmerpflanzen?
Wie schützt man sich vor Erkältung?**

Ueber alle diese und hundert andere wichtige Fragen des täglichen Lebens erteilt „**Das Buch von der gesunden u. praktischen Wohnung**" von **C. Falkenhorst** die beste und zuverlässigste Antwort. Es ist ein echtes Hausbuch, das in keiner Familienbibliothek fehlen sollte.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung von

Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—**Die Flasche kostet 25 Cents.**—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

10. Heft. Preis 10 cents. 18. Mai 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, **Cincinnati,** Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (3. Fortsetzung) 293

Die Wiederbelebung der Kunsthandweberei in Nordschleswig 299

Die Veteranen der Paulskirche. Zum Jubiläum der Eröffnung des Frankfurter Parlaments. Von Johannes Proelß. Mit Abbildungen 300

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (9. Fortsetzung) 304

Eine Wanderung durch das Berliner Reichspostmuseum. Von Gustav Klitscher. Mit Abbildungen von E. Thiel 313

Schmerzlose Operationen bei erhaltenem Bewußtsein. Von Dr. J. Herm. Baas 316

Die Feuerprobe. Von M. Hagenau. Mit Abbildung . . 319

Blätter und Blüten: Gustav Unkart †. (Mit Bildnis.) S. 322. — Unter Blüten. Gedicht. (Zu dem Bilde S. 297.) S. 323. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde in Geisenheim. (Mit Abbildung.) S. 323. — Woraus besteht der Mensch? S. 323. — Maienblasen in Innsbruck. Von J. C. Platter. (Zu dem Bilde S. 293.) S. 323. — Verbrauch von Bodenbestandteilen durch die Pflanzen. S. 323. — Die Pfingstlichteln in Berchtesgaden. (Mit Abbildung.) S. 324. — Mörtel der ägyptischen Pyramiden. S. 324. — Am Hochsitz. (Zu dem Bilde S. 317.) S. 324. — Passionata. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 324.

Illustrationen: Das Maienblasen auf dem Stadtturm in Innsbruck. Von Fritz Bergen. S. 293. — Unter Blüten. Von C. G. Anderson. S. 297. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Veteranen der Paulskirche“. Eine Sitzung der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche. Von Vantadour. S. 301. Die noch lebenden Mitglieder des Frankfurter Parlaments. S. 305. — Ein Ueberfall. Von A. Roeseler. S. 309. — Abbildungen zu dem Artikel „Eine Wanderung durch das Berliner Reichspostmuseum“. Von E. Thiel. Post im Norden und Süden Rußlands. Chinesischer Postreiter. Indischer Eilpostbote mit Schwimmapparat. S. 313. Post im Kaukasus. Statuette eines Baseler Briefboten. Dänischer Kugelpostwagen. S. 314. Postbote in den Kordilleren. Japanischer Postbote, einen Briefkasten leerend. Kursächsischer Hof- und Reisewagen. Das Geburtshaus Heinrich Stephans zu Stolp i. Pommern. S. 315. Das Telephon in seiner ersten Gestalt. Der erste Morse-Apparat vom Jahre 1837. S. 316. — Am Hochsitz. Von A. Richter. S. 317. — Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II, wird der Feuerprobe unterworfen. Von K. Weigand. S. 320 und 321. — Gustav Unkart. S. 323. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde in Geisenheim. S. 323. — Die Pfingstlichteln in Berchtesgaden. Von F. Bergen. S. 324.

Hierzu Kunstbeilage X: „Passionata“. Von M. Nonnenbruch.

Kleine Mitteilungen.

Artesische Brunnen als Kraftquellen. Die Amerikaner, welche die freien Naturkräfte geschickt für die Zwecke der Technik auszunutzen verstehen, haben seit längerer Zeit sich auch des Wasserdrucks, mit dem viele artesische Brunnen ihren Inhalt ausspritzen, zum Antrieb von Turbinen bedient. Bekanntlich kann man an vielen Stellen der Erde durch mehr oder weniger tiefe Bohrungen Quellen erschließen, deren Ursprung so hoch in benachbarten Hügel- oder Bergketten liegt, daß ihr eigener Druck das Wasser befähigt, nicht nur bis an den Rand des Brunnens, sondern noch weit darüber hinaus zu steigen. Es ist oft vorgekommen, daß solche Brunnen, sobald die Bohrung bis zur wasserführenden Schicht vordrang, mit solcher Gewalt zu Tage traten, daß sie Bohrwerkzeuge, Gestänge und Röhren aus dem Bohrloch herausschleuderten und seitdem jahrelang denselben mächtigen Wasserstrahl weit über das Niveau des Bodens emporheben. Der artesische Brunnen von Grenelle bei Paris liefert seit sechzig Jahren eine Wassermenge von vierhundert bis sechshundert Litern in der Minute, welche in einem Rohre zehn Meter über den Boden emporsteigt. Daß solche zum Teil unter starkem Druck hervorbrechende Wassermassen sich sehr gut zum Betriebe von Turbinen verwenden lassen, wenn man sie durch geeignete Röhren faßt, liegt auf der Hand. So wird schon seit längerer Zeit ein artesischer Brunnen in Süd-Dakota, dessen Wasser mit sechs Atmosphären Druck zu Tage tritt, durch Peltonturbinen ausgebeutet, um eine große Getreidemühle zu treiben. Der Erfolg machte diese neue Art des Ersatzes für die Dampfkraft in jener korn- und mühlenreichen Gegend schnell beliebt, und bald war in Dakota eine ganze Menge artesischer Brunnen für den Turbinenbetrieb gebohrt worden. Wie bedeutend die auf diese Weise zu erzielenden Kräfte sind, zeigt eine bei Yankton erbohrte Quelle, die eine hundertfünfzigpferdige Turbine in Bewegung setzt. Da diese Ausnutzung der artesischen Brunnen deren Wassermenge weder verringert noch für Bewässerungs- und andere Zwecke unbrauchbar macht, so kann man ihr unschwer eine bedeutende Zukunft voraussagen. Bw.

Wann wurde die Steinkohle entdeckt und zuerst nutzbar gemacht? Ueber den Zeitpunkt, an dem dies geschah, herrschten bis vor kurzem sehr verschiedene Ansichten. Nach den eingehenden Durchforschungen der Archive in den an Steinkohle so reichen belgischen Provinzen Lüttich und Hennegau geschah dies dort gegen Ende des 12. Jahrhunderts, etwa im Jahre 1195. Im Jahre 1329 wurde in Frankreich zum erstenmal die Steinkohle bergmännisch gewonnen, die Steinkohlenzeche, wo dies geschah, hieß Roche la Molière. Viel später begann dagegen in Norddeutschland der regelmäßige Steinkohlenbergbau, nämlich erst um 1500 herum. Die Belgier beabsichtigen, in diesem Jahre das siebenhundertjährige Jubiläum der Entdeckung der Steinkohle zu feiern.

Der kriechende Gummibaum. Außer dem gewöhnlichen Gummibaum, Ficus elastica, giebt es noch andere Sorten, doch sind sie alle nicht so schön. Der bekannteste ist der kriechende Gummibaum (Ficus repens), dessen dünne Zweige das Bedürfnis haben, sich zu stützen, und sich infolgedessen, sobald sie die nötige feuchte Luft finden, überall mit ihren Luftwurzeln festklammern und Bäume, Mauern ꝛc. wie unser Epheu überziehen. Wir können diesen Gummibaum so im Warmhause an feuchter Wand verwenden. Im Zimmer dient er als Ampel- oder Hängepflanze und erfüllt als solche ihren Zweck sehr gut, weil die kleinen harten Blätter widerstandsfähig sind.

Die Linde macht sich als Straßen- und Alleebaum häufig dadurch unangenehm bemerkbar, daß die Blätter schon im Hochsommer gelb werden und nach und nach abfallen. Dieser Uebelstand wird durch eine kleine Milbe, das in Gärtnerkreisen als rote Spinne bekannte Insekt, hervorgerufen, welches die Linden in zahllosen Mengen bewohnt und ihnen das Grün des Blattes wegsaugt. Es leiden mehr oder weniger alle Linden von diesem Insekt, das infolge seines massenhaften Auftretens schwer zu vertilgen ist. Immerhin brauchen wir deswegen nicht auf eine Pflanzung von Linden Verzicht zu leisten. Es darf nur nicht die fast überall vorhandene kleinblätterige Linde, Tilia vulgaris, oder die großblätterige Linde, Tilia platyphylla, angepflanzt werden, sondern statt dieser beiden Tilia euchlora oder dasystila. Diese Linde hat ein prächtiges, glänzend dunkelgrünes Laub und bleibt auch in dem Rauch und Staub der Städte bis tief in den Herbst hinein grün. Tilia euchlora wird in neuerer Zeit dieser Eigenschaften wegen auch in den Baumschulen viel vermehrt und ist schon fast überall käuflich. Allen Linden, welche inmitten oder in der Nähe harten Pflasters stehen, ist es sehr dienlich, wenn ihnen nach langer Dürre durch Anwendung von Locheisen Wasser in die Tiefe gebracht wird, damit sie dem Sonnenbrand besser Widerstand leisten können.

Waldmeister im Garten. So aromatisch wie im Walde können wir den Waldmeister im Garten nicht ziehen, weil er hier infolge des besseren Bodens seine Hauptkraft in die Ueppigkeit der Triebe legt. Immerhin lohnt es sich aber sehr, dem Waldmeister ein kleines Plätzchen im Garten anzuweisen — in der Nähe von Gebüsch, unter einem Baum, an einer Hecke ꝛc. — wo der Boden an und für sich nicht so kräftig ist und wo wir durch Liegenlassen des Laubes Verhältnisse, wie sie der Waldmeister liebt, schaffen. Das Anpflanzen des Waldmeisters macht keine Schwierigkeit. Einige Wurzeln aus dem Walde geholt wachsen schnell an; vom Handelsgärtner kann man häufig auch Waldmeister kaufen. Nach der Pflanzung muß öfter gegossen werden; später kann man den Waldmeister sich selbst überlassen und braucht nur dafür zu sorgen, daß er im Herbste ordentlich mit Laub zugedeckt wird. Das Laub soll nicht zum Schutze dienen, sondern zur Vermehrung des Aromas. Es darf auch im Frühjahr nicht fortgenommen werden, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der Waldmeister immer der aromatischste ist, welcher aus den dürren Blättern des Waldbodens hervorwächst.

Eine Tasche, um das nasse **Schwimmkleid** vom Bad heimzubringen, stellt man praktisch folgendermaßen her: ein Stück Cretonne von nicht zu empfindlicher Farbe, etwa 80 cm Länge und 25 bis 30 cm Breite wird mit leichtem Wachstuch gefüttert und am einen Ende zu einem Sack für das Schwimmkleid von etwa 20 cm Tiefe umgeschlagen und festgenäht. Am anderen Ende steppt man eine schmale Tasche für Kamm und Haarnadeln ꝛc. auf, das Handtuch kommt dazwischen zu liegen; eine übertretende Klappe mit Bindebändern besorgt den Verschluß, schmales farbiges Band verziert die Ränder.

Ein gestrickter Unterrock ist trotz aller Fortschritte der Maschinentechnik eine sehr angenehme Winterhülle, er läßt sich auch in den langen Sommertagen, wo man arbeitend im Freien sitzt, aufs bequemste anfertigen, wenn man ihn nicht im ganzen, sondern in Streifen arbeitet. Langjährige Erfahrung hat folgendes Rezept als preiswürdig ergeben: Von dünner Rockwolle nimmt man etwas mehr Grau als Weiß, im ganzen nahezu ein Pfund. Hierauf strickt man mit zwei hölzernen Nadeln von der grauen Wolle immer rechts (so daß es durch das Umwenden Rippen giebt), sieben Streifen von 54 cm Länge und 18 cm Breite. Um diese zusammenzufügen, braucht es sieben schmale Streifen. Sie werden aus der weißen Wolle mit einer mittelstarken Beinhäkelnadel im tunesischen Stich 5 cm breit gearbeitet und, ebenso wie die grauen Streifen, nach Bedürfnis durch Abnehmen im obersten Drittel etwas verengert, so daß der Rock später einem runden Bund faltenlos angesetzt werden kann. Die Rockstreifen werden dann mit starker weißer Rockwolle auf der rechten Seite mit Kettenmaschen aneinandergehäkelt und zum Rock vereinigt. Zum Volant, der den Abschluß nach unten macht, schlägt man mit tunesischem Stich dreißig Maschen auf und häkelt, immer am unteren Ende eine Masche aufnehmend und am oberen eine abnehmend, je vier Reihen grau und vier weiß, so daß ein schräggestreifter Volant entsteht, der die Rockweite erreichen muß. Angesetzt wird dieser dann durch eine 3 cm breite feste weiße Kettenstichborte. Nach unten schließt man ihn durch eine weiße Stäbchentour und graue Bogenspitze ab. Die Kosten der Wolle betragen nicht mehr als für einen maschinengestrickten Rock, der selbstgearbeitete ist aber ungleich dauerhafter und wärmer.

Digitized by Google

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl in München.

PASSIONATA

Nach dem Gemälde von M. Nonnenbruch

Digitized by Google

Halbheft 10. 1898.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Die arme Kleine.

Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

(3. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das hellgetünchte riesige Zimmer, das der Erzieher in der Nähe seiner Zöglinge bewohnte, war äußerst einfach eingerichtet. Zufällig schienen die kleinsten Möbel sich in den größten Raum verirrt zu haben. Unter anderm stand da ein altmodisches, mit schwarzem Leder überzogenes Etablissement und nahm sich in dem reitschulartigen Gelaß wie eine Fliegenfamilie aus.

Heideschmied zündete eine Kerze an, stellte sie auf den Tisch und ließ sich auf das untere Ende des Ruhebettes nieder.

Joseph bereute schon, daß er gekommen war. — Der wird noch übermütig, der! Bildet sich noch ein, daß man sein Hund ist und gelaufen kommt, wenn er ruft.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte Heideschmied.

„Nein.“

„Nach Belieben. Sie werden aber lang' stehen müssen, denn ich habe Sie zu einer Unterredung geladen, die nicht so bald zu Ende sein wird.“

„Wenn es sich um eine Explikation handelt, muß ich Ihnen gestehen, daß ich die nicht liebe.“

„Auch ich nicht,“ sprach Heideschmied mit seiner leisen, friedfertigen Stimme, „sie sind überflüssig zwischen Menschen, die einander verstehen, und zwischen Menschen, die einander nicht verstehen, zwecklos. Aber es giebt zwingende Notwendigkeiten. Man wagt manchmal einen verzweifelten Versuch. Einen solchen will ich — bitte, lassen Sie mich ausreden! — will ich unternehmen. Bitte!“ wiederholte er sanft, da Joseph ihm abermals ins Wort fallen wollte.

„Ohne Einleitung! ich werde Sie nicht langweilen, ich komme gleich auf den Hauptpunkt. Sie verachten mich, Joseph, weil ich um Geld diene. Nun, wer ist schuld, daß ich einem höheren Zweck nicht dienen kann? Aber, lassen wir das jetzt ... Wir befinden uns im Kampfe. Sie wollen mich aus dem Hause hinausfoltern, ich will mich drin behaupten. Sie denken: wir werden sehen, wer der Stärkere ist. Ich weiß, daß ich es bin. Meine Schultern vermögen mehr zu tragen, als Sie ihnen aufzubürden vermögen.“

„Oho,“ sagte Joseph.

„Diese Stärke verdanke ich der Uebung im Kampfe und dem einen, von dem ich wünsche, daß Sie es nicht zu früh kennenlernen — dem Leiden.“

Joseph fuhr auf: „Jeder Mensch hat seine Leiden. Was wissen Sie von dem, was in mir vorgeht?“

„Vielleicht kann ich es mir denken,“ erwiderte Heideschmied. „Ihre Leiden sind aber anderer Art, als die meinen waren.“ Er lächelte trotz der Schmerzen, die seine Lippe ihm dabei verursachte. „Sie haben Beobachtungsgabe und kennen so ungefähr etwas vom Elend Ihrer Landbevölkerung ...“

„Ungefähr etwas,“ wiederholte Joseph mit hochmütigem Achselzucken.

„Nur das, denn ernstlich — was Männer ernstlich nennen —

Das Maienblasen auf dem Stadtturm in Innsbruck.
Nach einer Skizze von F. Menter gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

kümmern Sie sich nicht darum. So arg es aber auch sein mag, das Elend in den niederen Schichten der Stadtbevölkerung ist ärger, weil es Thür an Thür, oft sogar Ellbogen an Ellbogen mit dem Auswurf wohnt. In diesem Elend bin ich vor fünfundfünfzig Jahren geboren worden."

Unwillkürlich wich Joseph zurück: „Deshalb also" ... Er vollendete nicht, es war überflüssig; Heideschmied hatte ihn schon verstanden.

„Deshalb, meinen Sie, Ihre instinktive Abneigung gegen mich, und thun sich was zu gute auf Ihren Instinkt. Nun, auch ich durfte mich auf den meinen verlassen. Mit kaum erschlossenen Augen sah ich mehr des Schlechten, als Sie sich träumen lassen können, Joseph ... und Beispiele wurden mir gegeben — ein für dergleichen nur halbwegs empfänglicher Boden, und überwuchert wäre er gewesen vom Unkraut des Lasters. Ich blieb verschont, dank meinem Instinkt und einem andern guten Ding — Ekel vor dem Niedrigen. Nicht viele von uns waren damit begnadet. Das Elend hat eines mit der thätigen Barmherzigkeit gemeinsam, es kennt den Ekel nicht. Mich hat er vor manchem bewahrt, wovor meine Eltern mich nicht hätten bewahren können. Wie sollten sie? Sie arbeiteten tags über, der Vater in der, die Mutter in jener Fabrik; er warf sich erschöpft hin, wenn er heimkam, und schlief. Er hatte unterwegs schon gegessen."

Und getrunken, dachte Joseph.

„Die Mutter fütterte uns, besorgte die Kleinen und wachte dann noch einen Teil der Nacht, nähte, flickte. Ich leistete ihr Gesellschaft. Mir als dem Aeltesten kam es zu, mich nützlich zu machen; ich verfertigte kleine Windmühlen und bunte Kreisel und eröffnete ein Geschäft. Ja — staunen Sie! Ein Kompagnon trug meine Waren aus, während ich mich in der Schule befand oder zu Hause die Kleinen hütete.

Im Anfang ging das Geschäft gut, dann kam es ins Stocken, vielleicht war der Kompagnon nicht sehr reell. Meine Mutter kränkelte, wurde immer schwächer, wurde entlassen. Nun übernahm sie es, unsere Waren auszutragen, sie schleppte noch den schweren Korb — ich machte jetzt außer Spielzeug auch Sachen für den Hausgebrauch, Bürsten und dergleichen — als sie sich selbst kaum mehr schleppen konnte ... Aber die vielen Kinder, die warteten, die essen wollten ... die vielen Kinder und nur zwei Erwerbende ..."

„Drei, mein' ich doch," unterbrach ihn Joseph, „es war doch auch Ihr Vater da."

Heideschmied schien plötzlich befangen: „Der Vater — ja ... o, er war ein Erwerbender, aber mehr sporadisch."

Eine kleine Pause entstand.

„Summa Summarum, ich hatte allerlei Mühsal in meiner Kindheit," fuhr Heideschmied nachdenklich fort. „Mein höchstes Bestreben aber war: die Schule nicht versäumen, nur lernen. Wenn ich etwas gelernt haben werde, wird alles gut, und alle die Meinen werden versorgt sein.' Wieso? wußte ich freilich nicht, ich glaubte es und war stark durch diesen Glauben ... Lauter Gnaden ... Wenn ich den Glauben nicht gehabt hätte, was würde ich angefangen haben während des langen Siechtums meiner Mutter, das ihrem Tode voranging? Und nachher ... als die Güte und Hilfsbereitheit eines edlen Menschen mir zum Unheil ausschlug? — Einer meiner Professoren hatte mich lieb gewonnen, sich über meine häuslichen Verhältnisse unterrichten lassen und war unser Wohlthäter geworden. Der Vater erhielt durch seine Vermittelung eine gut besoldete Stelle. Leider war sie auch eine verantwortliche und setzte ihn mancher Versuchung aus. Er bestand sie nicht. Da triumphierte der Neid der vielen, die sich einer Bevorzugung — wohl mit Recht — würdiger gefühlt hatten, und wir waren niedergebrochen und sollten nicht mehr aufkommen. Der Neid und in seinem Gefolge die Verleumdung sorgten dafür. Bis dahin meinte ich nur, gekämpft zu haben, mein wahrer Kampf begann erst jetzt. Man muß unter der Last der schlechten Meinung geseufzt haben, um die dunkle Seite des Lebens und seine Grausamkeit zu kennen. Ich sage absichtlich ‚des Lebens' und nicht ‚der Menschen'. Den Menschen im allgemeinen und gar im besonderen geschieht unrecht, wenn wir sie für die Urheber unseres Schicksals halten, sie sind nur sein Motor. Ich ahnte das damals schon und haßte die Nachbarn nicht, die mir ‚Diebssohn!' nachriefen, und auch nicht die Schulkameraden, die sich die Taschen zuhielten, wenn ich ihnen in die Nähe kam.

Uebrigens hatte ich eine Stütze an meinem alten Gönner, der nicht aufhörte, sich meiner anzunehmen, mir Lektionen und Stipendien verschaffte und nicht fragte, wohin denn mein Geld kam, wenn ich wieder in defekter Kleidung vor ihm erschien. Mein armer Vater hatte oft versucht, sich aus seinem Elend aufzuraffen, sank aber immer und jedesmal tiefer, bis er sich endlich nicht mehr erhob ... Von den Kindern starben einige weg, einige konnt' ich versorgen. Sie leben und verdienen ihr Brot. Eine ist mir verloren gegangen, eine Schwester. Das Ringen mit der Not wurde ihr zu schwer, und der Anblick unseres armen Vaters erbitterte sie. Sie war jung, sie war schön ... ‚Damit läßt sich Reichtum und Wohlleben gewinnen,' bekam sie öfter zu hören als ihr gut war, und wenn ich ihr Vorstellungen machte, sagte sie: ‚Laß mich, zu Ehren bringst du uns doch nimmer' ... Einmal kam ich heim und fand sie nicht ... Die Tage, an denen ich sie suchen ging, ihr nachspürte wie ein Hund, Verzweiflung im Herzen, das waren böse Tage ... Sie können mich nicht ganz verstehen, Joseph, aber Sie lieben Ihre Geschwister, vorstellen können Sie sich, wie mir zumut gewesen ist, als ich damals meine Schwester ..."

Die Stimme Heideschmieds wurde immer leiser und verschleierter und verlosch völlig bei den letzten Worten.

„Ich verstehe alles," sprach Joseph selbstbewußt. „Ich bin kein Kind mehr." Er vermied den Alten anzusehen, setzte sich und sagte: „Und dann?"

„Und dann?" Er warf einen dankbaren Blick auf den Jüngling: „Dann machte ich die Erfahrung, daß man ganz ordentlich gelernt und die Seinen dadurch doch nicht erlöst haben kann. Und dann kam das Freiwilligenjahr, diese bittere Prüfungszeit des Mittellosen, und die Heimkehr, bei der ich alles noch schlimmer fand, als ich ohnedies gefürchtet hatte. Endlich der Tod meines Vaters und das Wiedererwachen des alten Grolls gegen uns. Weil ... man muß auch für die moralischen Begriffe der Armen und Elenden schonendes Verständnis haben — weil nach ihrer Meinung unsere Schwester ein Glück gemacht hatte. Das käme uns zu gute, waren sie überzeugt. Und auch diese Schmach stählte mich, und statt unter ihr zu erliegen, bäumte ich mich auf und dachte: Ich werd' euch schon zeigen!" ...

Der Alte blinzelte Joseph mit einem fast schelmischen Ausdruck an, der seine verwitterten Züge plötzlich erhellte: „Wie ich mir jetzt Ihnen und Ihren Brüdern gegenüber fortwährend denke: Ich werd' Euch schon zeigen! — Nun also! — Ich will Sie mit Details nicht langweilen, nur sagen ... es klingt hoffärtig, ist aber nicht so empfunden: Das Leben hat für den aufwärts Strebenden, der noch andre mit sich ziehen möchte, keine Klippe und keinen Dornstrauch, an dem nicht etwas von meiner Haut und etwas von meinem Blut hängen geblieben wäre. ...

Ich stand in mehr als reifen Jahren, als mir die Stelle eines Erziehers in einem guten Hause angeboten wurde. Das Haus gut, o ja! sogar vortrefflich — die Kinder schwierig."

„Wie bei uns?"

„Aerger. Sie und Ihre Brüder sind gegen mich nicht liebenswürdig, Sie können es aber gegen andre sein. Das konnten meine früheren Zöglinge nicht. Sie waren aus altadeligem Geschlecht, aber" — er beugte sich über den Tisch und flüsterte Joseph geheimnisvoll zu: „gemeine Seelen. ‚Nicht drei Wochen,' prophezeite mir mein Vorgänger, ‚halten Sie es dort aus.' Ich blieb zwölf Jahre und habe wieder für eine Gnade zu danken. Die Existenz in diesem Hause war schlecht, aber mein Glück hab' ich in ihm gefunden.

Gerade um die Zeit, in der mein Mut zu sinken begann und ich oft dachte: Es ist genug, lieber Karrenschieber sein! kam mir Trost in Gestalt einer Leidensgefährtin. Die Schwestern meiner Zöglinge erhielten eine Gouvernante, eine Französin, Mademoiselle Eugénie Villette. Fein, verständig, wacker. Sie hatte es um kein Haar besser als ich und klagte nie. Vier Jahre liebte ich sie im stillen, vier Jahre war sie meine Braut. Dann hatten wir unsre Aufgabe gelöst; ich trat in den Genuß meiner Pension, Eugénie besaß kleine Ersparnisse, wir konnten heiraten."

Digitized by Google

„Verheiratet sind Sie auch?" rief Joseph mit ernstem Bedauern.

„Gott sei Lob und Dank! Glücklich verheiratet, durch die heiligste Pflicht unauflöslich mit dem Liebsten, das man hat, verbunden . . ."

„Schön verbunden! . . . . Sie sind ja weggegangen von Ihrer Frau."

„Nicht gern. Aber — was sein muß, muß sein. Ein so einfaches Wort! und enthält die Fülle der Weisheit und macht stark . . . Meine Frau schenkte mir ein Kindchen und mit ihm ein neues, fremdartiges Glück. Die Kinder, die ich viele Jahre hindurch leitete, sahen in mir ihren Feind und haßten mich. Dieses kleine Geschöpf liebte mich. Ich war ganz erstaunt, wenn es bei meinem wahrlich nicht anmutigen Anblick lächelte, mir die Arme entgegenstreckte, wie damals Elika auf dem Turnplatz . . . ihr sah unser Kindlein ähnlich . . . ich wage kaum es auszusprechen, das Kind des Alters und der Dürftigkeit dem Kind eines blühenden Elternpaares . . ."

„Es ist gestorben," fiel Joseph ein, — „hat Elika ähnlich gesehn und ist gestorben . . ."

„Ganz jäh, ganz unerwartet. Der Arzt sagte, ihn überrasche es nicht. Wir hatten unsre kleine Milli für gesund gehalten und von einem sorgenfreieren Leben, als das unsre war, für sie geträumt. — Bald nachdem sie uns genommen wurde, klopfte eine alte Bekannte wieder bei uns an — die Armut. Die Familie, der wir unsre Dienste gewidmet hatten, erlitt große Verluste, alle Zahlungen wurden eingestellt. Ich konnte mich schwer entschließen, es meiner Frau mitzuteilen, und erschrak über die Kaltblütigkeit, mit der sie die Nachricht aufnahm.

‚Sollen wir wieder von vorn anfangen?' sagte sie, ‚wir waren am Ziel angelangt und sind müde Leute.'

Ich verstand sie, wußte aber auch, daß meine tapfere Frau die schwächliche Regung, die ihr da gekommen war, in der nächsten Stunde bereuen würde.

So stellte ich ihr vor, daß das, was wir für ein Ziel gehalten hatten, nur eine Etappe gewesen war, auf der ein barmherziges Schicksal uns gegönnt hatte, zu rasten, bevor wir unsre Wanderung fortsetzten. Sie fügte sich. Die Erlaubnis, mich Herrn von Kosel vorzustellen, traf ein. Wir gingen vor meiner Abreise noch einmal an das Grab unseres Kindes, versprachen einander dort, daß wir ausharren wollen in unserm Kampf um eine bescheidene Häuslichkeit, und nahmen Abschied."

Heideschmied richtete die kleinen, matten und doch scharfsichtigen Augen mit festem Blick auf Joseph: „Glauben Sie noch, daß Sie mich hindern werden, diesen Kampf zu bestehen?"

Joseph brummte etwas Unverständliches.

„Sie glauben es nicht. Sie wissen jetzt, daß Sie einem Gepanzerten gegenüberstehen. Ich bin nicht zu besiegen, weil meine Zuversicht unbesiegbar ist, daß alles noch gut werden muß. Ich halte aus, und meine liebe, brave Frau hat ihre Thätigkeit auch wieder aufgenommen."

„Was thut sie?"

„Sie giebt Lektionen. War so glücklich, schon zwei zu finden. Dreimal wöchentlich jede, und die eine wird mit einem Mittagsessen, die andre mit einem Nachmittagskaffee honoriert. Es hat sich gefügt, daß beide auf denselben Tag fallen. Das macht wohl meinen Mangel an Appetit erklärlich, den Ihre verehrten und gütigen Tanten oft beklagen. Ich kann nicht essen am Hungertag meiner Frau."

„Schicken Sie ihr denn nichts?" fragte Joseph und der Alte erwiderte ausweichend, er habe noch nicht Gelegenheit dazu gehabt.

„Wie kann das sein . . . Haben Sie denn noch nichts . . . noch keinen . . ." Er kam nicht weiter. Das Wort „Lohn" wollte er nicht aussprechen und ein andres fiel ihm nicht gleich ein. Dagegen besann er sich, noch nicht die kleinste Münze in den Händen Heideschmieds gesehen zu haben, und besann sich auch der Klagen einiger Hausleute über die Unpünktlichkeit, mit der ihre Gehalte ausbezahlt wurden. — Herr v. Kosel sei gar so zerstreut. — — —

„Der Papa ist so zerstreut," sagte er laut, „man muß den Papa mahnen — haben Sie ihn nicht gemahnt?"

„Doch, doch! . . . mit schuldiger Rücksicht. Zudringlichkeit liegt außerhalb meiner Machtsphäre. Auch giebt es oder könnte doch Häuser geben, in denen der Erzieher ein Jahresgehalt bezieht . . ."

„Ach nein — ach, der Papa!" Die Röte brennender Scham stieg Joseph ins Gesicht. „Man muß ihn mahnen," wiederholte er, und nun geriet der Hofmeister in Bestürzung:

„Lassen Sie das, ich bitte Sie! Ich komme zu dem Meinigen, bin ganz unbesorgt . . . Wenn ich noch nichts erhalten habe, habe ich auch noch nichts verdient. Noch keinen Erfolg zu verzeichnen, doch bleibt er nicht aus . . . Wenn alles so sicher wäre! Sie kommen mir vor, Joseph, wie ein edles Instrument, das bisher nur Mißtöne von sich gab, weil meine ungelenke Hand nicht versteht, es zu behandeln. Trifft sie's aber einmal, schlägt sie die richtige Taste an — ich weiß, dann giebt es einen schönen Klang." Er stand auf und Joseph folgte seinem Beispiel.

„Gute Nacht, Joseph."

„Gute Nacht, Herr Heideschmied." Ein letztes Widerstreben gegen ein warmes, liebevolles Gefühl, dann ein völliges Unterliegen. Er stürzte auf Heideschmied zu und fiel ihm um den Hals.

„Sie sind ein nobler alter Mensch!" sagte er, wendete sich und ging mit großen nachdrücklichen Schritten aus dem Zimmer.

Noch nicht zur Ruh, noch nicht zu diesen Kindern — den Brüdern. In den Garten, in die kalte Novembernacht!

Die freie Luft blies sehr bald kühlend über seine spontane Begeisterung hinweg.

Joseph mußte sich schadlos halten für die Weichheit, die ihn einen Augenblick überkommen hatte, und vertraute den entlaubten Bäumen, den grauen Wolken und den matt glitzernden Sternen:

— „Nicht mahnen . . . ein alter Esel ist er doch!"

Das war ein stolzer Tag, an dem Leopold entdeckte, daß Elika lesen könne. Fast ganz allein hatte sie es gelernt mit Hilfe des alten, außer Gebrauch gesetzten Lesespiels ihres Bruders Franz. Ueberraschend schnell drang sie auch in die Geheimnisse der Schreibkunst ein, und man kam um einen Genuß, als sie ihr Ziel erreicht hatte. Es war ergötzlich gewesen, sie zu sehen: an ihrem Tischlein sitzend, das liniierte Blatt vor sich, die Fingerchen so fest um den Federstiel gekrallt, daß ihre zarten Gelenke ganz weiß wurden, formte sie sorgsam und mühevoll große A mit dicken Bäuchen und eckige O und schraubenförmige J. Aber das war nur der erste Anfang, und bald erklärte Heideschmied, sie mache Fortsprünge, nicht Fortschritte. Wenn ihre Brüder zu ihr sagten: „Warum plagt sie sich? Sie muß ja nicht, sie braucht ja nicht," erwiderte sie: „Aber ich will!"

„Und warum will sie?"

Ja, das sagte sie nicht, das mochten die Brüder nur erraten! Sie rieten und rieten und errieten es nicht, und erst als ihre allzu straff gespannte Neugier nachzulassen drohte, wurde sie befriedigt.

Elika lernte schreiben, damit sie ihnen Briefe schicken könne.

Sie lachten: „Uns will sie Briefe schicken? Ueber den Gang? Aus ihrem Zimmer in unseres?"

„O nein! von viel weiter her." Und jetzt nahm sie die kluge und wehmütige Miene an, die jeden rührte und entzückte: „Ihr werdet im Garten sein und an gar nichts denken und auf einmal werden zwei kleine goldene Wolken sich auseinanderschieben und drei Briefe werden herunter fallen. Ein rosenfarbiger, ein grüner und ein lichtblauer, und die werden für euch sein und ihr werdet gleich wissen von wem, und drin wird stehen, wie schön es im Himmel ist und wie gut es mir geht und alles."

Da heimste sie für ihre liebreiche Absicht die größte Dankbarkeit ein. Joseph gab ihr einen Zärtlichkeitsklaps auf den Kopf, Franz hatte Thränen in den Augen und Leopold sagte, man müsse ihr wieder etwas schenken. Von all den Huldigungen war ihr der Klaps doch die liebste. Joseph stand ihrem Herzen am nächsten. Von ihm ließ sie sich nicht nur bedauern, sie bedauerte ihn wieder. Er lernte so schwer, unter so schrecklichen Qualen! und hatte schon heute vergessen, was ihm Heideschmied gestern mit Mühe eingetrichtert.

Digitized by Google

„Vor allem müssen Sie das Lernen erlernen," sagte der Alte und gab ihm alle mögliche Anleitung und die besten Ratschläge und Elika bekräftigte:

„Ja, so mußt du's machen." Sie blieb bei ihm als Polizei und als Trösterin und wenn er von seinem Buche aufblickte und durchs Fenster sah, hielt sie ihm ihre Hände vor die Augen, küßte ihn und flehte ihn an: „Ach, Joseph, schau' nicht!"

Manchmal wurde er sogar gegen sie ungeduldig und stieß sie weg. Ach, brennend sehnte er sich ins Freie! Was verstand sie, ein Mädchen, eine arme Kleine, von dem, was in ihm vorging? Sie ahnte nicht, wie es ihn hinauszog, immer! immer! Zur Sommerszeit, wenn alles wächst und atmet, sich in wehender, würziger Luft, im sonnigen Lichte des Lebens freut, und in den Stürmen des Herbstes bei fallendem Laub, und im Winter, bei wirbelndem Schnee, immer! immer! Nie so sehr aber, als eben jetzt im rauhen, kernigen Vorfrühling seiner Heimat, der so herb scheint und so voll Wonne und Süße ist, so wenig verspricht und so viel hält ... Ins Freie! Draußen im Freien, ob im Genuß der Natur, ob im Kampf mit ihr, war er ein König gewesen, im Gefühl seiner Jugend, seiner Kraft und Selbstherrlichkeit. Und jetzt fühlte er sich als Knecht im Frondienst, als Zugtier, eingespannt in ein verabscheutes Joch. Vor Büchern hockend, deren tote Buchstaben ihm nie und nie lebendig werden wollten!

Nein, sie konnte sich keinen Begriff von dem machen, was er litt, und sollte auch nicht! Er wollte sie ja davor bewahren, etwas Schreckliches kennenzulernen in ihrem kurzen Leben. Wenn sie ihn gar zu kummervoll ansah, auf seine gefurchte Stirn deutete und auf seine zusammengezogenen Brauen und traurig sagte: „Solche Falten! solche Falten!", schlug er ein wildes Lachen auf.

„Am End' auch graue Haare? Pfui! ... Marsch und marsch und marsch!" Und er schleuderte seine Bücher in die Ecken, gegen die Decke und das letzte auf den Boden und hüpfte mit einem Fuße so geschickt, so schnell, so unablässig drüber hin und her und lachte dazu so toll, daß die Kleine mitlachen mußte.

Sein Verhältnis zu Heideschmied hatte sich plötzlich geändert. Alle Hausleute bemerkten die Wandlung und freuten sich ihrer. Der gute, bescheidene Hofmeister, der einen so schweren Stand hatte mit den jungen Herren, war eine beim Hofstaate sehr beliebte Persönlichkeit und erfreute sich sogar der schwer zu erringenden Gunst Frau Apollonia Budiks. Die Tanten verehrten ihn geradezu und es war für sie ein schwerer Schlag, als Joseph ihnen, am Morgen nach seiner Unterredung mit dem Erzieher, seine Vermutung mitteilte, daß „der alte Heideschmied" noch kein Honorar bekommen habe.

„Wär's möglich? könnte Felix so etwas vergessen?" fragte Renate, als Joseph das Zimmer verlassen hatte. Charlotte geriet gleich wieder in eines jener Extreme, in die sie so leicht verfiel, und erwiderte mit schmerzlicher Härte:

„Du solltest lieber fragen: Wär's möglich, daß er nicht vergessen hätte? Woran denkt denn der? ... Aber wir, Renate, wir zwei, daß wir uns nicht gedacht haben, daß er an nichts denkt! Daß wir ihn nicht erinnert haben! Es ist eine Schande für uns, für die ganze Familie und läßt sich nie wegputzen! bleibt auf uns sitzen." Sie rang die Hände: „Diesem Manne gegenüber! dieser in Menschengestalt unter uns wandelnden Delikatesse! Heute noch wüßten wir nichts und hätten nie etwas davon erfahren, wenn Joseph nicht gescheiter als wir — es erraten hätte!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit flammenden Wangen erschien sie vor ihrem Neffen und fand ihn vertieft in eine Zeitungsanzeige. Ach diese Zeitungen! er verschlang nicht sie, er las ja wenig, sie verschlangen ihn. Alle acht Tage abonnierte er auf eine neue und gab die alten nie auf, ordnete sie, verwendete unendliche Zeit, um nach einer fehlenden oder auf einen ungewohnten Platz geratenen Nummer zu suchen.

„Ich störe dich," sagte die Tante mit einem Anflug von Ironie, „das macht aber nichts, denn es handelt sich um etwas Wichtiges."

Er sah sie freundlich und ganz abwesend an und sprach: „Ich bitte dich, setz' dich."

Sie hatte Mühe, einen zeitungsfreien Sessel zu finden, aber endlich gelang's und Kosel pflanzte sich vor sie hin, ein Postpaket mit amerikanischen Stempeln in der Hand.

„Es ist merkwürdig, was jetzt geleistet wird," begann er. „Das ist die ‚Union'. In Washington erscheint sie und hat eine Viertelmillion Abonnenten. Eine Viertelmillion. Denk nur — das Papier!"

„Viel, erstaunlich viel Papier ... Was ich dir sagen wollte, Lieber, du hast doch mit Heideschmied die Gehaltsangelegenheit besprochen? Bei seinem Eintritt ins Haus, nicht wahr? Hundert Gulden monatlich verlangte der Schuldirektor in seinem Namen. Wenig Geld für eine große Leistung: unsere drei Löwen bändigen und abrichten! Nun ist Heideschmied schon länger als ein halbes Jahr im Hause. Du entrichtest sein Honorar doch pünktlich, Lieber?"

Er schien aufmerksam zugehört zu haben, Charlotte war gerührt und bereute schon ihren entwürdigenden Verdacht.

Ihr Neffe blickte sie noch freundlicher an als früher und sagte: „Diese Papiermühlen in Amerika. Ja, was das für Mühlen sind, was die leisten! Wir könnten das nicht, wir sind weit zurück."

Sie wurde gleich wieder böse. Er hatte ihr gar nicht zugehört, seine Gedanken waren in den amerikanischen Papiermühlen. „Weit zurück, jawohl! im Rückstand, das bist du, mit dem Honorar des guten Heideschmied, und das ist äußerst sträflich, es ist eine Pflichtvergessenheit —" ... Sie hielt inne, sie fürchtete, ihm weh gethan zu haben.

Er hatte sie nicht aus den Augen gelassen und schien sie doch nicht zu sehen. Seine Miene hatte etwas Visionäres, von innen heraus Leuchtendes. Ein Forscher, dem eben die Lösung eines schwierigen Problems eingefallen ist, mag sich so ausnehmen. „Zurück, ja, weit zurück sind wir. Wir können es nicht herstellen. Das kommt vom Wasser."

Charlotte entfloh. Sie wollte sich nicht über ihn ärgern. Er war schließlich doch sehr bedauernswert und hatte nichts als sein unfruchtbares Spintisieren. Man lasse ihn dabei, störe seine Kreise nicht.

„Heideschmied hat noch keinen Heller bekommen!" rief sie, in den Sibyllenturm zurückgekehrt, ihrer Schwester zu, „und bekommt keinen, wenn er wartet, bis Felix es sich zum Bewußtsein bringt, daß man Hofmeister zu besolden pflegt. Da müssen wir eintreten, bestes Herz, müssen diesen Sprung in der Ehre des Hauses verkitten."

„Aber wie, liebes Herz?"

Wenn die Schwestern sich in Bedrängnis befanden, gebrauchten sie gegeneinander zärtliche Ausdrücke.

„Ich glaube, so. Ich überreiche Heideschmied in Felix' Namen die rückständige Besoldung und sage ihm: ‚Mein Neffe übersendet Ihnen dieses erste Mal Ihr Honorar halbjährlich, wird es Ihnen aber von nun an monatlich zustellen lassen, wenn es Ihnen paßt.'"

„Eine Lüge?"

„Eine Notlüge; dann — es geht nicht anders! — nimmst du Heideschmied in die Küchenrechnung."

— „Charlotte, welcher Einfall! ... Unmöglich. Soll ich ihn einschalten zwischen dem Fleischer und dem Gewürzkrämer, oder wo?"

„Das braucht nicht zu sein. Setz' ihn obenan."

So trat der mäßigste Mann im Hause an die Spitze der Küchenrechnung.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Leben ging gleichmäßig hin. Zwei Jahre nachdem Heideschmied sein schwieriges Amt angetreten hatte, unternahm er ein Wagnis. Er fuhr mit seinen Zöglingen nach der Kreisstadt, wo Franz in der Volksschule aus der vierten, Joseph und Leopold auf dem Gymnasium aus der zweiten Klasse Prüfung ablegten, Franz und Leopold bestanden schlecht und recht. Joseph fiel durch.

Bald darauf wurde Familienrat gehalten und beschlossen, zum Beginn des nächsten Schuljahrs nach Wien zu ziehen. Herrn von Kosel würde einige Zerstreuung gut thun, den Knaben das Studieren in öffentlichen Schulen leichter und lieber sein als das Studieren zu Hause. Und für Elika, die in letzter Zeit um

Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

Unter Blüten.

Nach dem Gemälde von C. G. Anderson.

Digitized by Google

ein paar Deka ab- statt zugenommen hatte, wäre es gut, einige Monate unter den Augen einer ärztlichen Celebrität zu verbringen.

So zog die Familie nach Wien und blieb dort vollzählig bis zum Frühling. Länger hielt Kosel es in der Stadt nicht aus. Auf Elika waren die Augen der ärztlichen Celebrität ohne Wirkung geblieben. Sie kam ebenso blaß, schmal und zart heim, als sie abgereist war. Heideschmied und die Knaben blieben in Wien und trafen erst zur Ferienzeit im gelobten Lande Velice ein. Leopold hatte die dritte, Franz die erste Gymnasialklasse absolviert. Joseph war wieder durchgefallen. Der vierzehnjährige Mensch, der aussah wie ein siebzehnjähriger, der Prachtbursche, der einen so klaren Verstand hatte, und so vieles konnte und wußte, was sich nicht erlernen läßt, war nicht imstande, in seinen hellen Kopf hineinzubringen, was Tausende dummer Jungen von zwölf Jahren in ihren Schädeln beherbergen.

Eine gute Frucht trug die Wiener Expedition aber doch; die Familie machte die Bekanntschaft Frau Heideschmieds und das war ein wirklicher Gewinn. Die unansehnliche kleine Frau mit den müden Augen, der zierlichen Gestalt und den abgearbeiteten Händen gewann alle Herzen und wurde als zukünftige Erzieherin Elikas nach Velice mitgenommen.

Als Joseph dahin zurückkehrte und schon am ersten Tag nach Valahora eilte, fand er das alte Haus herrenlos. Bornholm hatte sich auch in diesem Jahre vergeblich erwarten lassen. Hingegen traf in einem anderen alten Schlößchen eine sehr liebe Nachbarin ein.

„Die drei V", Velice, Valahora, Vrobek, liegen nahe beieinander an der breiten und gut erhaltenen Landstraße, die sich fast immer auf- oder absteigend zwischen Feldern, Obstgärten, Wiesen und Wäldchen meilenlang an den Ausläufern der Beskiden hinzieht. Das stattliche Schloß Velice weithin sichtbar im Bouquet seiner Gärten, rechts und weiter ab vom Verkehr das düstere Valahora, und kaum eine Viertelstunde davon entfernt das kleine Vrobek. Jetzt nicht mehr größer als ein Bauerngut, aber geziert mit einem köstlichen Wohnhaus im Zopfstil, einem Kleinod. Allerdings nur noch für den Antiquar; dem Unkundigen gar zu alt und verfallen. Den Besitzern hatten längst die Mittel gefehlt, das hübsche Bauwerk in gutem Stand zu erhalten. Ihr geringes Vermögen war bis auf einen Bruchteil durch das lange Siechtum der alten Leute aufgezehrt worden. Sie hatten, von ihrer Tochter begleitet und gepflegt, ihre letzten Jahre fern von der Heimat im Süden zugebracht und rasch nacheinander in einem Städtchen Welschtirols ihr bißchen Leben ausgehaucht.

Verwaist kehrte ihr einziges Kind, die letzte der jüngeren Linie Kosel, nach Vrobek zurück. Seelenallein kam sie von der Bahnstation in dürftigen Trauerkleidern. Sie klopfte an die Thür des Bürgermeisters, der auch Pächter ihres Gütchens und Hüter ihres Hauses war.

„Ich bin wieder da, Bürgermeister, und melde mich."

Er betrachtete sie eine Weile, sein Blick ruhte auf ihrer feinen Gestalt, ihrem freundlichen lieblichen Gesicht. „Ja, Sie sind's," sagte er dann, nahm die Pfeife aus dem Munde und steckte sie noch brennend in die Rocktasche: „Also, wenn Sie's sind, herzlich willkommen! Wollen Sie ins Schloß, gnädiges Fräulein, so hole ich die Schlüssel."

„Ich bitte, Herr Bürgermeister."

Er begleitete sie. Der kleine Garten, der das Haus umgab, war eine Wüstenei geworden. Von dem Lattenzaun standen nur noch einzelne Stücke sozusagen aufrecht, der größte Teil hatte sich morsch und müde ins Gras gelegt und war unter ihm und üppig wucherndem Unkraut verschwunden.

Vor der Hausthür blieb Luise zögernd stehen: „Wie sieht's da drin aus?" fragte sie — ihre Augen lächelten, aber die ausdrucksvollen Lippen verrieten eine schmerzvolle Spannung, eine tiefe Wehmut.

„Wie halt immer. Viel Fledermäus'. Aber die sind gut gegen das Ungeziefer."

Er schloß auf und ging voran, um auch den Fensterladen und das Fenster in der kleinen achteckigen Halle zu öffnen, von der aus die Treppe ins obere Geschoß hinaufführte. Licht und Luft drangen herein, liebe Heimatluft, liebes, heimatliches Sonnenlicht. Es beleuchtete grell alle Risse in den Mauern, alle klaffenden Lücken in den Kapitälen, Kanten, Sockeln, Verzierungen der Pilaster und die Schadhaftigkeit der Treppe und ihres Geländers und die Wellenlinien des Deckengewölbes.

Er war eben aufrichtig wie ein Freund, der geliebte Sonnenschein, brachte die Wahrheit an den Tag, vertuschte nichts.

Der erste Besuch, den Luise am folgenden Tage machte, galt den Verwandten in Velice. Man empfing sie mit offenen Armen, und was das Haus vermochte, wurde ihr von den Tanten zur Verfügung gestellt. Aber — sie war gewohnt, selbst eine Stütze zu sein. Sie nahm Hilfe von andern, auch von den Teuersten, Verehrtesten, nur ungern und zögernd an. Am liebsten half sie sich doch selbst, hantierte mit Nadel und Schere, mit dem Hammer und der Leimpfanne und auch mit der Maurerkelle, und gar oft ersparte die Axt im Haus den Zimmermann.

Zwei Gehilfen standen ihr bald zur Seite. Eine rüstige, von Charlotte empfohlene Magd und Neffe Joseph, der ihr vom ersten Tag an einen Kultus der Begeisterung und Bewunderung widmete. Wie vom Himmel war sie ihm gefallen, diese Tante, deren er sich kaum noch erinnerte, an die er nie gedacht hatte. Und wenn er es gethan hätte, ihm wäre doch nicht in den Sinn gekommen, daß eine Tante auch jung und hübsch sein könne. Nun war ihm eine solche beschert worden, und — o guter Gott! — er durfte sich ihr nützlich machen, sich vor ihr in seinem Glanze zeigen und mehr sein in ihren Augen als ein durchgefallener Schuljunge. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, ihr verwahrlostes Heim in ein behagliches und trauliches zu verwandeln. Er verstand den Taglöhnern Eifer einzuflößen, gab den Werkleuten Handgriffe an, auf die sie von selbst nicht gekommen wären, war unerschöpflich an guten Einfällen, unermüdlich in ihrer Ausführung.

„Wenn ich dich nicht hätte, was würde ich anfangen?" sagte sie oft, und dann war er glückselig für den ganzen Rest des Tages und darüber hinaus und so lange, bis sie ihm wieder etwas Liebes sagte.

Fast täglich kamen die Tanten herüber und staunten über die Thätigkeit, die entfaltet wurde, und beteiligten sich nach Kräften an ihr. Renate nähte Kapuzen aus hübschem Kattun für die gänzlich verschlissenen, seidenen Ueberzüge der Sitzmöbel, und Charlotte übernahm die Tapeziererarbeit und wurde einmal sogar überrascht, wie sie auf eine Leiter stieg, um einen Fenstervorhang zu befestigen.

Auch Kosel fand sich manchmal in Vrobek ein, warf zerstreute Blicke umher, schien nichts zu sehen und sah doch hier und da etwas. Er hielt auch kleine Vorträge über die Nützlichkeit gut gebohnter Fußböden und undurchlässiger Dachdecken. Einmal durfte Elika ihn begleiten und sie kamen zu dem kleinen Hof am Ende des Gartens, der einst einen Meier, eine Kuh und einige Schafe beherbergt hatte. Auch ein Paar Pferde war damals vorhanden gewesen, die der Meier an Wochentagen in der Wirtschaft verwendete und Sonntags vor die Kalesche spannte. Er selbst schlüpfte dann in einen kurzschößigen, graumelierten Frack mit Wappenknöpfen, die einst versilbert gewesen waren und nur einiger Ermunterung bedurften, um wie Gold zu glänzen, und kutschierte seine Herrschaft nach Velice in die Kirche. Eine eigene Kirche besaß Vrobek ebensowenig wie Valahora.

Kosels Jugenderinnerungen erwachten beim Anblick des Miniatur-Meierhofs mit seltener Lebhaftigkeit.

„Da sind Pferde gestanden," sagte er zu seiner Tochter und deutete auf die leeren Stände. „Mit denen sind dein Großonkel und deine Großtante zur Kirche gefahren." Und nun spann er seine Erzählung in Gedanken weiter. Er war als Kind angewiesen worden, dem alten mürrischen Onkel und der Tante, die ihn immer so ungut ansah, unter dem Kirchenthor das Weihwasser zu reichen. Er besann sich, wie es ihn durchfröstelt hatte, wenn die steifen kalten Finger der beiden Alten die seinen berührten. Als großer Junge noch hatte er eine unüberwindliche Scheu vor den einzigen Menschen gehabt, die ihm nie einen freundlichen Blick gegönnt. Und als Luise zum erstenmal in die Kirche mitgenommen wurde, und ihr hübsches, kluges Kindergesicht glückselig lächelnd hinter dem Elternpaar hervorgeguckt,

Digitized by Google

und sie dem Vetter ein kleines altes Gebetbüchlein triumphierend entgegen geschwungen — da hatte er förmlich aufgeatmet. Sie war immer nett gewesen.

„Papa,“ unterbrach ihn Elika in seinen Betrachtungen, „und was war denn da?“ Sie zeigte auf den dritten leeren Platz.

„Da war die Kuh, die Schekovska.“

„Schekovska hat sie geheißen?“

„Tante Luise hat sie so genannt.“

„Und warum hat Tante Luise sie so genannt? War sie vielleicht ein Scheck?“

Er lächelte: „Nein, braun war sie.“

„Und warum steht heute keine Schekovska da?“

„Schau hinauf. Es würde ihr ja auf den Kopf regnen.“

„Du mußt das zumachen lassen, Papa,“ entschied Elika. „Du mußt das ganz schön machen lassen und dann mußt du eine Kuh herschicken. Joseph sagt, die Tante Luise hat keine einzige Kuh, und wir haben so viele. Wieviele haben wir?“

So gut er konnte, gab er Rechenschaft. Im Gespräch mit ihr war er nicht zerstreut, alles, was sie sprach, gefiel ihm, interessierte ihn. Apollonia hatte recht, zu behaupten, im Geistigen sei ihm Elika „absolut“ ähnlich, keiner seiner Söhne gleiche ihm so sehr wie sie.

Kosel dachte darüber nach, wie leid ihm sein würde, wenn er sein kleines geistiges Ebenbild nicht mehr um sich haben könnte. In der weichen Stimmung, die ihn ergriffen hatte, versprach er seiner Tochter alles, was sie wollte. Ja, der Stall wird neu aufgebaut und eine Kuh wird hinein gestellt und Elika darf dann der Tante sagen: „Das schenk' ich dir.“ So wünschte sie's und so sollte es sein; alles so wie seine kleine kluge Tochter es wünschte.

„Ja, wenn es dich freut,“ sagte er immer.

O, es freute sie! Erbauerin eines Stalles und Spenderin einer Kuh sein, das ist doch was! Aber sie ließ nicht allzuviel von ihrer Freude zum Durchbruch kommen, sie hatte eine bestimmte Ahnung von der Macht, die sie als arme Kleine besaß.

Luise mußte eine Zeit lang den untern Teil des Gartens meiden, durfte nichts hören und nichts sehen bis zu der Stunde, in der sie eingeladen wurde, eine wiedererstandene alte Bekannte begrüßen zu gehen.

Ganz Velice hatte sich zur Ueberraschungsfeier in Vrobek eingefunden. Vor dem restaurierten Höfchen standen Kosel und die beiden Tanten, Apollonia, die unerhört Konservierte, prangte neben ihnen in der Farbe der Rose ohne ihre Vergänglichkeit. Etwas abseits hielt sich — ein Bild stillen Glückes — das Ehepaar Heideschmied. Er, würdig und stolz, sie fein, freundlich und voll Anmut noch im Alter. Wenn er zu ihr niederblickte, schimmerte helle Wonne durch das Grau seines Teints, und er hatte etwas vom verschleierten Mond. Joseph war ins Haus gelaufen, um Luise abzuholen, und als sie kamen, legte Leopold eben einen Kranz um die Hörner der neuen Schekovska, die aber diese Zierde lieber in ihrem Magen beherbergt hätte. Franz war auf das Dach geklettert, saß rittlings auf dem Firste und krähte wie ein Hahn.

Elika stand an der offenen Stallthür im weißen Kleide, das Köpfchen zur Seite geneigt, und ihre sanfte Duldermiene schien zu sagen: Wem du diese Freude verdankst, mußt du durch andre erfahren, ich bin zu bescheiden, ich verrat' es nicht. (Fortsetzung folgt.)

Die Wiederbelebung der Kunsthandweberei in Nordschleswig.

Wir sehen heute auf den verschiedensten kunstgewerblichen Gebieten eine bewußte Rückkehr zu früheren, scheinbar durch die Maschinentechnik längst überflügelten Handfertigkeiten. Es hat sich eben immer deutlicher herausgestellt, was die Maschine nicht hervorbringen kann: nämlich den eigentümlichen Reiz, welchen nur die feinfühlige Menschenhand ihrem Werke verleiht. So kommt diese heute zu neuen Ehren, und ihre Schnitzereien, Metallarbeiten, Töpferwaren 2c. erzielen befriedigende, oft sogar hohe Preise, weil sie eben die Besonderheit des Kunstwerks an sich tragen und hoch über dem bloßen Maschinenfabrikat stehen.

Es ist sehr erfreulich, daß in jüngster Zeit auch die Handweberei, diese ursprünglichste und älteste Frauenbeschäftigung, deren letzte Ueberbleibsel in den schwedischen und norwegischen Thalwinkeln ein stilles Dasein führten, zu neuem Leben erweckt wird. Noch finden sich dort die uralten Muster: einfache Rechtecke der verschiedensten Anordnung und Versetzung, sonderbar altertümliche Blumen-, Vogel- und Menschengestalten, ernsthafte, tieftönige Gebilde, wie sie die altnordische Frau zum Schmuck der Halle, zu Sitzkissen und Decken für die heimkehrenden Krieger anfertigte. Auch die nordischen Klöster des Mittelalters pflegten die überlieferte Webekunst, hier entstanden gobelinartige Wandteppiche mit Bildern aus der Heiligen Schrift und die kostbaren, mit selbstgefertigten Klöppelspitzen besetzten Altardecken, die sich heute hier und da als Schatzstücke in unsern Museen finden.

Noch im vorigen Jahrhundert, wo es bereits mit dieser Art mühseliger Technik stark abwärts ging, weil Stramin-, Filet- und Häkelarbeit die Frauen angenehmer beschäftigte, gab es trotzdem in Norwegen und Schleswig-Holstein noch einzelne Künstlerinnen im Bildweben, deren Teppiche mit Darstellungen der Hochzeit zu Kana und andern biblischen Scenen sehr gesucht waren. In neuerer Zeit dagegen beschäftigte sich die auf dem Lande stets in Uebung gebliebene Handweberei vorzugsweise mit der Herstellung einfacher Gegenstände zum täglichen Gebrauch. Die Kunstweberei verschwand mit der Klöppelei, und ebenso ging es den schönen alten Decken von Mutter und Großmutter in den Bauernhäusern, sie wurden von Händlern aufgekauft und von Sammlern in aller Welt erworben.

Aber gerade dies war das Mittel, die Welt draußen auf den Schatz von köstlichen alten Mustern aufmerksam zu machen, deren Wiedergewinnung für das moderne Kunstgewerbe ja nur eine Frage des Entschlusses zu sein brauchte. Es gereicht den Norwegern zu großer Ehre, daß sie diesen Entschluß mit kräftiger Energie alsbald zur That machten und die erste Webschule zur Wiederaufnahme ihrer altnordischen Kunst errichteten. Fräulein Hanson in Christiania ist die verdiente Vorsteherin dieser ersten Anstalt, die heute nach mehrjährigem Bestehen schon Schülerinnen überallhin aussendet und mit ihren Leistungen auf der Ausstellung in Malmö im Jahre 1896 die verdiente große Anerkennung fand.

Dem Beispiel von Norwegen ist zuerst Schleswig gefolgt, wo Pastor Jacobsen in Scherrebek eifrig für Gründung einer solchen Schule wirkte. In weiteren Kreisen der Provinz fand er lebhaftes Interesse für seinen Plan, und Herren aus Hamburg, Meldorf, Kiel u. a. O. gründeten in Scherrebek eine Schule für Kunsthandweberei. Hiermit ist eine neue Erwerbsart für Frauen auf den deutschen Reichsboden verpflanzt, wo die häusliche Handweberei freilich in alten Zeiten ebenso heimisch war wie in dem konservativeren Norwegen. Die Sache entwickelte sich bald in erfreulichster Weise. Eine der befähigtsten Schülerinnen des obengenannten Fräulein Hanson wurde als Lehrerin gewonnen, man verschrieb einen Webstuhl aus Norwegen und ließ nach diesem Muster weitere in Scherrebek anfertigen. Der Maler Otto Eckmann in München, jetzt Professor an der Berliner Kunstgewerbeschule, sagte seinen Beistand zu und lieferte bald mehrere sehr schöne Muster.

Am 18. Februar 1896 fand die feierliche Eröffnung der Schule statt, zu welcher Gelegenheit die leitenden Damen eine kleine Ausstellung von Erzeugnissen der Kunsthandweberei veranstaltet hatten, deren altschleswigsche und altnorwegische Muster das lebhafteste Interesse aller Betrachter erregten. Vor allem bewundert wurde ein Beiderwand*-Gewebe, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrührend, welches den Einzug Christi in Jerusalem darstellte und aus der Gegend bei Barsö im Nordschleswigschen stammt. Ein Kursus dauert gewöhnlich vier Wochen, kann aber bei besonderer Handfertigkeit der Schülerin sich auf drei Wochen verkürzen. Das Honorar beträgt 40 Mark. Der Webstuhl, kein unförmiges, großes Möbel, der vielmehr leicht beiseite gestellt werden kann, kostet 35 Mark. In der Schule sind natürlich solche Stühle genug vorhanden. Der Webstuhl unterscheidet sich von den gewöhnlichen besonders dadurch, daß er sich nicht in der Horizontalen ausbreitet, sondern in der Senkrechten. Die Kettenfäden sind aus starker Baumwolle, als Einschlag dient sehr weiches, aus Lammwolle hergestelltes Garn, das mit Pflanzenfarben gefärbt ist und wundervoll starke, tiefe Töne zeigt. Diese Färbung ist vorzüglich haltbar, sie bleicht niemals; es mußte daher das gesamte Material an solcher Wolle bisher aus Norwegen bezogen werden, da man in Deutschland diese Färberei nicht kannte. Neuerdings nun werden in Scherrebek Versuche gemacht, die Farben herzustellen, die zu guten Resultaten geführt haben, so daß eine eigene Färberei für die Webschule in Betrieb gesetzt ist.

Das Muster hängt oder liegt vor der Weberin. Diese schlägt danach Faden nach Faden ein, aber nicht mit einem Schiffchen, sondern mit der Hand. Sie spannt mit einer Hand so viele Fäden, als das Muster zeigt, und so weit zurück, daß sie ein Bündelchen Wolle durchreichen kann. Der Faden wird mit einer Gabel festgeschlagen. Das Bündelchen Wolle bleibt frei hängen. Die Arbeiterin ergreift ein anderes und bringt dessen Faden ebenso durch.

Es ist ersichtlich, daß die Arbeit langsam fortschreitet. Dieses, sowie die ziemlich hohen Kosten des Materials lassen die Preise der Webereien recht hoch erscheinen. Dafür aber sind die hergestellten, auf beiden Seiten gleichen Teppiche 2c. so eigenartig wirkungsvoll und von so unbegrenzter Dauerhaftigkeit, daß sich ihre Anschaffung doch reichlich lohnt.

Die Arbeiten lassen sich herstellen in drei verschiedenen Arten: in Schicht-, Halbgobelin- und Gobelinweberei. Bei der Schichtweberei wird von unten auf an der ganzen Breite des Gewebes der Faden nach dem Muster eingeschlagen. Es wachsen so Untergrund und eingewebte Formen miteinander gleichmäßig Schicht um Schicht. Die Gegenstände

* Beiderwand ist ein grober Stoff aus baumwollener Kette und streichwollenem Schuß. Das Gewebe ist noch heute unter dem Namen „Beiderwand“ in Holstein bekannt und wird besonders von Köchinnen gerne getragen.

Digitized by Google

erhalten dabei nie abgerundete Formen, sondern sind, nahe besehen, staffelförmig im Umriß. Sieht man sie aber aus der Ferne, so treten die kleinen Ecken mehr und mehr zurück, dann ist die Wirkung der Teppiche, besonders wenn man sie länger anschaut, eine ganz bedeutende. Bei der Gobelinweberei werden die Formen der Bäume, Tiere ꝛc. gerundet, dieselben werden überhaupt jede für sich zuerst vollendet und dann Unter- und Hintergrund nachgefüllt, ähnlich wie bei einer Stickerei.

Um das ganze Unternehmen pekuniär sicher zu stellen, wurde eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht gegründet. Jedes Mitglied zahlt einen Beitrag von 100 Mark.

So ist nun diese Webschule, deren volkswirtschaftliche Bedeutung der königl. Oberpräsident in Schleswig durch Verleihung einer Subvention von 1000 Mark anerkannt hat, im guten Aufblühen begriffen. Sie bildet Lehrerinnen für andere Städte aus neben den Schülerinnen, welche die Weberei als eigenen Erwerb betreiben wollen. Im Interesse aller Beteiligten liegt vor allem die Erschließung eines Absatzgebietes nach Süden. Es werden deshalb Ausstellungen der Schularbeiten in besuchten Bädern und Sommerorten, sowie Verkaufsstellen in großen Städten zu errichten sein. Einstweilen sollen diese Zeilen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das für die ganze deutsche Frauenwelt wichtige Unternehmen lenken.

H. P.

Die Veteranen der Paulskirche.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zum Jubiläum der Eröffnung des Frankfurter Parlaments.

Von Johannes Proelß.

(Mit den Bildern S. 301 und 305.)

Als am 18. Mai vor fünfzig Jahren das erste Deutsche Parlament in der Frankfurter Paulskirche eröffnet ward, leuchtete manch weißes und graues Haupt Ehrfurcht gebietend zwischen den blonden und dunklen Scheiteln in der Versammlung auf, und mit Stolz blickten die Vertreter eines jüngeren Geschlechts auf diese Veteranen der nationalen Freiheitsbewegung. „Mein Kopf ist voll und mein Herz möchte zerspringen in meiner Brust," schrieb in heiß aufwallender Begeisterung einer aus dieser Jugend am folgenden Tag in die Heimat. „Die Männer, deren Wirken ich durch die Jahre angestaunt, die mir auf den hehren Höhen der Wissenschaft wie in den blumigen Auen der Dichtkunst Gegenstand der Verehrung und Quelle freudiger Erhebung waren, diese Männer stehen mir nun Aug' in Auge gegenüber; ich spreche sie in vertraulicher Unterredung, ich höre sie, wenn das begeisternde Wort ihren Lippen entströmt."

Die damaligen „Veteranen der Paulskirche", deren Ruhm so viel dazu beitrug, der „Verfassunggebenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M." das ihr zunächst überall in so hohem Maße eingeräumte Ansehen zu sichern, hat die „Gartenlaube", mit Arndt und Jahn anfangend, in den Aufsätzen „Wie das erste Deutsche Parlament entstand" durch Wort und Bild ihren Lesern vergegenwärtigt. Dort sind den letzteren auch die tonangebenden Führer der großen Volksbewegung vors Auge gestellt worden, deren höchster Erfolg dies Parlament und sein von sämtlichen deutschen Regierungen bestätigtes Recht war, für das neu zu gründende Reich eine freie Verfassung zu schaffen. Sie alle sind nun längst dahingegangen und die unvergängliche Spur von ihren Erdentagen gehört ganz der Geschichte an. Von jener Jugend aber, die zu ihnen damals in der Paulskirche mit Verehrung emporschaute, hat ein freundliches Geschick eine kleine Schar am Leben erhalten. Ihnen, als den uns überbliebenen unmittelbaren Zeugen, die für uns heute die „Veteranen der Paulskirche" sind, sei nun zum Erinnerungstag der Eröffnung des Parlaments ein Gedenkblatt gewidmet. Was diese Männer dem Vaterlande und dem Deutschtum damals und später geleistet haben, ist gar gut imstande, uns von der geschichtlichen Bedeutung der Frankfurter Nationalversammlung einen lebensvollen Begriff zu geben. In der Reihe dieser Hochbetagten, deren jüngster 75 Jahre alt ist, deren ältester schon im 89. Jahre steht, finden wir die Hauptparteien der Nationalversammlung vertreten und ihre Mehrzahl gehört den beiden Großstaaten an, deren unversöhnlicher Rangstreit das Verfassungswerk der Paulskirche um seine Verwirklichung brachte.

Die Lose dieses Verhängnisses hatte das Schicksal bereits unter den Stürmen der Märzbewegung geworfen. Bis zu Metternichs Sturz war Oesterreich das stärkste Hindernis der „Heidelberger" Reform des „Deutschen Bunds" in freier Verfassung gewesen. Weil Oesterreich mit seinem überwiegend außerdeutschen Länderbesitz den Schwerpunkt seiner Politik in das Ausland verlegte, gerade deshalb war geplant worden, das fast reindeutsche Preußen zur Vormacht in dem neuen Bundesstaat zu machen. Dann aber hatte der Sieg der Märzbewegung in Wien, das kluge Einlenken des Erzhauses den Forderungen des Volks gegenüber, die alten natürlichen Sympathien der süddeutschen Stämme für Oesterreich mächtig belebt, während der unheilvolle Verlauf der Märztage in Berlin die Gagernsche Politik zu Gunsten der preußischen Führung scheitern machte. Gagern selbst und die Mehrzahl der „Heppenheimer", welche im Parlament den Kern des Centrums bildeten, gaben ihre preußenfreundliche Politik zwar nicht auf, aber sie hielten mit derselben zurück, so lange sich unter ihren Gegnern der preußische König selber befand. Dahlmann hatte in seinem Verfassungsentwurf für die Siebzehner-Kommission des Bundestags noch vor Eröffnung des Parlaments einen deutschen Fürsten als erbliches Reichsoberhaupt vorgeschlagen und in einem Briefe an Friedrich Wilhelm IV näher begründet, warum nur das mächtigste reindeutsche Fürstenhaus zu dieser führenden Stellung berufen sei. In seiner Antwort erklärte der König bestimmt, die neue deutsche Kaiserkrone gebühre allein dem jedesmaligen Haupte des Erzhauses Oesterreich, doch fügte er später hinzu: wenn Oesterreich durch feierliche Zurückweisung der „teutschen Krone" klar bekenne, daß Metternichs Geist in ihm noch herrscht, dann werde er es für Pflicht halten, „diese Schmerzenskrone" anzunehmen, ja nach ihr zu greifen.

Aus dieser Erklärung Friedrich Wilhelms IV erklärt sich die Politik, welche die führenden Geister der Bundesreform im Parlament dann einschlugen und innehielten, bis Oesterreich sich wirklich auf den Boden von Metternichs undeutscher Bundespolitik wieder stellte. Auf ihr beruhte der erfolgreiche „kühne Griff", den Heinrich v. Gagern als erster Präsident der Nationalversammlung unternahm, indem er den Erzherzog Johann unter Zustimmung Preußens für die Wahl des Reichsverwesers in Vorschlag brachte, auf ihr beruhte, daß er und sein Anhang die Wahl Schmerlings zum Reichsministerpräsidenten unterstützte, auf ihr ferner Dahlmanns Idee, in der Reichsverfassung des Parlaments den selbständigen Eintritt von Deutschösterreich in den neuen Bund vorzusehen, während die nichtdeutschen Staaten der Habsburgischen Monarchie nur noch in Personalunion, d. h. durch den gemeinschaftlichen österreichischen Kaiser mit Deutschland verbunden bleiben sollten. Welckers „Trias" mit ihrem Direktorium der drei mächtigsten deutschen Fürsten, sein „Turnus", nach welchem der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen alle sechs Jahre in der Centralgewalt abwechseln sollten, waren Versuche, Oesterreich für den reindeutschen Bundesstaat zu gewinnen.

Während aber die Abgeordneten der Paulskirche bis in den Herbst des Jahres 1848 eifrig dabei waren, der im März errungenen Freiheit in den „Grundrechten" des deutschen Volks Gesetzesform zu geben, fand Oesterreich Zeit und Kraft, das erschütterte alte Regierungssystem wieder aufzurichten. Nach Windischgrätz' Siegen über die Revolution in Prag und Wien sagte sich die Militärdiktatur des Fürsten Schwarzenberg von aller Rücksicht auf das Frankfurter Parlament los und verbat sich durch die Erklärung von Kremsier jede Bundesreform, welche die alten Vorrechte der österreichischen Krone in Deutschland irgendwie schmälern könnte. Nun bekam Gagern für seine Politik freie Hand. Der Reichsverweser sah sich genötigt, das Ministerium Schmerling aufzugeben — Gagern trat an die Spitze eines neuen, während Simson das Präsidium in der Paulskirche erhielt. Der neue Reichsministerpräsident wahrte mit Energie die Unabhängigkeit der Nationalversammlung von dem neuen Regimente in Oesterreich und gab die Losung aus, der neue deutsche Bundesstaat

tz

Digitized by Google

Eine Sitzung der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Vantadour.
(Carl Jügel's Verlag in Frankfurt a. M.)

müsse ohne Oesterreich mit einem preußischen Oberhaupt an der Spitze ins Leben treten. Die Haltung Schwarzenbergs gegen das Parlament wurde immer feindseliger. Da stellte Welcker am 12. März 1849 den Antrag, die fertig durchberatene Reichsverfassung in Bausch und Bogen anzunehmen, die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen und diesen zum sofortigen Antritt der kaiserlichen Gewalt einzuladen. Durch Heinrich Simons Vermittelung kam zwischen der „Erbkaiserpartei“ des Centrums und einer Gruppe der Linken ein Kompromiß zu stande, der es ermöglichte, daß Welckers Antrag am 28. März zum Beschluß der Versammlung erhoben wurde. So war Friedrich Wilhelm IV zum Deutschen Kaiser gewählt, aber nur als Erwählter der sämtlichen übrigen deutschen Fürsten, nicht bloß als Erwählter des Volks, wollte dieser die „Schmerzenskrone“ annehmen. Sein romantisches Herrscherbewußtsein lehnte sich auf gegen das kühne Unternehmen des Parlaments; auch wußte er, daß die Durchführung desselben den Krieg mit Oesterreich bedeute, und Krieg wollte er nicht. Einige Tage nach dem Empfang der Frankfurter Kaiserdeputation sagte er zu Beckerath, der ihm zur Annahme der Krone mit lebhaften Worten riet: „Wenn Sie Ihre Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent.“ Oesterreich aber rief seine Abgeordneten aus der Paulskirche zurück. Bald folgte Preußen dem Beispiel. Das Schicksal des „Rumpfparlaments“ in Stuttgart besiegelte die Katastrophe des mit so stolzen Hoffnungen begrüßten Versuchs der Nation, aus eigner Kraft und auf friedlichem Wege ihr Staatswesen neu zu gründen.

Von der begeisterten Stimmung, mit welcher die Abgeordneten Deutschösterreichs in die Paulskirche zogen, bildet jener Brief einen lebendigen Nachhall, dessen erste Sätze wir oben mitgeteilt haben. Der Schreiber desselben war der jüngste der sämtlichen 586 Volksvertreter, Dr. Karl Stremayr aus Graz; ihm ist es heute mit noch zwei weiteren Oesterreichern, dem Wiener Moritz v. Mayfeld und dem Salzburger August Prinzinger, vergönnt, das Jubiläum des ersten Deutschen Parlaments zu begehen. Sie sind die letzten von dem glänzenden Aufgebot, welches das Deutschtum Oesterreichs unter Anastasius Grüns, des Grafen Auersperg, Führung in die Paulskirche sandte. In ihnen begrüßen wir drei überlebende Teilnehmer an dem erst so aussichtsreichen Kampf für die „großdeutsche“ Idee, für den sehnsuchtsvollen Wunsch, daß Arndts „So weit die deutsche Zunge klingt!“ Verwirklichung finde in dem neu zu gründenden Reich. Sie zählten zu den Rednern, von denen Uhland später am Schluß dieses Kampfes mit so inniger Empfindung sagte, auch wenn sie gegen ihn gesprochen hätten, sei es ihm gewesen, als ob er eine Stimme von den Tirolerbergen vernehme oder das Adriatische Meer rauschen höre. Mayfeld hatte die Wiener Märztage und den Sturz Metternichs unmittelbar miterlebt, er war der Wiener Akademischen Legion beigetreten und hatte sich in ihr hervorgethan, ehe er in Waidhofen an der Thaja ins Parlament gewählt wurde. Mit ihm, mit Stremayr und Prinzinger begrüßte auch die Mehrzahl ihrer Landsleute die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser sowie die Erhebung Schmerlings zum Reichsminister als erste Schritte zu einer dauernden Lösung der brennenden Oberhauptsfrage in einem für ihre Wünsche günstigen Sinn. Als Mitglieder des linken Centrums waren Mayfeld und Stremayr Gesinnungsgenossen Giskras, der mit so glänzender Beredsamkeit den Eintritt Deutschösterreichs in den neuen Bundesstaat befürwortete. Ihnen allen zerstörte Schwarzenbergs Reaktionspolitik mit rauher Gewalt den schönen Traum von einem großen einigen Reich, das alle deutschen Stämme umfassen sollte.

Wie so viele der Männer, die in der Paulskirche ihre politische Schulung erhielten, sind auch unsere drei Oesterreicher in ihrer Heimat zu hervorragender Wirksamkeit und Stellung gelangt. Stremayr, der heute im 75. Jahre steht, kam, nachdem er in seiner Vaterstadt Graz Universitätsbeamter gewesen, 1868 auf Giskras Berufung als Ministerialrat nach Wien in das Ministerium des Innern. Von 1870 bis 1880 war er österreichischer Kultusminister. Schon vorher hatte er in Steiermark als Mitglied des Landesausschusses eine fruchtbare Thätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Humanitätsanstalten entfaltet. 1875 erfolgte durch ihn die Gründung der deutschen Universität zu Czernowitz. Bis zu seinem Austritt aus dem Ministerium Taaffe hat er erfolgreich für den einheitlichen Bestand der alten Prager Universität und gegen deren Teilung in eine deutsche und eine tschechische Hochschule gekämpft. Im Jahre 1891 wurde er zum ersten Präsidenten des Obersten Gerichts- und Kassationshofes in Wien ernannt. — Auch Moritz v. Mayfeld, heute ein Einundachtzigjähriger, widmete sich nach seiner Heimkehr aus Frankfurt dem Staatsdienst, dem er schon vorher, seit 1840, angehört hatte. Er bekleidete in Ober- und Niederösterreich mancherlei Regierungsämter, bis er 1880 als Statthaltereirat in Pension ging. Er lebt im Genusse eines gesegneten Alters in Schwanenstadt. — Dr. August Prinzinger in Salzburg, von Geburt ein Bayer, der jedoch frühe nach Salzburg kam, ist der älteste der drei Oesterreicher; blickt er doch bereits auf mehr als 86 Lebensjahre zurück. 1846 wurde er Advokat in St. Pölten in Niederösterreich; hier wurde er auch ins Parlament gewählt, wo er der gemäßigten Linken sich anschloß. Nach der Rückkehr aus Frankfurt ließ er sich in Salzburg als Advokat nieder, wo er verblieb, Gemeinderat und Landtagsabgeordneter wurde und neben seinem Beruf auch eine rege litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Sprach- und Altertumskunde entfaltete. 1859 beteiligte er sich an der Gründung der Gesellschaft für Salzburgische Landeskunde, deren Vorstand er 1874 bis 1884 war. Seit 1880 lebt er als Privatmann, seinen wissenschaftlichen Neigungen hingegeben, auf seinem Landsitz in Salzburg.

Ein vierter und letzter Süddeutscher in unserer Veteranengalerie ist der Bayer Johann Nepomuk Sepp. Mit allen Fasern seines Wesens ein Altbayer von echtem Schrot und Korn, gehörte Sepp im Frankfurter Parlament zu den konservativen Elementen, deren Stellung von ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche bedingt war. 1816 in Tölz geboren, hatte er in München Theologie studiert, wobei Döllinger und Görres besonderen Einfluß auf ihn ausübten. Voll streitbaren Geistes schrieb er gegen Strauß und Renan sein „Leben Jesu“. Nachdem er 1845 und 1846 die heiligen Stätten Palästinas und Syriens bereist hatte, erhielt er an der Münchner Universität die Professur der Geschichte. Mit seinen Kollegen Lasaulx, Phillips, Döllinger gehörte er im folgenden Jahr zu den Männern, welche gegen den unheilvollen Einfluß der Lola Montez auf König Ludwig I mannhaft ankämpften. Die Popularität, die er hierdurch und die ihn danach treffende Maßregelung gewann, trug ihm die Wahl in das Frankfurter Parlament ein. Hier war er, wie fast alle seine engeren Landsleute, ein eifriger Großdeutscher. Ein mitten aus den Kämpfen über Großdeutsch und Kleindeutsch entsprossenes Lied Sepps ward von einer der bewegtesten Scenen in der Geschichte der Paulskirche angeregt. Simson war eben Gagerns Nachfolger auf dem Präsidentensitz geworden, Gagern, als neuer Ministerpräsident, hatte sein Programm entworfen und verteidigt, das den notgedrungenen Bruch mit der österreichischen Regierung bezweckte. Bei der Abstimmung hatte der greise Sänger des Liedes vom deutschen Vaterland, Arndt, sein Votum als Fünfter abzugeben. Zum größten Befremden aller Großdeutschen sprach er ein lautes „Ja!“ Eine Bewegung des Staunens ging durch den Saal und von der Linken erhob sich der Ruf „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Unter dem Eindruck dieser Scene dichtete Sepp ein neues Vaterlandslied, welches die Motive des Arndtschen Liedes aufnahm und die Frage „Was ist des Bayern, Schwaben, Franken, Sachsen, Preußen Vaterland?“ im großdeutschen Sinne beantwortete. Als aber das neue Deutsche Reich sich doch auf „kleindeutscher“ Grundlage entwickelte, als Preußen die Führung in Deutschland gewann und die Kriegserklärung Napoleons III an König Wilhelm den Deutschen Gelegenheit bot, die so lange ersehnte Einheit im gemeinsamen Kampf gegen Frankreich zu erstreiten, da war es Sepp, der im bayrischen Landtag einer der einflußreichsten Verfechter der nationalen Sache war. Am denkwürdigen 19. Juli 1870 trug seine „im furor teutonicus“ dort gehaltene Rede nicht wenig dazu bei, daß der Kredit für die Kriegführung von einer großen Mehrheit mit einer patriotischen Begeisterung bewilligt wurde, wie sie dann das bayrische Heer hinaus ins Feld zu den Siegen von Weißenburg, Wörth, Sedan begleitete.

Wie von der „Rechten“ der Nationalversammlung ist auch von der entschiedenen „Linken“ nur ein einziger noch am Leben. In Hugo Wesendonck, den die Katastrophe der Nationalversammlung als Flüchtling nach Amerika verschlung, haben wir

Digitized by Google

einen Veteranen der demokratischen Partei in der Paulskirche vor uns, als deren Führer erst Robert Blum und nach des letzteren tragischem Tode Karl Vogt wirkte. Ein warmblütiger Rheinländer, wurde Wesendonck, der beim Ausbruch der Märzbewegung in Düsseldorf Advokat war, vom Geiste derselben mächtig ergriffen. An dem Adressensturm der rheinischen Städte nach Berlin war er hervorragend beteiligt. Im Frankfurter Vorparlament nahm er, wie wir sahen, eine vermittelnde Stellung zwischen der radikalen Richtung Heckers und der konstitutionellen Majorität ein. Von Düsseldorf in die Nationalversammlung gewählt, vertrat er in der Linken neben dem feierlichen Pathos Blums, dem satirischen Witz Karl Vogts, dem leidenschaftlichen Feuer Ludwig Simons und Trützschlers thatkräftigem Ungestüm die ruhige Logik des geschulten Juristen. Mit beharrlicher Konsequenz wahrte er den Standpunkt, daß ein Vereinbaren mit den Fürsten das ganze Einheitswerk gefährden müsse, daß, unbeschadet des Fortbestands der konstitutionellen Monarchie in den Einzelstaaten, die Centralgewalt eine demokratische Form erhalten müsse und daß zur Durchführung dieser Aufgabe es absolut nötig sei, die Truppen auf die Centralgewalt und die Reichsverfassung zu vereidigen. Auch aus seiner Seele war Uhlands berühmtes Wort gesprochen: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.“ Bei der Reichsverweserwahl stimmte Uhland in diesem Sinne für Gagern, während die Mehrzahl von Wesendoncks Freunden unter W. Jordans Führung ihre Stimme dem Ehrenhaupte der Linken, dem greisen Adam v. Itzstein, gaben. Uhland wünschte „einen Mann an der Spitze, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Gesinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstände“. In diesem Wunsche wurzelten die „republikanischen“ Hoffnungen der Idealisten in der Frankfurter „Linken“. Wesendonck, der heute 81 Jahre zählt, hat in diesen Tagen seinen Freunden eine litterarische Jubiläumsgabe, „Erinnerungen aus dem Jahr 1848“, überreicht. Die kleine Schrift ist in New York erschienen, wo ihr Verfasser 1860 die noch bestehende Germania-Lebensversicherung gründete, deren Berliner Zweiganstalt er gleichfalls ins Leben rief. Er spricht in jenen Blättern mit großer Liebe von seinen damaligen Mitkämpfern. Auch die Oberhauptfrage streift er darin. „Es war,“ sagt er, „von vornherein unmöglich — sobald die Republik ausgeschlossen war — einen anderen als einen preußischen Fürsten an die Spitze Deutschlands zu stellen.“

Der Partei, die diesen Gedanken in der Paulskirche zum Siege führte, der „Erbkaiserpartei“, gehören alle weiteren Veteranen an, die noch unter den Lebenden weilen. Es sind ihrer zehn, und unter ihnen befindet sich auch der Führer der Frankfurter Deputation, welche dem König in Berlin am 3. April 1849 die Kaiserkrone antrug, Eduard v. Simson, Gagerns Nachfolger als Präsident der Nationalversammlung.

Simson, dessen feiner Takt und würdevolles Wesen die Mission der Kaiserdeputierten trotz ihres Mißerfolges auf der vollen Höhe erhielt, hat noch oft im Leben Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaften als Präsident zu entfalten, die ihm schon in der Paulskirche die Sympathien aller Parteien eintrugen. Als er von seiner Vaterstadt Königsberg ins Frankfurter Parlament gewählt wurde, war er dort Tribunalsrat und ein Professor der Rechtswissenschaft von Ruf. Der politischen Richtung, die er in der Paulskirche vertrat und die ihn zum Gesinnungsgenossen von Gagern und Dahlmann und zum Mitglied des rechten Centrums machte, ist der jetzt fast 88jährige allezeit treugeblieben. Im Unionsparlament zu Erfurt war er Präsident des Volkshauses. Nach dem Scheitern der Union stand er im preußischen Abgeordnetenhaus mit an der Spitze der Opposition. 1860 und 1861 war er Präsident dieser Kammer. In gleicher Würde sah ihn der konstituierende und der erste ordentliche Reichstag des Norddeutschen Bundes, und am 18. Dezember 1870 war es ihm, dem „Achtundvierziger“, vergönnt, die Adresse des Reichstages, welche dem siegreichen König Wilhelm die deutsche Kaiserwürde antrug, diesem in Versailles zu überreichen. Auch der erste deutsche Reichstag wählte Simson zum Präsidenten. Eine gleich glänzende Laufbahn war ihm auf dem Gebiete des praktischen Juristen beschieden. Nachdem er längere Zeit dem Appellationsgericht in Frankfurt a. O. vorgestanden hatte, wurde er 1879 bei Gründung des Deutschen Reichsgerichts in Leipzig an dessen Spitze berufen, in welcher Stellung er bis vor wenigen Jahren aufs segensreichste gewirkt hat.

Eine hervorragende Rolle fiel in der Paulskirche auch dem Leipziger Historiker Karl Biedermann zu. Auch er war ein Mitglied der Kaiserdeputation, auch ihm war das präsidiale Talent gleichsam angeboren. Daß er schon im Vormärz ein Bahnbrecher der Idee der preußischen Führung und ein Mitglied des „Vorparlaments“ war, haben wir in den vorausgehenden Aufsätzen berichtet. In dem wirklichen Parlament gehörte er zu den Mitgliedern des linken Centrums, die sich zu gunsten der Erbkaiseridee im „Augsburger Hof“ und im „Weidenbusch“ zusammenschlossen. Er hat in diesen Klubs wiederholt das Amt des Präsidenten bekleidet. Während der ganzen Dauer des Parlaments war er einer der Schriftführer, kurz vor seinem Austritt wurde er noch Vicepräsident der Versammlung. Im sächsischen Landtag bekämpfte er dann lebhaft die Reaktion; dem ersten deutschen Reichstag gehörte er auch an. Karl Biedermann, der seit 1838 Professor der Geschichte an der Universität Leipzig ist, in dieser Zeit auch immer ein eifriger Publizist war, ist recht eigentlich als der Historiker der Erbkaiserpartei zu bezeichnen. Im Geiste derselben schrieb er das Werk „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—70“ und noch andere gehaltvolle Bände. Auch die soeben erschienene interessante Jubiläumsschrift „Das erste Deutsche Parlament“ des fast 86jährigen Politikers ist von diesem Geiste getragen.

Wesentlich jünger ist sein Kollege Professor Rudolf Haym in Halle, der mit 26 Jahren in die Paulskirche eintrat. Zu Grünberg in Schlesien geboren, war er Privatgelehrter in Halle, als er für den Mansfelder Kreis nach Frankfurt gewählt ward. Sein noch während der Tagung entstandenes Werk „Die Deutsche Nationalversammlung“ zeigt ihn als begeisterten Anhänger Gagerns. Er wurde dann in Halle Professor für Philosophie und neuere deutsche Litteratur und war 1858 bis 1864 Redakteur der „Preußischen Jahrbücher“. Seine biographisch kritischen Werke über Wilhelm v. Humboldt, Hegel, Schopenhauer, die romantische Schule und Herder sind Schöpfungen eines geistvollen Mannes und bekämpfen jene mystische Romantik, deren höchster politischer Ausdruck Friedrich Wilhelm IV gewesen ist.

Von den weitschauenden Handelsherren des Rheinlands, die im ersten preußischen „Vereinigten Landtag“ für ein konstitutionelles Leben und die Durchführung des Zollvereins eintraten, ist der Kölner Mevissen noch am Leben. Als Mitgründer der „Rheinischen Zeitung“, als einen Teilnehmer an der Heppenheimer Versammlung haben wir ihn früher erwähnt. In der Paulskirche zählte er zum rechten Centrum; mit Mathy und Bassermann war er einer der Unterstaatssekretäre im Reichsministerium, und zwar an der Seite des Handelsministers Duckwitz. An dem großartigen Aufschwung, den das Rheinland auf industriellem Gebiete seit 1848 genommen, hatte Gustav v. Mevissen, der heute 83 Jahre zählt, einen namhaften Anteil.

In dem Reichsministerium für Handel saß auch Wilhelm Jordan, der Dichter. Seine erfolgreiche Thätigkeit als Sekretär des Marineausschusses im Parlament, welcher die Gründung einer ersten deutschen Flotte herbeiführte, trug ihm die Berufung in die Marineabteilung des Handelsministeriums ein. Wilhelm Jordan gehörte anfänglich zur Linken. In Königsberg, wo er studierte, hatte Jacoby stark auf ihn gewirkt. Als Mitglied der Schriftstellerkolonie Leipzigs war er mit Blum befreundet, und der Freisinn, der sich in seinen ersten Dichtungen kundgab, hatte seine Ausweisung aus Sachsen zur Folge. In der Paulskirche, wo er einen Berliner Wahlkreis vertrat, war er einer der glänzendsten Redner. Als er sich infolge seiner antipolnischen Rede in der Polendebatte mit der Linken entzweit hatte, wurde er in den Reihen des Centrums mit Freuden aufgenommen. In seinen epischen Dichtungen „Demiurgos“ und „Nibelunge“ sowie in seinen lyrischen Gedichten findet sich ein voller poetischer Nachhall jener Entschlüsse, die ihn, den liberalen Ostpreußen, zur Erbkaiserpartei damals trieben. Daß große Neugestaltungen in der Geschichte Männer der That fordern, und daß auch die Geschichte dem Gesetz organischer Entwicklung gehorcht, diese Erkenntnissätze wurden zu Leitsternen für sein poetisches Schaffen.

Digitized by Google

Jordan gründete sich in Frankfurt a. M. ein Dichterheim, in welchem er kürzlich seinen 79. Geburtstag in voller Rüstigkeit gefeiert hat.

Ist Wilhelm Jordan der letzte aus der Paulskirche, der an dem begeisterten Vorgehen des Parlaments zur Gründung einer deutschen Flotte praktischen Anteil nahm, so hat die Nation in dem Bremenser Großkaufmann Hermann Henrich Meier einen Mann zu verehren, der, nachdem jene deutschen Flottenpläne kläglich gescheitert waren, aus eigner Kraft Großes für den gewaltigen Aufschwung der deutschen Schiffahrt gethan hat. H. H. Meier, der nur kurze Zeit in der Paulskirche saß — er wurde erst Anfang April 1849 Abgeordneter, als Ersatzmann für Dröge — schloß sich dort der Gagernschen Partei an. Als Gründer der mächtigen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Norddeutscher Lloyd“, dessen Vorsitzender er seit 1857 ununterbrochen gewesen ist, als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat er sich unvergängliche Verdienste erworben. Auch als Vertreter Bremens im Konstituierenden und im ersten Norddeutschen Reichstag, dann als Mitglied des Deutschen Reichstags hat er mit seinem energischen Geist stets dafür gewirkt, daß heute die deutsche Flagge auf den Meeren ebenso geehrt ist, wie sie vor fünfzig Jahren mißachtet war. Am 16. Oktober 1809 geboren, ist H. H. Meier der Nestor unter den heutigen Veteranen der Paulskirche.

Von den letzten Zehn der Erbkaiserpartei haben wir noch den Kurator der Universität Halle, W. **Schrader**, den Professor a. D. **Backhaus** in Görlitz, den preußischen Provinzialsteuerdirektor a. D. **Schultze** in Freiburg i. B. und den Gerichtspräsidenten a. D. **Schorn** in Bonn zu nennen. Wilhelm Schrader, der Sohn eines Dorfschullehrers der Provinz Sachsen, steht heute im 81. Jahre. Er war Konrektor des städtischen Gymnasiums in Brandenburg, als er daselbst in die Paulskirche gewählt ward. Wenige Jahre später wurde er zum Provinzialschulrat in Königsberg ernannt. Seine Leistungen, im besondern das Werk „Die Verfassung der höheren Schulen“, trugen ihm 1883 die Berufung zum Kurator der Universität Halle ein, in welcher Stellung er noch heute wirkt. — Professor Hermann Dietrich Backhaus, der 80jährige, stammt aus dem Fürstentum Waldeck. Er vertrat seine Heimat im Parlament als ein Mitglied des linken Centrums. 1849 bis 1851 leitete er die Verhandlungen der Ständekammer in Arolsen. Während der Reaktionszeit war er Oberlehrer an der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Beberbeck, dann praktischer Landwirt in Schlesien. 1872 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor nach Kiel, wo er 1877 auch die Vorlesungen über Volkswirtschaft an der Marineakademie übernahm. — Adolph Schultze ist zwar in Spandau geboren, wuchs aber in Schlesien auf. Nachdem er erst die Laufbahn des Richters eingeschlagen hatte, trat er 1840 in Breslau zur Verwaltung über. Als er 1848 in die Paulskirche gewählt ward, war er Oberzollinspektor zu Liebau in Schlesien. Später kam er als Rat ins Finanzministerium nach Berlin, 1865 wurde er preußischer Zollvereinsbevollmächtigter in Frankfurt a. M. und 1867 Provinzialsteuerdirektor für Hessen-Nassau in Kassel, welches Amt der jetzt 82jährige bis 1886 verwaltete. — Karl Schorn, der seine juristische Laufbahn als Landgerichtskammerpräsident zu Koblenz beschloß und heute im achtzigsten Jahr steht, gehörte zum linken Centrum. In seiner Heimat Essen wurde er als Ersatzmann Jakob Grimms gewählt, der frühzeitig aus dem Parlament austrat. Während des Kriegs von 1870/71 war er Präsident des Kriegsgerichts in Metz.

Es sind nur wenige, die als Veteranen der Paulskirche heute mit uns die Erinnerung an die Eröffnung des Parlaments feiern! Mit Wehmut werden sie dabei des morgenschönen Zukunftstraumes ihrer Mannesjugend gedenken. Aber wahrlich auch mit freudigem Stolz können sie auf ihre Teilnahme an dem ersten Deutschen Parlamente, das die deutschen Grundrechte feststellte und die Reichsverfassung vom 12. März beschloß, zurückblicken. Als eine großartige Kundgebung der Vaterlandsliebe wirkt es im Gedächtnis der Nachwelt fort, als ein begeisterndes Vorbild für jedes idealgerichtete Streben, dessen oberstes Gesetz das Wohl des Volkes ist!

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(9. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Eine Stunde nach dem furchtbaren Auftritt zwischen Edith und den Tanten sind sie alle, mit Ausnahme von Josepha, in Mas Zimmer versammelt. Die junge Frau hat sich aufgerafft trotz ihres Kopfwehs und ihre ganz entsetzten Augen folgen Edith nach, die mit noch immer vor Aufregung gerötetem Gesicht und spöttisch lächelnd auf und ab geht. Es ist schon dämmerig in der oberen großen Stube, und es riecht nach englischem Lavendelsalz und Menthol. Durch die geöffneten Fenster dringt die schwüle Luft des Sommerabends herein. Aus dem Sessel, in dem Tante Tonette liegt, kommt von Zeit zu Zeit ein Schluchzen.

Im Hause und im Garten ist es sehr lebendig; die Vorbereitungen für die Taufe halten die ganze Dienerschaft in Atem. Alle Augenblicke kommt jemand, um irgend etwas zu fragen, Diener und Stubenmädchen, der Zimmermann, der das Tanzpodium im Garten legt, die Mamsell aus der Küche, die Wärterin aus der Kinderstube. „Fragt den Herrn!“ herrscht Edith endlich den Gärtner an, der ihr Urteil wünscht beim Arrangement des Taufaltars.

„Verzeihen gnädige Frau, der Herr ist vor einer Stunde ausgeritten.“

„Herrgott“, ruft Tonette, „so machen Sie's doch allein, es wird ja schon recht werden!“

„Es wäre viel gescheiter, Tante Tonette, du ließest dein unnützes Weinen und bekümmertest dich lieber selbst darum.“

„Ich **kann** nicht; ich bin wie gelähmt! Ehe ich nicht weiß, wie die Sache abläuft, werde ich kein Mensch wieder sein,“ jammert die sonst so resolute Dame. „Du mußt abbitten, auf den Knien abbitten,“ fügt sie hinzu, „du mußt, Edith!“

Edith lacht spöttisch.

„Sage, du wärst gereizt worden, du habest ohne jede Besinnung gesprochen, sage was du willst, nur lege deine hoheitsvolle gekränkte Miene ab!“

„Ich fürchte nur,“ klingt Mas Stimme müde und hoffnungslos dazwischen, „er kann ihr nicht verzeihen.“

Edith lacht noch lauter. „Bitte, macht euch doch nur keine allzu tragischen Vorstellungen. Erst werde ich hier herauf gerufen wie zur heiligen Feme, dann wird ein rabenschwarzes Unglück prophezeit und schließlich kommen Verhaltungsmaßregeln, als sei ich ein Kind, das beim Lügen ertappt worden ist! Ich weiß ganz genau, was ich zu thun habe, ich kenne ihn besser als ihr alle.“

Tante Tonette erstickt einen Angstlaut in der Kehle; sie sieht wieder den Mann vor sich sitzen, seine zitternden Hände, den gekrümmten Rücken, als wollte er einen heftigen physischen Schmerz niederzwingen. „Edith, ich bitte dich,“ stöhnt das alte Fräulein.

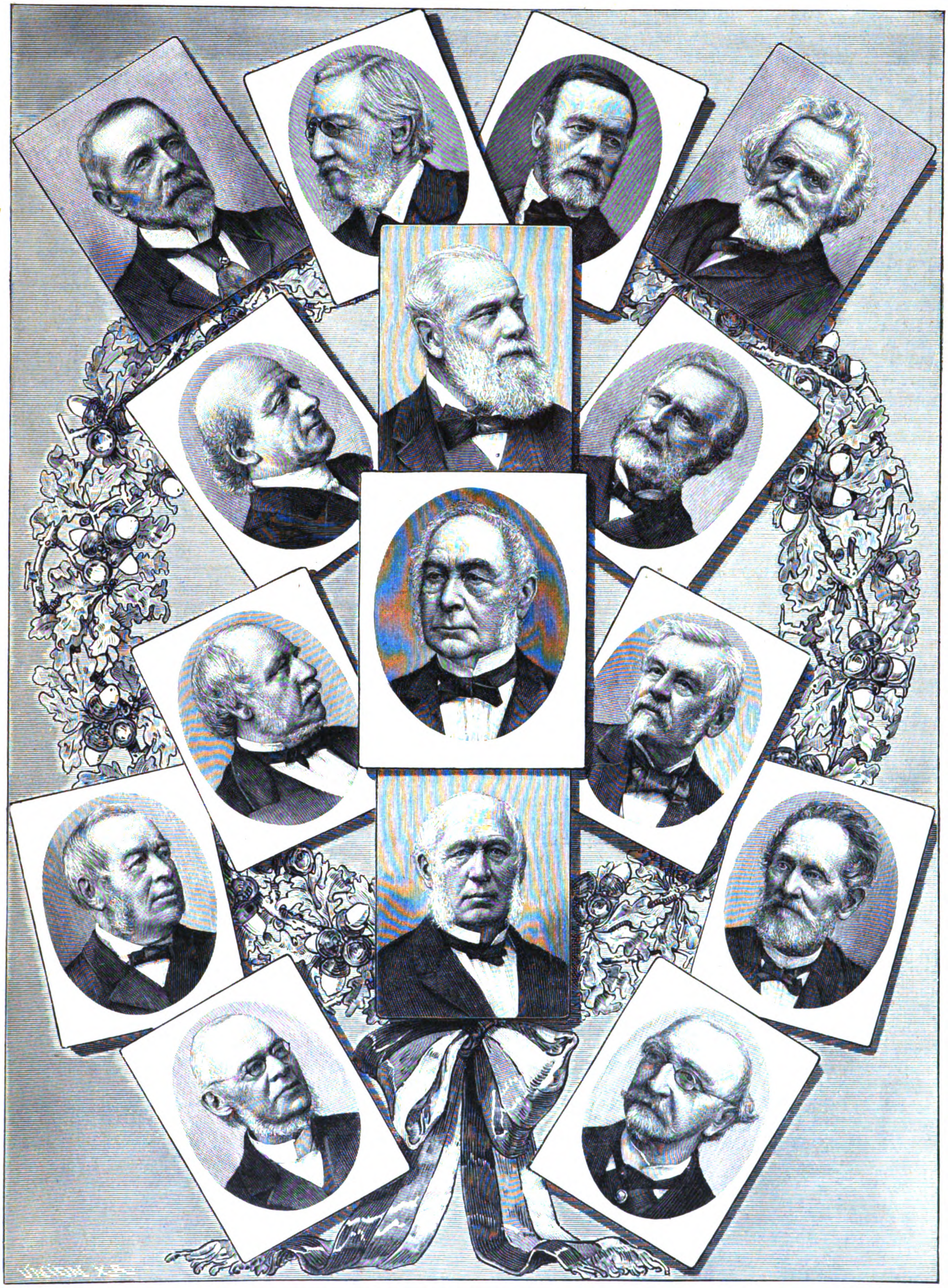
„Di, mein Mann würde —“ fängt Ma an.

„Was dein Mann würde, ist ja hier gar nicht von Belang,“ unterbricht Edith sie, „meiner wird gar nichts thun, gar nichts, ich versichere euch. Ihr denkt wohl, er stellt mich in die Ecke, oder er straft mich mit Verachtung, oder weist mich hinaus? Dazu ist kein Grund, und dazu gehören **zwei**, besonders die eine, die da gehen würde — das ist so einfach nicht! Und nun reden wir nicht mehr davon! Eine Scene wird's ja geben zwischen ihm und mir, natürlich; aber das ist **meine** Sache, und morgen werdet ihr nichts mehr davon spüren.“

„Nachdem du geschrieen hast: ich habe Mohrmann nie geliebt, liebe ihn auch heute noch nicht? Du habest mit ihm nur Komödie gespielt? Habest ihn nur aus Berechnung an dich gezogen?“

„O Gott! O Gott!“ seufzt Tante Tonette, „es ist zu entsetzlich! Und daß sie noch behauptet, sie sei damals zur besseren Einsicht gekommen, so daß sie ihn nicht mehr wollte, daß sie durch mich hineingestoßen worden sei in ihr moralisches Elend — das vergebe ihr Gott, ich kann's nicht!“

Digitized by Google



M. v. Mayfeld. K. v. Stremayr. A. Prinzinger. J. N. Sepp.
R. Haym. H. Wesendonck. K. Biedermann.
G. v. Mevissen. E. v. Simson. W. Jordan.
W. Schrader. A. Schultze. H. H. Meier. K. Schorn. H. D. Backhaus.

Die noch lebenden Mitglieder des Frankfurter Parlaments.

Digitized by Google

„Herrgott, ja, ich kenne mein Verbrechen nun schon auswendig, verschont mich doch, ich hab's nun einmal gesagt und werde es vertreten," erklärt Edith, „ich habe keine Angst vor ihm!"

Aber sie bleibt doch, trotz ihrer Courage, in dem dunklen Zimmer ihrer Freundin und horcht auf den Pendelschlag der Turmuhr, horcht auf das Hasten im Hause und wartet auf den Hufschlag des Pferdes, das ihn zurückbringen soll, mit heimlichem starken Herzklopfen. Tante Tonette ist seufzend hinausgeschlichen und huscht gegen ihre sonstige Gewohnheit scheu, wie ein Gespenst, die Treppen hinunter, um notgedrungen etwas nach dem Rechten zu sehen. Alle Räume sind erfüllt von der drückenden Schwüle dieses sengenden Sommertages, dem keine Abkühlung gefolgt ist. Die Gärtner in dem hohen Saale sind ebenso erhitzt wie die Leute in der Küche und ebenso mißmutig, denn sie stehen ohne Anleitung umher. Und Tante Tonette ist völlig verwirrt, sie starrt bei den Fragen, die an sie gerichtet werden, geistesabwesend die Menschen an und giebt verkehrte Antworten.

Und eine Stunde nach der anderen verrinnt, das allzulaute Treiben ist verstummt, die Leute, bis auf Antons Diener, sind schlafen gegangen. Auch Tonette, unfähig, sich noch aufrecht zu halten, hat ihr Lager gesucht, es Gott und Ediths Klugheit überlassend, die Sache auszugleichen. Vom Turme schlägt es Elf.

„Gute Nacht," sagt Edith zu Ma, die getreulich mit ihr gewartet hat bis jetzt, „ich lege mich auch; je länger er sich draußen austobt, um so besser."

Ma erhebt sich von der Chaiselongue; in der Dunkelheit sieht es aus, als erstehe die gespenstige weiße Frau plötzlich. „Di," sagt sie traurig, „du thust mir furchtbar leid, denn, siehst du, ich glaube —"

„Was glaubst du denn, Frau Weisheit?"

„Das läßt sich kein Mann sagen, zumal von der Frau, die er so geliebt, so auf Händen getragen hat, oder — er ist ein jämmerlicher Mensch! Wie kannst du ihn je wieder achten, wenn er diesen Schlag erträgt, ohne zu zucken?"

„Du vergißt die Kinder, Ma, denke doch an Lothar und die Kleinen! Mach' dir keine Sorgen; Lothars Mutter wird schon Absolution finden. Gute Nacht, Ma!"

„Schlaf wohl, Di, sei nachgiebig, Di, ich bitte dich! Und Di, spiele die Sache mit Edi auf mich hinüber, ich habe ihn sehen wollen — hörst du? Ich will es ja gern tragen, und Lattwitz kann ich ja die Wahrheit sagen."

„Sehr freundlich, werd's überlegen."

Die Thüre fällt hinter Edith zu. Ein Weilchen bleibt sie vor der Kinderstube stehen und denkt nach. Soll sie Lothar mit hinunter nehmen, das Kind in den Armen, ihn erwarten? Das sähe doch zu gesucht aus, zu sehr, als habe sie dieses Hilfsmittel nötig; vorläufig will sie doch möglichst die Gekränkte spielen.

Sie schlüpft die Treppe hinunter, zieht sich in ihrer Stube ein weißes Batistneglige an und huscht auf kleinen Pantoffeln in sein Zimmer hinüber, dort kauert sie sich in das Sofa auf das Bärenfell und wartet. Was sie ihm sagen will, weiß sie noch nicht, sie überläßt es dem Zufall; nur geängstigt hat sie sich natürlich über sein Ausbleiben, das soll als Einleitung dienen. In Wahrheit ist ihr Mut gleich Null, in Wahrheit vergeht sie vor jämmerlicher Angst, denn sie fühlt: heute steht sie vor einem entscheidenden Punkt in ihrem Leben; sie fühlt: er kann ihr gar nicht verzeihen. Dann denkt sie sich einige Möglichkeiten aus, wie sich die Sache vielleicht entwickeln wird. Zweifellos wird er rasen, wenn er sie sieht. Sie schüttelt sich bei dem Gedanken an seinen Zorn, sie hat ihn einmal so gesehen, als er sich an dem Reitknechte vergriff, thätlich vergriff, als dieser, zum Arzte für den erkrankten Lothar geschickt, in aller Gemütlichkeit und in der Meinung, es sei nicht so schlimm, bei seiner alten Mutter in Dobberau eingekehrt war. Deutlich sieht sie wieder, wie Anton auf den Menschen losstürzt, ihn schüttelt und dann zur Thür hinausschleudert, sieht die blaue Ader auf seiner Stirn und — ihre Zähne schlagen hörbar zusammen.

Aber, um Gottes willen, an ihr wird er sich doch nicht vergreifen, an der Mutter seiner Kinder! Ach nein, weit eher glaubt sie: er wird den Tiefgekränkten herauskehren, er wird wochenlang kaum mit ihr reden, viel ausgehen, wie schon einmal, und dann wird es ihre Sache sein, ihn mit Nachgiebigkeit und Demut, mit sehr viel Liebenswürdigkeit zu überzeugen, daß es doch gar nicht so übel ist, Edith von Ebradts Gatte zu sein, wenn sie auch — na, und außerdem muß sie eben sagen, wie sehr sie gereizt war, wie angegriffen von der enormen Hitze.

Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt, die Uhr auf dem Schreibtisch schlägt Zwölf. Edith fröstelt, sie hat nichts gegessen seit Mittag, und die innere Angst schüttelt sie förmlich. Sie steht langsam auf, wie Blei liegt es in ihren Gliedern, als sie ein paar Schritte thut, dann richtet sie ihre Augen mit einem Ausdruck des Entsetzens zum Fenster — jetzt kommt er, das Trappeln des Pferdes schallt herein, er hält vor der Freitreppe an. Sie hört, wie er nach dem Diener ruft, wie er befiehlt, das Tier sorgfältig abzureiben, und dann die Tritte auf den steinernen Stufen, im Hause — nun steht er im Zimmer.

Die Lampe ist am Erlöschen, aber ihr schwaches Licht zeigt dennoch deutlich Ediths Gesicht, das ein ihre Unruhe schlecht verbergendes Lächeln förmlich verzerrt. Ihre Gesichtsfarbe ist fahl wie die eines Toten.

„Du hier?" fragt er müde und gleichgültig, die Reitpeitsche und den Hut auf den Tisch werfend.

Sie geht mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, will irgend etwas sagen von ihrer Angst um ihn, aber sie läßt den Arm sinken. Er steht am Schreibtisch, die Hände in den Hosentaschen, und streift sie mit eisigen Blicken. „Wozu denn das?" fragt er.

Sie wendet kurz um und geht zur Thür. „Dann nicht," sagt sie, „Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" klingt es ruhig zurück.

Sie dreht sich wieder hastig zu ihm. „Willst du morgen auch den Schmollpeter spielen? Das dürfte ja sehr interessant werden für unsere Gäste."

„Doch nicht, das wird nicht nötig sein." Er greift nach dem Etui und zündet sich eine Cigarre an.

„Was soll das heißen?" fragt sie, die diese absichtlich betonte Ruhe völlig aus der Fassung bringt.

„Daß ich sämtlichen Gästen, mit Ausnahme des Geistlichen, abtelegraphiert habe vorhin."

„Bist du toll? Das hättest du gew — —?" stößt sie atemlos hervor.

„Ja, das habe ich gewagt, um dir die Mühe zu sparen, vor einem größeren Publikum noch einmal Komödie spielen zu müssen."

Edith zittert so, daß sie sich auf den Tisch stützen muß. Aus dem fügsamen schmachtenden Gatten, der bisher nur gute liebende Worte für sie fand, der bereit gewesen wäre, ihr die Sterne vom Himmel herunterzuholen, hätte sie dieselben verlangt, hat sich nun dieser ironische, eiskalte Mensch entpuppt, in dessen Augen weiter nichts zu lesen ist als die intensivste Verachtung. Sie weiß jetzt, daß sie ihn beleidigt hat bis zur Unversöhnlichkeit.

„Du bauschst die Sache ja riesig auf," sagt sie bitter in der unbestimmten Empfindung, daß selber gekränkt zu scheinen das wirksamste Mittel ist, ihn aus seiner Ruhe zu bringen. Ach, wenn er nur erst zornig würde, wenn er lieber wetterte und tobte!

„Findest du?" fragt er gelassen, „ich meine, daß ich das durchaus nicht thue. Wenn man geglaubt hat, einen Brillant zu kaufen, und entdeckt dann eines Tages, daß er ein Simili ist, so ist das kein angenehmes Gefühl, aber man trennt sich ruhig von dem Wertlosen, man hat das Interesse daran verloren und macht möglichst wenig Gerede davon."

„Soll ich den Simili vorstellen?"

„Das überlasse ich deinem Scharfsinn."

„Weißt du was, mein Schatz? Du bist toll eifersüchtig!" ruft sie außer sich.

„Auf den Waldenberg? Nicht im mindesten mehr, weder auf ihn noch auf andere. Vielleicht gestern früh noch, ich gebe es zu, aber seit heute abend — ach nein, das kannst du nicht verlangen."

„Josepha hatte mich gereizt, weißt du," spricht sie hastig, „und im Zorn sagt man zuweilen etwas, was man später nicht verantworten kann. Es ist schändlich von dir, dich daran zu klammern, lediglich, um das dir verhaßte Fest unmöglich zu machen, mir eine Freude zu verderben."

Er antwortet nicht darauf, sondern fährt gelassen fort: „Ich sehe ein, daß es dir sehr peinlich sein muß, aber gesprochene Worte sind nicht zurückzunehmen, gleichviel ob sie im Zorn gesagt wurden oder nicht. Du hast mich nie geliebt, liebst mich auch heute noch nicht — so war's doch, Edith — wie?"

Digitized by Google

„Gut, wenn du die Sache auf die Spitze treiben willst, wenn du nicht bedenkst, daß ich in den sechs Jahren unserer Ehe nie etwas mir zu schulden kommen ließ, dann —"

„Nichts weiter als eine einzige ungeheuere, täglich wiederholte Lüge," schaltet er ein.

„Dann will ich dich befreien von meiner Gegenwart, dann reise ich ab! Ich vertrage es nicht, lächerlich gemacht zu werden vor den Leuten. Was soll man denken von dieser Absage? Die ganze Gegend wird Kopfstehen! Wenn du glaubst, mit dieser exemplarisch gewählten Strafe meine Zuneigung zu erzwingen, so irrst du dich. Nun erst recht nicht, nie, nie!"

„Ich will gar nichts erzwingen, ich finde den Gedanken an Abreise sogar sehr sachgemäß."

„Du willst also, daß ich gehe, du weisest mich hinaus?"

„Durchaus nicht! Die Mutter meiner Kinder weise ich nicht hinaus. Willst du als solche bleiben —"

„Aber — als deine Frau — meinst du — da — —"

Er wirft die halb aufgerauchte Cigarre in den Aschenbecher mit einer Gebärde des Ekels, und sich mit gerunzelter Stirn zum Fenster wendend, sagt er sehr langsam und fast heiser: „Ich habe keine Frau mehr!" Dann hört er hinter sich einen Aufschrei, und ein tolles, wildes Schluchzen beginnt — Edith hat ihre Weinkrämpfe.

Er tritt zu ihr, hebt sie vom Boden auf, legt sie auf seine Chaiselongue und klingelt dann; wie ein Alarmruf schallt die Glocke durchs Haus. Tante Tonettens Jungfer stürzt nach ein paar Minuten ins Zimmer.

„Die gnädige Frau ist krank, bekümmern Sie sich um sie! — Sie wissen ja Bescheid," sagt er. Und an der verdutzten Person vorüber geht er aus dem Zimmer in die Bibliothek hinauf und schließt hinter sich ab. Dort wirft er sich aufs Sofa, und nun schämt er sich auch nicht mehr, daß schwere heiße Tropfen ihm aus den Augen dringen und langsam in den Bart rinnen. —

Am andern Tage liegt ein bleigrauer Himmel über der Welt und der Inspektor Heine ruft Anton zu, der in den Stall geht, um den Fuchs zu besuchen, den er gestern abend geritten hat, als er über seine Verzweiflung, über seinen rasenden Schmerz Herr werden wollte: „Heute giebt's was, hoffentlich kein Unwetter. Das Barometer steht beinahe auf Erdbeben! Da wird's wohl auch schlecht aussehen mit dem Tanzfest im Garten."

„Das fällt leider so wie so aus, lieber Heine, meine Frau ist krank, alles abgesagt," antwortet Anton und tritt in den Stall, wo das schöne Pferd noch liegt, nun aber, da es seinen Herrn erkennt, aufsteht und wiehert. Er tritt heran, befühlt die Beine und klopft ihm den schlanken Hals. „Ruh' dich aus, Alte," sagt er leise, „gottlob, es hat dir nicht geschadet."

Heine ist ihm gefolgt und fragt, ob's auch nicht schlimm sei mit der gnädigen Frau. Natürlich hat er bereits munkeln gehört, daß im Schlosse alles außer Rand und Band ist, daß die Einladungen sämtlich telegraphisch abgesagt wurden, daß Fräulein Tonette Gallerbrechen hat und Fräulein Josepha sowohl wie Frau von Lattwitz gleich nach Beendigung des einfachen Taufaktes abreisen werden.

„Ich sprach den Arzt noch nicht, Heine," berichtet Anton.

Frau Heine kommt jetzt auch. „Nein, wie jammerschade, Herr Mohrmann! Und wer soll denn nun bloß alle die Gelees und Cremes aufessen, und die Pasteten? Die Mamsell ist rein außer sich —"

„Sagen Sie der Mamsell, sie möchte einen gehörigen Korb voll einpacken für Frau Heine," versucht er mit trübem Lächeln zu scherzen.

„Zu gütig!" ruft die kleine Frau. „Nein, so 'n Unglückstag, das macht das heiße Wetter! Bei Pastors liegt seit gestern abend die arme Frau danieder, soll ein Schlaganfall sein! Das Mädchen, das nach Eis für die Kranke geschickt war, erzählte, der Herr Pastor hätte gleich an die Schwester telegraphiert; lieber Gott, und es sind doch noch immer kleine Kinder da."

Anton beißt die Lippen aufeinander. Er hat in dieser schlaflosen Nacht an Christel, immer wieder an Christel gedacht. So mochte ihr ähnlich zu Mute gewesen sein, als sie den Brief fand droben in der Bibliothek, wie gestern ihm, als er Ediths unbarmherzige Worte durch den Vorhang vernahm. Unbeschreiblich ernüchtert fühlt er sich, so in den Schmutz hinabgedrückt seine Seele! Selbst der Gedanke an die Kinder thut ihm weh, Kinder, die in Heuchelei und Verstellung zur Welt geboren sind, beschmutzt und belastet mit der Gemeinheit der Lüge! Was soll werden aus ihnen? Haben sie nicht das Gift der Heuchelei schon mitgebracht in ihrer kleinen Seele? Und er, der nichts mehr haßt als Unwahrheit und falschen Schein, er wird keine reine Freude an ihnen haben, er wird immer suchen und forschen, ob sich nicht die ererbte Sünde in ihren Trieben offenbart.

So hat er gegrübelt und gezweifelt in den paar kurzen Nachtstunden, und auch am Tage will das Gespenst nicht weichen. Er fühlt, daß ihn das Ehepaar Heine scheu und mitleidig beobachtet, zieht den Hut mit einem „Guten Morgen!" und schlägt den Weg nach dem Garten ein. Als er im Begriff steht, die Gitterthür wieder zu schließen, überholt ihn der Diener und bestellt eine Empfehlung von Fräulein Josepha von Wartau und ob sie Herrn Mohrmann auf einen Augenblick sprechen könne. Sie warte in dem blauen Zimmer neben dem Saale. Er dreht auf dem Fleck um und geht ins Haus zurück. Die Stiftsdame erhebt sich bei seinem Eintritt aus einem Rokokosesselchen am Kamin; die trotz des trüben Himmels geschlossenen Jalousien geben dem zarten Blau des mit Rosenranken durchwirkten Stoffes einen mißfarbenen Ton. Die Bilder an den Wänden verschwimmen in dem unbestimmten Licht und es riecht betäubend nach halbverwelkten Sommerblumen, die gestern bereits in den Vasen arrangiert wurden, der Hitze aber nicht standgehalten haben.

„Sie wünschen, Baronesse?" fragt Anton und schiebt ihr den Sessel wieder zurecht, indem er ihr gegenüber Platz nimmt.

„Sie können denken," beginnt sie in ihrer herben hochmütigen Art, „daß es allerlei zu besprechen giebt wegen Edith und daß, da Edith sich weigert, mit Ihnen persönlich zu verhandeln, und Tonette elend ist, ich die einzige bin, die —"

„Ich wüßte niemand, mit dem ich diese traurige Angelegenheit lieber ordnen möchte," unterbricht er.

Der warme Ton seiner Antwort läßt sie erstaunt aufblicken. „Wieso?" fragt sie.

„Weil es stets eine Wohlthat ist, mit einer vornehmen ehrlichen Seele zu verhandeln, in solchem Falle ganz besonders."

„Es thut mir leid, daß Sie durch ein Glied meiner Familie mit der gegenteiligen Gesinnung eine so traurige Erfahrung machen mußten," bemerkt sie.

„Ich bin nicht schuldlos an dieser Erfahrung, Baronesse."

„Da haben Sie recht," sagt sie mit einer Bitterkeit, die ihn wie ein Schlag trifft.

„Ich büße schwer für mein Vergehen, Baronesse; nur eins bitte ich mir zu glauben, ich habe keine Lüge gebraucht, keine Unwahrheit gesagt, nie Komödie gespielt. Ich habe, an der Seite eines guten treuen Kameraden lebend, das Mädchen gesehen, das meine ganze Leidenschaft entzündete, aber kampflos bin ich nicht unterlegen, und nie würde ich mich von Christel getrennt haben, wenn nicht der Zufall einen Brief in ihre Hände gespielt hätte, der bestimmt war, meinen Seelenzustand einem Freunde anzuvertrauen. — Christel ging, weil sie mich glücklich machen wollte."

Die Baronesse hört mit gerunzelter Stirn zu und schweigt noch eine ganze Weile, nachdem er geendet. „Ich ließ Sie bitten," sagt sie dann, das bisherige Thema verlassend, „um von Ihnen zu erfahren, wie Sie sich die nächste Zukunft gedacht haben, und Ihnen mitzuteilen, wie wir es am besten finden."

„Ich bitte zunächst um Ihren Plan, Baronesse."

„Ich habe Edith gegenüber ihrem Verlangen beigestimmt, daß sie Wartau verlassen soll; ein Zusammenbleiben für jetzt ist ja geradezu undenkbar."

„Ich stimme mit Ihnen vollkommen überein, Baronesse."

„Da Edith noch zu jung ist, um sie allein reisen zu lassen," fährt sie fort, „möchte ich, daß Tonette sie begleitet. Wenn sie auch in ihrem Drange, Edith und sich eine sichere Lebensstellung zu schaffen, großes Unrecht that, so wird sie doch jedenfalls die geeignete Hüterin sein für Ihre junge Gattin, deren Ehre noch immer die Ihrige ist. Die Kinder, denke ich, sollen hier bleiben, kleine Kinder gehören nicht ins Coupé, in ein wechselndes Leben; die Kinderfrau ist ja wohl zuverlässig?"

Er hat wieder feuchte Augen. „Ich bin mit allem einverstanden und werde mit doppelter Liebe über meine Kinder wachen."

„Verzeihen Sie noch die Frage nach dem Geldpunkt,"

Digitized by Google

beginnt die Stiftsdame abermals, und man merkt ihr an, wie peinlich ihr diese Frage ist.

Er erhebt sich. „Baronesse, meine Frau ist an ein sehr luxuriöses Leben gewöhnt, sie hat dasselbe weiter geführt, trotzdem ich ihr des öfteren Vorstellungen machte wegen ihres Aufwandes. In diesem Augenblick aber möchte ich ihr keinerlei Zwang auferlegen; mein Bankier wird ihr also die Summe, die sie gebraucht, zur Verfügung stellen."

Die alte Dame mit dem stillen hochmütigen Gesicht errötet noch stärker. Es ist, als ob sie sprechen will, aber sie bringt kein Wort über die Lippen.

„Wann gedenken Sie zu reisen?" fragt er.

„Edith möchte heute abend reisen, wenn Tonette einigermaßen hergestellt ist bis dahin," erwidert sie, „Emma v. Lattwitz mit dem Fünf Uhr-Zuge gleich nach der heiligen Handlung, und ich — —" wieder stockt sie, ihre Hände spielen nervös mit dem Taschentuch, „ich — das heißt, wenn es Ihnen recht ist, Herr Mohrmann, und vor allem, wenn ich imstande bin, Ihnen zu nützen durch meine Gegenwart — der Kinder wegen natürlich — ich möchte noch einige Zeit Ihre Gastfreundschaft — —"

Er bückt sich, faßt ihre Hand und zieht sie an die Lippen. „Sie nehmen mir eine Last von der Seele, Baronesse," sagt er, „ich danke Ihnen!"

„Nur bis Edith wiederkommt. Sie erwarten jedenfalls, daß sie zurückkehrt, wenn auch nicht mit erheuchelter Liebe, so doch mit aufrichtiger Hochachtung vor Ihrem Charakter?"

„Baronesse," sagt er schneidend, „reden wir nicht davon — im übrigen — der Mutter meiner Kinder steht jederzeit dies Haus offen. — Haben Sie weitere Befehle für mich, Baronesse?" fragt er, sich erhebend.

Sie schüttelt langsam und traurig den Kopf, wie sie ihm nachsieht. Mit einem tiefen Seufzer verläßt sie das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Taufakt, bei dem Edith und Tonette fehlen und der in seiner Einfachheit gar nicht paßt zu dem Prunksaal und dem mit Orangerie verschwenderisch verzierten Altar, steigt Anton aufs Pferd und reitet trotz des trüben schwülen Wetters nach dem Vorwerk. Unterdes kommt der Landauer zurück, der den Geistlichen wieder nach der Stadt gebracht hat, und fährt gleich wieder an der Rampe vor, um die Damen zur Bahn zu bringen.

Edith hat sich entschlossen, mit demselben Zuge abzureisen wie Frau v. Lattwitz. Sie will die erste Nacht in Leipzig bleiben, um eine anständige Reisetoilette und sonst noch verschiedenes zu kaufen, und sie bringt mit diesem Entschluß das ganze Haus in quirlende Bewegung. Was Hände hat, hilft packen seit ein paar Stunden; in den Zimmern der jungen Frau sieht es wie auf einem Jahrmarkt aus. Tante Tonette, mit anderthalb Gramm Migränin im Leibe, taumelt umher wie eine Schwerkranke und hat eine grünlichgelbe Farbe; sie hätte so gern erst eine Nacht ruhig geschlafen vor der Abreise. Ediths Jungfer heult zum Herzbrechen, weil sie das Abschieds-Rendezvous im Park versäumen muß, das sie mit einem Volontär von Heine verabredet hatte, sie wollte ihn so gern noch Treue schwören lassen. Nun, ohne diesen Schwur, darf sie nach ihrer Meinung wohl kaum auf seine Treue hoffen. Das Kindermädchen von Ma leistet ihr getreulich Gesellschaft im Weinen und läuft zum Aerger der jungen Frau beständig in die Küche hinunter, um noch einen Händedruck von Wilhelm zu erhaschen.

Edith hat keine Ruhe mehr, sie will fort, je eher je lieber. Sie sieht etwas angegriffen aus, trägt aber eine forciert heitere Miene zur Schau und macht Späße mit Tante Tonette, die dieselben nicht beantwortet, und sie erklärt in Gegenwart der Leute besonders laut, daß sie sich wie unsinnig freue auf Sankt Moritz und daß sie von dort aus im Herbst direkt nach Venedig gehen, der Seebäder wegen, und wenn möglich den Winter in Rom verbringen wolle. An ein langes Fernbleiben glaubt sie im innersten Herzen nicht, in vier Wochen spätestens, meint sie, hat sie einen sehnenden, verzeihenden Brief von ihm, in dem nichts weiter steht als endlose Variationen über das Thema: „Komm' wieder, es ist alles vergeben und vergessen!" Aber sie wird ihn ordentlich warten lassen zuerst, ja, das wird sie!

Der Abschied von den Kindern wird ihr nicht schwer. Lothar hat zwar furchtbar geschrieen, weil er nicht mit Hottofahren soll; da hat sie ihm rasch einen Kuß gegeben und ihn hinaufbringen lassen. Die Zwillinge schlafen; die alte Kinderfrau präsentiert die Taufkindchen mit ernster Miene und Edith lacht über die blonden kleinen Dinger, die sich so völlig gleichen. Die dicke Person geht mit den Kindern nach ein paar Minuten tief gekränkt ab, weil die Mutter ihnen einen Abschiedskuß zu geben nicht für nötig hielt, ihr kein Wort gegönnt hat, um die süßen Geschöpfe ihr besonders ans Herz zu legen.

Einzig und allein Josepha ist ruhig und sitzt unbeweglich droben am Fenster und starrt in das aufziehende Wetter. Edith unterläßt, ihr Lebewohl zu sagen; sie ist namenlos empört über die Friedensstörerin, die in ihr Haus brach, um eine Pulvermine zu entzünden, welche ja freilich schon lange gelegt war, die Edith schon lange kannte, aber nicht gefährlich wähnte bei seiner blinden Verliebtheit. Und nun muß er es hören, wie sie ihrem Herzen gerad' mal Luft macht — zu dumm! Na — es muß auch durchgemacht werden und schließlich, es ist keine üble Sache, so auf Reisen zu gehen! Es kommt ihr vor wie in ihren Kinderjahren, wo sie wegen einer Unart aus den Augen ihrer Mutter verbannt wurde, aber sich dafür ihr Lieblingsgericht bestellen durfte. Ach, und Reisen ist ein Lieblingsgericht; einmal ohne die Menschen sein zu dürfen, mit denen man tagaus tagein leben muß, das ist erst recht keine allzu harte Strafe für sie!

Das alte Stiftsfräulein erwacht erst aus ihrem Sinnen, als es stiller und stiller geworden ist im Hause und als die fernen Blitze so blendend die Dunkelheit erhellen. Sie erhebt sich und tastet sich durch das Zimmer auf den Flur hinaus; dort brennen die Lampen, aber die breiten Treppen liegen verlassen vor ihr. Sie geht noch einmal zurück, holt eine Kerze, steigt hinunter und durchwandert die Zimmer des ersten Stockes. Dort ist schon alles wieder verhangen, die Orangerie aus dem Saale entfernt, die Staubrouleaux hängen vor den Fenstern. In einer Ecke des Saales, neben dem riesigen Kamin, erblickt sie eine Menge Stäbe mit bunten Bändern, die bei dem Schäferfest heute eine Rolle zu spielen bestimmt waren; ein großer Karton voll Knallbonbons, Konfitüren und Schleifchen in allen Farben steht auf einem Tischchen, dutzendweise liegen Stöße von Servietten und Tischtüchern in einem großen flachen Korb, und wieder auf einem andern Tische das ganze reiche Silberzeug des Hauses, Schalen, Aufsätze und Bestecks. Josepha verschließt vorläufig sämtliche Thüren; morgen will sie Mohrmann um die Schlüssel bitten und die Sachen verwahren. Von dort tritt sie in Ediths Zimmer; auch hier ist schon alles fortgeräumt und zugedeckt, nur die Uhren ticken noch und der Duft von white rose, den Edith so liebt, schwebt in der Luft. Auch hier schließt die alte Dame die Thüren, und dann klopft sie an Mohrmanns Zimmer unten.

Niemand antwortet. Der Diener, der aus dem Tafelzimmer kommt, wo er den Tisch für das Nachtessen hergerichtet hat, sagt, daß der Herr noch nicht zurück sei. Josepha ordnet an, man solle ihr ein wenig kaltes Fleisch und Selterswasser nach oben bringen, ihr Couvert hier fortnehmen. Dann steigt sie wieder hinauf und guckt noch einmal in die Kinderstube, wo alle drei schlummern; die beiden Ammen liegen im Nebenzimmer und schlafen schon den Schlaf des Gerechten. Auf dem Tischchen an ihrem Bett stehen ein paar leere Bierflaschen. Die alte Kinderfrau sitzt bei einer mit grünem Schirm verdeckten Lampe und schreibt.

„Sie sind heute abend so ruhig, die Kleinen," bemerkt sie zu Josepha, „gnädige Baronesse können glauben, das macht, weil sie getauft sind; alle kleinen Kinder schreien bis zur Taufe, weil der Böse noch in ihnen ist. Gottlob, daß sie ruhen und noch keinen Verstand haben, sonst müßten sie sich ja heute die kleinen Seelen aus dem Leibe schreien."

„Gute Nacht, liebe Klauß," sagt Josepha freundlich, die dieser Friede angemutet hat, „Gott behüte die Kinder!"

„Wird für uns keine zu ruhige Nacht sein, Baronesse, wir kriegen was, und das kann ein schweres Wetter werden, es war ja so heiß die letzte Zeit. Wenn sich gnädige Baronesse fürchten, kommen Sie nur herüber; wenn mehrere zusammen sind, da hat man ein bißchen Mut."

Im Schein der Blitze und beim leisen Murren des heraufziehenden Wetters kommt Anton durch die Allee geritten, die auf das Gut zuführt; unter den dichten Bäumen herrscht tiefe

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Ein Ueberfall.

Nach dem Gemälde von A. Roeseler.

Dunkelheit und eine geradezu erstickende Luft, er kann kaum atmen. Am Ende der Allee liegt das Schloß ohne ein einziges erleuchtetes Fenster; sein Anblick stimmt ihn noch mehr herab; die ganze Schwere einer solchen Heimkehr, wo niemand ihm mehr ein Willkommen bietet, befällt ihn mit doppelter Wucht.

Daß es so hat kommen müssen! Ach, er braucht wenigstens keine lächelnde Lüge mehr zu sehen und zu hören, das ist doch eine Wohlthat! Oede, öde wird es sein, aber klare Luft.

Wie das tobt in den Lüften auf einmal! Anton ist zuerst nach dem Wirtschaftshofe geritten, da braust plötzlich ein Wirbelsturm daher, der sofort eine Menge Ziegel von den Scheunen fegt und sie krachend auf das Pflaster schleudert. Der Knecht, der herzueilt, um das unruhige Tier zu halten, kann kaum Widerstand leisten gegen den Sturm.

Mit beiden Händen den Hut festhaltend, steuert Anton auf das Inspektorhaus zu und prallt mit Heine an der Thür zusammen.

„Nun geht's los, Herr Mohrmann," sagt der, „es hat gerad' noch geklappt mit dem Grummet, und nötig ist uns, weeß Gottchen, jeder Tropfen."

„Wecken Sie die Knechte, lassen Sie die Pferde anschirren, die Spritze herausfahren," befiehlt Anton, „es ist ein schweres Wetter."

Und es wurde wirklich ein schweres Wetter. In der Gesindestube des Inspektorhauses versammeln sich die aus dem Schlafe gescheuchten Knechte mit langen blassen Gesichtern, dafern sie nicht beim Vieh in den Ställen stecken, um dies zu beruhigen. Die kleine Frau Heine kauert in der Sofaecke, den Kopf in die Kissen verborgen, die Mamsell und die Mägde sitzen um den Tisch herum bei brennendem Licht und lesen im Gesangbuch und einige bemühen sich, die durch die geschlossenen Fenster dringenden Himmelswasser aufzutrocknen.

Die alte Stiftsdame im Schloß hat sich in das Kinderzimmer geflüchtet; die ganze Dienerschaft ist auf den Beinen. Der Herr des Hauses wandert in seinem Zimmer umher und horcht auf das Rauschen der Fluten, die unaufhörlich mit elementarer unglaublicher Gewalt vom Himmel stürzen.

„Ein Wolkenbruch," sagt Anton zu Heine, der eben mit blassem Gesicht, eine große wollene Decke umgeschlagen, eintritt, „sehen Sie, wie das Wasser aus dem Garten stürzt!"

„Herr Mohrmann, die Dotte ist aus den Ufern und fließt mitten durch die Dorfstraße," berichtet er, „die Bauern wollen Sturm läuten, die Brücke an der Mühle ist schon fort."

„Lassen Sie den Fuchs für mich satteln und machen Sie sich auch fertig! Einige der Knechte auf die Ackerpferde, man muß versuchen, den Leuten zur Hilfe zu kommen! Sind die Ställe noch trocken?"

„Bis jetzt — ja, wir haben ein starkes Gefälle, aber drunten im Dorf wird sich die Geschichte wohl stauen."

„Ich meine auch, hier ist vorläufig nichts zu besorgen, also vorwärts, Heine!" Er geht nur noch einmal nach oben, um die geängstigten Frauen in der Kinderstube zu beruhigen, dann steigt er aufs Pferd und galoppiert, schon immer im Wasser, durch die Allee dem Dorfe zu. In der mit dem Fluß parallel laufenden Gasse steht die Flut schon einen Meter hoch; wie ein reißender Gebirgsbach kommt sie daher, die Fachwerkhäuser gefährdend, mit Trümmern bedeckt. Und der Regen strömt bei völliger Windstille mit unverminderter Schnelle und Dichtigkeit. Das Rufen und Schreien der Bewohner, das Brüllen des geängstigten Viehes mischt sich mit den raschen Schlägen der stürmenden Glocke, dabei herrscht die schreckhafteste Dunkelheit.

Wer kann da helfen?

In der Pfarre, die nebst Gottesacker und Kirche an der oberen Hauptgasse liegt, also vorläufig geschützt, ist alles hell; die Ziegen und die zwei Kühe sind trotzdem auf die etwas höher als die Ställe gelegene Hausdiele gerettet, deren untersten Tritt doch schon das Wasser bespült. Im Hause trägt eben eine große blonde Frau eine wimmernde Last mit Aufbietung aller Kräfte das steile Treppchen hinauf in den oberen Stock.

„Aber, Lotte, es ist ja gar nicht so schlimm," tröstet sie, „es hat sich bald ausgeregnet und das bißchen Wasser verläuft sich dann rasch. Jetzt lieg' nur ganz still, und du, mein Junge,"

wendet sie sich an den langen Gymnasiasten Anto, der seine Ferien bei den Eltern verlebt, „du setzest dich hier an Mutters Bette und verläßt sie keinen Augenblick — ich komm' gleich wieder."

„Ja, Tante Christel!"

Und Christel läuft die Treppe wieder hinunter, zieht das erste beste Paar Stiefel ihres Schwagers an und geht durch das Wasser auf den Hof; an der Schwelle des Hofthores steht sie schon einen halben Meter tief darin. Die Dunkelheit ist gradezu unheimlich, sie kann nicht sehen, wohin sie tritt; sie beschließt eben, durch den Garten zu gehen, der noch trocken sein muß, um irgendwie an eine Stelle zu gelangen, wo sie helfen kann; da hört sie durch all das Tosen und Rufen das Schnaufen von Pferden, ein schwacher Lichtschimmer fällt über das gurgelnde Wasser, und eine Stimme, die ihr durch Mark und Bein geht, schreit so laut sie kann: „Halloh! Ein Kind, ein halb ertrunkenes — nehme mir jemand das Kind ab!"

Im nächsten Augenblick hat sich Christel auf die Hundehütte und von dort auf die Mauer geschwungen. „Hier!" schreit sie, „neben der Pfortenthür links!" Und nun ist ein schnaubendes aufgeregtes Pferd an ihrer Seite, und von diesem herunter wird ihr etwas Nasses, Schweres in die Arme gelegt und der Schein der kleinen Laterne, die auf des Reiters Brust befestigt ist, trifft ihr Auge. Sie blickt auf und schaut in Antons Gesicht. Einen Augenblick ist es ihr, als entgleite die Last ihren Armen, dann hat sie sich gefaßt, ist mit dem Kinde von der Mauer geglitten und watet durch das immer höher steigende Wasser dem Hause zu mit dem geretteten fremden Wesen, das er ihr gab. Das Herz pocht ihr wie rasend — in dieser halben Minute hat sie eine ganze Geschichte erfahren, hat sie ein vorzeitig gealtertes, von Kummer gezeichnetes Antlitz erblickt! Sie kann den Ausdruck seines Gesichtes nicht mehr vergessen. Bei der Pflege des Kindes verfährt sie ganz mechanisch, sie vergißt die Not da draußen, die mörderische Flut, sie vergißt die kranke Schwester, sie denkt nur an ihn. Mit dem in trockene Tücher gehüllten Würmchen sitzt sie in der Sofaecke, wie gelähmt. Als der Morgen dämmert, steht der Schwager vor ihr, naß, bleich, sich schüttelnd vor Frost.

„Die Gefahr ist vorüber," sagt er tonlos, „das Wasser fällt. Der Müller Thalweg ist ertrunken, er wollte seinen alten Vater retten, und Tagelöhner Finkes kleiner Albert ist auch ein Opfer der Katastrophe geworden. Bitte, Christel, laß Kaffee kochen, ein paar Eimer voll, stark braucht er ja nicht zu sein, aber heiß. Die meisten Bewohner der Untergasse haben sich in die Kirche geflüchtet, bring's ihnen hinüber! Ich will mich umziehen, dann komm' ich nach; ich meine, die Leute möchten beten."

Als er schon an der Thüre ist, wendet er sich noch mal: „Wenn du durch den Garten und über den Kirchhof gehst, kommst du ziemlich trocken hin. Ueberhaupt, hier herum ist's gnädig abgegangen, aber dort unten — —"

Christel und die ganz verstörte Magd machen Feuer und schleppen Wasser herzu; nach einer halben Stunde ist der Trank fertig und in ein paar große Blecheimer gefüllt, mit diesen und einem Korb voll Tassen gehen beide nach der Kirche.

Das fremde Würmchen liegt und schläft in der Sofaecke, warm zugedeckt, auch die Kranke ist entschlummert nach einem Opiat, und der junge Anto liegt mit seinem Lockenkopf auf dem Bette der Mutter, ebenfalls schlafend.

In dem sonst so schmucken Gotteshause sieht's bunt aus. Die Leute, wie sie gerade aus den Betten gesprungen sind, hocken da, kaum notdürftig bedeckt mit ein paar geretteten Kleidungsstücken, zwischen Hausrat, Kühen, Ziegen, heulenden Hunden und schreienden Kindern; klagende jammernde Frauen und finster dreinblickende Männer, alles Bewohner des unteren Dorfes, deren kleine einstöckige Häuserchen mit Wasser buchstäblich angefüllt sind, die die Angst um das Leben in die Flucht trieb, die ihr bißchen Hab' und Gut im Stich lassen mußten, froh, das nackte Leben retten zu können. Am Altar steht der Dorfschulze mit Mohrmann, und der Küster, der eben vom Turm gestiegen ist, meldet, daß alles Land herum einem großen See gleiche mit einigen kleinen Inseln darin. Heine ist nach dem Gutshof geritten, um dort nach dem Rechten zu sehen, obgleich bei der massiven festen Bauart wohl keine Gefahr für die Bewohner droht.

Gerade wie Christel eintritt, hat Anton sich zu den versammelten Leuten gewendet; er redet sie laut an, und plötzlich ist alles totenstill. Mit nicht zu bemeisterndem Herzklopfen lehnt sie sich an eine Bank; sie will umkehren, sie kann ihn nicht sprechen hören, aber willenlos horcht sie dennoch seinen Worten, und unaufhaltsam rinnt ein klarer Tropfen nach dem andern aus ihren Augen.

„Liebe Nachbarn! Ein schweres Geschick hat uns betroffen. Vor wenigen Stunden noch konnten wir hoffen, wenn auch keine brillante, so doch eine gute Mittelernte einzuheimsen in unsere Scheuern, jetzt ist alles vernichtet. Unsere Felder gleichen einem großen See, und wenn die Wasser sich verlieren, werden wir, wo heute noch die Aehren im Winde wogten, nichts weiter sehen als Schlamm und Vernichtung. Und nicht genug damit. Viele von euch haben flüchten müssen aus ihren Wohnungen, einigen ist das Vieh ertrunken, und zwei Familien haben die Fluten ein teures Menschenleben entrissen. Unser braver Mühlenbesitzer Gottlieb Thalweg hat beim Rettungswerke sein Leben gelassen — Ehre seinem Andenken! Und dem Tagelöhner Finke ist der einzige kleine Sohn ertrunken; das ist ein noch viel schwereres Schicksal.

Liebe Nachbarn, wir wollen getreulich zusammenhalten in unserer Not, und diejenigen, die weniger hart betroffen sind, wollen in Dankbarkeit den am meisten Geschädigten helfen, des Elends Herr zu werden. Ich fordere alle auf, die vorderhand kein Obdach haben, sich auf dem Gutshof zu melden, ich werde für Unterkommen sorgen. Ebenso mögen diejenigen, deren Futtervorrat weggeschwemmt ist, sich beim Herrn Inspektor Heine melden, wo ihnen mit so viel, wie wir entbehren können, Unterstützung werden soll; auch will ich für Nahrungsmittel Sorge tragen. Und nun bitte ich euch, unnützes Klagen und Jammern zu lassen, euch vielmehr mit Geduld zu fügen in das Schwere, das wir ja nicht selbst verschuldet haben. Die Sonne muß uns auch wieder scheinen, liebe Nachbarn. Guten Morgen und frischen Mut!"

Die Leute sind mäuschenstill, als er die Stufen herunterkommt, um dem Prediger Platz zu machen, der schlicht und einfach sagt: „Laßt uns beten!" Und als das Amen erklungen, drängt sich alles zu Anton. „Wir danken Ihnen auch scheene, und wenn Sie erlauben, dann komme ich nachher!" — „Ach, lieber Gott, es wäre uns auch lieber, wir brauchten Sie nicht zu inkommodieren." — „Herr Mohrmann, ich darf doch meine alte Mutter mitbringen?" — Und so weiter, ins Unendliche. Von einem dichten Knäuel Menschen umgeben, strebt Anton der Thüre zu, wo der Fuchs unter dem kleinen Portal angebunden steht. Er sieht Christel nicht, denn sie hat sich auf die Bank gekauert, aber sie sieht ihn, und aus ihrem erblaßten Gesicht blicken ihm die treuen blauen Augen nach, von Thränen verschleiert.

Auf einmal hört sie neben sich sagen: „Der kann auch 'n Lied singen von den letzten Tagen, ei Gottchen! Mit dem möcht' ich ooch nich tauschen. Gestern abend is 'm die Frau ausgerissen. So ein albernes Geschege, hat keen Nu und keen Nischt gehabt, wie er sie nahm, und das is nu der Dank! Ei Gottchen, man soll bloß nich denken, wenn die Leute reich sind, daß sonst alles stimmt."

„Nu, hären Sie, Bulingen, wenn er auch gleich prügelt! Es hat ja was Färchterliches gegäm zwischen die Eheleite, aber prügeln darf er doch auch nicht glei?"

„Nee, das is nich wahr, das sind nischt wie Lügen, der haut nich!"

„Sie soll aber dagelegen ham wie tot vorgestern abend —"

„Na, vor Wut! Ach nee, das is schon lange kee Glück mehr gewesen."

Und eine furchtbar dicke Frau, die in ein altes Umschlagetuch gewickelt ist, sagt: „Na, fort is se, mit oder ohne Prügel, und das is seine Strafe vor die erste, die sie gemeinschaftlich hinausgegrault hatten — ich gönn's allen beeden, wenn nur die Kinder nich wär'n."

Christel erhebt sich plötzlich, wendet den Leuten den Rücken, damit sie in der lichter gewordenen Dämmerung nicht erkannt werde, und geht in einen Seitengang, und dort hockt sie sich auf die Schwelle der Thür, die zum Glockenturm führt, und hält den Kopf mit beiden Händen. „Mein Gott, mein Gott!" stöhnt sie leise. „Bin ich deshalb hergekommen, um ihn so elend wiederzusehen? Gieb, daß das alles nicht wahr ist, lieber, barmherziger Gott!"

Digitized by Google

„Nur Mut, die Sonne muß wieder scheinen," hat Anton zu den Leuten gesagt, allein er selbst besitzt keinen Funken mehr von Mut. Er weiß, was es für ihn bedeutet — eine zerstörte Ernte! Den Ausfall kann er in seiner jetzigen Lage nicht verschmerzen; gegen Wolkenbruch ist man nicht versichert, ein Körnchen Hagel ist nicht gefallen. Hart, daß Assekuranzen für Ueberschwemmungen und Hochwasserschäden nicht existieren! Der ungeheure materielle Schaden schwebt ihm vor wie ein Gespenst, und die Unmöglichkeit, jetzt schon zu beurteilen, wie groß dieser Schaden ist, steigert noch seine Niedergeschlagenheit. Er kommt völlig niedergedrückt in das Schloß zurück, kleidet sich um und verlangt zu frühstücken. Sobald es ganz hell wird, will er hinaus und sehen, was ihm noch geblieben ist.

Im Schlosse steht das Souterrain unter Wasser, die Wein- und Küchenvorräte sind nach oben geschafft, ebenso die Küchenmöbel; alles liegt und steht, ein Chaos, in der großen Halle umher; sonst ist keinerlei Schaden zu verzeichnen; nur die Bewohner haben sich geängstigt. Auf dem Wirtschaftshof hat das Wasser nur einen Stand von ungefähr einem Fuß gehabt; nein, hier ging es gnädig ab, aber die Felder!

Anton steigt hinauf in die Bibliothek und starrt durch den Nebel und Dunst des noch immer leise rieselnden Regens in den grauen Morgen hinaus. Weit kann er nicht sehen, aber was er sieht, ist nichts als eine Fläche bleifarbenen Wassers, aus dem die Chausseebäume hervorragen; sein Garten ist ein See, die verschnittenen Buchenhecken bilden Kanäle in demselben; die Sandsteinfiguren spiegeln sich in der Flut und scheinen darauf zu schwimmen; bis zur Sockelhöhe steht das Wasser, erst gegen den höher gelegenen Hof zu ebbt die Flut ab. Die große Weizenbreite jenseit des Gartens, die sein Stolz und seine Hoffnung war, ist gänzlich vernichtet.

Das war der zweite harte Schlag seit vorgestern. Wenn er sich nur aussprechen könnte, wenn nur einer zu ihm sagen wollte: „Anton, ängstige dich nicht, wir tragen es gemeinschaftlich, was auch komme." Er wendet sich hastig um, er meinte in Wahrheit diese Stimme gehört zu haben, Christels Stimme, aber das Zimmer ist leer, er ist allein. Merkwürdig, in dieser Nacht, in all dem Schrecken und Graus hat ihm seine Phantasie einen Streich gespielt: er meinte einen Augenblick Christels Gesicht gesehen zu haben über der Mauer des Pfarrhofs. Sie ist nicht hier, selbstverständlich nicht. Als ob sie nach Wartau kommen würde! Freilich, die Frau Heine hatte etwas gesagt von einer Krankheit der Pastorin, und daß man nach der Schwester telegraphiert habe; das wird die Louise sein sollen, natürlich. Ach, es ist ja auch ganz gleichgültig, die Vergangenheit ist abgethan, was geht ihn das alles noch an? Es darf ihn nichts mehr angehen! Sein Leben gehört seinen Kindern — arme Kinder!

Ha, ha, eigentlich ist's zum Lachen! Wie hat er sich Kinder gewünscht mit Christel, damals, als er in eine bessere Lage kam, zu einer Zeit, wo er sie gut erziehen und ernähren konnte! Nun hat er die Kinder, aber keine Mutter zu ihnen, und obendrein ein verwundetes Herz und viele Sorgen — welche Ironie!

Er geht wieder hinunter und trifft mit Heine zusammen, der ihn mit mitleidigem Blick ansieht. „Herr Mohrmann, der Meier vom Vorwerk ist hergeritten."

„Nun?" sagt Anton.

„Alles hin, Herr Mohrmann, alles ersoffen! In Altwitz ist's fast noch schlimmer, das ganze Dorf kampiert im Schlosse mit allem, was man retten konnte, Leute und Vieh. Der Meier erzählt, der Damm vom Ochsenteich sei gebrochen. Nein, wie ist das nur möglich, Herr Mohrmann? Der Altwitzer Graf hat gesagt, seit Menschengedenken wäre das nicht vorgekommen in unserer flachen Gegend. Von Thissow fehlt noch die Nachricht, aber der Herr Graf meint, er würde sich nicht wundern, wenn das Herrenhaus bis zum ersten Stock im Wasser stecke, weil's an der Mulde liegt. Die Bahn ist bis zur Station hin zerstört, auf allen Dörfern haben sie Sturm geläutet die ganze Nacht lang."

„Kann man wohl hinaus, um den Schaden zu taxieren?"

„Gott bewahre! Wenn's jetzt aufhört zu regnen, vielleicht morgen, Herr Mohrmann, und das — seien Sie nicht böse — das sehen Sie noch früh genug, 's ist alles hin! Aber, Herr Mohrmann, vielleicht, daß die Kartoffeln nach dem Rütwitzer Sandberg zu verschont geblieben sind, das wäre noch ein Trost."

Anton, der mit Heine während dieses Gespräches in sein Zimmer getreten ist, wirft sich in einen Sessel. „Sie wissen, was das heißt für uns, Heine?"

„Ja, Herr Mohrmann; ich sagte schon zu meiner Frau, ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken nach alledem. Aber, wenn wir nun ein bißchen sparsamer — verzeihen Sie mir, Herr Mohrmann, in den letzten Jahren ist — ist —"

„Ja, ja, Heine, wenn's nur nicht zu spät ist, aber setzen Sie sich doch."

„Die Luxuspferde könnten doch, ich meine die Rappen — die Viecher stehen sich ja die Beine in den Leib, wann hat sie denn die gnädige Frau mal gefahren? Und der Shetlandpony — der Lothar ist ja noch viel zu klein. Und das frißt und frißt, und der Wilhelm frißt auch mit sein unnützes Brot."

„Ja, Heine, daran habe ich auch schon gedacht, und nun vollends, wo das Futter knapp wird."

„Ja, wenn Sie aber auch gleich die gesamten Kühe im Dorfe mit füttern wollen, Herr Mohrmann —"

„Das lassen Sie nur, Heine, das muß sein, bis die Leute sich erholt haben. Das Grummet schwamm ja in hellen Haufen mit fort."

„Wir könnten's später gut verkaufen; na, aber 's ist wahr, das Herz geht einem über bei solchem Elend."

„Lassen Sie nur Stroh schichten für heute abend, in der Weizenscheuer, Heine, und stellen Sie Wache, daß da nicht etwa einer raucht; Ihre Frau muß in der Leuteküche ordentlich was kochen, was Kräftiges."

„Etwa Speck mit Erbsen, Herr Mohrmann, denn grünes Gemüse — da können wir uns ja vorläufig den Mund wischen."

„Schön, Heine, — wenn ich nur wüßte, wie's werden soll!"

„Es wird schon gut werden, Herr Mohrmann. Wenn jetzt einfacher gelebt wird, kann meine Frau wieder mehr Milch und Butter fortschaffen; zuletzt war's ein bißchen schwach damit. Wir sparen, Herr Mohrmann, wir sparen, wir haben's ja doch früher auch gethan, warum nicht jetzt? Wir kommen auch durch dieses Jahr."

Und der ehrliche treuherzige Mensch verläßt seinen Herrn und Anton lacht bitter hinter ihm her. Was wußte der von den Verbindlichkeiten, die ihn drücken! Ach, alter Freund, mit deiner Milch und Butter, mit dem Abschaffen der Pferde machst du das verfahrene Schiff nicht wieder flott, nach diesem Unglück nicht, da hilft nicht einmal mehr der Ertrag aus der Flußspatgrube!

In diesem Augenblick steckt Heine wiederum den Kopf durch die Thür. „Ich vergaß ganz, zu sagen, Herr Mohrmann, unsere Frau Pastorin ist die Nacht gestorben. Es hat kein Mensch bemerkt, sie hat noch ebenso dagelegen, wie sie eingeschlafen ist, die Hand auf dem kleinen Anto seinem Kopf, der auch noch schlief. Frau — — ihre Schwester hat sie so gefunden."

„Meine — Christel?" fragt Anton.

„Ja, Herr Mohrmann; die andere konnte, glaube ich, nicht kommen, die hat da oben im Dorfe, wo Frau Christel wohnt, einen Oekonom, einen Witmann, kennengelernt und ihn geheiratet. Die Leute reden ja, er habe eigentlich Frau Christel gewollt, aber die — Herrgott, ich wollt' nur sagen, die arme Pastorin hat ausgelitten." Und er geht und schließt die Thüre hinter sich und Anton Mohrmann bleibt allein in seinem Kummer, seinem Schmerz, seinen wachgerüttelten Erinnerungen, die ihn wie blasse Gespenster umtanzen mit großen, vorwurfsvollen Augen.

Anton hat am Begräbnistage einen Kranz geschickt und ist dann in den Landwirtschaftlichen Verein in die Stadt geritten. Er hätte gern der ehemaligen Schwägerin die letzte Ehre gegeben, aber um Christels willen bleibt er fern.

Die große Stube im „Deutschen Hause" ist dicht gefüllt mit Herren, die Wasserkatastrophe hat sie zusammengeführt. Mehr oder weniger haben sie alle gelitten, Wartau und Altwitz jedoch am meisten, dann kommt Thissow. Man berät her und hin, erzählt haarsträubende Geschichten aus den Stunden der Gefahr, hier und da auch einige komische, und trinkt viel echtes

Bier. Im ganzen kommt nichts Rechtes heraus. Der eine will, sobald er pflügen kann, auf den überschwemmten Acker Raps säen, die meisten lassen ihn als Brache liegen bis zur Wintersaat. Dem Altwitzer Grafen sind sämtliche Grummetfeimen verschwemmt.

Anton sitzt dabei und raucht seine Cigarre. Irgend einer neckt ihn, meint, er könne es mit ansehen, er habe ja seine sichere Einnahme da unten her vom Harz, er sei auch wohl nur so traurig, weil er Strohwitwer geworden sei.

Das ist das Signal zu einem allgemeinen Erkundigen nach Frau Mohrmann. Möglich, daß die Wahrheit nicht bekannt wurde, möglich, daß man glaubt, die schöne Frau sei zur Stärkung ihrer Nerven in die Schweiz gereist, am wahrscheinlichsten aber ist es eine ganz lasterhafte Neugier, dem Grund dieser plötzlichen Abreise auf die Spur zu kommen.

Anton sitzt wie in einem Kreuzfeuer, das er scheinbar ruhig aushält; innerlich schüttelt er sich vor Zorn, und sobald es thunlich ist, steht er auf, um sein Pferd zu bestellen.

„Seien Sie doch kein Frosch, sie wartet ja doch nicht daheim!" ruft ihm einer nach; der Landrat von Logow ist's mit dem berühmten Mundwerk. Anton thut, als hört er es nicht, und da das Pferd noch nicht vorgeführt ist, bestellt er dem Kellner, er gehe langsam voraus, der Hausknecht möge ihm den Gaul nachbringen. Wie er vor dem Wartauer Schloß eine halbe Stunde später absteigt, kommt ihm der Diener entgegen mit den Worten: „Herr Buchenberg ist angekommen."

Von einer bösen Ahnung erfaßt, begrüßt Anton den Leiter der Flußspatwerke; das ernste Gesicht des Mannes weissagt nichts Gutes, und bei einer Cigarre und einem Glas Rheinwein, der eilig gebracht wird, sagt Buchenberg: „Keine guten Nachrichten, lieber Anton. Da ist mir meuchlings eine Gesellschaft Engländer in die Flanke gefahren, ihr Mutungsgesuch befindet sich bereits in den Händen des Bergamtes; es betrifft ein großes ausgedehntes Gebiet am Südharz. Dasselbe Unternehmen, das ich dir vor zwei Jahren so dringend anempfahl, weil die Bedingungen für die Versendung des gewonnenen Materials ungleich günstiger sind als die unsrigen, denn der Wasserweg ist stets der billigste und die Saale liegt dem fraglichen Terrain nicht gar fern."

Buchenberg hat recht, und Anton beißt sich auf die Lippen; er war in der Versammlung der eifrigste Gegner des Projekts gewesen, weil er die zu große Ausdehnung des Unternehmens, die neuen Betriebskosten scheute und — wer konnte auch damals vermuten, daß so bald noch andere den Schatz entdecken würden, der dort im Boden ruht? Außerdem, damals steckte er schon in Verlegenheiten durch seine luxuriöse Einrichtung des Schlosses, den kostspieligen Haushalt. Er hatte also Buchenberg auf günstigere Zeiten vertröstet, die freilich ausblieben. „Und was soll nun werden?" fragt er gepreßt.

„Das will ich eben mit dir besprechen, mit dir und Sybel. Zunächst schlage ich vor, wir berufen eine Versammlung der Besitzer der Kuxe. Du und Sybel als die beiden Hauptbeteiligten, ihr müßt darauf bestehen, daß ein billigerer Transportweg geschaffen werde; die Abfuhr des Materials mit Geschirren bis zu dem meilenweit entfernten Bahnhof ist zu kostspielig und wir können, wie gesagt, nur konkurrieren mit dem neuen Unternehmen, wenn wir billiger liefern, als es bis jetzt geschehen."

„Das sehe ich ein!" sagt Anton, „aber — —"

„Und dazu bietet sich jetzt eine treffliche Gelegenheit," unterbricht der andere.

„Wieso?" fragt Anton und sieht mit gerunzelter Stirn an Buchenberg vorbei. „Ich habe drei Mißernten gehabt, jetzt die Wasserkatastrophe, und wenn's nun auch mit dem Gewerke rückwärts geht, dann —"

„Mensch, laß mich doch ausreden!" ruft Buchenberg. „Also höre: In etwa vier Wochen wird die Klingelbahn durch den Unterharz dem Verkehr übergeben, ein kleiner Bahnhof derselben an der Burgwiese liegt uns nicht allzufern, liegt überhaupt günstig, und darum bauen wir eine Schmalspurbahn von der Grube bis zu dem genannten Bahnhof. Es werden so gegen acht Kilometer sein, und zwar etwa sechs und ein halb Kilometer durch fiskalischen Wald und Heide und anderthalb Kilometer durch Wiesen und Triften des Rittergutes Broderode. Mit dem Fiskus werden wir einig; ich habe bereits den Regierungsrat von Zedwitz darüber gesprochen, der sehr für die Anlage ist im Interesse der ärmlichen Bewohner, denen wir Arbeit geben; und der Besitzer des Rittergutes ist selbst Kuxinhaber und wird uns nur zu gern gefällig sein. Allerdings kostet die Sache Geld, denn wir würden auch zwei Brücken bauen müssen, und zwar eine ziemlich lange durch den Bruch; aber die Geschichte bringt's wieder ein, reichlich wieder ein, auch ist unser Reservefonds nicht ganz unerheblich, und endlich — wir könnten eine Anzahl neuer Aktien ausgeben, die wir jetzt über Pari an den Markt zu bringen alle Aussicht haben."

„Ich zöge mich doch am liebsten ganz zurück und verkaufte meinen Anteil," bemerkt Anton verstimmt.

„Natürlich! Zünde dir dein eigenes Haus an — ob wir mit kaput gehen, das braucht dich nicht zu kümmern. Sobald du die Prioritäten auf den Markt schmeißt, sind wir schon angezweifelt, und eines Tages ist der Kladderadatsch da! Das Gegenteil soll geschehen; du und Sybel, ihr müßt einen großen Teil der neuen kaufen zum Parikurs, das könnt ihr verlangen; je weniger im Handel, desto besser — verstanden? Ihr seid die am meisten Gefährdeten, geht die Sache schief; ihr müßt sie halten, sonst ist eines schönen Tages der Krach da und ihr habt gar nichts."

In diesem Augenblick meldet der Diener, daß das Abendessen serviert sei, und die Herren gehen hinüber. Sie sitzen allein am gedeckten Tisch, Anton grübelnd und rechnend, Buchenberg redend, einen Grund nach dem andern anführend, um zu beweisen, daß sein Vorschlag das einzig Richtige sei, das Werk auf der Höhe und konkurrenzfähig zu halten.

„Gut," sagt Anton endlich, „ich werde mit dir fahren morgen früh."

„Nein, nein!" ruft Buchenberg, den Mund noch voll Taubenpastete, „morgen ist zu spät, heute noch! Morgen in aller Frühe müssen wir Sybel bearbeiten, ehe der alte Freund hinausfährt nach seiner Fabrik; dann werden die Aktionäre telegraphisch zusammengetrommelt. Jede Stunde ist von Wichtigkeit, laß nur anspannen; der Zug geht um zehn Uhr, wir haben noch eine Stunde Zeit."

Anton klingelt und bestellt den Wagen.

„Apropos," fragt Buchenberg, „wo ist denn deine Gattin — doch nicht krank?"

„Verreist," antwortet Anton kurz.

„Ach so? Na, es ist die Saison dafür — warum bist du denn nicht mit? So 'n schönes junges Weib läßt der Philister allein in der Welt umher kutschieren! Bist du gar nicht eifersüchtig?"

„Nicht im mindesten," sagt Anton kühl, indem er sich erhebt.

„Na prosit, sie soll leben!" Buchenberg hält das Glas hoch und wundert sich über die laue Art, mit der Anton anstößt. „Höre, wenn ich bedenke, wie du früher warst," fährt er fort, „als Student, und dann noch später, als ich dich im Inspektorhause da drüben besuchte — Mensch, was ist eigentlich aus dir geworden? Johann der muntere Seifensieder ist ja in seinem schwermütigen Stadium ein Waisenknabe gegen dich! Ich sehe dich noch drüben neben deiner ersten Frau —. Na, Herrgott, nimm's mir nicht übel, Anton, ich rühre vielleicht an delikate Geschichten — komm', gieb mir die Hand, es war nicht böse gemeint!"

„Ich weiß ja, Bester! Du entschuldigst mich nun aber einen Augenblick; ich will nur sagen droben, daß ich verreise; Heine muß es auch wissen. Bitte, bediene dich, iß den Nachtisch, und hier liegen die Cigarren; ich bin so rasch als möglich wieder bei dir."

Eine halbe Stunde später fahren die Herren nach Leipzig. Als Anton nach zwei Tagen zurückkommt, sieht er noch finsterer aus als vorher. Der Bau der schmalspurigen Bahn ist beschlossen und Anton hat eine bedeutende Anzahl neuer Aktien gezeichnet. Der Kostenanschlag, den ein Sachverständiger in aller Eile gemacht hat, um überhaupt eine Ahnung zu gewinnen, was der Bau kosten wird, übersteigt die Befürchtungen bei weitem, ist aber trotzdem genehmigt worden. Die Aussichten auf Gewinn sind für die Aktionäre vorläufig verzweifelt schlechte, trotzdem hoffen sie, bis auf Anton, der überhaupt an nichts Gutes mehr glaubt, das Gewerk auf der Höhe zu erhalten. Das Kapital zum Ankauf neuer Aktien hat Anton als dritte Hypothek auf Wartau eintragen lassen; er weiß nur eins — daß er alles thun muß zur Rettung des Gewerkes.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Wanderung durch das Berliner Reichspostmuseum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Gustav Klitscher. Mit Abbildungen von L. Thiel.

Post im Norden & Süden Russlands

Schon gleich nach dem französischen Kriege hatte der geniale Begründer des deutschen Reichspostwesens den Plan gefaßt, eine Sammlung von Lehrmitteln zu vereinigen, welche geeignet wären, bei den Unterrichtskursen für Verkehrsbeamte, sowie für Studienzwecke allgemeiner Natur als Ergänzung des Lehrstoffs zu dienen. Aber erst im Jahre 1874 konnte nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten mit der Einrichtung einer Plan- und Modellkammer begonnen werden. Den Grundstock dieser Sammlung bildeten die Gegenstände, welche die Reichspostverwaltung auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 ausgestellt hatte. Inzwischen ist aus diesen bescheidenen Anfängen eine Sammlung hervorgewachsen, zu deren Registrierung ein Katalog von etwa 600 enggedruckten Seiten nötig ist, und die ein wohl hier und da noch lückenhaftes, aber doch weit umfassendes Bild nicht nur des Post- und Telegraphenwesens der Gegenwart und Vergangenheit, sondern auch des Schrifttums, des Nachrichtenwesens und der Beförderungseinrichtungen aller Völker und Zeiten bietet. Bis vor kurzem war noch dieses Reichspostmuseum in den engen Räumen des alten Reichspostamtes sozusagen vor den Augen allzu Neugieriger versteckt. Nunmehr aber ist es in die hellen, luftigen Säle des neuen Prachtbaues an der Ecke der Leipziger- und Mauerstraße gebracht worden und wird sich sicher der allgemeinen Aufmerksamkeit erfreuen. Und lehrreich und anregend ist in der That ein Gang durch diese Räume, denn er enthüllt in sinnlich anschaulicher Darstellung eine Geschichte des Verkehrs vor den Augen des staunenden Beschauers.

Die ältesten uns erhaltenen Schriftproben und Schreibgeräte stammen aus Aegypten und Assyrien. Von ihnen besitzt das Museum eine ganze Reihe in Original oder Nachbildung, darunter einen Gipsabguß des bekannten Basaltsteines von Rosette, der durch seinen Text in drei Sprachen zum ersten Schlüssel für die Entzifferung der Hieroglyphen wurde. Aus griechischer Zeit fällt besonders eine Skytala, der Stab für die Geheimschrift der Spartaner, und eine Schultafel in Wachs mit einem Versdiktat auf. Sehr hübsch sind die Bilder zweier Briefschreiberinnen, die in Pompeji und Portici gefunden wurden; das Briefschreiben muß danach schon damals den jungen Damen ebenso viel Kopfzerbrechen gemacht haben, wie es das heute auch noch thun soll. Für die Art wie man im Mittelalter schrieb, ist besonders die Hamiltonsche Sammlung wichtig geworden, deren Original sich im kgl. Museum zu Berlin befindet, und aus der das Postmuseum prächtig ausgeführte Reproduktionen besitzt. Aber auch aus den Schätzen anderer Sammlungen ist an Text wie Illustrationen eine gute Auswahl getroffen, in der man nicht allein die Schrift, sondern auch die Art wie man schrieb, die Form der Briefe, Bücher, Pulte und anderer Schreibgeräte, gut erkennen kann. Aus der neueren Zeit sind dann neben den handschriftlichen Proben auch die Erzeugnisse der frisch erfundenen Druckerkunst vorhanden; während aus dem 16. Jahrhundert nur erst eine geschriebene Zeitung erhalten ist, kommen später gedruckte Gazetten zu Tage. Aus dem 17. Jahrhundert finden sich schon gefaltete Briefe mit Portovermerk, Briefumschläge aus aller Herren Ländern, man merkt, daß man in das Zeitalter der regelmäßigen Posten gekommen ist.

Chinesischer Postreiter.

Indischer Eilpostbote mit Schwimmapparat.

Ursprünglich geschah die Beförderung von Nachrichten, mündlichen oder schriftlichen, zwischen räumlich voneinander entfernten Personen naturgemäß durch Boten, und zwar durch Boten zu Fuß, da der Mangel an gebahnten Straßen den Gebrauch von Reittieren im allgemeinen stark erschwerte. Eine Inschrift des Museums bezieht sich auf Philonides, den Eilboten Alexanders des Großen, von dem Plinius erzählt, daß er 1200 Stadien (etwa 200 km) in 9 Tagesstunden zurückgelegt habe, was man aber wohl dem guten alten Plinius nicht so ohne weiteres zu glauben braucht. Neben dem Stein befindet sich eine verkleinerte Nachbildung der Bronzestatue von Max Kruse in der Nationalgalerie, Philippides, den Siegesboten von Marathon darstellend, welcher vom Schlachtfelde in un-

unterbrochenem Laufe nach Athen eilte und mit der Freudenbotschaft: „Freut euch, der Sieg ist unser!“ vor den ängstlich harrenden Archonten entseelt zusammenbrach.

Post im Kaukasus.

An diesen klassischen Vorgänger erinnert der Bote von Basel dessen Statuette (siehe untenstehende Abbildung) das dortige Rathaus schmückt. Er wurde im Jahre 1444 vom Rat der Stadt Straßburg im Elsaß beim Herannahen der Armagnaken nach Basel geschickt und soll, nachdem er seine warnende Botschaft überbracht hatte, tot niedergesunken sein. Seine Kleidung ist im Original halb schwarz, halb weiß. Diese zwiefache Färbung scheint im Mittelalter bei Botenröcken allgemein üblich gewesen zu sein und hat sich in der Schweiz bis ins 18. Jahrhundert erhalten. Die Botentasche hängt an einem um den Leib geschnallten Riemen, auf der linken Seite der Brust trägt er das Wappenschild von Basel angeheftet. Solch ein Wappenschild war das ständige Abzeichen der Boten; auch der Berner Läufer, vom Lerberbrunnen daselbst, trägt das Wappen seiner Vaterstadt. Die Farben seines Anzuges sind schwarz und rot. Von ihm wird die Geschichte erzählt, daß er, einstmals zu König Heinrich IV von Frankreich geschickt, diesem seinen Auftrag deutsch ausrichtete. Der König äußerte sein Erstaunen darüber, aber der freie Schweizer antwortete, man brauche sich nicht zu wundern, daß ein Läufer von Bern nicht Französisch, wohl aber, daß der König von Frankreich nicht Deutsch verstehe. Wie immer in solchen Anekdoten, war auch diesmal der Monarch sehr gnädig und lachte über den Spaß. — Aus dem 17. Jahrhundert ist das Bild eines Nürnbergischen Boten erhalten, der einen Brief mit der für jene Zeit etwas renommistischen Inschrift in der Hand trägt: „Gute Zeutung auß Türkey und Ostindien“. Dem Bild sind folgende lustigen Verse beigegeben:

„Ich bin die Post zu Fuß; ich trage diß und das:
Denck an den kühlen Wein, so bald ich werde naß.
Geh ich durch einen Thal, und höre Vögel singen,
so denck ich zu dem Tisch, da die Schalmeyen klingen.
Ich gehe durch den Wald und manchen Dörner-Strauß,
und traure, daß noch weit ist zu des Wirtes Haus.
Geh ich auf einen Weg, da fleüßt ein Wässerlein,
So denck ich morgens gleich an den gebränden Wein.
Sobald ich angelangt, will jeder Zeitung fragen;
doch kann ich unverschnaufft, 12 Dutzet Lügen sagen.
Frau wirtin traget auf, und setzt das beste zu:
Es zahlen diese Zech des Boten neüe Schuh.“

Heutzutage erinnert bei uns an den alten Boten, der zu Fuß von Ort zu Ort zog, eigentlich nur noch der Landbriefträger. Ihm werden aber, wo es irgend angeht, schon Pferd und Wagen beigegeben. Wie mühsam anderwärts auch heute noch der Dienst des Postboten sein kann, erfahren wir in dem Museum aus einer Reihe von Photographien und plastischen Modellen verschiedener Postboten, die unser Zeichner unter Hinzufügung landschaftlicher Staffage abgebildet hat. Da sehen wir zunächst die russische Post im Kaukasus, wie sie sich unter Kämpfen und Gefahren durch den Winterschnee des Gebirges hindurcharbeitet. Ueberhaupt sind die weniger kultivierten Länder das eigentliche Feld des Fußboten. In Indien (s. unsere Abbildung S. 313) ist er sogar für gewisse Strecken mit Schwimmgürtel und Schwimmblasen ausgerüstet, damit er an Flüssen nicht etwa den Umweg über entfernte Brücken zu machen braucht, während er in Argentinien (s. unsere Abbildung S. 315) für die Wanderungen in den Kordilleren einen dicken Bergstock trägt und den Kopf gegen Sonnenstich umwickelt hat. Der japanische Briefträger, dessen Abbildung nach einem Aquarell auf Seide im Postmuseum ausgeführt ist, trägt europäische Kleidung, nur der Kontrolleur, der neben ihm steht, hat noch die alte Landestracht bewahrt.

Die berittenen Boten zur schleunigen Ueberbringung von Nachrichten waren auch schon im Altertum bekannt. Die griechischen Schriftsteller erwähnen die Reiterposten der Perser, und Julius Cäsar verteilte Reiterstationen zwischen seinem Heere und Rom, um die Nachrichten von seinen Siegen möglichst rasch nach der Hauptstadt gelangen zu lassen. Den ersten wirklichen Postreiter besitzt das Museum in dem sogenannten „kleinen Kurier“ nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer. Aus dem 17. Jahrhundert stammt die Abbildung eines Postreiters, der die Nachricht vom Abschluß des Westfälischen Friedens überbringt; das Bild trägt die Unterschrift: „Neuer Auss Münster vom 25 dess Weinmonats im Jahr 1648 abgefertigter Freud- und Friedenbringer Postreuter“. Er trägt das Posthorn, und dies bleibt nunmehr ein Attribut der Postillone, so zwar, daß es niemand sonst gestattet war, es zu führen. Friedrich der Große hat dieses Privileg einmal in einer seiner schlagenden Randbemerkungen bestätigt. Ein Herr v. O. im Cleveschen, den der Hochmutsteufel gar zu sehr plagte, hatte es schon durchzusetzen gewußt, daß er in den Grafenstand erhoben wurde, eine Gunst, die der geldbedürftige König wohl hauptsächlich darum erwiesen hatte, weil durch die zu zahlenden Gebühren ein gut Stück Geld in die Staatskasse kam. Nunmehr aber stellte das neugebackene Gräflein die Forderung, sich einen eigenen Postillon mit Posthorn halten zu dürfen, worauf Friedrich erwiderte: „Ich erlaube Euch alle Arten von Hörnern zu tragen, nur keine Posthörner.“ Heutzutage spielt der berittene Postbote noch eine große Rolle in China (s. unsere Abbildung S. 313). Solch ein chinesischer Kurier hat täglich 300 bis 600 Li (ungefähr 130 bis 175 km) zurückzulegen, und selbst auf längeren Reisen von 10 bis 18 Tagen wird er nicht abgelöst.

Ferner ist das Museum an Abbildungen und Modellen von Wagen überreich. Neben dem Streitwagen der alten Aegypter finden sich die verschiedenen Arten zwei-

Statuette eines Baseler Briefboten.

Dänischer Kugelpostwagen.

Digitized by Google

und vierrädriger Gefährte der Griechen und Römer. Im Mittelalter galt die Benutzung eines Wagens zunächst als weibisch, der Mann ritt. Allmählich aber kam die Benutzung der Wagen mehr und mehr auch allgemein auf. Nur daß der Zustand der Wege eine Wagenfahrt nicht gerade zu einem besonderen Ver-

Postbote in den Kordilleren.

Japanischer Postbote, einen Briefkasten leerend.

gnügen machte. Ums Jahr 1673 hatte ein braver Mann, der Weigel hieß, eine zerlegbare Feldkutsche gebaut, die auf die Beschaffenheit der damaligen Straßen manch peinlichen Schluß zuläßt. In der Erläuterung zu seinem Kunstwerk sagt er nämlich: „Auf der Kutsche sitzt und lieget man so sanft und bequem, daß die sonst unausbleiblichen Stöße, weil die Wagen des ungleichen Weges halber immer hin- und herschlagen, von der natürlichen Büge des Leibes ganz lieblich ausgenommen, und das Schüttern, es mag der Wagen über unsanften Weg auffspringen, so hoch er will, von dem künstlichen Polsterwerk in lieblich Hetzschen verwandelt wird. Ja wenn auch durch Verwahrlosung des Knechts der Wagen außer dem Geleiß oder über einen hohen Stein oder Hügel geführet, nothwendig umbfallen müßte, so können den noch die drinnen Sitzenden ohne Schaden des mit Umbfallens sein. Denn die zur andern Seiten können den Schlag geschwind aufmachen, zugleich alle miteinander Herausspringen (welches in den gemeinen Kutschen nicht möglich), die bei der fallenden Seiten aber können sich bald umbwenden oder in dem umbfallenden Wagen sich nur contra Welzen, so werden sie von dem Wagen frei." Auch der nebenstehend abgebildete kursächsische Hof- und Reisewagen vom Jahre 1730 zeigt durch seine massive Bauart, wie man mit den Unbilden der Wege rechnen mußte. Er hatte eine Bespannung von vier bis acht Pferden und war mit einem Hemmschuh und hinten mit einer Gabel versehen, die das Zurückglei-

Kursächsischer Hof- und Reisewagen.

ten von einer glücklich erklommenen Höhe verhindern sollte. Hinter dem Kutscher ist reichlich Platz für Reisekoffer; das Futter für die Pferde wurde auf dem Verdeck mitgeführt. Das Original des Wagens befindet sich im Marstall zu Dresden; das Modell im Reichspostmuseum ist 60 cm lang.

Aus neuerer Zeit sind die verschiedensten Postkutschen vorhanden. Da ist „der Thurn und Taxis'sche bequeme Schwimmer", die „Preußisch Naglersche weich gepolsterte, rasch bespannte Kutsche" und die „bequem dehnliche bayerische Chaise". Da findet sich ferner eine englische Mail coach aus den vierziger Jahren und ein sonderbarer dänischer Kauz (s. die Abbildung S. 314), von dem auf einem Täfelchen ausdrücklich zur Belehrung des Beschauers, der etwa glauben könnte, die Fahrgäste wären darin wie Wurstfüllsel gestopft mitgeführt worden, gesagt wird, daß er nicht zur Personen-, sondern nur zur Briefbeförderung diente. Daß sämtliche Gefährte der deutschen Reichspost im Museum vorhanden sind, versteht sich von selbst. Einen interessanten Gegensatz zu diesen modernen Gespannen bilden die Gefährte, mit denen heute noch in Rußland in den Eiswüsten Sibiriens und den asiatischen Steppen die Post befördert wird (s. unsere Abbildung S. 313.)

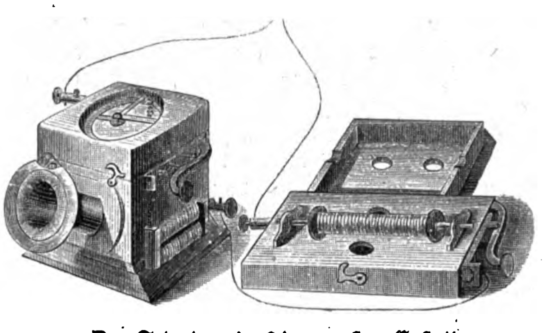
Auch die Eisenbahn, soweit die Post sie sich dienstbar gemacht hat, ist vertreten. Wie Spielzeug für große Kinder stehen da die mit sauberstem Fleiß bis ins kleinste naturgetreu gearbeiteten Modelle der deutschen, englischen und amerikanischen Bahnpostwagen.

Das Geburtshaus Heinrich Stephans zu Stolp i. Pommern.

In einen kostbaren Spielwarenladen könnte man sich auch versetzt glauben, wenn man in der Schiffsabteilung Umschau hält, wo Christoph Columbus' Caravelle „Santa Maria" einträchtig neben dem Schnelldampfer „Kaiserin Auguste Viktoria" steht, umgeben von einer Flotte der bemerkenswertesten Fahrzeuge. — Einen besonderen Besuch seitens des Liebhabers verdient die Postwertzeichensammlung. Diese enthält so ziemlich alles, was erschienen ist an den mit Wertstempeln versehenen Marken, Umschlägen, Streifbändern, Postkarten und Postanweisungen aller Länder. Außerdem finden noch die Postkarten und Postanweisungen ohne Wertstempel, sowie die nicht in den amtlichen Verkehr gekommenen Probe- und Versuchsexemplare (Essais) von Post- und Telegraphenwertzeichen Berücksichtigung.

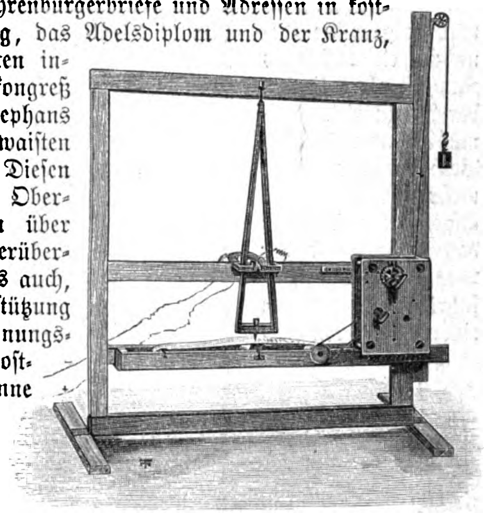
Das Telegraphen- und Telephonwesen nimmt einen bedeutenden Raum des Museums ein. Hier überwiegt na-

turgemäß das Technische. Vor lauter Drähten, Spulen, Knöpfen, Tastern, Kabeln, Batterien und Klopfern wird dem Laien ganz wirr im Kopf. Wer aber liebevolles Verständnis mitbringt, der kann hier auf verhältnismäßig engem Raum die ungeheure Umwälzung vom optischen Telegraphen bis zum Mikrophon überschauen. Und manch einfach rührendes Stück ist unter der überreichen Fülle: so Morses erster Apparat (s. nebenstehende Abbildg.), den er sich selbst noch aus Holz und Draht kunstlos zusammengebastelt hat, und das erste Telephon von Philipp Reis aus dem Anfang der sechziger Jahre. Wie anders sieht dagegen die vollständige Fernsprechstation aus, die, von Siemens & Halske hergestellt, im Hofzug des Kaisers angebracht ist!



Das Telephon in seiner ersten Gestalt.

Der Schluß unserer Wanderung führt uns an einen Platz stillen Gedenkens, in den Ehrensaal, dem Andenken Heinrich Stephans geweiht. Hier hängt das photographische Bild des unscheinbaren kleinen Hauses zu Stolp (s. unsere Abbildg. S. 315), in dem vor nunmehr 67 Jahren als Sohn eines Schneiders der Mann geboren wurde, der nicht nur der Begründer der deutschen Reichspost, sondern der Reformator des gesamten Postwesens überhaupt werden sollte. Es ist ein weiter Weg von jenem Stübchen in Hinterpommern bis zu diesem Gedenksaal, wo in stolzer Menge nebeneinander liegen Ehrenbürgerbriefe und Adressen in kostbarster Ausstattung, das Adelsdiplom und der Kranz, der auf dem letzten internationalen Postkongreß in Washington Stephans leider schon verwaisten Stuhl schmückte. Diesen Kranz hat Geh. Oberpostrat Neumann über das Meer mit herübergebracht; er ist es auch, der mit Unterstützung des Herrn Rechnungsrats Rack das Postmuseum im Sinne des großen Toten leitet und stets darauf bedacht ist, es um interessante Gegenstände zu bereichern.



Der erste Morse-Apparat vom Jahre 1837.

Aus der Fülle der Sammlungen konnten hier natürlich nur Einzelheiten, gewissermaßen Stichproben gegeben werden. Wer sich näher über das Museum unterrichten will, der findet alles Wissenswerte in dem großen Katalog sowie in dem zwar etwas veralteten, aber immer noch sehr lesenswerten Buch von F. Hennicke, „Das Reichspostmuseum“. Wer aber nach Berlin kommt, versäume nicht, die Schätze des Museums anzuschauen.

Schmerzlose Operationen bei erhaltenem Bewußtsein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. J. Herm. Baas.

Es ist noch nicht lange her, daß die Chirurgie der mittelalterlichen Auffassung entwachsen ist. Noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts galt es als eines auf Universitäten gebildeten Arztes unwürdig, dieselbe praktisch auszuüben, und nur erst sehr wenige Aerzte hatten den Mut, diesem Vorurteile zu trotzen. Gehörte doch auch der Chirurg in manchen Staaten noch um die Mitte dieses Jahrhunderts zum niederen ärztlichen Personal und staatlich zu den zünftigen Handwerkern. Ja einfach als „Handwürcken“ bezeichneten früher die Chirurgen selbst gut deutsch ihre Thätigkeit, und auch ihre Werke schrieben oder vielmehr mußten sie deutsch schreiben. Und wo an Universitäten Chirurgie gelehrt wurde, war die Vortragssprache die deutsche, die als „populär“ galt, im Gegensatze zu der lateinischen für die „inneren“ Aerzte. In der Praxis mußte oder sollte doch der Chirurg in ernsteren Fällen stets einen dieser „gelehrten“ Aerzte zuziehen und dessen Anordnungen als eine Art Handlanger befolgen, obwohl dieselben günstigen Falls nur aus Büchern ihr chirurgisches Wissen geschöpft hatten. Wie ist das jetzt alles anders geworden! Heute gilt die Chirurgie fast mehr als die innere Medizin.

Unter den glänzenden Fortschritten unseres Jahrhunderts nun, welche der heutigen Kunst der Chirurgie, in erster Linie den chirurgischen Operationen, den jetzigen Stempel vorher nie erhörter Kühnheit und Vollkommenheit aufdrücken und dabei oft geradezu staunenswerte Erfolge möglich und sogar alltäglich machen, stehen drei oben an. Es sind dies die allgemeine Schmerzbetäubung (Narkose, Anästhesierung) vor, die Verhütung der Blutvergiftung (Anti- resp. Asepsis) nach und die Blutsparung während des „Handwürckens“ des Wundarztes.* Von diesen drei Großthaten aber ist nur die zuletzt genannte eine rein deutsche Erfindung, die beiden andern gehören den Amerikanern und Engländern an.

Die Beseitigung des Schmerzgefühls durch Einatmung von Lachgas, Aether oder Chloroform — das war die zeitliche Aufeinanderfolge der angewandten Mittel — erfolgt durch Aufhebung des Gesamtbewußtseins. Das ist einesteils mehr als nötig ist, denn es genügt ja offenbar, wenn nur der Schmerz in dem Körperteil, an welchem operiert werden soll, beseitigt wird, anderseits hat sie, was schlimmer ist, eine nicht geringe Anzahl von zum Teil sehr störenden Beschwerden und Nachwehen zur Folge. Am schwerstwiegenden aber ist es, daß sie bis heute trotz aller angewandten Vorsichtsmaßregeln nicht ganz frei von unmittelbaren Gefahren für das Leben ist.

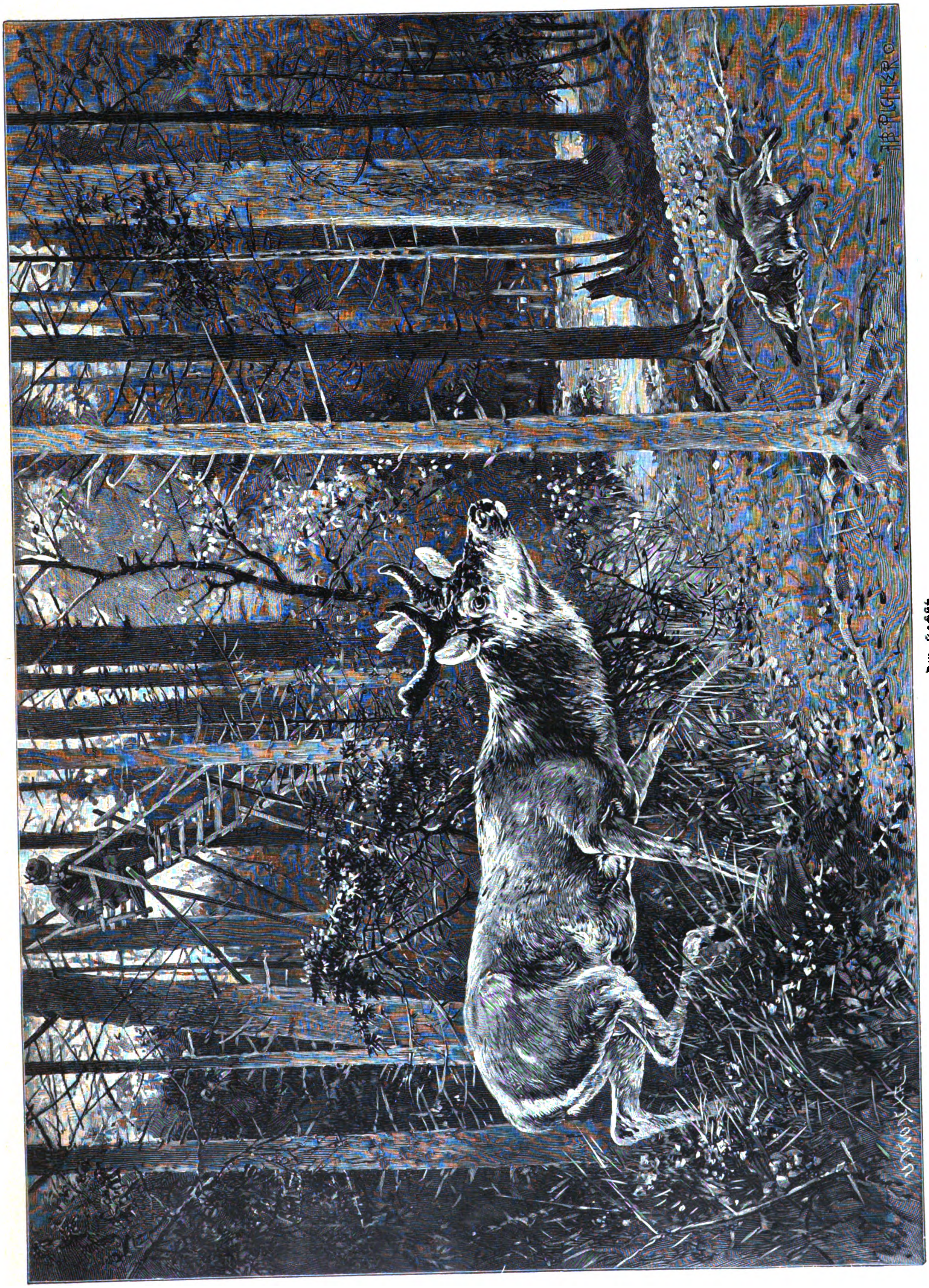
Auf Veranlassung des Chirurgenkongresses hat der verdiente Berliner Professor Gurlt eine vergleichende Statistik ausgearbeitet, die sich über 327500 Fälle der allgemeinen Betäubung oder Narkose aus den jüngst verflossenen sieben Jahren erstreckt. Davon endeten 137 mit dem Tode, und zwar entfiel ein Todesfall auf 2039 Chloroformierungen, einer auf 5019 Fälle bei Einatmung von Aether und einer auf 7594 bei Anwendung von Chloroformäther. Im Jahre 1896/97 belief sich der Verlust bei 27029 Chloroformierungen auf 29, bei 19856 Aetherisierungen dagegen nur auf 3; doch muß dazu bemerkt werden, daß diese ganze Statistik eine sozusagen auserlesene ist, die aus besonders günstig gestalteten Verhältnissen herrührt. Sicherlich werden viele ungünstige Fälle ja gar nicht veröffentlicht.

Diese Gefahren der allgemeinen Betäubung gaben den Aerzten Anlaß, nach anderen Mitteln und Verfahren zu forschen, welche ein schmerzloses Operieren ermöglichten. Sehr erwünscht erschien es dabei, Mittel zu finden, die nur in dem zur Operation bestimmten Körperteil das Schmerzgefühl beseitigen, im übrigen aber den menschlichen Organismus nicht beeinflussen würden. In dieser Richtung hat ein Franzose eine neue Art freilich noch nicht ganz örtlicher, weil vom Blute aus wirkender Schmerzbeseitigung durch Einspritzung narkotischer Mittel, besonders des Morphiums, unter die Haut mit der Nadelspritze erfunden. Von einem Engländer stammt eine andere Methode, die eine rein örtlich begrenzte Aufhebung der Empfindung herbeiführt und in der Bestäubung der Haut mit Aether besteht. Diese beiden Verfahren nun waren Vorläufer einer wichtigen Erfindung, die wir einem deutschen Arzte verdanken.

Die Thatsache, daß auch die Einspritzung von starken Morphium- und Kokainlösungen unter die Haut nicht frei von Gefahren ist, gab dem Berliner Arzt C. L. Schleich Anlaß zu einer erneuten Fragestellung an die Natur, wie man die

* Vergl. „Gartenlaube“, Jahrgang 1881 Seite 191: „Drei Großthaten der Humanität“ vom Verfasser.

Digitized by Google



Am Hochsitz.

Nach einer Originalzeichnung von A. Richter.

Digitized by Google

allgemeine Narkose ganz umgehen könne. Der weltberühmte Helmholtz schrieb einst an den englischen Arzt Tait, daß es bei einer Erfindung schwieriger sei, den richtigen Gedanken zu finden, als nachher die nötigen Experimente zu machen; der erste sei die Hauptsache, die letzteren nur die auch von andern anzustellende Probe auf dessen Richtigkeit. Auch Schleich suchte und fand zunächst nur den richtigen Gedanken und stellte demgemäß den Satz auf, daß jede salzartige Lösung von einer bestimmten, erst näher festzustellenden Stärke (Konzentration) die Eigenschaft haben müsse, die örtliche Schmerzempfindung zu verändern, sie entweder zu steigern oder herabzusetzen. Die praktische Aufgabe war dann aber, diesen Satz auch durch Versuche oder, was dasselbe ist, durch direkte Fragen an die lebenden Nerven in Form von Experimenten zu prüfen und zu beweisen. Hauptsächlich waren die niedersten Stärkegrade zu finden, bei welchen Salzlösungen noch schmerzstillende Wirkungen ausüben. Die dazu notwendigen Versuche machte Schleich nunmehr aber nicht, wie gebräuchlich, an vom Menschen abweichenden Tierorganismen, sondern an sich selbst, zum Teil unter eigner Gefährdung. Dabei gelangte er zu der überraschenden Entdeckung, daß selbst einfaches Wasser, ebenso eine schwache Lösung von 2 Gramm Kochsalz auf 1 Liter (1000 Gramm) Wasser, dann eine Lösung von Kokain oder Morphium von noch viel geringerer Stärke, z. B. von einem Gramm Kokain auf 10 Liter Wasser, nach Ueberwindung des ersten schmerzhaften Einstichs die Schmerzempfindung in der Umgebung der Einspritzungsstelle aufhebe. Um diese Wirkung zu erzielen, war es aber nötig, daß die betreffende Lösung, auf niedere Temperatur, am besten auf 0° C, abgekühlt, in die Haut — nicht unter dieselbe — oder in ein anderes Körpergewebe derart eingespritzt wurde, daß die betreffende Stelle mit der Flüssigkeit durchtränkt (infiltriert) ward, also anschwoll (ödematös wurde).

Das war das Ei des Kolumbus in Bezug auf die örtliche Schmerzabtötung vor chirurgischen Operationen, zunächst für die bei weitem zahlreichsten, die kleinen, in der Folge aber auch für die großen, sogar bis zu den größten Operationen; denn die Schmerzlosigkeit der Teile war etwa eine halbe Stunde lang vollkommen, ohne daß das allgemeine Bewußtsein, wie bei Chloroformierung rc., im geringsten gestört ward und, was das wichtigste ist, ohne jede Gefährdung des Lebens. Sein Verfahren nannte Schleich „Infiltrationsanästhesie", weil die Schmerzlosigkeit wesentlich auf dem Wege der Durchtränkung der Gewebe und der Umspülung der Nerven mit einer Salzlösung zustande kommt. Im Verfolg der Versuche machte er auch die Hautstelle, an welcher der erste Einstich der Nadel geschehen sollte, unempfindlich, indem er sie mit feinst verteiltem Aethernebel bestäubte.

Für die Praxis stellte Schleich drei Stärkegrade der Lösung her; die stärkste enthält als Grundlage in 1 Liter Wasser 2 Gramm Kochsalz, was auch für alle andern gilt, aber auch gleich viel Kokain und 25 Decimilligramm Morphium, so daß, selbst wenn man von dieser namentlich bei entzündeten Teilen zu verwendenden stärksten Lösung 25 Gramm verbraucht, nur erst die kleine Menge von Kokain erreicht wird, welche gesetzlich als unschädlich zugelassen ist. Bei Anwendung der mittleren wird dagegen bloß die halbe und bei solcher der schwächsten gar nur eine fast homöopathische Kokaingabe verbraucht: die letztere enthält ja auf 10 Liter schwacher Kochsalzlösung nur 1 Gramm Kokain. Auch diese bewirkt noch Unempfindlichkeit, so daß dieser Arzneistoff nur eine sehr untergeordnete Hilfs- und die Durchtränkung des Gewebes sicher die Hauptwirkung haben muß. Als „Normallösung" gilt die von mittlerer Stärke.*

Die praktische Durchführung des Verfahrens verlangt natürlich, wie jede andere medizinische Maßregel, eine gewisse gereifte Erfahrung. Sie gelingt also nicht ohne weiteres jedermann. Und selbst dem Geübtesten und Erfahrensten versagt sie manchmal, wie jede andere medizinische Hilfe; doch wird die Zahl der nicht befriedigenden Fälle immer geringer — das gestehen so ziemlich alle zu — je geübter und erfahrener in der Auswahl der Lösungsstärke und Krankheitsfälle der Operateur geworden ist. In der Regel verursacht die richtig ausgeführte Einspritzung gar keine Empfindung, in manchen Fällen ein leises Brennen, in einzelnen jedoch stärkere Schmerzen; das letztere ist aber bei Geübten zum Glück eine Ausnahme und kommt hauptsächlich bei entzündlichen Leiden vor.

* S. „Schmerzlose Operationen. Oertliche Betäubung mit indifferenten Flüssigkeiten rc." von Dr. C. L. Schleich. 3. Aufl. 1897.

Außer einem Aetherzerstäuber zur Schmerzlosmachung des ersten Einstichs genügt eine Nadelspritze von der Art, wie sie von den Morphiumeinspritzungen her bekannt ist, die aber etwas größer ist als bei letzteren. Bei nicht sehr empfindlichen Patienten ist jedoch die Aetherzerstäubung ebenso unnötig wie bei den Morphiumeinspritzungen, der Schmerz des ersten Einstichs ist ja so unbedeutend wie bei diesen, ebenso die nachfolgende Empfindung während der Einspritzung. Die Assistenz eines anderen Arztes oder Gehilfen ist ganz entbehrlich. Die Spritze sowohl wie die einzuspritzende Lösung müssen natürlich desinfiziert sein.

Um das einfache Verfahren möglichst deutlich zu machen, wollen wir einen Fall aus dem Leben zu Hilfe nehmen.

Eine Kranke leidet an jener schmerzhaften Entzündung eines Fingers, die man als „Umlauf" bezeichnet, zu dessen rascher Heilung ein tiefer Einschnitt nötig ist, der bisher oft vom Patienten nicht gestattet wurde, weil er noch mehr Schmerzen in Aussicht stellte. Man machte ihn ja fast ausnahmslos ohne Schmerzbetäubung, weil die Chloroformierung im Verhältnis zu der kurzen und kleinen Operation zu bedenklich war. Der neuen deutschen Anästhesierungsweise dagegen ist es zu danken, daß diese wie zahlreiche andere sogenannte kleine, aber doch oft sehr schmerzhafte Operationen jetzt schmerzlos und ohne Gefahr ausgeführt werden können. In unserem Falle geschah dies, während die Patientin mit abgewandtem Gesicht sich lebhaft unterhielt. Die Ausführung gestaltete sich folgendermaßen: ohne vorhergegangene Bestäubung der ersten Einstichsstelle mit Aether — den kleinen Stichschmerz übersah die Patientin infolge ihrer Unterhaltung — wurde kurz hintereinander rund um den Finger herum in der Nähe der entzündeten Stelle die notwendige Zahl Einspritzungen der oben beschriebenen starken Lösung gemacht. Das geschah in der Art, daß der folgende Einstich stets, wie es Regel ist, in den durch die vorhergehende Einspritzung schon schmerzlos gewordenen Teil der Haut fiel. Nach Beendigung der Einspritzungen ward dann rasch und tief eingeschnitten. Von alledem war der Kranken nichts zum Bewußtsein gekommen, so daß sie sogar an den Arzt die Frage richtete, ob denn nicht mit der Operation bald begonnen werde, und sehr erstaunt war, als sie nunmehr erfuhr, daß alles schon zu Ende sei, noch mehr, als sie aufgefordert wurde, jetzt einmal anzusehen, was inzwischen geschehen war.

Aehnlich verhält sich die Sache bei allen jenen in der täglichen Praxis so überaus zahlreichen kleinen Operationen, welche die großen Hospitaloperationen, wie wir sie hier nennen wollen, sicher um das Achtzigfache an Zahl übertreffen. Gerade bei solchen zeigt es sich am deutlichsten, ein wie großer Fortschritt der Humanität in der Krankenbehandlung der Gesamtheit aus der Schleichschen Erfindung erwachsen ist. Im Vergleich zu diesen Anästhesierungen bilden ja die bei großen Operationen notwendigen Chloroformierungen sozusagen die Ausnahme. Und da die letzteren hauptsächlich der Praxis der berühmten Chirurgen zufallen, erklärt es sich auch, daß bis jetzt die Schleichsche Methode gerade von seiten der akademischen Chirurgen viel weniger als von den gewöhnlichen Praktikern geprüft worden ist. Immerhin ist sie in vielen Hunderten, ja Tausenden von Fällen schon erprobt worden, namentlich auch im Auslande, speciell in Amerika. Aber auch bei großen Operationen hat sie nicht weniger die Probe bestanden, z. B. bei Entfernung von Geschwülsten aus der Unterleibshöhle, bei Bruchoperationen, Knochenoperationen, Amputationen von Gliedmaßen rc.

Manchem Leser dürfte der Gedanke kommen, daß gerade die Erhaltung des Bewußtseins eine Schwierigkeit, ja einen Nachteil der Schleichschen Anästhesierung bilde. Dem gegenüber kann aber zum Glück die Erfahrung angeführt werden, daß in all den vielen Fällen, die bis jetzt ausgeführt wurden — leider fehlt eine genaue Statistik noch —, dies nicht zugetroffen ist. Bei richtigem Vertrauen des Patienten zu seinem Arzte genügt gewöhnlich schon die Versicherung, daß alles schmerzlos verlaufen werde, um jede Angst zu beseitigen, selbst bei Frauen und Kindern. Es bleibt ja auch jedem, der nicht zusehen will, wie er operiert wird, unbenommen, sich die Augen zu verdecken oder fest verbinden zu lassen. Der richtige Takt und Ernst des Arztes aber wird es verhüten, daß während der Operation über diese gesprochen wird. Und selbst manche Ueberängstliche werden sicher durch die Erklärung beruhigt, daß

Digitized by Google

organisierter und auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhender Stellenvermittelungsinstitute, die bis in die entlegensten Ortschaften verzweigt sind und diese mit den Mittelpunkten des Handels in Verbindung setzen. Daneben bestehen Pensions- und Krankenversicherungsvereine; beispielsweise zählt die Pensionskasse des Hamburger Vereins 7000 Mitglieder und besitzt ein Vermögen von $4^1/_2$ Millionen Mark.

Gustav Unkart war am 25. Juli 1842 zu Leobschütz als Sohn eines Pfarrers geboren und zu Neuhaus bei Sonneberg in Thüringen aufgewachsen. Durch die lange, arbeitsreiche Zeit jedoch, die er in Hamburg zugebracht, und durch die tiefen Einblicke, die er als Leiter des Vereins gewonnen, war er gewissermaßen ein Sohn jener Metropole des deutschen Handels geworden, die nun sein Ableben aufrichtig beklagt. Der Hamburger Verein bildete den Angelpunkt seiner Lebensthätigkeit, um ihn drehte sich sein ganzes Sinnen und Trachten und an ihm hing er mit unauslöschlicher Liebe. Trotzdem hat er aber nicht für diesen Verband allein gewirkt, sondern sein Blick und seine Fürsorge reichten weiter und umfingen den ganzen Stand der Handelsangestellten mit warmem Interesse. In Hamburg soll — ganz dem Wesen und der Sinnesart des Verstorbenen entsprechend — sein Andenken dauernd durch eine Stiftung festgehalten werden, die den Namen „Unkart-Stiftung“ tragen und der Unterstützung bedürftiger Handelsangestellter dienen wird. A. M.

Gustav Unkart.
Nach einer Aufnahme von Benque & Niedermann, Hofphotographen in Hamburg.

Unter Blüten.

(Zu dem Bilde S. 297.)

Ob sich alle Sträucher mühten,
Zu entfalten blüh'nde Pracht:
Schöner sind zwei Mädchenblüten,
Die der Jugend Reiz umlacht.

Leis die Schlummernde zu wecken,
Sinnt der Freundin Uebermut;
Ladet doch im Marmorbecken
Schon zum Bad die kühle Flut.

Sich der Jugend zu gesellen,
Muß der Liebe Sendung sein;
Seht, der Venus Tauben stellen
Sich zu frommem Gruße ein!

Schönheit gleich dem Blütenregen
Bald im Windeshauch versprüht,
Wenn der Liebe reicher Segen
Nicht im tiefsten Herzen blüht.

R. v. G.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde in Geisenheim. (Mit Abbildung.) Der Baum, den wir heute unsern Lesern im Bilde vorführen, ist dadurch merkwürdig, daß er zwei Laubkronen, eine obere und eine untere, besitzt. Er steht zu Geisenheim im Rheingau und ist ein Exemplar der kleinblättrigen sogenannten „Winterlinde“. Seine Höhe beträgt 21 m. Der Stamm hat 1 m über dem Boden einen Umfang von 3,67 m, in der Höhe von 6,50 m aber nur noch einen Umfang von 2,70 m, die Spitze der unteren Krone erreicht 6 m Höhe. Die eigenartige Gestalt ist der Linde durch Menschenhand verliehen worden. Vor Jahren wurden in den unteren Teil des Baumes Lindenreiser in regelmäßigen Abständen voneinander eingepfropft. Diese bilden jetzt starke Aeste, welche die stattliche schattenspendende untere Krone darstellen. Die Linde dürfte ein Alter von 150 bis 180 Jahren besitzen.

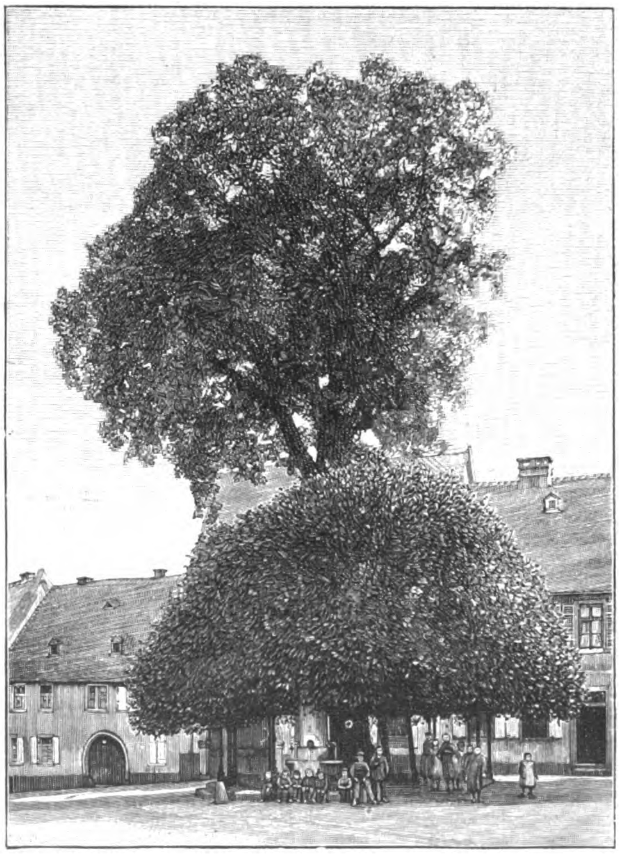
Woraus besteht der Mensch? Welche müßige Frage, wird mancher denken: aus Fleisch und Knochen in der Hauptsache, und noch einigen kleinen Anhängseln, wie Haaren, Nägeln ꝛc. Aber so ist's doch nicht gemeint, vielmehr ist die Antwort auf die Frage gar nicht so leicht, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Der Leib des Menschen besteht aus 13 Grundstoffen, 5 gasförmigen und 8 festen. Die ersteren sind Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Chlor und Fluor, die festen: Kohle, Calcium, Phosphor, Schwefel, Kalium, Natrium, Magnesium und Eisen. Den Hauptbestandteil bildet der Sauerstoff in einem Zustande äußerster Verdichtung. Auf einen Normalmenschen von etwa 80 kg Gewicht würden sich nach den genauen Untersuchungen, die hierüber angestellt sind, diese Stoffe folgendermaßen verteilen: Sauerstoff 44 kg (unter gewöhnlichen Verhältnissen, im gasförmigen Zustand, würde dies Quantum einen Raum von 28 cbm einnehmen), Wasserstoff 7 kg (die, um als Gas Unterkunft zu finden, einen Raum von etwa 80 cbm beanspruchen würden), Stickstoff 1,72 kg, Chlor 0,8 kg, Fluor 0,1 kg. Unter den festen Stoffen überwiegt die Kohle, von der 22 kg vorhanden sind, hierauf folgt das Calcium mit 1,75 kg, Phosphor mit 0,8 und Schwefel mit 0,1 kg, endlich das Kalium mit 80, das Natrium mit 70, das Magnesium mit 50 und das Eisen mit 45 g. Dr. — dt.

Maienblasen in Innsbruck. (Zu dem Bilde S. 293.) Wie in anderen deutschen Städten, so wird auch in der tirolischen Landeshauptstadt Innsbruck der erste Tag des Wonnemonats Mai nach alter Sitte mit Musikklängen freudig begrüßt. Und zwar ist hierfür seit jeher der malerische, altersgraue Stadtturm ausersehen, von dessen Rundgalerie am ersten Mai in früher Morgenstunde die Musik hinausdringt über die Dächerreihen ins freie Land und hinauf zu den Bergen, welche das grüne Innthal umkränzen.

Ringsum liegt noch alles in stiller Ruhe, kein Wagengerassel in den Straßen und Gassen, wenig Menschen begegnet man auf den Bürgersteigen, die breite Innbrücke zeigt sich fast gänzlich öde und leer, da knarrt hoch oben in dem fast sechzig Meter bis zur Spitze messenden Stadtturm das Pförtchen zum äußeren Rundgange, und bald nachher tönt die Melodie des „Mailüfterl“ frisch und fröhlich in den sonnigen Morgen hinaus. Aus dem Erkergemach über dem Rundgang streckt Vater Oelhofer, der nun schon bald fünfundzwanzig Jahre lang als sturmerprobter Turmwart hier oben in luftiger Höhe haust, seinen Kopf durch das kleine Fenster und raucht als buchstäblich „höchste“ Persönlichkeit im Auditorium dieses Maienkonzertes ein Morgenpfeifchen, während bald da, bald dort in der Nachbarschaft ein Fenster sich öffnet und Tücher gegen die Turmgalerie geschwenkt werden als Begrüßung sowohl der Maienmusik, als auch des lange ersehnten Wonnemonats selbst.

Eine weitere, gewiß „hochgeborene“ Persönlichkeit — da deren Wiege hier oben hoch über dem Getriebe der sonstigen Innsbrucker Menschheit stand — finden wir auf unserem Bilde in des Turmwarts freundlichem Töchterlein, das wohl besonders sich freuen mag, das Alltagsleben auf der Hochwarte der Stadt, nach der langen, eintönigen Winterszeit, durch das melodische Liederkonzert der schmucken Musikanten unterbrochen zu sehen. Von der Umgebung grüßt zunächst unten am alten Stadtplatze der Erker an der einstigen Innsbrucker Herzogsburg mit dem goldenen Dachl zur luftigen Turmgalerie herauf, weiter draußen spannt sich die Innbrücke über den vielbesungenen Alpenfluß, und rings um die von mancherlei spitzen Kuppeltürmen überragten Häuserreihen erheben sich die Berge in all ihrer stolzen Pracht, ernst und wild, starr und schneebedeckt, indes vor den Thoren thalauf und -nieder und im nahen Mittelgebirge schon alles grünt und blüht in voller Frühlingsherrlichkeit.

Die Lieder sind bald verklungen, und nun wird's wieder still und einsam im Turme bis zur Reisezeit im Sommer; dann steigen von den vielen tausend Alpenfahrern, welche die schöne tiroler Hauptstadt besuchen, alltäglich Dutzende zum Stadtturm hinan, da dessen luftiger Rundgang eine reizend schöne Fernsicht auf Stadt und Land, über Berg und Thal gewährt, ein Landschaftspanorama, wie es sonst eben nur auf entfernteren Höhen sich bietet. J. C. Platter.



Deutschlands merkwürdige Bäume: die Linde in Geisenheim.
Nach einer photographischen Aufnahme von C. Hertel in Mainz.

Verbrauch von Bodenbestandteilen durch die Pflanzen. Es ist eine altbekannte Thatsache, daß die Pflanzen zusammen mit dem Wasser durch ihre Wurzeln kleine Mengen von Mineralsubstanzen, die sie zum Aufbau ihrer Organe nötig haben, aus dem Boden aufnehmen. Wie uns die Aschenanalyse zeigt, kommen bei den einzelnen Pflanzen nur geringe Mengen in Betracht, die an die Massen des verbrauchten Wassers nicht heranreichen. So haben Untersuchungen gezeigt, daß eine einzige Sonnenrose in 140 Tagen dem Boden 66 Liter Wasser entnahm, während ein Hektar eines 115jährigen Buchenwaldes vom 1. Juni bis zum 1. Dezember 2,4 bis 3,5 Millionen Liter verbrauchte. Freilich bleibt ja das Wasser nicht in der Pflanze, es verdunstet, hauptsächlich durch die Blätter, fast vollständig wieder, während die in ihm gelöst enthaltenen Mineralbestandteile in der Pflanze abgelagert werden. Aber wenn auch die Menge der Mineralsubstanzen in der einzelnen Pflanze nur gering ist, so ergeben sich doch für die Pflanzenwelt eines größeren

Digitized by Google

Bezirks so gewaltige Werte, daß man es kaum für möglich hält. Das geht aus einer interessanten Arbeit von Woldrich hervor, der sich die Aufgabe gestellt hat, nachzuweisen, welche Massen mineralischer Nährstoffe jahraus jahrein durch die Vegetation dem Boden, und zwar speciell des Ländergebietes von Böhmen, entzogen werden. Woldrich berechnete, daß alljährlich die Feldpflanzen Böhmens dem Erdboden wenigstens 563 Millionen Kilogramm mineralischer Stoffe entziehen, Wiesen und Weiden wenigstens 274 Millionen Kilogramm, Wälder und Gärten 25 Millionen Kilogramm, die gesamte Pflanzenmenge also mindestens 862 Millionen Kilogramm. Zum Transport dieser ungeheuren Menge würden 4310 Güterzüge zu je 20 Wagen, der Wagen zu 200 Centner Tragfähigkeit angenommen, nötig sein.

Die Pfingstlichteln in Berchtesgaden. (Mit Abbildung.) Altheidnische und christliche Sitte haben sich vereint, um an zahlreiche Zeitpunkte im Jahre gewisse Bräuche anzuknüpfen, die teils mit Wandlungen des Naturkreislaufes, teils mit den Erinnerungen an kirchengeschichtliche Ereignisse und Personen zusammenhängen. Als ein solcher Zeitpunkt erscheint auch das Pfingstfest. Die Zeit, um welche der Lenz in seine vollste Pracht eintritt, mag wohl bei unseren germanischen Vorvätern im grauen Heidentume noch eine viel dringendere Veranlassung zu festlicher Stimmung gewesen sein als heutzutage. Jene Festlichkeiten, welche da, wo sich noch alter Brauch im Volke erhalten hat, um Pfingsten gefeiert werden, lassen deutlich erkennen, wie in manchen Gegenden rätselhafte heidnische Ueberlieferung, anderwärts dagegen christliche Anschauungen den Grundzug der Festveranstaltungen bilden. Man wird solche Sitten immer am lebendigsten in rein ländlichen Gegenden finden, wo noch nicht die Aufklärung und die modernen Interessen einer industriellen Bevölkerung das Althergebrachte weggewischt haben. So ist es insbesondere in den verschiedenen Landbezirken Altbayerns der Fall. In den Ortschaften der zur Donau sich abdachenden Hochebene herrschen — oder herrschten wenigstens bis vor wenigen Jahrzehnten — Pfingstbräuche, die nur aus einer kaum mehr verständlichen heidnischen Ueberlieferung erklärt werden können. So namentlich der Umritt eines Zuges, dessen Hauptperson eine komische Figur, der „Pfingstl“, ist, welcher schließlich ins Wasser geworfen wird.

Die Pfingstlichteln in Berchtesgaden.

Nach Skizzen von F. Menter gezeichnet von F. Bergen.

Wo durch ein vielhundertjähriges Hausen unter dem Krummstabe die Bevölkerung veranlaßt worden ist, sich tiefer in das Christentum einzuleben, hat auch die Pfingstsitte ein christliches Gepräge angenommen. So in dem bergumschlossenen Berchtesgadener Ländchen, dessen Volk seit achthundert Jahren von den Pröbsten und Mönchen des Berchtesgadener Stiftes in christlicher Sitte erzogen ward. Hier hat sich die schöne Sitte der „Pfingstlichteln“ bis in die neueste Zeit erhalten. Zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel werden hier Kerzchen angezündet, die entweder von Kindern durch die Straßen getragen oder auch auf Balkongeländern, Brüstungen und Planken befestigt werden. Manchmal sieht man zwölf solcher Kerzen nebeneinander auf einem Balkon oder Mäuerchen brennen; dahinter sitzt dann gewöhnlich, in einem Gebetbuche lesend, eine alte Frau, die außer ihrer Freude an den Lichtern auch zu sorgen hat, daß durch dieselben kein Schadenfeuer entsteht. Es macht einen eigenen Eindruck, diese kleinen Lichtchen im Kampfe mit der großen, auf die Felsberge des Thales niederstrahlenden Frühlingssonne zu sehen. M. H.

Mörtel der ägyptischen Pyramiden. Wer je in den Katakomben Roms oder in den altrömischen Amphitheatern gewesen ist, der hat sich wohl auch gewundert über die ungeheure Festigkeit des Mörtels, durch den die aufeinanderlagernden Steinmassen in diesen mehrere tausend Jahre alten Bauten unauflöslich verbunden erscheinen. Man hörte darum und hört auch heute noch oft die Behauptung aufstellen, so fest verständen wir jetzt nicht mehr zu bauen. Da ist es denn interessant, zu wissen, daß chemische Untersuchungen des Mörtels dieser alten Bauten ergeben haben, daß er genau so zusammengesetzt ist wie unsere heutigen Mörtel. Noch viel älter als diese römischen und griechischen Bauwerke sind nun die Pyramiden Aegyptens, die trotz ihres hohen Alters nicht die geringsten Spuren des Verfalls zeigen und an denen wohl noch viele weitere Jahrtausende vorüberziehen werden, ohne sie zu Fall zu bringen. Das Bindematerial, das die alten Aegypter benutzten, muß also wohl noch besser gewesen sein. In Amerika hat man nun Mörtel von der ältesten und größten, der Cheopspyramide, untersucht, und siehe da, er stimmte in der Zusammensetzung mit unseren besten Mörteln nahezu völlig überein. Daraus geht hervor, daß wir, wenn wir nur wollen und unser bestes Material nehmen, wohl mindestens ebenso fest bauen können, wie es den alten Aegyptern und Römern möglich war. Dr.—dt.

Am Hochsitz. (Zu dem Bilde S. 317.) Auf der Jagd spielt der Wind eine Hauptrolle. Man kann sich noch so gedeckt ansetzen und so vorsichtig als nur immer möglich pirschen — hat der Jäger keinen Wind, das heißt, zieht die Luft von ihm nach dem Wilde hin, so wird er wenig Glück haben: es wittert ihn, bevor er es sieht oder schußmäßig heran ist. Deshalb baut sich der Jäger, um vom Winde nicht abhängig zu sein, Hochsitze oder Kanzeln, und der Künstler, Albert Richter, zeigt uns auf seinem Bilde eine solche, in deren Nähe sich eine „Körnung“ befindet. Seit Jahren wechselte in der „Dresdener Heide“ ein „Eingänger“, ein Hauptschwein, und als dasselbe eine aus Kartoffeln, Eicheln und Mais angelegte Körnung angenommen hatte, forderte der Oberförster an einem schönen Maitag den Künstler auf, sein Glück mal zu versuchen und vom Hochsitz den prächtigen „Eingänger“ zu skizzieren. Da aber auch Dam- und Rotwild auf die Fütterung kam, hatte der Forstlehrling zwei am Morgen erlegte junge Füchse neben dieselbe gelegt, die das Wild „vergrämen“ sollten, den Schwarzkittel aber, der ja auch „Luder“ annimmt, wohl kaum von der Körnung abhalten würden. Als es dämmerig wurde, knackte es in der Dickung, aber statt des Keilers zog ein Kolbenhirsch heran, vorsichtig schleichend, hin und herwechselnd, als bekäme er Wind von den Füchsen, könnte aber trotzalledem seine Sehnsucht nach der Körnung nicht bemeistern. Plötzlich aber warf er sich herum und stürmte polternd und prasselnd durch die Dickung zurück. Diesen auf der Kanzel erlauschten Vorgang hat dann unser Künstler in seinem Bilde wiedergegeben. K. B.

Passionata. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ist es eine Erinnerung an Beethovens „leidenschaftliche Sonate“, welche dem Künstler vorschwebte, als er diesen dunkelschönen Frauenkopf schuf? Stürmisch wie dort die Töne, sich verschlingend, brausen, hat es hier in der jungen Seele gewittert: Haß und Liebe, heißes Verlangen und treuloses Abwenden haben sich wie Wellen der Sturmflut übereinander hingewälzt, bis endlich die Kraft erschöpft war, die heißen Thränenströme versiegten und schwermütige Ruhe an Stelle der Verzweiflung trat. Nun klingen die Töne ernst und trauervoll, von süßer Erinnerung sehnsüchtig durchwoben, so wie hier der Blick der Augen sich tief und schwermutsvoll in die Ferne richtet. Festgeschlossen bleibt der Mund, der von höchster Wonne und großen Schmerzen zu reden vermöchte, die Hand vergräbt sich in die dunklen Haarwellen und träumerisch ruht das schöne Haupt weit vorgeneigt, als lausche es den klagenden Stimmen, die von gestorbener Liebe und bösen Schicksalsmächten singen. Nur in den Augen glimmt es noch leise wie ein unheimlicher Funken, der nicht verlöscht und des Augenblicks harrt, da ein plötzlicher Windstoß ihn wieder zur verzehrenden Flamme anfacht. Auf dem Marmortisch vor der Schönen aber liegen, achtlos hingestreut, halbentblätterte Rosen, ein Sinnbild eines kurzen, nun zerstörten Liebesglücks.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

sie im Vergleich zu der Chloroformierung den unschätzbaren Vorteil haben, jede Lebensgefahr zu vermeiden. Wird einmal das Schleich'sche Verfahren dem Publikum bekannter und geläufiger geworden sein, als dies bis jetzt der Fall ist, so wird auch die noch hier und da auftretende Furcht vor dem Unbekannten wegfallen. Das Infiltrationsverfahren erfordert öfter zwar etwas mehr Zeit als die allgemeine Narkose, doch fallen dafür auch die nicht geringen Störungen und Nachwehen dieser weg; denn der Patient fühlt sich nach Beendigung der Operation sofort vollkommen wohl.

Die Erfindung dient auf die denkbar vollkommenste Weise der täglichen Praxis und erspart dadurch eine größere Summe von Schmerzen, als dies durch die allgemeine Narkose seither der Fall war, und dazu auch an Geld, weil sie ohne jede Assistenz von jedem Arzte ausgeführt werden kann. Der deutschen Wissenschaft aber gereicht sie zur Ehre, weil diese, die seither nur aufnehmend an der Erfindung und bessernd an der Kunst der Anästhesierung beteiligt war, jetzt zum erstenmal den Weg betreten hat, der sie auch in Bezug auf diese Humanitätssache zur Lehrerin der anderen Völker macht, deren Schülerin sie in derselben bisher nur gewesen ist.

Die Feuerprobe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zu dem Bilde S. 320 und 321.)

Um die Gestalt Heinrichs II, der als römisch-deutscher Kaiser in den Jahren 1002 bis 1024 regierte, hat die Nachwelt einen Kranz von Legenden gewoben. Ein Teil derselben bezieht sich auch auf seine Gemahlin Kunigunde, die gleich ihm durch einen frommen Lebenswandel sich auszeichnete. Aus dem Schatz dieser sagenhaften Ueberlieferungen schöpfte der Ende vorigen Jahres verstorbene Maler Konrad Weigand, als er die packende Zeichnung schuf, welche sich auf den folgenden Seiten wiedergegeben findet.

Der Teufel beneidete Kunigunde um ihren guten Ruf und brachte sie am Hofe derart in schlimmen Verdacht, daß selbst Kaiser Heinrich II der üblen Nachrede Glauben schenkte und seine Gemahlin der Untreue beschuldigte. Um sich von diesem ungerechten Verdacht zu reinigen, wählte die Kaiserin das Ordal des glühenden Eisens. Nachdem sie inbrünstig zu Gott gebetet hatte, schritt sie barfuß über zwölf glühende Pflugscharen, ohne sich im geringsten zu verletzen. Angesichts dieses Wunders fiel der Kaiser vor seiner Gemahlin auf die Kniee und leistete ihr feierlich Abbitte. Zu Bamberg, wo Kaiser Heinrich II im Jahre 1007 das später berühmt gewordene Bistum gründete und in dessen Dome sich sein und seiner Gemahlin Grabmal befindet, soll sich jenes Gottesurteil ereignet haben.

Das Weigand'sche Bild zeigt uns den Beginn der ernsten Handlung. Eine treue Dienerin der Verdächtigen fleht vergebens den Kaiser um Gnade an; er ist nicht gesonnen, der Beschuldigten die schwere Prüfung zu erlassen. Während die glühenden Eisen bereits nebeneinander gelegt werden, betet Kunigunde, von der Geistlichkeit umringt, zum Himmel, daß er sie beschützen und ihre Unschuld erweisen möge. Wie die neuere Geschichtsforschung nachwies, entstand jene Legende im zwölften Jahrhundert. Wenn aber auch der Vorgang geschichtlich nicht verbürgt ist, so hat das Weigand'sche Bild doch einen hohen kulturgeschichtlichen Wert. Es gewährt uns in seiner packenden Wirkung einen tiefen Einblick in die eigenartige Rechtspflege des Mittelalters.

Die Sitte, in schwierigen unklaren Rechtsverhandlungen die Gottheit selbst anzurufen, damit sie durch Zeichen oder Wunder über Schuld und Unschuld entscheide, ist uralt. Wir finden sie noch heute bei vielen Naturvölkern vor, und sie war auch bei allen arischen Völkern üblich. Als nun die Heiden in Europa zum Christentum bekehrt wurden, konnten diese alten Gewohnheiten der Rechtspflege nicht ohne weiteres beseitigt werden. Die Kirche und die weltlichen Behörden suchten jedoch den heidnischen Brauch nach Möglichkeit einzuschränken. Diese Gottesurteile oder Ordalien, wie man sie nach dem angelsächsischen Worte ordal (Urteil) nannte, durften nur dann als äußerstes Beweismittel zur Feststellung der Wahrheit stattfinden, wenn die üblichen Gerichtsverfahren versagten und namentlich der Eid und die Stellung von Eideshelfern nicht genügten. Außerdem wurde ihre Leitung in die Hände der Geistlichkeit gelegt.

Bei den germanischen Völkern wendete man verschiedene Arten der Ordalien an. Die verbreitetste war das **Kampfurteil** oder der **Zweikampf**, bei dem es schwächlichen Personen, den Weibern, den Geistlichen und Leuten vornehmen Standes erlaubt war, als Stellvertreter andere, sogar bezahlte Kämpfer vorzuschieben.

Galt es bei einer Mordthat, den Thäter zu ermitteln, so wurde das **Bahrrecht** angewandt. Der Beschuldigte mußte an die Bahre treten, auf die man den Ermordeten gelegt hatte, und die Wunden mit der Hand berühren. Fingen diese an zu bluten oder zu zittern, oder veränderte sich die Gesichtsfarbe des Toten, dann war der Angeklagte der Schuld überführt.

Ein weiteres Ordal war die **Probe des geheiligten Bissens**. Man gab dem Beschuldigten einen vorher gesegneten Bissen Brot, damit er ihn verschlucke. Vermochte er es nicht zu thun, dann war seine Schuld erwiesen. Daher soll das Sprichwort „Daß mir das Brot im Halse stecken bleibe!“ stammen.

Das **Kreuzurteil**, bei welchem die streitenden Parteien mit aufgehobenen Händen an einem Kreuze stehen mußten und das denjenigen schuldig erklärte, der zuerst die Hände sinken ließ, war nur kurze Zeit gebräuchlich; es wurde durch Ludwig den Frommen bereits im Jahre 826 verboten.

Am berühmtesten von allen Ordalien sind aber im Laufe der Zeit die **Wasserprobe** und die **Feuerprobe** geworden. Die erstere wurde in zweifacher Art geübt. Zunächst gab es die Probe mit kaltem Wasser. Dabei wurde der Angeklagte an einem Strick ins Wasser geworfen: sank er nach unten, so galt dies als Zeichen seiner Unschuld, schwamm er oben drauf, so sprach dies für seine Schuld. Bei der zweiten Abart dieses Gottesurteils, der Probe mit heißem Wasser, mußte der Beschuldigte, falls er sich vom Verdacht reinigen wollte, einen Ring oder Stein aus einem mit siedenden Wasser gefüllten Kessel mit bloßem Arm unverletzt hervorholen.

Dieses Ordal bildet gewissermaßen den Uebergang zu der Feuerprobe, die wiederum in mehreren Abarten angewandt wurde. Der Angeklagte konnte seine Unschuld dadurch erweisen, daß er seine Hand eine genau bestimmte Zeit lang in das Feuer hielt und sie unverletzt zurückzog, oder es wurde von ihm verlangt, daß er, nur mit einem Wachshemde bekleidet, unversehrt durch einen brennenden Holzstoß schritt. Schließlich gab es noch zwei Proben des heißen Eisens; bei der einen mußte der Beschuldigte ein glühendes Eisen von bestimmtem Gewicht eine genau vorgeschriebene Strecke, z. B. neun Schritte, weit tragen, bei der andern barfuß über 6, 9 oder 12 glühende Pflugscharen gehen.

Die Gerichte des Mittelalters müssen mit den Ordalien keine guten Erfahrungen gemacht haben, denn dieselben wurden nach und nach aufgehoben und verschwanden im 14. Jahrhundert fast gänzlich aus der Gerichtspflege. Erst in der trüben Zeit der Hexenprozesse wurden einige derselben, namentlich die kalte Wasserprobe, aus der Rumpelkammer abergläubischer Rechtsmittel hervorgeholt.

Bemerkenswert ist es nun, daß im „Hexenhammer“, der im Jahre 1489 herausgegebenen Anleitung zum henkermäßigen Verhören und Ueberführen der Hexen, den Richtern die Anwendung der Probe des glühenden Eisens und des kochenden Wassers widerraten wird. Denn schon durch natürliche Mittel, Kräutersäfte und dergl., könne das glühende Eisen unschädlich gemacht werden; der Teufel vermöge aber solches noch viel eher zu vollbringen. So wurde im Jahre 1483 im Territorium der Grafen von Fürstenberg eine Hexe verhaftet. Es gelang nicht, ihr durch die Folter ein Geständnis zu erpressen, und nun erbot sie sich, ihre Unschuld durch die Probe des glühenden Eisens zu erweisen. Der junge Graf war in solchen Dingen nicht erfahren, und er gab der Hexe auf, das glühende Eisen drei Schritte weit zu tragen; doch diese trug es sechs Schritte weit und erbot sich zur Wiederholung des Ordals. Erfreulicherweise wurde die vermeintliche Hexe auf freien Fuß gesetzt. Vor Richtern, die auf die Ratschläge des „Hexenhammers“ achteten, wäre es ihr schlecht ergangen, denn darin hieß es: „Verlangt eine Hexe die Probe des

Digitized by Google

Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Hein

Nach einer Originalzei

Digitized by Google

ll, wird der Feuerprobe unterworfen.

ß von K. Weigand.

Digitized by Google

glühenden Eisens, so soll sie der Richter fragen, wie sie die Frechheit haben könne, so etwas zu fordern, und ihr die Probe verweigern.“

Man ersieht aus diesen Mitteilungen, daß schon damals in Deutschland Mittel bekannt waren, mit welchen die Haut gegen die Einwirkungen hoher Hitze weniger empfindlich und bis zu einem gewissen Grade „feuerfest“ gemacht werden konnte. Solche Künste wurden aber nicht allein von europäischen Zauberern geübt. Im fernen Orient und in Asien hat es seit jeher wunderliche „Heilige“ gegeben, die durch Proben ihrer Feuerfestigkeit die Volksmenge in Erstaunen versetzten. Ja sie leben dort noch heute, und Reisende können in Aegypten und Indien oft derartige Vorführungen der Fakire mit eigenen Augen schauen. In Kairo leisten diese Leute bedeutend mehr, als ehemals bei dem Ordal der Feuerprobe verlangt wurde. Sie schreiten nicht nur über glühende Pflugscharen, sondern sie bleiben mit bloßen Füßen auf einer zur Rotglut erhitzten eisernen Schaufel stehen, bis diese dunkel geworden ist; sie tragen glühendes Eisen in der Hand und lecken sogar daran; sie nehmen glühende Kohlen in den Mund und halten brennende Fackeln an den bloßen Arm, ohne sich zu verletzen.

Vor etwa 30 Jahren wurden ähnliche Vorführungen in spiritistischen Cirkeln veranstaltet. In Kiesewetters „Geheimwissenschaften“ ist ein Bericht über die Wunderleistungen des Mediums Home abgedruckt. Derselbe nahm im Zustand der Verzückung eine glühende Kohle aus dem heißesten Teil eines hellen Feuers und trug sie rings im Zimmer umher, so daß jedermann sehen und fühlen konnte, daß sie eine wirkliche war. Aber noch weit seltsamer ist die Mitteilung, daß dieses Medium in seinem Verzückungszustand dieselbe Gabe bei anderen Personen entdecken oder dieselbe auf andere übertragen konnte. Er legte z. B. eine glühende Kohle auf das Haupt eines Herrn Hall und strich dann dessen weißes Haar zu einer Art Pyramide über der roten Kohle. Bei dieser Vorführung wurden weder Haut noch Haare der Versuchsperson im geringsten verletzt.

Daraus folgern nun die Anhänger der modernen Geheimwissenschaften, daß es eine Art „mediumistischer Widerstandsfähigkeit“ gegen die Verbrennung gebe. In dem Zustand der Verzückung soll dieselbe bei gewissen Personen sich einstellen. Man wird uns wohl nicht verargen können, wenn wir an diese Behauptung nicht glauben, bis diese Versuche durch einwandfreie Personen nachgeprüft worden sind. Wir wissen wohl, daß in dem sogenannten Zustand der Verzückung, wie in der Hypnose und bei gewissen Nervenleiden, die Empfindung für Schmerz aufgehoben werden kann. Dann fühlen solche Personen die Schmerzen der Verbrennung nicht, aber ihre Haut wird doch mit Brandwunden bedeckt. Ein Hypnotisierter oder Kranker, der eine Zeit lang keine Empfindung gegen den Verbrennungsschmerz besitzt, ist noch lange nicht feuerfest im Sinne der Feuerprobe.

Die Hexen und die Zauberkünstler pflegten die Mittel zur Hervorbringung ihrer Künste geheimzuhalten; redseliger waren schon die Gaukler, die zu verschiedenen Zeiten durch das Bestehen mannigfacher Feuerproben das Publikum gewerbsmäßig unterhielten. Durch sie hat man denn auch erfahren, wie es möglich sei, einzelne Körperteile bis zu einem gewissen Grade gegen die Verbrennung zu sichern. Eins dieser Kunststücke wurde schon im 17. Jahrhundert gelegentlich des Auftretens eines englischen Tausendkünstlers Namens Richardson bekannt. Dieser Mann legte eine glühende Kohle auf die Zunge, fachte durch den Atem die Glut an, briet dann auf der Kohle ein Stückchen Fleisch und verschlang alles. Sein Diener erzählte, daß Richardson durch Bestreichen mit einer Säure seine Zunge gegen glühende Gegenstände unempfindlich mache. Gründlicher wurde noch die Sache aufgeklärt, als ein spanischer Tausendkünstler, Lionetto, im Jahre 1809 in Neapel auftrat und durch ähnliche Feuerkünste Aufsehen erregte. Ein Professor Sementini untersuchte die Sache und stellte verschiedene Versuche an. Durch entsprechende vorsichtige Behandlung der Handhaut mit Alaun gelang es ihm, dieselbe in hohem Grade gegen rotglühendes Eisen unempfindlich zu machen. Er konnte nun auch glühende Schaufeln anfassen, ohne die Hand zu verbrennen. Er fand ferner, daß durch eine Salbe, in der gleichfalls Alaun enthalten war, die Zunge derart präpariert werden konnte, daß sie durch siedendes Oel nicht verbrüht wurde. Natürlich durfte die Berührung erhitzter Gegenstände, wie dies auch bei der Feuerprobe der Fall war, nur kurze Zeit dauern.

Wenn wir nun bedenken, daß man schon im Altertum den Alaun benutzte, um Holz unverbrennbar zu machen, daß z. B. die alten Griechen ihre Schlachttürme zu diesem Zwecke mit einer Alaunlösung bestrichen, so wird man zugeben, daß findige Köpfe, die an Gaukeleien Gefallen fanden, auch Versuche angestellt hatten, mit demselben Mittel ihre eigene Haut schwer verbrennbar zu machen. Wir haben schon erwähnt, daß im „Hexenhammer“ von natürlichen Mitteln, Kräutersäften u. dergl. gesprochen wird, vermöge deren man sich gegen Verbrennungen und Verbrühungen bei der Feuerprobe schützen könne. A. de Rochas veröffentlichte vor einer Reihe von Jahren in der „Revue scientifique“ eine ganze Anzahl von Rezepten, die im Mittelalter zum Feuerfestmachen empfohlen wurden.

Für die Gegenwart haben sie keine praktische Bedeutung. Nur das eine möchten wir hervorheben, daß die Veranstaltung solcher Versuche nicht gefahrlos ist. Mitunter versagen die Mittel und dann erfolgen schlimme Verbrennungen, die langwierige Leiden und selbst den Tod nach sich ziehen können. Auf diese Weise sind schon Tausendkünstler und Fakire, die gegen das Feuer gefeit zu sein glaubten, verunglückt. Ferner ist das Präparieren der Haut durch scharfe Salben zu verpönen, indem dieselben Hautentzündungen und Vergiftungen nach sich ziehen können, noch gewagter ist es, die Zunge einer solchen Behandlung auszusetzen. Wir müssen darum unsre Leser eindringlich warnen, solche Versuche anzustellen, die um so zweckloser sein würden, als durch sie nur das bestätigt werden kann, was den Gauklern und Tausendkünstlern seit Jahrtausenden bekannt war.

Schließlich sei noch erwähnt, daß nicht jede Haut sich zu derartigen Kunststücken eignet. Die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Menschen ist verschieden; das gilt auch der Hitze gegenüber. Leute, die viel mit heißen Gegenständen hantieren, haben eine weniger empfindliche Haut als solche, die ihre Hände schonen. Mancher Mann, der im Bureau arbeitet, kann einen heißen Teller nicht angreifen, den seine in der Küche bewanderte Frau ohne jede Schmerzempfindung festhält. Noch abgehärteter ist die Haut von Menschen, die in Schmieden und Metallgießereien beschäftigt sind. Diese können mitunter Proben von Feuerfestigkeit geben, die geradezu unglaublich erscheinen. Wiederholt wurde von Arbeitern berichtet, die ihre Hand einen Augenblick in geschmolzenes Kupfer oder Eisen tauchen konnten, ohne sich zu verbrennen. Das sind erst recht gewagte und gefährliche Kunststücke, die niemand nützen können. Die Feuerprobe ist längst ein überwundener Standpunkt; was schon den Hexenrichtern nicht mehr imponieren konnte, sollte in unserer aufgeklärten Zeit selbst als Spielerei nicht geduldet werden.

M. Hagenau.

Blätter und Blüten

Gustav Unkart †. (Mit dem Bildnis S. 323.) Die Wahrheit des Goetheschen Spruches: „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß“, hat gewiß jeder schon im Leben beobachten können. Wie aber durch eine solche rechte Pflege, durch unablässiges, zielbewußtes Streben aus einem kleinen Kreise ein großer, weitumfassender zu werden vermag, das zeigt so recht das Wirken Gustav Unkarts, der am 22. Februar 1898 in Hamburg aus dem Leben geschieden ist. Zweiundzwanzig Jahre hindurch war er Vorsitzender des „Vereins für Handlungscommis von 1858 in Hamburg“, der unter ihm einen ungewöhnlich hohen Aufschwung genommen hat. Als Unkart im Jahre 1870, nachdem er bereits sieben Jahre dem Verein angehörte, in seinen Vorstand — die „Verwaltung“, wie er sich nennt — aufgenommen wurde, zählte der Verein 3000 Mitglieder, was für die damaligen Verhältnisse bereits eine stattliche Zahl war. Wenn er heute aber bis auf 55000 Mitglieder gestiegen ist, so verdankt er das neben dem gewaltigen Aufschwung, den Handel und Industrie Deutschlands im allgemeinen und Hamburgs im besonderen seitdem genommen hat, in erster Linie dem nun seiner langjährigen, verdienstvollen Thätigkeit Entrissenen. Gegenwärtig ist der Hamburger Verein in seiner Art das größte kaufmännische Institut der Welt, dem nur wenige andere Vereine an Mitgliederzahl und umfassendem Wirken nahe kommen. Er war der erste, der die Stellenvermittelung in solchem Umfange in die Hand nahm und dadurch eine neue und hochwichtige Art sozialpolitischer Hilfsthätigkeit schuf. Der deutsche Kaufmannsstand besitzt jetzt eine ganze Reihe mustergültig

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Kakemono heißen die Bilder zum Aufhängen, mit denen die Japaner ihre Veranden und Pavillons ausschmücken, aus Stoff oder Papier, oder beidem zusammen. Diese gute Idee eines beweglichen und leicht aufzubewahrenden Wandschmuckes ist auch in unsere Weise zu übersetzen. Dort ist meist die Malerei eingerahmt durch ein ornamentales Stoffmuster von sanften Farben, welches das Bild hebt. Dies müßte man in Aquarellmalerei nachahmen, wenn man nicht einen leichten Seidenstoff verwenden will. Das Ganze ist ein Stück nicht zu starken Aquarellpapiers, auf Schirting gezogen in der Art der Landkarten, und wie diese mit Stäben oben und unten versehen. Hübscher macht es sich, wenn der Stab mittels einer Goldlitze festgeschnürt ist, die mit Schleifen oder Quasten zum Aufhängen dient. Auch eine Oelstudie auf Malleinwand läßt sich auf diese Weise als gutes Dekorationsstück fertig machen. J.

Kakemono.

Wandborte. Zum Schmuck für die Veranda, wenn sie frisch getüncht worden, eignet sich sehr eine aufgemalte farbige Bordüre, die sich unterhalb der Decke hinzieht und, in wenigen einfachen Tönen gehalten, dem Raum etwas festlich Heiteres giebt. Das Malen auf die Mauer selbst ist unbequem, obwohl sich mit den gewöhnlichen Leimfarben und hübsch breiten Pinseln gute Wirkungen erreichen lassen. Wer sich's bequem einrichten will, schneidet sich aus grobem Meterpapier die nötigen Streifen zurecht, steckt sie auf einem langen Tisch fest und malt oder schabloniert eine Bordüre wie die anbei dargestellte mit Leim- oder Temperafarben darauf. Es ist praktisch, beim Ausschneiden der Schablone aus Karton nur die Hauptformen ganz auszuschneiden, von den Stielen nur ab und zu ein Stück, das als Anhaltspunkt dient, dann nutzt sich die Schablone nicht so schnell ab und verzieht sich weniger, während man leicht mit dem Pinsel ergänzen kann, was fehlt. Die Streifen klebt man auf die Wand mit Kleister sorgfältig fest; wenn sie genau die Farbe derselben haben, ist kein Abschluß nötig; sonst grenzt man sie durch einen breit aufgemalten Rand oder eine schmale aufgenagelte Holzleiste nach unten ab. — Unsre Bordüre verlangt nur helles und dunkleres Rot und etwas Gelb für die Aepfel, helles und dunkles Grün für die Blätter und warmes Braun für die Stiele; eine kräftig braune Umrandung macht sich gut.

Schmetterlingswolle heißt eine ganz besonders hübsche Wolle, die kürzlich in den Handel gekommen ist. Der sehr weiche Faden zeigt in seinen Uebergängen verschiedene lichte Farben, die beim Wirken und Häkeln eine Art von unbestimmten Mustern ergeben, ein milder Grundton — taubengrau, hellbraun 2c. — herrscht vor. Die Wolle eignet sich sehr für leichte Kopftücher und dergleichen; auch als Ueberzug eines Sofakissens macht sie sich gut, wenn derselbe aus losen Stäbchenreihen ganz einfach gehäkelt und mit passender Seide unterlegt wird.

Tischdecken aus gewebten Borten und Leinwand. Ueberall erhält man jetzt die schönen, farbig gewebten Borten, die zuerst in Tirol aufkamen, blau, rot oder gelb auf weißem Grund. Drei von diesen gewebten Streifen, etwa 12 cm breit, und zwei weiße Leinwandstreifen von der doppelten Breite dazwischen, mit einem Lochsaum oder Durchbruch angesetzt, und eine einfache Leinenspitze, vielleicht auch eine selbstgehäkelte von guipureartigem Muster, um den Rand gesetzt, das ergiebt eine sehr hübsche Kaffeetischdecke, die viel weniger Mühe macht als die gestickten und im Waschen weniger leidet als jene. J.

Tischdecke aus gewebter Borte.

Adressenbuch — ein praktisches Geschenk auf den Schreibtisch der Hausfrau. Wer nicht selbst buchbindert, läßt sich ein nettes Buch aus weißen Blättern mit Kartondeckeln (Holzpappe) und Leinwandrücken, oder ganz in Leder gebunden, herstellen, brennt oder punzt den Deckel, malt ihn aus, wählt auch vielleicht Wappen oder Namenszug des Empfängers statt des ornamentalen Blumenschmuckes und teilt das Buch in einzelne Rubriken mit ebenfalls verzierten Titelblättern, die am Rande kenntlich gemacht werden können. Dies ist für unseren Zweck praktischer als die angeklebten Buchstaben des Alphabets. In das Buch schreibt man Adressen von Bekannten, von Bezugsquellen und Geschäftsleuten, die Titel empfohlener und verliehener Bücher 2c. je in eine Rubrik zusammen, zu bequemem Nachschlagen. J.

Wandborte für Veranda.

Adressenbuch.

Das Selbstanfertigen von Kleidern ist eine so lohnende Ersparnis, daß sich noch viel mehr Frauen und Mädchen daran begeben sollten. Die meisten finden es unmöglich, einen Journalschnitt ihrer Person anzupassen, und verzichten zu früh auf den Versuch, der doch an der Hand von guten Lehrbüchern für Zuschneiden, wie sie die großen Modezeitungen herausgeben, leicht genug zu machen ist. Es gelingt sicher, wenn man als Grundlage dafür eine ältere, gut sitzende Taille zertrennt, das Futter sorgfältig mit wenig heißem Eisen bügelt und nun den Schnitt der Musterzeitung auf dieses Futter legt. Die Unterschiede fallen sofort in die Augen, und es ist nicht schwer, die neue Form mit den Linien der eigenen Figur in Einklang zu bringen und sich so ein bleibendes Grundmuster zu verfertigen. Ganz ebenso verhält es sich mit den Aermeln, deren Länge und Weite sich immer nach dem eigenen Arm richten muß. Für die Röcke finden sich in allen Musterzeitungen stark verkleinerte Schnittübersichten, deren Weite man nur mit dem eigenen Längenmaß zu kombinieren hat. Selbstverständlich wird zum Selbstschneidern Uebung in allen den kleinen Handgriffen erfordert, welche bei Herstellung eines Kleides nötig sind; sie sollte eben unseren Haustöchtern zeitig beigebracht werden, indem sie bei der Hausschneiderei mithelfen und allmählich zu so viel Selbständigkeit gelangen, um wenigstens das Verändern getragener Sachen, sowie die Anfertigung von einfacheren Kleidern und Blusen selbst besorgen zu können. Es kommt bei dieser Thätigkeit viel mehr Gewinn heraus als beim Sticken, Häkeln oder Holzbrandmalen, ganz abgesehen von dem Zuwachs an praktischer Tüchtigkeit fürs Leben!

Hauswirtschaftliches.

Neue Restverwendung von Hammelfleisch. Jede Hausfrau weiß, wie schlecht gerade Hammelfleischreste sich wohlschmeckend verwenden lassen, sie wird deshalb ein treffliches Restergericht davon mit Freude begrüßen. Man braucht zu dieser Speise 150 g gekochte, erkaltete Maccaroni, die in ganz kleine Stückchen geschnitten werden, und 250 g gewiegtes kaltes Hammelfleisch. Beides mischt man untereinander, giebt eine Messerspitze Paprika, einen Theelöffel gewiegte Petersilie, eine halbe geriebene Zwiebel und etwas Salz dazu. $^1/_4$ l Milch bringt man ins Kochen, giebt 20 g Butter und 30 g glatt gerührtes Mehl dazu und rührt eine dicke Sauce davon, die man nebst einer Messerspitze aufgelöstem Fleischextrakt unter die gemischten Zuthaten rührt. Die Masse muß erkalten, wird dann zu länglichen Rollen geformt, diese werden nun in Ei und Semmel gedreht und in Schmalz ausgebacken. Ich gebe sie zu Sauerkraut als passende Beilage. L. H.

Apfelsinen als Nachtisch hübsch herzurichten. Aus zwölf schönen Apfelsinen stellt man zwei hübsche Dessertschüsseln her, die man auf verschiedene Weise herrichtet. Zu der einen Schüssel nimmt man sechs Apfelsinen, schneidet sie quer mitten durch und macht mit scharfem Messer rings um die Schale entlang fahrend das Fleisch am Rande los, worauf man mitten durch das Fleisch einen Kreuzschnitt macht. Für jede Apfelsinenhälfte rechnet man $1^1/_2$ Theelöffel guten Cognak und ebensoviel gestoßenen Zucker. Man verrührt beides miteinander und beträufelt die Orangenhälften, etwa zwei Stunden vor dem Anrichten beginnend, allmählich mit dem süßen Cognak, der das Apfelsinenfleisch ganz durchziehen muß. Man richtet die Apfelsinenhälften auf flacher, mit grünen Blättern belegter Schale pyramidenförmig an und wird mit ihnen besonders bei den Herren großen Erfolg haben. Für die dem Pikanten abgeneigte Damenwelt sind die anderen sechs Apfelsinen bestimmt. Von ihnen schneidet man oben einen Deckel, höhlt sie behutsam aus und schneidet das von den Kernen befreite Fruchtfleisch in Würfelchen. Vorher hat man eine Weincreme bereitet, unter die man etwas aufgelöste Gelatine rührt. Man schlägt die Creme, bis sie anfängt steif zu werden, mischt jetzt das Apfelsinenfleisch unter sie und füllt die Orangen damit. Die Oberfläche wird mit gewiegten Pistazien bestreut und der Deckel oben wieder aufgesetzt. Man kann übrigens die Früchte, zumal wenn sie groß sind, auch mitten durchschneiden und die Hälften ebenso wie die ganzen Apfelsinen füllen. He.

Leberspeise für den Abendtisch. Man kocht $^1/_2$ k fettes frisches Schweinefleisch mit einer Zwiebel, einem Lorbeerblatt, etwas Gewürz in Wasser weich, läßt es erkalten und wiegt es fein. Eine kleine Kalbsleber häutet man, schabt sie und rührt sie durch ein Sieb. Man mischt die Lebermasse mit dem gewiegten Fleisch, thut eine in Butter gedünstete, gewiegte Zwiebel, eine Obertasse voll Fleischbrühe, drei ganze Eier, zwei Löffel geriebene Semmel und wenig geriebenen Majoran (oder auch Thymian) daran. Die Masse wird in eine vorgerichtete Form gefüllt und im Ofen im Wasserbade $1^1/_4$ Stunde gebacken. Man stürzt die Speise, läßt sie erkalten und giebt folgende Sauce dazu: Ein säuerlicher Apfel wird geschält und gerieben und dann mit reichlich saurer Sahne, etwas Oel, Essig, Senf, Zucker, Pfeffer und Salz zu einer dicklichen wohlschmeckenden Sauce gerührt.

Bei einfachem Abendessen ist diese Leberspeise als Hauptschüssel vortrefflich. He.

Ofenfarbe. Zur warmen Jahreszeit werden viele Oefen außer Thätigkeit gesetzt, welche durch das fortwährende Feuern im Winter oft recht unansehnlich geworden sind und darum gern mit irgend einer Farbe aufgefrischt werden. Besonders eiserne Oefen pflegt man mit Asphaltlack neu zu lackieren und muß dann beim Wiederheizen die Erfahrung machen, daß der Lack schnell verbrennt und hierbei viele Tage lang ein häßlicher Geruch entsteht. Man nehme als Ofenfarbe — auch für Thonöfen — kein anderes Bindemittel als Natronwasserglas, welches man mit noch einmal so viel abgekochtem Wasser verdünnt und mit der gewünschten Farbe verrührt.

Für eiserne Oefen nimmt man Kienruß oder Frankfurter Schwarz. Sollen Ornamente 2c. vergoldet werden, so verrührt man auch das Bronzepulver mit Wasserglasflüssigkeit. Wasserglas erhält man in jeder Droguenhandlung. Sollen eiserne Oefen schön schwarz glänzen, so bestreicht man sie mit einer Farbe aus 100 Teilen Wasserglas und 10 Teilen Kienruß und bürstet sie hiernach kräftig mit 20 Teilen Graphitpulver ab, die man in 100 Teile Leimwasser mischt.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Magisches Zeichenrätsel „Der Weinpokal“.
Von Al. Weixelbaum.

Die Punkte sind Vokale.

Kreuzrätsel.

		a	a	c	c		
		c	c	e	e		
e	e	e	e	e	e	h	h
i	i	m	m	m	m	n	n
n	o	o	o	o	o	p	p
r	r	s	s	s	s	s	s
		s	s	s	s		
		u	u	y	y		

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen bezeichnen: 1. ein schmerzstillendes Mittel, 2. einen Nadelholzbaum, 3. einen See in Tirol, 4. eine Stadt im östlichen Frankreich.

A. St.

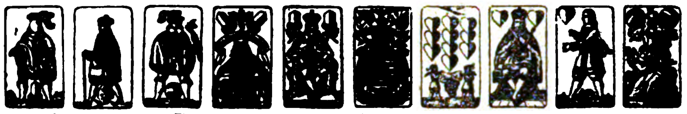
Rätsel.

Verehrter Leser, willst du's wagen,
Mit diesem Rätsel dich zu plagen?
Du lösest — sagst du — selbst das schwerste!
Nun:
„Mancher Sänger hat die Erste,
Die Zweite manche Sängerin,
Doch ist der Ersten Fuß dahin,
Wird meine Erste im Verein
Mit meiner Zweiten zu — Gestein.“

Oscar Leede.

Skataufgabe. Von R. Buhle.

Ein Pechvogel verliert mit folgenden Karten:



(tr.B.) (p.B.) (car.B.) (tr.As) (tr.K.) (p.As) (c.Z.) (c.K.) (c.D.) (car.As)

in der Mittelhand ein Spiel, welches er an jeden der beiden Gegner, die beide in ihren 10 Karten gleichviel Augen und dasselbe unverlierbare Spiel haben, mit 48 bezahlen muß. — Ein anderes Mal bekommt er wieder in Mittelhand dieselben Karten, spielt aber diesmal ein anderes Spiel, das er für sicherer hält, verliert aber wiederum und muß sogar an jeden Gegner, von welchen der erstere in seinen Karten 7 Augen mehr hat als der andere, 90 bezahlen, während er, wenn er die frühere Spielart wieder gewählt hätte, diesmal gewonnen und von jedem Gegner 96 bekommen hätte.

Welches Spiel hat der Spieler das erste Mal und welches das zweite Mal angesagt? Wie waren in den beiden Fällen jedesmal die Karten verteilt und wie war der Gang des Spiels?

Homonym.

Ob dir wohl das Wort bekannt ist,
Das ein Glied, ein Fluß, ein Land ist? E. S.

Auflösung der Damespielaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 9.

1. Df2 — d4 c5 — e3 +
2. Df6 — e7 Dh8 — d4 +
3. De7 — c5 Db4 — d6 +
4. Df8 — g5 + + + ! h4 — f6 +
5. a1 — g7 + + + und gewinnt.

Auflösung des Buchstaben-Ornaments auf dem Umschlag von Halbheft 9.

Der Welt mehr geben, als sie uns giebt,
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werben,
Macht ruhig leben und selig sterben.

Fr. v. Bodenstedt.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 9.

Dienstag, Gastein.

Auflösung des Kombinationsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 9.

1. Dohle, Elster; 2. Robert, Emil; 3. Drossel, Lerche; 4. Eisen, Natrium; 5. Amiens, Reims; 6. Therese, Ida; 7. Sparta, Theben; 8. Enns, Drau; 9. Linse, Erbse; 10. Tieck, Herder; 11. Aachen, Trier

Der Edlen Art ist edle That.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 9.

Doge, Dogge.

Auflösung des Umstellungsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 9.

Fehler, Helfer.

Verl. v. Ernst Keil's Nachf. in Leipzig.

Was ist Stottern
und
Wie soll es behandelt werden?

In gemeinverständl. Darstellung beantwortet von
Rudolf Denhardt,
Besitzer der Sprachheilanstalt in Eisenach.

Preis broschiert 80 Pfennig.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, die in jahrelanger erfolgreicher Arbeit auf dem Gebiete der Stotternheilkunde erworbenen Beobachtungen und Erfahrungen über den Kreis der Fachleute hinaus auch für das Verständnis des großen Publikums nutzbar zu machen im Interesse aller derjenigen, die sich über Wesen und Natur, Entstehung und Beseitigung des eigenartigen, leider weit verbreiteten Sprachübels zu belehren Veranlassung und Neigung haben.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von
SAPOLIO
hergestellt von
Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

11. Heft. Preis 10 cents. 8-15 PM 1. Juni 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G.m.b.H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (4. Fortsetzung) 325

Mein Feuersalamander. Von Dr. K. G. Lutz. Mit Illustration von A. Kull 332

Die Kaisergaukler vom Kyffhäuser. Von Fedor von Köppen 334

Vasco da Gama, der Entdecker des Seewegs nach Ostindien. Von Paul Holzhausen. Mit Bildnis . . . 337

Das Kaprunerthal. Von Prof. Dr. Theodor Petersen. Mit Abbildungen 339

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (10. Fortsetzung) 342

Deutsche Nationalfeste 351

Blätter und Blüten: Anton Seidl †. (Zu dem Bildnis S. 354.) S. 352. — Die Seeschlacht bei Manila. (Zu den Bildern auf S. 354 u. 355.) S. 352. — Badeeinrichtungen bei der preußischen Eisenbahnverwaltung. S. 354. — Vorbereitungen zum Fest. (Zu dem Bilde S. 328 und 329.) S. 354. — Instruktionsstunde. (Zu dem Bilde S. 345.) S. 354. — Eingeregnet. (Zu dem Bilde S. 349.) S. 355. — Der hundertjährige Kamelienbaum im Schloßgarten zu Pillnitz. (Mit Abbildung.) S. 356. — Elternfreude. (Zu dem Bilde S. 353.) S. 356. — Johannes mit dem Lamm. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 356. — I. Quittung für das Rittershaus-Denkmal. S. 356.

Illustrationen: Der Dorfprinz. Von R. Hesse. S. 325. — Vorbereitungen zum Fest. Von A. Moreau. S. 328 und 329. — Der Feuersalamander und seine Entwicklungsstufen. Von Albert Kull. S. 333. — Vasco da Gama. S. 337. — Abbildungen zu dem Artikel „Das Kaprunerthal“. Zell am See. Zell am See und Steinernes Meer. Das Kaprunerthal gegen die Schmittenhöhe mit Kesselfallalpenhaus. S. 339. Schloß Kaprun. Eingang zur Sigmund Thun-Klamm. S. 340. Kesselfall. Kesselfallalpenhaus. Sigmund Thun-Klamm. S. 341. Wasserfallboden. Mooserboden. S. 342. — In der Instruktionsstunde. Von Karl Müller. S. 345. — Eingeregnet. Von H. Bever. S. 349. — Elternfreude. Von O. Gräf. S. 353. — Anton Seidl †. S. 354. — Hafenbatterien von Manila. Ansicht des Hafens von Manila. S. 354. Kommodore Dewey. Konteradmiral Montojo y Pasarón. S. 355. — Vergnügte Rast. Von C. Bellanger. S. 355. — Der hundertjährige Kamelienbaum im Schloßgarten zu Pillnitz. Von A. Reinhardt. S. 356.

Hierzu Kunstbeilage XI: „Johannes mit dem Lamm“. Von Murillo.

Kleine Mitteilungen.

Frühlingsbowlen. Wenn draußen Frühlingssonnenschein lacht und Blatt um Blatt, Blüte um Blüte sich entfaltet, so weckt die Lenzespracht draußen mit den Liedern jubilierender Vögel auch im Menschen neue Lust und ungetrübten Frohsinn. Und niemals herrschen ungetrübte Heiterkeit und Freude mehr im gemütlichen Freundeskreise, als wenn die Hausfrau die erste „Frühlingsbowle“, den duftenden Maitrank uns kredenzt. Das „weingewordene Lied der Freude“ hat ein Dichter die Maibowle einmal genannt und sie verdient diese Bezeichnung mit Recht, wenn — und hier möchte ich einen Riesengedankenstrich machen — der Maitrank mit Lust und Liebe nicht allein, nein, besonders auch mit Sachverständnis bereitet wurde. Was man aber oft unter dem Namen Bowle vorgesetzt erhält, darüber würde ich aus Höflichkeit schweigen, wenn nicht tags darauf ein „Brummschädel“ deutlich davon redete.

Unsere Hausfrauen sündigen häufig bei der Bowlenbereitung auf eine erschreckliche Weise; herrscht doch bei vielen die Meinung, daß zur Bowle der billigste Wein gerade gut genug sei, denn bei der Mischung von Wein mit Zucker, Kräuter- oder Fruchtaroma kommt der Wein, wie sie sagen, doch nicht zur Geltung, da diese ihn verdecken. Ist aber eine Bowle sachkundig gebraut, so verdeckt Würzung und Süße den reinen Weingeschmack nicht, denn der Wein soll nur mit so viel Zucker gesüßt werden, daß sein Säuregeschmack zurücktritt, das Aroma aber, sei es, was es wolle, soll dagegen wohl bemerkbar, aber nicht vorherrschend sein. Bei Bowlen, die Anspruch auf Anerkennung machen, wird sich also aus den angegebenen Gründen die Verwendung der sogenannten „Bowlenweine“ verbieten, wenn die Hausfrau sie nicht aus falscher Sparsamkeit nimmt und die Bowle rettungslos verdirbt.

Ebensowenig aber wie saure Weine sollen schwere, leicht berauschende Weine zur Bereitung von Bowlen genommen werden; gute lieblich schmeckende Mosel- und Ahrweine sind die geeignetsten Bowlenweine, und nur ein Zusatz, etwa 1 zu 5, von schwerem Rheinwein giebt nach dem Urteil der Kenner der Bowle die höchste Vollendung. Manche Feinschmecker empfehlen übrigens besonders für die Maibowle die Zugabe von etwas rotem Rheinwein (ja nicht herbem französischen Rotwein!), der, wie ich nach vergleichenden Erprobungen bestätigen möchte, in der That trefflich mit dem Geschmack des Maitrankes harmoniert. Schaumwein ist für die Frühlingsbowle wohl entbehrlich, für andere Sommerbowlen dagegen wie Erdbeer-, Pfirsich-, auch Ananasbowle von großer Wichtigkeit. Es braucht kein teurer Champagner zu sein, ein leichter Schaumwein genügt völlig, für einfache Verhältnisse kann man sogar recht gut Fruchtschaumwein nehmen. Fruchtweine überhaupt, teilweise mit Traubenweinen oder ganz als deren Ersatz angewandt, sind zur Bereitung einfacher Bowlen immer besser als die sauren Krätzer von „Bowlenweinen“. Dagegen ist von dem Ersatz des Schaumweines durch Selterswasser, wie es oft genommen wird, abzuraten; seiner Salze wegen ist es völlig unbrauchbar und verdirbt den guten Geschmack der Bowlen. Wem Fruchtschaumwein noch zu teuer ist und wer dennoch den leichten prickelnden Geschmack auf der Zunge nicht missen möchte, der muß „kohlensaures“ Wasser verwenden.

Wieviel Zucker auf jede Flasche Wein zu nehmen ist, läßt sich niemals genau bestimmen. Eine genaue Gewichtsangabe könnte nur Unheil anrichten, da die Säure des Weines dafür ausschlaggebend ist. Wohl aber erscheint es angebracht, vor der Verwendung von Streuzucker bei Bereitung von Bowlen zu warnen, bei dessen Gebrauch man sehr leicht ein „Zuviel“ zusetzt. Am praktischsten ist die Bereitung eines Zuckersirups zum Versüßen der Bowlen, zu dem man 1 kg Zucker mit ½ l Wasser aufsetzt, gut schäumt und 5 Minuten kocht, um dann den Sirup zu filtrieren und in kleine Fläschchen zu füllen. Ein Weinglas dieses Zuckersirups ist gleich 100 g Zucker. Mit dem Zuckersirup läßt sich am besten der „Indifferenzpunkt“ des Weines, also der Punkt, wo die Weinsäure zurück-, der Zuckergeschmack aber nicht hervortritt, treffen.

Auch die Zuthat der verschiedenen Würzen läßt sich nicht genau vorschreiben, bei ihnen wird der persönliche Geschmack stets ausschlaggebend sein. Bei der Maibowle ist jedoch vor dem zu langen Ausziehen des Waldmeisters zu warnen, da sich in diesem Falle nicht nur der aromatische Stoff des Waldmeisters, das „Cumarin“, sondern auch andere bittere Stoffe lösen. Am besten hängt man das Maikraut mit den Spitzen an einem Faden so lange in den Wein, bis eine Probe zeigt, daß er genügend Aroma besitzt. In leicht angewelktem Zustande entwickelt der Waldmeister übrigens das meiste Aroma. Die Zuthat anderer Würzkräuter wie Melisse, Johannisbeerblättchen ꝛc., wie dies manche Vorschrift angiebt, ist nicht zu empfehlen: das Aroma des Maitranks leidet durch sie, nur einige Scheiben entkernter Apfelsinen, die man zuletzt in die Maibowle legt, können als harmonisch zum Aroma passend empfohlen werden.

Am schlimmsten aber ist der Zusatz von Rum, Arrak oder gar Cognac zu jeglicher Bowle, welcher diese stets verdirbt und nur einem verbildeten Geschmack zusagen kann, ganz abgesehen von den wenig angenehmen Nachwirkungen solcher Bowlen auf Geist und Körper.

Endlich ist die Temperatur der fertigen Bowlen nicht als unwesentlich zu betrachten. Bowlen im Frühling dürfen nicht so stark gekühlt werden wie im heißen Hochsommer, auch werden sie um so weniger gekühlt, je leichter die zu ihrer Bereitung verwendeten Weine sind. Am richtigsten wird im Frühling eine Temperatur von 10 bis 12° R., im Hochsommer eine solche von 7 bis 9° R. sein. Ein Eisschrank ist zum Kühlen am angenehmsten; wer ihn nicht besitzt, kann durch eine peinlich saubere, mit kleinen Eisstückchen gefüllte Flasche, die man in die Bowle legt, dieser die richtige Temperatur geben.

Wer aber bei solch trefflicher Maibowle, die man mit einem Kranz Frühlingsblüten umwindet, die echte Frühlingsstimmung nicht findet — dem ist nicht zu helfen, er bleibt ein Griesgram sein Leben lang! L. H.

Für Laubsägekünstler. Noch ziemlich wenig bekannt ist die Benutzung der Laubsäge zur Herstellung von Steinmosaiken. Die technisch ungemein leichte, künstlerisch aber höchst wirksame Arbeit wird dadurch auch den Dilettanten möglich gemacht, daß aus gegossenem Marmor sowohl kleine und kleinste einfarbige Steinchen als auch größere einfarbige oder in verschiedener Weise marmorierte Tafeln in den Handel gebracht werden. Aus denselben kann man die herrlichsten Mosaiken zusammensetzen und sie als dünne Einlagen oder mit einem Kehlleistchen umrahmte Auflagen für allerhand flache Gegenstände, Kästchen, Tische, Briefbeschwerer, Bilderrahmen, Paneele, Konsolen u. v. a. verwenden. Tafeln und Steine sind quadratisch, und es ist nun die Aufgabe des Laubsägekünstlers, diese gewissermaßen als Rohmaterial zu betrachtenden Tafeln und Steine mit seinem Werkzeug so zu bearbeiten, daß eben das Muster als buntfarbige Mosaik erscheint, zu welchem Zweck es aus vielen einzelnen nach der Mustervorlage zugesägten Teilen zusammengesetzt wird. Für die Herrichtung der kleinen Steine, ihre Teilung in Dreiecke ꝛc. bedarf man neben der Laubsäge noch einer kleinen sogenannten Schneidelade, wogegen die größeren, 10 × 10 cm messenden Marmortafeln ganz so wie Holzfourniere auf einem Sägetischchen allein mit der Laubsäge nach vorgezeichneten Linien in die gewünschten Formen zerschnitten werden, was sehr schnell von statten geht. Sind alle Einzelteile fertig zugeschnitten und provisorisch auf einem Bogen Papier aneinander gelegt, so bestreicht man sie eins nach dem andern mit Natronwasserglas und leimt sie auf diese Weise in den Gegenstand fest ein. Die dabei entstehenden Fugen werden sodann mit einem schwarzen oder goldenen Kitt ausgefüllt, hiernach die ganze Oberfläche mit einem Schabeisen schön geglättet und schließlich mit Mohnöl eingerieben, um die während der Arbeit unansehnlich gewordenen Farben aufzufrischen.

Zusammenlegbare Laterne. Für die Touristen, welche oft vor Tagesgrauen aufbrechen, ist eine höchst praktische Laterne erfunden worden. Zusammengeklappt, steckt sie in einem flachen Futteral nicht größer als eine gewöhnliche Brieftasche; faßt man sie oben an ihrem Ring und schüttelt sie mit einem kurzen Ruck nach unten, so stellen sich die Wände rechtwinkelig gegeneinander, der Boden senkt sich herab, nur die Kerze muß man außerdem in der Tasche tragen. Die „Blitzlaterne“ wird von J. Böcklein, München, Reichenbachstraße 39, fabriziert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els.

JOHANNES MIT DEM LAMM

Nach dem Gemälde von Murillo

Digitized by Google

Halbheft 11. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Elika hatte ihr achtes Jahr erreicht, wuchs in die Höhe und blieb dabei beunruhigend zart und schmächtig. Nicht oft gab es einen Tag, an dem sie ohne Kopfschmerzen blieb, kam aber einmal einer, dann entschädigte er sie für eine lange Zeit der Leiden; eine ungewohnte Erscheinung trat ein — die arme Kleine war seelenvergnügt.

„Ich hab' nicht gewußt, wie gut das ist, vergnügt sein," sagte sie zu Joseph und brachte es nach und nach dahin, sich durch körperliche Schmerzen die Laune nicht verderben zu lassen.

Den Gedanken, daß sie früh sterben werde, gab sie nicht auf. Er war ihr immer noch lieb. Sie spielte mit ihm, dichtete an ihm herum, stellte sich vor, wie der Abschied von Papa und von den Tanten, von den Brüdern und von den Hausleuten sein werde. Sie wollte an jeden einzelnen rührende Worte richten und sterben bei offenen Fenstern im Schein der aufgehenden Sonne, wie eine Heldin und wie eine Heilige.

Ihr Lerneifer hatte sich abgekühlt, seitdem sie des Lesens und Schreibens kundig war. Unter allen Gegenständen, die ihr Heideschmied in unnachahmlich liebenswürdiger und den Wissensdurst reizender Weise vortrug, liebte sie nur Geschichte, und besonders die alte, die der Sagenzeit am nächsten ist. Ihr Gebiet, das Daheim ihrer Träume, war das Märchen. Ein wonniges Glücksgefühl durchdrang sie, wenn sie vor dem Gartenhause, in dem ihre Puppen verblichen und verstaubten, unter den alten Erlen auf und ab ging wie eine kleine Schildwache, ihr Buch in der Hand, und Märchen las. Mit größtem Entzücken die des alten französischen Märchensammlers Perrault. Sie hatte in wenigen Monaten von Frau Heideschmied französisch sprechen und lesen gelernt.

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Der Dorfprinz.

Nach dem Gemälde von R. Hesse.

O Prinzessin Gracieuse, o Prinz Percinet, wie wurdet ihr geliebt! Wie wurdest du gehaßt, elende Fee Grognon! Und du Holde mit den goldenen Haaren, und du blauer Vogel und du gelber Zwerg, welche Gefühle der Lust und Unlust erwecktet ihr! . . . Und du guter dummer Königssohn mit der ellenlangen Nase, die sich in eine wohlproportionierte nicht verwandeln durfte, ehe du sprachst: „Ich seh es ein, meine Nase ist zu lang!" wie wurdest du verspottet! O lachen und weinen, gesegnete Qual seliger oder gruseliger Erwartung, die dadurch nicht im geringsten vermindert wurde, daß die eifrige Leserin ihre Bücher, die unerschöpflichen Quellen all der Wunder, fast auswendig wußte.

Wenn die Brüder von der Lehrstunde kamen — und ihr erster Weg führte

sie immer zur Kleinen, ob sie im Garten oder auf ihrem Zimmer war — versank die Märchenwelt. Sie lief den Brüdern in die Stallungen nach, und bald mußte für sie auch ein Pony gezäumt und gesattelt werden. Kosel selbst nahm ihr Pferdchen an den langen Zügel, und sie trabte neben ihrem zerstreuten Papa einher, der ihr oft zulächelte, ihr aber gar keinen Unterricht gab. So wurde sie eine ungeschulte, aber kecke Reiterin und nahm die „arme Kleine" nicht mit auf den Rücken des Pferdes. Die legte sie ab mit ihrem weißen Kleidchen, wenn sie ihre „Amazone" anzog, um wieder hineinzuschlüpfen, sobald sie von ihrem Rößlein gehoben wurde.

Auf dem Turnplatz zeichnete sie sich ebenfalls aus, vor einem ständigen Publikum, das jetzt weniger feindselige Elemente zählte, weil die Kleine mit ihrer um Liebe und Mitleid werbenden Miene öfters vor ihm erschien und Geschenke verteilte.

Seitdem Joseph den größten Teil des Tages in Vrobek zubrachte, war überhaupt ein längerer Waffenstillstand eingetreten, und erst gegen das Ende der Ferienzeit wurde er unterbrochen.

In den Gärten Leopolds und Franz' waren neu angelegte Blumenbeete zerstampft, Bäume ihrer schönsten Zweige beraubt worden. Zum Ueberfluß flogen eines Morgens Steine von der Straße herüber, von denen einer die Schulter Elikas streifte. Da sprang Franz über den Zaun, erwischte den Uebelthäter und bläute ihn durch.

Auf das hin Klage der Eltern des Gezüchtigten beim Bezirksgericht, Zeugenverhör, wachsende Erbitterung der drei jungen Herren, als die Entscheidung des Gerichtes günstig für die Dorfbewohner ausfiel.

Um die Zeit fand ein Ereignis statt, dessen wirklicher Hergang für die Schloßbewohner in Dunkel gehüllt blieb. In ganz Velice hätte nur ein Erwachsener genaue Auskunft darüber geben können: der Herr Schullehrer. Und der schwieg, verriet nicht, daß er Zeuge einer Schlacht gewesen war.

Etwa zwanzig Knaben aus dem Dorfe hatten die drei Brüder gestellt. In einem Hohlweg, der zwischen Bauernfeldern lag.

„O je, die Herren!" rief der rote Vichoda, grinste und riß höhnisch die Mütze vom Kopf.

Baros, der Bürgermeisterssohn, bläst sich auf, steckt die Hände in die Taschen:

„Woher? Vom Bauernfeld. Was haben Sie auf dem Bauernfeld zu suchen?"

Sogleich ging's zu wie im ersten Auftritt von „Romeo und Julie".

„Sucht ihr Händel?"

„Wenn ihr Händel sucht, ist's recht."

„Wir stehen zu Diensten."

„So, ihr drei?"

„Hierher, Franz, Leopold, hier Schloß!"

„Hier Dorf!"

„Gesindel!"

„Wer — Gesindel?"

„Wer fragt."

„Oho: Wartet ihr!"

Eine Schar wilder Jungen stürzt sich über die drei. Die sind gewandter als die Gegner, mutiger, ruhiger. Ein halbes Dutzend Feinde haben sie bald unlustig gemacht, den Krieg fortzusetzen. Doch ist die Ueberzahl zu groß, sie müssen endlich weichen, und der älteste und kühnste von ihnen kommt nicht dazu, seine ganze Kraft zu entfalten, weil er beim Angriff immer zugleich für die Verteidigung seiner Brüder sorgt.

Der Kampf war schon heiß entbrannt, als der Schullehrer, von einem Spaziergang heimkehrend, in die Nähe des Schlachtfeldes kam. Ein Strauch wilder Rosen an der Biegung des Weges verbarg ihn, und behaglich konnte er zusehen, wie die jungen Herren geklopft wurden.

Am härtesten bedrängt war Franz und auch am erregtesten von allen. Joseph verfolgte ihn mit den Augen und rief ihm einmal ums andere zu:

„Aergere dich nicht, wehr dich!"

Leopold bewahrte seinen guten Humor. Seine Spottreden prasselten und flogen, mancher Schlag, der ihn treffen sollte, ging fehl, weil der Angreifer beim Ausholen hatte lachen müssen. Aber die Schläge, die er austeilte, trafen alle und saßen fest. Jetzt unterliefen ihn ein paar Buben, er verlor das Gleichgewicht und war schon im Stürzen, als Joseph zu Hilfe kam und ihn aufrecht erhielt. Im nächsten Augenblick waren ihrer zehn über den beiden und die verdienten sich heute wieder ihren Spitznamen: die Löwen. So schön und großartig war ihre Kampfweise, daß einige, die mitgethan hatten, austraten, um zuzusehen. Sogar einen Bundesgenossen bekamen sie. Hanusch, der Sohn des Zimmermanns, ein Knopf von einem Burschen, stämmig wie ein Amboß, mit Fäusten wie Holzschlägel, rief auf einmal: „Hie Schloß!" und parierte einen Hieb, der nach Joseph geführt wurde.

Nun gellte ein Schrei der Wut aus dem Getümmel, aus dem eben noch der Kopf des Bruders Franz geragt hatte. Eine Schar kleiner Jungen warf sich über einen, der am Boden lag.

Joseph brüllte: „Franz! Franz! sie haben ihn niedergerissen!"

Mit der Bewegung eines kräftigen Schwimmers keilte er die Arme in das Rudel der Feinde, schob sie auseinander und schleuderte sie hinter sich, daß sie reihenweise hinpurzelten, Leopold und der Hanusch vom Zimmermann deckten ihm den Rücken. Ein paar Schritte und er ist bei Franz, ein paar Fußtritte und die kleinen Bedränger kugeln nach rechts und nach links. Den letzten hebt er beim Hosengurt in die Höhe und der zappelt mit allen Gliedern wie eine aufgespießte Kreuzspinne.

Der Schullehrer eilt aus seinem Versteck herbei und zetert: „Mein Wenzi! Lassen Sie ihn! Ruhe! Ruhe!"

Joseph wendet sich, spricht kein Wort, wirft mit einer verächtlichen Gebärde dem Lehrer seinen Sprößling in die Arme und blickt zu Franz nieder.

Leopold kniet schon bei ihm und will ihn aufrichten. „Laß, laß, ich kann schon allein," sagt er, sieht mit unheimlich glasigen Augen um sich und sinkt zurück.

„Wenn er tot ist, müßt ihr alle sterben!" donnert Joseph die Bauernkinder an, einige bleiben trotzig stehen, die meisten wenden sich eingeschüchtert ab, der Schullehrer tritt hinzu, seinen Wenzi führend, erschrickt und ruft:

„Franz! Jesus Maria, was ist ihm?"

Leopold hat die Hand auf das Herz seines Brudes gelegt — es schlägt — nach kurzem Stillstand schlägt es wieder, hastig, unregelmäßig . . . aber es schlägt doch wieder. „Was habt ihr ihm gethan?" fragt Leopold, der immer Ruhigere, seine Angst verbeißend.

„Wir haben ihm nichts gethan!" antwortet einer und der rote Vichoda setzt boshaft hinzu:

„Er hat sich nur geärgert."

„Ja, ja, nur geärgert," klingt's im Chor.

Und jetzt, ganz energisch setzt Franz sich auf, wischt mit der Rechten übers Gesicht, sie blutet. „Nichts haben sie mir gethan," sagt er laut.

„Franz! Herr Franz!" wimmert eine Kinderstimme. Wenzi macht sich vom Vater los und läuft auf Franz zu und küßt ihm die blutende Hand, und stellt sich hin und heult und plärrt wie nur ein slavisches Kind heulen und plärren kann. Bäche fließen aus seinen Augen in seinen Mund, über sein Gesicht, das auf einmal voll Falten ist und ordentlich alt aussieht. „Lieber Herr Franz, ich hab' Ihnen nichts gethan, ich hab' Sie nur gebissen, ein wenig, ein wenig gebissen!"

Am nächsten Tag ging im Dorfe viel junges Volk hinkend und mit verbundenen Köpfen umher, und Heideschmied staunte über die blauen Flecke, mit denen seine Zöglinge bedeckt waren. Da ihnen aber nichts fehlte und sie seine Fragen über den Ursprung dieser vorübergehenden Tättowierung ausweichend beantworteten, versuchte er nicht, sich in ihr Vertrauen zu drängen.

Diese Schlacht war die letzte, die zwischen der kriegerischen Dorf- und Schloßjugend geschlagen wurde. Wie immer ihre Beziehungen zu einander sich auch gestalteten, zu Thätlichkeiten kam es nicht mehr.

Digitized by Google

Elika war unzufrieden mit ihrem Bruder Joseph. Er kümmerte sich viel weniger um sie als früher, ihr Einfluß auf ihn verminderte sich. Wenn sie sonst geklagt hatte: „Joseph, ich bin müd'", „Joseph, ich hab' Kopfschmerzen", hatte er sie immer unendlich bedauert. Hieß es aber gar: „Joseph, ich hab' Herzweh", dann kam er um alle Seelenruhe. Hatte doch der Arzt in Wien den Ausspruch gethan, Elika könne infolge ihrer Blutarmut herzleidend werden. Franz erfuhr es und erzählte es ihr, und seitdem bekam sie „Herzweh", wenn ihr etwas Unangenehmes begegnete. Es war keine Lüge — sie sagte überhaupt keine Lüge. Das leidige Schmerzgefühl stellte sich wirklich bei der geringsten Veranlassung ein, und sie versäumte nie, ihre Umgebung nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen.

Und dann war Joseph unendlich besorgt und liebreich, und was sie nur wünschte, hätte er ihr bringen und verschaffen mögen.

Und jetzt machte sie oft ganz vergeblich ihre traurigsten Kopfschmerz- und Herzwehaugen, er bemerkte es nicht. Es fiel ihm auch seltener ein als früher, ihr etwas zu schenken, und sie kam sich dadurch sehr zurückgesetzt vor. Joseph sollte nichts besitzen, das er ihr nicht gern dargebracht hätte.

Als Beweis seiner Liebe verlangte sie's, nicht aus Habgier; sie nahm, um zu geben. Wenn sie auch nicht den „Schenkteufel" (Apollonias Wort) in sich hatte, wie ihre Brüder, gab sie doch auch gern, nur anders. Ihre Brüder besaßen die göttlich leichtsinnige Großmut, die schenkt, aus Freude am Schenken, sie gab mit Bedacht und bedauerte sich dabei, weil sie nun die oder jene Lieblingssache nicht mehr hatte. Sie brachte Opfer und erwartete Bewunderung und Joseph hatte ihr die seine bisher immer gezollt. In letzter Zeit freilich auch nicht mehr so warm wie sonst.

Elika kam sich beschädigt, beraubt, aus seinem Herzen verdrängt vor, und ein verläßlicher Spürsinn sagte ihr durch wen.

Wo brachte er jeden freien Augenblick zu? Von wem sprach er fortwährend, wenn er heim kam? Und was Elika nicht begreifen konnte und was sie verdroß und ihr lächerlich erschien: der ganze Mensch veränderte sich, wenn Tante Luise unerwartet ins Zimmer trat. Da bekam er ein andres Gesicht, wurde verlegen bis zur Bestürzung, und seine Stimme klang gequetscht und fremd.

Was sollte das heißen? Was hatte das zu bedeuten? Sie wußte es nicht, aber es beleidigte und empörte sie, und sie ließ ihn bei solchen Gelegenheiten nicht aus den Augen. Unbarmherzig verfolgte ihn ihr spöttischer Blick, und er geriet oft in Versuchung, die Faust zu erheben gegen die boshafte kleine Kröte und sie niederzuschmettern. Aber dann, sobald sie bemerkte, daß er begann, die Herrschaft über sich zu verlieren, daß Gefahr drohe, neigte sie ihr Köpfchen zur Seite und sah hilflos drein, und der starke Joseph war entwaffnet.

Daß sie von ihrer Bedeutung für ihn verloren hatte, ihm weniger wichtig geworden war, davon gab er sich keine Rechenschaft. Und würde man ihn aufs Gewissen gefragt haben, er hätte antworten dürfen: sie ist mir so lieb wie je. Aber sich viel mit ihr zu beschäftigen, war ihm nicht mehr möglich. Seine Seele war zu voll von Qual und Bitternis. Der Umgang mit seinen Geschwistern hatte allen Reiz für ihn verloren, ihre Freuden und Leiden, ihre Spiele und ihre Studien erschienen ihm kindisch.

Die anderen aber, die Erwachsenen, die waren blind; sogar sie, die das Ziel seiner Wünsche und der Inhalt seiner Gedanken war, die leidenschaftlich Angebetete, behandelte ihn wie einen unreifen Knaben, zu dem sie freundlich bemutternd sprach: „Sei fleißig, Joseph! Lerne, ich bitte dich, lerne! Ich habe dich so lieb, ich möchte gar zu gern auch stolz auf dich sein."

Sie ahnte nichts von der Grausamkeit dieser Bitte. Er hätte alles für sie thun können, rauben, morden — aber lernen konnte er nicht.

Ihre Nähe fing an, eine Qual für ihn zu werden, nach der er dürstete, ihre liebreiche Art war ihm ein Balsam, schlimmer als Gift.

Manchmal brachte er es über sich, einen ganzen Tag vergehen zu lassen, ohne Vrobek zu betreten, wo er sich notwendig und erwartet wußte. Dann kam Luise am Abend zu den Tanten und fragte:

„Was ist mit meinem Getreuen? Warum hat er mich heute verlassen?"

Joseph wurde gerufen und ließ sagen, er habe keine Zeit, er müsse studieren, oder er war schon im Augenblick, in dem Luise im Schloß erschien, auf und davon gerannt über Stock und Stein wie wahnsinnig. Sehr oft trieb es ihn wieder nach Hause zurück, er wartete im Garten auf sie und ging ein Stück Weges mit ihr, und dann noch ein Stückchen und immer noch ein Stückchen weiter. Entließ sie ihn am Ende des Waldes von Valahora mit einem herzlichen: „Jetzt aber gute Nacht, du Kind!" wie oft that er da nur dergleichen, sich heimwärts zu wenden, umraste einen Hügel, der ihn vor ihr verbarg, und stand an der Thür des Hauses, wenn sie dort ankam, und sagte ihr ein zweites Mal Lebewohl.

Und nun mußte er erst recht hören: „Du Kind!"

Gegen Ende des Ferienmonats sagte Herr Heideschmied:

„Lieber Joseph, wir müssen nun wieder anfangen, ernstlich zu studieren. Es ist allerhöchste Zeit, dieses Mal müssen Sie durchkommen in der dritten Klasse."

Er blieb starr, als ihm Joseph mit eiserner Ruhe, mit der Festigkeit eines unwiderruflich gefaßten Entschlusses erwiderte:

„Ich lasse mich nicht mehr prüfen, Herr Heideschmied. Es ist aus."

„Joseph, Joseph," stammelte Heideschmied traurig und leise. „Sie müssen studieren, mein armer Joseph. Sie müssen die Matura ablegen. Sie werden doch nicht drei Jahre als gemeiner Soldat dienen wollen?"

Der Jüngling hatte ein verächtliches Achselzucken: „Und was weiter? . . . Zum Militär — lieber heut' als morgen . . . Kommisbrot würg' ich hinunter, Ihre Ambrosia der Buchweisheit hol' der Teufel!"

Heideschmied sah ihn betrübt an und sagte: „Sie sind heute sehr aufgeregt."

Da sprang Joseph empor und warf sich ihm in die Arme mit einer Wucht, die ihn wanken machte. Das Herz des Jünglings pochte wie mit Hammerschlägen an der Brust des alten Mannes, er schluchzte. „Ich schäm' mich," brach es aus seiner gewürgten Kehle hervor: „Ich ertrag's nicht mehr. Ich dank' Ihnen, Herr Heideschmied, für alle Mühe, die Sie sich mit mir gegeben haben. Ich bitte Sie auch um Verzeihung, ich war im Anfang schlecht gegen Sie, ja, ja, schlecht und gemein, verzeihen Sie mir, Herr Heideschmied!"

Er stürzte aus dem Zimmer und ließ sich vor Abend nicht wieder blicken.

Luise war am Nachmittag nach Velice gekommen, kurz bevor ein schweres Gewitter, das seit Stunden drohte, niederging. Nach dem Souper wurde eingespannt, und sie fuhr in noch strömendem Regen heim. Das Gartenthor war hinter dem Wagen geschlossen worden, der Kutscher bog eben im scharfen Trabe auf die Straße ein, als ihm ein herrisches „Halt!" zugerufen wurde. Joseph stand da unter einem Baume. Beim Schein der Laterne sah Luise, daß er totenblaß war und daß seine Augen düster flackerten. Plötzlich sprang er auf das Trittbrett und steckte den Kopf unter das Wagendach.

„Joseph, mein lieber Junge," sagte Luise und legte ihre Hand auf seine zerzausten Haare. Er nahm diese Hand, küßte und küßte sie. Durch den Handschuh fühlte Luise das Glühen seiner Lippen:

„Leb' wohl — sehr wohl . . . Hörst du?" keuchte er, stand im nächsten Augenblick auf dem Boden und befahl dem Kutscher: „Vorwärts!"

Im Hause auf dem Gang traf er Elika auf dem Wege nach ihrem Zimmer, lief ihr nach und flüsterte ihr zu: „Wenn Poli eingeschlafen sein wird, dann steh' auf und öffne die Thür von deinem Lernzimmer. Ich muß dir etwas sagen, dir allein. Gieb acht, daß Poli nicht erwacht."

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1894 by Braun, Clément & Cie. in Dornach.

Vorbereitungen zum Fest.

Nach dem Gemälde von A. Moreau.

Digitized by Google

Apollonia brachte die Kleine zu Bett, löschte die Lichter und stellte den Schirm vor die Nachtlampe. Die Studierstube nebenan war nur durch einen Vorhang von Elikas Schlafzimmer getrennt. Sie führte auf den breiten gewölbten Bogengang durch eine Doppelthür, die abends von innen verschlossen wurde. Kaum war das geschehen, kaum hatte Apollonia ihr Gemach betreten und dessen Thür hinter sich zugezogen, als Elika sich aufsetzte und lauschte. Jetzt legte die Wärterin ihre Kleider ab, jetzt wusch sie sich und jetzt murmelte sie ihr Abendgebet, und Elika wußte jede Bewegung auswendig, die sie dabei zu machen pflegte, lächelte und dachte: Ich seh' mit meinen Ohren. Und jetzt endlich richtete Apollonia sich von ihren Knien auf und ging zur Ruhe. Der Lichtstreif, der unter dem Thürspalt sichtbar gewesen war, erlosch. Einige Augenblicke noch und sie wird ein ganz klein wenig schnarchen, ganz lieblich, und Elika wird sich zur Gangthür schleichen und sie öffnen und dann wird Joseph kommen und ihr ein großes Geheimnis sagen. Etwas von der Prüfung gewiß und daß er nicht mehr lernen will. Und was wird dann geschehen? Was wird er thun? Was hat er vor? . . . O nur das eine nicht! das könnte sie nicht ertragen, nicht überleben . . . Joseph! Sie erschrickt, sie hat den Namen fast laut ausgerufen. Hält den Atem an, horcht. Gottlob, Poli schnarcht weiter. Elika darf's wagen. Sie steht auf, geht zur Thür, dreht den Schlüssel im Schloß und kriecht dann wieder in ihr Bett zurück.

Gleich darauf stand Joseph vor ihr. Unhörbar, in Socken war er gekommen, hatte seinen alten Lodenanzug angethan, trug seinen alten Lodenhut, einen Knotenstock und seine Schnürstiefeletten in der Hand, einen Rucksack auf dem Rücken. Das alles legte er sachte auf den Boden und sagte mit tief gedämpfter Stimme: „Sei ganz still, rühr' dich nicht, daß Poli nicht erwacht. Ich bin gekommen, um dir Lebewohl zu sagen. Ich gehe fort."

So hatte sie richtig geahnt. Das Schlimmste, das ihr geschehen konnte, geschah. „Von mir fort? Mich verlassen? Was wird unsere Mutter im Himmel sagen, wenn du mich verläßt?" fragte sie. Schmerzlich, vorwurfsvoll bohrte ihr Blick sich in den seinen.

Joseph nickte: „Von dir und von allen. Aber von dir nehm' ich Abschied, weil ich Vertrauen zu dir hab' und weil ich etwas von dir will. Dein Geld. Du bist reich. Wir haben nichts, die Brüder und ich. Gieb mir dein Geld."

„Damit du von mir fortreisen kannst? Nein, ich geb' dir nichts."

„Gut, dann geh' ich ohne Geld. Adieu. Ich bring' mich auch so durch." Er stand auf, aber da umklammerte sie seinen Arm und flüsterte ihm zu:

„Nimm alles, ich geb' dir alles, aber nimm mich mit."

„Närrin," sprach er, „du bist ja eine Närrin. Ich gehe nach Hamburg auf ein Schiff. Ich gehe als Schiffsjunge nach Australien." Ich gehe zu meinem Freunde Bornholm, hatte er hinzusetzen wollen, unterdrückte es aber. Wozu brauchte sie das zu wissen? Auch sie hielt ja Levin für einen Missethäter.

Sie sah ihn groß und bewundernd an. Nicht der leiseste Zweifel stieg in ihr auf. Hätte sie gesagt: „Ich geh' nach Australien," niemand, außer Poli, wäre erschrocken, und die wohl nur aus Gefälligkeit. Aber Joseph! Wenn er sagte: „Ich thu's", dann geschah's. Nach Hamburg wollte er und auf ein Schiff — und nach Australien als Schiffsjunge. Ihr schwindelte und graute. Sie hatte eben die Geschichte eines armen, mißhandelten Schiffsjungen gelesen.

Joseph stand noch an ihrem Bette, sie hielt seinen Arm noch umklammert und preßte ihr Gesicht an seine Brust: „Du weißt nicht," sagte sie, „was ein Schiffsjunge ausstehen muß."

„Weißt du, was ich hier ausstehn muß?"

„Alles wegen der dummen Prüfung."

„Ja, die Prüfung! — und das andre, das ich nicht sagen kann — nicht dir und keinem — kaum mir selbst . . . Verstehst du? . . . Nein, nein, du kannst es nicht verstehn, du bist zu klein . . ." Wie er litt! wie er rang, wie es in ihm kochte, während er ihr diese Worte zuraunte.

„Sag', sag'! ich versteh' alles," flüsterte sie. „Du schämst dich vor Tante Luise . . . Was hast du dich vor der zu schämen?" Sie verzog verächtlich den Mund, im Ton ihrer Stimme lag der volle Haß der Eifersucht: „Vor der!"

Da stieß Joseph sie von sich, daß sie zurückfiel in die Kissen. „Adieu," murmelte er dumpf, wollte fortstürzen, besann sich aber und sagte schon halb abgewendet: „Wenn sie mich morgen suchen, weißt du nichts, sagst du nichts, kein Wort. Die Hand drauf." Er streckte ihr die Rechte entgegen. Sie faßte sie mit ihren beiden Händen.

„Ich sag' kein Wort. Bleib', bleib' noch! nimm das Geld."

„Willst du es mir denn geben?"

„Alles, alles geb' ich dir!"

Er holte die kleine silberne Sparbüchse aus dem Glasschrank und mußte sie mit dem Messer aufsprengen, denn der Schlüssel befand sich in Polis Verwahrung.

Elika war wirklich sehr reich. Sie hatte zehnmal soviel Gulden als sie Jahre zählte. Joseph wollte nicht alles nehmen, er brauchte es nicht, ein zukünftiger Schiffsjunge fährt dritter Klasse. Aber seine Schwester zwang ihm das Ganze auf. Früher war sie reich gewesen, jetzt sollte er es sein.

Dann fingen sie an Abschied zu nehmen. Joseph empfahl ihr seinen alten Teckel und seinen Kanarienvogel und sagte:

„'s ist Zeit, ich geh'." Er mußte die ganze Nacht durch marschieren, um am Morgen die große Kreuzungsstation zu erreichen. Auf einer kleinen Station in der Nähe durfte er sein Fahrbillet nicht lösen, da kannte man ihn, hätte Rechenschaft geben können von der Richtung, die er eingeschlagen hatte:

„'s ist Zeit," wiederholte er und wollte fort, aber Elika hielt ihn zurück mit ihren Fragen.

„Wenn du in Hamburg bist, was thust du dann?"

Ja, dann mußte er sich eben erkundigen, was zu thun sei, um als Schiffsjunge aufgenommen zu werden. Alles, was er wußte, war, daß man dazu in Hamburg keine Legitimation braucht, und daß von dort in nächster Zeit einige große Kauffahrer nach Australien segeln, wußte er auch. Vom Schiff aus versprach er, ein Telegramm ans Land zu schicken.

„An mich?"

„Nein, sonst merken sie, daß du etwas weißt. An Papa. Wenn das Telegramm ankommt, bin ich schon auf hoher See. Leb' wohl, arme Kleine!" Er wollte sich wieder in Socken davonschleichen, aber Elika versicherte ihn: „Wenn Poli so schnarcht wie jetzt, kannst du in Nagelschuhen tanzen, sie hört dich nicht."

Joseph mußte sich wieder auf den Sessel setzen, sie stieg aus dem Bette, kniete vor ihm nieder und schnürte ihm die Stiefel zu, sorgfältig und rasch mit ihren dünnen geschickten Fingerchen. Und er ließ sich's gefallen und tippte einigemal zärtlich auf ihren blonden Scheitel.

Sie war fertig, stand auf, betrachtete ihn voll Stolz und sprach: „Du bist mein großer Bruder."

Auch er erhob sich, nahm seinen Rucksack und seinen Hut vom Boden auf und murmelte etwas, das wie ein abermaliges Lebewohl klang.

Die Thränen wollten Elika ersticken, doch sie weinte nicht. Wer einen so großen Bruder hat, weint nicht. Er hat einen Kummer, der ihn hinaustreibt in die Welt, auf die hohe See, in die Stürme, in Not und Tod, und weint nicht. Auch sie wollte nicht weinen. Dann aber durfte sie ihm nicht mehr die Hand geben, ihn nicht einmal mehr ansehen . . . Sie wich vor ihm zurück.

Am Himmel war ein fortwährendes Wetterleuchten und das Nebenzimmer, in das die Kinder traten, von fahlem, zuckendem Licht erhellt.

„Sperr' ab hinter mir, vergiß nicht," sagte Joseph. Seine Stimme klang ungefähr so, wie wenn er mit Tante Luise sprach, und bevor Elika antworten konnte: „Ich werd' doch nicht vergessen," war er fort.

Sie drehte mechanisch den Schlüssel im Schloß und stand da, barfüßig, in ihrem Hemdchen: „Ich werd' — doch — nicht — ver — gef — sen —" hauchte sie leise, unbewußt, mit zuckenden Lippen und starrte die Thür an, durch die Joseph verschwunden war. Und plötzlich überkam es sie mit Todesschrecken: Er ist fort, mit Todesschmerz. Und ich hab' ihm nicht Lebewohl gesagt, ich hab' ihm nichts gesagt, nicht einmal: Du hast mich immer

Digitized by Google

beschützt, ich dank' dir, nicht einmal gefragt: Wann kommst du wieder?

Und jetzt ist er fort!

Aber nein, das ist Unsinn, ist unmöglich, so geht ein Bruder nicht fort von seiner Schwester. Er hat nur geglaubt, daß er fort kann von ihr, und wird schon sehen, daß er's nicht kann, und wird zurückkommen und sie wird ihn auslachen. Sie stand und wartete und wartete und lehnte die Stirn an die Thür und schloß die Augen und wurde sehr schläfrig. Auf einmal fuhr es ihr durch den Kopf, daß sich Joseph einen Spaß mit ihr gemacht hatte. Nun dann — warte! Sie war sogleich umgestimmt, ging ins Schlafzimmer zurück zu ihrem Schranke, versteckte die aufgesprengte Sparbüchse in eine seiner Ecken, schlüpfte in ihr Bett und sann Racheplänе aus, über denen sie einschlief. Ihr Schlaf war aber unruhig und sie hatte einen schweren Traum. Sie sah ein Schiff auf hoher wilder See mit dem Sturme ringen. Turmhohe Wogen fegten alle Menschen vom Verdecke weg, ein einziger hing noch am Maste, sie kannte ihn, es war Joseph. Und nun fuhr ein Blitz vom Himmel und schlug in den Mast, und krachend stürzte er nieder.

Elika fuhr auf aus dem Schlafe in Angstschweiß gebadet, mit ungestüm pochendem Herzen. Am Horizont erglomm und erlosch ein fahles Leuchten, der Donner grollte, der Sturm pfiff und rüttelte an den Fenstern und Thüren des alten Hauses. Und plötzlich schoß ein wilder, toller Regenguß nieder, nahm den Kampf auf mit dem Sturme und besiegte ihn und prasselte fadengerade nieder auf die Bäume, auf das Dach und verwandelte die Traufen in brausende Wasserstürze. Das war lustig anzuhören vom Bette aus; aber die Armen, die draußen sind auf freiem Felde, die Armen, die auf offener Straße wandern — o die Armen!

„Joseph!“ rief die Kleine unwillkürlich aus, und nun war ihre Wärterin erwacht, trat an die Thür und horchte. Elika rührte sich nicht. Poli soll glauben, daß sie aus dem Traume gerufen hat, Poli soll wieder zur Ruhe gehen und schlafen, so tief wie früher. Das braucht die Kleine zur Ausführung des Entschlusses, den sie gefaßt hat, der ihr Gewißheit verschaffen soll. Sie hält den Zweifel nicht aus, der von neuem in ihr lebendig geworden ist.

Und nun wieder warten, eine endlose, fürchterliche Viertelstunde! Alles still nebenan. Sie wagt es — erhebt sich leise, unhörbar, schlüpft in die Badeschuhe, zieht ihr Röckchen an und schleicht hinaus auf den Gang.

Der Regen prallt vom steinernen Geländer ab, spritzt ihr ins Gesicht, in die Augen, der Boden ist überschwemmt. Sie ist naß bis auf die Haut, ehe sie zu dem geschlossenen Gange kommt, auf den die Thür des Betsaals mündet, und die des Zimmers, das Joseph bewohnt, und weiter dann der Eingang zur Treppe des Sibyllenturms. Tiefste Dunkelheit herrschte, Elika tappte sich an der Wand weiter. Da fiel plötzlich ein Lichtschein auf den Boden vor ihr; die Thür des Betsaals hatte sich geöffnet und heraus trat Tante Renate, eine Laterne in der Hand. Elika kauerte nieder und hielt den Atem an. Die Tante schritt weiter, ohne sich umzusehen, aufrecht in ihrer stillen, feierlichen Art. Vor dem Zimmer Josephs hielt sie an. Ihre Lippen bewegten sich nicht und doch sah man, daß sie betete. Mit einer schönen, großen Gebärde voll inbrünstiger Andacht machte sie das Zeichen des Kreuzes über die Thür, setzte ihren Weg fort und verschwand am Ende des Ganges.

Nun regte sich nichts mehr. Hastig, in fiebernder Eile, schritt Elika dem Zimmer Josephs zu. Sie wußte, daß sie es unverschlossen finden werde. Sich einsperren ist feig, sagte er.

Sie war bei ihm. Er hatte wieder geraucht, der Ungehorsame. „Joseph!“ rief sie in die Dunkelheit hinein und brauchte nicht zu fürchten, gehört zu werden. Es war niemand in der Nähe, Joseph wohnte schon seit einem Jahre allein und unbeaufsichtigt. „Schläfst du, Murmeltier, oder thust dergleichen? Hör' einmal auf mit deinen Dummheiten, mein Guter.“

Keine Antwort, aber ein dumpfes Knurren ließ sich hören. Der alte, blinde, halbtaube Teckel war aufgestanden vom Polster neben dem Schreibtisch, stieß jämmerlich an ein paar Stühle an und trottete herbei auf seinen kurzen Pfoten. Er beschnüffelte die Füße Elikas, winselte, richtete sich an ihr auf und leckte wie bittend, wie heischend ihre Hände.

„Dackerl, wo ist dein Herr?“ fragte sie entsetzt. In Josephs Gegenwart hatte der Hund keine Liebkosung für einen andern.

Die Kleine trat an den Tisch, suchte unter Mineralien, ausgegrabenen Pflanzen, Samenproben, die dort in wüster Unordnung lagen, nach dem Feuerzeug, fand es und machte Licht.

Das Bett war unberührt. Er ist fort. Er hat gethan, wie er gesagt hat und was nicht geschehen darf — was sie verhüten wird. Auf, auf, das Haus! Einspannen, satteln, ihm nach! Sie weiß den Weg, den er genommen hat. Man holt ihn ein.

„Hilf, Heiland, hilf!“ ruft Elika zu dem Christusbilde über dem Bett empor. Es sieht ernst zu ihr nieder, vorwurfsvoll. Die Augen Josephs — alle finden es — haben Aehnlichkeit mit den Augen des Menschensohns. Und diese Augen sprechen: einer von euch wird mich verraten.

Aufschluchzend im schwersten Kampf, in einem nie gekannten Schmerze, sank die Kleine vor dem Bette nieder und küßte die Kissen, auf denen sein liebes Haupt geruht hatte. „Ich nicht,“ sprach sie, „deine Schwester nicht.“

„Gott im Himmel, wie sieht das Kind heute wieder aus!“ jammerte Apollonia am nächsten Morgen. „Schneeweißes Gesicht und rote Augen. Hat gewiß nicht geschlafen, hat gewiß Kopfschmerzen!“

Elika warf einen Blick in den Spiegel und erschrak. Sie konnte unwillkürlich zur Verräterin an Joseph werden. Es stand auf ihrer Stirn geschrieben: Ich habe etwas Schreckliches erlebt, ich habe einen großen Schmerz. Bald wird Joseph vermißt werden, man wird ihn suchen und nicht finden und dann gewiß fragen: Warum war Elika so verweint? und gewiß erraten: Sie hat um seine Flucht gewußt. Was sie dann thun und sagen werde, ahnte sie nicht, ihr war nur, als stände sie vor einer furchtbaren Gefahr, und sie betete zu Gott um Errettung aus ihrer Seelenpein, aus der entsetzlichen Klemme zwischen Verrat und Lüge.

Im Hause herrschte Bestürzung, als alle Nachforschungen nach Joseph fruchtlos blieben und Luise und Heideschmied sich seines seltsam aufgeregten Benehmens erinnerten, das sich sehr wohl als ein Abschied von ihnen erklären ließ. Kosel und die Tanten glaubten nun bemerkt zu haben, daß er ihnen am letzten Abend vor dem Schlafengehen mit besonderer Innigkeit die Hand geküßt hatte, und voll Rührung erzählten seine Brüder, wie gut er noch gewesen und zu ihnen gekommen war, als sie schon im Bette lagen, und ihnen „so lieb“ gesagt hatte: „Gott befohlen, Murmeltiere!“ Und Frau Heideschmied, die ihn die Marseillaise gelehrt, sprach von dem hinreißenden Ausdruck, mit dem er am Tage vor seiner Flucht den Vers: Le jour de gloire est arrivé! gesungen hatte. Ueberhaupt war in letzter Zeit jedem Hausgenossen etwas Ungewöhnliches im Wesen Josephs aufgefallen. Jeder wollte von ihm außerordentlich berücksichtigt worden sein, jeder wußte täglich Neues von ihm zu sagen. Nur Elika wußte und sagte nichts. Sie war zu merkwürdig! sie verheimlichte ihr Leid, sie sprach den Namen Josephs nicht aus.

„Und doch,“ jammerte Apollonia, „frißt ihr die Sorge um ihn das Herz ab. Tag und Nacht sehnt sie sich nach ihm, hat keinen andern Gedanken. Ich seh's ja, ich kenn' sie ja. Sie ist wie der Papa, der weint auch nicht und spricht auch nicht und vergißt auch nicht.“

Große Beruhigung brachte allen Bewohnern von Schloß Velice ein Telegramm aus Hamburg:

„Bin gesund, morgen auf See, Brief folgt, Grüße. Joseph Kosel, Schiffsjunge.“

Auf See! Schiffsjunge! die Brüder erfaßte ein Taumel. Joseph ist auf See, auf hoher See, ist ein Schiffsjunge auf einem großen ungeheuren Schiff. O, der sucht sich kein kleines aus!

Franz rannte in die Werkstätte zu Hanusch, der sein Freund geworden war seit der letzten Schlacht, und brachte ihm triumphierend die berauschende Kunde und fragte: „Möchtest du nicht auch ein Schiffsjunge sein? Möchtest du nicht auch auf hohe See?“

Hanusch blieb kühl. Von einer See, die in die Höhe steigt, konnt' er sich keinen rechten Begriff machen, und zweifelte eigentlich an ihr.

Charlotte lief dem Herrn Pfarrer entgegen, als er sich zur

Digitized by Google

Abendunterhaltung einstellte: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Telegramm von Joseph! Schiffsjunge ist er, in Hamburg hat er sich anwerben lassen!"

„Gott behüt' ihn," erwiderte der hochwürdige Herr. „Soll keine besonders erbauliche Gesellschaft sein, die der Schiffsjungen. Aber er hat gute Grundsätze. Wir wollen auf seine guten Grundsätze hoffen."

Vater Kosel konnte sich eines Gefühls des Stolzes auf seinen kühnen und unternehmungsfreudigen Sohn nicht erwehren. Auch hatte er vor kurzem in einer Zeitung einen Aufsatz über Vererbungstheorie gelesen, der ihm viel Stoff zum Nachdenken gab und Joseph völlig entschuldigte. Die Familiengeschichte wies viele Kosel nach, die tapfere Soldaten gewesen waren, und einen, der ein großer Reisender war. Wer solches Blut in den Adern hat, ist schwer an häusliches Leben zu gewöhnen. Man kann ihn nicht am Lehrtisch festhalten und über Büchern seinen Thatendrang vergessen machen.

Herr von Kosel sagte das in Gegenwart von Leopold und Franz. Heideschmied hätte hinspringen und beiden zugleich die Ohren zuhalten mögen.

Renate schüttelte den Kopf zu solchen Gesprächen. „Lieber Felix," erwiderte sie, als er das Blut der Ahnen zum etwa dreißigstenmal von neuem anzapfte, „ich glaube nicht, daß unsre Religion — die übrigens lauter Duldung und Vergebung lehrt — uns gestattet, Verstorbene für das Unrecht Lebendiger verantwortlich zu machen."

„Oh non, Monsieur!" versetzte Frau Heideschmied in zierlicher Bescheidenheit. Ihr Mann warf ihr einen zustimmenden Blick zu und sprach: „Nicht nur Thatendrang und Löwenmut haben unseren Joseph zur Flucht getrieben. Auch Furcht . . ."

„Furcht? Kann ich nicht zugeben."

„— Vor der Prüfung, gnädiger Herr. Ich glaube, es wäre nützlich, seinen Brüdern die Sache auch von diesem Standpunkt aus zu beleuchten. Seit seiner Entweichung brennen ihnen die Köpfe, sie sind überhaupt nur noch für Geographie zu interessieren und auch da nur für überseeische. Sie stellen oft Fragen — mir wird angst und bang . . ."

Er liebte seine Zöglinge von ganzem Herzen, aber er liebte auch seine Stellung sehr, und die wäre unhaltbar geworden vom Augenblick, in welchem die beiden jüngeren Kosel gleichfalls das Weite gesucht hätten. Ein Erzieher ohne Erziehungsmaterial wäre ein Demosthenes, der nicht zu Worte kommt.

So hielt er denn seine Studenten in guter Hut und empfahl den Hausleuten und besonders dem Kaspar die äußerste und zugleich diskreteste Wachsamkeit. Die jungen Herren sollten zwar nicht aus den Augen gelassen werden, sich aber nicht gehemmt, beeinträchtigt fühlen in ihrer persönlichen Freiheit. Die Aufgabe war schwierig und mißlang. Leopold und Franz gerieten in Aufruhr, Heideschmied geriet in Mutlosigkeit und war nahe daran, allen seinen Ueberzeugungen zum Trotze die Dazwischenkunft der Familienautoritäten anzurufen. Da kam Hilfe — die Hilflose bot sie.

Eines Morgens klopfte ein kleiner Finger an seiner Thür, Elika verlangte Einlaß. Sie erschien als Parlamentär und überbrachte das Versprechen ihrer Brüder, daß sie jeden Gedanken an Flucht verbannen wollten, wenn ihnen ihre frühere Ungebundenheit wiedergegeben würde.

„Keine Aufsicht, lieber Herr Heideschmied," sagte Elika, „das mögen sie nicht, sie sind das nicht gewöhnt. Sie lassen Sie bitten um Vertrauen, sie werden ihm Ehre machen, sagt Leopold und Franz sagt: Das Mißtrauen ärgert uns."

Sie stand vor ihm und sah zu ihm hinauf mit feuchten, leuchtenden Augen. Ihr ganzes kleines Wesen strömte Rührung und Ergriffenheit aus, und Heideschmied hatte einen schweren Kampf mit sich zu bestehen, um sie nicht in seine Arme zu nehmen, ans Herz zu schließen und auszurufen: Was du willst, Seelchen. Wie du willst, befiehl über deinen gehorsamsten Knecht! Aber er beherrschte sich, er behauptete seine Würde, belobte den guten Willen, den sie zeigte, sich zur Friedensbotin zu machen, und versprach, die Sache mit dem Vertrauen in Erwägung zu ziehen.

Er that es und faßte wunderbar schnell einen Entschluß, der den Wünschen der beiden Jünglinge völlig entsprach. Die „Polizeispitzelei", wie sie sich ausdrückten, hörte von einem Augenblick zum andern auf. Das hatte die arme Kleine ganz allein durchgesetzt. War es nicht wunderschön, und konnte man ihr dankbar genug sein? Sie selbst mußte zugeben, daß es nicht leicht möglich sei.

„Seid also dankbar, wenn ihr schon wollt," sagte sie, schwer mit den Thränen kämpfend, „und bleibt immer und immer bei mir! Bis ich tot bin, müßt ihr bei mir bleiben; wenn ihr fort gingt und ich wäre eine Schwester ohne Brüder, stürb' ich gleich."

Und sie baten Elika, das Sterben nur noch aufzuschieben so lang' als möglich, und wenn noch so lang', wollten sie doch bei ihr bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Feuersalamander.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. K. G. Lutz. Mit Illustration von R. Kull.

Tiere, die der Mehrzahl der Menschen unsympathisch sind, dürfen, wenn immer möglich, auf meine Teilnahme an ihrem oft recht traurigen Geschick rechnen, und wenn ich ihnen einen Stein aus ihrem Lebenswege räumen kann, so thue ich dies mit wirklichem Vergnügen.

Zu diesen Verachteten, Verfemten, unter Umständen Verfolgten gehört mein Feuersalamander, der sein Dasein in einer kleinen Höhle unter einer Baumwurzel in der Nähe Stuttgarts fristete, bis er an einem regnerischen Apriltage des vorigen Jahres, als er eben nach Regenwürmern Umschau hielt, von mir entdeckt und sorgsam nach meiner Wohnung transportiert wurde. Es war ein Prachtexemplar, etwas über 18 cm lang. Tiefschwarz glänzte die Haut, und im schönsten Goldgelb prangten die großen Flecken, welche in zwei Reihen auf der Oberseite des Körpers und dem rundlichen Schwanze angeordnet waren. Der Feuersalamander fühlt sich allem Anscheine nach auch „unter dem Schutze der schwarz-gelben Flagge" der Stadt Stuttgart ganz wohl, denn er ist in der Umgebung der letzteren, namentlich in den bewaldeten Schluchten, keine Seltenheit.

Ein prüfender Blick auf den Salamander und ich wußte, daß ich eine Vertreterin des schönen Geschlechts der Species Salamandra maculosa Laur. vor mir hatte, und diese Entdeckung veranlaßte mich zur Gefangennahme des hübschen Tieres. Ich hatte mir nämlich schon längst vorgenommen, die Entwicklung desselben einmal mit eigenen Augen zu verfolgen. Also richtete ich der Salamandra eine ihr, wie ich glaube, durchaus behagliche Wohnung zurecht: den Boden eines leeren Kastenaquariums belegte ich zur Hälfte mit Tuffsteinstücken, welche hierauf mit einer stets feucht gehaltenen Moosschicht bedeckt wurden; die andere Hälfte des Behälters erhielt ein ziemlich großes flaches Wassergefäß.

Hier ließ sich's die Salamandra wohl sein. Den Tag über lag sie ruhig in ihrem Versteck unter dem Moos; mit Einbruch der Dämmerung kam sie hervor und verzehrte Regenwürmer, Nacktschnecken, Raupen und ähnliche kleine Tiere mit sichtlichem Wohlbehagen. Dieses Wohlbehagen wäre wahrscheinlich noch erhöht worden, wenn sie ihre Beute hätte zunächst etwas zerkleinern und dann fein kauen können. Allein hierzu sind Zähne von einiger Größe erforderlich und gerade an solchen fehlt es dem Feuersalamander. Er hat zwar in jedem Oberkiefer mehrere Reihen zweizinkiger Zähnchen und auch am Gaumen stehen Zähne in zwei s-förmig gebogenen Streifen; aber sie sind so klein, daß mit ihnen nichts anzufangen ist. Der Salamander muß seine Nahrung so gut es geht hinunterwürgen. Daß er aber im Verschlingen Großes leistet, davon konnte ich mich oft überzeugen: Regenwürmer, fast so lang wie er selbst, verschwanden ruckweise in kurzer Zeit zwischen den Kiefern des breiten Kopfes.

tz

Digitized by Google

Der Feuersalamander und seine Entwicklungsstufen.
Nach einer Originalzeichnung von Albert Kull.

Digitized by Google

Von besonderer Intelligenz konnte ich an dem plumpen und langsamen Tiere nichts entdecken. Doch nahm ich ihm das nicht übel, wußte ich doch, daß man an diejenigen Geschöpfe, welche von der Natur mit einem recht kleinen Gehirn ausgestattet wurden, eben keine großen Anforderungen in dieser Richtung stellen darf.

Eines Tages platzte der Salamandra die Haut rings um die Mundöffnung, löste sich immer weiter ab und stülpte sich nach rückwärts um. Nach weniger als einer halben Stunde war das Tier thatsächlich „aus der Haut gefahren“, und was geschah nun? Nachdem es das abgeworfene Kleid einige Augenblicke mit seinen dunkelglänzenden Augen betrachtet hatte, verzehrte es dasselbe ohne alle Umstände.

So ein Feuersalamander sei, behaupten viele, sehr giftig; es sei deshalb nicht ratsam, mit ihm vertrauteren Umgang zu pflegen. Wahr ist es: die Haut des Salamanders ist mit vielen Drüsen bedeckt, ja die Wülste derselben sind ganze Drüsenhaufen, von denen insbesondere derjenige in der Ohrgegend viel Sekret absondert. Wahr ist ferner, daß dieses dem Saft der Wolfsmilch ähnliche, klebrige Sekret, auf eine Schleimhaut (etwa in das Auge) gebracht, Entzündungen hervorruft. Aber die Absonderung dieses Giftstoffes (auch Salamandrin genannt) erfolgt eben nur, wenn der Salamander angegriffen, wenn er gestoßen, geschlagen, gebissen wird. Derartige Prozeduren, an anderen Tieren vorgenommen, sind auch nicht immer ganz ungefährlich. Läßt man den Salamander schön in Ruhe und quält man ihn nicht, so thut er niemand etwas zuleide.

Auf kleinere Tiere wirkt das Drüsensekret allerdings unter Umständen tödlich. So berichtet Dürigen in seinem Buche „Deutschlands Amphibien und Reptilien“, daß eine Eidechse, die sich an einem Salamander verbiß, binnen kurzem starb, und daß Fische eines Aquariums eingingen, nachdem ein Salamander in demselben gestorben war und im Todeskampf sein Drüsensekret ins Wasser abgegeben hatte. Das Salamandrin, das zur Fortpflanzungszeit und abends am reichlichsten abgesondert wird, ist also nichts anderes als ein Verteidigungsmittel, eine Waffe, die dem harmlosen Tiere im Kampf ums Dasein unter Umständen gute Dienste leistet. Gönnen wir ihm diese Waffe!

Anfangs Mai wurde meine Salamandra unruhig und am 10. des Monats brachte sie nicht weniger als 25 prächtige Junge zur Welt in einer Länge von 28 bis 32 mm.

Ich setzte dieselben in ein mit Wassergewächsen bepflanztes Aquarium, in dem sie sich außerordentlich wohl fühlten. In einem Alter von $1^1/_2$ Tagen glichen sie genau den beiden kleinen Figuren auf unserem Bilde unten rechts. Die ganze Gesellschaft war auf der Oberseite dunkelgrau, am Bauche heller, „fast farblos“; bei etwa 1 Monat alten Tieren zeigte sich an den quergefurchten Seiten und am Schwanz ein leichter Goldschimmer. Im Gegensatz zu jungen Tritonenlarven sind bei den Salamanderlarven schon bei der Geburt alle 4 Beine gut ausgebildet. Der Kopf ist ziemlich breit, und der Flossensaum des Schwanzes reicht nur bis zur Rückenmitte. Die Haut der Jungen ist noch so durchsichtig, daß man an der Unterseite die inneren Organe leicht sehen kann; zu beiden Seiten des Kopfes stehen je 3, etwa 4 mm lange Kiemenbüschel.

Nun mußte die hungrige Schar aber auch ernährt werden. In Tümpeln, namentlich solchen, auf deren Grund Pflanzenblätter verfaulen, leben zahllose kleine Krebse: Daphnien (Wasserflöhe), Cypris- (Hüpferlinge) und Cyclops-Arten (Muschelkrebse). Mit Hilfe eines kleinen Netzchens kann man ohne alle Schwierigkeiten Tausende dieser für die Fischzucht so wichtigen Tiere erbeuten. Solche Krebschen brachte ich nun in großer Zahl ins Aquarium zu den Salamanderlarven. Was das nun für ein Rennen und Jagen absetzte! Mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, die man den Abkömmlingen des trägen Feuersalamanders nicht zutraut, waren sie hinter den Krebschen her, warfen aber anfangs die wie eine Muschel mit zwei Schalen versehenen Cypris stets wieder aus; sie waren ihnen noch zu hart.

So wuchsen sie heran, verzehrten bald auch größere Tiere und kleine Fleischstückchen und hatten, 7 bis 8 Wochen alt, die Größe der auf unserem Bild unten links dargestellten Larven. Von jetzt an änderten sie sich in Färbung und Gestalt: der Goldschimmer verschwand, die Oberseite wurde schwarzbraun, die Unterseite ebenfalls dunkel, gelbe Flecken kamen zum Vorschein, und zwar zunächst am Grunde der Gliedmaßen, auf den Augenhügeln und den Ohrdrüsen; der Flossensaum verlor sich; der Körper rundete sich mehr und mehr und die Kiemenbüschel schrumpften. Dabei kamen die Larven fortwährend an die Oberfläche des Wassers und schnappten Luft, woraus ersichtlich war, daß die Lungen sich nun entwickelt hatten. Noch einige Tage, und von den Bewohnern des Aquariums stieg einer nach dem andern ans Land — auf den Felsen, von wo aus sie in das Terrarium versetzt wurden.

Sie glichen jetzt dem kleinen der beiden jungen Salamander, rechts auf unserem Bilde und waren von dem erwachsenen Tiere weder an Gestalt noch Farbe wesentlich verschieden. Dagegen hatten sie ihre frühere Beweglichkeit verloren und waren nun ebenso langsam wie die Alte: lagen meist in ihrem Versteck und wurden nur dann munter, wenn es etwas zu fressen gab; Fleischstückchen, Insekten, Würmer ꝛc., vor ihren Augen hin und her bewegt, nahmen sie gerne an; doch wurden auch diese jungen Salamander bald ins Freie gebracht, damit sie sich vor Einbruch des Winters noch so reichlich mit Nahrung versorgen konnten, daß sie den Winterschlaf zu überdauern imstande waren.

Am 10. August entdeckte ich in einer 2 m langen und ebenso breiten, etwa 1 m tiefen, mit Wasser gefüllten Grube eine größere Anzahl Salamanderlarven, die häufig an den Wasserspiegel kamen, also die Verwandlung nahezu beendet hatten. In der Wassergrube mußte Kleingetier in großer Menge gelebt haben, denn diese Larven waren viel größer als die meinigen. Sie hatten eine Länge von 6,5 cm; ihre Haut war dunkelbraun und hell graugelb gefleckt, und die Kiemenbüschel waren auffallend groß und rostrot von Farbe. Zwei von ihnen sind auf unserem Bilde in der Mitte, rechts und links, dargestellt, und der größere der beiden jungen Salamander entspricht einem Exemplar, das sich nach wenigen Tagen aus einer solch großen Larve entwickelt hatte.

Die jungen Salamander bekommt man im Freien selten zu sehen; sie sollen sich am Tage im Boden versteckt halten und nur des Nachts ihrer Nahrung nachgehen. Sie wachsen langsam; es vergehen deshalb mehrere Jahre, ehe sie fortpflanzungsfähig werden. Seinen Namen verdankt der Feuersalamander einem Aberglauben, dem schon die alten Römer huldigten; er sollte, ins Feuer geworfen, dasselbe auslöschen. Früher sagte man dem harmlosen Tiere auch allerlei andere zauberkräftige Eigenschaften nach und die Alchimisten suchten sogar aus seinem verkohlten Körper — Gold zu gewinnen.

Die Kaisergaukler vom Kyffhäuser.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Fedor von Köppen.

Die Zeit der Hohenstaufenkaiser Friedrich I und Friedrich II, welche machtvoll des Reiches walteten, die Geringen und Schwachen gegen die Gewaltigen schützten, Recht und Gerechtigkeit übten überall, auch die Künste und Wissenschaften pflegten, galt den Deutschen noch lange nach dem Ausgange des mächtigen Geschlechts für ihr goldenes Zeitalter, nach dem sie sich zurücksehnten. Schon bald nach dem Tode Kaiser Friedrichs II, der im Jahre 1250, dem 56. seines Lebens, im Schlosse Fiorentino in Apulien starb, tauchte in Deutschland das Gerücht auf, der Kaiser sei nicht gestorben, sondern halte sich nur verborgen; er werde aber zu seiner Zeit wiederkommen und dem Reiche eine bessere Verfassung geben. Dieses Gerücht, das in der Sehnsucht des Volkes und in der Leichtgläubigkeit der Menge Nahrung fand, benutzten in der darauf folgenden trüben Zeit einige schlaue Betrüger, um sich für den zurückgekehrten Kaiser Friedrich auszugeben.

Als der erste dieser Art scheint bereits 1262 ein Mann aufgetreten zu sein. Die durch ihn den Fürsten drohende Gefahr führte dazu, daß man ihn — wie Pomarius in seiner sächsischen Chronik berichtet — „heimlich hinwegraffte“. Nicht lange danach

Digitized by Google

(im Jahre 1282) trat in Köln am Rhein ein alter Mann auf mit dem Vorgeben, daß er der Kaiser Friedrich sei; er hätte aus Verdruß den Kaiserthron verlassen und sich dreißig Jahre lang auf dem Kyffhäuserschlosse verborgen gehalten, wolle jedoch jetzt die Regierung wieder übernehmen. Da er in der alten Bischofsstadt wenig Glauben und Vertrauen erweckte, so begab er sich nach Neuß, gründete hier seinen eigenen Hofstaat und spielte seine Rolle weiter und so vortrefflich, daß er wirklich einigen Anhang fand. Er soll nach den Berichten gleichzeitiger Geschichtschreiber dem verstorbenen Kaiser Friedrich II sowohl nach Gestalt und Gesichtsbildung, als selbst nach dem Gange und nach Gebärden bis zur höchsten Täuschung ähnlich gewesen sein. Sein eigentlicher Name war Thilo Kolup oder, nach anderen, Dieterich Holztisch. Da er mehrere Jahre am Hofe Kaiser Friedrichs II gedient und selbst die Person dieses Fürsten als Kämmerling bedient hatte, so hatte er sich eine sehr genaue Bekanntschaft mit der Lebensweise und den Gewohnheiten desselben sowie mit den Sitten am kaiserlichen Hofe angeeignet. Zu seinen Anhängern gehörten nicht allein die Bürger verschiedener Städte, besonders einiger Reichsstädte der Wetterau, sondern auch einige Reichsstände, mehrere Grafen und Fürsten des Reiches. Herzog Heinrich der Wunderliche von Braunschweig-Lüneburg, die Landgrafen von Thüringen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, und manche andere Reichsfürsten ließen es sich ansehnliche Summen kosten, um den „aus dem Kyffhäuser erstandenen Kaiser" aufs neue zur Herrschaft zu bringen.

Mit einem zahlreichen Hofstaate siedelte der Pseudokaiser nach der Reichsstadt Wetzlar über, hielt hier ein glänzendes Hoflager und teilte großmütige Spenden aus, wodurch sein Anhang sich mehrte.

Als die Friesländer bei dem Pseudokaiser Friedrich eine Beschwerde gegen den Grafen Florenz V von Holland vorbrachten, ließ er diesen vor seinen kaiserlichen Richterstuhl laden. Der Graf aber war nicht willens, sich dem Schiedsspruche des Gauklers zu unterwerfen, sondern sandte ihm einen in lateinischer Sprache verfaßten Brief. Derselbe beginnt mit einem Gruße an das „unerwartete Gespenst, welches sich für den weiland Römischen Kaiser Friedrich II ausgiebt". Darauf giebt der Graf seinem Verwundern über das erschollene Gerücht und das ruchlose Beginnen des Abenteurers und seinem Erstaunen über die Anmaßung desselben Ausdruck, „nämlich darüber, daß Du, da Du, dem ersten Ansehen nach ein Mensch, ja nur ein kleiner Mensch zu sein scheinst, Dich doch erkühnest, die Person und Würde eines verstorbenen Menschen zu mißbrauchen. Denn ein verstorbener Mensch ist aus natürlichen und philosophischen Gründen kein Mensch mehr, und auf einen Leichnam, aus dem die Seele geschieden ist, kann die Definition vom Menschen nicht mehr angewandt werden. Denn unwidersprechlich gewiß ist's, daß Friedrich von Hohenstaufen, weiland Römischer Kaiser, von einer schweren Krankheit ergriffen, die Schuld der Natur bezahlt hat, noch vor seinem Ableben aber, der von ihm begangenen Bosheiten und scheußlichen Missethaten halber, welche den Artikeln der rechtgläubigen Lehre schnurgerade zuwider waren, vor den Richterstuhl der Römischen Kirche geladen, hier seiner Vergehungen überwiesen und auf einer allgemeinen Kirchenversammlung von der christlichen Kirche sowohl, als von Christo, ihrem Oberhaupte, wie ein verdorbenes Glied getrennt worden ist. Du also — um hier das Allerwidersprechendste, bei dem kein Mittelweg stattfindet, zu unterstellen — bist entweder dieser Friedrich oder Du bist er nicht. Bist Du dieser Friedrich nicht, so bist Du nichts als ein frevelhafter Lügner. Bist Du aber jener Friedrich, so bist Du schon erwähntermaßen abgelöset von der christlichen Kirche und bist des Reiches nach vorhergegangener reifer Beratung verlustig erklärt. Erwache also aus Deinem Taumel und bitte den Papst um ein gedeihliches Mittel zur Heilung Deines Wahnes! Vor allen Dingen wende Dich an die deutschen Fürsten, welchen die Kaiserwahl nach dem römischen Rechte zusteht, und berate Dich zuvörderst mit denen, die nach Friedrichs Entfernung drei Könige zu Häuptern des Reiches gesetzmäßig erkoren haben, welche auch vom Papste bestätigt worden sind! Jetzt ist sogar schon der vierte Nachfolger am Reiche, der König Rudolf, von eben diesen Fürsten einmütig erkoren und hat die päpstliche, durch seine Tugenden verdiente Bestätigung erhalten. Diesem unserem dermaligen Herrn haben wir uns mit Leib und Leben unterworfen und ihm unter den schuldigen und gewöhnlichen Feierlichkeiten gehuldigt. Deine Befehle sind uns daher nicht bloß gleichgültig, sondern wir verachten sie, und das ist unsere Pflicht".

Man sieht, daß der Verfasser dieses Schreibens bei allem Bemühen nach einer logischen Widerlegung des Betrügers doch eine gewisse Vorsicht beobachtet, die aus der Befürchtung entspringt, daß der angebliche Kaiser Friedrich ein Gespenst sein könne, eine Befürchtung, die übrigens in den Anschauungen der Zeit wohlbegründet war. Bald aber kam einer, der mit dem Gespenste nicht verhandelte, sondern kräftig zugriff.

König Rudolf, der sich gerade im Lager vor Kolmar befand, als er die ersten Nachrichten von dem Auftreten des falschen Friedrich in Wetzlar erhielt, hatte anfangs darüber gelacht und das Ganze für einen Mummenschanz gehalten. Da empfing er ein Schreiben von jenem Manne, in welchem er ihm befahl, die Krone niederzulegen und ihm zu huldigen oder seine Ahndung zu befürchten. Diese Dreistigkeit reizte des Königs Unwillen. Er zog mit seinem Heer vor Wetzlar und forderte die Stadt auf, ihm die Thore zu öffnen und den Betrüger auszuliefern. Die Wetzlarer weigerten sich anfänglich, Folge zu leisten. Als aber König Rudolf Anstalten traf, die Thore stürmen zu lassen, hielten sie es doch für besser, nachzugeben, und lieferten den falschen Kaiser an den rechten aus. Auf der Folter bekannte der Betrüger nun seinen wahren Namen und daß er veranlaßt worden sei, die Rolle des Kaisers Friedrich zu spielen, weil er bei einem Besuche auf dem Schlosse Kyffhausen für denselben gehalten worden sei.

König Rudolf hielt strenges Gericht über den Betrüger und ließ ihn darauf mit zweien seiner getreuesten Anhänger nahe der Stadt in einem Thale, welches noch heutigen Tages der „Kaisersgrund" genannt wird, auf dem Scheiterhaufen öffentlich verbrennen. Die Städte, welche sich für ihn erklärt hatten, wurden mit schweren Geldbußen bestraft. Die Stadt Wetzlar bat den König wegen ihrer Leichtgläubigkeit und ihres Verhaltens um Verzeihung, welche dieser ihr auch gnädig gewährte, indem er urkundlich versprach, daß er wegen der ihm widerfahrenen Beleidigung keinen alten Groll weiter gegen sie hegen wolle. —

Außer diesem Thilo Kolup traten mit der Zeit noch verschiedene andere falsche Friedriche auf. J. Chr. Olearius führt in seinen „Thüringischen Historien und Chroniken" (Frankfurt und Leipzig 1704) außer den beiden bereits erwähnten noch drei andere Abenteurer auf. Der eine soll die Lübecker betrogen haben und „heimlich hinweg gekommen sein". Der andere wurde im Jahre 1295 auf Kaiser Adolfs Befehl zu Eßlingen verbrannt. Weiteres wird von diesen beiden nicht berichtet, und auch ihre Namen werden von dem Chronisten nicht gemeldet.

Nur von dem letzten, welcher sich 1546 auf dem Kyffhäuser Berge in dem wüsten Schlosse sehen ließ, haben wir ausführlichere Nachrichten. Wir verweilen daher noch bei diesem insbesondere.

Es war in der durch die Reformationsbewegung, die Wiedertäufer und die Bauernunruhen tief aufgeregten Zeit, als sich im Thüringer Lande das Gerücht von dem Wiedererscheinen des 1250 verstorbenen Kaisers Friedrich II auf dem Kyffhäuser Berge verbreitete. Einige Hirten und Landleute aus der Goldenen Aue sahen eines Abends hinter den Tannen des Kyffhäuser Berges einen dichten Rauch aufsteigen. Da in der Gegend, woher der Rauch kam, kein bewohnter Ort lag, so wunderten sie sich darüber und meinten, das könne wohl nicht mit rechten Dingen zugehen, wie denn vom Kyffhäuser Berge manche wunderbaren und unglaublichen Dinge erzählt wurden, so die Sage von jenem Hirten, der einmal in das Innere des Berges gelockt worden, dort eingeschlafen war und beim Wiedererwachen die Welt um ein Jahrhundert gealtert fand. Die verwegensten von jenen Landleuten gingen nun doch auf die verdächtige Stelle, woher der Rauch kam, zu. Da sahen sie bei der Kapelle der alten Burg einen alten, phantastisch aussehenden Mann am Feuer sitzen, das einen flackernden Schein auf sein fahles Antlitz warf. Sein Haar war grau und weiß und hing in seltsamer Verwirrung über die Stirne herab. Der lange, rötlich weiße Bart reichte bis auf den Schoß herab. Bekleidet war er mit einem faltenreichen, weißen Mantel und mit ledernen Hosen. Neben ihm auf der Erde standen irdene Töpfe, in denen er einen Trank zu brauen schien.

Digitized by Google

Allerhand ungewöhnlich geformte Waffen lehnten an dem Burggemäuer. Der Alte ließ seine Blicke ruhig aber verwundert und mit einem Ausdrucke von Wohlwollen über die erstaunt und furchtsam ihm zuschauenden Leute hingleiten und führte seltsame Reden, die man nicht verstand. Einer von den Zuschauern lief nach dem nahen Sittendorf und holte von dort den Pfarrer herbei. Dieser kam mit Kreuz und Bibel und begann eine Beschwörungsformel herzusagen.

Da richtete der Wunderbare sich majestätisch und stolz auf und sprach: „Ich bin kein Gespenst, keine Erscheinung der Hölle, Ihr verkennt mich. Ich bin Kaiser Friedrich, seines Namens der Zweite, der da Herrscher war über das heilige Römische Reich und über verschiedene andere Reiche dieser Erde. Ich bin nicht in Apulien umgekommen, wie die Leute wähnen, sondern ich habe in diesem Kyffhäuser Berge gewohnt und mich verborgen gehalten, weil ich die Aufgabe nicht erfüllen konnte, die mir von Gott geworden war wider den Papst und die, so ihm anhingen. Jetzt aber ist mir von Gott befohlen, Deutschland zu Hilfe zu eilen, den unseligen Streit zu beenden, der sein Volk spaltet, den Mann zu vernichten, der über Deutschland herrscht und sich Kaiser Carolus den Fünften nennt, und wieder Frieden in der Welt zu stiften; denn die jetzigen Fürsten werden's nicht fertig bringen."

Dem Volke gefiel die ruhige Rede und würdige Haltung des Alten. Eine Weile blieb alles still; — dann brachen alle in jubelnden Beifall aus und forderten ihn auf, sogleich mit herabzukommen. Sie wollten ihn schützen und dafür sorgen, daß ihm nicht ein Haar gekrümmt werde.

Der Alte aber stand ernst und still aufrecht mit untergeschlagenen Armen. Nicht um einen augenblicklichen Triumph für sich selber sei es ihm zu thun, meinte er, sondern darum, daß er dem unglücklichen Volke wahrhafte Hilfe bringe gegen die ungerechten Fürsten und die Pfaffen. Deshalb wolle er noch eine Zeit lang in der Verborgenheit bleiben und die Antworten von mehreren Fürsten abwarten, an die er sich gewandt habe. Erst wenn er einen hinreichenden Anhang um sich gesammelt habe, dann wolle er herabsteigen vom Berge und mit ihm gegen Kaiser Karl V ziehen. Das leuchtete den Leuten ein; sie verließen den Berg, um jedoch am folgenden Tage in noch größerer Menge zurückzukehren. Sie brachten Körbe mit Eiern, Schinken, Speck, Braten, Milch, Butter, Käse, Brot und Kuchen, auf daß der Kaiser keine Not zu leiden brauche, und gelobten, Gut und Leben für ihn zu lassen. Der Kaiser kam jedoch nur selten zum Vorschein, ließ sich vielmehr nur wie ein Geist, der plötzlich erscheint und plötzlich verschwindet, auf Augenblicke sehen.

Das Gerücht von dem zurückgekehrten Kaiser verbreitete sich unterdessen in immer weiteren Kreisen, und das Volk nahm dasselbe in gutem Glauben auf, ohne viel zu prüfen, ob es möglich sei, daß ein seit dreihundert Jahren zu den Toten gezählter Kaiser in die Welt zurückkehren und handelnd eingreifen könne. Es lag dies eben in der naiven Anschauungsweise jener Zeit, und wir dürfen uns darüber nicht wundern; soll doch selbst Luther, um seine Meinung befragt, die diplomatische Antwort gegeben haben: „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, der Teufel hat vordem mehr den Leuten eine Nase gemacht." Der gelehrte Olearius in den bereits erwähnten „Thüringischen Historien und Chroniken" räumt ferner ein: „Wohl kann's sein, daß der böse Geist zur Stärkung des Aberglaubens in Kaiser Friedrichs Gestalt sich sehen lasse, wie einst in des verstorbenen Propheten Samuel Gestalt." — Ein anderer Chronist, Melistantes, sagt in seiner „Kuriosen Beschreibung verwüsteter Bergschlösser" (Frankfurt und Leipzig 1721), nachdem er die Annahme widerlegt hat, daß jener Abenteurer wirklich der gewesen, für den er sich ausgegeben: „Ich glaube aber, daß es der Teufel sei, welcher die einfältigen Leute zu äffen und zu betrügen sucht, wie er sein Spiel auch sonst auf dem schlesischen Riesengebirge mit dem sogenannten Rübezahl, in Thüringen vor Zeiten auf dem Hörsel- oder Siegerberge, bald mit dem wütenden Heer und anderen Gespenstern gehabt."

Nun kam aber noch hinzu, daß gerade zu jener Zeit (1546) viele Leute und selbst Fürsten es nicht ungern sehen mochten, wenn dem immer noch zum Papste und zur römischen Kirche haltenden Kaiser Karl V durch den Pseudokaiser Friedrich in Deutschland Verlegenheiten bereitet würden. Die Knechte, welche zu dem Heere der Fürsten des Schmalkaldener Bundes gingen, rühmten sich, sie seien von dem Kaiser Friedrich II eingeladen worden, ihm gegen Karl V zu helfen. So nahm das Abenteuer eine immer drohendere Gestalt an.

Da entschloß sich der Graf Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, dem Gespenst ernsthaft auf den Leib zu rücken. Er sandte seinen Landvogt v. Brüneck spät abends — weil man die aufgeregte Menge fürchtete — nach dem Kyffhäuser. Dieser legte dem Pseudokaiser mehrere Fragen vor, welche dieser auffallend sicher und würdevoll beantwortete. Auf die Frage des Landvogtes, ob er mehr als eine Sprache verstände, erwiderte er, daß man ihn in einer beliebigen der 72 Sprachen fragen könne, welche Gott gegeben habe. Darauf forderte ihn der Landvogt auf, ihm nach Frankenhausen zu folgen. Der Alte erklärte sich bereit dazu. Als man ihm aber die Hände binden wollte, rief er zornig, man möge ihn anständig behandeln, wie es einem „Kaiser" gezieme, nicht wie man mit einem Schalke verfahre.

In Frankenhausen ließ ihn Graf Günther von Schwarzburg festnehmen und heimlich nach Sondershausen in festen Gewahrsam bringen. Hier ward er einer gestrengen Untersuchung unterworfen. In derselben entpuppte sich der angebliche Kaiser als ein Schneider aus Langensalza, Namens Johannes Leupold.

Der unglückliche, halb wahnsinnige Schneider ward nun zu Sondershausen in ein finsteres und feuchtes Kellerloch geworfen, wo er elendiglich verkommen und verkümmert sein soll. „Ja, Etliche verkünden sogar" — heißt es in einer alten Chronik von Langensalza — „daß er von den Ratten und Mäusen sei bei lebendigem Leibe aufgefressen worden, und noch heutzutage zeigt man daselbst ein in Ketten geschmiedetes, klapperndes, langes Gerippe zum Wahrzeichen, daß es also geschehen."

Als das Volk am Morgen nach der Verhaftung des Schneider-Kaisers wieder nach dem Kyffhäuser strömte und seinen „Kaiser Friedrich" nicht fand, da war große Not und Klage. Man rief, man durchsuchte die Schluchten und Höhlen — alles vergeblich! Die schwarzburgischen Behörden, die allein wußten, wo er sich aufhielt, beobachteten Stillschweigen. Da beruhigten sich die Menschen endlich mit der Vermutung, der Kaiser werde sich wohl in das Innere des Berges verbannt haben und dort auf bessere Zeiten warten, und das Volk wartete seitdem auf die Wiederkehr des Kaisers und die besseren Zeiten.

Auch der Chronist von Langensalza schreibt: „Dessenungeachtet verblieb viel Volkes in dem Glauben, daß es wirklich gewesen sei Se. Kaiserliche Majestät Friedrich von Hohenstaufen. Auch sind nicht Wenige, welche noch heutzutage männiglich daran festhalten, es habe sich der Kaiser versteckt vor Günther, seinem Widersacher, in einer anderen Höhle auf der Ostseite des Berges, von wannen er wieder hervorkommen werde, alsobald das teutsche Reich werde frei sein von des Papstes als des Antichrists Gewalt und bis es sei worden ein großes, herrliches und einiges Volk, das seines Gleichen nicht unter dem Himmel habe. — — — Aber," fügt der Chronist hinzu, „bis diesen Tag, so ich, Luitbertus, weiland Mönch, itzo oberster Stadtschreiber zu Langensalza, dies schreibe, ist Se. Majestät noch nicht wieder hervorgekommen und darumb wallfahrtet noch immer das Volk, besonders an sonnenhellen Tagen und Sonntagen in hellen Haufen nach dem uralten Berge und vermeint, den Kaiser unten sitzen zu sehen in einem Spalte des Berges, an einem marmelsteinernen Tische, woselbsten sein langer Bart durch den Tisch sei gewachsen und ungeheure Schätze von Gold und Edelsteinen seien um ihn hergehäuft. Auch spiele sein Töchterlein gar lieblich ihm vor auf einer silbernen Laute, also daß der Kaiser gar wohlgefällig winke und lächle im Schlafe. Geschr. zu Langensalza im J. d. H. 1667." —

Die alten Kyffhäusersagen werden nun bald verklungen sein. Wir hören dieselben heute nur noch mit dem Behagen an, wie man sich als Mann etwa die Märchen ins Gedächtnis ruft, an denen man sich einst in der Kinderzeit erfreut hat. Aber schöner als diese Sagen und wärmer als die Berichte über jene Kaisergaukler vom Kyffhäuser mutet uns heutzutage die Thatsache an von dem vor nahezu dreißig Jahren neu gegründeten Deutschen Reiche und dem wiederaufgerichteten deutschen Kaisertume.

Digitized by Google

Vasco da Gama, der Entdecker des Seewegs nach Ostindien.

Von Paul Holzhausen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vielen meiner Leser und Leserinnen dürfte Meyerbeers große romantische Oper „Die Afrikanerin“ bekannt sein. Aus ihr erfährt man, daß der kühne Seeoffizier Vasco da Gama, der mit dem Admiral Bartholomeu Diaz nach dem Kap der Guten Hoffnung gefahren war, eine schöne Negerkönigin, Selika, von den afrikanischen Gestaden als Sklavin mit nach Lissabon gebracht hat, die den jungen Helden leidenschaftlich liebt und ihm schon einmal das Leben gerettet hat. Sie begleitet ihn auf seiner großen Expedition nach Ostindien, rettet ihm an der afrikanischen Küste zum zweitenmal das Leben, und als der Treulose sie um einer jungen Portugiesin willen verläßt, atmet sie, von den Palmen ihrer südlichen Heimat umrauscht, den Duft des giftigen Manzanillobaumes, um sich zu töten.

Die Dichtung spiegelt in romantischer Umrahmung eine große Wirklichkeit wieder, wie sie die Welt nur in wenigen Zeitaltern gesehen hat. Jahrhundertelang war der Handel mit den köstlichen Gewürzen des Morgenlandes in den Händen der Araber gewesen, die sie über Aegypten den Venetianern und Genuesen zugeführt hatten. Jahrhundertelang hatten die reichen Kaufherren am Canale Grande ihre Speicher mit den Früchten Asiens gefüllt, und noch heute zeugen die prächtigen Paläste der „Königin der Adria“ von dem Reichtum, der aus ihrem Handel geflossen. Dagegen hatte das kleine, aber damals mit der Schwungkraft der Jugend begabte Volk der Portugiesen sein Augenmerk auf die nahegelegene Küste Afrikas gerichtet, deren südliche Umseglung — so durfte man hoffen — einen Seeweg nach dem fabelhaften Gold- und Gewürzlande Indien eröffnen werde. Die Azoren, Madeira, die Inseln des Grünen Vorgebirges und Guinea waren entdeckt worden, und im Jahre 1486 wurde der kühne Seefahrer Bartholomeu Diaz nach der westafrikanischen Küste geschickt, um die öfters versuchte Umschiffung des riesigen Kontinents endlich zu bewerkstelligen. Diaz folgte der Küste bis zu der heutzutage von den Engländern besetzten Walfischbai und steuerte dann in das offene Meer hinaus, bis die Kälte des Wassers und die immer wachsende Größe der Wogenberge des Oceans ihn auf den Gedanken brachten, daß er über die Südspitze des Festlandes hinausgelangt sein müsse. Nun richtete er seinen Kurs nach Osten, und siehe! die Küste blieb bei einer Fahrt von mehreren Tagen immer im Nordwesten! Man hatte Afrika umschifft! Aber die zagende Mannschaft drängte, wie die Gefährten des Kolumbus, zur Heimkehr! Im Dezember 1487 war Bartholemeu Diaz wieder in Lissabon.

Vasco da Gama.

Zehn Jahre später segelte eine neue Flotte in die afrikanischen Gewässer. Sie stand unter dem Befehle des Helden, an dessen Namen die Geschichte die Entdeckung des Seewegs nach Indien geknüpft hat. Vasco da Gama war um das Jahr 1469 zu Sines, einem Städtchen in der portugiesischen Provinz Alemtejo, geboren. Er stand also zu jener Zeit in der Blüte der Jahre. Voll Unternehmungsgeist und Wagemut, tapfer und entschlossen, dabei nicht ohne einen Anflug edler Ritterlichkeit, so lebt der große Portugiese im Gedenken der Nachwelt. Die Flottille bestand aus drei Fregatten und einem Lastschiffe. Ihre Mannschaft belief sich auf 148 Mann. In einer feierlichen Versammlung nahm der König von Portugal, Manuel der Große, von Vasco den Huldigungseid entgegen und legte mehrere Schreiben an die Fürsten Indiens, insbesondere an den Herrscher von Calicut, das man schon als eine große Seehandelsstadt kannte, vertrauensvoll in seine Hände. Eine kirchliche Feier gab dem Unternehmen die Weihe, und nachdem Vasco unter dem Andrang einer großen Menschenmenge von seinen Freunden einen rührenden Abschied genommen hatte, gingen die mutigen Seefahrer am 8. Juli 1497 in Lissabon unter Segel.

Drei Monde lang hatten sie an der afrikanischen Westküste mit den Elementen zu kämpfen, die ihnen den Kampfpreis des gewaltigen Unternehmens entreißen zu wollen schienen. Am 7. November erreichte Vasco am Kaplande die St. Helenabucht; am 18. erblickte man die Südspitze Afrikas. Unter hellem Jubel und Trompetenschall wurde das Vorgebirge umsegelt. Am Weihnachtsfeste gelangten die Portugiesen an eine schöne Küste, die sie, dem heiligen Tage zu Ehren, Costa da Natal („Weihnachtsküste“) benannten, ein Name, den sie bis zum heutigen Tage behalten hat. Als man sich dem Festlande näherte, zeigte sich eine große Anzahl Männer und Frauen, alle von schönem schlanken Körperbau. Die Fremden fanden eine gastliche Aufnahme und nannten das Land Agoada da boa Gente, den „Wasserplatz der guten Leute“. Am 23. Januar erreichte Vasco eine der Mündungen des großen Flusses Zambezi. Hier traf er eine schwarze, kraushaarige Bevölkerung an und erfuhr von einem Neger, daß nach Osten hin weiße Menschen leben sollten, die mit Schiffen, ähnlich den seinen, an diese Küste kämen. Er hatte die Schwelle des Morgenlandes überschritten und nannte dankbaren Sinnes den Zambezi den Fluß der guten Vorbedeutung. Ueberall, wo er landete, ließ er, nach der Sitte der Portugiesen, Wappenpfeiler am Meere errichten, um die Herrschaft seines Königs zu verkünden.

Eine fünftägige Fahrt brachte die Seefahrer vor den Hafen von Mozambique. Hier aber änderte sich das Bild. Die Stadt war von Arabern gegründet worden, und sogleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Portugiesen zeigte sich das Mißtrauen und der Haß dieses Volkes gegen die abendländischen Fremdlinge, in denen die Araber instinktmäßig die Feinde ihres ausgedehnten Orienthandels zu wittern schienen. Jahrzehntelang haben die beiden Völker um den Besitz der indischen Gewässer gerungen, und weder List noch Grausamkeit sind auf beiden Seiten in diesem blutigen Ringen gespart worden, bis sich die Schale des Sieges dem höher civilisierten Volke, den Portugiesen, zuneigte. Eine Ladung aus grobem Geschütz belehrte den Scheik von Mozambique über die Kriegsbereitschaft Vascos. Dann fuhr dieser wieder ab und erreichte, nachdem ihn die verräterischen Lotsen der Araber verschiedenemal in die Irre geführt hatten, am 7. April das entfernte Mombas, dessen hellschimmernde Häuser und flache Dächer die Portugiesen an die Städte ihrer fernen Heimat erinnerten. Hier wurden die kühnen Fremdlinge freundlich empfangen; aber einer noch besseren Aufnahme erfreuten sie sich in Malinde, einer großen Stadt mit schönen Straßen, in einer fruchtbaren Ebene, die bei vortrefflichem Trinkwasser und gesunder Luft einen großen Reichtum an Früchten und Lebensmitteln zeigte. Der König dieses Landes war der einzige Maure, der den Portugiesen mit ehrlicher Freundschaft entgegenkam und in richtiger Ahnung des weltumwälzenden Ereignisses, das sich vor seinen Augen hier abspielte, zu dem fernen Westlande in Beziehungen trat. So gewannen die Portugiesen eine wichtige

Digitized by Google

Flottenstation an der Küste Ostafrikas, die ihnen später die größten Dienste leisten sollte.

Auch einen gewandten und zuverlässigen Lotsen hatte ihnen der gastfreundliche König von Malinde für die Ueberfahrt nach Indien mitgegeben. Diese dauerte dreiundzwanzig Tage. Denn erst am 17. Mai 1498 ertönte der Landruf in den Rahen der portugiesischen Schiffe. Am Abend des 20. fiel der Anker vor dem ersehnten Hafen von Calicut, und bald wurde das Geschwader von dem bunten Völkergemisch eines morgenländischen Hafenplatzes umschwärmt, wo die Sprachen des Orients vieltönig durcheinander schwirrten.

Vasco da Gama hatte auf der zehnmonatigen Fahrt einen großen Teil seiner Mannschaft verloren. Namentlich der Skorbut, dieser Schrecken der Seefahrer, hatte viele Leute dahingerafft. Der kühne Portugiese lag jetzt vor einem der größten Hafenplätze der Erde, und es hing alles von der Laune des morgenländischen Herrschers ab, in dessen Reich er gekommen war. An der Küste Malabar, der indischen Westküste, wo Vasco gelandet war, herrschte ein Kaiser, der sich Samudrin Radschah, „Herr des Hügels und der Welle", nennen ließ. Der Samudrin nahm die Anträge Gamas anfangs freundlich auf. Auf seine Einladung ließ sich letzterer auf einem Tragsessel nach dem Palaste des indischen Königs tragen, der, einige Meilen landeinwärts, in einem Palmenwäldchen gelegen war. Soldaten der Bürgerkaste, schöne Männer von staunenswerter Gewandtheit, schritten, ernsten Antlitzes, neben der Sänfte des Admirals einher. Der Samudrin empfing die Fremden, auf seinem Throne sitzend und von Diamanten strahlend, mit vornehmer Herablassung. Er zeigte sich nicht abgeneigt, ihren Wunsch, in den Bazaren Calicuts indische Waren einzuhandeln, zu gewähren. Aber bald sollten die Fremden auch hier den Neid der Araber verspüren, die von alters her mit Calicut handelten, sich in großer Anzahl dort niedergelassen und ausgedehnte Vorrechte erworben hatten. Der Pöbel begann, auf ihr Anstiften, die Fremden in den Straßen zu beschimpfen, und der Samudrin ließ die portugiesischen Faktoren (Händler) unter nichtigen Vorwänden festnehmen. Gama antwortete mit der Verhaftung vornehmer Inder und dem Donner seiner Schiffskanonen.

Bald verließ er das ungastliche Calicut, in dessen Hafen seine Nachfolger noch manchen harten Strauß bestehen sollten, und stach wieder in See. Dem Küstenorte Andjediva gegenüber stellte sich ein seltsamer Gast an Bord des Admiralschiffes ein. Es war ein spanischer Jude, der durch eine wundersame Verkettung von Umständen nach Indien verschlagen war und in Goa die Stelle eines Hafenkapitäns einnahm. Er war aus der Stadt Goa als Spion abgeschickt, um die Fremden auszukundschaften. Vasco nahm ihn mit List gefangen, und der kluge Mann leistete in der Folgezeit als Lotse die wichtigsten Dienste. Nachdem die Portugiesen noch mit dem Radschah des nördlich von Calicut gelegenen Hafens Cananor einen Handelsvertrag abgeschlossen und ihre Schiffsräume mit köstlichem Gewürz befrachtet hatten, dachten sie an die Rückfahrt.

Aber sie hatten ihre Rechnung ohne die Winde des indischen Meeres gemacht. Wie durch einen Zauber gebannt, lagen die Schiffe auf der spiegelglatten Flut und waren nicht vorwärts zu bringen. Erst nach drei Monaten kam die afrikanische Küste wieder zum Vorschein, und der Skorbut forderte unter den tapfern Seeleuten neue Opfer. Doch fanden sie wieder die freundlichste Aufnahme und Pflege in Malinde. Am 20. März wurde zum zweitenmal das Vorgebirge der Guten Hoffnung umschifft. Noch stand dem edlen Vasco ein herber Schmerz bevor. Auf der Azoreninsel Terceira starb in seinen Armen sein geliebter Bruder Paulo, der die Reise mitgemacht hatte, aber das Vaterland nicht wiedersehen sollte. Am 29. August erblickte der Seeheld wieder den heimatlichen Tejofluß. Sein erster Gang war eine fromme Wallfahrt nach dem Gotteshause Belem, wo er auch vor seiner Abfahrt in stillem Gebete geweilt hatte. Dann erst hielt er seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Er ward wie ein römischer Triumphator empfangen. Stiergefechte, Lanzenbrechen und Volksfeste folgten einander in buntem Wechsel; feierliche Prozessionen wallten durch die Straßen der portugiesischen Städte; der König erhob den Entdecker Indiens und seine Brüder in den Adelstand, schmückte sie mit einem stolzen Wappen, ernannte Vasco zum Admiral der indischen Meere mit einem ungeheuern Jahresgehalt und einem besondern Handelsprivilegium und machte ihn später, als sich die indischen Eroberungen zu immer höherem Glanze erhoben, zum Grafen von Vidigueira.

König Manuel hatte Grund, den Helden Vasco zu ehren. Er hatte in der Welt des Ostens gethan, was sechs Jahre vor ihm der große Genuese Christobal Colon im Westen vollbracht hatte. In den nächsten Jahren errangen die Portugiesen immer größere Erfolge. Alvarez Cabral führte eine neue Flotte nach Indien. Auf der Ueberfahrt westwärts getrieben, entdeckte er ein großes Land mit kupferfarbigen Menschen — Brasilien, das jahrhundertelang seine Schätze an den Tejo senden sollte. Endlich in Indien angekommen, schloß Cabral mit dem Sultan von Cochin, einem Vasallen des feindlichen Samudrin von Calicut, einen wichtigen Handelsvertrag. Doch, so groß Cabrals Verdienste auch sein mochten, es war wiederum Vasco da Gama vorbehalten, in dem schwierigen Lande festen Fuß zu fassen.

Im Frühling des Jahres 1502 lief er von neuem, diesmal mit einem stattlichen Geschwader, aus der Bai von Lissabon. Nach neuen Thaten in Ostafrika nahm er an dem Samudrin blutige Rache. Er zerstörte ihm zwei Flotten, befestigte das Ansehen seiner Landsleute bei den Vasallen des Sultans und kehrte am 1. September 1503 mit einer kostbaren Ladung nach Lissabon zurück.

Das waren herrliche Erfolge, ausreichend, ein Menschenleben auszufüllen und es zu einem der merkwürdigsten aller Zeiten zu gestalten. Aber noch eine andere große Aufgabe war dem Entdecker des Seewegs nach Indien vorbehalten. Fürs erste blieb er freilich in Portugal, und das war zur Wiederherstellung seiner von so gewaltigen Anstrengungen tief erschöpften Gesundheit dringend nötig. Inzwischen dehnten die Portugiesen ihre Besitzungen in Asien weiter und weiter aus. Sie vernichteten den arabischen und ägyptischen Handel und eroberten unter dem kühnen Albuquerque, dem genialsten der Nachfolger Gamas, einen Teil Hinterindiens. Aber schon bald zeigten sich die ersten Spuren des Verfalls. Von Osten her drangen die Spanier vor, und in Goa, dem Hauptorte der portugiesischen Verwaltung, begannen Zuchtlosigkeit, Beamtenbestechung und eine rohe Mißhandlung der Eingeborenen böse Früchte zu tragen.

Da sandte König Johann III, Manuels Nachfolger, noch einmal im Jahre 1524 den großen Vasco über die Wasser des Oceans. Er war im harten Seedienste frühzeitig gealtert, aber die Spannkraft der Jugend hatte er nicht verloren. Noch einmal bewährte sich der Zauber seines Namens. Sein erster Schritt war die Absetzung des unredlichen Kommandanten von Goa, der in seiner Pflichtvergessenheit so weit gegangen war, selbst die Kanonen an die Feinde zu verkaufen! Mit einem Schlage ward alles anders: die unrechtmäßige Besetzung der Aemter hörte auf; Handel und Wandel wurden geregelt; von neuem erblühte Goa. Aber der Anstrengungen und Aufregungen waren für den alten Vasco zu viele. Am Weihnachtstage 1524, dem sechsundzwanzigsten Jahrestage seiner Entdeckung des Natallandes, starb der große Mann in Cochin.

Von seinen Schöpfungen ist wenig mehr erhalten. Aus dem üppigen Grün der Palmengärten schauen in Goa, der verkommenen und fast verlassenen Stadt, die Ruinen der einst stolzen Paläste.

Vascos Sohn Christoph fand, etwa dreißig Jahre nach seines Vaters Tode, als Gefangner eines afrikanischen Königs ein schauerliches Ende. Des Entdeckers Gebeine waren 1538 nach Portugal geschafft und in der Kirche des Karmeliterklosters zu Vidigueira beigesetzt worden. Am 10. Juni 1880 wurden sie in prächtigem Aufzuge nach Lissabon gebracht und dort unter königlichen Ehren in der Gruft der Herrscher Portugals bestattet.

Es hat sich damals ein Streit erhoben über die Frage, ob jene Gebeine die echten gewesen seien. Aber nicht an diesem Staube hängt der Ruhm von Vascos Namen. Aus den Rahen der Schiffe, die den Ocean Indiens befahren, klingt er wieder, und Portugals größter Dichter, Luis de Camoens, hat ihm in seinen „Lusiaden" ein für alle Zeiten unvergängliches Lied gesungen.

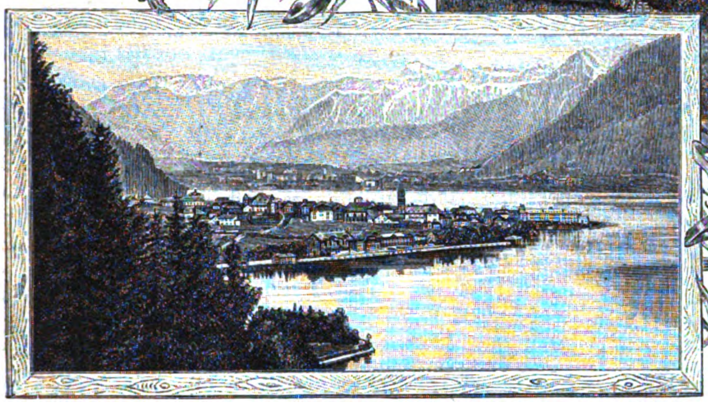
Digitized by Google

Das Kaprunerthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Prof. Dr. Theodor Petersen.

Mit Illustrationen nach Photographien von Würthle u. Sohn in Salzburg.



Zell am See.

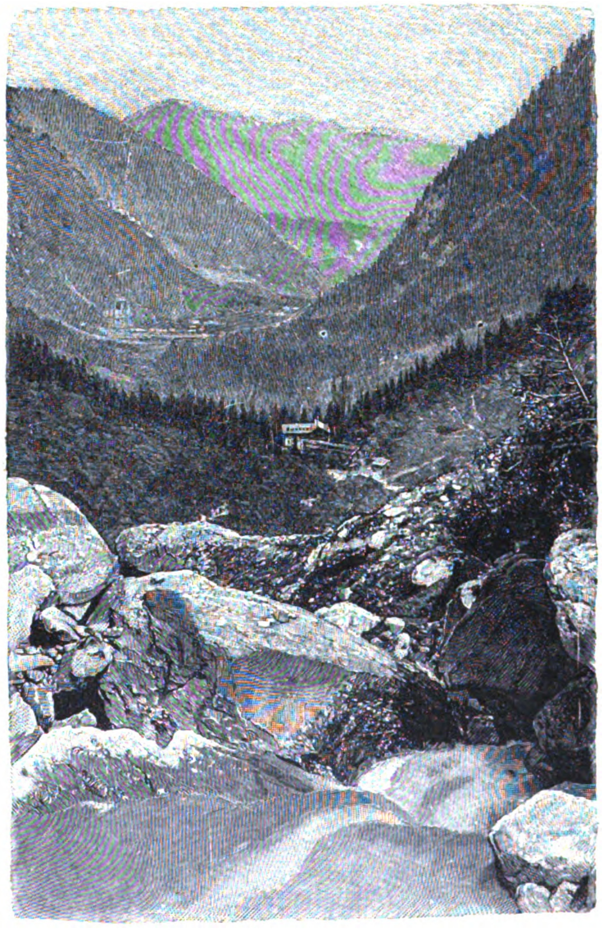
Zell am See und Steinernes Meer.

Unter den österreichischen Alpenländern ist die Landschaft Salzburg von besonderer Schönheit und Mannigfaltigkeit. Früher begnügte man sich wohl damit, die herrlich gelegene Landeshauptstadt und deren nähere Umgebungen zu besuchen; aber immer zahlreicher drang das reiselustige Publikum die Salzach aufwärts und in ihre Nebenthäler ein, deren Erschließung ganz besonders dem erfolgreichen Wirken des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins zu verdanken ist.

Die lange Kette der Hohen Tauern mit ihren ausgedehnten Gletschern, aus denen sich prachtvolle Hochgipfel, wie die schlanke Pyramide des Großglockners und der breite Rücken des Großvenedigers, erheben, begrenzt das Salzburgische Land im Süden. Eine Reihe von mächtigen Wildbächen hat sich von dorther einen Weg zu dem Hauptthale gebahnt und hochromantische Gebirgsthäler gebildet, von welchen das Gasteinerthal längst Berühmtheit erlangt hat. Reich an prächtigen Wasserfällen, von denen die Krimmler zu den schönsten in den ganzen Alpen zählen, besitzen diese Nebenthäler auch großartige Felsenengpässe. In ihrer Tiefe verlischt das Tageslicht, und über wildbrausenden Gewässern kann der Wanderer nur auf kühn gebauten Stegen vorwärts dringen. Die Liechtensteinklamm und die Kitzlochklamm sind von ihnen die bekanntesten, beide vom Alpenverein erschlossen. Sehr bedeutende Arbeiten hat dieser Verein in den letzten Jahren auch im Kaprunerthal verrichtet.

Wenn man den Pongau und die Mündungen der eben erwähnten Seitenthäler der Salzach passiert hat, weitet sich das Hauptthal zum vielgepriesenen Pinzgau. Gleich an dessen Anfang hat der reizende Zellersee in einer Seitenbucht Platz gefunden. Auch Zell am See verdankt seine heutige Bedeutung zum großen Teil dem Alpenverein, denn das von der Natur so reich ausgestattete Stückchen Erde, die „Perle des Pinzgaues“, ist durch ihn in den weitesten Kreisen bekannt geworden. Auf der aussichtsreichen Schmittenhöhe erbaute der Verein ein jetzt bedeutend ausgewachsenes und bequem zugänglich gemachtes Alpenhotel, von welchem Punkte sich die herrliche Gegend und der interessante geologische Aufbau des umliegenden Teiles der Alpen vorzüglich übersehen läßt. Von nicht minder großem Reiz ist die Rundschau vom See aus; sie kann während einer Rundfahrt auf zierlichem Dampfboot bequem genossen werden. Im Norden präsentieren sich die schroffen Kalkwände des Steinernen Meeres, am schönsten, wenn der Purpur des Abendrotes an ihnen verglüht; nach Westen erstreckt sich das schiefrige Mittelgebirge mit den Häusern der Schmittenhöhe; östlich ziehen saftig grüne Matten, mit zahlreichen Heustadeln besetzt, zum Hönigskogel hinan und im Süden jenseit des Pinzgaus erhebt sich das alte krystallinische Centralgebirge, ganz nahe das schlanke Kitzsteinhorn und der Hohe Tenn im strahlenden Eismantel. Zwischen beiden schaut man in das geheimnisvolle Kaprunerthal hinein.

Obgleich so nahe bei Zell gelegen, war das Kaprunerthal doch bis in die neueste Zeit nur wenig besucht wegen der schwer zugänglichen Felsenenge in seinem unteren Teil. Aber die rührige Alpenvereinssektion Zell am See, von weiland Vater Riemann gegründet und gegenwärtig unter der Leitung des



Das Kaprunerthal gegen die Schmittenhöhe mit Kesselfallalpenhaus.

thätigen Herrn Blaschka, war auf ihrem Posten, dem Lande neue Anziehungspunkte zu verschaffen; die in der Gegend begüterte fürstliche Familie zur Beteiligung bereit, auch ein verständnisvoller Baumeister in der Person des Herrn Ingenieur Gaßner alsbald zur Hand. Und so sind die kunstvoll angelegte Fahrstraße in das untere Kaprunerthal und das nur wenige Stunden von Zell am See entfernte neue große Alpenhotel am Kesselfall rasch erstanden und bereits im Jahre 1895 dem Verkehr eröffnet worden.

Schloß Kaprun.

Unweit Zell zweigt die neue Kunststraße von der Oberpinzgauer Landstraße ab, zunächst den breiten Thalboden des Kapruner Mooses querend. Abwärts haftet der Blick an dem prachtvollen Schloß Fischhorn, einer Zierde der ganzen Landschaft; aufwärts übersieht man den Pinzgau bis zu den duftigen Zillerthaler Bergen. Bald ist der Eingang des Kaprunerthales erreicht; wir biegen um eine Ecke, und nun liegt sein stolzes Schloß vor uns, unweit davon auf einem von der Ache umrauschten Felsen das Kirchlein des Dorfes Kaprun, ein Bild, so malerisch, wie man es nur wünschen kann. In grauer Vorzeit als einfacher Turm erstanden, hat das jetzt der Fürstin Löwenstein gehörige Schloß Kaprun im Laufe der Jahrhunderte den Wechsel der Zeiten reichlich erfahren; seine dicken Mauern und Türme haben wilden Anstürmen Trotz bieten müssen und gewähren noch heute einen imponierenden Anblick. Nur ungern trennt man sich von dem schönen Bilde, aber weitere Genüsse warten unser drinnen im Thale.

Eingang zur Sigmund Thun-Klamm.

Die kunstvoll angelegte Straße beginnt bald am Kesselbühl hinanzusteigen, eine Thalsperre, durch welche sich die Kapruner Ache in tiefer Schlucht den Durchgang erzwungen hat. Oben wird die Schlucht in dem kühnen Bogen der Bilinskibrücke von der Straße übersetzt. Dorthin lassen wir den Wagen weiterfahren und wenden uns dem mit der Ueberschrift „Sigmund Thun-Klamm“ versehenen hohen Holzthore zu, welches wie zu einem Bergwerk den Eingang in die Klamm vermittelt. Zwischen dunklen Felswänden braust und brodelt die Ache, ihr Staub netzt das Moos der Wände und die grünen Zweige, die von oben hereinhängen. Auf sicheren Stegen und Treppen schreiten wir weiter; endlich nähern sich über uns die Wände und wir erblicken die Brücke, bei der wir wieder auf die Straße gelangen, die nun zwischen Matten und Wald langsam weiter hinansteigt. Das kleine Wirtshaus „Zum Kaprunerthörl“ liegt auf einer Lichtung am Wege. Wiederum schließt sich der Wald, doch bald erscheint eine neue Lichtung und vor uns erblicken wir, von prächtigem Tannenwalde umgeben und von Bergluft umweht, das Hotel Kesselfallalpenhaus (vgl. Abbildung S. 341). Es liegt 1056 Meter über dem Meeresspiegel.

Ein Platz, gleich dankbar und gleich geeignet für Touristen zu großartigen Bergpartien wie für Sommerfrischler zu längerem behaglichen Aufenthalt, ist nicht leicht zu finden. Dem vielbesuchten Zell am See ist er durch die neue Straße mit ihrer täglich mehrmaligen Postverbindung auf zwei Stunden nahe gerückt. Eine glückliche Zukunft dürfte dem neuen Alpenheim beschieden sein. Schon jetzt finden wir beim Kesselfall eine ganze Kolonie, die sich wohl in der Folge noch vergrößern wird. Freilich hat es seine Schwierigkeit, weiteres Terrain dem engen Thale abzugewinnen. Auch der gegenwärtig bebaute Platz ist großenteils durch Sprengungen den Felsen abgerungen.

Den Mittelpunkt des Ganzen bildet das große zweistöckige Hauptgebäude, ein vornehm gehaltener Holzbau mit aussichtsreichen blumenverzierten Veranden in echtem alten Pinzgauer Baustil. Sein großer Speisesaal und seine dreißig Zimmer sind behaglich, die Möbel aus Zirbelholz, wie die ganze sonstige Einrichtung, elegant und praktisch. Verschiedene Nebengebäude gruppieren sich malerisch daneben: ein Touristenhaus für anspruchslosere Gäste, Führerwirtschaft, Badehaus, Post- und Telephongebäude, ebenfalls mit Wohnzimmer und Verkaufsläden, sowie eine schmucke Kapelle.

Unmittelbar neben dieser den Brüdern Gaßner gehörigen stattlichen Anlage braust der mächtige Kesselfall, ein prachtvolles Schaustück des Salzburger Landes. Der terrassierte Platz am Rande der Schlucht vor dem Hotel gewährt einen guten Ueberblick der Scenerie, aber die wunderherrlichen Einzelheiten des tiefen Wasserkessels genießt man erst dann vollkommen, wenn man die sicheren Holztreppen beschreitet, zu den donnernden Wassermassen niedersteigt, dieselben rings umkreist und schließlich durch ein Felsenthor wieder zum Hotel zurückkehrt. Der Kesselfall ist dreimal überbrückt, die hölzernen Treppen und Gerüste, die man zu passieren hat, sind mit Eisentraversen ringsum fest in die Felsen gebaut. (Vgl. Abbildung S. 341.)

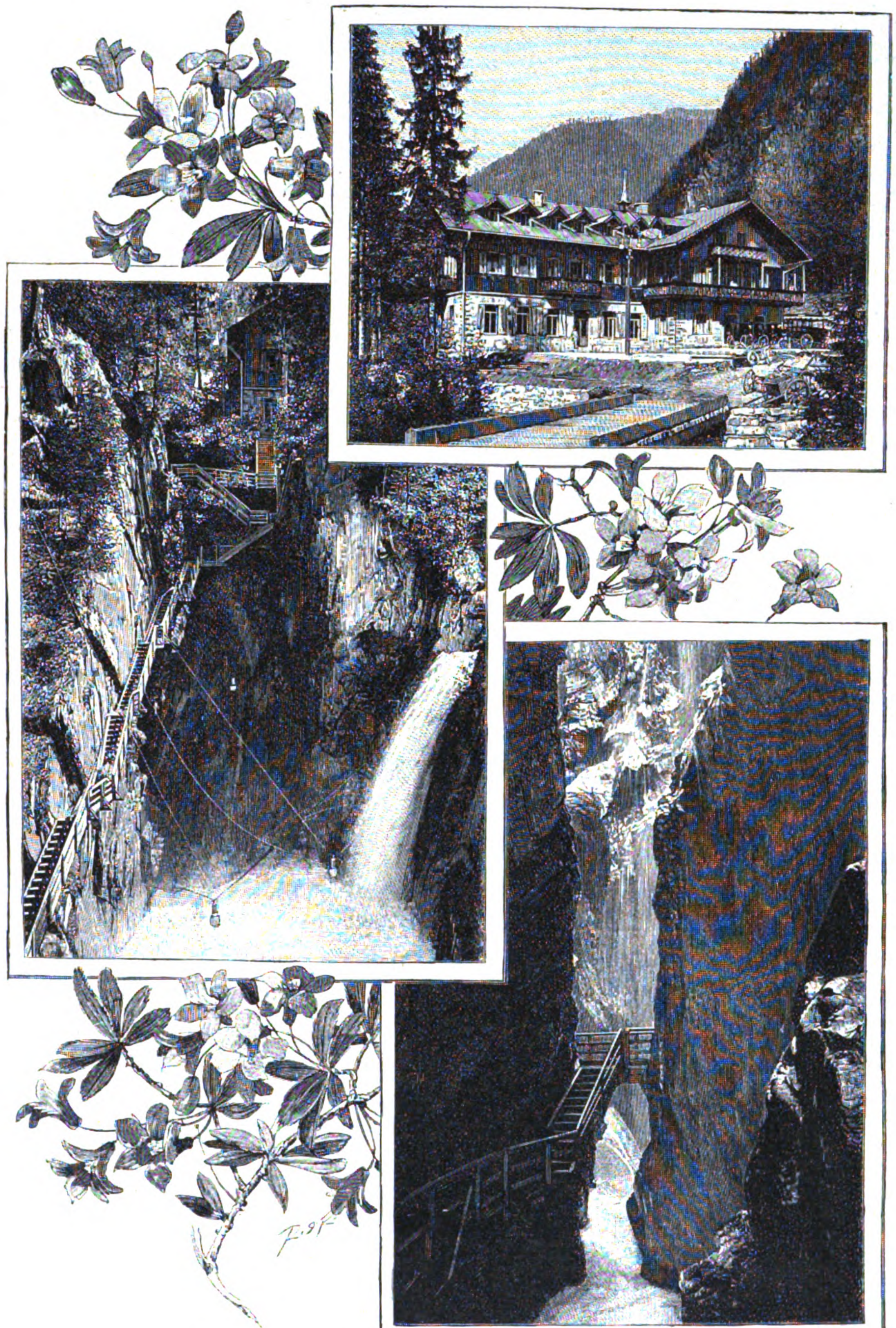
In das tiefe Felsenbecken ergießt sich übrigens nicht nur der Kapruner Hauptbach, sondern es vereinigt sich dort mit ihm auch

der vom Schmiedingergletscher herabkommende Zeferetbach, und noch zwei weitere Quellbäche schäumen über die Felsen zu ihm herab. Alle diese vereinigten Wassermassen stimmen unten im Kessel ein großartiges Naturkonzert an und sind in einem lauten Wettstreit begriffen, in dem alles in Schaum und Wogen aufgeht.

Die Wasserkräfte des Kaprunerbaches finden Verwendung zur elektrischen Beleuchtung der Wirtschaftsräume sowie des Wasserfalles selbst, der bis spät in die Nacht hinein — die Kraftquelle kostet ja nichts — durch weiße und farbige Bogenlampen tageshell und äußerst wirksam beleuchtet ist. Die Beleuchtungsanlage ist von Siemens & Halske in Wien ausgeführt, die dazu dienende Dynamomaschine etwas abwärts im Thale aufgestellt. Bequeme Parkwege, die abends ebenfalls elektrisch beleuchtet sind, führen vom Wasserfall weit in den Wald hinein.

Das Kaprunerthal bietet für den Naturfreund noch gar viel des Sehenswerten. Im Hintergrunde des Thales, auf dessen letzter Terrasse, dehnt sich der Mooserboden (s. Abbildg. S. 342) aus, von einem Hochgebirgscirkus eingerahmt, der in den östlichen Alpen seinesgleichen sucht. Vom Großen Wiesbachhorn, der Glockerin und den Bärenköpfen im Osten bis zum Hocheiser im Westen steigen blinkende Gletscher rings hernieder; der größte von ihnen, das Karlingerkees, tritt vom Rifflthor in breitem Absturz ganz nahe heran. Dort hinüber geht es für rüstige Fußgänger zur Pasterze und zum Großglockner.

Die breite Kapruner Fahrstraße endigt beim Kesselfallalpenhause.



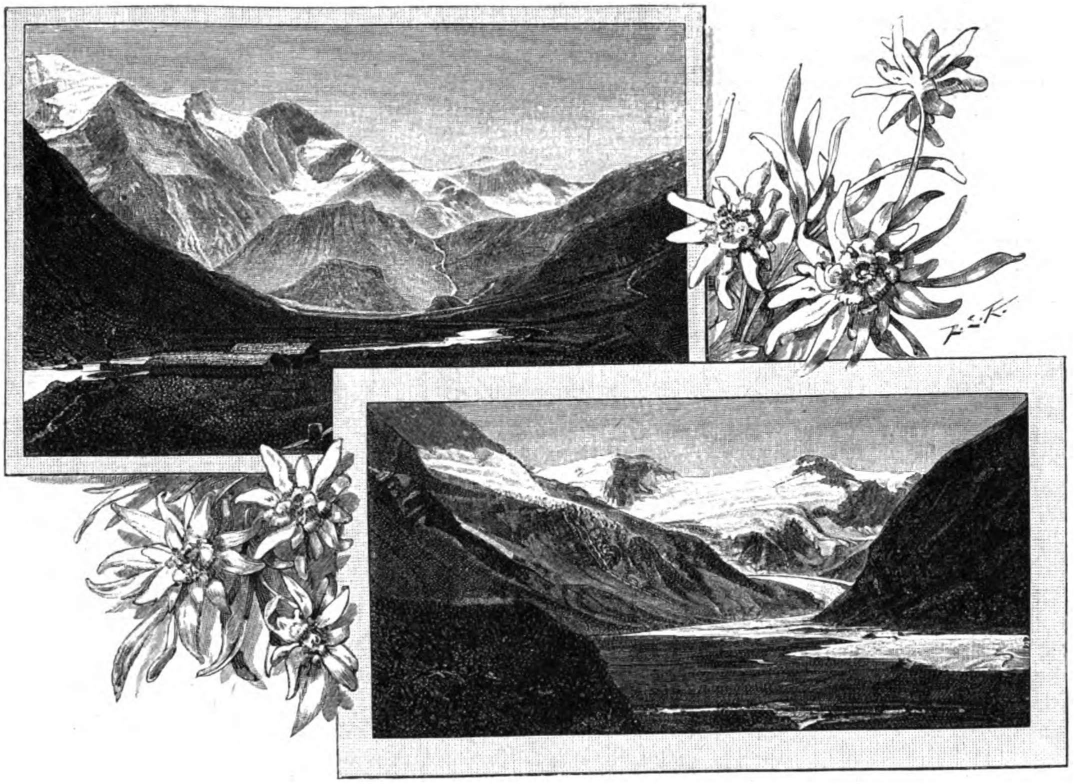
Kesselfall. Kesselfallalpenhaus. Sigmund Thun-Klamm.

Aber eine schmälere Straße, der Fürst Liechtenstein-Weg, geleitet den Reisenden bis zum Mooserboden, wobei sich ihm schöne Rückblicke über das Thal auf die Schmittenhöhe und das Steinerne Meer bieten. Der Weg ist breit genug angelegt worden, um mit kleinen, von einem Pferde gezogenen Sesselwagen im Schritt befahren werden zu können, und manche Dame benutzt jetzt diese Fahrgelegenheit, um bis zur Höhenburg, einer prächtigen Aussichtswarte am Rande des Mooserbodens, ohne Anstrengung vorzudringen. Der Weg dorthin steigt in wohlangelegten Kehren in zwei Stunden zur Thalstufe des vom gewaltigen Großen Wiesbachhorn (3570 Meter) überragten Wasserfallbodens hinan, auf dem zwei bewirtschaftete Häuser, die Orglerhütte und die Erzherzog Rainerhütte, zur Einkehr einladen, führt nochmals eine gute Stunde zum Mooserboden mit neuem Gasthause bergan und endigt bei der Höhenburg. Vom Alpenverein angelegte, gut gangbare Pfade führen noch weiter hinauf, zum Wiesbachhornhause der Sektion München und zur Rudolfshütte im Stubachthal. Von den zahlreichen Hochgebirgspartien, welche sich vom hinteren Kaprunerthale aus unternehmen lassen, heben wir nur eine hervor: Wer mit dem Besuche des Kesselfallalpenhauses eine größere Bergtour verbinden will, der wandre vor allem hinauf zum Kitzsteinhorn (3204 Meter), welches von da aus in sechs bis sieben Stunden ohne besondere Schwierigkeit bestiegen werden kann. Ein gut gangbarer Reitweg führt über die Zeferethöhe und den Gaisstein bis zur Schmiedinger Schirmhütte. Dann geht es über den Schmiedinger Gletscher und schließlich allerdings steiler empor, aber Drahtseile erleichtern den Aufstieg zum Gipfel. Vom Zeller See aus präsentiert sich das Kitzsteinhorn als schlanke eisgepanzerte Pyramide, die imposanteste Berggestalt, die der See darbietet. Wer sie von da gesehen, wird sich sofort sagen, daß es auch ein Aussichtspunkt ersten Ranges sein müsse, der die Mühe seiner Besteigung in reichstem Maße lohnt. Ein unvergleichlich prächtiges Bild vom Pinzgau und vom weiteren Salzburger Lande, von den Nördlichen Kalkalpen und Hohen Tauern gewährt in der That das stolze Kitzsteinhorn.

In Verbindung mit dem fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeste der Sektion Zell am See des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins sind die von dieser rührigen Sektion ins Leben gerufenen, schon im Jahre 1895 dem Verkehr übergebenen neuen Schöpfungen am 28. Juni 1896 durch eine imposante Festlichkeit eingeweiht worden, zu der die Spitzen der Behörden des Landes Salzburg und zahlreiche Gäste aus Oesterreich und dem Deutschen Reiche erschienen waren. Bei der Wegscheide, wo die neue „Franz Joseph-Straße" von der

Digitized by Google

Pinzgauer Landstraße abzweigt, hat die Zeller Sektion zur Erinnerung an den Besuch des Kaprunerthals durch den Kaiser von Oesterreich im Jahre 1893 ein Denkmal mit dem Bronzemedaillon des Kaisers errichtet. Mit der Enthüllung dieses Denkmals begann die Feier, wobei der verdienstvolle Vorstand der Sektion Zell am See allen Gönnern und Förderern des Unternehmens, welches einen Aufwand von nahezu 100 000 Gulden erforderte, voran dem Kaiser Franz Joseph in schwungvollen Worten dankte. Ein prachtvolles Stück Alpenland ist dem größeren Publikum erschlossen, dem auch die unlängst eröffnete Pinzgauer Eisenbahn sehr zu statten kommt. Auch nach Zell im Zillerthal wird vom Innthale aus jetzt eine Eisenbahn hergestellt; dann bleibt nur noch die Ueberschienung der Gerloser Platte übrig, um die Lande Tirol und Salzburg in neue direkte Verbindung zu bringen. So wetteifern die östlichen Alpenbewohner unausgesetzt, es ihren westlichen Nachbarn gleichzuthun und Anlagen zu schaffen, welche sich den schönsten und großartigsten in der Schweiz würdig an die Seite stellen.



Wasserfallboden. Mooserboden.

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(10. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Eines Tages verbreitet sich im Dorfe das Gerücht, auf dem Schlosse fange man an zu sparen, so arg, daß es schon nicht mehr schön sei, und die alte Baronesse sei die ärgste dabei.

Christel, die noch bei ihrem verwitweten Schwager ist — sie wagt ihn in seinem Schmerze noch nicht zu verlassen, obgleich es sie mit allen Kräften heimwärts zieht zu ihrer Wirtschaft — hört es von der Frau des Gemeindevorstandes, die das Aufgebot ihrer Tochter bestellt hat. Mit den kleinlichen Ansichten solcher Leute glaubt die Frau, es müsse Christel eine Genugthuung sein, wenn sie erfährt, daß es auf dem Schlosse bergab gehe.

„Die Pferde der Gnädigen haben sie verkauft, sogar den Pony vom kleinen Jungen, und den Leuten den Stuhl vor die Thür gesetzt; man bloß noch ein Mädchen, das kochen kann, und ein Stubenmädchen behalten sie, und die alte Kinderfrau soll ja wohl die Jüngsten mit der Flasche päppeln. Der Herr hat so ein neumodisches Ding kommen lassen, worin die Milch erst stundenlang gekocht werden muß. Und was die Baronesse ist, die thut nichts weiter als die Aepfel auf den Bäumen zählen, die noch daran geblieben sind, sie will sie verkaufen, wie die Leute sagen. Der Wilhelm, der Kutscher von der Gnädigen, sagt, ihm sei auch zu Michaelis gekündigt worden, er ginge aber gern, denn seitdem die gnädige Frau fort wäre, sei nichts mehr los in Wartau. Und das sagt er auch, daß sie nicht wiederkäme, und das sagen sie alle vom Schloß, und daß er nun seine Strafe kriegt."

Christel, die wie teilnahmlos dagestanden hat, während die Frau redet, unterbricht sie kurz: „Also dies sind die Papiere — ist auch der Trauschein von Ihnen dabei? Schön, ich werde meinem Schwager, sobald er nach Hause kommt, alles berichten, und wenn Bescheid nötig ist —"

„Na, dann adje!" sagt die erschreckte Frau, „und nehmen Sie's nur nicht übel."

„Adieu, Frau Sobbe."

O, wie ihr dieser Aufenthalt hier zur Qual wird! Und sie muß noch volle acht Tage aushalten, bis die zweite Tochter zurückkehrt, die nun, so jung sie ist, den Haushalt des Vaters führen soll. Aber natürlich, sie kann aus ihrer Stellung nicht so mir nichts dir nichts fort und muß schon froh sein, daß die Herrschaft ihr erlaubt, zu gehen, sobald sie neuen Ersatz hat an ihrer Stelle. Aber länger, länger als eine Woche noch hält's Christel nicht aus. Sie kann es gar nicht mit anhören, wenn die Leute so reden, sie sträubt sich, glauben zu sollen, daß diese aus heißer Neigung geschlossene zweite Ehe keine glückliche sei, daß es Thatsache sein könnte, was die Menschen flüstern, daß Edith nie wiederkehren werde.

Und die Kinder, die armen Kinder! Aber es ist ja Thorheit, die Leute schwatzen Unsinn — um der Kinder willen werden sie ausharren miteinander, das weiß Christel genau. Hätte sie Kinder gehabt, sie hätte sie in ihren Armen zu ihm getragen und hätte gefordert: „Um dieser willen — ich weiß, daß du mich nicht mehr liebst, dulde mich um dieser willen!"

Eine große Sehnsucht kommt über sie, sie möchte die Kinder sehen, einmal sehen! Und dann schämt sie sich dieses Wunsches. Sie fühlt, sie wird erst wieder ruhig werden in ihrem einsamen Hause da droben auf dem Hochplateau, mit der Aussicht in den Grasgarten, auf die Lindenbäume und den einsamen Weg, den so selten jemand betritt. Wie schön ist dort die Ruhe, die sie umgiebt nach gethaner Arbeit; sie atmet selbst auf, wenn Louischen und der Schwager wieder gegangen sind, die zuweilen auf einen nachbarlichen Besuch kommen. Sie braucht niemand, sie will niemand, sie ruht sich aus in ihrem stillen Zimmer, wo der Kanarienvogel wie im Traume zwitschert und die bewegten Blätter der Linden draußen kleine runde Sonnenflecke auf den Dielen

Digitized by Google

tanzen lassen. Sie vermag da zu sitzen und zu sinnen bis in den Abend hinein, bis neue Arbeit sie ruft.

Wäre sie nur erst wieder dort!

Und endlich kommt der Tag, da sie abreisen kann; ihre junge Nichte ist eingetroffen, blaß, mit verweinten Augen, um die Stelle der Hausfrau einzunehmen.

Christel geht zuerst mit Vater und Tochter an das Grab, und als man wieder heimgekommen ist, giebt sie in ihrer milden Art dem verängstigten Kinde einige Anweisungen für den Haushalt, und nachher — am andern Morgen will sie reisen — geht sie allein im Pfarrgarten auf und ab, in alte Erinnerungen verloren. Als endlich der Mond aufsteigt, steht sie still und schaut über die Mauer auf die Felder hinaus, die vernichteten Felder, über die heuer zur Erntezeit schon die Pflugschar gegangen ist, als wäre es bereits Spätherbst, und die jetzt ein schwächlicher grüner Schimmer der Futterkräuter schmückt, die man gesät hat, um doch etwas zu ernten.

Und Christel denkt, wie sehr diesem Bilde ihr Herz gleicht, wie darinnen auch einmal prächtige goldene Saat wogte, die vom Sturm des Geschickes niedergebrochen wurde, und daß jetzt, wie dort drüben auch, nur ein bißchen bescheidenes Grün wachse, die Pflänzlein der Entsagung und der stillen Treue, des thatenlosen Mitleids. Ja, könnte sie ihm helfen, könnte sie ihn bewahren vor dem Schweren, das ihm droht!

Ach ja, die Wirtschaft geht bedenklich zurück auf Wartau, sie hat ja alles erfahren in diesen paar Tagen. Christel weiß ja noch so genau, wie viel sie herausgewirtschaftet hat aus dem Kuhstall an Milch, Butter, Käse, an Kälbern und Kühen, sie weiß noch, wie stattliche Summen sie Anton brachte aus dem Garten an Gemüsen, Erdbeeren, Winterobst, wie viel aus dem Hühnerhof. Sie erinnert sich so deutlich, wie er sich darüber gefreut und sie gelobt hat. In der Landwirtschaft, da will das kleinste berücksichtigt sein, wenn etwas dabei gewonnen werden soll. Sie ist immer aufgestanden vor Tau und Tag und spät zu Bett gegangen; und wie war Anton selbst so sparsam, so sparsam auch in der Zeit, wo sie es nicht mehr nötig hatten. — — Und nun, nun hat er schwere Sorgen, und die Frau verthut sein mühsam erworbenes Geld in den Bädern!

Wäre sie nur gar nicht hergekommen, hätte sie es lieber nicht erfahren, ihn nicht gesehen mit der gefurchten Stirn und den grauen Haaren in dem blonden Vollbart. Sie fühlt, sie wird von Wartau scheiden, niedergedrückter noch als damals . . . damals!

Du hättest ihn nicht verlassen dürfen! sagt eine Stimme in ihr, du hättest wissen müssen, daß er mit jener Frau ins Unglück ging. Und sie bleibt stehen und schaut starr in den silberdurchleuchteten Nebel, der aus den nassen Aeckern emporsteigt, es fliegt wie ein Schauer über ihren Körper.

„Ich mußte!“ sagt sie leise.

Ueber Wartau liegt der Novemberhimmel; einförmig und trübe schleppen sich die Tage hin. Im Schlosse ist es kühl und ungemütlich, die zwei großen Amerikaneröfen im Flur werden aus Sparsamkeit nicht mehr geheizt. Mittags wird in einem kleinen Zimmer gespeist, das Tafelzimmer ist so schrecklich groß, zu groß für die zwei Menschen, die alte Stiftsdame und den Hausherrn. Zuweilen nimmt Anton seine Mahlzeit ganz allein. Nach dem kurzen einfachen Essen — wie in der ersten Zeit, wird nur ein Gericht aufgetragen — steigt Anton in die Kinderstube hinauf, nimmt seinen Jungen von dem Teppich empor, auf dem er spielt, hält ihn auf den Knieen und starrt die kleinen Mädchen an, die gewöhnlich schlafen. Er muß Lothar reiten lassen, muß versprechen, ihm seinen Pony mal ganz lebendig mit heraufzubringen, der gar nicht mehr vorhanden ist, und verbringt dann wieder Stunde um Stunde vor den Büchern und Berechnungen, um abends wieder stumm der Baronesse gegenüber zu sitzen.

Die alte Dame hilft ihm schweigend bei seinen Bestrebungen, sich einzuschränken. In der Küche ist sie deshalb beinahe verhaßt. Die neue Köchin hat eines Tages wieder gekündigt, sie hätte sich doch zu sehr getäuscht, sie habe gemeint, in ein wirklich vornehmes Haus zu kommen, aber wenn sie nicht mal das Sauerkraut mit Champagner kochen solle und nie mal eine Pastete oder dergleichen zu machen habe, dann wolle sie lieber gehen, denn auf so einer Stelle verlerne sie alles.

Die Stiftsdame giebt ihr ohne weiteres den Lohn und die Papiere, und nun kocht das frühere Küchenmädchen, allerdings ein bißchen primitiv, aber Anton merkt es kaum. Hier und da besucht einer der Herren, die bei ihm in den letzten Jahren verkehrt haben, den Einsamen, doch der ernste gedrückte Mann ist nicht imstande, den angenehmen Wirt zu spielen, und die guten Freunde bleiben weg.

Heine flucht und räsonniert, wenn er von dem Herrn zurückkommt. „Himmel — Herrgott — das sollte mir passieren!“ Und als die kleine Frau ganz erschreckt fragt: „Was ist denn nur um Gottes willen?“ da schreit er los: „So schindet man sich und spart und kratzt die Groschens zusammen, daß die Hunde Blut lecken, und wenn man denkt, man hat ein Loch zugestopft, dann reißt da ein anderes auf! Hol' der Teufel all so 'n gottslästerliches Weibervolk wie die!“ Und er stellt sich vor seine kleine Frau, schlägt in die flache Hand und ruft: „Rund jeden Monat zweitausend Mark an diese Frau, und er muckt nicht mal dagegen! Ja, da arbeite du dir den Bast von den Händen und quetsche es heraus, wo du kannst, in den Sumpf geworfen ist's doch! — — Kann er denn nicht zum Donnerwetter ein ‚Stopp!‘ hinwettern nach Neapel, oder wo sie sonst herumflaniert, die allergnädigste Frau Mohrmann, geborne von Ebradt? Ich kann ihr doch nicht sagen: wenn du so flott leben willst, dann hungern demnächst die Kinder, Goldgruben giebt's hier nun zufällig mal nicht! Aber nee, nee — er fährt womöglich ‚dritter Güte‘ nach Leipzig, und ein Glas Wein gönnt er sich nicht mehr. Und weißt, was ich thue, Lieschen? Ich steche der Alten mal den Star, die weiß wahrscheinlich gar nicht, wie tief er drin sitzt? Mag die doch mal ihrer hochgebornen Frau Nichte klarmachen, daß es so nicht weiter geht. Er thut's nicht in seiner übertriebenen Noblesse gegen diese Frau.“

Nein, Anton thut es nicht, obgleich ihm diese Summen schwerere Sorgen machen, als er sich selber eingesteht. Nur nicht mit ihr feilschen, die ihn ja eben dieses Mammons wegen nahm! Hätte sie noch mehr verlangt, er würde es herbeigeschafft haben.

Als aber Heine eines Tages wirklich der alten Baronesse eine Andeutung zu machen wagt, geht sie zu Anton und bittet ihn, nur noch die Hälfte des bisherigen Betrages Edith zu senden; sie finde, daß es geradezu ein Verbrechen sei, ihr solch luxuriöses Leben zu gestatten.

„Edith kennt meine Lage, ich machte ihr hier bereits Vorstellungen,“ antwortet er, „sie haben gar nichts genützt. Glauben Sie, daß es jetzt etwas nützen wird?“

„Aber, mein Gott, wenn sie einfach nicht mehr bekommt, was bleibt ihr dann übrig als sich einzuschränken?“

„Dann bleibt ihr noch übrig, Schulden zu machen!“

„Ach, aber ich bitte Sie, Herr Mohrmann!“ Josepha ist dunkelrot geworden und sieht fast gekränkt aus.

Er geht an seinen Schreibtisch und holt einen ganzen Packen Briefe. „Hier, Baronesse, diese Rechnungen habe ich nach Ediths Abreise, das heißt in den ersten Oktobertagen, bekommen; es sind sehr große Posten dabei, unter andern einige Sachen, für die ich ihr das Geld bereits eingehändigt hatte.“

„Aber — aber,“ stammelt Josepha fassungslos, „das durften Sie doch nicht leiden, das ist ja entsetzlich!“

„Soll ich vielleicht in die Zeitung setzen lassen: Ich warne hiermit jedermann, meiner Frau Edith, Geborenen von Ebradt, etwas zu borgen, indem ich erkläre, keine Zahlung leisten zu wollen — wie so die übliche Fassung ist?“ fragt er.

Josepha preßt das Tuch an ihre Augen und geht nach oben, außer sich vor Schmerz und Zorn. Sie schämt sich, o sie schämt sich für die leichtsinnige Person, diese Edith, und sie muß ihr dennoch mildernde Umstände zusprechen, denn sie hat's ja nicht besser kennengelernt. Ihr Vater, ihr Großvater, ihre Mutter, alle verstanden sie das Schuldenmachen aus dem Fundament, in den Augen der Wartaus war Schuldenmachen keine Schande, im Gegenteil ganz comme il faut, ein Privilegium ihres Standes. Und wenn die Gläubiger die Ehre, bis in das Blaue hinein zu borgen, nicht genügend würdigten, so war das deren Fehler, nicht der ihrige.

Digitized by Google

Wie hatte Josepha unter diesen Verhältnissen gelitten! Hundertmal hatte sie es bedauert, daß sie nicht vermochte mit den Wölfen zu heulen, und daher stand sie wie ein Fremdling inmitten ihrer Familie mit ihren streng rechtlichen Ansichten, die sie ebenso unerläßlich für den Edelmann wie für den Bürger hielt, und die in ihrer ganzen Sippe nicht zu finden waren.

Sie geht in das Schlafzimmer und holt sich ein Brausepulver, zündet die Lampe an und setzt sich zum Schreiben. Ihre Hand zittert, als sie die Feder eintaucht, aber nach und nach wird sie fester und die großen steifen Buchstaben bedecken einen Bogen nach dem andern. Mögen sie diese Zeilen auf immer trennen von Schwester und Nichte, es ist ihr gleichgültig, wissen müssen sie wenigstens, wie sie denkt über solch unerhörten Leichtsinn. — — — — — — — — — — — —

Und dieser Brief trifft Edith in Neapel; während des Diners im Hotel Haßler wird er ihr gebracht mit verschiedenen andern Postsachen. Man hat eben für den andern Morgen eine Fahrt nach Pozzuoli verabredet, sie und ein Rittergutsbesitzer v. Mardeveld aus dem Hannöverschen, der mit seiner kränklichen Frau reist, sowie ein preußischer Gardeoffizier, der erst vorgestern von Monte Carlo heraufgekommen ist, um die Bella Napoli kennenzulernen, bevor er nach Kairo geht, weil die Lunge ein bißchen angeknackst sein soll, wie der Regimentsarzt daheim behauptet hat.

Edith will auch hinüber nach Kairo, wie sie gestern erzählt hat, das heißt, sie weiß es noch nicht bestimmt, hofft es aber. Sie ist sehr elegant gekleidet in ein graues Tuchkostüm mit schmalem Zobelbesatz, trägt die Haare, wie die Neapolitanerinnen aus dem Volke, mit einem Schildkrotkamm hoch auf den Scheitel gesteckt und hängende Brillanttröpfchen in den Ohren. Unglaublich reizend sieht sie aus, weiß es aber auch. Tante Tonette ist desto niedergedrückter; von Tag zu Tag hat sie gewartet auf einen Brief von Mohrmann, der die Bitte enthält: Komm' wieder, Edith, es ist alles vergessen! Bis jetzt ist ein solcher Brief nicht gekommen, und Abend für Abend fleht sie ihre Nichte an: „Schreib' du ihm zuerst, sage, du willst alles thun, um deine Uebereilung wieder gut zu machen."

Ein Achselzucken und die Antwort: „Wenn er's nicht will, ich habe keine Eile!" ist ihr regelmäßiger Bescheid darauf. Wie es aber im Herzen der schönen Frau aussieht, bekommt Tante Tonette nicht zu erfahren.

Ach, und die alte Dame ist so innerlich zermürbt, sie sehnt sich so nach Ruhe. Diese ihr früher schon verhaßten Hotelbetten, dieses ewige Gasthausessen, das grelle elektrische Licht, die befrackten Kellner und die langen Diners, diese ermüdenden Opernvorstellungen, nach denen sie noch ein Souper aushalten muß zwischen ihr total gleichgültigen Menschen, die ihre Nichte anschwärmen — sie ist förmlich krank vor Heimweh nach Wartau, nach ihrem gemütlichen Zimmer mit der Aussicht auf die Felder, nach den Kindern — ach, ihr kleiner Lothar, der so süß schmeicheln kann: ‚Hast du Otho lieb, Droßtante?' Sie kämpft jedesmal mit Thränen, wenn sie an den Jungen denkt.

„Hast du einen Brief aus Wartau?" fragt sie flüsternd die Nichte, die in einer sehr animierten Unterhaltung begriffen ist über Pompeji, das sie heute früh besuchte, um einer Ausgrabung beizuwohnen. Tante Tonette muß dreimal fragen, das letzte Mal mit einem energischen Zupfen am Aermel.

„Ja?" fragt Edith, sich etwas heftig umwendend, „ob ein Brief aus Wartau dabei ist? Sieh doch selbst nach," und sie giebt ihr drei oder vier Briefe hin, schon wieder mit ganzer Seele bei dem Gespräch der andern.

Ein zweites Zupfen am Aermel. „Es ist einer von Josepha dabei, darf ich ihn lesen, Edith?"

„Ja, bitte, ist mir sogar sehr lieb, ich weiß ohnehin schon, was darin steht," antwortet Edith, und der Hauptmann aus Berlin wiederholt noch einmal das Schlußwort seiner langen Rede:

„Iradezu fabelhaft malerisch!"

Der Kellner präsentiert eben Butter und Käse, die Sängerbande im Vorraum singt „O dolce Napoli" und der Hauptmann beginnt einen neuen Satz: „Iradezu fabelhaft dieser Verkehr auf dem Toledo, Berlin wie ausjestorben dajegen. Ich muß gestehen, ich kann's nicht vertragen, wenn ich anjerempelt werde, und hier wird man ja auf Schritt und Tritt jerempelt, werde künftig nur noch fahren."

„Das macht mir gerad' Spaß," sagt Frau v. Mardeveld und spricht das S und das P einzeln aus bei „Spaß".

„Iradezu unjlaublich!" erklärt der Offizier.

„Aber, ich bitte Sie, wenn man jahraus jahrein auf einem einsamen Gute lebt, so kann man während der paar Reisewochen gar nicht genug Menschen sehen," verteidigt sich die nette Frau. „Nicht wahr, Frau Mohrmann? Was sieht man denn auf dem Hofe? Hühner und Gänse und, wenn's hoch kommt, den Herrn Verwalter."

„Und deinen Mann!" bemerkt ihr Gatte.

Sie nickt ihm zu mit liebevollen Blicken, „aber dich sehe ich ja auch hier, Heinrich!"

„Natürlich! Ich möchte auch wohl wissen, was aus dir werden sollte auf Reisen — ohne mich?"

„O, man kommt allein auch durch die Welt als Dame," scherzt Edith, „wie ich bestens beweisen kann. Selbständigkeit lernt sich sehr leicht und ist doch auch sehr angenehm."

Tante Tonette sitzt mit völlig zerknirschter Miene da, den zusammengefalteten Brief in ihrer zitternden Hand. Sie fühlt sich unfähig, noch länger hier zu bleiben, und flüstert ihrer Nichte zu: „Ich gehe immer voran." Sie keucht zu den zwei Treppen hoch gelegenen Zimmern hinauf, die Edith gemietet hat, und oben angelangt, setzt sie sich ans Fenster und schaut auf das dunkle Meer hinaus, das jenseit der Quaimauer unter einem heftigen Südwind wogt. Der Himmel ist völlig sonnenlos, es scheint zu regnen, und die alte Dame faltet die Hände und sagt laut: „Mein Gott, wie soll das enden?"

Was Josepha ihr da schreibt, hat sie ganz wirr und irr gemacht. — Wenn nur Edith bald käme, sie muß doch mit ihr reden, ernstlich reden! Edith darf nicht länger bummeln, sie soll zurück, sie ist's ihm schuldig, das erste Wort zu sprechen. Tonette hält sich überzeugt, daß dieser gutmütige große Mensch mit offnen Armen wartet, sobald er den kleinsten Beweis erhält, daß seine Frau den Wunsch hegt, zurückzukehren; daß er schon zufrieden sein wird, wenn sie sagt: laß uns versuchen, weiter miteinander zu leben — um der Kinder willen!

Wie sie so lange bleibt!

Der Sturm draußen ist heftiger geworden und die See wirft hier und da klatschend eine Welle über die Quaimauer, so daß die Leute auf die Häuserseite flüchten. Die neue Jungfer, die Edith in Venedig gemietet hat für die Reisezeit — es ist eine Oesterreicherin — singt ein Lied im Nebenzimmer mit greller Stimme und öffnet dabei Schrankthüren und Kommodenschübe; sie legt Ediths Theatertoilette zurecht; in San Carlo wird die „Cavalleria" gegeben mit einem berühmten Mailänder Sänger. Edith hat eine Loge mit Mardevelds und dem Hauptmann gemeinschaftlich bestellt.

Tante Tonette bliebe so gern daheim, aber Josepha hat ihr das Versprechen abgenommen, Edith nicht von der Seite zu gehen; eine qualvolle Pflicht, wenn man sechzig Jahre alt ist und kein sorgenfreies Herz hat.

Endlich öffnet sich die Thür und auf dem hellen Grund des elektrisch beleuchteten Vorsaales erscheint einen Augenblick die Silhouette Ediths, dann herrscht wieder Dunkelheit. Nur das leise Rauschen des seidengefütterten Kleides verrät ihre Anwesenheit der vom Licht geblendeten alten Dame.

„Edith," sagt sie vor Aufregung ganz heiser, „Edith, nun bitte, höre mich ruhig an, es ist wirklich die höchste Zeit, einzulenken — wir müssen heim."

Edith, die eben den Knopf der elektrischen Leitung drücken will, um Licht zu schaffen, läßt die Hand wieder sinken. „Einlenken — ich? Ja, was soll denn das heißen, Tante? Ich habe ihn doch nicht verlassen, er hat mich ja gehen heißen."

„Um dir Zeit zu gewähren, den Weg zu seiner Verzeihung zu finden, Kind."

„Aber Tante, fange doch nicht wieder damit an, ich war gerade so vergnügt."

„Du mußt das erste Wort sprechen, Edith —"

„Das muß ich nicht! Wenn ich das thue, hätte ich nett verspielt für mein künftiges Leben. Was schreibt denn eigentlich Ehren-Josepha, daß du heute so ganz besonders dringend deine Versöhnungsarie singst?"

„Du kannst den Brief ja lesen, hier, bitte, lies ihn!"

Digitized by Google

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

In der Instruktionsstunde.
Nach dem Gemälde von Karl Müller.

Digitized by Google

„Ach was! Erzähle mir lieber, ich rege mich nur auf bei ihren Weisheitspredigten."

„Sie fordert dich auf, dich mehr einzuschränken, weil Mohrmann unmöglich fernerhin so viel geben kann wie bisher."

„Was?" ruft Edith atemlos, „in seinem Auftrage?"

„Das schreibt sie nicht, sie erzählt nur, daß er sich thatsächlich durch den gänzlichen Ausfall der Ernte in Verlegenheit befindet."

„Und das glaubst du natürlich pflichtschuldigst," sagt Edith geradezu mitleidig. „Du bist doch recht nervös geworden, Tante. Bei den Einnahmen aus dem Flußspatwerk — lächerlich! Nun hat dir Josepha dasselbe vorgeklöhnt, was er mir seiner Zeit weiszumachen versuchte; die scheint ja neuerdings auf ihn zu schwören, die gute Tante Josepha. Eine verunglückte Ernte wirft ihn nicht um — beruhige dich!"

„Aber Kind, du vergißt, daß drei schlechte Ernten vorangegangen sind, daß die Einrichtung und der Umbau des Schlosses eine recht anständige Summe gekostet haben, daß der Haushalt auf einen sehr großen Fuß eingerichtet war — —."

„Wirklich?"

„Ja — wirklich! denn nach dem, was mir Josepha schreibt, haben sie in Wartau all und jeden Luxus beiseite gelegt, die Pferde verkauft, Dienerschaft entlassen — Gott weiß was noch!"

„Meine Pferde?" ruft Edith, „natürlich meine Pferde, das ist toll, das ist einfach perfid!"

„Es wird doch wohl nötig gewesen sein — bitte, lies doch selbst, Edith!"

„Danke! Solche lächerliche Faxen mag ich nicht wissen, und wenn Mohrmann denkt, mich dadurch zurückzuzwingen, so irrt er sich. Ich komme höchstens auf seine Bitte, und dann vielleicht auch noch nicht gleich, und damit basta!"

Mit diesen Worten geht sie an den elektrischen Knopf, und im Nu flammen in den sechs herabhängenden Blütenkelchen des Kronleuchters die Staubfäden auf, ein warmes goldiges Licht verbreitend.

„So! In der Helligkeit werden dir die Grillen wohl vergehen, liebe Tante, und nun will ich noch ein wenig schlafen vor dem Theater; schlafe du auch. In acht Tagen reisen wir über Palermo nach Alexandrien, Hauptmann von Röben wird den Reisemarschall machen. Für dich ist das alles ja nichts Neues, aber ich freue mich darauf, o ich freue mich!"

„Dann reise du in Gottesnamen," sagt Fräulein Tonette und erhebt sich aus ihrem Stuhl, „ich gehe nach Wartau zurück."

Edith dreht sich an der Thür ihres Schlafzimmers um und starrt ihre Tante an, als sei sie ein Meerwunder. „Du läßt mich im Stich?" stottert sie.

„Wenn du es so zu nennen beliebst, ja!"

In Tonettens Herz bäumt sich jetzt ein ebenso heftiger Trotz auf wie im Herzen der Nichte.

„Du hast die Pflicht, bei mir zu bleiben," betont Edith.

„Wo steht das geschrieben?" fragt Tonette.

„Schön, liebe Tante, ich fühle mich vollständig reif genug, um allein zu reisen. Also, auf deine Verantwortung —"

„Ich lehne von dieser Minute an jede Verantwortung für dich ab," erklärt die alte Dame.

„Also — wann reist du, Tante?"

Und Fräulein Tonette sagt mit einem energischen Auftreten des Fußes: „Morgen!" und geht aus der entgegengesetzten Thür in ihre Schlafstube; dort wirft sie sich zitternd in das Sofa und schluchzt vor Aufregung und Aerger. Was wird sie nun beginnen, was wird sie nun beginnen? Die junge Frau kann ja gar nicht allein reisen, das ist unmöglich nach Tonettens Begriffen von Sitte und Anstand. Aber sie ist schon überwunden; wenn dieser kleine Teufel morgen bittet und schmeichelt, dann geht sie auch gutmütig, aber freilich tief verstimmt mit nach Afrika; sie darf sie nicht allein lassen, wenn jemals wieder Friede werden soll!

Sie hört, wie Edith in die Oper fährt, sie hört sie spät in der Nacht zurückkommen. Auf dem Korridor verabschiedet sich der Hauptmann von ihr, seine schnarrende Stimme dringt deutlich in das Ohr der aufgeregten alten Dame. „Um acht Uhr früh, gnädige Frau," sagt er. Und ebenso hört sie Ediths silbernes klangvolles Organ: „Sie müssen mich schon entschuldigen, meine Tante reist morgen nach Deutschland zurück, ich möchte sie doch auf den Bahnhof begleiten. Gute Nacht, Herr von Röben!"

„Allmächtiger Gott!" spricht Tante Tonette vor sich hin und ringt die Hände, „sie ist imstande und forciert meine Abreise!"

Natürlich schläft sie keinen Augenblick, und am andern Morgen plagt ihre Migräne sie schlimmer als je; es ist keine Möglichkeit, abzureisen.

Edith steht in einem hochroten Flanellneglige an ihrem Bette und sagt teilnehmend: „Tante, da wirst du die Abreise vermutlich um vierundzwanzig Stunden verschieben müssen; wie gut, daß der Anfall nicht unterwegs kam!"

Die Kranke stöhnt qualvoll unter dieser Marter und nickt der Nichte, sie möge sich entfernen.

„Ich gehe schon — armes Tantchen, recht gute Besserung!" Und Edith macht eilends Toilette und kommt noch gerade zurecht, um mit Mardevelds und Hauptmann von Röben nach Pozzuoli zu fahren. „Poldi pflegt so gut Kranke," sagt sie, „und wenn einer Migräne hat, so ist ihm am wohlsten allein."

Als am andern Morgen Tante Tonette einigermaßen schmerzfrei erwacht und Miene macht, aufzustehen, bemerkt Poldi, die ihr den Thee bringt, „Euer Gnaden brauchen sich gar nit zu ängstigen, i hab' schon alles richtig verpackt, nur noch das bisserl, was Euer Gnaden zur Toilette brauchen, dann können's reisen."

Tonette ist nahe daran, wieder einen Anfall zu bekommen. Sie erklärt ganz matt, es sei ihr unmöglich, aufzustehen, sie habe noch zu starkes Kopfweh. „Lassen Sie mich nur allein, ich bitte Sie, und sagen Sie meiner Nichte, daß ich niemand sprechen kann, auch sie nicht."

Als die Zofe gegangen ist, schleppt sie sich mühsam zu den Thüren, verschließt diese und schreibt ein Telegramm an Josepha:

„Veranlasse Mohrmann sofort, Wunsch zu äußern, daß Edith zurückkehre, sonst große Unannehmlichkeit. Brief folgt.
Tonette."

Mit diesem Zettel und einem Zehnlirestück, dessen Betrag nach Abzug der Kosten dem freundlichen Boten gehören wird, steht sie an der Thür, die zum Korridor führt, und blinzelt durch einen ganz schmalen Spalt nach einer barmherzigen Seele aus, die das Telegramm besorgen soll. Allerlei Menschen passieren vorüber, niemand darunter, der sich eignet; endlich erscheint der Groom, der die Postsachen nach den verschiedenen Zimmern trägt, und wird in mangelhaftem Italienisch verständigt, ist auch sofort bereit, den Gang zu thun.

Ganz erschöpft, doch etwas ruhiger begiebt sich die arme Tante wieder in ihr Bett hinter die weißen Tüllvorhänge und läßt ihre trüben Gedanken spazieren gehen. Durch die Läden dringt hell die strahlende Sonne des Südens. Tonette hört im Salon nebenan Ediths Lachen und eine Herrenstimme.

„Wie wundervoll diese Veilchen!" ruft die junge Frau. Eine sehr lange Unterhaltung entspinnt sich, endlich empfiehlt sich der Besucher. Tante Tonette hat den Hauptmann „von Geradezu", wie sie ihn nennt, erkannt.

Was wird Mohrmann thun? Wird er Edith nie vergeben? Ja, was soll dann nur werden? Eine Reihe schreckhafter Zukunftsbilder entrollt sich vor ihr und die Reue klopft bitter an ihr Herz. Ja, sie ist nicht schuldlos daran, wenn er sich jetzt in Geldverlegenheiten befindet. Herrgott — der Umbau des Schlosses und die Einrichtung hat ja ein Vermögen verschlungen, Tapeten zu fünfzig bis sechzig Mark das Stück, und der Smyrnateppich im großen Saal, heller gelblicher Grund mit Rokokoarabesken und Rosen — sie schaudert jetzt, indem sie bedenkt, daß er dreitausend Thaler gekostet hat.

Warum ist er nur nicht dazwischen gefahren mit einem Donnerwetter, hat die Stirne gerunzelt, gefragt: „Muß das durchaus sein?" Na ja, die Stirn hat er wohl gerunzelt, das hat man gesehen, aber nicht darauf achten wollen. — Er konnte ja einfach verbieten, warum litt er es denn? Es wird schon so sein, wie Josepha schreibt. — Die verschwemmte Ernte, das ist schlimm, aber wer kann denn dafür? Ein bissel übertrieben wird Josepha auch haben, doch in einem hat sie recht: Edith muß sich mehr einschränken! Ueberall werden Toiletten gekauft, und Kunstgegenstände, und immer die besten Zimmer in den Hotels

Digitized by Google

gemietet, und immer nur Landauer. Aber man hat ja keine Macht über sie!

Als Tante Tonette gegen Abend noch immer nicht genesen ist, erscheint, von Frau Edith gesendet, der Hotelarzt und erklärt, nachdem er den Puls gefühlt und die Zunge besehen hat, Patientin werde gut thun, etwas aufzustehen und an die Luft zu gehen, der Anfall sei ganz vorüber und ein längeres Verweilen im Bette nur schädlich. Er finde es sogar durchaus nicht allzugewagt, wenn die Baronesse abreise, Luftveränderung würde ganz besonders wohlthätig sein. In Rom die Nacht bleiben, andern Tages nach Genua, es gehe prächtig!

„Aber ich muß doch selbst am besten wissen, ob ich mich so fühle, Herr Doktor," wehrt Tante Tonette; „ich bin so entsetzlich matt, Sie glauben nicht, wie sehr. Vielleicht übermorgen, oder in drei Tagen — morgen keinenfalls." Sie steht Höllenqualen aus; sie fühlt, Edith will, daß sie abreist, und sie darf nicht, nein, sie darf nicht. Wenn doch die Depesche den beabsichtigten Erfolg haben möchte! Sie betet, sie betet, wie sie lange nicht gebetet hat, aber der folgende Tag vergeht ohne Rückantwort, und wieder einer; am dritten Morgen hält sie es nicht mehr aus im Bette und steht auf.

Im Salon trifft sie Edith, die am Schreibtische sitzt und freundlich lächelnd fragt: „Nun, Tantchen, wieder auferstanden? Wohl schon reisefertig?"

„Ich warte auf Nachricht von daheim," entgegnet die alte Dame kurz. „Wenn dein Mann mit meiner Rückkehr einverstanden ist, befreie ich dich von meiner lästigen Gesellschaft, wenn nicht, mußt du sie weiter ertragen. Mir macht's, weiß Gott, auch kein Vergnügen, dich zu chaperonnieren, ich sehne mich nach Hause."

„Lieber Gott," seufzt Edith, „du thust mir leid, und seekrank wirst du auch immer gleich, ich kann es kaum verantworten, dich mitzunehmen."

„Die Afrikareise ist ja noch nicht verbrieft und besiegelt," murrt Tante Tonette.

„Aber sicher ist sie das!"

„Gottlob herrscht in deiner Kasse gerad' mal wieder Ebbe."

„Du vergißt den Kreditbrief, den ich mir neuerdings von der Bank in Leipzig schicken ließ."

„Edith, du bist ein unverantwortlich leichtsinniges Geschöpf; denke doch an deine Kinder!" Und die alte Dame bricht in bitterliches Weinen aus und sucht wieder ihr Zimmer auf.

Und wieder keine Nachricht, und auch am andern Morgen keine. Edith ist schon in aller Herrgottsfrühe an ihrem Bette gewesen und hat gesagt: „Leb' wohl, Tantchen, wir machen eine Partie auf die See; laß dir die Zeit nicht lang werden." Und dann ist sie gegangen.

Und Tante Tonette liegt wie ein trotziges Kind im Bette, und als sie endlich aufsteht und in den Salon kommt, sieht es ihr drinnen so anders aus wie sonst, und sie weiß nicht, woran das liegt, bis sie merkt, daß die Nippes und Kunstgegenstände fehlen, die Edith überall zusammengekauft hat, um das Zimmer damit zu schmücken; daß selbst der Schreibtisch abgeräumt ist. Und wie ein Blitz fährt eine schreckliche Ahnung durch ihre Seele. Sie läuft zur Klingel, und anstatt Poldi erscheint das Stubenmädchen des Hotels und bringt einen Brief.

„Die gnädige Frau sind abgereist, nach Palermo," sagt sie.

Tante Tonette fühlt sich einer Ohnmacht nahe; mit zitternden Händen öffnet sie das Schreiben:

„Liebe Tante!

Reise heim, es ist mir ein zu peinliches Gefühl, Dich bei meinem unsteten Wandern so umherschleppen zu sollen. Du brauchst Ruhe und außerdem ist's billiger, wenn ich allein reise, was Mohrmann doch sicher nur erwünscht sein wird in der jetzigen Zeit der Ebbe.

Mardevelds kommen bis Sicilien mit; ich gedenke dort etwa vier Wochen zu bleiben. Dann gehe ich nach Aegypten; Frau v. Mardevelds Mutter und Schwester treffe ich in Kairo, also alles comme il faut — kannst Dich beruhigen.

Geld für Dich hat der Wirt in Verwahrung. Ich hätt's Dir zwar lieber selbst gegeben, aber ich fürchtete eine Scene. — Nach Wartau kehre ich erst dann zurück, wenn Mohrmann es wünscht, vorher nicht; ich habe keine besondere Eile.

Immer Deine Edith."

„So! Nun sind wir ja so weit," sagt Fräulein Tonette von Wartau ganz laut, nachdem sie den Brief, den Edith für sie zurückgelassen, in größter Erregung gelesen, „nun sind wir ja auf der schiefen Ebene angelangt, nun giebt's kein Aufhalten mehr, nun wird's kommen, wie es kommen mußte! Sie verrammelt sich mit ihrer Fahrt ins Blaue hinein ganz einfach die Thür zur Wiederkehr. — Herrgott, konnte denn dieser Dickkopf in Wartau nicht das erste Wort sprechen? Sie ist doch eben nur ein verzogenes eigensinniges Kind — konnte er denn nicht der Großmütige, der Verständige sein? Aber das muß biegen oder brechen!"

Ihre thränenreiche Stimmung ist völlig geschwunden; sie ist zornig, furchtbar zornig, und wie sie noch in ihrer Erregung auf und ab rennt, tritt der Groom des Hotels ein und bringt einen zweiten Brief, diesmal mit deutscher Marke — aus Wartau, von Josephinens Hand.

Sie wirft sich in den nächsten Sessel und reißt das Couvert auf, eine Photographie, in Seidenpapier gewickelt, fällt heraus. Tonette beachtet sie zunächst nicht, sie lechzt nur nach dem Inhalt des Schreibens:

„Liebe Tonette!

Wider mein besseres Gefühl habe ich doch, Deinem Wunsche zufolge, mit Mohrmann gesprochen, um ihn zu bitten, an Edith zu schreiben und sie zur Rückkehr zu veranlassen.

Er hat mir's rundweg abgeschlagen aus folgenden Gründen: Edith liebt mich nicht, folglich wird ein Wunsch von mir sie nicht zur Rückkehr bestimmen können. Daß sie jederzeit als Mutter meiner Kinder in mein Haus zurückkehren darf, das weiß sie; da sie aber das Pflichtgefühl bisher nicht dazu veranlaßte, muß ich annehmen, daß sie sich fern von hier wohler fühlt. Ich verlange keinen Widerruf ihrer damaligen Offenbarungen, denn dem würde ich nicht glauben; sie braucht ja nur einfach zu kommen, wann sie will; aber die Entschließung muß von ihr ausgehen. Von einem Wiederfinden oder — besser gesagt — einem schließlichen Finden unserer Herzen kann nie die Rede sein, doch bin ich bereit, in einem höflichen Nebeneinander mit ihr für unsere Kinder zu leben, weiter kann ich nichts thun! — So, meine liebe Tonette, sagte Mohrmann, und siehst Du, er hat recht. Wie soll er dazukommen, die Frau, die ihn jahrelang mit jedem Atemzuge belogen hat, zu bitten und anzuflehen, daß sie zurückkehre? Die einzige Art, wie sie seinerseits etwas Achtung wiedergewinnen kann, ist, daß sie wenigstens ihre Mutterpflichten anerkennt, daß sie Sehnsucht äußert nach den Kindern, und das hat sie bis jetzt nicht gethan.

Ich habe den Eindruck, daß sein Empfinden für sie völlig erloschen ist. Er spricht ganz ruhig über die Angelegenheit, und als ich versuchte, ein wenig seine Eifersucht zu stacheln, reagierte er gar nicht darauf. Wenn überhaupt noch etwas in ihm sich regt, so ist's der Zorn, daß er jahrelang düpiert wurde von einem Talmigeschöpf, wie diese Edith leider eines ist.

Du hast eine schwere Verantwortung zu tragen, Tonette. Thue, was in Deinen Kräften steht, um sie zur Einsicht zu bringen, um in etwas Deinen Fehler wieder gut zu machen. Beifolgend die Photographie der Kinder und ein paar Löckchen, vielleicht rührt sie das!"

Und die arme Tonette sitzt und starrt auf die süßen Kindergesichtchen des Bildes und von ihnen auf das Meer hinaus, in dessen blauer Ferne das Schiff verschwunden ist, das diejenige entführt, die sie zur Pflicht zurückführen soll, und sie kommt sich wie eine Gerichtete vor. Am liebsten stürzte sie sich hinein in das Wasser, wo es am tiefsten ist. Was soll nur werden, wenn sie allein nach Wartau kommt? Und sie muß ja doch hin, denn Edith nachreisen, um mit den liebenswürdigsten Bosheiten wieder fortgegrault zu werden, das kann sie nicht. Sie hat genug gelitten in diesen Tagen.

Und seufzend ordnet sie ihre Habseligkeiten und reist mit dem Nachtschnellzuge von Neapel ab. — — —

* * *

Sie hat nicht den Mut gehabt, sich anzumelden und um den Wagen zu bitten. Sie wandert von der Station aus in sinkender Dämmerung die schmutzige nasse Chaussee entlang, zitternd vor Angst über den Empfang, den Mohrmann, den

Josepha ihr bereiten werden, wenn sie ohne Edith kommt. Mitten in der Lindenallee holt eine große Gestalt sie ein, Mohrmann, der von einem Birschgange über die Felder zurückkehrt, in hohen Stiefeln, Flauschrock und Spessartmütze, die Flinte über der Schulter.

„Tante Tonette?" fragt er, sie groß anstarrend.

Sie kann kaum sprechen, nur mühsam unter aufquellenden Thränen sagt sie: „Schelten Sie mich — ich komme allein."

Er lächelt ein wenig, aber ein Lächeln, das sie um alle Fassung bringt, so hohnvoll überzuckt es das ernste Gesicht. Sie bleibt stehen und faßt den Mann am Aermel seines Jagdrockes, sie will sprechen, aber die Thränen stürzen ihr stromweis aus den Augen, und sie schreit es fast hinaus:

„Sie wollte nicht mit mir kommen, sie wollte nicht!"

Er antwortet nicht, er bückt sich nur und hebt ihren Pompadour vom Boden auf und geht ruhig weiter.

Sie folgt ihm, das Schluchzen gewaltsam unterdrückend. Er schreitet neben ihr, die große Gestalt ein wenig gebeugt, so stumpf, so gleichgültig, als habe ihr Erscheinen durchaus nichts Unerwartetes für ihn, als sei es völlig selbstverständlich, daß Edith nicht mitkommt.

Im Flur des Schlosses verläßt sie ihn und steigt hastig die Treppen empor, und droben in der Kinderstube erschreckt sie die alte Klauß und wirft sich fassungslos neben Lothar, der am Boden spielt, auf die Kniee und weint an seinem Lockenköpfchen so heftig, daß das Kind in ein jämmerliches Geschrei ausbricht und Josepha herübereilt, die ihren Augen nicht traut, als sie die Schwester in der großen zitternden Frauengestalt erkennt.

„Tonette!" ruft die Stiftsdame und rüttelt sie an der Schulter, „um Gottes willen — wo kommst du her?"

Da steht sie auf, und die Arme sinken lassend, sagt sie mit zitternden Lippen: „Sie wollte mich nicht mehr — sie ist allein — weiter gereist."

Der Winter schleicht vorüber, furchtbar öde und still. Der Weihnachtsbaum, den die beiden alten Schwestern für die Kinder schmücken, erhellt nur gerade die Kinderstube und die Herzen der Kleinen, weiter reichen seine Strahlen nicht; es ist und bleibt finster in den andern Räumen und in den andern Herzen auch.

Der Januar und der Februar bringen Schnee, ungeheure Massen von Schnee, Wartau liegt wie verschanzt hinter weißen Mauern. Kein Laut, kein Ton in Hof und Garten; das Fauchen und Klappern der Dampfdreschmaschine fällt aus in diesem Winter, wie die Ernte im Sommer ausgefallen ist. Die Fenster des Schlosses sind gleichmäßig zugefroren; der schmale, durch den Schnee geschaufelte Pfad ist wenig betreten. Weder die alten Fräulein noch Mohrmann verlassen das Schloß oft, und zum Besuch kehrt niemand mehr ein, nur der Briefbote erscheint fast zu häufig, denn er bringt selten etwas Frohes. Anton sieht ihm immer von seinem Fenster aus entgegen, mit Sorgenfalten auf der Stirn.

In solchen stillen Zeiten kommen die Erinnerungen gern zu den Menschen. In den Abendstunden, wenn das bläulichweiße Schneelicht das Zimmer dämmernd erhellt, dann treten sie ein, die Gestalten, die von uns gegangen sind, gleichviel ob aus dem Leben oder durch das Leben von uns geschieden, und reden so eindringlich, obgleich ohne Laut und Sprache; und in einem Winkel sitzt eine Gestalt mit vorwurfsvollen in Leid verschwommenen Augen und starrt uns unverwandt an. Das ist die Reue, deren Blicke so martern können, daß man sie kaum zu ertragen vermeint. Und jeden Abend fast kam sie zu Anton und quälte ihn, und jeden Abend trat die Erinnerung zu ihm und fragte: „Weißt du noch? Weißt du noch?" Und er fühlt sich elender und kränker von Tag zu Tage.

Zuerst ist's immer die alte Mutter, und immer liegt sie da wie in ihrer Sterbestunde, und immer sagt sie: „Halte dein Weib hoch, Anto, halte sie gut! Ja, die ist von andern Schrot und Korn, wie die da in Halle, du weißt schon — halte sie gut, Anto, deine Christel!"

Und dann kommt die Christel. Die sagt gar nichts, die will nur zu ihm und will ihm über die Stirn streichen, wie sie so scheu zärtlich that, wenn er verstimmt schien. Sie war so schüchtern, sie fand selten den Mut zu einer Liebkosung, obgleich sie ihn liebte so tief und so treu, wie er jetzt erst weiß. Und in diesen Erinnerungen weicht auch sie zurück vor der schönen jungen Frau, die sich ihm an die Brust wirft und heiße Küsse für ihn hat. Und während er so träumt, klingen ihm die Worte Ediths in die Ohren: „Ich habe ihn nie geliebt, und liebe ihn auch heute noch nicht, ich habe mich einfach für euch und für Wartau geopfert —", das Geständnis: „Ich fürchtete mich vor der Armut." Und er macht eine Bewegung mit den Armen, als wolle er sie fortstoßen. Sie ist so schmachvoll, diese Erinnerung; die Seele ist ihm wund davon, der Kopf schmerzt, so oft muß er an diese Worte denken. Er kann nicht anders — immer wieder — immer wieder sind sie da!

Der Arzt hat ihm Brom verordnet gegen seine Schlaflosigkeit, aber was hilft Brom dawider? Irgend eine Zufälligkeit, ein Gegenstand, der an sie erinnert, und das wohlthätig beruhigte Gehirn ist in neuer fieberhafter Thätigkeit, und ein Gedanke jagt den andern, bis das ganze Trugbild vor ihm steht. Von ihr kommt er auf die Kinder, die nun keine Mutter haben, und von ihnen auf ihre Erziehung, ihre Zukunft, auf seine pekuniären Sorgen, die ihn fast zu Boden drücken. Geld soll er schaffen, immer wieder Geld! Geld für das Bergwerk, Geld für den Bau der Brauerei, Geld für Futtermittel seines Viehes, für Kartoffeln; es sind ja keine geerntet, und das, was noch eingebracht wurde von dieser unentbehrlichen Frucht, riecht schon aus der Schüssel, wenn sie aufgetragen wird, und sieht mißfarbig und krank aus. Geld für Saatkorn, Geld für den Hausstand und Geld für die ferne Frau, die bis jetzt in keiner Weise ihre Forderungen beschränkt hat.

Heine kommt und geht finsteren Gesichtes mit den Wirtschaftsbüchern; noch ist ja immer Rat geschafft, aber wie lange noch wird es so weiter gehen? Wie lange noch? „Wenn die nächste Ernte eine zehnfache wäre, dann vielleicht," sagt er zu seiner Frau, „und wenn das verrückte Frauensbild, Gott vergeb' mir die Sünde, da draußen ein bißchen in der Wüste promeniert und es käme gerade ein hungriger Löwe —"

„Heine! Heine!" warnt seine kleine Frau, „man soll keinem Böses wünschen!"

„Na, meinetwegen — dann wünsche ich, daß ein indischer Nabob sie zur Frau nimmt und sie vergolden läßt, wenn wir nur Ruhe vor ihr kriegen. Einmal, mein Gott, muß ihm doch die Geduld reißen!" — — — — — — — — —

Die beiden alten Fräulein sitzen da oben in ihren Stuben, scheu und kleinlaut, und machen Pläne über Pläne, wie das zerstörte Glück des Hauses wieder aufgebaut werden könnte, aber es bleibt bei den Plänen. Was sollten sie denn auch thun? Die Stiftsdame hat zuerst an Tonettens Stelle zu Edith reisen wollen, aber sie fühlte, daß ihre geistige und körperliche Kraft nicht mehr ausreichen würde, um das Rettungswerk, das ohnehin sehr fragliche Resultate versprach, auszuführen, zweitens fehlte das Geld, und drittens wußte man nicht, wo Edith sich aufhält. Briefe kamen nach Wochen zurück mit dem amtlichen Vermerk, daß Adressatin nicht aufzufinden sei, und der Bankier in Leipzig, an den die Damen sich hinter Antons Rücken wandten, konnte nur mitteilen, daß Frau Mohrmann anstatt der monatlichen Geldsendungen um einen Kreditbrief gebeten habe, ausgestellt auf Bankiers der verschiedensten Städte Italiens und Südfrankreichs.

Was nun?

Und die beiden alten Damen pflegen, im Verein mit der Frau Klauß, die Kinder und suchen nach Möglichkeit gut zu machen an dem einsamen Manne da unten, was ihm durch ihre Nichte Uebles geschehen ist, jede nach ihrer Weise. Aber sie haben wenig Glück damit, er bemerkt es kaum. —

Der Februar geht vorüber, noch immer im Schnee, der schützend auf der Wintersaat liegt. Der März tritt seine Herrschaft an und bringt ihn zum Schmelzen, auf dem Hofe wird's lebendig, Heines Stimme wettert wieder zwischen den Knechten, und in langer Reihe ziehen die Gespanne zum Pflügen ins Feld. Auch über Anton kommt es wie ein Erwachen; er nimmt Mütze und Stock und geht vom Hofe. Es ist heute einer der bekannten Sommertage, die der März bringt, fast heiß in der Sonne, die über den kahlen Bäumen und Sträuchern lacht. Die Chausseegräben stehen bis zum Rand voll Wasser, hier und da im Schatten ein bißchen mißfarbener Schnee, und die Stare sitzen auf den Zweigen vor den altgewohnten Kästchen und singen.

Digitized by Google

Eingeregnet.

Nach dem Gemälde von H. Beyer.

Im Garten, wo die Sonne so recht heiß auf den Kies scheint, werden die Kinder spazieren geführt, respektive gefahren. Die kleinen Mädel schlafen im Wagen; Lothar hat die alte Klauß am Schürzenzipfel und zieht mit der anderen Hand sein auf Rädern befestigtes Pferdchen nach. Plötzlich fängt er an zu schreien mit seinem kräftigen Knabenstimmchen: „Papa! Papa!“ Jenseit der Buchenhecke, im freien Felde, hat er Anton gesehen; er läßt Pferd und Schürze los und läuft den Weg zur Hecke hinunter, und den Mann da drüben berührt der Ruf so weich und wohlig, als gehöre er hinein in den sonnigen Frühlingstag, der ihn aus seinem Stumpfsinn wecken will. Er bleibt stehen und sieht dem Bübchen entgegen, das da jubelnd angetrottet kommt, immer „Papa! Papa!“ rufend. Die alte Frau hat ihre Equipage im Stich gelassen und eilt dem Knaben nach.

„Aber, Lotharchen!“

Da ruft Anton: „Heben Sie mir das Kind herüber.“

Ganz verdutzt hebt die kleine dicke Person den Jungen auf und reicht ihn dem Herrn über die Hecke.

„Willst du mitkommen, Lothar?"

„Ja, und mein Pferdchen —."

„Nein, das bleibt hier; Papa trägt dich."

„Gottchen, Herr Mohrmann," stottert die Alte.

„Ich bringe ihn schon zur rechten Zeit wieder," beruhigt er sie, „komm', Lothar." Er setzt das Kind zur Erde, und es an der Hand führend, wandert er den Feldweg hinauf. Es geht ein wenig langsam, und deshalb nimmt Anton das Kind auf den Arm. Das dunkle Lockenköpfchen schmiegt sich so dicht an seine Wange, die klugen Kinderaugen sehen ihn ernsthaft und erstaunt an, und das Aermchen schlingt sich so vertrauend um seinen Hals. Dem verbitterten Mann funkeln plötzlich ein paar Thränen in den Augen. „Hast du Papa lieb?" fragt er.

Das Kind nickt, ohne seinen Blick von ihm zu lassen. „Papa lieb," wiederholt es.

„Mein Junge!" murmelt Anton, „mein lieber kleiner Bengel!" Wie ein Vorwurf dünkt es ihm, daß er sich seinen Kindern so entzogen, so wenig um sie gekümmert hat.

„Papa ist dir auch gut, mein Kerlchen; wir sind uns beide gut, nicht wahr?"

Wieder das stumme Nicken, und dann die langsam gesprochenen Worte: „Meine Mama fort — warum ist meine Mama fort?"

Anton erschrickt; hat jemand ihm das eingelernt? „Wer hat das erzählt, Lothar?" erkundigt er sich.

Aber statt der Antwort spricht der Kleine weiter: „Kommt meine Mama wieder?" Und dabei sieht er noch immer unverwandt in seines Vaters Augen mit dem ernsthaften fragenden Kinderblick.

„Möchtest du, daß sie wiederkommt?" sagt Anton leise.

Aber Lothar steckt das Fingerchen in den Mund und antwortet nicht. Nachdenklich trägt Anton seine leichte Last weiter: ob sich solch Kind wirklich schon sehnen kann? Ob es nicht etwas entbehrt, das ihm nie ersetzt werden wird, und bestände die ganze Liebe dieser Mutter auch nur aus einer gelegentlichen Liebkosung? Kann es nicht später einmal fragen: warum vertrugt ihr euch nicht miteinander — um meinetwillen? Er fühlt, wie ihm die Schweißtropfen auf der Stirn perlen, er keucht fast. Warum kam sie nicht? Er hat's ihr ja freigestellt? — —

Ach ja, gebeten will sie sein! Nein, nimmermehr! Nimmermehr! Der Großmütige, der Klügere sollte nachgeben, hat die Stiftsdame am Weihnachtsabend traurig zu ihm gesprochen, aber es ist ihm nur so an den Ohren vorüber geweht, er hat kaum darüber nachgedacht. Nein, nein, nie! Und was sollte überhaupt aus dem Zusammenleben werden? Eine nicht auszudenkende Qual! Er fühlt, er würde schlecht, würde charakterlos werden. Nein, da müßte das Schicksal eine sonderbare Auskunft ersinnen, wenn er es ertragen sollte, sie neben sich zu haben. O nie, nie! Jeder Nerv sträubt sich dagegen.

Und als ob ihm das Kerlchen mit einem Male zu schwer werde, wendet er um, den alten mutlosen Ausdruck im Gesicht, und trägt es zurück. Merkwürdig, wie matt er sich fühlt und wie ihm das Blut pocht in den Schläfen!

„Du mußt ein wenig gehen, Liebling," sagt er und bückt sich, um das Kind auf die Erde zu setzen, und dabei fühlt er einen stechenden Schmerz im Kopfe. Langsam nähert er sich der Stelle, wo er vorhin den Kleinen in Empfang genommen hat; er späht hinüber, aber die alte Kinderfrau und ihre zierliche Equipage ist nicht mehr zu sehen. Er muß den Weg um den ganzen Park und den Gemüsegarten machen, damit er das Kind wieder abliefern kann. Seufzend geht er weiter, der Kopf schmerzt ihm geradezu unerträglich. Er nimmt es, wie ungeduldig, wieder auf den Arm und fühlt auch gleich wieder den sonderbar forschenden Blick des Kleinen, den erstaunten, nachdenklichen Blick, wie ihn nur dreijährige Augen haben können.

„Lieber, lieber Papa," sagt der kleine Bursche zärtlich, legt das Köpfchen auf seine Schulter und schließt die Augen. Als Anton ein paar Minuten später den Hof betritt, kommt ihm die Altwitzer Equipage leer entgegen.

„Wer ist gekommen?" fragt er den Diener.

„Die Frau Gräfin und die gnädige Frau," antwortet dieser, den Hut über den Scheitel haltend.

Anton wundert sich — wer mag die „gnädige Frau" sein? Vermutlich ein Besuch, den die Gräfin den alten Schwestern vorstellen will. Auch die passendste Zeit dazu! Na, es ist ja nun doch so allmählich schon ins Publikum gedrungen, wie es um ihn steht. — — Gottlob, daß er daheim ist, er hat nicht geglaubt, daß solch Kind so schwer sei, und die Legende des heiligen Christophorus fällt ihm ein, der das Jesuskindlein durch ein Wildwasser trug und fast erlegen wäre unter seiner Last, denn er trug das ganze ungeheure Leid der Welt.

Im Flur stehen die beiden Küchenmägde und der Kutscher, die eifrig halblaut sprechen; sie fahren nach allen Seiten auseinander, als sie ihn erblicken; er achtet kaum darauf.

„Tragen Sie Lothar nach oben," befiehlt er der Köchin, „und bringen Sie mir ein Glas frisches Wasser in mein Zimmer, Friedrich!" Er liegt dann im Sessel und hält sich das Tuch vor die schmerzende Stirn, als der Kutscher, der die Stelle des Dieners jetzt vertritt, zurückkehrt mit dem Begehrten.

„Verzeihen Sie, Herr Mohrmann. Herr Mohrmann wissen wahrscheinlich noch nicht — die gnädige Frau ist vorhin angekommen."

Anton erhebt sich halb, alles Blut ist ihm zum Herzen geströmt, er sieht jetzt leichenblaß aus.

„Meine Frau?" fragt er.

„Jawohl! Die Frau Gräfin v. Altwitz sind mitgekommen."

„Es ist gut," murmelt Anton. Der Kutscher geht, nachdem er noch bemerkt hat, die gnädige Frau sei bei den Fräulein Tanten oben.

In Antons Zimmer sind die Läden geschlossen der grellen Märzsonne wegen. Er sitzt mit zusammengepreßten Lippen und geschlossenen Augen da. Was soll das? Was will sie? Er kann sie nicht sehen, es überläuft ihn kalt wie im Fieber. Er steht endlich auf und greift nach dem Hute; nur fort aus dem Hause, den nächsten Stunden entfliehen! Es dünkt ihm unmöglich, sein Wort zu halten, das ihr, falls sie zurückkehrt, das Recht gewährt, in seinem Hause zu leben. „Gut, mag sie bleiben, aber dann gehe ich — auf das Vorwerk oder irgendwo hin — nur nicht lügen und Komödie spielen einen Tag wie alle Tage!"

Die Klinke, nach der er die Hand schon ausgestreckt hat, bewegt sich, die Thür öffnet sich langsam und über die Schwelle kommt die liebenswürdige Gräfin Altwitz. Sie ist noch im Reisemantel und das einfache englische Kapothütchen sitzt ein klein wenig schief auf dem weißen schlichten Scheitel; das feine alte Gesicht ist ängstlich bewegt.

„Mein lieber Herr Mohrmann," sagt sie und streckt ihm beide Hände entgegen, die er an seine Lippen zieht, indem sie seine Hände noch immer hält mit festem Druck, „Sie wissen, wen ich mitgebracht habe?"

„Meine Frau," erwidert er und sieht an ihr vorüber.

„Eine andere Edith," fährt sie fort, und als er eine Bewegung macht, ihr seine Hände zu entziehen, „eine andere, lieber Mohrmann, eine recht kranke, schwerkranke Edith, die ich im Hospitale zu Genua fand und unter unsäglichen Mühen hierher transportierte."

„Frau Gräfin!"

Sie läßt seine Hände los und wischt sich eine Thräne ab, die ihr langsam auf der Wange herabgerollt ist. „Erlauben Sie, Herr Mohrmann, daß ich mich setze," bittet sie, „den alten Füßen wird das Stehen schwer, und bitte, setzen auch Sie sich, ich möchte in aller Kürze doch noch sagen, wie ich sie fand. Altwitz und ich kamen von Sicilien zurück, ich war meines Bronchialkatarrhs wegen in Catania gewesen," beginnt sie, sich in den Lehnstuhl setzend. „In Genua bereitete mein Mann mir die Ueberraschung, einen ganz sonderbaren Zustand zu bekommen, eine plötzliche Herzgeschichte, die ihn wie leblos umsinken ließ und mir einen furchtbaren Schrecken einjagte, wie Sie denken können. Ich klingele natürlich Sturm, rufe nach Hilfe, nach einem Doktor, und da wird mir gesagt, daß gerade ein berühmter Arzt von dem Ospedale di Pammatone hier sei, um eine schwer erkrankte deutsche Dame, die übrigens schon seit Wochen hier liege, in das Krankenhaus überführen zu helfen. Natürlich wurde er — wir wohnten auf dem nämlichen Korridor — herübergerufen. Er leistete Altwitz, der sich auch bald völlig erholte, die nötige kleine Hilfe, schob den Anfall auf die große Hitze und den Chianti und empfahl Ruhe und Diät, versprach auch, andern Tages wiederzukommen.

Er kam dann auch, und da dieser vielleicht an sich unbedeutende Anfall meinen Mann sehr beunruhigte, kam der Arzt noch

Digitized by Google

öfter, wir plauderten mit ihm, und eines Tages fragte ich nach dem Namen der erkrankten Dame und wie es ihr ergehe. Sie können sich denken, wie wir beide erschüttert waren, als wir den Namen ‚Mohrmann‘ hörten. Ich erkundigte mich dann, was ihr fehle, ob ich sie sehen könne, und fuhr mit einer Karte des Arztes sofort hinaus nach dem Krankenhause.“

Sie schweigt plötzlich; wieder ein paar Thränen, die getrocknet werden müssen.

„Wie das so schnell gekommen ist, wie es überhaupt kam, das lassen Sie sich in einer guten Stunde wohl von ihr selbst berichten, wenngleich sie so wenig als möglich sprechen soll. Hier“ — sie reicht Anton einen Brief — „dies gab mir der Arzt für Sie; was sonst zu thun ist, wird Ihnen Ihr Hausarzt sagen und Ihr Herz.“

Und als Anton noch immer wie abwesend den Brief hält, fügt die alte Dame hinzu: „Die Josepha und Tonette haben sich nicht zu Ihnen getraut, ich nahm ihnen diesen Weg ab, lieber Mohrmann, sie sind vor Schmerz um das junge Weib und vor lauter Ueberraschung fassungslos. — Es gehört ein ruhiger, gefaßter Mann dazwischen; ich weiß, Sie sind es. Und nun haben Sie die Güte und inkommodieren Sie sich gar nicht, ich finde schon jemand, der den Wagen heranwinkt, er fährt ein wenig in der Allee auf und ab; vorher will ich aber noch einmal hinaufgehen.“

Im nächsten Augenblick ist Anton allein, mit dem Brief in der Hand. Ueber sich hört er ein heftiges Laufen, ein Möbelrücken; Ediths Zimmer werden so rasch es geht in stand gesetzt.

Sie ist wieder da, krank, schwerkrank, sie hat hilflos, allein in einem fremden Lande gelegen. Kam sie freiwillig, oder war sie schon so willenlos und elend, daß man sie herschleppen mußte? Diese Fragen und das Gefühl, das ihm die wehe Enttäuschung gebracht, die Abneigung, die sich bis zum Ekel gesteigert hat, sind furchtbar stark über ihn gekommen; mit Mühe zwingt er sich, den Brief zu lesen:

„Geehrter Herr!

Ihre Gattin leidet seit längerer Zeit an chronischer katarrhalischer Lungenentzündung, die jetzt plötzlich akut geworden ist, d. h. an galoppierender Schwindsucht. Der Zustand läßt leider das Schlimmste in nicht zu langer Frist befürchten. Da sich eine gute Gelegenheit bietet, die Heimat wieder zu erreichen, haben Gräfin Altwitz und ich die Kranke überredet, heimzukehren, aus Gründen, die Ihnen mitzuteilen Ihre Frau Gemahlin allein berufen ist. Jedenfalls galt es, sie hier aufregenden Einflüssen zu entziehen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Dr. Z.“

Es dauert noch eine ganze Weile, bevor er sich entschließt, hinaufzugehen; zuerst sucht er Josepha auf. Die Stiftsdame scheint um zehn Jahre gealtert, als sie ihm in Ediths Wohnzimmer entgegentritt. Die Kranke war bereits zur Ruhe gebracht.

„Haben Sie Mitleid mit ihr,“ bittet das alte Fräulein mit bebender Stimme, „um der Kinder willen seien Sie freundlich zu ihr!“

„Sagen Sie mir doch um Gottes willen, was geschehen ist!“ fragt er gefoltert.

Aber das zitternde alte Geschöpf bricht in Thränen aus. „Wir hätten sie nicht **allein** lassen dürfen,“ stößt sie hervor, „Tonette oder ich hätten sie suchen müssen, auch gegen ihren Willen uns an sie hängen müssen — —“

Er steht blaß, mit gerunzelter Stirn. Was soll er zu hören bekommen? Es giebt Dinge, die er nicht verzeihen **darf**. „Sprechen Sie, ich bitte Sie!“

„Sie hat gespielt in Monte Carlo — mit — Unglück. Eine russische Dame und ihr Sohn, denen sie sich angeschlossen hatte, scheinen ihr Geld geliehen zu haben, soviel ich bisher ermitteln konnte, zu Wucherzinsen. An Sie hat sie sich natürlich nicht wenden mögen. — Man hat wohl gedroht — ich weiß nicht — sie ist heimlich abgereist — ich glaube, die Russin hat sie als Betrügerin — es ist so entsetzlich — an ihrem Krankenbette war eine gerichtliche Vernehmung — Altwitz hat, so scheint es mir, die Sache geordnet.“

„Und nun?“ fragt er ganz ruhig.

„Sie ist schwerkrank. Schonen Sie sie, wenn Sie können, beruhigen Sie sie wegen der Affaire; sie hat hohes Fieber und glaubt sich verfolgt.“

Anton zögert noch ein Weilchen, dann tritt er in das Zimmer seiner Frau. In aller Eile hat man das Bett hergerichtet so gut es ging, über den rosaseidenen Vorhängen fehlen noch die Spitzen, es trägt alles noch den Hauch der langen Abwesenheit der Bewohnerin. Im Ofen flackert ein Feuer und kämpft siegreich mit der dumpfen Luft, ein Fenster steht offen und läßt die letzten Strahlen der Sonne ein. Tonette ordnet mit vom Weinen geschwollenem Gesicht die eben abgelegten Kleidungsstücke der jungen Frau; als sie Anton erblickt, geht sie hinaus.

Im nächsten Augenblick zittert ein heiserer schwacher Laut durch das Zimmer, und nebenan weinen die beiden alten Schwestern bitterlich. Es wird nicht viel gesprochen zwischen Mann und Frau, ihre arme Brust verbietet es, das Fieber schüttelt sie, und er kann vor Bewegung nichts sagen, als er sie sieht, kein Wort. Nur ihre Augen sprechen, flehend angstvoll: „Hilf mir — rette mich!“

„Werde nur ruhig,“ bittet er endlich, „ich spreche mit Altwitz und bringe die Sache in Ordnung; werde nur ruhig!“

Etwas wie Erlösung fliegt über das abgemagerte schöne Gesichtchen, sie greift mit beiden Händen nach seiner Rechten und streichelt sie. Unwillkürlich zuckt er zusammen, und sie lächelt bitter und zieht ihre Hände zurück. Da faßt er nach ihrer Rechten und sagt noch einmal mitleidig und gut: „Werde ruhig, Edith, ich thue, was ich thun kann, schon der Kinder wegen. Um ihretwillen mußt du gesund werden.“

Sie nickt: „Ja, ja, ja!“

„Ich lasse den Arzt kommen, heute noch.“

Wieder nickt sie, und mit aller Anstrengung flüstert sie, schon wieder beherrscht von fieberhafter Angst, „aber niemand weiter, niemand; sie wollen mich ja holen, sie geben mir Gift —“

„Du bist sicher bei uns, Edith, ruhe dich aus, schlafe, ich lasse niemand ein,“ tröstet er.

„Ja, ja — aber die Alte — der Graf soll sie nicht —. bitte, bitte!“

„Ich rufe die Tante, sie setzt sich an dein Bett. Schlafe, schlafe nur.“

Da er gehen will, richtet sie sich empor, und mit den übernatürlich glänzenden Augen ihn anschauend, fragt sie flüsternd: „Bist du die Wendeltreppe herauf gekommen? Gehe nicht auf dieser Treppe — sie ist schuld. Wär' die Treppe nicht gewesen — — die Treppe muß fort — versprich mir — wenn sie fort ist, dann ist alles wieder gut!“

„Ja,“ sagt er erschüttert und betroffen, „ja, ich gehe nicht dort, siehst du, hier gehe ich.“ Er tritt auf die Thür zu, die nach dem Flur mündet.

„Ja, ja!“ nickt sie, „die Treppe —“ Und dann sieht er nur noch, wie sie sich schwer zurückfallen läßt. (**Fortsetzung folgt.**)

Deutsche Nationalfeste.

Ein wichtiger Schritt ist auf dem Wege zur Schaffung der Deutschen Nationalfeste gethan worden. Am 24. März hat der Vorstand des **Reichsausschusses** in Berlin beschlossen, **Rüdesheim** zum Festort zu wählen. Auf dem Niederwalde, hoch über den Fluten des Rheins, wo die Germania stolz und friedensstark die Kaiserkrone über die deutschen Lande emporhebt, soll die Feststätte geschaffen werden, welche dereinst zum Weiheplatze des gesamten deutschen Volkstums werden möge!

Als wir vor zwei Jahren (vergl. Jahrgang 1896, S. 218 der „Gartenlaube“) über die ersten Vorschläge berichteten, Nationaltage für deutsche Kampfspiele ins Leben zu rufen, waren die Ansichten über deren Gestaltung noch nicht geklärt. Dank der unermüdlichen Arbeit einer großen Schar warmherziger Volksfreunde ist es inzwischen gelungen, mehr und mehr eine Einigung herbeizuführen und das Programm für die Deutschen Nationalfeste wenigstens in allgemeinen Umrissen festzulegen.

Ihr Zweck soll durchaus ideal sein. Nicht eitles Schaugepränge und rauschende Belustigungen sollen sie den Teilnehmern und Zuschauern bieten, sondern veredelnd auf das deutsche Volkstum einwirken. Diese Feste wollen das vaterländische Empfinden

Digitized by Google

stärken, ein Vorbild der Einfachheit der Sitte im Festesleben schaffen und Volksgesundheit wie Volkskraft heben.

Zu allen Zeiten haben einsichtsvolle Männer in den Leibesübungen einen lebendigen Quell zur Erhaltung und Erfrischung der Volkskraft erkannt. Nur ein leiblich gesundes und kräftiges Volk vermag im Wettstreit mit den anderen seinen Platz in der Weltgeschichte zu behaupten. Leibesübungen haben sich einst als ein siegreiches Mittel bewährt, das deutsche Volk zu verjüngen und aus seiner zeitweiligen Erniedrigung emporzuheben. Die Zeiten haben sich gottlob geändert, aber wir sind heute mehr denn je den gesundheitsschädlichen Einflüssen des Kulturlebens ausgesetzt und müssen durch körperliche Uebungen im Freien den drohenden Schäden zu begegnen suchen. In alle Gauen des deutschen Vaterlandes ist heute diese Einsicht gedrungen, überall turnt man und übt sich in ähnlichen Künsten. Es gilt nun, diese Bewegung zu fördern, ihr Ansehen zu stärken. Das wird ein erstrebenswertes Ziel der Deutschen Nationalfeste sein. Die Tüchtigsten aus dem deutschen Volke werden auf ihnen erscheinen, um sich in körperlichen Wettkämpfen zu messen. Alle Formen der Leibesübungen sollen sich bethätigen. Im Gehen, Laufen, Springen und Ringen, im Turnen, Rudern und Schwimmen und im Radfahren und Fechten wird man sich versuchen, und auch gesunde Volksbelustigungen wie Tauziehen, Armbrustschießen, Fischerstechen und ähnliches sollen zugelassen werden.

Diese Bethätigung deutscher Kraft und Gewandtheit soll aber noch durch die deutsche Kunst verschönert werden. Sie wird schon bei der Ausschmückung der Feststätte in mannigfacher Weise mitwirken können, außerdem sollen aber neben den körperlichen auch künstlerische Wettkämpfe stattfinden. Vor allem sind hierzu Musik und Dichtung berufen. So wird man auf den Nationalfesten preisgekrönte Werke für Musik und Gesang und volkstümliche dramatische Dichtwerke aufführen.

Sämtliche Vorführungen sollen ohne Ausnahme von vaterländischer Anschauung getragen werden. Was ihr widerspricht, wird nicht geduldet. Alle Ausländerei ist ausgeschlossen. Ausführlicheres über diese Fragen kann jedermann in der Schrift „Deutsche Nationalfeste“, Auskunftsbüchlein von Wilhelm Rolfs (R. Oldenbourg, München und Leipzig) finden; darin heißt es auch treffend: „In deutschen Ruderbooten, auf deutschen Fahrrädern, an deutschen Geräten sollen die Siege auf den deutschen Nationalfesten errungen werden. Die deutsche Sprache wird rein und durch kein Sportwelsch mißhandelt zur vollen Geltung kommen, und der schlichte Eichenkranz ist der einzige höchste Preis, der als Lohn den Siegern winkt.“

Jeder unbescholtene Deutsche, der sich zum deutschen Volkstum bekennt, ist zur Mitwirkung zugelassen, und die deutsche Frau erfährt hierbei die gleiche Berücksichtigung wie der Mann.

Auf der Feststätte will man für 100000 Teilnehmer und Zuschauer Platz schaffen. Da werden außer den umfangreichen Anlagen für die körperlichen und künstlerischen Wettkämpfe auch Verwaltungs-, Erfrischungs- und Erholungsräume nötig sein. Nach und nach sollen diese Bauten entstehen, bis die Feststätte das Bild einer kleinen Feststadt gewährt. Voraussichtlich werden wir schon im Jahre 1900 das erste Deutsche Nationalfest feiern können, dem alle vier oder fünf Jahre weitere folgen sollen.

Um einen so groß angelegten Plan würdig durchzuführen, dazu ist die Mithilfe des gesamten deutschen Volkes innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen unbedingt notwendig. Es gilt darum zunächst, diesen echt vaterländischen Gedanken in immer weitere Kreise zu tragen, bis er überall feste Wurzeln geschlagen hat. Von den Festen ist jede Tagespolitik, jeder Konfessionshader ausgeschlossen, sie dienen nur dem deutschen Volkstum. Darum sollen überall Ortsausschüsse, die für die Idee wirken, geschaffen werden. Deutsche Männer, die dieses ideale Ziel fördern möchten, werden von dem Ausschusse gern über alles Nähere unterrichtet. Die im Reiche wohnen, mögen sich an den Vorsitzenden der Reichsabteilung, Bürgermeister Heyne in Görlitz, und die außerhalb der Reichsgrenze Ansässigen an den Vorsitzenden der Alldeutschen Abteilung, Prof. Dr. Hasse in Leipzig, wenden.

Die Mithilfe des gesamten deutschen Volkes muß aber auch in einer anderen Hinsicht werkthätig sein. Zur Gründung und Erhaltung der Feststätte sind große Geldmittel nötig. Der „Reichsausschuß für die Nationalfeste“ wendet sich darum an die Opferwilligkeit aller Volkskreise und bittet um freiwillige Beiträge zur Förderung eines Werkes, das dem ganzen Volke zum Segen gereichen soll. Gegenwärtig nehmen die Depositenkasse der Deutschen Bank in Berlin W., Mauerstraße, sowie ihre Filialen in München, Frankfurt a. M., Hamburg, Dresden, Bremen und London Beiträge an. Es sollten aber außerdem möglichst viele freiwillige Sammelstellen errichtet werden.

Mit fester Zuversicht hoffen wir, daß dieser Aufruf überall, wo Deutsche wohnen, den lebhaftesten Wiederhall wecken werde. Man möge an dem im Werden begriffenen nationalen Werke zu bessern suchen, aber durch kleinliches Erwägen sollte man nunmehr seinen Fortschritt nicht hemmen. Schließen wir uns fest zusammen, damit an der Wende des Jahrhunderts an den Ufern des Stromes, um den das deutsche Volk gelitten und gestritten hat, das erste Nationalfest stattfinde dem deutschen Volkstum zum Heil!

Blätter und Blüten.

Anton Seidl †. (Zu dem Bildnis S. 354.) Am 28. März ist in New York unerwartet früh ein Musiker vom Tode hingerafft worden, der sich um die Pflege der deutschen Musik im Ausland, besonders in Amerika außerordentliche Verdienste erworben hat. In Anton Seidl hat die Opernbühne der Gegenwart einen ihrer besten Dirigenten, die Wagnersche Musik einen ihrer begeistertsten und erfolgreichsten Apostel verloren. Zu Budapest am 7. Mai 1850 geboren, studierte Seidl 1870 bis 1872 am Leipziger Konservatorium; er hatte dann das Glück, von Richard Wagner nach Bayreuth gezogen zu werden, um diesem bei den Vorarbeiten für die erste „Nibelungen“-Aufführung daselbst zu helfen. So wurde er einer der wenigen Operndirigenten, die von Wagner selbst in all seine künstlerischen Absichten eingeweiht wurden, ehe sie daran gingen, nach Bayreuther Muster auf anderen Bühnen die großen Musikdramen Wagners ins Leben zu rufen und deren Aufführungen mit vollem Einsatz ihrer besten Kraft zu leiten. Auf Wagners Empfehlung wurde Seidl 1875 von Angelo Neumann als Kapellmeister nach Leipzig an das Stadttheater berufen, auf dessen Bühne damals die „Nibelungen“-Tetralogie zur ersten Aufführung gelangen sollte. Den in ihn gesetzten Erwartungen wußte er hier in glänzender Weise zu entsprechen. Er trat auch an die Spitze der Operngesellschaft, welche Neumann gründete, um mit ihr in allen Hauptstädten Europas Proben aus den „Nibelungen“ zur Aufführung zu bringen. Dann fand er eine feste Stellung als Dirigent des Theaterorchesters in Bremen. 1885 folgte er einem Rufe nach New York, um nach Damroschs Tod die Leitung der verwaisten jungen deutschen Oper dort zu übernehmen. Als Kapellmeister des New Yorker Metropolitan-Opernhauses, als Direktor der dortigen Philharmonischen Gesellschaft und der Seidl-Society hat er in Amerika die Musik Wagners zum allgemeinen Verständnis und zu jener Beliebtheit gebracht, deren sie sich dort gegenwärtig erfreut. Wiederholt hat Seidl in Bayreuth als Mitdirigent der Musteraufführungen gewirkt, zuletzt noch im vorigen Jahre; bei dieser Gelegenheit feierte er seinen letzten Triumph in Deutschland durch die geradezu klassische Durchgeistigung, mit welcher unter seiner Direktion der „Parsifal“ in Scene ging.

Die Seeschlacht bei Manila. (Mit den Bildern auf S. 354 u. 355.) In den Gewässern des Stillen Oceans, im Hafen von Manila wurde die erste entscheidende Schlacht in dem Kriege der Vereinigten Staaten gegen Spanien geschlagen. Das amerikanische Geschwader, das sich unter Oberbefehl des Kommodore George Dewey bei Hongkong gesammelt hatte, erschien vor der Insel Luzon, und es gelang ihm, am Morgen des 1. Mai die Einfahrt in die Bucht von Manila zu erzwingen. In derselben lag die spanische Kriegsflotte, und ihr Befehlshaber Admiral Montojo sah sich genötigt, den vom Feinde eröffneten Kampf aufzunehmen. An Zahl waren die spanischen Schiffe den Amerikanern zwar überlegen, aber an Größe und Ausrüstung standen sie entschieden dem Gegner nach. Das Feuer des amerikanischen Geschwaders hatte eine furchtbare Wirkung, und die zum Teil hölzernen ungeschützten Schiffe der Spanier erlitten die stärksten Beschädigungen. Zwei derselben, das Flaggschiff „Reina Cristina“ und der Kreuzer „Castilla“, gerieten in Brand und sanken. Nach wenigen Stunden war die spanische Flotte völlig vernichtet und die mit Küstenforts befestigte Stadt Cavite zerstört. So konnten die Amerikaner bald darauf Manila

Digitized by Google

Elternfreude.
Nach einer Originalzeichnung von O. Gräf.

Digitized by Google

selbst blockieren. — Die Folgen dieser Niederlage dürften für Spanien sehr verhängnisvoll werden. Voraussichtlich werden die Vereinigten Staaten nunmehr die Philippinen besetzen und sie als Unterpfand für die Preisgebung Cubas und Zahlung der Kriegskosten behalten. Die Durchführung dieser Absicht wird ihnen dadurch erleichtert, daß auf den Philippinen seit lange ähnliche Zustände wie auf Cuba herrschen. Seit Jahren versucht auch hier die eingeborene Bevölkerung die spanische Herrschaft abzuwerfen, und eine Reihe von Aufständen konnte nur in blutigen Kämpfen unterdrückt werden. Auch gegenwärtig haben sich auf den Philippinen Unzufriedene erhoben, so daß die Amerikaner im Lande selbst Bundesgenossen finden dürften.

Die tausend großen und kleinen Inseln, aus denen der Archipel der Philippinen besteht, sind ein herrliches Stück Erde, auf welchem der üppigste Pflanzenwuchs herrscht und dessen Boden köstliche Früchte abgerungen werden können. Die größte der Inseln, Luzon, umfaßt ein Areal, das dem Gebiete der drei süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden gleich ist, und die zweitgrößte, Mindanao, ist nicht viel kleiner. Etwa acht Millionen Menschen bewohnen die Inselwelt, und die Hauptstadt Manila auf Luzon zählt über 150000 Einwohner. Diese Bevölkerung ist sehr eigenartig zusammengesetzt. Die Ureinwohner aus dem Stamme der Negritos, der den Papuas der Südseeinseln verwandt ist, sind schon seit alten Zeiten in die Berge zurückgedrängt; Einwanderer halten das fruchtbare Land besetzt, und diese Einwanderer gehören zumeist dem malayischen Volksstamme an. Ein Teil derselben, der im Innern des Landes wohnt, bekennt sich zum Islam, die Mehrzahl aber, die in Küstengebieten ansässig ist, wurde schon in vergangenen Jahrhunderten der katholischen Kirche zugeführt; diese Eingeborenen bilden den wichtigsten Bestandteil der Bevölkerung und werden von den Spaniern Indios genannt. Sie besitzen zum Teil eine sehr gute Schulbildung, es giebt unter ihnen Doktoren, die auf europäischen Universitäten studiert haben.

Anton Seidl †.
Nach einer photographischen Aufnahme von R. Wilhelm in New York.

Unsere Abbildungen zeigen dem Leser eine Ansicht des Hafens von Manila und einen Teil der Befestigungen.

Das spanische Viertel ist mit Mauern umgeben und durch eine Citadelle gedeckt. An großen Monumentalbauten ist die Stadt nicht reich, denn auf den Philippinen sind viele Vulkane thätig und Erdbeben überaus häufig. Die Stadt liegt an der Mündung des Pasig, eines Abflusses der Laguna del Bay; über den Strom führt eine 110 m lange Steinbrücke. Manila exportierte im Jahre 1890 über 100 Millionen Stück Cigarren, 170 Millionen kg Zucker und 63 Millionen kg Manilahanf, wie die Faser der Bananenart Musa textilis genannt wird. Auch eine Eisenbahn von 192 km Schienenlänge führt von hier nach Dagupan. Die Stadt hat neben verschiedenen anderen Lehranstalten auch eine Universität.

Die Zahl der Spanier, die auf den Philippinen wohnen, ist sehr gering, sie wird auf nur 20000 geschätzt. In kultureller Beziehung ist der Einfluß der Spanier auch nicht hervorragend. Sogar der Handel, der sich hauptsächlich in Manila konzentriert hat, liegt in den Händen fremder Nationen. Seine Hauptträger sind Deutsche, Engländer und Amerikaner, und was an Verbesserung der Verkehrswege, im Bau von Eisenbahnen auf den Philippinen erreicht worden ist, muß auf das rührige Einschreiten dieser fremden Kaufleute zurückgeführt werden. So wird leider durch die Verlegung des Kriegsschauplatzes nach den Philippinen auch ein Teil des europäischen Handels ungünstig beeinflußt. Bei dem regen Interesse, das die europäischen Großmächte gegenwärtig für Ostasien zeigen, wird die weitere Entwicklung des Feldzugs im Gebiete der Philippinen mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt werden.

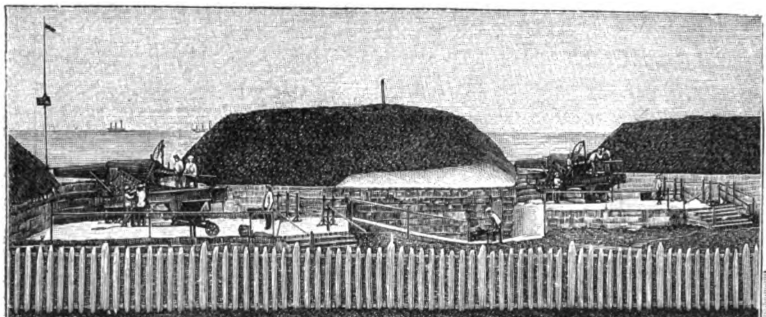
In Amerika ist der Sieger von Manila der Held des Tages. Kommodore George Dewey ist ein bewährter Seemann, der schon wiederholt Beweise seiner kriegerischen Tüchtigkeit geliefert hat. Er ist 61 Jahre alt und wurde im Staate Vermont geboren. Auf der amerikanischen Marineakademie Annapolis erhielt er seine Ausbildung und trat 1854 in den Dienst der amerikanischen Flotte. In dem Bürgerkriege zeichnete er sich aus bei der Erzwingung der Einfahrt in den Mississippi unter Kommodore Farragut am 1. Mai 1862 und durchbrach die Blockade der Südländer flußaufwärts bei Port Hudson. Im Jahre 1884 wurde er zum Kommodore ernannt.

Der spanische Konteradmiral Don Patricio Montojo y Pasarón wurde am 7. September 1839 in Ferrol geboren. Seine Ausbildung erhielt er in Cadix. Nachdem er verschiedene Fahrten im Atlantischen Ocean und im Mittelländischen Meere mitgemacht hatte, wurde er zum Fregattenkapitän ernannt und nahm 1860 teil an den Kämpfen auf Mindanao und 1866 an der Beschießung des peruanischen Hafens Callao. Später war er im Marineamt thätig und zeichnete sich als Marineschriftsteller aus.

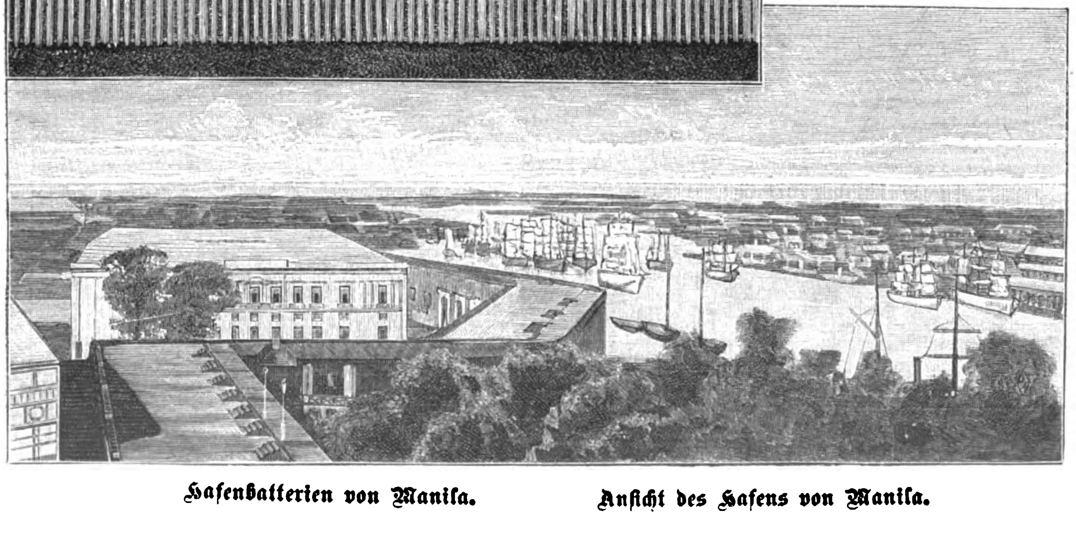
Badeeinrichtungen bei der preußischen Eisenbahnverwaltung. Seit längerer Zeit ist die preußische Bahnverwaltung darauf bedacht, ihren Beamten und Arbeitern die Wohlthat eines Bades zu gewähren. In den Hauptwerkstätten, wo der Schmied am Feuer steht und zahlreiche andere Handwerker emsig schaffen, auf den größeren Bahnhöfen — dort, wo Hunderte von Leuten des Zug- und Lokomotivpersonals, des Rangierpersonals, wo Wagen- und Maschinenwärter in Sonnenbrand und in Kälte ihrem mühevollen und oft „anschwärzenden" Dienste nachgehen, hat man Badeanstalten errichtet. In denselben werden Dampf-, Wannen- und Duschebäder nach bestimmten Grundsätzen meist unentgeltlich, zuweilen, wenn es sich um Bäder für Bureaubeamte handelt, gegen eine sehr geringe Vergütung verabreicht. Welch hygieinischen Wert solche Badeeinrichtungen haben, läßt sich leicht ermessen, wenn man sich z. B. in die Lage eines Lokomotivbeamten versetzt, der stundenlang dem Ruß, dem Staube und Rauche ausgesetzt gewesen ist und sich im erfrischenden Bade säubern und verjüngen darf, bevor er sein Heim aufsucht. Die Verwaltung ist in Erkenntnis dieser Thatsache fortdauernd bestrebt, die Badegelegenheiten zu erweitern und zu vermehren. Bd.

Vorbereitungen zum Fest. (Zu dem Bilde S. 328 u. 329.) Vor fünfundzwanzig Jahren, an einem hellen freudigen Sommertage, war in das alte Schloß mit dem herrlichen Garten ein junges glückliches Paar eingezogen. Morgen wird es an derselben Stätte das hohe Jubelfest der Silbernen Hochzeit feiern. Da rühren und regen sich fleißige Hände, um das traute Heim würdig zu schmücken, und Freundinnen aus der Nachbarschaft sind erschienen, um der Tochter des Hauses bei der freudigen Arbeit zu helfen. Mit bewegtem Herzen reicht das junge Mädchen der Freundin die Blumen zu dem prächtigen Gewinde. Dankbarer denn jemals ist sie heute den Eltern für ihre Liebe und Güte; denn sie haben es gewollt, daß an dem Tage der Silbernen Hochzeit auch eine Verlobung im Hause stattfinde, der innigste Herzenswunsch ihres Kindes in Erfüllung gehe. Da sind auch die Freundinnen mit besonderem Eifer thätig; was Garten und Gewächshaus bieten können, wird herbeigeschafft; es kann ja kaum genug Blumen geben, um ein solches Fest zu schmücken — ein Doppelfest, das die alte Erinnerung mit silbernem Glanze umwebt und die junge Hoffnung mit goldenem Lichte verklärt!

Instruktionsstunde. (Zu dem Bilde auf S. 345.) „Ein tüchtiger Soldat muß nicht bloß in der Praxis ein forscher Kerl und auf dem Exerzierplatz und dem Scheibenstande fix sein. Er soll auch die sogenannte graue Theorie innehaben, und um euch all die militärische Gelehrsamkeit beizubringen, dafür ist eben die Instruktionsstunde da, die ich mit euch abhalten werde.



Hafenbatterien von Manila.



Ansicht des Hafens von Manila.

Digitized by Google

Sperrt also gütigst eure Ohren recht weit auf, namentlich ihr zwei Erzschlauberger: Obermeyer und Rühnking, und merkt euch ganz genau, was ich euch sage, sonst —" Ein undeutliches, aber drohend klingendes Gemurmel beendet den Satz, mit welchem Sergeant Hummel die erste mündliche Dienstunterweisung bei seinen Rekruten begonnen hat. Den militärischen Neulingen wird nun zunächst eingeprägt, welchem Truppenteile sie angehören, Name und Zahl des Regiments, beziehungsweise des Bataillons und der Kompagnie. Dann geht der Vortragende weiter zur Brigade, zur Division und zum Armeekorps, wobei seinen Zuhörern das Behalten schon schwerer fällt, und die Namen der direkten Vorgesetzten, vom Korpskommandeur bis zu den Kompagnieoffizieren, ihnen einzuprägen, ist nun gar eine schlimme Aufgabe. Sie erpreßt den Rekruten zahlreiche Tropfen Angstschweiß, und mancher von ihnen träumt sogar von dieser endlosen Liste schwer zu behaltender Namen. Da kann es vorkommen, wenn der Korporalschaftsführer nächtlicherweile unwillig ruft: „Wer schnarcht da hinten so mörderlich?", daß der so plötzlich aus dem Schlafe und seinen ängstlichen Träumen Aufgescheuchte mit der Antwort emporfährt: „Seine Excellenz der kommandierende General von X.!" Nicht minder schwierig gestaltet sich die Gewehrinstruktion, die Unterweisung über das Gewehr, seine Einrichtung und einzelnen Teile, wobei die erheiterndsten Antworten zu Tage gefördert werden.

Kommodore Dewey.

Auch auf Karl Müllers ergötzlichem Gemälde hat der aufgerufene und stramm dastehende Rekrut auf die an ihn gerichtete Frage des gestrengen Herrn Sergeanten eine möglichst dumme Antwort gegeben. Man sieht es dem angehenden Vaterlandsverteidiger an, daß das Pulver sicherlich noch nicht erfunden wäre, hätte es von ihm abgehangen, und daß er seinem Lehrmeister am liebsten mit Lohengrin zuriefe: „Nie sollst du mich befragen!" Da nun aber die unerbittliche militärische Disziplin erheischt, daß er antwortet, so hat er verzweifelt den einen Nebenmann angestoßen, damit er ihm aushelfe, was dieser aber nicht thut. In dieser Not flüstert ihm sein Hintermann, ein Schalk, etwas zu, was der Arglose alsbald laut wiederholt, wodurch er die helle Heiterkeit des einen Nebenmannes, wie des am Fenster stehenden Gefreiten hervorruft. Der Sergeant dagegen bewahrt seinen würdevollen Ernst und blickt zürnend auf den Sünder, der ihm — er weiß es — noch genug zu schaffen machen wird, bis er ihm nur das Notdürftigste glücklich eingetrichtert hat. „Obermeyer," sagt er, „setzen Sie sich. Jede Kompagnie muß ja einen Dummkopf haben, aber Sie können schon für drei gelten!" Fr. R.

Konteradmiral Montojo y Pasarón.

Eingeregnet. (Zu dem Bilde S. 349.) Der Mißmut, welcher den Maler auf unserem Bilde erfüllt, dürfte wenigen Lesern fremd sein. Denn wem von ihnen sind nicht auch schon kostbare Ferientage verregnet und welchen Alpentouristen gar wäre das Mißgeschick noch nicht widerfahren, mitten in der schönsten Naturumgebung „eingeregnet" zu werden? Für den Maler aber, der mit seinem Malgerät im Rucksack hinauf in die Berge zog, um das Schönste, was ihn entzückt, mit treuem Fleiße zu malen, hat solche Heimsuchung noch ihre besondere Bitterkeit. Wie soll er weiter schaffen an seinem Bilde, wenn Regengewölk und Nebelgebräu die Landschaft verhüllen? Wie soll er sich in Geduld fassen, wenn ein Tag nach dem andern grau in grau dahinschleicht und die Farben auf der Palette unbenutzt eintrocknen, während die Regenflut Weg und Steg überschwemmt?

Unser Flüchtling ist noch im ersten Stadium einer solchen hochnotpeinlichen Geduldprobe. Noch darf er hoffen, daß das Unwetter, das ihn mit seiner Malerei unter das Vordach einer Sennhütte trieb, sich bald ausgetobt haben wird. Aber er kennt diese Gebirgsregen und ihre Zähigkeit; die schlimmsten Befürchtungen gewinnen Macht über ihn . . . Wenn er

Photographie im Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach.

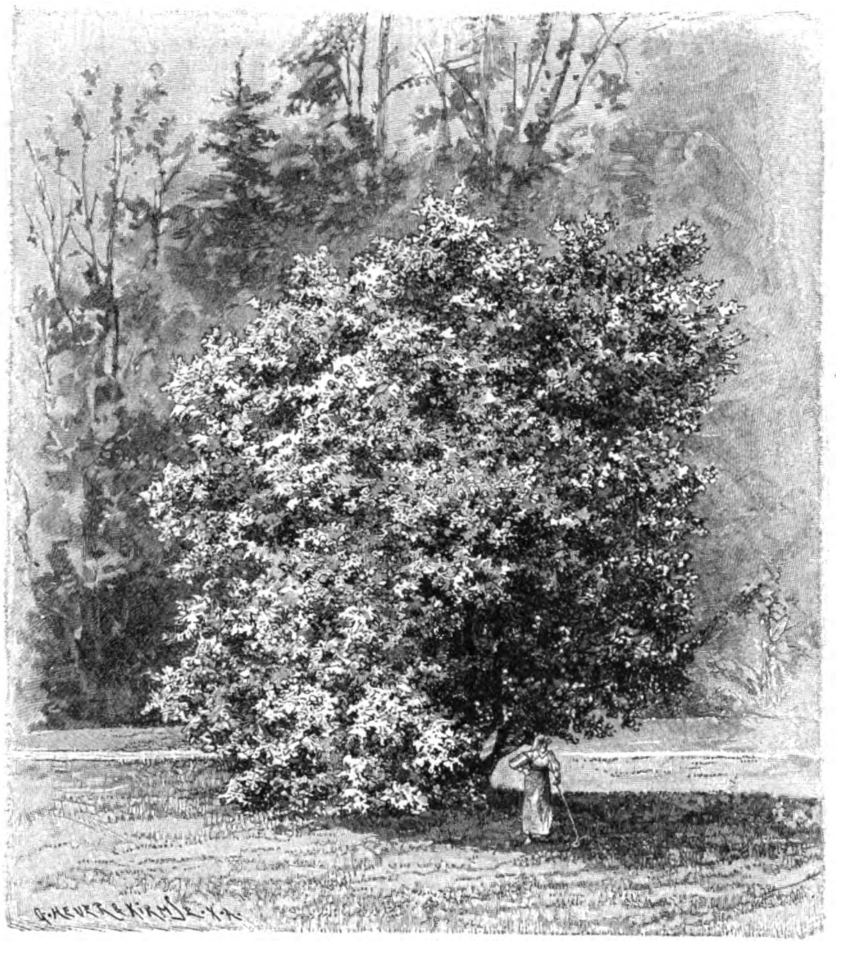
Vergnügte Rast.

Nach dem Gemälde von C. Bellanger.

sich nur einmal umwenden wollte! Das saubere Dirndl, das da durch das Fenster mit heiterer Miene auf ihn herausschaut, scheint über den Regen ganz anders zu denken als er. Ihr wäre es ganz recht, wenn sie durch das Unwetter zu ein bißl Unterhaltung käme in ihrer Einsamkeit. Auch sie hat ihre Arbeit verlassen müssen und in ihrer Kuchel Zuflucht gesucht. In der aber hat schon mancher Tourist bei Milch und Brot ein behagliches Plauderstündchen gefunden, während draußen der Regen das Weiterwandern unmöglich machte.

Der hundertjährige Kamelienbaum im Schloßgarten zu Pillnitz. (Mit Abbildung.) Vor etwa hundert Jahren sandte der damalige Kaiser von China drei Kamelienbäumchen nach Europa. Das eine kam nach Pillnitz, das andere nach Frankfurt a. M. und das dritte nach St. Petersburg. In Frankfurt a. M. ist das eine Kamelienbäumchen eingegangen, die beiden andern aber bestehen noch heute, und besonders prächtig gedeiht der Fremdling aus Ostasien in dem Garten des königlich sächsischen Lustschlosses Pillnitz. Gegenwärtig hat der Baum eine Höhe von ungefähr $8^1/_2$, mit dem Gezweig eine Breite von $7^1/_2$ m und einen Umfang von etwa 21 m. Während der kalten Jahreszeit erhält er natürlich ein dichtverschlossenes, mit Fenstern versehenes Bretterhaus, das entsprechend geheizt wird, da die Temperatur nicht unter $+ 5^0$ R. sinken darf.

Elternfreude. (Zu dem Bilde S. 353.) Der kleine Stammhalter entwickelt sich prächtig in der Sommerfrische. Seine Bäckchen sind röter und runder, seine Aeuglein leuchtender geworden. Die würzige Waldluft und die gute Milch bekommen ihm ausgezeichnet, das sieht ihm jeder an. Die Eltern, die in der Ferienmuße doppelt Zeit haben, ihrem Liebling sich zu widmen, nehmen aber mit Freude wahr, wie auch die Sinne und der Geist des Kindes sich, einer Blütenknospe gleich, immer reizender entfalten. Erkennen und Begehren sind in der jungen Seele erwacht und man kann schon mit dem Jungen ein neckendes Spiel treiben, das für die Eltern geradezu entzückend ist. Das sind herrliche Stunden, die sie unter dem grünen Dache der Parkbäume verleben. Vor zwei Jahren, da waren sie hier gewesen, und da sich ihre Herzen gefunden hatten, hielten sie sich für die glücklichsten Menschen. Daß ihr Glück noch gesteigert werden könnte, daran hätten sie damals nimmer glauben mögen. Und doch ist dieses Wunder geschehen. Ein neues erhebendes Gefühl hat ihre Herzen erfüllt, die Elternliebe, die ihnen so reine Freuden bereitet. *



Der hundertjährige Kamelienbaum im Schloßgarten zu Pillnitz.
Nach der Natur gezeichnet von A. Reinhardt.

Johannes mit dem Lamm. (Zu unserer Kunstbeilage.) Murillo ist nicht nur der größte Madonnenmaler der Spanier gewesen; er hat auch in einer Beziehung alle die anderen großen Maler der Renaissance und seiner Zeit übertroffen, die das Christuskind auf dem Schoß der Madonna und die Engel des Himmels vor Gottes Thron in bezaubernder Anmut dargestellt haben. So wie Murillo hat es keiner verstanden, die irdische Poesie der fröhlichen lebensprühenden Kinderwelt auf die Wolkenauen des Himmels zu versetzen, und niemand hat gleich ihm mit so unerschöpflicher Phantasie das Jesuskind in selbständiger Thätigkeit gestaltet, bald spielend wie andere Kinder, bald fern vom Schoß der Mutter eigenen Zielen nachgehend.

Eines der berühmtesten Bilder Murillos der letzteren Art zeigt das Jesuskind mit dem kleinen Johannes, dem späteren „Täufer", in einer rührend lieblichen Scene vereinigt. Der um sechs Monate ältere Johannes kniet am Ufer eines Baches und giebt dem Spielgefährten aus einer Muschelschale zu trinken. Neben Johannes liegt ein Lamm und das Christuskind trägt ein zierliches Kreuz, um das sich ein Band mit der Aufschrift windet: „Ecce agnus Dei", dem Anfang des Spruches „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt". Dieser Hinweis auf die Worte, mit welchen Johannes der Täufer Christus begrüßte, als dieser sich im Jordan von ihm taufen ließ, hat bereits in der älteren christlichen Kunst einen symbolischen Charakter erhalten. Man gelangte dazu, das Lamm allein als Symbol für Christus gelten zu lassen. Auf dieser Symbolik beruhen die reizvollen Bilder Murillos, welche das Kind Johannes mit einem Lamm darstellen, von denen eins unsere heutige Kunstbeilage wiedergiebt. Das Originalgemälde befindet sich im Museum der Eremitage zu St. Petersburg. Die wunderbare Kunst des Malers, Vorstellungen symbolischer Art so zu verkörpern, daß sie völlig natürlich anmuten, feiert in diesem Bilde ebenso einen Triumph wie die Meisterschaft Murillos als Darsteller von echt irdischer Kindesschönheit und Kinderlust, die von himmlischer Weihe verklärt sind.

Für das Rittershaus-Denkmal. Bald nach dem Tode von Emil Rittershaus hat sich ein Komitee gebildet, das die Errichtung eines Denkmals für den „Dichter des sangesfrohen Rheinlandes" in seiner Vaterstadt Barmen erstrebt. Wir haben bereits früher (vergl. Jahrg. 1897, S. 420) den betreffenden Aufruf veröffentlicht und versprochen, über die eingegangenen Beiträge in der „Gartenlaube" zu quittiren. Wir kommen heute dieser Verpflichtung nach durch den Abdruck der ersten Quittung, der bald weitere folgen werden. Mit freudiger Genugthuung dürfen wir die Zuversicht aussprechen, daß das schließliche Gesamtergebnis dem reichen Anfang entsprechen werde. Die warme Teilnahme, welche das Unternehmen zunächst vor allem in der engeren Heimat des Dichters, in Rheinland und Westfalen, gefunden hat, darf sicher auf lebhaften Wiederhall weitum im Vaterland rechnen. Emil Rittershaus ist ja auch nicht ausschließlich der Verherrlicher des Rheinlands gewesen, er hat hundertfältig im Lied zu preisen gewußt, was jedem Deutschen gleich teuer und wert ist; hat er doch — wie es im Aufruf heißt — die flammenden und erhebenden Worte seiner Dichtung im Dienst der idealen Mächte des deutschen Volkslebens ertönen lassen, ein Mahner und Herold der ganzen Nation in ihren trüben und in ihren glorreichen Tagen! Die Expedition der „Gartenlaube" ist bereit, Beiträge in Empfang zu nehmen, über welche dann ebenfalls an dieser Stelle quittiert werden wird.

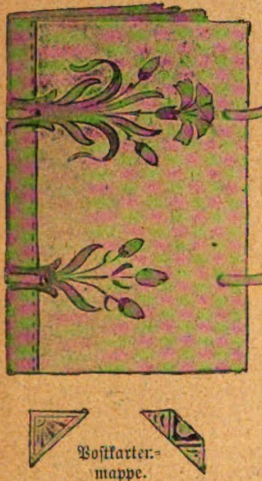
I. Quittung. 100 Mk. von Freiherrn v. Lipperheide in Berlin; 200 Mk. von Frau L. B. in Horchheim; 100 Mk. von Abg. Ernst v. Eynern in Barmen; 10 Mk. von Dr. Ziel in Cannstatt; 20 Mk. von Prof. Dr. H. Bulthaupt in Bremen; 250 Mk. vom Leseverein „Lessing" in Köln; 50 Mk. von Hofrat Dr. J. Fastenrath in Köln; 10 Mk. von Dr. Jul. Rodenberg in Berlin; 50 Mk. von Friedr. Röber in Düsseldorf; 3 Mk. von J. L. in ?. 300 Mk. von Geh. Kommerzienrat Gust. Selve in Altena; 5 Mk. von Frau Geh. Sanitätsrat Strauß in Barmen; 20 Mk. von Wolfgang Büdingen in Wiesbaden; 20 Mk. von Wirkl. Geh. Ober-Justizrat Hamm in Leipzig; 10 Mk. von Arnold Heyder in Barmen; 10 Mk. von Carl Lang in Bad Ems; 5 Mk. von M. Stettenheim in Hamburg; 50 Mk. von Kommerzienrat Otto Budde in Barmen; 50 Mk. von Landtags-Abg. L. F. Seyffardt in Krefeld; 2 Mk. von zwei Rittershaus-Freunden in Magdeburg; 100 Mk. vom Offizierverein des Landwehrbezirks Barmen; 5 Mk. von Wilh. Schramm in Oestrich i. Rheingau; 3 Mk. von Wunich in Wülfrath; 20 Mk. von Ew. Viefhaus in Brüssel; 200 Mk. von Friedr. Wilh. Dicke in Barmen; 20 Mk. von Oberbürgermeister Geh. Rat Wegner in Barmen; 20 Mk. von Beigeordneter Kirchstein in Barmen; 20 Mk. von Beigeordneter Biermann in Barmen; 20 Mk. von Beigeordneter Sehlbach in Barmen; 20 Mk. von Beigeordneter Schwartner in Barmen; 20 Mk. von Stadtbaurat Schülke in Barmen; 10 Mk. von Stadtbaurat Winchenbach in Barmen; 10 Mk. von Stadtbau-Inspektor Bovermann in Barmen; 5 Mk. von Stadtkämmerer Weggen in Barmen; 5 Mk. von Polizei-Inspektor Schnübbe in Barmen; 3 Mk. von Obersekretär Seifert in Barmen; 5 Mk. von Schlachthaus-Direktor Koch in Barmen; 5 Mk. von Oberingenieur Vespermann in Barmen; 3 Mk. von Seminar-Direktor Reichert in Barmen; 20 Mk. von Rentner Caspar Dorff in Düsseldorf; 100 Mk. von Adolf Erbslöh in Barmen; 100 Mk. von Dr. v. Mevissen in Godesberg; 10 Mk. von Carl Feldgen in Barmen; 500 Mk. vom Verlag der „Gartenlaube" in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. q
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

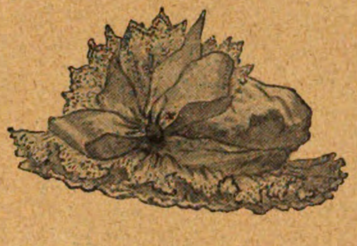
Allerlei Winke für jung und alt.

Kinderhütchen. Etwas rosa Musselin, ein Stück leichter Tüllspitze (es braucht nicht einmal neue zu sein), ein Seidenband: daraus läßt sich ein allerliebstes Kinderhütchen herstellen, ohne daß man die Modistin zu bemühen braucht. Das Drahtgestell sogar, wenn man kein passendes fertig bekommt, kann man aus weißem Hutdraht selber machen. Hat die Krempe des Gestells außen etwa 80 cm Umfang, so richtet man sich einen Streifen Musselin von 1,20 m Länge und etwa 40 cm Breite her, mit dem man Krempe und Kopf überzieht; der äußerste Längsrand des Stoffes wird dicht eingereiht und am inneren Rand des Hutes festgenäht, die Breite der Krempe abgemessen, der Stoff doppelt zusammengelegt und so, daß über diese hinaus noch ein „Köpfchen" von 1 cm Breite stehen bleibt; der Krempe entlang nochmal eingereiht; hierauf der Stoff an der Oberseite der Krempe zum Kopf zurückgezogen, wieder eingereiht und um den Kopf festgenäht. Am andern Längsrand des Musselins reiht man nochmal ein, zieht ihn ganz fest zusammen und verwahrt oben auf dem Kopf die Naht zwischen den Falten so, daß diese sich bauschig darüber legen. Um den Kopf windet man ein rosa Seidenband, eine Spitzenrüsche fällt darunter hervor auf den gezogenen Rand und endigt in der seitwärts befestigten Bandschleife. Das Hütchen ist sehr leicht, schützt und kleidet vorzüglich.



Postkarten-mappe.

Postkartenmappe. Wer eine Anzahl hübscher Ansichtskarten handlich aufbewahren möchte, ohne Truhe oder dickes Album, findet vielleicht folgendes praktisch: Aus heller Holzpappe wird



Kinderhütchen.

eine Anzahl gleich großer Blätter geschnitten, am Rand durchlocht. Die beiden äußersten, aus stärkerem Karton, verziert man als Deckel mit Malerei. Unsere Abbildung giebt ein Nelkenmotiv, in der Art von Metallbeschlägen behandelt und mit wenig Farben zu tönen. Auch gestickte oder mit Brokat überzogene Deckel machen sich gut. Schmale feste Seidenbänder werden durch die Löcher an der Rückenseite gezogen und halten die Blätter zu einem Buch zusammen; in den vorderen Rand kann man Bänder zum Schließen einfügen. Auf den inneren Blättern — es sollen je drei Karten auf eine Seite zu stehen kommen — bringt man eine Vorrichtung zum Festhalten der Karten an, aufgeklebte verzierte Ecken oder schräge Streifen, wenn man die Karten nicht einkleben will. Wächst die Sammlung, so lassen sich leicht weitere Blätter einreihen. J.

Unterrock aus einem Staubmantel. Schadhaft oder unscheinbar gewordene Staubmäntel müssen durchaus nicht als unbrauchbar beiseite gelegt werden, sondern lassen sich auf folgende Weise noch einmal praktisch verwenden. Man zertrennt zuerst den Mantel, wäscht die einzelnen Teile in einer Lösung von Quillajarinde und bügelt den Stoff, so lange er noch feucht ist. Nun schneidet man aus den Stücken einen Unterrock zu. Die weiten Aermel oder das etwaige Cape des Mantels ergeben die Verzierung des Rockes: Schrägstreifen, Volant oder Plissee. Je nach der Menge des vorhandenen Stoffes kann man einen oder zwei Volants anbringen, die mit einigen Reihen Seidenbändchen in abstechender Farbe oder mit wollenen Zierbörtchen benäht werden. Ist genügender Stoff zu zwei Garnierungen da, so trennt man die beiden durch ein farbiges plissiertes Band, dem unten eine hübsche Spitze angesetzt ist. Diese Art der Verzierung giebt dem Rock ein sehr elegantes Aussehen, und man wird sich zu der größeren Ausgabe um so eher entschließen, als der Stoff zum Rock selbst nichts kostet.

Ein hübsches Kinderschürzchen, das sich in allen Größen herstellen läßt, bringen wir in beistehender Abbildung. Man verwendet blau- oder rotgestreiften Kattun dazu und verziert den unteren Rand sowie die Passe und die Tragbänder mit einer gestickten Besatzborte. Aermel werden nur in Form von Volants angesetzt und diese wie auch der viereckige Halsausschnitt mit einem Häkelspitzchen oder einem schmalen Stickereistreifen berandet.

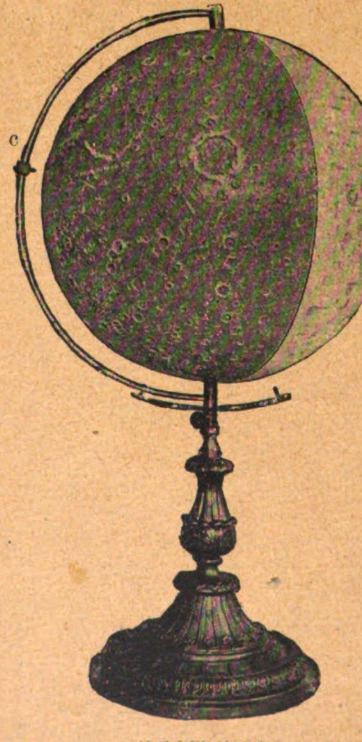
Kinderschürzchen.

Derartige Schürzchen sehen trotz ihrer Einfachheit sehr niedlich aus, sind billig und schnell herzustellen und auch gut zu reinigen. Der erforderliche Schnitt läßt sich nach der Abbildung unschwer selbst entwerfen.

Für Naturfreunde.

Ein Mondglobus für Schule und Haus. Unter allen Himmelskörpern reizt wohl der Nachbar unserer Erde, der Mond, am meisten die Neugierde der Menschen. Um nun dem Schüler oder angehenden Jünger der Astronomie die Beschaffenheit der Mondoberfläche, die seltsame Bildung von Gebirgen und Kratern zu veranschaulichen, dazu genügen Mondkarten nicht. Viel klarer wird das Bild, wenn beim Unterricht ein Relief der Mondoberfläche vorgeführt werden kann. Darum ist es mit Freude zu begrüßen, daß ein eifriger Liebhaber der Astronomie und erfahrener Mondbeobachter, Eduard von Lade zu Monrepos-Geisenheim, einen plastischen Mondglobus entworfen hat. Namentlich bei künstlicher Beleuchtung kommt das sorgfältig ausgearbeitete Relief zur vollen Geltung. Da nur die eine Hälfte der Mondkugel sichtbar ist, wurde die zweite Hälfte des Globus mit einer Karte des Mondes versehen, auf der die Namen der wichtigeren Punkte eingetragen sind. Durch eine sinnreiche Vorrichtung, durch Einstellung des auf unserer Abbildung bei c sichtbaren Zeigers auf der Mondkarte und durch Verschiebung desselben auf das Relief ist es ermöglicht, rasch die Benennung jedes Gebirges, Kraters ꝛc. zu ermitteln. Der Globus eignet sich vorzüglich für den Anschauungsunterricht in den Schulen, bildet aber auch einen hübschen Schmuck eines Studierzimmers. Er ist im Verlage der „Geographischen Verlagsbuchhandlung Dietrich Reimer", Berlin SW, erschienen.

Für Vogelfreunde. Zu den Büchern, welche weitere Kreise mit der Vogelwelt vertraut machen sollen, ist ein neues hinzugekommen: „Die Vögel Europas" von Fr. Arnold (C. Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung [Albert Bleil], Stuttgart). Dem Naturfreund, der kein Fachmann ist, wird das fleißig ausgearbeitete und gut ausgestattete Werk nach zwei Richtungen hin besonders gute Dienste erweisen. Es enthält 45 farbige Tafeln, auf welchen alle wichtigeren



Relief-Mondglobus.

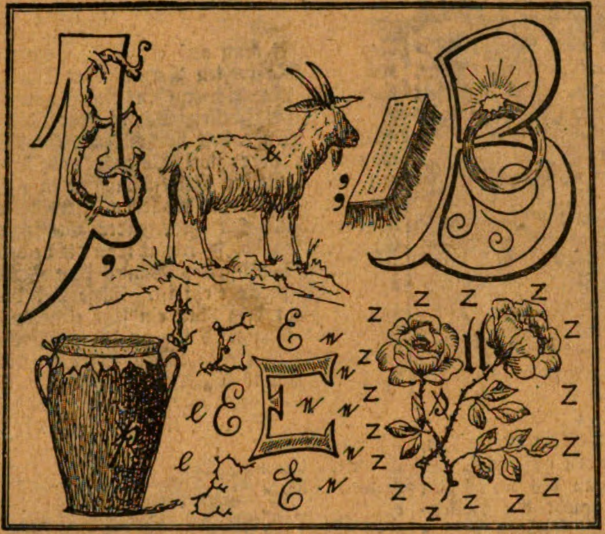
Vogelarten Europas in naturgetreuer Weise dargestellt sind, und drei weitere Tafeln mit farbigen Wiedergaben der Vogeleier. Durch diese Abbildungen wird dem Laien das Erkennen und Bestimmen der Arten, die er noch nicht kennt, wesentlich erleichtert. Ein weiterer Vorzug des Werkes besteht darin, daß in ihm die Pflege und Zucht der Vögel in der Gefangenschaft gebührend berücksichtigt wird. Praktische Ratschläge und Winke sollen den weniger erfahrenen Vogelfreund vor Mißgriffen bei der Pflege seiner Lieblinge bewahren.

Für Aquarien- und Terrarienfreunde ist ein neues Werk von hohem praktischen Werte erschienen, das vom Prosektor am Anatomischen Institut der Königl. Tierärztlichen Hochschule zu Berlin, Dr. E. Zernecke, im Auftrage des Vereins „Triton" bearbeitet worden ist. Sein Titel lautet: „Leitfaden für Aquarien- und Terrarienfreunde" (Gustav Schmidt, Berlin). Das Werk ist mit großer Sachkenntnis geschrieben und bespricht nicht nur das Süßwasser-, sondern auch das Seewasseraquarium, sowie die verschiedenen Formen des Terrariums, die ungeheizten, die geheizten und die Aqua-Terrarien. Ein besonderes Gewicht ist von dem Verfasser auf die Beschreibung der Pflege neuer aus der Fremde eingeführter Arten von Pflanzen und Tieren gelegt. Sehr wichtig sind ferner einige praktische Belehrungen über die Krankheiten der Fische, über trübes Wasser im Aquarium, über das Ueberwintern der Tiere ꝛc. Das Buch ist mit einer Tafel und 112 Abbildungen im Text ausgestattet. Dem Anfänger wird es als ein ausgezeichnetes Lehrbuch die besten Dienste leisten, aber auch dem bereits geübten und erfahrenen Liebhaber wird es in schwierigen Fragen ein treuer und bewährter Ratgeber sein.

Digitized by Google

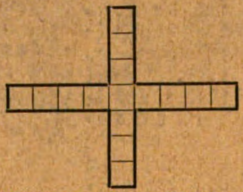
Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.
Von Erh. Lipka.



Kreuzrätsel.
Nachstehend die Visitenkarten der beiden größten Zierden des Stadttheaters zu X-hausen:

Meta Dohn



Leo Sold

Verteilt man die Buchstaben jener Namen richtig in die Felder des obenstehenden Kreuzes, so werden durch den senkrechten sowie den wagerechten Balken desselben die beiden Hauptrollen einer Tragödie namhaft gemacht, in der die Obengenannten zusammen auftreten.

Oscar Leede.

Rätsel.
Mit a ein Tier, mit u ein Tier!
Die beiden Tiere sage mir!
Das Sonderbare ist dabei:
Ich kenne solcher Paare drei.

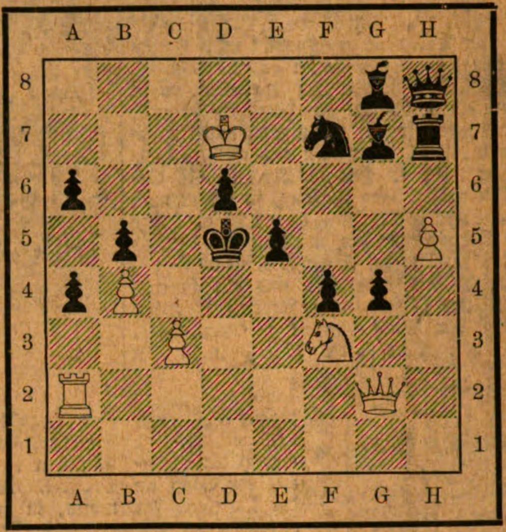
Scherzrätsel.
Mit F und l beginnt
Der Name für ein Tier,
Und er ist dann der Rest;
Den Namen sage mir.

Homonym.
Was ist zugleich — das sage mir —
Bewaffnung, Bauteil und Papier?

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint auf dem Umschlag des nächsten Halbhefts.

Schachaufgabe.
Von Fr. Dubbe †.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Rätseldistichon.
Ein zum britischen Reich gehöriger Hafen des Ostens
Wird eine deutsche Stadt, setzt du ein Zeichen ihm vor.

E. S.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 10.
Bass, Alt — Basalt.

Auflösung des Kreuzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 10.

		M	C	A	S		
		o	y	c	o		
M	o	r	p	h	i	u	m
C	y	p	r	e	s	s	e
A	c	h	e	n	s	e	e
S	o	i	s	s	o	n	s
		u	s	e	n		
		m	e	e	s		

Auflösung des magischen Zeichenrätsels „Der Weinpokal“ auf dem Umschlag von Halbheft 10.
Die Buchstaben an den weißen Perlen bezeichnet man mit den fortlaufenden Zahlen 1 bis 5, ebenso die Buchstaben an den schwarzen Perlen mit 1 bis 6. Somit erhält jeder Buchstabe der beiden Gruppen je seine bestimmte Zahl. Ersetzt man nun die Perlen unten je nach der bei der Perle stehenden arabischen Ziffer durch den richtigen Buchstaben, so ergiebt sich „Der Wein erfreut des Menschen Herz.“

Auflösung des Homonyms auf dem Umschlag von Halbheft 10.
Lippe.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer Auflage.

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch
vom gesunden u. kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer.**

Preis elegant in Halbfranz gebd. 12 Mark.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als **ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Andres.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

12. Heft. Preis 10 cents. 15. Juni 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (5. Fortsetzung)	357
Die Bronze in der plastischen Kunst. Von Dr. G. Klaussen. Mit Abbildungen	364
Das deutsche Blindenheim Tsau-kwong in China. Mit Abbildungen	367
Der kleine Lauscher. Gedicht von Fritz Döring. Mit Abbildungen	368
Antons Erben. Roman von W. Heimburg (11. Fortsetzung)	368
Erdbeeren. Von Richard von Strele	375
Ueber Lungenschwindsucht und Höhenkurorte. Von Professor Dr. Liebermeister-Tübingen	376

Blätter und Blüten: Das letzte Gastmahl der Girondisten. (Zu dem Bilde S. 384 und 385.) S. 383. — Ein geschecktes Reh. Von G. Hentze. (Zu dem Bilde S. 386.) S. 383. — Das Raimund-Denkmal in Wien. Von Moritz Necker. (Zu dem Bilde S. 357.) S. 386. — Fantasia. (Zu dem Bilde S. 361.) S. 386. — Milchmarkt am Singel zu Amsterdam. (Zu dem Bilde S. 373.) S. 386. — Benjamin Vautier †. (Mit Bildnis.) S. 387. — Heimfahrt. (Zu dem Bilde S. 377.) S. 387. — Wohnt hier die Hexe? (Zu dem Bilde S. 381.) S. 387. — Gebirgsbach. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 387. — Der Krieg um Cuba. (Mit Abbildungen.) S. 387. — II. Quittung für das Rittershaus-Denkmal. S. 388.

Illustrationen: Das Ferdinand Raimund-Denkmal in Wien. Von Franz Vogl. S. 357. — Fantasia. Von Chr. Speyer. S. 361. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Bronze in der plastischen Kunst“. Der Guß. Im Modelliersaal. S. 365. Die Herstellung der Wachsmodelle. In der Ciselierwerkstatt. S. 366. — Abbildungen zu dem Artikel „Das deutsche Blindenheim Tsau-kwong in China“. Die Johanniterschwester Martha Postler. Das Gebäude des Blindenheims. S. 367. — Der kleine Lauscher. Von C. Fröschl. S. 369. — Milchmarkt am Singel zu Amsterdam. Von H. Herrmann. S. 373. — Heimfahrt. Von Hans Bachmann. S. 377. — Wohnt hier die Hexe? Von P. Kohlschütter. S. 381. — Das letzte Gastmahl der Girondisten. Von L. Flameng. S. 384 und 385. — Ein geschecktes Reh. Von M. Schneider. S. 386. — Benjamin Vautier †. S. 387. — Castillo del Morro am Eingang des Hafens von Havanna. S. 387. Admiral Cervera. Kommodore Sampson. Ansicht von Havanna. S. 388.

Hierzu Kunstbeilage XII: „Gebirgsbach“. Von E. v. Lichtenfels.

Kleine Mitteilungen.

Cigarrenkasten als Behälter zum Paketmachen. Eine größere Cigarrenkiste wird gründlich von dem ihr anhaftenden Papier gesäubert; dann schneidet man aus dem Holz eines zweiten Kastens für die Längsabteilung, die zum Aufbewahren des Pinsels, Federhalters und des Siegellacks dient, ein Brettchen und zwei kleine, welche die Tinten- und Gummiflasche abteilen. In das übriggebliebene Hauptfach kommt ein Knäulchen Bindegarn, ein Kästchen mit Zündhölzchen und Nägel. Eine Schere und Hammer vervollständigen die kleine Einrichtung.

Auf der Innenseite des Deckels werden Paketadressen und Etiketten vermittelst zweier Gummibänder festgehalten. Mit kleinen Messingscharnieren wird der Deckel mit dem Kasten verbunden und vorn am Kasten und Deckel ein kleiner Verschluß angebracht. Um demselben nun auch ein ansehnliches Aeußeres zu geben, brennt man auf die Außenseite des Deckels irgend ein hübsches Muster. M. R.

Reste von geblumtem Möbelstoff, Damast, Jute oder Cretonne, wie sie in jedem größeren Möbel- oder Teppichgeschäft erhältlich sind, eignen sich noch zur Verwendung für allerlei hübsche Dinge, zum Beispiel Deckchen über einen Flickkorb. Solche Stoffproben werden gewöhnlich zu ganz billigem Preis abgegeben. Die in den Stoff eingewebten Blumen und Ornamente werden mit hübschen Woll- und Seidenresten bestickt; teils nur mit Stielstich umzogen, teils mit Platt- und Füllstichen überarbeitet. Ein paar Stiche in Goldwolle erhöhen den Effekt der Stickerei. Als Futter dient ein Stück Satin in beliebiger Farbe. Die Kante des Deckchens besetzt man mit einer schmalen Bordüre, die hauptsächlich in den Farben der Stickerei gehalten ist. Solche Deckchen sind ein Schmuck für den Korb, dessen wenig schöner Inhalt sich so leicht damit verbergen läßt.

Die Knöpfe der Kissenbezüge leiden bekanntlich durch die Wäsche am meisten. Die jetzt überall gebrauchten Wringmaschinen brechen sie entzwei, manche springen beim Bügeln ab oder waren schon vorher durch den Gebrauch locker geworden und finden sich nach der Wäsche einfach nicht mehr vor. Bei hübschen großen Perlmutterknöpfen ist ein solcher Verlust nicht ganz unbeträchtlich. Man beugt ihm am besten vor, indem man für jedes Kissen ein starkes Leinenband als Verschluß herrichtet und den Kissenbezug auf beiden Seiten nur mit Knopflöchern versieht. Auf das Band näht man dann starke Knöpfe recht fest in den gehörigen Entfernungen an, nimmt aber den Zwischenraum reichlich, weil das Band in der Wäsche noch eingeht. Zu jedem Kissen richtet man zwei solche Bänder her, deren eines rein im Wäscheschrank verwahrt wird. Sie brauchen erst nach Monaten gewaschen zu werden, falls sie mit Perlmutterknöpfen benäht sind; übersponnene Weißzeugknöpfe erfordern öfteren Wechsel. Diese Knopfleiste ist den vielfach gebrauchten Doppelknöpfen von Bein vorzuziehen, weil diese eben auch sich allmählich vermindern und trotz des Suchens nicht mehr zum Vorschein kommen. Hat man aber einmal die hier beschriebene Vorrichtung an allen Betten gemacht, dann hört die Knöpfenot vollständig auf und die Kissen sind jederzeit in Ordnung.

Gehäkelte Fransen werden manche Damen hier und da schon selbst „erfunden“ und angewandt haben. Sie sind sehr dauerhaft, sehen immer schön glatt aus und können in jeder Farbe, Stärke und Länge hergestellt werden. Für Uebergardinen zum Beispiel empfiehlt sich dicke Kastorwolle, für Tischdecken Baumwolle. Man häkelt die Fransen entweder in die abschließenden Luftmaschenbogen irgend eines gehäkelten Gegenstandes, oder häkelt zunächst aus einer entsprechend langen Reihe von Luft- und Stäbchenmaschen ein Band, an welches man die Fransen direkt anschließt. Das gehäkelte Band wird dann angenäht. Die Fransen selbst beginnt man mit einer festen Masche, häkelt hierein eine Reihe Luftmaschen, die noch einmal so lang ist, als die Franse werden soll, hebt die letzte Luftmasche wieder nach oben in eine feste Masche, so daß sich eine Schlinge bildet, welche man mit den Fingern zusammendreht, und beginnt dann von neuem.

Strümpfe mit abtrennbarem Fuß. Wer gerne gewebte Strümpfe trägt, wird mit Freuden den Strumpf begrüßen, welchen die Firma Max Bergmann in Chemnitz unter dem Namen „Triumph“ in den Handel bringt: einen Strumpf mit abtrennbarem Fuß, der das unangenehme und teure Anweben unnötig macht. Das Bein und der Fuß sind selbständig abgebordet nur mit zwei Touren verbunden, die, wenn der Fuß schadhaft geworden, durchschnitten werden. Die Fäden werden gut ausgezupft, hierauf Röhre und neuer Fuß mit überwendlichen Stichen auf der linken Seite zusammengenäht. Die Ersatzfüße sind auch für gewöhnliche Strümpfe verwendbar, wenn man letztere über der Ferse abschneidet, mit dem den Füßen beigegebenen Faden umhäkelt und hierauf in der beschriebenen Weise mit dem Fuß verbindet.

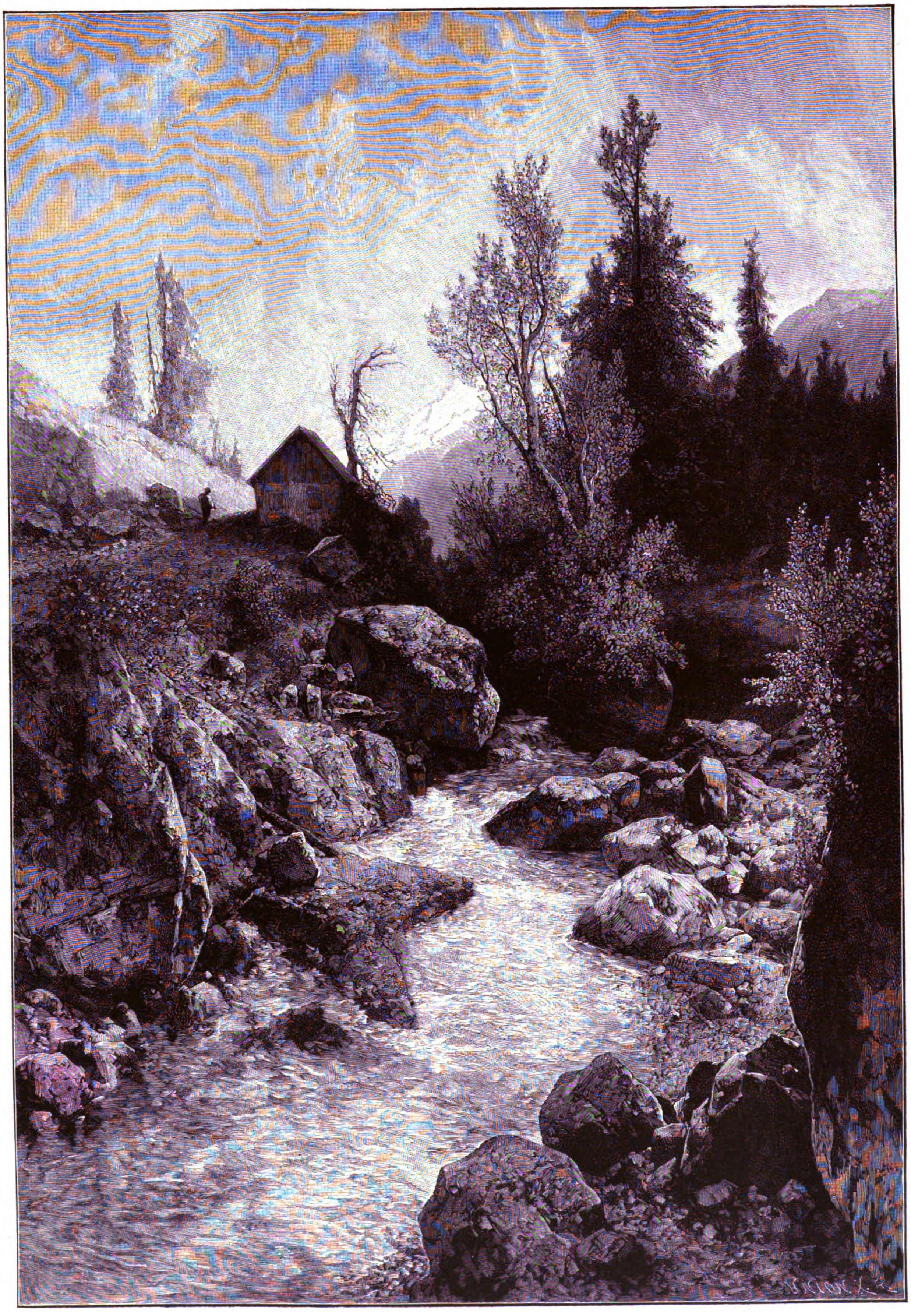
Serviertischchen. Ein ganz leichtes kleines Möbel zum Abstellen, bei Mahlzeiten im Freien, läßt man sich im Rohen vom Tischler zusammennageln, die Füße unten durch Leisten verbunden, die Platte einfach glattgehobelt. Nach dieser schneidet man aus Leinen eine viereckige Decke und die als Lambrequin herabhängenden Seitenteile; der geschweifte Rand wird aufgezeichnet, die nach außen abschließenden Ornamentformen unterlegt man ziemlich dicht mit Kettenstich und festonniert sie mit grober Baumwolle vor dem Ausschneiden; die inneren Teile des Musters sind leichter zu halten, der gekreuzte schwedische Stich ist dazu verwendbar. Die Ecke ist nach der Schmalseite zu dieselbe, die Mittelfigur bleibt da weg; eine farbige Ziernaht verbindet die vier Teile an den Ecken und das Mittelstück mit den Seitenteilen. Das Gestell kann dunkel gebeizt oder mit englischem Lack angestrichen werden. Ein Brettchen zum Aufklappen läßt sich leicht seitwärts anbringen, zwei Scharniere an dessen unterer Seite und zwei Metallkettchen oben am Tischfuß einzuhaken, sind dazu nötig. Mit Hilfe des englischen Lacks läßt sich auch irgend ein altes Tischchen zu einem eleganten Ziermöbel umgestalten. J.

Bilderrahmen mit Filigranarbeit. Ein in Rahmenform zugeschnittenes Brettchen wird mit dunklem Sammet überzogen und an der Kontur mit einer Reihe kleinster, rundköpfiger Ziernägel besetzt, welche hinwieder durch eine schmale Linie von Gold- oder Silberbronze von dem Mittelfeld getrennt werden, so daß sich eine breite Abschlußleiste bildet. In der Mitte schneidet man den Sammet ovalförmig aus, jedoch etwa 2 cm kleiner als der Ausschnitt für das Bild beträgt, und klebt den überstehenden Sammetrand nach Umschlagen auf die Rückseite dortselbst mit Leim fest. Hiernach formt man aus gedrehtem und krausem Filigrandraht einige Blumen und Blätter, arrangiert diese an einem etwas stärkeren Draht zu Figuren und befestigt sie mit einigen Ziernägeln. Bei Verwendung von Gold- und Silberdraht, also zweifarbiger Darstellung der Zieraten, wird der Eindruck der Arbeit noch erhöht.

Gestickte Kragen und Manschetten. Die immer noch sehr beliebten Sommerblusen werden dieses Jahr viel mit umgelegtem Leinen- oder Batistkragen und -Manschetten getragen. Diese umgeschlagenen Streifen hübsch und haltbar auszuschmücken, empfiehlt sich die alte englische Weißstickerei mit ihren zierlichen Bogenmustern in Verbindung mit etwas lichtem Stiel- und Plattstich, und zwar in einer neuen Anwendung — mit verschiedenfarbiger Waschseide ausgeführt, was die Wirkung sehr erhöht. Ist zum Beispiel das Ausnähen der kleinen Löcher hellrot ausgeführt, so wird der äußere Festonrand vielleicht olivgrün und die verbindenden Stiele zwischen den ausgenähten Formen ebenfalls, nur etwas heller. Auch eine einzige Farbe in drei Abstufungen wirkt schön. Das Muster muß sorgfältig der Form des Kragens angepaßt sein und nach vorn mit einer hübschen Ecke abschließen.

Digitized by Google

Digitized by Google



GEBIRGSBACH

Nach dem Gemälde von E. von Lichtenfels

Digitized by Google

Halbheft 12. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Die arme Kleine.

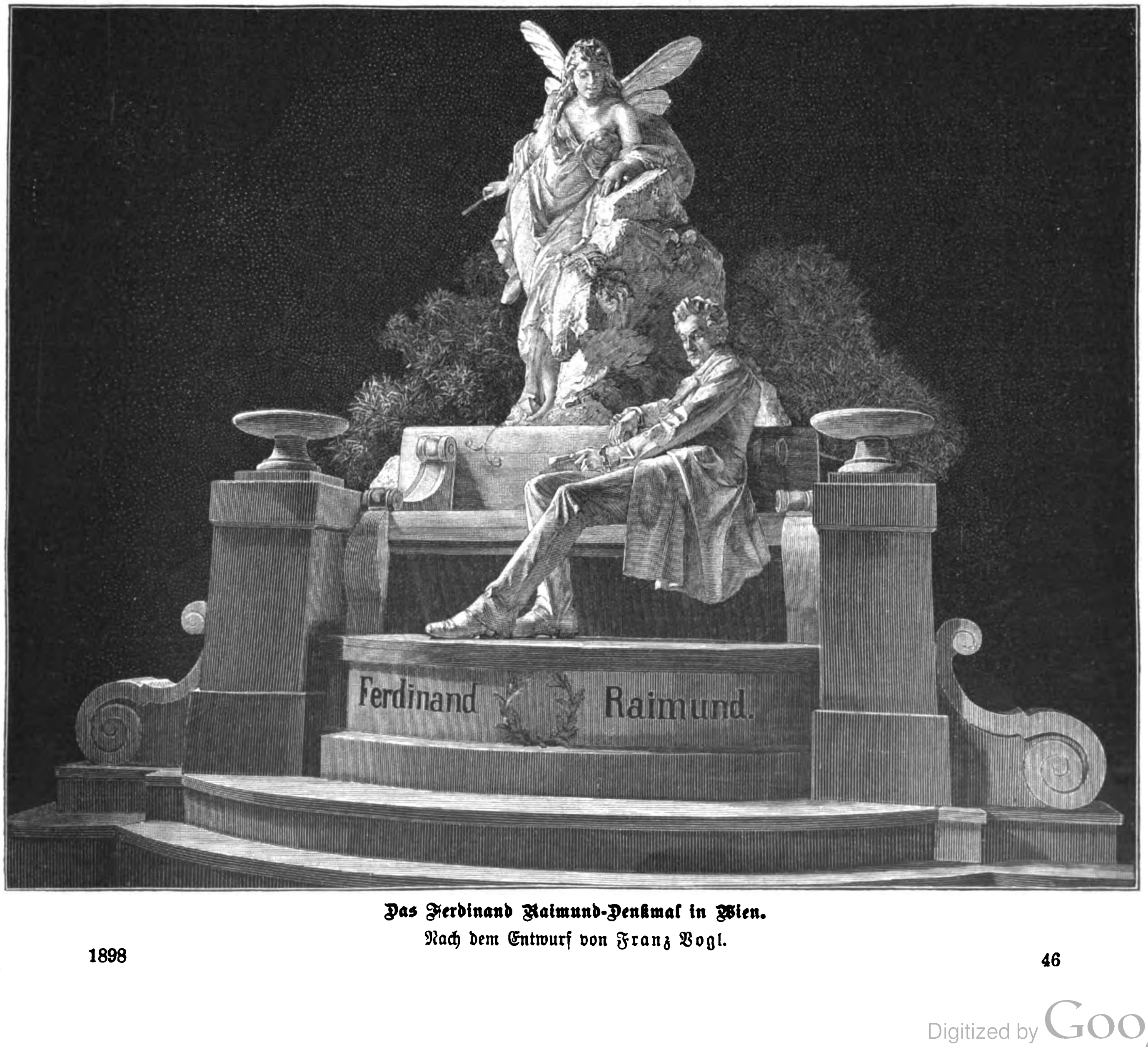
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.) Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Der von Joseph verheißene Brief traf endlich ein. Er war aus Sidney und seine Ankunft verursachte einen förmlichen Aufruhr in Velice. Sie hatte schon Sensation gemacht auf dem Postamt im nahen Marktflecken, wo Kaspar, der nach ländlichem Brauche das Amt des Nachtwächters und des Boten bekleidete, ihn in Empfang nahm.

„Aus Australien, am Ende gar vom jungen Herrn Joseph,“ sagte die Frau Expeditorin. „O, wenn ich um die Marken bitten dürft' für meine Tochter!“

„Aus Australien!“ Viele Leute hörten es und Kaspar fühlte plötzlich Flügel an den mit schweren Halinas belasteten Beinen (es war Winter) und lief und behielt eben noch Atem genug, um



Das Ferdinand Raimund-Denkmal in Wien.
Nach dem Entwurf von Franz Vogl.

jedem, dem er begegnete, zuzurufen: „Brief aus Australien, Brief vom jungen Herrn Joseph!"

Er zog mit einem Geleite Neugieriger zum Schlosse, Hanusch und der Wenzi vom Schullehrer folgten ihm sogar hinein. In der Halle trafen sie Elika und ihre Brüder Ball spielend und riefen alle zugleich: „Brief aus Australien! Brief vom Herrn Joseph!"

Leopold und Elika schrieen auf. Franz brachte nur einen heisern Laut hervor und wurde kreidebleich, wie damals bei der großen Rauferei. Doch schob er die Schwester ungeduldig fort, die voll Besorgnis fragte, was ihm sei. — Nichts war ihm, den Brief Josephs sehen wollte er, wissen, was drin stand. Wie ein Löwe stürzte er auf Kaspar los, entriß ihm die Posttasche und stürmte keuchend die Treppe hinauf zu seinem Vater.

„Da! da!" brachte er wie ein halb Erstickter hervor und legte die Tasche vor Herrn von Kosel hin, der sich eben mit Ordnen von Zeitungen beschäftigte.

Nun kam auch Elika. Sie hatte Herrn Heideschmied, und Herr Heideschmied hatte seine Frau und diese hatte Apollonia gerufen. Leopold war in den Sibyllenturm gelaufen, um die Tanten herbeizuholen. Das Zimmer Kosels füllte sich und in dem Kopetzkys liefen die Hausleute zusammen, und auf dem Gange standen Kaspar und seine Gefolgschaft.

Hanusch schrie plötzlich: „Wenn er um mich schreibt, steig' ich zu ihm hinauf auf die See!" und machte einen Purzelbaum.

Charlotte las den Brief Josephs vor. Er lautete:

„Lieber Vater! gute Tanten! Brüder! Elika!
Alle, alle meine Lieben!

Wie geht es Euch? mir geht es gut. Ich habe viel zu thun und lauter Sachen, die ich gern thue. Ich meine immer, daß ich in Velice nicht gewußt habe, wie lieb ich Euch habe, und doch wünsche ich Euch nicht hierher, das Leben hier wäre nichts für Euch, aber für mich ist es das rechte.

Lieber Vater, verzeih mir meine Flucht und befiehl mir nicht, daß ich zurückkomme, schreibe mir, lieber Vater, daß Du es mir nicht befiehlst. Ich könnt' ja nicht gehorchen."

„Das Blut," sprach Kosel und Renate fiel klagend ein: „Joseph! Joseph! So etwas sollte er nicht sagen, der geliebte Junge."

Charlotte las weiter: „Ich kann nicht studieren, lieber Vater, lieber Herr Heideschmied, und wenn einer wie ich bin einmal sagt: Ich kann nicht, dann muß man es ihm glauben. Es ist auch ganz unvernünftig, von allen zu verlangen, daß sie sich hinsetzen und dasselbe lernen sollen. Es können auch nicht alle dasselbe essen. Dem einen schlagt das . . ."

„Schlägt," berichtigte Herr Heideschmied. Charlotte ließ sich nicht unterbrechen.

„Dem andern jenes an, und nie gilt's als Schande für den Magen, wenn er eine Speise nicht vertragt . . ."

„Verträgt," flüsterte Herr Heideschmied.

„Aber ein Gehirn haben, das andere Nahrung braucht als der Schulrat ihm vorschreibt, das ist eine Schande, und Schande vertrag' ich nicht. Leichter noch die Trennung von zu Hause. So bin ich fort. Ich bin viel weiter als Sidney, kann aber noch nicht schreiben, wo ich bin, erst in ein paar Jahren sollt Ihr es erfahren."

„In Jahren?" — Renate unterdrückte einen Ausruf des Schmerzes, Thränen traten ihr in die Augen. Elika kam heran, drückte ihr Gesicht an das der Tante und sagte ihr ins Ohr:

„Wir haben ihn gut lieb, wir zwei!"

Am Schlusse seines Briefes bat Joseph alle, ihm den Kummer zu verzeihen, den er ihnen durch seine Flucht gemacht hatte, er bat sie, sich jetzt schon auf seine Rückkehr zu freuen, wenn er auch nicht viel gescheiter heimkommen werde als er gegangen sei, denn mit dem Lesen sähe es schlecht aus. „Gedrucktes kommt mir selten zu Gesicht, höchstens hier und da eine alte Zeitung . . .."

„Eine Zeitung?" sagte Kosel, „die hätte er wohl schicken können. Es wird gewiß eine sein, die in Sidney erscheint," fuhr er nach reiflicher Ueberlegung fort, „und wahrscheinlich in englischer Sprache. Es wäre merkwürdig, wenn er schon englisch lesen könnte. Freilich, in Neusüdwales muß er es lernen, weil er sich sonst den Engländern nicht verständlich machen kann."

Apollonia staunte: „Nein, daß der gnädige Herr das wußte. Ja, was der nicht wußte! Also englisch ist es dort, wo Joseph ist. Und ob es wohl so Häuser hat wie bei uns, das Sidney?"

„Viel größere, was denkst du denn, Poli," belehrte sie Leopold. „Sidney ist der größte Handelsplatz von ganz Australien und hat einen wundervollen Hafen, in den Tausende von Schiffen einlaufen, beinahe eine halbe Million Einwohner, eine Universität . . ."

„Die Joseph nicht beziehen wird," seufzte Heideschmied.

„Und giebt's dort auch Kirchen?" fragte Apollonia.

„Natürlich, und sogar einen anglikanischen Bischof."

„Und einen katholischen Erzbischof," sagte Renate.

Ganz zuletzt sandte Joseph auch einen Gruß an Tante Luise. Er hatte noch ein paar Worte hinzugefügt, sie aber unleserlich gemacht.

Von seiner Lebensweise sprach er vorläufig nicht. Im nächsten Briefe sollte es geschehen.

Er wiederholte seine Bitte, ihn nicht zurückzurufen, weil er nicht gehorchen könnte. Nur eines möge Gott verhüten, man möge ihm nicht schreiben müssen: Elika ist krank und sehnt sich nach dir. Wenn es aber so wäre — will ich es wissen . . . Gott behüt' uns davor, aber ich will es wissen . . ."

Elika verstand ihn wohl, es hieß: Wenn sie sich allzu sehr nach mir sehnt, krank wird aus Sehnsucht, dann komme ich zurück, so schwer es mir wird, komme ich . . .

Sie hatte die Macht, ihn zurückzurufen, es lag in ihrer Hand . . . Was niemand vermochte, vermochte sie. Wer mehr kann als andere, ist der schwach? . . . Zum erstenmal in ihrem Leben fragte sie sich: Bin ich denn wirklich eine arme Kleine?

Unter den vielen Briefen an Joseph, die am nächsten Tage unter der von ihm angegebenen Adresse eines Handlungshauses in Sidney auf die Post geschickt wurden, war auch einer von Luise und einer von Elika. Sie schrieb:

„Lieber guter Joseph!

Den besten Dank sage ich Dir hiermit, Joseph, daß Du glücklich angekommen bist, und gesund bist und zufrieden, ich bin auch gesund und zufrieden. Wir denken immer an Dich und erzählen uns von Dir. Und ich meine immer, Du wirst ein großer Feldherr werden und die Engländer besiegen, und mich zu Dir rufen und wir geben den Negern ihr Land zurück, werden ihre Könige, gewöhnen ihnen das Menschenfressen ab und machen sie zu guten Menschen. Du wirst die kleinen Buben und ich werde die kleinen Mädchen erziehen. Franz aber glaubt, daß Du lieber Viehzucht treiben willst. Wir lesen immer von Australien und ich studiere mit den Brüdern, und Herr Heideschmied sagt: ‚Leopold und Franz unterrichte ich; Elika lernt.‘ O lieber lieber Joseph! bleib' nur gesund und schreib' uns oft und sehr viel. Wir werden Dir auch alles schreiben. Leider, lieber Joseph, hustet Deine arme Tacki, und ich muß Dich vorbereiten, daß Du sie kaum mehr am Leben finden wirst, wenn Du erst in einigen Jahren wiederkommst. Ich frage sie nicht mehr: Wo ist dein Herr, Tacki? Sie wird zu traurig davon. Die Kuh von Tante Luise hat ein schönes Kalb bekommen, das schreibt sie Dir aber selbst. Leopold ist mit dem Falben gestürzt. Gleich schreibst Du, wo Du bist, Nichtsnutziger! O, Joseph, ich hab' Dich lieb, ich bet' für Dich alle Abend mit Tante Renate in der Kapelle und in der Früh' in meinem Bett. Ich bete auch immer, daß ich gesund bleibe und mich nicht zu stark nach Dir sehne.

Lieber guter Joseph!

mein ganzes Herz liegt auf diesem Blatt Papier,
ich siegel's ein und schick' es Dir.

Deine Dich liebende Elika."

Um diese Zeit war's, daß Apollonia sich als Heldin zeigte. Sie machte Elika den Uebergang aus der Kinderstube ins Gouvernantendepartement so leicht als möglich. Langsam entwöhnte sie ihren Pflegling von all den kleinen Diensten, die sie ihm bisher geleistet hatte.

Sie zog sich unauffällig von ihm zurück und forderte die feinfühlige Frau Heideschmied bei jeder Gelegenheit selbst auf, ihre Stelle einzunehmen.

Die erste Nacht aber, in der Elika nicht mehr unter ihrer

Digitized by Google

Obhut, sondern unter der der Erzieherin schlafen ging und — o Glück! in einem großen Bette — brachte Apollonia am leeren kleinen des Kindes weinend und betend zu.

Uebrigens blieb alles unverändert, es wurde nicht ein Sessel von der gewohnten Stelle gerückt. Herr von Kosel kam wie sonst zur bestimmten Nachmittagsstunde, setzte sich in seine Ecke und blickte in den Gruftgarten hinab. Apollonia nähte oder stickte Garnierungen für die weißen Kleider aus schwerem oder leichtem Stoff, die Elika trug.

Manchmal unterbrach sie sich in ihrer Beschäftigung und machte im stillen Betrachtungen über ihren Herrn. Die Leute lachen über ihn, weil er fast immer nachdenkt und nur selten redet. Wär's nicht eher zum Lachen, wenn er fast immer reden und nur selten nachdenken thät?

Einmal, als er ihr besonders verträumt vorkam, bemühte sie sich, ihn zu zerstreuen, und begann von ihrer gemeinsam verlebten Kindheit und Jugend zu sprechen, und wie gescheit das gewesen war von der gottseligen Frau Mama, daß sie Apollonia noch zu rechter Zeit aus dem Hause entfernt hatte: „Ich dumme Gans hätte mich am Ende gar in Sie verliebt, gnädiger Herr, wie so viele im Schloß und im Dorf. Ja, es ist nicht anders! Am Sonntag in der Kirchen war alle Andacht weg, da haben sie sich gedrängt und gestoßen, um nur recht weit vorzukommen und hinaufschauen zu können ins Oratorium, wo Sie waren mit der gnädigen Mama und den lieben Tanten."

„Ach geh', Poli!" sagte Kosel und war doch etwas geschmeichelt. „Das bildest du dir ein. Ich habe nie etwas davon bemerkt."

„Sie nicht! O, Sie gewiß nicht! Sie waren viel zu unschuldig dazu. Aber die gnädige Mama, die schon, und hat auch mit dem Herrn Pfarrer darüber gesprochen. Und der hat die Eltern von die Mädeln verwarnt, und die waren wütend und gar die jungen Burschen und die Männer, und ich glaub' immer, viel von der Feindschaft der Leut' gegen das Schloß stammt von daher."

Mit den letzten Worten hatte Apollonia alles verdorben. Die heitere Stimmung, in die es ihr gelungen war, Kosel zu bringen, verwandelte sich in eine melancholische. Er seufzte schwer, und bange Ahnungen stiegen in ihm auf.

Wohin sollte diese Feindschaft noch führen? Durch Thätlichkeiten hatte sie sich seit längerer Zeit nicht mehr geäußert, aber sie gärte dumpf und verborgen weiter und der Schullehrer nährte sie. Fortwährend wurden Klagen beim Bezirksgericht eingereicht und waren meist lächerlich und sinnlos.

Einige Weiber, die man zum „Roßhaarzupfen" aufgenommen hatte, schwuren hoch und heilig, daß ihnen im Amtshause vergiftetes Bier geschänkt worden war. Die Quelle, die den Teich im Schloßgarten speist und durch Bauernfelder läuft, war in neue metallne Röhren gefaßt worden. Sie erregten die größten Bedenken. Es wurden ihnen allerlei für den Boden und Getreidewuchs schädliche Eigenschaften angedichtet. Unten im Dorf hatte der Blitz eingeschlagen, weil Herr von Kosel oben auf seinem Schlosse einen Wetterableiter stehen hat — einen Ins-Dorf-Hinableiter. Dieser Hinableiter muß weg, und die Röhren müssen weg, und es wird geklagt, und weil's in einem geht, auch gleich wegen des vergifteten Biers!

Herr von Kosel begann an den Velicern zu verzweifeln und mit dem Gedanken an eine Auswanderung nach Neusüdwales zu spielen. Seinem Sohne ging es dort gut, warum sollte es nicht ihnen allen dort gut gehen?

Nach langer Zeit hatte Joseph sich entschlossen, zu gestehen, daß er bei Levin Bornholm war. Auf der Besitzung seines Freundes, vier Tagereisen weit von Sidney. Er bat die Tanten, sich deshalb ja nicht zu beunruhigen, ja nicht zu glauben, daß Bornholm einen schlechten Einfluß auf ihn nehme. O nein! Levin sei nicht roh wie die meisten Squatter, er behandle seine Untergebenen streng aber gerecht und sorge für sie. Bornholm hatte Herden von Tausenden von Schafen und führte einen großartigen Wollhandel. Joseph genoß sein Vertrauen schon so sehr, daß ihm die Leitung einer Karawane übertragen worden war, die aus vielen mit Wollballen beladenen mit je zwanzig Ochsen bespannten Wagen bestand. Einen davon kutschierte das Weib des Ochsentreibers. Nun planten sie eine Reise mit wissenschaftlichen Zwecken, Bornholm und er, und diese Art der Wissenschaft zu dienen ließ Joseph sich gefallen.

Ach, seine Geschwister begleiteten ihn im Geiste durch die märchenhaften Wälder, durch die Riffe, die Buchten, über die Flüsse Australiens. Sie erlegten mit ihm giftige Schlangen, kultivierten Menschenfresser und kannten sich alle drei in der Geographie des fernsten Weltteils besser aus als in der ihres eigenen Vaterlandes. Herr Heideschmied, der Franz eines Abends auf die Pracht des Sternenhimmels aufmerksam machte und auf das feurige Blinken Arkturs, erhielt von ihm die Antwort:

„Was kümmert mich Ihr Sternenhimmel und Ihr Arktur, wenn ich nicht das Südliche Kreuz sehen kann!"

Elika hatte um Josephs willen noch eine schwere Stunde zu bestehen gehabt. Sie war in dem Augenblick in ihr ehemaliges Zimmer getreten, in dem Apollonia beim Aufräumen des Schrankes die erbrochene Sparbüchse gefunden hatte. An diese Sparbüchse hatte die Kleine gar nicht mehr gedacht, und eine schreckliche Ratlosigkeit ergriff sie, als die Wärterin ihr möglichst schonend mitteilte, daß alles Geld, das der gute Papa und die guten Tanten ihr geschenkt hatten, gestohlen sei.

„Nein, nein, nicht gestohlen!" rief Elika und fuhr mit beiden Händen nach ihrem Kopf. „Poli, ich bitte dich, ich bitte dich... glaub' nur nicht, daß es gestohlen ist ..."

„Nicht gestohlen — aber fort. Wer hat's genommen? Du selbst? Elika!"

„Ich — ich..." Was thun? Wenn sie sagte, wem sie das Geld gegeben hatte, was mußte sie dann nicht alles sagen? Daß sie gewußt hatte um Josephs Flucht und sie hätte verhindern können, und gewiß — sollen! die Leute wecken, ihm nachsetzen, ihn einholen lassen... Nein und hundertmal nein, das sagt sie nicht — Poli kann ja nicht schweigen, die Kinder hatten es schon oft erfahren: nie ganz schweigen, höchstens halb und halb, wenn man sie „fürchterlich" bittet. Elika fleht also und beschwört:

„Frag' mich nicht! frag' nicht! Ich hab's verschenkt, mehr sag' ich nicht, lieber sterben!"

Guter Gott, da war das Kind wieder da mit seinem Sterben! Wenn einem das Kind nur damit nicht käme, das hält man ja nicht aus. Und verschenkt also, der Engel — alles, was er hatte, verschenkt? Und will nicht einmal sagen, wem er aus der Not geholfen hat. O der gute Engel!

„Lob' mich nicht!" ... Im Ton des tiefsten Schmerzes stieß die Kleine es hervor, und Apollonia erschrak über ihre Aufregung und suchte sie zu beschwichtigen und beteuerte, daß sie schweigen und auch nie wieder fragen werde, wohin das Geld des guten Engels gekommen sei.

In derselben Nacht aber hatte Apollonia von Joseph geträumt, war plötzlich aus dem Schlafe aufgefahren und dann lange wach gelegen. Und allerlei war ihr „vorgegangen". Etwas höchst Merkwürdiges — und geradezu wunderbar, daß es ihr nicht früher zum Bewußtsein kam. Jetzt mit einem Mal stand es vor ihr. Damals in der Nacht, in der Joseph entfloh, hatte ein herzzerreißender Schrei Apollonia geweckt. Die Kleine stieß ihn aus: „Joseph!" rief das Kind. Sie hatte gewußt, was geschah, eine Ahnung hatte es ihr gesagt, ein zweites Gesicht. Sie hatte den Bruder gesehen, sich aus dem Hause stehlen, in Nacht und Sturm des Weges ziehen, und ihn gerufen voll Todesangst! Und was sie gelitten hatte durch ihr unheimliches Traumleben, hatte sich am nächsten Morgen in ihren Zügen ausgesprochen; es war jedem aufgefallen. Apollonia beeilte sich, ihre spät gemachte Entdeckung der Tante Renate mitzuteilen. Diese meinte:

„Es kann auch Zufall sein; ich glaube, daß Sie nicht davon sprechen sollten."

Aber zwei Geheimnisse auf einmal bewahren konnte Apollonia nicht, das war zuviel von ihr verlangt. Wenigstens Frau Heideschmied mußte sie sich anvertrauen, und doch auch der Frau des Kochs, mit der sie besonders innig befreundet war. Und die schwieg nicht, die erstaunliche Thatsache kam im ganzen Hause herum. Man setzte hinzu, schmückte aus, und bald war Elika von dem Nimbus einer kleinen Hellseherin umgeben.

Sie betete viel und heiß, mit exaltierter Frömmigkeit. Sie

Digitized by Google

fühlte sich im Gebete, unter der unmittelbaren Einwirkung des höchsten Wesens, von Schauern der Ehrfurcht und Glückseligkeit durchrieselt im Bewußtsein seiner Nähe.

Sie hatte Augenblicke süßer, wonniger Begeisterung. Besonders abends im Oratorium der Schloßkapelle, wenn sie ruhesehnend und schon etwas schläfrig dort kniete neben Tante Renate auf dem verschossenen Sammet des Betstuhls und ihren Gutenachtgruß an den lieben Gott sprach. Sie hatte ihn selbst „gedichtet“. „Meine Gedanken flattern mit müden Schwingen, aber zu Dir. Die Augen meiner Seele sind verschleiert, schauen aber aus nach Dir!“

Durch die hohen Fenster blinkten die Sterne, und ein andres Sternlein, das ewige Licht in seiner geschliffenen Krystallschale, grüßte zu ihnen hinauf. Elika lieh ihm Worte: „Das Flämmchen spricht zu euch Sterne, es sagt: Euer Licht hat der Finger Gottes entfacht, das meine die Andacht der Menschen, unsterblich sind wir beide.“

Wenn der Mond einen verklärenden Lichtstrahl herein warf und ihn ruhen ließ auf dem großen Engel, der mit entfalteten Flügeln über dem Altare schwebte, ein goldenes Kreuz in der ausgestreckten Rechten, da hefteten Elikas Augen sich wie gebannt auf ihn, da meinte sie, dem Blick der seinen zu begegnen, ihr wendete er sein schönes Angesicht zu und hielt ihr das Zeichen des Heiles entgegen. Seine stummen Lippen sprachen nur ihr vernehmbare Worte himmlischer Liebe und geheimnisvoller Verheißungen.

Ihren Brüdern erzählte sie nichts von ihren Entzückungen beim Gebete. Sie hatte kein Mitteilungsbedürfnis über die Vorgänge in ihrer tiefsten Seele. Ihre Brüder hingegen sagten ihr alles, was ihnen durch die Köpfe und die Herzen flog, sie war die Vertraute ihrer Zukunftspläne. Leopold, der seine Studien immer noch etwas von oben herab betrieb, aber die Prüfungen glanzvoll bestand, wollte Staatsmann werden und das Vaterland aus allen Wirren erlösen. Franz gedachte sich der Landwirtschaft zu widmen. Ihm machte das Lernen fortwährend große Schwierigkeiten, doch gelang es der sieghaften Lehrkunst Heideschmieds, ihn durch die Schulen zu quetschen.

Dem Einfluß seiner eigenen biedern und sympathischen Persönlichkeit verdankte der Junge auch etwas. Die Gesichter der strengsten Professoren am Gymnasium heiterten sich auf, wenn er sorgenvoll dreinschauend erschien, tief und ehrerbietig grüßte und mit heroischer Anstrengung seinen Denkapparat in Bewegung setzte. Jedes einzelne seiner hellen, kurzgehaltenen Haare strebte empor und schien um Beistand zum Himmel zu rufen. Falten bildeten sich auf der breiten, vorspringenden Stirn, die Augen glänzten, die Flügel der kurzen Nase zitterten und der Mund, der liebe, schöne, unschuldige Mund öffnete sich, die Spitze der Zunge kroch schüchtern hervor und benetzte die glühenden trockenen Lippen. Und die Antwort, die der prüfende Professor unfehlbar auf seine erste Frage erhielt, lautete:

„— Ja — ja — ja — ja — ja!“

Wenn man ihn aber nur mit einer kleinen Nachhilfe auf den rechten Weg wies, ihm nur Mut machte, dann ging's, dann holperte er weiter und trug immer Censuren davon, die er, streng genommen, nicht verdient hätte, und nur erhielt, weil die Herren Professoren erwarteten, es werde im nächsten Jahre besser gehen.

Seit einiger Zeit war übrigens der starke blühende Junge ein Sorgenkind geworden. Der Arzt hatte ein Herzleiden bei ihm konstatiert und dringend empfohlen, ihn vor Gemütsaufregungen und vor heftiger körperlicher Anstrengung zu bewahren. Möglichst unauffällig; er selbst brauchte den Grund des unbehaglichen Gefühls, das er oft haben mußte, nicht zu kennen. „Man schiebt alles aufs Wachsen,“ meinte der Arzt, „und wenn er einmal glücklich über die Entwicklungsjahre hinausgebracht ist, haben wir viel gewonnen.“

In aller Gemächlichkeit verdiente sich Leopold sein Zeugnis der Reife und sollte bald nach Wien auf die Universität kommen. Ein Glück, nach dem er sich das ganze Jahr hindurch heiß gesehnt hatte. Selbständig sein, endlich selbständig, endlich sein eigener Herr! Es ging ihm ja gut zu Hause, und er liebte die Seinen, aber die Unabhängigkeit ist doch das Schönste, und ein Mann wird man nur draußen in der Freiheit, in der Welt!

Der Tag der Abreise war schon bestimmt und je näher er kam, eine um so größere Ungeduld erfaßte den Jüngling. Er fing an, die Stunden zu zählen . . . doch — er zählte und rechnete ohne Elika. Die arme Kleine wurde immer trauriger, immer blasser. Frau Heideschmied, ihre begeisterte Verehrerin und unterthänige Sklavin, hörte sie des Nachts in ihrem Bette schluchzen. Sie sekundierte im stillen. Der Schmerz des Kindes war ihr Schmerz, Elikas geringste Verstimmung brachte sie um alle Freudigkeit, Elikas geringstes Unwohlsein schien ihr der Beginn einer schweren Krankheit, und sie beunruhigte mehr als einmal die Tanten mit der Versicherung:

„Mesdames, elle se meurt!“

Es kam so weit, daß Charlotte zu ihr sagte: „Verzeihen Sie mir, liebe Frau Heideschmied, aber Ihre Aengstlichkeit übersteigt schon die Grenzen — des Unvernünftigen.“

Indessen machte der Trübsinn, in den Elika versank, als der Augenblick der Trennung von Leopold mehr und mehr heranrückte, dem ganzen Hause Kosel und allen, die zu ihm gehörten, große Sorge.

Die Kleine sprach nicht von dem bevorstehenden Abschied, man sah aber, daß sie an nichts anderes dachte. Sie bat ihren Bruder nicht ein einziges Mal, daß er ihr das Opfer bringen möge, dazubleiben; wenn sie aber mit ihm sprach, klang ein leiser Vorwurf aus ihrem Tone, und aus ihren Augen fluteten ihm solche Wogen des Leids entgegen, daß er es nicht aushielt, daß er sich vorkam wie ein Verbrecher, wie ein Schwestermörder, und nach schwerem Kampf mit sich selbst eines Morgens erklärte:

„Ich hab' es mir überlegt, ich bleibe. Das erste Jahr Jus kann ich am Ende auch in Velice durchmachen.“

Elika dankte nicht mit Worten, aber sie lebte wieder auf, sie entzückte ihre Brüder, erheiterte das ganze Haus mit ihrer lieben Munterkeit, die in alle Herzen eindrang wie mildes, lauteres Licht.

„Jetzt bist du wieder nett,“ sagte Leopold zu ihr, und sie antwortete:

„Weil ich glücklich bin.“

„In einem Jahr geh' ich aber doch,“ sprach er nach kurzer Ueberlegung mit Festigkeit.

„Ach was — in einem Jahr!“ —

Er wußte wohl, was das heißen sollte: Geh' du nur in einem Jahr! Mir thut's dann nicht mehr weh. Ich bin dann nicht mehr da.

Sie sah oft danach aus, als ob sie in einem Jahr nicht mehr da sein sollte, und plötzlich, ohne sichtbare Veranlassung, war das blasse Alabastersäulchen in ein frisches rosiges Mädchen verwandelt, das von Lebenslust sprühte und, schwimmend und rudernd, reitend und pferdelenkend, mit ihren Brüdern wetteiferte an Geschicklichkeit und Kühnheit.

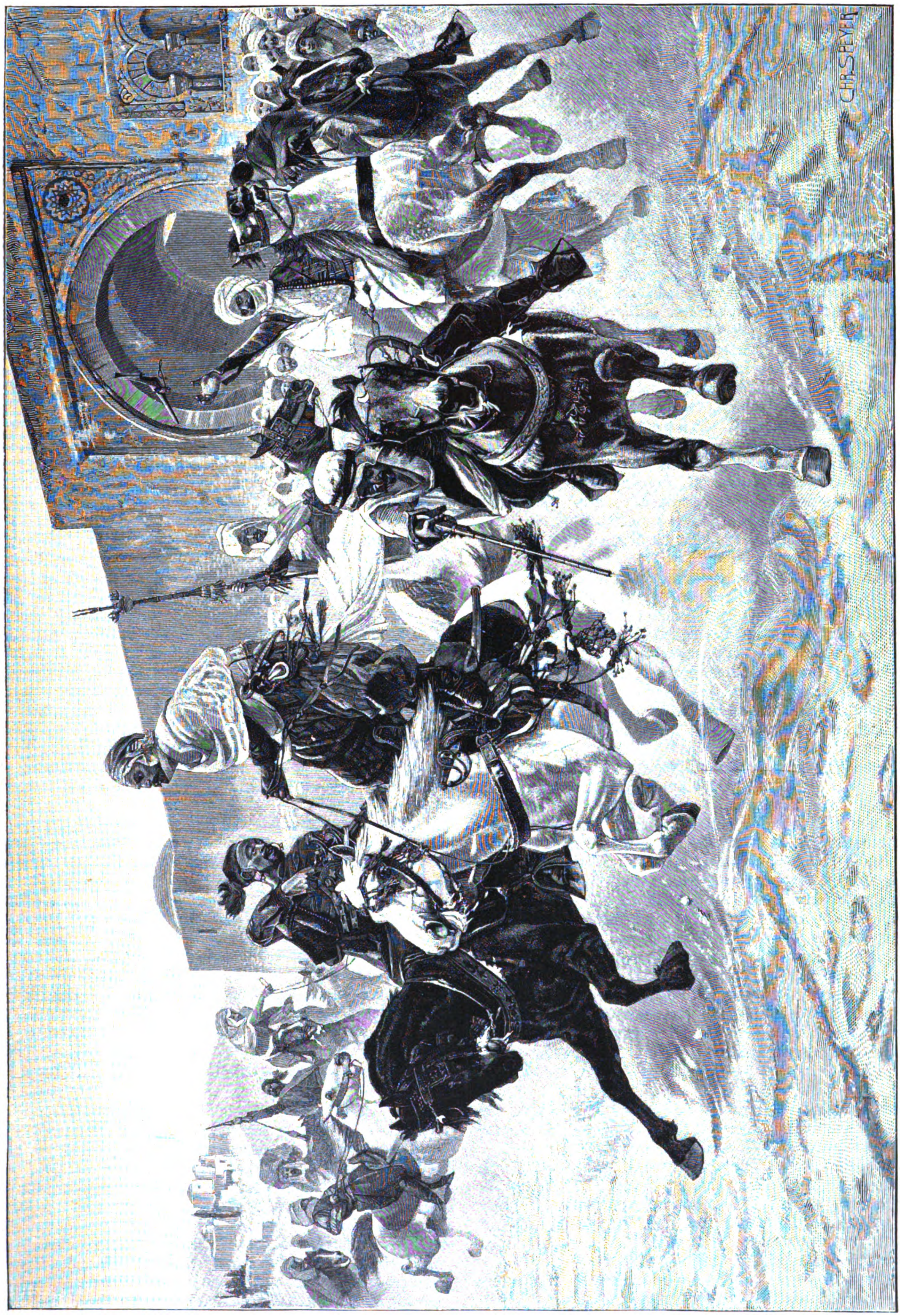
Im Gegensatz zu ihrer früheren Lernfaulheit war sie jetzt von einem fieberhaften Wissensdurst ergriffen. Sie hatte zu oft auf ihre Frage: Warum? die Antwort erhalten: Weil Gott es so eingerichtet hat, um nicht endlich zu der weiteren Frage: Warum hat Gott es so eingerichtet? zu gelangen.

Sie fühlte sich immer etwas beleidigt, wenn ihr erwidert wurde, darüber ließen sich höchstens Vermutungen anstellen, die aber selten das Rechte träfen. In die Absichten Gottes einzudringen, vermag kein menschlicher Verstand. Das glaubte sie einmal nicht! Tante Renate, die so fromm ist, der Herr Pfarrer, der ein Priester ist, werden doch die Absichten Gottes kennen. Sie wollen ihr nur nicht sagen, was sie wissen, sie finden sie noch zu jung, zu kindisch. Nun, wenn die Menschen ihr allerlei verheimlichen, und Versteckens mit ihr spielen, nimmt sie ihre Zuflucht zu Büchern. Bücher sind offenherzig, die braucht man nur aufzuschlagen und sie geben uns großmütig und freimütig ihren ganzen Reichtum.

Und jetzt war keines der Bücher ihrer Brüder mehr vor ihr sicher; sie studierte mit glühendem Eifer und eisernem Fleiße wochen- und manchmal sogar monatelang, aber — einmal das, einmal jenes, und Heideschmied prophezeite ihr:

„Ihr Wissen wird immer Stückwerk bleiben, Elika.“

Digitized by Google



Fantasia.
Nach dem Gemälde von Chr. Speyer.

Digitized by Google

Seit Joseph fort war, hatte sie sich mit großer Innigkeit an Luise geschlossen. Ihr kam vor, daß diese junge Tante sie ungemein zu schätzen wußte und ein Verständnis für sie habe, das den Großtanten fehlte. Besonders Renate, deren Leben eine lange Uebung in der Selbstbeherrschung gewesen war, sah die Launen, denen Elika sich hingab, ihr Schwanken von einem äußersten zum andern als etwas höchst Beklagenswertes und als einen Freibrief auf alle möglichen zukünftigen Leiden an.

Einige Wochen vor ihrem dreizehnten Geburtstag erbat sich die Kleine als liebstes Geschenk die Erlaubnis, vierzehn Tage ganz allein bei Luise in Vrobek zubringen zu dürfen. Apollonia packte einen Koffer, und schon geraume Zeit vor der Uebersiedlung hielt Elika ihre Bekannten im Dorfe und die Arbeitsleute im Garten an und sprach mit großem Ernste:

„Wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte vor meiner Abreise, sage ich Ihnen also heute Lebewohl."

Man fand das herzig und rührend und die wenigsten versäumten, sie ihrer Hingebung zu versichern. Beim wirklichen Abschied empfahl sie ihren Brüdern, sie morgen, und den Tanten, sie spätestens übermorgen zu besuchen. Ueberhaupt solle nur ja täglich jemand aus Velice hinüberkommen, sich nach ihr zu erkundigen.

Dann fuhr sie fort und lehnte sich aus dem Wagen und winkte mit dem Taschentuche, so lange auch nur die Spitze eines Rauchfangs vom Schloßdache zu erblicken war. Sie fühlte einen großen Trennungsschmerz und kostete ihn aus mit Hochgenuß.

Im raschen Trabe war der Weg längs der Parkmauer zurückgelegt worden, nun ging es den Berg hinunter, zwischen zwei Reihen alter Apfelbäume. Ihre Früchte waren schon abgenommen. Es war ein gutes Obstjahr gewesen. Zu Hügeln aufgeschichtet lagen Aepfel, Pflaumen und Nüsse auf den Feldern und daneben die Wächter im leichten oder schweren Branntweinrausche.

In einer Viertelstunde war die größere Hälfte der Reise zurückgelegt, Valahora kam in Sicht.

„Du! Du!" rief Elika ihre Tante an, „schau hin. Bartolomäus hat alle Fenster aufgemacht. Was heißt denn das? was geschieht ihm denn? Dem muß was sein, daß er sich entschließt, die Fenster aufzumachen. . . . Oder," unterbrach sie sich plötzlich und eine helle fliegende Röte stieg ihr ins Gesicht, „lüftet er, weil er seinen Herrn erwartet? . . . Luise — wenn Bornholm käme, käme Joseph mit . . ." Sie konnte nicht weiter sprechen, ihr Atem versagte.

Luise nahm sie in die Arme: „Mache dir keine falschen Hoffnungen. Joseph denkt noch nicht an die Heimkehr. Das sieht man ja aus seinen Briefen."

In Vrobek kam Elika sich doch ein wenig vor wie eine verwunschene Prinzessin. Es war alles gar so einfach; das Zimmer, in dem Luise sie neben dem ihren einquartiert hatte, wie jenes weißgetüncht und spärlich eingerichtet. Am Abend brachte die Tante sie zu Bette und blieb bei ihr, bis der Kleinen die Augen zufielen. Aber sie hatte einen unruhigen Schlaf, eine Deckenrutschung fand statt und Elika erwachte im blanken Hemdchen, fröstelnd, zähneklappernd. Da dachte sie sogleich, daß sie Fieber habe, malte sich rasch und lebhaft die ganze Traurigkeit eines Sterbens in der Fremde aus und schlief, wieder fest in ihre Decke gehüllt, sanft und ruhig bis zum Morgen. Als aber Luise kam, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein, und fragte, wie sie geschlafen habe, antwortete sie: „Elend!" und glaubte es.

Im Laufe des Vormittags kam Besuch aus Velice, am Nachmittag unternahmen Luise und Elika einen Spaziergang nach dem Walde von Valahora.

„Wir sollten auch ins Schloß," meinte die Kleine. „Es ist dort hübsch gruselig. Man glaubt, jetzt und jetzt wird man in das schreckliche Zimmer des Blaubart kommen. Aber man kommt nur in ganz natürliche Zimmer mit alten Kanapees und Sesseln."

„Woher weißt du das?" fragte Luise. „Du warst nie in Valahora; es ist euch ja verboten, hinzugehen."

— Nun — — sie gingen doch. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute sie's der Tante an. Neulich erst waren sie dort gewesen, hatten auf der Promenade Herrn und Frau Heideschmied gesagt: Spazieren Sie nur weiter, wir kommen schon nach, wir wollen nur die Hunde im Forsthaus besuchen, und waren nach Valahora gelaufen.

„Eine Lüge, Kind!"

„Nur eine halbe, nur eine viertel! Wir haben wirklich Hunde besucht, die schlimmen Wolfshunde von Herrn Bornholm, die Kinder von Jedén und Dva. Uns thun sie aber nichts. Und Bartolomäus, der so bös' ist, thut uns auch nichts. Er nimmt mich und trägt mich im ganzen Haus herum, wenn ich will. Du wirst sehen, wie lieb mich der hat, der alte Bartolomäus."

Sie plauderte eifrig, sie suchte Luisens Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie hatte längst etwas bemerkt, das die Tante nicht bemerken sollte. Im „Wetterwinkel" stiegen Wolken auf, die von Zeit zu Zeit ein fahles Leuchten durchzuckte. Der übrige Himmel schimmerte in feurigem Blau, die Sonnenstrahlen stachen und brannten. Wenn ein so schreckliches Gewitter käme wie an dem Tage, an dem Joseph das Haus verließ! Im Wald möchte sie von ihm überrascht werden, sich aber früher verirrt haben, die Nacht im Freien zubringen müssen. Das wäre eine Wonne! Das wäre! Herrlich stellte Elika es sich vor. In Australien würde Joseph erschrecken, wenn er davon erführe.

Sie hatten die Anhöhe überschritten, die er zu umgehen pflegte, wenn er Luise heimbegleitete, und hinter der er dann am Gartengitter wieder zum Vorschein kam, um ihr ein allerletztes Mal Lebewohl zu sagen. Eine breite Allee von Linden- und Kastanienbäumen führte durch schöne, gute Felder, die einst zu Vrobek gehört hatten und dann vom Ankömmling aus Schweden erworben worden waren, bis zum Walde.

An seinem Saume standen uralte Eichen. Kolosse mit riesigen Stämmen, schrundig und grau. Einige, schon wipfeldürr, reckten trotzig ihr stolzes Geäst; andre, vom Blitz zerspellt und zu Tod verwundet, entfalteten noch an jungen Zweigen einen dunklen Blätterreichtum. Die Bäume ringsum, knorrige Linden, die Birke, die Jungfrau des Waldes, Buchen und Erlen schienen ehrfurchtsvoll zurückzuweichen vor dieser greisen Majestät. Nur niederes Gebüsch drängte sich in ihre Nähe und Schlingpflanzen krochen an ihr hinauf mit kleinen grünen Füßchen und sogen ihr Parasitenleben aus ihrer Rinde.

Er war schön, der von jeglicher Forstkultur verschont gebliebene Wald, in dem die Natur frei und ungehindert ihre göttliche Willkür walten lassen durfte. Steile, steinige Halden, von Wasserfäden durchrieselt, schilfumkränzte, dunkle Weiher, üppige Wiesen wechselten mit dicht wucherndem Gebüsch, düstre Nadelholzbestände, durch die man hinschritt wie auf einem Teppich von Atlas, mit Abhängen und Anhöhen voll Wurzeltrieben und Brombeersträuchen.

Die wunderbare Stille des Waldes, die lebendige Stille, in der das winzige Insektenvolk lautlos sein geschäftiges Wesen treibt, wurde manchmal durch Vogelgezwitscher unterbrochen und durch ein Huschen und Flattern . . .

„Schau, ein Hase! . . . Schau, Rebhühner!" . . . flüsterte Elika. „Und dort im Gebüsch, schau nur, ein Reh!" . . .

„Ich habe keine Ahnung, wo wir sind," sagte Luise, etwas unruhig geworden. Elika behauptete, sich vortrefflich auszukennen, sie würden nun gleich auf einen Fußsteig kommen, auf dem man in ein paar Minuten zum Schloß hinaufgelange. Der Fußsteig zeigte sich aber nicht, vielmehr wurde der Wald dichter, unwegsamer, und plötzlich fuhr heulend und pfeifend ein Windstoß über die Wipfel. Die schlanken Bäume bogen sich, die mächtigen widerstanden, aber wie eine grollende Klage tönte es herab von ihren Kronen.

Luise wollte umkehren, den Weg nach Hause getraute sie sich zu finden: „Eilen wir!" rief sie, „es steigt ein Gewitter auf."

„Es ist schon da!" erwiderte Elika. „Hast du den Blitz gesehn? . . . Und der Himmel über uns ganz schwarz!" . . .

Mit unglaublicher Schnelligkeit war es heraufgestiegen. Wie dunkle, kompakte Massen türmten sich die Wolken, aus denen Feuerpfeile blendend niederschossen. Unmittelbar beinahe folgte ihnen ein dumpfes schweres Rollen. Wenige Sekunden nur noch zwischen Blitz und Donner; das Gewitter stand senkrecht über dem Wald. Eine unbeschreibliche, atembeklemmende Spannung lag in der Luft. Noch fiel kein Tropfen Regen, und dieser wilde harte Kampf der Elemente glich einem ungeheuren und thränenlosen Schmerz.

Digitized by Google

„Nur heraus aus dem Walde! nur ins Freie, wir wollen zurück," sagte Luise in peinlicher Angst um das ihr anvertraute Kind.

Dieses Kind aber, dieses unberechenbare, war von einem Uebermutsrausche erfaßt: „O nein! weiter wollen wir. Wir sind ganz nah' von Valahora, sag' ich dir, Tante. Der nächste Blitz wird es uns zeigen."

Wieder lief sie voran, stieß aber plötzlich einen Schrei aus und taumelte. Einen Augenblick war alles rings um sie von grellem Licht blendend erleuchtet, der Boden zitterte. Mit hartem, knatterndem Gedröhn war ein Wetterstrahl an der höchsten Tanne herunter in die Erde gefahren.

„Um Gottes willen, Elika!" Luise stürzte auf sie zu und riß sie an sich: „Es ist nichts . . . nichts geschehen . . . bist nur erschrocken, du arme Kleine!"

„Nur erschrocken, die arme Kleine," antwortete statt der noch Sprachlosen spöttisch eine tiefe Männerstimme. Bornholm trat auf die beiden zu. „Kommen Sie heraus aus dem Wald. Was haben Sie beim Gewitter im Wald zu suchen?" Er wendete sich und winkte ihnen, zu folgen.

Zwei Hunde sprangen herbei; zwei Freunde, Jedén und Dva. Sie tupften mit den Nasen an die Hände und an das Kleid Elikas und wedelten diskret mit den Schwänzen. Die Freude des Wiedersehens laut zu äußern wagten sie nicht. Ihr Herr war da.

„Es ist Herr Bornholm," flüsterte die Kleine kaum hörbar, und Luise fühlte den zarten Körper, den sie an sich gepreßt hielt, erbeben. „Ich erkenn' ihn an seinen Hunden . . . O Jesus! Vielleicht ist Joseph auch mitgekommen." Sie erhob die Stimme so laut sie konnte: „Herr Bornholm, ist Joseph auch gekommen?"

„Nein," erwiderte er, ohne sich umzusehen.

Sie waren auf dem Fußpfad angelangt, den Elika vorhin gesucht hatte und der zwischen hohem Gras und niederem Gebüsch steil zur Burg hinaufführte.

In Güssen strömte jetzt der Regen nieder; das Gewitter grollte weiter und ein Wirbelsturm fegte den Wandernden kalte Duschen abwechselnd in den Rücken und ins Gesicht. So gut es ging, suchte Luise die Kleine vor dem Unwetter zu schützen, hüllte sie in ihr Tuch, spannte ihren Sonnenschirm über sie aus und kämpfte wacker mit dem Sturm, der sich seiner bemächtigen wollte. Es gelang ihm. Der Schirm flog über Bornholm hin und schlug ihm beinahe den Hut vom Kopfe. Er wendete sich lachend:

„O weh! das schützende Dach ist fort; jetzt zerfließt das Zuckerpüppchen."

Im Hof wurden sie von Bartolomäus empfangen. Sein mürrisches Gesicht verwandelte sich in ein bestürzt mitleidiges, sobald er Elika erblickte. Viel Worte machte er nicht, aber er nahm sie in die Arme und trug sie das steinerne Treppchen hinauf in den Gang.

„Is naß und kalt wie Fischerle, arme Kleine," sagte er, „und weint."

„Weil sie einen Spaziergang im Regen hat machen müssen," versetzte Bornholm.

Elika bäumte sich auf: „Weil Joseph nicht gekommen ist!" Mit einem Schrei rangen die Worte sich aus ihrer Kehle: „Weil Sie ihn dort gelassen haben, allein bei den Menschenfressern. Das ist schlecht von Ihnen!"

Sie schluchzte, sie umklammerte den Hals des alten Bartolomäus und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

Levin blieb ganz ungerührt. „Was glauben Sie denn, kleine Person?" sagte er. „Wenn Sie glauben, daß Joseph einen Beschützer braucht, irren Sie, er ist selbst ein Beschützer."

„Sie werden uns von ihm erzählen, Herr Bornholm," fiel Luise ein, „wir bitten darum. Wir fragen aber auch: wollen Sie uns Gastfreundschaft gewähren, bis der Regen aufgehört hat?"

„Selbstverständlich, Fräulein von Kosel. Ich weiß, daß Sie es sind," beantwortete er ihren erstaunten Blick. „Joseph hat Sie mir sehr treu geschildert."

Er stieß die Thür seines Zimmers auf und schloß sie hinter den Eingetretenen.

Bartolomäus legte die Kleine vorsichtig auf den Diwan, und während Luise ihr das durchnäßte weiße Kleidchen, die Schuhe und die Strümpfe auszog, holte er einen dicken Plaid Bornholms herbei, in den Elika gewickelt wurde. Sie weinte noch immer. Ganz leise jetzt, aus tiefstem, schwerverwundetem Herzen, in dem echt kindlichen ätzenden Schmerz, der einem Gefühl von gräßlicher Verlassenheit entspringt: — Was wissen sie von mir, diese Erwachsenen, die so hart sind, so dumm und keinen Trost geben — und nichts können als nur sagen: „Weine nicht."

„Weinen S' nicht," wiederholte Bartolomäus zum zehntenmal. „Was weinen S' denn?"

„O Bartolomäus, mein Guter," erwiderte Elika und brach, als sie zu sprechen begann, in neues Schluchzen aus, „rufe Herrn Bornholm . . . Er soll mir wenigstens . . . von Joseph erzählen . . . O Bartolomäus, mein Guter, ich werde sterben und werde meinen Joseph nicht wiedersehn!"

Das war zu viel für den Alten; er nahm das Kleidchen, die Schuhe und die Strümpfe, würgte etwas von „Herd" und „trocknen" hervor und verließ das Zimmer.

Luise kniete bei Elika nieder: „Hast eine arge Enttäuschung gehabt, arme Kleine. Weine dich aus; das ist gut. Wird es bald gut sein? Was meinst du? . . . Wie deine Augen rot sind! . . . und wie deine Lippen brennen!" Sie wischte ihr mit dem Taschentuche die Thränen vom Gesicht, drückte ihre kühle Wange an den Mund Elikas, küßte und herzte sie, die sich ihre Liebkosungen in Gnaden gefallen ließ und immer nur zwischen zwei — nun doch schon trockenen — Schluchzern seufzte:

„Wann kommt denn Herr Bornholm?"

Der Ersehnte erschien endlich. Einen Augenblick blieb er auf der Schwelle stehen, mit der Miene eines Menschen, der einen unangenehmen Eindruck empfängt; trat an den Tisch am Fenster und legte eine Speerspitze und ein hölzernes Kampfmesser zu den Waffen, die sich dort befanden.

Wie bös' der ist! Es verdrießt ihn, daß wir uns hier so häuslich eingerichtet haben, dachte Luise und sprach: „Wir werden Ihre Güte nicht mißbrauchen, Herr Bornholm. Wir wandern bald heim. Der Regen hat, scheint mir, fast aufgehört."

„Schwer zu konstatieren von hier aus," er deutete nach dem Fenster mit den wenig durchsichtigen Butzenscheiben. „Aber warum setzen Sie sich nicht?"

Luise nahm Platz in einem großen, altmodischen Fauteuil und Levin ihr gegenüber auf der Lehne des Diwans, bis zu der die Füßchen Elikas lange nicht reichten.

„Was hat Joseph mir sagen lassen?" fragte sie. „Er hat mir gewiß etwas sagen lassen und dem Papa und allen."

„Durch mich hat er Ihnen nichts sagen lassen," erwiderte Bornholm und schlug gemächlich ein Bein über das andre. „Wir haben eine Partie ins Innere des Landes gemacht und uns vor ungefähr sechs Wochen getrennt. Ich war damals noch nicht entschlossen, nach Europa zu reisen."

Während er sprach, ließ er Luise nicht aus den Augen. Sein Blick glitt an ihr herab, von dem zerknitterten, weißen Krägelchen, das den Hals eng umschloß, an dem übereinfachen, dunkelblauen Perkalkleide, das bespritzt und feucht in schlaffen Falten an ihrem zierlichen Körper herunterhing, bis zu den beschmutzten Schuhen, auf denen er hartnäckig haften blieb.

Wieder glaubte sie sich entschuldigen zu sollen: „Ja, ja, ich seh's, mein Kleid trieft, meine Schuhe haben arge Spuren auf dem Fußboden hinterlassen. Bartolomäus wird mich verwünschen. Verzeihen Sie nur, Herr Bornholm."

„Was denn?" unterbrach er sie. „Was liegt denn daran? Aber Ihnen läuft Wasser aus den Schuhen. Wollen Sie so nach Hause gehen?"

„Ohne weiters."

„Keine Angst vor Erkältung?"

„Nicht die geringste."

Elika bemeisterte schwer ihre Ungeduld während dieses Zwiegesprächs. „Erzählen Sie von Joseph, Herr Bornholm!" rief sie mit dringendem Flehen. „Erzählen Sie!"

Er wendete den Kopf zu ihr und sagte gleichgültig: „Ich bin ein schlechter Erzähler, kleine Person."

Digitized by Google

„So erzählen Sie schlecht, aber erzählen Sie doch ... Was thut er? Hat er Pferde und Hunde? Wie ist er angezogen? was bekommt er zu essen?"

„Hat er Ihnen denn das alles nicht geschrieben? So oft ich ihn in seiner Wohnung finde, finde ich ihn schreibend, und jedesmal sagt er: ‚Ich schreibe nach Hause'."

„Das ist etwas ganz andres, was er schreibt und was einer erzählen kann, der bei ihm war ... Also, Herr Bornholm! ... Also!" ...

Ihr Drängen langweilte ihn, er verbarg es nicht. Die Antworten, die er auf ihre Fragen gab, wurden immer karger, jeden Satz ließ er sich mühsam erpressen. Sie hielt lange stand, ihre Ausdauer, ihre Geduld bewährten sich. Endlich aber waren sie doch erschöpft. Die sanften, schutzflehenden, um Liebe werbenden Augen der armen Kleinen sprühten Zornesfunken, ihre bleichen Wangen flammten, sie bäumte sich auf und stieß in unbezwinglicher Empörung die Worte hervor:

„Sie sind bös'! Ich glaube, daß Sie ein böser Mensch sind, der andern alles zuwider thut."

Levin Bornholm, der Klotz, beantwortete ihre heftige Anklage mit einem unpassenden: „Je nun." Der Angriff, den er erfahren hatte, machte ihm keinen Eindruck. Er sah Elika nicht einmal aufmerksamer an als früher, und als er sich wieder zu sprechen bequemte, sprach er zu Luise: „Sie haben nicht nur keine Angst vor nassen Füßen, Sie haben auch keine vor übler Nachrede."

Luise machte große Augen zu dieser unerwarteten Apostrophe: „Da irren Sie. Ueble Nachrede wäre mir sehr unangenehm."

„Und trotzdem setzen Sie sich ihr aus?"

„Wodurch?"

„Dadurch, daß Sie hierher kommen, zu mir, den die öffentliche Meinung verfemt."

„Not bricht Eisen — ich bitte abermals um Verzeihung, Herr Bornholm," sagte sie und sah ihn dabei mit einem sehr lieben Lächeln an.

Ihm war, als offenbare sich ihm eine Seele voll lauterer Heiterkeit, und eine verdrießliche Regung ergriff ihn. Wie beschränkt und gedankenlos muß man sein, um heiter sein zu können, überhaupt — und nun gar Die! Ist arm wie ein Digger und steht allein wie die Chamberssäule ... „Haben Sie je von der Chamberssäule gehört?" sprach er plötzlich und mußte selbst lachen über das Unmotivierte der Frage, mit der er da hereinplatzte.

„Ich nicht," erwiderte Luise; er kam ihr jetzt entschieden etwas verrückt vor.

„Aber ich!" Elika hatte sich allmählich von ihrem Zornesanfall erholt und mischte sich ins Gespräch: „Sie steht am Finkefluß und ist ein Monolith und das allerletzte Ueberbleibsel von einem Gebirge."

„Richtig, kleine Person. Hat Joseph Ihnen das geschrieben?"

„Nein, ich hab's gelesen. Joseph hat zuletzt von der Regenzeit geschrieben. Die kommt ja bald, nicht wahr, Herr Bornholm?" Warte, dachte sie, jetzt erwisch' ich dich, jetzt wirst du mir doch erzählen! „Die Regenzeit muß traurig sein. Was thut Joseph während der Regenzeit, Herr Bornholm?"

Er nannte sie im stillen eine schlaue Katze und antwortete obenhin: „Nun, allerlei."

„Ich glaube," fuhr sie fort, „daß er die seltenen Pflanzen trocknen wird, die er auf der ‚Landpartie' mit Ihnen, die eine große Reise war, gesammelt hat, Orchideen und Stackhousien und solche Sachen, und ich glaube, daß er auch kleine Tiere und Vögel ausstopfen wird, was sehr grauslich ist. Finden Sie nicht auch, Herr Bornholm?"

„Wie man's nimmt. Ein Squatter hat vom ‚Grauslichen' andere Begriffe als Sie."

„So ist er ein Squatter? Er ist doch kein Squatter. Das sind Sie, und er ist nur bei Ihnen in der Home-station."

„Sehen Sie, Sie wissen alles. Wozu fragen Sie?"

Nun genug! Sie wollte ihn nicht mehr fragen, gar nicht mehr, es lohnte nicht der Mühe. Die Antworten, die er gab, waren zu einsilbig und läppisch. Sie wünschte sich fort von Valahora, auf zehn Meilen, auf hundert Meilen.

Wie eine kleine Mumie hatte sie dagelegen und zog nun mühsam einen Arm nach dem andern aus seiner festen Umhüllung. Ihr weißes Hälschen kam zum Vorschein, schmal und zart wie das eines siebenjährigen Kindes. „Der Plaid kratzt mich," sagte sie, „er ist so grob."

„Wie sein Eigentümer, meint die ‚arme Kleine'," ergänzte Bornholm, richtete die Worte aber nicht an sie, sondern an Luise.

„Gehen wir, Tante," sprach Elika und ihrer starken Willenskraft gelang's, ihrer Stimme einen reinen und sichern Klang zu geben. „Das Gewitter ist vorbei und der Regen macht mir nichts. Bitte, rufe Bartolomäus, er soll mir meine Schuhe bringen."

Levin stand auf. „Das besorg' ich." Er sah zum Fürchten streng und unwirsch aus und ging mit großen Schritten der Thür zu, und sogar der Anblick seines breiten Rückens hatte etwas Bedrohliches.

Bartolomäus kam herein, das Kleid Elikas und ihre Strümpfe auf dem Arm; in der Hand ihre Schuhe, die er Luisen entgegenhielt: „Anziehn kann nicht, sind sie naß," verfügte er.

Nach einigem Protestieren mußte das Kind sich bequemen, wohleingepackt in dem groben Plaid, von ihrem alten getreuen Eckart nach Hause getragen zu werden.

Die Karawane überschritt schon den Hof, als Bornholm aus dem Gang auf die offene Treppe trat. Er hatte sich doch noch verabschieden wollen bei Fräulein von Kosel. Sie war recht sympathisch, trotz ihrer lächerlich verzärtelnden Affenliebe für das kleine Ungetüm von Nichte.

Aber die Gäste hatten Eile, sein Haus zu verlassen, sie schlugen ein rasches Tempo an. Zuerst Bartolomäus mit seiner leichten, sorglich getragenen Bürde. Der bissige Kettenhund in eine Wartefrau verwandelt — sehr lächerlich! — dann Luise, dann die Jungen Jedens und Doas, bellend, jappend, sich zeitweise überkugelnd.

Das Gewitter vergrollte langsam, der Regen hatte aufgehört. Luise erhob den Kopf und sah zum Himmel empor, an dem sich einzelne helle Streifen zeigten. Dann, schon im Begriff, um die Ecke der Hofmauer zu biegen, blickte sie zurück, bemerkte Bornholm und nickte ihm freundlich grüßend zu.

„Keine Schönheit und auch nicht mehr ganz jung. Ungefährliche Nachbarschaft. Aber danken hättest du dürfen für ihren Gruß, australischer Rüpel," sagte sich Levin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bronze in der plastischen Kunst.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. G. Klaussen.

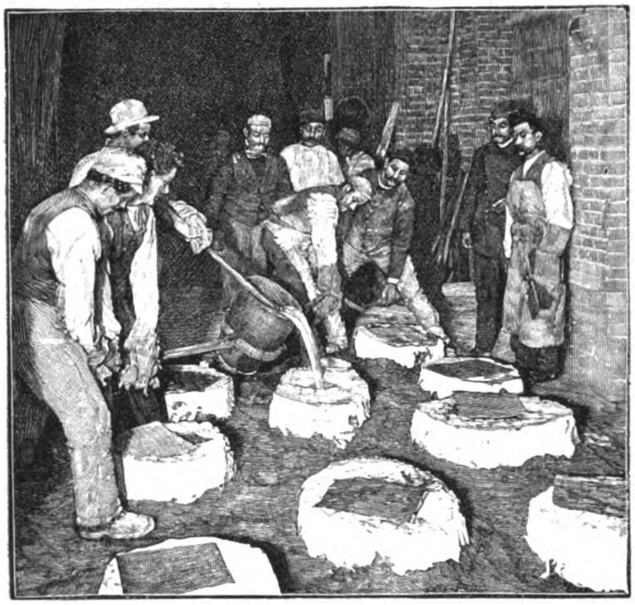
Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen von W. Titzenthaler in Berlin.

Unter den Rohstoffen, die zur Herstellung der Werke plastischer Kunst sich eignen, nimmt der Marmor unstreitig den ersten Platz ein. Seiner Verwendung sind jedoch Grenzen gezogen. Die verschiedenen Marmorarten zeigen sich gegen Einflüsse der Witterung mehr oder weniger empfindlich, und namentlich in dem rauheren Klima nördlicher Länder müssen Denkmäler aus Marmor während des Winters mit Schutzhüllen aus Holz umgeben werden, damit sie vor einem allzuraschen Verderben geschützt sind. So ist der Bildhauer bei uns auf einen Ersatz angewiesen, den am besten der Bronzeguß liefert. Freilich kann dieses Metall, das allzu oft in noch nicht ergründetem Eigensinn die erwünschte Patinierung verweigert, an ästhetischer Wirkung sich mit der leuchtenden Schönheit des lebendig gewachsenen Steins nicht messen. Aber es bietet wenigstens den Vorzug, daß das eherne Kunstwerk das ganze Jahr hindurch dem Auge des Beschauers erhalten bleiben kann. Da sich ferner die Verwendung des Marmors bei Monumenten, die über eine gewisse Größe hinausgehen, von selbst verbietet, so ist der

Digitized by Google

Gebrauch der Bronze in der plastischen Kunst seit den ältesten Zeiten bei allen Völkern geschätzt worden.

Nächst dem Gold und Silber ist das Kupfer dasjenige Metall, das den Menschen am frühesten bekannt war und von ihnen in Krieg und Frieden benutzt wurde. Später erst erhielt man durch Legierungen des Kupfers mit Zinn die sogenannte echte Bronze, welche einem ganzen Zeitalter menschlicher Entwicklung den Namen gegeben hat. Die ältesten Bronzedenkmäler, kolossale Statuen des Buddha, finden sich am Altai und in Indien. Die Bronzen in Aegypten, sowie im nördlichen und östlichen Europa, das durch den Handel der Phönicier mit den alten Kulturländern am Mittelmeer in Beziehungen stand, zeigen im wesentlichen dasselbe Material wie die asiatischen. Für das homerische Zeitalter ist neben der Verwendung des reinen Kupfers zu Waffen und Geräten wohl auch schon der Gebrauch der Bronze anzunehmen; ihre höchste Bedeutung aber erhält diese für die Kunst des klassischen Altertums. Die Sitte, einem verdienten Menschen Bildsäulen zu besonderer Ehrung zu errichten, stammt von den Griechen. Wie verbreitet sie war, davon können wir uns nur schwer eine rechte Vorstellung machen. Soll doch allein Lysippus, der Bildhauer Alexanders des Großen, 1500 Statuen geschaffen haben, alle von nicht geringem Kunstwert, und darunter manche von stattlicher Größe. So war nach Plinius ein Apoll 30 Ellen, ein Jupiter 40 Ellen hoch, und der Sonnenkoloß zu Rhodos, von Chares, einem Schüler des Lysippus, gefertigt, hatte eine Höhe von 70 Ellen. Alle diese Bildwerke sind aus echter Bronze hergestellt, wie sie in ganz ähnlicher Mischung heute noch zum Geschützguß benutzt wird. Die Mysterien von Samothrake sollen unter anderm die Geheimnisse enthalten haben, welche angewandt wurden, um die Bildung des schädlichen Zinnoxyds bei der Bereitung zu verhindern. Ein Zusatz von Zink, der seitdem für die Statuenbronze üblich geworden ist, findet sich erst von der Zeit Julius Cäsars an.

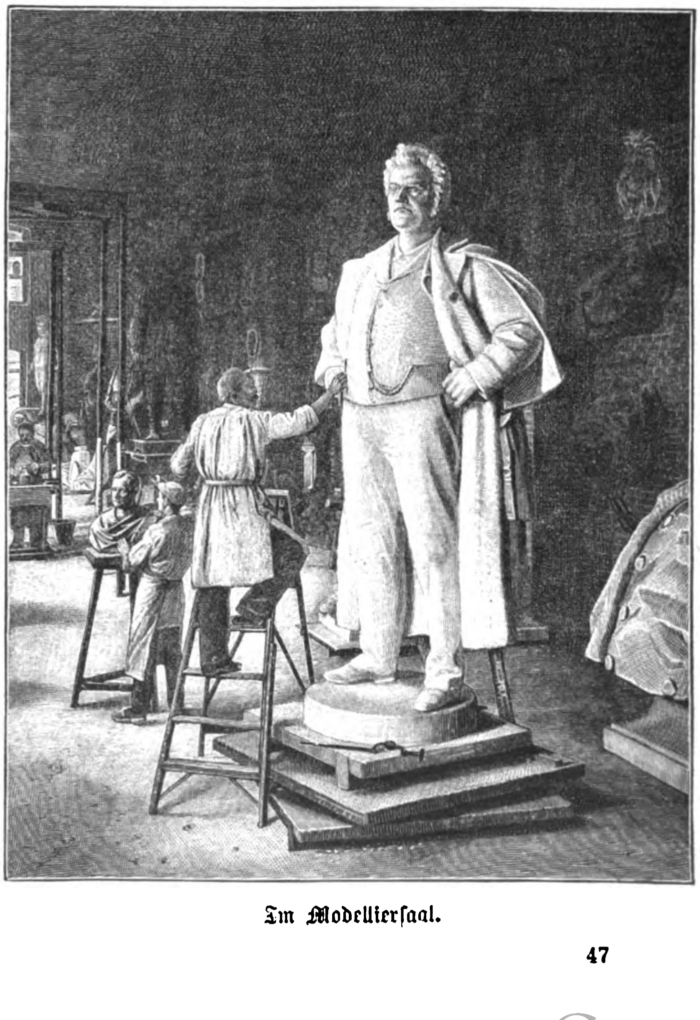


Der Guß.

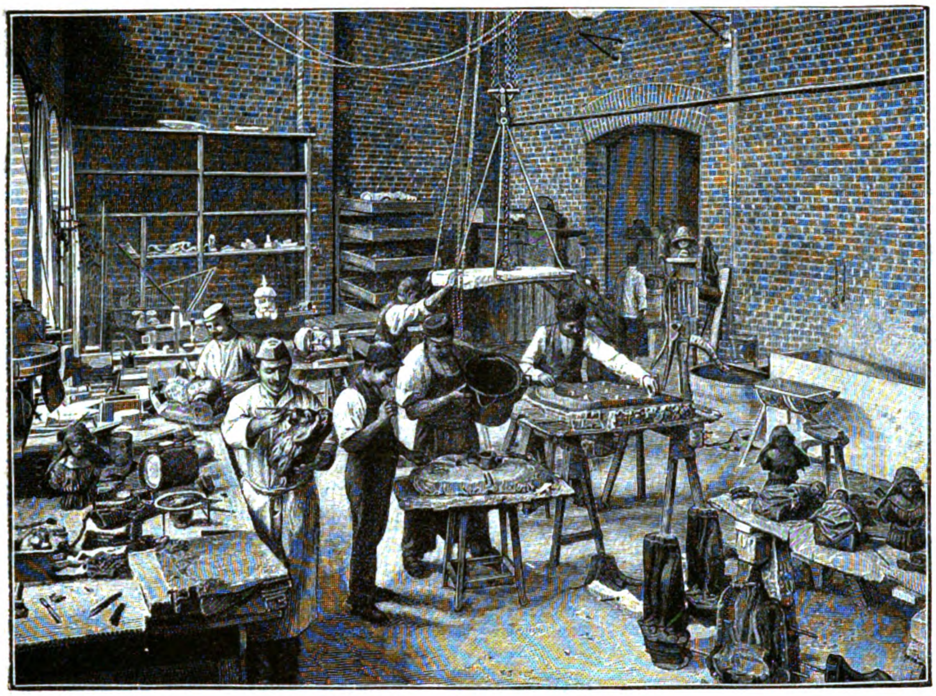
Während der Stürme der Völkerwanderung und der folgenden kriegerischen Jahrhunderte fand die antike Bronzefabrikation eine Zufluchtsstätte in Byzanz. Von da kam sie im 9. Jahrhundert nach Deutschland. Zu den bemerkenswerten Arbeiten des 11. Jahrhunderts gehören die Thüren am Münster zu Aachen sowie an den Domen zu Mainz, Augsburg und Hildesheim. Hier, am Fuße des Harzes, nahm die Kunst einen neuen Aufschwung; die Erze des Rammelsberges bei Goslar lieferten das Material. Zu besonderer Blüte gelangte der Bronzeguß durch die Familie Vischer in Nürnberg. Peter Vischers Sebaldusgrab ist ihr berühmtestes Werk. Und selbst das Leid des Dreißigjährigen Krieges vermochte die Errungenschaften der Technik nicht zu vernichten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts goß Johann Jacobi nach Schlüters Modell das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten für die Lange Brücke zu Berlin. In neuerer Zeit knüpfen sich die größten Erfolge des deutschen Bronzegusses u. a. an die Leistungen von Stiglmayer und Miller in München, Howaldt in Braunschweig, Burgschmiet in Nürnberg, Stotz und Pelargus in Stuttgart, der Gießerei Lauchhammer und zum guten Teil an den Namen Gladenbeck. Zwei Fabriken seines Zeichens giebt es jetzt in Friedrichshagen bei Berlin, die ursprüngliche alte, jetzt Aktiengesellschaft, und ein neueres Unternehmen, die Gießerei zweier Söhne des alten Gladenbeck. Ein Besuch der letzteren gab die Anregung zu dieser Betrachtung. Dort sind auch die Bilder aufgenommen, welche unser Text erläutert.

Es ist ebenso unterhaltend wie belehrend, durch diese Anlagen zu wandern, in denen Kunst und Gewerbe sich zu innigem Bunde die Hand reichen, und zu beobachten, wie nach dem vergänglichen Gipsmodell des Bildhauers allmählich das wie für die Ewigkeit geschaffene Werk des Bronzegießers entsteht. Auf dem untenstehenden Bilde ist man beschäftigt, die Gipsmodelle, wie sie vom Bildhauer stammen, für die Formen herzurichten. Die große Statue im Vordergrunde stellt den norwegischen Dichter Björnson dar.

Man hat zwei Methoden zur Herstellung der Form für den Guß: das Wachsschmelzverfahren und die Sandformerei, von denen wir hier nur die erstere zu berücksichtigen haben. Im Altertum war die primitivste Art die, daß man ein massives Wachsmodell herstellte und dieses dann mit Lehm oder einem anderen geeigneten Material in dicker Schicht umgab, wobei man ein paar Kanäle offen erhielt. Die erhaltene Masse trocknete und erhitzte man so lange, bis durch Ausschmelzen des Wachses ein Hohlraum entstanden war, in den man das flüssige Metall eingießen konnte. Dies mußte nach Erkalten naturgemäß die Form des ursprünglichen Wachsmodelles zeigen. Hierbei ergab sich jedoch der Nachteil, daß der Gegenstand massiv gegossen wurde. Das war bei größeren Werken unmöglich, sowohl der Kosten wie des Gewichts wegen. So suchte man schon im Modell ein festes Inneres herzustellen. Nach Benvenuto Cellini formte man im Mittelalter ebenso wie im Altertum zunächst aus Lehm über



Im Modelliersaal.



Die Herstellung der Wachsmodelle.

einem Eisengestell einen sogenannten Kern, welcher in roher Gestalt dem zu schaffenden Modell ähnlich, aber in seinen Ausdehnungen kleiner war. Auf diesen Kern trug man Wachs in der Stärke, die das Metall später haben sollte, auf und arbeitete hierin freihändig das Modell vollständig aus. Das so vorbereitete Modell wurde nun mit der Formmasse umgeben, in welcher sich die negative Form des Denkmals abdrückte. Es blieben nur die Wachsstangen sichtbar, durch deren späteres Wegschmelzen die Zuflußlöcher für das Metall und die Ventile für die ausströmende Luft, die „Windpfeifen", entstanden. Wurde das Wachs jetzt ausgeschmolzen, so entstand zwischen dem Kern und der Form ein leerer Raum für das einzugießende Metall. Dies Verfahren hatte den Nachteil, daß mit dem Schmelzen des Wachses und dem Zerschlagen der äußeren Form auch stets das Original-Wachsmodell verloren ging, so daß der Künstler, wenn der Guß nicht gelang, noch einmal von vorn anfangen mußte. Auf diese unvollkommene Weise ist die oben erwähnte Bildsäule des Großen Kurfürsten gegossen, und noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts arbeitete Rigetti in Neapel nach dieser Methode. Heute setzt man nicht mehr das Original aufs Spiel, sondern man macht über ihm zunächst eine Gipsform oder elastische Form, in welche man das flüssige Wachs eingießt. Nachdem eine schwache Schicht an den Wänden der Form erstarrt ist, gießt man es wieder aus. Dies so gewonnene hohle Wachsmodell dient nunmehr für den Bronzeguß, während das Original erhalten bleibt. Unser obenstehendes Bild zeigt die Herstellung solcher Wachsmodelle, die man, um sie besser handhaben zu können, in einzelne Teile zerlegt hat. Im Mittelpunkte sieht man einen Arbeiter beschäftigt, das flüssige Wachs in das Formstück einzugießen. Im Hintergrunde rechts macht sich ein anderer an den vorstehenden Eingußröhren, von denen oben die Rede war, zu schaffen, während links vorn ein dritter an dem Modell eines Löwenkopfes Besserungen vornimmt.

Nachdem die Gußform fertiggestellt worden ist, wird sie in der Gießgrube eingedämmt, das heißt fest in Sand eingestampft. Ueber ihr wird ein vierseitiges Becken aufgemauert, in dem sich die Löcher für die Zuflußkanäle und die Windpfeifen befinden. „Wohl, nun kann der Guß beginnen!" Handelt es sich um besonders große Stücke, so benutzt man den Flammofen; bei kleineren Güssen wird das Metall in Graphittiegeln geschmolzen. Hat man den Ofen bis zur Rotglühhitze gebracht, so setzt man zunächst die Kupferbarren ein, und erst, wenn diese geschmolzen sind, fügt man das Zink und endlich das Zinn hinzu, während man mit einem Kehrbaum aus grünem Holz die Bestandteile zu mischen sucht. Als das beste Verhältnis für Bildsäulen und Gußwaren überhaupt giebt d'Arcet an: 82 Kupfer, 18 Zink, 3 Zinn und $1\frac{1}{2}$ Blei. Der alte Gladenbeck nahm früher Kupfer 89,55, Zink 7,46, Zinn 2,99.

Ist der Zapfen aus dem Ofen gestoßen, so bricht das flüssige, weißglühende Metall wie eine feurige Schlange hervor und nimmt seinen Weg durch einen Kanal zu dem über der Form befindlichen Becken. Noch sind die Oeffnungen der Zuflußkanäle geschlossen, da tönt das Kommando des Meisters: „Die Birne auf!" — und lautlos stürzt die glühende Lava in die Tiefe der Form. Aus den Windpfeifen aber rauscht es auf, und im nächsten Augenblick schießen lange blaue Feuersäulen aus ihrem Munde. Noch immer rollt neues Metall nach dem Kessel und immer verschwindet es wieder, endlich bleibt es stehen, sein Spiegel erhebt sich, die Form ist voll und der Guß ist vollendet. Auf unserm oberen Bilde auf S. 365 sieht man nicht den großen Flammofen in Thätigkeit. Das Metall ist in Graphittiegeln geschmolzen worden, und jetzt sind die Arbeiter beschäftigt, aus einem solchen Tiegel, den sie mittels einer großen eisernen Stange handhaben, die flüssige Bronze in die Zuflußkanäle der eingedämmten Form einzugießen.

Etwa zwei bis drei Tage nach dem Guß hebt man die Form aus der Dammgrube heraus. Die Form selbst wird zerschlagen und der Guß durch Absägen der erkalteten Zuflußkanäle sowie durch Beizen mit Säuren und Ciselieren hergerichtet. Das untenstehende Bild führt uns in die Ciselierwerkstatt. Hier ist man gerade dabei, die Kolossalstatue Kaiser Maximilians, des „letzten

In der Ciselierwerkstatt.

Ritters“, welche für das Vestibül des Reichstagshauses bestimmt ist, fertig zu stellen. Die reich geschmückte Rüstung in all ihren Feinheiten wiederzugeben, ist der Guß doch nicht imstande. Da muß denn mit Meißel, Feile und Grabstichel nachgeholfen werden. Im allgemeinen aber lieben die Bildhauer von heute diese Nacharbeit des Ciseleurs nicht. Sie haben den Wunsch, den Guß möglichst getreu nach dem Original unverändert zu erhalten.

Die einzelnen Gußstücke, wie man sie auf unserem zuletzt erwähnten Bilde sieht, müssen natürlich genau aufeinander passen. Später werden sie so fest zusammengenietet, daß schließlich auch das schärfste Auge von einer Naht nichts mehr erkennen kann. Dann ist endlich das ganze Kunstwerk fertig, dem Meister zum Lobe, dem Beschauer zur Freude.

Die großen Schwierigkeiten, die mit der Bildgießerei verbunden sind, erklären es zur Genüge, warum der Preis der Bronzen verhältnismäßig hoch ist. Für den „Hausgebrauch“ ist deshalb eine Erfindung mit Freuden zu begrüßen, welche den Besitz geschmackvoller Gebilde der Plastik, wenn auch nicht der Allgemeinheit, so doch einem größeren Kreise ermöglicht: die Erzeugnisse aus galvanisch bronziertem Zinkguß sind heute mit dem Auge von denen aus Bronze kaum noch zu unterscheiden. Dadurch, daß es ferner gelungen ist, ein Verfahren zu erfinden, durch welches man große Originalstücke auf rein mechanischem Wege beliebig verkleinern kann, sind die Denkmäler aller Zeiten zum Zimmerschmuck geworden. Für monumentale Zwecke aber wird die Bronze nach wie vor der einzige ernste Konkurrent des Marmors bleiben.

Das deutsche Blindenheim Tsau-kwong in China.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

An bestimmten Tagen des Jahres begeben sich die Chinesen in feierlichen Aufzügen zu den Gräbern ihrer Ahnen. Dort beten sie und bringen Opfer dar. Allerlei Hausgeräte und Kleider aus Papier, eigens für diesen Zweck angefertigtes Papiergeld, Früchte, Thee und Reis werden verbrannt, und während der Opferrauch mit dem Winde emporsteigt, glauben die Heiden, daß die Seelen der Verstorbenen im Jenseits in den Besitz aller der Dinge, die symbolisch verbrannt werden, gelangen. Ein naiver Aberglaube, aber er hat seine dunklen Schattenseiten. Das Opfer ist nach der Meinung des Volkes nur dann wirksam, wenn es von einem männlichen Nachkommen dargebracht wird. Seelen derjenigen, die ohne Söhne gestorben oder deren Geschlechter erloschen sind, gelangen nicht in den Besitz der ihnen so nötigen Dinge. Sie leiden im Jenseits bittere Not, hungernd und bettelnd treiben sie sich herum und rächen sich dafür an den lebenden Menschen, indem sie über diese allerlei Unheil verhängen.

Die Johanniterschwester Martha Postler.

Dieser heidnische Glauben ist eine der wichtigsten Ursachen des Elends, unter dem so viele junge Mädchen in China seufzen. Der Chinese wünscht sich Knaben zu Nachkommen, und werden sie ihm versagt und dafür Töchter geboren, so verfolgt er diese mit seinem Haß. So kommt es, daß in China zahllose Mädchen gleich nach ihrer Geburt getötet oder ausgesetzt werden, um elend umzukommen oder in Sklaverei zu geraten.

Die christlichen Missionäre haben sich frühzeitig dieser herzlos verstoßenen Kinder angenommen. In Deutschland wurde bereits im Jahre 1850 eine Frauenmission in China und die Gründung eines Findelhauses in Hongkong angeregt. Die junge Gattin des Missionärs Neumann unterzog sich dieser schwierigen Aufgabe. Die Mission blühte auf, und im Jahre 1861 konnten die Schwestern in ein eigenes Haus einziehen, dem sie den Namen „Bethesda“, d. h. Gnadenhaus, gaben. In dieser Anstalt werden die von ihren Eltern verleugneten Töchter zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen, zu Lehrerinnen für Missionsanstalten ausgebildet oder, wenn es ihr Wunsch ist, in ihrem 18. bis 20. Lebensjahre an christliche Chinesen verheiratet. Mitten in ihrer menschenfreundlichen Thätigkeit fanden die Missionäre und Schwestern Gelegenheit, noch ein anderes Elend kennenzulernen, dem ein Teil der unglücklichsten Töchter des Reiches der Mitte ausgesetzt ist.

In China giebt es sehr viele Blinde. Mangelhafte Gesundheitspflege, Unreinlichkeit und Unwissenheit der chinesischen „Aerzte“ sind schuld daran, daß dort so viele Menschen schon in frühester Kindheit das Augenlicht einbüßen. Das Los der Blinden ist überall schwer, aber grausam gestaltet sich das Dasein der blinden Mädchen in China. Für die erblindeten Männer wird noch in gewisser Hinsicht gesorgt; für sie werden von der Regierung Unterkunftshäuser errichtet; der blinde Mann schlägt sich auch sonst durch das Leben als Bettler oder als Wahrsager, denn blinde Wahrsager werden in diesem abergläubischen Lande besonders hoch geschätzt. Wehe aber dem erblindeten Mädchen! Zahllose Familien suchen sich der unnützen Wesen, die weder zur Heirat noch zur Arbeit taugen, zu entledigen. Vermögende Familien schicken ihre erblindeten Töchter in Nonnenklöster, ärmere aber pflegen sie an sogenannte Sklavenhälterinnen zu verkaufen. Diese Megären erziehen ihre Opfer zu öffentlichen Sängerinnen und zwingen sie mit unerbittlicher Härte zu lasterhaftem Lebenswandel. — Für diese beklagenswerten Blinden trat Schwester Luise Cooper aus Hildesheim mit besonderer Wärme ein. Sie hatte an der Findlingsmission in Hongkong gewirkt, mußte aber wegen gebrochener Gesundheit im Jahre 1886 nach Deutschland zurückkehren. Hier setzte sie ihre Kräfte ein, um die Gründung eines Asyls für blinde Chinesenmädchen zu ermöglichen. In einer Schrift „Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China“, deren Ertrag zum Besten der blinden Chinesinnen bestimmt ist und die bereits in dritter erweiterter Auflage (Darmstadt, C. F. Wintersche Buchdruckerei) vorliegt, schilderte sie klar und ergreifend die traurige Lage ihrer Mitschwestern; im Jahre 1890 rief sie in Hildesheim den ersten „Frauen- und Jungfrauenverein für China“ ins Leben und gab den Anstoß zu einer Be-

Das Gebäude des Blindenheims.

wegung, die schließlich darin gipfelte, daß in Hongkong ein deutsches Blindenheim für chinesische Mädchen errichtet wurde.

Zur Leiterin desselben wurde die Johanniterschwester Martha Postler aus Schwanebeck erwählt. Sie war durch einen kurzen Aufenthalt in einer deutschen Blindenanstalt einigermaßen auf ihren Beruf vorbereitet und reiste am 4. Oktober 1896 von Hildesheim ab, um zuerst als Pensionärin in dem Findelhause Bethesda die chinesische Volkssprache zu erlernen und sich in die dortigen Sitten einzuleben.

Am 15. September 1897 zog Schwester Martha in das neue Blindenheim ein, das den Namen Tsau-kwong, d. h. „Kommet zum Licht“ erhielt. Das schöngelegene Haus, das unsere Abbildung auf S. 367 wiedergiebt, wurde für 77 Mark monatlich gemietet. Es besteht aus vier Räumen; dazu gehört noch ein Nebengebäude mit guten Chinesenwohnungen, Küche u. dergl. und ein Stück Gartenland mit einem Spielplatz für die Kinder.

Schwester Martha hat gegenwärtig sieben blinde Mädchen bei sich. Das Bestreben der Mission geht dahin, die blinden Mädchen nicht nur zu verpflegen, sondern auch zur Arbeit zu erziehen, daß sie im Schutze der Anstalt später ihren Lebensunterhalt sich selbst verdienen können. Wer würde nicht den opferfreudigen Schwestern im fernen Ostasien Glück bei ihrem edlen Werke von Herzen wünschen? Möge auch Tsau-kwong blühen und gedeihen und immerdar dem deutschen Namen jenseit der Meere zur Ehre gereichen! **E. F.**

Der kleine Lauscher.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Mit dem Bilde S. 369.)

Himmel, durch so eine Ritze im Zaun,
Da kann man ja schöne Geschichten schaun!
Was könnt' ich nicht alles zusammenschreiben
Ueber der Menschen Thun und Treiben!
Ach Gott und ich wüßte noch hundertmal mehr,
Wenn ich nicht gar so ein Kleinchen wär'!
Es ist zum Weinen: doch dann und wann
Hab' ich die Ritze und reich' nicht heran!
Seht selbst: wo bliebe denn heut' mein Kopf,
Hätt' ich nicht Bauer und Blumentopf?

Die Menschen — die Menschen! Ich sag' es ja!
Mit rotem Kopfe sitzen sie da,
Reden nicht, singen nicht — 's ist kurios,
Und das Mädel hat lauter Blumen im Schoß!
Was sollen denn nur die Blumen dabei?
Sie sind auch gar zu schüchtern, die zwei!
Man kann sich wirklich zu Schanden grämen:
Wenn die beiden doch endlich mal weiterkämen!

Potztausend, was seh ich? — Da bin ich gespannt!
Er nennt ihren Namen — er faßt ihre Hand?
Ueber und über erglüht ihr Gesicht,
Aber sich wehren — das thut sie nicht!
Und wie er nun selig die Hand ihr drückt,
Und wie er nun näher und näher rückt —
Es scheint, nun ward er sich wirklich schlüssig,
Da bin ich am Ende ganz überflüssig!
Nun wird es verdächtig — der erste Kuß —?
Runter, mein Junge! Für heute Schluß!

Denn mag der erste ein Wagnis sein:
Die folgenden küssen sie von allein!

Fritz Döring.

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(11. Fortsetzung.) Roman von **W. Heimburg.**

Anton kommt von Altwitz zurück, sehr bleich und still. Der Graf hat ihm mit aller möglichen Schonung eine Geschichte erzählt, wie sie in Monte Carlo wohl häufig vorkommen mag, die aber diejenigen, die daran beteiligt sind, bis zur Verzweiflung treiben kann. Soviel der Graf weiß, ist Frau Mohrmann, von Aegypten kommend, anfänglich in Gesellschaft eines mecklenburgischen Ehepaares gewesen und hat sich mit diesem an den Karnevalsfreuden in Nizza beteiligt in durchaus tadelloser Weise. Sie hatte im „Hotel d'Angleterre“ gewohnt mit ihrer Jungfer, und alle Welt hat — das weiß der Graf mit Bestimmtheit — es ganz natürlich gefunden, daß sie in Mentone Winteraufenthalt nahm, weil sie zeitweise von einer leichten Heiserkeit befallen wurde, die sie scherzhaft eine ägyptische Errungenschaft zu nennen pflegte, die aber jedenfalls älteren Datums ist. In diesem Hotel sei sie nach der Abreise von Herrn und Frau Mardeveld mit einer Madame Alexajewna Alabotschew und deren Sohn bekannt geworden; Madame habe über die tadellosesten Manieren und die prachtvollsten Brillanten verfügt, und Sergei Alabotschew sei ein stets liebenswürdiger und ehrerbietiger Kavalier gewesen. Die russischen Herrschaften schienen an ein splendides Leben gewöhnt zu sein und Frau Mohrmann habe mit ihnen auch in dieser Hinsicht gut harmoniert. Sie sei zwar reichlich mit Kasse versehen gewesen, sei einmal aber doch in Verlegenheit gekommen, als sie lebhaft wünschte, eine kleine Brillantnadel zu kaufen, die sie bei Gelegenheit einer Promenade in einem Schaufenster erblickte. Sergei Alabotschew, der bemerkte, wie Frau Mohrmann nach ihrer Börse suchte, habe ihr ebenso dringend wie liebenswürdig die seinige zur Verfügung gestellt, was nach einigen üblichen Phrasen auch angenommen wurde, und schließlich habe Sergei den scherzhaften Vorschlag gemacht, Frau Mohrmann solle versuchen, dieses geborgte Geld an der Bank wieder zu gewinnen, und sie habe zu diesem Zweck ein paar weitere Goldstücke von ihm entliehen. Frau Mohrmann, die schon des öfteren unter Mardevelds Leitung sehr vorsichtig spielte, habe eingewilligt, und man sei augenblicklich nach Monte Carlo gefahren.

„Sehen Sie, Mohrmann, wie's so geht,“ hat der Graf weiter gesprochen, „wen der Teufel am Kragen kriegt, den hält er fest. Sie gewann, gewann sogar in den nächsten Tagen viel, um dann noch mehr zu verlieren. Na, man kennt das ja! Sie holte sich alles Geld, welches auf ihren Kreditbrief zu erheben war, verlor auch dies und saß dort mit der Aussicht, vor April kein Geld wieder zu bekommen, oder vielmehr, sie genierte sich, Ihnen mitzuteilen, wie es stand. Madame Alabotschew lachte sie aus, drängte ihr Geld auf, Frau Edith giebt natürlich einen Schuldschein, das heißt, sie unterschreibt Lebens- und Sterbenswegen irgend etwas, das näher zu prüfen ihr die Rücksicht auf die elegante Darleiherin verbietet. Sie bekommt nochmals ein Darlehen und unterschreibt wieder. Madame scherzt ihre Bedenken hinweg, unter Leuten aus der Gesellschaft sei das eben nichts als eine Form, und Frau Edith lacht auch. Eines Morgens aber kommt Madame sehr verlegen zu ihr und bittet sie mit tausend Entschuldigungen um das Geld, sie müsse plötzlich abreisen. Natürlich ist Frau Edith außer sich. Madame verlangt, sie solle telegraphieren an monsieur son mari. Frau Mohrmann erklärt, sie könne es nicht aus verschiedenen Gründen. Madame wird eisig und sagt, sie werde ihren Sohn schicken. Herr Sergei Alabotschew erscheint, ist anfangs sehr höflich, wird dann dringend und macht ihr schließlich — arme kleine Person — einen Vorschlag, den sie mit einer Ohrfeige beantwortet; er droht mit der Polizei und nun — Verderben gehe deinen Gang!

Frau Edith flüchtet mit Zurücklassung ihrer Kammerjungfer, ihrer Sachen, natürlich ungenügend gegen die eisige Tramontana geschützt, die sie bei dem atemlosen Lauf nach dem Bahn-

Digitized by Google

hofe überfällt; kommt todkrank in Genua an, kann andern Tages nicht mehr das Bett verlassen und wird schließlich von Madame Alabotschew und Sohn vermittelst der Polizei aufgefunden. Zum Glück ist sie bewußtlos, zum Glück sind wir zufällig dort und gebrauchen zufällig denselben Arzt, den das Hotel requiriert hatte für die Kranke. Sie wissen das ja von meiner Frau. Ich konnte sie einer Besprechung mit der Behörde nicht entziehen, als sie zur Besinnung gekommen war. Das andere glaube ich in Ihrem Sinne — zu Ende geführt zu haben. Zu machen war nichts, das gemeine Volk war in seinem Rechte."

„Wieviel, Herr Graf?" hat Anton gefragt, nachdem er einen Dank gestammelt.

„Lieber Mohrmann —" — der Graf ist ganz verlegen — „ich weiß, die Zeiten sind schlecht, für keinen schlechter als für Sie, der Sie ja den größten Wasserschaden von uns allen hatten. Sie wissen — ich — wenn's Sie irgendwie geniert — ich brauch's nicht so notwendig. — — Es ist immerhin — die kleine thörichte Frau — — aber so geht's, die Sünden der Väter — — der alte Lothar Wartau war ja die tollste Spielratte, die Gottes Erdboden je getragen, und wenn so ein Geschöpfchen allein auf der Reise — — Ich bitte Sie, verzeihen Sie, ich kenne die Gründe nicht — ein Erziehungsinstitut wäre jedenfalls geeigneter gewesen — wie gesagt, lieber Mohrmann — ich —"

„Wieviel, Herr Graf?" hat er noch einmal gefragt.

„Eh! bitte, erschrecken Sie nicht — fünfzigtausend Franken — ich bin überzeugt, sie hat kaum die Hälfte — —"

„Fünfzigtausend Franken!" Anton hat kurz aufgelacht. „Ich danke Ihnen, Herr Graf, die Summe wird Ihnen übermorgen zur Verfügung stehen. Was Sie sonst noch gethan haben, das zu vergelten bin ich vorläufig nicht imstande, werde es Ihnen aber nie, nie vergessen, Ihnen und der hochverehrten Frau Gräfin nicht." Dann ist er wieder aufs Pferd gestiegen und heimgeritten. Fünfzigtausend Franken! Es geht rasch bergab — fünfzigtausend Franken! Weiter kann er nichts mehr denken. Und wieder packt ihn der Ekel, der Ekel vor seinem ganzen Leben, vor der leichtsinnigen, sterbenden Frau, vor sich selbst und vor seiner ganzen Umgebung.

Und daheim tritt ihm der Arzt entgegen, der alte wackere Freund von damals, nicht Ediths feiner Sanitätsrat, den sie sich sonst dreimal die Woche aus Leipzig kommen ließ, wenn ihr ein Fingerchen wehthat. Es hätte zu lange gedauert, bevor er eintreffen konnte, und Fräulein Tonette hat zufällig den Landarzt drüben bei Heines vorfahren sehen, wo ein Mädchen krank liegt. Und dieser sonst so polternde, derbe Mann bringt heute kein Wort heraus, als er dem Hausherrn die Rechte schüttelt.

„Na," sagt er zwischen vielem Räuspern, „wird ja wieder werden, aber Ruhe, Ruhe, viel Ruhe vorerst, später wollen wir sehen — vielleicht viel Nervöses dabei. Uebrigens, die Mutter hatte es auch, darum die Heulerei der alten Damen. Komme morgen früh wieder; gute Nacht, Mohrmann."

Er kann nicht weiter sprechen und klopft nur dem großen Manne wie beruhigend auf die Schulter. „Sehen auch schlecht aus — nehmen Sie ein Phenacetinpulver, wenn Sie Kopfweh haben, und — wachen Sie nicht etwa bei ihr, es thut ihr und Ihnen nicht gut. Guten Abend noch einmal!"

Und drüben bei Frau Heine setzt sich der Arzt schwer in den Lehnstuhl des Hausherrn, die Hände auf den Stock gestützt, den er zwischen den Knieen hält. Die kleine Frau ist furchtbar aufgeregt und bestürmt den alten Herrn mit Fragen.

„Ist's wahr, daß sie zurückgekommen ist? Herrgott, sie wollte sich, denke ich, nun endlich scheiden lassen? Wenigstens hofften wir es immer, damit nur Ruhe würde drüben. Nein, ist's denn nur wirklich wahr, Herr Doktor — und krank dazu?"

Er nickt. „Unser Herrgott findet allemal einen Ausweg," sagt er vor sich hin.

„Was meinen Sie?" erkundigt sich Frau Heine.

Und der alte Mann trinkt den Korn aus, den ihm die junge Frau gebracht hat, schüttelt sich gebührendermaßen dabei und steht auf. „Da braucht's kein irdisches Gericht mehr, Frau Heine. Ist mein Wägelchen vorgefahren? Na, dann gute Nacht, und grüßen Sie Ihren Mann."

Der kleine Lauscher.
Nach dem Gemälde von C. Fröschl.

Anton sitzt die halbe Nacht auf mit seinem Inspektor, und in aller Morgenfrühe rüstet sich dieser schon zu einer Reise und schimpft dabei immer halblaut vor sich hin.

„Natürlich ist's wahr, daß alles Elend durch die Weiber in die Welt kommt! Herrgott, und so was, so was — wie dies wohl endet? Und drei Kinder dazu!"

Als sein neugieriges Frauchen ihn bittet, ihr doch um Gotteswillen zu verraten, was denn außer der Krankheit noch geschehen sei, faßt er sie am Ohrläppchen und sagt: „Uebers Jahr sitzen wir wo anders — verstehst du? Uebers Jahr, da sind wir so weit."

„Versteh dich nicht!" antwortet sie mit ängstlichen Augen.

„Lieschen," spricht er, ihr Ohrläppchen frei gebend und den Arm um sie schlingend, „es ist auch nicht nötig, daß du es verstehst, wirst schon früh genug dahinter kommen. Aber das sage ich dir, der Mohrmann kann einen jammern bis in die Seele 'rein; was zu viel ist, ist zu viel! Und nun leb' wohl, bist ein gutes Tierchen. Der barmherzige Gott bewahre meinen ärgsten Feind vor einem leichtsinnigen Weibe!"

Mit dieser orakelhaften Auslassung nimmt er seufzend Abschied und seine Frau blickt ihm kopfschüttelnd nach. Natürlich ist irgendwo irgendwas passiert mit der Gnädigen drüben — unterwegs; er hätt's ihr doch sagen können? Nun sitzt sie da und vergeht vor Neugier.

Im Schlosse ist, sozusagen, das unterste zu oberst gekehrt. Tante Tonette und so viel andere Hände, wie aufzutreiben waren, wirtschaften einher, um der Kranken Erleichterung zu schaffen. Man hat den riesigen Saal geheizt und die halbe Orangerie aus dem Gewächshaus hinaufgeschafft; die Aermste hat solch schrecklichen Lufthunger. Sie ruht halb sitzend im Bette, und ihre Hände zerren das spitzenbesetzte Nachtjäckchen von der armen kranken Brust, als drücke es dieselbe. Sie hat eine Angst vor dem Sterben, nicht zu sagen.

Die Poldi ist heute früh eingetroffen mit sämtlichen Sachen, die Edith unterwegs eingekauft hat, mit drei oder vier häuser-

Digitized by Google

hohen Koffern, die Ediths Garderobe enthalten, und mit der quittierten Hotelrechnung, die Graf Altwitz noch bezahlt hat. Poldi ist auch auf seine Kosten hergereist. Tonette nimmt die Rechnung in Empfang und legt sie auf Mohrmanns Schreibtisch; auch dieses Geld muß bald zurückerstattet werden. Noch einen Blick auf die Schlußsumme wirft Tante Tonette, ehe sie Antons Zimmer verläßt — die Höhe des Betrags treibt ihr das Blut in die Wangen und sie sagt droben zu Poldi: „Das muß ja ein grauenhaft teures Hotel gewesen sein, das sind ja Unsummen!"

„Euer Gnaden, dös ist halt, weil gnä Frau alleweil die Leuteln zun Eff'n eing'lad'n hat."

„Wär' ich nur bei ihr geblieben!" seufzt Tonette.

„Ach, an Gesellschaft hat's nit gefehlt," meint die lustige Oesterreicherin, „die gnä Frau hat gar viel Bewunderer gehabt. Das arme Tschapperl, der Offizier von Berlin, hat absolut wollen, sie sollt' sich wegen seiner scheiden lassen."

Tante Tonette hört ganz erstarrt zu.

„Und nun so krank" — fährt Poldi fort. „Du mei — so auf amal, wie 'ra Blitz is's gekomme! Und ich mein', zuerst hab' i's gemerkt, wie der Herr Hauptmann von Röben so plötzlich abg'reist ist. I glaub' —"

Tante Tonette richtet sich hoch auf. „Sie haben gar nichts zu glauben, meine Liebe," sagt sie, „und ich bitte mir aus, daß Sie hier im Hause möglichst wenig von dem erzählen, was Sie ‚glauben', sonst ist's besser — Sie gehen."

„O mei! Euer Gnaden! I bitt' schön, i red' kan anzig's Wörtel!" stammelt das hübsche Mädchen, und als die alte Dame den Rücken gewendet hat, da murmelt sie: „Und wahr i's doch, daß meine Dame bis über die Ohren verliebt war in den blonden Herrn. Du mei! I thu ihm's nit verdenken, wann er endlich an Zorn kriegt, wann er merkt, daß sie ihn an der Nasen spazieren g'führt hat und gar nit g'dacht hat ans Ernst machen. — Was die thät mit so an armen Schlucker, sie, die selber so a Schloß hat. O du mein! Wär' sie nur gesund, hier könnt' mir's schon gefallen."

„Daß nur Anton nichts erfährt von dieser Geschichte," denkt Tonette und ahnt nicht, daß ihn dies kaum noch berühren würde.

Er geht ruhelos auf den Feldern umher, er kommt am liebsten gar nicht mehr ins Schloß während der nun folgenden Zeit. Tonette zerrt ihn täglich einmal nach dem Krankenzimmer; aus eigenem Antrieb es zu betreten, fällt ihm nicht ein. Wie hat er sonst so gern an ihrem Bette gesessen, ein liebevoller geduldiger Pfleger — damals, als die Kinder geboren waren! Jetzt kommt ihm alles unheilig, entweiht vor. Er hat wohl Mitleid mit ihr, aber er ist so weit entfernt von dem, was sein Herz bewegen sollte in dem Kranken- — wahrscheinlich in dem Sterbezimmer seiner Frau. Er erfüllt jeden ihrer Wünsche, selbst die weitestgehenden, wunderlichsten. Als sie aber mit ihrer verlöschenden Stimme fragt: „Du hast mir noch nicht verziehen?" vermag er kaum zu antworten. Es ist ihm, als müsse er ersticken in dem riesigen Saal, in dem die verschiedensten Ruhelager für sie hergerichtet sind. Hier eines unter Palmen, dort nahe dem Kamin ein anderes, von einer spanischen Wand umgeben; am Fenster eine Chaiselongue und an der Wand das spitzenduftige Bett. Was zu beschaffen ist an erlaubten Leckereien wird ihr gebracht, Austern, Früchte, seltene kräftigende Weine. Und Poldi hat ihre schöne Herrin in duftiges spitzenbesetztes Weiß gehüllt, und die Augen haben noch nie so geglänzt, nie ist der Teint so weiß, so durchsichtig gewesen.

Sie schläft viel am Tage, nur die Nächte sind schlimm, wo der Husten sie peinigt, und dann redet sie irre und verlangt nach Anton, aber Tonette ruft ihn nicht.

Warum soll er hören, was sie spricht? Er darf es nicht hören.

Draußen ist der April gekommen und die Apfelbäume blühen wie seit Jahren nicht. Die Stimme Lothars schallt herauf aus dem Garten bis in Ediths Krankensaal, wo die ersten Veilchen duften. Sie hat sich während der letzten Tage sehr verändert, das Gesicht ist spitz geworden, die Augen sind unnatürlich groß. Sie hat nur noch einen Wunsch, sie will reisen. Tante Tonette verspricht es ihr: „Sowie du ein wenig kräftiger bist, Edith."

„Hier erhole ich mich nicht, Tante." — Sie hat keine Ahnung, daß sie bald sterben muß: sie ist voller Hoffnung, voll brennender Sehnsucht nach dem Leben draußen. In Soden wird sie den dummen Husten sicher bald los, meint sie, nur von Wartau fort, von hier fort!

„Ja," sagt Tonette, „sobald es irgend geht."

„Die Poldi kann immerhin schreiben an Worth." Seit sie Pariser Toiletten getragen, mag Edith keine andern mehr. „Dieses oder jenes Kleid ist für Soden noch modern genug, man ist in Paris gut um zwei Jahre Deutschland voraus."

„Poldi wird schreiben, heute noch."

„Anton soll kommen," fordert die Kranke dann.

Tante Tonette klopft unten an seine Thür; als sie eintritt, findet sie ihn im Gespräch mit einem Herrn, der ihr als Direktor Buchenberg vorgestellt wird. Anton bittet diesen um Entschuldigung und geht mit Tonette hinauf nach dem Krankenzimmer.

„Du mußt verzeihen, Edith," sagt er ein wenig aufgeregt, „lange Zeit habe ich nicht — Buchenberg ist unten; in zwei Stunden reist er wieder ab; es betrifft wichtige geschäftliche Sachen. Was wünschest du? Kann ich irgend etwas — —"

Sie hat nach seiner Hand gegriffen, es liegt ein Ausdruck trostloser Angst in ihren Augen. „Fort! Ich will fort — ich ersticke hier!" flüstert sie.

Er sieht nieder auf das, was von der einst so reizenden, so heiß begehrten Frau noch geblieben ist, auf das abgezehrte mit dem gewaltigen Leiden ringende Geschöpf und setzt sich, von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, auf den Rand ihres Bettes. „Sobald es geht, Edith."

„Bringe mich hin — nach Soden —," stößt sie hervor, „morgen, bitte, morgen!"

„Ja, wenn du es wünschest."

Es ist, als ob sie ruhiger wird. „Du bist sehr gut," sagt sie leise, kaum vernehmbar, indem der Kopf zurückfällt. Ein paarmal ringt sie heftig nach Atem; er stützt sie, hält sie in den Armen, und während dieser bangen Minuten sinkt ihr Kopf gegen seine Brust wie der eines müden Kindes. Ein unverständlicher Laut kommt noch einmal und nun ist es still, ganz still. Durchs Fenster fliegt ein kleiner Vogel, kreist ein paarmal unter dem Deckengemälde und sucht dann wieder das Freie, wie erschreckt vor der unheimlichen Nähe des Todes.

Aus dem Garten drunten jubelt noch immer Lothars Stimme und Blütenduft umschmeichelt das wachsbleiche schöne Gesicht, das der große Mann mit dem leicht ergrauten Haar eben vorsichtig wieder in die Kissen zurückgelegt hat. Nun steht er vor der Toten mit schlaff herunterhängenden Armen und starrt sie an. Ein tiefer Seufzer hebt seine Brust, sein Auge bleibt trocken.

Wie Tante Tonette ahnungslos ins Zimmer tritt, kann er nur eine Handbewegung nach der Entschlafenen machen, zu sprechen vermag er nicht, und als sie lautweinend vor dem Bett niederstürzt, geht er hinaus, die Treppe hinunter, in den Garten, nimmt seinen Jungen auf den Arm und trägt ihn in die Laube, in die sprossende Buchenlaube am Ende des Parkes. Er hat nur stumme heiße Liebkosungen für das Kind, als wolle er ihm irgend etwas abbitten. Der Kleine sieht ihn erschreckt an und fängt an zu weinen; Anton nimmt ihn wieder empor und geht ins Schloß, in sein Zimmer, wo Direktor Buchenberg in größter Unruhe sitzt und auf ihn wartet.

„Seine Mutter ist eben gestorben," sagt Anton, den dunklen Lockenkopf des Jungen an sich pressend, „verzeih' nur, Buchenberg, wenn ich nicht —"

„Aber, ich bitte dich, alter lieber Kerl, Herrgott, ich hatte ja keine Ahnung," stammelt fassungslos der Freund.

Anton hat ihm die Hand überlassen, nun entzieht er sie ihm und wehrt stumm und hastig ab, daß der andere betroffen schweigt. Erst als Anton ein paarmal, noch immer das Kind auf dem Arm, im Zimmer auf und ab gegangen ist, bleibt er wieder vor dem Direktor stehen.

„Siehst du, Buchenberg," beginnt er.

Doch der unterbricht ihn, noch immer ganz außer sich: „Und daß ich dir gerade heute solch unangenehme Nachricht ins Haus tragen muß, Anton — Herrgott, ich hatte ja keine Ahnung! Ich drücke mich natürlich sofort, ich denke, es wird sich schon noch ein paar Tage hinhalten lassen mit Sybel — wenn du wieder ruhiger bist, schreibe es mir nur, ich komme wieder, Anton." Und dabei schüttelt er immer und immer wieder die freie Hand des Freundes.

Digitized by Google

„Ich bin ganz ruhig, Buchenberg, setze dich doch," erwidert Anton, „es ist ja auch nicht viel mehr zu reden, gar nicht viel — wenn's wahr ist, was du sagst, dann ist's ja soweit, dann geht's bergab mit der Sache. Sybel hat recht, wenn er sich rückwärts konzentriert; ich möcht's auch thun, wenn ich nur könnte, wenn ich nicht so tief drin säße. Ich muß es nun abwarten oder in Sybels Stelle einrücken, das heißt, ihm seine Rechte und die Prioritäten abkaufen. Und das kann ich nicht, kann ich nicht, selbst wenn ich wollte. Ich wüßte auch keine Seele mehr, die mir das Geld dazu borgt, noch dazu angesichts des Konkurrenzunternehmens, das ja riesenhaft wird. In Gottesnamen mag Sybel die Prioritäten verkaufen an wen er will, ich kann's nicht aufhalten, ich nicht mehr!"

Direktor Buchenberg greift nach seinem Hut. „Na, dann leb' wohl, Anton, ich meinte es nur gut."

„Leb' wohl! Ich weiß, daß du es gut meinst, aber wie du mich hier siehst, bin ich nichts mehr wie ein Bettler, und ob ich mich je wieder herausreißen werde — ich weiß es nicht. Leb' wohl, Buchenberg!"

Buchenberg steht noch ein Weilchen und sieht sich den Mann an, der im Sofa sitzt neben seinem Kinde, dessen Lockenköpfchen er mechanisch streichelt. Er will ihm noch ein paar gute Worte sagen, aber es würgt ihm etwas in der Kehle. Unbeschreiblich leid thut ihm der große Mensch dort. Er weiß, daß jedes Wort wahr ist, das Mohrmann gesprochen hat, er sieht es ja auch, die nagenden Sorgen liegen zu deutlich ausgeprägt auf seinem Gesicht, sprechen aus dem rasch ergrauten Haar.

„Adieu, Anton!" murmelt er noch einmal, dann geht er und trifft vor der Thür auf zwei weinende, in Schwarz gekleidete alte Damen, die beiden Fräulein v. Wartau, die mit Anton sprechen wollen wegen des Begräbnisses und der dazu gehörigen Feierlichkeiten. Anton hat ihren Eintritt beinahe überhört, er hält das Kind wieder auf seinen Knieen und rührt sich nicht, als die Tanten seiner verstorbenen Frau sich ihm nahen.

Wie Tonette von dem Trauergottesdienst anfängt und fragt, ob der Saal schwarz ausgeschlagen werden soll, erhebt er sich und geht zum Geldschrank.

„Hier ist alles, was ich noch habe," sagt er bitter und legt fünfhundert Mark hin, „ich wollte die Leute damit lohnen morgen, aber sie müssen warten. Nehmen Sie es und besorgen Sie alles im Sinne der Verstorbenen, Sie wissen wohl, wie sie es gern gehabt hätte."

Verstört entfernt sich Tonette. Josepha aber kommt zu ihm und legt ihre zitternde Hand auf seine Schulter.

„Steht es so schlimm?" fragt sie leise.

Er nickt, und mit einem kurzen nervösen Auflachen fügt er hinzu: „Sie starb zur rechten Zeit, Baronesse."

Wieder einmal Herbst, Spätherbst! Zu Bärenwalde auf dem Rödershof sitzt die Frau in ihrer Stube vor dem Nähtisch und hält Ruhestunde während der Dämmerung. Sie ist heimgekommen von dem Felde vor ein paar Minuten, der Wind hat ihr die Backen rot gefärbt und um sie herum ist ein Hauch von Kälte und Frische, der ihren Kleidern entströmt. Neben ihr im Vogelbauer wiegt sich schläfrig der Kanarienvogel, im Ofen knistert das Feuer; Christel genießt die schönste Stunde ihres Tages.

Sie legt den Kopf an die Polster zurück und sinnt; es ist immer dasselbe. Als ob ein Frauenherz an etwas anderes denken kann als an das, was es einst so ganz ausgefüllt hat, und wäre ihm dies auch entrissen! Sie hat sich allmählich so an dieses „Erinnern" gewöhnt, daß sie ungeduldig wird, wenn eine Störung kommt, und träten auch diejenigen ein, die ihr die liebsten Menschen sind. Sie denkt eben an Wartau, sie malt sich das Leben Antons aus und tröstet ihn, sie redet ihm zu, der Frau nicht mehr im Groll zu gedenken, sie streichelt die mutterlosen Kinder. Keine Spur von Bitterkeit blieb in Christels Seele, seitdem sie ihn wiedersah, so vergrämt und versorgt. Als sie den Tod Ediths erfuhr, weinte sie bitterlich; er hat sie ja doch sehr geliebt. Sie war ja zuletzt wieder in Wartau, und jedes Mißverständnis wird angesichts des drohenden Todes hinweggelöscht sein zwischen ihnen — er wird sie innig betrauern.

Mit keinem Menschen hat sie über den Todesfall gesprochen. Schwester Louischen, die den Wendlandt heiratete, ist freilich an dem Tage, da Christel die Traueranzeige in der Zeitung las, mit dem Kinderwagen und dem Würmchen zu ihr gekommen, so um nichts und wieder nichts, und hat allerlei zu reden gehabt, erwartend, daß Christel etwas sage darüber, aber vergebens. Christel that ihre Arbeit wie immer und ihre geröteten Augen — die waren vom Rauch in der Küche; die Aprilsonne hätte gerade so mächtig auf die alte Esse gedrückt, daß der Rauch sich nicht hinauswagte in die blaugoldene Frühlingsluft und lieber in die Küche geflüchtet wäre.

Frau Louischen konnte in der Miene der Schwester kein einziges Zeichen gewahren, das irgend eine Hoffnung verriet. In ihrem Gehirn aber hatte die Todesnachricht gleich eine ganze Reihe von Möglichkeiten erstehen lassen, die ihr keineswegs sehr erfreulich waren. Herrgott — nein — das fehlte gerade noch jetzt, wo die Christel eben wieder zu etwas gekommen ist! Louischen, oder vielmehr ihr Kind, haben freilich nicht nötig, auf eine Erbtante zu rechnen, aber sie sieht auch anderseits gar nicht ein, warum man nicht an allerhand Möglichkeiten denken soll, denn gebrauchen kann der Mensch immer Geld. Jedenfalls hat sie seit dem Tode der Frau Mohrmann Nr. 2 ihre Schwester mit doppelter Aufmerksamkeit beobachtet.

Heute kommt Louischen wieder einmal in Begleitung des Kinderwagens und bricht in den Frieden von Christels schönster Stunde ein mit hochrotem Kopfe und fliegendem Atem. Der leichte Wagen wird rasch über die Stubenschwelle gestoßen und durch die tiefe Dämmerung schallt es geradezu triumphierend:

„N' Abend! Na, was sagst du denn dazu, Christel? Ich hab's ja immer behauptet, so muß es kommen!"

Christel ist emporgefahren. „Ums Himmels willen, Louise, was giebt's denn? Ist was geschehen?"

„Brauchst kein Licht zu machen, ich kann den ganzen Salm auswendig und wenn du noch nichts weißt, werd' ich's erzählen. Siehst du, wenn du nur Lust hast, kannst du dir Wartau wieder kaufen. Die Herrlichkeit dort ist zu Ende!"

„Wartau? Mohrmann verkauft Wartau?" stößt sie hervor. „Das ist nicht wahr!"

„Nun, Robert lügt doch sonst nicht, und der schreibt's. — Er hat mit Wendlandt wegen des ‚kleinen Anto' zu korrespondieren gehabt, der Junge will ja, glaube ich, partout Oekonom werden anstatt zu studieren — wird sich wohl auf die Thronfolge im Rödershof einüben wollen."

„Robert schreibt's?" fragt Christel tonlos, die gehässige Anspielung auf den Neffen überhörend.

„Jawohl, Robert schreibt's!" wiederholt Louischen und setzt sich neben den Kinderwagen, den sie unaufhörlich hin- und herschiebt, obgleich das Kind sich völlig ruhig verhält.

„Wie ist das möglich?" fragt Christel, „was schreibt denn Robert darüber?"

„Na, das soll wohl gar ein Wunder sein? Im Hochmut ein Rittergut kaufen, dann Erben haben wollen dafür, die Frau, die alles mit erarbeitet und erschuftet hat, zum Teufel jagen, um eine Vornehme zu heiraten, die das mühsam Erworbene durchbringt mit Putzen, Reisen und Festegeben, und" — jetzt lacht sie laut und höhnisch — „nun hat er die Erben, aber nichts mehr ihnen zu hinterlassen! So mußte es kommen, das habe ich ihm immer gegönnt, dem Wichtigthuer, dem Klugschnacker."

Christel ist zurückgesunken in ihren Stuhl, sie rührt sich nicht; die Hände hat sie krampfhaft ineinander gefaltet, die Augen starren durch das Fenster in die beginnende Dunkelheit hinaus.

„Na ja, ich sagte schon zu Wendlandt vorhin," schallt Louischens Stimme wieder, „es rächt sich eben alles. Nun kann er wieder eine Inspektorstelle annehmen, und das wird auch nicht so eins zwei drei gehen; einem verkrachten Gutsbesitzer, dem traut doch keiner, denn wer sein Eigenes nicht verwalten konnte, wie wird der da mit fremdem Gute umgehen? Und dazu die Kinder auf dem Halse, drei Stück! Robert schreibt, es sei ein Jammer, der Mann thue ihm zu leid. — Unsinn! Mir thut er gar nicht leid, nicht im mindesten, er hat's ja nicht anders gewollt. — Nun ist übermorgen der Termin, und die Heine hat Robert erzählt, sobald verkauft ist, ziehen die beiden alten Fräulein in ihr Stift — wo sollen sie denn auch hin? — und er sucht eine Stelle. Sie habe sich angeboten, vorläufig die Kinder

Digitized by Google

zu verpflegen, bis er ein Unterkommen gefunden hat, aber da kann die lange sitzen mit den Würmern."

„So schlimm wird's wohl nicht werden," bemerkt Christel jetzt ruhig, „Wartau hat seinen Wert und dann das Flußspatwerk —"

„Hat gefälligst auch Pleite gemacht, so gut wie Pleite!"

„Ist ja unmöglich!" stößt Christel hervor.

„Lies doch die Zeitung! Die Aktien kriegst du für umsonst, die Engländer, die die neuen Werke bauen, haben sie so gedrückt; werden wohl kaufen jetzt, weiter wollen sie nichts. Die Gesellschaft hat ja doch die Dummheit begangen mit dem Bahnbau, und dabei sind sie alle geworden, da ist nichts mehr zu holen. Und wenn ein Gut sub hasta, oder wie sie das nennen, versteigert wird, na da —"

„Was? Subhastiert?" schreit Christel entsetzt, „Wartau subhastiert?"

„Lies doch den Brief, da hast du ihn!" antwortet Frau Wendlandt und wirft ein Papier auf den Tisch, „ich muß ohnehin hinüber, mein Mann kommt von der Stadt zurück. Siehst du, Christel, ich bin gewiß nicht schadenfroh, aber ich sage — —"

Das Rollen des Kinderwagens übertönt ein Aufschluchzen der gequälten Frau dort am Fenster.

„Na, Gute Nacht, Christel! Komme doch auch mal mit vor! Du thust so schrecklich vornehm, Wendlandt sagt es auch — na, schlaf wohl!"

„Gute Nacht," sagt Christel, kaum fähig, zu sprechen; ihr ist so wirr und wüst im Kopfe. Wartau subhastiert! Wie ist's denn möglich, wie ist's möglich! Sie durchlebt alles noch einmal — den Tag, an dem er kaufte. Wie war er stolz, der Mann, als er ihr verkündete „Wartau ist jetzt mein!" Sie entsinnt sich aller Einzelheiten, ihrer bedrückten Stimmung, als habe sie geahnt, daß dieses Wartau ihr Glück vernichten werde. Sie erinnert sich, wie sie zu Pastors und zur Mutter gelaufen war, um dies Ereignis zu verkünden, erinnert sich, wie sie dann neben Anton in das Schloß übersiedelte, in dem sie ihn verlor, wo ihr Glück vernichtet wurde! Das schöne Geschöpf steht vor ihren Augen, das ihn hinweg lockte von ihr, das sein Verderben wurde, das nun tot ist und nicht mehr zu erleben braucht, wie er als Bettler hinunter geht von Wartau. — Wie muß ihm zu Mute sein? Wie mag er es tragen? denkt sie, und was wird er anfangen?

Und sie springt empor und geht mit großen hastigen Schritten durch die Stube, als müsse sie die Thüre öffnen und geradeswegs aus dem Hause schreiten, unaufhaltsam bis nach Wartau. Dann steht sie und fühlt, daß ihr das Blut siedend in die Wangen steigt — sie ist ja geschieden von ihm! Was würde er denken, wenn sie jetzt käme und sagte: Gieb mir die Kinder — ich bin einsam und traurig, ich will sie erziehen und bewahren, bis du neuen Grund gefaßt hast? Würde er nicht glauben müssen, daß sie — —

Mutlos kehrt sie ins Zimmer zurück. Sie hat ja keinen, keinen Nebengedanken, nur die Sorgen will sie ihm erleichtern, aber — es geht nicht, es geht nicht! Tot würde sie sich schämen, könnte er glauben, sie wollte seine Liebe wieder.

Mit zitternden Fingern macht sie Licht. Sie muß sich zusammenraffen, muß stark sein; der Mann, die Kinder, sie sind ihr nichts mehr, dürfen ihr nichts mehr sein als fremd, ganz fremd.

Christel schleppt sich ein paar Tage weiter an ihrer erzwungenen Resignation, sie bringt es sogar fertig, zu Louischen zu sagen, mit ganz eigentümlich harter Stimme zu sagen: „Ja, lieber Gott, ich kann ihm doch nicht helfen?" Worauf Louischen zu ihrem Gatten bemerkt: „Na, gottlob, sie ist vernünftig geworden! Ich hatte schon Angst, ihre Großmütigkeit würde uns einen neuen Streich spielen und sie sich die Kinder holen und eines Tages den Vater dazu. Zuzutrauen wär's ihr; sie ist ja reinweg auf den Knieen vor ihm herumgerutscht, als sie noch seine Frau war."

Nein, Christel ist ganz vernünftig, Christel arbeitet und spart und schafft; nur die Dämmerstunde fürchtet sie mit ihren Erinnerungen, aber sie macht sich dann draußen Arbeit.

Weihnacht zieht vorüber, der Sylvester und das Neujahr. Am Dache des Rödershofes hängen prachtvolle glitzernde Eiszapfen. Der „kleine Anto" — der Gymnasiast führt noch immer diesen Namen — ist auf Ferienbesuch bei Christel gewesen; er will von der Schule abgehen und wirklich Landwirt werden. Der hat nun, veranlaßt durch Tante Louise, in Christels Gegenwart allerlei erzählt.

Wartau hat ein neugeadelter Herr von Salamonsky gekauft mit allem, was drin und dran, der ganzen Einrichtung, und doch hat das Geld kaum gereicht, Mohrmanns Verbindlichkeiten zu lösen. Uebrig geblieben sei natürlich nichts. Ohne die Kunstgegenstände, namentlich die alten fast unbezahlbaren Uhren, Gemälde &c., die gerichtlich immer hoch taxiert waren — Dresdner Sachverständige hatte man zugezogen — würde er noch mit Schulden vom Hofe gegangen sein. Der Herr von Salamonsky beabsichtigt, nur im Sommer acht Wochen lang in Wartau zu wohnen, sonst in Berlin, und die wertvollsten Gegenstände aus dem Schlosse werden nach seinem palastartigen Hause in Berlin geschafft. Heine ist noch Inspektor, aber lange will er nicht mehr dort bleiben, und der Baron hat die Bemerkung fallen lassen, die bisherige Lotterwirtschaft dürfe so nicht weiter gehen.

Lotterwirtschaft! Klein Anto ist förmlich empört: „Jeder Mensch weiß, daß Mohrmann Unglück hatte und dann — die verstorbene Frau!"

„Wo ist er denn jetzt?" hat Frau Louischen gefragt.

„Ich weiß nicht, Tante," ist die Antwort gewesen. „Welche sagen, er sei in Ungarn, und andere, in Amerika."

„Das muß doch Frau Heine wissen?"

„Ich habe sie nicht gefragt," entschuldigt sich Anto, „ich war ja aber auch nicht daheim seit dem Herbst."

„Na, sind denn die Kinder bei ihm oder bei Heines?"

„Ich glaube, bei Heines, ich weiß es aber nicht genau. Der Vater könnt's doch gewiß sagen, wenn Tante Louischen ihm darum schreiben will."

„Na, mir ist's egal," meint Frau Wendlandt, „und andern Leuten ja wohl auch," und dabei schielt sie zu Christel hinüber.

Die sitzt schweigend und näht. Sie sieht sehr blaß aus seit der letzten Zeit und hat oft rote Ränder um die Augen. Die Gegenwart der Schwester, die so ganz und gar nicht harmoniert mit ihr, ist eine wahre Qual für sie. Sie hat sich nicht gefreut, als Wendlandt um Louischen freite. Die Schwester ist ihr unsympathisch, das herbe, berechnende Wesen derselben beengt und beklemmt sie unsagbar.

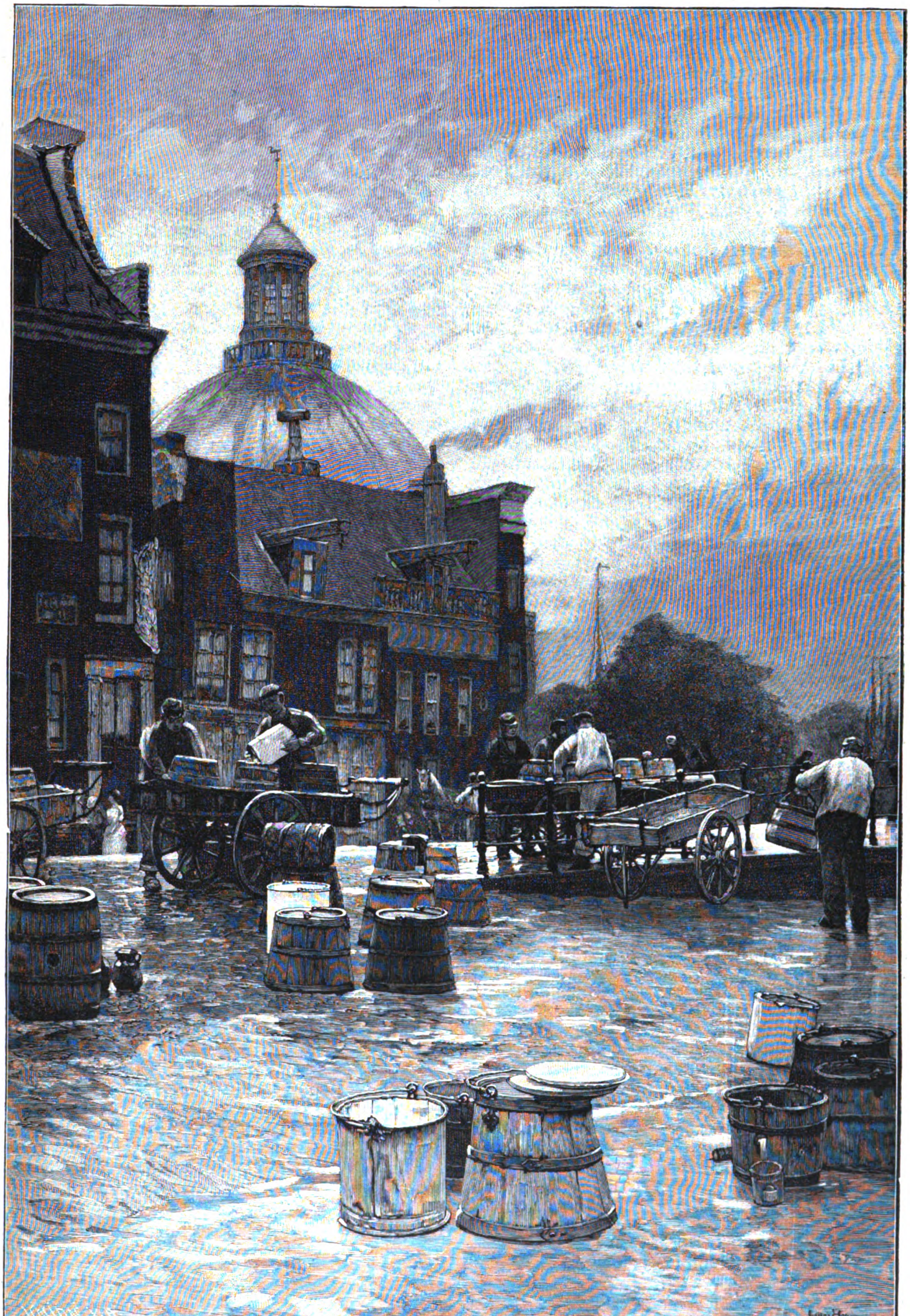
Es giebt eben Menschen, die immerfort in die Verhältnisse ihrer Nächststehenden einzureden haben. Schlimm, wenn dieser Nächste eine alleinstehende Frau oder ein Mädchen, noch schlimmer, wenn sie arm ist, denn dann wird sie hier- und dorthin gestoßen, wird beständig vorwurfsvoll angesprochen und ihre Kräfte werden ausgenutzt wie die eines Lasttieres. Am allerschlimmsten aber ist's, wenn die Unglückliche sich eines gewissen Wohlstandes erfreut; dann ist sie die Zielscheibe aller möglichen und unmöglichen Spekulationen, sie ist schlechterdings nur für die lieben erwartungsvollen Verwandten auf der Welt, die sie beobachten, ihr Thun und Lassen bekritteln, jeden Pfennig, den sie ausgiebt, bereden; kurz, eben weil sie allein steht, muß sie in den Augen dieser egoistischen, zum Teil sehr kleinlich denkenden Leute noch froh sein, daß ihre Kräfte, ihre Zeit, ihr Geldbeutel doch zu etwas gut sind, nämlich dazu, jenen das Leben zu versüßen. Und wehe ihr, wenn sie sich daran erinnert, daß auch sie eine Persönlichkeit ist, daß sie eigene Wünsche, eigenen Geschmack, eigenen Willen besitzt, dann fallen sie rücksichtslos über die Unglückliche her, die lieben Nächststehenden. Da ist sie dann verrückt, verschroben, unvernünftig! „Wir sind ja da, sie hat uns ja, was will sie denn eigentlich? Sie soll nur ihr Geld zusammensparen, denn wir haben Kinder! Diese Kinder zu lieben, dazu ist sie verpflichtet!" Und diese Kinder sind darauf dressiert, eine Tante anzusehen als ein von Gott dazu erschaffenes Wesen, für sie zu sorgen und zu arbeiten, denn sie hat ja von Rechts wegen sonst niemand, für den sie schaffen darf, nicht einmal für sich selbst.

Louischen erbaut förmliche Romane auf Christels erarbeitetes kleines Vermögen und Louischen sagt ärgerlich zu dem jungen Anto: „Na, du kommst dir wohl gar schon vor wie der Majoratsherr hier? Da sind andere auch noch; mein kleiner Erich hat gerad' dasselbe Recht wie du — daß du es weißt."

Und der anständige Junge antwortet ganz empört, daß er

tz

Digitized by Google



Milchmarkt am Singel zu Amsterdam.
Nach dem Gemälde von H. Herrmann.

Digitized by Google

mit keinem Gedanken bis jetzt an den Rödershof gedacht habe, und dreht ihr den Rücken zu.

Christel merkt das kaum, sie kann sich in solche Gesinnungen nicht hineindenken. Sie giebt so gern, es ist ihr so selbstverständlich, daß die Pastorskinder eine Hilfe an ihr haben; sie giebt, weil sie geben muß, es liegt so in ihr. Daß man schon an ein „Dereinst" denkt, an die Zeit, wo sie ihre Augen zuthun wird, das ahnt sie nicht; sie fühlt sich so jung noch und so kräftig.

An einem recht windigen Abend zu Anfang des Februar kommt Louischen mal wieder an mit einem Briefe aus Wartau. Sie korrespondiert fleißig mit der Nichte, die des Pastors Haushalt jetzt führt; sie kann sich vor Neugier nicht lassen, sie muß doch wissen, wie es in Wartau steht, wo Mohrmann geblieben ist, und ob seine Kinder noch immer bei Heines sitzen. Nun bringt sie acht Seiten voll Neuigkeiten. Sie ist gleich nach dem Essen fortgelaufen und hat eine Magd mit der Wartung ihres Kleinen und den Vater mit der Oberaufsicht über die andern betraut.

Ihr Gesicht glüht ordentlich, als sie sagt: „Nu hör' nur mal, Christel — nein, wie ich gelaufen bin — vorhin habe ich den Brief gekriegt, konnte ihn aber erst jetzt lesen. Die Heines sind ja schon vor vier Wochen Knall und Fall fort von Wartau und wohnen in Dresden. Er, der Grobian, hat sich mit dem jungen Herrn von Salamonsky erzürnt; na, das Maul konnte er nie halten, ich habe mich schon über ihn geärgert, als er noch Inspektor bei Mohrmann war — der reine Flegel!"

Christel sitzt bei der Lampe und bessert Wäsche aus. Sie hat zuerst erschreckt aufgehorcht, jetzt fliegt ein Lächeln um ihren Mund. Woher Louischens ungünstiges Urteil über Heine stammt, weiß sie. Die hatte ihre Netze mal sehr angelegentlich nach dem tüchtigen fleißigen Mann ausgeworfen, aber der „Grobian" verstand nicht oder wollte nicht verstehen und holte sich seine kleine freundliche Frau aus einer anderen Gegend, das Gute, das so nahe lag, verschmähend.

Louischen hat vielleicht dieses flüchtige Lächeln gesehen und verstanden, denn sie zerrt mehrere Briefblätter so hastig und ärgerlich aus dem Umschlag, daß sie zerreißen, und sucht nach den Zeilen, die Heine an den Pastor richtet. „Na, von vorn brauche ich ja den ganzen Salm nicht zu lesen," beginnt sie, „das Interessante für dich kommt erst auf der zweiten Seite, hör' bloß mal:

‚— — Wir haben uns ja, wie oben gesagt, vorläufig hier eine kleine Wohnung gemietet, in der Vorstadt Striesen, und ich hoffe bestimmt, in nicht allzulanger Zeit wieder eine Thätigkeit zu finden. Meiner Frau macht die Pflege der Kinder ja auch viel Freude, aber — — Und nun kommt eine bange Frage, verehrter Herr Pastor —: hierorts herrscht augenblicklich eine heftige Scharlachepidemie, die schon manches Opfer gefordert hat unter den Kleinen. Seit drei Tagen ist der böse Gast auch in unser Haus eingekehrt; über uns im vierten Stock und drunten im Souterrain sind Kinder erkrankt an der unheimlichen Seuche, und manche haben sogar noch Diphtherie dabei. Meine Frau und ich, wir wissen vor Angst um unsere anvertrauten drei nicht was thun, und ich habe schon Mitteilung gemacht an die beiden alten Fräulein von Wartau, erhielt auch von Fräulein Josepha ein paar mit zitternder Hand geschriebene Zeilen des Inhalts, daß sie weiter nichts thun könne, als Gott zu bitten, die Kinder zu beschützen. Ihre arme Schwester habe — wohl vor Kummer und Herzeleid — vor kurzem ein schweres Nervenleiden bekommen, so, daß sie fast ganz gelähmt sei, und sie, Fräulein Josepha, wäre ebenfalls so schwach, daß sie nur mit Not und Mühe die Pflege der Kranken versehen könne. Eine andere Zuflucht für die Kleinen wisse sie nicht, denn Frau von Lattwitz sei ihrem nach Metz versetzten Gatten gefolgt, und wer solle die Kinder so weit hinbringen? Endlich, die Gräfin Altwitz sei in diesem Winter zu kränklich, so daß man nicht daran denken könne, sie mit den Kindern zu belästigen —

Nun dachten wir in unserer Angst, ob Sie, Herr Pastor, nicht aus christlicher Barmherzigkeit die Würmer eine Zeit lang hinnehmen möchten, bis wir über diese Epidemie hinaus sind? —‘"

Louischen hat das letzte mit erhobener Stimme gelesen. „Wie findest du das bloß?" fragt sie, sich unterbrechend, „da soll Robert, oder vielmehr Klärchen, sich mit den Kindern des Mannes befassen, der solchen Jammer über dich und uns alle gebracht, der dich fortgejagt hat!"

„Das that er nicht!" sagt Christel eigentümlich gepreßt, „ich bin von ihm gegangen."

„Na, klaube nur nicht an dem Wort herum," antwortet Frau Louise scharf, „am Arm hat er dich freilich nicht genommen und dich über die Schwelle gestoßen, er hat dich aber moralisch 'nausgeworfen, und das ist nun mal ganz dasselbe."

Christel schweigt, aber auf ihrem Gesichte wechseln Röte und Blässe, sie ist kaum fähig, weiter zu hören.

„So, nun kann ich aber das weitere sparen, das sind nur noch ein paar höfliche Redensarten, Komplimente und Bitten, um Robert einzufangen," setzt Louischen hinzu. „Ich will jetzt gleich mal die betreffende Stelle in Klärchens Briefe suchen, die von Roberts Antwort an Heine berichtet. Also höre:

‚Vater hätt's mir gewiß gern erlaubt,‘ schreibt das junge Mädchen, ‚die Kinder für einige Zeit in Pflege zu nehmen, aber unsere Jüngsten sind gar nicht munter, und außerdem wurden in Wartau auch mehrere Diphtheritisfälle gemeldet. Sonst wäre der gute Vater gern bereit gewesen, das Liebeswerk zu thun — —‘"

Hier bricht die Vorlesende ab und sagt: „Na, das mußte er ja nun versichern, so'n paar Redensarten vom guten Werke, von christlicher Liebe, das gehört sich für einen Pastor; ich freue mich nur, daß Robert nicht darauf hereingefallen ist. Eine zu harmlose Idee von Heine! Mich wundert es aber doch, daß er sich nicht auch an dich gewendet hat."

Christel schweigt und starrt an der Schwester vorüber, auf ihrem Gesicht liegt jetzt ein eigenes Leuchten. „Entschuldige einen Augenblick," bittet sie nach einem Weilchen, indem sie aufsteht. Sie geht zur Stubenthür, öffnet diese und ruft nach dem Knecht. Louischen hört den schweren Tritt des Mannes über die Steinfliesen der Flur kommen, und dann die Stimme Christels:

„Karl, die Braunen vor den Kutschwagen; in einer halben Stunde fahren Sie mich nach der Station! Der Zug geht doch um neun Uhr nach Dresden?"

„Jawoll, um neun Uhr, Frau."

„Na, dann sputen Sie sich, Karl!"

„Jawoll, Frau!"

Christel kommt zurück und geht an ihrer Schwester vorüber, ohne sie zu beachten, ins Schlafzimmer, dann kehrt sie zurück, öffnet den Schreibtisch, nimmt Geld heraus und verschließt den Schlüsselkorb. „Sei nicht böse, Louischen," sagt sie, „ich mach' mich nur zurecht, ich reise."

Frau Wendlandt ist aufgestanden und in ihrem scharf geschnittenen Gesicht spiegeln sich Erstaunen und heller Zorn über die Anstalten ihrer Schwester. „Du wärst, weiß Gott, so albern und holst dir die Wärgels," sagt sie auf gut Sächsisch.

„Hast du etwas dagegen einzuwenden?" fragt Christel ruhig.

„Nun, ich dächte doch! Wenn du das nicht selber fühlst — —"

„Wir fühlen beide sehr verschieden," meint Christel und stellt ihren Fußsack auf die Ofenbank, damit er etwas anwärmt.

„Ja, das kann sein — ein bissel mehr Stolz habe ich denn doch als du."

„In diesem Falle habe ich keinen Stolz, fände es auch unrecht, wenn ich ihn hätte."

„Du willst gewiß die Epidemie in Bärenwalde einschleppen? Na adje — fürs erste sind wir geschiedene Leute, ich setze meine Kinder nicht der Gefahr aus, sich hier den Tod zu holen."

„Das kann ich dir gar nicht verdenken, Louise; leb' wohl!"

Christel hängt sich den mit Hamster gefütterten einfachen Pelzmantel um, und als das Mädchen hereinkommt, beginnt sie diesem einige Aufträge zu erteilen. „Die Gaststube oben soll tüchtig geheizt werden, und morgen gegen mittag werde ich wieder hier sein, wahrscheinlich nicht allein." Und ob Marie auch klagen werde über ein wenig mehr Arbeit?

„Aber warum denn, Frau? Ich thu's gern."

Christels Gesicht ist so verändert, so getaucht in freudige Erwartung, daß das Mädchen sie ganz erstaunt ansieht, während Louischen, mit spöttischem Lächeln, die Hände unter die Schürze gesteckt, noch dasteht. „Man erlebt Wunder und Zeichen," sagt sie, „wenn Mutter das wüßte, im Grabe drehte sie sich um."

Christel antwortet nicht, sie hat's gar nicht gehört; Louischens Gehässigkeiten rauschen so an ihr vorüber, sie kennt sie und achtet nicht mehr darauf. Karl knallt draußen mit der Peitsche, zum Zeichen, daß er vorgefahren ist. Christel will ihrer Schwester

Digitized by Google

die Hand geben, aber die dreht sich achselzuckend um und verläßt vor ihr das Haus. Gut, daß Christel nicht hört, was die Schwester auf der einsamen Dorfstraße für halblaute Reden hält, sie würde außer sich sein; „eine alberne, verliebte Person!" das ist noch das wenigste, was sie sagt. Und daß man die Kinder holt in der Hoffnung, der Vater werde nachkommen, das ist bei Louischen unumstößliche Thatsache. „Sie ist imstande, das zweite Mal — er kann ja gar nicht besser thun — sie arbeitet für ihn und die fremde Brut, so ein dummes Schaf!"

Und Christel fährt in den windigen Februarabend hinein, als gehe sie zu einem Feste; mit derselben Empfindung, die sie als Kind hatte vor der Christbescherung. Seine Kinder holen können! Ein paar Wochen hindurch die kleinen weichen Körperchen hegen und pflegen dürfen! Die runden lieben Gesichtel sehen, sich anlächeln lassen — wie wundervoll!

Arme kleine Frau Heine — wie sie sich wohl ängstigen mag — so anvertrautes kostbares Gut! — Warum hat man nicht gleich an sie gedacht? Ja so — ja — man will ihr doch nicht wehthun, man hält sie für schrecklich kleindenkend. Ja, ja, er hat ihr wehgethan, den größten Schmerz ihres Lebens hat sie durch ihn erlitten, aber sie kann nicht hassen, sie kann nicht, und jetzt, wo er so unglücklich ist — —. Mögen die Leute sagen, was sie wollen, seiner Kinder darf sie sich annehmen mit gutem Gewissen!

„Morgen mittag um elf Uhr sind Sie wieder hier, Karl, und so viel Tücher und Decken, als ich habe, soll Marie in den Wagen thun," befiehlt sie, auf der Station angelangt.

— — — — — — — — — — — — — —

Christel kommt nach zweistündiger Eisenbahnfahrt in Dresden an und sucht trotz der späten Stunde Doktor Konring auf, dessen liebenswürdige Frau sie ganz verwundert, aber voll Jubel empfängt. „Ich wußte ja," sagt Christel, „daß Sie heute noch nicht schliefen, es ist Herrn Doktors Skatabend; hätte ich die Fenster dunkel gesehen, wäre ich in ein Gasthaus gegangen."

„Die Partie muß gleich zu Ende sein," erzählt Frau Doktor, während sie Christel in ihrem netten Wohnzimmer aus dem schweren Mantel hilft, „aber nun sagen Sie mir — was um alles in der Welt treibt Sie zu nachtschlafender Zeit nach Dresden?"

„Darf ich mit der Erklärung nicht warten, bis der Herr Doktor da ist?" bittet Christel und trinkt ein wenig von dem dargebotenen Punsch.

„Aber versteht sich, und er wird gleich kommen."

In der That verabschieden sich die Herren sehr bald und der überraschte Hausherr steht Christel gegenüber. „Der Tausend!" sagt er, die stattliche Erscheinung musternd: „Frau Christel, da oben im Rödershof giebt's wohl einen Jungbrunnen? So habe ich Sie ja kaum in der ersten Zeit Ihrer Ehe gesehen?"

„Nun berichten Sie aber," mahnt die Hausfrau.

Und Christel erzählt. Der Doktor geht mit unhörbaren Schritten auf dem Teppich einher. „Ja, ja!" wirft er ein, „eine regelrechte Epidemie — und da wollen Sie — —?"

„Sie werden's nicht falsch beurteilen?" bittet die große blonde Frau mit dem guten Gesicht und den angstvollen Augen.

Der Doktor nimmt ihre beiden Hände: „Ich — Sie falsch beurteilen? Das glauben Sie ja selber nicht! Nein, nein, folgen Sie nur Ihrem Herzen — es ist ungewöhnlich, aber es ist gut, was es Ihnen da eingiebt. Nehmen Sie die armen Dinger mit, Frau Christel, und lassen Sie die Leute reden, was sie wollen!"

Die Frau Doktor ist stumm geblieben. Als sie ein halb Stündchen später Christel in das Logierstübchen begleitet, sagt sie leise: „Sie lieben ihn noch immer!"

Christel dreht sich hastig um und streckt ihr die gefalteten Hände entgegen; die Thränen in ihren Augen flehen um Schonung.

„Verzeihen Sie," bittet die junge Frau, „aber wäre es denn so unnatürlich? Wäre es denn eine Schande? Kann man dafür?"

Christel antwortet nicht, sie ist ganz fassungslos.

„Was Sie thun wollen, thut nur eine Frau, die nie aufgehört hat zu lieben. Gute Nacht, Frau Christel!"

Und Christel löscht ihr Licht, als wolle sie ihre Thränen vor sich selber verstecken. „Nie aufgehört zu lieben!" sagt sie vor sich hin und nickt dazu. (Fortsetzung folgt.)

Erdbeeren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Richard von Strele.

Die Erdbeere ist uns allen eine liebe alte Bekannte von Kindesbeinen an. Wir haben sie selbst gesucht im sonnenlichtdurchsponnenen Walde, wir haben sie frisch vom Strauche genossen, eine nach der andern, wir haben sie an Halmen gleich Korallen aneinandergereiht oder in Sträußchen gebunden auf den Hut gesteckt; aber noch einen Fundort der Erdbeeren gab es für uns, zwar auch in einem Walde, aber nicht in dem von Birken und Buchen — im deutschen Märchen- und Sagenwalde.

Wie leuchteten der Kinder Augen, wenn Mütterchen in dämmernder Stube uralte Geschichten erzählte von dem Brüderlein und Schwesterlein, die auf die Beerensuche gingen und nun plötzlich einem Riesen, einer holdseligen Frau gegenüberstanden, wohl gar der Mutter Gottes selbst. In der Gegend von Männerstadt legt der Storch im Walde eingeschlafenen Kindern Goldperlen und die schönsten Erdbeeren in die Hand. In Tirol helfen die saligen Fräulein den Kindern Erdbeeren sammeln und pflücken so schnell, daß in einer Viertelstunde alle Körbchen gefüllt sind. Vom Laurathal bei Schlier erzählt man: Einmal verirrte sich im Walde, da, wo Fräule Laura gehen soll, ein Kind. Auf einmal kam ein warmes Lüftchen und es war da so grün und blühend wie im Frühling. Es sei gerade gewesen wie im Paradiese. Erdbeeren seien dagestanden in Hülle und Fülle und das Kind pflückte nach Herzenslust. Fräule Laura sei in diesem Garten schneeweiß spazieren gegangen. — Die Huzulen der Bukowina fabeln von der Dokia, welche durch die Stiefmutter gezwungen wurde, Erdbeeren zu suchen, ehe noch der Frühling gekommen. In einem Harzer Märchen helfen einem armen Stiefkinde Gott Vater, Gott Sohn und der Heilige Geist mitten im Schnee einen Korb voll dicker Erdbeeren pflücken. Auch die Erdweibchen in Effingen treten hilfreich auf. In Baisingen heißt es: „Waren Kinder im Walde und sammelten Erdbeeren. Da kam Christus der Herr und fragte: ‚Kinderchen, was habt ihr da?' — Sie sagten: ‚Nichts!' — Sagte Christus: ‚Nun soll es auch nichts sein!' Und seitdem sättigen die Erdbeeren nicht mehr." Und dieselbe Geschichte erzählt man an vielen, vielen Orten. Auch der Dichter Scheffel kannte sie, drum läßt er den St. Gallner Abt zu Hadwig, der Schwabenherzogin, sagen: „Das Studium der Wissenschaft ist dem jungen Menschen kein Zwang, kein lästiger, es ist wie Erdbeeren, je mehr man genießt, desto größer der Hunger!"

Die Erdbeere war als wildwachsende Pflanze längst bekannt, und schon in alter Zeit gehörte es zu den Freuden der Kinderwelt, in die Erdbeeren zu gehen. Schon ein Minnesänger jubelt:

„set, dô liefen wir ertbern suochen
von den tannen zuo der buochen
über stock und stein —
der wîle daz diu sunne schein."

Und im „Ruodlieb" tragen die Kinder die roten Beeren in selbstgeflochtenen Weidenkörbchen heim. In den Karpathen der Bukowina fertigen die Beerensammler Tüten aus abgeschälter Tannenrinde an, ein Verfahren, von dem auch Rückert weiß: „Und die Tanne oder Linde giebt geduldig ihre Rinde, wenn die Näpfe fehlen." In dem finnischen Nationalepos „Kalewala" spricht die Birke:

„Oft schon kamen zu mir Verlass'nem,
Zu mir unglückseligem Baum,
In den Tagen des Frühlings Kinder,
Knaben und Mädchen nahten sich,
Schnitten mit Messern meine Rinde,
Ritzten meine saftige Haut.
Böse Hirten an Sommertagen
Nahmen mir mein schimmerndes Kleid,
Schnitten Becher daraus zum Trinken,
Oder Körbchen zu Beeren gar."

Aus Tannenzweigen flechten die Kinder an der Semmeringbahn ihre Erdbeerkörbchen, die sie den Reisenden zum Kaufe anbieten. In der Chronik der Grafen von Zimmern liest man: „So haben die edelleut von Dalburg, genannt die kemmerer, ein

Digitized by Google

hof zu Wormbs, da ist inen järlichs ein rath schuldig, uf den pfingsttag zwen rumpf uß ainer rinden gemacht, mit erpör zu geben und mueß die rumpf from sein; mer ist inen der rath alda zu überantworten zwen new krum hefen mit kromen deckeln, auch voller erpör."

Auf dem Königsstuhle zu Rhense nahm der Bürgermeister an einem Sommertage Erdbeeren als Abgabe in Empfang.

Wie beliebt die Erdbeere beim Volke ist, das ersehen wir auch aus den verschiedenen Rätselfragen und Redensarten, die von ihr im Schwange sind, und nicht nur bei den Deutschen. So sagen z. B. die Zigeuner: „Was ist das? Ein Mütterchen sitzt im Grünen, wackelt schläfrig mit dem Kopfe und hat eine rote Haube auf?" — Das schweizer Rätsel lautet: „'s stot ame Reili, uf-em-e Beili und lot trolle en fürrote Chnolle." Aehnlich in Schwaben:

„'s sitzt etwas amme Rainle,
Es wackelt ihm sein Beinle,
Vor Angst und Not
Wird ihm sein Köpfle feuerroth."

Seit dem 16. Jahrhundert ist die Erdbeere eine Kulturpflanze geworden. Da wurden die amerikanischen Erdbeeren nach Europa gebracht. Die Amerikaner sind auch heute noch hervorragende Erdbeerzüchter, und es soll in Amerika nichts Seltenes sein, wenn ein einziger Farmer täglich 500 bis 800 Quart auf den Markt bringt. Nach England kamen die amerikanischen Erdbeeren im Jahre 1629, nach Frankreich 1715, nach Deutschland erst später. Zu den besten Erdbeeranlagen gehören im Inselkönigreiche die von Aberdeen. In ungeheurem Maßstabe wird die Erdbeerkultur in der Umgebung von Paris betrieben, namentlich in Bagnolet. Von der virginischen oder Scharlacherdbeere, von der Ananas- und der Chile-Erdbeere stammen die unzähligen Abarten der Gartenerdbeeren. Auch die Walderdbeere wurde in die Gärten versetzt, wo sie zwar protziger, aber nicht geschmackvoller wurde. In Hohbergs „Kuchelgarten" (1682) lesen wir über die Gartenerdbeeren:

„Es werden Erdbeer auch allhier nicht übel stehen,
Wo sich das Erdreich mag mit seinem Grund erhöhen,
Die Pröpstling sonderlich, dadurch der Mund erfrischt,
Das Herz erquicket wird, ganz rot, weiß untermischt;
Man pflanzet Erdbeerberg'; ihr viel' sie also setzen,
Daß wie ein Weingebürg ihr Anblick kann ergetzen,
Getheilet spannenweit, auf Stäblein angemacht,
Fein angebunden dran und etwas hoch gemacht."

Duftender und schmackhafter als die Gartenerdbeere ist jedenfalls die Walderdbeere. In seinen „Spätfrüchten" singt Adolf Pichler:

„Sind wir denn so arm im Norden,
Haben gar nichts wir zu bieten?
Mit des Südens schönsten Blumen
Wagen's unsre Alpenblüten.
Neben Pfirsichen und Trauben,
Deiner Villa Stolz und Ehre,
Möcht' ich fast noch höher preisen
Das Arom der Walderdbeere!"

Die Erdbeere ist keine eigentliche Beerenfrucht; was wir als Beere ansehen, ist der fleischig und saftig gewordene Fruchtboden, in welchen die kleinen Trockenfrüchte eingeteilt sind, jene kleinen unscheinbaren Nüßchen, welche den Fleischkörper bedecken. Diese Nüßchen und die aus dem Wurzelstocke entspringenden, stets neue Wurzeln treibenden langen Ausläufer sind die Fortpflanzungskörper unserer Pflanze. In erster Linie haben wir die Arten Fragaria vesca L., die gewöhnliche Walderdbeere, und Fragaria collina Ehrh., den Bresling, ins Auge zu fassen. Sie sind es, welche in den Holzschlägen, an Rainen und Waldrändern wachsen, von armer Leute Kindern eingesammelt und uns in die Städte gebracht werden. In neuester Zeit wurde das Beerensuchen an vielen Orten als Forstfrevel mit Strafen belegt; ein Fürstenbergisches Dekret vom Jahre 1746 bestrafte übrigens das Beerensammeln bereits mit einem Reichsthaler Geldbuße oder mit dreitägiger und dreinächtiger Beturmung.

Unter den Beerensammlerinnen giebt es manchen Aberglauben. So bekränzen die Beerengängerinnen des Brockens die sogenannte Brautklippe, wenn sie in einem Sommer zum erstenmal zu derselben kommen, und glauben dadurch das ganze Jahr hindurch Glück im Auffinden der Beeren zu haben. Erdbeerenopfer kommen nach Jahn in Böhmen vor und nach Höfler opferte man den drei Jungfrauen, die in unterirdischen Gängen singen, drei Aehren oder man band den Kühen Körbe von Erdbeeren und Alpenrosen zwischen die Hörner „für die Fräulein".

Die Frage, wie man die Erdbeeren genießen soll, wurde von Feinschmeckern vielfach erörtert.

Georg Hesekiel behauptet einmal, es gehe nichts über Erdbeeren, welche mit dem Saft einer süßen Orange befeuchtet sind. Erdbeeren in Burgunder tischt Dido bei Blumauer dem Aeneas auf. Bei Brillat-Savarin liest man, ein Gelehrter habe alle Zubereitungsarten übertroffen, indem er die gelbe Schale der Orange zufügt, die er mit Zucker abreibt. Bei den Göttermahlen auf dem Berge Ida sollen die Erdbeeren auf diese Weise zubereitet gewesen sein. Und Mörike schreibt in seinem Gedicht „Versuchung":

„Wenn sie in silberner Schale mit Wein uns würzet die Erdbeer'n,
Dicht mit Zucker noch erst streuet die Kinder des Walds:
O wie schmacht' ich hinauf zu den duftigern Lippen, wie dürstet
Nach des gebogenen Arms schimmernder Weiße mein Mund!"

Schimper ist für Wein und Zimmet.

Vossens Luise trägt „spanische Erdbeeren mit sahniger Milch" auf. Das ist alter deutscher Brauch.

Gevatter Märten, in dem gleichnamigen Gedicht in kurhessischer Mundart, ladet die Kasseler Kurfürstin ein:

„Se muß zusaa'n, uns emol zu besuchen
Up 'ne suure Melch un Erdbeeren blos."

In Karl Becks Dichtung „Meister Gottfried" heißt es: „Ich bringe Weizenbrot und fetten Rahm, sie taugen stets zur Erdbeer wundersam!" Daher auch die Redensart „Die Erdbeeren mit der Milch hinabschlucken!"

Daß die Erdbeeren auch in der Volksmedizin eine Rolle spielten, mag noch zum Schluß erwähnt werden. In der Schweiz giebt es sogar Erdbeerkurorte, z. B. Felsenegg-Churwalchen, Eigenthal. Der alte Linné hat mit Erdbeeren sein Zipperlein kuriert.

Ueber Lungenschwindsucht und Höhenkurorte.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

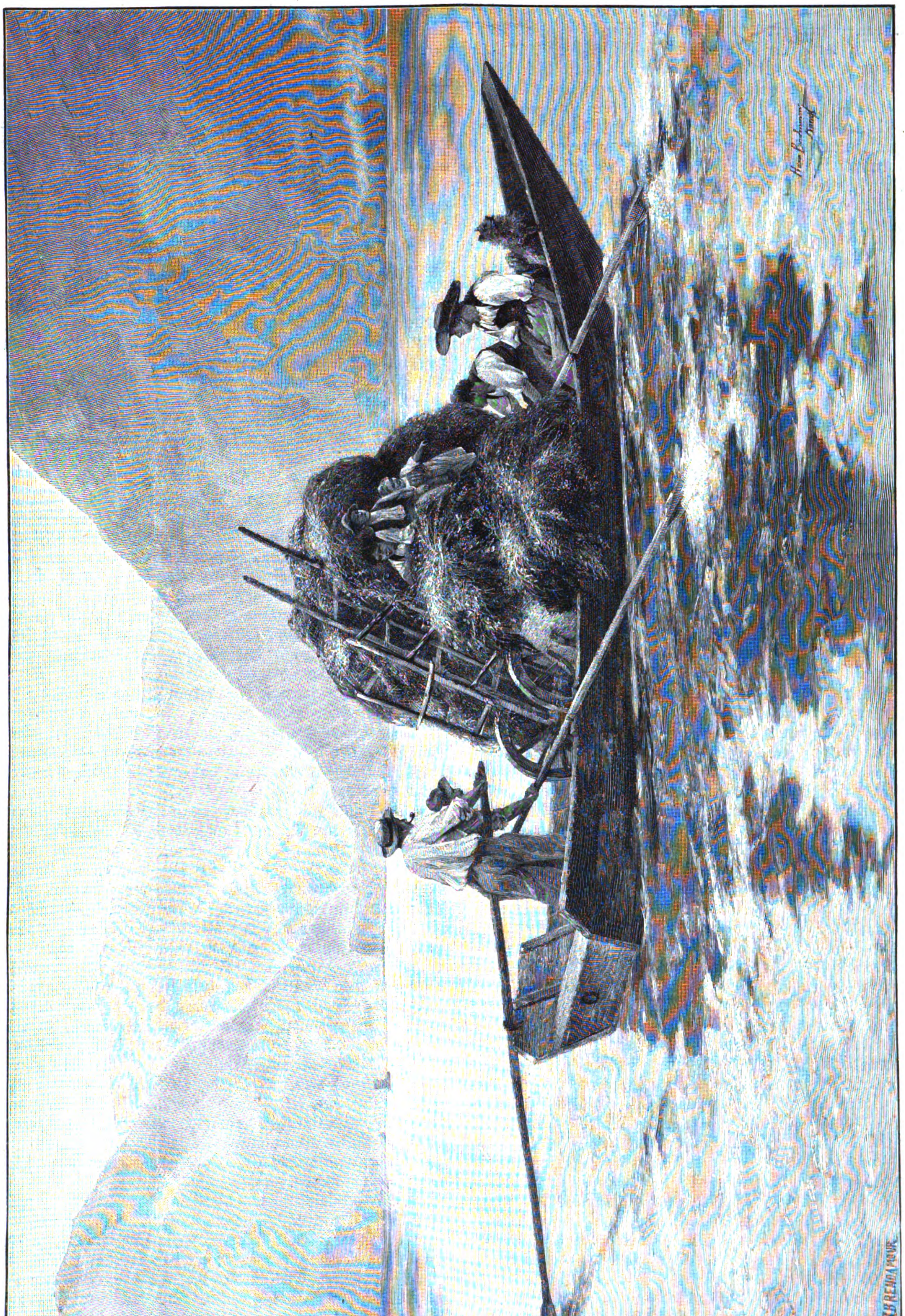
Von Professor Dr. Liebermeister-Tübingen.

I. Das Wesen und die Heilung der Lungenschwindsucht.

Ich möchte es heute unternehmen, Sie aufzurufen zum Kampf, zum Kampfe gegen einen Feind, der der gefährlichste ist unter allen, die der Gesundheit und dem Leben des Menschen nachstellen. Es ist dies die Tuberkulose und insbesondere die Lungenschwindsucht. In Deutschland tötet sie Jahr für Jahr weit mehr als 100 000 Menschen. Die Verheerungen dieses Feindes sind größer als alle Verluste, die in unserer Zeit im Kriege vorkommen. Pest, Cholera und andere furchtbare Seuchen giebt es doch nur zu gewissen Zeiten und in beschränkter Ausdehnung; die Tuberkulose wütet anhaltend unter uns und verlangt viel größere Opfer. Und sie tötet die Menschen gerade in der Lebensperiode, in welcher sie der Allgemeinheit am meisten nützen könnten. Wenn man alle Todesfälle zusammenrechnet, die bei Menschen im arbeitsfähigen Alter, etwa zwischen dem 15. und 60. Lebensjahre, vorkommen, so zeigt sich, daß ein volles Drittel der Tuberkulose erliegt. Wahrlich, der Kampf gegen einen solchen Feind ist es wert, im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu stehen.

Die Tuberkulose hat von je her unter allen Kulturvölkern bestanden. So weit die Geschichte zurückreicht, berichtet sie uns von dem Vorkommen der Lungenschwindsucht. Aber es wäre

* Am 4. April dieses Jahres hat Professor Dr. Liebermeister in Stuttgart einen Vortrag zu gunsten einer in Davos zu errichtenden deutschen Heilstätte für minderbemittelte Lungenkranke gehalten. Wir sind in der erfreulichen Lage, diesen Vortrag zum Abdruck bringen zu dürfen und unsere Leser mit den Ansichten des so hochgeschätzten und berühmten Arztes über die Heilung der Lungenschwindsucht vertraut zu machen. Dieser Beitrag bildet eine wesentliche und lehrreiche Ergänzung der Artikel, die im Laufe der letzten Jahre über diese wichtige Frage des Gemeinwohls in der „Gartenlaube" erschienen sind. D. Red.



Heimfahrt.
Nach dem Gemälde von Hans Bachmann.

unrichtig, wenn man glauben wollte, die Krankheit müsse notwendig überall vorkommen, und sie sei von allem Anfang an über die ganze Erde verbreitet gewesen. Bei den Negern im Innern von Afrika hat es, wie uns Livingstone und andere Forscher berichten, keine Tuberkulose gegeben, bevor sie mit den alten Kulturvölkern in Berührung kamen; erst durch diese haben sie, noch ehe sie der Vorteile der Kultur teilhaftig geworden sind, die Tuberkulose und viele andere Schäden der Civilisation erhalten. Die Indianer in Amerika haben, bevor die Weißen eingedrungen waren, keine Tuberkulose gekannt; jetzt trägt zu ihrem Aussterben auch diese Krankheit in hohem Maße bei.

Die eigentliche Ursache der Lungenschwindsucht und der Tuberkulose überhaupt, der Tuberkelbacillus, ist erst seit dem Jahre 1882 bekannt. Es ist eines der vielen unvergänglichen Verdienste von Robert Koch, daß er uns die Natur und die Wirkungsweise der Tuberkelbacillen deutlich dargelegt und gezeigt hat, daß sie die einzige und ausreichende Ursache der Tuberkulose sind, daß es ohne diese Bacillen keine Tuberkulose giebt. Diese Bacillen sind kleine Lebewesen, bestehend aus länglichen Stäbchen, die so klein sind, daß sie nur mit bewaffnetem Auge gesehen werden können, nur bei den stärksten Vergrößerungen, die uns das Mikroskop liefert. Vielleicht können Sie sich eine Vorstellung machen von ihrer Größe, wenn ich anführe, daß man 300 bis 400 davon der Länge nach aneinanderlegen müßte, um nur die Länge eines Millimeters zu erhalten. Diese unscheinbar kleinen Lebewesen sind der Feind, der so furchtbare Verheerungen anrichtet und den es zu bekämpfen gilt. — Nachdem man ihn genau kennengelernt hatte, lag es nahe, zu denken, es werde nun nicht allzuschwer sein, ihn abzuwehren oder zu vernichten. Viele Aerzte haben sich damals solchen Hoffnungen hingegeben. Sie sind enttäuscht worden: die Menschen sterben nach wie vor an Tuberkulose.

Und doch können wir sagen, daß die bessere Erkenntnis schon Früchte getragen hat. Die Zahl der Menschen, die in Deutschland an Tuberkulose sterben, ist zwar immer noch erschreckend groß, aber sie ist im Vergleich zu der Bevölkerung in den letzten 10 Jahren merklich zurückgegangen. In den meisten großen Städten ist die Sterblichkeit an Tuberkulose beträchtlich geringer geworden, als sie vor 10 oder 20 Jahren war. Also der Kampf ist keineswegs aussichtslos, und wir dürfen erwarten, daß, wenn jeder an seinem Teil das Seinige thut, noch große Erfolge erreicht werden.

Welches sind nun die Maßregeln, durch die wir hoffen dürfen, die Tuberkulose mit Erfolg zu bekämpfen? Ich werde hier nur die allgemeinen Gesichtspunkte vorführen, um nachher auf einen besonderen Punkt, die Wirkung der Höhenkurorte, näher einzugehen.

Krankheiten zu verhüten, ist eine lohnendere Aufgabe, als Krankheiten zu heilen. Deshalb legen wir Aerzte den größten Wert auf die Vorbeugungsmaßregeln. Wir suchen die Entstehung der Krankheit zu verhüten. Zunächst ist dafür zu sorgen, daß die Verbreitung der Tuberkelbacillen in der Umgebung möglichst verhindert werde, damit sie nicht, mit anderem Staub eingeatmet, in die Lungen von gesunden Menschen gelangen. Es muß deshalb der Auswurf von Lungenkranken, in dem die Bacillen zu Millionen und Milliarden vorhanden sind, aufs sorgfältigste desinfiziert oder vernichtet werden, weil er sonst in eingetrocknetem Zustande dem übrigen Staub sich beimischen kann.

Uebrigens braucht der Gesunde nicht besonders ängstlich zu sein bei dem Verkehr mit Lungenkranken. Wenn die Gefahr der Uebertragung auch nur annähernd so groß wäre wie z. B. bei Pocken, Masern, Scharlach, so müßten ja alle Aerzte schwindsüchtig werden. Der Mensch ist nicht besonders empfänglich für Tuberkulose und jedenfalls viel weniger als die zu Uebertragungsversuchen benutzten Kaninchen oder Meerschweinchen. Der gesunde Mensch verfügt über ausgedehnte Schutzvorrichtungen, vermöge deren die Bacillen, die etwa in den Körper eingedrungen sein könnten, unschädlich gemacht oder wieder ausgeworfen werden. Wenn aller Staub, den wir mit der Luft einatmen, wirklich bis in die Lunge gelangte und dort liegen bliebe, dann würden wohl bei den meisten Menschen die Lungen bald ganz vollgestopft sein. Der größte Teil des Staubes bleibt, wenn wir durch die Nase atmen, schon in den vielfachen Ausbuchtungen an dem dort vorhandenen Schleim haften, ein anderer Teil schlägt sich an der inneren Wand des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Verzweigungen nieder. Und dort ist die Schleimhaut ausgekleidet mit sogenanntem Flimmerepithel, dessen mikroskopisch kleine Wimpern in anhaltender Bewegung sind, durch die sie alles, was auf der Schleimhaut liegt, allmählich wieder nach oben fördern, so daß es nachher mit einem leichten Hustenstoß ausgeworfen werden kann. Wenn wir viel Ruß eingeatmet haben, z. B. bei einer langen Eisenbahnfahrt, so ist noch einige Zeit nachher der Schleim aus der Nase oder aus dem Kehlkopf schwarz gefärbt. Und wie dieser Ruß, so werden auch die etwa eingeatmeten Tuberkelbacillen wieder entfernt. Auch die Bacillen, die etwa mit den Speisen in den Magen gelangen, werden durch den Magensaft, wenn er normal beschaffen ist, unschädlich gemacht. Und wenn ein Arzt etwa bei einer Operation oder bei einer Sektion durch eine zufällige Verwundung am Finger sich infiziert, so entsteht in den meisten Fällen nur eine örtliche Störung, ein sogenannter Leichentuberkel, der lange örtlich bleiben kann ohne weiteren Nachteil. Die Reaktion der lebendigen Gewebe verhindert das Eindringen der Bacillen in den übrigen Körper.

Anders freilich verhält es sich bei Menschen, die schon vorher an gewissen Lungenkrankheiten gelitten oder die durch angeborene Schwäche, durch besondere Krankheiten oder infolge von Entbehrungen und Not einen Teil ihrer Widerstandsfähigkeit eingebüßt haben. Sehen Sie sich im Walde um oder im Obstgarten! Welches sind die Bäume, die durch Flechten und andere Schmarotzer besonders schwer geschädigt werden? Es sind vorzugsweise die wenig lebenskräftigen oder anderweitig kranken, während die in frischem fröhlichen Wachstum begriffenen sich als weit mehr widerstandsfähig erweisen. Auch beim Menschen wird durch alles, was seinem Gedeihen förderlich ist, die Widerstandsfähigkeit erhöht, sowohl im allgemeinen als auch gegen die Tuberkulose, so durch eine gute Konstitution, eine gute Ernährung, eine gesunde Lebenshaltung, eine erfreuliche Thätigkeit, und auch durch eine gewisse Abhärtung gegen Erkältung und gegen andere Schädlichkeiten.

Wenn wir dagegen von einem Menschen wissen, daß er aus irgendwelchen Gründen mehr als andere zur Erkrankung an Tuberkulose geneigt ist, so müssen wir ihn schon behandeln, bevor es zur Tuberkulose kommt; auch eine bloße Disposition zu Tuberkulose bedarf einer sorgfältigen vorbeugenden Behandlung.

Was aber ist zu thun, wenn die Krankheit schon vorhanden ist, wenn in der Lunge bereits Tuberkelbacillen sich angesiedelt haben?

Offenbar würde es am nächsten liegen, ein Mittel anzuwenden, welches die Tuberkelbacillen töten könnte, ohne dem Kranken wesentlich zu schaden. Man hat vielfach nach solchen Mitteln gesucht, und man thut gewiß recht, wenn man noch weiter sucht; aber gefunden hat man ein solches bisher nicht. Die Anwendung von Jodoform, von Zimmetsäure, von Kreosot, von Arsenik und anderen Mitteln ist für manche Fälle ganz zweckmäßig; aber sie sind nur selten imstande, in den Mengen, in denen sie ohne Schaden angewendet werden können, die Bacillen zu vernichten. Auch die Einspritzung von Kochschem Tuberkulin ist in einzelnen Fällen nützlich; aber auf die übertriebenen Hoffnungen, welche man im Anfang an seine Anwendung knüpfte, ist bekanntlich bald eine große Enttäuschung gefolgt; auch dadurch werden die Bacillen nicht vernichtet. Es giebt bisher kein specifisches Heilmittel gegen die Tuberkulose, und auch die neueren Forschungen haben uns kein Rezept geliefert, welches die Krankheit beseitigen könnte.

Aber sind wir deshalb ohnmächtig der Krankheit gegenüber? Eine solche Meinung wäre gänzlich unrichtig. Wir können die Tuberkulose nicht direkt besiegen, wohl aber indirekt, indem wir sorgfältig die Wege verfolgen, welche die Natur selbst bei der Heilung einschlägt. Es ist dies die Methode, deren wir uns bei den meisten Krankheiten bedienen. Der Arzt bildet sich nicht ein, daß er die Krankheiten heile: er weiß, daß die Natur die Heilung besorgen muß. Ohne die natürlichen Hilfsmittel wäre der Arzt machtlos; seine Kunst besteht nur darin, daß er die natürlichen Heilungsvorgänge zu unterstützen und zu leiten versteht, daß er

Digitized by Google

die Kranken in Verhältnisse bringt, unter denen die Heilung am leichtesten möglich ist.

In früheren Zeiten hat man gewöhnlich die Lungenschwindsucht für unheilbar gehalten; und es war dies annähernd richtig, wenn man unter Schwindsucht nur die sehr weit vorgeschrittenen Fälle verstand; die werden auch gegenwärtig nur selten geheilt. Anders aber ist es bei den Anfängen der Krankheit. Wir wissen jetzt ganz sicher, daß in unzähligen Fällen die Tuberkulose wirklich zur Heilung gelangt. Wir finden bei Menschen, die an ganz anderen Krankheiten oder die in hohem Alter gestorben sind, nicht selten die Narben oder andere Ueberbleibsel einer geheilten Tuberkulose der Lunge oder auch anderer Organe. Es ist wohl nicht zu weit gegangen, wenn man annimmt, daß eine Lungentuberkulose, wenn sie frühzeitig erkannt und sorgfältig behandelt wird, wenn ferner der Kranke in der Lage ist und sich auch dazu versteht, alles zu thun, was für die Heilung notwendig ist —, daß sie dann in der Mehrzahl der Fälle geheilt wird. Die Heilung erfolgt gewöhnlich in der Weise, daß in der Umgebung des Krankheitsherdes ein festes Narbengewebe sich bildet, durch das der Krankheitsherd ringsum abgekapselt und fest eingeschlossen wird, so daß die darin enthaltenen Bacillen auf den übrigen Körper nicht mehr einwirken können, sondern unschädlich werden oder auch allmählich zu Grunde gehen.

Die wirksame Behandlung der Tuberkulose wendet sich in der Regel nicht direkt gegen die Tuberkelbacillen, sie ist vielmehr eine indirekte, man könnte sie auch eine diätetische nennen oder ein Naturheilverfahren.

Dabei ist die Aufgabe des Arztes eine außerordentlich wichtige, aber auch eine schwierige; um sie erfüllen zu können, ist außer den allgemeinen Kenntnissen von dem Wesen der Krankheit und den natürlichen Heilungsvorgängen von der größten Bedeutung ein möglichst frühzeitiges Erkennen der ersten oft unscheinbaren Anfänge der Krankheit, eine genaue Feststellung ihres Sitzes und ihrer Ausdehnung, außerdem aber auch in jedem Falle eine sorgfältige Berücksichtigung der eigentümlichen Konstitution und der besonderen Körperbeschaffenheit des einzelnen Kranken und eine richtige Beurteilung der natürlichen Hilfsmittel, über die seine Lunge und sein ganzer Organismus noch verfügt.

Unter den Maßregeln, die gegen die schon bestehende Krankheit anzuwenden sind, kommen in erster Reihe wieder diejenigen in Betracht, welche die Widerstandsfähigkeit des Kranken erhöhen. Ein Kranker, der zu schwach ist, um den Kampf mit dem Feinde zu bestehen, kann oft noch zum Siege geführt werden, wenn es uns gelingt, ihn ausreichend zu kräftigen. Ueber die Art, wie dies auszuführen sei, möge eine Andeutung genügen. Bekanntlich besteht eine der auffallendsten Folgen der Lungenschwindsucht in der stetig fortschreitenden Abmagerung, und diese Abmagerung leistet wiederum dem Fortschreiten der Tuberkulose Vorschub; je schlechter die Gewebe des Körpers ernährt sind, desto weniger werden sie den zerstörenden Wirkungen der Bacillen widerstehen können. Wenn es uns dagegen gelingt, die Ernährung zu verbessern und den ganzen Körper zu kräftigen, so ist zu erwarten, daß alle seine Teile eher imstande sein werden, gegen die zerstörende Wirkung der Krankheitserreger sich zu behaupten und endlich sogar sie zu überwinden. Und in der That ist ja, wie allgemein bekannt, bei einem Menschen mit beginnender Lungenschwindsucht ein Zunehmen des Körpergewichts und eine allgemeine Zunahme der Körperkräfte ein Zeichen, das zu erfreulichen Hoffnungen berechtigt.

Wie eine solche allgemeine Kräftigung zu erreichen sei, darauf will ich hier zunächst nicht näher eingehen; es kommt dabei vorzugsweise an auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Lebensweise und auf eine dem Zustande des Kranken vorsichtig angepaßte Ernährung. In letzterer Beziehung sei daran erinnert, daß eine Bevorzugung der eiweißreichen Nahrungsmittel, wie Fleisch und Eier, nicht die Wirkung hat, einen mageren Menschen fett zu machen, sondern daß dabei eher, wie die bekannten Erfahrungen mit der Bantingkur zeigen, die entgegengesetzte Wirkung eintritt.

Außer der Erhöhung der Widerstandsfähigkeit besteht eine zweite und ebenso wichtige Aufgabe darin, den Kranken und insbesondere seine Lungen vor anderweitigen Schädlichkeiten zu schützen. Es giebt viele Fälle von beginnender Lungenschwindsucht, bei denen nicht die Tuberkelbacillen das schlimmste sind. Der Bacillen würde sich der Kranke vielleicht noch erwehren; sie könnten durch Naturheilung abgekapselt und unschädlich gemacht werden, wenn nicht anhaltend noch andere Schädlichkeiten auf die Lunge einwirken würden, die teils die weitere Ausbreitung der Bacillen in der Lunge befördern, teils an ihrer zerstörenden Wirkung sich beteiligen. Von solchen Schädlichkeiten führe ich an Erkältungen, durch welche Katarrhe und kleine Lungenentzündungen entstehen, in deren Gebiet die Weiterverbreitung der Bacillen erleichtert ist, dann aber ferner auch die Einatmungen von Staub, die in ähnlicher Weise wirken. Mit dem Staub werden zugleich noch mancherlei kleine mikroskopische Lebewesen oder deren Keime eingeatmet, verschiedenartige Bakterien und Kokken, und die schon kranke Lunge kann sie nicht mehr hinausbefördern. Viele von diesen Mikrobien sind freilich unschädlich, aber es sind darunter auch solche, deren Ansiedelung in der Lunge höchst nachteilig wirkt, indem sie die weitere Ausbreitung der Tuberkelbacillen erleichtern und vorbereiten, oder indem sie selbst zur Zerstörung der Lunge beitragen. Die schlimmsten Fälle von Lungenschwindsucht sind die, bei denen es sich um eine Mischinfektion handelt, bei denen außer den Tuberkelbacillen auch noch verschiedenartige andere Krankheitserreger in der Lunge ihre verderbliche Wirkung ausüben.

Wie wollen wir den Kranken vor solchen Schädlichkeiten schützen und besonders vor den schlimmen Mischinfektionen? Wie wollen wir es einrichten, daß er eine möglichst staubfreie und bakterienfreie Luft einatmet, ohne dabei sich der Gefahr einer Erkältung auszusetzen?

Die Luft im Zimmer enthält immer Staub; wir sehen ihn deutlich, wenn ein einzelner Sonnenstrahl eindringt. Also muß der Kranke sich möglichst viel im Freien aufhalten. Aber die staubige Stadt- oder Landstraße ist noch gefährlicher. Einigermaßen staubfrei ist nur die Luft auf der See, im Walde und auf ausgedehnten Wiesenflächen. Außerdem ist in unserem Klima während des größten Teils des Jahres die Witterung nicht so, daß der Kranke viel im Freien sein könnte. Der Winter ist schon schlimm; aber wenn Schnee liegt, ist wenigstens die Luft rein, und die Kälte an sich ist für den Kranken nicht schädlich, wenn er ausreichend bekleidet ist. Herbst und Frühling sind meist noch gefährlicher als der Winter.

Darum soll der Kranke, der während des Sommers in der Heimat oder in der Nähe an einem staubfreien Ort, etwa im Walde oder in mäßiger Höhe im Gebirge, sich aufhalten kann, für den Herbst, den Winter und den Frühling, wenn es möglich ist, ein günstigeres Klima zum Aufenthalt wählen. Das Fortgehen vom Hause, die sogenannte Luftveränderung, hat ja auch noch so viele andere günstige Wirkungen: der Kranke ist damit aus seinen Geschäften entfernt, er ist allen den mannigfachen geselligen Verpflichtungen enthoben, er hat wirklich Muße und kann ganz seiner Gesundheit leben.

Den klimatischen Kurorten hat man von je her bei der Behandlung der Lungenschwindsucht eine große Bedeutung beigelegt. Schon im Altertum wurden die Schwindsüchtigen von Rom nach Aegypten geschickt; dabei war die damals noch lange dauernde Seereise eher von günstiger Wirkung. Und noch heutigestags bewährt sich die Wirkung des Aufenthalts im Süden bei zahlreichen Kranken. Wenn sie auch an den oberitalienischen Seen, an der Riviera oder in Sicilien nicht, wie mancher vielleicht erwartet hatte, den ewig heiteren Himmel finden, so können sie doch viel mehr, als es zu Hause möglich wäre, sich der freien Luft erfreuen. Besonders ein dauernder Aufenthalt im Süden ist für den vom Norden kommenden Schwindsüchtigen günstig. Ich kenne Aerzte, Apotheker, Kaufleute, die mit schon vorgeschrittener Lungenschwindsucht nach Sicilien, Tunis, Aegypten, Palästina ausgewandert sind, sich dort einen Wirkungskreis gegründet haben und sich seit Jahrzehnten dort einer guten Gesundheit erfreuen.

Auch der Aufenthalt an der See und besonders längere Seereisen sind von günstiger Wirkung. Außer der Reinheit der Luft kommt dabei vielleicht auch noch ihr Salzgehalt in Betracht, wie er sich bei unruhiger See z. B. bei dem, der eine Brille trägt, durch den Beschlag derselben mit kleinen Salzkrystallen deutlich macht. Freilich ist eine Reise mit unseren Schnelldampfern gewöhnlich so bald zu Ende, daß der Kranke kaum über die Unannehmlichkeiten der Seekrankheit hinauskommt und keinen großen Nutzen davon hat. Mehr zu empfehlen würde es sein, wie es

Digitized by Google

auch schon in größerem Maßstabe projektiert wurde, während längerer Zeit mit einem Dampfer etwa im Mittelmeer Spazierfahrten zu machen.

Großes Aufsehen in ärztlichen und in anderen Kreisen hat es erregt, als seit der Mitte der 60er Jahre die Höhenkurorte in Wettbewerb traten mit den südlichen Kurorten. Es war zunächst das mehr als 1500 Meter hoch liegende und von noch höheren Bergen umgebene Thal Davos in Graubünden, welches als Kurort für Schwindsüchtige empfohlen wurde, und zwar nicht nur als Sommerkurort — im Sommer hatte man schon früher die Kranken ins Gebirge geschickt —, sondern vorzugsweise als Winterkurort. Von dem Winter in Davos erhält man eine gute Vorstellung, wenn man die von dem dortigen Kurverein für jeden Monat ausgegebenen Wetterkarten betrachtet. Während der Monate Dezember, Januar, Februar ist die mittlere Tagestemperatur nur selten über dem Gefrierpunkt, und Temperaturen von 24° unter Null sind nicht selten. Wie sollte in einem so eisigen Klima ein Schwindsüchtiger gedeihen, den man sonst nach dem warmen Süden zu schicken pflegte? Es war gewiß berechtigt, wenn dagegen die schwersten Bedenken erhoben wurden. Viele Aerzte haben sich lange gesträubt gegen die Anerkennung der Heilwirkungen des Hochgebirges, und manche haben davon auch jetzt noch keine richtige Vorstellung. Aber alle Bedenken sind überwunden worden durch die Thatsache, daß wirklich viele Schwindsüchtige von dort gebessert oder selbst dauernd geheilt zurückkommen.

Ich kann aus eigener Erfahrung über eine große Reihe von Fällen berichten, die ich vor dem Aufenthalt in Davos oder einem andern Höhenkurort und dann nachher wieder untersucht habe, und ich kann sagen, daß die Kranken im Durchschnitt dort während des Winters sich bedeutend besser befunden haben, als es zu Hause zu erwarten gewesen wäre.

II. Die Heilwirkung des Höhenklimas.

Wie ist die günstige Wirkung des Höhenklimas zu erklären? Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht, und die Erklärung ist nicht ganz einfach. Es ist nicht ein einzelner Umstand, etwa ein specifischer Einfluß des Höhenklimas, worauf die Wirkung beruht. Man hat Meerschweinchen, die man in Berlin durch Impfung tuberkulös gemacht hatte, nach Davos geschickt; wie zu erwarten war, sind sie dort ebenso zu Grunde gegangen wie die, die in Berlin geblieben waren. Vielmehr ist bei der Heilwirkung des Höhenklimas eine ganze Reihe verschiedener Umstände zu berücksichtigen.

Zuerst war man auf den Einfluß des Höhenklimas aufmerksam geworden durch die schon seit längerer Zeit gemachte Beobachtung, daß oberhalb einer gewissen Höhe Schwindsucht unter der Bevölkerung fast gar nicht vorkommt. Die Höhe, in welcher diese relative Immunität gegen Tuberkulose beginnt, ist je nach dem Breitengrade verschieden. In den Tropen, z. B. in den Anden von Peru und Ecuador, hört die Schwindsucht erst auf bei einer Höhe von etwa 2000 Metern, in der Schweiz schon bei etwa 1000 Metern, in Mitteldeutschland bei etwas mehr als 500 Metern und im höheren Norden schon bei einer noch geringeren Erhebung. Wenn wir diese Immunität erklären könnten, so hätten wir damit vielleicht auch eine Erklärung für die Heilwirkung des Höhenklimas.

Unzweifelhaft beruht die Immunität des Hochgebirges zum Teil auf dem Umstand, daß dort die Bevölkerung weniger dicht ist als in der Ebene. Die Schwindsucht ist überhaupt durchschnittlich um so häufiger, je dichter gedrängt die Menschen zusammenleben, und es ist dies leicht verständlich bei dem ansteckenden Charakter der Krankheit. Aber dieser Umstand allein reicht nicht aus für die Erklärung. Man hat ferner darauf hingewiesen, daß die Lungen der Gebirgsbewohner, weil sie mehr geübt seien, auch kräftiger und widerstandsfähiger seien. Aber es kommt nicht selten vor, daß Leute aus dem Gebirge, wenn sie sich lange im Tiefland und namentlich in den großen Städten aufgehalten haben, dort an Lungenschwindsucht erkranken; sie sind durch ihre kräftigeren Lungen keineswegs geschützt. Wenn sie dann aber früh genug ins Gebirge zurückkehren, so werden sie gewöhnlich geheilt, und die Krankheit zeigt dann auch im Gebirge eine auffallend geringe Neigung zur Weiterverbreitung.

Von Bedeutung ist jedenfalls die dünnere Luft in der Höhe, der geringere Luftdruck. Das Barometer, das in Meereshöhe durchschnittlich auf 760 Millimeter steht, kommt in Davos nur wenig über 630 Millimeter, bleibt also etwa 130 Millimeter niedriger. Dieser Umstand ist von Wichtigkeit für die Atmung. Wir müssen, um die nötige Menge Luft in die Lungen zu bringen, in der dünneren Luft tiefer atmen, und daraus haben manche die günstige Wirkung des Höhenklimas erklären wollen, indem sie annahmen, daß die stärkeren Atembewegungen für die Lunge von Vorteil seien. Ich kann dieser Ansicht nicht zustimmen; vielmehr würde ich es eher für einen Nachteil halten, wenn die kranke Lunge genötigt wäre, sich mehr auszudehnen. Ich komme auf diesen Punkt noch zurück.

Von größerer Bedeutung ist vielleicht ein anderer Umstand, der in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Die Menschen, die in der Höhe leben, haben mehr rote Blutkörperchen als die Menschen im Tiefland. Und wer sich ins Hochgebirge begiebt, bei dem nimmt schon nach kurzer Zeit die Zahl der roten Blutkörperchen merklich zu; es gilt dies für Kranke ebenso wie für Gesunde. Der Gesunde hat im Tiefland in einem Kubikmillimeter Blut gegen 5 Millionen roter Blutkörperchen, im Hochgebirge steigt ihre Anzahl auf 6 oder 7 Millionen oder noch darüber. Die roten Blutkörperchen sind aber die Sauerstoffträger, sie vermitteln die Atmung; man kann deshalb sagen, daß ihre Zunahme einen zweckmäßigen Ausgleich darstellt gegenüber der dünneren Luft. Diese Vermehrung der roten Blutkörperchen ist sicher wesentlich beteiligt bei der Acclimatisation für den Aufenthalt in der Höhe. Sie ist aber ferner von Einfluß auf den Gesamtstoffumsatz, und wir können uns denken, daß sie wohl auch zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit und somit zur Heilung der Krankheit beitrage.

Um die ganze Heilwirkung des Höhenklimas zu verstehen, müssen wir nochmals auf das zurückkommen, was früher schon besprochen wurde. Wir haben gesehen, daß für die Heilung der Lungenschwindsucht hauptsächlich zweierlei erforderlich ist, nämlich einerseits eine Erhöhung der Widerstandsfähigkeit gegenüber den eingedrungenen Krankheitserregern und anderseits der Schutz gegen neue Schädlichkeiten und insbesondere gegen neue Krankheitserreger, durch die die Tuberkulose zu einer Mischinfektion werden würde. Diese beiden Erfordernisse für die Heilung liefert das Hochgebirge wie kein anderes Klima, und darauf beruht nach meiner Ansicht in der Hauptsache der günstige Einfluß der Höhenkurorte bei der Lungenschwindsucht.

Bekanntlich stellt sich bei den meisten Menschen, bei Gesunden wie bei Kranken, beim Aufenthalt im Hochgebirge ein vermehrter Appetit ein; sie nehmen mehr Nahrung auf, und bei vielen nimmt deshalb das Körpergewicht zu. Auf der anderen Seite ist aber auch der Verbrauch, der Gesamtstoffumsatz ein größerer, und deshalb ist die Zunahme an Körpergewicht meist nicht so groß, wie es der vermehrten Nahrungsaufnahme entsprechen würde. Aber gerade diese Steigerung des Stoffumsatzes entspricht einer gesteigerten Lebensenergie, und sie erhöht die Widerstandsfähigkeit. Wie sehr die Widerstandsfähigkeit abhängig ist von dem Gesamtstoffumsatz und der dadurch bedingten Lebensenergie, das wird am deutlichsten, wenn wir den äußersten Fall betrachten, wenn wir sehen, was geschieht, sobald der Gesamtstoffumsatz und damit das Leben ganz aufhört, in der Leiche: dann erhalten sofort die niederen Lebewesen, die überall und auch in unserem Körper verbreitet sind, die Kokken und Fäulnisbakterien, das Uebergewicht. Wir können deshalb sagen, daß der Mensch im allgemeinen um so mehr geschützt ist gegen alle Arten von Bakterien und auch von Krankheitserregern, je lebhafter sein Gesamtstoffumsatz und die davon abhängige Lebensenergie ist. Die Steigerung der Lebensenergie, die im Hochgebirge stattfindet, hat einen großen Anteil an den Heilwirkungen des Höhenklimas.

Auch das zweite Erfordernis für die Heilung, der Schutz gegen anderweitige Schädlichkeiten, wird im Hochgebirge erreicht in einer Weise, wie es anderswo nicht leicht möglich ist. Daß der Kranke aus seiner gewöhnlichen Lebensweise und aus allen anstrengenden Beschäftigungen und Verpflichtungen herauskommt, das hat der Höhenkurort gemein mit allen anderen Kurorten. Sein wesentlicher Vorzug besteht aber in der Reinheit der Luft. Besonders im Winter, wenn das Land weit und breit mit Schnee

Digitized by Google

Wohnt hier die Hexe?
Nach dem Gemälde von P. Kohlschütter.

Digitized by Google

bedeckt ist, da ist keine Möglichkeit, daß im Freien schädlicher Staub vorhanden sei; der Kranke ist, so lange er in freier Luft sich aufhält, geschützt gegen alle schlimmen Wirkungen der Staubeinatmung. Namentlich ist die Luft frei von schädlichen Kokken und Bakterien. Man kann z. B. im Hochgebirge frisches Fleisch einfach an der Luft trocknen lassen, ohne daß es in Fäulnis übergeht. Dazu trägt freilich auch bei die dünnere Luft, der geringere Luftdruck, wodurch das Eintrocknen beschleunigt wird; und vielleicht ist diese eintrocknende Wirkung der Luft in manchen Fällen mit beteiligt an dem günstigeren Verlauf der Lungenkrankheit. Die Hauptsache ist aber, daß der Kranke gesichert ist gegen das Auftreten von Mischinfektionen, die so oft einen schlimmen Verlauf der Krankheit veranlassen. Und auch die etwa schon bestehenden Mischinfektionen können eher gebessert werden, weil die Bakterien keinen neuen Zuwachs erhalten.

Es sind ferner Erkältungskrankheiten im Hochgebirge seltener als in der Ebene, zum Teil deshalb, weil die mikroskopischen Krankheitserreger, die außer der Erkältung noch nötig sind, damit ein Schnupfen oder ein Lungenkatarrh entstehe, in der Luft nicht vorhanden sind. Der Kranke kann sich einigermaßen abhärten ohne die Gefahr, sich dabei eine Erkältungskrankheit zuzuziehen. Dabei kommt noch ein anderer Umstand in Betracht. Die örtlichen Luftströmungen, die Winde, die durch ungleiche Erwärmung des Bodens entstehen, und die oft viel schädlicher sind als die allgemeinen und verbreiteten Luftströmungen, fehlen im Winter in den Thälern des Hochgebirges fast ganz; denn eine bedeutende Ungleichheit in der Erwärmung des Bodens ist nicht möglich, weil der Schnee niemals über den Gefrierpunkt erwärmt werden kann.

Und nun noch ein wichtiger Punkt. Im Winter, wenn in des Thales Gründen uns der kalte Nebel drückt, dann ist häufig auf der Höhe der schönste Sonnenschein. Beim Aufenthalt in der Höhe liegen viele Wolken und Nebel, die im Tiesland die Sonne verdecken, unter uns. Und die Sonnenstrahlen, die nicht durch so viele Luftschichten hindurch zu gehen brauchen, haben eine viel kräftigere Wirkung. So erklärt es sich, daß im Hochgebirge, auch wenn das Thermometer im Schatten noch 10 Grad unter dem Gefrierpunkte steht, der Kranke in der Sonne spazieren gehen oder auch ruhig sitzen oder liegen kann, ohne von der Kälte zu leiden. In Davos kann sich der Kranke mehr im Freien aufhalten als an manchen südlichen Kurorten, und die freie reine Luft ist für ihn das wohlthätige Element. Die starke Sonnenbeleuchtung ist aber auch noch in anderer Weise von Vorteil. Pilze gedeihen nicht im Sonnenschein, und die meisten Kokken und Bakterien werden durch helles Sonnenlicht zerstört, und so trägt der Sonnenschein dazu bei, die Luft frei zu erhalten von schädlichen Mikroorganismen. Der Mensch aber gedeiht im Licht und im Sonnenschein, und so gehört die Sonne zu den wichtigsten Kurmitteln der Höhenkurorte.

Nachdem ich so die günstigen Wirkungen der Höhenkurorte bei Lungenschwindsucht dargelegt habe, möchte ich doch anderseits vor zu großen Erwartungen warnen. Nicht alle Kranke mit Lungenschwindsucht, die ins Hochgebirge geschickt werden, werden dort geheilt. Bei vielen ist die Krankheit schon zu weit vorgeschritten, andere können wegen äußerer Umstände den Aufenthalt nicht so lange fortsetzen oder so oft wiederholen, als es für die Heilung nötig wäre, bei anderen sind es innere Umstände, die die Heilung unmöglich machen, z. B. Mängel der Konstitution, die angeboren oder ererbt sein können, oder irgendwelche Krankheiten in anderen Organen des Körpers. Für manche Kranke ist das Hochgebirge überhaupt nicht passend. Dahin gehören zunächst alle, bei denen die Krankheit schon so weit gediehen ist, daß eine Heilung unmöglich ist. Ferner wird man im allgemeinen Kranke nicht hinschicken, so lange sie Fieber haben; doch kommt es vor, daß ein Fieber, welches von Mischinfektion abhängt, im Hochgebirge sich bessert. Aber auch dort gehört jeder Kranke, der Fieber hat, dauernd ins Bett; man soll ihn erst aufstehen lassen, wenn das Fieber vollständig aufgehört hat. Auch Kranke, die nicht noch einen gewissen Vorrat von Lebensenergie und Widerstandsfähigkeit haben, ertragen nur schwer einen so bedeutenden Klimawechsel; bei solchen kann eher noch ein südlicher Kurort in Frage kommen. Wo dagegen erst die Anfänge der Krankheit bestehen, und wo im übrigen die körperlichen Verhältnisse noch günstig sind, da kann von einer Kur im Hochgebirge eine vollständige Heilung erhofft werden. Es ist deshalb von so großer Wichtigkeit, daß schon die ersten Anfänge der Krankheit richtig erkannt und behandelt werden. Aber auch wenn ein Kranker nicht vollständig geheilt, sondern nur wesentlich gebessert wird, so müssen wir dies als einen Erfolg bezeichnen. Viele Kranke, die in der Heimat bald zu Grunde gehen würden, kommen durch eine oder durch wiederholte Kuren im Hochgebirge so weit, daß sie nachher wieder jahrzehntelang mit Freudigkeit in ihrem Beruf thätig sein können, daß sie von ihrer Krankheit nur geringe Beschwerden haben und vielleicht ein hohes Alter erreichen.

Endlich aber darf nicht verhehlt werden, daß mit dem Aufenthalt an einem Höhenkurort auch Nachteile verbunden sein können, daß auf manchen Kranken dort Schädlichkeiten einwirken, die den Erfolg der Kur beeinträchtigen oder vereiteln, namentlich an einem Weltkurort wie Davos, wo im Winter weit mehr als 2000 Kurgäste gleichzeitig anwesend sind. Ich denke dabei weniger an die Gefahren, welche der Umgang mit so vielen Lungenkranken mit sich bringt; denn es wird gerade an solchen Kurorten so peinlich gesorgt für Reinlichkeit und für Desinfektion des Auswurfs, daß man dort vielleicht sicherer ist vor Ansteckungsgefahr als in der Heimat, wo doch auch Lungenkranke vorhanden sind. Auch wird einem Kranken, der selbst schon Bacillen in der Lunge hat, der Verkehr mit Lungenkranken nicht weiter schaden, und Kranke, bei denen noch keine Bacillen nachgewiesen sind, schickt man ohnehin an Kurorte, die weniger von Schwindsüchtigen besucht werden. Ich denke vielmehr an die vielen Versuchungen, welche der Aufenthalt an einem solchen Weltkurort mit sich bringt, wo ein junger Mensch sich oft schwer entschließt, seine Lebensweise und sein ganzes Verhalten so einzurichten, wie es für die Heilung am besten sein würde. Viele Lungenkranke sind geneigt zu einer optimistischen Beurteilung ihres Zustandes; wenn es ein wenig besser geht, halten sie sich schon für nahezu geheilt, und einigermaßen leichtsinnige Leute glauben dann nicht mehr der Geselligkeit und dem Vergnügen entsagen zu müssen, sie beteiligen sich an Festlichkeiten und an mancherlei Veranstaltungen, die für die Lunge durchaus nicht heilsam sind. Man hat schon behauptet, daß mehr Lungenkranke an ihrem Temperament zu Grunde gehen als an ihrer Krankheit. Ich halte einen solchen Ausspruch für eine starke Uebertreibung, aber ich muß doch zugestehen, daß etwas Wahres zu Grunde liegt. Ueberhaupt, wenn es möglich wäre, mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung die Krankheit zu überwinden, so wäre dies den meisten kranken Menschen angenehmer, als wenn dazu ruhiges Ausharren, lange dauernde Entsagung und Geduld erforderlich sind. Und so möchten auch manche Lungenkranke mit Gewalt ihre Lungen wieder in Ordnung bringen. Sie treiben sogenannte Lungengymnastik, Bergsteigen, Radfahren, Schlittschuhlaufen, Schlitteln und anderen Sport, bei dem die Atmung stark angestrengt wird. Es hat auch schon Aerzte gegeben, die bei Lungenkranken solche Gymnastik empfohlen haben. Und doch gehört keine tiefe ärztliche Wissenschaft, sondern nur der einfachste Verstand dazu, um zu begreifen, daß es für eine Lunge, in der Geschwüre vorhanden sind, nur schädlich sein kann, wenn sie häufig übermäßig ausgedehnt und gezerrt wird. Der Gesunde mag Gymnastik und auch Lungengymnastik treiben, der Kranke soll sich ruhig halten, und namentlich der Lungenkranke soll seine Lunge nicht mehr bewegen, als unbedingt nötig ist.

Solche Schädlichkeiten können nur vermieden werden durch ärztliche Aufsicht. Darum ist es erfreulich, daß an den Höhenkurorten immer mehr geschlossene, von Aerzten geleitete Anstalten entstehen, so in Davos, in Arosa, in Leysin im Waadtland — geschlossene Anstalten, in denen die Kranken unter strenger ärztlicher Aufsicht stehen. Aber die meisten derartigen Anstalten sind nur wohlhabenden Kranken zugänglich. Wir müssen es deshalb doppelt freudig begrüßen, daß jetzt in Davos eine deutsche Heilstätte begründet werden soll für minderbemittelte Kranke, die sonst nicht daran denken könnten, sich die Heilwirkungen des Höhenklimas lange genug zu nutze zu machen.

Nun aber haben manche gefragt, warum man denn im Auslande, in der Schweiz, eine solche Heilstätte errichten wolle, ob nicht die Kranken lieber in Deutschland bleiben sollten. Ein Teil der Heilwirkungen, welche das Hochgebirge der Schweiz liefert, ist auch im deutschen Mittelgebirge an den passenden Stellen vorhanden. Und es giebt ja auch in Deutschland Heil-

Digitized by Google

stätten für Lungenkranke. Die Heilanstalt in Görbersdorf in Schlesien in einer Höhe von 560 Metern hat lange bestanden und gute Erfolge geliefert, bevor man daran gedacht hat, die Lungenkranken nach Davos zu schicken. Und ähnliche geschlossene Anstalten, die vortrefflich wirken, bestehen in Deutschland in großer Zahl. Man hat in den letzten Jahren in allen deutschen Staaten begonnen, auch für minderbemittelte oder ganz unbemittelte Lungenkranke Heilstätten und Heimstätten zu errichten; und auch dabei wird Württemberg nicht zurückbleiben. In Schömberg im Schwarzwald, etwa zwischen Liebenzell und Wildbad, in einer Höhe von 650 Metern, haben wir schon eine Anstalt, in der außer den wohlhabenden auch weniger bemittelte Kranke aufgenommen werden. Und der Verein zur Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke in Württemberg, dem auch ich angehöre, ist eben im Begriff, mit einem Aufruf zu Sammlungen an die Öffentlichkeit zu treten.* Hoffen wir, daß es recht bald möglich werde, in Württemberg und in ganz Deutschland noch recht viele solcher Anstalten ins Leben zu rufen. Die Zahl der Lungenkranken ist so außerordentlich groß, daß die Heilstätten nicht zahlreich genug werden können; sie werden immer voll und übervoll besetzt sein. Und sie werden segensreich wirken, auch wenn sie nicht in so bedeutender Höhe liegen; die sorgfältige Pflege und die zweckmäßige ärztliche Behandlung wird manches ersetzen, was ihnen an natürlichen klimatischen Vorzügen abgeht. Und auch daran darf wohl erinnert werden: wenn es möglich wäre, einen großen Teil der Lungenkranken in solchen Heilstätten unterzubringen, so wäre dies nicht nur ein Vorteil für die Kranken, sondern auch für die Gesunden; die Schwindsucht würde sich weniger ausbreiten, sie würde bald weniger häufig werden.

Nun kann es nach allem, was ich heute ausgeführt habe, wohl keinem Zweifel unterliegen, daß eine Anstalt im eigentlichen Hochgebirge, in der Höhe von 1560 Metern, fast 1000 Meter höher als die Anstalten in Deutschland, doch noch viel günstigere Aussichten für die Heilung bietet. Es kommt ja vor, daß ein Kranker auch zu Hause geheilt wird. Es werden auch bei uns in gut geleiteten Anstalten gute Erfolge erreicht. Aber im Hochgebirge werden sie leichter und häufiger erreicht. Wer viele Kranke zu sehen bekommt, die aus den deutschen Heilstätten zurückkehren, und auch viele, die aus dem Hochgebirge zurückkehren, der überzeugt sich bald, daß im Hochgebirge die Heilungen und namentlich die dauernden Heilungen häufiger erreicht werden. Und für die unglücklichen Kranken ist doch gerade das beste gut genug. Darum wollen wir sorgen, daß recht bald in Davos eine deutsche Heilstätte für weniger bemittelte Kranke errichtet werden kann. Sie wird ja unter allen Umständen leider nur eine beschränkte Zahl von Kranken aufnehmen können, und sie wird unsere Volksheilstätten nicht überflüssig machen. Es gilt eben auch hier, das eine thun und das andere nicht lassen. Die werkthätige Menschenliebe wird ausreichen, um für beides die Mittel zu gewähren.

* Der Aufruf ist inzwischen erschienen, und die Sammlungen nehmen einen erfreulichen Fortschritt. D. Red.

Blätter und Blüten

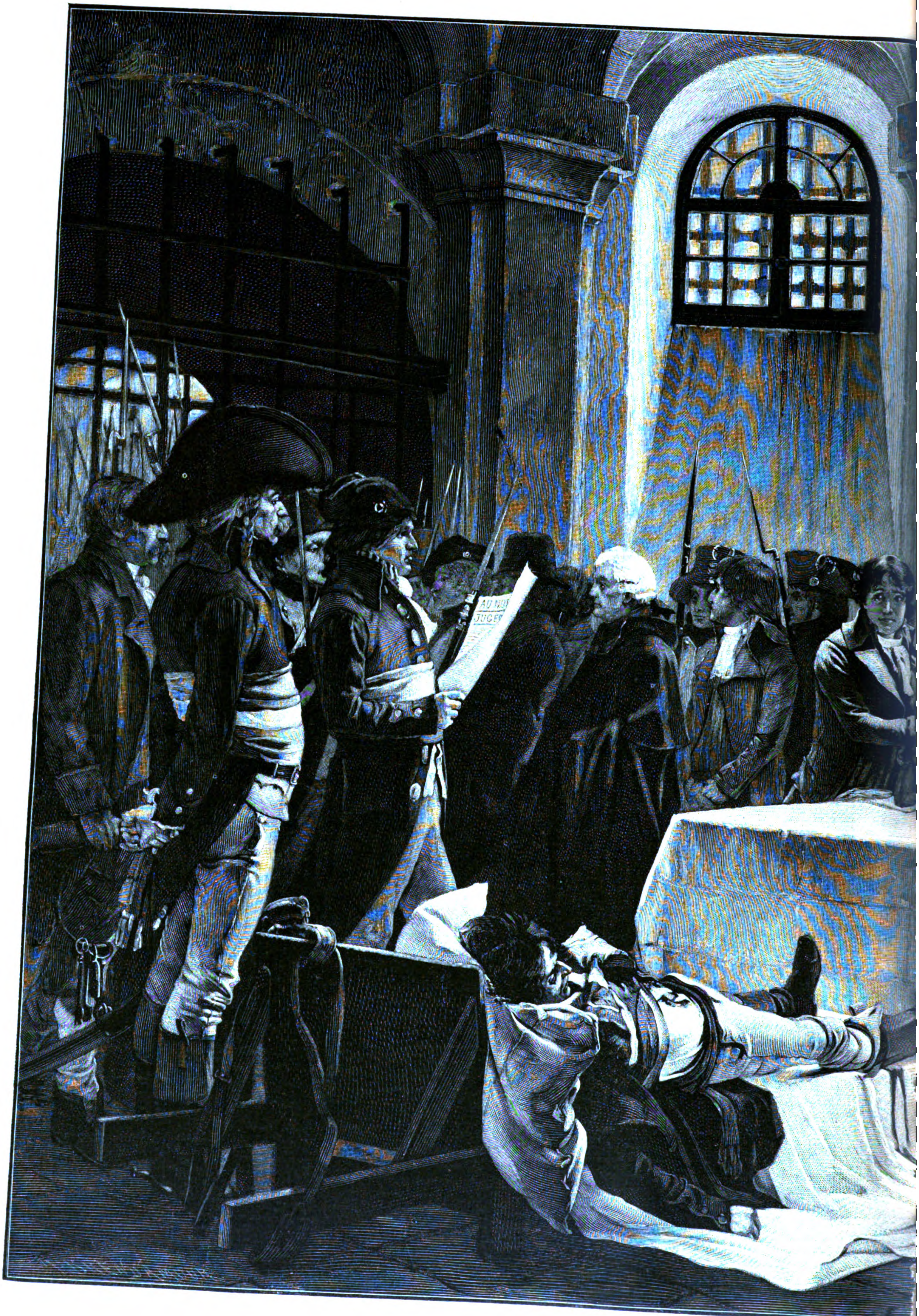
Das letzte Gastmahl der Girondisten. (Zu dem Bilde S. 384 und 385.) „Die Revolution verschlingt wie Saturn ihre eigenen Kinder" — nie hat sich dieser Ausspruch mehr bewährt als beim Untergang der Girondisten, dieser feurigen Vorkämpfer der politischen Freiheit, welche der „Bergpartei" und ihrer Schreckensherrschaft im blutigsten Jahre der französischen Umwälzung zum Opfer fielen. Sie hatten ihren Namen von der Gironde, jener von der Garonne durchströmten weinreichen Provinz Südfrankreichs, der die meisten entstammten, darunter besonders die Advokaten aus Bordeaux Vergniaud, Guadet, Gensonné. Im Jahre 1791 wurden sie in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo sie durch ihre Beredsamkeit eine führende Stellung einnahmen; in Paris schlossen sich die Anhänger des Journalisten Brissot und des späteren Ministers Roland an sie an. Gegen das Königtum führten sie einen leidenschaftlichen Kampf und haben im Verein mit den Jakobinern dessen Sturz herbeigeführt. Doch wiedergewählt in den Nationalkonvent, suchten sie vergeblich den von ihnen selbst entfachten Volksleidenschaften in die Zügel zu fallen. Nach schwungvollen Verteidigungsreden für den König stimmten sie doch selbst für seinen Tod, teils in der Ueberzeugung, die Berufung an das Volk werde diesen Beschluß wieder umstoßen, teils aus Furcht für ihr eigenes Leben. Dies schwankende Benehmen verschaffte der „Bergpartei", dem unerbittlichen, aber konsequenten Robespierre und dem grimmen Marat, den sie vergeblich in Anklagestand zu setzen versuchten, den Sieg. Zweimal drangen die Pariser Volkshaufen in den Konvent und verlangten die Ausstoßung der Girondisten, das zweite Mal, am 31. Mai, mit Erfolg. Ein Teil hatte sich in die Provinzen gerettet und erregte diese zum Aufstand gegen den Pariser Pöbel. Doch die Energie des Konvents schlug alle diese Versuche zu Boden, durch welche der Untergang der in Paris gefangenen Girondisten nur beschleunigt wurde. Vor das Revolutionstribunal gestellt, wurden sie zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Als das Urteil verkündet wurde, zog einer der Verurteilten, Dufriche-Valazé, einen verborgenen Dolch aus dem Gewande und stach ihn sich ins Herz. In seiner rohen Grausamkeit beschloß jedoch das Gericht, daß dieser Selbstmord Valazé nicht vor dem Schafott retten dürfe. Die Leiche sollte das Schicksal der lebenden Genossen teilen. Sie wurde daher mit ihnen in das jetzt noch vorhandene große Gefängnis der Conciergerie gebracht, wo es den Verurteilten erlaubt wurde, ihre letzte Nacht gemeinsam zuzubringen. Bailleuil, ein Parteigenosse, dem es gelungen war, sich vor der Verurteilung in Paris zu verbergen, hatte seinen unglücklichen Freunden versprochen, ihnen das letzte Mahl im Kerker zu liefern, sei es, daß es ihrer Freilassung oder ihrer Hinrichtung vorausgehen sollte. Es gelang ihm, Wort zu halten, und so setzten sich die einundzwanzig Verurteilten in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober 1793 an eine festlich geschmückte und reich besetzte Tafel, neben der freilich die Bahre mit der Leiche Valazés stand, die mehr als alles andere die Festgäste daran mahnte, daß sie ihren eigenen Totenschmaus abhielten. Die Verurteilten hatten sich jedoch bereits völlig gefaßt und dachten nur daran, als Männer zu sterben und ihre letzten Stunden philosophischen Betrachtungen zu widmen. Die jüngsten unter ihnen, Ducos, Fonfrède und Antiboul, machten zwar den Versuch, in ausgelassener Fröhlichkeit dem Schicksal zu trotzen, aber Vergniaud, den auch hier seine feurige und zum Herzen gehende Beredsamkeit nicht verließ, bannte gar bald den künstlich angeschlagenen frohen Ton des Zechgelages und begann ein Gespräch über den Opfertod des Heilands und über die höchsten Ziele der Menschheit. Brissot prophezeite mit richtigem Blick in die Zukunft, daß die Erwürgung der Gironde die Rückkehr der Monarchie zur Folge haben werde. Gegen Morgen glaubten mehrere Tafelgenossen, daß sie dem Tode gefaßter entgegen gehen würden, wenn sie sich einige Stunden der Ruhe gönnten, und legten sich auf die den Wänden entlang angebrachten Matratzen. Die Mehrheit, dreizehn von einundzwanzig und darunter die bedeutendsten Führer, beschloß jedoch, sich gegenseitig wach zu halten, und setzte das Gespräch fort. Um zehn Uhr morgens erschienen die Sendboten des Tribunals, um die Opfer abzuholen, deren Namen der Reihe nach verlesen wurden.

Dies ist der Augenblick, den L. Flameng zum Gegenstand seines vortrefflichen, für das Museum des Luxembourg angekauften Gemäldes „Das letzte Gastmahl der Girondisten" gewählt hat. Im Vordergrund des Bildes sehen wir neben dem Abhub der Tafel die aufgebahrte Leiche des Selbstmörders Valazé. An der Mitte des Tisches stehen nebeneinander die Führer Vergniaud und Brissot, der erstere mit aufgestemmten Händen und den beredten Mund zu einem letzten Protest geöffnet, der letztere in stummem unbeugsamen Trotze. Auf seine Schulter stützt sich stillgefaßt der lahme Sillery, der am Tage zuvor bei der Verkündigung des Todesurteils seine Krücken mit dem Ausrufe von sich geworfen: „Das ist der schönste Tag meines Lebens." Nur ein einziger Girondist ist haltlos zusammengeknickt. Wir sehen sein Gesicht nicht, dürfen aber annehmen, daß es Fonfrède ist, der sich in diesem Augenblicke seiner jungen Gattin und seiner kleinen Kinder erinnert. Sein neben ihm stehender Freund Ducos, der am Vorabend mit ihm heitere Witzworte zu wechseln versucht hatte, scheint auch einige Mühe zu haben, sich zu fassen, und ein dritter der jungen Generation bricht am andern Ende des Tisches in leidenschaftliche Verwünschungen aus. Es ist jener Boileau, der die Schwäche gehabt hatte, vor Gericht die Gironde zu verleugnen und sich als Mitglied des „Bergs" zu bekennen, ohne dadurch sein Haupt retten zu können. Der ehemalige Bischof Fauchet ist als einer der ersten aufgerufen worden und wandelt in würdiger Fassung durch die Reihen der bewaffneten Schergen hindurch dem Gitterthore zu. Mit strenger Miene verliest der Kommissär seine Liste. Wie das irregeleitete Pariser Volk, betrachtet augenscheinlich auch er die Girondisten als Vaterlands- und Freiheitsverräter. Der Maler hat uns hier ein erschütterndes und historisch ziemlich richtiges Bild von den schrecklichen Folgen der Parteiwut und des von ihr entfesselten Bürgerkrieges gegeben, welchem so oft die edelsten Patrioten zuerst zum Opfer fallen. †

Ein gescheckles Reh. (Zu dem Bilde S. 386.) Das im Bilde vorgeführte märchenhaft ausschauende Reh, ein weibliches etwa $1\frac{1}{2}$ Jahre altes Tier (Schmalreh), wurde vor einiger Zeit auf einer Treibjagd bei Elbingerode im Harz erlegt und gehörte zu einem vier Stück starken Sprunge; die anderen drei Rehe waren von normaler Färbung. Bei unserem Tiere sind die Stirn, die unteren Teile der Läufe und die große Platte auf der Seite von reinstem Weiß und zeichnen sich in scharfen Linien von der an den übrigen Körperteilen natürlichen Färbung der Decke ab. Auf der dem Beschauer nicht sichtbaren rechten Seite läuft die schneeweiße Platte unter dem Leibe entlang, bis hinter das Blatt, und verengt sich hier zu einem schmalen Streifen, welcher

Digitized by Google



Das lekte Gasti

Nach dem Gemä

Digitized by Google

der Girondisten.

on L. Flameng.

Digitized by Google

unweit des Rückens endet. Oberhalb der rechten Keule befindet sich ein schmaler, länglicher, weißer Fleck. Die Lichter (Augen) haben natürliche Färbung. Dagegen sind Nase und Oberlippe, die beim Reh sonst von sammetschwarzer Farbe sind und dem Gesichte desselben das ausdrucksvolle, reizende Ansehen geben, ebenfalls weiß, mit einem Schein in grau. Dadurch büßt das Gesicht an Schönheit ein und verliert etwas den Rehtypus. Die Schalen an den vier weißen Läufen — sonst schwarz — erscheinen graugescheckt, die Oberrücken (Oberklauen) ganz weiß.

Der Stand der Haare ist, sowohl an den Stellen, welche normale Färbung haben, wie auf den milchweißen Platten, durchaus gleichmäßig, und Abweichungen in der Struktur der weißen Haare sind dem bloßen Auge nicht sichtbar. Auch die äußere und innere Haut zeigt überall gleiche normale Farbe. Das durch die grelle weiße Färbung weithin sichtbare gescheckte Reh war natürlich in der Umgebung von Elbingerode bekannt und der erfolgte Abschuß desselben erregte allgemeines Bedauern. Der Besitzer hat es ausstopfen lassen.

Wenn die wunderbare Färbung dieses Rehes auch zu den größten Seltenheiten gehört, so ist sie als einzig dastehender Fall doch nicht zu bezeichnen. In den Sammlungen des Provinzialmuseums zu Hannover, in denen des Grafen Arco in München und der des Fürsten Pleß auf Schloß Pleß sollen präparierte gescheckte Rehe, und in der Sammlung des Fürsten Salm-Salm auf Schloß Anholt ein ausgestopfter ganz weißer Rehbock vorhanden sein. Ein Albino (vollständig weißer Rehbock mit roten Lichtern) führt unter dem Namen „Märchenprinz Mazzy" im Zoologischen Garten zu Frankfurt am Main ein beschauliches Dasein. In Ermangelung einer weißen Ricke ist ihm eine ebenfalls abnorm gefärbte, glänzend schwarze Ricke beigegeben, die den Namen „Prinzessin Lulu" führt und die im vorigen Jahre ein ebenfalls schwarzes Bockkitz gesetzt hat. — Außerdem sind noch bleifarbige und höchst selten silberfarbene Rehe beobachtet worden. G. Hentze.

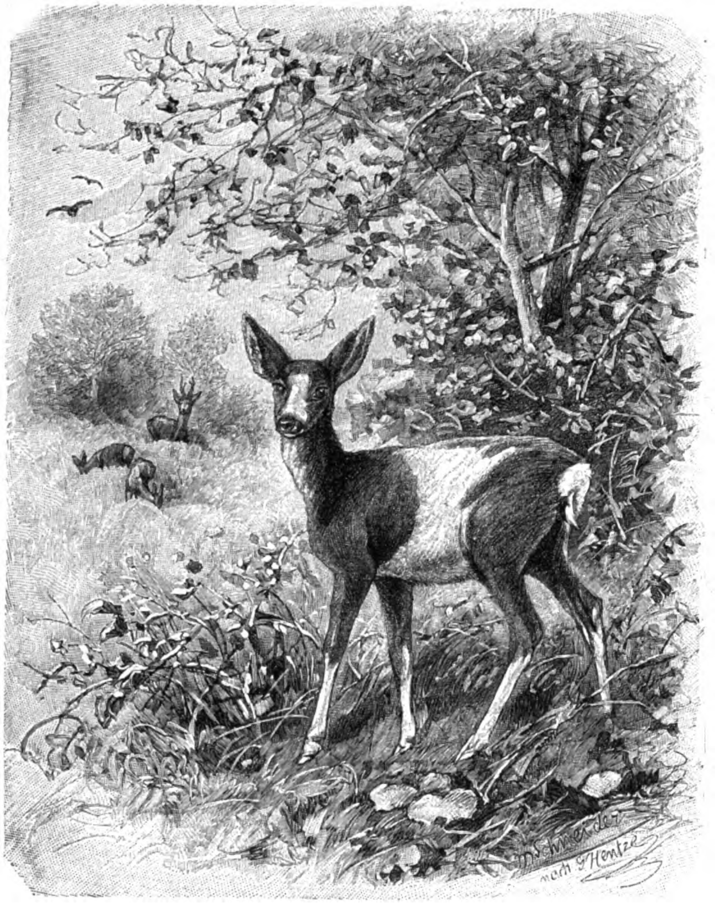
Das Raimund-Denkmal in Wien. (Zu dem Bilde S. 357.)

„Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergeh'n!..."

Dieses Lied wird gesungen allüberall, wo die deutsche Zunge klingt, und sein Dichter Ferdinand Raimund, der nicht bloß die Worte, sondern auch die Melodie dazu gefunden, lebt noch mit seinen dramatischen Märchen und Volksstücken auf allen deutschen Bühnen, insbesondere mit seinem „Verschwender", aber auch mit seinem „Bauer als Millionär", worin dieses Lied von der „Jugend" gesungen wird, mit dem „Alpenkönig und Menschenfeind", mit der kürzlich erst zu neuen Ehren gekommenen „Gefesselten Phantasie". Dem Duft von Poesie und Schönheit, der auf Raimunds lebensvollen Allegorien und idealen Verkörperungen volkstümlicher deutscher Charaktere lagert, haben die Jahrzehnte nichts anhaben können. Sie sind unvergänglich. Ihm ist nun am 1. Juni d. J. in seiner Heimatstadt Wien, vor dem Deutschen Volkstheater, ein schönes Denkmal errichtet worden. Es ist zugleich das erste öffentliche Denkmal, das ein deutscher Schauspieler erhält; denn Raimund war nicht bloß der Dichter, sondern auch der erste und beste Darsteller seines Rappelkopf, Wurzel und Valentin. C. L. Costenoble, der bei der Erstaufführung des „Verschwenders" zugegen war, schrieb am 15. März 1834 in sein Tagebuch: „So wie Raimund ist kein jetzt lebender Schauspieler ins menschliche Herz gedrungen, und keiner hat das Vermögen, das Aufgefaßte in so hoher Vollendung wiederzugeben."

Der Wiener Bildhauer Franz Vogl hat nun diesen Dichter in kongenialer Weise aufgefaßt, indem er ihn so, von der Phantasie belauscht, die sein Genius und sein Dämon zugleich war, darstellte: mitten im Walde, von der schönen Natur umgeben, die Raimund so leidenschaftlich liebte, auf einer Bank ruhend, in stilles Sinnen träumerisch verloren. Nur aus der liebevollsten Vertiefung in das Gemüt und die Persönlichkeit des Dichters konnte diese originelle Auffassung entstehen. Sie wirkt daher auch ganz unmittelbar auf uns. Diesen Eindruck hatten auch die Preisrichter, als sie über die Entwürfe zu entscheiden hatten, die nach einer zum hundertsten Geburtstage Raimunds (1. Juni 1890) ausgeschriebenen Preiskonkurrenz in größerer Anzahl eingelaufen waren. Vogls Entwurf erhielt den ersten Preis. Mit einem Aufwand von 32 600 Gulden wurde er in Laaser Marmor ausgeführt; aus einem der größten Marmorblöcke, die je nach Wien geschafft worden sind. Das nötige Kapital wurde durch Spenden von Kunstfreunden, an deren Spitze der Kaiser selbst mit einer Gabe von 2000 Gulden stand, und durch Musteraufführungen Raimundscher Werke aufgebracht. Besonders verdient ums Denkmal machten sich Geheimrat Nikolaus Dumba und Regierungsrat Dr. Karl Glossy, Obmann und Schriftführer des Denkmalkomitees.

Als Franz Vogl diesen ersten Preis errang, war er schon, ungeachtet seiner Jugend — er wurde am 4. April 1861 in Wien geboren — ein anerkannter Künstler. Seine Lehrzeit hatte er an der Wiener Akademie und dann im Atelier des Meisters Weyr durchgemacht. Als er 1885 bei der Konkurrenz für die plastische Ausschmückung des Deutschen Theaters in Prag einen Preis erhielt, wurde er selbständig. 1886 gewann er den ersten Preis in der Konkurrenz für die Ausschmückung des Deutschen Volkstheaters in Wien durch seine originelle Giebelgruppe (Bacchuszug); er hat sie dann mit noch vielen anderen Figuren, die das Haus schmücken, ausgeführt, und sein älteres Werk wird nun auf sein neuestes, das Raimund-Denkmal, herniederschauen. Auch für die Theater in Zürich und Wiesbaden war Meister Vogl hervorragend beschäftigt, und ganz jüngst noch hat er mit seinem anmutigen „Radl-Madl" für den Wiener Bicycleklub eine rasch populär gewordene Figur geschaffen. Moritz Necker.



Ein geschecktes Reh.
Nach einer Skizze von G. Hentze gezeichnet von M. Schneider.

Fantasia. (Zu dem Bilde S. 361.) „Fantasia!" Das ist ein Wort, bei dessen Klang der Orientale sich über des Lebens Notdurft hinwegsetzt. Den Blumenschmuck im Haar der Frauen, die Verzierungen an seinen Waffen nennt er „Fantasien". Ebenso heißen Gesänge und Tänze der Alméen, und mit dem Namen der „Fantasia" wird auch das Tummeln des Rosses, werden Scheinkämpfe der Reiter bezeichnet.

Am beliebtesten sind die letzteren bei den Arabern Nordafrikas. Jedes Fest, jedes besondere Ereignis wird von den Reiterscharen mit „Fantasien" gefeiert. Unser Bild führt uns eine derartige „Fantasia" vor.

Alt und jung strömt vor die Thore von Tripolis, denn durch die Straßen hat sich die Kunde verbreitet, daß eine Karawane aus dem fernen Sudan angekommen sei und daß der Gouverneur beschlossen habe, sie festlich zu empfangen. Auf dem Platze vor dem Thore steht die irreguläre Kavallerie, der Oberst in der türkischen Uniform vor der Front, in schnurgerader Linie. Erwartungsvoll schaut alles in die Ferne, bis auf dem nahen Höhenzuge eine Reiterabteilung erscheint: die Deputation der Karawane.

„Jalla ia Uled!" („Auf Söhne!") ruft nun der Oberst, und wie ein elektrischer Funke zuckt es durch die buntgewandeten Reiter und ihre Pferde. Im Sturme sprengt die Schar den Fremden entgegen. „Halt!" — und eine dröhnende Salve grüßt die Wüstenreisenden. Mit Flintengeknall erwidern diese den Gruß und ziehen weiter, umsprengt von den Reitern, die ihre Kunststücke zeigen. Von Augenblick zu Augenblick wächst die Begeisterung. Empfangende und Empfangene bilden zuletzt vor der Stadt einen wirren Knäuel, aus dem Flinten- und Pistolenschüsse fallen, als ob eine Schlacht geliefert würde. „Jalla ia Uled!" Jubelnde Rufe erschallen aus der Zuschauermenge, denn es wird ja die „Fantasia" geritten, bei der dem Araber das Herz aufgeht.

So weit der Einfluß des Arabers und sein Roß gekommen sind, kennt man diese „Fantasia". Sie wird auf den weiten Flächen vor den Thoren der Wüstenstädte geritten, und man kennt sie am Hofe der Sultane jenseit der Wüste in dem fernen Sudan. Freilich nicht immer sind die Reiter schmuck, die Rosse schön und edel — aber die Begeisterung bei diesem Festreiten bleibt immer dieselbe. *

Milchmarkt am Singel zu Amsterdam. (Zu dem Bilde S. 373.) Ein Stück holländischen Lebens führt uns der Maler in seinem Bilde vor. Wir blicken auf einen der alten Deiche an dem Singelkanal, der im fünfzehnten Jahrhundert die äußerste Grenze der Stadt bildete. Der Damm fällt nach dem Wasser zu schräg ab. Zwischen den beiden Häusern links zeigt sich der Eingang zu der alten schmalen Straße des Nieuwen Dijk, und im Hintergrunde ragt die Kuppel der Neuen evangelisch-lutherischen Kirche empor. An dieser Stelle erscheinen die Bauern aus der Umgegend, um von hier aus ihre Milch in Karren zu ihren Kunden zu bringen. Es stehen täglich viele Hunderte der blau angestrichenen Kübel auf dem Markt und geben im Verein mit den blauen

Digitized by Google

Kitteln der Bauern dem Platz ein charakteristisches Gepräge. Die Milch, die hier „verzapft“ wird, steht im Rufe einer besonderen Güte; sie kommt ja von den trefflichen holländischen Kühen, die auf den herrlichen Weiden der Niederlande prächtig gedeihen. *

Benjamin Vautier †. (Mit Bildnis.) Ein reichgesegnetes Künstlerschaffen, das im höchsten Sinne echt volkstümlich war, hat am 25. April einen jähen Abschluß erfahren: an diesem Tage ist in Düsseldorf, der Stätte seiner langjährigen, von Ruhm und Erfolg gleichmäßig begünstigten Wirksamkeit, der Maler Benjamin Vautier gestorben. Von Geburt ein Sohn der französischen Schweiz, hat Vautier von 1850 an mit wenigen Unterbrechungen andauernd in Düsseldorf gelebt, hier rang er sich aus seinen schüchternen Anfängen schnell und sicher zur vollen Meisterschaft empor, und im deutschen Volksleben, das er am Rhein wie am Neckar, im Schwarzwald wie in Westfalen mit dem gleichen liebevollen Verständnis studierte, haftete seine Kunst mit starken festen Wurzeln und in ihrem innersten Wesen. Zwei deutsche Maler waren es auch, die auf ihn den größten Einfluß ausübten: sein Lehrer Rudolf Jordan in Düsseldorf und Ludwig Knaus, der mit seinen ersten großen ländlichen Genreszenen gerade Aufsehen erregte, als Vautier noch Schüler von Jordan war.

Benjamin Vautier †.
Nach einer Photographie von Konstantin Luck in Düsseldorf.

Vautier kam am 27. April 1829 in Morges am Ufer des Genfer Sees als Sohn eines Pfarrers zur Welt. Die erste Kunstunterweisung empfing er bei einem Emailmaler in Genf, bei dem er Uhrgehäuse, Broschen u. a. zu malen hatte. Der Genfer Kunstmaler van Muyden wurde aber rechtzeitig auf das junge Talent aufmerksam; ihm hatte Vautier den Rat zu danken, der ihn nach Düsseldorf führte. Unter dem Eindruck der „Kirmeß“, der „Spieler“ und ähnlicher Bilder von Ludwig Knaus folgte er dessen Beispiel und ging nach Paris, um seine malerische Technik zu vervollkommnen. Hier entstand sein erstes größeres Genrebild „Die Kirchensänger“, das auf der großen Münchner Ausstellung von 1858 glänzende Aufnahme fand. Schon im Jahre vorher hatte er sich aufs neue in Düsseldorf niedergelassen, wo nun unter seinem Pinsel eine ganze Reihe größerer Bilder in schneller Folge hervorging, deren Stoffe sämtlich dem geselligen Leben des Volkes und der Familie entnommen waren. Die seltene Vereinigung von gemütvoller Auffassung mit kraftvoll scharfer Charakteristik, die in ihnen hervortrat, gewann diesen Bildern und den ihnen nachfolgenden Meisterwerken Vautiers eine außerordentliche Volkstümlichkeit, welche mit der Verbreitung Schritt hielt, die ihre Reproduktionen in allen Schichten der Bevölkerung fanden. Die „Gartenlaube“ hat sich angelegen sein lassen, an der Verbreitung der edlen Wirkungen von Vautiers Kunst immer regen Anteil zu nehmen; von seinen bekanntesten Bildern sind viele in den älteren und neueren Jahrgängen erschienen; wir erinnern an die lebensvollen, von feinem Humor durchwürzten Darstellungen „Ein neuer Weltbürger“, „Die Ueberraschung im Wirtshaus“, „Auf dem Standesamt“, „Ein Botaniker auf Reisen“, „Der teure Wein“, „Belauschte Werbung“. Auch direkt für den Holzschnitt hat Vautier gearbeitet. In seinen Illustrationen zu Immermanns „Oberhof“ und Auerbachs „Barfüßele“ finden sich alle Vorzüge seines liebenswürdigen Talents in reichster Fülle entfaltet; mit wunderbarer Anempfindungskraft ist er auf den Geist dieser echt poetischen Dorfgeschichten eingegangen, deren Gestalten heute so, wie er sie gezeichnet, im Volk weiterleben.

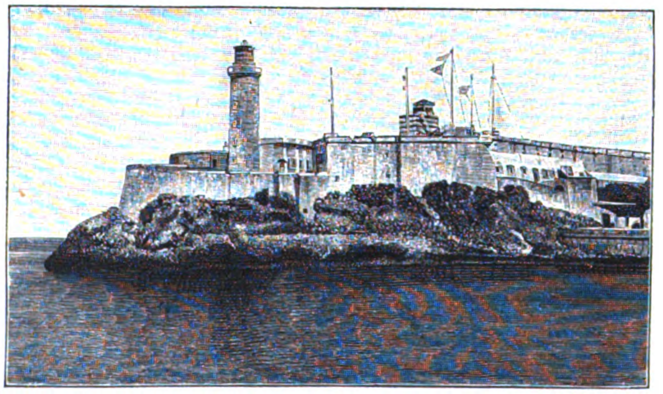
Heimfahrt. (Zu dem Bilde S. 377.) Abendfrieden liegt über dem See; leise nur plätschern die Wellen, welche der kräftige Ruderschlag der heimkehrenden Landleute erregt. Ueber die hohen waldbewachsenen Berge, die den Brienzer See umgeben, breitet die Dämmerung ihre Silberschleier. Durch die Stille aber tönt hell und jauchzend der Gesang der Kinder, welche der Abend mit Vater und Mutter und den älteren Geschwistern wieder vereinigt hat. Auf hoher Bergalm haben diese dort die letzten Tage zugebracht, um am schwindelnden Hange das Wildgras zu mähen. In mächtigen Bündeln ward es dann auf den großen geschmiedigen Karren geladen, den die schweizer Wildheuer mit ihrer Last so kühn und schnell hernieder ins Thal zu lenken verstehen. Am Ufer harrten ihrer die Kinder im Kahn. Und nun geht's heim. Die frische Seeluft labt die von der schweren Arbeit im Sonnenbrand erhitzten Gesichter und Glieder. Und bald vereinigt froher Gesang die Alten mit den Jungen, welche oben auf dem gewaltigen Heuhaufen vergnüglich lagern . . . Ein freundliches Bild aus dem Volksleben der Schweizer, das in schöner Harmonie zu der Feierabendstimmung steht, welche die Landschaft beseelt!

Wohnt hier die Hexe? (Zu dem Bilde S. 381.) Ein tiefinniger Zusammenhang besteht zwischen unserer deutschen Märchenwelt und der poetischen Stimmung, die jung und alt im deutschen Walde ergreift. Es ist kein Zufall, daß die schönsten und beliebtesten der alten Volksmärchen, die sich durch die Jahrhunderte von Mund zu Mund vererbten, im Walde ihren Schauplatz haben. Als sie entstanden, gab es noch keine Städte, und das Volk, das im Schutz der Burgen das Feld bebaute, hatte mühsam den Boden dem Wald abzuringen, der oft ohne Unterbrechung ganze Länderstrecken bedeckte. Alles Schauerliche und Liebliche, was dem Menschensinne auch heute noch „der Wald erzählt“, fand damals poetischen Ausdruck in den Märchen vom Schneewittchen, vom Rotkäppchen, von Hänsel und Gretel und wie sie alle heißen. Daher wiederholen sich immer aufs neue alle wirklichen Vorgänge, welche diesen Märchen zu Grunde liegen. Und auch heute noch treibt es unbewacht spielende Kinder heimlich in den Wald, wenn sie erst einmal in dessen lauschigem Schatten Blumen gepflückt und Beeren gesucht haben. Sie aber begleitet die schlummernde Erinnerung an die gruselig schönen Waldmärchen, die gar schnell wach wird in den Kinderköpfen, wenn irgend ein befremdlicher Eindruck an eines derselben mahnt. So geht es auch den kleinen barfüßigen Mädchen auf unserem Bilde beim Anblick der einsamen düsteren Köhlerhütte. — „Wohnt hier die Hexe?“ — Sie werden nicht lange auf Antwort warten, sondern baldigst kehrt machen und nach Hause eilen, wo sie dann der Mutter mit fliegendem Atem erzählen, das Hexenhaus im Walde liege ganz in der Nähe.

Gebirgsbach. (Zu unserer Kunstbeilage.) Die Touristen, die durch das schöne Kärnten wandern, verweilen gern in dem Marktflecken Eisenkappel. In diesem freundlichen Orte mit überwiegend deutscher Bevölkerung finden sie nicht nur gute Verpflegung, sondern auch reiche Gelegenheit zu allerlei schönen Ausflügen und interessanten Gebirgstouren. Von Eisenkappel, das etwa 20 Kilometer von der Südbahnstation Völkermarkt-Kühnsdorf entfernt ist, führt ein bequemer Weg zum Gipfel des 2141 m hohen Hochobirs, auf dem sich eine meteorologische Station befindet. Von seiner Höhe genießt man eine überaus malerische Aussicht; zwischen Bergzügen leuchten die Seen hervor und ziehen sich grüne Thäler mit zahlreichen Ortschaften.

Aber auch die nächste Umgebung von Eisenkappel ist reich an landschaftlichen Reizen. In das Thal von Eisenkappel münden vier Seitenthäler oder „Gräben“, der Loibnig-, der Lopein-, der Remschenniggraben und das Ebriachthal. Sie führen der Vellach klare, rauschende Gebirgsbäche zu und bieten in ihrem Verlaufe eine Fülle reizender, stets wechselnder Aussichten. In einem dieser Thäler, dem Loibniggraben, hat E. v. Lichtenfels das Motiv zu dem stimmungsvollen Bilde gefunden, das unsere Kunstbeilage im Holzschnitt wiedergiebt. *

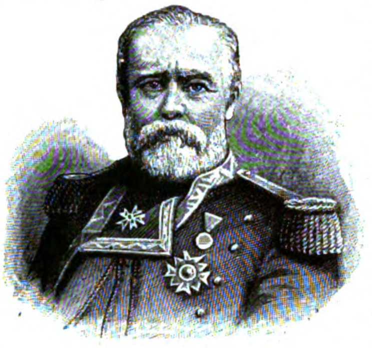
Der Krieg um Cuba. (Mit Abbildungen.) Nach der Vernichtung der spanischen Flotte bei Manila ist auf dem Kriegsschauplatze bei den Philippinen ein Stillstand in den Operationen eingetreten. Kommodore Dewey hat nicht genügend Landungstruppen zur Verfügung; er ist darum nicht in der Lage, seinen raschen Sieg auszunutzen, und es wird noch einige Zeit vergehen, bis die erforderlichen Truppen von den Vereinigten Staaten eintreffen. So werden die nächsten entscheidenden Kriegsereignisse voraussichtlich auf dem westindischen Kriegsschauplatze stattfinden. Die Stellung der Spanier auf Cuba selbst scheint ziemlich fest zu sein. Der Ausbruch des Krieges hat das Ansehen der Regierung im Lande selbst gestärkt. Es wurde durch ihn das spanische Nationalbewußtsein geweckt; die Scharen der Aufständischen haben sich nicht vermehrt, wohl aber schließt sich die Mehrzahl der Bevölkerung um so entschiedener an den General Blanco, der als Oberbefehlshaber die Verteidigung der Insel leitet. Gleich beim Beginn der Feindseligkeiten sind an der Küste Cubas amerikanische Kriegsschiffe, die Flotte unter Befehl des Kommodore Sampson, erschienen, aber es gelang ihnen zunächst nicht, nennenswerte Erfolge zu erzielen. Havanna, die Hauptstadt der Insel, mit etwa 200 000 Einwohnern, hat einen wohlgeschützten Hafen. Er besteht in einer Bucht, die zunächst eine schmale Einfahrt aufweist und sich dann kleeblattartig erweitert. Auf der westlichen Halbinsel zwischen der Bucht und dem Meere liegt die Stadt, deren Gesamtansicht unser Bild S. 388 wiedergiebt. Die Einfahrt in den Hafen wird durch starke Festungswerke verteidigt. An der Spitze der östlichen Halbinsel erhebt sich das Castillo del Morro mit einem Leuchtturm; südöstlich davon zieht sich längs der Hafeneinfahrt das Castillo de la



Castillo del Morro am Eingang des Hafens von Havanna.

Digitized by Google

Cabana. Auf dem gegenüberliegenden westlichen Ufer beherrscht das Castillo de la Punta die Einfahrt, während am Strande nach dem offenen Meere zu eine Reihe von Batterien errichtet ist. Diese Befestigungen schützen die Stadt vor einem Flottenangriff; auf der Landseite ist sie durch einige Forts, wie Atares, Principe und San Juan, gedeckt. Die nordamerikanische Flotte unter Kommodore Sampson hat versucht, Havanna zu blockieren und hat auch mit den Forts Schüsse gewechselt, aber sie verließ bald den Platz, um weiter östlich zu operieren. Es wurden Versuche gemacht, in den Häfen Matanzas und Cardenas kleine Truppenabteilungen und Munition für die Aufständischen zu landen. Die Spanier wiesen aber die Angriffe zurück, bei Cardenas wurde sogar das amerikanische Torpedoboot „Winslow" schwer beschädigt. Ohne wesentlichen Erfolg verlief auch die Beschießung der Forts von San Juan auf der spanischen Insel Portorico. Von Wichtigkeit waren neuerdings die Bewegungen der spanischen Flotte unter dem Admiral Cervera, die quer durch den Atlantischen Ocean nach Amerika segelte. Ueber die Absichten ihres Führers wurden verschiedene Nachrichten verbreitet. Die einen behaupteten, sie werde sich gegen die Ostküste der Vereinigten Staaten wenden und dort bedeutende Häfen wie Boston oder New York zu bombardieren suchen. Wahrscheinlicher war eine andere Meldung, daß



Admiral Cervera.

Admiral Cervera Cuba anlaufen werde. Die Amerikaner hatten gegen diese Flotte zwei Geschwader entsendet. Das eine, das sogenannte fliegende Geschwader unter Kommodore Schley kreuzte nördlich von den Antillen, während das zweite unter Kommodore Sampson die Blockade von Havanna aufgab und sich westwärts wendete, um Cervera zu begegnen und ihn zu einer Schlacht zu zwingen. Diese konnte aber nicht stattfinden. Das spanische Geschwader hat den Atlantischen Ocean ohne Unfall durchkreuzt; es ist zuerst bei der Insel Martinique gesehen worden; dann haben Schiffe, die zu ihm gehören, in La Guaira, dem Hafen der venezuelanischen Hauptstadt Caracas, Kohlen eingenommen, und schließlich ist Cervera über Curaçao und zwischen Jamaica und Haiti in den Hafen Santiago de Cuba an der Südküste von Cuba eingelaufen. Inzwischen haben sich die beiden eben erwähnten amerikanischen Geschwader vereinigt und werden wohl mit Nachdruck zu einem entscheidenden Angriff auf die spanische Flotte schreiten. Die amerikanische Flotte ist sowohl an Zahl der Schiffe als auch in der Ausrüstung der spanischen überlegen; es ist somit zu erwarten, daß Cervera, durch die Niederlage Montojos bei Cavite belehrt, den offenen Kampf nicht ohne weiteres annehmen werde. Voraussichtlich wird er den Hafen von Havanna zu erreichen suchen, um hier, unter dem Schutze der Forts und Strandbatterien, den Angriffen der Amerikaner besser widerstehen zu können.

Kommodore Sampson.

Ansicht von Havanna.

II. Quittung für das Rittershaus-Denkmal. 58 Mk. 33 Pf. von dem deutschen Bäcker-Innungsverband „Germania", Unterverband Westfalen in Bochum; 50 Mk. von Frau E. Farina in Köln; 100 Mk. von Carl Bremme in Barmen; 20 Mk. von Frau Friedr. Viefhaus in Barmen; 20 Mk. von Eugen Dicke in Barmen; 100 Mk. von Rob. Barthels in Barmen; 20 Mk. von Herm. Traine in Barmen; 20 Mk. von A. H. in Barmen; 5 Mk. von W. Idel in Wermelskirchen; 30 Mk. von A. Ulrich in Leipzig; 100 Mk. von H. Blank in Wetter a. d. Ruhr; 100 Mk. von F. W. Scheulen in Barmen; 20 Mk. von Rob. Huppelsberg in Barmen; 20 Mk. von Ernst Evertsbusch in Haspe; 100 Mk. von Geschw. N. in Barmen; 10 Mk. von Ad. Eickworth in Barmen; 5 Mk. von Rich. Hammer in Barmen; 100 Mk. von einem Westfalen in London; 20 Mk. von Fritz Lange in Barmen; 100 Mk. von Fr. Bayer in Elberfeld; 50 Mk. von Dr. C. Duisberg in Elberfeld; 100 Mk. von Landtags-Abg. Dr. H. Böttinger in Elberfeld; 5 Mk. von Rechtsanwalt Dr. L. Bruch in Mainz; 100 Mk. von Herm. Frese in Barmen; 50 Mk. von Carl Schlieper in Remscheid; 100 Mk. von F. W. Müser, k. Konsul a. D. in Brüssel; 8 Mk. von einer Abschiedsfeier in Barmen; 50 Mk. von G. A. Schlechtendahl in Barmen; 10 Mk. von Fräulein Anna Aschenberg in Barmen; 30 Mk. von Carl Hugo Jäger in Barmen; 100 Mk. von Frau Witwe Emil Blank in Leutesdorf; 20 Mk. von Dr. W. Stood in Barmen; 50 Mk. von Dr. Ed. G. Wittenstein in Barmen; 100 Mk. von Fr. Wilh. Bölling in Barmen; 50 Mk. von Carl Vorwerk in Barmen; 30 Mk. von Frau Witwe F. W. Bölling in Barmen; 107 Mk. gesammelt von Herm. Klinke in Altena; 5 Mk. von Paula Röttgen in Barmen; 50 Mk. von J. Alb. Schmidt in Barmen; 20 Mk. von Heinr. Overbeck in Barmen; 100 Mk. von Adolf Vorwerk in Barmen; 20 Mk. von Frau S. H. in Kassel; 100 Mk. von Geh. Kommerzienrat Möllmann in Iserlohn; 100 Mk. von N. N. in Barmen; 25 Mk. von der Burschenschaft „Alemannia" in Bonn; 300 Mk. von H. Brüninghaus Söhne in Barmen; 100 Mk. von E. Zinn & Hackenberg in Barmen; 100 Mk. von Wm. Weddigen in Barmen; 100 Mk. von Ferd. Bartels in Düsseldorf; 100 Mk. von Fr. Herm. Rittershaus in Barmen; 100 Mk. von Jul. und Aug. Erbslöh in Barmen; 100 Mk. von Fr. Tillmanns & Komp. in Barmen; 100 Mk. von Friedr. Meese in Barmen; 100 Mk. von Alb. und E. Henkels in Langerfeld; 50 Mk. von Ferd. Mommer & Komp. in Barmen; 30 Mk. von Hugo Frowein in Barmen; 20 Mk. von Fr. Schauff sen. in Barmen; 20 Mk. von L. Feldheim in Barmen; 20 Mk. von Pfleiderer & Wurm in Barmen; 20 Mk. von G. Mühlinghaus in Barmen; 20 Mk. von Hugo Asmann in Barmen; 20 Mk. von Scheib & Göcke in Barmen; 10 Mk. von Wilh. Hollweg in Barmen; 20 Mk. von Johs. Bergmann in Barmen; 100 Mk. von Schwarzschild, Fischer & Komp. in Barmen; 10 Mk. von Dr. Fr. Hartkop in Barmen; 10 Mk. von Ewald Halbach in Barmen; 5 Mk. von Oscar Halbach in Barmen; 30 Mk. von Herm. Wahl in Barmen; 30 Mk. von Emil Linkenbach in Barmen; 30 Mk. von Hugo Tölle in Barmen; 20 Mk. von Gust. Ad. Dahl in Barmen; 20 Mk. von Rud. Dahl in Barmen; 20 Mk. von A. Wever in Barmen; 20 Mk. von Louis Lekebusch in Barmen; 20 Mk. von Rob. Kaiser in Barmen; 10 Mk. von Bernh. Ackermann in Barmen; 100 Mk. von J. M. H. in Köln; 120 Mk. von sechs vergnügten Kaliforniern in Barmen; 100 Mk. von M. Hinsberg in Barmen; 50 Mk. von Theod. Hinsberg in Barmen; 100 Mk. von Rud. Engels in Barmen; 20 Mk. von Hch. Hardegen in Barmen; 10 Mk. von Direktor Hartig in Barmen; je 3 Mk. von Oettel, Groth, Eckert, Ridder, Betzel, Schmalholz, Giesecke, Bäumer, Schlotke, Jung, Vogelsang, Aeckersberg, Wenner, Bruckmann, Hussels, sämtlich Lehrer der Kunstgewerbeschule in Barmen, zusammen: 45 Mk.; 20 Mk. von Friedr. Cramer in Barmen; 20 Mk. von Wirkl. Geh.-Rat v. Oheimb in Holzhausen; 30 Mk. von C. Th. Stahl in Barmen; 50 Mk. von Landtagsabgeordneten H. v. Knapp; 150 Mk. von Kommerzienrat Ph. Barthels in Barmen; 50 Mk. von Friedr. Weskott in Barmen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

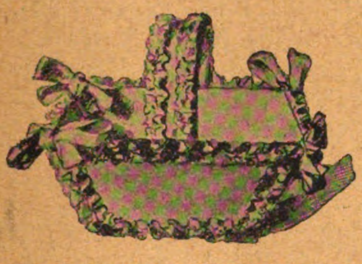
Die Holzmalerei findet jetzt wohl am meisten Anwendung bei der farbigen Ausschmückung von bereits mit dem Brennstift verzierten Gegenständen. Aber auch das besondere Verfahren der Imitation von Intarsien mittelst Holzmalerei wird von den Liebhaberkünstlern keineswegs vernachlässigt, so daß es wohl vielen unserer Leserinnen und Leser willkommen sein dürfte, auf die neuen Brand- und Holzmalereifarben des akademischen Malers Keilitz in Leipzig aufmerksam gemacht zu werden. Diese Farben sind für vorliegende Zwecke besonders präpariert und bieten gegenüber den sonst angewandten Beizen oder Wasserfarben längst ersehnte Vorteile. Die Manipulation mit den Beizen erfordert bekanntlich eine große Gewandtheit, und namentlich größere Flächen ein und derselben Farbe sind äußerst schwierig in einem reinen, gleichmäßigen Ton herzustellen, weil die Beizen, sobald sie auf eine etwa schon unter der Hand getrocknete Stelle geraten, dortselbst einen dunkleren Ton hervorrufen und bei ungenügender Präparation des Holzes allerlei häßliche Flecke, Wolken, Ränder erzeugen, die sich durch nichts beseitigen lassen. Auch Wasserfarben ergeben keine gleichmäßigen Flächen, es fehlt ihnen obendrein jede natürliche Zartheit, sie sind zu deckend, und wenn man sie, um letzteres zu vermeiden, verdünnt, so verlieren sie hinwieder an Leuchtkraft und Tiefe des Tones ganz bedeutend. Die neuen Keilitzfarben jedoch lassen sich wunderbar geschmeidig auftragen, wahren die Lasur, das heißt den Durchblick des Holzes, auf alle Fälle, und behalten auch bei großer Verdünnung ihren

Tischplatte mit Intarsiaholzmalerei.

Farbeneffekt vollkommen bei, ohne daß jemals die Arbeit als „gemalt" erscheint. Im satten Auftrag zeigt sich vielmehr das Holz an den bemalten Stellen wie natürlich gefärbt, und im verdünnten Zustand wie „farbig angehaucht", wodurch der Eindruck wesentlich schöner ist als bei Benutzung von Beizen oder Wasserfarben. Wir bringen die obenstehende Abbildung einer in Intarsiamanier gemalten Tischplatte.

Strickmuster für Kinderstrümpfe. Man stricke zuerst einen beliebigen Rand. Dann fünf Touren rechts, die nächste Tour strickt man 1 Masche links, 1 Masche rechts abgehoben mit vorgelegtem Faden, die folgende Tour 1 Masche rechts, die abgehobene links, jedoch bleibt der abgehobene Faden vorn liegen, dann wieder fünf Touren rechts 2c. Sehr praktisch ist es, an den Strümpfchen Bänder anzunähen, um sie paarweise zusammenbinden zu können. Es erleichtert die Hantierungen beim Waschen und Aufhängen bedeutend; auch gehen die Strümpfe nicht so leicht verloren.

Zusammenlegbares Arbeitskörbchen für die Reise. Um sich ein hübsches und leicht einzupackendes Arbeitskörbchen für die Reise zu verschaffen, schneidet man aus steifem Karton ein als Boden dienendes Längenquadrat, das 12 zu 8 cm mißt, und vier abgeschrägte Seitenteile von 12 cm Höhe zu 17 cm Breite. Alle diese Stücke überzieht man mit Naturleinen und garniert überdies die vier als Korbwände gedachten Teile an drei Seiten mit einer Rüsche von farbigem Band. Dann näht man die vier Teile mit der ungarniert gebliebenen Seite fest an das Bodenstück und an die beiden oberen Ecken jedes Außenteils farbige Bindebänder (s. Abbildung). Werden nun die Seitenwände in die Höhe geklappt und mittelst der korrespondierenden Bänder durch Schleifen fest zusammengebunden, so entsteht ein sehr nettes, geräumiges Körbchen; als Handhabe dient ein hüben und drüben angenähtes, steifgefüttertes Band oder Borte. Um das Körbchen in den Koffer zu legen, bindet man einfach die Schleifen an den Ecken auf, klappt die Seitenteile nach unten und hat so einen völlig flachen Gegenstand. H. R.



Zusammenlegbares Arbeitskörbchen.

Zusammenlegbares Arbeitskörbchen.

Hauswirtschaftliches.

Brünners Kippkessel. Jede Hausfrau kennt aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten, die mit der Entleerung und Reinhaltung eingemauerter Kochkessel verbunden sind. Flüssigkeiten müssen durch Einstürzen des Eimers herausgehoben und der Rest mittels des Scheuerlappens ausgewischt werden. Dabei werden natürlich die Kessel leicht beschädigt. Diese Unannehmlichkeiten werden durch einen neuen von der Firma Otto Brünner in Artern eingeführten Kippkessel völlig beseitigt. Der Herd desselben ist aus Gußeisen hergestellt und überall aufstellbar, wo ein Schornstein vorhanden ist. Eine Ausmauerung von Chamottesteinen und Asbestonit vermindert thunlichst die Wärmeausstrahlung. Der Kessel selbst ist aus Kupfertafeln von ebenmäßiger Wandstärke gearbeitet. Er wird in den Herdring eingehängt und kann zum Zwecke der Entleerung und Reinigung, wie unsere Abbildung zeigt, mühelos umgekippt werden. In Haus und Hof kann er zum Kochen von Wäsche, Wurst, Kartoffeln, Obst 2c. dienen; auch läßt er sich durch Einsetzen eines durchbrochenen Einlagebodens und Anwendung eines festschließenden Deckels in einen Futterdämpfer umwandeln. So eignet er sich vortrefflich für Kleinbesitzer auf dem Lande, aber auch in den Städten dürfte seine Einführung in den Waschküchen von den Hausfrauen mit Freuden begrüßt werden.

Praktisches, einfaches Einmachen von Gemüsen. Die früher gebräuchliche, einfachste Konservierungsmethode junger Gemüse — besonders der auch in einfacheren Haushaltungen stets vorrätigen grünen Bohnen — in Salz läßt man jetzt mehr und mehr fallen; dringt doch die Einsicht in immer weitere Kreise, daß eingesalzene Gemüse, die später zum Genießbarmachen eines längeren Auswässerns bedürfen, viel ihrer Nährstoffe, besonders ihrer Nährsalze, wie auch Zucker- und Eiweißstoffe einbüßen und nahrhaft nicht mehr zu nennen sind. Deshalb greift man immer mehr beim Einmachen von Gemüsen sowohl wie auch Früchten zur Appertschen Methode: zum Einmachen in luftdicht schließenden Büchsen. Meist pflegt nur die erste Anschaffung dieser Büchsen und Gläser ein Hinderungsgrund für manche Hausfrauen zu sein, die Appertsche Einmacheweise anzunehmen. In diesen Fällen kann ich ihnen verraten, daß sie mit trockenen, tadellos sauberen, möglichst weithalsigen Flaschen in Verbindung mit neuen Korken ein gleich günstiges Ergebnis wie mit luftdicht schließenden Büchsen erzielen können. Man breitet ein sauberes Tuch auf einen Tisch, schneidet oder bricht die Bohnen oder enthülst die Erbsen und läßt sie einige Stunden auf dem Tuche liegen, damit sie abtrocknen. Darauf füllt man sie in die ganz trockenen sauberen Flaschen, verkorkt diese mit den neuen, vorher in kochendes Wasser gelegten, dann gut abgetrockneten Korken (am besten mit einer Korkmaschine!), bindet neuen, vorher ebenfalls in kochendes Wasser getauchten Bindfaden über die Korke und wickelt Heu um dieselben. Die gefüllten Flaschen werden nun aufrecht nebeneinander in ein tiefes Geschirr gestellt, so daß sie sich nicht berühren (zur Vermeidung wickelt man am besten die ganzen Flaschen in Heu), gießt so viel Wasser in das Gefäß, daß die Flaschen bis zum Halse darin stehen, und bringt das Wasser langsam zum Sieden. Man läßt es eine Stunde langsam kochen und die Flaschen in ihm völlig erkalten. Dann

Brünners Kippkessel.

entfernt man das Heu, versiegelt die Korke und stellt die Flaschen, bis oben mit feuchtem Sand umgeben, in den Keller. Das Gemüse schmeckt völlig frisch. He.

Aparte süße Speise. In den Küstenstädten, wo man allerhand tropische Früchte aus erster Hand erhält, wird man oftmals Gerichten begegnen, welche im Binnenlande unbekannt sind. Eine solche vorzüglich mundende Speise ist die folgende süße Feigenschüssel. Man nimmt dazu $^1/_2$ kg Smyrnafeigen, bedeckt sie abends mit kaltem Wasser und läßt sie darin bis zum folgenden Morgen stehen. Dann setzt man die Feigen mit dem Wasser auf und kocht sie langsam weich. Man schneidet sie in Würfel, rührt nun $^1/_2$ Flasche Wein mit dem Saft einer Citrone und 100 g Zucker heiß, fügt 10 g aufgelöste rote Gelatine hinzu und rührt die Masse, bis sie anfängt dicklich zu werden. Man mischt nun die abgetropften Feigenwürfel und $^1/_2$ l steife Schlagsahne darunter, füllt die Creme in Krystallschüsseln und läßt sie erkalten. Kleine Löffelbiskuits werden in Streifen geschnitten, mit Aprikosenmus bestrichen und hiermit die Feigenspeise beim Anrichten sternförmig belegt. L. H.

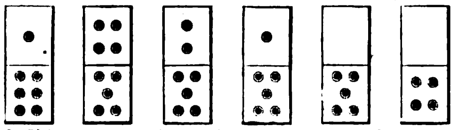
Einfache Reinigung weißer Gesellschaftsstoffe. Reinwollene weiße Gesellschaftskleider und -Blusen, die, so hübsch sie an sich sind, doch im Tragen recht unpraktisch sich erweisen, weil sie allzuleicht schmutzen, werden von praktischen Hausmüttern deshalb nur seufzend fürs Töchterlein bewilligt: kostet ihre Reinigung doch im Laufe der Zeit kein geringes Sümmchen. Dieses kann die Hausfrau sparen, wenn sie die Reinigung der weißen Stoffe selbst vornimmt, und zwar auf folgende Art: Man nimmt Magnesia (die man in jeder Droguenhandlung kaufen kann) und verrührt sie in einer kleinen Schale mit Benzin, so daß ein Brei entsteht. In diesen Brei taucht man ein reines leinenes Tuch und reibt den Stoff sorgfältig damit ab. Eine gute Bürste wird vorher gereinigt, so daß sie tadellos sauber ist — wäre dies nicht der Fall, so würde man statt eines sauberen Kleidungsstückes ein grauschmutziges erhalten — und nun werden die Sachen damit einfach strichweise abgebürstet. Das leinene Tuch muß beim Verreiben öfter erneuert und auch zur Zeit immer nur wenig Benzinbrei angerührt werden, da der Benzin sich rasch verflüchtigt. Zu beachten ist auch noch, daß man der Feuergefährlichkeit des Benzins halber das Reinigen nicht bei Licht vornehmen darf.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine mit 41 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen 1 Auge weniger als C, aber 11 Augen mehr als D. Es wird nicht gekauft.

A hat: 

A setzt Fünf-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit Zwei-Fünf sperrt. Bei der zweiten Runde kann nur A ansetzen. D muß auch bei der dritten Runde passen. Die übrigbleibenden Steine haben bei den vier Spielern der Reihe nach 4, 17, 9 und 11 Augen.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behalten B und C übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

Rätsel.

Gar vielen Wesen ist
Versagt das, was ich meine;
Nimmst du ihm Kopf und Fuß,
So hat es kurze Beine.

Scherzrätsel.

Von einer Art Vertrag
Laß Kopf und Fuß verschwinden;
Was dann noch übrig bleibt,
Ach, das ist leicht zu finden.

Auflösung des Rätseldistichons auf dem Umschlag von Halbheft 11.

Aden, Baden.

Auflösung der Skataufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 10.

I.

Im ersten Falle spielt der Spieler in Mittelhand Grand bei folgender Sitzung: gK., sK. im Skat;

Vorhand: gZ., gO., g9, g8, g7, sZ., sO., s9, s8, s7 = 26,
Hinterhand: e7, e8, e9, eO., eZ., rW., rD., r9, r8, r7 = 26,

wonach beide Gegner unverlierbares Null ouvert haben. Mittelhand verliert Grand und muß an jeden 48 bezahlen, denn es folgt:

1) gO., gD., **rW.** (— 16)
2) **rD.,** sZ., rO. (— 24)
3) r7! g7, **rZ.** (+ 10)
4) eK.! **eZ.,** gZ. (— 24)

womit die Gegner 64 Augen herein haben.

II.

Im zweiten Falle spielte der Spieler Rot-Solo bei folgender Kartenverteilung: Skat: rW., rD. (+ 13),

Vorhand: eZ., e9, e8, gZ., gK., gO., g9, g8, g7, r9 = 27,
Hinterhand: eO., e7, r8, r7, sZ., sK., sO, s9, s8, s7 = 20,

und verliert es sonach mit 8 Matadoren, weshalb er an jeden 90 bezahlen muß, denn der Gang des Spiels ist so:

1) gZ.! gD., **r8.** (— 21)
2) sZ.! **r9,** sD. (— 21)
3) gK., **sW.!** e7. (+ 6)
4) **gW.,** r7, g7. (+ 2)
5) **eW.,** eO.!! g8. (+ 5)
6) eK.! sK., **eZ.** (— 18)

womit die Gegner 60 Augen haben. Hätte der Spieler, wie das erste Mal Grand gespielt, so hätte er es diesmal mit 4 Matadoren und mit Schneider (6×16=96) gewonnen, denn er giebt nur einen Stich auf eK. ab.

Versteckrätsel.

In jedem der nachfolgenden sechs Sätze ist je ein Wort versteckt enthalten, das am Schlusse eines jeden Satzes näher bezeichnet wird.

1) Von Tennysons Dichtungen kann man als beste „Enoch Arden" nennen. (Ein Gebirge.)
2) Ein normales Herz vollführt in einer Minute 70 bis 80 Schläge. (Eine Oper.)
3) Die spanische Armada unterlag im Jahre 1588 der britischen Seemacht. (Ein Feldherr.)
4) Die Maulwurfsgrille oder Werre ist ein schädliches Insekt. (Eine Nährpflanze.)
5) Die Steinkohle besteht aus Pflanzen- und Tierresten. (Ein Fürstenhaus.)
6) Ein rechter Winkel beträgt 90 Grad. (Ein männlicher Vorname.)

Sind alle sechs Wörter richtig gefunden, so nennen deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, zwei kühne Forscher der Neuzeit.

Umstellungsaufgabe.

Jedes der nachstehenden 13 Wörter ist durch Umstellung seiner Buchstaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Bei richtiger Lösung nennen alsdann die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter den Titel einer beliebten Oper.

1) Konrad, 2) Seil, 3) Peso, 4) Alwin, 5) Rose, 6) Lodi, 7) Amsel, 8) Asien, 9) Winde, 10) Radius, 11) Genua, 12) Helm, 13) Sense.

Oscar Leede.

Auflösung der Schachaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 11.

1. Ta2—a3 Kd5—e4
2. Dg2—c2 + beliebig
3. c3—c4, Dd3 ‡.

A.

1. . . . . . g4—f3:
2. Dg2—g6 beliebig
3. Dg6—d3, e4, e6 ‡.

Auf 1. . . . . Kd5—c4 folgt 2. Dg2—e2 + Kc4—d5, 3. De2—d3 ‡; alle andern Gegenzüge von Schwarz erledigt die Drohung 2. Sf3—g5 + nebst 3. Dg2—a2, e4 ‡. Der schwächste Gegenzug 1. . . . . e5—e4 ermöglicht schon 2. Dg2—a2 ‡.

Auflösung des Bilderrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 11.

Ein einziger Stein bringt oft viele zum Rollen.

Auflösung des Kreuzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 11.

				O				
				T				
				H				
D	E	S	D	E	M	O	N	A
				L				
				L				
				O				

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 11.

Lachs, Luchs. Hahn, Huhn. Hammel, Hummel.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 11.

Fl — und — er.

Auflösung des Homonyms auf dem Umschlag von Halbheft 11.

Bogen.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch vom gesunden u. kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer.**

Preis elegant in Halbfranz gebd. 12 Mark.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. **Als ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben. Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

13. Heft. Preis 10 cents. 29. Juni 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G.m.b.H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (6. Fortsetzung) 389

Der „Brutus“ der Mediceer. Von Isolde Kurz. Mit Abbildungen (Anfang) 392

Aus der Wiener Jubiläumsausstellung. Von Vincenz Chiavacci. Mit Illustrationen von Joh. Nep. Geller . 397

Antons Erben. Roman von W. Heimburg (12. Fortsetzung) 399

Der Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt a. M. Mit Abbildung 410

Die Erforschung des Südpols. Von Prof. Dr. Sophus Ruge 410

Berühmte Ausgerottete. Von Dr. W. Haacke. Mit Abbildungen von A. Specht 414

Blätter und Blüten: William Ewart Gladstone †. (Mit den Abbildungen S. 413 und S. 417.) S. 417. — Rudolf Koller. (Mit Bildnis.) S. 418. — Das alte Rathaus zu Dortmund. (Mit Abbildung.) S. 418. — Das Wartburgfest von 1848. (Mit Abbildung.) S. 419. — Zuflucht im Walde. (Zu dem Bilde S. 393.) S. 420. — Kohlenvorrat der Erde. S. 420. — Die erste Einladung. (Zu dem Bilde S. 408 und 409.) S. 420. — Herzblättchen. (Mit Abbildung.) S. 420.

Illustrationen: Ein Riesenstrauß. Von J. Cavé. S. 389. — Abbildungen zu dem Artikel „Der ‚Brutus‘ der Mediceer“. Initiale. S. 392. Herzog Alessandro von Florenz. Von A. Bronzino. S. 396. — Zuflucht im Walde. Von R. Mahn. S. 393. — Abbildungen zu dem Artikel „Aus der Wiener Jubiläumsausstellung“. Von Joh. Nep. Geller. Pavillon der bosnischen Landesregierung. Wohlfahrtspavillon. Pavillon der Stadt Wien. S. 397. Gebäude des Uraniatheaters. Gebäude der Bäckereigenossenschaft. Pavillon des Brauherrenvereins. S. 398. Jugendhalle. „Urania.“ Brauherrenverein. Bäckereiausstellung. Avenue der Ernährung. Fesselballon. Bosnische Ausstellung. Rotunde. Pavillon der Stadt Wien. S. 400 und 401. — Der Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt a. M. Von Fritz Bergen. S. 405. — Die erste Einladung. Von E. Brack. S. 408 und 409. — Abbildungen zu dem Artikel „Berühmte Ausgerottete“. Von A. Specht. Der Dodo. S. 415. Stellers Seekuh. Der Riesenalk. S. 416. — In der „Staatsmännerecke“ der Westminsterabtei zu London. Gladstones Grabstätte. S. 413. William Ewart Gladstone †. Gladstones Leichenbegängnis. S. 417. — Rudolf Koller. S. 418. — Das alte Rathaus zu Dortmund. S. 418. — Das Wartburgfest im Jahre 1848. Von Fritz Bergen. S. 419. — Herzblättchen. Von Hans Knoechl. S. 420.

Hierzu Kunstbeilage XIII: „Sommerrosen“. Von F. M. Skipworth.

Kleine Mitteilungen.

Eine teure Fahrt durch den Suezkanal. Das größte Schiff, welches bis jetzt den Suezkanal passiert hat, dürfte der gewaltige russische Panzerkreuzer „Rossia“ von 146 m Länge und 12 000 t Deplacement gewesen sein. Auf der Fahrt nach den chinesischen Gewässern begriffen, traf der riesige Kreuzer, der nicht nur das größte Schiff der russischen Kriegsflotte ist, sondern seiner Länge und Breite nach neben einigen englischen Panzerkreuzern zu den größten Kriegsschiffen aller Seemächte gehört, Anfang dieses Jahres, mit dem Großfürsten Cyrill Wladimirowitsch an Bord, in Port Said ein. Da das mächtige Schiff bei seiner Kohlenfassung von 2000 t und einer schweren Armierung von 15- und 20 cm-Kanonen einen Tiefgang von etwa $7\frac{1}{2}$ m am Bug, $8\frac{1}{2}$ m am Heck besitzt, so war es nicht möglich, ihn ohne weiteres durch den 8 m tiefen Suezkanal zu bringen. Im Verlaufe von fünf Tagen wurde das Schiff durch die Ueberladung von 4000 Centnern Kohle in einige Leichterschiffe und durch die Verstauung von 300 t Artilleriematerial von hinten nach vorn so weit erleichtert, daß die gleichmäßige Tauchung des ganzen Kreuzers etwa 7,8 m betrug. Unter der Führung der beiden ältesten Kanallotsen wurde die Fahrt angetreten und mit Hilfe zweier Bugsierdampfer in $27\frac{3}{4}$ Stunden ohne Unfall vollendet. Während der Nacht lag der Kreuzer in den Bitterseen vor Anker, und während seiner ganzen Durchfahrtszeit mußte die Kanalpassage in der entgegengesetzten Richtung gesperrt werden. Da der Suezkanal mit Bezug auf die Abgaben der ihn benutzenden Schiffe zu den teuersten Schiffahrtsstraßen der Erde gehört, so war natürlich auch die Kanalgebühr für die Durchfahrt der „Rossia“ nicht gering. Es war für die Durchfahrt, abgesehen von den durch das Umladen ꝛc. entstandenen Kosten, eine Kanalgebühr von 36 700 Frcs. zu entrichten. Bw.

Putzzeugtasche für die Reise. Wer die modernen braunen Lederschuhe trägt und sie auf Reisen im Hotel nicht gern dem Hausknecht zur Behandlung übergiebt, muß das Putzzeug dazu, d. h. Bürsten, Flasche oder Dose mit Ledercreme ꝛc., mit sich führen, und hierzu ist eine kleine Tasche aus braunem Segeltuch oder fester grauer Leinwand, die man leicht selbst anfertigen kann, sehr zu empfehlen. Das Maß richtet sich nach den einzupackenden Gegenständen, die Taschen werden mit einer nicht zu tiefen Falte auf das längliche Viereck von Stoff gesetzt, und in der Mitte bleibt so viel Raum, daß sich die gefüllten Taschen bequem zusammenlegen lassen; eine ziemlich breite Klappe mit Knopf- oder Bandverschluß ist im Schnitt vorzusehen. Die Ränder können mit schmalen braunen Seidenbändern eingefaßt, die Nähte mit Zierstichen überstickt, die Klappe mit einem Monogramm versehen werden. J.

Zierkragen und -Manschetten an Reisekleidern. Die einfachen, meist in stumpfen grauen, grünlichen und bräunlich-gelben Farben getragenen Reisekleider sehen, so praktisch sie sich auf Touren und Fahrten auch bewähren, beim Eintreffen am Rastort, bei der Teilnahme am gemeinsamen Mittagsmahl sehr wenig nett aus, weil sie jeglichen Putzes entbehren. Ein Umziehen wird meist auf Wanderfahrten ausgeschlossen sein und das Anziehen der beliebten hübschen Hemdblusen bei dem Reisekleid vor Beginn der Wanderfahrt auch nicht ratsam erscheinen, da bei Eintritt kalter und rauher Witterung eine Erkältung bei so leichter Kleidung eintreten würde. Für solche Fälle sind Zierkragen und -Manschetten, welche eine geschickte Hand selbst herstellt und die man mühelos mitnehmen kann, ungemein empfehlenswert. Man stellt sie, je nach der Farbe des Kleides, aus weißem oder farbigem Tuch her, welchem sich oben und an den Seitenrändern schmale farbige oder weiße Flanellstreifen anschließen. Die Weite von Kragen und Manschetten richtet sich nach der Figur, die beste Breite für erstere ist 5 cm, für letztere 7 cm. Die Flanellstreifen werden so aufgesetzt, daß oben und an den Seiten ein schmaler Tuchstreifen stehen bleibt, worauf man die Sachen mit leichtem passenden Seidenfutter und den Flanellstreifen mit leichter Seidenstickerei versieht, welche zugleich den Ansatz des Streifens verdeckt. Kragen und Manschetten erhalten je zwei kleine Knopflöcher, durch die man die hübschen kleinen Knöpfe mit Kettchen steckt. Man trägt beide natürlich über dem Kleiderkragen und Aermel. Hübsche Farben sind Pompejanischrot mit Weiß, Weiß mit Heliotrop, Mattrosa mit Olive.

Reiseflasche. Nicht nur als Verzierung, sondern vor allem zum Schutz des Glases ist eine aus zwei runden Lederflecken geschnittene Umhüllung der Reiseflasche am Platz. Ein einfaches Ornament ziert die Vorderseite, am besten wirkt richtige Lederplastik, die Rosette leicht herausgetrieben, die Ausläufer flacher gehalten. Die Formen können leicht gebeizt oder mit Wasserfarbe gemalt sein, der ringsum durchlochte Rand ebenfalls; schmale Lederriemchen dienen zum Schnüren.

Schneiden der Rosen. Es ist sehr falsch, Rosenblüten, wenn sie verblüht sind, nur mit einem Stückchen Stiel abzuschneiden. Am Ende des Stieles sitzt ein Blättchen mit einem sehr unentwickelten Auge. Dieses Auge muß erst ausgebildet werden, ehe daraus ein neuer Trieb hervorgeht. Zur Ausbildung desselben gehört ziemlich viel Zeit. Schneiden wir dagegen die verblühten Blumen mit zwei Blättern ab, dann gehen wir bis auf kräftig ausgebildete Augen zurück, welche alsbald mit dem neuen Trieb beginnen und also früher Blüten liefern als die Knospen dicht unter der verblühten Blume. Falsch ist es auch, beim Abschneiden von Rosen für Vasen und Bouquets ängstlich zu sein. Man kann, ohne der Rose zu schaden, einen tüchtigen Stiel mit fortschneiden und die Verwendung der Blüten erleichtern, sowie die Dauer erhöhen. In dem reich illustrierten Rosenbuch von R. Betten, Verlag von Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O., wird sogar nachgewiesen, daß das Abschneiden der Blüten mit langen Stielen den Rosenstöcken sehr dienlich ist, weil es eins der Abwehrmittel gegen den lästigen und gefährlichen Rosenrost, der besonders die Remontantrosen befällt, bildet. Man kann also durch den Schnitt von Blumen mit langen Stielen sich und den Rosen nützen.

Akelei. Wo man für den Garten alle Pflanzen kaufen will, da wird der Garten oft ein recht teures Vergnügen — und mancher erlahmt in der Thätigkeit für seinen Garten, weil er es nicht fertig bringt, zur rechten Zeit einzuhalten oder die Beschaffung der Pflanzen auf billigere Art und Weise zu ermöglichen. In vielen Fällen läßt sich dies thun, immer dann sogar, wenn wir es versuchen, alle jene Pflanzen, die leicht aus Samen in großer Zahl heranzuziehen sind, selbst zu ziehen. Der Samen ist im allgemeinen billig, viel läßt sich auch an eigenen Stöcken gewinnen. Zu den Pflanzen nun, welche der Gartenfreund leicht aus Samen heranziehen kann und die ihm mit ihrer Blütenpracht große Freude machen, gehört auch die Akelei. Man säet den Samen Mitte bis Ende Juli in Schalen oder Kästen aus, stellt diese halbschattig auf, belegt die Erde mit ein wenig Moos und hält sie feucht. Es geht auch ohne Moos recht gut. Die Samen keimen bald und die jungen Pflänzchen müssen in andere Kästen verstopft werden. Sie bleiben vorläufig auch noch halbschattig stehen. Mit ihrer zunehmenden Größe werden sie immer mehr in die volle Sonne gerückt, damit sie recht gedrungen wachsen. Ende August oder in den ersten Tagen des September werden die Akeleipflanzen auf hübsch gegrabene, sonnige Beete gepflanzt. Sie entwickeln sich hier sehr rasch und geben im nächsten Frühling schon Blüten. Von dem Beete aus kann man sie im zeitigen Frühling über den Garten verteilen und dorthin bringen, wo man sie gern haben möchte.

Glockenblume. Wo eine dankbar blühende Zimmerpflanze gesucht wird, da darf man ruhig Campanula garganica anschaffen. Sie bringt ununterbrochen ihre hübschen Glockenblumen, wenn sie einen verhältnismäßig großen Topf hat und in kräftiger Rasen- oder Lehmerde steht. Campanula garganica liebt feuchte Luft. Es ist ihr daher am Ost- und Westfenster wohler als am Südfenster. Im Sommer hat sie gern viel Luft. Da die Zweige von Campanula garganica hübsch herunterhängen, kann man sie als Ampelpflanze brauchen, darf aber häufiges Gießen nicht vergessen. Nur wenn die Pflanze regelmäßig feuchten Boden hat, treibt sie üppig und gesund. In zu feuchtem Boden bringt sie manchmal gelbes Laub. Das Verpflanzen geschieht alljährlich einmal im Frühjahr, und man nimmt dann vom Ballen ziemlich viel alte Erde weg. Da diese Glockenblume sich sehr leicht aus Stecklingen vermehren läßt, so kann man im Sommer und im Herbst und im Frühjahr neue Pflanzen aus Stecklingen ziehen. Im Winter wird Campanula garganica häufig etwas kahl. Wenn man sie aber im Frühjahr nach dem Verpflanzen zurückschneidet, so ist der Nachteil des Winters bald durch eine große Zahl junger, kräftiger Triebe, die fortwachsend immer neue Blüten bringen, gut gemacht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

SOMMERROSEN

Nach dem Gemälde von F. M. Skipworth

Digitized by Google

Halbheft 13. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Heller, lieblicher Herbstmorgen, köstliches Geschenk des alternden Jahres. Nach all dem Blüten- und Früchtesegen, den es verschwenderisch gespendet hat, noch so leuchtender Sonnenglanz, so erquickende Wärme, so mild wehende Luft! Jeder Blick über die lichtverklärte Erde wird Wonne, jeder Atemzug wird Dank. Luise empfand ihn, sein herrliches Gefühl durchdrang und erweiterte ihr Herz. Selig, wer es hat! selig, wer seinen himmlischen Reichtum auszuströmen vermag im vollen Maß — ohne Maß.

Luise preßte ihre Hände, die sich unwillkürlich gefaltet hatten, zusammen: Für alles Dank! auch für die Fähigkeit, zu danken.

Sie war unter dem Hausthor stehen geblieben und überblickte ihr Vorgärtchen: ein Rasenplatz mit einer Gruppe Monatsrosen, von einem Resedenkranz umgeben, und, vor dem neu aufgerichteten, grün angestrichenen Zaun junges Flieder- und Jasmingebüsch, das hoffentlich schon im nächsten Jahre blühen wird. Das Vorgärtchen machte den ganzen Luxus aus, den sie sich gestatten durfte; hinter dem Hause pflegte sie einige Gemüsebeete, da machte der Nutzen sich so breit, als der Raum es irgend zuließ; einige Obstbäume, der Schuppen mit dem Holzvorrat, eine kleine Bleiche füllten ihn aus. Am „End' der Ende“ kam dann die zierliche Meierei, der eine Magd vorstand. Ein ältliches Wesen, an äußeren Vorzügen arm, an guten Charaktereigenschaften groß und im Besitz des wohlverdienten Vertrauens ihrer Gebieterin.

Photographie im Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els.

Ein Riesenstrauß.
Nach dem Gemälde von J. Cavé.

Als Luise über die Schwelle trat, wurde sie angenehm überrascht. Da stand an die Wand gelehnt ein Flüchtling — ihr windverwehter Sonnenschirm, und trug alle Spuren einer im Freien auf feuchtem Grunde zugebrachten Nacht. So ganz echt konnte seine braunrote Färbung wohl nie gewesen sein und erschien jetzt marmorartig gesprenkelt und gefleckt. Ja, das kommt davon, wenn einer eine Luftreise unternimmt, der nicht fliegen kann. Seine Eigentümerin betrachtete ihn, wendete ihn hin und her: in defektem Zustand ist er heimgekehrt, aber besser doch als gar nicht. Und der ihn gebracht hat, der redliche Finder, muß wie ein Einbrecher über den Zaun gestiegen sein, denn das Gitterpförtchen ist noch verschlossen.

Wer mag das gewesen sein? Ein Heger, oder einer der Jünglinge aus Velice, der vor Tau und Tage einen Spaziergang unternommen hat?

Sie nahm sich nicht Zeit, lang' darüber nachzudenken, sie spannte den Wiedergeschenkten auf, mehr zu seinem als zu ihrem Nutzen, und ging ihre Wirtschaft bestellen. Wenn auch nur klein, gab sie doch zu thun, ein paar Stunden vergingen, ehe Luise zurückkehrte. Sie meinte ihren Gast noch schlafend zu finden. Indessen wurde sie in der Nähe des Hauses von den zirpigen

Tönen des greisen Spinetts begrüßt. Es stand im Salon, neben der Thür, die auf einen schmalen Altan mit bauchigem Gitter führte und geöffnet war. Elika musizierte. Sie spielte in allerfreiester Manier — eine offenbar eigene Komposition. Einem ohrenbeleidigenden Allegro folgte ein wunderliches Andante, dem eine Coda angehängt war, die kein Ende finden konnte. Höchst lächerlich und doch wieder rührend, dies ausdauernde Suchen und nicht Finden. Endlich beschied sie sich, die Komponisteurin gab die vergeblichen Versuche, ihr Gefühl musikalisch zum Ausdruck zu bringen, auf, und die Sängerin machte sich ans Werk. Ihre junge, noch etwas schrille Stimme erhob sich und schmetterte laut, jubelvoll und begeistert in die Lüfte hinaus:

„Willkommen du neuer, du sonniger Tag,
Du reiner, du heller, pulsierender Schlag
Vom klopfenden Herzen der Zeit!"

Es war aus, fing aber gleich wieder von neuem an. Unermüdlich, mit immer höherem Schwung trug Elika ihr Jubellied vor. Sie ließ sich durch Luisens Eintreten nicht stören, saß da, wie sie aus dem Bette gestiegen war, in einem langen Nachthemde, das ihr bis an die Knöchel reichte, und trat das Pedal mit nackten Füßchen.

„Hör' nur zu," sagte sie, „das ist mir eingefallen gleich beim Erwachen, wie ich gesehen hab', daß es so schön ist."

„Das Wetter?"

„Freilich. Gefällt dir mein Lied? . . . Ja? Nein? Sag's aufrichtig."

„Soll ich wirklich? Nun, ich weiß nicht recht; es kommt mir ein bißchen wie ein Unsinn vor. Aber jetzt an deine Toilette, Kind!"

Am Nachmittag kam ganz Velice herüber. Die Tanten mit Frau Heideschmied und Apollonia zu Wagen, Kosel und seine Söhne zu Pferde, Herr Pfarrer und Herr Heideschmied zu Fuße. Man versammelte sich im Salon, dem sogenannten „gemütlichen Prunkgemach". Für die Gemütlichkeit sorgten die traulichen Kattunschlafröcke der Möbel, den Prunk vertraten die Wände. Als man von ihnen die zerfetzten Tapeten herabgerissen hatte, waren schadhafte, aber schöne Panneaux zum Vorschein gelangt, die sorgfältig aus den Rahmen gelöst, geputzt, geflickt und gestopft wurden. Eine herrliche Winterarbeit, an der die Damen aus Velice und ihre Gefolgschaft sich eifrig beteiligten. Nun erfreute der alte Wandschmuck sich wieder des Tageslichtes. Bescheiden und würdig grüßte er herunter in seinen diskreten Farben, seiner korrekten, braven Zeichnung. Goldene Karossen fuhren, kühne Reiter sprengten vorbei, blauseidene Herren verbeugten sich zierlich vor rosaseidenen Damen unter einem grünlich schimmernden seidenen Himmel. Und die Wölbungen und die Decke zeigten, nachdem sie gehörig gefegt worden und jede Spur der häuslichen Niederlassung auch der letzten Fledermausfamilie weggetilgt war, noch Ueberreste von Freskomalereien. Was sie vorstellten, war aber nicht mehr zu erkennen. — Und das ist gut, dachte Renate, denn es war gewiß etwas Mythologisches.

Liebe alte Renate! Da saß sie jetzt in ihrer Sofaecke, hörte der Schilderung zu, die Luise und Elika von ihrem gestrigen Abenteuer im Walde machten, hatte den großen Arbeitssack vor sich auf dem Tische liegen und hatte ihn noch nicht einmal aufgemacht.

Die Jahre verflogen immer rascher, wie ihr schien, und jedes der leise hineilenden legte ihr eine schwerere Last, unter der ihre einst hohe und tannengerade Gestalt sich immer etwas tiefer, immer etwas schiefer neigte, auf den Rücken. Unaussprechlich sorgenvoll konnte sie manchmal aussehen, so tief bekümmert, daß die Optimistin Charlotte unruhig wurde und wie in diesem Augenblick ihre Hand auf die der Schwester legte und in aufmunterndem Tone fragte:

„Nun, was ist denn?"

„Nichts zum Glück!" sagte Leopold. „Aber wie war Ihr denn, als der Blitz so nahe von Ihr eingeschlagen hat?" Wenn er Elika besonders lieb hatte, sprach er immer zu ihr in der dritten Person. Er rückte seinen Sessel in die Nähe des ihren und umschlang dessen Lehne mit wahrer Zärtlichkeit. Franz war auf einem Schemel zu ihren Füßen placiert — die Sitzgelegenheiten des Prunkgemachs reichten für die zahlreiche Gesellschaft nicht aus — und sah mit brummiger Liebe zu der Kleinen hinauf:

„Was hat sie auch auszugehen beim Gewitter! Herr Bornholm hat recht, daß er gefragt hat."

Nun war der Name des Mannes ausgesprochen, der schon die ganze Zeit hindurch die Gedanken Tante Renatens peinlich beschäftigte. Bornholm, Bornholm! — War der Verkehr mit ihm nun angebahnt zum Unheil für die beiden Jünglinge, die einem schlechten Einfluß vielleicht zugänglicher waren als ihr Bruder Joseph? Sie hatte nun doch zur Strickerei gegriffen, förderte mit bedächtigem Eifer die Vollendung eines ausgezeichneten „Seelenwärmers" und seufzte einmal ums andere tief auf, denn es war jetzt nur noch die Rede von Bornholm.

„Ich muß ihn sehen! ich gehe zu ihm!" rief Leopold, und Franz: „Ich gehe mit!"

„Aber junge Herren!" „Was fällt euch — was fällt Ihnen ein?" „Aber Kinder, Kinder!" wurde ihnen fast zugleich von dem Herrn Pfarrer, von Kosel, von Heideschmied und von den alten Tanten erwidert. Die junge Tante aber sprach:

„Denkt nicht daran; ihr würdet miserabel empfangen, und von Joseph erfahrt ihr durch Herrn Bornholm nichts. Wenn ihr gesehen hättet, wie er gegen Elika war! . . . Noch nie ist jemand so widerwärtig gegen sie gewesen."

Die Röte der Entrüstung stieg Franz in die Wangen: „O je, dieser, dieser . . . wirklich? und wie denn?"

„Als ob es lächerlich und vorwitzig wäre, daß sie nach ihrem Bruder fragt: ‚Wissen Sie das nicht?' ‚Das wissen Sie ohnehin?' ‚Schreibt er Ihnen denn nicht?' — das waren seine Antworten. Die Kleine ist aber auch bös' geworden. Nach dem Gewitter am Himmel gab's eines in einem Fingerhut."

Sie erzählte von dem Zorn Elikas, und die Damen schüttelten die Köpfe, Apollonia schlug die Hände zusammen und murmelte:

„Nein, das Kind!"

Der Herr Pfarrer jedoch erhob drohend den Finger: „Ei, ei, Fräulein Elika, wo ist da die Geduld geblieben, die weibliche Sanftmut?"

Die Kleine hatte bis jetzt geschwiegen, ein lammfrommes Gesicht gemacht und nachdenklich vor sich hingesehen. Langsam erhob sie nun ihren Blick zu dem geistlichen Herrn und sprach inständig flehend: „O, Herr Pfarrer, erbarmen Sie sich seiner, gehen Sie zu ihm!"

„Was?" „Wer?" „Wohin?" erscholl's im Kreise.

„Ich? Was soll ich bei ihm?" fragte der Priester und Leopold sprach:

„Er ist ja ein Atheist."

Renate ließ ein warnendes „Pst!" vernehmen, von einem Augenwink begleitet, den leider Elika bemerkte. Ein sogleich unterdrücktes Lächeln glitt über ihre Lippen.

„Auf alle Fälle ist Bornholm ein Protestant," sagte Kosel.

„Das macht nichts, Papa, trotzdem könnte der Herr Pfarrer ihm doch zureden, ein besserer Mensch zu werden und gut gegen die Verwandten von seinem Freund; denn Joseph ist sein Freund."

Alle sahen einander erstaunt an. Leopold hatte einen seiner gewohnten Heiterkeitsanfälle:

„Ich sag's ja, unsere arme Kleine, ein Engel, ein purer Geist! . . . Und daß der Bornholm so grob mit Ihr war, ärgert Sie gar nicht?"

„O ja! es hat mich ja geärgert, ich bin ja zornig gewesen."

„Ihr Zorn! Wenn Sie zornig ist, das ist, wie wenn ein andrer am freundlichsten und liebsten ist." Ihre Brüder behaupteten, Apollonia bestätigte es, und sie kannte das Kind, von seinem ersten Atemzug an kannte sie's.

Elika heimste das Lob ohne Vergnügen ein und lehnte es endlich ganz ab. „Wer weiß, wer weiß, ob du mich kennst," meinte sie und ließ Poli reden, und behelligte den Herrn Pfarrer von neuem mit ihrer Bitte, diesem Bornholm geistlichen Zuspruch zu gewähren, und von neuem bemerkte Kosel, daß Bornholm „auf jeden Fall" ein Protestant sei. Auch die übrigen sagten etwas, sogar die vorsichtige Frau Heideschmied placierte ihr „petit mot". Jeder und jede wiederholte sich mit Ausdauer und die Konversation wurde ein gesprochenes Ringelspiel.

Franz brachte zuerst Abwechslung in die Sache, indem er

Digitized by Google

laut ausrief: „Und ich gehe hin und nehm' den Monsieur Bornholm bei den Ohren, damit er lernt artig sein.“

„O weh!“ seufzte Renate, „da haben wir schon südaustralische Sitten!“

„Monsieur Bornholm! Wenn er einen Herrn nicht mag, nennt er ihn Monsieur,“ sagte Elika vorwurfsvoll und sah schwer bekümmert aus. Franz war unzufrieden mit ihr und mit sich und dem feinfühligen Heideschmied dankbar, als der zu ihm trat, ihm auf die Schulter tippte und zum Haken gekrümmt leise sprach:

„Kommt mir nicht vor, lieber Franz, daß Sie beabsichtigten, sich heute noch mit Mathematik zu beschäftigen?“

„Es wird Ihnen schon so vorgekommen sein und mir auch,“ erwiderte der Jüngling und sprang auf. „Also adieu!“

Leopold, der ihn begleiten wollte, empfahl sich ebenfalls. Die Gesellschaft ging wie sie gekommen war, partienweise. Das Behagen war längst entwichen. Etwas peinlich Bedrückendes, das alle empfanden, lag in der Luft. Erst im Wagen wurde der Tante Charlotte wieder wohl.

„Welche Atmosphäre dort oben!“ sagte sie. „Ganz voll von Stoff zu drohenden Streitigkeiten. Kommt über den fünften Weltteil aus Valahora dahergeweht. Wirklich unangenehm!“

Herr von Kosel war noch da. Er machte manchmal nur deshalb unmäßig lange Besuche, weil er vergaß, fortzugehen. Nun wurde er durch seine Tochter erinnert, daß es Zeit sei, aufzubrechen.

„Willst du mir erlauben, noch ein bißchen bei dir zu bleiben?“ fragte sie. „Ich führe die Meta, ich thue das so gern, und wir sprechen zusammen, du und ich. Luise muß in die Wirtschaft und ist froh, wenn sie Ruhe hat.“

Sie holten Meta aus der Meierei ab, wo sie eingestellt worden war. Kosel warf ihr den Zaum über den Kopf, und Elika nahm ihn und führte das schöne Tier, das hinter ihr herging wie ein gehorsamer Hund. Sie wendete sich oft um, küßte es auf die Nüstern und versicherte es ihrer Liebe. Dazwischen sagte sie auf einmal langsam und bedächtig:

„Der Herr Pfarrer wird also nicht zu Herrn Bornholm gehen.“

„Es ist schwer — es ist wohl schwer — weil doch . . .“

„Denk nur, Papa,“ unterbrach sie ihn, mit einem leichten, entschuldigenden Neigen des Kopfes, „was Bartolomäus mir gesagt hat, wie er mich nach Hause getragen hat: Herr Bornholm bleibt den ganzen Winter in Valahora.“

„Ach geh! den ganzen Winter; was wird er denn den ganzen Winter in Valahora bleiben!“

„Er will Sammlungen ordnen für Museen“ — sie lachte: „Bartolomäus sagt, ‚Musen‘ in Schweden oder in Norwegen, oder wo. Es sind schon viele Kisten gekommen und Joseph schickt noch viele nach mit Waffen und Pflanzen, Mineralien und Gerätschaften . . .“

„Mineralien und Gerätschaften.“ Kosel blieb stehen, dachte nach und richtete seine Augen fragend auf die Kleine:

„Wie sie wohl verpackt sein werden, die Mineralien und Gerätschaften? Gut verpackt werden sie wohl sein?“

„In Zeitungen,“ erwiderte Elika, die Gedanken ihres Vaters erratend — o nur zu recht hatte Apollonia, sie eine Hellseherin zu nennen! — „Ganz gewiß erscheinen in Australien eine Masse Zeitungen.“

„Eine Masse. Soviel ich weiß, in Sidney allein fünf große Blätter. Was der ‚Sidney Morning Herald‘ für eine Zeitung ist! und ‚Echo‘, ‚Daily‘ . . . und die Wochenschriften und die Monatsrevuen. Einzelne Nummern sind da, Joseph schickt ja einiges, aber der Zusammenhang fehlt und alle Zeitungen kann man nicht halten. Denk nur, die Masse!“

„Herr Bornholm ist gewiß auf einige abonniert, glaubst du nicht, Papa? . . . Aber pfui, Meta!“ Sie wendete sich und gab dem Pferde einen Klaps auf das Maul. „Was thust du, dumme Alte? Schau nur, Papa, sie knuspert an meinem Hut herum, die dumme, liebe, alte Gans!“

„Die alte Gans,“ wiederholte Kosel mechanisch, und dabei ging sein Geist seine eigenen Wege, oder stand vielmehr still und wurzelte sich fest ein. „Er muß wohl Zeitungen halten. Es ist nicht anders möglich. Ein Wollhändler! ‚Daily Shipping Gazette‘ muß er halten.“

„Schau nur! . . . Wenn wir im Verkehr mit ihm wären, könnten wir uns bei ihm alle Zeitungen ausleihen, die er hält. Willst du nicht in Verkehr mit ihm treten, Papa? Gieb Ruh', Meta — gieb Ruh', Alte! . . . Nachbarn sind wir einmal, der Herr Pfarrer geht nicht zu ihm. Schau, Papa, ich glaube, du solltest zu ihm gehen.“

— „Ja,“ versetzte Kosel, und seine Augen hatten ein so schönes Blau und eine so liebliche Freundlichkeit wie der wolkenlose Himmel, „es ist nicht anders möglich ‚Daily Shipping Gazette‘ wird er halten müssen.“

Elika ließ sich durch diese Zwischenrede keinen Augenblick irre machen:

„Geh zu ihm, Papa, mache mir die Freude! Ich sage dir auch, warum es mir eine Freude machen würde. Ich habe mit Bartolomäus gesprochen, gestern, du weißt, und ihm gesagt: ‚Ihr habt einen bösen Herrn.‘ — ‚Is bös,‘ hat er geantwortet, ‚hat niemand ihn gern.‘ — ‚Habt auch Ihr ihn nicht gern, Bartolomäus?‘ — ‚Ich nicht, is bös‘. Ich frag' ihn weiter, recht aufs Gewissen: ‚Was thut er Ihnen denn böses?‘ ‚Kommandierte,‘ kommt heraus. Er kommandiert! ja, das verträgt der alte Bartolomäus nicht. Er will allein Herr sein in Valahora. Denk' nur, Papa, ist das nicht traurig, in seinem eigenen Hause als Eindringling betrachtet werden? Einen einzigen alten Diener haben und von ihm angefeindet zu werden? Denk' nur, wie viele Menschen haben uns lieb und ihn niemand. Wie arm ist man, wenn einen niemand lieb hat. Nicht einmal seine Hunde mögen ihn, die hat Bartolomäus, glaube ich, schon darauf dressiert. Man erkennt das gleich, daß sie nur Furcht vor ihm haben . . . Vor dem Einschlafen ist mir das alles eingefallen . . . und auch einmal in der Nacht, wie ich aufgewacht bin . . . und weißt du, was ich gethan habe? Geweint hab' ich. Ein Mensch, den niemand mag — das ist zu traurig, man kann gar nicht begreifen, wie traurig das ist. Und ich habe mir vorgenommen, über einen so Armen ärgerst du dich nie mehr, und du thust ihm etwas Gutes, du schickst den Herrn Pfarrer oder den Papa zu ihm.“ Sie lehnte den Kopf schmeichelnd an seinen Arm. „Papa, wirst du zu ihm gehn?“

„Ich?“ sprach Kosel wie erwachend, „zu wem?“

„Zu Herrn Bornholm.“

„Zu Herrn Bornholm, ja so.“

„Der die australischen Zeitungen hat, und der“ — ihre Augen leuchteten, ihre Stimme zitterte leise — „und der der Freund unseres Joseph ist.“

Sie hatte halb und halb das Bewußtsein gehabt, daß sie ein Selbstgespräch führe, und doch nicht zu reden aufgehört. Die feste Zuversicht beseelte sie, daß eines oder das andere ihrer Worte den Nebel der Zerstreutheit durchbrechen werde, in dem ihr Vater zu wandeln pflegte.

Nun waren sie am Fuß der Anhöhe angelangt, von der aus man noch hinab nach Vrobek und schon hinauf nach Valahora sehen konnte.

„Unseres Joseph,“ wiederholte Kosel, „ja, ja — unseres Joseph,“ und hatte nun auf einmal ein merkwürdig wehmütiges Lächeln und etwas in seinem Blick, das sein kleines Mädchen umschmeichelte wie eine Liebkosung: „Kränk' dich nicht, das ist nicht gut für dich.“ Er brachte die Zügel des Pferdes in Ordnung und stieg in den Sattel. „Ja, aber die Tante — wo die ist —“

„Euch nachgegangen ist sie,“ antwortete Luise selbst, „und hat euch eingeholt. Es war nicht schwer, ihr seid alle fingerlang stehen geblieben.“

Man nahm Abschied. Kosel ritt in kurzem Galopp die Anhöhe hinauf und bog dann links in den Wald ein. Die beiden Fräulein hatten ihm nachgesehen.

„Wohin denn?“ fragte Luise.

„Nach Valahora.“

„Das hast du durchgesetzt, Kleine. Was soll dabei herauskommen?“

„Was Gutes.“ Sie schlang den Arm um die Taille der Tante, und sie schritten auf dem Feldweg längs der Kastanienallee

Digitized by Google

dem Sonnenuntergang entgegen. Blendend und strahlensprühend versank das Tagesgestirn hinter der fast geraden Linie, die von den fernen Karpathen am Horizont gebildet wurde. Elika hatte einen Augenblick hingesehen. „So sterben!“ rief sie.

„Das hat sich schon Karl Moor gewünscht. Mir wär’ lieb, wenn mein Liebling lieber nicht vom Sterben spräche,“ versetzte Luise und legte auf die Silbe „lieb“ jedesmal besonderen Nachdruck.

„Ist’s nicht besser, als wenn ich euch eine Ueberraschung mache mit meinem Tode? So seid ihr wenigstens vorbereitet.“ Elika sagte das scherzend, es war aber sehr ernst gemeint. „Es ist schön, früh zu sterben, und am schönsten, wenn noch so früh, doch schon nach einer gelösten Aufgabe.“

„Das gewiß. Aber hör’ mich an, laß uns jetzt vernünftig sein und pedantisch zum Entsetzen. Pro primo: Warum glaubst du denn, daß du früh sterben wirst?“

Elika wurde durch diese Frage in große Verwunderung versetzt. „Alle glauben’s doch,“ erwiderte sie gedehnt, „und ich — ich, weißt du, ich weiß es.“

„So? Wieso weißt du’s?“

„O — ich bekomme manchmal solche Stiche im Kopf, und Herzklopfen hab’ ich auch, und ohnmächtig bin ich schon zweimal geworden. Und Frau Heideschmied hat gewimmert: ‚Elle se meurt!‘“

„Mit ‚pro primo‘ wären wir im reinen. Jetzt kommt pro secundo. Was ist das für eine Aufgabe, die du vor deinem Tode noch lösen willst? Antworte, sei nicht beleidigt!“

„Du lachst mich aus.“

„Kind, geliebtes, wie fern liegt mir das! Und du wärst stumpfsinnig, wenn du’s nicht wüßtest. Also: Heraus mit der Sprache! Die Aufgabe —“

„Die Aufgabe ist,“ sagte Elika und schmiegte sich in warm aufwallender Zärtlichkeit an Luise: „einen bösen Menschen zu einem guten machen.“

„Aha — den dort oben. Ich staune, daß du an den Halbwilden noch denkst.“

„Weil er jetzt fort ist von dem einzigen, der ihn mag. Weil ich noch nie einen Menschen gesehen habe, den niemand mag. Wenn man etwas ganz Neues sieht, bildet man sich allerlei ein. Das thut doch jeder.“

„Glaubst du. Ich weiß es nicht aus Erfahrung.“

Elika zuckte ihre magern Achseln: „Bei mir ist es so. Und von Herrn Bornholm bilde ich mir jetzt ein: Der geht in einer Verkleidung. Nicht zufleiß, er kann vielleicht nichts dafür, er ist vielleicht ein Verwunschener, wie die in den Märchen, die ich als Kind so gern gelesen habe. In einem Ungeheuer, einem Bären, einem Delphin steckt ein ganz schöner netter Prinz ... Am Ende steckt in der groben Hülle des Herrn Bornholm ein guter Mensch.“

„So lös’ ihn aus, aus der Hülle, versuch’s! Sei die Fee mit dem Zauberstabe, die ihm seine wahre Gestalt wiedergiebt!“

„Ich kann das nicht. Das könntest eher du. Ja, ja, an dir liegt ihm, ich hab’s bemerkt — lache, wenn’s dich freut — ich hab’s bemerkt,“ wiederholte sie eindringlich und setzte nach kurzer Ueberlegung rasch und brüsk hinzu: „Und deinen Schirm hat er auch gebracht.“

„Was dir einfällt! Bornholm?“

„Bornholm.“

„Höchst unwahrscheinlich. Er hätte den Schirm gestern so leicht fangen können und hat nicht einmal die Hand nach ihm ausgestreckt.“

„Dafür hat er heute einen Biß bekommen von seinem Gewissen.“ Sie machte eine komisch altkluge Miene: „Seine Motive durchschaue ich nicht, aber den Schirm hat er gebracht.“

„Hellseherei,“ erwiderte Luise. „Als Hellseherin brauchst du dich übrigens um Motive gar nicht zu kümmern.“

„Es war keine Hell-, es war eine ganz ordinäre Seherei.“ Elika nahm wieder Luisens Arm und sprach zutraulich: „Ich war früher auf als du, ich bin zum Fenster gegangen und habe durch die Jalousien nach dem Wetter ausgeguckt. Da habe ich ihn gesehn. Er hat am Gitter gerüttelt, und wie er merkt, daß zugesperrt ist, steigt er drüber, kommt her, lehnt den Schirm an die Mauer und geht wieder. Das ist das Ganze. Glaubst du’s jetzt?“

„Ja — wenn du es sagst, glaub’ ich auch das Unglaubliche.“

(Fortsetzung folgt.)

Der „Brutus“ der Mediceer.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Isolde Kurz.

Das Geschlecht Giovannis di Bicci, des Stammvaters der Mediceischen Familie, teilte sich in zwei Linien: die eine hochbegabte, die von dem alten Cosimo abstammte und zuerst ihre Vaterstadt beherrschte, und die jüngere, von dessen Bruder Lorenzo gegründete, die mit Cosimo I die erbliche Großherzogswürde empfing. Zwischen dem Niedergang der ersten und dem Aufgang der zweiten Linie liegt die blutige Tragödie jener Dreikönigsnacht, wo der grausame Alessandro de’ Medici unter dem Dolch seines Vetters Lorenzino endigte. Dieser Fürstenmörder, der, ohne es zu wollen, seiner eigenen bis dahin zurückgesetzten Linie zum Thron verhalf, ist ein seltsames Naturspiel, das nur der Entartung einer genialen Rasse entspringen konnte; ein Mittelding zwischen dem Helden, dem Verbrecher und dem Narren, gehört er zu den fragwürdigsten Charakteren der Geschichte, die immer aufs neue die Phantasie der Dichter reizen, das Interesse der Psychologen fordern.

Die beiden Päpste aus dem Hause Medici hatten sich das Ziel gesteckt, ihrer republikanischen Vaterstadt eine mediceische Dynastie aufzuzwingen, sie wollten für ihre Nepoten nicht die unter bürgerliche Formen versteckte Autorität, wie sie der alte Cosimo und Lorenzo Magnifico besessen hatten, sondern einen erblichen Fürstenthron.

Jedoch der Tod hatte in ihrer Linie aufgeräumt; als Clemens VII den Stuhl Sankt Peters bestieg, waren von seiner engeren Familie nur noch zwei blutjunge Bastardsöhne, Ippolito und Alessandro, übrig, auf die der Papst mit Uebergehung der rechtmäßigen Seitenlinie seine ganze Fürsorge häufte.

Aber nicht der schöne und liebenswürdige Ippolito, des Herzogs Giuliano Sohn und somit in gerader Linie Enkel des Lorenzo Magnifico, sollte die Dynastie begründen; diesem glänzenden Jüngling mit den soldatischen Neigungen wurde mit achtzehn Jahren von dem päpstlichen Oheim der Kardinalshut aufgedrungen, damit der bessere Platz seinem Liebling, dem zwei Jahre jüngeren Alessandro, offen blieb. Die Schwäche des Papstes für diesen klugen, aber häßlichen und mit rohen Instinkten zur Welt gekommenen Mulatten war so auffallend, daß man nicht anstand, ihn für Clemens’ eigenen Sohn zu halten; offiziell wurde jedoch die Vaterschaft Lorenzo dem Jüngeren, Herzog von Urbino, zugeschrieben. Das einzige, was über Alessandros Abkunft wirklich feststand, war, daß ihm eine Schwarze, die in Collevecchio unweit Rom mit einem Stallknecht des Hauses Medici verheiratet war, das Leben gegeben hatte.

---

* Wir erinnern unsere Leser, daß Isolde Kurz bereits im Jahrgang 1895 (S. 847) der „Gartenlaube“ einen Artikel über Lorenzo Magnifico veröffentlicht hat. Der heutige Artikel berichtet über die späteren Schicksale des Hauses Medici. Beide zusammen bieten in großen Zügen die Geschichte der Mediceer und damit die der Stadt Florenz im 15. und 16. Jahrhundert. D. Red.

Digitized by Google

Zuflucht im Walde.

Nach einer Originalzeichnung von R. Mahn.

Digitized by Google

Um diesen Bastard auf den Thron zu setzen, hielt Clemens zehn Monate lang das unglückliche Florenz belagert, und Karl V mit seinen Spaniern und Deutschen that ihm Schergendienste, bis die florentinische Freiheit aus der Brust des eisernen Ferrucci zu Gavinana ihren letzten Atem verhaucht hatte und der Verräter Malatesta die edle Stadt geknebelt und verblutend den ruhmlosen Siegern zu Füßen legen konnte. An jenem Tage starb Florenz, um niemals mehr im Lauf der Geschichte aufzuerstehen; aber es hat mit dem letzten heroischen Verzweiflungskampf die Sünden vieler Jahrhunderte, seine Uneinigkeit, Verweichlichung und Entartung gut gemacht und der Welt ein glorreiches Beispiel hinterlassen, wie das Große untergeht.

Jetzt noch einen Vertragsbruch, eine Massenproskription mit Bluturteilen und Verbannungen — dann konnte der Bastard Alessandro als Herzog von Florenz und künftiger Eidam des Kaisers im Juli 1531 seinen Einzug halten.

Der neue Herr kam mit reinen Händen, denn die Kreaturen des Papstes hatten das Rachewerk für ihn besorgt. Ueber dreihundert der besten Bürger waren aus der Heimat vertrieben, viele andere hatten unter dem Beil geendet, und die Stadt, die schon durch die lange Kriegsnot und durch die Pest verwüstet war, lag in Friedhofsruhe. Handel und Gewerbe hatten aufgehört, die Finanzen waren verblutet, denn was der Krieg noch übrig gelassen hatte, das fraß nun die Kontribution; die kleinen Leute waren ohne Brot, die Großen in Trauer um ihre hingerichteten Familienhäupter, Ernten und Viehstand vernichtet; die herrlichen Villen und Landgüter vor der Stadt, die „Krautgärtchen der Florentiner", wie sie Clemens spöttisch nannte, der geglaubt hatte, um ihretwillen würden seine Landsleute sich nie auf einen ernstlichen Widerstand einlassen, waren von den Bürgern selbst unter der Leitung Michelangelos während der Belagerung zu militärischen Zwecken rasiert worden.

Es wäre gar nicht nötig gewesen, mit so drakonischer Strenge bei der Entwaffnung der Bürger vorzugehen, wie Alessandro that, denn niemand dachte mehr an Widerstand. Dennoch wurden, als alle Waffen längst abgeliefert waren, die Häuser noch nach schneidenden Küchenwerkzeugen durchsucht, und sogar die ex voto in den Kirchen aufgehängten Messer mußten entfernt werden.

Zögernd kam damals Michelangelo aus seinem Versteck im Glockenturm von San Niccolò hervor und begab sich mit Widerstreben an seine Arbeit in der Sakristei von San Lorenzo, die Vollendung der Mediceergräber, die der Papst ihm mit Erlassung seiner politischen Sünden auferlegt hatte. Aber der Zorn des Künstlers in diesen Tagen der Schmach hat sich wie glühendes Erz in einen Vierzeiler ergossen, der so unvergänglich ist wie seine monumentalen Werke. Als einer der Strozzi, die zu dem mediceischen Kreis gehörten, unter die wunderbare Statue der Nacht in der Grabnische des Herzogs Giuliano die Verse angeheftet hatte:

„Die Nacht, die hier so hold der Schlaf umflicht,
Ist Marmor, doch ein Engel* gab ihr Leben.
Sie schläft und also lebt sie — glaubst du's nicht,
Weck' sie nur auf, sie wird dir Antwort geben —",

ließ der furchtlose Meister seine Statue erwidern:

„Gut, daß ich schlafe und von Marmor bin,
Weil Schmach und Unheil meine Heimat trafen.
Nicht seh'n noch hören ist mir Hochgewinn,
Drum stör' mich nicht, sprich leis und laß mich schlafen!"**

Damit nichts mehr an die alte Freiheit erinnere, wurde auch die große Glocke, die viele Jahrhunderte lang in Zeiten der Gefahr das Volk zusammengerufen hatte, vom Turm des Palazzo Vecchio herabgeholt und in Stücke geschlagen, zur Strafe, daß sie vier Jahre früher beim letzten Aufstand gegen die Medici dem jetzigen Herrn und seinem Vetter Ippolito ins Exil geläutet hatte.

Der kaiserliche Kommissär Alessandro Vitelli terrorisierte mit seinen Söldnern die Stadt, und die waffenlosen Bürger wichen auf Straßenweite aus, wenn nur der Schritt der Patrouille durch die engen Gassen ertönte. Ein Polizeichef, Ser Maurizio, den man aus Mailand verschrieben hatte, weil man keinem Einheimischen traute, verwaltete sein Amt mit so barbarischer Grausamkeit, daß, wer ihn mit seinen Sbirren auf der Straße nur von weitem sah, für den ganzen Tag nicht mehr froh wurde. Die Leibwache, die den Herzog mit ihren neumodischen, aus der Rüstkammer der Landsknechte stammenden Spießen überall begleitete, war den Florentinern vollends ein ganz ungewohnter Anblick und vermehrte den Schrecken. Dazu war das Aeußere des jungen Herzogs abstoßend: negerartiges Kraushaar und aufgeworfene sinnliche Lippen, aus denen brutale und cynische Reden gingen, ein polterndes Betragen — der Typus eines Gewaltherrschers und Usurpators.

Zwar fehlte es ihm zu Anfang seiner Regierung nicht ganz am guten Willen, bald aber rissen ihn die wilden Gelüste seines Negerbluts und das schrankenlose Machtbewußtsein hin; die Geschäfte langweilten ihn und wurden summarisch abgethan, roher Genuß ward sein einziger Lebenszweck, und er stürzte sich in maßlose Ausschweifungen. Daß die schönsten Edeldamen bei seinen Gelagen erscheinen und sich sein Wohlgefallen zur Ehre schätzen mußten, genügte ihm nicht; er brauchte die Gewalt zur Würze seiner Vergnügungen, darum brach er bei Nacht mit seinen Schergen in verschlossene Privathäuser ein, und mit besonderer Vorliebe machte er die Klöster zum Schauplatz seiner Gewaltthaten, wie er auch bei seinen Festen selber gern als Nonne verkleidet erschien.

Seine Vertrauten suchte er sich in der Hefe des Volks: zwei Verworfene, Giomo da Carpi und einen gewissen Unghero, erhob er zu seinen Kämmerern, und mit ihnen zog er des Nachts auf Abenteuer, wobei es selten ohne Blutvergießen abging und mitunter des Herzogs eigenes Leben in Gefahr kam. Fand man des Morgens eine Leiche auf der Straße, so wußte man, daß der Herzog sich in der Nacht belustigt hatte, und es wurde kein Aufhebens darüber gemacht. Ser Maurizio, dem man nachsagte, er wäre im stande, Johannes den Täufer* foltern zu lassen, wußte, wie man die Leute zum Schweigen bringt.

Wenn der Herzog durch die Straßen ritt, so saß fast immer ein kleines, mageres, finster blickendes Männchen in schlechter Kleidung hinter ihm auf dem Pferd, wie die „schwarze Sorge", von der die Horazische Ode singt. Es war sein Verwandter und Günstling Lorenzino de' Medici — das Diminutiv führte er in der Familie wegen seines schwächlichen Wuchses und weil er der Jüngste dieses Namens war —, das Volk aber nannte ihn Lorenzaccio, durch welche Endung die italienische Sprache etwas Niedriges und Verabscheuungswürdiges ausdrückt. Ihm schrieb man den Hauptanteil an des Herzogs Missethaten zu; man erzählte sich, daß er den Despoten aufhetzte gegen sein Volk, daß er ihm zutrug, was in der Stadt über ihn geredet wurde, daß er unzüchtige Lieder und Komödien zu des Herzogs Vergnügen verfaßte und sich zu seinem Kuppler hergab. Man haßte und verachtete ihn zugleich, wie ein giftiges Gewürm, das man nicht zertreten darf.

Bei Hofe hieß er nur der „Philosoph", denn er kleidete sich unscheinbar und altmodisch und ging gern einsam und melancholisch einher; auch wußte man, daß er ein Gelehrter war. Der Herzog konnte ohne ihn nicht leben. Lorenzino mußte ihm die Strickleiter halten, wenn er über fremde Mauern kletterte, und stand mit Giomo und dem Unghero Wache vor den Thüren, in die Alessandro gewaltsam eindrang. Lorenzino war unermüdlich, des Herzogs Liebeshändel zu vermitteln. Er belustigte ihn durch seine böse Zunge und seine zur Schau getragene Feigheit: beim Anblick einer bloßen Waffe erbleichte er und machte Miene davonzulaufen, nicht einmal nennen durfte man in seiner Gegenwart ein solches Mordgerät; der Herzog, der unerschrocken und stark war wie ein Goliath, lachte Thränen über die Furchtsamkeit seines Vetters und beschützte den Kleinen mit wegwerfender Herablassung.

Und dieses labyrinthische Gemüt brütete über einem Blutgedanken, der auch den Tapfersten erschrecken konnte: Lorenzino hatte sich das Ziel gesetzt, mit eigenen Händen den Tyrannen zu

* Engel = angelo — eine beliebte Anspielung auf den Namen des Meisters.

** Die Uebersetzung kann nur den Sinn wiedergeben; der gewaltige einfache Guß der Verse läßt sich im Deutschen nicht nachahmen.

* In Florenz besonders verehrt als Schutzpatron der Stadt.

Digitized by Google

töten und seiner Vaterstadt die Freiheit wiederzugeben! Um sein Opfer zu umgarnen, machte er sich selbst zum Werkzeug der Gewalt und zog den allgemeinen Abscheu auf sich. Eine dämonische Ruhmgier, die ihn von Kindheit an verzehrte, war ohne Zweifel sein oberster Beweggrund.

Lorenzino gehörte zu den Begabtesten unter den Medici; aber seine Familie, die einst sehr reich und angesehen gewesen, war durch schlechte Wirtschaft seines Vaters Pierfrancesco zur Armut herabgesunken; von klein auf sah er sich bei den Unterdrückten. Dann war er nach seines Vaters Tode eine Zeit lang zusammen mit seinem glücklicheren Vetter Cosimo de' Medici, dem Sohn des berühmten Söldnerführers Giovanni delle Bande Nere,* erzogen worden, und durch die Zurücksetzung, die er damals erfuhr, hatte sich sein ehrgeiziges Gemüt verbittert. Als nun der Papst unter seinen Verwandten die Glücksgüter zu verteilen begann, wurde Lorenzino mit seinen Geschwistern übergangen, da er, ebenso wie Cosimo, der jüngeren Linie angehörte. Wohin er kam, mußte er hinter denen zurückstehen, die er geistig unter sich sah. Aber der Haß gegen die Mächtigen lag ihm auch schon von Hause aus im Blut, denn man war in seiner Familie von je her demokratisch und hatte sogar zu Savonarolas Zeiten in offener Opposition gegen die herrschende Linie gestanden.

Dazu kam, daß er körperlich schwächlich war, in einem Jahrhundert, wo Kraft und physischer Mut unendlich mehr galten als in unsern Tagen.

Arm und unansehnlich von Person, fand er den einzigen Weg zur Auszeichnung in den Studien, die er ohne Lehrer mit solchem Erfolg betrieb, daß er bald zu den feinsten Kennern der alten Litteratur gehörte. Aber auch unter den Büchern verfolgte ihn die Sucht nach Größe, seine überreizte Phantasie berauschte sich an den klassischen Großthaten, Brutus und Timoleon wurden sein täglicher Umgang, er mußte ihnen gleich werden, die niedergehaltene Leidenschaft drängte nach einem Ausweg, nach Bethätigung um jeden Preis.

Schon als Sechzehnjähriger hatte er sich in Rom eine traurige Berühmtheit erworben. Dort waren einmal in einer Nacht gegen Ende des Jahres 1530 den römischen Kaisern am Triumphbogen des Konstantin die Köpfe abgeschlagen, auch in San Pancrazio, auf dem Forum Romanum und in der Paulskirche antike Skulpturen in Menge verstümmelt und zerstört worden. Der Kultus der Antike stand dazumal auf seinem Gipfel, und ein vielfacher Mord wäre in den Augen der Römer ein leichtes Vergehen gewesen gegenüber einer solchen That. Papst Clemens schäumte vor Zorn, er gab Befehl, den Schuldigen, wo man seiner habhaft würde, auf der Stelle zu hängen; den einzigen Fall ausgenommen, fügte der päpstliche Erlaß mit Vorsicht hinzu, daß der Kardinal Medici selbst der Thäter wäre.

Aber der leichtlebige Ippolito war nicht an diesem Streich beteiligt. Ein Aufseher der Paulskirche hatte in einem Trupp junger Leute, der eingebrochen war, um an einem antiken Sarkophag die Köpfe der Musen abzuhauen, Lorenzino de' Medici als Anführer erkannt. Die Empörung war ungeheuer, und wenn der Thäter mit knapper Not am Galgen vorüberkam, so hatte er es nur seinem Vetter Ippolito zu danken, der als Fürbitter zu Clemens eilte und ihm das Bubenstück als Ausfluß der in der Familie Medici herrschenden maßlosen Sucht nach dem Besitz solcher Antiquitäten darstellte.

Lorenzino entkam nach Florenz, doch wurde vom Magistrat ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und der Senator Molza schleuderte ihm in einer schwülstigen lateinischen Rede den Fluch der ganzen civilisierten Welt nach. Jahre später, als die Geschicke sich erfüllt hatten, erschien es wie ein prophetischer Zug, daß der Redner, auf die verstümmelten Musenbilder anspielend, die Muse der Tragödie aufgerufen hatte, dem Frevler in seinem eigenen Hause ein furchtbares Trauerspiel zu bereiten.

* „Johannes von den schwarzen Scharen" — so genannt von der Tracht, die seine Söldner nach dem frühen Tod dieses berühmten Feldherrn zum Zeichen ewiger Trauer anlegten. Bei Lebzeiten führte er den Beinamen L'invitto, der Unbesiegte.

In Florenz zog Alessandro ihn an seinen Hof. Der Ton, den der Herzog dort angab, konnte nur ein brutaler sein. Geist und hohe Kultur, die sonst im Palaste Medici ihren Sitz hatten, galten nichts mehr, sein Zuname „der Philosoph" wurde dem feingebildeten Lorenzino halb aus Spott angehängt; wollte er sich zur Geltung bringen, so mußte er sich der herrschenden Frivolität anpassen, was seiner aalglatten Natur nicht schwer fiel.

Schnell durchlief der Jüngling die Schule des Lasters, die er am herzoglichen Hofe fand, und that es an Cynismus allen zuvor. Tiefste Verderbnis und hochfliegende Exaltation vertrugen sich nebeneinander in seiner widerspruchsvollen Seele. Er kannte und liebte das Schöne, aber das Beispiel seiner Umgebung und ein eigener innerer Hang zogen ihn in den Schmutz. Er konnte in diesem Zwiespalt nicht fröhlich sein; was er redete, trug stets eine ironische Färbung, sein Lachen war ein Grinsen, das seinem wohlgebildeten dunkelblassen Gesicht einen satanischen Ausdruck gab. Auch sein starkes poetisches Talent neigte zur Parodie und Satire.

Alessandro fand Gefallen an diesen Eigenschaften und machte ihn zu seinem erklärten Günstling.

Es wird nicht möglich sein, alle Falten dieses verborgenen Charakters zu lüften, doch zweifellos spielte sein phantastischer Geist schon früh mit dem schrecklichen Gedanken, der später der Mittelpunkt seines Daseins wurde. In Alessandro sah er zum erstenmal einen Tyrannen in Fleisch und Blut vor sich, und für ihn, den echten Sprößling der Medici, war dieser Herzog mit der gequetschten Nase und dem Wollhaar nicht einmal ein Verwandter, sondern nur der Sohn der Schwarzen und eines Stallknechts aus dem mediceischen Hause. Dazu gesellte sich das Gefühl der persönlichen Beleidigung, denn trotz der herzoglichen Gunst genoß er auch bei Hofe kein Ansehen; ein Giomo durfte es wagen, bei ihm um die Hand seiner Schwester zu werben, als ob dieser Medici zu den Verworfensten der Verworfenen herabgesunken wäre.

Ein neuer Grund des Hasses kam hinzu, als der Herzog den Erbschaftsprozeß zwischen den Kindern Pierfrancescos und dem Sohn Giovannis delle Bande Nere, an dem Lorenzinos ganze pekuniäre Existenz hing, parteiischerweise zu Gunsten des schlauen Cosimo entschied.

Durch diesen Schlag wurde er mittellos und war nun ganz auf die Gnade des Tyrannen angewiesen, die er durch die schmählichsten Dienste bezahlen mußte. Er, der vom Kaiser zu Alessandros Nachfolger bestimmt war, falls jener kinderlos stürbe, stand als halber Hofnarr und als Kuppler am Throne seines Vetters. Fanatischer Haß durchglühte den Tiefentwürdigten, in dem trotz der Entsittlichung noch Funken moralischen Bewußtseins lebten. Mit der Freiheit der Vaterstadt hatte er zugleich die eigene Ehre zu rächen, die durch die Gnade des Herzogs über und über besudelt war, und die Last der Mißachtung, die auf ihm lag, wäre nicht zu tragen gewesen, hätte er sich nicht heimlich an der Vergeltung berauscht.

Diese Gefühle verbarg er hinter seiner undurchdringlichen ironischen Maske. Nur ab und zu machte er sich durch beißende Reden Luft.

„Haltet alle Florentiner für Eure Feinde — mich nicht ausgenommen," pflegte er dem Herzog in seiner mephistophelischen Weise zu sagen, und wenn Alessandro ihn wegen seiner Furchtsamkeit zum besten hatte, ging er auf die Neckereien ein und gab die doppelsinnige Antwort: „Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so hütet Euch wohl, daß Ihr es niemals meiner Tapferkeit anvertraut." —

Neben dem herzoglichen Hofhalt gab es damals in Florenz einen zweiten, fast noch glänzenderen und luxuriöseren im Palast des Krösus von Italien, des kinderreichen Filippo Strozzi. Dieser herrschte im Kreis der Lebemänner durch geistreichen Sarkasmus, Eleganz und ausschweifende Sitten. Er besaß großen politischen Einfluß, war fein und vielseitig gebildet, der Freund der großen Herren und der schönen Frauen und selbst ein schöner Mann, dem die Jahre nichts von seiner unbändigen Lebenslust rauben konnten. Als Gatte der stolzen Clarice de' Medici, der Tochter Pieros und Enkelin des Magnifico, hatte er die Geschicke des

Digitized by Google

mediceischen Hauses im Fallen und Steigen geteilt und dem Papst zulieb auch die Ernennung des Bastards, auf den er innerlich heruntersah, mit Eifer gefördert.

Gleich nach Alessandros Einzug war er nach Florenz geeilt, um sich die erste Rolle in seiner Heimat zu sichern. Als Ratgeber des jungen Herzogs genoß er fast mehr Ansehen als dieser selbst; er war es, der ihm den Plan jener Festung* eingab, durch die Florenz auf immer geknechtet werden sollte — Michelangelo wagte den Kopf, als er sich weigerte, für die Zwingburg seiner Vaterstadt nur einen Finger zu rühren. Sogar die Gelder für den Bau schoß Filippo aus der eigenen Kasse vor und ahnte nicht, daß eine grausame Ironie des Schicksals für ihn selbst ein schmähliches Ende innerhalb dieser Mauern bereit hielt.

Im Hause Strozzi fühlte man sich durch die legitime Herkunft, den ungeheueren Reichtum, die feine Bildung dem Usurpator überlegen und wollte es unvorsichtigerweise merken lassen. Der tollköpfige Piero, Filippos ältester Sohn, fiel zuerst in Ungnade, weil er den Herzog in der Oeffentlichkeit und bei schönen Frauen auszustechen suchte. Wie diese Familie, die so viel dazu beigetragen hatte, ihre Heimat unter das mediceische Joch zurückzuführen, allmählich mit den Medici in Todfeindschaft geriet, ist ein ganzer Roman für sich — es genügt, davon ein einziges Kapitel zu berühren, das tragische Ende der schönen, lebenslustigen Luisa Strozzi, Filippos Tochter, die weder die Geselligkeit des Hofes meiden, noch sich den Werbungen des Tyrannen ergeben wollte, sondern mit erhobenem Haupt und strahlend von Schönheit an dem Herzog, der ihre Abweisung erfahren hatte, vorüberging. Sie starb bei einem Festmahl an Gift — durch die Rachsucht Alessandros, wie gemeinhin angenommen wird; andere sagen, auf Anstiften ihrer eigenen Brüder, die sie den Nachstellungen des Herzogs entziehen wollten, um ihre Familienehre zu sichern.

Herzog Alessandro von Florenz.
Nach dem Gemälde von A. Bronzino in der Galerie der Uffizien in Florenz.

Zwischen den Söhnen Filippos und dem „Philosophen" bestanden von alters her gute Beziehungen, und sie machten einander aus ihrem Haß gegen Alessandro kein Hehl. Ab und zu fielen Vorschläge, wie der Tyrann zu beseitigen wäre. Aber Lorenzino wollte keine Mitverschworenen — ob er von der Wagehalsigkeit der Strozzi das Fehlschlagen seines Unternehmens voraussah, ob er die Späher fürchtete, von denen er selbst umlauert war: er ging hin und überbrachte dem Herzog die Anschläge, die gegen ihn geschmiedet wurden.

Filippos Söhne, vielleicht von dem unergründlichen Lorenzino selber gewarnt, konnten rechtzeitig aus der Stadt entweichen, der Vater wurde vom Papste in diplomatischer Stellung verschickt, und solange Clemens lebte, blieb der Bruch in der Verwandtschaft verklebt; aber heimlich glühte die Feindschaft weiter. Und Lorenzino, der das Vertrauen beider Teile hatte, fuhr fort, mit unendlicher Kunstfertigkeit auf dem gefährlichen Seile zu balancieren.

Alessandros Regiment wurde nachgerade auch seinen Anhängern unleidlich, und viele sagten sich wie die Strozzi von ihm los. Erpressungen, Grausamkeiten und Gewaltthaten aller Art waren alltägliche Ereignisse.

Mit Zustimmung des Papstes fanden in kurzen Zwischenräumen immer neue Proskriptionen statt. Schon wimmelte es durch ganz Frankreich und Italien von vertriebenen Florentinern, die den Ruf von Alessandros Missethaten über die Welt verbreiteten. Man nannte diese Nation von Verbannten die „Ausgewanderten", unter welcher Bezeichnung man sowohl die Flüchtigen, denen die Rückkehr verboten war, wie die auf Staatsbeschluß Ausgewiesenen und die zum Zwangsaufenthalt Verurteilten begriff. Auf den Verkehr mit ihnen stand die nämliche Strafe, von der sie selbst betroffen waren.

Unter den Ausgewanderten befand sich fast die ganze Blüte der florentinischen Nation. Noch glücklich die, deren Spruch auf einfache Verbannung lautete und die umherirrten, um Aufnahme zu finden; wen man ganz zu Grunde richten wollte, den verurteilte man zum Zwangsaufenthalt in einer unwirtlichen oder von Seuchen heimgesuchten Gegend, wo der Sträfling entweder sein Brot nicht erwerben konnte und im Elend verdarb, oder von Miasmen getötet wurde. Am liebsten wählte man solche Orte, die gerade von der Pest heimgesucht, oder solche, die durch tödliche Sumpfluft berüchtigt waren. Wer den Strafplatz ohne Erlaubnis verließ, verfiel der Acht und seine Güter wurden eingezogen. Es war das das einfachste Mittel für den Tyrannen, seine Kasse zu füllen; wenn er Geld brauchte, wanderte ein Schub Verdächtiger, die man unter den Reichsten und Angesehensten suchte, ins Exil. Die Klagen der Mißhandelten fanden bei dem Kaiser taube Ohren; in seinen ewigen Händeln mit Franz I von Frankreich brauchte er die Freundschaft oder wenigstens die wohlwollende Neutralität des Papstes, und außerdem sollte seine Tochter Margarete, gleichfalls eine Frucht ungesetzlicher Liebe, sobald sie erwachsen wäre, den Thron des Bastards teilen.

Der unerwartete Tod des Papstes veränderte plötzlich die ganze Lage. Filippo Strozzi fiel jetzt offen von Alessandro ab, er eilte nach Rom und entfaltete eine heftige Agitation gegen den Herzog. Von Florenz aus wurde er samt seinen Söhnen in die Acht erklärt. Vertreibung des Tyrannen, Herstellung der Republik, war seine Losung, auf die von allen Winkeln der Erde die vertriebenen Florentiner in Rom zusammenströmten.

An ihre Spitze trat jetzt eine Persönlichkeit, an der schon lange insgeheim alle Hoffnungen hingen, der junge Kardinal Medici.

Zwischen ihm und dem Sohn der Schwarzen herrschte Todfeindschaft, schon als Kinder hatten sie sich hinter dem Rücken des päpstlichen Oheims gerauft und geschlagen. Als Clemens die beiden noch unmündigen Neffen im Jahre 1525 unter der Regentschaft des Kardinals Passerini zu Herren ihrer Vaterstadt eingesetzt hatte, mußte er ihnen einen getrennten Hofhalt anweisen. Damals galt Ippolito für die Hauptperson, er führte den Titel „Magnifico", der seit dem Tode des großen Lorenzo keinem Medici mehr so gut zu Gesicht gestanden hatte wie diesem glänzenden Epigonen. Alle Welt hielt damals ihn für den künftigen Gebieter, und Ippolito konnte diesen kurzen Traum der Herrschaft nie vergessen. Er war, wenn nicht von legitimer Geburt, so doch von edlem Blute, denn eine vornehme Dame aus Urbino hatte ihm das Leben gegeben, und durch seinen persönlichen Zauber, die feine Bildung und den Ruf einer unbegrenzten Freigebigkeit war er ganz dazu geschaffen, an die alten mediceischen Traditionen wieder anzuknüpfen. Wiederholt hatte er schon versucht, den verhaßten Vetter durch Ueberrumpelung vom Throne zu stoßen, aber Clemens und der Kaiser vereitelten seine Pläne. Zur Entschädigung wandte der Papst ihm die reichsten Pfründen zu, die er mit echt mediceischer Freigebigkeit verschwendete.

(Schluß folgt.)

* Die heutige Fortezza di San Giovanni.

Digitized by Google

Aus der Wiener Jubiläumsausstellung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Vincenz Chiavacci.** Mit Illustrationen von **Joh. Nep. Geller.**

Pavillon der bosnischen Landesregierung.

Ja ist es denn möglich, an der Neige unseres Jahrhunderts eine Ausstellung zu bieten, die den gebildeten Mitteleuropäer noch zu reizen vermag? Hat man nicht seit fünfzig Jahren diese Industriebazare und Weltjahrmärkte durchwandert und trotz alles Raffinements in der Anordnung und aller verblüffenden Größe der Ausdehnung doch immer wieder dasselbe gesehen? Aehnlich urteilen viele, aber trotzdem üben die immer wiederkehrenden Ausstellungen eine große Anziehungskraft aus und bieten dem zahlreichen Publikum thatsächlich neues. So muß auch ein Gang durch den Park der Wiener Jubiläumsausstellung im Prater, welche am 7. Mai durch Kaiser Franz Josef feierlich eröffnet wurde, den vorurteilslosen Besucher belehren, daß das Programm dieser Ausstellung schon durch den besonderen Anlaß eine wirklich originelle und interessante Ausgestaltung erfahren hat. Sie ist gedacht als ein großartiger Huldigungsakt zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Monarchen und hat den Zweck, die Entwicklung und die Fortschritte auf allen Gebieten der Produktion, der Industrie, des Gewerbes und Unterrichtswesens, der Bildung wie der Wohlfahrtseinrichtungen während der Regierungszeit des Kaisers darzustellen. Die Ausstellung, welche der niederösterreichische Gewerbeverein und die Landwirtschaftsgesellschaft veranstalten, ist mit wenigen Ausnahmen nur eine Ausstellung Wiens und des Landes Niederösterreich; doch wirkt sie teilweise wie eine Reichsausstellung, da das mächtige Kulturcentrum Wien die Entwicklung des Gesamtreiches am getreuesten wiederspiegelt.

Schon die Namen der einzelnen Gebäude: „Wohlfahrt“, „Bildung“, „Jugendhalle“, „Urania“, „Polizei“, „Rettungsgesellschaft“, „Feuerwehr“, „Stadterweiterung“, verraten, daß in diesen Veranstaltungen die kulturelle Entwicklung und die sozialreformatorische Arbeit des Volkes und der Gesetzgebung zum Ausdruck gelangen sollen.

Wohlfahrtspavillon.

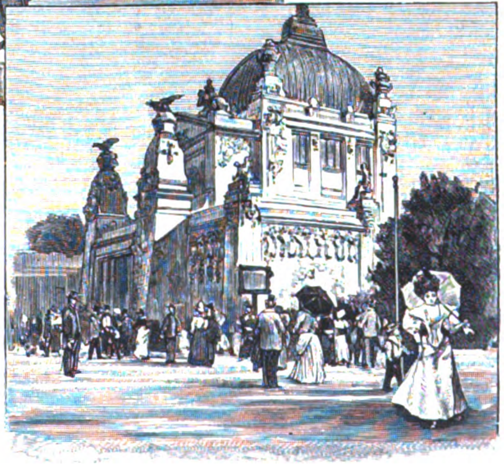
Der Monumentalbau der Rotunde (vergl. Abbildung S. 400 und 401), welcher aus der Weltausstellung von 1873 herrührt, bildet auch jetzt den Kern der Ausstellung. Der ungeheuere Rundbau mit seinen Galerien, Transepten, Höfen und Annexen enthält eine Gewerbe- und Industrieausstellung, immer mit dem Hinblick auf die Entwicklung der einzelnen Zweige während der Regierungszeit des Kaisers. Hierher darf sich der Schritt des flüchtigen Besuchers gar nicht wagen. Die einzelnen Gruppen, Wohnung, Verkehr, Kleidung, Kunstgewerbe, Heeresausrüstung, Arbeit, der Silberhof, der Seidenhof, verlangen Stunden der treuesten Hingebung.

Rechts vom Haupteingang an der Südavenue (zur Rechten auf unserem Bilde) fesselt den Blick ein zierlicher in orientalischem Maßwerk ausgeführter Bau, in dem sich stets zahlreiche Besucher drängen. Er enthält die Ausstellung der bosnischen Landesregierung. Der Architekt Josef Urban hat den Holzbau errichtet und die Maler Alphons Mielich und Hans Wild haben ihn mit Wandmalereien geschmückt.

Es ist kein Wunder, daß dieser Teil der Ausstellung das Interesse des Publikums in ganz besonderer Weise erweckt. Der Wiener liest wohl ab und zu in den Berichten aus den Delegationen, was der Reichsfinanzminister Kallay über die Kulturfortschritte in jenen interessanten, der Monarchie seit zwanzig Jahren angegliederten Ländern erzählt, aber trotz Eisenbahnen und Dampfschiffen ist der Verkehr dorthin ein sehr geringer. Der Wiener erinnert sich an Bosnien, wenn er eine Kompagnie der fezgeschmückten Landessöhne von jenseit der Save über die Ringstraße marschieren sieht, und hier und da schließt eine böhmische Köchin mit einem der schmucken baumlangen bosnischen Soldaten eine Allianz, ohne sich weiter um Geographie und Ethnographie zu kümmern. Für die österreichische Regierung ist aber das Aufblühen und die kulturelle Entwicklung dieser Länder eine wahre Herzenssache, so eine Art Fleißaufgabe, mit welcher sie dem übrigen Europa beweisen will, daß sie gar wohl imstande ist, die Kultur nach Osten zu tragen. Und nach dem, was uns diese Ausstellung zeigt, muß man den Beweis für erbracht halten. Eine zielbewußte Hand hat in den zwei Jahrzehnten eine überraschende Fülle von Kulturkeimen ausgestreut, die in dem genügsamen und intelligenten Volke Wurzel geschlagen und zum Teil auch vielversprechende Blüten angesetzt haben. Uralte halbvergessene Industrien blühen wieder auf und erstarken an den Mustern moderner Kunst. Das Tauschieren, Inkrustieren, Ciselieren, einst durch byzantinische und venezianische Einflüsse in hoher Blüte, war ganz in Verfall geraten, der Geschmack war verroht, die Stilarten hatten sich verwischt. Hier hat die Regierung energisch eingesetzt und der Erfolg lohnte ihre Bemühungen. Heute steht diese Industrie in Bezug auf die Technik der Ausführung auf der höchsten Stufe. Wir verfolgen mit Interesse die Arbeit dieser Kunsthandwerker, die in ihrer Landestracht in bazarähnlichen Räumen vor uns schaffen; daneben sitzen Arbeiterinnen vor den Webstühlen, allerlei künstliche Gewebe fertigend. Wir sehen da einen echten Perserteppich entstehen, eine mühsame Knüpfarbeit, und daneben die Flachweberei, welche minderwertige Arbeit liefert. Die land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnisse, die berühmte Tabak- und Weinkultur, die Fischzucht, die Zwetschgenkultur, Schaffelle und Wolle, Honig und Wachs, sowie die im Entstehen begriffene Seidenkultur zeugen von der Ergiebigkeit des Bodens. Die unablässige, stille und kluge Kulturarbeit der Regierung zeigt sich aber am eindringlichsten bei den zahlreichen Modellen von den bereits ausgeführten gemeinnützigen Gebäuden. Man sieht hier Schulen (Medressen), Bäder, Spitäler, nach dem Pavillonsystem konstruiert, das Modell zum Rathaus in Serajevo, ganz in orientalischem Stil gebaut. Der Schöpfer dieser Ausstellung und der werkthätigste Förderer der bosnischen Kulturarbeit, Hofrat Konst. Hörmann, ist als Organisator, Gelehrter und Publizist ein Apostel des Fortschritts.

Sowohl durch Originalität, als auch durch überragende Größe fesselt das Gebäude der Wohlfahrtsausstellung den Blick. Sie giebt ein überaus reiches Bild der während der Regierungszeit des Kaisers geschaffenen öffentlichen und privaten Wohlfahrtseinrichtungen. Der Kampf zwischen alter und neuer Kunstrichtung wird auch bei diesem Bau zum Ausdruck gebracht, und man muß gestehen, daß der Architekt Ernst v. Gotthilf bei allem Respekt vor der Tradition für eine moderne Sache eine moderne Kunstsprache mit Erfolg angewendet hat.

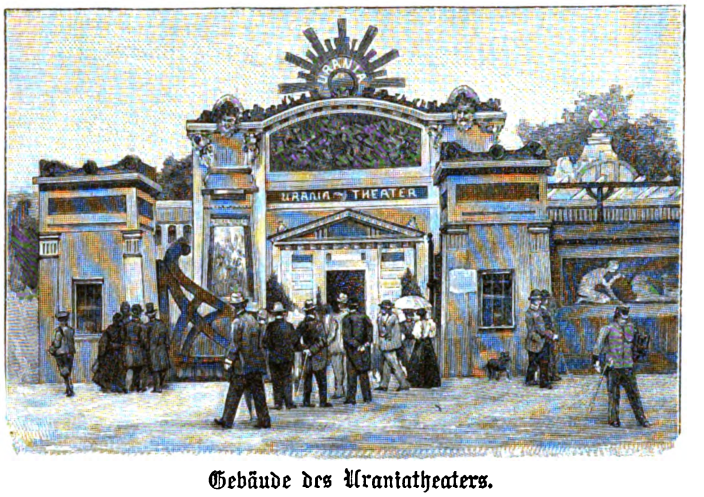
Ohne übermäßigen Prunk, wie Säulenordnungen, Attiken, Balustraden, steht der Pavillon in seiner charakteristischen Einfachheit da; die pylonenartigen Seitenflügel tragen als Krönung ein pergolaähnliches Lattendach. Den einzigen Schmuck bildet ein al fresco gemalter Fries von Ferd. Graf: „Der Hain der Wohlfahrt“.



Pavillon der Stadt Wien.

Das Innere ist ein Gabentempel des menschlichen Mitleids. Die Sorge für die Schutzbedürftigen und Schwachen und all die Schöpfungen zu ihrem Wohle, wie Waisenhäuser, Kinderasyle, Rettungshäuser, Taubstummen- und Blindeninstitute, Kindergärten, Kinderkrippen, bilden die eine Abteilung. Das Sanitätswesen, die Assanierungseinrichtungen, Wasserleitungen, Kanalisation, Lebensmittelpolizei die zweite Gruppe. Daran schließen sich in schier unübersehbarer Zahl alle

übrigen Wohlfahrtseinrichtungen. Wir können daraus nur die in eigenen Pavillons untergebrachten Ausstellungen der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft, der Kinderbrutanstalt, des Leichenverbrennungsvereins „Die Flamme“ und, was für jedermann von besonderem Interesse ist, die überaus gelungene Ausstellung der k. k. Polizeidirektion hervorheben. Der Präsident und Organisator der Wohlfahrtsausstellung, dieses imposantesten Werkes der ganzen Ausstellung, ist der Sanatoriumsdirektor Dr. Anton Löw.



Gebäude des Uraniatheaters.

Von prunkvoller, überladener Architektur, aber von großer, dekorativer Wirkung ist der **Pavillon der Stadt Wien**, ein preisgekröntes Werk der Architekten Brüder Drechsler. Hier findet der alte Wiener tausend Anregungen für einen stillen, melancholischen Rückblick. Im Saale von Alt-Wien kann er stundenlang bei den zahlreichen Aquarellen mit Motiven aus vormärzlicher Zeit verweilen und mit heimlicher Rührung all die trauten Plätzchen aufsuchen, die einst den Schauplatz leuchtender Jugendträume bildeten. Die Basteien und Glacis, der Stadtgraben mit seinen Pappeln, das Wasserglacis mit seinem heiteren Kindertreiben und das „Paradeisgartl“! Da stehen sie vor ihm, die Männer mit der Nankinweste, den Stulpenstiefeln und dem Kastorhut und die Frauen mit dem „Wal“ und „Retikul“ und dem großdachigen Strohhut. Sie reden von „Backhändeln“ und süßem Wein und von der letzten Beleuchtung, und in ihren Beinen zappelt ein unerlöster Walzer von Strauß oder Lanner.

Rechts vom Huldigungsfestsaal, der mit einer Kaiserstatue von der Meisterhand Rudolf Weyrs geschmückt ist, sieht man Neu-Wien mit bildlichen Darstellungen des jetzigen und des zukünftigen Wien, der Boulevards und der Stadtbahn. Auch das Bürgermeisterzimmer mit den Porträts der einstigen und der gegenwärtigen Stadtoberhäupter ist viel besucht. Die Gesamtthätigkeit der städtischen Verwaltung ist durch eine große Zahl sehr instruktiver Modelle, Pläne und Ansichten dargestellt. Nicht minder reichhaltig ist die benachbarte Ausstellung des Stadterweiterungsfonds, der Donau-Regulierungskommission und der Kommission für Verkehrsanlagen.

Die sehr ausgedehnten Bauten, welche die Bezeichnungen „Jugendhalle“ und „Bildung“ führen, dienen beide dem Zwecke, die Entwicklung und die Fortschritte aufzuweisen, welche das Erziehungswesen und die der allgemeinen Bildung dienenden Künste und Industrien während der Regierungszeit des Kaisers gemacht haben. Die Jugendhalle enthält auch einen Vortragssaal, in welchem populäre Vorlesungen und Skioptikon-Vorstellungen stattfinden.

Gebäude der Bäckereigenossenschaft.
Pavillon des Brauherrenvereins.

In erhöhtem Maße noch trägt die „**Urania**“ dem Bildungsbedürfnisse Rechnung. Auf einer Bodenfläche von 13 000 Quadratmetern ist hier eine Anzahl von Gebäuden vereinigt, die verschiedenen wissenschaftlichen Zwecken dienen. Die Mitte nimmt das wissenschaftliche Theater ein; an dieses schließen sich im doppelten Halbkreis die Ausstellungssäle, die Sternwarte, der Projektionssaal und der Botanische Garten an. Das imposante Gebäude ist von dem Architekten Ludw. Baumann entworfen und mit modernsten Motiven ausgestattet. Dr. Aristides Brezina ist der Leiter des Unternehmens, das dem mustergültigen Vorbild der Berliner „Urania“ nachgebildet wurde. Im Theater werden im Laufe der Saison vier Stücke aufgeführt werden: „Das Eisen“, „Quer durch Oesterreich“, „Der Kampf mit dem Nordpol“ und „Fahrt durch den Gotthard“. Außerdem phonographische und kinematographische Produktionen und anderes mehr, so daß die Besucher den ganzen Tag in Atem gehalten werden. Die Aufzählung all der vielfachen Anschauungsmittel zur Erweiterung des Wissens auf allen Gebieten würde ermüden.

Aber auch der eifrigste Besucher wird früher noch als der bekanntlich stets „geneigte“ Leser des „trockenen Tones“ satt, und er sehnt sich hinaus „aus der Straßen quetschender Enge“, um sich im Freien zu ergehen und sich mit Tausenden von Gesinnungsgenossen des herrlichen Licht- und Farbenbildes zu erfreuen, das der Ausstellungspark und das fröhlich auf und ab flutende Publikum bieten. Und diese gegenseitige Selbstausstellung ist ein wichtiger Teil jeder Ausstellung.

Die ungemein große Zahl derer, welche die Ausstellung erst nach des Tages Last und Mühen besuchen können, macht keine langen Umwege, sondern sucht auf dem nächsten Weg die „Avenue der Ernährung“ auf, wo es Atzung in tausend lockenden Gestalten giebt. Während sich die Südavenue, die Avenue der Belehrung, zu einem eleganten Korso gestaltet, hat die „Avenue der Ernährung“ ein sehr wißbegieriges Publikum, das den einzelnen Objekten, wie „Wiener Brauherrenverein“, „Pilsner Brauerei“ und „Weißhappel“, Weinkosthalle und Kleinoscheggs Champagnerpavillon, dem Riesenfaß und wie die freundlichen Oasen alle heißen mögen, die gründlichste Beachtung schenkt. Ja, es giebt gewissenhafte Besucher, welche von einem Pavillon zum andern pilgern, um zu kosten und Vergleiche zwischen den einzelnen Bieren anzustellen. Das Hauptrestaurant und das Hauptcafé, welche die Mitte der Ausstellung einnehmen, bieten Tausenden Unterkunft. Hier spielt Musik, hier verkehrt das Publikum zwischen der Nord- und Südavenue. Wie mächtig und prächtig hebt sich von hier aus der Rotundenbau vom Firmament ab! Und wenn man Geduld hat, braucht man nicht einmal aufzustehen, um etwas zu sehen; denn die Ausstellungsobjekte fliegen auch in der Luft herum. Alle zehn Minuten steigt der Fesselballon, ein scheußliches Ungeheuer, „halb Molch, halb Drache“, etwa dreihundert Meter in die Luft. Man kann dann manchmal eine todesmutige Luftseglerin im Korbe beobachten, welche für 10 Kronen das Gruseln lernt und mit ihrem Sacktuch eifrig von der Menschheit Abschied nimmt.

Von den hervorragendsten Objekten der Ernährungsausstellung seien hier der Wiener Brauherrenpavillon und der Pavillon für Bäckereiausstellung erwähnt. Im **Pavillon des Brauherrenvereins**, einem ausgedehnten Bau mit luftigen Lauben, bringen 16 Brauereien von Niederösterreich ihre Biere zum Ausschank. Die Wände der offenen Hallen sind mit Fresken geschmückt, welche Scenen aus dem Hopfenbau und der Bierbereitung darstellen.

Die Wiener Bäckereigenossenschaft hat sich von den weitbekannten Theaterarchitekten Fellner und Helmer einen Palast im Renaissancestil erbauen lassen, der aus zwei mit Arkaden verbundenen Flügeln besteht. Ueber den Arkaden läuft eine Galerie, die in eine prächtige Terrasse übergeht, auf der abends ein kühles und angenehmes Verweilen ist. Unter den Arkaden sieht man die feineren Erzeugnisse der Bäckerei sowie die der verwandten Gewerbe. Hier kann man die Erzeugung des Wiener Gebäcks, welches einen Weltruf genießt, in der nächsten Nähe beobachten.

Es gäbe noch unzählige Gegenstände, die eine eingehende Würdigung verdienten, so die Ausstellung landwirtschaftlicher Produkte, die Gartenbauausstellung, die Spezialausstellung der Bukowina; doch das würde den Umfang eines orientierenden Artikels weit überschreiten. Soviel kann heute schon gesagt werden, daß die Ausstellung den Wienern und sichtlich auch den Fremden gefällt. Die schönen Tage Mitte Mai wiesen eine Besuchsziffer von 30 000 bis 50 000 Personen auf. Wien, die immer jünger und schöner werdende Kaiserstadt, schmückt sich gar prächtig zum goldenen Hochzeitsfeste mit ihrem Herrn, und eine Reihe glänzender Feste, wie das fünfte österreichische Bundesschießen, der Huldigungsfestzug der Kinder und andere Jubelakte, wird den Ruf des alten fröhlichen Wien aufs neue befestigen.

Digitized by Google

Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(12. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Christel ist bei Heines gerade zur rechten Zeit eingetroffen. Nicht die Kinder, die kleine Frau Heine selbst ist erkrankt und er geradezu in Verzweiflung.

Man hat, so gut es geht, in der engen Wohnung ein Absperrungssystem eingerichtet und ein blutjunges Mädchen, die Tochter des Portiers, gebeten, vorläufig auf die drei Kleinen, die in einer nach dem Hofe gelegenen Stube untergebracht sind, zu achten. Sie hilft im Theater bei Ballett- und Volksscenen, eine ihrer Glanzrollen ist z. B. die Braut in der „Puppenfee", und scheint der ihr ungewohnten Aufgabe nicht gewachsen. Der Junge schreit gottserbärmlich nach Tante Heine, die kleinen Schwestern zur Gesellschaft mit, und das bleichsüchtige sommersprossige Mädchen ist nahe daran, zu verzweifeln. Ein paar Klapse auf Lothars zornig geballte Hände machen die Situation nicht besser. Das Hausmädchen fährt wie eine Tolle ins Zimmer.

„Lassen Sie doch die Kinder nicht so brüllen, die Frau kann's vor Kopfweh nicht aushalten!"

„Ich auch nicht!" antwortet das verdrießliche Geschöpf, „warten Sie die Schreihälser selber! Ich gehe!"

„Na, dann laufen Sie! 's is kein Schade!" schreit das Dienstmädchen, das Frau Heine von Wartau gefolgt ist. „Wenn ich nur um Gottes willen wüßte, wo ich in der fremden Stadt hier eine Menschenseele finden könnte, die da hilft!" jammert es dann. Es hat ganz den Kopf verloren. „Lotharchen, bis doch stille! Ich kauf' dir auch ein Pferdchen — ja, bist stille?"

Und nun läuft sie wieder in die Krankenstube der Frau. „Nee, so 'ne Last, so 'ne Last!" murmelt sie.

Heine ist derweilen in die Apotheke gegangen. Als er zurückkommt, trägt eben ein Arbeiter einen Kindersarg ins Haus. Er weiß, droben im vierten Stock ist das dreijährige Mädchen gestorben. Auf einmal hört er hinter sich einen Laut, einen unterdrückten Schreckensruf, und als er sich umsieht, steht da eine große Frau am Fuße der Treppe und blickt mit starrem Auge dem Manne nach, der eben um eine Biegung der Stiege verschwindet.

„Mein Gott!" Mit zwei Sprüngen ist Heine wieder unten. „Frau Mohrmann! Nein, zu uns trägt er's nicht, unsere sind — noch sind sie gesund, Frau Christel! Aber — meine Frau, die ist krank! Ach, Frau Mohrmann — na, gehen Sie vorauf; gelt, ich weiß, warum sie kommen?"

„Die Kinder! Wenn Sie sie mir anvertrauen wollen?"

„Gottlob!" antwortet er.

Kaum dreiviertel Stunden später rollt die Droschke mit Christel und den drei Kindern zur Bahn. Sie hat keinerlei Hilfe, das Mädchen ist bei der kranken Frau Heine nicht zu entbehren. Sie nimmt zwei Dienstmänner, die die Zwillinge tragen, faßt Lothar an der Hand und drängt sich durch das Menschengewühl in ein Coupé dritter Klasse. Hier giebt's mitleidige Seelen, alle helfen Christel. Die kleinen Mädchen, so gleich groß und sich so ähnlich in ihren grauen Mäntelchen und Kapotten, erregen allgemeine Bewunderung. Während der Fahrt steht der Junge am Fenster und sieht aufmerksam in die vorüberfliegende Gegend; das eine der kleinen Fräulein schläft auf dem Sitz in Decken gebettet, das gutherzige Frauen bereiten halfen, das andere in Christels Armen. Sie wagt kaum, sich zu rühren, um das Kind nicht zu stören, ihr ist so wehmütig glücklich zu Mute.

Sie hat mit Heine ausgemacht, daß Mohrmann nichts wissen darf, er würde sich nur ängstigen über die Folgen der Gefahr, in der die Kinder geschwebt haben, und es ist überhaupt besser. „Nicht wahr, Sie versprechen mir's, Heine? Es bleibt immer unter uns?" hat sie gebeten. „Ja, ja, Frau Mohrmann, ich verstehe schon, warum."

Christel weiß nun auch, wo Anton weilt. Mit einem Berliner Kaufmann, einem Güterspekulanten, ist er in der Provinz Posen, um dort die Administration eines Gutes zu übernehmen, das der reiche Mann erstanden hat und auf dem er allein nicht fertig wird. Eine verantwortliche Stellung, die wenig einbringt, in der es täglich viel Aerger giebt, aber doch Thätigkeit, Arbeit — um zu vergessen.

Christel seufzt. Sie kann sich den frischen, stolzen Menschen schwer vorstellen unter der Oberhoheit eines solchen Herrn, ihn, der die Güterspekulanten so gehaßt hat, der so frei zu handeln gewohnt ist. Ihre Augen irren von der Kleinen im Schoße zu der Schlummernden neben sich, von dort zu dem Jungen.

„Sind wir bald da?" fragt er.

„Bald. Aber einmal müssen wir noch in eine andere Bahn steigen."

„Ich möchte aber nicht mehr Eisenbahn."

„Ja, ja. Wenn wir angekommen sind, dann steigen wir aus und setzen uns in einen Wagen mit zwei schönen braunen Pferden davor."

Die Kinderaugen leuchten. „Ist mein Papa da?" fragt er.

„Nein, Lothar."

„Onkel Heine hat's aber doch gesagt?" Die Miene des Kindes verzieht sich zum Weinen.

„Vielleicht kommt er bald, mein Junge; wir wollen ihn darum bitten, aber du mußt artig sein und darfst nicht weinen. Sieh mal, nun pfeift's und wir setzen uns in eine Eisenbahn, die klingelt, wenn sie fährt."

Auch hier wieder geschäftige hilfreiche Hände; Christel ist so gar nicht gewöhnt, mit Kindern umzugehen, aber sie kommt doch glücklich ins Coupé. Ein Frauencoupé erlangt sie freilich nicht in der Eile, es sitzt ein Mann darin, Schwager Wendlandt. Er scheint ein bißchen verlegen, als er die Frau mit der Kinderlast sieht, Louischen hat ihm die halbe Nacht von der Verrücktheit Christels vorgepredigt, aber er hilft ihr bereitwillig, und Christel dankt mit so herzlichen Worten, daß er seufzt, wie er an seine fehlgeschlagene Werbung denkt.

Wie sie so lieb ist mit den Kindern, wie ihre Augen leuchten! Daß Schwestern so verschieden sein können!

„Lassen Sie nur, Schwägerin," wehrt er, als Christel Lothar auffordert, von den Knieen des Mannes zu gehen, „der Junge wird mir nicht zu schwer." Und dann zieht er eine Tüte Bonbons aus der Tasche, die er für seine Kinder eingekauft drunten im Flecken, wo er geschäftlich zu thun hatte, und hält sie dem kleinen Wicht hin: „Iß, mein Junge!"

Aber der schüttelt den Kopf. „Ich esse keine Bonbons, die sind zu süß, Papa mag auch keine," antwortet er verächtlich.

Christel lächelt unmerklich. Das Aeußere hat das schöne Kerlchen von seiner Mutter, aber Antons Sinnesart ist's über und über. Und der einfache Mann, der ihn auf den Knieen hält, lächelt auch. „Bleib' nur so bei," sagt er leise und streichelt die seidigen braunen Härchen, die unter dem etwas verbrauchten Matrosenmützchen hervorsehen, „wirst's nötig haben." — Er hilft Christel dann noch in ihren Wagen nach der Ankunft auf der Station, und als sie wohlverpackt darinnen sitzt, reicht er ihr treuherzig die Hand.

„Adieu, Schwägerin, und lassen Sie's mich nicht entgelten, was Louise redet — sie meint's wohl nicht so böse."

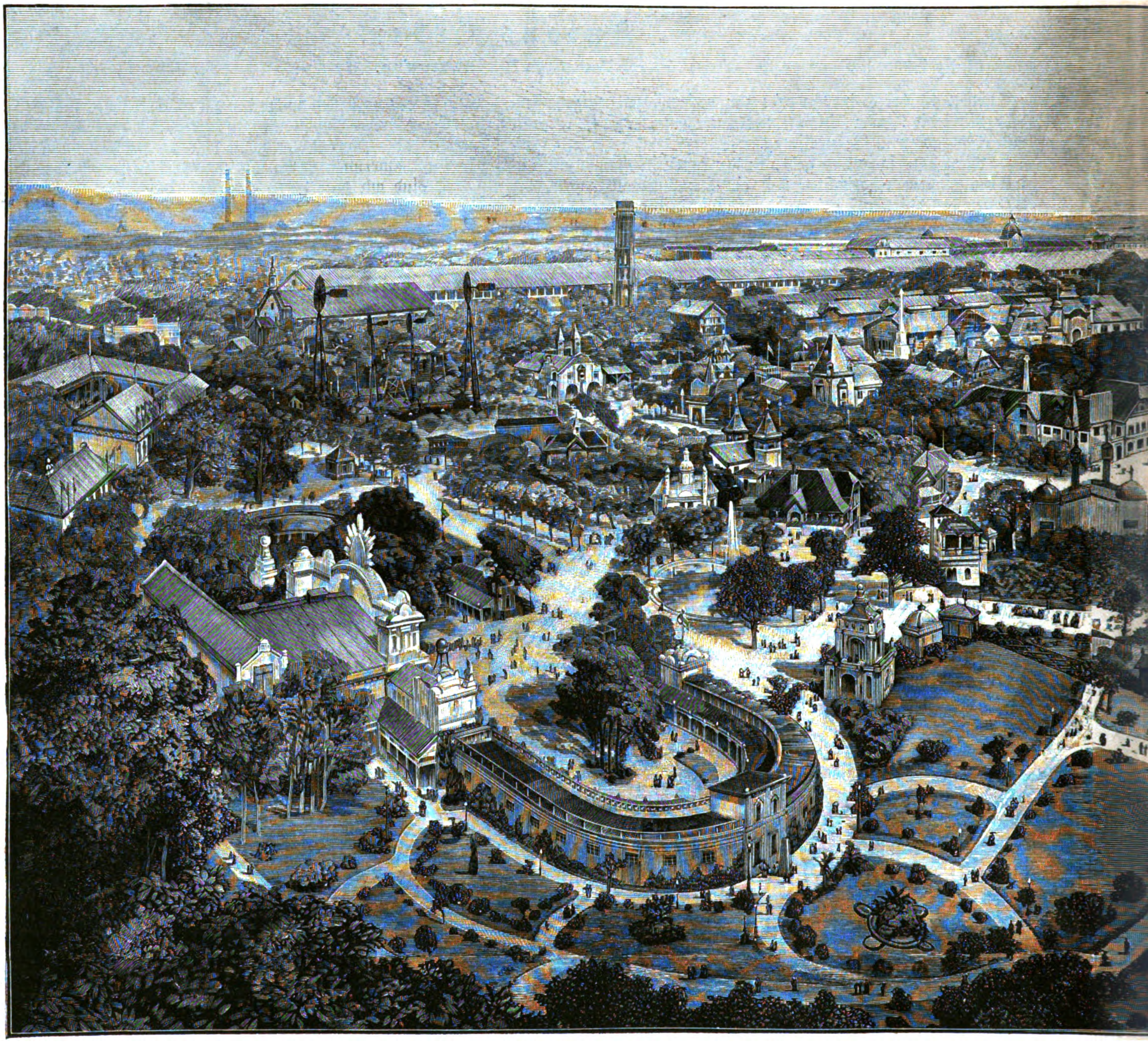
„Nein, Schwager, sie meint's sicherlich nicht böse, und wie Sie denken, das weiß ich ja," erwidert Christel und drückt ihm besonders herzlich die breite Rechte. Dann besteigt auch er sein Gefährt und Christel fährt ihre kleinen Gäste heim in den Rödershof.

Als Frau Wendlandt durch ihr Stubenmädchen hört, daß die „Rödershofsche" mit drei Kindern heute mittag heimgekommen sei, ruft sie ihrem Manne zu, der eben aus der Thüre gehen will: „Na, nun füttert sie Antons Erben!" Sie lacht dabei, daß ihr die Thränen in den Augen stehen, und der älteste sechsjährige Stiefsohn erhält einen Klaps, weil er mitgelacht hat.

„Komm', mein Fritzchen," sagt Wendlandt und nimmt das weinende Kind mit sich.

Das ist eine Lust in der Kinderstube des Rödershofes! Das alte Haus hat schier ein vergnügtes Aussehen gewonnen, seitdem hinter den Scheiben droben die Kindergesichter sich zeigen und die kleinen Nasen an dem Glase sich breit drücken. Die Mägde und Knechte gucken mit Lachen hinauf und Christel steht hinter den Kindern und läßt sie hinuntergrüßen und nicken; für sie ist's ein

Digitized by Google



Jugendhalle. „Urania.“ Brauherren
Bäckereiau

Die Jubiläums-

einziger schöner Traum. Von dem dunklen Hintergrunde der einsamen gramvollen letzten Jahre heben sich die lebensfrischen Kinderköpfchen zauberhaft ab. Und Christel giebt sich ganz dem neuen Glücke hin, das doch nur ein erborgtes ist, sie opfert sich wahrhaft auf in der Sorge für die kleinen Geschöpfe.

Nach einigen Tagen hängen die Kinder schon an ihr, als habe sie dieselben seit Anbeginn gepflegt und gewartet. Die „Erben“, wie Frau Wendlandt im Gespräch mit andern die Pflegekinder ihrer Schwester nennt, wachsen fest in dem Herzen der Rödershofschen, so fest, daß ein Losreißen, das ja unvermeidlich ist über kurz oder lang, blutige Wunden bedeuten würde. Mit Spannung durchsucht Christel die Zeitung nach den Gesundheitsberichten aus Dresden, mit Spannung erwartet sie den Briefträger, der Nachricht bringen soll von dem Ergehen der kleinen Frau Heine. Und eines Tages liest sie:

„Meine Frau ist heute zum erstenmal wieder aufgestanden; ich denke, in etwa vierzehn Tagen werden wir Sie von der Last befreien, Frau Christel, werde ich die Kinder holen können.“

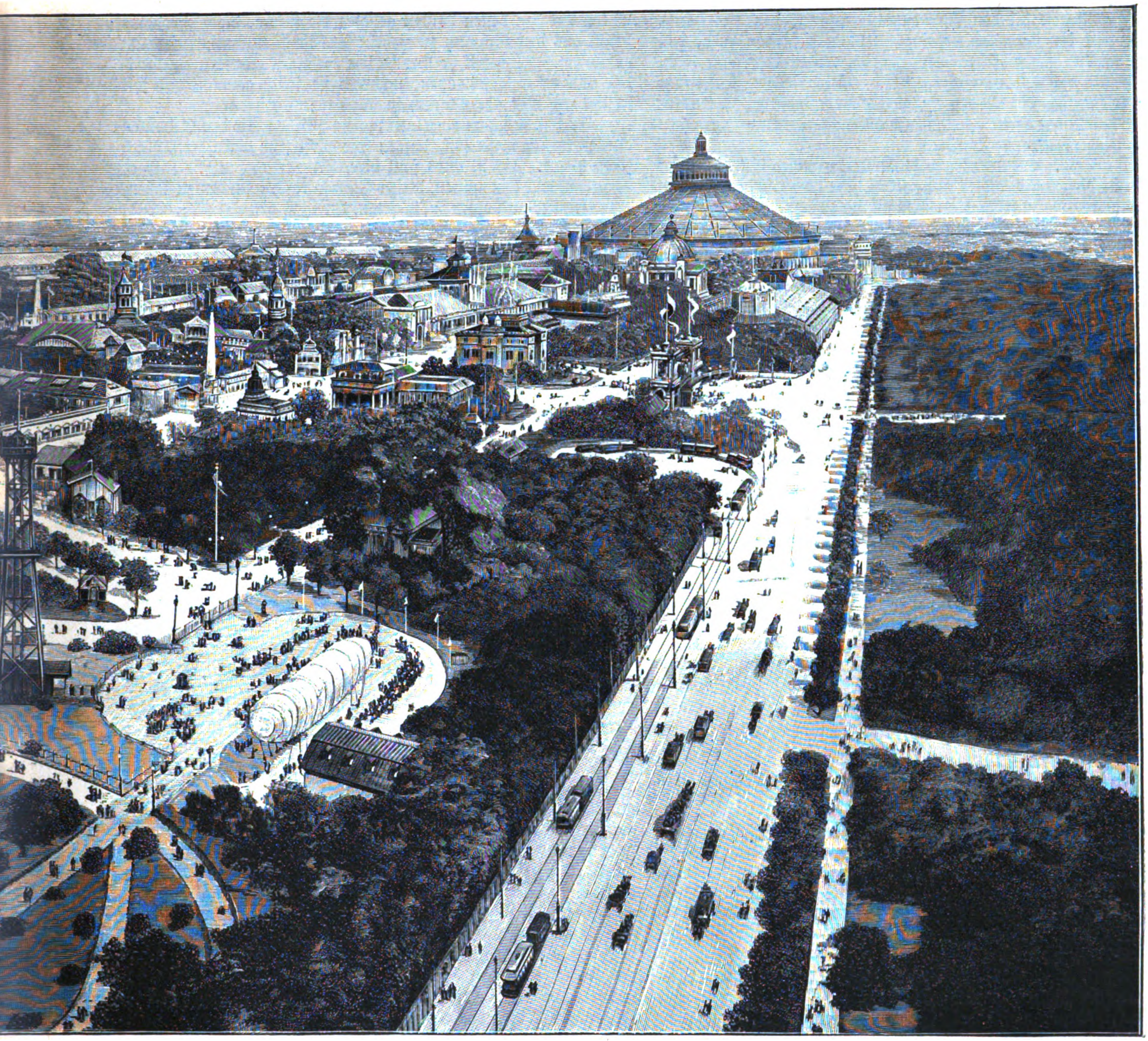
Sie ist so erschüttert darüber, so verzweifelt, daß sie nach ihrer Schlafstube flüchtet und in heiße Thränen ausbricht. Noch nie war sie so glücklich wie in den letzten vier Wochen. Sie hat das Gefühl, als müsse sie denjenigen, der ihr die Kinder nehmen will, wie eine gereizte Löwin anspringen. Warum darf sie sie nicht behalten? Was haben die Heines für ein Recht auf sie? Keins! — Nur daß der Vater sie ihnen übergab, ja, ja, das ist's!

Sie geht umher, als sei ein ihr teures Leben dem Tode verfallen; die Kinder sehen ihr scheu in die Augen. Sie will sich zusammennehmen, sie schilt sich selber aus, sie hat's ja doch gewußt, daß ihr nur auf kurze Zeit die Freude gegönnt sei, und bricht dann wieder zusammen unter dem Schmerz, sie hergeben zu sollen.

„Vielleicht verkauft er sie dir,“ sagt Frau Wendlandt, die doch sehr bald wiedergekommen ist zu Christel, „frag' ihn doch? Da er jetzt doch nichts mehr besitzt, sind Erben überflüssige Gegenstände, und du hast ja nun wohl wieder ein bißchen, was du vertrödeln kannst für andere?“

Christel antwortet ihr nicht. Die Schwester ist kaum zu ertragen mit ihrem hämischen Spott und stellt ihre Geduld auf eine harte Probe. Christel sitzt unter ihren Lieblingen in der

Digitized by Google



Nach einer Aufnahme der Graphischen Kunstanstalt von F. Kuranda in Wien.

in. Avenue der Ernährung. Bosnische Ausstellung. Rotunde.
llung. Fesselballon. Pavillon der Stadt Wien.

usstellung in Wien.

Kinderstube und näht. Eine ganze kleine Aussteuer hat sie für die Würmchen schon fertig; es wird ja bald Frühling und die kleine Frau Heine wird während ihrer Krankheit kaum imstande gewesen sein, für Söckchen und Röckchen, Leibchen und Hemdchen zu sorgen.

Frau Wendlandt hat sich in die Nähe des Ofens gesetzt, ohne abzulegen, und betrachtet die drei Kinder. Der Junge baut auf der Diele ein Haus aus den roten und weißen Sandsteinen seines Baukastens, und die kleinen Mädchen spielen mit hölzernen Tierchen auf dem alten Teppich. Marie bringt einen Brief und fragt, ob der Postbote eine Tasse heißen Kaffee haben solle, es sei ein gar scharfer Märzenwind draußen.

Christel nickt. Sie wendet das Schreiben hin und her und fürchtet sich, es zu öffnen, es steht ja doch nichts weiter darin, als die Meldung von Heines Kommen, der die Kinder holen will. Endlich, immer unter der Schwester beobachtenden Augen, erbricht sie das Couvert, und ein paar Sekunden später sitzt sie auf dem Teppich neben den kleinen Mädchen und küßt sie unter Lachen und Weinen. So außer sich vor Freude ist diese große Frau, daß die Schwester ein halblautes: „Sie ist verrückt!" murmelt und sich erhebt.

„Lothar!" ruft Christel, „du bleibst bei mir, noch lange, lange!"

„Na, drum auch!" murmelt Frau Louischen, „da gratuliere ich herzlich; hab's ja gestern abend noch gesagt zu meinem Mann, die Heines wären blau, wenn sie die Last wieder nähmen. — Und wann kommt denn der Vater dazu?"

Was schert Christel das Gerede! Vorläufig bleiben ihr die Kinder, das überwiegt auch das Widerwärtigste; sie ist in ihrem Glücksrausch nicht fähig, sich zu ärgern. Sie nimmt eine Mark aus dem Geldbeutel. „Da, Lothar, trag's dem Mann hinunter, der den schönen Brief gebracht hat."

Der Kleine zieht ab mit seinem Geldstück in der Faust, ganz wichtig und glücklich.

„Na, dann will ich nur gehen," erklärt Louischen, „du hast ja doch wohl keine Zeit jetzt für mich?" Auf der Treppe begegnet sie dem zurückkehrenden Jungen.

„Tante Ise böse ist?" fragt er, als die Frau ihn ärgerlich ansieht. Aber er bekommt keine Antwort und trippelt ganz empört darüber wieder nach der Kinderstube, wo Christel,

Digitized by Google

noch am Boden bei den Schwesterchen sitzend, den Brief liest. Heine teilt ihr mit, daß er eine Stellung gefunden habe, daß er unverzüglich nach Ostpreußen abreise, wohin ihm seine Frau sobald als möglich nachfolgen soll. Unter diesen Umständen bitte er herzlich, die Kinder einstweilen noch behalten zu wollen, bis er dort eingerichtet sei und mit Herrn Mohrmann gesprochen habe, den er aufsuchen werde.

In diesem Augenblick glaubt Christel an alles Gute in dieser Welt, in diesem Augenblick ist sie fähig, jede böse Auslegung ihrer Handlungsweise zu tragen, an Mohrmann zu schreiben: Lasse mir die Kinder, ich will sie erziehen! Wenn du mich auch nie geliebt hast, so wirst du doch in unserer Ehe die Ueberzeugung gewonnen haben, daß du dann die Kinder dem Schutze einer pflichttreuen Persönlichkeit anvertraust. Ich will keinen Dank, ich verlange nicht, daß du mich auch sehen sollst, wenn du das Bedürfnis fühlst, deine Kinder zu besuchen. Du hast mich einst so arm gemacht, mache mich wieder reich, indem du mich zu ihrer Hüterin wählst.

Dann schreckt sie zusammen. Was wird er sagen, wenn Heine ihm erzählt, bei wem seine Kinder sind? Und wieder wird sie still unter den anstürmenden Zweifeln, dem Bangen, das ihre Seele erfüllt. Wie, wenn Heine schreibt: Herrn Mohrmann ist die Sache sehr fatal, er wünscht seine Kinder jetzt selbst zu haben, oder dergleichen?

Sie denkt nach; vor ihrer Seele entsteht das Bild des Mannes, mit dem sie jahrelang gelebt in treuer Gemeinschaft. Sie kennt ihn so genau, er war nicht kleinlich, nie; nein, das wird er nicht sagen, aber er wird sich vielleicht schämen, von ihr, der Verstoßenen, Wohlthaten zu empfangen. Ja, das wird's sein, das!

Wenn sie ihm doch zeigen könnte, wie es in ihrem Herzen aussieht, das nie einen Groll, das nichts weiter als den Schmerz um seinen Verlust, als das Verlangen, ihn glücklich zu sehen, gekannt hat. Ihren gekränkten Stolz, wie bald hat sie den überwunden gehabt, und die Sehnsucht, ihm zu beweisen, daß sie ihm verzieh, ist heute noch ungestillt.

Scorodowo heißt das Gut, wo Anton eine Stelle angenommen hat. Ein einstöckiges, recht vernachlässigtes Wohnhaus, ebenso vernachlässigte Stallungen und Scheuern; ein Hof, auf dem man im Morast fast versinkt; ein Haufen verdrossener Leute, schlecht gepflegte Pferde, jämmerliche Kühe; an Inventar wertloses veraltetes Gerümpel — da steht er mitten inne und soll den Phönix aus der Asche neu erstehen lassen. Sein Prinzipal erwartet das von ihm, aber — es darf nichts kosten. Es soll ein Schaugericht werden, dieses Scorodowo, denn er will es baldmöglichst weiter verkaufen.

Anton hat das Nötigste, was durchaus geschehen muß, zusammengestellt, hat einen Kostenanschlag hinzugefügt und vor mehreren Tagen nach Berlin geschickt. Vorhin ist die Antwort gekommen: alles viel zu hoch gegriffen! Wozu die halbverrotteten Gebäude so gut wie neu bauen? Frische Tünche ist die Hauptsache! Die Löcher auf dem Hofe zuwerfen, andere alte Ziegel statt der zerbrochenen, schadhaften auf die Dächer, das genügt! Wenn man von Grund aus bessern wolle, sei nichts zu verdienen, das wisse der geehrte Herr Inspektor wohl aus eigener Erfahrung.

Anton sitzt in der ebenerdigen Stube des Herrenhauses, in welcher das ehemalige Parkett große Löcher zeigt und die Tapeten vor Feuchtigkeit locker geworden sind; prächtige Tapeten einst, aber verschmutzt wie alles hier. Die defekten Dielen hatte der polnische Besitzer einfach mit echten Smyrnateppichen zudecken lassen und auf den Tapeten hingen die großen Bilder seiner Ahnen; es sah äußerlich immerhin sehr stattlich aus — was darunter war, kümmerte ihn nicht, und seine Gäste erst recht nicht.

Anton friert in dem großen Raum, dessen Kamin kaum noch gebrauchsfähig ist. Ein paar dürftige Möbel stehen umher, die bei dem Juden im nächsten Orte gekauft sind. Auf dem wackligen Tisch vor dem Sofa, einem sogenannten Rückenbrecher, ist das Vesperbrot serviert. Das Birkenfournier dieses ungedeckten Tisches hat Brandstellen und Blasen von der langjährigen schlechten Behandlung, das Geschirr ist ganz defekt. Er war vom Felde gekommen vor einem Weilchen und hat den Brief des Besitzers vorgefunden mit der Ablehnung seiner Vorschläge. Anton hat den besten Willen gehabt, die Karre, die Scorodowo heißt, aus dem Schmutz zu ziehen; jetzt ist er entmutigt, gänzlich entmutigt. Was soll er hier? Um etwaigen Käufern die wertlose Klitsche aufzuschwatzen, nachdem sie frisch getüncht und mit Mühe und Not oberflächlich in stand gesetzt wurde?

Er würde jedem einzelnen sagen: „Geben Sie den Gedanken auf, wenn ich raten soll, dafern Sie nicht sehr viel überflüssiges Geld haben. Es ist alles faul hier, jämmerlich faul!" Und er hätte doch froh sein müssen, diesen Platz so rasch gefunden zu haben, durch seinen Nachfolger auf Wartau, der ihm, gönnerhaft tröstend, seine Unterstützung verhieß, falls er eine Stelle suche, und der auch hielt, was er versprach, der Herr von Salamonsky. Der Unterschlupf fand sich — Scorodowo heißt er.

Anton Mohrmann sieht sich kaum noch ähnlich, Schlag auf Schlag hat's ihn getroffen in den letzten Jahren; bis genau acht Wochen nach Ediths Tode das Ende kam. Wie er die Zeit nur überstanden hat, das Jammern der alten Damen, als die Siegel vor die Schränke und Zimmer gelegt wurden, den Tag, an dem die Kommission da war und die Käufer auf den Hof fuhren! Er stand bei Heine am Fenster, die Stirn gegen die Scheiben gepreßt, und sah mit an, wie die Herren aus dem Schloß kamen, um die Ställe zu besichtigen und die Scheuern, allen voran der korpulente Baron mit der Adlernase und der schweren goldnen Uhrkette auf dem Magen. Die kleine Frau Heine war mit verweinten Augen um ihn herum geschlichen, immer vergebens ihm ein Glas Rotwein präsentierend, er hatte alles abgelehnt.

Die Kinder spielten nebenan in der Wohnstube, in welcher er so arbeitsreiche, gesegnete Jahre mit Christel durchlebt hatte; die alte Clauß ist zum letztenmal bei ihnen. Sie muß gehen, obgleich sie sich erboten hat, für den halben Lohn zu bleiben. Anton weiß, die Frau hat Kinder und Enkel, und was im ersten überschäumenden Mitleid geboten wird, soll man nicht annehmen, man soll den Leuten Zeit lassen, daß sie sich darauf besinnen, wieviel sie thun wollen und können für uns, ohne daß es ihnen eine Last wird, daß die Reue folgt. Gewöhnlich ist es dann wenig, was bleibt, mitunter auch gar nichts; aber besser, als voreilig Gebotenes, mit Seufzen Vollbrachtes annehmen.

Am liebsten wäre er mit den Kindern hinausgezogen in das Leben, das Armut und Arbeit für ihn bedeutet, aber sie sind noch gar so klein, sind noch so der Pflege bedürftig, die Würmer, sie können weibliche Hilfe noch nicht entbehren. Fräulein Josepha hat im Dorfe eine Stube mieten wollen für sich und die Kleinen, aber sie ist doch zu alt und zu kränklich, ihr guter Wille würde größer sein als die physische Kraft. Es bleibt nichts weiter, als Heines Anerbieten dankbar, wenn auch bedrückt, zu erfassen, die letzten Hundertmarkscheine ihm zu übergeben als Pension, obgleich die gutherzigen Leute sich sträuben, es anzunehmen, und vom Himmel zur Erde bitten: wenn Herr Mohrmann wieder in einer besseren Lage sei, würden sie sich's einfordern. Aber davon hat er nichts wissen wollen, er muß ja eine Existenz finden, die ihm bald Brot verschafft, er muß — —

Es ist sehr schwer, er hat sich's so nicht vorgestellt. Die Leute sind unzuverlässig; eine deutsche Wirtschafterin, die er auf eine Zeitungsannonce hin engagiert hatte, um doch eine verständige Person bei der Milchwirtschaft und der Geflügelzucht zu haben, ist auf dem Fleck umgekehrt, als sie das verlotterte Anwesen sah, und die schlampige polnische Person, die er als Ersatz bekam, läßt's drüber und drunter gehen, fährt abends zu Tanz in den nächsten Ort und ist in der Woche regelmäßig ein paarmal betrunken. Die Mägde sind frech, faul und verstehen angeblich kaum ein deutsches Wort, und mit den Knechten ist's erst recht keine Freude. Den deutschen Hofmeier, der auch neu ist, haben sie am letzten Sonnabend halbtot geschlagen, als er versuchte, ihnen Beine zu machen bei der Arbeit. Betrunken wie die Stiere lauerten sie ihm auf, als er vom Dorfe zurückkam; wäre Anton nicht dazwischen getreten, sie hätten ihn thatsächlich umgebracht.

Wie soll er fertig werden, wenn ihm die Mittel verweigert werden, durchgreifende Neuerungen zu schaffen? Wenn ihm keine tüchtigen Kräfte zur Seite stehen? Er hört eben wieder die gellende Stimme der polnischen Wirtschafterin, ein wahrer Höllenlärm dringt herein, Schimpfen, Gekreisch, dumpfes Gepolter. Er rührt sich nicht, es ist alle Tage so; ihm sind die Mägdeangelegenheiten des Haushalts stets widerwärtig gewesen,

Digitized by Google

er hat sich nie darum gekümmert. Und plötzlich erinnert er sich, daß er damals, als er Wartau pachtete, an seinen Freund Karl in Dresden schrieb: „Eine Frau gehört in solche Wirtschaft; ich will heiraten, alter Freund, eine brave arbeitsame Frau will ich nehmen — ich glaube, ich weiß eine."

Ja, Christel, wenn du hier wärst! Eine Freude, neben dir zu schaffen, eine wahre Gottesfreude! Hab's dir schlecht gelohnt und bin hart dafür gestraft worden, härter als du! Seine Gedanken kommen nicht fort von Christel, sie bleiben hängen, als hätten sie Häkchen. — Er sieht sie hier im Hause Ordnung schaffen, er sieht sie über seine drei mutterlosen Kinder gebeugt, er hört ihre Stimme: „Nur Mut, Anto, es wird alles gehen!" Auf den Knieen würde er hinrutschen nach dem fernen Sachsen, nach dem Orte, wo sie lebt, um sie wiederzuholen — wenn er dürfte. Dann lacht er auf. Sie würde sich schön bedanken, und sie hätte recht!

Eine der polnischen Mägde meldet jetzt: „Da is sich fremder Mann draußen, will sich sprechen Pan Mohrmann."

Anton erhebt sich. „Lassen Sie den Herrn eintreten." Im nächsten Augenblick steht Heine im Zimmer, ganz rot vor Freude.

„Ja, nun sagen Sie mal, Herr Mohrmann, wie geht es Ihnen denn? — Wie ich daher komme? Auf der Fahrt in meine neue Heimat natürlich! Ja, wie sonst wohl?"

Anton schüttelt ihm noch immer die Rechte. „Willkommen, Heine, lieber Heine! Wissen Sie, im ersten Augenblick, und wenn man so gar keine Ahnung hat — ich dachte, es wäre was mit den Kindern —"

„I bewahre, Herr Mohrmann, putzmunter, kreuzfidel, gar nicht besser zu wünschen! Aber wie geht's Ihnen denn? Ich konnt' schon nicht anders, hab' den Umweg gemacht, bin in Kreuz ausgestiegen und herspaziert."

„Wie es mir geht? Ach Gott, Heine — na — ich will lieber nicht davon anfangen —. Lange werd' ich's wohl nicht hier machen: wenn Sie mal etwas hören — —. Gottlob, mein Kontrakt läuft nur auf ein Jahr, im Juli ist's überstanden; wenn die Klitsche früher verkauft wird, wär's mir noch lieber. Aber vor allem setzen Sie sich, machen Sie sich's bequem, lieber Heine; ein Bett bringe ich zur Not auch noch zusammen, und der polnische Satan wohl auch ein Abendessen. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich will nur draußen bestellen —"

Als er wiederkommt, hat er eine Flasche Ungarwein in der Hand und zwei Gläser; ihm auf dem Fuße folgt eine der Mägde mit Holz, das bald mit heller Flamme im Kamin prasselt, der unwirtlichen Stube einen Schimmer von Gemütlichkeit gebend. Heine sitzt schon in der Sofaecke, er sieht seinem ehemaligen Herrn mit bekümmertem Gesicht entgegen.

„Ihr Wohl, Herr Mohrmann," sagt er nun, mit ihm anstoßend. Es würgt ihm etwas in der Kehle, als er den Mann so gedrückt und resigniert wiederfindet, so geradezu müde. Sie sitzen sich dann stumm gegenüber. Heine überlegt, wie er das, was er sagen muß, am besten einkleidet; Mohrmann brütet still vor sich hin, er hat sich das Sprechen beinahe abgewöhnt.

„Gehört der Wald, in dem Holz geschlagen wird, zu Scorodowo?"

„Ja," erwidert Anton, „Holzschlagen ist hier so ziemlich die Hauptarbeit; der Besitzer zieht heraus, was herauszuziehen ist, aber hineingesteckt wird nichts — es ist zum Gotterbarmen! Pflügen Sie mal mit den vorsündflutlichen Dingern! Alle Augenblicke hält die Karre still und es muß daran gehämmert werden und geflickt, neue Pflüge giebt's nicht. Säen in den ausgemergelten Boden? Das Stroh wird eine Spanne lang und die Halme stehen dünn wie die Haare auf einem angehenden Kahlkopf. Ich habe im Herbst, als ich herkam, händeringend gebeten, künstlichen Dünger anwenden zu dürfen — ja, prosit Mahlzeit! Sie hätten nur die vorjährige Ernte sehen sollen, Heine, jammervoll, wahrhaftig!"

„I, Gott bewahre!" sagt Heine, dann schweigt er wieder. Wenn er nur wüßte, wie er's anfangen soll, von den Kindern zu reden, die bei Christel sind; er hat ordentlich ein bißchen Herzklopfen, der Mann kommt sich vor, als hätte er ein Verbrechen zu beichten.

„Das thut mir ja sehr leid, Herr Mohrmann," beginnt er endlich, sein geleertes Glas hinstellend, „wenn ich was höre da droben herum, wohin ich nun gehe — das ist drei Stunden von Königsberg, Adlig-Bergen heißt's — als Inspektor mit einem ganz netten Gehalt, dann schreibe ich, ja — und nun, warum ich eigentlich gekommen bin, Herr Mohrmann — meine Frau, die muß natürlich bald nachfolgen und — da wollt' ich sprechen wegen der Kinder —. Sie sind uns nicht etwa eine Last, Gott bewahre, im Gegenteil, aber — sehen Sie, wie das so ist, ob sich Lieschen so recht wird um sie kümmern können, und —"

„Erbarmen Sie sich," fällt Mohrmann aufspringend ein, „wo sollen sie denn bleiben? Hier ist's unmöglich, ganz und gar. Was soll denn aus ihnen werden? Haben Sie die Schlampe gesehen? Und keine Frau im Haus, Heine!"

Er geht ein paarmal heftig im Zimmer auf und ab. Die Sorge, die im Drange der Arbeit, im Kampf mit den niedrigen Verhältnissen momentan zurückgetreten war, hockt sich ihm aufs neue wie ein Ungetüm auf die Schultern; bisher konnte er doch wenigstens einigermaßen ruhig an die Würmer denken.

„Ich nehme Ihnen das nicht übel, Heine," sagt er dann, „ganz gewiß nicht! Jeder ist sich selbst der Nächste, und was für die eigenen Kinder selbstverständlich sein würde, das geht nicht auch für fremde. Verzeihen Sie, es klingt vielleicht bitter, soll's aber nicht sein, gewiß nicht! Ich verstehe ganz gut, — in solch' neuen Verhältnissen, wo zurecht zu finden Ihre Frau selber Mühe haben wird, da ist's ja unmöglich, ganz unmöglich, ich sehe es ein, mein Gott, ich sehe es ein, wenn ich nur — —"

„Aber, Herr Mohrmann, beruhigen Sie sich doch!" Heine ist ganz erschüttert von der Verzweiflung des Mannes.

„Ja, ja, ich bin ruhig, ganz ruhig. Dann bringen Sie sie nur, oder soll ich sie holen? Und wenn sie verkommen, so verkommen sie eben! Ich habe ja übrigens fast nichts zu thun, kann ja Kindermädchen spielen — —. Lieber, bester Heine," wehrt er ab, „ich bitte Sie, ich hab's wirklich nicht übelgenommen — setzen Sie sich doch, trinken Sie doch —"

Er gießt mit vor Aufregung zitternden Händen ein zweites Glas Wein ein. Heine steht da mit seiner guten Botschaft, mit der Kunde von dem Geborgensein der Kinder und kann vor Mitleid mit dem trostlosen unglücklichen Mann und vor Angst, wie er die Nachricht aufnehmen wird, nicht reden. Wenn ihm um Gottes willen nur das Richtige einfiele. Er beginnt zu stottern, sich zu verheddern und endlich platzt er heraus:

„Ja, wenn Sie die Kinder nur lassen wollten, wo sie nun schon sind, Herr Mohrmann, dann —"

Anton, der wieder im Zimmer umherläuft, bleibt stehen, er ist so erregt, daß das, was er da hört, ihm einen Blutstrom ins Gehirn treibt. „Sie haben die Kinder nicht mehr?" keucht er, vor den Erschrockenen tretend. Das abgemagerte Gesicht ist grünlich bleich, die Augen funkeln und wie eine Schlange ringelt sich die Ader auf seiner Stirn.

„Aber Mohrmann!" ruft Heine zurückweichend, „so hören Sie doch erst!"

„Ohne mein Wissen? Ohne mich zu fragen?" schreit Anton, „das ist — —" Er kennt sich nicht mehr und tritt wieder einen Schritt näher zu Heine.

Der bleibt jetzt stehen und sieht ihm ruhig ins Auge. „Nein," sagt er laut, „wir haben sie nicht mehr. In dem Hause, wo ich wohnte, brach Diphtheritis aus und meine Frau bekam sie zuerst, und gründlich. Und da — sehen Sie, Herr Mohrmann, da kam Frau Christel und holte die Würmer, und pflegt sie, als wären sie ihre eigenen. — So, nun ist's heraus!"

Auf den rasenden Mann haben die Worte gewirkt wie ein elektrischer Schlag. Er steht bewegungslos ein paar Augenblicke, dann wendet er sich stumm, setzt sich in die Sofaecke, zieht sein Taschentuch hervor und birgt das Gesicht darin. Eine Totenstille herrscht im Zimmer.

Heine schleicht hinüber zu dem Fenster und starrt hinaus, als sei der verkommene Hof das Interessanteste, das es für ihn auf der Welt nur geben kann. Er will die Thränen da hinten nicht sehen, die Thränen, die ein jahrelanges Leid hinwegwaschen, die einer verbitterten, verzweifelten Seele den Glauben an die Menschheit wiedergeben.

Und in dieser Seele klingt's wie mit Engelsstimmen, das einfache schlichte Wort: „Und pflegt sie wie ihre eigenen — Christel hat sie sich geholt!"

Digitized by Google

„Die Frau is kein Mannsen mehr, die Frau is ein Weibsen geworden wie jede andere, auch mit Kinderpäppeln und Kinderputzen, man merkt's, gottlob, man merkt's," sagt der alte Oberknecht Hoch auf dem Rödershofe und schüttet einen Sack voll Kartoffeln, von den besten, die zum Verkauf bestimmt sind. „Da lieg du," spricht er zum vollen Sack, „morgen früh nehm' ich dich mit in die Stadt, die Wernern ißt auch gern was Gutes."

In der Gesindestube haben sie sich Branntwein geholt und machen Punsch. Die Frau kommt ja nicht, die sitzt in der Kinderstube.

Die Kleinen sind noch bei ihr; ein Jahr wird's in einigen Wochen, seitdem sie dieselben pflegt. Sie weiß nicht, wie lange man sie ihr noch lassen wird, sie weiß nicht, wie Anton die Nachricht, daß die kleinen Geschöpfe bei ihr sind, aufgenommen, sie weiß nicht einmal, ob er es überhaupt erfahren hat. Heine schrieb ihr nur: „Behalten Sie die Kinder bis auf weiteres, Frau Christel."

Das ist ein Jubel und eine Qual zugleich gewesen. Wie lange? Was heißt — bis auf weiteres? In der Furcht, sie eines Tages doch hergeben zu müssen, hat sie sich ihnen so ausschließlich gewidmet, daß ihr für nichts anderes mehr Zeit bleibt. Die tüchtige Wirtin, die umsichtige Herrin des Rödershofes, die praktische Geschäftsfrau — alles ist untergegangen in dem einen — Christel ist nur noch Mutter. Sie sieht, daß das Gesinde sie mit anderen Blicken betrachtet als sonst, sie ertappt es auf Unredlichkeiten und muß sein Herauslügen geduldig mit anhören, weil sie ihm das Gegenteil von dem, was es behauptet, nicht beweisen kann.

Schwager Wendlandt kommt eines Tages und sagt, über und über rot vor Verlegenheit, „Schwägerin, möchten Sie nicht ein wenig den Meier im Auge behalten?"

„Warum?" fragt sie wie schuldbewußt.

„Der Kerl fährt den Dünger auf einen falschen Acker."

„Lieber Himmel," ruft Christel, „und ich hab' gemeint, er ist ein zuverlässiger Mann, Schwager. Ich kann jetzt nicht mehr stundenlang draußen sein und so überall dabei, es ist schon ein Elend, wenn einem die Zeit so knapp wird."

„Sie wissen ja wohl, Schwägerin, daß sich der alte Racker da oben herum, wo Ihre Roggenbreite im letzten Sommer war, zwei Morgen Acker gepachtet hat vom Schullehrer aus Bischwerder; Bischwerder Flur grenzt ja dort, wie Sie wissen?"

Christel schüttelt erstaunt den Kopf. „Und dafür der Dung?" fragt sie, und die Entrüstung färbt ihr die Wangen.

„Wahrscheinlich auch Zeit und Saatkorn," ergänzt Wendlandt.

Christel schweigt und faltet die Hände ineinander.

„Ich dachte mir, es sei besser, Sie wüßten's," fährt Wendlandt fort. „Sie haben jetzt so 'n bißchen viel auf sich genommen, Schwägerin; wenn's Ihnen über den Kopf wächst, kann ich ja, wenn's Ihnen recht ist, ab und zu mal herüber schauen von meinem Stück aus?" Es klingt so treuherzig mitleidig, aber in Christel regt sich der Stolz.

„Bin Ihnen sehr dankbar," sagt sie — „so ganz gelegentlich, wenn Sie wollen; werd' aber jetzt selbst wieder hinter dem alten Freund her sein, und wenn's nicht stimmt, geht er."

„Nichts für ungut, Schwägerin."

„Warum denn? Ich bin Ihnen dankbar, Wendlandt."

Christel hat eine schlaflose Nacht. Wie soll sie's nur machen? Ein Kindermädchen muß sie anschaffen, sich wieder der Wirtschaft widmen, sie muß persönlich auf dem Platze sein. Die Maschine geht ja wohl ein Weilchen allein, aber dann dreht sich das eine oder andere Rad langsamer, oder es hängt sich etwas dazwischen und hindert den Lauf, und das Getriebe stockt eines Tages. Nein, Christel muß wieder auf ihren Posten, es geht nicht anders.

Wie sie die Kleinen angezogen hat am andern Morgen, läßt sie die alte Muhme Reeder holen und macht sie zur Herrscherin der Kinderstube. Ein sauberes altes Frauchen ist diese Muhme, die ihre wendische Tracht noch trägt und sich als Wärterin beinahe großartig ausnimmt, aber sie hört schwer und ist ein bißchen wortkarg und still. Christel schreit ihr in die Ohren, wie sie sich zu benehmen habe und daß die Kinder ganz nett miteinander allein spielen. Nur acht solle sie geben, damit keines falle und schreie, denn der Junge sei ein bißchen wild. Und die Alte hält ihr linkes Ohr etwas vor mit der Hand, um besser zu verstehen, und gelobt alles, was Christel verlangt.

Zu thöricht, mit so schwerem Herzen vom Hofe zu gehen! Vorher hat's sie doch noch einmal getrieben, in die Kinderstube zu treten. Es ist sehr still darinnen gewesen, alle die drei, und das alte Weibchen dazu, haben gefrühstückt; die Zwillinge jedes ein Semmelchen in dem dicken Fäustchen, Lothar ein Butterbrot und die Alte eine mächtige Schnitte. Dabei haben die Kinder die neue Wärterin mit großen Augen angesehen. Vorläufig ist's ja musterhaft, und Christel eilt davon.

Scheinbar findet Christel alles in Ordnung auf dem Felde. Die große Breite ist zur Hälfte umgeackert. Der alte Oberknecht schreitet würdevoll hinter dem Pflug her und der Knecht kommt ihr diesseits an der andern Seite entgegen. Drüben, über der Chaussee liegt ein bereits bestelltes Stück Acker, das Christel als dasjenige kennt, welches zur Lehrerstelle Bischwerder gehört. Sie wartet, bis der Alte herauf kommt und am Chausseegraben wendet. Er sieht eitel freundlich aus und erwidert auf die Frage, wem dort drüben der Acker gehöre, sehr stolz: „Hab' ich mir gepachtet, und gepflügt hat's der Wernern ihr Brudersohn, der Wirt ist zum ‚Rautenberg' in Bischwerder; der hat zwei Spann Pferde und thut's mich zu Gefallen." Er wartet gar nicht ab, bis sie ihn fragt, wer's beackert hat, er umgeht diese Frage mit dreister Lüge.

„Wir könnten schon fertig sein hier, Hoch," sagt sie streng.

„Hiermit?"

„Ich dächte — der Zeit nach?"

„Wenn ich der Frau zu langsam schaffe, kann sie sich ja nach einem andern Meier umsehen, dann gehe ich Neujahr," lautet die in aller Seelenruhe gegebene Antwort.

„Schon recht," sagt Christel, äußerlich gar nicht aus der Fassung gebracht.

„Man hat so schon seine Ordnung nicht mehr richtig," fährt der Oberknecht fort und hebt kräftig die Pflugschar, um sie zu wenden, „das Essen ohne Saft und Kraft, und was die Butter ist, da spritzt einem die Milch ins Gesicht, wenn man sie aufstreicht. Für den Lohn kann ich's ohnehin nicht mehr machen, wollt's der Frau schon längst sagen."

„Steht Ihnen nichts im Wege," antwortet Christel, „aber bis dahin bitte ich mir aus, daß Sie Ihre Schuldigkeit ordentlich thun, sonst fällt's Zeugnis danach aus, verstanden?"

„Brauch' kein Zeugnis mehr, ich dien' nich' wieder, ich heirat' die Wernern nach Weihnacht, dann wirtschaften wir für uns," antwortet der Alte kurz.

„So, so!" macht Christel und wendet ihm den Rücken. — Es ist eine Kalamität mit dem Landgesinde heutzutage, eine doppelte, wenn eine Frau der Gutsherr ist. Christel kommt mit gerunzelter Stirn nach Hause; sie ist furchtbar rasch gegangen, denn neben dem Bewußtsein, daß sie einen Ersatz für den Meier, ein Mittelding zwischen Herrn und Knecht, wird mühsam suchen müssen, hat sie plötzlich die Angst um die Kinder überfallen, und die treibt sie förmlich durch die Herbstnebel heim. Sie will nur einen Augenblick oben nachschauen, bevor sie sich, wie immer, in der Wirtschaft zu thun macht. Marie ist ja tüchtig, aber auch hier will sie wieder selbst schaffen, soviel sie kann wenigstens.

Droben ist kein munteres Plappern und Spielen wie sonst, unwillkürlich horcht sie ein wenig an der Thür. Lothar kniet auf dem Stuhl und wendet den Kopf nicht, als sie hereintritt, Toni sitzt auf dem Teppich mit verweintem Gesichtchen und die Muhme Reeder hat Josephachen auf dem Arme, und das kleine Ding sieht kaum Christel, als es in ein gellendes Geschrei ausbricht und mit den Armen nach ihr langt.

„Was ist denn geschehen?" fragt Christel, entsetzt das in Wasser getauchte Taschentuch auf der Stirn des Kindes gewahrend.

Die Alte läßt die Kleine aus ihren Armen in die Christels übergehen und berichtet mit einer ihr sonst fremden Beredsamkeit, daß das arme Kind mit dem hohen Stühlchen, in dem es am Tische gesessen, umgefallen sei, ganz von allein. „Kein Mensch konnte da was vor! Ordentlich Kobolz ist sie geschossen. Zuerst hat sie gar nicht geschrieen und ist kreideweiß gewesen, und nun hat's so eine dicke Brausche auf der Stirn." Aber sie, die Muhme Reeder, habe gleich mit dem Messerrücken darauf gedrückt und „Heile, heile Segen!" gemacht. „S' ist schon wieder ganz gut, die Frau braucht keine Angst zu haben."

Digitized by Google

Der Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt a. M.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

Christel trägt das weinende Kind im Zimmer umher. „Tate hier bleiben, hier bleiben!" jammert es und kann noch kaum sprechen. „Freilich, freilich!" tröstet sie, „Tate bleibt bei euch, s'ist ja ganz egal, wie's draußen geht, Tate bleibt bei euch!"

Lothar ist jetzt auch zu ihr gekommen. „Tante, schick' die Frau fort," fordert er und die Kinderaugen sehen sie vorwurfsvoll an, „sie hat mich geschlagen."

„Der Junge hat Ihnen nachgewollt," verteidigt sich die Alte, die Lothars Worte errät und sieht, wie er seine geschwollene Hand zeigt. „Wie ich die Thüre zugemacht habe, hat er mit den Fäusten dagegen gepoltert, und da hab' ich 'n gehauen."

„Du warst nicht artig, Lothar," tadelt Christel gepreßt.

„Die alte Frau hat immerzu geschlafen," erklärt er, „hat gar nicht gespielt mit uns, die alte Frau taugt nichts."

„Lothar!" ermahnt Christel und dankt Gott im stillen, daß die Alte schwerhörig ist.

„Du sollst bei uns bleiben, Tante," fordert er, „oder du sollst uns mitnehmen."

„Ja, ich bleibe bei euch," wiederholt Christel und legt das noch immer leise schluchzende Kind auf sein Bettchen. Dann lohnt sie die Alte ab und sitzt nun da mit heißem Kopf und trüben wirren Gedanken. Wie soll sie es machen, um allem gerecht zu werden? Sie muß andere Arbeitskräfte gewinnen, einen zuverlässigen Inspektor etwa. — Sie lacht leise auf — für das kleine Gut? Aber so geht's doch nicht weiter, sie kann nicht überall dabei sein wie sonst, zumal im Herbst. In ihrem Kopfe schwirrt die Menge der nötigen Arbeiten wirr durcheinander, Rübenernte, Düngen, Pflügen, die Obstbäume, die ihrer Last entledigt sein wollen, Verwertung des Obstes, die Wintersaat, die Sicherung der Ställe vor Frost und Zug, bei allem ist sie sonst dabei gewesen oder hat gar selbst Hand angelegt — ach, und die Milchwirtschaft!

Der alte Hoch hat so unrecht nicht: die Butter war ein paarmal schlecht, der Händler hat sich auch beklagt. Marie ist manchmal flüchtig — nein, das zu behaupten wäre ungerecht; das fleißige Geschöpf hat eine wahre Ueberlast von Geschäften; sie sieht schon ganz jämmerlich aus und ist noch so jung, ist ja keine Wirtin, der die Erfahrung zur Seite steht, und macht sich manche unnütze Mühe. Auch hier möchte Hilfe am Platze sein. Aber was thun Fremde dabei, die kosten nur Geld! Christel selbst muß schaffen, wenn ein Verdienst herauskommen soll. Dann also eine zuverlässige Frau für die Kinder?

Und da schüttelt's plötzlich die Sinnende — wenn ihnen etwas passierte? Wenn ihr der leiseste Vorwurf gemacht werden könnte, diese Kinder nicht gut gewartet, nicht hingebend gepflegt zu haben? Gerade diese? — Nein, nein, mag's drunter oder drüber gehen, wie es will, nur hier nichts versäumen!

Christel will sehen, daß sie eine Art von Inspektor bekommt; etwas Besseres als ein Meier, nicht völlig ein Herr, aber doch so, daß ihn die Leute anerkennen — ob es so etwas giebt? Und dann ein tüchtiges Hausmädchen zur Stütze für Marie. So viel sie selbst mit helfen kann, wird sie's ja natürlich thun. Aber, wie das ins Geld laufen wird? Sie rechnet. Ihre roten Lippen, die noch so jung aussehen, bewegen sich leise, die blauen Augen sehen starr ins Weite dabei. Mit einem tiefen Seufzer steht sie auf. „Es geht nicht!" spricht sie zu sich — „es geht nicht!"

Dann irrt ihr Auge zu dem schlummernden Kind mit der Kompresse auf der heißen geschwollenen Stirn. „Es muß aber doch sein," sagt sie jetzt laut und beugt sich zärtlich über die kleine Josepha, die das blonde Kraushaar ihres Vaters und seine bläulichgrauen klaren Augen hat. „So lange ich für euch sorgen darf, muß es sein — wer weiß, wie lange das noch dauert!" Und ein zweiter Seufzer, noch tiefer als der erste, folgt.

Als jetzt Marie, müde und abgehetzt, eintritt mit einer Kanne Milch für die Kinder, legt Christel die Hand auf die Schulter des Mädchens und sagt freundlich: „So geht's nicht weiter, Marie!"

„Ja, Frau, so geht's nicht weiter, da haben Sie recht!" antwortet diese mit zuckenden Lippen. „Wenn's denn schon über die Kräfte von unsereinem geht, da mag's noch sein, am letzten Ende hat der Mensch doch seinen Mund, um zu sagen: ‚So! Jetzt kann ich nicht mehr!' Aber wenn das Vieh auch darunter leiden muß, das nicht klagen kann, da wird's zu toll."

„Was ist denn geschehen?" fragt Christel erschreckt.

„Der Wilhelm hat das Handpferd so geschlagen, daß der Meier es herführen mußte; es kam auf drei Beinen. Karl meint, das Tier sei hin."

Christels Augen blicken finster an dem Mädchen vorüber. „Bleib' bei den Kindern," befiehlt sie kurz und nimmt ihr Tuch.

„Frau," ruft Marie ihr ängstlich nach, „der Alte und der Wilhelm haben sich sehr erzürnt und der Wilhelm ist total betrunken!" Aber Christel ist schon mit raschen Schritten die Treppe hinuntergestiegen. Es schlägt zwölf Uhr, als sie durch den Hausflur geht, über den Hof und nach dem Pferdestall, aus welchem Schelten und Geschrei ihr entgegendringen. Der Meier Hoch ist um das Pferd beschäftigt, als sie eintritt; er hat einen Eimer mit Wasser neben sich, darin ein Gewirr von Binden und Bandagen, und das rechte Hinterbein des Tieres blutet stark über der Fessel. Der betrunkene Knecht bemüht sich, das eben abgenommene Geschirr des Pferdes an die Haken zu hängen, hängt aber immer daneben, was zur Folge hat, das das Kummetzeug rasselnd zu Boden fällt. Als er Christel erblickt, lehnt er sich an die Wand, um sein Schwanken zu verbergen, und hält mit Fluchen inne; der Alte schimpft desto lauter.

„Ruhig!" herrscht ihn Christel an. „Was ist's mit dem Pferde? Wer von euch ist so roh gewesen?"

In nicht zu beschreibenden Ausdrücken fahren die beiden aufeinander los. Der Kleinknecht hat eine Kette in der Hand und macht Miene, auf den andern einzudringen. Christel versteht aus den häßlichen Reden nur so viel, daß jeder den andern beschuldigt. Der Alte droht dem „verlogenen tückischen Hund, der da säuft und das Vieh mißhandelt", und der andere schreit, daß Saufen und Hauen noch kein Stehlen sei, und wenn so ein Beest widerhaarig wäre, da haue er zu mit dem, was er gerade in der Hand habe, und das sei in diesem Fall die Dunggabel gewesen.

Der Meier löst die Binden und fährt auf den Ankläger los bei dem Worte „Stehlen"; im nächsten Augenblick haben sich die Kerle am Kragen und der Alte, von den jungen, kräftigen Händen gepackt, kommt unter den Knecht zu liegen. Wie ein wildes Tier hockt der auf ihm und haut mit der Faust, wohin er trifft. Christel ruft dazwischen, aber die von blinder Wut gepackten Menschen hören nicht. Nun läuft sie zur Thür und schreit über den Hof: „Karl! Karl!"

Der große, stille Mensch, ein Riese mit melancholischen braunen Augen — er ist ehrlich und ordentlich — kommt aus der Scheuer von der Häckselmaschine angelaufen, reißt mit einem: „Du windschiefes Lotter, du!" den Wilhelm zurück und gießt noch zum Ueberfluß den Stalleimer über den Trunkenen aus.

„Packen Sie Ihre Sachen," sagt Christel zu dem triefenden Menschen, „Sie sind entlassen."

Das hätte er nicht nötig, ist die patzige Antwort, während er das Wasser abwischt.

„Das wird sich finden," antwortet Christel. „Karl, rufen Sie mal meinen Schwager; ich lasse ihn bitten, auf einen Augenblick —"

Der wäre sein Herr nicht, ruft Wilhelm frech dazwischen.

Christel zittert an allen Gliedern. „Ihr Herr bin ich," sagt sie, „und mein Schwager führt nur meine Befehle aus, wenn er Sie gewaltsam entfernt, falls Sie nicht sofort gehen."

„Ja freilich, das Regieren verstehen die Weibsen noch nich g'nug," hohnlacht der Mensch, „wenn sie auch so thun; sie haben doch alleweile Angst vor unsereinem."

Christel wendet sich ab, dem verletzten Pferde zu; ihre Zuversicht, ihr Selbstvertrauen ist schier gebrochen diesen Roheiten gegenüber. Der Oberknecht hat sich endlich auch aufgerappelt; zerzaust, halb erwürgt, mit verschwollenem Gesicht will er sich wieder an das Verbinden des Tieres machen.

„Lassen Sie das," befiehlt Christel barsch, „ich werde den Schmied rufen." — Der Schmied gilt auf dem Dorfe als Sachverständiger bei Krankheiten des Viehes.

„Na, wenn ich nicht mehr nötig hier bin, kann ich ja auch gleich gehen," höhnt der Alte, in der Meinung, er sei unentbehrlich, und wirft die Bandagen hin.

„Das können Sie," antwortet Christel.

Der Mann giebt dem ihm im Wege stehenden Eimer einen

Digitized by Google

Tritt und trottet aus dem Stalle, etwas von verfluchten Weibsen, die da wirtschaften wollen und es nicht verstehen, murmelnd. Der Knecht folgt ihm und ruft im Hinausgehen Christel zu: „Die Frau sollt's nur wissen, daß ihre heurigen Kartoffelmieten bis ins Bischwerdersche reichen, und für Futtermöhren und Rüben ist auch die Graft da drüben schon gegraben, und ebenso für ihre Kartoffeln; mir kann es ja recht sein!"

Christel ist plötzlich allein in dem halbdunklen Stalle; sie geht zu dem mißhandelten Pferde hinüber, das so stumm seinen Schmerz trägt und den Kopf nach ihr wendet, sie ansieht mit den ergebenen duldenden Blicken der armen Kreatur, die willenlos in der Menschen Gewalt gegeben ist. Sie klopft ihm den Hals und streichelt es, als wolle sie abbitten: „'s ist meine Schuld, du armes Vieh, ich hab' mich nicht genug um alles gekümmert, hab' alles vergessen über dem einen." Und dann lehnt sie wie schwindelig den Kopf an den Hals des Tieres und ein trocknes hartes Schluchzen kommt aus ihrer Kehle. — Es ist unmöglich, Hausherr zu sein und zugleich Mutter; sie fühlt es, sie kann die Last nicht weiter tragen allein, wie soll es werden?

Als Wendlandt jetzt in den Stall tritt, wendet sich ihm ein banges verzweifeltes Gesicht zu, so daß er die Frau staunend betrachtet. Ihre sonst so entschlossene, ruhige Miene ist verschwunden, sie wiederholt nur halblaut die Frage: „Wie soll es werden, Wendlandt? Ich habe den Oberknecht und den Wilhelm fortschicken müssen; der eine trinkt und der andere ist unehrlich geworden."

Wendlandt antwortet nicht gleich. Er untersucht das Bein des Pferdes und sagt dann ruhig: „Sieht schlimmer aus, Schwägerin, als es ist, aber stehen muß es seine Zeit."

Christel schweigt. Sie hat die Hände gefaltet und sieht zu, wie der Mann dem verletzten Tiere eine Binde anlegt, so einfach, so sachgemäß. Sie versteht's auch, aber die Scene vorhin hat sie förmlich gelähmt. Als er sich wieder aufrichtet, fragt er: „Was haben Sie mit dem Volk angefangen, Schwägerin?"

„Sie gehen alle beide," sagt sie leise.

Er beißt sich auf die Lippen. „Und die Arbeit, Schwägerin?" Sie hebt die Schultern. „Muß sehen, daß ich Ersatz bekomme."

„Hm!"

„'s ist meine Schuld," spricht Christel wieder, „ich konnt' nicht so wie früher dabei sein."

In diesem Augenblick steckt die Stallmagd den Kopf zur Thür herein: „Ich wollt' man fragen, ob's heute Mittagbrot giebt. Die Küche riecht sengrig und die Marie ist nirgends zu finden."

Christel faßt sich unwillkürlich nach den Schläfen. „Ich komme gleich," erwidert sie. „Bitte, Schwager, lohnen Sie die beiden ab; Marie ist bei den Kindern, ich muß sie ablösen." Sie zieht die Börse und nimmt einen Hundertmarkschein heraus, den sie ihm giebt; sie hat das Geld heute früh durch die Post bekommen, für gelieferte Kartoffeln.

Er nickt. „Ist schon gefüttert?" fragt er.

„Nein — Karl muß es thun, ich werd's ihm sagen; er ist zum Schmied gelaufen, wird aber jeden Augenblick zurückkommen."

„Gehen Sie nur, Schwägerin," sagt Wendlandt, „ich werd' aufschütten."

Er öffnet den Deckel der Futterkiste und kraut sich hinter den Ohren — sie ist leer, wie ausgefegt. Christel nestelt den Schlüsselbund vom Gürtel und giebt dem Manne den Schlüssel zur Haferkammer. Sie ist ganz betroffen; gestern abend hat sie erst Futter ausgegeben, und heute ist alles verbraucht!

Wendlandt steigt die leiterartige Treppe empor, die zur Haferkammer führt. „Dahier fehlt der Mann!" sagt er halblaut zu sich selbst. Sie starrt ihm nach mit bekümmertem Gesicht, dann wendet sie sich seufzend um.

„Dahier fehlt der Mann!" Die Worte trafen ihre Seele. „Er hat recht, er hat tausendmal recht!" Und sie sinkt, ohne ein Wort zu sprechen, in den Lehnsessel am Ofen der Kinderstube und kann nicht antworten auf die Vorwürfe der Kleinen: „Tante, warum bist du denn so lange geblieben — Tante Marie hat den Tisch gedeckt, essen wir bald?" — „Tata Hunger!" klagt die kleine Toni und wackelt unbehilflich zu ihr, und die andere ist erwacht und schreit wieder über ihr Wehweh!

Mit stummen Liebkosungen sucht sie die kleine Gesellschaft zu beruhigen, und als Marie endlich die Suppe bringt, legt sie ihnen vor und füttert sie, aber das Herz ist ihr schwerer denn je.

Dahier fehlt der Mann!

Die Worte schütteln ihre Seele, sie sind so wahr, so unumstößlich wahr. Und wenn tausend Federn schreiben und tausend Zeugen behaupten, die Frau könne einen Beruf haben neben den Pflichten des Weibes — es ist nicht wahr! Eines oder das andere, beides wächst hinaus über menschliche Kraft und die heilige Ordnung des Hauses und der Familie, die gebotenen Pflichten werden gröblich vernachlässigt. Oder fremde Kraft ersetzt die unsere. Fremde Kraft, gewiß, wenn wir durch sie imstande sind, Zeit für höhere Aufgaben zu gewinnen. Aber, giebt es etwas Höheres auf der Welt, als seine Kinder heranbilden, sie zu nützlichen Menschen machen, sie Zucht und Sitte lehren? Kann da eine Fremde die Mutter ersetzen?

Christel, die mutige, starke, fühlt ihre Ohnmacht. Wo bleibt der Nutzen all der Bestrebungen, wenn man sich in zwei Berufe zersplittert, in den des Hausherrn und den der Mutter? Halbheiten sind's, und das eine oder das andere kommt nicht zu seinem Recht!

Als Wendlandt nach einer halben Stunde klopft, um ihr das Mietsbuch des Knechtes zu bringen — der Alte hat ein Zeugnis verschmäht — sagt er: „Schwägerin, so geht's doch nicht, Sie wenden zu viel Zeit an die Kinder. Nehmen Sie sich eine Wärterin, sonst geht's mit der Wirtschaft zurück, und Sie waren doch so recht im Zuge. Sie haben's Zeug dazu, wie man so sagt."

Sie hebt das trostlose Gesicht zu ihm empor. „Wendlandt, wenn's meine eigenen wären, und selbst dann nicht; es ist eine zu große Verantwortung."

„Nun ja — Sie machen sich's aber auch zu schwer, Christel; es giebt doch zuverlässige Personen —"

Sie schüttelt den Kopf. „Nein — nie. Ich denke, es ist besser, ich nehme so eine Art Inspektor."

Er schweigt.

„Ich lasse ein Gesuch einrücken."

„Ja, Schwägerin, aber ich würde nicht dazu raten, das Gut ist zu klein." Und als sie nicht antwortet, reicht er ihr die Hand, „lassen Sie mich rufen, Schwägerin, wenn Sie mich brauchen können, ich komme herzlich gern."

Damit geht er und sitzt dann bei Tische daheim seiner ärgerlichen Frau gegenüber, die natürlich schon von den Vorgängen auf dem Rödershofe weiß, und ist nicht imstande, Christel zu verteidigen.

„Du liebe Zeit," sagt sie spitzig, „sie hat's nicht besser gewollt, und wenn einer dumm ist, muß er geprügelt werden. Geb's Gott, daß es nicht zu spät ist. Die Kinder hat sie nun auch auf dem Halse und er läßt sich nicht wieder blicken. Paß auf, der verduftet nach Amerika und kommt nicht wieder!"

„Ist ja möglich!" antwortet er.

„Und am letzten Ende fällt sie uns zur Last mitsamt den ‚Erben', denn die Wirtschaft geht zurück, das sieht jeder."

Er antwortet nicht darauf, er redet von andern Dingen. Und nach Tische, bevor er auf die Felder wandert, geht er zum Schmied des Pferdes wegen und dann nach dem Gasthof, und wie er dort den, welchen er sucht, des Gastwirts Weiser jüngsten Sohn, vor der Thür stehen sieht, die Reservistenmütze auf dem Kraushaar, sagt er: „Karl Weiser, willst du mir einen Gefallen thun?"

„Gern, Herr Wendlandt."

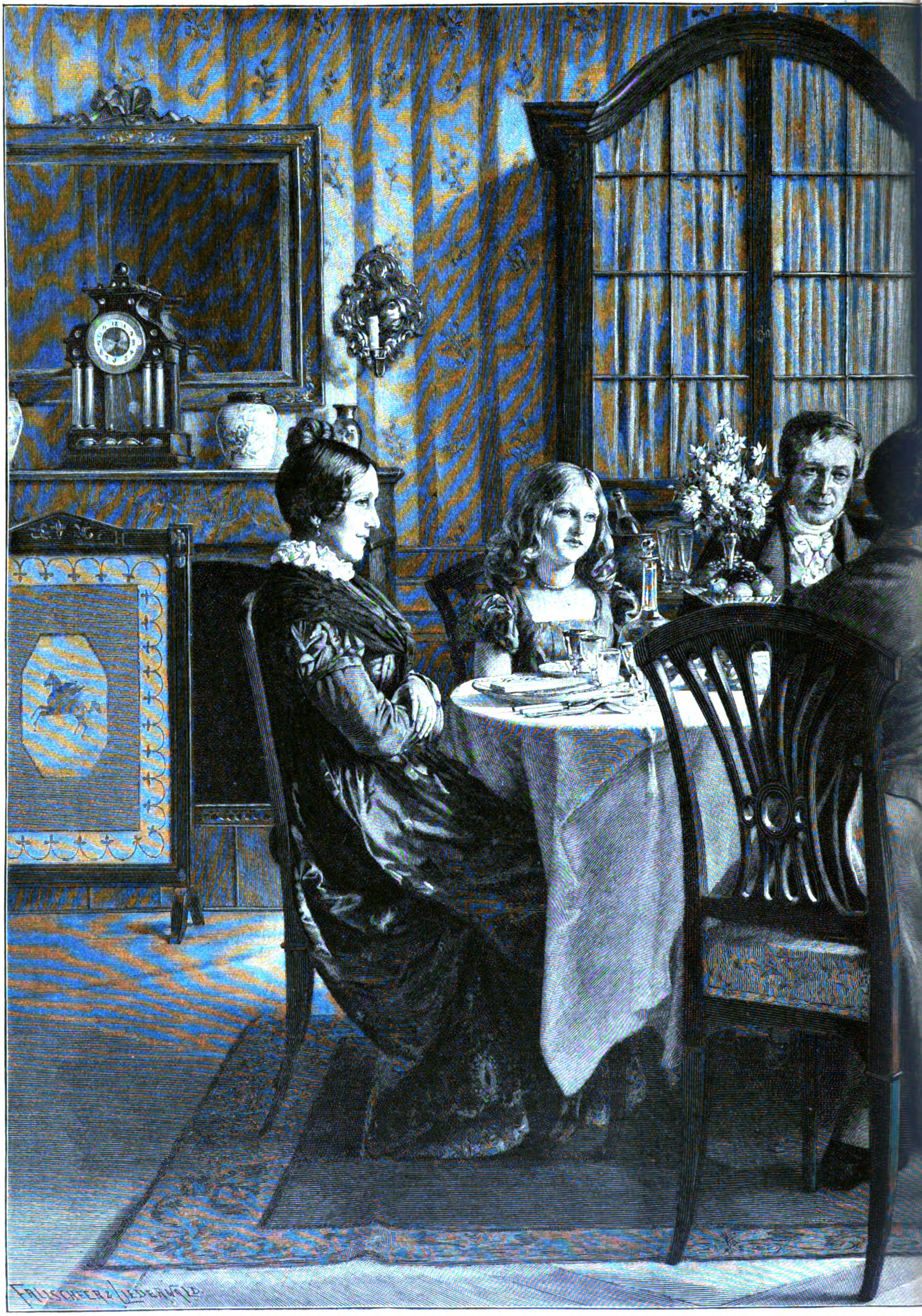
„Dann geh' zur Aushilfe nach dem Rödershof, zum Säen und Pflügen und Düngerstreuen. Der Meier und der Kleinknecht haben sich erzürnt und sind beide fort seit heute; meine Schwägerin ist in Verlegenheit um einen Ersatz."

„Herr Pate," antwortet der junge frische Mensch und schiebt verlegen die Mütze von einem Ohre zum andern, „länger wie bis Anfang oder höchstens Mitte Dezember könnt' ich aber nicht, dann will ich in die Stadt und meinen künftigen Schwiegereltern ein wenig im Laden helfen, und Neujahr gehe ich auf die landwirtschaftliche Schule."

„Sollst auch nicht länger, Karl, aber geh' jetzt hin; bis Anfang Dezember wird ein Ersatz da sein. Weißt ja Bescheid mit der Arbeit; und wenn du auf die Schule gehst, da zeige dich vorher bei mir, bist ja mein Patenkind — vergiß das auch nicht!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Die erste

Nach dem Gemäl

Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

inladung.

von E. Brack.

Digitized by Google

Die erst

Nach dem Gem

Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

inladung.

von E. Brack.

Der Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt a. M.

(Zu dem Bilde S. 405.)

In der Chronik des Jahres 1848 steht der 11. Juli als ein glänzender Festtag verzeichnet. An diesem Tage hielt der von der Nationalversammlung zum Reichsverweser erkorene Erzherzog Johann seinen Einzug in die alte Kaiserkrönungsstadt am Main. Wieder prangten die Straßen und Plätze derselben in dem strahlenden Festgewand, in welchem sie am 18. Mai den Zusammentritt des Parlaments in der Paulskirche begrüßt hatte; Glockengeläut und der Donnergruß der Kanonen vereinigten sich mit dem Jubel des Volks zum Ausdruck der freudigen Hoffnungen, welche die ganze Nation an dieses Ereignis knüpfte.

Gleich in den Anfängen ihrer Thätigkeit hatte die Nationalversammlung das Bedürfnis nach einer provisorischen Centralgewalt empfunden, die an Stelle des vielköpfigen Bundestags bis zur Herstellung des neuzubegründenden Reichs die Beschlüsse des Parlaments vollziehen und die allgemeinen Angelegenheiten der Nation gegenüber den Einzelstaaten und dem Ausland vertreten sollte. Die Linke wollte dafür einen Vollziehungsausschuß mit einem verantwortlichen Präsidenten; die Majorität des für die Frage eingesetzten Ausschusses sprach sich dagegen für ein von den Regierungen zu erwählendes „Bundesdirektorium" aus, das aus drei Deutschen von fürstlicher Herkunft bestehen sollte; den Erzherzog Johann von Oesterreich, den Prinzen Karl von Preußen und den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg hatte man dafür im Auge. Da that Heinrich v. Gagern am 24. Juni den „kühnen Griff" und nahm die Wahl der provisorischen Centralgewalt für das Parlament selbst in Anspruch. Er gewann damit eine bedeutende Majorität für seinen weiteren Vorschlag, statt eines Triumvirats nur einen Mann mit der Centralgewalt zu betrauen, und zwar die beliebteste und volkstümlichste der genannten drei Fürstlichkeiten, den Erzherzog Johann, „nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst" sei. Am 29. Juni erfolgte die Wahl: bei derselben fielen 32 Stimmen auf Adam v. Itzstein, 52 auf Heinrich v. Gagern, 436 auf Johann von Oesterreich. Unter dem stürmischen Beifall der Versammlung und der Galerien proklamierte dann Gagern als Präsident in der Paulskirche den Erzherzog zum „Reichsverweser über Deutschland". „Er bewahre," rief er, „seine allezeit bewiesene Liebe zu unserm großen Vaterlande; er sei der Gründer unserer Einheit, der Bewahrer unserer Volksfreiheit, der Wiederhersteller von Ordnung und Vertrauen!"

Die außerordentliche Popularität, deren sich der Gewählte damals in so hohem Grade erfreute, wurzelte mehr in Gemütssympathien, die das Volk seiner Persönlichkeit entgegentrug, als in dessen eigenen Verdiensten. Der jetzt Sechsundsechzigjährige war der jüngste Bruder des regierenden Kaisers Ferdinand. Als Feldherr gegen Napoleon hatte er nur wenig Siege errungen; daß er aber die wenigen Siege gerade in Verteidigung seines geliebten Tirolerlands gewonnen, war ihm unvergessen geblieben. Sein leutseliges Wesen, seine Vorliebe für die deutschen Erblande der Monarchie, seine Verdienste um Verbreitung und Hebung der deutschen Kultur in Oesterreich hatte die Volkstümlichkeit seines Namens erhöht. Stärker aber wirkte dahin noch seine Liebesheirat mit einer Bürgerlichen, der schönen Postmeisterstochter Anna Plochl von Aussee, und die Ungnade, in die er durch diese Ehe am Hofe des kaiserlichen Bruders geriet. Die Gegnerschaft, mit der ihn Metternich bedachte, der Trinkspruch, den er zu dessen Aerger 1842 als Gast Friedrich Wilhelms IV nach der Kölner Dombauweihe ausgebracht hatte: „Kein Oesterreich, kein Preußen — ein einiges Deutschland!", richteten die Blicke der liberalen Patrioten auf ihn als einen Bundesgenossen. Als dann die Märzbewegung ihre Flutwelle gegen die Wiener Hofburg schlug, erfüllte er reichlich diese Erwartungen; gegen den Widerstand der anderen Erzherzöge hatte er den Sturz Metternichs durchgesetzt und den altersschwachen Kaiser für die Forderungen des Volks günstig gestimmt. Dem Vertrauen, das ihm nunmehr in den weitesten Volkskreisen von ganz Deutschland entgegengebracht wurde, entsprach jetzt die günstige Aufnahme der Deputierten des Frankfurter Parlaments, die dem in Wien Weilenden die Würde des Reichsverwesers antrugen. Erzherzog Johann folgte sofort dem Rufe, und am 11. Juli nachmittags 6 Uhr traf der mit freudiger Spannung von Tausenden Erwartete in Frankfurt ein.

„Es war kein Zusammenströmen, es war ein Rennen und Sichdrängen auf allen Straßen von allen Seiten her nach Frankfurt hinein, um den Einzug des Erzherzogs mit anzusehen. Keine Kaiserkrönung hat je so viele Tausende in der Mainstadt versammelt." So berichtet ein Augenzeuge, W. Zimmermann, von der Linken der Paulskirche. Den reichgeschmückten Weg vom Allerheiligenthor, durch welches Johann, von Hanau kommend, einfuhr, bis zum „Russischen Hof" in der Zeil, wo er vorläufig abstieg, umsäumte ein breites Spalier, gebildet von der Linienbesatzung und der Bürgerwehr in Galauniform, an die sich die Innungen der Stadt mit ihren Fahnen und Abzeichen schlossen, von denen manche schon bei vielen Kaiserkrönungen gesehen worden waren. Ein Teil der berittenen Bürgerwehr war mit dem Empfangsausschuß des Parlaments vor das Thor gezogen, von wo sie dann den Wagen des Reichsverwesers durch die Stadt eskortierten. Dieser Galawagen, den die Stadt Frankfurt gestellt hatte, war von sechs reichgeschirrten Pferden gezogen, Kutscher und Vorreiter hatten scharlachrote Livreen. Neben dem Erzherzog, der die schlichte hellgraue Felduniform eines österreichischen Generals trug, saß der Abgeordnete von Andrian, der Vicepräsident der Nationalversammlung, welcher zu den Deputierten gehörte, die den Erzherzog von Wien geholt hatten. Der Jubel, der den Einziehenden umrauschte, wollte kein Ende nehmen. Aus den Fenstern der Häuser regneten Blumen, Kränze auf den betagten Fürsten herab, der, mit treuherzigem Lächeln auf den Lippen, nicht müde wurde, zu grüßen und zu danken. Wiederholt mußte der Wagen halten zur Entgegennahme einer Ansprache, eines Ehrentrunks aus der Mitte des Volkes. . . Wer hätte damals geahnt, daß zwei Monate später auf denselben Straßen sich Barrikaden erheben würden, errichtet von verzweifelten Volksmassen, welche sich in ihren auf Parlament und Reichsverweser gesetzten Hoffnungen bitter betrogen fühlten? J. P.

Die Erforschung des Südpols.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Prof. Dr. Sophus Ruge.

Alle Naturkräfte, die auf der Erdoberfläche wirken oder zur Erscheinung kommen, können in ihrem ursächlichen Zusammenhange erst dann vollständig erkannt und verstanden werden, wenn es dem Menschen vergönnt ist, nicht bloß die Oberflächengestaltung von Pol zu Pol zu überschauen und das Antlitz der Erde unverhüllt zu erblicken, sondern wenn er auch an allen wünschenswerten Punkten mit seinen immer mehr vervollkommneten Meßinstrumenten längere Reihen von Beobachtungen anstellen kann. Erst dann wird die Erdkunde, in der weitesten wissenschaftlichen Bedeutung des Wortes, dem Ziel ihrer Aufgabe sich erfolgreich nähern.

Gegenwärtig klaffen uns noch die weitesten Lücken entgegen; denn abgesehen von den immer enger begrenzten Räumen unbekannter, von wissenschaftlichen Reisenden noch nicht betretener Landstriche im Innern der bekannten fünf Erdteile sind noch weite Flächen an beiden Polen unserer Erde vollständig verschleiert. Aber es giebt hier keine unüberwindliche Schranke der Erforschung. Fast jede groß geplante Unternehmung, fast jede gegen die Pole vordringende Expedition hat Erfolge zu verzeichnen gehabt und ihre Vorgänger überboten, und so hat unser 19. Jahrhundert naturgemäß mit seinen gewaltigen technischen Mitteln auch die bedeutendsten Fortschritte in der Erforschung der Polarregionen gemacht. Daß dabei die Entschleierung des arktischen Gebietes vor allem in Angriff genommen und gefördert ist, findet seine einfache Erklärung darin, daß alle Kulturvölker, die sich an dieser hohen wissenschaftlichen Aufgabe beteiligt haben, auf der nördlichen Erdhälfte in jenen Erdteilen wohnen, die das nordpolare Meeresbecken wie ein Ring umgeben.

Daher hat auch die arktische Forschung in diesem Jahrhundert, seit sie auf Anregung John Barrows 1818 von England thatkräftig wieder begonnen wurde, keine längeren Ruhepausen, keinen Stillstand erfahren, sondern Engländer, Nordamerikaner, Deutsche, Dänen, Norweger und Schweden haben sie rastlos weiter gefördert, bis Nansen in seinem ebenso kühn angelegten als erfolgreichen Unternehmen sich dem Nordpol schon bis auf etwa $3^3/_4$ Breitengrade genähert hat. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß schon vor 15 Jahren innerhalb des Polarkreises unter Mitwirkung aller Kulturvölker ein Ring von Beobachtungsstationen thätig gewesen ist, von denen sehr wertvolles Beobachtungsmaterial heimgebracht worden ist.

Anders am Südpol, in der antarktischen Eiswelt.

Hier folgen die großen Expeditionen, die einen energischen Vorstoß in die südlichen Meere wagten, nur in großen Zwischenräumen und sie galten alle dem Aufspüren eines Phantoms, des großen unbekannten Südlandes, das die Kartographen des 16. Jahrhunderts in mächtigster Festlandsausdehnung geschaffen

Digitized by Google

hatten und das vom Südpol her bis in die Nähe der Südspitzen Amerikas und Afrikas reichen und in Neu-Guinea sich bis in die Nähe des Aequators erstrecken sollte.

Tasman drang 1642 im Indischen Ocean bis zum 49. Breitengrade südlich vor, Cook umkreiste 1773 den Pol und drang auf dieser seiner zweiten Reise im Januar 1774 bis 71° vor, ohne Land zu finden. Das Südland schien sich hinter unnahbaren Eisschranken zurückzuziehen, aber an seine Existenz wurde noch geglaubt. Unserm Jahrhundert blieb es vorbehalten, in den antarktischen Regionen Inseln und größere Küstenstriche zu entdecken. Es ist ein Zeitraum von 25 Jahren, von 1819 bis 1844, in dem die südpolare Forschung unter Beteiligung der Russen, Franzosen, Engländer und Nordamerikaner einen mächtigen Anlauf nahm, um dann wieder bis auf den heutigen Tag, also ein halbes Jahrhundert lang, fast völlig ins Stocken zu geraten. Es muß aber auch betont werden, daß die größten Expeditionen auf Staatskosten ausgerüstet waren, während die dazwischen hineinfallenden kleineren Erfolge dem Zufall zu danken waren, der die Walfischfänger und Robbenschläger entweder an die Gestade einer antarktischen Insel oder eines größeren Landes führte oder ihnen gestattete, in einem ausnahmsweise eisfreien Polarmeere einen Vorstoß bis zum 74. Grade südlich zu machen.

Diese erfolgreiche Epoche eröffnete 1819 die russische Expedition unter Bellingshausen, der zwar noch näher als Cook den Südpol umkreiste, aber doch den 70. Grad südlicher Breite nicht erreichte. Indessen fand er am 22. Januar 1821 südlich vom Feuerlande das erste antarktische Land innerhalb des Polarkreises, die Insel Peters des Großen unter 68° 57′ südlich und am 29. Januar etwas nördlicher das Alexandersland, das wohl mit dem später entdeckten Grahamslande zusammenhängt, ein vollständig in Eis und Schnee gehülltes Land, das keine Spur organischen Lebens mehr zeigte.

Zwei Jahre später gelang es dem englischen Walfischer Weddell, mit zwei kleinen Fahrzeugen weiter östlich vom Alexanderslande in einem vollständig freien Meere unter dem Meridian von 33° 20′ westlich von Greenwich über den 74. Grad südlich gegen den Pol vorzudringen, also noch drei Grade weiter als Cook.

Ihm folgte Biscoe, der 1830 von England aus auch mit zwei kleinen Schiffen auf den Robbenschlag ausgeschickt war. Er entdeckte 1821 am Polarkreise, unter 50° östlich von Greenwich das Enderbysland und 1832 das Grahamsland und die davor liegenden Inseln nordöstlich vom Alexanderslande, die nach ihm benannt worden sind. Neben Enderbysland wurde im nächsten Jahre von Kemp das Kempsland gefunden. Und als 1839 Balleny, ebenfalls in der Nähe des Polarkreises, das Sabrinaland südlich von Westaustralien und die Ballenysinseln südlich von der Ostküste Australiens aufgefunden hatte, waren an so weit voneinander entlegenen Punkten, Inseln und Küstenstriche eines antarktischen Landes gesehen worden, daß eine lebhafte Phantasie sie mühelos zu einem Ganzen zusammenschließen und einen antarktischen Kontinent daraus von neuem schaffen konnte. Und in der That ist auch dieser hypothetische Titel jahrzehntelang auf den Karten zu lesen gewesen.

Den Abschluß dieser für die südpolare Forschung so günstigen Epoche bildeten drei große Expeditionen, die von Frankreich, den Vereinigten Staaten und England ausgerüstet waren. Zwar sollten die Schiffe der beiden ersten Staaten die antarktischen Gebiete zu enthüllen nicht als ihre Hauptaufgabe betrachten, somit also nur einige Sommermonate der südlichen Hemisphäre darauf verwenden; aber dessenungeachtet sind die Ergebnisse hervorragend. Das erste dieser beiden Geschwader wurde geführt von dem französischen Konteradmiral Dumont d'Urville, der im Februar 1838 das Nordende des Grahamslandes entdeckte, dem er den Namen Louis Philippsland gab, und der zwei Jahre später das Adelieland östlich von Ballenys Sabrinaland auffand. Das zweite Geschwader stand unter dem Kommando des nordamerikanischen Lieutenants Wilkes. Zwei seiner Schiffe, „Peacock" und „Flying-Fish", drangen 1839 in der Nähe jener Stelle, wo Cook über den 71. Grad südlicher Breite hinausgesegelt war, bis zum 70. Grade vor. Die beiden anderen Schiffe, „Vincennes" und „Porpoise", erreichten im folgenden Jahre Adelieland und fuhren nun, wie sie meinten, angesichts eines hohen mit einem Eisgürtel umschlossenen Gebirgslandes 1500 Meilen bis zum Terminationlande (95° östlich von Greenwich) hin, so daß sie die Ueberzeugung gewannen, einen Kontinent vor sich zu haben, und daß Wilkes für dieses „Wilkesland" auch die Bezeichnung „Antarktischer Kontinent" gebrauchte. Allein das südliche Eismeer bereitet durch seine Nebel und feststehenden Wolkenbänke oder durch seine Eisberge dem Schiffer so leicht Täuschungen, vor denen schon Cook gewarnt hat, daß man nicht eher von der Existenz einer Insel oder eines festen Landes überzeugt sein darf, als bis Gesteinsproben die Entdeckung erhärten. Und dieser Beweis fehlt der Wilkes'schen Entdeckung, die um so mehr in Frage gestellt ist, als der äußerste westliche Vorsprung seines Südlandes, das Terminationland, einige dreißig Jahre später von der englischen „Challenger"-Expedition in den Grund gesegelt ist, insofern man trotz des klarsten Wetters an der angegebenen Stelle kein Land erblicken und auch aus der Tiefe des Meeresbodens nicht auf die Nähe eines Landes schließen konnte. Endlich ist auch der Nachweis nicht erbracht, daß die von Balleny und Dumont d'Urville hier gesehenen Küsten ein zusammenhängendes Land bilden, das den Namen eines Kontinents verdiente. Ueber diese Frage entspann sich dann nach Abschluß jener Expeditionen ein längerer wissenschaftlicher Streit, der bis heute nicht gelöst werden konnte, weil jene Regionen in ihrer ganzen Ausdehnung nicht wieder besucht worden sind.

Nur die dritte, die englische Expedition unter Kapitän James Clarke Roß, der bereits 1831 den nördlichen Magnetpol entdeckt hatte, war ausschließlich zur Erforschung des antarktischen Gebietes ausgesandt. Ihr Leiter war mit der Schiffahrt im Eismeer völlig vertraut, widmete sich der ihm gestellten Aufgabe, sich soweit als möglich zum Zweck magnetischer Beobachtungen dem südlichen Magnetpol zu nähern, mit vollem Eifer und errang daher weit bedeutendere Erfolge als die französische und nordamerikanische Expedition. Ihn begleitete als Naturforscher der noch lebende Sir Joseph Hooker. Sein Geschwader bestand aus den beiden für Eismeerfahrten besonders geeigneten Schiffen „Erebus" und „Terror", denselben Fahrzeugen, auf denen wenige Jahre später die Franklinsche Nordpolarexpedition bis auf den letzten Mann zu Grunde gehen sollte. Kühn drang Roß im Januar 1841 südlich von Neuseeland durch den Packeisgürtel, vor dem seine Vorgänger zurückgewichen waren, hindurch und erreichte unter 69° südlich wieder ein freies Meer. Unter 71° südlich stieß er zuerst auf Land, verfolgte dasselbe bis 78° südlich und sah hinter einer 50 bis 60 m aufragenden Eismauer mächtige Vulkane sich bis zu einer Höhe von nahezu 4000 m erheben, von denen der höchste, der sich durch eine gewaltige Eruption als noch thätig erwies, den Namen Erebus, der andere den Namen Terror erhielt. Hier konnte keine Täuschung vorliegen: man hatte ein großes südliches Land gefunden und benannte es nach der jungen Königin Viktorialand. Hier wurde auch 1842 die höchste bis jetzt noch nicht wieder gewonnene Breite von 78° 9½′ erreicht. Im folgenden Jahre vervollständigte Roß die Entdeckung Dumont d'Urvilles, indem er nachwies, daß das Louis Philippsland eine Halbinsel des Grahamslandes sei. Die Lücken in den magnetischen Beobachtungen Roß' suchte 1845 Lieutenant Moore auszufüllen, aber er kam wegen sehr ungünstiger Eisverhältnisse kaum über den südlichen Polarkreis hinaus.

In den späteren Zeiten sind nur einige zufällige Entdeckungen am Grahamslande gemacht, an die uns die Namen Dallmann und Larsen erinnern; aber eine wissenschaftliche Expedition ist seit den Tagen von James Roß nicht wieder nach dem Süden entsendet. In dieser Beziehung haben wir einen fünfzigjährigen Stillstand zu beklagen. So gering unsere Kenntnis auch noch von dem südlichen Polargebiete der Erde ist, so lassen sich doch schon einige allgemeine Vergleichungspunkte der arktischen und antarktischen Regionen aufstellen. Nach ungefährer Schätzung galt das unbekannte Gebiet am Südpol bisher für viermal so groß als das am Nordpol. Dies Verhältnis ist natürlich durch Nansens glückliche Nordfahrt wesentlich zu ungunsten der antarktischen Seite verschoben.

Um den Nordpol herrscht das Wasser vor, um den Südpol, wie es scheint, altes Festland. Innerhalb des nördlichen Polarkreises ist die vulkanische Thätigkeit erloschen, im Süden ist sie

Digitized by Google

mächtig zu Tage getreten. Der Norden ist bedeutend wärmer als der Süden; daher sind die organischen Wesen viel weiter gegen den Nordpol als gegen den Südpol verbreitet. Innerhalb des südlichen Polarkreises giebt es keine Menschen mehr, wohl aber innerhalb des nördlichen. Im Norden hat man schon 1831 die Lage des nördlichen Magnetpols bestimmt, den südlichen Magnetpol hat man noch nicht erreicht. Und was die Geschichte der Erforschung jener beiden Polargebiete betrifft, so möchte ich hier noch einmal betonen: in der arktischen Zone ist man seit 1818 ununterbrochen thätig gewesen und ist immer weiter gegen den Pol vorgedrungen, ohne eine unüberwindliche Schranke zu finden; im Süden ist seit 50 Jahren nichts Wesentliches mehr geschehen.

Um die Unternehmungen gegen den antarktischen Pol wieder in Fluß zu bringen, ist ein deutscher Gelehrter von hohem wissenschaftlichen Ruf, der Leiter der Deutschen Seewarte, der Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Neumayer vor allen anderen seit mehr als 40 Jahren unermüdlich mit Wort und Schrift thätig gewesen und hat namentlich auf den deutschen Geographentagen und nicht zuletzt im Jahre 1895 auf dem Internationalen Geographenkongreß zu London seine Stimme erhoben.* Dabei hat er von den Fachmännern allseitige Zustimmung erfahren.

Fassen wir nun seine Gedanken über die Notwendigkeit und Möglichkeit einer Südpolarexpedition kurz zusammen: Eine Entwicklung der erdphysikalischen Wissenschaften kann ohne erneuerte Forschungen und Stationsbeobachtungen im antarktischen Gebiete gar nicht gedacht werden. Es kommen dabei zunächst der Erdmagnetismus, die Meteorologie und die damit in Beziehung stehenden Zweige der Geophysik in Frage.

Als den Kernpunkt aller Argumente, die sich auf die Notwendigkeit der Südpolarforschung beziehen, betrachtet Neumayer die Beobachtungen über den Erdmagnetismus. „Alle Bestrebungen zu gunsten der Entwicklung unserer Anschauungen über die Natur der erdmagnetischen Kraft werden fruchtlos sein, so lange wir nicht eine gründliche Kenntnis von der Verteilung und Aeußerung dieser Kraft innerhalb der Südpolarzone gewonnen haben werden."

Daneben soll durch Pendelbeobachtungen die Verteilung der Schwerkraft und danach die Figur der Erde ermittelt werden. Eine Gradmessung zur Ermittlung der Gestalt der Erde soll als schwierig und zeitraubend nicht ausgeführt werden, da sie durch Pendelbeobachtungen einen Ersatz findet.

Von großer Wichtigkeit sind auch meteorologische Beobachtungen. Der südliche Ringocean, südlich von den Südspitzen der Erdteile, beeinflußt die Wärmeverteilung und deren Aeußerung auf den Zustand der Erdoberfläche in hohem Grade. Die Temperaturerscheinungen der nördlichen und südlichen Hemisphäre sind sehr verschieden. Zwischen dem 60. und 65. Breitengrade zeigt in den Sommermonaten Juli auf der nördlichen und im Februar auf der südlichen Erdseite die mittlere Temperatur der Luft einen Unterschied von mehr als 10° C., dementsprechend ist auch die Temperatur des Wassers in der südlichen Hemisphäre bedeutend niedriger als im Norden. Eine natürliche Folge davon ist die weit größere Ausdehnung von Schnee und Eis auf der südlichen Erdhälfte. Schon auf der Wellingtonsinsel (49° 25' südlich und 74° 40' westlich von Greenwich) reichen die Gletscher bis ans Meer herab. Das Studium des Polareises läßt nach den Forschungen Drygalskis, der zu dem Zwecke eine zweimalige Reise nach Grönland unternommen hat, einen Schluß auf die Natur des Gebietes zu, woher das Eis stammt, denn Meereis, Binnenseeeis und Gletschereis sind wohl zu unterscheiden. Das im Meer gebildete Eis zeigt Krystalle, deren Hauptachsen sich parallel zur gefrorenen Oberfläche stellen. Beim Binneneise stehen die Achsen senkrecht, beim Gletschereis ist die Richtung verschieden. Die Natur des Eises läßt also einen Schluß auf die Bodengestalt und Beschaffenheit des hohen Südens zu. Die Höhe der südlichen Eisberge ist noch nicht gemessen, und doch läßt sich daraus auf die Mächtigkeit des Inlandeises und auf die Meerestiefen schließen. Ist eine Station auf dem antarktischen Lande errichtet, so kann man aus den dort an einer einzelnen Stelle gemachten Beobachtungen Schlüsse über das Klima des ganzen Eisrandes thun.

Ueber die erdgeschichtliche Bedeutung der Südpolarforschung hat sich Professor Penck schon vor zehn Jahren auf dem Deutschen Geographentage in Hamburg ausgesprochen. Nach seiner Ansicht ist die Entwicklung der Organismen, der Pflanzen und Tiere von den Polen ausgegangen. Ueber die nördlichen Polarländer liegen schon genaue geologische und paläontologische Forschungen vor, über das antarktische Gebiet wissen wir sehr wenig. Aus den fossilen Resten der arktischen Gebiete, die namentlich von Osw. Heer bearbeitet worden sind, scheint hervorzugehen, daß die jüngeren Floren und Faunen vom Nordpol wie von einem Entwicklungscentrum neuer Organismen ausstrahlten und sich von da in die um den Pol gelagerten Landmassen der Alten und Neuen Welt immer weiter nach Süden verbreiteten. Es hängt dies damit zusammen, daß mit der zunehmenden Erkaltung der Erdrinde das ursprünglich gleichartige Klima auf der ganzen Erde zuerst an den Polen eine Aenderung erfuhr. Das geschah noch in der Tertiärzeit. Mit dem veränderten Klima in der Polarregion mußten aber andere Pflanzen und Tiere entstehen, und diese Formen wanderten mit immer stärker werdender Ausprägung des Klimas einzelner Zonen von den Polen, wo sie entstanden, immer weiter gegen den Aequator. „Sind die Pole," so schließt Penck, „die Centren, von denen aus eine stete Weiterentwicklung der organischen Welt eingeleitet wird, so muß sich dies im Norden wie im Süden, auf beiden Hemisphären nachweisen lassen. Nun ist nicht zu verkennen, daß durch geographische Umstände die vom Nordpol ausgehende Entwicklung in ganz anderem Maße begünstigt wurde als die vom Südpol ausstrahlende, weil um den Nordpol ein Landring liegt, auf dem sich die Organismen weiter verbreiteten; um den Südpol aber zieht sich ein Ringocean, der die antarktischen Länder von den bekannten fünf Erdteilen trennt." Auf der arktischen Seite sprechen viele Beobachtungen für diese Theorie, auf der antarktischen Seite fehlen uns noch alle Unterlagen.

Indes darf nicht verschwiegen werden, daß Professor Mohn in Christiania, indem er die wichtigsten Ergebnisse von Nansens glücklich vollendeter Nordfahrt zusammenstellt, gegen die Theorie der Ausstrahlung des organischen Lebens von den Polen aus in der jüngsten Zeit Bedenken erhoben hat. Er schreibt: „In den höchsten Breiten wurden in großen Meerestiefen keine Organismen mehr gefunden. Damit fällt die Theorie des polaren Ursprungs der tierischen Organismen." Dagegen schreibt Nansen selbst im Schlußworte zur 2. Auflage seines berühmten Werkes „In Nacht und Eis", Bd. II, S. 516 (Leipzig 1898): „Selbst in den höchsten Breiten fand sich im Meere tierisches Leben, meistens Krustentiere (Copepoden und Amphipoden). Es wird auch am Pol noch so sein, wenn auch die Menge des Lebens im Wasser mit der größeren nördlichen Breite abnimmt und im Vergleich mit der in südlicheren Meeren enthaltenen nur gering ist."

Mir scheinen daher die von Penck vorgetragenen Theorien immer noch der Beachtung wert, solange nicht eine vollbefriedigende Widerlegung erfolgt ist. Jedenfalls bleibt die Untersuchung, oder richtiger noch zunächst das Suchen nach antarktischen Fossilien eine der wichtigsten Aufgaben einer südpolaren Expedition.

Daß für die Entwicklung aller auf die Erde bezüglichen Wissenschaften Forschungsreisen nach dem hohen Süden dringend erwünscht sind, liegt nach diesen Darlegungen auf der Hand.

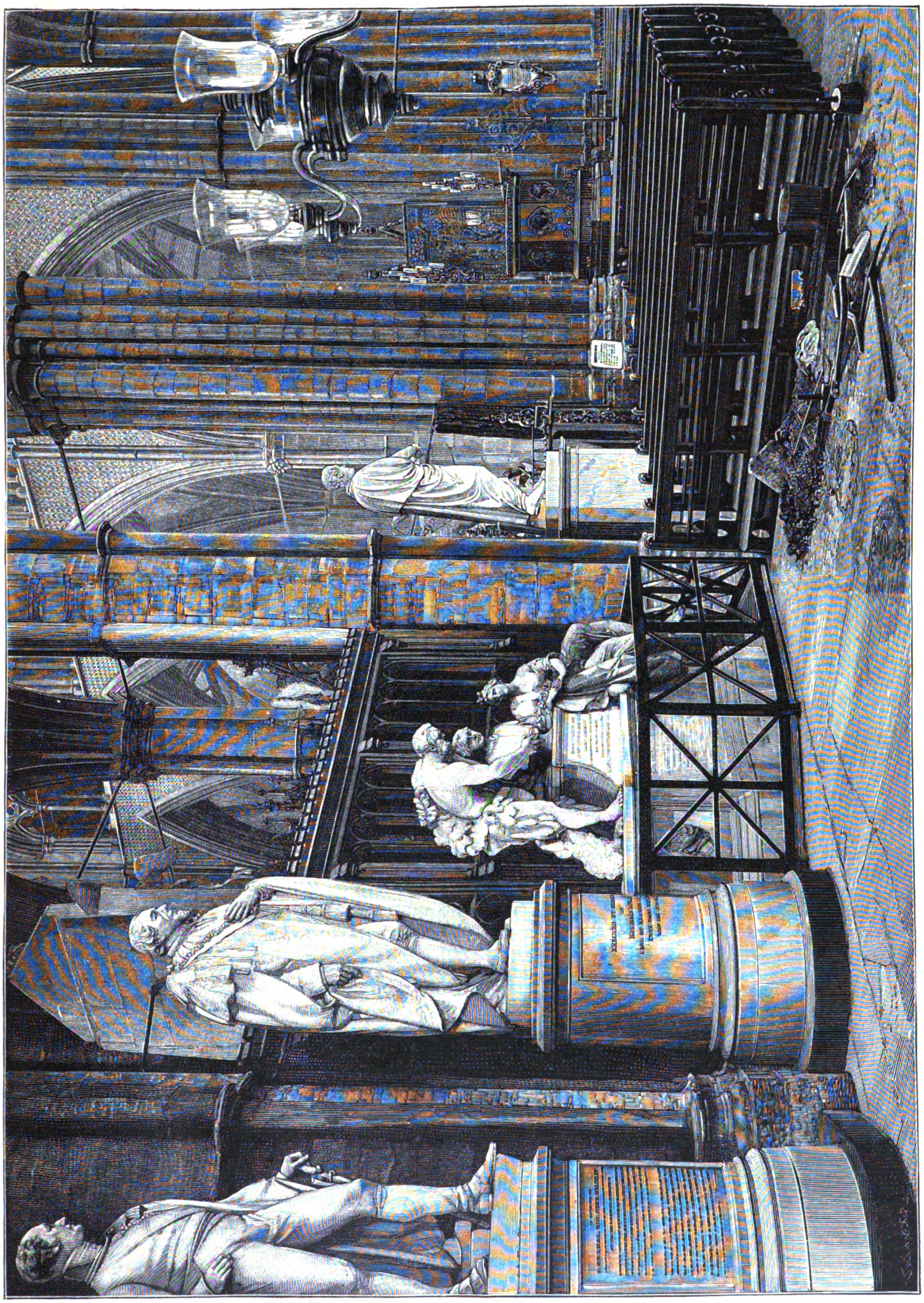
Es handelte sich nun um die Möglichkeit der Ausführung.

Nachdem auch der elfte, zu Ostern 1895 in Bremen abgehaltene Geographentag sich entschieden zu gunsten einer südpolaren Unternehmung ausgesprochen und infolgedessen bereits eine Kommission ernannt hatte, welche die Organisation vorbereiten sollte, brachte der Urheber des Planes, der natürlich an die Spitze der deutschen Polarkommission berufen wurde, seinen Entwurf auch noch vor das Forum des im Sommer 1895 zu London versammelten VI. internationalen Geographenkongresses, um das Urteil auch von nichtdeutschen Autoritäten aufzurufen. Auch in London sprach man sich sehr günstig über Neumayers Plan aus und der Kongreß erklärte „die Erforschung der antarktischen Regionen für das bedeutendste der noch zu lösenden geographischen Probleme".

Auf solche von allen Seiten erfolgte Zustimmung entwarf nun Neumayer einen Plan zur Ausführung, der dann auch der deutschen Polarkommission vorgelegt wurde und dahin ging, zwei Schiffe auszusenden, von denen eine Beobachtungsstation innerhalb des südlichen Polarkreises für wenigstens zwölf Monate Dauer

* Ueber Südpolarforschung. Separatabdruck aus dem Berichte des sechsten Internationalen Geographenkongresses, London 1895. 59 S.

Digitized by Google



Gladstones Grabstätte.

In der „Staatsmännerecke" der Westminsterabtei zu London.

Nach einer Photographie von S. B. Bolas & Co. in London.

eingerichtet werden sollte. Es sollten zu dem Zwecke zwei Holzschiffe, Dampfer mit Segelvorrichtungen, von etwa 400 Tonnen Gehalt ausgesandt werden, eins dieser Schiffe in der Nähe der geplanten Station bleiben und das andere auf geographische Entdeckungen ausgehen. Die Dauer der Reise wurde auf drei Jahre angenommen.

Aber die Kosten dieser groß angelegten, rein wissenschaftlichen Unternehmung waren auf nahezu eine Million Mark veranschlagt, und es wurden daher bald von verschiedenen Seiten Bedenken laut, ob eine so bedeutende Summe durch Sammlungen, durch private Beiträge aufgebracht werden könnte.

Wenn nun auch gleich im Anfange einige namhafte Beiträge zugesagt waren, so stellte sich doch bald heraus, daß die Aussichten auf Verwirklichung des Planes weniger Fortschritte machten, als man gehofft hatte. So ist man denn, nachdem auch der zwölfte 1897 zu Jena abgehaltene Geographentag sich mit dieser wichtigen Angelegenheit beschäftigt hat und ein belgisches Schiff im vorigen Sommer eine Forschungsreise nach dem hohen Süden angetreten hat, in den deutschen maßgebenden Kreisen zu der Ueberzeugung gekommen, daß man den Plan einschränken, sich mit der Ausrüstung eines Schiffes begnügen müsse, um das Unternehmen überhaupt ins Leben rufen zu können. Die veranschlagten Kosten sind um mehr als die Hälfte verringert und lassen nun um so eher der Hoffnung Raum, sie durch private Sammlungen aufzubringen. In Leipzig und München ist die Agitation bereits kräftiger ins Leben getreten; hoffen wir, daß nun auch unsere großen Seestädte nicht zurückbleiben. Als Leiter der Expedition ist Dr. v. Drygalski gewonnen, dem wir die glänzenden Forschungen über die grönländische Eiswelt verdanken.

Aber trotz des sich vielfach stärker regenden Interesses für das Zustandekommen einer deutschen Südpolarexpedition möchten wir doch anheimgeben, ob es sich, neben den eifrig zu fördernden privaten Sammlungen, nicht empfehle, zu versuchen, auch das Reich und die Vertreter desselben im Reichstage für den Plan zu gewinnen, ähnlich wie vor 25 Jahren die afrikanische Forschung wesentlich durch Reichsmittel gefördert worden ist.

Wenn das weit geringer bevölkerte Norwegen zu Nansens Polarfahrt aus Staatsmitteln 200000 Kronen beisteuern konnte, sollte es da dem Deutschen Reiche nicht auch möglich sein, die entsprechenden Mittel zur Verfügung zu stellen?

Es würde ein solches Unternehmen gewiß die großartigsten wissenschaftlichen Erfolge erzielen und der deutschen Wissenschaft wie dem Deutschen Reiche zu unvergänglichem Ruhme gereichen.

Berühmte Ausgerottete.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. W. Haacke. Mit Abbildungen von A. Specht.

Im Laufe der Zeiten hat der Mensch einen tiefgehenden Einfluß auf die Tierwelt ausgeübt; einige Tierarten hat er zu dauernden Genossen seines Haushaltes gemacht, andere aus der Nähe seiner Wohnsitze verdrängt, andere wieder oft in erstaunlich kurzer Frist völlig von der Erde vertilgt.

Etliche der ausgerotteten Arten sind zu großer Berühmtheit gelangt. Gleichwohl ist die Geschichte ihres Unterganges nicht so bekannt geworden, wie sie es verdiente. Es war deshalb ein dankenswertes Unternehmen, als der amerikanische Naturforscher Lucas vor einiger Zeit das zusammenstellte, was darüber in Erfahrung zu bringen war. Namentlich über die drei berühmtesten der ausgerotteten Tierarten hat er eingehende Mitteilungen gemacht, die nicht verfehlen werden, das Interesse des Lesers in Anspruch zu nehmen.

Der bekannteste unter den durch Menschenhand ausgerotteten Vögeln dürfte, wenigstens dem Namen nach, der Dodo oder Dronte der Insel Mauritius sein. Einen Balg dieses Vogels besitzt leider kein Museum, aber einige Abbildungen von ihm sind erhalten geblieben. Sie zeigen uns, daß der Dodo dem Taubengeschlechte angehörte und ein grotesker Riese war, vergleichbar dem Truthahn, dem Brahma- oder dem Kochinhuhn unter den Hühnervögeln. Der erste Bericht über den Dodo stammt von de Bry her, dem Beschreiber der Reise, die der holländische Admiral Jakob Cornelius van Neck im Jahre 1598 nach Mauritius unternommen hat. In dem Reisebericht heißt der Dronte „Walckvogel“, und zwar seines zähen Fleisches wegen, das selbst in seinen besten Teilen nicht mit dem zarten Fleisch kleinerer Tauben von Mauritius zu vergleichen war. Walckvogel bedeutet nämlich so viel wie unschmackhafter oder widerlicher Vogel. Nur auf Mauritius wurde der Dodo gefunden; ein naher Verwandter von ihm, der Solitär, bewohnte indessen die benachbarte Insel Rodriguez, und es ist wahrscheinlich, daß eine dritte Art der Familie auf Bourbon heimisch war. Doch ist von dieser letzteren nicht einmal ein Knochen auf uns gekommen, so daß wir in Bezug auf sie nur auf die Mitteilungen von Reisenden angewiesen sind; denn gleich dem Dronte und dem Solitär ist auch sie völlig ausgerottet.

Der schon genannte Beschreiber der van Neckschen Reise, de Bry, erzählt, daß die Dodos stärker als unsere Schwäne gewesen wären und große, zum Teil kahle Köpfe, aber keine Flügel, sondern an deren Stelle je drei oder vier schwärzliche Federn gehabt hätten; ihr Schwanz habe aus ein paar gekrümmten Daunen bestanden. Eine bessere Vorstellung von dem Aeußeren des Dronte geben zwei Gemälde, von denen wir das eine dem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebenden holländischen Maler Roland Savary, das andere dessen Neffen Johann verdanken. Diese beiden Bilder, die nach lebend in Holland gehaltenen Stücken gemalt worden sind, zeigen uns, daß der Dronte ein Vogel von plumpem, schwerem Körperbau, mit kurzen stämmigen Beinen und unverhältnismäßig großem Kopfe gewesen ist. Er hatte einen gewaltigen gekrümmten Schnabel. Ein loses Federkleid bedeckte den Leib; daran waren nur die Flügelkiele steif; der Schwanz glich einem kleinen Staubbesen. Ueber die Farbe des Dodo geben uns die Bilder leider keine genaue Auskunft. Nach de Bry war sie hauptsächlich grau oder schwärzlich, scheint aber an der Brust braun und an Flügeln und Schwanz gelblich oder schmutzigweiß gewesen zu sein. In sein aus Kräutern, wie es heißt, zusammengehäuftes Nest legte der Dronte ein einziges Ei, das ungefähr so groß wie das des weißen Pelikans gewesen sein soll.

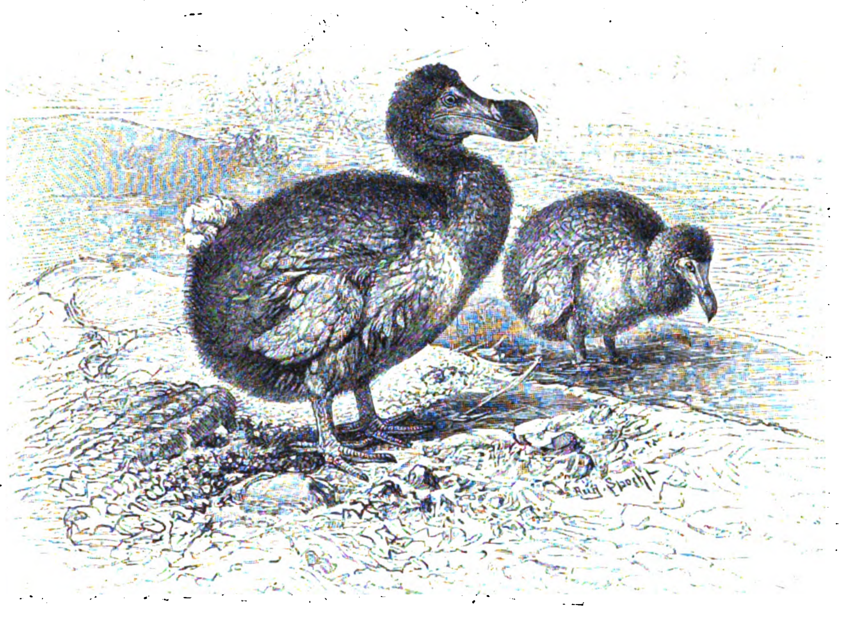
Die Insel Mauritius war bei ihrer Entdeckung unbewohnt. Deshalb hatten die dortigen Vögel den Menschen nicht kennengelernt, und ganz besonders zahm war der Dodo; er war nicht bloß arglos, sondern auch dumm, was seine Ausrottung nicht eben erschwerte. Dazumal war man aber mit dem Abschlachten leicht zu erbeutender Tiere schnell bei der Hand. Obgleich die Entdecker des Vogels, wie es nach den uns gewordenen Mitteilungen scheint, nicht besonders viel von dessen Fleisch hielten, so richtete doch schon das nächste nach Mauritius kommende Schiff große Verwüstungen unter den Dodos an. Es gehörte Wilhelm van West Zannen, der sich 1601 bei Mauritius aufhielt. Seine Besatzung scheint arg unter dem Getier der Insel gehaust zu haben. Zannen schreibt, daß alles Bewegliche auf Mauritius in Aufregung gewesen wäre. Die Fische, die all die vielen Jahre in Frieden gelebt hätten, wären bis in die tiefsten Wasserlöcher verfolgt worden, und auch die Dodos hätten herhalten müssen. An einem Tage fingen Zannens Leute 24, an einem anderen 20, alle so groß und schwer, daß zwei zu viel für das Mittagsessen der Schiffsbesatzung waren. Der reiche Fang namentlich des ersten dieser beiden Tage begeisterte Zannen so, daß er ein Gedicht darüber machte, worin vor allem vom „rund-gesteißten Dodo“ die Rede war. Nachdem Zannen eine gute Partie Dodos eingesalzen hatte, segelte er von dannen. Andere holländische Schiffe machten es nicht besser.

Der letzte Bericht über lebende Dodos steht in einer Abschrift des Tagebuches von Benjamin Harry, der erster Steuermann auf dem Schiffe „Berkley Castle“ war und Mauritius im Jahre 1681 besuchte. Noch nicht ganz ein Jahrhundert nach seiner Entdeckung, nämlich im Jahre 1693, scheint der Dronte bereits ausgestorben gewesen zu sein; denn in einem Bericht aus

jener Zeit thut Leguat, der sorgfältige Beschreiber des Solitär, keine Erwähnung des Dodos, der später — wohl namentlich infolge des wiederholten Besitzwechsels der Insel Mauritius, die 1715 französisch und 1810 englisch wurde — so in Vergessenheit geriet, daß seine frühere Existenz seitens etlicher Naturforscher bezweifelt wurde. Indessen hat man in den letzten 30 Jahren eine große Anzahl von Dodoknochen in einem Moore auf Mauritius, dem Mare aux Songes, gefunden.

Ueber die Lebensweise des Dodo ist wenig bekannt geworden, ausgenommen, daß er gleich manchen anderen Inselvögeln flugunfähig war. Letzteres gilt auch vom Solitär, über den uns etwas mehr berichtet wird als über seinen mauritianischen Verwandten.

Manches davon will uns freilich nicht recht glaubhaft erscheinen. So soll der Vogel Thränen vergossen haben, wenn er gefangen wurde. Es wird auch mitgeteilt, daß das Männchen eines Paares niemals ein fremdes Weibchen von seinem Neste vertrieben, sondern nur sein eigenes Weibchen durch ein mit den Flügeln hervorgebrachtes Geräusch gerufen habe, damit es das fremde verjage. Umgekehrt soll das Männchen fremde Geschlechtsgenossen verjagt haben, nachdem es vorher von dem Weibchen gerufen worden sei. Leguat sagt, er hätte das öfter beobachtet, und erklärt es ausdrücklich für wahr. Aber er hat noch wunderbarere Sachen gesehen. Einige Tage, nachdem der junge Solitär das Nest verlassen habe, werde ihm durch eine Gesellschaft von 30 oder 40 alten Vögeln ein anderes Junges zugeführt, worauf sich dieses mit Vater und Mutter der Bande anschließe und auf einen Platz in der Nähe gehe, von dem die alten Vögel dann allein oder in Paaren fortzögen, um die Jungen dort bei einander zu lassen. Leguat nennt das eine Hochzeit. „Diese Eigentümlichkeit,“ sagt er, „hat etwas an sich, das ein wenig fabelhaft aussieht; nichtsdestoweniger ist das, was ich sage und was ich mehr als einmal mit Aufmerksamkeit und Vergnügen beobachtet habe, aufrichtige Wahrheit.“


Der Dodo.

Das größte unter den berühmten ausgerotteten Tieren ist das Borkentier oder Stellers Seekuh, ein sogenannter Fischsäuger, der zusammen mit den Manaten des Atlantischen und dem Dugong des Indopacifischen Oceans die Familie der Sirenen oder Seekühe bildet, die man früher zu den Walfischen zählte, jetzt aber als an das Wasser angepaßte Pflanzenfresser aus der großen Abteilung der Huftiere betrachtet.

Als der berühmte Seefahrer Bering im Jahre 1741 von einer Entdeckungsfahrt, die der Küste von Alaska gegolten hatte, zurückkehrte, erlitt er Schiffbruch an der Insel, die jetzt seinen Namen trägt und ungefähr 25 geographische Meilen von der Küste von Kamtschatka entfernt ist. Die überlebenden Mitglieder der Expedition, die zehn Monate lang auf jener Insel verweilen mußten, sollen Fleisch von Borkentieren verzehrt haben, die sie dort als Bewohner der Küstengewässer entdeckten. Indessen wurde die erste Seekuh thatsächlich erst am 12. Juli des folgenden Jahres getötet. Einen Bericht über das Aussehen, die Lebensweise und die bevorzugten Aufenthaltsorte der großen Sirene verdanken wir Berings Arzt G. W. Steller, dessen Namen das Borkentier erhielt. Steller war ein eifriger Naturforscher, der trotz der Entbehrungen, die der Aufenthalt auf der unwirtlichen Insel den Schiffbrüchigen auferlegte, seinen Untersuchungen oblag. Das Borkentier war ungefähr 7 bis 9 m lang und hatte einen Bauchumfang von etwa 6 m. Nach Stellers Schätzung wog es bis zu 8000 Pfund. Sein Kopf war im Verhältnis zum Körper sehr klein, dessen Kiefer trugen an Stelle von Zähnen eine dicke Hornplatte. Von ihrer Haut, die einer übermäßig ausgebildeten Elefantenhaut ähnelte, erhielt Stellers Seekuh den Namen Borkentier. Die Oberhaut war stellenweise gut 2 cm dick und so hart, daß sie nur mit einem Beile zerschnitten werden konnte.

Das Borkentier bewohnte herdenweise die Mündungen von Flüssen, wo es sich von Tang nährte. Es war dumm, langsam und ziemlich unbeholfen, konnte sich auch nicht durch Untertauchen schützen und wurde gelegentlich durch die Brandung ans Ufer geworfen. Wegen seiner Unfähigkeit zum Tauchen war es gezwungen, seiner Nahrung im seichten Wasser nachzugehen, und da dieses im Winter vor Eis und Sturm oft unzugänglich war, so war das Tier im Frühling sehr abgemagert.

Bald nachdem die Schiffbrüchigen nach Kamtschatka zurückgekehrt waren, wurden Expeditionen nach der Beringsinsel und ihrer Nachbarschaft geschickt, um dort zu überwintern und Pelztiere zu jagen. Den Mitgliedern dieser Jagdgesellschaften lieferte die Seekuh frisches Fleisch, das in einer Zeit höchst willkommen sein mußte, wo der Skorbut — eine Folge des Genusses von Salzfleisch — sehr gefürchtet war. Den ersten Expeditionen folgten andere, und das Borkentier mußte immer in vorderster Reihe herhalten, um Proviant zu liefern. Außerdem pflegten Schiffe, die nach der Nordwestküste von Nordamerika fuhren, bei der Beringsinsel anzulegen, um dort einen Vorrat gesalzenen Seekuhfleisches einzunehmen. Damals gab es nämlich auf Kamtschatka keine Rinder, so daß man in der Seekuh eine höchst willkommene Fleischnahrung erblickte. In den zwanzig Jahren zwischen 1743 und 1763 haben 19 Gesellschaften, jede 30 bis 50 Mann stark, auf der Beringsinsel überwintert, während andere auf der benachbarten Kupferinsel blieben und noch andere wenigstens Vorrat einnahmen. Während ihres Aufenthaltes auf der Insel lebten die Leute von frischem Seekuhfleisch; einen großen Teil ihrer Zeit verwandten sie darauf, Seekühe zu töten und einzusalzen.

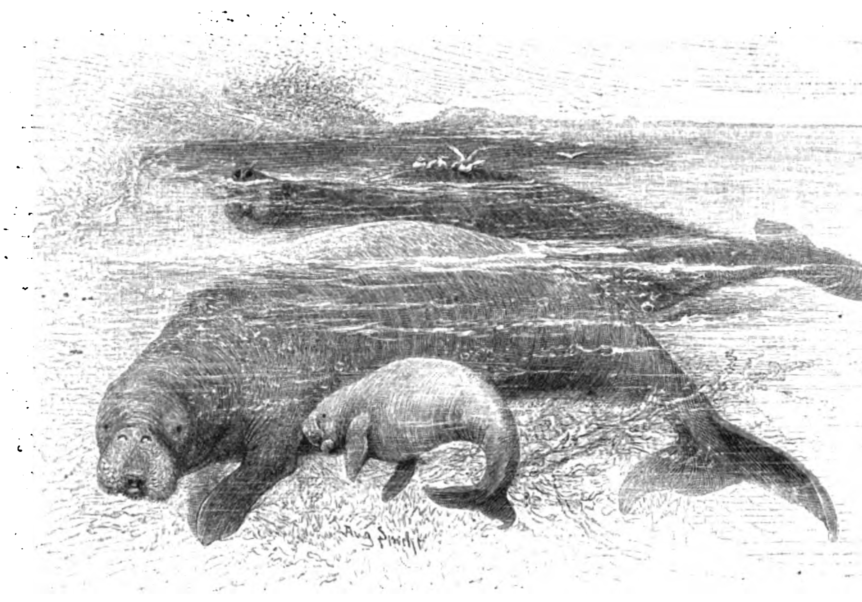
Gewöhnlich harpunierte man das Tier von einem achtruderigen Boote aus und zog es nach kurzem Kampfe an das Ufer. Oder die Fuchsjäger schlichen sich vorsichtig an die im seichten Wasser liegende Seekuh heran, um sie durch einen Lanzenwurf tödlich zu verwunden. Dabei wurden verhältnismäßig wenig Borkentiere ohne weiteres getötet; die Mehrzahl von ihnen entwichte in tiefes Wasser, um dort zu sterben und später ans Ufer getrieben zu werden. Manche Seekuh ging dabei gänzlich verloren; andere wurden von den Jägern erst so spät gefunden, daß sie unbrauchbar waren, was um so öfter geschah, als ihr Fleisch schon innerhalb der ersten 24 Stunden nach dem Tode in Fäulnis überging.

Im Jahre 1754, nur 9 Jahre nach der Entdeckung der Kupferinsel, war Stellers Seekuh auf dieser vertilgt, und 1763 war sie wahrscheinlich auch auf der Beringsinsel nahezu

Digitized by Google

ausgerottet. Das letzte Borkentier wurde 1767 oder 1768 getötet. Zwar berichtet Nordenskjöld, daß noch eins im Jahre 1854 gesehen worden sein soll. Das betreffende Tier scheint aber nach allem, was man darüber weiß, ein Narwal gewesen zu sein.

Daß die Seekuh so schnell verschwinden konnte, erscheint uns nicht weiter wunderbar, wenn wir hören, daß nicht mehr als 1500 oder 2000 Seekühe bei der Beringsinsel zur Zeit von deren Entdeckung gewesen sein sollen, und daß die Tiere nicht mehr als 15 zugängliche Futterplätze an den Küsten dieser Insel fanden.



Stellers Seekuh.

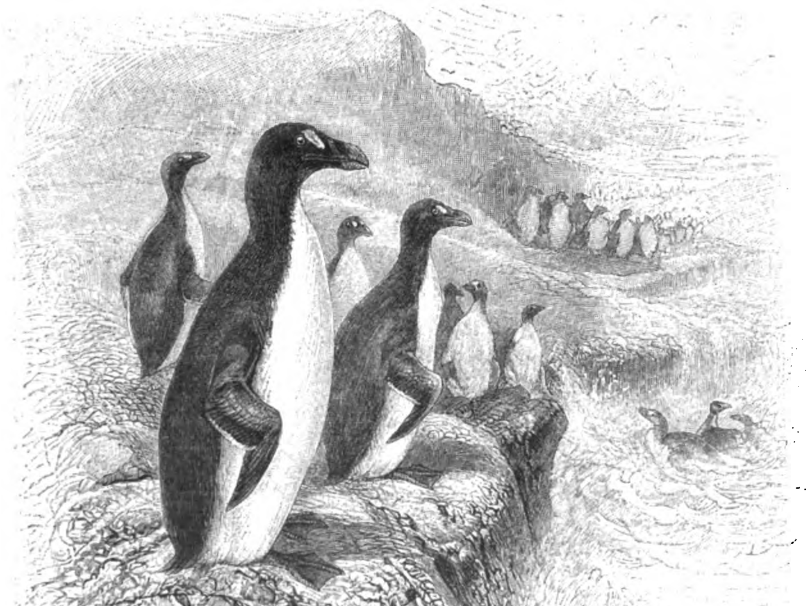
Die dritte der ausgerotteten Tierarten, von der wir dem Leser erzählen wollen, war der **Riesenalk**, das größte Mitglied seiner Familie, und nicht bloß durch seine Größe, sondern auch, gleich dem Dronte, durch seine Flugunfähigkeit ausgezeichnet, durch diese um so mehr, als er auf der nördlichen Erdhalbkugel der einzige Vogel war, dessen Flügel nicht zum Fliegen gebraucht werden konnten.

Kopf, Hals und Rücken des Riesenalks waren schwarz, die Unterseite weiß; an jeder Seite der Stirn trug er einen großen weißen Fleck. Der Vogel ruderte mit Hilfe seiner Flügel sehr behende, im Wasser tauchend, umher und führte größere Wanderungen aus als mancher fliegende Vogel. Er lebte im Norden des Atlantischen Oceans. Sein Wohngebiet erstreckte sich an der europäischen Seite von Island bis zum Meerbusen von Biscaya, an der amerikanischen von Grönland bis nach Virginien. Indessen bezeichnen die genannten Oertlichkeiten nur die Endpunkte seiner Wanderungen. Grönland und Norwegen dienten dem Riesenalk nur in geringer Ausdehnung als Wohngebiete. Seine bekannten Brutplätze waren klein an Zahl. Am häufigsten brütete er in der Nähe von Island und Neufundland auf gewissen kleinen Inseln, die als isolierte und schwer zugängliche Felsen aus dem Wasser hervorragten.

Verhängnisvoll für den Vogel wurde seine Anhänglichkeit an die altgewohnten Brutplätze und seine gesellige Lebensweise, die den Fang sehr erleichterten. Der wichtigste europäische Brutplatz des Riesenalks, eine ungefähr 6 geographische Meilen von Island entfernte Insel, wurde im Jahre 1830 von einem Erdbeben heimgesucht, infolgedessen der Brutplatz in der See versank, so daß die Vögel genötigt waren, neue Nistgelegenheit zu suchen. Die meisten scheinen nach der kleinen Insel Eldey gezogen zu sein, und da diese dicht an der Küste lag und leicht zugänglich war, so wurden die wenigen damals noch lebenden Riesenalke im Laufe der folgenden 14 Jahre getötet. Das letzte Paar erbeutete man 1844.

In Amerika begann die Vertilgung der Riesenalke 1534. Am 21. Mai genannten Jahres landeten zwei Bootbesatzungen auf Funk Island und töteten in weniger als einer halben Stunde so viele, daß sie ihre zwei Boote damit füllen konnten. Was nicht frisch zu verspeisen war, nahmen sie eingesalzen in 5 oder 6 Tonnen mit. So ging es weiter.

Französische Fischer lebten in sehr ausgedehntem Maße von diesen Vögeln, und vorbeifahrende Schiffe hielten bei Funk Island an, um Proviant einzunehmen. Die Kolonisten salzten Riesenalke für den Winter ein, und der große Ueberfluß daran spielte eine Rolle bei der Aufmunterung zur Auswanderung nach Neufundland.



Der Riesenalk.

Obwohl der Riesenalk nur ein einziges Ei legte und sich deshalb nur langsam vermehren konnte, war er bei Neufundland anfänglich in so großen Scharen vorhanden, daß es mehr als zwei Jahrhunderte dauerte, ehe er dort ausgerottet war. Aber schließlich kam man auf die Idee, die Vögel auch der Federn willen zu verfolgen, womit ihr Schicksal besiegelt war. Millionenfach wurden sie erbeutet. Ihre Körper ließ man auf den Plätzen, wo man die Alke tötete und abbalgte, verfaulen. Ungefähr zu derselben Zeit wie in Europa war der Riesenalk auch in Amerika vertilgt, wenn man auch das Jahr nicht genau angeben kann.

Im Gegensatz zu dem Dronte und dem Borkentier, von denen man nur Bilder und Knochen besitzt, ist der Riesenalk in den Museen Europas und Amerikas durch eine Anzahl von Bälgen und Eiern vertreten. Aber solche Schätze sind kostbar. Der Balg eines Riesenalks kostet, falls er ja einmal auf den Markt gebracht wird, ungefähr 2400 bis 3000 Mark, während ein Ei mit dem doppelten Betrage bezahlt werden muß.

Digitized by Google

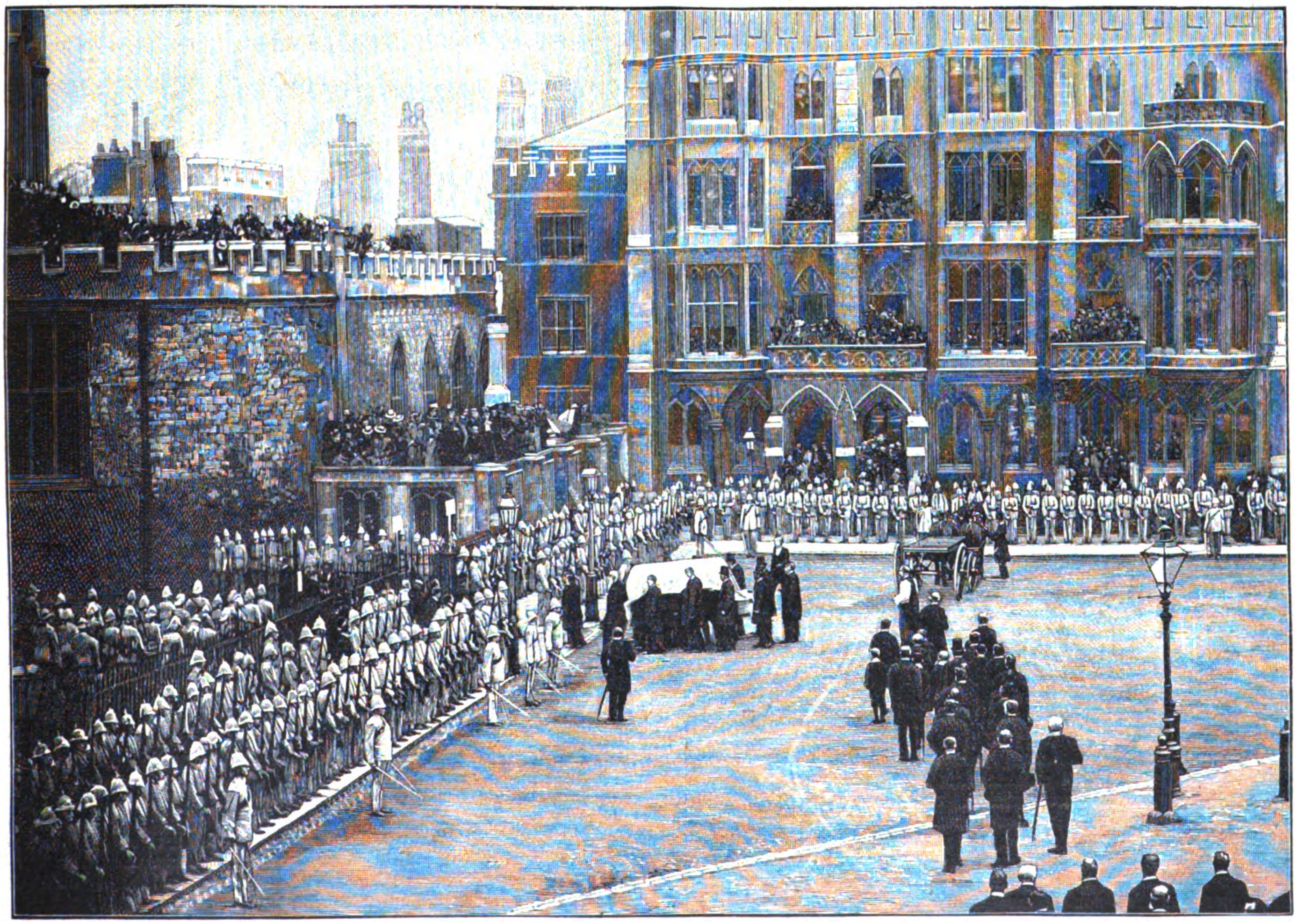
Blätter und Blüten

William Ewart Gladstone †. (Mit den Abbildungen auf dieser Seite und auf S. 413.) England betrauert den Verlust eines seiner größten Staatsmänner. William Ewart Gladstone wurde am 19. Mai durch den Tod von seinem schweren Leiden erlöst; „der große alte Mann“, wie ihn seine Landsleute nannten, hatte sich bereits seit einigen Jahren von der Politik zurückgezogen, nachdem er als Parlamentarier und Mitglied der Regierung über sechzig Jahre lang seinem Vaterlande gedient hatte. Am 29. Dezember 1809 kam er in Liverpool zur Welt als vierter Sohn eines reichen Kaufherrn. Er zeigte in seiner Jugend, als er in Eton und Oxford studierte, ausgesprochene Neigung zur Wissenschaft; eifrig widmete er sich der Theologie, sowie klassischen Studien; sein Vater bestimmte ihn aber, sich dem Berufe des Staatsmannes zu widmen. Unter den Konservativen fand William Gladstone zunächst seine Freunde, und von ihnen wurde er noch als ein junger Mann im Jahre 1832 zum erstenmal in das Unterhaus entsendet. Seine große Begabung, sein Rednertalent und seine umfangreichen Kenntnisse in den Staats- und Handelswissenschaften gewannen ihm bald die Anerkennung der leitenden Kreise. Aber in den ersten Jahren seiner politischen Thätigkeit waren seine Anschauungen noch nicht geklärt. Es vollzog sich in Gladstone eine tiefe Wandlung: aus dem Konservativen wurde er ein Liberaler, und nach zwanzig Jahren, 1852, war er bereits ein entschiedener Gegner des damaligen konservativen Ministeriums Derby. Bald wurde er einer der Hauptleiter der liberalen Partei, und 1868 trat er als solcher zum erstenmal an die Spitze der Regierung. In den harten Kämpfen, die er gegen die Konservativen führte, schwankte die Schale des Siegs. So mußte Gladstone im Jahre 1874 vor seinem Gegner Disraeli weichen. Eine Zeit lang zog er sich vom politischen Leben zurück und widmete sich der Wissenschaft; bald aber erschien er wieder auf dem Plane, um 1880 die Leitung der Regierung aufs neue zu übernehmen. Im Jahre 1885 erlitt er bei den Wahlen eine Niederlage und zog sich von seinem Amte zurück. Er war damals bereits 77 Jahre alt, aber seinem Geiste vermochte das Alter die Schärfe nicht zu nehmen. Er führte den Kampf fort und im ersten Halbjahr 1886 war er zum drittenmal leitender Minister. Aus dieser Stellung wurde Gladstone freilich schon im Sommer desselben Jahres durch den unglücklichen Ausgang der Wahlen gedrängt, aber mit erstaunlicher Energie und Rüstigkeit wirkte er weiter fort. Seine Reden zündeten, noch einmal unterlagen ihm seine Gegner und zum viertenmal wurde der nunmehr 83jährige Greis 1892 zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen, aber nun war seine Kraft gebrochen; ein schweres Augenleiden, das eine Operation nötig machte, stellte sich ein und am 3. März 1894 nahm Gladstone seine Entlassung und trat dauernd von der politischen Bühne zurück.

William Ewart Gladstone †.
Nach einer Aufnahme der Stereoscopic Company in London.

England verdankt dem Verstorbenen eine Reihe wichtiger innerer Reformen; er förderte dessen Finanzen und Welthandel, sorgte für freiheitliche Entwicklung des Staates und suchte die Irländer zu versöhnen. Weniger glücklich war er auf dem Gebiete der äußeren Politik. Er beging hier schwere Fehler, die wiederholt seinen Sturz herbeiführten. Deutschland hat er keine Freundschaft entgegengebracht. In dem Kriege 1870/71 zeigte er trotz äußerer Neutralität Sympathien für Frankreich.

In der Geschichte wird Gladstone eine der eigenartigsten Erscheinungen



Gladstones Leichenbegängnis.
Nach einer Photographie von J. Russell' Sons in London.

Digitized by Google

bilden. Er besaß eine Vielseitigkeit, eine Fülle des Wissens und geistiger Interessen, die geradezu erstaunlich sind. Dieser gewandte Staatsmann, glänzende Redner und eifrige Volkstribun war zugleich ein hervorragender Schriftsteller und Gelehrter; auf allen möglichen Gebieten des Wissens war er bewandert; er zeichnete sich aus als Altertumsforscher und Theologe, als Sprachforscher und Naturforscher, und mit größter Gewandtheit und Schärfe verstand er als Journalist die Feder zu führen. Sein erstes Werk, das schon im Jahre 1838 erschien, war „Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche". Dann schrieb er über die Handelsgesetzgebung und 1858 gab er ein großes dreibändiges Werk über Homer heraus. Bis zuletzt war er in der Stille seines Landhauses in Hawarden litterarisch thätig, und in den letzten Monaten seines Lebens hatte er noch das Material zu einem Werke über die Apostolischen Väter gesammelt.

Seit 1839 war Gladstone mit Catherine Glynne glücklich verheiratet. Drei Söhne entsprossen dieser Ehe, und das greise Ehepaar hätte übers Jahr die diamantene Hochzeit feiern können. Wiederholt wurde dem verdienten Staatsmann die Pairswürde angeboten; er hat sie aber nicht angenommen, denn auf Titel legte er keinen Wert.

Die Beisetzung des Verblichenen in der Westminsterabtei zu London am Sonnabend vor Pfingsten gestaltete sich zu einer großartigen Trauerfeier. Schon am Donnerstag vorher war der große Tote von Hawarden nach London übergeführt und in Westminsterhall, dem mit dem Parlamentsgebäude verbundenen Staatspalast, aufgebahrt worden. Hier war der gesamten Bevölkerung Gelegenheit geboten, noch einmal die Züge des greisen allverehrten Mannes zu schauen. Das Leichenbegängnis vereinigte die Prinzen des königlichen Hauses, die Mitglieder des Ministeriums, die höchsten Würdenträger der Kirche, der Universitäten, des Heeres, der Flotte mit den Mitgliedern des Parlaments und der Gesandtschaften des Auslandes um den Sarg. Dem Willen des Toten entsprechend, verlief die Feier ohne jede Entfaltung äußerlichen Prunkes. Um zehn Uhr bildete sich der Zug, der den Sarg von Westminsterhall in die Westminsterabtei überführte. An der Spitze schritten die Mitglieder des Unterhauses, geführt von dem „Sprecher" in seiner mittelalterlichen Tracht. Es folgten der Lordkanzler mit den Lords. Neben dem Sarg, über den eine weiße Atlasdecke gebreitet war, schritten der Prinz von Wales, der Herzog von York, Salisbury und andere Minister, sowie die ältesten Freunde des Verstorbenen. Die männlichen Mitglieder der Familie Gladstones, seine Beamten, Landleute aus Hawarden bildeten den Schluß. Drinnen ertönten die feierlichen Klänge von Beethovens „Aequali", welchem der Trauermarsch Schuberts folgte. Die Kirche war dicht gefüllt. Mitten im Chor war eine Bahre aufgestellt, auf welcher der Sarg während der Einsegnung ruhte. Für die Mitglieder des Parlaments waren schwarzdrapierte Tribünen errichtet. Das Grab in der Halle war mit schwarzem Tuch ausgelegt. In den liturgischen Gottesdienst teilten sich der Dechant der Abtei und der Erzbischof von Canterbury. Nach der Bestattung, welcher die Witwe dicht neben der Gruft beiwohnte, beendete der Totenmarsch aus Händels „Saul" die erhebende Feier.

Die Westminsterabtei am Parliamentssquare ist unter den vielen Kirchen der Themsestadt die berühmteste; sie ist das britische Pantheon. Ihre jetzige Gestalt erhielt sie im 13. Jahrhundert unter Heinrich III und Eduard I, nur die Westfassade und die beiden Türme stammen aus späterer Zeit. Namentlich von dem westlichen Haupteingange aus gesehen, gewährt die in Gestalt eines lateinischen Kreuzes erbaute Kirche den erhabenen Anblick eines Meisterwerks frühgotischer Baukunst, vor allem aber ist die herrliche Halle berühmt als das Nationalmausoleum und die Ruhmeshalle Englands. In ihr sind alle englischen Könige und Königinnen von Eduard dem Bekenner bis zur Königin Viktoria gekrönt worden; in ihren Mauern ruhen die sterblichen Ueberreste der meisten Herrscher und ihrer Familien von jenem Eduard ab bis auf Georg III. Hier haben ferner nach ihrem Hinscheiden die berühmtesten Kriegshelden Englands, seine großen Staatsmänner, Gelehrten, Dichter und Künstler ihre letzte Ruhestätte gefunden oder sind durch Denkmäler verherrlicht worden. Im sogenannten „Dichterwinkel" des südlichen Querschiffs hat man den größten Dichtern des Landes Standbilder errichtet und in der „Staatsmännerecke" im nördlichen Querschiff die berühmtesten Staatsmänner in gleicher Weise verherrlicht. Ein Grab in diesem Nationalheiligtum gilt nicht mit Unrecht als die letzte und höchste Ehre, welche die Nation dem Verdienste ihrer Söhne zuerkennt, und in der „Staatsmännerecke" hat am 28. Mai auch William Ewart Gladstone einen Platz gefunden. Wir erblicken dort auf der rechten Seite u. a. die Denkmäler von William Pitt, Lord Chatham, Lord Palmerston und William Lord Mansfield; auf der linken Seite der beiden Canning, des Viscount Stratford de Redcliffe, der Lords Beaconsfield und Castlereagh und Sir Robert Peels. Die Gruft Gladstones befindet sich vor der linken Reihe. Auf unserm vor der Bestattung aufgenommenen Bild (S. 413) ist die Stelle durch den geöffneten Fußboden und umherliegenden Schutt kenntlich; rechts erhebt sich die Statue Peels († 1850), dann folgt das Denkmal des Admirals Sir Peter Warren († 1752), neben diesem steht die Statue von Gladstones langjährigem Rivalen aus dem konservativen Lager: Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield († 1881). Auch Gladstone wird in der „Staatsmännerecke" der Westminsterabtei ein Denkmal erhalten.

Rudolf Koller.

Nach einer photographischen Aufnahme von R. Ganz in Zürich.

Rudolf Koller. (Mit Bildnis.) Am 24. Mai dieses Jahres beging der auch in Deutschland wohlbekannte und geschätzte schweizerische Tiermaler Rudolf Koller in hoher Rüstigkeit und ungebrochener Arbeitskraft seinen siebzigsten Geburtstag. Als Sohn eines züricherischen Metzgermeisters fand Koller in seiner Jugend schon Gelegenheit, das Leben der Tiere eingehend zu beobachten. Seine Malstudien machte er in Düsseldorf, Paris und München, dann wandte er sich wieder nach Zürich, wo er seit bald 40 Jahren in der Idylle des Zürichhorns am prächtigen See sein Heim und sein Atelier aufgeschlagen hat, das er seitdem nur zum Zwecke größerer Kunstreisen verläßt. Nach einem Werdegang, der viele Widerstände zu besiegen hatte, begründete er in den sechziger Jahren seinen Ruf als ausgezeichneter Tierschilderer, und im folgenden Jahrzehnt erwarb er sich durch seine Bilder auf den Kunstausstellungen zu Wien, München und Paris einen internationalen Ruf. Gemälde seiner Hand schmücken die Galerien von Wien, Dresden, Madrid und anderen Kunststädten, besonders viele sind in schweizerischen Sammlungen ausgestellt, andere, die in Privatbesitz übergegangen sind, haben sich über alle Länder Europas verteilt. Von seinen Bildern ist wohl keines durch Reproduktion so bekannt geworden wie das meisterhafte Gemälde „Die Gotthardpost", das, nachdem die Gotthardbahn die Post ersetzt hat, auch zu einem kulturgeschichtlichen Dokument geworden ist. Alle seine Bilder gewinnen den Beschauer durch die Kraft der realistischen Darstellung, durch die Kunst, mit der alle Geheimnisse der Tierseele sich darin spiegeln, durch überredende Wahrheit und Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Bleiben die Tiere, seine Pferde und Rinder, immer das Meisterstück seiner Gemälde, so versteht es Koller doch in hohem Maß, sie in einen der Stimmung des Ganzen angemessenen Naturrahmen zu stellen, so daß er, wenn er nicht der geniale Tiermaler wäre, immerhin als ein bedeutender Landschafter gelten müßte; auch die Darstellung der engen Verbindung, des freundschaftlichen Verkehrs zwischen Mensch und Haustier, wie sie besonders das Landleben mit sich bringt, gerät ihm trefflich, nicht wenige seiner Gemälde sind nicht nur Tier-, sondern stimmungsreiche Genrebilder aus dem Leben des Bauers. In arbeitsreichen Jahrzehnten hat Koller wohl 600 Bilder, die sich den Markt erobert haben, gemalt; die meisten davon waren während des Monats Mai und der ersten Hälfte des Juni zu Zürich in einer Ausstellung vereinigt, die, zu Ehren des siebzigjährigen Meisters angeordnet, ein packendes Bild seiner rastlosen Künstlerthätigkeit gewährte und viel besucht und gewürdigt wurde.

Das alte Rathaus zu Dortmund.

Nach einer photographischen Aufnahme von Borschel u. Jordan in Dortmund.

Das alte Rathaus zu Dortmund. (Mit obenstehender Abbildung.) Zu den interessantesten Bauten Dortmunds zählt das alte Rathaus, das in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut wurde und das älteste in Deutschland ist. Ursprünglich befand sich in dem Erdgeschoß des

Digitized by Google

Bauwerks eine Verkaufshalle für die Gilde der Tuchhändler und in dem ersten Stocke die „große Ratsstube“. Nach der Marktseite zu öffnet sich eine zweiteilige Vorhalle, die nach der Meinung Sachverständiger eine Nachahmung der offenen Gerichtshallen der alten Richthäuser darstellt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde an die rechte Seite des Rathauses ein neuer kleiner Teil, das sogenannte „Brothaus“, angebaut. In dem Erdgeschoß befanden sich der Verkaufsstand der Bäcker und die große Ratswage; das obere Stockwerk diente als „kleine Ratsstube“ und war mit der „großen Ratsstube“ in dem Hauptbau verbunden. Der Rathausgiebel, der mit dem Standbilde Karls des Großen geschmückt war, wurde schon im Jahre 1608 abgenommen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde das Rathaus gänzlich umgebaut, dabei seiner Zieraten beraubt und durch häßliche Zuthaten gänzlich entstellt. Inzwischen ist aber wie in anderen Städten so auch in Dortmund der Wunsch nach Erhaltung berühmter Baudenkmäler der Vergangenheit rege geworden. Erst vor kurzem (vgl. Jahrgang 1897, S. 356, der „Gartenlaube“) haben die Dortmunder das Gildenhaus renoviert, und gegenwärtig ist man damit beschäftigt, auch das alte Rathaus wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke haben freigebige Kunstfreunde der Stadt 150 000 Mark aufgebracht; die Provinz Westfalen hat ferner 20 000 Mark und die Stadt 50 000 Mark beigesteuert. Mit dem Umbau, der nach einem Plane des Stadtbauinspektors Kullrich ausgeführt wird, hat man bereits begonnen, und voraussichtlich wird dieses Wahrzeichen der „Tremonia“ bis zum Frühjahr n. J. in „alter Pracht und Herrlichkeit“ dastehen. Nach seiner Renovierung wird das Rathaus in seinen Räumen die Schätze des Dortmunder Museums bergen und zu Repräsentationszwecken verwandt werden. *

Das Wartburgfest von 1848. (Mit obenstehendem Bilde.) Der stolze Aufschwung des Nationalbewußtseins, welcher im Frühjahr 1848 das deutsche Parlament ins Leben rief, hat bald nach dessen Zusammentritt auch in einer großen öffentlichen Kundgebung der deutschen Studentenwelt seinen Ausdruck gefunden. Von Jena aus, dessen Studentenschaft 1817 das erste große Wartburgfest veranlaßt hatte, war an die Studierenden aller deutschen Universitäten eine Einladung ergangen, die für die kommenden Pfingsttage eine allgemeine Versammlung in Eisenach und auf der Wartburg anberaumte. Die Reform der deutschen Universitäten im Geiste der neugewonnenen Freiheit und Einheit war der Zweck der Versammlung. Von dem Wartburgfest des Jahres 1817 hatte die nationale Freiheitsbewegung, die jetzt gesiegt hatte, ihren Ausgang genommen; damals hatte man hier oben den Erinnerungstag an die Völkerschlacht bei Leipzig unter lebhaften Protesten begangen wider die Metternichsche Reaktionspolitik, welche das deutsche Volk um die Früchte des heldenmütigen Kampfes gegen Napoleon betrog. Jenes erste Wartburgfest hatte dann dem österreichischen Staatskanzler den Vorwand geboten für die grausame „Demagogenverfolgung“, deren Hauptopfer die auf der Wartburg gegründete Deutsche Burschenschaft war. Unter der Herrschaft der Bundesbeschlüsse, welche die Demagogenverfolgung gesetzlich regelten, waren dann die Universitäten der nämlichen polizeilichen Ueberwachung verfallen wie Litteratur und Presse. Die Vorträge der Professoren unterstanden einer peinlichen Censur; die Reisen der Studenten, ihre Uebersiedelung an andere Universitäten bedurften der behördlichen Genehmigung; den österreichischen Studenten war es nahezu unmöglich gemacht, auf anderen deutschen Hochschulen jenseit des „Mautcordons“ zu studieren. Gerade dieser unerhörte Druck hatte viel dazu beigetragen, daß die besten Männer unter den Professoren, die edelsten Jünglinge unter den Studenten Führer und Anhänger der politischen Opposition wurden. Jetzt war der Druck beseitigt, die mit allen Mitteln niedergehaltene Opposition der Patrioten hatte gesiegt — nun galt es, dem Gewinn des Sieges Gesetzeskraft für alle Zeiten zu sichern.

Dieser Aufgabe entsprachen die Beschlüsse, welche die Versammlung, zu der mehr als 1200 Studenten in Eisenach eintrafen, am 11. und 12. Juni nach lebhaften Beratungen faßte. Eine Adresse an die Frankfurter Nationalversammlung gelangte zur Annahme, und die darin enthaltenen Hauptforderungen lauteten: die Universitäten sollen Nationalanstalten werden; die Oberleitung übernimmt das Unterrichtsministerium; im einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt; unbedingte Lehr- und Hörfreiheit wird gewährt; jede akademische Ausnahmegerichtsbarkeit wird aufgehoben. Diese Forderungen fanden dann in der Paulskirche bei Beratung der „Grundrechte“ auch Berücksichtigung. Des weiteren setzte die Versammlung, an welcher Korpsstudenten ebenso teilnahmen wie Burschenschafter, einen Ausschuß ein für die Neuordnung des Verhältnisses der Studenten untereinander. Dieser Ausschuß stellte die folgenden Grundsätze auf: „Die Studenten vereinigen sich zu einer großen organisierten Studentenschaft, deren Mitglieder völlig gleichberechtigt sind; jeder Student einer deutschen Universität ist auch akademischer Bürger der anderen.“ Bei den Verhandlungen, denen Lang aus München, ein Württemberger, mit sicherer Kraft präsidierte, platzten die Geister lebhaft aufeinander; doch die vermittelnden Anträge kamen zu friedlicher Annahme.

Von den festlichen Veranstaltungen, welche nach den Beratungen die Studenten in froher Lust vereinigt sahen, bildete das Fest auf der Wartburg am Abend des dritten Pfingstfeiertags die Krone. Nachmittags um 5 Uhr versammelten sich die Teilnehmer auf dem Eisenacher Marktplatz. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ging's dann

Das Wartburgfest im Jahre 1848.

Nach einer gleichzeitigen Abbildung gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

den Berg hinauf zu der alten ehrwürdigen Feste. Voran schritt, wie einer der Teilnehmer, Robert Keil, erzählt, der Wiener Stephani mit dem schwarzrotgoldnen Banner, das die Wiener Studenten mitgebracht hatten. Dieselben waren in der schmucken Tracht der „akademischen Legion“ erschienen. Im Hof der Wartburg, die damals noch nicht in alter Pracht wiederhergestellt war, waren Tische aufgeschlagen für den Kommers, der bald nach Eintreffen des Zugs all die begeisterungsvollen Vertreter der deutschen studierenden Jugend aus Nord und Süd, aus Ost und West in echter „Gaudeamus“-Stimmung vereinigt sah. Die Hauptrede hielt hier der Jenenser Burschenschafter Wehrenpfennig; sein Hoch auf die patriotische und freundschaftlich gesellige Einigung der deutschen Studentenschaft fand in den Herzen aller Anwesenden begeisterten Wiederhall. Heraufziehendes Unwetter löste später den Kreis und störte einigermaßen die Durchführung des Programms. In plaudernden, jubelnden, singenden, trinkenden Gruppen verteilte man sich in den Gemächern der Burg, welche der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar den Teilnehmern gastlich zur Verfügung gestellt hatte.

Unter den fröhlichen Scholaren befand sich auch ein Burschenschafter aus Heidelberg, der wenig als Redner hervortrat, aber in engerem Kreise durch seinen Humor sich viele Freunde gewann. Er wußte viel aus Frankfurt zu erzählen, denn dank seinen Heidelberger Beziehungen war es dem jungen Doktoranden soeben gelungen, dort Welckers Sekretär in der badischen Bundesgesandtschaft zu werden. Das war Joseph Viktor Scheffel, der damals ganz vom Geiste der nationalen Bewegung ergriffen war und schwerlich ahnte, daß er mit seinem „feuchtfröhlichen“ Humor in der folgenden trüben Zeit erneuter Zerrissenheit der Nation der Lieblingsdichter der deutschen Studentenwelt werden würde, auch als poetischer Verherrlicher der Wartburg. J. P.

Zuflucht im Walde. (Zu dem Bilde S. 393.) Mitten im Walde, auf dessen dichtumgrünten Pfaden sich das junge Paar traulich plaudernd erging, ist es vom Unwetter überrascht worden. Der entfesselte Sturm warf ihnen den stärker und stärker fallenden Regen ins Gesicht und der junge Tannenbestand am Wege bot ihnen keinen Schutz. Tiefer flüchteten sie in den Wald; eine mächtige Eiche wurde ihr Ziel, die mit ihrer gewaltigen Krone hoch über die Fichten und Tannen in ihrer Nähe emporragte. Durch dichtes Unterholz und wildwachsendes Rankenwerk mußten sie sich den Weg bahnen; aber dann fanden sie auch unter dem Baum die erhoffte Zuflucht. Sein dichtes Laubdach hielt den Regen ab, und wohlgeborgen lauschten sie nun aus ihrem sicheren Versteck den gewaltigen Stimmen der durch den Wald tobenden Elemente. Schon aber läßt das Wetter nach, schon blitzen Strahlenstreifen vom sich aufhellenden Himmel über die Blumenwildnis zu ihren Füßen hin und ein Buchfink, der sich mit ihnen hierher geflüchtet, reckt auf seinem dürren Ast das Hälschen und begrüßt mit frohem Pfeifen das Sonnenlicht. Prüfend schaut der Gatte ins Weite, ob diesen Zeichen auch zu trauen sei; aber von den Zügen seiner jungen Frau ist längst alles Bangen gewichen; an den geliebten Mann gelehnt, der sie so sicher hierher geführt hat, fühlt sie sich auf dem Plätzchen unter der Eiche so wohl, daß sie an den Aufbruch noch gar nicht denken mag.

Kohlenvorrat der Erde. Die Kohlenvorräte der einzelnen, Kohlen produzierenden Länder hat man schon mehrfach zu schätzen versucht; unter anderem sind in neuester Zeit namentlich die auf ganz eingehenden Berechnungen fußenden Schätzungen der Kohlen Deutschlands und Englands durch den Geheimen Oberbergrat Nasse hervorzuheben. Auf originelle Art hat aber im vergangenen Jahre Lord Kelvin den Kohlenvorrat, den die gesamte Erde birgt, berechnet.

Er geht davon aus, daß sämtliche Kohle, was man ja als ganz sicher annehmen darf, pflanzlichen Ursprungs ist. Als die Erde sich nun noch in einer der frühesten Stufen ihrer Entwicklung befand, bestand die dieselbe umhüllende Atmosphäre fast ganz aus Kohlensäure, und erst infolge des Auftretens der Vegetation bildete sich Sauerstoff, der durch die Zersetzung der Kohlensäure und des Wassers durch die Pflanzen mit Hilfe des Sonnenlichtes entstand. Es kann daher nicht mehr Kohle in der Erde vorhanden sein, als dem in der Atmosphäre enthaltenen Sauerstoff und der Verbindung der Kohle mit diesem zu Kohlensäure entspricht. Nun kommen auf 1 qm Erdoberfläche, da der Luftdruck 1 kg für den Quadratcentimeter beträgt, 10 000 kg (1 qm hat $100 \times 100 = 10\,000$ qcm), das sind 10 Tonnen Luft, die also zufolge dem Verhältnis ihrer Zusammensetzung 2 t Sauerstoff enthalten. Wollte man nun diese 2 t zur Herstellung von Kohlensäure verwenden, so würden dazu $^2/_3$ t Kohlenstoff erforderlich sein, folglich sind auf jedem Quadratmeter Erdoberfläche etwa $^2/_3$ t Kohlen vorhanden.

Die ganze Erdoberfläche ist nun 510 Billionen = 510 Millionen mal Millionen Quadratmeter groß, folglich befinden sich in der Erde $^2/_3 \times 510 = 340$ Billionen Tonnen Kohle. Davon würden auf England und Schottland, ohne Irland, mit zusammen 229 661 Millionen Quadratmeter Oberfläche etwa 153108 Millionen Tonnen kommen, auf Deutschland mit 540 596 Millionen Quadratmeter Oberfläche etwa 420398 Millionen Tonnen. Nach dem jetzigen Stand der Kohlenförderung in beiden Staaten (England etwa 200 Millionen, Deutschland 150 Millionen Tonnen im Jahr) berechnet, würden also die Kohlenvorräte reichen für England etwa 700 Jahre, für Deutschland etwa 2800 Jahre, und da der Kohlenverbrauch der ganzen Welt zur Zeit, ganz hoch berechnet, gegen 800 Millionen Tonnen beträgt, so würde, selbst einen Verbrauch von 1000 Millionen Tonnen fürs Jahr angenommen, der gesamte Kohlenvorrat der Erde etwa 340 000 Jahre vorhalten. Zur Beunruhigung darüber, daß die Kohlenlager in absehbarer Zeit erschöpft werden könnten, liegt hiernach keine Veranlassung vor, selbst wenn man zugiebt, daß nicht alle in der Erde aufgespeicherte Kohle für Industriezwecke verwendbar ist. Dr. — dt.

Herzblättchen.

Nach dem Gemälde von Hans Knoechl.

Die erste Einladung. (Zu dem Bilde S. 408 und 409.) In der Jugendzeit unserer Großeltern war Werben und Freien mehr als heute an feierlichen Brauch und strenge Sitte gebunden. Verlöbnis und Ehe vollzogen sich in Formen, welche die Wahl der Herzen ganz unter die elterliche Obrigkeit stellten. Wie reines Herzensglück und warmer Anteil des Gemüts jedoch auch unter diesem Formenzwang gar wohl gediehen, läßt unser Bild in anmutendster Weise erkennen. Der junge Herr Gerichtsaktuar, der vor kurzem mit glücklichem Erfolg um die Hand der erwachsenen Tochter seines gestrengen Herrn Chefs bei diesem angehalten hat, ist zum erstenmal zur Sonntagstafel bei den künftigen Schwiegereltern geladen. Die Geliebte bekam er erst zu sehen, als es zu Tische ging. Hier aber ist es ihm vergönnt, sie sogleich im Amte der Wirtin walten zu sehen, und liebliche Bilder schwellen seine Brust von der kommenden Zeit, da sie als seine liebe Hausfrau am eigenen Tisch ihre häuslichen Talente entfalten wird. Ihr mit Worten zu sagen, was ihn bewegt, verbietet ihm die gute Sitte, der Respekt vor den Eltern der Angebeteten. Aber seine Blicke künden es ihr, während er ihr in gewählten Worten höflicher Galanterie seine Bewunderung ausdrückt. Der Herr Rat und die selbst noch jugendliche Frau Rätin sind sichtlich zufrieden mit der Wahl ihrer Aeltesten. Und auch dem hübschen Schwesterlein der Braut gefällt der zukünftige Herr Schwager.

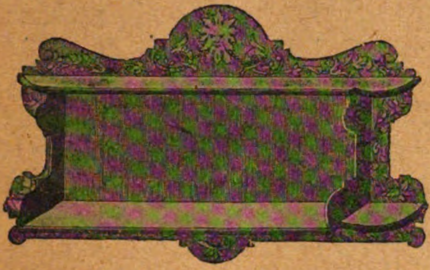
Herzblättchen. (Mit obenstehendem Bilde.) Wo giebt es wohl ein Bild seligerer Zufriedenheit und wunschloseren Glückes als eine Mutter mit dem Kindlein im Arme! Ob sie in den Prachträumen eines Palastes sitzt oder auf der schlichten Holzbank im Garten, wie hier die junge Frau in Altholländer Tracht, überall ist's der gleiche Blick höchster Mutterwonne, mit dem sie das zärtlich ans Herz gedrückte Köpfchen betrachtet. Und so eng umschlossen auch dies stille Glück scheint — das Herz empfindet es als so unermeßlich, daß alle Schätze der Welt zu gering wären, es einer Mutter abzukaufen!

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Büchergestell mit Brandmalerei oder Flachschnitt. Das Ornament läßt sich sowohl für Brandtechnik als auch für Flachschnitt verwenden, und da erstere allen Liebhaberkünstlern be-



Büchergestell mit Brandmalerei oder Flachschnitt.

kannt sein dürfte, so sind wohl nur über letzteren ein paar Worte zu sagen. Auf die einzelnen, vom Tischler sauber zugerichteten Brettchen (am besten aus Lindenholz für den Anfänger) baust man sorgfältig das Muster, dessen Umrisse dann mit dem gut geschliffenen Zierbohrer nachgezogen werden, welcher auch die Bogen elastisch nimmt. Jedoch beachte man, daß der Zierbohrer nur auf der Oberfläche des Holzes gleiten darf, nicht hineinbohrend.

Man kann, um beide Hände frei zu haben, das Brett an den Tisch anschrauben, wozu das Sägebrett von der Laubsäge praktisch ist. Drückt man zu stark auf mit dem Zierbohrer, so läuft man Gefahr, leicht über das Ziel hinaus, ja sogar in die Hand zu gleiten. Sind sämtliche Formen der Zeichnung umrissen, so wird der Grund mit der gewöhnlichen Korn- oder Rauhpunze gepunzt, jedoch: je enger desto schöner. Das Beizen der nun fertigen Brettchen besorgt am besten der das Ganze zusammenfügende Tischler.

L. v. Sp.

Hängerkleidchen.

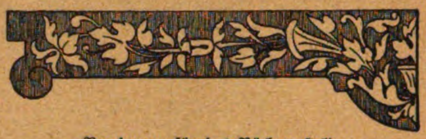
Hängerkleidchen mit Stickerei. Das nebenstehend abgebildete Kleidchen wird aus Kongreßstoff oder aus dem zum Besticken vorzüglich geeigneten Gitterkrepp hergestellt. Der Schluß befindet sich auf dem Rücken, so daß das Kleidchen vorn glatt herunterhängt und die Falten schön zur Geltung bringt. Aus den Aermellöchern reicht je eine breite Quetschfalte bis zur Achsel und wird dortselbst mit Schleifen verziert. Die einfache Stickerei wird ein- oder zweifarbig ausgeführt und dem Ganzen ein selbständiges leichtes Futter gegeben.

Die Gummiringe der Konservengläser halten bei verständiger Behandlung mehr als ein Jahr, müssen aber zum Anfang der Einmachezeit auf ihre Fähigkeit des luftdichten Verschlusses neu geprüft werden. Wer einen solchen Verschluß beim Herausnehmen des Kompotts nicht einfach mit dem Messer oder der Nadel anstach, sondern vorsichtig zwischen Ring und Deckel hinein die Messerspitze schob und letzteren langsam lüpfte, der hat Aussicht, seine Gummiringe unverletzt zu finden. Um darüber Gewißheit zu erhalten und sich vor künftigem Schaden zu schützen, ist es genügend, ein Stück brennendes Papier in das Einmacheglas zu werfen und schnell den Deckel über dem Ring zu schließen. Nach einigen Sekunden versuche man, den Deckel zu heben. Leistet er Widerstand, so ist der luftdichte Verschluß noch gut, läßt er sich heben, so muß ein neuer Gummiring eingelegt werden, weil sonst das Eingemachte sicher schimmeln würde.

Krawattenschleife.

Krawattenschleifen für Damen. Sehr beliebt sind zur Zeit die Halsschleifen aus Seidenband, mit Spitzen, die sich von den bisher üblichen dadurch unterscheiden, daß das Band nicht zur Schleife doppelt zusammengelegt, sondern der Breite nach genommen, am einen Ende fein in Fältchen gefaßt wird, nach außen frei ausspringt; zwei oder drei solcher fächerartiger Teile liegen übereinander, je reicher desto besser. Den äußeren Rand besetzt man mit einem besonders eingekrausten Spitzchen oder einer ganz feinen Rüsche von Gaze, der Knoten in der Mitte muß sehr fest und klein sein. Auch aus Tüll oder Spitze allein läßt sich diese Schmetterlingsform gut herstellen.

Barometerblumen bilden eine nicht uninteressante chemische Spielerei, die jedoch auch sehr nützlich werden kann, wenn man sie zur Kontrolle der im Zimmer vorhandenen Luft benutzt, die bekanntlich ebensowenig ganz trocken wie sehr feucht sein darf. Man löst 10 Teile Kobaltchlorid (aus der Apotheke) in so viel destilliertem Wasser, als zur völligen Lösung erforderlich ist, setzt 2 Teile Glycerin hinzu, ferner 1 Teil Kochsalz und schließlich 5 Teile zuvor in



Verzierung für das Büchergestell.

kaltem Wasser gequollene und hiernach in warmem Wasser aufgelöste Gelatine. Sodann wird alles heiß gemacht (nicht gekocht!) und nach dem Abkühlen durch feine Gaze filtriert. In die Flüssigkeit taucht man nun aus ungefärbtem Stoff angefertigte Blumen, die mit künstlichen Blättern 2c. zu einem Strauß gebunden werden können. Sind die Blumen tiefrot, so ist große Feuchtigkeit vorhanden, Rosenrot bedeutet feucht, Blaurot mehr trocken als feucht, Lavendelblau sehr trocken.

Deckchen auf Waschtüll, Blattform. Bekannt sind die kleinen Leinwanddeckchen mit garn- oder seidefestonnierten Rändern in Form eines gezackten Blattes, wie man sie gern in Brotkörbchen oder metallene Kuchenschalen legt. Noch zierlicher machen sich diese auf einer Unterlage von starkem Waschtüll, der ringsum einen breiten Rand bildet und die Form des Blattes in größerem Format genau wiederholt. Das aus Leinwand geschnittene Blatt wird auf den Tüll geheftet und die äußere Form ringsum in genügendem Abstand vorgezeichnet; die Ränder des Leinwandblattes verbindet man im Ausfestonnieren mit dem Tüll, für den äußeren Rand zieht man mit losem Stopfgarn eine dicke Kontur im Tüll vor, über die man dann die seidenen Festonstiche legt. Den übrigen Stoff schneidet man vorsichtig weg; die Adern des Blattes stickt man feiner und lichter als den Rand.

Deckchen auf Waschtüll.

Hauswirtschaftliches.

Verschiedene Verwertung alter Leinwand. Keine sparsame und praktische Hausfrau wird alte Leinwand, sei es nun Tischzeug, Handtücher, Laken oder Leibwäsche, fortwerfen, sondern sie wird sie sorgfältig aufheben und zu allerhand praktischen Sachen verwenden, zu denen ihr die folgenden Winke allerhand Anregungen geben mögen.

Vom Tischzeug schneidet man vorerst die besten Stellen heraus und fertigt aus ihnen einesteils Kinderservietten, die mit kleiner Kreuzstichborde oder nur einem farbigen Monogramm in Strickstich verziert werden, oder man benutzt sie zur Herstellung von Obstmundtüchern, franst sie dazu ringsum aus und verziert sie mit Hohlnaht und in einer Ecke mit einer kleinen Stickerei in Stiel- und Zierstich. —

Auch Pudding- und Kuchentücher lassen sich aus mürbegewordenem Tischzeug sehr gut herstellen, sie werden in gewünschter Größe geschnitten und nur einfach gesäumt. Da diese Tücher weder sehr angegriffen noch beschmutzt werden, also auch keinerlei starke Wäsche erfordern, so lohnt sich ihre Herstellung wohl, sie halten immerhin mehrere Jahre. Kleinere Tischzeugreste geben nette Beutel für alle möglichen Sachen, sie werden nur einfach zusammengenäht, mit Zugsaum versehen, durch den ein Leinenband geleitet wird, und erhalten in einfachem Stielstich die Inhaltsangabe mit rotem Waschgarn aufgestickt. Die letzten Reste geben, je nach ihrer Größe, entweder Spültücher oder auch nur Anfasser. Da natürlich nur noch die dünnsten, auch die zerrissenen Stellen übrig geblieben sind, muß man immer fünf bis sechs solcher Stücke — die schlechtesten nach innen — übereinanderlegen und diese kreuz und quer durch- und zusammensteppen. Man braucht diese Tücher einfach, bis sie entzwei gehen, und wirft sie dann fort, Anfasser werden ebenso, nur kleiner hergestellt.

Bettzeug wird man wohl meist erst verwenden, wenn die Betttücher nicht mehr zu wenden und zu flicken sind, man wird deshalb meist nur an den Rändern noch gute Stücke finden, aus denen sich recht gut Bügelbrettüberzüge machen lassen. Feines altes Bettzeug giebt außerdem die besten Erstlingswindeln und liefert die trefflichsten Verbandbinden, die in einem ordentlichen Haushalt nicht fehlen dürfen.

Diese Binden müssen 6 bis 10 cm breit sein, ihre Länge wählt man ganz verschieden. Sie werden an beiden Seiten bestochen, an einem Ende in eine Spitze geschlagen und mit einem Band zum Zubinden versehen. Man rollt sie fest auf und legt sie in die Hausapotheke, in der man auch andere beliebig groß und kleine Stücke alter Leinwand aufbewahrt. Bleibt noch alte Leinwand übrig, so kann man Putz- und Fenstertücher davon nähen. — Abgenutzte leinene Leibwäsche, die zudem immer mehr außer Mode kommt, bietet kaum große Stücke, sie ist meist nur zum Flicken zu verwenden. Bei den Handtüchern ist meist die Mitte abgenutzt, während der Rand noch gut ist. Man thut daher gut, die zerrissene Mitte herauszuschneiden und die beiden Längsstreifen zusammenzunähen und mit doppelter Naht zu versehen, sie können dann als Messer- oder Abreibetücher noch trefflich verwandt werden.

Um die so hergestellten Restertücher von den guten Wäschesachen zu unterscheiden, bindet man sie mit einem andersfarbigen Band zusammen und legt diese Haufen für sich auf ein besonderes Brett des Wäscheschrankes. H.

Blüten zum schnellen Aufblühen zu bringen. Wie oft, wenn man selbstgezogene Blumen für den Schmuck einer Festtafel oder als Geschenk benutzen möchte, steckt die Sonne, die treibende Kraft, hinter dichten Wolken in den voraufgehenden Tagen und die Blüten entfalten sich nicht zur rechten Zeit. Liegt einem nun sehr viel daran, die Blumen zu einem bestimmten Zeitpunkt erschlossen zu sehen, so thut man gut, sie 3 bis 4 Tage vorher mit recht langen Stielen abzuschneiden. Man stellt sie in ein recht hohes Gefäß mit Wasser, in welchem man ein bohnengroßes Stück Salpeter auflöste, an einen möglichst warmen Ort. Das Wasser erneuert man täglich, bis die Blumen aufgeblüht sind. Dann gilt es, sie bis zur bestimmten Zeit recht frisch zu erhalten. Dies erreicht man, wenn man neues, mit etwas Kochsalz vermischtes Wasser in das Gefäß thut, die Blumen hineinstellt und diesen Topf in ein noch größeres, mit Wasser gefülltes Gefäß stellt. Ueber das Ganze stülpt man eine Glasglocke, die auf dem Rand des äußeren Blumengefäßes ruht und die Blumen oben einige Centimeter überragt. Durch das verdunstende Wasser, welches sich unter der Glocke sammelt, bleibt die Luft über den Pflanzen feucht und erhält sie frisch. H.

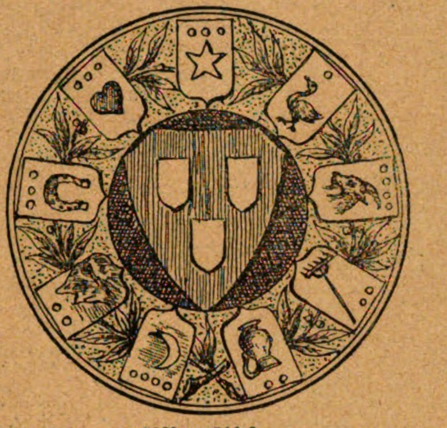
Zungengericht. Bei unerwartet eintreffendem Besuch kann ich als ausgezeichnetes Einschiebegericht die folgende Zungenspeise, die in meinem Hause oft erprobt und bewährt befunden ist, allen Hausfrauen sehr empfehlen. Die Bereitung der ansehnlichen Schüssel erfordert nur knapp eine halbe Stunde Zeit, falls man die praktischen Fray-Bentos-Zungen in Büchsen vorrätig hat und einige frische Gurken rasch beschaffen kann. Die Zunge erwärmt man in der geöffneten Büchse im Wasserbade im eigenen Saft, wobei man die Zunge mehreremal wenden muß, damit sie durch und durch heiß wird. Die Gurken schält man, schneidet sie in Scheiben, dünstet sie in Butter durch, überstäubt sie mit Mehl, giebt etwas von der Zungenbrühe und eine Messerspitze Liebigs Fleischextrakt daran und schmort sie weich. Zuletzt giebt man etwas Pfeffer und einen Löffel Citronensaft zu den Gurken, die nun zu sämiger Sauce zerkocht sein müssen. Die Zunge wird aus der Brühe genommen, in Scheiben geschnitten und mit der Sauce überfüllt. Geröstete Brotscheiben ißt man dazu. L. H.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Künstlerwappen“.

Von Al. Weixelbaum.



Silbenrätsel.

be col gei go go ha he jor ka le li na no pen ster tin vern win.

Es sind neun Silben zu suchen, die (doppelt benutzt) mit obigen achtzehn Silben neun Paare zweisilbiger Wörter ergeben. Die gesuchten Silben, deren Anfangsbuchstaben eine Königin des Altertums nennen, bilden immer die Endsilbe des ersten und die Anfangssilbe des zweiten Wortes. Beispiel: Jor**dan**, **Dan**te. Die Wörter bezeichnen: 1. eine Stadt in Rußland und ein Nahrungsmittel, 2. einen Raubvogel und einen männlichen Vornamen, 3. eine Stadt in Südamerika und einen militärischen Rang, 4. einen biblischen Ort und einen Titelhelden aus Freytags „Ahnen“, 5. eine griechische Göttin und einen Vogel, 6. einen Namen aus den ersten Kapiteln der Bibel und ein Handwerkszeug mit scharfer Spitze, 7. eine Stadt im Elsaß und einen männlichen Vornamen, 8. einen biblischen Namen und einen Fluß in Ostpreußen, 9. ein Wild und einen Fluß in England.

A. St.

Logogriph.

Mit **e** da streckte kampfesfroh
Es viele einstmals in den Sand;
Die Königstochter war's mit **o**,
Ihm ward der Preis aus ihrer Hand.
Und als er beugt vor ihr das Knie,
Hat Amor rasch auf sie gelenkt
Den Pfeil, so daß dem Ritter sie
Im Herzen es mit **u** geschenkt.

Oscar Leede.

Entzifferungsaufgabe.

Fakuko kisifa Surarifusiga, fakuko kisifa Kerifusiga,
Fekusi resifokikufofigoko kiso'go, rigigu, goka karuko!
Rasifogasi Kofosefisigo gusikukosifo koforifusiga,
Sogaki kisikuga Furasegisu sukafafako sogaresifogukaruruko.

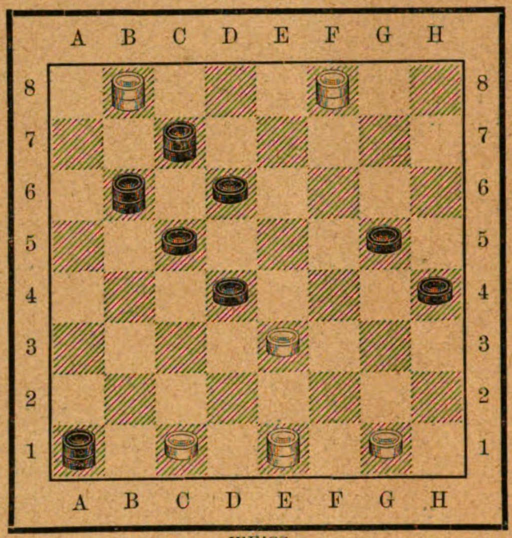
Si. Fusikufisira.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 12. Pacht.

Damespielaufgabe.

Von A. Stabenow in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung des Versteckrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 12.

1) **Arden nennen**,
2) **norm**ales,
3) Arma**da un**terlag,
4) **W**er**re is**t,
5) Die **Ste**inkohle,
6) rech**ter Win**kel,

1) Ardennen, 2) Norma, 3) Daun, 4) Reis, 5) Este, 6) Erwin.

Andree — Nansen.

Auflösung der Umstellungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 12.

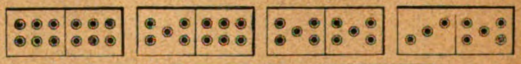
1) **D**rakon, 2) **I**lse, 3) **E**pos, 4) **W**ilna, 5) **E**ros, 6) **I**dol, 7) **S**elma, 8) **S**iena, 9) **E**dwin, 10) **D**arius, 11) **A**ugen, 12) **M**ehl, 13) **E**ssen.

„Die weisse Dame.“

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 12.

Flügel (Lüge).

Auflösung der Dominoaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 12.

Im Talon lagen: 

B behielt:

C behielt:

Der Gang der Partie war: I. A 5/4, B 4/3, C 3/6, D 6/0; II. A 0/5, B —, C —, D —; III. A 5/1, B 1/4, C 4/6, D —; IV. A 6/1, B 1/3, C 3/3, D 3/2; V. A 2/5 (= 86).

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

— Soeben erschienen! —

Das Glück ★ und andere Novellen.

Von Arthur Sewett.

Inhalt:
Das Glück. — In der Heilanstalt.
Ein Sommernachtstraum.

Preis elegant geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein warmfühlendes, zum Herzen sprechendes Erzählertalent giebt sich in den obigen drei, zu einem Bande vereinigten Novellen kund. Ein wahrhaft poetischer Zauber liegt über diesen anmutigen, durch ihre geschickte, eigenartige Erfindung in hohem Grade fesselnden Erzählungen, von welchen besonders die zu Anfang dieses Jahres in der „Gartenlaube“ erschienene Novelle „Ein Sommernachtstraum“ als ein Kabinettsstück feinsinniger Stimmungsmalerei bezeichnet werden darf.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

14. Heft. Preis 10 cents. 6. Juli 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G.m.b.H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (7. Fortsetzung)	422
Ein Tag im Postzeitungsamt zu Berlin. Von Wilhelm Berdrow	431
Elektrische Touristenbahnen	436
Der Künstlerverein „Malkasten" in Düsseldorf. Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Jubiläum. Von Ed. Daelen. Mit Abbildungen	437
Antons Erben. Roman von W. Heimburg (Schluß)	439
Der „Brutus" der Mediceer. Von Isolde Kurz. Mit Abbildungen (Schluß)	443

Blätter und Blüten: Wilibald Alexis. S. 450. — Die neuen Kölner Hafen- und Werftbauten. (Mit Abbildung.) S. 451. — Die wirtschaftliche Frauenschule. S. 451. — Ostseeküste bei Groß-Dirschkeim. (Zu dem Bilde S. 421.) S. 451. — Ein Schwerenöter. (Zu dem Bilde S. 441.) S. 451. — Therese Malten. (Mit Bildnis.) S. 452. — Das Opfer. (Zu dem Bilde S. 425.) S. 452. — Wasserpartie. (Zu dem Bilde S. 429.) S. 452. — Heitere Jagdgeschichten. (Zu dem Bilde S. 449.) S. 452. — Koloriertes Schmecken. S. 452.

Illustrationen: Ostseeküste bei Groß-Dirschkeim. Von J. Wentscher. S. 421. — Das Opfer. Von R. Ernst. S. 425. — Wasserpartie. Von Konr. Egersdörfer. S. 429. — Abbildungen zu dem Artikel „Der Künstlerverein ‚Malkasten' in Düsseldorf". Die Festaufführung des Düsseldorfer „Malkastens" zu Ehren Kaiser Wilhelms I im Jahre 1877: Blüchers Rheinübergang bei Caub. Von Fritz Neuhaus. S. 432 und 433. Initiale. Im Garten des „Malkastens" zu Düsseldorf. Von Ed. Daelen. S. 437. Schlußbild. S. 438. — Ein Schwerenöter. Von E. Louyot. S. 441. — Abbildungen zu dem Artikel „Der ‚Brutus' der Mediceer". Kardinal Ippolito. Von Tizian. S. 444. Herzog Cosimo I von Florenz. S. 445. — Heitere Jagdgeschichten. Von Fritz Paulsen. S. 449. — Die neuen Kölner Hafen- und Werftanlagen. Von R. Mahn. S. 451. — Therese Malten als Isolde. S. 452.

Hierzu Kunstbeilage XIV: „Partie aus dem Garten des ‚Malkastens' in Düsseldorf". Von W. Degode.

Kleine Mitteilungen.

Tuchblumen. Noch immer bildet die Herstellung künstlicher Blumen eine Lieblingsbeschäftigung von Damen und jungen Mädchen. So verschiedenartig aber auch schon die Materialien sind, aus denen man Blumen macht, so gern nimmt man weitere Anregungen entgegen. Neuerdings kommen wieder die Tuchblumen sehr in Mode und werden vornehmlich in Verbindung mit mehr oder weniger Stickerei als Auflagen zu zahlreichen Gegenständen verwendet, z. B. Arbeitsbeuteln, Wandkörbchen, Kissen, Lambrequins, Buchdeckeln u. dergl. — Tuchblumen kannte schon Goethes Mutter, aber wie bescheiden mögen sie gewesen sein bei der geringen Auswahl des Materials und dem Geschmack der damaligen Zeit! Geschickt angefertigte und gruppierte resp. aufgenähte Tuchblumen sehen entzückend aus, dank den heutzutage so vielartig und vielfarbig vorhandenen Stoffen und Stickfäden, und wer etwas Originelles schaffen möchte, dem ist die Anfertigung freistehender oder applizierter Tuchblumen sehr zu empfehlen.

Selbstverständlich darf man nur einfarbige Stoffe benutzen und hiervon wieder möglichst nur solche, die den Naturfarben von Blumen und Blättern entsprechen. Man kann sparsamerweise billige Reste dieser Art sich verschaffen; kleine Stücke ergeben schon eine reichliche Anzahl von Blumen. Allzu dick sollen die Stoffe nicht sein, auch nicht mit irgend einem Strich versehen und schließlich auch keine ausfasernden Webefäden haben. Am besten eignen sich wohl die zu den nordischen Stickereien üblichen Filztuche, die außerdem in den zartesten Farben im Handel sind und gewiß von jedem größeren Tapisseriegeschäft bezogen werden können. Man kann diese Filztuche oder besser die daraus zugeschnittenen Blumenteile ꝛc. übrigens auch anfeuchten und mit einem Fingerhut oder Holz in gewölbte Formen pressen.

Will man freistehende Tuchblumen anfertigen, so ist der Arbeitsgang der Herstellung aller anderen Stoffblumen fast ganz gleich: man schneidet sich die benötigten Formen nach einer Vorlage mit der Schere zu und befestigt sie untereinander mit möglichst unsichtbaren Stichen; die Staubfäden — dünne, mit einem Knoten versehene Tuchstreifchen — sind hierbei mit einzulegen, ebenfalls darf man beim Zusammensetzen das Einlegen des Stieldrahtes nicht vergessen. Die Adern und Schattierungen freistehender Tuchblumen werden mit Pinsel und Farbe markiert. Recht saftig aufgetragene Bronzefarben, die teils nach dem Schatten zu verwaschen, teils in Strichen aufgesetzt werden, sind am effektvollsten, besonders wenn man sehr belichtete Stellen noch mit Gold oder Silber hervorhebt. — Anders verfährt man bei den auf Stoffgegenstände zu applizierenden Tuchblumen. Hier sollen sie zwar auch plastisch hervortreten, sind jedoch flach zu gruppieren. Die Adern und Schattierungen können gemalt oder gestickt werden. In letzterem Fall zeichnet man die Einzelformen auf das Tuch auf, spannt dieses in einen Rahmen und stickt nun mit buntfarbiger Seide, Goldschnürchen, Kantillen, Perlen ꝛc. möglichst naturgetreu die Formen aus, ohne hierbei jedoch den Grundstoff ganz zu verdecken. Erst hiernach werden die Teile ausgeschnitten und auf den Gegenstand entweder glatt appliziert oder nur an einigen Stellen aufgeheftet, um eine etwas bewegtere Gestalt zu erzielen. Sehr schön sehen mehrblätterige Blüten aus, deren Formen zwei- bis dreimal in abnehmender Größe und immer hellerer Nuance übereinander gestickt werden.

Soutacheverzierung. Auf Jäckchen, glatten Taillen, Röcken und Capes sieht man jetzt oft Posamenterieverzierungen aus einfacher Soutache oder auch reich mit Schmelzperlen benäht; vor Jahren war dies ebenso modern, und damals stellten die Damen diese nette, solide Arbeit vielfach selbst her, mit geringen Kosten und nicht allzuviel Mühe. In der Großstadt giebt es ja derartiges massenhaft, wenn auch nicht gerade billig, zu kaufen; am kleinen Ort und auf dem Lande aber lohnt sich's auch heute noch, ein Muster, wie es die Modezeitungen bringen, auf Pausleinwand durchzuzeichnen und die Soutache selbst zu einem hübschen Ganzen zu verbinden. Erst wird sie, genau den Linien des Musters folgend, auf die Pausleinwand geheftet, wobei man darauf achte, daß sie scharf und genau umbiegt, wo eine Ecke oder Spitze zu nähen ist. Dann näht man die Litzen überall, wo sie einander kreuzen, aneinanderstoßen oder umwenden, mit ein paar feinen Stichen mit Seide fest, wobei man sich hütet, die Leinwand mit anzustechen. Gitterstiche und Spinnen zwischen den einzelnen Formen werden ebenfalls in Seide ausgeführt.

Das fertige Muster muß, von der Pausleinwand losgetrennt, in sich fest zusammenhängen und wird dann möglichst unsichtbar auf den Stoff appliziert. Es giebt verschiedenartige Zierbörtchen, gedrehte Seidenschnürchen ꝛc., die sich außer der üblichen wollenen Soutache dafür verwenden lassen und durch reichliches Benähen mit Schmelzperlen und kleinen Jetplättchen noch eleganter werden. Meist wird die Arbeit in Schwarz ausgeführt, aber auch farbige Soutache mit buntschillernden Metallperlen und weiße, mit Wachsperlchen benäht, sind beliebt und bieten der schaffenden Phantasie einen weiten Spielraum.

Wäschesack für Spitzen. Von Zeit zu Zeit veranstaltet die fleißige Hausfrau Spitzenwäsche und -flickerei. Zum Sammeln und Aufbewahren der feineren Sachen ist ein besonderer Wäschebeutel praktisch, der aus irgend einem leichten Stoff als längliche Tasche angefertigt werden kann. Soll er sich gewöhnlich in der Nähe des Arbeitstisches aufhalten, so erhält er eine gefällige Verzierung durch Stickerei oder aufgenähte Spitze ꝛc., auch ein durch Beinringe gezogenes Schlußband mit Schleife.

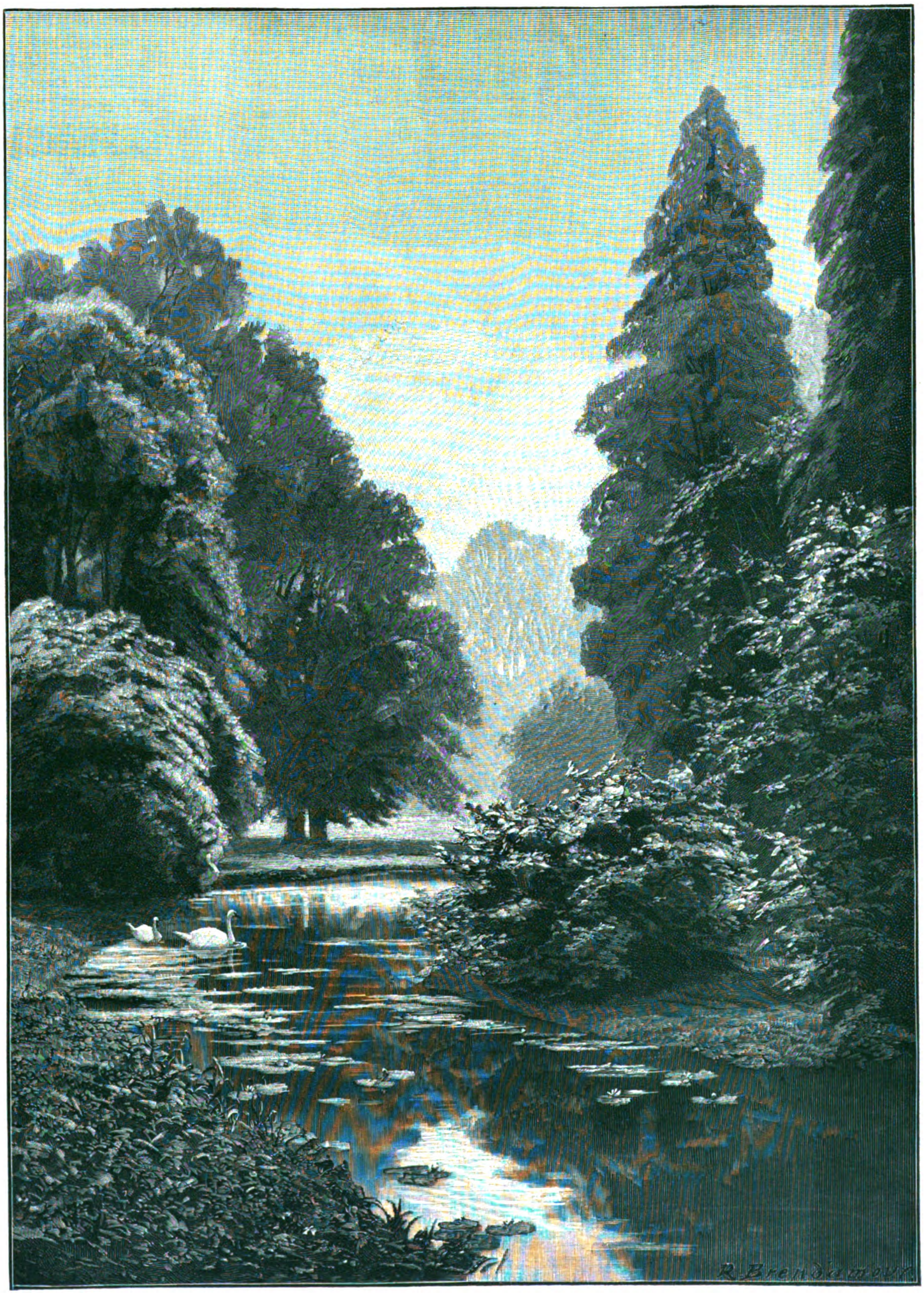
Rindfleischgericht aus Suppenfleisch. Im Sommer hält sich das gekochte Suppenfleisch, dem leicht kleine Reste von Suppengrün anhaften, nur ganz kurze Zeit; am besten verwendet man deshalb das Fleisch gleich an demselben Tage, an dem man die Brühe kocht. Eine treffliche und gut schmeckende Benutzung des Rindfleisches bietet das folgende Gericht. Wenn das Fleisch aus der Suppe genommen ist, hackt man es sofort mit drei Löffeln voll vorher weich gedünsteter Champignons und einer geriebenen Zwiebel fein. Auch 150 g Reis — für $1/2$ kg fettdurchwachsenes Suppenfleisch gerechnet — kocht man vorher in Salzwasser mit einem Eidick Butter und einer Messerspitze Liebigs Fleischextrakt weich, mengt unter diesen Reis einige Löffel Sahne und ein Ei, mischt das gehackte Fleisch, Pfeffer und etwas Muskatnuß darunter und füllt diese Mischung in eine flache, gut vorgerichtete Tortenform. Die Oberfläche belegt man mit Butterstückchen, bestreut sie dick mit geriebenem Käse und bäckt das Gericht 20 Minuten. In dieser Zeit bereitet man eine Tomatensauce, zu der man eine braune Mehlschwitze mit Tomatenbrei und Fleischbrühe zu sämiger Beschaffenheit kocht. Im Verein mit der aus dem Rindfleisch gekochten Fleischbrühe, welche am besten eine Einlage aus Sommergemüsen erhält, giebt das Rindfleischgericht mit der Tomatensauce ein treffliches Mittagsmahl. L. H.

Suppe von Hühnerresten. Niemals sollte ein Hühnergerippe nach der Mahlzeit weggeworfen werden, denn es ergiebt noch bei richtiger Bereitungsart eine vortreffliche Suppe. Man zerstößt zu diesem Behuf den ganzen Ueberrest, Knochen, Fleisch- und Füllungsteilchen, fein im Mörser, bräunt die Masse dann mit Butter oder Rindsfett und einer Zwiebel scharf an und füllt mit kochendem Wasser auf (3 bis 4 Teller voll auf ein Huhn gerechnet), worein noch etwas Suppengrün, Gelberübe und Sellerie gegeben wird. Nach zweistündigem Kochen schüttet man die Brühe durch ein Haarsieb, richtet sie über einem Eigelb an und giebt geröstete Semmelschnitten dazu auf den Tisch.

Echter Karlsruher Zwieback. $1/2$ l Milch, 200 g Zucker, 250 g Butter, stark 2 Pfund Weißmehl, eine Messerspitze voll gestoßener Zimmet, für 5 Pfennig Hefe. Von $1/4$ l Milch macht man einen Vorteig und läßt ihn gehen, bis er wieder fällt. Dann nimmt man die übrige Milch, löst den Zucker darin auf und macht mit dem Rest des Mehles einen recht festen Teig, arbeitet zuerst den Vorteig, dann die Butter und den Zimmet darunter. Hierauf wird der Teig auf das Nudelbrett genommen, längliche Laibchen daraus geformt und auf ein mit Speckschwarte gestrichenes Blech gesetzt. Der Teig muß so fest sein, daß er schön stehen bleibt. Nun muß er nochmals gehen und wird in einem nicht zu heißen Ofen schön gelb, aber nicht hart gebacken. Am folgenden Tag schneidet man die Laibchen in dünne Schnitten und röstet dieselben auf beiden Seiten hellgelb.

Digitized by Google

Digitized by Google



PARTIE AUS DEM GARTEN DES „MALKASTENS“ IN DÜSSELDORF

Nach dem Gemälde von W. Degode

Digitized by Google

Halbheft 14. 1898.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Ostseeküste bei Groß-Dirschkeim.
Nach der Natur gezeichnet von J. Wentscher.

Digitized by Google

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.) Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Felix Kosel war ein vorzüglicher Reiter, der sich nicht leicht durch die Laune eines Pferdes überraschen, nicht leicht aus dem Sattel bringen ließ. Im Hof von Valahora wäre er aber bei einem Haar auf das elende, aus spitzen und eckigen Steinen bestehende Pflaster niedergesaust. Die großen und die kleinen Hunde sprangen Meta von allen Seiten an, und die sanfte, vernünftige Stute stieg empört in die Höhe und feuerte aus, daß die Funken stoben. Kosel, der wie gewöhnlich vergessen hatte, seine Reitpeitsche mitzunehmen, konnte dem Hundevolk gegenüber keine andere Waffe gebrauchen als zur Ruhe ermahnende Worte und Winke. Das Geheul der vierbeinigen Burgwächter rief endlich den zweibeinigen herbei. Bartolomäus trat aus der Thür seiner ebenerdigen Wohnung, pfiff dem Hundevolk, kam auf Kosel zu und beantwortete seine Frage, ob Herr Bornholm zu sprechen sei, verneinend.

„Nicht zu sprechen? Ja so," murmelte Kosel und versank in Gedanken. Nach einer Weile raffte er sich auf, wiederholte: „Nicht zu sprechen", und ritt heim und konnte kein Ende finden mit der Beschreibung seines merkwürdigen Erlebnisses. Er war in Valahora gewesen, ja drüben in Valahora, hatte Herrn Bornholm besuchen wollen, ja er, und Herr Bornholm hatte sagen lassen, daß er nicht zu sprechen sei. Das ist doch keine Manier. Wie? Alle mußten zugeben, daß es keine Manier sei.

Dafür aber am nächsten Vormittage, welche Ueberraschung! Bornholm ließ sich bei Herrn von Kosel melden, wurde — vor lauter Ueberraschung — empfangen und sogar ziemlich freundlich. Er fand den Herrn von Velice umkreist von Rauchwolken, die seinem Tschibuk entstiegen, inmitten eines Ringgebirges von Zeitungen. Kosel stand auf und reichte ihm die Hand.

„Sie sehen, daß ich da Zeitungen ordne," sprach er.

„Ja," erwiderte Bornholm. „Und ich komme, um Ihnen zu sagen, daß ich sehr bedaure, Ihren Besuch versäumt zu haben. Ich war nicht zu Hause."

„Sie waren nicht zu Hause? Ja das, das ist etwas andres. Das ist ja etwas andres." Und nun stieg er über das Gebirge, an der Stelle, wo es am niedersten war, und lud Bornholm ein, auf einem der großen Fauteuils Platz zu nehmen: „Ich ordne da einige Zeitungen, heute kommt der Buchbinder. Also. Sie sind gestern nicht zu Hause gewesen. Ich habe Sie besuchen wollen."

„Sie wünschten Nachrichten von Ihrem Sohn zu erhalten," sagte Bornholm, „ich kann Ihnen die besten geben. Er verträgt das Klima, die Strapazen, ist der Leiter der Station. Ich bin nur noch ein Bummler."

Kosel trug ihm eine Cigarre an, er wies sie fast mit Ekel zurück, er rauche nicht mehr.

„Nicht mehr? wieso, wie kommt das?"

„Wahrscheinlich habe ich mich überraucht."

„Ueberraucht; ein gutes Wort, ich habe es noch nie gehört und auch noch nicht gelesen und man liest in Zeitschriften doch oft neue Worte. Halten Sie Freemans Journal? Es ist berühmt."

„Joseph liest es."

„Ja, der Joseph! Er wird doch auch einmal ans Nachhausekommen denken müssen. Ewig geht das nicht so! Eine große Reise hat er jetzt auch gemacht. Wo waren Sie also mit ihm?"

Levin hatte mehr Geduld mit seinem nicht sehr aufmerksamen Zuhörer, als er mit Elika gehabt hatte, die gar zu gern eine aufmerksame Zuhörerin gewesen wäre. Er beantwortete Kosels Fragen ziemlich ausführlich und sprach dann von seiner Absicht, den Winter in Valahora zuzubringen, und von der Notwendigkeit, sich in seinem Raubneste ein wenig einzurichten. Auch ein Pferd mußte er haben und hatte erfahren, daß Herr von Kosel eines der seinen verkaufen wolle. — Verkaufen, ein Pferd? Das war Herrn von Kosel neu. Soviel er wußte, dachte er nicht daran, ein Pferd zu verkaufen. Wirklich dachte er in dem Augenblick an nichts anderes als an Freemans Journal. Levin betrachtete ihn mit Geringschätzung. Was für ein Hohlkopf; und was für vage Augen er hat! In die kommt wohl niemals ein Ausdruck. Nun — das war ein Irrtum, der, kaum entstanden, widerlegt wurde.

Aus den „vagen" Augen Kosels, der Levin gegenüber saß, mit dem Gesichte der Thür zugekehrt, leuchtete plötzlich etwas Liebes, Gutes. Es verflog bald wieder, aber es war doch dagewesen, hatte diese schönen, nichtssagenden Züge belebt.

„Aha, oho, die Kleine!" sagte er.

Levin wendete sich: auf der Schwelle, unter der zurückgeschlagenen Portiere stand Elika.

Sie machte einen kurzen Knicks, ging auf ihren Vater zu, umarmte ihn und sprach: „Ich bin schon einige Minuten da und jetzt erst siehst du mich. Herr Bornholm meint den Hansl."

„Wie — was — den Hansl?"

„Herr Bornholm wird gehört haben, daß du ihn weggeben willst."

„Ja so, den Hansl, ja den! Aber Herr Bornholm braucht ein Reitpferd, und der Hansl läßt sich nicht reiten; du weißt ja."

„Warum?" fragte Levin und Elika erwiderte:

„Er ist zu bös."

„Kein Tier ist bös, kein vernunftloses Wesen ist bös."

„Dann thut der Hansl nur dergleichen, aber so schrecklich natürlich, daß es ihm jeder glaubt." Sie lachte, geriet aber sogleich in Verlegenheit darüber, daß sie gelacht hatte, umarmte ihren Vater noch einmal und nahm Platz auf der breiten Lehne seines Fauteuils, wie auf einem Damensattel. Einer ihrer Füße kam in seinem hellbraunen Schuh unter dem Saume des weißen Kleides zum Vorschein, fein gefesselt, fast lächerlich schmal, und so waren auch die Hände, die sie nachlässig um das hinaufgezogene Knie schlang. Ihr einfaches Matrosenhütchen hatte sie in den Nacken geschoben, ihre etwas zu hohe Stirn war ganz frei, ihre feinen Haare, sehr dicht geworden, ringelten sich nicht mehr. Sie wurden zurückgekämmt und in einen Zopf geflochten, der ihr über den Rücken hing. Wunderhübsch angewachsen waren diese feinen, an den Wurzeln fast weißen Haare und bildeten da, wie sich aufbäumend, einen schimmernden Bogen um die Stirn und die Schläfen. Elika fing an, ihrer schönen Mutter ähnlich zu sehn, und doch konnte man sie nicht einmal hübsch nennen, mit ihrem blassen Gesichtchen und ihren blassen Augen. Was anzog, was gefiel, das war ihre Anmut, ihr um Liebe werbendes Wesen.

Das Gespräch drehte sich noch immer um Hansl, der den Reitknecht, einen jungen verwegenen Burschen und vorzüglichen Reiter, so oft abgeworfen hatte ...

„Vierzehnmal," fiel Elika ihrem Vater ins Wort, „bis der Papa ihm verboten hat, wieder aufzusteigen. Und jetzt soll der Hansl eingespannt werden, aber der Kutscher Vincenz sagt, das geht auch nicht. Und das ist so schad', denn der Hansl ist schön und jung und fehlerfrei."

Sie seufzte und jeder andere hätte ihre Wichtigthuerei drollig gefunden, Bornholm fand sie aber unausstehlich und dachte: Jetzt spielt sie sich gar auf die Pferdekennerin.

„Ist Hansl wirklich fehlerfrei?" fragte er Herrn von Kosel über die Kleine hinweg, und der Blick, mit dem er sie dabei streifte, war alles eher als wohlwollend.

Die sonst so leicht Verletzte zeigte nicht eine Spur von Empfindlichkeit. Nur eine leise Traurigkeit dämmerte in ihren Augen, und der kluge, ausdrucksreiche Mund, der Klang ihrer Stimme, jede ihrer Bewegungen verrieten stille Ergebung ins Unvermeidliche, und ein Versichern, ein inniges Beteuern: Kränke mich so viel du willst — ich verzeihe.

„Fehlerfrei — also gekauft," lautete das letzte Wort, das Bornholm am Ende der Beratung, die sich nun entsponnen hatte, sprach: „Ich lasse das Pferd morgen abholen." Er stand auf und auch Kosel erhob sich.

„Oho! Sehen müssen Sie es früher doch." Er war ganz aufgekratzt und ungewöhnlich geistig beisammen, die Gegenwart des Australiers wirkte außerordentlich belebend auf ihn. „Die Katz' im Sack darf man nicht kaufen."

„Kommt auf den Verkäufer an," erwiderte Levin, und Elika traute ihren Ohren nicht — das war ja eine Art Kompliment, zum mindesten eine Höflichkeit. — „Aber wenn Sie wollen, sehen wir ihn an."

Digitized by Google

Auf dem Wege durch den Garten zu den Stallungen trafen sie die ganze Familie in Begleitung des Herrn Pfarrers. Luise kam ihrem Vetter entgegen, und ihr Anblick machte ihm das Vergnügen, das man empfindet, wenn einem ein Licht aufgeht:

„Ja so, du bist da, ich habe nicht gewußt, wieso sie hergekommen ist, die Kleine."

Bornholm wurde den Alten, die Jungen wurden ihm vorgestellt, und die Gesellschaft machte sich auf zum Besuche Hansls.

Die Pferde in Velice führten ein beneidenswertes Dasein. Sie waren vortrefflich untergebracht, genährt, gewartet. Sie verdienten aber auch ihr Glück, alle ohne Ausnahme, die Wagen- und die Reitpferde, die Siebzehnfäustigen und die Ponies, lauter edle, feurige und leutselige, menschenfreundliche Tiere. Ihr freudiges Gewiecher und Gestampfe begrüßte die Eintretenden, besonders ihre junge Gebieterin und ihre jungen Gebieter, von denen sie mit Lob und Liebesbeteuerungen überschüttet wurden. Hansl blieb stumm und regungslos in seiner Ecke. Er war isoliert; links von ihm die Mauer, rechts drei leere Stände. Man schien zu fürchten, daß seine Nähe der Bravheit seiner Kameraden Gefahr bringen könnte.

Kosel befahl, ihn herauszuführen, auf den mit Lohe bestreuten Longierplatz vor den Stallungen. Dahin begab man sich, und der immer galante Leopold brachte Stühle für die Damen.

Schon unter der Thür leistete Hansl den ersten Widerstand, spreizte die Vorderbeine und schlug gewaltig aus.

„Wie ein gemeiner Wald- und Wiesenesel," sagte Leopold, aber Bornholm erwiderte:

„Nein, er ist schön."

Knallende Peitschenhiebe, die ein hinter dem Unband Stehender ihm versetzte, trieben ihn vorwärts. Da war er. Ein Kohlfuchs ohne Abzeichen, etwas hochbeinig, mit breiter Brust, prachtvollem Hals und Kreuz und ziemlich plumpem Kopf, den er in die Höhe hob, um mit Verachtung, mit heißem ingrimmigen Haß auf die Menschen, die Peiniger, herabzuschauen. Er schüttelte sich, blies die Nüstern aus und stieß einen scharfen, bedrohlichen Laut, mehr ein Schreien als ein Wiehern, aus. Eines seiner großen, rotunterlaufenen Augen war geschwollen und blutrünstig, die Haut mit Striemen getigert. Scharfe Sporen hatten ihm die Flanken zerwühlt; einmal ums andere durchlief ein kurzes, nervöses Zucken seinen mißhandelten Leib.

Luise stand hinter dem Stuhle der Tante Renate, und einige Schritte weit von ihr, zwischen Kosel und Leopold, Levin Bornholm. Sie wußte selbst nicht, warum sie gerade jetzt zu ihm hinsehen mußte; vielleicht weil auch seine Augen sich auf sie gerichtet hatten. Aus seinem Gesichte sprach eine so mühsam zurückgehaltene zornige Entrüstung, daß sie erschrak. Und doch schien ihr, als sei in seinem Blicke etwas gewesen, das ihr dankte. Sie hatten, jedes in seiner Weise, dieselbe Empfindung gehabt, und sie wußten es.

Dicht hinter Hansl war der Kutscher gekommen, schwang die Peitsche und brachte einen Nasenring herbei; zwei Stallpagen mit Bändigungswerkzeugen folgten ihm. Es war kein kleines Kunststück, das der Reitknecht zustande brachte, indem es ihm gelang, Hansl, der bockte, schlug und biß, festzuhalten, ohne von ihm verletzt zu werden.

„Hohla! oh — la!" schrie der Kutscher und näherte sich mit der Bremse.

„Warum denn? Wozu ein Folterinstrument?" fragte Bornholm, trat hinzu und griff nach den Zügeln. Hansl schnaubte ihn an; da war wieder einer, ein Mensch, also ein Feind, und der bekam seinen Willkommsgruß. Ehe Levin sich's versah, schnappte das Tier nach ihm und grub ihm die breiten Zähne in den Arm. Er gab kein Zeichen des Schmerzes und ein ermahnendes: „Aber pfui!" war alles, was er sagte. Drüben hatten alle aufgeschrieen, die Männer stürzten herbei, drohend, Peitschen und Stöcke schwingend, und riefen durcheinander:

„Untier das!" „Gebissen!" „Die Schulter ist weg!" „Nein, der Ellbogen" . . .

Bornholm winkte eifrig ab: „'s ist nichts! Fortbleiben! . . . Ich bitte!" Die Stalleute aber fuhr er an: „Nicht anrühren! Das Pferd ist mein!"

Ja so! Ja — da gratulierten sie zu dem Besitze, sie waren froh, ihn los zu sein.

Hansl hatte den neuen Bändiger angestarrt, als warte er auf die unausbleiblichen Folgen seiner Unthat. Sie stellten sich nicht ein, und das überraschte, beängstigte ihn, machte ihn doppelt argwöhnisch. Je länger sie überlegen, die Menschen, um so Schlimmeres führen sie dann aus.

Ein langer Kampf begann, der Kampf zwischen Stützigkeit, Bosheit, Tücke und unermüdlicher Geduld. Das ordinäre Publikum lachte und freute sich über jeden gescheiterten Versuch Levins, dem scheuen Tier Zutrauen einzuflößen, das feine Publikum war voll Interesse und endlich voll Bewunderung. Heideschmied fühlte sich sogar begeistert.

„Sehen Hochwürden nur hin," flüsterte er dem Herrn Pfarrer zu, „je schwieriger der Schüler, je langmütiger der Lehrer; ich glaube seine Liebe zu dem Wildling wächst mit jeder Unbill, die er von ihm erfährt."

„Ich kann mir ungefähr denken, was in ihm vorgeht — er sieht vielleicht sich selbst in dem Verstoßenen und Verfemten da, dem man — es ist ja möglich — manchen Fehler — eingeprügelt hat," erwiderte der geistliche Herr.

Mit seinem: „'s ist nichts", hatte Levin übrigens unrecht gehabt. Es war etwas, und sein Arm mußte ihm gewaltig weh thun. Man sah, wie sehr er litt. Schweißtropfen, vom Schmerz erpreßt, standen ihm auf der Stirn, gelblichweiße Ränder bildeten sich um seine sonnverbrannten Wangen.

Doch hatte er etwas erreicht. Hansl ließ sich ohne allzu heftigen Widerstand dreimal nacheinander um den Longierplatz führen. „Jetzt empfehlen wir uns," sagte Bornholm. „Ich nehm' ihn gleich mit."

Weder Kosel noch seine Söhne wollten das zugeben. Er durfte ihn nicht selbst nach Hause führen mit seinem verletzten Arm, es ging durchaus nicht. Levin blieb allen Einwendungen gegenüber unerschütterlich, und die seine Geduld am meisten bewundert hatten, bedauerten auch am meisten seinen Eigensinn.

„Geduldig wie ein Heiliger und eigensinnig wie ein Bock," sprach Charlotte zu ihrer Schwester und machte sich gleich darauf die größten Skrupel — Bornholm konnte ihre halblaut hervorgestoßenen Worte gehört haben. Wenigstens war ihr, als ob er sie spöttisch anlächle. Ein kurzer Gruß und er ging hin mit seinem Pferd an der Hand. Ein Verwundeter, der einen Gefolterten führte. So lange er noch in Sicht blieb, rührte sich niemand, als er aber das Parkthor erreicht hatte, liefen Leopold und Franz, demselben Impulse folgend, ihm nach.

Bald darauf kehrten sie zurück und brachten die Nachricht, daß er glücklich in Valahora eingetroffen sei mit seiner zweifelhaften Acquisition.

Elika hatte die Zeit über lautlos in höchster Spannung dagesessen. Als Bornholm von Hansl gebissen wurde, war sie so blaß geworden, daß Frau Heideschmied ihren Angstschrei „Elle se meurt!" mit Mühe unterdrückte. Als aber Levin die ersten kleinen Siege über den Unbändigen errang, schwellte beseligender Stolz ihr Herz. Sie sah um sich, und ihre Blicke fragten: Was sagt ihr nun?

Als Bornholm fort war, langweilte sie die guten Tanten, weil sie nur von ihm sprach, und sie wieder fand es unbegreiflich, daß man heute an etwas andres denken könne. So gestaltete sich der Morgenbesuch in Velice recht unerquicklich. Zu Mittag ließ Kosel einspannen und Luise und Elika fuhren nach Hause. Es war früher noch bestimmt worden, daß der Urlaub der Kleinen in zwei Tagen aus sein solle. Sie mußte ihre Beschäftigungen wieder aufnehmen. Studien sagte man nicht. Für Renate hatte das Wort einen unweiblichen Beigeschmack, Charlotte fand es protzig. Mehr als vier Stunden täglich wurde Elika nicht am Lehrtisch festgehalten durch den Herrn Pfarrer und durch das Ehepaar Heideschmied. Guten soliden Musikunterricht erteilte ihr der neue Schullehrer; der alte war unter vielen Ehrungen zum Oberlehrer an eine andere größere Schule befördert worden, man sprach von seiner bevorstehenden Erwählung zum Landtagsabgeordneten.

Während der Rückfahrt bewahrte Elika anfangs tiefes Schweigen und brach es erst, als man an Valahora vorüberkam: „Dort ist der Arme und hat gewiß schreckliche Schmerzen und niemand kümmert sich um ihn." Es erschien ihr wie eine Fügung des Himmels, daß sie unterwegs den Doktor einholten, der immer

Digitized by Google

mit Vorliebe auf der breiten Straße blieb und die Feldpfade und -steige „wegen leichten Ausrutschens“ mied. Er ging langsam, der alte, kurze, dicke Herr. Die Brusttaschen seines dunklen Tuchrockes waren mit Medikamenten so vollgestopft, daß sie ein ansehnliches Vorgebirge bildeten.

„Halt, Vincenz, halt!“ rief Elika. „Wohin, lieber Herr Doktor?“

Er hatte sich und seine Ladung vor den herantrabenden Pferden in den Straßengraben gerettet, grüßte, indem er den Zeigefinger der Rechten an die Krempe des umfangreichen Lodenhutes legte, und erwiderte: „Nach Vrobek. Hab' dort einige Kranke.“

O wie herrlich sich das traf! dann konnte ja der Herr Doktor jetzt mitfahren, den Wagen in Vrobek warten lassen und auch zur Rückfahrt benutzen. Elika setzte sich untenan aufs „Bänkchen“ und überließ ihren Platz dem Doktor. Er stieg mit Vergnügen ein; seit einiger Zeit wurde das Gehen ihm schwer. Nur placierte er sich, um nicht indiskret viel Raum einzunehmen, ganz schief und ließ einen Fuß auf dem Tritte stehen. Von einem Wartenlassen der „herrschaftlichen Equipage“ wollte er nichts hören, das konnte er nicht verantworten, es würde zu lange dauern.

„Wie lange, Doktor?“ fragte Elika.

„Eine Stunde gewiß.“

Sie seufzte tief: „Lange, sehr lange! Aber das Wetter ist schön und Vincenz und die Pferde sind gern im Freien. Also, lieber Herr Doktor, lassen Sie“ — abermals stieß Elika einen tiefen Seufzer aus — „lang' warten, dann aber haben Sie die einzige, die große Güte — besuchen Sie auf dem Rückwege einen Patienten . . .“

„Keine Güte, liebes kleines Fräulein, Schuldigkeit! Wo befindet sich der Patient?“

„In Valahora. Es ist Herr Bornholm.“

Der Doktor war zusammengefahren, daß die Fläschchen und Büchsen in seinen Taschen schepperten: „Was denken Sie, kleines Fräulein? Zu Herrn Bornholm?“ — —

„Der Hansl hat ihn gebissen, ganz schrecklich.“

„Habe davon gehört, bedaure, kann nicht helfen.“

„Doktor! . . . So arg ist's, daß man nicht mehr helfen kann!“ In Bestürzung hatte sie es ausgerufen und griff mit beiden Händen nach seiner Hand.

„Aber Elika! so ist's nicht gemeint.“

„Aber liebes kleines Fräulein, so mein' ich's nicht!“ riefen zugleich Luise und der Doktor. Das eintönig ziegelfarbige Gesicht des alten Mannes rötete sich dunkler, die braunen Aeuglein blitzten durch die großen runden Brillengläser, der schmale, zahnlose Mund verschwand fast gänzlich im Schatten der scharf gebogenen Adlernase. Nie hatte der Doktor mehr Aehnlichkeit mit einer Eule gehabt. „Nur ich kann Herrn Bornholm nicht helfen,“ fuhr er fort, „weil ich zu Herrn Bornholm nicht gerufen werde. Herr Bornholm verachtet die Medizin wie noch so manches andre Ehrwürdige, um nicht zu sagen alles.“

„Da thun Sie ihm vielleicht doch unrecht,“ fiel Luise ein, und Elika wiederholte:

„Vielleicht? — Schweres, abscheuliches Unrecht thut er ihm.“

Der Doktor betrachtete sie mitleidig: „Die arme Kleine ist auch sehr in die Irre geführt. Der Rattenfänger, der!“

„Was hat er Ihnen gethan?“ fragte Elika und kämpfte mit Thränen des Zornes.

„Dasselbe, was er Ihnen gethan hat, den Joseph zur Flucht verleitet.“

„Lüge! Das ist eine Lüge, das ist Verleumdung!“

„Kann ihn gut brauchen auf seinen australischen Besitzungen als unbesoldeten Diener.“ Der laute Protest der beiden jungen Damen störte ihn nicht, er überbot sich noch: „Geben Sie acht, rate ich, geben Sie sehr acht, sonst gehen Leopold und Franz denselben Weg.“

„Nicht Ihr Ernst, Herr Doktor,“ sagte Luise, „Herr Bornholm ist an der Flucht Josephs ganz unschuldig. Das glaube ich.“

„Ich weiß es,“ sprach Elika. „Sie haben ihm unrecht gethan, Sie haben ihn verleumdet, Herr Doktor . . . Machen Sie das gut,“ setzte sie mit einer plötzlichen Wendung hinzu, „gehen Sie zu ihm!“ Sie bat liebenswürdig, schmeichelnd, inständig, und der Doktor wand sich in Seelenpein. Ihr Nein sagen, ihr etwas verweigern, ihr, der jeder — und er wahrlich nicht zuletzt — so gern den Willen that, immer mit dem Hintergedanken, wie lange wird man's noch können? Sie sah jetzt beunruhigend übel aus, blaß und aufgeregt, und nichts war schädlicher für sie als Aufregung.

„Bitten Sie nicht! ich bitte Sie, nicht zu bitten, ich halte das nicht aus.“ Er machte sich los von den kleinen Händen, die seine Hand wieder flehend umklammert hatten. „Bleiben Sie stehen, Vincenz; einen Augenblick. So.“ Schwerfällig erhob er sich und klomm mühsam aus dem Wagen. „Ich danke, ich gehe lieber,“ beantwortete er die Ausdrücke des Bedauerns, die Luise und Elika ihm nachriefen.

„Bleib' bei mir, bis ich eingeschlafen bin,“ sagte am Abend die Kleine zu Luise, die ihr beim Auskleiden behilflich gewesen war und sie zu Bett gebracht hatte wie ein Kind.

„Ich bleibe, aber gesprochen wird nicht.“

„Kein Wort?“

„Nein.“

„Also kein Wort, nur eine Frage: Glaubst du, daß der Doktor ein guter Mensch ist?“

„Freilich glaub' ich das.“

„Nun, wenn die Guten lügen und verleumden, will ich die Bösen lieb haben.“

Luise erwiderte nichts, setzte sich an den Tisch, nahm eines der Bücher, die dort lagen, und schlug es auf. Sie blätterte, las, sah nach dem Titel: „Buch der Lieder“. Sie wußte, daß es existierte, daß es berühmt war, in der Hand hatte sie es nie gehabt. Ihren Eltern blieb kein Geld übrig, um Bücher zu kaufen; und die Zeit, sie zu lesen, hätten sie ihrer Tochter am wenigsten schaffen können. Sie brauchten Luisens Zeit für sich, die ganze, legten Beschlag auf die Thätigkeit ihrer Tage, die Ruhe ihrer Nächte und spendeten ihr den herben Trost: „Es wird ja nicht lange dauern.“ Es hatte auch wirklich nicht lange genug gedauert, um den Frühling in einer jungen Seele im Dienst des Alters zu ersticken. Sie waren hingegangen, die armen Verbitterten und ewig Unzufriedenen, und ihre Einzige, die alles für sie gethan, war mit der Empfindung an ihrem Grabe gestanden, daß sie ihnen nichts gegeben, immer nur von ihnen empfangen habe. Ihren Lebensmut hatten sie ihr nicht gebrochen, die stille und gleichmäßige Heiterkeit, deren sie so sehr bedurfte, nicht getrübt. Die beiden hohen Güter waren ihr geblieben, ließen sie einer traurigen, einsamen Zukunft gelassen entgegen sehen.

Sie hatte so viel Versäumtes nachzuholen, zu lesen, zu lernen. Wenn man denkt! mit diesem Buche, in dem eine Welt des Schönen ihr aufging, das eine Sprache sprach, wie sie noch keine vernommen, in ihrem Innern Saiten ins Schwingen brachte, die noch keine Regung durchzittert hatte, mit diesem Wunderbuche war die vierzehnjährige Elika wohl vertraut. Sie hatte fast auf jedem Blatt einzelne Stellen und Strophen angestrichen und mit haarfeinen Buchstaben schwungvoll an den Rand geschrieben: Herrlich! — Und man durfte sich ihrer Führung anvertrauen, sie verstand aus dieser Fülle des Reichtums das Kostbarste zu wählen.

Merkwürdiges kleines Ding! Luise wendete sich und sah von dem Buche auf und zu Elika hinüber. Die lag still, die Arme auf der Decke, und war hellmunter. „Du schläfst noch immer nicht?“

„Nein, lies nur weiter, ich werde noch lange nicht schlafen, ich muß nachdenken.“

Luise erhob sich, kniete am Bette nieder, stützte die Ellbogen auf und lehnte die Wange an die gefalteten Hände. „Worüber mußt du nachdenken?“ fragte sie.

„Ueber diese Dummheit . . . Ist das nicht zu dumm?“

„Was denn?“

„Daß sie glauben, daß Herr Bornholm ihn verleitet hat. Herr Bornholm hat nichts gewußt, niemand hat etwas gewußt“... Die zwei Worte: nur ich, schwebten ihr auf den Lippen, sie sprach sie aber nicht aus. „Joseph ist fort, weil er gewollt hat, nicht weil ein andrer gewollt hat. Er ist fort, weil . . .“

„Weil ihn die Buch- und Schulweisheit anwiderte,“ sprach Luise.

„Auch noch wegen etwas andrem. Ich hab' es damals nicht verstanden, ich war zu klein — jetzt weiß ich es.“ Sie richtete

Digitized by Google

Das Opfer.
Nach dem Gemälde von R. Ernst.

Digitized by Google

ihren Blick auf Luise und sah ihr tief und fest in die Augen: „Kannst du dir nicht denken, was das andre war?"

„Nein, gar nicht."

„Hast du auch nicht bemerkt, daß du mir einmal sehr zuwider gewesen bist?"

„O weh! Sieh nur, auch das hab' ich nicht bemerkt."

„Du bist mir zuwider gewesen, weil er immer so verlegen worden ist vor dir und so rot."

„Ach geh! du träumst."

„Nein. Und jetzt sag' ich dir das andre, das ihn fortgetrieben hat." Ihre Stimme hatte einen rauhen und gedrückten Ton: „Daß du ihn behandelt hast wie ein Kind und daß er dich lieb gehabt hat — geliebt hat, begreifst du?"

„Du bist nicht gescheit ... Was das für Einbildungen sind! Schlafe deine Einbildungen aus." Sie erhob sich: „Gute Nacht also."

„Gute Nacht." Elika erwiderte kühl ihren herzlichen Händedruck.

Luise trat an den Tisch, nahm das „Buch der Lieder". „Du erlaubst doch," sagte sie, löschte das Licht und verließ das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Vormittag kam Leopold, wie immer heiter und gut gelaunt, und fand Luise und Elika im Garten hinter dem Hause, mit dem Abnehmen der schönen Früchte eines Zwergapfelbaumes beschäftigt. „Fleiß und Arbeitsamkeit wohin man schaut!" rief er ihnen zu. „Guten Tag, zwei Gute Tage!" erwiderte er die Begrüßung der Tante und der Schwester. „Wo war ich jetzt? — In Valahora. Ja, meine Damen, staunen Sie! Rühmst dich vor dem Patriarchen und den Erztanten dieser Visite beim Teufel nicht, habe ich mir vorgenommen und — wen finde ich beim Teufel? — den Papa."

„Diesen Engelspapa!" sprach Elika ganz begeistert, und Leopold bewunderte auch, daß sich der Papa an das Geschwätz über Bornholm nicht kehrte. Aber komisch war es, wie ihn in Valahora nichts so sehr interessierte als die australischen Zeitungen. Bornholm ...

„Wie geht's mit seinem Arm?" unterbrach ihn Luise, nahm einen letzten herrlichen Calvilapfel vom Baume und legte ihn sorgsam in den Korb, der schon die übrigen barg.

„Seid ihr fertig? darf ich das tragen?" fragte Leopold.

„Du darfst; darfst auch so viel nehmen als dir beliebt..."

„Wie es Bornholm geht, möchten wir wissen," fuhr Elika ungeduldig drein.

„Davon war nicht die Rede. In den Rockärmel scheint er nicht hineingekommen zu sein, war in einen Plaid drapiert wie ein Schotte. Den Hansl hatte er schon gefüttert und longiert."

„Tante," wendete er sich an Luise, „darf ich mich bei euch ein bißchen niederlassen, oder hast du zu thun und schickst mich fort?"

„Wir haben nichts zu thun als dir zuzuhören. Also wie war's in Valahora?"

Sie setzten sich alle drei ins Gras unter einen alten Nußbaum, der teils ganz dürre, teils spärlich belaubte Aeste gegen den Himmel reckte. Leopold lehnte behaglich den Rücken an seinen Stamm, streckte die langen Beine und sprach:

„Bornholm packt heute eine von den Kisten aus, die er sich hat nachschicken lassen. Pflanzen, Mineralien kommen zum Vorschein, alles von Joseph etikettiert, katalogisiert. Bornholm sagt, die Matura wird Joseph nie bestehn, aber einen akademischen Grad als Naturforscher verdient er heute schon. Das hat den Papa gefreut."

„Und freut mich — und dich — und dich!" rief Elika, sprang auf, umarmte Luise und Leopold nacheinander stürmisch und zärtlich und setzte sich wieder zwischen sie: „Und was war noch drin in der Kiste?"

„O, reizende Sächelchen! Zwei schneidige Katta-Twirris, durch und durch mit Blut getränkt, eine Waddy, an der noch die Haare des letzten kleben, der mit ihr erschlagen worden ist. Ein Trinkgefäß aus der Hirnschale eines Eingeborenen ..."

„Entsetzlich," unterbrach ihn Luise.

„Den australischen Weibern kommt es nicht so vor. Bornholm sagt, daß fast jedes von ihnen einen solchen Trinkbecher benutzt, den sich die Damen zurecht rösten und polieren."

„Kannibalenart."

„Du, Tante, denk nicht gering von den Kannibalen, wenn du's mit Bornholm nicht verschütten willst. Bornholm sagt, daß sie Gold sind im Vergleich zu den Europäern, die ekelhafte Geldgier nach Australien treibt und die ..."

„Laß gut sein. Da spricht Bornholms Vorliebe für die dem Tiere näherstehende Rasse."

„Möglich, sie sind naiv, und Naivetät ist Unschuld, sagt Bornholm."

Luise sah ihn mit gutmütigem Spotte an: „Sagt Bornholm. Ich möchte wissen, wie oft du das schon wiederholt hast. Eine Stunde warst du bei ihm und kommst zurück zum Ueberfließen mit seinem Geiste angefüllt. Ueberhaupt, meine lieben Kinder, seitdem der Mann da ist, wird nur noch von ihm gesprochen! Ich bitte um eine andre Konversation."

Elika kam nach Velice zurück und Frau Heideschmied und Apollonia ließen es sich nicht nehmen, das Ereignis durch die Errichtung eines Triumphbogens vor dem Schloßthore zu feiern. Sie nahm die Huldigung sehr gnädig und sogar gerührt entgegen. Sie war höchst liebenswürdig und sehr sanft und ein bißchen verträumt, und Charlotte fand, das Kind habe seit der Heimkehr „etwas Eigenes". Sie hatte sich ganz entschieden verändert während der vierzehn Tage, die sie auf Urlaub zubrachte. Jeder fand es, und jeder wollte an ihr etwas Ungewohntes entdecken.

„Gewachsen ist sie," meinte Franz, „das ist das Ganze."

Aber Elika lachte: „In vierzehn Tagen so gewachsen, daß man's merkt? Du bist nicht gescheit!"

„Gut also, so bin ich nicht gescheit; dann aber war Hanusch es auch nicht. Der hat gleich gesagt: ‚Wie groß sie geworden ist und —,'" jetzt brach er in Lachen aus, „‚wie schön!' Ein guter Kerl der Hanusch."

„Ja freilich, weil er mit dir auf die Jagd geht und dir die Hasen trägt."

„Freilich" — er machte ihr nach — „immer sagst du: freilich. Freilich geht Hanusch mit mir auf die Jagd, er geht aber auch durchs Feuer für mich." Er sagte das ganz zornig und wurde puterrot. Das war jetzt so und völlig unheimlich, daß er über die kleinste Kleinigkeit, über den geringsten Widerspruch förmlich in Wut geraten konnte.

„Und das schadet ihm," hatte Apollonia seiner Schwester anvertraut.

Die war in Schrecken versetzt: „Es fehlt ihm doch nichts?"

„Nichts, mein Herzerl ... daß du gleich so erschrickst! nichts fehlt ihm ... Nur — weißt, wenn einer so im Wachsen ist und das viele Studieren — die Plag'."

Jawohl, das Studieren strengte ihn an, war eine große Plage für ihn, und nur aus Pflichtgefühl unterzog er sich ihr. Elika besann sich eines Wortes, das Heideschmied einmal zu Tante Charlotte gesprochen hatte, die ihren Großneffen einige Professorensöhne zum nachahmenswürdigen Beispiel angeführt hatte.

„Kaum zu verlangen, kaum zu vergleichen, meine Gnädigste; jene jungen Leute haben von Vater und vielleicht schon von Groß- und Urgroßvater her trainierte Gehirne."

Es kamen stille Wochen. Der Verkehr mit den entfernteren Nachbarn hatte seit dem Tode Frau von Kosels völlig aufgehört. Nur während der Treibjagden im November füllte Schloß Velice sich drei Tage lang mit Gästen. Vorläufig war Luise die einzige, die sich Nachmittag für Nachmittag einfand, die man immer freudig begrüßte, immer ungern scheiden ließ, die immer wohlthuend und erheiternd wirkte. Es war ein Ereignis, als sie einmal ausblieb. Bis sieben Uhr warteten die Tanten in Aufregung und Sorge; dann ritt Leopold nach Brobek, um zu fragen, was denn geschehen, ob denn Luise unterwegs verunglückt sei. Nun — gottlob, nein; sie war schon deshalb unterwegs nicht verunglückt, weil sie gar nicht ausgegangen war. Ein Besuch hatte sie aufgehalten. Bornholm war bei ihr gewesen.

Die Nachricht setzte Herrn von Kosel in großes Staunen. „Bornholm ist bei ihr gewesen? ... Höre, Tante Renate, hör' einmal, Tante Charlotte — Bornholm," sagte er mehrmals nach jeweiligen gehörigen Zwischenpausen.

Im Sibyllenturm wurde Luise am nächsten Tage womöglich noch liebevoller als sonst empfangen, und dennoch machte etwas

Digitized by Google

Störendes, eine gewisse Zurückhaltung sich bemerkbar. Mit großer Selbstüberwindung fragte Renate, nachdem man von allerlei gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, endlich:

„Sag' mir, Kind, findest du es ganz passend, daß Bornholm dir einen Besuch gemacht hat? Denk' nur, Tante Charlotte und ich können es nicht ganz passend finden.“

Luise hatte sich schon die Zeit über auf diese Bemerkung vorbereitet, sich auch die Antwort ausgedacht, die sie darauf geben wollte, und war nun doch befangen und ratlos und sagte mit forcierter Heiterkeit: „Ein erster und letzter Besuch und gar nicht gern abgestattet. Herr Bornholm hat sich vielleicht verpflichtet gefunden, mir den meinen zu erwidern.“

„Erwidern? einen unabsichtlichen Besuch? ... Nun ja, du spaßest. O Kind! du bist ja deine eigene Herrin, aber ich meine nur, du stehst so allein, und er ist doch ein junger Mann und hat nicht den besten Ruf und du bist ein junges Mädchen ...“

Luise küßte ihr auf das Innigste die Hand: „Bin ich? Du schmeichelst mir, gute, gute Tante ... Wenn du wüßtest, wie ich mich fühle — älter als alt.“

Kosel und seine Kinder kamen, Luise zu begrüßen, die man schon so lange nicht gesehen hatte, und Elika schlug vor, das Vesperbrot in der Laubhütte im Wäldchen auftragen zu lassen. „Dorthin wird der Wagen bestellt und Luise fährt nach Hause, aber erst sehr spät. Sie muß heute vier Stunden bei uns bleiben, sie hat noch zwei von gestern einzubringen.“

Die „arme Kleine“ hatte gesprochen, das Gesetz war gegeben.

Eigentlich gehörte das Wäldchen noch zum Garten und war nur durch ein leichtes Drahtgitter von ihm getrennt. Seine grünen Wiesen, seine freundlichen Auen reichten bis zur Grenze der großen Waldungen Velices, die sich hügelauf, hügelab hinter denen von Valahora im Halbkreise hinzogen.

Ein breiter gerader Weg durchschnitt das Wäldchen. Wenig befahren, ganz eben, mit kurzem, dichtem Gras bewachsen — ein unübertrefflicher Reitboden. Von diesem Weg zweigte ein schmaler ins Innere des Gehölzes ab und führte mehr oder weniger sanft aufsteigend zur Laubhütte, dem Ziel der heutigen Wanderung. Die ganze Gesellschaft, Menschen und Tiere — jeder der Herren, Heideschmied ausgenommen, hatte einen Hund mit — bog auf den Fußpfad ein, nur Franz, nach Jägerart immer lauschend, spähend, blieb zurück. Elika wendete sich nach ihm um:

„Nun, Monsieur, ist's gefällig?“

„Still!“ Er warf ihr einen seiner strengsten Blicke zu.

„Jetzt schaut er wieder wie ein Bushranger, dieser Mensch. Franzl, schau nicht so!“

Er legte den Finger auf den Mund: „Still! wenn ich dir schon sag' ... Still, er kommt, kommt auf dem Hansl.“ Mit einem Satz war er an Elikas Seite. „Ruhig, verstecken wir uns.“

„Und kuschen die Hunde!“ befahl Kosel.

„Kuschen, hörst, daß der Hansl nicht erschrickt, sonst giebt's ein Malheur,“ flüsterte Leopold seiner braunen Lady zu. Elika und Franz brannten die Wangen. Sie drängten sich vor, guckten durchs Gebüsch und verkündeten leise: „Da ist er, da ist er schon!“

Die alten Tanten hatten einen und denselben Gedanken: Wenn es hieß „Er“, brauchte man nicht mehr zu fragen, wer gemeint war.

Der Hufschlag eines Pferdes ließ sich gedämpft auf dem weichen Grund vernehmen. Im mittelstarken, leichten und regelmäßigen Trabe kam Bornholm auf dem Hansl einhergeritten. Das war nicht mehr der scheue Bosnickel, das war ein seines Daseins frohes Tier, und stolz in seiner Dienstbarkeit. Sie schien nicht drückend, erniedrigte es nicht zur Maschine, ließ ihm die goldene Freiheit eigener Initiative, auf die sein Herr auch offenbar vertraute. Er saß in nachlässiger Haltung ohne Peitsche, ohne Sporen, und schien mit allem anderen mehr beschäftigt als mit seinem Pferde. So still die Späher im Gehölz auch meinten, sich gehalten zu haben, er hatte die Nähe von etwas Lebendigem bemerkt und den Blick — einen scharfen unguten Blick — sogleich nach der richtigen Fährte gelenkt. Ihm kam es nicht überraschend, als sich die Zweige plötzlich auseinander bogen und die braune Lady, die Leopold einen Augenblick unbeaufsichtigt gelassen hatte, hervor und mit wildem Gebell auf Hansl losstürzte. Er machte einen gewaltigen Seitensprung, die zuredenden Worte des Herrn gaben ihm aber bald wieder seine Seelenruhe zurück. Leopold war seinem Hunde nachgeeilt, machte ihm die bittersten Vorwürfe und entschuldigte sich bei Bornholm.

Alle kamen nach und nach herbei und Hansl erntete viel Lob. Kosel wünschte zu erfahren, was Bornholm mit dem Pferde „angefangen“ habe. Nichts, durchaus nichts Besonderes. Er hatte sich gefaßt gemacht, alles erdenkliche Böse von ihm zu erfahren, und „er thut ja nichts“.

„Was Sie sagen!“ Kosel dachte nach: „Ja, hat er Sie denn nicht gebissen?“

„Ach das — das war nur ein kleines Mißverständnis. Nicht wahr, Hansl, mein Alter?“ Er war abgesessen, legte den Arm um den Hals seines Pferdes, drückte ihn an sich und lachte, und der Plumpsack — Leopold hatte ihn schon mit diesem Spitznamen dekoriert — war unglaublich gewinnend, wenn er lachte. Schade, daß es so selten vorkam. Eine warme, freundschaftliche Regung stieg in Leopold auf.

„Bleiben Sie bei uns!“ rief er, „wir vespern in der Laubhütte. Kommen Sie mit! Gute Tanten, lieber Papa, sagt ihm, er soll mitkommen!“

„Er soll, er soll! Herr Bornholm, kommen Sie mit!“ fielen Franz und Elika ein.

Einige Betroffenheit über diese unversehens vorgebrachte Einladung malte sich in den Gesichtern der alten Damen, und auch Kosel sah nicht besonders erfreut aus. Aber was war zu thun? Unartig sein gegen den Freund Josephs konnte man nicht, und so wurde denn die Aufforderung der Kinder von den Tanten und Kosel wiederholt. Die Augen Bornholms richteten sich fragend auf Luise; sie war die einzige von der Familie, die geschwiegen hatte, und gab auch jetzt kein Zeichen der Zustimmung.

„Tausend Dank,“ sprach Bornholm, „es ist unmöglich, ich bin ja nicht allein.“ Mit einer Kopfbewegung deutete er nach Hansl.

„O, deswegen!“ sprach Franz. „Geben Sie ihn mir, ich reit' ihn nach Hause,“ und er trat dicht an das Pferd heran.

„Was ihm einfällt!“ „Das ist eine Idee!“ „Nein, das wirst du nicht!“ klang es durcheinander. Elika lief auf ihren Bruder zu und wollte seine Hand ergreifen. Voll Ungeduld wich er aus. „Franz, um Gotteswillen, wenn du mich nur ein bißchen lieb hast ... Franz!“ Mit einem Schrei des Schmerzes stieß sie es hervor. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie ihn umsonst bei seiner Liebe zu ihr angerufen. Er schob sie weg, gleichgültig, hörte nicht sie, sondern nur Bornholm, der zu Kosel sprach:

„Lassen Sie ihn. Er ist ein guter Reiter, ich hab' ihn schon zu Pferd gesehen.“

Franz hatte wieder alles Blut im Kopfe, machte seine dicke, trotzige Lippe und schwang sich rasch in den Sattel.

„Nur abgeben, dem Bartolomäus, im Hof — sich nicht weiter mit ihm zu thun machen!“ warnte Bornholm.

Als Hansl den fremden Reiter auf seinem Rücken spürte, bog er den Hals wie eine Schlange und schnappte, aber nur Luft, es war ihm nicht ernst, es war nur eine Reminiscenz an frühere Tölpeleien. Den ersten Hilfen schon gehorsam, schlug er seinen weitausgreifenden Trab an und eine Freude für jedes Reiterauge war seine freie und korrekte Aktion.

Alle blieben auf der Straße stehen und sahen ihm nach.

„Ja — wenn ich wüßt', was Sie mit dem Tier angefangen haben,“ begann Kosel von neuem.

„Ich sage Ihnen ja — nichts, es war nur verprügelt durch Ihre Leute.“

„Auch durch uns,“ gestand Leopold. „Wir haben ihn auch geritten und miß — verstanden.“

„Geritten? den Hansl? Es war euch verboten!“ rief Elika streng und verweisend und hätte gleich darauf vor Beschämung und Reue in den Boden sinken mögen. Bornholm hatte sich nach ihr umgesehen — so geringschätzig, so deutlich fragend: Hast du mitzureden? ... O grausam! grausam! ... Der bewunderte sie nicht und bemitleidete sie nicht. Für den war sie nichts. Der begriff wohl kaum, daß sie anderen etwas war.

Mit erratendem Verständnis las Luise ihr vom Gesichte ab, was in ihr vorging. Sie nahm ihren Arm, und so folgten sie den Tanten, die schon rüstig voran wanderten, von Heideschmied und seiner Gattin umschwärmt. Die feine Frau machte

Digitized by Google

zirpend auf das Gezirpe der Waldvögelchen aufmerksam und der Gemahl flüsterte ihr ins Ohr:

„Sie singen nicht so lieblich wie du.“

Kosel, Leopold und Bornholm schlossen den Zug. Levin vernahm die Erörterungen Kosels über Pferdedressur nur noch wie ein Geräusch, das unartikuliert und gleichmäßig an ihm vorüberzog. Er horchte einer andern Stimme. Gedämpft und doch voll edlen Klanges sprach sie zu einem Kinde. Was sie sagte, verstand er nicht; aber sie that ihm wohl, glitt wie ein belebender Hauch über längst entschlafene Erinnerungen. Liebliche, holde aus der Kinderzeit, andere, die ihm schwer aufs Herz fielen. Sie mahnten an den Undank, mit dem er gar oft Liebe gelohnt, an die Opfer, die seine wilde Genußsucht gefordert hatte: Glück und Zukunft so manchen jungen Lebens für eine Stunde des Rausches. Häßlich mutete ihn heute an, was ihm damals süß und schön erschienen war. Er hätte die Gedanken daran aus seinem Gedächtnis wegtilgen mögen, aber sie blieben, sie bohrten sich ein, peinigten und quälten. Warum das auf einmal? War das Reue, die er abgeschworen, war das das sogenannte Gewissen, das er doch längst als etwas künstlich Anerzogenes abgethan hatte?

Als er diese Frage an sich stellte, klang leise Luisens Lachen zu ihm herüber mit seinem sanften weichen Schalle. Ihm war, als müsse er es schon einmal gehört haben in besseren Tagen, in einer helleren Welt.

Im Oktober stellte regnerisches Wetter sich ein; und wenn am Nachmittag auch nur eine drohende Wolke sich am Himmel zeigte, kam schon ein Wagen aus Velice angefahren, um Luise abzuholen. Sehr früh wurde er geschickt und spät wieder angespannt, um sie nach Hause zurückzubringen. Am liebsten hätte man sie beständig in guter Hut behalten und gar nicht fortgelassen. Sie war für die Tanten und für Kosel, wenn er nicht gerade an Zeitungen dachte oder auf irgend einem Steckenpferdchen einen Schulritt unternahm, ein Sorgenkind geworden. Man wußte, und es fiel ihr nicht ein, es zu leugnen, daß Bornholm sich täglich in Brobek einfand. Ums Mittagsläuten kam er, blieb manchmal eine volle Stunde, manchmal nur wenige Minuten, und war immer wieder ein andrer Mensch. Heute still und in sich gekehrt, morgen heiter und mitteilsam, und dann plötzlich ergriffen wie von einem bösen Geist, hart, herb, aggressiv. Da erging er sich in Sarkasmen, die sie verletzten, in Lästerungen, die sie abstießen, und mehr als einmal hatte sie die Empfindung gehabt, daß auch er sich von ihr abgestoßen fühle und, von einem Kampfbedürfnis getrieben, daherkomme, Unruhe zu säen in ihr stilles Haus und Unfrieden in ihre gleichmütige Seele. Er ahnte nicht, wie sehr ihm das gelungen. Ihre vielgerühmte Heiterkeit war nur noch ein mühsam bewahrter, täuschender Schein. In Wahrheit lag sie im schwersten Kampfe mit sich selbst. Zu diesem Manne, in all seiner Kraft, Gesundheit, mit all den geistigen Fähigkeiten begabt, die seine ärgsten Schmäher gelten ließen, mit all seinem großen Reichtum, zog ein unwiderstehliches, oft bis zur Pein gesteigertes Mitleid sie hin. In solchen Augenblicken wurde diese Luise, die für so ruhig und kühl galt und sich selbst dafür hielt, von dem brennenden Wunsch erfaßt, zu ihm hinzutreten, beide Arme um ihn zu schlingen, seinen Kopf an ihr Herz zu ziehen, ihre Lippen auf seine Stirn zu drücken und zu sagen: Da, ruhe aus, du Unrast, da hast du dein Zuhause, da strömt dir ein Quell unerschöpflicher Liebe und all der Nachsicht, die du brauchst. An diese Liebe kannst du glauben, du Glaubensloser.

Sie stand am Fenster ihres Salons, von dem aus ein Stück des Weges zu überblicken war, der herüberführte von Valahora. Wenn er heute nicht käme — es wäre gut. Sie wünschte es fast. Sie wünschte einmal wieder Renatens besorgte Frage: ‚Hast du Besuch gehabt?‘ mit Nein beantworten zu können. Und Bornholm war gestern ungewöhnlich mild gestimmt und vertrauensselig gewesen — da gab es am Tage darauf regelmäßig einen Rückschlag. Vielleicht fand er es heute schon recht unnütz, daß er von der Jugend seiner Mutter, von ihrem Martyrium gesprochen hatte. Sie war auch eine von den Vielen gewesen, die, zu schwach, um sich zur Wehr zu setzen, dem Wohl einer Gesamtheit zum Opfer gebracht werden. Höchst alltäglich der Anfang dieser Lebens- und Leidensgeschichte. Zwei junge Liebende, verarmten Adelshäusern entsprossen, von Eltern erzogen, denen alles eher möglich erschien, als daß eines ihrer Kinder seinen eigenen Willen haben könnte. Ihn, den jüngsten von sechs Söhnen, bestimmte der Vater zur Auswanderung. „Du bist kühn, stark, hast Talent, hast Unternehmungsgeist; geh' hin, verdien' dir dein Brot, erwirb ein Vermögen, wenn du kannst.“ Wenn ich eins erwerbe, leg' ich es dir zu Füßen, sprach er im Scheiden zur Geliebten und sie antwortete: Warte nicht zu lang, rufe mich, wenn die Trennung dir unerträglich wird. Ich komme über Meere und Länder. Es ist nie eine Botschaft von ihm zu ihr, von ihr zu ihm gelangt. Ihre Eltern, von den Gnaden Bornholms lebend, seiner Willkür unterworfen, stellten sich blind, ließen ihn schalten und walten, gaben zu, daß die Briefe des Ausgewanderten unterschlagen und vernichtet, die ihrer Tochter zurückbehalten wurden. „Du siehst, er hat dich vergessen, ist untreu,“ wiederholten sie ihr, wenn sie durch andere hörte, dem Geliebten ginge es gut, er sei wohlhabend geworden in Neusüdwales. Bornholm aber war treu, war der großmütige, immer helfende Freund, der Retter aus der Not — aus Unehre. Und sie, stark im Dulden, schwach im Thun, abwechselnd bedroht und angefleht, gab endlich nach.

Klägliche Jahre verflossen. Die Gattin Bornholms führte das peinvoll erniedrigende Leben einer edlen, feinfühligen, der Zärtlichkeit und der Eifersucht eines ungeliebten Mannes ausgelieferten Frau. Da verbreitete sich plötzlich die Kunde, ‚der Australier‘ kehre in die Heimat zurück. Ohne Zögern, als handle es sich nur um die Ausführung eines längst gefaßten Entschlusses, verkaufte Bornholm seine nordische Besitzung, zog hierher und erwarb das Gut Valahora. Dort spielte sich das Ende der Familientragödie ab. Dem „Australier“ gelang es, Beweise für die Niedertracht zu erlangen, mit der an ihm und an der Geliebten gehandelt worden war; er kam und forderte sie von dem Betrüger zurück, forderte Trennung der auf Lüge und Verrat gegründeten Ehe. Im Angesicht des Mannes rief er der Frau zu: „Rede! Wem hat dein Herz von Jugend auf gehört, wem gehört es noch?“ — Und im Angesicht des Mannes gab sie ihm Antwort.

Dieses eine und einzige Mal in ihrem armen verkümmerten Leben bäumte sie sich auf. Die Entrüstung, die Verzweiflung, die Nähe des Erwählten gaben ihr den Mut, ihre Lippen zum vollen stolzen Bekenntnis der Wahrheit zu öffnen:

„Wen ich geliebt habe, wen ich liebe brennend und sehnsüchtig? und ewig lieben werde? — Dich!“ — Das leidenschaftlich hervorgestoßene Bekenntnis war zugleich ein Abschied. Sie konnte ihm nicht folgen, ihren verabscheuten Quäler nicht verlassen. Ihre Ehe lösen, ihm folgen werde sie nicht. Sie hatte ja ihr Kind ... Aber auch das sollte sie von Stunde an nicht mehr haben. Bornholm entfremdete es ihr, lehrte es, Grauen vor seiner Mutter zu empfinden. Von allem Unverzeihlichen, das sein Vater gethan, war das in den Augen Levins das Unverzeihlichste. Uebers Grab hinaus haßte und verabscheute er ihn dafür.

Dem furchtbaren Auftritt im Schlosse war ein Duell ohne Zeugen gefolgt. Die Kugel des Gegners und Rivalen konnte Bornholm nie aus dem Leibe geschnitten werden, mahnte ihn durch unausgesetzte Schmerzen an die bitterste und beschämendste Stunde seines Lebens. Ein Trost blieb ihm: Sein Schuß hatte noch besser getroffen als der des Feindes. Nach langem Siechtum schiffte dieser — ein vom Tode schon gezeichneter Mann — sich wieder nach Australien ein. Er wollte seine Ländereien und seine Homestation noch einmal sehen. Er wollte die Güter, die er für die Vielgeliebte erworben hatte, ihrem Kinde sichern und vertraute die Verwaltung treuen Händen an, aus denen der junge Erbe sie einst ungeschmälert erhalten sollte. Ein Gruß des Sterbenden, die Kunde seines Todes und seiner letzten Verfügungen gelangten nach Valahora und blieben unbestellt; ein Geheimnis für jeden so lange Bornholm noch lebte. Und dieses konnte Alwilde, die Levin sonst alles verriet, ihm nicht verraten. Die Zwei stachelten einander auf zum Hasse gegen den Herrn und den Vater. Im Herzen der Magd gärte er seit Jahren, im Herzen des Sohnes war er am Totenbett der Mutter erwacht. Ein furchtbares Verhältnis gestaltete sich

Digitized by Google

Wasserpartie.

Nach einer Originalzeichnung von Konr. Egersdörfer.

zwischen den beiden Bornholm. Der Alte entsetzlich in seiner geist- und herzlosen Tyrannei, Levin, als Knabe wie ein kleines Kind, als Jüngling wie ein Knabe behandelt, unablässig rebellierend.

Dann der plötzliche Tod des Bedrückers und sein Sohn aus atemraubender, herzbeklemmender Knechtschaft ohne Uebergang in absolute Ungebundenheit versetzt. Neunzehnjährig, frühreif, einer wild wuchernden Phantasie überantwortet, die ihm in den Jahren des Erwachens die Freuden des Lebens in einem Lichte zeigte, im Vergleich zu dem auch die schönste Wirklichkeit als trübe kahle Dämmerung erscheint. Und nun ein Hineinstürmen in diese Wirklichkeit, ein tolles Jagen, ein leidenschaftliches Ringen nach einem unerhörten Glück. Allmählich dann ein immer tiefer Sinken, ein Sinken bis zum Wüstling . . .

Am Schlusse dieser Beichte hatte Levin ausgerufen: „Und als es mir einmal einfiel, über mich nachzudenken und mich zu fragen: wie steht's mit dir? lautete die Antwort: du bist verwelkt, ehe du geblüht. Das ist durch nichts mehr gut zu machen, keine Macht der Erde bringt ein, was da verloren ging. — Keinen barmherzigen Zweifel, ich bitte Sie," war er Luise, die sprechen wollte, ins Wort gefallen. „Halten Sie mich nicht etwa für trostbedürftig. Ich bedarf weder eines Trostes, noch eines Rates, ich spreche auch nicht zu Ihnen so aufrichtig über mich, weil ich die Schroffheiten und Härten meines Wesens mit der elenden Erziehung, die ich erhalten habe, entschuldigen will. Es ist ohne jede Absicht geschehen — und warum?" In leichtfertig spöttischem Tone setzte er hinzu: „Vielleicht aus Dankbarkeit, weil Sie sich Mühe geben, mir Teilnahme zu zeigen, vielleicht, weil Sie eine große Kunst vortrefflich verstehen, die, aufmerksam zuzuhören."

Damit war er aufgestanden und war gegangen, und hatte ihr nicht einmal Zeit gelassen, ihm Lebewohl zu sagen . . .

Zwölf Uhr. Das Gebimmel des Mittagsglöckchens durchzitterte die regenschwere Luft. Nun kommt er nicht mehr und das ist gut. Er sollte wirklich nicht täglich kommen, es gehört sich nicht und stört ihr den Frieden. Sie trat fort vom Fenster, sie hatte noch allerlei in ihrer kleinen Wirtschaft zu thun, Arbeiten zu beenden, die halb fertig auf dem Tische lagen, und auch noch Rechnungen abzuschließen. Heute nacht hatte es sie heiß überlaufen; da war ihr eingefallen, daß sie vergessen hatte, am vorigen Samstag ihre Wochenrechnungen zu bezahlen und ihre Krankenbesuche im Dorfe zu machen. Ein großes Unrecht. Ihr Interesse für Bornholm durfte sie keine Pflicht versäumen lassen, ihr Interesse für andere nicht in Schatten stellen. Und doch war's geschehen. Sie gab sich genaue Rechenschaft davon. Seine breite Gestalt hatte sich zwischen sie und die ihr früher liebsten Menschen geschoben und ihr diese ferner gerückt. Die guten Tanten, den armen langweiligen Vetter Felix, seine Kinder, Elika sogar — alle, alle . . . Wie das nur gekommen war, und was ihr denn an ihm gefiel? Und gefiel er ihr denn überhaupt? Sie mußte sich gestehen: nein, vieles an ihm mißfiel ihr sogar entschieden und verletzte und beängstigte sie. Aber immer erwachte von neuem das grenzenlose Mitleid. Ein vielleicht falsch angewendetes Mitleid, ein unberechtigtes und vor der Vernunft kaum zu rechtfertigen. Aber komm' zu Worte, Vernunft, du rechnende, du wägende, wo das Gefühl seine stürmische Stimme erhoben hat.

Indessen — trotz ihm! . . . Man kann es besiegen *wollen*, der Wille ist doch auch etwas . . . An dein Tagewerk, saumselige Hausfrau.

Sie verließ das Zimmer, hatte aber den Treppenabsatz kaum überschritten, als das Thor der Halle geöffnet wurde und Levin eintrat: „Guten Tag, Fräulein von Kosel," rief er zu ihr hinauf und schwenkte den Hut. „Störe ich Sie? haben Sie zu thun? Wenn ja, schicken Sie mich fort. Ich bitte nur um einen Augenblick Gehör, ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Er hatte in einem ihm ganz ungewöhnlichen Ton gesprochen, so unbefangen und heiter wie noch nie. War ein plötzliches Glück ihm begegnet? Er sah ganz danach aus.

„Ich habe wirklich zu thun," erwiderte sie, „aber mir scheint, daß Sie eine gute Nachricht zu bringen haben; die muß ich hören. Kommen Sie!"

Luise ging in den Salon zurück und Bornholm folgte ihr auf dem Fuße. Sie nahm Platz in der Ecke des Kanapees und er ihr gegenüber auf einem Sessel, vor dem mit Weißzeug und Näharbeiten bedeckten Tisch. „Die Nachricht, die ich bringe, ist wirklich gut," begann er, „gut für mich, sie betrifft mich allein; und doch drängt es mich, sie Ihnen mitzuteilen." Er zögerte ein wenig und sprach dann rasch: „Sie sind mir eine Wohlthat, Fräulein von Kosel."

„Das freut mich sehr," versetzte sie ernst, „dergleichen hört man immer gern. Und Ihre Nachricht?"

„Das eben ist meine Nachricht. Sie sind mir eine Wohlthat. Sie haben einen großen und guten Einfluß auf mich."

Sie war im ersten Augenblick ratlos. Wie kam er dazu, ihr eine Art Freundschafts- und Vertrauenserklärung zu machen? Plötzlich, ohne die geringste unmittelbare Veranlassung? „Es freut mich sehr, wenn es so ist, Herr Bornholm," wiederholte sie, „und ich möchte wissen, an welchem Zeichen Sie diesen Einfluß erkennen. Ich habe noch nichts von ihm bemerkt."

Seine Augen leuchteten auf und suchten den Blick der ihren festzuhalten: „Er besteht. Vom ersten Tag an, von noch früher an. Joseph hat mir Ihr Bild gezeigt und viel von Ihnen gesprochen. Ich habe diesen Einfluß von Tag zu Tag mehr empfunden. Heilen wird auch er mich nicht, aber über einige Monate meines Lebens kann er mich gelinder, als es mir sonst zu teil wird, hinwegbringen. Entziehen Sie ihn mir nicht."

„Warum sollt' ich das?" fragte Luise unsicher und befangen.

„Man rät es Ihnen, Menschen, die Ihnen teuer sind, raten es Ihnen . . . Ob eindringlich, mit vielen Worten, ob stumm — durch kummervolle Mienen, ist ja gleich . . . Ihr Vetter Kosel — ich komme jetzt auf das, womit ich hätte anfangen sollen — ist bei mir gewesen vorhin. Eben. Er kam — als Sendbote, gewiß — eigene Initiative ist nicht sein Fall — mir anzudeuten, daß meine Besuche bei Ihnen unpassend gefunden werden. Ich war mehr aufs Erraten als aufs Verstehen angewiesen — die letzte Nummer der „Evening News" lag auf dem Tisch . . . Sie begreifen, da konnte er doch nicht bei der Stange bleiben . . . Wie er daheim bestehen soll im Examen über den Erfolg seiner Mission, ist mir unklar, und klar nur, daß er sie hatte . . . und denken Sie, Fräulein von Kosel! mit meiner Kunst, das Unangenehmste für das Nächstliegende zu halten — ergriff mich die Sorge, er habe die Mission von Ihnen."

„Irrtum," sprach Luise.

„Ich weiß . . . Ich dachte es mir gleich. Sie würden mir nicht durch einen Dritten sagen lassen: ‚Ihre Anwesenheit bei mir erregt Aergernis. Bleiben Sie fort' . . . Ich weiß noch etwas. Sie sagen das überhaupt nicht. Sie sind zu stolz und unabhängig, um Ihre Handlungsweise zu ändern, weil alberne Leute an ihr Anstoß nehmen könnten."

Luise hatte den Kopf gesenkt, erhob ihn nun und versetzte mit einem herzgewinnenden Lächeln: „Ich weiß nicht, ob ich sagen soll, Sie thun mir unrecht, oder, Sie thun mir zu viel Ehre an. Eben heute habe ich überlegt, ob ich nicht gut thäte, Sie zu bitten, seltener zu kommen."

„Der Leute wegen?"

„Der Leute wegen, die Sie albern nennen, und die es so gar nicht sind."

„Wohl denn!" rief er, „ich geb' es zu, es sind die respektabelsten Leute — aber auch durch die sollen Sie sich nicht bestimmen lassen, mich vor die Thür zu setzen." Er schien ganz und gar aus seinem Charakter gefallen, sein männliches Gesicht nahm einen geradezu kindlichen Ausdruck an und es lag eine erstaunliche Naivetät in dem Tone, in dem er ihr zum drittenmal die Versicherung gab: „Sie sind mir eine Wohlthat, Fräulein von Kosel!"

„Tante Luise!" rief jetzt eine junge Stimme, und Elika öffnete die Thür so weit als nötig, um ihren Kopf durchzustecken. Beim Anblick Bornholms stotterte sie: „O — o!" . . . zögerte ein wenig und trat dann ein und sah in ihrem langen lichten Regenmantel mit aufgestülpter Kapuze hübsch und herzig aus. Luise war rot geworden, Bornholm plötzlich in Verstimmung geraten.

„Frau Heideschmied ist auch da," sprach Elika, aber mehr um das peinliche Schweigen zu brechen, als um auf die Anwesenheit der Französin aufmerksam zu machen, die ihren Mantel auf dem Palier abgelegt hatte und jetzt knapp vor der Thür eine zierliche Reverenz ins Werk setzte.

Digitized by Google

Luise war aufgestanden und begrüßte die Damen, Bornholm blieb sitzen. Er gab sich keine Mühe, zu verbergen, wie verdrießlich die Unterbrechung seines Gesprächs mit Fräulein von Kosel ihm war. Frau Heideschmied, viel zu wohlerzogen, um die Verlegenheit der Herrin des Hauses und die Unart ihres Gastes zu bemerken, nahm dankend die Einladung Luisens, sich neben sie aufs Kanapee zu setzen, an und teilte ihr in höchst angeregtem Tone mit, daß es regne und wahrscheinlich den ganzen Tag fortregnen werde, wenn nicht etwa Aufheiterung eintreten sollte.

Elika hatte sich neben sie auf einen Fauteuil placiert. Ihr kluger und scharfer Blick glitt über die drei; über Bornholms finsteres Gesicht, über Luise, die so befangen, Frau Heideschmied, die so wohlerzogen war. Sie verstand alle, erriet, was in jedem von ihnen vorging, sie hatte das stolze Bewußtsein, die Situation völlig zu beherrschen, sie, die jüngste, sie, das „kleine Mädchen". — „Wir kommen, dich zu Tische zu bitten, Tante Luise," sagte sie mit einer freundlichen und anmutigen Ueberlegenheit, die Frau Heideschmied entzückte. „Der Herr Pfarrer und der Herr Doktor und der Herr Direktor und seine Frau werden erscheinen. Nachmittags arrangieren Leopold und Franz eine große à la guerre-Partie im Billardzimmer. — Wollen Sie uns auch das Vergnügen machen, zu Tische zu kommen, Herr Bornholm?"

Er verneigte sich obenhin, in seiner spöttisch ablehnenden Miene war die Frage zu lesen: Ist das Ihre Sache, mich einzuladen?

Schnell und gleichsam zu ihrer Rechtfertigung setzte Elika hinzu: „Der Papa und die Tanten würden sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen."

„Ja dann," er hatte immer noch seine spöttische Miene, „und wenn Sie es erlauben, werde ich am Nachmittag nach Velice kommen."

„Zu Tische nicht?"

„Mit Ihrer Erlaubnis, am Nachmittag," wiederholte er ungeduldig.

„Auf Wiedersehen also!" Elika stand auf und, als ob sie elektrisch mit ihr verbunden wäre, zugleich auch Frau Heideschmied.

„Auf Wiedersehen, meine, meine Kleine," sprach Luise, winkte sie zu sich heran, umschlang und küßte sie.

In Gnaden hatte Elika sich zu ihr herabgeneigt und sich ihre Liebkosungen gefallen lassen. Jetzt, wieder aufgerichtet, warf sie einen Seitenblick auf Bornholm und fragte: „Wie geht's dem Hansl?"

„Gut."

„Ist er brav und haben Sie ihn lieb?"

„Lieb? — er nützt mir und ich nütze ihm. Das hat mit dem Liebhaben nichts zu thun," erwiderte er trocken und abweisend. Es fehlte nur, daß er noch hinzugefügt hätte: Alberne Frage!

Elika zuckte traurig die Achseln, wendete sich und ging, wurde aber, ehe sie die Thür erreichte, von Luise eingeholt. Die nahm ihren Arm und begleitete sie die Treppe hinab. In der Halle blieben sie stehen und die Kleine sagte mit einem tiefen Seufzer: „Er ist noch sehr verwunschen!"

„Warum sind Sie so unfreundlich mit ihr?" fragte Luise, die, in den Salon zurückkehrend, Bornholm auf seinem frühern Platze fand. Er hatte beide Hände in die Taschen gesteckt und schaukelte sich auf seinem Sessel: „Ich weiß es selbst nicht. Sie ärgert und langweilt mich. Sie hat etwas so Gouvernantenmäßiges. ‚Haben Sie ihn lieb?' Unerträglich fad, solche Sachen . . . Ich hab' überhaupt nichts lieb. Ich kenne das nicht."

„Sie kennen das nicht?" wiederholte Luise ungläubig. — „Herr Bornholm, wenn ich ein Wort wüßte, das genau das Gegenteil von Selbstüberschätzung bedeutet, würde ich es Ihnen zurufen."

„Es träfe mich aber nicht. Mich zu verleumden, liegt mir fern, gerade so fern wie es mir liegt, etwas zu bereuen" . . . Er sprudelte es heraus mit unmotivierter Heftigkeit in unzusammenhängenden Sätzen: „Man ist wie man ist — kann es in schwachen oder, wenn Sie wollen, in hellen Stunden bis zur Verzweiflung bedauern, ändern kann man es nicht. Man kann nicht für sein Selbst . . . muß sich weiterschleppen mit diesem unzertrennlichen, miserablen Ich . . . Sie erschrecken? erschrecken Sie doch nicht!"

„Ja — auch ich kann nicht anders, auch ich bin wie ich bin, das heißt, in beständiger Angst, wenn sich jemand vor mir auf seinem Sessel schaukelt. Wollen Sie nicht die Güte haben, ruhig sitzen zu bleiben?" Sie sprach es bittend, lehnte sich vor und sah ihn, der die Hände aus den Taschen gezogen und eine stramme Haltung angenommen hatte, heiter und freundlich an. Ihre Blicke ruhten ineinander, und die Härte und der Trotz des seinen milderten sich unter dem Einfluß der unendlichen Güte, die ihm aus dem ihren entgegen leuchtete.

„Jetzt haben Sie mir wieder wohlgethan," sprach er. „Sie übersehen das Unverbesserliche an mir und rügen eine üble Gewohnheit, die ich — in Ihrer Gegenwart wenigstens — ablegen kann."

„Die Rüge war doch auch recht gouvernantenmäßig . . . Dank, daß Sie es mir verzeihen," kam sie der Einwendung zuvor, die er machen wollte. „Und jetzt muß ich Sie verabschieden. Ich habe noch viel zu thun und weiß nicht, wie ich's in ein paar Stunden fertig bringe." Sie reichte ihm über dem Weißzeugberg die Hand, die er kräftig schüttelte. (Fortsetzung folgt.)

Ein Tag im Postzeitungsamt zu Berlin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Wilhelm Berdrow.**

Wer auf einem Spazier- oder Geschäftsgange durch das innere Berlin zufällig die ruhige Dessauer Straße passiert, die halbwegs zwischen dem Potsdamer und Anhalter Bahnhof ein ziemlich stilles Dasein führt, der kommt dort an einem Hause vorüber, von dessen Existenz unter 1000 Berlinern vermutlich 990 nicht die leiseste Ahnung haben. Und doch ist dieses Haus und sind die Vorgänge, die sich in ihm täglich abspielen, nicht allein für die Bewohner Berlins, sondern noch viel mehr für das ganze Reich von größter Wichtigkeit! Ja, es brauchte nur einen einzigen Tag seine Thätigkeit einzustellen, so würde sich darüber in Hunderttausenden von Häusern, nicht nur im ganzen Deutschen Reiche, sondern weit über seine Grenzen, ja über die Grenzen von Europa hinaus, ein großes Verwundern, Aergern und Beschweren erheben. Vielleicht giebt es im ganzen Reiche kein Haus, auf dessen Thätigkeit Tag für Tag so viele Menschen in allen Windrichtungen, in allen Städten, in den verschiedensten Berufsstellungen angewiesen sind, als das Postzeitungsamt zu Berlin. Es ist wahr, die abgelegene Straße, in der es — beiläufig erst seit dem 16. März 1895 — seine bleibende Stätte gefunden hat, ist nur zu sehr geeignet, es der Aufmerksamkeit zu entrücken. Still liegt es da mit seiner etwas kühlen Front, ein Stück zurückgezogen zwischen den Nachbarhäusern, so daß eine Art Vorhof, durch ein Gitter von der Straße geschieden, entsteht, in welchem man meist ein oder einige angeschirrte Postgefährte stehen sieht.

Nur zu gewissen Stunden des Tages hebt hier ein auffälliges Hasten und Treiben an. So ist es nachmittags etwa um die fünfte Stunde. Dann rollt von der Straße her in größter Eile ein Wagen um den anderen heran, drängt sich in den Hof und hält vor dem breiten Portal des Hauses, wo ein Portier die Wache hat. Die Fuhrleute springen ab, reißen in Hast große weiße Ballen von den Wagen und schleppen sie ins Haus, kehren zurück, ergreifen neue Lasten und keuchen schwitzend ein und aus, bis ihr Wagen entleert ist und Platz für die Nachdrängenden machen kann. Das geht so eine ganze Weile, Fuhrwerk auf Fuhrwerk drängt sich an, jeder hastet, möglichst schnell mit seinen Ballen ins Haus zu kommen, und jagt dann wieder davon. Wir sehen genauer hin und bemerken an den Wagen die Firmen aller großen Tageszeitungen der Hauptstadt, ihre Fracht besteht aus Zeitungsballen, und ihr Zweck ist der, möglichst schnell ihre noch druckfeuchten Blätter an das Amt abzuliefern, damit die Postabonnenten Berlins mit der ersten Botenpost, die auswärtigen Leser aber mit dem nächsten Zuge ihr Leibblatt in die Hände bekommen. Staunend sehen wir, welche Massen von Papier die unaufhörlich sich öffnende Thür verschlingt; wir sehen die Packträger keuchen und

Digitized by Google

Die Festaufführung des Düsseldorfer „Malkastens“ zu Ehren Kais

Nach dem Wandgemälde von Fritz Neub

Digitized by Google

r Wilhelms I im Jahre 1877: Blüchers Rheinübergang bei Caub.

:us im neuen Düsseldorfer Rathaussaal.

Digitized by Google

können uns leicht ausrechnen, daß in einer halben Stunde soeben mehr als 200 Centner Zeitungen in dem Raum hinter dieser Thür verschwunden sein müssen, aber da sehen wir bereits, wie das Haus seinen Inhalt wieder von sich giebt. Aus einem der Seitenportale schießen plötzlich vier Postwagen mit einem Male heraus und galoppieren in einem Tempo davon, als bildeten sie einen Löschzug der Feuerwehr. Zehn Minuten — und abermals verlassen vier bis unter die Decke gefüllte Paketposten das Amt, während der Zufluß an neuem Material sich allmählich verringert. Die Wagen fahren seltener vor. Handkarren mit kleineren Blättern mischen sich darunter, Boten bringen große Ballen von Zeitschriften; nach und nach schläft auch das ein; nur selten noch öffnet sich das Thor, während aus dem Seiteneingang in gewissen Abständen noch immer kleine Wagenzüge herausjagen, um sich in die Nebenstraßen zu verteilen. Nach drei Stunden endlich ist alles wieder ruhig wie vor dem großen Ansturm.

Freilich, könnten wir durch die Mauern ins Innere sehen, so entrollte sich vor unseren Augen ein anderes Bild! Die Thätigkeit des Postzeitungsamtes ist nicht derart, daß sie sich in wenigen Stunden bewältigen ließe, obwohl Hunderte von geschickten Händen fieberhaft und ohne Pause bei der Arbeit sind; sie erfordert im Gegenteil fast die ganzen 24 Stunden des Tages. Wird doch von hier aus sowohl die Annahme als die Versendung jeder Zeitung, jeder Zeitschrift, jedes Unterhaltungsblattes, der Modenzeitungen, kurz aller Blätter besorgt, welche auf dem Wege der Post den Lesern im ganzen Reiche zugehen. Ja, nach Frankreich, Italien und anderen Ländern, bis Konstantinopel und Aegypten gehen von hier Tag für Tag ganze Ballen von Zeitungen, von denen jedes Exemplar einzeln ausgesucht, verteilt und in das bestimmte Fach gelegt werden muß, welches für jedes auswärtige Postamt existiert. Wie weit sich diese Arbeit verzweigt, begreift man vielleicht, wenn wir mitteilen, daß das Postzeitungsamt mit nahezu 4000 fremden Postanstalten in direkter Verbindung steht. Groß ist ja allein schon die Zahl der in Berlin erscheinenden Zeitungen, welche durch das Amt vertrieben werden. Im Jahre 1825, als diese Centralisation der Zeitungsversendung eben eingeführt war, handelte sich's um 38, heute jedoch um rund 800 Berliner Blätter! Aber das ist nicht alles. Jede mit der Post aus irgend einer Stadt Deutschlands oder des Auslands verschickte Zeitung, welche Berlin kreuzt, passiert ebenfalls das Zeitungsamt, um von hier aus derjenigen Postanstalt zugeleitet zu werden, welche die Bestellung angenommen hat. Und welche Legion von Zeitungen giebt es heute! Das Postverzeichnis von 1894 führte ihrer beinahe 11000, darunter ein Viertel ausländische, auf. Und für diesen ganzen Strom von Druckerschwärze, der tagtäglich das Land überflutet, ist dieses unscheinbare Haus in der Dessauerstraße der unerschöpfliche Brunnen. Es sind etwa 230 Millionen Exemplare, welche im Laufe des Jahres von hier in die Welt gesandt werden, also täglich im Durchschnitt 640 000 Exemplare. Davon muß jedes einzelne in die Hand genommen, nach den Listen verteilt und in sein Fach gelegt werden, eine Arbeit, welche die volle Kraft von 250 bis 270 Beamten erfordert.

Schlagen wir indessen, um das ganze Getriebe des Postzeitungsamtes kennenzulernen, den kürzesten Weg ein, indem wir uns beim leitenden Direktor die Erlaubnis erbitten, mit eigenen Augen sehen zu dürfen, wie dieser gewaltige Organismus, der wie aus einem Herzen 100000 Adern speist, arbeitet. Freilich, um den Betrieb während eines ganzen Tages kennenzulernen, muß der freundliche Leser früh aufstehen oder vielmehr er thut besser, gar nicht erst schlafen zu gehen, da ich ihn doch schon vor Mitternacht wieder wecken müßte.

Es ist 12 Uhr nachts, wenn die erste Sektion der Beamten ihr Tagewerk beginnt, und zwar gleich in einer recht stattlichen Schar. Unter einem Aufsichtsbeamten treten 30 bis 40 Postschaffner an und machen sich sofort daran, die vom vergangenen Tage übriggebliebenen Reste aufzuarbeiten. Das sind die Blätter, welche entweder gestern abend zu spät aufgeliefert worden sind, um noch expediert zu werden, oder welche überhaupt immer in der Nacht eintreffen, um mit den Frühzügen abgesandt zu werden. Der Raum, in welchem diese Arbeit vor sich geht, ist die riesige, 36 m lange und etwa halb so breite „Versendungshalle“. Trotz ihrer Größe reicht sie aber für ihren Zweck doch noch lange nicht aus, so daß eine zweite, ebenso große Versendungshalle gerade über ihr angelegt ist. Eine Anzahl Aufzüge verbindet beide Räume, so daß der Zeitungstransport von unten nach oben und zurück mit der größten Schnelligkeit erfolgen kann. Ein Weilchen schauen wir der Arbeit zu. Die Beamten werden mit den großen Stößen der verschiedensten Zeitschriften, wissenschaftlichen Blätter ꝛc. bewunderungswürdig rasch fertig. Ein Schaffner verliest nach der vor ihm liegenden Versendungsliste die Anzahl von Exemplaren, welche jedes Postamt von der augenblicklich auszuteilenden Zeitschrift erhält, ein zweiter zählt die Blätter ab und legt sie in das Fach der betreffenden Postanstalt. Er braucht gar nicht erst hinzusehen, sondern hat schon alles im Griff. Bald wird uns das Zusehen langweilig; alle Hände ringsum sind in eifriger Thätigkeit, wir machen uns also ebenfalls an die Arbeit und versuchen uns unter Führung eines Beamten ein wenig im Hause zu orientieren.

Schon beim Eintreten haben wir bemerkt, daß die Haupträume des Amtes nicht in dem von der Straße aus sichtbaren Gebäude liegen, sondern in dem vier- bis fünfmal tieferen, sich daran schließenden Hinterhause. Im Hauptbau liegt unten außer der Vorhalle, einigen Nebenräumen und dem großen Treppenhause nur ein geräumiger Saal, der Annahmeraum, bis in welchen die Überbringer der ankommenden Zeitungen vordringen. Hier, auf einen riesigen mit Stahlplatten belegten Tisch werden alle ankommenden Ballen zuerst niedergelegt, und von hier befördern die Schaffner sie weiter in die beiden großen Versendungshallen. Durchschreiten wir die letzteren, so schließt sich hinten der Packraum an, wo die zur Versendung fertigen Pakete entweder geschnürt oder bei größeren Mengen in Säcke gestopft werden, um nun ihre Reise anzutreten. Daneben ist noch ein Raum, wo die Säcke selbst zum Versandt fertig gemacht werden. Einen flüchtigen Blick können wir nur noch in die oberen Geschosse mit ihren großen Hallen und Amtszimmern, auf die Fahrstühle und die Gleitbahnen für den Zeitungstransport, auf die splendide elektrische Beleuchtung mit ihren 30 Bogen- und 300 Glühlampen werfen, und schon wird es hohe Zeit, daß wir uns an unseren Posten zurückbegeben.

Die 30 Postschaffner sind inzwischen mit ihrer Arbeit rüstig fortgeschritten, es sind heute nur etwa 10000 Zeitungsblätter da, allerdings von den verschiedensten Titeln und Bestimmungsorten. Unter dem Zugreifen von 70 geübten Händen schwinden die Haufen dahin wie Schnee vor der Mittagssonne, und jetzt ist man schon daran, die in den einzelnen Fächern sich ansammelnden Stöße durch umzuklebende Streifen zu vereinigen und schmale Zettel darauf zu kleben, welche die Adressen der auswärtigen Postämter enthalten. Auch das geht mit Blitzgeschwindigkeit, die Zettel liegen bereits so geordnet, wie die Reihen der Fächer es verlangen, und in kurzer Zeit werden die Pakete, wohl adressiert, den 16 im Hause befindlichen Versendungsstellen zugeschickt, welche die einzelnen Teile des großen, über das ganze Land sich erstreckenden Netzes beherrschen. Hier sammeln sich gewaltige Zeitungsmassen für die verschiedenen „Kurse“ an, und von hier werden, je nach der Abgangszeit der Züge von den Berliner Bahnhöfen, die Postwagen abgefertigt, welche in kurzen Zwischenräumen den ganzen Tag über das Amt verlassen.

Es ist 2 Uhr. Inzwischen sind noch weitere 15 bis 20 Postschaffner angetreten und haben ein reges Treiben begonnen. Aus der Säckekammer werden große Haufen leerer Zeitungssäcke herangeschleppt und an den Versendungstischen so ausgebreitet, daß die Zeitungshaufen möglichst schnell hineingeschoben werden können; dann halten sich alle Arme in Bereitschaft, wie in den letzten Augenblicken vor einer großen Schlacht. Und die Schlacht läßt auch nicht lange auf sich warten. Von $^1/_2$3 Uhr an beginnen die Wagen zu rollen, welche die in der Nacht fertig gestellten Zeitungen bringen. Die Thür zum Annahmeraum fliegt in immer schnellerem Tempo auf und zu, immer größer werden die Ballen, welche auf den Stahltisch niedergelegt werden, immer rascher folgen sie sich, und immer eiliger traben die Schaffner, welche sie von dort in die Versendungshalle oder an die Aufzüge schleppen. Um 3 Uhr erreicht der Andrang seinen Höhepunkt. Sechs, vielleicht sieben oder acht große politische Zeitungen liefern ihre ganze Postauflage, 60000 bis 80000 Exemplare, mit einem Male ab, auf den Stahlplatten des riesigen Annahmetisches türmen sich hohe Berge von Papier, aber so geschwind die Stöße von 200 bis 500 Exemplaren herangetragen werden, so rasch verschwinden sie wieder.

Digitized by Google

Jetzt wird mit einer Schnelligkeit und Sicherheit gearbeitet, die jeder Beschreibung spottet. Von dem Verpacken in Fächer ist keine Rede mehr. Jede Versendungsabteilung schickt ihren Schaffner in die Halle; er sagt den verteilenden Beamten nur die Anzahl der Nummern an, die er von jedem Blatte für seinen Postkurs gebraucht, und fast gleichzeitig schiebt man ihm schon die Stöße zu. Das Zählen bemerkt man kaum, die Beamten gleiten nur mit dem Finger über den Rand der Pakete hin und haben im Nu die gewünschte Zahl bereit. Große Stöße werden in die Säcke geschoben, kleinere in Pakete vereinigt, und in wenigen Minuten kehren die Boten schon, gebückt unter ihrer Last, zu den Versendungsstellen zurück, wo der Packmeister, der die Posten rechtzeitig abzufertigen hat, sich inzwischen bereits voll Ungeduld einigemal mit dem Sprachrohr oder der elektrischen Klingel gemeldet hat.

Mittlerweile dauert der Andrang der Zeitungswagen noch immer fort. Erst nach 6 Uhr werden die letzten Stöße eingeliefert. Dagegen sind schon um 3 Uhr 20 Minuten die ersten Postwagen beladen aus dem Thore gerasselt und haben sich mit Windeseile durch die schlafende Stadt zerstreut. Sie nehmen nur einen kleinen Bruchteil der eingelieferten Blätter, lediglich für Berlin und die nächste Umgebung, mit sich, aber diese Tausende von Exemplaren haben sich binnen einer Stunde auf mindestens 180 Postanstalten verteilt. Das Gewimmel der Arbeit wird größer und größer, je mehr sich die Nacht ihrem Ende zuneigt und die Abfahrtzeit der Züge heran kommt. Anfangs alle 10 Minuten, dann halbstündlich, endlich jede Stunde werden Kolonnen von Wagen abgelassen, die alle eiligst durch die Straßen sausen, um ihren Bahnhof noch rechtzeitig zu erreichen. Volle 5 Stunden dauert die schwere Arbeit an; erst nach 8 Uhr gehen die letzten Wagen ab, mehrere hunderttausend Zeitungsblätter haben in 6 Stunden das Räderwerk des Amtes passiert und fliegen nun auf den donnernden Zügen ins Land hinaus, um teils schon morgens, teils bis Mittag, teils erst gegen Abend ihren Lesern das Neueste aus Berlin und dem Reiche zu erzählen. Gegen 500 wohlgefüllte Säcke und Massen von Paketen haben das Postzeitungsamt verlassen, bevor die Hälfte der Bewohner Berlins sich besinnt, daß es Tag ist.

Jetzt kehrt in den Sälen ein Augenblick der Ruhe ein. Die erste Ablösung trifft mit ungefähr 50 Beamten ein, die voll neuen Mutes an die Zwischenarbeiten gehen, welche in den Pausen zwischen den Hauptexpeditionszeiten zu verrichten sind. Die von den Bahnhöfen eintreffenden leeren Säcke werden gereinigt und zum neuen Gebrauch vorbereitet, Botengänge verrichtet, Fahrten nach den Zeitungsdruckereien, die fast alle in geringer Entfernung von dem Amt liegen, ausgeführt, die Maschinen zum Schneiden der 20000 Klebestreifen und Adressen, welche man täglich gebraucht, in Betrieb gesetzt, und mancherlei andere Arbeit wird noch erledigt. Auch die Versendungsabteilung bekommt noch einmal zu thun, denn im Lauf des Vormittags treffen von der Reichsdruckerei die Gesetzblätter ein, deren Auflage über 100000 beträgt und deren Versandt ebenfalls vom Postzeitungsamt vermittelt wird. Das giebt neue Arbeit bis 1 Uhr, denn auch die Gesetzblätter wollen, gleich den Zeitschriften, in Fächer verteilt und adressiert werden, da sie sich auf 100 Eisenbahnlinien über einige tausend Postämter verteilen.

Um 1 Uhr trifft erneute Ablösung ein. Es treten 60 bis 70 Postschaffner an, um die Vorbereitungen zur zweiten und größten Postschlacht, der Nachmittagsversendung, zu treffen. Wieder ist in den Annahme-, Verteilungs- und Packräumen vieles zu ordnen, die Listen und Verteilungsbücher müssen an die 16 Versendungsstellen geschafft werden, inzwischen sind die 40 Säcke füllenden Gesetzblätter in die Postwagen zu verteilen, um später mit den Zeitungen zugleich abzugehen. Einzelne Zeitschriften treffen zu jeder Tageszeit ein, ebenso die von den Bahnhöfen kommenden Sendungen anderer Städte, die schnell noch erledigt werden, und so vergehen rasch die ersten Nachmittagsstunden. Vor 5 Uhr trifft abermals ein mächtiger Strom frischer Kräfte ein, und jetzt rollen auch schon die ersten Wagen heran und mit ihnen eine Flut von Arbeit, der die weit über 200 jetzt verfügbaren Arme kaum gewachsen sind. Der Hauptstoß erfolgt gleich um 5 Uhr. Zehn oder mehr große Blätter werfen ihre ganze Postauflage fast gleichzeitig auf den Annahmetisch. Es sind über 100000 dicke Zeitungen; 100 Centner Papier im Laufe einer Viertelstunde! Sollte der ungeheure Tisch nicht zusammenbrechen? Nein, die Schaffner reißen sie fast so schnell fort, als die Packträger sie heranschleppen; alles schreit, zählt, kommandiert, gestikuliert und rennt durcheinander; die Arbeitskraft scheint bei jedem Einzelnen ins Uebermenschliche zu wachsen; centnerschwere Säcke fliegen wie Spielbälle. Binnen 30 Minuten jagen 8 schwere Postwagen mit 25 Säcken und 30 großen Paketen vom Hof, und in einer halben Stunde hat man sich 40000 Exemplare vom Halse geschafft. In diesem Gewirr, das dem Uneingeweihten ein sinnloses Toben erscheint, bleibt noch Zeit, jede einzelne Zeitung, die aufgeliefert wird, nach Minute und Zahl der Auflage genau zu registrieren. Inzwischen wettert hinten der Packmeister nach schnellerer Erledigung, er möchte alle seine elektrischen Klingeln zugleich ziehen. Die Postillone bestürmen ihn um Zeitungsballen, und so schnell die Boten aus den Versendungshallen mit den schweren Säcken herangekeucht kommen, so schnell verschwinden Säcke, Ballen und Pakete in den Höhlungen von einem Dutzend stets bereitstehender Wagen. Der Andrang will vorn noch immer nicht abnehmen, bis ½7 Uhr sind schon gegen 100 Zeitungen und Zeitschriften mit mehr als einer Viertelmillion Exemplaren zu den Bahnen befördert. Nach 7 Uhr gehen noch mit späteren Abendzügen fast ebensoviele Blätter ab, und wenn wir nach der Beendigung des Dienstes eine Anfrage bei der Abrechnungsstelle riskieren, so erfahren wir, daß zwischen 5 und 10 Uhr fast eine halbe Million Exemplare, etwa 120 verschiedenen Blättern angehörig, eingeliefert und wieder ausgefahren worden sind. Etwa 40 Postwagen, mit 600 centnerschweren Säcken beladen, haben den Transport zu den Stadtpostämtern und den 7 Bahnhöfen vermittelt. Rechnet man aber die schon am Morgen und im Laufe des Tages expedierten Blätter hinzu, so sind innerhalb 24 Stunden nicht weniger als 1100 Säcke, rund 800 Centner, Zeitungen und andere Blätter vom Postzeitungsamt empfangen und befördert worden.

Wir fragen erstaunt, ob das Tag für Tag so geht, aber man giebt uns zur Antwort, daß wir noch einen sehr stillen Tag angetroffen haben. Es ist weder Reichstag noch Sitzung im Abgeordnetenhause, im anderen Fall würde das Gewicht der politischen Zeitungen vielleicht um 100 Centner angeschwollen sein. Es ist weder der erste noch der fünfzehnte eines Monats, sonst hätten die Monatsjournale mit ihren gewichtigen Heften und die Modezeitungen mit ihren kolossalen Auflagen noch ein gutes Stück Arbeit und Wirrwarr mehr hervorgebracht. An solchen Tagen kann die Zahl der aufgelieferten Exemplare auf eine Million oder nahe daran steigen, und es sind oft 10 oder mehr Gespanne über die gewöhnliche Zahl nötig, um den Transport zu den Bahnhöfen zu bewältigen.

So spielt sich heute ein Tageslauf auf dem Postzeitungsamt ab. Bis 10 Uhr pflegt die zweite große Versendung erledigt zu sein; es gehen alsdann keine Züge, die zur Mitnahme von Zeitungen geeignet sind, mehr ab, und was nicht mehr früh genug aufgeliefert worden ist, um bis zu diesem Zeitpunkt erledigt zu sein, bleibt einstweilen liegen, um am nächsten Morgen bearbeitet zu werden. Im ganzen genommen, ist diese papierne Flut, die sich von Berlin aus über das Reich ergießt, noch immer in stetem Wachsen begriffen. Seit 1825, als das damalige Zeitungsamt, welches noch von 3 Beamten und 2 Boten verwaltet werden konnte, mit der Expedition der preußischen Gesetzsammlung vereinigt wurde, ist die Arbeit unaufhaltsam angewachsen, und immer wieder war das Amt genötigt, neue Räume für seine Thätigkeit aufzusuchen. Endlich gelang es, in der Dessauer Straße, in der nächsten Nachbarschaft der meisten Zeitungsdruckereien und in der Nähe von 3 Hauptbahnhöfen, einen Platz für das jetzt aufgerichtete große und würdig ausgestattete Haus zu erlangen. Wird es jetzt mit seinen technischen Vorkehrungen, seinen Riesensälen auf die Dauer genügen? 200 Beamte, ja vielleicht noch viel mehr, können hier walten, ohne sich zu stören. Aber wird das Bedürfnis nicht auch über diesen Bau hinauswachsen? — Im Jahre 1825 betrug die Zahl der Zeitungsexemplare, deren Versendung das Amt vermittelte, 3 Millionen; 1894 aber 330 Millionen. 1860 wurden im Lauf des ganzen Jahres etwa 1400000 Ballen verschickt, also 3900 an jedem Tage, 34 Jahre später aber das Vierfache. Wenn die Benutzung im gleichen Maße weiter fortschritte, so dürften allerdings wohl kaum 20 Jahre vergehen, bis auch das neue Postzeitungsamt für seinen Zweck zu klein wird.

Digitized by Google

Elektrische Touristenbahnen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Zwecke der Anlage und des Betriebes von Eisenbahnen haben sich im Laufe des jüngsten Menschenalters nach gar verschiedenen Richtungen hin verändert und verzweigt. Zu den großen, Länder und Kontinente durchquerenden Bahnlinien sind die Stadtbahnen, die Straßenbahnen, die Bergbahnen, die Kleinbahnen und manche andere gekommen. Aber keiner dieser neuen Wege, die der Eisenbahnverkehr eingeschlagen hat, ist wohl jünger und für den Augenblick zukunftsreicher als jene Art von Bahnen, die abgesehen von aller Völker- und Städteverknüpfung, weit entfernt von irgend welchen Absichten auf Handels- und Güterverkehr, abseits von jedem reinen Nützlichkeitszweck nichts weiter wollen, als dem Vergnügungs- und Erholungsreisenden die Wege ebnen. Das Durchfliegen der Welt im D-Zuge kann für die Kenntnis von Menschen und Gegenden nichts leisten, die für gesunde und kräftige Leute gewiß am meisten zu empfehlende Fußwanderung verlangt mehr Zeit, als vielen Touristen zu Gebote steht — hier will die Touristenbahn eine Lücke ausfüllen und dem Wanderer hin und wieder ein Stück seiner Arbeit erleichtern, ohne ihm von den ästhetischen Genüssen der Landschaft allzuviel zu entziehen.

Diesem Zwecke, der ein Ueberwinden mannigfacher Terrainhindernisse, ein Anschmiegen an lokale Eigentümlichkeiten verlangt, wie es die normalspurige Dampfeisenbahn niemals leisten könnte, ist die Elektricität am besten gewachsen. Man bringt deshalb für diese Art von Eisenbahnlinien der Elektricität mehr Vertrauen entgegen als jeder anderen Betriebsart. Wohl sind im vergangenen Jahrzehnt, als die Anwendung des elektrischen Stromes für Eisenbahnzwecke noch tief in ihren Anfängen stak, einzelne touristischen Zwecken gewidmete Linien und besonders eine ganze Reihe von Bergbahnen noch nach anderen Betriebssystemen gebaut, aber schon heute liegt die Sache so, daß nur außerordentliche Gründe den Ingenieur zwingen können, eine Bahnlinie der bezeichneten Art anders als auf elektrischem Wege zu betreiben. Die Freiheit der Linienführung, die Stärke der Steigungen, die Billigkeit des Betriebes, die Leichtigkeit von Bahnkörper und Betriebsmaterial, schließlich selbst die Annehmlichkeit der Fahrt sind durch kein anderes System gleich gut gewährleistet. Was uns schließlich im besonderen veranlaßt, den elektrischen Touristenbahnen diese kurze Betrachtung zu widmen, ist der Umstand, daß sie in erster Linie berufen sind, einen der größten Wendepunkte vorzubereiten, die dem Eisenbahnwesen nach dem Stande der heutigen Erkenntnis überhaupt noch bevorstehen.

Die technische Richtung unserer Zeit geht offenbar mehr und mehr darauf aus, die Elektricität zur Universalkraft zu machen, gleichviel ob sich's nun um die Spendung von Wärme, Licht oder Kraft, um die Nachrichtenvermittelung, um häusliche Dienste oder um welche Thätigkeit sonst handelt. Auch das Eisenbahnwesen wird ihr einmal in seiner ganzen Ausdehnung verfallen, und wenn wir selbst es auch nicht mehr erleben, daß die letzte kohlenverschlingende Lokomotive mit Kessel und Schlot irgend einem Museum als technische Sehenswürdigkeit einverleibt wird, so werden es doch unsere Kinder oder Enkel erleben. Wo aber hat die Elektricität schon jetzt bessere Gelegenheit, sich frei von den Einseitigkeiten der Stadtbahnen, Bergbahnen 2c., in ihrer ganzen Vielseitigkeit und Ueberlegenheit zu zeigen, wie bei dem Betriebe der jetzt so vielfach geplanten Touristenlinien?

Werfen wir auf die letzteren selbst, so viel ihrer die jüngsten Jahre gezeitigt haben, einen Blick, so steht allen voran das gewaltige Unternehmen der Jungfraubahn. Schon ist eins der elektrischen Turbinenwerke, die sowohl den meilenlangen Tunnelbohrungen als später dem Betriebe ihre Kraft leihen sollen, vollendet, das zweite, das gleichzeitig als Kraftcentrale für die weitere Umgebung dienen soll, der Vollendung nahe. Schon sind einige der Lokomotiven fertiggestellt, die die stärksten, bis jetzt zur Ausführung gelangten Betriebsmittel für Bergbahnen darstellen. Schon steht die erste oberirdische Strecke der Bahn vor der Betriebseröffnung. Die Jungfraubahn ist freilich in erster Linie Berg- und zwar Hochgebirgsbahn, aber ihr Zweck ist doch weniger der, träge oder körperlicher Strapazen unfähige Reisende auf einen berühmten Aussichtspunkt emporzuschnellen, als der, bewegungsfrohen Touristen in ihren 2000 bis 3000 m hoch liegenden Zwischenstationen Ausgangspunkte für Touren in die unvergleichliche Gletscherwelt zwischen der Wengernalp und dem Jungfraujoch zu erschließen. — Neben dieser größten aller gegenwärtig in Angriff genommenen Alpenbahnen ist noch eine Menge anderer Projekte teils in Ausführung, teils der Verwirklichung nahe. Bald soll sich die Zahnradschiene 3140 m hoch auf den Gornergrat schwingen; von Meiringen wird eine Bahn über die große Scheidegg nach Grindelwald führen, um die zwischen Grindelwald und Lauterbrunnen bereits begonnene nördliche Schienenumrahmung des Berner Oberlandes zu vollenden. Eine andere 42 km lange Alpenbahn wird von Meiringen durchs Hasli- und Gadmenthal zum Sustenpaß emporsteigen und dann längs der wilden Mayenreuß hinab nach Wassen, wo sie den Anschluß an die Gotthardlinie findet. Die beiden letztgenannten Bahnen, natürlich schmalspurig und nur für den Sommerbetrieb gebaut, sind auf 14 Millionen Franken veranschlagt und haben die Genehmigungen zur Ausführung erhalten. Genehmigt ist auch die Touristenbahn, die sich demnächst im bayrischen Oberlande von Garmisch und Partenkirchen nach dem Eibsee erstrecken soll, während an einer anderen Linie von Murnau nach Oberammergau bereits gebaut wird. Eine dritte ist endlich schon voriges Jahr zwischen Aibling und dem Wendelstein in Thätigkeit getreten; allen aber ist es gemeinsam, daß die jugendfrischen Katarakte der Vor- oder Hochalpen ihnen ihre Energie leihen, um mittels der elektrischen Spannkraft die Lokomotive über Berg und Thal zu führen.

Aber man braucht nicht bis in die Alpen zu gehen, um Beispiele dieser modernen Gründungslust für elektrische Touristenbahnen kennenzulernen. Die elektrische Bahn von Schandau durch das Kirnitzschthal bis zum Lichtenhainer Wasserfall, die als bequemste Route zum Kuhstall in der Sächsischen Schweiz vielen Tausenden willkommen sein wird, ist jüngst eröffnet, und für später ist ihre Fortsetzung durch die großartige Felsenenge des Zschand bis zum Fuße des Prebischthors und nach Herrnskretschen geplant. Im Riesengebirge, wo die neuerlich aufgetauchte Idee, die in Fülle vorhandenen Wasserkräfte auf elektrischem Wege dem Fortschritt und der Industrie dienstbar zu machen, allseitig begeisterte Aufnahme gefunden hat, tauchen die verschiedensten Pläne für Touristenbahnen auf. Da sich der ganze schlesische Abhang des Riesengebirges im gräflich Schaffgotsch'schen Privatbesitz befindet, so ist bei dem Interesse, welches diese Verwaltung der Erschließung des Gebirges entgegenbringt, an der Ausführung der zum Teil schon eingehend bearbeiteten Pläne kaum zu zweifeln. Schon in 2 bis 3 Jahren hofft man, durch ein dichtes Netz von Riesengebirgsbahnen, die in Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf, Krummhübel, Arnsdorf und Schmiedeberg an die bestehenden Linien Anschluß finden sollen, sowohl den Interessen des Touristenverkehrs als dem Aufschluß der gewaltigen Holzbestände des Gebirges entgegenzukommen. An die bestehende Zweigbahn Zillerthal-Krummhübel anschließend, soll die Hauptlinie der künftigen Gebirgsbahnen, die Kammlinie, in großen Kurven über Brückenberg zur Kirche Wang emporführen, über die Schlingel- und Hampelbaude in langen Schleifen den Kamm ersteigen und sich endlich von der Riesenbaude in zwei großen Spiralen bis zu den Koppenhäusern erheben. Diese Linie wird an Höhe und Kühnheit mit vielen Alpenbahnen wetteifern. Im böhmischen Teil des Gebirges soll eine Linie von Hohenelbe über Spindelmühl und durch die sieben Gründe den Kamm bei der Schneegrubenbaude erreichen.

So drängen sich Projekte und Ausführungen elektrischer Touristenbahnen an allen Enden. Wie in den Alpen die elektrische Lokomotive den Reisenden bald in die Firnfelder geleiten wird, so trägt sie ihn in Amerika hoch am schroffen Abhang des wirbelnden Niagarastromes dahin. Ueberall aber beweisen die elektrischen Bahnen dieser Art, daß sie nicht nur für den Personenverkehr der Städte geschaffen sind, den man ihnen anfangs allein zuerteilen wollte, sondern daß ihre Aufgaben höher hinaus gehen und nicht früher enden werden, als bis die letzte Dampflokomotive, sei es in der Ebene, sei es im Gebirge, ihre Geleise der vom elektrischen Strome belebten Schwester abgetreten hat.

x

Digitized by Google

Der Künstlerverein „Malkasten“ in Düsseldorf.

Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Jubiläum. Von Ed. Daelen.

(Hierzu die Kunstbeilage XIV und das Bild S. 432 u. 433.)

Alle guten Genien walteten über der Düsseldorfer Künstlerschaft, als diese sich vor fünfzig Jahren zusammenthat und zum Zwecke der geselligen Unterhaltung und Erholung der Künstler den „Malkasten“ ins Leben rief; nicht leicht ist ein Verein im Laufe der Zeit seiner ursprünglichen Bestimmung in vollkommenerer Weise gerecht geworden. Der „Malkasten“ hat sich stets als ein anziehendes Heim erwiesen, das den fruchtbarsten Boden für eine sprudelnd heitre Künstlerlaune, für eine nach ernstem Schaffen frisch anregende Geselligkeit bietet. Das ist und bleibt seine nächste Sorge. Aber auch den Fernerstehenden da draußen hat er jederzeit als liebenswürdiger Wirt mit Freuden seine traulichen Hallen geöffnet und mit der ihm eigenen zwanglosen, echt künstlerischen Fröhlichkeit an alle, die da zu ihm kamen, seine Gaben verteilt.

Und jetzt ladet er alle Freunde zu einem Fest, das die Herzen der Seinigen mit ganz besonders inniger Wonne und mit stolzer Erregung zu erfüllen geeignet ist — zur Jubiläumsfeier seines fünfzigjährigen Bestehens, die am 2. und 3. Juli stattfindet. Wohl verdient hat es der Jubilar, daß ihm an diesen sonnigen Tagen zu den bereits erworbenen Schätzen ein neues Lorbeerreis als Angebinde seinem goldenen Ruhmeskranze hinzugefügt werde. Auch die „Gartenlaube“ darf sich zu seinen Freunden zählen; sie hat des öfteren ihm ihr warmes Interesse bekundet. Schon einer der ältesten Malkästner, Wolfgang Müller von Königswinter, hat in früherer Zeit (1863) als poesievoller Führer den Lesern der „Gartenlaube“ die Bekanntschaft des Düsseldorfer Künstlervereins vermittelt; und später, 1877, 1885 sowie 1892, ist diese durch Bild und Schrift eingehend erneuert worden. So will sie denn auch heute in der langen Reihe der Glückwünschenden nicht zurückstehen und dem gefeierten Geburtstagskinde an seinem Ehrentage einen herzlichen Festgruß darbringen.

In ungeschwächter Jugendkraft blickt der Jubilar auf eine fünfzigjährige ereignisreiche Lebensbahn zurück. Zwar nicht gerade auf den 2. Juli fällt sein Stiftungstag, der eigentlich wie alljährlich am 6. August gefeiert werden müßte, aber diese Verschiebung um ungefähr einen Monat voraus hat ihren guten Grund; anfangs August sind in der Regel schon viele Vereinsmitglieder auf Studien- oder Erholungsreisen von Düsseldorf abwesend und bei seinem Jubelfeste möchte der „Malkasten“ gerne die Seinigen alle zugegen sehen.

Ein Rückblick auf die Vergangenheit, wie solche Erinnerungsfeste ihn heischen, kann an dieser Stelle um so kürzer gefaßt werden, als die „Gartenlaube“, wie schon erwähnt, der Geschichte des „Malkastens“ in ihren Spalten gerecht geworden ist. Nur zwei Höhepunkte, die sich als die lichtvollsten Stellen in der Malkastenchronik kennzeichnen und die zugleich auch durch die beigefügten Illustrationen eine weitere Erläuterung finden, mögen hier besonders hervorgehoben werden. Im ersten Viertel-

Im Garten des „Malkastens“ zu Düsseldorf.
Nach dem Gemälde von Ed. Daelen.

säkulum war dieser Glanzpunkt in der bunten Kette freudiger Ereignisse die Erwerbung des alten Jacobischen Besitztums, des herrlichen Parks in Pempelfort. Es war ein Ereignis, das für den „Malkasten", seine Blüte und sein Fortbestehen von der allerglücklichsten Bedeutung wurde. Denn er erwarb hiermit ein Eigentum, das ihn instand setzte, nicht nur seinen Mitgliedern ein Künstlerheim in des Wortes idealstem Sinn, ein wahres Tusculum zu schaffen, sondern auch die zahlreichste Festgesellschaft zu glänzenden Aufführungen in seinen Mauern zu Gaste zu laden. Zwei von unsern Bildern bringen Partien aus den Parkanlagen, die ein reizvoller Zauber umschwebt, zur Anschauung, das Bild von Degode (vgl. die Kunstbeilage) einen der traulichen Laubgänge an der fröhlich vorüberrauschenden Düssel, das Bild von Daelen S. 437 das schattige Plätzchen unter einer umgestürzten Ulme, das eine heitere Tischgesellschaft junger Künstler sich für die Sommermittage zum Lieblingssitze erkoren hat.

Aus dem Kranze der festlichen Veranstaltungen bezeichnet eine vor allen die glanzvollste Seite der ganzen „Malkasten"-Geschichte; diese Festlichkeit überbot alle übrigen sowohl an hoher freudiger Veranlassung wie an Umfang und Pracht und glücklichem Erfolge. Es war das Fest, das am 6. September 1877 dem „Malkasten" zu begehen vergönnt war zu Ehren des siegreichen Begründers des neuen Deutschen Reiches: Kaiser Wilhelms des Ersten. Mit vollem Recht wurde dieses Kaiserfest nicht nur als der höchste Ehrentag des Vereins, sondern auch als ein wahrhaft historischer Tag für die ganze Stadt Düsseldorf betrachtet, und als zum Schmuck für ihren neuen Rathaussaal zu Motiven für die Wandbilder die hervorragendsten Momente in ihrer Geschichte gewählt wurden, da trat dieser Tag als das leuchtendste Ereignis der neueren Zeit in den Vordergrund. Mit glücklichem Griff wählte F. Neuhaus, dem die Ausführung dieses Bildes übertragen wurde, die Scene des Festspiels, welche auf der Bühne „Blüchers Rheinübergang bei Caub" zur Darstellung brachte, weil sie den alten Kaiser als eine bedeutsame Erinnerung aus seiner eigenen Jugendzeit ganz besonders ergriffen hatte. Im großen Stile ist dieser Vorgang, der so beziehungsreiche Momente aus der deutschen Geschichte im engen Rahmen zusammenstellt, von dem Künstler in seinem Bilde, wie es unser Holzschnitt S. 432 und S. 433 zeigt, wiedergegeben worden.

Die linke Seite des Bildes nimmt die glänzende Schar der Zuschauer ein: zunächst auf goldenen Thronsesseln das Kaiserpaar, ihm zur Seite die Heldengestalt des Kronprinzen in Kürassieruniform, hinter diesem Prinz Friedrich Karl, daneben die Kronprinzessin und der Erbprinz von Hohenzollern nebst Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Portugal, ferner die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und von Sachsen-Weimar, der Fürst zu Wied und andere fürstliche Herrschaften. Aus dem zahlreichen Gefolge von hohen Würdenträgern der Armee und des Hofes ragt vor allen die ehrwürdige Greisengestalt des großen Schlachtendenkers Moltke hervor. Noch weiter links gruppieren sich die Künstler, welche die Ausführung des Festspiels leiteten; ganz im Vordergrunde interessiert vor allem der geistvolle Kopf Andreas Achenbachs, links von diesem sitzen Chr. Kröner und Wilh. Sohn und hinter ihnen steht der geniale Erfinder der herrlichen Festaufführung, Carl Hoff, während auf der anderen Seite vom Kaiserpaar als dessen Führer durch die Festräume Wilh. Camphausen Aufstellung genommen hat.

In der Mitte des Bildes thront Germania in wallendem Purpurmantel, das schöne hoheitsvolle Haupt mit der strahlenden Kaiserkrone geschmückt. Sie ist umgeben von den lieblichen Mädchengestalten der neun Musen in leuchtenden Gewändern, im Vordergrunde steht die Leiterin des Spiels, die Kunst, die auf das eben sich entrollende Bild „Blüchers Uebergang bei Caub" den Zuschauerkreis aufmerksam macht. —

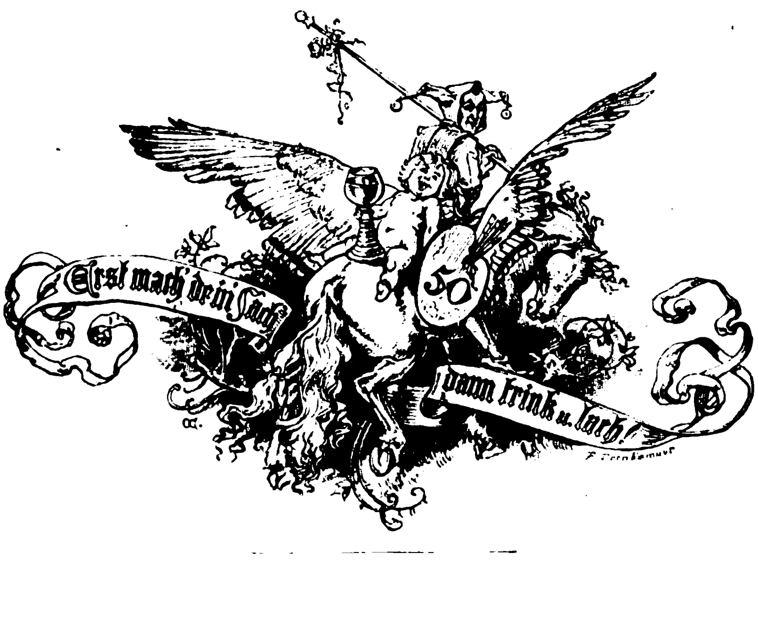
Heute nun hat der „Malkasten" auch sein zweites Viertelsäkulum vollendet, mit Genugthuung kann er die zurückgelegte Wegstrecke überblicken und freudigen Herzens sein Jubelfest begehen. Dieses ist, dem jederzeit festgehaltenen Charakter entsprechend, für zwei Haupttage geplant: während der erste den Mitgliedern gewissermaßen ein Familienfest bietet, gilt der zweite den Gästen von nah und fern, die zu einem Gartenfest geladen werden.

Nachdem am Vorabend bei einem frischen fröhlichen Humpenschwingen die Begrüßung der eingetroffenen Ehrengäste stattgefunden hat, wird am folgenden Tag durch einen Redeakt im Vereinssaale die eigentliche Feier eröffnet. Dem dann sich anschließenden Festessen folgt eine Bühnenaufführung, welche in lebenden Bildern und begleitendem Text die lichtesten Tage aus der Vergangenheit des Jubilars vor den Zuschauern heraufbeschwört. Ein weit allgemeineres Gepräge trägt die festliche Veranstaltung des zweiten Tages. Nur symbolisch gelangt darin die Veranlassung der Feier in einer Weise zum Ausdruck, die hauptsächlich darauf Bedacht nimmt, in einem malerischen Schaugepränge allen Zuschauern ein heiteres farbenprächtiges Bild vor Augen zu führen. Zu solchem Zweck faßt der Festplan die Gründung des „Malkastens" als eine hochzeitliche Verbindung auf, die der Vater Rhein mit der Kunst gefeiert hat. Dieses Jubelpaar begeht somit heute seine goldene Hochzeit, die nun zugleich, um die unverwüstliche Jugendlichkeit der Einigung anzudeuten, mit der Hochzeit des Ritters Humor und der Prinzessin Phantasie verbunden ist.

Die zahlreichste und glänzendste Hochzeitsgesellschaft hat sich eingefunden, um diesem freudigen Ereignis beizuwohnen. Auch ist davon aus aller Herren Ländern eine Menge Künstler, Kaufleute, Gaukler, Spielleute und fahrendes Volk angezogen worden. So hat sich im Garten das bunteste Kirmestreiben entfaltet; in malerischem Aufbau sind allerhand Sehenswürdigkeiten, vor allem eine humoristische Kunstausstellung, aber auch Cirkus, Panorama, Raritäten- und Geheimkabinett und noch manches derartige vereinigt; dabei fehlt es nicht an Volksbelustigungen wie Schifferstechen auf dem Venusteich, Zigeunerlager, Karussell, Spiel und Tanz in traulichen Schenkstuben und dergleichen Zauber mehr.

Da verkündet ein dreimaliger Fanfarenruf den Beginn der eigentlichen Festaufführung, deren erster Teil eine solenne Begrüßung der Hochzeitsgäste durch den „Major Domus" einleitet. Im dunklen Versteck aber hat der „Griesgram" einen verderblichen Plan geschmiedet und zur Ausführung desselben die ganze Hölle als Helfershelfer angeworben. Die heitere Festgesellschaft soll mit einem Schlage vernichtet werden. Kaum ist diese in die reichgeschmückte Halle eingezogen, da schleicht der grimmige Ränkeschmied mit seiner Rotte heran, doch wird er nach kurzem Kampfe von den Streitern des Lichts zurückgeschleudert, und nun hält freudestrahlend der Bräutigam „Humor" seinen jubelnden Einzug. Die Hochzeitsfeierlichkeit nimmt ihren ungestörten Verlauf und gipfelt in einer Apotheose, die durch die Enthüllung eines lebenden Bildes „Albrecht Dürer, der Schutzpatron des ‚Malkastens', huldigt der Düsselnixe, von Germania gesegnet," ihren Mittelpunkt und wirkungsvollsten Abschluß findet. Mit einem Triumphzug durch den Garten bei Fackelbeleuchtung und unter den Klängen des „Malkastenmarsches" endet das Festspiel.

Wie nun dieses Jubelfest eine frohbewegte und geschichtsreiche Epoche würdig beschließt, so möge es für den Jubilar zugleich den ersten Schritt in eine Zukunft bedeuten, die ihm eine gleiche nie erlahmende Fröhlichkeit und Jugendfrische bis in die fernsten Tage gewährt.



Antons Erben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von **W. Heimburg.**

Aus der Pforte des Krankenhauses in dem halbpolnischen Städtchen tritt ein großer Mann, dessen blonder, leicht mit Weiß gemischter Vollbart ein gelblichblasses Gesicht umrahmt, ein Gesicht, das mit seinen tiefliegenden Augen und dem müden Ausdruck von schwerer, eben überwundener Krankheit erzählt. Er stützt sich fest auf seinen Stock, als er die Stufen herunterschreitet, wendet sich dann noch einmal um und nickt einem Manne zu, dem Krankenwärter, der ihn gepflegt hat während dreier Monate.

„Sehen Sie, es geht ganz gut, lieber Kramer; ich bin wieder gesund; Sie brauchen mich nicht zu begleiten, ich muß mich gewöhnen an das Alleingehen. Und nochmals vielen Dank!"

„Adjes, Herr Mohrmann! Alles Glück, und kommen Sie gut heim!"

Anton Mohrmann geht die Straße entlang dem Gasthof zu, wohin er seine Sachen hat schicken lassen, und wo für ihn ein Zimmer bestellt ist. Er erwartet Heine, den er gebeten hat, ihn zu besuchen.

Kommen Sie gut heim! wiederholt er bitter — heim! — Heimatloser ist er als der Sperling, der auf dem festgestampften Schnee des Fahrwegs hüpft, um Nahrung zu suchen; der hat doch ein Nest! Ja, was wird er nun beginnen? — Er will Heine bitten, ein paar Wochen gegen mäßige Pension bei ihm bleiben zu dürfen, denn er fühlt sich noch immer sehr schwach, und vom Krankenhaus aus ist's ihm nicht gelungen, eine neue Stellung zu gewinnen, Scorodowo aber ist besetzt. Der Herr hat auf ihn nicht warten können, hat bald einen Inspektor hingeschickt, der mit Flüchen und Prügeln bei der Hand ist, der die polnischen Mägde aus dem Hause wirft und mit der Wirtschafterin um so besser steht, kurz, einen, der dahin paßt.

An jenem Tage, als Heine zu ihm kam, ist Anton krank geworden. Er erinnert sich nur noch undeutlich, daß man ihn spät abends aus seinem Bette in den Wagen trug, daß er noch hörte, wie der Arzt von „Typhus" sprach, und dann hatte er wochenlang die Besinnung verloren. Hinterher sollte das Gesundwerden kommen, und das wollte erst nicht gelingen; er bildete sich in seiner Mattigkeit, seiner Kraftlosigkeit ein, er werde dennoch sterben, obgleich der Arzt ihm versicherte, daß die Gefahr vorüber sei. Er empfand bei diesen Todesgedanken etwas wie Glück; es war so still um ihn, so friedlich, er hatte auf Erden nichts mehr zu suchen, und — seine Kinder — — seine Kinder sind ja bei Christel! — — Welche Ruhe sich über ihn ausbreitet bei diesem Gedanken an Christels Liebeswerk, so eine süße wohlige Ruhe! Erst mit den wiederkehrenden Kräften kommt das Bewußtsein über ihn, daß er noch Pflichten hat, und damit die alte Sorge, der alte Zweifel, die alte Niedergeschlagenheit.

Er braucht nicht betteln zu gehen in der nächsten Zeit, nein, das nicht. Er hat vor kurzem aus dem beendigten Konkurs noch den Rest seines einstigen Vermögens, einen kleinen Bruchteil desselben, ausgezahlt erhalten, dreitausend Thaler. Es ist nicht viel. Aber doch etwas, um mit Ruhe suchen zu können nach einer Stellung, um nicht in der Verzweiflung zugreifen zu müssen nach jedem Strohhalm, um der Frau, die selbst um ihr täglich Brot ringt, seine Kinder, die Last, die sie sich in ihrer endlosen Herzensgüte, ihrem Mitleid selbst aufgebürdet, wieder abnehmen zu können. Er will Heine bitten, die Kinder zu holen und ihnen ein Heim, ein vorläufiges Heim zu gewähren.

Wie gern hätte er Christel selbst gedankt für ihre Güte, aber das kann er nicht, das nicht! Er will sie nicht wiedersehen, will sich nicht kaltfreundlich von ihr anschauen oder gar abweisen lassen; Heine muß seinen Dank mitnehmen.

Es geht mit den müden Füßen noch nicht so recht vorwärts, murmelt Anton und wandert über die Straße dem „Schwarzen Adler" zu, dem einzigen Gasthof des Städtchens. Er hat deutsche Kellner, aber einen polnischen Wirt, einen Wirt, der aussieht wie ein Graf, die elegantesten Manieren besitzt und ausgezeichnet selber kocht. Den herkömmlichen Schmutz abgerechnet, ist dies Hotel eine Perle unter seinesgleichen.

Der Krankenwärter ist tags vorher dort gewesen und hat ein geheiztes Zimmer nach vorn heraus bestellt. Der kurze Dezembertag neigt sich seinem Ende zu und doch ist es kaum drei Uhr. Ein Kellner begleitet Anton in sein Zimmer, schürt im Ofen das Feuer, schreibt seinen Namen auf und geht, als der Gast auf Weiteres vorläufig verzichtet, hinaus; und nun sitzt Anton da, allein im fremden Hause, den Kopf auf die Sofalehne gestützt, und wartet. Auf was? Er weiß es eigentlich selber nicht, er hat auf nichts zu warten mehr — — Ja so, auf Heine, Heine muß ja kommen.

Draußen stiebt ein feiner scharfer Schnee in der Luft. Ueber die Mauer des benachbarten Grundstückes ragen schneebedeckte Aeste, auch eine Tanne ist dabei, auf deren dunklem Grün es flimmert und glitzert. Von diesem Bilde ist's nur ein Sprung zum Weihnachtsbaum und zu den Kindern, und neben den Kindern steht Christel, immer Christel!

Aber das hat er sich verscherzt, das Glück, das große, große Glück! — —

Der Kellner tritt nach kurzem Anklopfen wieder ein und bringt einen Brief. Anton nimmt ihn halb zerstreut und hält ihn ein ganzes Weilchen in der Hand; endlich tritt er nahe ans Fenster und erkennt den Poststempel von Heines jetzigem Wohnsitze. Ein Schreck durchzuckt ihn, es ist nicht seine Handschrift, und als er nun den Brief entfaltet, schreibt richtig die kleine Frau Heine, daß ihr Mann nicht kommen könne, daß auch er erkrankt sei, und zwar an einer Lungenentzündung, und daß sie den ihr und ihrem Manne so werten Gast jetzt leider nicht aufzunehmen vermögen, so schwer es ihnen auch werde, auf diese Freude verzichten zu müssen.

Anton geht auf seinen Platz und fragt sich wieder einmal: Was nun? — Wohin? Und plötzlich packt ihn eine so starke, alle Bedenken überwältigende heiße Sehnsucht nach dem einzigen Menschen, der ihn verstanden hat, nach dem einzigen Herzen, das ihm Liebe und Treue bewahrte, daß er jäh aufspringt und in der Stube hin und her wandert.

Heim! Heim — wie der verlorene Sohn! Nur noch einmal ihre Stimme hören, noch einmal in dies freundliche blaue Auge sehen und dann, wenn sie ihn wegweist — schlimmer kann's ja auch nicht werden — dann will er die Kinder nehmen und — im Notfalle nach Amerika mit ihnen!

Heim! Ein anderes Heim als das an ihrer Seite hat er ja nie besessen! Das schlichte treue Nebeneinander mit ihr ist das einzige wahre Glück gewesen, das er je gekannt, alles andere war Schein, Lüge, Erbärmlichkeit! Er will ihr das sagen, alles sagen, was er erduldet und erlitten, sie muß ihn hören!

Er langt den Ueberrock vom Nagel, nimmt Hut und Stock und beauftragt den Hausknecht, ihm den Koffer nach dem Bahnhof zu bringen. Dann bezahlt er den Wirt und macht sich auf den Weg. Der Zug gehe erst in einer Stunde, hat der Mann ihm gesagt.

Desto besser, er kann ja nur langsam gehen. Und indem er dahinwandert, fühlt er den eisigen Wind nicht, und nicht den Schnee, der ihm entgegenfliegt und Hut und Ueberzieher mit glitzernden Krystallen bedeckt. Er sagt nur immer wieder das eine Wort „Heim"!

Schlafen kann er nicht in dem sausenden, rüttelnden Wagen des Schnellzuges. In Berlin muß er nach einem andern Bahnhof fahren; er sieht die hastenden, jagenden Menschen auf der Straße im Nebel des kalten Wintermorgens, an dem um neun Uhr die Laternen noch brennen, wie im Traum. Er vergißt Essen und Trinken auf dem Anhalter Bahnhof und atmet erst auf, als er im Zuge nach Dresden sitzt. Und dann ist er auch dort angekommen. Er nimmt in aller Eile eine Tasse Kaffee und löst ein Billet nach dem Städtchen, das Christels Station ist; Heine hatte ihm alles ausführlich schreiben müssen, als er wieder in der Besserung war.

Wie hat er sich in den langen, einsamen Stunden der Rekonvalescenz den Ort ausgemalt, in dem sie und seine Kinder weilen!

Rödershof — wie traulich das klingt! Er kennt ihre Stube, er sieht die alten lieben Möbel und er sieht die Kinder um sie: So traut wie eine Heimat erscheint ihm das Unbekannte. Gleich einem fährt er dahin, der jahrelang verbannt war aus dem Frieden des Vaterhauses, der aus fernem öden Lande zu ihm flüchtet, um immer dort auszuruhen von Sturm und Not. —

Und wenn er die Thür verschlossen findet? Wenn ihm die Rast dort verweigert wird? Wenn er wieder davonwandern muß — im Dunklen, Kalten mit seinen drei Mutterlosen? Ist es nicht etwas Ungeheures, was er da verlangt in seiner heißen Sehnsucht, seiner schreienden Herzensnot? Sie kann ihm ja gar nicht verzeihen, sie kann's nicht! sagt er sich. Und dennoch treibt's ihn hinaus von der kleinen Station auf die Chaussee nach Bärenwalde, in den sinkenden Abend hinein mit unheimlicher Macht.

Wunderbar, er fühlt keine Müdigkeit mehr, es ist ihm, als habe er Flügel! In der Ferne vor ihm liegt ein letzter blaßgoldener Schein wie die Verheißung von lauter Glück, über ihm funkeln die Sterne bereits, die Sterne des Christmonats.

Am Eingang des Dorfes fragt er einen Jungen, wo der Rödershof sei. Und für den gespendeten Nickel läuft der Kleine bereitwillig vor Anton her und bleibt am Sandsteinpfeiler stehen. „Den Weg da müssen Sie hinaufgehen, und an der Hausthür ist ein Klopfer."

Und Anton geht den Weg hinauf, sehr langsam. Sein Mut ist jählings von ihm gewichen, ebenso seine physische Kraft, die er überschätzt hat in seinem sehnsüchtigen Verlangen, und er starrt auf den Schein des Lichtes, das durch die Ausschnitte der Fensterläden dringt, als seien diese hellen runden Flecken abweisende, warnende Augen. Dann lehnt er schwer am Stamm der Linde und trocknet den Schweiß von seiner Stirn.

Schlimmer als ein Bettler erscheint er sich! — — —

— — — — — — — — — — — — —

Christel sitzt in der Wohnstube mit den Kindern. Sie nimmt die Kleinen jetzt immer mit hinunter, da kann sie von Küche und Milchkammer aus schneller bei ihnen sein. Mit unendlicher Mühe und Anspannung aller Kräfte hat sie es durchgesetzt, ihre Wirtschaft in regelrechte Ordnung zu bringen. Nach Neujahr soll ein Inspektor antreten; sie ist mit einem älteren Manne handelseinig geworden, der gern noch etwas verdienen möchte zu seiner Pension als ehemaliger gräflicher Beamter, und glaubt, mit der Arbeit auf dem Rödershof noch gut fertig werden zu können. Christel hat zwei leere Zimmer oben für ihn bestimmt, denn der alte Mann bringt seine Tochter mit, derentwegen er hauptsächlich wieder auf dem Lande leben möchte; sie sei ein wenig kränklich, sagt er.

Wendlandt ist des öftern im Rödershof gewesen und hat seinem Patenkind auf die Finger gesehen, und einmal hat er Christels Hand genommen und recht herzlich gesprochen: „Schwägerin, ich red' aus andern Beweggründen wie Louischen, aber ich rate dasselbe — thun Sie die Last von sich mit den drei Kindern und nehmen Sie selbst wieder die Zügel der Wirtschaft in die Hand; es haut nicht aus auf solch kleinem Gut mit Inspektorgeschichten — glauben Sie's mir, es frißt zu viel Zins."

Aber Christel hat den Kopf des Jungen an sich gedrückt und hat, außer sich, gerufen: „Wenn ich die Kinder wieder missen soll, dann ist's mir ganz egal, was aus allem wird, dann mögt ihr mich am liebsten gleich begraben! Könnt ihr die Zeit dazu nicht abwarten? Ueber kurz oder lang holt man sie mir ja doch weg, und dann seht zu, was aus mir werden wird!"

„Aber, Schwägerin, gerade diese Kinder —!"

Christel hat ihm nicht geantwortet, ihn nur angestaunt mit großen Augen. Gerade diese Kinder! Begreift denn der Mann nicht, daß ihr keine Geschöpfe auf Gottes Erde näher stehen könnten als eben diese Kinder?

Und Wendlandt ist gegangen und hat zu sich selbst gesagt: „Du hättest doch eigentlich wissen müssen, daß sie den Vater nicht vergessen kann bis auf den heutigen Tag, und daß all diese jahrelang zurückgedrängte Liebe auf seine Kinder ausströmt! Du hättest es wissen müssen, sie hat dich ja heimgeschickt mit einem Korb. Wenn's ihr nur um Kinder zu thun war, hätte sie ja die deinen lieben können? Aber siech und elend wird sie sich machen in ihrer übertriebenen Gewissenhaftigkeit; jede Nacht um zwölf Uhr oder später zu Bett, und um drei Uhr morgens auf — wo will das hin?"

Ja, diese große blühende Frau war bleich und schmal geworden unter der Arbeitslast, unter der fortwährenden Angst, man könne ihr die Kinder nehmen. Sie schrickt zusammen, hört sie einen Fremden kommen, sie zittert, wenn sie den Postboten sieht, und Heine antwortet so beharrlich nicht auf ihre Fragen.

Bisweilen, wenn sie sich matt fühlt unter all der Last, dann sagt sie sich zur Aufmunterung: „Wenn ich als Witwe zurückgeblieben wäre mit den Kindern, da hätt' ich's ja auch nicht leichter, und wie viele müssen durch die Welt mit einem noch größeren Häufchen Waisen; und gleich darauf kommt das Bittere — aber dann wären es meine eignen und ich brauchte nicht zu zittern vor einer Trennung."

Louischen hat ihr einmal spöttisch zugerufen, die Sorge sei überflüssig und der Herr Vater jedenfalls froh, sie los zu sein, die Kinder. Sie glaube bestimmt, daß er in Amerika ein freies Leben führe. Christel hat nichts erwidert, nur gedacht, das wäre der erste Schiffbrüchige noch nicht, der sich dorthin gerettet hat. Aber die Hoffnung ist doch gleich daneben aufgesproßt: er kann die Kinder nicht vergessen, er muß ja nach ihnen sehen!

Und heute früh ist Karl Weiser gegangen, denn man schreibt bereits den fünfzehnten Dezember, und seine Schwiegereltern erwarten ihn drunten in Dresden, in der Papierhandlung. Er hat sich so sehr gefreut auf die Arbeit neben seiner kleinen Braut in dem hübschen Laden, zwischen all den sauberen, zierlichen Sächelchen; und da wird ja der Laden auch mal leer sein auf einen Augenblick, der zu einem Kusse reicht.

Christel hat ihm sehr gedankt, ihm alles Gute gewünscht, und der treuherzige Bursche hat gemeint, ihr eine rechte Wohlthat zu erweisen, indem er ihr rät, doch wieder einen Mann auf den Rödershof zu bringen, so ein schönes Gütchen; die Frau könn's ja nicht zwingen bei den Kindern. Aber Christel hat den Kopf geschüttelt und gesagt: „Sie denken, weil Sie das Heiraten im Kopfe haben, Karl, ist's das einzige Heil der Welt! Es giebt gar herbe Enttäuschungen, lieber Karl."

Aber der hat lachend und mit der ganzen Zuversicht der Jugend gemeint: „Ich denke, es ist eben das einzig Richtige, Frau; aber freilich, glücklich muß man zusammen sein, das bleibt die Hauptsache." Und dabei hat er ausgesehen, als ob für ihn diese Hauptsache verbrieft und besiegelt wäre, als ob das Glücklichsein von ihm allein abhinge.

Christel hat ihm nachgeschaut, wie er den Weg vom Rödershof hinunter mehr gesprungen als gegangen ist, und hat still gelächelt. Nun ist's später Nachmittag und sie sitzt mit den Kindern am Tisch. Die kleinen Mädel knieen ihr zu beiden Seiten auf dem Sofa, Lothar auf einem Stuhl, und alle drei sehen zu, wie sie Nüsse vergoldet. Die Kinder haben so erwartungsvolle glückselige Augen und von nichts weiter ist die Rede als vom Weihnachtsmann. „Bringt er den Papa auch wirklich?" fragt Lothar.

Ueber Christels Gesicht fliegt es trübe. „Du mußt schon recht darum beten," erwidert sie, und zögernd setzt sie hinzu: „Und dann nimmt er dich am Ende mit, mein Liebling."

„Und Toni und Josepha auch?"

„Das wird er gewiß thun."

„Und dich, Tante?"

„Nein, ich bleibe hier."

„Dann bleiben wir auch hier, ich und die Kinder," damit meint er seine kleinen Schwestern, „und Papa auch."

„Papa auch!" spricht die kleine Toni nach und nickt wichtig mit dem Köpfchen.

„O ihr — ihr —" sagt Christel, die beiden Mädchen umfassend, und sieht sie an mit thränengefüllten Augen.

„O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!"

klingt's in ihrer Seele. Wohl wäre es die einfachste, die richtigste Lösung! Aber Wunder geschehen nicht mehr.

„Warum weinst du?" fragt Lothar und gleitet von seinem Stuhl, um zu ihr hinüberzulaufen.

Digitized by Google

Ein Schwerenöter.

Nach dem Gemälde von E. Louyot.

„Nich weinen, Tata!“ ruft die kleine Josepha.

Und in diesem Augenblick fällt draußen der Metallklopfer auf die Platte, ungestüm heftig, dreimal hintereinander.

Christel wundert sich — sollte Louischen? Aber das ist ihre Art nicht, zu klopfen. Wer nur sonst? Und plötzlich überkommt sie ein starkes Herzklopfen, so, daß sie nicht fähig ist, aufzustehen, und nur hinüber horcht nach dem Flur, von wo die eiligen Tritte Mariens erschallen, die zu öffnen geht. Wenn's Heine wäre, der um die Kinder — — —? Sie hat die Nacht vorher so schwer geträumt; sie suchte die Kinder und fand sie nicht, nur Oede und Stille ringsum — es war so schrecklich gewesen!

Die Thüre öffnet sich und Marie kommt herein. „Frau, da ist jemand, der Sie sprechen will, ein Herr; ich glaube, 's wird wegen der Inspektorstelle sein. Ich hab' ihm gesagt, wir hätten schon einen, aber er besteht darauf, er will die Frau sprechen.“

In Christels Herzen steht plötzlich die Gewißheit: Heine ist's, der die Kinder holt. Sie richtet sich langsam auf, alles Blut ist ihr aus dem Antlitz gewichen. „Nimm sie mit hinaus, Marie, bringe sie nach oben,“ sagt sie tonlos, „und führe den Herrn hier herein. Er soll einen Augenblick entschuldigen, ich komme gleich. Folgt der Marie, Kinder, spielt hübsch oben; Lothar, sei nicht so wild — ich rufe euch bald.“

Sie geht in das Schlafzimmer, weil sie fühlt: sie muß sich erst sammeln, muß Kraft finden für das Unabänderliche. Es ist dunkel hier und kalt, hinter den Läden sind die Fenster noch offen. Sie sinkt auf einen Stuhl und holt tief und schwer Atem. Nun ist's doch so weit, nun kehrt sie zurück in die alte trostlose Einsamkeit, in die Arbeit, die nur den Zweck hat, das Leben ihr erträglich zu machen, keinem andern etwas nützend. Sie wird nicht mehr die roten Lippen der kleinen Mädchen auf den ihren fühlen, die schon so etwas zärtlich Weibliches in ihren Liebkosungen haben, sie wird nicht mehr die stürmischen Umarmungen des Jungen abzuwehren brauchen, der so eifersüchtig ist auf die Schwesterchen — allein wird sie bleiben, allein alt werden, alt und müde, müder noch als sie sich augenblicklich fühlt.

Nebenan geht ein Männerschritt hin und wider. Sie muß hinaus zu dem, der ihrer wartet. „Mut!“ spricht sie sich selber zu, „es ist vielleicht doch eine ganz andere Angelegenheit!“ Aber nach diesem Sturm, der eben in ihr getobt hat, da sagt sie sich auch, daß sie es nicht lange mehr aushalten wird so — daß ihre Nerven, ihr Herz nach Gewißheit schreien, daß ein Ende mit Schrecken besser ist als ein Schrecken ohne Ende, als dieses Zweifeln, Bangen und Fürchten.

Sie tappt sich hinüber nach der Thür und öffnet. Das Licht der Lampe blendet ihre Augen; sie erkennt im ersten Augenblick nur eine große, etwas gebeugte Männergestalt, die unweit von ihr stehend sich auf den Tisch stützt. Dann faßt auch sie, wie Hilfe suchend, nach einem Halt und starrt ihn an mit großen erschreckten Augen. Keines spricht ein Wort. Sie sehen nur staunend gegenseitig in ihre Züge, da hinein Sorge und Gram, die Sehnsucht nach dem verlornen Glück Runen gegraben haben während der Jahre ihrer Trennung, der sieben Jahre, die wie ein Strom zwischen ihnen dahinrauschten, über den keine Brücke führt.

Digitized by Google

„Was willst du?“ fragt Christel endlich mit einer Stimme, die vor Angst heiser ist, „die Kinder? Nicht wahr, die Kinder? Sag's nur, ich bitte dich!“

Er schüttelt traurig den Kopf, aber er rührt sich nicht vom Fleck. „Ich wollte dir danken, ich wollte dich bitten, mir zu vergeben, Christel, wenn du kannst.“ Er hat es leise und stockend gesprochen, und wie sie eine Handbewegung macht, die ihn schweigen heißt, da sagt er, sich noch schwerer auf den Tisch stützend: „Heim wollt' ich, dich wollt' ich wieder sehen, Christel, nur noch einmal, Christel!“ — Er hat einen Schritt vorwärts gethan, nun schwankt er, greift hinter sich nach einem Halt und bricht in die Kniee. Die Aufregung, die Schwäche nach überstandener schwerer Krankheit übermannen ihn, er ist ohnmächtig geworden.

Als er wieder zu sich kommt, liegt er auf das Sofa gebettet, ein weiches Kissen unter dem Haupt, und auf der Stirn fühlt er eine linde Hand, die ihm die Schläfen mit Kölnischem Wasser reibt. Ein liebes vertrautes Antlitz ist dicht über dem seinen und schaut ihn an, erschreckt und besorgt, mit treuen blauen Augen.

„Anto,“ klingt's bebend in sein Ohr und sie kniet neben ihm, „Anto, ich bin's, Anto, lieber Anto!“

„Christel!“ flüstert er, weiter vermag er nichts.

„Gottlob, du kennst mich! Komm', trinke einen Schluck Wein!“

Gehorsam, wie ein Kind, trinkt er, dann verwirren sich seine Gedanken wieder, er schließt die Augen und sucht tastend nach Christels Hand. Ein glückliches Lächeln um den Mund, schläft er ein, den tiefen Schlaf der Erschöpfung. Sie bleibt an seinem Lager knieen, den Kopf auf seine Rechte gelegt, die die ihre fest umspannt hält, als wolle er sie nimmer wieder lassen. So ruhig ist's im Zimmer, so heimelig. Gleichmäßig tickt die alte Schwarzwälder, der Kanarienvogel zwischert ganz leise im Schlaf, und über ihnen klingen dumpf die kleinen Schritte der Kinder, seiner Kinder.

„Ist das ein Traum?“ fragt sich Christel, „lieber Herrgott, ist's ein Traum? Hat er wirklich gesagt: ‚Dich wollt' ich! — heim wollt' ich — dich bitten, mir zu vergeben!‘ — Soll es keine Oede, keine Einsamkeit mehr geben für mich, ist das Glück wiedergekommen, das alte, nie vergessene schlichte Glück meiner Jugend aus dem Pächterhause in Wartau? — Ach, schöner, noch viel schöner!“

Sie hebt den Kopf. „Hast du mich lieb, hast du wirklich Heimweh nach mir gehabt?“ fragt sie leise und betrachtet sein schmal gewordenes Gesicht. „Aber nicht heißer ist deine Sehnsucht gewesen als die meine nach dir, Anto, nein, gewiß nicht! Und nun lasse ich dich nicht wieder fort, nie wieder, nie! Gesund sollst du mir wieder werden in Arbeit, Einfachheit und Ordnung, und in der Sorge um deine Kinder — unsere Kinder.“

Das alles spricht sie ganz leise, als könne er sie verstehen, und ebenso leise, um ihn nicht zu wecken, entwindet sie ihm ihre Hand, schleicht sich nach einem letzten langen Blick auf ihn aus der Stube und schafft eine halbe Stunde in der Küche umher. Die Hände zittern ihr ein wenig, das Gesicht ist rosig erglüht, sie sieht so merkwürdig jung aus, die Frau Christel.

Ein Weilchen später kommt sie nach oben, wo Marie bei den Kindern sitzt. „Nimm eine reine Schürze aus der Kommode, Marie,“ befiehlt sie, „und ihr kommt her und laßt euch waschen, ganz sauber und fein müßt ihr euch machen,“ sagt sie, „und sehr artig sein.“

„Frau, ich muß wohl in die Küche, es wird Zeit zum Abendessen,“ drängt Marie.

„Ja, ja! Aber sei leise — drunten im Wohnzimmer liegt ein Herr, der ist krank und schläft jetzt ein wenig, geh' nicht etwa hinein! Und helfen kann ich dir schon nicht, Marie, mußt den Hasenbraten, der in der Sahne liegt, und ein wenig Weinsuppe kochen, ich habe dir schon alles Nötige hingestellt.“

„Herr Jeses, Frau — das war ein Besuch? Und das sagen Sie mir jetzt erst?“ jammert das Mädchen, und im nächsten Augenblick ist sie schon auf dem Wege nach der Küche.

„Was fällt der Frau nur heute ein?“

Und Christel sitzt da oben, die Augen immer mit glückseligem Ausdruck auf die Uhr gerichtet, in der Ofenecke. Sie hat die Kinder gewaschen und frisch gekleidet. Um Sieben will sie ihn wecken, bis dahin mag er schlafen, aber dann soll er seine Kinder sehen!

Wie die heisere Stimme der Uhr anhebt zu schlagen, nimmt sie die kleinen Mädchen auf den Arm und sagt zu dem Jungen: „Komm', Lothar.“ Dann geht sie vorsichtig die schwach erhellte Treppe hinunter.

„Tante,“ fragt der Bub', „du hast so frohe Augen, ist der Weihnachtsmann gekommen?“

Da nickt sie. „Er hat dir gebracht, was du so sehr gewünscht hast, mein Herzblatt.“

„Wieder einen Pony, Tante?“

„Was viel Besseres, das Beste von allem.“

Und leise öffnet sie die Thür und kommt über die Schwelle mit den Kindern.

„Lauf hinüber, Lothar, und wecke den Papa,“ flüstert sie.

Das Kind steht einen Augenblick und sieht verständnislos von der Tante zu dem Manne auf dem Sofa, dann jauchzt es hellauf und läuft hinüber und klettert an dem Schläfer empor. „Papa! Mein lieber, lieber Papa!“

Als Anton die Augen aufschlägt, da sieht er über den dunklen Lockenkopf seines Jungen hinweg Christel stehen, die blonden Kinder auf beiden Armen, und ein halb glückliches, halb verlegenes Lächeln zuckt um ihren Mund, ihre Augen aber sehen ernst und still in die seinen.

„Papa, bleibst du hier?“ fragt Lothar, „lieber Papa, du darfst nicht wieder weggehen.“

„Christel?“ fragt Anton bange.

Da sagt sie ruhig und freundlich wie in alter Zeit: „Noch einmal fährt Papa fort, Lothar, nachher, um neun Uhr, zum Onkel Doktor nach Dresden, aber wenn er dann in kurzem wiederkommt, dann bleibt er immer bei Tata daheim.“

„Daheim!“ wiederholt er, „bei euch, Christel!“

Und nach einer Stunde fährt Karl vor mit dem Wagen, Christel begleitet Anton bis zur Station. Schweigend sitzen sie nebeneinander, er hat den Kopf an ihre Schulter gelehnt und ihre Hände haben sich fest umschlossen.

„Grüße deinen Freund und vor allem die Frau Doktorin,“ sagt sie endlich, „sie sollen dich bald gesund pflegen.“

„Sie werden sich wundern, Christel!“

„Worüber?“

„Daß du mir verziehen hast, du bestes Herz; daß du wieder meine Frau werden willst, mein getreues Weib!“

„Sie werden sich gar nicht wundern, Anto, sie wissen ja, daß ich nie aufgehört habe, dich zu lieben, und“ — Christel stockt ein wenig — „die Liebe höret nimmer auf,“ vollendet sie in ihrer Seele, aber der Mund schweigt. Und Anton schweigt auch. Er ist gedrückt, überwältigt von der Güte und Liebe, von der stillen Treue Christels, die nicht einen einzigen Vorwurf für ihn hatte, und Christel, die ihn immer so gut verstand, die fühlt das mit ihm. Und mit einem Anflug ihres einstigen schlichten Humors sagt sie: „Höre du — auf dem Rödershof fehlt halt der Mann, sagen die Leute; wie sehr sie recht haben, das kannst du an der Wirtschaft sehen; wir müssen tüchtig arbeiten miteinander, mehr noch als im Anfang, du, denn wir haben Erben, drei Erben, Anto, und vorläufig sieht's windig aus mit der Hinterlassenschaft!“

„Wenn sie deinen Sinn erben könnten, Christel, deine Liebe, deine Treue, was Besseres brauchen sie nicht,“ antwortet er und drückt ihr dankbar die Hand.

„O, Anto!“ wehrt sie beschämt ab, „du wirst doch nicht jetzt noch anfangen wollen, mir Schmeicheleien zu sagen? — Gottlob, da sind wir, reise glücklich, hoffentlich kannst du bald heimkehren!“

„Heimkehren!“ wiederholt er und es ist ihm zu Mute, als verstehe er heute zum erstenmal, was das Wort „Heim“ bedeutet.

Digitized by Google

Der „Brutus“ der Mediceer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Von Isolde Kurz.

Ippolito war das seltsamste Exemplar von einem Kardinal, das die verweltlichte Hauptstadt der Christenheit damals aufzuweisen hatte, denn er haßte das geistliche Gewand, ging stets in kriegerischer Tracht, und ein Trupp Soldaten mußte jeden Augenblick seines Winks gewärtig sein. In seinem Palast sah man nie gesehene Trachten und hörte nie gehörte barbarische Laute; ein Heer fremder abenteuerlicher Menschenbilder aus fernen Zonen: tatarische Schützen, indische Taucher, maurische Reiter, jeder in seiner Art unübertroffen, bildeten den Hofstaat des Kardinals. Wie seine Vorfahren, liebte er den Verkehr der Dichter und Gelehrten, und die florentinischen Künstler, die damals in Rom zusammenströmten, fanden bei ihm ein allzeit offenes Haus. So beschützte und beherbergte er Benvenuto Cellini, als der tolle Goldschmied wegen eines Totschlags von den Häschern des Papstes gesucht wurde, und selbst der stolze Michelangelo, der sonst den mediceischen Epigonen gern so weit wie möglich aus dem Wege ging, gehörte zu seinen Freunden.

Dieser glänzende Name gab der Sache der ausgewanderten Florentiner einen festen Kitt. Jetzt hatte Alessandro keine Stütze mehr im Vatikan: auf dem päpstlichen Stuhl saß ein Farnese, der wiederum nichts Eiligeres zu thun hatte, als für seine eigene Familie zu sorgen und die Einrichtungen seines Vorgängers aufzuheben. Dazu kam ihm der mediceische Familienzwist sehr gelegen, er schürte nach Kräften zwischen den Vettern und munterte die Ausgewanderten zur Befreiung ihrer Vaterstadt auf.

Man beschloß, vom Kaiser die Entfernung Alessandros und die Wiederherstellung der Republik mit Ippolito an der Spitze zu verlangen. Freilich möchte der Kardinal sich schwerlich damit begnügt haben, für die Ausgewanderten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, er wollte den Purpur ablegen und selber Herzog sein, aber wenigstens hätte er die höchste Stelle würdiger ausgefüllt.

Doch Karl, der eben zu einem Kriegszug nach Tunis rüstete, hatte keine Zeit für die florentinischen Händel. Der Kardinal wurde ungeduldig. Zwischen den Vettern handelte sich's jetzt darum, wer dem andern beim Kaiser den Rang abliefe. Der Herzog unterhielt geheime Agenten am kaiserlichen Hof; der Kardinal, der dies wußte, wollte durch persönliche Gegenwart Alessandros Einflüsse kreuzen. Er brach mit seinem prächtigen bunten Gefolge, dem sich viele der verbannten Florentiner anschlossen, nach Neapel auf, um sich dort nach Tunis einzuschiffen und unter den Fahnen des Kaisers mitzukämpfen; das Kriegshandwerk lag ihm ohnehin im Blute. Aber seine Laufbahn war zu Ende. Am 1. August kam er in Itri an, wo er ein paar Tage Rast machte, um seine schöne Freundin Giulia Gonzaga, die schönste Frau Italiens, die in Fondi wohnte, zu besuchen. Da erkrankte er jählings und starb nach wenigen Tagen am Gift, das sein Mundschenk ihm gereicht hatte, — auf wessen Antrieb, wollte der Mörder nie bekennen, doch daß er bei dem Herzog von Florenz eine Zuflucht fand, spricht laut genug für Alessandros Schuld. Der treulose Diener erhielt seinen Lohn, da er einige Monate später an der umbrischen Grenze von dem empörten Volk in Stücke gerissen wurde.

Die ganze Expedition löste sich voll Schreck und Trauer auf, die meisten ihrer Teilnehmer gingen auf der Rückreise elend zu Grunde. Ippolitos Leiche wurde von seinem farbigen Gefolge unter lautem Wehklagen auf den Schultern von Itri nach Rom getragen. Er war erst sechsundzwanzigjährig, als er starb; in dieser kühnen Jünglingsgestalt hatte noch einmal aller Glanz der niedergehenden Renaissance aufgeleuchtet, und sein früher Hingang ließ ein allgemeines Bedauern zurück.

Sein Bild, von Tizian gemalt, hängt im Palazzo Pitti zu Florenz: eine kriegerische Gestalt im braunen Sammetrock, über den das Schwert geschnallt ist, ein rotes Barett mit Pfauenfedern auf dem Kopf, in der Rechten den Kommandostab, in der Linken den Degengriff, der Ausdruck ernst, ja tragisch, als ob das frühe Verhängnis schon über ihm schwebte — nichts erinnert in dieser stolzen Erscheinung an einen Mann der Kirche.

Durch den Verlust ihres Hauptes ließen die Verbannten sich nicht entmutigen. Der Strozzi, der mit seinen Söhnen den Meuchelmördern Alessandros entgangen war, hielt die Partei zusammen. Sobald Karl aus Tunis zurück war, begab sich eine Deputation nach Neapel, ihm die Klagen der Verbannten vorzutragen. Von Florenz war auch Alessandro unterwegs mit fürstlichem Pomp, er und seine Edelleute um den Tod des Kardinals in frischer Trauer. Er kam, um sich von den ihm zur Last gelegten Verbrechen zu reinigen; aber das schwerste von allen beging er erst jetzt.

In Collevecchio lebte noch seine Mutter, die sich und ihre jüngeren Kinder kümmerlich mit Wollespinnen ernährte. Der herzogliche Sohn hatte sie im Elend gelassen, weil er sich ihrer schämte. Jetzt wußte er, daß die Verbannten damit umgingen, die alte Mulattin zu seiner Schmach an den Hof des Kaisers zu führen, und um dem Skandal vorzubeugen, räumte der Unmensch die arme Alte durch Gift aus dem Wege.

Danach zog er mit einer glänzenden Begleitung von mehr als dreihundert Berittenen in Neapel ein und stieg gleich in Castel Capuana ab, um seine Braut zu begrüßen. In der kaiserlichen Residenz kam es zwischen den Herren von seinem Gefolge und den ausgewanderten Florentinern zu bösen Worten und selbst zu Thätlichkeiten. Unter den Ankömmlingen befand sich auch Lorenzino. Er haßte den Herzog wenn möglich noch grimmiger als zuvor, denn in dem Kardinal hatte er eine der wenigen Personen, an die ihn ein aufrichtiges Wohlwollen band, verloren.

Jetzt stieß er am Hof des Kaisers mit seinem alten Freunde Piero Strozzi zusammen. Voll Verachtung warf ihm dieser in Gegenwart vieler Herren seine Verrätereien ins Gesicht.

„Ich glaubte einmal, Ihr wäret ein Mann,“ sagte er wegwerfend, „aber jetzt weiß ich es anders.“

Lorenzino hörte ihn mit unbeweglichem Gesichte an, dann antwortete er ruhig:

„Messer Piero, ich werde Euch bald beweisen, daß ich doch ein Mann bin.“ — Aber nach diesen Worten verließ er schleunig den Saal und suchte Alessandro auf, dem er die ganze Begegnung erzählte, so daß, als gleich darauf einer der Höflinge kam, den Herzog zu warnen, dieser schon durch Lorenzino selbst von allem unterrichtet war.

Der Herzog besaß ein wunderbar gearbeitetes Panzerhemd aus feinsten Stahlringen, auf das er große Stücke hielt, weil es leicht und elastisch wie ein Handschuh am Leibe saß. Er äußerte gelegentlich, wenn er nicht dieses Prachtstück von Schmiedearbeit besäße, das ihm nicht die mindeste Unbehaglichkeit verursachte, so würde er lieber gänzlich ungewappnet gehen; darum plante Lorenzino seit lange, ihm das Eisenhemd zu entwenden, um den Weg zu seiner bloßen Brust zu finden. In Neapel ließ es der Herzog eines Tages beim Umkleiden auf seinem Bette zurück. Lorenzino, der allein im Zimmer war, nahm es eilig an sich und warf es in einen Brunnen hinter dem Palast. Der Herzog vermißte es gleich und ließ das ganze Haus danach durchsuchen, und das rätselhafte Verschwinden des Eisenhemdes brachte großen Verdruß und Argwohn unter die Dienerschaft, doch wagte niemand den Thäter, den man wohl vermutete, anzuklagen. Das Gerücht von diesem Vorfall drang bis nach Florenz, und gleich bei der Rückkehr des Hofes ließ der berüchtigte Polizeidirektor sich bei dem Herrn melden und sagte ihm dringlich:

„Wenn Eure Excellenz mir die Erlaubnis giebt, den Philosophen zu befragen, so will ich schnell erfahren, wo Ihr Stahlwams geblieben ist.“

Der Herzog scheute sonst vor den Mitteln des Ser Maurizio nicht zurück, aber seinem Faktotum wollte er kein Härchen krümmen lassen.

„Was,“ antwortete er in seiner derben Art, „möchtest du dem Lorenzino zu Leibe? Geh, laß ihn in Frieden.“

Er war in gnädiger Laune aus Neapel zurückgekehrt, denn es war dort alles nach seinen Wünschen gegangen. Die Mission der Ausgewanderten hatte klägliches Fiasko gemacht. Es waren zwar langatmige Reden gehalten und umfangreiche Schriftstücke

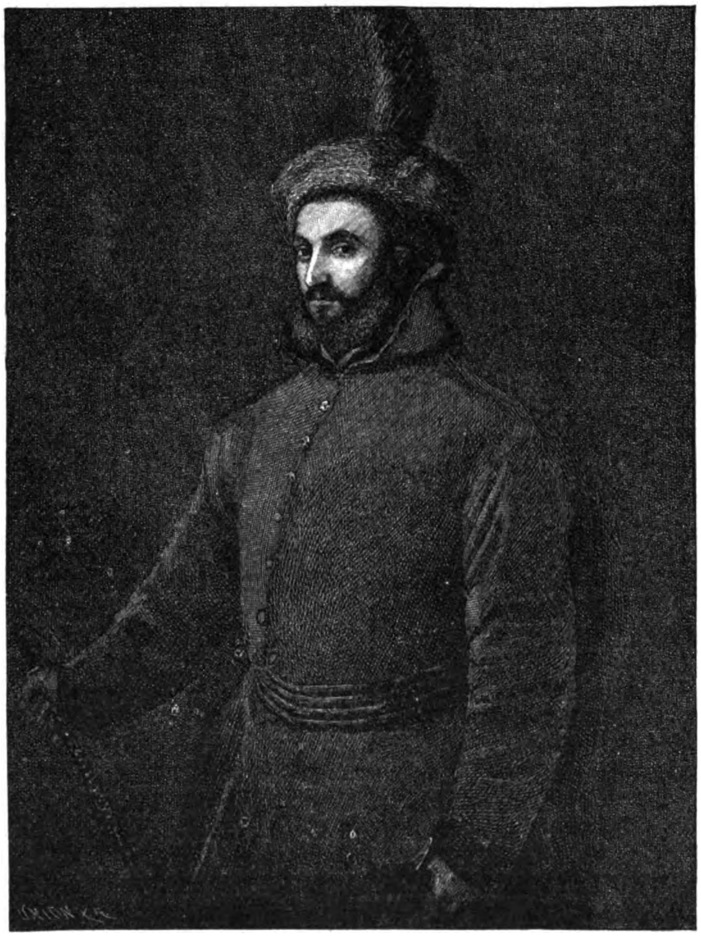
Digitized by Google

eingereicht worden, aber Alessandros Sprecher, der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber Guicciardini, hatte dem Kaiser seine Verbrechen als kleine Jugendverirrungen darzustellen gewußt und Karl hatte den Herzog aufs neue in allen seinen Rechten bestätigt. Dann feierliches Ringewechseln zwischen dem Bastard und der Kaiserstochter, worauf Alessandro schleunigst vorausgereist war, um in Florenz für den Besuch des Schwiegervaters zu rüsten.

Dieser Einzug, für den die ganze Stadt in ein Feenschloß verwandelt werden mußte, diente erst recht dazu, die Florentiner zu belehren, daß fortan zwischen der kaiserlichen Majestät und seinem Schwiegersohne ein Wille herrschte und daß es nutzlos war, noch länger einem Gedanken an die Wiederkehr des Vergangenen nachzuhängen.

Kaum waren diese anspruchsvollen Gäste abgezogen, als die kaiserliche Braut mit ihrem Ehrengeleite aus Neapel eintraf. Abermals Triumphbogen, Festgeläute und Freudenfeuer; in San Lorenzo wurde das Volk auf Staatskosten bewirtet, und es gab viel zu gaffen, bis alle Ceremonien und Feste vorüber waren und der Herzog an der Spitze seiner Edelleute „Madama Margarita“, wie die Florentiner sie nannten, in sein eigenes Haus abholte.

Die spätere Geschichte kennt sie unter dem Namen Margarete von Parma als die Regentin der Niederlande, die kluge Freundin des Grafen Egmont, die durch ihre aus Italien mitgebrachte religiöse Toleranz den leidenden Provinzen ein Segen ward, bis der furchtbare Alba sie von ihrem Posten verdrängte. In Goethes „Egmont“ erscheint sie als majestätische Frau von männlichem Charakter mit einem „kleinen Bärtchen auf der Oberlippe“, und dieses strenge Bild will die Gestalt der jugendlichen Braut, die im Jahre 1536 unter dem blauen toskanischen Himmel im Palaste Medici ihren Einzug hielt, in der Phantasie nicht aufkommen lassen. Schön war sie auch damals nicht, wie die Denkmünzen beweisen. Sie wurde dem Herzog fast noch als ein Kind vermählt, mehr zur Sicherung der beiderseitigen Interessen als um so früh seine Gattin zu sein. Aber schon jetzt harrten ihrer die schwersten Prüfungen, denn die Katastrophe stand unmittelbar vor der Thüre.



Kardinal Ippolito.
Nach dem Gemälde von Tizian.

All seiner Feinde glaubte Alessandro sich entledigt zu haben; aber den einzigen, der wahrhaft zu fürchten war, hielt er als besten Freund an seiner Seite.

Die Verblendung des sonst so argwöhnischen Despoten, der in jedem Florentiner einen Verschwörer witterte, erschien seinen Getreuen wie ein Werk der Gestirne. An Warnungen fehlte es nicht. Schopenhauer stellt einmal den wunderlichen Satz auf, daß ein schweres Geheimnis, lange in der Brust eines Menschen verschlossen, sich am Ende von selbst der Außenwelt mitteilen müsse. An dieses mystische Wort wird man erinnert, wenn man sieht, wie Lorenzinos Umgebung ihm den Mordgedanken aus der schweigenden Seele las.

Schon bei der Grundsteinlegung der Citadelle war dem Herzog vom Astrologen, der dieser Handlung vorstand, der Tod durch die Hand seines Vetters prophezeit worden. Alessandro hatte nur gelacht; er war dem alles beherrschenden Aberglauben so unzugänglich, daß er als ein Ausnahmemensch in seiner Zeit erscheint. Zum Entsetzen der Florentiner hatte er sogar einen astronomischen Unglückstag (eine Sonnenfinsternis) und obendrein einen Dreizehnten zum Hochzeitstag gewählt.

Ein Soldat seiner Leibwache träumte, der Herzog sei von einem kleinen, schmächtigen Menschen, dessen Aeußeres er sich genau erinnerte, ermordet; er redete den Herrn des Morgens unter der Thüre an, um ihm den Traum zu erzählen, und da Lorenzino eben dazutrat, rief er: „Dieser ist's!“ — aber der Herzog schickte ihn mit barschen Worten weg. Maria Salviati, die Mutter des jungen Cosimo, sagte ihm ins Gesicht, Lorenzino stehe ihm nach dem Leben. Von allen Seiten empfahl man ihm Vorsicht; „niemand könne seinem Schicksal entgehen“, war das einzige, was der Herzog darauf antwortete.

Selbst den gemeinsamen Spießgesellen war Lorenzinos Wesen unheimlich geworden, denn auf einem ihrer nächtlichen Abenteuer wollte der Kämmerer Giomo den Strick, an dem jener sich über eine Mauer hinabließ, abschneiden und seinem Herrn den verdächtigen Menschen vom Halse schaffen, aber der Herzog fiel ihm in den Arm.

Mit einer an Wahnsinn grenzenden Entschlossenheit lauerte Lorenzino auf den günstigen Augenblick. Wenn sie zusammen auf einem Pferd über den Mercato ritten, war er öfters versucht, den Herzog, der keinen Stahl mehr auf dem Leibe trug, rücklings niederzustoßen, aber die Nähe der Trabanten hielt ihn ab. Ein andermal hätte er ihn von einer hohen Mauer, die sie nachts zusammen überkletterten, hinabstürzen können, aber nun mußte er fürchten, daß entweder der Tyrann mit dem Leben davonkommen oder daß man seinen Tod einem Zufall zuschreiben könnte, und damit war ihm nicht gedient: er bedurfte des Ruhms; so tief man ihn jetzt verachtete, so hoch sollte man ihn später verehren.

Allmählich war es ein öffentliches Geheimnis geworden, daß der schweigsame Melancholikus etwas gegen den Herrn im Schilde führte. Ihm selbst entschlüpften gelegentlich Andeutungen, die der Herzog nicht ernst nahm.

Schon im Vorjahr, als er seine Komödie „Aridosia“ vor versammeltem Hofe aufführen ließ, sollte er geäußert haben, er werde bald ein blutiges Trauerspiel folgen lassen, das den Titel Fiorenza (Florenz) führen solle.

Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung. Der Künstler hatte in seiner Eigenschaft als Münzmeister und Stempelschneider beim Herzog Zutritt und wunderte sich oft, wenn er nach Tisch den Herrn allein mit seinem unheimlichen Günstling schlummern fand. Eines Tages hatte er das Bildnis des Herzogs für eine Schaumünze in Wachs bossiert und wollte nun Urlaub nehmen, um sich in Rom für einen früher begangenen Totschlag den Ablaß zu holen. Der Herzog ward ärgerlich und suchte den geschickten Meister zum Bleiben zu bereden. Er war jenes Tages unpaß und lag zu Bette, niemand war um ihn als Lorenzino, der während des ganzen Gespräches einsilbig blieb; der „fatale Blick“, mit dem er

y

immerfort den Herzog ansah, fiel dem Künstler auf. — Cellini antwortete dem Herrn auf sein Drängen, er werde die Schaumünze in Rom vollenden, und sie solle schöner werden als alle seine früheren derartigen Arbeiten. Dann wandte er sich an den Günstling: „Ich hoffe, Herr Lorenzo giebt mir eine Kehrseite dazu, er ist gelehrt und von großem Geiste."

Darauf antwortete Lorenzino schnell: „Ich denke an nichts anderes, als dir eine schöne Kehrseite zu geben, die Seiner Excellenz wert sei."

„Der Herzog," so erzählt Benvenuto, „lächelte spöttisch und sagte: ‚Bring' ihn auf die Kehrseite, so verreist er nicht.'

Da sagte Lorenzo: ‚Ich will so schnell wie möglich fertig sein, es soll etwas werden, worüber die Welt erstaunt.'

Der Herzog, der ihn zum besten hatte und überhaupt nicht achtete, drehte sich im Bett herum und lachte über diese Worte."

Benvenuto erzählt nun, wie er nach diesem Gespräch Florenz ohne weitere Umstände verließ. In Siena holte ihn ein Diener des Herzogs ein, der ihm im Namen seines Herrn ein Geschenk von fünfzig Goldgulden überbrachte und hinzusetzte: „Herr Lorenzo läßt dir sagen, daß er zu der Denkmünze, die du machen willst, eine wundersame Kehrseite im Sinne habe."

Dies war im Sommer gewesen; einige Monate vergingen, der Künstler lebte in Rom und hatte bereits zum Verdruß der Ausgewanderten den Kopf des Herzogs in Stahl gegraben; aber er konnte die Medaille nicht vollenden, weil ihm Bild und Schrift für die Rückseite fehlten. Da schrieb er an einen Freund in Florenz, man möchte Herrn Lorenzo an sein Versprechen erinnern. Der Freund antwortete, er habe den „närrischen, hypochondrischen Philosophen", den Lorenzino, gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anderes und wolle so bald wie möglich die Rückseite liefern. Doch riet der Freund, nicht weiter darauf zu hoffen, sondern die Medaille nach eigener Erfindung zu vollenden, was jener dann auch that.

Am Dreikönigsfest war Benvenuto Cellini nach seiner Gewohnheit mit einem Freunde auf die Jagd geritten. Bei der Heimkehr nach Rom, da es schon nachtete, will er von einer Anhöhe aus einen mächtigen, funkelnden Feuerbalken in der Gegend von Florenz am Himmel wahrgenommen haben. Auch der Freund soll gleichzeitig des Phänomens ansichtig geworden sein, und beide waren sofort überzeugt, daß dieses Himmelszeichen auf ungeheure Vorgänge in Florenz deute.

Herzog Cosimo I von Florenz.
Nach der Büste Benvenuto Cellinis im Nationalmuseum in Florenz.

Am folgenden Abend spät kam die Nachricht von der Ermordung des Herzogs Alessandro, und jetzt verstanden Benvenuto und seine Freunde, welche Kehrseite der melancholische Sonderling im Sinne getragen hatte.

Von der That und ihrer Vorbereitung giebt es die ausführlichsten Schilderungen, die aus Lorenzinos eigenem Munde stammen.

Der Herzog, den die Nähe der jungen Gattin nicht bändigte, hatte seine begehrlichen Augen auf die schöne Caterina Ginori, eine Frau von unantastbarem Ruf und nahe Verwandte Lorenzinos, eine jüngere Halbschwester seiner Mutter, geworfen. Sie lebte in bedrängten Verhältnissen und ging wenig in Gesellschaft, aber ihr Haus lag nicht weit von der Rückseite des Mediceerpalastes, und so mochte Alessandro ihr auf der Straße begegnet sein. Ohne Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft vertraute er sich seinem gewohnten Helfershelfer an und hatte die Stirn, ihn um Vermittlung anzugehen.

Lorenzino frohlockte: auf eine solche Gelegenheit hatte er seit lange gewartet. Er übernahm es, cynisch wie immer, dem Herzog eine Zusammenkunft mit der Dame zu verschaffen, und ohne seiner Tante ein Wort zu sagen, hielt er ihn mit leeren Versprechungen hin, bis die Zeit seinem Vorhaben günstig wäre.

Darüber war der 5. Januar, der Vorabend des Epiphaniafestes, herangekommen, das in Florenz Befana heißt und bis auf den heutigen Tag durch ungeheuren Lärm gefeiert wird.

An jenem Tage, es war ein Sonnabend, hatte Lorenzinos Mutter sich zu ihrem jüngeren Sohn Giuliano begeben, der krank in Caffagguolo lag, ihre Töchter waren bei Verwandten untergebracht; Lorenzino blieb somit allein in der Wohnung. Unter seinen Dienern befand sich ein gewisser Scoronconcolo, dem Lorenzino einmal, da er wegen eines Totschlags verurteilt war, das Leben gerettet hatte. Gegen diesen, der ein verwegener Bursch und seinem Herrn mit Leib und Seele ergeben war, hatte Lorenzino sich schon des öftern beklagt, daß er von einem Feind bei Hofe gehänselt und beschimpft werde, worauf Scoronconcolo sich jedesmal dringend erbot, ihm den Gegner, wer er auch sei, vom Halse zu schaffen. Diesen Burschen holte Lorenzino, der Mutter Abwesenheit benutzend, sich jetzt zum Frühstück, wie er häufig zu thun pflegte, um sich seine Anhänglichkeit zu sichern, und bei Tische teilte er ihm mit, daß er für den Abend etwas Großes plane.

Man war bereits im Karneval und die doppelte Festlichkeit brachte einen Geist der Ausgelassenheit über die ganze Stadt. Am Morgen, da etwas Schnee gefallen war, belustigten Alessandro und sein Günstling die junge Herzogin durch Schneeballenwerfen im Hofe des Palastes. Am Nachmittag verkleideten sich die beiden als Rinderhirten aus den Apenninen, bestiegen zwei schlechte Esel und tollten durch die Stadt, indem sie vor den Fenstern gefeierter Schönheiten allerhand Späße aufführten. So hetzte Lorenzino den Herzog den ganzen Tag herum und brachte ihn am Abend abgemattet von Vergnügungen in den Palast zurück. Er selbst mit dem Fanatismus der fixen Idee, die in ihm glühte, spürte keine Müdigkeit. Nach Tische wollte der Herzog sich legen. Da schlich sein böser Geist hinter ihn und raunte ihm ein paar Worte zu, die jenem den Schlaf vertrieben. Alessandro erhob sich rasch, warf ein mit Zobel gefüttertes Atlasgewand über, wählte ein paar parfümierte Handschuhe und verließ mit wenigen Vertrauten den Palast.

Um nicht belauert zu werden, begab er sich zuerst nach dem Markusplatz und entließ dort seine Begleiter alle bis auf den Unghero. Mit diesem kehrte er nach der Wohnung Lorenzinos um, die zunächst an den Mediceerpalast stieß. Dorthin hatte ihn der Verräter bestellt unter dem Vorwand, daß die schöne Caterina endlich in eine Zusammenkunft gewilligt habe, nur verlange sie um ihres Rufes willen die größte Vorsicht und Heimlichkeit. Der Herzog ließ den Unghero gegenüber von Lorenzinos Hausthüre warten mit der Weisung, sich nicht zu rühren, wen er auch aus- oder eingehen sehe.

Darauf führte ihn Lorenzino in sein eigenes Zimmer, wo ein gutes Feuer im Kamin brannte. Alessandro warf sich, müde

Digitized by Google

wie er war, aufs Bett, nachdem er den Degen abgeschnallt hatte; flink umwickelte jener Griff und Scheide mit dem Gurt, um die Waffe unbrauchbar zu machen, und legte sie dem Herzog aufs Kissen. Dann entfernte er sich, scheinbar um die Dame herzubegleiten, in Wahrheit, um den Scoronconcolo aufzusuchen, dem er sagte, der Augenblick sei da, der Feind liege schlafend auf seiner Kammer; er solle sich brav halten und nicht darauf achten, daß es ein Freund des Herzogs sei.

Der Bursch verschwor sich, ihm sei alles gleich, und wenn es der Herzog selber wäre — und so erfuhr er erst im letzten Augenblick, wem das Attentat galt.

Lorenzino stieß die Thür auf, näherte sich dem Bett, und mit den Worten: „Herr, schlaft Ihr?" hatte er dem Herzog schon sein kurzes Schwert durch den Leib gerannt.

Tödlich verwundet sprang Alessandro auf, und es entspann sich eine Scene, deren Einzelheiten zu grausig sind, um sie zu erzählen. Der unglückliche Herzog, der sich, ohne einen Laut auszustoßen, wie ein Löwe wehrte, wurde von den zweien überwältigt, Lorenzino sagte ihm noch mit satanischem Hohn: „Es wird nicht fehlen, Herr!" — indem er ihn aufs Bett zurückdrückte und durch seinen Helfershelfer das schauerliche Werk vollenden ließ.

Dann hoben sie den Toten, der in einem See von Blut auf den Boden gerollt war, wieder aufs Lager und zogen die Bettvorhänge über ihm zu.

Als alles vorüber war, schleppte Lorenzino sich keuchend ans Fenster, um Luft zu schöpfen. Sein Daumen, den das Opfer ihm im letzten Verzweiflungskampf durch und durch gebissen hatte, ließ einen breiten Blutfleck auf dem Gesimse. Auf der Straße, die hell im Mondschein dalag, war alles still geblieben, der Unghero hatte längst seinen Posten verlassen und sich im Zimmer des Herzogs schlafen gelegt. Auch im Hause regte sich nichts. Frau Maria, die Witwe Giovannis delle Bande Nere, die den anderen Flügel bewohnte, hatte zwar Lärm und Tritte vernommen, aber nicht darauf geachtet, denn Lorenzo hatte absichtlich schon wiederholt des Abends junge Leute auf sein Zimmer gebracht und mit ihnen scherzweise Raufscenen aufgeführt, wobei er hin und her rannte und schrie, als ob ein Mord geschähe.

Kaum war die That vollbracht, als bei Lorenzino der Rückschlag eintrat. Mit der übermenschlichen Spannung seiner Kräfte verließ ihn die fanatische Entschlossenheit. Der Tyrann war tot; jetzt hätte es gegolten, in die Stadt zu eilen, den Tod des Herzogs zu verkündigen und das Volk zur Befreiung aufzurufen. Wenn je die Zeichen für eine Volksbewegung günstig standen, so war es an diesem Tag, denn der Kaiser focht fern im Norden und die Stadt selbst war von Truppen entblößt, weil der Vitelli mit seinen Leuten sich an die umbrische Grenze begeben hatte.

Aber wo waren jene tapfern Bürger, jene Freunde der Freiheit, auf die man in einem solchen Augenblick zählen konnte? Und wenn es deren noch gab, würden sie dem Günstling und Spion des Tyrannen Glauben schenken, mußten sie nicht vielmehr annehmen, er wolle sie im Einverständnis mit dem Herzog in eine Falle locken? Ein einziger Fehler war von Anfang an in seiner wohldurchdachten Rechnung gewesen, und der verdarb ihm jetzt das ganze Spiel. Die Flamme der Begeisterung anzublasen, ein verzagtes Volk um seine Fahne zu scharen, das war keine Aufgabe für einen Lorenzaccio.

Zu dieser Erkenntnis gesellte sich der rasende Schmerz an der gebissenen Hand und die Angst seines Spießgesellen, der nicht aufhörte, ihn zur Flucht zu drängen. Lorenzino verlor den Kopf, die tollsten Vorsätze gingen durch sein verstörtes Hirn: er wollte die Getreuen des Herzogs einzeln rufen und sie neben der Leiche ihres Herrn ermorden, ebenso dessen natürliches Söhnchen Don Giulio. Zunächst that er etwas ganz Sinnloses: er ließ seinen Diener Freccia rufen, zeigte ihm die Leiche und schlug über dessen Entsetzen ein wahnsinniges Gelächter auf. Dann kam er wieder zu sich und begann nun an seine und seines Mitschuldigen Sicherheit zu denken.

Der Erzbischof Marzi hatte als Vertrauensperson des Herzogs die Schlüssel der Stadt in Händen. Zu ihm begab sich Lorenzino und bat um Durchlaß, weil sein Bruder sterbend in Caffagguolo liege. Der Erzbischof hatte kein Arg, da er Lorenzos nahes Verhältnis zum Herzog kannte, und um dem Günstling gefällig zu sein, gab er ihm aus freien Stücken auch noch die Postpferde.

Lorenzo stieg mit den beiden Dienern zu Pferd und ritt in rasender Eile nach Bologna.

Dort führte der Zufall ihm gleich einen der ausgewanderten Florentiner, von denen die Stadt wimmelte, in den Weg. Diesem erzählte er noch fiebernd das Vorgefallene und zeigte ihm den durchbissenen Daumen, den er in Bologna frisch verbinden lassen mußte, und den Schlüssel seines Zimmers, in dem der Tote eingeschlossen lag.

Auf den Ausgewanderten stand seine ganze Hoffnung, in ihnen lebte, was vom Geist der echten Florentiner noch übrig war, und sie besaßen Waffen, woran es in der Stadt gänzlich gebrach. Schon seit längerer Zeit beunruhigten sie das Land durch kriegerische Anstalten, und Lorenzo zweifelte nicht, sie würden auf die Nachricht von dem Geschehenen hin sogleich mit Truppenmacht in der Toskana einrücken.

Aber auch hier wurde sein schlechter Leumund ihm hinderlich: man glaubte ihm nicht und ließ ihn mit seiner Erzählung ablaufen. Er verlor seine Zeit in nutzlosem Reden, bis er einsah, daß er in Bologna nichts erreichte. Da warf er sich aufs neue zu Pferd und ritt in Eile nach Venedig weiter.

Am Montag kam er gegen Mitternacht dort an und weckte mit seiner Nachricht Filippo Strozzi aus dem Schlaf. Bei diesem fand er endlich Glauben, Jubel und Begeisterung. Filippo umarmte ihn, nannte ihn den neuen Brutus, den Retter des Vaterlandes. Um die Unbill des Schicksals an ihm und den Seinigen wieder gutzumachen, warb er gleich für seine Söhne Piero und Roberto um Lorenzinos Schwestern, die beide bildschön und vortrefflich erzogen, aber ihrer Armut wegen von den Freiern nicht gesucht waren. Die Ausgewanderten, die in Venedig lebten, umringten den Ankömmling und feierten ihn als Helden und Befreier; endlich hatte er erreicht, wonach er seit lange dürstete.

Mit Blitzesschnelle lief die Kunde von seiner That durch die ganze Halbinsel und erregte einen Sturm der Begeisterung. Es regnete von Sonetten, die den „neuen Brutus" in den Himmel erhoben, und jener Molza, der einst wegen der Verstümmelung der römischen Kaiserbilder die öffentliche Schmährede gegen ihn gehalten hatte, schlug jetzt ein umgekehrtes rhetorisches Rad, indem er als Widerruf ein berühmt gewordenes Epigramm schrieb:

> Mit kühnem Stahl traf Laurens den Despoten,
> Des Joch sein freigebornes Volk ertrug.
> Wie, rief er, schickt' ich dich nicht zu den Toten,
> Der ich Roms marmorne Tyrannen schlug? —

Das herrliche Wetter, das in jenen Tagen durch ganz Italien herrschte, wurde als Beifall der Natur gedeutet, und allgemein hieß es, die Blumen blühten aus Freude über Alessandros Tod. Die Verbannten glaubten den Tag ihrer Rückkehr nahe, aber bevor sie zu einem gemeinsamen Schlag bereit waren, hatten sich innerhalb der Mauern die Geschicke ihrer Heimat vollzogen.

Des Herzogs Verschwinden war am Sonntag Morgen nicht sogleich aufgefallen. Später, als er vermißt wurde und auch im Lauf des Tages nicht zum Vorschein kam, begannen seine Getreuen sich zu beunruhigen.

Unterdessen flüsterte man sich schon in der Stadt ganz leise zu, der Herzog liege ermordet im Zimmer seines Vetters. Dieser hatte nämlich vor der Flucht seinem Hausmeister, der in Eile das wenige vorrätige Geld für ihn zusammenraffen mußte, den Auftrag hinterlassen, in aller Frühe sein Zimmer zu öffnen und einigen Bürgern, die er ihm bezeichnete, von dem, was er da finden würde, Meldung zu machen. Der Mann war seiner Weisung nachgekommen und hatte mit der Nachricht von dem schrecklichen Fund an verschiedene Häuser geklopft, aber es war ihm widerfahren, was Lorenzino für sich selbst vorausgesehen: man hatte ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen, weil man seinen Bericht für einen Fallstrick hielt. Dennoch sickerte das Gerücht durch, aber niemand regte sich; Freund und Feind waren in Aengsten, der Herzog wolle ihre Gesinnung prüfen, und keiner mochte als der erste erscheinen, der dieser Nachricht Glauben geschenkt hätte.

Digitized by Google

Am Hof war man in großer Aufregung, man sagte den Besuchern, der Herzog habe die ganze Nacht gespielt und schlafe noch; um das Volk zu beschäftigen, ließ man vor dem Palastthor Sand streuen und einen Faßreif, mit vielen Preisen behängt, aufstellen, als ob Wettspiele veranstaltet würden.

Durch den Erzbischof erfuhr jetzt Giomo, daß Lorenzino in der Nacht Postpferde erhalten habe und mit zwei Begleitern weggeritten sei. Die Hofleute klammerten sich noch an der Hoffnung fest, ihr Herr sei mit darunter. Man schickte nach Caffagguolo, ob sich Lorenzino bei den Seinigen befinde, und erst als man hörte, er sei ohne Aufenthalt dort vorbeigesprengt und habe eine Wunde an der Hand, die ihm auf der ersten Poststation verbunden worden sei, erkannte man den Sachverhalt. Aber jetzt befiel ein solcher Schreck die Anhänger der Medici, daß niemand das Schlafzimmer Lorenzinos zu erbrechen und sich Gewißheit zu verschaffen wagte, denn man glaubte, das Volk würde bei der Nachricht aufstehen und seine Bedrücker, waffenlos wie es war, mit Stöcken und Steinen niedermachen. Ganz geheim schickte man Boten aus und ließ von allen Seiten Mannschaft zusammenziehen, und erst als schon alles schlief, drang man in die blutüberschwemmte Kammer ein. Des Herzogs Leichnam, der mit Wunden besäet war, wurde rasch in einen Teppich gewickelt und in aller Stille nach der Sakristei von San Lorenzo getragen.

Am Montag Morgen war die Wahrheit nicht mehr zu verheimlichen. Ueberall standen die Bürger in Gruppen umher und besprachen das Vorgefallene. Man kramte die alten Prophezeiungen Savonarolas wieder hervor, wonach jetzt ein goldenes Zeitalter der Freiheit anbrechen müsse, aber niemand stellte sich an die Spitze, um zu handeln, denn die Tüchtigen und Entschlossenen waren alle in der Verbannung. Ganz allmählich füllte sich die Stadt mit Soldaten, von denen man nicht wußte woher sie kamen. Alessandro Vitelli besetzte die Festung, und während die Bürger müßig schwatzten, verstrich die Stunde zur Befreiung ungenützt.

Unterdessen saß auf seiner Villa im Mugello, fünfzehn Meilen von Florenz, der siebzehnjährige Cosimo de' Medici, Cosimino, wie man ihn seiner Jugend wegen nannte, und vertrieb sich die Zeit mit Jagen und Fischen. Dieser kam, von seiner Mutter benachrichtigt, mit geringer Begleitung nach Florenz, wo die alten Soldaten seines Vaters ihm in Scharen zuliefen. Ganz bescheiden und ehrbar stellte er sich dem Rat der Achtundvierzig vor, der im Palast der Medici tagte, um Alessandros Nachfolger zu wählen. Cosimo war jetzt der nächste am Thron, denn von Lorenzino, dem rechtmäßigen Erben, konnte natürlich keine Rede sein, und Alessandros natürliches Söhnchen war erst fünf Jahre alt. Als Sohn des „unbesiegten“ Giovanni und einer Enkelin des Magnifico, besaß Cosimo das allgemeine Zutrauen, aber niemand wußte eigentlich, wes Geistes Kind er war. Am Hof Alessandros hatte er stets den unterwürfigen Diener gespielt, und bei den Freunden der Medici galt er für einen harmlosen, etwas beschränkten Jungen, der für nichts Sinn habe als für das Vergnügen. Dieser Ruf kam ihm jetzt zu statten, denn unter den Räten war keiner, der sich nicht geschmeichelt hätte, einen solchen Fürsten wie eine Drahtpuppe regieren zu können. Er selbst ließ sich nur schieben, aber seine Lauheit setzte die ehrgeizigen Freunde in Flammen, und den Ausschlag gab die Soldateska, die vor den Thüren lärmte. So ward der junge Cosimo Herzog von Florenz.

Die Glocken läuteten, Freudenfeuer wurden angezündet, und das Volk strömte nach dem Mediceerpalast, um den neuen Herrn zu sehen. Am ausgelassensten betrugen sich die Soldaten des Vitelli, die dem Gefeierten eine sonderbare Huldigung darbrachten. Sie stürzten sich, untermischt mit Pöbelhaufen, die Palle! Palle!* schrieen, auf das neben dem großen Palast gelegene Stammhaus der Medici, das zur einen Hälfte dem Sohn Giovannis, zur andern den Erben Pierfrancescos gehörte, und plünderten, ohne daß Frau Maria oder die Freunde zu wehren vermochten, sowohl Cosimos wie des Verräters Lorenzo Wohnung, indem sie alles wegschleppten, was seit vielen Generationen an Kostbarkeiten, seltenen Büchern, antiken Statuen dort aufgehäuft war. Aus Rom, wo es üblich war, die Wohnung neugewählter Päpste dem Pöbel preiszugeben, hatten sie diesen Brauch herübergebracht.

Lorenzinos Haus wurde überdies in der ganzen Breite des Zimmers, in dem der Mord geschehen war, vom Dach bis zu den Grundmauern eingerissen,* er selbst als Staatsverbrecher mit dem Strick am Fuß, den Kopf nach unten, auf die Festungsmauer gemalt und ein Preis von achttausend Dukaten auf seinen Kopf gesetzt. Seine und seines Bruders Giuliano Habe, soweit sie nicht von den Soldaten Vitellis weggeschleppt war, fiel als „Rebellengut“ dem neuen Herzog zu.

Alessandros Reste sind in der „Neuen Sakristei“ von San Lorenzo im Grabmal des Herzogs von Urbino bestattet. Michelangelos Marmorkolosse decken die Gebeine des Vaters und des Sohnes, und darüber sitzt der finstre „Pensieroso“, die Kolossalgestalt des vorangegangenen Herzogs, wie in tiefem Brüten über die Geschicke seines Hauses.**

Niemand trauerte um den Toten als die junge Herzogin, die Tag und Nacht in ihren Gemächern weinte. War doch sein Leben der besseren Züge nicht völlig bar, wie er auch Anwandlungen von Großmut und Gerechtigkeit hatte. Alessandro hinterließ eine Reihe nützlicher und wahrhaft volksfreundlicher Einrichtungen und hätte ohne seine Laster wohl das Zeug zu einem tüchtigen Regenten gehabt. Es sind einige salomonische Urteile von ihm erhalten, die für die ungewöhnliche Klarheit und Schnelle seines Geistes zeugen. Er war eine derbe Natur, stark, gewaltsam und rachsüchtig, aber auch gerade heraus und wollte nicht besser scheinen, als er war. Die Schmeichler verachtete er und gab ihnen Fußtritte. Aber er war kein echter Medici: die Ehrfurcht vor Kunst und Wissenschaft kannte er nicht mehr, Florenz verödete unter ihm. Michelangelo hat es stets als seine Rettung betrachtet, daß er sich bei Clemens' Tode auf Reisen befand, in Florenz wäre er vor der Rachsucht Alessandros nicht sicher gewesen.

Sein Nachfolger war ein völlig andrer Mensch. Die erstaunten Florentiner meinten später, Gott habe Cosimo zu seinem Herrscheramt erst nachträglich den Verstand gegeben, aber solche, die ihn von Kindheit an kannten, hatten dem stillen Wasser nie getraut. Mit einer unheimlichen Reife und Sicherheit trat er nun als ein völlig fertiger Charakter in den Vordergrund. Im Handumdrehen machte der Siebzehnjährige sich zum Herrn der Lage. Vor allem hatte er den Mut, undankbar zu sein; keinem der Räte gestattete er den geringsten Einfluß — die ihn groß gemacht hatten, stürzte er mit so unfehlbarer Sicherheit wie seine Gegner. Unverzüglich bestätigte der Kaiser seine Wahl, nur Cosimos Werbung um die Hand der verwitweten Herzogin wurde abgewiesen, denn ihr Vater hatte bereits in Ottavio Farnese, dem zwölfjährigen Enkel des Papstes, einen zweiten Gatten für sie gefunden.

Bevor die Bürger zur Besinnung kamen, lag ihnen ein neues Joch auf dem Nacken, das noch fester saß als das vorige. — Man hat viel darüber gestritten, ob Lorenzino de' Medici den Namen des neuen Brutus, den die Ausgewanderten ihm beilegten, wirklich verdiente; das eine hatte er jedenfalls mit dem Mörder Cäsars gemein, daß seine Befreiungsthat in ihr völliges Gegenteil umschlug, indem sein Dolch einem weit schlimmeren Unterdrücker den Weg zum Throne bahnte. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Augustus und Cosimo springt überhaupt in die Augen. Aber noch weiter ließe sich die Parallele verfolgen, denn nun sollten die Ausgewanderten, mit denen auch Lorenzino zurückzukehren hoffte, unweit der heimischen Mauern ihr Philippi finden.

Zwischen Prato und Pistoja, am Fuß des Apennin liegt

* Feldgeschrei der mediceischen Partei, das sich auf die Kugeln in dem Mediceerwappen bezieht.

* Durch die Bresche sollte ein Durchgang gelegt werden, dem der Name Chiasso del Traditore (Verrätergasse) bestimmt war. Aber diese Gasse, die in der Phantasie der Florentiner eine große Rolle spielt, hat nach den neueren Forschungen nie in Wirklichkeit bestanden, nur der Trümmerhaufe zwischen den Häuserreihen blieb als Wahrzeichen liegen. Erst 1737, also genau zweihundert Jahre nach der That, durfte an der Stelle, wo Lorenzinos Dolch den Herzog traf, wieder gebaut werden. Das Haus, das auf den Trümmern des alten Stammhauses der Medici entstand, diente später dem Tondichter Rossini als Wohnsitz.

** In den sechziger Jahren unsres Jahrhunderts wurde die Gruft geöffnet, wobei man die Gebeine der beiden Herzöge noch so wohl erhalten fand, daß man die Schädel in Gips abgießen konnte. Derjenige Alessandros war an den Spuren der Mordwaffen leicht zu erkennen.

Digitized by Google

die ehemals befestigte Ortschaft Montemurlo. Dort floß im Sommer 1537 zum letztenmal florentinisches Blut im Kampfe für die Freiheit.

Filippo Strozzi hatte endlich die Ausgewanderten durch ganz Italien unter einen Hut gebracht, er selbst gab die Mittel für das ganze Unternehmen. Frankreich und der Papst bliesen heimlich in die Flammen. Aber Filippo Strozzi war kein Feldherr. Mit einer Handvoll Soldaten und etlichen sechzig Ausgewanderten zog er wohlgemut wie zu einer Lustpartie von Bologna herunter und setzte sich in der sichern Erwartung, daß sein Sohn Roberto mit der Hauptmacht von Mirandola her zu ihm stoßen werde, in dem halbzerfallenen Schlößchen von Montemurlo fest. Jedoch Roberto blieb mit den Seinen infolge heftiger anhaltender Regengüsse im Gebirge stecken, und der ältere Bruder Piero, der, die Gefahr des Vaters erkennend, ihm mit einem andern Truppenteil nachgezogen war, erlitt durch eigene Uebereilung zwischen Prato und Florenz eine schwere Niederlage. Bevor Entsatz zur Stelle war, mußte auch das schwach verteidigte Montemurlo sich ergeben. Die bezahlten Hauptleute streckten zuerst die Waffen, die Ausgewanderten, unter ihnen Filippo Strozzi, der an diesem Tage die Sünden seiner Vergangenheit gut machte, wurden mannhaft kämpfend gefangen genommen. Eine Viertelstunde später erschien die Hauptmacht mit wehenden Fahnen vor Montemurlo und stieß dort auf Pieros zersprengte Scharen, aber beide Brüder kamen zu spät, den Vater zu retten, und kehrten mit ihren Truppen, selber übel zugerichtet, über den Apennin zurück.

Der reichste Mann Italiens, der mit Königen und Päpsten als ihresgleichen verkehrt hatte und ein Liebling des Glücks gewesen, wurde nebst den andern auf einem elenden Klepper schmachvoll als Hochverräter nach Florenz geschleppt. Viele Tage hintereinander floß das Blut der Gefangenen im Hofe des Bargello,* bis die Haltung des Volkes so drohend ward, daß Cosimo von weiteren Hinrichtungen abstand und den Rest der Unglücklichen zum langsameren Tod in unterirdischen Verließen begnadigte.

Nur des Strozzi konnte er zu seinem Verdruß nicht habhaft werden, denn sein alter Freund Vitelli, dem Filippo sich persönlich ergeben hatte, hielt ihn in der Festung als Gefangenen des Kaisers verwahrt, um ihm Geld und kostbare Geschenke auszupressen. Jeden Einfall des habsüchtigen Kommandanten und seiner Frau befriedigten Filippos Söhne von Venedig aus, aber sie konnten die Lage ihres unglücklichen Vaters nicht erleichtern. Er wurde wiederholt gefoltert, weil man ihm das Geständnis entreißen wollte, daß er an Alessandros Ermordung mitschuldig gewesen, und eines Tages fand man ihn tot in dem Gefängnis, das er selbst gebaut hatte — es hieß, er habe selber Hand an sich gelegt, aber der Verdacht blieb an Cosimo haften, daß er ihn im Einverständnis mit dem Kommandanten heimlich habe töten lassen.

Jetzt lebte nur noch einer, nach dessen Blut Cosimo dürstete. Der „neue Brutus“ war nicht mit nach Montemurlo gezogen. Filippo Strozzi hatte ihn zu seiner Sicherheit nach Mirandola geschickt, das im Bund mit Frankreich stand; er sollte dort Truppen für die Ausgewanderten werben. Aber nach dem Tag von Montemurlo war auch in Mirandola seines Bleibens nicht mehr, und nun begann für den Geächteten ein unstetes Wanderleben. Mit Filippo Strozzi hatte er den einzig wahren Freund verloren, für die andern war die Person des Verräters und Fürstenmörders eine Verlegenheit.

Zuerst flüchtete er nach Frankreich zum König Franz, der ihn freundlich aufnahm und ihn gleich mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel weiterschickte. Vom Orient zurückgekehrt, hielt er sich längere Zeit in Paris im Haus eines florentinischen Ausgewanderten verborgen; dort sah ihn Benvenuto Cellini wieder, der damals für den König Franz arbeitete. Eine Zeit lang gab er sich auch für einen Studenten aus. Er mußte häufig Namen und Wohnung wechseln, weil Cosimo, der geschworen hatte, den Tod seines Vorgängers zu rächen, ihm überall nachspüren ließ. Sein Leben war eine beständige Furcht. Unter dem Druck der ewigen Verfolgung versiegte auch sein Talent. Nur einmal raffte sein erschöpfter Geist sich noch auf, als er ungefähr ein Jahr nach der That die berühmte Schutzschrift L'apologia di Lorenzo de' Medici verfaßte, worin er die Gründe seines Handelns verteidigt. Es ist eine Schrift von so hinreißender Beredsamkeit und messerscharfer Logik, daß man zu sagen pflegte, Lorenzino habe mit der Feder den Herzog Alessandro zum zweitenmal getötet. Sonst schrieb er im Exil nichts weiter als ein paar schwermütige Sonette, um seiner Sehnsucht nach den Ufern des Arno Ausdruck zu geben.

Schnell verwelkte sein Ruhm. Die Freunde, die ihn ihren Brutus genannt, hatten teils unter dem Beil geendet, teils schmachteten sie noch in Cosimos Kerkern, die übriggebliebenen hatten mit dem Bestehenden ihren Frieden gemacht oder lebten da und dort zerstreut in der Verborgenheit. Nur die Strozzi standen treulich zu ihm. Filippos Söhne, die ihrem liebenswürdig leichtsinnigen Vater im Leben wenig Ehrfurcht bewiesen hatten, wollten nach seinem Tode pietätvoll sein gegebenes Wort einlösen und führten Lorenzos Schwestern Maddalena und Laudamia heim. Aber der blutige Glorienschein um das Haupt des Tyrannenmörders verbleichte, die Zeit ging unerbittlich über das Geschehene hinweg. Zehn Jahre nach seiner That war er ein Vergessener.

Nur Cosimo und der Kaiser vergaßen ihn nicht. Karl verlangte Sühne für das Blut seines Schwiegersohnes, und Cosimo fand seine Rechnung dabei, dem Kaiser gefällig zu sein: zwischen ihm und Lorenzino herrschte von Jugend auf bitterer Haß, der durch den langen Erbschaftsprozeß noch verschärft worden war, und überhaupt lag es in Cosimos Interesse, in der Verwandtschaft aufzuräumen. Seine besoldeten Mörder waren dem Unglücklichen überall auf den Fersen und sogar die offiziellen Gesandtschaften hatten den Auftrag, „die Pestbeule, den Verräter Lorenzo“ aus der Welt zu schaffen.

Nach dem Tode Franz' I war Lorenzino wieder nach Venedig zurückgekehrt, wo noch ein Häuflein florentinischer Ausgewanderter zusammenhielt. Seit Catarina de' Medici, Alessandros Schwester, den Thron mit Heinrich II teilte, war es ihm in Frankreich nicht mehr geheuer. Die Inselstadt beschützte politische Verbrecher, und der Gondelverkehr bot ihm dort eine verhältnismäßige Sicherheit. In Venedig führte er den Namen eines Herrn Marco und wohnte mit seiner Mutter und einem mütterlichen Oheim zusammen; Piero Strozzi versah den Schwager mit Geldmitteln und hielt ihm drei Bewaffnete zur persönlichen Sicherheit.

Aber der Roman seines Lebens neigte sich zum Ende. Ob er es müde geworden war, so ängstlich auf seiner Hut zu sein, ob ihn die Länge der Zeit unvorsichtig gemacht hatte: er ging häufig zu Fuß durch die engen Gassen und ließ sich unter den Fenstern einer schönen Dame blicken, zu der er ein leidenschaftliches Verhältnis unterhielt. Und doch wußte er, daß er keinen Augenblick seines Lebens sicher war. Verdächtige Persönlichkeiten hatten sich wiederholt in seine Nähe gedrängt, einmal war sogar die Gondel, in der Lorenzino sich befinden sollte, von unbekannten Strolchen, die sich für Zollwächter ausgaben, gewaltsam angehalten und durchsucht worden. Und noch ein andres Schwert hing schreckhaft über seinem Haupt: Cosimo hatte der venetianischen Regierung einen flüchtigen Verbrecher ausgeliefert und erwartete in der Person seines geächteten Vetters das Gegengeschenk. Zu seiner Sicherheit sprengten die Freunde aus, er sei nach Frankreich zurückgekehrt, aber schon hatten zwei Glücksritter, die von Cosimo gedungen waren, seine Spur gefunden, und am 26. Februar 1547 lief er endlich in sein Verhängnis.

An diesem Morgen sahen die zwei Mordgesellen Lorenzino mit seinem Oheim in die Kirche San Polo, die seiner Wohnung gegenüberlag, zur Messe gehen. Sie postierten sich unter der Kirchthüre, bis die beiden heraustraten, und fielen sie auf der menschenleeren Piazza an.

Lorenzino wurde mit gespaltenem Schädel zu Boden gestreckt und sein Oheim, der ihn verteidigen wollte, gleichfalls schwer verwundet. Beim ersten Lärm flog die Mutter Lorenzinos herbei, und die unglückliche Frau kam gerade recht, den letzten Seufzer ihres sterbenden Sohnes zu empfangen. Auch der Oheim erlag seinen Wunden; es hieß, die Waffen seien vergiftet gewesen.

Lorenzinos Name schwankt auf ewig in der Geschichte zwischen Schmach und Ruhm. Vieldeutig wie sein Charakter

* Bargello, das damalige Justizgebäude, jetzt Nationalmuseum.

Digitized by Google

Photographie im Verlage von G. Schauer in Berlin.

Heitere Jagdgeschichten.

Nach dem Gemälde von Fritz Paulsen.

sind die Motive seiner That. Das eine läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß er es mit seinen Mitbürgern ehrlich gemeint hat; der Wunsch, seine Vaterstadt zu regieren, ist nie in Lorenzinos Kopf gekommen. Ein falscher Idealismus, der sich an der Lektüre der Alten bis zum Taumel erhitzte, vermischt mit krankhaftem Nachahmungstrieb, war der erste Hebel seiner Handlungen. So gewiß ihm bei der Verstümmelung der Antiken in Rom die berühmte Hermenschändung des Alcibiades vorschwebte, so gewiß glaubte er in jener furchtbaren Dreikönigsnacht sich zum Brutus oder Timoleon seines Vaterlandes gemacht zu haben.

Ein Bänkelsängerlied, das nach seinem Tode verfaßt und über ganz Italien verbreitet wurde, schildert, wie der Verräter zuerst vergebens an die Himmelspforte klopft und dann auch vom Höllenfürsten abgewiesen wird, weil dieser fürchtet, er möchte ihn gleichfalls verraten. Daher pflegte man lange Zeit von einem, der sich zwischen zwei Stühle niedergesetzt hatte, zu sagen: es geht ihm wie Lorenzino, den weder Gott noch der Teufel wollte.

Besser als bei den Geschichtschreibern ist Lorenzinos problematische Gestalt bei den Dichtern weggekommen. Alfieri, Niccolini, Leopardi haben vielleicht mit zuviel Naivetät ihn als Freiheitsmann verherrlicht, Musset suchte dagegen die Rätsel seines Wesens zu lösen, indem er ihn zu einem Hamlettypus umschuf. Sein „Lorenzaccio“, der lange halb verschollen war, ist in vergangenem Winter durch den neu erwachten Mussetkultus in Frankreich auf die Bühne gebracht worden, und Sarah Bernhardt hatte die Laune, auf dem Théâtre de la Renaissance in der Titelrolle aufzutreten.

Es sind keine authentischen Bildnisse von Lorenzino erhalten, man kennt nur eine Denkmünze, die ihn im Brutuskostüm darstellt, mit einem mächtigen Kriegerkopf, der dem persönlichen Charakter des Dargestellten nicht entsprochen haben kann. Auffallend ist die Aehnlichkeit mit der herrlichen Brutusbüste des Michelangelo, die für den Kardinal Salviati, einen der Teilnehmer an der großen Verschwörung der Ausgewanderten gegen Alessandro, gearbeitet ist — ob aber dem Künstler die Züge Lorenzinos vorschwebten, oder ob man umgekehrt das Bildnis des „toskanischen Brutus“ diesem idealen Brutuskopf anzunähern gesucht hat, läßt sich nicht entscheiden. —

Nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, regierte Cosimo glücklich und lange. Er hatte zwar noch schwere Kämpfe gegen den tapfern Piero Strozzi zu bestehen, der an der Spitze eines französischen Heeres den Tod des Vaters und die Unterdrückung der Heimat zu rächen suchte, aber Cosimo trug den Sieg und einen Zuwachs an Macht davon.

Cosimo I war ohne Frage ein bedeutender Mensch. Vom Vater hatte er die rasche Entschlossenheit und von der Mutter das leise Zuwarten und die tiefe Berechnung geerbt. Als er in den Windeln lag, ließ Giovanni delle Bande Nere sich einmal in einer wilden Laune das Söhnchen aus einem Fenster des hohen Palastes in den Hof herabwerfen und fing es in seinen Armen auf. Man wollte daraus schließen, daß das Kind zu großen Geschicken geboren sei. Und in der That, das Glück hat mehr für Cosimo gethan als für die Genialsten seines Geschlechts. Wie es ihn durch eine ganz unerwartete Verknüpfung äußerer Umstände zum Throne führte, so blieb es ihm bei allen seinen Regententhaten treu. Nur am häuslichen Herd verließ es ihn, sein Familienleben erschütterten blutige Tragödien, über die die höfische Geschichtschreibung ihren Schleier gezogen hat. Aber es gelang ihm, seine Dynastie für Jahrhunderte zu befestigen.

Von Pius V erhielt er den Titel eines Großherzogs von Toskana und umgab sich mit Ceremonien und Etikette. Die letzten Zuckungen der Freiheit erloschen unter ihm und ein Geist des Byzantinismus griff um sich, der das ganze Leben verwandelte. Die Nachkommen der großen Florentiner haschten nach Hofämtern, Titeln und Orden; sie pflanzten zum Zeichen ihrer loyalen Gesinnung die Büsten des Herrschers über ihren Hausthüren auf. Unter diesem Eiseshauch erstarrten die letzten späten Blüten der Renaissance, die Kunst verlor ihr inneres Leben. Bandinelli und Ammanati wetteiferten, Florenz durch ihre Werke zu verunzieren; subalterne Geister, wie Vasari und Cellini, paßten sich an, aber Michelangelo blieb gegen alle Lockungen Cosimos taub und wollte erst als Leiche in seine Vaterstadt zurückkehren. Die Platonische Akademie, die noch unter Clemens einen Machiavelli zu ihren Mitgliedern zählte, wurde eine Schule hohler Redensarten, der Herrscher führte selbst das Protektorat und lenkte jede geistige Bewegung auf seichte Spielereien ab. Er schuf das lederne Institut der Crusca,* das nur seiner mumienhaften Beschaffenheit das Fortbestehen durch die Jahrhunderte dankt.

Unter den Mediceern, die, welches auch ihr politisches Wirken war, doch als Menschen immer unendlich anziehend bleiben, weckt Cosimo I die wenigste Sympathie; selbst der brutale Alessandro und der unselige Lorenzino stehen unserem Anteil näher. Widerwärtig sind auch die wohlgeformten Linien seines Gesichts, denen jede Größe mangelt. Der tragische Zug, der durch die ganze Familie geht und selbst die Schlimmeren unter ihnen adelt, ist verschwunden, und durch die Aehnlichkeit mit dem ernsten, an den ersten Napoleon erinnernden Kopf seines Vaters fällt das Kleinliche in Cosimos gemachter Majestät doppelt unangenehm auf.

Unter ihm und seinen Nachfolgern vollendete sich die friedliche Entartung seines Volks, die das bewußte Ziel seiner Politik war. Ein mildes Regiment tröstete die Florentiner später für die verlorene Freiheit; ihr Wahlspruch wurde: „Essen, trinken und guter Dinge sein“, und ein glückliches Schlaraffenleben lullte alle tieferen Fähigkeiten ein. — Wer die heutigen Florentiner betrachtet, dem scheint es unfaßbar, daß sie von dem Titanengeschlecht der alten Republik abstammen sollen. Der Uebergang, an den man sich sträubt zu glauben, ist das Werk des ersten Großherzogs.

* Die noch heute bestehende Gesellschaft für Reinhaltung der italienischen Sprache.

Blätter und Blüten.

Wilibald Alexis. Der deutsche Schriftsteller, dessen hundertster Geburtstag auf den 23. Juni d. J. fiel, hat auf dem Gebiete des historischen Romans Unvergängliches geleistet. Er wuchs in einer Zeit auf, da die deutsche Lesewelt für Walter Scott und seine der schottischen Geschichte entnommenen Romane schwärmte; ihn trieb es, zum Walter Scott der an heroischen Ueberlieferungen so reichen Geschichte seiner brandenburgischen Heimat zu werden. Wilibald Alexis ist der Dichtername für Wilhelm Heinrich Häring; er stammte von französischen Protestanten ab, die nach dem Edikt von Nantes in Preußen eine neue Heimat gefunden und hier ihren Familiennamen Harenc ins Deutsche übersetzt hatten. Am 23. Juni 1798 wurde er in Breslau geboren, doch kam er bald nach Berlin, wo er das Werdersche Gymnasium besuchte. Im Alter von siebzehn Jahren machte er den Feldzug von 1813 gegen Frankreich als Freiwilliger mit. Dann studierte er die Rechte in Berlin und wurde Kammergerichtsreferendar; aber er verließ bald die juristische Laufbahn, um sich ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Seine ersten Romane „Walladmor“ und „Schloß Avalon“ (1823 und 1827) waren direkte Nachahmungen Walter Scotts, und er ließ sie ohne seinen Namen, nur mit der Bezeichnung „Frei nach dem Englischen des Walter Scott von W . . . s“ erscheinen. Das Publikum ging auf die Mystifikation ein und der ungemeine Erfolg äußerte sich auch dadurch, daß das erstere Werk ins Englische übersetzt wurde. Dann schrieb er Novellen und Reisebriefe, die sich besonders durch lebensvolle Naturschilderungen auszeichneten. Für diese wählte er das Pseudonym Wilibald Alexis, nach dem Spitznamen, den er als Student in seiner Verbindung führte, einer Ableitung vom lateinischen alex, wie die Römer eine pikante Fischspeise nannten, die für sie die Bedeutung unseres marinierten Herings hatte. Unter diesem Namen gab er dann auch seine großen vaterländischen Romane, zunächst den „Cabanis“, heraus, Werke von selbständiger Erfindung, die durch ihre poetischen Eigenschaften an Scott erinnerten, ohne bloße Nachahmungen zu sein. Wie dieser hat es Alexis verstanden, die spannenden Begebenheiten, die er schildert, in innige Beziehung zu der eigentümlichen Kultur und Landschaft des Heimatbodens zu setzen; die wenig augenfällige Schönheit der Mark, die kraftvolle Eigenart ihres Volkstums hat er in diesen Romanen dem allgemeinen Verständnis erschlossen. Die berühmtesten derselben sind „Der Roland von Berlin“ (1840), wohl der trefflichste von allen, auch von Dramatikern mehrfach ausgebeutet, „Der falsche Waldemar“ (1842), „Die Hosen des Herrn von Bredow“ (1846—48), „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ (1854), „Isegrimm“ (1854) und „Dorothee“ (1856). Sie schildern Zeiten und Stoffe, die sich später in den patriotischen Dramen Wildenbruchs wiederfanden, aber während diese mit glänzendem Erfolg über die Berliner Hofbühne gingen, wurde den Romanen von Wilibald Alexis bei aller Anerkennung der Kritik nur eine mäßige Teilnahme des Publikums zu teil: die ersten und

Digitized by Google

besten fielen in die vormärzliche Zeit, wo man wenig Neigung hatte, sich in die Vergangenheit zu versenken, sondern nur einer freien Zukunft begeisterte Hymnen sang. Und die beiden späteren Romane, die in der Napoleonischen Zeit spielten, appellierten an eine patriotische Begeisterung, die in der dumpfen Reaktion der fünfziger Jahre fast erloschen schien. Dabei hatte der Dichter manche Seiten, die eigentlich einem großen Publikum willkommen sein mußten: der Herausgeber des „Neuen Pitaval" (1842—63), dieser vielgelesenen Sammlung von Kriminalgeschichten, war wohlvertraut mit der Kunst, spannend zu erzählen. Wenig Glück hatte er mit den zahlreichen Unternehmungen und finanziellen Spekulationen, mit denen sich sein unruhiger Geist beschäftigte: ein großartiges Lesekabinett, eine Verlagsbuchhandlung, auch das Bad Heringsdorf, das seinen Namen trägt und jetzt ein glänzendes Seebad geworden ist, verschafften ihm nicht die Erträgnisse, die er sich von ihnen versprach. Als er sich 1856 eben in die thüringischen Berge zurückgezogen und in Arnstadt ein Tuskulum gegründet hatte, wurde er vom Schlage gerührt und so lebte er halbgelähmt in der anmutigen thüringischen Stadt bis zu seinem Tode am 15. Dezember 1870. Der Wert seiner brandenburger Romane ist seitdem immer allgemeiner anerkannt worden. †

Die neuen Kölner Hafen- und Werftbauten. (Mit Abbildung.) Nichts ist mehr geeignet, von der hohen Blüte Kölns und dem mächtigen kommerziellen Aufschwung dieser Stadt Zeugnis abzulegen als die neuen „Hafen- und Werftbauten", eine Anlage, die schon durch ihre gewaltige räumliche Ausdehnung auffällt, aber auch im einzelnen eine so hohe technische Durchbildung aufzuweisen hat, daß sie unbedingt mit zu den hervorragendsten Schöpfungen moderner Wasserbaukunst gezählt werden muß.

Das Werk, vor einer Reihe von Jahren mit einem Kostenaufwande von 14 Millionen Mark seitens der Stadt begonnen, ist so weit gefördert, daß es in nächster Zeit dem Verkehr übergeben werden kann; die Benutzung des neuen Hafenbassins, welches nicht hinter den größten Binnenhäfen der Neuzeit zurücksteht, ist schon jetzt eine sehr lebhafte.

Der zum Hafenbecken führende Eingang hat eine Breite von etwa 22 m, gestattet also den größten Schiffen der Rheinflotte bequem den Ein- und Auslaß. Hier, in unmittelbarer Nähe des Malakoffturmes, dessen Erhaltung wie diejenige des altersgrauen, allen Rheinfahrern wohlbekannten Bayenturmes aus vielerlei Gründen geboten erschien, begegnen wir sofort einem wichtigen Teile der Hafenanlage, der hydraulisch zu bewegenden „Drehbrücke", welche den Zugang von der Stadt zu den Werftplätzen vermittelt. Auf letzteren erhebt sich eine Reihe großer Bauten, die auf eine weite Strecke das Stromufer einsäumen und in dem äußerst malerischen Panorama Kölns sehr lebendig zur Geltung kommen. Ein hervorragendes Interesse in dieser Bautengruppe, deren Stilformen sich der älteren Kölner Architektur ziemlich glücklich anpassen, darf das neue „Hauptzollamt" beanspruchen, welches auf der Spitze der Rheinauhalbinsel eine ebenso zweckmäßige wie für das Auge anziehende Lage erhalten hat. Das stattliche Gebäude umfaßt die Amtsräume der Steuerverwaltung, die Dienstwohnungen des Vorstandes, eines oberen Beamten und des Pförtners. Auf unserem Bilde ist es links von der Drehbrücke, zum Teil durch den Malakoffturm verdeckt, zu sehen. Blicken wir von ihm weiter nach rechts, so sehen wir zunächst die Revisionshalle und dann mächtige „Lagergebäude", von denen das größte mit fünf Stockwerken eine Länge von 120 m besitzt. Vor ihm stehen Zollschuppen, Maschinenräume, Werkstätten rc. Das Ladegeschäft auf den Werftplätzen wird auf maschinellem Wege betrieben, zu welchem Zwecke hydraulische, auf fahrbaren Gerüsten angebrachte Kranen aufgestellt sind. Den Abschluß der Anlagen (rechts auf unserer Ansicht) bilden das Hafenamt und hinter ihm der Bayenturm.

Die wirtschaftliche Frauenschule zu Nieder-Ofleiden in Oberhessen, von deren Gründung wir seinerzeit berichteten (Jahrg. 1897, S. 675), hat ihr erstes Arbeitsjahr vollendet und darf mit Befriedigung auf dessen Resultate blicken. In lieblicher Landschaft zwischen großen Gärten und anstoßenden Feldern erhebt sich das Schulgebäude, in welchem 24 Mädchen den vielseitigen Unterricht der Anstalt erhielten. Der praktische Teil gliedert sich in die Hauptgruppen Kochen, Hausarbeit, Wäsche, Gärtnerei, Bienen- und Geflügelzucht, jede von ihnen wird in kurzen zeitlichen Abständen stets wiederholt und gründlich von der Pike auf geübt, und der stärkende Einfluß dieser Arbeiten in guter Landluft macht sich aufs erfreulichste im Gesundheitszustand der Schülerinnen geltend. Die theoretischen Fächer gehen in wohlberechneter Weise ergänzend nebenher. Die in dem nahen Dorfe Ofleiden neu gegründeten Anstalten, Kleinkinderschule und Wirtschaftsschule für Landmädchen, führen sowohl die Zöglinge in die Wohlfahrtspflege ein, als sie ihnen auch Gelegenheit geben, sich auf die Leitung ländlicher Haushaltschulen vorzubereiten, was bei der vielfach von den Behörden in Aussicht genommenen Gründung von solchen als sehr wichtiger Umstand zu betrachten ist. Sieben Zöglinge erhielten in der Prüfung vom 1. April 1898 das Zeugnis: „Befähigt zu leitenden Stellungen in wirtschaftlicher Frauenarbeit" und traten teils in den Dienst des Hauses selbst, teils in auswärtige Stellungen ein.

Selbstverständlich braucht es noch größerer Teilnahme in weiten Kreisen und sehr vermehrter Geldspenden, um dieses wirtschaftlich so wertvolle Unternehmen auf feste Basis zu stellen und seine Grundzwecke:

1. Erschließung der praktischen Arbeitsgebiete für Frauen,
2. Erziehliche Einwirkung auf die ärmere ländliche Bevölkerung,
3. Belebung des allgemeinen Interesses für Wirtschaftsbetrieb und Wohlfahrtspflege auf dem Lande,

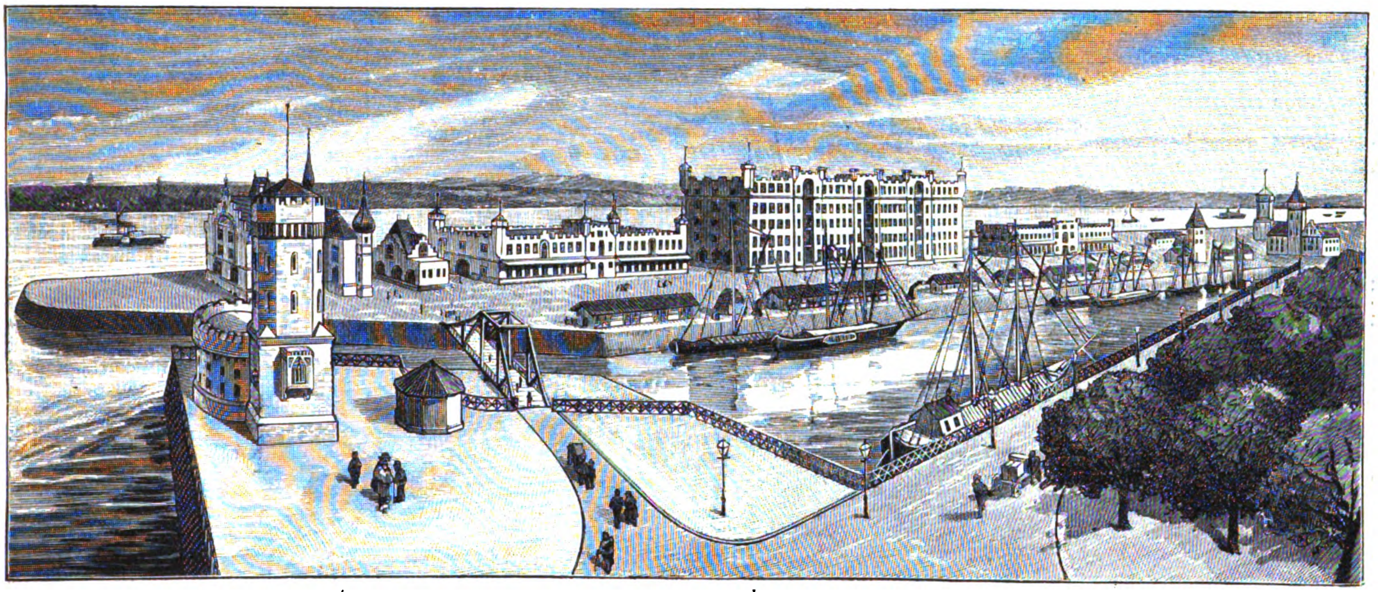
der Erfüllung näher zu bringen. In Berlin wird demnächst ein selbständiger Verein zur Gründung wirtschaftlicher Frauenschulen mit einem Jahresbeitrag von 3 Mark an ins Leben treten. Wer zum Beitritt geneigt ist, möge seine Adresse einsenden an Freifrau v. Dobeneck, Nettelbeckstraße 24, oder an Fräulein J. v. Telchmann, Ansbacherstraße 54, oder an Fräulein G. Hermes, Genthinerstr. 15.

Den Eltern im ganzen Reich aber sei es ans Herz gelegt, bei der heute mehr und mehr sich aufdrängenden Frage: „Was für einen Beruf soll unsere Tochter ergreifen?" der praktischen Ausbildung durch die wirtschaftliche Frauenschule zu gedenken!

Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an Fräulein v. Kortzfleisch, Hannover, Hildesheimerstraße 23, oder Freifrau Schenk zu Schweinsberg, Nieder-Ofleiden (Oberhessen).

Ostseeküste bei Groß-Dirschkeim. (Zu dem Bilde S. 421.) Das Samland im Norden Königsbergs ist nicht nur als Fundort des Bernsteins, sondern auch durch seine landschaftlichen Reize berühmt. Das Hügelland zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus, bietet herrliche Waldungen; seine Küste fällt vielfach schroff zum Meere ab und bildet dabei malerische Schluchten. Die Glanzpunkte, welche Sommerfrischler und Touristen anlocken, sind das Seebad Cranz, Rauschen und der königliche Forst Warnicken. In dieser Gegend liegt auch das Gut Groß-Dirschkeim, in dessen Nähe die Küste zerklüftet und überaus malerisch gestaltet ist. Gleich Burghügeln ragen hier die von Wetter und Wogenschlag zernagten Felsen am Strande empor. Hellrot leuchtet der Eisenocker auf ihren schroffen Wänden im Lichte der Tagessonne, und wunderbar wird das Farbenspiel, wenn die Abenddämmerung Land und Meer in schimmernde Farben taucht oder der Vollmond die Küste mit silbernem Glanze verklärt. Wanderungen durch diese Gebiete, bald durch rauschende Wälder, bald durch die stille Heide, an verlassenen Bernsteingruben oder klaren Bächen vorbei, zählen zu den eigenartigsten Genüssen, die uns Norddeutschland zu bieten vermag. *

Ein Schwerenöter. (Zu dem Bilde S. 441.) Spaß gesagt und Ernst gemeint? . . Soll sie's glauben oder nicht, die hübsche blonde Wirtstochter, bei welcher der junge Stadtschreiber ein halbes Stündchen zu verplaudern liebt, während er sich mit einem Imbiß und einer



Die neuen Kölner Hafen- und Werftanlagen.
Nach einer Skizze von Herm. Siegfr. Rehm gezeichnet von R. Mahn.

Digitized by Google

Kanne Wein für die bevorstehende lange Sitzung stärkt? Nicht glauben scheint rätlicher — sie sieht auch gerade so aus, als wüßte sie genau, was das für ein leichtfertiger, verliebter, flatterhafter Herr ist, aber sie hört seine Reden doch an und hält bei ihrer Arbeit inne, um eine lachende Antwort zu geben, gerade so herausfordernd listig, wie seine kecken Anspielungen sie verdienen. Feuer legen, daß ein Brand entsteht — Gott bewahre, daran denken sie beide nicht! Aber so ein bißchen mit dem Feuer spielen, das hat, meinen sie, nichts auf sich und sorglos schlagen sie die Mahnung des altbewährten Warnspruchs „Spielt nicht mit dem Feuer!“ in den Wind.

Therese Malten. (Mit Bildnis.) Am 15. Juni feierte Therese Malten, eine der hervorragendsten dramatischen Sängerinnen der Gegenwart, ihr 25jähriges Bühnenjubiläum, das vor allem an der Königlichen Hofoper in Dresden festlich begangen wurde. Therese Malten ist in Insterburg in Ostpreußen als Tochter eines preußischen Militärbeamten am 21. Juni 1855 geboren. Schon früh zeigte sich ihre musikalische Begabung; sie sang schon im vierten Jahre ihrer Mutter Arien und Lieder nach und machte im Klavierspiel, das sie bald darauf erlernte, so glänzende Fortschritte, daß man geneigt war, sie zu den Wunderkindern zu zählen. Ihre Eltern waren nach Berlin übergesiedelt; ein tüchtiger Opernsänger, Anton Woworsky, erkannte das vielversprechende Talent des Mädchens und riet, sie zur Sängerin ausbilden zu lassen. Professor Gustav Engel erteilte ihr Gesangsunterricht und der Hofschauspieler Kahle, ein Jünger Heinrich Laubes, war ihr Lehrmeister in der dramatischen Kunst. In ihrem achtzehnten Lebensjahre trat sie zuerst am Dresdener Hoftheater als Pamina in der „Zauberflöte“ auf; nach ebenso erfolgreichen Leistungen als Elsa in „Lohengrin“ und Agathe im „Freischütz“ wurde sie an dies hervorragende Kunstinstitut, dem sie noch heute angehört, fest engagiert. 1880 ward sie zur Kammersängerin ernannt; 1881 sang sie an der Deutschen Oper in London den Fidelio und einige Wagnersche Rollen. Sonst ist sie nicht übers Meer gegangen, wie sie sich überhaupt von dem geschäftsmäßigen Herumgastieren ferngehalten hat. Nur eine zweite künstlerische Heimat hat sie gefunden: Bayreuth. Richard Wagner hatte sie im Jahre 1881 in Dresden singen hören und sogleich erkannt, daß sie eine künstlerische Kraft ersten Ranges für die großen Aufgaben seiner Musikdramen sei. Er forderte sie sofort auf, im nächsten Sommer in Bayreuth die Kundry im „Parsifal“ zu singen; sie kam dieser Einladung nach und schuf in dieser Kundry eine von genialer Inspiration zeugende dämonische Gestalt, welche den Dichterkomponisten selbst wie alle Hörer zur Begeisterung hinriß. Seitdem hat Richard Wagner in ihr die berufenste Trägerin seiner weiblichen Heldengestalten gesehen. Von gleich mächtiger Wirkung wie als Kundry ist sie als Brünhilde sowie als Isolde, in welch letzterer Rolle sie das obenstehende Bildnis darstellt. Aber auch die jugendlich dramatischen Partien der Wagnerschen Opern, eine Senta, Elisabeth, Eva, gehören zu ihren Musterleistungen. Mit dem Dichterkomponisten selbst blieb sie, solange er lebte, in brieflichem Verkehr, und er machte kein Hehl aus seiner Bewunderung für ihre Kunst. Außerdem zählen zu ihren Hauptrollen Fidelio, Rezia, Margarethe, Armida und Viviana in Goldmarks „Merlin“. Ihre Stimme ist gleich mächtig in der Höhe und Tiefe, ausgeglichen in allen Registern; vor allem aber sind Spiel und Gesang bei ihr zu künstlerischer Einheit verbunden und so entspricht sie dem Ideal der Wagnerschen Kunstanschauung. †

Therese Malten als Isolde.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Dresden.

Das Opfer. (Zu dem Bilde S. 425.) Kein Land der Erde bietet so merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete des Religionswesens wie das märchenhafte Indien. Hier haben die Arier die milden Lehren von Brahma und Buddha ausgebildet, bis hierher drang der Islam erobernd vor, und bei zahlreichen Volksstämmen erhielt sich als ein Ueberrest der Religion der Naturvölker ein finsterer Dämonenkultus. Kein Wunder, daß in diesem so dichtbevölkerten Lande unter diesen Umständen eine Menge von Sekten entstand, in welchen die wunderbarsten Bräuche herrschen. Die Arier hatten schon frühzeitig in ihrer Götterverehrung auf das blutige Opfer verzichtet. An Stelle der Rosse, Kühe, Ziegen und der Tiere des Waldes traten bei den Brahmanen und Buddhisten mildere Opfergaben, die in Feldfrüchten und Blumen bestehen. Aber hier und dort haben sich dennoch Gewohnheiten aus barbarischer Vorzeit erhalten. So verehrt man z. B. in Bengalen und Südindien die Göttin Parvati durch einen blutdürstigen Dienst. Sie wird in den Tempeln bald in abscheulicher Gestalt, bald in anmutigeren Formen dargestellt, und in vielen Gegenden gilt sie als die Göttin der pestartigen Krankheiten. Zu ihrer Sühnung sind blutige Opfer nötig, und von ihr wird in alten Büchern berichtet, das Opfer eines Menschen oder eines Raubtieres besänftige sie für tausend Jahre. An solche Ueberlieferungen hat R. Ernst gedacht, als er sein stimmungsvolles Bild schuf, das wir heute im Holzschnitt wiedergeben. Die Leute, die hier in dem geheimnisvollen Tempel ihr Opfer darbringen, huldigen noch zum Teil dem Dämonenglauben und meinen, daß in dem Tiger Dämonen stecken oder böse Menschen die Tigergestalt annehmen. So gewinnt ihr Opfer noch eine tiefere Bedeutung. Neben dem Weihrauchbecken kniet der Priester, durch dessen Gebete das Opfer erst die volle Wirkung erreicht. Dem Künstler ist es trefflich gelungen, die Gegensätze, die in den Glaubensbekenntnissen der Indier so häufig verborgen sind, zum Ausdruck zu bringen. Neben dem Buche mit den heiligen milden Lehren, neben duftigen Blumengaben und dem inbrünstig betenden Priester gemahnt die Schar der Männer, die das wilde Tier des Waldes in die stille Tempelhalle tragen, an die Thatsache, daß hier Millionen von Menschen noch in den Banden des tiefsten Aberglaubens seufzen. *

Wasserpartie. (Zu dem Bilde S. 429.) Was kann es Lustigeres geben als eine Kahnfahrt am hellen Sommertag zwischen grünen Ufern, während droben im Himmelsblau die weißen Wölkchen ziehen! Sonnenschein ringsum, Sonnenschein auch auf den Gesichtern der jungen Mädchen, die sich des Kahnes bemächtigt haben und ohne männlichen Schutz auf gut Glück den See befahren wollen. Weit entfernt kann aber dieser Schutz doch nicht sein, das sieht man an dem schelmischen Lachen des ruderführenden hübschen Kobolds, der scheinbaren Entrüstung der geneckten Freundin am anderen Ende und dem lächelnden, fragend verheißungsvollen Blick der aufrecht stehenden Schönen, die sich über beide hinweg nach dem Ufer zurückwendet. Noch sind sie ihm nahe genug — ein kühner Sprung und dem Boot wird der Steuermann nicht fehlen! Ob das ganz ohne Protest der weiblichen Besatzung geschehen wird, scheint freilich zweifelhaft, aber so viel dürfte gewiß sein, daß das Schifflein schließlich unter verdoppelter Lustigkeit dahinfliegen und erst nach einer gründlichen Erforschung des ganzen hübschen Sees wieder zum Lande lenken wird!

Heitere Jagdgeschichten. (Zu dem Bilde S. 449.) Eine gutgelaunte Jägerschar ist es, die nach beendeter Jagd unterwegs Rast hält und die Zeit durch lustige Unterhaltung sich verkürzt. Heute hat sie einen Neuling in ihrer Mitte, den behäbigen starken Herrn, der auf der niedrigen Bank sitzt und dem Beschauer den Rücken zukehrt. Er ist ein Liebhaber, jedoch kein Kenner des edlen Weidwerks und wird darum von den Fachleuten ein wenig gefoppt. Sein Gegenüber, der lustige Rat der Gesellschaft, giebt gerade ein Jagderlebnis zum besten. Was er da vorträgt, ist das beste Jägerlatein, das aber der behäbige Herr für bare Münze nimmt. Die Jäger merken den Scherz, und ihre Augen heften sich auf den Laien, und je unglaublichere Dinge der Erzähler vorbringt, desto mehr Freude spüren sie an dem gläubigen Neuling. Das Spiel wird fortgesetzt; der ersten Geschichte werden andere noch unglaublichere folgen, bis dem Gefoppten die Augen aufgehen und unter fröhlichem Lachen der Aufbruch erfolgt. *

Koloriertes Schmecken. Als „synoptische Symptome“ hat Lombroso Erscheinungen bezeichnet, die nach seinen Untersuchungen bei einer großen Anzahl von Menschen auftreten. Es ist dies die Eigenschaft, beim Hören eines bestimmten Tones zugleich eine bestimmte Farbe zu sehen, mit andern Worten: koloriert zu hören. Diesen Zusammenhang giebt es aber nicht allein zwischen Gehör- und Gesichtsempfindungen, sondern, nach einer Veröffentlichung in einer Wiener wissenschaftlichen Zeitschrift zu schließen, auch zwischen Geschmacksempfindung einer- und Gesichtsempfindung anderseits. Die Person, von der in dem betreffenden Aufsatz die Rede ist, sieht beim Schmecken einer sauren Substanz eine blaue Farbe, eine rote oder gelbe dagegen beim Schmecken von etwas Bitterem. Kommen ihr dagegen die betreffenden Farben zu Gesicht, so hat sie regelmäßig die entsprechenden Geschmacksempfindungen. Folgerichtig muß man diese Erscheinung als koloriertes Schmecken bezeichnen. Vielleicht ist auch sie, gleich dem kolorierten Hören, weiter verbreitet und es bedarf nur näherer Beobachtungen, um das festzustellen. u

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

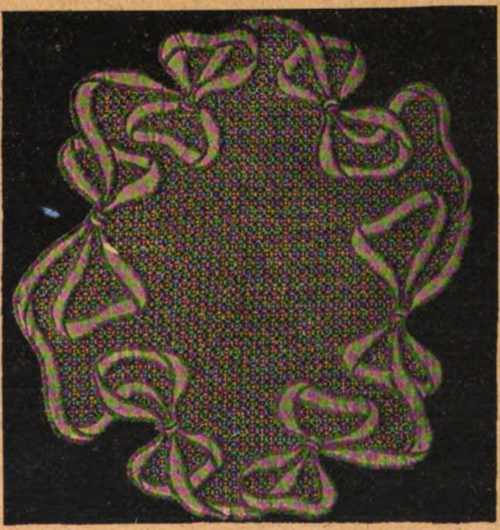
Staubtuchtasche aus Hobelspänen. Man besorgt sich bei einem Tischler etliche breite Hobelspäne, legt diese einige Zeit in kochendes Wasser, um sie glatt und geschmeidig zu machen, und schneidet sich hiernach so viele spitzgeformte größere und kleinere Teile daraus, als man zum Besetzen einer runden Pappscheibe gebraucht, in deren Mitte man nach Art unserer Abbildung eine auf eine zweite, halb so kleine Pappscheibe gespannte feste Tasche aus Tuch aufklebt oder aufnagelt. Hiernach gruppiert man recht gefällig die aus dem Hobelspan geschnittenen Teile rund herum und verziert jeden einzelnen mit ein paar Blümchen in Malerei oder Brandarbeit. Auf die Tasche näht man ein Zweiglein, das ebenfalls aus Hobelspänen zugeschnitten ist. Kann man Späne von verschiedenen Farben oder doch von verschiedenen Hölzern bekommen, so sieht die Arbeit noch schöner aus.

Staubtuchtasche aus Hobelspänen.

Rokokodeckchen. Verschlungene Schleifen bilden den Rand der kleinen Decke; sie sind mit hellgrünem Heliosgarn in unregelmäßigem Languettenstich gearbeitet und werden, nachdem man einen Fond von Filetguipure oder Tüll gearbeitet hat, demselben ringsherum sauber aufgenäht. S.

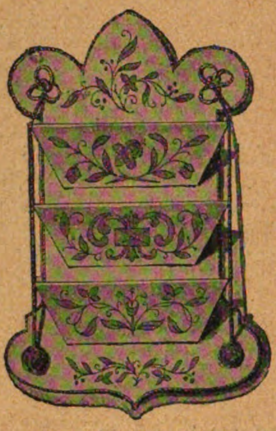
Helle Herrenkrawatten zu reinigen. Mit den hellen Frühlings- und Sommertagen erwacht auch im Menschen das Verlangen, sich durch die Farben seiner Kleidung der Jahreszeit anzupassen, und selbst unsere Herren, die sonst nur dunkelfarbige Sachen tragen, greifen jetzt wenigstens zu hellen Waschwesten und lichten Krawatten. Das Waschen der hellen Westen ist zwar etwas zeitraubend, aber weiter nicht mühsam; anders verhält es sich mit den hellen Seidenkrawatten, deren Reinigung meist nicht gelingt, so daß man sie deshalb den chemischen Waschanstalten anvertraut und manche Mark dafür opfert. Nach folgender Methode wird auch unerfahrenen jungen Hausmüttern das Reinigen gelingen. Hat man lange Krawatten, so löst man etwas Gallseife in lauem Wasser auf, zertrennt die Krawatte, legt die schmutzige Seite des Seidenstoffes auf ein reines Tuch und bürstet mit einer weichen Bürste die Seide von links nach rechts mit dem Seifenwasser gut ab. In reinem Seifenwasser, dann in reinem lauen Wasser wird die Seide aus- und nachgespült, ohne Winden und Drücken herausgenommen, glatt gezogen und in ein trockenes Tuch gelegt. Man läßt den Stoff nur etwas abtrocknen, plättet ihn auf der linken Seite, heftet ihn auf die alte Unterlage und näht ihn mit losen Stichen fest. — Die kleinen Schleifenkrawatten lassen sich noch einfacher reinigen: sie werden mit reinem, in Benzin getauchtem Watteflausch tüchtig Streifen für Streifen abgerieben, wobei man unter die zu reinigende Stelle ein kleines reines Leinentuch legt. Das Abreiben mit oft erneutem reinen Watteflausch muß meist zwei- bis dreimal wiederholt werden. H.

Ersatz für seidene Schnürbänder. Wie wenig haltbar die seidenen Schnürbänder der kurzen wie halbhohen Schnürstiefel sind, davon weiß man besonders auf Reisen ein Klagelied zu singen. Und wie schwer ist es dann oft, überhaupt in kleinen Orten, Ersatz in passender Farbe zu bekommen. Wollene Schnürbänder indes, die meist überall käuflich sind, lösen sich infolge ihrer Sperrigkeit trotz Sicherheitsvorrichtungen sehr leicht und können dadurch recht unliebsamen Aufenthalt hervorrufen. Sehr praktisch ist dagegen seidenes, etwa 6 mm breites schwarzes oder braunes Gummiband. Man zieht es wie gewöhnlich durch die Schnürlöcher, näht es oben an den Enden zusammen und setzt kleine seidene Bandschleifen darauf. Gummischnürbänder lösen sich niemals auf, sind angenehm dehnbar und halten ausgezeichnet. L.



Rokokodeckchen.

Wandbehälter für Briefe. Die Rückwand des hier abgebildeten Behälters schneidet man in gefälligen Formen aus starker Pappe zu und überdeckt sie mit einem dunklen Sammet- oder Friesstoff, der an den Konturen mit einer golddurchwirkten Schnur abgeschlossen wird. Die eigentlichen Behälter bilden drei in gleicher Art und Farbe überzogene Pappestücke, welche taschenartig an ihrer Unterseite fest anzuheften sind und durch seitlich angebrachte, mit Pompons verzierte Schnuren am Herabfallen verhindert werden. Vor der Befestigung der Taschen malt man mit in Siccativöl recht feucht angerührten Bronzen in verschiedenen Farben einige leichte Blumenzweige auf.



Wandbehälter für Briefe.

Was beginnt man mit verblaßtem Kattun? Es ist mit nichten alles echt in der Wäsche, was als echt verkauft wird; diese Erfahrung macht manche Hausfrau zu ihrem bitteren Leidwesen, wenn der Herzblättchen zartfarbige Sommerkleider nach der Wäsche ein gar trübselig mißfarbenes Aussehen zeigen. Sind die Sachen noch neu, so ist es am besten, daß man sie einfach mit Soda gut kocht und dann in der Sonne bleicht, man erhält dann weiße Kleidchen oder Schürzen, die man leicht mit farbigen Schleifen oder einer bunten Seidenschärpe aufputzen kann, so daß diese Dinge sehr hübsch aussehen. Handelt es sich um ältere Kleider oder auch um verblaßte Kattungardinen, so kann man diese nach dem Kochen und Bleichen noch zu weißen Röckchen oder zu Höschen verwenden, sie auch als Futter zu Sommerkleidern benutzen. Sollten durch das Kochen und Bleichen einzelne Farben, die widerstandsfähiger und daher waschechter sind, nicht völlig verschwunden sein, so kann man diese entfernen, wenn man das Zeug ganz rasch durch eine Chlorlösung zieht, dann sofort gut ausspült und in die Sonne hängt. L.

Hauswirtschaftliches.

Hübsches Sommergemüsegericht. Für die Sonntagsmittagstafel oder bei Gelegenheit eines lieben Besuches bietet die nachfolgende allerliebst ausschauende und trefflich mundende Gemüseschüssel der Hausfrau Gelegenheit, Beifall und Anerkennung für ihre Kochkunst zu ernten. Man braucht einen großen Kopf Blumenkohl, dreißig junge geschnittene Bohnen, 30 Stück junge unzerteilte gereinigte Karotten, einen Teller voll junger Erbsen und 175 g Maccaroni. Jedes dieser Gemüse wird für sich weich gekocht und dann wie folgt angerichtet: Der Blumenkohl muß ganz bleiben, wird mit gerösteter Semmel und etwas Parmesankäse bestreut, mit Krebs- oder Sahnenbutter beträufelt und dann in die Mitte einer Schüssel gestellt. Von den Karotten, die nicht zu weich gekocht sein dürfen, schneidet man die dicken Enden ab, höhlt diese vorsichtig zu dünnen Hüllen aus und füllt sie mit den in etwas Butter geschwenkten Erbsen. Die Schnittbohnen werden in wenig Bouillon aus Liebigs Fleischextrakt mit Butter und Petersilie geschwenkt, und die weichen Maccaroni mit Butter, Muskatnuß und geriebenem Parmesankäse heiß gerührt. Die Schnittbohnen legt man als Kranz um den Blumenkohl, stellt um diese die gefüllten Karotten und legt als Abschluß die Maccaroni um das Ganze. Gebackener Schinken, Rippchen oder Röstschnitten von Rindslende giebt man auf einer Schüssel für sich zu dem Gemüsegericht. L.

Gute Kirschenspeise. Zur Kirschenzeit, wo die Kirschen recht billig sind, giebt die folgende Kirschenspeise in Verbindung mit einer Suppe von jungen Erbsen, in die man Schwamm- und Fleischklößchen und einige Rauchwurstscheiben legt, ein sättigendes Mittagsmahl. Man rührt 40 g Butter schaumig, giebt 50 g Zucker und vier Eigelb allmählich dazu und rührt dann 185 g Mehl und 1/2 l Milch langsam darunter. Man mengt jetzt den festen Eiweißschnee und 1/2 kg ausgekernte, vorher eine Stunde gut eingezuckerte dunkle Kirschen unter die Masse, thut sie in eine glatte, gut ausgebutterte Porzellanform aus feuerfestem Material und bäckt die Speise knapp eine Stunde. Man muß den Auflauf sofort auftragen, wenn er fertig ist, da er sonst fällt.

Frische Erdbeeren einige Tage zu erhalten. Keine Frucht ist wohl so dem Verderben ausgesetzt wie die Erdbeere; wenden wir keine besonderen Vorsichtsmaßregeln an, so halten sich die frischen Früchte kaum einen Tag, ohne zu faulen oder weich und unansehnlich zu werden. Wenn die Erdbeeren schon etwas feucht sind, soll man es überhaupt nicht versuchen, sie mehrere Tage aufzubewahren, nur bei ganz trockenen Früchten lohnt es sich. Diese legt man nebeneinander in nicht zu dicht geflochtene Weidenkörbe, auch wohl auf große grobe Siebe und deckt sie mit frischgepflückten Weinblättern gut zu. Man stellt die Erdbeeren an einem möglichst kühlen Ort über einen Kübel mit kaltem Salzwasser, das man abends und morgens erneuern muß. Auf diese Weise bewahren die Erdbeeren drei bis vier Tage völlig Frische und Aroma. He.

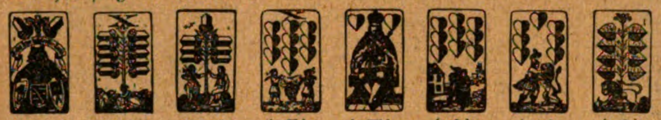
Blindgewordenen, lackierten Möbeln kann man selbst in sehr feuchten Wohnungen zu dauerndem Glanz verhelfen, wenn man sie nach Abwaschen mit Seifenwasser (zwecks einfacher Reinigung) und gehörigem Abtrocknen mittels eines wollenen Läppchens mit einer Masse einreibt, die zu gleichen Teilen aus Spicköl und weißem Wachs besteht. Man zerbröckelt das Wachs, thut es in das Spicköl und erwärmt vorsichtig beides bis zur Auflösung des Wachses. Das Auftragen der Masse darf nicht zu dick geschehen und ist letztere nach etwa einer halben Stunde mit einem Leinentuch blank zu reiben. Die Möbel werden nun tadellos neu aussehen.

Digitized by Google

Auszählrätsel „Die Tropfen“.
Von Al. Weixelbaum.

Skataufgabe. Von K. Buhle.

Es wird bei einem Bierskat Zwangsramsch gespielt und Hinterhand hat folgende Karten:



(tr.As) (tr.Z.) (tr.7.) (c.Z.) (c.K.) (c.9.) (c.7.) (p.8.)

außerdem noch zwei grüne (p.) Blätter, in ihren zehn Karten aber ebensoviel Augen wie Mittelhand. Den Ramsch fängt aber die Vorhand mit zwei Jungfern, indem sie alle Stiche nehmen muß, obwohl sie nur 14 Augen in ihren zehn Karten hat.

Welche zwei Blätter hat Hinterhand noch bekommen und wie sind die übrigen Karten verteilt?

Scherzrätsel.

Ich weiß ein Land, da wächst noch mancher Zopf;
Setz nur zur Mitte hin noch Fuß und Kopf! E. S.

Rätsel.

Er — sind zu suchen, wo im Leben
Des Todes Sense niedermäht;
Sie — hat die Acht stets im Gefolge
Und wird als böse viel geschmäht.

Auflösung des Logogriphs auf dem Umschlag von Halbheft 13.

Held, hold, Huld.

Auflösung des Silbenrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 13.

Semiramis. — 1. Pensa, Sago; 2. Geier, Erwin; 3. Lima, Major; 4. Nain, Ingo; 5. Hera, Rabe; 6. Noah, Ahle; 7. Colmar, Martin; 8. Kain, Inster; 9. Hase, Severn.

Rösselsprung.
Von Oscar Leede.

	krän	die	füll	de	an	geist	
nem	te	was	zen	ter	er	er	mer
mit	me	hauch	vor	einst	nim	dei	treu
zer	ei	die	gu	krönt	die	preist	ge
blu	was	fleht	lohnt	die	nur	die	nem
sie	fällt	ein	ei	ger	die	men	ist
mit	den	la	doch	ren	ne	ster	pflicht
	als	eh	stun	be	die	welt	

Auflösung des Bilderrätsels „Künstlerwappen“ auf dem Umschlag von Halbheft 13.

Den Namen der in den Schildchen befindlichen Figuren in der Reihenfolge, von unten beginnend links herum, entnimmt man stets den so und sovielten Buchstaben, als die Zahl der Perlen im Schilde anzeigt. Zum Beispiel Berg = 2 Perlen = e, Ziege = 4 Perlen = g u. s. f. Die so gefundenen Buchstaben geben der Reihe nach den Namen:

„Defregger“.

Auflösung der Entzifferungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 13.

	r	f	g	k	s
i	a	b	c	d	e
u	f	g	h	i	k
a	l	m	n	o	p
o	q	r	s	t	u
e	v	w	x	z	ü

Mit dem Klagen, mit dem Zagen,
Wie verdirbst du's, ach, so oft!
Lerne Trübes heiter tragen,
Und dein Glück kommt unverhofft.

E. Geibel.

Auflösung der Damespielaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 13.

1. e3 — f4 g5 — e3 +
2. De1 — g3 h4 — f2 +
3. c1 — b2 Da1 — c3 +
4. Df8 — e7 d6 — f8 +
5. Db8 — e7! + + + + f8 — d6 +
6. g1 — a7 + + + und gewinnt.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Vorbereitung zur Einj.-Freiw.-Prüfung.
Programme kostenfrei durch die Direktion. • Lehrwerkstätte. • Programme kostenfrei durch die Direktion.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch
in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch
vom gesunden u. kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von Dr. W. Camerer.

Preis elegant in Halbfranz gebd. 12 Mark.

Die neue Auflage ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher Dr. W. Camerer (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag v. Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.
Die Geschwister. Roman von Ph. Wengerhoff.
Preis geh. 3 M. Elegant geb. 4 M.
Zu beziehen durch d. meist. Buch- u. Zeitungshdlr.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von
SAPOLIO
hergestellt von
Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen und ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.
Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
—Die Flasche kostet 25 Cents.—

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

15. Heft. **Preis 10 cents.** 20. Juli 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, **Cincinnati,** Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (Anfang) 453

Die Puppen- und Trachtenausstellung zu Neuwied. Von Moritz Schäfer. Mit Illustrationen nach Originalaufnahmen des Hofphotographen Karl Schipper-Wiesbaden . 460

Der Kampf gegen den „Schwammspinner“ in Massachusetts. Von Professor Dr. Pabst. Mit Abbildungen . . 462

Marine-Erinnerungen. Von Wilhelm Jordan . . . 464

Sommer im Korn. Gedicht von F. Vochazer. Mit Abbildung 468

Verhütung der Nervosität. Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth 468

Eine neue Erklärung der Marskanäle 471

Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (8. Fortsetzung) 472

Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich. Mit Abbildungen 481

Blätter und Blüten: Indischer Gaukler. Von Dr. K. Boeck. (Mit Abbildung.) S. 483. — Gerettet. (Zu dem Bilde S. 456 und 457.) S. 483. — Ueberrascht. (Zu dem Bilde S. 465.) S. 484. — Die Heimkehr des Vaters. (Zu dem Bilde S. 469.) S. 484. — Im Märchenbanne. (Zu dem Bilde S. 473.) S. 484. — Urson, von Wölfen angegriffen. (Zu dem Bilde S. 477.) S. 484.

Illustrationen: Carmen Sylva. S. 453. — Gerettet. Von R. F. Curry. S. 456 und 457. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Puppen- und Trachtenausstellung zu Neuwied“. Von Karl Schipper-Wiesbaden. Initiale. S. 460. Bojarenpaar, dahinter Sekretär mit Frau. Altrumänische Musiker. Französische Hochzeit unter dem „Direktorium“. S. 461. Deutsche Trachten: Mann mit Gugel und Schecke. Schellentracht. Zaddeltracht. S. 462. — Abbildungen zu dem Artikel „Der Kampf gegen den ‚Schwammspinner‘ in Massachusetts“. Schwammspinner. (Männchen.) Schwammspinner. (Weibchen.) Puppe und Raupe des Schwammspinners. S. 463. — Ueberrascht. Von H. Vogler. S. 465. — Sommer im Korn. S. 468. — Die Heimkehr des Vaters. Von A. Guillou. S. 469. — Im Märchenbanne. Von E. Adan. S. 473. — Urson, von Wölfen angegriffen. Von F. Specht. S. 477. — Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich. S. 481. Gruppe aus dem Festzug in Zürich: Leute aus Evolena in Wallis auf der Alpfahrt. S. 482. — Ein indischer Gaukler. Von Dr. K. Boeck. S. 483. — Regenwetter. Von E. Unger. S. 484.

Hierzu Kunstbeilage XV: „Hurra, am Ziel!“ Von O. Gräf.

Kleine Mitteilungen.

Die deutsche Turnwelt konnte am 10. Juni den siebzigsten Geburtstag eines Mannes begehen, der sich um die Förderung und Hebung des Turnens namentlich im deutschen Süden ganz wesentliche Verdienste erworben hat. Im Jahre 1828 wurde an diesem Tage zu Bürg a. K. in Württemberg Otto Heinrich Jäger geboren, als Sohn eines um die schwäbische Geschichtsforschung verdienten Pfarrers. Schon als Tübinger Student war Jäger ein Führer der schwäbischen Turnerschaft, und mit einer Preisarbeit über die Gymnastik der Hellenen errang er den Doktorgrad. Diese Untersuchungen über die hervorragende Bedeutung des Turnens für die leibliche und geistige Bildung des ersten Kulturvolks der Alten Welt wurden zur Grundlage für eine reformatorische Thätigkeit, in welcher Jäger fortan die Hauptaufgabe seines Lebens erblickte. Nach dem Vorbild der „hellenischen Turnerei“ suchte er das deutsche Turnen zu läutern, zu vereinfachen und zu entwickeln. Mit Erfolg befürwortete er die Uebungen mit dem Eisenstab, die Fußgymnastik in Marsch, Lauf und Sprung im Gegensatz zu einer einseitigen Pflege des Turnens an den Geräten. Konnte es ihm bei dem Eifer, mit welchem er seine Ideen in Wort und Schrift, in der „Neuen Turnschule“, den „Bergpredigten“, verfocht, an Widerspruch auch in Turnerkreisen nicht fehlen, so fanden seine Bestrebungen, dem Turnen im Schulunterricht eine seiner Bedeutung entsprechende Berücksichtigung zu erkämpfen, allgemeine Anerkennung. Sein Heimatland bot ihm Gelegenheit, im Geiste seiner Ideen auf breiter Basis auch praktisch zu wirken. Nachdem er sich 1852 in Tübingen als Privatdocent für Pädagogik, Philosophie und Philologie habilitiert hatte, war er schon 1854 einem Rufe als Turnlehrer an die Kantonalschule in Zürich gefolgt, wo er von 1857 an wieder als Professor der Pädagogik und praktischen Philosophie wirkte. Da wurde er Anfang 1862 als erster Hauptlehrer an die neugegründete Turnlehrerbildungsanstalt nach Stuttgart berufen, zu deren Vorstand er später ernannt ward. Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1890 blieb er in dieser Stellung. Gegenwärtig lebt er in Nymphenburg bei München, noch immer die Feder führend mit ungebrochener Begeisterung für das Ideal einer Neuschöpfung des gesamten Jugenderziehungswesens im Geiste der Harmonie zwischen den leiblichen und geistigen Lebenselementen, wie sie bei den Griechen bestand.

Die Lotosblume. In der Benennung der Pflanzen herrschte von je her eine große Verwirrung; das zeigt uns auch der Name Lotos, an den sich so viele Sagen und Mythen knüpfen. Zu verschiedenen Zeiten wurden mit ihm verschiedene Pflanzen bezeichnet. Die Griechen benannten mit ihm einige Gewächse, deren süße Früchte als Nahrung dienten. In Aegypten und Indien bezeichnet dagegen der Name einige prächtige Wasserrosen. Die berühmteste unter ihnen ist die indische Lotosblume (Nelumbium speciosum), die von den Hindus verehrt und förmlich angebetet wird. Auf einem Lotos soll ja der Weltenschöpfer ruhen, und die Blume selbst gilt den Indiern als ein Sinnbild der Erde. Bei uns trifft man die heilige Lotosblume nur in größeren Herrschaftshäusern und botanischen Gärten an, denn sie ist neben der Victoria regia die königlichste unter den Wasserrosen und verlangt viel Raum und große Wärme zum Gedeihen. Während bei Victoria regia Blätter und Blumen auf dem Wasser schwimmen, treibt der Lotos aus einem kriechenden Stamme lange, rohrartige, bis 2 m hohe Blattstiele, auf denen die kreisrunden, in der Mitte vertieften, mit einem wachsartigen blauen Hauch überzogenen Blätter sich befinden. Die Blüten stehen ebenfalls auf mächtigen Stielen, überragen ein wenig die Blätter, sind von wunderbarer Form und Farbenpracht und strömen einen köstlichen Wohlgeruch aus. Die Früchte des Nelumbium speciosum bilden Samenkörner von der Größe einer Eichel; sie werden von den Eingeborenen als Nahrungsmittel verwendet. Man hat gegenwärtig eine ganze Anzahl herrlicher Varietäten dieser Pflanze gezüchtet, unter welchen namentlich eine Abart, Nelumbium roseum plenum, die in den Gewächshäusern des Neuen Palais in Darmstadt letzten Sommer gezogen wurde, hervorzuheben ist.
L. Dittmann.

Weiße und elfenbeinfarbige Sommerkleider zu reinigen. Die leichten weißen Sommerkleider aus Wollstoff lassen sich auf trockenem Wege ganz vortrefflich reinigen. Anfänglich, wenn sie nur ganz leicht angeschmutzt sind, ist Kartoffelmehl das beste Säuberungsmittel. Man erhitzt das Kartoffelmehl und wäscht förmlich das Kleid darin durch, hängt es dann ins Freie und klopft und bürstet es so lange, bis alles Mehl entfernt ist. Sind aber die Kleider schon mehreremal auf diese Weise gereinigt, so genügt allmählich das Kartoffelmehl nicht mehr, um eine vollständige Auffrischung zu erreichen; dann sind Abfälle weißen Glacéleders, die man billig in jeder Handschuhfabrik erstehen kann, ein vorzügliches Mittel zum Säubern. Man zieht dazu das Kleid über ein sauberes Bügelbrett oder über einen passenden, mit reinem Tuch bedeckten Tisch und reibt mit dem zusammengeballten Lederstückchen das Kleid gleichmäßig ab, die schmutzigen Stücke durch reine stets ersetzend. Dann taucht man eine tadellos saubere Bürste in heißes Kartoffelmehl und bürstet das Kleid damit nach.

Man kann, wenn man die Reinigung der hellen Kleider rechtzeitig vornimmt, diese den ganzen Sommer tragen, ohne sie in die chemische Waschanstalt schicken zu müssen. L. H.

Praktische Winke für den Geflügeleinkauf. Jungen Hausmüttern pflegt der Einkauf des verschiedenen Geflügels manche Verlegenheit und oftmaligen „Reinfall“ auf alte Tiere an Stelle junger Exemplare zu bereiten, so daß einige kurze Winke für den Geflügeleinkauf wohl angebracht erscheinen. Wo es irgend angeht, sollte die Hausfrau lebendes Geflügel kaufen, sie kann dann sicher sein, gesunde Tiere zu erhalten, während es bei geschlachtetem Geflügel gar nicht zu den ausgeschlossenen Dingen gehört, daß auch an Krankheit eingegangene Tiere in den Handel gebracht werden, denen die Schlachtwunde nach dem Tode beigebracht wurde. Beim Einkauf lebenden Geflügels achte die Hausfrau darauf, daß gesunde Tiere helle, glänzende Augen ohne kahle Ringe haben, daß ihr Gefieder glatt anliegt und kein zerzaustes Aussehen zeigt, daß die Bewegungen lebhaft sind und der Kamm lebhaft rot aussieht. — Kauft man dagegen geschlachtetes Gefieder, so muß die Tötungswunde vor allem aufmerksam untersucht werden, klafft sie nicht mit ihren Rändern nach außen, so sehe man vom Einkauf ab. Der Schnabel der Tiere darf nicht verfärbt, die Haut muß weiß und das Fleisch muß kernig sein; zeigt der Schnabel eine grauweiße, die Haut dagegen ein bläuliches Aussehen und eine schleimige Beschaffenheit, so sollte selbst bei billigstem Preise, der bei solchen Tieren meist als Köder gebraucht wird, keine Hausfrau solch Geflügel kaufen. — Außer auf die Kennzeichen der Gesundheit muß die Hausmutter auch Rücksicht auf das Alter der Tiere nehmen; junges Geflügel ist gebraten, mittelaltes gedünstet, altes aber gekocht zuzubereiten. — Sichere Kennzeichen der Jugend der Tiere sind leicht einzubiegende Brustknochen, Zartheit und Weiße der Haut, Schlankheit des Körperbaus und heller Schnabel, sowie helle Beinhaut. Alte Tiere — nur der Puter macht eine Ausnahme — haben immer eine dunkle und sehr harte Hornhaut an den Beinen. Bei dem fetten Geflügel, wie Ente und Gans, ist vor allem die Zartheit der Brusthaut ein sicheres Kennzeichen; gelingt es ohne Schwierigkeit, einen Stecknadelknopf durch die Brusthaut zu drücken, so kann man ihrer Jugend sicher sein. Bei Kenntnis dieser einfachen Kennzeichen dürfte es gewissenlosen Händlern schwer werden, schlechte Ware an die Käuferin zu bringen.

Obstkuchen, der sich tagelang frisch erhält. 3 große Eier, 3 Eier schwer feingesiebter Zucker, 2 Eier schwer Mehl, 1 Ei schwer frische Butter. Eigelb und Zucker werden $1/4$ Stunde lang tüchtig gerührt, darauf der Schnee der Eier dazu gegeben, stark weiter gerührt, bis der Teig wieder dick ist. Dann wird langsam das Mehl darunter gesiebt, und zuletzt die zerschmolzene Butter hineingerührt. Die Butter darf nicht mehr heiß sein. Nun füllt man die Masse in eine mit Butter gestrichene und gut ausgestreute Springform, belegt den Teig rasch, je nach der Jahreszeit, mit Kirschen, Zwetschen oder saftigen Apfelschnitzen und backt die Torte bei mäßiger Hitze schön goldbraun. Der Teig ist so leicht, daß das Obst während des Backens darin versinkt und infolgedessen sehr schmackhaft bleibt. Die Torte sollte erst am folgenden Tag gegessen werden, da sich dann der Saft der Früchte dem ganzen Teig mitgeteilt haben wird. B.

Digitized by Google

HURRA, AM ZIEL!

Nach dem Aquarell von O. Gräf

Digitized by Google

Halbheft 15. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhard.

1.

Das Hausmädchen des Professor Laurentius kam ins Wohnzimmer und brachte ihrem Herrn die Abendzeitung. Sie kam und ging auf leisen Sohlen, hütete sich sorgsam, irgendwo anzustoßen; an der Thür blickte sie noch einmal zurück in das behagliche Zimmer, in dem die große Hängelampe so hellen Schein verbreitete. Sonst war der Professor dem Mädchen stets entgegengeeilt, hatte das von Druckerschwärze noch feuchte Blatt aus ihrer Hand genommen und häufig genug schon im Stehen begonnen zu lesen. Heute ließ er Bertha bis zum Tisch kommen, hatte keine Antwort auf ihre geflüsterte Frage wegen der Stunde des Abendessens und winkte nur mechanisch — — — ja, ja, es sei gut — schon gut — und sie könne gehen!

Leise legte sich die Thür ins Schloß. Der Professor saß, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte mit zusammengezogenen Brauen ins Lampenlicht. Es war, als horchte er.

Hinter seinem Rücken teilten sich die dicken, dunklen Thürvorhänge — eine blonde Frau trat näher. Ein ungewöhnlich sympathisches Gesicht hatte sie, gute und kluge blaue Augen, die viel verstehen gelernt haben mußten. Nicht mehr sehr jung und durchaus nicht schön — aber wenn die Leute, die sie kannten, so häufig von ihr sagten „die reizende Frau“, so waren sie in ihrem Recht.

Ihre blauen Augen hatten eben geweint, man sah es deutlich, aber um die Lippen legte sich ein weiches Lächeln. Die Frau trat von rückwärts her lautlos an ihren Mann heran und schlang ihm beide Arme um den Hals.

Er fuhr herum, seine Augen trafen in die ihrigen.

Carmen Sylva.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Karl Schipper in Wiesbaden.

„Maria —“ begann er atemlos.

Sie neigte sich ganz zu ihm hernieder.

„Außer jeder Gefahr!“ flüsterte sie dicht an seinem Ohr. „Die Operation ist nicht nötig!“

Wieder quollen ihr die Augen über, die Thränen fielen rasch und dicht in ihres Mannes Haar. Der Professor sagte kein einziges Wort, er atmete nur ganz tief auf, wie ein Mensch, der den Druck einer namenlosen Angst sich von der Seele wälzen will, und lehnte sein Haupt gegen den Arm seiner Frau. Die Lippen zitterten ihm, er konnte nicht reden. Wozu denn auch? Maria wußte ja, wie ihm zu Mute war.

„Komm!“ Sie zog ihn empor und mit sich ins andere Zimmer; sie mußte ihm doch ausführlicher erzählen.

Auch hier, in diesem Raum, brannte eine Hängelampe. Ihr Licht fiel auf Bücher, Bücher ohne Zahl und Ende, in jeder Größe, in jedem Einband. Eine Gelehrtenwerkstatt, wie man sie sich besser kaum denken kann!

Hand in Hand saßen die zwei auf dem weichen, braunen Ledersofa.

„Also,“ begann die Frau mit leiser Stimme, in der die Erregung noch nachzitterte, „unser Doktor kam und brachte den andern mit, den berühmten Chirurgen. Sie hoben Werner aus dem Bett, wickelten ihn in Decken und legten ihn auf den großen Tisch — dort konnten sie besser sehen. Ich leuchtete ihnen mit der Lampe!“

Der Professor faßte die Hand seiner Frau fester und küßte sie drei-, viermal hintereinander.

„Du hast viel, viel mehr Mut und Kraft als ich! Ich hätte das nicht gekonnt!“

„Nein,“ sagte sie weich, „du nicht, mein armer, lieber Mann. Das ist Sache einer Mutter.“

„Nun — und — —“

„Sie haben gründlich untersucht, der eine, wie der andere. Dann hat der große Mann ein paar lateinische Worte zu unserm Doktor gesagt — ach, Ernst, daß ich die paar lateinischen Worte nicht verstand! An denen hing für mich nun die Entscheidung, und ich mußte warten — eine — zwei Minuten warten, bis sie mir's übersetzten. Gott, wie unwissend ist solch' eine Frau!"

„Du, Maria — und unwissend!"

„Doch, doch! Sie haben es mir dann endlich auf gut Deutsch gesagt: operieren wäre ganz unnütz, es sei viel, viel besser, keine Gefahr mehr — das bißchen Belag in der Rachenhöhle nicht mehr der Rede wert — das Fieber bedeutend zurückgegangen. Nur noch fleißig gurgeln und spülen mit einer neuen Lösung, die der Professor aufschrieb — und wie der zu Kindern reden kann, Ernst! Er hat Werner gesagt, er hätt' auch einen Jungen von zehn Jahren, aber nicht so groß und stark wie unserer, und unserer hat gesagt, der sollte ihn nur besuchen, und hat dann erzählt, daß er in Quinta Fünfter wäre und im nächsten Semester versetzt würde — wie zwei alte Freunde waren sie, und unser Doktor stand dabei und lachte über sein ganzes gutes Gesicht!"

„Und jetzt? Wie steht es jetzt?"

„Werner war ein bißchen müde nach der Untersuchung; der Professor meinte, er würde bald schlafen. Denk' dir, er nahm den schweren Jungen auf den Arm und schleppte ihn selbst ins Bett zurück. So ein berühmter Mann!"

„Berühmte Männer sind auch Väter und Menschen!"

„Ja, gottlob, dies war ein solcher. Er hat noch dies und das zu mir gesagt, aber es betraf nicht den Jungen, und so weiß ich nicht mehr, was es gewesen ist. Mit meinen Gedanken war ich schon immer bei dir und deiner Angst. Wie sie dann fort waren, hab' ich mich neben Werners Bett gesetzt, und er hat gleich gebeten: ‚Geh' doch zu Papa und sag' ihm, daß es mir gut geht und daß sie mich nicht schneiden werden!'"

„Mein guter, guter Junge! Das hat er gesagt?"

„Ja, aber ihm fielen beinahe schon die Augen zu vor Mattigkeit. Da blieb ich doch noch, bis er einschlief, und jetzt ist Betty bei ihm. So, jetzt weißt du alles! Ach, ich bin Gott so dankbar!"

Sie faltete ihre Hände über denen ihres Mannes zusammen und neigte das Haupt. Er küßte ihr blondes Haar, und nun war es eine kleine Weile still im Zimmer. Draußen ging in leisem Klagen der Tauwind. Der Februar hatte scharfe Kälte gebracht, die war jetzt umgeschlagen, aber der Winter hielt darum doch sein weißes Scepter in Händen. Es schneite in großen Flocken, und zuweilen klang Schellenläuten in das stille Studierzimmer hinein.

Frau Maria richtete sich auf. „Daß ich's ja nicht vergesse! Ich hab' es Alix in die Hand gelobt, ihr heute abend noch Botschaft zu schicken. Bertha muß hinüberlaufen. Unser Elschen, so klein es noch ist mit seinen sechs Jahren, hat auch geweint und gesagt, es will immer wissen, wie es Werner geht — ich glaube, das arme kleine Ding wird sich sehr bangen, trotzdem Alix bei ihm ist!"

„Und Alix selbst ist ungern fortgegangen!"

„Ich hab' sogar meine ganze Autorität aufbieten müssen, damit sie überhaupt ging. Aber ich bitte dich, die Verantwortung kann ich doch nicht auf mich nehmen, sie hier zu behalten und der Ansteckungsgefahr auszusetzen! Die Menschen sehen ja zumeist nur die Pensionärin in ihr, die ein so glänzendes Jahrgeld zahlt, um die mich alle Kollegenfrauen beneiden .... wie fest sie mir aber als mein Pflegekind ans Herz gewachsen ist, das weiß keiner!"

„Außer mir, Maria!"

„Außer dir, versteht sich! Ich kann mir meinen Hausstand ohne Alix gar nicht mehr denken!"

„Versuch' es lieber, es dennoch zu thun! Ein junges, schönes und schwer reiches Mädchen wie Alix wird doch immer über kurz oder lang heiraten — oder es erscheint eines schönen Tages ihr Vater und fordert sie zurück."

„Ach, der wird sich wohl hüten, zu erscheinen! Was soll er denn mit ihr? Der seinen Kopf so voll von Projekten hat! Der kaum weiß, daß er eine einzige Tochter hat, und dem diese Thatsache, wenn er sich auf sie besinnt, höchstens unbequem ist! Und heiraten! Hat sie's bis jetzt nicht gethan, ist auch weiter die Gefahr nicht so groß — — Herrgott, wie kann man so ungestüm klingeln!"

Beide Gatten lauschten stumm hinaus. Das heftige Läuten wiederholte sich nicht, wohl aber pochte es diskret an die Thür.

„Das ist Berthas Klopfen. Nun, Bertha?"

Das Mädchen schlich, wie zuvor, auf den Fußspitzen herein und reichte ihrer Herrschaft ein Telegramm.

„Der Depeschenbote war's. Für unser gnädiges Fräulein. Soll ich es ihr hintragen?"

„Aus Josephsthal." Der Professor drehte das zusammengelegte Blättchen unschlüssig hin und her.

„Am Ende meldet ihr Vater seine Ankunft!"

„Jetzt?"

„Allerdings ist er um diese Zeit noch nie gekommen. Vielleicht .... gehen Sie einstweilen, Bertha — — was möchten Sie noch?"

„Bloß — bloß möcht' ich wissen" — die frische, hübsche Frankfurterin zerdrückte vor Verlegenheit erbarmungslos die steifgebügelte schneeweiße Schürze — „bloß, wie's unserm Wernerchen geht!"

„Besser, viel besser, gottlob, Bertha!"

„Und sie werden ihm nicht innen im Hals schneiden?"

„Nein, das ist nicht mehr nötig!"

„Ach, ich dank' denn auch viele Male!" Bertha sagte dies so strahlenden Angesichts, als hätte sie das schönste Geschenk erhalten. „Und wenn ich zum gnädigen Fräulein gehen soll .... ich kann gleich laufen!"

„Ist nicht nötig!" sagte eine Stimme hinter ihr. „Das gnädige Fräulein ist selbst zur Stelle!"

„Alix, Alix!" rief Frau Laurentius erschrocken und streckte die Hand vor, als wollte sie die Eintretende von sich abwehren.

„Nun, was denn, mein Gott? Mir hat's keine Ruhe gelassen, und Bertha blieb mir zu lange aus — ich mußte selbst kommen, nach dem Jungen fragen. Wegen Else braucht ihr nicht bange zu sein — ich bin zu Fuß gekommen, direkt durchs ganze Schneegestöber gelaufen und ebenso geh' ich zurück. Kann mich auch noch mit irgend 'nem Zeug desinfizieren, wenn euch das beruhigt!"

„Nicht Elschens wegen allein! Du selbst, Kind —"

„Ich?" Das Mädchen lachte trotzig auf. „Als ob ich's nicht bewiesen hätte, daß ich gefeit bin gegen jede Ansteckung. Denk' doch daran, wie Else Scharlach hatte .... Sag' mir aber endlich Bescheid, Maria — daß es viel besser geht, seh' ich euch beiden sofort an den Gesichtern an, also — was hat der große Mann der Wissenschaft gesagt?"

„Geduld, Geduld, Kind!" sagte der Professor. „Hier ist eine Depesche für Sie — wollen Sie nicht zuerst —"

„Ach, bewahre!" machte sie gleichgültig. „Das wissen Sie doch, wie oft Papa mir depeschiert, es spart ihm die Zeit fürs Briefeschreiben. Also, nun sag' mir alles, Maria, ja?"

Das that die Professorin. Und während sie sprach und in ihrer anschaulichen Manier lebhaft schilderte, kam ein warmes Licht in die dunkelblauen Augen ihrer Zuhörerin, wunderschöne, länglich geschnittene Augen, die unter dunklen Brauen lagen.

„Nun, gottlob! Ich war immer mit meinen Gedanken hier! Weißt du, mit dem Ausquartieren ist das eine schauerliche Sache — man steht noch zehnmal mehr Angst aus, wenn man fern sein muß, als wenn man dabei sein kann!"

„Du läßt dich ja gar nicht fernhalten!"

„Nein! Thu' ich auch nicht! Ich bin überhaupt bloß Elses wegen fortgegangen. Bekomm' ich keinen Kuß, Maria?"

„Alix, wirklich, du mußt verständig sein! Ich war doch eben erst bei Werner, habe mich freilich vorgesehen, aber es könnte —"

„Schön, schön! ‚Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen!' Denken wir an Else! Sie ist übrigens munter, die kleine Maus; ich hab' ihr's natürlich nicht gesagt, daß ich herging, sonst hätte sie geweint und mitgewollt. Sie redet immerzu von euch und von Werner und will für ihn sehr viel Chokolade und bunte Bildchen aufheben — wenn sie es durchsetzt nota bene! Die Leute sind alle sehr gut zu ihr; denen ist solch' kleines Mädchen wie ein neues Spielzeug!"

„Verwöhnt mir nur meine Tochter nicht!" mahnte der Professor. „Aber nun — Ihr Telegramm — wollen Sie es jetzt nicht öffnen, Alix?"

Er reichte es ihr hin, sie riß die Marke los, schlug das Blatt auseinander und sah lächelnd hinein. Das Lächeln wich alsbald von ihrem Gesicht, wie sie las — es war ein längeres Telegramm.

Der Professor sah das und wollte fragen; seine Frau machte ihm ein Zeichen, still zu bleiben. Mit Sorge beobachtete sie, wie sich des Mädchens Brauen während des Lesens aneinanderrückten,

Digitized by Google

wie die vollen Lippen sich zusammenpreßten. Unwillkürlich griff Maria nach ihres Mannes Hand und hielt sich daran fest.

Alix mußte die Depesche nochmals überlesen; es dauerte lange, ehe sie das Blatt ihrer älteren Freundin hinreichte. Sie sagte kein Wort dazu.

Das Ehepaar blickte gleichzeitig in das offene Blatt.

„Fräulein Alexandra von Hofmann. Frankfurt am Main. Ihr Herr Vater leider verunglückt. Schwere Kopfwunde. Zustand bedenklich. Beste Aerzte sofort aufgeboten. Alles Erforderliche veranlaßt. Pflege und Wartung vortrefflich. Patient ohne Besinnung. Aerzte vorläufig außerstande, endgültige Diagnose zu stellen. Jedenfalls bitte nicht eher abzureisen, als bis Brief eintrifft. Ueberweg."

Keines von den dreien sprach zunächst. In der tiefen Stille, die im Zimmer herrschte, hörte man deutlich, wie draußen ein Windstoß eine ganze Ladung von Schneeflocken gegen die Fensterscheiben warf.

Der Professor brach endlich das Schweigen.

„Fassen Sie Mut, Alix!" sagte er mit gedämpfter Stimme. „Es ist vielleicht nicht so schlimm. Nähere Angaben fehlen — die wird der Brief enthalten. Auf jeden Fall müssen Sie bleiben, bis der Brief eingetroffen ist — er muß alles entscheiden!"

Halb mechanisch nickte das junge Mädchen. „Ja — — den werd' ich abwarten müssen." Nach einer Pause fügte sie mit etwas belebterer Stimme hinzu: „Wann kann er hier sein?"

„Lassen Sie mich sehen, wann die Depesche aufgegeben ist. Halb sechs Uhr nachmittags; jetzt haben wir gleich Sieben. Das — das — Unglück kann vielleicht um zwei Uhr geschehen sein. Wie gut, daß der alte Rechtsbeistand Ihres Vaters aus Greifswald zufällig gerade in Josephsthal war! Der Justizrat hat erst depeschiert, als alle Maßregeln getroffen, Aerzte zur Stelle waren, das nimmt schon Zeit in Anspruch. Jedenfalls hat er seinen Brief inzwischen geschrieben und schickt ihn mit dem Nachtschnellzug fort. Morgen früh um Acht können wir ihn hier haben."

„Und du würdest dann mit dem Neunuhrzug fahren und wärest abends sieben Uhr an Ort und Stelle."

„Ja — morgen um diese Zeit!" sagte Alix tonlos.

Der Professor stand auf. „Ich lasse Sie jetzt bei meiner Frau, liebe Alix; muß doch endlich nach meinem Jungen sehen. Keine Angst, Maria, ich weck' ihn dir nicht auf!"

Er drückte dem jungen Mädchen fest und bedeutsam die Hand und ging aus dem Zimmer. Es war nur ein Vorwand gewesen; er ließ seinen Knaben ruhig schlafen und ging in das kleine Boudoir seiner Frau hinüber, in dem eine rosa verschleierte Lampe brannte. Vom Bücherbrett nahm er auf gut Glück ein Buch herunter und setzte sich damit in einen der tiefen niedrigen Sessel, die umherstanden. Seine Frau und Alix sollten jetzt allein miteinander sein. — — Die Professorin hielt die feine Hand ihrer jungen Gefährtin, die vor Schreck kalt geworden war. Sie hatte eigentümlich beseelte Hände; fest und zuverlässig im Druck, lind und sanft, wenn es Leidende anzufassen galt, geschickt und tüchtig zu jeder Hantierung — „Segenshände" hatte der Gatte sie getauft.

Unbewußt empfand das verstörte junge Geschöpf den Einfluß dieser Berührung. Alix hob den Kopf und sah empor.

„Ach, Maria, die Ungewißheit — die Ungewißheit! Das ist das schlimmste! Wenn ich heute noch reiste — was meinst du?"

„Nein, Kind! Kannst du wissen, was im Brief steht? Ob nicht irgend welche Bestimmung —"

„Ach, reisen würd' ich ja auf jeden Fall, selbst wenn es im Brief heißen würde, es ginge besser — nur nicht warten!"

„Ueberweg ist eine vorsichtige Natur. Er wird gewußt haben, was er that, als er dir so bestimmt zu warten anriet."

„Warten! Ein entsetzliches Wort! Vielleicht, Maria — vielleicht ist Papa schon tot!"

„Gott woll' es verhüten! In dem Fall bekämst du sicher ein zweites Telegramm. Mein geliebtes Herzenskind!"

Sie faßte das Mädchengesicht in ihre beiden Hände und drückte einen innigen Kuß auf die leise zuckenden Lippen. Jetzt dachte sie nicht mehr an eine mögliche Ansteckung.

„Du bleibst selbstverständlich diese Nacht hier. Ich schicke Bertha hinüber und lasse Françoise Bescheid sagen."

„Das wolltest du? Und Else —"

„Else geht um sieben Uhr zu Bett, du weißt ja — und ist im übrigen gut dort aufgehoben, das hast du mir selbst gesagt. Ich bleibe bei dir, bis du eingeschlafen bist, dann setz' ich mich an Werners Bett, und von Zeit zu Zeit komm' ich, nach dir sehen."

„Du willst aufbleiben? Aber die Aerzte haben dir gesagt —"

„Daß es besser geht — ja, Gott sei Dank! Aber große Vorsicht und strenge Ueberwachung ist doch nötig . . . und bei einem so lebhaften Kind wie Werner doppelt. Ach, Liebste, daß sich dies so treffen muß — daß ich nicht mit dir reisen kann! Wirst du mir auch stark und tapfer sein bei allem Schweren, das dich voraussichtlich erwartet?"

Mit einem seltsamen Gesichtsausdruck, den wohl niemand, außer Frau Maria, richtig zu deuten gewußt hätte, nickte Alix vor sich hin. „Es muß ja sein! Du wirst doch nicht all diese Jahre umsonst versucht haben, etwas — etwas wenigstens von deinem Charakter auf mich zu übertragen!"

„Als du deinen Vater das letzte Mal sahst," begann die Professorin nach einer kurzen Stille, „wie war er da? Fandest du ihn unverändert? Rüstig, wie sonst?"

Alix drehte mechanisch die Depesche hin und her. „Das letzte Mal als ich ihn sah? Das war in London, bei unsern englischen Verwandten — im September vergangenen Jahres. Ich hatte gedacht, er wär' um meinetwillen herübergekommen, um mich endlich, nach beinahe zwei Jahren, wiederzusehen; aber — du weißt es ja, ich schrieb es dir! — die Geschäfte waren wieder einmal die Hauptsache. Er wollte mit Onkel John, vor allem mit Vetter Cecil Verbindungen anknüpfen, und daß ich gerade dort zum Besuch war, gab ihm den willkommensten Vorwand —"

„Alix!"

„Wem zuliebe soll ich die Wahrheit fälschen — mir zuliebe — dir oder ihm, der jetzt vielleicht auf seinem Totenbett — —"

Sie war aufgesprungen, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte nun endlich die leidenschaftlichen Thränen, die dies eigenartige Wesen so schwer fand.

Maria ließ sie weinen. Sie hob die zu Boden gefallene Depesche auf, und ihr Blick blieb an den Worten haften: „Zustand bedenklich!"

„Was habe ich von meinem Vater gehabt, solange ich lebe?" kam es stoßweise und gepreßt über des Mädchens Lippen. „Was hat er von mir gehabt — haben wollen? Ob ich ihn unverändert fand damals vor einem halben Jahr, hast du gefragt. Aeußerlich sah er aus wie immer — — — aber innerlich? Was weiß ich davon? Und wenn er in dieser Stunde hinübergeht — mir ist sein Geist und seine Seele fremd geblieben, und ich muß sagen: ich habe meinen Vater nicht gekannt! Du weißt, ich kann nicht lügen, und meine Art und Weise mag wohl nicht die rechte gewesen sein — versucht hab' ich es redlich, ihm näher zu kommen, aber ich konnte und konnte nicht den Weg zu ihm finden!"

Ach, was hätte die gute und kluge Frau darum gegeben, dem Mädchen widersprechen zu können, das selbst ihr so selten die Tiefen dieser Herzensbitterkeit erschloß, von welcher der herbe Zug in seinem sonst so jugendfrischen Wesen stammte! Dem jungen Geschöpf in dem Bilde, das es mit wenigen Strichen so düster malte, einen Lichtblick weisen zu können, der verklärte, versöhnte! Sie suchte umsonst in ihrer Erinnerung. Niemals hatte der Mann, in dessen Haus sie jahrelang gelebt, dessen Kind sie erzogen, eine Empfindung geäußert, die einem liebevollen Herzen entsprang. Später hatte er sie dann und wann pflichtschuldigst aufgesucht und mit einem beinahe fürstlichen Geschenk bedacht, abgesehen von dem reichen Jahrgeld, das er für seine Tochter zahlte . . . . immer aber war er der wortkarge, zugeknöpfte Geldmensch geblieben.

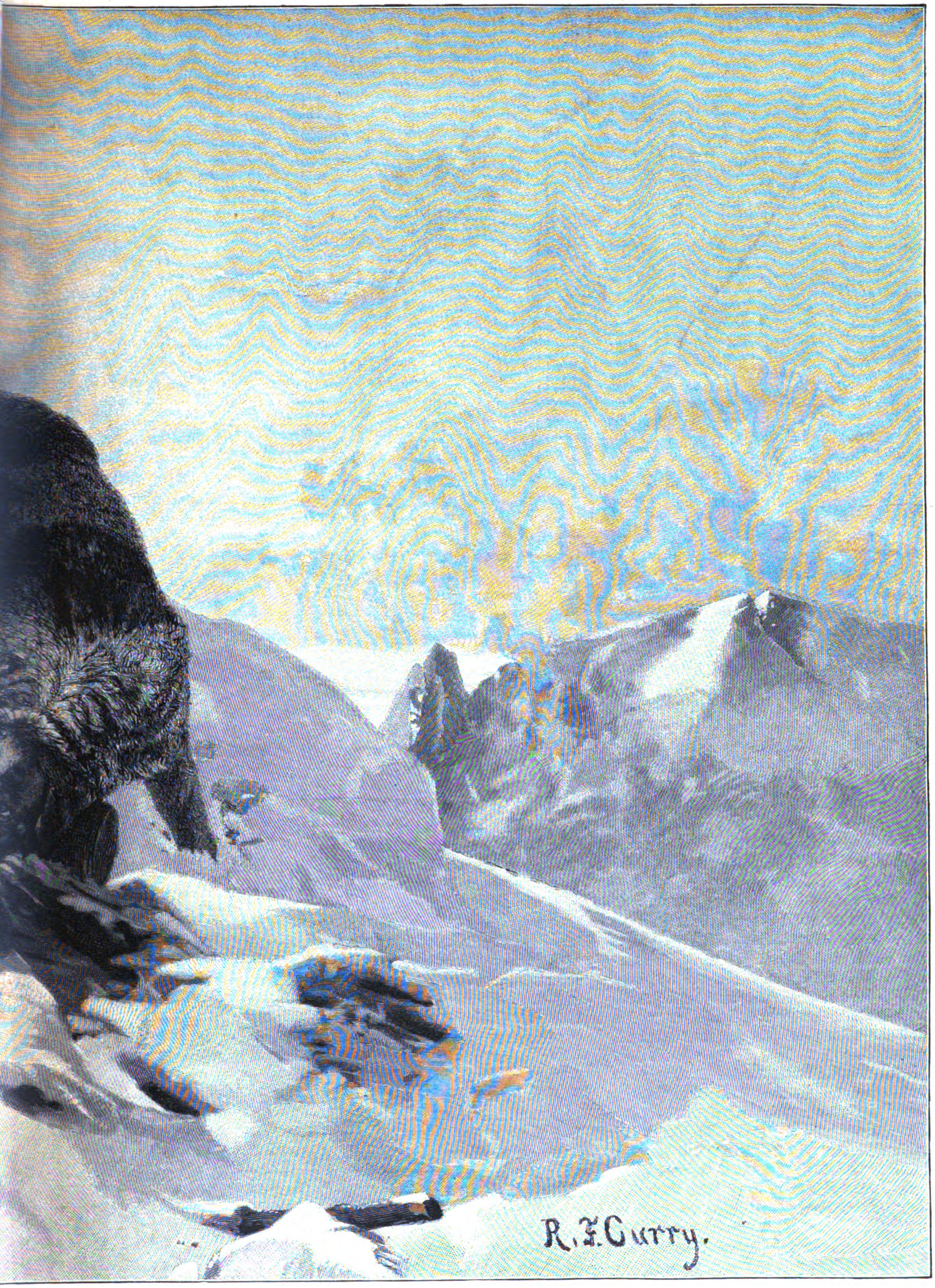
Er hatte als Geschäftsmann Ungeheures geleistet — hatte sich vom einfachen Mühlenbesitzer in verhältnismäßig kurzer Zeit hinaufgeschwungen zu einem der ersten Großindustriellen seines Landes, er war in den Landtag gewählt worden und in den Reichstag, hatte den Adel und zahlreiche Orden bekommen, war von hohen und höchsten Personen ausgezeichnet worden in jeder Weise — — — seinem einzigen Kind und dessen bester Freundin war er ein fremder Mann geblieben, und alle Annäherungsversuche, offene und versteckte, ungestüme und zarte, sie prallten ab an der unnahbaren Glätte und Kälte dieses Mannes, dem die Ziffer alles war, dem Empfindungen nichts weiter bedeuteten als einen überflüssigen Ballast, der am rüstigen Weiterschwimmen

Digitized by Google

Gerr

Nach dem Gemälde

Von der diesjährigen Münchener



ettet.

von R. F. Curry.

Jahresausstellung im Glaspalast.

Digitized by Google

hindert. Seine Gattin, Tochter eines verarmten Grafengeschlechtes, war ihm nur Mittel zu dem Zweck gewesen, sich eine Stellung in der Welt zu machen. Die ungeheure Enttäuschung, die sie dem Gatten bereitete, als sie ihm statt des erhofften Sohnes und Erben eine Tochter schenkte, verzieh er ihr nie, verzieh er auch dem Kinde nicht, das ihm zeitlebens als eine Art Eindringling erschien. Nachdem die Frau gestorben war im zehnten Jahre ihrer glücklosen Ehe, fand der Witwer keine Muße mehr, sich nochmals zu verheiraten. Er brachte Alexandra zu ihrer einstigen Erzieherin, die inzwischen Frau Professor Laurentius geworden war, und nun konnte er seine volle Kraft dem Unternehmen widmen, das den Angelpunkt seines Lebens bildete. Für das Kind blieb nichts — nichts als eine stets offene Hand, die schenkte und immer nur schenkte, als könne sie damit die Armut zudecken, die im Herzen wohnte. Spät erst, sehr spät hatte Alix es aufgegeben, an dies Herz zu appellieren — stolz und verbittert zog sie sich dann in sich selbst zurück, und wer sie wenig kannte, mußte sie oft launenhaft und unliebenswürdig finden. Frau Maria aber, die den Wuchs dieser dornigen Rose bis zur Wurzel verfolgte, wußte es freilich besser.

2.

Sie schliefen diese Nacht alle nicht viel im Hause des Professors Laurentius. Nur der Knabe hatte ein paar Stunden tiefen, ungestörten Schlummers und ahnte es nicht, daß seine Eltern abwechselnd neben seinem Bett saßen und mit stiller Rührung sein etwas schmal und blaß gewordenes Gesicht betrachteten. Ein gutes, offenes Kindergesicht war es, mit den einnehmenden Zügen der Mutter.

Bald nach ein Uhr wurde der kleine Patient unruhiger, er warf sich im Schlaf von einer Seite zur andern und murmelte unverständliche Worte. Immer aber, wenn er die traumumflorten Augen für ein paar Sekunden öffnete, sah er seine Mutter oder seinen Vater neben sich, und dann spielte ein schwaches, beruhigtes Lächeln um seinen Mund: er wußte sich geborgen in der Obhut seiner Eltern!

Wenn Frau Maria ihrem Gatten den Platz am Bett des Knaben einräumte, so geschah das, weil sie nach ihrer Pflegetochter sehen mußte, die ihr kaum weniger ans Herz gewachsen war als der eigene Sohn. Sie hatte energisch auf Alix einreden müssen, ehe diese sich entschloß, überhaupt zu Bett zu gehen; sie meinte, sie würde doch nicht schlafen können. Aber Maria wies sie immer von neuem auf die anstrengende Reise und die unausbleiblichen Aufregungen des folgenden Tages hin — sie mischte ihr ein beruhigendes Pulver in ein Glas Limonade, half ihr, Stück für Stück, die Kleider ablegen und hielt die Rechte des Mädchens fest in der ihrigen. Es war, wie wenn sich ihre sorgende Zärtlichkeit für Alix heute verdoppelte — armes Kind, das die Mutter so früh verloren hatte und jetzt den Vater hergeben sollte, den es nie recht eigentlich besessen hatte! Nach dem leidenschaftlichen Ausbruch von zuvor sprach das Mädchen jetzt kaum ein Wort, und die Professorin ließ sie gewähren, sie kannte das schon an ihr. Es dauerte wohl eine Stunde, bis die fieberhaft leuchtenden Augen sich leise verschleierten und die Hand aufhörte zu zucken. Ein paar Minuten danach schlief Alix; aber zwischen ihren Brauen stand ein Schmerzenszug, und dann und wann hob ein Seufzer die Brust.

Mit dem Morgengrauen stellte sich bereits Françoise ein, die alles für die Reise ihrer jungen Herrin in Bereitschaft gesetzt hatte und nun kam, um sich Instruktionen zu holen. Françoise Dupont war in früherer Zeit bei der kleinen Alexandra von Hofmann Bonne gewesen, sie war eine „echte Pariserin", wie sie jederzeit mit großem Stolz betonte. Das Kind sollte ein gutes Französisch lernen, und Françoise verfügte in der That über eine vortreffliche Aussprache und verstand es außerdem, sich bald mit ihrem kleinen Zögling auf vertrauten Fuß zu setzen. Als später die deutsche Erzieherin hinzukam und sich mit einem Schlage die Gunst der Mutter und die leidenschaftliche Liebe des Kindes erwarb, erwachte im Herzen der exaltierten Französin die Eifersucht, und es fehlte wenig, daß sie ihren Posten verlassen und sich nach Paris zurückbegeben hätte. Nur dem ausgleichenden Takt Marias hatte man es zu danken, daß Françoise blieb und sich allgemach in eine Situation fand, die immer noch so viel des Angenehmen und Vorteilhaften bot, daß sie weit hätte suchen können, um eine gleiche zu finden. Als Alix' Mutter starb, war ihr Erbarmen mit der verwaisten Kleinen so groß, daß sie schwur. sie nie zu verlassen, es komme, wie es wolle. Ueberaus gewandt und geschickt in allen Handfertigkeiten, war Françoise vom Posten einer Bonne zu dem einer Kammerfrau aufgerückt, hatte ihre junge Herrin auf allen ihren Reisen begleitet, war auf diese Weise dreimal in der glücklichen Lage gewesen, „ihr unvergleichliches" Paris wiederzusehen, und fühlte ihr Geschick mit dem ihrer jungen Gebieterin auf unlösbare Weise verknüpft.

— — Uebermacht und blaß begab sich die Professorin gerade daran, ihr Hauswesen in gewohnter Weise zu regeln, als Françoise, eine grauhaarige, gutgewachsene Fünfzigerin mit lebhaften schwarzen Augen und scharfen Zügen, im Vorzimmer ihrer habhaft wurde und nach der von ihr beliebten Manier alles auf einmal zu wissen begehrte.

„O, Frau Professorin, bon jour! Wenn man darf sagen bon jour an solchem kalten Nebeltage, wo die Sonne gewiß gar nicht wird zum Vorschein kommen und wo so viel malheur ist in unserem Haus! Was macht sie, ma mignonne? Hat sie geschlafen diese lange böse Nacht? Ist sie schon wach? Darf ich zu ihr? Hat sie geweint, als sie das große Unglück erfuhr? — Seigneur, wie schnell ist es gekommen, dies Ganze! Und mon petit Werné, der liebe Junge, comment va-t-il? Ich habe gepackt bis gegen zwölf Uhr — die zwei großen Koffer für mademoiselle, und endlich den meinigen auch. Ist der Brief schon da? Darf ich ihn lesen — und werden wir reisen?"

Begütigend streichelte die Professorin das erregte Gesicht. „Vor allem kommen Sie erst einmal ins Speisezimmer und nehmen eine Tasse starken Kaffee mit uns zusammen — das soll uns wohlthun! Alix schläft noch, ich war eben nach ihr sehen — sie hat keine ganz schlechte Nacht gehabt, und mit Werner kann man auch zufrieden sein, er hat sogar schon Appetit! Ein zweites Telegramm ist nicht gekommen; den Brief dürfen wir erst in einer Stunde erwarten. Ich nehme es aber als ganz bestimmt an, daß ihr beide reisen werdet!" —

Sie saßen dann zu dreien bei der brennenden Lampe — es wollte durchaus an diesem trüben Februarmorgen nicht hell werden — vor dem dampfenden Kaffee; das Ehepaar sehr schweigsam, nur Françoise war es, die sprach. Sie mußte sprechen . . . in Glück wie in Leid — schweigen konnte sie nicht, es sei denn, daß Alix es ihr geradezu gebot. Und dann empfand sie es als eine große Qual. So ging denn ihre Rede auch jetzt geläufig und rasch, sie erschöpfte sich in Mutmaßungen, welcher Unglücksfall wohl „monsieur" begegnet sein könne, ob es möglich sei, ihn noch lebend anzutreffen, ob er viel Schmerzen leiden müsse, wie ihre „mignonne" das ganze Ereignis auffasse — dazwischen horchte sie immer auf den Ton der elektrischen Glocke aus Alix' Zimmer, wunderte sich, wie man bei solchem Ereignis überhaupt schlafen könne, und pries in demselben Atem den Himmel, daß es dem „pauvre ange" vergönnt sei, Schlummer zu finden.

In Wirklichkeit war Alix längst erwacht und hatte beschlossen, sich allein zu frisieren und anzukleiden. Sie kannte ihre Françoise und deren Art, über alles, was irgendwie ihr Inneres bewegte, eine wahre Redeflut auszugießen, und sie, Alix, liebte gerade das Gegenteil davon: je mehr sie seelisch ergriffen war, um so schweigsamer wurde sie. Die Professorin hatte darauf bestanden, ihren Zögling ganz unabhängig von der Hilfe anderer zu machen. Alix wußte und verstand sehr vieles, was niemand bei einem so reichen Mädchen vorausgesetzt hätte. Die praktischen Dinge des Lebens lagen ihr keineswegs fern, dank Frau Marias Grundsätzen, die dieser geboten hatten, die junge Erbin zu einem vernünftigen Menschenkind zu machen, das mit wachen Augen um sich schaut und den verschiedensten Lebensbedingungen gerecht zu werden versteht. Jetzt trat sie fix und fertig in einem dunklen Reisekleid ins Zimmer.

Sie beantwortete Frau Marias liebevolle Fragen mit einem Kuß und Händedruck, Françoises Redeschwall mit ein paar kurzen Worten und legte ihre kleine goldene Uhr neben ihre Kaffeetasse: „In zehn Minuten kann der Postbote da sein!"

„Nicht wahr, Sie sind verständig, Kind, und essen und trinken?" bat der Professor. „Schon meiner Frau zuliebe, die sich um Sie sorgt?"

Digitized by Google

Alix führte gehorsam die Tasse zum Mund. „Wie geht es Werner?"

„Er hat in der Nacht wieder etwas mehr gefiebert; jetzt hat es nachgelassen, und er schläft ganz fest."

In der nächsten Minute fuhren sie alle vier empor — draußen hatte es heftig geläutet.

Gleich darauf brachte Betty einen an Alix adressierten Brief ins Zimmer. Diese reichte ihn Frau Maria.

„Möchtest du ihn vorlesen?" bat sie mit bedeckter Stimme. „Was in ihm enthalten ist, kann kein Geheimnis sein und bleiben." Und als die Professorin zögerte, fügte sie hinzu: „Es wäre mir lieber, von dir alles zu hören, als es selbst lesen zu müssen!"

Daraufhin erbrach Maria das Schreiben:

„Josephsthal, den 18. Februar 1893.

Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Nach Absendung meines Telegramms an Sie und nach einer nochmaligen Rücksprache mit den drei Aerzten, in deren Behandlung sich Ihr Herr Vater befindet, schreibe ich Ihnen diese Zeilen.

Sie müssen Ihr Herz mit Mut und Ergebung wappnen, verehrtes Fräulein; nach dem, was mir die Aerzte in Uebereinstimmung sagen, ist der Zustand Ihres Vaters äußerst bedenklich. Hoffen wir, daß, wenn Sie morgen abend hier eintreffen, eine günstigere Auffassung möglich sein wird.

Wie erschüttert ich mich fühle, da ich gezwungen bin, Ihnen, dem einzigen Kinde des Schwerkranken, diese traurige Mitteilung zu machen, wie unfaßbar es mir scheint, diesen noch gestern, noch vor einigen Stunden so lebensvollen, kräftigen Mann in seinem jetzigen Zustand sehen zu müssen, vermag ich mit Worten nicht zu schildern. Ich habe den Vorzug genossen, Ihrem Herrn Vater nahe zu stehen, nicht nur, wie Sie wissen, als sein Rechtsbeistand, dem es vergönnt war, einen Einblick in das Gebiet seiner kolossalen Thätigkeit zu gewinnen, seine Vielseitigkeit anzustaunen, seinen weitreichenden Ueberblick zu schätzen, sondern auch als Freund. — — — So liegt mir denn die traurige Aufgabe ob, Ihnen, soweit dies möglich ist, von den das schmerzliche Ereignis begleitenden Umständen Mitteilung zu machen.

Ich sage mit Absicht: soweit dies möglich ist; denn fürs erste bleibt die ganze Begebenheit noch in Dunkel gehüllt. Hoffen wir, daß dasselbe sich im Lauf der Zeit lichten wird.

Daß Ihr Herr Vater bei dem ausgedehnten Betrieb seiner Werke, einem Betrieb, der ihn zum Gebieter von Hunderten machte, nicht ohne Feinde und Widersacher geblieben ist, das, mein verehrtes, gnädiges Fräulein, werden Sie sich ohne Zweifel denken können. Geradezu unmöglich ist es, in einer solchen Stellung es allen recht zu machen, und bei den heutigen unruhigen Zeiten, da der Geist des Aufruhrs allenthalben geflissentlich geschürt wird, ist an ein gütliches Auskommen und einträchtiges Zusammengehen vollends nicht zu denken. Einer der obersten Betriebsleiter Ihres Herrn Vaters, den er selbst des öfteren im Gespräch mit mir seine ‚rechte Hand' genannt hat, ein ungewöhnlich intelligenter und tüchtiger Mensch, will beobachtet haben, daß sein Prinzipal in letzter Zeit verschiedentlich Briefe mit derselben Handschrift erhalten hat, die wohl Anklagen oder Drohungen, jedenfalls Unangenehmes enthalten haben mögen. Ingenieur Harnack, dies ist der Name des Betriebsleiters, hat zwar keine Einsicht in die betreffenden Briefe gehabt, aber er hat wiederholt wahrgenommen, wie Baron von Hofmann, nach flüchtiger Durchsicht derselben, sie unter Stirnrunzeln mit rascher Hand in winzige Stückchen gerissen und ins Kaminfeuer geschleudert hat. Ingenieur Harnack meint, es können ungefähr fünf bis sechs solcher Briefe gekommen sein, und zwar im Zeitraum von etwa vierzehn Tagen . . . daher konnte ihm die Sache auffallen und im Gedächtnis bleiben; er würde auch die Handschrift wiedererkennen, nimmt aber wohl richtig an, daß dieselbe geschickt verstellt gewesen ist. Ihr Herr Vater pflegte sehr häufig, im Sommer wie im Winter, in einem leichten, kleinen Einspännerwagen, vor den ein vorzüglicher Schnelltraber gespannt war, über Land zu fahren. Er nahm bei solchen Fahrten weder Kutscher noch Diener mit, der Wagen war ein sogenannter Selbstkutschierer, und Baron von Hofmann verstand sich ausgezeichnet auf Pferde. Herr Harnack hatte sich zuweilen, so wenig sein Prinzipal Einmischungen liebte oder auch nur duldete, erlaubt, ihn vor diesen weiten, einsamen Streifzügen zu warnen; die Antwort hatte dahin gelautet, daß diese Fahrten seit langen Jahren stets stattgefunden hätten, auch weiterhin stattfinden würden und daß ein gezogener sechsläufiger Revolver der treueste und zuverlässigste Begleiter bei ihnen sei.

Auch am heutigen Tage hat morgens bald nach zehn Uhr der leichte Schlitten, der in dieser Jahreszeit den Wagen ersetzt, vor der Thür gestanden, und Herr von Hofmann, der bis zum letzten Augenblick noch mit seinen Oberbeamten geschäftliche Fragen durchzusprechen hatte, ist in bester Gesundheit und unveränderter geistiger Elastizität davongefahren. Ein Ziel seines Weges war die große, erst kürzlich neueingerichtete Schneidemühle, die, den Fluß entlang gerechnet, etwa eine Stunde weit vom Wohnhause gelegen ist. Ein weiteres Ziel der Fahrt ist dem Beamtenpersonal Ihres Vaters nicht bekannt gewesen; es hat sich indessen herausgestellt, daß er ein solches doch noch gehabt haben muß, denn in der Schneidemühle, wo man Nachfrage gehalten hat, ist ausgesagt worden, Herr von Hofmann sei um halb elf Uhr daselbst angekommen, habe vom Schlitten herunter eine kurze Besprechung mit dem obersten Betriebsleiter des Etablissements gehabt, einige Anordnungen getroffen und sei nach etwa zehn Minuten weitergefahren, aber nicht in der Richtung nach Hause, sondern der östlichen Krümmung des Stromes folgend.

Als Ihr Herr Vater um halb ein Uhr noch nicht zurückgekehrt war, hat man einigen Anlaß zur Besorgnis gefunden, da er zu mehreren Personen von etwa einer Stunde Fortbleibens gesprochen hatte und als die Pünktlichkeit selbst bekannt war. Man schickte zu mir, der ich gerade bei dem Pfarrer in Josephsthal anwesend war: ob ich zufällig Näheres über Herrn von Hofmanns Verbleib wüßte. Dies war nicht der Fall, ich schlug indessen vor, man solle zunächst Erkundigungen in der Schneidemühle einziehen. Das war bereits geschehen und hatte das soeben erwähnte Resultat gehabt. Ich beratschlagte mit den Herren vom Beamtenpersonal, was weiter zu thun sei, als — es mochte halb zwei geworden sein — ein Bauernschlitten und dahinter zwei andere Gefährte langsam die Auffahrt heranfuhren. Zwei von den kleineren Besitzern der Umgegend, deren einer den Arzt aus der nächsten Stadt geholt hatte, waren am Waldesrand, etwa eine Viertelstunde von jener zuvor erwähnten Krümmung des Flußes, eines umgestürzten Schlittens gewahr geworden, aus welchem ein menschlicher Körper, vorn übergeneigt, den Kopf zu unterst, heraushing. Voll Entsetzen eilten die Leute zu Hilfe, der Arzt konstatierte noch Leben in dem Körper und entdeckte alsbald zwei schwere Kopfwunden, die dem Bewußtlosen an der linken Schläfe und oberhalb derselben beigebracht waren. Der sechsläufige Revolver, den Herr von Hofmann auch diesmal mit sich führte, wurde unentladen in einer Seitentasche des Pelzes vorgefunden; offenbar war seinem Besitzer gar keine Zeit mehr zur Selbstverteidigung geblieben. Ein Raubmord scheint ausgeschlossen, da sowohl die überaus kostbare Uhr nebst Kette, sowie die wertvollen Ringe des Ueberfallenen sich vorfanden, ebenso eine kleine Geldtasche mit etwa vier bis fünf Goldstücken und etwas Silber. Ob Herr von Hofmann vielleicht doch eine größere Summe bei sich gehabt, ließ sich zur Zeit noch nicht feststellen. Der Arzt legte den Notverband an, so gut es eben gehen wollte, und leitete den Transport des Schwerverwundeten. Der Josephsthaler Arzt war in wenigen Minuten gleichfalls zur Stelle, auch telegraphierte ich sofort an Professor Lange in Greifswald und schickte den Wagen für ihn zur Station. Er war in guten drei Stunden bei uns. Alle drei Aerzte geben einstimmig ihr Urteil dahin ab: der Zustand ist im höchsten Grade bedenklich!

Während der Besprechung der Doktoren, die eine geraume Zeit erforderte, habe ich ein möglichst genaues Verhör mit den Beamten und der persönlichen dienenden Umgebung Herrn von Hofmanns angestellt und, in Gegenwart eines sofort telegraphisch herbeigerufenen Amtsrichters und Aktuars, zu Protokoll nehmen lassen. Die Aussagen stimmen sämtlich überein, ich habe bis jetzt noch keinen irgendwie wertvollen Fingerzeig, der mich auf eine Spur leiten könnte, gefunden, doch war freilich die Zeit hierfür außerordentlich kurz bemessen. Die Leute sind alle, ohne Ausnahme, aufs äußerste bestürzt und betroffen, niemand von ihnen scheint eine Ahnung von dem Thäter zu haben; es herrscht eine unglaubliche Aufregung und Verwirrung unter dem Personal, dem so plötzlich der Herr genommen worden ist!

Digitized by Google

Ich selbst bin tief erschüttert, und ich beklage das herbe Los, das so jählings über Sie die schmerzlichsten Sorgen verhängt, von Grund meiner Seele. Nehmen Sie meine Versicherung entgegen, daß Ihr Herr Vater in den Händen der tüchtigsten Aerzte bei umsichtigster liebevollster Behandlung sich befindet, daß ferner alles, was Menschenwille und Menschenkraft vermag, geschehen soll, um das Dunkel, das jetzt noch über der unseligen That liegt, zu lichten. Ich rechne darauf, Sie morgen abend sieben Uhr in Josephsthal empfangen zu können, und bitte Sie, sich, soweit dies in Ihren Kräften steht, die Fassung und Ruhe zu bewahren, welche die schwere und traurige Situation, die Ihrer hier harrt, dringend wünschenswert erscheinen läßt.

Meine Empfehlung Herrn und Frau Professor Laurentius.

Hochachtungsvoll ergebenst

stets der Ihrige

Dr. jur. Ueberweg."

Frau Maria hatte den Brief mit bebeckter Stimme zu Ende gelesen, sie ließ ihn jetzt sinken und trocknete sich die Augen. Der Gedanke, daß der Mann, den sie in der Vollkraft seines Lebens, mitten im rüstigsten Wirken und Schaffen, in der Erinnerung hatte, so plötzlich als Opfer eines hinterlistigen Meuchelmörders gefallen war, erschütterte sie tief, und dazu kam ihre Sorge um Alix. Was alles stand ihr bevor — welch' aufregende Eindrücke würden auf sie einstürmen! . . . Und sie mußte sie allein ziehen lassen, konnte ihr nicht stützend und helfend zur Seite stehen!

„Sobald ich hier irgend, irgend entbehrt werden kann, mein Herz, bin ich bei dir!" flüsterte sie und nahm die willenlos herabhängende, schlaffe Hand des Mädchens in die ihre.

Mit einem schweren, bangen Blick, der ihre Augen schwarzblau erscheinen ließ, sah Alix vor sich hin. Aeußerlich bewahrte sie sich die Fassung, um die Justizrat Ueberweg sie gebeten hatte. Sie jammerte nicht und rang nicht die Hände, sie weinte nicht einmal. Françoise dagegen machte ihrem Entsetzen zunächst in zusammenhangslosen Ausrufen, sodann in lauten Klagen und Fragen Luft. Sie jammerte immer von neuem, wie es möglich sei, daß „le bon Dieu" dies habe zulassen können — wer es je hätte denken sollen, daß „monsieur" ein so schreckliches Ende nehmen würde — aber Gott würde den Mörder schon finden — und ihr armes, geliebtes Kind möge doch nicht so starr und stumm vor sich hinsehen — es solle doch weinen und seinen großen Kummer in die Herzen derer ausschütten, die es so innig liebten.

Und Françoise ergriff die linke Hand ihrer jungen Herrin und drückte sie an ihre Lippen, an ihre weinenden Augen.

Mit einem Ruck machte sich Alix los und sprang auf. Ihr soeben noch ganz blasses Gesicht war mit einer fliegenden Röte überzogen. „Wir müssen zum Zug! Wir kommen zu spät! Wieviel Uhr ist es?"

Der Professor zog seinen Chronometer hervor. „Zwanzig Minuten nach Acht, Sie haben recht, liebe Alix, es ist höchste Zeit!"

Ein hastiger Aufbruch. Ein Durcheinanderfragen und -rufen, ein Nachzählen der Gepäckstücke, ein rasches Versorgen mit Reisegeld. Mitten unter den aufgeregten Menschen Alix, die sich mechanisch von Françoise zurechtmachen läßt und erst, als der Wagen schon gemeldet wird, aus ihrer Versunkenheit emporfährt: „Noch einmal auf eine Minute zu Werner!"

„Aber Kind, wollen Sie sich durchaus die Diphtheritis holen?"

Das junge Mädchen schiebt Françoise, die sich ihr mit ausgebreiteten Armen in den Weg gestellt hat, beiseite.

„Ich fürchte mich nicht, und mir schadet's auch nicht! Bleib' du zurück, wenn du dich ängstigst! Gleich bin ich wieder da!"

Sie ist zur Thür hinaus, im Flug durch die nächsten zwei Zimmer und neigt sich über das schlafende Kind. Der intelligente und liebenswürdige Junge ist von jeher ihr besonderer Liebling gewesen; sie hat sich immer viel mit ihm abgegeben, beim Lernen wie beim Spielen, und Werner hängt an ihr mit ganzer Seele.

„Mein Herzensjunge!" Sie nimmt behutsam die schmale Kinderhand von der Decke und drückt ihre Lippen darauf.

„Alix, wo bist du?"

„Ich komme, Maria!"

Wie im Traum findet sie sich an Marias Seite im Wagen sitzen, wie im Traum hört sie all die guten und zärtlichen Worte, die jene ihr zuflüstert, die Ermahnungen, die Bitten, bald zu schreiben, die Versicherungen treuer Liebe und tiefsten Verständnisses. Aber sie erwacht jäh aus ihren Träumen, da das Scheiden nun wirklich kommt, sie klammert sich fest an Maria, sie will sie nicht lassen, die beste, treueste Seele, die sie bisher im Leben gefunden, sie, die alles mit ihr geteilt hat, die in ihr Dasein hineingehört wie die Luft, die sie atmet!

„Meine Damen, ich muß dringend bitten — —"

Diensteifrige Hände reißen die Coupéthür auf, helfen ihr die Stufen ersteigen — gellend tönt die Pfeife — langsam gleitet der Zug aus der Halle. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Puppen- und Trachtenausstellung zu Neuwied.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Moritz Schäfer.

Mit Illustrationen nach Originalaufnahmen des Hofphotographen Karl Schipper-Wiesbaden.

Der Neubau des fürstlichen Schlosses zu Neuwied bot in den Junitagen dieses Jahres den Raum für eine große Puppen- und Trachtenausstellung, die das allgemeinste Interesse erregte. Der Gedanke zu dieser Veranstaltung ging von der kunstsinnigen Fürstin zu Wied aus und wurde von deren Tochter, der Königin Elisabeth von Rumänien, die sich als Dichterin Carmen Sylva nennt, mit Begeisterung aufgegriffen. Dank dem hingebenden Eifer Carmen Sylvas wuchs die wohlthätigen Zwecken dienende Ausstellung zu einem Unternehmen heran, das in künstlerischer, sowie wissenschaftlicher Hinsicht die ernsteste Beachtung verdiente. Denn die hier in lebensvollem Arrangement vereinten Hunderte von Puppen der verschiedensten Größe veranschaulichten in ihrer Bekleidung Moden, Kostüme und Trachten fast aller Völker und Zeiten. Der Zudrang der Besucher aus nah und fern war denn auch überaus stark und der Beifall so allgemein, daß man jetzt in Erwägung gezogen hat, die originelle Ausstellung eine Wanderung durch die großen Städte Deutschlands antreten zu lassen.

Dem Verfasser dieses Berichts wurde das Glück zu teil, daß ihm die Abteilung der Ausstellung, welche die rumänischen Trachten umfaßte und die von der Königin Elisabeth persönlich arrangiert war, von dieser selbst in liebenswürdigster Weise gezeigt wurde. Es lag ein eigenartiger Reiz in den Erklärungen, die Carmen Sylva bei einzelnen Gruppen und Figuren zu geben geneigt war.

„Sie haben hier" — so etwa erzählte die Königin, indem sie auf eine der Puppen zeigte — „die Fürstin der Moldau, Doamna Chiajena, eine Zeitgenossin der Katharina von Medici. Sie war sehr grausam — nun Katharina war ja auch keine Taube! Die Doamna ist jedoch auch eine heldenmütige Frau gewesen, welche die Mutterliebe zu heroischen Thaten hinriß. So stieg sie kampfgerüstet zu Pferde und verteidigte mit der Streitaxt in der Hand ihren unmündigen Sohn gegen die aufrührerischen Bojaren. Chiajena hat im ganzen Orient eine überaus große Rolle gespielt; ihrem Einfluß konnte sich sogar der türkische Sultan nicht entziehen. Die Puppe zeigt sie in historischer Tracht."

„Diese andere hier," fuhr die Königin fort, „stellt die Fürstin Despina Neagoe vor, die im Jahre 1512 ihren gesamten reichen Schmuck zum Opfer brachte, um die Mittel zum Bau der Kirche von Kurtea de Ardschisch aufzubringen. Diese edle Frau wollte dadurch das Volk von drückender Steuer befreien. Ich habe die Historie und eine sich daran knüpfende Sage in meinem Drama ‚Meister Manole' behandelt. König Karl hat den Bau der Kirche vollendet.

„Hier ist die getreue Nachbildung meiner Baracke aus dem Krieg. Sie sehen darin meine barmherzigen Schwestern und rumänische Nonnen. Dort oben steht Herodes mit den heiligen drei Königen. Es ist bei uns in Rumänien landesüblich, daß diese

Digitized by Google

biblische Gruppe von fahrendem Volke dargestellt wird. Die Leute tragen dabei Dichtungen primitivster Art vor, und ich habe mich bemüht, zum erstenmal diese Volkspoesien in möglichst getreuer und der Urform nahe kommender Weise zu übertragen. Leider ist der Druck nicht rechtzeitig fertig geworden, sonst würde die Broschüre bei der Ausstellung aufgelegt worden sein. Dagegen finden Sie hier mein besonders zum heutigen Zweck herausgegebenes Puppenspiel: ‚Monsieur Hampelmann‘, illustriert von Lecomte de Nouy.“

Die Königin zeigt uns ferner das Modell ihres Krönungswagens. Ihre Augen leuchten, als sie uns erzählt: „Genau so ist es gewesen. Sie sehen in dem mit acht Rappen bespannten Wagen mich an der Seite der grande maîtresse de la cour; gegenüber sitzt eine Hofdame. Die Prachtgruppe verdanken wir der Generalin Poenaru, welche selbst meine Robe nach dem Original gestickt hat.“ Dieses Kleid ist ein kleines Wunderwerk aus weißer Seide und Spitzen mit breitem Pelzbesatz. Echte Perlen und echte Steine vervollständigen die königliche Toilette, während der Achterzug echte Silberbeschläge trägt.

Bojarenpaar, dahinter Sekretär mit Frau. Altrumänische Musiker.

Als Pendant — der Bedeutung nach — mag wohl die prächtige „Hohenzollernhochzeit“ mit ihren Hoftrachten gelten, auf welche uns jetzt die Königin aufmerksam macht. Diese Gruppe ist eine Schenkung der Generalin Falcoiano.

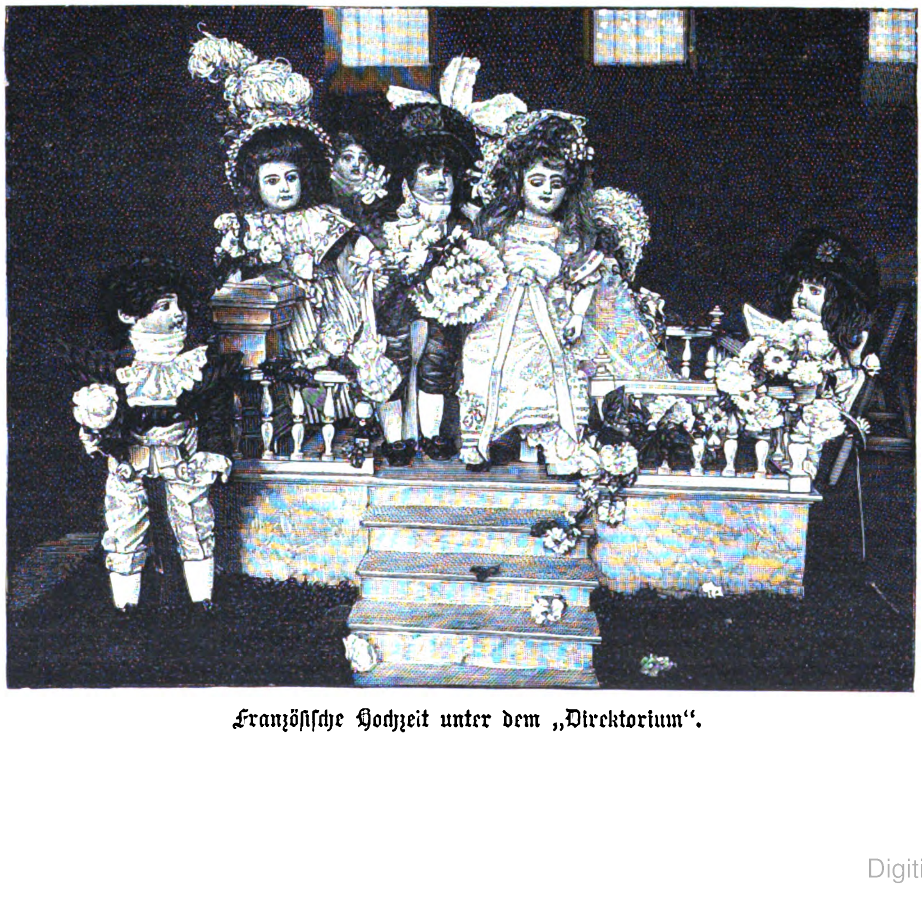
„Hier wird uns die Arbeit der Sträflinge in den Salinen veranschaulicht,“ erklärt die Königin. „Die schweren Verbrecher werden hierzu verurteilt. Die Todesstrafe besteht bei uns nicht.“

Im Vorübergehen weist unsere freundliche Geleiterin auf Knaben, welche mit dem „Stern von Bethlehem“ umherziehen, und dann führt sie uns zu dem Hauptstück der Ausstellung: zu dem großen Prospekte von Sinaia. Diese lebensvolle und in Komposition und harmonischem Farbenspiel ungemein wirkungsvolle Gruppe zeigt eine rumänische Bauernhochzeit. Links schließt die von Eugen Kampf gemalte Landschaft ein altrumänisches Herrenhaus ab, das bis in alle Einzelheiten im Aeußern und Innern prächtig modelliert ist. Rechts steht ein altrumänisches Bauernhaus, und zwischen beiden zieht sich der charakteristische Brautzug hin.

Jetzt sind wir bei zwei Figuren angelangt, deren eine Carmen Sylva in ihrem heutigen Alter darstellt, während die andere in der Tracht des Reifrocks und des Chignons eine Siebzehnjährige zeigt: die spätere Königin Elisabeth im Lenz ihres Lebens.

„Die Köpfe sind nicht Porträts,“ lautet die Erklärung; „aber die Kleidung ist durchaus der Wirklichkeit entsprechend. Genau so kleide ich mich. Dieses Taubengrau ist meine Lieblingsfarbe, und der Schleier, der den Kopf der Fünfzigjährigen umhüllt, wird von mir selbst getragen.“ Und ganz besonders lebhaft fährt die Königin fort: „Nun sehen Sie noch hier diese entzückende Gruppe: ein rumänisches Bojarenpaar, hinter ihnen der Sekretär und dessen Frau und davor rumänische Musikanten.“ (Vgl. die nebenstehende Abbildung.) „Diese vom Direktor des Konservatoriums in Bukarest geschenkten Musiker sind echt: sie haben echte Kleider und echte Instrumente, sie haben echte geschriebene Noten aus dem 18. Jahrhundert und tragen sogar — echtes Geld in der Tasche. Aber nun kommen Sie an die historischen Kostüme und Trachten, und da muß ich die Führung an unsere verdienstvolle Freiin von Cotzhausen abgeben. Sie wünschen Ihren Artikel durch ein Bild von mir vervollständigt? Ja, ich würde Ihnen gerne eine Aufnahme gewähren, aber ich habe kein festlich’ Gewand an. Das schadet nichts? Nun, wenn Sie durchaus wollen ....“ Und die Königin, die bereits Stunden der Ausstellung gewidmet hat, folgt uns in den Schloßgarten, wo mein Begleiter die neueste Aufnahme der gekrönten Dichterin machen darf. Das interessante Bild schmückt die erste Seite dieses Halbhefts.

Folgen wir nunmehr unserer neuen, nicht minder liebenswürdigen Führerin, der Freiin Natalie von Cotzhausen, welche mit Herrn und Frau Fabrikant Carl Reichard sich um das gelungene Arrangement der Gesamtausstellung verdient gemacht hat, durch die historische Abteilung. Da waren zunächst die Trachten der vorchristlichen Zeit dargestellt: Figuren von Aegyptern, Persern; Germanen am Opfersteine; Terrakotten von Tanagra vertraten Griechenland; Rom mit Senatoren, Byzanz schlossen sich an. Es folgten burgunder Trachten des 12. Jahrhunderts, darunter als charakteristische Repräsentantin Jeanne de Bourgogne, ferner deutsche Edelleute



Französische Hochzeit unter dem „Direktorium“.

des 14. Jahrhunderts und als hochinteressante Figur ein Gigerl der damaligen Zeit mit Gugel und Schecke. Als ein weibliches Gigerl darf die Dame in Schellentracht gelten; auch das beliebte rote Zaddelkostüm war ein Auswuchs der Mode. Diese Trachten sind auf unsrer nebenstehenden Abbildung wiedergegeben. Alle Hof- und Bürgertrachten aus dem 15. Jahrhundert waren zu sehen; das 16. Jahrhundert war gekennzeichnet durch deutsche Patrizier und Landsknechte in Pluderhosen sowie durch französische Hoftrachten. Das 17. Jahrhundert vereinigte niederländische und spanische Hoftracht, Edelfrau und Magd zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und die Hoftracht der Königin Elisabeth von England. Ferner waren vorhanden Johann v. Werth, ungarische Magnaten aus der Mitte und Herrenkostüme vom Ende des Jahrhunderts, Herr und Dame aus den Zeiten Ludwigs XIV und Gustav Adolf von Schweden. Aus dem 18. Jahrhundert traten uns schwedische Offiziere König Karls XII in russischer Bojarentracht entgegen, französische Hofherren standen in steifer Grandezza neben Grenadieren Friedrichs des Großen; Seydlitz-Dragoner hielten Wache zur Seite Charlotte Cordays, und wir sahen die reizende Gruppe, welche eine französische Hochzeit unter dem „Direktorium" darstellt und die wir gleichfalls im Bild (S. 461) wiedergeben. Ganz hervorragend sind die Figuren, welche die Auswüchse der Mode im Seinebabel vor hundert Jahren illustrieren. Die Kostüme Incroyable und Merveilleuse dürften an Extravaganz wohl unerreicht dastehen. Marie Antoinette und Ludwig XVI waren in Trianontracht dargestellt. Aus dem 19. Jahrhundert interessierten besonders die Trachten von 1830, darunter der „Mann aus dem Konsulat" sowie die hervorragend schön zur Geltung gebrachte Dame von 1860. Eine Radfahrerin von 1898 beschloß die Abteilung der historischen Trachten. — Die Abteilung der Volkstrachten, deren rumänische Gruppen wir oben geschildert haben, war auch im übrigen äußerst anziehend und lehrreich. Aus nah und fern hatte man sie beschickt; ja es kamen aus Nicaragua und Surinam, aus Siam und Marokko, aus Japan und China Puppen, welche die dortigen Landestrachten treu veranschaulichten und von Eingebornen angefertigt waren.

Deutsche Trachten.

Mann mit Gugel und Schecke. Schellentracht. Zaddeltracht.

Der Kampf gegen den „Schwammspinner" in Massachusetts.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. Pabst.

Der sogenannte Schwammspinner oder Großkopf, Oeneria dispar L., dessen Raupe, ähnlich der von Liparis monacha L. (Nonne), in fast allen Teilen Europas zuweilen als Waldverderber und Feind der Obstkulturen auftritt, war bis zum Jahre 1869 in der Fauna der Vereinigten Staaten Nordamerikas nicht vertreten. Im Jahre 1870 aber berichtete Professor Riley, damals Staats-Entomolog von Missouri, daß im Sommer 1869 die Raupen dieses Falters von einem Entomologen in Massachusetts aus europäischen Eiern gezogen worden seien, und daß dieser dadurch unabsichtlich die Verbreitung des schädlichen Tieres in der Umgebung seines ländlichen Wohnsitzes, bei Medford, in der Nähe von Boston, veranlaßt habe. Bei der Zucht dieser ausländischen Raupen waren nämlich mehrere derselben aus dem mangelhaft verschlossenen Kasten, der am offenen Fenster stand, entwichen und hatten im Freien, außerhalb des Hauses, sehr schnell ihnen zusagende Nahrung gefunden. Obschon Riley den Namen jenes Züchters damals noch nicht erwähnte, war er ihm doch sicher bekannt; erst 20 Jahre später bezeichnete er einen Herrn Trouvelot als den unglücklichen Urheber der großen Kalamität.

Im Laufe der ersten zehn Jahre nach dem Entweichen der Raupen Trouvelots war der Schwammspinner nur vereinzelt in der Umgebung von Medford und Malden bemerkt worden, und niemand außer Trouvelot hatte darauf geachtet; erst im Jahre 1880 machten sich die Großkopfraupen unangenehm bemerkbar durch den Schaden, welchen sie in Gärten und Baumpflanzungen anrichteten.

Der amerikanische Volksmund bezeichnete den Fremdling mit dem Namen „gypsy moth", d. h. Zigeunermotte. Bestimmend für diese Benennung mag wohl das unstete nächtliche Herumflattern des Männchens gewesen sein, das braun von Farbe und kleiner als das weißlich gefärbte Weibchen ist. Unsere Bezeichnung Schwammspinner ist dagegen auf die Eihaufen des Weibchens zurückzuführen; denn diese sind mit einem vom mütterlichen Körper herrührenden wolligen Ueberzuge versehen und auf den ersten Blick dem Feuerschwamm ähnlich. Man konnte sich in Medford das plötzlich so massenhafte Auftreten des vorher fast unbekannten Schädlings nicht erklären; doch wenn man die Verhältnisse näher ins Auge faßt, so begreift man leicht, weshalb erst eine Reihe von Jahren verstreichen mußte, bis der Eindringling in der neuen Heimat festen Fuß fassen und sein ihm angeborenes, überraschend starkes Vermehrungsvermögen zur Geltung bringen konnte. Die Eier, aus welchen Trouvelot die Raupen des Großkopfes gezogen hatte, stammten nämlich aus dem südlichen Frankreich, und deshalb mußten die aus vererbter Neigung sehr frühzeitig ausschlüpfenden Räupchen im Freien in der Mehrzahl zu Grunde gehen, da in Nordamerika, ähnlich wie in Norddeutschland, auf eine sehr warme Frühlingsperiode nicht selten kaltes, stürmisches Wetter folgt. Erst allmählich paßten sich die wenigen überlebenden, mehr und mehr abgehärteten Individuen dem rauheren Klima an, bis von den weiter folgenden Generationen eine vollständige Acclimatisation erreicht war.

Im Jahre 1880 traten die Raupen zum erstenmal massenhaft auf; sie entlaubten die Bäume der Myrtle Street in Medford sowie die südlich von Medford der Eisenbahn entlang sich hinziehende Waldung, und schon im nächsten Jahre hatte der Schädling auch die nördliche Seite vollkommen in Beschlag genommen. In Medford selbst suchte man zunächst durch einen erbitterten Vertilgungskampf den Feind auf kleine Gebiete zu beschränken, aber da in den benachbarten Wäldern hierfür nichts geschah, wuchs die Raupenplage in der ganzen Umgegend von Jahr zu Jahr. Im Sommer 1889 standen sämtliche Bäume in Medford kahl, und da es den Raupen schließlich an Futter gebrach, wanderten sie in langen, breiten Zügen durch die Straßen, fraßen jedes grüne Blatt auf ihrem Wege und drangen sogar massenhaft in die menschlichen Wohnungen, Stuben, Keller, Bodenräume ein, um Nahrung zu suchen. Man stand ihnen machtlos gegenüber. Je mehr man vertilgte,

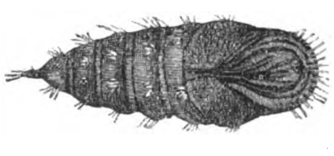
Digitized by Google

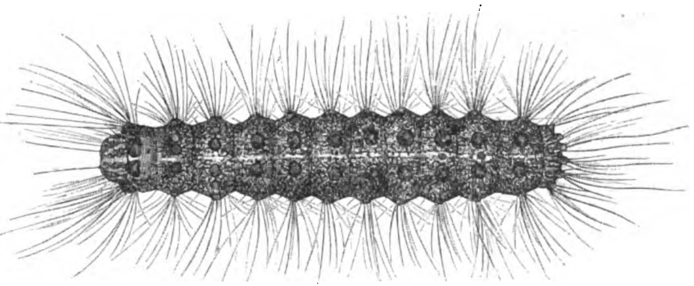
um so größere Scharen strömten herbei. Die auf den Straßen und Fußsteigen myriadenweis zertretenen Raupen machten dieselben glatt, glänzend und schlüpfrig. Beständig fielen große, erwachsene Tiere von den Straßenbäumen auf die Passanten herab. Auf manchen Straßen mußten die Damen das Ungeziefer von sich abschütteln und vermochten nicht ihre Kleider vor Beschmutzung zu schützen.

Schwammspinner.
(Männchen.)

Der Schaden, welchen die Raupen anrichteten, war sehr beträchtlich; denn wenn sie die Bäume sämtlicher Blätter beraubt hatten, überfielen sie die Blumen- und Gemüsebeete, weideten sie ab und verzehrten alle Arten von Früchten, Beeren in den Gärten und auf den benachbarten Feldern. Das einzige, was sie verschonten, war die Roßkastanie. Tausende von Obst- und anderen Laubbäumen starben nach zwei- bis dreijähriger Heimsuchung vollkommen ab oder mußten wegen ihres kläglichen Aussehens niedergeschlagen werden. Während die Haus- und Grundstücksbesitzer alle möglichen Anstrengungen machten, die lästige Brut auf jede nur denkbare Art zu beseitigen, blieben viele Bewohner des heimgesuchten Platzes gleichgültig und interesselos, da sie nur zur Miete wohnten und somit kein Eigentum zu schützen hatten. So wurden die Gärten und Straßen, wo die Raupen ungestört hausen konnten, zu Brutstätten von immer neuen Generationen des Schwammspinners, welche die Zahl der vernichteten Feinde tausendfach ersetzten und dem beschränkten Vertilgungskampf Hohn sprachen.

Im Jahre 1889 hatte die Raupenplage in ganz Medford und Umgegend so bedenkliche Ausdehnung angenommen, daß vom Gemeinderat große Summen bewilligt werden mußten für die offizielle Vernichtung des das allgemeine Wohl bedrohenden Feindes. Professor Fernald, der Staatsentomolog, wurde zu Rate gezogen, und auf dessen Betrieb erschien bereits am 4. März 1890 von seiten des Staates eine Verordnung, welche die strengsten Verhaltungsmaßregeln in Bezug auf die Bekämpfung des Schädlings vorschrieb, und eine besoldete Landeskommission wurde beauftragt, die Einhaltung dieser gesetzlichen Vorschriften rücksichtslos zu überwachen. Diese Kommission, welcher eine Summe von 25 000 Dollars überwiesen wurde, begann ihre Arbeit mit einer genauen Besichtigung des gefährdeten Distrikts, wobei sich herausstellte, daß bereits ein Umkreis von 50 engl. Quadratmeilen Landes von dem Schwammspinner besetzt war. Die anfangs bewilligte Summe erschien viel zu gering, und die Kommission erhielt sofort noch weitere 25 000 Dollars, um die Gefahr gründlich zu beseitigen. Gegen hundert Beamte waren von früh bis abends ausschließlich damit beschäftigt, durch bezahlte Arbeiter den Schädling in allen Stadien der Entwicklung töten zu lassen. Im Monat April wurden die überwinterten Eier in unglaublichen Massen zusammengetragen, aufgehäuft und verbrannt. Anfang Mai bis Mitte Juli bespritzte man das Laub und die Stämme der von den Raupen heimgesuchten Bäume mit Pariser Grün, und 15 Gespanne dienten zur Beförderung der hierzu nötigen Apparate. Polizisten beaufsichtigten während des ganzen Tages die Landstraße von Medford nach Malden und untersuchten jedes diese Straße passierende Fahrzeug, um die anhaftenden Raupen abzulesen und so die Verschleppung nach anderen Distrikten zu verhindern.

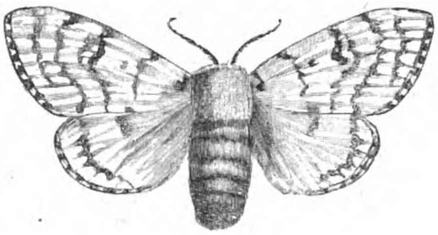




Puppe und Raupe des Schwammspinners.

In der von den Raupen ganz besonders heimgesuchten, südlich und nördlich von der Eisenbahn bei Medford gelegenen Landschaft wurden gegen 20 Acker Hoch- und Buschwald rasiert und durch Feuer dem Boden gleichgemacht; auch an anderen Stellen fällte man Hunderte von Bäumen, die dem Absterben bereits nahe und dicht mit Eierklumpen des Schwammspinners überzogen waren.

Im Frühling 1891 wurde die Arbeit mit erneuter Kraft aufgenommen; neue Geldmittel wurden bewilligt, ein neues strengeres Staatsgesetz erlassen. Die bereits erwähnten Mittel wurden von neuem angewandt. Außerdem umband man zur Verpuppungszeit mehr als 68 000 Baumstämme mit locker anliegenden Leinwandlappen, unter welchen dann unzählige Puppen hafteten, die bequem abgenommen werden konnten. Professor Fernald hatte sein Augenmerk besonders auf die Parasiten gerichtet, welche die Raupen des Schwammspinners vernichten. Es sind dies Schlupfwespen und Raupenfliegen. Auf sein Anraten wurden von besonders dafür ausgebildeten Leuten die von Schmarotzern augenscheinlich bewohnten Puppen gesammelt und vor Vernichtung bewahrt. Die aus ihnen entschlüpften Parasiten unterstützten dann den Menschen wesentlich in seinem Vernichtungskampf. Es konnten jedoch nicht alle verseuchten Bezirke behandelt werden. Die Kommission verlangte demnach für das Jahr 1892 neue 75000 Dollars, welche auch am ersten März vom Staate bewilligt wurden. Doch während der ersten Monate des neuen Jahres war wegen erschöpfter Kasse und wegen der Ungewißheit, ob man auch wieder die entsprechenden Geldmittel gewähren würde, nicht viel geschehen in Bezug auf Vertilgung überwinterter Eier des Schwammspinners. So machte man leider die Entdeckung, daß sich die Grenzen des Verbreitungsgebietes an anderen, nicht ernstlich ins Auge gefaßten Stellen immer bedenklicher erweiterten.



Schwammspinner.
(Weibchen.)

Im Jahre 1893, für welches 100 000 Dollars bewilligt wurden, hatte sich der Schwammspinner bereits über mehr als 220 engl. Quadratmeilen Landes verbreitet. Man konnte bei den bis zum 1. Januar 1894 verbrauchten 245 255 Dollars nicht stehen bleiben und entschloß sich nochmals 150 000 Dollars der Kommission zu überweisen. Aber auch diesmal wurden die Gelder zu spät im Jahre bewilligt.

In einer geradezu unheimlichen Weise trat der Schädling bei Lexington, Woburn, Medford und andern Orten auf, wo ausgedehnte, ganz entlaubte Waldstrecken mitten im Sommer ein winterliches Aussehen hatten und von den sie umgebenden, im grünen Laubschmuck prangenden Waldungen trostlos abstachen. Im Jahre 1895 mußte man wieder 170 000 Dollars, im Jahre 1896 140 000 Dollars für den Feldzug gegen den Schwammspinner verwenden. Für das Jahr 1897 verlangte der Vernichtungsausschuß (Committee on the gypsy moth) weitere 200 000 Dollars, und wenn auch diese Summe nicht vollständig vom Staate bewilligt wurde, so reichten die Mittel doch aus, das Vernichtungswerk sehr energisch und mit Erfolg fortzusetzen. Ende vorigen Jahres teilte mir Herr Forbush, der Direktor dieses Ausschusses und Vorstand der Landwirtschaftlichen Ministerialabteilung von Massachusetts, brieflich mit, daß man sehr günstige Resultate erzielt habe, die zu den besten Aussichten berechtigten. — Hoffentlich erfahren wir demnächst, daß der Krieg gegen den Schwammspinner in Amerika durch die völlige Vernichtung des Feindes sein Ende erreicht hat.

Digitized by Google

Marine-Erinnerungen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Wilhelm Jordan.*

Als mir ein Marineamt zugefallen war, stichelte Karl Vogt „als langen Hering habe man mich reichseinmariniert“ und Detmold, der kleine Satyr der Paulskirche, fand Beifall für seinen Witz: „ich hätte meinen Beruf zur Marine frühzeitig bewährt, indem ich einen Pudel meines Vaters gerettet, als er ins Wasser gefallen“.

Im Parlament bestand in der That bedauerlicher Mangel an besser Berufenen. Von den fünfzehn durch die Abteilungen in den Flottenausschuß Gewählten waren vier mit dem Seewesen vertraut: der sogleich einstimmig zum Vorsitzenden ernannte Direktor des österreichischen Lloyd, v. Bruck, der österreichische Marine-Ingenieur Möring, ein eifriger Befürworter der jetzt für Seedampfer allgemeinen, damals nur in der Adria mit noch zweifelhaftem Erfolg versuchten Schraube, dort Propeller genannt; dann zwei Reeder aus Bremen und Ems, Gevekoht und Brons. Gleichwohl versuchten auch die meisten andern, als eine erste Umfrage gehalten wurde, ob und inwieweit sich jeder schon früher mit einschlägigen Dingen befaßt habe, sich um das Eingeständnis ihres Laientums herumzureden. Nur der preußische Artilleriemajor Teichert und ich bekannten gänzliche Unwissenheit in nautischen Fragen, er mit dem Hinzufügen, daß man seine Erfahrung im Geschützwesen vielleicht brauchbar finden werde, ich ohne Anspruch auf mildernde Umstände. Dennoch ward ich, als jüngstes Mitglied, sogleich zum Schriftführer ernannt.

Mit wenigen Kriegsfahrzeugen dritten und vierten Ranges vermochte damals Dänemark unseren Seehandel empfindlich zu schädigen, Weser und Elbe völlig zu sperren. Das fühlte die erwachte Nation als unerträgliche Schmach. Man entsann sich der einst meergewaltigen Hansa. Die Unentbehrlichkeit einer Flotte ward jedem einleuchtend. Eine solche so rasch als möglich zu schaffen, regte sich allerorten opferwilliger Eifer. Dringliche Petitionen bestürmten das Parlament. Gesammelte Gelder, Anerbietungen im Bau begriffener Kanonenboote begannen einzulaufen. Schleswig-Holstein arbeitete nicht erfolglos an der Schaffung einer eigenen Marine. Der Hamburger Flottenverein baute Kanonenboote und versuchte, zwei alte Kauffahrteischiffe in Kriegsfahrzeuge umzuwandeln und zu bestücken. Behufs Angliederung an die von Frankfurt aus zu schaffende Flotte trat man in Verbindung mit unserem Ausschuß, der schon bei seiner Einsetzung auf den Antrag Heckschers ermächtigt worden war, mit den Marinekomitees der deutschen Seehäfen direkt zu verkehren und die Materialien zur Vorlage an die Nationalversammlung vom In- und Auslande einzuholen.

Mir lag es ob, über die Einläufe zu berichten, die Antworten zur Genehmigung vorzuschlagen und nach Unterzeichnung durch unseren Präsidenten abzuschicken. In den meisten Fällen kürzte sich dies Verfahren dahin ab, daß ich nicht erst auf eine Sitzung zu warten, sondern mich nur der Zustimmung des Herrn v. Bruck zu versichern hatte. Diesen überlastete schon die Korrespondenz seines Triester Amts. Nach kurzer Probezeit gab er mir Vollmacht, unseren sehr umfangreichen aber selten wichtigen Schriftwechsel allein zu besorgen und ohne seine Begutachtung als Sekretär des Ausschusses zu zeichnen. Sechs Wochen nach unserer Konstituierung galt ich im Parlament für den Geschäftsführer des Ausschusses, draußen sogar für den künftigen Chef des Marineamts.

Ein junger Schiffszimmermeister aus Stettin, Zweitinger, begrüßte mich sogar als voraussichtlichen Marineminister mit dem Ersuchen, ihm, wenn ich demnächst ernannt würde, eine Anstellung zu verschaffen. Ich mußte lachen, antwortete aber mit dem Gegenvorschlag, er möge mir theoretischen Unterricht geben im Schiffsbau. Dabei würde ich ein Urteil gewinnen über seine Befähigung. Sei das ein günstiges und erfülle sich seine Vermutung auch nur annähernd, so wolle ich ihm das gewünschte Amt verschaffen. Bereitwillig ging er darauf ein. Viele Wochen hindurch, jeden Morgen von 7 bis 9 Uhr bauten wir Schiffe auf dem Papier, von der kleinsten Jolle bis zum Dreimaster und Linienschiff. Ich besitze noch dicke Rollen von Zeichnungen, an denen er mir vom Kiel bis zur obersten Stenge jeden Bestandteil benannte und erklärte. Gleichzeitig studierte ich die Navy Estimates des englischen Parlaments und was ich mir von französischen und englischen technischen Werken über Dampfmaschinen, Schiffsartillerie und Organisation des Flottendienstes irgend verschaffen konnte.

Als im Ausschuß über die nächsterforderlichen Anschaffungen verhandelt, die Kosten geschätzt und daraufhin als erste Rate zur Flottengründung sieben Millionen Gulden im Plenum beantragt wurden, da konnte ich schon mit einiger Fachkenntnis, und nicht selten entscheidend, mitreden.

Die der Initiative des Parlaments zustehenden Vorbereitungen lagen überwiegend in meiner Hand, als nach Bewilligung jener Summe der Bremer Senator und Bürgermeister Duckwitz den Auftrag erhielt, ein Centralamt für die Marine als Abteilung des Reichshandelsministeriums einzurichten. So wurde ich als Rat in diese Abteilung berufen.

Zum Amtslokal angewiesen wurde mir der zweite Stock des Dietz'schen Hauses in der Eschenheimergasse, gegenüber dem Palais Mühlens, das heute dem Bürgerverein gehört, damals dem Reichsverweser Erzherzog Johann als Residenz diente; eine lange Flucht leerstehender Säle und Zimmer. In der Ecke des einen lag ein ellenhoher Stoß Akten des Bundestages in Marineangelegenheiten, obenauf die jüngsten noch unerledigten Zuschriften aus Schleswig-Holstein, Hamburg und von den zahlreichen Sammelvereinen.

„Raum haben Sie da wohl genug; nun legen Sie los mit der Flottengründung,“ sagte Duckwitz, als er mich am 15. November 1848 in diese wenig ermutigende Oede einführte.

Meine Thätigkeit begann damit, daß ich etliche Tische und Stühle vorläufig mieten, Aktenschränke, besser geeignete Schreib- und Zeichentische bestellen, Papier, Tinte und Federn selbst einkaufen ging, einige Kopisten anwarb, den Schiffszimmermeister Zweitinger als Zeichner und als Sekretär Herrn Ebeling anstellte, der sich in diesem Amt vorzüglich bewähren sollte.

Mit dem Minister und meinem einige Tage später ernannten Kollegen, dem Abgeordneten Kerst, hatte ich zugleich den Sitzungen der technischen Kommission beizuwohnen, die unter Vorsitz des Prinzen Adalbert von Preußen den Flottenplan für eine Reihe von Jahren ausarbeitete. Uns unter Duckwitz aber verpflichtete der dringliche Auftrag des Parlaments, der Schande der Blockierung der Weser und Elbe baldmöglichst ein Ende zu machen. Was wir dazu an Dampfern teils ausrüstbar kauften, teils auf englischen Werften bauen ließen, stimmte wenig zu den von der Kommission geplanten, aber für unsere Aufgabe jedenfalls viel zu spät kommenden Fahrzeugen. So hatten wir denn unsere liebe Not, die resolut ohne Anfrage zur Begutachtung erworbenen oder bestellten Schiffe als den Forderungen der Techniker einigermaßen entsprechend zu verteidigen. Mir zumeist fiel diese heikle Pflicht zu, da ich zwei- bis dreimal wöchentlich zur Arbeit mit dem Prinzen im „Russischen Hof“ zu erscheinen hatte. Ich entsinne mich, daß ich im Gespräch mit ihm über eine Stunde im Zimmer auf und nieder laufen mußte, und immer desto schneller, je erregter sein Widerspruch wurde, bevor es gelang, Verzeihung unseres „kecken Vorgriffs“ und endliche Zustimmung auszuwirken zur Einstellung des in Amerika gekauften Dampfers „Hansa“.

Erfolglos dagegen blieben unsere Proteste gegen die Ruder-

* Diese Erinnerungen Wilhelm Jordans bilden den ersten in einer Reihe von Aufsätzen, welche hervorragende Veteranen der achtundvierziger Zeit für die „Gartenlaube“ geschrieben haben. Wie diese Aufsätze persönliche Erlebnisse von historischem Wert schildern, so haben auch die politischen Urteile darin den Wert historischer Zeugnisse, die wir uneingeschränkt wiedergeben als persönliche Bekenntnisse ihrer Verfasser. D. Red.

Digitized by Google

Ueberrascht.
Nach dem Gemälde von H. Vogler.

Copyright 1895 by Franz Hanfstaengl in München.

kanonenboote. Diese, behaupteten wir, seien eine gleich antiquierte Vergeudung von Geld und Menschenkraft, wie Spinnrocken und Handwebestuhl, seit der hundertfach ergiebigere Dampf die Sträflingsarbeit in Galeeren abgelöst. Dawider berief man sich auf Dänemarks immer noch zahlreichen Besitz an Fahrzeugen dieser Gattung, nicht minder auf die Dienste, welche die skandinavische Schärenflottille in klippenreichem Strandgewässer zuweilen geleistet hatte — gegen Segelschiffe. Die verführerische Thatsache, daß eine Ruderjolle mit zwei Geschützen für etwa 6000 Thaler in kurzer Zeit fertig zu stellen war, machte den Improvisationseifer der Flottenvereine, ja, der Staatsbehörden und selbst unserer Techniker blind dafür, daß die Quälerei zur Leistung eines kläglichen Bruchteils der Maschinenkraft nur eins erzielen könne: unseren Matrosen den Flottendienst gründlich zu verleiden. So wurden denn auch uns von diesem verderblichen Spielzeug 27 Stück aufgehalst, um, wie vorausgesagt, nach wenigen Exerzierversuchen von trostlosem Ergebnis zu verrotten und schließlich zum Brennholzwert verkauft zu werden.

Abgesehen vom verdrießlichen Zwang zu diesem nach unserer Ueberzeugung verfehlten Unternehmen, fühlten wir uns hoch gestimmt und zu atemlosem Fleiß gespornt von dem Bewußtsein, Handgreifliches und Ersprießliches zu schaffen, während die Versammlung in der Paulskirche das glühende Eisen ungeschmiedet kalten ließ und Monate zur juristisch ausgespitzten Beratung der Grundrechte verbrauchte.

Im Frühjahr 1849 hatten wir auf der Weser bei Brake und Bremerhaven sechs wohlbewaffnete Dampfer liegen. Für das Oberkommando war der griechische Fregattenkapitän, jetzt Seezeugmeister, nachmals Admiral, Rudolf Brommy gewonnen, der sich als eifriger und umsichtiger Organisator ausgezeichnet bewährte. Auch das Offizierskorps vervollständigte sich allmählich, besonders durch Eintritt belgischer, wegen Verminderung ihrer Marine außer Dienst gestellter Offiziere, und die auf der „Deutschland“, einem anderweit nicht verwendbaren Slomannschen Kauffahrteischiff, eingerichtete Schule für die Kadetten, von uns Seejunker genannt, verhieß leistungsfähigen Nachwuchs.

Desto mehr gebrach es an Matrosen. Trotz der Unterbindung unseres Seehandels blieben die Werbeversuche fast erfolglos. Von einigen zwanzig aus Mecklenburg geholten Matrosen mußten die meisten als untauglich entlassen werden.

Ich hatte damals mit dem schon ernannten Marine-Stabsarzt Dr. Rudolf Heins dem Examen beizuwohnen, dem sich die zum Dienst in der Flotte angemeldeten Mediziner in dem dazu vom Senat bereitwillig zur Verfügung gestellten Hamburger Krankenhause unterziehen mußten. Dort erhielt ich von Duckwitz Auftrag, zu ermitteln, warum keine Matrosen zu erheuern seien, da deren doch eine Menge müßig sein müßte. So war es. Aber sie lebten auf Kredit bei den Schlafbaasen, und diese ließen ihre lebendigen Unterpfänder nur los gegen Zahlung ihrer Schulden.

Ich erklärte mich bereit, für jeden an Bord gelieferten Mann die quittierte Baasrechnung zu zahlen, bot in Plakaten angemessene Löhne und mietete zur Musterung einen Saal in St. Pauli. Da strömten denn Matrosen zu Hunderten zusammen, um sich messen und ausgekleidet von den eben ernannten und sogleich uniformierten Marineärzten auf ihre Gesundheit untersuchen zu lassen. In kurzer Frist waren gegen anderthalbhundert angeworben.

Nun aber fragte sich's, wie dieser Trupp nach der Weser zu bringen sei. Sehr zu paß daher kamen mir zwei schon in Frankfurt als Offiziersaspiranten eingetragene junge Männer, die das Steuermannsexamen rühmlich bestanden hatten. Auf ihre Anfrage, warum sie noch keinen Bescheid auf ihre Meldung erhalten, versprach ich, ihnen definitive Patente auszuwirken, wenn sie, als provisorische Deckoffiziere uniformiert, die Matrosen auf gemietetem Dampfer nach Stade, von dort, da die Mündungen der Elbe und Weser von den Dänen blockiert waren, auf Leiterwagen nach Bremerhaven brächten. Das gelang ihnen bestens. Den richtigen Empfang der Mannschaften quittierend, begrüßte mich Freund Brommy als einen Hexenmeister. Die beiden jungen Steuermänner hatten mein auf den ersten Blick gefaßtes Vertrauen gerechtfertigt und rechtfertigten es in der Folge noch glänzender. Denn in ihnen hatte ich den nachmaligen Admiralen Kinderling und Werner auf die erste Stufe ihrer Laufbahn hinaufgeholfen.

Am 5. April 1849 hatten zwei schleswig-holsteinische Strandbatterien und eine von Herzog Ernst von Koburg-Gotha rechtzeitig herangezogene nassauische Feldbatterie das dänische Linienschiff „Christian VIII“ in die Luft gesprengt, die als Schnellsegler berühmte Fregatte „Gefion“ gezwungen, die Flagge zu streichen. Sofort nach Eingang der Siegesdepesche ward ich hingeschickt, diesen so unerwarteten als erwünschten Zuwachs unserer Flotte zu übernehmen.

Von einigen dreißig Vollkugeln war das Heck der „Gefion“ zum Siebe geschossen. Das Schiff der Länge nach durchschlagend, hatten sie bis zu elf Mann auf einen Schuß niedergestreckt, im Innern eine grausige Verwüstung angerichtet. Das Eichenholz der Deckbalken sah man zu Strohbüscheln zerfasert, dazwischen Skalpfetzen und den Brei zerschmetterter Gehirne. Das Gestade rings um die Bucht lag bedeckt von den Leichen der mit in die Luft geflogenen Dänen.

Gegen achtzehn Landgeschütze war eine fast zehnmal so zahlreiche Schiffsartillerie ohnmächtig unterlegen. So hat dies denkwürdige Treffen den Hauptanstoß gegeben, das dem präciseren Feuer der Küstenkanone gegenüber fast wehrlos gewordene Holzschiff abzuschaffen und durch die schwimmende Festung von Stahl zu ersetzen.

Einige Verse aus der Zueignung meines „Demiurgos“ veranschaulichen mit photographisch treuen Einzelzügen die Walstatt dieses Kampfes, wie sie 24 Stunden nach demselben aussah:

„Ich sah das Ufer tief durchwühlt
Von Dänmarks Zweiunddreißigpfündern,
Besät mit Splittern, Bombenscherben,
Kartätschen und Granatenzündern,
Umsonst verschwendetem Verderben.
Ich trat auf einen Riesenspan
Vom Mittelmast des Christian.
Ein glühender Kanonenball
War mitten in das Holz geschlagen
Um ellentief in leisem Fall
Wie'n Feuerwurm sich fortzunagen.
Ich sah das Wrack mit schwarzgebrannten
Vom Pulver kraus verschrägten Spanten
Noch klafterhoch der Flut enttauchen
Und hier und da noch leise rauchen.
Es schien ein Vorweltungeheuer
Gestrandet an verborgner Klippe,
Ein Wal, dem hier ein mächtig Feuer
Das Fleisch gefressen vom Gerippe.
Dann war es mir ein Freudenschreck,
Der Gefion zerschoss'ne Bohlen
Nunmehr als deutsches Kriegsverdeck
Zu fühlen unter meinen Sohlen.“

Ich besitze noch zwei Andenken aus jenen Tagen: einen Eichenklotz vom Kiel der nun längst zerschlagenen „Gefion“ und ein halb verbranntes Signalbuch der dänischen Ruderflotte (Roflotillen). Dies war vom „Christian“ in die Luft geflogen und nahezu eine Viertelmeile landein niedergefallen auf einem Feldstück des Grafen Reventlow-Altenhof, bei dem ich im Hauptquartier des Herzogs von Koburg-Gotha einen Tag zubrachte.

Erwähnt sei noch, daß ich damals bei Eckernförde dem ersten Schießversuch mit birnförmigen, an der Spitze mit einem Zündhütchen versehenen Granaten beiwohnte. Leider platzten mehrere schon im Rohr. Von den übrigen fehlte keine das Ziel, so daß die Treffsicherheit durch die neue Geschoßform gesteigert schien. Die Sprengwirkung der im Augenblick des Einschlagens erfolgenden Explosion war eine so furchtbare, daß ein so in der Wasserlinie getroffenes Schiff unrettbar verloren sein mußte.

Panzerschiffe gab es noch keine, aber die Idee derselben war doch schon aufgetaucht und wir hätten die ersten sein können, sie zu verwirklichen. Schon im Ausschuß nämlich, und mehr noch in der Abteilung waren wir förmlich überschwemmt worden mit Erfindungen. Die meisten waren grotesk, ungeheuerlich, selbst blödsinnig; die tollste z. B. ein Prahm, bewaffnet mit einer dampfgetriebenen Zange, gigantisch und stark genug, um ein Linienschiff, das so gut sein wollte, sich einkneifen zu lassen, masthoch aufzuheben, umzudrehen, Geschütz und Bemannung

Digitized by Google

herauszuschütteln und es dann zerknackt wie eine Nuß ins Meer plumpsen zu lassen.

Aber auch verheißungsvolle Anerbietungen mußten wir, wegen Mangels an Zeit und Geld zu Experimenten, ablehnen. So den wohl motivierten, von sauberen Zeichnungen begleiteten Vorschlag gezogener Kanonen für konische Geschosse, der wenige Jahre später von Napoleon III ausgeführt wurde; so den eines gepanzerten Dampfkanonenbootes mit beigegebenen Tabellen über Schießversuche zur Erprobung der Widerstände verschieden dicker Eisenplatten. Bekanntlich fand auch diese Idee ihre erste Nutzanwendung in Frankreich beim Bau schwimmender Batterien für den Krimkrieg.

Sechs Monate nach Einsetzung der Marineabteilung konnte ein Geschwader kampfbereit von der Weser auslaufen. Am 4. Juni 1849 kam es zum Seegefecht bei Helgoland. Die Berichte über dasselbe lauten sehr widersprechend. Am vollständigsten zusammengefaßt hat sie Vizeadmiral Batsch in seiner Schrift „Deutsch Seegras“, Berlin, Gebr. Paetel 1892. Das scheint sicher, daß die schwer beschädigte Korvette „Valkyren“ der Enterung und Vernichtung durch unsern Dampfer „Hamburg“ unter Kapitän Reichert nur entgangen ist, weil auf die Warnschüsse der englischen Batterie auf Helgoland das Flaggschiff Brommys, „Barbarossa“, Befehl zur Umkehr signalisierte. Wie die Korvette mußte auch der Dampfer „Geyser“ zur Reparatur nach Kopenhagen zurück. Da die dänischen 18- und kurzen 32-Pfünder, von nur einem Treffer in unsere Takelage abgesehen, durchweg zu kurz geschossen, scheuten die Blockadeschiffe wohl einen zweiten Angriff aus unsern achtzölligen Bombenkanonen und englischen 56-Pfündern. Sie verschwanden; die Blockade war aufgehoben und mit dieser Lösung unserer Hauptaufgabe ein zweifelloser Erfolg erreicht.

Dies Gefecht blieb die einzige Aktion unserer in Hast improvisierten, aber trotz vieler Mängel immerhin schon ansehnlichen Flotte. Alsbald begann aber ihr Martyrium mit der empörend unverschämten Note Palmerstons. Armierte Fahrzeuge unter schwarzrotgoldener Flagge — so ungefähr lautete dieselbe — hätten im britischen Gewässer um Helgoland eine Kanonade gegen dänische Kriegsschiffe eröffnet. Im Wiederholungsfall würden dieselben als Piraten behandelt werden. Meinen Entwurf zur Antwort wagte der Minister nicht einmal seinen Kollegen mitzuteilen. Zähneknirschend mußten wir den Schimpf unterschlucken.

Schon aber stand uns Schlimmeres bevor seitens deutscher Bundesgenossen.

Ein ungemein anerkennender Bericht über die junge Schöpfung, den der österreichische Fregattenkapitän v. Bourguignon erstattete nach achttägiger gründlicher Musterung und Probefahrten in der Nordsee, auf denen ich ihn begleitete, hatte nicht vermocht, das entschiedene Uebelwollen Oesterreichs zu besiegen. Von Wien aus gepflegt, überwog und lähmte die Kostenscheu der meisten Mittel- und Kleinstaaten das nur von Oldenburg, Hannover und den Hansastädten unterstützte opferbereite Wohlwollen Preußens. Als eben noch drei neue Dampfer auf der Weser eingetroffen und ich von der Abnahme derselben aus England zurückgekehrt, fand ich unser Werk schon so gut wie verurteilt.

Wie über die Gründung, giebt auch über die Auflösung und unsere mit aufreibender Anstrengung fortgesetzten, doch erfolglosen Rettungsversuche die ausführlichste und verläßlichste Auskunft die aus den Staatsarchiven in Berlin und Hannover geschöpfte Schrift „Die deutsche Flotte von 1848 bis 1852“ von Dr. M. Bär, Leipzig, S. Hirzel, 1898.

Ich schweige von dieser trostlosen Siechtumsgeschichte und ihrer letzten Schmach, der Verauktionierung durch Hannibal Fischer. Von diesem „Totengräber der deutschen Flotte“ entwirft ein Brief des bremischen Bürgermeisters Smidt, abgedruckt im eben genannten Werke Bärs, ein so zutreffendes als erschöpfendes Charakterbild. Danach hat sich der ins Leben zurückgalvanisierte Bundestag unsterblichen Mißruhm eingelegt, indem er für die leider unvermeidlich gewordene Auflösung einer von der Nation ersehnten Schöpfung diese tragikomische Figur zu seinem Bevollmächtigten erkor.

Nur noch eine Erinnerung von unvergänglichem Geschichtswert sei hier aufgezeichnet.

Während die politische Konstellation den Fortbestand der Marine bereits fraglich machte, hatte ich die Ehre, mit dem preußischen Marinebevollmächtigten Obrist von Wangenheim und dem hannoverischen Hauptmann Marcard zur Mittagstafel beim Prinzen von Preußen eingeladen zu werden.

Der nachmalige deutsche Kaiser veranlaßte mich, von meinen Erlebnissen in der Paulskirche und namentlich davon zu erzählen, wie die Partei der Erbkaiserlichen durch weitgehende Nachgiebigkeit in Betreff ihr bedenklicher Paragraphen der Reichsverfassung die genügende Mehrheit zur Wahl des Königs von Preußen zusammengebracht. Dann gab er dem Gespräch eine Wendung zu Marinefragen. Er wolle nicht verhehlen, daß ihm unser Unternehmen von vornherein den Eindruck eines verfrühten, bei seiner Kostspieligkeit auch etwas leichtsinnigen Versuches gemacht habe.

Ich bekannte, daß ein nicht ganz unerheblicher Teil der Schuld an dieser kecken Vorwegnahme mir zur Last falle, und fügte hinzu, daß jetzt auch mein Glaube an die Zukunft unserer Schöpfung sehr ins Wanken komme.

Da fiel plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine Frage von seinen Lippen, die mich erschreckte, als brenne mein Stuhl.

„Sagen Sie, versteht denn mein Vetter Adalbert etwas von der Marine?“

Dabei hielten seine Augen die meinigen fest mit jenem fridericianischen Blick, der bis tief ins Gewissen eindringt.

Kein Zweifel, nur auf entscheidende Probe stellen sollte den jungen Marinerat die befremdliche Zumutung eines Urteils über den prinzlichen Chef der Königlich preußischen Marine. Wenn auch nur ein Tröpfchen Vorwitz meine Antwort färbte, dann hatte ich vom Hohenzollern eine eisige Abfertigung zu erwarten und war für ihn endgültig durchgefallen.

„Wir alle,“ versetzt' ich rasch gefaßt, „und vor allen ich, haben erst in der Arbeit das ABC des neuen Fachs lernen müssen. Darin wenigstens glaub' ich weit genug gekommen zu sein, um behaupten zu dürfen, daß Se. Königl. Hoheit Prinz Adalbert aus umfassender Kunde des englischen Seewesens in die technische Kommission mehr Vorkenntnisse mitgebracht hat als irgend ein anderes Mitglied.“

Ich hatte bestanden. Er lächelte freundlich, aber dem Ausdruck der Güte war ein schalkischer Zug beigemischt, als ob er dächte: nicht unbehend aus der Schlinge geschlüpft.

Nach Aufhebung der Tafel winkte er mich in eine Fensternische, während Graf Pückler, sein Hofmarschall, die anderen Gäste zum Flüstergespräch um sich gruppierte.

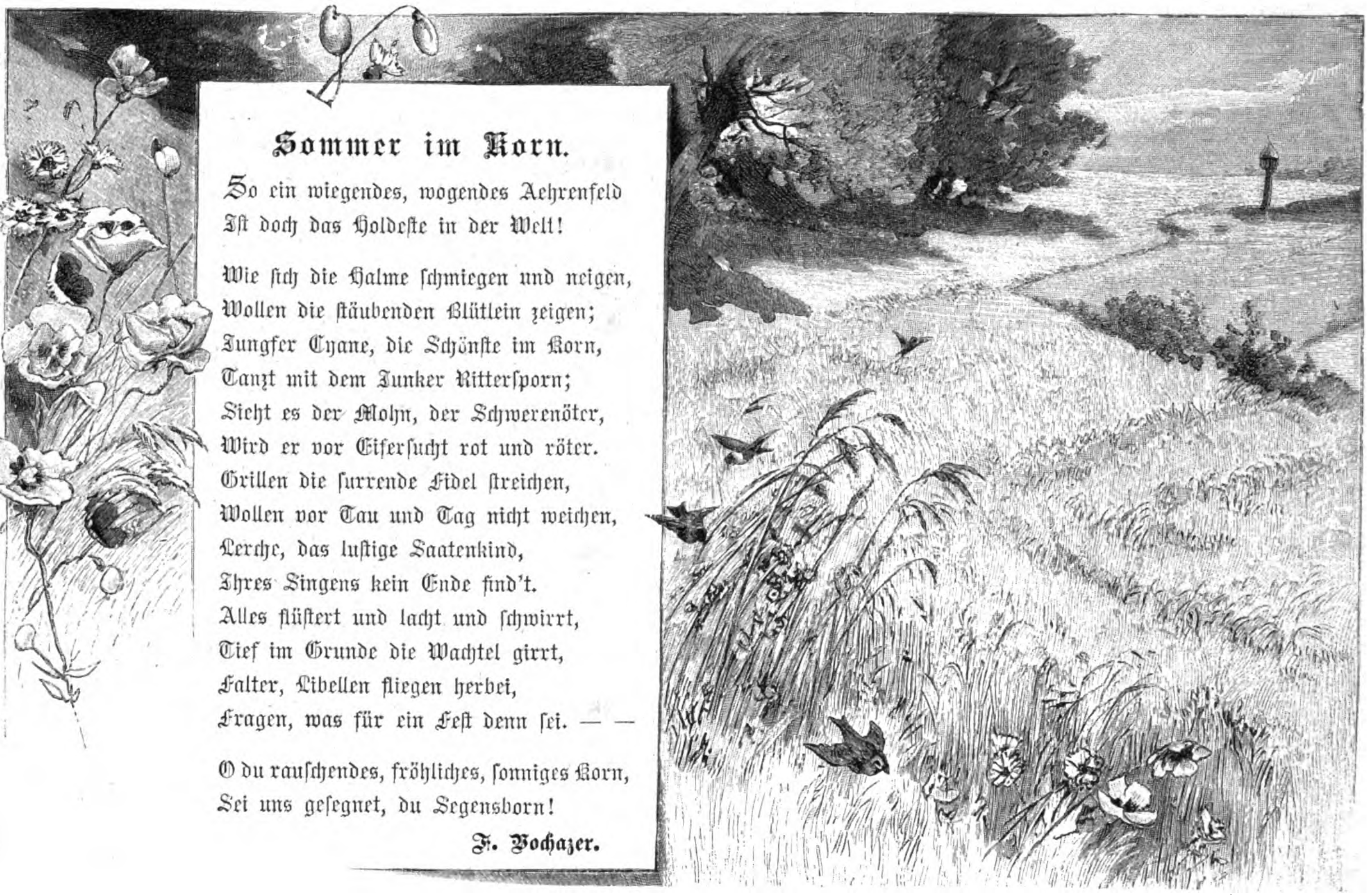
„Sie haben recht,“ schloß er die Unterredung, „an der Zukunft Ihrer Marine zu verzweifeln. Auch Preußens guter Wille vermag sie nicht mehr zu retten. Es war verkehrte, jugendliche Uebereilung, erst eine Flotte schaffen zu wollen und nachträglich dazu das Reich. Ueberhaupt habt ihr in der Paulskirche so manchen überkühnen Griff gethan. Aber darunter auch einen, der sich, mein Wort darauf, nicht als Mißgriff erweisen soll. Das Reich kommt, mit ihm dann auch die Flotte. Die Gründung freilich geschieht nimmer durch Parlamentsbeschlüsse.“

So war ich einer der wenigen, die es längst von ihm selbst wußten, zu welchen Erfüllungen er als König rüste, als er sich unbeirrt mit schwerer Unpopularität belastete und gegen die Majorität ausführte, was nur er allein mit seinen Paladinen als unerläßlich geboten erkannt hatte.

An großen Wenden flößt die Weltgeschichte ihren Willen gern der handelnden Hauptperson ein als leidenschaftliche Vorliebe für das erforderliche Thatenfach. So ist meinem Glauben Kaiser Wilhelms II Passion für das Seewesen die providentielle Fügung des Willens, der sich zu seiner Vollstreckung ein meergewaltiges Deutschland ausersehen hat.

Wohl uns, daß die zwingende Beredsamkeit der Weltlage ihn der dornenvollen Pflicht überhoben hat, wie einst sein Großvater die Kräftigung des Heeres, so den Ausbau der Flotte gegen eine Majorität durchsetzen zu müssen.

Digitized by Google



Sommer im Korn.

So ein wiegendes, wogendes Aehrenfeld
Ist doch das Holdeste in der Welt!

Wie sich die Halme schmiegen und neigen,
Wollen die stäubenden Blütlein zeigen;
Jungfer Cyane, die Schönste im Korn,
Tanzt mit dem Junker Rittersporn;
Sieht es der Mohn, der Schwerenöter,
Wird er vor Eifersucht rot und röter.
Grillen die surrende Fidel streichen,
Wollen vor Tau und Tag nicht weichen,
Lerche, das lustige Saatenkind,
Ihres Singens kein Ende find't.
Alles flüstert und lacht und schwirrt,
Tief im Grunde die Wachtel girrt,
Falter, Libellen fliegen herbei,
Fragen, was für ein Fest denn sei. — —

O du rauschendes, fröhliches, sonniges Korn,
Sei uns gesegnet, du Segensborn!

F. Pochazer.

Verhütung der Nervosität.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Nervenarzt Dr. **Otto Dornblüth.**

Es ist sehr unrecht, wenn man die Nervosität mit dem Schlagwort „Modekrankheit" oder „Krankheit des Jahrhunderts" abfertigen und den Nervösen den Rat geben will, sich zusammenzunehmen und ihre Krankheit mit dem Willen zu unterdrücken. Gewiß giebt es leichte Fälle, wo der Kranke die Klagen über seine Krankheit unterlassen und trotz seiner Beschwerden seiner gewohnten Tagesleistung nachgehen kann, bis die Besserung eingetreten ist, aber man darf sich deshalb noch nicht denken, daß die Genesung die Folge dieser Willensanstrengung gewesen sei. Man sieht wenigstens als Arzt viel mehr Fälle, wo gerade durch die Willenskraft die Krankheit lange niedergehalten wurde, bis sie schließlich den Kranken überwältigte und nun es vielfacher Mühe bedurfte, um wieder beseitigt zu werden. **Die Nervosität besteht in einer krankhaften Unfähigkeit des Nervensystems, die bei geistiger und körperlicher Arbeit verbrauchten Teile in der beim Gesunden ausreichenden Zeit, also unvermerkt, wieder zu ersetzen.** Es ist selbstverständlich, daß diese Fähigkeit nicht durch Willenskraft, sondern nur durch Verminderung der Ansprüche und Steigerung der Kraftvorräte des Nervensystems wiedergewonnen werden kann. Die Umgebung des Nervösen ist aber gewöhnlich zufrieden, wenn er nur nicht mehr von seinen Beschwerden spricht; sie hält ihn für genesen, wenn sie nur selbst Ruhe vor ihm hat.

Man begründet den Ausdruck „Modekrankheit" gewöhnlich damit, daß es früher nicht so viel Nervöse gegeben habe, und sucht die Ursachen in den eigentümlichen sozialen Verhältnissen der Gegenwart, in dem rastlosen Treiben und Drängen, der Jagd nach dem Erwerb, dem Strudel der Vergnügungen. Auffallend ist dabei nur, daß so viele, die am tiefsten in diesem Getriebe stecken, nicht nervös sind und daß man Nervöse auch im stillsten Dorfe findet, wohin kaum ein Hall von dem Geräusch des Lebens dringt. Das Entscheidende für die Entstehung der Nervenschwäche ist in Wirklichkeit eine angeborene oder in der Kindheit erworbene geringere Widerstandsfähigkeit des Nervensystems. Natürlich sind die damit Behafteten im späteren Leben um so mehr gefährdet, je mehr sie an Arbeit, Gemütsbewegungen u. dgl. zu tragen haben.

Zum Glück hat die größere Aufmerksamkeit, die wir seit einigen Jahrzehnten der Nervenschwäche schenken, uns auch gelehrt, daß selbst der angeborene Mangel an Widerstandsfähigkeit der Nerven eines bedeutenden Ausgleichs fähig ist, und zugleich haben wir gelernt, wie die Ursprünge der Nervosität in der Kindheit und Jugend bekämpft werden können. Leider schenken viele Eltern und Erzieher den Anzeichen nicht die erforderliche Beachtung; sie spotten über die Gefahr, so lange sie noch abwendbar ist. Wie oft hört man sagen: Kinder dürfen noch nicht nervös sein, und sieht um so strenger und gewaltsamer gegen die vermeintliche Unart der Kinder vorgehen, je nervöser und reizbarer die Eltern sind. Wer aufmerksam ist und zu beobachten versteht, findet die Spuren der krankhaften Anlage schon sehr früh und kann sich rechtzeitig nach Hilfe umsehen.

Nervöse Kinder im ersten Lebensjahre sind zart, sie schreien übermäßig viel ohne besonderen Anlaß, sie zittern bei jedem besonderen Eindruck und geraten leicht in Ohnmacht. Wenn sie durch alle Zeichen ihre Aufregung verraten, pflegt man sie auf den Armen zu schütteln oder im Wagen, der ja jetzt meist die Wiege ersetzt, hin und her zu rütteln. Wenn man sich vorstellt, wie einem erwachsenen Nervösen zu Mut sein würde, wenn man seine peinlichen Empfindungen in dieser Weise bekämpfte, kann man ungefähr ermessen, wie vorteilhaft solches Verfahren für ein Kind sein muß, wenn es auch schließlich dabei „in seiner Qual verstummt". Andere Kinder verraten ihre Nervosität durch Aufschrecken aus dem Schlaf, unruhige Träume, wieder andere dadadurch, daß sie bei jedem ungewohnten Eindruck erröten oder erblassen. Auch eine übertriebene Furcht vor harmlosen Tieren, vor dem sich drehenden Kreisel oder anderen beweglichen Spielzeugen, vor dem Gewitter 2c. gehört hierher. Andere Zeichen

Digitized by Google

Die Heimkehr des Vaters.

Nach dem Gemälde von A. Guillou.

Digitized by Google

kommen im Schulalter der Kinder hinzu. Während viele Kinder, nachdem sie die Aufregung der ersten Wochen des Schulbesuchs hinter sich haben, munter und frisch wie vorher erscheinen, werden andere, ohne eigentlich krank zu sein, blaß und matt; sie klagen über Kopfweh, sind unlustig und verdrießlich, haben keinen rechten Appetit, wollen namentlich morgens vor der Schule nichts genießen und bekommen wohl gar Erbrechen, wenn man sie dazu zwingen will; abends wollen sie nicht ins Bett, weil sie sich vor dem Alleinsein im Schlafzimmer fürchten. Gewöhnlich hält man sie dann für blutarm; oft sind sie es auch, aber noch öfter sieht man, daß sie wenige Tage nach Beginn der Ferien wieder frisch und munter sind, während eine so kurze Zeit nicht zur Heilung einer wirklichen Blutarmut ausreichen würde. Andere nervöse Kinder sind mehr aufgeregt, sie beginnen zu nachtwandeln oder zeigen Andeutungen von Mondsucht, beides Zeichen unruhigen und zu leichten Schlafes. Wieder andere fallen durch ihre allzu rege Phantasie auf, durch die Leichtigkeit, mit der sie sich ganz in ihre Spielrollen hineinversetzen. Dieser gesteigerte Nachahmungstrieb nervös angelegter Kinder ist auch die Ursache der sogenannten nervösen Schulepidemien, die wohl alljährlich hier und da beobachtet, aber merkwürdigerweise immer noch nicht gleich richtig erkannt und behandelt werden. Wenn z. B. ein nervöses Kind an Veitstanz oder ähnlichen Zuständen erkrankt und davon unnötiges Aufsehen gemacht wird, wenn man einen großen Aufstand um das Kind macht, es im Wagen nach Hause bringt 2c., so erregt das die Nerven der andern aufs höchste, und natürlich immer mehr, wenn erst mehrere erkrankt sind und nun zu Hause und in der Schule von nichts anderem gesprochen wird. Die Erfahrung lehrt, daß solche nervöse Epidemien schnell aufhören, wenn man jedes Kind bei der ersten Andeutung nach Hause schickt und ihm sagt: du darfst dich ein paar Tage ausruhen; wenn dir besser ist, kannst du wiederkommen!

Was soll man nun thun, um die Kinder nicht erst nervös werden zu lassen? Man kann doch gar nicht wissen, ob ein Kind dazu beanlagt ist! Das ist aber auch gar nicht nötig; man soll eben alle Kinder so behandeln, daß sie gesunde Nerven bekommen. Dazu gehört zunächst, daß man kleinen Kindern ihre Ruhe läßt. Man soll sie nicht rütteln und schütteln und sie nicht durch stürmische Freudenbezeigungen erschrecken. Ein recht deutlicher Hinweis liegt darin, daß kleine Kinder gewöhnlich Herren lieber mögen als Damen; das kommt daher, daß Herren gewöhnlich die Kinder in Ruhe lassen, während Damen nicht leicht von der Unsitte zärtlicher Küsse abgehen. Sehr wichtig ist, daß man die Kinder nicht übermäßig warm einhüllt, auch das Zimmer nicht etwa über 15 Grad R. erwärmt, daß man das Badewasser nicht wärmer als 26 Grad R. nimmt 2c. Ebenso verkehrt wäre es, die Temperaturen zu niedrig zu nehmen, wie es im Anschluß an die Kneippschen Lehren neuerdings öfters geschieht, denn auch dadurch werden die Kinder nervös. Ferner soll man die Kinder vernünftig ernähren, so daß ihre Kräfte den Anforderungen ihres geistigen und körperlichen Wachstums entsprechen, und man soll ihnen genügend Schlaf in ruhigen, gut gelüfteten Zimmern gewähren, damit sie nach der Tagesarbeit reichliche Ruhe finden. Vor dem Schulalter, wo das Kind ja auch beständig geistig und körperlich lernt und arbeitet, ist eine Stunde Liegen in der Mitte des Tages überaus erwünscht, und ebenso sollte man auch in den Schuljahren daran festhalten, zumal wenn im Sommer der Unterricht früh morgens beginnt, der Schlaf aber wegen der schönen Abendstunden auch nicht allzu zeitig begonnen wird. Man muß überhaupt die Schulkinder mehr, als es bisher üblich ist, als wirklich durch die Arbeit angespannt betrachten und sie demgemäß behandeln. Man muß, wenn irgend möglich, dafür sorgen, daß sie ihre Arbeiten in Ruhe machen können, nicht etwa in einem Raume, wo gleichzeitig andere Kinder spielen oder eine Nähmaschine bearbeitet wird oder wo Personen ab- und zugehen.

Sehr wichtig ist es, daß die Erholungszeit weder durch zu anstrengende oder aufregende Spiele noch durch vorzeitige Musikstunden ausgefüllt wird, und daß man die Kinder nicht durch Handarbeiten ermüdet, die dann gewöhnlich zeitweise, z. B. gegen Weihnachten, bis zur Erschöpfung und Unlust gehäuft werden. Bei der Ernährung kommt es auch darauf an, daß die Mahlzeiten zu bestimmten Zeiten und in nicht zu langen Pausen eingenommen werden, mindestens fünfmal am Tage, und diese Gewohnheit soll auch durch die Schule keine Unterbrechung erleiden. Bei größeren Kindern macht das gewöhnlich keine Schwierigkeit, aber in den ersten Schuljahren haben die Kinder oft zu wenig Trieb, in der Zwischenstunde zu frühstücken; sie haben sich dann zu viel zu erzählen, oder sie haben noch schnell etwas für die nächste Stunde vorzubereiten. Es wäre deshalb sehr erwünscht, wenn die Lehrerinnen, denen ja meist der Unterricht der ersten Schuljahre obliegt, beim Beginn der Zwischenstunde aufforderten: „So, jetzt eßt euer Butterbrot“; dann würden die Kinder stets mit dem größten Vergnügen ihre Frühstücksmahlzeit halten. Sehr verwerflich ist es, wenn manche Lehrer die Stunden nicht pünktlich beendigen und dadurch die Pausen verkürzen, oder wenn den Kindern nicht nach der anstrengenden Unterrichtsstunde in der Pause freieste Bewegung und ungebundenes Entäußern gestattet wird. Wenn Erwachsene nach einer einstündigen Gedankenarbeit das gebieterische Verlangen empfinden, sich durch Auf- und Abgehen im Zimmer oder dergleichen eine Erleichterung zu verschaffen, so muß man das doch erst recht den viel leichter erschöpfbaren Kindern zubilligen. Selbstverständlich muß man auch sorgfältig darauf halten, daß die Luft im Schulzimmer zu Beginn jeder Stunde gut sei, und daß die Schulräume genügend erwärmt und auch wieder nicht zu warm seien, denn jede Abweichung in diesen Verhältnissen schädigt die Fähigkeiten und die Gesundheit der Kinder. Man hält oft genug thörichterweise den Vertretern der Gesundheitspflege entgegen, daß man doch früher ohne solche hygieinische Maßregeln ausgekommen sei, ohne daß die damaligen Schüler an ihrer Gesundheit Schaden gelitten hätten. Abgesehen davon, daß es unsinnig ist, eine zweckmäßige Neuerung deshalb abzulehnen, weil sie „früher nicht gewesen ist“, muß man derartigen Einwürfen doch entgegenhalten, daß sich ja alle Welt darüber beklagt, wie sehr die Nervosität, die Rastlosigkeit, die Sucht nach Betäubung der inneren Unruhe durch künstliche Reizmittel zunehmen; Grund genug, wenigstens der Jugend alles fernzuhalten, was dahin führen kann.

Bekanntlich hat seit etwa zwei Jahrzehnten die Frage der Ueberbürdung der Schulkinder viel Staub aufgewirbelt. Die Behauptung eines deutschen Irrenarztes, daß Ueberbürdung in der Schule wiederholt in späteren Schuljahren völligen geistigen Zusammenbruch und schwere geistige Krankheit hervorgerufen habe, ist längst als unhaltbar erkannt worden. Derartige schwere Erscheinungen treten nur ein, wenn eine sehr üble angeborene Geistesanlage vorhanden ist, die dann zur Zeit des eintretenden Jünglingsalters mehr aus inneren als aus äußeren Ursachen in die Brüche geht. Auch der leider auf so vielen Schulen herrschende Alkoholmißbrauch hat schon oft solche Zusammenbrüche verschuldet. Daß aber sehr viele Kinder im Laufe der Schulzeit Schaden an ihrer Nervengesundheit erleiden, daß sie nervös werden, auch ohne vorher übermäßig dazu veranlagt zu sein, das ist unbestreitbar und allgemein gültig. Von der Schule wird die Schuld gewöhnlich ohne weiteres auf die häuslichen Verhältnisse geschoben, und oft mit Recht. Aber wenn zu Hause Dummheiten gemacht werden, so verpflichtet das die Schule doch nur, vom Standpunkte ihrer überlegenen pädagogischen Einsicht aus ein besseres Beispiel zu geben, auch wo es sich um scheinbare Kleinigkeiten handelt. Ein sehr wunder Punkt ist vielfach noch die zu harte Behandlung der schwächer beanlagten Schulkinder. Die Kinder können doch jedenfalls nichts dafür, wenn sie von den Eltern in Schulen gebracht werden, deren Anforderungen sie nicht gewachsen sind, aber trotzdem werden sie oft für ihre unzureichenden Kräfte gestraft und dadurch in ihrem Gesamtnervensystem schwer geschädigt. Ich wünschte jedem Pädagogen einen Kursus an einer Unterrichtsanstalt für Schwachsinnige, um deutlich zu lernen, daß gerade bei Minderbegabten nur die vollendete Güte und Geduld Erfolge erzielen! Die Ueberfüllung der heutigen Klassen und die zweifellos bestehende Ueberbürdung der Lehrer macht ja vielfach ein genaueres Eingehen auf die Geistesart des einzelnen Schulkindes unmöglich, und in diesem Sinne würde eine gründliche Aufbesserung der Verhältnisse des Lehrstandes ebenfalls sehr dazu beitragen, die Ausbildung der Nervosität bei dem heranwachsenden Geschlecht zu vermindern.

Um nach glücklich überwundenen Schul- und Lernjahren vor

Digitized by Google

Nervosität bewahrt zu bleiben, gilt es vor allem, in möglichst ruhigem Gleichmaß zu leben. Regelmäßiger und rechtzeitiger Beginn des Tagewerkes ermöglicht in den meisten Fällen, die Arbeit ruhig und ohne angreifende Ueberhastung zu vollenden und auch die nötigen Erholungspausen einzuschalten. Auch in den Genüssen und Erholungen soll man alles Gewaltsame vermeiden. So gesund Spazierengehen, Radfahren, Baden und andere Körperübungen sind, so schädlich kann ihr Uebermaß wirken. Gerade bei Nervosität kommt es sehr leicht zu solchem Uebermaß, weil die peinlichen Empfindungen und Stimmungen des Erschöpfungszustandes zu einer krankhaften Rastlosigkeit führen, oder weil der Nervöse eine unbestimmte Vorstellung hat, daß für seine Beschwerden etwas geschehen müsse, und nun im Gegensatz zu der vorhergehenden geistigen Anspannung sein Heil in körperlicher Ausarbeitung sucht. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß geistige und körperliche Thätigkeit doch im Grunde aus derselben Quelle gespeist werden, daß das Nervensystem bei beiden arbeitet, wenn auch in etwas verschiedener Weise, so kann man sich leicht denken, daß das Uebermaß körperlicher Anstrengung auch dem Nervösen schaden muß. Die Körperübung hat hier in der That nur soweit Berechtigung, als sie von geistiger Arbeit ableitet und eine allgemeine Anregung des Stoffwechsels und des körperlichen Ersatzes vermittelt, d. h. also, soweit sie durch die nachfolgende Ruhe vollkommen wieder ausgeglichen wird.

Zu beachten bleibt vor allem eine regelmäßige und zweckmäßige Ernährung (vgl. des Verfassers Schriften „Gesunde Nerven" und „Kochbuch für Kranke"). Die Genußmittel wie Kaffee und Thee sollen nicht ohne besonderen Grund ausgeschlossen werden, denn nur ihr Uebermaß ist gemeinhin schädlich, während ihre anregenden Wirkungen vielen Nervösen sehr gut thun. Es ist entschieden übertrieben, wenn man alle Nervenschwachen auf Malzkaffee, Hafersuppen u. dergl. setzen will, wie das namentlich die sogenannte Naturheilkunde gern thut. Um so mehr müssen Nervöse vor den alkoholischen Getränken gewarnt werden, die man leider vielfach als eine Art Nervenheilmittel zu betrachten scheint. Insbesondere ist es ein grober Unfug, Porter und andere schwere Biere, wie die alkoholreichen Malzbiere, als Kräftigungsmittel gegen Blutarmut, zur Anregung des Appetits und als Schlafmittel ohne Einschränkung zu empfehlen. Die vorübergehende Anregung, die der Alkohol mit sich bringt, täuscht den Kranken und Schwachen allerdings über manches Unangenehme hinweg, aber sie verhindert das, was ihm wirklich not thut: die richtige Erholung und Erfrischung seiner Nerven. Bei jugendlichen Personen wirkt der Alkohol überhaupt immer schädlich auf die Nerven ein, so daß diese streng zur völligen Enthaltung vom Alkoholgenuß veranlaßt werden sollten, damit der Feind zu keiner Hinterthür in der Maske des harmlosen und guten Freundes hereinkommen kann. Wirkliche Erholung bieten dagegen der Genuß der Natur, eine vernünftige Sonntagsruhe, harmlose Geselligkeit, vernünftig genossene Ferien, glückliches Familienleben, auch leichtere anspruchslose Musik, während die aufregenden Werke der modernen Kunst, wenn sie auch noch so hohen Genuß bieten mögen, doch immer viel Nervenkräfte verzehren. Geradezu gefährlich werden anstrengende Zerstreuungen, wenn man sie Kranken bietet, in der Absicht, sie dadurch von ihrer Krankheit abzulenken. So sind auch Erholungsreisen für Nervöse nur mit großer Vorsicht zu empfehlen.

Wo sich trotz der vorbeugenden Maßregeln Nervosität entwickelt — in ihren Anfängen durch Reizbarkeit, unbehagliche Unruhe, Unfähigkeit und Unlust zu geistiger und körperlicher Thätigkeit, Kopfsdruck, Störungen des Schlafes ꝛc. gekennzeichnet —, oder wo sich eine nervöse Anlage durch anhaltende Neigung zu krankhaften Stimmungen, Kopfschmerz, Migräne, nervöses Herzklopfen ꝛc. äußert, ferner bei hartnäckiger Blutarmut in den Entwicklungsjahren, die ja so oft das Vorspiel zu späterer hartnäckiger Nervosität bildet, da sollte man nicht Zeit mit kleinen Mitteln verlieren, die doch nicht durchgreifend helfen, sondern mit einem Sachverständigen einen ernsthaften Kurplan feststellen und diesen gründlich durchführen. Es ist gar nicht zu ermessen, wie viel Elend, wie viel persönliche Leiden, wie viel Unglück im Beruf und in der Familie der Welt erspart werden könnte, wenn wir in dieser Richtung sorgsamer würden! Aus kleinen Anfängen entwickeln sich oft Störungen, die ein ganzes Leben unglücklich machen, und oft genug eröffnet der Ausspruch, daß jemand „nur ein bißchen nervös" sei, den Ausblick auf ein langes, durch Leiden und Unfähigkeit zu normaler Leistung verpfuschtes Leben. Besonderer Fürsorge bedarf in dieser Hinsicht die weibliche Jugend, weil sie erfahrungsgemäß im ferneren Leben, sei es als Ehefrau oder als selbständiges Glied in der sozialen Welt, viel seltener als der Mann die Schädigungen und Vernachlässigungen völlig überwindet, die ihr frühzeitig erwachsen sind. Wenn ich in meiner Schrift „Ueber die geistigen Fähigkeiten der Frau" für die weibliche Jugend nach vollendeter Lernzeit ein Erholungsjahr gefordert habe, das der Gesundheit in erster Linie gewidmet sein soll, so bin ich dazu durch sehr ernste Erfahrungen in meinem Beruf angeregt worden. Für Nervöse oder nervös angelegte Mädchen eignet sich zur Erholung vor allem ein Aufenthalt im Seeklima, und erfreulicherweise sind ja in den letzten Jahren an der Nordsee und an der in dieser Hinsicht ihr mindestens gleichwertigen Ostsee entsprechende Einrichtungen entstanden, die sehr gute und bleibende Ergebnisse versprechen.

Eine neue Erklärung der Marskanäle.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Seit einer Reihe von Jahren hört und liest man auf unserer Erde recht viel von den Marsbewohnern. Die Astronomen haben zuerst auf der Oberfläche unseres Nachbarplaneten ein Netz von dunklen Linien entdeckt und diese Linien Kanäle genannt. Im Verlauf weiterer Beobachtungen sind einige Forscher zu der Ansicht gelangt, daß diese Kanäle nicht von der Natur geschaffen, sondern von vernünftigen Wesen angelegt worden seien. Die „Gartenlaube" hat im Jahrgang 1896 (S. 492) die Hypothese des amerikanischen Astronomen Lowell ausführlich besprochen. Laut derselben haben wir uns Mars als einen Weltkörper vorzustellen, auf dem im Vergleich zur Erde nur wenig Wasser vorhanden ist. An den Polen sind noch große Schnee- und Eismassen angehäuft, aber die Meere des Mars sind auf das geringste Maß zusammengeschrumpft. Vernünftige Wesen haben, um die Festländer zu bewässern, nach allen Richtungen Kanäle gegraben. In der Regel sehen wir dieselben nicht. Wenn aber zur Zeit des Frühlings die Schnee- und Eismassen an den Polen schmelzen, füllen sich die Kanäle mit Wasser, die Feuchtigkeit ruft die Vegetation hervor, und dann werden uns die mit Pflanzen bestandenen Flecken als dunkle Flächen sichtbar. Die Kanäle, deren Breite 30 bis 100 km und deren Länge bis 600 km beträgt, sind somit grünende Thäler, und die rundlichen dunklen Flächen, die an den Knotenpunkten der Kanäle auftreten, Oasen auf den Festländern des Mars, die im übrigen trocken, öde und wüst sind gleich der Sahara.

Diese Hypothese, die der Rührigkeit und Leistungsfähigkeit der Marsbewohner ein so glänzendes Zeugnis ausstellt, hat jedoch nicht alle Forscher befriedigt. So hat neuerdings der Astronom Leo Brenner von der Manorasternwarte auf der Insel Lussin piccolo die Entstehung der Marskanäle auf eine andere Weise zu erklären versucht. Auch für ihn sind diese dunklen Linien nicht Naturgebilde, sondern Werke vernünftiger Wesen. Brenner geht von der Anschauung aus, daß Mars bedeutend älter ist als unsre Erde. Er zeigt also eine Beschaffenheit, die unser Planet erst nach vielen Millionen von Jahren aufweisen wird.

Mars besitzt eine dünne Atmosphäre; die Gebirgszüge, die sich einst auf ihm erhoben, sind im Laufe der Zeiten verwittert, Berg und Thal sind ausgeglichen und seine Festländer sind zu flachen Niederungen geworden, deren Küsten das Meer unaufhörlich benagt und zu verschlingen droht. Wo keine Gebirge sind, ist die Anlage von gradlinigen Kanälen nicht besonders schwierig. Daraus läßt sich erklären, warum die Marsbewohner so schnurgerade ihre Wasserstraßen anlegen konnten und nicht, wie wir es jetzt thun müssen, sich den Schwierigkeiten des von der Natur gegebenen gebirgigen Terrains anzupassen brauchten. Erstaunlich bleibt es aber trotzdem, wie sie Kanäle von so ungeheurer Breite anzulegen imstande waren.

Dieses Rätsel versucht nun Leo Brenner durch folgende Annahme zu lösen, zu der er durch den Major z. D. Holtzhey in Erfurt angeregt wurde. Bei der flachen Beschaffenheit ihrer Länder sahen sich die Marsbewohner genötigt, an den Küsten denselben Kampf gegen das Meer aufzunehmen, den gegenwärtig die Anwohner der Nordsee führen. Um ihr Land zu sichern, legten sie Deiche an. „Sie haben zunächst ihre Küsten durch Dämme geschützt und dann darauf gesehen, den anprallenden Wogen eine weitere Ableitung durch Anlage von Kanälen zu geben. Diese Kanäle hatten dreifachen Zweck: sie sollten nicht nur das anprallende Meerwasser ableiten, sondern auch die Schiffahrt nach allen Richtungen ermöglichen und den wasserarmen Planeten bewässern. — Alle Kanäle sind zu beiden Seiten von Dämmen eingefaßt, die gar nicht

hoch zu sein brauchen; einige Meter für die größeren und noch weniger für die kleineren könnten vielleicht genügen. Dabei ist die Arbeit ganz dieselbe, ob die Dämme 5 m oder 300 km weit abstehen. Die Breite der Kanäle ist folglich auf die natürlichste Weise erklärt und ihre Herstellung kein Kunststück. Denn abgesehen davon, daß die Schwerkraft auf Mars nur 0,376 der Schwerkraft auf der Erde beträgt, also mit demselben Kraftaufwand dort nahezu dreimal mehr geleistet werden kann, darf man nicht vergessen, daß die Kanäle nicht ein Produkt von Jahrtausenden, sondern von Jahrmillionen sind."

Laut dieser Erklärung wären also die dunklen mehr oder weniger breiten Linien, die wir auf der Marsoberfläche wahrnehmen, nicht mit grünendem Pflanzenwachstum bedeckte Thäler, sondern wirkliche Wasserkanäle; als solche müßten sie aber stets vorhanden sein und nicht erst zur Zeit der Frühlingsschmelze auftreten. In der That glaubt sich Brenner auf Grund eingehender, in den letzten Jahren gemachter Beobachtungen zu der Behauptung berechtigt, daß diese Kanäle stets auf dem Mars vorhanden sind; nur sind sie uns nicht immer sichtbar; sie werden zeitweilig von Unklarheiten in der Marsatmosphäre, Wolken, Nebeln u. dergl., verdeckt.

Veränderungen, die an den „Seen" der Marsoberfläche wahrgenommen worden sind, erklären sich nach Brenners Hypothese zwanglos durch Deichdurchbrüche oder niedrigen Wasserstand. Wer sich eingehender für diese Fragen interessiert, den verweisen wir auf die Abhandlung Brenners, die in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (Jahrg. 1898, Nr. 22) erschienen ist. Diese neueste Hypothese über das Wesen der Marskanäle ist nicht minder bestechend wie die Lowellsche. Ob aber die eine oder andere wirklich der Wahrheit entspricht, darüber vermag die strenge Wissenschaft heute noch nicht zu entscheiden. Die „Werke der Marsbewohner" werden noch lange als ein schwer zu lösendes Rätsel die irdischen Geister beschäftigen. *

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.) Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Elika fuhr nach Hause in ihrem eleganten Kutschierphaethon. Sie lenkte ein schönes, frommes Gespann. Neben ihr saß, eingewickelt in einen Mantel und in eine Wagendecke, die verkörperte, anbetende Liebe, Frau Heideschmied, und hinter ihr, auf dem Rücksitz, die Treue — Hanusch, der in den Dienst ihres Bruders Franz getreten und sich immer mehr zur Vertrauensperson qualifizierte. Wenn Hanusch dabei war, durfte Elika reiten und kutschieren welche Pferde sie wollte. — Wie bevorzugt schien sie vor den Mühseligen, die sie einholte, die ihr begegneten. Einigen, die freundlich grüßend auswichen, anderen, die mißgünstig und grollend zu ihr hinaufsahen und denen sie ausweichen mußte. Weiber, tiefgebeugt unter der Last schwerer, feuchter Gras- oder Reisigbündel, Bettler, Vagabunden, die alte Dorfbotin, die ihre Butte in Leinwandfetzen gehüllt hatte und sich mühsam schleppte . . .

O ja, ja! Elika, so rasch und sanft dahingetragen, so gut behütet, schien nicht nur, sie war bevorzugt vor ihnen allen und fühlte sich dennoch entsetzlich arm und verlassen. Was hatte sie diesem Bornholm gethan, daß er ihr allmählich den Mut, ihn anzusprechen, raubte? Nie war ihr Aehnliches begegnet, immer waren alle Menschen gut gegen sie gewesen . . . Die Schulkinder höchstens ausgenommen. Aber die, die zählten nicht. — Wenn sie sich feindlich gezeigt hatten, waren sie verleitet worden von Schlimmeren als sie. Auch ihnen galt das göttlich schöne, die Anklage in Verzeihung wandelnde Wort: „Sie wissen nicht, was sie thun" . . . Und was man bedenken muß, und was ihr jetzt zum erstenmal so recht ergreifend aufs Herz fiel: die meisten von ihnen leiden, sind elend. — „Durch ihre eigene Schuld, es müßte nicht sein," hatte neulich der Herr Direktor gesagt, und Tante Renate hatte erwidert: „Ist es darum weniger ein Elend, nicht vielmehr das ärgste?" Im Augenblick, in dem Elika das gehört hatte, war es an ihr vorbeigeflogen, ohne ihr einen Eindruck zu machen, und nun kam es wieder und haftete und beschäftigte sie. Zugleich besann sie sich auch, daß die Tanten, daß Apollonia das Gespräch immer abbrachen, wenn sie ins Zimmer trat während einer Konferenz, die mit dem Herrn Pfarrer und dem Doktor über Armenpflege abgehalten wurde. Man fand sie wohl zu jung, um ihr ein Urteil in solchen Dingen zuzutrauen, wollte sie schonen, ihr nicht weh thun durch den Einblick in das Leiden, von dem sie umgeben und bisher doch unberührt geblieben war . . . Bisher! Plötzlich begriff sie, was man ihr verbergen wollte, das Verständnis dafür kam wie durch ein Wunder. Thränen schossen ihr in die Augen. Sie wendete — was ein richtiger Kutscher doch nie thun darf — einen Moment den Blick von ihren Pferden und sprach zu Frau Heideschmied:

„Wenn man ein wundes Herz hat, das ist gut . . . Das ist wie wenn einem die Augen aufgehen würden, begreifen Sie? wie wenn ein Schleier sich verschieben würde . . . Das Herz hat eine dicke Haut gehabt und jetzt hat es eine feine! so feine!"

„Sie werden doch nicht ein wundes Herz haben, chère petite," erwiderte Frau Heideschmied, die sich an den einzigen klaren Satz in dieser Rede hielt, und war sehr beunruhigt, als Elika versicherte:

„Ich habe es."

„Das vergeht, ich hoffe, daß es bald vergeht . . . Sie haben nur eine unangenehme Impression empfangen. Fort damit, denken Sie an etwas andres! Es giebt so viel Liebes, an das man denken kann!" Par exemple mon mari bien-aimé, klammerte sie in Gedanken ein.

„Wenn jemand ungezogen ist — traurig für ihn. Ich möchte nicht Herr Bornholm sein . . . So deplorable Manieren hat nur ein mit sich selbst zerfallener Mensch; ein Mensch ohne Religion." Was hätte die vortreffliche Frau Heideschmied darum gegeben, diese Worte nicht ausgesprochen zu haben. Sie übten eine erschreckende Wirkung aus. Elika stammelte mit Entsetzen:

„Keine Religion?" und sah ganz verstört drein. Empfindungen, viel zu lebhaft und mächtig für das junge zarte Geschöpf, spiegelten sich in ihren Zügen — ein so tiefer Schmerz, ein so furchtbares Grauen! Sie schwieg, aber was ging in ihr vor, wie schrecklich war ihr zu Mute! . . . Keine Religion! also das giebt es bei andern noch als bei den Kannibalen? . . . Keine Verbindung mit Gott, keinen Weg zu ihm? In Not, Krankheit, Gefahr keine Hoffnung auf eine Zuflucht . . . Ein hilfloses Menschenkind sein und keinen allmächtigen Vater haben, zu dem wir beten, zu dem wir schreien! Einen Vater, der hilft aus Erbarmen, oder Hilfe versagt aus Liebe, weil sein Kind des Leidens bedarf zur Stählung, zur Läuterung . . . Wenn ich nicht weiß, wozu ich leide, ist ja Leiden ertragen der bare, geschlagene Unsinn . . . Dann will ich nicht — dann geh' ich . . . Die Betrachtungen der armen Kleinen endeten in dem heißen Stoßgebet: — Bewahre jeden Unglücklichen, der keine Religion hat, vor schweren Leiden, allgütiger Gott!

Das Programm, das Leopold und Franz für den Regentag entworfen hatten, wurde nicht eingehalten; die à la guerre-Partie blieb aus. Elika hatte einen langen Brief von Joseph bekommen und Bornholm brachte einen nicht viel kürzeren mit, der für ihn eingetroffen war. Joseph kündigte die Ankunft neuer Sendungen an. Er hatte sie dieses Mal nach Velice dirigiert. „Packt sie aus, Kinder," schrieb er an die Geschwister, „putzt meine Zimmer und, wenn es Euch freut, auch die Euren mit Kriegerschmuck aus Südaustralien auf. In zwei Jahren, in einem vielleicht, bin ich wieder da und bewundere Euer Werk. Nebenbei führe ich dem Papa, wenn er's erlaubt, die Wirtschaft und möchte Euch nur alle wiederfinden gesund und glücklich, und die Jungen älter und die lieben guten Alten jünger geworden."

Dann kündigte er an, daß längere Zeit vergehen werde, bevor wieder eine Nachricht von ihm in die Heimat käme. Wenn seine Briefe in Velice und Valahora gelesen würden, wo war er da? Er wußte es jetzt selbst noch nicht. Ein englischer Naturforscher unternahm in einiger Zeit, gut begleitet und ausgerüstet, eine Expedition in das Innere des Landes und hatte Joseph aufgefordert, sich ihm anzuschließen. Er ließ sich das nicht zweimal sagen.

Wieder eine große und gefahrvolle Reise! Die Damen seufzten sorgenvoll, den beiden jungen Herren brannten die Köpfe. Er war doch ein glücklicher Mensch, ihr Joseph. Sie gönnten es

Digitized by Google

Im Märchenbanne.
Nach dem Gemälde von E. Adan.

Digitized by Google

ihm von ganzer Seele, hätten aber gar zu gern an seinem Glücke nicht bloß in Gedanken teilgenommen.

Heute war nur noch von ihm die Rede, von Abenteuern, die Bornholm und er miteinander bestanden hatten, und in denen Levin die führende Rolle immer seinem Freunde zuwies. Der sonst Wortkarge, Zurückhaltende — ein wahres Chamäleon, dieser Mensch — erzählte mit Schwung und Wärme. „Joseph kann und versteht alles," sagte er, „hat eine beneidenswerte Gabe, die Eingeborenen zutraulich und sogar anhänglich zu machen. Mit Tieren umzugehen habe ich erst von ihm gelernt."

„Hansl," sagte Elika leise.

„Er hat zuwege gebracht, was noch keinem vor ihm gelungen ist, er hat einen Beutelmarder gezähmt. Zwei Dingos gehorchen ihm, wie Ihnen Ihre Jagdhunde, schlafen vor seiner Thür. Merkwürdige Tiere, schweigende Kämpfer, haben keinen Laut für den gräßlichsten Schmerz und erheben manchmal des Nachts ohne scheinbaren Grund ein höllisches Geheul. Vielleicht gewöhnt er ihnen das auch noch ab mit seiner Strenge, seiner Geduld. O, man kann von ihm lernen! Er ist in noch ganz andern Dingen mein Lehrmeister gewesen. Der seine aber war der Abscheu vor der unmenschlichen Grausamkeit der Europäer gegen alle lebendigen Urbewohner des ältesten, von den ‚Segnungen' der Civilisation am längsten verschonten Weltteils. Ja, wenn es mehr solche gäbe wie Joseph . . . Doch sind ja seinesgleichen, der beliebten Phrase nach, nur zur Bestätigung der Regel da."

„Und um Sie Lügen zu strafen," sagte Luise zu ihm — während die Aufmerksamkeit der anderen einen Augenblick durch eine Diskussion, die sich zwischen Franz und seinen Geschwistern über die Zähmung eines eingefangenen Marders erhoben hatte, abgelenkt wurde — „den haben Sie lieb."

„Ich hab' es eine Zeit lang selbst geglaubt, ich habe mir sogar eingebildet, daß der Abschied von ihm mir schwer geworden ist und daß der brave Bursche mir abgehen werde. Täuschung! Es war, wie es bei mir immer ist — aus den Augen, aus dem Sinn. Wenn man jemand lieb hat und ist von ihm getrennt, müßte man doch, scheint mir, manchmal denken: Schade, daß er dies oder jenes nicht mit ansieht, mit erlebt . . . Nun, gestern habe ich darüber nachgedacht, warum mir das in Bezug auf Joseph nie eingefallen ist."

„Sie haben sich vielleicht nur keine Rechenschaft davon gegeben."

„Was — Rechenschaft? Ich weiß doch wessen ich mich besinne. Nein, in mir schlägt keine Neigung Wurzel, das ist vorbei, oder ist vielmehr, ehe sich's entfalten konnte, im Keim vernichtet worden. Welke vor der Blüte, ich sagt' es Ihnen schon einmal und kann es nicht oft genug wiederholen! Halten Sie mich nur ja nicht für zuverlässiger als ich bin, sonst erleben Sie eine schreckliche Enttäuschung und wenden sich, noch bevor ich von hier wegziehe, von mir ab."

Kurzsichtigkeit oder Egoismus? Wie ihr dann zu Mute sein werde, danach fragte er nicht. Er forderte sie nur auf, ihn zu ertragen mit all seinen Launen, ihn zu zerstreuen, ihm wohlzuthun. Wenn aber sie nach Frauenart für den, der ihrer bedurfte, dem ihr Umgang ein Segen war, ein warmes Interesse faßte, ihn kümmerte und verpflichtete das nicht. Uebers Jahr kehrte er nach seinem Australien zurück und sie mochte sehen, wie sie mit sich fertig wurde . . . Hatte er auch für Elika kein Auge? ahnte er nichts von dem, was in ihr vorging, nichts von der schwärmerischen Neigung, die das Kind ihm weihte? Ein gutes Wort, das er ihr gönnte, machte sie reich für Tage. Ließ er sich, was nun doch manchmal geschah, in ein Gespräch mit ihr ein, leuchtete das helle Glück ihr aus den Augen. Die verwöhnte, von allen auf Händen Getragene floß über von Dankbarkeit für ihn, wenn er sie nur nicht mißhandelte.

Einmal hatte sie eine Anwandlung von Tollkühnheit und wagte ihn zu fragen, ob er wirklich keine Religion habe.

Er, weder bös noch erstaunt, sondern eher belustigt, erwiderte: „Eine Gewissensfrage! Sie können eben das Erziehen nicht lassen, freilich, wenn man so glänzende Resultate aufzuweisen hat . . . Sie haben doch Ihre Brüder erzogen und Ihre Großtanten." Er hatte einen seiner allerbesten Tage, einen von den allerseltensten, und da sie schon angefangen hatte, kühn zu sein, blieb sie dabei und sagte:

„Das ist alles nichts, das machte sich alles von selbst. Sie zu erziehn sollt' mir gelingen — das wäre was!" —

Die ersten Fröste kamen, man winterte sich ein. Der eifrigste Eis- und Schneesport wurde getrieben, und wenn Bornholm alle übertraf an Verwegenheit und Geschicklichkeit, triumphierte Elika.

„Ihr liegt an uns gar nichts mehr," sagte ihr Franz bei einer solchen Gelegenheit ins Ohr, „ihr liegt nur noch an Bornholm."

Kein Spaß, der vollste Ernst des guten Jungen. Er blickte sie finster aus seinen tiefblauen Augen an und benetzte ein paarmal rasch nacheinander die vollen roten Lippen, die ihm trocken geworden waren, mit der Zunge.

Elika geriet sogleich in eine ihr selbst unerklärliche Empörung: „Wie dumm du bist, wie dumm! Du bist ein sentimentaler alter Bär."

Er murmelte unverständliche Worte und ging seiner Wege, und sie wunderte sich wieder über sich selbst, weil ihr Zorn ihr so geschwind abhanden kam. Er war gestiegen wie eine Rakete und erlosch wie ein ausgeblasenes Kerzchen.

In den Augen ihres Franz, ganz tief drinnen war etwas verschleiert Schmerzvolles gewesen, das ihr Gewissen rührte und ihre Zärtlichkeit wach rief. Sie eilte ihm nach, faßte ihn beim Aermel, schüttelte ihn und sagte: „Alter Franzl, guter, alter, dummer Franzl."

„Dumm du selbst," war seine Antwort. Er gab sie ihr über die Achsel, recht von oben herab, aber wie ein Hauch unendlicher Liebe kam mit diesen Worten und mit diesem Blick über sie geströmt. Zwischen ihnen war alles wieder wie es sein mußte, wenn sie Freude am Leben haben sollten.

Sie hat später die Regung gebenedeit, die sie damals antrieb, ihm nachzulaufen und in ihrer Weise zu versichern: „Wir bleiben die alten, wir zwei."

Im Grunde waren alle Herren von Kosel eifersüchtig auf Bornholm und konnten doch der Anziehung nicht entrinnen, die er auf sie selbst ausübte. Sie hatten sich schon mehr an ihn gewöhnt und hatten eine größere Sympathie für ihn, als sie selbst wußten.

„Er ist der einzige, der euch malträtiert, das macht ihn euch unentbehrlich," behauptete Charlotte. „Jeder Mensch hat das Bedürfnis, manchmal malträtiert zu werden."

Leopold war anderer Meinung: „Unentbehrlich ist er uns nicht, aber man erträgt ihn und seine widerwärtig wechselnden Stimmungen, weil er einem, Gott weiß wodurch, die Ueberzeugung einflößt: Wenn man in eine schwierige Lage geriete, von allen verlassen wäre, auf den könnte man zählen, der stände treu zu einem."

„Schon aus Trotz gegen die Mehrheit," bemerkte Heideschmied, der Levin nicht gewogen war und dessen Einfluß auf die jungen Leute fürchtete.

Eine Gönnerin hingegen hatte Bornholm an Tante Renate. „Er mag sein wie er will, eines ist er gewiß: er ist wahr wie der Tag," sagte sie. Von dem unmoralischen Leben, das er geführt haben sollte, von seiner Glaubenslosigkeit redete sie nicht. Sie betete für ihn.

Noch ein wahrhaft Frommer hatte nie ein Wort der Verdammnis des notorischen Atheisten, und das war der alte Herr Pfarrer. Ihm gegenüber blieb Bornholms Benehmen ausnahmsweise immer gleich zuvorkommend und ehrerbietig. Eine und dieselbe Erinnerung ergriff beide mit Macht, wenn sie einander trafen, die Erinnerung an die Sterbestunde der Mutter Levins. Für diesen lagen durchstürmte Jahre dazwischen, eine lange nutzlos vergeudete Zeit, seine ganze wüste Jugend, aber ein Blick in das Angesicht des greisen Priesters und ein ergreifendes Bild erhob sich vor ihm. Er sah ihn am Lager einer Scheidenden stehen und ihr die letzte schwere Stunde in eine trostvolle wandeln, und ihre Todesbangigkeit in seligste Hoffnung und himmlische Zuversicht. Das vergaß er ihm nie, seine Dankbarkeit dafür war unerschöpflich, und der alte Herr, der ihm anfangs aus dem Wege gegangen war, überwand jetzt die Scheu, Anstoß zu erregen durch den Verkehr mit einem Menschen, der nie eine Kirche besuchte. Er brachte manchen Nachmittag bei ihm zu und machte sich nützlich beim Ordnen der Sammlungen, die

Digitized by Google

Bornholm dem naturhistorischen Museum seiner nordischen Vaterstadt bestimmte.

Einmal ließ Bornholm, sonst die Pünktlichkeit selbst, ihn warten. Der geistliche Herr wurde nicht ungeduldig, es war ihm fast lieb. Er hatte keine Eile, die Botschaft zu bestellen, die ihm aufgetragen worden war. Endlich kam Levin, heiß vom scharfen Ritte, von quälenden Gedanken sichtlich eingenommen. Mit ungewohnter Hast brachte er eine Entschuldigung vor. Er hatte sich, wie der in der alten Ballade, Ruh' erreiten wollen, es war ihm nicht geglückt.

So, ei, ei, Ruhe, du Armer, dachte der Pfarrer und lenkte vorerst das Gespräch auf die Verwendung der letzten großmütigen Spenden, die ihm Bornholm für die Armenanstalten in Valahora und in Vrobek zur Verfügung gestellt hatte.

Mit unterdrückter Ungeduld erwiderte Levin, daß er Hochwürden schon gebeten habe, mit dem Gelde nach eigenem Ermessen zu schalten und zu walten. Nur eines sei zu beobachten: die Herren, Bauern und Häusler dürften nicht wissen, woher es kam. Bei ihrer Bigotterie wären sie imstande, es zurückzuweisen, weil es von einem Ketzer kommt. Der Pfarrer leugnete nicht. Diese Worte bauten eine Brücke zu dem, was er Bornholm zu sagen hatte, und er gestand, es sei schwer mit den Leuten und tiefbetrübend, was sie oft als Verletzung oder als Erfüllung ihrer Christenpflicht ansähen.

„Ich habe heute ein Beispiel davon gehabt," versetzte Bornholm mit bitterem Hohne. „Ich traf den Schullehrer und kündigte ihm für morgen meinen Besuch in der Schule an. Er verfärbte sich. Er hat ehrliche blaue Kinderaugen, dieser Schullehrer, und ein gutes offenes Kindergesicht und dabei doch einen Zug um den Mund, der sagt: Ich hab' schon auch meine Kämpfe bestanden . . . Sie erraten was kommt, Hochwürden. Beschworen hat er mich, fern zu bleiben von der Schule, ein Ketzer hat in der katholischen Schule nichts zu suchen, würden die Eltern sagen."

Der Pfarrer neigte den Kopf ein wenig zur Seite; aus seinen festen Zügen, die einen strengen Ausdruck anzunehmen vermochten, sprach jetzt nur Weichheit und ein inständiges Bitten: Verzeih, daß ich dir weh thun muß. „Gehen Sie also nicht in die Schule, und, lieber Herr Bornholm, gehen Sie auch nicht mehr zu Fräulein von Kosel."

Levin fuhr zurück: „Warum? . . . Was bedeutet das?" . . .

„Etwas Trauriges, lieber Herr Bornholm. Sie ist doch bestimmt, hier zu leben, natürlich, sie hat kein anderes Zuhause. Sie muß trachten, auszukommen mit den Leuten, das ist das Ganze, lieber Herr Bornholm. Wenn Sie aber alle Tage hingehen zu ihr, wie Sie leider seit Monaten thun, das macht ihr das Leben hier unter den Leuten schwer."

„Oho, da werde ich doch . . ."

„Nichts werden Sie, lieber Herr Bornholm, weder in Güte noch mit Gewalt werden Sie. Der Haß gegen Sie ist ein Erbe, das Ihr Herr Vater Ihnen hinterlassen hat, und nach seinem Ableben ist von Ihnen aus nichts geschehen, um die Herzen zu gewinnen. Sehen Sie, das geht weit, und sogar unseren Herrschaften wird es übelgenommen, daß sie mit Ihnen umgehen. Wie nun erst einem alleinstehenden Frauenzimmer. — Lieber Herr Bornholm, so widerwillig ich's thue, geschehen muß es doch, und sagen muß ich Ihnen: Fräulein von Kosel ist gestern am Tage Mariä Verkündigung vor der Kirchenthür be . . ." er verwandelte das Wort, das auszusprechen er schon im Begriffe war, noch rasch in ein weniger starkes, „beleidigt worden. Einige Weiber fragten, was sie in unserer Kirche zu suchen habe — sie solle in die Ketzerkirche gehen . . . Fräulein von Kosel hat gestern an dem großen Feiertage der heiligen Messe nicht beiwohnen können."

Bornholm hatte ihn während er sprach unablässig mit glühenden, zornsprühenden Augen angestarrt. Plötzlich beugte er sich vor, faßte die ineinander gefalteten Hände des Priesters und preßte sie mit solcher Gewalt, daß der Greis sich vor Schmerz auf seinem Sessel wand. „Und ich war heute bei ihr," stöhnte Levin, „und sie hat mir nichts davon gesagt. Begreifen Sie das, Hochwürden? Begreifen Sie diesen Heldenmut, diese Barmherzigkeit?"

Der Pfarrer hatte noch vieles auf dem Herzen und nahm das Anerbieten Bornholms, ihn nach Hause zu begleiten, gern an. Eine Weile wanderten sie schweigend nebeneinander. Unter allen, die ihnen begegneten, war keiner, der nicht durch irgend ein Zeichen sein Staunen oder sein Bedauern darüber zu verstehen gegeben hätte, daß der geliebte und verehrte Seelsorger sich in der Gesellschaft Bornholms treffen ließ.

„Ist die Mißstimmung der Leute gegen Sie immer so arg gewesen?" fragte der Pfarrer endlich.

„Ich glaube ja, ich habe keine Notiz von ihr genommen."

„Wenigstens hat sie sich früher nicht getraut, sich so offenkundig zu äußern. Es muß jemand da sein, der die Leute gegen Sie aufhetzt."

„Wahrscheinlich besorgt das mein Bartolomäus. Ich bin kein bequemer Herr, am wenigsten für den alten Stützkopf, der seit Jahren gewohnt ist, selbst Herr zu sein. Ein Greuel sind ihm die Sendungen aus Australien. Das gottlose Zeug verpestet ihm die Zimmer; er hält jedes Fell, das ich auspacke, für eine gegerbte Menschenhaut oder doch ein Stück davon und wollte gestern durchaus einen Fischerspeer begraben, weil er behauptete, seine Spitze sei aus Menschenknochen gemacht. Ich muß nur trachten, diese Sachen bald fortzubringen, um sie vor ihm zu retten."

„Unsinn, das ist ja lauter Unsinn, was der sich einbildet! Freilich hat der Unsinn leider Gottes viel dreinzureden in dieser Welt. Aber, lieber Herr Bornholm, es wird doch auch noch manches andere geben . . ."

„Es giebt die Geister der Vergangenheit, die Erinnerung an die Bedrückung, die die Eltern dieser Leute durch meinen Vater erfahren haben . . . und dann meine Jugend, mein eigenes, tolles, frevelhaftes Treiben . . . das lebt alles wieder auf."

„Freilich, freilich," sagte der Pfarrer zögernd, „es ist damals viel gesündigt worden, das sich vor den Menschen nicht wieder gut machen läßt. Die schleudern dann ihren Bannfluch. Verzeihen Sie, lieber Herr Bornholm, ich bin nicht Ihr Seelsorger, ich bin gar nicht befugt . . . wenn ich aber schon so viel gesagt habe, will ich noch mehr sagen, will ich alles sagen. — Gehen Sie auch nicht mehr nach Velice, lieber Herr Bornholm . . . Wegen der jungen Leute. Wenn ich schief angesehen werde — ich halt' das aus. Die jungen Leute, die . . . Es sind doch erst ein paar Jahre, seitdem Frieden — vielleicht sogar nur ein fauler — zwischen ihnen und denen im Dorfe herrscht. Soll der wieder gestört werden, wäre das gut? Sie finden gewiß, daß es nicht gut wäre, lieber Herr Bornholm." Zagend wendete er sich zu ihm.

Levin erwiderte seinen Blick nicht, er nagte an der Unterlippe und sah starr in die Ferne. Wieder schwiegen beide, und an der Thür des Pfarrhausgartens angelangt, verabschiedeten sie sich kurz. Der Pfarrer hatte aber noch nicht dreißig Schritte gemacht, als er Bornholm rufen hörte: „Halt, Hochwürden, halt!" Er blieb stehen und erwartete den Heraneilenden.

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen die Hand zu drücken?" fragte Bornholm.

Der Priester reichte ihm die Rechte: „Da, aber nicht so arg wie früher."

„Leben Sie wohl, Hochwürden," sprach Bornholm langsam und ernst und verließ den Garten. Der Geistliche sah ihm nach und zuckte bekümmert die Achseln, als er ihn die Richtung nach dem Schlosse einschlagen sah. Er hatte ihn doch gebeten, nicht mehr hinzugehen. Aber welchen Eindruck macht die Bitte eines Dieners des Herrn auf solch einen Ungläubigen?

Wie schon der Tag wächst! wie rasch dem längsten entgegen, und drüben in der Kolonie, dem kürzesten . . . „Drüben," sagt Bornholm noch heute, wenn er an seine zweite Heimat denkt, an seinen Garten mit den herrlichen fremdartigen Blumen, den silberblätterigen Akazien, den Riesenbäumen mit Palmenschäften, Laubwerkkränzen, majestätischen Kronen . . . Er denkt an den blauen, südlichen Himmel, die klare, durchsichtige Luft, in der Auge und Ohr geschärft scheinen, den tiefen, göttlichen Frieden einer australischen Landschaft. Er hat sich ihm dort drüben doch zeitweise ins Herz gesenkt, dieser Frieden. An den Stätten seiner Kindheit und seiner Jugend blüht er ihm nicht mehr.

Digitized by Google

Der weithintönende Schlag der Schloßuhr verkündete die sechste Stunde, als er den Park erreichte. Die Vögel zwitscherten; unscheinbares Völkchen, bettelhaft angethan im Vergleich mit ihren Geschwistern auf der andern Hemisphäre, aber was ersetzt den Wohllaut, der den Kehlchen dieser kleinen Sänger entströmt? — Die Sonne war untergegangen, ein lauer Dunst entstieg dem Boden, das junge Grün an Bäumen und Sträuchern prangte in Kraft und Saft, das Riedgras blühte und die Veilchenbeete dufteten.

Bornholm schritt langsam dem Schlosse zu. Vor der Einfahrt lungerten einige Diener, die seine Frage, ob Herr von Kosel zu Hause sei, bejahend beantworteten, indes keine Anstalt trafen, ihn anzumelden.

Er ging hinauf (ihm das zu wehren, wagten sie nicht), fand im Vorgemach Balthasar so fest eingeschlafen, daß es ihm leid that, ihn zu wecken, und er an ihm vorüber bei Kosel eintrat. Wie gewöhnlich war die Portiere zwischen den zwei Zimmern zurückgeschlagen, er sah Elika am Schreibtisch ihres Vaters sitzen, vor einem großen linierten und rubrizierten Bogen. Sie hatte die Thür gehen gehört und den Kopf gewendet. Der Besuch Bornholms schien sie nicht zu überraschen, mit wenigen, ruhigen Worten sagte sie, der Papa werde gleich kommen, er sei in der Bibliothek mit dem Buchbinder, der einige Bände Zeitungen gebracht habe.

„Ich habe die Namen und Nummern hier einzutragen in den Katalog. Aber wollen Sie sich nicht setzen?“

Levin hatte eine Regung des Mitleids. Armes Ding, das einen Zeitungskatalog führen muß. Armes fünfzehnjähriges Ding . . .

Sie hatten vor dem runden Tisch auf den grünen Fauteuils mit den Metallknöpfen, die Tante Charlotte so albern fand, Platz genommen. „Ich komme, um Abschied zu nehmen,“ sagte Bornholm. „Ich habe mich entschlossen, meine Sammlungen doch selbst zu überbringen. Es ist besser und,“ fügte er mit forciertem Humor hinzu, „mit weniger Mühsal verbunden, als der Transport dieser Sachen auf Buschwegen gewesen ist.“

Elika hatte alle Mühe gehabt, ihre Bestürzung zu verbergen, es war ihr aber so ziemlich gelungen. „Und wann werden Sie abreisen, Herr Bornholm?“ fragte sie.

„Morgen, ganz früh. Ich habe Nachrichten erhalten, die mich zwingen, meine Reise so bald als möglich anzutreten.“

Ich weiß, dachte Elika, was für Nachrichten das sind. Ich weiß, was dich forttreibt. Ihr heißes, grenzenloses Erbarmen mit ihm erfaßte sie wieder. Er brauchte sie nur anzusehen, um zu wissen: die täuschest du nicht über den Grund deiner Flucht, die kennt ihn.

„Ich bitte Sie,“ sprach er hastig, „mich bei Ihrer Tante Luise zu entschuldigen. Ich finde nicht mehr Zeit zu einem Gang nach Brobek, es ist unmöglich . . . Unmöglich,“ wiederholte er einen Augenblick völlig abwesend. „Haben Sie die Güte, ihr meine Empfehlungen zu bestellen und meine Verehrung, meinen Dank.“

Herr von Kosel erschien und war sehr unangenehm berührt, Levin da und allein mit Elika zu finden. Ein „Schön, das ist ja schön,“ als er den Zweck von Bornholms Besuch erfuhr, verriet seine innersten Gefühle. „Nach Norwegen. Ja, nach Norwegen also. Und dann? ja wohin dann?“

Die Antwort blieb aus.

„Das arme Valahora,“ sprach Elika, „und der arme Hansl. Wollen Sie ihn während Ihrer Abwesenheit nicht uns...?“

„Er ist versorgt,“ unterbrach sie Bornholm. „Er hat einen vortrefflichen Hüter, den Bruder Ihres Hanusch.“

Noch ein paar gleichgültige Reden, in die Kosel einige Sympathiekundgebungen für Norwegen einflocht. Insbesondere für den Glommen-Elf, in den er mit allen seinen Gedanken versank.

„Sie gehen nach Norwegen und dann nach Ihrem Neusüdwales. Sie wollen Luise nicht leiden machen,“ sagte Elika leise und hatte einen Ausdruck von rührender Hingebung. Es brannte ihr förmlich auf den Lippen: Wie gern würde ich für dich leiden, dich erheben, erlösen, durch mein Leiden für dich!

Aber dieses Glück war ihr nicht gegönnt, unerlöst zog er wieder fort nach dem fremden Weltteil, so arm an Glück wie er gekommen war, ohne Freude an der Gegenwart, ohne Hoffnung auf die Zukunft. Sie hätte alles für ihn thun mögen und durfte doch nicht einmal zeigen, wie er ihr leid, nicht zu viel von ihm sprechen, sie mußte ihren ganzen großen Schmerz wie etwas Unrechtes, Unwürdiges verbergen. Diese Nacht hindurch schloß sie kein Auge; eine Seele wenigstens sollte mit ihm wachen. Er hatte keine Zeit zur Ruhe vor dieser überstürzten Abreise, zu der die Bosheit der Menschen ihn zwang . . . Und vielleicht nicht die allein, es gab vielleicht noch einen andern Grund . . . Armer Bornholm! Armer Bornholm! Elika schluchzte plötzlich auf. Nein, nicht „vielleicht“ — sicher und gewiß! Er war gegangen, weil er Luise liebte und ihr doch nicht sagen durfte: Verlassen Sie Ihre Heimat und alle, die Ihnen teuer sind, und kommen Sie mit mir! Wem hätte sie diese schweren Opfer bringen sollen? Einem launenhaften, verdüsterten Menschen, der sie ihr nicht zu danken, ihr das Leben nicht leicht zu machen vermöchte. — Nein, nein, er durfte so nicht sprechen, zu Luise nicht! . . . Freilich, wenn er zu ihr — Elika so gesprochen hätte, das wäre etwas andres gewesen, und wie ihre Antwort gelautet hätte, wußte sie wohl . . . Aber sie war ja für ihn nur ein dummes, kleines Mädchen . . .

Am nächsten Tage kam Bartolomäus äußerst vergnügt mit Hansl und seinem Wärter nach Brobek. Der Herr Bornholm war abgereist und schickte da das Pferd. Das Fräuln möge den Hansl beliebig verwenden, als Reit-, Wagen- oder Arbeitspferd, er wäre ganz fromm. Für alles, was er brauchte, habe sein Wärter zu sorgen, das sei alles aufs beste eingerichtet. Das Fräuln wolle nur gütigst den beiden einen Unterstand geben im Meierhof.

Leopold fand, daß die Uebersendung Hansls eine Kühnheit sei. „Ich habe aber kühne Menschen gern, und du auch, Tante Luise,“ sagte er zu ihr und lachte. Seine Zähne blinkten so weiß und hell, daß es eine Freude war, und seine lieben Augen blickten die Tante, um Verzeihung bittend, an.

„Und ich auch,“ sprach Luise ruhig und tapfer.

Das begab sich im Stall der Meierei, in dem Schekinka II und Hansl friedlich nebeneinander standen, bis an die Bäuche in Stroh, und die Huldigungen sämtlicher Mitglieder der Familie Kosel empfingen.

Elika sah abwechselnd von Hansl zu Luise hin. Die Tante erschien ihr anders als sonst, verjüngt, verschönt. Sie wurde geliebt von Joseph und von Bornholm. Geliebt werden, was ist das für eine große Sache — die größte auf Erden.

— — — — — — — — — — — — —

Wieder war es Herbst geworden. Ueberlang ließ eine Nachricht von Joseph auf sich warten. Alle waren besorgt, keiner wollte es zeigen, keiner die Besorgnisse der anderen wecken. Endlich, knapp vor Leopolds nun unwiderruflicher Abfahrt nach Wien, kam die bündige Kunde: „Wir sind alle gesund, Reise erfolgreich, ausführliche Nachricht folgt bald. Ausführlichste übers Jahr, die bringe ich Euch selbst. Euer Joseph.“

Als Leopold vor der Abreise seine Abschiedsbesuche machte bei den Würdenträgern und bei den Hausgenossen, begleitete sein Vater ihn überall hin. Er wünschte offenbar etwas von ihm, sprach es aber nicht aus. Erst als Leopold sich aus den Armen Apollonias gerissen hatte, die ihn zwar nicht losließ, aber fortwährend rief: „Geh, mein Goldkind, geh, ich komme ja noch zum Wagen!“ sagte Kosel:

„So also, so, und jetzt zu deiner Mutter!“

„Da war ich schon, Papa, da war ich zuerst.“

„Ja, zuerst? . . . das ist also ganz recht,“ und er klopfte ihm auf die Schulter, was nur in den seltensten Fällen geschah.

Der Phaethon fuhr vor, der Hof füllte sich mit Getreuen, die Leopold noch einen Gruß zurufen wollten. Nun fiel es Herrn von Kosel ein, daß er ja seinen Sohn auf die Station begleiten könne:

„Ja, komm, komm!“ rief Leopold. „Lebt wohl, alle, alle! Auf Wiedersehen!“ Sein letzter Blick, sein letzter Wink galt der armen Kleinen, die regungslos dastand und wartete, bis der Wagen hinter den Gebüschen des Parks verschwand. Dann rannte sie hinauf und ans Fenster ihres Zimmers, und sah ihm nach, so lange er auf der Straße noch zu erblicken war.

Auf Wiedersehen, ja — so Gott will! Das war keine Trennung wie die von Joseph, aber ein Abschnitt im Leben, ein Scheiden aus dem Vaterhause war's. Zu Besuch wird er kommen, aber daheim sein bei ihnen nicht mehr!

tz

Digitized by Google

Urson, von Wölfen angegriffen.
Nach einer Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

„Adieu!“ rief sie hinaus, dem kleinen schwarzen Punkte nach, der jetzt noch einmal auf der steilen Anhöhe der Bahnhofsstation zum Vorschein kam. Nie, niemals wird sie vergessen, wie ihr zu Mute war, als sie den kleinen schwarzen Punkt nicht mehr sehen konnte. Kein Ereignis des späteren Lebens, kein Schmerz, kein Glück wird den Eindruck je verwischen, den sie damals empfing. O, welch ein Herz voll Liebe fuhr ihr davon über die Berge!

Die Gedanken der beiden Tanten waren einmal wieder mit einer und derselben Sache beschäftigt. Sie lag, sozusagen, auf der Hand und gehörte zur großen Familie des Selbstredenden, das früher oder später zu Worte kommt, dem aber eine kleine diskrete Nachhilfe manchmal auch nicht schadet. Dieses Selbstredende war, daß Felix und Luise ein Ehepaar werden müßten. Er sollte nicht für den Rest seines Lebens ein Witwer bleiben, und Luise, die zum Ebenbild der evangelischen Hausfrau geschaffen war, sollte nicht ein altes Mädchen werden. In Felix durften ähnliche Erwägungen wohl schon aufgedämmert sein, und mehr als einmal hatte er angefangen, seiner anmutigen Verwandten den Hof zu machen. In seiner Art natürlich. Geschmachtet oder gestürmt hatte er nicht, sondern immer nur plötzlich entdeckt, daß es sich gehöre, Luise oft zu besuchen und sich ihr in ihrer kleinen Oekonomie nützlich zu machen. Das letztere vergaß er aber regelmäßig und auch das erste nur zu bald, und so geriet die Angelegenheit immer wieder ins Stocken.

Einige Monate nach der Abreise Bornholms trat — ohne Zweifel infolge einer kleinen diskreten Nachhilfe — ein neuer Aufschwung ein.

Luise hatte die leise Schwermut überwunden, von der sie eine Zeit lang befangen gewesen. Im Hause Kosel wurde Levin in ihrer Gegenwart nie mehr genannt, und auch sie erwähnte seiner nicht. Trotzdem waren die Tanten überzeugt, daß sie ihn in Erinnerung bewahre und wahrscheinlich immer bewahren werde. Er wird für sie das Interessante, das Exotische bleiben, der ungewöhnliche Mensch, in den man sich allenfalls verlieben kann, den man aber nicht heiratet.

„Das Gegenteil von Felix,“ fiel Charlotte in diese Worte ihrer Schwester ein, und Renate versetzte:

„So ist es.“

Sie feierten beide in aller Demut stille Triumphe, wenn sie ihren Neffen jetzt täglich um zehn Uhr vormittags in jedem Wetter aufs Pferd steigen und Brobekwärts traben sahen.

Es vergingen wieder ein paar Monate und Renate sprach zu Charlotte: „Hast du bemerkt, bestes Herz, wie liebreich er sie gestern angeschaut hat?“

„Darauf,“ erwiderte Charlotte, „ist kein großer Wert zu legen. Er schaut auch mich liebreich an, wenn er gerad' an eine Zeitung oder an eine Papiermühle denkt. Er hat einmal eine so liebreiche Zerstreutheit. Und gestern, ich muß es dir doch sagen, hat die arme Luise mir gestanden, daß er ihr mit seinen langen Vormittagsvisiten mehr Zeit raubt als er verantworten kann, und dabei eine Portion Langweile produciert, die alle Begriffe übersteigt.“

Renate fühlte sich ein wenig verletzt: „Amüsant ist er freilich nicht; aber geliebtes Herz, wer heiratet denn, um sich zu amüsieren? Das ist doch nicht der Zweck der Ehe. Uebrigens werde ich noch heute mit ihm sprechen.“

Sie that es, und das wurde der denkwürdige Tag, an dem Felix seine Cousine Luise fragte, ob sie seine Frau werden wolle: „Die Tanten meinen,“ setzte er hinzu, und seine rosenroten Wangen bekamen einen Stich ins purpurfarbige, „daß du die beste Frau für mich sein wirst.“

Luise sah ihn freundlich und gelassen an und reichte ihm beide Hände. Er ergriff sie nicht, er legte nur die kühlen, schlanken Finger seiner Rechten in diese kleinen, feinen Hände, und seine Züge hatten den Ausdruck schüchterner Verwunderung, den sie so oft annahmen. Luise hielt seine Finger fest und streichelte sie:

„Lieber Felix, sind wir nicht gute Freunde von Jugend auf und ist das nicht etwas Vortreffliches? Soll man am Vortrefflichen etwas ändern wollen?“

Er fand nicht gleich eine Antwort. Nach einer Pause erst kamen die zögernd gesprochenen Worte: „Gute Freunde können wir ja bleiben, auch wenn wir heiraten . . . und die Tanten meinen, du wärst die beste Frau für mich.“

„Ich meine das nicht,“ erwiderte sie, „und du selbst . . . Die beste Frau, die es für dich geben konnte, hast du verloren, mein armer Felix.“

Er zuckte zusammen und atmete tief auf: „Die hab' ich verloren, ja!“ und nun war er's, der ihre Hand ergriff und herzlich drückte. „Die hab' ich verloren,“ wiederholte er, erhob sich und ging wie im Traum der Thür zu. Dort blieb er stehen, wendete den Kopf und sprach: „Sag' du das auch den Tanten.“

— — — — — — — — — — — — —

Der angekündigte Reisebericht Josephs traf in Velice zugleich mit einem Briefe von ihm für Luise ein. Elika schickte ihn und kam ein paar Stunden später selbst nach Brobek. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten. Sie hielt Luisen die mit Josephs ungelenker Steilschrift bekritzelten Blätter entgegen:

„Lies! was für ein Mensch das ist! O, die Strapazen, die er ausgehalten, die Gefahren, die er bestanden hat. Und wie er das erzählt, als ob es gar nichts wäre und als ob jeder andre es auch könnte. Lies, und gieb zu lesen! Wo ist sein Brief an dich? darf ich um ihn bitten?“

Luise war rot geworden, zögerte einen Augenblick, griff dann entschlossen in die Tasche und reichte ihr das Schreiben hin: „Lies laut,“ sagte sie, „es ist mir lieber,“ und Elika las:

„Du sollst wissen, meine liebste Tante Luise, daß ich mich ganz umsonst auf die Rückkehr meines Freundes Levin gefreut habe. Es ist bloß die Hälfte von ihm zurückgekommen und nicht die bessere — nur sein Futteral. Dieses reitet täglich drei Pferde müd', inspiziert Wollstationen, ißt, trinkt, schläft gewohnheitsmäßig, die Maschine funktioniert. Anwandlungen von Schlottrigkeit stellen sich freilich ein, wie natürlich bei einem Wesen ohne Seele, ohne höhere Interessen. Alles, was die ausmacht, hat Levin unterweges irgendwo sitzen lassen.“

Nun folgte eine Dithyrambe auf Australia felix und ein besonders begeisterter Hymnus auf Neusüdwales, auf die Felsenthore und Buchten seiner Küsten, auf seine zauberhaften Waldlandschaften, auf die Wunder der blauen Berge und die unerschöpflichen, erhabenen und lieblichen Schönheiten des Murraythals. Das Klima Südfrankreichs im Sommer und das Kairos im Winter . . .

„Kein treues Bild,“ sagte Elika, „ein Bild ohne Schatten, und wie dunkle und furchtbare giebt es dort!“

Luise nickte. „Gewiß, die übergeht er mit Schweigen,“ sagte sie. Ihr Blick ruhte gespannt auf den beweglichen Zügen Elikas, deren Stimme immer leiser wurde, während sie fortfuhr:

„Und in einer solchen Natur, einer so paradiesischen Welt geliebt und vergöttert werden, müßte doch noch viel schöner sein, als sich zum Beispiel in Brobek anbeten zu lassen. Wem dieses Los beschieden sein könnte, weißt du, Tante Luise. Du könntest einen Menschen, der zu allem Guten und Tüchtigen angelegt gewesen ist, den aber das Leben aus der Bahn gestoßen hat, und der sich in der Irre sehr unglücklich fühlt, wieder ins Geleis bringen. Ueberleg', ob du, was du thun könntest, nicht thun solltest, liebe Tante Luise. Ich gebe meinen Segen dazu, und das ist schön von mir.“

Elika hatte ihre Hand mit dem Briefe auf ihren Schoß sinken lassen und starrte auf das Blatt nieder. „Es ist schön, daß er so fertig mit sich geworden ist, schön und männlich,“ sprach sie tonlos, und nach einer Weile, ohne die Augen zu erheben: „Wirst du diesen Brief den Tanten zeigen?“

„Ja.“

„Und wirst du ihn beantworten? Und wann? . . . Und was wirst du antworten?“

„Ich weiß es nicht, glaube mir, daß ich es nicht weiß.“

„Wenn du aber schreibst, wirst du mir dann sagen, was du geschrieben hast?“ fragte Elika nach einer abermaligen langen Pause.

„Ich werde es dir sagen, Kind, ich verspreche es dir,“ bekräftigte sie und sah der Kleinen liebevoll beschwichtigend in die zweifelnd und bang auf sie gerichteten Augen.

Eine halbe Stunde später fuhren sie zusammen nach Velice in dem hübschen kleinen Kutschierwagen, den Leopold vor seiner Abreise der Tante verehrt hatte. Hansl war von allem Anfang

Digitized by Google

an ganz prächtig in der Gabel gegangen, und ihn zu lenken, machte der armen Kleinen trotz der tiefgedrückten Stimmung, in der sie sich befand, doch einiges Vergnügen. Kein großes und kein andauerndes, wie sich von selbst versteht. Die momentane Heiterkeit flog über ihr kummervolles Herz, wie ein lichter Falter an einem dunklen Wolkenhintergrund vorüberfliegt. Hätte Joseph ahnen können, was er ihr mit seinem Brief an Luise angethan! Wie verstoßen sie sich vorkam aus jedem Bereich des Glückes und der Freude auf Erden! Ja, verstoßen war sie und beraubt um eine im tiefsten Heiligtum ihrer Seele glimmende Hoffnung, so wundervoll und himmlisch, daß sie nie in Erfüllung zu gehen, nur still und ungetrübt fortzuleuchten brauchte, um ein ganzes Leben schön zu machen.

Die Ihren quälten sich in erneuten Sorgen um sie. Seit einiger Zeit war sie wieder mehr denn je die arme Kleine, obwohl noch im letzten Jahr so rasch aufgeschossen, daß sie beinahe die stattliche Größe Tante Renatens erreicht hatte. Dabei überschlank und überzart und oft leidend, ließ sie sich immer noch gern bedauern. Besonders von ihrem Bruder Franz, dem sie nie versäumte zu klagen, daß sie Herzklopfen gehabt habe. Er blickte sie dann jedesmal so eigentümlich und mit so warmem Mitleid an, strich ihr über den Kopf und sagte:

„Arme Kleine, kränke Sie sich nur nicht."

Der Doktor behauptete zwar, daß ihr Herzklopfen gar nichts zu bedeuten habe, sie wußte das aber besser und trug sich, besonders zu Beginn ihres sechzehnten Jahres, mit Todesgedanken. Sie machte auch ihr Testament, in dem Bornholm mit einem Ring und mit einigen Versen bedacht war, die ihm Elikas innige Liebe offenbarten. Nachdem ihre letztwilligen Anordnungen getroffen waren, versöhnte sie sich mit der Wahrscheinlichkeit, die ja doch vorhanden war, dem Leben einstweilen erhalten zu bleiben. Bis zu Josephs Rückkehr und ein bißchen drüber hinaus, ein halbes Jahr etwa. Um die Freude des Wiedersehens sollte er nicht gebracht werden, die möge der gnädige Himmel ihm noch gewähren!

Bei seiner Rückkehr nach Velice sollte Joseph durch allerlei Verbesserungen und Verschönerungen im Schlosse und im Wirtschaftshofe überrascht werden. Die letzte, die noch vorgenommen wurde, war die Regulierung der Zufahrt zu den neuen Oekonomiegebäuden und das Abtragen einer längst außer Gebrauch gesetzten Scheuer. Die Arbeit begann an einem feuchten kühlen Vorfrühlingsmorgen und war schon im vollen Gange, als Franz sich von ihren Fortschritten überzeugen kam. Heideschmied war schon am Platze, stand da mit verschränkten Armen und sah zu, wie die Zimmerleute die Dachbalken teils an Seilen befestigt zur Erde gleiten ließen, teils zu Boden schleuderten. Nun ging's an die Sparren und mit Staunen sah man Freund Hanusch auf der Höhe erscheinen, das Beil schwingen und eifrig mitthun.

„Sehen Sie doch den Hanusch," sprach Heideschmied, „es kommt ihm in die Finger, die Lust am alten Handwerk meldet sich. Und — zerstören, wenn die Menschen zum Zerstören berufen werden, wie geht da die Arbeit vom Fleck! Beobachten Sie, lieber Franz, das Gebaren derselben Leute beim Aufrichten und beim Niederreißen eines Baues. Wie lässig im ersten, wie eifrig im zweiten Fall."

Franz machte sich diese Bemerkung seines Erziehers nicht zu nutze; er hatte seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gerichtet. „Verflucht gefährlich, die Geschichte," sprach er. „Wo ist der Polier?"

Der Polier, ja, der war schon vor einer Weile fortgegangen.

Ob er nicht befohlen habe, die Mauern zu pölzen, namentlich die vordere, die am steil abfallenden Rand der Böschung, die rissige, unten vom Regen ausgewaschene Mauer, auf der gerade jetzt Hanusch steht.

Die? ja die — man weiß nicht, kann sein, daß er's befohlen hat. Ueberflüssig ist's, sagen alle.

Eine heiße Blutwelle schoß Franz ins Gesicht. Wie es jetzt nur zu oft geschah, brach er plötzlich in heftigen Zorn aus: „Herunter! gleich herunter! seid ihr verrückt?"

Die Arbeiter drüben auf der rückwärtigen Seite des Baues schienen durch seinen Zuruf eher ermuntert als abgeschreckt, ein paar von ihnen begannen wuchtig auf das Mauerwerk einzuhauen. Franz, zur Wut gereizt, wetterte ihnen ein derbes Wort zu und schrie zu Hanusch hinauf:

„Hierher du, dir befehl' ich's!"

Der Bursche auf seinem gefährlichen Posten wendete sich: „Komm' schon, aber gschicht nix!" rief er beruhigend seinem Herrn zu. Die nächste Sekunde strafte ihn Lügen. Die unterwaschene Wand senkte sich. Ein splitterndes Getöse, ein dumpfes Krachen, ein Bersten, Stürzen. Atemraubend stieg ein gelblicher Brodem in dichten Wolken in die Luft — Staub, der qualmend wie Rauch aus dem Trümmerhaufen stieg, unter dem Hanusch begraben war.

Franz stürzte zur Unglücksstätte hin und war im nächsten Augenblick von den Arbeitern umgeben, die schreiend und gestikulierend oder mit stumpfsinnigem Gleichmut die Thatsache feststellten, daß die Hälfte der Mauer eingefallen und daß einer, der früher auf ihr gestanden hatte, jetzt unter ihr liege.

„Also! also!" rief Franz ganz außer sich, ergriff einen Spaten und wies auf eine bestimmte Stelle im Schutte: „Ausgraben! helft! helft! da muß er sein . . . Ich weiß genau, ich hab' ihn stürzen seh'n." Zum Entsetzen Heideschmieds handhabte er sein Werkzeug mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, mit rasender Unermüdlichkeit, unterbrach sich nur, um einen Befehl zu geben, dem die Leute jetzt willig gehorchten. Er glühte, seine Brust arbeitete wie ein Hammerwerk.

„Lieber Franz, ich beschwöre Sie," flehte Heideschmied, „ruhen Sie aus, ein paar Minuten nur! Es kann Sie Ihr Leben kosten."

„Fort damit, wenn ich's in einem solchen Augenblick schonen soll" — keuchte Franz und warf Heideschmied, der zu ihm mit der schüchternen Absicht herantrat, ihm den Spaten zu entwinden, einen Blick zu, der ihn zurückweichen machte. Keine Jünglingsseele mehr, eine Mannesseele, der eigene starke Wille eines Mannes sprach aus ihm.

Immer mehr Leute kamen herzugelaufen, aus den Stallungen, dem Dorfe. Heideschmied sandte einen Boten ins Schloß, um Herrn von Kosel zu melden, was sich begeben hatte. Nach einer Weile trug Kosel dem Balthasar auf, nähere Erkundigungen einzuholen, und als der gar zu lang' wegblieb, ging er, sich selbst von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Auf dem Schauplatz des Unfalls angelangt, sah er seinen Sohn auf einem Berg von Schutt an der abgebröckelten Mauer stehen. Barhäuptig, in zerfetzten Kleidern, mit zerschundenen blutenden Händen, das Gesicht feuerrot und schweißüberströmt, aber eine Verklärung des Entzückens in seinen Zügen, die unaussprechlich war.

„Vorsicht, nur langsam, langsam jetzt!" sprach er mit heiserer, gequetschter Stimme. Mühsam rang sich jeder Laut, zwischen zwei schweren, pfeifenden Atemzügen aus seiner Kehle: „Karausek zu mir — bleibt drüben, Novak Swoboda! — alle übrigen fort! . . . Heben . . . Eins, zwei, drei!" Er hatte den Spaten fallen lassen und einen der Balken angefaßt, der, vom Dache geworfen, sich hier mit noch drei anderen an die Mauer spreizte. Sie bildeten eine Art Käfig, in dem man einen formlosen Klumpen liegen sah, der Versuche machte, sich zu bewegen. Als die Balken, die ihn eingeengt und beschützt hatten, nun sacht entfernt wurden, steigerte sich die Bewegung zu einem gewaltigen Rütteln und Strecken. Die Retter halfen nach, klopften, putzten an ihm, hoben ihn auf und trugen ihn über die Böschung. Da glich er noch einer großen Streusandbüchse. Im Grase niedergelegt, nochmals gesäubert, kam die menschliche Gestalt glorreich zum Vorschein. Sprechen konnte er nicht, er hatte den Mund voll Staub, auch die Augen aufzumachen, war er nicht imstande. Als aber Franz ihn anrief: „Hanusch, mein guter Hanusch, lebst? bist bei dir, Hanusch?" schob er sich zu seinem Herrn und Freunde hin und legte den Kopf auf seinen Fuß. Franz wollte sich zu ihm niederbeugen, wankte, taumelte, griff mit beiden Händen in die Luft und stürzte lautlos zur Erde nieder.

Sechs Tage lang kämpfte die junge kräftige Lebensflamme einen harten schweren Kampf gegen ihr frühes Erlöschen. Nutzlos, wie der Arzt sogleich erkannte.

Digitized by Google

Man hatte Elika anfangs über die Gefahr getäuscht, in der ihr Bruder schwebte; es war leicht gewesen, der Gedanke, daß dieser starke, blühende Mensch vor ihr sterben könne, wäre ihr nie gekommen. Sie hätte ihn, von anderen ausgesprochen, zurückgewiesen wie etwas Unsinniges und Unfaßbares. Am dritten Morgen aber, als Franz immer gleich ruhig dalag und doch nicht schlief, und sie eine Weile an seinem Bette gestanden hatte, ohne zu wagen, ihn anzusprechen, wurde sie von einer unbestimmten, furchtbaren Bangigkeit ergriffen. Apollonia trat unhörbar heran auf weichen Schuhen und wechselte den feuchten Umschlag auf der Brust des Kranken. Da öffnete er die Augen und erhob sie zu ihr und zu Elika, aber ganz fremd, wie fragend und suchend.

„Franz, Lieber," sprach Elika, „siehst du mich?"

„Ja," antwortete er, „wenn der Schleier, den ich vor den Augen habe, sich verschiebt, dann seh' ich dich."

„Warum hast du einen Schleier vor den Augen, lieber, lieber Franz?" Sie ließ sich auf die Kniee gleiten, küßte seine Hand, die auf der Decke lag, nahm sie in die ihre und bedauerte sie. „Arme Hand, wie du aussiehst, ganz zerschunden von Ziegeln und Steinen. Ich will sie pflegen. Gieb sie mir, Franz."

Er antwortete nicht und als sie nun erschrocken emporblickte, sah sie, daß Tante Renate ganz leise eingetreten war, traurig mit den Achseln zuckte und einen Finger auf den Mund legte. Und Elika begriff plötzlich etwas Entsetzliches, etwas, das ihr das Herz zerriß, diese Hand, diese gute, rettende, großmütige Hand, konnte die ihre nicht ergreifen, sich nie mehr liebkosend auf ihren Scheitel legen, sie war gelähmt.

Ueberwältigt sank Elika zusammen und brach in einen Strom von Thränen aus. Apollonia faßte sie sanft unter den Armen, hob sie auf, führte sie aus dem Zimmer und wollte sie in das ihre bringen. Auf dem Gang aber traten ihnen Kosel und Leopold entgegen. Elika schrie auf: „Du!" und flog dem Heimgekehrten in die Arme. Für so lange hatte sie von ihm Abschied genommen und wie kurz war die Trennung gewesen, und welcher neuen, grauenvollen war sie vorangegangen!

Leopold, ganz blaß und starr, mit roten geschwollenen Lidern, küßte sie und sagte einmal ums andere: „Arme Kleine, arme Kleine!"

„Papa hat dich gerufen, weil Franz sterben muß," schluchzte sie, „sag's nur, sag's nur!"

Leopold gab keine Antwort und Kosel wiederholte die tröstenden Worte, mit denen der Doktor, den man aus Wien hatte kommen lassen, sich gestern empfohlen:

„So lange noch Leben da ist, ist noch Hoffnung da."

Dreimal vierundzwanzig Stunden und jede Stunde eine Ewigkeit voll Leid, und die Erinnerung daran den Herzen, die es tief und voll empfunden haben, unauslöschlich eingeprägt. Ein trübender Schatten für die Jungen, eine klaffende Wunde für die Alten, für die armen Tanten, denen ihr Dasein jetzt beinahe wie ein Unrecht erscheint. Was haben sie noch „da zu sein", die welken dürren Zweige, wo die Blüte in Glanz und Schönheit vom Baume fällt?

Sie ruhten und rasteten nicht, sie wachten jede Nacht, sie machten sich zu Handlangern der Handlanger. Wenn Franz im Halbschlaf einmal flüsterte: „Die Tanten, die guten Tanten", ergriff sie eine überschwengliche Dankbarkeit, aber unnötig oder mindestens entbehrlich kamen sie sich doch vor.

Kosel irrte wie verloren umher und sagte jedem, der ihm begegnete, ohne Ahnung, wen er vor sich hatte: „So lange noch Leben da ist, ist noch Hoffnung da."

Immer wieder wurde Elika aus dem Sterbezimmer gebracht und kehrte immer wieder dahin zurück. Sie war überzeugt, daß Franz noch zu ihr sprechen werde, und wartete darauf angstvoll und sehnsüchtig. Einmal nannte er einen Namen, den sie nicht verstand, und sie flüsterte: „Rufst du mich, Franz? Hast du mich gerufen?"

Er sah sie groß an und schwieg.

„Den Papa? den Leopold? Tante Renate, Charlotte?"

„Hanusch," sagte er.

Hanusch wurde geholt. Man hatte lange nach ihm suchen müssen; er verkroch und verbarg sich scheu wie ein verwundetes Tier. — Um seinetwillen starb sein Herr, der ihm das Höchste war, er, für den er sich in Stücke hätte hauen lassen, starb um seinetwillen . . . Nein, er konnte ihn nicht sehen, er konnte nicht vor ihn hintreten. Er wollte liegen bleiben, wo er lag, in seinem Winkel, und auch sterben, wenn sein Herr starb. Mit größter Mühe bewog der Pfarrer ihn endlich, ihm zu folgen.

Als Franz ihn erblickte, erheiterten sich seine Züge, mit einem Lächeln grüßte der Sterbende den durch ihn, durch seine Kraft dem Leben Erhaltenen, und im letzten Kampf stählte ihn das Bewußtsein eines Sieges.

Es war am Morgen seines Sterbetages. Der Arzt hatte ihn hoch gebettet, er saß fast aufrecht, den Kopf zurückgeworfen, Elika stand bei ihm und wischte ihm mit ihrem Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Bist du da, Kleine?" fragte er.

Sie glitt leise mit der Wange über seine Haare: „Ich bin da, ich bin bei dir."

Da öffnete er die Augen und hob den Blick fest und inständig zu ihr hinauf. Seine Stimme hatte fast keinen Ton, aber Elika verstand jedes Wort, das er sagte; es war das völlig Unerwartete. „Wir haben den Papa zu wenig lieb gehabt. Er ist gut, viel besser, als wir gewußt haben. Habt ihn lieb, du, Leopold und Joseph." Er schöpfte tief Atem, seine schweren Lider senkten sich: „Joseph . . . daß ich den nicht mehr seh', ist doch schad' . . ."

O die entsetzlichen Stunden, die noch nachkamen . . . das grausame, unentrinnbare Leiden . . . O die traurigen verstörten Menschen! . . . die ratlose Bestürzung im Hause, aus dem ein vielgeliebtes Kind sich anschickte, zu scheiden.

Ehe die Sonne im Scheitel stand, war es vorbei, und Elika hatte ein Sterben, hatte das schauerliche Wunder, mit dem ihre Phantasie gespielt vom ersten Erwachen an, sich in seiner ganzen Furchtbarkeit vollziehen gesehen.

Da lag er nun, der junge Held, niedergestreckt von der Hand Gottes, und trug noch den trotzigen Ausdruck im wachsbleichen Gesicht, den sie so sehr geliebt und hinter dem eine unerschöpfliche Güte sich verbarg. Er hatte gelitten und nicht geklagt, nie ein Zeichen des Bedauerns in Anspruch genommen, er hatte das Mitleid verschmäht.

„Mein Franz, mein Franz," flüsterte Elika. Die anderen waren gegangen, Vorbereitungen treffen zu all dem Herzzerreißenden, das noch durchgemacht werden mußte. Sie glaubte sich allein mit ihm und sprach zu ihm, als ob er noch lebte, und dankte ihm, als ob er sie hören könnte, für alle seine Nachsicht, Geduld und Liebe . . . Da plötzlich vernahm sie ein gewaltsam hervorbrechendes Schluchzen und wendete sich. Im Fauteuil neben der Thür saß ihr Vater, den Kopf auf die Brust gesenkt, und weinte. Ihr Vater, in dessen Augen sie nie eine Thräne gesehen hatte, weinte und schluchzte . . .

Ganz langsam und schüchtern trat sie auf ihn zu und kniete bei ihm nieder. Wie einst als kleines Kind stützte sie die Arme auf sein Knie und wußte wieder nichts anderes zu sagen als: „Armer Papa!"

Er richtete einen trüben, traurigen Blick auf sie. „Willst auch du von mir fortgehen? Hab' ich lauter treulose Kinder?" fragte er.

Elika sprang auf und umklammerte seinen Hals: „Nein! Ich will bei dir bleiben und dich lieb haben und dein treues Kind sein."

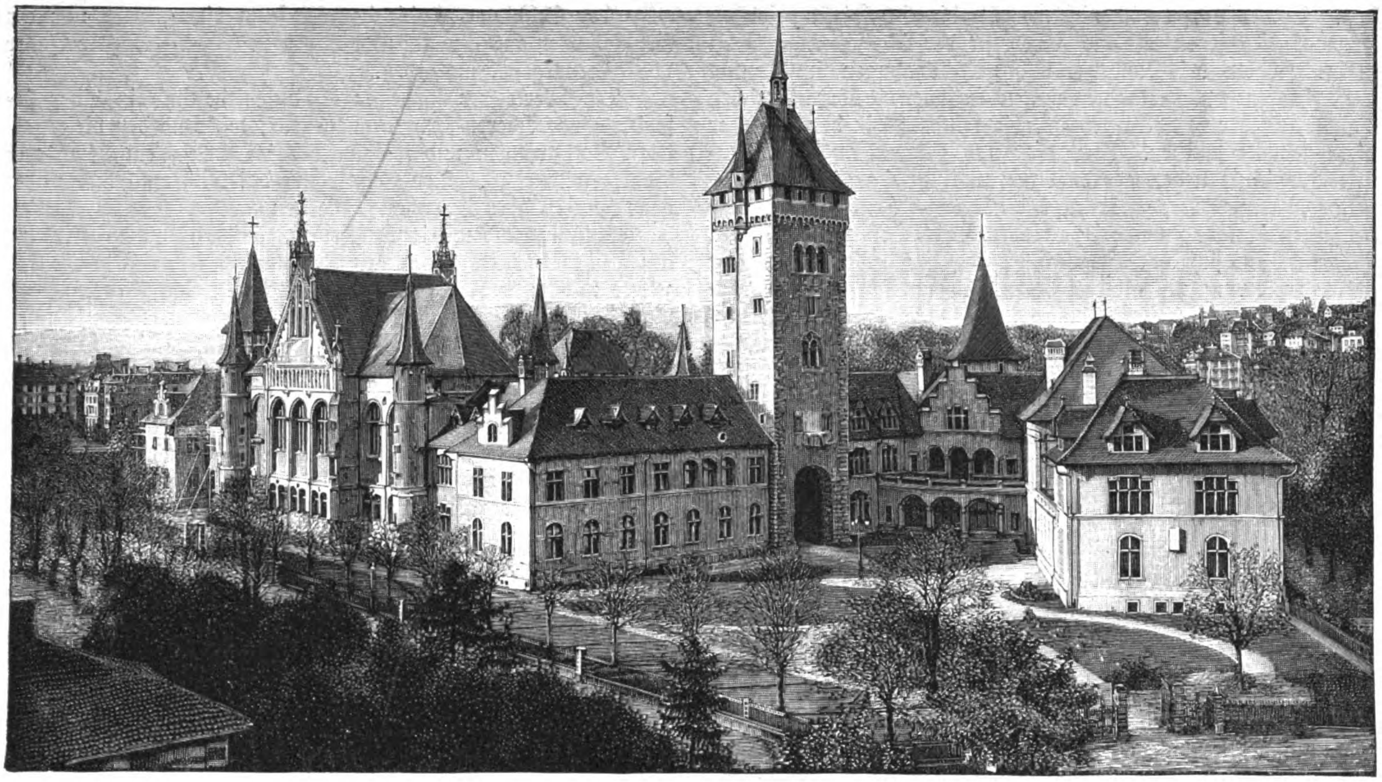
Mit einem zitternden Aufschrei streckte er die Arme aus und hob sie auf seinen Schoß, und schloß sie an sein Herz und hielt sie lange an seine Brust gepreßt, und legte sanft seine Hand über ihre brennenden Augen. Die seinen blieben unverwandt auf den Toten geheftet. „Ja, Elika, ja, Kleine," sagte er, „wenn sie jetzt da wäre, deine Mutter, und müßte das sehen. Gut für sie, daß sie nicht da ist . . . gut für sie."

Aber nicht für ihn; sie wäre ja sein Trost gewesen.

Elika zog seine Hand an ihre Lippen: „Armer Papa". Jawohl, sie hatten ihn zu einsam dahinleben lassen und ihn zu wenig lieb gehabt, der so vieler Liebe fähig war.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Nach einer Aufnahme von Gebr. Wehrli in Zürich.

Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der 25. Juni gestaltete sich in Zürich zu einem glanzvollen Festtage. Aus allen Kantonen der Schweiz waren in den Mauern der Stadt Abordnungen erschienen, um teilzunehmen an einer bedeutungsvollen Feier. Galt es doch, das Schweizerische Landesmuseum zu eröffnen, das die ruhmreiche Vergangenheit des freien Alpenlandes in herrlichen Kunstschätzen, Erzeugnissen des Gewerbfleißes und Waffenrüstungen seiner Bewohner veranschaulicht. Bis dahin hatte die Schweiz wohl Sammlungen besessen, in welchen die geschichtlichen Denkmäler einzelner Kantone oder Gegenden pietätvoll aufbewahrt wurden, es fehlte ihr aber eine Stätte, an welcher durch wertvolle Sammlungen die kulturgeschichtliche Entwicklung des gesamten Landes klar und deutlich dem Auge des Besuchers sich darbieten konnte.

Der Gedanke, eine solche Stätte zu schaffen, war frühzeitig entstanden. Schon vor hundert Jahren, zur Zeit der „Helvetischen Republik“, plante das Direktorium die Errichtung eines schweizerischen Nationalmuseums; aber in jenen unruhigen Zeiten fehlte es an Sammlung und auch an Geldmitteln, um den Gedanken zu verwirklichen. Später kamen Jahrzehnte, in welchen das Land einen hohen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, aber der Sinn der Bevölkerung zumeist auf nüchterne praktische Ziele gerichtet war. Erst in der Neuzeit wurde die Frage von neuem angeregt, und vor allem trat der Kunsthistoriker und Nationalrat Prof. Salomon Vögelin in zündenden Reden für die Errichtung eines Landesmuseums ein. Seine Anregung fiel diesmal auf günstigen Boden; die Bundesregierung bewilligte namhafte Mittel, hochherzige Männer waren eifrig bestrebt, im In- und Auslande wertvolle Sammlungen zu erwerben, und endlich wurde im Jahre 1890 die Frage des Ortes, an welchem das neue Museum errichtet werden sollte, endgültig entschieden. Aus dem Wettstreit der Schweizerstädte ging Zürich siegreich hervor, und im nächsten Jahre wurde der Bau begonnen. Leider war es Vögelin nicht mehr vergönnt, diesen Augenblick zu erleben, aber er fand in anderen Männern, namentlich in dem Direktor des Museums, H. Angst, würdige Nachfolger, die das große Werk mit Sachkenntnis und Umsicht der Vollendung entgegenführten.

Fünf Jahre dauerte die Herstellung des Baues, dessen Kosten sich auf zwei Millionen Franken belaufen. Er erhebt sich auf der Platzpromenade in unmittelbarer Nähe des großartigen Züricher Bahnhofes an den Ufern der rasch dahinströmenden Limmat und fesselt das Auge des Beschauers durch seine Eigenart. Der geniale Züricher Architekt Gustav Gull ließ hier anstatt eines Riesenhauses eine förmliche Burganlage erstehen, die aus einer Anzahl von Gebäuden sich zusammensetzt. Verschiedene Baustile sind zu einem harmonischen Ganzen vereinigt; denn der Gedanke war maßgebend, die Kunstschätze verschiedener Epochen in Bauten unterzubringen, die sowohl im Aeußern wie im Innern sich möglichst deren Charakter anschmiegen.

Unsere obenstehende Abbildung zeigt uns die weitläufige, mit einem geräumigen Vorhof versehene Bauanlage. Ein Thorturm überragt das Ganze. In dem kleineren Flügel, der sich rechts von ihm abzweigt, hat die Züricher Kunstgewerbeschule mit ihren reichen Sammlungen ein würdiges Heim gefunden; in dem anderen größeren Flügel mit dem wirkungsvollen gotischen Hauptbau ist das eigentliche Museum untergebracht.

Zur Feier der Eröffnung hatte sich in den Vormittagsstunden des 25. Juni eine glänzende Versammlung im Vorhof des Museums eingefunden. Mitglieder des Bundesrates und der Bundesversammlung, die Abordnungen aus allen Kantonen der Schweiz, Vertreter der Kunst, der Wissenschaft und der Bürgerschaft waren erschienen. Der Bundespräsident Eugen Ruffy und der Stadtpräsident Pestalozzi hielten Reden, worauf der riesige Schlüssel zum Landesmuseum, den zwei kleine Mädchen, Töchter des Architekten Gull, auf einem weißseidenen Kissen brachten, dem Bundesrat Lachenal, Vorsteher des Departements des Innern, übergeben wurde. Nun erschloß sich die mächtige Pforte, und die Festteilnehmer traten den ersten Rundgang durch die herrlichen Räume an.

Mehr als zwei Jahrtausende der Geschichte des Schweizerlandes überblickt hier das staunende Auge. All die alten Geräte, die Kunstschätze, die Zimmereinrichtungen, die Trachten und die Waffen gewähren uns Einblicke in das Leben und Weben, in die Mühen und Sorgen und in das kunstsinnige Streben längst verschollener Menschengeschlechter.

In den ersten Sälen, die wir betreten, fesseln Denkmäler der Vorgeschichte unsere Aufmerksamkeit. Hier sind Funde aus jener altersgrauen Zeit aufgestellt, aus der kein geschriebenes Wort, keine im Volksmund aufbewahrte Sage zu uns gedrungen

Digitized by Google

sind. Und wie reich ist nicht gerade die Schweiz an solchen Funden! Da sehen wir die Ueberreste der Menschen, die einst in den Höhlen bei Schweizersbild und Thayngen im Kanton Schaffhausen gewohnt haben, und neben ihnen die überaus reichen Funde aus der Pfahlbautenzeit, die seit 1853 in den schweizer Seen gemacht wurden. Werkzeuge und Schmuck aus der Stein- und Bronzezeit liegen geordnet vor uns, und an ihnen vorbei gelangen wir zu Gegenständen, die aus jener bereits geschichtlich bekannten Periode stammen, da die Römer die Helvetier bekriegten. Ihnen reihen sich an Sammlungen aus der bewegten Zeit der Völkerwanderung mit alemannischen, burgundischen, langobardischen und merovingischen Funden, und dann tritt uns in verschiedenen Werken der Frühgotik, in Altarbildern, Deckengemälden u. dergl., der Einfluß des Christentums entgegen.

Je weiter wir fortschreiten, desto glänzender, anmutiger und kunstreicher gestaltet sich das Bild. Die Blüten mittelalterlicher Kunst erfreuen mit ihrer bunten Pracht das Auge, und auf die Gotik folgt zuletzt die Renaissance mit ihren lebensfrohen Kunstwerken. Aus alten Kirchen, Kapellen und Klöstern, aus öffentlichen Bauten, aus reichen Bürgerhäusern und aus Bauernstuben der Schweiz stammen die Kunstschätze, die hier, soweit es irgendwie möglich war, zu einem harmonischen Ganzen vereint wurden; ja vollständige Zimmer- und Saaleinrichtungen samt dem Schmuck an Wand und Thür wurden in die Hallen des Museums herübergerettet, um vor Zerfall bewahrt zu werden.

In diesen Räumen schauen wir erst recht, was der Kunstsinn und der Gewerbfleiß der Schweizer in früheren Jahrhunderten geschaffen hat. Von einem wunderbaren Lichtschimmer sind viele dieser Säle durchflutet, denn ihre Fenster sind mit Glasgemälden versehen, an denen einst die Schweizerhäuser so reich waren. Bestand doch im Mittelalter die Sitte, daß man bei festlichen Familienereignissen, wie Hochzeiten, sich mit Glasgemälden für Fenster beschenkte, und die schweizer Glasmaler galten namentlich im fünfzehnten Jahrhundert als Meister in ihrer Technik, so daß ihre Werke weit und breit, auch jenseit der Grenzen des Alpenlandes, berühmt und begehrt waren.

Zur hohen Blüte war in der Schweiz die Herstellung der Kachelöfen gediehen, die früher in dem Wohnzimmer einen breiten Raum einnahmen und einen anheimelnden Schmuck bildeten. Sie waren herrlich gearbeitet, mit reichem Reliefschmuck und prächtigen Malereien verziert. Namentlich die Leistungen der Hafnerfamilien Pfau, Erhart und Graf in Winterthur standen in hohem Ansehen und erregen noch heute unsere Bewunderung. Wie an Winterthurer sind auch an anderen schweizer Kachelöfen die Sammlungen des Museums überaus reich.

Einen weiteren Schmuck alter Wohnhäuser bildeten Schnitzereien. Wohlhabende Bürger und Bauern verzierten mit ihnen Decken, Wände und Thüren; in waldreichen Gebirgsländern gedieh diese Kunst immer am besten, und auch die Schweizer leisteten darin Vollendetes. Aus der Fülle der Schnitzwerke, die das Museum bietet, mag nur ein Prunkzimmer aus der Casa Pestalozzi in Chiavenna vom Jahre 1585 hervorgehoben werden.

Die Werke der schweizer Goldschmiede sind in einer besonders feuersicheren Krypta ausgestellt, während den vielgestaltigen Volkstrachten und Kostümen der Schweiz ein besonderer Saal gewidmet ist. Den Glanzraum des Museums bildet aber ohne Zweifel die Waffenhalle, die den ganzen gotischen Mittelbau einnimmt und mit ihren Pfeilern und großen Bogenfenstern den Eindruck eines gewaltigen Kirchenschiffes macht. Bis ins zehnte und achte Jahrhundert zurück reichen die ältesten Exemplare der hier aufgestellten Waffen und Rüstungen. Dazu kommen seltene Schlachtenbanner und Siegestrophäen, die das Bild aus der reisigen Zeit vervollständigen und an so viele Ruhmestage des schweizerischen Heldenmutes erinnern.

Es wäre ein fruchtloses Beginnen, dem Leser die einzelnen Säle und Räume schildern zu wollen. Derartiges muß man mit eigenen Augen schauen. Wem es vergönnt sein wird, die freundliche Limmatstadt aufzusuchen, der wird sicher nicht versäumen, dem Landesmuseum einen Tag zu widmen; es werden ihm dann in dem Prunkzimmer aus dem Seidenhofe in Zürich, in dem Schlafzimmer aus dem Schlößchen Wiggen, in der spätgotischen Aebtissinnenwohnung, in dem berühmten „Lochmannsaal" aus Zürich, in der originellen Apotheke aus der Benediktinerabtei Muri, in den vielen Hallen und Kreuzgängen unvergeßliche Bilder aus der Kulturgeschichte des Schweizervolkes entgegentreten.

Der Freude über das Gelingen des herrlichen Werkes haben die Schweizer am 25. Juni noch durch eine große festliche Veranstaltung Ausdruck gegeben, welche am Nachmittag stattfand. Durch die Straßen Zürichs bewegte sich ein Festzug, an dem 2800 Personen zu Fuß und 250 Reiter teilnahmen und in dem ein halbes Hundert bespannter Festwagen mitgeführt wurde. Dieser Festzug sollte die schweizerischen Volkstrachten in Bildern aus dem Volksleben vorführen. Auch der Vergangenheit wurde dabei ein breiter Raum gewährt. Sitten und Trachten, von denen uns nur noch vergilbte Bücher erzählen, lebten plötzlich wieder auf und wandelten in malerischer Schönheit vor unseren trunkenen Augen und dazwischen sah man Scenen aus dem Leben und Treiben der Gegenwart. Da zogen die Bewohner der fruchtbaren Ebene vorbei, bei einem lustigen Kirchweihfeste oder einer Hochzeit; man sah die Leute aus den rebengesegneten Gegenden bei ihren malerischen Winzerfesten; die Bewohner des blumenreichen Kantons Tessin stellten ein Blumenfest in Agno dar, und die Graubündener erschienen als Jäger und Saumtiertreiber, die über den Splügen dahinziehen. Unsere nebenstehende Abbildung giebt die Gruppe des Festzuges wieder, welche Leute aus dem durch seine malerischen Trachten berühmten Dorfe Evolena in Wallis auf der Alpfahrt zeigte. Tausende und aber Tausende standen dichtgedrängt in den Straßen und schauten freudig den Festzug, der die Feier der Eröffnung des Landesmuseums in einer so würdigen und sinnreichen Weise abschloß.

A. Kr.

Gruppe aus dem Festzug in Zürich:
Leute aus Evolena in Wallis auf der Alpfahrt.

Digitized by Google

Blätter und Blüten

Indischer Gaukler. (Mit Abbildung.) „Sie werden sich in Madras langweilen, es giebt hier außer dem Zoologischen Garten nur wenig Sehenswürdigkeiten,“ war bei meiner Ankunft in dieser indischen Stadt die wenig ermutigende Auskunft eines wohlmeinenden Landsmannes, der schon manches Jahr dort seinen Großhandel trieb. Im üblichen Sinne war das schon richtig; es giebt in Indien prachtvollere Bauten als die Kathedrale von Madras, glänzender sind die Paläste und Parks von Kalkutta, malerischer die Villen, die „Bungalows“ der vornehmen Welt Bombays auf dem von der Seebrise gekühlten Malabarhügel. Und der erwähnte Zoologische Garten? Daß Gott erbarm'! Ein Hahn mit drei Beinen, von denen das dritte aussah, als ob es demütig um Entschuldigung für sein unerlaubtes verkümmertes Dasein bäte, war das merkwürdigste Tier dieser armseligen Menagerie. Jeder Berliner würde dort mit Recht ausrufen dürfen: „Unsre Tiger in Berlin sind mindestens noch einmal so groß als eure mageren Bestien hier in der Hauptstadt der Präsidentschaft Madras!“ Abgesehen davon, daß die weitere Umgegend von Madras wahre Schätze für den Wissensdurstigen birgt, giebt es für mich aber überhaupt keinen Ort in Indien, an dem ich mich je langweilen könnte. Kein Volksleben ist interessanter als das der Hindus, man möge hineingreifen, wo man wolle, und in Madras hatte ich gerade Gelegenheit, mit indischen Zauberern Bekanntschaft zu machen.

Wie alle Kasten in Indien hat auch die Klasse des fahrenden Volkes ihre Unterabteilungen. Der Sohn des Bärenführers verliert von seinem Kastenrang, wenn er in die Familie eines Hausierers mit tanzenden Affen heiratet; seine Sprößlinge werden nicht mehr als Bärenführer von „reinem Blute“ betrachtet. Die Tänzerin vergiebt sich nicht wenig von ihrer Würde, wenn sie eine Seiltänzerin zu einer Schüssel „Curry und Reis“ einlädt; dann ist es um ihre Kastenreinheit völlig geschehen! Ja, selbst das Schmauchen von ein paar Zügen aus der Wasserpfeife eines gewöhnlichen Taschenspielers bringt dem „Schlangenbeschwörer“ den Verlust seiner Kastenreinheit. Halb Schlangenzauberer, halb gewöhnlicher Gaukler, muß er nun mit andern Künstlern „von gemischter Kaste“ seinen Reis essen; dafür macht er sich auch kein Gewissen daraus, seinen früheren Berufsgenossen Konkurrenz zu bereiten und neben den Glanznummern fingerfertiger Taschenspieler auch den Schlangentanz zu produzieren.

Einen solchen Universalzauberer stellt unsere Abbildung dar. Vor dem Hause, das der Deutsche Klub in Madras bei meiner Anwesenheit bewohnte — er hat inzwischen ein schöneres Heim bezogen —, läßt sich die Dienerschaft etwas blauen Dunst vorgaukeln. Der feiste Hausverwalter, im europäischen Jackett, der tamulische Gärtner mit seiner Familie, der „Boy“ (d. h. der „Bursche für alles“) in seiner Ecke sowie der neben der Säule lehnende verachtete Straßenkehrer, sie alle wissen, daß jetzt um 11 Uhr vormittags die gestrengen weißen „Sahibs“ (Herren aus Europa) an ihren Comptoirtischen schwitzen und das Vergnügen hier nicht stören werden.

Mit Staunen und mißtrauischem Entsetzen bewundern sie die unheimlichen Künste des Wundermannes. Noch stehen die kleinen Holzglocken vor ihm, mit roten, gelben und grünen Ringen bemalt, unter denen er runde Nüsse erscheinen und verschwinden läßt, ein uraltes Kunststück, das die europäischen Taschenspieler nachgeahmt haben und das bei uns in keinem „Zauberkasten für Kinder“ mehr fehlt. An einer der Glocken lehnt auch noch das ausgestopfte Püppchen, das auf geheimnisvolle Weise Leben und Tanzlust in die Glieder bekam.

Diese und ähnliche unbedeutende Eingangsnummern sind jetzt beendigt; eben hat der Tausendkünstler noch schnell ein paar Kleinigkeiten aus dem Munde gezogen: ein geöffnetes Taschenmesser, ein kleines Stachelschwein und fünf rohe Hühnereier. Doch jetzt ist er auf der Höhe seiner Kunstfertigkeit. Er wickelt einen dürren meterlangen Lederstreifen auseinander und hält ihn aufgerollt weit und frei hinaus in die Luft. Unter Beschwörungen in hindostanischem Zigeuner-Rotwelsch schwingt er das Band hin und her — und siehe da, ein paar blanke Aeuglein blitzen aus dem unten herabhängenden Ende hervor, das Leder beginnt sich zu winden, zu drehen, zu wölben — mit triumphierendem Schrei schleudert der aufspringende Teufelskerl eine lebendige Schlange den erschreckten Zuschauern entgegen.

Und des Rätsels Lösung? Sehr einfach.

Unbemerkt in dem Schatten einer breitblätterigen Platane neben meinem photographischen Apparat stehend, hatte ich die Hand des Künstlers unverwandt beobachtet. Vor ihm lag ein offener Sack, der seine dürftigen Geräte barg; der Rand dieses Sackes war locker zusammengerollt, schien mir aber hin und wieder verdächtig zu zucken. Der Gaukler zeigt den Lederstreifen, hält ihn weit von sich, dreht ihn zur Prüfung hin und her — vorne nichts, hinten nichts! „O weh,“ sagt er plötzlich mit gut gespielter Bestürzung, „ich habe ja ganz vergessen, daß ihr nachher den Mangobaum wachsen sehen wollt!“ Dabei legt er das Lederband aus der Hand, und wie zufällig auf den Sackrand; dann nimmt er ein paar Mangokerne aus dem Beutel, bohrt neben sich ein Loch in die Erde, steckt anscheinend den vom Publikum gewählten Kern hinein, bedeckt ihn mit Erde und spricht sein Hokuspokus darüber, „auf daß der Kern treibe“. In Wirklichkeit hat aber der Schlaumeier einen bereits zum Keime angetriebenen Kern verscharrt und fährt dann in dem angefangenen Kunststück fort.

Ein indischer Gaukler.
Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. K. Boeck in Dresden.

Natürlich ergreift er jetzt beim Aufnehmen des Streifens die in dem Sackrand eingerollte Schlange so geschickt, daß sie von dem gleichfarbigen Streifen verdeckt bleibt, den er allmählich mit den Fingerspitzen aufrollt, worauf niemand achtet, da ja alles entsetzt auf den unten hervorzüngelnden Schlangenkopf starrt. Um den berühmten Mango-Trick aber war es für diesen Tag geschehen! Während nämlich der schwarze Schwarzkünstler seinen Schlangenzauber ausübte und den Mangokern sicher im Schoß der Erde wähnte, stapfte ein auf dem Hof herumsuchendes Hühnchen herbei, durchstöberte die frisch aufgewühlte Erde und schleppte den bereits angetriebenen Fruchtkern heimlich seitwärts in die Büsche.

Gerade diesen Augenblick nahm ich wahr und photographierte den gefiederten Dieb in flagranti, war aber schadenfroh genug, dem Zauberer die Aufklärung zu verschweigen, als er vergeblich mit verstörtem Gesicht in der lockeren Erde nach dem angekeimten Kerne herumsuchte. Ich trat nun hervor und tröstete den Mann mit dem geistreichen Bemerken, daß es noch wertvollere Dinge zwischen Himmel und Erde gäbe, die spurlos verschwänden.

Dem fahrenden Künstler schien es aber in dem Hofe des Deutschen Klubs nicht mehr recht geheuer vorzukommen — vielleicht meinte er auch, daß ich ihm in der Hexerei „über“ sei — er machte sich aus dem handhoch liegenden Staube, indem er mir giftig zurief: „Sie werden massenhaftes Geld bekommen, aber Sie werden damit nicht lebendig nach England zurückkehren!“ — Daß es nämlich außer England noch andere Länder in Europa giebt, wird den Hindus geflissentlich verschwiegen, und ich galt gewiß bei vielen für einen Erzaufschneider, wenn ich auf die Frage, ob Deutschland denn keine Provinz von England sei, höflichst erwiderte, daß dies nicht der Fall und im übrigen Deutschland beinahe noch einmal so groß sei wie England!

Dr. K. Boeck.

Gerettet. (Zu dem Bilde S. 456 und 457.) Das ergreifende Bild von R. F. Curry führt uns eine Scene an der Paßstraße des großen St. Bernhard vor. Von Martinach im Wallis sind Vater, Mutter und Kind aufgebrochen, um durch die schweigenden Einöden des

Digitized by Google

Hochgebirges den Weg in die südliche Heimat, vielleicht in die nahen üppigen Gelände von Aosta, zu suchen. Schon liegen die letzten menschlichen Wohnungen hinter ihnen, die Dranse psaltert in den Felsenklüften ihr Donnerlied, an den Gipfeln ist der Herbststurm los. Da erscheint vor den ermüdeten Wanderern das schreckliche Gespenst der Berge, die „Guxete“. Aus einem Schlund des Gebirges saust eine schwarze Wolke, verfinstert mit ihrem Schneegestöber den Weg, die Armen finden den Atem nicht mehr, so reißt und schüttelt sie die Windsbraut, und herzlähmend dringt die Kälte ins Mark. Der Spuk geht rasch vorbei, ein Stündchen noch, dann ist das rettende Hospiz erreicht. Aber das Gespenst erscheint wieder — wieder! Das Kind wimmert: „Mutter, ich bin müde.“ Und jetzt schleicht sich auch den Eltern der Gedanke verführerisch in die ermattenden Sinne: „Ein wenig ruhen!“ Und da stockt der Fuß, schlafüberwältigt sinken sie nebeneinander hin und der Sturm überschüttet mit seinen Flocken den letzten heimatsüßen Traum der Sterbenden. Er soll milde und schmerzlos sein, der Tod auf verschneitem Paßweg! — Diese Verunglückten aber erwachen wieder zum Leben. Sobald die „Guxete“ oder Lawinen im Gebirge wüten, wird es auf dem Hospiz lebendig, die Chorherren des heiligen Bernhard mit ihren Klosterknechten und ihren treuen Hunden sind zur Rettung der Reisenden unterwegs, und mit dem ihnen eigenen Spürsinn wittern die Tiere die Opfer im höchsten Schnee. Sie scharren und wühlen, bis sie die Verschütteten frei haben, sie schnuppern an ihnen, bis die Schlafenden erwachen, sie stellen sich vor die Erschöpften hin, damit diese dem Fäßchen, das ihnen am Halse hängt, den stärkenden Trunk entnehmen, und melden den nachfolgenden Klosterknechten ihren Fund mit freudigem Gebell. Der Volksmund weiß von den Bernhardinerhunden die rührendsten Legenden zu erzählen, und zahlreiche Künstler haben ihre Thaten verherrlicht. Ihr Held ist und bleibt jener Barry, der 17 Reisende aus sicherm Tod gerettet hat, zuletzt aber das Opfer seines Werkes geworden ist, indem er von einem Geretteten, der ihn für einen Wolf hielt, erschlagen wurde. — Seit dem Jahr 962, also über ein Jahrtausend schon, üben die Jünger St. Bernhards ihr Werk der Barmherzigkeit. In den letzten Jahrzehnten ist manches geschehen, damit sich die eisigen Totenkammern des Hospizes nicht mehr mit so vielen Opfern füllen wie früher; mit der Mont Cenis- und Gotthardbahn bestehen Verträge, die den italienischen Konsuln in Frankreich und der Schweiz erlauben, arme Heimatangehörige zu billigstem Entgelt sicher durch die Schrecken der Berge zu führen, und die 12 000 bedürftigen Reisenden, die dennoch jährlich die Mildthätigkeit des Hospizes in Anspruch nehmen und seine Mittel beinahe erschöpfen, verteilen sich auf die Jahreszeit, in der die Straße nicht zu gefährlich ist. Von Zeit zu Zeit wiederholen sich doch noch die alten Unfälle und die alten Rettungen und erneuen den Ruhm der Bernhardinerhunde. Im Sommer ziehen reisefrohe Touristen die Menge über den großen St. Bernhard, und nach der Ordensregel stellen die Chorherren auch ihnen für Speise und Trank keine Rechnung, aber wer legt angesichts des großartigen menschenfreundlichen Werkes, das sie erfüllen, dafür nicht gern einen stattlichen Obolus in den Opferstock des Hospizes? H—r.

Ueberrascht. (Zu dem Bilde S. 465.) Hier am letzten Gartenende, wo die Wege eng werden zwischen dicht wuchernden buntfarbigen Blumenbüschen und darüber herabgreifenden Baumzweigen, hier in dieser sonnigen Stille tritt endlich ein langverschwiegenes Geständnis auf die Lippen, und zwei Herzen schlagen in banger Seligkeit dem Augenblick entgegen, der sie auf immer vereinigen soll. Da — während das erglühende Mädchen noch die Augen zu Boden senkt und Er, kühner werdend, in verlangender Liebe ihre Hand faßt, da öffnet sich das Pförtchen zum Nachbargarten. Die beiden achten nicht auf das leise Geräusch, sie sind so verloren in die Wogen ihrer Empfindungen, daß die Außenwelt nicht zu ihren Sinnen dringt. Auch wird kein weiteres Geräusch laut: die eintretende Freundin bleibt erschrocken, regungslos stehen, was sie erblickt, macht stille Hoffnungen, die sie für das eigene Herzensglück bisher gehegt, zu Schanden. Im nächsten Augenblick wird sie versuchen, leise, leise rückwärts wieder zu entkommen, bevor die beiden dort ihre Gegenwart bemerken. Und dann werden die Gebüsche da drüben den Schmerz der einen ebenso mit ihrem Schatten zudecken wie hier das Glück der anderen, während die Sonne ihren milden Schein über das Ganze breitet. Bn.

Die Heimkehr des Vaters. (Zu dem Bilde S. 469.) Der Beruf als Seemann hat seine rauhen Seiten, und es ist nicht immer ein Vergnügen, sein Tagewerk auf dem Wasser zu treiben. Und nicht bloß der „Schiffer für große Fahrt“, auch der Fischer, der in seinem Boot dem rauhen Handwerk des Fischfangs nachgeht, kann von der Mühsal erzählen, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen, oder mit erstarrten Fingern das Netz aus eisigem Wasser heben muß. Es sieht es keiner dem zappelnden „Turbot“ (Thors Butt!), der schmackhaften Makrele oder dem scharlachroten Hummer an, was für Mühe und Arbeit dazu gehörte, sie auf die Tafel des Mannes am Lande zu bringen. Auch der Hochseefischer weiß ein Lied davon zu singen, was Sturm und Nebel und Regenbö und Schneesturm bedeuten. Schweigsam und wortkarg geht er seinem Berufe nach unter Gottes freiem Himmel. Am Tage traumhaftes Hindämmern im Boot, wenn das Netz hinter dem Kahn im Wasser gleitet; rauhes Dasein, wenn der heulende Orkan über die See hinfaucht, das Boot sich auf die Seite legt und klatschend die Spritzer über den Dollbord spülen, daß der Fischer sich fluchend die Augen auswischt mit dem Aermel. Einsames Leben, wenn in stiller Nacht hier und da ein gelber Lichtschein wie schwankend und wankend über die See herscheint: die mattleuchtende Laterne am Mast des Fischerbootes — aber wie der Fischer vor Morgengrauen sein Segel festmacht und zu Anker geht, da leuchtet ihm aus dem Fenster seiner Hütte mit flackerndem Glutschein das Feuer, über dem der rußige Kessel mit dem kochenden Kaffee hängt, und mit Behagen denkt er an das hochgetürmte, warme Bett. — Es ist Abend; Sonnenuntergang. Blank und leuchtend liegt die See da. Der Fang war gut. Am Strande hat sie heute gewartet, seine junge Frau; sein Kind hat sie ihm entgegengehalten. Viel gesagt haben sie sich nicht, aber es lag stille Freude auf ihrem Gesicht. Dann nahm er das Kind; sie das Netz; so gingen sie nach Haus; und einen Korb mit Heringen trug sie dazu, zur Abendmahlzeit, und das Kind griff mit ungeschickten Händchen nach dem Hummer, den der Vater lächelnd ihm hinhielt: „Nee, min Jung, dat is nix för di; bekiek di dat man mal, äwer lat de Fingern davon; dat Beest kniept bannig un dat deiht weh“; und leise spült die See auf den festgeschlagenen Strand. H—s.

Regenwetter.
Nach einer Originalzeichnung von E. Unger.

Im Märchenbanne. (Zu dem Bilde S. 473.) Atemlos horchend sitzen die kleinen Ferienkolonisten um die gute Schwester her, deren Obhut sie für diese Sommerwochen anvertraut sind. Sie pflegt das Wohlverhalten des Morgens durch eine Geschichte am Nachmittag zu belohnen, und es ist erstaunlich, wie viel wunderbare und nie gehörte Märchen die stille Klosterfrau den Kindern zu berichten weiß. Ach, diese ahnen ja nicht, daß das Frauenherz unter dem schwarzen Ordenskleid dereinst voll Lebensfreude schlug, aber sein junges Liebesglück ins Grab senken mußte und nun statt der gehofften eigenen Kinder die fremden mit mütterlicher Liebe umfaßt und ihnen die Schätze der Erinnerung mitteilt! Sie wissen nur, daß sie die Schwester Beate ganz ungeheuer lieb haben und daß überhaupt hier in ihrer Nähe unter dem Holunderbaum auf der grünen Wiese der allerschönste Fleck der Erde ist. Und die junge Nonne selbst, in deren Herz nach schweren Kämpfen der Friede eingezogen ist, sie sieht mit mildem Blick in die Kinderaugen und fühlt innerlich die stille Freudigkeit, welche der Lohn selbstloser Menschenliebe ist!

Urson, von Wölfen angegriffen. (Zu dem Bilde S. 477.) „Die Stachelschweine sehen erschrecklich aus und sind die allergefährlichsten Tiere. Werden sie verfolgt, so fliehen sie mit Windesschnelle, nicht aber, ohne zu kämpfen; denn sie schießen ihre todbringenden Stacheln gerade hinter sich gegen den Feind. Der Jäger darf daher keinen Hund gegen sie loslassen, sondern muß sie mit List fangen.“ Solches erzählte ein alter Schriftsteller von dem Stachelschwein, das in Südeuropa und Nordafrika lebt. Heute wissen wir, daß dies eine arge Uebertreibung ist. Das Stachelschwein ist nicht schrecklicher als unser Igel. Wohl aber lebt in Nordamerika ein Verwandter der Stachelschweine, der Urson, der, besser bewehrt, für seine Angreifer einen grimmigen Gegner abgiebt.

Der etwa 80 cm lange Leib des Urson ist mit einem dichten Pelz bedeckt, der stellenweise in dicke scharfe Borsten übergeht, zwischen den Haaren und Borsten stehen namentlich an der Oberseite und am Schwanze scharfe bis 8 cm lange Stacheln. Das braun und grau gefärbte Tier klettert geschickt auf Bäume und nährt sich dort von der Rinde der Aeste und Zweige. Es läßt andere Geschöpfe in Ruhe, wird aber, wenn es angegriffen wird, zu einem gefährlichen Gegner. Naht ihm ein Raubtier, so sträubt der Urson seinen Pelz und betrachtet mit gesenktem Kopfe den Feind. Springt nun dieser heran, um die Beute zu fassen, so erteilt ihm der Urson mit der Schwanzspitze einen starken wohlgezielten Schlag. Die Wirkung desselben ist so furchtbar, daß der Angreifer bald von jeder weiteren Verfolgung absieht. Die Stacheln des Urson sind überaus scharf und sitzen so locker in der Haut, daß sie nach erfolgtem Schlag in den Wunden des getroffenen Gegners stecken bleiben. Maul, Nase und Zunge des Raubtieres sind mit ihnen gespickt und das arg verwundete Tier ist oft nicht mehr in der Lage, die Kinnladen zu schließen. Man hat beobachtet, daß verschiedene Raubtiere wie Wölfe, Luchse und Pumas an derartigen Verletzungen zu Grunde gegangen sind. In gleicher Weise wird der Urson auch den Jagdhunden gefährlich und das war die Ursache, daß die Jäger ihm überall nachstellten und das Tier in vielen Gegenden schon völlig ausgerottet haben. *

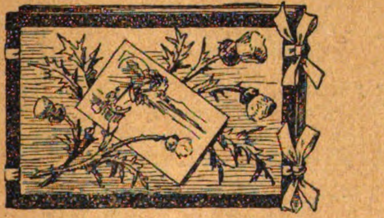
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Kleine Arbeitstasche. Cremefarbiger Baumwollenkrepp bildet die Grundform der zierlichen, kleinen Arbeitstasche. Nachdem man das Muster auf den Stoff übertragen hat, näht man ein feines Goldschnürchen, welches doppelt genommen wird, mit Languettenstichen in lachsrosa Stickseide den Konturen entlang an. Ist die Arbeit vollendet, so schneidet man den Stoff zwischen der Stickerei fort und unterfüttert die Tasche mit lachsfarbigem leichten Woll- oder Seidenstoff. Ein kleines Knöpfchen und eine Schlinge vermitteln unsichtbar den Schluß. Die Tasche mißt 27 cm Länge zu $15^1/_2$ cm Breite. A. K.

Sammelmappe für Ansichtskarten. Die Anfertigung der zierlichen Mappe ist höchst einfach und wird auch größeren Knaben und Mädchen Freude bereiten. Erforderlich sind zwei dünne Holzplatten mit abgerundeten Schnittkanten, die etwa 12 cm hoch und 17 bis 18 cm lang sein müssen; jede Platte versieht man zum späteren Durchleiten der den Schluß-vermittelnden Bänder mit vier je $1^1/_2$ cm langen Einschnitten, die, mit der Höhe der Platte laufend, 2 bis 3 cm von den Längsrändern und $1^1/_2$ cm von den Querrändern entfernt anzubringen sind. Die eine Platte, der obere Mappendeckel, erhält eine zierliche Ausstattung, die beliebig gebrannt, gemalt oder auch geschnitzt sein kann, nur muß das Holz der Technik angepaßt gewählt werden; zum Schnitzen empfiehlt sich Erle, zum Brennen und Malen Ahorn. Hübsch ist ein Hinweis auf die aufzunehmenden Karten, wie das kleine Modell ihn zeigt, zu dessen Verzierung sich Brand- und Aquarellmalerei vereinigen. Mit dem Brennstift markiert man durch gerades Aufsetzen rings um die Platte einen gepunkteten Rand von etwa 2 cm Breite und zeichnet die Konturen eines flott entworfenen Distel- oder Blumenzweiges, wie der schräg übergelegten Ansichtskarte. Für letztere giebt eine Originalkarte die beste Vorlage; die Herstellung der kleinen Landschaft, wie das Ausmalen des Zweiges geschieht mit Aquarellfarben, denen etwas Ochsengalle zugesetzt werden kann. Ein Ueberzug von Braselin oder Aquarellfirnis schützt die Malerei. Die zweite, untere Platte bleibt unverziert, ist aber der oberen Platte entsprechend auch mit Firnis zu überziehen oder bei Kerbschnitt zu beizen. Schließlich leitet man durch die Einschnitte der Platten, in ersichtlicher Weise, 70 bis 80 cm lange, $1^1/_2$ cm breite Seidenbänder.



Sammelmappe für Ansichtskarten.

Kleine Arbeitstasche.

Staubwedel aus Stricken. Aus drei Enden weißer Hanfstricke kann man einen netten und billigen Staubwedel herstellen, der für die Sachen des Flurs, der Schrank-, Ankleide- und Schlafzimmer sehr gut zu brauchen ist und den Staub besser entfernt, als dies das Staubtuch vermag.

Man nimmt drei etwa 55 cm lange Enden, flicht sie in ihrem Mittelteil zusammen, verbindet sie an den Flechtenden und wickelt dort zur Befestigung Bindfaden recht stramm herum. Nun dreht man die Enden los und schlägt sie so locker wie möglich aus, wodurch man den Wedel erhält, während oben die Flechte den Griff bildet. Will man den Wedel zu einem hübschen kleinen Gelegenheitsgeschenk gestalten, so schlingt man um den Bindfaden noch eine volle, farbige Bandschleife, deren eine Schlupfe man mit einigen Streublümchen bestickt. Auch oben durch die Flechte bindet man eine Bandschleife, an der man den Wedel aufhängt. He.

Behandlung heller Handschuhe. Wenn die hellen Handschuhe in Benzin gereinigt sind, so werden sie noch viel rascher als vorher trübe und schmutzig. Um sie dagegen zu schützen, reibe man sie nach dem Waschen mit weißem Talkpulver ein; dieses verleiht dem matten Leder einen leichten Glanz und hält Staub und Schmutz ziemlich lange ab, ist aber nur für die ganz lichten Handschuhe zu brauchen.

Hängekreuz mit Emailmosaik. Man zeichnet sich auf eine etwa 30 cm hohe und 20 cm breite Holztafel, Linde oder Ahorn, mit Zirkel und Lineal das Muster vor und vertieft die sämtlichen Linien rillenartig mit dem Zierbohrer. Sodann sägt man das Kreuz den Konturen entlang mit der Laubsäge aus. Die eingerillten Linien werden nun durch Ausmalen mit Siccativ, dem man etwas Mennige zusetzt, und Auflegen von Blattmetall vergoldet, alle Flächen zwischen den vergoldeten Linien hingegen mit Emailfarben recht accurat bemalt. Die Farbentöne können ganz nach Wunsch gewählt werden, doch müssen sie gut harmonieren und symmetrisch verteilt werden. Bei geschickter Ausführung sieht dann das Kreuz einer echten Emailmosaik täuschend ähnlich.

Hängekreuz mit Emailmosaik.

Im Haus- und Zimmergarten.

Das dankbarste Zimmergewächs kann man die **Plektogyne** oder Aspidistra elatior nennen, die aus dem südlichen Japan stammt. Sie paßt sich wirklich allen Verhältnissen des Zimmers an, wächst noch, wenn sie ein wenig unachtsam gegossen wird und einen schlechten Platz, weit entfernt vom Fenster, erhalten hat. Ihre Blätter wenden sich dann zwar alle sehnsüchtig dem Lichte zu und die Pflanze wird einseitig, aber sie wächst doch und bleibt mit ihren großen dunkelgrünen Blättern immer schön. Die Blüte ist unscheinbar. Sie guckt nur eben aus der Erde des Topfes heraus und wird von den wenigsten beachtet. Die Aspidistra läßt sich leicht durch Teilung vermehren. Man topft dann die Pflanzen aus und bricht sie auseinander. Manchmal wird auch das Messer zu Hilfe genommen werden müssen. Das Teilen kann zu jeder Zeit geschehen, am besten im Frühjahr vor dem Treiben. Man giebt hernach kleinere Töpfe und gute Mistbeeterde. Im Garten entwickelt sich die Aspidistra auch gut. Wer im Winter eine gute Schutzdecke giebt oder einen Kasten darum bauen will, kann sie sogar auspflanzen und im Freien stehen lassen.

Eine Abart mit bunten Blättern ist nicht so unempfindlich. Sie wächst viel schlechter und treibt häufig braunspitzige Blätter. Die nebenstehende Abbildung verdanken wir der Firma Haage & Schmidt in Erfurt.

Pflege der Spargelbeete im Sommer. Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß die Düngung der Spargelbeete hauptsächlich im Frühjahr und Winter zu geschehen habe. Gewiß ist die Düngung zu diesen Zeiten gut, aber sie vermag auf die Ernte des neuen Jahres wenig Einfluß auszuüben, weil der Spargel die Nährstoffe, die dem Boden gegeben sind, im Frühjahr nicht ordentlich verarbeiten kann. Der Spargel müßte dazu grüne Triebe machen, und das gestatten wir ihm, so lange wir stechen, nicht.

Plektogyne (Aspidistra elatior).

Wenn wir zu stechen aufhören, ist ein großer Teil der Nährstoffe versickert und verloren, die Düngung also nicht ordentlich ausgenutzt. Düngen wir dagegen auch nach dem Stich, also nach Johanni, dann werden alle leicht löslichen Nährstoffe sofort gierig von den Wurzeln aufgenommen und in neuen, immer kräftigeren Laubtrieben verwertet. Der Spargel kann Kraft und Reservestoffe sammeln, und beide kommen im nächsten Frühjahre zur Geltung, weil die Anlage von Knospen im Herbst reichlicher ist und diese kräftiger angelegt werden.

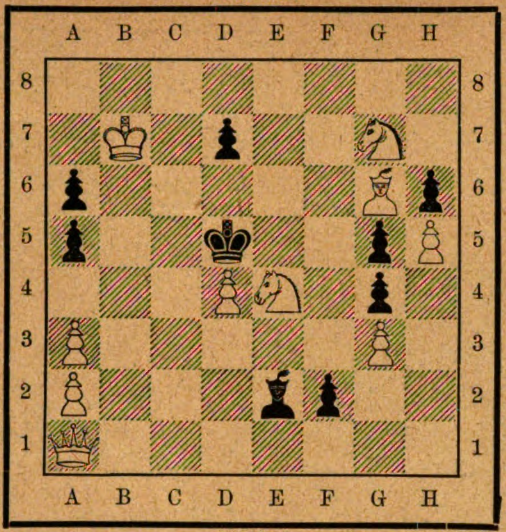
Flüssige Düngung ist im Sommer besonders angebracht. Bekommt der Spargel in Zwischenräumen von vierzehn Tagen bis drei Wochen für jede Pflanze zwei große Gießkannen voll, dann entwickelt er sich ganz prächtig.

Am abgeschnittenen Blüten und Blumenzweige im Wasser lange frisch zu erhalten, löst man am Ende des Stiels die Rinde etwa 6 cm weit in Streifen und läßt diese am Stiel hängen. Die Zweige saugen auf diese Weise das Wasser besser auf und bleiben so viel länger frisch. — Um matt gewordene Rosen wieder zu beleben, läßt man sie einige Stunden lang in einer Schüssel voll kalten Wassers schwimmen.

Digitized by Google

Schachaufgabe.

Von F. Möller in Ahlten.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Rätsel.

In B — erhebt du dich,
Mit H — erhebt es sich.

Scherzrätsel.

Gerecht mag dort der Richter walten,
Wo er und ich die Mitte halten.

Kettenrätsel.

as bras by gal he he ka ke ki le len ler mo ne ne ni ra ra se te ti wa.

Aus obigen 22 Silben ist eine Wortkette von 11 dreisilbigen Wörtern zu bilden. Die Anfangssilbe jedes Wortes stimmt mit der Schlußsilbe des vorangehenden überein. Die Wörter bezeichnen: 1. einen Fluß in Afrika, 2. eine Abkochung aus Pflanzen oder tierischen Stoffen, 3. eine Stadt in Italien, 4. einen Nebenfluß der Donau, 5. einen Volksstamm in Deutsch-Ostafrika, 6. einen weiblichen Vornamen, 7. eine Stadt der nordamerikanischen Union, 8. einen Volksstamm in Nordafrika, 9. eine Stadt in Sizilien, 10. einen athenischen Staatsmann, 11. eine strenge Lebensweise. A. St.

Wechselrätsel.

Mit **a** am Ende im Gartenbeet
Als zierliche, blühende Pflanze es steht;
Mit **n** wird von des Färbers Hand
Als prächtiger Farbstoff es verwandt.

F. Müller-Saalfeld.

Verwandlungsrätsel.

Varzin | *··*·· | ···**· | ···*·* | *··*·· | ·**··· | ···*·* | ····** | Moskau.

Man soll mit Hilfe von sieben substantivischen Wörtern als Zwischenstationen von Varzin nach Moskau gelangen. Dabei entsteht jedes Wort aus dem vorangehenden durch Veränderung je zweier Buchstaben, deren Stelle oben durch Sternchen angedeutet ist. Umstellung der Buchstaben ist nicht gestattet.

Arithmogriph.

11	13	3	**6**	2	1	6
8	7	**2**	6	**8**	1	14
8	**14**	1	5	11	**5**	12
12	15	4	9	2	3	**6**
7	**2**	10	3	6	**5**	6
11	3	**7**	3	**9**	2	11
5	12	14	**3**	6	12	5

Die Zahlen sind durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, so daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Staat in Europa, 2. eine Art Ziegelsteine, 3. ein Desinfektions- und Heilmittel, 4. ein Gewürz, 5. ein Gebirge in Palästina, 6. eine griechische Insel, 7. eine Küstenstadt in Süditalien. — Nach richtiger Lösung nennen die für die fettgedruckten Zahlen eingesetzten Buchstaben eine Stadt auf einer Insel bei Vorderindien.

Trennungsrätsel.

Wenn er hinaus zum Städtle muß,
Da flüstert sie beim Abschiedskuß
Zwei Worte wohl getrennt.
Spricht man vereint die Worte aus,
Wird ein berühmter Maler draus,
Den ihr wohl alle kennt.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 14.

Erben — Sieben.

Auflösung des Rösselsprunges auf dem Umschlag von Halbheft 14.

Was mit Ehren lohnt die Erde,
Was mit Kränzen krönt die Welt,
Ist nur eine Stundenblume,
Die vor einem Hauch zerfällt.

Doch die Pflicht, die treu erfüllte,
Die die Menge nimmer preist,
Einst an deinem Sterbelager
Steht sie als ein guter Geist.

Rittershaus.

Auflösung des Auszählrätsels „Die Tropfen“ auf dem Umschlag von Halbheft 14.

Die vom Brunnen herabfallenden fünf Tropfen zeigen an, daß jeder fünfte Buchstabe in der Runde (siehe Pfeil) auszuzählen ist. Der dem untersten Tropfen zunächst befindliche Buchstabe, also N, bildet den Anfang der Auszählung, mithin ist das S der erste ausgezählte Buchstabe. Man erhält am Schlusse den Spruch:

„Steter Tropfen höhlt den Stein“.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 14.

C — hin — a.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint auf dem Umschlag des nächsten Halbhefts.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Vorbereitung zur Einj.-Freiw.-Prüfung.
Programme kostenfrei durch die Direktion. • **Lehrwerkstätte.** • Programme kostenfrei durch die Direktion.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Die Geschwister. Roman von **Ph. Wengerhoff.**
Preis geh. 3 M. Elegant geb. 4 M.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Verlag von Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.
Allgemeine Deutsche Skatordnung
bearbeitet von **K. Buhle,**
und angenommen von den Skatkongressen zu Altenburg, Leipzig und Dresden.
Dritte verbesserte Auflage. Preis geheftet 50 Pfg.
Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:
Bock's Buch
vom gesunden u. kranken Menschen.
Sechzehnte Auflage.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.
Neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer.**
Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als **ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.
Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.
Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?
Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.
Was erreicht man mit Sapolio?
Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.
Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**
Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.
Hütet Euch vor Verfälschungen!
Es existirt **nur eine** Sorte von
SAPOLIO
hergestellt von
Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe. In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.
Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

16. Heft. Preis 10 cents. 3. August 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (1. Fortsetzung)	485
Marie von Ebner-Eschenbach. Eine Charakteristik von Moritz Necker. Mit Abbildung	492
Aberglaube und Verbrechen. Von Dr. Hanns Groß	495
Wieder allein. Novelle von Ernst Clausen (Claus Zehren)	500
Des Paschas Billardbein. Erinnerung aus dem Leben eines Ingenieurs. Von M. Eyth. Mit Abbildungen	504
Die arme Kleine. Eine Familiengeschichte von Marie von Ebner-Eschenbach (Schluß)	510

Blätter und Blüten: Sommernacht in Norwegen. (Zu dem Bilde S. 489.) S. 514. — Zur Reisezeit. (Zu dem Bilde S. 496 und 497.) S. 514. — Eis als Transportartikel. S. 514. — Schöne Bescherung! (Mit Abbildung.) S. 515. — Der Speckstein. S. 515. — Im Walde. Von Prof. Dr. C. F. Riemann. (Zu dem Bilde S. 501.) S. 515. — Vom Begräbnis heimgekehrt. (Zu dem Bilde S. 513.) S. 515. — Ein vielgeplagter Fluß. S. 515. — Heinrich Kiepert. (Mit Abbildung.) S. 516. — Einsamkeit. Gedicht von Max Kalbeck. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 516. — III. Quittung für das Rittershaus-Denkmal. S. 516.

Illustrationen: Die Blumenfreundin. Von Louis Uhl. S. 485. — Sommernacht in Norwegen. Von H. Gude. S. 489. — Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem Arbeitszimmer. Von G. von Michalkowski. S. 493. — Zur Reisezeit. Von L. Blume-Siebert. S. 496 und 497. — Im Walde. Von W. Bröker. S. 501. — Abbildungen zu dem Artikel „Des Paschas Billardbein“. Von M. Eyth. Das Pflügen der Baumwollfelder in Unterägypten. Fellahpflug. Dampfpflug. Die Pumpstation von Schubra bei Kairo. S. 505. Billardraum des Pavillons auf der Gabeleia bei Schubra. S. 508. Das Parkthor des Palastes zu Schubra. S. 509. — Vom Begräbnis heimgekehrt. Von L. Muntz. S. 513. — Schöne Bescherung! Von L. Pastega. S. 515. — Heinrich Kiepert. S. 516.

Hierzu Kunstbeilage XVI: „Einsamkeit“. Von E. Bisson.

Kleine Mitteilungen.

Der Feldstrauß. Die meisten Leute pflücken auf dem Spaziergang in Wald und Feld gewohnheitsgemäß Blumen und stellen sie daheim ins Wasser. Nur wenige aber wissen dabei ihr Material so zu verwerten, daß der wirklich schöne, herzerfreuende Eindruck gewonnen wird, welchen ein Feldstrauß ganz ebenso hervorrufen kann wie einer aus teuren Gartenblumen. Und doch ist die Kunst ganz leicht, man darf nur nicht achtlos zu Werke gehen, sondern muß ein wenig lernen, zu suchen und zu wählen. Die Wiesen- und Waldblumen wechseln nach Farben und Standorten, man nimmt deshalb gleich zum Beginn des Spaziergangs immer von einer Sorte eine ziemliche Anzahl. Ein Feld glüht rot von Esparsetten, kurz darauf sieht alles blau aus von Wiesensalbei, nebenan im Grase breiten sich die großen weißgelben Gänseblumen aus, untermischt mit goldgelben sternförmigen Blüten, dann kommt das Heer von Glockenblumen, Nelken, Wiesenschaumkraut ꝛc. Wo sich das Terrain senkt, ein kleines Wasserrinnsal die Wiese versumpft, stehen Orchideen verschiedener Art und manche andere prächtige Blüte. Alles dieses nacheinander wird langstielig abgeschnitten, jede Sorte für sich mit einem Grashalm leicht umwunden und dem hoffentlich schon recht großen Strauß noch eine ordentliche Zugabe von blühenden Gräsern, Zweigen von hübschen Staudengewächsen als Umhüllung gegeben.

Zu Hause beginnt dann das wirkliche Zusammenstellen, nachdem man ein bauchiges Gefäß mit Wasser gefüllt und die Stiele unten etwas abgeschnitten hat. Hier heißt es nun: nicht zersplittern, sondern die vielen, kleinen, feinen Blumen zu großen, ruhigen Farbentönen vereinigen. Der persönliche Geschmack weiß diese aufs reizvollste zusammenzustellen, die Uebergänge von Blau, Rot, Gelb, Violett durch weiße, duftige Blütenrispen und Dolden zu mildern, in die Mitte des Straußes ein paar hochragende Blumentrophäen zu stecken, einen Schleier blühenden Grases über das Ganze hinzubreiten und so in verhältnismäßig kurzer Zeit kleine Kunstwerke zu gestalten, welche vom ersten Frühling bis zum Herbst als reizender Zimmerschmuck das Auge erfreuen und die laute Bewunderung derjenigen hervorrufen, welche nur Blumen zu pflücken, aber den richtigen „Feldstrauß“ nicht zu binden verstehen!

Eiereinfuhr in Berlin. Nach den letzten Ermittelungen beträgt der durchschnittliche Hühnerbestand eines Gehöftes in Preußen 11,21 Stück, ist also verhältnismäßig gering. Thatsächlich ist Deutschland behufs Deckung seines Eierbedarfs vorwiegend auf das Ausland angewiesen. Der Wert der Eiereinfuhr betrug im Jahre 1896 allein für Berlin über 20 Millionen Mark, welche fast ganz an das Ausland gezahlt wurden. Die wichtigeren Bezugsquellen sind während der „Saison“ Galizien, ein Teil von Ungarn, Russisch-Polen und die Gegend am Don. Italien und Marokko, welches 1896 über Hamburg Eier im Werte von 250000 Mark einführte, liefern zu gewissen Jahreszeiten. Die Provinzen Pommern, Posen, Schlesien bringen nur $^1/_{10}$ des Gesamtbedarfs nach Berlin. Der jährliche Verbrauch von Eiern in Berlin wird 200 Stück auf den Kopf nicht übersteigen.

Blumentopfumhüllung. Ein gewöhnlicher, gut geformter Blumentopf wird gut und glatt mit den schon mehrfach empfohlenen und sehr vielfach verwendbaren Emailfarben gelblichweiß überstrichen. Das Ornament, das sich dreimal wiederholt, wird mit Kohlenstaub durch eine durchlöcherte Pause darauf gebracht. Die Blumen und einzelne Teile des Ornaments auf hellem Grund werden mit goldgelber Oelfarbe ausgemalt, der dunkle Grund und die Schnörkel, Strahlen, Adern in den Blättern sind dunkel- und hellblau. Wenn die Farben nach einem Stück altdeutscher oder holländischer Majolika fein zusammengestimmt werden, ist der Eindruck sehr hübsch.

Eine andere Art, um aus einem gewöhnlichen Blumentopf einen eleganten Ziertopf zu machen, ist folgende. Der Topf wird erst mit Leimwasser innen und außen gut überstrichen und muß trocknen. Die Dekoration geschieht mit den üblichen Oelfarben. Der Grund ist grünblau oder goldbraun, die Blumen gelblich oder rötlich, die Blätter von einem matten Grün; der obere Rand ebenfalls grün. Sind die Farben ganz trocken, so überstreicht man den Topf mit einem starken Kopallack und erhält einen majolikaartigen Effekt, ohne das Risiko des Brennens.

Gehäkeltes Zwiebelnetz. Das Aufbewahren von Zwiebeln geschieht am besten in Netzen, damit die Luft durchziehen kann und die Zwiebeln dadurch vor Verschimmelung oder Eintrocknung bewahrt werden. Solche Zwiebelnetze lassen sich leicht häkeln und kosten nicht viel, weder an Zeit noch an Material. Man biegt einen starken Draht über einem Topfe zu einer Rundung von etwa 12 bis 15 cm und schließt den Kreis fest zu mit Hilfe einer Drahtzange. An diesen Reifen häkelt man rundherum ein einfaches lichtes Muster aus kräftiger Baumwolle und wiederholt dies so oft, bis die gewünschte Länge des Netzes erreicht ist. Unten wird die Breite abgenommen und das Netz durch einen eingesetzten, besonders gehäkelten Stern geschlossen. Zum Aufhängen dienen 3 oder 4 etwa 20 cm lange feste Luftmaschenschnürchen, die einerseits am Drahtkreis in gleichen Entfernungen befestigt, anderseits oben zusammengehäkelt werden. Einige kleine Quasten geben dem Netz noch eine gefällige Verzierung.

Körbchen aus Holzwolle. Aus recht weißer, sauberer Holzwolle, dem in jeder Haushaltung vorrätigen Packmaterial, lassen sich niedliche Körbchen herstellen, zur Aufnahme von Blumen, Konfitüren ꝛc. Durch starkes Kneten und Zusammenpressen kann man die Holzwolle in jede beliebige Form bringen, unter fortwährendem Beschneiden. Den Henkel dreht man ebenso fest zusammen, umwindet ihn lose mit farbigem Band, befestigt ihn mit möglichst unsichtbaren Stichen, die auch noch durch Schleifchen verdeckt werden können, und das Körbchen ist fertig. Man kann es aber auch noch streifenweise mit Gold- und Silberbronze verzieren und ihm eine Einlage von farbigem, geknifftem Seidenpapier geben, in der Art der bekannten Blumentopfhüllen.

Ein neuer Briefverschluß. Vielfach werden neuerdings die gummierten Briefcouverts noch mit kleinen farbigen Siegeln oder sonstigen gestempelten Verschlüssen versehen, zur Verzierung sowohl, als zur sicheren Bewahrung des Briefgeheimnisses. Eine hübsche Neuheit dafür hat die Papierfirma Prantl in München hergestellt; zierliche grüne Vierkleeblätter, die dem Empfänger schon als freundliches Glückszeichen entgegenleuchten. Je 50 Stück sind in eine hübsche, als großes grünes Vierkleeblatt gestaltete Schachtel verpackt. Der sehr mäßige Preis sowie die schmucke Zierlichkeit des kleinen Gegenstandes machen ihn zum Gelegenheitsgeschenk für den Schreibtisch einer Freundin sehr geeignet.

Behandlung eleganter Damenhüte. Um die modernen blumengeschmückten Hutgebäude staubfrei zu erhalten, brauchen die Modistinnen nicht Hutpinsel, welche die hochgesteckten Gaze- und Blumengarnituren beschädigen würden, sondern einen kleinen Blasebalg, mit dem der Hut gründlich abgeblasen wird. Wer aber auch nur seine eigenen Hüte frisch zu erhalten wünscht, thut gut daran, sich die Neuerung zu nutze zu machen. Das Stroh des Hutes reinigt man am besten mit einem alten Sammetfleck vor Anwendung des Blasebalgs. Mit Brandmalerei und einer hübschen Bandschleife zum Aufhängen verziert, giebt solch ein kleiner Blasebalg ein reizendes Geschenk.

Schwimmgürtel aus Flaschenkorken. Aus starkem Segelleinen schneidet man einen Gürtel in der nötigen Breite und Länge, umsäumt ihn und bringt an den beiden Endseiten Schnallen und Lederstreifen zum Befestigen desselben an. Die Flaschenkorke werden hiernach perlenartig auf den Stoff in gleichmäßigen Reihen aufgenäht, wozu man eines derben Fadens bedarf, am besten tüchtig gewachst, welcher mit einer Stopfnadel verarbeitet und auch mit dieser durch die Korke hindurchgeführt wird. Je mehr Korke, desto besser respektive wirksamer ist der Gürtel. Man kann einen solchen auch in der Weise herstellen, daß man den Stoff reichlich doppelt oder dreifach nimmt, schlauchartig zusammennäht und nun klein geschnittene Korkstücke einfüllt. Ein derartiger Gürtel ist sehr haltbar, bequem zu tragen und fast kostenlos herzustellen.

Obstflecke aus weißer Wäsche. Welche Hausfrau hätte nicht schon Kirsch- oder Heidelbeerflecke ꝛc. auf ihrer Tischwäsche bemerkt und in dem Bewußtsein, daß diese nur schwer zu beseitigen sind, sich darüber geärgert. Alles Reinigen mit Laugen und Abkochungen hilft da nichts — das einzige, schnellen Erfolg verbürgende Verfahren zur Beseitigung solch ärgerlicher Obstflecke ist ein Bleichen der Farbe derselben mit Eau de Javelle, einer chlorhaltigen Flüssigkeit, die man in jeder Apotheke bekommt. Man gießt einen Teil davon in einen Unterteller, thut heißes Wasser hinzu und legt die befleckte Stelle des Wäschestückes hinein. Verschwindet der Flecken nicht bald, so muß noch etwas Eau de Javelle hinzugethan werden. Auf alle Fälle ist eine tüchtige, mehrmalige Nachspülung in reinem Wasser erforderlich, weil sonst das Gewebe leiden würde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1897 by Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris, New York.

EINSAMKEIT

Nach dem Gemälde von E. Bisson

Digitized by Google

Halbheft 16. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhard.

3.

Den Kopf gegen die Polster gelehnt, die Augen halb geschlossen, saß Alix während der Fahrt, ohne den endlosen Redeschwall der Französin zu beachten oder auf ihre vielen Fragen nach den nichtigsten Dingen zu antworten. Ihre Gedanken tauchten tief in den Strom ihrer Erinnerungen, sie rief sich wach, was alles sie erlebt hatte, solange sie denken konnte.

Sich selber sah sie im Geist, ein kleines, zierliches Püppchen mit fliegenden rötlichen Locken, immer in weiße, gestickte Kleidchen gehüllt, und immer mit Mama. Deutlich stand im Vordergrund all der Erinnerungen, die gleich einem Wandelpanorama an ihrem inneren Gesicht vorüberzogen, das Bild der leidenschaftlich geliebten Mutter. Mit neun Jahren hatte sie dieselbe verloren, ein zartes Kind. Jetzt, mit einundzwanzig Jahren, sollte dem erwachsenen jungen Mädchen der Vater sterben! Im Leben des Vaters — dies ging ihr mit einschneidender Gewißheit durch die Seele — hatte sie keine Rolle gespielt; er hatte sich wenig um sie bekümmert. Als kleines Mädchen hatte sie ihn fast nur bei Tisch gesehen, auch da nicht häufig, denn er war viel auf Reisen gewesen oder er hatte Geschäftsfreunde eingeladen, die mit ihm später dinierten; Alix mußte dann von Françoise zu früherer Stunde abgespeist werden. Der erste Buchhalter und der Oberingenieur, zwei unverheiratete Herren, die damals noch im Hause Herrn Hofmanns wohnten und oft bei Tisch erschienen, waren der kleinen Alix vertrauter als der eigene Vater. Die Herren gaben sich gern gelegentlich mit dem aufgeweckten Kinde ab; namentlich der Buchhalter, der sehr hübsch zu schnitzen und zu kleben verstand, verfertigte der Kleinen in seinen Mußestunden allerlei niedliches Gerät für ihre Puppenstube, und der Oberingenieur nahm sie oft zu sich aufs Pferd und ritt ein Stückchen mit ihr spazieren. Vor Papa empfand sie immer eine gewisse Scheu; sie konnte sich keiner Zeit ihres Lebens entsinnen, in der sie sich ihm hätte zärtlich nähern dürfen. Sie mußte auch bezweifeln, daß ihre Mutter an seiner Seite glücklich gewesen sei. Sie hatte nie gesehen, daß ihre Eltern sich umarmten; hin und wieder hatte ihr Vater seiner Gattin formell die Hand geküßt, das war alles gewesen, und Mama schien das ganz in Ordnung zu finden.

Die Blumenfreundin.
Nach dem Gemälde von Louis Uhl.

Diese aber war immer für sie da, ging mit ihr spazieren, fuhr mit ihr aus, war beim Lernen dabei und saß auch neben ihr, wenn sie spielte. Aber selbst zu spielen, dazu war die arme liebe Mama wohl zu traurig! Françoise that nur das, was ihr Liebling wollte, aber selbst etwas angeben, etwas ausdenken, das konnte sie nicht, und die drei Erzieherinnen, die Alix von ihrem sechsten bis zu ihrem achten Jahr hatte, wußten gleichfalls nicht, das lebhafte Kind anregend zu beschäftigen. — — — Das wurde mit einem Schlage anders, als Maria Normann ins Haus kam. Alix' Mutter sah es — mußte es sehen, wie ihr Kind sich unter der klugen und liebevollen Leitung dieses Mädchens wunderbar entwickelte, wie Triebe und Keime zum Vorschein kamen, welche die schönsten Knospen und Blüten versprachen, wie sie spielend lernte und beim Spiel angeregt und belehrt wurde, ohne es zu ahnen. Eine schöne, glückliche Zeit war es gewesen, da das Kind mit Mama und ihrem geliebten Fräulein, sowie mit ihrer guten Françoise leben konnte. Sie hatte damals ihres Vaters Liebe und Sorgfalt nicht im geringsten entbehrt, reich, wie sie sich fühlte in der behütenden Zärtlichkeit dieser drei!

Mama war schön. Deutlich sah Alix im Geist die vornehme, hochgewachsene Gestalt, die anmutigen Bewegungen, das weiße, feine Gesicht. „Katharina, du hast doch verteufelt viel Rasse!" hatte einmal Graf Alexander Holsten-Delmsbruck, ein rechter Vetter von Alix' Mutter, bemerkt, und das Kind, das zugegen war, hatte neugierig gefragt, was „Rasse" sei. Da hatte Onkel Alexander, ein sehr flotter Gardeoffizier und der Pate der Kleinen, nach dem sie auch den Namen hatte, gelacht, hatte sie in seine beiden Arme gefaßt, vor sich hingestellt und gesagt: „Schau dir 'mal uns beide an, deine Mama und mich, kleiner Käfer! Findest du nicht, daß wir beide Aehnlichkeit miteinander haben?" Alix verglich ernsthaft die beiden Gesichter — ja, sie mußte es zugeben, sie glichen sich. „Nun also! Wenn Leute so groß und schlank sind wie wir zwei, und dabei doch so schmale Hände und kleine Füße, eine so biegsame Taille und solch' feine Kopfform besitzen wie wir zwei — dann nennt man das ‚Rasse haben', was soviel heißen will, als: aus einem guten alten Adelsgeschlecht herstammen — verstanden? Lach' nicht, Katharina, ich finde, ich hab' eine sehr lichtvolle Auseinandersetzung geleistet für ein neunjähriges Verständnis!"

Mama verhielt sich ziemlich kühl gegenüber ihrer ganzen Umgebung. Selbst Maria Normann, so sehr sie von ihr eingenommen war, bekam immer nur die Gebieterin, die geborene Gräfin Holsten-Delmsbruck zu Gesicht — was an Gefühl und Innigkeit in der schönen Frau war, gehörte nur dem Kinde. Für die Interessen und Beschäftigungen ihres Gatten zeigte die Dame nicht das geringste Verständnis; ob er seinen Betrieb ausdehnte oder einschränkte, ob er baute oder niederriß, Ländereien ankaufte oder veräußerte, ob er hundert Arbeiter anwarb oder entließ, das war ihr so völlig gleichgültig, daß sie es nicht für wert hielt, auch nur eine Frage deshalb zu thun. Die Oberbeamten wurden ihr pflichtgemäß vorgestellt und von ihr pflichtgemäß dann und wann herangezogen — von den zahlreichen Unterbeamten, den vielen Angestellten, die in ihres Mannes Dienst arbeiteten, wußte sie nichts. Sie vergaß ihre Namen und ihre Gesichter, sowie sie zur Thür hinaus waren, wenn der Zufall sie jemals mit ihnen in Berührung brachte. Sich um die Arbeiter, ihre Lohn- und Wohnungsverhältnisse, ihre Lebensbedingungen zu kümmern, fiel ihr vollends nicht ein. Maria Normann aber machte mit dem Kinde Gänge und Fahrten in die stetig wachsende Kolonie, nannte ihm die Namen der verschiedenen Betriebe und ihrer Leiter, suchte einiges Interesse für die vielen Menschen, deren gemeinsame Thätigkeit der Familie Hofmann zu Reichtum und Ansehen verhalfen, in der Kleinen zu erwecken und war glücklich, als dies Bemühen nicht ohne Erfolg blieb. Alix' Mutter legte dem nichts in den Weg, aber sie selbst that auch nichts dazu — es wurde dies von ihr als eine kleine „Eigentümlichkeit" der sonst so vortrefflichen Erzieherin geduldet.

An der Hand der Erzieherin ging Alix nun mehrmals wöchentlich durch die schnurgeraden Straßen der „Kolonie Josephsthal", die rechts und links mit gleichförmig aufgebauten Häuschen besetzt waren. Hier spielten kleine Kinder vor den Thüren, dort saßen Hausfrauen auf der Schwelle und putzten Gemüse oder besserten Kleidungsstücke aus; Alix wurde angehalten, ihnen im Vorübergehen zuzunicken, den Kindern gelegentlich die Hand zu reichen, sie dies und jenes zu fragen. Sie that es mit guter Manier und einem kleinen innerlichen Herrscherbewußtsein: die alle haben mir zu dienen, und ich kann ihnen befehlen! — Lieber aber als in die Kolonie ging sie doch mit Fräulein Normann in die Maschinenräume der Oel-, Dampf- und Walzmühle. Ihre großen Kinderaugen staunten die gewaltigen keuchenden, rasselnden und fauchenden Ungetüme, die sich mit ihrem vielgestaltigen Räder- und Schraubenwerk unaufhörlich bewegten, mit einer Art von schauderndem Respekt an. Sie stießen sie ab und zogen sie in geheimnisvoller Weise wieder an, diese Maschinen, sie kamen ihr wie lebende Wesen vor, die ihren Tribut forderten, und immer mußte sie in Angst sein um die Menschen, die so sicher und scheinbar unbekümmert zwischen all den Walzen und Hämmern, den Kurbeln und Rädern herumhantierten, über schmale Brettchen hinweggingen, durch Luken krochen und kleine Treppen erklimmten. Zuweilen kam der Oberingenieur und erklärte Fräulein Normann einzelne Dinge, nach denen sie fragte.

Da war mitten hinein in dies Leben, in welchem das Kind unbewußt sich so wohl fühlte, ein jäher, schrecklicher Schlag gefallen: die Mutter war erkrankt an einem anscheinend ganz harmlosen Fieber, das rasch, binnen kaum zwölf Stunden, einen bösartigen Charakter annahm und die zweiunddreißigjährige Frau hinwegraffte, ehe ihre Umgebung noch recht zur Besinnung gekommen war.

Die ersten Tage mit ihrem dumpfen Schreckgefühl, die Tage, da fast die ganze hochadelige Verwandtschaft der Verstorbenen erschienen war, um der schönen Katharina von Holsten-Delmsbruck die letzte Ehre zu erweisen — das feudale Leichenbegängnis mit seinem düstern Pomp, die Feier in der erleuchteten Kapelle, die schwarzen Gewänder, die Thränen und Seufzer . . . . all das war für das einzige Kind der Toten noch nicht das schwerste gewesen. Das kam erst, als die Verwandten abgereist waren, als die Zimmer der Verstorbenen aufgeräumt, ihre Kleider verschlossen wurden, als alles, alles wieder ins Geleise des täglichen Lebens einlenkte — und nur die Mutter nicht mehr da war.

Alix konnte das nicht fassen. Zügellos brach ihr ungestümer Kinderschmerz hervor, rührend und erschreckend zugleich für ihre Umgebung. Sie verweigerte Essen und Trinken, wollte sich unten im Grabgewölbe der Kapelle über Mamas Sarg werfen und da liegen bleiben, bis sie tot sei, sie wollte nichts sehen und nichts wissen von allem, was ihr bis dahin lieb und wichtig gewesen war: Mama sollte da sein — Mama sollte kommen und sie holen — ein Leben ohne Mama gab es nicht für sie! Françoise war in dieser Zeit ganz machtlos dem leidenschaftlichen Kinde gegenüber. Nur Maria Normann hatte ihren Einfluß nicht ganz eingebüßt. Sie wurde nicht müde, über Mama zu sprechen, sie saß stundenlang mit dem Kinde in der Kapelle und flocht Kränze, sie stand mitten in der Nacht auf, wenn sie Alix in ihrem Bett weinen hörte, zündete Licht an, nahm das Kind auf ihren Schoß, betete und weinte mit ihm, bis das müde Köpfchen zurücksank und Alix inmitten ihrer Thränen einschlief. Als aber eben der erste fassungslose Jammer des kleinen Mädchens zu verstummen begann, da mußte Maria Normann auf mehrere Wochen fort — ihr Vater war in Dresden auf den Tod erkrankt und rief die einzige Tochter zu sich. Es hatte einen über die Maßen aufregenden Abschied gegeben, ein endloses Fragen: „Du kommst doch wieder?", ein unaufhörliches Versprechen: „Ich bin bald, bald wieder bei dir!", bis Françoise das Kind mit Gewalt aus den Armen ihrer Erzieherin reißen mußte. —

Und in den schrecklichen Wochen, die nun folgten, da das Kind, trotz täglicher Nachrichten von Maria, sich namenlos einsam fühlte und sich sehnte und sehnte, bis es fast verging — — da war es gewesen, daß Alix der Gedanke kam, Trost bei ihrem Vater zu suchen.

Eines Abends, als Françoise fortgegangen war und Papa in seinem Zimmer saß und arbeitete — o, wie zum Greifen deutlich sie das jetzt noch alles vor sich sah! — da war sie, ein kleines, furchtsames Geschöpf, mit hochschlagendem Herzen durch den langen erleuchteten Korridor gehuscht, hatte leise die Thür geöffnet und hatte in dem hohen, ernst ausgestatteten Gemach, wo der Hausherr im Sessel vor seinem Schreibtisch saß, seine Rechte, die eben die Feder zum Schreiben ansetzte, mit ihren beiden zitternden Kinderhändchen niedergezogen und mit flehender Stimme gebeten: „Papa — lieber Papa, sprich mit mir von Mama!"

Digitized by Google

Sie sah ihn noch immer, den erstaunten, verständnislosen Blick, mit dem er auf ihre kleine Gestalt in dem schwarzen Trauerkleid herabschaute! Sie fühlte jetzt noch seine kühle Hand ohne Gegendruck und ohne Regung in ihren zuckenden Fingerchen! Sie hörte heute noch die kaltklingende Stimme fragen: „Wie bist du hier hereingekommen, Alexandra? Wo ist Françoise?"

„Ich — ich weiß nicht!" hatte sie hervorgestottert. Und dann mit hervorbrechenden Thränen: „Es ist so schrecklich!"

„Was ist schrecklich?"

„Ohne Mama zu sein! Ich — du — du — sollst mir von ihr erzählen, wie — Maria es — immer that!"

„Hilft dir das etwas? Bekommst du dadurch deine Mutter zurück? Du weißt es doch, man hat es dir doch erklärt: sie ist tot und kann nicht wiederkommen!"

In ungläubigem Schreck hatten ihre großen Augen — so ganz die Augen der Verstorbenen! — zu ihm in die Höhe gesehen. War das alles — der ganze Trost, den der Vater für sein Kind hatte? Fiel es ihm gar nicht ein, seinen Arm um die schmächtige kleine Gestalt zu legen, sie an sein Herz zu nehmen und ihr zu sagen, daß er sie liebe, doppelt liebe, nun sie ohne Mutter war, und daß er immer, immer für sie da sein wolle?

Nein — es fiel ihm nicht ein! Er sah ratlos und ein wenig verlegen auf das Kind, dessen Augen schon wieder mit Thränen gefüllt waren, nieder, und dann warf er einen Seitenblick auf seine Arbeiten auf dem Schreibtisch, an deren Weiterführung Alix' Eintritt ihn verhindert hatte. Er wartete ein Weilchen, ob sie seine Frage über die Toten beantworten würde; da es nicht geschah, erhob er sich von seinem Sessel.

„Komm' jetzt mit mir, wir wollen Françoise suchen. Wie durfte sie dich allein lassen?"

Im Korridor kam ihnen schon Françoise, die ihre kleine Pflegebefohlene suchte, entgegen.

„Sie dürfen Alexandra nicht verlassen. Sie ist zu mir auf mein Zimmer gekommen, das darf sich nicht wiederholen. Sie muß in angemessener Weise beschäftigt werden, bis Fräulein Normann zurückkehrt, Sie haben dafür zu sorgen!"

Die Französin hatte sich stumm verbeugt und das Kind bei der Hand genommen.

Ach, sie hatte später auch versucht, ihn mit schüchternen kleinen Aufmerksamkeiten zu erfreuen; sie hatte ihm Blumensträußchen auf den Schreibtisch gestellt, ihm die schönsten Trauben und Pfirsiche selbst gepflückt und neben sein Couvert gelegt — sie hatte Mamas Bild bekränzt und ihm ein hübsches französisches Gedicht aufgeschrieben: er nahm kaum Notiz davon oder er schob die Dinge einfach beiseite, als wären sie ihm nur im Wege. Wenn ihr Geburtstag kam, erhielt Fräulein Normann eine Summe Geldes, um einzukaufen, was sie für gut fand.

Da hieß es denn: „Dies Kleid und dieser Hut und diese schöne Pariser Puppe ist von Papa. Geh' hin zu ihm, Alix, und bedank' dich!" Dieser Dank fiel, da das Kind den Zusammenhang der Dinge durchschaute, sehr kurz und formell aus, aber das schien Herrn von Hofmann gerade recht zu sein.

— — — Maria Normann hatte sich während ihres Dresdner Aufenthaltes mit dem Oberlehrer Laurentius verlobt. Der Brautstand mußte einige Jahre dauern, da der Bräutigam noch ohne Anstellung war. Während dieser Jahre blieb die Erzieherin bei Alix in Josephsthal. Das Kind entwickelte sich geistig wie körperlich ungewöhnlich früh, es dachte sehr selbständig und beobachtete scharf. Körperlich war es sehr zart, es wuchs rasch, war blutarm, und der Arzt verordnete die äußerste Schonung. In jedem Sommer mußte Maria Normann mit Alix in ein anderes Bad gehen; jetzt war es Höhenluft, die sie atmen sollte, jetzt mußte sie Solbäder nehmen, dann wieder wochenlang im Nadelwald leben.

Als die Erzieherin heiratete, stand ihr Zögling im zwölften Jahr, und Herr von Hofmann entschloß sich kurz, seine Tochter aus dem Hause zu geben. Wollte Maria Normann sie in ihr Heim aufnehmen, das in Frankfurt am Main lag, und für geeignete Lehrer sorgen, die des Mädchens Bildung weiter förderten, so war der Vater bereit, eine sehr namhafte Summe jährlich zu diesem Zweck herzugeben; wollte die Erzieherin dies nicht, so galt es, in irgend einer Großstadt eine anderweitige gute Pension ausfindig zu machen.

Es war weder Maria noch ihrem Verlobten ein besonders angenehmer Gedanke, ihren jungen Ehestand gleich mit einer in gewisser Weise verwöhnten und anspruchsvollen Pensionärin zu beginnen, so gut auch das reiche Jahrgeld dem unbemittelten Paar zu statten gekommen wäre. Die Erzieherin war zu gewissenhaft, einen so hohen Preis entgegenzunehmen, wenn sie nicht als Entgelt dafür ihre ganze Persönlichkeit, nach wie vor, einsetzen konnte. So wurde, nach langem, sorgfältigem Erwägen, ein vortreffliches Pensionat in Dresden ausgewählt und Alix dorthin gebracht. Es ging aber nicht nach Wunsch. Briefe voll leidenschaftlicher Sehnsucht, voll trübseliger Klagen kamen an Maria — inständige Bitten des Mädchens, es doch um Gottes willen in ihr Heim aufzunehmen, machten dieser das Herz schwer, und auch als Herr von Hofmann seine Tochter nach Brüssel in ein großartiges Fräulein-Institut gebracht hatte, beharrte Alix dabei: glücklich werde sie sich erst wieder fühlen, wenn sie bei ihrer Maria leben werde. Da entschloß sich diese denn endlich, nachzugeben. Sie sprach eingehend mit ihrem Gatten, sie schrieb ausführlich an Herrn von Hofmann, und das Resultat davon war, daß das Ehepaar Laurentius samt dem kleinen Werner eine neue, sehr geräumige und elegante Wohnung bezog und die drei schönsten Zimmer derselben mit allem Luxus und Komfort für Alix von Hofmann und Françoise eingerichtet wurden. Der Professor selbst übernahm einige Unterrichtsstunden bei dem sechzehnjährigen Mädchen, für die übrigen Fächer wurden die besten Lehrkräfte herangezogen, und die junge Erbin war endlich, wie sie immer wieder mit tiefer Befriedigung erklärte, „nach Hause gekommen". Das Ehepaar Laurentius ließ es sich dann auch angelegen sein, dem aufgeweckten Mädchen zu Vergnügen und anregenden Zerstreuungen zu verhelfen. Alix besuchte die besten Konzerte und Theateraufführungen, sie bekam Reitunterricht, sie nahm teil an Bällen und Maskenfesten, sie ging zu den Verwandten nach England, aber immer kehrte sie voll Dank und Freude in „ihr Heim" zurück, und wie man die Professorin vielfach um den „Goldfisch", der eine so glänzende Pension zahlte, beneidete, so schwärmten wiederum Alix' Freundinnen für die Familie, bei der sie eine so sichere Zuflucht gefunden, die so reizende Tanzfeste und Lesekränzchen zu arrangieren wußte, die immer etwas Neues und Hübsches erfand, was die jungen Gemüter anregte.

Daß Alix bei ihrem Aeußern und ihrem Vermögen viele Freier fand, verstand sich von selbst. Im ganzen hatte sie Herren gegenüber ein ziemlich herbes, absprechendes Wesen, und die Professorin, die sie gern recht liebenswürdig und verbindlich gesehen hätte, tadelte sie oft darum. Das hatte aber wenig Erfolg. Mit ihrem kurzen, spöttischen Lachen pflegte Alix zu erwidern: „Vorläufig gefällt mir von allen Männern, die ich kenne, am besten immer dein Mann — und du mußt doch zugeben, daß ich mich gegen ihn weder hochmütig noch ablehnend betrage. Nun also! Was willst du eigentlich von mir?"

Ihren Vater sah Alix verhältnismäßig häufig. Er hatte sie in Dresden und in Brüssel besucht, er passierte auch Frankfurt oft; seine ausgedehnten geschäftlichen Beziehungen machten ihm viele Reisen zur Bedingung. Auf seine Art war er jetzt mit seiner Tochter ganz zufrieden. Sie sah schön und vornehm aus, sie hatte gute Manieren, verwandte ihr vieles Geld vernünftig, kleidete sich elegant und hatte es allgemach aufgegeben, ihm mit ihren Gefühlsanwandlungen zu kommen. Ob ihr dies schwer fiel, ob sie innerlich darunter litt, darüber machte sich Herr von Hofmann weiter keine Gedanken. Er war fest davon überzeugt, ein sehr guter Vater zu sein. Jeder Wunsch von Alix, der ihm während ihrer Minderjährigkeit von Maria Laurentius gewissenhaft unterbreitet wurde, fand bei ihm Gewährung: das junge Mädchen durfte sich ein schönes englisches Reitpferd kaufen und einen Groom zur Begleitung halten — es hatte eine Loge in der Oper, konnte auf Reisen gehen, wann und wohin es ihm beliebte, zahlte die höchsten Honorare für seine Stunden und war in der guten Gesellschaft einer der ersten „stars". Noch weniger hatte der Vater etwas dagegen, daß das Mädchen so viel Körbe austeilte. Ihm eilte es keineswegs damit, die Tochter, nun er sie so gut untergebracht wußte, besonders frühzeitig zu verheiraten. Er hatte so seinen stillen Plan, der ihm noch nicht reif genug dünkte . . . war er das, so würde er dessen Verwirklichung schon durchzusetzen wissen, und bis dahin konnte es ihm nur lieb sein, wenn Alix die Turandot spielte!

Digitized by Google

Es kam zuweilen sogar vor, daß Herr von Hofmann, angesichts eines besonders schönen Juwelierladens oder Modewarenmagazins, seine Tochter fragte: „Möchtest du etwas haben, Alexandra?“ (Er nannte sie niemals Alix!) „Wünschest du dir etwas?“ — Dann zuckte es wohl heiß und wehevoll in ihrem Herzen, und sie hätte ausrufen mögen: „Deine Liebe will ich haben!“ Aber sie sagte nichts davon — was hätte es denn genützt? Ist eine Liebe, um die man bitten muß, überhaupt Liebe zu nennen?

Einen einzigen Wunsch hatte sie freilich mehrfach geäußert und immer vergebens: den Wunsch, einmal wieder in ihre Heimat zu kommen! Wie lange war sie nicht mehr dort gewesen!

Daß an Stelle des alten Wohnhauses ein neuer schloßartiger Bau entstanden war, wußte Alix; eine große Photographie davon hing über ihrem Schreibtisch. So stolz und stattlich das Schloß anzusehen war, das junge Mädchen konnte es nie ohne Wehmut betrachten. Nun existierten die Räume nicht mehr, in denen sie mit ihrer Mutter geweilt hatte! — Mamas blaues Boudoir, in dem immer weiße und lichtgelbe gefüllte Nelken dufteten . . . Alix' gemütliches Kinderzimmer mit seinen Etageren und Puppenschränken, Marias Gemächer, die oben lagen und einen so schönen weiten Blick über den Park gewährten — ach, und die Sessel, die Sofas und Bilder, an die sich so liebe Erinnerungen an Mama knüpften! Alix wußte, daß das ganze Mobiliar durchweg erneuert worden war — wo mochten all die vertrauten, alten Sachen hingekommen sein? Sie wagte es nicht, ihren Vater danach zu fragen, wagte es auch nicht, gegen seinen ausgesprochenen Wunsch und Willen nach Josephsthal zu kommen. Er hatte sich bei den verschiedensten Gelegenheiten außerordentlich mißbilligend über alle Ueberraschungen geäußert: sie fielen gewöhnlich ins Wasser, brächten den Beteiligten fast immer Enttäuschungen, oft sogar direkten Schaden, und er für seine Person sei ein abgesagter Feind von derlei Dingen, und müsse sie sich allen Ernstes verbitten.

So war denn Alix ihrer Heimat gänzlich entfremdet und trotzdem kehrten ihre Gedanken immer wieder zu derselben zurück. Im Hause des Professor Laurentius wehte eine freie und reine Geistesluft, und Alix hatte von dieser gesunden Luft innerhalb der letzten fünf Jahre genug eingesogen, um den Gedanken, als Herr über viele gesetzt zu sein, denen man nützen und helfen könne, groß und schön zu finden und mit fast leidenschaftlichem Verlangen zu wünschen, ihr Vater möge in ihrem Sinn und Geist, in ihrer Auffassung seiner hohen Aufgabe gerecht werden. So wie sie ihn zu kennen meinte, zweifelte sie indessen stark an seinem Willen dazu. Daß er ihr nie Auskunft darüber geben würde, schien ihr ziemlich gewiß; dennoch wagte sie ein- oder zweimal eine Frage, die darauf Bezug hatte, erlebte aber eine sehr schroffe Abweisung: das seien Dinge, die Frauen, und wenn es die klügsten ihres Geschlechtes wären, überhaupt nicht verstünden und hoffentlich auch in Zukunft nie verstehen würden! Aus Büchern, Zeitungsberichten, Reichstagsverhandlungen und so weiter könne man sich absolut kein Material für die rechte Beurteilung dieser Verhältnisse bilden, das liefere dem Mann, der mitten darin stände, einzig nur das praktische Leben und die Erfahrung — — alles andere sei eitel Theorie und leeres Gerede; mit dem Schwärmen für Menschenbeglückung möchten die Phantasten, die oft noch einen weit schlimmeren Namen verdienten, den Besitzenden das Geld aus der Tasche holen — das sei alles! Für Alix' Einwürfe, die ihm den und jenen Fabrikherrn namhaft machte, der neben seinem eigenen Wohl auch das der ihm Unterstellten besonders berücksichtigte, hatte Herr von Hofmann nur ein geringschätziges Achselzucken: das komme nicht nur auf den Herrn selbst, sondern auch auf den Menschenschlag an, mit dem er es zu thun habe, — im übrigen müsse jeder zusehen, wie er mit seinem lebenden Arbeitsmaterial fertig werde!

Mit solchen Bemerkungen mußte das junge Mädchen sich abspeisen lassen — aber die Worte „lebendes Arbeitsmaterial“ klangen ihr oft, wie oft! noch in Ohr und Herzen wieder!

Sollte wirklich aus den Reihen dieses „lebenden Arbeitsmaterials“ die tödliche Kugel auf den Herrn und Gebieter der Kolonie Josephsthal abgesandt worden sein?

4.

Rasselnd, sausend, keuchend fliegt der Bahnzug durch die dunkle Landschaft. Funken stieben gen Himmel, ganze Garben, wie von zorniger Faust emporgeschleudert. Weithingedehnt, unübersehbar ruht das Land unter der weißen Schneedecke. Die Sterne stehlen sich einzeln unter schwerziehenden Wolken hervor und blinzeln matt auf die ruhende Welt herunter. Ruhend? Ach, wie viel Hasten und Sorgen und Mühen, wie viel Quälen und Aengstigen hier unten, und wie wenig, wie wenig wirkliche, wohlthuende Ruhe!! —

Françoise hat lange Zeit im Coupé geschlafen, jetzt ist sie eine Weile wach und hat mit inniger Genugthuung bemerkt, daß die ruhelosen, großen Augen, die so weit geöffnet ins Licht gestarrt hatten, endlich, endlich geschlossen sind. Mit vorsichtiger Hand schiebt die Französin eines der weichen seidenen Kissen unter den Kopf des jungen Mädchens, zieht die Reisedecke höher und verdunkelt die Lampe, so daß nur ein matter Lichtschimmer durch den blauen Vorhang dringt. Geschäftig kramt sie Wein und kleine Appetitbrötchen hervor und stellt alles auf dem kleinen verstellbaren Tisch zurecht: wenn der Liebling erwacht, so muß sie durchaus etwas essen — aber fürs erste möge sie nur schlafen, recht lange und süß schlafen!

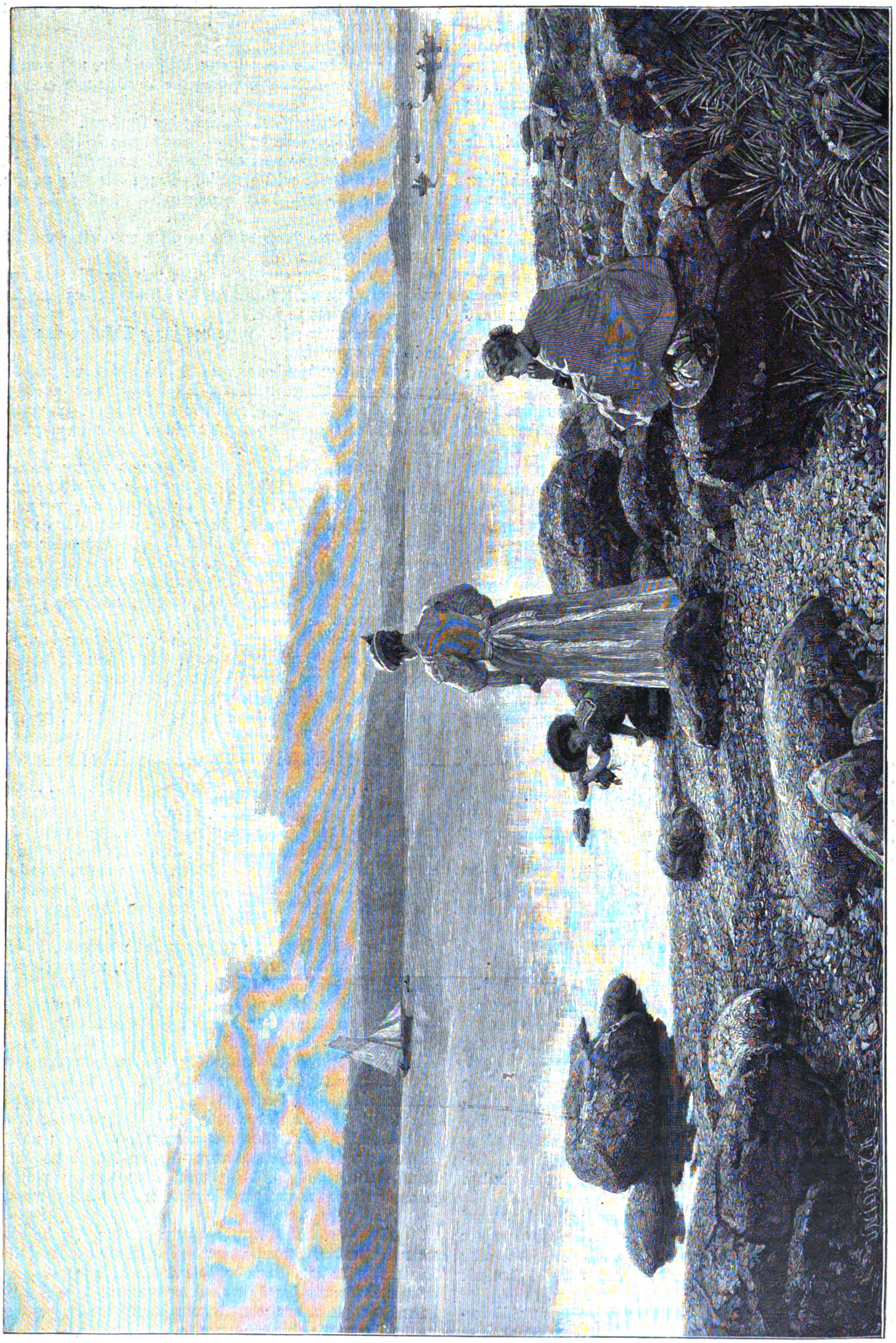
Was ist es denn an der Zeit? Françoise zieht die Uhr — gleich Fünf! Noch zwei Stunden also, und sie sind dort — dort in Josephsthal, wo sie in fast zehn Jahren nicht mehr gewesen sind, wo Aufregung und Verwirrung herrschen werden, wo vielleicht der Tod schon seinen Einzug gehalten hat!

Fröstelnd überläuft es sie. Wahrhaftig, sie muß auch ein Glas Wein nehmen, sie fühlt sich ganz schwach. So! Das hat gestärkt! Wie gut, daß Madame Laurentius ihnen eine Flasche von dem alten, feurigen Madeira mitgegeben hat. Ja, Madame ist sehr, sehr achtsam, sie vergißt nichts von dem, was gut und nötig ist. Nun es der Französin so warm und belebend durch die Adern rinnt, kann sie schon eher die Dinge an sich herankommen lassen, und ganz schreckliche Dinge werden es sein, ohne allen Zweifel: Gerichtsverhandlungen, Zeugenverhöre, Untersuchungen! Ob man auch sie, Françoise Dupont, gerichtlich vernehmen wird? Aber sie ist ja in Frankfurt gewesen, als das Verbrechen geschah, sie kann nichts aussagen.

Ce pauvre monsieur Hofmann! Eigentlich, wenn Françoise sich die Sache recht überlegt, hat sie nie besondere Sympathie für Monsieur gehabt. Natürlich, es thut ihr unendlich leid, daß man ein Attentat auf ihn verübt hat, noch dazu eins, das einen tödlichen Ausgang befürchten läßt . . . . aber sonst!! — Hat wohl Monsieur jemals ein warmes, anerkennendes Wort für sie, für ihre dem Hofmannschen Hause seit mehr als siebzehn Jahren gewidmeten treuen Dienste gehabt? Es ist wahr, Monsieur hat nie gespart, er hat sie reich besoldet, sie hat einen hübschen Sparpfennig und hat auch Geld nach Hause schicken können an ihre Schwester in Asnières — aber ein freundliches Dankeswort hätte sie wohl verdient! Freilich, Monsieur hat ein kühles Herz, er ist sogar kühl geblieben gegenüber seinem einzigen Kinde — man sollte es nicht glauben, wenn man es nicht zahllose Male hätte mit ansehen müssen! Die Französin neigt sich vor und studiert das Gesicht des schlummernden Mädchens so eingehend, als sähe sie es heute zum erstenmal. Wie rein in den Linien ist es, wie wunderschön geschnitten Mund und Augen! Ein Zug von Hochmut liegt zwischen den dunklen, geradgezogenen Brauen — den hatte die Mutter auch — aber die Mutter verstand nicht so lieblich zu lächeln, wie Alix das kann. Françoise hat es wohl hundertmal gesehen, das zornige Wetterleuchten in den Augen, die finstere Stirn — und bald darauf dies allmählich sich hervorwagende Lächeln, ein wenig verlegen fast — weich und schüchtern — und dann wird das junge, herrische Gesicht ganz in Sonnenlicht getaucht. Nein, nein, sie ist goldig, und die Französin möchte sie schon nicht anders haben. Auch ist es hübsch, mit ihr auszugehen und zu beobachten, wie die Leute rasch den Kopf nach ihr drehen oder sie bewundernd anstarren . . . . Und nun erst die jungen Herren, die sie gern heiraten möchten! In England waren es drei, und ein Baronet war darunter — aber nein, mignonne hatte ihn trotz dessen nicht haben wollen. Sie würde doch wohl irgend einen deutschen Standesherrn nehmen!

Unaufhaltsam raste der Zug durch das Land, die Funken

Digitized by Google



Sommernacht in Norwegen.
Nach dem Gemälde von H. Gude.

fuhren an den niedergelassenen Fenstern hin, untermischt mit Schneeflocken, die es eilig hatten, den Weg zur Erde zu finden.

Sechs Uhr — und Alix schlief! — Halb Sieben — und sie schlief noch! Geräuschlos begann Françoise das Handgepäck aus den Netzen zu nehmen und zu ordnen. Jetzt nur noch zehn Minuten! Sollte sie das schlafende Mädchen wecken? Jammerschade — sie erlebte all das Traurige, das vor ihr lag, früh genug, indessen ....

Da that die Lokomotive einen schrillen Pfiff, und die Schläferin zuckte empor und erwachte.

„Françoise .... ich glaube, ich war fest eingeschlafen! Wie lange — wie lange haben wir noch bis Josephsthal?"

„Keine fünf Minuten mehr, mignonne — es ist gleich sieben Uhr, ich habe schon alles zusammengesucht bis auf die Decke und das Kissen. Hier noch einen Schluck Wein — ich bitte!"

Alix wehrte ungeduldig Françoises Hand mit dem Glase ab. „Ich kann nicht! Wie soll ich jetzt — —"

„Doch, o doch, Sie müssen! Denken Sie, was alles vor Ihnen liegt! Madame Laurentius hat mir's auf die Seele gebunden: Sie müssen haben einen Bissen zu essen und ein Glas Wein vor Ihrer Ankunft!"

Um allen weiteren pathetischen Beschwörungen ein Ziel zu setzen, stürzt Alix den Wein hinunter und ißt hastig ein paar Bissen. „Noch drei Minuten — jetzt nur noch zwei — —"

Langgezogenes gellendes Pfeifen, der Zug rollt langsam in die Halle — er steht. Das junge Mädchen rüttelt ungeduldig an dem verquollenen Fenster, endlich giebt es nach und saust herunter.

„Station Josephsthal!" Die Thüren werden aufgerissen, eine nach der anderen. Nur wenige Leute steigen aus. Ein paar Laternen werden hin und her getragen, der feuchte Abendnebel schlägt um Menschen und Dinge einen nassen Schleier.

„Hier, Herr Justizrat!" sagt der Stationsvorsteher und zeigt einem behäbigen älteren Herrn mit Brille und Regenschirm die Coupés erster Klasse.

„Wo denn? Ich sehe absolut nichts! Das Glas ist mir ganz beschlagen — ich kann —"

„Herr Justizrat Ueberweg —" sagt Alix mit bedeckter Stimme und tritt dicht vor den Suchenden hin. Sie kennt ihn wenig, sie hat ihn vor zehn Jahren dann und wann einmal flüchtig in Josephsthal gesehen, aber sie weiß es ja durch ihren Vater, daß er dessen langjähriger Rechtsbeistand ist und daß die beiden Herren in eifrigem Verkehr stehen.

„Mein verehrtes gnädiges Fräulein, mein — mein liebes —"

„Lebt Papa noch?"

„Noch lebt er!" Das „noch" wird schwer betont.

„Und ist sein Zustand —"

„Ganz unverändert, mein liebes, verehrtes junges Fräulein."

„Leidet er?"

„Nein. Er ist ohne Bewußtsein. Aber für seine Umgebung —"

Der Justizrat und Alix haben beide leise gesprochen, beinahe flüsternd. Der Stationsvorsteher ist diskret von ihnen weggetreten; andere Leute sind nicht so zartfühlend. Die Mordaffaire in Josephsthal beschäftigt sämtliche Gemüter, widersprechende Gerüchte haben sich verbreitet: die Wunde sei absolut tödlich — nein, nicht tödlich — der Patient sei bei Besinnung, habe den Angreifer erkannt und angegeben — bewahre, er liege bewußtlos. Ueberweg war der einzige, den man allenfalls einen Freund des Herrn von Hofmann nennen konnte; er mußte gut unterrichtet sein, und es war interessant, zu hören, was er sagte.

Indessen, er sagte nichts weiter. Mit einem Blick auf die neugierig herumzögernden Menschen bot er Alix den Arm, während ein hinter ihm stehender Diener Françoise wegen des Gepäcks befragte. Das junge Mädchen nahm rasch den Schleier über ihr Gesicht und ließ sich von ihrem Begleiter fortziehen. Sie umschritten das Bahnhofsgebäude, und der Justizrat rief in das Dunkel hinein: „Markwart!"

„Herr Justizrat!" kam eine Stimme zurück, und gleich darauf fuhr ein Schlitten, der an der kurzen Seite des Bahnhofes unter Deckung gestanden hatte, in raschem Trabe vor. Zwei helle Laternen brannten zu den Seiten des Kutschersitzes, den ein bärtiger Mann mit einer hohen Pelzmütze innehatte.

„Ihr gnädiges Fräulein, Markwart!" sagte Justizrat Ueberweg, und der Mann zog höflich die Pelzkappe, während seine linke Faust die Zügel und die aufrechtgestellte Peitsche hielt.

„Wo ist James?" fragte der Justizrat, während er der jungen Dame half, einzusteigen.

„Beim zweiten Schlitten, der das Gepäck bringen wird. Soll er vorfahren?"

„Gewiß!"

Markwart ließ einen kurzen Pfiff ertönen, und unmittelbar danach bog ein anderer Schlitten um die Ecke und hielt unweit des ersten.

„Können wir fahren?" fragte der Justizrat.

„Wenn Françoise da ist — dort kommt sie schon."

„Wünschen Sie noch eine Decke, Baroneß?"

„Nennen Sie mich nicht so! Sagen Sie Alix zu mir, ich bitte. Sie sind Papas einziger Freund — wollen Sie auch der meinige sein?"

Alix' schmale Hand wurde ergriffen und mit einem beinahe schmerzhaften Druck festgehalten.

„Ich will treu zu Ihnen halten und für Sie thun, was in meinen Kräften steht!" Ueberwegs Stimme klang unsicher, er schien sehr bewegt zu sein.

„Fahren wir jetzt!" sagte das junge Mädchen und legte sich in ihre Ecke zurück.

Es hatte zu schneien aufgehört. Dennoch waren keine Sterne am Himmel sichtbar, und alles ringsumher war in ein fahles Dämmerlicht getaucht. In diesem ungewissen Licht unterschied Alix' scharfes Auge gut genug die Dinge, die sie umgaben. Alles, was sie sah, war ihr fremd.

Für einen unternehmungslustigen und reichen Mann sind zehn Jahre eine lange Zeit, sie bieten seiner Thätigkeit ein fruchtbares Feld. Als Alix Josephsthal verlassen hatte, war noch kein Bahnhof daselbst gewesen. Herr von Hofmann hatte es beim Ministerium durchgesetzt, daß die Bahn gebaut und der Bahnhof gerade hierher verlegt wurde, an eben diese Stelle, die der Knotenpunkt der ganzen Kolonie Josephsthal genannt werden konnte. Es bedeutete dies für die ganze Gegend, namentlich aber für ihn, eine wertvolle Errungenschaft.

Das junge Mädchen entsann sich noch genau der weithingedehnten, meist flachen Landschaft, durch die man damals bis zur nächstgelegenen kleinen Stadt fahren mußte — erst jenseit des Flusses wurde das Terrain hügelig und erhob sich allmählich sogar bis zu Bergen von malerischer Form, wenn auch nur mäßiger Höhe. Damals standen bloß einzelne verstreute Häuschen hier, die eigentliche Kolonie lag weiter westlich. Jetzt aber — — —

Alix richtete sich von neuem in ihrer Ecke empor und schlug den Schleier zurück. Es war ihr, als könnte sie ihren Augen nicht trauen: rechts eine ganze Kette von Häusern, samt und sonders in dem nämlichen nüchternen Stil erbaut und matt erleuchtet. Links ein paar größere, stattlichere Häuser, hinter ihnen, etwas erhöht gelegen, ein riesiger Bau mit regelmäßigen, langen Fensterreihen, die strahlend erhellt waren und rund um das ganze Gebäude goldige Riesenwürfel in den Schnee zeichneten. Im raschen Vorübergleiten gewahrte Alix viele abgesteckte Vierecke, halbfertige Fundamente und einige unbewohnte Häuser, wahrscheinlich noch nicht ganz vollendet.

„Herr Justizrat, was ist dies alles? Doch nicht — —"

„Das gehört alles zur Kolonie Josephsthal, mein gnädi — — liebe Alix! Das große Gebäude, das Sie links sahen, ist die Walzmühle, die Häuser in der Nähe werden vom Direktor, den Ingenieuren und Unterbeamten bewohnt. Es fehlt noch sehr an Arbeiterwohnungen, die Leute müssen sich fürs erste behelfen — Ihrem Herrn Vater ist der letzte, ganz außergewöhnlich früh einsetzende Herbst störend dazwischengetreten, es sollten noch viele Wohnungen fertiggestellt werden — nun hat einstweilen alles liegen bleiben müssen. Ich weiß aber wirklich nicht mehr genau, seit wie langer Zeit Sie nicht in Josephsthal waren."

„Seit zehn Jahren."

„O, — o! Welch große Augen werden Sie da machen, wenn Sie an den Strom kommen! Das ist wie ein ganzes kleines Königreich für sich. Man darf die Schneidemühle wohl die großartigste Schöpfung Ihres Herrn Vaters nennen! Wie ist mir denn: hatte Josephsthal vor zehn Jahren schon seine eigene Kirche?"

„Sie wurde eben begonnen, als ich fortkam."

„Aber die Schule, das Gemeindehaus, die Apotheke, das

Digitized by Google

Hospital, die Direktorialwohnungen .... alles das gab es damals noch nicht?"

„Nein!"

„Sie werden lange Zeit brauchen, liebe Alix, um dies reichhaltige Material nur einigermaßen zu bewältigen ..... vorausgesetzt natürlich, daß Sie sich dafür interessieren!"

„Das ist der Fall — in hohem Maße sogar!"

„Josephsthal repräsentiert in hiesiger Gegend geradezu eine Sehenswürdigkeit. Von weither kommen die Fremden zugereist, um es kennen zu lernen. Ich bin technisch leider nicht vorgebildet genug, um einen lehrreichen Führer durch die zahlreichen Etablissements abzugeben; aber wenn Sie eingehendere Erklärungen wünschen, so könnte ich Ihnen dazu den Oberingenieur Harnack empfehlen, er ist seit Jahren Ihres Herrn Vaters rechte Hand gewesen — — eine ganz ungewöhnliche Kapazität in seinem Fach!"

„Sie schrieben mir von ihm."

Alix wunderte sich im stillen, wie förmlich der Justizrat von ihrem Papa sprach. Er vergaß es nie, „Ihr Herr Vater" zu sagen, und das klang ihr befremdlich, da er doch sein Freund war. Er mußte großen Wert auf Wahrung der Form legen. Sie wünschte sehr, mit ihm in näheren Verkehr zu treten — er war wohl der einzige Mensch, der ihrem Vater wirklich nahe gestanden hatte, und sie konnte durch ihn mancherlei erfahren, was ihr wissenswert erschien! — — Alle diese Gedanken zogen ihr aber nur im Flug durch den Sinn, eine unbeschreibliche Angst vor dem, was sie finden sollte, schnürte ihr das Herz zusammen und ließ sie bang und mühsam atmen. Die Fahrt ging rasch, die Pferde rissen den leichten offenen Schlitten wie im Fluge mit sich, und doch war es dem jungen Mädchen, wie wenn sie kaum von der Stelle kämen.

An den Fluß kamen sie heute nicht. Sie streiften nur sein rechtes Ufer flüchtig, es blinkten zahllose Lichter auf, aus einem sehr großen, weitläufigen Gebäude klang heftiges Schnauben, Stampfen und Keuchen zu ihnen herüber, dann bog der Schlitten links herum, und das Bild war vorüber.

Nun fuhren sie durch die große Allee — die kannte Alix genau, durch die war sie als Kind unzähligemal gelaufen, ihrer Mama entgegen, wenn diese in ihrem hübschen offenen Wagen auf Besuch in die Nachbarschaft gefahren war und ihr Töchterchen nicht mitgenommen hatte.

Die kahlen, schneeüberschütteten Aeste der Bäume hingen jetzt tief hernieder und streuten weißstäubende Flocken auf die Vorüberfahrenden. Statt der lustigen Finken und Rotkehlchen, die in jenen schönen Sommerzeiten die luftigen, grünen Laubgewölbe belebt hatten, flogen jetzt ein paar Krähen mit mißtönendem Krächzen empor. Wie hatte sich alles geändert! Die zärtliche Mutter, die damals ihr Kind voll überströmender Liebe ans Herz gedrückt, schlief lange — wie lange schon! — den letzten Schlaf, und der Vater jenes Kindes stand dicht am Rande des Grabes!

Die Allee war zu Ende. Sie mündete auf einen großen kreisförmigen Platz, der in guter Jahreszeit wohl mit Rasen und Blumenstücken geziert sein mochte; in der Mitte eines weiten Bassins stand eine mit Matten umwickelte Figur. Zur Linken dieses Platzes führte eine breite Auffahrt zur stolzgeschwungenen Schloßrampe. Das Schloß selbst war im gefälligsten Renaissancestil erbaut und zeigte über einer prachtvollen Freitreppe ein kunstvolles mächtiges Portal. Die ganze erste Etage war in bläulich mildes elektrisches Licht getaucht, die oberen Stockwerke, sowie die Türme und Erker lagen im Dunklen. — — — Alix warf nur einen flüchtigen Blick auf den imposanten Bau; sie war aus dem Schlitten, bevor die beiden mit Windlichtern herbeistürzenden Diener imstande waren, ihr zu helfen.

„Baroneß Hofmann!" sagte der Justizrat zu den beiden sich tief verneigenden Lakaien. Einen Augenblick stand Alix wie betäubt inmitten der großartigen Halle, die verschwenderisch mit Deckengemälden, Gobelins, Waffentrophäen und Statuen geschmückt war. Eine bronzene Kolossalstatue, „die Industrie", die in der hocherhobenen Linken eine große Fackel schwang, der elektrisches Licht entströmte, beherrschte gleichsam die ganze Halle. Sie stand auf mächtigem Sockel im Hintergrunde, wo die breite Doppeltreppe, die in die oberen Stockwerke hinaufführte, ihren Ausgang nahm. In der Nähe der Thür hob sich ein in reinstem Marmor leuchtender lebensgroßer Hermes mit Stab und Flügelhut von einem kostbaren, dunkelgetönten Gobelin ab.

Françoise war zur Stelle und half ihrer jungen Herrin aus den warmen Hüllen heraus, schweigend fürs erste, denn die neuen Eindrücke sowie die Erwartung alles dessen, was zunächst bevorstand, banden einstweilen ihre geläufige Zunge. Sie ging wie immer rasch und geschickt zu Werk; aber dem jungen Mädchen geschah heute alles zu langsam, es legte selbst mit Hand an, doch so erregt und zitternd, daß dadurch die Sache eher verzögert wurde.

„Würden Sie nicht zunächst nach der kalten Fahrt eine kleine Erfrischung nehmen, liebe Alix?" begann der Justizrat.

Mit einer ungeduldigen Geste schnitt sie ihm das Wort ab.

„Ich möchte zu meinem Vater — jetzt gleich!"

„Wie Sie wünschen. Verzeihen Sie, daß ich vorangehe — es ist, um Ihnen den Weg zu zeigen!"

Einer der Diener schlüpfte voraus, öffnete hier eine Thür, schlug dort eine Portière zurück, alles rasch und geräuschlos. Ueberweg richtete eine leise Frage an den Mann.

„Herr Doktor Petri ist soeben gekommen!" erwiderte dieser.

„Das ist der Josephsthaler Arzt, liebe Alix, ein sehr tüchtiger Mann. Wollen Sie hier rechts eintreten; Ihr Herr Vater liegt in seinem Arbeitszimmer."

Das junge Mädchen schob den Thürvorhang beiseite und ging auf dem dicken Smyrnateppich, der den ganzen Fußboden überdeckte, lautlos vorwärts. Die fünfarmige Lampe, die vom Plafond niederhing, gab ein helles Licht. An der längsten Wand des sehr großen und hohen Zimmers stand das breite, niedrige Bett. Am Kopf- wie am Fußende desselben saß je eine schwarzgekleidete barmherzige Schwester mit weißer Stirnbinde und steifer schwarzer Flügelhaube. An einem Tisch seitwärts stand ein hagerer, mittelgroßer Herr, der Alix den Rücken wandte. Er streifte eben seine Handschuhe ab und fragte eine der Wärterinnen in halbgedämpftem Ton: „Es ist keine Veränderung eingetreten?"

„Nein — keine!" lautete die Antwort.

Hier machte ihm die zu Füßen des Bettes sitzende Schwester ein Zeichen, und, sich umwendend, gewahrte er eine junge Dame, die an ihm vorüberschritt.

„Fräulein von Hofmann, nicht wahr?" sagte er ruhig. „Doktor Petri!"

Sie neigte ihr Haupt und blieb wie festgewurzelt stehen.

„Sie können näher herangehen, ganz nahe," sagte der Arzt. „Er hat keine Ahnung von Ihrer Gegenwart!"

— — — — — — Nein, die konnte er nicht haben. Das bleifarbige Gesicht dort in den Kissen, mit dem breiten weißen Leinenstreifen um Stirn und Schläfen, mit den eingesunkenen bläulichen Augenlidern, trug so ganz das Gepräge des Todes, daß Alix mit einem halbunterdrückten Schreckensruf sich vorbeugte — sie meinte, sie käme zu spät und alles sei vorüber. Aber wie sie ihr junges, lebensvolles Gesicht dem schrecklich entstellten Antlitz näherte, da sah sie, daß die Brust unter dem schneeigen Leinen sich stetig hob und senkte, und zwischen den dünnen, fest aufeinandergepreßten Lippen hervor kam ein scharfer, regelmäßig wiederkehrender Laut, wie von knirschenden Zähnen. Zwei wie aus gelblichem Wachs gebildete Hände lagen regungslos auf der mit roter Seide überzogenen Decke.

Und das sollte ihr Vater sein, derselbe kaum zweiundfünfzigjährige Mann, den sie vor sechs Monaten in London gesehen hatte, stattlich und elegant, elastisch und kerngesund, ihr Vater, den sie nie eine Stunde krank gewußt, der keine Erschöpfung und keine Uebermüdung kannte — und jetzt — und jetzt!

„Ich — ich möchte mit Ihnen sprechen, Herr Doktor!" stammelte Alix.

Ueberweg winkte den beiden Pflegerinnen und verließ mit ihnen das Zimmer.

„Sie können ungescheut und laut zu mir reden, Fräulein von Hofmann!" sagte Doktor Petri. „Der Kranke hört uns nicht. Aber bitte, setzen Sie sich zuvor!"

Er rollte ihr, die am ganzen Körper zu zittern anfing und doch die Augen keine Sekunde von ihrem Vater zu wenden vermochte, einen Sessel heran, umfaßte sie sanft und drückte sie leicht in die weichen Polster. Sie neigte das Haupt und biß die Zähne fest in die zuckende Unterlippe, sie hätte laut aufschreien mögen.

Digitized by Google

„Bitte, wenden Sie sich ab — sehen Sie nicht fortwährend hin, es regt Sie zu sehr auf!" sagte Doktor Petri sanft.

Sie hätte ihm gern gehorcht, aber es war, als habe sie alle Gewalt über sich verloren. Da nahm er ihr Gesicht behutsam in seine beiden Hände und wandte es zur Seite; darauf blieb er neben ihr stehen und wartete geduldig, bis sie die Kraft finden würde, zu ihm zu sprechen.

„Ist dieser Zustand — hat dieser Zustand — sich — nicht geändert, seitdem das — Unglück geschah?" fragte sie endlich.

„Kaum wesentlich. Der Kranke ist, seitdem er hierher gebettet wurde, ohne Bewußtsein."

„Können Sie das mit voller Bestimmtheit sagen?"

„Mit voller Bestimmtheit. Meine beiden Kollegen und ich sind ganz einig über den Fall, er liegt leider überaus einfach. Es ist bei der Behandlung nur ein Weg einzuschlagen, über den ich mich, wie Herr Justizrat Ueberweg Ihnen bezeugen kann, ebenfalls vollkommen mit meinen Herren Kollegen verständigt habe."

„Es kann nichts — nichts zur Verbesserung dieses Zustandes geschehen?"

„Wir können die über den Schläfen eingedrungene Kugel nicht entfernen, ohne den Kranken auf der Stelle zu töten."

Alix wollte weiter fragen, als ein tiefer Seufzer, der sich den Lippen des Vaters entrang, sie entsetzt auffahren ließ. Der Seufzer wiederholte sich, währenddessen die hingestreckte Gestalt ebenso ohne Bewegung verharrte wie zuvor.

Doktor Petri zog das junge Mädchen mit sanfter Gewalt nach der Thür hin. „Auch dieses krampfhafte Aufatmen geschieht ohne Bewußtsein," beantwortete er dabei ihren fragenden Blick. „Aber Sie dürfen nicht hier bleiben; es regt Sie zu sehr auf. Gehen Sie jetzt, ich bitte, gehen Sie!"

Er führte sie bis zur Thür und schob den Vorhang beiseite. Françoise stand mit entsetztem Gesicht dahinter und nahm Alix, die weiß bis in die Lippen hinein war, in Empfang.

(Fortsetzung folgt.)

Marie von Ebner-Eschenbach.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Charakteristik von Moritz Necker.

(Mit dem Bilde S. 493.)

Unter dem frischen Eindruck der nun zu Ende gehenden Erzählung „Die arme Kleine" werden die Leser der „Gartenlaube" gewiß mit ganz besonderem Interesse Näheres über die Persönlichkeit der berühmten Verfasserin erfahren. Marie von Ebner-Eschenbach nimmt heute den von allen litterarischen Parteien einmütig zuerkannten ersten Rang unter den deutschen Dichterinnen ein. Mit ihren ernsten und heiteren Novellen und Romanen, den „Erzählungen", den „Dorf- und Schloßgeschichten", mit „Božena", „Das Gemeindekind", „Zwei Comtessen", „Lotti die Uhrmacherin" — um nur einige ihrer Hauptwerke zu nennen, die geistvollen „Aphorismen" nicht zu vergessen — hat sie sich für alle Zeiten ihre Stellung in der deutschen Nationallitteratur gesichert. Ein reicher Quell der Schönheit, Weisheit und Erhebung sprudelt aus diesen Dichtungen, und sie behaupten ihren Stand neben unseren größten Meistern der erzählenden Kunst. Wetteifert sie mit diesen Männern in Bezug auf markige Kraft der Darstellung, so verleugnet sie anderseits doch nie das echt weibliche Empfinden, welches den wesentlichsten Grundzug ihrer Persönlichkeit ausmacht.

Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach wurde am 13. September 1830 im Schloß Zdislavic bei Zdounek in Mähren geboren. Ihr Vater war der reichbegüterte Graf Franz Dubsky auf Zdislavic und Zdounek; ihre Mutter eine sächsische Freifrau von Vockel, die aber schon im Wochenbett starb und demnach von der Dichterin nie gekannt wurde. Diese wurde erst von der dritten Gattin ihres Vaters erzogen, denn auch die zweite hatte er bald durch den Tod verloren. Die Erziehung der jungen Gräfin war natürlich nach dem Geschmack jener Jahre des noch immer patriarchalischen Vormärz. Man legte zumal in der Mädchenbildung mehr Gewicht auf die äußeren Fertigkeiten und Formen des Umgangs als auf litterarische oder gar wissenschaftliche Ausbildung. Eine französische Gouvernante war unbedingt notwendig; aber der Hauslehrer war vorerst für die Söhne, nur in zweiter Linie für die Töchter des kinderreichen Hauses da. Die kleine Comtesse durfte sich mehr in Feld und Park tummeln, als hinter Klavier und Schreibtisch sitzen. Doch möchte man diese Erziehung nicht ohne weiteres als nachteilig bezeichnen, denn sie hatte neben ihren Mängeln vor dem modernen System der Ueberbürdung mit Bücherweisheit den Vorzug, daß sie der jungen Seele volle Freiheit der Bewegung gestattete.

Der Sommer wurde auf dem Lande, der Winter in Wien verbracht, wo die gräfliche Familie ihr eigenes Haus besaß, das noch jetzt (Am Hof 13) vom Haupt der Familie, dem jüngeren Bruder der Dichterin Graf Adolf Dubsky, dem hochangesehenen liberalen Mitglied des österreichischen Hauses der Abgeordneten, bewohnt wird. Die jährlichen Umzüge von der Stadt aufs Land und wieder zurück gestalteten sich für die Kinder der Familie zu höchst interessanten Fahrten, an welche die Dichterin noch im Alter gern zurückdenkt. Man brauchte damals, wo noch keine Eisenbahnen waren, mehrere Tage, um die Strecke von Zdounek und Brünn nach Wien zurückzulegen, die jetzt der Eilzug in wenigen Stunden durchfliegt. Bei Nacht machte man unterwegs Station. Das war voller Romantik und reich an Abwechslung, an der sich die rege Phantasie der jungen Comtesse ergötzte. Das Abschiednehmen und Wiederbegrüßen der Einwohner und des Gesindes hüben und drüben war ebenso anregend für das junge Gemüt, das frühzeitig mit klugen Augen um sich schaute, wie die Begrüßung der geliebten Plätzchen und Gärten in Schloß und Hof. Unsere Dichterin soll auch ein heiteres, zu satirischem Witz geneigtes Mädchen gewesen sein. Heiterkeit und kritischen Sinn hat sie sich bis in ihre alten Tage bewahrt.

In Wien waren es vor allem die Aufführungen des Burgtheaters, welche sie anzogen. Den ersten starken poetischen Eindruck erhielt sie von der bilderreichen poetischen Erzählung in Versen „Der letzte Ritter" von Anastasius Grün. Diese lernte Comtesse Marie halb auswendig. Auch Schiller war ein Lieblingsdichter ihrer Jugend; viele Jahre später (1869) huldigte sie ihm in dem kleinen Gelegenheitsstück „Doktor Ritter". Aber die Vorstellungen im Burgtheater begeisterten sie zu allermeist. In den Erinnerungen aus ihrer Kinderzeit, die sie zu Karl Emil Franzos' Sammelband „Geschichte des Erstlingswerkes" beisteuerte, erzählt sie hierüber: „Im Winter wurden wir zu unserem nicht geringen Stolze jeden zweiten Tag in das Burgtheater mitgenommen. Eine neue Welt ging mir auf, und doch war mir, als befände ich mich in meinem eigentlichen Element. Das Burgtheater war damals eine Bildungsschule ersten Ranges, die Erfindung der ‚Comtessenstücke'" — so nennt man in Wien solche Stücke, die in keiner Beziehung verfänglich sind und die daher von jungen Mädchen gesehen werden dürfen — „noch nicht gemacht. Noch galt das Wort Julie Rettichs: ‚Das Klassische schadet nicht.' Nein, wahrlich, es schadet nicht, es läutert, es erbaut und begeistert! An manchem solchen Weiheabend saß ich auf dem Bänkchen im Hintergrunde unserer Loge, der Kopf brannte mir, meine Wangen glühten, ein kalter Schauer nach dem andern lief mir über den Rücken, und ich dachte: über kurz oder lang werden deine Stücke hier aufgeführt und deine Worte werden von der Bühne wie Funken herunterprasseln. Das waren Stunden!" ....

Mit dem Ideal, ein großer dramatischer Dichter zu werden, wuchs also Comtesse Dubsky heran. Sie war unermüdlich thätig und füllte Bände mit ihren Versen, so daß sich schließlich ihre gute Mutter bei einer Autorität im Fache der Dichtkunst Rats erholen mußte, um ins klare über den Wert der dichterischen Neigungen ihrer Tochter zu kommen. Diese Autorität war Franz Grillparzer, der damals — es war im Jahre 1847 —, als größter Dichter Oesterreichs allgemein verehrt, in Wien lebte und zur

k

Digitized by Google

Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem Arbeitszimmer.
Nach dem Leben gezeichnet von G. von Michalkowski.

Digitized by Google

Gräfin Dubsky in freundlichen Beziehungen stand. Grillparzers Urteil ist in folgendem, denkwürdigem Briefe erhalten, der hiermit zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben wird:

„Gnädige Gräfin! Ich wollte, früher durch eigene Unpäßlichkeit verhindert, mir gestern die Ehre geben, Ihnen meine persönliche Aufwartung zu machen, fand Sie aber nicht zu Hause. Da ich nun für die nächsten Tage über meine Zeit nicht disponiren kann, will ich nicht säumen, schon jetzt wenigstens schriftlich meine Meinung über die Gedichte Ihrer verehrten Tochter abzugeben.

Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine, vielleicht nur zu tiefe, Empfindung, Einsicht und scharfe Beurtheilungsgabe in manchen der satyrischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse erweckt und deren Kultivirung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkühr der Besitzerin stehen dürfte.

Was noch fehlt ist jene Reife, die den Dichter erst zum Künstler macht, jene durchgehende Verständlichkeit, die den Gedanken ungehindert auf den Zuhörer (oder wohl gar Leser?) überträgt. Junge Frauenzimmer sind jungen Männern von gleichem Alter an Verstand und Einsicht gewöhnlich um mehrere Jahre voraus; aber eines fehlt ihnen, was uns unsere mitunter abgeschmackten methodischen Studien geben: Ordnung in den Gedanken. Daran fehlt es zum Theile diesen Gedichten, namentlich wo sie zu schildern suchen und die Empfindung der Begebenheit störend in den Weg tritt.

So viel im Allgemeinen und in Eile. Vielleicht ist es mir gegönnt Einzelnes und Näheres mündlich nachzutragen.

Hochachtungsvoll ergebenster Grillparzer." *

Nun hatte die junge Dichterin Ruhe vor jenen Spöttern, die von vornherein alle litterarische Frauenarbeit für Blaustrümpferei erklären. Aber freilich war von dieser prinzipiellen Anerkennung einer vorhandenen Begabung bis zu den ersten Erfolgen in der Oeffentlichkeit noch ein langer, weiter Weg zurückzulegen.

An ihrem achtzehnten Geburtstage, am 13. September 1848, heiratete sie den Reichsfreiherrn Moriz von Ebner-Eschenbach, einen Vetter, der gegen fünfzehn Jahre älter war als sie, den sie seit der Jugend kannte und sehr liebte. Baron Ebner war zu der Zeit noch Hauptmann in der Genietruppe und zugleich Lehrer der Physik und Mathematik an der Kadettenschule; er war ein Mann von umfassender Bildung, auch philosophisch geschult, insbesondere ein Verehrer Schopenhauers. Im Laufe seiner Dienstzeit stieg Baron Ebner zu hohen Würden empor, wurde General im Geniekomitee, wo er sich viele Verdienste erwarb; 1874 trat er mit dem Titel eines Feldzeugmeisters und „Excellenz" in Ruhestand und begab sich auf große Reisen, die ihn unter anderm auch nach Persien führten. Er starb im 84. Lebensjahre im Februar dieses Jahres. Als die Wiener Kadettenschule nach Klosterbruck bei Znaim — wenige Jahre nach 1848 — verlegt wurde, mußte das junge Paar, das sich schon im Ebnerschen Familienhause (Rotenturmstraße 27) wohnlich eingerichtet hatte, nach Klosterbruck übersiedeln und dort ungefähr zehn Jahre bleiben, bis Baron Ebner nach Wien zurückberufen wurde.

Da die Ehe kinderlos blieb, konnte sich die junge Baronin Ebner mit rückhaltlosem Eifer ihren litterarischen Studien an der Seite ihres gelehrten Gatten widmen. Sie war immer eine Frühaufsteherin und verstand stets ihre Zeit reich auszunützen. Zu den gründlichen Kenntnissen in der Geschichte nicht bloß des österreichischen und deutschen Vaterlandes, sondern auch insbesondere in der englischen Geschichte und der französischen Revolutionsepoche, zu der großen Belesenheit, welche die Schriften unserer Dichterin ganz unauffällig verraten, dürfte der Grund schon in jenen ersten stillen Jahren ihres glücklichen Ehelebens gelegt worden sein. Viel Anregung in litterarischer Beziehung hatte sie einem Kollegen ihres Mannes in Klosterbruck zu verdanken, der sich später als Dichter einen geachteten Namen erwarb: Josef Weilen. Aber man kennt unsere Dichterin schlecht, wenn man annehmen wollte, daß sie in ihrer Bücherwelt jemals aufzugehen vermochte. So lange sie lebt, ist ihr die Gegenwart wichtiger als alle abstrakte Vergangenheit gewesen; ein thätiges Eingreifen und Wirken im Dienste der Liebe erschien ihr stets wertvoller als jedes in gewissem Sinne doch nur selbstische Wissensstreben. Immer hatte sie das Bedürfnis, mit ihrer ganzen Zeit zu leben. Die Vorgänge auf dem großen Welttheater der Politik, dem sie durch den Beruf ihres Gatten und den ihres Bruders näher als viele andere Frauen stand, verfolgte sie zeitlebens mit großer Teilnahme; aber mit keiner geringeren die Entwicklung von Kunst, Theater und Litteratur, und zwar bis auf den heutigen Tag, wie auch ihre Schriften bezeugen. Bei dem aufs große Ganze gerichteten Sinn verlor sie indes nie die Empfänglichkeit für das kleine, aber so sehr reale Leid des Einzelnen. Hatte sie nicht für eigene Kinder zu sorgen, so schaffte sie sich Sorgen für die Kinder des verwitweten Bruders und half sie halb und halb mit auferziehen; ein andermal mußte einer erkrankten Schwester oder Freundin beigesprungen werden, und an Armen und Bedürftigen aus dem Volke, die ihr Herz rührten, hat es auch nie gemangelt, weder in Zdislavic noch in Wien. Und wer die vielen Kinderscenen in Erinnerung hat, die in den Erzählungen unserer Dichterin vorkommen (die allerschönste wohl in „Nach dem Tode"), der wird sich sagen, daß diese Frau, auch ohne selbst Mutter geworden zu sein, mütterliche Erfahrungen in Fülle gewonnen haben muß. In der That ist der erhabene Trieb der Mütterlichkeit der hervorragendste Charakterzug in der ganzen Persönlichkeit Marie Ebners, und sie durfte an ihrem sechzigsten Geburtstage mit Recht in stolzem Jubel bekennen: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder".

Die Fünfziger- und Sechzigerjahre verflossen der Dichterin im angestrengten Bemühen um die dramatische Kunst. Wie viele dramatische Versuche im Dunkel ihrer Schubladen noch verborgen liegen mögen, wissen wir nicht; vielleicht hat sie sie alle vernichtet. Bekannt geworden sind nur drei Dramen von ihr: „Maria Stuart in Schottland" (1860), „Marie Roland" und „Das Waldfräulein". Das erste und das letzte dieser Dramen wurde auch — jenes 1860 in Karlsruhe, dieses 1872 im Wiener Stadttheater — aufgeführt; aber das „Waldfräulein" wurde nicht einmal gedruckt und ist derzeit ganz unerreichbar. Außerdem wurden kleine Einakter („Die Veilchen" und „Doktor Ritter") gelegentlich gespielt. Zu einem durchschlagenden Erfolg gelangte jedoch Frau von Ebner mit ihren dramatischen Versuchen nicht. Woran das lag? Ohne Zweifel hat sie dramatische Begabung. Ihre Erzählungen gliedern sich häufig genug in Akte, wie ihr Meisterwerk „Nach dem Tode"; oder sie nehmen in den ergreifendsten Scenen dramatisches Leben an, wie die herrliche Novelle „Totenwacht" aus der letzten Zeit. Erst ganz kürzlich, am 29. April d. J., hat Frau von Ebner am Burgtheater mit dem schönen Einakter „Ohne Liebe" einen zweifellos dauernden Erfolg errungen. Dennoch verweist ihre eigentliche Begabung sie auf die Form der Erzählung. Bis sie sich jedoch zu dieser Erkenntnis durchrang, hatte Frau von Ebner einen wahren Leidensweg durchzumachen und oft genug die Stimmung, an ihrem Erfolg zu verzweifeln. Man hört es aus ihren Dichtungen heraus, daß sie — die doch vom Schicksal in so vieler Beziehung vor vielen anderen Dichterinnen so reich begünstigt wurde — ihren Teil an Lebensprüfungen gründlich durchgekostet hat. Denn auch als sie mit ihren ersten Novellen und mit der heutzutage allgemein als einem der besten deutschen Romane anerkannten ersten größeren Erzählung „Božena" (1876) hervortrat, blieb sie viele Jahre ohne Anerkennung, und sie mußte immer höher und höher schreiten, mit jedem neuen Werke sich selbst zu übertreffen streben, bis sie als das gewürdigt wurde, was sie in Wahrheit ist.

Erst mit dem Uebertritt in das Fach der Erzählung hatte Frau von Ebner sich selbst gefunden: das war die Form, in der sie das Leben mit jener Klarheit, jener Heiterkeit und Tiefe spiegeln konnte, die ihre Poesie auszeichnen. Sie brauchte nicht mehr in die ferne Vergangenheit zu schweifen, um brauchbare Stoffe zu finden: ihre nächste Umgebung, die Menschen in Schloß und Dorf, im slavischen Mähren und im deutschen Wien, boten ihr die Modelle; sie brauchte nur um sich zu sehen und hineinzugreifen ins volle Menschenleben, und was sie ergriff, gestaltete sich im Läuterungsfeuer ihrer Phantasie zu ewiger Poesie. Als endlich im Publikum die Erkenntnis des Wertes ihrer Kunst durchgedrungen war — meines Erinnerns waren Ausschlag gebend „Die Freiherren von Gemperlein" und die kostbaren

* Das Original dieses Briefes befindet sich im „Grillparzer-Archiv" der Wiener Stadtbibliothek, wohin ihn die Dichterin nebst einem zweiten Brief Grillparzers gestiftet hat. Beide Briefe zusammen werden demnächst in dem Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft zur Veröffentlichung gelangen. D. Red.

Digitized by Google

Brieflein der „Comtesse Muschi“, die in den ersten achtziger Jahren erschienen — da ward die Dichterin mit Bitten um neue Erzählungen bald so überhäuft, daß sie noch viele Male fleißiger hätte sein müssen, als sie schon war, um allen Genüge zu leisten! Der Erfolg stellte sich zwar spät ein, aber doch noch zu einer Zeit, wo Frau von Ebner in der vollen Kraft ihrer Jahre stand und sich ihrer Kunst ohne Beschwerden widmen konnte. Und sie that es mit voller Hingabe und Begeisterung, vermied nach Möglichkeit alles, was sie in ihrem Lebensberufe stören könnte.

In den letzten zwei Jahrzehnten lebte sie im Winter in Wien, im Sommer zuerst in St. Gilgen, dann oft bis zur Weihnachtszeit in Zdislavic. So recht fleißig konnte sie nur auf dem Lande sein. Da blieb sie — gewöhnlich in Gesellschaft ihrer Freundin, der geistvollen Frau Ida von Fleischl, der Mutter eines angesehenen österreichischen Physiologen, Ernst von Fleischl — ohne Störung bei ihrem Schaffen. In den schönen schattigen Laubgängen des für Fremde abgeschlossenen Parks zu Zdislavic kann sie sich ihren Phantasien und Gedanken überlassen, gewöhnlich in den Morgen- und Vormittagsstunden. Die Nachmittage sind der Zerstreuung gewidmet. In Wien fühlt sich Frau von Ebner von gesellschaftlichen Verpflichtungen, die sie doch bei ihrer großen Menschenliebe nicht leicht abzulehnen vermag, in der zur Arbeit nötigen Sammlung vielfach gestört. So lange ihre Freundin, die Dichterin Betty Paoli lebte (die vor wenigen Jahren erst im hohen Alter von achtzig Jahren starb), verbrachte Frau von Ebner die Nachmittage der ungeraden Monatstage bei ihr. In der Vorrede zu den Gedichten aus dem Nachlasse Betty Paolis hat sie diese Nachmittage sehr anmutig geschildert. Es wurde zu dritt — Frau Ida, Betty und die Baronin — scheinbar Karten gespielt; in Wahrheit aber brachten die Gespräche jede Partie zum Stillstand: sie waren interessanter.

Bei der Arbeit hat wohl selten jemand unsere Dichterin gesehen, denn vormittags, wo sie sich ihr widmet, ist sie für niemand zu sprechen. In ihrem Schreibzimmer in Wien, dessen Abbildung wir unseren Lesern bringen, sieht es daher immer „aufgeräumt“ aus. Der Schreibtisch unterscheidet sich nicht besonders von dem jeder anderen Dame aus ihren Kreisen; er entbehrt vollständig jenes malerischen Reizes der Unordnung, den Dichterschreibtische aufzuweisen pflegen. Im ganzen Zimmer deuten nur die schönen Bücherschränke auf beiden Längsseiten, in denen die Meisterwerke der Weltlitteratur in schönen Einbänden hinter blitzblanken Scheiben nebeneinander stehen, auf die Neigungen und die Beschäftigung der Bewohnerin. Ein Manuskript der Dichterin ist mir hier nie zu Gesicht gekommen. Aber man weilt nur zu gern in diesem mit edlem Geschmacke eingerichteten Raume, denn an allen Wänden und in jedem Winkel stehen, liegen oder hängen Gegenstände, an die sich irgend eine persönliche Erinnerung der Dichterin knüpft: die Gemälde oberhalb der Bücherschränke sind ältere Familienporträts; da liegt eine gestickte Mappe, dort steht ein schöner Leuchter, da ruht ein Werk in schönem Einband mit der Widmung des Verfassers. Es waltet ein wahres Behagen in diesem Zimmer, das noch tiefe Fensternischen hat, weil das Haus alt ist, indes in den neuen Wiener Häusern die Mauern so dünn als nur möglich gebaut werden.

Einer ganz besonderen Merkwürdigkeit der Ebnerschen Wohnung wird man gewahr, wenn man sich eine kleine halbe Stunde aufhält. Da hört man plötzlich von verschiedenen Seiten her das lieblichste Glockenschlagen. Die Dichterin ist nämlich, wie jeder weiß, der ihre Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin“ kennt, eine große Freundin der Uhrmacherkunst. Sie hat sie gründlich gelernt und im Laufe der Jahre eine Uhrensammlung mit vielen Seltenheiten und Merkwürdigkeiten Stück für Stück erworben. Diese Sammlung ist in einem kleinen Kasten, der in den Winkel zweier Wände hineingebaut ist, in ihrem Arbeitszimmer sichtbar. Hat Frau von Ebner einmal Muße und Stimmung, so nimmt sie gern ihre Kostbarkeiten heraus und erklärt dem Gast ihre Wunder der Uhrmacherkunst. In jenem Kasten sind die Uhren still, nicht aufgezogen, aber in der ganzen Wohnung, die aus vier Zimmern außer den Nebenräumen besteht — mit etwas düsterem Lichte, denn die Fenster gehen in das enge „Rabengäßchen“, einen der ältesten Teile der Stadt Wien —, sind auf den Kaminen, vor den Spiegeln, auf Etageren Uhren aufgestellt, jede ein Wunderwerk in ihrer Art, und diese schlagen und läuten zu allen Viertelstunden, vor- oder hintereinander, wie es just kommt, denn auch unsere Dichterin hat ebensowenig wie Karl der Fünfte alle Uhren zu genau gleichem Gange zwingen können . . .

Und da sitzt man denn in der Schummerstunde, die Marie Ebner ebenso liebt wie Theodor Storm es that, um 4 Uhr nachmittags, wo sie zu empfangen pflegt, im dunklen Salon vor ihr und freut sich des Glückes, einmal wieder mit ihr plaudern zu dürfen. Sie versteht es gut, zu plaudern, und hört sehr gern zu, wenn man ihr erzählt. Dabei ist sie von einer Einfachheit, Natürlichkeit und Wärme, daß jede Befangenheit, auch vom Neuling, in ihrem Kreise bald schwindet. Diese gewöhnlich in schwarzer Seide gekleidete, eher kleine als große, überaus zarte Frauengestalt mit dem feinen ausdrucksvollen Kopfe zwingt uns durch ihre eigene Art, einfach, wahrhaft, natürlich zu sein, wenn wir mit ihr sprechen. Wohl ist auch sie für den Ausdruck der Begeisterung für ihre Werke empfänglich, und sie freut sich unbefangen und offen, wenn man sie lobt; aber sie hört ebenso rasch und fein heraus, wenn die Schmeicheleien nichts mehr als Artigkeiten sind, und versteht es, dem Gespräch rasch eine andere Wendung zu geben. Denn Marie Ebner ist von einer tiefen, nur allzu selbstkritischen Bescheidenheit; sie beschämt einen mitunter mit ihrer Demut. Fühlt sie sich im Urteil über andere zu einem Tadel genötigt, so sagt sie das Herbe am liebsten in scherzender Einkleidung. Ueberhaupt liebt sie die heiteren Menschen, einen guten, frischen Witz viel mehr als die Sauertöpfe. Was sie im „Gemeindekind“ dem Schulmeister Habrecht in den Mund legt: „Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben“ — das ist ihr so recht aus der eigenen Seele geflossen. Thätigkeit — unermüdliche, unverdrossene Thätigkeit: das ist die erste und letzte Forderung dieser großen sittlichen Persönlichkeit an sich selbst und an die Menschheit. Thätigkeit auch im engen Kreise erscheint ihr wertvoller als alle noch so glänzend scheinende Existenz, die sich nur mit Worten begnügt oder in der Beschaulichkeit aufgeht. Die Thätigkeit im Dienste des Wohles der anderen erscheint ihr sehr viel wichtiger als alle theoretischen Probleme. Das Evangelium geläuterter Menschlichkeit, das Goethes Iphigenia verkündet, beseelt nicht nur ihre Werke, es hat ihre ganze Lebensarbeit geadelt.

Aberglaube und Verbrechen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Hanns Groß.

Ich war ein ganz junger österreichischer Justizbeamter, als mir der Untersuchungsrichter, dem ich zur Ausbildung überantwortet war, einen „Fall“ zur ersten selbständigen Vernehmung der Zeugen übergab. In keinem großen Prozesse wegen Raubmords, Hochverrats oder sonst was Wichtigen habe ich später die Vorbereitungen zur Vernehmung so umständlich und genau gepflogen: zehnmal änderte ich die Reihenfolge, wie ich die Leute verhören wollte, alle Fragen waren vorbereitet, alle Zwischenfälle überdacht, kurz alles war in ein sorgfältig ausgehecktes System gebracht, obwohl es sich nur um einen ganz unbedeutenden Diebstahl handelte. Das Wichtigste schien mir die Reihenfolge der Zeugen: erst wollte ich die Dame vernehmen, in deren Haus der Diebstahl vorgefallen war, um über alle in Betracht kommenden Leute unterrichtet zu werden, dann den Beschädigten, hierauf dessen Zimmerkameraden u. s. w. Es war ein herrlicher Plan; aber als der Tag der Vernehmung kam, erschien die bewußte Dame nicht, und ich mußte meinen Plan eiligst aufgeben und die Sache anders machen, mehr schlecht als recht.

Ich hatte einen Mißerfolg, und als am nächsten Tage die so schwer Vermißte zur Thür hereinrauschte, empfing ich sie recht unartig: allein ein erstickender Redeschwall ergoß sich über mich, und endlich konnte ich in fast weinerlichem Tone nur noch fragen,

Digitized by Google

Zur

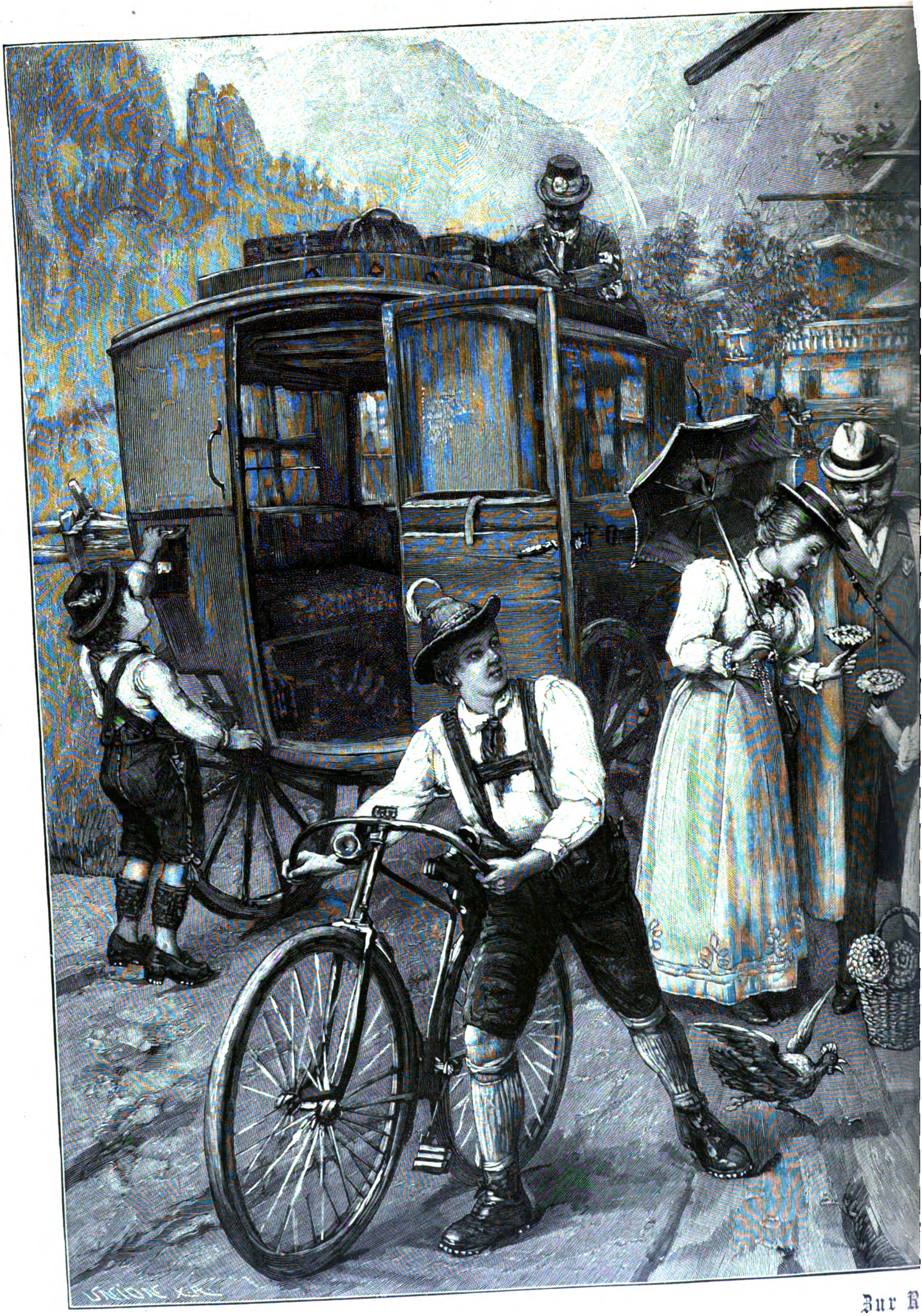
Nach einer Originalzeich

Digitized by Google

ſezeit.

von L. Blume-Siebert.

Digitized by Google



Zur R

Nach einer Originalzeichnu

Digitized by Google

eisezeit.

ng von L. Blume-Siebert.

Digitized by Google

warum sie denn gestern nicht gekommen sei. In beweglichen Worten belehrte ich sie über die Autorität der Gerichte, Verpflichtung der Staatsbürger und ähnliche Ideale, an die ein ganz junger Kriminalist noch zu glauben pflegt. „Aber ich bitte Sie, wie konnten Sie denn verlangen, daß ich gestern kommen solle; es war doch Freitag, und ich konnte doch zum erstenmal in meinem Leben zu Gericht nicht an einem Freitag kommen!" Das war die ganze Entschuldigung der Dame.

Als ich meine Fassung halbwegs wieder gefunden hatte, hielt ich ihr trotz ihrer Schönheit doch anerkennenswert barsch vor, daß die anderen Leute, denen sie an Bildung „himmelhoch" überlegen sei, ganz brav erschienen seien, obwohl es für sie doch auch Freitag war.

„Aber ich bitte Sie," war die erstaunliche Antwort, „diese Leute — das ist ja ganz etwas anderes, die empfinden doch nicht so fein."

Daß man aber selbst in der Verbrecherwelt Leuten begegnen kann, die ähnlich „fein" empfinden, sollte ich bald erfahren. Man hatte einen berüchtigten, oft abgestraften Einbrecher auf frischer That ertappt; sein Gehilfe wurde zwar gesehen, er entwischte aber. Aus früheren Raubzügen des Eingelieferten wußte man, daß er regelmäßig denselben Genossen hatte, dieser wurde daher ausgeforscht und verhaftet. Er beteuerte hoch und heilig, diesmal unschuldig zu sein. „Ich könnt's fast beweisen, daß ich's nicht war, aber Sie werden mir's nicht glauben." Mehr war aus ihm nicht herauszubringen, doch als sich die Schlinge immer fester um seinen Hals schnürte, rückte er endlich mit einer Erzählung hervor: „Wir hätten unser drei von der Partie sein sollen," meinte der alte Gauner; „ich hätte wirklich damals mitgehen sollen; aber als ich aus dem Hause trat, um mich auf den Intippel (Rendezvousplatz) zu begeben, begegnete mir ein altes Weib. Ich bin gar nicht abergläubisch, aber zu später Nachtstunde, wo sonst kein Mensch in der Straße war, einem alten Weib zu begegnen — das kann nichts Gutes bedeuten, und so kehrte ich um und ließ die zwei andern allein arbeiten."

Mir war es damals noch neu, daß ausgepichte Verbrecherseelen an dem harmlosen Jägeraberglauben mit dem alten Weibe festhalten, aber mein Mann hatte so sicher gesprochen, daß es ja sein konnte.

In der That gelang es der Polizei, in der fraglichen Straße die alte Frau auszuforschen, die in jener Nacht ausgegangen war, um für ihre Nachbarin den Arzt zu holen; sie erinnerte sich, daß ihr ein Mann begegnet war, der sofort wieder umkehrte. Dies war ihr auffallend; sie sah sich um und konnte wahrnehmen, daß der Mann in ein Haus trat, welches allerdings das vom Genannten bewohnte war. Etwas von der Erzählung war also richtig und spätere Erhebungen konnten feststellen, daß der Mann diesmal wirklich „nicht von der Partie war". Ausnahmsweise hatte also hier der Aberglaube einmal Gutes bewirkt.

Aehnliche Beobachtungen haben übrigens alle Kriminalisten gemacht: niemand hält auf Vorbedeutungen, gute und böse Zeichen, Ahnungen, glückliche und unglückliche Tage und ähnliches mehr als der richtige Gauner, und viele Verbrechen sind lediglich deshalb unterblieben, weil irgend ein Zeichen „dagegenstand". Ich glaube übrigens, daß „große" Gauner, namentlich solche, die in einer kleineren oder größeren Bande eine leitende Stellung einnehmen, mitunter Aberglauben vorschieben, um ein anderes Motiv damit zu decken; dies wird besonders dann vorkommen, wenn irgend ein Verbrechen geplant wurde, vor dessen Ausführung dem Leiter der Bande aus irgend einem Grunde angst wird. Dies gesteht er den anderen nicht gerne ein, da er durch ein solches Bangewerden, wenn es auch noch so berechtigt war, leicht um sein Ansehen kommen kann; viel bequemer und sicherer ist es, irgend ein böses Omen oder ähnliches vorzuschützen, denn dafür kann niemand und der Zweck wird erreicht, ohne sich erst gegen Einwendungen, Zureden 2c. wehren zu müssen. —

Als ich später in eine kleine Landstadt, nicht weit von der ungarischen Grenze, versetzt wurde, hatte ich reichliche Gelegenheit, im Bereiche meiner Berufsthätigkeit Aberglauben über Aberglauben zu finden. Gleich in den ersten Tagen hatte ich in der Apotheke zu thun, als ein Mann eintrat und Krokodilfett verlangte. Der Apotheker verschwand und brachte dann ein winziges Klümpchen grünlichen Fettes, welches gut verwahrt und noch besser bezahlt wurde. Als der Mann fort war, sagte der Apotheker, ein gebildeter und höchst anständiger Mann, in entschuldigendem Tone: „Sehen Sie, als ich hierher kam, glaubte ich, die dummen Menschen gescheiter machen zu können, und wenn die einfältigen Käufer irgend welchen Unsinn von mir haben wollten, so belehrte ich sie und suchte sie zur Annahme des entsprechenden Mittels zu bewegen. Aber was war die Folge? Was sie bei mir nicht bekamen, holten sie in der nächsten Apotheke, beim Abdecker oder sonst wo; ja gewisse Substanzen verschafften sie sich in oft sehr bedenklicher Weise. Heute bekommen sie alles bei mir: Dachs-, Hunde-, Bären-, Krokodil-, Affen-, Schnecken-, Menschenfett, Skorpionöl, Regenwurmbalsam, Mithridat, Elephantenschweiß, Hexensalbe und Mitternachtstropfen."

Der Mann hatte nicht so ganz unwahr gesprochen, und erst später wurde mir klar, was er mit den Worten „die Leute verschaffen sich manches in bedenklicher Weise" gemeint hatte.

Gerade der finsterste Aberglaube verleitet die Menschen zu schweren Verbrechen. Wunderbare Wirkungen werden verschiedenen Dingen zugesprochen, die ohne Verbrechen schwerlich zu beschaffen sind. Menschenfett, das Blut unschuldiger Kinder, zu Neumond ausgegrabene Leichenteile u. dergl. sollen bald gegen Krankheiten helfen, bald die Entdeckung begangener Unthaten verhüten, bald zum Auffinden verborgener Schätze dienen. Bei Verblendeten und Wahnwitzigen, die sich in den Besitz solcher Dinge setzen wollen, wird der Aberglaube zur Triebfeder unbegreiflicher verbrecherischer Thaten. Noch im Jahre 1894 hat ein Prozeß das größte Aufsehen erregt, weil in ihm festgestellt wurde, daß man damals in Sizilien nicht weniger als zwanzig Kinder gemordet hatte, um mit deren Blute einen großen Schatz aus der Sarazenenzeit heben zu können.

In noch größerem Maße bestimmt der Glaube an böse Geister und Hexen unaufgeklärte Menschen zu verbrecherischen Handlungen.

Der ausgezeichnete russische Kriminalist August Löwenstimm hat hierüber ebenso mühsame wie belehrende Zusammenstellungen gemacht; er weist z. B. nach, daß Menschenopfer, namentlich zur Zeit großer Bedrängnisse, wie Hungersnot, Epidemien, Wetterschäden 2c., in Rußland bis in die neueste Zeit zu verfolgen sind, so daß man mit Recht befürchten muß, daß sich auch jetzt noch solch' entsetzliche Vorgänge wiederholen können, sobald einer der genannten Anlässe eintritt. So wurden im Gouvernement Archangelsk bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts dem Wassergeist regelmäßige Menschenopfer gebracht; 1855 begrub man im Nowgorodschen Kreise eine alte Frau lebendig, um die Cholera zu bannen, und dasselbe geschah 1861 mit einem jungen Mädchen anläßlich einer anderen Epidemie im Turuchanschen Gebiete. Als 1871 die Cholera sich um Torkatschi ausbreitete, war es nur einem Zufall zu danken, daß dort eine Bäuerin nicht geopfert wurde, aber noch später, 1881, hat man, allerdings bei den fernen Jakuten am Weißen Meere, ein Mädchen umgebracht, um einer fürchterlichen Hungersnot ein Ende zu machen.

Mit solchem Opferglauben stehen die Hexenprozesse im engsten Zusammenhange. Welcher unselige Wahn die Menschheit durch Jahrhunderte befangen hielt, welche entsetzliche Menge von Schmerzen, Qualen, Todesangst, Martern und Hinrichtungen der Hexenglaube gekostet hat, ist bekannt genug — man meint, daß man die Zahl der verbrannten und zu Tode gemarterten Hexen auf eine Million veranschlagen dürfe. Die letzten Hexenhinrichtungen in Europa fanden im vorigen Jahrhundert statt, aber in Mexiko wurden in San Juan noch 1874 zwei und 1877 fünf Frauen als Hexen von Amts wegen verbrannt!

Wenn auch die Justiz in Europa seit etwa 100 Jahren so Entsetzliches nicht mehr unternimmt, so lebt doch der Glaube an Hexen und Zauberer in verschiedenen Gegenden fort, und unaufgeklärte Volksmassen lassen sich noch hinreißen, an den unschuldig Verdächtigten Lynchjustiz zu üben. Noch 1836 haben Fischer auf der Halbinsel Hela bei Danzig eine Hexe ertränkt; aber von da an finden wir in Westeuropa wenigstens keine Mordthaten an Hexen mehr, immer nur wurden dieselben schwer mißhandelt, wobei meistens das vergossene Blut auf-

Digitized by Google

gefangen und zu abergläubischen Zwecken verwendet ward; so 1874 in Strasburg in Westpreußen, 1862 in London, 1873 in Christburg (Westpreußen), 1870 in Dirschau und 1866 in Schönsee bei Thorn; jedesmal handelte es sich um eine alte Frau, die im Verdachte stand, jemand behext zu haben, wofür sie unbarmherzig geschlagen wurde.

Merkwürdig zählebig ist auch der Glaube an den Wechselbalg (Kielkropf). So nennt man in manchen Gegenden mißgestaltete, kränkliche oder blödsinnige Kinder. Sie werden nach abergläubischen Ueberlieferungen von Zwergen, Unholden, Schratteln*, auch wohl von Nixen, Hexen oder dem Teufel selber gebracht, wogegen sich der betreffende Uebelthäter ein wohlgestältetes Menschenkind mitnimmt. Das Böse an der Sache liegt darin, daß man ferner glaubt, man müsse den Wechselbalg so lange schlagen oder sonst quälen, bis der Ueberbringer desselben ihn wieder holt und dafür das geraubte Kind zurückbringt. Wuttke, Schwartz, Mannhardt, Löwenstimm und zahlreiche andere Schriftsteller erzählen genug derartige Fälle, und die russischen Gesetzgeber fanden es notwendig, im Art. 1469 des russischen Strafgesetzbuches das Töten mißgestalteter Kinder ausdrücklich zu verbieten.

Ich selbst hatte einmal Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie lebendig noch der Glaube an Wechselbälge im Volke ist. Die Sache passierte einem Kollegen am gleichen Amtsorte, an dem ich mich befand. Ein ganz kleines Kind hatte sich an den Wiegenbändern erhängt, weshalb die Erhebungen wegen fahrlässiger Tötung eingeleitet wurden. Ich weiß nicht, ob man dies anderwärts auch so macht, aber bei unserer Landbevölkerung pflegen die Leute, wenn sie zur Arbeit gehen und ihre Kinder unbeaufsichtigt zu Hause lassen müssen, die Kleinen in der Wiege „einzuschnüren". Zu diesem Zweck tragen die Seitenwände der Wiege jederseits mehrere Holzknöpfe, über welche eine Schnur im Zickzack geschlungen wird, so daß das Kind hierdurch in der Wiege niedergehalten wird; es kann sich somit nicht aufrichten und nicht hinausstürzen.

Im gegebenen Falle hatte das Kind aber doch die Schnur gelockert und über einen Knopf gehoben, es stürzte aus der Wiege, blieb mit dem Kopf in dem Bande hängen und erstickte. Als nun die Mutter des Kindes wegen ihrer Sorglosigkeit zur Rechenschaft gezogen wurde, erklärte sie ganz ruhig, sie sei vollkommen schuldlos, denn „das hat der Schrattl gethan". Sie erklärte dann, der Hergang sei offenbar so gewesen, daß der Schrattel das Kind habe rauben und dafür einen Wechselbalg habe einlegen wollen. Hierbei habe er mit dem Schnürband ungeschickt hantiert, das Kind sei mit dem Halse hängen geblieben, der Schrattel habe es nicht loslösen können und sei erschreckt geflohen. So mußte sich freilich das Kind erhängen! Die Erklärung wurde von mehreren vernommenen Nachbarinnen als sicher richtig bestätigt.

Kurze Zeit darauf konnte ich wahrnehmen, daß der Glaube an den Schrattel in unserer Gebirgsbevölkerung noch sehr verbreitet ist. Ich besaß einen winzigen, zottigen und äußerst lebhaften Hund, der leider den unausrottbaren Hang bezeugte, seine Mitgeschöpfe zu ärgern, zu quälen und ihnen allen erdenklichen Tort anzuthun, so daß er infolge dieser üblen Eigenschaften „Schrattl" genannt wurde. In Begleitung dieses Geschöpfes ging ich einmal eine längere Wegstrecke mit einem alten, sehr intelligenten Bauern, der mir im Verlaufe des Gespräches allen Ernstes riet, dem Tiere einen anderen Namen zu geben, denn „so oft den Schrattl zu rufen, heiße den Teufel an die Wand malen".

Wohl hat M. Busch recht, wenn er in seinem Werke „Deutscher Volksglauben" sagt: „Der deutsche Aberglaube ist das nachgedunkelte Bild des deutschen Heidentums — es liegt ein schönes Stück Poesie darin", aber wir Kriminalisten sind diesem „nachgedunkelten Bilde" nicht grün! Viel weniger gefährlich als die vorher erwähnten abergläubischen Ueberlieferungen, gleichwohl aber bedenklich sind alle Gespenster- und Spukgeschichten. Allerdings mögen die Gründe, warum es irgendwo „umgeht", mitunter ganz zufällig und harmlos sein, in der Regel hat es aber doch einen ganz bestimmten Grund, warum jemand den Glauben entstehen ließ, es sei da und dort nicht recht geheuer: er will einfach verhindern, daß er bei irgend einem unlauteren Treiben gestört oder betreten wird, und dies ist mit dem Ausstreuen einer recht gruseligen Spukgeschichte am leichtesten erreicht. Freilich geht es da oft so zu wie mit der frischgestrichenen Gartenbank im Schloßpark zu Schönbrunn, zu der man einen Wachposten gestellt hatte, damit sich niemand darauf setze: der Grund der Aufstellung des Postens wurde vergessen, die Bank existierte überhaupt nicht mehr, und nach 60 Jahren stand der Posten immer noch dort und wurde alle zwei Stunden abgelöst. Ebenso hat auch vielfach derjenige, der den Spuk ins Leben rief, diesen vielleicht längst nicht mehr nötig, er ist vielleicht schon lange tot, aber der Glaube an das Gespenst ist nicht gestorben. — Wenn nun die Magd einen bestimmten Teil des Gartens von Geistern belebt sein läßt, um dort ungestört ihre Stelldicheins abhalten zu können, so ist der Vorgang genau derselbe, wie wenn Falschmünzer eine Ruine in Verruf bringen, um dort ihr verbrecherisches Treiben nicht entdecken zu lassen; ebenso bringen die Wilddiebe entsetzliche Spukgeschichten unter die Leute, um gewisse Reviere bei Nacht für sich zu haben, denn auch der beherzteste Jäger ist rechtschaffen abergläubisch, und der Fischdieb läßt Wassergeister und Nixen treiben, damit ihm niemand über seine Nachtangeln und Reusen gehe. So macht es alles lichtscheue Gesindel, und wenn wir unsere Gendarmen beauftragen, gerade dort ein wachsames Auge zu halten, wo es „umgeht", so gelingt mancher überraschende Fang.

Ich habe durch meine ganze Jugend die Ferien auf einem Landbesitze meines Großvaters in schöner, einsamer Gegend zugebracht. Dort steht ein Berg, halb mit Feldern und Wiesen, halb mit Wald bedeckt, wo damals ein ganz besonders unheimliches Gespenst sein Unwesen trieb: ein borstiges Schwein mit einem Menschenkopf, in dessen Stirne eine Flintenkugel stak. Die Leute hatten heillosen Respekt vor dieser Gegend, niemand wollte zur Nachtzeit dort gehen, und wenn ich, selten genug, meinen Weg dort nehmen mußte, so ging es, selbst als ich schon ein fast erwachsener Bursche war, nie ohne Herzklopfen ab; man konnte doch nicht recht wissen! Erst nach Jahren wurde entdeckt, daß der einzige Bauer, der in jener unheimlichen Gegend wohnte, durch die längste Zeit die unverschämtesten Felddiebstähle begangen hatte. Er war vermögend geworden, da er durch Jahrzehnte die fremden Felder fast vollständig abgeräumt hatte; die Leute merkten wohl, wie sie bestohlen wurden, aber niemand wagte es, dort zur Nachtzeit aufzupassen, und so störte niemand den Dieb, der zweifellos das famose Gespenst selbst erfunden und die Kunde davon verbreitet hatte. Man wird nicht fehl gehen, wenn man den größten Teil der Gespenster als absichtlich erfundene Schutzgeister für verbrecherisches Treiben ansieht und danach handelt.

Ist einmal eine Spukgeschichte entstanden, so hat sie regelmäßig langes Leben, und wenn sie auch jenem Zweck, dem zuliebe sie geschaffen wurde, nicht mehr dient, so kann sie in anderer Weise Unheil stiften. Als ich noch in dem kleinen Städtchen, welches früher erwähnt wurde, diente, kam einmal, während ich bei Tisch saß, ein Gendarm hereingestürzt: „Ein Ermordeter wurde gefunden!" meldete er. Mehr wußte er nicht, da ihm, der eben von einem Dienstgange heimging, ein anderer Gendarm begegnet war, der vom Fundorte in der Stadt (ich wohnte außerhalb derselben) gekommen war; dieser hatte den Heimkehrenden zu mir gesendet und war selbst an den grausigen Fundort zurückgeeilt, um ihn zu bewachen. Selbstverständlich unterbrach ich die Mahlzeit sofort und rannte mit dem Gendarmen davon. Es ergab sich nun eine eigenartige Geschichte.

An der Grenze des Städtchens lagen das Brauhaus und daneben das Wohnhaus und der Garten des Brauers. Diesem war sein großer Lieblingshund verendet, den er im Garten verscharren ließ, und als die Grube ausgehoben wurde, fand man einen „Ermordeten", d. h. das Schädeldach eines Menschen, Wirbelknochen und sonstiges Gebein. Mir wurde bald die Aufklärung zu Teil, als der Gerichtsarzt erschien und die Knochen sorgfältig untersuchte. „Den Thäter erwischt ihr jedenfalls nicht mehr," war sein Gutachten, „denn dieser arme

* Schratt, Schrattel, Schraß, Schrettel, Schräzel (bei Goethe in „Wahrheit und Dichtung": Räzel) ist ein rauher, zottiger kleiner Waldgeist, der dem Menschen mitunter wohl will, meistens aber ihm Unbill und Schabernack, oft auch schweres Unheil zufügt.

Digitized by Google

Teufel ist seit Jahrhunderten tot; er war ein Hunne oder Chorruzze oder Tatar, kurz irgend einer der vielen mongolischen Leute, die sengend, brennend und raubend unzähligemal über die Grenze gebrochen sind und diese arme Gegend jahrhundertelang verwüstet haben. Solche kleinköpfige Skelette mit fliehender Stirne und krummen Beinen findet man hier überall, wo man tiefer in die Erde gräbt." Später sandte ich den Schädel an den berühmten Anatomen Hyrtl in Wien, dessen Schädelsammlung die größte der Erde war, und bat ihn von Amts wegen um sein Gutachten. Auch er bestätigte, daß der Schädel einem Manne mongolischer Abkunft gehört hätte und daß die Knochen jedenfalls mehrere hundert Jahre in der Erde gelegen haben müßten. Obwohl ich dafür sorgte, daß dieses autoritative Gutachten unter der Bevölkerung verbreitet wurde, ließ diese nicht von ihrer eigenen Ueberzeugung ab.

Schon damals, als ich an der Grube auf den Gerichtsarzt gewartet hatte, teilte man mir mit, daß wir hier die Ueberreste eines erschlagenen und beraubten Juden vor uns hätten. Derselbe sei ein wohlhabender Viehhändler gewesen, habe vor einigen Jahren in der Nähe übernachtet und sei von da an verschwunden. Man habe auch immer gewußt, daß der Jude hier verscharrt sein müsse, da gerade an dieser Stelle allemal zu Neumond, nachts von 12 bis 1 Uhr, eine blaue Flamme über der Erde tanze. „Das ist auf allen Judengräbern so," belehrten mich die Leute. Unglücklicherweise befand sich in der Nähe des Fundortes ein kleines Häuschen, in dem ein alter Mann lebte; er war einsam, verschlossen und mürrisch, verkehrte mit niemand, ernährte sich bescheiden, aber auskömmlich — wovon, wußte man nicht. Zudem war er nicht aus der Gegend, alles zusammen für die Nachbarn Grund genug, um in ihm einen „verdächtigen" Menschen zu sehen. „Der Jude war verschwunden, nachdem er in der Nähe des verdächtigen Hauses übernachtet hatte, nicht weit von demselben tanzte die blaue Flamme, nun fand man dort Knochen — folglich hat der Bewohner des verdächtigen Hauses den Juden erschlagen" — das war die zwingende Schlußfolgerung der Bevölkerung, und alles Reden und Beweisen half nichts. Der alte Mann, dem niemand das geringste Unrecht nachweisen konnte, blieb in der Volksmeinung bis zu seinem späten Tode der Mörder des erschlagenen Juden. Man hatte sogar in seiner Heimat Erhebungen gepflogen und erfahren, daß er früher ein wohlhabender Grundbesitzer gewesen war, der Frau und Kinder verloren hatte; dem angesehenen und geachteten Mann war durch dieses Unglück die Heimat verleidet, er verkaufte alles, zog in die Ferne und lebte da von dem Ertrage seines Geldes. Diese Nachricht half gar nichts: „wie verschlagen muß der Alte sein, daß er alle so zu täuschen wußte — die blaue Flamme beweist doch, daß er ein Mörder ist!"

Wie viel tausend Leidensgenossen mag nicht dieser arme Alte im Laufe der Jahrhunderte gehabt haben und noch haben, die verachtet, gemieden, ja oft auch angezeigt und vielleicht unschuldig verurteilt wurden, lediglich wegen eines grauenhaften Aberglaubens.

Gefährlicher als sie aussehen, sind die sogenannten „Segen", Zaubersprüche, welche den, der sie braucht, schützen, seine Feinde verderben oder doch schädigen sollen. Unser Volk besitzt die ältesten derselben in Odins Runenliedern; das 21. Runenlied z. B. machte hieb- und stichfest. Im Laufe des Mittelalters mag man die Segen zu Tausenden und aber Tausenden gekannt und gesprochen haben, und in noch sehr großer Zahl leben sie auch heute noch. Ihre Gefährlichkeit beruht darin, daß eine Menge von Verbrechen nicht verübt worden wäre, wenn nicht irgend ein Segen dem Thäter zu seiner That Mut gemacht hätte. Der Wilderer stellt ungescheut den Tieren nach, wenn er einen sicheren Weidsegen gesprochen hat; ja er wagt es auch, mit dem Jäger anzubinden, vor dem er sonst geflohen wäre, bloß weil er sich durch einen verläßlichen Segen schußsicher gemacht hat, und weil er einen anderen Segen kennt, mit dem er den Jäger im gefährlichen Augenblick am Schießen hindern kann. Der Dieb wagt es, einzubrechen, weil er über einen Segen verfügt, der Schmuggler wagt seine gefährlichen Gänge nur unter dem Schutze seines Segens, und auch das tückische Gift wird mit den Worten eines Segens gebraut und gegeben. Alles wäre ausgeblieben, wenn der Segen nicht Courage gemacht hätte.

Wie häufig die Segen sind, zeigt jedes Buch, das sich mit Volksglauben und Verwandtem befaßt, überall sind sie in Unmenge zu finden, und jedesmal staunt man über den unermeßlichen Unsinn, den sie meistens enthalten.

In der Praxis findet man sie häufiger als man annehmen sollte. In der Haupt- und Residenzstadt Wien wurde noch 1894 anläßlich einer Untersuchung wegen eines großen Gelddiebstahles auf dem Reste des Gestohlenen ein Segen gefunden; er lautet sinnig:

„Ich trat in des Richters Haus
Da schaun drei tote Männer heraus.
Der erste ist stumm,
Der zweite winkt mir zu —
O hilf mir, heilige Muttergottes von Lanzendorf*!"

Wie der Dieb später gestand, durfte er das Gestohlene ungescheut und frei in seinem Kasten liegen lassen, da er sich durch den Segen vor jeder Entdeckung gesichert glaubte.

Einer der besten Kenner des Volkes unserer Berge, Jos. v. Franck, hat in einer trefflichen kleinen Schrift über „magisches Weidwerk" zahlreiche Segen von Wildschützen gesammelt; will man sich z. B. gegen die Kugeln der Jäger und Wildhüter festmachen, so trägt man die Worte bei sich: „Hell, best! Klate mati! Atomay, klona Slott!" Will man machen, daß die Büchse des Jägers versagt, so spricht man: „Asu, Asia, Nostra". Schaut man dem Jäger aber unverwandt auf die Rohrmündung und sagt: „Pax, Sax, Syfax", so kann dieser überhaupt nicht schießen. Wie mancher arme Teufel mag hinwieder diesen Glauben mit dem Leben bezahlt haben, welches er hätte retten können, wenn er geflohen wäre.

Alle diese Beispiele gewähren uns tiefe Einblicke in Verirrungen menschlichen Denkens und Empfindens. Sie lehren uns, wie weit verbreitet noch der Aberglaube ist und wieviel Unheil er in der Welt anrichtet. Darum darf man ihn nicht für eine längst überwundene Macht halten, sondern muß ihm unentwegt entgegentreten, bis Bildung und Aufklärung den finsteren Feind der Menschheit aus seinen letzten Schlupfwinkeln verdrängt haben.

* Wallfahrtsort in der Nähe von Wien.

Wieder allein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Ernst Clausen (Claus Behren).

Nun hat auch der letzte Hochzeitsgast Abschied genommen; im Fortgehen wendet er sich noch einmal um und schwingt grüßend den hohen, glänzenden Cylinder. Er ist ein alter Junggeselle und längst hinaus über sentimentale Anwandlungen, aber das Bild der beiden einsamen Alten, wie sie in der Hausthür stehen und ihm nachwinken, stimmt ihn melancholisch.

„Jetzt können sie wieder von vorn anfangen!" murmelt er vor sich hin und macht große Schritte, um zum Stammskat nicht zu spät zu kommen. Die Straße ist ganz menschenleer, der Abendsonnenschein fällt auf die vergoldeten Spitzen der eisernen Gartenstakete, die grünen, kugelrund gestutzten Akazien tasten mit den Blättern leise im Abendwind auf und ab, und auf den Treppenstufen vor dem Hochzeitshause liegen noch einige Rosenknospen.

Papa Bünau stieg langsam die wenigen Stufen hinab und suchte aus den halbverwelkten noch eine leidlich frische heraus.

„Da, Mutting," sagte er und reichte ihr die Knospe hinauf.

„Danke, Fritz," antwortete sie kurz und drehte die Blume am Stiel in der Hand. Noch glitzerten einige Thränenspuren auf den runzeligen Wangen der würdigen alten Dame.

„Komm, Christine! es wird zugig hier in der Thür."

Damit ging ihr Mann an ihr vorbei ins Haus, um den Frack auszuziehen und den weißen Schlips mit einer schwarzen

Digitized by Google

Im Walde.

Nach dem Gemälde von W. Bröker.

Krawatte zu vertauschen. Das Schlingen des Knotens machte ihm Mühe, denn bis jetzt hatte Anni dies fast immer besorgt mit den flinken, behenden Fingern.

„Jetzt sind sie nun schon in Hamburg, der Zug kommt fünf Uhr fünfunddreißig Minuten an!"

Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er rief durch die Thür: „Du, Mutting, ob Anni wohl daran denkt, daß du die neue Boa in die Reisetasche gelegt hast? Das Kind wird sich sicher erkälten."

„Ich habe es ihr noch einmal gesagt vor der Abreise."

Frau Christine stand noch immer auf der Schwelle und blickte die Straße entlang bis zur nächsten Ecke, von wo aus Anni zum letztenmal mit dem Taschentuch gewinkt und der junge Ehemann den hellgrauen Reisehut geschwenkt hatte. Wie konnte dieser Mensch nur so vergnügt aussehen!

„Ja, diese Männer!" seufzte Frau Bünau und machte die Thür zu. „Er wird natürlich nicht daran denken, wie leicht sich Anni einen Schnupfen holt!"

Das Treppensteigen wurde der alten Dame heute recht sauer. Es schien ihr, als sei sie noch nie so mühsam bis zum ersten Stock in ihr Schlafzimmer hinauf gelangt. So, nun war sie wieder ganz allein! Vor zwei Jahren heiratete die Aelteste, Frida! Das ging noch, obgleich es schwer genug zu verwinden war; Anni blieb ja zurück im Elternhause — jetzt war die auch fort. Was für einen Sinn hatte denn nun noch das ganze weitere Leben? Erst plagt man sich durch Impfpocken, Keuchhusten, Masern und Scharlach mit den Kindern durch, bis sie groß sind, und nachher kommt ein beliebiger Mensch und geht mit ihnen auf und davon, als ob das gar nichts wäre, noch dazu gleich nach Wien, so daß man eine ganze große Reise braucht zu einem Besuche. Es ist eine undankbare Welt, das ist gewiß!

Lange stand sie in der Kammer, in der bisher Anni geschlafen hatte. Nachdenklich schaute sie das Bett an mit den hübschen roten Rosen auf der Decke, aus dem der Morgengruß der Tochter ihr durch die offene Thür so oft in der Frühe entgegengeklungen war. Das Bett sollte morgen fort — es war ja zu traurig! Vorderhand setzte sich die Mutter auf den Rand und weinte leise vor sich hin. „Anni! kleine, liebe, treue Anni!"

Unten wanderte Herr Bünau durch die Zimmer; er setzte die halb ausgetrunkenen Flaschen auf dem Büffett zusammen und half dem Lohndiener und dem Dienstmädchen die Einlegebretter aus der Eßtafel nehmen.

Bis jetzt hatten sie mit Rücksicht auf Annis Freundinnen für den täglichen Gebrauch immer eines darin liegen lassen. Das war nun nicht mehr nötig, denn für zwei Personen schien ihm der Tisch ohne Einlage groß genug.

Der alte Herr seufzte leise und schob aus Leibeskräften, bis die Tischhälften, die seit zwanzig Jahren sich nicht gefunden hatten, endlich wieder mit Fugen und Zapfen sich zusammenschlossen.

Nachher stand der Alte allein im Zimmer, sah den Tisch an und nickte mit dem grauen Kopf. Es schlug gerade sechs Uhr. Er war nahe daran, laut „Anni" zu rufen, denn um diese Zeit pflegte er mit ihr im Stadtpark spazieren zu gehen.

Was sollte er nur anfangen? Ratlos schlich er in sein Zimmer; dort sah es häßlich und unordentlich aus. Nach dem Diner hatten hier die Herren geraucht; auf dem Teppich sah man Spuren von Asche, und übelriechende Cigarrenreste lagen auf den Rändern der Untertassen; hier und da stand ein Liqueurglas, die Stühle waren durcheinander geschoben, und doch — hier war sie zu ihm gekommen, war ihm weinend um den Hals gefallen, als er sie gefragt, ob sie Herrn Doktor Hellwig lieb hätte; hier hatte sie vor zwei Stunden an seiner Brust geschluchzt und

gesagt: „Ach Väterchen, wenn ihr doch mitkommen könntet." Und er hatte, während ihm die Thränen über die runden, roten Backen liefen, lachend erwidert: „Na, Anni! Das würde wohl deinem Manne nicht passen! Er hat schon schlechte Witze gemacht über das viele Gepäck, das du mitnähmest. Also vergiß nicht, die Boa ist in der Reisetasche — in Hamburg ist immer Wind, und wenn ihr nach dem Hotel fahrt, nimmt er sicher eine offene Droschke! Ich kenne ihn! Er schläft ja bei offenem Fenster, und gestern wurde es schon um fünf Uhr recht kalt."

Ob sie wohl an die Boa denken würde?

Was hatte er nun davon, daß er sich dreißig Jahre im Geschäft abgeradert und sich vor fünf Jahren als Rentier hatte zurückziehen können? Was sollte er mit den langen Tagen anfangen? Und nun gar erst abends?

Zuweilen sang Anni am Klavier einige hübsche Lieder, doch meistens las sie den Eltern vor mit ihrer weichen reinen Altstimme, und er saß gemächlich mit der Cigarre im Lehnstuhl und nickte so gegen zehn Uhr etwas ein.

Wie lang und einsam würden die Abende jetzt werden! Vielleicht war es besser, wenn er eine kleine Reise machte, möglichst bald, ehe das Wetter schlecht wurde!

Ruhelos wanderte er weiter, steckte in jedes Zimmer den Kopf, nur in Annis kleinen Wohnraum nicht, obgleich er schon die Klinke in der Hand hatte. Nein, er wollte doch lieber spazieren gehn — man mußte sich gleich daran gewöhnen, allein zu sein! Bald schritt er die Straße hinab, bis er den Stadtpark erreichte. Nur vereinzelte Spaziergänger begegneten ihm. Er setzte sich auf eine Bank und blickte über den grünen Rasen zum fernen Walde hinüber, der in rotgoldenem Herbstschmuck vor den dunklen Tannen im Hintergrunde stand. Ueber ihm zippte ein Zeisig im Geäst der Birke, von der hellgelbe Herbstblätter müde herabflatterten. Sie fielen dem alten Herrn auf die Hutkrempe und auf die Kniee; er zerrieb einige zwischen Daumen und Zeigefinger und weinte dabei leise vor sich hin.

Langsam kam die Dämmerung herangezogen. Ein junges Menschenpaar schritt an ihm vorüber und flüsterte zärtliche Worte miteinander, ohne den einsamen Alten zu bemerken; hinter ihnen raschelte das gefallene Laub.

Er schaute ihnen nach und sah, wie sie sich an der nächsten Wegbiegung küßten. Da stand er rasch auf und ging nach Hause.

Mutter Christine mußte seit Jahren zum erstenmal den Thee wieder selbst bereiten und fragte ganz geistesabwesend: „Nimmst du Zucker oder nicht?"

Er schüttelte nur den Kopf, und sie gab ihm keinen Zucker. Anni hatte nie danach gefragt, sie wußte es ganz genau — anderthalb Stück in jede Tasse!

Und als er die erste Tasse geleert hatte, die sehr bitter schmeckte, stand er stumm auf und goß sich eine zweite voll, und seine Frau bemerkte es gar nicht, sondern schnitt das kalte Fleisch auf ihrem Teller immer feiner und feiner, ohne davon zu essen.

Nach der Abendmahlzeit setzte sie sich nicht mit dem gewohnten Strickstrumpf in den gewohnten Stuhl, sondern kauerte sich im Sorgenstuhl neben dem Ofen zusammen und fror, fror ganz unbewußt in sich hinein, ohne zu wissen, weshalb, und er zündete sich eine Cigarre an und schritt im Zimmer auf und ab, auch völlig geistesabwesend.

Sie folgte ihm mit den Blicken. Ob er wohl daran denken würde, ihr die warmen Pantoffeln zu holen? Anni that es immer des Abends, weil Mutterchen an kalten Füßen litt. Früher — ja, als die Kinder noch klein waren, wenn endlich Ruhe im Hause eintrat und die rosigen Dinger nach dem Abendgebet still in ihren Bettchen schliefen, dann brachte er ihr selbst die Pantoffeln und machte Witze dabei: es sei nur gut, daß sie die Pantoffeln erst bekäme, wenn es Abend würde — und ganz, ganz früher kniete er wohl nieder und zog ihr die hübschen blaugefütterten Pantoffeln an und blickte lachend zu ihr auf.

Sie schaute ihn an. War das derselbe Mann, der so ruhelos auf und ab ging, als sei er allein in der Stube? War das derselbe Mann dort mit den grauen Haaren und dem tief gesenkten Kopfe?

Dann stand sie rasch auf, um die Pantoffeln selbst zu holen. Man muß sich eben daran gewöhnen, wenn niemand mehr an eine alte Frau denkt!

Er ging weiter rastlos auf und ab. Weshalb war sie nur so ungemütlich? Sie that auch gar nichts, um es ihm behaglich zu machen. Warum strickte sie denn nicht wie sonst jeden Abend oder bat ihn, ihr vorzulesen? Was drückte sie sich denn in der dunklen Ecke am Ofen herum? Es wäre ja zum Verzweifeln, wenn das so fortgehen sollte!

Natürlich! um ihn kümmerte sich keine Menschenseele. Immer wieder mußte er zu ihr hinüber sehen. Er wollte ihr gern etwas Freundliches sagen, sie trösten! Aber er fand keine Worte.

„Hast du Kopfschmerzen, Christel?" fragte er schließlich.

„Nein, nein, mir fehlt nichts! Mich friert nur," sagte sie, ohne den Blick zu heben.

Er sah sie an. Vor seiner Erinnerung stieg ein Bild auf, ein Bild, ganz deutlich und doch so fern. Blondes, junges Haar schmiegte sich an das dunkle Lederpolster des Sessels; zwei feine schlanke Hände auf einem hellen freundlichen Kleide! Ein junger Mann kam, zog eine Fußbank herbei, ganz dicht an ihre Füße und — — war es denn möglich? war das dieselbe dort?

Es überlief ihn, und er versuchte auszurechnen, wie lange das her sei. Sie saß da so stumm und wortlos, als sei sie fremd hier im Hause, fremd in dieser Umgebung, als säße sie in einem Wartesaale und harrte, bis der Zug abginge. Das durfte so nicht bleiben. Er mußte sie aus dieser Stimmung herausreißen. „Komm, Christel, Alte! Wir beide haben uns ja noch!" wollte er sagen, aber er brachte es nicht über die Lippen. Es hätte ihm zu pathetisch geklungen.

Die Köchin kam herein und fragte, was am nächsten Tage gegessen werden solle, und die Hausfrau mußte sich lange besinnen.

„Was sollen wir essen, Fritz?" fragte sie, während es ihr zu ihrem eigenen Erstaunen einfiel, daß sie seit Jahren keinen Küchenzettel gemacht hatte.

„Maccaroni mit Schinken," antwortete er ganz ernsthaft, ohne seine Zimmerwanderung zu unterbrechen.

Sie sah ihn so merkwürdig an, mit einem Blick, wie graue Leute ihn haben, wenn ein Zufall ihnen eine alte Jugenderinnerung wieder vorzaubert. Er pflegte früher oft unerwartet ein oder zwei Freunde plötzlich zum Essen mit ins Haus zu bringen, und wenn seine junge Frau händeringend ihm zuflüsterte: „Um Gottes willen, was soll ich ihnen nur vorsetzen?" antwortete er: „Ganz einfach, Christel, Maccaroni mit Schinken."

So hatte er es jetzt auch gesagt, mechanisch, ohne seine eigenen Gedanken zu unterbrechen.

Nun vergaß sie ganz, daß die Köchin in der Thür stand, bis der Hausherr etwas unwirsch äußerte: „Wir essen die Reste von heute! Das ist doch ganz einfach!"

Damit schritt er hinaus in sein Zimmer. Es dauerte nicht lange, dann kam sie, ihm „Gute Nacht" zu sagen. Er sah ihr noch immer feines, hübsch geformtes Antlitz im Lichtkreis seiner Schreibtischlampe auftauchen.

„Gute Nacht, Christine! Halte nur den Kopf hoch! Wir — na — wir werden uns schon daran gewöhnen."

Dabei versuchte er den Arm um sie zu legen, aber sie schüttelte resigniert den Kopf.

„Ja, ja, Fritz! Wenn es nur nicht so einsam wäre! Ich dachte schon, ob es nicht besser sei, ich ginge zu meiner Schwester nach Kiel auf einige Wochen, und du könntest nach Berlin fahren zu deinem alten Jugendfreund."

„Mal sehen!" antwortete er leise und ließ den Arm sinken.

An der Thür wandte sie sich noch einmal um.

„Du, Fritz, vergiß nicht! wenn morgen der Dienstmann kommt, du weißt schon, wegen Annis Frachtsachen, dann kann er gleich ihre Bettstelle auf den Boden schaffen; es ist zu traurig, immer das leere Bett vor Augen zu haben."

„Ja, ja, ich will daran denken! Gute Nacht!" Er ließ sich wieder im Lehnstuhl nieder und nahm die Zeitung zur Hand.

Mutter Christine kleidete sich langsam aus, und als sie den Frisiermantel anzog und sich vor den Toilettentisch setzte, blickte sie zaghaft in das Glas, aus dem ihr so oft Annis zartes, gutes Gesicht entgegengelacht hatte, wenn sie der Mutter half, die silbergrauen Haare für die Nacht zu ordnen. Sie schluckte die Thränen jedoch tapfer hinunter und legte sich mit einem leisen Seufzer zur Ruhe. Immerfort mußte sie in die Dunkelheit hinaushorchen, ob nicht eine frische Stimme ihr zurief: „Gute Nacht, Mutterchen!" und ob nicht das Geräusch zu hören

Digitized by Google

wäre, wie sich ein schlafmüdes, junges Menschenkind in Kissen und Decken einhuschelt, um dann sogleich sanft einzuschlummern. Die Alten liegen meist ruhig und warten, bis es dem säumigen Schlaf beliebt, sich bei ihnen einzustellen. Aber nichts rührte sich; nur gegen die Fensterscheiben schlug leise draußen ein Epheuzweig, der sich im Herbstwind wiegte. Sie horchte und horchte, ob ihr Mann nicht in sein Schlafzimmer gehe; aber es blieb still, ganz still, lautlos still, und ebenso still schien draußen der Vollmond auf die Dächer, hier so gut wie in Hamburg. Und wieder dachte sie des Kindes, das heute fortgezogen war mit dem geliebten Mann aus dem Vaterhaus, wie sie es einst gethan an ihrem eigenen Hochzeitstage.

Auch der alte Mann, der unten allein geblieben ist, spürt den Zauber des Mondes, der längst Vergangenes wachruft. Ueber die Zeitung hinweg schaut er durch das Fenster zum Vollmond hinauf. Gerade solch ein Abend war es, als sie hier zum erstenmal ins Haus traten, der junge Fritz Bünau mit seiner noch jüngeren Frau Christel. Damals bezogen sie es nur zur Miete; erst später konnte er das Haus kaufen, als die Kornpreise so mächtig in die Höhe gingen. Ja, in dieses Zimmer hatte er sie geführt und leise gesagt: „Christel, wir sind jetzt allein und müssen aneinander genug haben fürs ganze Leben!"

Da hatte sie die weichen Arme um seinen Hals geschlungen und gebeten: „Hab' mich nur lieb, Fritz, mehr will ich nicht in der Welt! Du bist mir genug fürs Leben."

Nach einem Jahr kam ein kleiner Junge an, doch starb er bald, und die Eltern trösteten sich mit ihrer jungen Liebe, bis die Mädels sich einstellten, die sie mit Jubel begrüßten. Papa Bünau legte die Hand über die Augen.

Wie kam's denn nur, daß alles so anders wurde? Nun, die Kinder nahmen die Mutter in Anspruch; um die beiden Mädchen begann sich ihr Leben zu drehen. An ihn stellte dafür das Geschäft immer größere Anforderungen, und die Erziehung der beiden lieben Gören mußte er der Mutter überlassen; er verstand sich ja auch wenig darauf. Und als vor sechs Jahren Christine krank wurde, mußte Frida, die Aelteste, sie pflegen, und er richtete sich das kleine ehemalige Kinderzimmer ein und schlief dort. So war es geblieben, als dann Anni die Genesene ins Bad begleitet hatte und die große Schwester ihm inzwischen den Haushalt führte. So war es geblieben, als Frida dem Gatten in die Fremde gefolgt war und Anni das gemütliche Stübchen neben dem Schlafzimmer der Mutter allein für sich behielt, das sie in der Zwischenzeit mit der älteren Schwester bewohnt hatte.

Der alte Mann wurde unruhig und trat ans Fenster.

Wie wenig hatte er von seiner Frau all die letzten Jahre gehabt! Gewiß, sie hatten nebeneinander auch weiter in Eintracht gelebt, aber die alte Vertraulichkeit war ihnen verloren gegangen. Wie war das nur so gekommen; mußte denn das so sein im Leben? Er ging zur Thür, öffnete sie und horchte gespannt auf den Korridor hinaus; dann schritt er ihn hinab, stieg zum oberen Stock empor und blieb vor dem Schlafzimmer seiner Frau stehen. Ihm war es, als müsse er zu ihr gehen, ihr etwas sagen; aber als er keinen Laut vernahm hinter der Thür, nicht einmal ein tiefes Atemholen, schlich er langsam in sein Schlafzimmer. Nein, er wollte sie nicht stören, sie bedurfte der Ruhe.

Sie aber schlief noch nicht, sondern lag nur reglos da und horchte auf das Rascheln des Epheus am Fenster.

In diesem Zimmer kamen die beiden Mädchen zur Welt; diese jetzt so stillen Wände hatten den ersten Schrei gehört, mit dem sie das Leben begrüßten, hier neben ihr hatte er, der Vater, auf den Knieen gelegen und ihr den Dank für die zappelnden Schreihälse ins Ohr geflüstert. Was für ein gemütvoller Mann er doch früher war! Die Nächte waren oft unruhig, denn die Mutter wollte stets das Jüngste neben sich haben, so daß sie ihrem Mann den Vorschlag machte, doch in einem anderen Zimmer zu schlafen.

Da hatte er sie so sonderbar angesehen und ganz leise gefragt: „Willst du mich los sein, Christine?"

Hatte sie denn später den Mann verloren? Nein, er war da gewesen, aber die Kinder waren auch da und wurden immer größer, nahmen immer mehr Raum ein im Hause und vielleicht auch im Mutterherzen!

Sie schrak ordentlich zusammen, und es wurde ihr plötzlich sonnenklar, ganz sonnenklar, daß sie aus der Liebe zu ihrem Mann eine Gewohnheit hatte werden lassen, daß sie damit gewaltet hatte wie mit etwas Selbstverständlichem, das keiner besonderen Hut und Pflege bedarf. Der Kinder wegen, um sie zu erziehen, hatte sie die kleinen Aufmerksamkeiten und Hilfsleistungen, mit denen sie früher ihrem Mann ihre Liebe im Alltagsleben bekundet, von diesen verrichten lassen. Frida, dann Anni, hatten sie im Hauswesen ersetzt — nun waren die Kinder fort, und sie, die Alten, saßen da mit ihrer darbenden Elternliebe im Herzen, sich selbst entfremdet.

Sie weinte still vor sich hin, weinte, weinte, bis sie einschlief.

Herr Bünau wachte am nächsten Morgen früher auf als gewöhnlich, und als er hinunterging, sagte er der Köchin, er wolle mit dem Frühstück warten, bis seine Frau käme.

Herbstsonnenschein lag über dem kleinen Gärtchen; hier und da gab es noch verspätete Rosen und die Astern standen in voller Blüte. Der alte Herr ging langsam auf und ab; er freute sich über das schöne Wetter und dachte an Anni. Der Schwiegersohn würde ihr seine Vaterstadt zeigen; vielleicht frühstückten sie eben im Alsterpavillon und machten dann eine Fahrt nach Uhlenhorst.

Dabei betrachtete er nachdenklich eine Rosenknospe, während ein frohes Lächeln seine Züge verjüngte. Rasch lief er ins Haus, um eine Blumenschere zu holen.

Christine hatte ihn, durch die Jalousien blickend, beobachtet und beeilte sich mit der Morgentoilette.

Für wen nur schnitt ihr Mann all die Blumen ab? Es kam eine Unruhe über sie, die sie selbst nicht verstand; sie mußte sich sogar einigemal auf einen Stuhl setzen, weil sie Herzklopfen bekam. Gewiß wollte er ein Bouquet an Anni schicken als Gruß aus dem Vaterhause. Fast so behende, als sei sie wieder eine junge Frau, eilte sie die Treppen hinunter in das Eßzimmer, wo der Frühstückstisch, der Tisch ohne Einlage, gedeckt war. Sie überflog ihn mit den Augen.

Richtig! Anni pflegte dem Vater die Zeitung neben die Tasse zu legen und Feuerzeug nebst Aschenbecher auf den Tisch zu stellen, damit er sich seine Morgencigarre mit Behagen anzünden konnte.

Rasch ordnete Frau Bünau alles so, wie er es gewohnt war, und weil ihr einfiel, wie gern er früher Honig zum Frühstück gegessen, eine Liebhaberei, die er später aus Sparsamkeit aufgegeben hatte, schickte sie die Köchin fort, um Scheibenhonig zu kaufen.

Schon klangen seine Schritte auf dem Flur, und dann kam er herein, einen taufrischen Strauß Blumen in der Hand tragend. Offenbar hatte er nicht erwartet, seine Frau schon hier zu finden, denn er blieb ganz verwirrt an der Thür stehen mit einem etwas enttäuschten Gesicht, und seine Verlegenheit wurde noch größer, als sie rasch mit einem „Guten Morgen, Fritz!" auf ihn zukam und ihm einen herzhaften Kuß gab; während er, in der einen Hand die Blumen, in der anderen die Rosenschere, ganz steif dastand.

Papa Bünau suchte nach Worten, die jungen Ehemännern so leicht über die Lippen kommen und die alten Lippen so schwer werden können.

„Weshalb bist du denn so sonderbar, Alter?"

„O nichts! Gar nichts! Setz' dich nur, Mutter!"

Dabei fiel sein Blick auf die Zeitung und auf die Glasschale mit goldgelbem Honig.

„Wie es Anni wohl geht?" sagte er ganz mechanisch.

„Sie wird sich über das schöne Wetter freuen, Fritz!"

„Ja, ja, gewiß, das glaube ich auch."

Mutter Christine tunkte ein Hörnchen in den Kaffee und beobachtete ihn heimlich. Er räusperte sich einigemal, gab sich dann einen Ruck, marschierte gerade auf sie zu und streckte den Arm mit den Blumen aus, gerade über ihre Kaffeetasse.

„Da, Christel! 's ist besser, man schneidet sie ab, ehe Nachtfröste kommen!"

„Fritz, lieber Fritz! wie lieb von dir!"

„Ja, ja, schon gut!"

Und ganz verschämt machte er den Weg um den Tisch herum nach seinem Platz.

Sie nahmen stumm das Frühstück ein; er vertiefte sich in die Zeitung, und sie holte eine Handarbeit und setzte sich damit ans Fenster, wo sie den Sonnenschein sehen konnte, bis der Dienstmann kam, der Annis Bettstelle auf den Boden bringen sollte.

Im ersten Stock dröhnten dann schwere Männerstiefel, hier und da wurden einige Worte gewechselt und Möbel gerückt.

Digitized by Google

Mutter Christine bekam wieder Herzklopfen; sie nahm die Brille dreimal von der Nase und setzte sie zweimal wieder auf, um dann hinaus und in den oberen Stock zu gehen. Dort war ernste Beratung, wie man die große Bettstelle durch die kleine Bodenthür bringen sollte.

„Wäre es nicht einfacher, Fritz, man stellte Annis Bett in deine Kammer und das deinige in mein Schlafzimmer? Dann machten wir aus deiner Stube ein Fremdenzimmer, und Anni oder Frida könnten in ihren alten Betten schlafen, wenn sie uns einmal besuchen."

Der Dienstmann stand daneben, und Vater Bünau mußte sich deswegen zusammennehmen.

„Gut, wie du willst," sagte er daher nur; aber als die Bettstelle und der Dienstmann verschwanden, drehte sich der alte Herr kurz um und gab seiner Frau einen Kuß.

Am Nachmittag nahmen sie einen Wagen und ließen sich im Walde spazieren fahren.

Es war derselbe Wagen, in welchem Anni gestern fortgefahren war, ein Wagen mit rot und schwarzen Rädern und blauen Plüschpolstern. Auch derselbe Kutscher saß auf dem Bock; aber es war fraglich, ob die alten Herrschaften, die heute Hand in Hand auf dem Rücksitz saßen, nicht ebenso vergnügt waren in ihrem Herbstglück wie das junge Paar gestern mit dem Maienglück im Herzen.

Ja, es war ein schöner Tag, und abends langte mit der letzten Post eine Karte von Anni an mit tausend, tausend glückstrahlenden Grüßen. Voll Zuversicht schrieb die Kleine, die Eltern würden, nun sie wieder allein wären, sich das Leben nicht weniger behaglich zu machen wissen als im Beisein der Haustochter. Die beiden Alten schmunzelten und sahen sich an.

Ein Jahr war beinahe vergangen, und der Herr Doktor Hellwig hatte einen langen Brief geschrieben aus Wien, in welchem er die Mutter aufforderte, dorthin zu kommen, weil Anni es so sehr wünsche.

„Selbstverständlich gehst du hin," sagte der Vater und verließ das Zimmer, um das Kursbuch zu holen.

„Gieb dir keine Mühe, Fritz!" meinte seine Frau ganz ruhig, als er damit zurückkam. „Die Reise ist mir zu weit, um sie allein zu machen. Vielleicht fahren wir beide nächsten Sommer hin, wenn du keinen Rheumatismus hast!"

„Ach, um meinetwillen," wehrte er ab.

„Willst du mich gern los sein, Fritz?"

Noch an demselben Abend ging ein lustiger Brief ab nach Wien, den Vater und Mutter zusammen geschrieben hatten, und über den der Schwiegersohn herzlich lachte, wenngleich Anni etwas enttäuscht war.

„Ich sehe gar nicht ein," schmollte sie, „weshalb solch alte Leute sich nicht auf ein paar Wochen trennen wollen."

Da nahm ihr Mann sie beim Kopf und sah ihr ernst in die Augen.

„Anni, ich wollte, wir beide, du und ich, fänden in dreißig Jahren es ebenso schwer, uns zu trennen, wie die Eltern!"

Des Paschas Billardbein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erinnerung aus dem Leben eines Ingenieurs.

Von **M. Eyth.**

Ein unerklärlicher Kindertraum hat mich als Jungen jahrelang mit heimlicher Sehnsucht erfüllt. Ich sprach mit niemand darüber, wie man nicht über Dinge spricht, die unser Innerstes bewegen. Doch ganz ohne Aeußerung blieb dieses Gebilde kindischen Traumlebens nicht. Meine Schulhefte und vor allem eine Schulausgabe von Ciceros Reden gegen Catilina, die einen breiten weißen Rand hatte, wimmelten von Pyramiden. Die Herren Professoren, außer dem alten Zeichenlehrer, den niemand beachtete, schüttelten die Köpfe. Denn man hielt sie für Dreiecke und sah darin einen unpassenden Hang zur Geometrie und zu anderen unklassischen Allotria. Daneben fand sich wohl manchmal auch ein kleiner, mißgestalteter Hund, für den ich rückhaltlos ausgescholten wurde. Sogar der Zeichenlehrer mußte hier den Kopf schütteln. Ich schwieg still, im Gefühl erlittenen Unrechts. Es war gar kein Hund. Es war die Sphinx, das Rätsel alles Lebens, am Fuß der Grabdenkmale der ältesten Könige der Welt. Welche Erbärmlichkeiten waren dagegen die Republik Rom und die ganze römische Plebs samt dem langen Cicero! Das Ziel meiner kindlichen Sehnsucht war Aegypten.

Mein Traumland aber mit seinen ernsten geheimnisvollen Göttern, die keine unübersetzbaren Dummheiten machten wie Zeus und Aphrodite und Hermes, mit seinen tausendjährigen Menschen, die mit offenen Augen in ihren Felsengräbern lagen, als ob sie morgen aufstehen und ihre braunen, steifen Arme strecken wollten, mit seinem heiligen Strom und dem stillen Mörissee abseits in der Wüste, am Ufer Flamingos und Pelikane und ein schlummerndes Krokodil: das alles schien so unsäglich fern, unerreichbarer als der Himmel! Und nun hatte ich es doch erreicht. Völlig unerwartet, fast plötzlich. Gestern noch, schien es mir, war ich im Schnee des Brenners stecken geblieben; heute brannte die Sonne Afrikas auf meinen Schädel. War es zu verwundern, daß es mir seit sechs Wochen manchmal zu Mute war, als sei ich hinter dem Cicero eingeschlafen und träumte noch immer meinen alten Kindertraum; besonders morgens, kurz vor dem eigentlichen Erwachen, wenn die Mosquitos satt waren und ringsum Friede herrschte, im stillen Schimmer des erwachenden Morgens.

Vollends heute stand ich thatsächlich vor dem allzufrühen, unvermeidlichen Erwachen. Es war mein letzter Morgenritt von Kairo nach Schubra. Wir dachten wenigstens so, mein Esel, ich und selbst der kleine braune Eselsjunge Ali-Machmud, mit dem ich mich seit vier Wochen notdürftig zu verständigen gelernt hatte. Eine große Wehmut lag über uns und dem milden ägyptischen Frühlingsmorgen, der täglich heißer und mir trotzdem täglich lieber geworden war.

Mein Esel, welcher mit dem feinen Sinn orientalischer Höflichkeit je nach der Nationalität seines Reiters abwechslungsweise den Namen Radetzky, Palmerston und Napoleon führte, betrauerte den prächtigen ägyptischen Klee, in dem er tagsüber, während ich meiner Arbeit nachging, unbelästigt von verkehrten Eigentumsbegriffen, auf den mit Dampfkraft bewässerten Wiesen von Schubra botanisieren durfte. Ali-Machmud beweinte einen Herrn, den er seit einem Monat ohne Schwierigkeit täglich um fünf Piaster prellen konnte, und ich empfand zum voraus eine Art Heimweh nach dem träumerischen Nilbild, von dem ich noch so wenig gesehen hatte und das ich jetzt schon, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, verlassen sollte.

Denn ich befand mich nur auf der Durchfahrt in Aegypten. Mein Reiseziel war eine Indigoplantage am Brahmaputra in Assam, wohin ich zwei Dampfpflüge bringen sollte, die vorläufig noch zwischen der Kapstadt und Kalkutta auf dem Indischen Ocean schwammen. Mein Koffer barg, gestempelt und gesiegelt, einen zweijährigen Vertrag mit einer indisch-englischen Indigogesellschaft, neben einer blechernen Chininkapsel, groß genug, ein halbes Bataillon der britischen Armee den giftigsten Sumpffiebern zu entreißen. In dem Vertrag verpflichtete sich der Unterzeichnete, ohne Verzug und mit möglichster Beschleunigung bei der Firma Prescott & Co. in Kalkutta einzutreffen. Der für mich bestimmte Piäno-Dampfer* sollte spätestens in drei Tagen von Suez abgehen. Prescott und die Chininkapsel sollten dann weiter helfen. Doch wer konnte voraussehen, wie sich in den kommenden zwei Jahren mein Vertrag und diese Kapsel zusammen vertragen würden? Assam klingt nicht sonderlich vertrauenerweckend. Wenn ich nicht so entsetzlich europamüde gewesen wäre, so wären beide, Vertrag und Kapsel, wohl nie dazu gekommen, mein Leben zu

---

* „Piäno" ist der im ganzen Orient übliche, abgekürzte Name für die Penninsular and Oriental Steamnavigation Company — kurz P and O —, wodurch nach englischer Art aus einem unbrauchbaren Firmentitel das nicht gerade schöne aber brauchbare Wort Piäno, mit dem Accent auf i, entstand.

Digitized by Google

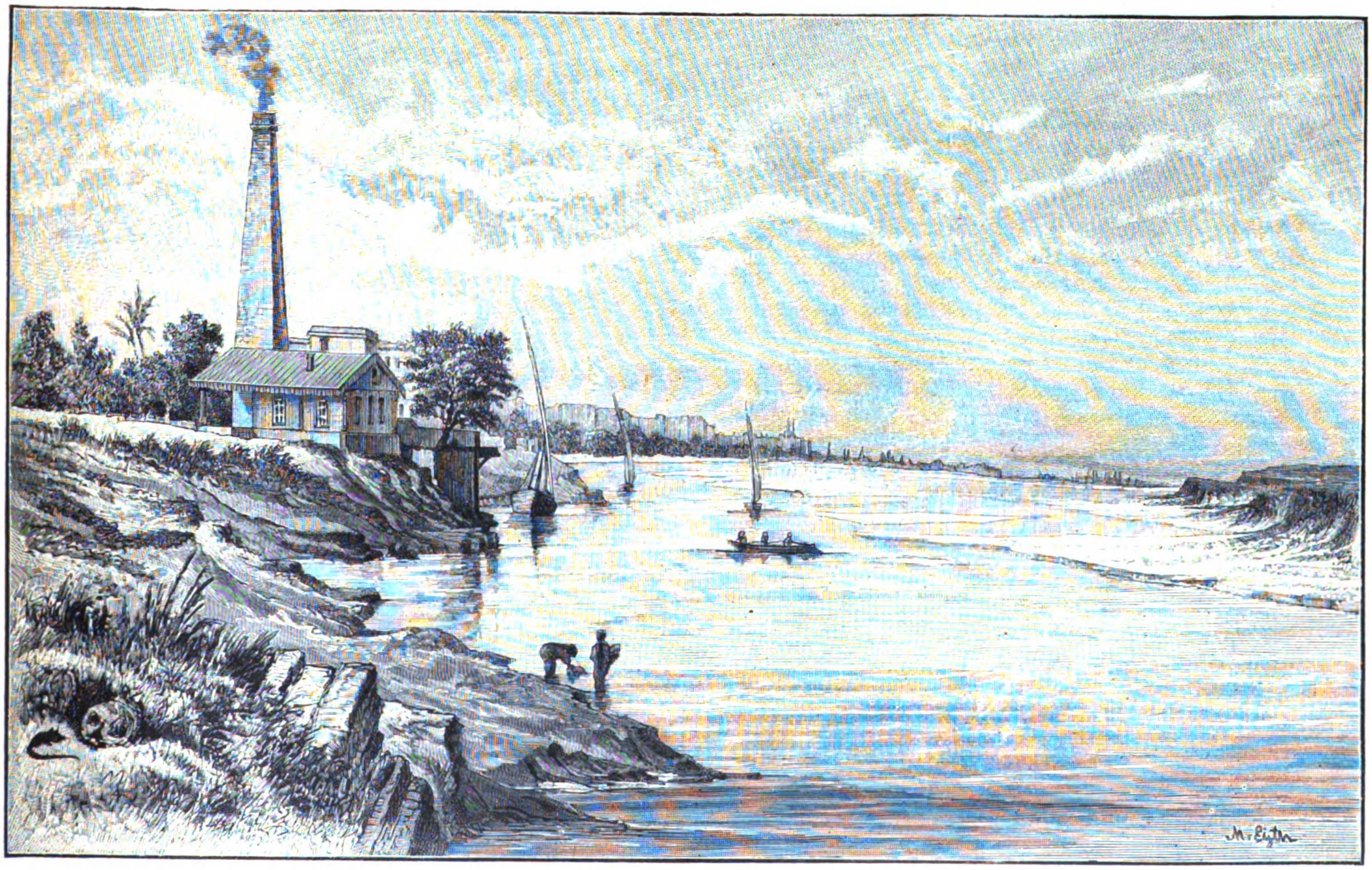
beherrschen. Nun war ich aber in Afrika, im Land meiner alten kindischen Sehnsucht, und noch keineswegs afrikamüde.

Das wäre nicht leicht gewesen unter den Sykomoren, die den Weg von Kairo nach Schubra überdachen. In der Nähe der Stadt, wenn man die Geleise der nach Alexandrien führenden Bahn überschritten hat, haben wir uns durch ein buntes, lustiges Gewimmel von wunderlichen Menschen und Tieren zu kämpfen. Hier sehen wir Ketten von Kamelen, die in behaglich schwingendem Gang und sich mürrisch räuspernd nach den Steinbrüchen des Mokattam ziehen, wandelnde grüne Berge von Klee, unter denen die emsigen Füßchen der Esel kaum zu sehen sind. Dort begegnen wir Rudeln halbverschleierter, aber trotz dieser mangelhaften Hülle lachender und kreischender Fellahweiber, die Eier, Ziegenbutter, Melonen und Orangen kunstvoll auf dem Kopfe wiegen; dazwischen erscheint ein stattlicher Dorfschech, hoch zu Roß, ein grünbeturbanter, würdiger Imam, auf weißem Esel, von zwei Saisen (Dienern) mit sorgsamer Verehrung geleitet. Dann rollt unter lautem Geschrei: „Platz, Platz, ihr Gläubigen! Links! Rechts, ihr Hundesöhne!“ eine schwerfällige Haremskutsche hinter dem prachtvollen Arabergespann, eine Herde Ziegen mitten entzweispaltend. Ein lautes, farbiges Gedränge; das lebendige Blut, das der alten Khalifenstadt aus dem unerschöpflichen Delta zuströmt!

Nach einer Viertelstunde wird die Masse lichter, die Umgebung stiller. Der reizende Palast, den Said Pascha für die vicekönigliche Gäste hatte erbauen lassen, liegt hinter uns. Rechts zwischen den riesigen Baumstämmen der Allee hindurch erblickt man halbzerfallene Häuser in verwilderten Gärten, in denen Aloe, Kaktusbirnstauden und stumpige Dattelpalmen sich zu wirrem Gestrüpp verschlingen; links das weite Nilthal, das sich nach dem Delta hin grün und sonnig ausbreitet: denn die Schubraallee ist gleichzeitig der Damm, der das Ueberschwemmungsgebiet des Stroms begrenzt.

Fellahpflug. Dampfpflug.

Das Pflügen der Baumwollfelder in Unterägypten.
Nach einem Aquarell von M. Eyth.



Die Pumpstation von Schubra bei Kairo.
Nach einem Aquarell von M. Eyth.

Digitized by Google

Da und dort blitzt der Spiegel des Flusses, der bereits, Ende Februar, tief in sein Bett zurückgesunken ist. Entlang der Ufer prangt schon das glänzende Grün des ägyptischen Maises, und hin und wieder, in noch hellerer Farbe, das eines kleinen Zuckerrohrfeldes. Der Weizen schießt üppig aus dem kaum getrockneten Nilschlamm empor. Weiter hinaus erheben sich über der blaugrünen Fläche des Deltas in wundervoller Zartheit zahlreiche Gruppen von Palmen, die die Lage von Fellahdörfchen bezeichnen. Dazwischen, als ob sie durch die Kleefelder glitten, wie Schmetterlinge, die hoch aufgerichteten, weißen Segel zahlloser Nilboote. Am Horizont endlich die gelbe Libysche Wüste, starr und glühend im schattenlosen Sonnenlicht, und dort drüben die zwei großen Pyramiden von Giseh, jene unverwüstlichen Grabdenkmale einer Vergangenheit, die auch heute noch nicht zu sterben vermag.

Eine stille Welt voll unerschöpflichen Lebens. In dem tiefen Staub der grünüberwölbten Straße versinkt jeder laute Ton. Vogelgezwitscher kennt der ägyptische Frühling nicht. Was singt, ist schon auf dem Wege nach dem kühleren Norden. Das Krächzen eines hundertjährigen Schöpfrades im nahen Buschwerk wird lauter und verstummt wieder, während wir vorüberreiten. Lautlos stehen ein paar schwarze Büffel im Sumpf am Wege; lautlos breitet dort ein Araber seinen Gebetsteppich aus und beginnt, gegen Mekka hin, seine feierlichen Verbeugungen und seine stillen Gebete, ohne daß es jemand einfällt, ihn auch nur anzusehen.

Jetzt pfeift es in weiter Ferne, kaum hörbar. Wir spitzen die Ohren, der eine von uns dreien in hervorragender Weise. Nach drei Minuten ein zweiter, und — Gott sei Dank! — nach sechs Minuten ein dritter Pfiff. Das war die Sorge und Freude meines Lebens. Der erste ägyptische Dampfpflug läuft noch! Das aufmerksame Langohr, das seinen Frühstücksklee wittert, erhält einen erfrischenden Hieb, Ali-Machmud schreit sein Schimala! Yemenak! (Rechts! links!), obgleich uns die ganze Straße zur Verfügung steht, lauter, und in thatenfreudigem Galopp geht es weiter. Durch die Bäume schimmert jetzt ein mächtiges, himmelblau angestrichenes Gebäude, in dem orientalischen Stile, wie sich ihn die Italiener und Franzosen zurechtgelegt haben. Es ist der von Mohammed Ali erbaute Sommerpalast von Schubra, heute — wir schreiben 1863 in der Christenwelt — das Schloß oder, wie man es hier nennt, das Harim seines einzigen noch lebenden Sohnes Halim Pascha, welcher der erbberechtigte Nachfolger des seit einigen Monaten regierenden Vicekönigs Ismael Pascha ist. Der kluge und gewaltthätige Begründer der vicekönliglichen Familie Aegyptens hatte sich in seinen alten, friedlicheren Tagen diesen Wohnsitz am Ufer des Nils inmitten eines prächtigen Parks und eines Landgutes von etlichen tausend Hektaren geschaffen, um Landwirtschaft zu treiben, und machte hier seine Versuche mit Baumwolle und Opium, Zucker und Thee, Indigo und Pfeffer, schweizer Kühen und arabischen Pferden. Hier wohnte heute noch Halims Mutter, eine Beduinin von Geburt, somit eine Araberin, die den Aegyptern deshalb näher stand als die andern Glieder der türkischen Herrscherfamilie. Sie war infolge hiervon zur Zeit die einflußreichste Frau am Hofe von Kairo und teilte das innere Regiment des Harims mit ihrem Sohne, der, wie es sich später zeigen sollte, vergebens auf den ihm nach mohammedanischem Rechte gebührenden Thron wartete.

Unaufgefordert nahm mein verständiges Langohr die gewohnte Wendung nach rechts und trottete einem Bewässerungskanal entlang, welchen die erste und älteste Dampfpumpe des Landes um diese Jahreszeit mit dickgelbem Nilwasser füllte, das sie drei Meter hoch zu heben hatte. Gleichzeitig kamen aus der Richtung von Heliopolis, dessen einsamer Obelisk, der einzige Rest der alten Priester- und Königsstadt, nur dreiviertel Stunden von hier in einem Weizenfeld steht, all die gewohnten Töne über die weiten, flachen, von Kanälen in allen Richtungen durchschnittenen Felder des Gutes: das Rasseln und Klingen der Stahlräder, das stockende Pusten des Dampfes, so oft die Maschinen vorrückten, ihr emsiges Keuchen, wenn sie den Pflug von Maschine zu Maschine über das Feld zogen. Dort schreiten fünf Kamele mit gefüllten Wasserschläuchen einher, die mein Anblick in gelinden Trab versetzt, denn ihr Führer kennt den unter meinem Befehl arbeitenden Stecken des kleinen Ali-Machmud, wenn er ihn auch nicht fürchtet; hier liegt ein umgestürzter Kohlenkarren echt ägyptischer Konstruktion, d. h. aus den Trümmern eines Pulverwagens und einer Staatskutsche mit zahllosen Dattelpalmstricken kunstvoll zusammengefügt, in einem Bewässerungsgraben. Aber es pfeift; es pfeift in regelmäßigen Zwischenräumen. Das sind die Signale der sich antwortenden Doppelmaschinen. Das Fuhrwerk läuft noch! Niemand, der die Jugendzeit der Dampfkultur nicht mit erlebte, kann sich vorstellen, mit welcher Freude mich damals jeden Morgen dieses Pfeifen erfüllte, mit welchem Kummer ich ungefähr ebenso oft der Todesstille entgegenritt, die mir anzeigte, daß der Kuckuck wieder los war. Arabisches Dampfpflügen war kein Kinderspiel in jenen Tagen.

Der Stand der Dinge war nämlich der folgende: Im Jahre zuvor, während der halb internationalen „Battersea"-Ausstellung der englischen Landwirtschaftsgesellschaft hatte die französische „Illustration" nach ihrer Art ein überaus phantasievolles Bild eines Fowlerschen Dampfpfluges des damals siegreichen „Clipdrum"-Systems veröffentlicht. Halim Pascha hatte dieses Bild gesehen und sagte sich, als morgenländischer Fortschrittsmann, der er war: Dieses Ding muß ich auch haben! So kam, von zwei der besten Arbeiter Fowlers geführt, im Herbst 1862 der erste Dampfpflug nach Aegypten, gerade rechtzeitig, um im Nilschlamm des Deltas, welcher im Oktober infolge der jährlichen Ueberschwemmungen ein Minimum von Tragfähigkeit besitzt, bei jeder Bewegung bis an die Achsen zu versinken. Schließlich brach, bei einem gewaltsamen Versuche, die Maschine aus ihrem selbstgegrabenen Grabe herauszuwinden, ihre Hinterachse, und unsere beiden Dampfpflüger, tüchtige Arbeiter, denen die Sache zu Herzen ging, ergaben sich dem Trunk, woran der eine, zwei Jahre später, elend gestorben ist.

Zur selben Zeit baute die Fowlersche Fabrik ihren ersten Doppelmaschinenapparat, an dem ich mich deshalb lebhaft beteiligt fühlte, weil durch meine Erfindung der Wickelvorrichtung des Drahtseils das Wesentliche dieser Konstruktion, die horizontale Windetrommel, möglich geworden war, die dem System seine noch heute geltende Bedeutung erhalten hat. Diese sich soeben vollziehende Umgestaltung im Bau der Dampfpflüge wurde Halim Pascha mitgeteilt, als die Nachricht von der versunkenen Clipdrummaschine nach England kam. Die telegraphische Bestellung eines Doppelmaschinenapparates war seine Antwort. Die ersten Versuchsmaschinen des neuen Systems arbeiteten damals noch mit Ach und Krach in Wakefield bei Leeds. Der zweite Apparat ging nach Aegypten, um in Fellahhänden mit Büffeln und Kamelen den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

So ganz einfach war die Einführung eines neuen Dampfpflugsystems damals nicht. Wenige Wochen später brachte ein Telegramm nach dem andern jammernde Berichte aus dem Lande der Pharaonen. Dieses brach und jenes brach. Pflug und Pflüger waren im Begriff, den arabischen Afritis, den Dämonen der Wüste, zu erliegen. Ich wunderte mich keineswegs. Auch der angelsächsische Teufel spielte bei Wakefield meinem Wickelapparat und der Drahtseiltrommel die tollsten Streiche. Ich freute mich, mit Zittern und Zagen, auf die Indigoplantage am Brahmaputra und die indische Teufelswirtschaft, der ich dort entgegen ging.

Da sagte mir Mr. Fowler einige Tage vor meiner Abreise, es sei doch eigentlich schade, mich in Kalkutta sechs Wochen lang müßig auf meine Maschinen warten zu lassen, die den langen Weg ums Kap der guten Hoffnung zu machen hatten. Ich könnte jedenfalls die Zeit nützlicher mit einem Versuch vergeuden, Ordnung in Aegypten zu schaffen. So kam ich nach Kairo und zu meinem täglichen Morgenritt nach Schubra.

Die Hauptschwierigkeit, mit der ich zunächst zu kämpfen hatte, war diese: Der Hebel, der das auf die Windetrommel auflaufende Seil zwischen zwei Rollen führt und durch eine langsam auf und ab gehende Bewegung das richtige Aufwickeln desselben bewirkt, hat unter Umständen einen gewaltigen Druck auszuhalten, namentlich wenn das Seil angefangen hat, eine falsche Lage auf der Trommel einzunehmen. Wie groß diese Widerstände würden, konnte nur die Erfahrung zeigen. Thatsächlich war der Hebel viel zu schwach und zeigte eine verzweifelte Doppelneigung: zu biegen und zu brechen. Ja, es blieb nicht bei der Neigung. Am zweiten Tag meiner Anwesenheit in

Digitized by Google

Schubra sah ich, was ich mit blutendem Herzen schon in Wakefield gesehen hatte. Unser dritter Hebel brach mit einem zermalmenden Krach.

Wir hatten noch zwei Reservestücke — und den Telegraphen. Der letztere war aber ein schlechter Trost. Sechs Wochen, wenn alles gut ging, mußten vergehen, um neue stärkere Hebel von Leeds nach Schubra zu bekommen. Und ein Dampfpflug, der sechs Wochen im Felde steht, ohne sich rühren zu können, hätte damals genügt und genügte heute noch, mir das Herz zu brechen.

Im Laufe der nächsten Woche kam es fast so weit: die zwei letzten Hebel brachen. An ein Schweißen so großer Schmiedestücke war in den arabischen Schmiedefeuern Schubras nicht zu denken. Ich konnte zwar berechnen, daß nunmehr acht Stück Gibraltar erreicht haben mußten und die Hilfe mit jeder Stunde um zwölf Seemeilen näher rückte. Besser aber war, daß ich mich schon etwas zu Hause fühlte und die Anfangsgründe der Fellah-Ingenieurkunde zu erfassen begann. Das war freilich eine andere Wissenschaft als die, welche man mir am Polytechnikum zu Stuttgart beigebracht hatte.

Mein Esel war nicht ratloser als ich selbst, während wir gesenkten Hauptes am Abend nach dem Bruch des letzten Hebels nach Kairo zurückkehrten. Munter trabten wir am andern Morgen wieder ins Feld, er sichtlich entschlossen, den saftigen Bersim (ägyptischen Klee) von Schubra nicht so leichten Kaufs aufzugeben, ich gewillt, zu pflügen oder zu sterben. Nicht ohne große sprachliche Schwierigkeiten ließ ich einen zehn Fuß langen Balken holen und einen Bock zimmern, der vor die gebrochene Maschine gestellt wurde. Der Bock diente als Stützpunkt des einen Balkenendes, das andere hielten vier kräftige Fellachin. Ueber die Mitte des Balkens lief das Seil. Die Fellachin hatten nun ihr Ende des Balkens langsam zu heben und dann wieder zu senken und auf diese Weise das richtige Aufwickeln des Seils auf der Trommel zu bewirken. Nach ein paar Stunden der Uebung arbeitete die Vorrichtung vortrefflich, wenn auch begleitet von dem lauten Klagelied des Fellahquartetts, das Ermüdung und Schmerzen in den Armen besang. Alle zwei Tage sägte das Drahtseil einen Baum in Stücke. Aber ich habe wochenlang in dieser Weise dampfgepflügt und damit viele tausend Pfund Sterling der kommenden Baumwollernte gerettet.

Denn es war Saatzeit und es war das Jahr 1863. Der Krieg in den Vereinigten Staaten hatte das größte Baumwollland der Welt, das Mississippithal, geschlossen. In Lancashire standen die noch heute nicht vergessenen Schrecken der Baumwollhungerjahre vor der Thüre. Die Baumwolle galt schon damals das Doppelte des Normalpreises und sollte in zwei Jahren auf das Vier- und Fünffache steigen, so daß der Rohertrag auf gutbewässertem ägyptischen Baumwollland, wie es Schubra war, 140 Lstr., d. h. 2800 Mark für den Hektar betrug. Es war kein Wunder, daß zu jener Zeit der Vicekönig zu mir sagte, als ich ihm Stahltrommeln vorschlug, denn auch die damals gußeisernen Seiltrommeln waren anfänglich ein schwacher Punkt der Doppelmaschinenapparate: „Machen Sie Ihre Trommeln aus Gold, Herr Eyth, ich werde sie bezahlen; aber machen Sie sie so, daß man ein Jahr lang damit pflügen kann.“ —

Ich reite jetzt quer über ein Feld, das wir vor einigen Tagen zum drittenmal gepflügt hatten. Die Jahreszeit für die Bodenbearbeitung durch die Fellachin mit ihren Zinken aus dem Pharaonenzeitalter ist längst vorüber. Bis Januar zerkrümelt die Erde, welche vom zurücktretenden Nil im November zum letztenmal angefeuchtet wurde, vor diesem primitiven Geräte, daß es eine Freude ist. Dann aber, unter der steigenden Sonnenhitze, wird sie hart wie Backstein. Tausend handbreite klaffende Sprünge, die sich bis in die Tiefe von einem Meter in den Boden ziehen, durchfurchen die Oberfläche nach allen Richtungen. Will der Fellah jetzt noch ein Saatbett herstellen, so kratzt er, kaum einige Centimeter tief gehend, acht bis zehnmal in die Kreuz und Quer über das Feld. Der gewöhnliche Dampfpflug bricht diesen Boden in Blöcken von der Größe eines Achtel-Kubikmeters auf, für welche Eggen und Walzen von entsprechender Wucht noch gebaut werden mußten. Vorläufig konnten auch wir nur durch ein drei- und viermaliges Pflügen und Walzen ein einigermaßen brauchbares Saatbett erzielen. Dasselbe wird sodann in Dämme von 1 bis 1¼ Metern Entfernung aufgeworfen. An der einen Seite der Dämme werden mittels eines hölzernen Dorns Löcher eingedrückt, in welche 6 bis 8 Baumwollsaatkörnchen gelegt werden. Dann wird das Feld bis zur Höhe der Dämme unter Wasser gesetzt. — Hundert lachende und singende Mädchen sind an der Arbeit des Pflanzens. Ein paar Schechs in langen Talaren, auf mannshohe Stöcke gestützt, halten Ordnung und Eifer wach, ohne die schrille Fröhlichkeit zu dämpfen, mit der eine fünfzehnjährige Vorsängerin in regelrechten Ghaselen die Baumwollkultur besingt. „Der Weg zur Buße ist offen“ und „Mögen die Gläubigen ihr Thun bereuen“ lauten abwechslungsweise die nicht sehr ermutigenden Kehrreime eines ihrer unzähligemal wiederholten Lieder.

In größerem Maßstabe wurde der Baumwollbau erst von Mohammed Ali in Aegypten wieder eingeführt. Ein Mameluck des alten Herrn, der nunmehrige Leibadjutant Halim Paschas, Rames Bey, erzählte mir, wie die Saat zu wiederholten Malen aus Nubien und Ostindien, aus Amerika und China eingeführt und eine Reihe von Versuchsfeldern unter Mohammed Alis eigener Aufsicht aufs sorgfältigste gepflanzt worden waren. Die Pflänzchen gingen lustig auf, erkrankten aber ohne Ausnahme nach einigen Wochen in unerklärlicher Weise und starben langsam ab. Der Vicekönig war wütend; aber das Klima Aegyptens, oder das Wasser, oder der Boden schienen der Baumwolle tödlich zu sein. Eines Nachts begegnete Rames Bey, der zufällig noch spät durch die Versuchsfelder ging, einem kleinen Jungen mit einem Topf Suppe. Er hielt den Knirps an: Was er hier noch mache? — Er bringe seinem Vater das Essen. — Was sein Vater mache? Er habe heute Nacht Dienst. Rames folgte nun dem Jungen und fand ein Dutzend Fellachin in den Furchen des Baumwollfeldes liegen, die mit großer Sorgfalt jedes Pflänzchen, ohne es auszureißen, ein wenig aus dem Boden zogen. Nach wenigen Tagen starben natürlich die dieser sinnreichen Behandlung wiederholt unterworfenen Sprößlinge, ohne daß jemand die Ursache ihres Siechtums ahnen konnte. Die Fellachin, welche mit großem Scharfblick viele unnötige Mühe und Arbeit durch die Baumwollkultur ins Land kommen sahen, hatten auf diese Weise versucht, dem Unheil vorzubeugen. Am folgenden Morgen trat ein ad hoc ernannter ägyptischer Ausschuß für Pflanzenschutz unter dem Vorsitz des großen Paschas selbst in Thätigkeit. Die würdigen Schechs des Dorfes wurden mit ihren eigenen Herrscherstäben bedient und ihr Organisationstalent für nächtliche Fronarbeit reichlich belohnt. Heulen und Zähneklappern herrschte vierundzwanzig Stunden lang in dem lieblichen Schubra. Die Baumwolle aber gedieh von diesem Tage an wie an wenigen Punkten der Erde. Jetzt und für die nächsten drei Jahre sollte sie das Land mit Gold überschwemmen.

Noch ehe ich das Feld erreichte, in dem der Dampfpflug arbeitete, verriet ein unruhiges Pfeifen und Signalisieren der Maschinen, daß mein Herannahen bemerkt wurde. Ich nahm dies meinen arabischen Maschinenwärtern nicht übel, die viel mit deutschen Schuljungen gemein hatten, nur daß sie etwas intelligenter dreinsahen und in der Nähe eines Stockes größere Arbeitsfreudigkeit an den Tag legten. Allerdings mußten buchstäblich an jede Stelle, die in Europa ein Mann einnahm, zwei dieser Burschen gestellt werden: einer, der die Arbeit verrichtete, der andere, der ihn kommandierte. Kopf- und Handarbeit waren streng getrennt zu halten. Dann aber ging, wenn kein Unglück über uns hereinbrach, die Sache keineswegs schlecht.

Häufig fand ich schon zu so früher Stunde Halim Pascha in Begleitung seines Adjutanten, des erwähnten Rames Bey, im Feld. Zwei originelle Figuren. Der kleine Halim, dessen zierlicher, sehniger Bau das Beduinenblut verriet, in schwarzer europäischer Kleidung, abgesehen vom dunkelroten Tarbusch und hellroten Pantoffeln, saß gewöhnlich mit den Füßen in der zuletzt geöffneten Furche auf dem Boden und spielte, dem Pflug nachblickend, mit Erdstückchen oder seiner Cigarette. Ein dunkles, scharfgeschnittenes Gesicht und schwarze, blitzende Augen paßten nicht übel zu der lebhaften, im reinsten Pariser Französisch geführten Unterhaltung, in welcher selbst Sprachwendungen des Quartier latin nicht ganz fehlten. Ernsthaft stand der riesige Tscherkesse, der seinem Herrn in echt orientalischen Abenteuern schon zweimal das Leben gerettet hatte, in prachtvoller türkischer Tracht, grün und gold, das elfenbeinerne Cigarrenetui in der

Digitized by Google

Hand, hinter ihm und langweilte sich, mit der Ergebung des echten Moslem.

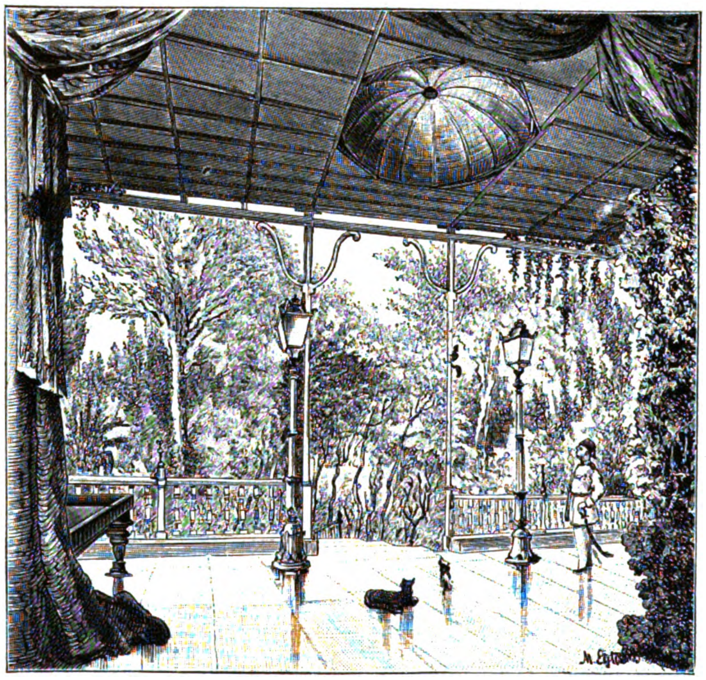
Heute war die Sache anders. Am fernen Ende des Pflugapparates standen, etwas unruhig beim Keuchen und Rasseln der Dampfmaschinen, zwei prächtig aufgezäumte, milchweiße Araber. Auf dem einen saß Rames Bey, der mir lebhaft winkte. Der andere war frei. Ich steuerte, nichts Gutes ahnend, mein etwas widerspenstiges Langohr querfeldein nach der gefährlichen Gruppe.

„Effendini will Sie sofort sprechen. Bitte, aufsitzen!" stotterte der Tscherkesse höflich in seinem keineswegs musterhaften Französisch.

Ich hatte nun allerdings meine Bedenken. In meinem Leben war ich noch nie zwischen den Hörnern eines türkischen Sattels gesessen. Zum erstenmal sollte ich ein arabisches Pferd besteigen; ja, auch meine sonstigen Pferdebesteigungen ließen sich damals an den Fingern einer Hand aufzählen. Ich fühlte, daß ein kritischer Augenblick meines Lebens nahte; aber ich war entschlossen, dies vorläufig als Privatgeheimnis zu behandeln.

Die Uebersiedlung vom Esel aufs Pferd, ein an sich ermutigendes Omen, gelang über Erwarten, obgleich es keine Kleinigkeit war, nach europäischer Art des Aufsteigens über das goldene Horn zu voltigieren, welches die Rücklehne des für mich bestimmten Prachtbaues bildete. Gewaltig aber stieg mein Vertrauen, als ich saß. Dieses herrliche, thronartige Sitzgeräte bot Anhaltspunkte, von denen man bei einem englischen Sattel nicht die Spur findet: links und rechts die Füße in einer Art von Panzerschiffen, hinten und vorn Schutztürme, über die man kaum mit Hilfe von Dynamit geschleudert werden konnte. Ich beschloß, was mir auch bevorstehen möge, einen derartigen sogenannten Sattel unfreiwillig nie mehr zu verlassen.

Rames Bey flüsterte, soviel ich bemerken konnte, ein kleines Gebet und blinzelte mit den Augen. Dies genügte, um die beiden Tiere wie Pfeile von einem unsichtbaren Bogen zu schnellen. Der hintere Turm meines Sattels gab mir einen unerwarteten Stoß ins Kreuz, dann aber durchschnitten wir die Luft wie in einer geflügelten Zauberwiege. Es war herrlich. Sobald ich Atem holen konnte, fing ich an, mich neben meinem grünen Mamelucken stolz als Pascha zu fühlen. Zehn Minuten später blinzelte Rames Bey wieder. Mein Vorderturm gab mir einen Stoß in den Bauch. Es war dies auf arabisch das Zeichen, daß stillgehalten wurde und daß wir absteigen möchten. Das kurze Vergnügen, das meine Achtung vor mir selbst aufs höchste gesteigert hatte, der Ritt auf der Hamam (der Taube), einer der edelsten Stuten jener Tage im ganzen Orient, war zu Ende.



Billardraum des Pavillons auf der Gabeleia bei Schubra.
Nach einem Aquarell von M. Eyth.

Wir traten durch das prachtvolle Parkthor, das, obgleich modern, in dem reizenden Arabeskenstil der besten Khalifenzeit gehalten ist (vgl. Abbildung S. 509). Vor demselben saß auf einem jämmerlichen, grüngestrichenen Holzstühlchen Halims erster Eunuche, ein schwarzer, gutmütiger Fleischklumpen, mit dem ich später sehr befreundet wurde. Langsam stand er auf, grinste mich an und salaamte. Ich that das Gleiche, so gut ich konnte.

Es ist in Aegypten nicht leicht, einen guten Park zu erhalten. Die Luft ist zu trocken, so daß für ein üppiges Wachstum mancher Pflanzen selbst die reichlichste Bewässerung nicht genügt. Die Gärten von Schubra jedoch waren, damals wenigstens, als die schönsten des Landes berühmt und verdienten diese Bezeichnung. Allerdings gab ihnen nicht bloß die Pflanzenwelt ihren eigentümlichen Reiz. In dem geheimnisvollen himmelblauen Palast am Nilufer, der sie nach der einen Seite begrenzte, ahnte man einen der schönsten Harims des Orients. Am entgegengesetzten Ende des Gartens liegt, von einer Säulenhalle umgeben, ein ebenso großartiges als zierliches Marmorbad. In der Mitte des Parks erhebt sich die sogenannte Gabeleia, zu deutsch das Bergchen, eine dicht bewaldete Erhöhung, deren Gipfel ein großer, orientalischer Pavillon krönt. Derselbe besteht aus einem Mittelsaal in bunter arabischer Ornamentik, unter dessen Kuppeldach ein Springbrunnen plätschert. Durch jede der vier Seitenwände führt ein Ausgang ins Freie, an welchen sich rechts und links je zwei kleine Zimmer anschließen, wahre Schatzkästchen, welche die Phantasie von „Tausend und einer Nacht" ausschmückte. Rings um diesen Bau führt eine luftige marmorgepflasterte Veranda, in deren vier Ecken je ein kostbares französisches Billard stand (vgl. untenstehende Abbildung). Hier pflegte Halim seine Besuche zu empfangen. Von militärischen Wachtposten war nichts zu sehen, obgleich er damals Kriegsminister war; dagegen hatte man auf der schattigen Marmortreppe, die nach der Veranda hinaufführte zwischen zwei indischen Pantherkatzen, und weiter oben zwischen einem bengalischen Tiger und einem sudanesischen Löwen emporzusteigen, welche zum Glück kurz angebunden waren. Oben traf man ein halbes Dutzend junger Mamelucken in schwarzen Stambulröcken und roten Tarbuschs, die flüsternd unter sich oder mit einem persischen Zwerg, dem offiziellen Spielkünstler des Hofstaats, Schach spielten. Sonst herrschte eine tiefe, feucht-schwüle Stille, wenn nicht der kleine Elefant hinter der Gabeleia trompetete, oder ein Kakadu im dichten Buschwerk von Bananen und Tamarisken krächzte, oder auch die Billardkugeln am entfernteren Ende des Pavillons zusammenschlugen.

Halim spielte nämlich nach seinem Morgenritt gerne eine Partie Billard, und bei dieser Beschäftigung traf ich ihn auch heute. Sein Gegner war ein Engländer Namens Roß, ein früherer Reiteroffizier, der den Krimkrieg und den berühmten Ritt bei Balaklawa mitgemacht hatte. Jetzt war er Direktor des ältesten ägyptisch-englischen Geschäftshauses Briggs & Co. in Alexandrien. Das Haus hatte die Agentur für Fowler übernommen. Ich kannte deshalb Roß gut, der mir eifrig „Guten Morgen" zunickte.

„Bon jour, Monsieur Eyth!" rief der Prinz. „Spielen Sie auch Billard?"

„Fast so gut, als ich reite," antwortete ich, denn wir hatten uns über diesen Punkt schon früher unterhalten. Er behauptete nämlich, ich sitze zu Pferd wie die alten Römer, und ich meinte, das könne nicht schlecht sein, denn sie pflegten ohne Bedenken vom Ebro bis an den Euphrat zu reiten. Ein paar kritische Billardstöße unterbrachen das Gespräch, das überhaupt nur stoßweise geführt wurde.

„Wie geht der Dampfpflug heute?"

„Nicht schlecht, Monseigneur! Wir kommen morgen in ein neues Feld, wenn es den Tag über so fort geht."

„Inschallah! Ihr Holzhebel zum Seilwickeln ist eine großartige Erfindung, hat aber vorgestern einem meiner Fellachin durch einen Schlag den Arm gebrochen. „Malisch" („es macht nichts") sagte mir der Bursche heute früh. Er läuft schon wieder herum. — Was — Sie wollen uns verlassen?"

„Ich bin an die Indier verkauft, Hoheit," sagte ich, wohlgemut.

„Wie — Sie gehen gern?"

„Nicht ungern, obgleich mir der Nil so lieb ist als der Ganges."

Digitized by Google

„Sapristi!" Der Ausruf des Prinzen galt nicht mir, sondern dem Billard. Major Roß hatte ein paar gute Stöße gemacht. Die drei Bälle lagen für ihn aber jetzt sehr ungünstig, der seine in der entferntesten Ecke, das Band berührend. Plötzlich setzte sich dieser von selbst in Bewegung, lief erst langsam, dann immer schneller über das ganze Billard und karambolierte mit den andern, wie es der beste Spieler nicht besser hätte wünschen können.

„Da haben wir's wieder!" rief Halim ärgerlich. „Es ist unerträglich. Hassan! Abdallah-Mansur!"

Er klatschte in die Hände. Die sechs Mameluken stürzten herbei. Sie wußten offenbar bereits, was sie zu thun hatten. Fünf hoben mit vereinten Kräften das Billard an dem vom Prinzen bezeichneten Ende, der sechste schob drei Spielkarten unter das freigewordene Bein. „Sehen Sie," sagte er zu mir, „diese Komödie haben wir alle Tage. Jeden Morgen lasse ich die Tische genau einstellen, und jeden Mittag stehen sie wieder schief. Macht es die Feuchtigkeit im Boden oder die Hitze in der Luft — der Allwissende mag es wissen. Die Marmorplatten heben und senken sich aus irgend einem gelehrten, physikalischen Grunde, und mein Freund Roß gewinnt das Spiel mit Hilfe der unterirdischen Mächte. Was sagen Sie dazu?"

Da ich nichts zu sagen wußte, schüttelte ich entrüstet den Kopf.

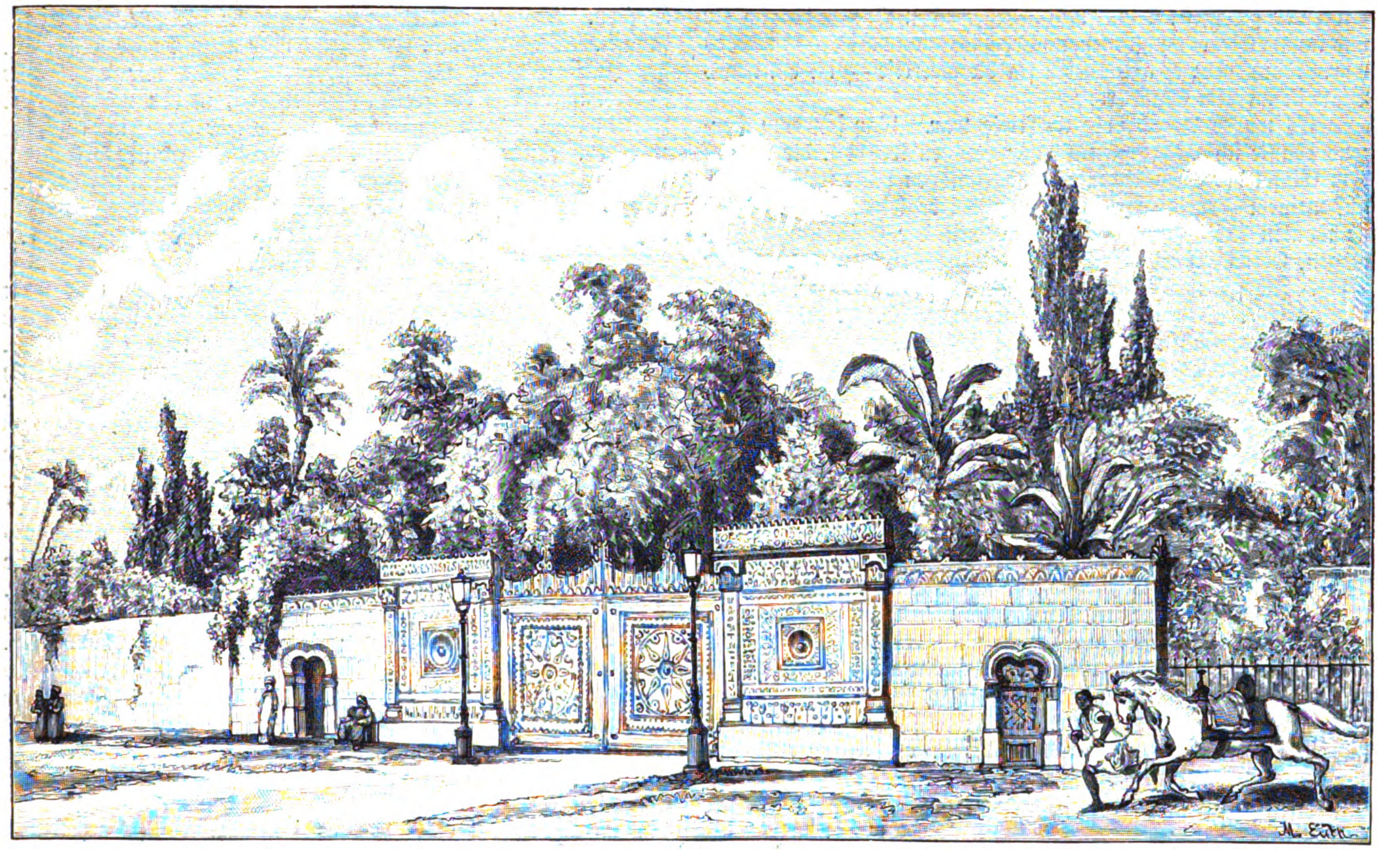
„A propos," fuhr er fort, „ich habe schon öfter daran gedacht: Sie könnten mir einen Gefallen thun! Konstruieren Sie mir ein Billardbein, das ich selber mit einem Ruck um einen oder um ein paar Millimeter länger oder kürzer machen kann. Das sollte ein Ingenieur fertig bringen."

„Das sollte er in der That, Hoheit!" erklärte ich zuversichtlich.

„Sehr gut! Bringen Sie mir morgen Ihre Idee. Dann wollen wir Freund Roß zeigen, was Billardspielen heißt. Kommen Sie, Roß! Sehen wir nach dem Engländer, der meine Araber schlagen soll." Dies bezog sich auf Pferde und eine Wette zwischen Halim und Roß, die sich seit Monaten darüber stritten, ob ein englisches Pferd an der Seite eines arabischen eine Gazellenjagd aushalten könne. „Auf morgen also, Monsieur Eyth!"

Roß winkte mir lebhaft zu, ohne daß ich verstand, was er mir telegraphieren wollte. Zu Erklärungen war keine Zeit. Beide, Halim voran, die sechs Mameluken hinterher, schritten rasch die Treppen der Gabeleia hinunter und verschwanden im Gebüsch des Parks. Ich blieb allein, zog mein Notizbuch aus der Tasche und skizzierte die reichornamentierte Ecke des Billards, um meinen noch etwas nebelhaften Plan zum mindesten stilgerecht durchführen zu können. Dann ging auch ich.

Am Parkthor warteten der Esel und Ali-Machmud, der Eselstreiber, die mir eiligst vom Felde gefolgt waren. Der Eunuche salaamte und ich galoppierte nach Kairo, mein Billardbein vergnüglich im Kopfe hin und her drehend. Die Sache war ja einfach genug. Eine messingene Lotosblume sollte den Untersatz bilden. Aus ihrem Kelch tritt statt der Griffel und Staubfäden eine Stahlschraube heraus. Auf dieser ruht das Mahagonibein des Tisches, das in ähnlich blumiger Weise ausgestattet wird. Eine Drehung der Staubfäden hebt und senkt den Tisch. Diese Verbindung von morgenländischer Blumenpoesie mit abendländischer Schraubenprosa schien mir alles zu sein, was man von einem Dampfpflüger erwarten konnte. In steigendem Kunstenthusiasmus schlug ich auf meinen Esel los, der noch nie mit solcher Begeisterung von Schubra nach Kairo rennen mußte wie an jenem Vormittag.



Das Parkthor des Palastes zu Schubra.
Nach einem Aquarell von M. Eyth.

In der Muski, der halb europäischen, halb orientalischen Hauptstraße Kairos, die damals weit morgenländischer aussah als heutzutage und Hildebrandt und Werner zu einigen ihrer wirkungsvollsten Aquarelle verlockt hat, befand sich ein kleiner Kunst- und Papierladen deutschen Ursprungs. Unter tiefen Staubschichten fand ich dort mit Hilfe des ganzen Geschäftspersonales Tusche, Zeichenpapier, ein paar Farben, drei Skorpione in einer zerbrochenen Tuschschale und ein Dutzend Heftstifte. Gegen Abend war eine leidliche Skizze des Gedankens zu Papier gebracht, und am nächsten Vormittag trabte ich mit meinem Billardbein nun wirklich, wie ich glaubte, zum allerletztenmal nach Schubra.

Um die Gabeleia herrschte Todesstille. Selbst der Tiger und die Kakadus schliefen. Mit Mühe wurde mir von verschiedenen Parkwächtern und Gärtnerburschen klar gemacht, daß Effendini schon in aller Frühe mit Major Roß über Heliopolis hinaus in die Wüste geritten sei, um Pferde zu probieren. Keiner der höheren Beamten des Hofs war zu entdecken. Nur der

Eunuche saß in träumerischer Behaglichkeit auf seinem grünen Stühlchen und salaamte, als ob wir schon seit Jahren die besten Freunde wären. Ihm übergab ich schließlich das Billardbein, und er schien in einer Unterhaltung, die aus Französisch, Türkisch, Italienisch, Arabisch und Englisch kunstvoll zusammengestellt war, zu versprechen, die Zeichnung dem Pascha einhändigen zu wollen. Wenigstens wickelte er die Rolle vor meinen Augen mit allen Zeichen liebevoller Besorgnis in ein grünseidenes, goldbefranstes Taschentuch, nachdem er ihr durch mehrfaches energisches Zusammenknicken die Größe und Gestalt eines Briefumschlags gegeben hatte.

Die Morgenstille und dieser ganze Vorgang hatten mich abgekühlt und der ferne Ganges schwoll jetzt mächtig an meinem Horizont, denn in den Hotels war bereits das übliche Telegramm angeschlagen: daß der P. a. O.-Dampfer „Alahabad" übermorgen, abends 8 Uhr, von Suez nach Bombay, Ceylon, Kalkutta ꝛc. gehen werde. Rasch war ein letzter kurzer Besuch beim Dampfpflug und ein beweglicher Abschied in allgemein verständlichen Naturlauten von meinen Fellahmaschinisten abgemacht, die mir mit einer gewissen, leicht mißzuverstehenden Ostentation immer und immer wieder nachpfiffen, nachdem ich schon halbwegs in Kairo war. Dann ging es ans Packen für die Seereise — an ein neues Blatt in meinem Wanderbuch.

Es wurde Abend, ehe ich fertig war. Nur schweren Herzens konnte ich mich von ein paar Steinen trennen, die ich auf dem Gipfel der Cheopspyramide abgeschlagen hatte und die mich auf meinem ferneren Lebenswege hätten begleiten sollen. Aber sie wollten sich schlechterdings nicht mit der Chininkapsel vertragen, welche ein älteres Recht auf einen Platz in meinem Koffer besaß. Ich schenkte sie deshalb meinem Zimmernachbar, der, gefühllos lachend, sie vor meinen Augen zum Fenster hinauswarf. In diesem peinlichen Augenblick trat Roß ein.

„Sie wollen doch nicht abreisen?" war sein erstes Wort mit einem Blick auf meinen Koffer.

„Allerdings, Major. Schon fix und fertig aufgepackt! Morgen geht's nach Suez."

„Daraus wird nichts, lieber Eyth. Sie müssen hier bleiben. Aus Indien wird nichts."

Ich lachte, hörte aber auf zu lachen, als sich das Gespräch weiterspann. Roß begann eine längere Auseinandersetzung. Halim Pascha brauche einen Oberingenieur für seine landwirtschaftlichen Unternehmen. Er besitze zwischen Assuan und Damiette an etlichen zehn Punkten des Landes annähernd 80—100000 Hektar Land. Die Leute, die man ihm bis jetzt zugeschickt habe, ein Franzose und zwei Engländer, seien nicht nach seinem Geschmack gewesen, was ich später verstehen lernte. Und nun sollte in den nächsten Jahren die Kultur von 80000 Hektar in energischer Weise in Angriff genommen werden. Schubra, Ternnis, Talia, Kassr Schech, El Mutana seien jetzt schon Mittelpunkte der beginnenden Arbeit ... Das Billardbein? — Das sei zur Hälfte ein Witz, zur Hälfte eine Kriegslist gewesen, die der Prinz selbst erfunden habe. Uebrigens ein ganz passabler und dazu ernsthafter Witz für uns alle. Halim habe sich überzeugen wollen, ob ich nicht bloß mit hölzernen Wickelhebeln dampfpflügen, sondern auch zur Not einen eigenen Gedanken zu Papier bringen könne, ehe er einen Entschluß faßte. Nun beglückwünsche er mich zu meinem lotosblumenartigen Bein und werde sofort sechzehn Stück in Paris bestellen lassen. Nur eins habe ihm mißfallen: daß ich die niedliche Zeichnung so jämmerlich zerknickt habe.

„Der Kuckuck hole den Eunuchen!" rief ich mit Wärme.

„Kurz," schloß Roß, „ich bin im Auftrag des Prinzen hier, um Sie festzuhalten."

„Aber was fange ich mit meiner Chininkapsel an," bemerkte ich nicht ohne Bewegung, „und mit meinem englisch-indischen Vertrag?"

„Unsinn!" meinte Roß. „Heute noch telegraphiere ich nach London. Fowler muß einen Stellvertreter für Sie nach Assam schicken. Ob der Mann Eyth heißt oder Braun oder Müller ist den Indiern völlig gleichgültig, glauben Sie mir das! Für Fowler ist es von der größten Bedeutung, in den nächsten drei Jahren einen Mann Ihres Schlages, den er kennt, in Aegypten zu haben. Auch für unser Haus. Wenn die Amerikaner fortfahren, sich die Haare auszureißen, statt Baumwolle zu bauen, ist Aegypten eine Goldgrube für uns alle. Das muß auch Ihnen einleuchten, obgleich Sie ein Deutscher sind. Was sind Ihre Bedingungen?"

Das wußte ich nun wirklich nicht.

Roß bot mir ungefähr das Dreifache von dem, was mein allerdings bescheidener indischer Vertrag festsetzte, und noch ehe es völlig dunkel war, hatte ich meine Koffer wieder ausgepackt. Müde von dem vielbewegten Tage saß ich auf dem flachen Dach des Hotels und sah über die mondbeglänzten Kuppeln der Khalifenstadt. Auf dem kleinen Altan des nächsten Minarets stand der Mueddin, eine scharfgezeichnete Silhouette gegen die volle Scheibe des aufgehenden Mondes, und sang seinen Gebetsruf: „Gott ist groß! Es ist kein Gott, außer Gott!" in die stille Nacht hinaus. Ein Sternenhimmel von unbeschreiblicher Klarheit und Tiefe spannte sich über das ganze nachthelle Bild mit seinen geheimnisvollen schwarzen Schatten, seinen grellen, grünlichen Lichtern. Nur im Süden, nilaufwärts sah es etwas trüb aus, wie schwüler Nebel oder aufsteigende Sandwolken. Dort brauste ein Wüstensturm, der erste Chamsin des kommenden Sommers. Aber das verhängnisvolle Billardbein hatte seine Wirkung gethan. Die Würfel waren gefallen. Vier Jahre heißen ägyptischen Lebens lagen vor mir.

Die arme Kleine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Eine Familiengeschichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Leopold war wieder abgereist, die Ankunft Josephs verzögerte sich; das Leben im Hause glitt allmählich in die alten Geleise zurück. Der gute Geist, der segenspendend waltete, die Trösterin, die den Betrübten über die erste schwerste Zeit nach ihrem herben Verlust hinweghalf, war Luise. Sie verbrachte bei ihnen den größten Teil ihrer Tage, opferte, als ob sich das von selbst verstände, ihre eigenen Interessen, ihre Freude an der Führung ihrer kleinen Musterwirtschaft. Aber — es wurde lichter in Schloß Velice, wenn sie die Schwelle überschritt. Die Müden richteten sich auf, die Kummervollen lächelten ihr zu. Vetter Felix konnte, seitdem sie seine Werbung abgelehnt hatte, ihr gegenüber wieder unbefangen sein, und sogar bis zu einem gewissen Grade herzlich — herzlich dankbar.

Einmal kam er merkwürdig heiter und aufgeräumt zu Tische. Er trug einen offenen Brief in der Hand und Elika, die mit ihm eingetreten war, einen geschlossenen, den sie an das Glas vor Luisens Teller lehnte.

Die Suppe war vorgelegt, die Diener verließen das Zimmer.

„Brief von Joseph?" fragte Charlotte.

„Nein," antwortete Kosel und ließ liebreiche Blicke über die Gesellschaft gleiten. „Nicht von Joseph. Aus Australien, ja, aber nicht von Joseph." Er versenkte sich in die Betrachtung des Löffels, den er mechanisch ergriffen hatte.

Der Rest ist vorläufig Schweigen, dachte Charlotte und setzte nach einer Weile den Drücker der Tafelglocke in Bewegung. Die Suppe wurde abgetragen, die Zwischenspeise serviert, und wieder schloß die Thür sich hinter den Dienern.

„Ja," nahm Kosel wieder das Wort, „es ist unerwartet, aber nicht unangenehm. Nicht wahr, Tante Renate?"

„Was denn, lieber Felix?"

Er geriet von neuem in Geistesabwesenheit und wiederholte: „Unerwartet, aber nicht unangenehm. Was sagen Sie dazu, lieber Heideschmied?"

Heideschmied entschuldigte sich, seine Meinung in dieser Sache stand noch nicht fest.

Kosel war erstaunt: „Wie? nicht fest?"

„Sie wissen ja noch nichts, Papa," fiel Elika ein. „Darf ich es sagen?"

Jawohl, natürlich durfte sie.

Die große Neuigkeit also war, daß Bornholm an den Papa

Digitized by Google

geschrieben und ihm Valahora zum Kauf angetragen hatte: „Den Preis soll der Papa durch seine Beamten bestimmen lassen. Die müssen wissen, wieviel es ihm wert ist; Herrn Bornholm ist es wenig wert. Er stellt nur zwei Bedingungen. Das Zimmer, in dem seine Mutter gestorben ist, soll gleich vermauert werden, und Bartolomäus soll, so lange er noch lebt, Kastellan von Valahora bleiben, man soll das alte Raubnest nicht früher zerstören."

„Man soll's gar nicht zerstören, man soll's erhalten!" rief Charlotte dazwischen.

„Es ist einmal die Heimat, die Welt des Alten; er wüßte nicht wohin mit sich, wenn er sie nicht hätte, schreibt Herr Bornholm."

„Sehr schön, ja man dürfte es sogar edel nennen," bemerkte Heideschmied, „daß er dem Bartolomäus, der dazu beigetragen hat, ihm sein Haus zu verleiden, ein Zuhause sichert."

Elika nickte ihrem Lehrer freundlich zu: „Dann kommen noch einige geschäftliche Angelegenheiten. Schwierigkeiten werden sich kaum erheben. Herr Bornholm verläßt sich ganz auf Papa und auf Joseph, dem er alle möglichen Generalvollmachten mitgeben wird."

„Eine genügt," versetzte Heideschmied in rücksichtsvoll unterweisendem Tone.

„Also bald Herr von Valahora," sagte Renate. „Ich gratuliere."

„Wir gratulieren alle," setzte Elika hinzu. Wie sie sich Gewalt anthun mußte, um heiter und unbefangen zu scheinen, sah Luise allein.

Dem Kinde war es ja klar, so gut wie ihr, was der Verkauf Valahoras für Bornholm zu bedeuten hatte. Ein Abbrechen seines Zeltes, ein Scheiden für immer.

„Weißt du noch, Tante Renate," fragte Kosel, „was Emilie immer gesagt hat? ... Valahora gehört zu Velice wie ... nun weißt du noch, was sie immer gesagt hat?"

„Wie die Poesie ins Leben."

„Ja — wie die Poesie ins Leben! ... Und sie würde sich freuen ..." Er hielt inne. Ja — jetzt war es wieder nicht gut, daß sie nicht da war.

Der Frühlingsnachmittag war sonnig und warm, man ließ den Kaffee im Garten im offenen Pavillon unter den großen Nußbäumen servieren. Elika nahm den Arm Luisens; sie ließen die andern vorangehen und folgten ihnen langsam.

„Es ist noch etwas in dem Briefe Bornholms, das wir dir bei Tische nicht sagen konnten, Papa und ich, weil es niemand angeht als dich," sprach Elika. „Er möchte die Antwort auf seinen Vorschlag telegraphisch erhalten, innerhalb der nächsten Woche. In Sidney wartet er darauf und schickt die Adresse, an die das Telegramm zu richten ist. Dieses Telegramm soll aber, weißt du, Liebste, nicht nur die eine Antwort enthalten, nicht nur die auf seinen Brief an Papa, sondern auch auf den da." Sie tippte mit dem Zeigefinger auf das Couvert, das Luise noch immer nicht eröffnet hatte, das sie vor sich hinhielt und sinnend betrachtete.

„Die Schrift, nicht wahr, Luise? Hast du schon eine so ungleiche gesehn? und eine so unbeholfene ... einmal laufen die Buchstaben einer vor dem andern davon, dann treten sie einander auf die Fersen ... einige sind steif wie Holz, andere ordentlich schwungvoll ... Im Brief sieht man das alles noch viel besser als auf der Adresse. Lächerliche Schrift — der ganze Bornholm ... aber lies doch, lies! du brennst ja drauf!" rief sie mit plötzlichem Ungestüm.

„Sieh, wie ich brenne," erwiderte Luise und steckte den Brief in ihre Tasche.

Kosel hatte den Direktor kommen lassen, der ihn versicherte, daß es nichts Ueberflüssigeres gebe als das Einberufen einer Kommission zur Schätzung Valahoras. Er kannte jeden Baum, jedes Feld, jede Wiese des benachbarten Gutes genau und getraute sich, seinen Wert an und für sich auf Heller und Pfennig, „auf die Prise Tabak" zu bestimmen. Der Wert, den es als Arrondierung Velices hatte, war natürlich, gering gerechnet, der doppelte.

Das war also eine ausgemachte Sache, alles, was der Direktor da gesprochen, hatte er Bornholm schriftlich mitzuteilen; wie leicht ein Geschäft mit ihm sich abschließen ließ, hatte man beim Verkaufe Hansls erfahren.

„Und — ja — was die telegraphische Antwort betrifft," sagte Kosel und richtete einen Verständnis suchenden Blick auf seine Tochter.

„Die hat Zeit, Papa. Fast acht Tage Zeit. Vielleicht ist Herr Bornholm noch gar nicht in Sidney."

Luise wechselte die Farbe, lehnte sich in ihren Sessel zurück und griff mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Brief in ihrer Tasche. Er war den alten Tanten aufgefallen mit seinen überseeischen Stempeln; das Schweigen Luisens beunruhigte sie und sie vermißten schwer die erquickende Heiterkeit ihrer „Trostspenderin", ihrer „Lichtbringerin".

Beim Abschied zog Renate ihre Nichte an sich und fragte leise und kummervoll: „Was will er noch von dir, der unselige Mensch?"

Zu Hause angelangt, hatte Luise sich an den Tisch gesetzt, an dem Bornholm so oft ihr gegenüber gesessen, und seinen Brief entfaltet. Der flackernde Schein der Kerze fiel auf das mit großen Lettern eng und dicht beschriebene Blatt. Wenn sie emporsah, glaubte sie Levin vor sich zu sehen, wenn sie las, glaubte sie ihn sprechen zu hören. Jeder Satz redete zu ihr mit dem Klang seiner Stimme:

„Vor einem Jahre habe ich Ihnen gesagt, daß ich nicht weiß, was liebhaben heißt, und vielleicht haben sich diese Worte, schon während ich sie sagte, in eine Lüge verwandelt. Ich weiß jetzt, was liebhaben, unaussprechlich liebhaben, heißt. Ein ungeahnter Reichtum ist in mein Leben gekommen, durch Sie, Fräulein von Kosel."

Er fragte sie, ob sie seine Frau, die Frau eines Ausgewanderten werden wolle, ob sie ihm alles opfern wolle, woran ihr Herz hing, Heimat, Verwandte, und gleich darauf verspottete er sich, daß er der Narr und Frechling sei, eine solche Frage an sie zu stellen:

„Warum sollten Sie es thun, Sie haben ja gar keinen Grund. Ehrlich gestanden, wenn ich Ihr Bruder wäre, und ein zweiter Bornholm käme um Sie zu werben, würde ich Ihnen raten: Laß dich nicht vom feigen Mitleid hinreißen, von der weibischen Leidenschaft am Wohlthun, weis' ihn ab, den Friedlosen, mit seiner verwüsteten Jugend. — O, Fräulein von Kosel! davon bin ich überzeugt wie von meiner Existenz. Das aber wäre ein karges Schicksal, das mir nur so wenig Gutes gönnen würde als ich verdiene. Ich bin vermessen, ich hoffe auf die Großmut des Schicksals und auf die Ihre."

Eines mußte er ihr noch sagen und fand dafür gute, warme Worte: Nicht nur innigst lieben hatte er gelernt, auch Ehrfurcht empfinden.

„Entscheiden Sie," schloß er, „und das Mitleid leite Sie nicht! Wenn Sie Ja sagen, wird ein Mensch Ihnen seine Wiedergeburt zu danken haben, wenn Sie Nein sagen, immer noch sehr viel. Er wird von der Welt eine bessere Meinung haben, als er bisher gehabt hat, denn in dieser Welt ist er Ihnen begegnet."

Ehe Luise den Brief Bornholms eröffnet hatte, war es ihr festgestanden: Wenn er um mich wirbt, nehme ich seine Werbung an. Einem Menschen, den man herzlich liebt, alles sein können — ist alles. Herzliche Liebe, das war ihr Gefühl für ihn, von gewaltiger Leidenschaft wußte sie nichts, sie hielt sich ihrer sogar unfähig. Aber treu verbunden in Freud' und Leid mit dem teuersten Menschen durchs Leben gehen, dachte sie sich schön ...

Freilich die Trennung, die schwere Trennung vorher! Ihr war, als hätte sie gar nicht gewußt, wie sehr sie an den Menschen drüben in Velice hing. An allen, besonders aber an den zwei Tanten, den edlen alten Jungfrauen mit ihren mütterlichen Herzen. Und Elika, die ihren ersten Liebestraum geträumt und ihren ersten großen Schmerz erfahren hatte ... arme kleine Elika! Bitter ist das Scheiden von dir und von allen und von allem. Auch von dem engen Daheim, dem armen, stillen Hause. — Statt des belebten Friedens, der in ihm herrschte und jedem, der es betrat, wohlthuend entgegen wehte, zieht bald starre Ruhe in seine Mauern ein.

In dieser Nacht suchte Luise den Schlaf nicht. Sie löschte die Kerze, rückte einen Sessel ans Fenster, öffnete es und blieb dort bis zum Morgen, und sah die Sterne funkeln in ihrer hehren, unaussprechliche Sehnsucht weckenden Pracht und sah sie verblassen und dachte: Auch von euch, die ihr mir geleuchtet, so lang' meine Augen offen stehen, heißt es scheiden.

Digitized by Google

Am Morgen war sie in den Sibyllenturm nicht gekommen, um sich Rat zu holen, nur um zu sagen: Er ruft mich und ich will mit ihm gehen.

Jetzt kniete sie vor Renate und hatte das Gesicht in die flachen Hände der alten Tante gelegt, die sich zitternd an ihre Wangen schmiegten.

„Kind! Kind!" flüsterte sie, und:

„Luise, bestes Kind," sprach Charlotte, die neben sie getreten war und ihr die Rechte zärtlich aufs Haupt legte. „Wir begreifen ja. Folge du der Leitung deines eigenen Herzens; es führt dich gut. Du bist eine der wenigen, zu denen man sagen darf: Wo deine Liebe ist, da ist deine Pflicht."

„Eines, nur eines —" Renate bemühte sich, Luise emporzuheben — „die Religion."

„Ich werde in der meinen leben und sterben, gute Tante Renate," sprach Luise, richtete sich auf den Knieen auf und schlang beide Arme um die schmächtige Gestalt der Greisin. „Ich bin kein starker Geist, der des Glaubens entraten kann, aber nicht so schwach, daß irgend ein Einfluß, und würde er durch den mir teuersten Menschen ausgeübt, mich in meiner heiligsten Ueberzeugung wankend machen kann."

Für einen im Schlosse war die Kunde, daß Luise die Heimat verlassen und weit in einen anderen Weltteil reisen würde, eine Freudenbotschaft — für Hanusch. Der Himmel hatte sich seiner erbarmt und ihm einen Weg zur Rettung gewiesen. Er kam zu Fräulein Luise und bat sie, daß sie ihn mitnehmen möge, als Kutscher, als Diener, als was sie wolle. In Velice hielte er es nicht mehr aus. Wer ihn ansah, was ihn ansah, und wenn die Menschen auch nicht sprachen und das andere nicht sprechen konnte, er hörte es doch.... Die Menschen, die Pferde, die Hunde, der Wald schrieen ihm zu: Du bist am Tod deines Herrn schuld. Er mußte fort, und wenn Fräulein Luise ihm nicht erlauben will, mit ihr zu gehen, so geht er allein, Herr Joseph ist auch allein gegangen.

In diese traurige Notwendigkeit wurde er aber nicht versetzt, denn Luise sagte: „Was sind das für Geschichten, Hanusch? Ich nehm' dich gern mit. Mir wird sein, als wenn ich ein Stück Heimat mitgenommen hätte."

Der Hochsommer war da. In Garben gebunden lag das schwere, fruchtstrotzende Getreide auf den Feldern. Joseph hatte seine Landung in England angezeigt, den Tag seiner Ankunft aber noch immer nicht. Er wartete. Seine Schwester erriet wohl worauf. Er wollte die Braut Bornholms nicht mehr daheim finden. — Noch fühlte er sich nicht völlig gefeit, noch zitterte etwas von seiner ersten großen Liebe in ihm nach.

Endlich durfte Elika ihm doch schreiben: Komm'! Die Tanten waren aus Wien zurückgekehrt; sie hatten ihre Luise zum Altar begleitet und befanden sich in weicher, wehmütiger Stimmung, schienen aber von jeder herben und peinigenden Sorge um das zeitliche Wohl und das ewige Heil ihres Lieblings befreit.

„Wenn Bornholm seinen Treuschwur nicht hält," sagte Charlotte nachdrücklich und energisch, „dann geht die Sonne nächstens schwarz auf. Ich habe nie einen solchen Ausdruck, einen so konzentrierten, von Glück, Ernst, Kraft, und ich behaupte guten Vorsätzen im Gesicht eines Menschen gesehen, wie er ihn die ganze Zeit hindurch hatte. Nie!" und sie ließ einen strengen Blick über die ganze Gesellschaft gleiten, als ob sie es allen übelnehmen würde, daß sie nicht auch einen solchen Ausdruck besaßen.

„Sie werden sehen, Hochwürden," wendete Renate sich an den Pfarrer, „er wird nicht sie zur Heidin, sie wird ihn zum Christen machen."

„Gott gebe es und Gott segne sie, Gott segne beide," erwiderte der geistliche Herr.

Die Wangen Elikas glühten, ein feuchter Glanz schimmerte in ihren Augen. „Wie war also Herr Bornholm?" fragte sie, und Charlotte sprach feierlich:

„Vertrauen einflößend."

Nach einer Weile stellte Kosel die Frage auf, ob die Zeitungen nicht vielleicht eine Notiz über die Vermählung Bornholms mit Luise bringen würden: „Was meinst du, Elika?"

Alle Augen wendeten sich nach dem Platze in der Ecke neben dem Kanapee, an dem sie gesessen hatte — er war leer. Sie hatte sich fortgestohlen aus dem Zimmer, aus dem Hause, sie war durch den Garten gegangen, immer rascher und rascher, sie rannte zuletzt wie gejagt. Ihrem Fichtenhaine am Ende des Gartens rannte sie zu, warf sich dort zur Erde, drückte ihr Gesicht ins feuchte kühle Moos und weinte und schluchzte sich aus. Wirklich: aus, bis ihr schien, als hätte sie keine einzige Thräne mehr. Dann stand sie auf. Es war ihr plötzlich gekommen: Ist es nicht unwürdig, sich wie verzweifelt zu gebärden um einen, der nie verborgen hat, wie gleichgültig man ihm ist? Durchaus unwürdig einer jeden und nun erst ihrer, die einen so tapferen Bruder gehabt hatte.

Von neuem füllten ihre Augen sich mit Thränen, das waren aber andere, die erpreßte ihr nicht der Gedanke, daß Levin Bornholm nun eine Frau hatte, die ihn lieben darf, die ihn erlösen wird.... Elika breitete die Arme weit aus: „Franz, mein Lieber, siehst du mich? weißt du etwas von mir? ... Ich denke immer an dich, wie gut und stark du gewesen bist ... und ich will auch stark sein, deine echte Schwester will ich sein."

— — — — — — — — — — — — —

Der schönste Tag brach an, ein Morgen voll Sonnenschein und Vogelgesang, voll Waldesrauschen, glitzerndem Tau und süßem Duft der reifen Aehren. Da kehrte der Erstgeborene des Hauses heim.

Er war über Wien gekommen, hatte ein beglückendes Wiedersehen mit Leopold gefeiert. Den Namen dessen, den er nie wiedersehen sollte, sprach nicht er und sprach keiner aus; aber er schwebte auf allen Lippen, einer las in den Augen des anderen: Auch du denkst an ihn!

Nach den ersten stürmischen Begrüßungen ging Joseph im Hause herum und im Garten, und fragte alle Augenblicke: „War ich denn wirklich fort? Mir ist, als wär' ich gar nicht fortgewesen."

„Nicht fort, böser Mensch, nach dem man sich fast zu Tod gesehnt hat?" rief Apollonia. Frau Heideschmied hingegen verstand, was er sagen wollte, und daß es etwas sehr Affektueuses war, und die Tanten fanden das auch, obwohl sie ihm nicht zugehört, sondern ihn immer nur verzückt betrachtet hatten. Heideschmied war trotz aller Dürre im Zustand des Zerschmelzens:

„Balder!" sagte er, auf Joseph deutend, zu den Tanten: „Sehen Sie ihn doch an, meine Gnädigsten — Balder!"

Gewiß, er war herrlich geworden, groß und schön, ein Ebenbild seines Vaters, aber ein beseeltes, voll Energie und Kraft und Thätigkeitsdrang. Seine Heimkehr verhieß das Eintreten einer neuen Zeit. Bald wird es lebhaft werden im stillen Velice, seine langverschlossenen Thore werden sich gastlich öffnen, die Jugend wird Jugend heranziehen und die Alten werden sich der Wärme und des Lichtes freuen, die da hereinbrechen und ihnen die letzten Jahre durchsonnen und erhellen.

Im Kopfe Kosels mußten ähnliche Vorstellungen dämmern, denn mit stolzem Lächeln und allerliebreichsten Blicken sagte er zu den Angestellten und Beamten, die herbei eilten, Joseph willkommen zu heißen, ihn gleichsam vorstellend: „Der junge Herr!"

Am Abend, als man sich im wundervollsten Mondenscheine unter den Nußbäumen versammelt hatte, fragte Joseph:

„Und Tante Luise — fort für immer?"

„Das nicht," erwiderte Charlotte. „In einigen Jahren besucht sie uns, sie hat es versprochen."

„Da wollen wir Vrobek indessen in ein Schmuckkästchen verwandeln, nicht wahr, Papa?"

„Und Valahora in eine Sehenswürdigkeit," fiel Elika ihrem Bruder ins Wort. „Es muß im Baedeker stehen, mit einem Sternchen."

Joseph erhob sich, ging auf sie zu und schloß sie in einer unwiderstehlichen Anwandlung von Zärtlichkeit an sein Herz. „Du Kleine," sagte er.

„Die Kleine, ja," wiederholte Kosel. „Du erinnerst dich doch noch deiner Mutter, Joseph? Ist sie ihr nicht ganz ähnlich geworden, deiner Mutter?"

„Ganz ähnlich. Keine arme Kleine mehr, wie bei unserer Trennung.... Unsere Trennung — Elika, weißt du noch?"

„Ich weiß alles," erwiderte sie und fügte hinzu: „Morgen ganz früh, bald nach Sonnenaufgang gehen wir nach Vrobek, wir zwei."

Digitized by Google

Vom Begräbnis heimgekehrt.
Nach dem Gemälde von L. Muntz.

Digitized by Google

So geschah's, und sie betraten zusammen das kleine leere Haus. Je näher sie ihm gekommen waren, je schweigsamer war Joseph geworden. Anfangs hatte er für jedes Hündlein, das ihn freundlich anwedelte, einen zärtlichen Dank gehabt, den Jubelschrei, mit dem ihn die Magd in der Halle empfing, hörte er nicht einmal. Er stieg langsam die Treppe hinauf, öffnete die Thür des Salons und trat ein. Elika folgte ihm. Da war alles noch wie einst, jeder Sessel auf dem alten Fleck, und auch die gewohnte Reinlichkeit herrschte. Hatte die Magd geahnt, daß Besuch kommen werde, oder hielt sie den Hausbrauch aus eigenem Antrieb aufrecht? Joseph blieb mitten im Zimmer stehen, und sah sich in dem altbekannten Raume um, den er nie ohne einen leisen Schauer des Entzückens betreten hatte. Dann setzte er sich in den Lehnsessel mit Strohgeflecht, Luisens gewohnten Platz, und strich mit beiden Händen liebkosend über die Lehnen. Ein Reflex seiner einstigen Empfindungen erhellte ihm die Seele mit wehmütigem Glanz. Elika betrachtete ihn und dachte: Ich fühle in meinem Herzen, was in dir vorgeht, und habe dich übermenschlich lieb. Er nickte ihr zu.

„Wenn sie wiederkommt,“ sprach er, „werde ich wahrscheinlich verheiratet sein. Ich werde mir eine schöne brave Frau ausgesucht haben, und werde sie lieb haben und sie mich. Aber, gute Kleine, das sag' ich dir allein, wie ich Luise geliebt habe, werde ich keine mehr lieben. So leidenschaftlich und so ehrfurchtsvoll, mit einer so unendlichen nie erfüllbaren Sehnsucht. Du kannst das nicht begreifen, ich aber wünsche dir, daß du in deiner ersten Liebe so glücklich sein mögest, wie ich in meiner unglücklichen war. Diese Leiden tausche ich gegen keine irdische Glückseligkeit.“

„Hast recht,“ sagte sie.

„Was weißt du davon, Kleine? du weißt ja nichts.“

Sie hatte die Augen gesenkt. Sie war sehr blaß geworden. Er bemerkte es nicht in seiner Erregung:

„Bei dir wird alles anders werden. Du wirst gleich den Rechten wählen, du Weisheit. Wir, Luise und ich — ein Paar ... Das wäre doch nicht möglich gewesen. Ich selbst habe das nie für möglich gehalten, und jetzt“ ... Er vergrub einen Augenblick sein Gesicht in seine Hände, „jetzt hoff ich nur, daß sie recht glücklich werden wird mit meinem Freunde. Glaubst du, daß sie glücklich mit ihm werden wird?“

„Glücklich? Wenn sie nur weiß, daß sie sein Trost und seine Freude ist, daß er sich zu ihr rettet aus seinen Seelenkämpfen. Wenn er sie nur nie fühlen läßt: ich brauche dich nicht mehr. Ein anderes Glück erwartet sie nicht von ihm.“

„Hat sie dir das gesagt?“ fragte Joseph.

„Nein.“

„Woher weißt du's?“

„Das errät man, Lieber.“ Sie war aufgestanden, ans Fenster getreten und blickte nach dem Walde von Valahora hinüber. Zwischen den leichtbewegten Baumwipfeln wurden die massigen Türme des Schlosses sichtbar. Joseph folgte ihr, legte beide Hände auf ihre Schultern und wendete sie sanft zu sich herüber:

„Das errät man? Kann man so etwas erraten? Ich denke, nein,“ sprach er mit aufleuchtendem Verständnis, „ich denke ...“

„Denk' nichts,“ fiel sie ihm ins Wort, „als daß du mir das Liebste bist auf der ganzen Welt.“

„Einstweilen.“ Lächelnd faßte er ihre Hände und sah ihr fest und liebreich in die klaren hellen Augen. Auch in ihnen lebte etwas von der Thatkraft und der Kühnheit, die seine Seele schwellten.

Dann verließen sie das Haus und schritten rasch im goldenen Sonnenschein dahin. Sie hatten beide die Weihe eines ersten Schmerzes empfangen, und waren mutvoll, waren stark und vor ihnen lag das rätselvolle Leben mit allen Verheißungen, die es der Jugend macht.

Blätter und Blüten

Sommernacht in Norwegen. (Zu dem Bilde S. 489.) Einen Teil des Christianiafjords zeigt uns das stimmungsvolle Landschaftsbild von Professor Hans Gude in Berlin. Tief ins südliche Norwegen hinein dringt dieser 97 km lange Fjord, an dessen innerster Ausbuchtung Christiania liegt. Seine Ufer sind von fruchtbarem Gelände umgeben, und dicht an der Flut erheben sich neben Dörfern und Städtchen schöne Landsitze, in welchen Erholungsbedürftige und Naturfreunde in stillem Frieden die langen Tage des nordischen Sommers in erquickender Luft verleben können. Wundervoll sind in diesen Gebieten die Nächte während des Hochsommers, in welchen die Dämmerung den Himmel mit ihrem Scheine erleuchtet und die Landschaft oft in wunderbare Farben taucht. Einen solchen Sommernachtsfrieden am Christianiafjord hat der Maler in seinem Bilde, das wir im Holzschnitt wiedergeben, zur Darstellung gebracht. Aufgenommen ist die Landschaft von dem steinigen Strande in der Nähe von Moß. Dort bewohnt Professor Gude alle Sommer eine kleine Villa. Er hat das Ufer mit Angehörigen seiner Familie belebt, die sich harmlos der hellen Nacht erfreuen. Seine Frau sitzt auf einem Felsblock, während eine Tochter neben dem Enkel steht, der sich die Zeit mit Krabbenfang verkürzt. *

Zur Reisezeit. (Zu dem Bilde S. 496 und 497.) Trotz der kühnen Eroberungszüge, welche die Eisenbahn in die Welt des Hochgebirgs macht, erklingt auch heute noch auf hundert Alpenstraßen das Horn des Postillons. Eine Postfahrt über einen malerisch umrahmten Alpenpaß hat für den Reisenden, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht und der Wagen nicht zu vollgepfropft ist, eine Fülle von Annehmlichkeit und Reiz. Der verhältnismäßig langsame Trab der Pferde ermöglicht dem Reisenden, viel mehr von der Schönheit der ihn umgebenden Welt wahrzunehmen, als es die Eisenbahnfahrt in hastigem Fluge gestattet. Zumal auf einem der Außensitze vorn beim gesprächigen „Schwager“ gewährt schon die Fahrt selbst eine Quelle fröhlichen Genießens. Die Anstrengung, welche den Pferden die Bergfahrt bereitet, macht aber auch des öfteren ein Rasten vor gemütlichen Wirtshäusern nötig: die müden Gäule müssen verschnaufen, Futter und Wasser bekommen und der brave Postillon den eignen Durst stillen. Diese kurzen Unterbrechungen der Fahrt in immer neuen Orten, unter neuen Menschen sind auch für die Reisenden ein wahres Labsal. Fröhliches Leben entwickelt sich vor der gastlichen Herberge, wo Wirt und Kellnerin mit Eifer dabei sind, für Erfrischung und Unterhaltung der Gäste zu sorgen. Mit entzückten Blicken betrachtet der Naturfreund die Umgebung, die immer mehr den Charakter des Hochgebirgs annimmt. In tiefen Zügen atmet der von der Hast im Postwagen Befreite die erquicklich reine frische Luft, die von den Gletschern herniederweht.

Solch eine kurze Erholungspause von Postpassagieren in einem Hochgebirgsdorf veranschaulicht uns das Bild Blume-Sieberts mit heiterer Laune. Daß wir uns im bayrischen Hochland auf einer der Alpenstraßen befinden, die rechts und links vom Wettersteingebirg nach Tirol hineinführen, läßt uns nicht nur die schmucke Werdenfelser Tracht der flinken Kellnerin erkennen; auch die drei „halben“ Maßkrüge, die sie in der Rechten trägt, orientieren uns darüber. Der „Pfiff“ Rotwein in ihrer Linken verkündet die Nähe der tiroler Grenze. Das junge Paar, das dicht bei der Postkutsche steht und in rosigster Laune dem kleinen Dorfkind eines seiner Alpenrosensträuße abkauft, befindet sich offenbar auf der Hochzeitsreise. Es wird ihr Gepäck sein, das der „Schwager“ soeben auf dem Verdeck zu dem übrigen thut. Sie haben schöne Tage hier in der Umgebung verbracht und schließen sich nun den anderen Passagieren an, die schon von weiterher — von Garmisch oder Mittenwald — kommen. Das Fernrohr auf einem der Tische ermöglicht einem anderen Paar, die nächste Gebirgswand auf Gemsen zu inspizieren. Die im Vordergrund sitzende junge Frau, deren Kleine mit so viel Behagen die Hühner füttert, hat in ihrem Reisehandbuch vom Vorkommen der Gemsen in diesen Bergen gelesen. Auch die alleinreisende Dame hinter ihr nimmt an der Frage reges Interesse, so daß sie ihre Lieblingsbeschäftigung, auf illustrierten Postkarten ihren Namen zu verewigen, unterbricht und sich beim Wirt nach den Hochtouren erkundigt, die man von hier aus ins Gamsgebiet machen kann. Der zählt ihr natürlich mit Feuereifer alle möglichen und unmöglichen Spitzen und Joche auf, und das Erscheinen des Jager-Loisl, der eben von der Jagd heimkehrt, unterstützt seine Behauptungen von dem fabelhaften Gemsenreichtum der Gegend. Mit Interesse lauscht der Rede des Wirts der junge Stadtherr im Gebirglerkostüm, der sich eben aufs Stahlroß schwingen will — auch der Jagd gehört sein Interesse; doch aufhalten kann ihn jetzt selbst dieses verlockende Thema nicht: er hat Großes vor — die Post bis zur Endstation ihrer Fahrt um eine Stunde zu schlagen!

Eis als Transportartikel. Der letzte milde Winter hat nur vereinzelt in Deutschland sogenanntes Natureis erzeugt. Infolgedessen und da die Eismaschinen den Bedarf nicht decken können, haben sich die großen Eisverbraucher auswärts umsehen müssen: nicht weniger als 906 211 Doppelcentner Eis wurden allein im ersten Viertel des laufenden Jahres eingeführt. Der Hauptlieferant in Natureis ist Norwegen, woher etwa die Hälfte alles eingeführten Eises stammt. Ein gutes Drittel entfällt auf Oesterreich-Ungarn, dessen Hochgebirge, die Karpathen, die Tiroler, Kärntner, Salzburger Alpen, mächtige Eislager haben. Eine nicht geringe Menge Eis lieferte der 1387 m hohe Czorbasee. Das

Digitized by Google

Eis wurde auf der diesen Hochsee mit der Station Czorba der Kaschau-Oderberger Bahn verbindenden Zahnradbahn verfrachtet, welche sonst nur im Sommer befahren wird. In Czorba wurde es dann mit den gewöhnlichen Lastzügen weiterbefördert, namentlich nach Breslau und andern schlesischen Städten. Die Eisenbahnen haben dem Bedürfnis nach Natureis dadurch Rechnung getragen, daß sie eigens für diese Transporte billige Frachtsätze einführten.

Ein ergiebiges Eislager besaß die Gemeinde Zell im Salzburgischen auf dem dortigen See. Im Februar und März war die Ernte. Von der Eisenbahnstation aus wurden 8 Geleise in den See hineingezeichnet von je 1 m Spur. Dann schnitten die Eissägen ziemlich gleichmäßige Platten, die mit Eishaken an das Ufer geschleppt und auf die Wagen verladen wurden. In 6 Stunden konnten auf diese Weise 90 Wagen gefüllt und verschickt werden. Sie rollten hauptsächlich nach den großen Bierstädten, nach München und Wien.

Schöne Bescherung! (Mit Abbildung.) Klirr, klirr, der Teller ist hin, und es muß gut gehen, wenn der kleine Tolpatsch nicht auch noch im Fall die Katzenschüssel umreißt, in welche er seinen Beitrag eben abzuliefern gedachte.

Wäre doch die kleine Anita ein paar Augenblicke früher vom Markte heimgekommen — die hätte die Sache geschickter gemacht! Man sieht die Ueberzeugung davon in ihrer schadenfrohen Haltung ebenso wie in der Verzweiflungsgebärde der jungen Mutter. Daß wir uns in einer italienischen Küche befinden, zeigt die ganze Umgebung: die Metallschüsseln, die altertümliche Oellampe, Krüge und Schalen, nicht zum wenigsten auch die zierlichen Schuhe und Strümpfe der jungen Frau und der dicke Haarbusch, welchen die Italienerin der ärmeren Stände mit Vorliebe bis zu den Augen herunterzieht, allerdings in der nicht unbegründeten Annahme, daß diese Augen dadurch noch einmal so groß und glänzend aussehen. Der Maler dieses Bildchens kennt seine Landsmänninnen gut und versteht, sie getreu zu schildern. Bn.

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

Schöne Bescherung!
Nach dem Gemälde von L. Pastega.

Der Speckstein. Das Bayerland hat mancherlei Naturprodukte aufzuweisen, deren Vorkommen im Deutschen Reiche zu großen Seltenheiten zählt. Als Seitenstück zu den Graphitfunden bei Passau ist der im Fichtelgebirge abgebaute Speckstein anzusehen. Er findet sich zwischen den Orten Göpfersgrün und Thiersheim. Der Speckstein ist weich, fettig anzufühlen. In der Hauptsache wird er zu Gasbrennern verarbeitet, dient aber auch zum Reinigen und Polieren von Glas, Metall, Leder, zum Zeichnen auf Tuch, Seide oder Glas und wird beim Brennen hart. Von den Eisenbahnstationen Holenbrunn und Wunsiedel wurden im Jahre 1895 etwa 60 000 Centner Speckstein versandt. Der Handel mit diesem eigenartigen Naturprodukt hat seinen Mittelpunkt in Nürnberg, wo auch die meisten Grubenbesitzer ihren Wohnsitz haben.

Im Walde. (Zu dem Bilde S. 501.) Das stimmungsvolle Bild einer Waldlandschaft, das die „Gartenlaube“ heute im Holzschnitt wiedergiebt, verdankt sie einem Künstler, dessen Lebenslauf eigenartig genug erscheint, um das Interesse eines weiteren Leserkreises in Anspruch zu nehmen.

Wilhelm Bröker wurde am 6. Februar 1848 in Berlin geboren. Seine Eltern waren mit Glücksgütern wenig gesegnet, ließen ihm aber dennoch eine gute Schulbildung auf der Dorotheenstädtischen Realschule zu teil werden. Schon als Knabe zeigte Bröker Talent für den Holzschnitt und trat mit fünfzehn Jahren in das Atelier des bekannten Holzschneiders Gern in Berlin ein; daneben erhielt er Zeichenunterricht bei dem Historienmaler Hermann Brücke. Später arbeitete er vorübergehend in einer graphischen Kunstanstalt in Stuttgart, kehrte aber bald nach Berlin zurück. Da ihm jedoch die Holzschneidekunst nicht die genügenden Mittel für den Lebensunterhalt gewährte, erlernte er noch den Steindruck, namentlich die farbige Wiedergabe von Oelgemälden und Aquarellen. Im Jahre 1873 war er in der Lage, einen eigenen Hausstand zu gründen. Bis dahin hatte Bröker nur nachahmend gewirkt, was ihm nicht genügte. Er wollte selbst schaffen, sein Ideal war die Erlernung der Landschaftsmalerei. Aber die Mittel, über die er verfügte, reichten nicht zum Besuche einer Akademie. So begann für ihn ein heißes Ringen und Kämpfen. Rein autodidaktisch erwarb Bröker die nötigen Kenntnisse; er arbeitete bis tief in die Nacht hinein, um einerseits durch den Holzschnitt und den Steindruck die Mittel zum Lebensunterhalt zu verdienen, anderseits dem neuen Ideal nachzustreben. Der künstlerische Erfolg blieb nicht aus. Am Weihnachtsabend 1880 konnte ihm ein Freund die Mitteilung machen, daß sein erstes Bild einstimmig von der Aufnahmejury des Vereins Berliner Künstler für die Ausstellung angenommen sei. Die Bahn war gebrochen, in späteren Jahren erwachte auch das Interesse und damit die Kauflust des Publikums für die Gemälde Brökers.

Die Motive zu seinen Bildern entnimmt der Künstler seiner Phantasie; die Stimmungen, die in seinen Werken enthalten sind, kommen ihm gewissermaßen beim Malen unter den Pinsel, wobei ihm Momente vorschweben, die er in der Natur schon beobachtet hat und nun auf die Leinwand zu bannen versucht. Ueber die Art des Schaffens möge folgendes mitgeteilt werden: Bröker beginnt mit dem Malen gleich nach dem ersten Frühstück, arbeitet nach Belieben, wie es ihm die Phantasie trägt, und zwar am liebsten im trauten Heim, in der Nähe seiner Lieben. Es stört ihn auch nicht, sondern regt ihn vielmehr an, wenn im Nebenzimmer das Klavierspiel seiner Tochter ertönt, dieselbe am Klavier ihre Liederkompositionen schafft; beim Anhören der musikalischen Laute und Accorde gedeihen seine Arbeiten weiter, und Glück und Zufriedenheit halten gern Rast, wenn ein Bild der Vollendung entgegenreift. Mögen dem Künstler noch viele Jahre glücklichen Schaffens beschieden sein.

Leipzig. Prof. Dr. E. F. Riemann.

Vom Begräbnis heimgekehrt. (Zu dem Bilde S. 513.) Der erste Abend im öden Haus! . . . Solange sie noch drinnen in der Kammer lag, die stille weiße Gestalt, unter den Blumen und Kerzen, und die beiden wieder und wieder den Frieden ihres Angesichts betrachten konnten, so lange schien sie noch nicht völlig verloren. Jetzt aber ist sie geschieden auf immer, und die Heimgekehrten überfällt der ganze Jammer der Verlassenheit. In stummem Hinbrüten sitzt der sonst so rüstige Mann mit gefalteten Händen da; an ihn schmiegt sich sein blondes Töchterlein. Sie fühlt sich so hilflos gegenüber dem schweren Kummer des Vaters und möchte ihn doch trösten, wenn sie's nur vermöchte! Leise rührt die schmale Kinderhand an seinen Arm, er achtet's nicht in seiner trostlosen Versunkenheit, ahnt nicht, was dieses sanfte Kind für seine Zukunft bedeutet. . . . So bleibt das tiefe Schweigen ungebrochen, und nur die Flammen im Kamin flackern und werfen ihren Schein über die beiden traurigen Menschengesichter. Ein ergreifendes Stück Leben, das uns der Künstler, L. Muntz, hier in schlichter Wahrheit vor Augen stellt! Bn.

Ein vielgeplagter Fluß ist die in der Nähe von Boudry nach dem Durchfließen des lieblichen Val de Travers und einer daranschließenden engen Klamm in den Neuenburger See mündende Reuse. Zwischen Boudry und Travers, also kurz vor seiner Mündung, hat sich der Fluß einen tiefen 6 km langen Engpaß durch die Kalkschichten des Jura gegraben, und sein Gefälle ist auf dieser Strecke so groß, daß ein Niveauunterschied von 270 m auf eine Länge von 6000 m überwunden wird. Von diesem gesamten Gefälle bleiben nur 30 m ungenutzt, während der ganze Rest des Flußlaufes innerhalb der Klamm für industrielle Zwecke zur Verwendung gelangt ist. Da unter allen europäischen Wasserläufen

Digitized by Google

vielleicht kein zweiter in so vollendeter Weise dem Dienst der Industrie unterworfen worden ist, so sind die hydraulischen Anlagen der Reuse einer eingehenderen Schilderung wert. Das Wasser des Flüßchens wird zunächst unmittelbar nach seinem Eintritt in das obere Thor der Klamm durch ein niedriges Wehr abgefangen, durch einen wenig geneigten Seitenkanal am Gehänge der Schlucht entlang geführt, in einem Sammelbecken geklärt und weiterhin, da der Abhang der Klamm zu steil für die Anlage eines Seitenkanals wird, durch einen Felsentunnel von 500 m Länge weiter über das schnell sich senkende Flußbett geleitet. Beim Austritt aus diesem Tunnel liegt der Seitenkanal 29 m über dem Grunde der Klamm, wo sich ein Elektricitätswerk mit Turbinen von 750 Pferdestärken befindet, welchen das Wasser aus dem erwähnten Seitenkanal durch ein stählernes Fallrohr von 160 cm Weite zugeführt wird. Das Elektricitätswerk ist angelegt, um durch eine Hochspannungsleitung von 36 km Ausdehnung die Ortschaften des Val de Travers mit Licht und Kraft zu versorgen.

Das aus den Turbinenschaufeln entweichende Wasser hat sich kaum in das bis dahin nur spärlich benetzte Flußbett der Reuse gestürzt, so wird es abermals durch ein Wehr gehemmt, tritt in einen neuen Tunnel mit anschließenden Einschnitten und gewinnt ein verfügbares Gefäll von 52 m, das abermals durch zwei Druckrohre einer 1400pferdigen Turbinenanlage im Grunde der Schlucht zugeleitet wird, mit deren Hilfe man die Wasserleitungen des 14 km entfernten Chaux de Fonds versorgt. Das nun folgende Turbinenwerk, welches auf genau dieselbe Weise durch einen Tunnel von mehr als 2 km Länge ein Gefäll von 91 m erzielt, pumpt nicht allein durch eine 7 km messende Leitung das Trinkwasser nach Neuenburg, sondern versorgt auch durch die längste elektrische Kraftübertragung in Europa die Orte Chaux de Fonds und Le Locle mit Kraft und Beleuchtung. Die Leistung dieses Elektricitätswerkes, die aber ebenso wie die der vorhin erwähnten Anlagen noch verdoppelt werden kann, wenn man die gesamte Wassermenge der Reuse ausnutzen will, beträgt 1600 Pferdestärken. — Aber auch damit sind die Leistungen des Flusses noch nicht erschöpft. Auf genau dieselbe Weise, durch Wehr, Einschnitt und Tunnel, hat man der Reuse noch ein viertes und letztes Gefäll von 56 m abgerungen, aus welchem schon jetzt bei voller Ausnutzung der vorhandenen Wassermenge 2700 Pferdestärken gewonnen werden. Die gesamte Kraft wird einerseits zur elektrischen Beleuchtung von Neuenburg, anderseits zur Abgabe motorischer Energie für die dortige Klein- und besonders Uhrenindustrie verwendet. — Auf die Ausnutzung des jetzt noch am unteren Ende der Klamm vorhandenen Gefälles von 14 m hat man bis jetzt verzichtet, doch reichen schon die geschilderten Anlagen aus, um bei voller Benutzung der vorhandenen Wassermenge 10 000 Pferdekräfte für den Dienst der Industrie nutzbar zu machen. Bw.

Heinrich Kiepert.

Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch, Hofphotographen in Berlin.

Heinrich Kiepert. (Mit obenstehendem Bildnis.) In unsrer Zeit sind die Landkarten zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für verschiedene Berufsstände geworden. Sie nützen dem Kaufmann und dem Soldaten, dem Seefahrer sind sie unentbehrlich, und jeder Tourist führt sie bei sich auf seinen Wanderungen. Im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten zeichnen sich unsre Landkarten durch hohe Zuverlässigkeit und Billigkeit aus. Wissenschaft und Technik haben in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts den Grund zu dem Aufschwung der Kartographie gelegt, und unter den Männern, die in Deutschland auf diesem Gebiete bahnbrechend wirkten, sind vor allem Adolf Stieler, Heinrich Berghaus, Emil v. Sydow und Heinrich Kiepert zu nennen. Die von ihnen herausgegebenen Atlanten erfreuen sich noch heute in neubearbeiteten Auflagen allgemeiner Beliebtheit. Der jüngste von diesen Förderern der deutschen Kartographie, Heinrich Kiepert, weilt noch heute unter den Lebenden, und es ist ihm nunmehr vergönnt, seinen achtzigsten Geburtstag zu begehen. — Heinrich Kiepert wurde am 31. Juli 1818 in Berlin geboren. Auf der Universität seiner Vaterstadt erhielt er die wissenschaftliche Ausbildung. Kleinasien war das Land, mit dem er sich zuerst eingehender befaßte. Er wurde nämlich beauftragt, die topographischen Arbeiten der preußischen Offiziere, die 1837 bis 1839 in Kleinasien thätig waren, zu redigieren, und machte in den Jahren 1841 und 1842 selbst eine Studienreise nach dem nordwestlichen Teil jenes Ländergebiets. Bald darauf wurde er der technische Leiter des Geographischen Instituts zu Weimar, kehrte aber 1852 nach Berlin zurück, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Sein Ruf war bereits so angesehen, daß er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Im Jahre 1859 erhielt Kiepert an der Berliner Universität eine außerordentliche und im Jahre 1874 eine ordentliche Professur. Von Berlin aus unternahm er verschiedene Studienreisen, nach Palästina, Karien, Lesbos, Mysien und der Troas. Besondere Anerkennung in wissenschaftlichen Kreisen erntete er zuerst durch seinen „Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien“, der in den Jahren 1840 bis 1846 erschien. Auch in späteren Jahren lieferte Kiepert eine Anzahl trefflicher archäologischer Karten, so z. B. den großen Atlas der alten Geographie „Formae orbis antiqui“. In weiteste Kreise drang aber sein Name mit dem 40 Blatt umfassenden Werke „Neuer Handatlas der Erde“, dessen erste Auflage 1857 bis 1861 in Berlin erschien. Auch für den geographischen Unterricht in den Schulen war der berühmte Kartograph mit großem Erfolg thätig, seine Schulwandkarten und physikalischen Wandkarten sowie seine „Wandkarte von Altgriechenland“ erlebten wiederholt neue Auflagen.

In den letzten Jahren wurde Heinrich Kiepert in seinen Arbeiten wesentlich von seinem Sohne Richard unterstützt, der gleichfalls der Kartographie sich widmet und neben verschiedenen selbständigen Arbeiten die Neuauflagen der berühmten Karten und Atlanten seines Vaters besorgt.

Heinrich Kiepert erfreut sich einer für ein so hohes Alter ungewöhnlichen Rüstigkeit; noch in seinem siebzigsten Lebensjahre unternahm er in Kleinasien neun- bis zehnstündige Ritte zum Zwecke kartographischer Aufnahmen, und noch in diesem Jahre hat er als ältester der vortragenden Professoren an der Berliner Universität ein unentgeltliches Kolleg über Geschichte der Kartographie gehalten. *

Einsamkeit.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Wenn auf dem Dünensande
Der Abend ruht,
Behorch' ich still am Strande
Das Lied der Flut.

Ob Erd' und Himmel tragen
Verwandtes Weh?
Und weiß von meinen Klagen
Die dunkle See?

Es tönt die gleiche Weise,
Derselbe Sang,
Bald laut, bald wieder leise
Jahrtausendlang.

Sie brüllt mit Todesgrimme
Zu mir empor,
Und mit der Mutter Stimme
Rührt sie mein Ohr.

Noch hat kein Wort beschworen
Des Liedes Sinn,
So dunkel, so verloren
Rollt es dahin.

Ich muß ihr immer lauschen
Und immerzu,
Die wilden Wogen rauschen
Das Herz zur Ruh'.

In sanften Thränenschauer
Zerrinnt das Leid,
Und Trost erblüht der Trauer
In Einsamkeit.

Max Kalbeck.

III. Quittung für das Rittershaus-Denkmal. 64 Mk. gesammelt vom Stammtisch bei Jul. Grünewald in Barmen am 15. April; 34 Mk. von Lehrern des Realgymnasiums in Barmen; 2 Mk. von N. N. in Berlin; 10 Mk. von Otto Herzog in Barmen; 10 Mk. von Alb. Herzog in Barmen; 10 Mk. von Fr. Mieddelmann in Barmen; 50 Mk. von F. Gantert in Barmen; 20 Mk. von L. Arioni in Barmen; 38 Mk. vom Lehrerkollegium der Gewerbeschule in Barmen; 114 Mk. von der Loge zur deutschen Redlichkeit in Iserlohn; 20 Mk. von G. Köttgen & Co. in Barmen; 500 Mk. von der Allgem. Unfall-Vers. „Zürich“ in Zürich; 100 Mk. von Generaldirektor H. Müller in Zürich; 20 Mk. von Generalagent W. A. Kracht in Brüssel; 30 Mk. von Direktor W. Wasels in Zürich; 30 Mk. vom Bildungsverein Witten; 50 Mk. von Assekuranzdirektor C. W. Pfeiffer in Frankfurt a. M.; 50 Mk. von der Studentenschaft in Bonn; 10 Mk. von Oberpräsident Nasse in Koblenz; 10 Mk. von Oberpräsidialrat zur Nedden in Koblenz; 5 Mk. von Reg.-Assessor Kirschstein in Koblenz; 5 Mk. von Regierungsrat Starkenburg in Koblenz; 20 Mk. von Louis Neuhoff in Barmen; 20 Mk. von Herm. Sumpf in Kassel; 50 Mk. von Heinrich Eisenlohr in Barmen; 100 Mk. vom Magistrat der Stadt Minden; 50 Mk. von Rudolf Greeff in Barmen; 10 Mk. von Hermann Wessel in Barmen; 20 Mk. von Adolf Seiler in Barmen; 30 Mk. von Prof. Dr. Carl v. Lilienthal in Heidelberg; 124 Mk. von der Loge Ludewig zur Treue in Gießen; 20 Mk. von Dr. jur. Linnartz in Jouy aux Arches; 20 Mk. von Kommerzienrat G. Weyland in Siegen; 20 Mk. von Stadtrat Direktor Knops in Siegen; 30 Mk. von Kommerzienrat A. Dresler in Creuzthal; 30 Mk. von Fabrikbesitzer Wilh. Dresler in Creuzthal; 10 Mk. von E. W. Bonekämper in London; 1000 Mk. von Geh. Kommerzienrat Carl Friederichs in Remscheid; 10 Mk. von Louis Stüting in Barmen; 10 Mk. von Otto Rittinghaus in Barmen; 20 Mk. von Thoren, Reichert & Co. in Barmen; 10 Mk. von Louis & Alfred Schüller in Barmen; 10 Mk. von R. Heinr. Otto in Barmen; 10 Mk. von Kromberg & Freyberger in Barmen; 20 Mk. von Wily Brand Söhne in Barmen; 39 Mk. 30 Pf. gesammelt vom Bürgermeisteramt Vörde bei Wesel; 10 Mk. von Fritz Hoddick in Langenberg; 20 Mk. von Dr. G. Grafzes in Barmen; 50 Mk. von Otto Wichmann in Hamburg; 7 Mk. von R. Duisberg sen. in Barmen; 5 Mk. von v. B. in Barmen; 30 Mk. von v. N. N. in Barmen; 10 Mk. von v. P. in Barmen; 10 Mk. vom Patriotischen Krieger- und Bürgerverein in Neviges; 50 Mk. gesammelt vom Bürgermeister in Hilden; 10 Mk. von Landgerichtsdirektor Endemann in Cleve; 178 Mk. 70 Pf. von der Expedition der „Lüdenscheider Zeitung“; 20 Mk. von J. A. Elias in Kassel; 15 Mk. von G. Bätge in Kassel; 10 Mk. von Carl Zulchner in Kassel; 50 Mk. von Dr. Ad. Arndt in Barmen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Selbstgefertigter Gürtel aus Seidenband. Aus jeder Art Seiden- oder Atlasband, welches aber ein wenig mehr als 2 cm breit sein soll, läßt sich ein Gürtel in der beliebten Miederform auf folgende Art herstellen. Fünf gleich lange Bandstreifen — jeder etwa 17 cm lang — werden zu beiden Seiten an ein mit Seide überzogenes, 18 cm langes Fischbein genäht und das Ansetzen derselben durch vier kleine darüber genähte Bandrosetten maskiert. Die beiden oberen und beiden unteren Bandstreifen an jeder Seite läßt man schräg gehen und befestigt nun die ziemlich eng zusammenlaufenden Enden wieder an zwei Fischbeinen, welche durch einen Riegel aus Seidenband verdeckt werden und von denen drei wagerechte Bandstreifen, so lang wie die vorigen, ausgehen. Den Schluß bilden nochmals Fischbeine, besetzt mit Oesen, Schließhaken und drei verdeckenden Bandrosetten.

Doppelseitiges Arbeitstäschchen. Zwei oben und unten oval abgerundete, ganz gleich geschnittene Stücke Woll- oder Leinenstoff, 33 cm lang und 15 cm breit, werden aufeinander gelegt, ringsum mit zierlichen Rundzacken versehen

Arbeitstäschchen.

und zusammengenäht, indem man diese Rundzacken in buntem Garn oder Seide languettiert. Dann schneidet man das obere Stoffblatt genau in der Mitte der Breite nach bis zum Rande durch und bricht an jeder der durch den Schnitt entstandenen beiden Kanten einen schmalen Saum, den man nach unten umnäht. So entsteht eine Art Doppeltasche, die für Handarbeiten, namentlich auf Reisen oder Ausflügen, sehr bequem ist. Sie wird an einem schmalen, 28 cm langen Streifen Stoff getragen, der, ebenfalls ausgezackt und languettiert, als Handhabe angenäht wird. H. R.

Imitation von Florentiner Mosaik. Unter den vielen heutzutage von geschickten Dilettanten-

Gürtel aus Seidenband.

händen ausgeübten Techniken verdient diese Imitation hervorgehoben zu werden, denn sie liefert Füllungen, welche das Abwäschen vertragen und zum Schmuck an Tischen, Kästchen, Wandbecken, Untersätzen ꝛc. sich ausgezeichnet eignen. Die altbekannten Florentiner Mosaiken zeigen eingelegte Blumen, Vögel, Früchte in den zarten Farben verschiedener Steinsorten auf schwarzem Marmor- oder Lavagrund. Man nimmt zu ihrer Imitation eine Glasplatte und legt sie auf das vorher gepauste Muster, welches umgedreht wurde, weil auf der linken Seite der Platte gearbeitet werden muß. Dann zieht man alle Linien des Umrisses recht genau und gleichmäßig mit der Zeichenfeder und dicker Tusche nach, füllt, sobald diese Aufzeichnungen trocken sind, den ganzen Grund mit dem Pinsel und schwarzem Spirituslack aus und setzt nun, sobald auch dieser völlig trocken, mit Oelfarben das eigentliche Muster auf. Daß hierbei Vorsicht, Geschmack und besonders eine gute Kenntnis der Wirkung und Farbenskala der echten Florentiner Mosaiken nötig ist, braucht keine besondere Versicherung, es müssen die einzelnen Töne sowohl, als ihre Zusammenstellung in Licht und Schatten einer Blume, eines Blattes ꝛc. genau nach den guten Originalen gebildet werden. Ist die Malerei ganz vollendet, so dreht man die Glasplatte um und hat nun, mit dem Muster auf der rechten Seite, die Wirkung eines zarten Mosaiks auf schwarzem Grunde. Als Zeichnung ist jedes, in etwas großen Formen gebildete Blumenstück zu verwenden, wie die „Liebhaberkünste“ (München, Oldenbourg) so manches schon gebracht haben. Im Heft 10, Jahrgang 1898 der genannten Zeitschrift findet sich auch ein Artikel von Wobeser über diese Technik, welcher ganz eingehende Ratschläge für den Ungeübteren erteilt und besonders alles betont, was vermieden werden muß, soll die Arbeit schön gelingen. Wer Uebung und Geschmack besitzt, dürfte sie nach obigen Angaben auch allein zu stande bringen.

Wandkorb für Bürste und Staubtuch (Tiroler Maultiertasche). Diese als Wandkorb für Bürste, Staubtuch und dergleichen sehr hübsch und originell wirkende Tasche können Reisende in Südtirol sich von dort, wo solche den Maultieren zum Tragen angehängt werden, schon fertig mitbringen; wer aber diese Gelegenheit nicht hat, macht sich den Gegenstand ohne viel Mühe selbst nach.

Grundbedingung hierzu ist ein Korb aus nicht zu hellem Geflecht, rückwärts flach, unten abgerundet, mit glattem Deckel. Den oberen Rand faßt man nun mit dunkelbraunem Leder

Wandkorb für Bürste und Staubtuch.

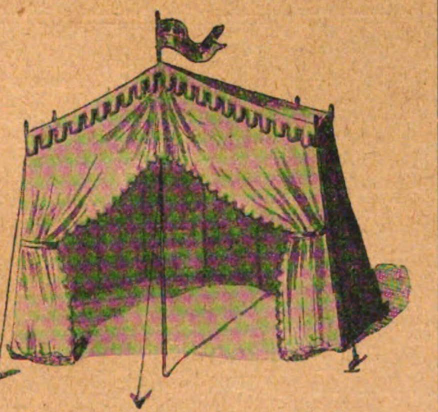
ein und spannt sowohl über die Mitte wie über die beiden gewölbten Seitenwände je einen breiten Lederstreifen, den man mit Lederkerbschnitt in beliebigem Muster verziert, worauf die zwischen den Einschnitten entstandenen Vertiefungen mit grüner Beize gefärbt werden. Durch zwei braune kleine Lederriemen, die man noch annäht und mit runden Bohrlöchern für die Nägel versieht, wird der Korb an der Wand befestigt.

Ferienarbeiten im Garten.

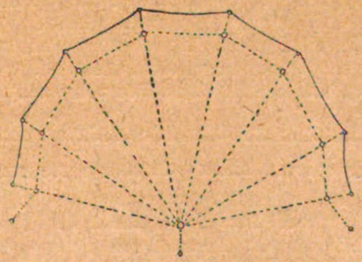
Ein praktisches Gartenzelt. Ein lauschiges und schattiges Plätzchen im Garten bietet ein Zelt wie das beistehend abgebildete. Freie Stunden in den Ferien kann man recht gut benutzen, um es fertigzustellen. Man gebraucht hierzu acht je 3 m lange Holzstangen, welche unten zugespitzt und oben mit einem kräftigen Nagel versehen sind, desgleichen eine ebensolche Stange von $3^1/_2$ m Länge.

Die ersteren gruppiert man derartig auf eine geeignete Rasenfläche, daß der Grundriß des Zeltes der untenstehenden Skizze entspricht. Genaue Maße bezüglich des Abstandes lassen sich nicht geben, da man das Zelt in jeder Größe herstellen kann; doch empfiehlt es sich, um bequem sitzen zu können, eine vordere Breite von 3 m und eine Tiefe von 2 m zu wählen. In die Mitte des Halbkreises, jedoch 1 Fuß weiter heraus, schlägt man die neunte, $^1/_2$ m längere Stange. Diese erhält oben einen Ring, in welchen acht dünne Hanfseile geknüpft werden, von denen je eines über die Spitze einer Grenzstange hinweg bis zu einem schräg in die Erde gerammten Pflock geführt wird, wodurch die nötige Festigkeit und Spannung entsteht und das ganze Zeltgerüst fertig ist. Es bedarf nun noch der Anbringung des Zelttuches, welches man am besten aus genau berechneten Zwickeln zusammennäht.

Die Spitzen derselben werden ebenfalls in einen festen Ring vernäht, der sich leicht über die vordere Mittelstange streifen läßt und dort auf den Hanfseilen festliegt. Wo die acht Grenzstangen das Zeltdach durchstoßen, languettiert man ein genügend großes Loch aus, damit die hervorstehenden Nägel den Stoff nicht beschädigen. Die Zeltwände, deren sieben gleiche Teile erforderlich sind — unten etwas breiter



Gartenzelt.



Grundriß des Gartenzelts.

als oben —, erhalten an ihren vier Ecken kleine Messingringe, mit denen sie an zuvor eingeschraubten Haken einerseits oben an den Grenzstangen, anderseits unten an den Pflöcken befestigt werden.

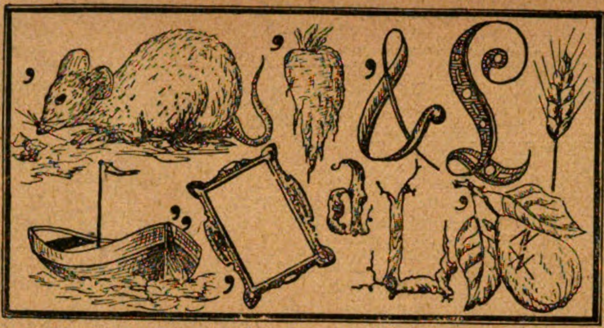
Um Lücken zu vermeiden, thut man gut, auch die einzelnen Zeltwände an ihren Langseiten zusammenzunähen. Schöne, mit rotem Band eingefaßte Lambrequins schneidet man gleich mit den Zwickeln des Zeltdaches aus einem Stück zu und läßt sie über die Zeltwände herabhängen. Vorn schließt man das Zelt durch eine ebenfalls rot bordierte Gardine aus gleichem Stoffe ab und bringt auch wohl noch ein Fähnchen an der Spitze an.

Gartenmöbel mit Brandmalerei. Die sogenannten Bauernstühle und Bauerntische mit ihren einfachen Formen und ihrer massiven Bauart sind als Gartenmöbel ganz besonders geeignet: sie halten Wind und Wetter stand und bedürfen keiner anderen Pflege als derjenigen einer öfteren Reinigung.

Durch Brandmalerei kann man nun aber diese Möbel außerordentlich verschönern, ohne daß sie dadurch an ihrem praktischen Werte verlieren. Nur muß man keine zierlichen Feinmalereien anbringen, sondern derbe, tief eingebrannte Figuren in bäuerlichem Geschmack, große Blumen, ein paar verschnörkelte Herzen ꝛc., umgeben von einer leichten Kante aus parallelen oder Zickzacklinien, Punkten und dergleichen. Auch ein ferniger Dialektspruch in großen Buchstaben ist angebracht und erhöht die Poesie der einfachen Möbel. Vorteilhaft ist es, die Brandmalerei zum Schluß zu wachsen und mit einer harten Bürste kräftig zu reiben.

Digitized by Google

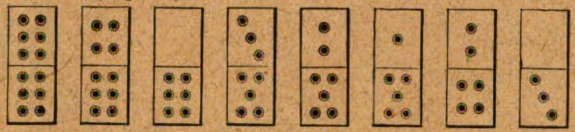
Bilderrätsel. Von Erh. Lipka.



Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit 33 Augen bleiben verdeckt im Talon. C hat auf seinen Steinen 9 Augen mehr als B. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A setzt Doppel-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. B muß bei der ersten, dritten und sechsten Runde passen. C kann nur bei der dritten Runde nicht ansetzen; er behält zwei Steine mit 13 Augen übrig. — Die achtzehn Steine der Partie haben 99 Augen.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält C übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

Homogramm.

	a	a		a	a	
a	a	a	a	a	c	c
c	c	c	c	e	e	e
	e	e		e	e	
h	h	k	k	m	m	n
n	n	n	n	p	p	s
	s	u		u	y	

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß in den einander entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. ein Hochland in Mittelamerika, 2. eine Stadt an der Nordküste von Südamerika, 3. ein Ort in Ungarn, 4. ein Wundermittel.

Auflösung des Verwandlungsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 15.

Varzin, Karmin, Karren, Karzer, Marter, Muster, Muskel, Muskat, Moskau.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 15.

Bügel, Hügel.

Rätsel.

Ich bin eine Stadt im Pommernland;
Mich ließ vor kurzem des Schicksals Hand
Durchs Wasser fast untergehen.
Hängst du am Ende ein e mir an,
Im grünen Waldthal lieg' ich alsdann —
Durchs Wasser nur kann ich bestehen.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung der Schachaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 15.

1. Sg7—f5 Kd5—e4:
2. Da1—b1+ beliebig
3. Db1—h1, Lg6—f7‡

A.
1. . . . . f2—f1D
2. Se4—f6+ beliebig
3. Sf5—d6, d4—d5‡

B.
1. . . . . Le2—f3
2. Lg6—f7+ Kd5—e4:
3. Da1—b1‡

C.
1. . . . . Kd5—c4
2. Sf5—d6+ beliebig
3. Lf7, Dc3‡

D.
1. . . . . Kd5—e6
2. Se4—c5+ beliebig
3. Lf7, d4—d5‡

E.
1. . . . . Le2—c4
2. Se4—c5 beliebig
3. Lf7‡

Alle andern Gegenzüge von Schwarz erledigt die Drohung 2. Se4—f6+ nebst 3. Sf5—d6, d4—d5‡.

Der Versuch 1. Da1—c3! scheitert an 1. . . . . Le2—c4!; denn wenn nun 2. Dc3—e3 oder 2. Kb7—c7 geschieht, so verhindert f2—f1D das Matt im dritten Zuge.

Auflösung des Arithmogriphs auf dem Umschlag von Halbheft 15.

S	p	a	**n**	i	e	n
K	l	**i**	n	**k**	e	r
K	**r**	e	o	s	**o**	t
T	h	y	m	i	a	**n**
L	**i**	b	a	n	**o**	n
S	a	**l**	a	**m**	i	s
O	t	r	**a**	n	t	o

Trinkonomali.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 15.

G — er — ich — t.

Auflösung des Kettenrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 15.

Senegal, Gallerte, Teramo, Morawa, Wahehe, Helene, Nebraska, Kabylen, Lentini, Nikias, Askese.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 15.

Fuchsia, Fuchsin.

Auflösung des Trennungsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 15.

Bleib treu, Bleibtreu.

Auflösung der Skataufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 14.

Hinterhand hat zu den angegebenen 8 Karten noch gK. und gO. mit zusammen 42 Augen bekommen. Die übrigen Karten sind so verteilt:

Skat: rD., sD.

Vorhand: eW., gW., rW., sW., e9, g9, rO., r8, sO., s8 = 14.
Mittelhand: eK., eO., e8, gD., gZ., g7, sZ., sK., s9, s7 = 42.

Daß Vorhand alle Stiche nehmen muß, also den Ramsch mit zwei Jungfern fängt, sie mag anspielen, was sie will, lehrt schon der Augenschein.

Ferdinand Kopp aus **Mainz**, gieb Nachricht nach **Stuttgart**. — **Wichtige Mitteilungen.**

Verlag v. Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.
Die Geschwister. Roman von **Ph. Wengerhoff.** Preis geh. 3 M. Elegant geb. 4 M. Zu beziehen durch d. meist. Buch- u. Zeitungshdlr.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Einzug in das neue Schulgebäude März 1899.
Programme kostenfrei durch die Direktion. • Lehrwerkstätte. • Programme kostenfrei durch die Direktion.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Verlag von Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.
Trotzige Herzen.
Roman von **W. Heimburg.**
Preis geheftet 3 M. Elegant gebunden 4 M.
Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Romane und Novellen
von
Marie Bernhard.
Sonnenwende. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.50. Eleg. geb. M. 5.50.
Felix und Felicia. Roman. Geh. M. 4.50. Eleg. geb. M. 5.50.
Ein Götzenbild. Roman. Geh. M. 4.50. Eleg. geb. M. 5.50.
Die Perle. Roman. Geh. M. 4.50. Eleg. geb. M. 5.50.
Buen Retiro. Um meinetwillen. Die Freude. 3 Erzählungen. Geh. M. 4.50. Eleg. geb. M. 5.50.
Forstmeister Reichardt. Roman. Geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.
Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?
Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.
Was erreicht man mit Sapolio?
Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.
Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**
Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.
Hütet Euch vor Verfälschungen!
Es existirt **nur eine** Sorte von
SAPOLIO
hergestellt von
Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe. In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.
Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
— Die Flasche kostet 25 Cents. —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

17. Heft. Preis 10 cents. 17. August 189

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G.m.b.H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (2. Fortsetzung) 517

Die Vierlande. Von O. Schwindrazheim. Mit Illustrationen von H. Haase 528

Flügellahm. Erzählung von Hans Arnold (Anfang) . . . 532

Oberschlesische Zustände im Jahre 1848. Ein Erinnerungsblatt von Max Ring 540

Blätter und Blüten: Eine Erinnerung an Emil Rittershaus. S. 544. — Das Jubiläum des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Von Heinrich Heß. S. 546. — Das Stauffacherin-Denkmal für Steinen. (Mit Bild S. 517.) S. 546. — Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy. (Zu dem Bilde S. 520 und 521.) S. 546. — Ländliche Kunstbetrachtung. (Zu dem Bilde S. 525.) S. 546. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Zwerg- oder Krüppelbuche bei Königslutter. Von Bode. (Mit Abbildung.) S. 547. — An dem „Thore des verlorenen Sohnes“ der Kathedrale in Toledo. (Zu dem Bilde S. 533.) S. 547. — Phyllis. (Zu dem Bilde S. 537.) S. 547. — Auf der Terrasse der Ebernburg. (Zu dem Bilde S. 541.) S. 547. — Das Friedrich Hofmann-Denkmal in Ilmenau. (Mit Abbildung.) S. 548. — Urwaldspuk. (Zu dem Bilde S. 545.) S. 548. — Petrarca und Laura. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 548.

Kleiner Briefkasten: S. 548.

Illustrationen: Der Entwurf des Stauffacherin-Denkmals für Steinen. Von Max Leu. S. 517. — Karls des Kühnen Flucht in der Schlacht bei Nancy. Von G. A. Closs. S. 520 und 521. — Ländliche Kunstbetrachtung. Von C. Pattein. S. 525. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Vierlande“. Von H. Haase. Bauernhaus. Beim Sortieren der Maiblumenkeime. S. 528. Geschirrtrockenständer. Die Diele. S. 529. Die „Stuv“. Inneres der Kirche in Altengamme. S. 530. Vierländerinnen im Sonn- und Festtagsgewand. Bauern im Alltags- und im Sonntagsgewand. S. 531. — An dem „Thore des verlorenen Sohnes“ der Kathedrale in Toledo. Von R. de Madrazo. S. 533. — Phyllis. Von Heinr. Lossow. S. 537. — Auf der Terrasse der Ebernburg. Von E. Geibel. S. 541. — Urwaldspuk. Von A. Schmidhammer. S. 545. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Zwerg- oder Krüppelbuche bei Königslutter. Von Max Burchard. S. 547. — Das Friedrich Hofmann-Denkmal in Ilmenau. S. 548.

Hierzu die außerordentliche Beilage „Fürst Bismarck †“

und Kunstbeilage XVII: „Petrarca und Laura“. Von J. Flour.

Kleine Mitteilungen.

Friedrich Hebbel-Stiftung in Kiel. Vor einigen Jahren hat die hochbetagte Witwe des Dichters Friedrich Hebbel, der 1863 in Wien verstarb, den Grundstock zu einer Stiftung gelegt, deren Ertrag unbemittelten Künstlern, in erster Linie jungen Dichtern aus Schleswig-Holstein, der Heimat Hebbels, zu gute kommen soll. Hebbel, der als Sohn unbemittelter Bauersleute in tiefster Armut zu Wesselburen in Dithmarschen aufwuchs und als Schreiber beim Kirchspielvogt ein karges Brot fand, hatte, als sein Genius die Schwingen zu regen begann, es nur einer günstigen Fügung des Schicksals zu danken, daß sein Talent im Kampfe mit Not und Sorgen der Nation nicht verloren ging. Es ist aus seiner Biographie bekannt, wie nur die Teilnahme, welche einige seiner Gedichte in einem Kreise von Hamburger Kunstfreunden weckten, ihm die Mittel bot, nachträglich noch zu studieren und jene hohe Bildung zu erwerben, welche seine Dramen durchleuchtet. Erst spät, nach seiner Verheiratung mit der Wiener Schauspielerin Christine Enghaus, fand er die Muße zu einem sorglosen Schaffen. Die Hebbel-Stiftung hat den Zweck, aufstrebenden Talenten, die in ähnlicher Weise zu kämpfen haben, diesen Kampf zu erleichtern und die Wege zu günstigen Daseinsbedingungen zu ebnen. Sie hat ihren Sitz in Kiel und ihre Statuten bestimmen, daß die Verwendung der Zinsen erst dann beginnen darf, wenn das Kapital eine Höhe von 30 000 Mark erreicht hat.

Der Vorstand der Stiftung hat jetzt einen Aufruf erlassen in der Hoffnung, daß es recht bald gelingen werde, durch freiwillige Beiträge das Kapital auf die genannte Höhe zu bringen. Erster Vorsitzender ist Klaus Groth. Wir unterstützen den Aufruf aufs wärmste. Die Kieler Bank, bei welcher das Vermögen der Stiftung ruht, ist ermächtigt, die erbetenen Beiträge entgegenzunehmen.

Ein Handbuch der Federviehzucht. Seit Jahren hat die Statistik nachgewiesen, daß Deutschland alljährlich große Summen für die Erzeugnisse der Geflügelzucht an das Ausland zahlen muß. In der letzten Zeit haben dieselben die drückende Höhe von rund 90 Millionen Mark jährlich erreicht! Wir zahlen also dem Ausland für Eier, Geflügel und Bettfedern annähernd ebensoviel wie für den Roggen, den wir einführen müssen, um unseren Brotbedarf zu decken. Man hat behauptet, daß Deutschland mit anderen Ländern schwerlich auf diesem Gebiet wetteifern könne, weil unser Klima nicht so günstig sei wie zum Beispiel das von Frankreich oder Italien. Dieser Einwand trifft nicht zu. Dänemark ist in dieser Hinsicht nicht besser gestellt als wir, und doch hat dort durch zielbewußtes Vorgehen die Geflügelzucht in kurzer Zeit einen raschen Aufschwung genommen. Im Jahre 1870 betrug die dänische Ausfuhr nur $1^{1}/_{8}$ Millionen Eier, aber von da an stieg sie stetig, betrug nach zehn Jahren rund 40 Millionen Eier, und heute hat das kleine Dänemark von seiner Eierausfuhr eine Einnahme von 3 Millionen Mark.

Wir sollten darum die Hände nicht in den Schoß legen, sondern eifrig für die Hebung unserer Federviehzucht sorgen, dem Hühnerhof in unserer Wirtschaft einen weiteren und wichtigeren Platz einräumen. Hier und dort hat man sich bereits aufgerafft und auch, wie zum Beispiel in Baden, gute Erfolge erzielt.

Die wirtschaftliche Geflügelzucht ist allerdings nicht so leicht und einfach, wie man oft zu glauben pflegt. Nur derjenige kann auf dem Markte sich behaupten, der die guten Erfahrungen seiner Vorgänger und Nebenbuhler kennt und sie auch zu verwerten versteht. Auch in der Wahl des Zieles muß eine weise, den Kräften des Züchters angemessene Beschränkung getroffen werden. Wer genügende Mittel zur Verfügung hat, kann zum Beispiel in Bezug auf die Hühner die Zucht im großen betreiben, sich zugleich mit Eierproduktion, Brut, Aufzucht und Mast befassen; wessen Mittel geringer sind, sollte sich die Grenzen enger ziehen. Er wird gut thun, je nach Neigung und vorhandenem Absatz nur einen Teil der Zucht zu betreiben, sich entweder der Eierproduktion, der Aufzucht oder der Mast zu widmen.

Wir werden von Zeit zu Zeit den Besitzern kleinerer und kleinster Wirtschaften praktische Winke für ihren Hühnerhof geben; heute aber möchten wir alle, die ihren Geflügelhof heben wollen, auf ein treffliches Buch aufmerksam machen, das ihnen bei ihrer Arbeit die besten Dienste erweisen wird. Vor etwa 20 Jahren hat der berühmte Kenner des Geflügels Dr. A. E. Baldamus ein „Illustriertes Handbuch der Federviehzucht“ herausgegeben, das allgemeinen Beifall fand und von dessen erstem Teil eine zweite Auflage nötig wurde. Nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode des Verfassers stellte sich die Notwendigkeit heraus, das Buch mit den neuesten Errungenschaften der Federviehzucht in Einklang zu bringen. Der Verlagsbuchhandlung von G. Schönfeld in Dresden ist es gelungen, für diesen Zweck einen der tüchtigsten Fachleute, Otto Grünhaldt, zu gewinnen. Derselbe hat das Werk vollständig umgearbeitet und umgestaltet und darin klar und anschaulich die Federviehzucht als Wirtschaftszweig und als Liebhaberei geschildert. Der erste Band des reich illustrierten Werkes behandelt die Hühnervögel, während der zweite sich mit den Tauben und dem Wassergeflügel befaßt.

Tischläufer aus frischen Blumen. Im Sommer und Vorherbst ist zum Schmucke der Tafel nichts hübscher als ein Tischläufer aus frischen Blumen, welcher die Stelle eines gestickten Läufers einnimmt. Die Kinder Floras sind ja in diesen Jahreszeiten so billig zu kaufen, vielfach sogar können wir sie selbst in Wald und Flur pflücken, daß der Kostenpunkt dieses Blumentischläufers nicht allzusehr ins Gewicht fällt. Damit das Tafeltuch nicht leidet und nach dem Mahl die fatalsten Farbflecke zeigt, breitet man ein derbes Küchenhandtuch in der Mitte des Tisches aus oder legt, soll die Mitte der Tafel eine große Fruchtschale tragen, zwei kleinere Tücher auf beide Enden des Tisches. Diese Tücher werden dicht mit einer Lage frischen, gut angefeuchteten Mooses bedeckt, in dem man die Blumen, deren Stiele gleich lang sein müssen, nach Form und Farbe zu einem hübschen Muster ordnet. Rings um den Rand des Moosteppichs steckt man, um diesen zu verbergen, zierliche gefiederte Blätter, wie Frauenhaar zum Beispiel, welches einen graziösen und anmutigen Abschluß bildet. Die Blüten muß man möglichst spät auf dem Moosbett arrangieren, damit sie bei der Mahlzeit völlig frisch sind; gut thut man, wenn man den ganzen Blumenläufer, bevor zu Tisch gegangen wird, mit einem Zerstäuber leicht überspritzt. Die Fruchtschale in der Mitte des Tisches, auch die im Sommer so beliebte, später aufgetragene Bowle sollte man mit einem Blumengewinde umgeben. H.

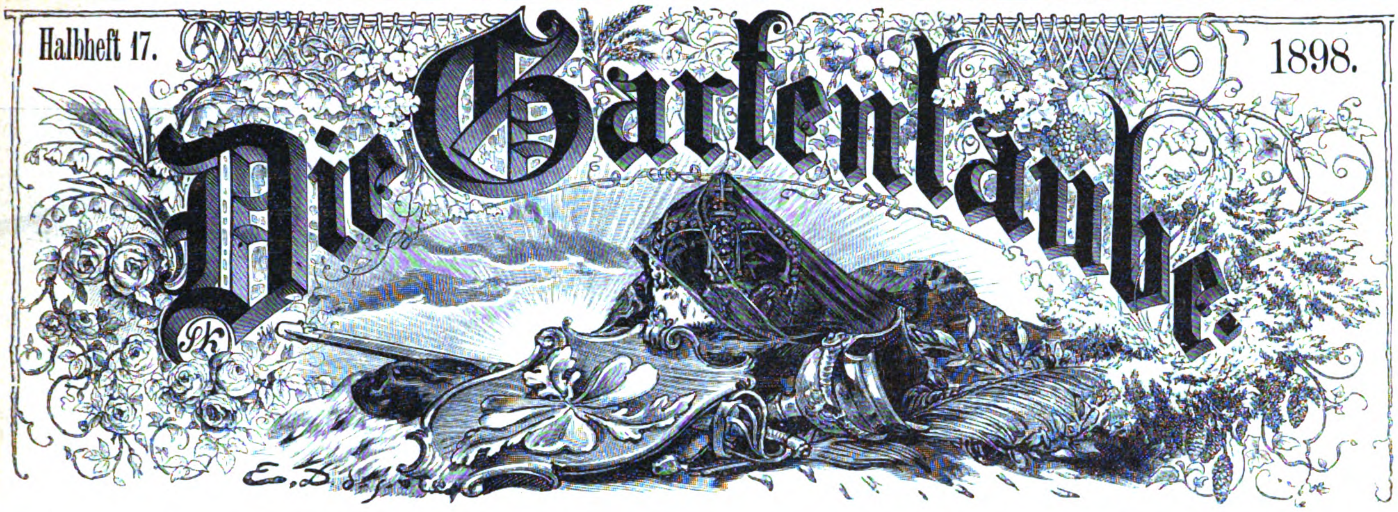
Auffrischen von Krepp. Nichts ist gegen einen plötzlichen Gewitterschauer empfindlicher als alle Kreppsachen, ob es sich nun um Hut- oder Kleidergarnitur handelt: nach solchem Regenguß ist beides verdorben. Nur bei einer sachgemäßen Behandlung gelingt das Auffrischen von Kreppsachen. Die folgende wird in Fachkreisen angewendet. Man setzt auf gutes Feuer einen Waschkessel, zu zwei Dritteln mit Wasser gefüllt, und bringt es ins Kochen, worauf man für 10 Pfennige Gummiarabikum hineinwirft und ein doppelt zusammengelegtes Stück schweren dunkelbraunen Packpapiers auf den Kessel legt. Der verdorbene Krepp wird auf dem Papier geordnet, unter dem das Wasser brausend kochen muß. Nach einigen Minuten fühlt sich der Krepp feucht an, worauf man alle verdrückten Stellen glättet und sie den Dämpfen unter beständigem Glätten und Ausbreiten so lange aussetzt, bis der Stoff wieder steif und kraus aussieht. Je nach der Größe der verdrückten Stellen muß man längere oder kürzere Zeit dämpfen, in ersterem Falle muß man das Packpapier übrigens einmal erneuern, damit es nicht zu feucht wird. He.

Kleine Riechsäckchen an farbigen Bändern empfehlen sich als billige, niedliche Gaben zu Lotterien und Bazaren, zu welchen Zwecken es auf möglichst geringe Herstellungskosten ganz besonders ankommt. Man suche möglichst verschiedenfarbige Restchen von Seidenstoffen und -bändern zusammen und stelle daraus kleine Säckchen in verschiedenen Größen, bis zu 5 zu 7 cm, her; „je kleiner, desto niedlicher,“ heißt es auch hier; man füllt sie mit Watte und Veilchenpulver, bindet sie mit bunten Schleifchen zu und verbindet nun möglichst viele (ich sah bis zu zwei Dutzend) mit strohhalmbreiten farbigen Seidenbändchen von $1/4$ bis $1/2$ cm Länge, die Bändchen oben sämtlich zu einer Rosette oder Schleife vereinigend. Das Ganze giebt einen sehr niedlichen Wandschmuck oder auch Zierat für den Toilettentisch ab.

Digitized by Google

Außerordentliche Beilage.

Halbheft 17. 1898.



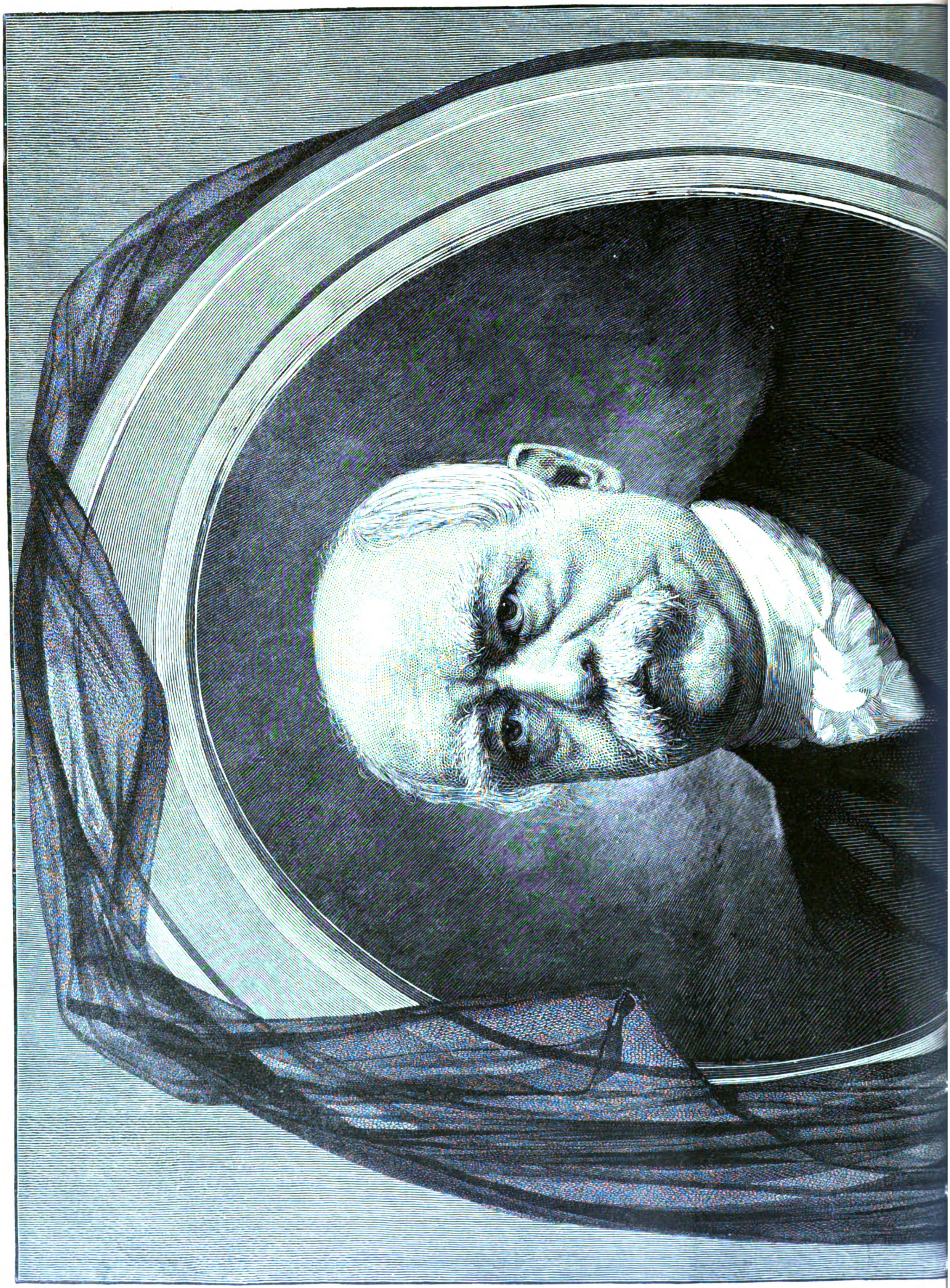
Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Fürst Bismarck †

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine erschütternde Trauerkunde geht durchs Land — Fürst Bismarck ist nicht mehr! Den großen, weltberühmten Staatsmann, welcher der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sein Gepräge aufdrückte, hat der Tod in der Nacht vom 30. Juli dahingerafft. Ueber dem Deutschen Reiche weht die Trauerflagge, denn er ist dahin, der zu seinem Bau die mächtigen Quadern emporgetürmt! Und wenn ihm auch nicht vergönnt war, das Steuer, das er so lange Zeit unter günstigen Sternen gelenkt, bis an sein Lebensende zu führen: was er der Nation gewesen, der Verlust, den sie erleidet, wird überall im Volke in aller Frische empfunden. Das ganze deutsche Volk klagt heute um seinen kühnen Führer zur Macht und Größe, um seinen väterlichen Berater bei der friedlichen Arbeit des Tages. Der Tod hat eine läuternde Macht; er streift alles Vergängliche ab und nur das geschichtliche Erzbild bleibt stehen in seinem reinen Glanze. Die Trauer gilt des Reiches „eisernem Kanzler“! So haben ihn die Zeitgenossen genannt, so wird die

Digitized by Google



Digitized by Google

Fürst Bismarck.

Digitized by Google

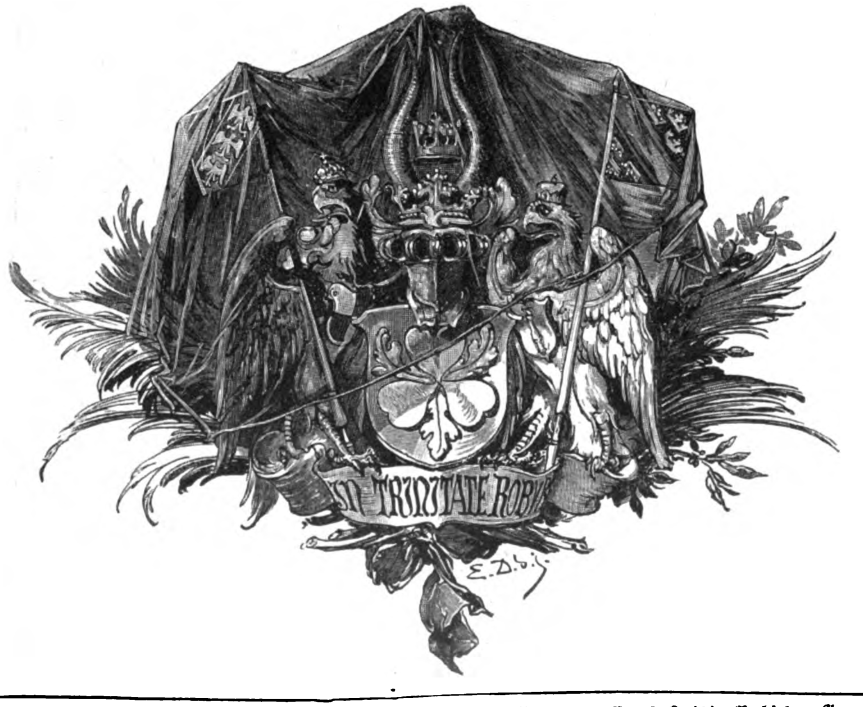
Nachwelt ihn nennen, weil er geharnischt von Kopf zu Fuß für seine Pläne eintrat, niemals abhängig von persönlichen Rücksichten, mit ehernem Schritt hindurchschreitend durch eine Welt von Hindernissen. Er war der unbestechlichste Sachwalter der großen Interessen seiner Nation. Doch er gehörte nicht zu den Fanatikern, die unbeweglich an ihren Glaubensartikeln festhalten und sich lieber unter den Trümmern begraben lassen, ehe sie auch nur einen derselben preisgeben; er hatte einen zu scharfen Blick für die wechselnde Physiognomie der Zeiten und die Nötigungen des Augenblicks; in fortwährender geistiger Arbeit begriffen, mußte er manches später unhaltbar finden, wofür er früher eingetreten war; als großer Staatsmann mußte er mit der sich stets verschiebenden Weltlage rechnen, Zugeständnisse machen nach dieser und jener Seite. Wer wollte ihn deshalb der Wandelbarkeit zeihen? Er blieb immer ein Mann aus einem Gusse, welcher wußte, was er wollte, und wollte, was er wußte, der stets zur rechten Zeit die entscheidenden Entschlüsse faßte und sie durchführte mit unerschütterlichem Mute und nie versagender Kraft.

In einer Zeit, in welcher Oesterreichs Uebermacht auf Preußen drückte und die Schmach von Olmütz auf dem Gewissen des Preußenvolkes lastete, da hatte zwar Bismarck anfangs noch in Oesterreich ein mächtiges Bollwerk gesehen gegen den Andrang des revolutionären Geistes, den er selbst in Preußen so rückhaltlos bekämpfte: aber dem Bundestagsgesandten in Frankfurt ging dort, gleichsam an der Quelle des Unheils, die Ueberzeugung auf, daß der Deutsche Bund unhaltbar sei, wenn zwei Großmächte darin um die Herrschaft kämpften. Er durchschaute das ganze Elend deutscher Kleinstaaterei und dynastischer Eifersucht, das die überlebte Verfassung des Deutschen Bundes großgezogen hatte und fortwuchern ließ, und all sein Denken und Handeln trat in den Dienst der einen Idee, Deutschland stark durch die Führung eines starken Preußens zu machen und die innere, alles Wachstum ins Große lähmende Zwietracht zwischen Preußen und Oesterreich einer offenen Auseinandersetzung entgegenzutreiben. Und dieser Gedanke erlosch nicht in ihm, als er Preußen vertrat an der Newa, an der Seine — er wuchs in ihm zugleich mit dem Weltblick, mit der Ueberschau über Europas Lage, und nach Berlin zurückgekehrt als Leiter des Kabinetts, schärfte er die Waffen zu diesem Entscheidungskampf. Im vollen Einverständnis mit König Wilhelm I half er ein schlagfertiges Heer schaffen, das in Schleswig-Holstein seine ersten Siege erfocht, und als hier die Saat der Zwietracht zwischen den beiden Großmächten in vollen Aehren aufschoß, da warf er die Lose: Krieg oder Frieden; und als der Krieg entbrannt war, leider, da die Mittelstaaten der Fahne Oesterreichs folgten, zugleich ein deutscher Bruderkrieg, der vielen Patrioten das Herz zerriß, da wurde auf dem Schlachtfelde von Königgrätz die Zukunft Deutschlands im Sinne von Preußens großem Staatsmann entschieden. Im Frieden, der daran sich schloß, wurde der deutsche Norden zum starken Bunde zusammengefaßt, dem Süden die Bahn freigegeben zum künftigen Anschlusse, und durch weise Mäßigung gegen den Besiegten auch schon der Grund gelegt zum neuen, freien Vereine mit Oesterreich.

Der Krieg von 1866 war Bismarcks eigenster Gedanke; nur zögernd folgte sein edler Fürst; schwer wurde es ihm, die Bande der Bundesgenossenschaft zu brechen. Doch Bismarck glaubte an Preußens Stern und Deutschlands Zukunft; er wagte kühnen Wurf um hohen Einsatz. Und nun galt es noch, den Gewinn zu sichern gegen den westlichen Nachbar, der grollend neben sich eine neue Weltmacht emporgekommen sah. Als bei künstlich hervorgesuchtem Anlaß, dem Streit um Spaniens Thronfolge, dieser Groll zum Ausbruch kam, da entflammte Bismarcks zündender Geist die deutsche Volksseele zu jenen Großthaten, aus denen das neue Reich erstand. Metz und Sedan vollendeten, was bei Königgrätz begonnen war. Und als Reich und Kaisertum wiedergeboren waren im Sieg über Frankreich, da hielt er unerschütterlich daran fest, daß des Sieges Preis, die alten Reichslande, dem neuen Reiche nicht verloren gingen.

Fast zwei Jahrzehnte lang hat er seines Amtes gewaltet, als Kanzler dieses Reiches — das Schiedsrichteramt über Europas Geschicke, das einst der dritte Napoleon sich angemaßt, war in seine Hand gegeben. Auf hoher Warte stand er jetzt, ein Friedenswächter; dem nun versöhnten Oesterreich reichte er die Hand zum Bunde und im Herzen Europas schuf er einen mächtigen Widerstand gegen die von Osten oder Westen kommende Drohung; es schien, als wäre er der Mächtige, der alle Stürme zu bändigen vermöchte. Und solche Macht war ihm zu eigen, weil die Völker alle an ihn glaubten. Wie er im Innern Preußens und des Reichs gewaltet, welche Kämpfe er bestanden, bald energisch vordringend, bald nachgebend bei veränderter Weltlage, wie er sich zur Kirche, zu den politischen und wirtschaftlichen Parteien gestellt: das wird die Geschichte in ihren Büchern aufzeichnen. Immer war er ein rüstiger und unermüdlicher Kämpfer, ein Gewaltiger, dem das zündende Wort nicht versagt war, das den Gegner im Tiefsten erschüttert. Ja, seine Reden gehören zu den wichtigsten Aktenstücken der Zeitgeschichte, obgleich die Rede ihm nur Mittel zum Zweck war und er den glänzenden Aufputz verschmähte. Und wie in seinem Kopfe sich die Welt gespiegelt, das wird stets festgehalten werden von den Geschichtschreibern der Zukunft.

Es gab eine Zeit, da man beim hohen Wogenschlag der volkstümlichen Bewegung nur in den Massen die forttreibende Kraft der Geschichte sah und erklärte, daß die Zeit der großen Männer vorüber sei. Da trat Bismarck auf, und selbst seine Gegner mußten bald einräumen, daß er um Haupteslänge die Masse überragte. Auch hatte kein anderer eine so wunderbare Entwicklung durchgemacht. Der Junker, welcher die Zeitgedanken am eifrigsten bekämpft hatte, war ihr siegreichster Fahnenträger geworden. Durch diese Eigenart der Entwicklung hob er sich von allen Zeitgenossen ab und die Welt mußte den Köhlerglauben aufgeben, daß die Geschichte nur ein von Ameisenhaufen zusammengetragener Termitenbau sei und daß es für sie keine führenden Geister mehr gebe, die einen vorbedachten Bauplan schöpferisch zu gestalten wüßten.



So ist Bismarck dahingeschieden, und an seinem Sarg, den der Genius des Ruhms mit frisch grünendem Lorbeer, der Genius des Friedens mit seinem Palmzweig schmückt, trauert das Vaterland.

Der Künstler, der diese dem großen Toten gewidmeten Zeilen mit dem Werk seiner Phantasie begleitet, läßt den Dämon der Vergänglichkeit seine Waffe senken und die Göttin der Geschichte seinen Namen in jene Tafeln eintragen, welche die Thaten der großen Männer der Unsterblichkeit überliefern.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Halbheft 17. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Schloß Josephsthal.

Roman von **Marie Bernhard.**

(2. Fortsetzung.)

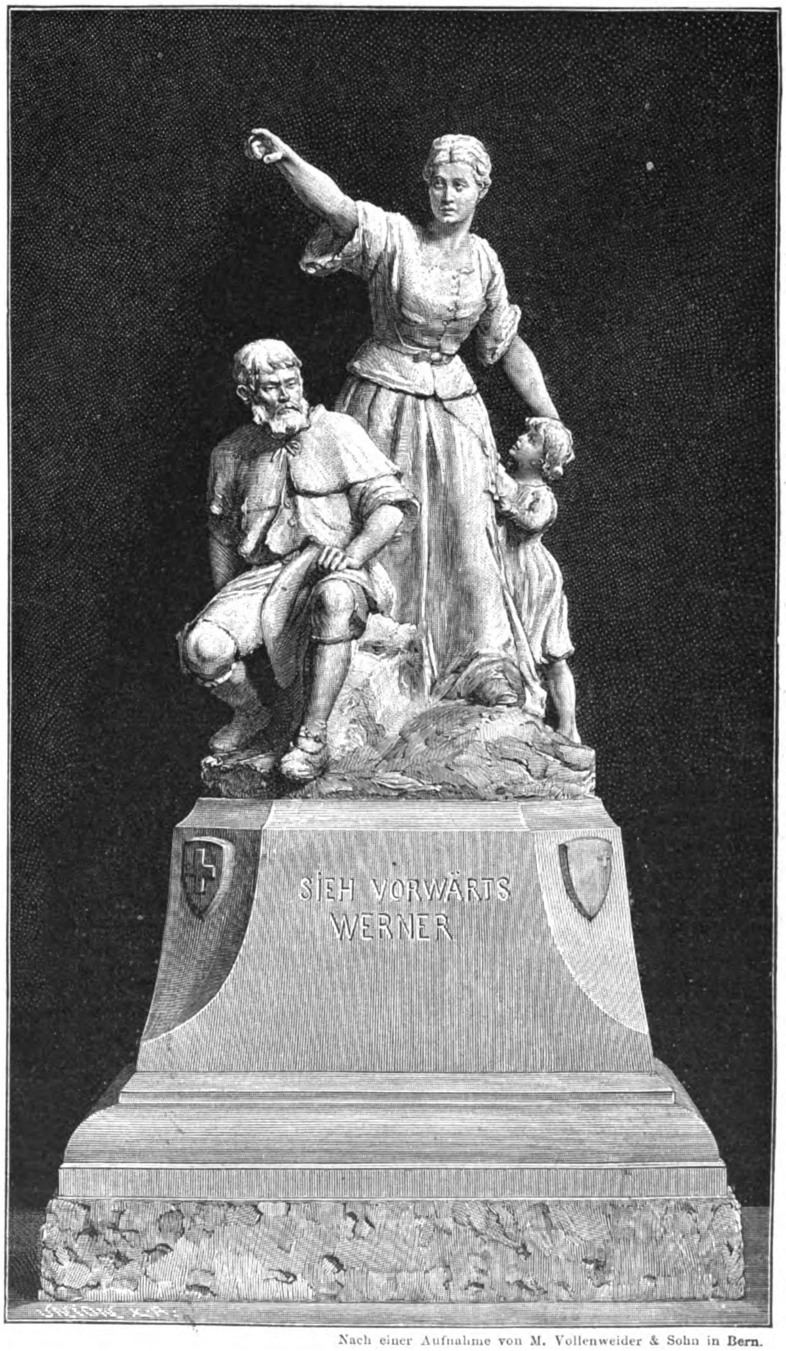
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

5.

Wie dehnt sich die Nacht, die nach gesundem Schlafe so kurz erscheint, endlos, endlos hin an einem Krankenbett!

Alix hatte noch nie in ihrem Leben eine ganze Nacht durchwacht. Dennoch war sie in der Krankenpflege nicht ganz unerfahren. Frau Maria war der Ansicht gewesen, daß das ihrer Erziehung anvertraute reiche Mädchen, so viel es irgend angänglich war, vom Leben und den Anforderungen, die es an den Menschen stellt, kennenlernen sollte; sie wünschte nicht, daß es in Situationen geraten könnte, denen gegenüber es vollkommen hilflos wäre. Der Bekanntenkreis des Laurentius'schen Hauses hatte sich vielfach darüber gewundert, daß die Professorin es so energisch durchzusetzen wußte, ihren Zögling vielerlei lernen zu lassen, was dies vornehme junge Mädchen doch gewiß nie würde brauchen können. Alix mußte einen Samariterkursus in einer berühmten Krankenanstalt durchmachen, sie mußte einen ganzen Winter hindurch mehrmals wöchentlich in einer Volksküche thätig sein, sie mußte nicht nur feine und schöne Handarbeiten lernen, sondern auch die einfachsten und notwendigsten, einen Strumpf zu stricken und eine Naht zu nähen. Sie hörte populäre Vorträge über Nationalökonomie und begleitete Frau Maria regelmäßig auf deren Armengängen, bei welchen auch ihr, der verwöhnten jungen Dame, feste Pflichten zufielen. Sie mußte sehen, wie die von ihr beschenkten Leute wohnten und lebten, wie sie speisten und sich kleideten, sie lernte abschätzen, wie viel eine Familie von so und so viel Köpfen ungefähr zu ihrem Lebensunterhalte braucht, sie bekam einen Einblick in die Vergnügungen und Erholungsstunden der ärmeren Klassen.

Ohne Kampf hatte die Professorin dies System nicht durchgesetzt; Alix hatte sich sehr dagegen gesträubt und gefragt, wozu sie das solle .... wie die Bekannten fanden, mit allem Recht. Das war ja nur unnütze Zeitverschwendung — ein Mädchen wie Alexandra von Hofmann würde doch in ihrem ganzen Leben weder Diakonissin, noch Armenpflegerin werden oder Handarbeiten für Geld liefern, sie konnte sich in all der Zeit viel besser beschäftigen, und wenn sie wohlthätig sein wollte .... du lieber Gott, wie leicht konnte sie das thun mit ihrem Gelde! Bezahlte Hände fanden sich immer in Hülle und Fülle, die das alles viel besser machten als sie!



Nach einer Aufnahme von M. Vollenweider & Sohn in Bern.

Der Entwurf des Stauffacherin-Denkmals für Steinen.
Von Max Leu.

Frau Maria dachte ebensowenig daran, Alix zur Kranken- oder Armenpflegerin zu machen, wie ihr ganzer Umgangskreis und das junge Mädchen selbst dies that. Aber sie wollte aus Alix keine weichliche Egoistin machen, sie wollte ihr die Wohlthat angedeihen lassen, ihren Gesichtskreis zu erweitern, damit sie lerne, mit offenen Augen um sich zu schauen. Sie sollte nicht nur mit ihresgleichen verkehren und gelegentlich an Vereine ein Almosen hinwerfen, ohne sich darum zu bekümmern, wem es zu gute kam. Sie sollte wissen, daß es Armut und Not auf der Welt giebt, und sie sollte die Mittel kennenlernen, sie einigermaßen zu lindern. Ihr Geld sollte ihr und andern zum Segen werden. Frau Maria lehrte ihren Zögling, zu geben, und damit erwies sie ihm die beste, bedeutungsvollste Wohlthat, die es in ihren Augen geben konnte.

Die jungen Damen, die nur für sich selbst auf der Welt sind und es nicht lernen, was es heißt, auch einmal für andere da zu sein und ein Opfer an Zeit oder Bequemlichkeit zu bringen, die mit ihrer naiven Ahnungslosigkeit womöglich in Gesellschaft kokettieren und lachend fragen, wie es einer Familie überhaupt möglich sei, mit fünfhundert Thalern auszukommen, die waren der Professorin ein Greuel. Sie hatte es sich selbst und ihrem Manne gelobt, Alix dürfe niemals wie eine von diesen werden, und sie hatte redlich ihr Wort gehalten. Stolz und launenhaft, herb und absprechend, wie die junge Erbin oft im Verkehr mit ihresgleichen war, hatte sie ein warmes Herz für alle Armen und Kranken, und sie verstand es, ihnen wohlzuthun auf ihre Weise.

Sie hatte im Laurentius'schen Hause oftmals in Krankheitsfällen hilfreiche Hand geleistet, sich mit Maria in die Pflege der Kinder abwechselnd geteilt und oft zu später Stunde neben den kleinen Betten gesessen, aber eine ganze Nacht hatte sie noch nie durchwachen dürfen!

Auch heute wollte man sie nicht wachen lassen. Alle waren dagegen, Justizrat Ueberweg, der Josephsthaler Arzt, Françoise, die beiden barmherzigen Schwestern. Warum sich nach der anstrengenden Reise die Ruhe nicht gönnen, da der Kranke ohne Bewußtsein lag, von ihrer Nähe nichts spürte und zur Pflege, soweit von einer solchen in diesem traurigen Fall überhaupt die Rede sein konnte, die „Schwestern“ zur Hand waren?

Alix ließ all diese Bitten und Vorstellungen über sich ergehen und beantwortete sie nur immer wieder mit demselben Satz:

„Ob mein Vater weiß, daß ich da bin, oder nicht: die heutige Nacht kann seine letzte werden, und da will ich bei ihm sein!“

Sie hatten ihr endlich den Willen thun und gehen müssen — alle, die Pflegerinnen mit dem Vorbehalt, jede zweite Stunde nachsehen zu dürfen — und nun war sie mit ihrem Vater allein.

Er stöhnte und röchelte schon lange nicht mehr, er lag wie zuvor, als sie ankam, einer Leiche ähnlich, aber die Brust unter dem schneeweißen Linnen hob und senkte sich.

Die elektrische Lampe goß ihr klares, stetiges Licht über das große schöne Zimmer, in dem der sterbende Mann so viel gearbeitet und gedacht, in dem er all seine Pläne geschmiedet, seine neuen Schöpfungen ersonnen hatte. Auf dem großen Schreibtisch, der die halbe Wand einnahm, lagen noch die Pläne und Zeichnungen, die Entwürfe der Neubauten, mit denen er sich beschäftigt hatte; offene Briefe, Zettel mit Notizen von seiner Hand daneben — ein Bleistift in einer silbernen Hülse, so sorgsam quer über eine Tabelle mit Zahlen und Berechnungen gelegt, als müsse die Rechte, die diesen Stift geführt, jeden Augenblick wieder bereit sein, um ihn zu ergreifen. Ein großes Bild der neuen Schneidemühle, der Lieblingsschöpfung seiner rastlosen Unternehmungslust, hing über dem Schreibtisch, so daß der Blick des daran Sitzenden beim Aufsehen gerade darauf fiel. Große Mappen, reihenweise geordnet, lagen zur Linken. Auf der einen stand in großen Golddrucklettern zu lesen: „Walzmühle“, auf einer zweiten: „Preßhefefabrik“, auf der dritten: „Oelmühle“ — und so fort. Rechts neben dem Schreibtisch war ein Geldschrank in eine Mauervertiefung eingelassen, er schien einfach, aber sehr solid gearbeitet zu sein und wies nirgends ein Schloß oder eine Oeffnung auf. Ueber dem Geldschrank war auf schwerem gußeisernen Gestell eine schöne bronzene Uhr befestigt, eine Minerva stand neben dem Zifferblatt und sah mit ihren strengen ehernen Zügen wie die verkörperte Verstandesthätigkeit aus.

Alix' Augen gingen in scheuer Hast rundum. War denn nirgends in diesem großen, geräumigen Zimmer Platz für ein Porträt ihrer Mutter oder für ihr eigenes gewesen?

Nein! Wie sie auch suchte und suchte, es fand sich nichts, es war überhaupt kein Porträt im Zimmer — nichts, was auf irgend eine persönliche Zuneigung des Besitzers schließen ließ.

Dem jungen Mädchen schnürte sich das Herz zusammen.

Sie neigte sich über die wachsbleiche Hand und küßte sie mit zuckenden Lippen. Die Hand lag nach wie vor regungslos und war so kalt, daß Alix einen eisigen Hauch bis ins Herz hinein zu fühlen meinte.

Durch die Stille der Nacht gab eine tieftönige Glocke aus einiger Entfernung die zwölfte Stunde an, es mochte die Josephsthaler Kirchenglocke sein. Die Uhr mit der bronzenen Minerva that ebenfalls zwölf volle, laute Schläge; erschrocken wandte sich Alix nach dem Kranken um. Er lag wie zuvor; es ging alles, alles spurlos an ihm vorüber.

Die Thürvorhänge teilten sich, und über den dicken Teppich kam lautlos eine der Pflegerinnen gewandelt, um nachzusehen, wie es stünde, und um die junge Dame zu überreden, sich niederzulegen.

Alix schüttelte wieder den Kopf:

„Ich würde doch nicht schlafen können! Ich möchte bleiben!“

Und sie blieb in dem großen stillen Zimmer allein mit ihrem Vater, der nicht sterben konnte.

Die Nacht ging hin. Töne erwachenden Lebens machten sich bemerkbar, langsam brach der Februarmorgen herein, mühselig kämpfte das bleiche Tageslicht gegen die strahlende Helle der elektrischen Flammen. Murmelnde Stimmen ließen sich im Nebenzimmer vernehmen. Françoise erschien mit verweinten Augen und brachte ihrem armen Liebling auf silbernem Tablett dampfenden starken Kaffee.

Ueberweg kam und winkte Alix mit einer bittenden Geste zu sich ins Nebenzimmer.

„Verzeihen Sie, daß ich nicht zu Ihnen komme! Aber wenn er uns auch nicht hört, es widerstrebt mir doch, neben seinem Schmerzenslager Dinge zu besprechen, die —“

Alix nickte ihm verständnisvoll zu.

„Es geht mir ebenso!“

„Nun, dann bitte!“

Er schob ihr in dem wohldurchwärmten Zimmer, in dessen Kamin ein helles Feuer brannte, einen Sessel hin. „Ich hätte allerlei mit Ihnen zu reden, meine liebe Alix! Ich habe mir nämlich erlaubt, einen selbständigen Schritt zu thun, mit dem Sie hoffentlich einverstanden sein werden —“

„Und der war?“

„Ihren Vetter Mr. Cecil Whitemore in London telegraphisch zu benachrichtigen. Er stand Ihrem Herrn Vater geschäftlich sehr nahe, die beiden Herren unterhielten seit Herrn von Hofmanns letzter Anwesenheit in England einen lebhaften Briefwechsel, und ich glaube bestimmt, Mr. Whitemores Hiersein dürfte notwendig sein und Ihnen, liebe Alix, in jeder Hinsicht nützen, da die vielfachen, oft sehr verwickelten Geschäfte doch nur von einem durchaus sachkundigen Mann — —“

„Wäre der nicht im Oberingenieur Harnack zu finden gewesen?“

Doktor Ueberweg blickte betroffen auf.

„Soll ich diese Frage so verstehen, als ob Sie mit meinem Telegramm an Mr. Cecil Whitemore nicht einverstanden wären?“

Alix hielt ihm rasch die Hand hin.

„Nein — nein, nein, es ist alles gut, wie Sie es anordnen, und ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich dachte eben nur, weil Sie diesen — diesen Herrn Harnack so sehr rühmten —“

„Das that ich, und das thue ich noch! Als Oberingenieur bei den Schneidemühlwerken halte ich ihn für geradezu unentbehrlich. Aber wohlverstanden: nur da! Ob er sonst fähig ist, die Disposition über den ganzen, so riesig

Digitized by Google

einer Besprechung bereit zu halten, was der Direktor auch pflichtgemäß gethan hat. Erwiesenermaßen ist aber Herr von Hofmann an jenem Tage gar nicht auf der Oelmühle gewesen; man hat vergebens von Stunde zu Stunde auf sein Erscheinen dort gewartet, wie das gesamte Personal, in Uebereinstimmung mit dem Direktor, ausgesagt hat. Zwischen elf und zwölf Uhr ist der Mordanschlag verübt worden, kurz vor ein Uhr haben die beiden bäuerlichen Besitzer den umgestürzten Schlitten gefunden. Das Riemenzeug des Pferdes ist durchschnitten gewesen, doch hat man das Tier in der Nähe der Unglücksstelle getroffen und eingefangen. Von den Banknoten fand sich bei Herrn von Hofmann nichts vor. In welcher Verpackung er sie bei sich trug, ist nicht festzustellen. Ihr Herr Vater hat, wie das seine Gewohnheit war, mit niemand von dem hiesigen Personal über diese Summe und ihre Verwertung gesprochen, er hat es nicht einmal jemand mitgeteilt, daß er überhaupt nach der Oelmühle hinüberfahren wollte, viel weniger noch, zu welchem Zweck."

„Auch Herrn Oberingenieur Harnack nicht?" warf Alix, die mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, ein.

„Nein, auch ihm nicht! Warum meinen Sie, daß es geschehen sein könnte, gnädiges Fräulein?"

„Aus keinem andern Grunde, als weil Herr Justizrat Ueberweg diesen Herrn die rechte Hand meines Vaters nannte. Ich dachte, er könnte mit ihm eine Ausnahme gemacht haben."

„Herr Ingenieur Harnack war mit eine der ersten Personen, die in der Angelegenheit verhört wurden. Er hat die Aussage zu Protokoll gegeben, daß während seiner zweijährigen Anwesenheit in Josephsthal Herr von Hofmann niemals mit ihm über Zahlungen an seine anderweitigen Etablissements, über einlaufende oder zu verausgabende Gelder gesprochen hat. Es war sein besonders streng durchgeführtes System, jedes der ihm zugehörenden Werke mit seinen Einkünften und Ausgaben zu specialisieren."

Der Gerichtsrat schwieg, und nachdenkliches Schweigen lagerte auch über den andern.

Endlich sagte Alix in gedrücktem Flüsterton:

„Also doch — doch ein Raubmord!"

„Zweifellos! Und geschickt genug in Scene gesetzt! Dadurch, daß die sehr kostbare Uhr und Kette, die Ringe und das gemünzte Geld bei Herrn von Hofmann vorgefunden wurden, konnte ein solcher Verdacht zunächst nicht aufkommen."

„Mußte aber der Mörder nicht fürchten, daß der Direktor der Oelmühle von der Absicht meines Vaters unterrichtet sei?"

„Wohl wahr! Allein der Raubmörder konnte ebensogut wissen, daß eine solche Benachrichtigung nicht zu den Gepflogenheiten Ihres Vaters gehörte. Jedenfalls hat er um seine Absicht gewußt. Es waren auch deutliche Spuren dafür da, daß die Taschen des Opfers in aller Eile umgekehrt worden sind, was darauf hinweist, daß man das Notizbuch, das er meistens bei sich zu tragen pflegte, bei ihm gesucht hat."

„Also in aller Eile?" fragte Korty.

„Offenbar. Das Taschenfutter war nach außen gekehrt, ein seidenes Tuch achtlos auf den Weg geschleudert. Daß es dem Räuber nur um die große Geldsumme und um nichts anderes zu thun gewesen ist, beweist schon der Umstand, daß nicht alle Taschen durchsucht worden sind, der gezogene Revolver steckte unangerührt in einer Seitentasche des Pelzes. Auch daß das hilflose Opfer nicht vollständig getötet wurde, giebt zu denken! Der Schwerverwundete konnte doch noch für eine kurze Zeit zum Bewußtsein kommen und den Thäter nennen — es war nicht sehr wahrscheinlich, aber keineswegs unmöglich. Mir liegt die Annahme sehr nahe, daß den Mörder entweder unmittelbar nach seiner That und der Beraubung des Opfers eine sinnlose Angst gepackt hat, die ihn zur Flucht trieb, oder daß irgend ein Geräusch in der Nähe ihn einen Zeugen seiner Blutthat vermuten und eiligst aufbrechen ließ .... denn in großer Eile muß er gewesen sein, alle Anzeichen sprechen dafür!"

Korty nickte bestätigend.

„Kommt mir gleichfalls sehr wahrscheinlich vor. Und die Kugel, die man aus dem Stirnbein hat entfernen können —"

„Sie werden sie ja sehen!" sagte der Justizrat. „Kleines Kaliber, gewöhnliche Revolverkugel englischen Systems — bietet gar keinen Anhalt weiter!"

„Die Fußspuren waren verschneit, sagen Sie?"

„Leider ganz und gar. Ich bin sofort mit dem Aktuar nach dem Schauplatz der That hinübergefahren, aber wir konnten gar nichts mehr konstatieren. Ich bitte Sie, wenn es während zwei, drei Stunden ununterbrochen wie aus dem Sack schneit! Kaum die Stelle, wo der umgestürzte Schlitten gelegen hatte, war durch eine leichte Einsenkung markiert, an Fußspuren nicht zu denken. Wir versuchten, ganz vorsichtig etwas davon aufzudecken, aber es erwies sich als vollkommen fruchtlos. Selbst die Bauern, die eine gute Stunde vor mir dorthin gekommen waren, versichern, übereinstimmend mit dem Arzt, keine Fußstapfen gefunden zu haben, und das ist leicht zu begreifen! Vielleicht um halb Zwölf wurde das Attentat ausgeführt, kurz vor ein Uhr erst waren die Leute zur Stelle — dazwischen unausgesetzter Schneefall!"

Wieder folgte tiefes Schweigen. Jeder der Anwesenden versuchte die einzelnen Glieder dieser Kette von Vorgängen aneinanderzupassen, kombinierte so und so .... noch war und blieb alles in Dunkel gehüllt.

Da pochte es diskret an die Thür, der grauhaarige Diener trat ein.

„Die Herrschaften wollen verzeihen. Gnädiges Fräulein, Herr Whitemore ist soeben vorgefahren!"

„Ich komme!" sagte Alix.

Gesenkten Hauptes, immer noch fruchtlos grübelnd, um den Schlüssel zu diesem traurigen Rätsel zu finden, durchschritt das junge Mädchen die angrenzenden Gemächer. In dem letzten derselben kam ihr raschen Ganges ein junger Mann entgegen.

In seinem praktischen und doch eleganten Reiseanzug, mit seinem frischen Gesicht, das Blondhaar kurz geschoren, an jeder Wange seitlich einen schmalen Bartstreifen, sah Mr. Cecil Whitemore so korrekt, so chic, so „englisch" aus, wie Alix ihn bei ihrem Londoner Aufenthalt täglich hatte aus der City heimkehren sehen. Von Müdigkeit, von Aufregung keine Spur. Im Blick der blaugrauen Augen lag viel Energie, in der Kopfhaltung ausgeprägtes Selbstbewußtsein.

„Liebe Cousine Alexandra, wie dankbar würde ich sein, wenn ich Ihnen in Ihrer gegenwärtigen traurigen Lage nützlich sein könnte!"

Das wurde ohne eine Beimischung von Sentimentalität in fließendem, wenn auch ausländisch klingendem Deutsch gesagt. Sie hatten des öfteren in London deutsch miteinander gesprochen, mehr aber noch englisch, daher das „Sie" bei der Anrede, das keinem von ihnen einer Verwandlung in das vertrauliche „Du" zu bedürfen schien. Auch erhielt Alix keinen Handkuß von Vetter Cecil zum Willkommen, ein kräftiges Handschütteln war alles.

„Haben Sie Dank, Cecil, daß Sie gekommen sind! Ich glaube, ich werde Ihrer sehr bedürfen!" entgegnete Alix.

„Darf ich Onkel Hofmann sehen?"

„Gewiß. Er ist ganz ohne Bewußtsein geblieben, seit — seit das Unglück geschah. Möchten Sie jetzt gleich mit mir zu ihm gehen?"

„Ich möchte — falls es Sie nicht zu sehr aufregt!"

Um ihre Lippen zuckte es.

„Kommen Sie!"

Er ging stumm neben ihr her und betrachtete sie dabei. Welch schöne, vornehme Erscheinung sie doch war, diese deutsche Cousine Alexandra!

Für ihren Vater hatte der junge Mann immer viel Verständnis und Sympathie gehabt. Seine deutsche Mutter war ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben, und ihr Tod, der in Cecils fünfzehntes Jahr fiel, bedeutete für ihn keinen schweren Verlust! So war er in englischen Grundsätzen erzogen worden und Herrn von Hofmanns kühles, gehaltenes Wesen, sein auf große, weitaussehende Ziele gerichteter praktischer Blick hatten ihm die größte Achtung vor dem klugen Geschäftsmann eingeflößt. Auch seinem Vater war es so gegangen.

Und hier lag nun der Mann, der Whitemore und Sohn so gründlich imponiert hatte, vor Cecil, hingestreckt von Mörderhand,

Digitized by Google

ein Lebendig-Toter! Er, dem noch so viel vorbehalten gewesen im Leben, der Entwürfe und Schöpfungen vor sich gesehen hatte noch auf viele Jahre hinaus, mitten im rüstigsten Mannesalter gebrochen!

Der junge Whitemore war kein Weichling, aber der jammervolle Anblick da vor ihm erschütterte ihn sehr. Und während Alix mit leiser, gepreßter Stimme — als ob der unglückliche Mann sie hätte hören können — ihrem Vetter sagte, wie alles gekommen sei, welche Maßregeln man getroffen habe und welche weiteren man noch zu treffen gedenke, hob und senkte sich immer noch gleichmäßig die Brust des hilflos Daliegenden unter dem schneeweißen Linnen.

6.

Noch ein Abend dunkelte herein, eine Nacht sank nieder, ein Morgen stieg herauf, die bleiche Wintersonne stand auf ihrer Höhe .... da endlich kam für den bejammernswerten Mann und für seine gemarterte Umgebung der erlösende Tod, der große Befreier! So rasch, so jäh beendete er nach langem Zögern dies ihm längst verfallene Dasein, daß die Umgebung kaum etwas davon gewahr wurde. Kein Aufstöhnen oder Röcheln mehr — es war mit einem Mal zu Ende! Alix hatte sich gegen die Mittagsstunde über ihren Vater gebeugt, und da hatte sie das Heben und Senken der Brust unter dem Leinen nicht mehr bemerkt. Sie hatte erst an eine Sinnestäuschung geglaubt, dann aber, von einem unheimlichen Angstgefühl erfaßt, Cecil herbeigerufen. Von diesem war rasch nach dem Arzt geschickt worden, welcher nur noch den unmerklich eingetretenen Tod feststellen konnte!

Als jeder Zweifel beseitigt war, entfaltete sich im Josephsthaler Schloß jenes düstere, geschäftige Treiben, das der Tod in seinem Gefolge hat. Doktor Petri hatte auf baldigster Beerdigung bestanden — so wurde beschlossen, die feierliche Beisetzung und Ueberführung der Leiche nach der Kapelle schon am zweitnächsten Tage zu bewerkstelligen. Es gab unendlich viel bis dahin zu ordnen und zu thun. Telegraph und Telephon spielten beinahe unablässig, ein reitender Bote über den andern wurde fortgeschickt. Cecil Whitemore kam kaum vom Schreibtisch des Verstorbenen fort, erbat aber seiner Cousine Bestimmung und Rat bei jedem Schritt, den er unternahm. Schon kamen Josephsthaler Arbeiter, um unter Leitung eines Sachverständigen den großen Saal im Schloß zur Trauerfeierlichkeit herzurichten. Die Direktoren, Ingenieure und Buchhalter erschienen, um der Tochter ihres Chefs ihr Beileid auszusprechen und sich von dem Neffen des Verstorbenen Instruktionen wegen der zu treffenden Anstalten zu holen.

Alix benahm sich, nach Aussage aller, die sie zu sehen bekamen und mit ihr zu thun hatten, bewunderungswürdig. Wie eine Marmorstatue anzusehen, trockenen Auges, ging sie zwischen den Wehklagenden, Fragenden, Geschäftigen einher, gab jedem Auskunft, bestimmte alles bis ins Detail, gab Depeschen auf, konferierte mit Cecil, ohne Ungeduld oder Uebermüdung zu zeigen.

Françoise jammerte, daß „mignonne“ nicht weinen könne, und in der That, so schwer es Alix ums Herz war, die befreienden, schmerzlindernden Thränen wollten sich nicht einstellen. Gegen Abend, als die notwendigsten Anordnungen getroffen waren und alle Besucher, auch die Gerichtskommission, unter deren Aufsicht die Sektion stattgefunden, sich entfernt hatten, ergriff Alix ein unabweisbarer Drang, draußen in der frischen Winterluft zu sein, allein mit ihren schmerzlichen Gedanken und Gefühlen. Rasch entschlossen, befahl sie anzuspannen, und bald saß sie zurückgelehnt in den elastischen Polstern des offenen Schlittens und ließ die eigentümlich weiche und doch frische Winterluft um Wangen und Schläfen hauchen.

Hier draußen war es noch nicht dunkel. Es war viel Sonnenschein am Tage gewesen, jetzt schwammen am westlichen Himmel phantastische Wolkengebilde in rötlicher Glut. Doch bald verwandelten sie sich in bleiernes Grau; gleich einem fahlen Leichentuch breitete sich's aus über all den farbigen Zauber, dunkle Schatten huschten empor und deckten sich über den letzten schwachen Rosenschimmer — ein einziger langgezogener orangegelber Streifen dehnte sich noch unter dem grauen Flor, aber er hatte nichts Freudiges mehr; ein unheimliches, gespenstisches Leuchten ging von ihm aus.

Alix richtete sich ein wenig in ihrer Ecke empor:

„Ich möchte die Schneidemühle sehen! Fahren Sie mich an den Fluß!“

Gehorsam lenkte der Kutscher seine Pferde links um und bog in den abschüssigen Weg ein, der hinab ans Stromufer führte.

Der Fluß lag offen, scheinbar ohne Bewegung, zwischen seinen Ufern. Wie ein schwarzes, glasig schillerndes Riesenband wand er sich durch seine leuchtend weiße Umgebung. Die Ufer waren hier ziemlich hoch — — im Frühling und Sommer war es wunderhübsch an dieser Stelle, Alix hatte als Kind ihre schönsten Blumen da gefunden.

In jener Zeit hatte den Fluß idyllische Einsamkeit umgeben, jetzt standen Häuser und Häuschen zu beiden Seiten, und aus denen, die am entgegengesetzten Ufer standen, blinkten Lichter wie freundliche, tröstende Augen. Es war inzwischen ganz dunkel geworden, und der Riesenwürfel der Schneidemühle leuchtete mit beinahe stechendem Glanz durch die Finsternis. Dasselbe Stampfen, Dröhnen und Fauchen schallte zu Alix herüber, das sie am Abend ihrer Ankunft gehört hatte, es war, als ob der Boden unter ihr erbebe, wie ihr Schlitten näher kam. Hier gingen keine Menschen an den Seitenwegen entlang wie drüben. Die größeren Häuser, in denen nach Ueberwegs Aussage die Beamten wohnten, waren alle hell erleuchtet. Der Schlitten fuhr an dem ungeheuren Fabrikgebäude vorüber und ließ es weit hinter sich.

Alix empfand eine peinigende Unruhe; sie ertrug das Stillsitzen nicht länger.

„Halten Sie hier still, ich will eine kleine Weile auf und nieder gehen. Sie dürfen sich keine Sorge machen, ich bleibe ganz in der Nähe!“

„Wie gnädiges Fräulein befehlen!“

Sie hatte Mühe, aus den Pelz- und Fußdecken, die Vetter Cecil sorglich um sie gebreitet und gewickelt hatte, heraus und auf die Erde zu kommen. Die vielen Hüllen waren ihr zu heiß gewesen bei dem weichen Wetter, ihre geöffneten Lippen tranken durstig die feuchte Luft, während sie rasch zuschritt. Ihr war es seltsam zu Mut: als habe sie ihres Vaters schweres Krankenlager und seinen Tod nur geträumt, als müsse sie in Frankfurt in ihrem schönen, behaglichen Mädchenheim erwachen und ihre Maria um sich haben, und alles, alles sei, wie es zuvor gewesen.

Da kam etwas durch die dunkle, stille Luft — wieder .... wieder! Ein Ton — ein Klang — woher denn?

Alix schritt hastig voran, dem Klange entgegen, und der Weg, den sie eingeschlagen, um den leise herüberklingenden Tönen näherzukommen, war der rechte gewesen — hier aus dem zierlich gebauten Häuschen, das vereinzelt dastand, wenn auch die ganze Umgebung darauf hindeutete, daß es in kurzer Zeit Nachbarschaft bekommen würde, drangen die Klänge, und das junge Mädchen, dessen Atem von dem eiligen Gang auszusetzen drohte, stand still und horchte. Es wurde Klavier gespielt, und das Pianoforte stand offenbar nahe den rechtsgelegenen Parterrefenstern des im Schweizerstil aufgeführten Gebäudes; nur diese zwei Fenster waren hell. Durchsichtige Gardinen hingen vor den Scheiben, der Schatten eines Mannes zeichnete sich an einer derselben ab. Und nun konnte sie auch die Melodie hören, die drinnen gespielt wurde:

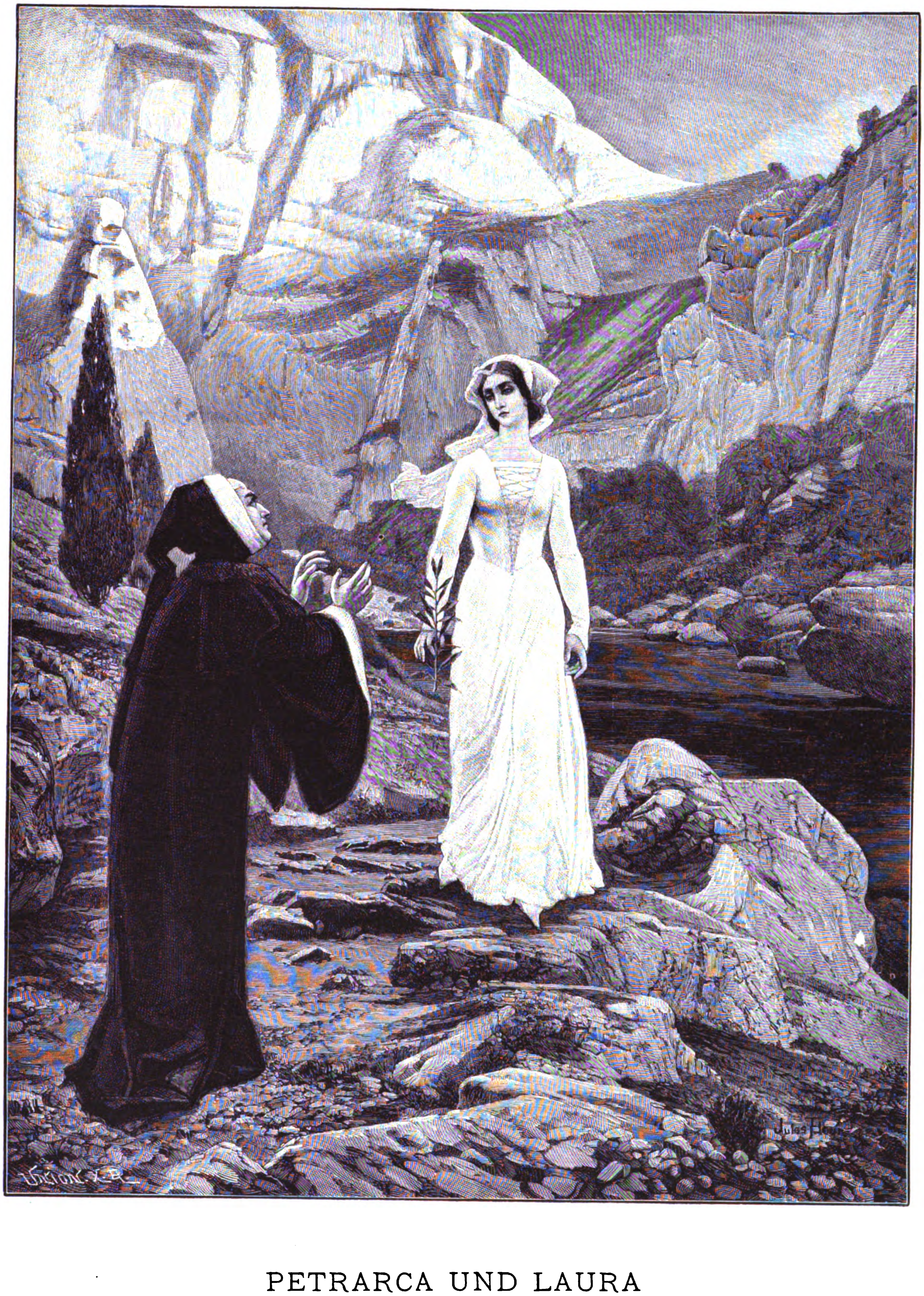
„Am stillen Herd — in Winterszeit!“ Das Werbelied Walther von Stolzings aus den „Meistersingern“!

Die schöne, reizvolle Melodie, aus der es wie Blumenatem quillt und wie treue, liebe Menschenaugen uns ansieht, wurde innig und einfach gespielt, und soweit ein guter und warm empfindender Spieler es fertig bringen kann, einem Pianoforte Töne zu entlocken, daß es ähnlich der menschlichen Stimme klingt, geschah es hier; ihr war, als hörte sie die Worte:

„Am stillen Herd, in Winterszeit,
Wenn Burg und Hof mir eingeschneit,
Wie einst der Lenz so lieblich lacht',
Und wie er bald wohl neu erwacht — —“

Das Lied ergriff Alix im Innersten, die holden Klänge lösten mit mildem Trost die Spannung in ihrem Herzen, und da — da konnte sie endlich weinen!

Digitized by Google



PETRARCA UND LAURA

Nach dem Gemälde von J. Flour

Digitized by Google

Digitized by Google

Ländliche Kunstbetrachtung.
Nach dem Gemälde von C. Battein.

Nach einer Photographie von Fiorillo in Paris.

Digitized by Google

Der da drinnen aber im Zimmer, als könnte er sich nicht genug thun in der Wiedergabe der Melodie, begann sie von neuem, und nach einer kleinen Pause wieder von vorn.

Und seine Zuhörerin da draußen weinte, als sollte ihre Seele sich auflösen in heißen Thränen.

Zuletzt wurde es still im Zimmer.

Der Spieler klappte den Deckel am Piano zu und saß noch eine kleine Weile, wie in Gedanken eingesponnen; dann erhob er sich, und in demselben Augenblick wandte sich die dunkle Frauengestalt vom Hause fort und ging hastig ihren Weg zurück.

Markwart, der eifrig nach seiner Herrin Umschau gehalten hatte, war sehr froh, als er sie endlich langsam auf sich zuschreiten sah. Eine Zeit lang hatte er sie aus den Augen verloren gehabt, und da war ihm bange geworden. Was das auch für eine Idee gewesen war, hier neben den halbfertigen Bauplätzen in völliger Dunkelheit auszusteigen und eine einsame Promenade zu machen — eine vornehme junge Dame, der man vor kaum vier Tagen ohne weiteres am hellen lichten Tag den Vater niedergeschossen hatte! Furcht mußte die nicht kennen, und das imponierte Markwart, ebenso ihr freundlicher, aber fester Gebieterton, der das Befehlen gewöhnt war. Sie nahm jetzt den Schleier herunter, stieg ein und sagte mit gedämpfter Stimme: „Sie können nach Hause fahren!"

7.

Wer nach einem Todesfall nahestehender Menschen das Bedürfnis nach Ruhe und innerer Einkehr fühlt, der darf dieselbe in den ersten Tagen, die dem Verlust folgen, nicht erwarten.

Die Welt ist nun einmal so! Es ist Sitte, den Leidtragenden Teilnahme zu erzeigen, gleichviel, ob man sie empfindet oder nicht; sie tritt auf, sie drängt sich herzu in jeder denkbaren Form, und Leute, die oft innerlich todeswund sind, die ihren Jammer kaum zu ertragen vermögen, werden gezwungen, zahllose Besuche entgegenzunehmen, Beileidsworte anzuhören, Briefe zu lesen, Blumenspenden zu empfangen, kurz, den ganzen üblichen, weitschichtigen Apparat der „Trauerfeierlichkeiten" um sich herum arbeiten zu sehen.

Alix hätte kaum gewußt, wie dies alles überstehen, ohne Vetter Cecils umsichtigen Beistand, zumal ihr Onkel aus Metz durch Krankheit am Kommen verhindert war. Cecil konnte ihr nicht alles ersparen, sie nicht immer schonen; aber wo es irgend anging, da that er es gewiß. Zahlreiche Leute, welche nichts als die gewöhnlichste Neugier, die so lange unsichtbar gewesene Tochter des Ermordeten, die Erbin des reichen Herrn von Hofmann zu sehen, nach Josephsthal getrieben hatte, mußten sich mit dem Anblick des englischen jungen Verwandten begnügen, der sie mit tadelloser Höflichkeit empfing und im Namen seiner Cousine alle Beileidsäußerungen und herrlichen Blumengaben in Empfang nahm: „Alexandra wird so sehr bedauern! Sie läßt durch mich bestens danken und sich vielmals entschuldigen, ist aber wirklich viel zu angegriffen, als daß ich ihr persönliches Erscheinen gestatten dürfte!"

Im übrigen zeigte er sich nicht besonders mitteilsam, dieser junge englische Herr. Ueber die Mordthat behauptete er, gar nichts Näheres zu wissen, Vermutungen sprach er nicht aus, über seine Cousine, ihre Persönlichkeit, ihre ferneren Absichten beobachtete er die äußerste Zurückhaltung, und die etwaigen Pläne und Bestimmungen seines verstorbenen Oheims versicherte er, nicht zu kennen. Die im großen Festsaal aufgebahrte Leiche bekam niemand zu sehen; wer eine Andeutung dieser Absicht wagte, erhielt die Antwort, es sei ein zu erschütternder Anblick, und die Tochter des Verstorbenen wünsche nicht, daß jemand zur Besichtigung zugelassen werde.

Am dreiundzwanzigsten Februar ein Uhr mittags läuteten die Josephsthaler Kirchenglocken und die der umliegenden Ortschaften zur Totenfeier für den Mann, der in seinem Distrikt und weit über denselben hinaus das Ansehen eines Herrschers genossen hatte.

Seit der Nacht war leichter Frost eingefallen, die Sonne lachte am lichtblauen Himmel, die Bäume standen im Rauhreif. Zahllose Schlitten lenkten ihren Lauf zum Josephsthaler Schloß, von dessen Zinne die Trauerflagge, auf Halbmast gehißt, im leichten Winde wehte. Schwarz verhüllt die lichten Marmorstufen im Innern des Schlosses, schwarz bezogen die Treppengeländer, mit Krepp umwickelt sämtliche Griffe und Thürdrücker. Von den Waffentrophäen in der Halle wallten lange schwarze Florschleier nieder. Bewegungslos, die langen Goldstäbe mit mächtigen schwarzen Schleifen und Bändern umwickelt, standen zwei Bediente des Hofmannschen Hauses in ihren Trauerlivreen neben dem Portal, während andere geräuschlos vor den Ankommenden herhuschten und sie in den Trauersaal geleiteten, in dessen Mitte unter einer Flut von Blumen und Palmen der hohe Katafalk aufgestellt war. An der linken Langseite desselben hatten die zahlreichen Oberbeamten der Josephsthaler Werke Aufstellung genommen, während den Gästen die rechte Hälfte des Saales sowie dessen Hintergrund angewiesen wurde.

Als alle, die gekommen waren, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, sich versammelt hatten, thaten die hohen Flügelthüren sich auf, und unter Vorantritt des Josephsthaler Geistlichen kam Alexandra von Hofmann am Arm ihres Vetters Cecil Whitemore langsam näher.

Die vielen Augen, die auf sie geheftet waren und erwartet hatten, eine Schönheit zu sehen, wurden nicht enttäuscht. Schön war Alix in diesen langschleppenden tiefschwarzen Gewändern mit ihrem blütenweißen jungen Gesicht, dem feinen, stolzen Profil und dem rotbraunen Haar. Gesenkten Hauptes schritt sie an ihren Platz. Die Trauerfeierlichkeit begann.

Der Josephsthaler Prediger sprach von dem Toten als von dem genialen Gründer der Josephsthaler Kolonie, dessen Wirksamkeit für die Gegend eine neue Aera bedeute, er sprach von ihm als von einem unermüdlich hilfreichen und gütigen Wohlthäter, der voll Humanität gewesen sei im edelsten Sinn des Wortes. Von der Verwaisung redete er, die über all die Hunderte, die diesem einziggearteten Mann unterstellt gewesen seien, fortan gekommen sein müsse, von der Verwaisung, die vor allen seine einzige Tochter betroffen.

Alix stand mit gesenktem Blick, gesenktem Haupte da und ließ den unaufhaltsamen Strom der feurigen Beredsamkeit ohne Bewegung über sich ergehen. Die Thränen blieben ihr auch jetzt wieder versagt. — Und nun setzte sich der Trauerzug nach der Schloßkapelle in Bewegung. Der Weg dahin führte ein gutes Stück durch den Park, an dessen westlicher Seite die Kapelle lag. Vor dem Schloß' waren sämtliche Arbeiter, die zur Kolonie Josephsthal gehörten, aufgestellt, eine schwarze, mehrhundertköpfige Menge, welche die Häupter entblößte, als der blumenbedeckte Sarg inmitten des Portals sichtbar wurde.

Acht Leute der Schneidemühle hoben den Sarg auf ihre Schultern — die Glocken läuteten ununterbrochen und die aus Greifswald verschriebene Militärmusik stimmte einen Trauermarsch an. Langsam setzte das ungeheure Leichengefolge sich in Bewegung.

Noch einmal vor der geöffneten Thür der mit Blumen reichgeschmückten Kapelle wurde der Sarg niedergesetzt, noch einmal sprach der Geistliche, diesmal im Freien, mit lautschallender Stimme zu der versammelten Arbeiterbevölkerung.

Dann war der Sarg in die Gruft hinabgelassen worden, und Freiherr von Hofmann war der Erde wiedergegeben, von der er genommen war.

Für Alix folgte noch eine peinvolle halbe Stunde, da viele Leute aus der Nachbarschaft ihr vorgestellt zu werden wünschten, die behaupteten, gute Freunde ihres Vaters gewesen zu sein, sich ihrer, der kleinen Alix vor zehn Jahren, noch deutlich zu entsinnen, und beanspruchten, daß auch *sie* sich ihrer deutlich entsänne.

Aber endlich waren sie alle miteinander fort, und Alix zog sich in ihre Zimmer zurück, sprach ein paar beruhigende Worte zu der sie beständig umsorgenden Françoise und begann für sich allein den Brief ihrer Maria zu lesen, der heute früh in Begleitung eines schönen Arrangements von Palmzweigen und weißen Rosen bei ihr eingetroffen war. Der Brief lautete:

„Ich will haben, daß Du diese Worte am dreiundzwanzigsten Februar lesen sollst, mein geliebtes Herz, und, wie ich meine Alix kenne, wirst Du sie dann erst lesen, wenn der schwere und traurige Akt, der Dir heute bevorsteht, überwunden ist. Du sollst es empfinden, daß ich mit meiner ganzen Seele bei

Digitized by Google

ausgedehnten Betrieb zu übernehmen, er, der noch keine zwei Jahre hier ist — —"

„So kurze Zeit erst?"

„Ja! Und ob er mit den Fabrikdirektoren, den Buchhaltern, Kassierern, Unterbeamten zurechtkommen würde . . . er ist nicht sonderlich beliebt, wie mir scheint —"

„So?"

„Wie mir scheint!" betonte der Justizrat mit Nachdruck. „Ich bin ja kein unfehlbarer Beobachter, und dem Josephsthaler Geschäftsbetrieb stand ich von jeher persönlich fern. Ich war Rechtsbeistand Ihres Herrn Vaters, weiter nichts. Daß aber sehr viel dazu gehört, um das Ganze hier zu leiten, das weiß ich genau."

„Und Sie meinen, dazu wäre mein Vetter Cecil die geeignete Person?"

„Ich habe nicht die Ehre, den Herrn zu kennen, aber — aber Ihr Herr Vater hielt ihn dafür. Er hat sich sehr anerkennend über Mr. Whitemore zu mir geäußert, hat gesagt, derselbe habe einen hervorragend praktischen Verstand, großen Scharfblick und vortreffliche Schulung, er sei zum Leiter eines großartigen Unternehmens wie geschaffen und könne in London ganz gut entbehrt werden, da sein Vater noch rüstig genug sei, um selber seinen Fabriken vorzustehen. Er fügte hinzu, daß er hoffe, seinen Neffen mit der Zeit für Josephsthal zu gewinnen, und daß er überzeugt sei, derselbe würde sich rasch einarbeiten. So dachte ich denn, in Ihrem Sinn zu handeln — —"

„Gewiß! Gewiß! Und was haben Sie ihm depeschiert?"

„Daß Ihr Herr Vater infolge eines schweren Unfalls lebensgefährlich verwundet und Mr. Cecil Whitemores baldigstes Herüberkommen unbedingt wünschenswert sei!"

„Und wann sandten Sie das Telegramm ab?"

„Etwa drei Stunden nach dem Unfall, als die Aerzte ihr Gutachten abgegeben hatten."

„Er hat noch nicht geantwortet?"

„Bis jetzt noch nicht! Es war dies, wie gesagt, meine einzige eigenmächtige Handlung; ich glaubte aber, Ihre Einwilligung nicht mehr abwarten zu können, auch erschien mir dieselbe als selbstverständlich. Würden Sie mir nun vielleicht weitere Aufträge erteilen? Ich möchte Ihnen jede Mühe abnehmen, alles in Ihrem Namen erledigen, aber Sie müssen eben Ihre Bestimmungen treffen."

Alix besann sich einen Augenblick.

„An meinen Onkel Alexander von Holsten-Delmsbruck, der Oberst in Metz ist, bitte ich Sie in meinem Namen zu telegraphieren, daß es mir angenehm wäre, wenn er herkommen könnte, da Papa schwer erkrankt sei. Papas sonstige Verwandtschaft steht mir fern. Was aber soll ich mit fremden Leuten hier im Hause zu einer solchen Zeit wie die jetzige?"

„Hm! Was ich sagen wollte.... da wir von Verwandten soeben gesprochen haben: ist Ihnen ein Zweig Ihrer Verwandtschaft — mütterlicherseits — bekannt, der den Namen Hagedorn führt?"

„Nein — oder irre ich mich? Lassen Sie mich einmal nachsinnen! Hagedorn? Mir ist doch, als hätte meine Mutter zuweilen von einer Cousine, die sie sehr liebte und die viel im Hause ihrer Eltern war, gesprochen; sie war älter als meine Mutter und heiratete als blutjunges Mädchen, gegen den Willen der Familie, einen — Gelehrten oder einen Lehrer —"

„Ganz recht! Hat Ihr Herr Vater Ihnen nie von den Kindern dieses Herrn Hagedorn gesprochen?"

„Nie! Ich wußte nicht einmal, daß Kinder vorhanden sind!"

„Jedenfalls eines! Und dieser Sohn .... Was giebt es?"

Ein Diener näherte sich den beiden. Unwillkürlich standen sie von ihren Sitzen auf.

„Ist Herr von Hofmann kränker?"

„Ist der Arzt gekommen?"

„Bitte um Verzeihung — nein! Es ist jemand am Telephon, der wissen möchte, ob das gnädige Fräulein angekommen sind!"

„Von Greifswald?"

„Jawohl, Herr Justizrat!"

Alix und Ueberweg tauschten einen Blick.

„Wollen Sie mit mir kommen, liebe Alix!"

Er bot ihr den Arm.

„Kann man so schnell von London herüber?" fragte sie während des Gehens.

„Warum nicht? Wer viel reist und einen kräftigen Körper hat, für den sind zwei Nächte und ein Tag schon eine lange Zeit. Bitte hier!"

Alix setzte sich in dem kleinen Zimmer, das neben ihres Vaters Comptoir lag, nieder und lauschte aufmerksam.

„Hier Cecil Whitemore aus London. Sind Sie selbst zur Stelle, Cousine Alexandra?"

„Ja. Ich bin seit gestern abend hier."

„Bin vor einer Stunde angekommen. Justizrat Ueberweg hat mich gerufen. Kann ich einen Wagen bekommen, oder soll ich mir hier einen mieten?"

„Nicht nötig. Ich werde sofort das Anspannen bestellen."

„Wie lange fährt man?"

„Ich denke, etwa anderthalb Stunden. Machen Sie nicht den Umweg zur Station Josephsthal. Ruhen Sie lieber und warten Sie auf den Wagen!"

„Wie Sie wünschen. Also in drei bis vier Stunden auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen. — Schluß!" —

Alix trat vom Telephon zurück. Das war eine zweckentsprechende, sachliche Besprechung gewesen — kein Wort zuviel. Dafür war Vetter Cecil ein praktischer Engländer und sie ein vernünftiges Mädchen, das alle Sentimentalität haßte! Cecil hatte kein Wort über den Unglücksfall mit ihrem Vater verloren — — natürlich! Hätte er ihr etwa durchs Telephon sein Beileid ausdrücken sollen!?

— — — Als sie das Comptoir ihres Vater durchschritt, gewahrte sie einen sehr brünetten, schlanken Herrn am geöffneten Pult sitzend, dem er einen ganzen Stoß von Papieren entnommen hatte. Beim Eintritt der jungen Dame sprang er auf und verbeugte sich tief: „Baroneß wollen gestatten — Oberingenieur Harnack!"

Alix sah sich den Mann aufmerksam an. Er hatte ein intelligentes Gesicht, sichere Manieren und war sehr sorgfältig gekleidet; seine Hände waren klein und gut gepflegt, er trug einen schönen Brillantring am vierten Finger der Linken. Sein sich emporbäumendes straffes Haar war schwarz, auch seine Augen schienen von glänzendem Schwarz.

„Ich habe bereits viel von Ihnen gehört, Herr Ingenieur. Justizrat Ueberweg hat mir Ihre bedeutende Fachkenntnis gerühmt, er nannte Sie die rechte Hand meines Vaters."

Harnack verbeugte sich abermals.

„Ich bin dem Herrn Justizrat für seine gute Meinung zu Dank verpflichtet, und ich schätze mich glücklich, Ihrem Herrn Vater, gnädigste Baroneß, von Nutzen sein zu können."

Alix wollte mit einer leichten Neigung des Kopfes weitergehen.

„Gnädiges Fräulein wollen verzeihen —"

„Sie wünschen?"

„Baroneß werden sich sagen können, daß ein so ausgebreiteter Betrieb einer leitenden Hand bedarf. Die Werke dürfen nicht feiern, die Arbeiter müssen beschäftigt, neue Dispositionen getroffen, Aufträge zu Lieferungen erteilt werden. Es sind Abschlüsse zu machen, Zahlungen zu leisten. Der älteste technische Direktor, der Form nach wohl der oberste Angestellte, ist — die Situation wird meine Offenheit entschuldigen! — für einen so verantwortlichen Posten absolut ungeeignet. Ich habe vorgestern und gestern, auf des Herrn Justizrats Zureden, selbständig meine Maßregeln getroffen, und der Herr Justizrat machte sich anheischig, dies vor Ihnen, gnädiges Fräulein, einstweilen zu vertreten. Da die Tochter unseres verehrten Chefs jetzt selbst zur Stelle ist, so würde ich sie bitten, mir gütigst eine Vollmacht auszustellen, die mich ermächtigt, nach eigenem Ermessen, selbstredend ganz im Sinn meines erkrankten Chefs, zu disponieren, um später von jeder meiner Maßnahmen genaue Rechenschaft abzulegen."

Es war gegen das, was der Ingenieur vorbrachte, direkt nichts zu sagen. Dennoch klang etwas mit hinein, was Alix nicht gefallen wollte und sie innerlich reizte. Sie besann sich einen Augenblick und entgegnete dann in einem Ton, der

Digitized by Google

Karls des Kühnen Flucht

Nach einer Originalzeich

n der Schlacht bei Nancy.

nung von G. A. Closs.

Digitized by Google

unwillkürlich etwas hochfahrender ausfiel, als sie es beabsichtigt hatte:

„Das dürfte unnötig sein, da mein Vetter, Mr. Cecil Whitemore aus London, in wenigen Stunden hier eintrifft, um einstweilen die Verwaltung des gesamten Betriebes zu übernehmen."

„Baroneß gestatten mir die Frage: Ist die Sachlage derart aufzufassen, daß ich, im Fall Herr von Hofmann nicht wieder gesund wird, in Mr. Whitemore aus London meinen künftigen Chef und den späteren Herrn der Werke zu sehen habe?"

„Nein," sagte Alix, und sie fühlte zu ihrem Aerger, daß sie rot wurde, „das soll damit durchaus nicht gesagt sein. Mein Vetter besaß seit langem das Vertrauen meines Vaters in hohem Grade, deshalb will ich ihm jetzt die Bestimmung überlassen, was zunächst zu thun ist."

Diesmal machte Ingenieur Harnack keinen weiteren Versuch mehr, das junge Mädchen zurückzuhalten. Er verneigte sich nur stumm und ernst und schritt zur Thür, die er weit offen hielt, während Alix hindurchging.

Sie war nicht mit sich zufrieden, wie sie durch die Zimmerflucht zu ihrem Kranken zurückkehrte. Es mußte ihr daran liegen, den Mann, dessen Fähigkeiten man ihr so gerühmt hatte, dem Werk zu erhalten, und sie hatte sein Anerbieten, die Oberleitung zu übernehmen, zurückgewiesen und ihren englischen Vetter vorgeschoben. Aber das mußte sie, das war sie Cecil schuldig! Sie konnte ihn, einen so nahen Verwandten ihres Hauses — ihre und seine Mutter waren Schwestern gewesen — nicht unter die Botmäßigkeit eines Ingenieur Harnack stellen!

Gleichviel! Sie hätte dabei rücksichtsvoller zu Werk gehen können, und sie tadelte sich darum. Rief sie sich aber den Mann in die Erinnerung zurück und den Ausdruck in seinen Augen während er mit ihr gesprochen hatte, so fühlte sie sich in ihrem Innern wieder ebenso gereizt, als da sie ihm gegenüberstand. Seine Rede hatte höflich und sachgemäß geklungen, aber unterdessen führten seine heißblickenden, schwarzen Augen eine gänzlich andere Sprache, es lag etwas Zudringliches darin, etwas, das Alix zurückstieß.

Im Krankenzimmer fand sie Doktor Petri. In seiner ruhigen Bestimmtheit verordnete er ihr ein Glas starken Weines und ein paar Stunden Schlaf, ging auch nicht früher fort, als bis Françoise ihre junge Herrin zur Ruhe gebracht hatte. Ein kurzer schwerer Schlummer ließ Alix wenigstens für eine Zeit lang die schreckliche Gegenwart vergessen. Als sie erwachte, sah eine bleiche Wintersonne zum Fenster herein, und es war zwei Uhr mittags. Der englische Vetter, für den Alix unmittelbar nach ihrer Unterredung mit dem Ingenieur einen Wagen nach Greifswald beordert hatte, konnte jeden Augenblick in Josephsthal eintreffen.

Françoise, die das reiche Haar ihrer Herrin mit geschickten Händen knotete und dann mit einem Pfeil durchstach, hatte viel zu berichten.

„Denken Sie nur, mignonne, vor einer Stunde, als Sie noch schliefen, sind Herren gekommen vom Gericht, um die blutige That zu untersuchen, näher zu untersuchen — o, und ich glaube, auch welche von der geheimen Polizei. Ich zittere, daß sie mich verhören werden!"

„Dich, Françoise? Sprich doch nicht solchen Unsinn! Wozu sollte das dienen?"

„Nun, man kann nie wissen! Alles, was zum Haus gehört, soll vernommen werden, und ich gehöre doch dazu! Doch ehe ich's vergesse, der Herr Justizrat wünscht Sie zu sprechen — es habe sich herausgestellt eine Sache von großer Wichtigkeit!"

„Und das erfahre ich jetzt erst?" Alix sprang aufgeregt vom Stuhl empor. „Warum hast du mich nicht sofort geweckt?"

Alix hörte die Rechtfertigung der schwatzhaften Französin nicht mehr mit an, sie hatte bereits das Zimmer verlassen. Den Diener, der ihr entgegenkam, hielt sie an:

„Wo sind die Herren vom Gericht?"

„In Herrn von Hofmanns Comptoir, Baroneß! Darf ich dem gnädigen Fräulein nicht zuvor im kleinen Speisezimmer das Diner servieren?"

„Nein! Führen Sie mich sogleich zu den Herren!"

„Wie gnädiges Fräulein befehlen. Es führt ein Weg zum Comptoir durch verschiedene Zimmer, wie gnädiges Fräulein diesen Morgen gegangen sind, der andere geht über die Korridore, und das ist der kürzere!"

„So gehen wir diesen!"

Im Comptoir traf Alix außer Ueberweg noch vier Herren, drei davon in mittleren Jahren, der vierte sehr jung aussehend, mit einem bartlosen Gesicht und einem beinahe kindlichen Ausdruck in den hellen Augen.

„Herr Staatsanwalt Bindemann, Herr Landgerichtsrat Keller, Herr Assessor Grün, Herr Korty — Baroneß Alexandra von Hofmann!"

Die Herren verneigten sich.

„Wollen Sie der Dame nicht auch meinen Titel nennen, Herr Doktor?" fragte der zuletzt Genannte mit einem ganz leichten Lächeln. „Es dürfte sich doch empfehlen, sie ins Vertrauen zu ziehen!"

„Gewiß, wie Sie wünschen. Ich mußte mich aber zuvor Ihrer Zustimmung versichern. Also: Herr Korty, Geheimpolizist aus Berlin."

Alix sah aus großen, erstaunten Augen auf das glatte Knabengesicht mit der harmlosen, nichtssagenden Miene.

„Herr Korty wird von heute an als Mechaniker hier eintreten und einige seiner Gehilfen als Arbeiter bei den Walzwerken!" sagte der Justizrat. „Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, liebe Alix, daß sein Name sowie der Zweck seines Hierseins strengstes Geheimnis ist, das nur wir Juristen mit Ihnen und Ihrem Vetter Mr. Cecil Whitemore teilen. Für alle übrigen, hohe und niedere Angestellte, für alle, wohlverstanden, ist dies Herr Neubert aus Stralsund, der durch Vermittlung Ihres Herrn Vetters, der ihn in London bei einem deutschen Geschäftsfreund kennengelernt hat, hierher gekommen ist, um bei den hiesigen Werken zu arbeiten, zum Teil schriftlich, zum Teil auch praktisch. Wir werden Mr. Whitemore, sowie er eintrifft, hiervon verständigen. Herrn Neuberts Stellung wird es mit sich bringen, daß er möglichst mit allen Schichten der Josephsthaler Bevölkerung in Berührung kommt — Sie sehen die Notwendigkeit dieser Maßregeln ein, nicht wahr?"

„Vollkommen!" bestätigte Alix. Dann wandte sie sich zu den andern:

„Darf ich die Herren ersuchen, wieder Platz zu nehmen und mir, soweit Ihnen dies zulässig erscheint, Mitteilung von dem Geschehenen zu machen? Meine Bonne erwähnte andeutungsweise etwas von einer wichtigen Entdeckung — —"

„In der That!" Landgerichtsrat Keller, der älteste der anwesenden Herren, ergriff das Wort: „Wir wünschten, Sie, gnädiges Fräulein, als die einzige und majorenne Tochter Herrn von Hofmanns, in den Sachverhalt einzuweihen, und gaben daher die in ganz allgemeinen Ausdrücken gehaltene Parole von der wichtigen Entdeckung aus, die freilich auch zu Recht besteht. Es handelt sich nämlich um eine kurze Notiz in Ihres Herrn Vaters Brieftasche, die Kollege Ueberweg im Schreibtisch Herrn von Hofmanns gefunden hat, des Inhalts, daß Ihr Herr Vater eine größere Summe in Banknoten, etwa zweimalhunderttausend Mark, dem Direktor der Oelmühle hat übermitteln wollen, um mit dem größten Teil des Geldes neu eingelaufene bedeutende Lieferungen zu decken, mit dem übrigen die Gehälter an die Angestellten des Etablissements zu zahlen. Herr von Hofmann war die Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in Person. Irrtümer und Vergeßlichkeiten sowie Verwechslungen sind daher so gut wie ausgeschlossen, zumal es sich um eine so bedeutende Geldsumme handelte. Der Termin der Ablieferung war genau im Notizbuch angegeben: der achtzehnte Februar — — ebenso die einzelnen Nummern der Wertpapiere, hinterher die Bemerkung: sofort nach eigenhändiger Ablieferung persönlich einzutragen! — Der Direktor der Oelmühle, seit fünfzehn Jahren Ihres Herrn Vaters Beamter, ein durchaus zuverlässiger Mann, ist am Morgen des achtzehnten Februar um neun Uhr zehn Minuten per Telephon durch Herrn von Hofmann benachrichtigt worden, sich kurz vor zwölf Uhr mittags zu

Digitized by Google

Dir bin, daß ich mich, in Freude wie in Leid, getreulich zu Dir rechne, daß nichts auf der weiten Welt geschehen kann, was meine Liebe und Freundschaft zu Dir zu erschüttern imstande wäre . . . . ebenso, wie ich mich dessen jederzeit von Dir versichert halte! —

Ach, mein armer Liebling, schwere Zeiten sind über Dich hereingebrochen, noch schwerere vielleicht stehen Dir bevor! Hab' ich Dich stark genug gemacht, alles zu ertragen, was Dir auferlegt ist, hab' ich das? Unaufhörlich klingt mir diese bange Frage im Herzen wieder! Es war keine Kleinigkeit für mich, ein ‚Kind des Glücks', wie die Menschen Dich so gern nannten, zu erziehen, Dich das heitere, schöne, sorglose Dasein, welches das Schicksal Dir bereitet, genießen zu lassen und Dir doch wieder und wieder, beständig fast, zu wiederholen: ‚Es ist keiner im Leben immer ein Kind des Glücks! Schau' um Dich und schau' in Dich! Glänzende äußere Gaben befähigen zu vielem, erleichtern manches, sie können aber die Schicksalsschläge nicht abwenden, die niemand erspart bleiben!'

Und nun ist das Schicksal gekommen und hat Dich so früh, so unerwartet früh vor eine große, schwere, verantwortliche Aufgabe gestellt! —

Was soll ich es Dir verhehlen, meine Alix, ich habe oft mit Angst und Zittern an diese Deine Zukunftsaufgabe gedacht. Denn Herr sein über so viele — das ist schon für einen intelligenten Mann, der von Jugend auf dazu geschult ist, ein schweres Amt! Nun aber ein junges, verwöhntes Mädchen gar, das nicht den Schatten einer Vorbereitung zu solchem Amt gekannt hat! — — —

Wenn mich diese Furcht nun überkam, so war es mir ein Trost, Deines Vaters kräftige, lebensvolle Gestalt, seine eisenfeste Gesundheit, sein in sich geschlossenes Wesen, seine regelmäßige Lebensweise und stete Arbeitsfreudigkeit mir in Erinnerung zu bringen. ‚Er wird noch lange, lange leben! Er wird sehr alt werden — meiner Alix wird es viele Jahre hindurch erspart sein, diese ungeheure Verantwortung auf sich zu nehmen; sie wird Zeit haben, innerlich auszureifen, und wenn das Schwere an sie herantritt, so wird es sie einigermaßen gerüstet finden!'

Und jetzt ist mein armes, süßes Kind eben einundzwanzig Jahre alt geworden!!

Mich haben einige Bekannte, die ich auf der Straße traf und die den Mut besaßen, sich an mich heranzuwagen — den Sinn dieser Worte erkläre ich Dir später — schon gefragt, ob Du nicht sehr bald hierher zurückkehren und demnächst auf längere Zeit verreisen würdest? Nicht wahr, Kind, ich that recht daran, ihnen zu sagen, daß Du daheim bleiben und versuchen wolltest, Dich in Deine neuen Pflichten einzuleben? Du gehörst jetzt nach Josephsthal und nirgend anderswo hin! Deine Pflichten halten Dich dort fest. Und noch einen zweiten stichhaltigen Grund, außer diesen neuen Pflichten, giebt es, weshalb meine Alix um keinen Preis fahnenflüchtig werden darf! Sie haben Dir Deinen Vater heimtückisch gemordet, Du armes Herz; seinem Wirken und Schaffen ist ein vorzeitiges Ziel gesteckt worden. Deine Pflicht als Tochter gebietet es Dir, am Ort der That zu bleiben, jeden Schritt, den man zur Entdeckung des Thäters unternimmt, zu verfolgen, bis, hoffentlich bald, Licht in dieses traurige Dunkel gebracht wird. Schwer und lastend genug liegt auch diese zweite Aufgabe auf Dir — aber ich habe immer gefunden, daß mein Liebling ein starkes Herz hat und eine elastische, gesunde Natur . . . . . beides im Bunde miteinander wird Dir auch jetzt helfen, da der bittere Ernst des Lebens so gebieterisch an Dich herantritt. — Für Deine kurzen, aber so sachgemäßen und häufigen Nachrichten sage ich Dir tausend Dank. Es war sehr liebevoll und zart von Dir, mir in dieser für Dich so schweren Zeit täglich zu schreiben, aber Du weißt es ja, mußt es ja fühlen, wie mein Herz jede Stunde um Dich bangt und sorgt!

Ach, daß ich nicht bei Dir sein kann, nicht zu Dir eilen darf! Du fragst nach den Kindern — mitten in Deinem eigenen Kummer und Deiner Aufregung hast Du an unsere Kleinen gedacht und uns dadurch unbeschreiblich wohlgethan. Ich muß nun wohl von uns erzählen; Liebste, leider kann ich nichts Gutes berichten! — — Am Tage Deiner Abreise steigerte sich bei unserem Werner das Fieber aufs neue bis zu bedenklicher Höhe, der Arzt konstatierte einen Rückfall, und während ich in Angst und Schrecken um das Kind bemüht bin, bekomme ich die Nachricht, daß meine kleine Else im Pensionat unter beängstigenden Symptomen erkrankt ist, und daß man auch bei ihr Diphtheritis fürchte.

Ich habe mich sofort in einen Wagen gesetzt und mir das Kind, in Kissen gepackt, hergeholt — wie sollte ich den Damen dort so viel Sorge und Unbequemlichkeit aufbürden — und dann — wer könnte ein Kind besser pflegen als seine eigene Mutter? — —

Das kleine Leben war zwei Tage hindurch sehr in Gefahr, meine Alix, so sehr, daß wir versuchten, uns aufs schlimmste gefaßt zu machen. Ach, versuchten! Wäre es gekommen — ich weiß nicht, wie wir's hätten tragen sollen!

Fürs erste ist die unmittelbare Lebensgefahr vorüber, aber beide Kinder sind unsagbar schwach und mitgenommen, namentlich Else, die sich in den wenigen Tagen fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hat.

Ich schreibe diesen langen Brief mitten in der Nacht; mein Tisch steht zwischen den beiden Kinderbetten. Hebe ich die Augen, so kann ich die kleinen Schläfer sehen. Werner ist recht mager und blaß, sein liebes Gesicht aber doch zu erkennen. Mein Elschen — immer noch kommen mir die Thränen, wenn ich das Kind ansehe! Werde ich es wirklich behalten dürfen?

Die Fenster stehen offen, es soll beständig frische Luft im Zimmer sein; ich sitze im dicken Mantel, ein warmes Tuch um Hals und Kopf genommen, aber die Hände sind mir doch steif und kalt! — — Dies die traurigen Gründe, die mich jetzt von Dir fernhalten!

Ich habe mich nun gemüht, soweit mir dies ohne persönliches Eingreifen möglich war — denn die Menschen scheuen doch mit Recht die Ansteckung so sehr! — eine Art von Ersatz für meine Person ausfindig zu machen, denn allein kannst Du nicht bleiben, Du brauchst notwendig eine Gesellschafterin, Françoise genügt dafür in keinem Fall. Da hat mir nun meine Kollegin, die Professorin Behr, die sich richtig zu mir wagte — wie Du weißt, hat sie keine Kinder, und Furcht vor Ansteckung kennt sie nicht — eine einstige Jugendfreundin, die in Berlin lebt und immer noch mit ihr im Briefwechsel steht, warm empfohlen.

Es ist die Witwe eines Majors von Sperber, kinderlos, überhaupt ohne jeden Anhang, eine rüstige ältere Dame, liebenswürdig, gescheit, mit guten, feinen Manieren. Sie hat zu leben, wie man so sagt, hat aber des öfteren geäußert, wie wenig dies thatenlose Dasein sie befriedige, wie sie sich nach irgend welcher Thätigkeit sehne und am liebsten bei einer verwaisten jungen Dame Mutterstelle vertreten und die Repräsentationspflichten übernehmen möchte. Frau Professor Behr sandte mir ein paar Briefe ihrer Freundin, und sie gefielen mir gut. Meine Kollegin selbst kennst Du ja als eine kluge und sympathische Frau, deren Urteil man wohl trauen darf. — — Was also meinst Du? Soll ich der Majorin v. Sperber in Deinem Namen schreiben? Oder willst Du dies selbst thun? Ihre Adresse füge ich bei. Es ist ein Griff in die Glückslotterie, diese Wahl einer Gesellschaftsdame für Dich, aber selbst bei Menschen, die man zu kennen glaubt, stellen sich im steten Zusammenleben oft genug unliebsame Ueberraschungen ein! — — Daß Du in dieser wichtigen Angelegenheit einen raschen Entschluß fassen mußt, liegt auf der Hand. —

Mein Mann läßt grüßen und denkt, gleich mir, in Liebe und Sorge an seine Pflegetochter. Werner hat schon nach Dir gefragt und schickt gleichfalls seinen Gruß. Meine kleine Else liegt noch ganz abgespannt und teilnahmlos da.

Gott mit Dir, mein Kind, mein Liebling, meine beste treueste Freundin! Schreib' mir, sobald Du irgend kannst, und übersteh' tapfer den heutigen schweren Tag und die ebenso schweren Zeiten, die ihm folgen werden!

Immer die Deine und immer bei Dir!
Maria."

(Fortsetzung folgt.)

Die Vierlande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von O. Schwindrazheim. Mit Illustrationen von H. Haase.

Bauernhaus.

Der Fremde, der Hamburg einen Besuch abstattet, pflegt wohl dem berühmtesten Punkte der näheren Umgegend, Blankenese, einige Stunden zu schenken, im übrigen aber hegt man keine allzu optimistische Ansicht von den Reizen, die Hamburgs Umgegend etwa aufweisen könnte.

„Flaches Land, teils fruchtbar, teils nicht, mit Feldern, Bauernhäusern, Bauern — worin sollte das wohl von dem Durchschnittstypus einer norddeutschen Dorflandschaft abweichen? Blankenese — da ist doch ein Berg mit Aussicht, da ist malerische Abwechslung — aber da hinten, wo's flach ist wie ein glattgehobelter Tisch — ja, was sollte da wohl los sein!" So sprach zu mir ein Freund aus Süddeutschland, der in Hamburg auf Besuch war.

„Meinen Sie?" erwiderte ich. „Schade, ich wollte Sie eigentlich gern zu einer kleinen Fahrt gerade in Blankenese entgegengesetzter Richtung bereden!"

„Schöne Rosen, meine Herren!" redet uns plötzlich eine merkwürdige Frauensperson an, die auf der Treppenrampe eines vornehmen Hotels am Jungfernstieg dasitzt. Ein breitrandiger Strohhut mit steifen schwarzen Rückenschleifen bedeckt ihr Haupt, ein mit Goldstickerei und Silberschmuck geziertes Mieder umschließt ihre Brust, ihr dunkler Rock hat auffallende steife Glockenform. — „Eine Vierländerin," antworte ich auf die Frage, wer das sei. — Wir schlendern zum Hopfenmarkt, Hamburgs größtem Gemüsemarkt, am Fuße der Nikolaikirche. „Die Frauen dort," erkläre ich, „die ganz vergraben sind unter einer Unzahl von Körben voll lockender Gemüse und Früchte, sind auch Vierländerinnen. Jener Bauer in Kniehosen, dunklem Wams mit Silberknöpfen und stattlichem Cylinder gehört dazu. Prachtvolles Obst, nicht wahr? Diese Erdbeeren und Kirschen, diese Johannis- und Stachelbeeren — sehen Sie, auch Pfirsiche sind da. Ja, Vierlanden! In dem gesegneten Landstrich soll's wohl gedeihen, das ist das reine Paradies! Wohl gemerkt, auch ein künstlerisch hochinteressantes Land, prachtvolle Kirchen, volkstümliche Kunst, malerische Architekturen und Landschaften!" —

Ob es weit dahin sei, fragt mein Gast. „O nein, mit der Bahn eine halbe Stunde oder mit einem Dampfer zwei und eine halbe." — Ob wir nicht einmal dorthin könnten? „Ei gewiß, haben Sie denn Lust? Ja? Das ist ja herrlich, dann habe ich Sie nun auf dem Punkte, wo ich Sie haben wollte! Auf der Eisenbahnfahrt und unterwegs auf dem Marsche von der Station Bergedorf nach Kurslak erzähle ich Ihnen ein wenig im voraus von den Vierlanden." . . .

Zur Zeit Heinrichs des Löwen war's, da kamen aus den Niederlanden, wo der Mensch gelernt hatte, dem Wasser zum Trotz aus überfluteten Sümpfen fruchtbares Land zu machen, Ansiedler in die Gegend, die wir heute Vierlanden oder die Vierlande nennen. Wo sich jetzt fruchtbare Aecker, Gemüse-, Obst- und Blumenfelder ausdehnen, sah's dazumal bös aus. Aus dem in der Urzeit riesenbreiten Strombette der Elbe hatten sich allmählich, gebildet durch niedersinkende Schwemmstoffe des Stromes, niedere, sumpfige Inseln erhoben, die, weil sie der Flut stetig ausgesetzt blieben, unbewohnbar waren. Das war ein Terrain, das den Ankömmlingen paßte, aus dem sie durch Deichbauten, durch Entwässerung und emsigen Fleiß bei der Bebauung des Bodens das gemacht haben, was heute die Vierlande sind: ein überaus üppiges Gemüse-, Obst- und Blumenland, eine der anmutigsten Gegenden Norddeutschlands!

Stolz sagen wir Hamburger: es ist Hamburgisches Land — unsere Vorfahren haben's, wie auch Ritzebüttel, mit den Waffen in der Hand gewonnen. 1420 hat's Herzog Erich IV von Sachsen-Lauenburg im Frieden von Perleberg an Lübeck und Hamburg, nachdem sie seine festen Schlösser Bergedorf und Ripenburg genommen, abgetreten. Bis 1868 waren die Vierlande „beiderstädtisch", dann kamen sie durch Kauf in Hamburgs Alleinbesitz.

— Nun flink noch etwas rein Geographisches, denn gleich sind wir da! . . . Das Ländchen wird im Süden und Osten von der Elbe begrenzt, im Norden stößt es an das holsteinische Geestland, im Westen an die Hamburgischen Landschaften Bill- und Ochsenwärder. Zwei im 15. Jahrhundert am oberen Ende abgedämmte Elbarme, die Dove- und Gose-Elbe, welche eine bequeme Beförderung der Landeserzeugnisse zu Schiff nach der Stadt ermöglichen, zerlegen es in drei Streifen. Ein hoher Elbdeich schließt es gegen die Elbe, niederere Deiche dämmen es gegen die toten Elbarme ab. Die Deiche sind zugleich, abgesehen von ein paar Querstraßen, die einzigen fahrbaren Wege. Vier Orte enthält das Ländchen, wie sein Name sagt: Kurslak, Alten- und Neuengamme und Kirchwärder. — So, und nun kann unser Streifzug beginnen!

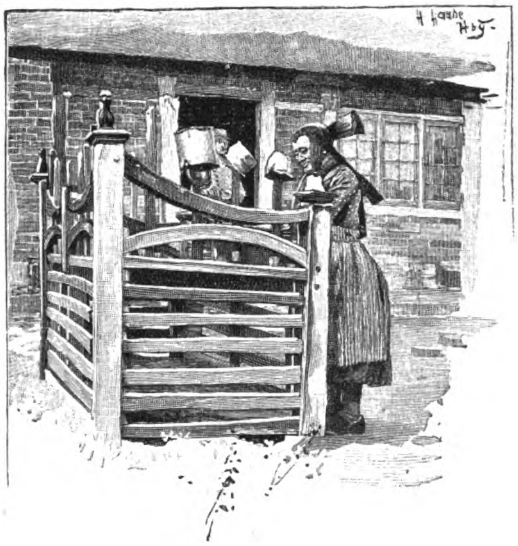
Merkwürdige Straßen sind es, auf denen wir einherwandeln. Hoch erheben sich die aufgeworfenen Dämme über das Land, bald, wie z. B. große Teile des Elbdeiches, nackt, baumlos, bald an der einen Seite durch hochragende Bäume gefestigt, bald durch schattige Alleen geziert. Der stärkste Deich ist natürlich der Elbdeich, der, mit großen Steinen gepanzert, namentlich im Winter durch den Anprall des oberländischen Eises, sowie im

Beim Sortieren der Maiblumenkeime.

Digitized by Google

Sommer durch starke Fluten den heftigsten Angriffen ausgesetzt ist. Hinter dem Deiche liegen die Häuser, die älteren unten, so daß man bequem in die Fenster hinabgucken kann, die neueren in Deichhöhe. Ein mehr oder weniger breites Vorland trennt den Fuß des Deiches vom Flusse, je nach den Windungen des letzteren.

Weit schweift der Blick vom Deich aus über das gesegnete Land hin. Was, abgesehen von der überall zu Tage tretenden Ueppigkeit des Wachstums, den Vierlanden den Charakter der Eigenart giebt, ist die stark hervortretende Gemüse-, Obst- und Blumenzucht, ganz insbesondere die letztere. Die Vierländer sind Hamburgs Hauptblumenlieferanten. Wahre Blumenfelder giebt's hier, auf denen alle beliebten Blumen, Rosen, Maiglöckchen, Nelken, Narzissen, Levkojen, Veilchen, auch hochmoderne, wie Chrysanthemen, Gladiolen ꝛc., gezogen werden — ja, der Ausdruck „Blumenmeer" ist bisweilen für dieses Gartenland am Platze, ein Vergleich, der um so besser paßt, als wir in dem köstlichen Duft, den dieses Meer aushaucht, ein Gegenstück zu der kräftigen Seeluft haben.



Geschirrtrockenständer.

Rose und Maiglöckchen („Maibloom") sind die Königinnen unter den Vierländer Blumen. Außer durch den Verkauf derselben an Hamburger Blumenläden und Blumenhändler weiß der kluge Vierländer aber auch noch auf andere lohnende Weise Gewinn aus ihnen zu ziehen: die Rose präpariert er für die Zwecke des Konditors und des Rosenölfabrikanten, die jungen Schößlinge der Maiblumen im Herbste versendet er ins Ausland, nach Rußland, England, ja nach Amerika und womöglich noch weiter, damit sie dort, künstlich schnell zum Aufblühen gebracht, die Liebhaber des reizenden Blümleins erfreuen können. „Maiblume" hat er in Anerkennung dieser Bedeutung des Blümchens auch den Dampfer getauft, der Hamburg direkt mit dem Herzen seines Ländchens verbindet. Jeder Vierländer hat zum mindesten ein paar Beete mit Maiblumen bepflanzt; auf unserem unteren Bilde S. 528 sehen wir eine Familie mit dem Sortieren der Keime beschäftigt.

Die Diele.

Unter den Früchten nimmt die Vierländer Erdbeere den ersten Platz ein. Vierländer Erdbeeren mit Milch — mit der Verheißung dieses Genusses kann man auf einem Hamburger Kindergesicht den Ausdruck der höchsten Seligkeit hervorrufen! — Aber die Johannis-, Stachel- und Himbeeren, die Kirschen, Pflaumen, Aepfel und Birnen, Pfirsiche, Aprikosen ꝛc. zeichnen sich nicht minder aus. Ein Ausflug in die Vierlande zur Obstblüte ist ein köstlicher Genuß — nun aber erst einer zur Obstzeit selbst, wenn Bäume und Sträucher sich unter der Last ihrer Früchte beugen! Das ist ein Vorhaben, welches der Hamburger Jugend die Aussicht auf Freuden eröffnet, die sich nur durch das Wort „Paradies" einigermaßen andeuten lassen!

Erfreut sich das Kinderherz am Obstsegen, so bewundert die Hausfrau die weiten Gemüsefelder mit ihren Schätzen über und unter der Erde — nein, wie das alles hier steht, es ist ein wahrer Staat! Hier diese türkischen Erbsen, dort die saftigen Gurken; da ein mächtiger Kürbis, dort ein weites, mit rotem Kohl bestandenes Feld!

Ein besonderer, aber nicht häufig vorkommender Zweig der Vierländer Gärtnerei ist die Zucht medizinisch wichtiger Pflanzen für Apotheken und Droguerien. Die Viehzucht ist im Lande verhältnismäßig gering; ein Tier allerdings war in früheren Zeiten auch ein besonderer Handelsartikel der Vierländer — der Blutegel. —

Aber wir sind ja wohl blind! Da laufen wir nun schon eine ganze Weile durchs Land und reden nur von dem, was gut schmeckt oder für die wackeren Bewohner recht einträglich ist — was für Materialisten sind wir doch! Als ob das alles wäre, was unser Interesse fesselt!

Haus — Garten, Haus — Garten —, wie in einem Gedicht lange und kurze Silben abwechseln, so wechseln überall in den Vierlanden jene beiden ab. Wir wandeln, wenn wir uns immer auf dem Deiche halten, stetig durch eine gleichmäßig bewohnte Straße. Von einer Breiteausdehnung der Vierländer Dörfer ist gar keine Rede. Eine einzige lange Straße, das ist der Typus des Vierländer, wie ja jedes Marschdorfes. Nur an wenigen Stellen, z. B. bei den Kirchen, findet sich eine Häusergruppe, die an ein Dorf in landläufigem Sinne erinnert, hier giebt es auch kleine Verkaufsläden und Wirtshäuser.

Da steht so ein stattliches Vierländer Bauernhaus vor uns! Ist es nicht ein prächtiger Anblick, dieses im allgemeinen den Typus eines echt niedersächsischen Bauernhauses wiedergebende, so behäbig und ehrwürdig dreinschauende alte Haus mit dem mächtigen Strohdache und den Pferdeköpfen als Giebelschmuck? Es sind alte Burschen unter diesen Häusern, bemooste Häupter in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die ältesten datierten Häuser besitzt Neuengamme, das älteste von ihnen trägt die Jahreszahl 1559 in dem Hauptbalken eingeschnitzt.

Entsprechend der Eigenart des Landes, wonach das zum Hause gehörige Land hinter dem Hause liegt, kehrt das Vierländer Bauernhaus seine „Grotdör", die große Einfahrtsthür, dem Felde zu. Die der Straße zugewandte Seite besitzt überhaupt keine Thür, wohl aber befindet sich an den beiden mächtigen Langseiten je eine aus einzeln zu öffnendem Ober- und Unterflügel bestehende „Blankendör", s. v. w. by-langs-dör, gleichbedeutend mit Seitenthür.

Prächtige Fachwerkbauten sind's, diese alten Häuser (vgl. die obere Abbildung S. 528). Namentlich die der Straße zugewandte Seite ist reich geschmückt. Die Querbalken sind bisweilen schön geziert mit einfachen Ornamenten, das Werk altgeübter volkstümlicher Techniken, des Kerbschnitzens und der Ausgründung, nach

Digitized by Google

Die „Stuv“.

Motiven der deutschen Renaissance, mit frommen Sprüchen plattdeutscher Mundart ꝛc. versehen. Die aus Ziegelsteinen gemauerten Flächen sind durch Anwendung roter Steine mit weißen Fugen in verschiedenen Mustern zusammengestellt, bisweilen sind die Figuren eines Hexenbesens oder einer Windmühle darin eingefügt. Das obere Stockwerk ist gegen das untere vorgekragt, hübsch geschnitzte Konsolen stützen es. Die Fenster der alten Häuser sind sämtlich klein; wo sich größere finden, sind sie nachträglich vergrößert worden.

Bisweilen liegt zwischen Straße und Haus ein kleiner Blumenvorgarten, der auch andere als die zu Handelszwecken angebauten Blumen aufweist, darunter mehrere uralte Lieblingsblumen des Landvolks, die sog. Bauernrose, die Strohblume ꝛc. Immer aber befindet sich neben dem Hause ein durch eine dichte, niedere Hecke abgeschlossener Gemüse- und Blumengarten, dessen Beete säuberlich mit Buchsbaum umsäumt sind. Neben der Blankendör steht gar oft auch ein Aufwaschapparat mit einem originell geformten Geschirrtrockenständer (vgl. die obere Abbildung S. 529).

Es ist ein Jammer, wenn man sieht, wie auch hier immer mehr städtische Einflüsse den alten Bauernhaustypus verdrängen und an die Stelle seiner zur Umgebung so prächtig stimmenden ernsten Schönheit die Reizlosigkeit weißgestrichener, schiefergedeckter „moderner“ Häuser tritt, die mit unverstandenen, antik oder schweizerisch sein sollenden Schnörkeleien verunziert sind!

Noch andere merkwürdige Bauten giebt's in „Veerlann“. Da sind zunächst ein paar eigentümliche, turmartige Kornspeicher aus dem 17. Jahrhundert erhalten, sodann treffen wir merkwürdige, in ihren Umrissen an siamesische Pagoden erinnernde Heuberge mit hoch oder niedrig zu stellendem Dache — endlich sind auch die vier alten Kirchen schon äußerlich ganz interessant. Der aus Holz erbaute Glockenturm, der nur niedrig ist, steht für sich neben dem eigentlichen, aus Natursteinen erbauten, mit hohem Ziegeldach gedeckten Gotteshause; stets umgiebt den Bau ein schön gehaltener Friedhof, auf den in Kurslak ein schmuckes, eigenartiges Eingangsthor führt.

Noch eines besonderen Hauses muß gedacht werden, des „Zollenspieker“, eines alten, ziegelgedeckten, festen Hauses an der Elbe, das, unter hohen alten Bäumen gelegen, einen beliebten Ausflugspunkt der Hamburger bildet. Es ist historisch von Interesse, einmal, weil hier, wo auch die alte Straße Lüneburg-Hamburg die Elbe überschritt, von Hamburg und Lübeck der sog. Eßlinger Elbzoll erhoben wurde, zweitens, weil hier 1620 Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg einen Einfall ins Land machte, aus dem er erst nach vier Wochen durch Hamburgische Truppen vertrieben werden konnte. —

Und nun wollen wir einmal ein Vierländer Haus besuchen! Wir treten durch die Blankendör ein — „Vadder Claas“ giebt gern seine Erlaubnis, und „Mudder“ auch. Zu unserer Rechten liegen die „grote Deel“ und die Ställe. Zu unserer Linken steht im Hintergrund an der die Wohnräume verbindenden Wand der große deutsche Herd. Verschließbar ist er durch eine mit ausgesägtem Zierwerk schön verzierte Thür, an deren Innenseite allerlei Küchengeräte hängen. Links und rechts von ihm befindet sich je eine in die Wohnräume führende Thür.

Die „Diele“, von der ein Teil auf der unteren Abbildung S. 529 dargestellt ist, zeigt noch allerlei Bemerkenswertes: mächtige Schränke aus der Renaissance- und Rokokozeit, die jedem Museum zur Zierde gereichen würden, alte Truhen, Geschirrschränke mit altem Steinzeug und Messinggeschirr, einen Tisch mit Kugelfüßen, bunte Scheiben im Fenster — ein Vorgeschmack dessen, was unser im Staatszimmer harrt. Nebenbei bemerkt, ist die anderweitige Ausstattung der Diele mit aufgehäuften Körben voller Früchte, mit Speckseiten, Schinken und Würsten, die von der Decke herabhängen, auch nicht ohne Reiz.

Nun aber — „Vadder Claas“ hat uns schon so lange genötigt — treten wir in „de Stuv“ ein, „Mudder“ nennt sie noch mit dem älteren Worte „Döns“. — „Ah!“ entringt es sich dem Munde des Fremden — „das eine Bauernstube?!“

Die Wände (vgl. obenstehende Abbildung) sind teils mit blaubemalten Kacheln belegt, zum größeren Teil aber, wie auch die Thür, getäfelt und zwar in Holzintarsia, wozu noch schöne Profilierungen, Gesimse, Holzschnitzereien u. dgl. kommen. Sterne, Blumen und Vögel bilden die Motive der in die blitzenden dunklen Holzflächen eingelegten Ornamente. Auch die Decke ist bisweilen holzgetäfelt oder aber mit Rokokostuck geschmückt. Neben der Thür ist ein Glasschrank mit altem Porzellan angebracht, daneben steht eine hohe, intarsiageschmückte Standuhr; weiterhin blicken wir in einen Alkoven, der saubere, mit schön gestickten Kissenüberzügen geschmückte Betten sehen läßt. Ein mächtiger, schöngeformter, von der Diele aus heizbarer blaubemalter Kachelofen, auf dem allerlei biblische Motive dargestellt sind, steht an der Herdwand. An der Fensterwand zieht sich eine Bank mit originellen Seitenlehnen hin; davor steht ein schöner Tisch mit Kugelfüßen. Die Fenster selbst

Inneres der Kirche in Altengamme.

Digitized by Google

zieren schöne weiße Gardinen und blühende Pflanzen. Neben dem Ofen und hier und da in der Stube stehen außerordentlich schöne, mit Drechslerarbeit und schönen Blumenintarsien reich und doch äußerst vornehm gezierte Stühle, zu den schönsten gehörig, die es überhaupt giebt! Jene beiden besonders schönen Stühle mit Armlehnen und in schwungvoller Rokokoschreibschrift eingelegten Namenszügen sind die sogenannten „Brautstühle", mit denen sich die Brautleute beschenken. Ebenso schön ist die über und über mit Intarsien geschmückte große Truhe, in der man die Kleider und Schmucksachen des Hauses verwahrt. Auch die Kissen auf Stuhl und Bank verdienen Beachtung; „Mudder" holt noch ein paar Staatskissen hervor; einige sind aus bunten Tuchflecken in schönen geometrischen Mustern zusammengesetzt, andere weisen prächtige Blumenstickereien auf. — Eine „Bauernstube" ist es, deren sich der reichste Hamburger Handelsfürst schier nicht zu schämen brauchte, wie denn in der That in vornehmen Hamburger Häusern bisweilen eine solche alte Vierländer Stube nachgebildet ist und als gemütliche Prunkstube dient!

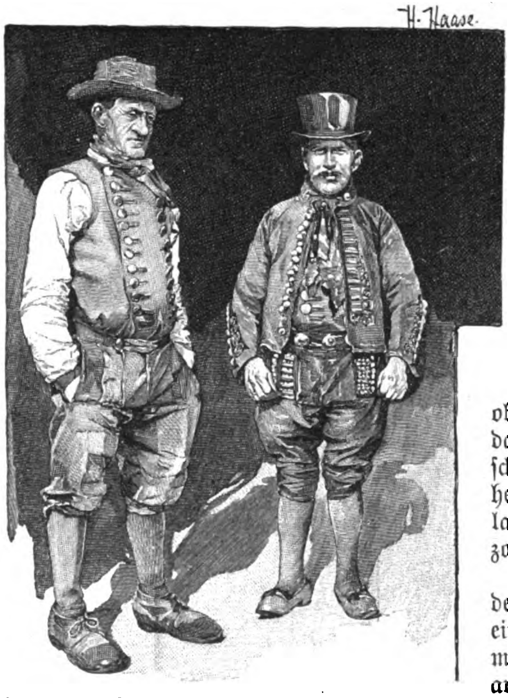
Vierländerinnen im Sonn- und Festtagsgewand.

Das Allerbeste aber ist, daß außer Ofen und Uhrwerk (ersterer entstammt der hochentwickelten Ofentöpferei Hamburgs im 18. Jahrhundert) alles im Lande selbst von bäuerlichen Künstlern hergestellt ist! Ist es nicht erstaunlich, welch feiner Geschmack und welche Eigenart insbesondere sich in all diesen Bauernkunsterzeugnissen ausprägt? Ist es nicht bedauerlich, daß all diese Kunstfertigkeit sang- und klanglos ausstirbt?

Auch die Kirchen Vierlandens zeigen einen wahren Ueberfluß eigenartiger Bauernkunstwerke. Altar und Kanzel sind zwar städtische Erzeugnisse der Barock- und Empirezeit, die Kronleuchter solche der Renaissance, die Taufbecken der Gotik — alles andere aber ist echt Vierländer Eigenkunst. Die Seiten der Sitzbänke zeigen in bunter Abwechslung prächtig geschnitzte Renaissanceornamente, Intarsien im Blumengeschmack der Vierlande, Kerbschnitzereien, derbe Blumenmalereien 2c. Schöne Kissen, aus Flicken zusammengesetzt oder bestickt, liegen auf den Bänken, kleine Intarsiakästchen enthalten das Gesangbuch. Auf den Rücklehnen oder Seitenwänden der Bänke erheben sich sodann ganz eigenartige, den Vierlanden, wie's scheint, ureigene Huthalter. Sie sind aus Eisen geschmiedet, zum Teil in den Formen der Renaissance oder des Rokoko, auch des Empire, zum Teil aber zeigen sie eigenartige, auf Grundlage der Vierländer Blumen entwickelte Ornamente. Fast ausnahmslos sind sie derb bunt bemalt. Für die Emporensitze sind einfachere Huthalter an der bisweilen blau mit goldenen Sternen bemalten Decke angebracht. Besonders wenn zur Erntezeit die Kirche mit Blumen reich geschmückt ist, vereinigen sich die hohen, barocken Altäre, die biblischen Bilder an den Brüstungen der Emporen, die Kanzel, die Kronleuchter, die bunten Bänke, die originellen Huthalter zu einem höchst malerischen, farbenreichen Gesamtbilde — und dazu denke man sich die Kirche gefüllt mit Vierländern in ihrer eigenartigen Tracht. Unser unteres Bild S. 530 zeigt das prächtige Innere der Kirche in Altengamme.

Auch die Vierländer Tracht zeugt von der Kunstbegabung des Völkchens. Der Volksschlag ist mehr stämmig untersetzt als groß; markante Züge weisen die Gesichter der Männer auf, während unter den Mädchen oft feinere Züge zu beobachten sind. Die Sprache ist ein etwas eigen gefärbtes Plattdeutsch — man sagt sogar, die Bewohner der einzelnen Kirchspiele vermöchten sich an einzelnen Besonderheiten der Sprache zu erkennen. Die Namen erinnern vielfach an holländisch-friesische: Gesche, Wöbke, Becke, Ancke, Etsche, Mette, Barber sind Mädchenvornamen, Ties, Marten, Theis, Harmen, Hencke, Heien Männervornamen.

Die Landschaften unterscheiden sich auch etwas in der Tracht, und zwar durch Farbennuancen der Strümpfe bei den Mädchen, der Wämser bei den Männern. Namentlich die Frauentracht (s. nebenstehende Abbildung) ist jedem, der Hamburg besucht hat, bekannt: der charakteristische Strohhut mit den Windmühlenflügeln ähnelnden, schwarzen steifen Schleifen, der prächtige Miederschmuck, die kurzen, gefältelten Glockenröcke u. s. w. setzen eine der eigenartigsten deutschen Volkstrachten zusammen. Wenn man in den Vierlanden einmal Gelegenheit hat, den gesamten Schmuck und die Staatsgewänder einer alten Bäuerin zu betrachten, so muß man billig staunen über die Kostbarkeit und Schönheit der Halsketten, des Brustschmucks, der Hemdspangen, der Ringe, der Schnallen u. s. f., Arbeiten von Goldschmieden im Städtchen Bergedorf oder im Lande selbst, zumeist Silberfiligran in reizvollster Ausführung. Auch die von den Bäuerinnen selbst gefertigten Gold- oder Silberstickereien des Mieders, die Buntstickerei der Schürzen zeugen von bewunderungswürdiger Kunstfertigkeit und kräftig eigenem Geschmack des Völkchens.



Bauern im Alltags- und im Sonntagsgewand.

Die Vierländer Männertracht (s. nebenstehende Abbildung) weist außer silbernen Knöpfen an Wams und Weste, zu denen ehedem noch silberne Hutschnallen traten, keinen Schmuck auf, sieht indes trotzdem oder gerade dadurch sehr stattlich aus.

Beachtenswert ist, daß die Vierländer, obschon sie heute mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Nachahmung städtischen Wesens steuern, äußerst stolz auf ihre heimische Kunst sind; mit großem Behagen lauschen sie dem Lobe, das man derselben zollt.

Ich glaube kaum, daß ein Fremder, der unter sachkundiger Führung einmal einen Streifzug durch unsere Vierlande macht, es bereut, seine Zeit dem eigenartigen, schönen Ländchen gewidmet zu haben — im Gegenteil, die Erinnerung an die Schönheiten der Landschaft, an die Eigenart der künstlerischen Erzeugnisse der Bevölkerung wird eine der angenehmsten Erinnerungen an Hamburg überhaupt ausmachen! — Er wird's dann verstehen, weshalb jeder Hamburger auf die Vierlande stolz ist!

Digitized by Google

Flügellahm.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Hans Arnold**.

Das Tischgespräch an unserer Junggesellentafel hatte heute einen ungewöhnlich erregten Verlauf genommen. Ein uns allen bekannter und mehr oder weniger nahestehender junger Mann aus bester Familie und von vielverheißenden Anlagen hatte sich das Leben genommen; es hieß: eine unerwiderte Leidenschaft habe ihn zu der Verzweiflungsthat getrieben. Der Vorfall fand die verschiedenste Beurteilung; es fehlte nicht an Stimmen, welche die That einer strengen Kritik unterwarfen; andere wollten es nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mann unserer Tage durch unglückliche Liebe dazu gebracht werden könnte, sich das Leben zu nehmen, oder auch nur, einer solchen Leidenschaft überhaupt eine Gewalt einzuräumen, durch die bestehende Verhältnisse verändert oder gar umgestoßen würden. Am wärmsten hatte sich des Unglücklichen mein Freund Doktor Rütgers angenommen, ja, er war darüber in eine Erregtheit geraten, die ich sonst an dem ruhigen besonnenen Arzt nicht kannte. Doch als er wahrnahm, daß der Streit eine persönliche Wendung zu nehmen drohte, war er in Stillschweigen verfallen. Auch nach unserem Aufbruch schritt er eine ganze Weile schweigsam neben mir her. Erst als wir seine Wohnung erreichten, wandte er sich mir zu, während er mit den Augen gegen die Wolken deutete, aus denen eben vereinzelte große Regentropfen niederzufallen begannen.

„Wir werden heute wohl kaum zu unserem Abendspaziergang kommen," sagte er im Ton des Bedauerns. „Und doch drängt es mich, das Gespräch von heute mittag in Ruhe mit einem Freunde fortzusetzen. Jetzt ruft mich die Sprechstunde. Wie wär' es aber, wenn Sie heute abend auf ein Glas Wein bei mir vorsprächen. Ich bin ganz allein, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir gerade heute Gesellschaft leisteten — es giebt Tage, wo man an seinen Gedanken keinen gemütlichen Verkehr hat!"

Ich sagte zu, und der Abend fand mich bei ihm in seinem Landhaus, das er allein bewohnte und mit feinem Geschmack und behaglichem Sinne eingerichtet hatte.

Wir saßen in einem großen Zimmer, durch dessen weit geöffnete Thür man in einen stillen, altmodischen Garten sah, der sich in leicht aufsteigendem Herbstnebel in unermeßliche Weite zu verlieren schien, obwohl er nur eng begrenzt war. Die Luft war still und warm, das Windlicht auf unserm Tisch flackerte nur eben so viel, um ab und zu zitternde Lichter in unsere Rotweingläser zu streuen. Die Einrichtung des Zimmers war einfach und behaglich — auffallend darin nur das fein ausgeführte Pastellbild eines jugendschönen Mannes in Reiteruniform, das uns gerade gegenüber hing. Ich konnte mich von dem Gesicht nicht los machen — die schwermütigen Augen standen in einem so seltsamen Gegensatz zu der strahlenden Fröhlichkeit, welche das ganze Gesicht übersonnte. Mit der Zeit wurde ich zerstreut und wortkarg; mein Freund folgte der Richtung meiner Augen und lächelte trübe vor sich hin.

„Das Bild da thut es Ihnen wohl an?" frug er. „Das glaube ich gern. Und wenn Sie ihn erst selber damals gekannt hätten, dann hätten Sie den Zauber noch viel mehr empfunden, den er auf seine Umgebung ausübte. An ihn habe ich heute mittag denken müssen, als ich mich des unglücklichen Selbstmörders annahm, den die andern verurteilten. Er hat sich zwar nicht wie jener das Leben genommen, Gott sei Dank, nein; aber sein Schicksal lehrte mich die Macht der Leidenschaft kennen, als deren Opfer mir der Verstorbene erscheint.

Er ließ seine Augen mit fast zärtlicher Trauer auf dem kleinen Bilde ruhen und schwieg eine lange Zeit.

„Ja, so sah er aus, und so war er," begann er dann. „Als ich ihn kennenlernte, hatte er als junger Kavallerieleutnant seine Garnison in der Universitätsstadt, in der ich vorübergehend thätig war. Ich arbeitete dort als Assistent an einer Klinik, schon mit der festen Absicht, sehr bald die Praxis eines Freundes in einem kleinen Nordseebade zu übernehmen.

Wir wohnten in einem Hause, ohne uns zunächst persönlich zu kennen; ich hatte bloß immer mein Vergnügen an seiner feurigen, ritterlichen Erscheinung und seinem schönen Gesicht; oft bin ich auf meinem Wege stehen geblieben und habe ihm zugesehen, wie er davonritt und wieder zurückkam — es war ein Anblick zum Freuen. Wir kamen mit der Zeit auf stummen Grüßfuß, und dann wurde ich eines Nachts herausgeklingelt und zu ihm gerufen — er war sehr rasch an einer Lungenentzündung erkrankt, und sein Bursche lief in Angst die Treppe zu mir hinauf, um mich zu holen.

Die vierzehn Tage, die er da krank lag, führten mich täglich — oft mehrmals — zu ihm, nicht so sehr, weil er meiner ärztlichen Hilfe so viel bedurft hätte, als weil er mich so interessierte und anzog und weil er mich dauerte! Er stand ganz allein in der Welt, ohne Eltern und Geschwister.

Ich gewöhnte mir bald an, die Abende bei ihm zu bleiben, die er in seiner Rekonvalescenz noch zu Hause verleben mußte, und wie es so geht, ein paar Wochen täglichen Zusammenseins thun unter Umständen mehr als Jahre — wir waren rasch bekannt und befreundet, und die Freundschaft hat Farbe gehalten.

Eines Abends hatte er mich wieder zu sich bitten lassen — wir saßen am Kaminfeuer bei einer Flasche Wein zusammen, er kam mir ungewöhnlich still und nachdenklich vor.

Ich frug ihn nach dem Grund.

‚Ich bin heute dreiundzwanzig Jahr,' sagte er, schenkte mir ein frisches Glas ein und ließ das seine dagegen klingen, ‚wie kommt es nur, daß man an solchen Tagen plötzlich so ernsthaft werden kann — daß sie einem vielmal vergehn wie jeder andere Tag und dann auf einmal vor den Augen als Meilensteine in die Höhe ragen, auf denen allerhand unbequeme, rätselhafte Geschichten stehen?'

‚Das sind Rekonvalescenten-Stimmungen,' sagte ich, ‚weiter nichts!'

Er lächelte gedankenvoll und traurig.

‚Bei mir ist es doch ein bißchen mehr,' erwiderte er, ‚ich bin in einer ganz infamen Situation, Doktor, und ich möchte Ihnen heute mal davon erzählen. Ganz kurz — fürchten Sie keine lange Geschichte! Ich bin, wie Sie wissen, der Besitzer eines großen Majorats, außerdem durch das Vermögen meiner Mutter sorgenfrei gestellt, kurz, in Bezug auf äußere Verhältnisse verzogen und verwöhnt. Da findet plötzlich ein Rechtsanwalt in alten Papieren einen Anhalt, daß ich, weil meine Mutter eine Engländerin ist, für das Majorat nicht erbberechtigt bin, ein anderer Anwärter tritt auf, strengt einen Prozeß gegen mich an — und die Sache geht in letzter Zeit fieberhaft vorwärts — es kann wohl sein, daß sie in diesem Jahr zur Entscheidung kommt.'

Er schwieg einen Augenblick und starrte ins Feuer. ‚Und seitdem bin ich aus allem Behagen gehetzt, ich sehe die ungewisse Zukunft immer wie ein heimtückisches Irrlicht vor mir hertanzen, und ich muß nach — es ist, als wenn ich keinen freien Willen mehr hätte. Bei allem, was ich thue, treibe und anfange, im Beruf, in der Fürsorge für den Besitz, immer murmelt mir eine höhnische Stimme ins Ohr: Wer weiß, ob es sich lohnt, — es ist wie eine Begleitmelodie, und ich muß darauf hören!'

Ich sah ihn aufmerksam an, während er so sprach, es war ein seltsamer Zug von Unruhe und Abgespanntheit in sein Gesicht gekommen, den ich früher nicht darin bemerkt hatte.

‚Ich wollte manchmal,' fuhr er nach einer Weile fort, ‚ich hätte den elenden Prozeß schon verloren — dann wüßte ich, woran ich wäre; aber so — begreifen Sie das, Rütgers? Mir ist immer wie dem Sindbad aus dem alten Märchen, der sein Haus auf den Kraken gebaut hat und sich da ganz häuslich niederläßt — besinnen Sie sich auf die Geschichte? Wie plötzlich der schwammige Boden unter ihm zu leben anfängt, und das Meertier taucht unter, und er schwimmt im grundlosen Wasser? Und der Sindbad war ein energischer Kerl, der kam durch; ich aber — passen Sie mal auf — ich schwimme nicht weit.'

Er stützte den Kopf in die Hand und verstummte — er that mir so leid.

‚Aber Senden,' sagte ich, ‚nehmen Sie es doch nicht so schwer. Selbst wenn Sie den Prozeß verlören, bleibt Ihnen,

Digitized by Google

Nach einer Photographie von B. Schlesinger, Kunstverlag in Stuttgart.

An dem „Thore des verlorenen Sohnes" der Kathedrale in Toledo.

Nach dem Gemälde von R. de Madrazo.

Digitized by Google

wenn ich Sie recht verstand, noch genug zu sorgenfreiem Leben — und Sie sind ja nicht materiell!'

Er blickte auf. ‚Nein,' entgegnete er, ‚aber ich bin an so vieles gewöhnt. An einen Stall voll guter Pferde — an meinen Park — an die Zugehörigkeit meiner Leute — lassen Sie sich das alles mal unter den Händen zergehen wie eine schöne bunte Seifenblase — das ist gar nicht hübsch, Rütgers, das können Sie mir glauben! Und wenn ich das so kommen sehe, dann packt mich manchmal eine unsinnige Furcht — nicht davor, aber vor mir selber — ich denke dann, ich werfe der ganzen Sache die Zügel auf den Hals und lasse sie hinrasen — und wenn ich mir mal durchgehe, dann hole ich mich nie mehr ein — ich kenne mich leider in dem Punkt ganz genau. Ich habe keine Energie, Rütgers — und solche Menschen wären besser gar nicht auf der Welt!'

Ich ließ ihn ruhig ausreden — dann sprach ich ihm zu mit aller Wärme, die ich für ihn empfand und die sich vielleicht dadurch noch steigerte, daß mir ein unheimliches Gefühl sagte, er habe nicht unrecht in seinem Urteil über sich selbst.

Von diesem Abend an waren wir, so lange ich noch in der Stadt blieb, eigentlich unzertrennlich geworden; er ging fast nie an meiner Thür vorüber, ohne anzuklopfen oder hereinzukommen, und als ich einige Monate später meine Uebersiedlung nach Roswyk ins Werk setzte, schieden wir als Duzbrüder und treueste Freunde. Er hatte sich körperlich sehr erholt, obwohl ich ihn nie für sehr widerstandsfähig hielt — und als ich ihm Lebewohl sagte, nahm ich ihm das Versprechen ab, mich, wenn irgend möglich, im Laufe des Jahres zu besuchen und jedenfalls von sich hören zu lassen.

In Roswyk angekommen, fand ich mich durch meine Verhältnisse und meine Arbeit so in Anspruch genommen, daß ich zunächst nicht dazu kam, viel an Allan Senden zu denken. Das kleine Fischerdorf, welches ich nun als Heimat zu betrachten hatte, gefiel mir sehr wohl. Es kauerte sich wie furchtsam im Schutz der dicht bewachsenen Dünen zusammen, auf die es nur ein paar Ausläufer in Gestalt von Villen und Häusern gesandt hatte, die während des Sommers von Fremden bewohnt wurden.

Eines dieser Häuser hatte mir mein Kollege, fertig eingerichtet, überlassen, und ich fühlte mich darin unter dem Scepter meiner alten sauberen Haushälterin bald sehr behaglich.

Von den Villen auf der Düne war eine bereits für den Sommer vermietet, die andere immer in festen Händen. Diese letztere, das sogenannte Seeschloß, lag weiter vom Meere ab; es war im Stil eines alten herrschaftlichen Landhauses gebaut, mit breiter, ringsumlaufender Steinterrasse, dicken Mauern und hohen, hellen Zimmern. Es gehörte, wie ich erfuhr, einer verwitweten Frau von Redebusch, die mit ihrer einzigen Tochter Annie jeden Sommer hier zu verbringen pflegte und auch demnächst erwartet wurde.

Ein drittes Haus, die Villa Bella, an Zierlichkeit und Eleganz den andern Fremdenwohnungen weit überlegen, mit bedeckter Glasveranda, die durch Topfpflanzen und Palmen wie ein kleines Treibhaus erschien, mit hellen, schönen Räumen, wurde von einem alten pensionierten General von Eichenkron bewohnt, der zunächst fast der einzige Badegast in Roswyk war und bei dem ich, wenn seine Nervenschmerzen ihm gerade Ruhe und Stimmung dazu ließen, hin und wieder eine Stunde beim Schachspiel verbrachte. Er war ein hübscher alter Herr, mit dem Gesicht eines Marquis aus dem ancien régime, und ein Zug kühler, leichter Frivolität, der auf diesem Gesichte lag, paßte ganz gut dazu; aber er hatte Verstand, und es ließ sich mit ihm plaudern.

An einem Abend, als ich eben im Begriff war, mich zu diesem Bekannten und Patienten zu begeben, traf ich den Briefboten auf dem Wege nach der Villa Bella; er übergab mir einen Brief von Allan Senden, der mich in Ueberraschung und auch etwas in Sorge versetzte.

Mein Freund teilte mir in kurzen Worten mit, daß er sich verlobt habe, und zwar — wie sonderbar der Zufall es manchmal fügt! — mit eben dem Fräulein von Redebusch, deren Mutter Eigentümerin des Seeschlosses sei. Er schrieb sehr glücklich über diese neueste Wendung seines Lebensschicksals, in so ruhigem, herzlichem Ton, daß ich den guten Einfluß dieser Verlobung mit großer Befriedigung zwischen den Zeilen las, und legte ein Bild seiner Braut bei. Dieses Bild zeigte ganz das, was ich für Allan gewünscht und gewählt hätte — ein stilles, liebliches Gesicht mit einem klaren, reinen Ausdruck, den ich nicht besser zu schildern weiß, als wenn ich sage, daß mir beim Anblick des Bildes das Bibelwort in den Sinn kam: ‚So sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nichts schaden!' — ein Gesicht ohne Arg und ohne Falsch! Ich vertiefte mich eine ganze Weile in die Betrachtung der Photographie, ehe ich den Brief zu Ende las, der immerhin noch Wichtiges enthielt. Allan schrieb weiter, er sei vor kurzem mit dem Pferde gestürzt, habe sich ein paar Rippen geknickt und infolgedessen einen ganz leichten und ungefährlichen Husten davongetragen, aus dem aber der Arzt unnötig viel mache, weshalb er ihn einige Wochen lang an die Nordsee schicken wolle. Selbstverständlich kämen sie nun alle zu mir nach Roswyk, wo ja Frau von Redebusch ihr eigenes Haus habe und wo ich ihn unter meine Aufsicht nehmen könne — ‚aber nicht als Arzt!' wie er gleich hinzusetzte. ‚Ich bin ja ganz gesund,' hieß es in dem Briefe weiter, ‚aber ich kenne Dich und kenne mich! Du würdest Dein altes, ehrliches Doktorgesicht vielleicht nicht ganz verstellen können, wenn Du Dir einbildetest, irgend etwas an mir erhorcht oder erklopft zu haben, und ich weiß, daß ich die Sonnenuhr meiner Stimmung nach jedem Schatten auf Deinem Gesicht stellen würde. Ich gehe in jeder Weise gern hier fort,' schloß der Brief, ‚denn mein Prozeß steht vor einer Entscheidung in erster Instanz, und ich kann nichts anderes, als täglich zu meinem Rechtsverdreher gehen und mir die Segel voll Hoffnung oder voll Schwermut blasen lassen — je nachdem!'

Ich kam infolge dieses Briefes etwas verspätet zum General, der mich in ziemlich schlechter Laune empfing.

‚Ich bin wieder mal auf Wartegeld gesetzt,' brummte er, ‚meine Enkelin, die sich seit vier Wochen täglich an- und abmeldet, schreibt mir, daß sie wegen eines Sommerballes oder ähnlicher, welterschütternder Ereignisse noch nicht kommen kann. Und wenn sie kommt, wird sie mir das Leben schwer genug machen — vielleicht freilich auch angenehmer — das versteht sie beides vortrefflich! Was sie überhaupt hier anfangen wird, ist mir vorläufig ganz unklar. Natur ist ihr absolut gleichgültig, sofern sie ihr nicht durch irgend einen Lichteffekt zu Gesicht steht, und Menschen giebt es ja hier nicht — die Anwesenden ausgenommen!' setzte der General mit einem glücklichen Nachgedanken hinzu.

‚Danke!' sagte ich mit flüchtigem Lächeln.

‚Ja, das dürfen Sie nicht übelnehmen,' fuhr er fort, ‚Menschen sind für meine kleine Sinaide nur Leute, die ihr den Hof machen und sich von ihr den Kopf verdrehen lassen, und das werden wir beide wohl nicht thun.'

‚Ich glaube kaum,' sagte ich lachend, ‚und ich kann Ihrer Enkelin auch wenig Hoffnung auf Ersatz geben; es kommt zwar ein junger Freund von mir in nächster Zeit her, aber der ist seit kurzem glücklicher Bräutigam!'

‚Fatal!' meinte der alte Herr im vollsten Ernst, ‚wer ist er denn?'

Ich erzählte von Allan, und der General sah lebhaft in die Höhe: ‚Allan Senden — den kenne ich ja, habe ihn als Fähnrich bei meiner Brigade gehabt — schicken Sie mir den Jungen nur bald mal her! Ich war ohnehin in letzter Zeit öfter in Gedanken mit ihm beschäftigt. Wir haben denselben Rechtsanwalt, und der berichtet mir immer von seinem Prozeß. Sehen Sie, wenn man selbst nichts mehr zu thun hat, steckt man die Nase in anderer Leute Affairen, und solch juristisches Hazardspiel ist nicht ohne Interesse.'

Am Tage nach dieser Unterredung waren die Besitzerinnen des Seeschlosses angekommen. Allan sollte ihnen erst in einigen Tagen folgen — ich hatte beschlossen, ihn bei mir im Hause wohnen zu lassen, und er sollte alles in vollster Behaglichkeit und Ordnung vorfinden, wenn er kam.

Ich machte die Bekanntschaft der beiden Damen sehr bald, oder besser, ich schloß rasch Freundschaft mit ihnen — ob es das gemeinsame Empfinden für Allan war, ob das ungreifbare, unschätzbare, undefinierbare Fluidum, das man Sympathie nennt, ich weiß es nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß ich nach zwei, drei Abenden, die ich in den nun so behaglichen Räumen

Digitized by Google

des Seeschlosses verbrachte, mit dem Gefühle davonging, bei alten, guten Freunden gewesen zu sein und ihnen dasselbe Gefühl hinterlassen zu haben.

Man hat für das rasche Verstehen, das manchmal zwischen Menschen sich findet, den sehr bezeichnenden Ausdruck: ‚Wir sprechen dieselbe Sprache‘ — aber das hält nicht immer Stich! Auch diese innerliche Sprache, und gerade sie hat ihre Dialekte, und erst, wenn man sich auch dabei und darin so ganz versteht, ist die richtige Freundschaft da, und so war es hier.

Mutter und Tochter waren äußerlich und innerlich sehr verschieden — die Mutter klein, schmächtig, blaß, mit einem Gesicht, auf das Krankheit und Zeit ihre unverwischbaren Linien gezeichnet hatten; sie machte einen unsicheren, scheuen Eindruck, und ihr fehlte bei aller Herzensgüte und feinen Liebenswürdigkeit jede Fähigkeit, einen Entschluß zu fassen. Sie hatte sich augenscheinlich daran gewöhnt, alle Verantwortung und Entscheidung ihrer Tochter zuzuschieben, und diese trug die Last solcher Verantwortung mit einer ruhigen Anmut, wie sie eigentlich erst späteren Jahren eigen zu sein pflegt. — Die Tochter, Annie, war groß, schlank und blond, mit feinen Zügen — man findet solche stille Gesichter manchmal unter der weißen Haube der Diakonissinnen — eine gewisse stolze Verschlossenheit, die sie kennzeichnete, wich erst bei näherem Kennenlernen, und man war dann überrascht, welch ein Schatz von Gefühlswärme und Gefühlstiefe in ihr lag. Sie nahm alles ein wenig ernsthaft und hatte eine einfache, verständige Art, mit dem Leben umzugehen, von der ich sehr wohl begriff, daß sie meinen unruhigen Liebling Allan gefesselt habe; es war in diesem Mädchen etwas wie frische Bergluft, kein Nebel, keine verschwommenen Linien — alles klar, scharf umrissen und sonnenbeleuchtet.

Mir kam sie, ebenso wie die Mutter, mit großem Vertrauen entgegen. ‚Wir wollen einander doch auf Treu und Glauben nehmen,‘ sagte sie zu mir, ‚weil wir denselben Menschen so sehr lieb haben!‘

Das war ziemlich das einzige, was ich über ihr Verhältnis zu Allan hörte, bis ich sie zusammen sah, und wenn ich mir bisweilen Gedanken darüber gemacht hatte, ob sie wirklich warm empfinden könne, so waren diese Gedanken in dem Moment verschwunden, da ich sie am Abend seiner Ankunft miteinander beobachtet hatte.

Ich holte ihn selbst von der Bahnstation, und als ich auf die Plattform trat, brauste eben der Zug in die Halle.

Er stieg aus — langsam, wie mir schien — und ich nahm ihn gleich mit mir zu einem offenen Wägelchen, das bald mit uns durch den Abend hinrollte. Ich blickte in der Dämmerung ein paarmal nach ihm hin — er sah schmal und scharf aus und hatte einen sonderbaren Glanz in den Augen.

Als er mich einmal bei einem solchen Blick ertappte, sah er mich verwundert an. ‚Was hast du denn immerfort an mir zu studieren?‘ frug er ein wenig ungeduldig.

Ich lachte, nicht ganz unbefangen. ‚Nimm einmal an, ich freute mich wieder, was du für ein hübscher Kerl bist!‘ sagte ich scherzend.

‚Ach dummes Zeug!‘ gab er zurück und zuckte die Achseln. Nach einer Weile fügte er hinzu: ‚Ich bin müde, Rütgers — merkwürdig müde!‘

‚So!‘ sagte ich nur, mir war ungemütlich zu Sinn.

Es schien aber, als wenn ich keinen Grund zu ernster Sorge haben sollte — er erholte sich fast von Stunde zu Stunde in der klaren, staubfreien Luft und bei der ruhigen liebevollen Sorgfalt, mit der seine Braut ihn unmerklich zu umgeben verstand und die etwas Wohlthuendes haben mußte. Ich hätte ihn gern ärztlich untersucht — er blieb aber mit Hartnäckigkeit dabei, es für unnötig und sich für ganz gesund zu erklären. Er warf den geschlossenen Brief, den ihm sein Arzt für mich mitgegeben hatte, vor meinen Augen ins Meer und wies jeden Gedanken an Krankheit und Mißstimmung weit von sich. Ich ließ ihn zunächst dabei, weil ich ihn nach keiner Richtung hin aufregen wollte.

Ich war mir nicht darüber klar, ob Annie seinen Zustand für ernst hielt; wenn ich sie mit Allan zusammen sah, war sie heiter und guter Stimmung und mit allem zufrieden, was ihm eben lieb und erwünscht schien.

Eines Abends traf es sich aber zufällig, daß ich ihr allein begegnete. Ich kam von der Praxis und sah ihre schlanke Gestalt von der Ferne her mir entgegenkommen. Sie trug ein Sträußchen in der Hand und bückte sich von Zeit zu Zeit, um noch ein Stengelchen dazu zu pflücken.

Als wir uns nahe genug waren, um uns genau zu sehen, bemerkte ich, daß sie blaß und ernsthaft war. Wir gingen schweigend nebeneinander her.

‚Nun?‘ frug ich endlich statt aller andern Begrüßung und sah sie fragend an.

Sie blieb plötzlich stehen und starrte eine ganze Weile vor sich hin; dann sagte sie mit gepreßter Stimme: ‚Ich habe Angst!‘

‚Wovor?‘ frug ich ausweichend.

‚Vor nichts! aber um jemand! um Allan! ich glaube, er ist kränker, als wir denken. Er sieht so anders aus — und er wird so leicht müde — was kann denn das sein, Herr Doktor — was kann denn das sein?‘

Sie legte in einer ihr sonst fremden Erregtheit die Hand auf meinen Arm und sah mir flehend und fragend ins Gesicht.

‚Vor allen Dingen ruhig Blut!‘ sagte ich in möglichst leichtem Ton, ‚er ist doch hierher gegangen, nicht weil er gesund ist, sondern weil er gesund werden will — das dürfen wir nicht vergessen! Und mein Eindruck ist — ich kann ja eben nur von Eindrücken sprechen! — daß er sich bei fortgesetzter innerer und äußerer Ruhe, bei diesem Leben ohne Emotionen — fast hätte ich gesagt, ohne Gedanken — völlig erholen kann und wird, aber dabei müssen wir alle auf dem Posten sein. Also halten Sie den Kopf hoch und jagen Sie die schwarzen Gedanken fort, Fräulein Annie, lassen Sie sie mit den hübschen, silberweißen Möwen dort übers Meer fliegen; das ist das beste für Sie und für Allan.‘

Sie sah mich halb getröstet an.

‚Das will ich auch!‘ sagte sie dann. ‚Ich bin für mich selber nie ängstlich gewesen; nur wenn es sich um ihn handelt, dann bin ich so merkwürdig feige. Aber das muß aufhören. Sie sollen einmal sehen, was ich für Courage habe, wenn ich will!‘

‚Hoffentlich brauchst du sie nicht, du liebes Mädchen!‘ dachte ich bei mir, als ich nach Hause ging — so ganz leicht war mir nicht ums Herz.

Wir hatten in dieser Zeit so für uns gelebt, als ob wir allein in Roswyk wären, mit den übrigen Badegästen bestand gar kein Zusammenhang und der General hatte sich bisher noch gar nicht um Allan bekümmert und ihn nur flüchtig begrüßt.

Eines Morgens aber wurde ich an das Paar in der Villa Bella erinnert.

Ich kam mit Allan vom Baden zurück und wir gingen eben auf den Dünen entlang nach Hause. Da fuhr in raschem Trabe ein offener Wagen an uns vorbei; der General saß darin und neben ihm ein junges Mädchen. Der alte Herr grüßte und wir grüßten wieder; seine Begleiterin bog sich hastig aus dem Wagen und sah uns an.

Sie hatte dunkle Haare und sehr merkwürdig damit kontrastierende düsterblaue Augen — ein feuriges, lebhaftes, sonderbares Gesicht, in dem bei dem Lächeln, mit dem sie unsern Gruß erwiderte, ein wunderschöner, kleiner Mund mit sehr kurzer Oberlippe und blitzenden, weißen Zähnen auffiel. Das Ganze hatte etwas so Frappierendes, daß mir diese Details sogar in dem flüchtigen Augenblick zum Bewußtsein kamen.

‚Das ist wohl die Enkelin!‘ sagte ich nach einer Weile zu Allan, der stehen geblieben war und dem Wagen nachsah.

Er nickte zerstreut und sprach dann nicht mehr viel — ich glaubte, er wäre vom Baden ermüdet, und ließ ihn still neben mir hergehn.

Als wir ans Haus kamen, sagte er mitten aus einem andern Gespräch heraus: ‚Ein gefährliches Gesicht!‘

Ich lachte.

‚Bist du noch immer dabei?‘ frug ich.

Er lachte auch. ‚Weißt du, so ein Stück Maler steckt doch nun einmal in mir — und das müßte eine hübsche Studie geben.‘

Am nächsten Morgen traf ich das Brautpaar unten am Strande. Die Sonne brannte so glühend und erbarmungslos auf den weißen, weichen Sand, wie sie es nur an der Nordsee fertig bekommt — es war träge Ebbezeit. Die See lag wie ein ungeheuerer, blendender, glitzernder Schild da und schien kaum zu atmen. Ich kam gerade von einem schwer Kranken

Digitized by Google

und war ziemlich müde, aber ich machte doch einen kleinen Umweg, um die beiden zu sehen und mich wieder einmal zu freuen, wie sich Allan erholte.

‚Und wie geht es hier?‘ frug ich und streckte mich neben ihm im Sande aus.

Er sah in den stahlblauen Himmel hinauf und antwortete nicht.

‚Wunderschön geht's!‘ erwiderte Annie für ihn, ‚es ist fast zu herrlich hier — gar nicht wie auf der Erde.‘

Er lächelte flüchtig nach ihr hinüber.

‚Und dabei bin ich ein so undankbarer Grübler,‘ sagte er langsam, ‚daß ich mich heute immerfort frage: ist das nun eigentlich das Glück? Ich habe mir stets solche unbestimmte, goldflimmernde, blendende Vorstellung davon gemacht, und ich denke, nun habe ich es, und dabei muß ich mich das seit heute morgen immer fragen — ist das nicht sehr thöricht?‘

‚Sehr!‘ erwiderte ich; ‚mit solchen phantastischen Dingen mußt du einem alten, nüchternen Landdoktor gar nicht kommen, dafür habe ich kein Verständnis.‘

‚Und den ganzen Tag,‘ fuhr er fort, ohne meine Einrede zu beachten, ‚habe ich an ein Märchen denken müssen — es quält mich förmlich! Von einem uralten Brunnen, an dem die Leute vorübergehen mußten, ohne ein Wort zu sprechen, und wenn man sie frug, weshalb? dann sagten sie: ‚Das Schicksal schläft!‘ und dies eine Wort läuft heute hinter mir her und jagt mich aus allem Behagen, aus aller Ruhe — was ist das nur?‘

Er richtete sich auf, stützte den Kopf in die Hand und sah mir unruhig ins Gesicht.

‚Das ist die Gewitterluft!‘ erwiderte ich, ‚siehst du dort drüben die weißgraue Wand? Aus der kommen solche Geschichten und Gedanken. Klappe dein Zeichenbuch zu und gehe ins Haus, es ist hier zu heiß für dich!‘

Er stand gehorsam auf — ich habe nie einen Menschen gesehen, der leichter zu lenken war — und Annie hob Tuch und Bücher vom Boden auf und folgte ihm.

‚Verwöhnung,‘ sagte ich lachend und nahm sie ihr ab.

‚Ach, lassen Sie doch — das macht mich ja so glücklich!‘ erwiderte sie und hatte plötzlich Thränen in den Augen.

Am Nachmittag dieses Tages ließ der General uns beide — Allan und mich — zu sich bescheiden. Ich entsinne mich noch mit größter Deutlichkeit an jede Minute.

Das Gewitter, das schon Vormittag aufgezogen war, drohte und murrte noch immer entschlußlos am Himmel hin und her, die Luft hing wie ein glühheißer Mantel herunter.

Wir gingen nach der Villa Bella, und Allan wurde von einem Diener sofort zu dem alten Herrn hinaufgeführt. Mich wies man zunächst in den offenen Vorsaal, der in die Glasveranda ausmündete.

Als ich dort eintrat, sah ich die Enkelin des Generals träge in einem Strandstuhl liegen, unter einer Gruppe großer Palmen, die einen tiefen Schatten über ihr Gesicht warfen. Sie hatte rote Schuhe an den Füßen und belustigte sich damit, einen großen, gelben Leonberger Hund zu necken, der vor ihr auf dem Teppich lag. Das prachtvolle Tier war mir schon am Morgen aufgefallen — sie hatte es sich wohl mitgebracht.

Ihre Schönheit wirkte in der Nähe und beim Sprechen noch viel lebhafter — ich habe eigentlich nie wieder ein solches Gesicht gesehen, vorher nicht, und auch nachher nicht — zum Glück!

Mir ging es so sonderbar; ich hatte ihr gegenüber immerfort ein Gefühl zornigen Unbehagens, wie man es wohl angesichts einer herannahenden Gefahr empfindet, die die Larve noch nicht vom Gesicht genommen hat.

Ich machte mich ihr als Arzt ihres Großvaters bekannt. Sie begrüßte mich ziemlich obenhin und sah mich so unbefangen an, wie man sonst nur ein Tier oder ein Bild in Augenschein nimmt. Daß mich das gar nicht verlegen machte oder irgend welchen Eindruck auf mich hervorzubringen schien, war ihr ersichtlich auffallend — sie nahm einen fragenden, erstaunten Ausdruck an, in dem deutlich zu lesen war: Was bist du denn für eine Art Mensch?

Nach ein paar Augenblicken oberflächlichster Unterhaltung lehnte sie sich wieder sehr bequem in ihren Strandstuhl zurück und frug nachlässig:

‚Wer war denn der Herr, mit dem ich Sie gestern morgen sah? und wo haben Sie ihn hingethan?‘

‚Ich ‚thue‘ meine Freunde für gewöhnlich nirgends hin,‘ erwiderte ich, ‚das besorgen sie selbst — er ist bei Ihrem Herrn Großvater!‘

‚Und was will er da?‘ fuhr sie fort, immer in demselben indolenten Ton.

‚Das fragen Sie ihn doch selbst!‘ sagte ich ungeduldig, ‚die Herren haben militärische Beziehungen von früher her!‘

Sie öffnete ihre sonderbaren Augen weit.

‚Ach — er ist Reiteroffizier — das ist ja sehr hübsch; dann können wir ja bisweilen zusammen ausreiten — ich erwarte morgen meine Pferde. Spielt er auch Tennis?‘

Ich zuckte die Achseln. Ich konnte mich ihr gegenüber kaum zur nötigsten Höflichkeit zwingen — wie gesagt, ohne den tiefsten Grund dieser Empfindung zu verstehen, und das war mir eben so sehr unangenehm, weil ich gewöhnt war, mir stets klare Rechenschaft über das zu geben, was in mir vorging. Aber ich überwand mich — ich mußte um Allans willen ihren Vergnügungsplänen einen Riegel vorschieben, und ich glaubte, es mit einem Worte zu können.

‚Darf ich Sie bitten,‘ begann ich steifer — noch steifer als ich es von Natur war, ‚meinem Freunde mit Reit- und Tennisplänen gar nicht zu kommen? Er ist krank gewesen und zu seiner Erholung hier, zu der in erster Linie die vollkommenste Ruhe gehört. Sie finden gewiß andere Begleiter auf Ihren Spazierritten.‘

‚Zum Beispiel Sie?‘ frug sie mit einer plötzlichen Liebenswürdigkeit, die, wie ich selbst gestehen muß, hinreißend war.

‚Ich habe keine Zeit für dergleichen,‘ erwiderte ich kurz.

Sie schloß die Augen halb und sah mich von oben herab an.

‚Nun, dann müssen Sie mir eben erlauben, mir anderswo einen Kavalier zu suchen,‘ sagte sie kühl; ‚was eine junge Dame aushält, wird ja wohl ein Kavallerist auch vertragen — die Herren Doktoren stellen den Zustand ihrer Patienten ja immer schlimmer dar, als er's ist — es wird nicht so gefährlich sein!‘

‚Das muß ich Ihrem Urteil überlassen,‘ erwiderte ich, ‚in jedem Fall werde ich Allan bitten, sich Anstrengungen nicht auszusetzen.‘

Sie unterbrach mich.

‚Allan heißt er?‘ frug sie lebhaft, ‚das ist ein hübscher Name — er sah so aus, als könnte er keinen Alltagsnamen haben.‘

Ich schwieg, und sie war auch verstummt, obwohl sie immer noch mit ihren merkwürdig sprechenden Augen an mir herumrätselte — es machte mich ganz nervös.

Ich war froh, als Allan erschien und ich, nachdem ich ihn dem Mädchen flüchtig vorgestellt hatte, zu dem alten Herrn beschieden wurde.

Der lag in ziemlich übler Stimmung auf dem Sofa und winkte mich neben sich.

Als unsere ärztliche Rücksprache beendet war, bat er mich, ihm ein Buch vom Fenster herzureichen. ‚Der Tag wird mir lang,‘ sagte er, ‚ich habe fast immerfort allein gelegen.‘

‚Ich dachte, Ihre Enkelin pflegte Sie,‘ erwiderte ich.

Er lachte ironisch.

‚Jawohl — sie pflegt mich,‘ erwiderte er, ‚wie man das so macht. Sie pflegt mich, indem sie früh bis zehn Uhr schläft und sich nachher wie ein schönes, faules Kätzchen im Strandstuhl dehnt — und dann setzt sie ihr Samariterwerk fort und singt wallonische Volkslieder durchs Haus, wo ich Mittagsruhe halte — und von morgen an wird sie mich pflegen, indem sie ausgeritten sein wird, wenn ich sie haben will. Aber sagen Sie ihr das, und sie wird ein sehr reizendes, überraschtes Gesichtchen dazu machen, denn sie ist überzeugt, ganz Diakonissin zu sein! Allein das schadet gar nichts!‘ fuhr er lebhaft fort, als er mein Kopfschütteln bemerkte, ‚sie hat eine unschätzbare Eigenschaft — sie amüsiert mich immer! Auch was andere Leute an ihr unangenehm finden könnten, macht mir Spaß: ein so unbefangener, ausgebildeter Egoismus ist mir interessant wie jede Specialität — ich habe früher selbst in dem Fach gearbeitet. So ein kleines Mädchen, das zu der

Digitized by Google

Ueberzeugung gekommen ist, daß sie ihr hübsches Gesicht einzig und allein zu dem Zweck bekommen hat, die ganze Welt damit zum Narren zu halten und zum Spielzeug zu machen, ist etwas sehr Belustigendes für mich — ich habe immer daran zu studieren. Ja, wenn sie kein anderes Publikum hat, dann nimmt sie auch mit mir vorlieb — aber Publikum muß sie haben!‘

Ich lächelte zu seiner Schilderung und erhob mich, um zu gehen.

Als ich im Begriff war, mich zu verabschieden, rief er mir in der Thür noch nach: ‚Apropos — Ihr junger Freund hat Pech gehabt — sein Prozeß ist in erster Instanz verloren — er muß nun auf die zweite hoffen.‘

Ich erschrak.

‚Mein Gott, was wird ihm das für Eindruck machen!‘ sagte ich vor mich hin.

Der General zuckte die Achseln.

‚Er sah ziemlich blaß aus, als ich es ihm sagte, worum mich sein Anwalt gebeten hatte, aber die Sache schleppt ja weiter — er wird die Büchse noch nicht ins Korn werfen! Wie finden Sie übrigens meine kleine Sinaide,‘ warf er dann, wie beiläufig, hin, ‚ich bin ein eitler Großvater, müssen Sie wissen!‘

‚Ich kann mir noch kein Urteil erlauben,‘ erwiderte ich kalt.

‚Nun, ob sie Ihnen schön oder häßlich erscheint, dazu brauchen Sie doch kein halbes Jahr Bedenkzeit,‘ sagte der alte Herr ärgerlich lachend, ‚Sie sind ein sonderbarer Heiliger!‘

Ich ging und holte Allan aus dem Gartensaal ab — ich hörte drin schon lebhaft sprechen, als ich eintrat.

Er stand dem Mädchen gegenüber, die Hand auf den Tisch gestützt — sie hatte ihre bequeme Stellung nicht aufgegeben und lachte zu ihm hinauf; — widerwillig mußte ich mir zugestehen, daß der Großvater recht hatte und man nicht lange brauchte, um sich klar zu werden, ob sie schön oder häßlich, gefährlich oder ungefährlich sei.

Allan zog die Augenbrauen zusammen, als ich ihn frug, ob er mitkäme, und sah nach Sinaide hin, als erwartete er, sie werde ihn zum Bleiben auffordern — aber sie that nicht dergleichen; sie nickte nur uns beiden nachlässig zu, und wir gingen davon.

Das Wetter kam inzwischen herauf; eine gelbliche, fahle Dunkelheit lag über See und Strand, in der Ferne zuckten unaufhörlich blasse, unruhige Blitze wie kreuzende Schwerter.

Allan ging stumm neben mir, er sah erregt und finster aus — ich fand das begreiflich genug, nachdem er diese Nachricht über den Prozeß bekommen hatte, und blickte ein paarmal besorgt nach ihm hin — er bemerkte es nicht.

Plötzlich wandte er sich nach mir um, der ich in Gedanken die ganze Kette der Sorgen und Bedenken hinter uns her klirren fühlte, die ihm die Nachricht geschaffen haben mußte.

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

Phyllis.

Nach dem Gemälde von Heinr. Lossow.

‚Sie hat eine so merkwürdig sanfte Stimme!‘ sagte er ohne jede Verbindung.

Ich war so überrascht, daß ich stehen blieb.

‚Wer?‘ frug ich ganz laut.

‚Sinaide!‘ erwiderte er mir.

‚Und das ist alles, was du mir sagst?‘ frug ich kopfschüttelnd, ‚hast du denn den General gar nicht verstanden?‘

Er sah mich gedankenlos an und erwiderte nichts.

‚Dein Prozeß!‘ rief ich ungeduldig, und mit dem Gefühl, als müßte ich ihn, wie einen Nachtwandler, aus dem Schlaf rütteln, ‚hast du mir denn darüber gar nichts zu sagen? Junge, wach doch auf! — was ist denn mit dir?‘

Er öffnete die Augen weit und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. ‚Ach ja — der Prozeß!‘ sagte er dann, wieder zu sich kommend, ‚das hatt' ich ganz vergessen.‘

Ich schüttelte den Kopf. Mir war so unheimlich zu Sinn, als wenn das schwere Wetter, das jetzt schon mit krachenden Donnerschlägen und einzelnen schweren Regenschauern um uns her zu toben anfing, mir auf dem Herzen läge; ‚wir müssen uns eilen, unter Dach zu kommen,‘ sagte ich.

Wir gingen rascher. Als wir am Seeschloß anlangten, sah ich Annie am Fenster stehen und uns, wohl schon mit Sorge, erwarten.

Allan schritt immer im selben Tempo vorwärts — die Dünen entlang; er wäre am Hause vorbeigegangen, wenn ich ihn nicht am Arm gefaßt hätte.

‚Gehst du denn heute nicht zu deiner Braut?‘ frug ich scharf, es klang ärgerlicher, als ich selbst wußte.

Er fuhr wieder zusammen, wie im Schlafwandeln angerufen.

‚Ach so!‘ sagte er, während eine Blutwelle ihm ins Gesicht schoß, und machte kehrt.

Ich höre noch, wie Annie ihm von der Thürschwelle zurief: ‚Nun, du hattest dich wohl heute verirrt?‘ — ich sehe noch, wie gerade ein blauer Blitz die beiden beleuchtete, und glaube noch das abwesende Lächeln auf seinem — den zärtlich frohen Ausdruck auf ihrem Gesicht zu sehen; dann gingen sie ins Haus, und ich drehte um und begab mich nach meiner Wohnung.

Ich riß alle Fenster auf und hakte sie fest — der Sturm brach mit furchtbarer Gewalt herein, und das Meer tobte und schrie die ganze Nacht. Mir war der Kopf so wüst!

Als das Gewitter vorbeigezogen war, lehnte ich mich zum offenen Fenster hinaus und sah Allan auf dem Wege daherkommen. Sein Schritt hallte auf den Klinkern wieder — er sah strahlend fröhlich aus und nickte mir schon von weitem zu.

‚Wie schade, daß du heute nicht mit herein kamst,‘ sagte er im Eintreten, ‚wir sind so vergnügt gewesen, unglaublich vergnügt! es ist hier doch herrlich! Die Luft wirkt auf mich, als wenn ich Sekt getrunken hätte. Wollen wir noch ein bißchen vor der Hausthür bleiben?‘

Digitized by Google

‚Nein!‘ sagte ich, etwas rauh, ‚es ist zu feucht für dich.‘

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

‚Behandle mich doch nicht immer als Kranken,‘ erwiderte er ärgerlich, ‚ich bin ja ganz gesund — heute so gesund wie nie zuvor. Wie ich hier zurück ging,‘ fuhr er träumerisch fort, ‚war noch Licht in den einzelnen Häusern — oder doch in einem — das sah so hübsch aus — ich hätte es gern noch einmal gesehen.‘

‚In welchem Hause?‘ frug ich unwillkürlich.

‚Beim General!‘ erwiderte er kurz, ‚Gute Nacht!‘

Von diesem Tage an war unser Zusammenleben, das ganze, friedliche Bild der ersten Zeit, wie mit einem Schlage verschoben und verändert — wie eine Landschaft, die man bisher im lachenden Sonnenglanz gesehen hat und die plötzlich im Schatten finsterer Wolken liegt — so blaßfarbig, so unheimlich, so anders, daß man sich immerfort fragt, ob das denn noch dieselbe Gegend ist, durch die man so fröhlich gewandert war.

Der Zufall schob die Menschen in dieser Zeit auch so sonderbar hin und her. Frau v. Redebusch erkrankte an einem nicht ganz ungefährlichen Fieber und Annie konnte sie den ganzen Tag nicht verlassen — nur spät abends kam sie vor die Thür und saß mit mir und Allan draußen. So hatte sie auch die beiden — Allan und das gefährliche Mädchen — noch nicht zusammen gesehen, und er sprach nie von Sinaide, das war mir das Allerunheimlichste.

Er hatte damals noch so viel Willenskraft, daß er sie fast gar nicht sah, so wenig als es möglich war — aber es ließ sich bei der Kleinheit des Ortes und den nun einmal vorhandenen Beziehungen natürlich nicht ganz vermeiden. Und waren es täglich nur wenige Minuten oder halbe Stunden, so war es nur zu ersichtlich, daß er eben von diesen kurzen Augenblicken lebte! Er war vorher von einer Rastlosigkeit und Aufgeregtheit, die uns andere förmlich mit ergriff — er sprach, debattierte, lachte und erzählte ohne Aufhören, und dazwischen zog er alle zwei, drei Minuten verstohlen die Uhr, bis der Augenblick gekommen war, wo er sich losmachen konnte. Ich sah dann Annies klare Augen oft mit einem Ausdruck so leidenschaftlicher Sorge auf seinem Gesicht ruhen, daß es mir das Herz zusammenpreßte. Sie wußte gar nicht, was sie denken sollte — irgend einen unbestimmten Verdacht zu schöpfen, das lag ihrer reinen Natur viel zu fern, sie schob alles auf sein Befinden, das sich wirklich verschlimmerte. Sein kurzer, nervös klingender Husten, den wir überwunden geglaubt, kam jetzt öfter und öfter. — ‚Er ist krank!‘ sagte Annie bisweilen zu mir, als wollte sie sich mit diesem traurigen Grunde beruhigen.

An einem Nachmittag kam ich zu Frau v. Redebusch, sie lag auf dem Sofa und war allein im Zimmer.

‚Meine Jugend ist draußen auf der Terrasse,‘ sagte sie auf einen fragenden Blick, ‚dies junge Mädchen aus der Villa Bella ist bei Annie — sie kommt jetzt öfter her. Was ist das für ein schönes Geschöpf!‘

‚Wie gefällt sie denn Ihrem Fräulein Tochter?‘ frug ich möglichst unbefangen.

‚Ich glaube, gut. Annie ist ja nicht sehr leicht enthusiasmiert und hat eigentlich, wie natürlich, nur Augen für Allan. Aber sie scheinen doch gut miteinander auszukommen — sie gingen gestern zusammen spazieren, und heut' ist sie schon den ganzen Nachmittag hier.‘

Ich trat auf die Terrasse hinaus. Annie und Sinaide saßen an der einen Seite und schienen beschäftigt, eine Handarbeit anzufertigen — Annie lehrte, und die andere saß mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt dabei und hörte zu. Sie begrüßte mich auch nur sehr flüchtig.

‚Ich muß aufpassen,‘ sagte sie, ‚meine faulen Hände sollen hier fleißig und geschickt werden.‘

Allan saß auf der steinernen Brüstung der Terrasse, er sprach kein Wort und sah finster und verdrossen aus — seine Augen hingen beständig an der Gruppe. Annie hob von Zeit zu Zeit den Kopf, sah ihn liebevoll an und nickte ihm zu. Für Sinaide schien er nicht zu existieren. Sie sprach über ihn hin, als wenn er Luft wäre — und gab ganz kurze, gleichgültige Antworten, wenn er sie etwas fragte — sie sah ihn kaum an, und ich merkte wohl, daß er vor verzweifelter Ungeduld und nervöser Erregung kaum mehr er selbst war. — Bisweilen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, flog es wie ein arglistiges Lächeln um ihren Mund — ich sah es wohl.

Als die Dämmerung hereinbrach, erhob sie sich. ‚Ich muß jetzt nach Hause gehen, Großpapa braucht mich,‘ sagte sie mit ihrer gesetztesten Miene und warf mir einen flüchtigen, schalkhaften Blick zu, ‚bin ich nicht sehr pflichtgetreu, Herr Doktor? Fräulein v. Redebusch wird noch ein Mustermädchen aus mir machen.‘

‚Das könnte nichts schaden,‘ erwiderte ich halb lächelnd — ich verstand ihre neueste Rolle noch nicht.

Annie war ins Zimmer gegangen, um nach der Mutter zu sehen.

Sinaide legte ihre Arbeit zusammen und setzte den großen schattigen Strandhut auf — als sie an Allan vorbeiging, sah sie plötzlich zu ihm in die Höhe und ich hörte sie halblaut sagen: ‚Ich gehe jetzt noch an den Strand — haben Sie heute den ganzen Abend ‚Dienst‘?‘

Er sah mit einem förmlich aufleuchtenden Blick empor und schüttelte den Kopf. Sie nahm flüchtig Abschied, und in dem Augenblick, als sie in der Balkonthür stand, knickte eine der Blumen ab, die sie im Gürtel trug, und fiel zur Erde. Ich sah, wie Allan sich hastig danach bückte und sie aufhob — dann war Sinaide fort. —

Ich fühlte eine so tiefe, innerliche Empörung über dies Doppelspiel, daß ich zuerst nicht sprechen konnte — ich beschloß aber doch, wenigstens das meine zu thun, um der Sache entgegenzuarbeiten.

‚Ich bleibe heut' abend hier,‘ sagte ich, als Annie eben wieder zu uns trat, ‚Allan wollte uns ja aus ‚Childe Harold‘ vorlesen!‘

Er erwiderte nichts und ging die Stufen hinunter — vor dem Hause blieb er unschlüssig stehen. Ich überlegte einen Augenblick, dann sprach ich zu Annie.

‚Nehmen Sie ihn ein bißchen in acht!‘ sagte ich ernst, ‚dieses Fräulein amüsiert sich mit ihm und über ihn! Das ist nichts für ihn — und nichts für Sie!‘

Sie sah mich ruhig an und schüttelte mit einem zuversichtlichen Lächeln den Kopf.

‚Nein, nein — da thun Sie ihr unrecht!‘ sagte sie entschieden, ‚sie hat sich ja den ganzen Nachmittag nicht um ihn bekümmert — sie spricht kaum ein Wort mit ihm! Das hat ihn vielleicht etwas verstimmt; er ist es so gar nicht gewöhnt, daß er den Leuten unwichtig ist.‘

Sie lachte mich unbefangen an, und während wir noch sprachen, sah ich Allan langsam die Strandtreppe hinuntergehen und dann weiter unten Sinaidens weißes Kleid durch die Dämmerung leuchten und neben ihm auftauchen.

Sie war meinen Augen gefolgt und sah eine Weile starr nach der angegebenen Richtung.

‚Mein Gott, das ist ja doch aber gar nicht möglich!‘ sagte sie, ‚das ist doch gar nicht möglich!‘

Von diesem Tage an nahm die Sache eine andere Gestalt an: es war über unseren armen Jungen gekommen wie eine Krankheit, die Leidenschaft zu dem bethörenden Geschöpf hatte ihn gepackt und hielt ihn wie mit Krallen fest. Mir ging, wenn ich ihn so sah, oft ein altes Volkslied durch den Sinn, das die friesischen Bauernfrauen sangen: ‚Wenn das Stroh in Flammen steht und der Wind dazwischen weht‘ — dies Verzehrende, Rastlose, Rasche, das lag auch in seiner Art — und es verzehrte auch ihn!

Annie ließ sich nach jenem ersten Abend nie mehr etwas anmerken. Sie ging tapfer und blaß neben ihm her, immer bemüht, ihm alles fern zu halten, was ihn verletzen konnte, und ertrug seine jetzt oft sehr gereizten und bitteren Stimmungen mit einer stillen Geduld, die mich aufs tiefste rührte.

Wie weit Frau v. Redebusch in der Sache klar sah, das weiß ich nicht. Sie war, wie viele Kranke, zu sehr mit

Digitized by Google

sich beschäftigt, um in ihrer Umgebung dem sehr viel Aufmerksamkeit zu schenken, was sich nicht in Thatsachen, sondern in Stimmungen offenbarte, und sie hatte sich seit Jahren so daran gewöhnt, Annie sicher und unbeirrt ihren Weg gehen zu sehen, daß sie gar nicht den Wunsch fühlte, gleich einzugreifen, wo dieser Weg einmal eine unerwartete Biegung zu machen schien.

Und es ging auch äußerlich alles so einfach her, die Tage flossen scheinbar wie ein ruhiger Strom dahin, nur wer näher und schärfer sah, entdeckte unter dieser glatten Oberfläche den unheimlichen Wirbel einer Leidenschaft, die nur darauf lauerte, hervorzubrechen und alles mit sich in die Tiefe zu reißen. Sinaide spann ihre Fäden wie eine schöne Spinne — so ganz fein, so ganz unmerklich und so ohne jedes Erbarmen — sie zog ihn sachte immer mehr an sich. Sie spielte mit ihm Tennis — trotz meines Abratens — er hielt sich während des Spiels mit eiserner Energie aufrecht, brach dann zusammen und lag stundenlang erschöpft und regungslos. Dann ritten sie miteinander aus — kein Tag verging, wo sie ihn nicht stundenlang gesehen hätte — die Zeit für Annie wurde immer kürzer, immer knapper, immer unruhiger.

An dem einen Morgen, wo sich ein solcher Spazierritt ungewöhnlich lang ausdehnte, stand ich vor meinem Hause, um Allan zu erwarten, als Annie plötzlich neben mir war — ich erschrak, ich hatte sie gar nicht kommen hören.

‚Ist er noch nicht zurück?‘ frug sie mit gepreßter Stimme.

Ich wies statt der Antwort nach dem Strande, wo die beiden Reiter eben auftauchten.

‚Und in der brennenden Sonne!‘ sagte sie leise vor sich hin.

Ich schwieg.

Sie faßte sich plötzlich ein Herz.

‚Herr Doktor, — lieber, guter Freund,‘ sagte sie, mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich ihr kaum zugetraut hätte, ‚ich kann es nicht mehr mit ansehen! Sprechen Sie einmal mit ihm — sagen Sie ihm, daß er nicht so viel reiten soll! Er mag ja sonst gern mit ihr zusammen sein — ich habe gewiß kein Mißtrauen, nicht wahr, das glauben Sie ganz fest? aber er hält es ja nicht aus!‘

Sie nahm meine Hand einen Augenblick zwischen ihre beiden und drückte sie heftig, dann war sie so rasch fort wie sie gekommen.

Allan und Sinaide waren indes abgestiegen und kamen, ihre Pferde führend, die Düne entlang auf mich zu — ich konnte in der stillen zitternden Mittagsluft jedes Wort verstehen, das sie sprachen — sie achteten auch gar nicht auf mich und sahen mich wohl kaum. Sie hielt einen Strauß brennendroter Mohnblumen in der Hand und sah mit einem Ausdruck darauf hin, als wenn sie den liebsten Menschen vor sich hätte. Allan biß sich auf die Lippen und schlug mit der Reitgerte gegen seine Hand — plötzlich nahm er ihr die Blumen weg und warf sie auf die Erde und trat mit dem Absatz darauf, bis sie wie ein gestaltloser Blutstropfen aus dem weißen Sande leuchteten.

‚Was machen Sie denn da mit meinen Blumen?‘ frug sie und sah mit einem trotzigen Lächeln zu ihm auf.

‚Ich hasse Mohn!‘ sagte er mit zusammengebissenen Zähnen.

‚Der arme Mohn, und warum das?‘ frug sie gleichgültig.

Er antwortete ihr erst gar nicht, sondern sah sie nur drohend und fest an: ‚Weil Sie ihn lieben,‘ sagte er dann.

Sie blieb stehen und hielt ihm mit einem leichten Achselzucken die Hand hin. ‚Adieu, bis morgen,‘ sagte sie nachlässig, ‚vergessen Sie mich nicht!‘ und dabei lachte sie.

Er behielt ihre Hand einen Augenblick.

‚Was sagen Sie?‘ frug er dumpf, ‚ich soll Sie nicht vergessen? Wissen Sie mir nichts Besseres zu wünschen? Das beste, das einzigste, was Sie mir wünschen sollten, wäre doch ‚Vergessen Sie mich!‘ Warum sagen Sie denn das nicht?‘

‚Das können Sie ja von selbst thun,‘ erwiderte sie und lachte wieder hell auf, ‚und nun Adieu — aber heute nachmittag kommen Sie nicht — ich kann Sie gar nicht brauchen — wir erwarten Besuch!‘

‚Ich weiß!‘ gab er düster zurück und wandte sich zum Gehen — dann blieb er plötzlich stehen.

‚Sehe ich Sie heute gar nicht mehr?‘ frug er, wie hingeworfen.

‚Vielleicht doch — ich will mit Großpapa nach dem Thee noch auf die Düne gehen — so gegen acht Uhr — vielleicht kommen Sie mit Ihrer Braut dann auch dahin — das wäre ja sehr hübsch — acht Uhr — hören Sie wohl?‘

Sie nickte ihm zu und verließ ihn — er machte keinen Versuch mehr, sie zurückzuhalten, sondern ging an mir vorbei, ohne mich zu beachten, ins Haus. Ich folgte ihm auf sein Zimmer, wo er sich mit geschlossenen Augen aufs Sofa geworfen hatte, und stand eine ganze Weile neben ihm.

‚Allan!‘ sagte ich endlich.

‚Was willst du?‘ fragte er ungeduldig, ohne die Augen zu öffnen, ‚ich bin müde!‘

‚Das sehe ich, mein Junge,‘ erwiderte ich, ‚und darum bitte ich dich, laß jetzt einmal das unsinnige Reiten und Tennisspielen — laß es mal ein paar Tage, und du sollst sehen, wie gut es dir thut! Du warst ja doch die erste Zeit hier so frisch und wohl bei dem ruhigen Leben!‘

Er sah mich mit weitgeöffneten Augen an und richtete sich ein wenig in die Höhe.

‚Leben!‘ sagte er dann, ‚ja — wenn du das leben nennst — das war ja gar kein Leben — das war nur ein Hindämmern — ein Scheindasein — gelebt habe ich überhaupt erst seit vierzehn Tagen! Sieh' mal, Rütgers,‘ fuhr er fort, ‚ich bin wie ein Schlafwandler durch die Welt gegangen — immer auf so einfachen, glatten Wegen — und es hat der düsteren Flammenbeleuchtung dieser Tage bedurft, um mir zu zeigen, was für Abgründe rechts und links von uns liegen! Sage mir nur nicht, daß ich ein Schwächling, ein erbärmlicher Mensch ohne Energie sei — du brauchst es mir nicht zu sagen, denn ich weiß es selbst ganz — ganz genau! Alles, was du mir sagen kannst, das sage ich mir auch — die langen schlaflosen Nächte hindurch — und jetzt und immerfort — bloß dann nicht, wenn ich mit ihr zusammen bin — dann ist es aus — dann weiß ich überhaupt nichts mehr — gar nichts! Du kannst dir nicht denken, wie dankbar ich bin, wenn mich einmal nichts an sie erinnert!‘

Ich strich ihm sanft die Haare von der glühenden Stirn und sprach gar nicht — mir war der Hals wie zusammengeschnürt.

In dem Augenblick wurde die Thür aufgestoßen und Sinaidens großer Hund kam herein und auf Allan zu, den er ungestüm ansprang. Mich faßte in dem Augenblick eine unsinnige Wut gegen alles, was mit ihr zusammenhing, und ich gab dem Tiere einen Stoß, daß es mit einem lauten Aufheulen weit weg flog — ich konnte nicht anders.

Allan sah mich sonderbar an.

‚Laß doch das Tier,‘ sagte er, ‚das arme Tier — das ist ja viel besser als ich, das ist doch wenigstens treu!‘

Ich stand eine ganze Weile stumm am Fenster.

Ich war so ratlos ihm gegenüber — ich kam mir vor wie einer, dem die Hochflut entgegenkommt und der sie mit seinen beiden Händen zurückhalten soll.

Als ich mich nach ihm umwandte, war er eingeschlafen; aber der Schlaf hatte den unruhigen Zug nicht aus seinem Gesicht fortzuwischen vermocht — er warf sich hin und her und atmete kurz — mir fiel wieder auf, wie krank er jetzt aussah.

An diesem Tage kam, wie Sinaide ja schon gesagt hatte, ein auswärtiger Gast zum General, ein junger, eleganter Mann mit blondem Scheitel und sehr hübschem, nichtssagendem Gesicht — er blieb bis gegen Abend da. Sinaide war ohne Aufhören mit ihm zusammen, immer da, wo man sie von den Dünenhäusern aus beobachten konnte — sie spielte mit ihm Tennis, und nachmittags ließ sie sich ihren Strandstuhl hinunterbringen, was sie sonst nie that, und saß stundenlang mit dem Fremden am Meer. Er lag auf einer Decke zu ihren Füßen, und sie schien sich vortrefflich mit ihm zu unterhalten, so daß sie für nichts und niemand anders Augen hatte.

Allan bestand darauf, auch an den Strand zu gehen — Annie und ich begleiteten ihn, ich hatte gerade freie Zeit.

Als wir an den beiden vorbeikamen, grüßten wir. Sinaide nickte, wie zerstreut, flüchtig nach uns hin und wandte dann gleich wieder den Kopf nach dem Fremden, der ihr allerlei Schnurren zu erzählen schien, über die sie ausgelassen lachte.

Allan zog Annie so rasch mit sich, daß sie ihm kaum zu folgen vermochte.

Digitized by Google

‚Wo willst du denn hin?‘ frug sie bange.

‚Fort!‘ sagte er, ‚nur ganz weit fort!‘

Ich ließ sie beide gehn — ich dachte so halb und halb, er würde am Ende jetzt den richtigen Weg zu ihr zurückfinden, und ich hatte außerdem beschlossen, keinen Tag mehr vorbeizulassen, ohne etwas in der Sache zu thun.

Es dämmerte schon, als Allan und Annie zurückkamen — ich hatte vor, den Abend mit ins Seeschloß zu kommen, und wir saßen auf der Terrasse zusammen.

‚Bleiben wir heut' einmal hier oben!‘ sagte ich zu Annie, ‚gehn wir nicht mehr ans Meer!‘

Sie verstand mich und sah mich dankbar an. ‚Nicht wahr, Allan, wir bleiben heute bei Mama?‘ sagte sie und legte schüchtern die Hand in seinen Arm.

Er nickte zerstreut. ‚Ja, ich mag gar nicht mehr hinaus!‘ sagte er.

Aber als die Dämmerung tiefer wurde, begann er unruhig zu werden — ich sah, wie er mehrmals unter einem Vorwand aufstand und den Weg hinunterblickte. ‚Ich glaube beinahe, ich habe Fräulein Sinaide versprochen, daß du noch mit mir auf den Dünenweg kommen willst, Annie,‘ sagte er dann mit scheinbarer Gleichgültigkeit, ‚ob es nicht unfreundlich aussieht, wenn wir nicht kommen?‘

Sie sah ihm fest und traurig in die Augen — er wandte den Kopf unruhig ab.

‚Ich glaube nicht,‘ sagte sie, ‚und selbst wenn es so wäre — laß es doch unfreundlich aussehen — brauchen wir denn immer fremde Menschen?‘

Er schien sich zu fügen — ich setzte mich zu Frau v. Redebusch ins Zimmer und wir spielten eine Partie Halma — das Brautpaar stand auf der Terrasse und sprach leise.

Plötzlich fuhr ein pfeifender Windstoß durchs Zimmer, der die Lampe fast verlöscht hätte, die Thür war aufgesprungen, ich wollte sie schließen und sah Annie allein auf der Terrasse stehn.

‚Wo ist Allan?‘ frug ich.

Sie wies nach der Düne hinunter — er ging mit raschen Schritten immer auf und ab, wir konnten in der tiefen, feuchten Dunkelheit seine Gestalt nur eben noch erkennen — das rote Fünkchen seiner Cigarre glimmte durch die Nacht.

In der Ferne gluckte und schluchzte das Meer im Zurückebben, auf der Höhe des Wassers standen finster und schattenhaft die Boote der Heringsfischer wie Gespensterschiffe, der Leuchtturm warf ab und zu einen zuckenden Feuerschein auf die dunkle Wasserfläche.

Annie stand regungslos, die Hände beide fest auf die steinerne Einfassung des Balkons gepreßt; ich sah auf ihr feines, schmales Gesicht, in das ein strenger Schmerzenszug gekommen war, und fühlte einmal wieder so recht, wie ohnmächtig der Mensch auch dem Liebsten und Nächsten gegenüber ist, wie er ihm nichts abnehmen und nichts geben kann, und wie jeder doch seine Schlacht allein schlagen — siegen oder zu Grunde gehen muß.

Plötzlich wandte sie sich nach mir um — ihr Mund zitterte, wie von mühsam bekämpftem Weinen.

‚Es ist mir ja gar nicht so um mich!‘ sagte sie mit erstickter Stimme, ‚aber es ist so furchtbar schade um ihn!‘

Ich wandte mich kurz um und sagte drinnen Gute Nacht — als ich noch einmal zurückblickte, sah ich, wie Annie neben dem Sofa der Mutter hingekniet war und ihren Kopf auf die Kissen gelegt hatte. Die Mutter strich ihr sanft über das Haar, ich ging langsam nach Hause.

Es war mittlerweile spät geworden — Allan war draußen nicht zu sehen. Als ich in mein Zimmer trat, saß er am Tisch, den Kopf in die Hände vergraben, und sprach nicht.

Ich berührte ihn sanft an der Schulter.

Er fuhr erschreckt empor.

‚Wo warst du denn so lange?‘ frug ich.

‚Am Strande — mit Sinaide!‘ sagte er mit einem sonderbaren Lachen, ‚sie hat mich erst bis halb zehn Uhr warten lassen — dann ist sie endlich doch gekommen. Und dann schwärmte sie mir die ganze Zeit von dem Besuch vor, den sie gehabt hätte, wie lustig, wie unterhaltend und hübsch er wäre! Und wie ich zornig wurde und weggehen wollte, lachte sie mich aus und sagte: ‚Es ist ja alles nur Scherz — ich habe mich ja ganz abscheulich mit ihm gelangweilt!‘ ‚Aber wozu dieser Scherz?‘ frug ich sie. Und weißt du, was sie da sagte? ‚Ich wollte einmal sehen, was Sie für ein Gesicht dazu machten — Sie ziehen die Augenbrauen immer so zusammen, wenn Sie sich ärgern — das steht Ihnen sehr gut — bitte, machen Sie das auch jetzt noch einmal!‘ Und wie ich sagte: ‚Sie quälen mich, wie ein grausames Kind ein hilfloses Tier quält,‘ da erwiderte sie mir: ‚Aber das braucht Sie doch nicht zu quälen — das geht Sie ja gar nichts an — Sie sind ja verlobt!‘

‚Und was sagtest du darauf?‘ frug ich ernsthaft.

‚Ich? Du wirst empört sein, Rütgers — aber ich sagte — oder besser, etwas sagte aus mir heraus: ‚Und wenn ich's nicht wäre?‘ Da antwortete sie nur ganz kaltblütig: ‚Dann würde ich Sie sehr beglückwünschen — ich halte Heiraten für einen Unsinn!‘ — Gute Nacht, Rütgers — ich bin so froh, daß ich dir das alles erzählen kann — da ist mir manchmal, als wenn mein Herz nicht mehr so bleischwer wäre!‘

Er gab mir seine fieberheiße Hand und ging nach der Thür, dort blieb er noch einen Augenblick stehen. ‚Ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende Schiffer und Kahn,‘ sagte er traurig und ging hinaus.

Ich blieb die halbe Nacht wach und schritt in schweren Gedanken in meinem Zimmer auf und ab — so ging es nicht weiter, das war mir klar! (Schluß folgt.)

Oberschlesische Zustände im Jahre 1848.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Erinnerungsblatt von **Max Ring.**

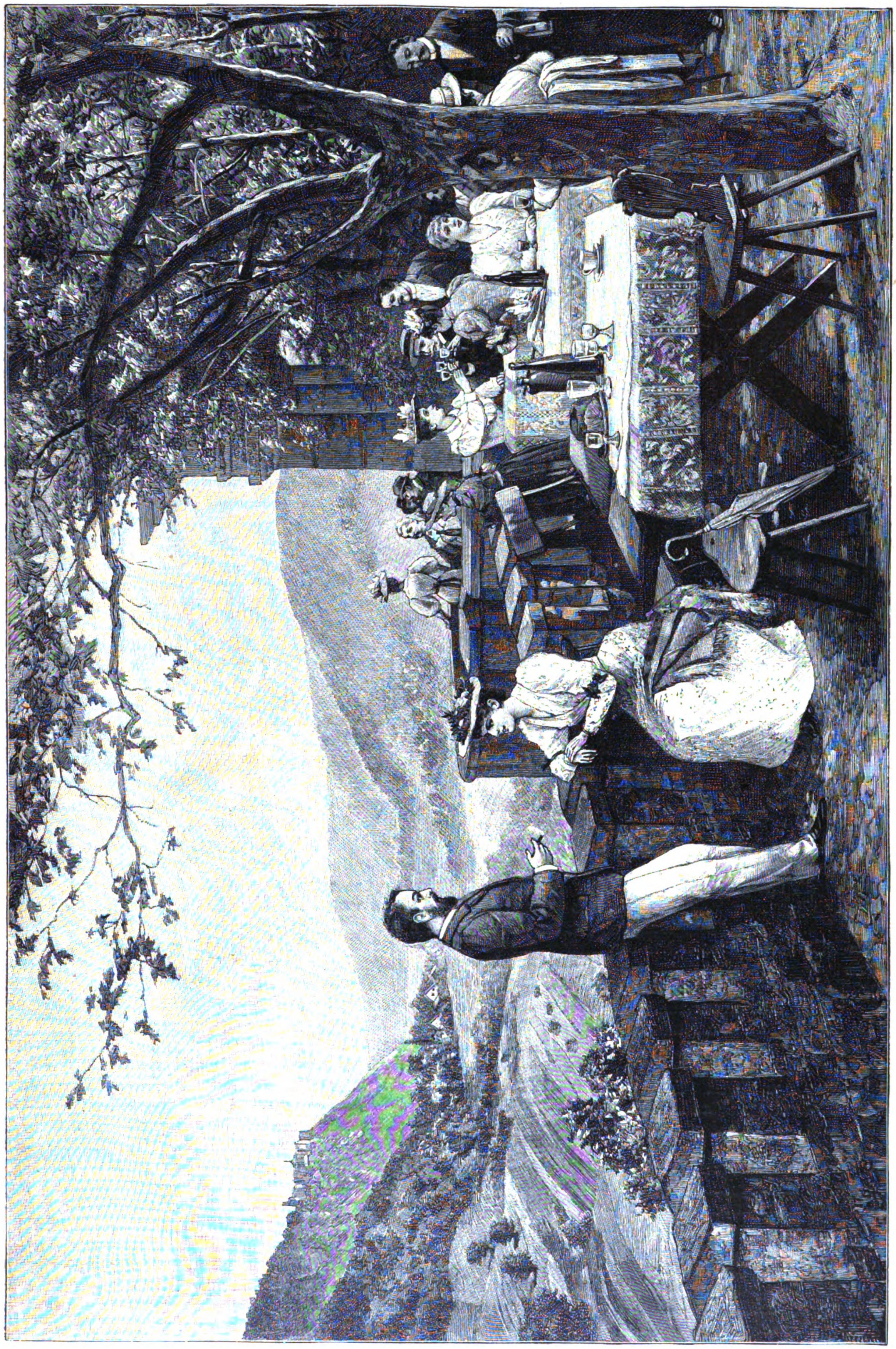
Seit dem Jahre 1840 lebte ich als praktischer Arzt in Gleiwitz, dem Mittelpunkt des oberschlesischen Bergbaus und Hüttenwesens, wo ich hinlängliche Zeit und Gelegenheit fand, Land und Leute genauer kennenzulernen. Auf meinen häufigen Berufsreisen und Ausflügen in der Umgegend von Gleiwitz führte mich mein Weg durch öde Sandflächen, vorüber an schlecht oder nachlässig bestellten Feldern, an verdorrten Kartoffeläckern und düsteren, einförmigen Kiefernwäldern, durch schmutzige Dörfer, mit jämmerlichen Strohdächern auf den verfallenen Häusern, in denen der in Armut verkommene Landmann ein erbärmliches Leben führte, in beständigem Kampf mit Not und Sorge. Plötzlich aber überraschte mich das hohe Schloß eines reichen Gutsherrn oder das großartige Hüttenwerk eines angesehenen Industriellen, reizende Villen, von geschmackvollen Gärten und Anlagen umgeben. Denn in der Tiefe, unter dem dürren, unfruchtbaren Boden verborgen, ruhten die unermeßlichen Schätze der Erde, die schwarzen Diamanten der unerschöpflichen Kohlenschichten, die mächtigen Erzlager, Eisen und Zink, die den glücklichen Besitzern ein fürstliches Einkommen sicherten. Zahlreiche Bergleute in schwarzen Leinwandkitteln, mit dem Schurzfell auf dem Rücken und der Grubenlampe am Gürtel, zogen schon am frühen Morgen an mir vorüber, tauchten gleich nächtigen, bleichen Schatten auf und nieder und verschwanden wieder in der unheimlichen Tiefe, welche neben ihren Schätzen die tückischen Geister der schlagenden Wetter, die erstickenden Gase und die wilden Gewässer barg.

Nicht selten wurde meine ärztliche Hilfe für die Verunglückten in Anspruch genommen, die durch eine verderbliche Explosion, durch Einsturz des Gesteins oder den Durchbruch des Wassers zu Schaden an Leib und Leben gekommen waren. Aus dem finstern Schacht wurden die Leichen oder die mit zerschmetterten Gliedern noch lebenden Arbeiter emporgewunden, erwartet von jammernden Frauen, entsetzten Kindern, von den bleichen Genossen und Freunden, die früher oder später ein ähnliches Schicksal ereilen konnte.

Neben den niedrigen Gebäuden der Bergleute ragten die mächtigen Hüttenwerke mit ihren riesigen Schornsteinen empor. Der

x

Digitized by Google



Auf der Terrasse der Ebernburg.
Nach dem Gemälde von C. Geibel.

wunderbare Eindruck wurde noch gesteigert, wenn am Abend zahllose Flammen und Flämmchen den Horizont meilenweit beleuchteten und in der Dunkelheit das blendende Schauspiel einer glänzenden Illumination hervorzauberten. Hier schlug die rote Lohe der kolossalen Hochöfen zum nächtlichen Himmel auf, gleich dem feuerspeienden Krater eines mächtigen Vulkans, aus dessen Innern das geschmolzene Eisen wie ein glühender Lavastrom hervorschoß; dort blitzten die grünen und bläulichen Lichter des kochenden Zinks wie ein buntes Feuerwerk auf, während die angezündeten Kohlenmeiler, die in Coaks verwandelt werden sollten, weithin wie brennende Dörfer und Städte in düstrer Glut dem überraschten Wanderer erschienen. Rauschende Wasserkräfte, sausende Windgebläse und riesige Dampfmaschinen arbeiteten unablässig, fachten die lodernden Flammen an, schwangen die centnerschweren Eisenhämmer, drehten die ungeheuren Walzen und Räder, welche das spröde Metall, die zähen Eisenblöcke zu dünnen Platten preßten oder zu starken Schienen streckten und schweißten, auf denen die Lokomotiven im Fluge dahinsausen.

Zwischen diesen Gruben, Hütten und Lagerplätzen bewegten sich in unabsehbaren Reihen die Karren und primitiven Fuhrwerke der sogenannten „Vekturanten", die das Erz, die Kohlen und die gewonnenen Erzeugnisse fortschaffen und verfahren. Elende Wagen von höchster Einfachheit, mit kleinen, zottigen Pferden bespannt, schleppten sich mühsam auf den vernachlässigten Landwegen oder ausgefahrenen Chausseen fort. Ausgestreckt auf den schwerbelasteten Wagen leitete der Landmann das magere, halbverhungerte Gespann, schlafend oder halbberauscht, da das leicht verdiente Geld ebenso schnell in den überall an der Straße liegenden Schenken vertrunken und verjubelt wurde, während der Acker unbestellt oder den Frauen und Kindern zu notdürftiger Bestellung überlassen blieb und die vernachlässigte Wirtschaft notwendig zu Grunde ging.

Ueberall fand ich auf meinen Reisen reges Leben und Treiben neben Trägheit und Verkommenheit, unermeßlichen Reichtum und furchtbare Armut, glänzenden Luxus und unsägliches Elend, raffinierte Kultur und rohe Barbarei. Dieselben Gegensätze, die das ganze Land mir zeigte, spiegelten sich auch in dem Charakter der Bewohner. Wie dies so oft bei Grenzbevölkerungen zu beobachten ist, hatte die oberschlesische die Fehler und Schwächen der beiden in ihr vereinigten Rassen; die Berührung des deutschen mit dem slavischen Element hatte auf beide schädlich gewirkt und ihre Entwicklung aufgehalten.

Von Natur gutmütig und begabt, war das arme Volk jener Gegend durch Jahrhunderte dauernde Sklaverei, Unterdrückung und Vernachlässigung demoralisiert und erniedrigt. Seine Hauptfehler waren eine fast unüberwindliche Trägheit, Unwissenheit, Sorglosigkeit und grenzenloser Leichtsinn. Unter dem Druck der auf ihm lastenden Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, die erst die neuere Gesetzgebung aufgehoben hatte, mußten mit der Zeit alle besseren Keime verkümmern und zu Grunde gehen.

Selbst der Segen der ihm geschenkten Freiheit, die Folgen der durch das Gesetz aufgehobenen Erbunterthänigkeit vermochten nicht, das traurige Geschick des Landmanns wesentlich zu verbessern, ja sie verschlimmerten anfänglich seine erbärmliche Lage. Bis dahin war der Gutsbesitzer wenigstens verpflichtet und interessiert, für ihn Sorge zu tragen. Er mußte ihn zur Not ernähren, ihn mit dem unentbehrlichsten Viehstand und Ackergeräten versehen und die über seinem Kopf zusammenstürzende Hütte ihm wieder aufbauen lassen.

Das Gesetz hatte den Bauer frei gemacht und auf seine eigene Kraft verwiesen. Aber unter dem vorausgegangenen langen Druck hatte er den Gebrauch derselben verloren, wie der gebrochene und eingeschnürte Fuß das Gehen verlernt, selbst wenn er wieder geheilt wird. Da der Gutsherr nach wie vor die Polizei verwaltete und durch den von ihm angestellten Justitiar die Patrimonialgerichtsbarkeit ausübte, herrschte auf dem Lande noch immer eine aller Beschreibung spottende Willkür und Rechtsunsicherheit. Die Fälle, daß Leute zu Tode geprügelt wurden, zählten damals keineswegs zu den Seltenheiten, und diese Verbrechen kamen nur ausnahmsweise zur Anzeige und führten noch seltener zur Bestrafung der Schuldigen, da die Furcht zu groß und die Herren zu mächtig waren. Ebenso stand der Bauer in den vielfachen Civilprocessen und Verhandlungen wegen der Ablösung der Zinsen und der Robot dem Grundbesitzer hilf- und ratlos gegenüber.

So erschien mir zu der Zeit, als ich noch in Oberschlesien lebte, das Volk im gewissen Sinne noch immer der weiße Sklave des Gutsbesitzers, obgleich die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit schon längst aufgehoben und geschwunden war. Unter diesen Verhältnissen rückte das Jahr 1847 heran und mit ihm jene traurige Katastrophe, die berüchtigte oberschlesische Hungersnot und der damit verbundene Flecktyphus.

Die eigentümliche Lage des Landes und der Bevölkerung, die ungünstigen klimatischen Einflüsse, wiederholte Mißernten, schlechte und mangelhafte Ernährung und verkehrte oder unzureichende Maßregeln trugen dazu bei, einen Notstand hervorzurufen, wie er schrecklicher nicht gedacht werden konnte. Die Hauptschuld jedoch wurde nicht mit Unrecht dem alten Regierungssystem zugeschrieben, das alle Warnungen und Mahnungen der besser Unterrichteten nur als Zeichen des „beschränkten Unterthanenverstandes" und liberaler Unzufriedenheit ansah und die laut um Hilfe rufende Stimme der Presse durch die bestehende Censur erstickte. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1847 sah man die Vorboten des drohenden Unheils. Scharen von entlassenen und brotlosen Arbeitern suchten vergebens eine Beschäftigung, während Frauen und Kinder mit hohlen Wangen, in Lumpen, fast nackt, bettelnd von Dorf zu Dorf zogen und sich um den Abfall der Küchen, selbst um rohe Kartoffelschalen stritten, um ihren Hunger zu stillen. Hier und da fand man am Wege, im Walde oder auf freiem Felde die Leiche eines der Not erlegenen Unglücklichen. Infolge des Mangels und der schlechten Ernährung traten zahlreiche gastrische Fieber und Ruhren auf, aus denen sich allmählich der Typhus entwickelte, der nun schnell um sich griff. Bald lagen Tausende danieder, in einzelnen Dörfern mehr als die Hälfte der Einwohner.

So erkrankten im Kreise Pleß im Jahre 1847 nach amtlichen Berichten 19539 Personen, von denen 2292 starben, im Rybniker Kreise gab es Ortschaften, wo nur zwei oder drei Häuser von der Seuche verschont blieben; ganze Familien verfielen dem Tode, Hunderte verwaister, nackter, brotloser Kinder irrten von Dorf zu Dorf, weil sie, der Eltern beraubt, kein Obdach, keine Heimat, keine Nahrung finden konnten. Nicht selten mangelte es an Brettern zu Särgen für die Leichen, die in Lumpen gehüllt oder nackt zum Kirchhof auf Handschlitten oder Schubkarren geschleift wurden. Dabei fehlte es an menschlicher Hilfe. Schwarze Tafeln vor den Thüren der durchseuchten Hütten scheuchten das Mitleid von der Schwelle fort und verbreiteten Schrecken und Entsetzen. Die Zahl der heimischen Aerzte reichte nicht mehr hin, und viele von ihnen verfielen der Ansteckung, erkrankten und starben, während die furchtsamen Behörden sich fern hielten und ihre Pflicht versäumten. Vater und Mutter, Kinder und Säuglinge, eine ganze Generation rang ungesehen und ungehört mit dem erbarmungslosen Tode, in dumpfer Verzweiflung oder stumpfer Resignation. Nach und nach verstummten die Klagen, schwieg das Röcheln der Sterbenden, bis alles still war. Ich selbst fand bei meinem Besuche eines Dorfes in einer Hütte auf dem bloßen Fußboden, ohne Decken, zwischen fünf Kranken zwei bereits Verstorbene, die der kaum vom Typhus genesene Vater zu schwach war fortzuschaffen, während fremder Beistand nicht zu erlangen war.

Endlich erwachte die apathische Regierung aus ihrer bisherigen Unthätigkeit; zugleich weckte die furchtbare Not die schlummernde Menschenliebe, Mitleid und Erbarmen. Aus allen Teilen der Monarchie strömten Aerzte, Krankenpfleger, barmherzige Brüder und Schwestern herbei. Die wohlhabenden Gutsbesitzer der heimgesuchten Kreise eröffneten Volksküchen für die Hungernden; Geld, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke wurden gesammelt und verteilt, für die Kranken Lazarette eingerichtet, wozu meist die nicht mehr besuchten und leerstehenden Schulstuben benutzt wurden. Die Privatwohlthätigkeit brachte die größten Opfer, und Männer wie der junge Rudolf Virchow und der Prinz Biron scheuten nicht die Gefahr der Ansteckung und selbst nicht den Tod, dem der letztere leider erlag.

Während dieser Vorgänge war in Paris jene Revolution gegen Louis Philipp ausgebrochen, deren Rückwirkung auf

Digitized by Google

Deutschland sich mit der Schnelligkeit des Blitzes verbreitete und bis zu unserem verlorenen Winkel erstreckte. In Wien wurde Metternich und sein schändliches System gestürzt, in Berlin auf den Barrikaden gegen das absolute Regiment, den Polizeistaat, die Unterdrückung der Volksrechte, für die Freiheit und die Einheit Deutschlands erfolgreich gekämpft. Die Nachricht von dem Siege über die damals herrschende Reaktion erfüllte alle Herzen mit einem Freudenrausch, einem Wonnetaumel. Ein Völkerfrühling schien gekommen, ein Ostermorgen der Freiheit, ein Erwachen des ganzen Volkes zu einem neuen, schöneren Leben. Auch das so schwer heimgesuchte und in der politischen Bildung zurückgebliebene Oberschlesien vernahm die frohe Botschaft mit einem jeder Beschreibung spottenden Jubel. Ich selbst war tief ergriffen und fortgerissen von der allgemeinen Bewegung.

Mit einigen gleichgesinnten Freunden eilte ich am 20. März nach dem Gleiwitzer Bahnhof, wo eine wogende Menschenmenge voll banger Erwartung stand, um Näheres über die Gerüchte von einem blutigen Straßenkampf in Berlin zu erfahren. In höchster Aufregung stürzten wir dem von Breslau kommenden Morgenzug entgegen. Hier bot sich unseren Augen ein überraschendes Schauspiel: von der dampfenden Lokomotive und sämtlichen Waggons wehten die verpönten schwarz-rot-goldnen Fahnen, alle Passagiere und selbst die Schaffner waren mit der bisher verbotenen deutschen Kokarde geschmückt. „Sieg, Sieg!" schallte es von hundert Lippen aus allen Fenstern der Wagen, und „Sieg, Sieg!" jauchzte die begeisterte Menge. Man ließ kaum den Passagieren so viel Zeit, um auszusteigen und in die Restauration zu treten. Hier mußten sie erzählen, und atemlos lauschten wir den Berichten von den Thaten des Volks in Berlin, wie es durch seinen Widerstand, seine Aufopferung und Tapferkeit den Absolutismus bezwungen und das verhaßte Regierungssystem gestürzt.

Diese Mitteilungen, eine Mischung von Dichtung und Wahrheit, wurden mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen und erhöhten noch die freudige Aufregung. Wir stimmten das bisher verbotene Lied vom Deutschen Vaterlande an und zogen dann Arm in Arm, singend, nach der Stadt zurück, wo sich die Nachricht von der siegreichen Revolution wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus verbreitete. Bald bestätigten die ausführlichen Berichte der Zeitungen, die man sich aus den Händen riß, die immer noch von einzelnen bezweifelte Kunde. Doch die Mehrzahl war von der Wahrheit überzeugt und überließ sich der maßlosesten Freude, voll Hoffnung, daß die neue Freiheit aller Not und allen Beschwerden, die man erlitten, ein Ende machen würde. Die bedrückten Herzen schlugen leichter, die Augen strahlten heller, und die Geister träumten von einer schöneren und besseren Zukunft.

Selbst die Natur schien den allgemeinen Jubel zu teilen und sich mit den glücklichen Menschen zu freuen. Nie war der Monat März so schön und warm in unserem rauhen nordischen Klima erschienen als im Jahre 1848. Die Sonne leuchtete klar und mild an dem blauen, wolkenlosen Himmel, die Erde schmückte sich mit frischem Grün wie zu einem Fest, die Obstbäume blühten, die Veilchen dufteten und die Vögel sangen um die Wette mit den frohen Menschen. Ueberall ein Keimen und Drängen, ein Knospen und Blühen, ein Leben und Schaffen in den Wäldern, auf den Feldern, in den Herzen und in den Geistern! Die ganze Welt schien über Nacht verwandelt, das Leben veredelt, alle Schranken und Hindernisse geschwunden, eine goldene Zeit gekommen. Das schwere Leid war vergessen, die böse Krankheit gewichen, und selbst der arme, bedrückte Landmann freute sich beim Anblick der jungen, hoffnungsvollen Saaten. Ein Bruderband umschlang die Herzen; Adel und Bürger, Besitzer und Proletarier reichten sich die Hände! Der Unterschied der Stände, der Rassen und Religionen schien gefallen, und jedes derartige Vorurteil erregte nur noch Spott oder Mitleid.

Doch nur zu schnell sollten diese ersten schönen Tage der jungen Freiheit schwinden, und dem beglückenden Rausche sollte ein trauriges Erwachen folgen. Bald entbrannte von neuem der Kampf der Parteien und Interessen, der Nationalitäten und Konfessionen, nur noch heftiger und leidenschaftlicher als zuvor. Obgleich die politische Bildung des Kreises nur gering war, fehlte es in der Stadt nicht an Volksversammlungen, an Rednern und Agitatoren, an konservativen und freisinnigen Elementen, die sich feindlich gegenüberstanden. Die dadurch hervorgerufene Aufregung wurde noch durch die von dem neuen Ministerium ausgeschriebenen Wahlen zu dem konstituierenden Landtag in Berlin und zu dem Deutschen Parlament in Frankfurt a. M. gesteigert. Die Parteien bildeten sich; auf der einen Seite die adligen Grundbesitzer, die reichen Industriellen, das Militär, ein großer Teil der Beamten, die katholische Geistlichkeit und die Lehrer des Gymnasiums; auf der anderen Seite der nur schwach vertretene höhere Bürgerstand, freisinnige Rechtsanwälte, Aerzte, Kaufleute, Hüttenmänner und Handwerker, die von der Revolution eine Verbesserung ihrer Lage forderten und erwarteten.

Da Urwahlen angeordnet waren, lag die Entscheidung hauptsächlich in den Stimmen des durch seine überwiegende Zahl den Ausschlag gebenden Landvolks, das sich vorläufig noch ganz passiv zu verhalten und sich um die künftige Verfassung wenig oder gar nicht zu kümmern schien. Was ging auch den oberschlesischen Bauern die Freiheit der Presse, die Abschaffung der Censur und das Versammlungsrecht an? Er dachte nur an die Befreiung von seinen Lasten, an die Verminderung seiner Abgaben, an die Aufhebung der dem Grundherrn schuldigen Ablösung, an seinen Vorteil und seine Interessen.

In der Stadt wurden Beratungen veranstaltet, Reden gehalten, Kandidaten aufgestellt und angehört. Die konservative Partei entschied sich für den Landrat des Kreises und rechnete dabei mit Sicherheit auf die Majorität des unterthänigen, der Obrigkeit bisher gehorchenden Landvolks; wogegen die Freisinnigen sich über die Kandidatur eines angesehenen und beliebten Rechtsanwalts einigten, der auch auf den Dörfern eine bedeutende Praxis besaß und die Rechte der Gemeinden wahrgenommen und mit Erfolg vertreten hatte. Beide Parteien suchten für sich die Gunst und die Stimmen der jetzt so wichtigen Bauern durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu sichern, stießen aber auf ein unter scheinbarer Ergebenheit verhülltes Mißtrauen.

Auch die so gleichgültig und indifferent sich stellenden Bauern beschäftigten sich im stillen mit den Wahlen, saßen abends bei der Branntweinflasche im „Kretscham", ihrer Schenke, steckten die Köpfe zusammen und besprachen sich heimlich über die geeigneten Kandidaten. Das stand bei allen fest, daß sie keinen Herrn, selbst nicht den Landrat, haben wollten, sondern einen aus ihrer Mitte, der ihre Klagen und Beschwerden, ihre Wünsche und Forderungen teilte und von dem sie glaubten, daß er ihre Sache vertreten, ihre Rechte und Vorteile wahrnehmen werde. Vor allem mußte er ein geriebener Schlaukopf sein und den vornehmen Herren gewachsen.

Als ein solcher Mann erschien ihnen der Häusler Kiolbassa, ein kleiner, aber verschmitzter Bauer, der in seiner Gemeinde das große Wort führte, in allen verwickelten Angelegenheiten guten Rat wußte, verschiedene Prozesse mit der Gutsherrschaft geführt und gewonnen hatte, mit den Gesetzen und Advokatenkniffen gut Bescheid wußte und, sozusagen, mit allen Hunden gehetzt war. Außerdem war Kiolbassa im ganzen Kreise bekannt, zählte viele Freunde und Anhänger, bei denen er in hohem Ansehen wegen seiner Klugheit stand und denen er allen jetzt die größten Versprechungen machte. — In einer zu diesem Zweck veranstalteten Versammlung der Wahlmänner verpflichtete sich Kiolbassa feierlich, nur für die Interessen seiner Wähler zu stimmen, ihnen jeden möglichen Vorteil zuzuwenden, sie von allen drückenden Abgaben zu befreien und die Ansprüche der Herren mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen; worauf er fast einstimmig zum alleinigen Kandidaten für den konstituierenden Landtag ernannt wurde, während man für das Parlament in Frankfurt sich für den Premierlieutenant v. Bodien erklärte, der als Regierungskommissar während der Typhusperiode die Verteilung von Lebensmitteln und Saatkartoffeln geleitet und sich dadurch dem Landvolk vorteilhaft empfohlen hatte.

Groß war daher die Ueberraschung und Enttäuschung, als am Wahltage weder der konservative Landrat, noch der freisinnige Rechtsanwalt die Mehrheit der Stimmen erhielt, sondern der des Lesens und Schreibens unkundige Bauer Kiolbassa und der Premierlieutenant v. Bodien, letzterer ein geistreicher Lebemann, der sich weniger durch parlamentarische Tüchtigkeit als durch sein Talent, Karikaturen zu malen, auszeichnete, wodurch er die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog

Digitized by Google

und von dem witzliebenden Friedrich Wilhelm IV zum Flügeladjutanten ernannt wurde. Kiolbassa aber wanderte in seinem besten Sonntagsstaat, dem langen blauen Rock mit großen Metallknöpfen und der dicken Pelzmütze, beladen mit einem Leinwandsack, in dem er vorsichtig einige große Brote, einen fetten Schinken, Würste, Käse und Buttertöpfe schleppte, nach Berlin, um als Abgeordneter an dem Verfassungswerk fleißig mitzuarbeiten. Bescheiden und bedürfnislos, mietete er in der Hauptstadt ein billiges Kämmerlein und lebte von seinen mitgebrachten Vorräten, seine Diäten als Abgeordneter sparend, da er, wie wenigstens damals vielfach behauptet wurde, seinen Wahlmännern versprochen hatte, das so zurückgelegte Geld mit ihnen brüderlich zu teilen.

Sein Umgang beschränkte sich auf einige ebenfalls auf dem Lande gewählte Kollegen von gleicher Bildung und Fähigkeit. Die Sitzungen des Landtags besuchte er mit der größten Pünktlichkeit und bemühte sich eifrig, den Verhandlungen zu folgen, was ihm bei seiner mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache doppelt schwer fallen mußte. Zum Glück fand er einen polnisch sprechenden Abgeordneten der linken Seite, der sich seiner freundlich annahm, ihm das gewünschte Verständnis für alle ihm dunklen Fragen beibrachte und ihn mit der freisinnigen Partei auch stimmen ließ. So geschah es, daß der würdige Kiolbassa bis zu der gewaltsamen Auflösung des konstituierenden Landtags, ohne zu wissen, was er that, seinen Sitz auf der Linken einnahm, mit ihr stimmte und für einen entschiedenen Liberalen galt. Mit dem ersparten Geld in der Tasche kehrte der würdige Abgeordnete in die Heimat zurück, wo er in einer zu diesem Zweck berufenen Versammlung seinen Rechenschaftsbericht ablegte, aber statt des erwarteten Beifalls und Triumphs nur bittere Vorwürfe, grobe Redensarten, böse Schimpfworte und sogar, wie die Fama berichtete, eine Tracht derber Schläge fand, weil er die von ihm versprochene und geforderte Teilung seiner zurückgelegten Diäten den alten Freunden und Wahlmännern des Kreises hartnäckig verweigerte. Unter solchen Verhältnissen verzichtete Kiolbassa auf jede fernere parlamentarische Thätigkeit und zog sich in die Dunkelheit des Privatlebens zurück.

So sah es im Jahre 1848 in Oberschlesien aus; die viel geschmähte und verrufene Revolution hatte jedoch trotz aller Verirrungen manche wohlthätige Veränderung herbeigeführt, gleich einem stürmischen Gewitter, das die erstickende Luft reinigt und die bösen Dünste verjagt. Die aus ihrem Schlummer aufgeschreckte Regierung bemühte sich, ihre begangenen Unterlassungssünden wieder gut zu machen; sie sorgte durch Vermehrung und Verbesserung des Schulunterrichts für die Bildung und Erziehung der Jugend und suchte durch zweckmäßige Maßregeln der Verwaltung das Volk vor fernerer Hungersnot und ihrem Gefolge von Krankheiten zu bewahren, durch eine unparteiische Rechtsprechung es vor jeder Bedrückung und Willkürherrschaft zu schützen und den Schwachen gegen die Starken beizustehen, sie suchte durch Förderung der Landeskultur und der Verkehrsmittel den Wohlstand zu heben und auch den verarmten Bauern ein besseres Los zu bereiten. Wenn auch nicht alle Wünsche erfüllt, nicht alle Forderungen befriedigt worden sind, so muß man doch den großen Fortschritt freudig anerkennen und auch für Oberschlesien eine segensreiche Zukunft erhoffen, vor allem aber darf man überzeugt sein, daß die früheren verrotteten Zustände nicht wiederkehren werden.

Blätter und Blüten

Eine Erinnerung an Emil Rittershaus. Schon in dem Nachruf, welchen die „Gartenlaube“ Emil Rittershaus gewidmet hat (Jahrgang 1897, S. 206), ist hervorgehoben worden, wie er nicht nur als Dichter die Freundschaft und das häusliche Glück innig zu preisen gewußt, sondern auch als Mensch in seltenem Maße Freundschaft und häusliches Glück zu pflegen verstanden hat. Gerade daher stammte die Wärme jener Gedichte, daß sie aus dem eigenen Erleben erblühten. Seine warmherzige, liebenswürdige Natur strömte ein echt rheinisches Lebensbehagen aus, das sich allen mitteilte, mit denen er sich gesellig vereinte. Seine offene Art, sich zu geben, der frische Humor, der seine Unterhaltung durchwürzte, der ideale Schwung, mit dem er für seine Gesinnungen eintrat, schufen ihm überall Freunde. Auf seinen Vortragsreisen, die ihn allwinterlich in die verschiedensten deutschen Städte führten, erschloß sich ihm gar manches Haus, dessen Schwelle er als verehrter, doch noch fremder Gast betrat, um als vertrauter Freund daraus zu scheiden. So manches poetische Albumblatt hält heute die Erinnerung an solche Stunden lebendig. Eine besonders charakteristische Probe dieser herzentsprossenen Gelegenheitspoesie wird gewiß vielen willkommen sein, denen der Dichter lieb und wert ist. Wir verdanken dieselbe einem treuen Leser der „Gartenlaube“, Herrn Albrecht Schulze in Crimmitschau, der uns die Verse mit den folgenden ansprechenden Erläuterungen übersandte: —

Genau zwei Jahre vor seinem Todestage, am 8. März 1895, hielt, auf einer Vortragsreise begriffen, Emil Rittershaus auch im kaufmännischen Verein zu Crimmitschau einen seiner beliebten Vorträge, und zwar den über Geibel und Freiligrath. Schon längere Zeit stand ich mit dem Dichter des Rheins und des Weins im brieflichen Verkehr. Zu Neujahr hatte er mir, mit eigenhändiger Widmung versehen, sein wohlgetroffenes Bildnis, nach der Aufnahme, wie es die „Gartenlaube“ gebracht, verehrt, und mein ganzes Haus konnte nunmehr die Zeit kaum erwarten, den Dichter bald in Person begrüßen zu können. Ich hatte vor, den berühmten Gast auch in unsern Mauern ehrenvoll zu feiern; mit Hilfe des tüchtigen Männerturngesangvereins war ein solenner Kommers in Vorbereitung, aber der Dichter erklärte mir auf meine bezügliche Andeutung brieflich, daß er in der ängstlichsten Weise Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand nehmen müsse. „Seit einigen Jahren bin ich ein herzleidender Mann, muß alljährlich für längere Zeit Bad Nauheim aufsuchen .... Nach den Vorträgen konnte ich früher Abendessen mitmachen und im fröhlichen Kreise den Becher schwingen. Jetzt bin ich genötigt, wenn ich meine Rede beendet habe, mein Schlafgemach aufzusuchen, mich ganz still zu verhalten und alles zu vermeiden, was mir die Nachtruhe stören könnte ... Wollen Sie mich am Samstag, den 9. März, im Familienkreise zu einem einfachen bürgerlichen Mittagsmahl zu Gast haben, so wird es mir eine Ehre und Freude sein, in Ihrem Heim Einkehr zu halten. Einem Kommers am Abend beizuwohnen, bin ich um so weniger imstande, da ich für Oelsnitz am 10. März gleichfalls einen Vortrag zugesagt habe ....“ — Die Einladung, in meinem Hause Wohnung zu nehmen, lehnte Rittershaus ab. — Pünktlich, wie versprochen, stellte er sich am Tage nach dem Vortrag mittags 12 Uhr bei uns ein. Was waren das doch für köstliche unvergessene Stunden, die uns da fesselten! Das tiefe Gemüt des Poeten, das aus all seinen Dichtungen so erwärmend uns in das Herz redet, hier sprach es im Menschen, im Freund! Er wurde nicht müde des Wortes, und auch manch lustige Anekdote mengte sich in seine Erzählungen. Wie gern hätten wir jedes einzelne seiner lieben, freundlichen Worte festgehalten! — Um 5 Uhr traf aus Barmen ein Telegramm ein, das mir und meiner Familie einen herzlichen Gruß übermittelte und das mit „Möhrlein“ unterzeichnet war. „Möhrlein“? wer war das? Der Dichter klärte uns lächelnd auf. Als seine Kinder noch klein, war einstmals die Mutter infolge eines Trauerfalles in Schwarz gegangen, und das hatte eines von den Kleinen zu dem plötzlichen Ausruf veranlaßt: „Ach, die Mama sieht ja aus wie ein Möhrlein!“ — Die Jahre waren verrauscht, die Kinder standen längst vor eigenen Lebensaufgaben, jene Bezeichnung aber war geblieben bis zur Stunde. — Aus allen Worten leuchtete das glückliche Familienleben heraus, und wie glänzten seine Augen, als er erzählte, daß ihn jeden Tag sein geliebtes „Möhrlein“, seine Hedwig, mit einem Briefchen erfreue! — Allzu schnell war der herrliche Nachmittag vergangen, die siebente Abendstunde hatte geschlagen und Emil Rittershaus schickte sich zum Scheiden an. Da ging mir ein Wunsch durchs Herz: neben der Erinnerung an diesen köstlichen Familientag wollte ich gern auch ein geschriebenes Wort des Dichters für mein Haus behalten. Ich gab diesem Wunsche Ausdruck, und in liebenswürdiger Weise wurde er sofort erfüllt. Der Dichter bat, in meinem Arbeitszimmer ein Viertelstündchen allein und ungestört sein zu dürfen, und da schrieb er in das „Fremdenbuch“ meines Hauses die folgenden Verse:

„Die Welt ist groß, die Welt ist schön —
Bald prangt sie stolz mit Alpenhöhn;
Bald blitzt und schäumt des Meeres Flut,
Darauf der Sonne Flamme ruht;
Hier Eichendom, dort Palmenzelt —
Groß ist die Welt, schön ist die Welt!
Und doch — die Welt am schönsten bleibt,
Wo Liebe ihre Blüten treibt,
Wo treue Freundschaft uns begrüßt
Und manche Stunde uns versüßt,
Wo still man pflegt des Edlen Keim,
Und wo die Kunst hat ein Daheim!
So fand ich’s hier und segnend spricht
Mein Herz: des Frohsinns Sonnenlicht,
Des Glückes Glanz, des Friedens Wehn,
O mög’s hier niemals untergehn!
Stets blüh’ der Liebe Blumenstrauß! —
Gott geb’ es!

Emil Rittershaus.“

Daß dieses Blatt für mich und meine Familie ein heiliges Andenken bleiben wird, bedarf wohl nicht der Versicherung. Noch einmal, am andern Vormittag, einem Sonntag, beehrte Rittershaus uns mit

Digitized by Google

Urwaldspuk.
Nach einer Originalzeichnung von A. Schmidhammer.

Digitized by Google

seinem Besuch, um Abschied zu nehmen. Wie weh ward uns da ums Herz — — aber es mußte ja sein, wollte er doch am Abend schon wieder als Vortragender seiner Pflicht genügen. Aus einem Wiedersehn in Aßmannshausen, das für den kommenden Sommer geplant war, wurde nichts. Nun ist der gemütvolle Dichter seinem „Möhrlein“, der „Sonne seines Lebens“, in die ewige Ruhe gefolgt!

Das Jubiläum des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Die diesjährige, in Nürnberg vom 11. bis 13. August stattfindende Generalversammlung des „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ bedeutet einen denkwürdigen Abschnitt in der Geschichte dieser hochverdienten Vereinigung, welche nunmehr 25 Jahre besteht. Allen Freunden der Alpenwelt wird aus diesem Anlaß ein kurzer Rückblick auf die großartige Entwicklung willkommen sein, welche der Alpenverein in diesem Zeitraum aus kleinen Anfängen genommen hat.

Die Besteigung der höheren Alpenberge um ihrer landschaftlichen Schönheit willen ist erst um die Mitte unseres Jahrhunderts eine Angelegenheit allgemeineren Interesses geworden. Nur wenige kühne, meist im Dienst der Wissenschaft stehende Männer hatten vordem denkwürdige Expeditionen auf einzelne hervorragende Gipfel gewagt; erst in den fünfziger Jahren wurden die großen Hauptgipfel der Schweizer Alpen von Bergsteigern erobert, die aus Freude am Bergsteigen in die Alpen reisten. Die Pioniere dieser neu entstandenen Bethätigung der Freude an der Natur fühlten bald das Bedürfnis nach einem Zusammenschluß; der 1857 in London gegründete „Alpine Club“ war der erste alpine Verein. Aber auch in den deutschen Alpen regte sich bald der Trieb, die grandiose Hochalpennatur aus eigner Anschauung kennen zu lernen, und auch da machte sich naturgemäß sehr bald das Bedürfnis nach einer Vereinigung der Gleichgesinnten geltend, das im Jahre 1862 zur Gründung des „Oesterreichischen Alpenvereins“ führte. Paul Grohmann, Dr. E. v. Mojsisovics und G. v. Sommaruga gaben in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Ed. Sueß und A. Melingo die erste Anregung, und bei der ersten Hauptversammlung am 19. November 1862 trat der neue Verein gleich mit 627 Mitgliedern ins Leben. Von den zwei Hauptaufgaben, die er sich gestellt hatte, der wissenschaftlichen Erforschung der Alpen und der Erleichterung des Bereisens derselben, insbesondere der österreichischen Alpenwelt, wurde die erstere mit ganzer Kraft von berufenen Männern in Angriff genommen. Die Erbauung von Wegen und Schutzhütten ward noch nicht als eigene Angelegenheit des Vereins aufgefaßt, man beschränkte sich darauf, die Alpenbevölkerung zu solchen Unternehmungen anzuregen und anzuleiten. So kam es, daß der Oesterreichische Alpenverein auch nur ein Schutzhaus, die heute in ein Alpengasthaus umgewandelte Rainerhütte im Kaprunerthale, selbst erbaute. Die Hauptkraft und der größte Teil der Vereinsmittel wurde auf die Vereinsschriften verwendet, und diese sind es denn auch gewesen, welche dem jungen Verein sehr rasch ein hohes Ansehen erwarben, ihm anderseits aber auch den Charakter einer vorzugsweise litterarisch-wissenschaftlichen Vereinigung gaben. Doch fehlte es nicht an Mitgliedern, welche den praktischen Aufgaben ihr Hauptinteresse zuwandten und die darauf ausgingen, auch die Thätigkeit des Vereins mehr als bisher auf diese hinzulenken. Als ein Haupterfordernis dazu erschien ihnen allen, daß der Verein in den Alpenländern selbst mehr Wurzel fassen müsse. Es wurde daher angestrebt, die bis dahin streng centralistische Organisation des Vereins in der Weise umzuwandeln, daß derselbe in einzelne, über das ganze deutsche Alpenland und das Flachland verteilte Sektionen sich gliedere und die Leitung an einen alljährlich aus einer anderen Sektion zu wählenden Centralausschuß übergehe.

Während im Oesterreichischen Verein diese Bestrebungen auf Widerstand stießen, nahm eine Anzahl deutscher Alpenfreunde die Gründung eines „Deutschen Alpenvereins“ in die Hand. Joh. Stüdl, der hochverdienstvolle spätere Vorstand der Sektion Prag, Paul Grohmann, Carl Hofmann, der später bei Sedan gefallene, kühne Erschließer der Glocknergruppe, Lampart, Trautwein u. v. a., vor allem jedoch der unermüdliche und unvergeßliche Kurat Franz Senn aus dem Oetzthale, brachten es dahin, daß am 9. Mai 1869 in München die erste Sektion des „Deutschen Alpenvereins“ ins Leben trat. Schon im Juni folgte die Gründung einer Sektion Wien (offiziell erst am 20. August), während bereits im Mai der in Leipzig bestehende „Leipziger Alpenklub“ sich in eine „Sektion Leipzig“ verwandelte und dann in rascher Folge an verschiedenen Orten weitere Sektionen entstanden, so daß der neue Verein am Ende des ersten Jahres bereits 16 Sektionen mit 702 Mitgliedern zählte. Erster Centralpräsident war v. Bezold in München. Auch der „Deutsche Alpenverein“ hatte, eingedenk der hohen Wichtigkeit guter Vereinsschriften, diesen zunächst das Schwergewicht seiner Thätigkeit zugewandt, so daß bereits das erste, unter Th. Trautweins Leitung herausgegebene „Jahrbuch“ eine hervorragende Erscheinung bildete. Aber das eifrige Bestreben, auch eine möglichst weitgehende praktische Thätigkeit zu entwickeln, machte sich daneben sofort geltend. Für 1870/71 wurde Wien, mit Dr. F. v. Hochstetter an der Spitze, Vorort. In dieser Zeit — es war diejenige des gewaltigen Ringens zwischen Deutschland und Frankreich — geschahen die ersten Schritte behufs Anbahnung einer Vereinigung des Deutschen mit dem Oesterreichischen Alpenverein. Trotz vielfacher Schwierigkeiten und erst nach jahrelangen Verhandlungen wurde dies Ziel erreicht. Im Jahre 1873, und zwar am 23. August zu Bludenz in Vorarlberg, ward die vollständige Vereinigung beider Vereine besiegelt, dergestalt, daß, im Fall der Oesterreichische Alpenverein dem Gesamtvereine als eigene Sektion beitreten würde, dieser den Namen „Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein“ annehmen sollte, und am 19. November 1873 erfolgte dies auch. Seitdem hat der so entstandene Verein einen ununterbrochenen Siegeszug vollzogen, dessen einzelne Etappen ebensoviele segensreiche Schöpfungen zum Wohle der die Alpen bereisenden Naturfreunde, mehr aber noch zum Wohle der gesamten Alpenbevölkerung bedeuten. Ein klares Bild der glänzenden Entwicklung, die der Verein genommen, giebt die Steigerung seines Mitgliederstandes. Dieser betrug Ende 1873: 2394, 1876: 5901, 1879: 8192, 1882: 11 091, 1885: 15 870, 1888: 21 992, 1891: 25 136, 1894: 32 163, 1897: 40 828 und gegenwärtig 42 000 in 251 Sektionen. Der Verein nennt 183 Unterkunftshütten sein eigen! Was dieser mächtige Verein im Verlauf eines Vierteljahrhunderts Segenreiches geschaffen, das bildet ein ruhmvolles Denkmal opferwilliger Schaffensfreude im Dienst des Gemeinwohls. Nur in Kürze sei angeführt, daß er bis Ende 1897 für Weg- und Hüttenbauten in den Alpen die Summe von 1 600 925 Mark 46 Pf., insgesamt aber für seine Bestrebungen die Riesensumme von 3 093 837 Mark verausgabt hat, und daß er im Begriffe steht, das Regierungsjubiläum des greisen Monarchen Oesterreichs, auf dessen Gebiet er seine Hauptthätigkeit entfaltet hat, mit einer neuen großen Unternehmung, der Schaffung eines großen Unterstützungsfonds für durch Elementarereignisse verunglückte Gebirgsbewohner zu begehen. Möge der Alpenverein, in welchem sich die innere Zusammengehörigkeit der Deutschen Oesterreichs und ihrer Brüder im Reich aufs schönste verkörpert, unter dem guten Stern, der ihm bisher geleuchtet hat, auch weiterhin blühen, wachsen und gedeihen! Heinrich Heß.

Das Stauffacherin-Denkmal für Steinen. (Mit Bild S. 517.) Als einen Kampf für die Unverletzlichkeit des häuslichen Herds, für das Heiligtum der Familie hat Schiller im „Tell“ den Aufstand der schweizer Urkantone wider die Tyrannei der kaiserlichen Landvögte geschildert, und die erste Mahnung zur gemeinsamen Erhebung läßt er erklingen von den Lippen einer schlichten Hausfrau. In Gertrud Stauffachers Seele ersteht der Plan zu jenem Bunde der Waldstätte, welcher dann durch den Schwur auf dem Rütli feierlich besiegelt wird. Ihr tapferer Anruf: „Sieh vorwärts, Werner!“ entreißt den zögernden Gatten seinen zaghaften Bedenken, so daß er sich mutvoll zu entschlossenem Handeln aufrafft. Wie längst dem Tell, soll nun auch der Stauffacherin in der Schweiz ein Denkmal erstehen. Ein Komitee von schweizer Frauen, das sich 1892 im Interesse der philanthropischen Frauenthätigkeit in Bern gebildet hat, das „Frauenkomitee Bern“, hat dazu den Plan gefaßt, nachdem 1896 auf dem Frauenkongresse zu Genf ein entsprechender Vorschlag zur Annahme gelangte. Der Bildhauer Max Leu begeisterte sich für den Plan und schuf aus freien Stücken den Entwurf für das Denkmal, welchen wir zur Abbildung bringen. Leu überwies das Modell dem „Frauenkomitee Bern“; dieses setzte sich in Verbindung mit dem Frauenverein und dem Gemeinderat von Steinen im Kanton Schwyz, denn hier am Wohnort Stauffachers soll das Denkmal seinen Standplatz erhalten. Bei der Ausstellung des Entwurfs im Berner Kunstmuseum hat die lebensvolle Gruppe allgemeinen Beifall gefunden. Max Leu zeigt die Stauffacherin, wie sie mit heroischer Gebärde den grübelnden Gatten zum Kampf aufruft, den Blick prophetisch in die Ferne gerichtet. Schon durchzuckt den Mann der Entschluß, und er schließt energisch die Faust. In freier Gestaltung hat der Künstler neben die begeisterte Frau den kleinen Sohn gestellt, dem ihre Linke segnend das Haupt berührt. Der Kleine blickt voll Zutrauen zu ihr auf. Als Inschrift hat der Künstler dem Sockel Gertruds Mahnruf eingefügt: „Sieh vorwärts, Werner!“

Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy. (Zu dem Bilde S. 520 und 521.) Neben den siegreichen Welteroberern giebt es andere geschichtliche Gestalten, in denen der gleiche Trieb und Drang mächtig war, die es aber zu großen Siegen und Eroberungen nicht brachten, weil die Weltlage eine ungünstige war oder weil ihnen die Kraft fehlte, die Verhältnisse zu beherrschen. Zu diesen gehört Karl der Kühne, Herzog von Burgund, 1433 zu Dijon als Sohn Philipps des Gütigen aus dem Hause Valois geboren. Im Jahre 1467 übernahm er nach dem Tode des Vaters die Zügel der Regierung, erfüllt von dem Plane, das alte Königreich Burgund wiederherzustellen. Bei dem Versuche, ihn auszuführen, verwickelte er sich in langwierige Kämpfe mit König Ludwig XI von Frankreich, dem Herzog von Lothringen und den Schweizern. Ueber die beiden zuerst genannten Gegner gelang es ihm, Vorteile zu erringen. Er eroberte Nancy, das er zur Hauptstadt des geplanten großen Burgunderreiches bestimmte. Im Kampfe mit den Schweizern unterlag er aber in den blutigen Schlachten von Granson und Murten. Nun konnte auch der Herzog Renatus II von Lothringen an die Wiedereroberung seiner Lande gehen; er zog vor Nancy und nahm es nach einer Belagerung ein. Karl kam mit seinem Heere zu spät, um die Stadt zu entsetzen. Er unternahm im Oktober 1476 von neuem die Belagerung, trotz der eintretenden strengen Kälte, und wandte sich gegen den Herzog von Lothringen, als dieser mit 20000 Mann frischer Truppen zum Entsatz heranrückte. Der neapolitanische Graf von Campobasso, auf welchen Karl das größte Vertrauen setzte, hatte sich aber als Verräter erwiesen und war zum Feinde übergegangen. In dieser letzten Schlacht des kühnen Karl (5. Januar 1477), deren Schlußakt uns die Zeichnung von Cloß lebendig vergegenwärtigt, unterlagen die durch Strapazen jeder Art geschwächten Truppen des burgundischen Herzogs, und er selbst konnte sich nach tapferster Gegenwehr nur mit wenigen Begleitern aus dem Getümmel retten, versank aber auf der Flucht in einem Sumpf und wurde hier von den Feinden oder, wie einige Geschichtschreiber berichten, von Verrätern aus dem eigenen Lager erschlagen. †

Ländliche Kunstbetrachtung. (Zu dem Bilde S. 525.) Nach mehrstündiger Arbeit ist der Maler zum Mittagsessen gegangen und hat die Bewachung seiner Staffelei den beiden Kindern, die er als Modelle benutzt hat, übertragen. In seiner Abwesenheit haben sich noch zwei andere Mädchen eingefunden, die nun das ziemlich fertige Gemälde einer genauen Prüfung unterziehen. Für sie ist natürlich die Hauptsache und das einzig Interessante an dem Bilde, daß hier der Michel

Digitized by Google

und die Grete wirklich und leibhaftig zu sehen sind, gerade so wie sie der Herr Maler heute morgen da vorn hinstellte und durch die königliche Belohnung von fünfzig Pfennig zwei Stunden lang zum unverdrossenen Ausharren bewog! Daß diese beiden sich infolgedessen auch bereits mit zur Kunst rechnen, zeigt Gretens koloristischer Verschönerungsversuch an Michels roten Backen und dessen andachtsvolles Stillehalten unter ihrem Pinselstrich. Der Herr Maler wird beim Zurückkommen wohl froh sein, daß die kleine Naturkünstlerin nicht seine Leinwand zum Feld der Thätigkeit erwählte! Bn.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Zwerg- oder Krüppelbuche bei Königslutter. (Mit Abbildung.) Ungefähr 100 m seitwärts von der Straße, welche die beiden braunschweigischen Städte Königslutter und Schöppenstedt miteinander verbindet, findet man in dem Forstorte „Huckethalskopf" des Forstbezirks Königslutter eine Zwerg- oder Krüppelbuche. Dieselbe steht inmitten eines jüngeren Bestandes, und Fachmänner schätzen ihr Alter auf 150 bis 160 Jahre. Die Höhe des Baumes beträgt etwa 9 m, der Umfang des Stammes 2,30 m und die Länge desselben 2,20 m. Der Durchmesser der Krone mißt 13 bis 14 m. Das Wachstum der Buche ist verhältnismäßig gut und kräftig. Schon der Stamm zeigt Verkrüppelung, besonders aber haben die jüngeren und die jüngsten Zweige und Aeste die Neigung, miteinander zu verwachsen oder zu verkrüppeln. Bode.

An dem „Thore des verlorenen Sohnes" der Kathedrale in Toledo. (Zu dem Bilde S. 533.) Die „Puerta del Niño Perdido" ist eines der acht Thore, welche in die Kathedrale von Toledo führen. Diese Pforte stammt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und bildet einen prächtigen Rahmen zu unserem Bilde. Bis ins einzelne sorgfältig und naturgetreu hat der Maler den mächtigen Thorflügel mit den kunstvoll gearbeiteten Eisennägeln, die steinerne, reichverzierte Umrahmung der inneren Thüre und den mit dem Osterpalmzweig geschmückten Balkon dargestellt.

Gleichgültig schreitet das junge Mädchen an den Bettlern vorbei; es giebt ihrer ja so viele in Toledo, daß es unmöglich wäre, auf alle zu achten. Zudem blicken die dunklen Augen so traumverloren in die Ferne, als weilten die Gedanken der von der Andacht Kommenden weit von hier. Daß wir eine echte Tochter Spaniens vor uns haben, zeigt die schwarze Spitzenmantilla, die glücklicherweise nur in Madrid von dem modernen Hut verdrängt wird. Das reiche Haar beinahe bedeckend, fällt sie in schönen Falten auf Schultern und Rücken herab. Charakteristisch ist die Vereinigung von Rosenkranz, Fächer und Gebetbuch in der linken Hand des jungen Mädchens. Ohne Fächer würde keine Spanierin je das Haus verlassen. Sie bedient sich seiner auf die anmutigste Weise und verwendet ihn sowohl zum Gruß, wie zu einer fein ausgebildeten Zeichensprache, welche der Glückliche, dem sie gilt, wohl zu deuten weiß.

Die Alte, vermutlich die Dienerin, trägt die Mantilla weniger kokett auf dem ergrauten Haar. Von dem großen bunten Shawl wird sie sich auch im Sommer nicht trennen. Wie das schwarze Seidenkleid bei den Damen, ist bei den Frauen der arbeitenden Klasse der wollene Shawl beliebt und gebräuchlich. Das Mütterchen hält einen Feldstuhl im Arm. Die müden Beine erlauben ihm nicht mehr das lange Stehen und Knieen, und Bänke oder Stühle giebt es in den spanischen Kirchen nicht. Mitleidig reicht es der anscheinend blinden Bettlerin ein Geldstück, vielleicht weiß es aus eigener Erfahrung, wie weh der Hunger thut.

In ganz Spanien giebt es wohl keine Kirchenthür, an welcher nicht mehrere Bettler, Blinde, Lahme und Krüppel die Hand ausstrecken. Da heißt's, Kleingeld und besonders Geduld haben.

Madrazo zeigt uns auf seinem Bilde nicht die Aermsten der Armen, und zeichnet sich hierin vorteilhaft vor vielen seiner Kollegen aus, die mit besonderer Vorliebe das Abstoßende und Schreckliche darstellen. C. v. R.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Zwerg- oder Krüppelbuche bei Königslutter.

Nach einer Aufnahme von Max Burchard in Braunschweig.

Phyllis. (Zu dem Bilde S. 537.) In den Hirtengedichten der griechischen und römischen Dichter, die, wie Theokrit und Vergil, das Landleben besangen, ist Phyllis ein beliebter Name für zartempfindende Schäferinnen, welche ihre Lämmer im Pinienschatten zwischen Myrtenbüschen weiden. Als später die Nachahmung der griechischen und römischen Kunst in Frankreich und Deutschland zur Wiederbelebung der Hirtenpoesie führte, da wurde auch der Name Phyllis wieder oft gebraucht und manch ein Dichter feierte in seinen Liedern die eigene Geliebte als griechische Schäferin und nannte sie Phyllis. In besonderer Blüte stand diese Vorliebe in der Rokokozeit; zur Mode von Versailles gehörten Schäferspiele und Maskenfeste, zu denen sich die Damen vom Hof als Hirtinnen kostümierten. Den größten Vorteil hat von dieser Mode die Malerei gehabt, und auch heute noch benutzt sie diese anmutigen Motive. Heinrich Lossow führt uns eine solche Rokokoschäferin vor; sie ist auf dem Wege zu einer Begegnung mit dem Geliebten, sei es zu einem einsamen Stelldichein oder zu einem fröhlichen Feste, wo sie ihn treffen wird; sie hat sich festlich angethan, Blumen in den Zopf geflochten, und so schreitet sie des Wegs einher, von ihrem kleinen Liebling begleitet, dem sie zärtliche Blicke zuwirft.

Auf der Terrasse der Ebernburg. (Zu dem Bilde S. 541.) Zu den Nebenflüssen des Rheins, die an romantischem Reiz ihrer Ufer mit dem Hauptstrom wetteifern, gehört die Nahe, welche bei Bingen ihre frische Flut mit der des Rheines vereinigt. Dies gilt vor allem von der Umgebung der beiden benachbarten Badeorte Kreuznach und Münster am Stein, deren vorzügliche Solquellen alljährlich von zahlreichen Kurgästen aufgesucht werden. Die landschaftliche Schönheit des Nahethales zeigt sich hier in ihrer reichsten Entfaltung; besonders ruhmreiche historische Erinnerungen knüpfen sich an die Burgtrümmer, welche hier, auf steilen Porphyrfelsen thronend, einander gegenüber liegen. Von ihnen gewiß die berühmteste ist die Ebernburg, deren Ruine sich westlich vom Rheingrafenstein über Münster und dem Einfluß der kleinen Alsenz in die Nahe erhebt. Als Franz von Sickingens festes Schloß gewährte sie in den Stürmen der Reformationszeit so manchem kühnen Vorkämpfer der evangelischen Lehre gastliche Aufnahme und kräftigen Schutz gegen seine Widersacher. Als Gast seines mächtigen Freundes Franz von Sickingen schrieb hier Ulrich von Hutten seine Klagschriften an Karl V und an die Deutschen aller Stände. Auf der Ebernburg schmiedete er in Gemeinschaft mit dem tapferen Burgherrn jene kühnen Pläne, die auf eine Wiedergeburt des Deutschen Reiches im Geiste der nationalen Unabhängigkeit und der „christlichen Wahrheit" abzielten. Seit 1889 steht auf halber Höhe des Berges das schöne Cauersche Denkmal, welches das heldenhafte Freundespaar in lebensvoller Gestaltung verkörpert. Die „Herberge der Gerechtigkeit", wie Hutten dankbaren Sinnes die Ebernburg nannte, ist unter den Kartaunenschüssen späterer Belagerer längst verfallen; aber ihr Ruhm blieb haften an ihren Trümmern, und über diesen Trümmern erhob sich dann ein neuer zinnengeschmückter Bau, der jetzt als Herberge denjenigen dient, welche der Ruhm der schöngelegenen Stätte hinauflockt. Pietätvoll wird in dem Gasthaus das Andenken an jene große Zeit gepflegt; man findet in seinem Innern die Bildnisse Sickingens, seiner Frau Hedwig, Ulrichs von Hutten, sowie allerlei Reliquien. Aber nicht nur zu historischem Rückblick, nicht minder zum Ausblick auf das herrliche Landschaftsbild, das rings um den Berg sich ausbreitet, ladet der Aufenthalt ein. Eine Aussichtsterrasse mit schattigen Ruhesitzen bietet Gelegenheit, diesen Genuß mit behaglicher Rast bei erquickendem Trunk zu verbinden. Aus nah und fern strömen daher an schönen Sommer- und Herbsttagen die Besucher herbei, um sich des entzückenden Aufenthalts zu erfreuen, und oft wird der Kurgast aus Münster oder Kreuznach, der bald auf der Ebernburg heimisch wird, Zeuge, wie sich unter den Bäumen der Aussichtsterrasse fröhliche, echt rheinische Geselligkeit in ähnlicher Weise entfaltet, wie es unser Bild darstellt. Die Landschaft im Hintergrund desselben zeigt uns das Alsenzthal, links überragt von den Trümmern der Feste Altenbaumburg, die einst als Stammsitz des alten Raugrafengeschlechts berühmt war.

Digitized by Google

Das Friedrich Hofmann-Denkmal in Ilmenau. (Mit Abbildung.) Zehn Jahre sind dahingegangen, seit man in Ilmenau einen der alten Kämpen aus der Burschenschaftszeit, den Dichter Friedrich Hofmann, der unserem Blatt so nahe gestanden hat, zu Grabe trug. Der Thüringer Frühling hat jedes Jahr dies Grab mit Blumen geschmückt, und unvergessen lebt in vieler Menschen Herzen fort, der hier in der geliebten Waldesheimat die ewige Ruhe fand. Daß aber nicht nur die Erinnerung an das Gute und Schöne, an all die Liebe, die er gab, weiterlebt, daß auch die „alten, treuen Züge“ des Dichterkopfes unvergessen bleiben, dafür haben Dankbarkeit, Liebe und Freundschaft gesorgt.

„Er gab so viel! Mit seinen Herzensgaben
Verstand er es, zum deutschen Volk zu reden!“

Und das deutsche Volk schuf mit der Liebe Gaben ein Denkmal, so ganz nach dem Herzen des Dichters: an der Landstraße gelegen, wo der Wanderer vorüberpilgert, in idyllischer Einsamkeit, am Saum des dunklen Nadelwaldes, schlicht, dem Müden Ruhe und Labung spendend …

Wenn man durch das freundliche, an klassischen Erinnerungen so reiche Ilmenau wandert und den Weg nach dem Gabelbach einschlägt, liegt rechter Hand, wo der Tannenwald sich aufthut, gegenüber einem kleinen, in Wiesengrün gebetteten Teich, das Friedrich Hofmann-Denkmal. In einer hohen Sandsteinnische steht die wohlgetroffene von L. Weise in Ilmenau modellierte Büste des Dichters in Bronze, darunter in goldenen Lettern der Name. Schlanke Säulen steigen zu beiden Seiten auf. Unter der Platte, welche den Namen trägt, befindet sich ein Löwenkopf, aus dessen Rachen sich klares Bergwasser in ein Becken von Muschelform ergießt. Bänke stehen zu beiden Seiten des Denkmals, im Vordergrund zwei Linden, von denen einst die Kinder des verstorbenen Dichters ihrem geliebten Toten Zweige in die gefalteten Hände legten. Den Hintergrund des Denkmals bildet graues Felsgestein, auf dem sich höher hinauf der Nadelwald aufbaut.

Wenige Schritte oberhalb dieser dem „Gartenlauben-Hofmann“ geweihten Stätte liegt noch ein anderes Erinnerungsplätzchen. Es gehört dem Sohn, dem früh verstorbenen, des „Gartenlaube“-Begründers, und die schlichte Widmung auf der Marmortafel des Denksteins lautet: „Unserm heimgegangenen Alfred — die Armen von Ilmenau“. Der dunkle Tannenwald flüstert von Sterben und Vergehen, aber auch von Menschenliebe und Nimmervergessen derer, die zu den Guten, Besten ihrer Zeit gezählt.

Das Friedrich Hofmann-Denkmal in Ilmenau.

Urwaldspuk. (Zu dem Bilde S. 545.) Wie mancher, der sich frei von Aberglauben weiß und ein mutiges Herz in der Brust hat, wird nicht auch heute noch von unheimlichem Schauer ergriffen, wenn er sich in einem pfadlosen dichten Walde verirrt hat und in dessen Finsternis, über Baumwurzeln stolpernd, von den geheimnisvollen Stimmen des Waldes geneckt und gehöhnt, von täuschenden Lichteffekten irregeführt, den Ausweg sucht. Kein Wunder, daß in der Vorzeit, als noch weite Gebiete deutschen Bodens von Urwald bedeckt waren und finsterer Aberglaube die Gemüter in Bann hielt, die Phantasie unserer Vorfahren den Wald mit unheimlichen Wesen, Gnomen, Zwergen, Alräunchen und Schrateln bevölkert hat, die darauf ausgingen, die Menschen irre zu führen, zu Fall zu bringen und zu verhöhnen. Unsere Sagenwelt ist reich an Ueberlieferungen dieser Art, und noch in unseren Tagen ist so manche besonders unheimliche Waldgegend verrufen, weil ein ganz bestimmter Kobold darin sein bedrohliches Wesen treibt. Durch Scheffels „Trompeter von Säkkingen“ ist als solch boshafter Waldgeist neuerdings zu besonderer Berühmtheit der „Meisenhart Joggi“ gelangt, der in den entlegenen Revieren des Hauensteiner Schwarzwalds nach dem Glauben der Anwohner der Urheber alles Unheils ist, das ihnen im Wald widerfährt. Mit vielem Humor hat Scheffel in seinen Reisebildern aus dem Hauensteiner Schwarzwald über diesen Kumpan geplaudert, „dessen amtliche Stellung im Geisterreich darin besteht, heimkehrende Biedermänner irre zu führen oder sonst durch mannigfachen Schabernack auf die Verwirrung ihrer Begriffe hinzuarbeiten.“ Hebel aber, als aufgeklärter Rationalist und genauer Kenner der vom Meisenhart Joggi heimgesuchten Bauernschädel, hat für den Ursprung dieser Art Gespensterseherei in seinem „Geisterbesuch auf dem Feldberg“ die rechte Erklärung gegeben: aus dem Weine stamme der irreführende Kobold. Ohne solche rationalistische Skepsis, vielmehr mit echt Scheffelschem Humor hat sich A. Schmidhammer in seinem Bilde „Urwaldspuk“ des Themas bemächtigt. Nichts Böses ahnend ist da ein harmloser Spielmann des Weges gekommen, und die über den Pfad sich schlängelnden Baumwurzeln haben ihn nicht gehindert, sich im Wandern mit sinnigem Flötenspiel die Zeit zu vertreiben. Dieses süße Getön ist offenbar gar nicht nach dem Geschmack des dort ansässigen Waldgnoms gewesen. Behend hat er sich auf einen starken Eichenast geschwungen, unter welchem der Weg des Spielmannes hinführt. Und gerade als der in schönen Weisen schwelgende Flötenbläser unter ihm angelangt ist, schlägt der Kobold ein schauriges Hohngelächter auf, so daß der Wanderer erschrocken innehält und entsetzt zu dem Ast emporblickt, von wo ihm das schadenfrohe Gesicht des Gnomen höhnisch entgegengrinst.

Petrarca und Laura. (Zu unserer Kunstbeilage.) Auch wer nicht die empfindungsvollen und formvollendeten Gedichte kennt, in denen Petrarca die Königin seines Herzens gefeiert hat, verbindet mit den Namen Petrarca und Laura die Vorstellung von einem idealen Liebesbund, den die Poesie für alle Zeiten verklärt hat. Von dieser Verklärung hat die mit Eifer betriebene Forschung nach den wirklichen Beziehungen des berühmten Liebespaars nichts zu rauben vermocht; so reich die Quellen fließen, die uns über den Lebensgang des großen Humanisten und Patrioten Francesco Petrarca, der zu Ostern 1341 auf dem Kapitol zu Rom feierlich mit dem Dichterlorbeer gekrönt ward, Auskunft geben, so spärlich sind die beglaubigten Nachrichten, welche die historische Persönlichkeit seiner Laura betreffen. Ob die von Petrarca Besungene wirklich eine Tochter des alten provençalischen Rittergeschlechtes de Noves war und der Dichter sie in Avignon kennen lernte, als sie bereits den edlen Hugo de Sade geheiratet hatte, darüber streiten sich noch heute die Gelehrten, nachdem beinahe sechs Jahrhunderte seit der Geburt jener Dame verflossen sind. Von Petrarca selber beglaubigt ist, daß er bald nach Beendigung seiner Studien und nachdem er am päpstlichen Hofe zu Avignon mächtige Gönner gefunden hatte, die ihn zum Eintritt in den geistlichen Stand bestimmten, in einer Kirche der damaligen Residenz des Papstes jene Dame zuerst erblickte, an die er sein Herz verlor und welche die Laura seiner Lieder wurde. Das Bild, das von ihr im Bewußtsein der Nachwelt lebt, stammt aus den Gedichten, in denen er die von ihm leidenschaftlich Geliebte, die ihm nur Freundschaft bot, besungen hat, in allen Tönen, welche innige Sehnsucht dem Herzen zu entlocken vermag, und in der Sprache des Volkes, deren Gebrauch er in seinen übrigen Dichtungen zu gunsten des Lateinischen verschmähte. Auch nach Lauras 1348 plötzlich erfolgtem Tod besang er sie. Fast alle diese Gedichte entstanden auf dem Landsitz, den Petrarca bald nach seiner Niederlassung in Avignon in dessen Nähe erwarb. Das Häuschen lag in Vaucluse zwischen herrlichen Gärten, dicht bei der von hohen Felsen malerisch umrahmten Quelle der Sorgue, die in kurzem stürmischen Lauf, schnell anschwellend, von hier der Rhone zueilt. Hier in Vaucluse verbrachte der Dichter seine fruchtbarsten Jahre. Hier entstand sein lateinisches Heldengedicht auf Scipio Africanus. Hier kämpfte er in der Einsamkeit gegen die Leidenschaft an, die ihn für die schöne tugendhafte Frau in der nahen Stadt erfüllte. Im Schattenthal von Vaucluse suchte er nach Lauras Tode Trost in dem poetischen Kultus, den er dem abgeschiedenen Geist der Geliebten als dem Inbegriff aller weiblichen Tugend widmete; aus der krystallklaren Quelle der Sorgue sah er ihr Bild aufsteigen, sah er sie leibhaftig sich ihm nähern in der jugendschönen Anmut, durch die sie ihn bei der ersten Begegnung entzückte, jetzt einen Lorbeerzweig in der Hand, als Symbol des Ruhmes, mit welchem sein Lied ihr irdisches Sein verklärte. Eine solche Vision ist der Gegenstand unseres Bildes.

Kleiner Briefkasten.

Der tiefen Trauer, in welche die gesamte Nation durch den Tod Bismarcks versetzt ward, haben wir gleich nach Empfang der erschütternden Kunde in einer außerordentlichen Beilage Ausdruck verliehen, die noch mit diesem Halbheft zur Versendung gelangen konnte. In dem nächsten Halbheft werden wir nun die Veröffentlichung einer eingehenden Schilderung von Bismarcks Lebensgang mit zahlreichen Bildnissen und anderen Abbildungen beginnen. tz

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

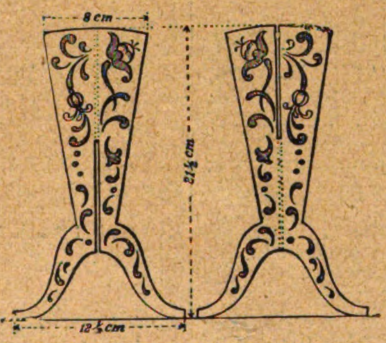
Allerlei Winke für jung und alt.

Kleine Deckchen in Blumenformen. Als Unterlage für Blumenvasen und Nippsachen auf polierte Möbel, Tischdecken ꝛc. empfehlen sich die kleinen Deckchen in Blumenform ganz besonders. Ihrer geringen Größe wegen kann man geeignete Reste von Seidenstoffen, Stickereileinen ꝛc. sehr gut dazu verwenden. Man zeichnet sich die natürliche Form zum Beispiel einer Sonnenblume, eines Stiefmütterchens, einer Margaretenblume, eines Weinblattes oder dergleichen auf den Stoff auf, ebenso die Adern oder Staubfäden. Die Konturen werden nun mit farbiger Seide in Languettenstichen derart ausgeschmückt, daß die Breite derselben nach den inneren Spitzen oder Eckwinkeln abnimmt, wodurch die Stickerei gefälliger aussieht. Die Staubfäden ꝛc. werden ebenfalls mit Seide in Stielstichen gearbeitet, allenfalls kann man auch im Rahmen mit einigen Federstichen eine Abschattierung hervorbringen oder eine ganze Nadelmalerei ausführen. Das teilweise Anbringen von Gold erhöht die Wirkung oft ungemein, ebenso kann man die Arbeit mit Malerei verbinden, zumal es jetzt waschbare Farben giebt. Zuletzt schneidet man den Stoff den Konturen entlang vorsichtig mit einer guten Schere aus und plättet das Deckchen auf der Rückseite glatt. Unsere Abbildungen geben einige Formen von Blumendeckchen, welche sich durch Aneinandersetzen auch als Abschluß zu sehr wirkungsvollen Serviertischdecken, Tischläufern, Büffettdecken ꝛc. verwenden lassen. Für solche Zwecke nimmt man am besten feines altdeutsches Leinen als Grundstoff und paßt auch wohl die Farben denen des Porzellans an.

Kleines Deckchen.

Reinigung weißer Stiefel. Neben den seit Jahren beliebten braunen Damen- und Kinderschuhen sind in neuerer Zeit grüne und weiße Lederstiefel modern geworden, und in Modebädern sieht man auch schon indigoblaues und rotes Schuhwerk! Weiße Stiefel, die zu sommerlichen Kleidern elegant und chic ausschauen, sind für ihre Besitzerin nur insofern oft ein Gegenstand der Sorge, als ihre Reinigung große Achtsamkeit erfordert. Wer sich jetzt erst weiße Schuhe bestellt, der sollte darauf achten, daß sie aus eigenartig präpariertem Lammleder hergestellt werden, dessen Reinigung am einfachsten ist, da man es mit neutraler Seife, mit Bürste und lauem Wasser nur abzuseifen und nachher trocken zu reiben braucht, um das Leder stets sauber zu erhalten. Hat man diese Art weißer Schuhe nicht, so soll man stets nach jedem Tragen die Stiefel lose abstäuben und, wenn sich keine Flecke zeigen, die Staub oder Schmutz hervorgerufen haben, danach abbürsten und mit einem in Kartoffelmehl getauchten Wattebausch nachreiben. Wo sich Flecke zeigen, muß man diese durch weiße Deckfarbe verbergen. Man nimmt pulverisiertes Kremserweiß, feuchtet ein wenig davon mit einigen Tropfen reinem Spiritus an und taucht ein feines Bürstchen in die Masse, worauf man mit diesem leicht über die Flecke hinfährt. Wenn die Farbe nach kürzester Zeit getrocknet ist, sind die Flecken verschwunden und die Stiefel tadellos sauber. Le.

Zerlegbarer Hutständer. Der kleine Ständer, den unsere Abbildung zeigt, dürfte noch nicht allgemein bekannt sein, und doch ist er so einfach und gerade deshalb so praktisch. Er eignet sich besonders gut dazu, um auf die Reise mitgenommen zu werden. Zerlegt zeigen ihn unsere unteren Abbildungen in zwei gleich großen Teilen, bei denen die Einschnitte verschieden sind, das heißt sich ergänzen. Jeder Schreiner kann aus dünnen Brettchen, am besten aus Ahornholz, den Ständer sägen. Sollte aber eine Laubsäge zur Hand sein, so sind die beiden Teile mit wenig Mühe aus sogenannten „Laubsägebrettern" bald geschnitten. Die Maße sind bei der Abbildung angegeben. Am leichtesten läßt sich der Hutständer mit farbig ausgemaltem Holzbrand verzieren. Es darf nicht befremden, daß sich auf einem Teil des Ständers je ein halbes Muster befindet; das muß so sein, da ja die andere Hälfte mit dem zweiten Brettchen eingeschoben wird. Nach der kleinen Zeichnung kann eine einigermaßen geübte Hand leicht das Muster vergrößern. Die ergänzende Hälfte gewinnt man durch Umschlagen des Musters nach der anderen Seite.



Zerlegbarer Hutständer.

Kleines Deckchen.

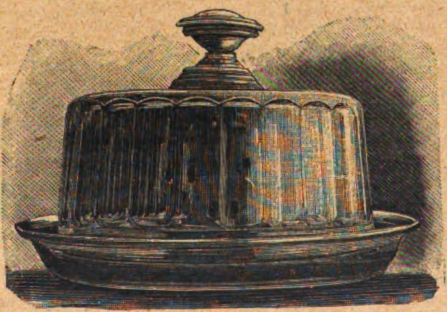
Praktischer Kleiderraffer für Ausflüge. Wie häßlich verstaubte oder nasse Kleiderränder aussehen, das hat schon jede Leserin an sich oder doch — an den lieben Nächsten erfahren, und sie kennt auch die Last und Arbeit, welche die Reinigung solcher Ränder am folgenden Tage macht. Das häßliche Aussehen wie die Mühe des Säuberns vermeidet man, wenn man sich den folgenden praktischen Kleiderraffer anfertigt, dessen Herstellung leicht und einfach ist. Man nimmt etwa 4 bis 5 cm breites Atlasband in beliebiger Farbe und fertigt aus ihm einen einfachen Gürtel, der entweder mit einer Schnalle oder einer Bandschleife geschlossen wird. Von etwas schmälerem Atlasband gleicher Farbe schneidet man nun vier Bandenden, die etwa 18 bis 25 cm lang sind, befestigt sie vorn, hinten und an beiden Seiten des Gürtels und näht unten an jedes Ende eine gute Sicherheitsnadel. Mit dieser wird der Rock an vier Stellen aufgerafft, er ist dann ganz gleichmäßig aufgenommen und wird absolut nicht zerknittert. Man kann den Kleiderraffer in einem kleinen Ledertäschchen verpackt stets in der Tasche bei sich tragen, damit man ihn immer zur Hand hat. L.

Hauswirtschaftliches.

„Immerfrisch" nennt sich eine von Frau Anna Helberger erfundene, patentierte Verschlußglocke, deren sinnreiche Konstruktion ein längeres Konservieren des Inhalts (Butter, Käse, Aufschnitt, Obst ꝛc.) gestattet. An Stelle des Knopfes sitzt ein Ventil und in dem Glasteller befindet sich eine Rinne, in welche etwas Wasser gegossen wird. Das Innere der Glocke ist dadurch nicht nur luftdicht abgeschlossen, sondern der Feuchtigkeitsgehalt des Innenraumes wird so vergrößert, daß dem Austrocknen des Inhalts vorgebeugt wird. Angestellte Proben mit geriebenem Käse, Aufschnitt, Sandwiches und geschnittenem Pumpernickel haben ein vortreffliches Resultat ergeben, so daß wir diese auf verschiedenen Ausstellungen mit der Goldenen Medaille ausgezeichnete Glocke unseren Hausfrauen bestens empfehlen können. Sie ist zu beziehen aus der Fabrik elektrischer Heizapparate von Ingenieur Helberger, Thalkirchen-München.

Sättigende Speise nach einem Ausflug. Bei der Heimkehr abends nach einem Sommerausflug pflegt der Appetit der Familie meist größer zu sein als die Lust der ermüdeten Hausfrau, noch etwas Besonderes zum Abendbrot zu bereiten, zumal die Essensstunde bei solchen Gelegenheiten meist viel später fällt als sonst. Für solche Fälle sind die rasch herzustellenden Setzeier nach folgender Zubereitung sehr zu empfehlen; sie sind kräftig, sättigend und zugleich bekömmlich. Man läßt in einer größeren Pfanne Butter zergehen, rührt einen Theelöffel Liebigs Fleischextrakt hinein, salzt etwas und schlägt die Eier behutsam in die Sauce. Man stellt sie auf ganz langsames Feuer und begießt sie hin und wieder mit der Butter, bis das Weiße fest ist. Indes reibt man 100 g Schweizerkäse, streut ihn und ganz wenig Pfeffer beim Anrichten über die Eier und hält so lange eine heiße Schaufel darüber, bis der Käseüberzug anfängt zu zerschmelzen, worauf die Eierspeise sofort möglichst heiß zur Tafel gebracht wird. H.

Einfache Reinigung der Gußsteine. Eine besondere Aufmerksamkeit muß die Hausfrau in den heißen Sommermonaten den Gußsteinen, wie jeglichen Abflußröhren schenken, um in ihnen das Entstehen schädlicher Bakterien zu



Verschlußglocke „Immerfrisch".

verhüten und den dadurch entstehenden üblen Geruch, der so oft in den Küchen herrscht, völlig zu unterdrücken. Eine umständliche Säuberung, auch die Anwendung desinfizierender Flüssigkeiten ist nicht nötig, wenn es peinlich durchgeführt wird, daß Gußstein wie Abflußröhren dreimal wöchentlich auf folgende einfache Weise gereinigt werden. Man nimmt 1 kg gewöhnliche Soda, löst sie in kochendem Wasser auf, giebt eine Handvoll Salz und einen Theelöffel voll übermangansaures Kali in die Lösung und gießt diese nun langsam durch den Gußstein. Sie löst alles Fett oder andere angesetzte Schmutzteilchen in den Röhren völlig auf, so daß diese tadellos sauber erhalten werden und eine Ausdünstung nicht stattfinden kann. H.

Schinken mit Tomaten. Zur Tomatenzeit ist das nachfolgende Gericht allen Hausfrauen, welche eine aparte Frühstücks- oder Abendschüssel wünschen, sehr zu empfehlen. Man bereitet einen einfachen Kartoffelsalat einige Stunden vor dem Gebrauch, damit er durchzieht, während man Tomaten und Schinkenscheiben erst kurz vor dem Anrichten fertigstellt. Die Tomaten müssen frisch und fest sein, sie werden gewaschen, in Scheiben geschnitten und mit Pfeffer und Salz bestreut. Man zerläßt etwas Butter, verrührt in ihr eine große Messerspitze Liebigs Fleischextrakt und brät die Tomaten darin auf beiden Seiten, bis sie breiig werden. Zu gleicher Zeit hat man dünne Schnitten von rohem Schinken, die einige Stunden in Milch gelegen haben, geröstet. Jetzt richtet man alles an. Der Kartoffelsalat wird bergförmig in die Mitte einer flachen, erwärmten Schüssel gefüllt, die Schinkenscheiben legt man kranzförmig herum und bedeckt sie dicht mit Tomatenscheiben. Statt des Schinkens kann man, wenn man die Speise fetter wünscht, auch englischen Frühstücksspeck, der nicht gewässert zu werden braucht, nehmen; das Einlegen in Milch ist auch nicht nötig, wenn man Braunschweiger Kern- oder westfälischen Lachsschinken nimmt, es ist aber auf alle Fälle bei sogenannten Bauern- oder Landschinken anzuraten. L.

Digitized by Google

Bilderrätsel.

Verschiebungsaufgabe.

Die nachfolgenden 13 Operntitel sind in der hier gegebenen Reihenfolge untereinander zu schreiben und alsdann so lange seitlich zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen voneinander befindliche senkrechte Reihen wiederum die Titel zweier beliebter Opern nennen.

Tristan und Isolde, Orpheus und Eurydike, Die Afrikanerin, Die lustigen Weiber von Windsor, Heinrich der Löwe, Johann von Paris, Die Entführung aus dem Serail, Abu Hassan, Margarethe, Der Widerspenstigen Zähmung, Violetta, Zar und Zimmermann, Der Liebestrank.

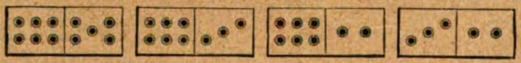
Oscar Leede.

Scherzrätsel.

Wie sind drei volle Viertel
Vom Namen einer Stadt?
So kann man staunend fragen,
Bis man's geraten hat.

E. S.

Auflösung der Dominoaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 16.

Im Talon lagen: 

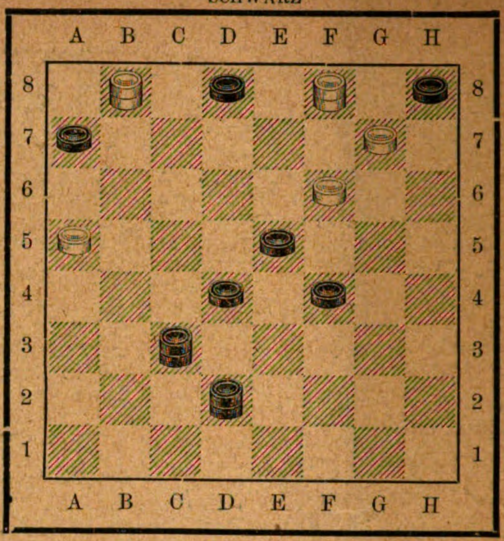
C behielt:

Der Gang der Partie war: I. A 6/6, B —, C 6/1; II. A 1/5, B 5/0, C 0/4; III. A 4/6, B —, C —; IV. A 6/0, B 0/1, C 1/4; V. A 4/2, B 2/1, C 1/3; VI. A 3/5, B —, C 5/5; VII. A 5/2, B 2/0, C 0/0; VIII. A 0/3 (= 99).

Damespielaufgabe.

Von A. Stabenow in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Silbenrätsel.

1, 2 regiert in holdem Reich,
An Schönheit kommt ihr keine gleich;
3, 4 und 5 herrscht unbedingt
Dort, wo Neptun den Dreizack schwingt,
Nun streiche nur von jedem Wort
Das allerletzte Zeichen fort,
Und eine Pflanze giebt alsdann
1, 2, 3, 4 und 5 dir an.

Auflösung des Homogramms auf dem Umschlag von Halbheft 16.

	A	C		M	P	
A	n	a	h	u	a	c
C	a	y	e	n	n	e
	h	e		k	a	
M	u	n	k	a	c	s
P	a	n	a	c	e	e
	c	e		s	e	

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 16.

Schneidemühl,
Schneidemühle.

Auflösung des Bilderrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 16.

Ausübend lehre,
nachahmend lerne!

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das Buch von der gesunden und praktischen Wohnung.
Von C. Falkenhorst. Preis geheftet 5 M. In Leinwand gebunden 6 M.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Ferdinand Kopp
aus Mainz, gieb Nachricht nach Stuttgart. — Wichtige Mitteilungen.

Verlag v. Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.
Trotzige Herzen. Roman von W. Heimburg.
Preis geheftet 3 M. Elegant gebunden 4 M.
Zu beziehen durch d. meist. Buch- u. Zeitungshdlr.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch
in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch
vom gesunden u. kranken Menschen.
Sechzehnte Auflage.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.
Neu bearbeitet von Dr. W. Camerer.
Preis elegant in Halbfranz gebunden 4 Dollars.

Die neue Auflage ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher Dr. W. Camerer (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von
SAPOLIO
hergestellt von
Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe. In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben. Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
— Die Flasche kostet 25 Cents. —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

18. Heft. Preis 10 cents. 31. August 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (3. Fortsetzung) 550

Otto von Bismarcks Lebensgang. Mit Bildnissen und Ansichten seiner Heimstätten (Anfang) 559

Flügellahm. Erzählung von Hans Arnold (Schluß) . . . 569

Blätter und Blüten: Die Trauerfeier in Friedrichsruh. (Zu den Bildern S. 553, 557, 578, 579 und 580.) S. 578. — „Requiem." (Zu dem Bilde S. 549.) S. 579. — Die deutsche Studentenschaft bei Bismarck in Kissingen 1890. (Zu dem Bilde S. 573.) S. 579. — Elektrische Kirchenglocken. S. 580. — Ist Feueranzünden beim Gewitter nützlich oder schädlich? S. 580. — Bitte um Fahrstühle. S. 580.

Illustrationen: „Requiem." Von Gabriel Max. S. 549. — Vor dem Parkthor von Friedrichsruh am Morgen des 31. Juli. Von W. Werner. S. 553. — Das Ordnen der Trauerkränze im Schloßhof von Friedrichsruh. Von W. Werner. S. 557. — Abbildungen zu dem Artikel „Otto von Bismarcks Lebensgang". Initiale. S. 559. Das Geburts- und das Wohnzimmer des Fürsten Bismarck in Schönhausen. S. 560. Die Eltern Bismarcks: Luise Wilhelmine v. Bismarck, geb. Menken. Karl Wilhelm Ferd. v. Bismarck. Otto v. Bismarck im 11. Lebensjahre. S. 561. Das Geburtshaus des Fürsten Bismarck in Schönhausen. Bismarcks Wohnung in Göttingen. Otto v. Bismarck im Jahre 1834. S. 562. Otto v. Bismarck und seine Gemahlin im Jahre 1849. Otto v. Bismarck als Bundestagsgesandter. S. 563. Bismarck im Jahre 1870 vor der Kriegserklärung. Das Reichskanzlerpalais in Berlin. S. 564. Das Schloß zu Friedrichsruh von der Park- und der Straßenseite. S. 565. Das Schloß Varzin, vom Park aus gesehen. Das Bismarckmuseum in Schönhausen. S. 566. Aumühle bei Friedrichsruh. S. 567. Ständchen vor der Terrasse in Friedrichsruh. S. 568. — Die deutsche Studentenschaft bei Bismarck in Kissingen 1890. S. 573. — Fürst Bismarck an seinem Arbeitstisch in Friedrichsruh. S. 577. — Das Einliefern der Kränze. Von Willy Werner. S. 578. — Vor dem Schloßpark in Friedrichsruh. S. 579. — Die Hirschgruppe im Park von Friedrichsruh. S. 580.

Hierzu Kunstbeilage XVIII: „Abendfrieden". Von A. Hoff.

Kleine Mitteilungen.

Ein Denkmal für Ludwig Steub. Unter den Dichtern und Schriftstellern, die vor einem Menschenalter als wanderfrohe Pfadfinder in die entlegene Herrlichkeit der deutschen Alpenwelt eindrangen und mit begeisterndem Wort das von ihnen erstmals Geschaute zu schildern verstanden, genießt der am 16. März 1888 in München verstorbene Ludwig Steub einen unvergänglichen Ruhm. Seine ausgezeichneten Reiseschilderungen „Drei Sommer in Tirol" und „Herbsttage in Tirol", welche wissenschaftliche Belehrung mit poetischer Anregung in ansprechendster Weise vereinen, haben ungezählten Tausenden den Weg zu den schönsten „Sommerfrischen" gewiesen, welche er erst entdeckte. Ludwig Steub zählte aber auch in seiner Jugend zu den poetischen Vorkämpfern des deutschen Einheitsgedankens, wovon sein Roman „Deutsche Träume" ein anziehendes Spiegelbild bietet. Die Mehrzahl seiner Erzählungen, von denen „Der schwarze Gast" und „Die Rose von Sewi" besondere Beliebtheit errangen, spielen in der von ihm so innig geliebten Bergwelt. Steub stammte aus Aichbach in Oberbayern. Auf dem Boden des Tiroler Landes soll nun Ludwig Steub ein einfaches, aber würdiges Denkmal erstehen. Geplant ist dasselbe in Form eines Kolossalporträts, das aus der mächtigen Felswand des Mühlenbühels bei Brixlegg herausgearbeitet werden soll. Ein Teil der dazu erforderlichen Mittel ist bereits von Verehrern Steubs beigesteuert worden, das Komitee erläßt aber einen neuen Aufruf um weitere Gaben. Beiträge sind an die „Bayerische Handelsbank" (München, Maffeistraße) zu senden.

Eine Fahrkartendruckmaschine. Aus Amerika kommt eine Fahrkartendruckmaschine, welche voraussichtlich eine Zukunft haben wird. Bei dem gegenwärtigen Verfahren werden die vorher fertiggestellten Fahrkarten in mehr oder weniger großen Schränken aufbewahrt, aus denen der Beamte die gewünschte Fahrkarte herausholt und sie dann unter Zuhilfenahme eines geeigneten Apparates mit dem Tagesstempel versieht. Große Stationen haben Schränke mit Tausenden von Gefächern, da in der Regel für jede Klasse und außerdem für die verschiedenen Arten von Karten im Verkehr mit jeder Station je ein Gefach erforderlich ist. Die Druckmaschine arbeitet mit einfacheren Mitteln. Aus einem ihr zugeführten langen Kartonstreifen und mit Hilfe einiger Handgriffe macht sie vor den Augen des Reisenden die bestellte Karte im Nu fix und fertig, eine Fahrkarte, versehen mit dem Namen der Abgangs- und Zielstation, mit Angabe der Klasse, des Preises, der Kontrollnummer und des Tages der Ausgabe. Gleichzeitig kontrolliert die Maschine den sie bedienenden Beamten, indem sie über die verausgabten Karten und die vereinnahmten Gelder in sinnreicher Weise Buch führt. Dem Aeußeren nach macht die Maschine den Eindruck eines dreifachen horizontalen Rades, auf dessen Rande die zu bedienenden Stationen und die Fahrpreise verzeichnet sind. Wünscht nun jemand eine Karte, so wird der betreffende Stationsname bis zu einem feststehenden Zeiger gedreht, der Beamte drückt auf einen Knopf und die Karte kommt fertig heraus.

Immerhin kann diese Maschine nur eine beschränkte Verwendung finden. In Paris ist eine solche für den Vorortverkehr des Nordbahnhofs thätig. Für weite Strecken aber mit verschiedenen der Benutzung freigegebenen Bahnwegen wird das bisherige System wohl schwerlich entbehrt werden können.

Sammetmosaiken. Diese noch wenig angewandte Arbeit verdient ein großes Interesse seitens unserer Damen, denn sie stellt nicht nur etwas wirklich Apartes dar, sondern ist auch von einem eigenartigen Reiz, ganz abgesehen davon, daß ihre Herstellung nur geringe Kosten verursacht. Hat man nicht selbst Sammetreste — möglichst in mehreren Farben — zur Verfügung, so bekommt man solche billig in jedem Modewaren- oder Putzgeschäft zu kaufen. Verwenden lassen sich füglich alle Farben, wenn sie nur gut harmonieren, und was die Größe der erforderlichen Reste anbelangt, so braucht man darüber nicht in Verlegenheit zu sein: es soll ja eben die Sammetmosaik eine Arbeit werden, bei der jeder Rest, jedes kleinste Stück Wert und Bedeutung erlangt. Darauf beruht ja eben die „Kunst" dieser Arbeit, daß man das Muster aus vielen Teilen zusammensetzt und so mit geringen Mitteln etwas Schönes und Geschmackvolles zuwege bringt. Eine Vorzeichnung ist freilich erforderlich, und diese richtet sich ganz nach dem Zweck und der Größe des Gegenstandes, den man mit Sammetmosaik verzieren will.

Um nur einige derselben zu erwähnen, nennen wir Fußbänkchen, Fenstermäntel, Wandbehänge, Decken, Bilderrahmen, Mappendeckel, Bucheinbände, Kissen und dergleichen. Gleichwie bei der Tuchmosaik kann man das Muster nur aus einfachen, geometrischen Motiven aufbauen, also entweder Vierecke, Dreiecke &c. aus den Sammetstücken ausschneiden und zu Sternfiguren &c. aneinandernähen, oder man kann wirklich künstlerisch verfahren und allerhand Gebilde, Blumenzweige, stilisierte Motive, ornamentale Flachfiguren &c. zur Darstellung bringen. Der guten deutlichen Wirkung wegen dürfen allerdings die Einzelteile derartiger komplizierter Muster nicht allzu klein und detailliert gehalten sein, man müßte denn die einzelnen Stücke nicht, wie bei der Tuchmosaik üblich, rückseits mit Steppstichen zusammennähen, sondern auf einen Grundstoff, den man im Rahmen einspannt, aufnähen oder aufkleben. Im ersteren Fall hätte man den Sammet nach Vollendung der ganzen Arbeit mit der Rückseite über ein heißes Plätteisen zu ziehen und dadurch die Nahtleisten seitlich fest anzudrücken, im letzteren Fall müßte man die Nähte resp. Konturen der einzelnen Figuren oder Felder mit Stickstichen oder mit Schnürchen &c. verdecken, wodurch die Arbeit sich sehr oft nur vorteilhafter zur Geltung bringen würde. Um sehr kleine Details, Adern &c. zu markieren, wendet man ebenfalls Stickerei oder den Brennstift oder Bronzemalerei an. Anstatt des immerhin sehr mühevollen Aufnähens läßt sich, wie oben gesagt, auch ein Aufkleben von Sammetstücken auf eine passende Stoff- oder Papierunterlage vornehmen und gerade hierbei auch der kleinste Abfall mit verwerten. Ein Geheimnis freilich spielt dabei eine wichtige Rolle: beim Zuschneiden sehr kleiner Teile franst Sammet aus; man klebt ihn daher zuvor auf festes Seidenpapier; ohnedem ist eine tadellose Arbeit mit gleichmäßiger Fläche und deutlich erkennbarem Muster ganz unmöglich.

Orientalischer Mohn. Es sieht gar schön aus, wenn das wogende Getreidefeld von roten Mohnblumen durchzogen ist. Die glänzenden Farben des Mohns haben uns schon längst bewogen, ihn als Gartenpflanze, wenn auch in anderen Formen, einzubürgern. Es giebt weißen Mohn, gelben Mohn und roten Mohn in allen Schattierungen, einfach und mit gefüllten Blumen, aber was ist unser gewöhnlicher Mohn gegen seinen orientalischen Vetter? Er kann sich kaum neben ihm sehen lassen, seine Gestalt und seine Blumen erscheinen winzig bei diesem Riesen.

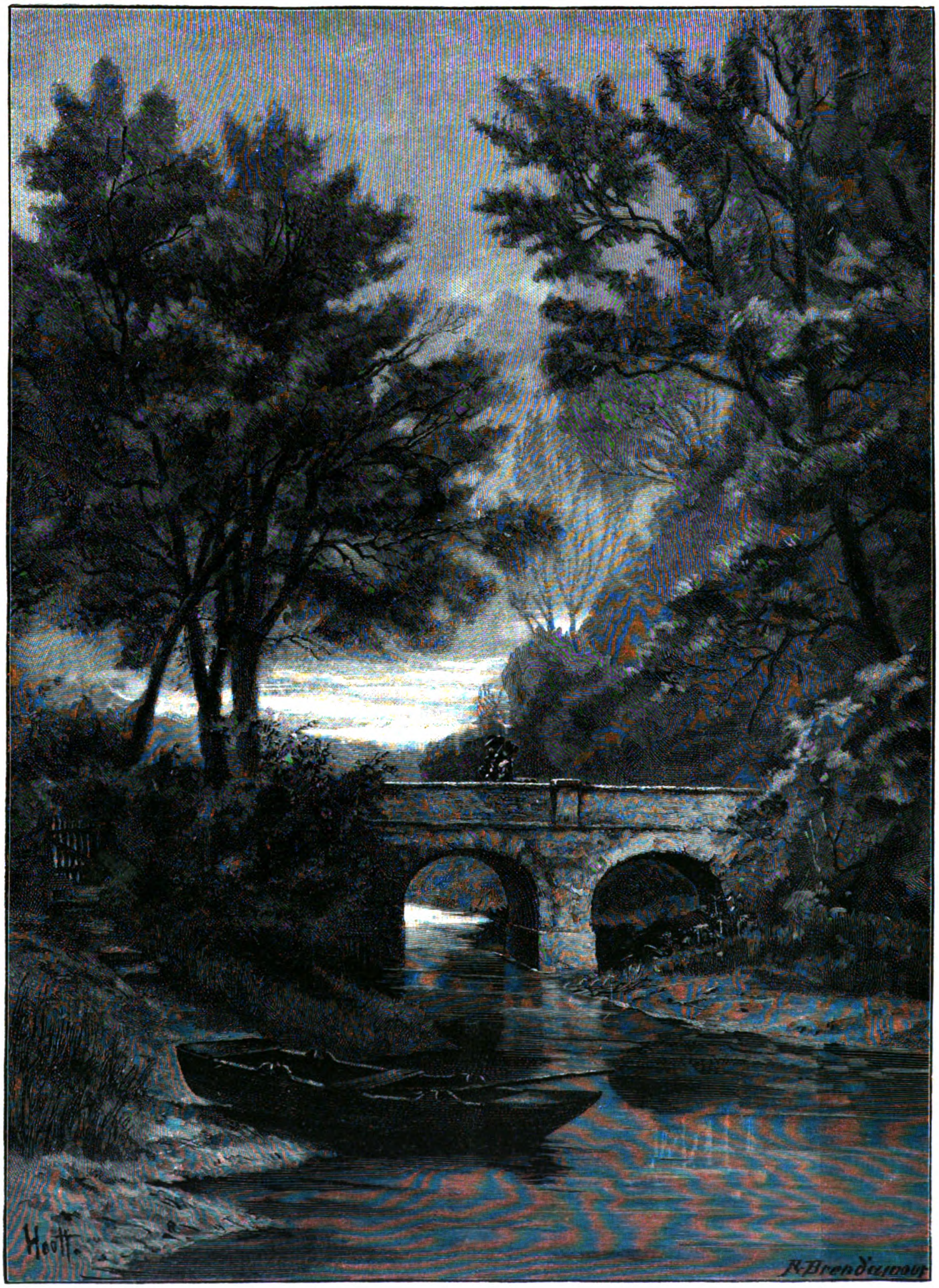
Der orientalische Mohn ist eine Modeblume. Wir finden ihn auf den Hüten unserer Damen in den verschiedensten Stellungen künstlich nachgebildet, aber überall in imponierender Größe. Der orientalische Mohn hat auch noch etwas anderes vor unserem Mohn voraus. Er ist ausdauernd und kommt in jedem Jahre wieder.

Man kann sich sehr leicht einige orientalische Mohnstöcke im Garten pflanzen, wenn man im Herbst daran denkt und sich von den langen, ungeschlissenen Wurzeln kauft. Im Frühjahr ist das Anwachsen nicht so sicher. Die im Herbst gepflanzten Stöcke bringen schon im folgenden Jahre prächtige Blumen, die, mit langem, oft meterlangem Stiel geschnitten, herrlich für die Ausschmückung des Zimmers geeignet sind. Auf sonnigem Stande, bei nahrhaftem Boden und zeitweiliger Düngung im Herbste vergrößern sich die Stauden von Jahr zu Jahr und bilden, wenn man beispielsweise den orientalischen Mohn im Park vor dem Gebüsch auspflanzt, mit der Zeit prächtige Blüteninseln auf grünem Rasen.

Glimmbilder bereiten in fröhlichen Kreisen viel Vergnügen und gestatten mancherlei hübschen Scherz. Man kann sie ganz leicht selbst herstellen, wenn man auf ein Stück weißes Papier mit einer Lösung von 40 Teilen Salpeter und 20 Teilen Gummiarabikum in 40 Teilen warmem Wasser mittels Schreibfeder die Umrisse eines Bildes zeichnet oder eine Schrift &c.; nur müssen die Linien sämtlich zusammenhängen, eine derselben muß auch bis an den Rand des Papieres gehen und dortselbst mit einem feinen Bleistiftstrich markiert werden. Hält man nun ein brennendes Zündholz an diese Stelle, so glimmt sofort die Linie auf dem Papiere weiter und das vorher ganz unsichtbare Bild kommt schließlich „versengt" zum Vorschein. Die kleine Spielerei ist keineswegs gefährlich.

Digitized by Google

Digitized by Google



ABENDFRIEDEN

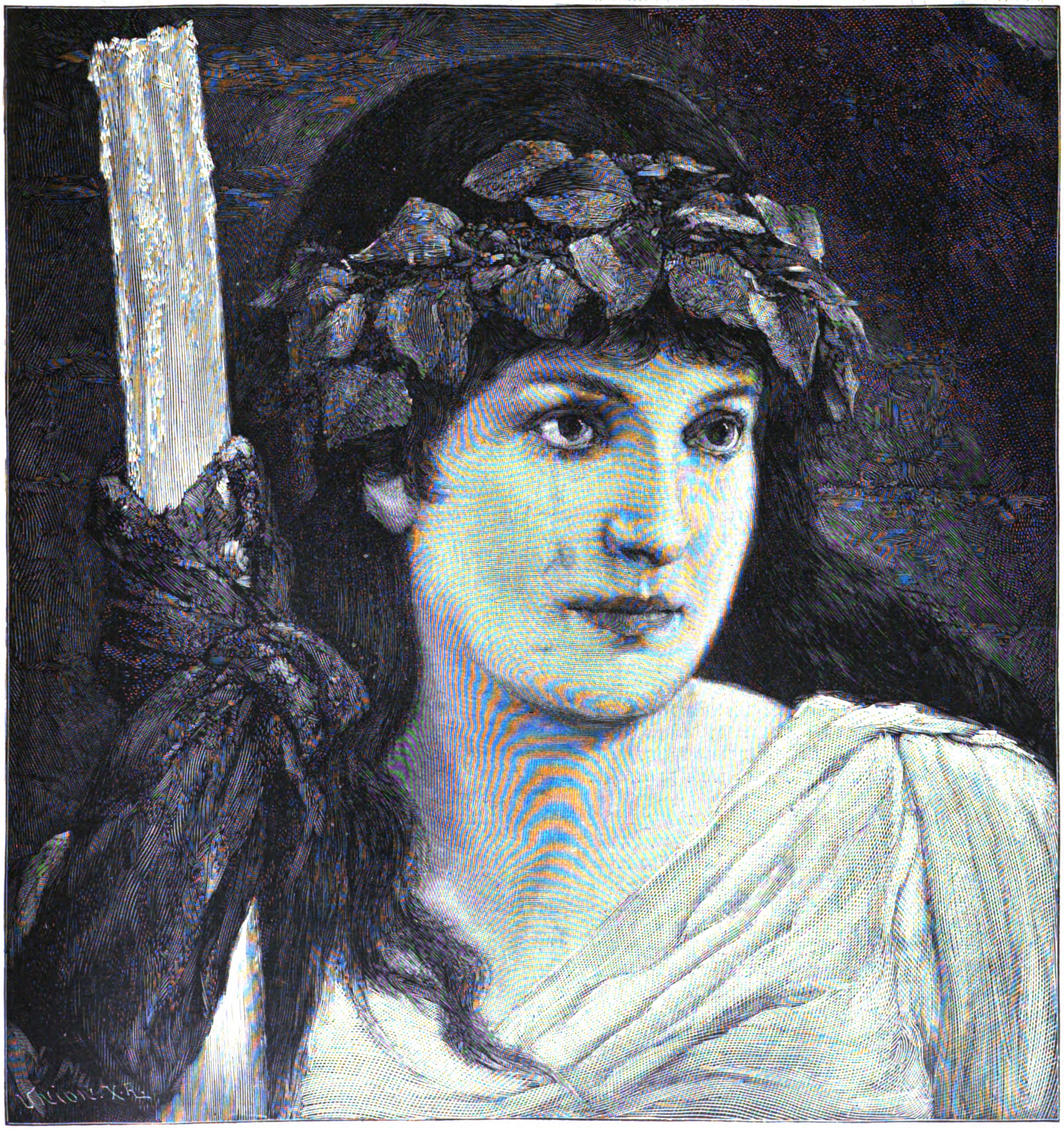
Nach einer Originalzeichnung von A. Hooff

Digitized by Google

Halbheft 18. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.



Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

„Requiem.“

Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

Digitized by Google

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.) Roman von **Marie Bernhard.**

8.

Lustiges Schneetreiben! „Frau Holle schüttelt ihre Federbetten!“ heißt es im Volksmunde.

Alix hatte als Kind das reizende Grimmsche Märchen von der Frau Holle besonders gern gehört und gelesen; beim Anbruch des Winters hatte sie oft lange Zeit am Fenster gestanden und dem hastigen Treiben der Schneeflocken zugesehen! — — — Heute saß sie über zwei dicke Bücher voller Zahlenreihen und Namen gebeugt, verglich emsig die langen Spalten miteinander, machte sich Notizen in ihre Brieftafel und hatte keinen Blick dafür, wie eifrig draußen Frau Holle ihre Federbetten schüttelte. — Ihr Vetter Cecil hatte ihr heute, wie jeden Tag, eine Aufgabe gestellt, die mußte sie erfüllen. Sie hatte ihn gebeten, sich ihrer anzunehmen, damit sie wenigstens einen ungefähren Einblick in die Verhältnisse bekomme, die fortan so sehr wichtig für ihr Leben werden sollten. Fachstudien konnte Cecil mit ihr naturgemäß nicht unternehmen, zum Oberingenieur konnte er sie nicht machen, aber über Gewinn und Verlust, über ihre Konkurrenten und Lieferanten, über den Stand des Arbeitsmarktes, vor allem über die Verhältnisse der Josephsthaler Leute vermochte er ihr Aufschluß zu geben. Alix hatte ihm gesagt: „Setzen Sie keinerlei Vorkenntnisse bei mir voraus, und wundern Sie sich nicht, wenn ich oft aus meiner Unwissenheit heraus Fragen an Sie stellen werde, die Ihnen einfältig erscheinen müssen!“

In seiner korrekten Weise und mit dem praktischen Sinn, den ihm einmal die Natur, anderseits die jahrelange Uebung verliehen, hatte der junge Whitemore diese Aufgabe erfaßt. Es fiel ihm nicht ein, seine Cousine mit galanten Redensarten zurückzuweisen. Sie wünschte es sich, sie traute es sich zu — für dumm hatte er sie nie gehalten — also that er ihr den Willen! Er hatte sich ganz darauf eingerichtet, für längere Zeit, mindestens ein Jahr, in Josephsthal zu bleiben, hatte auch in diesem Sinne an seinen Vater geschrieben und um Urlaub gebeten, vielleicht konnte er sogar beständig hier bleiben und für seine Cousine die Werke verwalten .... nun, das blieb abzuwarten! Man mußte einstweilen zusehen!

Ebenso selbstverständlich wie sein Bleiben fand er die Thatsache, daß auch Alix gar nicht daran dachte, fortzugehen, sondern sofort bestrebt war, sich eine Art Ueberblick über ihr neues Besitztum zu verschaffen. Wäre sie auf und davon gegangen, ohne sich um ihr Erbteil zu kümmern, so hätte zwar Cecil kein Wort dazu gesagt — in seinem Innern würde er sie aber eine sehr oberflächliche und leichtsinnige Person genannt haben.

Sie hatten es beide schwer — denn ihm waren die deutschen Leute und Verhältnisse fremd, und sie hatte keine Ahnung von all den Dingen, die ihm schon mit fünfzehn Jahren geläufig gewesen waren. Es galt also, mit ihr wie mit einem Kinde beim geschäftlichen Alphabet anzufangen, sie doppelte Buchführung, eine leichtfaßliche Rechenmethode, die gebräuchlichsten Ausdrücke der Geschäftswelt zu lehren — aber als der junge Engländer bemerkte, daß die Schülerin ernstlich wollte, daß sie sich redliche Mühe gab, zu begreifen, und, dank ihrer Intelligenz, auch in der That begriff, da fing die Sache an, ihm Freude zu machen. Und nun ging er rasch mit ihr voran.

Alix sah jetzt schon, daß Cecils Methode richtig und daß sie in den wenigen Wochen sehr gefördert worden war, und dies erfüllte sie mit einiger Genugthuung. Daß die Sache an und für sich ihr Freude machte, konnte sie nicht behaupten. „Hätte ich einen Beruf zu wählen — Kaufmann oder Buchhalter wäre ich nie geworden!“ hatte sie schon oft gedacht.

Mit den Arbeitern war sie bisher noch in gar keine Berührung gekommen. Sie wurde, wenn sie durch die Kolonie fuhr, von ihnen gegrüßt und dankte jedesmal freundlich, das war vorläufig alles! Sie fühlte, hier mußte sie erst viel sicherer werden, einen ganz andern Einblick haben, ehe sie Reformen versuchte. Die Rolle der segenspendenden Fee, so sehr sie's oft danach gelüstete, mußte sie einstweilen ganz beiseite lassen! Dagegen war sie mit den verschiedenen Direktoren, Ingenieuren, kurz, mit den Oberbeamten der Werke in Verbindung gekommen. Sie alle hatten der Tochter ihres ehemaligen Chefs pflichtschuldigst ihren Besuch gemacht, die verheirateten unter ihnen hatten ihre Frauen mitgebracht, und Alix dachte daran, allmählich diese Visiten zu erwidern. Von manchen hatte sie einen günstigen Eindruck empfangen, von wenigen einen unvorteilhaften, von einzelnen überhaupt keinen. Sie kamen ihr aber ohne Ausnahme mit großer Reserve, wenn auch mit ausgesuchter Höflichkeit, entgegen, und Alix glaubte hieraus einen Rückschluß auf das Verhältnis ziehen zu können, welches ihr Vater seinen Beamten gegenüber für angezeigt erachtet hatte.

Seit etwa acht Tagen war sie nun auch im Besitz einer Gesellschaftsdame. Die Majorin von Sperber, mit der sie selbst in Briefwechsel getreten war, hatte sich gern bereit finden lassen, den Posten einer Ehrendame bei dem verwaisten jungen Mädchen anzunehmen; sie hatte ihre Ankunft thunlichst beschleunigt, um Fräulein von Hofmann nicht so lange allein zu lassen, und war aus dem geräuschvollen Berlin nach dem zur Zeit sehr stillen Josephsthal gekommen. Sie versicherte aber, den Tausch durchaus nicht zu bereuen, ihre Nerven bedürften der Ruhe, und sie wisse sich jederzeit gut zu beschäftigen; Langeweile sei ihr ein ganz unbekannter Begriff. Eine stattliche hohe Fünfzigerin mit vollen, grauen Puffenscheiteln, stets in dunkle, gutsitzende Kleider gehüllt — vorwiegend Seide — würdevoll, aber nicht prätentiös auftretend, freundlich und teilnehmend gegen Alix, ohne ihr zu viel Fürsorge und mütterlichen Schutz aufdrängen zu wollen, voller Anteil, ohne neugierig zu sein .... es schien, wie das junge Mädchen ihrer Freundin Maria zu deren großer Beruhigung schrieb, als ob der Griff in die Glückslotterie günstig ausgefallen sei. Recht gut traf es sich auch, daß die Majorin musikalisch war und einen gediegenen Geschmack in dieser Kunst entwickelte. Alix, die stets die besten Lehrer gehabt hatte, besaß eine hübsche Fertigkeit im Klavierspiel und ein lebhaftes Gefühl für wirklich wertvolle Musik. Die beiden Damen hatten sich rasch über ihr Repertoire und ihre Richtung miteinander verständigt — die Majorin schwärmte nicht so für Richard Wagner wie Alix dies that, sie war dafür eine gründliche Beethoven-Kennerin, und nun freuten beide sich schon der Genüsse, die sie haben würden, wenn Alix' kostbarer Konzertflügel erst von Frankfurt herübergekommen sein würde.

Unter denjenigen, die der Erbin der Josephsthaler Werke pflichtschuldigst einen Besuch abgestattet hatten, war auch Oberingenieur Harnack gewesen. Bei einem der obersten Beamten des verstorbenen Herrn von Hofmann verstand sich dieser Besuch wohl von selbst, aber Alix beobachtete zu gut, um nicht alsbald herauszufinden, daß der junge Mann sich dieser ihm obliegenden Pflicht mit einem offenbar freudigen Eifer unterzog, der zu der höflichen Steifheit und abwartenden Haltung des übrigen Personals einen starken Gegensatz bildete. Die Unterhaltung mit ihm war denn auch animierter gewesen und hatte länger gedauert als mit allen andern. Der Oberingenieur hatte weite, schöne Reisen unternommen und schien ein recht unterrichteter, belesener Mann zu sein; er sprach gut, verstand aber ebensogut, verständnisvoll zuzuhören. Auch gefiel es Alix, daß er kein Hehl aus seiner niederen Herkunft machte; er erzählte unbefangen, sein Vater sei ein armer Grubenarbeiter im oberschlesischen Gebirge gewesen und habe es unter den größten Mühen und Entbehrungen durchgesetzt, ihn aufs Gymnasium zu bringen, wo er schon als Tertianer Nachhilfestunden gegen freie Kost oder ein ganz geringfügiges Honorar geben mußte. Seine offenbare Bewunderung Alexandras hatte nichts Zudringliches mehr; er schien ganz bereit, sie aus ehrerbietiger Entfernung anzubeten, und das gefiel dem verwöhnten Mädchen, namentlich in seiner jetzigen Gemütsstimmung, wohl. Vetter Cecil konnte den Ingenieur nicht genug rühmen: seine umfassenden Kenntnisse, seine Umsicht, Arbeitskraft und Vielseitigkeit seien staunenswert; es wäre geradezu kolossal, was der Mensch leisten könne, und kein Wunder, daß Onkel Hofmann ihn seine „rechte Hand“ genannt habe! Er, Cecil, würde nicht wissen, was ohne ihn anfangen, Harnack führe ihn überall ein, sei stets orientiert und genieße Respekt bei den

Digitized by Google

Arbeitern, wenn er auch nicht gerade beliebt bei ihnen sei. Liebe sei übrigens auch in solchem Verhältnis ein ganz unnützer Artikel — Gebieter, die sehr beliebt wären, würden allemal von ihren Untergebenen übersehen und ausgenutzt — der Respekt sei die Hauptsache.

Cecil hatte hinzugefügt, die Herren hätten ihm mitgeteilt, daß ihr verstorbener Chef sie von Zeit zu Zeit in sein Haus gezogen, sie eingeladen habe, hin und wieder einen Abend bei ihm zuzubringen; man habe gespeist, politisiert, geplaudert, geraucht, es seien oft recht anregende Debatten gewesen. Cecil riet seiner Cousine, diese geselligen Abende nach einiger Zeit wieder aufzunehmen; sie und die Majorin könnten den Vorsitz führen, und es könne beiden Damen nichts schaden, wenn sie wirklich alle vier bis sechs Wochen einmal kaufmännisch gefärbte Gespräche mit anhörten. Er, der Vetter, wolle versuchen, die Herren möglichst gut zu unterhalten — er sei dafür, daß eine gewisse Verbindung zwischen der Besitzerin der Werke und dem Beamtenpersonal bestehe. Alix versprach gerne, nach Verlauf einer entsprechenden Frist die geselligen Abende von neuem einzuführen.

Ziemlich häufig war ihr, bald da, bald dort, der als Herr Neubert in den Werken angestellte Geheimpolizist Korty begegnet, und zwar immer in Begleitung von vier, fünf andern Arbeitern, von denen er einen oder zwei zutraulich unter den Arm gefaßt hatte, während er lebhaft mit den andern sprach. Er schien sich rasch beliebt gemacht zu haben, sein harmloses, glattes, knabenhaftes Gesicht war überall gern gesehen. Er hatte sich noch nie bei Alix melden lassen, konnte ihr also bisher nichts von Belang mitzuteilen gehabt haben; traf er sie inmitten der Kolonie, so grüßte er höflich mit den andern zugleich und ging weiter.

An schönen Tagen konnte man Alix in der Mittagsstunde häufig genug neben der Majorin durch die Kolonie wandern sehen, und solche Gelegenheiten wußte Oberingenieur Harnack zuweilen sehr gewandt zu benutzen, indem er, anscheinend ganz zufällig und wie mitten in voller Geschäftigkeit, aus dem Maschinenhaus, aus einem der Lagerräume, aus einer Abteilung der Dampfschneidemühle heraustrat, freudig überrascht stehen blieb, die Damen überaus höflich grüßte, zögerte — und schließlich im bescheidensten Ton die Frage stellte, ob er sich den Damen wohl in irgend welcher Weise nützlich machen könne, vielleicht wünschten sie einiges zu erfahren, worüber er Bescheid geben dürfe. Das traf sich denn wirklich auch oft genug so; zumal die Majorin, der in Josephsthal alles neu und interessant war, zeigte sich äußerst wißbegierig und war sehr eingenommen von Herrn Harnacks klarer, leicht faßlicher Darlegung der Dinge — sie meinte, hierin übertreffe er offenbar Mr. Whitemore, der fast nie Zeit und Geduld genug hatte, den Erklärer zu spielen, und, wenn er es einmal that, soviel technische Ausdrücke hineinmischte, daß man doch kaum die Hälfte von dem verstand, was er sagte.

Zuweilen, wenn Alix gegen Abend eine Stunde allein hinausfuhr, stieg sie in der Nähe der Schneidemühle aus, ging ein Stück am Fluß entlang und bog dann bei den Neubauten ein, um zu dem Häuschen im Schweizerstil zu kommen, neben dem sie an ihres Vaters Todestag gestanden und die ersten lindernden Thränen gefunden hatte beim Anhören jener schönen Musik. Sie bekam aber nichts mehr zu hören. Entweder lag das Häuschen still und dunkel da, oder es waren ein paar Fenster erleuchtet, aber kein Klang war zu vernehmen, auch kein Schatten an der dünnen Gardine zu sehen. Alix wußte noch heute nicht, wer der Klavierspieler gewesen war, und sie scheute sich auch, direkt danach zu fragen. — — —

Jetzt sind ihre Gedanken weitab von musikalischer Offenbarung und weichem Empfinden. Alix rechnet. Ihre rechte Hand, die so leuchtend weiß aus den Falten des schwarzen Kreppärmels hervorsieht, hält die Feder und fährt prüfend die ganze Zahlenreihe auf und nieder und nochmals auf und nieder, sie will sich auf keinem Irrtum betreffen lassen! Draußen wirbelt der Schnee herab. Die Bronzeuhr mit der Minerva — das junge Mädchen sitzt in ihres Vaters Arbeitszimmer — giebt zwölf Schläge an. Das ist Cecils gewohnte Zeit — gleich muß er hier sein! Alix schiebt ihre Papiere ein wenig zurück, sie ist mit ihrer Aufgabe fertig.

Leises Klopfen — der grauhaarige Diener steckt den Kopf herein.

„Mr. Whitemore läßt das gnädige Fräulein fragen, ob er die Ehre haben darf.“

„Ich lasse bitten!“

Das wiederholt sich jeden Tag um dieselbe Stunde genau so. Cecil läßt sich immer förmlich anmelden, Alix läßt jedesmal höflich bitten. Sie arbeiten zusammen, die beiden, sie besprechen alles Geschäftliche, aber sie sind einander in dieser ganzen Zeit innerlich um nichts näher gekommen. Wozu auch? Sie empfinden alle beide nicht das mindeste Bedürfnis danach.

Cecil erscheint, ein paar Papiere in der Hand — korrekt, gemessen, verständig.

„Guten Tag, Cousine. Wie befinden Sie sich?“

„Danke, ich bin gesund. Setzen Sie sich, bitte!“

„Thank you!“ Cecil nimmt einen Stuhl und sieht die Blätter durch, die sie ihm hinreicht. Ein kleines Kreuzverhör schließt sich dieser Durchsicht an — Worte wie: Conto — Disconto — Valuta — Wechselaccept und so fort klingen hinüber und herüber. Der junge Engländer nickt: „Well! That will do!“ Mehr Lob erntet Alix nie. „Zu morgen also“ — er zieht ein paar Zettel aus der Tasche und giebt sie ihr. „Und hier — wollen Sie diese zwei Geschäftsbriefe einsehen? Der eine ist ziemlich belanglos, ich habe nur unsere Preise durchgesetzt, aber das war vorauszusehen! Der andere ist von Flottwell Brothers in New York und sehr wichtig, die neue Geschäftsverbindung ist angebahnt!“

„Freut mich für Sie! Sie wünschten sich das ja so. Ich gratuliere!“

„Danke! Ist mir in der That angenehm. Dann — dann — — sind hier noch — —“

„Nun?“ Alix sieht erstaunt auf. Ihr will's scheinen, als ob Cecil etwas verlegen wäre, und das hat sie noch nie an ihm gesehen. Er pflegte auch sonst immer seine Sätze zu Ende zu sprechen!

„Sie äußerten neulich, Cousine, Ihr Vater habe wohl nie an einen raschen, frühen Tod gedacht, und ich pflichtete dem bei. Im Anfang der fünfziger Jahre — ganz gesund — vernunftgemäß lebend.... wie hätte Onkel Hofmann an seinen Tod denken sollen? Dennoch hat er es gethan —“

„Ja, gewiß,“ fiel das junge Mädchen ein, „er hat ein Testament aufgesetzt, wie das vorsichtige Geschäftsleute oft in guten Jahren noch zu thun pflegen.“

„Ich meine nicht das. Es hat mich keinen Augenblick gewundert, ein Testament vorzufinden. Onkel Hofmann war viel zu vernünftig beanlagt, nach jeder Richtung hin, um einen so wichtigen, notwendigen Schritt zu versäumen. Aber in seinen Privatpapieren — ich nahm sie an mich, da Sie, Cousine, mich darum ersuchten — habe ich gestern abend, als ich sie zum erstenmal durchsah — ich hatte früher beim besten Willen keine Zeit dazu..... da also habe ich — —“

Neues Stocken. Wahrhaftig, der besonnene, vernünftige Vetter ist verlegen!

„Habe ich also diesen Brief, an Sie gerichtet, vorgefunden. Bitte, wollen Sie die Aufschrift lesen und sich überzeugen, daß das Siegel unverletzt geblieben ist!“

„Bedarf es denn zwischen Ihnen und mir wirklich solcher nutzlosen Formalitäten, Cecil?“

„Bitte, das ist keine unnütze Formel — das ist geschäftlich korrekt. Wollen Sie lesen —“

„An meine Tochter, Fräulein Alexandra von Hofmann. Nach meinem Tode zu öffnen und zu lesen.“

„Sie erkennen an, daß dies Ihres Vaters Handschrift ist?“

„Aber natürlich!“

„Und das Siegel?“

„Mein Gott, Cecil! Nun also, wenn Sie es ausdrücklich zu hören wünschen: das Siegel ist unverletzt geblieben!“

„Danke!“ Der Engländer stand so hastig auf, als habe er diese letzte Bestätigung kaum erwarten können.

„Sie werden nun lesen, und ich werde nun gehen!“

„Schon?“

„Ich habe — ja, ich habe viel zu thun, und Ihre Arbeit zu morgen finden Sie da auf dem Zettel verzeichnet. Guten Morgen, Alexandra!“

„Sagten Sie nicht gestern oder deuteten es wenigstens in

Gegenwart der Majorin und von Françoise an, Sie hätten mir noch eine geschäftliche Mitteilung zu machen — — oder vielmehr einen Vorschlag zu unterbreiten? Jawohl — das war es! So drückten Sie sich aus!"

„In der That!" Es schien Cecil unangenehm zu sein, daß sie ihn erinnerte und dadurch zum Bleiben zwang; er setzte sich mit sichtlichem Zögern nieder, griff ein elfenbeinernes Papiermesser vom Schreibtisch auf und schob es langsam auf seiner linken Handfläche hin und her, welch interessante Beschäftigung ihn dermaßen fesselte, daß er kein Auge davon abwendete und daher Alix beharrlich nicht ansah.

„Sie haben recht, es war so! — Wissen Sie, daß hier in der Kolonie Josephsthal ein ziemlich naher Verwandter von Ihnen lebt?"

„Ein ziemlich naher Verwandter? Und das erfahre ich jetzt erst? Ah — ich erinnere mich! Doktor Ueberweg erwähnte eines solchen kurz nach meiner Ankunft, doch wurden wir damals unterbrochen. Und dann starb Papa. Heißt dieser Verwandte nicht Hagedorn und war seine Mutter nicht eine geborene Gräfin Holsten-Delmsbruck, ebenso wie Ihre Mutter, Cecil, und meine?"

„Ganz richtig! Eine rechte Cousine unserer beiden Mütter."

„Und ihr Sohn lebt hier? Merkwürdig, daß er so gänzlich verabsäumt hat, sich mir in Erinnerung zu bringen! Ich entsinne mich jetzt, er schrieb mir, nach meines Vaters Tode, aber er hätte doch wohl seine Teilnahme anders bethätigen dürfen als durch einen förmlichen Brief, der mich in dem Glauben ließ, er komme von irgendwoher, und nicht aus nächster Nähe."

„Onkel Hofmann hat ihn vor einigen Jahren hierher genommen, da der Vater gänzlich verarmt und der Sohn sich auf raschen Broterwerb angewiesen sah. Er ist Buchhalter drüben bei der Schneidemühle, und Harnack, als Oberingenieur, hat viel mit ihm zu thun!"

„Was sagt er denn über ihn?"

„Er sagt ihm nichts besonders Gutes nach. Er sei nachlässig in der Erfüllung seiner Pflichten, nehme oft Urlaub, dehne denselben weit über Gebühr aus, komme häufig zu spät und gehe zu früh, verbringe seine Zeit mit allerlei nutzlosen Tändeleien, wisse nichts von Ernst und Wert der Arbeit. Besonderen Anstoß nimmt Harnack an der leichtfertigen Art, in welcher der junge Mann mit Aeußerungen um sich wirft, welche deutlich genug beweisen, wie ihm sein ganzer Beruf nichts als eine unbequeme Last sei, die er, je eher je lieber, von sich abschütteln würde, wenn er eben eine andere Art wüßte, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Harnack sagt, erstens leide die Arbeit unter einer so sorglosen Handhabung ohne jedes System, zweitens hält er es für bedenklich, einen Menschen, der derartige Aeußerungen thut, unbekümmert darum, wer ihm gerade zuhört, inmitten eines so weitverzweigten Getriebes wirken zu lassen. Harnack meint, das könne leicht böses Blut setzen und gefährlich werden!"

„Er wünscht also, Hagedorn zu entlassen?"

„Er bat mich darum mit dem Zusatz, es sei dies schon lange sein Wunsch gewesen, er habe aber zu Ihres Vaters Lebzeiten nicht gewagt, einen Wink zu geben, da der junge Mann ein Verwandter seines Chefs gewesen sei."

„Ich glaube nicht, daß, sobald es sich um wichtige geschäftliche Dinge handelte, irgendwelche persönlichen Rücksichten bei Papa ins Spiel kamen, und Ingenieur Harnack sollte ihn gut genug gekannt haben, um dies ebenso gut zu wissen. Meinen Sie das nicht auch?"

„Ich meine es allerdings und sagte ihm das auch, allein er meinte doch, dies sei sein Motiv gewesen!"

„Sein einziges Motiv?"

„Er hat mir kein anderes genannt!"

Alix schwieg ein Weilchen. „Sie haben doch wohl den in Rede stehenden Herrn persönlich kennen gelernt?" fragte sie dann.

„Was man im oberflächlichsten Sinne so nennt. Ich habe ihn mehrmals gesehen und ein paar landläufige Redensarten mit ihm ausgetauscht. Beobachten konnte ich ihn nicht, auch nicht seine Leistungen kontrollieren — es fehlt mir an Zeit dazu. Das müssen wir schon Harnack überlassen."

„Sie werden doch irgend einen persönlichen Eindruck empfangen haben! Welcher Art war der?"

„Persönliche Eindrücke pflegen mich, wie Sie Aehnliches soeben von Ihrem Vater sagten, Cousine, nie zu bestimmen. Wenn ich aber von einem solchen, natürlich rein äußerlichen, Eindruck sprechen soll, so muß ich allerdings sagen, daß er ungemein vorteilhaft gewesen ist."

„So? — — Und nun noch zwei weitere Fragen! Erstlich: wir sind kurz vor Ostern — kann man einem angestellten Beamten so ohne weiteres kündigen?"

„Ihr Vater hat monatliche Kündigung seinerseits festgesetzt!"

„Und wie findet ein so plötzlich entlassener Mann ebenso schnell wieder eine neue Stellung?"

Cecil hob die Achseln. „Seine eigene Angelegenheit!"

„Sehr bequem gesagt für uns — weniger bequem für ihn!" sagte Alix ernst. „Und nun meine letzte Frage: Bin ich, Alexandra von Hofmann, in letzter Instanz befugt, ich meine gesetzlich berechtigt, die Anstellung oder Entlassung eines Beamten der Josephsthaler Werke zu entscheiden?"

„Ganz gewiß sind Sie das als Ihres Vaters Universalerbin und mündig gesprochene Tochter. Eben darum ersuchte mich Oberingenieur Harnack um meine Vermittlung behufs Erlangung Ihrer Einwilligung!"

„So verweigere ich sie!"

Alix warf das rasch und lebhaft hin und sah ihrem Vetter kampfgerüstet in das immer noch gesenkte Gesicht.

„Sie werden gewiß denken," fuhr sie etwas bedächtiger fort, „daß dies eine Frauenlaune von mir sei und daß jetzt, da die Werke meines Vaters in meiner Hand sind, ein Regiment persönlicher Willkür in Josephsthal beginnen werde. Das soll nicht der Fall sein, ich verspreche es Ihnen. Ich habe meine Gründe, zu handeln wie ich handle. Oberingenieur Harnacks Tüchtigkeit und umfassende Kenntnisse in allen Ehren — ich glaube fest daran, weil das Urteil meines Vaters und das Ihrige mir auf diesem Gebiet maßgebend sind. Es macht mich aber stutzig, daß Herr Harnack aus Rücksicht auf einen Verwandten meines Vaters jahrelang geschwiegen haben will, während er ohne Rücksicht auf mich, die Tochter, der dieser Verwandte viel näher steht — denn er war ein Neffe meiner Mutter! — nach kaum fünf Wochen redet. Es widerstrebt mir, einen Neffen meiner Mutter, einen Mann, der jahrelang meines Vaters Brot gegessen hat, von heute auf morgen zu entlassen, vielleicht nur darum, weil er Herrn Ingenieur Harnack nicht gefällt. Verhält sich die Sache wirklich so, wie er sie darstellt, so will ich meinen Irrtum einsehen und den Buchhalter verabschieden — — bis das aber geschehen ist, bleibt Herr Hagedorn in seinem Amt!"

Cecil Whitemore hatte immer langsamer und langsamer das Papiermesser über seine linke Handfläche hingleiten lassen. Er sah seine Cousine noch immer nicht an, und, nach wie vor, schien es ihm zu eilen, von ihr fortzukommen, denn er rückte zuweilen unruhig hin und her. Zu ihren letzten Worten aber nickte er eine ganz nachdrückliche Bestätigung, stand dann auf, legte das Papiermesser auf den Tisch, schüttelte seiner Cousine die Hand, daß es sie schmerzte, und sagte nichts als die Worte: „Sie haben vollständig recht, liebe Cousine! Good bye!" Damit war er zur Thür hinaus.

Alix war aufgestanden, als ihr Vetter ging. Sie setzte sich auch nicht wieder hin, sie war innerlich zu unruhig.

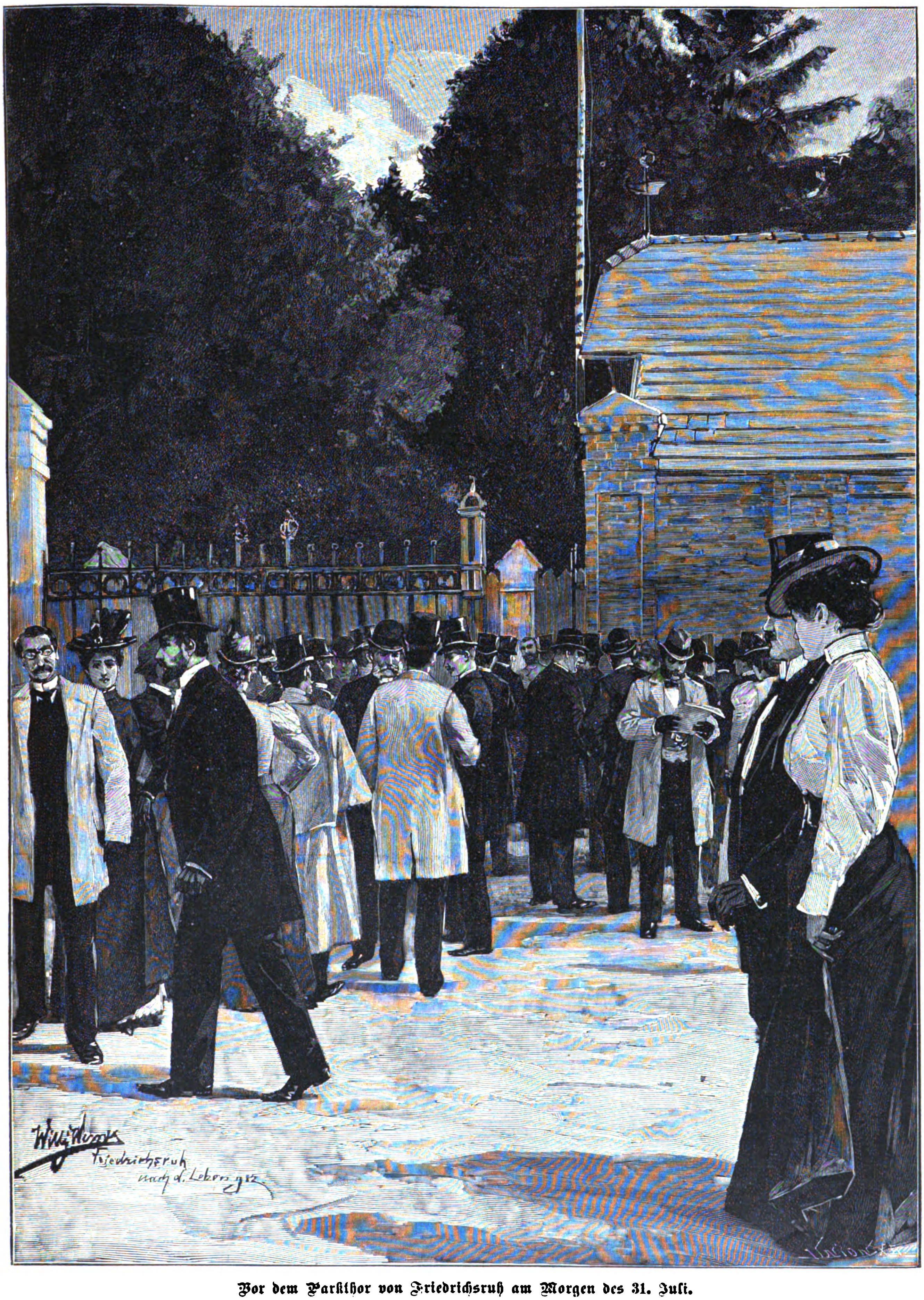
Sie hatte sich in Eifer gesprochen, dennoch war es nicht die Hagedornsche Angelegenheit gewesen, die sie so erregte. Das hatte der Brief ihres Vaters verschuldet, den sie die ganze Zeit über in der Hand gehalten, der sie dort, gleich einer Flamme, gebrannt hatte.

In seinen nachgelassenen Papieren vorgefunden — „An meine Tochter ... Nach meinem Tode zu öffnen und zu lesen" — was konnte dies Schreiben enthalten?

Sie löste mit bebender Hand das Siegel und las:

„Liebe Tochter! Für den Fall meines frühen oder unerwarteten Todes möchte ich Dir eine bestimmte Weisung erteilen. Ich habe keinen Sohn, dem ich die Kolonie Josephsthal hinterlassen könnte, ich habe nur Dich, die Du meine Universalerbin bist. Naturgemäß wirst Du wünschen, Dich zu verheiraten — ich wünsche es gleich Dir! Der Gedanke aber, irgend ein Offizier oder Feudalherr käme in den Besitz der Werke und betrachtete dieselben lediglich als unbequemen Ballast, den man gern möglichst bald loszuschlagen wünscht, dieser Gedanke bedrückt mich. Aus den von mir gegründeten Werken ist noch sehr viel zu machen,

Digitized by Google



Vor dem Parkthor von Friedrichsruh am Morgen des 31. Juli.

Nach dem Leben gezeichnet von W. Werner.

Digitized by Google

sie haben eine bedeutende industrielle Zukunft vor sich. Dein Vetter Cecil Whitemore wäre, im Fall meines frühen Todes, der Mann dazu, meiner Schöpfung diese Zukunft zu sichern, er besitzt die notwendigen theoretischen und praktischen Kenntnisse, den Ueberblick und die erforderliche Energie. Gegen seine Persönlichkeit kannst Du nichts einzuwenden haben, ebensowenig wird er dies der Deinigen gegenüber thun. Ich habe jetzt, nach meiner soeben erfolgten Rückkehr von London, ein Kodizill zu meinem Testament, das ich bereits vor langen Jahren, gleich nach dem Tode Deiner Mutter, abgefaßt hatte, aufgesetzt, das diesem meinem ausgesprochenen Wunsch und Willen einen ganz besonderen Nachdruck verleiht. Mein Wunsch und Wille ist es, Du möchtest mit Deinem Vetter Mr. William John Cecil Whitemore die Ehe eingehen und dadurch eine solide und sachkundige Fortführung der von mir gegründeten Werke gewährleisten. Solltest Du Dich, was ich nicht annehmen will, diesem meinem nachdrücklich betonten Willen widersetzen, so würde ein Teil Deines Erbes, und zwar der nicht unerhebliche der Schneidemühle am Fluß, samt seinen Einkünften an Deinen Vetter fallen; sollte er sich anderweitig oder gar nicht vermählen wollen, so bliebe Dir der Gesamtbesitz — aber auch in diesem Fall ihm in erster Linie vorbehalten, einen geeigneten Verwalter des Unternehmens zu suchen und einzusetzen. Alle näheren Bestimmungen hierüber sind in dem Kodizill aufgezeichnet, welches Justizrat Ueberweg in Verwahrung hat. Ich hoffe, meine Tochter Alexandra wird diese meine väterlichen Bestimmungen gutheißen und sich ihnen fügen.

Alfred Joseph Freiherr von Hofmann."

Mit einem Gefühl hoffnungsloser Traurigkeit ließ das junge Mädchen den Brief sinken.

Es war zunächst nicht einmal der ihre Person berührende Inhalt, der dies Gefühl über sie kommen ließ, als friere es sie bis ins Herz hinein. Ihre Zukunft, mein Gott! Sie hatte natürlich für sich an Liebe und Ehe gedacht, aber immer als an etwas Fernliegendes. Es würde, es mußte kommen, aber es hatte ja noch Zeit damit. Einundzwanzig Jahre! Da konnte sie sicher noch warten.

Jetzt griff ihr toter Vater über sein Grab hinaus und führte ihr den Gatten zu! Daß er es that, war weiter nicht verwunderlich — sie war jung, stand allein da im Leben, ohne Erfahrungen, ohne Geschäftskenntnisse, sollte die Herrin eines so großen, weitverzweigten Besitztums werden und fühlte sich, wie sie da war, dieser Aufgabe nicht gewachsen. Aber wie er, der Vater, in ihre Zukunft hinübergriff — das, das war's, was ihr dies schauernde Kältegefühl erweckte! Kein Bangen um sie, keine Frage, wie ihr Herz sprechen könne, ob es bereits gesprochen habe — keine väterliche Fürsorge, ob die beiden Menschen, die sich für das ganze Leben verbinden sollten, auch innerlich zu einander stimmten, ob sie es würden lernen können, eines des andern Herz zu finden.... nichts — nichts von alledem! „Gegen seine Persönlichkeit kannst Du nichts einzuwenden haben, ebensowenig wird er dies der Deinigen gegenüber thun!" — Das war alles! Daraufhin sollten zwei Menschen einen Bund schließen, der sie unauflöslich aneinander knüpfte! Ihm, der diesen Wunsch ausgesprochen, paßte es so in seine Berechnungen, darum hatte es zu geschehen, und die beiden Beteiligten sollten sich fügen und mochten sehen, wie sie zusammen fertig würden. Die Kolonie Josephsthal, die war ihrem Besitzer alles gewesen — die Menschen, und wäre auch sein einziges Kind unter ihnen, bedeuteten ihm nichts als Ziffern, die in diesem Hauptkonto seines Lebens ihre Stelle einzunehmen hatten!

Ob Cecil den Inhalt dieses Briefes kannte oder erraten hatte? Er hatte um ihn gewußt — kein Zweifel! Woher sonst seine ungewöhnliche Verlegenheit — sein Stocken, während er sprach — sein beständiges Niederblicken? Gewiß hatte sich für ihn ein ähnlicher Brief unter den nachgelassenen Papieren gefunden — und nun sollten sie täglich miteinander verkehren, und unausgesprochen sollte der Wunsch des Verstorbenen zwischen ihnen schweben und ihnen die Unbefangenheit nehmen, die ihnen bisher einen so angenehmen Verkehr ermöglicht hatte!

Nun, das Trauerjahr war lang, und bis es verrann, konnte vieles geschehen; nur das Eine konnte Alix sich nicht denken: daß es ihr nämlich je geschehen könnte, ihren Vetter Cecil Whitemore zu lieben!

9.

Françoise blickte ihrer jungen Herrin nach, vom Fenster ihres Zimmers her, wie sie leichtfüßig und rasch durch den mit Schnee überstäubten Park schritt.

Sie hatte ihre alte Getreue wieder nicht mitnehmen wollen, zu deren stiller Genugthuung freilich auch nicht die neu engagierte Gesellschaftsdame, diese imposante Frau Majorin! Aber was war denn mit dem „Kinde" geschehen, daß es so viel allein sein wollte? That das alles ihres Vaters plötzlicher Tod? Nicht anzunehmen — monsieur war kein solcher Vater gewesen, den man aus tiefster Seele betrauern konnte. Himmel, welch ein lustiges Leben war das in Frankfurt gewesen! Beständig Tanz und Vergnügen, Bälle, Reitfeste, im Sommer die schönsten Land- und Wasserpartien — ach, und Alexandras Zimmer stets voll hübscher, junger Mädchen . . . und das plauderte und lachte und naschte Erfrischungen und neckte einander, es war eine Lust! Jetzt saß ihr Liebling und rechnete, hielt den Kopf aufgestützt, konferierte mit Mr. Whitemore und sah so ernst aus den großen Blauaugen, als gäbe es gar keine Jugend und Fröhlichkeit mehr in der Welt. Wozu das alles? Vor ihr lag doch das schönste, bequemste Leben, warum mühte sie sich denn so ab? Würde man lange, würde man gar für immer in diesem Josephsthal bleiben müssen? Der lebensfrohen Französin schlug das Herz vor Schrecken bis in den Hals hinauf bei dem bloßen Gedanken an diese Möglichkeit! Natürlich, das Trauerjahr hindurch würde man wohl hier festsitzen müssen! Dazu die Herren vom Gericht, die immer noch von Zeit zu Zeit erschienen, um die Beamten, die Arbeiter zu verhören, in den Papieren zu stöbern, die geringfügigsten Details hervorzusuchen — und es half ihnen alles nichts! Sie bekamen nichts heraus, und — Françoise war davon überzeugt — sie würden auch nichts herausbekommen!

Wie eine junge Maienrose leuchtete Alexandras reizendes Gesicht aus den schwarzen Krepphüllen hervor. Ihr stand eben alles entzückend, und wie die knappe Jacke mit dem flockigen Pelzbesatz die schlanke Schönheit der Gestalt hervortreten ließ! Ach, daß es in diesem Josephsthal keinen gab, der das recht zu würdigen wußte, denn Mr. Whitemore, der seine schöne Cousine jeden Tag sah — Gott, das war auch so ein Mann, wie der verstorbene Monsieur Hofmann einer gewesen war. Dem gingen auch seine Rechnungen und Zahlen über alles! Wenn nur erst der Konzertflügel aus Frankfurt da sein würde und Alix' Reitpferd! Wenn es erst Frühling wäre, wahrhaftiger Frühling — dann bekäme doch die Sache wenigstens ein etwas besseres Aussehen!

Freilich war heute früh noch Schnee gefallen, und der Park, durch den Alix jetzt so eilig schritt, sah aus wie mit Streuzucker überschüttet. Aber die Sonne wollte das nicht mehr dulden, sie lachte und strahlte und küßte die weiße Pracht so glühend, daß sie schmolz, zusehends schmolz. Von den Aesten träufelte es herunter wie Brillantengeriesel, das von bunten Lichtern funkelt, Scharen von Spatzen lärmten und hüpften im kahlen Gezweig, die Büsche am Wegesrand neigten sich und streiften sacht die weißen Flöckchen herab. — — Alix trug Blumen aus den Treibhäusern in ihren Händen, damit wollte sie die Särge in der Kapelle schmücken. Nein, zu diesen Gängen wollte sie keine Begleitung haben — ein gleichgültiges Gespräch hätte sie nicht führen können, und die schweren Gedanken, die ihr hier kamen, mußte sie in sich allein verarbeiten. Ja, hätte sie Maria hier!

Als sie nach zehn Minuten wieder aus der Kapelle heraustrat, blieb sie unschlüssig stehen. Wohin? Gehen wollte sie noch, aber in der Kolonie hatte man sie noch nie allein gesehen — würde ihr Anblick nicht befremden? Mochte er es! Alix warf den Kopf hoch — sie hatte nie nach dem gefragt, was die Leute von ihr denken könnten.

Die breite Straße war wenig belebt um diese Zeit. Die Frauen bereiteten daheim das Mittagsessen, die Männer arbeiteten noch. Dann und wann trippelte ein verspätetes Schulkind, Tafel und Hefte unter dem Arm, über die leicht verschneite Straße und vergaß, über allem Bestaunen der schönen Dame mit dem kostbaren Pelzwerk und dem langen schwarzen Trauerschleier, sie zu grüßen. Aus allen Schornsteinen kräuselte sich blaues Gewölk aufwärts in die reine Luft. Der Postbote kam eiligen Schrittes daher und grüßte militärisch; hinter den Einzäunungen, welche die kleinen Vorgärten von der Straße abgrenzten, bellte dann und wann

Digitized by Google

ein zottiger Hund die fremde Erscheinung an, und eine Frau in grober Schürze trat wohl unter die Thür, zu sehen, was es gäbe. Am lichtblauen Himmel schwamm auch nicht ein einziges Wölkchen, nur das goldene Sonnenangesicht lächelte herab und versprach der Welt den Frühling.

Alix von Hofmann ging jetzt links dicht an den Häusern entlang, als es hinter ihr erklang wie das leichte Anschlagen eines Glöckchens. Ein Radfahrer kam auf seinem Zweirad in schwindelnd schneller Fahrt die Dorfstraße entlang. Er hielt sich sehr aufrecht und handhabte sein Fahrzeug mit großer Gewandtheit. Mehrere Beamte in Josephsthal bedienten sich dieses modernen Beförderungsmittels; diesen hier meinte Alix noch nie gesehen zu haben. Sie mußte ihm beifällig zuschauen — keiner von den Frankfurter Herren, die den Radsport mit heißem Eifer wie die ernsteste Lebensaufgabe pflegten und zu Dutzenden in den Taunusanlagen umherschwärmten . . . keiner von ihnen hätte zaudern dürfen, in diesem Josephsthaler Einwohner einen ebenbürtigen Nebenbuhler zu begrüßen.

Plötzlich erstarb das bewundernde Lächeln auf Alix' Lippen und machte einer Miene der Bestürzung Platz. Aus dem links gelegenen Schulgebäude waren vier, fünf Knaben, im Alter von etwa sieben bis zu neun Jahren, soeben herausgetreten, und einer von ihnen — es war gerade der kleinste — lief, so rasch ihn die Füße tragen wollten, dicht vor dem Radfahrer quer über die Straße. Er wäre vielleicht glücklich auf die andere Seite gelangt, aber der halb von der Sonne zertaute Schnee war schlüpfrig und glatt, das Kind strauchelte, stieß einen gellenden Schrei aus und lag im nächsten Augenblick glatt auf der Erde. Ging das schwere Zweirad über das dünne Körperchen hinweg, so konnte es ein großes Unglück abgeben.

Wunderbarerweise geschah dies nicht. War es ein glücklicher Zufall, hatte der Radler eine so große Geschicklichkeit und Geistesgegenwart besessen . . . das Rad fiel weder um, noch ging es über den Knaben hinweg — es beschrieb in vollem Schwung eine Kurve, die es fast aus dem Gleichgewicht brachte, aber das Kind war unversehrt geblieben — Alix, deren Schritte die Angst beflügelt hatte, konnte es deutlich sehen.

Ob dem Jungen der Schreck in die Glieder gefahren war oder ob er sich einbildete, es sei ihm doch irgend ein Unheil widerfahren . . . er blieb jedenfalls platt am Boden liegen und fuhr fort, aus vollem Halse zu schreien.

Inzwischen war auch der Radfahrer abgesprungen, hatte sein Fahrzeug gegen den nächsten Baum gelehnt und war mit wenigen Schritten neben dem Knaben. Mit einem derben Ruck faßte er ihn, hob ihn am Kragen seiner Jacke in die Höhe und schüttelte das leichte Körperchen in der Luft so energisch hin und her, als sei es nur ein Bündel Kleider. „Du heilloser Schlingel — wie konntest du mir so in den Weg laufen? Weißt du auch, daß ich dich hätte zu Tode fahren können, oder dir Arme und Beine zerbrechen . . . und was wär' dann gewesen? Hör' auf zu brüllen, du nichtsnutziger Bengel! Verstanden?"

Alix stand seitwärts, während sich dies Strafgericht über dem Haupt des Schuldigen entlud. Der Radfahrer war so ganz mit dem Delinquenten beschäftigt, daß er der jungen Dame gar nicht ansichtig wurde. Sie hatte volle Muße, ihn in Augenschein zu nehmen.

Trotz der wenig vorgerückten Jahreszeit war er nur in einen bequemen wollenen Anzug gekleidet, ohne Halstuch oder Ueberrock, als wäre man mitten im schönsten Lenz. Seine Gestalt war groß und ebenmäßig gebaut, kraftvoll und dabei geschmeidig, als wäre ihr jeder Sport ein willkommenes und leichtes Spiel. Das Haar unter dem weichen, eingedrückten Filzhut war braun und kraus, der kurzgehaltene Bart, der sich um Wangen und Kinn zog und unten zuspitzte, zeigte einen bedeutend helleren Farbenton. Weiteres konnte Alix von ihrem Standpunkt aus nicht erkennen.

Die Kameraden des gestürzten Jungen waren furchtsam näher geschlichen und sahen aus einiger Entfernung dem über ihren kleinen Gefährten gehaltenen Standgericht zu.

„Nicht mehr brüllen sollst du, hab' ich gesagt! Wem gehörst du denn, Schlingel, der du bist?" Der Junge berührte jetzt mit seinen Füßen die Erde, aber die starke Hand hielt ihn immer noch mit eisernem Griff am Jackenkragen fest.

Es kam eine unverständliche Antwort.

„Was? Wer in aller Welt soll das verstehen? Sagt ihr mir's, Jungens, wie heißt er?"

„Paul Semmling!" „Dem Kornaufmesser Semmling sein dritter Jung' ist das!"

„So? Na, wenn die übrigen Jungens vom Kornaufmesser Semmling auch so sind wie dieser, dann kann er sich ja gratulieren, dann hat er 'ne schöne Aufgabe vor sich! Er hat sich doch natürlich vor euch zeigen wollen mit dem, was er kann, nicht wahr? Er hat geprahlt, er käm' noch gut hinüber — was?"

„Ja, das hat er!" „Er hat gesagt, er rennt schneller wie's Rad!" „Er meinte, wenn wir uns nicht trauen . . . er traut sich!"

„Ist auch was Schönes dabei herausgekommen! Nun kommt mal 'ran, Jungens, und merkt euch, was ich euch sage: wenn wieder mal irgend einer von euch — egal, wer es ist! — sich so was Verrücktes auf die Hörner nimmt und will sich mit Gewalt zu Schanden fahren lassen . . . dann leidet ihr das nicht, hört ihr? Dann nehmt euch den Schlingel 'ran und haut ihm gehörig die Jacke voll! Wollt ihr das thun?"

„Ja, das werden wir schon!" „Dann hauen wir ihn!"

Der Radfahrer nickte billigend und sah dann strafend von seiner Höhe auf den kleinen Missethäter nieder, während er ihm mit seiner freien Hand nicht gerade sehr sanft den Schnee und Schmutz von den Kleidern klopfte. „Wie alt bist du, Paul Semmling?"

„Auf letzte Weihnachten bin ich — achte gewesen!"

„Acht Jahr! Du kannst gut werden, das muß ich sagen! Solch ein Knirps, solch' ein Dreikäsehoch! Loslassen soll ich dich? Willst du vielleicht ohne Mütze und ohne Bücher nach Hause laufen, ja?" Der Radfahrer bückte sich, hob die schwarze Pudelmütze des Jungen vom Boden auf, schlenkerte sie ein paarmal durch die Luft und stülpte sie ihrem Besitzer dann mit einem so kräftigen Druck auf den Kopf, daß sie ihm bis an die Augen rutschte.

„So, Jungens, nun helft ihm seine Sachen auffammeln! Die Tafel ist zerbrochen? Na, wart' 'mal" — jetzt endlich ließ die Rechte den Kragen des Kindes los, fuhr in eine Seitentasche des karrierten Sakkos und brachte ein Portemonnaie zum Vorschein. „Hier — kauf' dir 'ne frische Tafel und sonst noch was — spielst du mit Murmeln?"

„Ja, ich spiel' mit Murmeln!"

„Dann also kauf' dir welche. Nun macht, daß ihr wegkommt, Bande!"

Die Jungen stoben kichernd auseinander, einer von ihnen rief noch ein „Adieu!" zurück. Paul Semmling, der Attentäter, lief so schnell ihn seine Füße tragen konnten.

Mit einem heitern Lächeln schaute ihnen der Radfahrer nach. Als er sich wandte, um sein Fahrzeug wieder zu besteigen, sah er neben sich eine junge Dame stehen, welche ihn mit Interesse betrachtete. Er nahm hastig den Filzhut herunter. „O, pardon, mein gnädiges Fräulein! Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Raimund Hagedorn!"

„Mein Name ist Alexandra von Hofmann!"

„Ich hatte die Ehre, Sie bei dem Leichenbegängnis Ihres Herrn Vaters zu sehen!" Die ernste Miene stand diesem sympathischen Männergesicht ebensogut wie die lachende.

„Ich kann Ihnen nicht erwidern, daß ich mich Ihrer erinnere," entgegnete sie und sah ihm aufmerksam beobachtend ins Gesicht, „da bei meines Vaters Leichenbegängnis Hunderte zugegen waren und Sie mir nicht, wie die übrigen Herren Beamten, später einen Besuch abgestattet haben."

Raimund Hagedorns Gesicht war zu ausdrucksfähig, um irgend einen unmittelbar empfangenen lebhaften Eindruck zu verbergen. Es zuckte ihm leicht um die Lippen, und zwischen den Augenbrauen bildete sich ein feines Fältchen.

„Haben Baroneß meinen Besuch erwartet?"

„Natürlich!" erwiderte sie unbefangen. „Ebenso wie den der anderen Herren, die in der Kolonie Josephsthal beschäftigt sind. Um so mehr, als man mir gesagt hat, daß ich einen Verwandten mütterlicherseits in Ihnen zu begrüßen hätte!"

„Darf ich fragen, wer Ihnen diese Mitteilung gemacht hat?"

„Zunächst Herr Justizrat Ueberweg, sodann mein Vetter aus London, Herr Whitemore!"

„Und haben diese beiden Herren — — — aber gnädiges Fräulein wollen verzeihen! Ich darf Ihre Aufmerksamkeit in

Digitized by Google

dieser Sache nicht derartig in Anspruch nehmen, daß Sie Ihre Zeit einbüßen und zudem Gefahr laufen, sich in der noch immer herben Luft eine Erkältung zu holen."

„Ich habe augenblicklich freie Zeit und neige nicht leicht zu Erkältungen!" Alix sagte dies mit einer Miene und Haltung, die Professor Laurentius scherzend als ihre „königliche Manier" zu bezeichnen pflegte. Es lag etwas Unpersönliches darin, das Gefühl, daß sie über den Menschen und Dingen, mit denen sie sich gerade beschäftigte, stehe. Ihr Interesse, ihre Teilnahme war sichtbar, aber beides war rein sachlich vorhanden, und ein einigermaßen guter Beobachter konnte deutlich genug wahrnehmen, daß er selbst und seine Person hierbei ganz aus dem Spiel blieben.

Ein solcher Beobachter war offenbar der junge Mann, der jetzt mit einer höflichen Verbeugung sagte: „Wenn sich Baroneß meine Begleitung gefallen ließen —"

„Gewiß! Gehen wir zum Schloß zurück!"

Hagedorn führte mit der linken Hand sein Zweirad an der Lenkstange neben sich her, und Alix ging zu seiner Rechten. Sie schwiegen eine kleine Weile. Des Mannes Blick hing bewundernd an dem schlanken, schönen Mädchen, das ihm jetzt, in solcher Nähe, noch weit anmutiger erschien als damals während der Leichenfeier.

„Sie wollten mir etwas sagen!" brach Alix zuerst das Schweigen.

„Ich wollte — ja, aber es wird mir schwerer, als ich dachte. Wir sind einander doch ganz fremd — und ich muß fürchten, mich sofort bei dem gnädigen Fräulein in ein ungünstiges Licht zu setzen!"

Alix lächelte fast unmerklich.

„Wäre das die unausbleibliche Folge Ihrer Mitteilung?"

„Ich fürchte, ja! Eine Indiskretion bleibt immer etwas Unsympathisches, selbst wenn sie als Selbsthilfe zu entschuldigen wäre."

„Und einer Indiskretion müssen Sie sich schuldig machen?"

„Ich werde nicht anders können — es sei denn, ich ließe Baroneß in dem Glauben, ich wäre ein Mensch ohne Takt und Manier und wüßte nicht, was ich der Tochter meines soeben verstorbenen Chefs, der Verwandten meiner Mutter, schuldig bin!"

Alix sah mit einem nachdenklichen Blick an ihm in die Höhe.

„Ich pflege mir nicht so ohne weiteres günstige oder abfällige Meinungen über jemand zu bilden; aber daß ich mich über Ihr Nichterscheinen gewundert habe, gestehe ich offen ein."

„Sehen Sie!" rief ihr Begleiter lebhaft. „Und es liegt ja auch so nahe, das zu thun! Darf ich nun nach etwas fragen?"

„Bitte!"

„Hat man — ich möchte nicht gern einen Namen nennen! — hat man Ihnen, Baroneß, nicht angekündigt, ich sei aus meiner Stellung als Buchhalter bei der Dampfschneidemühle entlassen?"

„Sie gestatten, daß ich einen Irrtum aufkläre, in welchem Sie, und mit Ihnen zugleich vielleicht die übrigen Beamten meines verstorbenen Vaters, sich befinden!" sagte das junge Mädchen ernst. „‚Man' hat mir dergleichen nicht ohne weiteres anzukündigen, ‚man' hat überhaupt kein Recht, auch nur einen der geringsten Arbeiter, geschweige denn einen Beamten der Kolonie Josephsthal, anzustellen oder zu entlassen. Dies ist einzig *meine* Befugnis und niemandes sonst. Bin ich auch noch ohne jede Fachkenntnisse und sind mir auch die Herren, aus denen sich das Beamtenpersonal zusammensetzt, fremd, ihre Leistungen meinem Urteil nicht zugänglich .... die alleinige Disposition über alles, was die Werke betrifft, liegt in meiner Hand, und so soll es bleiben!"

Hagedorn neigte das Haupt ein wenig gegen sie.

„Ich habe das nicht gewußt. Niemand hat es für gut befunden, mich über diesen Stand der Dinge aufzuklären, und ich hatte angenommen .... nun, einerlei! — Wie dem auch sei: das darf ich wohl mit Sicherheit annehmen, daß man der Tochter unseres Chefs, der nunmehrigen Besitzerin der Kolonie Josephsthal, meine Entlassung als Vorschlag unterbreitet, sogar als dringende Notwendigkeit dargestellt hat!"

„Ich kann nicht leugnen, daß dem so ist," entgegnete Alix kurz und fest.

„Natürlich! Ich war davon überzeugt. Und dies war der Grund, warum ich anscheinend eine nicht zu umgehende Höflichkeitspflicht außer acht gelassen habe. Wozu die Bekanntschaft einer Dame suchen, aus deren Gesichtskreis ich ohnehin binnen wenigen Wochen gerückt sein würde?"

„Sie wären auch nicht gekommen, wenn Sie gewußt hätten, daß ich in dieser Sie betreffenden Frage zu entscheiden habe?"

„In diesem Fall schon unter keiner Bedingung. Ich bitte, mich nicht mißverstehen und sich gütigst für eine Minute in meine Lage versetzen zu wollen! In welchem Licht könnte wohl ein Mensch dastehen, der da weiß: du gehst deines Postens verlustig! und der es dennoch unternimmt, dem neuen Chef des Hauses, der eine Dame und seine Verwandte ist, einen Besuch abzustatten? Doch nur in dem Licht eines Bittstellers, der die Sache um jeden Preis redressieren möchte — — und — verzeihen Baroneß meine Aufrichtigkeit: in dem Licht habe ich mich Ihnen nicht zeigen wollen!"

„Ich kann es mir denken und kann es Ihnen nachfühlen!" nickte Alix. „Aber es hätte ja nur bei Ihnen gestanden, diesem — diesem ‚Licht' eine andere Nuance zu geben: die der Aufklärung!"

„Konnte ich wissen, ob Sie solche nicht schon zur Genüge von der andern Seite empfangen hatten? Ob Sie nicht schon ganz mit sich einig waren, den untauglichen Beamten möglichst rasch und auf möglichst glatte Manier los zu werden? Und eins noch: Anklage gegen Anklage zu setzen, wie es hier ganz unausbleiblich der Fall hätte sein müssen — — — das ist mir nie im Leben als ein besonders schöner Weg erschienen, und ich würde ihn nur dann betreten, wenn das eiserne Muß mich dazu zwänge!"

„Verstehe ich Sie recht," sagte Alix nach einer kurzen Pause, „hat — hat — man — ich nenne ebenfalls keinen Namen — Ihnen Ihre Stellung als Buchhalter bereits definitiv gekündigt?"

„Definitiv wohl nicht, aber provisorisch, mit dem Zusatz, die formelle Kündigung würde nicht lange auf sich warten lassen, sie dürfte schon in den allernächsten Tagen erfolgen. Daraufhin wurde mir ein Teil der mir obliegenden Pflichten bereits abgenommen, weshalb mir mehr freie Zeit als sonst bleibt — Beweis mein heutiges Radfahren um eine Stunde, die ich sonst auf dem Comptoir am Pult zuzubringen pflegte."

Die geradegezogenen dunklen Brauen des Mädchens rückten nahe zusammen. „Diese sogenannte Kündigung war Ihnen doch nicht etwa in meinem Namen zugegangen?"

„Nein — sondern im Namen desjenigen, der sie aussprach, und zwar in einer Form und in einem Ton aussprach, daß ich mich hinreißen ließ . . . aber ich möchte dies nicht nochmals thun, und es begegnet mir sehr leicht, wenn mein Blut in Wallung kommt. Dort haben wir das Schloß, Baroneß! Wie mir scheint, wird am Portal etwas abgeladen —"

Er hatte an den Hut gegriffen und schien sich verabschieden zu wollen. Aber Alix beachtete das nicht. Sie hatte einen halblauten Ruf der Ueberraschung, einer freudigen Ueberraschung ausgestoßen und beeilte sich nun, vorwärts zu kommen, um besser sehen zu können. Acht Männer waren beschäftigt, ein großes, sorgsam in Matten gewickeltes Frachtstück von dem flachen, breiten Wagen, der am Fuß der Freitreppe stand, herunterzuheben und ins Schloß zu bringen. Auf einer der obersten Stufen der breiten gußeisernen Treppe stand die Majorin von Sperber, sorglich in ihren Wintermantel gehüllt, und überwachte den Transport mit sichtlichem Eifer.

„Mein Flügel ist da, nicht wahr?" rief Alix mit heller Stimme hinauf.

„Ja, er ist eben gekommen, gottlob! Wie ich mich freue!" Und die würdige Dame kam wie das jüngste Mädchen die Treppe heruntergelaufen.

„Baroneß sind auch musikalisch?" fragte Raimund Hagedorn, augenblicklich so lebhaft interessiert, daß er seinen beabsichtigten Weggang ganz vergaß und hastig näher herzutrat.

„Ich spiele gern Klavier. Wie schön, daß ich mein Piano wieder habe! Es ist, als wenn man einen lieben Freund begrüßt!"

„Noch dazu einen Freund, der nie Launen hat, nie untreu wird, nie wechselt!" Des Mannes Augen leuchteten auf in feurigem Blau, wie er die hantierenden Leute überblickte. Es schien ihm in den Händen zu zucken, als ob er am liebsten geholfen hätte, das Instrument seiner Bestimmung zuzuführen.

„Herr Hagedorn — Frau Major von Sperber, meine mütterliche Freundin!" stellte Alix eilig vor; sie war gleichfalls ganz bei der Sache, ging um den Wagen herum und wieder zurück und nickte den Arbeitern aufmunternd zu: „Sie werden sehr vorsichtig sein, nicht wahr?"

Digitized by Google

Das Ordnen der Trauerkränze im Schloßhof von Friedrichsruh.
Nach dem Leben gezeichnet von W. Werner.

„Spielen Sie auch Klavier, mein Herr?“ wandte sich die Majorin Sperber indessen an Hagedorn. Es war eine bloße Höflichkeitsphrase — etwas mußte sie doch mit diesem plötzlich hergeschneiten jungen Mann, der ihr eben vorgestellt worden war und der dicht neben ihr stand, sprechen.

Er fühlte das auch heraus und bejahte in aller Kürze die Frage, aber Alix hatte sich rasch umgewandt.

„Sie müssen mir ein paar Fragen beantworten. Giebt es viele musikalische Elemente hier in der Kolonie Josephsthal?“

„Viele? Nicht daß ich wüßte! Die Frau des Oelmühlendirektors singt, ein Techniker geigt, und ein anderer bläst die Clarinette . . . dann noch . . .“

„Ich meine: spielt niemand Klavier?“

„O doch! Ingenieur Groß, dort hinten bei den Wasserwerken wohnt er — ganz tüchtiger Pianist sogar —“

„Und wer von den Herren wohnt unten am Fluß in dem kleinen Schweizerhaus, wo die vielen Neubauten sind?“

„Das kleine Schweizerhaus ist mein Domizil, Baroneß!“

„Ah, dann habe ich Sie spielen hören — es war damals, als . . . es hat mir wohlgethan.“ Das stolze junge Gesicht bekam einen weichen Ausdruck, die Stimme klang unsicher. „Sie spielten Walther von Stolzings Lied: ‚Am stillen Herd, in Winterszeit!‘“

„Ah, das! Mein Liebling aus den ‚Meistersingern‘!“

„Auch meiner! Musizieren Sie häufig?“

„So oft ich kann. Wenn ich das nicht hätte —“ Hagedorn stockte plötzlich, das rasche Wort schien ihn zu gereuen. Wie kam er, ein Buchhalter Alexandras und bisher ihr völlig unbekannt, dazu, ihr Bekenntnisse irgend welcher Art ablegen zu wollen!

„Ich bin an ein sehr geselliges, abwechselungsreiches Leben bei meinen Pflegeeltern in Frankfurt gewöhnt gewesen,“ sagte Alix, die einen Augenblick darauf gewartet hatte, ob der junge Mann seinen Satz beenden würde. „Dagegen wird mein hiesiges Dasein sich sehr still und einförmig abspinnen, und Frau von Sperber und ich müssen bestrebt sein, aus eigenen Mitteln etwas zu unserer Zerstreuung zu thun. Mit der Musik, die wir beide lieben und pflegen, ist schon viel gewonnen — kommt nun noch mein Reitpferd dazu —“

„Ah!“ Wieder glänzten Hagedorns Augen auf. „Baroneß sind auch Reiterin?“

„Mein Vater hielt darauf, daß ich reiten lernte, und ich bin ihm dankbar dafür.“

„Und Ihr Reitpferd? Welche Rasse, wenn ich fragen darf?“

„Arabische Schimmelstute. Fünf Fuß vier Zoll — dreijährig — war noch nicht völlig auf Damenpferd zugeritten, als ich sie kaufte — ich hab' meine liebe Not mit ihr gehabt!“

„Gnädiges Fräulein haben sie selber zugeritten?“

„Natürlich! Ich wollte sie mir doch in die Hand gewöhnen, aber ich habe viel Geduld üben müssen, sie ist unglaublich empfindlich und scheut leicht!“

„Solch' nervöses Temperament ist schwer zu besiegen! Ist es Ihnen gelungen?“

„Ganz wohl noch nicht. Als ich sie endlich so weit hatte, daß sie mir einigermaßen nachgab, galt es, sie an die Kameradschaft mit ihresgleichen zu gewöhnen — wir vom Reitklub wollten doch gern miteinander Ausflüge unternehmen. Das nahm aber ‚Primrose‘ sehr übel, sie zeigte sich so unliebenswürdig, kapriziös und ungesellig, daß ich ihr mit Stangenzaum und Peitsche mehr als eine scharfe Lektion geben mußte.“

„Aber das half?“

„Eine Zeit lang — ja! Jetzt, da ich sie so lange nicht geritten habe, wird sie mir, fürchte ich, wieder sehr aus der Hand gekommen sein. Sie sind auch Pferdeliebhaber oder wohl gar Kenner?“

„Früher war ich ein heißer Sportsman, ich habe bei mehr als einem Herrenreiten einen Preis erzielt.“

„Davon müssen Sie mir gelegentlich mehr erzählen, dafür interessiere ich mich. Sie müssen kommen und sich ‚Primrose‘ ansehen, sobald sie hier angelangt ist!“

„Wenn Baroneß gestatten, komme ich schon früher, noch ehe ‚Primrose‘ ihren Einzug gehalten hat.“

„Sie sollen mir willkommen sein! Ist nun jedes Mißverständnis beseitigt?“

„Einstweilen — ja!“

„Wie vorsichtig ausgedrückt!“

„Diese weise Vorsicht liegt gar nicht in meiner Beanlagung, die Natur hat es absolut versäumt, mich damit auszustatten. Wenn man aber immer von neuem Erfahrungen macht, welche zur Vorsicht mahnen, wäre man ja ein Narr, wenn man nicht endlich sich fügen wollte!“

„Gut also — Sie werden kommen!“

„In jedem Fall!“

„Und im Amt bleiben?“

„Da mein direkter Vorgesetzter nicht imstande ist, die beabsichtigte Palastrevolution herbeizuführen und mich zu stürzen, so bleibe ich, so lange es meinem indirekten Chef beliebt, mich zu dulden!“ Es wurde mit lächelnder Feierlichkeit gesagt, während Hagedorn, der den grauen weichen Filzhut schon lange heruntergezogen hatte und in der Hand zerdrückte, sich tief und ceremoniell verbeugte. Auch Alix mußte lächeln, als sie ihn mit verbindlichem Kopfneigen entließ.

„Meine gnädigste Frau — Baroneß Hofmann — —“ Noch ein respektvolles zweimaliges Grüßen, und der junge Mann war mit einem Satz auf dem Zweirad und sauste in einem elegant genommenen Bogen davon.

„Das ist ja ein gewandter und sehr hübscher Mensch, liebe Alix!“ sagte Frau von Sperber, indem sie beifällig hinter ihm dreinsah. „Wo in aller Welt haben Sie den aufgelesen?“

„Unten in der Dorfstraße, wo nur seine Geschicklichkeit ihn davor bewahrte, einen kleinen Jungen, der ihm in den Weg lief, zu überfahren. Er ist übrigens auch ein Verwandter von mir — das heißt, ich meine, dieser Herr Hagedorn, nicht der Junge!“

„Danke für gütige Aufklärung!“ Beide Damen lachten. „Aber kommen Sie herein, Alix, die Luft ist doch recht frisch, Sie könnten sich erkälten!“

„Bewahre!“ Das Mädchen sah mit großen Augen zum blauen Himmel hinauf, dehnte die Brust und atmete tief. „Wir haben ja den schönsten Frühling heute!“

„Wer weiß, wie lange? Was meinte denn dieser Herr Hagedorn damit, als er vom direkten und vom indirekten Chef sprach?“

„Mit dem direkten meinte er Herrn Ingenieur Harnack, der ihn aus seiner Stelle vertreiben will, und mit dem indirekten mich, die ich ihn behalte!“

„Ach so! Aber — aber, mein liebes Kind, glauben Sie denn nicht, daß — Ihre Intelligenz und Ihren guten Willen in allen Ehren! — daß Harnack die Tüchtigkeit oder Untauglichkeit eines Beamten, vermöge seiner Kenntnisse und Erfahrungen, viel besser beurteilen kann als Sie?“

„Wenn sich's allein um Tüchtigkeit und Kenntnisse handeln würde — dann ohne alle Frage! Aber Ihr gepriesener Harnack, für den meine liebe Frau von Sperber offenbar ein faible hat —“

„Alix! Mein Gott, der Mann giebt sich so viel Mühe, uns alles hübsch zu erklären, und das gelingt ihm doch auch —“

„Gewiß gelingt ihm das, und Mühe giebt er sich redlich — wer wollte das bestreiten? Aber bei alledem ist er ein Mensch mit sehr ausgeprägten Sympathien und Antipathien —“

„Und da meinen Sie nun, Herr Hagedorn wäre ihm antipathisch? Aber warum denn nur in aller Welt?“

„Das habe ich noch nicht herausgefunden — aber die Antipathie ist vorhanden, darauf wette ich.“

„Mir ist sie rätselhaft. Ich habe von dem Herrn ja nur einen flüchtigen Eindruck gehabt, aber der war außerordentlich günstig. Ein flotter, bildhübscher Mensch von auffallend guten Manieren. Was für eine Stellung bekleidet er denn hier?“

„Er ist — Buchhalter!“

„Er hat das Air eines Künstlers. Und Sie möchten sich natürlich über diesen — diesen — Vetter — — ist er das?“

„Wenn Sie so wollen — ja! Unsere Mütter sind richtige Cousinen gewesen!“

„Nun, Alix, vielleicht finden sich noch mehr Vettern für Sie in Josephsthal ein. Zwei hätten wir ja schon! Ich wollte sagen: Sie möchten sich nun über diesen neuen Vetter ein eigenes Urteil bilden —“

„Ja, das möchte ich, und mit gutem Recht, wie ich meine!“

„Entschieden! Ich meine das auch! Und einstweilen sind Sie entschlossen, ihn zu behalten?“

„Ja — ich behalte ihn!“ — — — (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Otto von Bismarcks Lebensgang.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Bildnissen und Ansichten seiner Heimstätten.

Es ist ein eigen Ding, das Privatleben eines Mannes zu schildern, dessen Geist ein Menschenalter lang die Geschicke eines Erdteils beherrschte, dessen Entschlüsse das Wohl und Wehe von Millionen bestimmten, dessen Gedanken mit Völkern und Staaten zu rechnen gewohnt waren. Alles Persönliche, was es von ihm zu sagen giebt, alle die tausendfältigen Erlebnisse in Haus und Familie, die im Leben gewöhnlicher Sterblicher die Hauptsache auszumachen pflegen, sie sinken unter dem Eindruck der geschichtlichen Größe eines solchen Mannes zu der Rolle einer fast bedeutungslosen Nebensache herab. Darin ist der große Dichter vom großen Staatsmann verschieden.

Dem Dichter, der aus sich selbst schafft, ihm werden seines eigenen Lebens Wechselfälle, sein Lieben und Hassen, sein Genießen und Entbehren, sein Hoffen und Fürchten zur Quelle, daraus er Gedanken und Gestalten schöpft. Wer diese verstehen will, thut wohl, jene zu kennen. Nicht so der Staatsmann! Er führt zwei getrennte Leben — eins des Berufs, eins des eigenen Ichs. Und wenn auch die Brandung, die den Lenker des Staatsschiffs umtost, oft ihre Wogen bis in sein Heim und sein Herz wirft — nie soll die Hand am Steuer aus dem Reiche der persönlichen Gefühle und Empfindungen ihre Befehle empfangen. Des Staatsmanns Arbeitsfeld sind nicht die Regungen der eigenen Brust — fremde, außer ihm stehende Strebungen, Forderungen, Gegensätze, das Spiel der Kräfte zwischen des eigenen Volkes Gliedern, wie zwischen den Völkern unter sich, das ist das Feld, auf dem er sich bewähren muß.

Und trotzdem haftet seines Wirkens Ursprung in seiner Persönlichkeit. Dieser auch beim großen Staatsmann in ihren reinmenschlichen Beziehungen nachzuforschen, die Entwicklung seines Charakters zu verfolgen, seine Heimat, seine Lieben, sein Gehaben im vertrauten Kreis der Seinen kennenzulernen, ist daher ein wohlbegründetes Verlangen. Da zeigt sich denn, daß ein Abglanz von der Größe, die sein öffentliches Wirken auszeichnet, auch auf die kleinen Dinge fällt, die den Inhalt seines Privatlebens bilden. Der wahrhaft große Staatsmann kann auch in seinen eigenen vier Wänden kein kleiner Durchschnittsmensch sein. Es ist nicht anders möglich, als daß die Kraft, welche den Mann zu politischen Erfolgen emporgetragen hat, sein ganzes Sein durchdringt und ihm ihren Stempel aufdrückt.

Bismarcks Vorfahren und seine erste Jugend.

Altmärker sind die Bismarcks, soweit man ihr Geschlecht zurückverfolgen kann, und ein merkwürdiges Spiel des Zufalls will es, daß die ältesten von den bekannten Ahnherren des Mannes, der mit Meisterhand des Deutschen Reiches Staatsgewand zugeschnitten hat, in gewissem Sinne zur Zunft der Gewandanfertiger gehörten. „Biscopesmark“ oder „Bischofsmark“ hieß eine alte Burg der Bischöfe von Havelberg, und von ihr hat das Geschlecht der Bismarck seinen Namen. Es behielt ihn auch, als es die Burg verlassen und in dem nahen Stendal sich angesiedelt hatte. Dort in Stendal gehörten die Bismarcks der sehr angesehenen Gilde der „Gewandschneider“ an. Wenn die Legende von der Jugend des Marschalls Derfflinger recht hätte, wonach er von der Schere sich zum Säbel geflüchtet hätte, dann würde noch ein zweiter Faden von Bismarck zur ehrsamen Schneiderzunft hinüberführen. Denn Bismarcks Großvater, Karl Alexander, war mütterlicherseits ein Urenkel von Derfflinger. Längst aber haben die Geschichtsforscher das Nähfadengewebe um die Jugend des Siegers von Fehrbellin zerstört, und auch mit jener Zugehörigkeit der Bismarcks zur Stendaler Gewandschneidergilde ist nicht gesagt, daß sie mit Nadel und Ellenmaß sich durchs Leben geschlagen hätten. Mit dem Anschluß an eine Gilde erfüllte der Bürger einer mittelalterlichen Stadt lediglich eine Form, weil eben jede Teilnahme am öffentlichen Leben nur in diesem Rahmen sich abspielen konnte. Und die alten Stendaler Bismarcks haben kräftig eingegriffen in die Geschicke ihrer Stadt. Unter den vielen Ehrenbürgerbriefen, die dem Fürsten Bismarck zu teil geworden sind, darf sich derjenige von Stendal einer besonderen geschichtlichen Begründung rühmen.

Erhebliche Verdienste um die Wittelsbacher Markgrafen in Brandenburg hatten den Bismarcks 1345 die erbliche Belehnung mit Schloß Burgstall an der damaligen Südgrenze der Altmark eingetragen. Aber zwei Jahrhunderte später, 1562, ließen sie sich, nicht eben gerne, zu einem Tausche bewegen. Die herrlichen Jagdgründe von Burgstall stachen dem Kurprinzen Hans Georg von Brandenburg in die Augen, er lag den Bismarcks stark an, sie ihm gegen irgend ein anderes Besitztum abzutreten, und nach langen widerwärtigen Verhandlungen kam es so weit, daß der ältere Stamm der Bismarcks für seinen Anteil an Burgstall die Propstei des Klosters Crevese nahm, während der jüngere sich mit Amt und Dorf Schönhausen nebst Fischbeck abfinden ließ. Aus dieser jüngeren Linie stammt unser Otto von Bismarck und in dem Schloß von Schönhausen, das unsere Abbildung S. 562 darstellt, hat er am 1. April 1815 das Licht der Welt erblickt.

Es ist ein schlichter, schwerer, viereckiger Bau, dieses Herrenhaus. Auf den Resten des früheren, die der Dreißigjährige Krieg übrig gelassen, hatte es Bismarcks Urgroßvater, August Friedrich, erbaut, die Vollendung im Jahre 1700 wird durch die Jahreszahl über dem Haupteingange bezeugt. Bis in die neueste Zeit, d. h. bis es von dem Grafen Herbert Bismarck mit seiner jungen Gemahlin bezogen wurde, war seine innere Einrichtung wenig verändert worden; im wesentlichen fand sich alles so erhalten, wie es zu Bismarcks Jugendzeit aussah. Stieg man von der Flurhalle die Treppe hinan, so trat man zunächst in den verhältnismäßig niedrig erscheinenden schlichten Eßsaal; aus ihm führte eine Thür zur Rechten in das trauliche Wohnzimmer, welches die untenstehende Abbildung S. 560 darstellt. Bilder und Lithographien aus der Zeit Friedrich Wilhelms III schmückten die Wände, über dem Kamin prangte, in Stuck eingelegt, eine antike Frauenschönheit; das Hauptstück in diesem Raume aber war ein großes Bildnis von Bismarcks Mutter, Luise Wilhelmine von Bismarck, geborenen Menken. „Geistvoll, fast herrschend,“ so schildert Hesekiel dieses Bild, „blicken die Augen unter der klaren Stirn; es ist etwas Strenges in dem Umriß des Gesichtes, aber der Mund ist so überaus lieblich, daß das Ganze ein Bild hohen Geistes und edelster Weiblichkeit giebt.“ Und diese äußeren Züge stimmen mit dem, was wir sonst von Bismarcks Mutter erfahren. Die bürgerliche Tochter des preußischen Kabinettsrats Menken, welche Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck 1806 nicht ohne Anstoß bei den Freunden und Verwandten in sein Haus einführte, besaß einen mächtig strebenden Geist, einen seltenen Verstand, verbunden mit feinem weiblichen Takt und ungewöhnlicher Schönheit.

An jenes Wohngemach stieß unmittelbar das Schlafzimmer mit einem Alkoven, dessen geöffneter Vorhang auf unserem obenstehenden Bilde S. 560 eine Bettstelle sehen läßt. Ernste und fröhliche Erinnerungen knüpfen sich an diesen kleinen Raum. In dem Bette starb am 22. November 1845 der alte Karl Wilhelm Ferdinand, in dem Alkoven aber hatte auch die Wiege seines Otto gestanden, wie wohl ebenso die der älteren Geschwister desselben, von denen freilich nur eins, der erst im Sommer des Jahres 1893 verstorbene Geheime Regierungsrat und Kammerherr Bernhard von Bismarck-Külz, ein höheres Alter erreichte, während zwei andere, ein Bruder und eine Schwester, in jugendlichem Alter

dahinstarben. Bismarcks jüngere Geschwister, ein ebenfalls jung verstorbener Bruder Franz und seine geliebte Schwester Malwine, sind auf Kniephof in Pommern geboren, wohin die Eltern im Jahre 1816 ihren Wohnsitz verlegten.

Ehe wir indessen mit ihnen von Schönhausen scheiden, muß noch eines Umstandes Erwähnung geschehen. Von dem ursprünglichen Besitz der Bismarcks auf Schönhausen hatten die Eltern des Fürsten unter den Nachwirkungen der Kriegsnöte in der Franzosenzeit, in der Mitte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts ein gutes Stück verkaufen müssen, zu welchem ein zweites Herrenhaus gehörte. Als Otto von Bismarck preußischer Ministerpräsident geworden war, da machte er den Versuch, dieses Gut zurückzuerwerben, konnte sich aber mit dem Besitzer, dem Deichhauptmann Gärtner, über den Preis nicht einigen. Erst dem siebzigjährigen Jubilar führte die Dankbarkeit des deutschen Volkes das alte Stammgut in unverkürzter Gestalt wieder zu. In dem Herrenhaus des früher Gärtnerschen Besitzes befindet sich heute das Bismarckmuseum, von welchem noch später die Rede sein wird.

Schon im Jahre 1816 siedelten also, wie bemerkt, Bismarcks Eltern von Schönhausen nach Pommern über. Dort hatten sie von einem Vetter die Güter Kniephof, Jarchelin und Külz im Kreise Naugard geerbt, und aus Gründen, die wir nicht näher kennen, beschloß der Vater, auf Kniephof Wohnung zu nehmen. Dort verflossen auch die ersten Knabenjahre des kleinen Otto, ausgefüllt von all jenem ländlichen Zeitvertreib, wie ihn ein Gutsbetrieb dem unternehmenden Jungen bietet. Er spielte mit den Hunden, ließ sich auf die Pferde heben, fischte im Karpfenteich und dergleichen mehr. In den Erziehungsgrundsätzen scheinen die beiden Eltern etwas auseinandergegangen zu sein; wenigstens erzählt man von dem Vater, daß ihn der Anblick seines mit den „Beeneken“ baumelnden Jungen in Entzücken versetzt habe, während die strengere Mutter gerne frühzeitig den vollendeten Kavalier in ihm erzogen hätte, der er sein mußte, wenn ihr Ideal, die diplomatische Laufbahn des Sohnes, in Erfüllung gehen sollte. Aus diesen Gegensätzen mag auch der Entschluß herausgewachsen sein, Otto ziemlich früh einer Erziehungsanstalt zu überweisen. Kaum sechs Jahre alt, mußte er das väterliche Haus verlassen und in die damals sehr geschätzte Plamannsche Erziehungsanstalt zu Berlin übersiedeln. Er hat ihr keine sehr freundlichen Erinnerungen bewahrt; die derbe Deutschtümelei, das Streben nach körperlicher Abhärtung wurde dort nicht ohne bedenkliche Uebertreibung gepflegt, eine besonders liebevolle Anteilnahme scheint er bei den Lehrern nicht gefunden zu haben — kurz, der kleine Junker bekam bitterlich Heimweh, so daß er eine Zeit lang „nicht pflügen sehen konnte, ohne zu weinen“. Etwas besser wurde es, als er 1827 in die Tertia des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums überging. Dort hatte er das Glück, gleich bei seinem Eintritt die Zuneigung eines vortrefflichen Mannes, des Dr. Bonnell, zu gewinnen; und was dieser über seine erste Begegnung mit Bismarck erzählt, ist zu bezeichnend für den Eindruck, den der zwölfjährige Junge machte, als daß wir seinen Bericht nicht vollständig hier wiedergeben sollten.

Das Geburts- und das Wohnzimmer des Fürsten Bismarck in Schönhausen.

Nach Photographien von H. Bentzke in Rathenow.

„Meine Aufmerksamkeit,“ so äußert sich Bonnell, „zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf sich, bei welcher Gelegenheit die Neuaufgenommenen im Schulsaal auf mehreren Bänken hintereinander saßen, so daß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck saß, wie ich mich noch deutlich erinnere und später auch öfter erzählt habe, mit sichtlicher Spannung, klarem freundlichen Knabengesicht und hellleuchtenden Augen frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen! Er wurde zuerst mein Schüler im Lateinischen, als er nach Obertertia kam. Michaelis 1829 wurde ich ans Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging. Ostern 1831 kam er als Pensionär in mein Haus, wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner einfachen Häuslichkeit und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen, so daß sein Vater später, nach seinem Scheiden von uns, äußerte, daß der Sohn sich in keinem Hause so wohl wie bei uns befunden habe.“ Und dieses Urteil des Vaters wurde dadurch bestätigt, daß der ehemalige Zögling auch als Ministerpräsident und Reichskanzler dem alten Lehrer die herzlichste Zuneigung bewahrte.

Im allgemeinen war Bismarck ein vorzüglicher Schüler, musterhaft in seinem Betragen und ausgezeichnet durch leichte Fassungsgabe, die es ihm möglich machte, das Erforderliche ohne sonderliche Anstrengung zu leisten. Ein hervorstechendes Merkmal bildete seine ausgeprägte Vorliebe für die Geschichte, namentlich für die seines engeren Vaterlandes. Schon in der Plamannschen Anstalt

Digitized by Google

war dieser Zug hervorgetreten, bei Bonnell vertiefte er sich, und in Schönhausen während der Ferien übte die reichhaltige Bibliothek eine so mächtige Anziehungskraft auf den Gymnasiasten aus, daß er gelegentlich sogar die sonst peinlich eingehaltene Mittagessenszeit darüber vergaß. So legte er in jungen Jahren den Grund zu jenem riesigen geschichtlichen Wissen, das später ein gewaltiges und stets bereites Rüstzeug des Parlamentariers und Diplomaten bildete.

Der „tolle Bismarck“. Das Jahr 1832 bildet einen der schärfsten Einschnitte in dem Entwicklungsgange Bismarcks. Aus der Enge und Ordnung des Gymnasiallebens, in welche die Ferien jeweils eine zwar willkommene, aber doch nicht wesentlich nachwirkende Abwechslung gebracht hatten, trat er — im Besitze eines Maturitätszeugnisses „Nr. 2“ — nunmehr hinaus in die völlige Ungebundenheit des Studententums. Der ganze übermächtige Lebensdrang seiner Kraftnatur brach sich mit einem Mal fessellos Bahn. Mit seinem Einzug auf der „Georgia Augusta“ zu Göttingen, wo er sich als Student der Rechts- und Staatswissenschaft eintragen ließ, beginnt die Zeit des „tollen Bismarck“, die eigentlich erst mit seinem Uebergang in das politische Leben und mit seiner Verheiratung anderthalb Jahrzehnte später ihr Ende fand. Der Begriff „Kollegium“ existierte für den Studiosus Bismarck fast nur in negativer Bedeutung, ebenso in Göttingen wie später in Berlin. Dafür aber hat er über zwanzig Duelle ausgefochten und in Göttingen nach dem Wortlaut seines Abgangszeugnisses „außer einigen weniger erheblichen Rügen zehn Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell, sodann, neben der bedingten Unterschrift des consilii abeundi, drei Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Duelle und viertägiges strenges Karzer wegen Ueberschreitung des für die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebenen Regulativs“ zuerkannt erhalten. Ja, er nahm sogar eine noch in Göttingen verwirkte Karzerstrafe mit nach Berlin, indem er von Prorektor und Senat in Göttingen feierlich die Erlaubnis erhielt, sie dort abzusitzen. Seine Wohnung in Voß' Garten an der „Kleinen Mühle“ (s. die untenstehende Abbildung S. 562) mag ihn nicht eben viel in ihren vier Wänden beherbergt haben, und wenn er nach Pommern heimkam, so war seine Mutter gar nicht mit ihm zufrieden; sein Sammetrock, seine lange Pfeife, mit der er ihr die Zimmer verqualmte, sein studentischer Ton wollten ihr gar nicht zu der Vorstellung passen, die sie sich von ihm als zukünftigem Diplomaten gemacht hatte. Am 11. September 1833 ging Bismarck von Göttingen ab, aber erst auf den 10. Mai fällt seine Immatrikulation in Berlin. In der Zwischenzeit wird er sich wohl in Kniephof aufgehalten haben; das aus dem Jahre 1834 stammende Bildchen von der Hand Gustav von Kessels (s. unten rechts S. 562) trägt deutlich die Unterschrift „Kniephof“. Wenn Bismarck sein Auskultatorexamen im Mai 1835 dennoch mit Erfolg bestand, so verdankte er dies dem eisernen Fleiß, den er privatim in der letzten Zeit seines Studiums zu Berlin entfaltete, seiner großen Begabung und einem geschickten Privatdocenten, dem er sich zum Examensdrill anvertraut hatte.

Luise Wilhelmine v. Bismarck, geb. Menken.

Karl Wilhelm Ferd. v. Bismarck.

Die Eltern Bismarcks.
Nach Zeichnungen von Franz Krüger aus dem Jahre 1826.

Otto v. Bismarck im 11. Lebensjahre.
Nach einer Zeichnung von Fr. Krüger aus dem Jahre 1826.

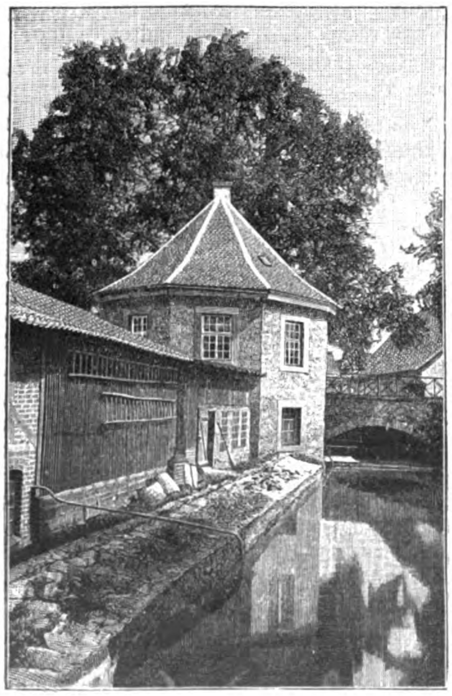
So wurde nun also Bismarck königlich preußischer Auskultator beim Stadtgericht zu Berlin und führte sein Amt nicht eben mit viel Eifer, aber doch mit so viel Erfolg, daß seine Vorgesetzten in ihm das Zeug zu einem tüchtigen Beamten erkannten. Hervorzuheben ist aus dieser Zeit seine erste Begegnung mit dem späteren Kaiser Wilhelm I. Während des Winters 1835 bis 1836 wurde Bismarck auch in die Hofkreise eingeführt, und auf einem Hofballe war es denn auch, daß er zum erstenmal mit dem „Prinzen Wilhelm, Sohn Sr. Maj. des Königs“, wie derselbe in gewissenhafter Unterscheidung von dem „Prinzen Wilhelm, Bruder Sr. Maj. des Königs“ damals stets genannt wurde, in Berührung kam. Bismarck wurde dem Prinzen zugleich mit einem Herrn von Schenck vorgestellt, der ebenso groß war wie er und auch Auskultator. Den beiden gewaltigen Jünglingsgestalten gegenüber äußerte der Prinz scherzend: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus!“ — Als Bismarck 1836 von der Justiz zur Verwaltung übertrat, führte ihn der Dienst als Regierungsreferendar nach Aachen. Es war dies eine Zeit, an die er später nicht gerne zurückdachte. Er geriet in Aachen und in den benachbarten vielbesuchten Badeorten Westdeutschlands so sehr in den Strudel eines überschäumenden Genußlebens, daß er wohl eine reiche Menschen- und Lebenskenntnis, aber nach Andeutungen, die er später machte, auch eine bedenkliche Verwirrung seiner eigenen Angelegenheiten davontrug, eine Verwirrung, die ihm noch lange nachging und die noch nach 14 Jahren seine Seele mit einer Art moralischen Druckes belastete. Ein Brief an seine Gemahlin vom 3. Juli 1851 ist ein tieferster Zeuge dafür, zugleich aber auch für die gründliche Wandlung, die in der Folge mit ihm vorging. „Vorgestern war ich in Wiesbaden zu Mittag,“ schrieb er, „und habe mit einem Gefühl von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen ** und Miß ** jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemd; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben.“

Digitized by Google

Sich aus solchen Wirrnissen herauszureißen, ließ sich Bismarck im Herbst 1837 an die Regierung nach Potsdam versetzen. Und als er, im Frühjahr 1838 bei den Gardejägern daselbst zur Ableistung seiner Militärpflicht eingetreten, im Verkehr mit den Offizieren wiederum dem Zauber lustigen Lebensgenusses verfiel, beantragte er noch im selben Jahre seine Versetzung zum 2. Jägerbataillon nach Greifswald, in der Hoffnung, dort nebenher Vorlesungen an der landwirtschaftlichen Akademie Eldena hören zu können. Ein weiterer Grund für diese Veränderung lag in sehr wenig erfreulichen Verhältnissen. Der alte Herr von Bismarck hatte als Landwirt kein Glück, seine Güter kamen herunter, er stak tief in Schulden und sein Hauswesen mit wechselndem Aufenthalt in Kniephof, Schönhausen und Berlin kostete viel Geld. So griff er zu dem Auskunftsmittel, die pommerschen Güter seinen beiden Söhnen Bernhard und Otto noch bei Lebzeiten zu übergeben und sich auf Schönhausen zurückzuziehen. Das geschah denn auch — aber dann kam das Unglück in anderer Gestalt über ihn: am 1. Januar 1839 starb seine Gattin, und er selbst erlitt infolge der Erregung einen Schlaganfall, von dem er sich nie mehr ganz erholte.

Das Geburtshaus des Fürsten Bismarck in Schönhausen.
Nach einer Photographie von H. Bentzke in Rathenow.

Sowie Otto von Bismarck mit seinem Militärdienstjahre zu Ende war, trat er die Verwaltung der pommerschen Güter an und führte sie zwei Jahre gemeinschaftlich mit seinem Bruder, bis dieser Landrat in Naugard wurde, in die Kreisstadt zog und einen eigenen Hausstand gründete. Das machte eine Teilung nötig; Bernhard behielt Külz, Otto übernahm Kniephof und Jarchelin. Mit Eifer und wirklichem Erfolg warf sich der Regierungsreferendar nun auf die Landwirtschaft. Als aber das Gröbste überwunden war, als alles wie von selber ging, da kam über den einsamen Junker ein seltsamer Geist der Unrast, der ihn bald in tollen Ritten zu irgend einem entfernten Offiziersgelage führte, bald einsam durch die Felder schweifen ließ, der alle jene abenteuerlichen Geschichten vom „tollen Bismarck“ erzeugte, die insbesondere in Damenkreisen umgingen und in der ganzen Gegend seinen Ruf gründlich verdarben. Damals entstanden die Redensarten: „Kniephof ist Kneiphof worden“ und „Noch lange nicht genug, sagt Bismarck“. Damals hörte man von einem großen, halb mit Porter, halb mit Champagner gefüllten Pokal, aus dem keiner so flott trank wie Bismarck, da raunte man sich von unheimlichen Pistolenschüssen zu, durch die mitten in der Nacht erschrockene Zechkumpane aus dem Schlafe gestört wurden. Aber dieser selbe Bismarck saß dann wieder hinter geschichtlichen oder philosophischen Werken oder er führte mitten unter den Genossen ein ernsthaftes, weitausblickendes politisches Gespräch, tief in die Nacht hinein, daß die andern sich „sträflich langweilten“, weil so etwas sonst nicht Sitte war unter den preußischen Landjunkern der vormärzlichen Zeit. Kurz, man hat von ihm den Eindruck wie von einem Gefangenen, der bald gefaßt sich in sein Schicksal fügt, dann wieder knirschend an den Stangen seines Kerkers rüttelt. Kein Wunder, daß, als eines Tags dieser Otto von Bismarck bei Herrn von Puttkamer auf Reinfeld um die Hand seiner Tochter warb, der alte sittenstrenge Herr erst „wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen“ war, daß die Mutter rundweg ihre Einwilligung versagte, bis der so schlecht beleumundete Freier selber kam und durch die natürliche Gewalt seiner Persönlichkeit allen Widerstand glorreich besiegte.



Bismarcks Wohnung in Göttingen.

Otto v. Bismarck im Jahre 1834.

Doch wir haben damit etwas vorgegriffen. Die Jahre, während deren Bismarck in so unerquicklichen Stimmungen sich hin- und hergeworfen fühlte, brachten ihm auch ein Erlebnis, das für seine spätere politische Laufbahn von Bedeutung war. Am 15. Oktober 1840 wohnte Bismarck der Huldigungsfeier für Friedrich Wilhelm IV in Berlin bei und er nahm einen tiefen Eindruck davon mit nach Hause.

Am 30. Oktober 1844 war Hochzeit auf Schönhausen. Bismarcks geliebte Schwester Malwine vermählte sich mit seinem Freunde Oskar von Arnim-Kröchlendorf. Ein Jahr darauf kehrte

Digitized by Google

der Tod ein unter den Linden und Kastanien des alten Schlosses. Der Vater legte sich nieder zur letzten Ruhe. Und nunmehr teilten die Brüder sich so in das Erbe, daß der ältere zu Külz noch Jarchelin, der jüngere zu Kniephof noch das durch den Verkauf der größeren Hälfte sehr verkleinerte Schönhausen bekam. Jener nannte sich von da an „von Bismarck-Külz", dieser „von Bismarck-Schönhausen". Als Besitzer des letzteren Guts, wo Otto auch seinen Wohnsitz nahm, gelangte er jetzt zur Würde eines Deichhauptmanns des Kreises Jerichow, welches Amt ihn an die Spitze der Deichgenossenschaft stellte, deren Aufgabe in dortiger Gegend der Schutz des flachen Landes gegen Ueberschwemmung durch Anlage und Erhaltung von Deichen und Dämmen ist. Gleichzeitig wurde er zum Abgeordneten in den sächsischen Provinziallandtag zu Merseburg gewählt, in welcher Eigenschaft er 1847 Mitglied des Vereinigten preußischen Landtags in Berlin wurde. Hier that er sich bald hervor als leidenschaftlicher Verfechter konservativer Grundsätze, vor allem der Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus.

Otto v. Bismarck und seine Gemahlin im Jahre 1849.

Auf Schönhausen führte Otto von Bismarck dann auch seine geliebte Johanna heim. Am 28. Juli 1847 fand zu Reinfeld die Vermählung mit der damals 23jährigen Braut statt. Die Ehe, welche hier geschlossen ward, sollte eine durchaus glückliche werden. In gleichem Maße wußte die junge Frau dem geliebten Gatten Verständnis und Selbstbescheidung entgegenzubringen. Auf manche bisher geübte Lebensgewohnheit des heißblütigen Gatten machte sich ihr Einfluß aufs wohlthätigste geltend. „Ich habe den Segen gefunden, der mit einer Gattin, die nur Gott gesucht, in unser Haus einzieht," so pries er später das gewonnene Glück. Und dankbaren Herzens sagte er in anderer Stunde von seiner Johanna: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!" Als das junge Paar auf seiner Hochzeitsreise nach Venedig kam, traf es dort zufällig mit dem König Friedrich Wilhelm IV zusammen. Der Monarch, welcher sich des tapferen Verteidigers des Königtums auf dem eben geschlossenen „Vereinigten Landtag" wohl erinnerte, befahl Bismarck alsbald zu Tisch. Die damals geführten Tischgespräche mit dem König haben auf die spätere Gestaltung von Bismarcks Schicksal vielleicht einen tieferen Einfluß gehabt, als vorläufig äußerlich zu Tage trat. Jedenfalls hat Johanna von Bismarck schon auf der Hochzeitsreise Gelegenheit gehabt, sich daran zu gewöhnen, daß ihr Gatte zunächst seinem König und dann erst seiner Frau gehörte.

Otto v. Bismarck als Bundestagsgesandter.
Nach dem Gemälde von Jakob Becker.

Lehr- und Wanderjahre des Staatsmanns.

Mit dem Augenblick, da der „Deichhauptmann von Jerichow" Otto von Bismarck im Jahre 1847 als Stellvertreter des vom sächsischen Provinziallandtage gewählten Abgeordneten v. Brauchitsch in den Vereinigten Landtag zu Berlin eintrat, lenkte sein Leben ein in den ruhelosen Strom der Politik, durch dessen Wogen er später das ihm anvertraute Staatsschiff als zielbewußter Pilot so meisterhaft zu steuern wußte. Die Versammlungssäle des ersten und zweiten „Vereinigten Landtags", der preußischen Abgeordnetenkammer, des Erfurter Unionsparlaments waren die ersten Stationen auf dieser sturmbewegten Fahrt; sie führte ihn nach Frankfurt an den Bundestag, in die preußischen Gesandtschaftshotels zu Petersburg und Paris und schließlich in die Räume des preußischen Ministerpräsidenten und des deutschen Reichskanzleramts. Auf ihr drang er rastlos vor von Sieg zu Sieg, wurde er der machtvollste Staatsmann Europas zum Heile des Vaterlands, bis nach dreiundvierzig Jahren die Fahrt ein jähes Ende nahm und er widerwillig einlenkte in den Hafen der ihm aufgezwungenen Ruhe. Diese ganze Zeit, die gleichbedeutend ist mit der Erstarkung Preußens zur führenden Macht in Deutschland, mit Deutschlands Einigung unter dieses erstarkten Preußens Führung, mit dem inneren Ausbau des Deutschen Reichs — diese ganze Zeit hat dem, der ihr einen wesentlichen Teil ihres politischen Gehalts gab, nicht viel Spielraum gelassen, sich der behaglichen Ruhe und Freiheit des Privatmanns zu erfreuen. Wer sein Leben nach solchen Stunden durchsucht, der findet ihrer allerdings, wenn auch wenige, und sie sind von ihm selbst am köstlichsten beschrieben in seinen eigenen Briefen an Frau, Schwester, Freunde und Kollegen.

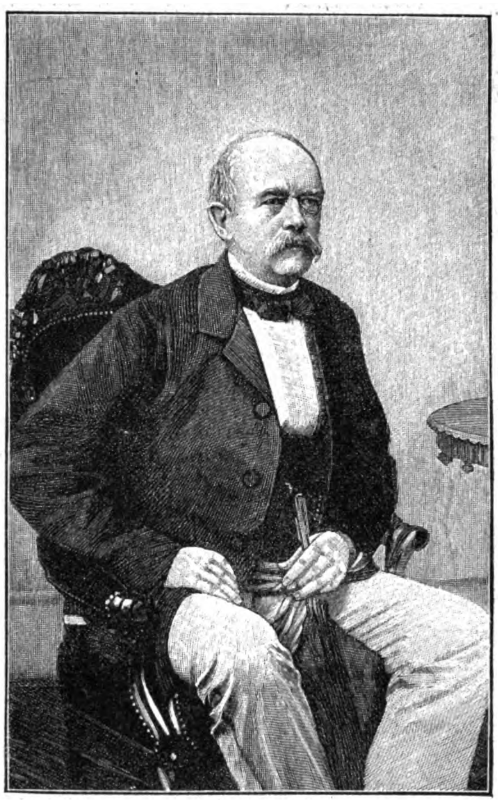
Mitten unter den Wirren des Revolutionsjahres 1848, am 21. August, wurde Bismarck zu Schönhausen das erste Kind, seine Tochter Marie Elisabeth Johanna, geboren, und am 28. Dezember 1849 folgte dieser ein Sohn, in der Taufe Nikolaus Heinrich Ferdinand Herbert genannt, ein Berliner Kind, denn der Vater hatte in dem Winter 1849/50 seine Familie von Schönhausen nach Berlin kommen lassen. Nach Schluß des Erfurter Unionsparlaments (29. April 1850) hatte der vielbeschäftigte Abgeordnete einmal wieder Muße, sich ein paar Wochen lang in Schönhausen um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Dann sollte eine Reise nach Angermünde ins Seebad sich anschließen, um „Mariechens" willen, welcher die Seeluft gut thun sollte. Aus diesen Tagen stammt das spaßhafte Bild eines sorgenbelasteten Familienvaters, das Bismarck seiner Schwester in einem Glückwunschbrief zu ihrem Geburtstag entwirft.

„Einen feierlichen Geburtstagsbrief" — so heißt es da — „schreibe ich Dir zu Deinem, wie mich dünkt, 24sten (ich sage es nicht weiter) Geburtstag. Du bist nun wirklich majorenn, oder würdest es doch sein, wenn Du nicht das Unglück hättest, dem weiblichen Geschlechte anzugehören, dessen Glieder nach Ansicht der Juristen selbst dann nicht, wenn sie Mütter der dicksten Hänse sind, aus der Minderjährigkeit heraustreten. Warum dies trotz seiner anscheinenden Ungerechtigkeit eine sehr weise Einrichtung sei, werde ich Dir auseinandersetzen, wenn ich Dich, hoffentlich in etwa 14 Tagen, à portée de voix humaine* vor mir habe. Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Lieutenants Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser

* Auf Stimmweite.

Digitized by Google

und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70. Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem ‚siehst Du wohl, ach wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können!‘“



Bismarck im Jahre 1870 vor der Kriegserklärung.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph H. Thomas in Koblenz und Ems.

Jene kurze Ruhepause nach Schluß des Erfurter Parlaments, in welchem er noch gegen die Einheitsbestrebungen des liberalen deutschen Bürgertums ankämpfte, fand am 8. Mai 1851 ein Ende durch Bismarcks Ernennung zum Rat bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M., welcher bald, am 15. Juli, seine Erhebung zum Bundestagsgesandten an Stelle des Herrn von Rochow folgte. Nach dieser Beförderung konnte Bismarck auch seine Familie nach Frankfurt nachkommen lassen, und bald entfaltete sich in der schönen Villa nahe dem Bockenheimer Thore, welche er jetzt einem Rothschild abmietete, ein reges gesellschaftliches Leben. Es fiel auf, daß an diesen Gesellschaften nicht bloß Diplomaten von Fach und hohe Offiziere teilnahmen, sondern auch Musiker, Schriftsteller und Künstler. Eine derartige Weitherzigkeit war nicht gewöhnlich unter den Vertretern der deutschen Staaten am Bunde. Die Bekanntschaft mit den künstlerischen Kreisen hatte besonders der von Bismarck sehr hochgeschätzte Maler Jakob Becker vermittelt, der mit seiner Gattin und seinen schönen Töchtern zu dem engeren Kreise des Hauses gehörte, und von dessen Hand das Bild Bismarcks als Bundestagsgesandter stammt, welches wir in dem Holzschnitt auf S. 563 wiedergeben.

In Frankfurt a. M. wurde auch — am 1. August 1852 — Bismarcks zweiter Sohn geboren, der seinen Rufnamen Wilhelm keinem Geringeren verdankt als dem damaligen Prinzen von Preußen und späteren Kaiser Wilhelm I, welcher eine Patenstelle bei ihm übernommen hatte. Derselbe weilte in jener Zeit wiederholt in Frankfurt, und gleich nach der ersten Begegnung hatte er eine sehr günstige Meinung von Bismarck gewonnen.

Das Reichskanzlerpalais in Berlin.

Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.

Diese Jahre der Frankfurter Wirksamkeit gehörten, wenn auch nicht zu den aufregendsten, so doch zu den unruhigsten, welche Bismarck erlebt hat. Die Arbeit, welche ihm sein Amt verursachte, war nicht eben groß, aber dasselbe wurde ihm zur Vorschule zu der großen staatsmännischen Thätigkeit, für welche ihn das Schicksal zum Heile der deutschen Nation berufen hatte. Die Sitzungen des Bundestags eröffneten seinen scharfen Augen den Einblick in das Intriguenspiel, welches Preußens berechtigte Ansprüche schmälerte, ließen ihn die kleinliche dynastische Eifersucht erkennen, welche das Elend der deutschen Zustände bewirkte. Die Eindrücke, die er in Frankfurt empfing, gaben ihm den Anlaß zu jenen ausführlichen Berichten an seinen König und den Ministerpräsidenten, in welchen immer lebhafter die Ueberzeugung zu Tage trat, daß die deutsche Frage nur gelöst werden könne durch einen Entscheidungskampf der beiden rivalisierenden Großmächte, daß nur ein auf ein starkes Heer sich stützendes Preußen berufen sei, den Einheitstraum des deutschen Volks, den das Frankfurter Parlament nicht hatte verwirklichen können, zur lebendigen Wahrheit zu machen. Zugleich beseelte ihn der Drang, den politischen Zustand Europas aus eigener Anschauung zu studieren, im Verkehr mit den Personen, die auf die politische Gestaltung entscheidenden Einfluß übten. Zahlreiche Reisen, teils dienstlicher, teils privater Natur, die Bismarck fast in ganz Europa umherführten, boten ihm dazu die reichste Gelegenheit. Bald fährt er mit Freunden oder mit der Gemahlin den Rhein hinab, dann begleitet er in diplomatischer Sendung den österreichischen Hof bis nach Ofen und unternimmt tagelange Ausflüge in die ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß; unzähligemal ruft ihn der Dienst nach Berlin, ein andermal die Aufmerksamkeit seines Königs zu den Jagden nach Letzlingen; dann wieder finden wir ihn teils zur Erholung, teils in amtlichem Auftrag in Ostende und Holland, in Westfalen, in Norderney, am Genfer See, in Oberitalien, in München und Stuttgart, mit dem Könige auf Rügen, in Paris beim Kaiser Napoleon, auf Jagden in Dänemark, Schweden und Kurland — kurz, diese Jahre waren rechte Wanderjahre, und auch nach seiner Versetzung von Frankfurt nach St. Petersburg (1858) wie während der kurzen Zeit seiner Pariser Gesandtschaft hat er große Reisen in Rußland und Frankreich unternommen.

Das Bedürfnis nach Häuslichkeit, nach dem Zusammensein mit der Gattin, fand natürlich bei dieser Art von Leben nicht immer seine Rechnung. Bald fühlt Bismarck Gewissensbisse, daß er so viel Schönes allein sehe, bald meint er, in Ermangelung des gewohnten häuslichen Behagens werde er noch das Spielen anfangen müssen. Leider war die Zeit seiner St. Petersburger Gesandtschaft durch bedenkliche Krankheitserscheinungen getrübt, die sehr schmerzhaft verliefen. Es waren die Folgen einer Beinwunde, die er sich zwei Jahre vorher durch einen unglücklichen Sturz auf der Jagd in den Einöden Skandinaviens zugezogen hatte, ein Leiden, das „zugleich rheumatisch, gastrisch und nervös war“ und auf das sein späteres Venenleiden zurückgeführt worden ist. Er fühlte sich auch noch nach der Genesung oft so

Digitized by Google

müde und erschöpft, daß die trübsten Gedanken durch seine Seele zogen. „Ich bin seit meiner Krankheit geistig so matt geworden, daß mir die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verloren gegangen ist,“ schreibt er im Anfang des Jahres 1862 an seine Schwester. „Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken vor wie ein kranker Kunstreiter. Einige Jahre muß ich noch im Dienst bleiben, wenn ich's erlebe. In drei Jahren wird Kniephof pachtlos, in vier Schönhausen; bis dahin weiß ich nicht recht, wo ich wohnen sollte, wenn ich den Abschied nähme. Das jetzige Revirement der Posten läßt mich kalt, ich habe eine abergläubische Furcht, einen Wunsch deshalb auszusprechen und ihn später erfahrungsmäßig zu bereuen. Ich würde ohne Kummer und ohne Freude nach Paris, London gehen, hier bleiben, wie es Gott und Sr. Majestät gefällt, der Kohl wird weder für unsere Politik noch für mich fetter, wenn das eine oder das andere geschieht.“ Auch äußerlich war er schon recht verändert. Das einst reiche Haar war dünn geworden und ließ die Stirn mächtig hervortreten, die Züge hatten eine Schärfe angenommen, die ihn älter erscheinen ließ als er war. Doch der Glanz des Auges und die feste aufrechte Haltung waren ihm geblieben.

Das Schloß zu Friedrichsruh von der Park- und der Straßenseite.
Nach einer Photographie im Verlag von Strumper & Co. in Hamburg.

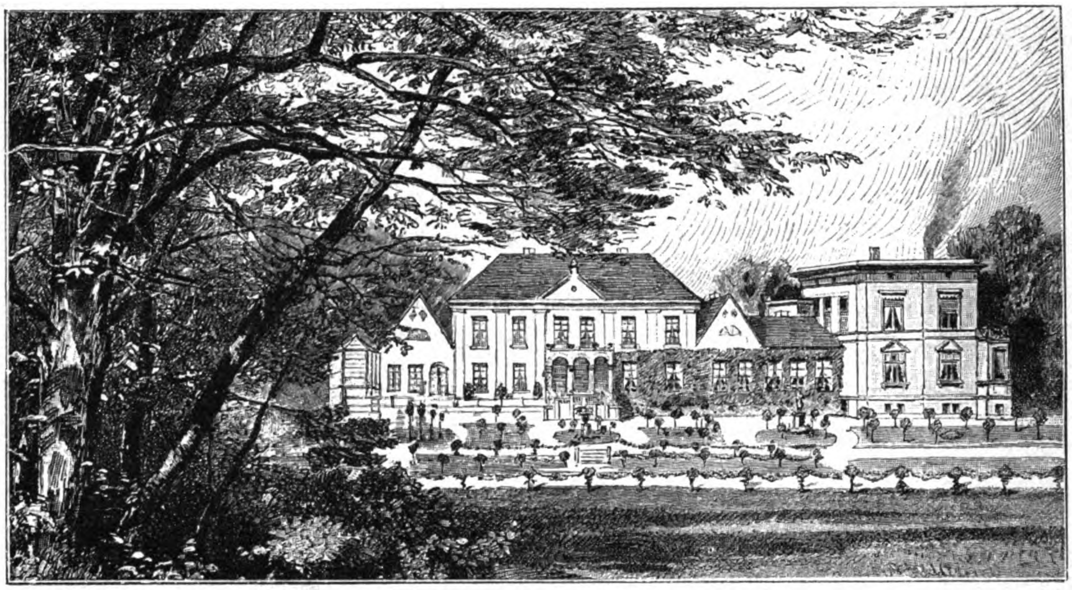
Seine endgültige Ernennung zum preußischen Gesandten in Paris (Mai 1862) machte den Tagen des Schwankens und der Unklarheit noch immer kein Ende. Schon als Prinzregent hatte König Wilhelm, der am 2. Januar 1861 zur Regierung gelangt war, Bismarck ins Auge gefaßt als den berufenen Vollstrecker seines Wunsches, der preußischen Politik durch eine Steigerung der Wehrhaftigkeit des Staats eine festere Stütze zu geben. Bereits im März 1862, nach dem Rücktritt des Ministeriums Auerswald-Schwerin, welches die Heeresreform des Königs diesem zu matt vertrat, schien Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten beschlossene Sache. Aber angesichts der Unpopularität des als „Junker“ verschrieenen Diplomaten zauderte der König noch. Er sandte ihn als Gesandten nach Paris mit der Aufgabe, zu sondieren, wie Kaiser Napoleon der von Preußen geplanten energischen deutschen Politik gegenüber sich stellen werde. Erst als auch das Ministerium Hohenlohe sich unfähig zeigte, den wegen der Forderungen für die Heeresreform zum Ausbruch gelangten Konflikt mit der preußischen Volksvertretung auf gütlichem Weg auszugleichen, entschloß sich der König, schon jetzt die Durchführung seiner Pläne dem energischen Geiste Bismarcks anzuvertrauen. Am 15. September 1862 — Bismarck befand sich eben in Montpellier — erfolgte seine telegraphische Berufung nach Berlin, am 23. September seine Ernennung zum Staatsminister und interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums, am 8. Oktober endlich diejenige zum Präsidenten des Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Wie wenig die Nachwirkungen der Krankheit die gewaltige Kraft seines innersten Wesens erschüttert hatten, bewies sogleich sein erstes Auftreten. „Soll es sein, dann voran!“ schrieb er an seine Gattin.

Auf der Höhe.

Mehr als je war von nun an Bismarcks Leben von seinem Berufe aufgesogen. Ist ja doch das Jahrzehnt von 1862 bis 1872 ausgefüllt von einer Stufenfolge politischer Großthaten,

Digitized by Google

deren Vollbringen in einem so kurzen Zeitraum sich heute kaum noch begreift! Welche hingebende Arbeit des einen Mannes, der die Siege des preußischen Heeres von 1866, die Triumphe des deutschen Volks in Waffen über Frankreich zur Grundlage der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches machte, drängt sich allein in die Hälfte dieser Zeit zusammen! Welche Hingabe des ganzen Mannes forderte dieses Werk! Es gehört denn auch zu Bismarcks charakteristischen Eigenschaften, daß er das, was er that, stets mit ganzer Seele that und vollständig darin aufging. Bezeichnend hierfür ist eine Aeußerung, die er in späteren Jahren einmal im vertrauten Gespräch that. Als er sich im Laufe desselben einen alten Mann nannte und die Fürstin darauf einwandte: „Du bist aber doch erst 63 Jahre," da erwiderte er: „Ja, aber ich habe immer schnell und bar gelebt." Dann setzte er, zu einem Dritten gewendet, hinzu: „Bar – – das heißt, ich bin immer ganz bei der Sache gewesen, mit meinem vollen Wesen – – was erreicht wurde, ich habe dafür bezahlt mit meinen Kräften und meiner Gesundheit."



Das Schloß Varzin, vom Park aus gesehen.

Zunächst war es ihm auch keineswegs leicht gemacht, seine Kräfte frei zu entfalten, und es fiel ihm schwer, sich in die Regelmäßigkeit eines ununterbrochenen Bureaudienstes zu finden. Kein Wunder, wenn in seinen Briefen mitunter recht bittere Aeußerungen fallen über das „Sträflingsleben", das er in Berlin führen müsse, über das „Tretrad", zu dem er verurteilt sei und auf dem er sich vorkomme wie der müde Gaul, der es unter sich fortschiebe, ohne von der Stelle zu gelangen. Selbst wenn er zur Kur in einem Bade weilte oder seinen König nach einem solchen begleitete, erquickte ihn wohl die herrliche Natur, aber die Geschäfte ließen ihn nicht los. „Ich habe eine rechte Sehnsucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben," schreibt er am 28. August 1863 von Baden aus an seine Gemahlin; „hier werde ich auch bei dem reizendsten Wetter die Tinte nicht von den Fingern los. Gestern bin ich bei wundervollem Mondschein bis Mitternacht in den Feldern spazieren gegangen, kann aber doch die Geschäfte nicht aus dem Kopf loswerden . . . Ich wollte, irgend eine Intrigue setzte ein anderes Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte; die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit zehn Wochen im Wirtshaus Schreiberdienste und in Berlin wieder; es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann und ich sehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu stürzen sucht." Und wie damals in Baden, so ging es ihm überall, in Gastein, Karlsbad und Kissingen, in Varzin und Friedrichsruh. Immer verfolgte ihn die hohe Politik bis hinein in die Idylle seiner sommerlichen Landaufenthalte. In manchen Stunden überschlich den sonst so eisernen Mann eine tiefe Wehmut, ein fast verzweifelter Weltschmerz. Als er auf der Höhe seiner Erfolge stand, beklagte er einmal einem Vertrauten gegenüber, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt. Niemand liebe ihn deshalb, er habe damit niemand glücklich gemacht, sich selbst nicht, seine Familie nicht, auch andere nicht. Und auf den Widerspruch der Anwesenden fuhr er fort: „Wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht." — „Und Liebsten," sagte jemand. — „Und Liebsten," wiederholte er. „Das habe ich indessen mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe." Welche Güter er seinem Volke mit „solchen Opfern, heilig großen" erkauft, das versank in diesen Stunden der Bitterkeit vor seinem inneren Auge in dunkle Tiefe. — Die Sehnsucht nach einem geordneten freien Leben als Landedelmann hat ihn denn auch niemals, so lange er im Amt war, verlassen, auch nicht in der Zeit seiner größten ruhmgekrönten Erfolge. So oft es nur irgend ging, zog er sich in der Sommerzeit auf das Land zurück, wohin

Das Bismarckmuseum in Schönhausen.

Nach einer Photographie von Ad. Ludwig in Stendal.

Digitized by Google

ihn freilich ein Heer von Amtssorgen und Amtspflichten begleitete. Und als ihm das preußische Abgeordnetenhaus aus Anlaß seiner Verdienste um den preußischen Staat nach dem siegreichen Krieg 1866 eine Dotation von 400000 Thalern überwies, da erwarb er sich für diese Summe am 23. April 1867 in der pommerschen Heimat seiner Frau die Herrschaft Varzin, auf welcher er bis in die Mitte der achtziger Jahre allsommerlich oft Monate zubrachte. Varzin liegt an der Eisenbahn von Stolp nach Rummelsburg, etwa in der Mitte zwischen beiden, in der Nähe der Station Hammermühle, nicht weit von dem ehemals Puttkamerschen Gute Reinfeld, das nach dem Tode von Bismarcks Schwiegereltern ebenfalls in seinen Besitz übergegangen war. Das ältere, niedrige Hauptgebäude ist wie auch ein neuerer Anbau des Fürsten äußerst schlicht in Ausstattung und Möblierung; wenig deutet darauf hin, daß diese Räume dem Kanzler des Norddeutschen Bundes und dann des Deutschen Reiches so vielfach erfrischende Zuflucht geboten haben. Nur das Arbeitszimmer des Fürsten trägt ein im Verhältnis zu dem übrigen etwas luxuriöseres Gepräge. Mit den Erweiterungen, welche Bismarck dazu kaufte, mag der gesamte Varziner Besitz etwa 30000 Morgen umfassen. Der Grund und Boden ist aber zum großen Teile nicht besonders fruchtbar und hat Stellen, welche sich selbst zur Bepflanzung mit Kiefern nicht eignen; die Feldwirtschaft tritt gegen die Waldwirtschaft zurück. Der Stolz von Varzin ist der prächtige Park, er bildete stets einen Lieblingsaufenthalt des Fürsten. Stattliche Buchen, Birken und Eichen, an einigen Stellen auch Gruppen rotstämmiger Tannen mit schirmartig sich ausbreitendem Geäst erheben ihre Kronen über das Unterholz der Hügel oder über das Gras und Moos der lichteren Senkungen. Schön gewundene Wege ziehen sich über Thal und Höhen.

Hier in Varzin fand Bismarck, in den Jahren der großen Entscheidungskämpfe seiner Politik, immer wieder die Frische zurück für den Kraftaufwand, den sie heischten. Hier konnte er seinem starken Familiengefühl und -bedürfnis Genüge thun, im Sinn jener Worte, die er nach seiner Silbernen Hochzeit an Kaiser Wilhelm richtete: „Mit Recht heben Eure Majestät unter den Segnungen, die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erster Linie hervor."

Die Worte tiefschmerzlicher Resignation, welche in seinen Briefen öfter wiederkehren, waren eben doch nur der Ausfluß von Stimmungen, denen er ja wie alle stark empfindenden Naturen zeitlebens zugänglich war. Es stehen ihnen andere Aussprüche, auch aus der Zeit seiner Vereinsamung in Friedrichsruh, die ganz anders lauten, gegenüber. Und die schönste Auslösung der sein Gemüt bedrängenden Gegensätze war dann sein Humor, von dem er mitten unter den Erregungen des Feldzugs und im Drange der Geschäfte, die zum stolzen Tage der Kaiserverkündigung in Versailles führten, wie im Feuer parlamentarischer Kämpfe aus vollem Kraftgefühl heraus immer aufs neue die köstlichsten Proben gegeben hat. Aber Bismarck hat wirklich viel Undank erlitten: das wissen und fühlen vor allem die, die ihn einst verkannt und dann erkannt haben. Wie tief, wie bis in die innerste Seele hinein ihn der nicht immer in die schonendsten Formen gekleidete Widerstand gegen seine politischen Maßnahmen kränkte, das mögen wohl nur wenige geahnt haben. Gewiß waren die Rücktrittsgesuche, die er wiederholt — am 17. Dezember 1874, am 27. März 1877, am 6. April 1880 und vielleicht noch öfter — an seinen kaiserlichen Herrn richtete, mehr als eine bloße Form. Und wie wollte man über schwarzsichtige Stunden rechten mit einem Manne, dem zweimal eine mörderische Hand nach dem Leben trachtete, zweimal gerade in solchen Augenblicken, als er am schwersten mit sich selber rang um Klarheit darüber, ob das, was er that oder wollte, auch wirklich das Richtige sei, als seine ganze Seele gleichsam wund war von Zweifeln, die auf ihn einstürmten.

Aumühle bei Friedrichsruh.
Nach einer Photographie im Verlag von Strumper & Co. in Hamburg.

Wir wollen die Geschichte der beiden Attentate auf Bismarcks Leben heute nicht wiedererzählen; es genüge, daran zu erinnern, daß das eine ihn traf, als er in Berlin am 7. Mai 1866 in den schwülen Tagen vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich vom Vortrag bei König Wilhelm zu Fuß nach Hause ging. Der Angreifer, Ferdinand Cohen-Blind, der Stiefsohn des badischen Flüchtlings Karl Blind, nahm sich im Gefängnis das Leben, noch bevor eine Untersuchung eingeleitet war. Und das andere Mal, am 13. Juli 1874, geschah's in Kissingen. Damals hat der fanatisierte Böttchergeselle Kullmann den Anschlag auf das Leben des Fürsten gemacht, den er mit 14 Jahren Zuchthaus büßen mußte. Beidemal wurde die glückliche Errettung Bismarcks Anlaß zu den überwältigendsten Kundgebungen der Teilnahme und der Verehrung.

Kein Tag aber hat dem Fürsten, so lange er am Ruder war, wohl mehr gezeigt, wie sehr er trotz aller Anfeindungen und Verfolgungen einem großen, sehr großen Teile seines Volkes ans Herz gewachsen war, als die Feier seines siebzigsten Geburtstags am 1. April 1885.

3738 Glückwunschschreiben, 2644 Telegramme, 175 Adressen von Korporationen und Vereinen, 560 Geschenke, 3 Ehrenbürger-

Digitized by Google

briefe, 2 Ehrendoktordiplome trafen zu diesem Festtage bei ihm ein. Der Kaiser übersandte dem Fürsten mit einem Handschreiben voll inniger Wärme Anton von Werners Riesengemälde „Die Kaiserproklamation zu Versailles", deutsche und auswärtige Fürstlichkeiten — selbst der König von Siam und der Sultan von Sansibar — sandten ihre Glückwünsche, 3600 Mitglieder der Krieger- und Landwehrvereine huldigten ihm, und 7000 Fackelträger, die Studierenden von Berlin, Abordnungen von sämtlichen Hochschulen, Künstler, Innungen, städtische Vereine, brachten ihm ihren flammenden Gruß. Kaiser, Bundesrat und Generalität, die kaiserlichen Prinzen erschienen persönlich bei dem Jubilar, Abordnungen aller Art drängten sich an diesem Tage in dem Reichskanzlergebäude, darunter auch ein paar Miesbacher Bauern in ihrer ländlichen Tracht, welche als Angebinde einen jungen Stier und fünf Kalbinnen für den Stall von Schönhausen mitgebracht hatten. Denn, wie schon früher erwähnt, auch die einst von Bismarcks Vater preisgegebene Hälfte des Ritterguts Schönhausen hatte dieser frohe Tag wiedergeschenkt.

Um allen Kreisen des deutschen Volkes Gelegenheit zu geben, nach Lust und Vermögen den Zoll der Dankbarkeit an den gefeierten Mann zu entrichten, war der Gedanke einer Bismarckspende angeregt worden, und aus einem Teil ihres Ertrags, der sich insgesamt auf etwa $2^3/_4$ Millionen Mark belief, war jenes Gut dem damaligen Besitzer Deichhauptmann Gärtner abgekauft und dem Fürsten als Festgabe überreicht worden. Der Rest der Spende blieb Bismarck zu freier Verfügung überlassen und wurde von ihm in der Höhe von 1 200 000 Mark zu einer „Schönhauser Stiftung" bestimmt, woraus deutschen jungen Männern, die sich dem höheren Lehrfach an deutschen höheren Lehranstalten widmen, vor ihrer Anstellung Unterstützungen gewährt, auch im Inlande wohnenden Witwen von Lehrern des höheren Lehrfachs Beihilfe für ihren Lebensunterhalt und für die Erziehung ihrer Kinder geleistet werden sollten. In dem früher Gärtnerschen Hause auf Schönhausen aber wurde das Bismarckmuseum eingerichtet, das heute in seinen Sälen und Zimmern, an den Wänden und in Schränken aller Art die Fülle alles dessen enthält, was dem Fürsten in der langen Zeit seines Amtes an Geschenken und Ehrungen zugeflossen ist. Auch manche denkwürdige Reliquie aus der Geschichte seiner Großthaten steht darunter, wie z. B. jener zerrissene Strohsessel, auf dem einst Kaiser Napoleon III saß, als er am Morgen des 2. September 1870 vor Sedan mit Bismarck über die Bedingungen der Kapitulation verhandelte.

Die Wiederherstellung des ursprünglichen Umfangs von Schönhausen war der letzte große Zuwachs zu dem Besitz des Fürsten, der schließlich für einen reichen Mann gelten konnte. Als er noch einfacher Herr von Bismarck war, konnte man das bekanntlich nicht von ihm sagen, und auch als Graf — welchen Rang er am 15. September 1865 erhielt — hatte er noch nicht viel mehr zu verzehren als sein Ministerpräsidentengehalt und die Erträgnisse von Kniephof und dem reduzierten Schönhausen. Dann kam der Erwerb von Varzin hinzu, und im Jahre 1871 nach der glorreichen Beendigung des französischen Kriegs wurde ihm neben der Würde des Fürsten vom Kaiser die Domäne Schwarzenbek im Herzogtum Lauenburg mit dem „Sachsenwald" verliehen, für welche der Name „Friedrichsruh" volkstümlich wurde, nach der Bezeichnung eines Jagdhauses, das ehemals Graf Friedrich zur Lippe hier errichtet hatte.

Unter dem Namen Friedrichsruh begreift man jetzt den gesamten zur früheren Domäne des Herzogtums Lauenburg gehörigen Grundbesitz im Amte Schwarzenbek. Ursprünglich bestand er fast ausschließlich aus Wald, und es gab darin weder Schloß noch Herrenhaus. Fürst Bismarck aber kaufte später die an den west-

Ständchen vor der Terrasse in Friedrichsruh.
Nach einer Photographie im Verlag von Strumper & Co. in Hamburg.

Digitized by Google

lichen Saum des Waldes grenzenden kleinen Güter Silk und Schönau dazu und baute sich das an die Stelle des einstigen Jagdhauses getretene bescheidene Wirtshaus zu einem durchaus nicht prächtigen, aber behaglichen Wohnhaus um. Wenn er in den letzten Jahren seiner Amtsführung Friedrichsruh vor Varzin bevorzugte, so mag der Grund hiervon in der leichteren Erreichbarkeit des ersteren gelegen haben; denn Friedrichsruh liegt unmittelbar an der Eisenbahnlinie Berlin-Hamburg. Die Gewöhnung aber mag dahin geführt haben, daß er auch nach seinem Rücktritt vom Amte hier verblieb, unberührt vom Getriebe der Welt und doch ihm nahe genug, um mit dem Strom der Ereignisse in Fühlung zu bleiben. Unsere Bilder zeigen uns den in einer Art Schweizerstil gehaltenen Bau des Herrenhauses von der Straßen-, bezw. Eisenbahnseite sowie von der Parkseite, umringt und überragt von den hohen Baumkronen des Sachsenwalds und sich spiegelnd in dem stillen Gewässer des Auflüßchens, von dessen idyllischem Charakter unsere Ansicht aus der Umgebung von Aumühle auf Seite 567 einen Begriff giebt. Sie zeigen uns auch die Schloßterrasse, an deren Fuße so manches Mal die Scharen der Verehrer vorüberzogen, die Musikkorps ihre Ständchen brachten, zu der so oft Fackel- oder Liedergruß sich emporschwang und auf deren Brüstung gestützt der Hausherr so manches Mal jene Reden an atemlos lauschende Hörer richtete, die für die ganze Welt von Bedeutung waren. (Schluß folgt.)

Flügellahm.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Erzählung von **Hans Arnold**.

Am Tage nach dem erschütternden Auftritt mit Allan begab ich mich zum General, zu seiner Essenszeit — ich wußte, daß er da in seiner besten Laune war.

Er saß beim Dessert — Sinaide war schon vor ihm aufgestanden und fortgegangen. Ich frug nicht nach ihr, um nicht zu hören, daß sie wieder irgendwo mit Allan ihr Katz- und Mausspiel triebe.

Der alte Herr saß am Tisch — er aß spät abends, bei Lampenlicht und heruntergelassenen Gardinen. Im Glase vor ihm funkelte alter Rheinwein; er goß mir auch ein und zog mich liebenswürdig neben sich auf den Sessel, während er im Sprechen bisweilen aus der Obstschale auf dem Tisch eine oder die andere Frucht nahm.

‚Wie lange bleibt eigentlich Fräulein Sinaide noch hier?‘ frug ich nach einer Weile ziemlich unvermittelt.

Er lachte.

‚Hören Sie, das ist eine ungalante Frage — aber ich nehme sie Ihnen gar nicht übel, ich weiß, Sie mögen das Kind nicht! Sie meinen, daß sie ein herzloses Persönchen ist — zugegeben, aber warum stört Sie das? Ich habe auch nie an zu viel Herz gelitten und ich wünsche ihr den Ueberfluß gar nicht!‘

‚Er steht wohl auch nicht zu befürchten!‘ sagte ich hart.

Der General lachte wieder.

‚Nein — aber dafür hat sie eben andere Vorzüge, die sentimentaleren Dämchen abgehen — sie ist immer graziös und amüsant, sie würde auch mit einer gewissen Verve aufs Schafott steigen und sich die redlichste Mühe geben, auf dem Wege dahin ihrem Henker den Kopf zu verdrehen.‘

‚Und inzwischen ihrem Opfer!‘ sagte ich finster, ‚und das bringt mich auf den Zweck meines heutigen Besuches. Können Sie nicht dafür sorgen, daß sie den armen Jungen gehen läßt, Herr General? Können Sie es denn mit ansehen, wie sie ihn quält? Ich denke manchmal zu ihrer Rechtfertigung, daß sie gar nicht weiß, was sie thut — aber mir siedet das Blut, wenn ich es ansehen muß.‘

‚Mein lieber Freund,‘ sagte der General und schälte sich behutsam einen Pfirsich, ‚Sie sind ungerecht! Wir Menschen sind alle, wie wir sein müssen — nicht, wie wir sein sollten, oder möchten. Was verlangen Sie denn? Würden Sie einer Katze einen jungen Singvogel anvertrauen, nachdem Sie ihr vorher eine Moralpredigt über dessen Behandlung gehalten hätten, und würden Sie dann überzeugt sein, daß sie liebevoll mit ihm umgehen würde? Nein — Sie wissen ganz genau, daß sie ihm die bunten Federn, eine nach der andern, ausrupfen wird — nennen Sie sie meinetwegen Illusionen — Hoffnungen — Lebensmut — und dann wird sie ihn verspeisen und sich graziös und zierlich zusammenrollen und in die Sonne blinzeln — und denken Sie, daß sie das Gefühl haben wird, unrecht gethan zu haben? Sie folgt ihrer Natur — das ist alles, und das thun wir alle — warum giebt es Singvögel und warum Katzen?‘

Ich blickte schweigend vor mich nieder — es lag in dieser grausamen Philosophie ein Körnchen noch grausamerer Wahrheit.

‚In diesem Fall handelt es sich aber zufällig um mehr,‘ sagte ich dann. ‚Sie wissen, daß Allan verlobt ist, daß er glücklich war, ehe Fräulein Sinaide sich dazwischen stellte, und Sie wollen nicht durch ein paar nachdrückliche Worte an die junge Dame der Sache ein Ende machen? Nur ein paar Worte, Herr General — ich bitte wirklich nicht gern, und ich würde für mich nie bitten, aber der Junge ist mir lieb!‘

Der alte Herr sah zweifelhaft in das Licht der roten Lampe.

‚Sagen Sie ihr, daß sie abreisen soll!‘ fuhr ich lebhaft und dringend fort, ‚lieber heut‘ als morgen!‘

Der General winkte abwehrend mit der Hand. ‚Nein, lieber Freund — nein, das können Sie nicht verlangen, dazu bin ich nun wieder zu sehr Egoist,‘ sagte er. ‚Und Sie machen sich wirklich ganz überflüssige Sorge — Sie nehmen so eine flirtation zu schwer, weil Sie ein solch ernsthafter Mustermensch sind! Lassen Sie doch den Jungen für sich selbst sorgen! Er ist drei Jahre Reiteroffizier gewesen — glauben Sie im Ernst, daß er da nie eine Herzensaffaire gehabt hat? Er wird dann später ein um so besserer Ehemann. Was fürchten Sie denn eigentlich so sehr?‘

Ich stand einen Augenblick im finstern Nachdenken — es wurde mir sehr schwer, das auszusprechen, was ich dachte, aber es mußte ja wohl sein!

‚Ja, sehen Sie denn alle nicht, daß er stirbt?‘ sagte ich endlich hart und langsam.

Der alte Herr fuhr zurück und verfärbte sich einen Augenblick.

‚Bah,‘ sagte er dann und griff wieder nach der Weinkaraffe, ‚Sie sehen zu schwarz, lieber Freund, viel zu schwarz — das liegt in Ihrem Beruf. Man stirbt an ansteckenden Krankheiten, aber nicht an Passionen und Passiönchen. Und nun bitte, stören Sie mir meine Kur nicht mit solchen aufregenden Gesprächen — machen Sie das alles mit den jungen Leuten selber ab, aber mich lassen Sie aus dem Spiel! Ich habe zu viel Tragödien und Komödien mitgespielt im Leben — ich bin jetzt nur noch Zuschauer, lieber Freund — nur noch Zuschauer! Wenn Sie erst so alt sein werden wie ich, werden Sie auch lieber im Parkett sitzen als mitspielen! Darf ich Ihnen noch einen Chartreuse anbieten? Nein? schade!‘

Ich stand auf.

‚Ich will mich Ihnen empfehlen, Herr General!‘ sagte ich kühl — weiter nichts; er machte auch keinen Versuch, mich zurückzuhalten.

Es war mittlerweile Abend geworden. Der Mond stand sanft und klar über dem Meer, ein warmer Luftstrom strich über das schlaftrunkene Land.

Auf dem kleinen Vorplatz der Villa Bella lag Sinaide im Schaukelstuhl und summte ein altfranzösisches Liedchen vor sich hin — sie sah unglaublich schön und unglaublich gleichgültig aus.

Als ich sie kurz und ernsthaft begrüßte, blickte sie auf — der Mond schien ihr gerade in die Augen, und sie hielt einen großen, dunkelroten Fächer zwischen sich und das Licht.

Ich that, als sähe ich ihre auffordernde Bewegung, ihr gegenüber Platz zu nehmen, nicht, sondern sagte nur ziemlich kurz und kalt: ‚Mein gnädiges Fräulein, ich habe eine große Bitte an Sie!‘

Sie lächelte.

‚Sie — eine Bitte? Das ist ja ein halbes Wunder? Und worin besteht sie?‘

Digitized by Google

‚Reisen Sie ab!‘ sagte ich ohne jeden Umschweif, in fast unhöflichem Ton.

Sie legte den Kopf an die Lehne ihres Sessels zurück und sah zu mir in die Höhe.

‚Wollen Sie mich los sein?‘

‚Ja!‘ sagte ich kurz.

Sie nahm eine gekränkte unschuldige Miene an, die ihr, wie alles, zu Gebot stand.

‚Aber ich störe Sie doch nicht,‘ sagte sie halblaut.

‚Mich?‘ frug ich kalt und erstaunt, ‚mich? nein — durchaus nicht — aber Sie stören hier doch, ja noch mehr — Sie zerstören! Verlangen Sie wirklich, daß ich Ihnen sagen soll, warum ich Sie ‚los sein‘ will, wie Sie es ausdrücken?‘

Sie lachte ihr leises, gefährliches Lachen — ihre kleinen weißen Zähne blitzten im Mondschein.

‚Sagen Sie es nur!‘

‚Nun, Sie zerreißen, Sie vernichten und verderben mit größter Seelenruhe und bei kältestem Blut das Glück und den Frieden von zwei Menschen, die ich lieb habe — und weshalb? Wollen Sie denn für sich selbst etwas damit? Nicht einmal das — nur als elendesten Zeitvertreib!‘

Sie sah wie ein gescholtenes Kind zu mir auf.

‚Aber was soll man denn im Herbst an der See machen?‘ frug sie in kläglichem Ton.

Ich hatte mich in einen Zorn hineingeredet, der mir selber über dem Kopf zusammenschlug, und ein unklares, mich empörendes Gefühl mengte sich darein, daß sie in diesem Augenblick alles dransetzte, mich auch um den Verstand zu bringen.

Ich war drauf und dran, mich in dieser Empfindung zu vergessen und heftiger zu werden, als es einer Dame gegenüber anging — ich trat hart mit dem Fuß vor ihr auf.

‚Reisen Sie!‘ sagte ich heftig, ‚ich bitte Sie!‘

Sie stand auf und sah mich mit einem ernsthaften, durchdringenden, unerklärlichen Blicke an, trat auf mich zu und legte ihre Hand auf meinen Arm.

‚Gut,‘ sagte sie dann, ‚ich werde reisen! Nicht, weil ich will, aber weil Sie mich darum bitten!‘

Ich schüttelte ihre Hand ab, trat an die Glasthür und sah auf die See hinaus; ‚was ist man doch für ein Jammergeschöpf!‘ dachte ich in mich hinein.

Ihr war meine Erregung nicht entgangen, in ihren Augen sprühte es von Triumph und Mutwillen.

‚Weil Sie mich darum bitten!‘ wiederholte sie, ‚es macht mir Spaß, daß Sie mich bitten. Sie können mich im Grunde nicht leiden — ich bin nicht Ihr Genre — das weiß ich.‘

‚Nein, mein gnädiges Fräulein,‘ sagte ich mit tiefem Ernst.

Sie schwieg eine ganze Weile und sah vor sich nieder. Sie war blaß und die langen, dunklen Wimpern lagen wie schwere Schatten über dem ausdrucksvollen Gesicht.

‚Also ich reise!‘ sagte sie dann. ‚Morgen — in aller Frühe schon! Sie wissen, ein Scheidender und ein Sterbender darf manches sagen. Sie haben mich in dieser Sache beeinflußt — Sie hätten es in mancher andern auch gekonnt. Und nun gehen Sie — fort — in diesem Augenblick!‘

Sie streckte die Hand gebieterisch nach der Thür aus und ich ging — wie betäubt von dumpfer Verwunderung und immer im Bann desselben unklaren Gefühles, das mich während der ganzen letzten Stunden gepeinigt hatte.

Ich schritt am Strand entlang nach Hause — das Wetter hatte sich geändert und die Flut kam finster und grollend näher — so allmählich — so sicher — so unentrinnbar wie die Zeit — wie das Alter — wie das Schicksal! Ich stand eine ganze Zeit stumm und verworren und starrte ins dunkle Wasser — mir ging ein alter Vers durch den Sinn, wie solch ein poetisches Spinngewebe sich plötzlich an den Menschen hängen kann:

‚Du bist so mild wie Sternenschein,
Wie das Meer so schwarz und blaß —
Mein Herz, mein ganzes Herz ist dein —
Doch auch mein ganzer Haß!‘

Ich kannte mich selbst nicht wieder an dem Abend, aber ich fühlte eine innere Befreiung — auch meinetwegen! — in dem Gedanken: ‚Sie geht fort!‘

Als ich im Seeschloß noch Licht brennen sah, ging ich eilig darauf zu. Ich sah Annie am Fenster stehn und hinausblicken — ihr liebes ernstes Gesicht war mir wie ein Talisman in dieser Stunde — ich fühlte, daß in ihr sich alles verkörperte, was für mich rein und gut und heilig war — und ich hatte mich wiedergefunden! Auf ein Zeichen von mir öffnete sie das Fenster — ich rief halblaut hinauf: ‚Sie reist morgen ab!‘

‚Das haben Sie gethan!‘ sagte sie und wandte mir ihr blasses, strahlendes Gesicht zu, ‚ich danke Ihnen — vielleicht ist's noch Zeit!‘

Ich ging nach Hause.

Allan schlief schon; er war jetzt immer so leicht ermüdet — und in der grauen Morgenfrühe weckte mich Räderrollen draußen auf den Klinkern — Sinaide hatte mir Wort gehalten.

Es war mir fast lieb, daß ich Allan am nächsten Morgen in einem leichten Fieber fand, welches mir das Recht und die Pflicht gab, ihn einen oder zwei Tage ans Zimmer zu fesseln und ihm in diesem Zustand so ganz leise und allmählich die Nachricht beizubringen, daß Sinaide fort sei.

Er nahm sie verhältnismäßig ruhiger auf, als ich erwartet hatte — es war, wie wenn er mit seiner Leistungs- und Ertragfähigkeit am Ende gewesen wäre und es jetzt förmlich wie ein Aufatmen empfände, nicht beständig in fliegender Erregung und Erwartung zu sein.

So begann für uns alle eine ruhigere Zeit, in der wir erst so recht empfanden, in welchem heißen Sturme wir gelebt hatten.

Annie war in ihrer stillen Weise um Allan besorgt wie eine Mutter um ihr schwerkrankes Kind; sie suchte ihn zu erheitern, zu zerstreuen oder zu beruhigen, je nachdem seine wechselnde Gemütsstimmung es verlangte. Und er — nicht mehr abgezogen von der beständigen, täglichen, stündlichen Erwartung und Quälerei — ‚Kommt sie heut'? Bleibt sie heut' aus?‘ — die ihn wie im Fieber von Stunde zu Stunde umgetrieben hatte, lebte allmählich auf und begann, seiner elastischen Natur getreu, sich auch äußerlich zu erholen.

Daß er das selbst empfand, und als Wohlthat empfand, ging mir daraus hervor, daß er in diesen Tagen einmal zu mir sagte: ‚Weißt du, Rütgers, es wundert mich, daß noch nie jemand darauf gekommen ist, der Zeit Altäre zu bauen: sie ist doch die einzige, unsichtbare Macht, die fühlbares Erbarmen mit den Menschen hat!‘ — und ich hoffte, daß er recht behalten sollte.

Wir gingen jeder Berührung mit dem Hause des Generals aus dem Wege, und der alte Herr selbst verhalf uns dazu; er hatte die unerwartet schnelle Abreise seiner Enkelin mit Recht auf mein Conto geschrieben und mir sehr verübelt — er grüßte nur steif und kühl, wenn er einen von unserer kleinen Gesellschaft traf, und sprach mit mir nur noch das ärztlich Notwendige.

Ich machte mir weiter keine Gedanken darüber, da er mir in seiner Art und Anschauungsweise doch fremd geblieben war und immer bleiben mußte, und ich war im Grunde auch froh, nichts mehr von Sinaide zu hören — hatte ich doch an mir selbst erfahren, wie weit die Macht ging, die dieses seltsame Geschöpf ausübte, sowie sie es wollte.

Allan begann in der Zeit wieder zu malen; er lag täglich mit dem Skizzenbuch an der See und entwarf kleine wilde Stimmungsbilder, die von merkwürdiger Genialität waren. Diese Thätigkeit machte ihm Freude und griff ihn anscheinend nicht an — so ließ ich ihn dabei.

Eines Tages hatte er Annie gebeten, ihm zu einer Porträtskizze zu sitzen, wie in früheren guten Zeiten.

Ich war zufällig anwesend — wir saßen auf der Terrasse des Seeschlosses. Es war ein stiller, windloser Tag, man konnte im Freien sein. Wir plauderten alle drei, und er zeichnete. Zuerst blickte er alle Augenblicke scharf und prüfend auf sein Modell — dann immer seltener — mit der Zeit sah er gar nicht mehr auf, sondern zeichnete immer weiter mit einem seltsamen, vertieften Ausdruck im Gesicht.

Als es gar zu lange währte, stand Annie leise auf und trat hinter ihn, um ihm über die Schulter zu sehen.

‚So sehe ich aber eigentlich nicht aus,‘ sagte sie anscheinend heiter — als ich nach ihr aufblickte, standen ihre Augen voll Thränen. Ich wußte wohl, wen er gezeichnet hatte!

Digitized by Google

Er küßte ihr mit einem bittenden Blick die Hand und erwiderte kein Wort.

Sie schwieg auch eine ganze Weile.

„Kannst du sie denn nicht vergessen?“ frug sie endlich mit gepreßter Stimme.

„Nein!“ sagte er mit einer gewissen zornigen Leidenschaftlichkeit, „das ist es ja gerade — ich kann nicht! Ich gebe mir alle mögliche Mühe! Denkst du denn, daß es hübsch ist, so innerlich wie dürres Holz zu verbrennen?“

Sie nahm ihm das Skizzenbuch aus der Hand und wollte das Blatt herauslösen.

„Nein!“ sagte er heftig und rasch und griff danach.

Sie klappte das Buch schweigend zu und legte es vor ihn hin.

Er hielt ihre Hand fest und lehnte die Stirn darauf.

„Habe nur weiter Geduld mit mir!“ sagte er halblaut, „du hast sie ja schon so lange gehabt! Wenn ich erst wieder ganz gesund bin, überwinde ich auch alles viel leichter — und es geht mir ja so viel besser!“

Sie hatten beide meine Anwesenheit entschieden vergessen; ich stand leise auf und schickte mich an, zu gehen.

Ich hörte nur noch, wie Annie sagte: „Ja, Allan, du mußt aber auch wollen,“ und er erwiderte so recht aus Herzensgrund: „Ja, ich will — ich will wirklich!“

Als ich ein paar Schritte weit gethan hatte, kam Annie eilig hinter mir her und stand neben mir.

„Nun?“ frug ich sanft, als sie nur atemlos blieb und mich mit einer bangen stummen Frage ansah.

„Glauben Sie, daß das noch einmal anders wird?“ frug sie dann; aber ehe ich etwas erwidern konnte, schüttelte sie nur den Kopf und ging zurück.

Ob dieser Tag einen wirklichen innerlichen Abschnitt dargestellt hatte — ob das göttliche Frühherbstwetter dazu beitrug — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß Allan sich zu erholen und zu beruhigen begann.

Ich fand seinen Zustand so viel besser, was die äußeren Symptome betraf, daß ich mit Frau v. Redebusch ernstlich darüber zu Rate ging, ob man die Hochzeit nicht beschleunigen und die beiden in ruhigem, gefestigtem Zusammenleben dem Einfluß der Häuslichkeit überlassen sollte.

Ich warf die Frage auch Allan gegenüber hin, der mit lebhafter Befriedigung darauf einging und durch kein Wort, durch keine Miene anzudeuten schien, daß er sich nicht fest genug fühlte, um sich ganz zu binden.

Annie hatte in diesem Fall, wie in jedem andern, keinen Wunsch für sich, sondern nur für ihn — sie war mit allem einverstanden. Als wir gegen Abend auf der Seeschloßterrasse saßen, sprachen wir so ruhig, so friedlich und mit so fest umrissenen Plänen von der Zukunft, wie man das immer thut, wenn man einmal vergißt, wie wenig sie in unsern Händen liegt.

Allan wollte noch an demselben Nachmittag wegen verschiedener Förmlichkeiten und Papiere nach seinem Heimatsorte schreiben, und sowie das Wetter rauher geworden sei, sollte man abreisen. So war der allgemeine Plan, dem ich als Arzt und Freund nur zustimmen konnte, da ich diese köstlichen ersten Septembertage für meinen Patienten gern noch ausgenutzt hätte.

Er ging der eben erwähnten Schreibereien halber allein nach unserer Wohnung, und ich folgte ihm etwa eine Stunde später.

Zu meiner Ueberraschung fand ich sein Zimmer leer.

Ich weiß selbst nicht zu sagen, warum mir das, was doch oft vorkam, an diesem Abend solchen unheimlichen Eindruck machte. Ich ging mehrmals aus — am Strande entlang — nach den Dünen — und endlich kehrte ich in mein Studierzimmer zurück und suchte meine schweren Gedanken durch Arbeit zu verjagen, was mir sonst immer sehr leicht gelang.

Es war schon dunkel und ich wollte eben nach der Lampe klingeln, als die Thür ungestüm aufging und Allan vor mir stand — zerzaust vom Wind, mit dunkelglühenden Augen in dem farblosen Gesicht.

Ich sprang hastig auf.

„Was ist dir?“ frug ich erschrocken.

Er faßte meine Hand mit eisernem Griff. „Sie ist wieder da!“ brachte er mühsam hervor. Dann ließ er sich langsam und schwer in einen Sessel an meinem Tisch fallen und starrte vor sich hin: „Jetzt ist alles zu Ende!“

„Infam!“ sagte ich zwischen den zusammengebissenen Zähnen vor mich hin — Wut und Jammer über den neuen Querstrich, den das Schicksal mit seinem schwarzen Pinsel durch unser friedliches Bild zog, raubten mir fast die Sprache.

Da er immer noch schwieg und nur von Minute zu Minute blasser wurde, faßte ich ihn heftig an der Schulter.

„Du wirst dich doch nicht fürchten?“ frug ich nachdrücklich und fast verächtlich, als ich den Ausdruck seines Gesichtes sah.

Er lachte kurz und bitter auf.

„Nicht? Doch! Ich fürchte mich — ganz feige — ganz gemein! Ich fürchte mich nicht bloß vor ihr selber — ich fürchte mich vor jedem, der ihr auch nur ähnlich sieht! Wenn jemand auf der Straße nur den Kopf so hält, dann geht es mir wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder! Ich bin zu nichts mehr zu gebrauchen, Rütgers — es wäre besser, ich machte ein Ende!“

Ich schlug mit der geballten Hand auf den Tisch — ich war völlig außer mir.

„Und um dieses falsche, kalte, herzlose Geschöpf!“ sagte ich vor mich hin.

Er faßte meine Hand und hielt sie fest. „Aber Rütgers — da sie doch wiedergekommen ist! Warum hat sie denn das gethan? Sie muß doch dabei an mich gedacht haben! Hältst du es denn für ganz unmöglich, daß sie mich liebt?“

„Ja!“ sagte ich so hart, wie ich es in dem Augenblicke konnte, „das halte ich für unmöglich, denn sie kann überhaupt nicht lieben! Gewinne heute deinen Prozeß — sei der fürstlich reiche Mann, für den du gegolten hast — dann wird sie sich vielleicht den Anschein geben, als wenn sie dich liebte. Das ist so ungefähr meine Taxe ihres Charakters — und Gott verzeihe mir, wenn ich ihr Unrecht thue!“

Es war ein gespannter Zug in sein Gesicht gekommen.

„Denkst du wirklich, daß sie es dann thäte?“ frug er in hastigem gequälten Ton.

Ich machte mich ungeduldig los.

„Laß mich!“ sagte ich, „du bist nicht zurechnungsfähig — du bist kein Mann!“

Er nickte ein paarmal schwer vor sich hin.

„Du hast recht!“ sagte er, „du hast leider ganz recht!“

Es giebt Zeiten im Leben, in denen die Ereignisse über uns herstürzen wie ein entfesselter Wasserstrom, uns den Atem, die Ruhe, die Entschlußfähigkeit zu rauben suchen, daß wir von Stunde zu Stunde uns mühsam durch das Toben der Elemente durchkämpfen und dabei immer wieder aufs neue empfinden, wie wehrlos wir sind.

Es mochten wohl solche Gedanken gewesen sein, die mich gerade in diesen Tagen auf einer Wanderung über die Dünen getrieben hatten — durch die willkürlich gestalteten, zackig wilden, dicht bewachsenen Hügel, die da, von elementarer Gewalt neben- und aufeinander getürmt, so schweigsam in der Herbstsonne lagen.

Ich warf mich ins kräftig duftende Strandgras und sah in die flimmernde Luft hinaus.

Ein seltsamer, still sausender Wind war um mich her — das tiefe Gefühl friedlicher Einsamkeit kam mit seiner ganzen Gewalt über mich — ich hätte hier vergessen können, daß es noch andere Stürme giebt als die das Meer bewegen.

Ich schloß die Augen und hörte so traumverloren auf die tausend kleinen, flüsternden, surrenden, summenden Stimmen der Insektenwelt um mich her, die in dem Grase da ihr kleines Leben auslebte, und der es vielleicht — wer kann es wissen — ebenso wichtig, ebenso lang und — ebenso traurig erschien wie uns Menschen das unsere.

So lag ich eine ganze lange Zeit, die Sonne ging schon nieder, ein kalter Luftstrom strich über meine Stirn.

Ein Rascheln im Grase, wie von leichten Schritten, ließ mich aufblicken, ich war auf den Füßen, wie gerüstet gegen einen Feind.

Digitized by Google

Sinaide stand vor mir, mit einem stillen blassen Gesicht, aus dem jede Spur ihres funkelnden schillernden Wesens wie weggelöscht schien — der schöne, übermütige Mund schwieg ernsthaft.

Die Schlange hatte sich wieder einmal gehäutet — und wie sie in der Abendsonne so vor mir stand, empfand ich, daß sie nie schöner und verwirrender gewesen war als in diesem Augenblick.

Wir sprachen beide eine ganze Weile nicht.

Endlich nahm ich das Wort — so kalt und ruhig, wie ich es konnte.

‚Warum sind Sie wiedergekommen?‘ frug ich.

Sie stand regungslos vor mir und sah mich unverwandt an, während die sonderbaren Augen wie dunkelblaue Edelsteine aus dem blassen Gesicht hervorfunkelten.

‚Warum sind Sie wiedergekommen?‘ frug ich nochmals und wich ihrem Blick nicht aus.

Sie ließ langsam — langsam den Kopf sinken.

‚Sie wissen es!‘ sagte sie fast unhörbar.

‚Nein!‘ erwiderte ich eiskalt.

Sie trat rasch einen Schritt näher.

‚Sie wissen es!‘ wiederholte sie fest und rasch, ‚lügen Sie nicht! Sehen Sie mir ins Gesicht und sagen Sie, daß Sie es nicht wissen, wenn Sie den Mut dazu haben!‘

Ihre Farbe kam und ging unaufhörlich, aber ihre Augen klammerten sich förmlich an mich an, mit einem wilden, finsteren, geheimnisvollen und schmerzlichen Lächeln.

Ich faßte ihr schmales Handgelenk mit einem so harten, unbarmherzigen Griff, als wenn ich es zerbrechen könnte.

‚Und wenn ich es weiß!‘ stieß ich zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, ‚und wenn es um meinetwillen geschehen ist, so sage ich Ihnen, daß ich mein Herz lieber mit diesen meinen beiden Händen aus der Brust reißen und fortschleudern würde — in das Meer dort — ehe ich —‘

Ich unterbrach mich — der tobende Kampf in mir wurde wilder und wilder — er drohte mich zu ersticken und zu bewältigen! Sie stand immer noch, wie sie gestanden hatte — ein Zittern lief wie Wellengekräusel über ihre schlanke Gestalt, aber das Gesicht blieb wie versteinert in seinem sonderbaren Ausdruck.

‚Sagen Sie mir nur eins!‘ begann sie dann, immer mit der seltsam sanften Stimme, die in einem so bethörenden Gegensatz zu ihrem Gesicht und zu ihrem Worte stand, ‚nur eins! Wenn das, was in den letzten Wochen hier geschah, was ich — und Sie — und wir alle hier erlebt haben — wenn das nicht geschehen wäre, wäre ich Ihnen dann gleichgültig geblieben?‘

Ich stand eine Weile stumm und starr — mir war, als wenn jemand einen blutroten Schleier immer vor meine Augen hielt und wieder fortzöge — ich wollte nichts antworten und fühlte doch, daß ich es in der nächsten Minute thun würde — und ehe ich es selbst wußte und wollte und hindern konnte, hatte ich ‚Nein!‘ geantwortet.

Und da sagte sie mit einem fremden, tiefen, glückseligen Ton, in dem trotz allem eine Leidenschaft lag, wie eine Flamme, die durch dürres Heidegras auflodert, nur ‚Gott sei Dank!‘

Und wie sie so stand, den Kopf zurückgeworfen, die Augen wie in Selbstvergessenheit emporgerichtet — um sie her, wie ein Königsmantel, die feurige wilde Glut des Abendhimmels — da fühlte ich, als wenn das Wort mit Riesenlettern vor mir geschrieben gestanden hätte, daß es hier nur eins gab — Flucht!

Ich wandte mich um und stürzte fort — am Meer entlang — und weiter und weiter — ohne Zweck — ohne Ziel — wie gejagt von einer wilden Angst, daß ich mir selbst und dem liebsten Menschen, den ich auf Erden hatte, untreu werden könnte.

Ich fand mich endlich erschöpft, wie zerbrochen und zerschlagen am entlegenen Strande wieder — ich war ganz unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, in meinem Kopf wirbelte nur das düstre Bibelwort umher: ‚Wir haben nicht mit Fleisch oder Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen und Mächten der Finsternis!‘

Wie ich nach Hause und zur Ruhe kam, das weiß ich nicht mehr — ich entsinne mich nur, wie ich den nächsten Morgen, als ich erwachte, ein Gefühl dumpfer Verwunderung hatte, daß zwischen gestern und heute nur eine Nacht lag — mir war, als müßten es ein paar Tage gewesen sein.

Zwei Tage waren seit meiner Begegnung mit Sinaide verstrichen — in der alten krankhaften Aufregung für meinen armen Freund. Er schwand förmlich hin in dieser Zeit und wenn ich nachts aufwachte, hörte ich sein dumpfes, trauriges Husten durch das Haus schallen — es zerriß mir das Herz!

Ich sah Annie nicht — ich konnte mich nicht entschließen, ihr unter die Augen zu treten, und bald sah ich auch Allan kaum!

Er wich mir mit einer Art von düsterem Trotz aus, denn ich hatte ihm heftig, so heftig wie ich empfand, gesagt, ihm bliebe jetzt als anständigem Menschen nur das eine übrig: abzureisen und der Versuchung aus dem Wege zu gehn, die — freilich ohne sein Verschulden — wieder wie ein unübersteiglicher Felsblock in seinem Wege lag und ihm freien Blick und freien Schritt hemmte. Die Folge war, daß er noch am selben Tage mit Sack und Pack ohne Abschiedswort von mir fort und in ein alleinstehendes Haus zog, das zwischen meiner Wohnung und der Villa des Generals lag — in den sogenannten „Outlander“, ein schmales, dunkles, leicht gebautes Holzhaus, das ich seiner Bauart und exponierten Lage halber für ihn gerade nicht gewählt hatte. Wie viel zu diesem Entschluß der Umstand beitrug, daß er aus den Fenstern des Outlanders die Thüren und Fenster der Villa Bella sehen und dem unseligen Feuer, das ihn verzehrte, beständig Nahrung zuführen konnte — wie viel das dabei mitsprach, ich weiß es nicht.

Ich meine immer, ich sehe ihn noch vor mir, wie er so blaß und still dort am Fenster stand, die Stirne mit den davor gefalteten Händen an die Scheiben gedrückt, und mit dem finstern, leidenschaftlichen Blick, der seine Augen kaum mehr verließ, nach dem Hause starrte, wo Sinaide ein- und ausging.

Daß die Menschen — wenige waren es noch in dieser Zeit — mit einer Art scheuer Verwunderung nach ihm hinaufblickten, wenn er dort so stand, das schien er nicht zu bemerken, jedenfalls beachtete er es nicht.

So gingen ein paar Tage hin, bis ich eines Morgens zu Frau v. Redebusch gerufen wurde, die an einem Rückfall ihres alten Leidens daniederlag. Als ich aus dem Krankenzimmer kam, fand ich Annie allein, mit einer ihr sonst fremden Hast beschäftigt, allerlei Kleinigkeiten in der Wohnung zusammenzuräumen. — Auf meinen stummen, fragenden Blick sagte sie nur mit einem müden Lächeln: ‚Verzeihen Sie die Unordnung hier — wir wollen, sobald es Mutters Gesundheit erlaubt, nach der Stadt zurück — wir haben unsere Schiffe verbrannt!‘

‚Und Allan?‘ frug ich leise.

Sie schüttelte den Kopf und brach einen Augenblick in heißes, unbesiegliches Schluchzen aus — dann faßte sie sich schnell.

‚Er geht mich nichts mehr an,‘ sagte sie mit fremder Stimme, ‚ich habe ihm heute morgen geschrieben, daß ich nicht die Kraft fühlte, ihm mein Wort zu halten — es ist alles aus! Aber er soll sich keine Vorwürfe machen — ich bin selbst schuld, daß es so kam — nicht durch das, was ich gethan habe, sondern durch das, was ich bin, und das läßt sich wohl schwer ändern!‘

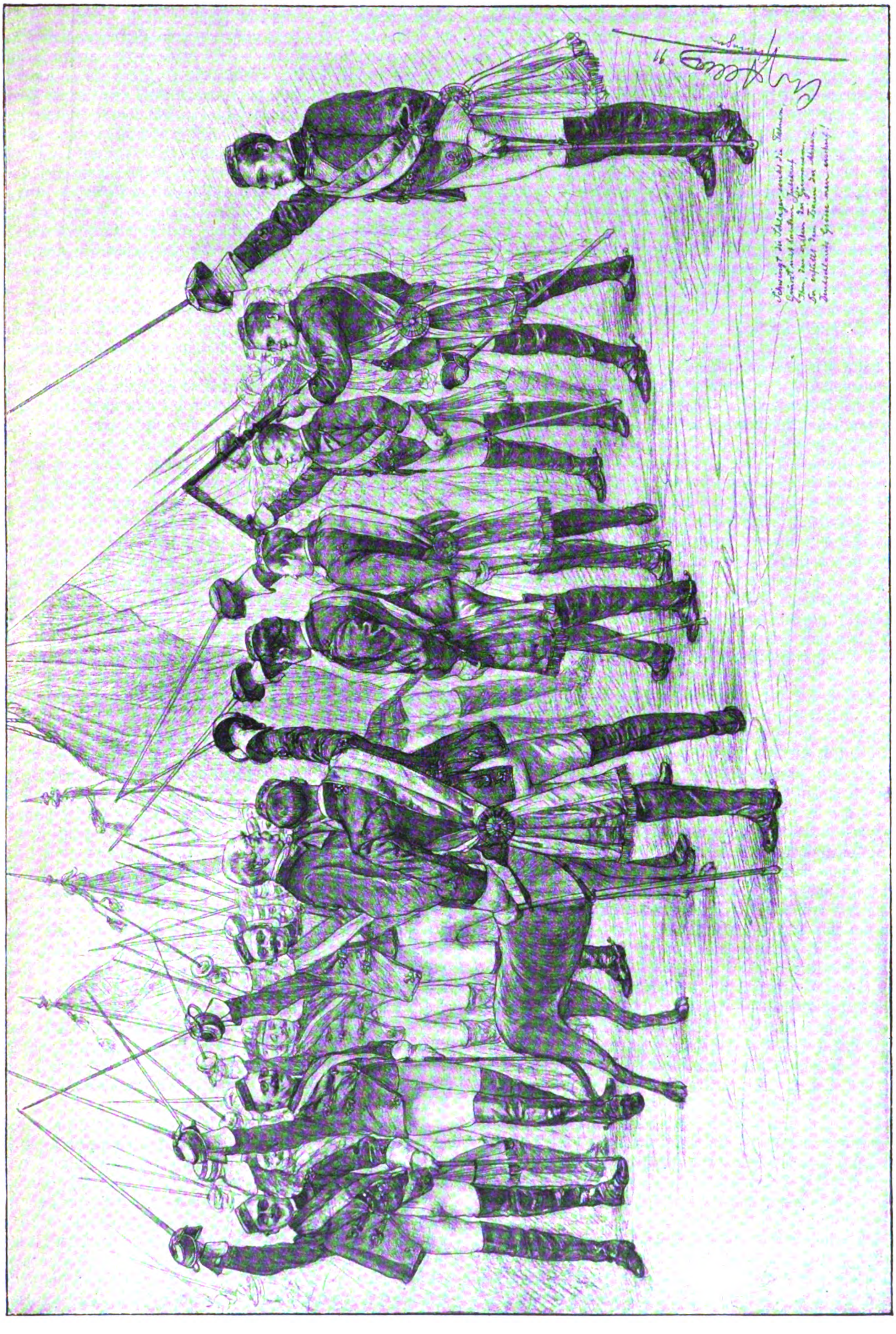
Und sie ging wieder an ihre traurige Arbeit, das Zimmer, das ihren zierlichen Händen seine Behaglichkeit verdankte, unwohnlich und schmucklos zu machen.

Ich verließ sie — was konnte ich ihr auch sagen? — und ging an meine Berufswege.

Es war ein unerträglich schwüler, dumpfer Tag, und dabei ein Wind, wie man ihn an der See öfter findet, der heiß und stäubend mit wildem Pfeifen daherfegt, Wolken von feinem Sand aufwirbelt und mit ihnen die ganze Länge des Strandes einhüllt — gewöhnlich ist solcher Wind der Vorgänger der Springflut und schwerer Stürme. Am Horizont lag ein kupferfarbener, blutigfinsterer Streifen unheildrohend unter einer schieferblauen Wolkenschicht — die Fischer kamen alle nach Hause und ihre braunroten Segel standen wie düstre Vögel rings auf dem Meere. Das kochte und brodelte wie ein riesiger Hexenkessel und schillerte wie ein Schlangenpanzer in einem stumpfen, widerwärtigen Grau.

Als ich nach stundenlanger Arbeit, müde und zerquält an Leib und Seele, wieder nach Hause und am Outlander vorbeikam, stand Allans Wirtin in der Thür und winkte mir sorgenvoll zu: ‚Herr Doktor, wollen Sie nicht nach unserm jungen Herrn sehen? Wissen Sie nicht, wo er ist? — wenn er sich nur nichts anthut!‘

Digitized by Google



Die deutsche Studentenschaft bei Bismarck in Kissingen 1890.

Aus der neuen „Gedächtnis-Ausgabe" des Prachtwerkes „Unser Bismarck" von C. W. Allers und Hans Kraemer.

‚Warum?‘ frug ich barsch — sollten die Menschen diesen großen Jammer für ihr müßiges Gerede benutzen?

‚Er hat ja heute früh einen Brief vom Gericht bekommen,‘ sagte die alte Frau schüchtern und erschreckt durch meinen Ton, ‚und als er den gelesen hatte, wurde er so kreidebleich, daß ich sagte: ‚Ach Gott, Sie sehen ja aus, als wenn das Haus mit Ihnen zusammenstürzte!‘ Da lachte er so sonderbar und sagte: ‚Es ist auch ungefähr so — wenn der Doktor kommt, sagen Sie ihm nur, ich hätte meinen Prozeß verloren — ist das nicht spaßhaft?‘ und dabei lachte er wieder, als wenn er ganz verwirrt wäre. Mir wurde angst und bange, Herr Doktor — und jetzt ist er nach der Villa Bella zu gegangen, aber ob er dort ist, das weiß ich nicht — und der Sturm ist doch auch nichts für seinen Husten!‘

Ich ließ sie gedankenlos an mich hinreden — mir sauste und summte es vor den Ohren, daß ich nicht wußte, ob der Sturm draußen oder mein eignes, erregtes Blut diesen unheimlichen Singsang ausführte — wortlos nickte ich der verwunderten Frau zu und ging nach Hause.

Ich hatte das sichere Gefühl, er würde zu mir kommen — und wo hätte ich ihn denn suchen sollen? Bei Sinaide? Das war ja unmöglich — in welcher Eigenschaft konnte ich nach unserer letzten Unterredung das Haus ungerufen betreten, nachdem er zudem jede Einmischung meinerseits so gänzlich von der Hand gewiesen hatte?

So saß ich wartend in meinem Zimmer — es war noch früher Nachmittag, aber so düster draußen, daß es schon ganz dämmerig schien, da stand er plötzlich vor mir wie vom Sturm hereingeweht — totenblaß, ohne Atem — ohne Besinnung — mit einem so verstörten, entsetzten Ausdruck, daß ich im ersten Augenblick die Hände wie abwehrend gegen ihn ausstreckte, als sähe ich einen Geist. Erst dann faßte ich mich gewaltsam, um zu ihm zu sprechen.

Aber er kam mir zuvor.

‚Rütgers,‘ begann er mit seltsamer, tonloser, gequälter Stimme, ‚sage mir die Wahrheit — gieb mir dein Ehrenwort, daß du mir die Wahrheit sagst, wenn ich dich jetzt etwas frage!‘

Es handelt sich um Sinaide, sagte ich zu mir selbst, dann laut: ‚Ja, mein Junge, ich gebe dir mein Wort — ich sage dir die Wahrheit — ich thue es immer, wenn ich es kann!‘

Er fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn und sprach wie jemand, der eben übermäßig rasch gelaufen ist, mit kleinen, zitternden Atempausen zwischen den Worten: ‚Ist es wahr, Rütgers — bin ich krank? — bin ich *so* krank?‘

Ich zog ihn liebevoll neben mich aufs Sofa — mir war, als sollte mir das Herz brechen; aber ich durfte ihn doch nicht belügen.

‚Ja, mein armer, lieber Junge, du *bist* krank,‘ sagte ich möglichst sanft und ruhig, ‚aber wer hat dir das gesagt?‘

‚Sinaide!‘ erwiderte er dumpf und ließ den Kopf sinken, als wenn ihn eine Last niederbeugte.

‚Das hat sie gewagt?‘ knirschte ich — mir stürzte alles Blut zum Herzen.

‚Ich bat sie — ich fiel ihr zu Füßen — da sagte sie erst: ‚Wenn ich doch nicht will‘ — so recht überdrüssig und ungeduldig — und dann sagte sie — ich weiß die Worte noch ganz genau, sie haben sich mir wie Glasscherben in die Seele geschnitten — sie sagte: ‚Und außerdem, mein lieber Herr von Senden, sind Sie ja viel zu krank‘ — zu krank! zu allem, Rütgers, ja? zu allem? auch zum Leben?‘

Seine Augen brannten mit so verzweifelter Furcht auf meinem Gesicht, daß ich es fast nicht ertrug — ich strich ihm beschwichtigend über das Haar und sprach zu ihm wie zu einem Kinde, dem man die Gespensterangst ausredet: ‚Nein, mein lieber Junge — Gott verhüte, daß du dir solche Gedanken machst — so steht es nicht!‘

Er sah mich, ruhiger werdend, an — dann nickte er ein paarmal langsam vor sich hin.

‚Ich weiß jetzt genug — du brauchst mir nichts mehr zu sagen — es ist ja vielleicht am besten so!‘ erwiderte er mit seiner seltsam klanglosen Stimme, ‚laß mich jetzt ein paar Stunden allein mit mir — ich muß mir selbst aus dem Wege kommen!‘

Ich wollte ihn aufhalten oder ihm folgen — das weiß ich nicht mehr zu sagen; aber in dem Augenblick kam ein Trupp Menschen, der einen Verunglückten brachte, er war am Verbluten — ich durfte da nicht weggehen — und ich konnte Allan nicht zurückhalten — er war fort.

Nie habe ich gedankenloser, bewußtloser meine Arbeit gethan als in jenen Augenblicken — ich verband den armen Teufel da vor mir so gleichgültig, als wäre er ein Stück Holz — und dabei war es ein schwerer Fall, er hielt mich wohl eine Stunde lang auf.

Sowie ich mit gutem Gewissen fort konnte, stürzte ich aus dem Hause — ins Seeschloß. Allan war nicht da — ich schrie, den Sturm übertönend, jeden Vorübergehenden mit der Frage an, ob er ihn gesehen hätte — keiner wußte von ihm! Ich ging an den Strand — da war weit und breit kein Mensch — der heiße Sturm hatte alles in die Häuser gefegt, und wie ich mich einsam und keuchend gegen die Gewalt dieses Luftstroms am Meer entlang kämpfte, flogen mir die Wirbelwolken von spitzem Seesand so höhnisch in die Augen, als wollten sie sagen: Such' du nur!

Schließlich kehrte ich verzweifelt um und ließ mich vom Sturme mehr tragen als ich ging — es war schon ganz finster.

Als ich nach Hause kam, umlagerte eine Menschenmenge meine Thür — man hatte mich erwartet. Sie hatten ihn unten am Strande gefunden — ohnmächtig infolge eines Blutsturzes — und jetzt war er in den Outlander getragen und auf sein Bett gelegt worden.

Er atmete noch schwach, aber er atmete doch, und ich dankte Gott dafür, obwohl ich in diesem Augenblick ihm mehr gedankt haben würde, wenn ich den leisen Ton nicht mehr vernommen hätte. Diese Nacht werde ich nie vergessen!

Der Sturm! — ich habe nie vorher und nie nachher einen gleichen erlebt — das leichte Haus schien sich unter seinem Griff zu biegen und hin und her zu schwanken! Der Sturm! Er tappte die ganze Nacht wie ein fürchterlicher blinder Riese in dem finstern Hause herum und schlug mit gewaltigen, zornigen Fäusten an die Fenster und schüttelte die Wände, daß der Sand hinter den Tapeten mit knirschendem Ton niederrieselte. Dann fuhr er wieder mit einem pfeifenden, jammernden Ton ums Haus, daß es klang wie der Schrei einer hoffnungslosen, verlornen Seele — und dabei kämpfte die ganze Nacht hindurch ein armes gequältes Menschenkind seinen stummen Kampf um Leben und Tod!

Gesprochen hatte er während dieser Stunden nicht — nur einmal gab er mir ein Zeichen, daß ich mich zu ihm herunterbeugen sollte, und sagte — eigentlich nur durch Lippenbewegungen: ‚Nicht wahr, wenn du sie siehst, dann fragst du sie einmal, ob sie sich denn nie etwas aus mir gemacht hat? Es ist mir eigentlich heute alles gleichgültig — aber das frage ich mich doch immer, und deswegen kann ich nicht schlafen!‘

Ich nickte ihm zu — sprechen konnte ich nicht.

Gegen Tagesanbruch ließ der Sturm nach, aber das Meer brüllte immer noch wie ein wütendes Tier, das um sein Opfer betrogen worden ist, und schien mit jedem Augenblicke näher zu kommen. Allan fuhr mit den Händen nach dem Kopfe, wie in Verzweiflung: ‚Die See soll einen Augenblick still sein!‘ flüsterte er mit seiner tonlosen Stimme, ‚ich kann es nicht mehr aushalten!‘

Und dazu dies Haus, das jeden Ton, jeden Luftzug durchließ!

Ich ging einen Augenblick von ihm fort und trat vor die Thür. Der kalte, blasse Morgen lag freudlos über der ungeheuern Weite, die aus einem wüsten Gewirr tobender, schäumender Wasser zu bestehen schien — in der Ferne glimmte ein feuriges Morgenrot auf wie eine Kriegsfackel.

Ich starrte gedankenlos, erschöpft und wirr auf dies Bild — in meinem Kopfe wirbelten die Gedanken ebenso wild durcheinander wie die Wellen da unten. Wo soll er hin? Hier im Outlander konnte er nicht bleiben — noch eine solche Nacht, und der schwache Lebensfaden riß. In mein Haus, wo den ganzen Tag Menschen kamen und Menschen gingen, konnte ich ihn auch nicht nehmen — und ins Seeschloß? Zu denjenigen, denen er so weh gethan — in deren Herz er den Dolch gestoßen und umgekehrt hatte — wenn auch nicht aus Schlechtigkeit, so doch aus krankhafter, unmännlicher Schwäche? Und doch tauchte vor meinem Geist das Seeschloß wieder und wieder auf — mit seinen dicken Steinmauern und seinen großen, luftigen Zimmern — und ich sagte mir mit furchtbarem Herzweh, daß es ja aller Voraussicht nach nicht auf lange sein werde.

Digitized by Google

Als der Morgen etwas weiter vorgeschritten war, so daß ich erwarten durfte, Mutter und Tochter schon wach zu finden, ging ich hinüber. Frau v. Redebusch war zum erstenmal seit ihrer Krankheit aufgestanden und saß noch matt und müde im Lehnstuhl. Annie war nicht zu sehen.

Frau v. Redebusch streckte mir die Hand entgegen. ‚Ich bin noch so schwach, Herr Doktor,‘ sagte sie in ihrem klagenden Ton, ‚und dabei will Annie abreisen — sie denkt ja doch sonst immer an mich — aber sie ist wie ausgetauscht. Ganz unverständig seit ein paar Tagen — ich kenne sie gar nicht wieder!‘

Ich antwortete kurz und beruhigend und begann dann in fliegenden Worten das Geschehene zu berichten, zu erzählen, wie Allan auf den Tod läge, wie alles davon abhänge — nicht für seine Genesung, an die glaubte ich nicht — aber für die augenblickliche Erleichterung furchtbarer Stunden — daß er in eine ruhige, behagliche Umgebung käme, und ich brachte stockend und zaghaft meine Bitte vor, ihn hierher bringen lassen zu dürfen. ‚Aber können wir es Fräulein Annie zumuten?‘ schloß ich sorgenvoll.

Frau von Redebusch winkte mir mit der Hand ab.

‚Das kann ich nicht sagen, Herr Doktor — mir scheint, sie hat genug gethan und ertragen um dieser unglückseligen Geschichte willen. — Was ich thäte, das weiß ich — aber was sie thäte, das müssen Sie sie selbst fragen!‘

Und ich frug sie, als sie mit ihrem stillen Friedensgesicht, das sich schon wieder zu seinem alten Ausdruck durchzukämpfen begann, in die Thür trat — ich frug sie, und sie antwortete sofort, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen — sie sagte nur: ‚Und warum ist er noch nicht hier?‘

Am selben Nachmittag trugen wir ihn ins Seeschloß, in eines der großen, hellen Hinterzimmer, nach Süden gelegen, in denen selbst an unruhigen Tagen das Meer nur wie aus traumhafter Ferne zu hören war, in denen es bei stillem, schönem Wetter nach Lavendel und Sonnenschein duftete und durch deren offene Fenster die Bienen und Citronenfalter surrend ein- und ausschossen.

Dort legten wir ihn zu Bett — und als ich Annie hereinrief, als sie beim Anblick seines veränderten und verstörten Gesichtes, seiner keuchenden Brust und seiner angstvollen Augen so gefaßt, so ruhig, so still blieb, sich so einfach liebevoll über ihn beugte und ihm die Hand auf die Stirn legte, als hätten sie sich vor einer Stunde erst getrennt — als der gespannte Ausdruck seiner Züge sich unter dieser Hand so sachte löste und sich in ein stilles, müdes Ruhen verwandelte — da ging ich getrost meiner Wege — ich wußte ihn in guten Händen!

Der Sturm draußen hatte auch nachgelassen; er schleppte sein Gewand düsterer Wolken noch in einzelnen, großen, zerflatternden Fetzen am Himmel hin, zwischen denen es schon wieder leuchtend blau und sieghaft hervorglänzte. Die Sonne brach durch — und alles sah so strahlend, so frisch, so herrlich aus — die Natur kämpft ihre schwersten Kämpfe durch, ohne daß ihr ewig schönes und junges Antlitz eine Spur davonträgt, und nur wir armen Minutengeschöpfe bezahlen jeden rascheren Pulsschlag mit unseren Kräften und mit unserem Herzblut.

Ich ging zur Villa Bella. Der General und Sinaide saßen in dem offenen Vorsaal, in dem ich Allan zum erstenmal diesem — Geschöpf gegenüber gesehen hatte. Sie schenkte dem Großvater eben, als ich kam, mit ihrer ganzen kätzchenhaften Grazie den Thee ein; als sie mich sah, lächelte sie mich so unbefangen, so glückstrahlend und aufleuchtend an, als hätten wir einander nie anders gegenübergestanden.

‚Nun, Herr Doktor — wo haben Sie sich denn so lange versteckt?‘ rief sie mir mit ihrer lieblichen Stimme entgegen, ‚wir sind schon fast vor Sehnsucht nach Ihrem ernsthaften Gesicht gestorben — nicht wahr, Großpapa?‘

Der alte Herr, der seine Stimmungen bewußt und unbewußt immer nach den ihrigen richtete, begrüßte mich auch freundlich und wies auf einen Stuhl neben sich.

Ich dankte kurz und blieb stehen. Ich war in der ersten Minute wirklich unfähig, ein Wort hervorzubringen — ich hätte sie mit den Händen packen und fortschleudern mögen wie ein schädliches Tier, und ihre Schönheit hatte jede Macht über mich verloren! Etwas davon mochte wohl in meinen Augen zu lesen sein, als ich so vor ihr stand.

Der General erhob sich, als das Schweigen fortdauerte, verlegen, murmelte etwas von Cigarrenholen und verließ das Zimmer.

Wir beide blieben allein.

Sie trat dicht zu mir heran und sah mir von unten her in die Augen. ‚Sie sind böse, weil ich Ihren Freund gestern etwas hart angelassen habe!‘ sagte sie in ihrem einschmeichelndsten Ton, ‚aber was wollen Sie denn? — es ist nicht meine Schuld — es ist mein Schicksal! Ich habe meine Puppen auch immer am dritten Weihnachtsfeiertage in die Ecke geworfen — ich war seiner so überdrüssig, er nahm es so langweilig ernsthaft!‘

Ich sah sie finster und drohend an.

‚Ich habe einen Auftrag an Sie,‘ begann ich kurz und herb, ‚ich soll Sie in — seinem Namen etwas fragen! Sagen Sie mir einmal: haben Sie sich nie etwas aus ihm gemacht, nie im Ernst?‘

Sie kniff einen Augenblick die Augen zusammen, als besänne sie sich. ‚O ja!‘ sagte sie dann ganz unbefangen, ‚so im Anfang — er ist ja so sehr hübsch — und auch sehr liebenswürdig — da habe ich ihn wirklich sehr gern gehabt — zwei Tage lang!‘

‚Zwei Tage!‘ sagte ich vor mich hin, ‚nun, das ist ja schon eine ganze Weile!‘

Der General kam zurück und bot mir eine Cigarre an — ich dankte — ich wartete von Augenblick zu Augenblick, ob nicht eins von den beiden fragen würde: ‚Wie geht es ihm denn?‘ Als das aber nicht geschah und sie in den unbefangensten Plauderton verfielen, da berichtete ich kurz und ohne ausschmückende Redensarten, was gestern vorgefallen war — daß er einen schweren Blutsturz gehabt habe und auf den Tod läge, daß sein Leben möglicherweise nur nach Stunden oder Tagen noch zähle.

Der alte Herr — zu seiner Ehre sei es gesagt — wurde blaß und ging ein paarmal hastig im Zimmer auf und ab; er warf einen scheuen Blick auf seine Enkelin, der fast aussah, als fürchtete er sich vor ihr.

Und sie? Sie sagte: ‚Ach, das ist ja sehr traurig — das thut mir wirklich sehr leid! Weißt du, Großpapa, da wollen wir doch heute nachmittag lieber einen anderen Weg fahren — nicht am Seeschloß vorbei — es könnte den armen Herrn von Senden stören — und es bringt einen auch so um die Stimmung!‘

‚Sie sind von einer unendlichen Güte und Rücksicht, mein gnädiges Fräulein!‘ sagte ich mit schneidendem Ton und ging meiner Wege.

Als ich eben über die Schwelle getreten war, sagte ich laut vor mich hin — so laut, daß ich erschrak, denn sie mußte es fast gehört haben: ‚Und um die!‘ — und damit war dieses Kapitel aus unserer Geschichte beendet.

Sie hatte Allans Straße gekreuzt wie ein Komet, der seinen prachtvollen, feurigen Schweif hinter sich her schleppt — verwüstend, wo seine Bahn geht — und dann weiter ins Blaue des Nachthimmels hineinstürmt, um wo anders wieder zu zerstören — die Natur mag ja auch solche Elemente brauchen — sonst würden sie wohl nicht da sein!

— — — — — — — — — — — —

Nach wenigen Tagen stand die Villa Bella leer — im offenen Wagen fuhren die Bewohner davon, der große gelbe Hund sprang in ungeschickten Sätzen um den Wagen herum, als sie am Seeschloß vorbeifuhren, und Sinaide lachte über ihn wie toll — das ist das letzte, was ich von ihr gesehen und gehört habe.

Allan begann sich inzwischen langsam ein wenig zu erholen — es kam ihm körperlich zu statten, daß er geistig und gemütlich wie gebrochen war, und wiederum machte seine körperliche Schwäche ihn unfähig, sich innerlich zu erregen, er lebte so hin — wenn man das ‚leben‘ nennen darf: er atmete noch, er ließ sich bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen — zu schlafen — zu wachen — aber es war wie ein Scheindasein.

Er ging zwischen uns anderen herum wie durch eine unsichtbare Scheidewand von uns getrennt, wie das Schwerkranke so an sich haben, denen das Leben nichts mehr bietet, als daß es eben von Tag zu Tag noch gelebt sein will. Nach und nach wurde es etwas besser — er saß vor der Thür in der warmen Herbstsonne — erst regungslos — stundenlang; dann begann er mit seinem Stock ein wenig im Sande zu kritzeln — das begrüßten wir schon als einen Fortschritt.

Digitized by Google

Annie war unverändert neben ihm. Die Welt begrenzte sich für sie nach wie vor in seiner Persönlichkeit, sie wollte nichts, erwartete nichts, fürchtete nichts — sie lebte eben nur vom Augenblick und für den Augenblick und war dankbar, daß Allan da war, und daß sie für ihn sorgen und denken durfte.

Er nahm auch das mit seiner todmüden Gleichgültigkeit hin und lohnte es ihr zunächst kaum durch einen Blick.

Als seine Erholung fortschritt — gegen alles Erwarten! — ließ er sich täglich von ihr an den Strand hinunterführen — die Dorfkinder sahen den beiden nach, mit jener scheuen Neugier, die der Sterbenskranke im Lebensfrohen hervorruft.

Ein Stück am Strande abwärts lag seit Jahren ein altes Wrack — halb auf dem Lande, halb in der See — Moos und Tang hatten sich darangesetzt und Seetiere krochen träge und schlüpfrig zwischen den morschen Brettern herum.

Wie oft, wenn ich aus der Praxis kam, sah ich seine gebückte Gestalt sich gegen den blassen Herbsthimmel abzeichnen, immer in derselben Stellung — ich ließ ihn zuerst ruhig dabei, weil ich ‚Gewähren lassen‘ für ihn jetzt als das beste fand.

Als er aber täglich und immer wieder dort, und immer nur dort zu finden war, da ging ich einmal zu ihm hinunter.

Es war ein warmer, klarer Oktobertag von jener wehmütigen Schönheit, wie sie der Spätherbst noch manchmal wie einen Abschiedsgruß an die Welt hat.

Allan lag heute auf einer Felldecke im sonnendurchwärmten Sande. Ich streckte mich neben ihm aus, er nickte mir freundlich und still zu; seine alte, gutherzige Liebenswürdigkeit brach jetzt wieder durch wie ein schwacher Sonnenstrahl.

Wir sprachen zuerst beide lange nicht — dann nahm ich das Wort. ‚Warum sitzest du denn immer hier an dem Wrack, mein alter Kerl?‘ frug ich.

Er sah mit seinen müden, traurigen Augen zu mir auf.

‚Wir verstehn uns so gut, das Wrack und ich,‘ sagte er, ‚viel besser, als ich mich jetzt mit den Menschen verstehe — die wollen alle noch etwas — und hoffen etwas — und leisten etwas — das alles thun wir nicht mehr — das Wrack und ich. Sieh mal, das Schiff hier ist früher auch so mutig, so lustig in die Welt hinausgegangen — und jetzt ist es hier — es kann nicht mehr schwimmen — aber es geht auch nicht unter — manchmal scheint die Sonne darauf — und es liegt da so nutzlos und still — gerade wie ich!‘

Ich schwieg eine ganze Weile, weil ich einfach nicht sprechen konnte. ‚Du mußt hier nicht so sitzen und grübeln!‘ sagte ich dann, ‚davon wirst du nicht besser!‘

Er sah ruhig zu mir auf — wie schmal, wie schmal war das Gesicht! ‚Ach, Rütgers — das ist ja alles dummes Zeug; ich werde ja überhaupt nicht besser — das weißt du so gut wie ich!‘

‚Das weiß ich gar nicht!‘ sagte ich, ‚du kannst, nach meiner Ueberzeugung, ein langes Leben vor dir haben, wenn du jetzt vernünftig bist.‘

Er hob mit einem erschrockenen Ausdruck wie abwehrend beide Hände gegen mich auf.

‚Um Gottes willen nicht! Nur das nicht! Ein langes Leben — so ein Leben? Um jeden Atemzug kämpfen — sich einmal ein bißchen erholen — ohne Beruf — ohne Arbeit — jede Thür verschlossen, an die ich klopfe — würdest du mir das wünschen?‘

Wir schwiegen wieder beide eine ganze Zeit.

‚Und wenn ich noch um eines Menschen willen da wäre,‘ fuhr er fort, immer im selben träumerischen Ton, der wie aus unerreichbarer Ferne zu klingen schien, ‚wenn ich Eltern — Geschwister — irgend jemand hätte! Aber bei alledem noch so einsam — so grenzenlos einsam — keiner, der mich braucht — keiner, der mich entbehren würde — keinem nützlich und keinem nötig! Nein, auch dir nicht — sage nichts! Du würdest es dir und mir gern einreden — aber wenn du heute hörtest, Allan Senden ist — nicht mehr da‘ — er unterdrückte das Wort ‚tot‘! — ‚wenn du das heute hörtest, dann würdest du, bei aller Traurigkeit, dich doch sehr rasch mit dem Gefühl von meinem Namen abwenden: ‚Es war das beste für ihn‘ — und das wäre es ja auch! — Laß mich heute einmal sprechen,‘ fuhr er hastig fort, als ich etwas entgegnen wollte, ‚einmal nur! Wer weiß, ob ich's noch einmal kann — und was soll es denn schaden?‘

Er starrte eine ganze Weile auf das stille, sonnige Meer und schwieg. ‚Ich will dir etwas erzählen,‘ begann er dann wieder, ‚besinnst du dich noch, daß dir in den ersten Tagen, als ich hier war, eine Rauchschwalbe mit zerknicktem Flügel gebracht wurde, die so jämmerlich am Boden kroch? Du sagtest damals: das ist einer unserer wildesten Flieger — den hat die Katze gehabt. Gegen diese Schwalbe warst du so barmherzig und legtest ihr ein Tuch mit Chloroform auf den Kopf — da lag sie so schön still — weißt du noch? Und dann nahmen wir sie mit in ein Boot weit hinaus — und warfen sie ins Meer — der Mond schien gerade so glitzerig darauf, wie sie versank! Rütgers!‘ fuhr er fort, legte mir die Hand auf den Arm und sah mit seinen großen sprechenden Augen zu mir auf, ‚hast du nicht dieselbe Barmherzigkeit für mich? Ich krieche auch so mit geknickten Flügeln am Boden — mich hat auch die Katze gehabt — wenn einem Arzt einmal die Möglichkeit geboten wird, jemand so ganz heilen zu können — da sollte er doch nicht so hart sein!

Und jetzt laß mich allein!‘ fuhr er nach ein paar Augenblicken fort, ‚jetzt will ich wieder ein bißchen schweigen gehen. Laß mich allein!‘

‚Das thue ich nicht!‘ sagte ich rauh, um einer mich erstickenden, überwältigenden Bewegung Herr zu werden, ‚du sollst hier nicht so einsam herumsitzen! Stehe auf und komm' mit mir — ich sage dir, du wirst kräftiger werden und die Lust zum Leben wird wiederkommen — glaube mir doch — hast du mir denn nicht sonst immer geglaubt?‘

Er stand zögernd und widerwillig auf und warf noch einen fast zärtlichen Blick auf das Wrack. ‚Bis morgen!‘ sagte er vor sich hin.

Wir gingen langsam, langsam am Strande zurück. Die Ebbe war eingetreten, und im weichen Sande liefen die langen krausen Linien entlang, wie sie die Wellen manchmal zurücklassen. Er blieb stehen und starrte gedankenvoll darauf nieder.

‚Siehst du?‘ sagte er, ‚hier hat das Meer so in den Sand geschrieben — wer weiß, was das für Geschichten sind — wenn man sie nur lesen könnte! Vielleicht sind sie ebenso traurig wie meine! Und dann wäscht die nächste Flut sie weg — und es ist alles wieder, wie es gewesen ist, und keiner hat die Geschichten gelesen und verstanden!‘

Gegen Abend — kurz, ehe Allan ins Theezimmer kam, was er jetzt wieder öfter thun konnte, suchte ich Frau von Redebusch und Annie auf. Ich erzählte ihnen von meinem Gespräch mit Allan — ich sprach vom hereinbrechenden Herbst mit seinen kürzeren Tagen und rauhen Stürmen — und auch von meiner Ueberzeugung, daß Allan, sobald es sein Zustand irgend gestatte, nach dem Süden gehen und dort für Jahre, vielleicht für immer bleiben müsse — ich hatte es ihm selbst schon gesagt.

‚Aber wer soll denn mit ihm gehen?‘ fügte ich sorgenvoll hinzu, ‚der arme Junge hat ja keinen Menschen auf der ganzen weiten Welt!‘

Annie hatte am offenen Fenster gesessen und still, still zugehört — ihre helle Gestalt hob sich scharf gegen das Dunkel ab; wir hatten noch kein Licht im Zimmer, und nur der blasse Mond zeichnete das schwarze Fensterkreuz auf den weißen Boden.

Jetzt stand sie auf und trat zwischen die Mutter und mich, sie nahm unsere beiden Hände, und ich wußte in demselben Augenblick, was sie thun wollte und thun würde.

‚Ich werde mit ihm gehen!‘ sagte sie klar und fest und entschieden; ‚so lange er gesund und glücklich und reich war, konnte ich ihn allein lassen — jetzt kann ich's nicht mehr!‘

Und als in demselben Augenblick der müde, schleppende Schritt draußen erklang und näher kam — als Allan sachte die Thür aufklinkte und ins Zimmer trat, da ging sie ihm entgegen, so unbeirrt in ihrer reinen Unbefangenheit, als wären wir anderen gar nicht im Zimmer, als wäre sie schon so einsam mit ihm auf der Welt, wie sie's fortan sein wollte.

‚Allan,‘ sagte sie, zog ihn zu seinem Sessel und kniete neben ihm nieder, ‚du bist so allein, und wenn du fortgehst, bin ich noch viel mehr allein — darf ich nicht bei dir bleiben?‘

Er schwieg eine ganze lange Weile. ‚Mein Schutzengel!‘ sagte er dann endlich fast unhörbar und ließ den Kopf auf ihre

Digitized by Google

Fürst Bismarck an seinem Arbeitstisch in Friedrichsruh.
Aus der neuen „Gedächtnis-Ausgabe“ des Prachtwerkes „Unser Bismarck“ von C. W. Allers und Hans Kraemer.

Digitized by Google

Schulter sinken, ‚was für ein elendes Los suchst du dir aus! Du denkst doch nicht, daß ich dich glücklich machen könnte?‘

Sie strich ihm sanft das weiche helle Haar von der Stirn.

‚Als ob es darauf ankäme!‘ sagte sie mit ihrer tapferen jungen Stimme, die nur ein ganz klein wenig zitterte, ‚als ob es darauf ankäme! Und was nennst du denn glücklich? Für jeden Menschen hat das Glück ein anderes Gesicht! Glücklich sein heißt für mich, bei dir sein — dir notwendig sein — dir unentbehrlich sein, und werde ich das denn nicht werden, wenn du doch niemand anders hast?‘

Und nicht viele Wochen später stand ich mit Annies Mutter an einem stillen klaren schönen Tag am Strande. Wir sahen beide dem Schiffe nach, welches das eben getraute Paar übers Meer führte — unter eine heißere Sonne, von der wir hoffen durften, daß sie dem gelähmten Falken die Flugkraft wieder beleben werde.

Das Schiff schien am Horizont zu stehen — es wurde kleiner — und verschwand — da führte ich die alte Frau langsam vom Strande zurück in ihr einsames Haus.

‚So!‘ sagte ich, ‚nun wollen wir beiden Alten uns miteinander trösten und uns auf die Briefe freuen, die wir bekommen werden. Wie gut für mich, daß ich Sie hier habe — ich werde Sie sehr viel beanspruchen, wir haben ja beide ein Stück von unseren Herzen da mit hinaussegeln lassen!‘

‚Sie guter treuer Freund!‘ sagte die alte Frau und faßte meine Hand, ‚wenn es ein Glück auf Erden oder im Himmel giebt, da muß es Ihnen werden!‘

‚Nein,‘ sagte ich mit tiefstem Ernst, ‚nein, nicht mir, teuerste Freundin — nicht mir! Aber dem tapferen Kinde, das da seiner schweren Aufgabe entgegenzieht, und das Gott segnen möge!‘“

Die Trauerfeier in Friedrichsruh. (Zu den Bildern S. 553, 557, 578, 579 und 580.) Die tausendfältige Totenklage, welche der Trauer der Nation um ihren dahingeschiedenen Einiger herzergreifenden Ausdruck gab, hat bei allen Völkern der Erde das lebendigste Echo geweckt. Der Wiederhall von Bismarcks Ruhm erfüllte helltönend das Erdenrund, als abseits im stillen Sachsenwald, in dem schlichten Sterbezimmer zu Friedrichsruh, sein leiblich Teil von liebenden Händen dem Sarge zur ewigen Ruhe überantwortet wurde. In tiefer Stille und im engsten Kreise vollzog sich auch die Trauerfeier am Sarge, die sich nach den letztwilligen Anordnungen des großen Toten streng im Rahmen einer Familienandacht hielt und bei welcher allein das Kaiserpaar das trauernde Reich vertrat.

Gemäß der Sinnesart des Fürsten, die allem Schaugepränge zeitlebens abhold war, gemäß auch jener Stimmung seines Gemüts, die ihn in den acht Jahren seit seinem Rücktritt zum „Einsiedler von Friedrichsruh“ werden ließ, hatte er die Bestimmungen für sein Begräbnis getroffen. Vor allem aber war er dabei von dem Wunsche geleitet worden, mit seiner innig geliebten, ihm im Tode vorangegangenen Frau dieselbe Ruhestätte zu teilen. Als ihm am 27. November 1894 zu Varzin der Tod die treue Lebensgefährtin raubte — ein Verlust, den er niemals verwinden konnte —, da ließ er deren Sarg in einem zur Kapelle hergerichteten Gartenhäuschen im Park von Varzin beisetzen mit der Bestimmung, daß nach seinem Tod ein gemeinsames Mausoleum diesen Sarg und den seinen umschließen solle. Damals hatte er für die Errichtung des Mausoleums den Park von Schönhausen ins Auge gefaßt; inzwischen wählte er dafür einen Platz in der Nähe des Herrenhauses von Friedrichsruh: die diesem gerade gegenüber liegende waldumsäumte Anhöhe, auf welcher die prächtige Hirschgruppe Aufstellung gefunden hat, die als Geschenk von Anhaltiner Verehrern zum achtzigsten Geburtstag des Altreichskanzlers nach Friedrichsruh gestiftet worden war. „Hier ist's wohl paßlicher,“ meinte er, „denn in Schönhausen bin ich doch eigentlich schon lange ein Fremder.“ Auch seine Grabschrift hat der letzte Wille des Entschlafenen festgestellt, in Worten von lapidarer Einfachheit, die ein ergreifendes Bekenntnis bergen; sie lauten: „Fürst Bismarck, geboren 1. April 1815, gestorben . . . . ., ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten.“

In pietätvoller Erfüllung der Wünsche ihres heißgeliebten Oberhauptes hat die Familie sich an seine Anordnungen gehalten. Als in der Nacht vom 30. Juli der Tod für immer die mächtigen Augen geschlossen hatte, deren leuchtender Glanz im Leben Unzähligen Quell der Begeisterung war, als der treue Leibarzt Schweninger, der das kostbare Leben des großen Kanzlers der Nation so lange zu erhalten wußte, die furchtbare Gewißheit seines Hinscheidens festgestellt hatte, da wurden von Bismarcks ältestem Sohn, dem nunmehrigen Fürsten Herbert, sogleich die erforderlichen Schritte gethan, um die Ruhe des Toten vor jeder Störung zu bewahren. Forstbeamte von Friedrichsruh hielten abwechselnd am Sterbebette die Totenwacht, bis sie am 1. August von den Halberstädter Seydlitzkürassieren abgelöst wurden, welche auf Befehl des Kaisers zum Ehrendienst am Sarge ihres verstorbenen Chefs erschienen. Nur wenigen bewährten Freunden des Hauses, darunter dem Maler Franz Lenbach, der uns die Heldenzüge des Lebenden in immer neuer Auffassung so wunderbar lebensvoll dargestellt hat, und einzelnen Würdenträgern, war es vergönnt, das Antlitz des Toten zu schauen, dessen Anblick um so ergreifender wirkte, als ein täuschender Schein des Lebens seinen milden Ausdruck verklärte. Fürst Hohenlohe, der am Abend des 1. August aus Berlin eintraf, um dem von ihm so hoch verehrten Vorgänger zu huldigen, wurde Zeuge der Verlötung des Sarges, welche der Einwirkung der Luft auf die durch Geheimrat Schweninger und Dr. Chrysander einbalsamierte Leiche vorbeugen sollte.

Das Einliefern der Kränze.

Nach dem Leben gezeichnet von Willy Werner.

Erst am dritten Tage nach Fürst Bismarcks Tode konnte Kaiser Wilhelm II in Friedrichsruh eintreffen. Als er die Nachricht von dem welterschütternden Ereignis empfing, befand er sich auf seiner Nordlandreise im Hafen von Bergen. Die Flagge der „Hohenzollern“ wurde sofort auf Halbstock gesenkt und der Befehl zu schleuniger Rückkehr gegeben. Unter dem Ausdrucke seiner tiefen Ergriffenheit eröffnete der Kaiser dem Fürsten Herbert telegraphisch, daß er beabsichtige, dem großen Toten im Dome zu Berlin an der Seite seiner Vorfahren die letzte Stätte zu bereiten. Gleichzeitig ließ er an das Reichsministerium des Innern die Weisung ergehen, eine große Trauerfeier auf dem Berliner Königsplatz ins Werk zu setzen, für welche auf dem Mittelrund der Auffahrt des Reichstagsgebäudes ein großer Katafalk hergerichtet werden sollte. Gegenüber den letztwilligen Verfügungen des Fürsten war dieser Plan, den großen Helden der Nation öffentlich im

Digitized by Google

Tode zu ehren, nicht auszuführen. Die Beisetzung des Sarges in dem noch zu erbauenden Mausoleum wird zu einer nationalen Totenfeier in den vom Entschlafenen gewünschten einfachen Formen wohl in einigen Wochen Gelegenheit geben. Der Kaiser beschränkte sich jetzt auf die Veranstaltung der kirchlichen Totenfeier, die am 4. August in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin unter Anwesenheit des Kaiserpaares, der Prinzen des königlichen Hauses, der Vertreter der Bundesregierungen, der höchsten Würdenträger des Reichs- und Staatsdienstes, der Geistlichkeit, der Armee und der Flotte, und der Delegierten des Reichstages, des preußischen Landtages und der städtischen Behörden stattgefunden hat. Vorher aber eilte der Kaiser nach seiner Ankunft in Kiel, wo er die Kaiserin traf, mit dieser am Nachmittag des 2. August nach Friedrichsruh, um an der Trauerfeier der Familie am Sarge des Fürsten teilzunehmen. Dieselbe bestand in einer Ansprache des in Friedrichsruh zuständigen Geistlichen des Dorfes Brunstorf, Pastor Westphal, welcher der gemeinsame Gesang von Chorälen vorausging und nachfolgte. Der schlichte Raum, der dem Verstorbenen bis zum Tod als Schlafzimmer gedient hatte, war im Laufe des Tages schwarz ausgeschlagen worden. Der Sarg stand ungefähr an derselben Stelle, wo das eichene Bett des Fürsten gestanden hat, in dem er seinen letzten Atemzug that. Eine in ernster würdiger Haltung nicht müde wurde, vor dem Portal zu stehen. Die untenstehende Abbildung zeigt uns nach einer Augenblicksaufnahme Gruppen von Leidtragenden vor dem Schloßpark, in der Mitte, sich mit mehreren ihm bekannten Herren unterhaltend, Bismarcks berühmtesten Maler, Lenbach, der sofort nach Empfang der Trauernachricht aus München herbeigeeilt war. Auch die gegenüberliegenden Höhen jenseit der Bahn waren am Tage der Trauerfeier, am 2. August, dicht besetzt.

Schon am Sonntag trafen ganze Wagenladungen von Kränzen und Sträußen mit der Eisenbahn ein, und mit jedem Tage wuchs dieser Blumenflor, der bald alle Zimmer, die zu dem düsteren Sterbegemach führten, mit Duft und Farbenglanz füllte. Prachtvolle Aufbauten der Blumenbindekunst, riesengroße Kränze aus Lorbeer- und Eichenlaub, an Rosen und Orchideen das Kostbarste, was die Zucht unserer Gärtner hervorbringt, Edelweiß, Gentianen und Alpenrosen aus Deutschlands Hochgebirgen, prangten neben schlichten Immortellenkränzen, welche die Liebe und Anhänglichkeit von ländlichen Bewohnern des Sachsenwaldes an den Gutsherrn zum Ausdruck brachten. Unter den Absendern war jeder Rang und Stand vertreten; in hohem Maße beteiligten sich die Deutschen im Ausland an diesen Liebesbeweisen. Als das Schloß keinen Raum mehr zur Aufnahme bot, erfolgte die weitere Aufstellung auf der

Vor dem Schloßpark in Friedrichsruh.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

kleine Gruppe von Koniferen, Buchsbaum und Lorbeer umschloß das Kopfende des auf einem Katafalk ruhenden Sarges. Zwei kunstvolle zwölfarmige silberne Leuchter erhoben sich zu Häupten desselben, zu Füßen brannten zwei mächtige Altarkerzen, deren rötlichgelbe Färbung gegen das blendende Weiß der Stearinlichter auf den Leuchtern in dem nach außen verhangenen Raum merkwürdig abstach. Vier große Kränze bedeckten den Sarg, die von Angehörigen der Familie stammten; unterhalb des Sarges hatte der Kranz eine Stelle gefunden, welchen Fürst Hohenlohe überbracht hatte. Nach dem Betreten des Raumes legte der Kaiser den von ihm mitgebrachten Kranz nieder.

Trotzdem die Kunde von der strengen Absperrung der Todesstätte sich schnell verbreitet hatte, war das stille Friedrichsruh während dieser Trauertage zum Wallfahrtsort für viele Tausende geworden. Nicht bloß aus der näheren Umgebung und Hamburg — auch aus weiter Ferne waren sie gekommen, um ihre Blumenspenden für den Sarg persönlich zu überbringen. Unser Bild auf S. 553 stellt die Ansammlung derjenigen dar, die am Sonntag Morgen unter dem ersten Eindruck der Todesnachricht vors Schloß gekommen waren. Bereits am Sonntag Mittag hatte die sofort verfügte Absperrung des Hauses für das größere Publikum einen militärischen Charakter erhalten; hinter dem Gitterthor, durch das bei den regelmäßigen Spazierfahrten des Kanzlers der Austritt des fürstlichen Wagens erfolgte, stand ein Doppelposten der vom Altonaer Infanterieregiment Nr. 31 eingetroffenen Ehrenkompagnie, während vor dem Eingang ins Schloß später Seydlitzkürassiere Wache hielten. Von den Vorgängen im Innern drang kein Laut zu der harrenden Menge, die großen Rasenfläche vor dem Schloßeingang im Park, deren Grün sich schnell in einen prachtvollen Blumenteppich umwandelte. Dann ging man daran, das Schloß selbst mit einer Art Blumenhecke zu umziehen, indem die weiter eintreffenden Kränze und Palmenzweige rings an die Hauswand gelehnt wurden. Unser Bild auf S. 557 versetzt uns inmitten dieses Liebeswerkes unter den gewaltigen Linden, die den Platz überschatten. Der Duft all dieser Blumen und Zweige umquoll wie eine Wolke von Opferrauch die Stätte des Todes, ein Liebesopfer der deutschen Nation, dargebracht dem teuren Helden, der sie zum Reiche geeint und zu Macht und Ansehen emporgeführt hat.

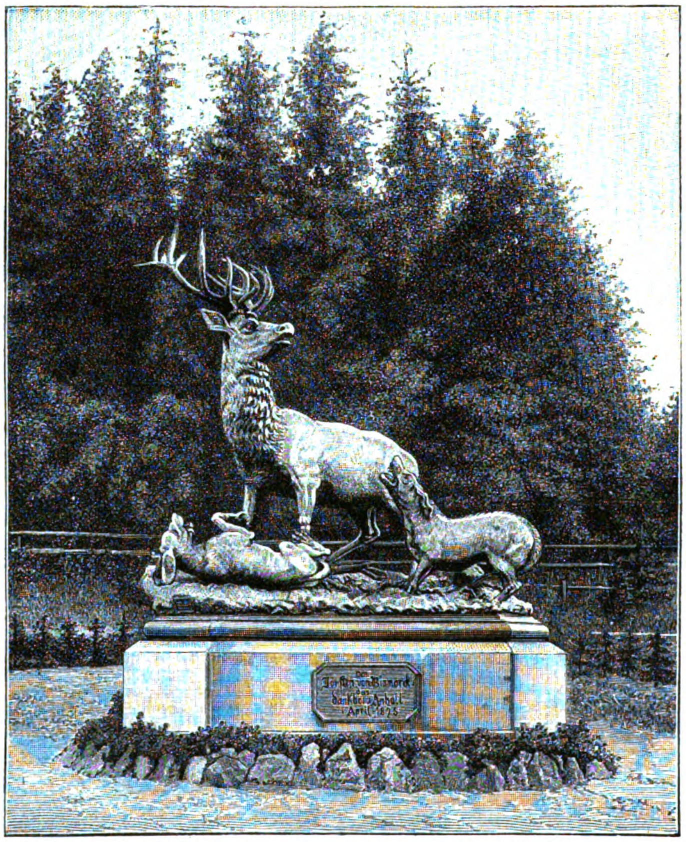
„Requiem.“ (Zu dem Bilde S. 549.) Ein Sinnbild der Totenklage hat Gabriel Max in der Frauengestalt geschaffen, welcher er die Bezeichnung „Requiem“ gegeben hat. Großartige Werke der Kirchenmusik führen denselben Namen, Werke, in denen viele der bedeutendsten Komponisten die Motive und die Gliederung der katholischen Seelen- und Totenmesse machtvoll ausgestaltet haben zu den ergreifendsten Wirkungen. Der Name stammt von den Anfangsworten der Messe: „Requiem aeternam dona eis“ („Die ewige Ruhe gieb ihnen“); Palestrina, Haydn, Mozart und Cherubini, Schumann, Lachner, Verdi und Brahms haben die herrlichsten dieser Tonwerke geschaffen. Den Genius dieser Trauermusik hat Gabriel Max darstellen wollen. Die gewaltige Kirchenkerze mit dem wallenden Trauerflor, welche die Gestalt in der Rechten trägt, ist dafür ein bezeichnendes Attribut.

Die deutsche Studentenschaft bei Bismarck in Kissingen 1890. (Zu dem Bilde S. 573.) Unter den großartigen Huldigungen, welche

Digitized by Google

dem „Altreichskanzler" im Sommer 1890 aus allen Kreisen der Nation dargebracht wurden, war diejenige der deutschen Studenten am 10. August vom feurigen Enthusiasmus begeisterter Jugend getragen. Dem in Kissingen zur Kur weilenden Fürsten wurde an diesem Tage von einer zahlreichen Abordnung der Studentenschaft fast aller deutschen Universitäten ein Ehrenhumpen festlich überreicht. Fahnen wehten, Schläger blinkten, donnernder Jubel brauste ihm entgegen, als er zum Danke unter die Versammelten trat. Es war ein ergreifender Anblick, die hochaufgerichtete Gestalt des eisernen Kanzlers inmitten der Vertreter von Deutschlands studierender Jugend zu sehen, und ergreifend waren auch die Worte, in denen der Fürst die Bedeutung des historischen Momentes zusammenfaßte. „Wir gehören zwei verschiedenen geschichtlichen Generationen an," sagte er, „ich derjenigen Kaiser Wilhelms I, der kämpfenden, erwerbenden, erbauenden, die im Abscheiden begriffen ist. Ihnen gehört die Zukunft, an deren politischer Gestaltung Sie in Amt und Würden, auf der Kanzel, im Parlament oder wenigstens als Wähler mitzuwirken berufen sind." Er warf einen Rückblick auf die schweren Kämpfe, unter denen der nationale Einheitsgedanke des deutschen Volks zur Verwirklichung kam, und feierte die deutschen Universitäten als die Träger dieses Gedankens schon zu einer Zeit, als an eine politische Verwirklichung desselben noch nicht zu denken war. Dann rief er die heutige Generation deutscher Studenten auf, die ihnen überlieferte Verfassung des Reichs als heiliges Vermächtnis zu hüten. Er schloß mit der Mahnung „an die Träger des nationalen Gedankens auf den deutschen Hochschulen, die den prometheischen Funken des Nationalgefühls auf die künftigen Geschlechter übertragen", sich daran zu gewöhnen, in jedem Deutschen zuerst den Landsmann, nicht den politischen Gegner zu sehen. Dann trank er unter jubelndem Zuruf aus dem kostbaren Humpen auf das Wohl der deutschen Hochschulen, auf das Wohl der studierenden Jugend.

Der bedeutsame Vorgang ist damals von C. W. Allers auf dem Bilde festgehalten worden, das wir auf S. 573 wiedergeben. Er zeichnete es für das Prachtwerk „Unser Bismarck", dem wir auch das meisterhafte Porträt auf S. 577 entnehmen, welches den Altreichskanzler an seinem Arbeitstisch in Friedrichsruh darstellt. Das Werk „Unser Bismarck" von C. W. Allers und Hans Kraemer bildet in seinem Reichtum an unmittelbar nach dem Leben gezeichneten Bildern von wahrhaft künstlerischem Wert ein bleibendes Denkmal des eisernen Kanzlers, das ihn in unmittelbarster Natürlichkeit darstellt. Die soeben veranstaltete wohlfeile „Gedächtnis-Ausgabe" in Lieferungen wird dem Werk gewiß zu der volkstümlichen Verbreitung verhelfen, die es in vollem Maße verdient.



Die Hirschgruppe im Park von Friedrichsruh.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Elektrische Kirchenglocken. Die Technik der Glockengießerei hat sich neuerdings sehr gehoben, zumal seit die Herstellung großer und weittragender Glocken von vorzüglichem Wohlklang aus Gußstahl gelungen ist und besonders in Bochum gepflegt wird. So sind im Verlaufe der letzten Jahre mehrere Kirchen in den Besitz von Glocken gelangt, die an Größe und Stimme den Vergleich mit den berühmtesten Erzglocken der Vergangenheit nicht zu scheuen haben. Die größte Glocke der neu erbauten Georgenkirche in Berlin hat eine Höhe von fast 3 m, während ihr Umfang noch etwas größer als $8\frac{1}{2}$ m am Rande ist. Das Gesamtgewicht der drei Glocken dieses Geläutes beträgt über 350 Centner, und ebenso schwer sind die drei größten Glocken des fünfstimmigen Geläutes der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Solche Stahl- oder Bronzekolosse von 150 bis 200 Centner Gewicht in Bewegung zu setzen, erfordert indes bei der älteren Methode des Läutens durch menschliche Kraft ebensoviel Geschicklichkeit als Aufwand an Personen. Jede große Kirchenglocke verlangt zu ihrer Bethätigung eine Kraft von 5 bis 6 Männern, das Geläut der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche soll 22 Mann erfordern, und als zum erstenmal bei der Neueinweihung des Kölner Domes die große Kaiserglocke geläutet wurde, waren dazu 45 Soldaten nötig. — Um diese Arbeit des Glockenläutens zu erleichtern, ist neuerdings ein zum erstenmal bei den Glocken der Georgenkirche in Berlin angewandtes elektrisches Läutewerk durch das Zusammenwirken des Bochumer Gußstahlvereins und der Firma Siemens u. Halske konstruiert worden. Auf einer Welle sind so viele Seilscheiben, als Glocken vorhanden sind, lose befestigt oder mit ihrem Centrum aufgesteckt. Jede Seilscheibe trägt an ihrem Umfang befestigt ein Seil, dessen anderes Ende mit dem Schwingungshebel der Glocke in Verbindung steht. Ein zehnpferdiger Elektromotor setzt diese Welle mit ihren Scheiben in rasche Umdrehung. Dadurch werden gleichzeitig die Glocken, und zwar anfänglich nur leicht, dann immer stärker in Schwingung gebracht. Zur Ingangsetzung der drei Glocken der Georgenkirche in Berlin bedarf es nur $1\frac{1}{2}$ Minuten. Bw.

Ist Feueranzünden beim Gewitter nützlich oder schädlich? In manchen Gegenden herrscht der Brauch, beim Herannahen schwerer Gewitter kräftige, und namentlich stark rauchende Feuer anzuzünden, weil durch den Rauch die Blitzgefahr verringert werde; in andern hingegen löscht man sorgfältig jedes Feuer, weil Feuer und Rauch den Blitz anziehen sollen. Welche von beiden Ansichten hat nun recht, oder hat weder die eine noch die andere etwas für sich und beruhen sie beide auf einem Aberglauben?

Wie jetzt im „Archiv für Post und Telegraphie" mitgeteilt wird, ist das letztere keineswegs der Fall, vielmehr ist die erste Ansicht die richtige. Rauch und Verbrennungsgase schwächen thatsächlich den Leitungswiderstand der Luft. Das läßt sich durch einen einfachen Versuch beweisen. Elektrisiert man nämlich zwei Holundermarkkügelchen derartig, daß sie sich gegenseitig abstoßen, so genügt es, um sie zum Zusammenfallen zu bringen, daß man in ihrer Nähe, und zwar am besten etwas unterhalb, ein kleines Stückchen Holz zum Brennen bringt. Die aufsteigenden Verbrennungsgase nehmen der Luft ihr isolierendes Vermögen, die Spannung zwischen den beiden Kugeln hört auf, sie fallen zusammen. Da nun aber Blitzschlag eben nur da möglich ist, wo zwischen zwei Punkten in der Atmosphäre eine große Spannung herrscht, so folgt, daß durch aufsteigenden Rauch und Verbrennungsgase die Blitzgefahr vermindert und ein langsamer aber friedlicher Ausgleich bewirkt wird.

Doch nicht allein die Wissenschaft beweist die Richtigkeit dieser Behauptung, sondern auch die Statistik. Denn während nach dieser in ebenen Gegenden von 1000 Kirchen 6,3 und von ebensoviel Windmühlen 8,5 vom Blitz getroffen wurden, kamen auf 1000 Fabrikschornsteine nur 0,3 Blitzschläge. Dr. —dt.

Bitte um Fahrstühle. An den herrlichen Sommertagen, welche das goldene Sonnenlicht durchflutet, wen lockte es da nicht hinaus aus enger Stubenhaft! Auch unsere Leser werden in ihrer freien Zeit durch Gottes schöne Natur streifen, die Auge und Herz mit ihren Wundern erfreut. Und wer nicht gut zu Fuße ist, der läßt sich hinausfahren durch die duftenden Wiesen, in den lauschigen Wald, um Körper und Geist zu erquicken. Aber es giebt auch Menschen, denen es nicht so wohl wird. Das sind die unglücklichen Kranken, die nicht gehen und ihrer Armut wegen auch nicht fahren können, die Sommer und Winter, jahrein jahraus in der verdorbenen Luft ihres niedrigen Stübchens Schmerzen und Sorgen ohne Aussicht auf Besserung geduldig ertragen müssen. Und doch könnte ihnen das Dasein freundlicher gestaltet, ihr Leiden gelindert werden, wenn gute mitleidige Menschen sich ihrer erbarmen und ihnen helfen wollten! In manchem Hause, auf manchem Boden steht ein Fahrstuhl unbenutzt herum, dessen Besitz diesen Armen den Genuß der frischen Luft ermöglichen und dadurch zur Erleichterung ihres traurigen Loses und zur Besserung und Heilung ihres Gesundheitszustandes beitragen würde. Jeder, der schon einmal durch Krankheit am Gebrauch seiner Glieder behindert war und der Wohlthat, einen Fahrstuhl zu besitzen, teilhaftig geworden ist, sollte sich dessen dankbar erinnern und mit dem nun entbehrlichen Fahrzeug einen dieser unglücklichen Kranken beglücken!

Wir haben in den vergangenen Jahren wiederholt um Ueberlassung solcher unbenutzt stehender Fahrstühle gebeten, und unsere Bitte ist niemals ungehört verhallt. Dank der Opferfreudigkeit unserer Leser ist schon manchem dieser schwergeprüften Leidenden geholfen worden. Dankschreiben, deren rührender Ton tief zu Herzen geht, zeugen davon, welchen Segen, welches Glück die edlen Geber mit ihrem Geschenke ausgestreut haben. Aber noch giebt es viele, deren Sehnsucht nach frischer freier Luft bislang nicht gestillt werden konnte, weil es an den nötigen Fahrstühlen fehlte. Und darum erneuern wir heute unsere innige Bitte an alle Leser und Freunde der „Gartenlaube", an dem segensreichen Liebeswerk auch fürder teilzunehmen. Anerbietungen von gebrauchten, aber noch brauchbaren Fahrstühlen und Geldspenden zur Anschaffung solcher werden von uns jederzeit mit herzlichem Danke entgegengenommen. Die Redaktion.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Kurländische Theekannendecke. Statt der auf vielen Kaffee- und Theetischen eingebürgerten sogenannten „Kaffeemütze“ findet man in Rußland und den Ostseeprovinzen nicht selten die Kannendecke. Inwendig ist die Decke mit starkem weißen Leder gefüttert, das den Strapazen des täglichen Gebrauches gut widersteht; die Ober-

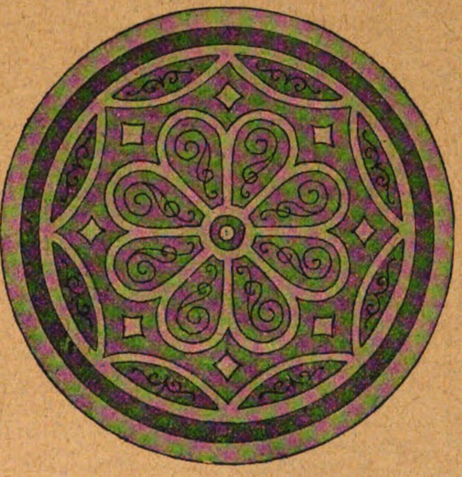
Kurländische Theekannendecke.

seite aus farbiger Seide oder feinem Tuch zeigt irgend ein zum Porzellan passendes Muster in Plattstich ausgeführt. Die Decke ist im Quadrat ungefähr 45 cm groß; an den vier Ecken werden Quasten aus Seide oder Goldfäden angenäht, in welche man kleine Bleistückchen verbirgt, um durch deren Gewicht die Decke straff über die Kanne herabzuziehen. H. R.

Untersetzer in Linoleumgravierarbeit. Ein Reststück Linoleum, das jedoch einfarbig sein muß, wird mit einem einfachen Linienmuster, wie auf beistehender Abbildung, versehen und dieses mit einem Zierbohrer oder Rilleisen ausgehoben. Die so entstehenden Rillen lassen sich durch Einmalen von Bronzefarbe oder von Siccativöl, das man mit Blattmetall belegt, noch sehr wirksam hervorheben, und solche Arbeiten bilden stets brauchbare, wenig Zeit raubende Geschenkartikel. Um die Aufzeichnung deutlicher sehen zu können, reibt man ein Stück Papier erst mit Seife, dann mit Kreide ein und benutzt dasselbe zum Durchpausen.

Indische Perlmutterintarsien. Es ist bekannt, daß die Orientalen bei ihren kunstgewerblichen Arbeiten besonders auch für einen zauberhaften Farbeneffekt begeistert sind und nach dieser Richtung hin oft mit einfachen Mitteln oder doch auf einfache Weise große Wirkungen erreichen. Namentlich die mit Elfenbeinplättchen, Perlmutterstücken, Metallen ꝛc. eingelegten orientalischen Möbel besitzen einen wunderbaren Reiz und werden teuer bezahlt, obwohl die Art ihrer Herstellung sehr wohl fast jedem Dilettanten möglich ist und natürlich dann viel wohlfeiler zu stehen kommt. Hauptsächlich kommen für derartige Dekorationen Tischplatten, Kästen aller Art, Truhen, Rahmen, Einlagen in allerhand Gegenstände, Füllungen für Möbel, Paneele ꝛc. in Betracht. Was das Material zu den indischen Perlmutterintarsien anbelangt, so unterscheidet man dünne und dicke Perlmuttereinlagen, je nach der Muschelsorte, welche man zur Verwendung bringt. Im Handel befinden sich verschiedene Sorten, die ausgezeichnet für den vorliegenden Zweck geeignet sind. Die sogenannte Awabiperlmutter ist ganz dünn, wird darum auch kaum eingelegt, sondern meist aufgeleimt.

Sie schillert prächtig in allen Farbentönen, muß aber ihrer Feinheit wegen stets einen sehr dunklen Untergrund haben oder aber auf der Rückseite mit Asphaltlack, der zugleich als Klebemittel dienen kann, geschwärzt werden, wenn das Licht in voller Schönheit reflektiert werden soll. Ebenso schön in der Farbe ist die etwa $1/2$ mm dicke Goldfischperlmutter und die polierte Burgosperlmutter, nur treten bei letzterer die Farben nicht wolkig auf wie bei den anderen Arten, sondern mehr strichweise. Schließlich giebt es auch weiße Perlmutter von etwa 1 mm Stärke. Billiger als die echten Perlmutterarten ist die imitierte Perlmutter und imitierte Irismuschel. Für etwa 2 bis 3 Mark bekommt man eine Tafel von 13×14 cm Größe, so daß man damit große Figuren aus einem Stück einlegen kann.



Untersetzer in Linoleumgravierarbeit.

Die Ausführung der Arbeit selbst beruht nun einmal auf dem Zuschneiden der einzulegenden Figuren und Musterteile, wozu entweder eine Schere oder eine Laubsäge genommen wird, zum anderen auf dem Ausgründen der betreffenden Holzfläche und schließlich auf dem Einlegen der Perlmutterteile in die ausgegründeten Stellen. Das Ausgründen darf nur gleichmäßig flach geschehen, damit später die Perlmutter nicht zu tief liegt, aber auch nicht über die Fläche hervortritt. Selbstverständlich muß die ausgegründete Stelle genau so groß sein wie die entsprechende Perlmutterfigur — die übrigens auch aus kleinen Teilen zusammengesetzt sein kann —, man muß also die einzelnen Musterteile auch auf Holzfläche zuvor aufzeichnen. Um scharfe Kon-

Gehäkelte Spitze.

turen zu erzielen, sticht man dieselben mit einem schmalen Balleisen senkrecht etwas vor und hebt dann die Innenfläche mit einem gebogenen Schnitzeisen recht gleichmäßig durch hobelnde Bewegungen heraus. Das Befestigen der Perlmutterstücke geschieht mit Syndetikon oder Fischleim. Soll der Gegenstand gebeizt oder poliert sein, so hat dies vor dem Ausgründen und Einlegen zu geschehen.

Gehäkelte Spitze. Das zierliche Spitzchen eignet sich besonders gut zur Ausstattung von Kinderwäsche. Die einfache Häkelarbeit schließt sich in zwei Touren der Zackenlitze an. 1. Tour: 2 zusammen abzumaschende Stäbchenmaschen, die je eine Zackenspitze erfassen und 5 Luftmaschen in steter Wiederholung. — 2. Tour: Abwechselnd 1 Stäbchenmasche in jede zweite Masche der vorigen Tour und 1 Luftmasche.

Auffrischung von Strohhüten. Wohl manche junge Dame wird gegen Ende der Sommersaison bemerkt haben, daß ihr moderner Strohhut, der in zarten Farben: rosa, lila, silbergrau ꝛc. prangte, ganz gelb von der Sonne gebrannt wurde und recht häßlich aussieht. Noch sind es aber beinahe zwei Monate, in denen sie ihn tragen möchte — was thun? Jedenfalls statt einen neuen zu kaufen, soll sie ihn mit einem leichten Anstrich von Oelfarbe noch retten! Um ein schönes Hellgrau herzustellen, nimmt man Elfenbeinschwarz und ziemlich viel Kremserweiß und trägt die Farbe sehr dünn auf (mit etwas Siccativ vermischt trocknet sie schneller), verreibt mit dem Vorstpinsel die Farbe in alle Vertiefungen des Geflechts und kann nach dem Trocknenlassen den Hut wieder in seiner früheren Farbe tragen. Wenn man vorsichtig verfährt, braucht man die Garnierung nicht zu entfernen. Selbstverständlich kann man auch jede andere Farbe durch eine ähnliche Mischung des Grundtons mit Weiß erneuern.

Hauswirtschaftliches.

Der Verschluß der Einmachegläser verursacht unseren Hausfrauen viel Mühe und Kopfzerbrechen; einen sehr einfachen und sicheren Verschluß, bequemer als das Zubinden mit Blasen oder Pergamentpapier, können wir aus langjähriger Erfahrung empfehlen. Man wählt Gläser mit nicht zu weiter Oeffnung, schwefelt sie und füllt das Kompott oder die Marmelade heiß ein, und zwar so, daß im Glase etwa 6 bis 8 cm freier Raum darüber bleibt, wischt mit einem reinen Tuch das Glas oben herum fest und trocken aus und preßt dann einen dicken Bausch chemisch reiner Watte in den Hals des Glases, aber ohne erst einen Pfropfen daraus zu drehen. Die Watte darf die Flüssigkeit nicht berühren, da sie sich sonst damit vollsaugt. Marmeladen, die leicht schimmeln, halten sich unter solchem Verschluß oft mehrere Jahre lang.

Tomaten als hübsches Abendgericht. Die roten Liebesäpfel, die jetzt zu immer billigeren Preisen auf den Markt gebracht werden, können den Hausfrauen Gelegenheit geben, das folgende äußerst wohlschmeckende und hübsch ausschauende Gericht zu erproben. Man achtet darauf, daß die Tomaten reif, aber noch fest sind und auch eine ziemliche Größe haben. Dann schneidet man sie, nachdem man sie gut gewaschen hat, mitten quer durch und entfernt den weichen Inhalt so rein wie möglich. Von Resten gekochten Hummers nimmt man das Fleisch und schneidet es in kleine Würfel, bereitet nun eine recht dicke Mayonnaise und füllt hiermit die ausgehöhlten Tomaten. In jede Tomate schiebt man darauf einige Hummerwürfel, streut obenauf wenig gewiegten Schnittlauch und richtet die gefüllten Tomaten auf grünen Salatblättchen an. Wenn man keinen Hummer hat, kann man auch frisch ausgeschälte Garneelen in die Mayonnaise legen. — Das ausgehöhlte Fleisch der Tomaten ist zur Bereitung einer einfachen Suppe sehr gut zu

Watteverschluß für Einmachegläser.

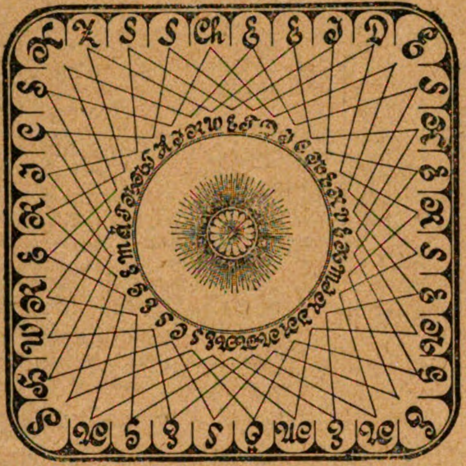
benutzen. Man thut es mit einigen trockenen Schinkenresten und einer gehackten Zwiebel in etwas zerlassene Butter, schwitzt es darin durch, füllt 1 bis 2 l kochendes Wasser, je nach der Fruchtfleischmenge darauf, salzt die Brühe und kocht alles 20 Minuten. Man streicht die Brühe durch, verdickt sie mit braunem Buttermehl, daß man eine sämige Suppe erhält, giebt 10 bis 15 g Liebigs Fleischextrakt daran und eine große Messerspitze weißen Pfeffer, kocht die Suppe auf und giebt sie über verlorene Eier. — Noch einfacher kann man die Suppe bereiten, wenn man in der Tomatenbrühe gleich 40 bis 60 g Reis weich kocht und sie mit diesem durchstreicht. Ein Bindemittel ist alsdann nicht mehr nötig. Diese letzte Zubereitung ist jedoch weniger wohlschmeckend. L. H.

Pilzsuppe aus großen Pilzen. Größere Pilze, wie Steinpilze, Champignons oder Pfifferlinge, die ihrer Größe wegen weder zum Einmachen noch zu frischem Gemüse zu gebrauchen sind, verwendet man vorteilhaft zu einer trefflichen Suppe. Man achtet nur darauf, daß die Pilze nicht zerfressen sind, was gerade bei großen Exemplaren, die äußerlich tadellos aussehen, oft der Fall ist, putzt die Pilze gut, wäscht sie und hackt sie dann gröblich. Man nimmt für 6 Teller Suppe einen glatten Teller voll gehackter Pilze und thut sie in 70 g zerlassene Butter, giebt Salz, einen Theelöffel gehackte Petersilie und eine Messerspitze weißen Pfeffer daran und dünstet die Pilze in der Butter zehn Minuten. Dann gießt man $1\frac{1}{2}$ l leichte Fleischbrühe daran und kocht die Suppe noch eine Viertelstunde. Man bereitet in dieser Zeit eine braune Mehlschwitze, giebt sie an die Suppe, fügt eine große Messerspitze Fleischextrakt daran und zieht sie nun noch mit einem verquirlten Eigelb ab. Sie wird sofort angerichtet und mit gerösteten Semmelbröckchen zu Tisch gegeben. He.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Kombinationsaufgabe.
Von Heinrich Vogt.



Die Buchstaben der obigen Figur ergeben, richtig verbunden, eine Sentenz aus Schillers „Wallenstein“. Wie lautet dieselbe?

Charade.

Die erste Silbe ist nicht klein,
Das läßt sich nicht verhehlen,
Doch kann sie auch sehr dienstbar sein
Als Abschnitt dir beim Zählen.

Gern an den letzten beiden wir
Im Sommer uns erquicken,
Im Garten wie im Waldrevier
Kannst du sie da erblicken.

Beim Ganzen brach in heißer Schlacht
(Laß dir's von Klio melden)
Einst eines welschen Feldherrn Macht
Am Mute deutscher Helden.

Oscar Leede.

Leistenrätsel.

	a		a		a	
a	a	c	e	e	i	i
	i		k		l	
m	m	m	n	n	n	n
	n		n		n	
o	o	p	p	r	r	t
	y		z		z	

Die Buchstaben lassen sich so ordnen, daß die wagerechten und auch die senkrechten Reihen bekannte Wörter von folgender Bedeutung ergeben: a. wagerecht: 1. ein französischer Staatsmann im 17. Jahrhundert, 2. ein italienischer Dichter, 3. eine Stadt an der Nordküste von Südamerika; b. senkrecht: 1. ein Kap in Südeuropa, 2. ein hoher Beamter, 3. ein Musikinstrument. A. St.

Rösselsprung. Von Oscar Leede.

	ist	so	keim	der	
schmerz	chen	graus	es	groß	ein
und	freu	kein	nicht	kein	nicht
noch	es	aus	daß	schlief	und
noch	kalt	de	ist	in	schnee
	trieb	ihm	so	tief	

Scherzrätsel.

Wer ist die Mitte in berühmtem Namen —
Wer kennt zur Mitte wohl den Rahmen? E. S.

Auflösung der Damespielaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 17.

1. a5 — b6 a7 — c5 +
2. Df8 — b4! + Dc3 — a5 +
3. g7 — f8D e5 — g7 +
4. Df8 — b6! + + + Da5 — c7 +
5. Db8 — c1 + + + d8 — c7
6. Dc1 — b2 und gewinnt.

Nach 5. .... d8 — e7 oder h8 — g7 gewinnt einfach 6. Dc1 — f4.

Auflösung des Silbenrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 17.

Rose, Marine, Rosmarin.

Auflösung des Bilderrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 17.

„Die Nadel in Ehren,
Sie muß viele ernähren.“

Auflösung der Verschiebungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 17.

TRISTANUN**D**ISOL**D**E
ORPHEUSUND**E**URYD**I**KE
DIEAF**R**IKAN**E**RIN
DIELUS**T**IGEN**W**EIBERVONWINDSOR
HEIN**R**ICHD**E**RLOEWE
JOHANNV**O**NPAR**I**S
DIEENTFUEHR**U**NGAU**S**DEMSERAIL
A**B**UHAS**S**AN
M**A**RGAR**E**THE
DERWI**D**ERSPENSTIGENZAEHMUNG
VI**O**LETT**A**
ZAR**U**NDZI**M**MERMANN
DE**R**LIEB**E**STRANK

„Der Troubadour“ — „Die weisse Dame“.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 17. Wien.

Ferdinand Kopp

aus **Mainz**, gieb Nachricht nach **Stuttgart**. — **Wichtige Mitteilungen.**

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch

vom gesunden u. kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer.**

Preis elegant in Halbfranz gebunden 4 Dollars.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als **ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

19. Heft. Preis 10 cents. 14. September 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite
Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (4. Fortsetzung) . . . 581
Otto von Bismarcks Lebensgang. Mit Bildnissen und Ansichten seiner Heimstätten (Schluß) . . . 589
Der Blinde von Dausenau. Novelle von Paul Heyse (Anfang) . . . 593
Ein Denkmal der Erhebung von Schleswig-Holstein am Mississippi. Von H. Pfabe. Mit Abbildung . . . 602
Das „Tänzelfest“ in Kaufbeuren. Mit Illustrationen von Fritz Bergen . . . 603
Eigenartige Experimente der Technik. Von W. Berdrow . . . 606
Blätter und Blüten: Zur Krönung der Königin Wilhelmina. (Mit Bildnis S. 581.) S. 607. — Münchens Trauerfeier um den Fürsten Bismarck. (Zu dem Bilde S. 585.) S. 607. — Georg Ebers †. (Mit Bildnis.) S. 607. — Die neue Thermalquelle in Bad Oeynhausen. (Mit Abbildung.) S. 608. — Ein Leopard-Pumabastard. (Mit Abbildung.) S. 608. — Samenbildung an abgeschnittenen Blumen. S. 608. — Zwei Heimstätten für Genesende im Sächsischen Erzgebirge. (Mit Abbildungen.) S. 610. — Die Ruine Unspunnen bei Interlaken. (Zu dem Bilde S. 597.) S. 610. — Stella Hohenfels. Von M. Necker. (Mit Bildnissen S. 611.) S. 610. — Friedrich der Große im Schloß zu Lissa. (Zu dem Bilde S. 600 und 601.) S. 611. — Im Wettstreit. (Zu dem Bilde S. 609.) S. 612. — An Bismarcks Ruhestätte. (Mit Abbildung.) S. 612. — „Neue Bahnen.“ S. 612.
Kleiner Briefkasten: S. 612.
Illustrationen: Königin Wilhelmina der Niederlande. S. 581. — Die Trauerfeier für den Fürsten Bismarck in München. Von Fritz Bergen. S. 585. — Abbildungen zu dem Artikel „Otto von Bismarcks Lebensgang“. Die „Obere Saline“ in Kissingen. Der Hof. Straßenansicht. Von H. Nisle. S. 589. v. Bismarck, 7. Juli 1890. S. 590. Johanna v. Bismarck. Fürst Bismarck am Sarge seiner Frau in Varzin. Von H. Haase. S. 591. Fürst Bismarck im Jahre 1891. Von F. v. Lenbach. S. 592. Fürst Bismarck im Jahre 1891. S. 593. — Die Ruine Unspunnen bei Interlaken. S. 597. — Friedrich der Große im Schloß zu Lissa. Von Adolf Menzel. S. 600 und 601. — Ein Denkmal der Erhebung von Schleswig-Holstein am Mississippi: Der Denkstein in Davenport. S. 602. — Abbildungen zu dem Artikel „Das ‚Tänzelfest‘ in Kaufbeuren“. Von Fritz Bergen. Der fünfknöpfige Turm und der Neptunsbrunnen in Kaufbeuren. Das Fahnenschwingen. S. 603. Landsknechte. Artillerie. Marketenderinnen. S. 604. 1. Der Reigentanz im „Hölzle“. 2. Im „Wunderkreis“. S. 605. — Georg Ebers †. S. 607. — Die neuerschlossene Thermalquelle in Bad Oeynhausen. S. 608. — Ein Leopard-Pumabastard. Von Emil Horst. S. 608. — Im Wettstreit. Von Paul Hey. S. 609. — Heimstätte für weibliche Genesende: Gut am Gleesberg bei Neustädtel im Sächsischen Erzgebirge. Heimstätte für männliche Genesende: Rittergut Förstel bei Raschau im Sächsischen Erzgebirge. S. 610. — Stella Hohenfels. S. 611. — An Bismarcks Ruhestätte. S. 612.

Hierzu Kunstbeilage XIX: „Ein Herz und ein Sinn“. Von F. Prölß.

Kleine Mitteilungen.

W. O. von Horn. Am 15. August 1898 war der Säkulartag eines der beliebtesten deutschen Volksschriftsteller, Wilhelm Oertels, der unter dem Autornamen „W. O. von Horn“ noch heute in weitesten Kreisen bekannt und beliebt ist. Oertel wurde in dem Dorfe Horn auf dem Hunsrück geboren, und ähnlich wie Hoffmann von Fallersleben hat er von seinem Geburtsort den Namen entlehnt, mit dem er sich in die Litteratur eingeführt hat. In einem Pfarrhause, in welchem schon mehrere Vorfahren das geistliche Amt versahen, hatte er das Licht der Welt erblickt; seine erste Bildung erhielt er durch den Vater. Die Beteiligung an den munteren Spielen der Altersgenossen wurde ihm durch einen Unfall erschwert, der ihm schon im Säuglingsalter zugestoßen war. Seine Mutter stillte ihn selbst; der ältere Bruder war schwer erkrankt; ganz plötzlich wurde die Mutter, die, den Säugling an der Brust, halb eingeschlummert war, durch die Todeskunde aufgeschreckt. Die Folge davon war, daß das Kind halbseitig gelähmt ward, Oertel zeitlebens sich eines Stockes bedienen mußte. Die Erinnerungen seiner Kinderzeit befruchteten später seine Phantasie. In dem Rheinstädtchen Bacharach, wo sein Vater eine Pfarrstelle erhalten hatte, entwickelte sich seine Vogelliebhaberei, der er zeitlebens treu blieb, und seine Vorliebe für historische Forschungen, zu denen die benachbarten Burgen die erste Anregung gaben. Ebenso ließ er sich gern von alten Leuten, die er, wie es in den Rheinlanden heißt, „heimlich“ machte, allerlei Erlebnisse erzählen. Sein Vater war 1812 von Bacharach als Pfarrer nach Manubach versetzt worden, einem kleinen Dorfe in einem Seitenthale des Rheins. Der junge Oertel besuchte die Heidelberger Universität, wo er Jean Paul und Jung-Stilling persönlich kennen lernte, auch eifriges Mitglied der Burschenschaft war. Dann wurde er Pfarrverweser in Manubach; nach dem Tode seines Vaters, 1822, rückte er in die Pfarrstelle selbst ein. Er fand hier Muße zu schriftstellerischer Bethätigung, für die der Knabe schon in dramatischen Versuchen Talent gezeigt; er schrieb außer verschiedenen Aufsätzen Erzählungen, und eine derselben wurde vom „Frankfurter Journal“ angenommen; andere folgten, eine ganze Serie „historisch-romantischer Erzählungen“ unter dem Schriftstellernamen F. W. Lips, die 1833, in drei Bändchen gesammelt, erschienen. Nach einer längeren Pause in seinem litterarischen Schaffen schlug er jene Richtung ein, die ihm einen weitverbreiteten Ruf verschaffen sollte. Die schlechten rheinischen Volkskalender brachten ihn auf den Gedanken, dem Volk eine bessere Speise zu bieten, so gründete er im Jahre 1846 die „Spinnstube“, welche durch die köstlichen Illustrationen des genialen Ludwig Richter auch äußerlich eine anmutende Gestalt erhielt. Von 1849 ab gab er seine sämtlichen gedruckten Erzählungen in 13 Bänden heraus. Aus der „Spinnstube“ selbst erschienen „Des alten Schmiedjakobs Geschichten“ (1850 bis 1853) in selbständiger Ausgabe. Horn war jetzt sehr schöpferisch, arbeitete besonders in den Abend- und Nachtstunden, da die Superintendentenstelle in Sobernheim im Nahethale, die er 1835 erhalten, seine amtliche Thätigkeit sehr in Anspruch nahm. Auch für unsere „Gartenlaube“ lieferte er in den fünfziger Jahren Beiträge. Er berührte sich mit dem Schweizer Jeremias Gotthelf in der Wahl seiner volkstümlichen Stoffe, wie seine Schriften „Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande“ und „Franz Kerndörfer, eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn“ beweisen. Sein „Notpfennig“ war eine Sammlung von Lehren der Lebensweisheit, die er aus den Werken unserer Klassiker schöpfte. Ein neues Volksblatt, die „Maje“, dessen Titel er dem rheinländischen Sprachgebrauch entnahm, der damit die gemütlichen Zusammenkünfte der Freunde und Nachbarn bezeichnete, gab er 1858 bis 1865 heraus; die von ihm selbst beigesteuerten Erzählungen sammelte er in den 8 Bänden „Aus der Maje“. Außerdem erwähnen wir seine Schrift „Der Rhein, Geschichte und Sagen seiner Burgen“ (4. Aufl. 1893). Im Jahre 1863 legte Oertel sein Pfarramt nieder: es kündigten sich ernste Krankheitssymptome bei ihm an. Er verlebte die letzten Jahre in einer Villa in Wiesbaden, wo er am 14. Oktober 1867 starb. In der „Universalbibliothek für die Jugend“ ist eine Auswahl seiner Erzählungen in Vorbereitung. †

Die deutsche Tiefseeexpedition. Am 1. August ist von Hamburg aus der Dampfer „Valdivia“ in ferne Meere hinausgezogen. Neben Seeleuten, die ihn glücklich durch Wind und Wogen führen sollen, besteht seine Besatzung aus einem Stabe von Naturforschern und seine Ausrüstung in wissenschaftlichen Apparaten. Der Dampfer kreuzt unter deutscher Flagge, um friedliche Eroberungen zu machen, unser Wissen vom Meere zu erweitern, die Geheimnisse seiner Tiefen zu enthüllen.

Wiederholt haben wir in früheren Jahrgängen der „Gartenlaube“ unseren Lesern von der Tiefseeforschung berichtet. Bisher haben die Skandinavier, Engländer, Franzosen und Amerikaner das meiste auf diesem Gebiete geleistet. Nunmehr tritt auch Deutschland dieser wichtigen Aufgabe näher. Der deutsche Reichstag hat für eine Tiefseeexpedition die Summe von 300000 Mark bewilligt, und unter Führung des Kapitäns Adalbert Krech hat das deutsche Forscherschiff seine weite Reise angetreten. Nach einem kurzen Aufenthalte in den englischen Gewässern wird es sich nach der Küste von Westafrika wenden und namentlich das Meer bei Kamerun und an der Mündung des Kongo durchforschen. Von Kapstadt aus wird die „Valdivia“ einen Vorstoß in das antarktische Gebiet machen, den Indischen Ocean befahren, über Sumatra, Ceylon und die Seychellen sich an die Küste von Deutsch-Ostafrika wenden und über das Rote Meer nach Deutschland zurückkehren.

In erster Linie will die Expedition zoologische Aufgaben lösen. Unter anderem werden ihre Naturforscher zu ermitteln suchen, auf welche Weise die Tiere der Tiefsee Licht erzeugen. Die Oceanographie wird gleichfalls berücksichtigt. Zahlreiche Tiefseelotungen sollen ausgeführt werden, und man wird die Wärme und den Salzgehalt des Meerwassers in verschiedenen Tiefen bestimmen. Schließlich soll noch die Erforschung der Bakterien auf dem Meeresgrunde mit besonderem Eifer vorgenommen werden.

Der Plan zu dieser deutschen Tiefseeexpedition ist von Professor Dr. Karl Chun ausgegangen; er ist auch zum wissenschaftlichen Leiter derselben berufen worden und wird in seinen Arbeiten von zehn Naturforschern unterstützt.

Karl Chun wurde am 1. Oktober 1852 zu Höchst a. M. geboren. In Leipzig und in Göttingen studierte er Naturwissenschaften und wandte sich bald ausschließlich der Zoologie zu. Im Jahre 1878 ging er nach Neapel, wo er sich in der berühmten Zoologischen Station von Dr. Anton Dohrn dem Studium der Meerestiere widmete; diesem Zweig der Zoologie blieb er auch mit rühmlichem Erfolg in späteren Jahren treu. Nachdem Chun sich in Leipzig habilitiert hatte, wirkte er dort als Assistent Leuckarts, erhielt im Jahre 1883 den Ruf als außerordentlicher Professor nach Königsberg und wurde 1890 Professor an der Universität Breslau. Im Anfang dieses Jahres wurde er als Nachfolger Leuckarts an die Universität Leipzig berufen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

EIN HERZ UND EIN SINN

Nach dem Gemälde von Friedrich Prölss

Digitized by Google

Halbheft 19.

Die Gartenlaube.

1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Schloß Josephsthal.

Roman von **Marie Bernhard**.

(4. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

10.

„Die Post, gnädiges Fräulein!“

„Es ist gut, James. Legen Sie sie dorthin.“

Der Diener will auf leisen Sohlen das Zimmer verlassen.

„Noch eins, James!“

„Baroneß befehlen?“

„Ich hatte bestimmt, mir ‚Primrose‘ zu satteln, und dem Groom sagen lassen, er solle sich bereit halten. Sie können das Absatteln bestellen und der Groom braucht nicht zu kommen. Ich habe mich anders besonnen. Mir ist das Wetter zu schlecht. Statt dessen ..... wie ist es doch, wann sind die Herren von den technischen Bureaus frei?“

„Um ein Uhr, gnädiges Fräulein.“

„Jetzt haben wir gleich halb. Das möchte gehen. Telephonieren Sie, ob Herr Oberingenieur Harnack sich baldmöglich zu mir bemühen möchte, und bringen Sie mir die Antwort!“

„Sehr wohl, Baroneß!“

Alix ist in einem Zimmer, das sie sich nach ihrem eigenen Geschmack hat herrichten lassen. Es ist ein großer, achteckiger Raum, dem die bis zur halben Wandhöhe hinaufreichende dunkle Eichenvertäfelung einen wohnlichen Charakter giebt. Tuchportieren von warmer, weinroter Farbe verhüllen die Thüren und ebensolche Vorhänge sind von den Fenstern mit mattgoldenen Spangen zurückgenommen. Vom getäfelten Fußboden ist nichts zu sehen, ein schöner hochfloriger roter Teppich deckt ihn ganz und gar. In den tiefen Fensternischen sind gedunkelte Eichensitze angebracht mit Greifenköpfen an den Armlehnen und mit roten Polstern belegt — vor dem wuchtigen eichenen Arbeitstisch steht ein prächtiger Lutherstuhl, und ihm gegenüber, wo die Wandtäfelung abschneidet, hängt ein lebensgroßes Brustbild in Oel, von einem vertieften Rahmen in dunklem Holz gefaßt: Alix’ Mutter!

Alix hatte viel von ihr: den Schnitt der Züge, die mandelförmigen Augen, die schöne Gestalt. Nur das Haar war anders und das Kolorit — bei der Mutter ein mattes Weiß,

Königin Wilhelmina der Niederlande.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Kameke im Verlag von Gebr Abrahams im Haag.

bei der Tochter eine transparente Zartheit, wie man sie fast immer bei Leuten mit rötlichem Haar findet. Erst seit einigen Jahren war das Haar zu diesem Tizianschen Goldbraun nachgedunkelt — als Kind war Alix ausgesprochen rothaarig gewesen.

Sie stand jetzt und sichtete mit etwas zerstreuter Miene ihre Briefe. Ihre Gedanken weilten bei der bevorstehenden Unterredung mit Ingenieur Harnack. Sie hatte diese Unterredung hinausschieben müssen, da der Ingenieur noch am Abend jenes Tages, der sie durch Zufall mit Hagedorn zusammengeführt hatte, verreisen mußte in einer für die Josephsthaler Dampfschneidemühle wichtigen Angelegenheit. Es handelte sich um einen Motor, und Vetter Cecil hatte seiner Cousine an jenem Abend einen langen Vortrag über diesen Motor und seine Wichtigkeit gehalten; er selbst war ohne Zweifel sehr davon durchdrungen und war ein gewiegter Techniker; aber den beiden Damen, die seine Zuhörerschaft bildeten, blieben seine Auseinandersetzungen dunkel, denn als er das Zimmer verlassen hatte, wandte sich Frau von Sperber lächelnd an Alix und sagte: „Nun möchte ich Sie gern bitten, Liebste, übersetzen Sie mir diesen Hagelschauer von technischen Ausdrücken in ein verständliches Deutsch und klären Sie mich gütigst darüber auf, was Herr Whitemore eigentlich hat sagen wollen — — wenn ich nicht an Ihrem bankerotten Gesichtsausdruck sehen würde, daß es Ihnen ganz ebenso geht wie mir und daß Sie gleichfalls nichts verstanden haben!" Da hatte Alix lachen müssen: „Sie haben richtig gesehen, ich bin genau so klug wie Sie, liebe Frau von Sperber! Aber eins habe ich begriffen, und das ist für mich eine große Hauptsache: daß nämlich Oberingenieur Harnack jetzt verreist und also augenblicklich nicht zu haben ist!"

Heute früh war der Betreffende zurückgekommen, hatte sofort dem „stellvertretenden Chef", Cecil Whitemore, Rapport abgestattet und sich sodann auf seinen Posten begeben.

Alix war es nicht behaglich zu Sinn, wenn sie an ihre bevorstehende Unterredung mit Harnack dachte; sie konnte nicht so ungerecht sein, sich gegen seine allerseits gerühmte Tüchtigkeit und geschäftliche Umsicht verschließen zu wollen, aber sie kam ungern mit ihm in persönliche Berührung, obgleich er sich stets streng in seinen Grenzen hielt und seine Manieren einwandsfrei waren. Es lag etwas in seinem beharrlichen Blick, was sie beunruhigte, sie hätte ihm zurufen mögen: „Ich verbitte es mir, daß Sie mich in dieser Weise ansehen!" Das konnte sie freilich nicht; allein eben, weil sie es nicht konnte, legte ihr Harnacks Gegenwart diesen unliebsamen Zwang auf! —

Kein Brief von Maria! Lauter gleichgültige Dinge — Bitten um Unterstützung, Anpreisungen aller Art, Lotterielose, Preislisten verschiedener Lieferanten — Alix' Hände warfen alles ungeduldig durcheinander, nachdem sie die Bittschriften ausgeschieden.

Hier noch ein Brief auf grauem, dünnem Papier, Poststempel Greifswald. Eine sonderbare Handschrift! Jeder Buchstabe neigt so sehr nach links hin, daß man Mühe hat, die Worte zu entziffern.

„Mein Fräulein! Wir haben Ihren Vater gewarnt, wir warnen Sie auch! Er hat nicht hören wollen, hat jeden guten Rat in den Wind geschlagen, es ist ihm schlecht genug bekommen. Sie sind eine Dame und wissen nichts von geschäftlichen Dingen, aber Sie sind über alle gesetzt, also müssen wir uns an Sie wenden! Räumen Sie auf mit den Leuten, die uns schaden, die auch Ihnen schaden werden, wenn Sie nicht hören wollen. Wir fordern neue Ingenieure bei der Schneidemühle und bei den Walzwerken, wir fordern erhöhten Lohn um 50 Pfennig pro Tag und Kopf, und wir fordern zwei Stunden weniger Arbeitszeit. Hätte Ihr Vater uns diese Wünsche erfüllt, wäre er heute noch am Leben. Leute aus England können nicht wissen, was dem deutschen Arbeiter zukommt; Ihr Vater hat das auch nicht gewußt, er ist ein halber Engländer gewesen und hat alles gemacht, wie sie es da drüben machen. Das können wir hier aber nicht brauchen.

Besinnen Sie sich, so lange es noch Zeit ist. Und nehmen Sie noch einen Rat an: Lassen Sie die Herren vom Gericht ruhig zu Hause; es hilft nichts, wenn sie die Arbeiter und die Leute vom Schloß hundertmal vernehmen: der Mörder Ihres Vaters wird sich darum doch nicht finden. Er wird überhaupt nie gefunden werden, ebensowenig wie der Schreiber der Briefe, die an Ihren Vater kamen, und der Verfasser des Briefes, der heute an Sie kommt!"

Alix wendete das Schriftstück hin und her, sie that es ganz mechanisch. Furcht empfand sie nicht, nur ein ungewöhnliches Kältegefühl in ihrem Innern, das die Worte „Mörder Ihres Vaters" ihr erregt hatten. Wieder sah sie, wie zu ungezählten Malen, die regungslose Gestalt mit dem Leichengesicht und der Binde um die Stirn vor sich liegen und hörte das grauenvolle Stöhnen, das ihr durch Mark und Bein gegangen war. Und nun kam dieser namenlose Schreiber und sagte, ihr Vater wäre zur Genüge gewarnt worden, und jetzt solle sie, die mitten in diese ihr wildfremden Zustände hereingeschneit war, verantwortlich sein für alles weitere, wenn sie nicht handelnd eingreife. Ein starkes Gefühl in ihr lehnte sich auf gegen diesen anonymen Versuch, den an ihrem Vater begangenen Raubmord in Zusammenhang zu bringen mit der Unzufriedenheit seiner Arbeiter. Seit der Raubmord feststand, wies sie es weit von sich, die Männer, die in den Werken der Kolonie Josephsthal ihrem Beruf nachgingen, mit einem solchen Verdacht zu belasten. Aber konnte nicht der Verworfene, der ihr den Vater um niedriger Gewinnsucht willen getötet hatte, wirklich wähnen, daß er seine Unthat mit den Zuständen auf Josephsthal beschönigen könne? War an den Forderungen, die der Brief enthielt, vielleicht doch etwas berechtigt? Konnten die Leute bei den jetzigen Preisen, der jetzigen Arbeitszeit bestehen, oder war ihnen der Lohn wirklich zu knapp bemessen? Gaben die Ingenieure der Schneidemühle und der Walzwerke zu begründeten Klagen Anlaß?

Ach — Klarheit, Klarheit haben! Sehend sein, wo sie merkte, sie tappte im Dunkeln! Die Hände frei haben, wo sie fühlte, sie waren ihr gebunden! Ein schwaches Weib, war sie vor eine Aufgabe gestellt worden, der ein wohlunterrichteter, willensstarker Mann kaum gewachsen sein würde! Warum jetzt nicht sich einen Stellvertreter in Vetter Cecil, in Ingenieur Harnack oder sonst einem Geschäftskundigen bestellen, ihm alle Sorge und Verantwortung auf die Schultern laden — und hinweg aus diesem traurigen, kalten Norden fliehen, hinüber in den heitern Süden, in die Sonne, in den Frühling, unter fremde Menschen, neue Gesichter, die nichts von all dem Traurigen und Peinlichen wissen! Maria hatte klug sagen: Bleib' auf deinem Posten! Erfülle die Aufgabe, die vor dir liegt! Hatte sie denn auch bedacht, die kluge Freundin, wie furchtbar schwer diese Aufgabe auf dem jungen Wesen, dem sie aufgebürdet war, lasten mußte? Das Studium von ein paar guten Broschüren und Vetter Cecils geschäftliche Unterweisungen thaten es noch lange nicht! Erfahrungen mußte sie sammeln, Fühlung mit ihren Untergebenen mußte sie gewinnen, wenn sie jemals dazu kommen sollte, die Herrin von Josephsthal nicht nur zu *scheinen*, sondern wirklich zu *sein* — und sie kannte noch nicht einen einzigen Arbeiter und wußte niemand, der ihr genügend Vertrauen einflößte, daß sie ihn hätte fragen, um Auskunft bitten können — —

Wirklich niemand? niemand?

Es ging wie eine Vision an ihr vorüber: eine Straße im Sonnenschein, leicht überschneit, sie selbst darauf herschreitend — und neben ihr ein Mann, der lächelnd sagt: „Wir sind einander ganz fremd, Baroneß —" Das kam und ging wie ein Blitz. Unmittelbar darauf sagte sie sich, daß sie diesen anonymen Brief zunächst Justizrat Ueberweg zeigen, mit ihm darüber reden müsse, daß sie dann versuchen wolle, von Cecil über die Lage der Arbeiter der Kolonie Josephsthal im Verhältnis zu denen auf ähnlichen Werken genau unterrichtet zu werden.

Wie lange Alix in diesen Grübeleien mit ihren Gedanken herumirrte, hätte sie später schwerlich sagen können, sie fuhr erst daraus empor, als es an die Thür pochte und James mit seiner gedämpften Stimme meldete:

„Herr Oberingenieur Harnack bittet um die Ehre!"

„Ich lasse bitten!"

Unter der roten Tuchportiere bleibt er stehen und verneigt sich tief. Wie er näher herankommt, nimmt Alix wahr, daß sein kräftig gebräuntes Gesicht eine fahle Färbung hat und daß die Augen unter den schwer herabgezogenen Lidern unruhig funkeln. Es fällt ihr ein, daß Cecil ihr gesagt hat, Harnack habe es in letzter Zeit besonders schwer gehabt — Aergernisse mit den Leuten — Störungen bei den Maschinen — jetzt diese überstürzte Reise, Tag und Nacht auf der Eisenbahn! Und doch schließlich alles in ihrem Dienst! Diese Erwägung stimmt sie milder, sie besinnt sich auch darauf, daß sie sich zuweilen wirklich gut mit dem gebildeten und energischen Mann hat unterhalten

Digitized by Google

können, daß sie sich solche Antipathien, wie die gegen ein Paar allzu ausdrucksfähiger Augen, nicht durchgehen lassen dürfe und daß ihre jetzige Unterredung ja auch nichts Unangenehmes sei: er wünscht einen Beamten zu entlassen, sie wünscht, ihn zu behalten, und da sie die Herrin von Josephsthal ist, so hat sie ja die Macht, ihren Willen durchzusetzen, und das kann ganz einfach mit wenigen Worten, ohne Erregung geschehen!

Also lächelt Aliz ganz verbindlich, geht dem Ingenieur ein paar Schritte entgegen und bietet ihm die Hand. Diese weiße, kühle Hand wird hastig genommen und an zwei zuckende, heiße Lippen gepreßt, die viel zu lange darauf ruhen — oder spielt Aliz' Voreingenommenheit ihr hier wieder einen Streich?

„Willkommen in Josephsthal, Herr Ingenieur!" sagt sie freundlich, weist ihm einen der breiten Eichensitze in der rechtsgelegenen Fensternische an und setzt sich ihm gegenüber. „Sie haben sich im Interesse der Dampfschneidemühle einer großen Mühe und Strapaze unterziehen müssen und dafür sind wir, mein Vetter und ich, Ihnen Dank schuldig!"

„Baroneß sind allzu gütig! Für eine Pflicht, die man in seinem Beruf erfüllt, darf man sich nicht loben und danken lassen!"

„Und Sie sind mit dem Erfolg Ihrer Bemühungen zufrieden? Ich muß hinzufügen" — Aliz lächelt ein wenig —, „daß ich absichtlich eine so allgemeine Ausdrucksweise wähle, weil ich meines Vetters Erklärungen über diesen berühmten Motor und seine Bedeutung ganz und gar nicht verstanden habe."

„Wenn ich mir erlauben dürfte, Baroneß einige Erläuterungen zu geben — vielleicht wäre ich glücklicher. Mr. Whitemore spricht ein sehr korrektes Deutsch, zu korrekt vielleicht, um immer leicht verständlich zu sein, und, so fließend Baroneß englisch reden, wären da die technischen Ausdrücke vielleicht eine Klippe. Wer über ein so rasches, leichtes Verständnis verfügt, wie Baroneß dies bei den verschiedensten Gelegenheiten bewiesen haben —"

Aliz machte eine abwehrende Handbewegung. „Das ist viel zuviel gesagt, Herr Ingenieur! Sie verstehen es, faßlicher und populärer zu sprechen als mein Vetter, und nehmen sehr viel Rücksicht auf mich und meine Unkenntnis, daher gelingt es mir, Ihren Auseinandersetzungen meistens zu folgen . . . meine eigene Befähigung ist, fürchte ich, auf diesem Gebiet recht schwach. Wenn Sie so freundlich sein wollen, später, wenn auch Frau von Sperber zugegen ist, uns einen kleinen Vortrag über den neuen Motor zu halten, so würden wir Ihnen sehr dankbar sein. Für jetzt komme ich nur auf meine Frage zurück: sind Sie mit dem Stand der Dinge zufrieden?"

„Im großen und ganzen ja, mein gnädiges Fräulein!"

„Dann wollen wir gleich zu der Angelegenheit übergehen, um derentwillen ich Sie zu mir herüberbitten ließ!"

Harnack verneigte sich. Ueber seine dunklen Züge glitt es wie eine Wolke hin.

„Was ich Ihnen über Herrn Hagedorn zu sagen wünsche, wird Sie nicht unvorbereitet finden," fuhr Aliz fort und sah ihrem Gegenüber mit der sicheren Unbefangenheit, die so gut zu ihrer äußern Erscheinung stimmte, ins Gesicht. „Mein Vetter Cecil hat Ihnen gewiß meine Ansicht schon mitgeteilt."

„Mr. Whitemore hat das allerdings gethan, aber gewissermaßen nur provisorisch, ich habe in letzter Instanz doch auf eine Erklärung aus Baroneß Hofmanns eigenem Munde gewartet."

„Ganz gewiß. Dazu waren Sie berechtigt. Sie sind der spezielle Vorgesetzte meines — meines Verwandten; da erledigt sich die Sache am besten zwischen Ihnen und mir. Sie halten ihn für keinen tüchtigen Beamten?"

„Da Baroneß mich offen fragen, fühle ich mich veranlaßt, ebenso aufrichtig zu antworten. Nun denn — — nein! Der betreffende Herr ist für den Posten eines Buchhalters, den er bekleidet, so ungeeignet wie nur möglich. Er ist nachlässig und unzuverlässig, er giebt sich mit hundert Nebendingen ab —"

„Was sind dies für Nebendinge, wenn ich fragen darf?"

„Er macht Musik bis in die halbe Nacht hinein, er unternimmt stundenlange Ausflüge auf seinem Zweirad in die Umgegend, er begehrt oft Urlaub, um zu Konzerten, zu Musikfesten zu fahren, er besucht die Arbeiterfamilien, angeblich, um soziale Studien zu betreiben —"

„Angeblich? Halten Sie ihn nicht für wahrheitsliebend?"

„Ich möchte mir darüber kein Urteil erlauben — oder doch nur ein bedingtes! Der Herr ist alles andere eher als ein Geschäftsmann — ich halte dafür, daß er durch und durch Phantast ist, der sich mit utopischen Ideen trägt und darüber das Nächstliegende versäumt. Daß solche Naturen es mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen, pflegt nur zu häufig vorzukommen."

„Sie meinen, sein Beruf wäre ihm unsympathisch —"

„Ohne allen Zweifel!"

„Wer weiß, durch welche Verkettung von Umständen er dazu gezwungen worden ist! Kennen Sie sein Vorleben, die Verhältnisse, aus denen er hervorgegangen ist?"

„Nein, Baroneß! Ich trage auch kein Verlangen danach!"

„Das wäre aber wichtig, um diese anscheinende Nachlässigkeit — Unzuverlässigkeit — dies Abschweifen zu andern Dingen, die ihn seinen geschäftlichen Pflichten entfremden, gerecht zu beurteilen. Vielleicht — hat man ihm den Beruf aufgezwungen —"

„Möglich! Jedenfalls füllt er ihn nicht annähernd aus! Wenn Leute von solcher offenbaren Unfähigkeit, die auch nicht einmal ein Hehl daraus machen, sondern noch eine Art Trumpf darein setzen, offenkundig mit dieser Unfähigkeit zu prahlen, längere Zeit hindurch einen Posten von immerhin nicht ganz geringer Verantwortlichkeit bekleiden dürfen, so schädigen sie den Betrieb, bei welchem sie angestellt sind, geben ihrer Umgebung ein schlechtes Beispiel und müssen entfernt werden."

„Ich muß mich wundern, Herr Ingenieur, daß Sie alles dies nicht längst meinem Vater gesagt haben."

„Diesen Vorwurf hab' ich erwartet, Baroneß — aber nicht verdient! Wenn ich offen sprechen darf —"

„Darum bitte ich!"

„Ihr Herr Vater, Baroneß, war ein geradezu genialer Geschäftsmann — überall zu Hause, in allen Sätteln gerecht und begabt mit einem Ueberblick, der ihn zum Leiter eines so kolossalen Unternehmens berufen machte. Eben weil aber dies Unternehmen unter seiner geschickten und glücklichen Hand wuchs und wuchs, konnte es ihm nicht mehr möglich sein, jeden einzelnen Beamten zu überwachen und in seinen Leistungen genügend zu beurteilen. Ihm dies zu sagen, wäre eine schwierige, bedenkliche Sache gewesen."

„Mr. Whitemore gegenüber haben Sie geäußert, die Rücksicht auf das verwandtschaftliche Verhältnis Herrn Hagedorns zu meinem Vater hätte Ihnen, dem letzteren gegenüber, Schweigen auferlegt."

„Das ist richtig. Ich habe es für angezeigt gehalten, Baroneß, Mr. Whitemore gegenüber die volle Wahrheit zu sagen."

„Und ist es wahr," fuhr sie fort, „daß Sie Herrn Hagedorn ohne weiteres, aus eigener Machtvollkommenheit, jetzt, nach dem Tode meines Vaters, die Stellung kündigten?"

„Baroneß — wenn ich Sie dadurch beleidigt haben sollte —"

Aliz zog die Brauen hoch, und um ihre schöngeschwungenen, vollen Lippen bildete sich der hochmütige Zug, der sie nach Professor Laurentius' scherzhafter Aeußerung der Diana von Versailles so ähnlich sehen ließ.

„Ich bitte, Herr Ingenieur!" sagte sie abweisend.

Harnack atmete mühsam und fuhr mit gepreßter Stimme fort: „Ich glaubte, nach dem Ableben meines Prinzipals befugt zu sein, einem nachlässigen Beamten eine Warnung zu erteilen, an die sich die Drohung schloß, seiner Thätigkeit würde, falls er sich nicht änderte, in Josephsthal bald ein Ziel gesetzt sein!"

„Worauf Sie ihm sofort einen Teil dieser Thätigkeit aus der Hand nahmen!"

„Wer hat dies zu Ihrer Kenntnis gebracht, meine Gnädigste?"

„Herr Hagedorn selbst!"

„Ah! Er hat mich bei Ihnen angeklagt?"

„Sie müssen ihn in der That sehr wenig kennen, wenn Sie ihm derartiges zutrauen. Er hat nicht einmal mir gegenüber Ihren Namen genannt! Ich habe ihn ausgefragt, und auf meine ausdrückliche Aufforderung hat er mir geantwortet!"

„Jedenfalls also," sagte der Ingenieur und stand auf, „habe ich des gnädigen Fräuleins Entschließungen in dieser Angelegenheit abzuwarten."

„Ja, wenn ich bitten darf!" Aliz erhob sich ebenfalls. „Ich kann und ich will einen Verwandten unseres Hauses nicht eher aus seiner Stellung entlassen, als bis sich für diese Maßregel dringende Gründe ergeben, die auch meiner eigenen Beurteilung zugänglich sind." Diesmal reichte sie ihm nicht die Hand. Mit einer leichten Neigung ihres stolzen Köpfchens entließ sie ihn.

Digitized by Google

Und er, der bisher inmitten seines arbeitsvollen Lebens mit einer gewissen Geringschätzung auf die Frauen gesehen und ihnen in seinem Dasein nur vorübergehend einmal eine flüchtige Rolle zugeteilt hatte — er sah sich gezwungen, seinen Willen in dieser ihm so wichtigen Angelegenheit vor dem der jungen Gebieterin zu beugen. Stumm neigte er sich und wandte sich, um zu gehen, als der englische Diener unter der Portiere erschien und seiner Herrin auf silberner Schale eine Karte reichte.

„Lassen Sie den Herrn eintreten, James!“ Alix blieb neben dem Eichensitz stehen und blickte nach dem Thürvorhang, zwischen dessen Falten jetzt raschen Schrittes Raimund Hagedorn hervortrat.

Es war ihm wohl kaum sehr angenehm, jedenfalls unerwartet, bei seinem offiziellen Besuch im Herrenhause von Josephsthal mit Harnack zusammenzutreffen. Aber gewandt, wie er war, und sorglosen Temperamentes dazu, schüttelte er die peinliche Empfindung ebenso rasch ab, wie sie ihm gekommen war, machte der jungen Dame seine ehrfurchtsvolle Reverenz und verneigte sich leicht vor Harnack, welcher seine schwere Gereiztheit kaum mehr zu verbergen wußte.

Ein tiefes Kompliment für die Dame — ein eisiger Gruß für Hagedorn, und der Ingenieur war gegangen.

11.

Alix bot ihrem neuen Gaste einen Stuhl und sagte mit ernstem Blick: „Sie haben keine gute Nummer bei Herrn Harnack, wie ich mich soeben selbst überzeugt habe.“

„Ja,“ erwiderte Hagedorn leichthin, „wir lieben einander nicht. Und er war hier, um sich über mich zu beschweren?“

„Nicht nur deshalb. Er sprach eben mit mir in Ihrer Angelegenheit. Ich habe ihm daraufhin zu verstehen gegeben, daß ich eine Einmischung in die mir allein zustehenden Rechte nicht dulde und daß Sie, Herr Hagedorn, so lange in Ihrer Stellung zu verbleiben hätten, bis ich selbst aus eigener Einsicht eine Aenderung herbeizuführen wünschte!“

Es blieb eine kleine Weile still. Alix hatte erwartet, ihr Schützling werde diese Ankündigung mit Dank aufnehmen, aber zu ihrem Erstaunen gewahrte sie im Gesicht des ihr gegenübersitzenden Mannes einen Ausdruck, der alles andere eher bedeuten konnte als Dankbarkeit und Freude. Es war ein offenes Gesicht; es konnte und es wollte auch entschieden nicht seine Empfindungen verstecken. Die freimütig blickenden Blauaugen, der weichgeschnittene, bewegliche Mund, der so einnehmend zu lächeln verstand, die schöngewölbte Stirn — sie wußten nichts von Verstellung.

„Wenn ich recht verstanden habe,“ kam es nach einem raschen Aufatmen, das beinahe einem Seufzer glich, über Hagedorns Lippen, „so haben Sie mit Ihren letzten Worten sagen wollen, es soll mit mir hier alles beim alten bleiben!“

„Allerdings wollte ich das! Mir will jetzt nur scheinen, ich hätte Ihnen damit durchaus keinen Gefallen erwiesen!“

„Das wirft ein abscheuliches Licht auf mich — das der schwärzesten Undankbarkeit! Wenn ich Ihnen nur verständlich machen könnte, wie es in mir aussieht!“

„Ist das so schwer?“ fragte Alix, „Sie könnten mir ja erklären —“

„Erklären! Ja! Das ist es eben, was ich möchte und nicht kann!“ fiel er mit einem Eifer ein, der Alix' starkes Befremden sofort milderte; in seiner impulsiven Art, zu sprechen, in seiner Weise, den andern überredend anzublicken, ihn mit seinen feurigen blauen Augen gleichsam zu bannen, lag ein Zauber, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte. Zudem besaß der Sprecher ein biegsames Organ, und sein etwas Wienerisch gefärbter Dialekt gab allem, was er sagte, eine eigene Wärme.

„Und warum sollten Sie nicht können?“

„Ich bitte Sie, Gnädigste, ich kann Ihnen doch nicht nach so kurzer Bekanntschaft zumuten, meine ganze Biographie anzuhören und sich meinen innern Menschen anzusehen! Auf das aber käm' es hinaus, wenn Sie darauf bestehen wollten, ich sollte erklären, warum ich mich nicht hab' aufrichtig freuen und sagen können: ‚Küss' die Hand und danke tausendmal'!“

„Und wenn ich nun nichts gegen diese Zumutung hätte — wenn ich einem Verwandten unseres Hauses“ — wie unwillkürlich blickte Alix über ihre Schulter zurück, während sie sprach, gleichsam ihre Mutter, die dort im Bilde auf sie herniedersah, auffordernd, ihr recht zu geben.

Raimund Hagedorn war diesem Blick gefolgt. Er sprang hastig von seinem Sitz empor, als habe er soeben gewahrt, daß noch eine dritte Person im Zimmer anwesend sei, die er zu begrüßen vergessen hatte. „Ah, Tante Kathi!“ rief er lebhaft, und mit einer entschuldigenden Gebärde gegen Alix fügte er hinzu: „Sie müssen verzeihen — ich habe sie immer so genannt, sie selbst hat es mir gestattet!“

„Wann und wo sahen Sie meine Mutter?“ fragte das junge Mädchen rasch zurück.

Er antwortete zunächst noch nicht, sondern sah unverwandt zu dem Gemälde empor — dann zu Alix hinüber — wieder zum Bilde zurück — die beiden Gesichter aufmerksam vergleichend.

„Ja, ja,“ nickte er dann, wie zu sich selber sprechend, „ich hab' es gleich bemerkt, es ist viel Aehnlichkeit da, der ganze Typus, und dann um Augen und Mund herum ... doch Baroneß verzeihen, daß ich nicht gleich antwortete. Wann ich Ihre Frau Mutter sah? Auf ihrer Hochzeitsreise zum erstenmal, und damals war ich ein kleiner Bub', vielleicht sechs Jahr alt. Schadet nichts! Mein Gedächtnis reicht weit zurück, und ich seh' alles deutlich vor mir — die ganze Scene!“

„Wollen Sie mir die schildern?“

„Gern! Wir lebten dazumal noch in Wien. Ich muß doch der Gnädigsten sagen: ich bin ein geborener Wiener.“

„Das hört man zuweilen an Ihrer Sprache, so dialektrein Sie sprechen.“

„War ja auch nicht immer in Wien. Aber zur Sache! Damals also lebten wir dort, und meine Mutter, auch eine Gräfin Holsten-Delmsbruck, gleich der Ihren, war sehr aufgeregt und glücklich über den bevorstehenden Besuch ihrer Lieblingscousine. Gleich zwei Schwestern waren die beiden zusammen aufgewachsen, obzwar meine Mutter wohl ein halbes Dutzend Jahre mehr zählte als ihre Cousine. Ich bekam mein schönstes Habit an, veilchenfarbigen Sammet mit Goldstickerei, und einen prachtvollen Buschen von Maiblumen und Syringen, so groß, wie ihn meine Hände nur fassen konnten — damit sollt' ich droben an der Stiege stehen zum Willkommen, und hundertmal wohl hat mir's meine gute Mutter eingeschärft, ich sollt' auch hübsch laut und deutlich sagen: ‚Grüß' dich Gott, Tante Katharina!‘“

„Und haben Sie das fertig gebracht?“ fragte Alix.

„Aber tadellos! Obschon ich so viel zu sehen hatte: die schöne junge Frau in dem schweren grünen Seidenkleid, einen Hut mit wehenden, nickenden weißen Straußenfedern auf dem Kopf, und den Herrn Gemahl daneben, ganz in schwarzer Gala, hinterher den Diener im Tressenrock — das war keine Kleinigkeit. Wie ich aber mit heller Stimme meinen Gruß sagte und meine Blumen hinhielt — gerad' mitten im schönsten Frühling sind wir gewesen! — da hat mich die neue Tante in die Arme genommen und hat mich geküßt. Sie amüsierte sich über mein damals unverfälschtes Wiener Geplausch und bat sich's aus, ich möchte sie Tante Kathi nennen, das klänge so hübsch. Lang' ist sie damals nicht in Wien geblieben, die Reise ist über den Semmering nach Italien gegangen — aber doch hat sie mit Mama manches Plauderstündchen gehalten, während die beiden Herren, mein Vater und der Ihrige, inzwischen sehen mußten, wie sie miteinander zurechtkamen. Ich natürlich, als einziges Kind, gewöhnt, immer an Mamas Rockfalte zu hängen, ich war stets bei den Damen, und sie beachteten mich weiter nicht, wenn ich mit meinen Bauhölzern und Pferdchen still für mich in einem Winkel spielte. ‚Der Bub', der Raimund, hört und versteht uns nimmer!‘ hat meine Mutter oft beruhigend gesagt, wenn Tante Kathi fragend über die Schulter nach mir umblickte. Ich hab' aber doch alles gehört und auch vieles verstanden, so klein ich noch war. Als Tante Kathi dann abgereist war, ist noch oft von ihr bei uns die Rede gewesen, sie hat auch zuweilen geschrieben und schöne Weihnachtsgaben für die Mutter und für mich geschickt. Mehr als ein Jahr ist vorübergegangen; da, es war im Herbst, hat's geheißen, Mama und ich würden zu den norddeutschen Verwandten nach Josephsthal fahren, wo das Töchterchen getauft werden sollte. Besagtes Töchterchen — —“ Der Sprecher verneigte sich sehr ceremoniell gegen Alix, und seine Augen glänzten fröhlich und schelmisch zu ihr hinüber.

Digitized by Google

Die Trauerfeier für den Fürsten Bismarck in München.
Nach dem Leben gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

„Sie kannten also Josephsthal schon seit langer Zeit, und Sie kannten auch mich!" rief Alix lebhaft. „Ich habe keine Ahnung davon gehabt. Dunkel erinnere ich mich, daß meine Mutter von der Ihrigen gesprochen, daß sie sie sehr lieb gehabt hat. Bitte — nur weiter! Sie glauben es nicht, wie mich dies alles interessiert!"

„Es ist leider bald zu Ende mit den Kindheitserinnerungen! Ich machte also damals die Bekanntschaft der neuen Cousine, aber, wie ich ehrlich eingestehen muß, ohne allzu große Begeisterung. Mit so kleinen Kindern wußte ich nichts anzufangen! Ja, hätte das Geschöpfchen laufen und plaudern können! Aber dies stumme Kleine in all seiner Seiden- und Spitzenpracht machte mir recht wenig Eindruck."

„Und — meine Mutter?" fragte das junge Mädchen leise.

„Sie war schöner denn je und schien sich im Besitz ihres Töchterleins außerordentlich glücklich zu fühlen."

Der Redner stockte hier, als hätte er mehr noch auf dem Herzen, fürchtete aber, zu viel zu sagen. Wieder gab sein bewegliches Gesicht den beredtesten Kommentar zu dem ab, was in seinem Innern vorging.

„Wie wir dann zurückgereist sind, gab es einen sehr schweren und zärtlichen Abschied zwischen den beiden Freundinnen, dessen entsinne ich mich noch genau. Sie weinten beide und wollten einander nicht aus den Armen lassen. Ob eine Ahnung sie bewegte? Sie sollten sich nicht wiedersehen. — — — Meine Mutter ist zuerst gestorben — ein paar Jahre nach jenem Besuch ist es gewesen, und Tante Kathi hat damals sehr traurig und sehr liebevoll an meinen Vater und an mich geschrieben — ich hab' mir den Brief aufbewahrt; er blieb der einzige, den ich von ihr bekam, denn der Verkehr schlief nach dem Tode meiner Mutter ganz ein. Der Vater hatte zu nichts mehr Lust und fand an nichts mehr Freude . . . . hätt' er mich nicht noch zu erziehen gehabt, ich glaube, er wär' freiwillig der Mutter nachgegangen. Sie ist der Inhalt seines ganzen Lebens gewesen!"

Das ernst gewordene Gesicht, das Alix zugewendet war, wirkte noch anziehender als soeben das lachende.

„Ich danke Ihnen von Herzen für alles, was Sie mir aus jenen Kindertagen, die Sie mit meiner Mutter zusammenführten, erzählt haben!" sagte Alix warm und reichte Hagedorn die Hand, die er leicht an die Lippen führte. „Sie glauben nicht, wie wertvoll mir, die ich so früh verwaist bin, jede Einzelheit ist, die irgendwie mit Mama in Verbindung steht. Aber nun sind Sie mir doch noch die bewußte Erklärung schuldig, die es mir verständlich machen soll, daß Sie den Gedanken, hier zu bleiben, mit solch offenbarer Abneigung begrüßten!"

„Abneigung? Wirklich? Hab' ich die verraten?" fragte Hagedorn bestürzt.

„Es sah wenigstens ganz so aus. Und Sie können es mir nicht verargen, daß ich dafür eine Erklärung wünsche!"

„Eine ganz offene?"

„Ja!"

„Gut denn, ich will es versuchen, sie zu geben. Sehen Baroneß, wenn ich da nun anknüpfe, wo ich zuvor aufhörte, beim Tod meiner Mutter, so ergiebt sich fortan eines aus dem andern. Nachzuholen hätt' ich nur eine Thatsache, die mich betrifft, freilich eine sehr wichtige! Von klein auf bin ich ein Musiknarr gewesen. Die Wärterin, die mich auf dem Arm getragen hat und die dann noch lange im Haus blieb, hat mir's später noch oft erzählt, wie ich mitten im Weinen verstummte, sobald ein Drehorgelmann draußen sich hören ließ — wie ich, noch ehe ich ein artikuliertes Wort sprach, kleine Melodien mit meinem Kinderstimmchen richtig und rein zu Gehör brachte — wie ich mich ans Pianoforte hintappte, mühselig den Klaviersessel erklomm und mir nun Töne zusammensuchte, wie ich sie brauchen konnte. Mit sechs Jahren hab' ich in einer Wohlthätigkeitsvorstellung den ‚Karneval von Venedig' mit Variationen auswendig vorgetragen; die Leute, die Damen namentlich, machten mit mir Knirps viel Aufhebens und meine Eltern hatten gewaltig zu steuern, auf daß nicht aus ihrem Einzigen ein eitler Grasaff' gemacht wurde. Ich durfte nie wieder öffentlich spielen, und die Leute, die bei uns im Haus verkehrten, wurden veranlaßt, mich nicht durch zu viel Lob und Bewunderung zu verderben. — Aber guten Unterricht erhielt ich, auch dann, als wir, nach dem Tode meiner Mutter, von Wien fortzogen und unser sonderbares Wanderleben begannen. Doch ehe ich Ihnen davon berichte, Baroneß, muß ich notwendigerweise erst etwas von meinem Vater sagen!"

„Er war Docent der alten Sprachen, nicht wahr?"

„Jawohl, er hatte Philologie studiert, war als junger Mensch Informator in einer gräflichen Familie gewesen — Sie erraten, daß es die Holsten-Delmsbrucksche war! — er hatte sich heimlich mit der Komteß verlobt, sah aber nicht die geringste Aussicht auf eine Vereinigung mit seiner Braut vor sich. Da starb sein Vormund, ein sehr wohlhabender, kinderloser Herr, und mein Vater wurde sein Universalerbe. Nun konnte er die Braut heimführen und sein Leben nach eigener Neigung gestalten. So wurde er denn Docent an der Wiener Universität und lebte seiner Wissenschaft, schrieb ab und zu eine gelehrte Abhandlung als Beitrag für irgend eine Zeitschrift, konnte sich aber zu keiner regelmäßigen Thätigkeit aufraffen. Er war ganz Stimmungsmensch; jeder Zwang entmutigte ihn. Unser Vermögen, vielmehr der Zins, den es brachte, reichte aber für uns aus. Meine Mutter war für sich selbst anspruchslos und merkwürdig praktisch. Sie verwaltete das Einkommen ganz allein, und das war gut, denn mein Vater hätte keine Ahnung gehabt, wie es anzulegen sei. Das Kapital sollte für ihren Buben unberührt bleiben! Aber nun starb sie, da ich noch keine vierzehn Jahr alt war. Mein armer Vater, niedergebeugt und gebrochen von seinem Schmerze, war in Bezug auf alle praktischen Fragen des Lebens rat- und hilflos wie ein Kind; er war wie erlöst, als einer der wenigen Freunde, die er in Wien gefunden, ein gutsituierter Kaufmann, ihm anbot, von der Last der Vermögensverwaltung ihn zu befreien und unser Kapital in sein Geschäft hineinzunehmen. Er hatte eine großartige Gußeisen- und Gußstahlgießerei, ein pomphaftes Warenhaus mit den herrlichsten Treppengeländern, Grabgittern, Kandelabern und dergleichen. Ich will und ich kann dem Mann nichts Böses nachsagen, er hat nicht schlecht an uns gehandelt. So lange es ihm selber gut ging, hatten auch wir es gut! Er hatte dem Vater dafür, daß dieser sein Kapital in seinem Geschäft arbeiten ließ, Tantieme zugesichert — die bekamen wir jahrelang, so lange der Handel schwunghaft ging, regelrecht ausgezahlt! Wir hatten reichliche Zinsen in jener Zeit, aber wir verbrauchten sie auch. Meinen Vater litt es nicht lange mehr in Wien, er meinte, in einer fremden Stadt, in einer neuen Umgebung würde er die quälende Sehnsucht nach der Mutter weniger empfinden. Wir gingen nach Graz, dann nach München — dort hab' ich mein Abiturium gemacht. Ich wollte Musik studieren, das stand bei mir ganz fest, und mein Vater hatte nichts dagegen; nur wollte er, daß ich vorher mit ihm erst ein wenig die Welt ansähe. Da der Arzt für ihn einen längeren Aufenthalt im warmen Klima für wünschenswert erklärte, gingen wir auf ein volles Jahr nach dem Süden. Wie trunken vor Entzücken hab' ich geschwelgt in allem, was dieser Aufenthalt mir bot, und wenn ich leider gewahren mußte, daß meinem armen Vater auch diese wonnevollen Tage nichts mehr halfen, daß für seine Seele alles zu spät kam und alles verloren war, seitdem er ohne sein Liebstes und Bestes lebte . . . . . ich verdanke dieser Zeit eine sonnengoldene, unvergleichliche und unvergeßliche Erinnerung, an der ich freilich werde zehren müssen all mein Leben lang."

„Konnten Sie auch für Ihren künftigen Beruf damals etwas thun?"

„Mein künftiger Beruf — der, den ich in jener Zeit wenigstens dafür hielt! — kam nicht zu kurz. Ich hatte vollauf Muße, oder wenigstens, ich nahm sie mir, alte Kirchenmusik zu studieren — Palestrina — Pergolese, aber ohne Anleitung und Belehrung, ohne Menschen, gegen die ich mich aussprechen, mit denen ich meine Ideen tauschen konnte. Als das Reisejahr vorüber war, trieb es mich mit Allgewalt nach Köln, an dessen Konservatorium namhafte Lehrer unterrichteten, und mein Vater, dem die Stadt nicht sympathisch war, und der eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem Grabe meiner Mutter empfand, faßte zum erstenmal den Entschluß, sich, wenigstens für eine Zeit lang, von mir zu trennen. Der Gedanke, ihn allein reisen zu lassen, war mir bei seiner Angegriffenheit bedenklich. Aber mit der zähen, eigensinnigen Heftigkeit, wie sie oft gerade weichen Naturen und Gemütsmenschen eigen ist, bestand er auf seinem Willen, und ich mußte ihn ziehen lassen. Ich hatte mich noch nicht einmal in Köln eingerichtet, wohnte noch im Hotel und wollte erst am

Digitized by Google

nächsten Tage die notwendigen Besuche bei meinen Lehrern machen, als mich ein Telegramm traf: ‚Ihr Vater bedenklich erkrankt — bitte, sofort herzukommen!‘ Selbstverständlich fuhr ich Tag und Nacht, und als ich in Wien anlangte, lag mein Vater bewußtlos an schwerem Typhus danieder und erkannte mich nicht mehr. Als er endlich, nach Monaten, dem Leben wiedergegeben war, lag der kaum zweiundfünfzigjährige Mann vor mir mit silberweißen Haaren, hohläugig und entkräftet wie ein Greis, und so schwach, daß er die Hand nicht heben konnte und ich ihn füttern mußte wie ein kleines Kind.

Das blieb so nicht — gottlob! Aber über seiner Genesung war es Winter geworden, ganz Wien lag eingeschneit, und die Aerzte warteten nur ein Nachlassen des Frostes ab, um den Kranken ungesäumt wieder fortzuschicken — diesmal nach Meran! Daß ich mit ihm ging, verstand sich von selbst; er hätte jetzt die Trennung von mir gar nicht ertragen. Seine Nerven waren unglaublich geschwächt, er war reizbar, ungeduldig, die geringste Kleinigkeit regte ihn unsagbar auf, und ein unbedachtes Wort konnte ihm Thränen in die Augen treiben. Er wollte mich nicht von sich lassen — natürlich! zugleich aber quälte ihn fortwährend der Gedanke, daß ich jetzt um seinetwillen meine so heiß ersehnten musikalischen Studien nicht aufnehmen könne, daß er das Hindernis sei! Auf alle Weise suchte er mich zu entschädigen, schaffte mir ein schönes Reitpferd an, ein Fahrrad, interessante Bücher, drang darauf, daß ich Ausflüge unternahm, Bekanntschaften anknüpfte; ich hatte nur immer abzuwehren, damit mir's nicht zu viel wurde. Zu meiner Freude erholte er sich zusehends; aber es konnte mir nicht verborgen bleiben, daß er jetzt meinen künftigen Beruf mit ängstlichen und scheelen Augen ansah, so oft ich ihn auch versicherte, wir dürften uns wegen desselben durchaus nicht trennen, ich könnte, wenn er sich das wünsche, Köln aufgeben und in Wien meine Studien betreiben. Wir gingen auch schließlich nach Wien, aber zu den erhofften Studien kam ich auch jetzt nicht.

Nicht ohne eigne Schuld! Ich hatte in Meran die Bekanntschaft von ein paar jungen Wienern gemacht, es waren zwei Brüder und deren nächste Freunde — lebenslustige, ein wenig übermütige, aber liebenswürdige Leute, die großes Wohlgefallen an mir fanden und mich eifrig zu sich heranzogen. Sie waren wohlhabend, die Brüder konnte man schon reich nennen, ihr Vater war ein angesehener Wiener Bankier. Alle vier aber waren sie leidenschaftliche Sportsmen, hielten sich zusammen einen Rennstall, Jockeys und Trainer, waren in London beim Derby gewesen, hatten die Rennen in Longchamps mitgemacht, sich auch in Norddeutschland umgethan und gingen ganz in diesen Dingen auf. Einmal erst wieder in Wien, wo unser Umgang selbstverständlich fortgesetzt wurde, zogen sie mich beinahe mit Gewalt in ihre Sportsinteressen hinein; sie behaupteten, ich sei ein geborener Herrenreiter, ich möge ihnen nur die Liebe thun, meinen ‚Mazeppa‘, ein famoses Halbblut, einreiten zu lassen und mich im Herbst bei den großen Rennen zu beteiligen — sie würden ohne weiteres auf mich wetten. Der Gedanke schmeichelte meiner Eitelkeit, daß sich in dieser Geschicklichkeit als Reiter das Blut meiner mütterlichen Abstammung verrate. Ich ließ mich überreden. Meine musikalischen Studien, die meine volle Hingabe erfordert hätten, vernachlässigte ich nun in unverantwortlicher Weise. Ab und zu machte ich mir deshalb Gewissensbisse, aber mein Vater, der sich sehr entzückt von meiner Sportliebhaberei zeigte, und meine neuen Freunde hatten mir so oft und so einleuchtend bewiesen: zum Musikmachen käme ich noch zeitig genug, und das Studium liefe mir ja nicht davon, daß ich mich leicht beruhigte. Kurz, ich ritt im Herbst die Rennen mit und gewann beim Herrenreiten den zweiten Preis. Ich war so allgemach, ohne mein Zuthun, in die Kreise der Wiener jeunesse dorée geraten und ließ mir's gefallen. Man lud mich vielfach zu Abendgesellschaften; die Mär von meiner musikalischen Begabung sprach sich herum, man forderte mich auf, in Wohlthätigkeitskonzerten zu spielen, ich mußte in Privatkreisen Operetten dirigieren, Liederspiele komponieren, melodramatische Scherze begleiten — der reinste Dilettantenschwindel in voller Blüte! Ich kann auf jene Zeit in Wien nur mit Beschämung zurückblicken. Allein ich war jung, empfänglichen Gemütes, und die Versuchung war stark! Doch ich will mich nicht entschuldigen. Wollten mir Bedenken aufsteigen, so beschwichtigte ich sie damit, daß ich mir sagte, ich lebte ja jetzt meinem Vater zu Gefallen, und das sei meine Pflicht. Wirklich zeigte er sich stets heiter und zufrieden, obgleich er wahrlich auch bei meiner damaligen Lebensweise nicht viel von mir hatte. Ohne Murren gab er das Geld her, das diese repräsentative Rolle forderte, schaffte ein zweites Rassepferd und stellte einen englischen Trainer an, als die Freunde darauf drangen, und glänzte vor Stolz, als es dann im nächsten Jahr beim Hindernisrennen und beim Handicap zwei erste Preise abgab und die Sportblätter meinen sogenannten ‚Ruhm‘ mit Posaunenstößen der Welt verkündigten.

Ich stand in der Blüte meiner Sportlaufbahn und in Unterhandlung wegen eines dritten Pferdes, als mein Vater eines Tages verlegen und erregt zu mir aufs Zimmer kam: ob ich die bevorstehenden großen Ausgaben, von denen ich ihm gesprochen, aus meinen Mitteln von den Preisen her bestreiten könne oder ob ich Kredit dafür hätte — der Geschäftsmann, der unser Vermögen verwalte, habe zum erstenmal die längst fälligen Zinsen nicht gezahlt und auf zwei mahnende Briefe des Vaters mit keiner Silbe geantwortet!

Mir wurde nicht sehr wohl zu Mut, als ich dies hörte; ich ließ die Fragen über meine eigenen Mittel und über meinen Kredit in der Luft schweben — sie wären nicht zu meines Vaters Zufriedenheit zu beantworten gewesen! — brach einstweilen die Unterhandlungen wegen des Pferdes ab und versprach meinem Vater, mich um die Geldangelegenheit selbst zu bekümmern.

Was ich zu hören bekam, war nicht ermutigend. Es stand schlimm mit unserem Geschäftsfreund. Um der jährlich anwachsenden Konkurrenz zu begegnen, sie noch zu überbieten, hatte er enorme Lieferungen übernommen, das Material dafür zu billig veranschlagt, die Leute zu sehr angestrengt und dabei zu schlecht besoldet, so daß sie an einem Tage samt und sonders die Arbeit niederlegten — ausstehende Forderungen konnten nicht eingetrieben werden . . . es war eine Krisis — — sie konnte überstanden werden, und dann würde alles gut zu machen sein . . . Aber die Krisis des Geschäftsfreundes ging nicht vorüber, und die Sache zog sich nicht zurecht. Der Mann that klug daran, die Briefe meines Vaters unbeantwortet zu lassen — — — was hätte er ihm schreiben sollen? Unser Vermögen steckte in seinem Geschäft — ob sich auch nur ein Teil davon würde herausziehen lassen, war mehr als zweifelhaft. Sacht fing ich an, meine Fühlhörner einzuziehen, den Trainer zu entlassen, ein Pferd zu verkaufen . . . Dann war mit einem Mal die Sache entschieden — ohne einen Schimmer von Hoffnung, auch nur tausend Gulden für uns aus dem allgemeinen Zusammenbruch zu retten!

Da stand ich denn nun neben dem hilflosen, in seiner Art verwöhnten, dem wirklichen Leben fremd gewordenen Vater — ich selbst zwar gesund, fast vierundzwanzig Jahre alt, aber in meiner Art, genau genommen, ebenso unbrauchbar fürs Leben wie mein guter, alter Papa. Ich war ganz bereit, für meine Thorheit zu büßen und mir's rechtschaffen sauer werden zu lassen . . . aber wovon sollten wir derweil leben, wir zwei? Mit Verkaufen, mit Vermieten hatten wir's so eine Weile hingehalten, jetzt aber schaute die nackte Not zur Thür herein . . . . ein höllisch unbequemer Gast für denjenigen, der ihm zum erstenmal in das höhnisch grinsende Antlitz schaut! Und dabei dem Vater, der mir, sowie ich zur Thür hereinkam, mit seinen guten, bekümmerten Augen mitleidig ins Gesicht sah, eine sorglose Miene zeigen, ihn immer wieder lachend auf die Schulter klopfen und sagen müssen: ‚Mut, Papa! Dies ist ein Uebergang — weiter nichts! In diesen Tagen muß sich etwas finden!‘ Und dieselbe sorglose Miene den guten Freunden gegenüber: nur immer unbefangen thun — nur sich um Gottes willen nichts merken lassen!

Eine furchtbare Ueberwindung hat's mich gekostet, mich endlich meinen nächsten Freunden, denen wenigstens, die ich dafür hielt, zu offenbaren, ihnen vollen Einblick in unsere bedrängte Lage zu gewähren und ihren Rat, eventuell ihre Hilfe, in Anspruch zu nehmen. Ich machte die alte Erfahrung! Ich erhielt lebhafte Zusicherungen aufrichtiger Teilnahme, Versprechen, zu deren Erfüllung es nicht kam, schließlich begegnete ich frostigen Gesichtern. Der letzte Versuch, den ich unternahm — ohne jede Hoffnung, muß ich hinzufügen — brachte ein Resultat. Der Vater eines jungen Mannes, den ich vom Ruderklub her

Digitized by Google

kannte, war gerade im Zimmer des Sohnes anwesend, als ich diesem mein Anliegen vortrug. Ich that es mit einem gewissen desperaten Humor, der mich die Gegenwart des mir ziemlich fremden älteren Herrn als etwas Nebensächliches übersehen und die ganze Sache als den letzten Akt einer ausgepfiffenen Tragikomödie betrachten ließ. Aber der Vater des jungen Sportsman war ein Menschenkenner; er stellte einige Fragen an mich, die ich, in meiner verzweifelten Stimmung, mit einer geradezu waghalsigen Offenheit beantwortete, und bot mir dann kurzerhand eine Stelle in seinem Comptoir an. Ich starrte ihn an, als ob er chaldäisch mit mir redete, aber er wiederholte sein Anerbieten mit dem Zusatz: es sei freilich eine Art Experiment für uns beide, er habe den Versuch zu wagen — ich möge dasselbe thun!

So bin ich vom Rennsattel herunter, um das Kapellmeisterpult herum, auf den Comptoirstuhl hinaufgekommen, und ich mußte meinem Schöpfer danken, daß ich noch da hinaufgekommen bin. Mein Prinzipal merkte bald, daß ich viel guten Willen und ernsten Eifer, aber nicht die Spur Talent und Neigung für meinen neuen Beruf besaß. Die notwendigen Elemente, den gebräuchlichen kaufmännischen Briefstil eignete ich mir zur Not an, rechnete auch nicht zu schlecht, aber mir fehlte aller und jeder Geschäftssinn. Mein Prinzipal sah das recht gut, sah auch, daß ich mir alle Mühe gab, den alten Menschen aus- und einen neuen anzuziehen, und hatte Nachsicht mit mir. Dennoch war er gewiß seelenfroh, als ihm ein Zufall half, mich nach nahezu zwei Jahren loszuwerden. Er stand, da er ein ausgebreitetes Getreidegeschäft hatte, in Verbindung mit vielen namhaften Firmen — unter ihnen befand sich A. T. von Hofmann, Kolonie Josephsthal. Ich hatte im Auftrag meines Chefs dorthin zu schreiben und unterzeichnete daher außer mit unserer Firma auch noch mit meinem eigenen Namen. Ich war gespannt, zu sehen, ob Tante Kathis Gatte sich meiner noch erinnern und sich zu unserer Verwandtschaft bekennen würde!"

„Warum wendeten Sie sich nicht gleich an meinen Vater, als Sie in Verlegenheit waren?" fragte Alix mit etwas unsicherer Stimme.

„Sie vergessen, daß es damals gar nicht in meiner Absicht lag, Kaufmann, Comptoirist zu werden. Irgend eine einigermaßen lohnende Beschäftigung wollte ich .... mußte ich haben, daher wandte ich mich an meine sogenannten Freunde. Ich hätte Musikkritiker, Mitarbeiter an einem guten musikalischen Blatt werden mögen, daneben ernste Studien treiben: meine Freunde versagten. Tante Kathis Gatten aber um eine Geldunterstützung, eine namhafte noch dazu, anzugehen — ihn, den ich ganz aus den Augen verloren hatte, dem ich mit meinen Anlagen und Wünschen vollkommen fremd war ..... das konnte mir wahrlich nicht in den Sinn kommen!

Aber Baron von Hofmann erinnerte sich meiner. Er schrieb an mich und an meinen Prinzipal, kurz und bündig: es würde ihn interessieren, Näheres über mich und mein Ergehen zu hören. Mich fragte er, ob mir meine Stellung zusage, und meinen Prinzipal, ob er mit mir zufrieden sei.

Ich antwortete sehr aufrichtig und bat meinen Chef, ein Gleiches zu thun, nichts zu beschönigen oder zu mildern. Ich sagte offen, meine Neigung und Begabung gehörten einzig der Musik, ich sei Buchhalter geworden, weil ich samt meinem Vater leben mußte und sich nichts anderes für mich fand. Mein Prinzipal gab mir seinen Brief an Herrn von Hofmann zu lesen. Er stellte mir als Mensch ein überaus günstiges Zeugnis aus, nannte mich einen ehrenwerten Charakter, eine energische Natur, die sich jeden Tag aufs neue zwinge, einen Beruf auszuüben, dem er noch immer als Neuling angehöre.

Es traf nach drei, vier Tagen eine Antwort ein. Ihr Herr Vater ignorierte die Künstlernatur und die Liebe zur Musik vollständig, aber er bot mir eine Buchhalterstelle bei seiner neugegründeten Dampfschneidemühle an, und zwar mit erheblich höherem Gehalt, als ich bisher bezogen hatte. Mein Chef redete mir eifrig zu, mein Vater war Feuer und Flamme für die neue Stellung .... ich selbst — nun, was nützt es, seine Empfindungen zu zerfasern? Ich kam hierher, und hier bin ich noch heute!"

„Standen Sie gut mit meinem Vater?"

„Ich muß bekennen: ich stand gar nicht mit ihm! War er enttäuscht über mich? Hatte er doch mehr und Besseres erwartet? Flößte ihm meine Erscheinung, mein Wesen keinerlei Sympathie ein? Ich sah ihn zu Anfang selten, dann immer weniger, endlich gar nicht mehr, so daß ich mir einbilden konnte, nicht mehr Herrn von Hofmann zu meinem Vorgesetzten zu haben, sondern nur noch Herrn Oberingenieur Harnack, denn nur mit diesem bekam ich es noch zu thun. Es wunderte mich übrigens nicht, von seiten meines wirklichen Prinzipals keine besondere Beachtung zu erfahren: er war ein hervorragender Geschäftsmann, ich war es nicht, er arbeitete mit Freudigkeit, ich that es, weil ich es mußte. In meinen Erholungsstunden trieb ich Musik und suchte in dieser Trost. Aber es ist ein unvernünftiger Kampf, den ich kämpfe, es ist ein aussichtsloser dazu. Wohl kann ich jetzt des Abends ein paar Stunden spielen, ich kann mir musikalische Blätter halten, ich kann, wenn ich es vor Sehnsucht nicht länger ertrage, zu einer guten Oper, zu einem Konzert oder Musikfest fahren, aber gerade weil ich mich wieder im Zusammenhang mit der Musik fühle, sehe ich mit jedem Tag deutlicher, um was ich mich gebracht habe!"

„Unwiederbringlich?" fragte Alix eindringlich.

„Ich fürchte — ja, ich glaube es sogar zu wissen. Schon die Rücksicht auf meinen Vater —"

„Sie haben Ihren Vater bei sich?"

„Nein, er lebt in Greifswald, und ich besuche ihn dort des öftern. Wir taugen nicht mehr zum Zusammenleben, wir beiden, seit dem Verlust unseres Vermögens. Einer beobachtet heimlich den andern, bedauert und beklagt ihn, möchte ihm helfen und kann nicht — das regt und reibt auf. Auch der gute Papa, trotzdem er nicht darbt, entbehrt vieles, was ihm das Leben geschmückt und interessant gemacht hat. Mich freut es, für meinen alten Vater sorgen zu können, aber ich wünschte, es geschähe auf andere Weise und geschähe besser. Zum Schluß, Baroneß, noch ein Bekenntnis: so lange Ihr Herr Vater lebte, hatte ich weniger das Gefühl des Geduldetseins, kam auch mit Harnack besser zurecht. Er konnte nicht an mich heran, so lange der Chef da war, der einen Uebergriff auch von seinen obersten und tüchtigsten Beamten niemals geduldet hätte. Seit Herrn von Hofmanns Tode glaubt er, im sichern Gefühl seiner Unentbehrlichkeit — und ich halte ihn in der That für hervorragend tüchtig und für die Werke notwendig! — solche Vorsicht nicht mehr nötig zu haben. Er macht mir bei jeder, auch der kleinsten Gelegenheit sein hundertfaches Uebergewicht fühlbar, er spielt den Herrn, und das empört und reizt mich. Ich war früher schon zuweilen nachlässig in meiner Arbeit, unvorsichtig in meinen Aeußerungen .... ich bin es in letzter Zeit mehr denn je gewesen. Ich hatte das Gefühl, va banque zu spielen. Gelebt muß werden, schon um des Vaters willen, aber hier wollte ich nicht mehr leben, so lange ein Harnack mein unmittelbarer Vorgesetzter ist! Baroneß waren so gütig, mir zu sagen, ich könnte bleiben .... ich, nachdem ich meine ganze Lebens- und Leidensgeschichte mit viel zu großer Ausführlichkeit erzählt habe, muß jetzt dennoch, mit allem Dank für die mir erwiesene Geduld und Nachsicht, nochmals sagen: ich möchte gehen! Ich bitte Baroneß dringend und inständigst, mich nicht mißzuverstehen!"

Alix sah in sein erregtes Gesicht, in diese Augen, die jedes Empfinden so treu wiederspiegelten; sie mußte fast lächeln über die Mühe, die er sich gab, sich selbst und seine Leistungen in ihren Augen herabzusetzen, nur um seinen Wunsch zu erreichen.

„Sie haben keine andere Ursache, sich von hier fortzuwünschen, als nur Herrn Ingenieur Harnack und Ihr Verhältnis zu demselben?" fragte sie nach kurzem Ueberlegen.

Sein Gesichtsausdruck bekam etwas Unsicheres, als er, nach einer merklichen Pause, mit bedeckter Stimme antwortete: „N — — nein! Nicht — nicht — daß ich wüßte!"

„So müssen wir trachten, Ihre Stellung derartig zu gestalten, daß Sie mit dem Ingenieur nicht weiter in Berührung kommen. Sie könnten bei der Oelmühle Beschäftigung finden. Selbstverständlich wäre ich bereit, jede etwaige Gehaltsaufbesserung, die Ihnen wünschenswert sein könnte, anstandslos zu ...."

Hagedorn ließ sie nicht zu Ende reden. Mit einer energischen Handbewegung schnitt er ihr den Satz entzwei:

„Verzeihung — so dürfen Baroneß nicht sprechen! Nein, nein, ich kann nichts zurücknehmen! So gewagt es klingen mag:

Digitized by Google

Baroneß dürfen nicht! Weil Sie über große Mittel verfügen und ich ein Anverwandter der Familie bin, darum darf ein Mann wie ich nicht überreichlich für Leistungen belohnt werden, die herzlich leicht wiegen. Schon das mir von Herrn von Hofmann bewilligte Gehalt erschien mir, diesen meinen Leistungen gegenüber, viel zu groß, und nur die Rücksicht auf meinen Vater nötigte mich, es anzunehmen . . . es nochmals erhöhen, das hieße, mich demütigen, und ich denke mir, das können Baroneß nicht wollen!"

„Nein, ich will es nicht!" sagte sie rasch und stand auf.

Sie waren beide rot geworden während der letzten Minute und sahen aneinander vorbei, während jeder von ihnen dasselbe dachte. Das junge Mädchen erfüllte der Gedanke, diesem Mann Gehalt auszuzahlen, seine Vorgesetzte zu sein, mit unendlich peinlicher Verlegenheit, und er hatte kein anderes Empfinden, als ein beinahe zorniges Auflehnen: Warum sucht sie mich zu halten? Ich will nicht bei ihr in Lohn und Brot stehen, ich will nicht! Und wenn ich mich jetzt füge, um nicht allzusehr den Schein der Undankbarkeit auf mich zu laden .... auf lange wird es nicht sein! Was mir gegen die Natur geht, das kann ich einfach nicht ertragen!

Abschiednehmend verneigte er sich: „Baroneß haben mein Schicksal einstweilen besiegelt — ich unterwerfe mich!"

„Nur einstweilen?" versuchte Alix zu scherzen, aber es kam nicht ganz ungezwungen heraus. „Schon gut," fuhr sie sich beschwichtigend fort. „Jedenfalls wird also einstweilen" — sie betonte das Wort absichtlich — „mein Vetter Cecil Whitemore meinem Vetter Raimund Hagedorn seine neue Stellung und deren Pflichten klarlegen!"

Wieder war in ihr stolzes Gesicht ein zarter Rosenhauch gestiegen, als sie seinen Namen und die vertrauliche Bezeichnung Vetter aussprach. Seine Mienen, in denen Zorn und Verlegenheit gekämpft hatten, hellten sich plötzlich auf, und der konventionelle Handkuß fiel, als er sich nun verabschiedete, etwas weniger förmlich aus, als er beabsichtigt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Otto von Bismarcks Lebensgang.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

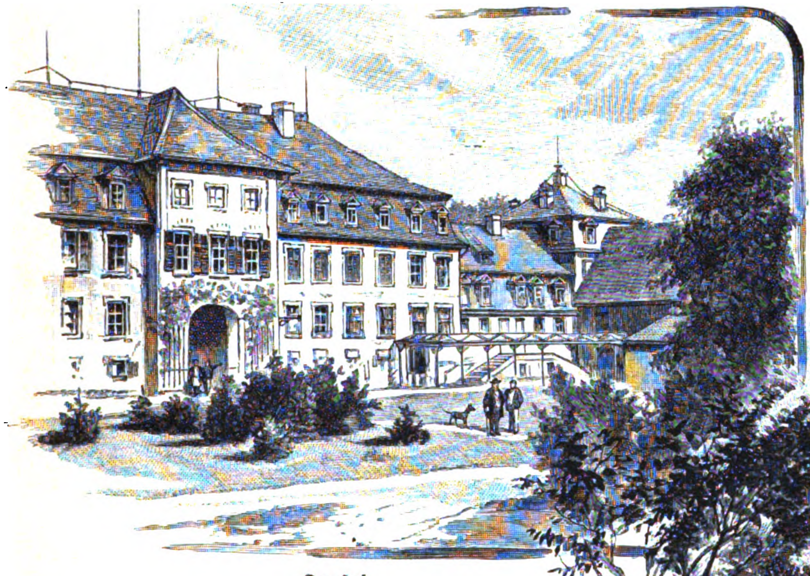
(Schluß.)

Mit Bildnissen und Ansichten seiner Heimstätten.

Letzte Lebenszeit.

Der Tod Kaiser Wilhelms des Ersten am 9. März 1888, dessen Kunde Fürst Bismarck unmittelbar danach in tiefster Ergriffenheit dem Reichstag überbrachte, bedeutete für ihn selbst eine verhängnisvolle Schicksalswendung. Dem Tode des ersten Kaisers folgte die Tragödie der „hundert Tage", während deren es dem todwunden Kaiser Friedrich vergönnt war, die Krone des Reiches zu tragen, dessen Errichtung er als siegreicher Heerführer durch unvergeßliche Thaten mit herbeigeführt hatte. Und zwei Jahre später, am 18. März 1890, zwang ein tieftragischer Konflikt, in welchen die Anschauungen des alten Kanzlers von seinen Pflichten und Rechten mit den Plänen und Wünschen des jugendlichen zweiten Erben der Kaiserkrone gerieten, den Einiger der Nation zum Rücktritt von seinen Aemtern; unter Kundgebungen bewegtester Teilnahme, die ihm die Bevölkerung der Reichshauptstadt darbrachte, verließ er am 29. März Berlin, um fortan in der friedlichen Stille des Sachsenwaldes seine Tage zu verbringen. Unfreiwillig sah er sich nun im Besitze der Ruhe und im Genuß der ländlichen Abgeschiedenheit, die er in den Jahren seines Wirkens an der Spitze der Staatsgeschäfte sich so oft als höchstes Glück ersehnt hatte, und die Resignation, mit welcher einst der alternde Goethe den Spruch niederschrieb: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle", forderte das Geschick auch von ihm, dem Manne der That, dessen Geist in ungebrochener Kraft nach weiterer Bethätigung im Dienste des Vaterlandes verlangte.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Erinnerungsbildes, auf die Motive einzugehen, welche dieses Schicksal bedingten. Die Tragik desselben ist von allen Zeitgenossen miterlebt worden. Sie erhob aber auch Bismarcks Charakterbild schon zu seinen Lebenszeiten



Der Hof.

Straßenansicht.

Die „Obere Saline" in Kissingen.

Nach Photographien gezeichnet von H. Nisle.

immer mehr über Haß und Gunst der Parteien, mit denen seine Politik jeweils im Kampf gestanden hatte. Das menschliche Mitgefühl erweiterte von Jahr zu Jahr den Kreis seiner Verehrer; das starke urdeutsche Gemütselement seines Wesens entfaltete sich jetzt in all seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit ungehemmt, nun er sich als Privatmann in bedeutsamen Ansprachen an die Vertreter der verschiedensten Volkskreise wandte, die von überall her zu ihm gepilgert kamen. In großartigen Kundgebungen der Dankbarkeit der von ihm geeinten Nation fand das tragische Geschick, das auf Bismarcks letzte Lebenszeit dunkle Schatten warf, seine Verklärung.

Die Schloßterrasse zu Friedrichsruh, dann jene im Schlosse zu Varzin, und endlich der Hof der Oberen Saline zu Kissingen, das waren die Rednerbühnen, von denen der greise Staatsmann noch zur Welt sprach, nachdem er seinen amtlichen Platz an den Ministertischen des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses verlassen hatte. Da scharten sich um ihn jene Massenbesuche, die, ohne Beispiel in der Geschichte, oft von weither in tagelangen Reisen zu ihm strömten, aus Schwaben und Baden, aus der Pfalz, Hessen und Thüringen, aus Schleswig-Holstein, Lübeck, Oldenburg, Mecklenburg, aus Lippe-Detmold, Braunschweig, Bayern, aus Posen und Westpreußen — aus fast allen Teilen des Vaterlands. Bismarck selbst ist in den Jahren nach seinem Rücktritt wenig mehr gereist. Nur die Bäder von Kissingen suchte er bis 1893 regelmäßig auf, wie er es schon früher gethan, nach dem guten Erfolg, den der erste Besuch gehabt hatte. Vom Jahre 1876 an bewohnte er hier die „Obere Saline“, das alte Badeschloß der Würzburger Bischöfe, dessen ganze Anlage ihn an die heimischen Gutshöfe in Pommern und der Mark erinnerte und ihm schon darum sympathisch war. Gerade die letzten Jahre, in denen er Kissingen besuchte, um im Badehaus der „Unteren Saline“ in seinen Quellen zu baden, machten den gartenartigen Hof der „Oberen“ zum Schauplatz großartiger Versammlungen von Hunderten, ja Tausenden, die von fernher gekommen waren, um dem Gründer des Reichs zu huldigen. Als Bismarck im Juni 1892 an der Hochzeit seines ältesten Sohnes Herbert in Wien teilgenommen, kehrte er auf der Rückkehr wieder in Kissingen zur Kur ein, und wie schon die ganze Fahrt für ihn ein Triumphzug gewesen war, so wurde er jetzt hier Gegenstand von immer neuen Ovationen, und mächtig hallten im Vaterland die Ansprachen wieder, welche er im Hof der Oberen Saline an die Scharen seiner Verehrer hielt, die aus den Ländern des deutschen Südens sich bei ihm einfanden. In Kissingen war es auch, wo ihn im Sommer 1893 jene Krankheit befiel, auf deren Nachricht hin Kaiser Wilhelm II sich telegraphisch nach dem Befinden des Fürsten erkundigte und ihm eins der kaiserlichen Schlösser als Wohnung anbot. Am 26. Januar 1894 war Bismarck dann einer Einladung des Kaisers folgend zu eintägigem Besuch nach Berlin gekommen. Wie ein Aufatmen nach langer quälender Spannung ging es durch das weite deutsche Vaterland, und bei Gelegenheit des 80. Geburtstags gelangte dann diese Freude in einer Weise

v Bismarck, 7 Juli 1890

zum Ausdruck, die wohl einzig in der Geschichte dasteht. Kaiser Wilhelm II war an der Spitze der höchsten Vertreter des deutschen Heers und der deutschen Marine nach Friedrichsruh gekommen, Vertreter der höchsten Regierungskörperschaften des Reichs und der verschiedensten Volkskreise brachten ihre Glückwünsche dar, Wochen, ja Monate hindurch lösten die Besuche und Deputationen einander in Friedrichsruh ab. Und so oft der Fürst in diesen Tagen das Wort ergriff, leuchtete aus dem resignierten Grundton das stolze Bewußtsein dessen hervor, was er zum Besten der Nation erstrebt und geleistet hatte. Als der „getreue Eckart“ der Nation mahnte er sie, Das festzuhalten und treu zu pflegen, was er und alle, die an der Begründung des Reiches teilgenommen, in schweren Kriegszeiten durchgeführt, damit es zum Hort der Einheit und des Friedens des deutschen Volks und seiner Fürsten werde.

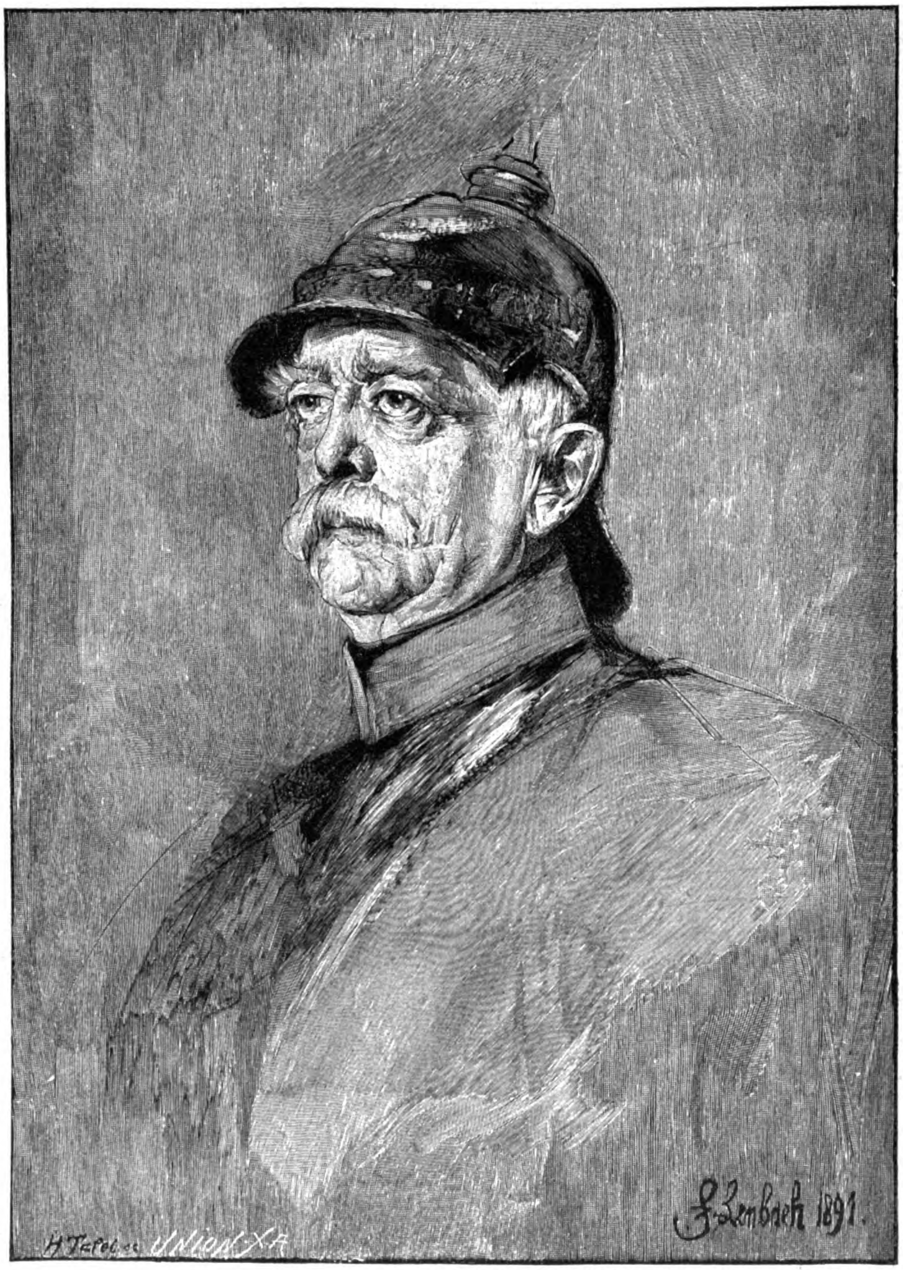
Im großen und ganzen verbrachte der Altreichskanzler die letzten Jahre im Behagen des Familienkreises zu Friedrichsruh, umhegt von sorgender Liebe, inmitten lieblicher Enkel und treuer Freunde, ein würdiger Patriarch unter den Seinen. In den Tagen seiner pflichtenreichen Amtsführung hatte er geklagt: „Ich möchte wohl einmal gern ein volles Jahr keinen Menschen weiter sehen als meine Frau, meine Kinder und Enkel; für die sollte man doch eigentlich leben!“ — jetzt war ihm noch eine Reihe von Jahren vergönnt, dieses Glück zu genießen. Sie brachten ihm als Vater und Großvater gar manchen Anlaß zu festlicher Freude. Graf Herbert, den er sich zum Stellvertreter im Amt herangezogen hatte und der gleichzeitig mit ihm 1890 aus seiner Stellung geschieden war, vermählte sich am 21. Juni 1892 mit der Gräfin Marguerite Hoyos; am 22. November 1893 wurde er Vater eines Töchterleins, dem am 4. März 1896 ein Schwesterchen und am 25. September 1897 ein Bruder folgte. Graf Wilhelm, seit dem 6. Juli 1885 vermählt mit Sibylle von Arnim, bescherte ihm nach drei Enkelinnen am 26. Mai 1896 den ersten Enkelsohn, Wilhelm Nikolaus, der in Königsberg zur Welt kam. Mit Genugthuung sah der Fürst die strammen Söhne seiner Tochter Marie heranwachsen, welch letztere, nachdem ein im Jahre 1875 geschlossener Herzensbund mit Graf Wend von Eulenburg durch den Tod des Verlobten ein jähes Ende gefunden, am 6. November 1878 dem Grafen Kuno zu Rantzau die Hand gereicht hatte. Derselbe war bis zum Sommer 1895, wo er ganz nach Friedrichsruh übersiedelte, Gesandter im Haag. Auch Malwine von Arnim, Bismarcks geliebte Schwester, die Vertraute seiner Jugend, mit der er einst war „wie mit einer Braut“, verkehrte viel im Hause. Dazu kamen als befreundete Nachbarn Herr und Frau von Merck, der treue Hausarzt Schweninger, Dr. Chrysander, der Assistent des Arztes und zugleich Sekretär des Fürsten. Früher gehörte auch Lothar Bucher zum vertrauten Kreise, bis der Tod ihn 1892 von der Seite seines Meisters riß, dem er so lange ein gescheiter,

Johanna von Bismarck.
Nach einer Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.

Fürst Bismarck am Sarge seiner Frau in Varzin.
Nach einer Originalzeichnung von H. Haase.

gewandter, kenntnisreicher Gehilfe gewesen war. In den lebensvollen Zeichnungen, welche C. W. Allers in den Bänden „Bismarck in Friedrichsruh“ und „Unser Bismarck“ vereinigt hat, findet sich gar reizvoll das glückliche Familienleben veranschaulicht, das sich in den ersten Jahren unseres Jahrzehnts in Friedrichsruh entfaltete, zumal an den Geburtstagen des Fürsten, welche nach altem Brauch von unzähligen Verehrern des Altreichskanzlers benutzt wurden, ihm ihre Liebe durch Geschenke und Ovationen zu bezeigen.

Jetzt hatte der Weltberühmte auch Muße, den Ansprüchen der Kunst an ihn zu genügen. In den Jahren, da sein Wille der Geschichte neue Bahnen wies, fand er dazu wenig Zeit. Die gewaltige Heldengestalt, die, auf den Pallasch des Kürassiers gestützt, dem besiegten Frankreich den Frieden diktierte, ist wohl unzähligemal dargestellt worden, aber gar selten unmittelbar nach dem Leben. Wie die Zeit, fehlte ihm damals auch die Neigung dafür, den Künstlern, die ihn malen wollten, als Modell zu dienen. Das erste Bismarckbild Lenbachs wurde 1879 für die Berliner Nationalgalerie gemalt. Nur schwer war Fürst Bismarck zu gewinnen, daß er dem Maler die nötigen Sitzungen gewährte; die Weihnachtszeit in Friedrichsruh wurde dazu benutzt. Nach seinem Rücktritt war der Fürst weniger zurückhaltend; ein großer Teil der Bismarckbildnisse Lenbachs stammt aus den letzten acht Jahren. Eines derselben, aus dem Jahre 1891, das den Altreichskanzler mit dem Kürassierhelm auf dem Haupte in wunderbar lebensvoller Charakteristik darstellt, geben wir in nebenstehendem Bilde wieder. Aus dem Jahre seines Rücktritts stammt die photographische Aufnahme, welche ihn in Civil zu Pferd darstellt (s. S. 590). Das dritte der Porträts, auf S. 593, zeigt ihn auf einem der Gartenstühle in Friedrichsruh sitzend, bewacht von seinen treuen Doggen. So, mit dem schwarzen breitrandigen Schlapphut auf dem Haupte, im bequemen, aber festanschließenden Gehrock, die Rechte auf einen kräftigen Stock gestützt, sah man ihn oft in seinem Parke rasten oder gedankenvoll durch die Laubgänge seines Sachsenwalds schreiten, und so hat sich auch die äußere Erscheinung des Altreichskanzlers dem deutschen Volksgemüte zuletzt eingeprägt. Ueber Bismarcks Antlitz äußerte sich ein scharfer Beobachter, wie folgt: „Es ist ein seltenes Gesicht, das allenthalben Aufmerksamkeit erregen würde, selbst wenn es nicht einem Manne gehörte, dessen Thaten die moderne Welt verändert haben. Es sind Züge, die man nicht wieder vergißt ... In längst vergangenen Tagen war dies Gesicht auffallend klar, voller Fröhlichkeit, ja selbst Ausgelassenheit; jetzt ist es ernst geworden, beinahe feierlich, mit einem Ausdruck unerschrockenster Energie und Kühnheit. Die kahle Stirn, für den Phrenologen ein Gegenstand der Bewunderung, ist von ungewöhnlichem Umfang. Die großen und hervortretenden blauen Augen scheinen, ohne zu blinzeln, in die Sonne sehen zu können; sie sind nicht schnell, sondern wandern langsam von einem Gegenstand zum andern. Aber wenn sie auf einem menschlichen Antlitz ruhen bleiben, werden sie in so hohem Grade forschend, daß mancher, welcher diesen Blick auszuhalten hat, sich unbehaglich fühlt.... Wenn er unter seinen wenigen persönlichen und intimen Freunden sitzt, frei von allem Zwang, seine lange Pfeife rauchend, den Kopf seines großen Hundes streichelnd und mit halber Aufmerksamkeit der in gedämpftem Ton geführten Unterhaltung zuhörend, legt es sich über sein kaltes Gesicht wie ein leichter, durchsichtiger Schleier, hinter welchem seine harten Züge weicher werden und einen ungeahnten Ausdruck von gedankenvoller Traurigkeit annehmen. Denn obgleich einer der sachlichsten Menschen, welche die Welt je gekannt hat, birgt er in seiner Brust eine Ader tiefen Gefühls. Und so gewiß es ist, daß dieses Gefühl nichts gemein hat mit krankhafter Sentimentalität, so gewährt es ihm doch die Möglichkeit, alles nachzuempfinden, was ein Herz während der Reise durch das Leben zu ertragen hat.“



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Fürst Bismarck im Jahre 1891.
Nach dem Gemälde von F. v. Lenbach.

Leider wurde dem Fürsten auch der andauernde Genuß des Landaufenthaltes durch körperliche Leiden immer wieder beeinträchtigt. Seit jener Erkrankung in Sankt Petersburg, welche der Jagdunfall in Skandinavien zur Folge hatte, ist der so reckenhaft gebaute eiserne Kanzler eigentlich nie mehr ganz gesund gewesen. Hauptsächlich quälten ihn neuralgische Schmerzen, begünstigt und gesteigert durch die ungeheure Arbeit und Verantwortung, die auf ihm lastete, nervöse Magenverstimmungen kamen hinzu, welche auch die Leber angriffen. Es ist bekannt, in welch verzweifeltem Zustand er sich befand, als anfangs der achtziger Jahre der Münchner Arzt Dr. Schweninger seine Behandlung übernahm, der denn auch den schwer angegriffenen Körper des Fürsten wieder in eine leidliche

Digitized by Google

Verfassung brachte. Ohne Störungen, zum Teil recht schwerer Natur, ging es jedoch auch in der Folgezeit nicht ab. Im Sommer 1893 war der Fürst so krank, daß man das Schlimmste zu fürchten begann; aber noch einmal brach seine starke Natur sich Bahn durch alle Schmerzen, und der beinahe Achtzigjährige faßte neuen Lebensmut und neue Lebenskraft.

Erst der am 27. November 1894 in Varzin erfolgende Tod seiner innig geliebten Frau, die sich ihm in den Jahren nach seinem Rücktritt in ihrer ganzen Charakterstärke als treueste Gesinnungsgenossin bewährte, ließ in ihm selbst eine Sehnsucht nach dem Tode aufkommen, welche von Jahr zu Jahr zunahm. Er begann sich immer einsamer zu fühlen in dieser Welt. Immer seltener ergriff er das Wort, um seinen Rat geltend zu machen für die weitere Schicksalsgestaltung des Vaterlandes; immer häufiger wurden die Nachrichten aus Friedrichsruh von einem erschreckenden Rückgang im Gesundheitszustand des „Einsiedlers im Sachsenwald". Sie beruhten auf Wahrheit. Und als im Oktober vorigen Jahres sich Ohnmachtsanfälle von anhaltender Natur einstellten, da wuchs in dem Kreise der Eingeweihten die bange Ahnung des nahenden Endes. Der letzte Anfall hatte die ganze Familie, die auf das Schlimmste gefaßt war, um ihn versammelt. Aber noch einmal gelang es den Bemühungen Schweningers, die Sorgen zu verscheuchen; Donnerstag, den 28. Juli, war eine Besserung eingetreten, welche dem Fürsten erlaubte, bei Tisch zu erscheinen. Lebhaft und gut gelaunt, nahm er an der Unterhaltung teil, und nach der Mahlzeit griff er nach langer Zeit wieder zur Pfeife. Als er dann am Abend ernstlich gemahnt wurde, sich niederzulegen, antwortete er im Scherze: „Mein Gott, soll ich schon schlafen gehen?" Die Familie und Schweninger hielten schon aufatmend auch diesen Anfall für gebrochen und der letztere glaubte daher, dem Ruf zu einem Patienten in Sachsen folgen zu können. Doch in seiner Abwesenheit trat plötzlich eine starke Verschlimmerung ein. Die besorgte Familie rief telegraphisch den abwesenden Arzt dringend zurück. Aber als er am Sonnabend, dem 30. Juli, in später Abendstunde in Friedrichsruh wieder eintraf, hatte der Leidende beinahe den schweren Todeskampf überstanden. Fürst Bismarck starb umgeben von den Seinen. Als seine Tochter bei einem der letzten Anfälle der ihn bedrückenden Atemnot seine Stirn trocknete, sagte er leise: „Danke, mein Kind" — dies waren seine letzten Worte. Es war nahezu elf Uhr, als er entschlief. Schweninger, der ihm noch die Atmungsbeschwerden hatte lindern können, konstatierte erschüttert den Tod. Der Fürst lag, wie er zu schlafen pflegte, leicht mit dem Kopf nach links geneigt. Der Gesichtsausdruck war friedlich und mild. Kindesliebe gab dem Toten eine weiße Rose in die Hand, wie er eine solche an sich genommen hatte aus der Fülle des Blumenflors, der nach dem Hingange seiner Frau deren Sarg geschmückt hatte.

Fürst Bismarck im Jahre 1891.
Nach einer Photographie im Verlag von Strumper & Co. in Hamburg.

Der Blinde von Dausenau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Paul Heyse.

Vor etlichen Jahren hatte mir mein Arzt, um mir die Nachwehen einer hartnäckigen Influenza vom Halse zu schaffen, eine Kur in Ems verordnet.

Nur mit Widerstreben hatte ich mich in die Verbannung schicken lassen, obwohl der berühmte Kurort, als ich früher einmal bei einer Fahrt durch das waldige Lahnthal an ihm vorüberkam, mit den blanken Häusern und zierlichen Kirchtürmen zwischen schattigen Parkanlagen mich sehr einladend angelacht hatte. Aber Badeorte, mögen sie noch so anmutig gelegen sein, haben für meine Vorstellung immer etwas Unheimliches, nicht so sehr der Kranken wegen, die dort auf Schritt und Tritt an das vielfache Elend der armen Menschheit erinnern, — tragen doch die meisten den Schimmer der Hoffnung auf dem Gesicht, der selbst die blassesten Leidensmienen verklärt —; die gesunde einheimische Bevölkerung erregt mein Mißbehagen, da ich in all den guten Bürgern nur Gastwirte, Kellner und Hausknechte zu sehen glaube, die außer der „Saison" keinen eigentlichen Lebenszweck haben. Scheinen sie doch in der That, sobald der letzte Kurgast abgezogen ist, in eine Art Winterschlaf zu versinken und sich in ihre Häuser zurückzuziehen, wie Spinnen, wenn der Herbstregen die letzte Fliege weggeschwemmt hat, verdrossen in ein warmes kleines Loch kriechen, dort die Langeweile der nahrungslosen Wintermonate zu verträumen. Erst die neue Frühlingssonne lockt sie aus ihren Verstecken wieder hervor. Die Hausbesitzer der Badeorte öffnen die Fenster ihrer möblierten Zimmer, sonnen die Betten, waschen die Vorhänge und fegen den Winterstaub aus allen Winkeln und Gängen, wie die betriebsamen Spinnen sich eifrig daran machen, neue zierliche Netze zu weben.

Ich weiß zwar, dies ist eine übertriebene Vorstellung. Auch in Badeorten verkürzt man sich während der geschäftslosen Jahreshälfte die Zeit mit allerlei Lustbarkeiten, so gut wie andere Kleinstädter, vielleicht nur noch besser, da man aus den Wassern der Quellnymphe hinlängliches Gold dazu gewaschen hat. Immerhin erscheinen die Straßen verödet, an vielen Fenstern

Digitized by Google

bleiben die Jalousien geschlossen, und auf den Gartenwegen um die Trink- und Badehallen, die im Sommer peinlich geharkt und mit gelbem Kies bestreut waren, liegt der Blätterabfall vom Herbst her, kaum hin und wieder an den Rand gekehrt, während in dem Pavillon, aus dem die unermüdliche Kurmusik zu seufzen und zu schmettern pflegte, nur das laute Gezwitscher und Gezänk der Spatzen hervordringt, die sich unter dem zierlichen Eisendach vor dem winterlichen Unwetter zu bergen suchen.

Dies alles aber war schon überwunden, und die Stadt Ems hatte sich wieder aufs beste herausgeputzt, ihre Gäste zu empfangen, als ich eines schönen Abends dort eintraf, um meine Strafzeit anzutreten.

* * *

Es war in der zweiten Hälfte des Mai. Man hatte mich so vielfach vor der schweren Sonnenglut gewarnt, die in den Sommermonaten sich über den tiefen Thalgrund lagere, daß ich meine Kur so früh als möglich beginnen wollte.

Als ich die Brücke betrat, unter der die gelblichen Wasser der Lahn träge zum Rhein hinabflossen, sah die Sonne nur noch mit einem letzten schiefen Blick über den niedrigen Höhenrand im Westen herein. Gleichwohl regte sich kein erfrischender Abendhauch, ein seltsam schwerer Dunst lag über Stadt und Fluß, aus dem zarten Laube der Alleebäume, die sich an beiden Ufern hinziehen, ließ sich nicht die leiseste Vogelstimme vernehmen. Auch die wenigen Menschen, denen ich begegnete, schienen unter dem Druck von sieben Atmosphären dahinzuwandeln, und ich glaubte in ihren Blicken etwas wie Mitleiden zu lesen, daß wieder ein armer Sünder den ersten Fuß in sein schwüles Zellengefängnis zu setzen im Begriff sei.

Man hatte mir ein Hotel auf dem rechten Lahnufer empfohlen, nahe beim Kurhause. Ich fand dort aber nicht eine Wohnung, wie ich sie suchte, die ruhigeren Zimmer waren vorausbestellt, der Schwarm von befrackten Kellnern, der mich umringte, scheuchte mich bald wieder hinaus. Als ich dann die lange Zeile der Häuser hinunterschritt, die dicht an die steile, siebenfach zerklüftete Felswand der sogenannten „Bäderlei" angebaut sind, an jedem ein oder mehrere Schilder mit den Inschriften „Hotel" oder „Pension", machte ich endlich vor einem sauberen Hause ziemlich am äußersten Ende der Straße Halt, das mich mit seinen Balkonen und blanken Fenstern vertraulich ansah. Hier fand ich denn auch alles, was ich wünschte, zwei geräumige Zimmer nach Norden und Süden gelegen, letzteres auf einen Balkon sich öffnend, von dem aus man über die Wipfel der niedrigen Kastanienbäume hinweg den Fluß verfolgen konnte, wie er an der Brüstungsmauer der Kuranlagen vorbeifloß, gegenüber die hohen Dächer der Gasthöfe auf dem anderen Ufer. Das Haus wurde von einer Witwe geführt, die es mir als einen Vorzug rühmte, daß man hier oben auf dem Balkon jeden Ton der Kurmusik deutlich hören könne, wenn der Wind von Westen komme. Ich hütete mich, der guten Frau zu gestehen, daß mir dieser Vorzug eher als ein Nachteil erschien. Dreimal des Tages musikalischer Vergewaltigung durch die üblichen Tänze, Potpourris und Operettenouverturen wehrlos preisgegeben zu sein, däuchte mir nur eine Verschärfung meiner Einzelhaft zu sein.

Auch als ich hernach bei einem späten Umgang durch die Kuranlagen der Musik im Pavillon näher kam und gestehen mußte, daß sie, was das Programm und die Ausführung betraf, zu den besseren und vielleicht besten ihrer Art gehörte, fühlte ich mich gleichwohl nicht erschüttert in meiner Abneigung gegen diesen Zwangsgenuß, der nur einem Menschen zu allen Zeiten willkommen ist, der nicht „Musik hat in ihm selbst". Statt auf diese vor dem Einschlafen ungestört lauschen zu können, mußte ich noch einmal aufstehen, um die der Schwüle wegen offengelassene Balkonthür zu schließen, durch die der Westwind abgerissene freche Töne eines Potpourris aus „Fatinitza" bis in mein Hinterzimmer hereinschleifte.

Am andern Morgen begann ich dann zeitig meinen Kurpflichten obzuliegen und ließ mich dazwischen von einem freundlichen alten Herrn, der mir den frischen Ankömmling angesehen hatte, zu den historischen Plätzen in den Kuranlagen führen, mir den Stein zeigen, der die Stelle bezeichnet, auf der die letzte verhängnisvolle Begegnung König Wilhelms mit dem französischen Botschafter stattgefunden, die Lieblingswege des greisen Herrschers, sein Marmorstandbild in dem unglücklichen Civilanzug, mit den an noch trostloserer Phantasielosigkeit leidenden Reliefs.

Mein treuherziger Führer erzählte mir, daß er gerade in dieser Saison das Fest der fünfundzwanzigsten Wiederholung seiner Emser Kur feiere. Da er mir dies unter beständigem Räuspern, Aechzen und Krächzen mitteilte, konnte ich mich eines niederschlagenden Zweifels an der Heilkraft der berühmten Quellen nicht erwehren, so wenig wie die Ehren, die die Kurvorsteher einem solchen Jubilar zu erweisen pflegen, mir besonders verlockend schienen.

Im übrigen, nachdem der erste beklommene Eindruck verwunden war, ließ sich das Leben an diesem Verbannungsort leidlich an, und da ich mich meiner Kur in frühester Morgenstunde entledigte, hatte ich in den langen Stunden des Vormittags die schönste Muße, mich in eine Arbeit zu vertiefen, die mir Einsamen über die harten Anfechtungen des Heimwehs hinweghalf.

Schwerer freilich waren die Nachmittage zu überstehen.

Die rötlichen Blütendolden der Kastanien schienen dann wie kleine brennende Kandelaber die lastende Schwüle nur noch zu erhöhen. An Spazierengehen war vor fünf oder sechs Uhr nicht zu denken. Blieb nun freilich die Flucht in die Bergwälder hinauf, die steile Drahtseilbahn, die auf die Höhe des Malbergs führt, oder die einsamen Pfade im Buchenschatten des Wintersbergs. Da aber die halbe Kurgesellschaft regelmäßig die Waldwege des Malbergs unsicher macht und die Waldeinsamkeiten des anderen Berges nur im Schweiß des Angesichts zu erklimmen sind, wagte ich mich erst, wenn die Nacht hereindämmerte, ins Freie.

Auch an den Ufern der Lahn stromaufwärts zu schlendern, war über Tag nicht ratsam, da die Sonnenglut in diesen schattenlosen Thalgrund von früh bis spät mit voller Macht hereintroff. Und doch lockte mich ein kleines altes Nest, nur etwa ein Stündlein lahnaufwärts gelegen, Dausenau geheißen, das ich von weitem malerisch am Flusse hingelagert sah. Eine kleine blanke Kirche mit wunderlich behelmtem Türmchen hob sich nahe dem Stadtthor über dem dunklen Häuserhaufen empor, und am anderen Ende stand ein plumper viereckiger Turm, der nach der Ostseite den Wächter machte.

* * *

Am ersten Tage also, da nach einem der häufigen Gewitter die Sonne nicht wieder hervortrat, sondern die feuchte Kühle über dem Fluß das Wandern am Ufer entlang erquicklich machte, trat ich den Weg nach Dausenau an.

Es war ein Sonntag, die Straße aber trotzdem nicht sehr belebt, da ein größeres Konzert am Kurhause auch die Bevölkerung der Umgegend dorthin gelockt hatte. So war es ganz still unter den jungen Kirschbäumchen, die am Rande der Chaussee über der hohen Uferböschung stehen. Der Gewittersturm hatte massenweise die noch unreifen Früchte abgeschüttelt, sie knirschten unter dem raschen Fußtritt, einzelne Tropfen sprühten noch hin und wieder auf meinen Hut herab. Drüben aus den Wiesen stieg ein leichter Nebeldunst, in dem die lang' eingesogene Sonnenglut verdampfte, und über den Fluß herüber und hinüber schossen die Schwalben.

So war ich in meinen Gedanken die größere Hälfte des Weges hingeschlendert, als ich eine seltsame Figur bemerkte, die unter einer der hohen Pappeln stand, an einen Chausseestein gelehnt, barhaupt und unbeweglich wie ein steinernes Bild. Ein kleiner Mann in ärmlichem Anzug; seine beiden knochigen Hände hielten, auf den Griff des Stockes zusammengelegt, mit der Gebärde eines Almosenheischenden einen alten schwarzen Hut vor sich hin. Als ich näher herangekommen war, sah ich, daß es ein Blinder war. Die Augenhöhlen zwischen den geschlitzten rotgeränderten Lidern blickten erloschen ins Leere. Ueber den dichten Brauen wölbte sich eine hohe Stirn, die einmal von einem nachdenklichen Geist bewohnt gewesen sein mochte. Aber die hängende Unterlippe gab dem Gesicht einen stumpfsinnigen, fast blöden Ausdruck. Dazu schien der kleine Mann gegen alle äußeren Eindrücke unempfindlich zu sein. An seiner völlig durchnäßten braunen Jacke und den schwergetränkten Leinwandhosen erkannte ich, daß er nicht daran gedacht hatte, während des Gewittergusses ein schützendes Dach aufzusuchen, und da ich ihn freundlich anredete und ihm ein Geldstück in den durchweichten alten Hut warf, verzog er kaum merklich den breiten offenen Mund, über dem ein

Digitized by Google

graues Schnurrbärtchen sich emporsträubte, und antwortete auf keine meiner gutgemeinten Fragen.

Ich zweifelte nicht mehr, daß ich es mit einem Idioten zu thun hatte, den die Gemeinde von Dausenau hier an der Landstraße seinen Unterhalt erbetteln ließ.

Also ließ ich ihn, wo er war, und langte bald an dem alten Stadtthor an, dessen festes Mauerwerk dafür zeugte, daß vor Jahrhunderten dies kleine Stadtwesen darauf bedacht gewesen war, sich etwaiger räuberischer Ueberfälle kräftig zu erwehren.

Hiervon war freilich in den verwahrlosten, schlechtgepflasterten Gassen nichts mehr zu spüren. Die Einwohner schienen, nach allerlei Ackergerät, das herumlag, zu schließen, sich durch eine bescheidene Feld- und Wiesenwirtschaft zu ernähren, vielleicht durch die Bearbeitung einiger Weinberge, die zwischen den Felsen auf sonnigen Abhängen liegen mochten. Heute, am Sonntag, saßen sie vor ihren Häusern, nicht eben in den zierlichsten Feierkleidern, die Männer standen, kurze Pfeifen rauchend, in kleinen Gruppen plaudernd bei einander, auf einem etwas freieren Platze fand ein richtiger Hahnenkampf statt, dem eine lachende und hetzende Schar von Weibern und Kindern zuschaute. So war das kleine Nest bald durchwandert, und einigermaßen enttäuscht schlenderte ich unten auf dem schmalen Uferweg zurück um das Städtchen herum, das sich von hier aus freilich malerischer ausnahm. Der Gang hatte mich durstig gemacht, und ich wandte mich, die Böschung wieder ersteigend, einem Wirtsgärtchen dicht vor dem Thore zu, wo ich an sauberen Tischen unter jungen Bäumen allerlei Sonntagsgäste hatte sitzen sehen. An einem der wenigen noch unbesetzten nahm ich Platz und ließ mir ein Schöppchen von dem leichten Landwein bringen, an dem auch die meisten der anderen Gäste sich gütlich thaten.

Er hatte freilich so wenig Feuer, daß mich's nicht wundern konnte, wenn er den guten Leuten nicht ins Blut ging und ihnen die Zungen löste. Von dem raschen rheinischen Temperament, dem „das Leben so lustig eingeht", hatte ich in diesem Seitenthal überhaupt nichts wahrnehmen können. Das schien in der schwülen Luft zwischen den dichten Waldhöhen nicht zu gedeihen. Es war mir aufgefallen, daß auch die Brunnennymphen, die den Kurgästen die Becher füllen, fast alle ein bleiches, blutarmes Ansehen haben und zu einem mutwilligen Verkehr mit den Fremden nicht aufgelegt scheinen.

So auch die beiden Mädchen, die an einem Tische in meiner Nähe beisammensaßen und zu ihrer Tasse Kaffee ein Stück Topfkuchen zerkrümelten. Ich sah nur von der einen das volle Gesicht, ein Paar munterer schwarzer Augen unter einem schwarzen Strohhut mit einem riesigen Mohnblumenstrauß, ein etwas stumpfes Näschen und einen großen lachenden Mund mit blanken Zähnen. Während sie mit sichtbarem Behagen die kleinen Bissen des süßen Gebäcks verspeiste, hörte sie doch keinen Augenblick auf, in ihre Gesellin hineinzureden, so leise jedoch, daß ich nicht ein einziges Wort verstand, bis auf den Namen Lischen, den sie beständig einstreute. Sie trug ein geblümtes helles Kattunkleid, das ihre runde kleine Figur vorteilhaft zur Geltung brachte. Ich grübelte darüber nach, wo ich das Mädchen schon gesehen haben mochte. Zuletzt fiel mir ein, daß es in der Trinkhalle gewesen war, wo sie aber als Quellnymphe in der schwarzen Uniform mit dem weißen Schürzchen und in der Einförmigkeit ihrer Beschäftigung sich nicht so hübsch und lustig ausnahm.

Ein wenig blutarm erschienen ihre vollen Wangen auch jetzt in der freien Luft. Doch nicht so sehr wie die ihrer Freundin, die mir nur das feine Profil zukehrte.

Ein merkwürdiges Gesicht, wachsbleich und so regungslos wie ein gemaltes Heiligenbildnis, an das auch die wie im halben Traum gesenkten Augen erinnerten. Auch sie trug einen schwarzen Strohhut, doch nur mit einigen malvenfarbenen Schleifen aufgesteckt. Unter dem schmalen Rande fielen schlichte braune Haare, kurzabgeschnitten, bis auf den hohen Rand ihres Kattunkleides herab, aus dem ein schmaler weißer Leinwandkragen hervorsah. Alles verriet, daß das blasse Wesen auf seine Erscheinung nicht den geringsten Wert legte.

Auch dies Gesicht mußte mir schon irgendwo begegnet sein. Richtig! Am frühesten Morgen, wenn die Kurkapelle den Choral anstimmte, mit dem die Morgenmusik regelmäßig begann, hatte ich auf einer der Bänke, nahe bei dem Pavillon, in dem die Musiker saßen, immer an demselben Platz ein Mädchen bemerkt, das unverwandt zu dem Orchester hinstarrte. Ja, es war mir aufgefallen, daß ihr Blick sich stets auf einen der Spieler heftete, einen großen, breitschultrigen, sorgfältig geschniegelten jungen Mann, der die Bratsche spielte. Sein Gesicht mit den wasserblauen runden Augen und rosigen Backen hatte etwas von den geschminkten Wachsköpfen im Schaufenster kleiner Friseure. Wenn er pausierte, pflegte er mit einer langfingrigen weißen Hand das zarte blonde Schnurr- und Spitzbärtchen zu karessieren, oder den blanken Cylinder zu lüften und sich durch das lockige Haar zu fahren. Dabei sah er nie von dem Notenblatt weg und schien, so geckenhaft seine ganze Haltung war, von der stummen Huldigung des blassen Mädchens auf der Bank nicht die geringste Notiz zu nehmen.

War der Choral zu Ende, so erhob sich die sonderbare Schwärmerin mit einem Seufzer, ging langsam nach dem Ausgang des Kurgartens, warf von da aus noch einen Blick nach dem Pavillon zurück und verschwand in der Straße, die am Kursaal entlangführte.

Sie war offenbar nicht der Kur wegen hier, denn ich traf sie nie bei einer der Quellen, vielmehr schien sie die Tochter eines hier ansässigen Bürgers zu sein, vielleicht irgendwo in einer dienstbaren Stellung, worauf auch ihr sehr bescheidener Anzug deutete. So mochte sie nur in dieser frühesten Morgenstunde, wenn ihre Herrschaft noch schlief, einen Choral lang ihrer heimlichen Liebe nachgehen können. Obwohl sie mir aber, trotz der regelmäßigen Züge, nicht eben reizend erschien, für diesen Bratsche spielenden Adonis schien sie mir doch zu gut zu sein.

* * *

Ich überlegte eben, ob ich nicht meinen Platz verlassen und unter einem schicklichen Vorwande — es zog wirklich da, wo ich saß — mich dem Tisch der beiden Mädchen nähern und einen kleinen Diskurs anknüpfen sollte. Da trat ein Anderer an sie heran, ein guter Bekannter, wie es schien, da ihn die Kleinere lebhaft begrüßte und einlud, an ihrem Tische Platz zu nehmen. Die Andere aber neigte kaum merklich den Kopf, so daß ihr die braunen Haare bis an das Kinn vorfielen, stand dann sofort auf und zog ihre schwarzen Filethandschuhe an. Die Freundin sah sie mißbilligend an, wandte sich dann an den sehr verblüfft dreinschauenden jungen Mann, der ein Bürgerssohn aus einem guten Hause zu sein schien, und entschuldigte den raschen Aufbruch. Lischen habe so arg Kopfweh, sie hätten ohnedies soeben den Heimweg antreten wollen. — Ob er die Fräuleins begleiten dürfe, fragte er, immer auf das blasse, stumme Gesicht blickend. — Nein, es sei besser, sie gingen allein. Lischen könne das Sprechen im Gehen nicht vertragen. — So verneigte sich der junge Mann mit einer Beileidsmiene, stammelte einen verlegenen Wunsch „guter Besserung" und sah, während er sich an dem leergewordenen Tische niederließ, mit schwermütigen Augen den beiden nach, die Arm in Arm das Wirtsgärtchen verließen.

Ich witterte etwas von einem kleinen Roman, dem ich gern auf die Spur gekommen wäre, bezahlte also meinen Wein und brach nach etwa fünf Minuten ebenfalls auf, entschlossen, die Freundinnen einzuholen und auf dem gemeinsamen Heimwege mich ihnen zu nähern.

Auch hatten sie noch keinen großen Vorsprung gewonnen, da sie sehr langsam gingen, die Größere wie ermüdet ihren Arm um den Nacken der Freundin gelegt, den Kopf gesenkt, jetzt aber auf die Reden der anderen allerlei erwidernd, was der Wind überm Flusse verwehte. Nur den Ton der Stimme vernahm ich, der schärfer war, als man dem feinen, blassen Munde zugetraut hätte. Sie stritten offenbar über irgend etwas, und das Heiligenbildchen brauchte seine Zunge tapfer zu seiner Verteidigung.

So waren wir ein paar hundert Schritte gegangen, ich hinter ihnen in einem Abstand, der immer kleiner wurde, als ich sie plötzlich stillstehen sah und unwillkürlich ebenfalls den Schritt anhielt. Sie hatten den blinden Bettler erreicht, und ich dachte, sie suchten nach einem Almosen in ihren Taschen, es ihm in den Hut zu werfen. Statt dessen trat die Größere dicht an ihn heran, legte die Hand auf seine beiden über dem Stock und Hutrand zusammengepreßten Hände und fing an, leise und offenbar eindringlich in ihn hineinzusprechen, während ihre sonst so lebhafte

Digitized by Google

Gefährtin sich ein wenig zurückhielt und mit dem Schirmchen in dem feuchten Gras am Weg herumstocherte.

Ich war hinter einen Baum getreten, um ungesehen die kleine Scene beobachten zu können. Ueber das Gesicht des Blinden ging ein Lächeln, das aber nicht das Grinsen eines Idioten war, seine Lippen bewegten sich, die Züge wurden plötzlich straff und ausdrucksvoll, während an seiner Körperhaltung sich nichts veränderte. Nur ein paarmal nickte er mit dem Kopfe, langsam und schwerfällig, wie wenn er etwas Schwieriges überlegte. Zumeist aber sprach das Mädchen, das sich zuweilen hastig umsah, ob auch niemand in der Nähe sei, die seltsame Zwiesprach zu belauschen. Auf einmal bückte sie sich tief hinab und drückte einen Kuß auf die mageren Hände des Mannes, der diese Liebkosung sich mit einem vergnügten Nicken gefallen ließ. Dann trat sie von ihm weg und setzte ihren Weg eilig fort, während sich ihre Freundin ebenfalls mit einem Streicheln der Hand von dem Blinden verabschiedete.

Nun erst trat ich hinter meinem Baum hervor und folgte wieder den ruhig dahinwandelnden Mädchen. Als ich bei dem Bettler vorbeikam, sah ich noch den Nachglanz der freundlichen Begrüßung, die er eben erfahren hatte, auf seinem Gesicht und hörte ihn in einem unverständlichen Gemurmel mit sich selbst sprechen. Doch wagte ich nicht, ihn anzureden. Ich war überzeugt, daß er sofort wieder in seine Versteinerung zurücksinken würde.

Auch wurde meine Aufmerksamkeit jetzt von den Mädchen erregt, die plötzlich zu singen anfingen. Ein ziemlich kunstloser Gesang, in welchem Fräulein Lischens scharfer Sopran gegen die zweite Stimme ihrer Gefährtin sich leidenschaftlich hervorthat. Das Lied, das sie sangen, hatte nicht den Klang eines der echten alten Volkslieder, erinnerte vielmehr an die sentimentalen Gesänge herumziehender Harfenmädchen, machte aber doch in der stillen, wolkenverhangenen Luft, unter der die Wälder und Wiesen wie in einen Traum versunken lagen, einen unwiderstehlichen Eindruck. Zumal nachdem ich, meinen Schritt beschleunigend, den Sängerinnen so nah gekommen war, daß ich wenigstens den unendlich wiederholten Refrain verstand, in den die Oberstimme ihre ganze herbe Kraft hineinlegte:

Nur Geduld! Dich trifft noch bittre Reue,
Wenn ich lange, lang' schon nicht mehr bin!

Wohl ein dutzendmal schlug diese wie eine Verwünschung hervorgestoßene Klage an mein Ohr; ich weiß nicht, ob das Lied so viel Strophen hatte, oder ob die Sängerin nicht oft genug eine und dieselbe unheimliche Weissagung einem fernen Ungetreuen nachrufen konnte.

Indessen war ich so nahe an die Sängerinnen herangekommen, daß sie sich belauscht sehen mußten. Wenn hin und wieder ein rascher Wagen an ihnen vorbeigesaust war, hatten sie ihr Duett nicht unterbrochen. Jetzt verstummten sie plötzlich.

Ich zog den Hut und bat um Entschuldigung, daß ich sie in ihrem Gesang unterbrochen hätte. Da ich aber ein Freund der Musik sei, möchten sie sich nicht stören lassen, zumal ich gern den Text des schönen Liedes erführe, von dem ich nur den Kehrreim verstanden hätte. Ob sie mir das Ganze nicht noch einmal vorsingen möchten?

Die Kleinere sah ihre Freundin an, die mit festgeschlossenen Lippen und gesenkten Augen halb abgewendet dastand. Nein, sagte sie dann, das gehe nicht an, dies Lied sängen sie nur unter vier Augen. Aber wenn der Herr sonst am Singen Spaß habe, sie wüßten noch eine Menge anderer Lieder, die hier in der Gegend gesungen würden, nicht wahr, Lischen?

Die andere nickte nur, schien aber wider meine Erwartung, obwohl sie den Mund zum Sprechen nicht aufthun mochte, nichts dagegen zu haben, einen Fremden ihre Stimme hören zu lassen. „Nur," sagte die Kleinere, „muß der Herr hinter uns hergehen, daß wir uns einbilden können, wir wären unter uns allein, und vergessen, daß jemand zuhört. Also komm, Lischen!"

Sie schlang den Arm um die Taille der Freundin, die den ihren wieder um den runden Nacken der andern legte, und so setzten sie, anmutig sich umfassend, den Weg fort, nun ein echtes Volkslied anstimmend, mit einer jener rührend schönen Melodien, die unsterblich von Geschlecht zu Geschlecht gehen, wie nur die Eingebungen der höchsten Meister.

Ich blieb immer vier Schritt hinter ihnen, und nur wenn wieder ein Lied zu Ende war, trat ich etwas näher, ihnen meinen Beifall auszusprechen und um eine Fortsetzung zu bitten. Darüber vergaß ich ganz, daß ich im Sinn gehabt hatte, sie auf eine unscheinbare Art über ihre persönlichen Verhältnisse und jene Scene mit dem Blinden von Dausenau auszufragen. Wir näherten uns der Stadt, da würden sie wohl mit dem Singen aufhören, und ein kleines Gespräch ließ sich noch anknüpfen.

Nicht weit von den ersten Häusern entfernt liegt ein Garten, in welchem die schönsten Rosen gezogen werden. Als wir dorthin gekommen waren, sah ich die Blicke der Kleineren — ihren Namen, Rikchen, hatte ich inzwischen erfragt — bewundernd über den Zaun schweifen, wo nach dem erquickenden Gewitterregen die dunklen und hellen Blüten an den hochstämmigen Rosenbäumchen in besonderer Herrlichkeit glänzten. „Sie sind Blumenfreundinnen?" fragt' ich. Und da die Kleine lächelnd nickte, bat ich sie, hier vor der Thür einen Augenblick zu warten, sie müßten mir erlauben, zum Dank für das schöne Konzert ihnen ein paar Rosen zu schenken.

Ich eilte mich, die Frau des Gärtners ausfindig zu machen, und ließ mir einige der stolzesten La France- und Maréchal Niel-Rosen von den Stöcken schneiden. Als ich aber damit wieder auf die Landstraße hinaustrat, waren meine Sängerinnen verschwunden. Ich ging, so rasch ich konnte, der Stadt zu, blickte nach dem anderen Ufer hinüber, ob sie sich vielleicht auf der Fähre hätten übersetzen lassen — nirgends eine Spur von ihnen. So mußte ich meine Blumen nach Hause tragen und sie zu meiner eigenen Augenweide in eine Vase stellen. Abends, als sie im Lampenschein noch wundersamer glühten und dufteten, dachte ich lange dem kleinen Abenteuer nach, und der schwermütige Refrain:

Nur Geduld! Dich trifft noch bittre Reue,
Wenn ich lange, lang' schon nicht mehr bin!

hatte sich mir dergestalt im Ohre festgesetzt, daß ich ihn vor dem Einschlafen noch unzähligemal vor mich hin sang.

* * *

Am andern Morgen, als ich in die Trinkhalle trat, fand ich das Rikchen schon wieder eifrig beschäftigt, die Becher zu füllen und den Kurgästen hinzureichen. Sie erwiderte aber meinen Gruß nur mit einem ernsthaften Nicken, wie jedem Fremden, der ihr einen Guten Morgen wünschte, und als ich ihr das gefüllte Glas abnahm und ihr dabei zuraunte: „Warum sind Sie mir gestern abend so plötzlich verschwunden?" zuckte sie nur mit den Achseln und gab deutlich zu verstehen, daß sie sich auf eine weitere Konversation nicht einzulassen wünsche.

Nicht besseres Glück hatte ich mit ihrer Freundin. Ich fand das Lischen wieder auf ihrer Bank in die Anbetung des schönen Bratschisten versunken, und da eben der Choral begonnen hatte, überhörte sie mein behutsames Nähertreten. Als ich aber, nachdem die letzte Note verklungen war, dicht hinter ihr „Guten Morgen, Fräulein Lischen!" sagte, schnellte sie wie von einer Schlange gebissen in die Höhe. Ueber die schmalen wachsbleichen Wangen flog eine dunkle Röte, die großen grauen Augen starrten mich entgeistert, halb bittend, halb vorwurfsvoll an, und rasch ihr Tüchlein um die Schultern ziehend, eilte sie so hurtig, wie es ohne Aufsehn geschehen konnte, an mir vorbei durch die bunte Menge, die den Musikpavillon umgab.

Da stand ich nun mit meinen Rosen, die ich in der Hoffnung, sie wenigstens heute anbringen zu können, nach dem Brunnen mitgenommen hatte. „Die albernen Mädel!" brummte ich ärgerlich bei mir selbst. „Sie konnten mir doch ansehen, daß unter meinen Rosen keine Schlange lauerte, die ihre Tugend in Gefahr brächte. Nun, es ist ihr eigener Schade. Vielleicht haben sie mit den Fremden allerlei Erfahrungen gemacht, daß sie jetzt auch gegen ältere Herren, die nichts Böses im Schilde führen, sich so ungebärdig stellen."

Ich nahm mir vor, nun auch meinerseits sie so wenig zu beachten, als ob wir nie ein Wort miteinander getauscht hätten, und dachte an die ganze Begegnung nur noch, wenn mir einmal wieder jener schwermütig drohende Refrain im Ohre aufwachte. Von der Kleineren ließ ich mir nie mehr den Becher füllen. Der Bank, wo das Lischen seine Morgenandacht hielt, blieb ich geflissentlich fern.

tz

Digitized by Google

Die Ruine Unspunnen bei Interlaken.

Mit Genehmigung des Verlegers nach einem Bilde aus dem Prachtwerk „Die Jungfrau und das Berner Oberland“ von Th. Wundt.

Digitized by Google

Darüber verging wieder eine Woche. Am nächsten Sonntag widerstand ich leicht der Versuchung, zu sehen, ob die beiden Freundinnen ihren freien Ausgang wieder nach Dausenau richten und den Blinden abermals begrüßen würden. Die Sonnenglut hielt mich bis an den Abend im Zimmer fest. Ueber Nacht ging dann ein mächtiges Gewitter nieder, das sich in einen Landregen auflöste, der auch tagüber noch anhielt. Ich beschloß, einmal wieder den Malberg hinaufzufahren, da ich hoffen durfte, die schönen Waldwege droben, die sonst durch geputzte Menschen unsicher gemacht wurden, heute einmal für mich allein zu haben.

So fand ich es auch, als ich droben dem fast leeren Wagen der Drahtseilbahn entstieg. Auch vor dem Restaurationshause saßen, da es noch immer leise vom Himmel herabrieselte, nur ein paar verlorene Stammgäste, die unter Regenschirmen sich an ihrem Nachmittagskaffee und der feuchten Kühle der Luft erquickten. Ich ging an ihnen vorüber und schlug den oberen Weg nach dem Lahnsteiner Forsthause ein, das in einer guten halben Stunde zu erreichen ist.

Es war herrlich, in der helldunklen Luft unter den himmelhohen Wipfeln des Fichtenwaldes hinzuwandern, in einer so tiefen Stille, daß man das Aufatmen der Natur nach der langen Schwüle zu belauschen meinte. Auch die Musik des Regens verklang kaum hörbar hoch oben in den Lüften, da die sanfte Flut in den dichten Kronen der Bäume sich zerteilte und durch das Astwerk nur ein zarter feuchter Staub herabsprühte. Ich hatte meinen Schirm zusammengefaltet und den Hut abgenommen, um die Stirn der erfrischenden Kühle preiszugeben; so ging ich gedankenlos eine gute Weile vor mich hin, froh, endlich die langentbehrte Waldeinsamkeit zu genießen, als ich eine weibliche Gestalt bemerkte, schon ziemlich nahe herangekommen, die ihrerseits mich zu erkennen schien, da sie stehen blieb, wie unschlüssig, ob sie an mir vorübergehen oder nach der Seite ausweichen sollte.

Ich hatte sie aber, obwohl sie unter dem kleinen Schirm das Gesicht zu verbergen suchte, sofort erkannt und mich ihr mit ein paar großen Schritten so rasch genähert, daß sie mir wohl oder übel standhalten mußte.

„Guten Tag, Fräulein Rikchen!“ sagte ich. „Sie sehen, niemand entgeht seinem Schicksal. Hier habe ich Ihnen freilich keine Rosen anzubieten, vor denen Sie wieder davonlaufen möchten. Aber wenn Sie mir auch deutlich zu erkennen gegeben haben, daß Sie nichts von mir wissen wollen, ich will etwas von Ihnen wissen: gar nichts von Ihren etwaigen Geheimnissen, sondern nur, warum Sie und Ihre Freundin erst so freundlich zu mir waren und mich dann plötzlich stehen ließen, als ob ich Ihnen Gott weiß was zuleide gethan hätte.“

Sie hatte bei meiner Anrede, da sie sah, daß doch kein Entrinnen war, das Schirmchen geschultert und mir ihr munteres Gesicht voll zugekehrt. Ein kleines geheimnisvolles Lächeln spielte um ihren halbgeöffneten Mund.

„Nicht wahr?“ sagte sie endlich — sie sprach ein ziemlich reines Hochdeutsch, nur zuweilen mit einem rheinländischen Anflug — „wir sind Ihnen wie zwei recht dumme Gäns' vorgekommen, und das Weglaufen war auch kindisch. Aber sie bestand darauf, das Lischen, und ich mußt' ihr den Willen thun, obwohl ich mir gern eine schöne Rose von Ihnen hätte schenken lassen. Ich sah's Ihnen ja an, daß Sie ein braver Herr sind und sich bloß für unser bißchen Singen revanchieren wollten. Aber wie gesagt, das Lischen ist so wunderlich. Sie müssen wissen, sie war einmal verlobt, die Sach' ist zurückgegangen, sie will's aber immer noch nicht glauben und betrachtet sich trotz alledem als Braut, und da meint sie, sie dürf' sich von keinem andern Mann Rosen schenken lassen. Gelt, es ist eine Dummheit, aber so ein arm's Mädche, das so viel ausgestanden hat — kein Wunder, wenn's ihr im Kopf nicht ganz richtig ist!

„Das heißt, in allem andern hat sie ihre gesunden fünf Sinne beisammen, nur daß sie nicht viel sprechen mag, und es ist jammerschad', daß sie sich in das eine so verrannt hat, und wenn man bedenkt, um wen! Aber ich darf nicht mehr davon schwätzen, ich bin ihre beste Freundin schon von der Schule her, und es wissen in der Stadt ohnehin schon zu viele darum, obwohl es keine öffentliche Verlobung war. Sie werden ja auch keinen Gebrauch davon machen.“

„Gewiß nicht, Fräulein Rikchen,“ versetzte ich. „Dann sollten Sie aber Ihre Freundin darauf aufmerksam machen, daß sie sich sehr unklug beträgt und selbst verrät, was die Leute nicht wissen sollen. Jeden Morgen sich dem Ungetreuen gegenüberzusetzen und ihn anzuschmachten wie ein Gnadenbild in einer Wallfahrtskirche — man braucht kein Talent zum Polizeispion zu haben, um zu wissen, was es damit für eine Bewandtnis hat.“

Das Mädchen nickte lebhaft mit dem Kopf und zog die Brauen zusammen.

„Also haben Sie's auch bemerkt!“ rief sie sehr aufgeregt. „Und Sie werden nicht der einzige sein. 's ist eine Schand', hab' ich ihr mehr als einmal gepredigt, wie du dich aufführst! Einem falschen Menschen nachzulaufen, einem solchen, wie der — oder finden Sie ihn etwa auch so reizend wie viele verrückte Weiber, diesen — diesen — —“

Sie suchte umsonst nach einem Ausdruck, der stark genug wäre für ihre sittliche Entrüstung und ihren ästhetischen Widerwillen.

„Nun,“ sagte ich, „ich kenne nur sein Aeußeres, das von der Sorte ist, die auch mir mißfällt. Aber ich habe oft erlebt, daß so eine blanke Larve, ein schön frisierter Puppenkopf bei dem anderen Geschlecht Glück macht. Nur daß er gerade Ihrer Freundin gefährlich werden konnte —“

„O, Sie wissen nicht, welche Künste der listige Mensch angewendet hat, um sich in Lischens Herz einzuschmeicheln. Denn anfangs war er ihr grad' so zuwider wie mir. Und sie hatte es auch nicht nötig, sich an den ersten besten wegzuwerfen, an jedem Finger hätte sie einen haben können, darunter die besten Partien. Jetzt freilich sehen Sie's ihr nicht mehr an, was für ein Bild von Schönheit sie gewesen ist; keine in der ganzen Stadt konnt's mit ihr aufnehmen. Aber sie hatte noch gar keine Lust zum Heiraten. Sie war zwar arm, aber wenn sie wollte, konnt' es ihr an einer guten Versorgung nicht fehlen, und sie wollte warten, bis sie sich ihre Aussteuer zusammengespart hätte. Damit war auch ihr Vater einverstanden — die Mutter lebt schon lange nicht mehr. Der Papa aber, der auch nur sein schmales Auskommen hatte als Schreiber beim Gericht, dies einzige Kind, das Lischen, liebte er wie seinen Augapfel; was sie wollte, das war ihm recht. ‚Sie hat mehr Verstand in ihrem kleinen Finger als ich in meinem ganzen dicken Schädel!‘ sagte er mir einmal. So ließ er sie auch thun und treiben, was sie wollte, und fand es sehr in der Ordnung, daß sie während der Saison als Verkäuferin in ein Geschäft ging, eine Handlung mit Achatwaren und unechten Schmucksachen. Im Winter klöppelte sie Spitzen. Sie hatte zu allem Geschick und war dabei die gute Stunde selbst und ging auch wohl einmal zum Tanz, hielt sich aber immer ganz anständig und ehrbar.

„Nun, so war sie in ihr zwanzigstes Jahr gekommen, da machte sie auf der Hochzeit einer Gefreundeten seine Bekanntschaft, ich meine, die des geigenden Rattenfängers. Auch eine Muhme von mir war dabei, die, von der ich eben herkomme, die Tochter der Försterleute. Sie ist schwer krank gewesen und kaum aus der Gefahr, und um mich einmal nach ihr umzusehen, habe ich mir heut' einen freien Nachmittag ausgebeten, sonst wäre ich Ihnen hier oben nicht begegnet und hätte Ihnen nicht so viel vorgeschwatzt. Jetzt aber muß ich Ihnen Adieu sagen, ich soll vor Abend wieder am Brunnen sein.“

„Ich will Sie nicht länger aufhalten, Fräulein Rikchen,“ sagte ich, während wir schon wieder den Rückweg antraten. „Erlauben Sie mir nur, Sie noch ein Streckchen zu begleiten. Sie müssen mir noch ein wenig mehr von Ihrer Freundin erzählen, deren Schicksal mich sehr interessiert. Ein so gutes, unschuldiges Wesen, das Mitleid mit unglücklichen Menschen hat und durch einen gewissenlosen Gecken nun selbst unglücklich geworden ist! Andere werden dadurch verhärtet. Ihr Herz ist aber so weich geblieben, daß sie sich nicht damit begnügt, einem blinden Bettler ein Almosen in den Hut zu werfen, sondern ihn freundlich anredet und ihm sogar die Hand küßt.“

Das Mädchen blieb plötzlich stehen und sah mich mit einem Ausdruck des Erschreckens an.

„Woher wissen Sie das?“ sagte sie. „Wer hat Ihnen — Aber freilich, Sie kamen ja hinter uns her am Sonntag vor acht Tagen. Wenn Lischen das erführe — sie wäre außer sich. Denn die Leute in Ems wissen freilich, daß der arme alte Mann,

Digitized by Google

wenn es nach seiner Tochter ginge, nicht da am Wege stände und die Fremden anbettelte, aber was die Kurgesellschaft davon denken müßte —"

„Nein, sagen Sie," unterbrach ich ihre bestürzte Rede, „ist es möglich? Der Blinde von Dausenau —?"

„Gewiß," nickte sie, „'s ist dem Lischen ihr armer Papa. Und da Sie nun doch dahintergekommen sind — wir wollen uns einen Augenblick auf die Bank da setzen. Es hat mir ganz den Atem benommen, daß Sie uns damals belauscht haben. Nur um Gottes willen kein Wort davon an meine Freundin!"

Sie setzte sich rasch auf das vom Regen durchtränkte Bänkchen, ohne ihr Kleid zu schonen, und ich ließ mich neben ihr nieder. „Ja," fing sie wieder an, „ich hab' einmal gelesen: es geht nirgends wunderlicher zu als in der Welt. Das ist ein wahres Wort. Wenn Sie den Herrn Gerichtssekretär früher gekannt hätten — ‚ärmlich aber reinlich!' pflegte er zu sagen und bürstete und striegelte an seinen abgetragenen Kleidern herum, daß alle Fäden zum Vorschein kamen. Und so hatte er auch seine Tochter erzogen. In ihrem Wohnstübchen oben im dritten Stock sah's aus wie in einer Puppenstube. Und jetzt ist es ihm gleich, ob er wie ein landstreichender Strolch im Regen steht — was er freilich nicht mehr sehen kann. Denn Sie haben es wohl selbst bemerkt, hier oben" — sie deutete auf die Stirn — „sieht's auch nicht mehr so sauber und aufgeräumt aus wie vor dem Unglück. Obwohl er in manchen Stücken noch ganz zurechnungsfähig ist und ganz genau weiß, was er will, und setzt es durch gegen alle Welt, wenn's auch noch so unvernünftig ist.

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß das Lischen seine einzige Lebensfreude war. ‚Wenn ich nur den Tag noch erlebe, wo du einen guten Mann kriegst, der weiß, was er an dir hat' — hörte ich ihn mehr als einmal sagen. Auch hätte er sich nicht gewundert, wenn einmal ein Prinz oder Graf zu ihm gekommen wäre und gesagt hätte: ‚Herr Sekretär, ich habe die Ehre, um die Hand Ihres Fräulein Tochter bei Ihnen anzuhalten.' Und nun stellen Sie sich vor, wie ich erschrecken mußte, als das Lischen mir eines Abends ganz wie berauscht von Seligkeit um den Hals fiel und mir ins Ohr stammelte, der Geiger habe um sie geworben, und der Papa habe Ja gesagt.

‚Bist du bei Trost, Lischen?' sagte ich. ‚Der Papa hat eingewilligt, und du — du selber hast Ja gesagt? Du willst den ‚schönen Schorsch' — so nannten wir ihn unter uns — heiraten? Aber kennst du ihn denn nicht, was er für ein Hans Liederlich ist, und dennoch —'

„Da wurde sie ganz ernst und fast feierlich. ‚Ich verbitte mir solche Schimpfworte über meinen Bräutigam,' sagte sie. ‚Sein Leben, bevor er mich kannte, geht mich nichts an. Er selbst hat mir gestanden, er habe viel zu bereuen, wenn er auch keine betrogene Unschuld auf dem Gewissen habe. Aber er habe freilich ein bißchen stark die Kur geschnitten, das werde nun aufhören, und mir werde er's zu danken haben, wenn er jetzt als ein solider Ehemann sich die allgemeine Achtung erwerbe.' — Sie wissen, mit der Leimrute hat sich schon manches dumme Vögelchen fangen lassen. — ‚Und das hast du ihm geglaubt, Lischen?' fragte ich. Da kehrte sie mir den Rücken zu und redete zwei Tage lang kein Wort mit mir.

„Ich war im stillen wütend auf den schönen Schorsch, das Lischen, ihren Papa und mich selbst, daß mir nichts einfallen wollte, meiner armen vernarrten Freundin den Star zu stechen und die ganze dumme Geschichte rückgängig zu machen. Ich hatte auch nicht das Herz, dem Papa meinen Glückwunsch zu bringen, und da die Verlobung noch nicht öffentlich gemacht war, konnte ich thun, als wüßte ich nichts davon. Als mir aber der Herr Sekretär ein paar Tage später auf der Straße begegnete, schämte ich mich doch, ihm auszuweichen, als Lischens älteste Freundin. Ich grüßte ihn also und sagte, ob es denn wahr wäre, das mit dem schönen Schorsch. Ich muß gestehen, ich könnt's immer noch nicht glauben.

„Da wurde sein gutes altes Gesicht sehr ernsthaft, fast traurig, und er sah mit den kleinen entzündeten Aeugelchen — schon damals waren sie vom vielen Schreiben schwach geworden — so wie verlegen nach der Seite. ‚Ich habe es selbst erst nicht glauben mögen,' sagte er. ‚Aber ich bin ein schwacher Vater, und da mein Kind erklärt hat, sie werde sterben, wenn ich ihr nicht den Willen thäte — und übrigens, wenn's auch keine glänzende Versorgung ist, er hat doch sein Auskommen, und ganz als Bettlerin laß ich sie ja auch nicht in die Ehe gehen, und daß er weiß, wir sind keine reichen Leute, und sagt, er sehe nicht auf das Geld, macht ihm doch immerhin Ehre. Wenn es der Himmel zu Lischens Glück so beschlossen hat — ich bin ein alter Mann und werde nicht ewig für sie arbeiten und sorgen können.'

„Das sprach er so vor sich hin, und ich hatte, obwohl er sich dabei zu beruhigen schien, nicht das Herz, ihm zuzustimmen und zu diesem sogenannten Glück zu gratulieren.

„Denn Sie müssen wissen, lieber Herr, ich traute dem Landfrieden nicht in betreff der uneigennützigen Verliebtheit des edlen Bräutigams. Das Lischen hatte eine Tante, eine Vatersschwester, die älter war als ihr Bruder, aber in besseren Verhältnissen lebte. Ein Weingutsbesitzer in Bacharach hatte sie geheiratet, den hatte sie schon vor zwanzig Jahren beerbt und seitdem das Ihre so gut zusammengehalten, zumal sie weder sich noch irgend einem Christenmenschen etwas gönnte, daß man sie auf ein paar Hunderttausend schätzte. Ihr Bruder hatte sich aber ihres Geizes wegen mit ihr zertragen und nahm ihren Namen nie in den Mund. Das Lischen aber konnte es nicht übers Herz bringen, die Tante Appele — wie sie nach ihrem Taufnamen Apollonia in der Familie kurzweg hieß — so ganz links liegen zu lassen, schrieb ihr jedes Jahr zu ihrem Namenstage und schickte ihr zu Weihnachten eine Handarbeit, worauf der Geizdrache sich nur mit einem Körbchen Trauben, nicht von den süßesten, revanchierte. ‚Du wirst doch noch einmal eine reiche Erbin,' sagte ich ihr zuweilen im Spaß. ‚Es ist mir wahrhaftig nicht um ihr Geld,' sagte sie darauf. ‚Aber sie dauert mich, weil sie so einsam lebt und keine Menschenseele hat, auf ihre gebrechlichen alten Tage sie zu pflegen und aufzuheitern.'

„Daß es ihr damit voller Ernst war und gar keine Erbschleicherei dahinter steckte — so wie ich meine Freundin kannte, war mir das keinen Augenblick zweifelhaft.

„Das aber ließ ich mir nicht ausreden, daß der schöne Schorsch auf Tante Appeles blanke Thaler spekulierte. Die schönen Augen der Braut mochten ihm wohl auch einleuchten als Zugabe. Aber wenn sie ihm wirklich nur das bißchen Aussteuer zugebracht hätte — man brauchte ihm bloß in das langweilige kalte Gesicht zu sehen, um zu wissen, wie es in seinem sogenannten Herzen aussah.

„Ich hütete mich aber wohl, gegen meine Freundin mir nur eine Andeutung über seinen Charakter entschlüpfen zu lassen. Hätte sie mich um Rat gefragt — ja dann! Aber wer sich selbst die Augen zubindet, um nicht zu sehen, was sonnenklar ist, wie soll man dem helfen?

„Und ich hatte sie auch zu lieb, um sie mir ganz abwendig zu machen. Ich ließ mich sogar bereden, einen Abend in ihre Wohnung zu kommen, wo der Bräutigam da sein sollte. Wir saßen erst um den Tisch herum, auf dem die kleine Lampe mit dem grünen Schirm stand, da der Papa ein helles Licht nicht vertragen konnte. Der hatte sich in den Winkel des alten Sofas gedrückt und sprach den ganzen Abend nicht zehn Worte, trank auch nur ein kleines Glas Wein, und von dem Kuchen und den Erdbeeren rührte er nichts an. Auch ich hatte einen gallebitteren Geschmack auf der Zunge, wenn ich zu dem Bräutigam hinübersah: er so schön frisiert und parfümiert, daß es mir übel machte, und sie, immer seine Hand unterm Tisch in der ihren, verwandte keinen Blick von ihm, während er fast allein das Wort führte. Er erzählte von seinem Musikantenleben, in welchen großen Städten und vor welchen hohen Herrschaften er schon gespielt hätte, immer als ob er dabei die Hauptperson gewesen wäre, da doch die zweite Geige immer nur so mitläuft, wenn ein anderer die erste spielt. Lischen aber war ganz Bewunderung, zumal wenn er von dem Zauber der Musik allerlei hochtrabende Redensarten zum besten gab und die größten Komponisten anführte, als wären sie seine Duzbrüder gewesen. Dabei brachte es mich förmlich auf, daß er niemals lachte oder auch nur lächelte, immer die gleiche unbewegliche, selbstgefällige Miene.

„Ich war froh, wie der Papa endlich um zehn Uhr aufstand, es sei nun Zeit auseinanderzugehen, er müsse seiner Augen wegen früh zu Bett. Lischen begleitete ihren Verlobten mit dem Licht die Treppe hinab. Es überlief mich siedigheiß, mir zu denken,

Digitized by Google

Digitized by Google

Photographie im Verlag der Kunsthandlung von R. Wagner in Berlin.

Friedrich der Große im Schloß zu Lissa.

Nach dem Gemälde von Adolf Menzel.

Digitized by Google

daß sie sich von diesem Menschen zum Abschied küssen ließ. Als sie dann wieder eintrat, mit ganz heißem Gesicht, fragte sie mich, ob ich meine Meinung von ihm nicht doch geändert hätte, jetzt nicht auch fände, daß er ein reizender Mensch sei. Sie dauerte mich, in ihrer schwärmerischen Verblendung, und so sagte ich nur: ‚Einer schickt sich nicht für alle, und ich soll ihn ja nicht heiraten. Wenn du glücklich mit ihm wirst, werd' ich auch wohl Gefallen an ihm finden. Das aber kann ich dir nicht verhehlen: diese heimliche Verlobung gefällt mir nicht. Warum, wenn ihr auch nicht gleich Hochzeit machen könnt, verkündigt ihr nicht wenigstens, daß ihr Braut und Bräutigam seid? Es entsteht leicht ein Gerede, und wenn er es ehrlich meint —.'

„Da wurde sie Feuer und Flamme von wegen seiner Ehrlichkeit. Er warte mit der öffentlichen Verlobung nur noch, bis die feste Anstellung in einer Hoftheaterkapelle, um die er sich beworben, ihm gesichert sei. Nur der Sommer könne noch darüber hingehen. Dann solle auch gleich geheiratet werden. Er hasse das lange Herumziehen als Brautleute. — Mir klang das nicht sehr beruhigend und wir stritten noch eine gute Weile, bis der Papa, der nebenan schlief, hustete, um anzuzeigen, er wolle seine Ruhe haben.

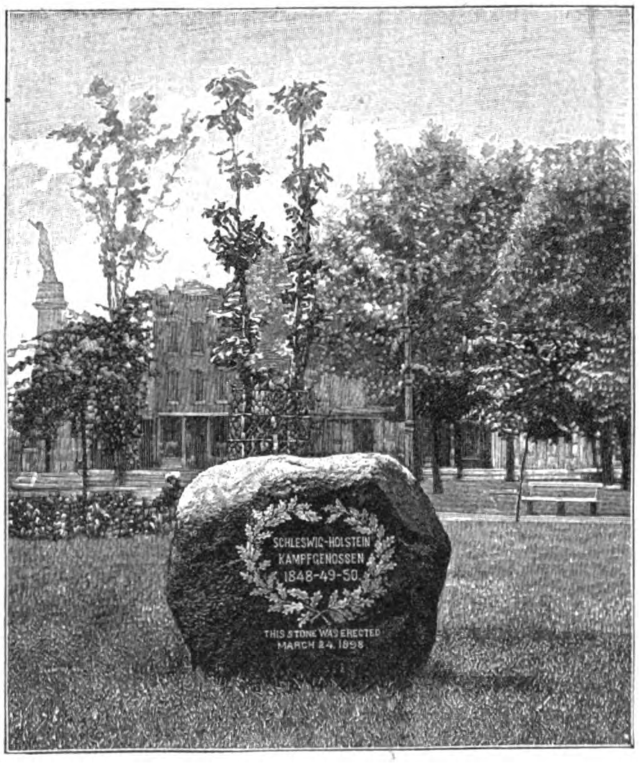
„Es war aber eine solche Abkühlung unsrer alten Freundschaft zwischen uns gekommen, daß ich seitdem mehrere Wochen lang nicht mehr in ihre Wohnung kam und auch auf der Straße nur einen kurzen Gruß mit ihr wechselte. Um so erstaunter und bestürzter war ich, von ihrem Vater eines Nachmittags ein Billet zu erhalten, das mich dringend einlud, sobald ich frei wäre, zu ihnen zu kommen."

(Schluß folgt.)

Ein Denkmal der Erhebung von Schleswig-Holstein am Mississippi.

Der fünfzigjährige Gedenktag der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen die dänischen Anmaßungen ist nicht nur im deutschen Vaterland festlich begangen worden. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Bevölkerung dem tragischen Ausgang der deutschen Volksbewegung von 1848 einen so bedeutsamen Zuwachs zu danken gehabt hat, fand am 24. März d. J. eine Gedächtnisfeier statt zur Erinnerung an die heldenhaften Kämpfe der „meerumschlungenen" Herzogtümer für ihre nationale Selbständigkeit und unteilbare Zusammengehörigkeit, die an jenem Tage ihren Anfang nahmen. Und ähnlich dem Denkstein, welcher aus diesem Anlaß zu Altona in Anwesenheit von Veteranen des Kampfes feierlich enthüllt worden ist, wurde am Ufer des Mississippi ein solcher errichtet, der noch späteren Geschlechtern davon Kunde geben soll, wie die nach Amerika ausgewanderten Veteranen an der alten Heimat hingen und ihre patriotischen Erinnerungen treu in Ehren hielten.

Dieser Denkstein, dessen Abbildung sich den Lesern nebenstehend bietet, hat zu Davenport im Staate Jowa seinen Standort. Die erst in diesem Jahrhundert, 1836, am rechten Ufer des Mississippi angelegte Stadt war gerade im jugendlichen Aufblühen begriffen, als der Krieg in Schleswig-Holstein unter dem Druck der deutschfeindlichen Politik der Großstaaten ein klägliches Ende nahm und die Freiwilligen, die ihr gefährdetes Deutschtum mit den Waffen verteidigt hatten, von der Reaktion für Rebellen erklärt wurden. Verfolgt und verfemt, mußten sie ihrer Heimat den Rücken kehren und ein Exil in fremden Ländern suchen. Davenport wurde ein Hauptziel dieser Auswanderung, und von der Ansiedelung dieser politischen Flüchtlinge aus der deutschen Nordmark datiert der Aufschwung der Stadt zu der ansehnlichen Größe, deren sie sich heute erfreut.



Der Denkstein in Davenport.

Von den ersten Einwanderern aus Schleswig-Holstein, den Veteranen der so kühn unternommenen Erhebung, ist noch eine stattliche Schar am Leben. Das Erinnerungsfest in Davenport bestand aus einem Umzug des 170 Mann starken Vereins der Kampfgenossen aus jenen Tagen, der deutschen Veteranen von 1870/71 und des Kriegervereins, welcher eine bedeutende Anzahl von jüngeren ehemaligen Soldaten umfaßt, die in der deutschen Armee gedient und ihren ehrenvollen Abschied erhalten haben. Den Schluß bildeten die Veteranen des Secessionskriegs, in welchem sich das deutsche Element so rühmlich hervorthat. Der Zug, in dem auch die Behörden der Stadt vertreten waren, bewegte sich nach der Stätte, auf welcher sich dann die Enthüllung des Denksteins vollzog. Zu beiden Seiten desselben konnten zwei junge Eichen als Symbole des Brudervolks gepflanzt werden, die aus dem Herzen des niederdeutschen Landes, dem Sachsenwalde, stammen und ein Geschenk des Altreichskanzlers sind. Leider konnte der Rahmen unseres Bildes die kräftig gedeihenden Bäume nicht umfassen; wohl aber ist auf demselben die dem Boden Amerikas entsprossene Doppeleiche sichtbar, welche direkt hinter dem Stein stattlich emporwächst. Der Präsident der Kampfgenossen vollzog die Enthüllung, während der Schriftführer des Vereins in begeisternder Ansprache den Stein und die Eichen der Obhut der Bürgerschaft übergab. Darauf bewegte sich der Zug in die Turnhalle, in welcher der Verein seine Jahresversammlung in besonders feierlicher Weise abhielt, wobei dem verdienten Sekretär desselben, Emil Geisler, der seit 25 Jahren seines Amtes waltet, ein Ehrengeschenk überreicht ward. Geisler war in der alten Heimat Schullehrer; in Davenport stand er immer im Vordergrund derer, denen die Pflege des Deutschtums eine heilige Sache war.

Der fröhliche Abschluß des Festes erhielt durch eine Theateraufführung von Mitgliedern des jüngeren Kriegervereins besondere Weihe; großen Jubel erweckte es, als die Vereinigten Sänger Davenports von ihrem Uebungslokal anmarschiert kamen, um die Alten mit einigen deutschen Liedern zu überraschen, was ihnen vortrefflich gelang. So verlief das Fest in echt deutscher Weise. Die deutsche Presse am Ort wußte den Tag voll zu würdigen; die Haltung der alten Kämpen wurde besonders gerühmt: „Echtes Frühlingswetter, wie wir es lange nicht gehabt, herrschte, und Frühling war es auch in den Herzen der alten Knaben, gerade wie vor 50 Jahren, da sie als Jünglinge die Waffen ergriffen, um das geliebte Vaterland Schleswig-Holstein vom Dänenjoch zu befreien. Aus den Jünglingen sind Greise geworden, wer aber die graubärtige, silberhaarige alte Garde musterte, der mußte erstaunt sein über die Rüstigkeit vieler und über das Feuer, welches noch allen aus den Augen blitzte. Die Zeit hat dem Körper das Siegel aufgedrückt, aber dem Geiste konnte sie nichts anhaben, der ist jung geblieben und wird es hoffentlich noch lange bleiben."

Die Gegend, in welcher Davenport liegt, ist im vierten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts nur unter schweren Kämpfen der Kultur gewonnen worden. Einer der tapfersten und edelsten Häuptlinge des Indianerstammes, der hier seine Jagdgründe hatte, war Blackhawk („der schwarze Falke"), nach welchem auch die im Westen der Stadt gelegenen schönen waldigen Berge benannt sind, allwo durch unsere meistenteils deutschen Winzer ein recht guter Wein gezogen wird. Während andere Häuptlinge die Traktate mit den Weißen unterzeichneten, nach welchen sie gegen gewisse Vergütungen die Ländereien an dieselben abtraten, weigerte Blackhawk sich beharrlich, darauf einzugehen. Mit seinen Getreuen, dem Stamme der Sac-Indianer, focht er 1832 den letzten Entscheidungskampf gegen die andrängenden Bleichgesichter, welcher jedoch unglücklich für ihn verlief. Die Rothaut mußte ihr idyllisches Mississippithal aufgeben, um sich grollend nach den fernen Wildnissen des Westens zu wenden.

Die Lage Davenports ist sehr anmutig. Der Mississippi, dessen Ufer von malerischen Bergzügen beschirmt sind, teilt sich hier in zwei Arme, welche eine ebenfalls besiedelte Insel, Rock-Island, umfließen. Auf dieser Insel befinden sich die großartigen Werkstätten der Regierung, in denen nach Ausbruch des Kriegs mit Spanien an zweitausend Arbeiter mit der Herstellung von Munition und Armaturstücken beschäftigt waren. Die eigentliche Stadt liegt am rechten Ufer des Flusses und ist mit der Insel durch eine Brücke verbunden. Sie zählt jetzt etwas über 36000 Einwohner und trägt einen vorherrschend deutschen Charakter: ungefähr drei Viertel der Geschäftshäuser sind in deutschen Händen, was sowohl vom Kleingeschäft wie von der neuerdings mächtig aufblühenden Großindustrie gilt.

H. Pfabe.

Digitized by Google

Das „Tänzelfest“ in Kaufbeuren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Illustrationen von **Fritz Bergen.**

Der fünfknöpfige Turm und der Neptunsbrunnen in Kaufbeuren.

Die Zeiten sind glücklich vorüber, in welchen man auf Volks- und Jugendspiele mit Geringschätzung herabblickte und selbst die Polizei zu Hilfe rief, um die „ruhestörenden“ Aufzüge zu verbieten. Damals hat man viel gesündigt und manchen schönen Brauch für immer erstickt. Heute ist man zu der besseren Einsicht gekommen, daß Volksfeste, wenn nur Auswüchse bei ihnen verhütet werden, einen großen erzieherischen und moralischen Wert haben, und nun sucht man, die entschwundene Lust von neuem zu beleben, Volks- und Jugendspiele zu schaffen. Die Förderer dieser Bestrebungen können nur langsam und mühsam Erfolge erzielen, denn das Neue wird nicht mit einem Schlage volkstümlich. Unter diesen Umständen sollten wir mit verdoppeltem Eifer den noch vorhandenen Schatz an alten Volksspielen hüten und namentlich der Jugend die noch hier und dort üblichen Festspiele erhalten.

Vor allem sollte man auf die Kinderfeste seine Aufmerksamkeit richten; denn wo Kinder im festlichen Aufzug erscheinen, da stellen sich auch die Eltern und Erzieher und deren Freunde ein, und unmerklich erweitert sich ein Kinderfest zu einem wahren Volksfest. Und wenn solche Veranstaltungen auch nur einmal im Jahre stattfinden, so ist ihr Wert in erzieherischer Hinsicht doch groß; denn die Vorbereitungen zum Feste füllen Wochen aus. Sind dann die Kinderfeste mit Vorführungen, mit Märschen, Reigen, Ballspielen u. dgl. verbunden, so bieten sie Anlaß zur fleißigen Pflege leiblicher Uebungen, die in unserem nervösen Zeitalter so sehr erwünscht scheinen.

Es giebt in Deutschland noch eine Reihe von Städten, die den altüberlieferten Brauch nicht nur treu gehütet, sondern auch fortentwickelt und den Bedürfnissen der Neuzeit angepaßt haben. Zu ihnen zählt auch die malerisch an der Wertach gelegene Stadt Kaufbeuren im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben.

Wer sich dem Orte von Buchloe her mit der Eisenbahn nähert, der gewinnt schon einen Einblick in die Reize der an dichtbewaldeten Hügeln reichen Landschaft, deren Hintergrund das Hochgebirge mit der Zugspitze, Hochplatte und dem Säuling geradezu großartig abschließt. Von der Stadt selbst winken aber allerlei wetteralte Zinnen herüber, denn Kaufbeuren, ehemals Freie Reichsstadt, ist noch zum Teil mit den festen Mauern und Türmen umgeben, die einst der Bürger Schutz und Wehr bildeten. Unter ihnen fällt der „fünfknöpfige Turm“ als ein originelles Bauwerk ganz besonders ins Auge. Betritt man die Straßen der etwa 8000 Einwohner beherbergenden Stadt, dann begegnet man so manchem ehrwürdigen Gebäude. Aus dem Jahre 1444 stammt die katholische Stadtpfarrkirche zu St. Martin, und die rundgetürmte St. Blasikirche mit einem sehenswerten gotischen Altar ist noch älter. An dem hübschen Neptunsbrunnen wandern wir vorüber und sehen neben den Zeugen einer glücklichen Vergangenheit weitere Bauten, welche die rüstig schaffende Bürgerschaft in der Neuzeit errichtet hat. Vor allem ist das schöne neue Rathaus zu nennen. Im Stil der Renaissance wurde es in den Jahren 1879 bis 1881 von Hauberisser erbaut und von Ludwig Herterich mit historischen Oelgemälden sowie von Lindenschmit mit Fresken verziert. Namentlich das Hauptbild von Lindenschmit im Sitzungssaal fesselt unsere Aufmerksamkeit. Es versetzt uns in die Zeit der Schwedennot und zeigt uns den Vorgang, wie die von dem Feinde bezwungene Stadt durch Fürbitte ihrer Kinder von schwerer Brandschatzung und Plünderung verschont wird. Nicht eine geschichtlich verbürgte Thatsache, sondern eine sagenhafte Ueberlieferung wird durch das Bild verherrlicht. Aehnliche Sagen sind in verschiedenen anderen deutschen Städten verbreitet. So sollen z. B. die Naumburger Kinder am 28. Juli 1432 durch einen Bittgang ihre Vaterstadt an der Saale von der Plünderung durch die Hussitenscharen Prokops gerettet haben. Die Naumburger halten zum Andenken an dieses Ereignis am genannten Tage ein Kinderfest ab. In ähnlicher Weise wird in Kaufbeuren die Erinnerung an die erfolgreiche Fürbitte der Kinder durch eine gegen Jakobi (den 25. Juli) stattfindende Belustigung, das sogenannte „Tänzelfest“, wachgehalten.

Das Fahnenschwingen.

Sein Schauplatz ist das „Hölzle", eine mit prächtigem Föhrenwalde gekrönte Anhöhe, und die Mitwirkenden sind die protestantischen Kinder Kaufbeurens. Schon am Tage vor dem eigentlichen Feste herrscht im „Hölzle" ein lustiges Treiben inmitten der zahlreichen Buden, die Gelegenheit zum Schauen und Spielen geben, oder als Wirtschaften die nötige leibliche Erquickung bieten.

Um fünf Uhr morgens am eigentlichen Festtage werden die Langschläfer durch die Klänge einer Reveille geweckt. Sie wird von einer Knabenkapelle veranstaltet, die in blanker Uniform flott durch die Straßen der Stadt marschiert. Inzwischen sammeln sich die „männlichen" Festteilnehmer vor dem protestantischen Schulhause. Hier ordnet sich eine bunte Schar, deren Anblick jedes Herz erfreuen muß. Im kriegerischen Schmucke erscheint die Kaufbeurer Jugend. Da ist zunächst eine Abteilung Landsknechte in altertümlicher Tracht, in vielfarbigen reichgeschlitzten Wämsern; über ihnen flattert die gelbrote Fahne, die zwei Sterne und den geteilten Adler in ihrem Felde trägt. Neben ihnen sammelt sich bayrische Infanterie aus der Neuzeit um ein weiß-blaues Banner, und es erscheinen auch Artilleristen mit einer ihrer Größe angepaßten Kanone. Umringt von einem Stabe von Offizieren mustert der kleine Feldmarschall mit Federhut und hochgesticktem Kragen die sich stramm ordnende Schar.

Landsknechte.

Artillerie.

Marketenderinnen.

Dann setzt sich unter Musikklängen der Zug in Bewegung; er rückt aber langsam vor; denn vor einzelnen Häusern wird Halt gemacht. Die Musik bläst einen Tusch; der erste Fahnenjunker tritt vor und schwingt dreimal mit der Rechten und dreimal mit der Linken regelrecht die Fahne; dann überreicht er sie dem zweiten Fähnrich, der in gleicher Weise das Fahnenschwingen besorgt. Für diese Aufmerksamkeit stiften die Hausbewohner kleine Geschenke, die in die Heereskasse fließen.

Während dieser Zeit haben sich an der Wertachbrücke die Teilnehmerinnen an dem Feste versammelt. Auch sie haben sich festlich herausgeputzt und allerlei Kostüme, vor allem Volkstrachten, angelegt. Natürlich fehlen Marketenderinnen nicht, wie es sich für ein militärisch gefärbtes Fest wohl ziemt. Mädchen und Knaben machen noch vereint einen Umzug durch die Straßen der Stadt und die jungen Landsknechte beziehen die Wache vor dem Rathause.

Nachmittags marschiert man in das „Hölzle" hinaus, und dort bricht die helle Festfreude aus. Es werden allerlei Spiele ausgeführt, von denen unser Zeichner einige im Bilde festgehalten hat. „Wunderkreis" heißt eine runde Anlage im „Hölzle", auf der sich zwischen Rasenstreifen viele Fußpfade im Kreise herumziehen. Auf diesem eigenartigen Platz machen die Knaben und Mädchen allerlei Aufführungen. Die schmucken Kostüme, die Blumenreifen, welche die Mädchen schwingen, die flatternden Fahnen gewähren einen überaus malerischen und bewegten Anblick. Das eine Bild auf Seite 605 zeigt uns die Jugend auf dem eigentlichen „Tänzelplatz" versammelt, den hohe Waldbäume umrahmen. Die Knaben geben hier Beweise für ihre Kunstfertigkeit im Führen der Waffen und in allerlei Märschen; dabei spielen die kleinen Musikanten unermüdlich auf, und die Fähnriche schwenken lustig ihre Fahnen. Die Mädchen führen Reigen auf, wobei je zwei von ihnen einen Blumenreifen emporhalten. Auf den Kranzreigen folgen Ballreigen, Gesang und Tanz. In den Erholungspausen wird in den Buden Erfrischung eingenommen oder in allerlei Gewinnspielen das Glück versucht. Die Freude währt bis zum Abend, wo die Kinder um 7 Uhr heimkehren.

So ist der erste Festtag verrauscht, und am zweiten sind die Kinder früh auf den Beinen, denn das Fest wird — wiederholt. Am dritten aber tritt die Jugend zurück und die Erwachsenen halten sozusagen eine Nachfeier. Auf dem Tänzelboden wird wieder die weißblaue Fahne geschwungen. Nun weht sie in den Händen zweier Greise, die gerade vor fünfzig Jahren als Fähnriche in dem Knabenheere am Tänzelfest auftraten.

In dieser Weise wird seit alten Zeiten das eigenartige Fest in Kaufbeuren gefeiert. Ueber seinen Ursprung läßt sich heute Bestimmtes nicht mehr ermitteln, und wir können in dieser Hinsicht nur Vermutungen aufstellen. Da, wie schon erwähnt, ähnliche Kinderfeiern auch in anderen deutschen Städten abgehalten werden, wie z. B. in Dinkelsbühl, Landsberg a. L., Aichach, Naumburg a. S. ꝛc., so dürfte es sich um einen Brauch handeln, der einst allgemeiner verbreitet war, dessen ursprünglicher Zweck aber im Laufe der Zeit in Vergessenheit geriet. Vielleicht bilden diese Feste die letzten Ueberreste einer altgermanischen Feier. Wir wissen ja, daß unsere heidnischen Vorfahren Auszüge in den Wald veranstalteten, um dort durch allerlei Zauberkünste feindselige Geister zu bekämpfen. Vielfach wurde auch der Kampf des Sommers mit dem Winter sinnbildlich in Volksspielen dargestellt. Aus solchen Bräuchen mögen sich die erwähnten Kinderfeste entwickelt haben; die kriegerische Ausrüstung der Knaben und der eigenartige Blumenschmuck der Mädchen deuten darauf hin. Mit fortschreitender Aufklärung wurden die Handlungen des heidnischen Gottesdienstes zu Spielen, und man setzte, um dem alten Aberglauben keine neue Nahrung zu geben, an Stelle der bösen Geister andere Feinde, wie z. B. die Schweden oder die Hussiten.

Gerade diese Umwandlung der althergebrachten Spiele erscheint uns bedeutsam. Sie zeigt uns, wie man interessante Volksbräuche erhalten und allmählich der Neuzeit anpassen kann. Mögen die schönen Kinderfeste fortblühen und in gleichem Maße noch spätere Geschlechter erfreuen! **B. B.**

Digitized by Google

1. Der Reigentanz im „Hölzle“. 2. Im „Wunderkreis“.

Das „Tänzelfest“ in Kaufbeuren.

Nach dem Leben gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

Eigenartige Experimente der Technik.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Einer der berühmtesten Naturforscher hat das Experiment für die unerschöpflichste Quelle, für das wichtigste Hilfsmittel und die unerläßlichste Stütze der Naturwissenschaften und zumal der Physik erklärt. Was Männer wie Tyndall, Faraday, Volta, Davy dem Experiment verdankten, haben sie oft und laut verkündet. Bedarf aber die reine Wissenschaft in so hohem Maße des Versuches, wieviel mehr muß dann das junge und starke Kind der Naturwissenschaften, die Technik, dieses Stabes und Leitfadens sich mit Vorteil bedienen! Man kann geradeheraus sagen, die Technik wäre nichts ohne das Experiment, sie hätte ihre größten und kühnsten Aufgaben nicht erfüllen können ohne dieses vornehmste Hilfs- und Bestätigungsmittel ihrer Fähigkeiten. So liegt es auf der Hand, daß mit den höheren und kühneren Aufgaben der Ingenieure auch der Versuch immer neue und eigenartigere Gestalten annehmen mußte, und von diesen teils merkwürdigen, teils großartigen Experimenten der modernen Technik dem Leser einige interessante Beispiele vorzuführen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Ein reiches Feld für die Anstellung merkwürdiger Experimente ist stets das Gebiet des Eisenbahnwesens gewesen, dessen beispiellose Vervollkommnung in wenigen Jahrzehnten ohne die Anstellung grundlegender Versuche schwerlich hätte erreicht werden können. Denken wir nur an die Geschwindigkeit, die heute von mehreren Schnellzügen im regelmäßigen Betriebe und von Versuchszügen sehr häufig erreicht wird, etwa 90 bis 100 km in der Stunde, so ist auch dieser Erfolg keineswegs ohne grundlegende Vorversuche erreicht, bei denen man, unkundig, ob der Eisenbahnkörper und das rollende Material eine solche Beanspruchung überhaupt ertragen würden, Passagiere gar nicht mitzunehmen wagte. So stellte die französische Nordbahn vor acht Jahren einmal einen Versuchszug für eine Schnellfahrt zwischen Paris und Calais zusammen, der aus 16 Wagen und einer Lokomotive mit 245 cm hohen Rädern bestand, und auf dem das Gewicht der Reisenden durch Blei ersetzt wurde. Auf der freien Strecke lief dieser lange Zug mehrfach mit einer Geschwindigkeit von 90 bis 95 km, ja einmal von 115 km in der Stunde, im Gesamtdurchschnitt aber kam man über 76 km Geschwindigkeit nicht hinaus. Heute werden 70 bis 80 km von vielen Zügen anhaltend gefahren.

Der fruchtbarste Boden für Eisenbahnexperimente ist stets Amerika gewesen. Wo sonst hätte man beispielsweise ein Experiment ohne Vorbereitungen gewagt, wie das jenes Blitzpostzuges, der vor einigen Jahren einmal die Post eines in Vancouver am Sonnabend eingetroffenen Schnelldampfers bis Mittwoch früh an Bord der „City of New York" in New York beförderte? Diese denkwürdige Post, die den halben Erdball in 20 Tagen umkreiste, wurde von einem aus Lokomotive und Postwagen bestehenden Extrazug in drei Tagen fast quer durch ganz Kanada gewirbelt, obwohl der Zugführer auf der westlichen Hälfte der Fahrt derartige Verspätungen in den Felsengebirgen erlitten hatte, daß er am Dienstag Morgen nach 60stündiger Fahrt 600 km gegen seine Marschtabelle zurück war. Diese große Verspätung wurde an einem einzigen Tage eingeholt, in dessen Verlauf der Zug 12 Stunden hintereinander 115 km in der Stunde fuhr. Abends 9 Uhr schoß er in die Station von Brockville, wo eine Dampffähre die 18 Postsäcke auf die andere Seite des Sankt Lorenzstroms schaffte und ein Vanderbilt'scher Extrazug sofort mit ihnen davonraste. Der Führer des letzteren hatte nun die heikle Aufgabe, seine Maschine in 7 Stunden über eine Strecke von 650 km zu leiten, eine Strecke, wie sie von den besten Kontinentalzügen Europas in 12 bis 14 Stunden gefahren wird — und überdies auf einer der gefährlichsten und belebtesten Routen des Landes. Gleich zu Anfang nahm der Lokomotivführer ein Tempo an, in welchem er 1 engl. Meile (1,6 km) in der Minute fuhr, und behielt dasselbe $2^1/_2$ Stunden bei. In Utika vernichtete eine kleine Verzögerung die Frucht dieser Arbeit, und nun wurde mit 104 km in der Stunde gefahren. Hinter Albany, wo man 5 Minuten aufgehalten wurde, begann eine rasende Fahrt, während deren in je 8 Minuten 15 km zurückgelegt wurden, dann wieder durchfuhr der Zug in 72 Minuten eine Strecke, die von dem berühmten Blitzzug Berlin-Hamburg in 96 Minuten gefahren wird. Zuletzt legte man noch einmal eine von Zügen besäete Strecke von 60 km in 32 Minuten zurück, und rechtzeitig stand die Lokomotive im Bahnhof von New York. Nur 25 Minuten später glitt die „City of New York" mit der eiligsten Postsendung der Welt aus dem Hafen.

Ein anderes merkwürdiges Experiment wurde vor etwa drei Jahren von den Ingenieuren der Pennsylvania-Bahn bei der Einführung der elektrischen Zugkraft für den Tunnelbetrieb gemacht. Man wünschte zu wissen, ob die fertiggestellten elektrischen Lokomotiven dieselbe Zugkraft wie die gebräuchlichen Güterzugsmaschinen entwickeln würden. Anderwärts hätte man das durch umständliche Rechnungen rc. herausgebracht, hier ergriff man ein einfacheres Mittel: eine geheizte Dampflokomotive und eine elektrische Lokomotive wurden aneinander gekuppelt und beide auf volle Kraft gesteuert. Es entspann sich ein kurzer Kampf, ein Drängen und Schieben, dann zog die kleine elektrische Lokomotive die weit größere und doppelt so schwere Dampfriesin widerstandslos hinter sich her, und die Frage war entschieden.

Im engen Zusammenhang mit der Eisenbahnpraxis stehen die von Zeit zu Zeit künstlich herbeigeführten Einstürze von Eisenbahnbrücken durch eine genau abgewogene Belastung, die nichts anderes darstellen als Experimente, um festzustellen, welcher Beanspruchung ähnlich konstruierte Brücken gewachsen sind. So wurde im Jahre 1894, nachdem bei Forst i. d. L. eine neue Eisenbahnbrücke über die Neisse gebaut war, ein Joch der alten durch Belastung mit Eisenbahnschienen gestürzt. Rechnungsmäßig hätte das betreffende Joch 2600 Schienen oder eine Belastung von 3500 kg für den Quadratcentimeter tragen sollen, wenn es noch neu gewesen wäre. Allmählich näherte man sich dieser Belastung und beobachtete genau die Biegungen und Senkungen der Brücke. Bei einer Belastung von mehr als $^9/_{10}$ der berechneten brach das Eisenjoch, mit 11000 Centnern beladen, krachend zusammen: für den Verkehr hätte es noch eine vierfache Sicherheit besessen.

Aehnlich diesem Versuch wurde zwischen dem 19. und 21. Oktober 1897 in Baden die 31 Jahre im Dienst benutzte Erlenbachbrücke der Schwarzwaldbahn bei Bieberach-Zell durch Belastungsproben gestürzt. Drei Stunden, nachdem die Belastung das Doppelte dessen erreicht hatte, was bei normalem Betriebe allenfalls noch vorkommen konnte, bemerkte man gefahrdrohende Ausbiegungen der Träger; dann, als man die Belastung noch weiter steigerte, brach die Konstruktion zusammen. Das neueste Beispiel eines versuchsweisen Brückeneinsturzes ist die absichtliche Zerstörung einer 31 m langen Eisenbahnbrücke in Flandern, die von dem Leiter des flandrischen Straßen- und Brückenbaues angeordnet worden ist. Es handelt sich darum, die Bruchbelastung einer neuen Brückenkonstruktion zu finden. Die Brücke, deren zulässige Normalbelastung 150 Tonnen oder 3000 Centner beträgt, soll eine Woche unter dieser Belastung stehen, dann in der folgenden Woche das Doppelte, in der dritten das Dreifache tragen rc., bis sie zusammenbricht.

Durch Schwungrad-Explosionen, welche an Maschinen von hoher Rotationsgeschwindigkeit ausgeführt wurden, hat man neuerdings die Gesetze, unter welchen Räder, Schleifsteine rc. zerspringen, zu erforschen gesucht. Aber die Experimente stimmen mit den Erfahrungen des praktischen Betriebes nicht überall zusammen. In Cleveland brachte man kleine stählerne Räder zum Zerspringen, und bei einer Umfangsgeschwindigkeit von 8000 m in der Minute erlangte die Fliehkraft das Uebergewicht über die Festigkeit des Materials. Anderseits aber hat man in Lavalturbinen, Centrifugen und einigen anderen Maschinen rotierende Körper von derselben oder noch größerer Umfangsgeschwindigkeit, ohne die Gefahr des Explodierens zu befürchten. Vergleichsweise sei mitgeteilt, daß die Umfangsgeschwindigkeit der schnellsten Pneumatikräder, die je über eine Velociped-Rennbahn glitten, 1000 m in der Minute, und diejenige der schnellsten Lokomotivräder das Doppelte nicht übersteigt.

Digitized by Google

In dem Bestreben, die Berechnungen über die Festigkeit der Stein- und Stahlkonstruktionen mit unwiderleglichen Beweisen zu versehen, hat man alle möglichen Materialien in genau arbeitenden Apparaten einem immer höher steigenden Druck unterworfen, bis sie endlich zersprangen. So wurde u. a. auf diese Weise ein Würfel aus Carborundum, als dem härtesten bekannten Mineral, zerdrückt, und alsdann ein solcher aus feinstem, hartem Stahl. Der Kohlenstoffblock zersprang, als er einem Druck von 850 kg auf den Quadratcentimeter unterworfen wurde. Der Stahl hielt einem Drucke von beinahe 6050 kg auf den Quadratcentimeter das Gegengewicht, und als er dann endlich zersprang, geschah es mit dem Donner eines gelösten Geschützes, während sich feine Stahlsplitter in alle zugänglichen Gegenstände der Umgebung einbohrten.

Das ist nur eine ganz kleine Auslese aus den Experimenten der modernen Technik, aber sie wird sicherlich ausreichen, um zu zeigen, wieviel des Interessanten und Neuen auf diesem Gebiete sich abspielt.

W. Berdrow.

Blätter und Blüten

Zur Krönung der Königin Wilhelmina. (Mit Bildnis S. 581.) In der berühmten Nieuwe Kerk (Neuen Kirche) zu Amsterdam, in welcher so manche Großthaten niederländischer Geschichte durch Denkmäler verherrlicht sind, fand am 6. September ein bedeutsamer, feierlicher Akt statt.

Der jugendlichen Königin Wilhelmina ward auf das blonde Haupt die Krone der Niederlande gedrückt und sie hat den Eid geleistet, die Gesetze des Landes zu achten und sein Wohl wahrzunehmen, „wie es eine gute Königin zu thun schuldig ist“.

An dem Feste der stammverwandten Holländer nehmen auch die Deutschen mit aufrichtigen Glückwünschen teil, ist doch die junge Königin, der man nur Gutes nachsagt, die Tochter einer deutschen Fürstin.

Wilhelmina ist bereits seit acht Jahren Königin der Niederlande. Mit König Wilhelm III, der am 23. November 1890 starb, erlosch der Mannesstamm des Hauses Nassau-Oranien. Zwar hatte ihm seine erste Gemahlin Sophie, Tochter des Königs Wilhelm I von Württemberg, zwei Söhne, die Prinzen Wilhelm und Alexander, geschenkt, aber beide waren dem Vater im Tode vorausgegangen. Aus seiner zweiten Ehe mit Emma, Prinzessin zu Waldeck und Pyrmont, stammt Wilhelmina, die nach dem Grundgesetze des Landes dem Vater auf dem Thron der Niederlande folgte. Damals war sie erst zehn Jahre alt und so übernahm ihre Mutter, die Königin Emma, die Regentschaft des Landes. Die Königin-Regentin zeigte sich ihrer Aufgabe völlig gewachsen; als eine kluge und doch liebenswürdige Fürstin ist sie bei den Holländern sehr beliebt. Sie hat es auch verstanden, ihre Tochter trefflich zu erziehen und für den schwierigen Herrscherberuf vorzubereiten.

Am 31. August dieses Jahres vollendete Königin Wilhelmina ihr achtzehntes Lebensjahr und übernahm die Regierung des Landes. Der Krönung in Amsterdam schließt sich eine Reihe von Festlichkeiten an, die zwei Tage dauern sollen. Am 9. September wird die Königin ihren feierlichen Einzug in die Residenzstadt Haag halten und dort mehrere Tage verweilen, um an den geplanten Festlichkeiten und Volksbelustigungen teilzunehmen.

Möge es der jungen Herrscherin in der Zukunft beschieden sein, die Liebe, die ihr das Volk entgegenbringt, sich stets zu erhalten und als eine „gute Königin“ ihr Land zu beglücken.

*

Münchens Trauerfeier um den Fürsten Bismarck. (Zu dem Bilde S. 585.) Zu einer ernsten Feier war München am 12. August gerüstet. Es galt, der tiefen Trauer, von welcher durch das Hinscheiden des Fürsten Bismarck die Herzen erschüttert wurden, auch einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, und Tausende und aber Tausende zogen bewegt nach dem Königsplatze, wo am späten Abend die ergreifende Kundgebung stattfinden sollte.

Mit schwarzen Trauertüchern waren die Propyläen, das berühmte mit dorischen und jonischen Säulen geschmückte Prachtthor, verhangen. Dunkle Cypressen zogen sich von ihm im Halbkreis nach der Glyptothek und dem Kunstausstellungsgebäude hin, und inmitten dieses düsteren Halbrunds ragte der mächtige, acht Meter hohe Katafalk empor. Von der Vorderseite des schwarzen Aufbaus leuchtete weit sichtbar das mit einem goldenen Eichenkranze umrahmte Wappen Bismarcks, während an den Ecken Gestalten trauernder Genien mit langen schwarzen Flügeln Fackeln hielten. Ein Riesenkranz aus goldenen Eichenblättern, der im Durchmesser zehn Meter hatte, war hinter diesem Mittelpunkt der Trauerdekoration aufgestellt und hob sie wie ein leuchtender Rahmen wirkungsvoll von dem dunklen Hintergrunde ab. Goldene Guirlanden an den Pylonen der Propyläen und goldene Vierfüße vor dem Katafalk und zwischen den Cypressen vervollständigten den großartigen Trauerschmuck.

Gegen 30000 Menschen harrten auf dem Königsplatze in weihevoller Stimmung auf den Beginn der Trauerfeier. Glockengeläute und Fanfaren, die von der Glyptothek, dem Kunstausstellungsgebäude und dem Dache der Propyläen abwechselnd erklangen, leiteten sie ein. Nun traten aus der mittleren Säulenhalle 20 Gugelmänner mit Magnesiumfackeln hervor. So werden die mit schwarzen Kapuzen vermummten Gestalten genannt, die nach altem Brauch bei der Bestattung der bayrischen Könige zu erscheinen pflegen. Langsam schritten sie vor und traten an den Katafalk. Inzwischen wurden auf den Dächern, den Drei- und Vierfüßen die Feuer entzündet. Der blutigrote Schein der Pechpfannen ergoß sich über die Trauerstätte, und nun begann bei den Klängen des Trauermarsches aus der As-moll-Sonate von Beethoven die eigentliche Huldigung. In langer Reihe zogen mit gesenkten Fahnen die Deputationen verschiedener Vereine vorbei, langsam bestiegen sie die Stufen des Katafalks und legten dort ihre Kränze nieder.

Den Schluß dieser Huldigung bildete der Vortrag eines Chors, der nach der Dichtung Possarts von Theodor Podbertsky komponiert worden war:

„Leuchtet, ihr Flammen, ihr blutigroten,
Züngelt empor in die Nacht,
Werdet den Völkern der Erde Boten:
Die Deutschen halten ihrem Toten
Die letzte Fahnenwacht.
Hört Ihr den Schwur, der dem trauernden Volke
Heut' sich entringt?
Flammende Wolke
Trag' ihn beschwingt
Nach Osten — nach West:
‚In Treue fest‘
Stehen wir hier,
Halten eisern was Er uns geschaffen,
Schützen das Reich! Und mit heiligen Waffen
Trotzen wir kühnlich des Feindes Begier:
Eins in der Not,
Eins bis zum Tod!
So segne uns Gott!“

In gewaltigen Schlußtönen verklang der Chor, und nun fiel ein markerschütternder von den Tambouren der drei Münchener Infanterieregimenter geschlagener Trommelwirbel ein, nach dessen Verhallen die Musik die „Wacht am Rhein“ intonierte. Aus tausend und aber tausend Kehlen brauste das Lied mächtig zum nächtlichen Himmel empor, und mit ihm schloß die erhebende Trauerfeier Münchens um den gewaltigen Schmied der deutschen Einheit.

Georg Ebers †.

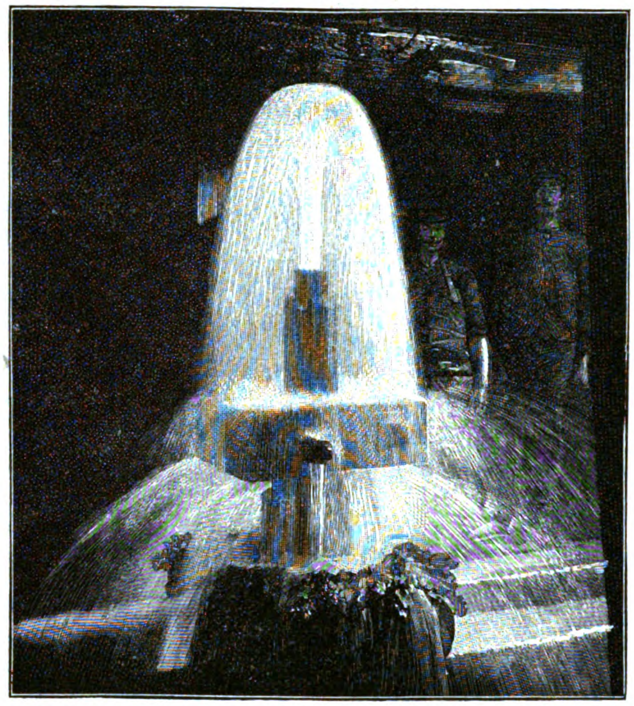
Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Brokesch in Leipzig.

Georg Ebers †. (Mit obenstehendem Bildnis.) Ein tüchtiger Gelehrter, ein Liebling des deutschen Lesepublikums, ein vortrefflicher, liebenswürdiger Mensch ist in Georg Ebers dahingegangen, der am 7. August in seiner Villa in Tutzing am Starnberger See verstarb. Auf dem Umweg durch die historische Forschung ist er zum Dichter geworden; aus der reichen Stofffülle, die ihm die ägyptische, römische und deutsche Vorzeit gewährte, hat er seine poetischen Bilder entnommen, das Leben, das er seinen Gestalten einhauchte, die Gedankenwelt, in welche seine Romane eingesponnen sind. Ebers ist am 1. März 1837 zu Berlin geboren. Auf der dortigen Universität vertauschte er das Studium der Rechte, dem er sich anfangs widmete, 1858 mit demjenigen der klassischen und orientalischen Philologie, und seit 1859 beschränkte er sich ausschließlich auf die Aegyptologie. Auf dem Gebiete dieser Wissenschaft hat er sich namentlich durch den glücklichen Fund des „Papyros Ebers“, welcher von den Arzneimitteln der alten Aegypter handelt und aus dem 16. Jahrhundert v. Chr. stammt, sowie durch den eingehenden Kommentar zu dieser altersgrauen Urkunde einen Namen gemacht.

In Jena hatte sich Ebers 1865 habilitiert, wurde dort 1868 außerordentlicher Professor und 1870 als ordentlicher nach Leipzig berufen, wo er bis zum Jahre 1889 als Docent wirkte. Die Folgen einer schweren Erkrankung in seiner Jugendzeit, die zunehmenden Lähmungen

Digitized by Google

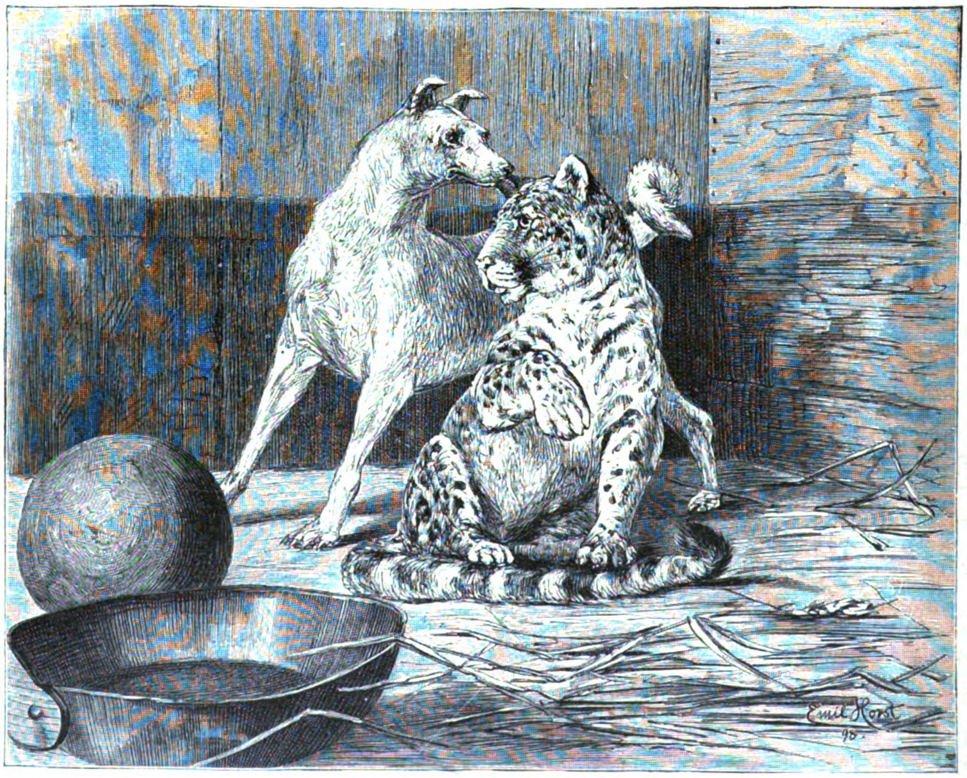
hinderten ihn in seinem akademischen Wirken, während sie seine geistige Regsamkeit und Schaffenslust nur wenig beeinträchtigten. Als er noch zu wandern und zu reisen vermochte, hat er mehrfach Aegypten, Nubien und Syrien aufgesucht, zuerst 1868, dann wieder 1872 bis 1873, wo er unter den Trümmern von Theben seinen Papyros fand. Die Ergebnisse seiner Studien hat er jedoch nicht ausschließlich in fachwissenschaftlichen Schriften verarbeitet, sondern einen Teil derselben in Reisebüchern und illustrierten Prachtwerken auch dem großen Lesepublikum vermittelt. Und an dieses Publikum wandte er sich auch mit seinem Werke „Eine ägyptische Königstochter“ (3 Bde., 1864), welches die Leser in die Welt des ägyptischen Altertums einführen sollte und lebensvolle Bilder an den Faden einer Erzählung reihte. Die „Aegyptische Königstochter“ fand großen Beifall, und doch dauerte es noch zwölf Jahre, bis Ebers seinen ersten größeren ägyptischen Roman „Uarda“ veröffentlichte, in welchem auf wissenschaftlicher Grundlage ein selbständiges Dichterwerk aufgebaut war. Anmutig war die junge Uarda geschildert, das viel erduldende Mädchen aus dem Norden; auch sonst fand sich poetisch Wertvolles, hochtönender Hymnenstil, lebendige Schilderung der Schlacht und des Schloßbrandes. Das Zauberwesen der Aegypter, ihre sonderbaren Sitten gaben dem ganzen Werke eine eigenartige fesselnde Stimmung. Den gleichen Erfolg hatten die nächsten Werke von Ebers, wie „Homo sum“, „Der Kaiser“, „Kleopatra“, „Serapis“, „Die Nilbraut“ u. a. Als der Stoff der ägyptischen Kulturgeschichte sich zu erschöpfen drohte, wandte sich Ebers, dem Vorgange Gustav Freytags und Felix Dahns folgend, der deutschen zu, mit Vorliebe das Reformationszeitalter und das Leben in deutschen Reichsstädten, wie Nürnberg, behandelnd. Diese Romane sind ungleich an Wert, einzelne, wie „Barbara Blomberg“, haben die Vorzüge der Walter Scottschen Romane, in andern überwiegt die Schilderung der Kulturzustände das poetische Element, wie in „Die Gred“, „Im blauen Hecht“, im „Schmiedefeuer“. Seine letzten Werke schuf Ebers meistens in Tutzing, wo er seit 1889 im Sommer auf seiner Villa weilte. †



Die neuerschlossene Thermalquelle in Bad Oeynhausen.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph C. Colberg in Oeynhausen.

Die neue Thermalquelle in Bad Oeynhausen. (Mit obenstehender Abbildung.) Im Jahre 1845 wurde in dem anmutigen Weserthale, unweit der Einmündung der Werre in die Weser, vom Berghauptmann v. Oeynhausen das nach ihm benannte Bad gegründet. Die warmen Soolquellen erwiesen sich heilsam gegen chronische Leiden des Nervensystems, sowie diejenigen Knochen- und Muskelerkrankungen, welche mit Lähmungen und Schmerzen verknüpft sind. Unter königlich preußischer Verwaltung erfreute sich der Badeort einer fortschreitenden Entwicklung, und die Zahl der Kurgäste stieg namentlich in den letzten Jahren bedeutend. Leider war die Freude der Bewohner des inzwischen zur Stadt herangewachsenen Badeortes durch Sorge getrübt. Die wichtigste Thermalquelle lieferte verhältnismäßig zu wenig Wasser, so daß man den Anforderungen der immer zahlreicher erscheinenden Badegäste nur mit Mühe und Not gerecht zu werden vermochte. Der Versuch, den Ausfluß der alten Thermalquelle zu erhöhen, mißlang, und so ging man daran, eine neue Quelle zu erbohren. Das war ein schwieriges und kostspieliges Unternehmen. Dem Haupte der Badeverwaltung, dem Bergrat Morsbach, gelang es aber, die nötigen Mittel zu beschaffen. Von der Regierung und dem Abgeordnetenhause wurden zunächst 90000 und dann 80000 Mark für die Bohrungen bewilligt. Fast zwei Jahre dauerten die Arbeiten, und der Bohrmeister Lohel ließ schon beinahe die Hoffnung auf Erfolg sinken. Da wurde in der Nacht vom 7. zum 8. Juli d. J. in der Tiefe von 624 m eine große, wasserführende Kluft angefahren. Schnell war das Bohrzeug entfernt, und mit gewaltigem Druck entquoll nunmehr dem Erdinnern ein kräftiger Born, der in der Minute einen Kubikmeter Wasser lieferte. Die neue Quelle weist die Eigenschaften des alten Oeynhauser Sprudels auf; sie hat eine Temperatur von 33° C. und einen starken Gehalt an Kochsalz und Kohlensäure. Die Zukunft des Bades ist nunmehr in vollstem Maße gesichert, und man wird sogleich den Bau eines neuen Thermalbadehauses beginnen. Unsere nebenstehende Abbildung veranschaulicht die Mächtigkeit der neuerschlossenen Heilquelle.

Ein Leopard-Pumabastard. (Mit untenstehender Abbildung.) Vor etwa drei Jahren verkaufte Karl Hagenbeck in Hamburg an einen Menageriebesitzer in England einen männlichen Leopard und einen weiblichen Puma, unter der Garantie, daß beide Tiere sich vertragen werden. Das traf in der That zu, und die Tiere haben sogar im Laufe der Zeit drei Wurf Junge gebracht. Jeder Wurf bestand aus zwei Jungen, die jedoch bis auf eins zu Grunde gingen. Den überlebenden Bastard erwarb Karl Hagenbeck. Er gab der jungen Katze, die sich anfangs sehr grämte, einen kleinen gelben Hund als Gesellschafter, und beide Tiere leben nun auf dem besten Fuße zusammen. Der Puma, auch Kuguar genannt, vertritt in Süd- und Nordamerika die Stelle des Löwen. An Größe ist er dem Leoparden ungefähr gleich. Er hat einen mähnenlosen Kopf, und sein Pelz zeigt eine rötlichbraune bis silbergraue Färbung, weshalb diese Raubkatze der Neuen Welt auch Silberlöwe genannt wird. Der Leopard-Pumabastard ist für die Zoologen ein hochinteressantes Tier. Er hat die Grundfarbe eines Pumas, die Flecken sind mehr denen des Jaguars ähnlich; der Schwanz ist dagegen sehr lang und dick wie bei den Pumas. *



Ein Leopard-Pumabastard.
Nach dem Leben gezeichnet von Emil Horst.

Samenbildung an abgeschnittenen Blumen. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß eine ganze Reihe von Pflanzen, namentlich Zwiebel- und Knollengewächse, wie Lilien, Hyacinthen, Amaryllen ꝛc., trotz aller Sorgfalt, die man ihnen angedeihen läßt, in der Regel keinen Samen hervorbringen. Das hat nicht etwa seinen Grund darin, daß die Blüten unvollkommen ausgebildet sind und so eine Befruchtung unmöglich machen, vielmehr zeigt die Untersuchung, daß diese Organe völlig in Ordnung sind. Und trotzdem, auch wenn man sie noch so kräftig bestäubt, setzen sie keine Samen an. Schneidet

Digitized by Google

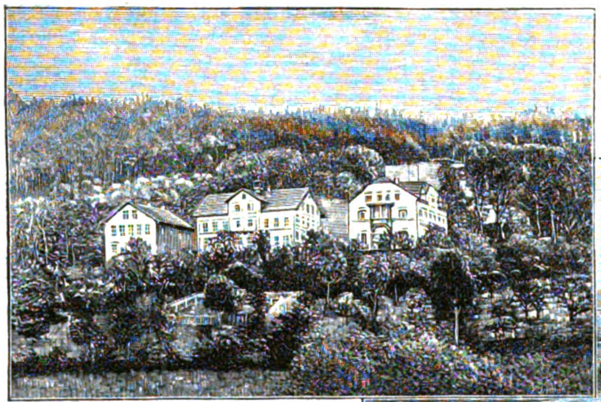
Im Wettstreit.
Nach einer Originalzeichnung von Paul Hey.

man dagegen Blumenstengel z. B. von Hyacinthen oder Amaryllis ab und stellt sie in Wasser, so beobachtet man nach einem gewissen Zeitraum nicht allein, daß der Stengel Samen ansetzt, sondern auch vollkommen ausreift. Ja noch mehr, als Hugo Lindemuth die ihrer Blüten beraubten Blumenstengel allein in Wasser stellte, bildeten sich an der im Wasser stehenden Stengeloberfläche Zwiebelchen, aus denen sich, wenn man sie weiter kultiviert, Pflanzen entwickeln.

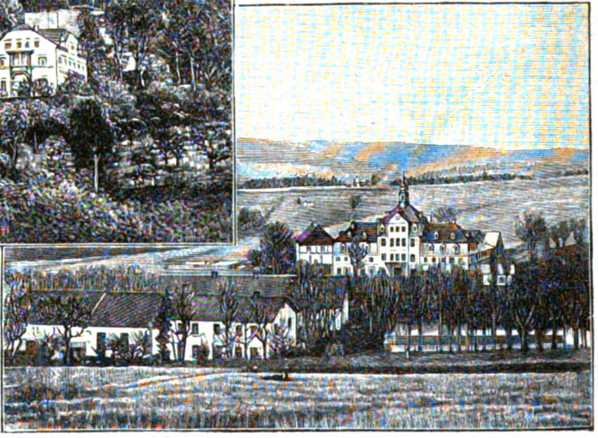
Worin haben nun diese auffälligen Erscheinungen ihren Grund?

Alle diese Pflanzen, von denen die Rede war, vermehren sich sowohl in der freien Natur, als auch in der Kultur durch die Neubildung von Knollen oder Zwiebeln. Sie haben sich früher einmal, das darf sicher angenommen werden, auch durch Samen vermehrt, und es steht dahin, ob Schwierigkeiten in der Befruchtung oder sonstige, nicht mehr nachweisbare Einwirkungen sie zu der Abänderung in der Art ihrer Fortpflanzung veranlaßt haben. Jedenfalls genügt ihnen aber die jetzige Art, sich zu vermehren, so vollständig, daß sie das Samentragen verlernt haben. Bei ihnen gehen die Nährstoffe, die sonst nach den Blüten wandern und zur Ernährung des reifenden Samens dienen, in die Knollen und Zwiebeln zurück und werden zur Neubildung junger derartiger Organe verwandt. Wird nun ein solcher Blumenstengel abgeschnitten, so können die in ihm enthaltenen und in dem krautigen, saftigen grünen Stengel fortdauernd neugebildeten Nährstoffe nicht mehr in die Knollen zurückwandern; verwandt müssen sie aber doch werden, und nun besinnt sich die Pflanze gewissermaßen auf längst vergangene Zeiten, es tritt ein Rückschlag ein, und sie kehrt zu einer Art der Fortpflanzung zurück, die sie sonst nicht mehr übt. Die Bildung der Zwiebelchen an den ihrer Blüten beraubten Blumenstengeln ist auf ähnliche Weise zu erklären.

Die geschilderten Vorgänge bilden einen Beweis für die ungeheure Zeugungskraft der Natur, für die Energie, mit der unter ungünstigen Verhältnissen die Art sich zu erhalten bestrebt ist, sie zeigen, wie auch im Notfall die Pflanzen noch Mittel und Wege für ihre Vermehrung besitzt.



Heimstätte für weibliche Genesende:
Gut am Gleesberg
bei Neustädtel im Sächsischen Erzgebirge.



Heimstätte für männliche Genesende:
Rittergut Förstel bei Raschau im Sächsischen Erzgebirge.

Zwei Heimstätten für Genesende im Sächsischen Erzgebirge. (Mit Abbildungen.) Zu den schönsten Errungenschaften der Krankenpflege zählt ohne Zweifel die Gründung von Heimstätten für Genesende. Die Minderbemittelten leiden doppelt schwer unter den Nachwehen überstandener Krankheiten. In ihrem Hause finden sie nur selten reine Luft, stärkende Nahrung und zweckmäßige Pflege. An verschiedenen Orten Deutschlands wurden darum in jüngster Zeit Heimstätten errichtet, in welchen die Genesenden bis zur völligen Wiederherstellung ihrer Kräfte verbleiben können. Vor etwa zehn Jahren sind zwei solcher Anstalten im Sächsischen Erzgebirge von einem hochherzigen Leipziger Bürger gegründet worden. Dr. Willmar Schwabe erwarb zwei Güter mit ausgedehnten Wald-, Wiesen- und Feldparzellen und ließ in ihnen je eine Heimstätte errichten. Das in der Nähe der Städte Schneeberg und Neustädtel gelegene Gut am Gleesberg wurde zur Aufnahme weiblicher Genesender bestimmt, während auf dem Rittergute Förstel bei Raschau männliche Genesende Verpflegung finden sollten. Anfangs wurden die Oekonomien beider Güter an Landwirte verpachtet, die im Gutsgehöfte wohnten; seit einigen Jahren löste man aber dieses Verhältnis auf, verpachtete die Felder und Wiesen einzeln an umwohnende Landwirte, und die Heimstättenverwaltung nahm sämtliche Wohn- und Wirtschafsgebäude in Gebrauch. Jede der beiden Heimstätten war ursprünglich für 30 Betten eingerichtet; im Laufe der Zeit erhielt aber die am Gleesberge eine wesentliche Erweiterung. Dort brannte am 9. Oktober 1895 ein Teil der Oekonomiegebäude ab, und an ihrer Stelle ließ Dr. Schwabe ein neues Gebäude errichten, das Raum für weitere 30 Betten bietet, einen Speisesaal für 70 Personen und eine entsprechend große Küche enthält.

Nach der Bestimmung des Stifters sollen die Heimstätten in erster Linie den Mitgliedern der Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend dienen, aber auch die Aufnahme anderer Personen ist gestattet, wobei als Verpflegungssatz 2 Mark für den Tag festgesetzt sind. Die Leitung der Anstalt, die auch im Winter geöffnet ist, wurde den Schwestern des Albert-Zweig-Vereins zu Leipzig übertragen, während Aerzte aus den benachbarten Städten ärztlichen Beistand leisten. Im Laufe der ersten acht Jahre ihres Bestehens hat die Heimstätte am Gleesberg 2082 weibliche, die in Förstel 1716 männliche Genesende verpflegt. Die Rekonvalescenten verblieben durchschnittlich etwa vier Wochen in der Heimstätte, und die meisten kehrten, dank der sorgfältigen Pflege in der erquickenden Gebirgsluft, völlig gekräftigt und arbeitsfähig nach Hause zurück.

Die Ruine Unspunnen bei Interlaken. (Zu dem Bilde S. 597.) Der Eingang in das Lütschinenthal bildet gleichsam das Thor zu der Wunderwelt der eisgekrönten Bergriesen des Berner Oberlandes. Hier liegt malerisch, von Obstbäumen überschattet, das Dörfchen Wilderswyl, und über ihm thront auf einem schmalen Hügel ein altersgraues Gemäuer: die Ruine der Burg Unspunnen. Noch sind in ihr die Burgverließe erhalten, in denen einst Gefangene der Burgherren schmachteten, und der sachkundige Führer weiß dem fremden Wanderer so manche Geschichte aus der Vergangenheit des einstigen Ritterhorstes zu berichten. Einst waren die Freiherren von Oberhofen Besitzer des Schlosses Unspunnen und sie hatten nach alter Ritterart allerlei Fehden auszufechten. So gab es auch eine Todfeindschaft zwischen ihnen und dem Herzog Berchtold von Zähringen, der als Rektor von Burgund in Bern gebot. Der Name der Freiherren drohte aber zu erlöschen; Burkhard, der letzte Ritter von Unspunnen, hatte nur eine Tochter. Da ereignete sich die alte Geschichte, daß die Jungfrau die Liebe eines Ritters aus dem feindlichen Lager erwiderte. Rudolf von Wädiswyl drang in finsterer Nacht in die Burg Unspunnen ein, entführte das Mädchen und vermählte sich mit ihm in Bern. Nun entbrannte eine mehrjährige Fehde zwischen Burkhard und den Zähringern, bis eines Tages Rudolf von Wädiswyl auf der Burg Unspunnen erschien und dem ergrimmten Schwiegervater seinen Sohn vorführte. Der Anblick des Enkels rührte das Herz des alten Ritters, und er schloß Frieden mit seinen Gegnern. Zur Erinnerung an diese Versöhnung wurde im Lande alljährlich am 17. August ein Fest abgehalten, das im Laufe der Zeiten sich zu einem großen Alphirtenfeste mit Schwingen, Steinstoßen, Alphornblasen, Kuhreihen u. dergl. gestaltete. Zu seinem Schauplatz wurde die herrliche Wiese unterhalb Unspunnen gewählt. Diese Feste, die namentlich im Anfang dieses Jahrhunderts viele Zuschauer herbeilockten, trugen sehr dazu bei, die Aufmerksamkeit der Fremden auf die Naturwunder des Berner Oberlandes zu lenken.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts gehörte Unspunnen dem Geschlecht der Weißenburger, an welche Kaiser Heinrich VII die Landschaft Hasle verpfändete. Die Hasler empörten sich gegen die neuen Herren, welche den Zins eigenmächtig erhöhten; aber sie wurden besiegt, und in den Burgverließen von Unspunnen schmachteten fünfzig Hasler vier Jahre lang, bis sie 1334 von den Bernern befreit wurden. Seit jener Zeit verlor die Burg Unspunnen ihre Bedeutung und fiel langsam in Trümmer, gleich so vielen anderen Ritterburgen des Schweizerlandes.

Unser Bild führt die Ruine nach einer Zeichnung von J. Rummelspacher vor. Wir haben die Vorlage dem Prachtwerke „Die Jungfrau und das Berner Oberland“ von Theodor Wundt (Berlin, Raimund Mitscher) entnommen, das von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins herausgegeben wurde und die Beachtung aller Alpenfreunde verdient. *

Stella Hohenfels. (Mit Bildnissen S. 611.) Im Burgtheater zu Wien findet am 8. September eine Jubiläumsfeier statt. Sie gilt der Schauspielerin Stella Hohenfels, die nunmehr auf eine fünfundzwanzigjährige Thätigkeit an dieser berühmten deutschen Bühne zurückblickt und in dieser langen Spanne Zeit durch Ausdauer und ernstes Streben die Gunst des Wiener Publikums und die Anerkennung der Kritik zu erringen verstand.

Die Jubilarin vertritt, um in der Theatersprache zu reden, das Fach der „Naiven“, dem sie aber in eigenartiger Weise einen weiten Umfang gegeben hat. Ihr Repertoire umfaßt nicht allein die naiven Gestalten in engerem Sinne, die spröden Backfischfiguren des älteren Lustspiels, die knabenhaften Mädchenrollen wie z. B. die der Parthenia im „Sohn der Wildnis“ von Halm oder des Junker Georg im „Götz von Berlichingen“. Ihre Kunst geht über diese Grenzen hinaus und erstreckt sich überhaupt auf die Darstellung von Frauengestalten, die bei aller Wärme und Innigkeit der Empfindung nicht gerade einen tragisch-heroischen Zug, wie z. B. eine Medea oder Judith, aufweisen. So hat Stella Hohenfels in der Vorführung der Cordelia und Ophelia Shakespeares sich hervorgethan, die reife Idealgestalt der Leonore von Este in „Torquato Tasso“ und die Esther in Grillparzers gleichnamigem Fragment mit tiefem Verständnis wiedergegeben und als Darstellerin der Phöbe, der Gattin des „Meisters von Palmyra“, in Adolf Wilbrandts Dichtung einen glänzenden Erfolg errungen. Die Künstlerin besitzt die Gabe, die Einfalt des Naturkindes lebenswahr vorzutäuschen und auch den Seelenkampf einer Frau aus der verfeinertsten Gesellschaft zum wirksamen Ausdruck zu bringen. Mitunter gelingt es ihr auch, ihre Rollen zu „adeln“, indem sie derbere Gestalten wie z. B. den Puck im „Sommernachtstraum“ mit schelmischer Anmut umkleidet.

Trotz ihrer vielseitigen Begabung konnte Stella Hohenfels nur langsam in die erste Reihe der Schauspielerinnen des Burgtheaters

Digitized by Google

Esther in Grillparzers „Esther". Ophelia im „Hamlet". Puck im „Sommernachtstraum".
Junker Georg im „Götz von Berlichingen". Phöbe im „Meister von Palmyra".

Stella Hohenfels.

vorrücken. Sie debütierte in Wien als Gast am 30. Mai 1873 als Helene in Scribes „Feenhände". Dr. August Förster hatte sie damals auf einer Kunstreise in Berlin, wo sie am Nationaltheater spielte, „entdeckt". Bei jenem Gastspiel war Fräulein Hohenfels wenig über neunzehn Jahre alt. Sie kam, wenn unsere Quellen nicht trügen, am 16. April 1854 in Florenz zur Welt und hatte nur eine kurze theatralische Praxis hinter sich. Das Fräulein war nämlich bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in einem Pariser Kloster erzogen worden; ihre Muttersprache war die französische, dann wurde sie in ein Pensionat bei Stuttgart gebracht, wo sie deutsch lernte.

Von hier ging Stella nach Leipzig, nahm dort dramatischen Unterricht, und nach wenigen Wochen fand sie schon ein Engagement in Berlin. Als Käthchen von Heilbronn erregte sie Aufsehen, obwohl sie der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig war. Da lernte Förster sie kennen, der sie nach Wien zu Dingelstedt brachte. Nach dem erwähnten Debüt spielte Fräulein Hohenfels ein zweites Mal am 5. Juni 1873 die Desdemona im „Othello". Am 1. September 1873 wurde sie zunächst auf drei Jahre am Burgtheater engagiert, aber erst am 15. Juni 1882 erhielt sie das Dekret als Hofschauspielerin und am 1. September 1887 das Engagement auf Lebenszeit. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren wirkte am Burgtheater eine Reihe glänzender weiblicher Talente: neben der Wolter und Gabillon die berühmte Auguste Baudius (als Frau Wilbrandt von der Bühne abgegangen, neuerdings wieder am Burgtheater engagiert), Wessely, Janisch, Buska, Helene Hartmann .... Das Fach der Naiven und Sentimentalen, das in den letzten Jahren nur sehr wenig hervorragende Vertreterinnen hatte, war damals reichlich vertreten. Dieser Umstand war für Stella Hohenfels nicht in jeder Hinsicht günstig. Während der ersten Jahre ihres Engagements mußte sie sich mit dem begnügen, was die anderen Kolleginnen übrig ließen. Es wurden ihr überhaupt jahrelang sprödere Rollen zugewiesen; man hielt ihre Begabung beschränkt auf das Fach der „Knabenmädchen", weil sie den Junker Georg so glänzend gespielt hatte, und traute ihr anfangs keine anderen oder größeren Aufgaben zu. Die Schule, welche Stella Hohenfels in diesen Jahren der Dingelstedtschen Direktion durchmachte, entbehrte daher gewiß nicht der Strenge, war reich an Prüfungen, aber sie hatte doch das Gute zur Folge, daß sie die Künstlerin zwang, auch Aufgaben gerecht zu werden, die sie nicht sofort anzogen, oder Rollen zu einer guten Wirkung zu verhelfen, die ohne ein gutes Spiel verloren gewesen wären.

Seit dem 29. Juni 1889 ist Stella Hohenfels mit dem geistvollen Dichter und Professor der Aesthetik an der Wiener Universität Alfred Freiherrn von Berger vermählt. Die Ehe ist kinderlos, aber darum nicht minder glücklich in ihrer Art. Naturgemäß kann das Zusammenleben einer Schauspielerin mit einem litterarisch hochstehenden Manne nicht ohne vorteilhafte Rückwirkung auf ihre Kunst bleiben, wie es die Ehen Hebbels mit Christine Enghaus, Wilbrandts mit Auguste Baudius bewiesen.

Ueber das Privatleben der Künstlerin ist sehr wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Sie lebt nicht in großer Geselligkeit und läßt sich außer dem Theater selten einmal sehen. Urlaub und Ferien benutzt sie nicht zu Gastspielen, sondern zu Studienreisen nach Italien und Paris, wo sie sich immer neue Anregung für ihre Kunst holt. M. Necker.

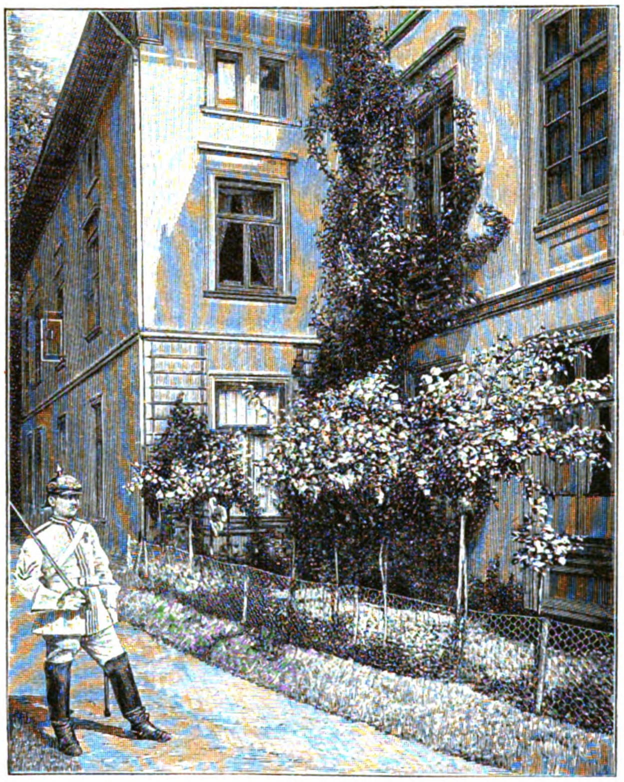
Friedrich der Große im Schloß zu Lissa. (Zu dem Bilde S. 600 und 601.) Das ausgezeichnete Gemälde von Adolf Menzel, welches wir im Holzschnitt wiedergeben, ist bereits im Jahre 1858 entstanden, hat aber erst neuerdings das Atelier des Meisters verlassen. Es nimmt in der Friedrichsgalerie des berühmten Malers einen hervorragenden

Digitized by Google

Rang ein. Auf ihm stellt uns Menzel dar, wie der Mut und die Geistesgegenwart des großen Königs, die er so oft bei der Leitung der Schlachten bewiesen, sich auch bei einem persönlichen Abenteuer glänzend bewährten. Es war am Abend des 5. Dezember 1757 nach der Schlacht bei Leuthen, wo die verachtete „Potsdamer Wachtparade“ Friedrichs ein um das Doppelte überlegenes österreichisches Heer geschlagen hatte. Während Friedrichs Heer noch auf dem Schlachtfelde stand, brach er selber mit einem Trupp Husaren nach Lissa auf, um die Zerstörung der Brücke über das Schweidnitzer Wasser, über welches die Feinde geflohen waren, zu verhindern; es war ein lebensgefährlicher Ritt. Lissa war ganz mit Oesterreichern angefüllt, die aus den Fenstern auf die Ankommenden feuerten. Friedrich hoffte, ein Unterkommen im Schlosse zu finden; er sagte zu seinen Begleitern, indem er den Weg über die Zugbrücke einschlug: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid:“ doch als er in das Schloß eintrat, kamen ihm auch hier österreichische Offiziere entgegen. Rasch gefaßt sagt er: „Bon soir, Messieurs — kann man hier mit unterkommen?“ Das ist der Augenblick, den der Maler in seinem lebendig bewegten Bilde wiedergiebt. Höchst ausdrucksvoll ist das Gesicht des Königs; noch merkt man die unangenehme Ueberraschung, die er indes mutig und nicht ohne einen leisen Anflug von Humor zu überwinden weiß. Nicht minder überrascht sind die österreichischen Offiziere, die, von einem Gelage aufgestört, den großen König erkennen und davon überzeugt sind, daß hinter ihm sein ganzes Heer steht. Der große Troß von Offizieren, Soldaten, Dienern und Dirnen, welcher die Freitreppe herunterkommt, ist um so mehr erschrocken, als er anfangs im Glauben war, eine österreichische Truppenabteilung vor sich zu haben; doch als der Soldat dem Vornehmsten, der freundlich grüßend seinen Hut lüftet, mit der Laterne in der erhobenen Rechten ins Gesicht leuchtet, da sieht man die feurigen Adleraugen, die dem Feinde so schreckhaften, scharfgemeißelten Züge des großen Feldherrn, die auch dem rohesten Panduren und Kroaten aus hundert Bildern bekannt sind. Und wie ist das von dem Lichtstreifen beleuchtete dunkle Gewühl auf der Freitreppe von dem Maler mit kühnen Strichen hingeworfen! Bestürzung und Schreck, Angst und Verzweiflung, Zorn und herausfordernde Drohung malen sich in den Gesichtern und Gebärden; die Aufregung trägt zum Teil noch die Spuren des halben Rausches. Hier hat der große Friedrich durch den Zauber seiner Persönlichkeit, die Macht seines Geistes, die Energie seines Wesens einen unblutigen Sieg erfochten und die österreichischen Offiziere werden nicht zögern, ihm ihren Degen abzugeben.

Im Wettstreit. (Zu dem Bilde S. 609.) Wie viele von den Käuferinnen eleganter Hüte denken wohl einen Augenblick an die Herstellerinnen derselben? Im großen Prachtladen, wo die fertigen Kunstgebilde auf den Tischen prangen, ist nichts von jenen zu sehen; aber wer in demselben Haus eine Treppe höher steigt, der blickt wohl gegenüber durch ein Hoffenster hinein in die enge Werkstatt, wo so viel aparte Zierlichkeit aus den verschiedenartigsten Bestandteilen aufgebaut wird. Der Platz ist knapp bemessen, kein Fuß breit unbenutzt; dicht um den Tisch gedrängt, umgeben von Seide, Federn, Band und Blumen, sitzen die netten Mädchen und sticheln mit behenden Fingern drauf los, um aus einer rohen Hutform durch Besatz und Ausputz ein berückendes kleines Kunstwerk zu stande zu bringen. Die vier Mädchen auf unserem Bilde sind mit besonderem Eifer thätig. Der Genossin im Hintergrunde ist gerade ein hervorragend schöner Hut gelungen. Das reizt den Ehrgeiz der andern. Die fröhliche Unterhaltung und das lustige Lachen, die noch vor kurzem in der Werkstätte sich hören ließen, sind verstummt, und die Köpfe der jungen Damen beschäftigen sich lebhaft mit Kunstfragen. Blumen, Bänder und Federn gruppieren sich in ihren Gedanken zu geschmackvollen und originellen Arrangements, und dank diesem Wetteifer finden alle Freude an ihrer Arbeit.

An Bismarcks Ruhestätte. (Mit Abbildung.) Eine denkwürdige Stätte, deren in wehmütiger Erinnerung gegenwärtig Millionen von Deutschen wohl oft gedenken, zeigt unsere nebenstehende Abbildung. Es ist derjenige Teil des Schlosses Friedrichsruh, in dem Fürst Bismarck sein thatenreiches, weltbewegendes Leben beschlossen hat und in dem vorübergehend seine irdischen Ueberreste ruhen. Wir blicken hier auf die Fenster des Arbeits- und Schlafzimmers, die nach dem Parke hinausgehen. Schlicht und einfach war die Einrichtung dieser im Erdgeschoß gelegenen Räume, als der Schloßherr noch unter den Lebenden weilte. Das Schlafzimmer enthielt außer dem Bette nur einige Rohrstühle und Turngeräte, an denen der Fürst bei ungünstigem Wetter zu üben pflegte. Die Wände waren mit Bildnissen Kaiser Wilhelms I, des Fürsten selbst und seiner Gemahlin, sowie einigen Darstellungen aus dem Reiterleben geschmückt. Heute sind die Wände des Raumes mit Trauertüchern verhangen und der große Kanzler schläft in dem Gemach den ewigen Schlaf. In schwarzem Sarge ruht dort vorläufig seine irdische Hülle, die später nach Fertigstellung des Mausoleums dem Wunsche des Verewigten gemäß auf dem Hirschhügel beigesetzt werden soll.



An Bismarcks Ruhestätte.

Nach einer Photographie von Hugo Rudolphy in Berlin.

„Neue Bahnen.“ Die Schriftstellerin Julie Dennemarck, welcher wir im vor. Jahrgang der „Gartenlaube“ eine mitunter geradezu wörtliche Wiedergabe von Stellen aus W. Heimburgs Roman „Kloster Wendhusen“ in den ersten Kapiteln ihres Romans „Neue Bahnen“ nachweisen mußten, bittet uns, ihr das Zugeständnis nicht zu versagen, daß die Fortsetzung dieses Romans weitere derartige, von ihr selbst bedauerte „Anlehnungen“ nicht mehr enthielt. Wir sind gerne bereit, ihr dies zu bezeugen. Es kann uns nur freuen, wenn die Verfasserin uns nun wiederholt in der eindringlichsten Weise versichert, daß sie sich auch für die Folge derartiger „Anlehnungen“ enthalten wird.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

B. in D. Die Photographie des im Halbheft 15 im Holzschnitt wiedergegebenen Bildes „Im Märchenbanne“ von E. Adan ist im Verlage von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els. erschienen.

A. L. in Heidelberg. Wenn Sie vor Ihrer Reise nach Neapel sich über das dortige Volksleben noch näher unterrichten wollen, so empfehlen wir Ihnen zwei trefflich geschriebene Bücher: „Kennst du das Land? Band X: Alltägliches aus Neapel“ von A. Kellner (Verlag von C. G. Naumann in Leipzig) und W. Wyls schon in vierter Auflage erschienene „Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum und im Museo Borbonico“ (Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich). Beide Bücher geben auf Grund langjähriger Beobachtung ein durchaus echtes Bild neapolitanischen Lebens in anziehenden, fesselnden Schilderungen. Wollen Sie Ihre Reise nach Sicilien ausdehnen, so wird Ihnen das Buch „Sicilien“. Reiseerinnerungen von J. V. Widmann (Verlag von Huber in Frauenfeld) mannigfache Anregung geben.

Im Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig ist soeben erschienen:

Ueber Lungenschwindsucht und Höhenkurorte.

Vortrag, gehalten am 4. April 1898 in Stuttgart

zu Gunsten einer in Davos zu errichtenden Deutschen Heilstätte für minder bemittelte Lungenkranke

von

Prof. Dr. v. Liebermeister.

Preis geheftet 50 Pfennig.

Der Reinertrag fließt der Deutschen Heilstätte in Davos zu.

Infolge vielfach an uns gelangten Wunsches aus dem Leserkreise der „Gartenlaube“, in der dieser Vortrag des hervorragenden Arztes vor kurzem zum Abdruck gelangte, lassen wir denselben nun auch in Broschürenform erscheinen. Mit großer Klarheit giebt diese Abhandlung überaus wichtige Aufschlüsse über das Wesen der Lungenschwindsucht und zeigt Mittel und Wege, wie der Gesunde vor diesem furchtbaren Feind der Menschheit sich zu schützen und der von ihr Befallene Heilung oder wenigstens Besserung zu erreichen vermag.

k

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Täschchen für Schmuckstücke. Ein sehr praktischer Gegenstand, um, besonders auf Reisen, Schmucknadeln, Broschen ꝛc. ꝛc. aufzubewahren, ist ein Täschchen in Form einer 40 bis 50 cm langen Rolle. Es wird aus 10 cm breitem rosa Atlasband und einem 9 cm breiten Streifen sehr dicken Flanell, als Futter in entsprechender Farbe, hergestellt. Die Ränder werden umgeschlagen,

Täschchen für Schmuckstücke.

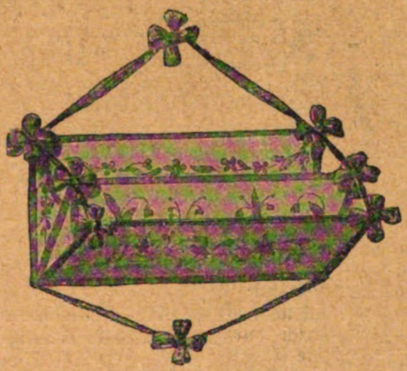
mit einer Ziernaht verbunden, das untere Ende als kleines Täschchen für Armbänder zurückgebogen und ebenfalls mit Zierstichen festgenäht. Bindebändchen am anderen Ende, beliebige Verzierung mit Stickerei oder Monogramm.

Unsere Koffer nach der Reise. Wenn man, erfüllt mit den herrlichsten Reiseeindrücken, ins eigene Heim zurückkehrt, beginnt für die Hausfrau sofort wieder das alltägliche Leben mit seinen Arbeiten und Pflichten. Vielerlei giebt es nach einer Reise zu ordnen und herzurichten, und über all den vielen Beschäftigungen werden die geleerten Reisekoffer meist recht stiefmütterlich behandelt und oberflächlich abgestäubt in die Bodenkammer gestellt. Und gerade die verschiedenen Reiseutensilien, die nun fast ein Jahr unbenutzt stehen, brauchen eine sorgfältige Behandlung, wenn sie lange gut erhalten werden sollen.

Vor allem sind Reisekoffer, -Körbe und -Taschen gründlich nachzusehen, ob sie unbeschädigt die Reise überstanden haben, versäumt man dies und stellt sie unbesehen und nicht ausgebessert fort, so kann man durch diese Nachlässigkeit vor der nächstjährigen Reise in sehr unangenehme Verlegenheit kommen, denn niemals hat man weniger Zeit und Muße, Reparaturen vornehmen zu lassen, als vor einer Reise.

Ebenso ist eine gründliche Säuberung aller Reisesachen nach der Reise vorzunehmen. Alle Lederkoffer und Taschen werden trocken abgebürstet und dann mit Oel und Eiweiß, das man miteinander gut vermischt, oder mit dem in einschlägigen Geschäften käuflichen Lederauffrischungscreme eingerieben, alle Schlösser und Beschläge werden geputzt. Wachstuchüberzüge seift man ab, reibt sie trocken und nur mit Oel ein, man vermeidet so das Rissigwerden. Einfache Weidenkörbe werden mit Seifenschaum gereinigt, gut gespült und im Schatten getrocknet. Alle Reiseutensilien: Kämme, Bürsten, Seifenbehälter, Schwammtaschen, Plaidhüllen, Schirmbehälter, Reisekissenbezüge, Schuhtaschen ꝛc. werden gesäubert, gewaschen und gebügelt und in eine der kleineren Reisetaschen gepackt, so daß man alle diese Dinge beisammen hat und nicht vor der Reise ein zeitraubendes Suchen danach anstellen muß. Am besten ist es, wenn man Reisenecessaire, Nähetui, Schreibmappe, Schwamm- und Seifentasche sofort nach dem Säubern frisch füllt und fix und fertig fortlegt. Alle Schlüssel müssen kleine Schilder erhalten, in ein Kästchen gelegt und in eine der Reisetaschen verpackt werden. Die großen Koffer füllt man mit den verschiedenen kleineren Reisesachen, um Platz zu sparen und die letzteren vor Staub zu schützen. Die großen Koffer werden in alte große Tücher geschlagen und in einer Bodenkammer auseinander getürmt. Man hat beim Packen im nächsten Jahr so alles gut erhalten bei einander. He.

Briefwandbehälter aus bemalten Glastafeln. Zu diesem überall nützlichen Behälter läßt man sich vom Glaser drei weiße, rote oder blaue Glastafeln schneiden, jede 30 cm lang, die erste 15 cm, die zweite 12 cm, die dritte 9 cm breit. Diese Glastafeln bemalt man mittels Oel- oder Emailfarbe mit einem leichten Blumenmuster, faßt sie zunächst einzeln mit einem schönen $2^1/_2$ bis 3 cm breiten Atlasband ein und näht sie danach an einer Langseite mit festen Stichen so zusammen, daß sie noch beweglich sind, und zwar die breiteste Tafel hinten, die schmalste vorn. Zuletzt verbindet man die Ecken der drei Tafeln nach beistehender Abbildung mit demselben, aber zusammengefalteten Seidenband in gleichmäßigem Abstand, näht einige kleine Schleifen auf und bringt auf die hintere, größte Glastafel noch ein Band zum



Briefwandbehälter für Briefe.

Decke mit irischer Spitzenarbeit.

Aufhängen an, das ebenfalls mit Schleifen verziert wird. Ansichtspostkarten nehmen sich in dem kleinen Behälter sehr hübsch aus.

Decke mit irischer Spitzenarbeit. Statt der geradlinig angesetzten breiten Spitzen in irischer oder point-lace-Arbeit sieht man neuerdings die Spitzenverzierung als reiche Ecke entweder mit farbiger Unterlage, oder durchbrochen in den Stoff hineingesetzt. Die Arbeit wird selbständig ausgeführt und mittels eines Spitzenbändchens dem Leinen- oder Seidenstoff angefügt. Die Ausläufer der Ornamente greifen auf den Stoff über. Einige Figuren in ebenfalls durchbrochener Arbeit, über die Decke verstreut, erhöhen noch den reichen und feinen Eindruck.

Gehäkelte Einsätze für Kissenüberzüge. Vielfach ist die früher so beliebte Häkelei durch die Klöppel- und anderen Spitzen verdrängt worden, und mit gutem Grunde; auf manchem Gebiet aber behauptet sie sich, wird neuerdings wieder mehr gepflegt und ist wirklich imstande „Werte zu schaffen". Dahin gehört die Ausstattung schöner Bettwäsche. Ein breiter Einsatz, aus feinem Garn gehäkelt, mit einem Muster von einfacher, an Guipure erinnernder Wirkung, nach jetziger Mode ganz auf der Vorderseite des Kissens, nicht mehr der Kante entlang angebracht, macht sich außerordentlich reich und solid und lohnt, da die entsprechenden schönen Spitzen doch sehr viel teurer sind als die Garnknäuel, aus denen fleißige Hände den Einsatz herstellen.

Eine reiche Auswahl guter Muster findet sich in der früher bereits angezeigten „Sammlung gehäkelter Spitzen und Einsätze", Verlag der „Wiener Mode".

Im Haus- und Zimmergarten.

Reseda für den Winter. Es wundert sich so mancher, daß seine Reseda im Freien nur schlecht aufgeht und daß er immer sehr lange warten muß, bis die ersten Resedablüten gepflückt werden können. Das hat seinen Grund darin, daß der Resedasamen viel Feuchtigkeit braucht, ehe er keimt. Man muß Samen von Reseda deshalb sehr früh aussäen, damit die feuchte Witterung des Vorfrühlings auf ihn einwirken kann, ja man kann den Samen auch schon im Herbst ausstreuen. Da die Reseda sich nicht verpflanzen läßt, so kann man im Herbst auch nicht die alten Stöcke herausnehmen, um sie in Töpfe zu pflanzen. — Will man über Winter Reseda haben, dann ist Resedasamen im Juli oder August in Töpfe zu säen. Man füllt die Töpfe $^3/_4$ mit Erde, legt in gleichen Abständen in jeden Topf 10 bis 12 Samenkörner aus, hält feucht und schattig. Im Mistbeetkasten keimen die Samen viel früher als in Töpfen, die im Freien in die Gartenerde eingesenkt sind. Haben die Pflänzchen, von denen nur fünf bis sieben stehen bleiben, den Topfrand erreicht, dann füllt man Erde nach, um die Pflanzen fester zu stellen und sie zu veranlassen, an dem in der Erde stehenden Teil Wurzeln zu bilden. — Mit dem Eintritt des Nachtfrostes bringt man die Töpfe ans offene Fenster des ungeheizten Zimmers. Sie entwickeln sich hier hübsch weiter, können später ins Wohnzimmer kommen und haben am Südfenster über Winter manche Blüte und vielen Duft. Durch eingehende Zucht ist allmählich eine Zahl großdoldiger Resedasorten entstanden. Eine der besten von ihnen ist Reseda Machet.

Reseda „Machet".

Die Päonien, Bauernblumen, welche eine lange Zeit hindurch ganz vernachlässigt waren, finden jetzt wieder neue Freunde — und wirklich, sie sind es wert, recht viel angepflanzt zu werden.

Es giebt kaum etwas Schöneres als die zu Gruppen vereinten, blütenüberladenen Sträucher, die einzeln am Gehölzrande angebrachten Büsche oder selbst die Einzelpflanzen auf Rasenstücken. Ueberall machen sie Aufsehen.

Wir besitzen einige hundert Päoniensorten in den schönsten Farben und Färbungen und unterscheiden baumartige Päonien — das sind die, welche große Büsche bilden und den Winter überdauern — und krautartige, das heißt solche, die alljährlich ganz zurücksterben und dann wieder aus der Erde hervortreiben. Die baumartigen Päonien sind als Effektpflanzen schöner, und unter ihnen Jewel of Chusan, Hakugan, weiß, Imperatrice Eugenie, elegantissima Donna Maria, Fürst Metternich, Dr. Bowing, rosa, und Elisabethe, Triomphe de Gand, Globosa, rot, die hervorragendsten.

Die Pflege der Päonien ist sehr einfach. Sie kommen in gut gedüngtes Land und erhalten alljährlich im Herbst etwas verrotteten Dünger. In schneelosen, kalten Wintern sind sie mit etwas Tannenreisig zu schützen.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe. Von K. Buhle.*

Der Spieler in Mittelhand überbietet ein Rot(c.)-Solo der Vorhand, welches diese mit Schneider gewonnen hätte, indem sie mit folgenden Karten:

(c.B.) (car.B.) (tr.Z.) (tr.K.) (tr.D.) (p.As) (p.Z.) (car.As) (car.Z.) (car.K.)

Eichel(tr.)-Solo ansagt. Er verliert aber das Spiel mit Schneider, obwohl noch ein Daus im Skat liegt. Die Gegner haben gleichviel Augen in ihren Karten.

Wie sind die übrigen Karten verteilt und wie ist der Gang des Spiels?

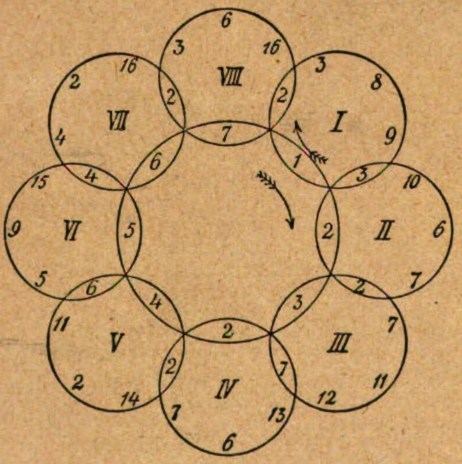
* Der Verfasser dieser Aufgabe, Landgerichtsrat Karl Theodor Buhle in Leipzig, ist am 9. Juli verstorben. Er war lange Jahre hindurch ein sehr geschätzter Mitarbeiter der „Gartenlaube“, in welcher er seine geistvollen, von allen Verehrern des Skatspiels mit Recht gerühmten Spielaufgaben veröffentlichte. Ein Meister des Skats, hat er durch seine beiden weit verbreiteten, im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig erschienenen Schriften „Illustriertes Lehrbuch des Skatspiels. Mit allen älteren und neueren Spielarten“ (3. verbesserte Auflage. Preis gebunden 3 Mark) und „Allgemeine Deutsche Skatordnung“ (3. Auflage. Preis geheftet 50 Pfg.) zu einer einheitlichen Führung und zur Vertiefung des Spieles wesentlich beigetragen. Wir sind in der glücklichen Lage, noch mehrere Aufgaben aus dem Nachlasse des Verstorbenen unseren Lesern darbieten zu können. Die Redaktion.

Wechselrätsel.

Mit **a** rag' stolz ich in die Luft,
Zum Dienst des Höchsten aufgebaut;
Mit **um** verbreit' ich würz'gen Duft
Als ein bescheidnes Küchenkraut.

F. Müller-Saalfeld.

Kreisrätsel.



Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in den kleinen Kreisen sechslautige Wörter von folgender Bedeutung entstehen: I. ein Raubtier, II. ein deutsches Vorgebirge, III. eine Stadt in Ostindien, IV. eine Stadt in Italien, V. eine Insel in Westindien, VI. ein Titel, VII. eine Stadt in Nordamerika, VIII. ein Fluß in Rußland. — Die Buchstaben in dem innern Kreise, der die Anfangsbuchstaben der Wörter enthält, nennen eine berühmte Schlacht aus der Geschichte der alten Griechen. A. St.

Bilderrätsel „Mysteriöse Inschrift“.

Von Al. Weixelbaum.

Rätsel.

Wenn einem Vogel du den Rumpf nur läßt,
So bleibt ein andrer Vogel dir als Rest. E. S.

Homonym.

So mancher Kopf ist's (klein geschrieben),
Auch leider manches Portemonnaie,
Was (bei demselben Wort geblieben)
Als Stadt ich (groß geschrieben) seh'.

Oscar Leede.

Auflösung der Kombinationsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 18.

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

(Schiller, „Wallenstein“.)

Auflösung des Leistenrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 18.

	M		K		P	
M	a	z	a	r	i	n
	t		n		a	
M	a	n	z	o	n	i
	p		l		i	
C	a	y	e	n	n	e
	n		r		o	

Auflösung des Rösselsprungs auf dem Umschlag von Halbheft 18.

Es ist kein Schnee so kalt und graus,
Der nicht ein Keimchen noch trieb aus;
Es ist kein Schmerz so groß und tief,
Daß nicht in ihm noch Freude schlief.

R. Müller.

Auflösung der Charade auf dem Umschlag von Halbheft 18.

Groß, Beeren, Großbeeren.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 18.

Sch—wer—in.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1899. Vierzehnter Jahrgang. In eleg. Ganzleinbd. 1 M.

Mit einem farbigen Kunstblatt u. zahlreichen Illustrationen in Schwarzdruck.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Einzug in das neue Schulgebäude März 1899.
Programme kostenfrei durch die Direktion. • Lehrwerkstätte. • Programme kostenfrei durch die Direktion.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Gedichte.

Von **Ernst Scherenberg.**

Fünfte, stark vermehrte Auflage.

Gesamt-Ausgabe.

Elegant gebunden mit Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Ein echt vaterländischer Dichter tritt uns in diesen Poesien entgegen, von denen besonders die markigen Gedichte auf den Fürsten Bismarck begeisterten Wiederhall im deutschen Volke gefunden haben. Den Verehrern des großen Toten sei die Sammlung erneut zur Anschaffung empfohlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Alltagsmenschen.

Novellen von **Eva Treu.**

Preis eleg. geheftet 3 M., eleg. gebunden 4 M.

Ein liebenswürdiges, so recht aus dem innersten deutschen Frauengemüt schöpfendes Erzählertalent giebt sich in diesen Erzählungen, welchen die Verfasserin den bescheidenen Namen „Alltagsmenschen“ gegeben hat, kund. Ein sonniger, herzerquickender Humor, dessen Zauber den Leser gefangen hält, zieht durch die meisten ihrer Geschichten, aber auch da, wo uns des Lebens Ernst entgegentritt, weiß sie die Herzen für ihre Alltagsmenschen zu gewinnen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe. In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— Die Flasche kostet 25 Cents.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

20. Heft. Preis 10 cents. 28. September 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (5. Fortsetzung) . . . 613

Von der II. Münchener Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung. Von R. Artaria. Mit Abbildungen . . . 626

Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Der Klopfgeist zu Dibbesdorf. Von O. Hohnstein . . . 627

Alpirsbach. Von Alfred Freihofer. Mit Illustrationen von C. Liebich . . . 628

Der Blinde von Dausenau. Novelle von Paul Heyse (Schluß) . . . 632

Der Nordsee-Hummer. Von Dr. C. Hoffbauer. Mit Abbildungen . . . 639

Blätter und Blüten: Von der Kirgisen-Karawane. (Mit Abbildungen.) S. 641. — Der Straßenkampf in Frankfurt a. M. vor fünfzig Jahren. (Zu dem Bilde S. 613.) S. 642. — Am Loppiosee. (Zu dem Bilde S. 617.) S. 642. — Reineke auf der Fasanenjagd. (Zu dem Bilde S. 637.) S. 642. — Die Lambertusfeier in Münster. (Mit Abbildung.) S. 643. — Der junge Seemann. Von Heims. (Zu dem Bilde S. 621.) S. 643. — Einquartierung. (Zu dem Bilde S. 633.) S. 643. — An Friedrich Vischers Sterbestätte. (Mit Abbildung.) S. 644. — Wirkungen vom Wind fortgewehter Sandmassen. S. 644.

Illustrationen: Der Abgeordnete Roesler verkündigt am 18. September 1848 im Frankfurter Straßenkampf den Waffenstillstand. Von Fritz Bergen. S. 613. — Am Loppiosee. Von M. Zeno Diemer. S. 617. — Der junge Seemann. Von O. Kirberg. S. 621. — Bilder von der II. Münchener Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung. Von P. Hey. Garten- und Blumenausstellung. Wasserrutschbahn. Maschinenhalle. Blick von der Plattform des Turmes. Vor der Restaurationshalle. In der Schuhmanufaktur. S. 624 und 625. Die Gebäude der Ausstellung. S. 626. — Abbildungen zu dem Artikel „Alpirsbach“. Von C. Liebich. Festzug bei der Jubelfeier in Alpirsbach. S. 629. Alpirsbach. Eingang zur Klosterkirche. Alte Mönchszelle. Altes Haus. Inneres der Kirche. S. 630. Schwarzwälder Trachten aus der Gegend von Schramberg, Alpirsbach bis Schiltach. Trachten aus Gutach und Kirnbach. S. 631. Trachten aus dem oberen Kinzigthal. S. 632. — Einquartierung. Von H. Modersohn. S. 633. — Reineke auf der Fasanenjagd. Von M. Hünten. S. 637. — Abbildungen zu dem Artikel „Der Nordsee-Hummer“. Initiale. Hummerlarve nach dem Verlassen des Eies. S. 639. Das Aussetzen der Hummerkörbe. Am Hummerkasten. S. 640. — Abbildungen zu dem Artikel „Von der Kirgisen-Karawane“. Einfangen eines Pferdes mit einem Stangenlasso. S. 641. Kirgisenfrau. Tanzender Kirgise. Falkenjäger mit Wolfshunden. S. 642. — Die Lambertusfeier in Münster. Von E. Thiel. S. 643. — Gedenktafel für Friedrich Vischer in Gmunden. S. 644.

Hierzu Kunstbeilage XX: „Zum Ballschlagen!“ Von V. Corcos.

Kleine Mitteilungen.

Der größte Kabeldampfer der Erde wird ein augenblicklich für Rechnung der englischen Telegraph Construction Co. im Bau befindliches und noch bis zum Herbst dieses Jahres zu vollendendes Schiff werden. Seine erste Aufgabe dürfte möglicherweise darin bestehen, in dem noch von keiner Leitung durchquerten Großen Ocean das erste von Japan nach China über die Samoa-Inseln nach Britisch Nordamerika führende Kabel zu versenken. Das riesige Schiff, welches bei einer Fahrgeschwindigkeit von 12 Seemeilen in der Stunde und einer großen durch das Doppelschraubensystem hervorgebrachten Gewandtheit seiner Bewegungen 8000 Tonnen Kabel aufnehmen kann, ruft die Erinnerung an einen anderen und zwar den berühmtesten Kabeldampfer der Vergangenheit wieder wach.

Es sind gerade 25 Jahre verflossen, seit der große und schnelle Kabeldampfer des Hauses Siemens Brothers, der ohne Vorbild durch das großartige Konstruktionstalent William Siemens' entworfene „Faraday“, seine erste Fahrt von Irland nach Amerika antrat. Auch der „Faraday“ war ein mächtiges 5000 Tonnen großes Fahrzeug und einer der ersten Doppelschraubendampfer, die das Meer gefurcht haben. Seine schöne und zuverlässige Einrichtung diente den Engländern zum Vorbild ihrer sämtlichen späteren Kabelschiffe und gleichzeitig zum Gegenstand des Neides, der bei unseren englischen Vettern von jeher durch jeden nautischen Fortschritt, den Deutschland erreicht hat, im höchsten Maße erregt worden ist. Das krasseste Beispiel dieser Mißgunst war die bei der ersten Kabellegung des „Faraday“ durch englische Kabelmeldungen produzierte und durch englische Blätter verbreitete Nachricht, der Kabeldampfer sei bei Neufundland zwischen Eisbergen zerdrückt und mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Werner Siemens, als der älteste Chef des Hauses, erhielt diese Nachricht in dem Augenblick, als er sich in die Akademie der Wissenschaften begab, um als neuerwähltes Mitglied dieser hohen Körperschaft seine Antrittsrede zu halten. Aber nur die vertrautesten Freunde sahen ihm während der Feier seine Erregung an, die sich bald als grundlos erwies; der „Faraday“ kehrte wohlbehalten zurück und hat noch glücklich sechs große Kabellegungen über den Atlantischen Ocean vollführt. Bw.

Die photographische Wirkung des Lichtes der Glühwürmchen wurde durch Versuche, die in Kyoto in Japan angestellt wurden, festgestellt und die Eigenschaften dieses Lichtes geprüft. Etwa 300 bis 1000 Glühwürmchen, die dort sehr zahlreich vorkommen, wurden in einer kleinen flachen Schachtel zusammengepfercht, in welcher die Glühwürmer durch ein Hanfnetz am Wegfliegen verhindert wurden. Die Schachtel enthielt ferner eine photographische Trockenplatte, die in schwarzes Papier eingewickelt war. Diese wurde stets durch das Licht der Glühwürmchen beeinflußt. Bei weiteren Versuchen zeigte es sich, daß das Licht der Thiere Strahlen enthielt, die durch Karton, Holz 2c. hindurchgehen können, also den Röntgenstrahlen entsprechen.

Pinselreißfeder nennt sich ein neuer Universalapparat, welcher nicht nur für Berufszeichner, Maler, Lithographen, Architekten und Techniker den allergrößten Wert besitzt, sondern auch für alle Liebhaberkünstler und Zeichenfreunde. Die Vorteile der neuen Pinselreißfeder gegenüber der sonst üblichen Reißfeder sind ganz außerordentliche: sie ergiebt Linien von der allergrößten Feinheit bis zur Stärke von $1\frac{1}{2}$ cm, ebenso kann man Punkt- und Strichlinien, sogar Wellenlinien, ferner zwei-, drei- und vierfache Zierlinien ein- und mehrfarbig ziehen — ohne je absetzen zu müssen. Die Feder versagt während des Liniierens auch bei den breitesten Linien niemals, die Füllung an Tusche funktioniert stets tadellos und sparsam, die Handhabung ist ungemein einfach, dabei interessant und die Arbeiten werden durchaus peinlich sauber und überaus klar und präcis. Sie gestattet ferner jederlei Anwendung in gleich vielseitiger Weise wie auf Papier, auf Holz, Glas, Metall, Leder, Stein 2c. Im übrigen aber erfüllt sie alle Zwecke jeder gewöhnlichen Reiß- und Zeichenfeder, nur mit dem willkommenen Unterschied, daß sie bedeutend länger Farbe giebt. Die Konstruktion des Mechanismus ist ebenso einfach wie dauerhaft, und es darf daher die Pinselreißfeder, die wohl in fast allen Schreib- und Zeichenutensilienhandlungen zu haben ist, als ein durchaus brauchbarer Apparat bezeichnet werden.

Herbstkränze als Zimmer- oder Gräberschmuck. Das Laub der Blutbuche, das sich im Herbste lederartig färbt, giebt in Verbindung mit einigen dazwischen gebundenen Koniferenzweigen einen haltbaren Schmuck, der auch Wind und Wetter längere Zeit Trotz bietet. Die Blätter werden für sich einzeln zwischen Löschpapier gut getrocknet, darauf mit farblosem Lack bestrichen und endlich mit einem feinen Blumendraht versehen. Aus dickem Draht wird die Form des Kranzes zurechtgebogen, und die Blätter nun so auf dem Draht befestigt, daß je ein Blatt seitlich steht, während ein drittes als Deckblatt in der Mitte liegt. Die Koniferenzweige, die man dazwischen bindet, müssen feinnadelig und klein sein, man bronziert sie silberfarben und verwendet sie nur in geringer Menge, da sie nur zur Belebung der lederfarbenen Buchenkränze dienen sollen. E.

Am Leder sehr effektvoll zu vergolden, nehme man nicht Blattgold, sondern Blattsilber und gebe diesem einen Ueberzug von goldgelbem Lackfirnis. Lederschnittarbeiten, Ledermalereien 2c., deren Muster man teilweise gern metallisch glänzend hervorhebt, nehmen sich, in dieser Weise ausgeführt, äußerst prächtig aus. Die betreffenden Figuren oder Teilflächen werden zuerst angefeuchtet, nach dem Trocknen mit starker Hausenblasenlösung grundiert und hiernach mit einem Auftrag von frisch zu Schnee geschlagenem und wieder abgestandenem Eiweiß versehen. Noch vor dem Trocknen desselben legt man das Blattsilber vorsichtig mit einem breiten Pinsel auf, tupft es mit Watte an und malt nun den Lackfirnis darüber. Letzterer kann übrigens auch anders als goldig gefärbt sein, z. B. grün, blau, rot 2c. Da der Lack schön lasierend ist, wirkt das Silber durch die Farben hindurch und verleiht ihnen den gewünschten eigenartigen Metallglanz.

Verwertung unreifer Weintrauben. Die Besitzer von Weinstöcken werden noch oft die traurige Erfahrung machen, daß manche Trauben, besonders an Hausspalieren, nicht reifen und zum Genuß unbrauchbar bleiben. In solchen Fällen ist die Verwertung der unreifen Trauben zu einem trefflichen Gelee sehr praktisch. Man wäscht die Beeren ab, entstielt sie und kocht sie mit wenig Wasser weich, worauf man den Saft filtriert und wiegt. Da der Saft sehr säuerlich ist, rechnet man auf jedes Liter Saft 1 kg besten Hutzucker. Hiermit kocht man den Saft unter fleißigem Schäumen auf starkem Feuer so lange ein, bis er, dick und breit, in schweren Tropfen vom Löffel fällt und auf einer Porzellanplatte rasch erstarrt. Man stellt passende Gläser vorher in warmes Wasser an eine heiße Herdstelle, so daß die Gläser leicht erhitzt sind, wenn man das Gelee einfüllt, was in möglichst heißem Zustande geschehen muß. — Da Gelee aus unreifen Trauben meist nicht ganz klar wird, ist es ratsam, es mit etwas Cochenille zu färben. Die Gläser werden mit Pergamentpapier gut verbunden und luftig aufbewahrt. — Einfacher ist die Verwertung unreifer Weintrauben zu einem dem bekannten rheinischen Apfelkraut ähnlichen Erzeugnis. Die abgebeerten Trauben werden mit etwas Wasser ausgekocht, durch ein feines Sieb gegossen und, mit 300 g Zucker auf jedes Liter Saft gerechnet, zu dickem Sirup eingekocht, der sich, in kleine Porzellankruken gefüllt und darin gut verbunden, ausgezeichnet hält. — Endlich kocht man aus den unreifen Weinbeeren eine treffliche Suppe. Ebenso wie zum Gelee und Sirup werden die Beeren erst in Wasser ausgekocht und durchgeseiht. Den erhaltenen Saft würzt man mit Citronensaft und süßt ihn genügend, worauf man in ihm Grieß oder feiner noch Sago weich kocht, so daß man eine sämige Suppe erhält. Man zieht diese mit einem Ei ab und giebt zu ihr kleine, in Butter und Zucker geröstete Brotstückchen oder kleine Biskuits.

Am Kattunkleider und Kattunschürzen zu reinigen, lasse man Weizenkleie, in ein Leinensäckchen gefüllt, in Wasser tüchtig aufkochen und wasche hierin die Kleider und Schürzen einmal ohne jede Seife kräftig durch, sodann wiederhole man das Waschen in einer neuen Abkochung, spüle den Stoff in kaltem Wasser nach, ringe ihn aus und hänge ihn an einem schattigen Ort zum Trocknen auf. Sollen Kattunkleider gestärkt werden, so empfiehlt es sich, sie nach dem Stärken einmal flüchtig durch kaltes Wasser zu ziehen; dadurch wird der Stärkeüberschuß entfernt und Stärkeflecken, wie sie sonst fast unvermeidlich sind, kommen nicht mehr vor.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl in München

ZUM BALLSCHLAGEN

Nach dem Gemälde von V. Corcos

Digitized by Google

Halbheft 20. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

12.

Es war Abend und die Arbeiter strömten in hellen Haufen aus den Fabrikräumen ihren Heimstätten zu, alle in kleinen Gruppen, zu dreien, zu vieren, schweigsam, plaudernd, je nachdem. Beinahe alle aber hatten sie die Röcke aufgeknöpft und schritten mit nachlässigem, behaglichem Schlenderschritt vorwärts. Es war nun kein Zweifel mehr: jetzt kam der Frühling mit Macht! Den ganzen Tag hatte die Sonne vom zartblauen Himmel gelacht, der mit lichten Lämmerwölkchen überflogen war, Veilchengeruch erfüllte die Luft, die Erde hatte endgültig das weiße Winterkleid abgeworfen. Von fernher vernahm man das helle Rauschen des Flusses, der, aus hundert frischen Quellen genährt, gegen seine Ufer schäumte.

Von den Gruppen der Heimkehrenden unterhielt sich eine

Der Abgeordnete Roesler verkündigt am 18. September 1848 im Frankfurter Straßenkampf den Waffenstillstand.

Nach einer gleichzeitigen Illustration gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

ganz besonders lebhaft. Der unter dem Namen Neubert in die Arbeiterschaft von Josephsthal eingetretene Geheimpolizist Korty hatte seine Zeit gut benutzt und es verstanden, rasch das Vertrauen und die Freundschaft derer zu erwerben, an die er sich anschloß. Jetzt hatte er wieder an jedem Arm einen Genossen, ein einzelner Mann ging nebenher; die vier nahmen die ganze Breite der Dorfstraße ein. Korty hatte eine eigene Kunst, andere zum Plaudern zu bringen. Auch jetzt waren die Gefährten in der redseligsten Stimmung und er horchte stillvergnügt auf das, was sie miteinander sprachen.

„Störche hast jetzt erst gesehen?" fragte der eine, ein langer, hagerer Mann, dessen Gliedmaßen so lose an seinem Körper pendelten, als gehörten sie nicht zu ihm. „Hast woll geschlafen die letzten zwei Wochen — was? Volle vierzehn Tag' sind sie schon da, die Adebars — nich, Neubert?"

„Mußt keinen Junggesellen 'nach fragen, Karl Adamski!" entgegnete dieser mit seinem pfiffigen Schmunzeln.

Die übrigen lachten, und Karl Adamski fuhr sich halb ärgerlich, halb verlegen mit der schwieligen Hand in sein Zottelhaar.

„Na, ich meine bloß, Neubert, weil du immer alles wissen thust und hast deine Augen und Ohren überall! Aber das wird mir keiner glauben wollen und doch hab' ich's heute ganz deutlich gehört: nämlich den Vogel Bühlow singen!"

„‚Pirol' heißt es!" belehrte einer der andern.

„Na, ich sag' Bühlow, so nennt man ihm hierzulande. Und gesungen hat er heute!"

„I, Adamski, laß' dir doch nich auslachen! Wie kann um diese Jahreszeit der Pirol —"

„Und ich hab' ihn gehört, sag' ich!"

„Der kriegt erst im Sommer Erlaubnis, zu singen. Mit die Vögel is 's accurat so wie mit den Menschen — hat alles seine richtige Zeit!"

„Na ja, hab' mich auch gewundert d'rüber, aber ich hab' doch meine Ohren am Kopf!"

„Das stimmt! 'n paar ganz nette Löffel noch dazu!"

„Wer weiß, Karl Adamski, was für 'n Vogel dir im Kopp gesungen hat! Es giebt so 'ne Sorte —"

„Danke! Um Mittag? Da bin ich nüchtern. Und ich sag' euch: hier an der Schneidemühl', wie ich heut' mittag nach Hause bin, da, wo unser Oberingenieur wohnen thut, hat es drei-, viermal geklungen: ‚Junker Bühlow', ‚Junker Bühlow', ‚Junker Bühlow'! Aber wie ich mich auch umsah — kein Vogel war zu sehen!"

„Ja, das glaub' ich! Wenn du den Vogel auch noch hätt'st zu sehen gekriegt, hätt'st dir müssen 'ne Prämie 'für bezahlen lassen!"

„Na, ich merk' schon, ihr wollt mir nich glauben!" sagte Karl Adamski beleidigt. „Einerlei, gesungen hat er doch!"

Das kleine Intermezzo mit dem „Vogel Bühlow" hatte zwei sehr aufmerksame Zuhörer gehabt, während die andern sich damit begnügten, zu lachen und Karl Adamski zu hänseln.

Korty, der zwischen den zwei Kameraden seinen nachlässigen Schlendergang fortsetzte, als habe das alles für ihn nicht das mindeste Interesse, richtete seine wachsam funkelnden Augen auf den harmlosen Sprecher, der ihm als einer der bravsten, zuverlässigsten Arbeiter der Schneidemühle bekannt war. Getrunken hatte Karl Adamski, von der Fabrik kommend und zum Mittagsessen gehend, keinesfalls, und an irgend welchem Ueberschuß von Phantasie oder an Hallucinationen litt er auch nicht — der Pirol aber konnte um diese Jahreszeit noch nicht rufen .... was also hatte das zu bedeuten? Irgend ein Signal vermutlich — aber von wem abgegeben? Und für wen bestimmt?

Der zweite Zuhörer war Oberingenieur Harnack. Durch die rasch zunehmende Dunkelheit gedeckt, war er unbemerkt und unerkannt hinter der Gruppe von Arbeitern hergegangen, langsam, denn er war von der angestrengten Thätigkeit des Tages und von der weichen, erschlaffenden Frühlingsluft sehr müde und ganz in Gedanken vertieft, die ihn auf das Gespräch der Leute erst achten ließen, als zufällig das Wort „Pirol" an sein Ohr schlug. Da wurde er aufmerksam, hob den Kopf, strengte sich an, um zu hören, und hörte auch. Bei den Worten Adamskis: „Wo unser Oberingenieur wohnen thut!" fuhr er leicht zusammen. Dann hielt er sich dicht hinter den Redenden und merkte weiter scharf auf, aber die Leute hatten das Thema gewechselt, und vom Pirol war keine Rede mehr.

Das Haus, in welchem Oberingenieur Harnack wohnte, war ziemlich groß, gleichfalls in gefälligem Schweizerstil erbaut und beherbergte den Direktor der Sägewerke samt Familie, den zweiten Ingenieur und einen jungen Techniker, der die Instandhaltung oder Reparatur der Maschinen zu überwachen hatte. Die beiden jungen Herren hielten treulich mit dem Direktor zusammen und hatten auch Harnack des öfteren heranziehen wollen, allein dieser verhielt sich spröde. Der Direktor hatte zwei erwachsene Töchter, und Harnack schwärmte durchaus nicht für Damenverkehr. Er liebte es, abends stundenlang auf seiner „Bude" fachwissenschaftliche Werke zu lesen, und hatte sich bei den übrigen jüngeren Beamten, die gerade nur thaten, was sie mußten, und ihre Freistunden zum Skat oder zu geselligen Freuden verwendeten, in den Ruf eines ungemütlichen „Büfflers" gebracht, dessen Abwesenheit man schließlich nicht zu bedauern brauchte.

Heute lagen sämtliche Fenster des Vorderhauses dunkel da. Der Direktor der Walzmühle feierte den Geburtstag seiner Tochter, die ein sehr hübsches Mädchen und der Stern der Kolonie Josephsthal war, durch eine Gesellschaft im nahen „Hotel". Einladungen waren nach allen Seiten hin ergangen, es sollten lebende Bilder gestellt werden und man wollte tanzen. Die jüngeren Herren hatten Bouquets aus Greifswald verschrieben und eifrig Lackstiefel, Atlasschlipse und Klapphüte revidiert. Man hatte wochenlang offizielle Trauer um den Chef zur Schau getragen — nun war es höchste Zeit, daß man auch endlich einmal wieder mobil wurde. Die hübsche Direktorstochter war das einzige Kind, sehr lebenslustig, sehr wohlhabend, die Eltern machten ein angenehmes Haus. Man amüsierte sich immer famos in der Walzmühle.

Ingenieur Harnack bewohnte drei mäßig große Zimmer im ersten Stock des Hauses. Sie lagen nach dem Garten des Direktors hinaus und boten den Vorteil, daß es sich überaus gut in ihnen arbeiten ließ. Eine ältliche Witwe, die Frau eines vor einigen Jahren verstorbenen Maschinisten, reinigte die Zimmer der unverheirateten Herren, heizte die Oefen und besorgte die Wäsche. Die Mittagsmahlzeiten lieferte das in seiner Art berühmte Hotel der Kolonie Josephsthal, und Kaffee und Thee brauten sich die Herren selbst, was sie indessen nicht hinderte, sich so oft wie nur möglich in die verschiedenen Direktorfamilien einladen zu lassen oder bis in die halbe Nacht hinein im Wirtshaus zu sitzen. Harnack machte dergleichen Extravaganzen nicht mit; seine Kameraden hielten ihn deshalb für geizig. Er mußte gehörige Ersparnisse machen, denn er bezog ein hübsches Gehalt. Oder ob er Verpflichtungen nach auswärts hatte? Auch in Beziehung auf seine Verhältnisse war er äußerst zurückhaltend. Einmal hatte er Besuch von einem jungen Menschen gehabt, aber niemand wußte, wer es gewesen war oder was er gewollt hatte. Es war auch schon eine geraume Zeit her — — inzwischen war Harnack einmal in Hamburg gewesen auf wenige Tage, das einzige Mal, daß er sich Urlaub erbeten hatte. —

Im Flur brannte eine große Gasflamme unter einer Milchglaskuppel, als der Ingenieur die Thüre des Hauses öffnete. Bunte Läuferdecken lagen über den Treppenstufen, die Decken waren hübsch gemalt, die Treppengeländer mit rotem Sammet überzogen. Alles war wohnlich und behaglich eingerichtet, die Beamtenhäuser der Kolonie Josephsthal konnten sich sehen lassen. Gerade kam der junge Techniker, der im zweiten Stock residierte, mit langen Sätzen drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herab, den hellen Havelock lose um die Schultern geworfen, die strohfarbenen Glacés noch nicht geknöpft. Hinter ihm her stolperte die Wirtschafterin, die einen großen flachen Korb, mit einem Tuch zugedeckt, im linken Arm trug.

„Abend, Herr Oberingenieur!" grüßte der Jüngling in atemloser Eile und hob flüchtig zwei Finger an den Hutrand. „Hab' mich scheußlich verspätet — werden im Hotel schon auf mich warten — mußte aber mein Kostüm anprobieren — — Rokoko, — riesig kleidsam, sag' ich Ihnen, — wird nett werden! Machen Sie 'n bißchen fixe Beine mit Ihrem Korb, Frau Lunk — da steckt nämlich der ganze Staat drin. Servus, Herr Oberingenieur!"

Digitized by Google

„Viel Vergnügen," erwiderte dieser und stieg die Treppe hinauf.

Im Arbeitszimmer Harnacks lagen Broschüren und Bücher auf einem großen, in die Mitte der Stube gerückten Tisch. Seitwärts stand die Theemaschine mit dem kleinen Spirituskessel. An der Wand hing eine mäßig große Photographie; zwei ältere, sehr kleinstädtisch und dürftig gekleidete Leute, Harnacks Eltern, waren darauf zu sehen, und zwischen ihnen, an die Kniee der Mutter gelehnt, die Hand aber in der des Vaters, stand ein auffallend hübscher, zierlich gewachsener Knabe, dessen feiner Tuchkittel und breiter weißer Kragen einen grellen Gegensatz zu der ärmlichen Kleidung der Eltern bildete.

Harnack sah auf das Bild, während er die bereitstehende Lampe anzündete; aber er that es ohne Bewußtsein. Seine Gedanken, die, als er den Heimweg antrat, noch das stolze schöne Mädchen umkreist hatten, das ihm so deutlich die Herrin gezeigt hatte und für welches ihn doch eine unüberwindliche Leidenschaft erfüllte, waren durch die aufgefangenen Worte der Arbeiter noch mehr verdüstert worden. Wie geistesabwesend setzte er die Spirituslampe unter der Theemaschine in Brand und holte aus einem Eckschrank kaltes Fleisch, Brot und Butter.

Der zuckende bläuliche Schein der Flamme beleuchtete von unten herauf sein energisches dunkles Gesicht mit den tiefliegenden schwarzen Augen. Er atmete gepreßt, während die buschigen Brauen immer dichter aneinander rückten. Dann setzte er sich, doch er aß und trank nur mechanisch. Bald schob er Teller und Tassen zurück und griff voll Ungeduld nach einer eben angekommenen Broschüre, riß hastig das Kreuzband herab und fing an, die Bogen mit einem Papiermesser aufzuschneiden.

Da erklang es vom Garten her dicht unter seinen Fenstern deutlich zu ihm empor: „Junker Bühlow — Junker Bühlow!" Das Messer entfiel ihm. Blaß vor Schreck erhob er sich. Mit drei Schritten war er am Fenster, riß den herabgelassenen Vorhang hoch und öffnete den rechten Flügel. Die dunkle Frühlingsnacht, sternlos und schwül, verhüllte alles wie mit einem schwarzen Grabtuch. Nicht einmal die Umrisse der hohen Bäume waren zu erkennen.

„Junker Bühlow — Junker Bühlow!" tönte es von neuem.

Da rief Harnack mit gedämpfter Stimme herunter: „Reinhold? Wirklich — Reinhold?"

„Wer denn sonst?" klang es in weit weniger gedämpftem spöttischen Ton herauf. „Sei doch kein solcher Hase! Die ganze Gesellschaft ist ja ausgerückt, ich weiß auch wohin, 's ist keine lebende Seele in der ganzen Bude, außer dir! Komm' herunter und laß mich ein!"

Der andere gehorchte wie mechanisch. Er vergaß, das Fenster zu schließen, nahm die Lampe vom Tisch, suchte eine Weile nach dem Hausschlüssel, der, wie immer, an seiner bestimmten Stelle lag, und stieg schweren, langsamen Schrittes die Treppe hinunter.

„Wo bleibst du denn, alte Schneckenseele?" schalt der Wartende ungeduldig und trat durch die geöffnete Thür ins Haus. „Blei in den Sohlen — hm? Freude über meinen unerwarteten Anblick scheint dich gerade nicht zu beflügeln!"

Harnack antwortete nichts, verschloß sorgsam wieder die Thür und stieg hinter dem Ankömmling die Stufen empor. Oben im Zimmer wehte ihnen ein heftiger Luftzug entgegen, Vorhang und Gardine flatterten durch das offene Fenster.

„Wetter! Hast du's ungemütlich!" Mit flinken, geschickten Händen griff der Ankömmling zu und machte Ordnung, doch plötzlich schauerte er zusammen, trotzdem es im Zimmer warm und die Luft draußen mild war. „So! Das hätten wir! Nun steh' nicht wie der steinerne Gast, alter Will, und sieh deinen einzigen leiblichen Bruder nicht so an, als wär' dir der leibhaftige Gottseibeiuns auf die Bude gerückt!"

Wilhelm Harnack nahm die dargebotene Hand und hielt sie fest, er konnte aber immer noch nichts sagen. Keine Spur von Aehnlichkeit war zwischen den zwei Brüdern zu finden. Der eben Gekommene, bedeutend jünger als der Ingenieur, war ein schlanker, beweglicher, sehr hübscher Mensch, blond, mit feinen Zügen und hellen, doch unruhigen Augen, sehr elegant nach der neuesten Mode gekleidet. Er war zeitlebens seines älteren Bruders Liebling und Sorgenkind gewesen. Die Eltern hatten diesen spätgeborenen Sohn, ein ungewöhnlich schönes, intelligentes und lebhaftes Kind, geradezu vergöttert. Reinholdchen mußte alles haben, für Reinholdchen mußte alles da sein, wonach er seine begehrlichen kleinen Hände ausstreckte. Es verstand sich von selbst, daß Wilhelm, der „Große", sich alles abdarbte und dem „Kleinen" gab; von den Entbehrungen, die Wilhelm durchgemacht, so lange er zu denken gelernt hatte, durfte für den Jüngsten nicht die Rede sein. Das vergrämte Gesicht der Mutter strahlte, wenn sie nur von ihrem „Holdchen" redete — der schwerfällige, früh gealterte, kranke Vater nickte schmunzelnd, wenn von dem Kleinen gesprochen wurde: „Ja, — der! Der wird's zu was bringen im Leben! Der muß was Großes werden!"

Sie hatten es nicht mehr erlebt, was aus ihrem Abgott wurde, die Eltern. Frühzeitig von harter Arbeit, Krankheit und Entbehrung aufgerieben, starben sie beide rasch aufeinander, als Wilhelm, der wortkarge, scheue, eisern fleißige Junge, bereits mit siebzehn Jahren im technischen Bureau arbeitete, sich durchhungerte und durchfror, um das „Höhere" zu lernen, um Ingenieur zu werden.

Der Kleine, kaum siebenjährig, stand neben dem Sterbebett des Vaters, dessen letzter, bewußter Blick „seinem Jungen" galt; er stand neben dem Sterbebett der Mutter, die mit schon brechenden Augen und versagender Stimme den ältesten Sohn anflehte: „Sorg' für mein Holdchen! Will, verlaß mein Holdchen nicht!" Und was der stille, blasse junge Mensch mit einem einzigen festen: „Ja, Mutter!" versprochen, das hatte er jetzt durch volle sechzehn Jahre redlich gehalten. Der Kleine hatte von der Not und Sorge des Lebens nichts zu spüren bekommen; der Große sorgte wie ein Vater für den jüngeren Bruder, der sich überall beliebt zu machen verstand, schon durch die Art, wie er sein feines Blondköpfchen hob und die Leute mit seinen lichtblauen Augen anlächelte.

Ein kinderloses Paar nahm ihn für weniges Geld in Kost und Pflege, andere steckten ihm Leckerbissen und Spielzeug zu, schenkten ihm hübsche Matrosenblusen und Sammetmützen, „er war ja ein so reizendes Kind, dem alles stand". Mit „Bruder Will" sprang der Schelm nach seinem Belieben um; er dachte auch nicht fünf Minuten darüber nach, was der ältere Bruder für ihn that, ob es ihm schwer fiel, für sie beide zu sorgen.

Reinhold war Elektrotechniker geworden, und er hätte sehr tüchtig in seinem Fach werden können, da er Geschick zu allem besaß, was er angriff. Er wollte aber nichts ernstlich angreifen, ihm gefiel es weit besser, „sein Leben zu genießen", und bald kam Klage auf Klage aus Hannover, wo der junge Mensch seine Studien betreiben sollte, an Wilhelm, der damals eine Stelle in Westfalen hatte. Er reiste selbst nach Hannover, bezahlte Schulden über Schulden und redete dem Bruder ins Gewissen. Holdchen machte ein zerknirschtes Gesicht, fand es „rührend" von seinem alten Will, ihn „herauszuhauen", und gelobte Besserung.

Nach einem halben Jahr saß er wieder fest, ließ sich aufs neue vom „lieben alten Will" loseisen und halb widerwillig mit nach Westfalen nehmen, wo Wilhelm ihm in seiner Fabrik eine Stelle ausgewirkt hatte, um den Bruder unter seiner Aufsicht zu haben. Das war aber auch nicht gegangen; der junge Mensch ließ sich weder zügeln, noch raten; er verschwand nach kurzer Zeit, und zwar unter so bedenklichen Verhältnissen, daß Wilhelm nichts anderes übrig blieb, als gleichfalls seine Stellung zu kündigen und sich eine andere zu suchen, die sich ihm dann in Josephsthal beim Baron von Hofmann darbot. Seitdem hatte er nur mit Aufbietung all seiner Kräfte den jüngeren Bruder vor Not und Schande bewahren können; er gab und gab ohne Aufhören, bis ihm zuletzt der Mut sank und er Reinhold mit der letzten größeren Summe, über die er noch verfügen konnte, nach Amerika schickte. Er hatte ihn selbst in Hamburg aufs Schiff gebracht und seither mit steigender Sorge auf Nachricht gewartet; — auf eine solche Lösung war er nicht vorbereitet gewesen!

„Na, also —" Reinhold machte seine Rechte wieder frei und schlug dem Bruder mit der flachen Hand ein paarmal kräftig auf den Rücken, „sei so gut und finde zunächst mal deine Sprache

Digitized by Google

wieder! Hab' ich denn die Pest oder den Aussatz oder — oder — sonst was derartiges, daß du so vor mir erschrickst? Ich war schon mal hier bei dir, so um Mittag herum —"

„Ja, und hast auch da schon den Pirol rufen lassen. Die Arbeiter haben sich gewundert!" sagte der Ingenieur mit gepreßter Stimme.

„Na, warum soll der Pirol denn nicht mal ausnahmsweise jetzt schon schreien, wenn's ihm so beliebt?" fragte der junge Mann mit einem leichtsinnigen Lachen. „Und wenn sich eure Dickschädel von Arbeitern mal zu wundern haben, das kostet ja nichts! Ich hätt' ja auch am hellen lichten Tag zu dir kommen können, ohne das Zeichen und alles —"

„Du vergißt, daß Herr von Hofmann, der deine Antecedenzien kannte, mir auf die energischste Weise angesagt hatte, du dürftest dich in der Kolonie Josephsthal niemals blicken lassen, ich dürfte nie in persönlichen Verkehr mit dir treten —"

„Na, der hat ja jetzt aufgehört, Gesetze für dich oder sonst wen zu erlassen!"

„Hast du das in den Zeitungen gelesen?"

„Natürlich! Voll genug sind sie ja davon!"

„Und hast du das drüben .... aber," unterbrach der Ingenieur sich hastig, „die Zeit war ja so kurz — laß mich nachrechnen, wann ich dich nach Hamburg brachte .... du .... du bist am Ende gar nicht drüben in Amerika gewesen!"

Reinhold steckte die Hände in die Hosentaschen, lehnte sich gegen den Tisch und fing an zu lachen — es klang aber gezwungen genug.

„Natürlich bin ich drüben gewesen, alter Will! Machen wir alles! Kenn' den ganzen Yankee Doodle unterm Sternenbanner wie meine Tasche! Hab' auch Glück drüben gehabt! Bißchen gejeut .... na, na, keine Bange, alter Kronensohn! Solider Knopp, der du bist! Warum ich zurückgekommen bin, möchtest du wissen? Na, siehst du, ich kann Gedankenleser werden. Also erstens: Amerika ist nix für 'n Menschen wie ich einer bin. Fremdes Volk, das scharf arbeitet, jawohl — aber in meiner Branche, versteh' mal, Will, da sind sie uns drüben überm Wasser um zehn Pferdelängen voraus. Das ist nicht sehr ermutigend, wirst du mir zugeben —"

„Aber ich an deiner Stelle, ich hätte dort tüchtig gelernt!" fiel Wilhelm ein.

„Ja, du an meiner Stelle! Glaub' ich dir gern! Bloß, daß du und ich die liebe Gotteswelt aus grundverschiedenen Gesichtspunkten ansehen! Du sagst, wir sind auf Erden, um zu büffeln — ich — Gott, du weißt, arbeiten ist für mich bloß immer 'n sogenannter Genuß gewesen. Und außerdem — na, sieh mal, wer so alles Weibliche voll Hoheit übersieht, wie du es thust, der hat keinen Schimmer davon, wie einem ist, wenn er so über Hals und Kopf in der Verliebtheit drin steckt und meint, nicht leben zu können ohne .... Na, also — da, wo ich zuletzt war, hatt' ich so'n .... so'n .... Verhältnis — 'ne kleine Flamme — oder vielmehr richtiger: 'ne große! Die konnt' ich da drüben nicht entbehren, die mußt' ich wieder haben, und da sie nicht übers große Wasser wollte, auch nicht konnte, wegen Familiengeschichten — na, so entschloß ich mich eben kurz und kam schnell wieder zurück!"

„Und — deine — deine Absichten mit dem — dem — Verhältnis, wie du das nennst —" der Ingenieur sprach so schwerfällig, als müßte er jedes Wort erst suchen — „die sind doch hoffentlich ehrlich — ehrlich und solide? Du möchtest dich also verloben —"

„Thu mir den Gefallen, Mensch, und spiel' dich nicht auf den Moralfatzken hinaus, ja? Steht dir scheußlich, und macht mir nicht die Bohne Eindruck! Uebrigens, wenn's dich beruhigt: sehr möglich, daß ich mich verlobe und verheirate, so blödsinnig es eigentlich für 'n junges Blut, wie ich eines bin, wäre .... verschwören will ich das nicht!"

„Du müßtest aber doch erst tüchtig arbeiten und dir dann eine neue Stelle suchen. Freilich, deine Zeugnisse — —"

„Sind nicht die glänzendsten! Stimmt, mein Lieber! Aber Stelle suchen? Das eilt vorläufig nicht. Wer momentan so dasteht wie ich — brauchst mich gar nicht so mißtrauisch mit den Blicken anzubohren — ich will nichts von dir, brauch' dich nicht auszupumpen — armer Kerl, ich hab's ohnehin bis jetzt oft genug gethan! Kann dir, wenn du's brauchst, sogar was zurückgeben; kommt mir auf 'n paar tausend Märker schließlich nicht an —"

Der junge Mensch faßte in die linke Brusttasche und wollte ein Portefeuille herausziehen. Sein älterer Bruder fiel ihm hastig in den Arm.

„Laß nur, laß! Ich will nichts wieder haben! Ich versteh' nur nicht, wie du in der kurzen Zeit — du kannst ja kaum sechs Wochen drüben gewesen sein! Wie du da so viel Geld —"

„Ja, wenn der Mensch einmal Glück hat! Pfennig für Pfennig verdient sich natürlich so was nicht!"

„Aber wie ist denn das zugegangen?"

„Na, nun öd' mich aber nicht länger mit dem Gefrage! Biet' mir lieber was zu trinken an! Diese liebliche Frühlingsluft hat noch 'n kalten Nachgeschmack, und ich bin —"

„Bist du hier im ‚Goldenen Lamm' abgestiegen?"

„Fällt mir nicht ein! Ich komme von der nächsten Bahnstation, wo ich auch mein Gepäck habe. Wo hast du denn gesteckt, als der Vogel Bühlow heut' mittag rief? Um die Zeit bist du doch sonst immer in deiner Behausung gewesen!"

„Ich hab' heute gar kein Mittag gegessen, bin im Maschinenhause gewesen. An der einen Turbine war etwas in Unordnung geraten, ich habe mit zwei Monteuren nachgesehen und gearbeitet ..."

„Arbeit ist das Brot des Lebens!" nickte Reinhold mit spöttischem Lächeln. „Na, wem's Vergnügen macht, immer los! Wenn du mir also was zu trinken geben willst —"

„Natürlich! Möchtest du Thee?"

„Thee?" Der Jüngere dehnte das Wort so hin, als hätte es vier bis fünf Silben. „Gott steh' mir bei, hab' ich 'nen tugendhaften Herrn Bruder! An dem müssen die kleinen nackten Engelchen im Himmel ihre unschuldige Freude haben! Laß mal sehen, was da im Wandschrank steckt!"

Er schlug die beiden Thüren des kleinen, in die Vertäfelung eingelassenen Schränkchens auf, streckte suchend den Kopf vor und kam gleich darauf mit zwei Flaschen im Arm an den Tisch zurück.

„Die ganze Ausbeute! Mager, alter Will — heillos mager! Na — müssen uns einzurichten suchen. Hier alter Arrak — hältst du dir wohl für Krankheitsfälle, was? Und dies Sherry, ganz anständige Marke wenigstens! Also, prosit!"

Er hatte sich wieder in den zurückgeschobenen Stuhl geworfen, füllte ein herbeigeholtes Wasserglas bis an den Rand und trank es mit langen Zügen leer.

„Nicht schlecht. Hol' dir doch ein zweites Glas und thu' mir Bescheid!"

„Entschuldige mich. Ich bin kein Weintrinker, und um diese Stunde schon gar nicht. Sei vernünftig, Hold, trink' auch nicht weiter, das ist ein sehr schwerer Wein!"

„Keine Sorge!" Das Glas wurde von neuem gefüllt. „Ich kenn' solchen Sherry, und ich kenn' auch mich! Der thut mir nichts. Wenn ich dir den Beutel nicht leer mach', thu' ich's wenigstens mit dieser Flasche. Dein Wohl, brüderliche Liebe!"

Wilhelm Harnack saß dem Bruder gegenüber, nur durch die Breite des Tisches von ihm getrennt. Mit seinen scharfen Augen — ihre Spürkraft war in der Kolonie Josephsthal sprichwörtlich geworden — forschte er in dem Gesicht des jungen Menschen, den er so sehr geliebt, dem er so viel geopfert hatte. Immer noch war es ein hübsches Gesicht mit einnehmenden Zügen, aber da war etwas in den Augen, was den Beobachter beunruhigte, ein starrer, bleierner Blick, wie er ihn oft bei Gewohnheitstrinkern im Anfangsstadium gesehen hatte.

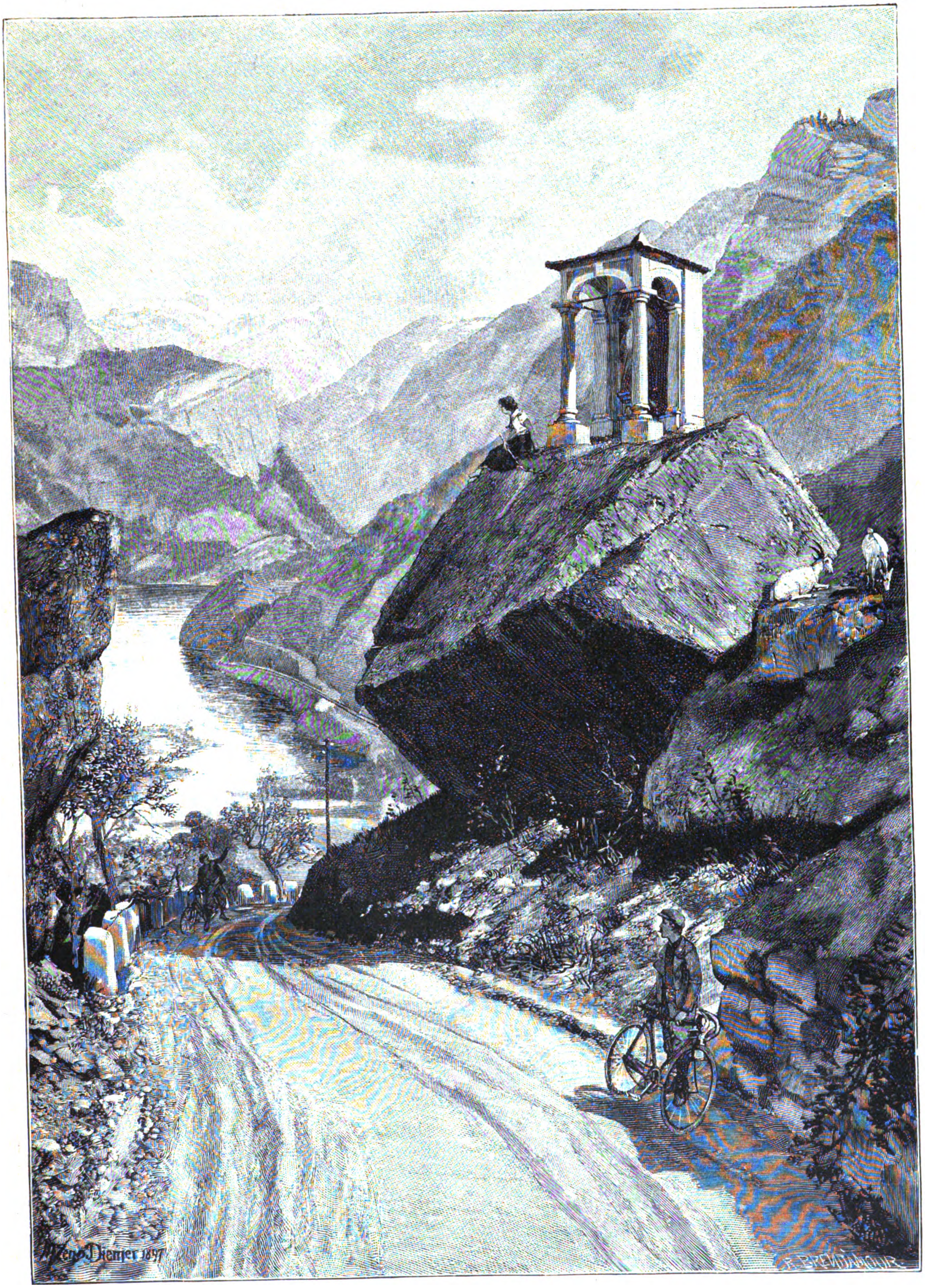
„Na — was studierst du denn so andächtig an mir herum? Willst wohl taxieren, ob ich den Weiberchen noch gefährlich werden kann? Aber sehr, will ich dir sagen! Hab' sie alle am Bändel!"

„Und trotzdem auch noch so viel Glück im Spiel?" zwang sich der ältere Harnack zu scherzen.

„Ich? — Aber ja — natürlich! Das dämliche Sprichwort! Ist ja alles Kaff! Ich pfeife d'rauf! Va banque hier — va banque dort — nur vorwärts!"

„Wenn du dabei nur nicht scheiterst, Reinhold!"

Digitized by Google



Am Loppiosee.

Nach der Natur gezeichnet von M. Zeno Diemer.

Digitized by Google

„Ach, unk' nicht, 's ist wirklich nicht schön anzuhören! Lieber erzähl' mir was von hier, von deinem Leben! Was macht dein Freund Hagedorn?"

Der Ingenieur zuckte die Achseln und machte finstere Augen. „Warum fragst du nach dem?"

„Nun — weil du mir von ihm damals in Hamburg erzählt hast, ihn deinen Dorn im Auge nanntest. Ist er noch hier? Aber er geht jetzt natürlich, nicht wahr?"

„Nein! Er bleibt!"

„Was der Teufel! Bleibt hier? Protegiert ihn wohl gar der englische Neffe, der hier jetzt am Ruder ist?"

„Er bleibt!" wiederholte der Ingenieur als einzige Antwort.

„Na, also dann gehst du?"

„Nein, ich bleibe ebenfalls!"

„Bleibst ebenfalls?" Reinhold goß sich den Rest aus der Sherryflasche in sein Glas und leerte es bedächtig. „Versteh' ich nicht! Ist mir zu hoch! Redest wie 'ne Sphinx. Na, mußt ja wissen, warum du's thust!"

„Du, du meintest wohl," begann der Aeltere zögernd, „wenn ich auch ginge, könnten wir beide, ich und du, es wieder mal zusammen an einem Etablissement versuchen? Oder — oder — Herr von Hofmann hätte dich allerdings nie hierher genommen — er wußte vieles von dir und leider nichts Vorteilhaftes! — aber jetzt, da er tot ist — — vielleicht, wenn ich mit Mr. Whitemore, vor allem mit .... mit .... ich meine, wenn ich für dich redete .... vielleicht, daß du jetzt hier, in der Kolonie Josephsthal, eine passende Stellung finden könntest!"

„Hier? — Ich? — Bist du verrückt?"

Das kam mit einer so unmotivierten Heftigkeit, mit einem so unverhohlenen Ausdruck des Entsetzens heraus, daß Wilhelm Harnack erschrak. Sein Bruder war aufgesprungen, hatte ihm die Frage gleichsam ins Gesicht geschleudert und blitzte ihn aus so verstörten Augen an, als sei ihm eine tödliche Beleidigung mit dieser Zumutung angethan worden. Auch der Aeltere hatte sich unwillkürlich erhoben, der leidenschaftliche Ausbruch seines Bruders war ihm unverständlich, bis ihn der Gedanke einigermaßen beruhigte, daß die große Menge des starken Weines jetzt doch ihre Wirkung übe und den jungen Menschen momentan unzurechnungsfähig mache.

„Wie kannst du so aufgeregt sein?" sagte er beschwichtigend. „Ich meinte ja nur, wenn du dich um eine neue Stellung — du mußt doch irgend eine Beschäftigung —"

„Und ich sag' dir, ich huste auf Stellen und Beschäftigung!" Reinhold sprach immer noch in erregtem Ton. „Hab' ich gar nicht nötig! Geld wie Heu! Brauch' mich von keinem hochnäsigen Chef herumkommandieren zu lassen, um mich bei den verflixten Maschinen und Experimenten halb blödsinnig zu tüfteln. Hol' alles der Henker! Sei du meinetwegen glücklich bei deinem Amtseifer und werde selbst zur Maschine .... ich thu' nicht mehr mit! Ich hatte gehofft, ich würde dich loseisen können hier von deiner gepriesenen Kolonie Josephsthal —"

„Loseisen? Du — mich? Und warum?"

„Weil sich hier alles jetzt geändert hat — weil — oder fesselt dich blöden Schäfer etwa gar die ‚schöne Müllerin'?"

„Von wem sprichst du?"

„Das weißt du doch alleine, also warum das Gefrage? Sie haben sie hier in der Gegend so getauft und nennen sie allesamt mit dem Namen, weil sie doch ihre fünf, sechs Mühlen geerbt hat." Er zog die zweite Flasche zu sich heran und goß sich ein. „Nun — also, mir kann's recht sein — wenn sie so schön ist — — ihr Wohl!"

„Halt, halt — Reinhold! Sieh zu, was du thust! Das ist reiner Arrak!"

„Ach, mach' doch keine Geschichten! Auch der thut mir nichts mehr! Das lernt sich alles, wenn man —"

Er vollendete nicht, trank ein paar tüchtige Züge und schüttelte sich.

„Scharf, aber thut doch gut! Ist dir wohl neu an mir, daß ich so viel vertragen kann? ‚Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken!' Und vor allen Dingen werd' ich dir etwas sagen, weiser Will —" Reinhold knöpfte sich den Rock auf und fuhr sich mit dem Zeigefinger hinter den Hemdkragen, als würde es ihm zu warm im Zimmer — „merk' dir's: das waren kluge Leute, die den Wein und was zu der Sorte gehört, Sorgenbrecher nannten. Nämlich, das ist er wirklich! Kein probateres Mittel auf der Welt, um alle Quälereien hinter sich zu werfen!"

„Hast du denn so besonders viel Sorgen und Quälereien?" fragte der Ingenieur und sah aufmerksam in das Gesicht seines Bruders, das sich lebhaft zu röten und oben an den Haarwurzeln kleine Perltröpfchen zu zeigen begann.

„Na, welcher Mensch hat die denn nicht? Bloß immer auf Rosen und Vergißmeinnicht durchs Leben zu tanzen, das ist doch am Ende nur wenigen beschieden. Und wenn man ein paar Flaschen von dem Sorgenbrecher im Leib hat — siehst du, dann kann man auch schlafen, fest und ungestört, und das will gleichfalls was heißen!"

„Seit wann schläfst du denn schlecht? Du mit deinen vierundzwanzig Jahren? Als wir zusammen drüben im Westfälischen waren, da hab' ich dich des Morgens kaum aus dem Bett bekommen, hab' dich mit Wasser anspritzen müssen! Und abends bist du mir oft mitten im Reden eingeschlafen. Ich bin so viel älter als du, aber wenn ich mich tagüber müde gearbeitet habe, dann fallen mir schon um Zehn, halb Elf die Augen zu —"

„Ja, ja, Prediger in der Wüste! Müde gearbeitet! Natürlich! Gilt wieder mir und meinem Nichtsthun! Triefst ja förmlich von Lebensweisheit! Aber die Zeiten ändern sich eben und mit ihnen die Menschen! Auch ich hab' mich geändert —"

„Nicht zu deinem Vorteil, Hold, laß mich's dir ehrlich sagen! So wie jetzt hab' ich dich doch noch nie — — du trinkst jetzt nicht mehr, Reinhold, keinen Tropfen, sag' ich dir! Gieb die Flasche her!"

Mit einem wüsten Lachen verbarg der Jüngere die Flasche hinter seinem Rücken.

„Glaubst wohl, ich lief' wieder als zweijähriges Baby mit 'm weißen Kinderschürzchen herum, und der große Bruder Will wäre von den Eltern dazu gesetzt, mich zu bemuttern? Nichts da, Freundchen! Das Holdchen geht jetzt seine eigenen Wege, und kuriose Augen würdest du machen, wenn du zuschauen könntest, wie die manchmal aussehen!"

Er setzte statt des Glases die noch halbvolle Flasche an den Mund und trank. Wilhelm stürzte auf ihn zu und suchte ihm die Flasche zu entwinden. Er hatte starke, geschickte Hände und einen eisernen Griff. Mit einem halb unterdrückten Fluch ließ Reinhold endlich los, die Flasche zerbrach, stürzte zu Boden, und der scharfe Geruch des starken Arraks verbreitete sich rasch im Zimmer.

„Tölpel, der du bist! Was haben wir jetzt davon?"

„Besser noch so, als du hättest das Zeug in dich hineingegossen!" entgegnete Wilhelm finster. „Hab' ich dir mit der Flasche die Hand verletzt?"

„Pah, eine kleine Schramme! Nicht der Rede wert!"

„Gieb acht, daß nichts hineinkommt. Laß mich ein reines Tuch herumbinden!"

„Dummes Zeug!" Der junge Mann riß einen feinen, hellseidenen Foulard aus seiner Brusttasche und wickelte ihn rasch um die Linke, deren innere Fläche einen blutenden Riß zeigte.

„Sei nicht eigensinnig, Hold!" bat der Ingenieur jetzt in aufrichtiger Besorgnis. „Laß mich die Wunde wenigstens ansehen. Aus solchen anscheinenden Kleinigkeiten kann so leicht etwas Schlimmes entstehen. Wenn du etwas kaltes Wasser —"

„Hörst du nicht auf der Stelle mit dem Gefasel auf, so geh' ich im Augenblick! Möchtest mir wohl gleich den berühmten Chirurgen der Kolonie Josephsthal herholen, damit er sein Kunststück an mir macht?"

„Doktor Petri ist ein tüchtiger Arzt, über den niemand zu spotten hat!" sagte Harnack ernsthaft. „Wenn er den Baron Hofmann nicht hat retten können, so ist's wahrhaftig nicht seine Schuld gewesen. Es war eben ein hoffnungsloser Fall!"

„Du — — du hast den Baron noch gesehen?" fragte der jüngere Bruder stockend und halb widerwillig, die Augen beharrlich auf das seidene Tuch, das seine linke Hand umschloß, geheftet.

Digitized by Google

„Gewiß, und den Anblick werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen!" Der Ingenieur war ganz in die Erinnerung versenkt, die schwarzen Brauen schoben sich zusammen und bildeten eine einzige Linie auf der Stirn. „Hätte der feige Schuft ihn wenigstens auf der Stelle totgeschossen, es wäre nicht annähernd so entsetzlich gewesen! Aber nun, tagelang wie eine lebendige Leiche dazuliegen, mit diesem wächsernen Totengesicht, die Binde um die Stirn, regungslos wie ein Steinbild hingestreckt, und diese bläulichen Lippen, die sich von Zeit zu Zeit öffneten, um das schauerliche Stöhnen auszustoßen, das jedem, der es anhören mußte, durch Mark und Bein ging — —"

Er redete nicht weiter, denn zufällig, während der letzten Worte, war sein Blick auf den Bruder gefallen, und der stand vor ihm, erdfahl im Gesicht, aus hohlen, stieren Augen ihn anstarrend, mit bebenden Lippen, die keines Wortes mächtig waren —

„Reinhold! Um Gott! Was fehlt dir? Das kommt von diesem unvernünftigen Trinken! Oder ist etwa die Schnittwunde in der Hand —"

Er kam dicht an ihn heran, aber der andere schob ihn unsanft zurück.

„Nichts — gar nichts, was soll mir denn fehlen? Es ist bloß . . . wie du einem so gräßliche Dinge erzählen kannst! Ich kann so was nun mal nicht anhören! Schon als Kind hab' ich das nie gekonnt — du wirst dich besinnen . . . . so besinn' dich doch — ich hab' es nie vertragen können!"

Wilhelm besann sich freilich nicht darauf, aber er nickte, um den noch immer gänzlich Verstörten zu beruhigen.

„Siehst du! Also du erinnerst dich! Nur gut, daß du dich erinnerst, Will. Mir ist's bis auf die neunte Haut gegangen, pfui, ich werd' das Bild nicht mehr los!" Ein Schauer packte und schüttelte ihn, während er sprach. Er wickelte hastig das Tuch von der Hand und trocknete sich die Stirn, auf welcher der Schweiß in großen Tropfen stand.

„Wenn du schon von meiner Schilderung so mitgenommen wirst, so dank' dem Schicksal, das dir solchen Anblick ersparte; ich werd' ihn nie vergessen. Und zu denken, daß es dem Staatsanwalt und den Richtern immer noch nicht gelungen ist, den Mörder zu ergreifen, so große Mühe sie sich auch geben — — Willst du fortgehen, Reinhold?"

„Allerdings! Da du mich von nichts anderem zu unterhalten weißt als von Mördern, lebendig Toten und Staatsanwälten — "

„Mein Gott, es ist doch natürlich, daß man an einem Ort, wo vor kurzem ein so schweres Verbrechen begangen worden ist, darüber spricht — ich noch dazu, der ich so nahe beteiligt bin —"

„Du? Beteiligt?"

„Nun ich war doch Herrn von Hofmanns erster Beamter, sein Vertrauter in allen Dingen, er hat mich oft seine rechte Hand genannt, und ich bin das auch gewesen. In der ganzen Kolonie stand ihm kein einziger so nahe wie ich!"

„Schön — ja, ich glaub' es! — Also — adieu denn!"

„Du willst wirklich fort?"

„Und zwar so rasch als möglich."

„Und wann seh' ich dich wieder?"

„Ich — das — ich weiß noch nicht — ich schreib' dir vielleicht — oder — oder du hörst sonstwie von mir. Das findet sich ja alles!"

„Und du bist wirklich ausreichend mit Geld —"

„Ja, genug — übergenug! Laß nur, laß — ich finde den Weg — darfst nicht mit mir kommen —"

Der Ingenieur ließ es sich nicht nehmen, den Bruder dennoch hinunterzubegleiten. Er hätte noch viel zu sagen und zu fragen gehabt, bei der offenbaren Verstörtheit des Trunkenen unterließ er es aber. Ein paar hastige Abschiedsworte .... ein kaum fühlbarer, scheuer Händedruck . . . . und nach einer Minute war Wilhelm Harnack wieder oben in seinem einsamen Zimmer, wo die zertrümmerte Flasche am Fußboden lag und ein widerlicher, betäubender Dunst die Luft erfüllte. Er riß die Fenster auf und beseitigte die Scherben. Als er sich hinauslehnte, um nach dem Bruder zu sehen, war dieser bereits im Dunkel verschwunden.

13.

Waldweben! Man konnte es nicht Wind nennen, was da so lind durch die Bäume strich; wie ein Säuseln war's, wie ein wohliges, sanftes Atemholen des Waldes, der lange in der Erstarrung gelegen hatte und nun aufgewacht war zu neuem Leben. Er konnte dankbar sein, der Wald — viel, viel hatte der Lenz für ihn gethan, hatte goldene Sonnenstrahlen geschickt, die das Eis tauen ließen und den Schnee schmolzen, hatte warme, fächelnde Luft gespendet und stundenlangen milden Regen. Nun trieb, nun wuchs es mit aller Macht, überhauchte mit zartem Grün den Erdboden, die Zweige und Aeste; es hing weiche, schaukelnde Weidenkätzchen an die geschmeidigen Aeste, rollte all die aneinandergedrückten Triebe zu krausen, kleinen Blättern auf und drang vor bis ins Herz des Waldes, die tiefe Einsamkeit zu schmücken.

Die Anemonen, die Windröschen blühten hier zu Hunderten, um den Fuß alter Linden und Buchen geschart; Maiblumen waren üppig emporgeschossen, da und dort grüßten aus ihrer grünen Hülle die weißen Glöckchen. Erquickender Duft stieg auf von dieser jungen, üppig emporschießenden Blumenwelt. Frisches lichtes Grün wiegte sich an den Bäumen im Sonnenlicht, und in den Zweigen hüpfte und flatterte es und sang werbende Liebeslieder; emsig bauten die Vögel unterm schützenden Blätterdach ihr Nestchen, während buntstrahlende Schmetterlinge hinauf in die blaue Luft schwebten.

Die breiten Wege, die Schneisen, die sich durch die sorgsam gehegten Forste ziehen, nehmen hier ein Ende. Ein schmaler Pfad nur windet sich aufwärts zwischen Brombeergestrüpp und Himbeerbüschen. An ihnen hängt noch der Morgentau in klaren Tropfen, denn die Sonne ist noch nicht bis hierher gedrungen, sie kommt erst gegen Mittag.

Von dem letzten Ausläufer des breiten, gebahnten Weges her ertönt ein Wiehern und Schnaufen. Ein Pferd wird sichtbar, ein zweites, und ein gutes Stück hinter den beiden ein drittes. Die arabische Schimmelstute macht den Anfang. Sie hat schlanken Trab gehen müssen bis hierher, einmal sogar kurzen Jagdgalopp; sie hat nichts dawider, jetzt so sacht zu schreiten. Sie käut ab und wirft den Kopf, daß die weißen Schaumflocken fliegen; der spiegelglatte, feingebogene Hals, den die Hand der Reiterin beruhigend klopft, hebt und senkt sich kokett mit dem zierlich aufgesetzten Köpfchen, und die Füße setzen sich tänzelnd und werfen sich aus dem Gelenk vor, als ob die Stute den spanischen Schritt ausführen wolle.

Der lichte Braune, der hinter ihr dreingeht, bekommt Lust, das nachzuahmen, darf aber nicht und muß es im Lauf dieser letztvergangenen Stunde zum vierten-, fünftenmal fühlen, daß er einen sehr exakten Reiter trägt, der wohl seinen eigenen Willen durchsetzt, die Launen seines Pferdes aber nicht zu dulden geneigt ist. Es gab sogar beim Aufsitzen einen kleinen Kampf, der Braune hatte lange gestanden und wollte doch zeigen, daß er Temperament besaß; aber in zwei Minuten merkte er, wer hier zu regieren hatte.

Tommy, des verstorbenen Baron Hofmann englischer Groom, der in gemessener Distanz folgte, hatte seine stille Genugthuung an beiden Reitern. Namentlich an dem Herrn. Tommy war Trainer gewesen, auch Jockey, er verstand sich auf seine Sache. Dieser Mister Hagedorn war ihm eine wahre Augenweide: leicht in der Hand — der Lichtbraune zeigte nicht einen Schweißtropfen und war so frisch, als sei er eben erst aus dem Stall gekommen — elegant im Sitz und vollkommen stilgerecht in der Haltung, mit dem unnachahmlichen Chic des gewiegten Herrenreiters, der sattelgerecht ist und sich auf jede Gangart versteht. Tommy würde gern einmal mit Mister Hagedorn über Pferde ins Gespräch kommen, noch lieber ihn freilich bei einem Hindernisrennen sehen, auf einem so tadellosen Vollblut, wie er, der Jockey, sie früher „in der Mache" gehabt hatte — — das müßte ein Anblick sein!

Auch die Miß — das deutsche „Baroneß" wollte dem Engländer schwer über die Zunge — saß korrekt im Sattel und regierte ihre „Primrose" sicher und anmutig; was nicht immer leicht war, denn „Primrose" hatte Capricen, war nervös und wurde leicht scheu; Mister Hagedorn hatte schon ein paarmal seine Hand ausgestreckt und die Schimmelstute bei der Kinnkette genommen.

Digitized by Google

Die tanzenden Sonnenlichter, die goldig über Alix' Gestalt hingegaukelt waren und ihr Haar unter dem niedrigen schwarzen Hütchen aufglühen ließen, folgten den Reitern nicht mehr bis hierher, lichtgrüne Dämmerung wob nun ihre Schleier um sie. Die jungen Leute hatten zuvor die Pferde tüchtig ausgreifen lassen, dazwischen lebhaft miteinander geplaudert; nun schwiegen sie beide, wie auf Verabredung, und lauschten dem Herzklopfen des Waldes. Ein junges Reh tauchte rechts von ihnen im Gebüsch auf, duckte sich einen Augenblick, blieb dann stehen und äugte herüber. Deutlich waren die klaren Lichter zu erkennen, wie es stand und witterte, bis es plötzlich mit zwei, drei hastigen Sprüngen verschwand. Die Farnwedel und hochgeschossenen Gräser, zwischen denen es gestanden hatte, zitterten und wankten noch eine ganze Weile.

„Haben Sie gesehen?" fragte Hagedorn lächelnd, mit halber Stimme.

Alix nickte. „Das wunderhübsche kleine Tier! Sehen Sie, für die Jagdpassion habe ich nun gar kein Verständnis, obgleich ich gestehen muß, daß mir Wildbret gut schmeckt. Aber hinter einem wehrlosen Geschöpf her sein und alle Listen anwenden, um es zu töten — — — nein, ich könnte es nicht! Aber, bitte, sollen wir hier noch weiter? Der Weg ist so schmal, und hier verliert er sich ganz . . . . müssen wir denn nicht umkehren?"

„Wenn Sie die Aussicht sehen wollen, von der ich Ihnen sprach, nicht. Es ist allerdings kein regelrechter Weg da, aber man kommt doch durch. Ganz zuletzt werden wir wohl absteigen müssen. Lassen Sie ‚Primrose' links gehen und geben ihr, bitte, die Zügel etwas freier; sie verträgt es nicht, so kurz gehalten zu werden."

Alix gehorchte schweigend.

„Ist es nicht merkwürdig und traurig," begann sie von neuem, „daß ich mich auf dem Grund und Boden, der meine Heimat ist, so gar nicht zurechtfinde? Daß Sie mir hübsche Aussichtspunkte zeigen, mir die Wege weisen müssen, während es umgekehrt sein sollte?"

„Es hat wohl nicht an Ihnen gelegen, daß es so kam?"

Alix schüttelte den Kopf. „Papa wollte mich nicht hier in Josephsthal haben. Er konnte mich nicht brauchen. Er baute viel, hatte immerzu neue Projekte und Ideen, da fand er keine Zeit für mich, und so bin ich meiner Heimat eigentlich entfremdet."

„Sie werden sich wieder heimisch machen, einleben! Wenn man so jung ist, fällt das nicht so schwer, und Sie lieben ja Ihre Heimat, das sehe ich!"

„Primrose" bekam einen lang herabhängenden, geschmeidigen Birkenzweig ins Gesicht und prallte zurück. Sie schnob hörbar und begann hinter sich zu treten. Doch Alix verlor nicht die Fassung.

„Sehen Sie, so empfindlich ist sie gleich! Nein, bitte, lassen Sie" — Hagedorn hatte die Hand nach dem Zügel ausgestreckt — „ich muß doch allein mit ihr zurechtkommen, und solche Unarten dürfen ihr nicht ungestraft durchgehen!"

Er blieb ein wenig zurück und sah beifällig zu, wie Alix das aufgeregte Pferd meisterte. Sie sprach zu ihm, klopfte ihm beruhigend den schlanken Hals, hob sich leicht im Sattel und bekam schließlich die Stute so weit, daß sie nahe an dem schaukelnden Birkenzweig, der sie so erschreckt hatte, vorüberging und nur durch beschleunigtes Atmen, das ihr die Nüstern blähte, ihre innere Erregung zeigte.

Alix, deren Gesicht sich während der Anstrengung leicht gerötet hatte, wandte sich im Sattel zurück und sagte plötzlich:

„Sie haben mir übrigens noch kein Wort darüber gesagt, wie Ihnen Ihre neue Stellung gefällt!"

„Nein," entgegnete Raimund einigermaßen zerknirscht, „das that ich nicht, und Sie haben es mir selbstverständlich als schreienden Undank ausgelegt!"

„Gar nicht! Sie mußten sich ja erst einarbeiten — zurechtfinden, Ihre Umgebung kennenlernen, ehe Sie sich ein Urteil bilden konnten. Ich habe absichtlich nicht früher danach gefragt."

„Aber jetzt möchten Sie es wissen?"

„Natürlich möchte ich!"

„Und ich soll die reine, ungeschminkte Wahrheit sagen?"

„Darum bitte ich!"

„Also denn" — er lenkte sein Pferd, so gut es auf dem schmalen, holperigen Wege gehen wollte, neben das ihre und hielt den Blick auf die Zügel gerichtet, wie wenn er sehr achtsam darauf sein müsse. „Ich kann gegen den Direktor und gegen die andern Beamten, mit denen ich zu thun habe, nichts sagen, sie sind höflich und sogar rücksichtsvoll gegen mich, denn von meinen kaufmännischen Leistungen werden sie schwerlich sehr entzückt sein. Niemand chikaniert mich, aber — —"

„Aber?" wiederholte Alix lächelnd.

„Aber," der junge Mann hob leicht die Achseln, „ich bin eben leider ich — und bleibe es! Ich habe meine Musikleidenschaft von einem Comptoirsessel auf den andern mitgenommen, und da sitze ich nun fest mit ihr, und alle herzliche Dankbarkeit für die mir erwiesene gütige Fürsorge hilft mir darüber nicht weg!"

„Ja," sagte Alix gedankenvoll, „das kann ich mir sehr gut denken — wie könnte es eigentlich auch anders sein?"

„Baroneß sind zu gütig —"

„Wo in aller Welt ist dabei meine Güte? Etwas Verständnis für Ihre Situation — das ist alles! Ueberdies wünschte ich, Sie sagten nicht ‚Baroneß' zu mir! Das klingt so ungeheuer förmlich, und wir sind doch Verwandte!"

„Gnädiges Fräulein also?"

„Auch nicht! Finden Sie, daß das besser oder weniger ceremoniell klingt? Können Sie mich nicht einfach beim Vornamen nennen?"

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mir das zu gestatten. Dann würde ich aber Alexandra sagen, denn verstümmelte Namen mag ich nicht!"

„Gut! Und ich nenne Sie Raimund!"

Auch das noch! sagte sich Hagedorn mit einer Art bittern Humors. Wenn ich nicht wüßte, daß all dies freundliche Entgegenkommen nichts wie ein Pflaster auf die Wunde ist, die ich so unvorsichtig war, ihr zu entdecken — ich könnte mir wahrhaftig einiges darauf zu gute thun!

Der Weg wurde jetzt so eng, daß die beiden Pferde nicht mehr nebeneinander bleiben konnten. Hier stand Laub- und Nadelholz wahllos gemischt, die dunkle ernste Tanne neben der weißstämmigen, zierlichen Birke, die blaugrüne Kiefer neben der lichtgrünen Buche, die hochaufgeschossene Lärche, umrahmt von schlanken Eschen. Schon blitzte da und dort zwischen den Baumstämmen der Wasserspiegel auf.

„Hier müssen wir absteigen, Cousine!" sagte Hagedorn, indem er von seinem Braunen heruntersprang. „Ich darf Ihnen wohl helfen!"

Nicht eine Sekunde länger, als nötig war, hielt er die schmiegsame Mädchengestalt in den Armen, aber doch ging ein heißer Schauer über ihn hin, als er sie vorsichtig zu Boden gleiten ließ.

„Halten Sie die Pferde, Tommy!" sagte Alix, über die Schulter zurückgewendet, zu dem Reitknecht, dann stieg sie an des jungen Mannes Seite vollends die leichte Anhöhe empor.

Sie hatten es nicht weit mehr, aber es war ein beschwerliches Gehen zwischen den hier sehr dicht stehenden Bäumen hindurch. Tief versank der Schritt in dem Blätterlager, das vergangene Herbste aufgehäuft, und dennoch mühte sich die junge Vegetation, auch hier das Alte, das Ueberlebte zu verdrängen und sich siegreich zu behaupten. Junger Graswuchs sammelte sich dicht um die Baumstämme, weiche, tiefgrüne Moospolster breiteten sich über bloßliegendes Wurzelgeflecht. Nun standen sie oben. Sonnenüberschienen lag das Haff; auf seinen sanft gekräuselten Wellen tanzten Goldfunken auf und nieder. Gleich einem weißen hingeschlängelten Band flimmerte drüben die Nehrung, auf der man die kleinen Ortschaften deutlich liegen sah; aus manchen Häuschen stiegen Rauchwölkchen zum klaren Himmel aufwärts. Da und dort schaukelte ein Kahn über die leicht bewegte Wasserfläche, kleine weiße Segel tauchten gleich Schwänen hinauf und hinab, und drunten auf dem schmalen Streifen Strand, zu dem der Wald hier ziemlich steil abfiel, gingen ein paar flachsköpfige Kinder umher und lasen Muscheln und Steinchen auf.

Digitized by Google

Der junge Seemann.
Nach dem Gemälde von O. Kirberg.

„Wie schön!“ sagte Alix und sog durch die halboffenen Lippen die feuchte, weiche Frühlingsluft ein.

„Nicht wahr!“ fragte ihr Begleiter zurück. „Aber Baroneß — — Pardon, Alexandra, Sie müßten einmal zum Sonnenuntergange hier sein! Der ist schöner noch als am Meer, weil wir hier durch die Nehrung, die sich davorschiebt, die doppelte Spiegelung haben, und das giebt einen Farbenschmelz, eine Glut und Pracht, daß man mitten in den Süden hinein sich versetzt fühlt. Wenn die Damen nicht seekrank zu werden fürchten, fahre ich Sie und Frau von Sperber einmal dort hinüber — mit dem Ruderboot, wenn Ihnen das sicherer ist, noch lieber freilich thät' ich's mit dem Segel!“

„Natürlich! Für Frau von Sperber kann ich nicht einstehen, aber ich bin ganz seetüchtig. Ich würde auch lieber segeln! Was sind das für Kinder dort unten?“

Raimund bog sich hastig vor, um besser sehen zu können. „Gewiß aus einem von den Dörfern hier weiter unten — aus der Kolonie Josephsthal sind sie keinesfalls!“

„Sie kennen wohl viele von den Josephsthaler Kindern?“

„Beinahe alle, wenigstens dem Ansehen nach. Das beruht darauf, daß die kleine Bande mich kennt, wahrscheinlich vom Zweirad her. Ich genieße eine Art von Popularität wenigstens bei diesem Teil der Bevölkerung; mancher semmelblonde Wicht, der kaum laufen und reden kann, schreit mir, wenn ich des Weges daherkomme, sein: Tag, Herr Hagedorn! zu.“

„Und diese Art von Beliebtheit ist Ihnen angenehm, nicht wahr?“

„Eigentlich ja! Ich habe Kinder gern, und es macht mir Spaß, sie zu beobachten. Der künftige Mensch mit seinen Zu- und Abneigungen kommt in den kleinen Geschöpfen oft in der drolligsten Weise zum Vorschein, und das hat auch seine ernste Seite. Man macht da so nebenher seine psychologischen Studien!“

„Ich wäre Ihnen dankbar,“ sagte Alix nach einem leichten Zögern, „wenn Sie, der Sie doch schon seit längerer Zeit hier und gewiß ein ganz guter Beobachter sind — bitte, dies nicht als ein Kompliment aufzufassen, es ist durchaus nicht so gemeint! — wenn Sie mir also einigen Aufschluß über die Leute, aus denen sich die Fabrikbevölkerung zusammensetzt, geben wollten. Sind sie gutartig, leicht oder schwer zu lenken?“

Raimund wiegte zweifelnd den Kopf. „Das läßt sich nicht so ohne weiteres beantworten. Unter einen einzigen Gesichtspunkt lassen sich mehrere hundert Arbeiter absolut nicht bringen. Ich finde, man geht heutzutage darin vielfach zu weit. Eines freilich pflegt überall zuzutreffen: der gute Geist unter den Leuten hängt wesentlich davon ab, ob gute oder schlechte führende Elemente vorhanden sind.“

„Selbstverständlich! Und wie verhält es sich nun damit hier bei uns in Josephsthal?“

„Im ganzen genommen günstig. Ihr Herr Vater hatte für bedenkliche Elemente, die sich einfanden, einen sehr raschen, sichern Blick und einen erbarmungslosen Griff, sie alsbald zu entfernen. Da war vor kurzer Zeit zum Beispiel hier ein Monteur — Kraßna hieß er, von Geburt ein Pole — ein tüchtiger Arbeiter, brachte gute Zeugnisse, fing aber an zu hetzen, kleine Broschüren auszuleihen, Winke zu geben, da und dort hätten es die Leute besser, schließlich enthüllte er sich geradezu als Anarchist, und sobald Ihr Vater davon erfuhr, wurde er entlassen. Allzuviel Boden hatte er nicht hier gewonnen; im allgemeinen erhitzt sich der hiesige Menschenschlag nur schwer. Aber eine kleine Gemeinde hatte der Pole doch schon; es giebt ja immer Leute, die unzufrieden sind, namentlich unter den jungen, unverheirateten Männern; die Familienväter sind vorsichtiger, weil für sie zuviel auf dem Spiel steht!“

„Und dieser Kraßna — wo ist er geblieben? Was ist, nachdem mein Vater ihn entlassen hatte, aus ihm geworden?“

Alix fragte das mit einer so gepreßten Stimme, als sei ihr der Atem plötzlich ausgegangen. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und die Hand, mit der sie in die Falten ihres schwarzen Reitkleides griff, zitterte.

Raimund Hagedorn begriff sie auf der Stelle und schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, nein, Cousine, was Sie denken, trifft nicht zu. Kraßna blieb nach seiner Entlassung noch kurze Zeit in der hiesigen Gegend, wandte sich dann nach Mecklenburg und nahm dort eine Stelle an. Man hat ihn nach — nach dem Unglück sogar gerichtlich vernommen, er hat aber ein so vollkommen glattes Alibi nachweisen können, daß jeder Verdacht sofort weggefallen ist. Was ich jedoch glaube, ist, daß Kraßna der Schreiber der anonymen Briefe war, die Ihr Herr Vater erhalten hat. Zwar mangelt auch dafür jeder Beweis, zumal außer Baron Hofmann niemand diese Briefe hat prüfen und lesen können .... aber nach allem, was ich von diesem Menschen sah und hörte, möchte ich wetten, daß er der Verfasser dieser Schriftstücke ist!“

„Und man hat ihn nicht in Untersuchungshaft genommen?“

„Einen einzigen Tag nur. Sein Alibi war, wie gesagt, nicht zu beanstanden; er hatte wenigstens acht oder neun Zeugen, die sämtlich zu seinen Gunsten aussagten!“

„Wissen Sie, Raimund“ — Alix sprach den Namen nur zögernd — „daß auch ich einen anonymen Brief vor einiger Zeit empfing?“

„Keine Silbe! Wann ist das gewesen?“

„An dem Tage, als Sie mir Ihren ersten Besuch machten, mir Ihre Lebensgeschichte erzählten!“

„Und der Inhalt?“

„Die Drohung, ich könnte das Los meines Vaters teilen, wenn ich die berechtigten Forderungen der Arbeiter nicht erfüllte!“

„Was haben Sie mit dem Briefe gethan?“

„Ich habe von ihm dem Justizrat Ueberweg, sowie dem Staatsanwalt und Untersuchungsrichter Mitteilung gemacht; sie wollten alles thun, um den Urheber zu ermitteln. Das scheint ihnen indessen nicht gelungen zu sein; sie hätten es mich sonst doch wohl wissen lassen!“

„Und nahmen die Herren den Versuch des Schreibers, sich als Anwalt der Arbeiter aufzuspielen, ernst?“

„Ich selbst hielt diesen Versuch für ein Manöver. Aber veranlaßt hat mich der Brief doch, über die Lage meiner Arbeiter nachzudenken. Ich ließ eine Art Komitee zusammentreten, die Direktoren der verschiedenen Werke, die obersten Ingenieure. Mein Vetter Cecil Whitemore präsidierte. Ich legte den Herren ernstlich und dringlich die Frage vor, ob Aenderungen, Verbesserungen bei den Arbeitern geboten seien, ob die Leute anderswo bei ähnlichen Unternehmungen besseren Lohn erhielten, mit einem Wort, ob das Verlangen dieses Anonymus irgendwie gerechtfertigt sei!“

„Und die Herren antworteten Ihnen mit Nein!“

„Mit Nein — und zwar einstimmig und einmütig, ohne eine einzige abweichende Meinung — sogar ohne Zaudern. Ich möchte wissen, welches Ihre Ansicht über diese Sache wäre!“

Raimund wandte der Sprecherin voll sein offenes, einnehmendes Gesicht zu.

„Ich spreche als Laie — als Dilettant gewissermaßen, müssen Sie bedenken, nicht als Sachverständiger. Insofern hat meine Aussage keine Bedeutung. Rede ich als Mensch zum Menschen ....“

„Nun, dann?“

„Dann habe ich zu konstatieren, daß es ungünstiger situierte Arbeiter giebt als die Josephsthaler, aber auch günstiger gestellte, daß der hiesige Arbeiter unter normalen Verhältnissen, wenn er fleißig und nüchtern ist, auskommen kann, ganz entschieden sogar .... daß aber die Einrichtungen, die für Ausnahmefälle da sind: für Krankheit, ungewöhnlich zahlreiche Familie, längere Arbeitsunfähigkeit und so fort, daß hier diese Einrichtungen mir, nach meiner Idee, teilweise unvollkommen, teilweise auch zu knapp geraten erscheinen, und daß eben auf diesem Gebiet Abhilfe, vielmehr Erweiterung und Verbesserung der bestehenden Verhältnisse, ein großer Segen sein würde!“

Alix hatte mit einem Anteil zugehört, der ihre Augen im intensivsten Blau leuchten ließ. Sie reichte Hagedorn freimütig die Hand hin.

„Ich bin Ihnen dankbar dafür, wenn Sie mir sagen,

Digitized by Google

was Sie denken — Sie sollen das immer thun, ich bitte Sie darum! Ich habe den ernstlichen guten Willen, den Leuten zu helfen, allmählich hier und da Reformen einzuführen, und ich hoffe, mit der Zeit soll mir das gelingen. Es beruhigt mich so, daß Sie doch auch sagen, die Arbeiter sind hier so gestellt, daß sie unter normalen Verhältnissen mit ihrem Lohn auskommen können."

„Sie dürfen meinen Worten kein großes Gewicht beimessen, ich sagte Ihnen ja, was ich auf diesem Gebiet nur sein will und kann —"

„Ein Dilettant, jawohl, ich weiß! Jedenfalls aber einer, der sich sein menschlich fühlendes Herz bewahrt hat, während ich den andern Herren gegenüber doch das Gefühl hatte, als sei ihnen das im Lauf der Zeit vor lauter Geschäftskenntnis und Amtseifer ein wenig abhanden gekommen. — Ich wollte auch so gern persönlich nach meinen Kräften eingreifen, den Leuten allgemach nähertreten — dazu schienen mir ihre Frauen und Kinder das beste Verbindungsmittel, ich dachte daran, den Kindern zunächst irgend ein Fest zu geben, ein Maifest zur Pfingstzeit zum Beispiel —"

„Ein glücklicher Gedanke, an dessen Ausführung Sie niemand hindern wird!"

„Doch! Die Herren waren, als ich die Idee nur andeutete, eigentlich alle dagegen. Namentlich Herr Oberingenieur Harnack protestierte lebhaft."

„So?" Raimund zog die Brauen hoch. „Und welche Gründe gab er an?"

„Er sagte, diese Idee mache meinem edlen Herzen — so drückte er sich aus — alle Ehre, wäre aber bedenklich in ihren Folgen. Wüßten erst die Leute, die er, Ingenieur Harnack, sehr genau zu kennen und richtig zu beurteilen behauptet, daß seitens des Besitzers der Kolonie Josephsthal Geld zu überflüssigen Dingen, zu Vergnügungen und Spielen für sie vorhanden sei, so wäre Thor und Thür geöffnet, sie würden mit hundert Bitten, Vorschlägen, Wünschen anrücken und dies damit begründen: das seien lauter notwendige Dinge, die die Herrschaft verpflichtet sei, ihnen zu gewähren, da sie sogar für einen bloßen Zeitvertreib eine größere Summe geopfert habe. Jetzt wissen die Leute genau, sie haben nichts zu fordern, sie haben sich nicht zu beklagen, sie müssen selbst Rat und Abhilfe schaffen; in ganz besonders schwierigen Fällen dürfen sie sich höchstens an ihren Direktor wenden, niemals an den Chef der Werke. Der Chef muß oberhalb und außerhalb dieser Dinge stehen, wie es bisher der Fall gewesen ist!"

„Mit nichten! Das ist eine total falsche Auffassung, der ich widersprechen muß!" rief Raimund eifrig. „Die Sachlage war allerdings so, wie Harnack sie Ihnen geschildert hat, aber sie bestand zu Unrecht — Verzeihung, wenn dies einen Tadel für Ihren Vater enthält — und wohl demjenigen, dem die Macht und die Mittel gegeben sind, bestehende Verhältnisse, die ihm unzureichend erscheinen, zu heben und zu bessern! Daß Ingenieur Harnack die Josephsthaler Arbeiter so sehr gut kennt, bestreite ich durchaus. Ihre Leistungsfähigkeit kennt und beurteilt er ja richtig, von ihren Charakteren, ihrer Lebensauffassung weiß er nichts. Das Sprichwort, wem man den kleinen Finger hinreiche, der greife alsbald nach der ganzen Hand, es würde hier nicht zutreffen. Die Leute würden sich freuen, wenn man ihren Kindern ein Fest gäbe und noch lange nicht für sich die Folgerung daraus ziehen, mit unverschämten Forderungen zu kommen, und wenn einzelne dreist genug dazu sein sollten, so muß man sie eben in ihre Schranken zurückweisen. Warum an den Menschen beständig zweifeln, ihnen unbedingt Schlechtes zutrauen? Ich glaube an das Gute in ihnen, und wer sie da zu fassen versteht, wo sie, die meisten von ihnen wenigstens, am selbstlosesten und am tiefsten empfinden: ihren Kindern gegenüber — der wird nicht umsonst an dies Gute appellieren und wird seine Freude daran erleben."

Alix atmete hoch auf.

„Ich war, trotz des Widerspruchs, den ich erfuhr, doch gesonnen, bei meiner ursprünglichen Idee zu bleiben — jetzt bin ich fest darin. Ob ich etwas ausrichten werde und was, das muß die Zukunft lehren, ich kann nur immer wieder sagen: Ich will — ich will!"

Sie war schön, wie sie das sagte, ihr Gesicht so durchleuchtet von Energie und Entschlossenheit, daß Hagedorn ihre herabhängende Hand nahm und feurig küßte. Gleich darauf trat er, ärgerlich auf sich selbst, zurück, seine impulsive Natur hatte ihn wieder einmal fortgerissen.

„Ueberschätzen Sie nur nicht, was ich da eben gesagt habe," brach er ab in gezwungenem Ton und sah an ihr vorbei auf das sonnenüberblitzte, leise wogende Wasser, „Sie sind klug und entschlossen genug, um allein Ihren Weg vor sich zu sehen —"

„Doch nicht, ich sagte es Ihnen ja! Und ich wollte Sie gerade zu meinem Bundesgenossen werben!"

Das kam so einfach und warm heraus, daß Raimund von neuem im Begriff stand, sich fortreißen zu lassen — er nahm sich aber zusammen.

„Sie dürfen nicht vergessen, Cousine, daß das Interesse für den Arbeiterstand, die sogenannte soziale Frage, meinem eigentlichen Lebenselement ganz fern liegt. Jetzt rede ich wohl darüber, aber sechs Takte aus der Neunten Symphonie, und ich weiß kein einziges Wort mehr davon!"

Wenn es in seiner Absicht gelegen hatte, das stolze Mädchen zu verletzen, so war ihm dies gelungen. Eben noch hatte er so eifrig und überzeugt gesprochen, so voll Begeisterung ihre Hand geküßt, sie hatte geglaubt, die Sache interessiere ihn wirklich, sie hatte auch glauben müssen, ihre Persönlichkeit komme dabei mit ins Spiel, und es lag so nahe, das zu denken. Sie war durch Erfolge verwöhnt, wußte, daß sie den Männern gefiel, auch ohne den goldenen Hintergrund gefallen konnte, und dies Bewußtsein ließ sie mit jener unbefangenen Sicherheit auftreten, die ihre Wurzel in einem stark entwickelten Selbstgefühl hat. Wenn ihr Raimund Hagedorn gefiel — und sie machte sich selbst gegenüber kein Hehl daraus, daß dies in ungewöhnlichem Maße der Fall war — so nahm sie als etwas Selbstverständliches an, daß dies auf Gegenseitigkeit beruhe, daß es ihn erfreue und beglücke, in ihre Nähe gezogen zu werden, und daß nur seine Stellung ihm den unliebsamen Zwang auferlege, warten zu müssen, bis sie jedesmal die Initiative ergriff und ihn zu sich entbot.

Und nun gab er ihr unverhohlen zu verstehen, daß er über ein paar Takten schöner Musik nicht nur die Fragen, die sie interessierten, nein, wohl auch sie selbst ohne weiteres zu vergessen imstande sei!

Alix warf leicht den Kopf hoch, und in ihr vor Unwillen errötendes Gesicht trat der hochmütig verächtliche Zug, den ihre Verehrer gut genug an Baroneß Hofmann kannten. Ganz „Diana von Versailles", wie sie da stand und mit der Reitpeitsche in kurzen Zwischenräumen gegen den nächsten Baum schlug!

Raimund sah mit einem einzigen Blick, was er angerichtet hatte. Ein heißer, beschämender Schreck stürzte gleichsam über sein Herz her, gleich darauf aber wappnete sich dies Herz in Trotz: es war gut so! Was sollte dies Einvernehmen zwischen ihm und der reizenden Cousine, das immer mehr Anlaß zu Verabredungen, Begegnungen bot, immer heftiger eine Flamme schürte, die ihm schon im ersten Aufflackern bedenklich erschienen war! Es that ihm weh, sie beleidigt zu haben; lieber aber noch das als das gefährliche Spiel, das seine ohnehin schon schlimme Lage noch erschwerte!

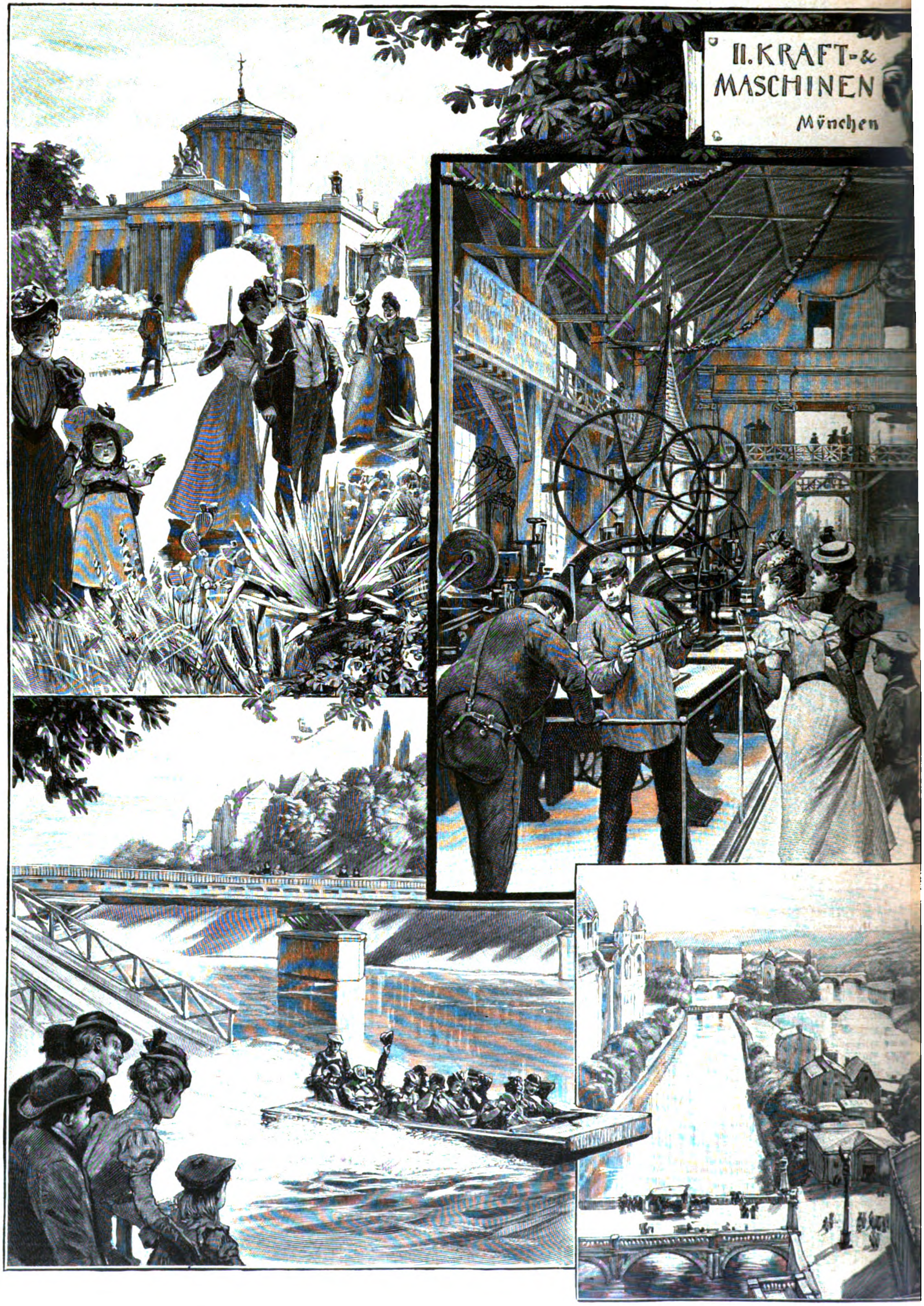
Er sagte also nichts, kein versöhnendes oder entschuldigendes Wort; daß seine Augen Abbitte thaten, und zwar sehr sprechend und deutlich, das kam ihm nicht zum Bewußtsein.

Ueber den beiden raschelte es, im jungen Frühlingslaub bebte und schwankte ein Aestchen. Eine Schwarzamsel saß darauf und schickte ihr kleines Lied in die lachende, sonnige Welt hinein. Sie lockte die Gefährtin, lockte immer wieder, mit kurz anhebendem, sehnsüchtig ausklingendem Laut, daß es klang wie „Komm' — komm' — o komm'!"

Die zwei Menschen, die da regungslos unter der jungen, mit zartgrünen Blättchen behangenen Buche standen, störten den kleinen Sänger nicht. Sie sprachen ja kein Wort, sie machten keine Bewegung, aber alle beide hörten sie, verstanden sie den lockenden, werbenden Liebeslaut: „Komm'! Komm'! O — komm'!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Garten- und Blumenausstellung.
Wasserrutschbahn.

Maschin
Blick von der Plat

Bilder von der II. Münchener Kraf

Nach dem Leben ge

Digitized by Google

ahalle.
:orm des Turmes.

Vor der Restaurationshalle.
In der Schuhmanufaktur.

ſt- und Arbeitsmaſchinenausſtellung.

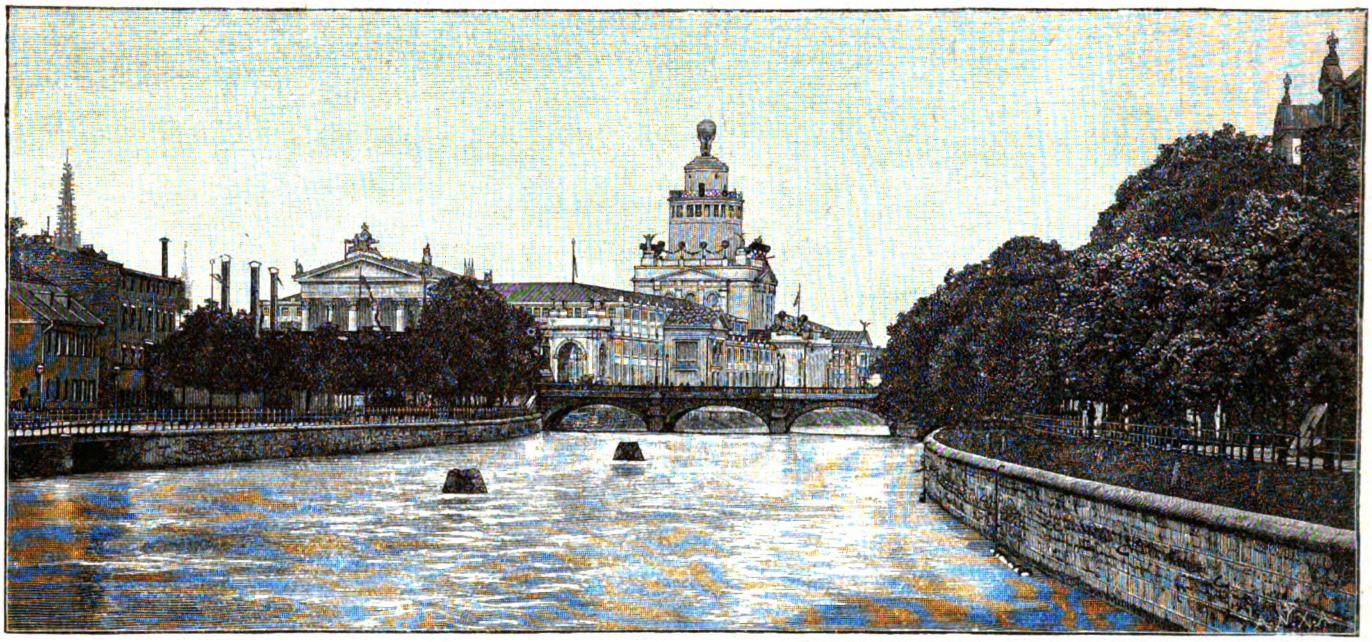
zichnet von P. Hey.

Digitized by Google

Von der II. Münchener Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung.

(Mit den Bildern S. 624 und 625 und 626.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Nach einer photographischen Aufnahme von Maximilian Stuffler in München.

Die Gebäude der Ausstellung.

Zu den gewohnten künstlerischen Anziehungspunkten der schönen Isarstadt, den großen Ausstellungen der Münchener Künstlergenossenschaft und der „Sezession", gesellt sich diesen Sommer eine sowohl dem Inhalt wie dem Standort nach von jenen ganz verschiedene. Denn nicht in dem Kunstcentrum König Ludwigs erheben sich ihre Bauten, sondern weit draußen an der frisch strömenden Isar, wo noch vor einem Menschenalter außer dem von den Künstlern hochgeschätzten „Grünen Baumwirtshaus" nur elendes Winkelwerk stand und die einsame wüste „Kohleninsel" sich abwärts der großen Brücke erstreckte. Heute nun trägt diese zum reizenden Park umgeschaffene und durch eine blütenreiche Gartenausstellung verschönte Insel einen weißen, abends in elektrischem Licht erstrahlenden Gebäudekomplex von imposanten Formen: Säulenhallen, Giebel und Kuppeln, auf deren oberster, von Titanenkräften getragen, die Erdkugel schwebt. Der ganze Anblick dieser in unglaublich kurzer Zeit hervorgezauberten Bauten (vergl. die obenstehende Abbildung) ist heiter und künstlerisch schön; sie bilden den Schauplatz der Ausstellung, die aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubelfestes des Allgemeinen Gewerbevereins München veranstaltet wurde. Gleich ihrer Vorgängerin, der Ausstellung vom Jahre 1888, bietet sie dem Beschauer ein interessantes und lehrreiches Bild der Fortschritte, welche die Technik in den letzten Jahren errungen hat.

Dort sieht man zunächst in das ungeheure Gewirr der tausend Räderwerke von Motoren, Lokomobilen, Ventilatoren, Beleuchtungs- und Kraftmaschinen aller Art, die nur der Fachmann voll würdigen kann. Aber auch der Laie betrachtet staunend z. B. die Reihenfolge und wunderbare Vielseitigkeit der Holzbearbeitungsmaschinen: zuerst die mit sechs Sägen zugleich arbeitende Bretterschneide, dann die ungeheuern schwedischen Eisenkolosse zur massenhaften Herstellung von Parkettafeln und zuletzt die unendlich fein und mannigfaltig arbeitenden Bohr-, Frais- und Schneideapparate für Kehlleisten und Holzornamente. Nicht weit davon steht die große Ziegelmaschine, die in ihrer oberen Trommel den Lehm empfängt und aus einem langen, sich stets verengernden Kanal seitwärts die fertigen Ziegel abgiebt. Auf der andern Seite rüttelt sich unausgesetzt die große Getreidesichtmaschine, durch deren regelmäßige, genau berechnete Erschütterung die Körner verschiedener Dicke unfehlbar in die betreffenden Fächer geschleudert werden. Nahe dabei betreiben nett gekleidete Mädchen eine kleine Cigarettenfabrik: sie breiten den Tabak auf die obere Fläche einer schütternden Maschine aus, die ihn einnimmt und seitwärts einen endlosen Papierstreifen abwickelt. Weiter unten öffnet sich ein Messingkanal, und aus diesem fallen in ununterbrochenem Fluß die fertigen Cigaretten mit Firmenstempel — 10 000 Stück in der Stunde! Sie brauchen nur noch in Kistchen verpackt zu werden, um zum Verkauf fertig zu sein. So dicht umlagert wie dieser staunenswürdige Apparat sind auch die andern, dem Laienpublikum ohne weiteres verständlichen und elektrisch bewegten: die Schuhmanufaktur, mit den flinken Arbeiterinnen, aus deren Händen unzählige Stiefelschäfte hervorgehen, die Buchbindereien, wo mit merkwürdiger Schnelligkeit und Genauigkeit Einbände, Portemonnaies, Notizblocks u. dergl. in ganzen Stößen emporwachsen, vor allen der surrende Webestuhl, der ohne menschliche Hilfe seinen bunten Stoff rastlos vergrößert, sowie die Setz- und Schreibmaschinen.

Drüben schwirrt eine kleine Armee von Nähmaschinen und zeigt den Hochstand und die große Leistungskraft unserer deutschen Industrie. Sehr merkwürdige Exemplare zeigt auch die große Singer-Compagnie. Außer tadellos arbeitenden Knopfloch- und Knopfannäh-Apparaten sieht man da die vor einigen Jahren bereits eingeführte Stickmaschine, die immer noch nicht so allgemein bekannt ist, als ihre Vortrefflichkeit verdiente. Ihr gesellt sich jetzt ein neuer Apparat derselben Ringschiffmaschine zu, eine Vorrichtung, um den bisher nur mit der Hand zu nähenden Hohlsaum leicht und schnell zu machen. Dieselbe Maschine, nur mit anderem Schuh, stellt auch jede gewöhnliche Weißzeug- und Kleidernaht her.

Wohin man die Blicke wendet in dem weiten Raum, überall ist rastlose Bewegung mit Ticken, Sausen und Schnurren, nach allen Enden hin leiten die geräuschlosen Treibriemen die Kraft der Elektricität, verrichten oder erleichtern die sinnreichen Maschinen das Werk der Menschenhand. Da steht z. B. die „Universalmaschine" für Schlosser, ein eiserner Werktisch, der, einmal an den Strom angeschlossen, bohrt, hämmert, dreht, hobelt, feilt und nur von der Hand gelenkt zu werden braucht. Weiterhin entfalten sich die Wunder der elektrischen Küche mit blitzblanken Nickelgeschirren, deren Inhalt auf dem feuerlosen Herd siedet, Wärmeplatten und Bügeleisen, die ohne sichtbare Ursache Hitze ausströmen; wir erfahren noch von dem Vertreter der Firma, daß es für die Kochgeschirre nicht einmal einer Herdplatte bedarf, sondern daß sie, einmal an den Strom angeschlossen, überall hingestellt werden können und auf jedem Tische kochen.

Hat man diese und unzählige andere erstaunliche Werke der modernen Zauberkunst betrachtet, so steht auch schließlich noch das „Tischchen, deck' dich!" zu Gebote in dem großen automatischen Restaurant, dessen geräuschlose Geisterhände die verschiedenartigsten guten Dinge in fester und flüssiger Gestalt gegen Einwurf des bekannten Nickels darbieten.

Und nun hinaus in den weiten, grünen Park, der zwischen manchen Regentagen doch immer wieder wundervoll im Abendsonnenschein leuchtet und blüht! Wo die dichten Laubmassen des Ufers zur Isar abfallen, ist eine Anstalt aufgethan, die sich des innigsten Beifalls der lieben Jugend erfreut: die Wasserrutschbahn. Von beträchtlicher Höhe saust das Boot blitzgeschwind nieder, kommt näher und näher dem hellgrünen Isarspiegel, da — platsch! stürzt es mitten hinein, daß Schaumgarben aufsprühen, aber sie treffen die Insassen nicht. Auf zwei hohen Wellenbogen gleitet das Schiffchen seitwärts und ans Ufer, wo stets eine große Menschenmenge das belustigende Schauspiel erwartet.

Im letzten Hintergrund des von den bayrischen Kunstgärtnern prächtig geschmückten Ausstellungsgartens befindet sich dann die große Restaurationshalle mit den behaglichen Sitzplätzen im Grünen, wo es sich abends so vergnüglich ausruht, während eine Musikkapelle spielt und in den Pausen das Isarrauschen leise herübertönt.

Steigt man schließlich zur Plattform des Turmes hinauf und betrachtet von oben das reiche, herrliche Stadtbild mit seinen Türmen und Kuppeln, die zwischen üppigen Waldufern strömende, von Brücken vielfach überspannte Isar, den Zug der Landschaftslinien bis zur fernen leuchtenden Alpenkette und versetzt man sich in Gedanken um Tausende von Jahren zurück, wo hier unwegsames Dickicht war und der Mensch außer Kopf und Händen nur etwa ein Steinbeil zum Widerstand gegen die feindliche Natur hatte — dann ermißt man mit einem Gefühl staunender Ehrfurcht die ungeheure Machtentwicklung des menschlichen Geistes und die wunderbare Größe unserer von nüchternen Seelen als nüchtern verschrieenen Zeit. Sie hat vieles wahr gemacht, was die alten Märchen von der Herrschaft des Kundigen über die Elemente dichteten, und die Ausstellung elektrischer Maschinen ist eben der rechte Ort, um sich davon zu überzeugen!

R. Artaria.

Digitized by Google

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Klopfgeist zu Dibbesdorf.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß die Spiritisten das „Geisterklopfen“ entdeckt und in ihm ein Mittel gefunden hätten, sich mit den Seelen Abgeschiedener zu verständigen. Diese Annahme ist durchaus unrichtig. Klopfgeister hat es zu allen Zeiten gegeben; sie sind so alt wie der menschliche Aberglaube. Man kann Beweise dafür aus den steinalten assyrischen Keilschriften beibringen; sie erzählen bereits von Geistern, die in verschiedenen hölzernen Möbeln knackten und pochten, und sie berichten von weisen Männern, die aus diesen Tönen, aus dieser Geistersprache die Zukunft vorauszusagen verstanden.

Derselbe Aberglaube war auch in Europa im Schwange. Das Volk deutete allerlei Geräusche, die sich in Wohnräumen vernehmen lassen, als Kundgebungen von Geistern, und Gelehrte, die sich mit der übersinnlichen Welt beschäftigten, stimmten ihm in früheren Jahrhunderten bei: Paracelsus lehrte, daß es Caballi und Lemures, Polter- und Rumpelgeister, gebe, die durch Hämmern, Klopfen, Schlagen und Stoßen den Menschen allerlei Mitteilungen machten, sie störten und beunruhigten. So sehr war dieser Aberglaube einst verbreitet, daß bei dem Einweihen der neugebauten Häuser der Wunsch ausgesprochen wurde, sie möchten von „Klopfgeistern“ verschont bleiben. Kein Wunder daher, daß die einfachen Laute, wie sie durch Ziehen und Springen des Holzes beim Feuchtigkeitswechsel in der Luft entstehen und sich so oft in Möbeln, Dielen oder im Hausgebälk vernehmen lassen, ahnungsreichen Seelen als Vorboten eines Unglücks nur zu oft trübe Stunden bereitet haben.

Dieser Aberglaube schuf aber auch Klopfgeister. Leute, die zu Taschenspielerkünsten Anlage hatten, fanden sich veranlaßt, ihre Mitmenschen durch gespenstisches Klopfen zu beunruhigen und zu schrecken. Blieben sie dabei unentdeckt, verstanden sie selbst der Polizei, die ihnen nachspürte, Schnippchen auf Schnippchen zu schlagen, dann gewann ihr Thun und Treiben einen übernatürlichen Anschein. Mitunter erregten solche Witzbolde großes Aufsehen, und ihr Klopfen und Pochen wurde zum Gegenstand langwieriger Untersuchungen und geharnischter Streitschriften.

Die Geschichte eines solchen berühmten Klopfgeistes, auch eine Tragikomödie des Aberglaubens, wollen wir im Nachfolgenden erzählen.

Am Abend des 2. Dezembers des Jahres 1767 hatten sich die Mägde des etwa eine Stunde von Braunschweig entfernten Dorfes Dibbesdorf wie gewöhnlich in der Wohnstube des Kotsassen Anton Kettelhut versammelt und saßen, eifrig mit Spinnen beschäftigt, in einem Kreise um die von der Decke herabhängende, trübe brennende Oellampe.

Da ertönte plötzlich aus der einen Ecke des Zimmers ein dumpfes Klopfen wie das eines Hammers. Im Anfang achtete man wenig auf dasselbe. Als es sich aber wiederholte, begab sich der Hausherr vor die Thür, um den Knecht, der, wie er vermutete, aus Schabernack und um die Mägde zu schrecken, das Klopfen verursachte, bei seinem Treiben abzufassen. Allein er fand niemand. Kaum aber war er in die Wohnstube zurückgekehrt, als das Klopfen von neuem begann. Erschreckt sprangen die Spinnerinnen von ihren Sitzen empor und drängten sich ängstlich zusammen. Eine neue Untersuchung, die der Bauer anstellte, fiel ebenso erfolglos aus wie die frühere. Denn, während er auf dem Hofe vergeblich nach der Anwesenheit einer Person forschte, dauerte das Klopfen munter fort, so daß er seine erste Vermutung, daß ein Knecht die Ursache desselben sei, aufgab und auf den Gedanken kam, daß vielleicht eine Ratte unter dem Lehmboden der Stube ihr Wesen treibe. Als man aber am andern Morgen alle Ecken des Zimmers genau untersuchte, ja selbst den Boden der Stube mit einer Hacke aufschlug, fand man weder ein Loch, noch auch eine Spur eines Ganges, in dem eine Ratte sich hätte aufhalten können.

Dennoch ertönte das Klopfen am Abend von neuem. Da verließen die Mägde das ungastliche Haus und begaben sich nach dem nahegelegenen Hofe des Kotsassen Ludwig Kettelhut, um dort ihre Sitzungen abzuhalten. Aber siehe, der Klopfgeist folgte ihnen, und lustig erklang sein Klopfen auch in dem neuen Heim. Vergebens hoffte der Hauswirt, daß der unholde Gast bald einen andern Wirkungskreis aufsuchen werde, er blieb der nun gewählten Stätte treu und offenbarte sich allabendlich, ja selbst zuweilen am Tage.

Natürlich erregte dieser Spuk, den man sich nicht auf natürliche Weise erklären konnte, im Dorfe große Unruhe. Deshalb sah sich der Amtsgeschworene Hennig Fricke zu Dibbesdorf veranlaßt, die Sache seiner vorgesetzten Behörde anzuzeigen.

Am 6. Januar 1768 begab sich der Justizamtmann des Gerichtes Campen mit mehreren Begleitern nach Dibbesdorf, um die Sache zu erforschen. Er ließ die Wände des Zimmers einschlagen und den Boden desselben sowie alle Schränke ꝛc. genau untersuchen, ohne auch nur das geringste Verdächtige zu finden. Auch ließ er den Hausherrn, die Hausfrau und alles Gesinde einen feierlichen Eid schwören, daß sie von dem Urheber des Pochens nichts wüßten, worauf er mit seinen Begleitern unverrichteter Sache abzog.

Indessen trug sich bald nach dieser erfolglosen gerichtlichen Untersuchung ein Ereignis zu, das wohl geeignet war, dem bis dahin noch wenig beachteten Klopfgeiste eine außerordentliche Bedeutung zu verschaffen.

Eines Tages besuchte ein Bauer aus Waggum, ein naher Verwandter des Kettelhut, denselben, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen.

Da der Klopfgeist gerade von seiner anstrengenden Arbeit ruhte, rief er: „Klopfgeist, bist du da?“ worauf sofort ein lustiges Klopfen ertönte.

Und als er weiter fragte: „Wie heiße ich?“ antwortete derselbe durch Klopfen in dem Augenblicke, als der Bauer nach Aufzählung verschiedener Namen den richtigen nannte.

Das bewog einen andern der anwesenden Bauern zu fragen, wieviel Knöpfe er an seiner ganzen Kleidung habe. Kaum hatte er die Frage ausgesprochen, als es 36 mal klopfte, was, wie sich beim Nachzählen herausstellte, vollkommen richtig war.

Die Kunde von der Allwissenheit des Klopfgeistes zu Dibbesdorf verbreitete sich nun schnell in der näheren und weiteren Umgegend.

Täglich wanderten zahlreiche Neugierige zu Fuß, zu Roß und Wagen nach dem so schnell berühmt gewordenen Dorfe, so daß häufig genug das Haus die Menge der Fremden nicht zu fassen imstande war, und daß sogar die Landmiliz aufgeboten werden mußte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Zahllos waren die Fragen, die man dem Klopfgeiste vorlegte. Oft schwieg er dazu, oft aber gab er auch wunderbar zutreffende Antworten. Fragte man nach der Seitenzahl eines Buches, die man gerade aufgeschlagen hatte, so klopfte es so viele Male, als die Zahl betrug, erkundigte man sich nach der Farbe des Haares oder der Kleidung der Anwesenden, so gab der Geist beim Aufzählen der Farben sie richtig an, wollte man wissen, aus welcher Stadt dieser oder jener Fremde gebürtig war, so schlug er dann zu, wenn der Name des betreffenden Ortes genannt wurde, mochte man auch noch so viele Namen vorher aufgezählt haben. Der Geist gab die Zahl der Zwiebäcke an, die der Bäcker am Morgen gebacken, und das Alter der ihn fragenden Personen nach Jahren, Tagen und Stunden.

Bei dieser Thätigkeit des Klopfgeistes war äußerlich nicht das Geringste wahrzunehmen; kein Staub wirbelte von dem Lehmboden auf, keine Bewegung war zu sehen und nichts zu hören außer dem gleichmäßigen Klopfen.

Was war natürlicher, als daß sich unter der großen Menge des Volkes allmählich der Glaube verbreitete, daß das wunderbare Klopfen von einem bösen Geiste herrühre, der unter dem Boden des Zimmers hause. In dieser Ueberzeugung begab sich eines Tages der „Opfermann“ eines benachbarten Dorfes nach Dibbesdorf, um den unsaubern Geist auszutreiben. Allein dieser

widerstand trotzig allen Beschwörungsformeln; denn, als der Teufelsbanner am Schlusse seiner langen Rede ausrief: „Ich beschwöre dich, unsauberer Geist, wer du auch seiest, fahre aus von diesem Orte und begieb dich zur Ruhe“, ertönte zum Jubel der Anwesenden aus der Ecke des Zimmers das lustigste Klopfen, worauf der Beschwörer beschämt von dannen eilte.

Die Kunde von dem merkwürdigen Ereignis war natürlich auch an den Hof des damals regierenden Herzogs Karl I von Braunschweig gedrungen. In Begleitung seines Bruders Ferdinand, des berühmten Siegers von Krefeld und Minden, ritt der Herzog nach Dibbesdorf, um sich selbst von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Schon vor der Ankunft der Fürsten verkündete der Klopfgeist auf die Fragen des vor seinem Herrn eingetroffenen Leibhusaren, welche Fürsten ihn aufsuchen, und auf was für Pferden sie zu ihm kommen würden; und ebenso beantwortete er verschiedene Fragen, welche die Herzöge ihm vorlegten, wodurch sein Ruhm noch bedeutend zunahm.

Auf Befehl des Herzogs wurde nun eine neue Untersuchung angestellt, da die erste völlig ergebnislos gewesen war. Es wurde eine Kommission ernannt, der ein Jurist und ein Physiker angehörten. Nach längerer Beratung kam dieselbe zu der sonderbaren Annahme, daß das Klopfen wohl von einer unterirdischen Quelle herrühren möge. Und in der That zeigte sich, als man mit einem Bohrer etwa acht Fuß tief in den Boden eingedrungen war, ein mächtiger Wasserstrahl, der in kurzer Zeit das ganze Zimmer überschwemmte. Allein, als sich das Wasser verlaufen hatte, ertönte das Klopfen von neuem.

Da nun auch diese Annahme sich als falsch herausgestellt hatte, gewann die Ansicht immermehr die Oberhand, daß der ganzen Sache ein arger Betrug oder grober Mutwille zu Grunde liege. Der Verdacht lenkte sich alsbald auf einen Knecht, von dem man glaubte, daß er, um einer der Mägde den Aufenthalt in der Spinnstube zu verleiden und dieselbe aus dem Kreise ihrer Genossinnen zu verbannen, den ganzen Spuk veranlasse. Es wurde deshalb allen Dibbesdorfer Hauswirten befohlen, zu einer bestimmten Stunde alle Knechte und Mägde in den Stuben unter strenger Aufsicht zu halten.

Indessen auch diese Maßregel erwies sich als eitel. Denn als die Kommission zu der verabredeten Stunde sich in dem Kettelhutschen Hause einfand, erklang das Klopfen in derselben Weise wie früher.

Nun richtete sich der Verdacht gegen die Kettelhutschen Eheleute selbst. Zwar ließ sich kaum ein triftiger Grund denken, der dieselben hätte bewegen können, solche Thorheit zu begehen. Denn der Bauer lebte nicht nur in guten Vermögensverhältnissen, sondern er war auch ein in der Gemeinde angesehener und beliebter Mann. Dazu kam, daß er niemals eine Entschädigung, die ihm oft genug von den zahlreichen, zum Teil vornehmen Besuchern angeboten wurde, annahm; vielmehr hatte er nur den größten Schaden von der Sache, da die Ruhe in seinem Hause völlig gestört und er vielfach an der Ausübung seines Gewerbes gehindert wurde. Allein dies beachtete die Kommission nicht, sondern, in ihrem Vorurteile befangen, suchte sie nach Beweisen seiner Schuld. Deshalb forderte sie ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes Dienstmädchen, das in dem Kettelhutschen Hause diente, vor und erlangte von demselben durch Drohungen und Versprechungen das Geständnis, daß die Hausfrau die Urheberin des Klopfens sei, das sie durch Treten auf dem Spinnrade bewirke. Und obgleich das Mädchen dieses Geständnis alsbald widerrief und auch die ganze Dorfgemeinde ihre Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit der Eheleute öffentlich aussprach, so wurden dieselben dennoch sofort ins Verhör genommen und trotz der Beteurung ihrer Unschuld ins Gefängnis abgeführt mit der Erklärung, daß sie so lange in demselben verbleiben würden, bis sie den Zusammenhang der Sache aufgeklärt hätten.

Da aber der Klopfgeist auch in der Abwesenheit des Hausherrn und der Hausfrau sein Wesen lustig weiter trieb, so mußte man dieselben endlich, nachdem sie beinahe drei Monate im Gefängnis gesessen hatten, wieder frei lassen. Die Kommission berichtete an den Herzog, daß sie zwar alle nur möglichen Wege der Untersuchung eingeschlagen, aber nichts entdeckt hätte, was Licht in dieser Sache gebe, deren Aufklärung der Zukunft vorbehalten sei.

Die Hoffnung, welche die Kommission am Schlusse ihres Berichtes ausgesprochen, ging aber nicht in Erfüllung. Freilich verließ der Klopfgeist, nachdem er vom 2. Dezember 1767 bis zum März 1768, also über drei Monate, in Dibbesdorf geweilt hatte, sein altes Heim, um sich bald darauf in den benachbarten Dörfern Essehof und Lehre von neuem zu zeigen, aber eine Aufklärung der geheimnisvollen Angelegenheit ist niemals erfolgt. Die Bauern, in deren Häusern er jetzt hauste, waren, durch die trüben Erfahrungen, die der Kotsaß Ludwig Kettelhut gemacht hatte, gewitzigt, klug genug, die Sache zu verschweigen, und die Behörde ließ, nachdem das thätigste Mitglied der Kommission inzwischen gestorben war, die Angelegenheit auf sich beruhen.

Indessen mag noch der Umstand erwähnt werden, daß der Knecht, auf den die Kommission schon einmal ihren Verdacht gelenkt hatte, gleichzeitig mit dem Klopfgeist Dibbesdorf verließ und in Essehof und kurze Zeit darauf in Lehre in Dienst trat, ein Umstand, der bei einer späteren Untersuchung, die aber, wie schon erwähnt, nicht angestellt wurde, wohl geeignet gewesen wäre, Licht in das Dunkel zu bringen. **H. Hohnstein.**

Alpirsbach.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Alfred Freihofer.** Mit Illustrationen von **C. Liebich.**

Am 28. und 29. August d. J. feierte das Städtchen Alpirsbach im württembergischen Schwarzwald ein seltenes Fest: den achthundertjährigen Bestand seiner Klosterkirche, eines der ehrwürdigsten Denkmäler deutscher Baukunst. Wohl haben wir gewaltigere Dome, aber sie reichen nicht in dieses graue Alter hinauf; und von den Bauten, die der Alpirsbacher Kirche an Jahrhunderten gleichkommen, sind wenige so unberührt in der Gestalt, die ihre Erbauer ihnen gaben, auf unsere Tage gekommen.

Der Reisende, der von Stuttgart über Freudenstadt in den Schwarzwald fährt, wird zwei Stationen nach diesem Orte vom Anblick des stillen Waldthals überrascht, aus dem die uralte Abtei aufragt, als ob der Strom der Zeit vergessen hätte, sie mitzureißen in den allgemeinen Verfall des Menschenwerkes. Das Kloster freilich mit seinen Zellen und Kreuzgängen ist zerfallen, aber die Kirche stand an ihrem achthundertsten Jubeltage so fest und unversehrt auf ihrem Grunde wie am Tage ihrer ersten Weihe, die nach guter Beglaubigung am 28. August 1098 von dem Bischof Bernhard von Konstanz vollzogen wurde, nachdem am 16. Januar 1095 Kloster und Kirche von drei gemeinsamen Stiftern, darunter einem Zoller, durch feierlichen Akt gestiftet worden waren.

Nicht ganz vier Jahre also hat der Bau gedauert; das läßt für jene Zeit auf eine große Blüte der Baukunst schließen. Man kennt die Urheber derselben: es sind die Benediktinermönche des Klosters Hirsau, die damals unter ihrem großen Abt Wilhelm in Schwaben und ganz Süddeutschland eine Bauthätigkeit eröffneten, wie sie großartiger bis auf unsere Tage nicht wiedergekehrt ist. Zwischen 1070 und 1080 waren in Hirsau selbst die Aureliuskirche und die gewaltige Peter- und Paulskirche errichtet worden; in dasselbe Menschenalter fallen die Bauten zu Zwiefalten, Lorch, Comburg, Weingarten, Ellwangen &c., lauter große Säulenbasiliken, die aber heute teils verschwunden, teils bis zur Unkenntlichkeit umgebaut sind. Auch die größte derselben, die obenerwähnte Hirsauer Peter- und Paulskirche, deren Dimensionen hernach in diesem ganzen Baugebiet nur vom Ulmer Münster übertroffen wurden, ist fast spurlos vom Erdboden verschwunden; Melac hat sie 1692 in Schutt und Trümmer gelegt. Aber in der Alpirsbacher Kirche ist uns, wie die Kunstforschung

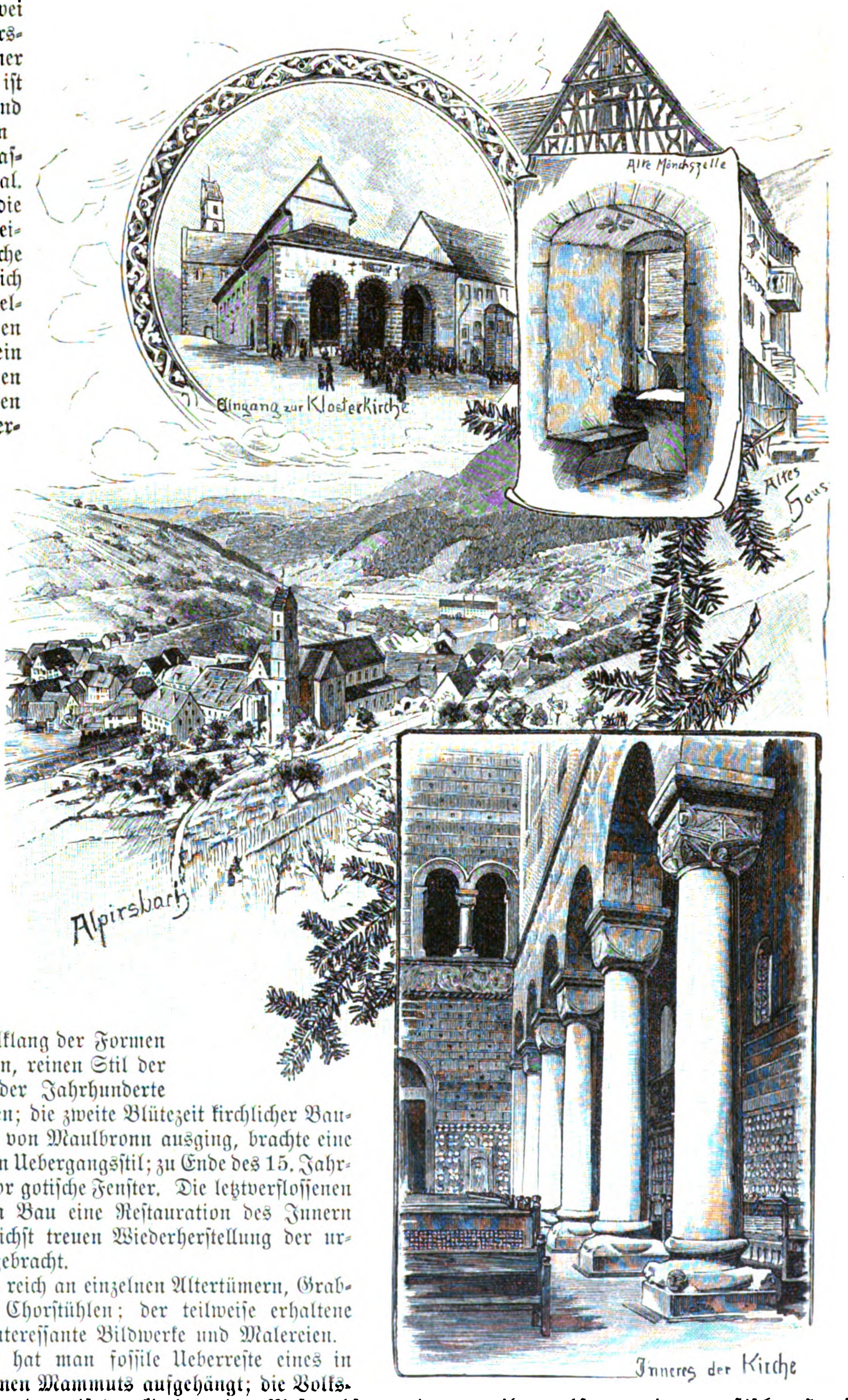
Digitized by Google

Festzug bei der Jubelfeier in Alpirsbach.
Nach dem Leben gezeichnet von C. Liebich.

Digitized by Google

dargethan hat, ein getreues, wenn auch kleineres Abbild erhalten und das ist es, was die Abtei von Alpirsbach kunstgeschichtlich so wichtig erscheinen läßt.

Abt Wilhelm starb 1091; er ist also nicht selbst der Baumeister von Alpirsbach, aber daß es ein Werk seiner Schule ist, darf als zweifellos gelten. Wie bei allen diesen Basiliken ist die Grundform die eines Kreuzes; zumeist erheben sich an der Ostseite (Chorseite) zwei hohe Türme; in Alpirsbach ist deren nur einer ausgeführt worden; er ist fünf Stockwerke hoch und beherrscht mit seinen schlanken und doch massigen Formen das Thal. An der Westseite hat die Kirche eine breite, zweistöckige Vorhalle, an welche die drei Langschiffe sich anschließen. Das Mittelschiff ruht auf gewaltigen Säulen aus einem Stein mit einfachen, mächtigen Würfelknäufen; über den verbindenden Bogen erhebt sich das Hochschiff mit hohen, schmalen Fenstern, welche das Innere mit einem feierlichen Licht durchfluten. Der dreifache Chor schließt je mit einem Halbrund, deren mittleres wieder in drei Nischen geteilt ist. Die Seitenschiffe sind gerade halb so hoch, gerade halb so breit als das Mittelschiff; die ganze Länge der Kirche ist gleich ihrer doppelten Breite. Diese schlichten, einfachen Verhältnisse sind charakteristisch für diese Bauart; ihre strenge Gesetzmäßigkeit schließt edlen Wohlklang der Formen ein. Am ursprünglichen, reinen Stil der Kirche ist im Laufe der Jahrhunderte wenig verändert worden; die zweite Blütezeit kirchlicher Baukunst in Schwaben, die von Maulbronn ausging, brachte eine Sakristei im sogenannten Uebergangsstil; zu Ende des 15. Jahrhunderts erhielt der Chor gotische Fenster. Die letztverflossenen Jahrzehnte haben dem Bau eine Restauration des Innern im Sinne einer möglichst treuen Wiederherstellung der ursprünglichen Formen gebracht.



Die Kirche ist auch reich an einzelnen Altertümern, Grabmälern, Inschriften, Chorstühlen; der teilweise erhaltene Hochaltar zeigt noch interessante Bildwerke und Malereien.

In der Vorhalle hat man fossile Ueberreste eines in der Gegend aufgefundenen Mammuts aufgehängt; die Volkssage hat daraus bezeichnenderweise das Gerippe eines Riesenochsens gemacht, der die gewaltigen Steinsäulen der Kirche auf den Bauplatz gezogen habe. Vom Kloster sind noch Teile der Kreuzgänge mit schönen Fenstern und Gewölben vorhanden, auch einige Mönchszellen sind noch erhalten; ein Teil des ehemaligen Konventsaales wurde neuerdings zu einem katholischen Betsaal wiederhergestellt; die meisten Reste der Klosterbauten sind aber jetzt in Privatbesitz und dienen zu Ställen, Remisen und dergleichen.

Das merkwürdigste Denkmal der Kirche ist ein Relief über dem Portal der Vorhalle, das aus der Zeit der Gründung stammt: Christus in der Mandorla (mandelförmiger, den ganzen Körper umgebender Heiligenschein), die von zwei schwebenden Engeln getragen wird; unten zu beiden Seiten knieen ein Stifter und eine Stifterin in Ordenstracht, die man für den Grafen Albert von Zollern und seine Gemahlin hält. — Daß ein Zollerngraf dieses Namens zusammen mit einem Grafen von Sulz und einem Herrn von Hausach das Kloster samt der Kirche gestiftet hat, ist, wie schon erwähnt, urkundlich beglaubigt; man nimmt an, die drei Herren seien Schwäger gewesen und haben Töchter eines Grafen von Calw zu Frauen gehabt; eine Erbschaft von dieser Seite habe sie zu dieser Stiftung verpflichtet. Uebrigens hat die Gründung von Kirchen und Klöstern durch weltliche Herren und Kriegsleute in jener religiös erregten Zeit der Kreuzzüge, in welcher man die Wiederkunft Christi erwartete, nichts Ungewöhnliches. Es ist auch bezeugt, daß jener Graf von Zollern bald nach der Eröffnung des Klosters selbst in dasselbe eintrat und demselben weitere Güter schenkte. Unter den Grabmälern, die noch vorhanden sind, ist eines mit dem Zollernwappen, aber ohne Inschrift; man kann annehmen, es sei das Grabmal des Stifters. — Seit preußische und schwäbische Geschichtsforscher sich mit dem Zusammenhang des Geschlechts der alten schwäbischen Zollerngrafen mit den Nürnberger Burggrafen und dem von ihnen abstammenden preußischen Herrscherhaus beschäftigen, ist natürlich auch auf Alpirsbach als eine der ältesten Stiftungen des Zollernschen Namens ein verstärktes Interesse gelenkt worden. König Friedrich Wilhelm IV hat einen Fonds zur Erhaltung der Klosterkirche gestiftet und im Jahre 1852 von Sigmaringen aus mit seinem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I, Alpirsbach besucht. Unvergessen ist auch der Besuch, den der deutsche Kronprinz und nachmalige Kaiser Friedrich im Jahre 1885 Alpirsbach abgestattet hat. Sein Führer, der württembergische Landes-

Digitized by Google

Schwarzwälder Trachten: 1 u. 2 aus der Gegend von Schramberg, 3 bis 5 aus der Gegend von Alpirsbach bis Schiltach.

konservator Eduard Paulus, hat darüber in der „Gartenlaube“ berichtet, die schon damals (vergl. Jahrgang 1888, S. 257) die berühmte Benediktinerabtei ihren Lesern im Bilde vorführte. Dort finden die Leser außer einer naturgetreuen äußeren Ansicht auch Einzelheiten aus dem Innern der Kirche, sowie das berühmte Relief über dem Hauptportal abgebildet.

Ueber die Geschichte Alpirsbachs können wir uns kurz fassen; es ist nicht viel davon zu sagen. Das Kloster erfreute sich in seinen Anfangszeiten augenscheinlich eines rasch steigenden Wohlstandes, den es sich auch lange erhielt; aber durch bedeutende geistige Leistungen hat es sich selbst in dieser seiner ersten Blüte nicht hervorgethan, wie dies sonst gerade bei den Benediktinerklöstern der Fall war. Das wird erklärlich, wenn man liest, daß „im Kloster nicht gar ein mönchisch Wesen und Leben gewesen; bloß der Abt, der Prior und etliche Kapläne seien Priester gewesen; das Kloster sei häufig von lebensmüden Adelichen bezogen worden, die haben sich neben dem Gottesdienst mit Baitzen, Jagen und allerlei Waidwerk geübt“. Die Geschichte des Klosters ist demgemäß in den ersten Jahrhunderten ausschließlich beschrieben mit allerlei Streitigkeiten um die Schutzvogtschaft, die von den Grafen von Zollern an die Herzöge von Teck und von diesen an das Haus Württemberg übergeht, bei dem sie schließlich verbleibt. Die Kriege bringen gewaltsame Geldsteuern, Brandschatzungen ꝛc. Auch die Zeit der Reformation giebt kein erfreuliches Bild; zwar ist einer der schwäbischen Reformatoren, Ambrosius Blarer oder Blaurer, aus dem Alpirsbacher Kloster hervorgegangen und hat bei der Ueberführung Alpirsbachs zum Protestantismus eine Rolle gespielt, aber das Ueberlieferte über diese Vorgänge ist nicht erhebend. Das Elend des Dreißigjährigen Krieges traf Alpirsbach so hart als irgend eine andere Stätte der Kultur und Wohlhabenheit in Süddeutschland. Nachdem in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Kloster eine Erziehungsanstalt für protestantische Theologen gewesen, kam es im 17. vorübergehend in die Hände der Jesuiten und dann wieder in die der Benediktiner. Vom westfälischen Frieden ab bis zu Anfang unseres Jahrhunderts gab es protestantische „Aebte“ oder „Prälaten“ von Alpirsbach, aber selbstverständlich ohne Mönche; die Abtstelle war fortan eine Sinekure für ältere württembergische Geistliche; auch der berühmte protestantische Prälat Bengel war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Abt von Alpirsbach, aber, wie es scheint, ohne dort gewohnt zu haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war das um das Kloster entstandene Städtchen noch Sitz verschiedener Bezirksämter, die es aber der Reihe nach abgeben mußte; dagegen hat sich das freundliche Städtchen neuerdings zu einem beliebten Aufenthalt für Sommerfrischler aufgeschwungen und hat auch eine rege Industrie.

Und nun einiges über das Fest vom 28. und 29. August. Der erste Tag war der kirchlichen Feier gewidmet, der zweite war ein Volksfest. Das Städtchen hatte sich schön geschmückt und auch der Kirche wurde ein modernes Festgewand angelegt. Der Turm bekam seine Fahnen und ins Innere hatte man, ohne das machtvolle Bild altehrwürdiger Baukunst zu stören, den grünen Schmuck und den herrlichen Duft der Schwarzwald-Tannenwälder hereingebracht. Vor- und nachmittags fanden Festgottesdienste statt, in welchen der Ortsgeistliche, der Dekan, der Prälat als Vertreter der Kirchenregierung und des Königs und andere geistliche Redner zu der Festversammlung sprachen. Für Festmahl und Bankett hatte man ein großes luftiges Zelt gebaut.

Am zweiten Tag, am Montag, strömte von allen Seiten, mit den Zügen, in Fuhrwerken und zu Fuß viel festfreudiges Volk zusammen. Da sah man die schönen oder originellen Trachten der näheren und ferneren Schwarzwaldthäler, vor allem die von der Kinzig und aus der Baar: bunte und schwarze Trachten, himmelblaue Röcke, grasgrüne und schillernde Schürzen, silberne und goldene Hauben und Schapeln, helle Strohhüte mit den großen roten Wollrosen, und wieder die schwarze elsässische Schleife und den, Wangen und Ohren und den ganzen Rücken mit breiten schwarzen Seidenbändern bedeckenden Kopfputz der württembergischen Schwarzwälderinnen; die Männer teils im langen dunklen Rock mit rotem oder weißem Futter, silbernen Münzen und Knöpfen am Rock wie am roten „Brusttuch“, die jüngeren in kurzen Joppen und ebenfalls farbigem Kamisol, kurzen Hosen aus Leder oder Sammet, Schnallenschuhen oder Wasserstiefeln. (Siehe die Abbildungen auf S. 631 und 632.) Freilich, mehr und mehr dringt, trotz der Bemühungen, die man gerade im Schwarzwald auf Erhaltung der Trachten richtet, die bequemere und billigere moderne Kleidung auch hier beim Landvolk durch.

Der Hauptanziehungspunkt, der all die Scharen anlockte, war das „Festspiel“, vom Ortsgeistlichen Pfarrer Dessecker gedichtet und eingeübt. Die Scene war der Klosterhof selbst mit dem Blick auf die Klosterreste, auf Vorhalle und Giebelwand der

Trachten aus Gutach und Kirnbach.

Kirche und die sogenannte Burg, das einstige Wohnhaus des Vogtes. (Vgl. die Abbildung „Eingang zur Klosterkirche" S. 630.) Das Spiel bestand aus drei Bildern. Im ersten wurde die Gründung des Klosters im Jahre 1095 vorgeführt. Man sah da die drei Stifter, den Grafen Albert von Zollern mit dem Grafen Alwig von Sulz und dem Edelfreien Rotman von Hausen (Hausach an der Kinzig), den Bischof Gebhard von Konstanz, den Abt Udo (Hatto) von St. Blasien mit anderen Aebten und Bernhard von Fluorn, den „freien Mann", der nach der Rechtssitte der Zeit den Vermittler bei der Stiftung zu spielen hat. Hoch zu Roß reiten diese Herren an; das bäuerliche Element ist vertreten durch den „Hofbauern" und seine Familie, die als Hörige des Grafen von Zollern gedacht sind. Der Vollzug der Stiftung geht genau in den Formen vor sich, die aus den alten Urkunden und Rechtsbüchern zu entnehmen sind. — Das zweite Bild versetzt in die Zeit des Herzogs Ulrich von Württemberg. Im Kloster herrscht Uneinigkeit; die einen sind für die Reformation und die Württembergischen, die anderen für den alten Glauben und für Oesterreich. Der obenerwähnte Blarer tritt als Reformator auf. Balthasar von Gültlingen kommt als Vollstrecker des herzoglichen Willens mit Waffengewalt und brandschatzt das Kloster. (Es ist dies eine historische Episode, die auch durch ein Gemälde von Prof. Häberlin in der Staatsgalerie in Stuttgart zur Darstellung gelangt ist.) Die Mönche ziehen ab mit einem letzten Sanktus — eine wirkungsvolle Scene. — Das dritte Bild zeigt die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs und schließt mit einer Dankfeier für den westfälischen Friedensschluß. — Alles war schlicht und kraftvoll gegeben, die Spielenden, lauter Leute von Alpirsbach, waren mit Lust und Begeisterung bei der Sache. Nachdem alles zur höchsten Befriedigung der Zuschauermenge beendet war, formierte sich das ganze Festspiel unter Böllersalven zu einem Festzug. Der Umzug durch die mit Tannengrün, Laubgewinden und zahlreichen Fahnen geschmückten Gassen der Ortschaft (vgl. die Darstellung unseres Zeichners auf S. 629) bot reizende Bilder. Auf dem Platz für das „Volksfest" löste sich der Zug auf und hier mischte sich alles angesichts des herrlichen Ausblicks auf Kirche und Kloster, Berg und Wald zu einem fröhlichen Durcheinander: die historischen Gestalten des Festspiels, die bunten Volkstrachten und die modernen Städter.

Trachten aus dem oberen Kinzigthal.

Es war ein kleines bescheidenes Fest, aber gerade weil es über seine natürlichen Verhältnisse nicht hinauswollte, war es so wohlgelungen und volkstümlich.

Der Blinde von Dausenau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von Paul Heyse.

Fräulein Rikchen stand plötzlich auf.

„Da hinten kommen Leute," sagte sie. „Ich darf mich hier nicht mit Ihnen sehen lassen, es wird gleich geschwätzt. Wir wollen rasch in den Seitenweg einbiegen, es fängt ohnedies wieder an zu regnen."

Sie spannte ihr Schirmchen auf und lief mir voran. Als wir wieder nebeneinander hingingen, sagte sie:

„Das war ein schlimmer Abend damals. Als ich geklingelt hatte, kam der Papa selbst und öffnete mir. Sie hatten kein Mädchen. Nur eine alte Frau kam jeden Morgen für die gröbere Arbeit; die holte ihnen auch das Essen. Alles übrige besorgte das Lischen selbst.

„Ich erschrak, als ich den Herrn Sekretär ansah. Er war nicht in seinem ordentlichen grauen Hausrock, sondern in Hemdsärmeln, die Haare, die er sonst immer sehr sorgfältig bürstete, standen ihm wirr um den Kopf, die Augen funkelten ihm wie einer wilden Katze. Auch sagte er nicht wie sonst ganz höflich: Guten Abend, Fräulein Rikchen, sondern knurrte mich fast feindselig an. ‚Wie geht's?' fragte ich. ‚Ist dem Lischen was zugestoßen?' Er antwortete aber nicht, sondern ging mir voran in die Wohnstube. Es brannte noch kein Licht, war aber noch hell genug, daß man sich in die Augen sehen konnte. ‚Wo ist Lischen?' fragt' ich. Er blieb immer noch stumm, wies nur mit dem Kopf nach der Thür ihrer Kammer und dann mit der Hand nach dem Tisch, auf dem ein Brief lag. Ich sah, wie er am ganzen Leibe zitterte. ‚Soll ich den Brief lesen?' fragte ich. Da nickte er nur und lachte ganz ingrimmig und stellte sich, die Hände auf dem Rücken, an den kalten Ofen.

„Nun nahm ich den Brief — was drin stand, ahnte mir schon; daß er von ihm war, konnte ich schon riechen, denn er hatte immer parfümiertes Papier zu seinen Liebesbriefen. Dieser aber war keiner, sondern das Gegenteil. Er schrieb ihr, in seiner schönen Handschrift, die wie gestochen aussah — nun, ich weiß die Worte nicht mehr genau. Der Sinn aber war, es sei ihm ein fürchterlicher Schmerz, aber als Ehrenmann fühle er sich verpflichtet, ihr mitzuteilen, daß er ihr den Verlobungsring zurückschicken müsse. Die Stelle in der Hoftheaterkapelle, auf die er gerechnet habe, sei ihm von einem anderen weggeschnappt worden. Seine Aussichten auf die Gründung eines eigenen Herdes seien dadurch auf unbestimmte Zeit zunichte geworden. Als Ehrenmann — das war das dritte Wort — könne er ein geliebtes Mädchen nicht an sein ungewisses Schicksal binden. Sie möge überzeugt sein, das Herz blute ihm, während er dies schreibe, und so schöne hochtrabende Redensarten noch eine halbe Seite lang, und zum Schluß ein Gedicht, das er aus einem Buche abgeschrieben haben mußte, worin von Seelenfreundschaft, ewiger Treue trotz der zeitlichen Trennung und so blümeranten verlogenen Sachen mehr die Rede war.

„Ich war ganz starr, nachdem ich zu Ende gelesen hatte. ‚Das arme, arme Lischen!' mehr konnte ich nicht vorbringen. ‚Die arme Närrin!' kam es vom Ofen zurück. ‚Hab' ich's nicht gleich gedacht? Hat sie auf mich hören wollen? Nun hat sie's! Aber er — der Schuft, der meineidige Bube —' und damit ging er auf den Tisch zu, auf den ich den Brief hatte fallen lassen, nahm ihn und zerriß ihn in hundert Stücke.

‚Hat es sie sehr hart angegriffen?' fragte ich.

„Er schien es gar nicht zu hören. Er wütete immer vor sich hin, und dabei erfuhr ich, daß vor einigen Tagen der Bräutigam dagewesen war, und das Lischen, mit ganz heiterem Gesicht, hatte ihm erzählt, die Tante Appele sei gestorben, hätte aber ihr ganzes Geld samt Haus und Weingärten der Apolloniuskapelle vermacht — sie wußte nicht einmal, wo die liegt — und ihrer einzigen leiblichen Nichte nur eine alte Korallenschnur und ein Dutzend oft geflickter Hemden. Aber sie habe keinen Kummer darüber. Sie wisse ja, ihr Schorsch denke über reich und arm ganz wie sie selbst und sie würden trotzdem glücklich miteinander sein und den Himmel auf Erden haben.

‚Der elende Schuft!' knirschte der alte Mann. ‚Ich wußte wohl, daß er sich auf die Erbschaft von der bigotten Närrin gespitzt hatte, denn sonst — ein armes Mädchen zu freien, das fällt heut' keinem dieser windigen Burschen ein, wie ich's damals

Einquartierung.
Nach dem Gemälde von H. Modersohn.

Digitized by Google

mit meiner Seligen gethan habe. Und es wunderte mich auch, daß der niederträchtige Spekulante nicht gleich seine Karten aufdeckte, sondern mit verdrehten Augen beteuerte, er gönne der Tante Appele die ewige Seligkeit, wenn sie sie mit diesem Vermächtnis an die Kirche hätte erkaufen können. Am Ende ist er doch nicht so schlecht, dacht' ich, wie ich geglaubt habe. Aber er hatte sich nur besser in der Gewalt und nahm sich drei Tage Zeit, den schönen Brief zusammenzuheucheln. Werden Sie aber glauben, Fräulein Rikchen, daß dem dummen Ding auch jetzt noch die Augen nicht aufgegangen sind? ‚Sei froh, daß du ihn los bist!' sagt' ich. Aber da wurde sie ganz wild. Ob ich nicht einsähe, daß er als ein Ehrenmann nicht anders hätte handeln können? Und dann, nachdem wir lange hin und her gestritten, ist sie in einen Weinkrampf verfallen, und wie ich sie in die Arme nehmen und ihr gute Worte geben wollte — denn sie jammerte mich so bitter, daß ich selbst an zu flennen fing — da hat sie mich zurückgestoßen wie ihren schlimmsten Feind und ist in ihre Kammer gestürzt und hat sich drinnen eingeriegelt.

Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich Sie zu uns bitten ließ. Sie müssen ihr den Kopf zurechtsetzen, auf Sie wird sie vielleicht hören.'

„Du meine Güte! Wie sollte ich hoffen, sie zur Vernunft zu bringen, wenn sie nach so einem Brief noch an den ‚Ehrenmann' glauben konnte.

„Indessen klopfte der Papa an ihre Kammer. Es rührte sich drinnen aber nichts. ‚Fräulein Rikchen ist da!' rief er. ‚Laß sie doch herein. Ich gehe noch aus, ich werde euch nicht stören.'

„Wirklich fuhr er in seinen Rock und schlich sich aus dem Zimmer, kam aber noch einmal zurück, weil er in der Verwirrung mit bloßem Kopf hatte hinausgehen wollen. ‚Wenn ich den Kerl treffe!' knurrte er vor sich hin. ‚Wo ist denn mein Stock? der soll ihn Mores lehren!'

„Ich hörte ihn die Thür draußen zuschlagen, dann erst klopfte ich bei Lischen an. Sie besann sich eine Weile, bis sie den Riegel zurückschob. Dann fand ich sie in ihren Kleidern auf dem Bett ausgestreckt, das Gesicht aber nach der Wand gekehrt. Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Bett und nahm ihre Hand, die eiskalt war.

„So saß ich wohl eine halbe Stunde und sprach in sie hinein und gab ihr die besten Worte. Sie antwortete aber mit keiner Silbe, nur die Hand ließ sie mir, die zuckte jedesmal, wenn ich von ihrem Schorsch etwas Ehrenrühriges sagte. Darüber wurde es ganz dunkel. Und dann setzte sie sich auf einmal auf, strich sich die Haare aus der Stirn und sagte: ‚Du meinst es gut, Rikchen, aber ihr alle versteht mich nicht, und wie es in ihm aussieht, wißt ihr auch nicht. Wenn ich mit dir gut Freund bleiben soll, so rede mir nie mehr von ihm und sag auch dem Papa, er würde mich aus dem Hause treiben, wenn er noch ein einziges böses Wort gegen meinen Georg sagte. So, und nun laß mich allein, ich habe viel zu denken, was kein Mensch verstehen kann. Gute Nacht!'

„Ich beugte mich über sie, sie zu küssen, aber sie wehrte mich heftig ab. ‚Meine Lippen gehören mir nicht mehr,' sagte sie, ‚an die darf niemand rühren!' — So ging ich mit schwerem Herzen von ihr.

* * *

„Es ist dann aber noch viel schlimmer gekommen, als ich fürchtete.

Wie ich am nächsten Abend wieder nach ihr sehen wollte, fand ich nur den Papa, in einem so bejammernswürdigen Zustande, daß es einen Stein erbarmen mußte. In der Nacht war ein hitziges Fieber bei ihr ausgebrochen, sie hatte laut aus dem Traum geschwätzt, immer die Verse hergesagt, die in dem Brief gestanden hatten, und noch viele andere. Denn das war von klein auf ihre Passion gewesen, schöne Gedichte, mit so recht feierlichen und unverständlichen Worten, und die ihr am besten gefielen, schrieb sie sich in ein Büchlein ab. Dazwischen habe sie gelacht und gesungen, und wie am Morgen der Doktor kam, habe er gesagt, sie hat eine Gehirnentzündung und muß gleich ins Krankenhaus, denn hier hat sie nicht die richtige Pflege.

„Sie können denken, wie mich der arme einsame alte Mann dauerte, der nun zu all seiner Angst und Sorge nicht einmal seine richtige Abwartung hatte. Ich selbst lebe bei einer Verwandten. Da schlug ich dem Papa vor, bis das Lischen aus dem Krankenhaus entlassen würde, wollte ich zu ihm ziehn, daß er nicht so allein sei. Er wollte aber nichts davon hören. Ihm sei am wohlsten allein, und Pflege brauche er nicht, so lange sein Kind zwischen Tod und Leben schwebe.

„Nun, das dauerte lange genug, volle fünf Wochen. Als sie dann endlich so weit war, daß sie wieder nach Hause durfte, war sie kaum zu kennen. Ihre schönen Haare, die ihr bis in die Kniekehlen reichten, hatte man ihr abgeschnitten, sie war wie ihr eigener Schatten geworden, man sah fast die Zähne durch die Oberlippe schimmern. Auch sonst war sie wie ausgetauscht, ganz heiter, nur wie ein Mädchen von zwölf, dreizehn Jahren, immer mit einer Spielerei beschäftigt. Der Arzt versicherte zwar, das sei nur noch eine Schwäche; mit der Zeit werde sie ihre fünf Sinne richtig wieder beisammen haben, wie's denn auch gekommen ist. Damals aber glaubten wir nicht anders, als daß ihr Verstand für immer gestört sei. Und Sie hätten den Papa sehen sollen, mit welch verzweifelten Blicken er sein Herzblatt anstierte, bis ihm die Augen übergingen. Sie selbst merkte das nicht. Ihre Stelle in dem Achatgeschäft hatte sie freilich verloren, ging auch nie aus, außer wenn ich bei dunkler Zeit sie einmal mit Gewalt ins Freie schleppte.

„Ob ihr Ungetreuer sich noch um sie bekümmerte und am Ende doch sein infames Betragen sich zu Herzen nahm, weiß ich nicht. Im Pavillon saß er nach wie vor mit seinen gesunden Backen und dummen Veilchenaugen an seinem gewohnten Platz. Einmal begegnete ich ihm auf der Straße und spuckte vor ihm aus. Er sah aber über mich weg und that, als kennte er mich gar nicht.

„Und so wäre vielleicht mit der Zeit alles ins alte Geleis gekommen, das Lischen hätte sich wieder zurecht gefunden, und da die Verlobung heimlich gewesen war, wußten auch nur sehr wenige um die traurige Geschichte.

„Da kam plötzlich etwas ganz Unerwartetes dazwischen.

„Es ging schon gegen den Herbst; die meisten Kurgäste waren abgereist. Da sagt mir eines Morgens am Brunnen eine Kollegin: ‚Weißt du schon, Rikchen, daß man gestern abend den Vater des Lischens, den alten Sekretär, halbtot in einer Droschke nach Hause gebracht hat? Es scheint, ein Schlag hat ihn gerührt. Man weiß aber nichts Näheres.'

„Ich natürlich, sobald ich frei war, zum Lischen hin. Den Papa konnt' ich nicht sehn, der lag in seiner Kammer, und der Doktor war bei ihm. Er lebte noch. Obwohl Lischen mehr von der Geschichte wußte, als sie mir sagen wollte, ein Schlaganfall war's nicht gewesen. Ueber einem Stuhl im Wohnzimmer und auf dem Tisch ausgebreitet lagen seine Kleider, die waren noch ganz feucht und dazu schmutzig von Erde und Sand. Wie das gekommen, erfuhr ich nicht. Lischen saß wie versteinert auf dem Stuhl neben der Thür und horchte nur immer in die Kammer hinein, und wie dann der Doktor herauskam, schnellte sie in die Höhe und begleitete ihn hinaus. Da sprachen sie lange zusammen, und wie sie wieder hereinkam, sagte sie: ‚Er wird am Leben bleiben und sogar bald wieder aufstehen können, aber ein Wunder müsse geschehen, sagt der Doktor, wenn er die Augen wieder gebrauchen könne. Nun, da werde ich eben für ihn arbeiten müssen. Ich habe auch schon zu lange die Hände in den Schoß gelegt.'

„Sie hatte nämlich, nachdem sie ihre Stelle als Ladnerin verloren, nicht daran gedacht, wo anders unterzukommen. Auch das Spitzenklöppeln hatte sie aufgegeben seit ihrer Krankheit und war immer wie halbwach herumgegangen. Ganz aufgewacht schien sie mir auch jetzt noch nicht. Wie hätte sie sonst von dem Unglück ihres Papas reden können, ohne eine Thräne zu weinen.

„Das alles gab mir zu denken. Aber wie gesagt, von ihr brachte ich nichts weiter heraus. Erst ein paar Tage später erfuhr ich, wie's damit zugegangen war, nicht von ihr, sondern von einem Kollegen des Schorsch, der von der ganzen Kapelle

Digitized by Google

es noch am meisten mit ihm hielt; denn die anderen mochten ihn nicht.

„Stellen Sie sich vor: an dem Tage, wo das Unglück passierte, waren die beiden Musikanten nach dem Nachmittagskonzert spazieren gegangen, bis Dausenau, und hatten dort in einer Wirtschaft eine Flasche miteinander getrunken. Wie sie nun wieder nach der Stadt zurückgehen und denken an nichts Arges, kommt ihnen auf einmal der Sekretär entgegen. Sie ziehen die Hüte und wollen an ihm vorbei, er bleibt aber stehen und ersucht den schönen Schorsch, seinen verflossenen Schwiegersohn, ganz höflich um eine Unterredung von fünf Minuten. Das konnte der nicht abschlagen, obwohl er sich nichts Gutes von dem knurrigen alten Herrn, den er so schwer gekränkt hatte, versah. Ich geh' einstweilen langsam voraus, hatte der andere Musikus gesagt; er blies in der Kapelle die Klarinette. Das thut er dann auch und hört noch hinter sich, wie Lischens Vater mit ganz ruhiger Stimme in den Geiger hineinredet und der ihm eben so ruhig antwortet. Auf einmal aber — er war noch keine fünfzig Schritt von den beiden entfernt — hört er den alten Herrn schreien: ‚Du Schuft! du Hund! du meineidiger Lump!‘ und kehrt sich um und sieht, wie der Alte den andern an der Brust gepackt hat und ihn schüttelt wie einen Bund Flicken. ‚Mach Reu und Leid,‘ schreit der Alte. ‚Du sollst ersticken an deiner Niedertracht, elender Schurke!‘ — und packt ihn immer fester und ringt mit ihm, der so viel größer und jünger war — beiden fallen die Hüte vom Kopf — der Schorsch will sich losreißen, der andere aber hält ihn wie mit eisernen Klammern, und eben da der Klarinettist hinzuspringen und seinem Freunde helfen will, sieht er, wie die beiden, die sich fest ineinander verbissen hatten, über den Rand des Weges den Abhang hinabgleiten, auf dem schlüpfrigen Grasboden ausrutschen und nun ohne Aufhalten zum Fluß hinunterrollen.

„Der Freund ihnen nach und kommt gerade recht, den Geiger an der Schulter zu packen und zu verhindern, daß der Alte ihn mit sich ins Wasser reißt. Wie er aber auch den greisen will, macht sein Kamerad sich eben selbst von ihm los und giebt ihm noch einen Stoß, daß er vollends vom Ufer in den Fluß stürzt. Bloß ein paar Augenblicke sei er unterm Wasser verschwunden, dann wieder aufgetaucht, und jetzt hätten sich die beiden Männer ganz entsetzt bemüht, ihn ans Land zu bringen, er habe sich aber wie ein Besessener gewehrt und immer wieder seinen Feind in den Fluß reißen wollen, niemand hätte so viel Kraft bei dem alten Schreiber gesucht. Endlich sei es wie eine Ohnmacht über ihn gekommen, da habe er die Arme wie gelähmt sinken lassen, die beiden andern konnten ihn vollends aufs Ufer hinaufziehen, und als dann gerade eine leere Kutsche oben auf der Chaussee daher rollte, die von Bad Nassau zurückkehrte, haben sie den bewußtlosen alten Mann in seinen triefenden Kleidern hineingehoben, Schorsch ist zu Fuß nach Ems gegangen, der andere hat den Geretteten in seiner Wohnung abgeliefert.

* * *

„Der Klarinettist war eben gekommen, sich nach dem Zustand des Papas zu erkundigen. Im Auftrag seines Freundes, der sich nicht mehr in Lischens Haus getraute. Mich kannte er als ihre nächste Freundin, also hatte er kein Bedenken, mir den richtigen Hergang zu erzählen. Auch der Tochter hatte er ihn nicht verschwiegen. Und nun erklärte ich mir auch, wie sie so kalt und ungerührt das Unglück des Vaters hinnehmen konnte. Sie war böse auf ihn, weil er den Mann, den sie immer noch liebte, zu morden versucht hatte. Sie hatte nur seinen Freund beschworen, die Sache nicht vor Gericht zu bringen. Der Alte war ja auch gestraft genug; er mußte im Hinunterrollen mit dem Hinterkopf auf einen Stein aufgestoßen sein, das hatte den Sehnerven verletzt, so war für die Augen, die ohnehin schon halbverdunkelt gewesen waren, keine Rettung mehr.

„Herr Georg denke nicht daran, seinen Angreifer zu verklagen, hatte der Freund erwidert. Ihm selbst würde es sehr fatal sein, wenn die Geschichte an die große Glocke käme. Und so nahm er auch mir das Ehrenwort ab, keiner Menschenseele in Ems davon zu reden, bis sich alles verblutet hätte. Sie sind der erste, dem ich's erzählt habe. Aber Sie reisen ja auch wieder ab.

„Dann ist alles so weitergegangen, wie zu erwarten war. Seine Stelle beim Gericht hat der alte Mann natürlich verloren, da wirklich der letzte Schimmer seiner Sehkraft erloschen war. Von der kleinen Pension konnten zwei Menschen nicht gut leben. Das Lischen sah sich aber sofort nach einem Platz als Verkäuferin um, und da sie so hübsch anzusehen ist mit ihrer sanften Leidensmiene, fand sie auch bald ein Engagement und hoffte, der Papa werde inzwischen, bis sie wieder nach Hause kam, ruhig in seinem Lehnstuhl sitzen bleiben. Da aber kannte sie ihn schlecht. Er hatte noch sein altes hitziges Blut, das durch das Bad im Fluß nicht abgekühlt war. Er bestand darauf, seinem Kinde nicht zur Last zu fallen, sondern im Gegenteil, noch für sie weiterzusorgen, und wenn's nicht durch Arbeiten geschehen könne, durch Betteln. Eine Schraube war jedenfalls bei dem Sturz in seinem Kopfe losgegangen. Er, der sonst so viel auf seine Ehre hielt, und jetzt den Hut hinhalten nach Almosen! Das Lischen warf sich auf die Kniee vor ihm und beschwor ihn, ihr die Schande nicht anzuthun. Alles umsonst. Er müsse eine anständige Mitgift für sie zusammenbringen, das sei er als Vater ihr schuldig, denn ein armes Mädchen, so schön und brav sie sei, bleibe sitzen, davon habe man Exempel. Und hartnäckig und eigensinnig wie er immer gewesen war, ließ er sich auch nicht ausreden, was er sich vorgenommen hatte. In Dausenau bei einer kleinen Schustersfamilie mußte ihm eine Kammer gemietet werden, die bezog er und nahm nichts mit als ein bißchen Wäsche und den verdorbenen Anzug, in welchem das Unglück geschehen war. Und gleich am Tage nach seinem Einzug stellte er sich an den Weg hin, genau so, wie Sie ihn auch gesehen haben, und sprach seitdem kaum noch das nötigste mit seinen Wirtsleuten oder ein paar Worte mehr mit seiner Tochter, wenn die ihn besuchte.

„Sie können sich vorstellen, wie der zu Mute war. In der Stadt schüttelten die Leute auch die Köpfe, und jeder wußte was anderes zu erzählen, wie der Herr Sekretär so heruntergekommen war. Wenn man das Lischen fragte, sagte sie nur, ihr armer Papa habe einen schweren Fall gethan und dabei das Augenlicht und den Verstand verloren. Sie hoffte noch immer, er werde dies jammervolle Leben satt bekommen. Daß sie ihm an Geld alles schickte, was sie sich selber abdarben konnte, versteht sich. Er nahm es auch in Empfang, that es aber regelmäßig in einen Kasten, zu dem er den Schlüssel bei sich führte, und sagte: ‚Mit der Zeit kommt doch was zusammen.‘ Er meinte, für ihre Aussteuer. Was er für die Miete und sein bißchen Essen brauchte, brachte ihm der Bettel ein.

„Uebrigens glaub' ich steif und fest, daß er gar nicht unglücklich ist. Wenn man ihn so beobachtet, ohne daß er's merkt, lacht er manchmal ganz vergnügt vor sich hin, mit einer Art schadenfroher Miene. Ich bin überzeugt, er glaubt, den Menschen, der seine Tochter unglücklich gemacht hat, in den Fluß gestürzt zu haben, so daß er darin ertrunken ist. Der Gedanke, sich an seinem Todfeind gerächt zu haben, füllt sein verwirrtes Gehirn so aus, wie andere das Bewußtsein einer guten That. Wenn er noch zu hören bekäme, Lischen habe einen braven Mann geheiratet, würde er mit keinem Könige tauschen.

„Daran ist nun leider kein Gedanke. Mehr als einer hat sich schon gemeldet, sie weist aber alle so deutlich und kurzangebunden ab, daß sie nicht zum zweitenmal anfragen. Sie selbst haben ja bemerkt, daß sie an ihrer unseligen ersten Liebe noch immer hängt. Manchmal freilich dämmert es auch in ihr auf, daß er doch vielleicht ein erbärmlicher Wicht sein möchte. Dann singt sie das Lied, das Sie damals gehört haben:

Nur Geduld! Dich trifft noch bittre Reue —

aber wenn ich sie dann in diesem richtigen Gedanken bestärken will, nimmt sie gleich wieder eifrig seine Partei, und da seitdem auch von anderen liederlichen Suiten des schönen Schorsch nichts verlautet hat, bildet sich das arme Mädchen wirklich ein, er werde doch noch einmal zu ihr zurückkehren."

* * *

Wir hatten jetzt die Waldrestauration erreicht. Fräulein Rikchen stand still und sagte: „Bitte, lieber Herr, begleiten Sie mich nicht weiter. Sie wissen schon warum. Ich danke Ihnen,

Digitized by Google

daß Sie sich für meine arme Freundin interessieren und mich so lange angehört haben. Wenn man so traurige Dinge weiß und sie immer geheimhalten muß, ist es eine wahre Wohlthat, sich einmal aussprechen zu können, wo man sicher ist, es wird kein Mißbrauch damit getrieben. Und nun Adieu! Ich werde mit der Drahtseilbahn hinunterfahren. Sie gehen wohl noch ein bißchen spazieren."

Sie reichte mir die Hand und sputete sich, nach dem Stationshause zu kommen, von wo her schon das Zeichen zur Abfahrt ertönte. Ich selbst ging langsam die weitgeschwungenen Serpentinen des Malbergs hinab, an die seltsame Geschichte denkend, die ich mir eben hatte erzählen lassen.

Daß sie eine Fortsetzung haben könne, hielt ich für sehr unwahrscheinlich. Auch verging der Rest meiner Kurzeit, ohne daß ich mit den Personen, die darin eine Rolle gespielt, noch irgend weiter bekannt geworden wäre. Im nächsten Jahre aber — denn bekanntlich ist die Repetition nicht nur die mater studiorum, sondern auch die Bedingung des Heilerfolges jeder Badekur — wieder um dieselbe frühe Frühlingszeit fand ich mich zum zweitenmal an der Stätte meiner freiwilligen Verbannung ein, und als ich am ersten Abend wieder auf meinem Balkon sitzend und eine einsame Cigarre rauchend die Klänge der Kurkapelle zu mir herüberwehen hörte — es war richtig wieder das Potpourri aus „Fatinitza"! — dachte ich daran, ob ich morgen früh wohl auch wieder den gefährlichen Herzenbrecher seine Bratsche streichen und ein schlankes blasses Mädchen zu ihm hinaufschmachten sehen würde.

In dieser Erwartung fand ich mich getäuscht. Der Choral wurde angestimmt ohne Mitwirkung des schönen Schorsch, und den Platz auf der Bank, wo Lischen gesessen, hatte eine dicke, rotwangige, mit vielen Ringen geschmückte Jüdin eingenommen, die in allem das Widerspiel des verlassenen Emser Mägdleins war.

Auch nach Fräulein Rikchen spähte ich unter der Schar der Brunnennymphen vergebens, und da der Blinde von Dausenau sich in seinem stumpfsinnigen Schweigen verstockte, war auch keine Aussicht, von ihm über seine blasse Tochter etwas Näheres zu erfahren.

Ich wollte aber doch einen Versuch machen, ob ich ihm vielleicht die Zunge lösen könne, wenn ich ihn geradezu nach dem Befinden von Fräulein Lischen befragte. Die Ueberraschung, jemand vor sich zu haben, der in das Familiengeheimnis eingeweiht sei, konnte ihm immerhin eine Antwort ablocken.

So schlug ich am ersten sonnenlosen Tage den Weg lahnaufwärts ein. Als ich zu der Stelle kam, wo die Straße ein Knie macht und nun in gerader Richtung nach dem kleinen Flecken hinläuft, sah ich nicht weit von mir eine kleine runde Frauengestalt eilfertig dahinstapfen, deren Bewegungen, mehr noch der schwarze Strohhut mit dem Strauß roter Mohnblumen mich sofort an meine gute Bekannte vom vorigen Jahre erinnerte.

Ich hatte sie trotz ihres Geschwindschritts bald eingeholt.

„Guten Abend, Fräulein Rikchen!" rief ich, noch einige Schritte hinter ihr. Augenblicklich wandte sie sich um und kehrte mir ihr rundes, munteres Gesicht zu, jetzt vom schnellen Gehen und der Ueberraschung, sich angerufen zu hören, ein wenig gerötet.

„Jesus Maria!" sagte sie, mir die Hand hinstreckend, „Sie sind es! Nein so was! Eben hab' ich an Sie gedacht und was Sie wohl sagen würden, wenn Sie wüßten —"

„Das trifft sich ja vortrefflich," erwiderte ich, „denn auch ich wollte eben versuchen, ob ich Ihre Spuren nicht wieder entdecken möchte, und deshalb sogar mit dem blinden Papa ein kleines Verhör anstellen. Beim Brunnen hab' ich mich vergebens nach Ihnen umgesehen, Fräulein Rikchen."

„Nix Fräulein mehr," lachte sie; „das lauwarme Wasser habe ich inzwischen mit kühlem Wein vertauscht. Sie müssen nämlich wissen, vergangene Michaelis habe ich geheiratet, einen Weinhändlerssohn von hier, der Vater hat ihm das Geschäft übergeben, unser Häuschen steht — (sie nannte mir Straße und Hausnummer). Wir leben sehr glücklich miteinander, und daß er früher in das Lischen verliebt war, bis sie ihm einen Korb gegeben hat, nehm' ich ihm gar nicht übel. Im Gegenteil, wir können nun beide von ihr sprechen. Gerad' an dem Tag, wo ich Ihnen vorm Jahr zuerst begegnet bin, in dem Wirtsgarten vor Dausenau, hat sie ihm das letzte Wort gesagt und ihm jede Hoffnung abgeschnitten. Mich dauerte der hübsche brave Mensch, wie er so betrübt abzog, aber jetzt bin ich doch froh, daß es so gekommen ist, ich wäre jetzt nicht seine Frau, und für sie hätte er doch nicht so gut gepaßt, er wäre ihr nicht ‚poetisch' genug gewesen."

„Wie geht es denn Ihrer armen Freundin?" fragte ich, indem wir nun nebeneinander unseren Weg fortsetzten.

Sie blieb plötzlich wieder stehen und sah mich erstaunt an.

„Aber wissen Sie denn gar nicht —?" rief sie mit einem Seufzer. „Freilich, wie sollten Sie's erfahren haben! Es stand wohl in unserer Zeitung, die kommt aber nicht so weit herum. Ach, das arme Lischen! Vielleicht wäre doch alles anders gekommen, wenn sie damals meinen Fritz genommen hätte. Aber nein, es war ihr ja an der Wiege gesungen, daß sie nicht glücklich werden sollte. Gerade die Besten gehen oft leer aus, und die Wege der Vorsehung sind dunkel. Ich werde immer ganz wirr in meinen Gedanken, wenn ich mir einen Vers drüber machen will, warum es nicht nach der Gerechtigkeit auf Erden zugeht, und Fritz schilt mich dann und sagt, über so was nachzugrübeln, mache vor der Zeit alt, das müsse man unserm Herrgott überlassen. Lischen war besser als ich, die nahm alles, was ihr bestimmt war, ohne Murren hin, und wenn sie zehnmal betrogen worden wäre, ihren Leibspruch hätte sie nicht aufgegeben, nämlich den Vers:

Die Treue ist doch kein leerer Wahn,
Der Mensch kann sie üben im Leben —

ich glaub', der ist von Goethe. Ach, lieber Herr, an dem Spruch ist sie zu Grunde gegangen."

„Ihre Freundin ist tot? Erzählen Sie mir, bitte, Frau Rikchen — Sie wissen, wie großen Anteil ich an Ihrer armen Freundin genommen habe."

„Ich hätte es Ihnen gern geschrieben, lieber Herr, ich wußte ja Ihren Namen nicht und Ihre Adresse. Und Sie waren schon abgereist, als es sich zutrug, kaum vierzehn Tage, nachdem ich Ihnen zum letztenmal Ihr Glas Kesselbrunnen gefüllt hatte. Da geh' ich eines Nachmittags — es war gerade Feiertag und das Geschäft, in dem Lischen verkaufte, geschlossen — sie hatte mich abgeholt, wir wollten einen kleinen Spaziergang machen — also gehen wir untergefaßt durch die Anlagen und freuen uns an den schönen Blumen, und ich mach' allerlei Spaß, daß sie wirklich einmal lacht — auf einmal fühl' ich, daß es ihr durch den Arm zuckt, und sie drückt sich an mich, um sich vorm Umfallen zu schützen, und flüstert mir zu: ‚Fort! Nur dort hinein!' und will mich nach links in eine dunkle Allee ziehen. ‚Was hast du, Schatz?' frag' ich ganz erstaunt. Mit dem aber seh' ich selbst, was sie hatte: den Weg daher, gerade auf uns zu, kommt er, ganz in Wichs mit einer hellen Krawatte und den blanken Cylinder ein bißchen verwogen auf die eine Seite gedrückt. Und am Arm führt er eine gleichfalls aufgedonnerte Dame mit einem Gesicht wie seins, schön rot und weiß und dieselben kalten, hochmütigen Augen. Es war zu spät, ihnen auszuweichen, auch hätt' ich mich geschämt, davonzulaufen wie zwei arme Sünderinnen, als wäre das böse Gewissen auf unserer Seite. ‚Sei tapfer, Schatz!' raun' ich dem Lischen zu und ziehe sie möglichst unbefangen vorwärts an dem Paar vorüber. Er sieht nach der andern Seite und wird ganz blaß im Gesicht, sie aber schaut nach dem Lischen ganz frech und höhnisch und sagt dann ihrem Bräutigam etwas, was ich nicht verstand. Denn ihr Bräutigam war's, erst seit kurzer Zeit, aber die ganze Stadt wußt' es, bis auf meine arme Freundin. Ich hatte immer auf eine gute Gelegenheit gewartet, es ihr mitzuteilen; nun war sie so damit überrumpelt worden.

„Als wir wieder allein waren, führte ich sie zu einer Bank, und da sprach ich lange mit ihr, und sie sagte kein Wort; ich wunderte mich, daß sie es nach dem ersten Schrecken so ruhig hinnahm. Die Braut nämlich war eine Witwe so in der Mitte der dreißiger, eine vom Lande, die einen reichen alten Mann geheiratet und nach ein paar Jahren glücklich zu Tode gequält hatte. Seitdem hatte sie für sich gelebt, in Niederlahnstein, ihr Ruf war nicht der beste, das kümmerte sie aber nicht, da sie Geld genug hatte und sich für sehr reizend hielt.

Digitized by Google

Reineke auf der Fasanenjagd.
Nach dem Gemälde von M. Hünten.

„Wie der schöne Schorsch mit ihr bekannt geworden war, weiß ich nicht. Genug, sie vernarrte sich in ihn, und es wurde bald richtig zwischen den beiden. Auch sollte rasch geheiratet werden. ‚Du siehst nun endlich,‘ sagte ich zu meiner Freundin, ‚was für ein Mensch dein Ungetreuer ist; hängt sich an so eine, bloß des lieben Geldes wegen. Denn sie ist älter als er und muß sich schon pudern und schminken, um noch zu gefallen, und was man von ihrem Lebenswandel sagt, müßte einen rechtschaffenen Mann von ihr abschrecken. Na, es ist nichts an ihm verloren. Du aber — dein armes getreues Herzchen wird hoffentlich nun endlich zur Ruhe kommen.‘

‚Ja,‘ sagte sie, und nickte ganz nachdenklich vor sich hin, ‚das hoff' ich auch. Ich will nun aber nach Hause, die Lust zum Spazierengehen ist mir verflogen. Ich muß zur Ruhe kommen, ich habe einen Schmerz im Kopf und am Herzen, der wird immer ärger, wenn ich mich nicht ganz still halte.‘

„Also standen wir auf, und ich begleitete sie nach ihrer Wohnung und redete ihr immer eifrig zu, daß sie sich's nicht zu Herzen nehmen, sondern jetzt ein neues Leben anfangen sollte. ‚Du hast recht,‘ sagte sie, ‚mit dem alten Leben bin ich fertig, das war traurig genug. Aber wenn ich hier bleibe — nein, da kann ich nicht zur Ruhe kommen. Ich hab' schon früher gedacht, ich sollt' verreisen. Wenn's nicht um den armen Papa gewesen wäre, hätt' ich's schon gethan, weit weit weg. Aber wer soll nach ihm sehen, wenn ich nicht mehr da bin?‘

„Das alles ganz verständig und ohne die geringste Aufregung, aus der ich Verdacht hätte schöpfen können.

„Ich sagte ihr, ich fände ihren Entschluß sehr gescheit, am liebsten würde ich sie begleiten, ich müßt' aber die Saison erst abwarten. Indessen wollt' ich statt ihrer mich um den blinden Vater bekümmern, daß ihm nichts geschehen sollte, auch wenn sie fern wäre.

„Da drückte sie mir die Hand und sagte, sie danke mir, ich sei die einzige getreue Seele, die sie auf der Welt habe, Gott werde mir's einmal lohnen.

„Unter solchen Reden kamen wir in ihre Wohnung, eine einzelne Stube im dritten Stock eines Hinterhauses, die ihr eine gute Frau vermietet hatte. Ich fragte sie, ob ich gehen und sie allein lassen sollte. Sie bestand aber darauf, ich müßte bleiben und Thee mit ihr trinken, es sei ihr so unheimlich in dem schwülen Käfig, obwohl sie das Fenster aufgemacht hatte, so daß die Abendluft hereinwehte. Ich mußte mich auf das Sofa setzen — sie hatte noch ihre alten Möbel, so viel sie in dem einen Zimmer hatte stellen können — dann machte sie mir Thee, trank auch selbst eine halbe Tasse, setzte sich aber nicht zu mir, sondern ging beständig hin und her, wie eine ruhelose arme Seele im Fegefeuer. Denn daß sie Qualen litt, konnt' ich deutlich sehen, trotz ihres stillen Gesichts und der weisen Sprüche, die sie von Zeit zu Zeit von sich gab, fast lauter Verse, die sie einmal gelesen hatte. Manches klang ganz unsinnig, fast wie wenn jemand aus dem Fieber spricht, ich ließ sie aber reden, denn ich merkte, daß es ihr das Herz erleichterte, und es war auch lieblich anzuhören, wie sie's mit ihrer leisen Stimme so vor sich hin sagte, halb wie gesungen. Darüber wurde es immer dunkler, sie zündete aber kein Licht an, vielmehr stellte sie sich ans Fenster und sagte: ‚Sieh nur, wie hell es da oben ist, die Sterne kommen heraus, da ist alles so heiter und reinlich, und wenn ich in den Hof hinuntersehe, ist's wie in einem dunklen, schmutzigen Brunnen, daß einem eine Gänshaut über den Rücken läuft. Aber gleichviel, ich darf mich nicht beklagen,

Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

„Armes Herz! dacht' ich bei mir selbst, was hast du denn vom irdischen Glück genossen? — Ich mußte aber fort und fragte nur noch, ob ich nicht später wiederkommen und die Nacht bei ihr zubringen sollte. Das wollte sie durchaus nicht erlauben, umarmte mich und sagte, das mit dem Abreisen wolle sie sich noch überlegen, ich erführe jedenfalls, was sie beschlossen habe. Als ich dann schon aus der Thür war, rief sie mich noch einmal zurück und gab mir hastig die Photographie von ihrem Ungetreuen, die immer auf ihrer Kommode gestanden hatte. ‚Du kannst sie verbrennen,‘ sagte sie, ‚er gehört jetzt einer anderen,

und ich habe kein Recht mehr an ihn. Und da sind auch die beiden Ringe' — sie hatte sie noch immer getragen, wie eine Witwe — ‚die verkaufe und gieb das Geld den Armen. Und nun — Gute Nacht, und vergiß nicht, was du mir wegen dem Papa versprochen hast.'

* * *

„So ging ich von ihr. Sie werden mich für sehr dumm halten, daß mir gar nichts Unheimliches ahnte. Aber wenn Sie sie gehört hätten — sie sprach so ruhig, als sie mir die Sachen gab, wie wenn nun wirklich alles aus und zu Ende wäre.

„Ach Gott, es war ja auch zu Ende! Am anderen Morgen, als die Magd des Hausherrn in den Hof kam, fand sie das arme Ding auf dem Pflaster liegen mit zerschmettertem Kopf.

„Sehen Sie, lieber Herr, das war die Reise gewesen, von der sie gesprochen hatte, und nun war sie schon an dem Ziel angekommen, wo sie Ruhe zu finden hoffte.

„Es hat aber kein Mensch geahnt, daß sie es mit Absicht so gemacht hatte. Sie war immer sehr fromm gewesen und hatte mir mehr als einmal gesagt, kein Gedanke sei ihr so schrecklich, wie in ungeweihter Erde zu ruhen und kein kirchliches Begräbnis zu erhalten. Daß sie eine große Sünde that, indem sie sich selbst das arme, trübselige Lebenslicht ausblies, darüber brachte sie ihr verzweifelter Gram hinweg. Und sie hat es ganz listig angefangen, auch die anderen zu täuschen. Die Frau, bei der sie wohnte, erzählte, sie sei noch spät zu ihr gekommen, sich ihre krampfstillenden Tropfen auszubitten, es sei ihr so beklommen und schwindlig. Da habe sie sich wahrscheinlich, als sie nicht einschlafen konnte, ans offene Fenster gestellt, um Luft zu schöpfen, und habe das Gleichgewicht verloren und sei hinuntergestürzt.

„Daß es ein bißchen anders dabei zugegangen, reimte sich außer mir wohl noch ein anderer zusammen, der aber hütete sich, auch nur ihren Namen in den Mund zu nehmen.

„So wurde sie denn kirchlich begraben, und es war eine sehr schöne Leich', und halb Ems folgte ihrem Sarge, bloß einer fehlte, den es am nächsten angegangen hätte, der blinde Papa. Ich war gleich auf die Polizei gelaufen und hatte die Herren himmelhoch gebeten, dem alten Manne das Herzweh zu ersparen, das ihn unfehlbar umbringen mußte. Sie wollten erst nicht, da es ungesetzlich war. Ich stellte ihnen aber vor, es sei noch ungesetzlicher, einem armen Blinden den letzten Faden zu durchschneiden, mit dem er noch am Leben hing, und dann sagt' ich, er sei ja überhaupt nicht zurechnungsfähig und so ein halber Trottel könne nicht wie ein gesunder Mensch behandelt werden.

„Das schlug endlich durch. Bis an diesen Tag weiß der Alte nicht, daß seine Tochter längst unter dem Rasen liegt.

„Am Sonntag nach ihrem Begräbnis bin ich zu ihm hinausgegangen. Ich hatt' mir ein Geschichtchen ausgedacht, das ich ihm erzählen wollte, damit er nicht stutzig würde, wenn sie nicht mehr kam. Es ist mir sauer genug geworden, es ohne zu schluchzen vorzubringen. Eine Dame aus Frankfurt a. M., die in dem Laden was eingekauft, habe so großes Gefallen an ihr gefunden, daß sie sie mit nach Hause nehmen wollte, um ihre Kinder zu erziehen. Es sei eine reiche Familie, und sie kriege einen sehr guten Lohn, und deshalb habe der Prinzipal auch eingewilligt, sie auf dem Fleck zu entlassen, um ihrem Glück nicht im Wege zu stehen. Denn sie habe schon am nächsten Morgen mit der neuen Herrschaft abreisen müssen und daher nicht mehr von dem Papa Abschied nehmen können, schicke ihm nur noch einen herzlichen Gruß und werde bald an ihn schreiben.

„Der Alte schien sehr vergnügt, daß es seiner Tochter so gut ginge, und hatte auch keinen Verdacht bei der plötzlichen Abreise. Nach vierzehn Tagen kam ich dann wieder zu ihm und las ihm einen Brief vor, den ich selbst verfaßt hatte, worin das Leben in dem Frankfurter Hause und die Familie selbst, Eltern und Kinder, genau beschrieben waren. Auch darüber war er sehr froh und trug mir wieder Grüße an das Lischen auf. Sogar Geld konnte ich ihm noch von Zeit zu Zeit schicken, angeblich von ihrem ersparten Lohn. Es kam aber von dem Erlös ihrer Möbel und Siebensachen und wird noch eine Weile reichen.

„Seit ich nun verheiratet bin, komme ich nur noch unter der Woche hinaus, am Sonntag machen wir einen Ausflug oder Spaziergang, darauf hält mein Fritz. Manchmal vergehen drei Wochen, bis ich die Zeit finde, aber der Alte denkt sich nichts dabei, als daß seine Tochter eben nicht früher geschrieben habe. So will ich auch jetzt einmal wieder nach ihm sehen, und Sie können ihn beobachten, wie gläubig und zufrieden er meine unschuldige Flunkerei hinnimmt.

„Sehen Sie ihn da stehen, immer an demselben Fleck, an seinen Meilenstein gelehnt? Er hat jetzt einen besseren Rock, der alte fiel in Fetzen. Ich habe ihm gesagt, das Lischen bestehe darauf, daß er sich anständiger kleide, und alles, was von ihr kommt, ist ihm heilig."

Wir waren jetzt nahe zu dem Blinden herangekommen. Er hatte sich seit vorigem Jahr wenig verändert, das Haar war nur noch grauer, die Furchen unter den Augen und am Munde etwas schärfer geworden.

„Guten Abend, Herr Sekretär!" sagte meine Begleiterin. „Wie ist's Ihnen ergangen seit dem letzten Mal? Immer noch das böse Reißen in den Beinen? Sie sollten doch den Doktor befragen und vor allem einmal eine Woche zu Hause bleiben im warmen Bett."

Der alte Mann zog die Brauen finster zusammen und schüttelte den Kopf. Noch auf einige andere freundliche Reden gab er nur mit ärgerlichem Knurren Antwort, sein Gesicht erheiterte sich erst, als Frau Rikchen ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche zog und ihm daraus vorlas, was angeblich sein Kind geschrieben hatte: es gehe ihr immer gleich gut, sie lasse den Papa grüßen und hoffe, ihn auch einmal besuchen zu können. Jetzt lasse ihre Herrschaft sie noch nicht fort, die Kinder hingen so an ihr.

Der Alte lachte mit einem seltsamen Ausdruck vor sich hin, wie wenn er sagen wollte: Kein Wunder! An meinem Lischen hängen alle guten Menschen! — dann streckte er die Hand nach dem Papier aus, befühlte es von allen Seiten und drückte es endlich an den Mund.

Die junge Frau wischte sich die Augen und nickte mir zu. „Da ist ein Herr mit mir gekommen," sagte sie, „der hat Ihre Tochter in Frankfurt kennengelernt, Herr Sekretär, und sie hat ihm noch mündliche Grüße an Sie aufgetragen. Nicht wahr, Herr?"

Sie machte mir Zeichen, daß ich nicht stumm bleiben solle. „Ja, Herr Sekretär," sagte ich etwas beklommen, „ich kann alles bestätigen. Ihre Tochter ist wohl aufgehoben, da, wo sie ist, es kann ihr nichts Böses geschehen, und gewiß denkt sie an ihren lieben alten Vater und würde ihn gern besuchen, wenn man sie fortließe. Sie können ihretwegen ganz ruhig sein."

Der Alte grinste wieder, bewegte mühsam den breiten Mund mit der hängenden Unterlippe und sagte mit einer rauhen, ganz eingerosteten Stimme: „Danke! danke schön!" Dann verfiel er wieder in sein stumpfes Brüten.

Wir nahmen Abschied von ihm, und wie wir eine Strecke weit von ihm entfernt waren, sagte die junge Frau: „Wird uns unser Herrgott die Lüge nicht verzeihen, die den armen Alten nun wieder auf vierzehn Tage glücklich macht? Glücklicher gewiß als den schlechten Menschen, der ihn um sein Kind gebracht hat, die harten Thaler seiner Frau. Sie müssen wissen, das Ehepaar hat sich in Ems niederlassen wollen, aber niemand ging mit ihnen um, man verachtete ihn zu sehr, da doch nach und nach seine Schurkerei gegen das Lischen unter die Leute kam. Dann verzogen sie noch vor Schluß der Saison nach Wiesbaden; auch dahin folgte ihnen der schlechte Leumund, und um Weihnachten hört' ich, sie seien übers Meer gezogen, nach Amerika. Aber seiner Strafe konnte er doch nicht entfliehen, die zog mit ihm, in Gestalt seines Weibes, das ihn quält mit ihrem Geiz und ihm aus Eifersucht die Hölle auf Erden schafft. O, das Lischen hatte einen prophetischen Geist! Entsinnen Sie sich noch ihres Liedes, worin es immer hieß:

Nur Geduld! Dich trifft noch bittre Reue,
Wenn ich lange, lang' schon nicht mehr bin!

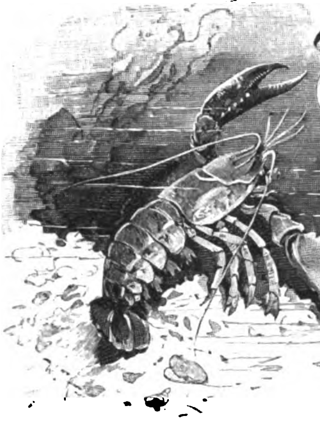
Das ist nun früher, als sie dachte, in Erfüllung gegangen!"

Digitized by Google

Der Nordsee-Hummer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. E. Hoffbauer.



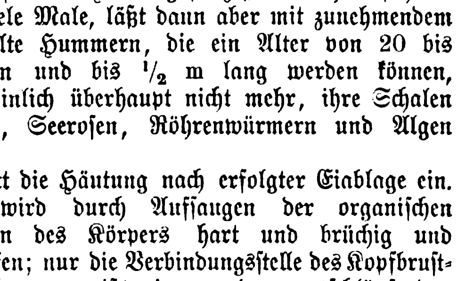
Wer einmal in der glücklichen Lage gewesen ist, zur Sommerszeit auf einem der eleganten Hamburger Salondampfer die kurze aber herrliche Seereise nach Helgoland zu machen, wird während seines Aufenthaltes auf dem kleinen roten Felseneiland wohl schwerlich die Gelegenheit haben vorüber gehen lassen, die größte Delikatesse, welche die Insel bietet, einen frisch gekochten Hummer, einer gründlichen gastronomischen Prüfung zu unterziehen. — Der Binnenländer dürfte vielleicht erst bei dieser Gelegenheit erfahren haben, daß an unsern Küsten und in den deutschen Meeren der Hummer nicht weiter vorkommt, und der Meeresgrund in der Umgebung Helgolands sowie einiger kleinen Stellen nördlich davon bis zur jütischen Küste die einzige Stätte ist, wo dieser äußerst schmackhafte Kruster in größerer Anzahl gefangen wird. So bekannt und auf jeder Tafel beliebt nun auch der im Alter höchst mürrische und einsiedlerisch veranlagte Geselle ist, so hat man doch bis vor nicht langer Zeit von seiner Naturgeschichte, seiner Lebensweise und Fortpflanzung herzlich wenig gewußt. Als nach der Einverleibung Helgolands in das Deutsche Reich auf der Insel von Preußen im Jahre 1892 eine Biologische Station gegründet wurde, gingen darum deutsche Naturforscher eifrig ans Werk, in jenes dunkle Gebiet Licht zu bringen. Ihre Untersuchungen sind bereits von schönen Erfolgen gekrönt worden, die zum Teil in den „Mitteilungen des deutschen Seefischereivereins" veröffentlicht wurden. Aber auch von anderer Seite, von Norwegen, England, namentlich von den Küsten Nordamerikas, wo der Hummer noch am zahlreichsten vorkommt, sind in den letzten Jahren mancherlei Beiträge zur näheren Kenntnis des Hummers eingelaufen, in jüngster Zeit hauptsächlich von Dr. Francis H. Herrick vom Adalbert College in Cleveland, Ohio, dessen Beobachtungen in den meisten Punkten auch mit denen über unsern europäischen Hummer übereinstimmen. — Es dürfte wohl einen größern Leserkreis interessieren, einen kurzen Ueberblick über diese neuesten Forschungen zu erhalten und auch etwas über den Fang und die Aufbewahrung des versandfähigen Hummers zu erfahren.

Zunächst mag, entgegen der bisherigen Ansicht der Fischer, hervorgehoben werden, daß der Hummer ein Standtier ist und größere Wanderungen, wie solche bei vielen Fischarten üblich sind, nicht unternimmt. Nur die Larven schwimmen frei umher; das ausgebildete Tier bewegt sich langsam auf dem Meeresgrunde; sollten es wirklich einige Stöße der Hinterleibsfüße oder des Hinterkörpers auf kurze Zeit emporheben, so sinkt es doch sehr bald wieder auf den Boden zurück. Bisweilen findet wohl eine Art Schwärmen einer größeren Anzahl Tiere statt, das aber durch Temperaturverhältnisse oder durch Suche nach Nahrung, falls die bisherigen Weideplätze erschöpft sind, bedingt ist und mit eigentlicher Wanderung nichts zu thun hat. Der Hummer liebt in der wärmeren Jahreszeit flachgründigen, einige Faden tiefen, felsigen Boden, wie ihn die nähere Umgebung von Helgoland in reichem Maße bietet. Er hält sich tagüber meist zwischen Steinen und Meerespflanzen verborgen und geht zur Nachtzeit auf Nahrungssuche nach andern kleinen Krustern und Muscheltieren, die er mit den starken, hornartigen, braunen Zähnen, mit denen sein Magen besetzt ist, zermalmt. Mit Vorliebe frißt er auch tote, angefaulte Fische. Alle unverdaulichen Nahrungsbestandteile werden durch die Mundöffnung wieder entleert. Zum Beginn der Winterszeit sucht er wohl tieferes, wärmeres Wasser auf mit schlickigem, weichem Boden, in den er sich mit Hilfe seiner großen Scheren und seiner Schwanzflosse rückwärts hineinbewegt und mehr oder weniger tief eingräbt, um in eine Art Winterschlaf zu verfallen, während dessen er keine Nahrung aufnimmt. Dieser Zustand der Erstarrung tritt bei dem Hummer auch in der Gefangenschaft ein.

Die Ablage der schwärzlich gefärbten, kaviarähnlichen Eier erfolgt hauptsächlich in den Sommermonaten (bei Helgoland von Mitte Juli bis Mitte September), und zwar derartig, daß sie mit einer klebrigen Substanz an den Hinterfüßen des Weibchens befestigt werden. Sie sind also bis zum Ausschlüpfen der Larven fortwährend von frischem Wasser umspült. Die Zahl der abgelegten Eier ist nach der Größe und dem Alter des Weibchens verschieden; sie beträgt nach Ehrenbaum für einen einpfündigen Helgoländer Hummer 8000 bis 10000, für einen zweipfündigen 15000 bis 18000 und steigert sich bei einem vierpfündigen auf 30000 bis 36000. Diese verhältnismäßig große Anzahl verliert aber sehr an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die Eierablage nicht jährlich, sondern wahrscheinlich nur alle 4 Jahre erfolgt und die später ausschlüpfenden Larven vielen Gefahren ausgesetzt sind, so daß nach Herrick von 10000 Larven kaum 2 groß werden dürften. Die Inkubationsdauer, d. h. die Zeit, während der die Eier vom Weibchen getragen werden, bis zum Ausschlüpfen der Larven, beträgt in der Regel 11 Monate. Eine merkwürdige Erscheinung sind die sogenannten schwarzen Hummern. Während der Gefangenschaft, wo die Tiere in größerer Anzahl in schwimmenden Kästen gehalten werden, kommt es nämlich selten zu einer Eiablage; die bereits gebildeten Dottermassen werden von dem Körper wieder aufgesogen und färben das Blut eine Zeit lang grünlichschwarz. Solche Hummern sind nach dem Kochen sehr unansehnlich und darum meist unverkäuflich, wenn auch von Feinschmeckern behauptet wird, daß dieselben gerade durch das Zurücktreten der Dottermassen ins Blut sehr wohlschmeckend seien.

Die kleinen Larven haben nach dem Verlassen des Eies eine dem ausgebildeten Tier sehr unähnliche Gestalt (vgl. die untenstehende Abbildung) und Lebensweise. Sie schwimmen frei an der Wasseroberfläche umher und sind den mannigfaltigsten Nachstellungen ausgesetzt. Gleich nach dem Ausschlüpfen machen sie eine Häutung durch, ein Vorgang, der sich bis zu einem Alter von 6 bis 8 Wochen fünf- bis sechsmal wiederholt. Dann hat der junge 13 bis 16 mm lange Hummer die Gestalt der alten erhalten und schwimmt nicht mehr frei umher, sondern sucht den Meeresboden auf. Der Häutungsprozeß wiederholt sich im ersten Jahre noch viele Male, läßt dann aber mit zunehmendem Alter nach; ganz alte Hummern, die ein Alter von 20 bis 30 Jahren erreichen und bis $^1/_2$ m lang werden können, häuten sich wahrscheinlich überhaupt nicht mehr, ihre Schalen sind mit Seepocken, Seerosen, Röhrenwürmern und Algen dicht bewachsen.

Regelmäßig tritt die Häutung nach erfolgter Eiablage ein. Die alte Schale wird durch Aufsaugen der organischen Substanz von seiten des Körpers hart und brüchig und als Ganzes abgeworfen; nur die Verbindungsstelle des Kopfbruststückes mit dem Schwanze reißt ein, um dem ausschlüpfenden Tiere den Weg zu bahnen. Selbst die Gliedmaßen, die großen Scheren und die Beine zwängen sich infolge Zurückziehens des Blutes und vermöge ihrer Elasticität durch die engen Stellen der alten Schale hindurch.



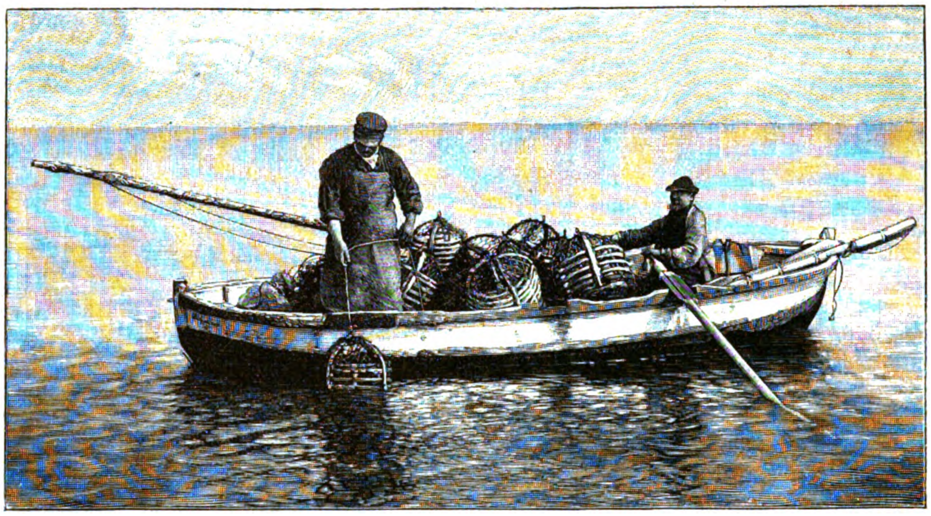
Hummerlarve nach dem Verlassen des Eies.

Kurze Zeit vor der Häutung werden die auf der Unterseite des Kopfbruststückes zusammenstoßenden Ränder des Panzers weich. Der Helgoländer weiß

Digitized by Google

dies und sondert solche in den schwimmenden Hummerkästen in Gefangenschaft gehaltenen Tiere schleunigst von den andern. Andernfalls würde der arme frisch gehäutete und noch weiche Geselle einfach von seinen eigenen raubgierigen Genossen aufgefressen werden. Verschmäht doch der gehäutete Hummer nicht, selbst Teile seines eigenen abgeworfenen Panzers zu verzehren. Die neue, anfangs noch recht weiche und empfindliche Schale erhärtet nur sehr langsam, und es vergehen nach Herrick 6 bis 8, ja 10 bis 12 Wochen, bis der Hummer wieder verkaufsfähig geworden ist.

Während der Zeit des Erhärtens vollzieht sich auch das Längenwachstum des Hummers. Es ist immer nur verhältnismäßig gering, doch in der Jugend größer als im Alter; ein Tier von 25 cm Länge hat sich etwa 25 mal gehäutet. Beispielsweise betrug die Länge eines Hummers vor der Häutung 19,1 cm, nach derselben 22,3 cm, also Zunahme 3,2 cm, während ein 37,5 cm langer Hummer nach der Häutung nur 1,5 cm gewachsen war. Das Wachstum scheint mit dem Aelterwerden sich mehr auf stärkere Ausbildung der Scheren zu beschränken.



Das Aussetzen der Hummerkörbe.
Nach einer Photographie von Hofphotograph G. Friederichs in Helgoland.

Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit des Hummers mag noch erwähnt sein: die Fähigkeit, einzelne Glieder, mögen sie nun durch Selbstverstümmelung, im Kampfe mit eigenen Genossen oder auf andere Weise verloren sein, in kurzer Zeit durch neue zu ersetzen. Im Aquarium der Biologischen Anstalt auf Helgoland wurde ein Tier von etwa 22 cm Länge beobachtet, welches seine linke Schere verloren hatte. Es bildete sich nun zunächst an der Bruchstelle ein fleischförmiger Ansatz, der, ohne zu erhärten, deutlich die Umrisse einer Schere erkennen ließ und bis zur halben Länge der alten Schere heranwuchs. Dann trat die Häutung ein und aus der zarten Umhüllung kam eine neue Schere zum Vorschein, die bald erhärtete und in Form und Größe schließlich der andern Schere gleichkam. Auch Herrick hat an ganz jungen Tieren diesen Vorgang häufig beobachtet.

Am Hummerkasten.
Nach einer Photographie von Hofphotograph G. Friederichs in Helgoland.

Für die Bewohner Helgolands bildet der Hummerfang das bedeutendste und einträglichste Fischereigewerbe. Die einst so stolze und ansehnliche Schaluppenflotte, welche 20 bis 30 Meilen weit in See ging, um Schellfisch und Kabeljau zu angeln, ist bis auf etwa 10 Fahrzeuge geschwunden, da seit der stärkeren Befischung der Nordsee der Ertrag nur gering ist und die Helgoländer ihr Geld von Badegästen und Touristen auf weit bequemere und reichlichere Art einzunehmen verstehen. Der Verdienst durch Hummerfischerei ist dafür desto lohnender, werden doch jährlich etwa 60- bis 70 000 Stück im Werte von 50- bis 60 000 Mark gefangen und versandt. — Alljährlich zur Frühjahrszeit, wenn die bösen Winterstürme vorüber sind und der Hummer sein Winterlager verläßt, beginnt der Fang, nachdem bereits vorher die Geräte und Boote nachgesehen und ausgebessert sind.

Der Hauptfangapparat besteht aus dem etwa 60 cm hohen Hummerkorb (helgoländisch „Tiner"), dessen Form am besten mit einem Bienenkorbe verglichen werden kann. Seine Gestalt erhält er durch Holzspangen und Reifen, die in Abständen miteinander verflochten sind und mit Netzwerk oder Drahtgaze überzogen werden. Der Boden ist mit flachen Steinen beschwert, und seitlich befindet sich ein trichterförmiger, reusenartiger Eingang, welcher wohl das Hineinkriechen des Hummers gestattet, aber sein Entkommen verhindert und den Zugang zu dem im Innern des Korbes angebrachten Köder (junge Dorsche u. a.) bildet.

Ein anderes, jedoch weniger gebräuchliches Fanggerät ist die „Glippe". Sie besteht aus einem etwa 50 cm im Durchmesser haltenden Eisenreifen, an welchem ein sackartiges Netz hängt. Eine durch drei kurze Taue (Sprenken) mit dem Eisenreifen verbundene Leine dient dazu, die Glippe zu versenken. Der Köder sitzt in der Mitte des Reifens an einem ausgespannten Draht und kommt, wenn die Glippe den Meeresboden erreicht, in die Mitte des Netzes zu liegen. Vermutet nun der Fischer einen Hummer am Köder, so zieht er die Leine mit einem Ruck an, wodurch das Tier in das Netz fällt und dann möglichst schnell heraufgeholt wird.

Die besten Hummerfangplätze liegen an den Rändern der sogenannten „Helgoländer Rinne" in einer Tiefe von etwa

Digitized by Google

18 Faden. Diese Rinne erstreckt sich in ungefähr 3 Seemeilen Entfernung im Halbkreis um die Insel und verläuft von ONO nach NW. — Um die Fangplätze zu erreichen, benutzen die Fischer kleine offene, d. h. ohne Verdeck gebaute Boote von etwa 4 m Länge; sie zeigen die altertümliche Helgoländer Form, sie sind bauchig, vorn und hinten rund, ohne Kiel, dafür zuweilen mit Seitenschwertern versehen und führen nur ein Rahesegel. Die Bemannung besteht aus 2 Mann; jedes Boot setzt 50 bis 60 Hummerkörbe aus (vgl. die Abbildung S. 640). Diese werden an langen, mit Korkstücken versehenen Leinen (Simm) auf den Meeresgrund gelassen. Das obere Ende der Leine schwimmt dann auf der Oberfläche des Wassers und trägt zum leichteren Auffinden ein Fähnchen oder eine grell angestrichene kleine Tonne (Boje). Die Körbe werden täglich revidiert, etwaige gefangene Hummern herausgenommen und frischer Köder hineingethan. Die Witterung muß schon recht schlecht sein, um die Fischer zum Unterlassen dieser Thätigkeit zu bewegen. Sie vertrauen ihren kleinen seetüchtigen Booten mit einer Kühnheit, die jeden Binnenländer in Erstaunen setzen muß. Oft verschwindet bei stark bewegter See das Boot in den Wellenthälern vollständig den Blicken, aber stets arbeitet es sich wieder empor und gehorcht der geschickten Hand seines Führers. Den gefangenen Hummern werden möglichst schon auf der Heimfahrt die großen Scheren mit Bindfaden zugebunden, um ihnen etwaige Angriffe gegen ihre Mitgefangenen unmöglich zu machen; denn die Muskelkraft in den Schenkeln der Scheren ist außerordentlich und befähigt die Tiere, die Gliedmaßen ihrer Stammesgenossen glatt vom Rumpfe zu trennen.

Bis zum Versand bleiben die Hummern auf der Helgoländer Reede in großen schwimmenden und mit einer Kette am Grunde verankerten Kasten, die durchlöchert sind und dem strömenden Seewasser freien Durchtritt lassen (vgl. die Abbildung S. 640). Auf diese Weise können die Tiere lange lebend erhalten werden, während stehendes, wenn auch noch so frisches Wasser sehr bald ihren Tod herbeiführt. Zum Versand werden sie zwischen Seetang in Weidenkörben verpackt und kommen stets lebend und frisch, selbst nach längerer Zeit, an ihrem Bestimmungsort an.

Die Hummerfischerei ist für Helgoland überaus wichtig; nachdem die kleine Insel in deutschen Besitz übergegangen ist, wurde es demnach auch Aufgabe der Regierung, darüber zu wachen, daß der mehr und mehr sich steigernde Fang im richtigen Verhältnis zur Vermehrung des Hummers steht. Wenn nun auch eine direkte Gefahr der Ueberfischung bis jetzt noch nicht vorhanden ist, so haben die bisherigen Untersuchungen doch erwiesen, daß gewisse Vorbeugungsmaßregeln geboten sind. Außer einer polizeilich verordneten Schonzeit von Mitte Juli bis Mitte September, die in Hinsicht auf ihre anderweitige Beschäftigung während der Hauptbadesaison thatsächlich schon früher von den Helgoländern innegehalten wurde, sind in jüngster Zeit Vorschriften über das gesetzliche Minimalmaß, unter dem kein Hummer verkauft werden darf, hinzugetreten. Es beträgt 20 cm und entspricht nicht ganz der Größe (24 cm), in der unser Hummer zum erstenmal geschlechtsreif wird. Andere, schärfere Vorbeugungsmittel, deren nächstes der Verkauf eiertragender Weibchen während der Frühjahrs- und Sommerszeit wäre, sind vor der Hand nicht nötig, würden aber gegebenen Falls in Kraft treten müssen, um den so schmackhaften und beliebten Kruster in unserer Nordsee dauernd zu erhalten.

Blätter und Blüten.

Von der Kirgisen-Karawane. (Mit Abbildungen.) Die Steppen Asiens an dem Kaspischen Meere und der russisch-chinesischen Grenze sind die Heimat des Nomadenvolkes der Kirgisen; nur ein kleiner Teil desselben haust auf europäischem Boden in den weiten Steppen des Gouvernements Astrachan. Dort bilden diese Nomaden die sogenannte Innere oder Bukujewsche Horde, deren Stärke etwa 150 000 Köpfe beträgt. Aus mehreren Angehörigen dieser Kirgisen und einigen Tataren hat man eine Karawane zusammengestellt, die gegenwärtig in größeren deutschen Städten sich sehen läßt und durch ihre Schaustellungen dem Publikum einen lehrreichen und interessanten Einblick in die Sitten und Gewohnheiten des Hirtenvolkes in dem fernen Osten gewährt. Auf diesen Schaustellungen hat unser Zeichner, Carl Henckel, die hier wiedergegebenen Skizzen gesammelt, die uns die Kirgisen in ihrer originellen Tracht und ihrem eigenartigen Treiben vorführen.

Die Kirgisen sprechen einen der reinsten türkischen Dialekte, aber ihrem Körperbau nach gehören sie zumeist der mongolischen Rasse an. Von den Türken haben sie auch den Islam übernommen, aber sie kennen die Lehren des Propheten nur oberflächlich und stecken noch zu gutem Teil in dem alten heidnischen Aberglauben. Sie sind ein Hirtenvolk und die Viehzucht bildet ihren Haupterwerb, darum wandern sie mit ihren Herden in der Steppe. Früher hausten sie im Sommer wie im Winter nur in Kibitken oder Filzzelten, die leicht abgebrochen und an anderem Orte ebenso leicht wieder aufgerichtet werden können. Unter russischer Oberhoheit sind sie seßhafter geworden und bauen jetzt für den Winter Erdhütten aus Ziegeln, die sie an der Luft getrocknet haben. Kommt aber die wärmere Jahreszeit, so verlassen sie diese festen Wohnsitze und ziehen samt ihren Herden und den Kibitken in die offene Steppe hinaus. Ihre Viehwirtschaft ist ziemlich mannigfaltig. Sie halten Pferde einer besonderen Rasse, die nicht groß von Wuchs sind, aber durch ihre Ausdauer sich auszeichnen; sie verfügen über große Rinderherden und besitzen Kamele von brauner und weißer Farbe mit einem und zwei Höckern. Man findet bei ihnen Ziegen verschiedener Farbe, und zahlreich sind in der Kirgisensteppe die fettschwänzigen Schafe vertreten, die ziemlich groß werden und sich reichlich vermehren. Mit den Erzeugnissen dieser Viehzucht betreiben die Kirgisen einen schwunghaften Handel. Leder, Haare, feine Wolle wandern von der Steppe durch Vermittelung der Zwischenhändler nach civilisierteren Gebieten, um dort von der Industrie verarbeitet zu werden.

Einfangen eines Pferdes mit dem Stangenlasso.

Das Hirtenvolk nährt sich auch zum größten Teil von seinen Herden. Die fettschwänzigen Schafe werden als Leckerbissen verspeist, Roßfleisch wird nicht verachtet und aus jungen Füllen werden Würste bereitet, die in der Steppe als Delikatesse gelten. Die Stuten- und Kamelmilch wird zu dem berauschenden Kumys verarbeitet, aber auch saure Milch aus hölzernen Schüsseln in großen Mengen verzehrt. Während des Sommers, wo das Fleisch in der großen Hitze ungemein rasch verdirbt, müssen die Hirten allerdings bei Ackerbauern Anleihen machen und von diesen Mehl beziehen, das sie zu allerlei Kuchen verbacken.

Nomaden sind in der Regel ausgezeichnete Reiter, und auch die Kirgisen sind mit ihren kleinen Pferden wie verwachsen. Mann und Weib ist in der Steppe beritten und das Weib reitet nach Männerart. Zwei unserer Abbildungen führen uns kirgisische Reiter vor. Wir lernen an ihnen gleich die Männertracht kennen, wie sie in der wärmeren Jahreszeit getragen wird. Das weite Kalikohemd wird in der Taille durch eine Schnur zusammengehalten; weit sind die ledernen Beinkleider, den Kopf deckt ein weicher Tuchhut und die Füße stecken in weichen schwarzen Lederstiefeln. Der mongolische Sattel, auf dem der Reiter sitzt, ist mit einem Kissen versehen. So sitzt der Mann in der That hoch zu Roß, seine Füße hängen nicht bis an den Rand des Pferdeleibs herab, sondern stehen noch ein Stück darüber in den schweren Eisenbügeln, mit denen der Reiter das Roß antreibt. Ein Kantschu (Reitpeitsche) hilft weiter nach.

Auf dem ersten unserer Bilder ist ein Kirgise dargestellt, wie er ein Pferd mit einem Stangenlasso einfängt. Dieses Gerät besteht aus einer langen Schlinge, die an einer Stange befestigt ist. Die Schlinge wirft der Fänger um den Hals des Tieres und dreht dann blitzschnell die Stange, so daß der Strick sich schraubenförmig um das Holz und den Hals des Gefangenen zusammenschnürt.

Das Stangenlasso benutzen die Kirgisen auch auf der Jagd, um Wild einzufangen. Als Bewohner der Steppe sind sie überhaupt große Freunde der Jagd, aber sie stellen dem Wilde nicht mit Pulver und Blei nach, sondern jagen nach altem Brauch. Bei ihnen stehen noch die Falkenbeizen in hoher Blüte. Der Kirgise versteht verschiedene Raubvögel zum Tierfang abzurichten. Falken, Habichte und selbst den Königsadler macht er sich gefügig. Falken und Habichte stoßen auf kleineres Wild, der Königsadler sogar auf Wölfe und Füchse. Reitet der Kirgise mit seinen Vögeln zur Beize in die Steppe hinaus, so wird er von

Digitized by Google

Hunden begleitet. Haben die Jagdvögel ihr Wild erreicht, so hacken sie mit den Schnäbeln auf dasselbe los und halten es fest, bis die Hunde herangekommen sind. Unsere Abbildung zeigt einen Jäger zu Roß, der einen Falken auf seiner mit Fuchspelzhandschuhen geschützten Faust führt und von russischen Wolfshunden begleitet wird.

An solchen Vergnügen beteiligen sich die Kirgisenfrauen nicht, sie sind mit der „Hauswirtschaft" beschäftigt; sie sorgen für das bewegliche Zelt der Nomaden, für Küche und Kleidung und sind in Handarbeiten gewandt. Sie verstehen feine Gewebe, Shawls und Teppiche anzufertigen, die je nach ihrer Größe mit hohen Preisen, selbst mit 500 bis 600 Mark, bezahlt werden. Die linksstehende Abbildung führt uns eine Kirgisenfrau in ihrem Sommeranzug vor. Ueber einem Zitz- oder Kalikohemd und weiten Beinkleidern trägt sie ein langes, mit breiten Aermeln versehenes Kapot ohne Taille; ihr Kopf ist mit einem mächtigen Turban umwunden.

Kirgisenfrau.

Außerdem zeigt uns unser Zeichner noch einen tanzenden Kirgisen. Schon auf den ersten Blick erkennen wir, daß dieser Tanz nicht der Belustigung dient, sondern mit abergläubischen Vorstellungen zusammenhängt. Der Tänzer versucht wohl, böse Geister zu bannen, und hat sich selbst ein teuflisches Ansehen verliehen. Er hat weiße Holzstäbchen zwischen dem unteren Augenlid und der Braue und zwischen der inneren Unterlippe und den Nasenlöchern eingeklemmt und dadurch sein Antlitz verzerrt. Sein Thun und Gebaren flößt gewiß den Naturkindern Schrecken ein, die civilisierten Zuschauer lächeln darüber und empfinden bei diesem Anblick den gewaltigen Fortschritt, der die Völker Europas im Laufe der Jahrhunderte zu der heutigen Stufe emporgeführt hat.

Der Straßenkampf in Frankfurt a. M. vor fünfzig Jahren. (Zu dem Bilde S. 613.) Vier Monate waren vergangen seit der feierlichen Eröffnung der Deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche, da wurden die Straßen Frankfurts zum Schauplatz blutiger Kämpfe, in denen die Unversöhnlichkeit der in der Paulskirche wie in ganz Deutschland waltenden Gegensätze grell und furchtbar zu Tage trat. Die Entwicklung der Dinge in Schleswig-Holstein gab den Anlaß dazu. Trotz der Erfolge, welche die deutschen Truppen in den Elbherzogtümern errungen hatten, schloß Preußen unter dem Drängen der Großmächte am 26. August den Waffenstillstand von Malmö. Derselbe war ohne Zustimmung der Reichsregentschaft zustande gekommen, gewährte den Dänen Vorteile und vernichtete die Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner. Ungeheuer war die Aufregung, welche sich darob der weiten Kreise der Nation bemächtigte, in denen noch der Geist der Märzbewegung mit seinen patriotischen Idealen lebendig war. Die Entrüstung der Patrioten fand in der Paulskirche den rückhaltlosesten Ausdruck durch Dahlmanns schmerzbewegte Erklärung, daß der Malmöer Vertrag die Ehre Deutschlands preisgebe; noch am 5. September beschloß die Nationalversammlung, daß die Ausführung des Vertrags sistiert werden müsse. Eine Krisis im Reichsministerium, das sich, gleich dem Erzherzog-Reichsverweser, zu keinem ernstlichen Einspruch hatte aufschwingen können, war die Folge. Fürst Karl von Leiningen trat zurück und überließ seinem Kollegen Schmerling die Leitung. Dahlmann sollte ein neues Ministerium bilden, doch vermochte er dies in der Verwirrung der Lage nicht. Schmerling behielt das Steuer, und seiner Klugheit gelang es in den folgenden Tagen, auf die Anhänger der preußischen Erbkaiseridee derart einzuwirken, daß am 16. September die erneute Abstimmung über den Waffenstillstand eine kleine Majorität ergab, welche denselben bestätigte.

Drei Tage hatte die Redeschlacht gedauert, welche dieser Abstimmung vorausging. Die Paulskirche war während dieser langwierigen Sitzungen stets von heißerregten Volksmassen umgeben; auf den Galerien drängten sich die Zuhörer, welche jedes Wort gegen den Vertrag mit leidenschaftlichem Beifall begleiteten. R. Blum, Giskra, Vogt, L. Simon weckten durch die energische Sprache, die sie führten, hochaufwogenden Jubel. Welche Enttäuschung dann, als das Resultat der Abstimmung bekannt wurde! „Wir sind verraten!" hallte es von den Galerien, „Verrat!" dröhnte es durch die Straßen. Noch am Abend des 16. kam es zu tumultuarischen Auftritten, besonders vor den Versammlungsstätten der verschiedenen Klubs des Parlamentes. Am Tage darauf, einem Sonntag, fand auf der Pfingstweide die große Volksversammlung statt, in welcher Robert Blum, Ludwig Simon und andere Abgeordnete der Linken vergeblich die bedrohlich anschwellende Volksleidenschaft zu beschwichtigen suchten. Eine Adresse ward angenommen, in welcher die 258 Abgeordneten, die für Annahme des Waffenstillstands gestimmt hatten, für „Verräter des Volks, der deutschen Freiheit und Ehre" erklärt wurden. Ein Ausschuß ward mit der Ueberreichung dieser Adresse in der Paulskirche, gleich am nächsten Tage, beauftragt. Die Erbitterung der Volksmassen nahm unter dem Einfluß gewissenloser Demagogen einen immer bedrohlicheren Charakter an; angesichts dessen requirierte der Senat der Stadt Frankfurt zum Schutze der Bevölkerung einige Bataillone Preußen und Oesterreicher aus der nahen Bundesfestung Mainz. Als dann am nächsten Tage die Ueberbringer der Adresse vor der Paulskirche eintrafen, fanden sie dieselbe militärisch besetzt. Es erfolgte ein Zusammenstoß zwischen dem Militär und den Volksmassen; übertriebene Gerüchte davon verbreiteten sich in der Stadt und entflammten zu blinder Wut; ohne daß ein Aufstand organisiert war, kam es gleichzeitig in verschiedenen Straßen zum Bau von Barrikaden und zum Kampf um dieselben. Inzwischen hatte der Senat dem Reichsministerium erklärt, daß er es diesem überlassen müsse, für den Schutz der Nationalversammlung zu sorgen, und Schmerling hatte daraufhin noch mehr Truppen herangezogen, auch Artillerie, welche gegen Abend eintraf. Dieser gelang es leicht, auch jene Barrikaden zu zerstören, welche in den Stunden vorher den Angriffen der Infanterie getrotzt hatten.

Tanzender Kirgise.

Bei der Leidenschaft, welche damals das gesamte politische Leben in Deutschland beherrschte, konnten Versuche nicht ausbleiben, die eine und die andere Partei für das am 18. September in den Straßen Frankfurts vergossene Blut verantwortlich zu machen. Im besonderen wurde gegen die Führer der „Linken" die Anklage erhoben, daß sie die eigentlichen Urheber des Volksaufstands gewesen seien. Ein solcher Zusammenhang ist niemals nachgewiesen worden. Wohl aber ist es Thatsache, daß gerade die Führer der Linken sich nach Ausbruch des Straßenkampfes die größte Mühe gegeben haben, seine Fortsetzung zu verhindern. Durch persönliche Vorstellungen beim Reichsverweser erwirkten sie einen Waffenstillstand, den sie benutzen wollten, die Arbeiter, Turner und Blusenmänner auf den Barrikaden von der Nutzlosigkeit des Blutvergießens zu überzeugen. Mitten durch den Kugelregen begaben sich Trütschler, Blum, Vogt, Rösler von Oels u. a. unter die Kämpfenden, an ihren Stöcken weiße Tücher emporhaltend, die sie als Parlamentärflaggen schwenkten. Doch ihre Bemühungen waren in den meisten Fällen vergeblich. Unser Bild zeigt den Abgeordneten Rösler von Oels auf der Barrikade am Allerheiligenthor bei diesem Friedenswerke.

Am Loppiosee. (Zu dem Bilde S. 617.) Südlich von Rovereto zweigt bei der Station Mori eine Seitenbahn ab, die den Reisenden in raschem Fluge nach Riva und dem prächtigen Gardasee bringt. Sie führt durch eine malerische Landschaft, das einsame und düstere Loppiothal. Gleich nach dem Verlassen des gleichnamigen Hauptortes dieses Thales gelangt man an das Ufer des kleinen Loppiosees, der, von kahlen Felsen eingeschlossen, das Ansehen eines Hochalpensees hat. Südlich von ihm winden sich Bahn und Straße zum Scheidekamm zwischen dem Loppio- und Sarcathal empor und mit einem Mal öffnet sich dort der Blick auf das herrliche Becken des Gardasees. Auf der Paßhöhe ragt ein malerischer Felsblock empor, den eine alte Kapelle krönt. Hier atmen Roß und Reiter erleichtert auf, denn nun ist die strenge Steigung im Rücken und leicht geht es auf der guten Straße vorwärts. Von dieser Höhe bietet sich aber auch ein prächtiger Ausblick auf den dunkelgrünen Loppiosee mit den Lessinischen Alpen im Hintergrunde, den das stimmungsvolle Bild Diemers naturgetreu wiedergiebt. *

Reineke auf der Fasanenjagd. (Zu dem Bilde S. 637.) Wo immer man Gelegenheit hat, das Thun und Treiben Reinekes, des roten Strauchdiebes, beobachten zu können — immer ist er der interessante Gauner, der durch seine vielseitigen Jägerkünste den Beschauer aufs beste zu unterhalten weiß. Gewöhnlich allerdings muß man sich begnügen, ihm zuzusehen, wie er Mäuse fängt, wie er auf dem Acker, der Wiese hin und her trabt, dann gegen den Wind mit vorgestrecktem Fange langsam vorwärts schleicht, einen Augenblick „vorsteht" und mit weitem Sprunge, vor Jagdlust mit der Lunte schlagend, die Maus mit den Pfoten an die Erde drückt. Aber hin und wieder kann man ihn auch statt auf Mäuse, deren Fang seine Niederjagd bildet, auf „Hochwild" jagen sehen. Er stellt Hasen und jungen Rehen nach; Entenbraten ist für ihn ein großer Leckerbissen, und um seinetwillen scheut er selbst im Herbst und Winter ein kaltes Bad nicht. Ein solcher für alle kulinarischen Genüsse das größte Ver-

Falkenjäger mit Wolfshunden.

Digitized by Google

ständnis zeigender jugendlicher Sünder ist auch der auf unserem Bilde dargestellte Reinhard, der auf dem gemähten Roggenacker die Fasanen äsen sieht. Allein so sehnsüchtig er auch hinüberäugt zu der begehrenswerten Beute, so wird ihm der Fang diesmal nicht gelingen; enttäuscht wird er den Abstreichenden nachsehen. K. B.

Die Lambertusfeier in Münster. (Mit Abbildung.) Alljährlich, wenn im September die Welschnüsse ihre Hülle sprengen, findet in der Stadt Münster die Lambertusfeier statt. Früher im Anschluß an den Beginn der Abendarbeit bei Licht eine allgemeine Volksbelustigung unter Teilnahme aller Bevölkerungsklassen, hat sie sich in den Kreis der Kleinen und Kleinsten hinübergerettet, die in Gärten und Höfen den alten Brauch noch lebendig erhalten. Der Mittelpunkt der Feier, oder besser des Spiels, ist eine reifrockartig aufgebaute mit allerlei Flitterkram, mit Goldpapier, Fähnchen, Blumen, Tannenzweigen und dergl., verzierte etwa mannshohe Pyramide, die am Abend mit Lichtern, Kerzen oder Lampions geschmückt wird. Bei beginnender Dämmerung werden die Lichter angezündet; um die Pyramide bildet die Kinderschar, der sich öfters auch Erwachsene zugesellen, einen Ring; in der Mitte nimmt „der Buer“, eine verkleidete Gestalt, Platz, und nun beginnt ein Reihentanz mit Gesang. Den Anfang macht stets, nach einer bestimmten Melodie gesungen, das folgende Lied:

„O Buer, wat kost dien Heu?
(wiederholt.)
O Buer, wat kost dien Kirmesheu,
Juchheisa vivat Kirmesheu;
O Buer, wat kost dien Heu?“

Hierauf antwortet der Buer in derselben Weise:

„Mien Heu, dat kost 'ne Kron'!“

Dann fällt wieder der Chor ein:

„O Buer, dat is to tüer!“

Im Verlaufe des Spieles gesellen sich dem Bauer aus dem großen Kreise noch eine Frau, ein Kind, ein Knecht und eine Magd zu, bis das Spiel zu Ende geht. Dasselbe wird mehrere Abende wiederholt.

Ein ähnlicher Brauch besteht in Borken i. W., wo unter fast denselben Formen alljährlich eine Maifeier veranstaltet wird. Auch die Lieder sind dieselben. Beide Gebräuche dürften bis in die heidnische Zeit zurückreichen.

Der junge Seemann. (Zu dem Bilde S. 621.) Klas Dierks hatte „die Welt und sieben Dörfer“ kennengelernt, und nun in seinen alten Tagen that er noch Dienste als Lotse. Und zwar als Lotsenältester. Unbegrenzt war das Ansehen des Alten bei seinen Standesgenossen, und ohne seinen Rat und seine Einwilligung geschah gewiß nichts von Bedeutung. Blitzblank sah es aus im Hause des alten Oberlotsen. Es war kein Herrenhaus, aber so wie es sein sollte und für ihn paßte, ohne Flitter und Verputz und Verblendung; alles echt und stark, wie es für einen alten Seemann sich schickt, der sein Schäfchen mit Ehren ins Trockene gebracht hat. Der große Eichenschrank im Wohn- und Herdzimmer glänzte nur so in dunklem Braun, wie er jeden Samstag fein säuberlich gewachst und mit Wolle abgerieben wurde. Der Herd und die Herdwand waren sauber mit bunten, blanken Kacheln ausgelegt, und auf dem Herd selbst und auf dem Bort über ihm gleißte und funkelte das Geschirr aus Kupfer, Zinn und Messing, wenn die helle Sonne so recht in das trauliche Stübchen von der See her hineinschien, die draußen vor dem Häuschen am Strande rauschte und brandete. Bunte Matten aus Stabgeflecht schützten die Fliesen des Fußbodens, und der alte Klas achtete sehr darauf, wenn er von draußen kam, die Seestiefel abzuwischen und zu säubern, ehe er eintrat. Neben der Thür stand in ihrem schwereichenen Gehäuse die alte Uhr mit den blanken Gewichten und dem metallglänzenden Zifferblatt, und daneben hing der Kalender mit manchem frommen Spruch und Bild. Denn Klas Dierks war ein alter gottesfürchtiger Herr. Und so saß er oft, wenn er seine ruhigen Tage hatte, auf dem alten strohgeflochtenen Stuhle, wie sie von je Sitte gewesen waren in seinem Haus — das Neue liebte er nicht —, sah nachdenklich zu, wie der Perpendikel langsam hin und her schwang mit lautem Tick-tack, und dachte an die Zeit, die hinter ihm lag, und wie er übers Meer gefahren war in jungen Jahren, und dachte wohl auch an die letzte, lange Reise, die noch vor ihm lag. Neben seinem Stuhl saß, nachdenklich wie sein Herr, der gute weiße Spitz und hatte die Schnauze auf sein Knie gelegt und blinzelte ihn an.

Und durch den Kopf des alten Mannes geht mancherlei. Frohes und Trauriges. Auch daran hatte es nicht gefehlt und nicht an den Sorgen. Das Schwerste war aber doch gewesen, als sie damals ihm die Kunde gebracht, daß sein Sohn Volker in Bahia am gelben Fieber gestorben. Da galt's stark sein und die Schwiegertochter trösten und aufrecht halten und für die Enkelkinder sorgen, den Pieter und die Antje. Und er hatte es rechtschaffen gethan und gut hatten sie's alle drei bei ihm gehabt; aber auch auf Zucht und Ordnung hatte er gehalten, wie sich's gehört. — Sein Wille galt.

Und nun war der Pieter eingesegnet worden. „Junge, was willst du werden?“ hatte Klas ihn um Weihnachten gefragt. Da hatte der Schlingel gelacht und geantwortet: „Na, was anders als Seemann?“ Und der Alte hatte dazu genickt und die Mutter, die Wiebke, war hinausgegangen und hatte heimlich geweint. Aber sie wußte es: gegen den Alten und ihren Jungen zusammen kam sie nicht auf. Sie mußte sich drein geben.

So war der Tag der Abreise gekommen, früh im April. Die Bark „Marie Sandow“ lag seeklar draußen auf der Reede, und geschieden mußte sein, wie weh es der Mutter auch ums Herz war. Pieter war weniger gerührt. Er freute sich eigentlich über die Maßen auf die große weite Welt mit dem vielen Salzwasser auf ihr, und die Thränen wollten gar nicht kommen. Aber als die Mutter ihn zum letztenmal umarmte und ihm sagte: „Min leev oll Jung, nu vergeet ok nich, dat du ut 'n Christenhuus büst un wohr di vör all de Slüngels un Verführers, un komm mi ok mit 'n gude Gewissen un blanke Ogen torügg!“ da hatte er sie groß angesehen und nur gesagt: „Darup verlaat di man, Mudder!“ — Dann hatte er Antje flüchtig die Hand gegeben: „Lütt Deern, holl di munter: ick bring di ok 'n lüttje Negerpopp mit!“, hatte seinen Kleidersack aufgeladen und war hinter dem Großvater hergetrottet, der still und bedächtig den Weg zum Strande, wo das Boot lag, hinunterging. Den Jungen wollt' er an Bord bringen und dann draußen kreuzen, ob's was zu thun gebe. Vom Fenster winkte die Mutter mit ihrem Tuch; aber Pieter sah es nicht vor dem großen Sack, den er auf der Schulter trug; und in der Thür stand Spitz und bellte. Von der See her wehte kräftige Brise, und die Brandung lief donnernd und rauschend auf den Strand — — „Leb' wohl!“

Heims.

Die Lambertusfeier in Münster.

Nach einer Originalzeichnung von E. Thiel.

Einquartierung. (Zu dem Bilde S. 633.) Endlich erschallt das langersehnte Signal: „Das Ganze Halt!“ und verkündet, daß für heute die Waffen ruhen und die Stürme des „Kriegs im Frieden“ schweigen sollen. Da die Mittagsstunde schon herangerückt ist und die Sonne auch im Spätsommer noch recht heiß brennt, wenn es zur Abwechslung nicht etwa regnet, so freut sich alles, daß wieder ein Manövertag vorüber, und rückt vergnügt in die Quartiere ab. Der Feuereifer, der in der Frühe die Mannen beseelte, ist verraucht; jetzt kommt der Mensch im Krieger zum Wort, und das einzige, was die nach allen Richtungen hin sich verteilenden Truppen gegenwärtig interessiert, ist die Frage, wie das heutige Quartier ausfallen wird. Zwar behauptet eine alte Soldatenregel, auch das schlechteste Quartier sei selbst dem schönsten Biwak vorzuziehen, allein die „Alten“ wissen es aus Erfahrung und die Neulinge lernen es sehr bald erkennen, ein wie großer Unterschied zwischen den verschiedenen Quartieren bezüglich der Verpflegung, Bequemlichkeit und Unterhaltung besteht. Im großen und ganzen werden die Manövergäste ja überall freundlich empfangen, und meist thun die Quartiergeber sogar viel mehr als ihre bloße Schuldigkeit, um die von den Strapazen der Uebung Ermatteten wieder zu erfrischen. Oft haben der Hausherr oder die älteren Söhne selbst gedient und fühlen sich durch das fürs ganze Leben vorhaltende Gefühl der Kameradschaft gedrungen, den jungen Kriegern nach Kräften eine gastliche Aufnahme zu bereiten. Die Mutter hat vielleicht auch einen Sohn, der gerade dient, und hofft im stillen, daß ihm das Gute vergolten werden möge, was sie seinen Kameraden erzeigt. Nur sehr selten kommt es vor, daß der Soldat auf Quartierwirte trifft, deren Miene und Gehaben ihn erkennen läßt, daß er als unwillkommener Gast erscheint. Bei alledem aber ist es doch ein besonderer Glücksfall, wenn die mit ihrem Quartierbillet anlangenden Marssöhne eine gleich auf den ersten Blick so einladende und anheimelnde Unterkunft finden, wie das bei den beiden Infanteristen auf H. Modersohns hübschem Bilde der Fall ist. Welche Aufnahme ihnen in diesem behaglichen Heim bevorsteht, das läßt das fröhliche Lächeln der beiden schmucken Mädchen,

Digitized by Google

die offenbar schon mit den Zurüstungen für den Empfang der Einquartierung beschäftigt sind, genugsam erkennen, und die Gesichter der über die Schwelle tretenden Vaterlandsverteidiger zeigen deutlich genug, wie freudig sie dieser Anblick berührt. Sicherlich wird ihnen dieses Quartier in guter Erinnerung bleiben; beide werden wohl noch oft daran zurückdenken, wenn sie den „bunten Rock“ längst wieder ausgezogen haben. Fr. R.

An Friedrich Vischers Sterbestätte. (Mit Abbildung.) Durch eine Fülle landschaftlicher Reize ist Gmunden an dem Ufer des Traunsees ausgezeichnet. Tausende und aber Tausende strömen hier alljährlich herbei, um inmitten der grünen Berge Leib und Seele zu erquicken. Außer seinen herrlichen Wäldern und Felsen, seinem tiefgrünen See und seinen Heilanstalten hat aber Gmunden noch Stätten aufzuweisen, an denen niemand teilnahmlos vorüber geht, dem die deutsche Kunst wert und teuer ist. Auf dem Friedhof der Stadt ruhen die sterblichen Ueberreste Friedrich Theodor Vischers und in der Vorstadt Traundorf steht das Haus, in welchem der große Meister der Aesthetik, der Wissenschaft des Schönen, sein thatenreiches und verdienstvolles Leben beschloß.

Wundervolle Herbsttage waren es im Jahre 1887. Da hatte Vischer auf einer Reise nach Venedig Gmunden aufgesucht, in dem seine Verwandten sich gerade aufhielten. Er wohnte in der Vorstadt Traundorf, im Hause Wiesauer im Weyer. Am 30. Juni hatte er noch in Stuttgart seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Nicht nur seine schwäbischen Freunde und Verehrer hatten sich an jenem Tage um ihn geschart, das gesamte kunstsinnige Deutschland nahm Anteil an dem Freudenfeste des Meisters. Er durfte mit inniger Genugthuung auf sein Leben zurückblicken. Die Saat, die er als Professor der Aesthetik und der deutschen Litteratur an den Universitäten von Tübingen und Zürich und zuletzt am Polytechnikum in Stuttgart ausgestreut, hatte glänzende Früchte getragen und eine Schar hervorragender Männer erkannte in ihm dankbar ihren Meister. Durch seine Werke und zahlreichen Schriften, namentlich durch seine „Aesthetik“, das geistreiche satirische Buch „Faust, der Tragödie dritter Teil“, durch seine gedankenvollen und formenschönen Gedichte und seinen eigenartigen, von edler Gesinnung durchwehten Roman „Auch Einer“, hatte er sich ein unvergängliches Denkmal errichtet. Er war einer jener schöpferischen Geister, die schaffen und wirken bis zum letzten Atemzug; daß er in seiner Arbeit fortlebe, dafür ist in jüngster Zeit noch besonders durch die von seinem Sohne, Professor Robert Vischer in Göttingen, veranstaltete Ausgabe seiner akademischen Vorlesungen gesorgt. Ein Band, der grundlegende über „Das Schöne und die Kunst“, ist (bei Cotta in Stuttgart) bereits erschienen; andere werden folgen. — Als Achtzigjähriger war Vischer auf sein Lebensende vorbereitet; eines seiner letzten Gedichte, das den Titel „Bald“ trägt, schloß er mit den Versen:

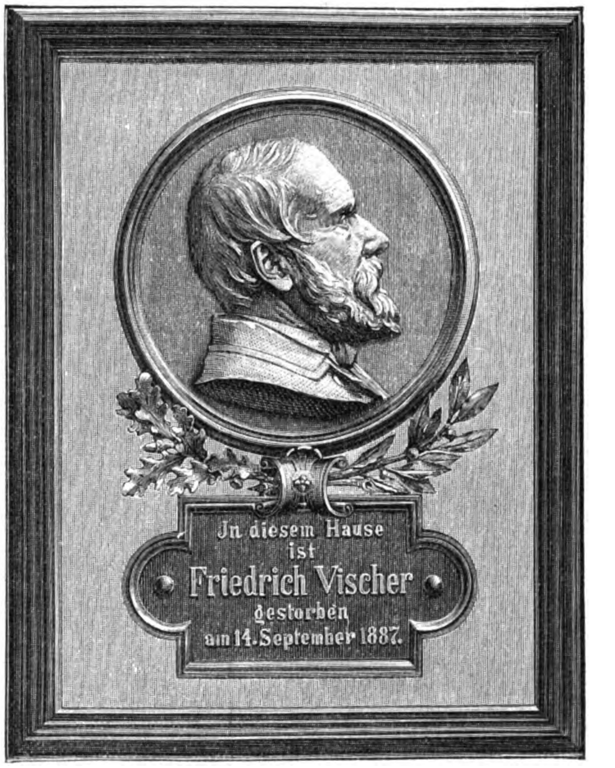
„Gethan ist manches, was ich sollte,
Nicht spurlos lass' ich meine Bahn;
Doch manches, was ich sollt' und wollte,
Wie manches ist noch ungethan.

Wohl sinkt sie immer noch zu frühe
Herab, die wohlbekannte Nacht,
Doch wer mit aller Sorg' und Mühe
Hat je sein Tagewerk vollbracht!

Schau um dich! Sieh die hellen Blicke,
Der Wangen jugendfrisches Blut,
Und sage dir: in jede Lücke
Ergießt sich junge Lebensflut.

Es ist gesorgt, brauchst nicht zu sorgen;
Mach' Platz, die Menschheit stirbt nicht aus,
Sie feiert ewig neue Morgen,
Du steige fest ins dunkle Haus.“

Und doch hat den Weisen der Tod überrascht. Auf einer Ferienreise, fern von der schwäbischen Heimat, raffte er ihn dahin. Am 14. September 1887 starb er in Gmunden in den Armen seines Sohnes.



Gedenktafel für Friedrich Vischer in Gmunden.

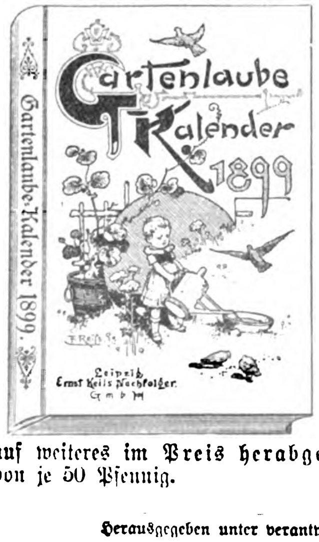
Seine Freunde und Verehrer haben vor einiger Zeit an dem Hause, in dem er seinen Geist aufgegeben, eine Gedenktafel angebracht, die wir im Bilde vorführen. Das wohlgelungene Reliefmedaillon ist nach dem Entwurfe Donndorfs des Jüngeren gearbeitet. Dasselbe ist durch einen Lorbeer- und Eichenzweig mit der Tafel, die das Sterbedatum trägt, verbunden und das Ganze von Paul Stotz in Stuttgart, der selbst ein Schüler Vischers war, in echter Bronze ausgeführt. *

Wirkungen vom Winde fortgewehter Sandmassen. Schon manchem werden beim Wandern durch Sandgegenden die eigenartig kantig zugeschliffenen Steine aufgefallen sein, deren Ursprung lange Zeit in Dunkel gehüllt war, bis man endlich erkannte, daß diese glatten Schliffflächen durch den Sand entstehen, der, vom Winde mit großer Gewalt aufgeweht, den Stein trifft und so, freilich erst in Jahrhunderten, diese Arbeit verrichtet. In der sandigen Heide oder an der Seeküste kann der aufmerksame Wanderer leicht beobachten, daß auf der Windseite die Fenster der Häuser gänzlich erblinden und auch durch kein noch so eifriges Putzen wieder blank werden. Die Leute sagen: der Sand hat sie blind gemacht; und sie haben recht.

Alle diese Wirkungen werden aber, wie gesagt, erst im Verlauf langer Zeiträume erzielt. Schneller verfährt die Technik, welche sie zu verwerten verstanden hat. Denn das Sandstrahlgebläse, mit dem wir Glas und Metall ätzen und schleifen, ist nichts als eine Nachahmung des in der Natur beobachteten Vorgangs.

Daß aber unter Umständen auch das natürliche Sandgebläse außerordentlich schnelle und eingreifende Wirkungen hervorrufen kann, schildert Professor Walther aus Jena nach seinen auf einer Reise in Transkaspien gemachten Beobachtungen. Eine neue Lokomotive der transkaspischen Eisenbahn geriet, so erzählt er, als sie auf ihrem Wege ein Wanderdünengebiet von etwa 200 km Länge durchquerte, in einen Sandsturm. Als man am Ziel angekommen war, zeigte es sich, daß der fegende Sand auf der einen Seite der Lokomotive den Lackanstrich völlig vernichtet, ja sogar den Eisenmantel angegriffen hatte, während auf der andern Seite die Maschine noch vollkommen neu aussah. Am meisten aber leidet auf dieser Strecke der Telegraphendraht unter dem Sandsturm, und obwohl man ihn für dies Gebiet fast $1/2$ cm stark nimmt, so ist er doch schon nach wenigen Jahren so dünn geschliffen, daß er ausgewechselt werden muß. —t.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:



Gartenlaube-Kalender 1899.

Mit einem farbigen Kunstblatt von Fritz Reiß und zahlreichen Illustrationen in Schwarzdruck.

—— Vierzehnter Jahrgang. —— Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der „**Gartenlaube-Kalender**“ für das Jahr 1899 enthält u. a. die neueste Erzählung von **W. Heimburg:** „**Karl Lorensen**“ mit Illustrationen von Fr. Bergen, ansprechende und humorvolle Erzählungen von Hans Arnold und Gertrud Franke-Schievelbein, unterhaltende und belehrende Beiträge von Dr. Fr. Dornblüth, T. Holle u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1899** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch die Buchhandlungen beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pfennig (für Porto) in Briefmarken direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung. — Die Jahrgänge 1887—1897 des „Gartenlaube-Kalenders“ haben wir bis auf weiteres im Preis herabgesetzt und zwar liefern wir dieselben, solange die Vorräte reichen, in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 50 Pfennig.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Gedenkblatt. Eine außerordentlich hübsche holländische Sitte verdient auch bei uns in Aufnahme zu kommen. In den dortigen Künstlergesellschaften ist es üblich, die Namen der Teilnehmer an einem besonders festlichen Abend auf einem Gedenkblatt zu vereinigen, welches vorher mit künstlerischem Schmuck ausgestattet worden ist. Jeder schreibt seinen Namen selbst ein, das Blatt wird eingerahmt und bildet fernerhin eine Zierde des Festraumes.

In Familien, die keine Chronik führen und doch gern ein dauerndes Erinnerungszeichen an einen Festtag bewahren möchten, würde ein solches Blatt, etwa von einer Freundin des Hauses vorbereitet, gewiß willkommen sein.

Unsere Abbildung zeigt ein Blatt mit Dekoration von Orchideen („Frauenschuh") mit braunvioletten Deckblättern über dem gelblichen Sack; der Grund wird leicht getönt, der Raum für die Namen bleibt weiß. Datum und Bedeutung des Tages wird vorher mit farbiger Zierschrift oben eingetragen.

Gedenkblatt für Hausfeste.

Verwendung von Wollresten. 1. Kaffeewärmer. Von Urgroßmutterzeiten her sind in manchen Häusern die Kaffeemützen noch in Ehren geblieben, und ich habe auch gefunden, daß sie, besonders im Freien, auf Balkon und Veranda und wo ein großer Kreis sich oft sehr nach und nach um den Kaffeetisch versammelt, mit Recht ihren Platz behaupten.

Ein solch würdiges Inventarstück stellte ich mir aus Wollresten, jeglicher Farbe und Stärke, her; ich flocht aus denselben möglichst breite und bunte Flechten etwa 25 cm lang (je nach der Höhe der betreffenden Kaffeekanne), wobei ich oben und unten die Fäden je 5 cm lang glatt hängen ließ. Diese Flechten nähte ich mit gelber Seide, bis zur erforderlichen Weite des Wärmers, mit weiten Hexenstichen aneinander, so daß das Ganze den Eindruck eines bunten, sehr originellen Gewebes machte. Man stattet diese Glocke mit einer Seidenwattierung aus, umbindet den oberen Rand mit einem seidenen Bändchen unterhalb der glatten Fäden, welche so eine nach oben stehende Quaste, am unteren Rande aber eine Franse bilden.

Kaffeewärmer aus Wollresten.

2. Täschchen für Stricknadeln. Aus farbigem Flanell, in beliebiger Farbe, schneidet man ein Stück von 35 cm Länge und 22 cm Breite und läßt es vom Sattler ringsum in Zäckchen ausschlagen (gehäkelte Zäckchen ringsum machen sich aber auch gut). — Nun strickt man ein ebenso großes Stück von verschiedenfarbigen Wollresten, in Patentstrickerei (einmal umschlagen, die beiden folgenden Maschen zusammenstricken bei der ersten Tour; später immer einmal umschlagen, eine Masche abstecken, die beiden folgenden zusammenstricken). Von jeder Farbe macht man einen Streifen, quer, von etwa $3^1/_2$ cm Breite. Dieses gestrickte Stück setzt man unter den Stoffteil, heftet die farbigen Streifen der Länge nach nieder und schlägt das Ganze an einem Ende zu einem Täschchen um; jeder Streifen dient zur Aufnahme eines Ganges Stricknadeln; man wickelt das Ganze auf, versieht es mit einem Band zum Schließen und putzt es mit Pompons aus. A. v. Z.

Die Innenpolsterung von allerhand Kästen für Handschuhe, Taschentücher, Bilder, Schmucksachen 2c. wird zwar vielfach empfohlen, doch selten zugleich in einer praktischen Weise gelehrt, und manche Dame, die ihre etwa mit Brandmalerei verzierte Truhe nun auch innen recht hübsch polstern möchte, weiß die Sache nicht anzugreifen. Das ganze Geheimnis einer schönen Polsterung besteht darin, daß man dieselbe nicht auf den Wänden und dem Boden selbst anbringt, sondern auf Kartontafeln, mit denen dann einfach der Kasten oder die Truhe ausgelegt wird. Man schneide sich also zunächst für den Boden, die vier Seitenwände und eventuell auch den Innenraum des Deckels je ein Stück feste Pappe zu, welche nicht zu stramm einpassen darf. Nunmehr polstert man jede einzelne Pappe durch Auflegen von Watte und Ueberziehen mit Atlas oder dergleichen. Letzterer wird auf der Rückseite festgespannt oder auch wohl aufgeleimt, da diese Seite ja später unsichtbar ist. Ein paar Leimstriche genügen vollkommen, doch darf man sie nicht den Rändern zu nahe anbringen. Damit die Polsterung möglichst glatt und flach werde, muß man natürlich die Watte recht gleichmäßig dick verteilen. Noch schöner als diese flachen Polsterungen sehen gepuffte Polster aus, welche durch Aufnähen kleiner, in regelrechten Zwischenräumen verteilter Atlasknöpfchen ausgeführt werden, nachdem man die betreffende Stelle mit einem starken Faden von der Rückseite der Pappe aus niedergeholt hat. Die gepolsterten Kartons werden schließlich auf die Innenflächen der Truhe 2c. mit Leim festgeklebt, zuerst der Boden, dann die Seitenwände. Bei richtiger Maßberechnung müssen alle Teile gut zu einander passen und somit die Polsterung, die ganz schnell von statten geht, tadellos erscheinen lassen.

Bademäntelchen für Kinder aus weißem Frottierstoff. Ein quadratisches Stück des sehr breiten Stoffes ist durch Einreihen der einen Ecke zu einem netten kleinen Bademantel mit Kapuze leicht umzugestalten. Die obere Ecke wird ein wenig abgerundet oder eingenäht, damit sie den Kopf gut umschließt, die entgegengesetzte Ecke als unterer Rand ebenfalls abgerundet, eine aufgenähte Schnur dient zum Schließen um den Hals. Ein farbiges Bändchen oder etwas leichte Stickerei in dickem, türkischrotem Garn bringt man als Verzierung um das Ganze an.

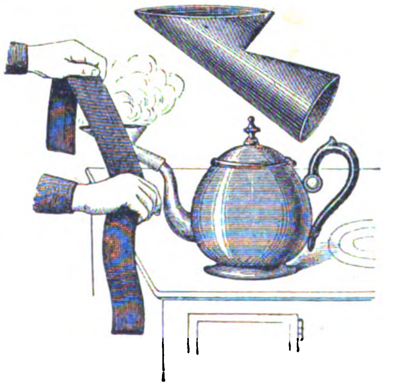
Bademäntelchen für Kinder.

Hauswirtschaftliches.

Praktischer Bügelapparat für Bänder, Spitzen 2c. Dieser kleine, nebenstehend abgebildete, sehr wohlfeile Apparat ist für alle die Fälle zu brauchen, wo man schnell etwas Kleineres bügeln möchte, aber nicht gleich ein Eisen zur Hand hat. Er läßt sich an jedem Theekessel anbringen, und zwar am Ausguß, welchen man mit ein paar Stoffstreifen umwickelt, damit der Apparat fest sitzt. Man läßt das Wasser darinnen nur bis zur Ausgußröhre reichen, erzeugt Dampf und zieht die zerdrückten Bänder, Stoffe, Nähte 2c. über der dampfenden Fläche des Apparats langsam hin und her. Spitzen werden vorher einen Augenblick über den Dampf gehalten. Diese Art Bügeln vermeidet den Glanz und giebt den Sachen ein sehr hübsches neues Aussehen. Zu beziehen aus der Fabrik von A. Helm in Frankfurt a. M., Theaterplatz 8.

Gefüllter Melonenkürbis. Wer in einem eigenen Garten die harten kleinen Melonen- oder Spargelkürbisse baut oder sie leicht kaufen kann, sollte aus ihnen das folgende sehr wohlschmeckende Gericht bereiten, welches bei freundschaftlichem Mittagsessen ein hübsches apartes Zwischengericht bildet. Man nimmt mehrere Kürbisse (nach ihrer italienischen Abstammung in der Küchensprache „Zucchetti" genannt), kocht die ganzen Früchte 20 Minuten in Salzwasser, schält sie darauf und schneidet sie durch, worauf man sie aushöhlt. Zuvor hat man aus gleichen Teilen Kalb- und Schweinefleisch, halb so viel Speck, einigen gewiegten in Butter gedünsteten Schalotten, 10 Champignons, 150 g Semmelpanade, 4 Eiern, 2 Löffel geriebenem Parmesankäse, Salz, Pfeffer und 1 Glas leichtem Weißwein eine gute Farce bereitet, welche man durch ein Sieb streicht. Mit ihr werden die ausgehöhlten Kürbishälften gefüllt und mit der offenen Seite nach oben in eine passende Kasserolle in Butter gelegt. Man dünstet sie hierin 10 Minuten, giebt nun 4 Löffel Tomatenbrei, eine Messerspitze Liebigs Fleischextrakt, wenig Wasser und Citronensaft daran und dämpft die Kürbisse langsam weich. Man richtet sie auf heißer Schüssel an, bestreut sie erst mit gerösteten Semmelkrumen und danach mit gröblich gewiegter Pökelzunge, legt um jeden Kürbis einen schmalen Kranz recht schaumig gerührten Kartoffelbreis und giebt den entfetteten Saft, der mit etwas Maismehl sämig gekocht wird, nebenher. Le.

Suppe von Käseresten und Fleischabfällen. Trotz ihrer Billigkeit und ihrer Bereitung aus Resten ist diese Käsesuppe von so vortrefflichem Geschmack, daß sie auch bei kleinen Gesellschaftsessen dargeboten werden kann. Aus den Fleischabfällen (rohen natürlich) kocht man mit Suppengrün, Salz und dem nötigen Wasser eine leichte Brühe. Indes kocht man 65 g Reis nach dem Abbrühen mit Wasser und etwas Butter so weich, daß man ihn durchstreichen kann, zerrührt dann 3 Löffel trockene Käsereste (Edamer- oder Schweizer Käse) in 30 g Butter, giebt 3 Löffel Mehl und den durchgestrichenen Reis daran, so daß man eine dicke Masse erhält, und verrührt sie mit der durchgeseihten Fleischbrühe zu sämiger Suppe. Man giebt 10 g Liebigs Fleischextrakt, eine Prise Pfeffer und Muskatnuß an die Suppe und zieht sie, wenn man sie noch verfeinern will, mit 2 Eigelb ab, die man mit 2 Löffeln Rahm verquirlt hat. Nach Gefallen kann man ein Schüsselchen Käsekrusten dazu geben. L. H.



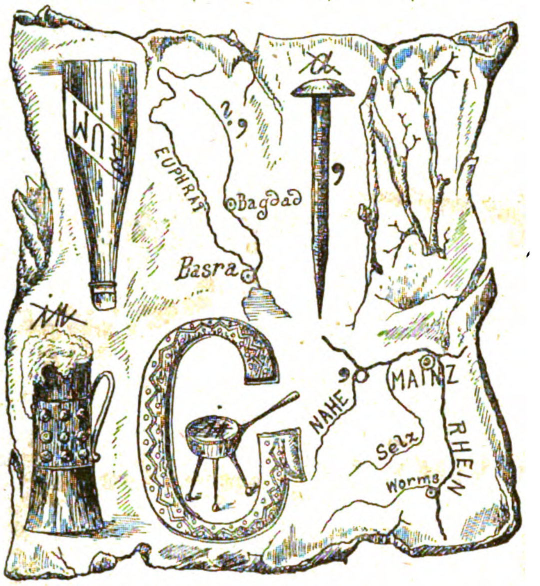
Bügelapparat für Bänder und Spitzen.

Fußbodenteppiche zu reinigen. Aeltere Teppiche, die schmutzig und fleckig, somit unschön geworden sind, kann man sehr gut selbst reinigen und damit wieder brauchbar machen. Dazu erforderlich ist nur eine nicht zu harte Bürste und eine Abkochung von Quillayarinde — $^1/_8$ Pfund auf 2 bis $2^1/_2$ l Wasser. Man taucht die Bürste wiederholt in die lauwarme Lösung ein und bürstet ein Stück des Teppichs, immer nach einer Richtung streichend, gut durch und spült dann den Schaum etwas ab. So weiter arbeitend, fährt man fort, bis der ganze Teppich durchgebürstet ist. Dann wird er noch einmal rasch mit klarem Wasser übergossen und mit der Bürste überstrichen, so daß aller Schaum entfernt ist. Hierauf hängt man den Teppich am besten über zwei Stangen zum Trocknen auf. Durch dies Verfahren kommen oft ganz verblichen scheinende Farben wieder hervor, und der Teppich sieht so gut wie neu aus. Auf diese Weise lassen sich alle Fußteppiche, Smyrna- und persische abgerechnet, reinigen.

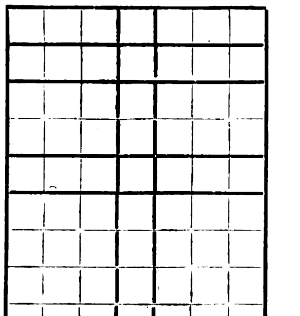
Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel. Von Erhard Lipka.



Buchstabenrätsel.



Die Felder nebenstehenden Rechtecks sind mit je einem Buchstaben derart auszufüllen, daß die sieben senkrechten Reihen bekannte Wörter nennen, und zwar: 1. einen spartanischen Feldherrn, 2. eine Pflanze, 3. eine Stadt in Pommern, 4. eine Stadt in Italien, 5. einen Feldherrn Alexanders des Großen, 6. einen Seevogel, 7. einen Volksstamm. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennt die zweite und fünfte Querreihe den Vor- und Zunamen eines berühmten Malers, die mittelste (vierte) senkrechte Reihe jedoch den Namen, unter dem der große Künstler eigentlich bekannt ist und der zugleich seinen Geburtsort angiebt.

Oscar Leede.

Rätsel.

Mit e ist's Name eines Sagenhelden;
Von i hörst du nur Narrenstreiche melden. E. S.

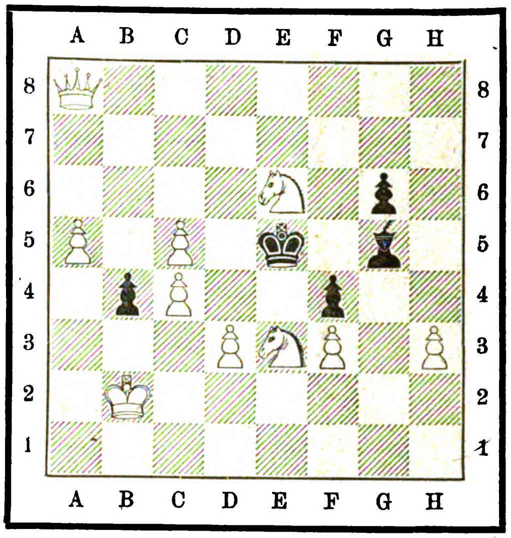
Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 19. Falke, Alk.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint auf dem Umschlag des nächsten Halbhefts.

Schachaufgabe.

Von B. Hülsen in Beelitz.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Scherzrätsel.

Des „Fechters von Ravenna“ Schluß
Verknüpft mit einem deutschen Fluß
Sich als ein anmutsvoller Geist
Des feuchten Elements erweist.

Auflösung des Bilderrätsels „Mysteriöse Inschrift“ auf dem Umschlag von Halbheft 19.

Wie die Abbildung zeigt, werden gewisse Buchstaben vom Schatten der Figur getroffen. Diese sind zuerst zeilenweise abzulesen; dann erst die im Licht befindlichen Buchstaben. Man erhält dann den Spruch:

1) Wie die Alten sungen,
2) so zwitschern die Jungen.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 19.

Basilika, Basilikum.

Auflösung des Kreisrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 19.

Marathon.

I. Marder, II. Arkona, III. Rangun, IV. Ancona, V. Tabago, VI. Hoheit, VII. Ottawa, VIII. Narowa.

Auflösung des Homonyms auf dem Umschlag von Halbheft 19.

leer, Leer.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-★ Kalender 1899.

Mit einem farbigen Kunstblatt von Fritz Reiß und zahlreichen Illustrationen in Schwarzdruck.

Vierzehnter Jahrgang.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der **„Gartenlaube-Kalender“** für das Jahr 1899 enthält u. a. die neueste Erzählung von **W. Heimburg: „Korl Lorensen“** mit Illustrationen von **Fr. Bergen**, ansprechende und humorvolle Erzählungen von **Hans Arnold** und **Gertrud Franke-Schievelbein**, unterhaltende und belehrende Beiträge von **Dr. Fr. Dornblüth, L. Holle** u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1899** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch die Buchhandlungen beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 40 Pfennig (für Porto) direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung. — Die Jahrgänge 1887—1897 des „Gartenlaube-Kalenders“ haben wir bis auf weiteres im Preis herabgesetzt und zwar liefern wir dieselben, solange die Vorräte reichen, in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 50 Pfennig.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

21. Heft. Preis 10 cents. 12. Oktober 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G.m.b.H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (Anfang) . . . 646
Der Tod der Kaiserin von Oesterreich. Mit Abbildungen 655
Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Mit Abbildungen . 657
Die schweizer Lieblingsplätze der Kaiserin Elisabeth. Von Dr. M. Kronfeld. Mit Abbildungen 659
Die Sehschärfe der Naturvölker und der Deutschen. Von Prof. Dr. Hermann Cohn in Breslau. Mit Abbildungen 661
Die erste Aufführung von „Wallensteins Lager“. Mit Abbildung 666
Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (6. Fortsetzung) 667
Blätter und Blüten: Der Schöne Brunnen zu Nürnberg. (Zu dem Bilde S. 648 u. 649.) S. 674. — Das Honterus-Fest in Kronstadt. (Zu den Bildern S. 673.) S. 675. — „Veteranen der Paulskirche.“ S. 675. — Der Erstgeborene. (Zu dem Bilde S. 665.) S. 675. — Kaffeeverbrauch in Europa und Amerika. S. 675. — Eine Ballonfahrt über die Alpen. (Mit Abbildungen.) S. 676.

Illustrationen: Der Schöne Brunnen in Nürnberg. Von Paul Ritter. S. 648 und 649. — Wallensteins Lager. Von G. M. Kraus. S. 653. — Abbildungen zu dem Artikel „Der Tod der Kaiserin von Oesterreich“. Situationsplan. Hotel Beaurivage am Quai des Pâquis in Genf. S. 655. Ansicht von Genf mit dem Braunschweig-Denkmal. Leichenbegängnis der Kaiserin Elisabeth in Wien. S. 656. — Abbildungen zu dem Artikel „Kaiserin Elisabeth von Oesterreich“. Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. S. 645. Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in ihrem 33. Lebensjahre. S. 657. — Abbildungen zu dem Artikel „Die schweizer Lieblingsplätze der Kaiserin Elisabeth“. Das Kirchlein von Montreux. Caux mit dem Hotel, in dem Kaiserin Elisabeth wohnte. S. 659. Ausblick auf den Genfer See von Caux. Schloß Chillon. S. 660. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Sehschärfe der Naturvölker und der Deutschen“. S. 661. 662. 663. — Der Erstgeborene. Von G. B. Torriglia. S. 665. — Ein frecher Spatz. Von J. Schmitzberger. S. 669. — Das Honterus-Denkmal in Kronstadt. Kronstadt in Siebenbürgen. S. 673. — Professor Albert Heim. Kapitän E. Spelterini. Ballon „Wega“. S. 676.

Hierzu Kunstbeilage XXI: „Studienkopf“. Von F. v. Lenbach.

Kleine Mitteilungen.

Die Lederätzarbeit. Bekanntlich ist die Verzierung von Ledergegenständen durch Brandmalerei eine schwierige Sache, weil das Material infolge seiner großen Weichheit dem glühenden Brennstift einen viel geringeren Widerstand leistet als Holz. Anderseits sehen mit Brandmalerei verzierte Ledergegenstände so eigenartig und wirksam aus, daß eine Art Imitation derselben durch Aetzarbeit in immer größere Aufnahme kommen dürfte. Die Lederätzarbeit macht vollständig den Eindruck einer von sehr geschickter Hand herrührenden, kunstvollen Lederbrandmalerei mit all ihren hellbraunen bis tiefschwarzen Linien und Flächenabtönungen, ohne jedoch im entferntesten einer besonderen Kunstfertigkeit, Uebung und Vorsicht zu bedürfen. Die Geschäftsstelle des „Hausfleiß“ in Leipzig-Oetzsch führt vollständige Arbeitskästen für die neue Arbeit, welche alle benötigten Materialien enthalten, zum Beispiel chemisch reine Lauge, Federn, Filzpinsel, Mattlack, Proben 2c. 2c. Als Muster eignet sich jede Brandmalerei- oder Lederschnittvorlage. Man überträgt dieselbe in üblicher Weise auf das Leder und macht sich dann mit Hilfe eines den Arbeitskästen beiliegenden Meßglases drei verschiedene Verdünnungen der Aetzlauge zurecht. Nun zieht man die Konturen mit einer Feder nach, die jeweilig in eine stärkere oder schwächere Laugenmischung getaucht wird, so daß die Linien mehr oder weniger dunkel ausfallen. Flächentönungen arbeitet man sodann mit dem Filzpinsel aus und setzt alle Schattierungen in dünnen Linien ein. Während des Trocknens, das ein bis zwei Tage beansprucht, werden die dunkleren Stellen grau, man überwäscht deshalb die ganze Arbeit zuletzt mit einem in Leimessig getauchten Schwämmchen, wonach die Aetzlinien einen schönen, ins Rötliche spielenden Ton annehmen. Aus der kurzen Beschreibung erhellt zur Genüge, wie einfach die Arbeit ist.

Opernglasbehälter. Ein pompadourartiger Behälter für das Opernglas ist nicht nur elegant, sondern auch bequem und leicht selbst herzustellen. Gute Seide, Sammet oder auch feines Leder dienen als Oberstoff, Atlas oder Seide ergeben das abstechende Futter; eine Zwischenlage aus Mull erweist sich praktisch. Ist der Oberstoff nicht gemustert, so sieht ein Plein aus Flittern oder Pailletten sehr hübsch aus. Ein an den Ecken abgerundeter Kartonteil von 12 cm Länge und 4 cm Breite bildet die feste Grundform des Bodens; der weiche Beutelteil mißt etwa 18 cm Höhe, seine untere Weite entspricht dem Umfang des Bodens, die obere beträgt 42 cm. 5 cm vom oberen Beutelrande entfernt steppt man einen Zugsaum ab, durch den ein schmales, aber kräftiges Band mit Gegenzug zu leiten ist; Rosetten schmücken die Enden.

Hausschuh mit gestrickter oder gehäkelter Stulpe. Von älteren Leuten hört man bisweilen die Klage, daß ihre Pantoffel oder Hausschuhe, diese wichtigen Requisiten häuslicher Bequemlichkeit, den Fuß zwar weich und warm halten, die Knöchel und Fußgelenke aber, zumal im Winter, keineswegs vor dem Frieren schützen. Diesem Mangel ist leicht abzuhelfen, indem man aus Baumwolle oder leichter Wolle in der zu den Schuhen passenden Farbe Streifen von etwa 9 cm Breite und 25 cm Länge häkelt (oder strickt), welche als Stulpen von innen an die Einfassung der Schuhe angenäht werden. Mit drei hübschen Knöpfen oder Bandschleifen geschlossen, vervollständigen diese Stulpen eine behagliche und gut aussehende Fußbekleidung.

Das Befestigen der Ringe an Zuggardinen kann auf eine sehr einfache Art geschehen. Viele nähen die Ringe an, müssen sie bei jeder Wäsche lostrennen und dann stets von neuem annähen, wodurch viel Zeitverlust entsteht. Außerordentlich praktisch ist eine kleine Vorrichtung, die eine nur einmalige Arbeit erfordert. Man heftet nämlich in oder an den oberen Saum der Zuggardinen eine haltbare Schnur und legt diese in gewünschten Abständen zu Schlingen. Danach zieht man die Ringe durch diese Schlingen hindurch, was im Augenblick geschehen ist. Vor der Wäsche werden die Ringe fast ebenso schnell wieder herausgezogen und die angenähte Schnur natürlich mit gewaschen. Uebrigens wird für vorliegenden Zweck bestimmte, bereits mit Schlingen versehene Schnur auch fabrikmäßig hergestellt und dürfte wohl in jedem größeren Posamentengeschäfte käuflich sein.

Lackiertes und bemaltes Zahnbürstengestell. Da sich Zahnbürsten erfahrungsgemäß länger halten, wenn man sie behufs gründlichen Abtropfens nach dem Gebrauche aufrecht stellt oder hängt, so ist ein kleines über dem Waschtisch angebrachtes Blechgestell mit Löchern zum Hineinstecken der Bürsten sehr praktisch. Man kann ein solches ganz billig beim Spengler (Klempner) kaufen oder anfertigen lassen und es dadurch elegant machen, daß man es mit Lackfarbe — passend zum Waschgeschirr — anstreicht, worauf man es mit einem leichten Muster in Oelfarbe bemalt.

Italienische Stiftvergoldung. Diese schöne Technik bezweckt die Verzierung von allerhand Gegenständen, die aus Holz, Leder, Seide, Pergament 2c. hergestellt sind, mit goldenen oder silbernen Linien, Figuren 2c. Das Verfahren besteht darin, daß man in besonderer Weise aufgetragenes Blattmetall an allen Stellen einer darübergelegten Zeichnung dauernd festhaftend und hochglänzend einbrennt. Im Gewerbe der Buchbinder finden dergleichen Arbeiten bei allen hervorragenden Gegenständen Anwendung, die nicht in größerer Anzahl hergestellt werden müssen, wie Diplommappen, Prachteinbände 2c. Auch die Liebhaberkünstler können die Italienische Stiftvergoldung für viele Zwecke benutzen und entweder für sich oder in Verbindung mit anderen Techniken, wie Ledermalerei, Ledermosaik, Lederschnitt 2c., zur Anwendung bringen. An Utensilien gebraucht man gutes Blattgold, zwei Messingbrennstifte, spitz und breit, Spirituslampe zum Heißmachen dieser Stifte, ein Schwämmchen und je nach dem Grundmaterial Eiweiß, französischen Firnis oder weiße Gelatine. Bei Rindleder und Pergament grundiere man zunächst die ganze Fläche, welche zur Verzierung bestimmt ist, mit Eiweiß, das zur Hälfte mit Wasser verdünnt und tüchtig gequirlt sein muß. Das Grundieren hat gleichmäßig mit dem Schwamm zu geschehen und ist nach dem Trocknen des ersten Auftrages zu wiederholen. Bei Holzflächen verwendet man zu dem Grundieren französischen Firnis, bei Kalbleder und Seidenstoffen weiße, in heißem Wasser gelöste Gelatine. Seidenstoffe dürfen jedoch nicht in ihrer ganzen Fläche grundiert werden, sondern nur auf den später zu verzierenden Stellen. Man muß also hierbei zunächst das Muster auf den Stoff aufzeichnen und nur diese Linien mittels eines Pinsels mit der Gelatinelösung sauber nachmalen. Sobald die Grundierung vollständig trocken ist, wird das Blattmetall aufgelegt. Dies geschieht, indem man ein breites Messer (sogenanntes Vergoldemesser) vorsichtig unter das Blattgold schiebt, dann langsam aufhebt und auf die grundierten Stellen überträgt. Selbstverständlich kann man, um Material zu sparen, das Blattmetall erst in schmale, der Zeichnung entsprechende Streifen schneiden. Es ist erforderlich, das aufgetragene Metall mit Glacépapier zu überdecken und dann etwas anzudrücken. Nun kann das Einbrennen des Musters beginnen. Hierbei wird die auf nicht zu starkem Papier befindliche Vorlage genau auf dem Gegenstand angelegt, beschwert oder mit Heftzwecken, Oblaten 2c. befestigt und nun sämtliche Linien des Musters mit den inzwischen auf der Spirituslampe heiß gemachten Messingstiften nachgezogen. Schließlich hebt man die Vorlage ab, bürstet das überschüssige Blattmetall weg und wischt dann auch das zuviel aufgetragene Grundiermittel mit Wasser oder Terpentinöl fort, so daß nun nur noch die von dem heißen Stift berührten Linien und Flächen, Punkte, Perlen 2c. schön goldig oder silbern stehen bleiben. Hiernach bringt man noch etwa gewünschte Malereien an, natürlich ohne dabei die Goldlinien zu überdecken.

Versengte Wäsche wieder herzustellen. Unachtsame Dienstboten können der Hausfrau viel Kümmernis bereiten, und beim Plätten versengte Wäsche gehört dabei nicht zu den kleinsten und seltensten Aergernissen. Je früher das Ungemach entdeckt wird, desto leichter läßt es sich noch heben. Vor allem muß man, wenn die Sengflecke auf gestärkter Wäsche sind, aus dieser zuerst die Stärke entfernen, indem man die Stücke in heißem Wasser leicht durchwäscht. Indes bereitet man sich aus 900 g heißem Wasser und 100 g Chlorkalk eine Lösung, die man vor dem Gebrauche gut klärt. Man taucht ein leinenes Läppchen in die Lösung, daß es ganz damit durchzogen ist, und fährt dann mit dem Läppchen leicht und lose wiederholt über die versengten Stellen. Bei ganz frischen Flecken genügt ein ein- bis zweimaliges leichtes Ueberstreichen, bei älteren Flecken wird man das lose Abreiben öfter wiederholen müssen. L.

Digitized by Google

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

STUDIENKOPF

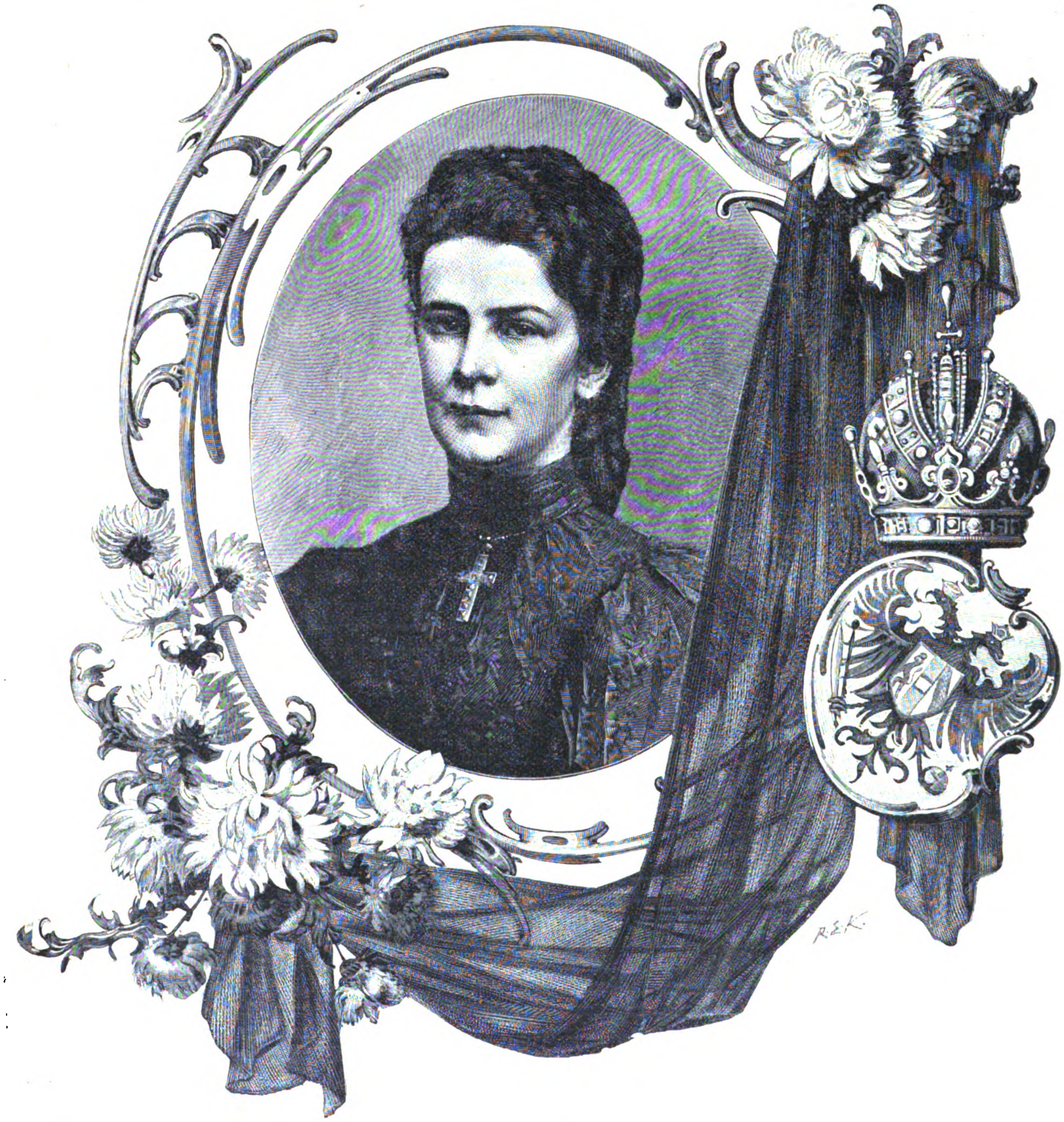
Von F. von Lenbach

Digitized by Google

Halbheft 21. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**



Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.
Nach einer Aufnahme von Carl Pietzner, Hof- und Kammerphotograph, in Wien.

Digitized by Google

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Rudolph Stratz.**

1.

Vorwärts — vorwärts! Unter den Hufen gleitet der Boden mit seinem zischelnden Zwergpalmengestrüpp und den weißblumigen Dornenhecken im Fluge dahin, vor den Augen tanzen Turbane und Flintenläufe, flatternde Mäntel und bezopfte Kabylenschädel, um die Ohren brandet in Sturmstößen der Höhenwind Marokkos, wie er von den wildgezackten, wolkenumzogenen Bergklippen des Kleinen Atlas hernieder in die Thäler fährt.

Vorwärts im grauen Abenddämmern auf schaukelndem Sattel, unter sich die unermüdlich galoppierende weiße Berberstute, hinter sich die kleine Karawane mit ihrem Rossegetrampel und Maultiergeschnarch und dem stöhnenden „Aerra — ärra! rrrrschåt!" der treibenden Knechte, und da vorne die weite Welt . . .

„Aerra! — ärra!" Hinten klatscht es von Peitschenhieben. Die Galoppsprünge werden länger, schneidender pfeift der Abendhauch um die Ohren. Unter den Hufen fliegt der Boden, am Himmel fliegen die Wolken, rechts und links zieht einsam, gestrüppbewachsen, nebelumsponnen die Bergwüste wie ein Wandelbild dahin.

„Achtung, Herr!" schrie von hinten mit gellender Stimme der maurische Diener und riß, sich im Sattel zurückwerfend, sein Pferd in die Höhe. Die Berberknechte thaten ebenso. Aufgeregt prustend, mit gespitzten Ohren drehten sich die Gäule in einem Wirbel umeinander und starrten aus ihren großen, feurigen Augen auf die schwarze Masse, die, schwerfällig den Berg niedertrollend, sich der Wildnis der Agavenhecken und des Zwergpalmengebüschs entwand.

Der Stier, der da zum Vorschein kam, war nicht weniger erschrocken. Er hatte friedlich gegen Abend zur Tränke ziehen wollen, jenem Abhang zu, an dessen Rand der Reitpfad sich hinzog, und sah sich nun unvermutet einem ganzen Schwarm von Feinden gegenüber. Fliehen war die Sache des stämmigen Gesellen nicht. War er, der nirgends Händel suchte, nun einmal in das Abenteuer geraten, so mußte es auch ausgefochten werden. So stand der Bulle denn kampflustig da. Aus dem tiefgesenkten Haupte glühten, mißtrauisch hin und her rollend, die Augen, der linke Vorderhuf scharrte den Boden und ein langes Zorngebrüll stieg aus seiner Brust.

Die Berber und der Maure waren zur Seite geritten. Sie riefen und winkten ihrem Herrn zu. Man müsse umkehren! Ein paar hundert Schritte zurück, dann über den Fluß und auf der andern Seite weiter. Hier gehe es nicht! Wenn einer der sonst friedlichen Stiere einmal erschrocken sei, lasse er niemand vorbei!

„Unsinn!" sagte der Fremde auf arabisch kurz und ohne sich nach seinem Diener umzudrehen. „Ich gehe nicht zurück! Ich muß nach Tetuan!"

Jussuf, der Maure, machte eine Gebärde der Ratlosigkeit zu den halbnackt auf ihren Pferden und Maultieren kauernden Berberknechten. Seit fünf Tagen — seit sie von Fez aufgebrochen — begleitete er den Herrn und hatte schon lange bemerkt, daß das keiner der üblichen englischen Gentlemen war, die, die Stummelpfeife im Mund, ein wenig in Marokko kreuz und quer zu reiten lieben. Nein, das war kein Brite, sondern ein ‚Pruß', ein Deutscher. Und er kam nicht, wie alle Welt, von Tanger her, mit dem Dampfboot aus Gibraltar, sondern aus dem Süden, weit, weit aus entlegenen Ländern jenseit des großen Sandes, hinter dem in Wäldern das schwarze Volk wohnt, das keine Pferde reitet und nichts von Allah weiß. Dieser Gentleman war etwas Besonderes. Es war nicht möglich, ihn, wie andere Reisende, zu beeinflussen. Wenn er sich im Sattel aufrichtete und über die Ohren seines Pferdes hinweg in die Ferne schaute, als ob er da allerhand unsichtbare Wunder entdecken wollte — dann war gegen sein gleichgültiges und kurzes „Vorwärts!" ebensoviel auszurichten als mit Koransprüchen gegen den Stier, der zornmütig des Angriffs harrend am Wege stand.

Der Stier war dumm. Der Fremde aber hatte das Fieber, und das war beinahe noch schlimmer! Sonst wäre er wohl der unvernünftigen Kreatur ausgewichen. Jetzt aber siedete das Blut in seinen Adern und zudem hatte er — Jussuf wußte es wohl — um sich im Sattel zu halten und um jeden Preis heute noch nach Tetuan zu kommen, seine halbe Flasche voll Feuerwasser — Allah schütze jeden Rechtgläubigen vor diesem Teufelstrank! — im Laufe des Tages ausgetrunken.

Jussuf zuckte die Achseln. Schon die Marokkaner, mit denen der Preuße von Süden her, aus Marrâkesch, gezogen war, hatten ihm berichtet, daß jener dort schwer krank angekommen und vorher, in dem großen Sande, fast dem Fieber erlegen sei. Denn dort drüben — jenseit der Sahara, wo die Wälder sind und das schwarze Volk wohnt, dort stieg ja aus dem Sumpfe das Fieber und warf die weißen Männer nieder, die da Elfenbein suchten, und die braunen Moslem, die Sklaven jagten, und die seltsamen Menschen nicht minder, die keines von beiden thaten, sondern ohne Ziel und Zweck, mit allerhand Zauberinstrumenten versehen, durch die Wildnis reisten und nicht müde wurden, zu fragen, wo dieser Fluß hinfließe und wie hoch jener Berg sei und was der unnützen Dinge mehr waren.

Jussuf machte noch einen Versuch. „Wir müssen umkehren, Herr!" sagte er in schmeichelndem Tone auf arabisch und um seine Lippen spielte ein unterwürfiges Lächeln.

Der Fremde sah ihn an und lächelte ebenfalls unter dem dunklen, langen Schnurrbart. Aber in seinen Augen war etwas, wovor Jussuf Angst bekam: etwas Stählernes, Unzähmbares, wogegen es gar keinen Widerspruch gab.

„Umkehren?" frug, ebenfalls auf arabisch, der Forschungsreisende verwundert und brannte sich, die Zügel mit der Linken lüftend, eine Cigarette an. „Du weißt doch, Jussuf: ich muß auf dem nächsten Weg nach Tetuan!"

„Aber wie sollen wir an dem Stier vorbei?"

„So!"

Der Fremde gab seiner Berberstute die Sporen und drängte sie, im Schritt, um den Bullen nicht zu erschrecken, nach vorn. Hinter sich hörte er die Rufe seiner Begleiter.

„Gehe zurück, Herr!" schrie der Maure. „Gehe zurück! Du wirst umkommen!"

„Da müßte ich schon lange beim Teufel sein!" sagte der Reisende trocken und klemmte die Cigarette zwischen die Zähne. „Sieh doch, das Vieh ist ja viel zu verblüfft, um etwas zu unternehmen!"

In der That — der Stier stand unschlüssig da. Dicht vor dem Fuß des Vorbeireitenden pendelte sein mächtiges, horngekröntes Haupt brüllend hin und her, der Fuß scharrte und in den Augen leuchtete immer tückischer der böse Glanz.

Und plötzlich schien es, als werfe eine Gewalt von außen diese ganze schwere Masse mit einem Ruck nach vorn. In der Eingebung des Augenblicks hatte sich der Bulle zum Angriff entschlossen. Viel rascher als die ungeschlachte Gestalt ahnen ließ, schoß er, mit dem Kopfe fast den Boden streifend, auf den Feind los und hob, von unten her ausholend, Roß und Reiter mit aller Kraft seiner zottigen Wamme auf die Hörner.

Roß und Reiter überschlugen sich in dem furchtbaren und unvermuteten Anprall. Der Fremde hatte eben noch, als der Zusammenstoß erfolgte, sein Bein über den Sattel zurückgeschwungen, bereit, sich an der andern Seite niederfallen zu lassen. Aber es war zu spät. Das Pferd, das einen Augenblick vollständig frei auf dem Nacken des Stieres schwebte, glitt gleichzeitig von den Hörnern herab, überschlug sich und begrub seinen lang hinstürzenden Herrn unter seiner Last.

Nur eine Sekunde lag es über seiner Brust, dann sprang es, wie von einer Feder geschnellt, mit allen vier Beinen in die Höhe und blieb mit gespitzten Ohren, und am ganzen Leibe zitternd, sonst aber reglos stehen. Aus einer klaffenden Wunde im rechten Schulterblatt strömte das Blut und mit ihm das Leben. Als das edle Geschöpf zum zweitenmal umfiel, war es tot.

Der Stier hatte sich das mißtrauisch angesehen. Hörner, Stirne und Wamme dampften ihm in der kühlen Abendluft und bei seinem stoßweisen Gebrüll rauchte der heiße Atem vor den

Digitized by Google

Nüstern. Nun war der Feind tot — das vierbeinige, weiße Wesen da, das sich ihm sicherlich in böser Absicht genähert hatte! Um den Menschen, der darauf gesessen und nun reglos zwischen den Steinen lag, kümmerte sich der Bulle nicht. Für ihn war das Abenteuer erledigt. Wie von einer plötzlichen Angst ergriffen, setzte er sich in Trab, den Hang abwärts. Das Gebüsch krachte unter seinem schweren Trott, in den fleischigen Agavenstauden tauchte noch einmal der schwarze, hornüberwölbte Schädel empor, ein langgezogenes Abschiedsgebrüll, dann wurde es still.

* * *

Alles still bis auf das Wehen des Bergwindes und das leise Rauschen des Gestrüpps. Auf den klassisch schönen, düstergeschnittenen Gesichtern der Mauren und Berber lag sprachloser Schrecken und ihre großen sanften Augen spähten angstvoll nach der Stelle, wo der Fremde lag. War der jetzt tot, so ging der ganze Lohn für den Ritt von Fez bis zur Küste mit Ausnahme des Vorschusses verloren.

Aber da bewegte sich der Verunglückte schon. Jussuf kniete neben ihm nieder und stützte ihn.

„Hast du Schmerzen, Herr?"

Es schien, als ob der andere nicht antworten könne. Er biß die Zähne zusammen und lag still.

„Verflucht!" sagte er dann plötzlich, sich aufrichtend. „Ich hatte eben solch ein Stechen in der Herzgegend. Der Gaul ist mir gerade darauf gefallen. Ein Stechen, das mir ganz den Atem benommen hat. Ich konnt' gar nicht sprechen!"

Jussuf knöpfte ihn auf und entblößte die linke Brustseite. Aber da war nichts zu sehen.

„Um so besser!" Der Forscher hatte seine gewöhnliche Stimme wiedergewonnen und begann, der Reihe nach jedes Glied zu befühlen und zu bewegen. „Gebrochen ist nichts! Bloß dies verwünschte Stechen. Sieh' nach, Jussuf, ob du nirgends Blut findest!"

„Nein, Herr! du bist nicht verwundet. Kannst du aufstehen?"

„Ja, soll ich hier übernachten?" Er hob sich, auf Jussufs Arm gestützt, elastisch empor. Einen Augenblick verfärbte sich, als er stand, sein Gesicht und er preßte die Hand an die Herzgegend. Aber das ging rasch vorüber.

„Wieviel kostet so ein Pferd?" frug er.

„Zweihundert maurische Dollars, Herr!"

„Hundert zahle ich! Nicht mehr!"

„Zweihundert, Herr!"

„Hundert! das ist ganz genug! So ein Stier ist doch ein blitzdummes Vieh. Was hat er nun davon?"

Die Berber waren abgestiegen, um dem toten Gaul Sattel und Zaumzeug abzunehmen. Der Maure berührte den Arm seines Gebieters.

„Vorwärts, Herr!"

„Zu Fuß? Wohin denn?"

„Wir sind dicht bei der Karawanserai El-Fondak." Der Diener deutete auf ein graues, niedriges Mauerviereck, das düster wie ein Bergkastell auf einem Vorsprung des wüsten, rings von kahlen Gebirgen umrahmten, von grauen Abendwolken überflogenen Höhenkessels lag. „Dort müssen wir jetzt die Nacht bleiben!"

„Die Nacht? Ich will nach Tetuan!"

Der Maure schaute seinen Herrn an. Er bekam immermehr Angst vor dieser unheimlichen Zähigkeit des Wollens, die jetzt auch in dem durch das Abenteuer blaß gewordenen Gesicht des Weltwanderers deutlich hervortrat. Der sah matt und erschöpft aus, wenn nicht ein abenteuerliches Lächeln zuweilen erhellend über sein Antlitz hinglitt, aber doch wie ein Mann, der unter keinen Umständen umkehrt.

„Wie willst du denn ohne Pferd nach Tetuan kommen, Herr?" frug der Diener halblaut, in dem gedämpften Ton, in dem man zu einem Kranken spricht.

„Sehr einfach! Einer der Berber ist ja gut beritten! Er giebt mir seinen Gaul und bleibt in dem Schweinestall da zurück." Dabei wies er auf die Karawanserai hinauf, an der eben eine Kamelkarawane langsam den geschlängelten Weg zur Höhe des Bergpasses vorbeizog.

„Es wird aber zu spät, Herr!"

„Die Karawane dort geht doch auch nach Tetuan!"

„Sie muß aber die Nacht draußen bleiben. Es sind noch vier Stunden mindestens. Der Weg ist sehr schlecht. Im Dunklen finden wir ihn nicht und . . ."

„Still!" sagte der Reisende gelassen und watete, auf seinen Stock gestützt, durch den Schlamm zu der Karawanserai empor.

2.

Muley Hassan, der weißbärtige Marokkaner, der dort oben an der Spitze seiner Karawane ritt, schüttelte unwillig das braune, vom weißen Turban gekrönte Haupt, indem er auf drei am Wege sitzende Damen herniederblickte. Die barbeinig neben seinem Pferde trabenden Frauen ließen neugierig über dem, Mund und Nase verhüllenden, Schleier die schwarzen Augen funkeln, und über die Affenfratzen der mit langen Stecken die Saumtiere und Esel antreibenden Negersklaven lief ein verstörtes Grinsen.

Drei Europäerinnen mit unverschleiertem Angesicht, dessen Züge jeder Mann nach Belieben betrachten konnte — jawohl, in Tanger drüben am Meer war man solche Schamlosigkeit gewohnt! Da ritten die Damen der Gesandtschaften frank und frei, von den Kawassen begleitet, bei lichtem Tage über den Markt oder ließen sich gar nach Sonnenuntergang von maurischen Trägern in einer Sänfte aus dem Hause schleppen, um — es klang unglaublich, aber, bei Allah! viele Rechtgläubige hatten es gesehen! — um in einer fremden Wohnung mit fremden Männern die Nacht durch zu plaudern, zu speisen und zu tanzen! Aber Tanger war weit! Eine kleine Tagereise von dem einsamen El-Fondak entfernt, unter dessen Mauern die Damen ihr Zelt aufgeschlagen hatten.

Was hatten Europäerinnen hier zu schaffen? Noch dazu ohne männlichen Schutz, nur in Begleitung eines braunen Hotelkuriers aus Tanger und zweier alten, höchst zweifelhaft ausschauenden Regierungssoldaten?

Muley Hassan warf — seitlings, um seiner Würde nichts zu vergeben — im Vorbeireiten einen Blick auf die dicht am Wege sitzende Lady und sah mit Schrecken, daß die ihn unverwandt anstarrte — eine Frau einen fremden Mann! Bei Allah, es gab viel Sünden auf der Welt! Dann senkte sie ihren hübschen Blondkopf über eine Art Mappe, die sie mit der Linken auf den Knieen festhielt, schrieb oder kritzelte irgend etwas darin und richtete wieder forschend ihren ruhigen Blick auf die malerische, ganz in weiß gehüllte Gestalt des greisen Wüstenpatriarchen, die sich mit dem gebauschten Turban und der lang darüber ragenden Flinte wie ein schneeiger Schattenriß von dem bleigrauen, regendrohenden Himmel abhob.

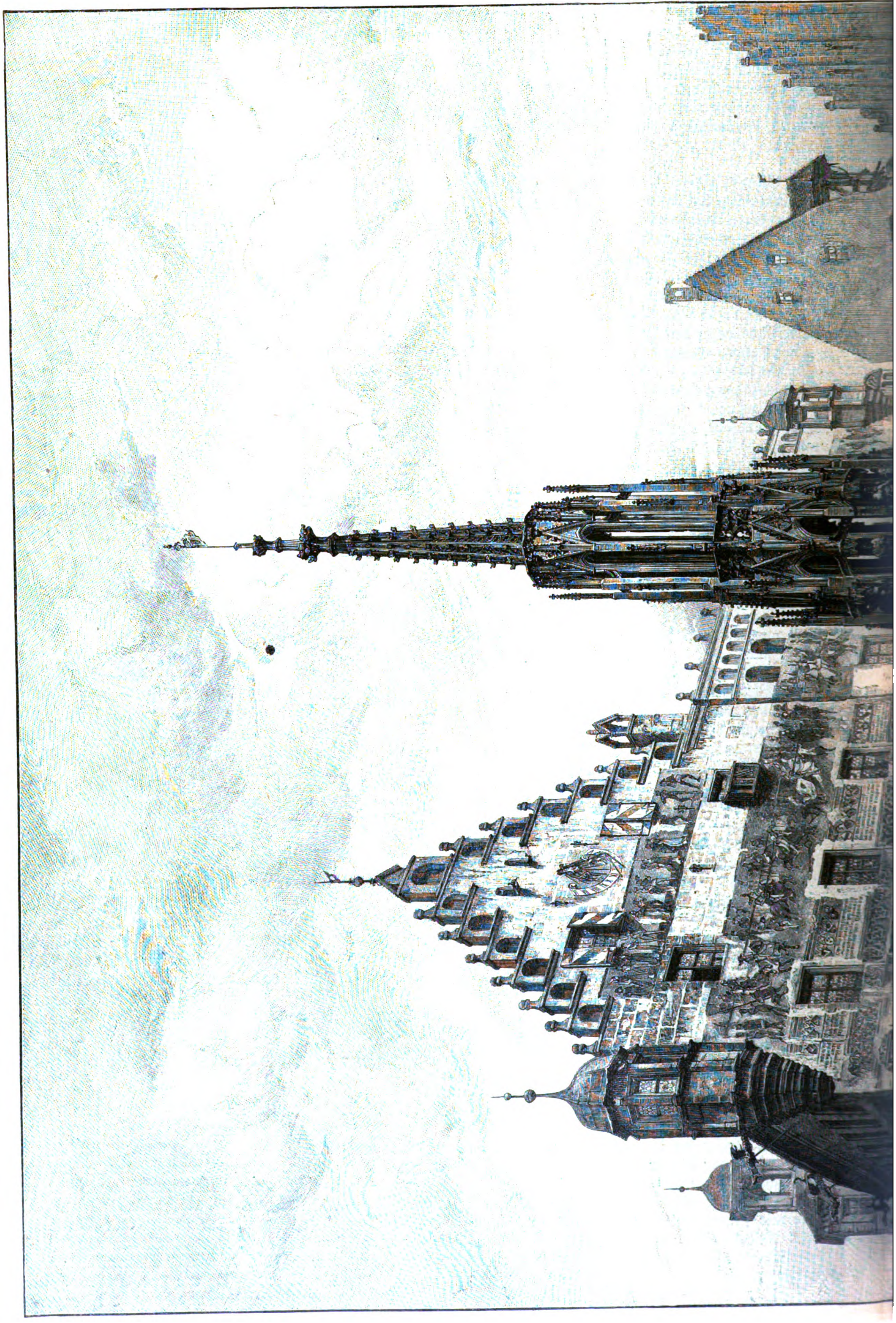
Das verdroß den Alten. Er rückte sich im Sattel zurecht, schob die in gelben Pantoffeln steckenden Füße tief in die schuhähnlichen Steigbügel und setzte mit einem Stich des an die bloße Ferse angeschnallten Sporns sein Roß in Galopp. Die Karawane folgte. Eilfertig wanderten mit schaukelndem Halse die Kamele, wie ein Schwarm grauer Mäuse huschten und trippelten die Märtyrer des Morgenlands, die schwerbepackten Eselein, hinter den lehmfarbenen Ungetümen her, die Maultiere spitzten die Ohren und rannten mit, neben ihnen trabten die verschleierten Araberinnen, ihre Kinder auf dem Rücken, die buntgestickten Pantöffelchen in der Hand, hochgeschürzt, mit ihren braunen, sehnigen Beinen durch den Kot, und hinten scheuchten die blauschwarzen keuchenden Negersklaven alle Nachzügler der Karawane vor sich her, dem Höhenpaß entgegen, von dem der Pfad nach dem Thal des Habesch und nach Tetuan führte.

* * *

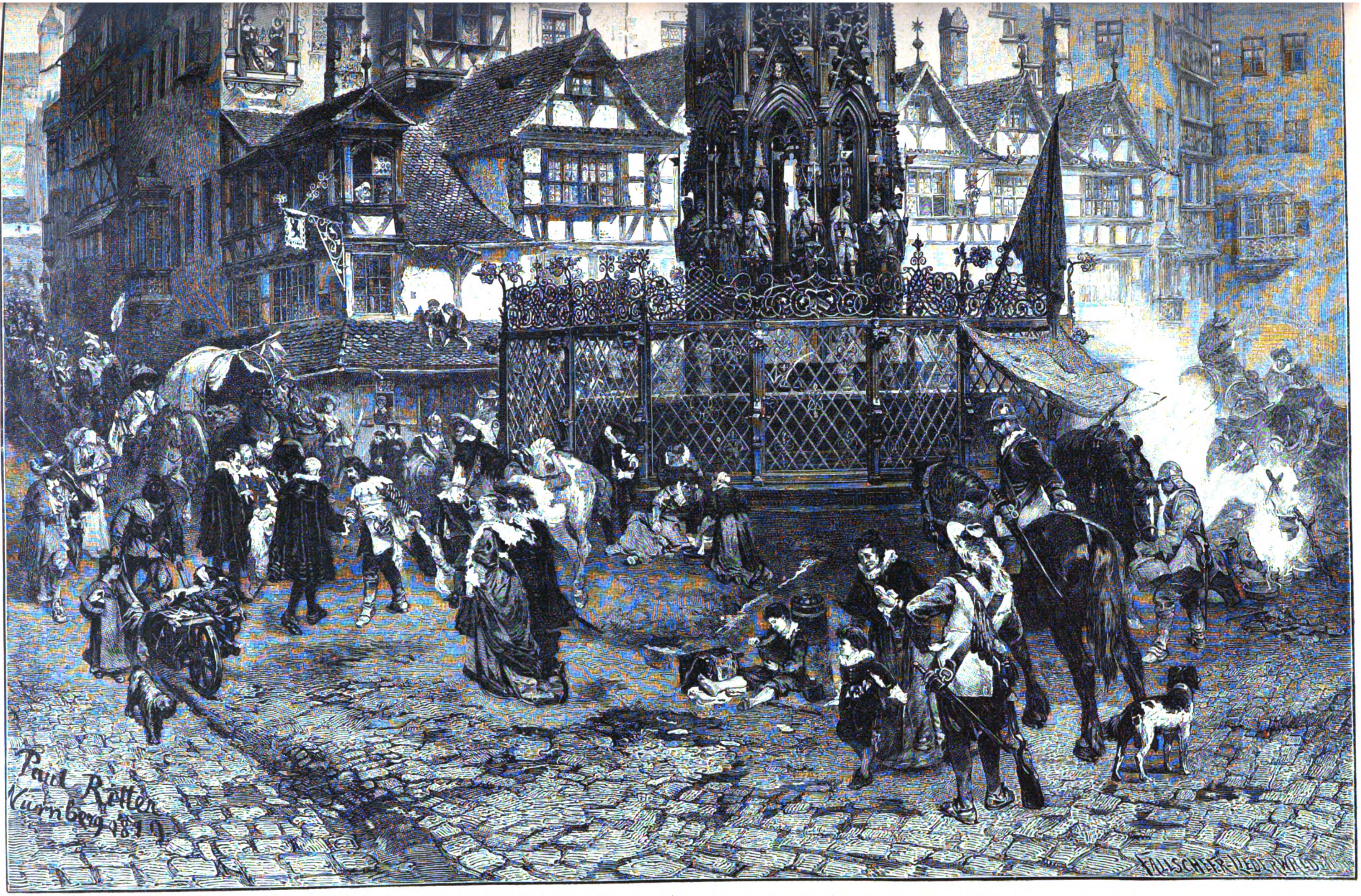
„Schade!" sagte Klara lachend. „Ich hab' ihn nur zur Hälfte!" Dabei wies sie Hilda, dem nußäugigen Nesthäkchen der Gesellschaft, ihr Skizzenbuch. Auf dem Blatte war das ehrwürdige Haupt des Scheichs und der Kopf seines Vollbluthengstes mit sicheren Strichen umrissen, alles andere aber lag noch als eine weiße unberührte Papierfläche da.

„Schade," meinte auch die Kleine beklommen und schaute der davonpilgernden Karawane nach. Im Grund ihres Herzens war sie froh, daß sich die Marokkaner so rasch verzogen hatten. Sie fürchtete sich vor den wilden Gestalten im Turban und Burnus, sie fürchtete sich vor dem braunen, weltmännisch lächelnden Hotelkurier, sie fürchtete sich vor ihrem Maultier, das heute beinahe einmal scheu geworden wäre, sie fürchtete sich vor ganz Afrika.

Digitized by Google



Digitized by Google



Der Schöne Brunnen in Nürnberg.

Nach dem Gemälde von Paul Ritter.

Digitized by Google

So mit einem Sprung aus Dresden in das Innere Marokkos ... ja, wer so viel gesehen und erlebt hatte wie ihre älteste Schwester dort hinten im Zelt, dem mochte das alltäglich vorkommen. Wenn man wie Martha seit zwanzig Jahren Erzieherin in allen Ecken der Welt gewesen war — bei einer deutschen Familie in Shanghai, bei Engländern in Melbourne, bei Deutsch-Amerikanern in San Francisko, wenn man durch so viele Lebenslagen gegangen und dabei halb zum Manne geworden war, da fand man es beinahe selbstverständlich, nachts bei drohendem Regen ein kleines Leinwandzelt als einzigen Schutz auf der Welt zu besitzen.

Und Klara, die zweite Schwester, — du lieber Gott: sie war nun einmal Malerin! Sie hatte ihren Beruf! Dem mußte sie folgen und Geld für all die drei Geschwister verdienen. Wenn es nicht anders ging, eben auch in Marokko! Aber sie, Hilda, kam sich dabei so unendlich nutzlos und so verlassen zugleich vor, mit all den Kenntnissen des eben glücklich bestandenen Lehrerinnenexamens, die ihren Kopf erfüllten, und all den Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft, die ihr doch beschert sein mußte, sowie sie sich nächsten Monat als Gouvernante in Genf auf eigene Füße gestellt hatte.

„Na hör' mal, Kleine!“ sagte Klara neben ihr lachend und packte, gleichmütig heiter, wie sie immer war, ihr Malgerät zusammen, „was machst du denn wieder für ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter?“

Und Martha, die älteste des Kleeblatts, die herzutrat und mit ihrer tiefen Stimme und dem strengen Schulmeistergesicht wirklich mehr den Eindruck eines alten Junggesellen als den eines noch nicht vierzigjährigen weiblichen Wesens machte, Martha meinte ebenfalls: „Es ist wirklich ein Elend. Nun macht man ihr die Freude und nimmt sie mit auf die schöne Reise ...“

„Es ist ja auch wunderschön!“ sagte die Kleine fügsam und suchte die wieder einmal aufsteigenden Thränen gewaltsam zu verschlucken. „Nur ... wenn jetzt noch Regen kommt ...“ Sie wies zu den Bergkämmen empor, wo die immer dichter geballten Wolken sich in strömenden Schleiern herniederzusenken begannen. Ein kalter Wind fuhr vor der heranrauschenden Regenwand zu Thal. Die weißbesternten Hecken und niederen Palmbüschel bogen sich unter seinem Hauch. Die Riedgräser zitterten und ehe man sich's versah, stürzte das eben aufgerichtete Leinenzelt nach kurzem unschlüssigen Hin- und Herschwanken mit einem matten Krach in sich zusammen. Und zugleich fielen schon die ersten, schweren klatschenden Tropfen. Sie kamen rasch dichter und dichter, sie lösten sich zu einem rastlos niederstäubenden Wasserfall auf, der gefürchtete afrikanische Küstenregen war da.

Während Klara in Eile Pinsel, Tuben und Palette im Wachstuchbeutel unterbrachte, spannte ihre Schwester mit der düsteren Ruhe eines vielgeprüften Weltumseglers ihren Schirm auf. „Frage den Führer, was nun werden soll!“ gebot sie der Kleinen mit ihrer tiefen, männlichen Stimme.

Hilda, der als eben geprüfter Erzieherin der englische Verkehr mit dem Kurier zufiel, übersetzte stockend wie ein Schulkind die Frage. Sie hatte Angst vor dem schönen, sanft lächelnden Mauren, der sie um zwei Kopfeslängen überragte.

„Er sagt, wir müßten in die Karawanserai,“ berichtete sie, „und die Nacht dort zubringen!“

„El-Fondak!“ bestätigte der Kurier und nickte.

„Giebt's dort Betten?“ forschte Marthas Baßstimme.

„Nein, Betten sind nicht!“

„Sind noch andere Menschen dort?“

„Viele,“ bestätigte der freundliche Mann. „Kameltreiber, Pferdeknechte und anderes Mohrenvolk!“

„Ja, wie soll denn das die Nacht werden?“

„Die Ladies werden auf drei Stühlen sitzen und ein brennendes Licht steht am Boden, bis es Morgen wird. O, El-Fondak ist kein guter Platz für Ladies. El-Fondak ist ein schlechter Platz.“

Hilda klapperten die Zähne. „Da geh' ich nicht hinein,“ sagte sie flehend. „Das wird eine schreckliche Nacht.“

Der Kurier drängte mit einem Blick nach dem Regenhimmel zur Eile. „Es giebt dicke Tage und schmale Tage. Heute ist ein schmaler Tag. Bald ist's Nacht. Wir müssen in das Haus hinein!“

Aber selbst Martha, die Vielerfahrene, zögerte. „Rauchen die Kerle da drin?“ frug sie streng.

Ja, die Leute rauchten alle. Sie hatten aus Tanger Tabak mitgenommen.

„Sind vielleicht auch Maultiere da, die nachts schreien?“

„Ja, viel Maultiere!“

„Und was giebt es dort zu essen?“

„Zu essen giebt es nichts.“

„Und zu trinken?“

„Wasser! Aus der großen Cisterne!“

„Das sind wirklich traurige Aussichten!“ sagte die Schwarzgekleidete düster. Aber jetzt verlor die blonde Malerin die Geduld. „Kinders!“ sagte sie und lachte hellauf wie ein sorgloser Junge. „Thut mir den einzigen Gefallen und seid nicht so zimperlich! Was sein muß, muß sein! Wir sind nun einmal hier und von dem Gejammer wird's um kein Haar besser! Was wollt ihr denn überhaupt? Wir sind doch nicht zum Vergnügen in Marokko!“

„Nein!“ bestätigte die Aelteste knapp und die Kleine wiederholte mit einem tiefen Seufzer der Ueberzeugung: „Nein. Zum Vergnügen sind wir nicht in Marokko.“

„Vorwärts denn, in die Karawanserai!“ entschied Martha. „Hilda, nimm das Insektenpulver! Gieb acht, daß es nicht naß wird. Wir brauchen's. Klara trägt ihren Malkasten, ich das Huhn und die Orangen, der Führer das Zelt. Los!“

Sie stapfte, sich nach Kräften schürzend, durch den unergründlichen Schmutz dem Hofraum zu. Die andern in trübseligem Gänsemarsch hinterher durch Regen und Wind den Flöhen von El-Fondak entgegen. —

Um das Innere des Karawanenhofes lief eine Art offene Holzgalerie, die Schutz vor dem Regen und frische Luft bot. Hier ließ sich der Einzug in das gefürchtete, den Oberstock eines turmartigen Vorbaues bildende Nachtquartier noch am längsten hinausschieben. Es dämmerte bereits. Müde, frierend und schläfrig saßen die drei Schwestern, dicht aneinandergekauert wie die Vögel im Nest, auf ihren Holzschemeln, Hühnerknochen und Apfelsinenschalen auf dem Zeitungspapier im Schoß, und schauten in den Hof hinaus.

Viel war da nicht zu sehen. Kein Mensch und Tier auf der weiten Fläche von Urschlamm, in dem der unablässig niederströmende Regen allmählich die hundertfachen Spuren von Menschensohlen, Roßhufen, Kamelballen und Hundepfoten verwischte. Es wurde unangenehm kalt. Fern über dem grünen Buschwerk der Berghänge brauten Streifen von dampfendem Nachtnebel.

„... Wer jetzt in Dresden wäre ...“ sagte plötzlich Hilda sehnsüchtig und verschlafen.

Die andern erwiderten nichts. Freilich ... Dresden mit ihrem trauten, traulich eingerichteten Nest, mit Klaras Atelier darüber, mit allem Freundlichen und Gewohnten, während hier ... Es war zu trostlos! In Tanger hatte man doch noch ein Hotel gehabt, Europäer, mit denen man sprechen konnte, ein Schiff, das in wenigen Stunden nach Europa fuhr ...

„... wenn wir morgen wieder nach Tanger zurückritten?“ Die Kleine sagte das halblaut wie vor sich hin, hielt die Augen halb geschlossen und wartete mit klopfendem Herzen die Wirkung ihrer Worte ab.

Zu ihrem Erstaunen erwiderte Martha gar nichts. Aber zu gleicher Zeit fühlte sie von der anderen Seite her einen derben Klaps auf der Wange und sah das hübsche Gesicht der blonden Schwester ihr halb belustigt, halb ärgerlich zugewendet.

„Au!“ sagte sie weinerlich. „Du bist recht häßlich, Klara!“

„Ach was — au!“ Die junge Malerin stand auf und nahm lachend ihre beiden Hände. „... Sag' mal, Hilda, .. weißt du nicht, daß wir Waisen sind und kein Geld haben?“

„Ja, Klara.“

„... und daß ich also für uns alle drei Geld verdienen muß?“

„Ja, Klara!“

„Warum machst du mir dann das unnütz schwer mit deinem Gequengel? Ich wäre auch lieber in Dresden. Aber ich red' nicht davon, denn es hilft ja nichts.“

„Ja, Klara!“ Die Kleine küßte sie und trocknete sich die Thränen. „Ich bin eben so ein Schaf. Ich wollt', ich wäre wie du!“

„Lieber Gott!“ Die Malerin lachte. „Ich bin kein Wundertier! Ich sag' mir einfach: das und das muß geschehen! Also will ich es thun und thu's!“

„Das ist das erste vernünftige Wort, das ich seit längerer

Zeit höre!" sagte hinter ihr eine Männerstimme. „Der erste Gruß der Kultur! Und noch dazu gleich in deutscher Muttersprache! Guten Abend, meine Damen!"

Klara drehte sich um. Es dämmerte schon so stark, daß sie nur noch die Umrisse des Fremden erkennen konnte, einer mittelgroßen Gestalt in fremdartigem, halb arabischem Reitanzug.

„Guten Abend!" versetzte sie etwas beklommen. „Woher kommen Sie denn auf einmal? Ich hab' Sie gar nicht in den Hof reiten hören."

„Meine Leute sind auch draußen geblieben. Ich lasse bloß umsatteln. Ich hatte ein kleines Malheur mit meinem eigenen Pferd. Nun nehme ich das eines Berbers, der mit mir ist."

„Und dann wollen Sie heute noch weiter?"

„Sowie mein englischer Sattel auf dem Gaul liegt. Nach Tetuan."

„Da kommen Sie aber spät in der Nacht an!"

„Ich habe einen Regierungsaraber mit! Man muß mir öffnen!"

„Ach so . . ja!" sagte die Malerin. Sie fand sich allmählich in die seltsame Lage, im Dämmern mit einem ganz unbekannten Mann zu sprechen. „Sie finden übrigens dort Gesellschaft."

„Das ist's ja eben!" Der Fremde trat einen Schritt näher. „Deswegen erlaubte ich mir ja, Sie anzusprechen! Ich brach nämlich vor fünf Tagen von Fez nach Tanger auf . . ."

„Aber dies hier ist doch nicht der Weg von Fez nach Tanger . ."

„Nein. Ich wollte in Tanger die Jacht ‚Liberty' treffen. Haben Sie sie vielleicht gesehen?"

„Das schöne, schneeweiße Dampfschiff, das dem russischen Petroleumkönig gehört? Ja gewiß, das liegt dort."

„Nun hörte ich heute morgen von ein paar Arabern, die Herrschaften von der ‚Liberty' seien nach Tetuan geritten! Da schlug ich den Haken und jagte von dem Fezweg herüber nach El-Fondak."

„Ja . . . das heißt, der Besitzer der ‚Liberty', der kleine, glattrasierte Herr, ist nicht mit! Der ist in Tanger geblieben. Aber seine Tochter mit zwei Freunden ist allerdings nach Tetuan unterwegs."

„Haben Sie sie selbst gesehen?"

„Sie haben uns schon mittags überholt mit ihren guten Pferden. Wenn es nämlich die ist, die Sie meinen. So eine — ich bin Malerin und hab' sie darum näher angesehen — so eine Art Madonnengesicht mit langen Locken."

„Na ja," die dunkle Gestalt vor ihr lachte, „das ist sie schon. Ich danke bestens für die Auskunft. Darf ich Ihnen mit irgend etwas dienen?"

„Danke, nein. Wir müssen uns schon die Nacht hier so behelfen. Morgen kommen wir auch nach Tetuan, zu Studienzwecken."

„Ach ja . . . Sie sagten . . . die Damen sind Malerinnen?"

„Ich habe es für einen Leipziger Verleger übernommen, die aus dem Englischen übersetzte Reisebeschreibung einer Dame zu illustrieren. Unglücklicherweise mußte die Dame gerade durch Marokko reiten. Also muß ich dasselbe thun. Meine älteste Schwester begleitet mich als Reisemarschall und unser Jüngstes haben wir diesmal auch mitgenommen, damit sie etwas von der Welt sieht." Sie wies auf das Nesthäkchen, das, völlig erschöpft, mit offenem Munde schlafend dasaß, den Kopf vornüber gesunken und mit der Rechten krampfhaft die Schachtel mit persischem Insektenpulver umklammernd.

Die beiden sahen sie an und lachten. „Also auf Wiedersehen in Tetuan!" Der Fremde lüftete den Hut.

„Wenn Sie gegen Mittag da sind, werden wir ja . . ." Er stockte plötzlich und fuhr mit der Hand nach der Herzgegend. Es war, als ob er nach Atem ringe.

Klara trat erschrocken auf ihn zu. „Was haben Sie?"

„O nichts!" sagte er schon wieder mit seiner gewöhnlichen Stimme. „Es vergeht sofort. Eine kleine Quetschung von einem Sturz vorhin. Also nochmals, gute Nacht!"

Seine Gestalt verschwand in der Dämmerung, die schon schwer über dem Hofraum lag. Gleich darauf hörte man draußen in arabischen Worten seine befehlende Stimme und das Klappen der Hufe auf dem Steingeröll.

Die blonde Malerin stützte den Kopf auf die Hand.

„Ich möchte wissen, wer das war!" sagte sie nachdenklich. „Nichts Gewöhnliches gewiß. Er spricht arabisch und kommt aus dem Innern. Vielleicht ist es ein berühmter Forscher . . ."

„. . . und wenn du ihn dir morgen bei Licht besiehst, ist es ein Reisender in Matjesheringen und baumwollenen Phantasiestoffen," murmelte mit ihrer tiefen Stimme die skeptisch angelegte Aelteste, die lang und düster wie ein schwarzer Schatten neben ihr stand.

Klara lächelte nur und erwiderte nichts. Hoch oben verlor sich das Klappern der Hufe und rastlos rauschte der Regen über Marokko.

3.

Der Regen rauscht, die Wolken fliegen — weiter, immer weiter durch das dämmernde Land. Stunde um Stunde verstreicht im Zwielicht zwischen Tag und Nacht, unter den Hufen fliegt der Boden, Gebüsch und Bäume gleiten rechts und links vorbei — so fließt die Welt dahin, so rollt das Leben in das Meer der über den Berggipfeln aufflutenden Nacht . . .

Wozu lebst du? Was treibt dich ruhelos vorwärts — zu immer neuem Begehren, neuer Erfüllung, neuen Wünschen, wo nur das eine sicher ist, das Ende, das all unser vielfach verschlungenes Hasten und Mühen auslöscht, wie das Kind ein Rechenexempel mit feuchtem Schwamme von der Schiefertafel wischt? Von Tag zu Tag zerrinnt das Dasein unter deinen Händen, unaufhaltsam, unwiederbringlich. Nutze es, ehe es zu spät ist.

„Aerra . . ärra . . rrrrschät!" Die Berberknechte treiben die Tiere an. In langen Galoppsprüngen geht es weiter und weiter in das dunkle Land hinaus. Was dahinter liegt, versinkt im Schatten, was vorne ist, ruht in geheimnisvollem Grauen, im Dämmern liegt rechts und links die weite Welt.

Die weite, in abenteuerlichen Querfahrten so oft durchmessene Welt! Bunte Bilder weben im Kopf des einsamen Reiters, der da, fiebergeschüttelt, im schaukelnden Sattel nach vorn gebogen, wie im Traum den Nachtwind um die Ohren brausen fühlt.

„Tetuan, Herr!" Der maurische Diener war mit zwei Galoppsprüngen an der Seite des Reisenden und wies in die Ferne. Ein schneeig weißer Streifen zog sich dort langgestreckt über einen Bergkamm hin, wie eine Märchenstadt durch das Abendgrauen grüßend.

Aus seinem Träumen erwachend, fuhr der Fremde im Sattel empor und blickte um sich. Längst hatten sie den Höhenpaß und den von ihm niederführenden Bergpfad hinter sich gelassen. Um sie dehnte sich in unbestimmten Umrissen eine weite, von wildzerrissenen Gebirgen umrahmte Ebene, von nichts anderem belebt als den rasch weiterwandernden fernen Schatten der Kamelkarawane. Da und dort, an den Flanken der Berge, ein einsam flackerndes Nachtfeuer, aus den Gestrüpphalden hoch von oben her das Geschrei sich balgender Hirtenjungen, fernes Kuhgebrüll und Eselgejammer, Windesraunen und pfeilschneller Wolkenflug um die Zacken des Atlasgebirges am Himmel.

Schon auf der Wetterscheide des Höhenpasses hatte der Regen aufgehört. Der Mond lugte ab und zu aus den im Sturm treibenden Wolkenfetzen und erhellte das weite Flachland, das Schlängelband des Habesch, der träge durch die Steppe seine Silberfluten dem Mittelmeer zurollte, und die weißgetünchte hohe Brücke darüber, die einzige ganze Brücke in dem verrotteten Land.

„Aerra! Aerra!" Die Pferde schnauben, im Silberlicht der aufsteigenden Mondsichel blitzen die Gewehrläufe der voraufjagenden Berber, die Hufe klappern funkensprühend über den Boden. — Weiter, immer weiter, im Galopp über Stock und Stein, durch plätschernde Rinnsale, über aufgeweichtes Ackerland, quer durch grünwogende junge Saat dem weißdämmernden Höhenstreifen in der Ferne zu, der allmählich in den Fluten der Nacht versinkt.

Da tauchten die Schatten der Kamelkarawane aus dem Dunkel auf, der weißgekleidete Marokkaner an der Spitze, das Gewimmel eilfertig trabender Esel, der verschleierten Weiber und wollhaarigen Negersklaven rings um die schwerfällig wandelnden, dummstolz die abscheulichen Köpfe wiegenden Trampeltiere.

Vorbei! Vorbei! Ohne Gruß — fast ohne Blick, in gegenseitiger Verachtung! Der Europäer sieht hochmütig auf den halbwilden Nomaden herab, und dem wieder ist der Christ ein halb gefährliches und angstgebietendes, halb unreines und lächerliches Geschöpf. Die Kamelkarawane blieb in der Nacht zurück.

Digitized by Google

Wieder war rings die Einsamkeit der Steppe. Aber da und dort lohten aus ihr die Wachtfeuer der Hirten, blitzten, fast aus den Wolken heraus, die Lichtpunkte hochgelegener Bergdörfer und huschten Schattengestalten lautlos durch die Nacht dahin. Die Nähe der großen Maurenstadt machte sich bemerklich.

In einer halben Stunde war man am Ziel! Bei dem Gedanken daran pochte das Herz des nächtlichen Reiters und eine Art Krampf zog plötzlich einschnürend seine Brust zusammen. Zu dumm ... dies Abenteuer mit dem Stier! Nun, bis morgen war das gut! Sein Blick wurde finster, und als trage ihn das erschöpfte Pferd noch nicht rasch genug dem Schicksal entgegen, stieß er ihm ungeduldig die Sporen in die Flanken.

Das Schicksal! Das spielt nicht mit uns, wie die gemeine Weisheit lautet, ach nein: wir selbst sind ja unser Schicksal. Wie wir sind, so bleiben wir ein langes Leben lang, was wir thun, das müssen wir thun! Was wir leiden, das müssen wir leiden! Was hilft das Klagen, wo der Lebenslauf so fest, so unabänderlich mit seinem Maß von Glück und Unglück einem jeden vorgeschrieben ist? Und ist der Lebenslauf kraus und wild, führt er durch alle Länder und Meere, durch alle Höhen und Tiefen in rastlos suchender Abenteurerlust, was hilft das Klagen? Es ist eben etwas mehr Leiden darin, Not, Mühsal und Entbehrung, und etwas mehr jener Freuden, die trotziges Siegerbewußtsein verleiht — schließlich gleicht sich doch alles wieder aus und wird zur großen Null auf dem Grabstein. Und wenn auf ihm die Worte des Dichters stehen:

„Dies Herze sehnt' sich oft
ach nirgends hin und überall doch hin!"

so ist ihm nun die Ruhe . . .

* * *

In vollem Glanz schien jetzt der Mond, nur ab und zu von vorüberflutenden Wolkentrümmern verfinstert. Dann herrschte plötzlich tiefes Dunkel und ebenso rasch stieg, wenn die Sichel wieder aus dem Dunst hervorschwamm, von ihrem bläulichen Schein umschleiert und erhellt, das blendendweiße Häusermeer von Tetuan am Abhang des Berges empor. Ein Gewimmel platter Dächer, von schlanken Minarets überragt, die zerfallene Burg hoch darüber und alles von einem finsteren, altersgrauen Mauerring umschlossen — so träumte die orientalische Stadt im Mondschein. In weitem Halbkreis standen die zerrissenen Berge, ganz in der Ferne mit Schnee- und Firnglanz übergossen, und auf der anderen Seite, wo die Ebene sich öffnete, strahlte, ein silberner Streifen, das Mittelmeer herüber.

Sie mußten langsam reiten. Der Boden war mit spitzem Steingeröll bedeckt, und überall sprudelte es zwischen den Felsblöcken, den Aloëstauden und stacheligen Agavenhecken von unsichtbaren Wassern. Kaum merklich kamen die Reiter der reglos schlummernden, totenstillen weißen Stadt näher und bogen endlich in den Mondscheinschatten ihrer Außenmauer ein.

Die wilden Hunde kläfften auf, während der Trupp an dem alten bröckligen Gestein entlang trabte. Die Stadt dahinter war wie ausgestorben. Kein Laut, kein Lebenszeichen klang heraus.

Aber als sie um einen Winkelturm der Umwallung bogen, fuhr ihnen jäh ein starker Windstoß entgegen und auf seinen Schwingen ein Tollhaus von Tönen, ein Geschrei, Gemecker, Gewieher und Geplärr in wildem Durcheinander.

Vor dem fest verrammelten und verschlossenen Stadtthor staute sich allerhand Volk, das erst nach Sonnenuntergang gekommen und nicht mehr eingelassen worden war, Hirten, Händler und Käufer, wie sie der Donnerstag, der allwöchentliche große Markttag, rings vom Lande her nach Tetuan trieb. Sie alle kampierten da zähneklappernd im Freien, eng mit Kindern, Gesinde und Haustieren zusammengeduckt, ein Durcheinander von Negerwollschädeln und kahlen Kabylenköpfen, von flintenüberragten Hammelherden, von buntfarbigen Turbanen zwischen langen Esel- und Maultierohren, breitkrämpigen Frauenhüten, Pferdehäuptern, Ziegenbärten, Körben voll kleiner Kinder an den Flanken kauernder Kamele, die ganze Arche Noah von hellem Mondschein übergossen, in Lärm und Gezänk den Tag erwartend, trotzdem man sich doch schon längst heiser gebrüllt hatte und wußte, daß die innen schnarchenden Thorwächter gegen alles Schreien und Rufen taub blieben. Es fiel keinem von ihnen ein, auch nur den Kopf herauszustrecken. Nur zwei Kanonen gähnten rechts und links von dem Stadtthor mit schwarzen Schlünden in die Nacht hinaus, und dazwischen verschlangen sich über der Wölbung die eingemeißelten Schnörkel eines Koranspruches.

„Da oben zwischen den Kanonen steht's geschrieben!" sagte plötzlich jemand aus der grollenden schwarz verschwommenen Masse heraus mit deutschen Worten: „. . . ‚Es ist kein Schutz und Hilfe außer bei Allah!' Ich werde nächstens auch Mohammedaner!"

„Ja, wenn's was hülfe!" brummte eine andere tiefe Stimme. „Die ganze Menagerie hier glaubt an Allah und muß doch im Freien übernachten wie wir!"

„Und Sie sind allein dran schuld . . . mit Ihrem Bärentrotz wie gewöhnlich! Erklären: wir brauchen keine Soldaten zur Begleitung! Was uns an Räubern anfällt, das nehme ich allein auf mich! Und nun sitzen wir da und Frau Angela hat allen Grund, daß sie seit einer Stunde kein Wort mit uns spricht!"

Statt aller Antwort tönte von irgendwoher aus dem Dunkel ein silberhelles Kinderlachen. Der heranreitende Fremde fuhr bei dem unerwarteten, fast unheimlichen Klang im Sattel empor und lenkte mit jähem Ruck sein Roß der Stelle zu. Aber im selben Moment feuerte der Araber neben ihm seine Flinte, die er aufrecht vor sich auf den Pferdehals gestellt hatte, zum Himmel los, als einfachstes Mittel, den schlafenden Wächtern drinnen das Nahen eines Regierungssoldaten zu verkünden.

Im Augenblick, wo das altmodische Feuerrohr sich mit scharfem Knall entlud, war alles ringsumher lebendig. Die Eselein, die sorgenbeladen mit gesenkten Ohren dastanden, stießen ein durchdringendes sägendes Jammergeschrei aus, die Pferde stiegen aufgeregt in die Höhe, die Maultiere schlugen rechts und links nach der aufspringenden Menschheit, Hammel und Ziegen flohen mit Angstgemecker, und neben den Körben mit schreienden Kindern richteten sich dunkle Klumpen, die bisher still wie Felsblöcke dagelegen, mit drei seltsamen Rucken auf, wurden zu Kamelen und stierten feierlich und blödsinnig über das vom Mond beschienene Gewühl.

Wenigstens hatte der Schuß gewirkt. Oben auf dem Mauerkranz erschienen die Umrisse von Turbanen und Flinten und ein wildkrächzendes Gespräch flog hin und her. In dem allgemeinen Tumult, dem Meckern, Blöken, Wiehern, Hundegekläff und Jageschrei war es kaum möglich, sich zu verstehen, obwohl die braunen Gesellen oben und unten mit Aufgebot ihrer ganzen Lungenkraft brüllten. Und zum Ueberfluß verschwand jetzt eben der Mond auf Nimmerwiedersehen hinter einer dicken Wolkenwand. Tiefe Dunkelheit trat ein und vermehrte das Chaos.

„So halten Sie doch Ihr Pferd!" rief die helle Silberstimme aus der Finsternis. „Sie drängen mich ja in die Kamele hinein! Das Vieh schreit gerade über meinem Kopf. Ich habe keine Lust, umgetrampelt zu werden!"

Ein hünenhafter Mensch kam daraufhin, schwer mit seinem Roß kämpfend, als eine Schattengestalt nach vorn. „Ich weiß nicht, was das ist!" fluchte er. „Es sticht jemand gegen den Gaul und meine Beine. Wart', du verdammter Kerl!" Er führte, sich im Sattel biegend, mit der Reitpeitsche einen wütenden Hieb nach unten. Dort blökte es unter dem Klatsche kläglich auf und ein verirrter Hammel, dessen langgedrehte Hörner das Unheil angerichtet, suchte eiligst das Weite.

„Wo seid Ihr denn?" schrie der Begleiter des Recken aus der Ferne. „Ich schwimme hier zwischen lauter Eseln und Ziegen, und halte mich an einem Kuhhorn fest. Gott weiß, wohin die Reise geht!"

„Hierher, Franklin!" rief es hell dagegen. „Wo die Kamele sind . . ."

„Ja . . . Da gehören wir weiß Gott hin!" tönte es von drüben. „Lieber doch eine Klubhütte als solche Abenteuer. Was machen wir denn nun?"

„Wir warten, bis die Bande ruhig ist!"

„Ach, die schreien bis zum jüngsten Tag!" knurrte der andere.

Aber schon schien inmitten des heillosen Lärms die Verständigung gelungen. „Der Pascha schläft," meldete irgendwo aus dem Dunkel her die Stimme eines Mauren in greulichem Englisch. „Man geht und holt bei ihm den Schlüssel! Mit dem Schlüssel wird man das Thor aufsperren."

In Erwartung des großen Ereignisses war eine verhältnismäßige Ruhe eingetreten.

Digitized by Google

Wallensteins Lager.

Nach der ersten Aufführung in Weimar am 12. Oktober 1798 dargestellt von G. M. Kraus.

Digitized by Google

Nun konnte man also auf den Schlüssel warten! In schneidenden Stößen pfiff der Wind um Mauer und Türme; vom Himmel, an dem nur noch vereinzelt Sterne zwischen den Wolkenwänden blinkten, spritzte ein feiner Sprühregen mit eiskalten Nadelstichen hernieder.

„Es ist schauderhaft!“ sagte die helle Stimme wieder. „So etwas kann einem das Reisen verleiden! Lieber Lebensgefahr als Schmutz und Langeweile!“

Ihre Begleiter erwiderten nichts. Sie schienen im Gedränge wieder etwas abseits geraten. Aber neben ihr lüftete die dunkle Gestalt des Fremden den Hut.

„Guten Abend, Frau Angela!“ sagte er gleichmütigen Tons, als hätten sie sich gestern erst im Ballsaal getrennt und sei ihr Zusammentreffen die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Die Gestalt im Sattel bog sich vor. „Sind Sie das, Prinz?“ frug sie halblaut und betroffen. „Was haben Sie denn auf einmal für eine sonderbare Stimme?“

„Ich bin kein Prinz . . . Gott sei gelobt!“

„Ja, Franklin Moore sind Sie doch auch nicht?“

„Ich habe keine Ahnung, wer Franklin Moore ist!“

„Ja . . . wer sind Sie denn dann?“

„Kennen Sie Ihre alten Freunde nicht mehr? Wir haben uns doch schon oft genug auf dieser Lehmkugel getroffen, Frau Aventiure? Wissen Sie nicht mehr, wer Sie zum Scherze so getauft hat . . . hoch oben auf dem Gipfel des Montblanc . . . bei unserer allerersten Begegnung . . .?“

„Sind Sie es?“ Es fuhr wie ein Ton des Schreckens aus ihrem Munde.

„Nun … natürlich bin ich es! Wo haben Sie denn nur im Dunkel Ihre Hand? Ich möchte Ihnen doch Guten Tag sagen!“

Aber die Schattengestalt vor ihm drängte verstört ihr Pferd hinweg, in ein Gewühl von Ziegen und Hammeln hinein. „Sie sind doch tot!“ sagte sie halblaut und beklommen. „Sie sind doch längst tot!“

Er folgte ihr und stieß mit spornbewehrtem Fuß die um die Beine des Rosses strudelnden wolligen Pelze zur Seite.

„Halten Sie mich für ein Gespenst?“ frug er lachend. „Woher wissen Sie denn, daß ich tot bin?“

„Alle Welt weiß es doch. Seit einem halben Jahr. Ich habe doch selbst Ihre Nachrufe in den Zeitungen gelesen!“

„Es giebt Leute, die sind nicht umzubringen, dazu gehöre auch ich!“

„Aber woher kommen Sie denn?“

„Von Timbuktu her! Dort hatte ich das Abenteuer mit den Schwarzen, aus dem dann wohl das Gerücht von meinem Tod entstanden ist. Aber meine Freunde, die Araber, haben mich gerettet. Mit denen bin ich nordwärts gezogen durch die Sahara. Bis Marrâkesch. Von da nach Fez. Und jetzt bin ich ja schon wieder mitten in der Kultur!“

Er warf einen befriedigten Blick auf die Arche Noah ringsumher, die windumpfiffenen Stadtmauern mit ihren rechts und links von den arabischen Runenschnörkeln in die Nacht hinausglotzenden Kanonenschlünden und den vom Mond in gelblichen Zackenrändern bestrahlten Wolkenflug am Himmel.

„Aber wie kommen Sie denn von Fez nach Tetuan?“ sagte Angela, immer noch unsicher und beklommen im Tone. Es schien, als ob sie mehr Schrecken als Freude bei der unerwarteten Begegnung empfand.

„Das hat man mich heute schon einmal gefragt und es ist doch sehr einfach: Ich reite wieder einmal hinter Ihnen her.“

Oben auf den Zinnen erschienen die Turbane und Flintenläufe wieder. Ein betäubender Lärm erhob sich in der ganzen Menagerie und alles drängte den Thorflügeln zu.

Der Schlüssel war glücklich gekommen. Man hörte sein Knarren und Knacken von innen, während sich von außen die geschlossene Phalanx von Mann und Roß, Hammeln, Negern, Kamelen, Kindern, Eseln, Kabylinnen und wilden Hunden hart an die Pforte preßte, kampfbereit, um sich sofort beim Oeffnen mit Gewalt den Eintritt in die Stadt zu erzwingen.

Allein die Thorwächter innen waren auf ihrer Hut. Kaum klaffte der erste Spalt in der Thüre, so gingen sie ihrerseits unvermutet zum Angriff vor und schlugen mit rücksichtslosen Hieben den Vorstoß der Arche Noah zurück. Unter greulichem Geschrei flutete die Masse seitwärts, die Eselchen jammerten, die wilden Hunde kläfften sich heiser, reglos wie Felsen in hoher See ragten die verschwommenen Klumpen der Kamele aus dem Gewühl, durch das die berittenen Araber sich und ihren Reisenden eine Gasse bis zu dem Stadtthor bahnten.

„Halten Sie Bakschisch bereit!“ mahnten dazwischen die Mauren. „Bakschisch für die Thorwachen. Maurisches Geld! Einen halben Dollar!“

Einen halben Dollar? Die bewaffneten Gestalten am Eingang schüttelten schreiend ihre turbanumhüllten Köpfe. Das war zu wenig Bakschisch! Mehr! Mehr! Jeder Reisende einen halben Mohren-Dollar! Gurgelnd und schreiend mit aufgeregtem Gebärdenspiel drängten sie sich heran und hielten ohne weiteres die Zügel der Pferde fest. Das verdroß den einen der beiden Begleiter Angelas, den hünenhaften, langen Menschen, der wild und kampflustig wie ein alter Raubritter vorgebeugt auf seinem viel zu kleinen Berberrosse hing. „Hören Sie mal, Dragoman,“ sagte er gelassen auf englisch mit seiner rauhen Stimme, „ich habe die verwünschte Gewohnheit, unbekannten Kerlen, die um Mitternacht in Afrika meinem Pferd in die Zügel fallen, mit diesem Totschläger hier über den Kopf zu tippen, ob nun ein Turban drauf sitzt oder nicht. Erzählen Sie das mal dem braunen Gentleman da zu meiner Linken!“

Er ließ den mit Blei ausgegossenen Totschläger durch die Luft pfeifen, und noch ehe der Maure seinem Stammesgenossen die Drohung des Prinzen übersetzt hatte, fielen die Zügel nieder und war der Weg frei.

Der Hüne gähnte. „Was krabbeln Sie denn da noch in Ihrer Tasche, Franklin?“ schrie er.

„Ich will dem Volk noch eine Kleinigkeit geben,“ erwiderte sein Genosse, ein kleiner, schmächtiger Mensch, in englisch gefärbtem Deutsch.

„Unsinn! Nichts kriegen die Kerle! Sie glauben wohl, Sie sind noch in Transvaal und spielen mit Ihren Millionen Federball? Nichts! Höchstens eins über den Schädel, wenn sie noch mal mucken. Vorwärts! Aus dem Weg, ihr Schwefelbande!“

Er strich sich seinen mächtigen Schnurrbart und trieb sein Pferd rücksichtslos mitten durch den Haufen der Thorwächter. Der glattrasierte Kleine sagte nur lächelnd „Well!“ und folgte seinem Beispiel. So ritten die beiden nach Tetuan hinein, die andern hinterher, und knarrend schlossen sich hinter ihnen die Thorflügel. Von der Arche Noah war niemand hereingekommen als ein versprengtes Eselchen, das jetzt allein und ratlos mitten auf der Straße dastand und mit seinem jammernden Ya das Grollen der Menge draußen und das Murren der Wächter drinnen verschlang.

Dann verstummte auch das. Ringsum war wieder tiefes Schweigen. Nur die Hufe klapperten, während die Reisenden langsam durch das Dunkel dahinzogen. Sie hätten glauben können, sich in einer Totenstadt zu befinden. Soweit das Auge auch durch die Schatten spähte und das Ohr sich lauschend mühte — nirgends eine Spur, ein Laut, der darauf hinwies, daß im Umkreis dieser zerbröckelt zu ihrer Rechten sich dehnenden Mauern mehr als zwanzigtausend Menschen schliefen. Niedere fensterlose Häuser, gestrüppüberwucherte Trümmerflächen dazwischen, schachtähnlich enge, stockdunkle Gassen, ein unergründlicher Schlamm am Boden — so ging es weiter und weiter durch die unheimliche weißgetünchte Stadt, in der selbst das Gebell der wilden Hunde verstummt zu sein schien. Endlich kamen sie aus dem Gassengewirr heraus. Ein wüster, mit Kot und Pfützen bedeckter Platz breitete sich scheinbar endlos rings im Dunkel um sie aus. Angelas Begleiter hielten da, auf die anderen wartend. Ihr Dragoman schwatzte ihnen etwas von einem „Hotel“ vor.

„Jawohl, ‚Hotel‘!“ brummte der wüste Prinz. „Zwei spanische Herbergen giebt's in diesem Nest. Den Flohcirkus kann ich mir schon vorstellen!“

„Sind das Ihre neuesten Freunde, Frau Angela?“ frug der Forschungsreisende im Heranreiten.

Sie lachte. „Seit vorigem Jahr! Wir haben uns in Norwegen kennengelernt. Sie fuhren dann als Gäste auf unserer Jacht mit nach Island. Und seitdem werde ich sie nicht los. Es sind zwei unglaubliche Menschen!“

„Wer ist's denn eigentlich?“

„Der lange Hüne mit dem fuchsroten Schnurrbart, der

Digitized by Google

wie ein zu spät auf die Welt gekommener Raubritter aussieht, ist ein Prinz aus einer Seitenlinie von irgend einem vorsündflutlichen mediatisierten Geschlecht. Der andere, der Kleine, ist der Sohn eines millionenreichen Deutsch-Amerikaners. Er kann sich mit seinem Vater nicht vertragen. Das muß auch ein ganz sonderbarer Heiliger sein. Nun ging er vor einigen Jahren auf eigene Faust nach Johannisburg, hat da eine Unmasse Geld verdient, und seitdem treibt er sich müßig in der Welt herum. Das Komische dabei ist, daß sich die beiden, Franklin und der Prinz, eigentlich nicht ausstehen können. Ich muß immer lachen, wenn ich den Großen und den Kleinen so freundschaftlich nebeneinander sehe."

„Vorwärts, Frau Angela!" schrie der Prinz herüber. „Gleich um die Ecke ist das Grand Hotel Balmoral-Palace mit Lift, Wintergarten und elektrischer Beleuchtung. Die Table d'hote hat schon begonnen!"

Sie lachte. „Kommen Sie mit!" sagte sie zu ihrem Begleiter. „Ich muß Sie doch mit meinen Freunden bekannt machen!"

Er schüttelte den Kopf. „Heute, bitte, nicht, ich habe Fieber und ganz dumme Stiche im Herzen. Ich hab' ja erreicht, was ich wollte, und Sie getroffen. Nun will ich mich schlafen legen! Ihre Expedition füllt die eine Herberge jedenfalls reichlich. Also gehe ich in die andere!" Er rief seinen Diener und wechselte mit ihm ein paar arabische Worte. „In der Fonda d'España ist, wie ich eben höre, noch ein Bett frei!"

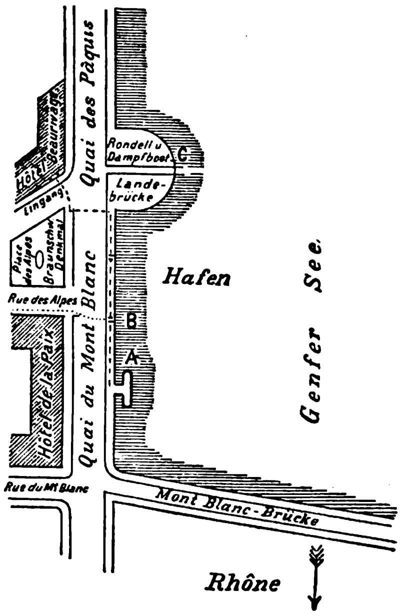
„Nun, dann auf morgen!" sagte sie mit ihrer hellen Stimme und reichte ihm von Pferd zu Pferd kameradschaftlich die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod der Kaiserin von Oesterreich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Stelle, an welcher die Rhone mit raschen Fluten dem Genfersee enteilt, ist mit einer herrlichen, 260 Meter langen und 16 Meter breiten Brücke, dem Pont du Montblanc, überspannt. Sie bildet sozusagen den Mittelpunkt des Fremdenverkehrs der Stadt Genf. Links von ihr erstreckt sich der schöne „Englische Garten", rechts aber liegt der Quai du Montblanc. Weit und breit ist er seit langer Zeit berühmt, denn von ihm bietet sich über die blaue Fläche des Sees ein prachtvoller Ausblick auf die mit Schnee und Eis bedeckte, hoch zum Himmel emporragende Montblanc-Kette. Am Ende dieses Quais erhebt sich das großartige „Monument Brunswick". Die Stadt Genf hat dieses Denkmal dem Herzog Karl II von Braunschweig errichtet, aus Dank, daß er sie zur Erbin von etwa zwanzig Millionen Franken eingesetzt hatte. Zwei riesige Löwen aus gelbem Marmor bewachen den Aufgang zu der gewaltigen Plattform, auf der das Denkmal in drei Stockwerken sich emportürmt. Jenseit desselben erstreckt sich als Fortsetzung des Quai du Montblanc der Quai des Pâquis, an dem der Kursaal liegt. Hier springt das Ufer in den See vor und der Vorsprung ist mit schönen Anlagen und Alleen geschmückt; längs dieses prächtigen Ufers befinden sich die Landungsstellen der Dampfer. Tagaus tagein flutet hier ein bunter Verkehr und entfalten sich Bilder frohen Lebens. So ist die Stätte beschaffen, an welcher am 10. September dieses Jahres die schauerliche Mordthat vollbracht wurde, welche in der gesamten Welt Entsetzen und tiefste Wehmut hervorrief.



Situationsplan.

Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hatte von Caux aus, wo sie seit Ende August dieses Jahres zur Kur weilte, einen Ausflug nach Genf gemacht und war im Hotel Beaurivage abgestiegen. Das schmucke Haus, aus dessen Fenstern sich ein prächtiger Blick über den See und die am Berge aufsteigende Stadt darbietet, liegt, wie unser Situationsplan zeigt, an der Ecke des Quai des Pâquis und der Rue A. Fabri, dem Braunschweig-Denkmal gegenüber. Am 10. September gegen $1/2$ 2 Uhr nachmittags verließ die Kaiserin das Hotel, um nach Caux zurückzukehren. Sie begab sich zu Fuß nach der Landungsstelle des Dampfers am Quai du Montblanc (A). Sie ging, wie die punktierte Linie auf unserem Kärtchen es andeutet, in Begleitung der Gräfin Sztaray bis zum Denkmal des Herzogs Karl II von Braunschweig, überschritt hier den Fahrweg und betrat die Allee, die vom Seeufer durch ein Eisengitter getrennt ist. Gegenüber dem Hotel de la Paix lauerte, an einen Baum gelehnt, der Mordbube Lucheni auf sein Opfer. An der Stelle, die auf unserer Skizze mit B bezeichnet ist, überfiel er die Kaiserin und führte den tödlichen Stoß gegen ihr Herz. Die Schwerverwundete konnte noch den Dampfer erreichen. Derselbe kehrte nach kurzer Fahrt um und landete am Quai des Pâquis (vgl. C auf unserer Skizze), von wo die Kaiserin auf einer Tragbahre in das Hotel gebracht wurde. Der elende Mörder floh, wie die andere punktierte Linie unseres Situationsplanes zeigt, in die Rue des Alpes, in der er von zwei Kutschern festgenommen wurde. Auf unserer Abbildung „Ansicht von Genf mit dem Braunschweig-Denkmal" (siehe S. 656), ist das Haus, das rechts noch zum Teil sichtbar ist, das Hotel de la Paix.

Am 17. September, acht Tage nach der Schreckensthat in Genf, fand das Begräbnis der Kaiserin statt. Alle Fürstenhöfe Europas waren bei dieser Trauerfeier vertreten. Der Deutsche Kaiser stand in dieser schweren Stunde seinem Freunde und Bundesgenossen zur Seite; auch König Albert von Sachsen und Prinz-Regent Luitpold von Bayern waren persönlich erschienen. Die Teilnahme von seiten der Bevölkerung war so allgemein, daß Wien noch niemals solche Menschenmassen versammelt gesehen hat. Aus allen Kronländern waren Abordnungen erschienen, und all die Gruppen, die vor der Kapuzinerkirche Aufstellung nahmen, boten ein geradezu überwältigendes Schauspiel. In den Straßen, welche der Trauerkondukt passieren sollte, bildete das Militär Spalier. Die Häuser waren mit Trauerschmuck versehen, die Straßenlaternen umflort, und auf diese düstere Pracht warf eine milde

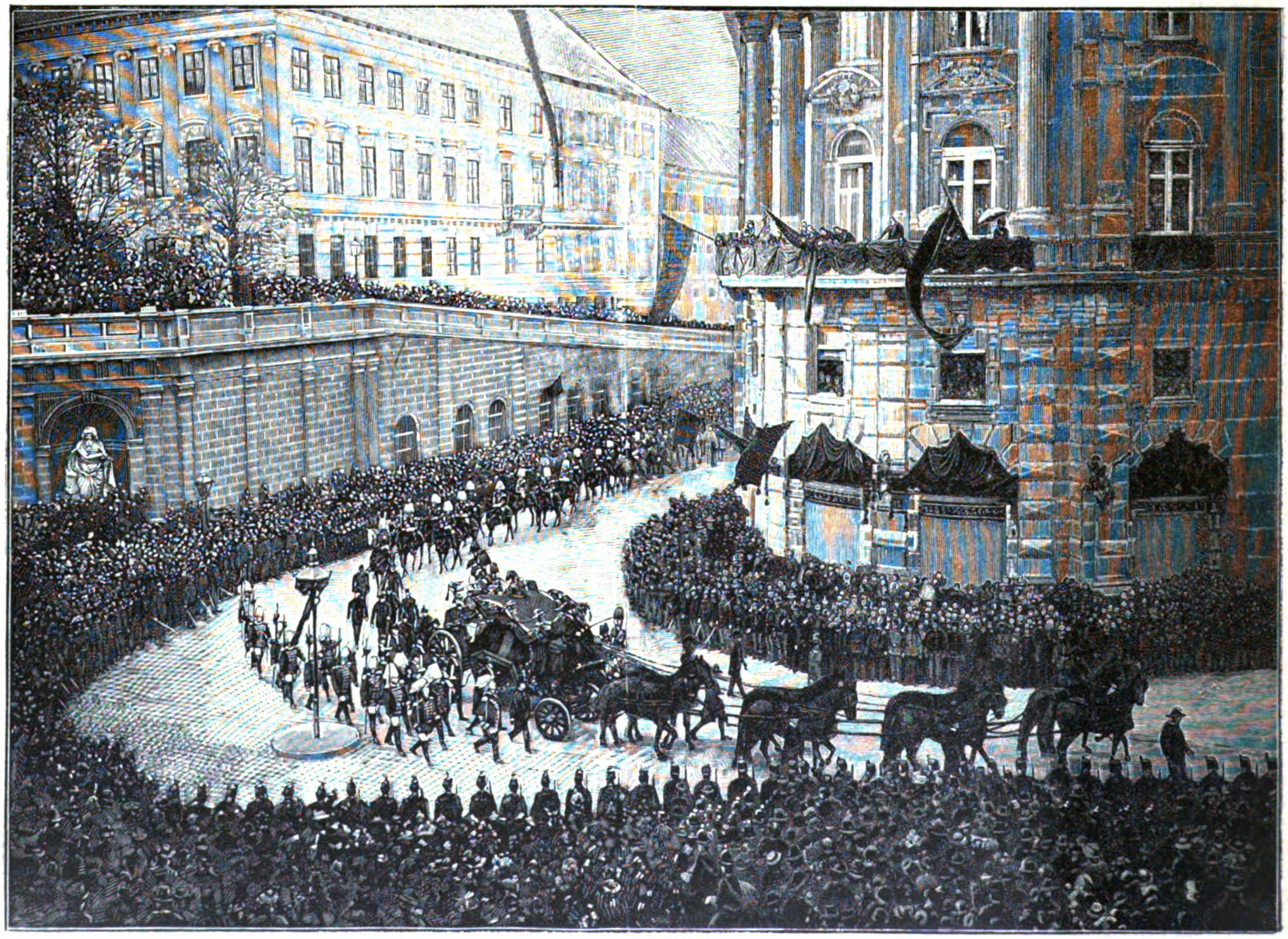
Hotel Beaurivage am Quai des Pâquis in Genf. Stelle der Mordthat.
Nach einer Aufnahme von J. Jullien in Genf.

Digitized by Google

Septembersonne ihr goldenes Licht. — Diesmal folgten die Leidtragenden nicht dem Sarge, sondern erwarteten ihn in der Kapuzinerkirche, in der sich die Gruft der Habsburger befindet. Gegen 3/4 4 Uhr verließen die ersten Wagen mit den fürstlichen Leidtragenden die Hofburg; in einem der letzten saß Kaiser Franz Joseph zur Linken des Deutschen Kaisers. Still grüßte sie die Volksmenge. — Um 4 Uhr erklangen die Glocken von St. Michael. Sie gaben dem Volke kund, daß in der Hofburgpfarrkirche die Leiche der Kaiserin eingesegnet würde. Kammerdiener und Leiblakaien hoben hierauf den Sarg und trugen ihn zu dem im Schweizerhofe harrenden Leichenwagen. Nun setzte sich unter dem Geläute aller Kirchenglocken Wiens der Trauerkondukt in Bewegung. — Ein Zug Husaren zu vier Mann eröffnete ihn. Ihnen folgten die Wagen der Kämmerer, der Hofbeamten und der Palastdamen der Kaiserin, dann Abteilungen der Leibgardeinfanterie und der Leibgardereiter. Darauf erschien der Leichenwagen. Acht Rappen zogen ihn. Er war vollkommen schwarz und trug die Kaiserkrone auf seiner Kuppel, während an der Bedachung ringsum Reichsadler schwarze Schnüre im Schnabel hielten. Der Sarg ruhte darunter frei, nach allen Seiten sichtbar, ohne jeden Blumenschmuck, nur mit einem Kreuze versehen. An jeder Seite des Leichenwagens schritten vier Edelknaben und vier Leiblakaien mit brennenden Wachskerzen. Als Nebenbegleitung marschierten rechts sechs Arcieren- und acht Leibtrabanten und links sechs ungarische Leibgarden und acht Leibgardereiter. Hinter dem Wagen ritt je eine Abteilung der Arcieren- und der königlich ungarischen Leibgarde. Den Schluß bildete eine Compagnie Infanterie und eine Eskadron Kavallerie.

Ansicht von Genf mit dem Braunschweig-Denkmal.

Unsere untenstehende Abbildung zeigt den Leichenwagen kurz nachdem er die Hofburg verlassen hatte. In tiefem Ernst, zwischen stillschweigenden Volksmassen bewegt sich der Zug langsam über den Albrechtsplatz, die Rampe entlang, welche der schöne Monumentalbrunnen schmückt, nach dem Neuen Markte. Als der Leichenwagen vor der Kapuzinerkirche angelangt war, schmetterte ein Hornist der Leibgarde der toten Herrscherin den letzten Gruß. Leise verklangen die Töne des Generalmarsches, dann vernahm man gedämpfte Trommelwirbel. Die Lakaien hoben den Sarg und bald verschwand er in der Pforte des Gotteshauses. — Wien hatte von seiner Kaiserin den letzten Abschied genommen; aber in der düster geschmückten Kirche vollzog sich die schmerzlichste Trennung. In der Fürstengruft überwältigte den so hart geprüften Kaiser Franz Joseph der Schmerz, er brach in lautes Wehklagen aus und mit Küssen, die er auf den Sarg drückte, nahm er für immer Abschied von dem Teuersten und Liebsten, das er auf Erden besaß.



Leichenbegängnis der Kaiserin Elisabeth in Wien.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. Löwy in Wien.

Digitized by Google

Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Lenz hatte seinen Einzug in die Lande gehalten. Um das blaue Band der Donau hatte er grüne Matten gezaubert und die Bäume auf den Uferhügeln und in den Thälern mit weißem Blütenschmuck überschüttet; unter dem klaren blauen Himmel tönte der Lerche Jubelsang und freudiges Treiben herrschte auch unter den Menschen längs des Donaustromes von Wien bis in das Bayernland hinein. Ehrenpforten wurden errichtet, mit Laubgewinden, Tannengrün und Fahnen die Häuser geschmückt und mitten in dieser frohen Arbeit erklang gar oft die Weise:

„Rose aus Bayernland,
Lieblich und traut,
Nun grüßt dich ganz Oest'reich
Als hehre Braut."

Das geschah in den Apriltagen des Jahres 1854, da Prinzessin Elisabeth von München Abschied nahm und von Passau an zu Schiff ihre Brautfahrt nach Wien antrat. Der schmucke Dampfer, der die jugendliche Fürstin der Kaiserstadt zuführte, glich einem Märchenschiff. Mit Rosengewinden, die bis an den Wasserspiegel reichten, waren seine Wände geschmückt, in einen Blumengarten war das Verdeck verwandelt worden und in seiner Mitte erhob sich, von einem prächtigen Zelt eingeschlossen, eine duftige Rosenlaube, und dazwischen Purpursammet und darüber Wimpel und Flaggen in bunten Farben! Mit lautem Jubel wurde überall das Schiff begrüßt. Tausendstimmige Hochrufe, Fanfaren und Glockengeläute hießen auf Oesterreichs Boden die Braut des jungen Kaisers Franz Joseph willkommen. Einem Triumphzug glich diese Brautfahrt; wo die künftige Kaiserin erschien, dort siegte sie, gewann alle Herzen durch die Lieblichkeit und Anmut ihrer Erscheinung.

Die Töchter des Herzogspaares Max und Ludowika in Bayern standen weit und breit im Rufe großer Schönheit. Herzog Max führte ein offenes Haus, Künstler und Litteraten waren bei ihm häufige Gäste; viele gingen aus und ein in dem herrlichen Schloß Possenhofen am Starnberger See und hatten Gelegenheit, die jungen Prinzessinnen zu beobachten, und alle hielten Prinzessin Elisabeth für die schönste; man nannte sie die „Rose von Possenhofen". Hoch und schlank war sie gebaut, leicht und anmutig in ihren Bewegungen, die schönen Züge umrahmte ein dichtes kastanienbraunes Haar, von rosigem Hauch war das zarte Antlitz belebt, und aus ihm schaute ein Paar tiefblauer Augen voll schwärmerischen Glanzes. Herzog Max hatte seinen Töchtern eine freiere Erziehung gegeben als sie sonst an Fürstenhöfen üblich war. Die Prinzessinnen konnten rudern und schwimmen, und da ihr Vater ein passionierter Reiter war, so saßen auch sie frühzeitig fest im Sattel; aber diese Uebungen erhöhten nur die Anmut Elisabeths, und was an ihrer Erscheinung bestrickte, das war der Zauber der echten Weiblichkeit.

Herzogin Ludowika in Bayern war eine Schwester der Erzherzogin Sophie, der Mutter Kaiser Franz Josephs, und so mögen wohl die beiden Mütter den Heiratsplan zuerst angeregt haben. Immerhin blieb die Wahl und Entscheidung dem jungen Kaiser überlassen. Im August des Jahres 1853 traf er in Ischl mit seiner Cousine zusammen und wurde von dem Liebreiz Elisabeths derart gefangen genommen, daß er sofort um ihre Hand warb und daß am 18. August, seinem 23. Geburtstag, die Verlobung stattfand. Elisabeth, die am 24. Dezember 1837 das Licht der Welt erblickt hatte, war damals noch nicht sechzehn Jahre alt. Daß der Bund, den das junge Paar miteinander schließen sollte, ein wahrer Herzensbund war, daran konnte niemand zweifeln, der es näher beobachten durfte. Im Winter 1853/54 reiste der Kaiser, so oft seine Regentenpflichten es erlaubten, nach München, um seine Braut zu besuchen. Doch der Brautstand dauerte nicht lange, denn schon für den 24. April 1854 war die Trauung festgesetzt.

Ein herrlicher Lenzabend war es, als das Rosenschiff mit der kaiserlichen Braut unter Kanonendonner, Glockengeläute und klingendem Spiel in Nußdorf anlangte, wo der Kaiser Elisabeth empfing, um sie in die Hauptstadt zu geleiten. So brausend war der Jubel, mit dem das Volk die junge Fürstin begrüßte, daß sie beim ersten Betreten Wiens an der Seite des Monarchen stehen blieb und mit Thränen in den Augen dem nimmer endenden Ruf „Hoch Elisabeth, die Kaiserbraut!" lauschte. Das waren Thränen der Freude, die eine glückliche Braut vergoß.

Noch großartiger gestalteten sich die Kundgebungen des Volkes, als Elisabeth am anderen Morgen, einer alten Sitte zufolge, vom Theresianum den Einzug in die alte Burg der Habsburger hielt. Hunderte weißgekleideter Jungfrauen streuten ihr Rosen auf den Weg und glückstrahlend saß die anmutige Braut in dem sechsspännigen Wagen, in der dunklen Haarkrone ein funkelndes Diamantdiadem und einen Kranz von weißen und roten Rosen. Und von ferne hallte der Donner der Kanonen herüber und von Straße zu Straße brauste der Jubelruf „Hoch Elisabeth, die Kaiserbraut!"

Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in ihrem 33. Lebensjahre.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph V. Angerer in Wien.

* * *

Feierlich war die Trauung in der altberühmten Hofkirche zu St. Augustin vollzogen worden, rauschende Feste füllten die folgende Woche aus, dann zog sich das junge Ehepaar in die Stille von Laxenburg zurück. Nun war Elisabeth Kaiserin von Oesterreich und sogleich zeigten sich die schönen Züge ihres Charakters. Die reiche Morgengabe, die der kaiserliche Gemahl ihr verehrt hatte, überwies sie Wohlthätigkeitsanstalten des Landes. Im stillen hatte sie diese erste edle That als Landesmutter verrichtet und erst spät erfuhren die Beschenkten, wer die Geberin war. In derselben stillen Art hat sie auch in späteren Jahren unermüdlich für die Armen und Bedrängten gesorgt.

Es war ein Herzenswunsch der jungen Kaiserin, die Länder der habsburgischen Monarchie kennenzulernen. Der Kaiser führte sie zunächst nach Böhmen und Mähren, dann folgte eine Reise in die Alpen, an die sich köstliche Erinnerungen knüpften; in der Hochgebirgsnatur erlebte man reine Freuden, auf dem Großglockner hatte damals der Kaiser das erste Edelweiß gepflückt. Wunderschön gestaltete sich die Reise nach Triest und Venedig; in feenhaftem Glanze zeigte sich die Lagunenstadt den kaiserlichen Gästen und märchenhaft war das große zu ihren Ehren abgehaltene Maskenfest.

Das waren glückliche Jahre im Leben der Fürstin, der es nun auch vergönnt war, das Mutterglück zu empfinden. Im März des Jahres 1855 durfte sie ihr erstgeborenes Kind, die Erzherzogin Sophie, an ihr Herz drücken; im darauffolgenden Jahre schenkte sie der Erzherzogin Gisela das Leben und alle ihre Wünsche schienen erfüllt, als am 21. August 1858 hundertundein Kanonenschüsse den Wienern verkündeten, daß dem Lande Oesterreich ein Thronfolger geboren war. Damals erschien Elisabeth der Welt mit dem Füllhorn des Glückes überschüttet. Ihre Schönheit und Anmut waren sprichwörtlich geworden, das Volk rühmte ihre Liebenswürdigkeit und Güte; sie genoß die Freuden der Frau am häuslichen Herde, hatte einen liebenden Gatten zur Seite und

war von blühenden Kindern umringt. Als Fürstin durfte sie mit Stolz auf die Macht ihres Hauses blicken. Oesterreich stand festgefügt da unter dem Scepter von Habsburg und allmählich vernarbten die Wunden, die der Bürgerkrieg dem Lande geschlagen hatte. Wie beneidenswert erschien Elisabeth damals Tausenden und Millionen von Frauenherzen — die mächtige Kaiserin und glückliche Mutter!

* * *

Leicht gezimmert ist das Menschenglück, denn zuzeiten ist das Schicksal hart und unbarmherzig. Anmut und Unschuld halten es nicht auf in seinem Einherschreiten, und mit seinem wuchtigen Hammer trifft es gleich zerschmetternd die Hütten der Armen wie die kaiserlichen Burgen. Auch über Kaiserin Elisabeth verhängte es Prüfungen über Prüfungen.

Schon im Jahre 1857 war es ihr beschieden, den ersten tiefen Schmerz zu empfinden, da sie am Sterbebette ihres ältesten Töchterchens den letzten Atemzügen des Kindes lauschen mußte. Trübes brachte das Jahr 1859 mit sich. Das Auftreten Napoleons III machte den Krieg mit Frankreich und Piemont unvermeidlich; der Kaiser stand im Felde, aber das Glück war seinen Waffen nicht treu; die Schlachten bei Magenta und Solferino gingen verloren, und in dem Frieden von Villafranca mußte Oesterreich die Lombardei abtreten. Treu stand die Kaiserin in dieser herben Zeit ihrem Gemahl zur Seite, aber ihre Gesundheit war frühzeitig erschüttert. Ein schweres Lungenleiden hatte sich bei ihr eingestellt, die frischen Farben waren verschwunden und traurig schauten die blauen Augen aus dem bleichen Gesicht. Gebieterisch verlangten nun die Aerzte die Trennung von Wien und dem Gemahl, denn nur im warmen Süden winkte der Todkranken Rettung.

Nach langem Zögern trat die Kaiserin im November 1860 die Reise nach Madeira an. Das milde Klima des fernen Eilandes wirkte Wunder. Bereits im Mai des folgenden Jahres kehrte Elisabeth nach Wien zurück, scheinbar völlig genesen und neu aufgeblüht, aber plötzlich trat ein Rückfall des heimtückischen Leidens ein, und die Kranke mußte nach kaum einem Monat wieder den Süden aufsuchen. Diesmal begab sie sich nach Miramare und Korfu. Erst im August 1862 konnten die Wiener mit herzlicher Freude ihre heimkehrende genesene Kaiserin begrüßen.

In ihrem Wesen trat aber allmählich eine Aenderung ein. Niemals war sie eine Freundin lauter Festlichkeiten gewesen; jetzt begann sie mehr und mehr die Oeffentlichkeit zu meiden. Nur bei wichtigsten Anlässen trat sie mit ihrer Person hervor; so eilte sie nach Budapest, als es galt, nach den Ereignissen von 1866 die Magyaren mit der Krone zu versöhnen. Es gelang ihr auch leicht, die Sympathien der Ungarn zu gewinnen, die von nun an ihre Königin mit stürmischen Eljenrufen empfingen. Die Politik war jedoch nicht nach ihrem Sinn; sie gehörte zu jenen Fürstinnen, die in die Geschicke der Völker nicht eingreifen und ihre in der Welt bevorzugte Stellung nur zur Förderung gemeinnütziger Ziele benutzen. So floß ihr Leben still dahin; im Jahre 1868 schenkte sie noch ihrer jüngsten Tochter, der Erzherzogin Marie Valerie, das Leben, und als weitere freudige Ereignisse begrüßte sie die Vermählung des Kronprinzen Rudolf sowie ihre Silberne Hochzeit, die sie im Jahre 1879 feierte. So lange ihre Gesundheit es gestattete, fand sie am Reiten große Freude; die Neigung zu diesem Sport hatte sie von ihrem Vater geerbt, und aus dem Vaterhause nahm sie auf den Lebensweg auch das lebhafte Interesse für die Kunst. Namentlich die Dichtung zog sie an; sie hatte griechisch gelernt und trug sich mit der Absicht, die Werke Shakespeares ins Griechische zu übersetzen. Sie war in der magyarischen Sprache und Litteratur bewandert und eine Verehrerin Heines. So führte sie in der selbstgewählten Einsamkeit, auf den Schlössern Miramare bei Triest und Achilleion auf Korfu, auf ihren Reisen in die Alpen ein an geistigen Anregungen reiches Leben und wurde von Jahr zu Jahr mehr und mehr eine stille Schwärmerin. Aber der innere Frieden, die Ruhe, nach denen sie sich sehnte, sollten ihr nicht beschieden werden.

Rauh und gewaltsam griff das Schicksal in ihr Herz ein, als sie im Jahre 1889 das tragische Ende ihres einzigen Sohnes erleben mußte. Seit jenen düsteren Tagen war sie eine gebrochene Frau; sie hatte noch die Kraft gehabt, ihrem Manne in den schwersten Stunden über den Gram hinwegzuhelfen, doch die Trauer wich nicht mehr aus ihrer Seele. Sie ist noch bis in ihr spätes Alter schön geblieben, aber Schmerz und Leid hatten sich nun tief in ihr Antlitz eingegraben. Die Welt kennt aus den Bildern, die von ihr vorhanden sind, nur die frühere Kaiserin; aus den letzten Jahren hat man kein Bildnis von ihr, nur eine Büste der Kaiserin Elisabeth von Viktor Tilgner wird die gramdurchfurchten Züge der trauernden Mutter der Nachwelt überliefern.

Seit der furchtbaren Katastrophe im Schlosse Meyerling trug die Kaiserin stets schwarze Kleider; keine Festlichkeit konnte sie bewegen, die Trauerfarbe abzulegen, nur an einem Tage des Jahres, am 18. August, dem Geburtstag Kaiser Franz Josephs, vertauschte sie das düstere Gewand mit einem freundlicheren schwarz-weißen Kostüm. Mehr und mehr wurde die Kaiserin zu einem Schatten, der dahinwandelte und in die Einsamkeit des Hochgebirges sich flüchtete, um dort seinem Schmerz zu leben. Aber der so tief Gebeugten sollte noch eine weitere Prüfung auferlegt werden: sie mußte noch die Kunde von dem schauerlichen Flammentode ihrer Schwester, der Herzogin von Alençon, bei dem Bazarbrande in Paris erfahren. Nun war die Kraft der Kaiserin völlig gebrochen; ein Herzleiden stellte sich ein und die Kunst der Aerzte mußte alles aufbieten, um das Schlimmste zu verhüten. Die Ernährung ließ viel zu wünschen übrig, da die Kranke sich seit langer Zeit mit einer äußerst schmalen Kost begnügte, die gar nicht im Einklang stand mit den Anstrengungen, welche die von der Kaiserin mit Vorliebe ausgeführten weiten Fußtouren im Gebirge mit sich brachten. So trat zu der Herzerweiterung noch Blutarmut hinzu. Als die Kaiserin in diesem Frühjahr im Schlosse Lainz sich aufhielt, wurde der Schwächezustand so bedenklich, daß eine Badekur dringend nötig erschien. Auf deutschem Boden, in Bad Nauheim, fand die Leidende zuletzt eine Linderung, und gestärkt ging sie in die Schweiz, um an den Ufern des Genfersees im Angesicht der schneegekrönten Alpen eine Nachkur zu gebrauchen.

* * *

Oesterreich-Ungarn steht im Zeichen des Jubeljahres. Vor fünfzig Jahren hat Franz Joseph den Kaiserthron bestiegen. Die Völker huldigen ihm und frohe Feste lösten sich in der Kaiserstadt an der blauen Donau ab . . . Doch wie jäh und schrill wird der Jubel durch die Klage übertönt!

Der herrliche Sommer naht seinem Ende; noch prangt das Grün in Wald und Flur; goldene Lichter webt die Septembersonne über dem österreichischen Alpenland, aber von den hohen Zinnen der Berge wehen Trauerflaggen; von Buchs her über Feldkirch fährt ein düsterer Zug nach dem Osten, nach der Kaiserstadt Wien, und bei seiner Ankunft klagen die Glocken von den Kirchen der Dörfer und Städte und Scharen des Volkes schauen ihm mit thränenerfülltem Auge nach. Eine Missethat ist geschehen, wie sie das Jahrhundert nicht kannte! Ein entmenschter Bube hat gegen das wunde Herz der Dulderin den Mordstahl gezückt . . . nun kehrt die tote Kaiserin in ihr Land zurück.

Tiefe Trauer senkt sich über Oesterreich nieder, aber unbeschreiblich ist der Schmerz, mit dem der Kaiser der Toten harrt an der Stätte ihres einstigen Glückes.

Fürwahr, im Tiefinnersten erschüttert die Herzen dieses unheilvolle Schicksal; weit über Oesterreichs Grenzen dringt die Klage, und lange, lange noch wird die Welt mit Wehmut gedenken der stillen Dulderin, Kaiserin Elisabeth.

Digitized by Google

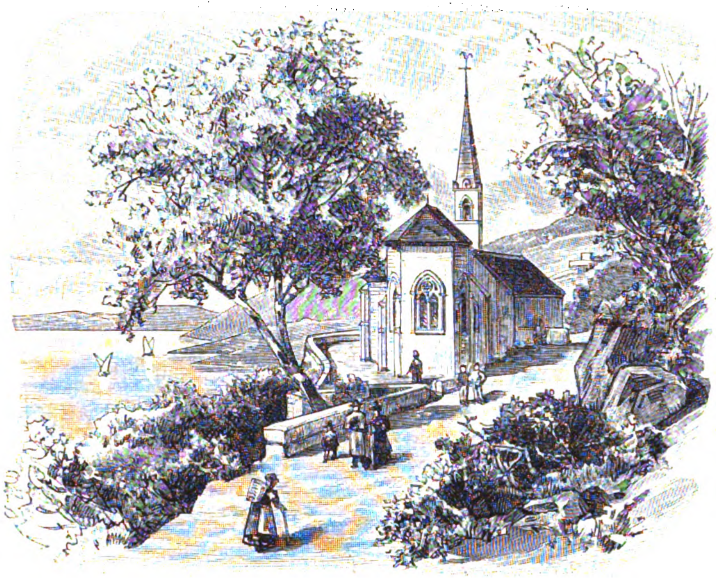
Die schweizer Lieblingsplätze der Kaiserin Elisabeth.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Nachdem ich die arme Kaiserin Elisabeth im Hotel Beaurivage in Genf aufgebahrt gesehen hatte, ein Anblick, der jedem Fühlenden das Herz zusammenpreßte, nachdem ich tieferschüttert meine Pflicht als Berichterstatter erfüllt, fuhr ich über die blaue Flut des Genfersees wieder der Heimat zu.

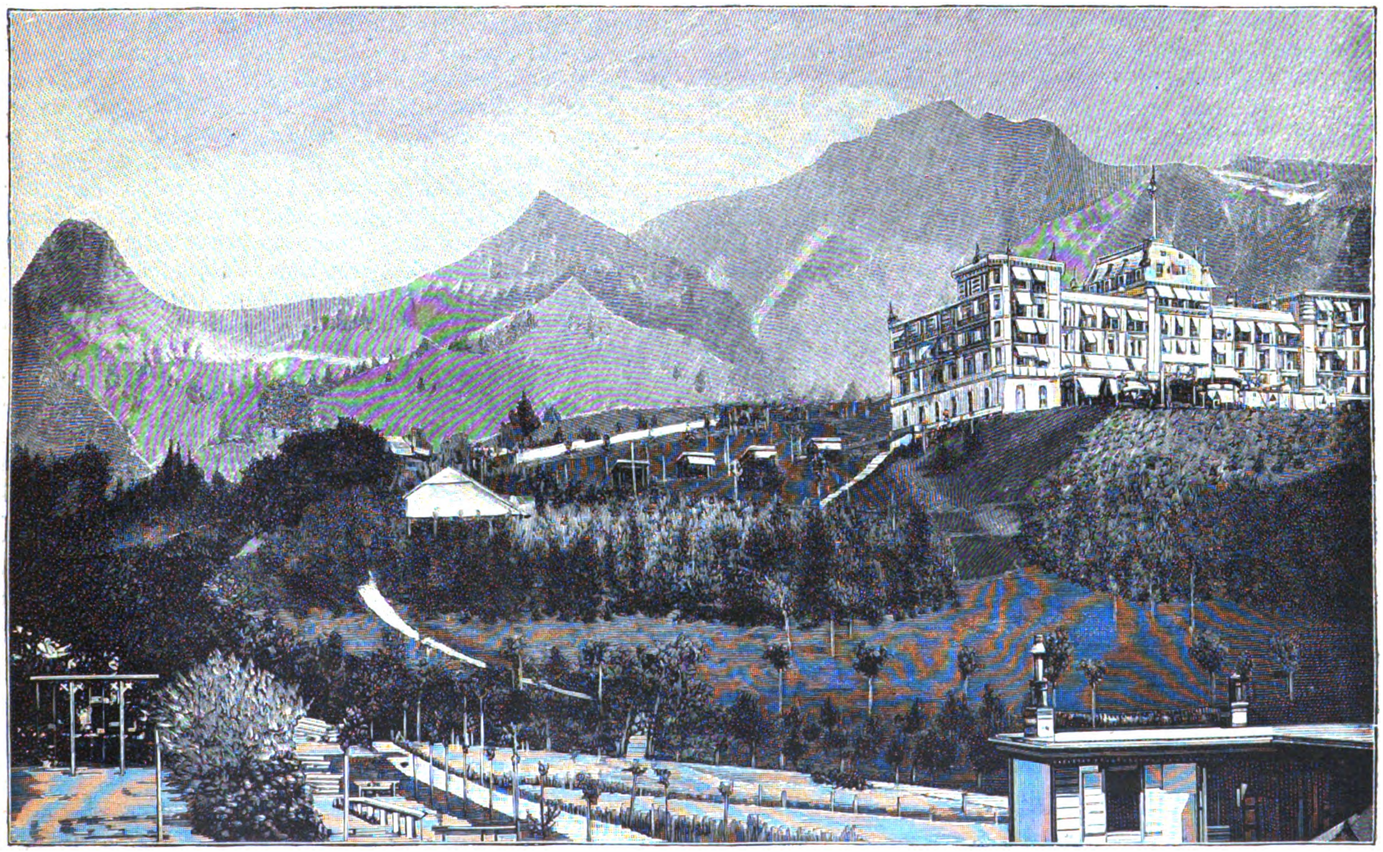
Es war mir ein Bedürfnis, vor meiner Rückkehr nach Wien auch jenen Stätten am glücklichen waadtländischen Ufer, an denen unsere Kaiserin so gerne geweilt, einen Abschiedsbesuch abzustatten.

Ueber den stillschönen Genfersee trug mich der Dampfer in die östliche Bucht, an das Gestade der vielgerühmten Landschaft Montreux. Man glaubt sich hier in den herrlichsten Garten versetzt, in dem, wie der Dichter singt, „die Rosen mit den schönsten Veilchen sich vermählen“; an die zwanzig Dörfer liegen auf Hügeln und Bergen zerstreut und zwischen ihnen ragen die Türme zweier mittelalterlichen Burgen empor; frischgrüne Weiden und dunkle Wälder schmücken in der Höhe die Berge, und näher dem Ufer grünen neben Nußbäumen und Kastanien die Myrte, Granate und der Lorbeer. Dazwischen liegen übereinander prächtige Weinberge, aus denen die köstlichsten Weine der Schweiz hervorgehen. Hier ist die Rebe wohlgeborgen, denn der weite Spiegel des Sees, der die Luft mildert, schützt sie vor Winter- und Frühlingsfrösten, und die Bergzüge, die sich hinter dem Gestade auftürmen, lassen die kalten Nord- und Ostwinde nicht aufkommen. Mit Recht hat Vuillemin, der Geschichtschreiber des Waadtlandes, von Montreux gerühmt, daß es im Besitz einer „privilegierten Natur“ sei. Und in dieser herrlichen, an malerischen Ausblicken so überaus reichen Landschaft wohnt und gedeiht ein prächtiger Volksschlag; hochgewachsen und sehnig sind die Männer, schlank und anmutig die Frauen. Kein Wunder, daß dieser von Gott gesegnete Landstrich schon in früheren Zeiten von Touristen gern aufgesucht wurde; bald lernte man aber auch die Vorzüge dieses Klimas für Kranke würdigen. Hier ist der Winter so mild, daß schon im Februar Levkojen und Krokus blühen, und darum ist Montreux seit lange eine vielbesuchte Winterstation für Brustkranke. Herrlich sind in dieser Gegend die Herbsttage und im September strömen Tausende herbei, um an den Gestaden des blauen Sees die Traubenkur durchzumachen. So sind im Laufe der Jahre in der Gegend von Montreux, in Vevey, Clarens, Montreux-Vernex, Territet und Veytaux am Ufer des Sees und höher hinauf in Glion und Caux zahlreiche Hotels und Pensionen entstanden, von denen aus die Kurgäste die herrlichsten Fahrten auf dem See oder Ausflüge in die prächtige Bergwelt unternehmen können.



Das Kirchlein von Montreux.

Wie unendlich schön ich Territet gefunden, als ich vor Jahren zum erstenmal mit dem Kaiser und der Kaiserin von Oesterreich



Caux mit dem Hotel, in dem Kaiserin Elisabeth wohnte.

Digitized by Google

dorthin kam, so traurig berührte es mich an diesem 14. September, als ich seinen blumengeschmückten Boden wieder betrat. Von Ferne winkte das katholische Kirchlein von Montreux, in dem Kaiserin Elisabeth, wenn sie hier weilte, an keinem Feiertag fehlte. Immer schwarzgekleidet, seit das Schicksal ihr grausam den hoffnungsvollen Sohn entrissen hatte, stieg sie mit Schleier und Fächer die Stufen zu dem freundlichen Gotteshause empor. Und von Territet mich abwendend, das wohl auch der Kaiserin in den letzten Jahren zu geräuschvoll, zu unruhig geworden war, lenkte ich meine Schritte nach dem sagenumsponnenen, poesieumwobenen Schloß Chillon, das auf mich diesmal einen besonders tiefen Eindruck machte, nach dem Grauenhaften, das ich in Genf erlebt hatte.

Bis an den Wasserspiegel reicht der Felsen, auf dem das mächtige Schloß steht. Ueber seine doppelte Zinnenmauer ragen drei Rundtürme und der starke viereckige Hauptturm hervor. Als die Herzöge von Savoyen an den Ufern des Genfersees noch herrschten, diente das Schloß als Staatsgefängnis, und in seinen tiefen Verließen mußten viele Genfer ihre Freiheitsträume büßen. Hier wurde auch der Verfechter der guten Rechte der Stadt Genf, der Prior Bonivard, gefangen gehalten. Im Jahre 1530 ließ ihn der Herzog in den tiefsten Kerker von Chillon werfen. In der gewölbten Halle, die tiefer als der See liegt, hatte er nach seinem eigenen Ausspruche Zeit genug gehabt, hin und her zu gehen, um auf dem Stein die Spuren seiner Schritte zu hinterlassen, als hätte dieselben ein Hammer ausgeschlagen. Erst im Jahre 1536 kam für den Gefangenen die Stunde der Befreiung, als die vereinigten Streitkräfte der Berner und der Genfer die Zwingburg stürmten. Noch heute ist das Gefängnis erhalten; man sieht noch den eisernen Ring, mit dem Bonivard an den Pfeiler geschmiedet wurde, und kann die abgetretenen Stellen auf den Steinplatten erkennen. Nur durch schmale Oeffnungen dringt hier das Licht ein und nur bei ihrem Untergang wirft die Sonne schmale Lichtstrahlen in die tiefen düsteren Gewölbehallen. Das ergreifende Los Bonivards hat Byron Anregung zu seinem „Gefangenen von Chillon" gegeben, den er im Jahre 1817 im „Anker" zu Ouchy bei Lausanne gedichtet hat.

„Mein Haupt ist grau — doch nicht die Jahre,
Nicht eine Nacht,
In Angst durchwacht,
Hat weiß gefärbt die dunklen Haare"

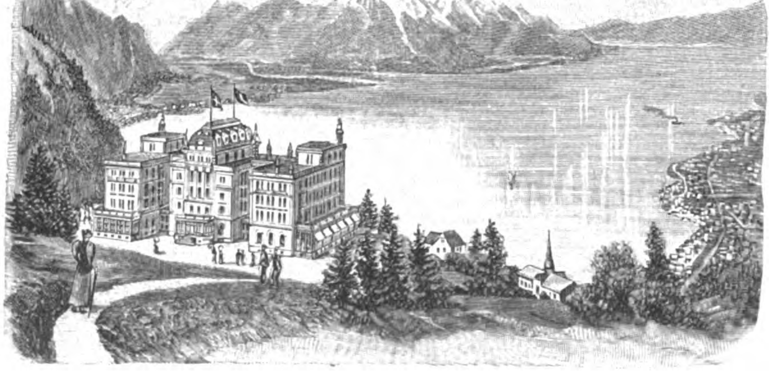
— was Byron seinen Gefangenen von Chillon sagen läßt, wie verstand ich es nun in seiner vollen Schmerzlichkeit! Oft war Kaiserin Elisabeth nach Schloß Chillon gewandelt, sie, die Freundin der Romantik, die Heinrich Heine in ihrem Schlosse Achilleion auf Korfu das schöne Denkmal setzen ließ.

Und oberhalb von Territet, diese lauschigen weithin ausschauenden Plätzchen alle, die die Kaiserin so sehr liebte, Montfleury zumal mit seinen duftigen, urwüchsigen Blumenteppichen, dann weiter oben Les Avants, so rüstigen und unermüdlichen Bergsteigerinnen, wie Kaiserin Elisabeth eine war, leicht erreichbar, dann Glion, zu dem man auch mit der Drahtseilbahn hinauffahren kann, und Caux, in mehr als 1000 m Höhe, wo die von Glion

Schloß Chillon.

bis Rochers de Naye reichende Zahnradbahn vorbeikommt, diese von Kaiserin Elisabeth mit solcher Sehnsucht aufgesuchten Plätze und Plätzchen, wie wirkten sie nun auf mich ein! Ich hatte die Fassung nicht, da oder dort länger zu verweilen. Nur im Grand Hôtel von Caux hielt ich mich auf, wo die unglückliche Kaiserin zuletzt gewohnt hatte, von dem aus sie Freitag am 9. September die Fahrt nach Genf angetreten hatte, zum Besuche der Baronin Julie Rothschild in Pregny. Als die Kaiserin im vorigen Frühling den herrlichen Besitz besichtigte, versprach sie, wiederzukommen. Aus Caux kam wenige Tage vor dem kritischen Samstag die Nachricht, die Kaiserin werde Freitag in Pregny erscheinen und daselbst gerne das Frühstück nehmen. Hocherfreut trug Baronin Rothschild der Kaiserin ihre Jacht an, die von Territet direkt nach Bellevue gefahren wäre, ohne daß die Kaiserin Genf hätte berühren müssen. Die Kaiserin lehnte ab. Freitag kam sie mit der Hofdame Gräfin Sztaray in einer Mietdroschke nach Pregny. Sie war in bester Laune. Nach dem Frühstück wurde ein Rundgang durch den prachtvollen Park angetreten. Auf dem Wege bewunderte die Kaiserin die Kaskaden und das idyllische Bauernhäuschen. Von Bellevue kehrte sie nach Genf zurück. Dieselben prächtigen Orchideen, die sie in Pregny besichtigt hatte und derentwegen sie den Gärtner belobt hatte, sollten wenige Tage später die Bahre der toten Kaiserin schmücken.

Caux mit der entzückenden Bergherrlichkeit im Hintergrunde, dem einzigartigen Anblick des in der Ferne sanft verschwimmenden Seespiegels, hat ein großes (auf der untenstehenden Abbildung links sichtbares) Hotel, in dessen erstem Stocke für Kaiserin und Gefolge eine Flucht von 16 Zimmern eingeräumt war. Wie auch sonst auf Reisen, bewohnte die Kaiserin drei Gemächer. Vom Gang aus trat man in einen mit vornehmer Einfachheit ausgestatteten Salon, an diesen schloß sich einerseits ein Toilettezimmer mit Badewanne, anderseits das Schlafzimmer mit einem großen englischen Bett, in welchem die Kaiserin der Nachtruhe pflegte. Vom Salon und Schlafzimmer öffnen sich auch Thüren auf die breite, gegen die Sonne durch zeltartige Ueberdachung geschützte Terrasse, auf der Kaiserin Elisabeth so unendlich gerne saß und sann. Die freundlichen Augen waren auf den Genfersee mit dem ihm umgebenden Bergkranz gerichtet, auf das rebenbesetzte Waadtland mit seinen Villen und Hotelpalästen, auf die schimmernde Gletscherwelt Savoyens. Die Kaiserin sah den Dampfern und Seglern nach, die, Schwänen gleich, den See durchfurchten, und freute sich der wunderbaren Schöpfung ringsum . . .



Ausblick auf den Genfer See von Caux.

Es ist ein tragisches Zusammentreffen, daß das Schicksal der Fürstin, die gut und menschlich war bis ins Innerste ihres Herzens, die niemand was zuleide gethan und sich in die Politik nie eingemengt hat, sich an dem herrlichen See erfüllte, an dem sie so gern zur Erholung weilte.

Dr. M. Kronfeld.

Digitized by Google

Die Sehschärfe der Naturvölker und der Deutschen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. Hermann Cohn in Breslau.

Schon im vorigen Jahrhundert berichteten die Reisenden, daß die Naturvölker eine außerordentliche Sehschärfe besitzen. So erzählte Pallas im Jahre 1776, daß ein gemeiner Kalmück in einer später auf 30 Werst (d. h. über 30 Kilometer) geschätzten Entfernung den Staub einer nahenden Heerschar erblickte und auch anderen minder geübten Augen zeigte, während der beim Heer befindliche Oberst Kischinskoi mit einem guten Fernglase nicht das Geringste zu sehen vermochte. Bergmann berichtete 1802 folgendes: Ein Kalmück rief seinen mit ihm verirrten Genossen zu, daß er jemand auf einem Schecken einen Hügel hinanreiten sehe. Die übrigen, die sich hierdurch verleiten ließen, der angezeigten Spur nachzureiten, fingen schon an, über den Irrtum ihres Gefährten und ihre eigene Leichtgläubigkeit zu spotten, als sie nach einem Ritt von 20 Werst (über 20 km) neben einem Hügel anlangten, auf welchem ein betrunkener Kalmück eingeschlafen war, während sein scheckiges Pferd mit zusammengeschnürten Füßen unbeweglich neben ihm stand.

Ganz Erstaunliches berichtet Alexander von Humboldt im dritten Bande des „Kosmos“. Er befand sich eines Tages in der Villa des Marquis de Selvalegre in Chillo bei Quito; sein

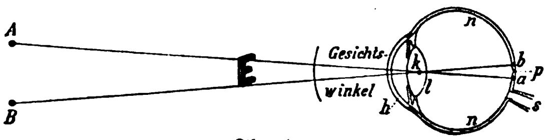


Fig. 1.

Freund Bonpland hatte allein eine Expedition nach dem 85 000 Fuß, d. h. 3,7 geographische Meilen von der Villa entfernten Vulkan Pichincha unternommen. Die Indianer in Chillo sahen nun Bonpland als einen weißen Punkt, der sich vor den schwarzen Basaltfelswänden des Vulkans bewegte, mit bloßem Auge eher, als ihn Humboldt mit dem Fernrohr fand.

Stanley erzählt, daß die Waganda am Victoria-Njansa mit ihren Augen die Leistungen eines guten, 125 Mark kostenden Fernrohres übertrafen. Auch der Afrikareisende Dr. Fischer aus Sansibar teilte Herrn Dr. Kotelmann in Hamburg mündlich mit, daß die eingeborenen Elefantenjäger des äquatorialen Ostafrika öfters Antilopen mit bloßem Auge wahrnahmen, die er mit seinem Opernglase nicht zu erkennen vermochte.

Zweifellos war das Sehvermögen der genannten Naturvölker also schärfer als das der kultivierten Reisenden. Allein wirkliche Messungen der Sehleistung der Naturvölker waren niemals vorgenommen worden.

Als aber im Jahre 1879 eine Karawane von Nubiern im Zoologischen Garten in Breslau vorgeführt wurde, benutzte ich die so günstige Gelegenheit, um die erste Messung ihrer Sehschärfe vorzunehmen; später wurden ähnliche Untersuchungen von anderen Forschern an Naturvölkern, welche in anderen Zoologischen Gärten gezeigt wurden, angestellt. —

Wie kann man die Sehschärfe prüfen? Zum Verständnis der Beantwortung dieser Frage muß ich den geneigten Leser bitten, einige Minuten mir in das Gebiet der Anatomie des Auges und der elementaren Optik zu folgen.

Der Augapfel ist sehr ähnlich der photographischen Camera gebaut. Die vorderen Teile, die Hornhaut (Figur 1 h) und die Krystallinse (l) entsprechen dem Objektiv der Camera, dem vorderen Glase; sie lassen die Lichtstrahlen in das Auge eintreten und brechen sie so zusammen, daß sie auf der Netzhaut oder Sehhaut (n), welche an der hintern Wand des Auges ausgebreitet ist und welche der matten Scheibe in der Camera entspricht, sich zu einem sehr kleinen umgekehrten Bilde vereinigen. An dem hinteren Pole (p) des Auges befindet sich nun in der Netzhaut eine eigentümliche Stelle, eine kraterartige Vertiefung, die Netzhautgrube. Das ist die Stelle der Netzhaut, mit welcher wir am schärfsten sehen. Wenn wir einen Gegenstand genau sehen wollen, so stellen wir das Auge so, daß das Bild desselben genau auf diese Grube fällt. Wir sagen dann, wir „fixieren“ einen Gegenstand. Wenn die Netzhautgrube durch Krankheiten zerstört wird, hört jedes scharfe Sehen für immer auf.

Unter dem Mikroskop zeigen sich nun in der Netzhautgrube Tausende dicht aneinander stoßender Zellen, sogenannte Sehzapfen (Figur 3). Sie erscheinen als schmalste, flaschenartige Gebilde, die aus einem etwas mehr bauchigen Zapfenkörper und einem äußerst schlanken Zapfenstäbchen bestehen. Das sind die lichtempfindenden Elemente, von denen jedes kaum $^1/_{1000}$ mm Durchmesser hat. Auf diesen Zapfen werden die Bilder der Außenwelt am schärfsten wahrgenommen. —

Man beurteilt nun die Sehschärfe nach der Fähigkeit, zwei nahe aneinander gelegene Punkte in großer Ferne noch als zwei zu unterscheiden. Die Prüfung der Sehschärfe hat also Aehnlichkeit mit der Prüfung des Tastsinnes. Jedermann kann leicht folgenden einfachen Versuch machen. Schließt man die Augen und bringt einen Zirkel so auf seine Zungenspitze, daß die Zirkelspitzen nur noch 1 mm auseinander stehen, so empfindet man trotz der geringen Entfernung der Zirkelspitzen dennoch, daß es 2 Spitzen sind. Macht man denselben Versuch an der Fingerkuppe, so empfindet man beide Spitzen nur als eine einzige; man muß hier die Zirkelspitzen schon auf 2 mm voneinander entfernen, um sie auf der Fingerkuppe noch als zwei zu unterscheiden. Auf dem Handrücken nehmen wir sie erst wahr, wenn sie 20 mm, und auf dem Oberarm erst, wenn sie 60 mm voneinander abstehen. Die Feinheit des Tastsinnes mißt man also nach der Thätigkeit, zwei Zirkelspitzen noch als gesondert auf der Haut wahrzunehmen. So ist auch beim scharfen Sehen das Unterscheiden zweier wenig voneinander entfernter Punkte maßgebend.

Wovon hängt diese Unterscheidung im Auge ab?

Jede Lupe hat in ihrem Innern einen Punkt, den optischen Mittelpunkt, durch welchen alle in sie eintretenden Lichtstrahlen ungebrochen hindurchgehen. Auch das Auge hat im Innern der Krystallinse einen solchen Punkt (Figur 1 k), den man Knotenpunkt nennt. Wenn also von einem leuchtenden Punkte A Lichtstrahlen in das Auge fallen, so geht der Lichtstrahl Ak ungebrochen weiter bis zur Netzhaut, bis zu a; sein Bild muß also in a liegen; ebenso geht der von B durch den Knotenpunkt gezeichnete Lichtstrahl Bk ungebrochen weiter bis zur Netzhaut, und sein Bild muß in b liegen.

Die beiden Lichtstrahlen, die von den leuchtenden Punkten A und B kommen und den Knotenpunkt k passieren, schließen nun offenbar einen Winkel ein, den Winkel AkB, und dieser Winkel heißt der Gesichtswinkel.

Sind die beiden leuchtenden Punkte sehr nahe am Auge oder sehr weit voneinander entfernt, so ist dieser Winkel natürlich sehr groß (siehe AkB in Figur 2); je weiter aber die beiden Leuchtpunkte vom Auge fortrücken, oder je näher sie aneinander stehen, um so kleiner wird der Winkel, wie man beim Winkel

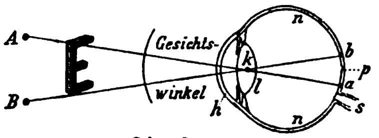


Fig. 2.

AkB in Figur 1 sehen kann; aber immer noch werden die beiden leuchtenden Punkte als zwei wahrgenommen werden. Wenn aber der Winkel äußerst klein wird, so werden die Punkte nicht mehr als zwei, sondern als ein einziger empfunden werden.

Nun teilt man bekanntlich einen rechten Winkel (ACB, Figur 4) in 90 Grade ein; Winkel ACD hat 10 Grade, ebenso ECB; Winkel FCB ist 1 Grad. Jeder dieser 90 Winkelgrade hat wieder 60 Winkelminuten; eine Winkelminute ist also der 5400te Teil eines rechten Winkels. Man hat nun nach theoretischen Berechnungen und nach Sehprüfungen in Zimmern diesen Winkel von einer Minute als kleinsten Gesichtswinkel angenommen, unter welchem noch zwei Punkte als 2 unterschieden werden. —

Man hat daher Punkte, Zeichen und Buchstaben konstruiert von solcher Größe, daß sie in einer gewissen Entfernung unter einem Winkel von einer Minute dem Auge erscheinen, und man

Digitized by Google

bezeichnet als normale Sehleistung diejenige, bei welcher solche Zeichen unter dem Winkel von einer Minute, also in der bestimmten Entfernung, noch erkannt werden.

Buchstaben werden freilich leichter erraten; jeder, der einmal einen Druckbogen korrigiert hat, weiß, daß es fast nie gelingt, alle Druckfehler auszumerzen, weil man eben nicht jeden Buchstaben liest, sondern viel errät und in Gedanken ergänzt. Helmholtz meinte, daß auch die Bewegung der Augen mithilft, so daß das Bild eines Buchstabens sich nacheinander auf verschiedenen Gruppen von Sehzapfen abbilden kann. Auch kommt sehr viel auf die Form der Buchstaben an. Die Lücke im lateinischen O wird in der Ferne viel leichter als die Lücke im C von der Lücke im G unterschieden; das B wird schwerer entziffert als das L.

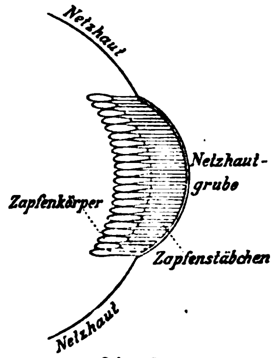


Fig. 3.

Gruppen von Punkten sind besser. Sie wurden schon vor 35 Jahren von Professor Snellen in Utrecht empfohlen. Aber auch hier ist eine Gruppe von 5 Punkten ⁚·⁚ nicht gut zu vergleichen mit der Zusammenstellung von nur zwei Punkten: Snellen zeichnete eine solche Tafel mit Punkten von 5 mm Durchmesser, welche in einer Entfernung von 16 m dem Auge unter einem Gesichtswinkel von einer Minute erschienen, also auf 16 m vom gesunden Auge getrennt gesehen werden müssen.

Aber noch besser sind für die Bestimmung namentlich der Sehschärfe bei Naturvölkern und ungebildeten Menschen die hakenartigen Zeichen, welche Snellen vor drei Jahrzehnten konstruiert hat, Figuren, ähnlich einem E und die nach verschiedenen Seiten offen sind, also z. B. m, ш, Ǝ, E (Figur 5). Diese Haken sind so gezeichnet, daß jeder Strich der Figur genau in 6 m Entfernung dem Auge unter einem Gesichtswinkel von einer Minute erscheint.

Ich habe schon im Jahre 1886 eine kleine „Tafel zur Prüfung der Sehschärfe der Schulkinder, Soldaten, Seeleute und Bahnbeamten" herausgegeben, welche 36 solcher Figuren in 6 Reihen enthält (Verlag von Priebatsch in Breslau). Diese Haken müssen also vom gesunden Auge bis 6 m erkannt werden. Der Leser versuche es einmal bei Figur 5 selbst, ob er sie bis 6 m erkennt.

Bei Massenuntersuchungen kommt es darauf an, daß die Zuschauenden die Tafel nicht auswendig lernen und dann bei der eigenen Prüfung die Zeichen raten. Das ist hier ganz unmöglich, denn niemand kann selbst beim besten Gedächtnis sich diese 36 Zeichen von oben nach unten, von rechts nach links, von vorn nach hinten und umgekehrt auswendig merken, und die Variationen sind darum so mannigfach, da man sie durch Drehung der Tafel noch viermal ändern kann. Als kleiner Uebelstand machte sich bei den Untersuchungen, die ich seitdem vornahm, doch geltend, daß die weniger intelligenten Personen oft nicht verstanden, ob sie einen Haken über oder unter oder neben dem Stabe, mit welchem man zeigte, lesen sollten; auch zeigten die Gehilfen zuweilen mit dem Stabe zu dicht unter den Haken oder gar direkt darauf, so daß es in der That schwer wurde, in der Ferne zu unterscheiden, über welchen Haken man Auskunft wünschte.

Damit solche Prüfungen nun noch leichter und schneller möglich werden, hatte ich die Tafel in der fünften Auflage verbessert. Nur 8 solche Haken sind, wie in Figur 6, in einem Kreise auf weißen Karton gedruckt. Ueber dieser kleinen handlichen Scheibe von nur 9 cm Durchmesser befindet sich, um denselben Mittelpunkt drehbar, ein Stück blauen Kartons, welches eine runde Oeffnung (a b c d) von 2,5 cm besitzt und immer nur einen der 8 E Haken sehen läßt. Ein Gehilfe — selbst ein ganz kleines Kind kann dazu gebraucht werden — dreht die obere Scheibe nach jeder Probe beliebig weiter nach rechts oder links, bis ein anderer Haken zum Vorschein kommt. Es kann hier kein Mißverständnis dabei entstehen, welcher Haken erkannt werden soll. Auch diese Tafel kann an allen 4 Seiten an Oesen aufgehängt werden; es fehlt also nicht an Variationen.

Außerdem wurde dem neuen Täfelchen eine kleine, aus Karton ausgeschnittene Gabel (Figur 7) beigelegt, welche der Geprüfte einfach in der Richtung halten muß, in der ihm der Haken offen erscheint; sie ist sehr praktisch, da man nun nicht mehr nötig hat, Naturvölkern, Ungebildeten oder Kindern die Schwierigkeiten des Rechts oder Links auseinanderzusetzen.

Mit dieser Tafel kann jedermann, auch wenn er nicht Arzt ist, mit Leichtigkeit in einer Minute die Sehleistung eines Menschen feststellen. Er stellt den zu Untersuchenden in 20 m Entfernung von der Tafel, in welcher nur in den allerseltensten Fällen ein Auge noch die Haken erkennt, läßt ihn immer näher herankommen und notiert die Anzahl von Metern, in der derselbe bei mehreren ihm gezeigten Haken angeben oder mit der Gabel richtig zeigen kann, ob sie oben, unten, rechts oder links offen sind. — —

Ein Bruch, dessen Zähler die gefundenen Meter und dessen Nenner 6 ist, giebt die Sehleistung.

Wurden also diese Haken in 6 m richtig erkannt, so ist die Sehleistung Sl. = $^6/_6$, d. h. normal; kann der Untersuchte sie sogar aus 12 m Entfernung deutlich sehen, so ist Sl. = $^{12}/_6$ = doppelt so groß als normal; muß er aber bis 2 m herankommen, um die Haken noch zu erkennen, so ist Sl. = $^2/_6$ = $^1/_3$ der normalen.

Mit Hilfe der Tafel und der Gabel ist es natürlich auch leicht möglich, kleine Kinder, die den ersten Tag zur Schule kommen, auf ihre Sehleistung zu prüfen; man kann also schon vor dem Beginn des ersten Lese- und Schreibunterrichtes die wichtige Frage entscheiden, ob das Kind normale Augen hat oder nicht. Um diese Prüfung noch einfacher zu gestalten, habe ich zum Gebrauche für Massenuntersuchungen von Schulkindern jetzt in der 8. Auflage nur einen einzigen Haken auf die Vorderseite und einen anders gestellten Haken auf die Rückseite eines Cartons drucken lassen; durch Drehungen und Wendungen des Cartons wird genügend Abwechslung geboten, wie die soeben in Breslau an Schulkindern vorgenommenen Messungen gezeigt haben.

Alle diese Sehproben müssen aber unter freiem Himmel gemacht werden. Als ich vor 33 Jahren 10000 Schulkinder in Breslau untersuchte, machte ich die Prüfungen in den Schulzimmern; sie werden sonst in den ärztlichen Sprechzimmern vorgenommen. Allein schon 1871 zeigte ich in Schreiberhau, einem Dorfe im Riesengebirge, daß die Sehleistung im Freien viel größer wäre. Als im Jahre 1882 das vortreffliche Photometer von Leonhard Weber erfunden war, konnte ich durch Messungen nachweisen, daß im Freien die Tafeln immer noch heller beleuchtet seien als an dem Fenster in den hellsten Schulklassen. Die Untersuchung im Freien ist auch darum vorzuziehen, weil es kaum so große Zimmer giebt, als für die Bestimmung der Sehschärfe nötig ist. Man hat bisher angenommen, daß die hier gezeichneten Haken (Fig. 5) vom gesunden Auge nur bis 6 m erkannt werden. Unter freiem Himmel werden sie jedoch viel weiter gesehen.

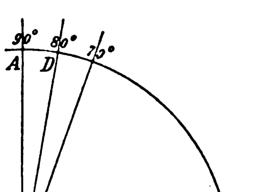


Fig. 4.

Wollen wir die wirkliche Sehleistung des Menschen mit unbewaffnetem Auge feststellen, so müssen wir ihm die Möglichkeit der Fernsicht bieten wie in der Natur. Man muß also, da ich Personen gefunden, die diese Haken selbst bis 20 m noch deutlich erkennen, eine Bahn von 20 m Länge auf der Erde mit Strichen bezeichnen und dort den zu Prüfenden antreten und allmählich immer näher kommen lassen, bis er die Haken deutlich erkennt.

Nach diesen Prinzipien untersuchte ich die Schulkinder in Schreiberhau 1871, die Greise in Schreiberhau 1874, die Nubier 1879, die Helgoländer 1896, die Kalmücken 1897 und in diesem Jahre einige ägyptische Volksstämme. Die Resultate dieser sowie einiger von anderen Aerzten angestellten Untersuchungen waren folgende:

Die Nubierkarawane bestand aus 11 Personen; 9 von ihnen hatten doppelte Sehleistung und mehr; einer sogar zweiundeinhalbfache. Am merkwürdigsten aber war, daß Ali Billal, der

Priester, der die Nubier begleitete, der einzige, der lesen konnte und viel arabisch gelesen hatte, eine schwache Kurzsichtigkeit erworben hatte (früher will er sehr gut gesehen haben), so daß er jetzt ein Glas konkav 1,5 brauchte; trotzdem aber besaß er mit der Brille noch eine fast doppelte Sehschärfe.

Generalarzt Dr. Seggel in München untersuchte im Jahre 1883 6 Chippeway-Indianer und fand bei ihnen einundeinviertel- bis einundeinhalbfache Sehschärfe. Er prüfte auch 15 Lappländer, von denen 3 sogar zweiundeinhalbfache, und 4 Hawaier, die einundeinhalb- bis zweiundeinhalbfache Sehschärfe besaßen. Dr. Kotelmann in Hamburg fand 1884 bei 34 Augen von Kalmücken im Durchschnitt Sehschärfe von 2,7, einmal sogar die kolossale Sehleistung von 6,7! Diese mehr als sechsfache Sehschärfe ist nicht auf einen Irrtum zurückzuführen; sondern wiederholt wurde festgestellt, daß dieser Kalmück, Namens Sansché, Haken, die das normale Auge nur bis 6,5 m erkennt, auf 42 m unter freiem Himmel las.

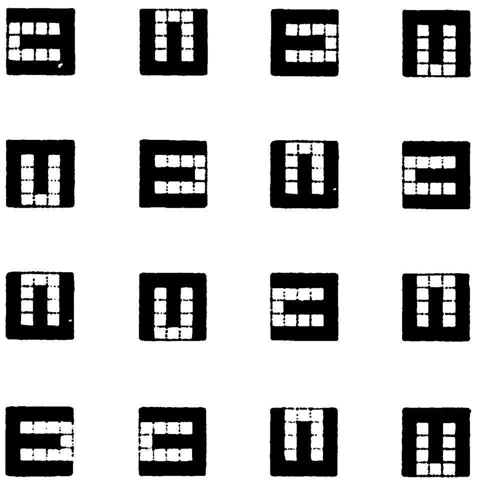


Fig. 5.

Im Mai vorigen Jahres konnte ich die mehrfach erwähnte große Sehschärfe der Kalmücken selbst im Zoologischen Garten zu Breslau feststellen, da eine Karawane von 21 Personen hier gezeigt wurde. Ich prüfte sie mit meiner Hakentafel und der Gabel. Nur einer von ihnen sah sie auf 6 m, 3 auf 9, 6 zwischen 9 und 12, 8 zwischen 12 und 15, 2 bis 16 und einer, der Kalmück Jawann, bis 18 m; dieser hatte also dreifache Sehschärfe; die beiden Priester, Gellongs, welche die Karawane begleiteten und Gebete in thibetanischer Schrift lesen, aber kaum etwas schreiben konnten, zeigten zwei bis dreifache Sehschärfe. Wir konnten stets erst mit einem Opernglase kontrollieren, ob die von ihnen mit bloßem Auge gemachten Angaben richtig waren.

Etwas geringere Sehschärfe stellte Kotelmann auch bei 23 Singhalesen und 3 Hindus aus Ceylon fest, die im Mittel aber immer noch mehr als die doppelte Sehschärfe hatten. Er vermutet, daß diese Völkerschaften ihre Augen weniger als die fast immer im Freien beschäftigten Kalmücken ausbilden.

Bei den Kaffern wurde von Schwarzbach ebenfalls einundeinhalbfache Sehschärfe gefunden. —

Sehr interessant waren die Ergebnisse der Untersuchungen, die ich in diesem Frühjahr auf meiner Studienreise in Aegypten mit meinem Täfelchen angestellt habe.

Unter den Beduinen, die ich bei klarstem Wetter am 16. Februar 1898 nachmittags 5 Uhr am Fuße der großen Cheops-Pyramide in Gizeh untersuchte, befand sich ein Mann von 18 Jahren, Namens Derwisch, der die Haken bis 36 m richtig angab, also eine sechsfache Sehleistung zeigte.

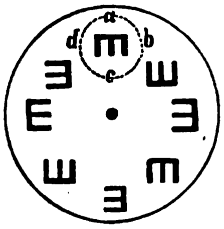


Fig. 6.

Unter 100 ägyptischen Rekruten, die ich am 20. Februar, einem wolkenlosen Tage, vormittags 10 bis 12 Uhr auf dem Kasernenhofe der Red-Baraks bei Kairo gemeinsam mit Herrn Dr. Bitter, dem Direktor des Hygieinischen Instituts in Kairo, sowohl auf Sehleistung als auf granulöse (ägyptische) Augenentzündung prüfte, hatten 75 % eine ein- bis zweifache, 7 eine zwei- bis dreifache und 1 eine dreiundeinhalbfache Sehschärfe. Ram Nassr aus Garbieh, 25 Jahre alt, zeigte eine vierundeinhalbfache und Mohammed Ganim aus Tantah eine fünffache Sehleistung, da er die Haken statt bis 6 m sogar einwandsfrei bis 30 m las. —

Von besonderem Interesse war es für mich, eine größere Zahl von Bischarin, deren Sehvermögen noch nie geprüft worden, zu untersuchen. Diese im Sudan, in der Nubischen Wüste als Nomaden lebende, höchst uncivilisierte Völkerschaft, welche die Bedauiesprache spricht, sendet nur vereinzelte Vertreter nach Ober-Aegypten. Allein hinter Assuan, nicht weit vom ersten Katarakt des Nil, hatte eine große Horde ein Zeltlager bezogen. Ich ritt am Morgen des 3. März nach diesem Lager in die Arabische Wüste mit zwei Dolmetschern; der eine sprach arabisch, der andere verstand die Bedauiesprache und behauptete, die Leute näher zu kennen. Mit Mühe hatte ich, von tropischer Sonne (33° R., keine Wolke) und von unabweisbaren unzähligen Fliegen gepeinigt, in der Nähe der kläglichen Zelte mir eine Bahn von 24 m mittels kleiner Steinhäufchen auf dem Wüstensande markiert und die Sehprüfungen mit einem 10jährigen Knaben begonnen (er verstand die Aufgabe leicht und las bis 11 m), da kam der Aelteste (Schech) der Bischarin, einer sehr trotzigen und wilden Bande, und erklärte, unter keiner Bedingung die Fortsetzung der Untersuchung zu gestatten — aus Aberglauben, da diese Prüfung den Augen schaden könne! Natürlich versuchte ich durch das afrikanische Zauberwort „Bakschisch" ihn und seine Stammesgenossen zu gewinnen. Allein es wurde mir trotz aller Verhandlungen der Dragomane stets erwidert: Selbst für 100 Pfund Sterling würden sie die Prüfung nicht gestatten. Ich mußte also leider unverrichteter Dinge wieder nach Assuan zurückreiten. Ich hoffe, daß Prof. Schweinfurth, der berühmte Afrikaforscher, dem ich mein Täfelchen in Luxor übergeben, und der sich für die so vereinfachte Untersuchungsweise interessieren will, bei seinen häufigen Reisen in den Sudan doch noch eine größere Zahl der Bischarin prüfen wird. Das wäre von großer Wichtigkeit, da diese merkwürdigen braunen Stämme von der Kultur noch gänzlich unbeleckt sind und gewissermaßen das Urauge zeigen.

Auf der Rückreise konnte ich wenigstens 6 Bischarin in Luxor untersuchen, die mir der dortige deutsche Konsul, Herr Tadros, herbeigebracht; 5 von ihnen hatten zwei- bis dreifache Sehleistung. —

Von großem Interesse waren für mich natürlich auch die Untersuchungen in den Schulen in Kairo, die ich gemeinsam mit Herrn Dr. Eloui-Bey ausführte, einem ausgezeichneten, in Frankreich ausgebildetem Augenarzte, der zugleich als Regierungs-Schularzt mit 12 000 Franken Gehalt angestellt ist.

Die Erlaubnis, die Schulkinder und die Soldaten mit meinem Täfelchen zu prüfen, wurde mir von Sr. Excellenz dem ägyptischen Unterrichtsminister, Herrn Artin Pascha, bezw. vom Generalarzt der ägyptischen Armee Herrn Dr. Mujiar, auf Antrag des deutschen General-Konsulats und des Herrn Prof. Dr. Rogers-Pascha in kürzester Zeit erteilt.

Aus den vielen interessanten Ergebnissen meiner Studien in 5 dortigen Schulen sei hier nur erwähnt, daß ich in der Ecole Abbas, einer modernen ägyptischen Töchterschule, ein 11jähriges Mädchen, Namens Asmah, die Tochter eines Aegypters und einer Cirkassierin, fand, welche als erste und tüchtigste Schülerin bezeichnet wurde, und die zu unserer Ueberraschung die Tafel bis 38 m las, also über sechsfache Sehschärfe hatte, obgleich sie an granulöser Augenentzündung litt. — Noch viel größer aber war unser Erstaunen, als wir in der Khedivialschule, einer Art Gymnasium, einen 16jährigen Jüngling, Namens Achmed Helmi aus Kairo, fanden, der imstande war, an dem wolkenlosen, wundervollen Vormittag des 15. März in dem schönen Garten der Schule die Haken achtmal richtig zu bezeichnen in 48 m! Er hatte also, wie sich Dr. Eloui mit mir überzeugte, eine achtfache Sehschärfe. Sämtliche Schüler und alle Lehrer verfolgten staunend von Meter zu Meter die Sehleistung von Helmi und brachen schließlich in morgenländischen Beifall aus. Seine Sehschärfe entspricht einem Gesichtswinkel von $7^1/_2$ Sekunden. Es ist dies eine Sehleistung, die bisher einzig dasteht.

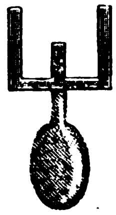


Fig. 7.

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der Sehschärfe der Deutschen zu!

Zunächst verdienen die Helgoländer unsere Beachtung. Wir

können sie im Hinblick auf ihre Sehkraft den Naturvölkern an die Seite stellen. Sie waren bisher noch nicht untersucht worden, und es war wohl zu vermuten, daß ihre Sehleistungen vorzügliche sein würden, da sie sich nicht mit Naharbeit beschäftigen, sondern fast sämtlich Schiffer oder Fischer sind. Ich benutzte daher die Gelegenheit eines Badeaufenthaltes vor zwei Jahren, um in Helgoland, wo ich niemals einen Eingeborenen mit einer Brille gesehen, 100 Männer unter freiem Himmel vor dem Hause der königlichen biologischen Anstalt mit meiner Hakentafel zu prüfen. Die Sehleistungen derselben waren geradezu erstaunliche. Auf 6 m lasen nur 5, bis 9 m 16, bis 12 m 40, bis 15 m 22 und bis 18 m sogar 8. Letztere hatten also dreifache Sehschärfe; zwischen zwei- und dreifacher Sehschärfe hatten mithin 30%. Nur ein einziger Helgoländer von 19 Jahren hatte eine halbe Sehleistung, und dieser, lehrreich genug, war der Gemeindeschreiber! Im Mittel hatten die Helgoländer fast doppelte Sehschärfe.

Natürlich mußten solche Befunde bei mir schon lange die Vermutung erwecken, daß überhaupt unser Maßstab zu klein gewählt sei, daß auch das normale Auge bei Europäern wohl viel weiter sehe, als man nach den früheren Untersuchungen in Schulzimmern angenommen, daß man also nicht einen Gesichtswinkel von einer Minute, sondern einen noch kleineren Winkel als die Grenze ansehen müßte.

Dafür sprechen die Schuluntersuchungen, die ich in Schreiberhau im Jahre 1871 vorgenommen. Von den 244 Augen der Schulkinder, die ich damals unter freiem Himmel geprüft, hatten 38 zwischen ein- und einundeinhalb-, 85 zwischen einundeinhalb- und zweifacher, 104 zwischen zwei- und zweiundeinhalb- und 10 zwischen zweiundeinhalb- und dreifacher Sehschärfe.

Nach Prüfungen, welche von Professor Donders und Dr. Vroesom de Haan in Utrecht im Jahre 1860 vorgenommen worden waren, und die sich leider nur auf 28 ältere Personen erstreckten, war ein Gesetz veröffentlicht worden, welches lautete: Die Sehschärfe beträgt im 40. Jahre $^{20}/_{20}$, im 60. Jahre $^{14}/_{20}$, im 70. Jahre $^{12}/_{20}$ und im 80. Jahre $^{10}/_{20}$; d. h. selbst gesunde Augen haben in hohem Alter nur eine halbe Sehschärfe. Ein solches Gesetz schien mir schon vor 30 Jahren ganz unrichtig, da ich viele Personen kennengelernt, welche trotz ihrer 70 und 80 Jahre normale Sehschärfe gezeigt hatten. Daher prüfte ich im Jahre 1874 in Schreiberhau, wo es auffallend viel alte Leute giebt, wo nur wenige dieser Greise lesen gelernt und also ihre Augen in der Nähe nicht angestrengt hatten, 100 Personen von 60 bis 85 Jahren auch mit Haken unter freiem Himmel. 70% hatten keine herabgesetzte Sehschärfe. 70 Augen hatten 1 bis $1^1/_2$, 17 $1^1/_2$ bis doppelte Sehschärfe, ein Auge sogar über doppelte Sehschärfe. Die Durchschnittsgröße der Sehschärfe betrug bei den 60jährigen $^{27}/_{20}$, bei den 70jährigen ebensoviel und bei den 80jährigen $^{26}/_{20}$.

Die erstaunlichen Leistungen, die ich in Schreiberhau bei Schulkindern gefunden, regten den Oberstabsarzt Dr. Burchardt in Kassel im Jahre 1873 an, die Mannschaften des hessischen Feldartillerie-Regimentes Nr. 11 auf Sehschärfe zu prüfen. Zu seiner nicht geringen Freude fand er unter den 474 Augen jener Artilleristen 281 zwischen einfacher und doppelter, 73 mit doppelter und 16 mit zweiundeindrittelfacher Sehschärfe.

Da es nun bei der Bedienung der Geschütze darauf ankommt, Soldaten, welche recht scharf sehen, sogenannte Richtnummern zu bekommen, und da dadurch die Trefffähigkeit der Geschütze wesentlich erhöht wird, so meinte er mit Recht, es müsse bei der Aushebung eine allgemeine Einteilung nach den Augen ebenso wie nach der Körperlänge stattfinden. Leute mit so ausgezeichneten Sehleistungen dürfen nicht dem Train, den Pionieren, dem Eisenbahnbataillon oder dem Krankendienste, sondern nur der Artillerie oder Infanterie überwiesen werden.

Vor zwei Jahren hatte ich mit gütiger Erlaubnis des damaligen Kommandanten von Helgoland, des Herrn Kapitän zur See Stubenrauch, auch Gelegenheit, die auf Helgoland stationierten Mannschaften der kaiserlichen Marine, 83 Mann, und 14 Mann von den damals dort manövrierenden Artilleristen des Torpedogeschwaders zu untersuchen. Es lasen von ihnen statt bis 6 m auf 7 bis 9 m 10%, auf 10 bis 12 m 36%, auf 13 bis 15 m 35%, auf 16 bis 18 m 7% und einer sogar bis 19 m. Er hatte also mehr als dreifache Sehschärfe!

Es zeigte sich mithin, daß in der Marineartillerie erfreulicherweise dort 89% übernormale Sehschärfe besitzen. Durchschnittlich hatten sie doppelte Sehschärfe. Unter diesen Artilleristen waren keineswegs lauter Küstenbewohner, sondern auch viele Soldaten aus dem Innern Deutschlands.

Wenn ich übrigens die Resultate, die bei 238 uncivilisierten und bei 2620 civilisierten Personen gefunden worden, zusammenstelle, so ergiebt sich merkwürdigerweise, daß die Naturvölker den Kulturvölkern in den Sehleistungen nicht voraus sind; denn von ersteren hatten 48% ein- bis zweifache, 40% zwei- bis dreifache, 1,8% drei- bis achtfache Sehschärfe; bei den Kulturvölkern entsprechen diesen Zahlen 62%, 23% und 3,9%. Das Falkenauge der Wilden beruht daher wohl mehr auf der feinen Schulung der Aufmerksamkeit für ferne bewegliche Objekte, die dem meist in Gedanken versunkenen Europäer entgehen.

Gewiß wäre es von großer Wichtigkeit, auf dem bezeichneten Wege die wirkliche Sehleistung aller deutschen Soldaten und Schulkinder kennenzulernen. Ich habe schon im November 1896 eine Eingabe zunächst an das preußische Kriegsministerium gerichtet. Der Herr Kriegsminister von Goßler antwortete mir aber, daß dienstliche Erwägungen die Ausführung zur Zeit unthunlich erscheinen ließen. Daß anderwärts dienstliche Erwägungen die Prüfungen nicht hinderten, beweisen die Untersuchungen, welche zwei bayrische Militärärzte in Neu-Ulm und in München, durch meine Helgoländer Untersuchungen angeregt, und einige Regimentscommandeure in Preußen mit meiner Tafel in diesem Jahre vorgenommen haben.

Stabsarzt Seitz prüfte 468 Artilleristen in Neu-Ulm und fand sogar bei 95% derselben übernormale Sehschärfe, und zwar bei 87% zwei- bis dreifache Sehschärfe. Generalarzt Seggel ließ 930 Artilleristen in München im Freien prüfen und fand 92% übernormal, bei 51% doppelte Sehschärfe, bei 4 Mann dreifache und einmal sogar Sehschärfe $^{19}/_6$. Als er aber mit Buchstabenproben untersuchte, hatten nur 27% doppelte Sehschärfe. Die Haken werden also weiter erkannt als gleich große Buchstaben.

Sehr interessant ist auch der Vergleich, den Seggel jetzt mit seinen Befunden aus dem Jahre 1873 aufstellt. Damals hatten von 1560 Soldaten 56% übernormale, jetzt dagegen 92% übernormale Sehschärfe. Die Ursache dieser Besserung findet Seggel wohl mit Recht in den seit damals viel besser gebauten Schulen, in den hellen Zimmern der Schulen, und er dringt mit Recht auf die splendideste Tages- und künstliche Beleuchtung aller Schulen, Arbeitsräume, Bureaus, Comptoirs &c.

Generalarzt Seggel hat auch neuerdings die sehr wichtige Thatsache beobachtet, daß infolge der besseren Verhältnisse der Augenhygieine in den untersuchten Münchener höheren Schulen die Kurzsichtigen, trotzdem sie ihre Augen viel anstrengen mußten, Verbesserung ihrer Sehschärfe erfahren haben.

Daß Verbesserung der Sehschärfe sogar bei den höchsten Graden von Kurzsichtigkeit vorkommen kann, wenn die Linse durch Operation entfernt wird, habe ich schon im Jahre 1896 in Halbheft 27 der „Gartenlaube" in meinem Aufsatze „Die operative Heilung der Kurzsichtigkeit" mitgeteilt.

Ich ersuchte auch den preußischen Unterrichtsminister, Herrn Dr. Bosse, im vorigen Winter, daß er eine Prüfung aller preußischen Schulkinder in Bezug auf ihre Sehschärfe veranlassen möge. Der Herr Unterrichtsminister antwortete mir, daß der Anregung zur Zeit so erhebliche Hindernisse entgegenstehen, daß er einstweilen von einem weiteren Vorgehen noch Abstand nehmen müsse; doch solle die Angelegenheit immerhin im Auge behalten werden.

Es ist natürlich bedauerlich, daß die von mir geplante große Enquete nicht officiell in Preußen angeordnet wird. Ich muß immer wieder betonen, daß sie weder Kosten noch Mühe verursacht, daß jeder Lehrer, jeder Unteroffizier sie auf dem Turnplatze oder auf dem Exerzierplatze in einer Minute vornehmen kann, und daß also weder der Unterricht, noch der Dienst durch sie gestört wird. Das Ziel ist nicht allein von hohem ethnographischen, sondern auch von zweifellos praktischem Interesse für die Beurteilung der Wehrhaftigkeit der deutschen Jugend.

Jeder Leser kann übrigens leicht mit den 16 Haken, die

Digitized by Google

Der Erstgeborene.
Nach dem Gemälde von G. B. Torriglia.

Digitized by Google

hier in Fig. 5 gedruckt sind, nach dem oben beschriebenen Modus in einer Minute seine eigene Sehleistung und die seiner Familienmitglieder feststellen.

* * *

Während dieser Aufsatz für den Druck vorbereitet wurde, ist es mir erfreulicherweise gelungen, die Breslauer Lehrerschaft für die Aufgabe zu interessieren. Da auch der hiesige Magistrat und fast sämtliche Schuldirektoren in dankenswerter Weise gestatteten, daß alle Lehrer auf dem Turnplatze während der Turnstunden mit meiner kleinen Tafel ihre Schulkinder prüfen dürfen, so werde ich in der Lage sein, über die Befunde bei 40- bis 50000 Breslauer Schulkindern zu berichten. Ohne den Endresultaten vorgreifen zu wollen, kann ich schon heute mitteilen, daß nach den Ergebnissen bei den ersten Tausenden von Kindern sich meine Vermutung bestätigt hat, indem auch hier in Breslau 50% der Volksschüler eine ein- bis zweifache, 32% eine zwei- bis dreifache und 3% eine drei- bis vierfache Sehleistung aufwiesen.

Wir werden also über die Sehschärfe der Wilden nicht so sehr zu staunen brauchen.

Die erste Aufführung von „Wallensteins Lager“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Mit dem Bilde S. 653.)

Am 12. Oktober 1798 fand im Weimarischen Hoftheater das lebensprühende Vorspiel zu Schillers Wallensteintragödie die erste Aufführung. So jährt es sich nunmehr zum hundertstenmal, daß das lustbewegte Bild deutschen Soldatenlebens, in welchem die Zeit des Dreißigjährigen Krieges sich so farbenecht spiegelt, erstmals in Scene ging, daß die köstlichen Knittelreime der Kapuzinerpredigt und die mutvollen Klänge des Reiterlieds mit dem Reiz völliger Neuheit auf ein Publikum wirkten.

„Wallensteins Lager“ ist Schillers humoristischste Schöpfung; in Bezug auf dramatisches Temperament bezeichnet es den Höhepunkt seines Schaffens, wie ja der ganze Wallenstein anerkanntermaßen das größte und vollendetste ist, was Schiller für die Bühne gedichtet hat. Dies wäre schon Anlaß genug, den hundertjährigen Gedenktag dieses Theaterabends festlich zu begehen. Die Aufführung fand aber unter so bedeutsamen Umständen statt, daß der Rückblick auf sie für jeden idealgesinnten Deutschen die stolzesten Erinnerungen weckt.

Mit der Erstaufführung von „Wallensteins Lager“, welcher der berühmte Prolog Schillers vorausging, leiteten Goethe und Schiller ihre gemeinsame Thätigkeit an der Hofbühne Weimars ein, die von grundlegender Bedeutung für das klassische Repertoire des gesamten deutschen Theaters wurde. Der Erfolg dieses Abends und der im Winter folgenden Erstaufführungen der „Piccolomini“ und von „Wallensteins Tod“ bewirkten Schillers Entschluß, sein Leben hinfort der Bühnendichtung zu widmen, der er sich seit Vollendung des „Don Carlos“ entfremdet hatte und der er nun bis zu seinem Tode treu blieb. In dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren entstanden jetzt „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“, „Tell“ und das Fragment des „Demetrius“. Jener Erfolg bewog ihn auch, von Jena ganz nach Weimar überzusiedeln, um als Dramaturg dem ihn in inniger Freundschaft verbundenen Goethe in seinem siegreichen Bemühen zu unterstützen, das Weimarische Hoftheater zu einer weithin wirkenden Musterbühne im Sinne ihres klassischen Kunstideals zu machen.

Mit der Erstaufführung von „Wallensteins Lager“ eröffnete Goethe zielbewußt diese neue Aera, die Shakespeare und Lessing ebenso zu gute kam wie seiner und Schillers Dichtung. Als er 1791 die Leitung des Theaters übernahm, sah er sich an den herrschenden Geschmack gebunden, und dieser Geschmack war im Publikum wie bei der Mehrzahl der Schauspieler auf die Darstellung des Alltäglichen und auf rohen Naturalismus gerichtet. Auch die von ihm geschulten Künstler zeigten sich lange Zeit unfähig, Dramen von rhythmischem Stil, wie seine „Iphigenie“, seinen „Tasso“, zu spielen. Mit unsäglicher Mühe gelang es ihm, allmählich eine Truppe heranzubilden, die sich solchen Aufgaben gewachsen zeigte. Der Freundschaft mit Schiller verdankte er dabei die wertvollsten Anregungen. Während beide Dichter im regen Verkehr miteinander freudig sich der Gemeinsamkeit ihres Zieles in wachsendem Maße bewußt wurden, während sie in befruchtendem Wetteifer auf dem Gebiet der Ballade ihr Reifstes und Schönstes schufen, stand ihnen die Bühne als höchste Etappe für ihren Siegeslauf immer vor Augen. Goethes ermunternder Zusprache war es zu danken, daß Schiller den schon 1791 ins Auge gefaßten Wallensteinstoff im Herbst 1797 energisch aufnahm, wobei er die in Prosa begonnene Gestaltung aufgab und nach dem Muster von Shakespeares historischen Dramen an die Ausführung des Werkes in Jamben ging. In dem „Musenalmanach“ für dasselbe Jahr hatten sie beide vereint gegen die Herrschaft der Banalität in der Litteratur den Kampf aufgenommen, dessen Waffen die „Xenien“ waren. Hier hatte Schiller den Schatten Shakespeares beschworen und dessen Fragen nach dem Stand der deutschen Bühne mit ironischen Ausfällen auf die sie beherrschenden Günstlinge der Mode beantwortet, vor allem auf Kotzebue. Heftig hatten die Angegriffenen erwidert. Für Schiller und Goethe aber waren der Worte genug gewechselt, jetzt sollten Dichterthaten den Kampf entscheiden. Goethe hatte die günstige Gelegenheit des neuen Schloßbaus in Weimar, den der Stuttgarter Thouret ausführte, benutzt, durch diesen auch den Innenraum des Theaters in künstlerischem Geschmack neu herstellen zu lassen. Die Eröffnung des neuen säulengetragenen Saals gab den Dichtern den Vorwand, auch im Sinn ihrer hohen Pläne von dem Beginn einer neuen Aera zu reden. Schiller that dies in dem Prolog, der dem „Lager“ vorangeschickt wurde und welcher seitdem ein laut zeugendes Denkmal der Bedeutung des 12. Oktobers 1798 in der Litteratur- und Bühnengeschichte unserer Nation geblieben ist . . .

„Die neue Aera, die der Kunst Thaliens
Auf dieser Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
Nicht unwert des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen.
Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.
Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die teure Frucht
Von dreißig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal laßt des Dichters Phantasie
Die düstre Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne!“

Die letzteren Verse vergegenwärtigen uns die politische Bedeutung unseres Gedenktags; doch nicht nur durch den Hinweis auf den Westfälischen Friedensschluß vor damals hundertundfünfzig Jahren. Nirgends hat sich Schillers hohes Nationalgefühl unmittelbarer ausgesprochen als im „Wallenstein“. Aus seiner Seele stammte der große patriotische Zug in dem düsteren Charakter seines Helden, daß dieser sich gegen seinen Kaiser auflehnt um der Wohlfahrt des Reiches willen. Ein kampfbereites, dem Führer vertrauendes Heer wie das Wallensteins, aber der Führer einig mit dem Staatsoberhaupt: das war das Hoffnungsbild, welches aus Schillers Dichtung der Nation erwuchs, während die Schwäche der deutschen Diplomaten das linke Rheinufer den Franzosen preisgab und das Siegesgestirn Bonapartes mit drohendem Schein über Deutschland aufging. Als 1813 die deutsche Jugend,

Digitized by Google

die Heldengestalt des Max Piccolomini im Herzen, sich waffenfroh um den „Marschall Vorwärts“ scharte, ging Schillers Dichterprophetie aufs herrlichste in Erfüllung.

Eine feine Ironie Goethes war es, daß er an dem Eröffnungsabend dem Prolog und dem „Lager“ ein schwaches Schauspiel von Kotzebue, „Die Corsen“, vorausgehen ließ, dessen konventionelle Theatereffekte in grellem Kontrast zu Schillers Dichtungen standen. Der glänzende Erfolg, den diese in dem dichtbesetzten Haus davontrugen, ist von allen bezeugt, die über den denkwürdigen Abend berichtet haben. Goethe selbst bedachte in einem Briefe, den er in Cottas „Allgemeiner Zeitung“ veröffentlichte, die Schauspieler mit hohem Lob wegen der ausdrucksvollen Natürlichkeit, mit der sie die Verse gesprochen hatten. Besonders rühmte er Vohs, der den Prolog in der Kürassieruniform vortrug, in welcher er später in den „Piccolomini“ als Max zu erscheinen hatte. Im „Lager“ spielte Beck den Bauer, seine Frau die Marketenderin, Weyrauch den Wachtmeister, Leißring den ersten, Becker den zweiten Jäger, Genast den Kapuziner, Haide den Kürassier. Am Schluß hob Goethes Bericht besonders hervor, daß die Kostüme nach Abbildungen zugeschnitten waren, die aus damaliger Zeit herstammten.

Als ein künstlerisches Gedenkblatt an den bedeutungsvollen Theaterabend ist der alte Kupferstich auf uns gekommen, der sich auf S. 653 verkleinert wiedergegeben findet. Er stellt das heitere Wiedersehen des langen Peters aus Itzehoe mit der Gustel aus Blasewitz dar und läßt im Hintergrunde bereits den Kapuziner erscheinen, der gleich in den übermütigen Lagerlärm mit seinem höhnischen „Heisa, juchheia!“ hereinplatzen wird. Die Mitteilung des interessanten Kunstblatts verdankt die „Gartenlaube“ auf Befragen dem Direktor des Großherzoglichen Museums in Weimar, Dr. C. Ruland. Der kolorierte Stich stammt von dem Weimarer Kupferstecher C. Müller und ist nach einem Aquarell des Malers Georg Melchior Kraus ausgeführt worden, der im November 1806 in Weimar verstarb. Kraus war wie Goethe ein geborener Frankfurter; er bildete sich unter H. Tischbein, besuchte darauf 1761 Paris, wo Greuze und Boucher auf ihn einwirkten. 1774 traf er in Ems mit Goethe zusammen, der Interesse an seinen Aufnahmen der Lahngegenden fand. Durch Goethes Vermittelung kam er 1776 nach Weimar, wo er in Diensten Karl Augusts die Zeichenakademie gründete. Ruland hat nicht den geringsten Zweifel, daß Kraus die Scene auf unserem Bild so dargestellt hat, wie sie auf der Weimarischen Bühne eingerichtet war. Der Müllersche Stich wurde, wie Ruland weiter mitteilt, populär: er findet sich noch heute eingerahmt und verräuchert in manchem alten Hause. Das Bühnenbild des Dichters aber ersteht immer aufs neue auf unseren Theatern in jugendlicher Frische und wirkt auf die heutige Generation noch mit derselben Kraft wie auf die Zuschauer vor hundert Jahren. J. P.

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard**.

14.

„Kolonie Josephsthal, im Mai 189..

Ach, Maria, daß ich die Feder in die Hand nehmen muß, wenn ich zu Dir will, anstatt mich neben Dich zu setzen, Deine liebe Hand festzuhalten und in Deine guten, geliebten Augen zu blicken, die alles verstehen, das Ausgesprochene und — das Unausgesprochene!

Dennoch ist's ein Trost für mich, zu wissen, daß für mich solch ein liebender, geliebter und verständnisvoller Mensch auf der Welt lebt, daß ich ihn habe, wenn ich auch nicht bei ihm sein darf. Du schreibst so glücklich, so dankerfüllt, daß Gott Dir Deine Else gelassen, die dicht, ganz dicht am Rand des Grabes geschwebt — da will ich mit Dir mich freuen und danken und nicht an mich und meine egoistischen Wünsche denken.

Du willst so vieles wissen, Maria, und Du hast auch ein Recht dazu! Systematisch vorgehen — das kann ich nicht, aber so schreiben, ganz so, als redete ich mit Dir, ja, das kann ich und das will ich auch.

Zunächst das eine Hauptsächliche: das Geheimnis, den Tod meines Vaters betreffend. Nein, Liebste, es ist kein Licht hineingekommen, und wer weiß, ob es jemals geschieht! Ich für meine Person bezweifle es! Korth, Du weißt, der Geheimpolizist, hat wohl vor kurzer Zeit, wie mir Ueberweg sagte, eine Spur gehabt und sie eifrig verfolgt, aber umsonst. Auch Ueberweg ist jetzt der Ansicht, daß wir schwerlich des Mörders habhaft werden würden. — — —

Von Frau von Sperber möchtest Du Näheres wissen — ich kann nur Gutes von ihr berichten. Eine Freundin, eine Vertraute, wie Du es mir bist, wird und kann sie mir niemals werden, aber den Posten, den sie übernommen hat, füllt sie zu voller Zufriedenheit aus; sie ist eine liebenswürdige und gebildete Dame mit feinen, verbindlichen Formen und hat mich offenbar ebenso gern wie ich sie. Wie gut sie zu repräsentieren versteht, das habe ich vor einigen Tagen bei der ersten Gelegenheit, die sich dazu bot, erfahren. Eine Dame aus der Nachbarschaft, Gräfin Versing, stattete mir mit ihren beiden Söhnen, Offizieren, die des öfteren auf Urlaub bei ihr sind, einen Besuch ab. Ich nahm den Besuch an, ließ drei von den Direktoren mit ihren Gattinnen — der vierte ist Witwer — samt den Ingenieuren, Justizrat Ueberweg und meinem Vetter Raimund Hagedorn dazu bitten — daß Cecil dabei war, versteht sich von selbst. Es war höchste Zeit, die Beamten einmal einzuladen. Ich hatte, da es ein sehr warmer Tag war, im Gartensaal servieren lassen. Für die verschiedenen Elemente den richtigen Ton zu finden, war nicht ganz leicht, aber die Majorin traf ihn vorzüglich, und ich hoffe, ich habe mich gleichfalls passend benommen. Die erste Gesellschaft ohne meine Maria! Wie ich an Dich dachte, immer mit dem Zusatz: würde sie das gut heißen? —

Die Gräfin ist zu mir von wahrhaft beängstigender Freundlichkeit, die ihre ganz bestimmten Gründe hat. Sie scheint sehr adelsstolz zu sein; mein nagelneuer Adel und meine Fabrikherrlichkeit können ihr nicht imponieren, desto mehr thut dies wohl — mein Geld. Sie wünschte ganz und gar Beschlag auf mich zu legen, aber die Herren Beamten samt Gemahlinnen haben auch ihren Stolz und wollen sich um alles in der Welt nicht vernachlässigt oder zurückgesetzt vorkommen — da hieß es lavieren! Frau von Sperber umschiffte diese Klippen mit Takt und Geschick, sie wurde Allen gerecht, und ich meine, die Gesellschaft hat bei jedem einen guten Eindruck hinterlassen. Die Herren Grafen von Versing, Wolfram und Eginhard, sind flotte, schneidige Gardeoffiziere, die mit vollen Segeln ins Zeug gingen, mir den Hof zu machen. Mit Cecil verkehrten sie in einer ganz achtungsvollen Manier, der „reiche Engländer“ flößte ihnen einigen Respekt ein — über Hagedorn wollten sie einfach zur Tagesordnung übergehen, aber das gelang ihnen nicht. Ohne eine Spur von Absichtlichkeit, ohne hervorzutreten in irgend einer Weise, wußte er sich zur Geltung zu bringen und seine Stellung als Gast meines Hauses und mein Vetter — ich stelle ihn stets als solchen vor — so zu behaupten, daß ich meine innerliche Freude daran hatte. Die Herren Grafen änderten ihren Ton und ihr Benehmen, aber Raimund, dessen Erscheinung man überhaupt nicht übersehen kann, war ihnen offenbar äußerst unbequem.

Wir hatten auch Musik an meinem Gesellschaftsabend. Die Frau des einen der Direktoren singt recht hübsch, sie ist noch jung, ich glaube, sechs- oder siebenundzwanzig Jahre, hat im Berliner Konservatorium ihre Studien gemacht und Konzertsängerin werden wollen, es dann aber doch vorgezogen, sich zu verheiraten. Mein Vetter Hagedorn begleitete so wunderschön, daß man ihn von allen Seiten bestürmte, etwas vorzutragen, zumal seine musikalische Begabung hier in der Kolonie Josephsthal kein Geheimnis geblieben ist. Er ließ sich aber nicht erweichen — erst als ich kam und ihn bat, gab er nach, noch dazu ungern, wie ich überzeugt bin. Er spielte die Berceuse von Chopin und eine sehr reizvolle Tarantella, ich glaube, sie war von Liszt; zu

Digitized by Google

weiteren Vorträgen ließ er sich, trotz stürmischen Beifalls, nicht herbei. Wie er spielte? Es läßt sich nicht schildern, und nur zwei Empfindungen waren es, die mir nachträglich kamen: die erste war die, daß ich seine Abneigung gegen den ihm vom Schicksal aufgezwungenen Beruf ganz begriff, die zweite war der brennende Wunsch, die ganze übrige Gesellschaft, alle, ja alle ohne Ausnahme, vor die Thür zu setzen, um dies einzig geartete Spiel voll auf mich wirken und ungestört in mir ausklingen lassen zu können. ‚Sehr gastfrei und human,‘ wirst Du sagen, aber daran dachte ich natürlich in dem Augenblick nicht!

Ich hätte eben von drei Wirkungen sprechen müssen, die dies Spiel auf mich ausübte — die dritte war jedenfalls die folgenschwerste. Sie brachte mich zu dem schon seit längerer Zeit in mir schlummernden, jetzt aber feste Gestalt annehmenden Entschluß, ihm, der so schwer gekämpft und gelitten hat, der täglich noch kämpft und leidet, helfen, thatkräftig helfen zu wollen. Ich habe Dir Raimunds Lebensgeschichte in flüchtigen Umrissen skizziert, man muß ihn aber selbst kennen und sprechen — — — man muß ihn vor allen Dingen spielen hören, um ihn ganz zu verstehen. Ich kann nicht vor ihn hintreten und ihm sagen: „Ich will für Deinen alten Vater sorgen, bis Du selbständig bist in Deiner Kunst, und ich will Dir die Mittel geben, daß Du dies Ziel erreichst!“ — Er würde das nie annehmen, kaum von seinem besten Freund, geschweige denn von einer Dame.

Daher muß ich versuchen, ein wenig Schicksal zu spielen: ich habe einen Plan, eine Idee — weiß noch nicht, ob sie sich realisieren läßt; ich sende aber diesen Brief an Dich nicht früher ab, als bis ich Dir über irgend ein wenn auch noch so geringfügiges Resultat, und wäre es das erste kleine Glied einer langen Kette, berichten kann.

Von Vetter Cecil und von Oberingenieur Harnack soll ich Dir auch mehr erzählen! Gute Seele, seit wann bist Du denn dem Wahn verfallen, es müßten sich alle Männer in mich verlieben? Das war doch früher in Frankfurt nicht, im Gegenteil, Du hast dort für notwendig gehalten, mich sehr oft vor Einbildungen zu warnen, und gebeten, mich nicht beständig als Prinzeß Turandot zu fühlen. Du denkst wohl, weil hier kein junges weibliches Wesen ist, das weiter in Betracht kommen könnte, müßte mir die allgemeine Verehrung zu Füßen gelegt werden! Bitte sehr, Frau Maria! Kolonie Josephsthal hat weibliche Wesen aufzuweisen, noch dazu junge und hübsche, die sich recht gut neben Deiner ‚Aeltesten‘ sehen lassen können! Scherz beiseite, ein paar von den Direktoren haben Töchter, die wohl einem Mann gefallen mögen, und wenn also Vetter Cecil und Herr Harnack wollten —

Uebrigens, mit Vetter Cecil hat's keine Gefahr! Der will entschieden nicht, weder mich, noch sonst irgend ein hiesiges Mädchen. Hat er sein Herz in England gelassen, oder hat er überhaupt keines, das sanfteren Regungen zugänglich wäre .... hundert Jahre könnten wir zusammen leben (Gott bewahre uns beide davor!), ohne daß unsere Herzen auch nur einen wärmeren Schlag thäten!

Aber ich will nicht undankbar sein! Der gute Cecil steht trefflich der Kolonie Josephsthal vor — was finge ich an ohne ihn? Wie er sich zu den Arbeitern stellt, das bekomme ich nicht heraus — er spricht nicht darüber, und auch die Beamten sind vorsichtig in ihrem Urteil; ich mag sie auch nicht geradezu ausforschen. Daß unsere Leute in der Kolonie Josephsthal nicht schlecht gestellt sind, daß sie, bei vernünftigem Lebenswandel und wenn das Unglück sie verschont, bestehen können mit dem, was sie verdienen, das, Liebste, hab' ich einsehen gelernt, und es ist mir, wie Du Dir sagen wirst, ein großer Trost. Für schlimme Ausnahmefälle muß freilich noch besser vorgesorgt werden, und das soll geschehen!

Reg' Dich nicht auf und ängstige Dich nicht, Maria, wegen des anonymen Briefes — ich wollte, ich hätt' Dir nichts davon geschrieben, aber Du weißt, ich kann Dir nichts verschweigen. Nein, ich habe kein weiteres derartiges Schreiben mehr bekommen! Ob mich der Inhalt des damaligen Briefes nicht verstört und nervös gemacht hat, willst Du wissen? Gar nicht, Liebste! Oder doch nur in der ersten halben Stunde. Kalt' Blut und seinem Stern vertrauen, ist meine Devise. Du kannst deshalb ruhig sein — ich bin nicht tollkühn, nicht einmal leichtsinnig; ich reite oder fahre nie mehr allein aus, und selbst auf meinen Wanderungen durch den Park begleitet mich ein großer schottischer Wolfshund, den Vetter Hagedorn in meinem Auftrag für mich hat kommen lassen; er heißt ‚Rebell‘, macht aber, wenigstens mir gegenüber, seinem Namen keine Ehre, sondern hat sich wunderbar rasch an mich gewöhnt. Ich bin ganz gern mit Rebell allein. Oft überkommt mich jetzt etwas, das ich in Frankfurt eigentlich nie gekannt habe: das Lebensgefühl möchte ich es nennen, aber so erhöht und so gesteigert, daß es deutlich ins Bewußtsein tritt. Die Empfindung, jung und gesund und thatkräftig zu sein, giebt mir ein schwellendes Kraftgefühl, stolz und dankbar zugleich. Ich nehme es nicht hin, wie etwas, das sein muß, worauf ich Anspruch habe, im Gegenteil, ich sehe eine Bevorzugung darin! In Frankfurt bin ich doch auch jung und gesund gewesen, aber ich habe es nicht so intensiv empfunden wie hier, trotz alles Schweren und Traurigen, das ich kürzlich erlebt. Es muß das Landleben sein, der innige Zusammenhang mit der Natur, den ich bisher nie erfahren habe, und nun dieser — dieser einzig schöne Frühling!

Wenn ich mit Cecil rechne oder ihm meine Aufgaben vorlese, wie blick' ich dann sehnsüchtig über sein wohlzugestutztes Engländerhaupt hinüber durchs geöffnete Fenster in meinen geliebten Park, dessen frisch ergrünte Wipfel mir wie mit Händen zu winken scheinen! Er ahnt nichts von solchen Gedanken, der vortreffliche Vetter, und wenn er es thäte, würde er sie für ‚deutsch durch und durch‘ halten. Daß er einen ähnlichen Hinweis auf seine und meine Person im Nachlaß meines Vaters gefunden hat, wie ich ihn fand, davon bin ich überzeugt. Wenn wir gelegentlich unter vier Augen sind — es geschieht fast nie, denn bei den Unterrichtskursen ist jetzt auch immer Frau von Sperber, die etwas profitieren möchte, dabei! — merke ich manchmal, daß er mit dem Entschluß ringt, mir irgend etwas zu sagen, was ihm peinlich ist und schwer fällt. Daß aber dies ‚Etwas‘ keine Liebeserklärung ist, dafür lege ich getrost meine Hand ins Feuer!

Anders und viel bedenklicher steht es freilich mit dem andern, nach dem Du Dich so teilnehmend erkundigst — mit Harnack! Ich habe einen durch vielfache Erfahrung geschärften Blick in gewisser Beziehung, und so wußte — fühlte ich es in den ersten fünf Minuten unseres Beisammenseins: hier ist eine Leidenschaft für Dich vorhanden! Sie ist seitdem gewachsen und nimmt zuweilen eine besorgniserregende Gestalt an. Der Mensch ist wie ein Vulkan, dessen Glut mit äußerster Gewalt niedergehalten wird. Ich schrieb Dir, daß er und Vetter Hagedorn sich, solange sie geschäftlich miteinander in unvermeidliche Berührung kamen, beständig rieben und reizten, daß Harnack sehr eigenmächtig vorgegangen war. Ich schrieb Dir auch, daß ich meine Mißbilligung seiner Handlungsweise ihm gegenüber nicht zurückhielt und daß ihm, bei seinem raschen, heißen Temperament und seinem stark entwickelten Selbstbewußtsein, die Kündigung schon auf den Lippen schwebte . . . und er sie dennoch nicht aussprach, weil ich es ihm angethan habe und er keine Trennung von mir ertragen würde. Ich sah das alles — mußte es sehen, und kann nicht umhin, den Mann, der mir von allen Seiten so gerühmt wird, der sich und seine ungewöhnliche Intelligenz und Tüchtigkeit so ganz in meine Dienste stellt und mir Vorteile und Ansehen mehren hilft, zu bedauern. Aber mehr nicht, Maria! Von Mensch zum Menschen spricht nichts bei mir für ihn, ich fühle mich immer unbehaglich in Harnacks Nähe, und — ich kann es nicht ändern — diese dunklen Augen, die oft mit einem so unverhohlen begehrlichen Ausdruck auf mir ruhen, beleidigen mich geradezu. — — —

Die zwei feindlichen Mächte, Raimund Hagedorn und der Oberingenieur, sind jetzt räumlich und auch sonst getrennt, ein Zusammenstoß mithin ausgeschlossen, und bei meiner Abendgesellschaft grüßten sie einander, als gebildete Männer, die sie sind, mit kalter Höflichkeit, um sich weiterhin konsequent zu meiden . . . dennoch merkte ich, wie Harnack unausgesetzt den Beobachter spielte, und namentlich, als Raimund am Flügel saß, fing ich einen Blick auf, der mich innerlich erzittern ließ! Ich bin sehr auf meiner Hut in meinem Benehmen, dem Ingenieur gegenüber, immer höflich und von gleichmäßiger Freundlichkeit, nie eine Spanne darüber; er wäre ein Narr, wenn

Digitized by Google

er aus diesem meinem Verhalten auch nur die leiseste Hoffnung schöpfen wollte.

‚Aber,‘ höre ich Dich fragen, ‚Kind, wo bleiben denn über all diesem Deine Reformpläne, Deine Ideen, Dich allmählich, nicht nur in die Maschinen-, nein, auch in die Menschenwelt, die Dich umgiebt, hineinzuleben, den Leuten, die Dir Deinen Reichtum schaffen helfen, näherzutreten?‘ — Geduld, verehrte Pflegemutter, Schwester, Freundin, Ratgeberin und Moralistin, es kommt alles! Und wenn dieser Brief ein wahres Aktenstück wird — ich schreibe schon den dritten Tag daran! — so ist niemand anderes schuld als Du mit Deinen vielen Fragen!

Also, ich hatte mir's ausgedacht, ich wollte den Kindern der Fabrikleute, Maschinisten, Heizer, Monteure und so weiter, zu Pfingsten ein Fest im Freien geben. Bei meinen Herren Beamten war dieser Plan auf vielen Widerspruch gestoßen. Mir that es sehr leid, ich hatte die Idee so hübsch gefunden, war auch noch gar nicht willens, sie gleich aufzugeben. So habe ich mit Raimund Hagedorn darüber gesprochen, und der, wie das so seine Art ist, war ganz Enthusiasmus dafür, was mir natürlich wohlthat. Er sagte mir seine Hilfe zu, die Majorin gewannen wir auch noch, und nun setzten wir mit allem Eifer die Sache ins Werk. Ach, es that mir so wohl, einmal nichts von ‚Vernunft‘ und ‚Prinzip‘, von ‚Konsequenzen‘ und Bedenklichkeiten zu hören und einmal mit meinem Gelde schalten und walten zu können, ohne daß mir mißbilligende Moralisten auf die Finger sahen und mir die Hände festhielten!

Ein frecher Spatz.
Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.

Im Gartensaal, dessen Flügelthüren sämtlich zurückgeschlagen waren, wurden die langen, weißgedeckten Tafeln aufgestellt — nein, Maria, ich habe solche Gebirge von Pfannkuchen, Schüsseln und Schüsseln voll, solche gewaltige Massen von Kuchenschnitten und Zuckerbrezeln noch in meinem Leben nicht bei einander gesehen — und die Kaffeekessel, die hereingebracht wurden! Punkt drei Uhr traten meine Gäste an — vom halbwüchsigen Jungen, der schon einen ‚Diener‘ riskierte, bis zum unsicher wackelnden Flachskopf, den der ‚große‘ Bruder oder die ‚große‘ Schwester an der Hand führte. Unsere Hausmädchen halfen, die Diener, Françoise, die erwachsenen Direktorstöchter, Vetter Hagedorn, die Majorin, ich — alle aber, daß ich die Wahrheit sage, mit freundlichen, lachenden Gesichtern, alle bemüht, es den kleinen Gästen heimisch zu machen, sie zum Zulangen zu ermuntern. Für die Kleinsten wurden gewaltige Töpfe voll frischer, süßer Milch herbeigeschleppt, und nun ging auf dem großen, freien Platz, der dicht beim Gartensaal liegt, die Bewirtung los. Sehr manierlich griffen die größeren Kinder zu, gar nicht gierig, sie sorgten sogar ganz verständig für ihre kleinen Geschwister. Sauber gekleidet und gekämmt waren sie alle, manche sogar zierlich und nett.

Ich bin, nachdem meine Kuchenberge verschwunden und die Kaffeekessel geleert waren, zwischen den Kindern umhergegangen und habe versucht, Bekanntschaft zu machen. Das war nicht leicht, und ich wüßte nicht, was ich ohne Raimund hätte anfangen sollen. Er hat eine Art, mit diesen Kindern umzugehen, eine Geschicklichkeit, ihren Ton zu treffen, eine Frische und Heiterkeit im Verkehr mit der kleinen Gesellschaft, daß es zum Staunen ist. Zu ihm haben sie alle Vertrauen, auch die schüchternen und wortkargen! Wir zogen nun zum Spielen auf die große Waldwiese, die unmittelbar an den Park stößt, hinaus und veranstalteten hier allerlei Belustigungen: Wettrennen, Sacklaufen, Topfschlagen, da mußte er überall helfen. Einige von den Müttern hatten sich eingefunden und sahen aus einer kleinen Entfernung zu, indem sie sich gegenseitig auf ihre Sprößlinge aufmerksam machten. Ich ging zu ihnen heran und bat sie freundlich, näher zu kommen; sie weigerten sich anfangs bescheiden, als ich aber betonte, sie könnten mir wirklich helfen, mischten sie sich unter die Kinder.

Später erschienen ein paar Musikanten, es wurde auf der Waldwiese getanzt, wobei mehr der gute Wille als die Geschicklichkeit zu bewundern war — dann neue Kuchengebirge, Butterbröte, Milch, Limonade, Honigkuchen zum Mitnehmen, und schließlich paarweises Abmarschieren der Gesellschaft unter Vorantritt der Musikanten. Ich versichere Dich, wir waren alle schachmatt, als das kleine Volk verschwunden war, aber die Genugthuung hatte ich wenigstens: gelungen war alles, und die Kinder sind froh und befriedigt mit ihren Schätzen heimgegangen.

Sieh, das war mein Anfang, mein erster Versuch, für die neue Welt, in die ich eingezogen bin, zu wirken, und ich denke immer, es ist kein schlechter Einfall von mir gewesen, daß ich just mit den Kindern begann. Dadurch habe ich mir viele Mütter gewonnen, und das ist für mich von großem Wert. — — —

Zwei Tage später. Ich habe den Brief liegen lassen müssen, weil ich inzwischen den ersten Schritt zur Ausführung des Planes, von dem ich Dir schrieb, gethan habe.

Vetter Hagedorn hatte sich von seinem Chef — das bin also ich! — einen dreitägigen Urlaub erbeten, um zum Musikfeste nach Stettin zu fahren, und ich hatte ihm denselben huldvollst bewilligt. Mit seinem ‚direkten Chef‘, dem Direktor von der Oelmühle, hatte ich zuvor gesprochen, und dieser joviale ältere Herr legte dem Vorhaben seines neuen Buchhalters keine Schwierigkeiten in den Weg.

Mir war Raimunds Abwesenheit sehr willkommen. Ich wollte sie benutzen, seinen Vater kennenzulernen. Ich hatte mir das lange schon gewünscht und auch mit ihm darüber gesprochen. Aber er wollte es offenbar nicht haben. Nun, ich hatte mir die Idee in den Kopf gesetzt, es sollte dazu kommen, und kaum war vorgestern der Zug, der den Vetter nach Stettin bringen sollte, abgedampft, als ich nach Greifswald fuhr.

Einen ganz festen Plan hatte ich dabei noch gar nicht. Jedenfalls aber hoffte ich, auf diesem Wege meinem Ziel näher zu kommen.

Digitized by Google

Ich fuhr ganz wohlgemut mit meinem Einspänner in den bildschönen Frühlingstag hinein und legte mir gar nichts von dem zurecht, was ich etwa zu dem alten Herrn sagen wollte. Das mußte alles der Augenblick mit sich bringen!

Wie der Wagen endlich in Greifswald vor einem graugestrichenen, etwas engbrüstigen Hause hält, wird mir doch etwas beklommen zu Mute — was soll ich denn eigentlich sagen? Nur: ‚Hier bin ich und will Sie kennenlernen?‘

Eine freundliche, sehr gesprächige Frau in einer großen gestreiften Wirtschaftsschürze nimmt mich in dem kühlen, dämmerigen Hausflur in Empfang, und ich frage nach Herrn Hagedorn. Der sei vor knapp zehn Minuten ausgegangen, aber er müsse bald wiederkommen, und ob ich nicht unterdessen hinaufspazieren wolle?

Ich bin dann wirklich ‚hinaufspaziert‘, und die Gute schickte sich an, mich zu begleiten, wurde aber von ihrem Dienstmädchen abgerufen und mußte mich allein lassen, sehr zu ihrem Kummer, und sehr zu meiner Erleichterung!

Oben sah ich mich neugierig um. Zwei saubere helle Stübchen, die Dielen blank gescheuert, und die Lenzessonne schien durch schneeweiße Gardinen. In der Ecke des etwas größeren Vorderzimmers ein großer Bücherschrank, die Fächer alle von oben bis unten bestellt. Auf dem hohen Aufsatz des altmodischen, aber hübschen Schreibtisches, der beim rechten Fenster steht, ein paar aufgestellte Bilder in Rahmen, kleinere und größere, an der Wand dahinter wieder Bilder. Ich sehe genauer zu — ein entzückender Lockenkopf, ganz klein, auf dem Schoß einer schönen, vornehmen Frau — Raimund und seine Mutter! Hier wieder Raimund, um einige Jahre älter, im Sammethabit und Spitzenkragen, Raimund als halbwüchsiger Junge, Raimund als Student und so fort. Und da an der Wand zwischen vier, fünf andern Bildern, die mir fremd sind, sehe ich ein Gesicht, ein wohlbekanntes, ein schönes, geliebtes — meine Mutter, und sie blickt mich an, als wolle sie zu mir reden. Ach, Maria, wie mich das ergriff!

Wie dann mein Blick endlich die Bilder losläßt und über die Platte des Schreibtisches hinfliegt, bleibt er zufällig — nein, nein, Liebe, es war mehr als ein Zufall, ganz gewiß! — an einem offenen Brief haften, der zwischen Büchern und Papieren da liegt, wie eben aus der Hand geworfen; die Aufschrift lautet: Herrn Eberhard Hagedorn, Hochwohlgeboren, Greifswald, und der Poststempel ist Wien.

Wien! Es geht wie ein elektrischer Schlag durch mein Empfinden! Ich sage mir gleich darauf, das könne ein ganz gleichgültiges Schreiben sein, der alte Herr stehe sicher noch mit einigen Leuten dort in Verbindung; aber immer wieder packt es mich: und wenn es der einstige Geschäftsfreund wäre, der das Hagedornsche Vermögen verbracht hat? Ich drehe vorsichtig den Brief herum: Absender Leopold Steglhuber, Wien, Johannesgasse. Nun war ich so klug wie zuvor, der Name bewies mir gar nichts, Raimund hatte mir nicht gesagt, wie jener Geschäftsfreund hieß.

Du hast es des öfteren eine unehrenhafte Handlungsweise genannt, fremde Briefe zu lesen, Maria, und ich habe Dir beigestimmt! Ich hörte Deine Stimme auf einmal ganz deutlich: ‚Thu' das nicht, Aliz, das ist nicht ehrenhaft! Geh' den geraden Weg!‘ Aber ob mich der gerade Weg in diesem Fall zu meinem Ziel gebracht hätte — nein, nein, ich will auch nicht den jesuitischen Grundsatz aussprechen, daß der Zweck die Mittel heilige . . . ich that Unrecht, ich empfand es als solches, und die Hände zitterten mir vor Aufregung, aber gethan hab' ich es! Verzeih' mir und laß mich sehen, ob ich den Inhalt des Briefes aus dem Gedächtnis wiederherstellen kann!

‚Es wird Sie wundern,‘ so etwa begann das Schreiben, ‚einen Brief nach so langer Zeit von mir zu empfangen, und mein Name wird Ihnen keine angenehmen Erinnerungen erwecken. Sie waren damals, nachdem das große Unglück mit dem Verlust Ihres Geldes Sie betroffen, so gütig, mir zu schreiben, Sie trügen mir's nicht nach, Sie wüßten, daß ich schwer gekämpft hätte, um den rollenden Stein aufzuhalten, daß ich jetzt selber aufs ärgste unter den eingetretenen Ereignissen leiden müßte, und daß Sie mich, trotz allem, dennoch für einen ehrlichen Mann hielten!

Herr Hagedorn, das kann und das werde ich Ihnen nie vergessen! Die hellen Thränen sind mir aus den Augen gestürzt, daß so der Mann schreiben konnte, den ich, wenn auch ohne Absicht, schwer, schwer geschädigt hatte! Und ich gelobte mir: kommst Du noch jemals in Deinem Leben wieder auf die Füße zu stehen, dem Mann gedenkst Du es!

‚Und nun werden Sie,‘ so fuhr der brave Mann in seinem Brief etwa fort, ‚sicher denken, ich hab' halt einen guten Treffer gemacht, bin wieder obenauf und werde Ihnen gegenüber mein Wort einlösen. Leider — so weit sind wir noch nicht!

Ich hab' hart gearbeitet, hoffentlich glauben Sie mir das, um wieder in die Höhe zu kommen, aber für einen, der ganz, ganz tief drunten sitzt, bis an Kopf und Hals belastet mit eigenen und fremden Verpflichtungen, ist das rasend schwer. Ich hab' mich in Comptoiren herumgedrückt, hab' Kommissionen übernommen, bin Agent gewesen, hab' ein dutzendmal gedacht: es geht nicht, jetzt machst du ein Ende! und zehn dutzendmal: es muß gehen und du kommst doch durch!

Nun hab' ich durch eine Kette von Umständen, die herzuzählen gar zu weitläufig sein würde, den Inhaber eines Geschäftshauses kennengelernt — ich lege Ihnen die Karte der Firma bei — der Name derselben hat in der Wiener Geschäftswelt, in unserer Branche, einen guten Klang. Der Inhaber hat mich lange in aller Stille beobachtet, Erkundigungen über mich eingezogen, mir dies und jenes übertragen, kleine Gewinnanteile zugewendet, endlich so viel Vertrauen zu mir gefaßt, daß er mich als Teilhaber in sein Geschäft hinein haben möchte. Für mich ein großer Glücksfall, so groß, daß ich kaum wagte, daran zu glauben! Aber eben, weil mein neuer Gönner solid ist, so ist er auch vorsichtig. Er verlangt Kaution von mir, fünftausend Gulden — erstaunlich wenig, wenn man die Verhältnisse kennt! — doch ich habe sie nicht, kann hier keine Christenseele darum bitten, da meine einstigen Freunde sich seit dem Unglück alle von mir zurückgezogen haben und die Leute, mit denen ich jetzt verkehre, mir teils nicht nahe genug stehen, um sie um ein Darlehen anzugehen, teils arme Teufel gleich mir sind.

Sie werden sagen, das sei eine schöne Taktik, erst einem Ehrenmann das Geld verbringen und dann, nach Jahren, noch um neues bitten. Aber Sie müssen — mein Gott, Sie müssen verstehen, wie dies von mir gemeint ist! Vor mir liegt eine Chance, eine, kann ich sagen, goldsichere Chance, wieder emporzukommen, und ich bin noch in guten Jahren und kann viel leisten . . . . Sie sind, das schwöre ich Ihnen, der erste, der teilhaben soll an meinem Gewinn. Sie wissen auch, solange ich es konnte, hab' ich Ihnen Zinsen und Tantieme redlich und pünktlich gezahlt — und ich weiß, Sie glauben mir, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe: ich thu' es wieder, ich trag' Ihnen alle jetzigen und früheren Zinsen samt Kapital ehrlich wieder ab!

Wollen — — und können Sie mir helfen? Ich weiß nichts Näheres über Ihre Verhältnisse, weiß nicht, ob Sie sonst noch über Ressourcen verfügen, und seit Sie aus Wien verschwunden sind, hat mir niemand Auskunft über Sie zu erteilen vermocht. Ich sollte aber meinen, daß Sie, nach allem, was man über Ihre und Ihres Herrn Sohnes Lebensweise hier hörte, noch andere Hilfsquellen haben, die Ihnen zu Gebote stehen und Sie instand setzen, meine Bitte, meine inständige und dringliche Bitte zu erfüllen!

Nicht wahr, Sie mißtrauen mir nicht? Sie haben auch die richtige Beurteilung meiner Situation und der Wichtigkeit, die meine Bitte für uns beide hat? Ich kann es dreist wiederholen: für uns beide!! —

Wie ich Sie kenne und schätze, weiß ich, Sie werden mich nicht lange in peinvoller Ungewißheit lassen, sondern mir baldigst antworten und, falls es irgend in Ihrer Macht steht, einen günstigen Bescheid senden.‘

So etwa schloß der Brief, der mir für seinen Absender ein gewisses Vertrauen abgewann.

Wieder, Maria, haben mir die Hände gezittert, als ich das Schreiben an seine alte Stelle zurücklegte, aber diesmal war's ein Zittern vor Freude.

Ich sah einen Ausweg für Raimund, sah ihn deutlich genug vor mir! Schon die Adresse dieses Mannes, seinen Namen erfahren zu haben, war mir von unendlichem Wert — wie hätte ich wohl ohne diesen Brief dazu gelangen sollen? Am liebsten hätt' ich mich hier zur Stelle an Vater Hagedorns Schreibtisch gesetzt und Herrn Leopold Steglhubers Brief beantwortet. Das Läuten der Hausglocke unten brachte mich auf andere Gedanken. Ich hörte Stimmen im Flur — die Wirtin sagte dem Heim-

Digitized by Google

kehrenden wohl Bescheid, wer in seiner Behausung auf ihn warte! Die Treppenstufen ächzten unter einem bedächtigen, etwas schweren Tritt, dann öffnete sich die Thür, und in ihrem Rahmen stand ein mittelgroßer alter Herr mit leuchtend weißem Silberhaar und intensiv blauen Augen — ohne jede Aehnlichkeit mit seinem Sohn, aber mit einem so lieben, guten Gesicht, so treuherzig gewinnenden Ausdruck, daß ich in der ersten Minute Zutrauen zu ihm faßte.

Ich stellte mich vor, schalt ein wenig auf seinen Sohn, der unsere Bekanntschaft nicht hatte vermitteln wollen, und mein alter Herr schalt mit und begriff den ‚Jungen‘ gar nicht, ihm etwas so ‚Seltenes und Schönes‘ — wörtlich! — vorenthalten zu haben. Nun kam die Rede auf seine verstorbene Gattin und meine Mutter, und er fand, ich sähe beiden sehr ähnlich, holte die Bilder herbei und verglich sie aufmerksam mit mir. Und dann sprachen wir von Raimund und seiner herrlichen musikalischen Begabung — da legte es sich wie ein Flor über die guten blauen Augen, die Stimme wurde dem alten Herrn rauh und unsicher, und wie ich teilnehmend fragte, ob gar keine Aussicht auf seine weitere Ausbildung sei, schüttelte er den Kopf und sagte seufzend: ‚Keine — gar keine! Der Mensch muß leben, Baroneß, der junge, auch der alte!‘ Dazu ein unwillkürlicher halber Seitenblick nach dem Brief auf dem Schreibtisch.

Hätte der alte Herr mich beobachtet, er hätte es wohl gewahren müssen, daß ich verlegen aussah, aber dergleichen fiel ihm zum Glück nicht ein, er hing ein Weilchen seinen trüben Gedanken nach, dann raffte er sich auf und bat mich um Verzeihung, daß er sich nicht besser habe beherrschen können: der Gedanke an seines einzigen Sohnes verfehlten Beruf und an seine Zukunft überkomme ihn jedesmal wieder wie ein neues Unglück. Wäre ich schon vertrauter mit ihm gewesen, so hätte ich jetzt das Gespräch auf seine pekuniären Verhältnisse bringen können, und ich glaube, er wäre dann ganz von selbst auf den Brief zu sprechen gekommen. Aber nein, es war besser so; ich hätte ihn doch nicht ins Vertrauen ziehen können; seine Kinderseele würde ein Geheimnis vor seinem Sohn nicht lange zu hüten vermögen.

Ich habe ihn gebeten, nach Raimunds Rückkehr bald einmal mit diesem nach Josephsthal, wo es jetzt so hübsch sei, herauszukommen, und er hat freudig zugesagt. Sein Blick ging immer wieder an mir hinauf und hinab, mit einer ganz unverhohlenen Bewunderung, aber es war auch Wehmut dabei: er fand wohl immer mehr Aehnlichkeit zwischen seiner verstorbenen Gattin und mir, und das rührte und ergriff ihn. Von meiner Mutter sprach er mit großer Verehrung: sie sei eine seltene Frau gewesen, und das Freundschaftsband, das sie mit seiner Helene verknüpft habe, ein ungewöhnlich inniges und festes. Wie seltsam es sei, daß er und sein Sohn jetzt, nach so langen Jahren, das kleine Püppchen, zu dessen Taufe sie damals von Wien herübergekommen seien, als erwachsene Dame wiedergefunden hätten und in naher Verbindung mit ihr stünden. Seltsam ... jawohl!! —

Wir trennten uns wie zwei alte Freunde. Dann aber fuhr ich in meinem leichten Wagen nach Haus. So schnell die Fahrt ging, mir war sie kaum rasch genug; ich konnte die Zeit nicht erwarten, am Schreibtisch zu sitzen und mit Herrn Leopold Steglhuber zu reden, eingehend und verständig, wie die Gelegenheit es erforderte. Das habe ich wirklich gethan. Ich sagte dem Mann, ich hätte durch einen Zufall Kenntnis von seinem Schreiben an Herrn Hagedorn Senior gewonnen, und ich bäte ihn, unter Wahrung strengster, ehrenwörtlicher Diskretion, die gewünschte Kaution von mir anzunehmen, da ich Zutrauen zu ihm hätte, vor allem aber wünschte, daß es ihm bald gelingen möge, seinen Verpflichtungen diesem Gläubiger gegenüber gerecht zu werden. Ich erklärte offen, die Verhältnisse der beiden Hagedorns, des Vaters wie des Sohnes, seien derart, daß sie lediglich auf den Verdienst des letzteren angewiesen seien, sozusagen von der Hand in den Mund lebten und nicht einen Kreuzer des Geldes, das er, Herr Steglhuber, ihnen zurückzuerstatten habe, entbehren könnten. Ich bat um postwendende Antwort, ich beschwor den Mann, gegen jedermann, namentlich gegen die beiden Hauptbeteiligten, über diese Angelegenheit zu schweigen, und ich glaube, mein Brief ist so gut ausgefallen, wie mir dergleichen selten gelingt. In vier Tagen spätestens kann die Antwort aus Wien da sein.

Und nun, Liebste, leb' wohl! Es ist Abend geworden, wie ich diesen Brief schließe — ein wonniger, warmer, sonnenübergossener Abend! Der Mai ist zu Ende, aber die Blüten sind noch da und die Düfte und all die süßen Vogelstimmen! Ich schließe Dich an mein Herz, ich küsse Dich und die Kinder und grüße Deinen Mann aufs herzlichste! In treuer Liebe allezeit

Deine Alix."

15.

Frau Major Sperber saß mit ihrer Häkelarbeit und einem guten Buch in einer hübschen halbrunden Fliederlaube des Josephsthaler Parkes. Ihr Gesicht, welches in der Großstadtluft schmal und blaß geworden war, hatte sich schon ganz ersichtlich gerundet und frischere Farben bekommen. Sie machte sich, seitdem sie anfing alt zu werden, nichts mehr aus der Existenz in der Metropole, sie liebte das Landleben, gute Luft und Ruhe; das konnte sie hier alles aus erster Hand haben. Die eigentliche „Kolonie“ lag ein tüchtiges Stück vom Schloß entfernt, der ganze, weit ausgedehnte Park schob sich dazwischen, man hörte keinen Ton arbeitender Maschinen, sah keine Rauchwolken den Himmel verfinstern und roch keinen Dampf, wenn man nicht direkt nach den „Werken“ hinüberging. Diese interessierten aber die Majorin, die trotz ihrer Jahre nicht aufgehört hatte, strebsamen Geistes zu sein, lebhaft — besonders wenn Ingenieur Harnack die Damen begleitete. Er gefiel der Majorin, und da er dies merkte, so wollte er auch seinen Nutzen davon haben und hatte vor kurzem, als er Frau von Sperber allein traf, ihr, zwar in verblümter Rede, aber doch deutlich genug zu verstehen gegeben, wie es um ihn stand, und daß er der glücklichste Mensch unter der Sonne sein würde, wenn es ihm gelingen möchte, sich Alix' Gunst zu erringen!

Die Majorin fühlte sich durch das Vertrauen des ihr sympathischen und anderen gegenüber so verschlossenen Mannes sehr geschmeichelt. Anfangs reserviert, war sie bald ganz Feuer und Flamme. Was sie thun könne, ihm die Wege zu ebnen, solle gewiß geschehen, mein Gott, Alix könne ja doch eigentlich nichts gegen ihn haben — ein so gut aussehender, gescheiter und tüchtiger Mann, die eigentliche Seele des ganzen Geschäftsbetriebs! Kurz, die Dame hatte das in diesem Punkt sehr schwache Selbstvertrauen des Ingenieurs bedeutend gehoben.

Wie sie aber jetzt so in der Fliederlaube saß und wieder über die Sache nachdachte, stiegen ihr doch einige Bedenken auf. Alix war liebenswürdig und freundlich zu ihr, vertraulich hatte sie sich aber bisher noch nicht gezeigt, und die Majorin war zu klug und erfahren, um sich dies Vertrauen erzwingen zu wollen. Allerdings hatte sie bei dem jungen Mädchen Anzeichen wahrgenommen, die sich recht wohl als aufkeimende Liebe deuten ließen; aber nichts berechtigte sie zu der Annahme, daß es der Oberingenieur war, dem dieses Gefühl galt. Doch wem sonst? Die Nachbarschaft hatte nach und nach Besuch gemacht, die Gräfin Versing mit ihren beiden Söhnen war schon mehrfach dagewesen, ein paar junge unverheiratete Gutsbesitzer, stattliche Männer, die sich erst kürzlich in der Gegend angekauft, hatten sich gewaltig für die „schöne Müllerin“ ins Zeug geworfen; Vetter Cecil war auch noch da und hatte entschieden etwas auf dem Herzen; der junge Hagedorn .... nun, der war ja eigentlich nichts und hatte nichts, aber seine Persönlichkeit stach die andern, streng genommen, alle aus, auch spielte er wunderschön Klavier.

Die Majorin mußte lächeln. Nun war sie selbst so alt geworden, daß ihre eigenen Herzensangelegenheiten ihr keine unruhige Stunde mehr bereiteten, da nahm sie sich diejenigen anderer Leute zu Gemüt — so sind die Frauen! Und noch dazu war sie gar nicht auf sich selbst bedacht, wenn sie für Alix Pläne schmiedete und sie für die Ehe gewinnen wollte .... sobald die schöne Mühlenprinzessin heiratete, war es mit der angenehmen Stellung ihrer Hausdame zu Ende, und diese konnte wieder in das nervenaufreibende Getriebe der Großstadt zurückkehren. — — Vorläufig aber saß sie wohlgeborgen in Josephsthal — wozu sich vorzeitig Sorgen machen?

Unterdessen schritt Alix die Lindenallee herab. Ihr Schritt war rasch, trotz der Hitze, die um diese Stunde noch nichts von ihrer Intensität eingebüßt hatte, und die Bewegung, mit der sie während des Gehens die Uhr aus dem Gürtel zog

Digitized by Google

und darauf niederblickte, verriet offenbare Ungeduld und Hast. Es sah sie niemand, wie sie, in ihrem weißen, gestickten Kleide, unbedeckten Hauptes, nur einen großen weißseidenen Sonnenschirm über sich haltend, ohne Handschuhe, leichten Fußes daherkam, und nur die Streiflichter, welche die Sonne durch das dichte Blätterdach der stolzen Lindenwipfel sandte, huschten und tanzten um sie her. Schwache Klänge zitterten durch die warme, stille Luft herüber — es schlug sieben Uhr, und gleich darauf setzte, bald aus der Ferne, bald in der Nähe, helleres oder tieferes, hastigeres oder langsameres Glockenläuten ein — die Josephsthaler Werke machten Feierabend. Tiefatmend stand Alix still. Kam nicht dort, am Ende der Allee, ein kleiner dunkler Punkt auf sie zu? Sie erkannte den Briefboten, nickte vor sich hin und begann nun, langsam, wie ziellos und zufällig, weiterzuschlendern — man sollte ihr die Hast und Ungeduld nicht anmerken!

Der Briefbote war inzwischen nahe herangekommen, hatte die weißgekleidete Dame bemerkt und ehrerbietig zwei Finger an den Rand seiner Mütze gelegt. Alix nickte leichthin.

„Etwas für mich da, Weßler?"

„Ich glaube ja, gnädigste Baroneß! Wollen gleich mal nachsehen!" Er schob die Klappe von seiner Ledertasche zurück und ließ die Briefe durch seine Finger laufen.

„Frau Major von Sperber — noch einmal — Mister Cecil Whitemore — Fräulein Klaas, Hausmeisterin auf Schloß Josephsthal — Baroneß Hofmann ‚eigenhändig' aus Wien!"

„Schön, Weßler! Sie können mir den gleich hergeben. Die übrigen tragen Sie nur nach dem Schloß. Und hier, Weßler, bitte!"

„O, aber — gnädigste Baroneß! Vielen Dank!"

Alix setzte gemessenen Schrittes ihren Weg fort. Als sie ein Stück gegangen war, sah sie nach dem Boten zurück. Er war fort; die Allee machte dort eine leichte Wendung, und der Mann war ihren Blicken entzogen. Mit bebenden Fingern riß das junge Mädchen den Briefumschlag herunter — ihre Augen überflogen die Zeilen — ein sonniges Lächeln verklärte ihre Züge — gottlob, es ging nach Wunsch. — —

Eine halbe Stunde später gesellte sich Alix zu Frau v. Sperber im Garten. Sie war gesprächig und liebenswürdig.

Und noch strahlender wurde ihr Gesicht, als James, der Diener, an seine junge Herrin mit der Meldung herantrat, Herr Hagedorn sei von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt und bitte um die Gunst, von Baroneß empfangen zu werden.

„Ich ließe bitten, James — ich ließe hierher bitten. Der Abend ist so wundervoll" — damit wandte Alix sich an die Majorin — „es käme mir förmlich wie Sünde vor, jetzt im Zimmer zu sitzen. James, besorgen Sie eine Flasche Rüdesheimer!"

Die junge Herrin wies auf eine kleine Gruppe zierlicher Bambusmöbel, die unter einer gewaltigen Platane stand.

Ein wundervoller Abend in der That! Die Sonne schickte sich an, hinabzusinken. In strahlender Glorie von Gold und Purpur brannte der westliche Himmel. In Feuerfluten gebadet standen die Baumwipfel. Dort, wo die Bäume ein wenig auseinander traten, loderte es wie helle Feuersbrunst, der Kiesweg begann zu glitzern wie von tausend funkelnden Brillanten bestreut, ein großer blühender Magnolienstrauch, der neben der Platane stand, glühte auf wie in Rubinlicht gebadet. Jetzt traf eine der roten Flammen das weiße Kleid des jungen Mädchens, das bei dem Strauch stehengeblieben war, traf das rotbraune Tizianhaar und setzte so wunderbar getönte Lichter darauf, daß dieser Anblick eines Porträtmalers Entzücken und Verzweiflung gebildet hätte — denn wie sollte er wohl dies seltene Schauspiel wiedergeben?

Nun, Raimund Hagedorn war kein Maler, aber er war künstlerisch veranlagt, er hatte schönheitsdurstige Augen, eine empfängliche Seele, und was bei dem Bilde, das er hier vor sich sah, durch diese Seele ging, das war so heiß, so übermächtig, daß er die Augen niederschlug, als blende ihn so viel Strahlenpracht, und daß er die Hand, die sich ihm entgegenstreckte, wortlos an die Lippen zog.

Sie ist wirklich außerordentlich freundlich gegen ihn, sagte sich die erfahrene Majorin Sperber, schon allein dies Lächeln, mit dem sie ihn ansieht! Ich habe, solange ich Alix nun kenne, immer gedacht, sie sei zu stolz, um zu kokettieren, heute möchte ich fast in Versuchung kommen, mein Wort zurückzunehmen.

„Willkommen in Josephsthal!" sagte Alix derweilen, und eine leise Befangenheit ließ ihre Stimme ein wenig unsicher klingen. „Hat Ihnen die Stettiner Reise wohlgethan?"

„Nein!" sagte Raimund beinahe schroff, und seine Augen irrten wie hilflos seitwärts ab, als wollten sie das berückende Bild lieber gar nicht mehr sehen. „Es thut mir leid, das sagen zu müssen, es sieht auch undankbar aus, da Baroneß mir diesen Urlaub selbst so bereitwillig gestattet haben — aber Sie wollten doch wohl die Wahrheit hören?"

„Ganz sicher!" entgegnete Alix befangen — sein Ton und sein Gesichtsausdruck hatten beide etwas so Gequältes, daß es sie ängstigte. „Ich bedaure nur, daß Sie Ihren Zweck nicht erreichten. Wollen Sie sich nicht setzen? Hier, neben Frau von Sperber — ich glaube, Sie haben dieselbe noch gar nicht bemerkt?"

„Verzeihung, meine gnädigste Frau!" Hagedorn verneigte sich tief. „Ich konnte Sie in der That nicht gewahr werden, ich wurde zu sehr geblendet!"

„Das wurdest du, armer Gesell, in des Worts verwegenster Bedeutung!" dachte die Majorin mitfühlend, während sie ein paar freundliche Worte sagte. Sie ließ sich in den zunächststehenden Bambusstuhl nieder und deutete für Hagedorn auf einen andern neben Alix. Er zögerte sichtlich.

„Meine Zeit ist mir sehr knapp zugemessen, Baroneß; ich bin hauptsächlich im Auftrag meines Vaters hier, der mich auf der Station erwartete, um mir eine Mitteilung von Wichtigkeit zu machen, und der mich bat, Ihnen nochmals seinen wärmsten Dank für Ihren liebenswürdigen Besuch auszusprechen, den er sich in nicht zu ferner Zeit erlauben werde, zu erwidern."

Das kam alles sehr formell heraus, ebenso wie auch die Anrede „Alexandra" wieder dem feierlichen „Baroneß" gewichen war. Es bedurfte einer neuen einladenden Bewegung des jungen Mädchens, ehe Raimund sich überhaupt setzte. Er sah unruhig und verstimmt aus, und über seinem ganzen Wesen lag etwas wie mühsam unterdrückte Opposition, die am liebsten laut hinausrufen mochte: Mutet mir nicht länger dieses Komödienspiel zu! Ich will nicht mehr, und ich kann auch nicht mehr!

Nahe genug daran war er, dies wirklich zu sagen. Zwang war seiner Natur aufs tiefste verhaßt, und wie hatte er sich jahrelang zwingen müssen, seinen Neigungen zu entsagen, einen ihm unsympathischen Beruf auszuüben! Jetzt noch die Erfahrungen der letzten Tage und dies Gefühl für Alix, das ihn wie auf die Folterbank spannte, ihm wie zum Hohn das Schönste und Verlockendste dicht, dicht vor die Augen hielt, um ihm die völlige Aussichtslosigkeit seiner ganzen Lebenslage nur noch einschneidender zum Bewußtsein zu bringen!

Ahnte — wußte Alix dies? Sagte sie sich, daß die ganze Stettiner Reise nichts als ein Vorwand gewesen war, eine Art Flucht vor ihr, vor sich selbst, vor seiner eigenen übermächtigen und hoffnungslosen Leidenschaft? Daß er gewähnt hatte, dasjenige, was bisher am stärksten in seinem Leben gewesen war, die Musik, würde ihm vielleicht helfen, für ein paar Tage wenigstens die Leidenschaft zurückzudämmen, die so ganz von ihm Besitz ergriffen hatte?

Es war dem jungen Mädchen beklommen zu Sinn, trotz des Frohgefühls, das sie vor kaum einer halben Stunde noch erfüllt hatte, trotz des Briefes, der in ihrer Tasche knitterte. Sie war so glücklich gewesen über ihren Plan; im Hochgefühl des reichen, des verwöhnten Mädchens hatte sie „Schicksal spielen", eines Menschen Lebensschiff mutig und geschickt über die Klippen hinweggleiten wollen . . . . jetzt kamen ihr Zweifel. War es auch recht gewesen? Würde auch alles glücken, und, wenn es glückte, würde Raimund auch nie den Zusammenhang erfahren? Und wenn er ihn dennoch erfuhr . . . konnte er sie nicht mißverstehen, konnte er ihre gute Absicht nicht verkennen, bei seinem empfindlichen Ehrgefühl sich gekränkt fühlen? Raimund Hagedorn war offenbar nicht der Mann, sich emporheben zu lassen; er wollte selbst etwas einzusetzen und zu bieten haben. Wie unbedeutend aber erschien ihm die Stellung, die er zur Not ausfüllte, die ihm und seinem Vater den Lebensunterhalt, dessen sie bedurften, gewährte, und die ihm von ihr besoldet wurde! Stachel genug für einen Mann, der trotz seines sorglosen Auftretens doch so viel Selbstachtung und Stolz besaß, um dies Dasein als eine Demütigung zu empfinden. Daß er es aber so empfand,

Digitized by Google

daß er dachte, wie er dachte, und ehrlich genug war, dies zu zeigen, eben das hob ihn in Alix' Augen!

Die Majorin von Sperber sah deutlich genug den Zwang, der auf den beiden lag. Daß Alix die Bekanntschaft Hagedorns des Aelteren gemacht hatte, war ihr neu, und sie wunderte sich im stillen, warum das junge Mädchen ihr diesen Umstand verschwiegen habe.

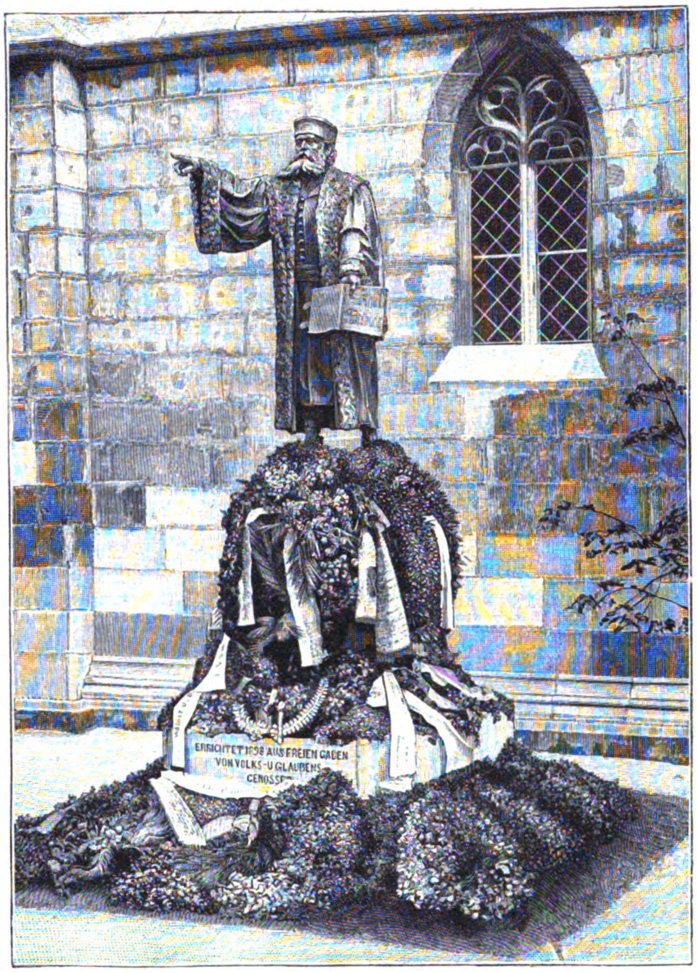
Als der Wein kam, goß sie die Römer voll und lud zum Trinken ein. Der Rüdesheimer hatte eine köstliche Blume, und die Sonnenfunken tanzten in den Glaskelchen, aber die Miene, mit welcher Raimund Hagedorn sein Glas erhob und „das Wohl der Baroneß" trank, blieb ernst, und Alix' Dank war nicht weniger förmlich.

„Sie sind uns noch eine Erklärung schuldig, Herr Hagedorn," begann die Majorin von neuem, da die beiden wieder in Schweigen verfielen, „weshalb das Stettiner Musikfest Ihren Erwartungen nicht entsprochen hat!"

„Habe ich das gesagt, gnädige Frau?" war Raimunds hastige Gegenfrage. „Ich meine, Baroneß hätte zu wissen gewünscht, ob mir die Stettiner Fahrt wohlgethan habe, da mußte ich, der Wahrheit gemäß, mit Nein antworten. Das Musikfest aber ist hieran ganz unschuldig, es fiel schön und gelungen aus, mir fehlte wohl diesmal die richtige Stimmung."

Die Majorin sah verlegen drein, es that ihr leid, dies Thema angeschlagen zu haben. Sie suchte nach einem anderen, um das peinliche Schweigen zu brechen. „Wie schade," sagte sie nach einer Pause unsicher, „ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen Ihres wunderschönen Spieles, damals auf unserem Fest. Haben Sie sich niemals als Komponist versucht?"

„Ein wenig. Ich habe als harmloser Dilettant einige Lieder komponiert, verschiedene Klavierstücke und sogar ein Streichquartett! Das Streichquartett hat einer meiner Wiener Bekannten ohne mein Wissen an Johannes Brahms gegeben, und ich besitze einen eigenhändigen, freundlichen und aufmunternden Brief von ihm, der mir sogar Erfolge verheißt, wenn mir ein paar Jahre ernsthaften Studiums vergönnt wären!"



Das Honterus-Denkmal in Kronstadt.

„Aber das ist ja prächtig, ist ja wundervoll!" Frau von Sperber hatte ihre Verlegenheit überwunden und war ganz bei der Sache. „Auf diese Anerkennung dürfen Sie mit Recht stolz sein! Das ist ja gewissermaßen schon eine sichere Gewähr für Ihre Zukunft! Alix, was sagen Sie dazu?"

„Ich teile Ihre Ansicht, liebe Frau von Sperber!"

In Alix wachten aufs neue Hoffnung und Freude auf; ach, ihr Plan mußte — mußte gelingen!

„Aber bitte, meine Damen, freundliche Ermunterung eines Anfängers, mehr nicht!" Raimund zog ein kleines Bündel Papiere aus seiner Brusttasche.

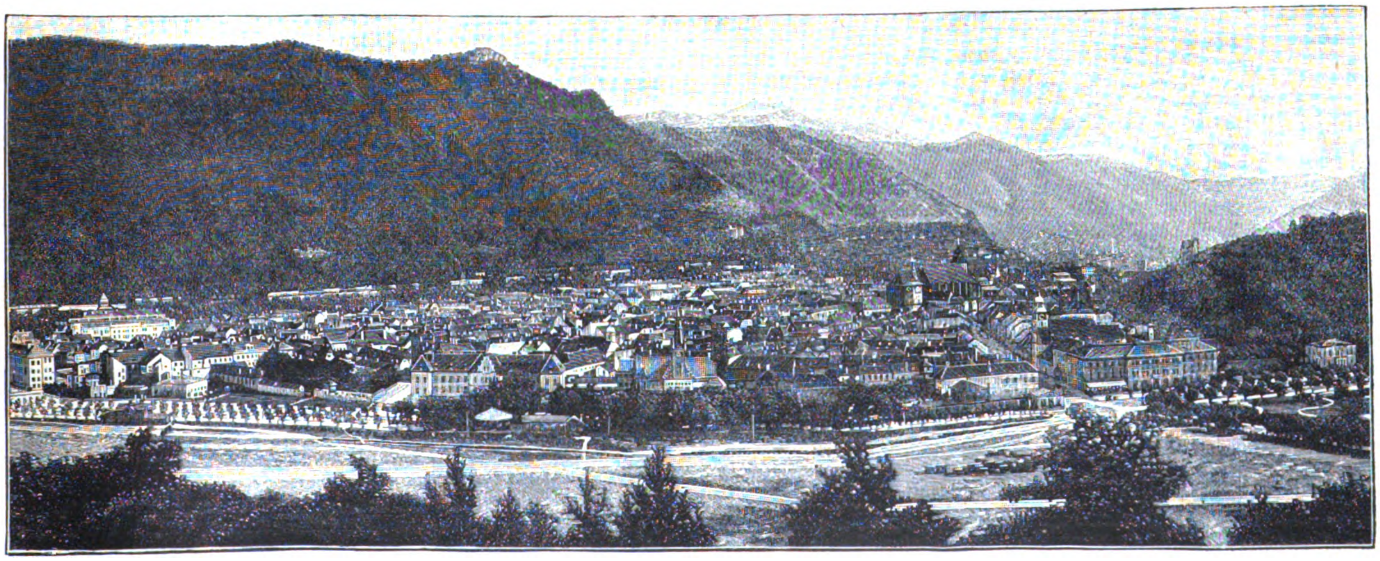
„Die Stettiner Programme .... Baroneß erinnern sich vielleicht, daß ich versprechen mußte, sie mitzubringen!"

Jawohl, das junge Mädchen erinnerte sich dessen, und wie sie sich jetzt zu ihm herüberneigte, um Einsicht in die Blätter zu gewinnen, streifte sie mit dem Arm die Magnolie; der Strauch kam ins Beben, einzelne überreife Blüten zerfielen und streuten ihre weißrosigen Blätter über das gesenkte Haupt, über Nacken und Schultern, der feine, fast unmerkliche Duft ihres Haares wehte zu Raimund hinüber und steigerte seine Erregung ins beinahe unerträgliche.

„Und nun mögen Baroneß mir gütigst gestatten, mich zu beurlauben. Wenn die Damen diese Blätter einstweilen hier behalten wollen —" Damit stand Raimund auf.

Die Majorin sah kopfschüttelnd zu ihm in die Höhe. Welch sonderbarer Mensch dieser Herr Hagedorn doch war!

In diesem Augenblicke erschien James, der in seiner lautlosen Manier um die Platane herumgekommen war, und in einiger Entfernung folgte ihm ein älterer Herr. Sich vor Alix


Kronstadt in Siebenbürgen.

Digitized by Google

verneigend, meldete der Diener leise: „Herr Justizrat Ueberweg bittet um die Ehre, Baroneß ——“

„Sehr willkommen!“

Raimund Hagedorn hatte bereits eine Bewegung gemacht, seinen Hut zu ergreifen, zögerte nun aber und sah dem Rechtsanwalt mit offenbarer Spannung entgegen.

„Guten Abend, meine Herrschaften! Erschrecken Sie nicht, liebe Alix! Es ist nichts Bedenkliches, was mich diesmal herführt, es handelt sich um ein juristisches Gutachten, dessen Ihr Vetter Whitemore und der Direktor des Walzwerkes bedürfen. Die Herrschaften mögen ruhig ihre Sitzung bei diesem Rüdesheimer, der übrigens ein hervorragendes Bouquet hat, wieder aufnehmen, ich bin kein Spielverderber! Wie geht es Ihnen, Herr Hagedorn? Habe noch oft an Ihr prächtiges Klavierspiel an jenem Abend denken müssen! Wär' ich ein Zauberer, ich versetzte Sie mit einem Schlag ans Dirigentenpult und auf den Klaviersessel —“

„Und dafür eine geeignetere Kraft auf meinen Comptoirstuhl, nicht so, Herr Justizrat?“ vollendete Raimund mit einem erzwungenen Lächeln.

„Das entzieht sich meiner Beurteilung,“ entgegnete Ueberweg gelassen und zog sich einen Stuhl herbei. „Danke, James! Das Wohl der Damen! Ein exquisiter Tropfen! Ja, ja, liebe Alix, Ihres Papas Weinkeller genießt nicht umsonst seinen Ruf. Ich hoffe sehr, Herr Hagedorn, daß ich Sie nicht vertreibe!“

Der junge Mann war noch immer unschlüssig stehen geblieben. „Im Gegenteil, Herr Doktor! Ich möchte gern die Gelegenheit benützen, Sie bei Ihrem Weggehen noch kurz zu konsultieren, falls Ihre Zeit es gestattet —“

Der Justizrat zog seine Uhr zu Rat.

„Ein Viertelstündchen darf ich schon an dieser einladenden Rüdesheimer Quelle verweilen,“ entgegnete er launig, „und wenn Sie uns bis dahin Gesellschaft leisten wollen, so kann es mir nur angenehm sein, wenn Sie mich dann begleiten. Daß es mir schwer werden wird, mich von hier so rasch loszureißen, bedarf wohl keiner Versicherung.“ Der Justizrat warf dabei einen sehr ausdrucksvollen Blick auf Alix.

„In diesem weißen Gewand und mit den Blumenblättern, die über Sie hingestreut sind — bitte, bitte, nicht fortnehmen, lassen Sie sie ja, wo sie sind! — bieten Sie einen Anblick, liebe junge Freundin, der zum Beispiel Ihren Verehrern, den beiden jungen Grafen Versing, Atem und Besinnung zugleich rauben würde. Ich war vorgestern dort, und wir haben eigentlich von nichts anderem als von Ihnen geredet!“

Alix hob den Kopf und hatte die Miene der „Diana von Versailles“.

„Wie außerordentlich schmeichelhaft für mich! Und beide Grafen sagen Sie? Sie werden doch nicht damit enden, die Tragödie der feindlichen Brüder aufzuführen!“

„Mir scheint,“ nahm die Majorin das Wort, „die jungen Herren bekommen außerordentlich oft Urlaub!“

„Das scheint mir auch!“ bestätigte der Justizrat trocken. „Sie müssen wohl zwingende Gründe dafür haben!“

„Waren Sie bei Versings zu Gast?“ fragte Frau von Sperber.

„O nein, meine gnädige Frau, ich hatte geschäftlich dort zu thun. Das bürgerliche Element“ — der Justizrat hob den Zeigefinger und zog die Brauen empor — „ist in diesem feudalen Hause nur dann zulässig, wenn es Jugend und Schönheit in die Wagschale zu werfen hat!“

„Sonst nichts?“ meinte Alix spöttisch. „Mir scheint, lieber Doktor, Sie hätten die Hauptsache vergessen!“

Raimund hatte schweigend sein Glas leer getrunken und auf Rede und Gegenrede gehört, während er dabei sichtlich seinen eigenen Gedanken nachging. Wie hochmütig sie aussehen konnte! Als armer Mann in untergeordneter Stellung auch nur den Blick zu einem solchen Mädchen zu erheben, ja, es war der helle Wahnsinn, und Raimund schwur sich's zu, diesem Wahnsinn keine Macht mehr über sich zu gestatten! Dazwischen folterte ihn die Frage, ob er recht gethan hatte, hier zu bleiben, dem Justizrat seine Begleitung anzutragen — ob es nicht besser gewesen wäre, unter irgend einem Vorwand seinen Rückzug anzutreten, der ja schon vorbereitet gewesen war.

Inzwischen war die Sonne in ein Flammenmeer hinabgetaucht — noch aber schwammen die kleinen Wölkchen in Rosenglut. Die Nachtigallen, die am Tage in der Tiefe des Parkes verweilten, lockten jetzt in unmittelbarer Nähe, und Amsel und Drossel antworteten ihnen. Die glühenden Lichter auf Alix' rotbraunem Haar waren erloschen, nur über das weiße Kleid zog sich hier und da ein blaßgoldener Reflex — der lichte, schöne Sommertag nahte seinem Ende. — Wieder zog der Rechtsanwalt seine Uhr.

„Höchste Zeit für mich!“ Er erhob sich sofort. „Gnädigste Frau, meine liebe Alix, ich habe die Ehre! Wie ist es, Herr Hagedorn, darf ich auf Ihre Gesellschaft rechnen?“

„Wenn Sie gestatten! Baroneß — ich empfehle mich!“

Ein Handkuß für beide Damen, so ceremoniell und flüchtig zugleich, daß kaum der Rand der Lippen die Hände streifte, eine tiefe Verbeugung hier wie dort, und der junge Mann schritt an der Seite des älteren der Gitterpforte zu. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Der Schöne Brunnen zu Nürnberg. (Zu dem Bilde S. 648 u. 649.)

„Im Markt zu Nürnberg steht ein Brunn;
Als weit als leuchten mag die Sunn,
Findt man desgleichen nit von Stein.“

Reimspruch des 15. Jahrhunderts.

Wenn man von dem Nürnberger Ponte Rialto, der Fleischbrücke, seine Schritte zur alten Kaiserburg lenkt, gelangt man zunächst zu dem jetzt ganz freigelegten Marktplatz von seltener Größe. In dessen nordwestlicher Ecke, hart an der Straße, steht eines der reizendsten Werke gotischer Profanbaukunst: der Schöne Brunnen, der Stolz der alten Reichsstadt, der von Meisterlin in seiner Nürnberger Chronik der „köstlich Prun“ und von Hartmann Schedel in der berühmten Weltchronik von 1493 ein „allerschönster Prunnen“ genannt wird. Aus achteckigem Bassin erhebt sich eine höchst zierliche gotische, reich mit Figuren geschmückte Turmpyramide von 20 m Höhe, die mit ihren Spitzbogen und Wimpergen, Pfeilern, Fialen, schlanken Säulchen, Krabben und Wasserspeiern von ganz besonders malerischer Wirkung ist. Im unteren Stockwerke stehen die Figuren der sieben Kurfürsten und die „neun Helden“: drei des heidnischen Altertums (Hektor, Alexander und Julius Cäsar), drei des Judentums (Josua, David und Judas Makkabäus) und drei des Christentums (Artus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon). Das zweite Stockwerk ist durch die Statuen von Moses und sieben Propheten geschmückt. Auf Pfeilern im Bassin saßen einst noch 16 Figuren der „heiligen Skribenten“, bei der Reindelschen Restauration wurden dieselben aber durch wasserspeiende Bestien ersetzt. Denn es muß eingestanden werden, daß von dem Brunnen, wie er in den Jahren 1385 bis 1396 zuerst unter Friedrich Pfinzings Aufsicht und von 1389 an durch Heinrich den Palier auf Kosten des Rats ausgeführt wurde, heute nur wenig mehr vorhanden ist. Der Schöne Brunnen, der einst vollständig bemalt und reich vergoldet war, so daß er bei der fränkischen Landbevölkerung noch heute vielfach der „goldene Brunnen“ genannt wird, hatte durch die rauhe Witterung vielfach zu leiden. Schon 1447 mußte er neu bemalt, 1464 ausgebessert, 1490 abermals bemalt werden ꝛc. Zu Beginn unseres Jahrhunderts aber war er eine vollständige Ruine. In den Jahren 1821 bis 1824 wurde er nun unter der Leitung des Kupferstechers Albert Reindel, Direktors der Nürnberger Malerakademie, vom Grund auf restauriert, oder vielmehr nach dem alten Originale beinahe neu aufgebaut. Der Staat Bayern und die Stadt Nürnberg teilten sich in die Kosten. Trotz vieler willkürlicher Veränderungen, welche Reindel vornahm, ist dieses Juwel gotischer Baukunst doch heute noch von harmonischer entzückender Wirkung. — In höchst anziehender Weise stellt der ausgezeichnete Nürnberger Architekturmaler Paul Ritter den Brunnen, wie er einst war, in unserem Bilde vors Auge. Der prächtige Hintergrund auf demselben ist erfreulicherweise im wesentlichen heute noch vorhanden, wenn man auch von der Bemalung des großen Giebelhauses mit dem auf dem Marktplatze abgehaltenen Gesellenstechen nichts mehr sieht. Die Staffage versetzt uns in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Heute wird der Schöne Brunnen wiederum einer gründlichen Erneuerung unterzogen. Die Stadt Nürnberg hat sich in unserem Jahrhundert so kräftig entwickelt, daß sie diese ohne staatliche Beihilfe vornehmen kann. Architekt Wallraf aber, dem die Restauration übertragen wurde, ist ein genauer Kenner des gotischen Stiles; er nimmt seine Aufgabe so ernst, daß manche der Verballhornungen Reindels beseitigt werden und das edle, altberühmte Werk bald in neuer Schönheit erstehen wird. H. B.

Digitized by Google

Das Honterus-Fest in Kronstadt. (Zu den Bildern S. 673.) Inmitten der Siebenbürgischen Karpathen breitet sich das Burzenland aus, eine fruchtbare Ebene, die im Laufe der Jahrhunderte durch deutschen Fleiß in einen blühenden Garten verwandelt wurde. Hier ragen die Türme des alten Kronstadt empor. In seinen Mauern herrscht ein reges Leben; Handel und Gewerbe erfreuen sich einer hohen Blüte und bewährte Bildungsanstalten sorgen für Verbreitung des Wissens.

In der Geschichte Siebenbürgens nahm die Stadt eine hervorragende Stellung ein; in ihr wirkten ausgezeichnete Männer und von ihr ging für die Siebenbürger Sachsen die Reformation aus. Ihr Verkünder war ein Kronstädter, Johannes Honterus. Im Jahre 1498 hatte er als Sohn eines einfachen Bürgers das Licht der Welt erblickt. Mit siebzehn Jahren zog er in die Fremde hinaus, um in Wien, Krakau und Basel zu studieren, und im Jahre 1533 kehrte er als Magister der freien Künste in seine Vaterstadt zurück, um in ihr die segensreichste Thätigkeit zu entfalten. Er war Lehrer an der Kronstädter Schule, die er zur hohen Blüte brachte und die heute ihm zu Ehren den Namen „Honterus-Gymnasium“ trägt; er gründete in Kronstadt die erste Buchdruckerei und verkündete in begeisternden Predigten die Lehre Luthers. Am 23. Januar 1549 starb Honterus als Stadtpfarrer zu Kronstadt, nachdem es ihm gelungen war, durch sein „Reformationsbüchlein“ und seine „Kirchenordnung“ den evangelischen Gemeinden in Siebenbürgen eine feste Organisation zu verleihen. Er hat den Siebenbürger Sachsen die geistigen Waffen geliefert, mit welchen sie im Laufe der Zeiten ihre Freiheit und ihre Nationalität verteidigen konnten.

Vier Jahrhunderte sind nunmehr seit der Geburt des großen Reformators verflossen, und das Volk der Siebenbürger Sachsen hat sein Andenken in würdiger Weise gefeiert. In Kronstadt wurde am 21. August ein Honterus-Denkmal enthüllt. Das eherne Standbild ist ein Werk des Berliner Bildhauers Harro Magnussen. Auf einem Granitsockel steht die kraftvolle Gestalt. Angethan mit dem Magistermantel, hebt Honterus die Rechte hoch und hält in der Linken ein aufgeschlagenes Buch, das die Inschrift „Reformationsbüchlein“ trägt. Unsere Abbildung, die ebenso wie die Ansicht der Stadt nach einer photographischen Aufnahme von L. Adler in Kronstadt ausgeführt ist, zeigt uns das Denkmal unmittelbar nach der Enthüllung.

Einen ganz besonderen Glanz verlieh dem Feste der Aufzug sächsischer Frauen und Mädchen im Nationalkleide, welche das Denkmal bekränzten. Das farbenreiche Bild all der lieblichen Gestalten aus Stadt und Land, die kleidsamen Trachten, der kostbare, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Schmuck gemahnten an die Zeiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wo noch sächsische Kaufherren zur Leipziger Messe zogen und die Deutschen in Siebenbürgen Schutz und Schirm des Reiches, ja des ganzen christlichen Ostens waren.

Zu derselben Zeit, da die Enthüllung des Denkmals stattfand, hielten die sächsischen Vereine und Verbände in Kronstadt ihre Jahresversammlung ab. Landwirte aus nah und fern waren erschienen, Turner-, Schützen- und Sängerfeste wurden veranstaltet. Das große Fest der Siebenbürger Sachsen fand auch in der alten Heimat, im Deutschen Reiche, einen lebhaften Wiederhall; deutsche Universitäten und Vereine sandten nach Kronstadt ihre Grüße und hervorragende Gelehrte, unter ihnen auch Rudolf Virchow, nahmen als Gäste an der Enthüllungsfeier teil.

Man hat auch dafür gesorgt, daß Johannes Honterus in weitesten Volkskreisen bekannt wurde. Aus Anlaß der vierhundertjährigen Gedenkfeier ist in H. Zeidners Sächsischer Volks- und Jugendbibliothek ein Büchlein „Johannes Honterus“ von Wilhelm Morres erschienen, in welchem der Lebenslauf und die Verdienste des Reformators volkstümlich und anziehend dargestellt sind.

„Veteranen der Paulskirche.“ In dem Aufsatz, welchen die „Gartenlaube“ in Halbheft 10 des laufenden Jahrgangs der historischen Bedeutung des ersten Deutschen Parlaments gewidmet hat, konnten fünfzehn Veteranen desselben aufgezählt werden, denen es vergönnt war, das Jubiläum des Eröffnungstags noch zu erleben. Die Feier, welche zum Gedächtnis des letzteren am 18. Mai in der Frankfurter Paulskirche abgehalten wurde, ist dann zum Anlaß geworden, daß wir nachträglich noch von drei weiteren am Leben befindlichen Veteranen Kenntnis erhielten, die als hochbetagte Jubilare den festlichen Tag hatten begrüßen dürfen. Es sind dies die Oesterreicher Heinrich Reitter und Guido Conrad Mosing in Wien sowie Carl Adolf Cornelius in München, der Abgeordnete von preußisch Braunsberg, von Geburt ein Bayer.

Von ihnen ist Heinrich Reitter in den Kämpfen, die in der Paulskirche um die deutsche Einheit geführt wurden, am meisten hervorgetreten. Am 10. November 1816 kam er in Prag zur Welt, wo er auch studierte. Vier Jahre hindurch hatte er als Kriegsbaubeamter auf österreichischen Festungen gedient, als ihn Familienverhältnisse veranlaßten, sich dem Handelsstande zu widmen. Beim Ausbruch der Märzbewegung in Böhmen war er an der Errichtung einer Prager Filiale der Oesterreichischen Nationalbank beteiligt. Reitter gehörte zu denen, welche damals in Prag den Deutschen Nationalverein ins Leben riefen. Zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament wurde er in Böhmisch-Leipa gewählt. In der Paulskirche zählte er zur gemäßigten Linken; im Klub der „Westendhall“, an dessen Spitze Heinrich Simon stand, schloß er sich besonders eng an die Schwaben, wie Friedrich Vischer; oft hatte er sich der Nachbarschaft Uhlands, der hier gern als Gast erschien, zu erfreuen. Bei der Abstimmung über den 2. Artikel der Reichsverfassung, welcher für den neuzugründenden Bundesstaat den Eintritt von Deutschösterreich statt der Habsburgischen Gesamtmonarchie vorsah, trat er mit Entschiedenheit für ihn und die „Personalunion“ ein. Als dieser Plan an dem Widerstand der österreichischen Regierung gescheitert war und nur noch die Errichtung eines „kleindeutschen“ Reichs mit preußischer Spitze Hoffnung auf Verwirklichung hatte, fand er den Mut, trotz der heftigen Opposition seiner Landsleute für diese Lösung der deutschen Frage einzutreten, und gewann dafür auch drei weitere Oesterreicher (Macowitzka aus Krakau, Rößler und Schneider aus Wien). Ihre Stimmen entschieden am 27. März 1849 den Sieg der „Erbkaiserlichen“, an den sich am folgenden Tag die von Welcker beantragte Wahl des preußischen Königs zum Deutschen Kaiser schloß. An der Kaiserwahl selbst beteiligten sich die vier Oesterreicher nicht; aber was sie gethan, war und blieb auf lange hinaus in den Augen der Machthaber Oesterreichs ein schweres Verbrechen. So sah sich Reitter nach der Auflösung des Parlaments aus der Heimat verbannt. Er fand ein Asyl in Württemberg, wo er Sekretär der Heilbronner Handelskammer wurde. 1857 trat er in die Verwaltung der Frankfurter Versicherungsgesellschaft „Providentia“ als Vicedirektor ein und die gleiche Stellung erhielt er 1864 bei der neugegründeten Pester Versicherungsanstalt. Seit 1878 erfreut sich Reitter der Stille des Privatlebens in Wien. Als 1873, fünfundzwanzig Jahre nach 1848, Schmerling in Wien eine festliche Zusammenkunft der in der Paulskirche thätig gewesenen Oesterreicher veranlaßt hatte, brachte Reitter nach dem Hoch auf den österreichischen Kaiser ein Hoch auf Kaiser Wilhelm I aus. An der fünfzigjährigen Jubiläumsfeier in Frankfurt teilzunehmen, verhinderte ihn leider sein Gesundheitszustand.

So ging es auch dem nächstältesten der obengenannten Jubilare, Professor Cornelius in München. Auch er gehörte zu den „Großdeutschen“, die nach dem Scheitern ihrer auf Oesterreich gesetzten Hoffnungen sich zu dem preußischen Erbkaisertum bekehrten. Er saß im rechten Centrum und stimmte bei der Kaiserwahl für Friedrich Wilhelm IV in der Hoffnung, daß der letztere den drohenden gewaltsamen Konflikt verhüten werde. Carl Adolf Cornelius ist am 12. März 1819 in Würzburg geboren. Er war der Sohn des Schauspielers Carl Cornelius, eines Vetters von Peter Cornelius, dem berühmten Maler. Im Hause des Schwagers von diesem, des Schulrats Brüggemann, wurde er erzogen. Als Student der Geschichte war er in Berlin ein Schüler Rankes. Beim Ausbruch der Märzbewegung wirkte er am Lyceum Hosianum, einer höheren Lehranstalt für katholische Theologen im ostpreußischen Braunsberg, als Lehrer der Geschichte. So erklärt es sich, daß er, der Bayer, Vertreter einer preußischen Stadt in der Paulskirche wurde. Auf Grund seiner Schrift „Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation“ widmete er sich dann der akademischen Laufbahn, die ihn über Breslau und Bonn 1856 nach München führte, wohin ihn König Maximilian II auf Empfehlung Rankes neben dem protestantischen Sybel als katholischen Geschichtsprofessor berief. Hier wurde Cornelius Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1890 als Giesebrechts Nachfolger Sekretär der historischen Klasse derselben. Er schrieb u. a. eine gehaltvolle Geschichte des Münsterischen Aufruhrs und Studien zur Geschichte des Bauernkriegs. Ein Schlaganfall nötigte ihn erst vor kurzem, seine Aemter niederzulegen.

Eines der jüngsten Mitglieder der deutschen Nationalversammlung war der andere Oesterreicher, von welchem dieser Nachtrag zu berichten hat, Dr. Guido Conrad Mosing aus Wien. Am 23. Februar 1823 als Sohn eines Wiener Advokaten geboren, zählte er 25 Jahre, als ihn die Wahl zum „Deputierten-Stellvertreter“ für das Frankfurter Parlament traf. Zur Ausübung seines Mandats als Ersatzmann Prinzingers kam er freilich erst im Frühjahr 1849, als die Nationalversammlung bereits ihrem Ende entgegenging und die wichtigen Abstimmungen, welche die Abberufung der österreichischen Abgeordneten durch das Ministerium Schwarzenberg bewirkten, schon stattgefunden hatten. Mosing hatte während der Märzbewegung in Wien eine Charge in der akademischen Legion bekleidet. In der Paulskirche wählte er seinen Platz im linken Centrum. Er erlebte hier noch die stürmischen Auftritte, welche Ende Mai zur Verlegung der Nationalversammlung nach Stuttgart führten. Als er später in den österreichischen Staatsdienst eintrat, wurde er Referent bei der Hofkammerprokuratur in Wien. Doch schon im Jahre 1859 trat er ins Privatleben zurück, um seinen bereits früher gepflegten litterarischen Neigungen ganz zu leben. Als Dichter hat sich Mosing vornehmlich auf dramatischem Gebiete hervorgethan. Besonderen Erfolg errang „Atho, der Priesterkönig“, eine dramatische Dichtung, die ähnlich wie Kinkels „Nimrod“ das Gesetz des politischen Fortschritts an Begebenheiten aus sagenhafter Vorzeit darstellt. Das Stück gelangte unter Dingelstedts Leitung am Wiener Hofburgtheater zur Aufführung. Bei der Jubiläumsfeier des 18. Mai dieses Jahres in Frankfurt a. M. war Mosing einer der wenigen „Veteranen der Paulskirche“, die in rüstiger Frische an dem Feste teilnehmen konnten. In begeisterter Rede feierte er auf dem Bankett das Deutsche Reich, in dem so viel sich verwirklicht habe, was das erste Deutsche Parlament erstrebte, und sprach in warmen Worten den Anteil aus, mit welchem die Deutschen im verbündeten Oesterreich die kraftvolle Entwicklung des Deutschen Reiches verfolgen.

Der Erstgeborene. (Zu dem Bilde S. 665.) Wahrhaftig, er kann schon das Köpfchen frei tragen! Mit glückseligem Lachen staunt es die junge Mutter an und hält ihn dabei hoch empor, damit der Vater draußen das neue Kunststück auch gleich zu sehen bekommt. Drei Monate erst, und solche Kraft, solche Schönheit und Gesundheit! Mit keiner Königin würde Maddalena tauschen, denn solch' einen Buben wie den ihrigen giebt es in keinem Schloß der Welt; er ist ihr und ihres Mannes höchstes Glück; er lacht schon, er kennt sie alle und kräht ihnen freudig entgegen. Das reine Wunderkind! Nicht nur Maddalena und ihr Giorgio finden dies alle Tage, sondern auch die Großmutter, die ebenfalls voll Entzücken den Buben betrachtet. Und wenn die es sagt, muß es wahr sein, denn sie ist gewiß eine unparteiische Zeugin!

Kaffeeverbrauch in Europa und Amerika. Laut statistischen Ermittelungen ist das Deutsche Reich allen Ländern Europas über im Kaffeetrinken. Der Verbrauch von Rohkaffee beziffert sich nach dem Deutschen Handelsarchiv für das Jahr 1897 auf 136 390 Doppelzentner. Dem

Digitized by Google

gegenüber stehen unsere Nachbarstaaten weit zurück. Frankreich verbrauchte nur 77 000, Oesterreich-Ungarn nur 39 000, das theeliebende Albion sogar nur 12 000 Doppelzentner, wogegen Belgien wieder mit 29 000 und die Schweiz mit 10 000 Doppelzentnern in die Schranken treten. Diese europäischen Leistungen verschwinden freilich im Vergleich zum Kaffeeverbrauch der Vereinigten Staaten. Dort sind während des gleichen Zeitraums nicht weniger als 318 000 Doppelzentner verbraucht worden. R. B.

Eine Ballonfahrt über die Alpen. (Mit Abbildungen.) Seit am 5. Juni 1783 die Brüder Montgolfier zu Annonay im französischen Departement Ardèche den ersten Ballon steigen ließen, hat bis heute eine Menge kühner Luftschiffer Fahrten unternommen, die entweder durch die Weite oder durch die Höhe des Fluges oder die besonderen Umstände, unter denen sie stattfanden, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise erregten. Allein nie hat es in der mehr denn hundertjährigen Geschichte des Ballonwesens ein Luftschiffer gewagt, die Alpen, die großartige Marktscheide zwischen Nord und Süd, das weiße geheimnisvolle Gletscherland mit seinen Burgen ewigen Winters zu übersegeln. In diesen Tagen, Ende September 1898, wird ein schweizerischer Luftschiffer, Kapitän E. Spelterini, an das Wagnis herantreten. Eine innige Vertrautheit mit den Gefahren seines Berufes, ein halbes Tausend glücklicher Fahrten, die der Kapitän bereits ausgeführt hat, verheißen dem kühnen Unternehmen Gelingen. Kapitän E. Spelterini, ein geborener Toggenburger, ist heute ein Mann von 45 Jahren und auf dem Gebiet des Ballonwesens, das er seit bald 20 Jahren pflegt, eine anerkannte Autorität. Nachdem er besonders in den Mittelmeerländern, aber auch in allen Erdteilen seinen Ballon hat steigen lassen, hält er sich seit Anfang dieses Jahrzehnts in seinem Heimatlande auf und hat seither in der Schweiz, die er nur zu einigen Abstechern nach Deutschland verließ, eine Menge glücklicher Fahrten ausgeführt. Die Umsicht, die er dabei an den Tag legt, sein wissenschaftlicher Ernst und seine große persönliche Liebenswürdigkeit haben ihm im Laufe der Jahre allgemeines Vertrauen erworben, so daß man seinem neuen großen Plan in der Schweiz volle Zuversicht entgegenbringt.

Professor **Albert Heim**.

Nach einer Photographie von Joh. Meiner in Zürich.

Die Fahrt über die Alpen, die den Charakter eines wissenschaftlichen Unternehmens tragen soll, ist von langer Hand vorbereitet. Eine aus schweizerischen Gelehrten der Naturwissenschaft gebildete Kommission, an deren Spitze Professor Albert Heim vom eidgenössischen Polytechnikum in Zürich steht, ein auf dem Gebiet der Geologie in der ganzen wissenschaftlichen Welt hochgeschätzter Forscher, hat die Vorkehrungen beraten, die dem Unternehmen einen möglichst günstigen Verlauf und möglichst große wissenschaftliche Ausbeute sichern, und es stellt sich insbesondere die schweizerische meteorologische Centralanstalt in Zürich mit allen ihren Mitteln in den Dienst der Fahrt, deren Ergebnisse in erster Linie der Lösung meteorologischer Fragen dienen sollen.

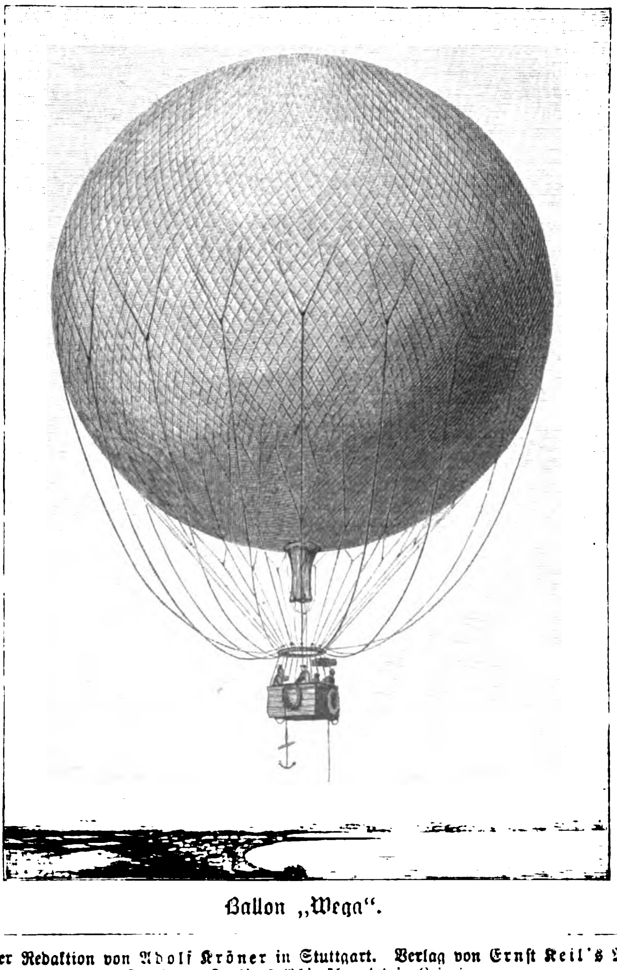
Für die Expedition wird ein neuer in Paris hergestellter Ballon, die „Wega“, benutzt, deren Vorzüge hauptsächlich in der Güte der verwendeten Stoffe und in der peinlichen Sorgfalt ihrer Arbeit liegen. Der Ballon ist aus 6336 Stücken Seidenstoff gearbeitet, die, in 132 Zonen angeordnet, durch 4440 m Nähte miteinander verbunden sind. Der Durchmesser des kugelförmigen Ballons beträgt 18½ m, der Umfang 58 m, die Oberfläche 1065 qm, der Inhalt 3268 cbm. Das Netz, das über den Ballon gezogen wird, läuft in einen kunstvoll gearbeiteten Holzring zusammen, an dem es eine Tragkraft von 80 000 kg besitzt. Im oberen Pol des Ballons ist ein Holzring mit zwei Ventilklappen befestigt, sie werden mit Zugseilen, die durch den Ballon zum Korb niedergehen, regiert. Die Gondel besteht aus einem rechteckigen Korb mit 76 000 kg Tragkraft. Ballon, Ring, Netzwerk, Gondel sind Musterwerke sorgfältiger Ausführung und enthalten im einzelnen eine Menge praktischer Neuerungen und Verbesserungen, die nach Angaben Kapitän Spelterinis ausgeführt worden sind. Das Gesamtgewicht des Fahrzeugs beträgt fast genau 1000 kg. Das Gewicht der drei Insassen und der Instrumente für die Fahrt sind auf 400 kg angenommen, der Ballast von Sand auf 2000 kg und bei einer Meereshöhe des Abfahrtortes von 520 m die Gesamtsteigkraft auf 3700 kg gerechnet. Der Ballon wird durch einen Gaserzeuger mit Wasserstoff gefüllt, zu dessen Herstellung 20 000 kg Eisenspäne und 25 000 kg Schwefelsäure notwendig sind.

Kapitän **E. Spelterini**.

Nach einer Photographie von H. Rebmann in Chaux-de-Fonds.

Die wissenschaftliche Ausrüstung der „Wega“ soll nach den Vorschlägen der vorberatenden Kommission zu den reichsten gehören, die je ein Ballon besessen hat. Sie führt ein eigenes vollständiges meteorologisches Observatorium mit sich, dessen Apparate zum Teil am Aequator des Ballons, zum Teil am Korb angebracht sind und sowohl aus selbstregistrierenden Instrumenten wie aus solchen bestehen, die während der Fahrt abgelesen werden. Unter ihnen befindet sich ein selbstthätiger Ballonbarograph, der Höhe und Luftdruck bis auf 6200 m auf einer rotierenden Trommel aufzeichnet, so daß die Forscher genau den Verlauf der Fahrt übersehen und jederzeit sogleich erkennen können, ob der Ballon in steigender oder sinkender Bewegung ist. Eine wichtige Aufgabe der Fahrt über die Schweizer Alpen sind photographische Aufnahmen des Hochgebirgs aus dem Ballon, die der Kartographie und Geologie dienen, sowie solche, die dem Studium der Dunst- und Wolkenbildung zu Hilfe kommen.

Als wissenschaftliche Beobachter begleiten Professor Albert Heim vom eidgenössischen Polytechnikum und Dr. Maurer, Vicedirektor der meteorologischen Anstalt in Zürich, den Leiter des Luftschiffes, der selbst ein geübter Photograph und tüchtiger Beobachter ist.



Ballon „Wega“.

Als Abgangsort für die Fahrt wurde von der wissenschaftlichen Kommission das Städtchen Sitten im Kanton Wallis gewählt, weil ein dort aufsteigender Ballon, wie immer der Wind in den oberen Regionen wehe, einen beträchtlichen Teil der Hochalpen überfliegen muß, ehe er ebenes Gebiet erreicht. Der Aufstieg soll, wenn immer möglich, an einem Tag stattfinden, an dem das Gebirge klar und in der Tiefe Windstille ist und über 4000 m Höhe der im September vorherrschende Südwestpassat weht.

Unter dieser Voraussetzung geht der Flug der „Wega“, die eine mittlere Höhe von 4000 bis 5000 m innehalten und also nicht sehr hoch über den erhabensten Gipfeln dahinstreichen soll, über den größten Teil der schweizerischen Hochalpen, über Finsteraarhorngruppe, Urner- und Glarnerhochgebirge, zusammen etwa 200 km, dahin und kann im Rheinthal zwischen Chur und Bodensee seinen Abschluß finden.

Der malerisch-poetische Reiz der Fahrt wird so großartig sein, daß er sich kaum ausschildern läßt, denn als ein vielbewegtes Relief wird das Alpengebirge zwischen den verblauenden Ebenen mit einem reichen Wechsel von Farben unter den Fahrgästen liegen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß, wenn unsere Leser diese Mitteilungen lesen, der Forscherflug bei günstigem Wind und Wetter schon stattgefunden haben wird. Ueber die wissenschaftliche Ausbeute werden wir dann berichten. H.

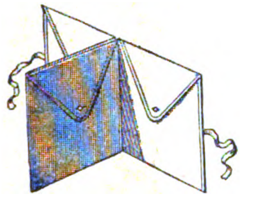
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Taschentücher mit Madeirastickerei. Man fertigt diese hübschen und hochmodernen Tücher aus feinstem Leinen 35 cm im Quadrat groß und verziert ihren Außenrand mit Madeirastickerei, für die die naturgroßen Muster zwei hübsche Vorlagen bieten. Sehr fein sieht es auch aus, solche Leinentücher nur mit kleinen Languettenbogen abzuschließen, die nach der Rundung eines Bleistiftes aufgezeichnet werden können, oder sie mit dem reicheren Languettenabschluß zu versehen, den das dritte kleine Muster zeigt. Zum Zeichnen oder Markieren der Tücher sind kaum 1 cm hohe römische Buchstaben sehr beliebt.

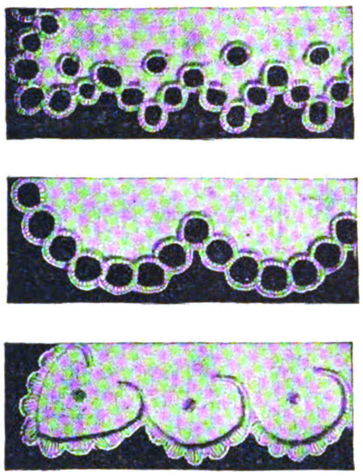
Ofenschirm mit Ansichtskarten. Ein eigener Reiz muß im Sammeln der Ansichtskarten liegen, dafür spricht der Eifer, mit dem derselbe von jung und alt betrieben wird. Ob die Freude aber vorhält, wenn ein Album nach dem anderen schnell gefüllt ist? . . . zumal, da man sich jetzt nicht mehr auf die durch die Post, „von guten Freunden unterwegs", erhaltenen beschränkt, sondern schon im kleinsten Städtchen Ansichtskarten von aller Welt Enden käuflich erhält. — Ich sann auf eine bleibendere Verwertung meiner Karten, als wirklicher Erinnerungen; — vom Tischler ließ ich zwei Kistendeckel von gleicher Größe (etwas über 1 m hoch) glatt abhobeln und mit beweglichen Messingscharnieren verbinden; die Ränder beklebte ich 6 cm breit mit schwarzem Glanzpapier und nun werden meine Ansichtskarten darauf geklebt, eine über die andere, so daß das Geschriebene verdeckt wird; nur den gedruckten Ortsnamen lasse ich möglichst frei und bitte deshalb meine Korrespondenten, unterhalb desselben ihre Mitteilungen zu beginnen. Für die Vorderseiten des Schirmes habe ich nur die hellgrünlichen Mondscheinkarten in Aussicht genommen, wodurch ein hübscher, einheitlicher Ton entsteht, während ich innen alle durcheinander, bunte und schwarze, in größter Abwechslung, arrangiere. A. v. Z.



Tasche für Nähzeug.

Tasche für Nähutensilien. Ein Stück Cretonne von obenstehender Form (40 cm hoch mit Zacken und 55 cm lang) wird an der punktierten Linie heraufgebogen, an den Seiten, dem oberen Taschenrand und den Zacken mit Bändchen eingefaßt und an den drei senkrechten Linien genäht, daß es vier gleiche Taschen nebeneinander giebt. Diese werden bei I und II dem Rücken entlang zusammengenäht und wie ein Buch mit einem Band besetzt. Schließlich bringt man Knöpfe und Knopflöcher zum Verschluß sowie ein Bändchen zum Zusammenbinden an. Beliebige Verzierung. Auf Reisen zur Aufbewahrung von Bändchen, Knöpfen, Stickgarn sehr bequem.

Spankorb mit ausgemaltem Holzbrand. Das niedliche Spankörbchen, das unsere Abbildung zeigt, dient zum bequemen Aufbewahren jeglicher Art Handarbeiten. Durch seine originelle und doch praktische Form läßt es sich sowohl neben dem Nähtisch aufhängen, als auch leicht in der Hand tragen. Auf der Vorderseite des Korbes prangt ein größerer Strauß



Weißstickereien für Taschentücher.

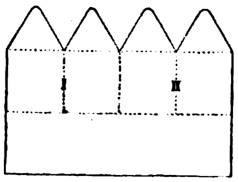
von Mohnblumen, während an den Seiten kleinere Sträuße der gleichen Blüten zu sehen sind. Jedem Feld, das durch das Flechten der Späne entstanden ist, sind fünf dunkle Punkte in Kreuzform eingebrannt. Auf dem Korbrand und Henkelgriff zeigt sich ein dunkler gebranntes Muster, das sich wirkungsvoll abhebt, es gleicht einem Bande, das sich um den Holzstreifen schlingt, dessen Zwischenräume durch Striche und Punkte ausgefüllt wurden. Die Mohnblumen und Blätter sind leicht mit Wasserfarben angetönt und sodann mit Aquarellfirnis überstrichen. Innen ist der Korb mit grünem Satin ausgefüttert, der am oberen Rande eingekräuselt ist. Eine Schleife von gleichfarbigem Band schmückt den Henkel.

Bestickte Gewebe. Jedermann kennt die neue Richtung, welche die Kunst und nach ihr das Kunstgewerbe eingeschlagen hat, und wer

Spankorb mit ausgemaltem Holzbrand.

die Erscheinungen der Zeit mit Interesse verfolgt, der wird bemerkt haben, daß auch auf dem Gebiete der Nadelarbeiten sich die neue Kunstrichtung immer mehr Geltung zu verschaffen weiß. Es geschieht dies weniger hinsichtlich der einzelnen Techniken der Nadelführung und der Stichlagen, als vielmehr hinsichtlich der Mustervorzeichnungen und der Farbenwahl. Die belebende Wirkung der neuen Anregungen zeigt sich allenthalben, ist es doch Thatsache, daß viele Damen, die jahrelang keine Sticknadel zur Hand nahmen, sich jetzt mit neuerwachtem, großem Interesse der Sache zuwenden.

Freilich treten ihrem Bestreben noch mancherlei Schwierigkeiten entgegen, hauptsächlich mangelt es an guten Vorlagen, welche sich für Stickereizwecke eignen. Die ehedem so vielfach verwandten Motive entsprechen eben nicht dem neuen Stil. Auch das Selbstentwerfen von Mustern, das hier und da — leider viel zu wenig — von den Damen vorgenommen wird, ist nicht leicht ausführbar: die neue Kunstrichtung erfordert ein tiefeindringendes Studium, nur zu bald übersieht man das eigentliche Wesen derselben und produziert Vorlagen, die äußerlich vielleicht dem neuen Stil ähneln, innerlich aber ohne jeden Gehalt und daher wertlos sind. So muß also geraten werden, die nötigen Vorlagen sich irgendwo abzusehen und für Stickereizwecke umzuarbeiten. Solche Vorlagen bieten nun jetzt in reichlicher Fülle die Erzeugnisse der Textilindustrie. Auch diese hat sich der neuen Richtung bereits zugewandt und liefert Vorhänge, Portieren, Bett- und Tischdecken, Möbelbezüge, Kissen, Wandbekleidungen 2c., deren Webemuster unbedingtes Sachverständnis bekunden. In Möbelstoffgeschäften findet man in großer Auswahl und in allen Preislagen gewebte und bedruckte Stoffe mit modern-künstlerischen Mustern. Ja, noch mehr: die Gegenstände selbst erübrigen ein Abzeichnen der Muster auf andere Stoffe, sie selbst geben die beste Grundlage zum Besticken ab und gestatten hierdurch, die schöne Wirkung der Muster unglaublich zu steigern. Obendrein sind sie nicht nur in der Zeichnung, sondern auch in der Farbenstimmung modern gehalten, man kann also zum Besticken dieselben Farbentöne wählen, nur vielleicht in etwas kräftigeren Schattierungen, aber man kann ebensogut die Farbenzusammenstellung ganz nach eigenem Geschmack vornehmen und umändern, ebenso wie die Verteilung und die Wahl der Stiche. Hier wird sich Stielstich empfehlen, dort Plattstich, da Nadelmalerei; hier spart man aus, dort legt man Feder- oder Grätenstich ein, hier bringt man Knötchen an, dort füllt man mit Flach-, Zier- oder Spitzenstichen 2c. Diese Arbeiten bilden eine Beschäftigung, bei welcher Kunstgeschmack, Handfertigkeit und Schönheitssinn sich herrlich offenbaren können.



Schnittmuster zur Tasche für Nähzeug.

Hauswirtschaftliches.

Einige süße Speisen für Kranke. Geringer als bei Fleisch- und Gemüsespeisen, als bei Krankensuppen und Getränken ist die Auswahl für süße Speisen in der Krankenkost, und doch haben unsere Patienten oft geradezu ein leidenschaftliches Verlangen nach kleinen süßen Leckerbissen. Mancher Hausfrau, die einen lieben Kranken gesund pflegt, werden ein paar Vorschriften für solche süßen Speisen für Kranke sehr willkommen sein. Die Gerichte sind oft erprobt und stets gut bekommen. Selbstverständlich ist die Erlaubnis des Arztes vorher einzuholen.

Weinschaum. Man rührt 2 Eigelb mit 40 g Zucker schaumig, giebt 4 Löffel Weißwein, einen Löffel Citronensaft, wenig Citronenzucker und eine kleine Prise Salz daran und schlägt alles im Wasserbade schaumig. Man füllt den Schaum in eine kleine Glasschale, legt einige Erdbeeren obenauf und giebt ein Löffelbiskuitchen dazu. — Kräftiger ist der Weinschaum, wenn man statt Weißwein guten Rotwein nimmt. Diesem Schaum wird stets ein Löffel Fruchtgelee, am besten Himbeergelee, zugesetzt.

Kalte Citronencreme. Zwei Eigelb rührt man mit 100 g Zucker und etwas Citronenzucker schaumig. Indes wäscht man 6 g weiße Gelatine, löst sie in 3 Löffel Citronensaft auf und löst gleichzeitig 2 g Fleischpepton in wenig Rum auf. Beides giebt man zu der schaumigen Eiermasse, rührt es, bis sie anfängt, dicklich zu werden, und zieht dann den steifen Eiweißschnee durch die Masse.

Apfelspeise. Zwei feine säuerliche Aepfel schält man, entfernt das Kernhaus und kocht sie in Wasser weich, worauf man sie durchstreicht. 5 g rote Gelatine werden in etwas Apfelwasser gelöst, mit 30 g Zucker, ½ Theelöffel Citronensaft, ½ Theelöffel Citronenzucker vermischt, durch ein Sieb zu dem Apfelmus gegossen und dies in ein kleines Förmchen gefüllt. Nach dem Erkalten stürzt man die Speise und häuft obenauf etwas geschlagene Sahne. H.

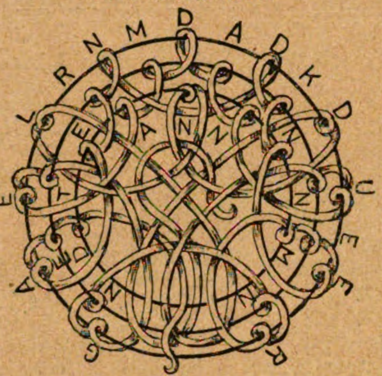
Farbige Kerzen werden zumeist nicht zum Gebrauch, sondern zum Paradieren aufgesteckt, aber wie alles andere, verschmutzen auch sie mit der Zeit und sehen nicht mehr schön aus. Man reibe sie dann, jedoch nur ganz leicht, mit einem in guten Spiritus getauchten, weichen Läppchen ab, worauf sie wieder wie neu erscheinen. Durch zu langes und zu starkes Reiben würde allerdings die lediglich von Abziehbildern herrührende Malerei verwischt.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Geduldaufgabe „Ein Teufelsknoten“.

Von Al. Weixelbaum.



Ergänzungsrätsel.

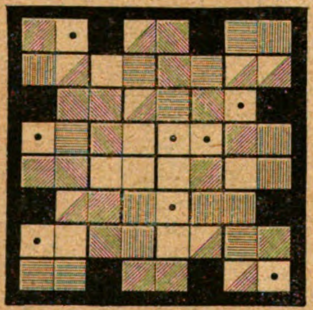
An den Schluß nachstehender sieben Sätze sind zu deren Ergänzung je zwei Wörter anzufügen, und zwar muß das zweite Wort stets aus dem von rückwärts gelesenen ersten Wort bestehen.

Beispiel: „Bringen Sie mir,“ sagte der Gastwirt zum Förster, „wann Sie Zeit haben, das — —“ (Auflösung: Reh her.)

Bei richtiger Lösung nennen alsdann die Anfangsbuchstaben der an erster Stelle stehenden Wörter den Namen eines großen deutschen Dichters.

1) Während der alte Krämer Anis abwog, verkaufte sein Sohn — —
2) Im Ballsaal entzückte die graziös tanzende — —
3) Als er sie zum erstenmal in der Konditorei erblickte, aß — —
4) Man baut nicht nur in Amerika, sondern auch in Asien, z. B. in — —
5) Der junge Bienenzüchter sagte zu seiner allezeit geschäftigen Braut: „Du bist fleißig wie eine — —“
6) Der Dichterling grübelte oft ganze Tage über einen neuen Stoff, allein etwas Gescheites fiel ihm — —
7) Bei Eröffnung der persischen Königsgruft sah man erst, welche Schätze das — —

Dominopatience.



Aus den 28 Steinen eines gewöhnlichen Dominospiels bilde man die hier gegebene Figur und suche die Steine so zu ordnen, daß die Summe der Augen nicht nur in jeder wagerechten und senkrechten Reihe, sondern auch in jeder der beiden Eckenlinien **21** beträgt. Die Felder mit je einem Auge und die ohne Augen giebt die Figur an; von den übrigen Feldern sind die mit gleichviel Augen durch gleiche Schraffierung angedeutet.

A. Stabenow.

Auflösung des Bilderrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 20.

Mutig Ringen bringt Gelingen.

Diagonalrätsel.

↘ ↙

A	B	B	E	E	E
E	E	E	F	F	G
G	I	K	L	L	L
L	L	N	O	O	P
R	R	R	R	R	R
T	U	U	Ü	W	Y

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind derart anzuordnen, daß die sechs wagerechten Zeilen bekannte Wörter ergeben, und zwar: 1. einen Edelstein, 2. ein Säugetier, 3. einen männlichen Vornamen, 4. eine Stadt in Schlesien, 5. einen Berg, 6. einen griechischen Philosophen. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Buchstaben der beiden Diagonalreihen, in der Richtung der Pfeile gelesen, den Namen eines deutschen Dichters, sowie den Titel einer seiner bekanntesten Dichtungen.

Oscar Leede.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 20.

Na — Jade, Najade.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 20.

P	K	S	**C**	A	E	B
A	**N**	**T**	**O**	**N**	**I**	**O**
U	O	R	**R**	T	D	S
S	B	A	**R**	I	E	N
A	**L**	**L**	**E**	**G**	**R**	**I**
N	A	S	**G**	O	E	A
I	U	U	**G**	N	N	K
A	C	N	**I**	U	T	E
S	H	D	**O**	S	E	N

Antonio Allegri — Correggio.

Auflösung der Schachaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 20.

1. Se6 — d4 f4 — e3:
2. f3 — f4 + beliebig
3. Da8 — b8, h8, f8, d5 ≠.

A.

1. . . . Ke5 — d4:
2. Da8 — e4 + Kd4 — c5:
3. De4 — d5 ≠.

B.

1. . . . Ke5 — f6
2. Da8 — f8 + Kf6 — e5
3. Df8 — d6 ≠.

C.

1. . . . beliebig
2. Se3 — g4 + Ke5 — d4:
3. Da8 — d5 ≠.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 20. Tell, Till.

Auflösung der Skataufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 19.

Kartenverteilung: Skat: rD., s7.

Vorhand: eW., gW., e9, e7, rZ., rK., rO., r9, r8, r7 = 21.
Hinterhand: eD., e8, gK., gO., g9, g8, g7, sO., s9, s8 = 21.

1. r7! eZ., **eD.** (— 21)
2. gK., **e7,** gZ. (— 14)
3. r8, **eK.,** g7. (+ 4)
4. sW., e8, **gW.** (— 4)
5. **r9,** sK., sO. (— 7)
6. rO., **eO.,** g8. (+ 6)
7. sD., s8, **e9.** (— 11)
8. **eW.,** rW., gO. (— 7)

Der Spieler bekommt keinen Stich mehr und hat nur 10 Augen erhalten. Auch wenn er nicht fordert, sondern Däuser spielt, kann er den Schneider nicht vermeiden.

Rotsolo hätte Vorhand mit Schneider gewonnen, da die Gegner nicht mehr als 29 Augen erhalten konnten.

— Neue Industrie. —

„Korkabfälle.“

Verfahren, um aus solchen auf fast kostenlose Weise eine wasserfeste Masse in Tafeln jeder Dicke herzustellen. Eigenschaft wie Kork. Muster zu Diensten. Viele neue Verfahren und Originalrezepte für alle chem. tech. Industrien. Prospect gratis. Zuschriften sub **W. F. 2736** an **Rudolf Mosse, Wien.**

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch

vom gesunden u. kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer.**

Preis elegant in Halbfranz gebunden 4 Dollars.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als **ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

22. Heft. Preis 10 cents. 19. Oktober 1898.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, **Cincinnati,** Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (1. Fortsetzung) 677

Der Meraner Saltner. Von Karl Wolf in Meran. Mit Abbildung 682

Dunkle Gebiete der Menschheitsgeschichte. Die Höhlenlabyrinthe in Bayern und Oesterreich. Von Eduard Grosse. Mit Abbildungen 685

Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (7. Fortsetzung) 687

Eine Wanderung durch das oldenburgische Moorgebiet. Von Franz Poppe. Mit Illustrationen von G. Bakenhus und R. Rucktäschel 696

Als ich 'mal renommieren wollte. Erinnerung aus der Schulzeit. Von E. v. Wang 700

Blätter und Blüten: Merkwürdige Kalender. Von Hans Boesch. (Mit Abbildungen.) S. 706. — Das Standbild Albrechts II in der Siegesallee zu Berlin. (Mit Abbildung.) S. 707. — Die Wildkatze. (Zu dem Bilde S. 677.) S. 707. — Gute Aussicht. (Zu dem Bilde S. 681.) S. 707. — Rückkehr von der Weinlese in Süditalien. Von Woldem. Kaden. (Zu dem Bilde S. 688 und 689.) S. 708. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Wendelinuseiche bei Geisfeld. (Zu dem Bilde S. 692.) S. 708. — Eilpost in Kalifornien. (Zu dem Bilde S. 693.) S. 708. — Ein Opfer. (Zu dem Bilde S. 701.) S. 708. — Abend auf dem Chiemsee. (Zu dem Bilde S. 705.) S. 708.

Illustrationen: Wildkatze. Von L. Beckmann. S. 677. — Gute Aussicht. Von J. Hamza. S. 681. — Abbildung zu dem Artikel „Der Meraner Saltner“. Meraner Saltner. S. 684. — Abbildungen zu dem Artikel „Dunkle Gebiete der Menschheitsgeschichte“. Das Höhlenlabyrinth zu Lechwitz in Mähren. Grundriß des Höhlenlabyrinthes von Unterretzbach. S. 685. Teil eines Höhlenlabyrinthes im Durchschnitt. Rundbogen- und Spitzbogenkammern. S. 686. — Rückkehr von der Weinlese. Von A. Corelli. S. 688 und 689. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Wendelinuseiche bei Geisfeld. S. 692. — Eilpost in Kalifornien. Von J. Gutzon. S. 693. — Abbildungen zu dem Artikel „Eine Wanderung durch das oldenburgische Moorgebiet“. Von G. Bakenhus und R. Rucktäschel. Torfbereitung mit Hilfe von Maschinen. Heideschafe. S. 697. Das Moorbrennen. S. 698. Am Moorkanal. Buchweizenernte. S. 699. Beim Torfgraben. S. 700. — Ein Opfer. Von G. F. Metcalff. S. 701. — Abend auf dem Chiemsee. Von K. Raupp. S. 705. — Kalendermünze aus dem Jahre 1694. Schwertklinge mit Kalender. S. 706. — Standbild des Markgrafen Albrecht II in der Siegesallee zu Berlin. S. 707. — Blechmusik. Von J. F. Engel. S. 708.

Hierzu Kunstbeilage XXII: „Herbst“. Von J. R. Wehle.

Kleine Mitteilungen.

Theodor Fontane †. In Theodor Fontane, der am 20. September in Berlin eines sanften Todes verschied, hat die deutsche Litteratur einen allverehrten Meister verloren, dessen liebenswürdige Persönlichkeit dem litterarischen Leben der Reichshauptstadt zu ganz besonderer Zierde gereicht hat. Theodor Fontane war in der Mark Brandenburg geboren; am 30. Dezember 1819 kam er in Neuruppin zur Welt; tief im Boden seiner Heimat wurzelte sein geistiges und poetisches Wesen. Sein Vater, der Apotheker war, hatte ihn für den gleichen Beruf bestimmt; doch früh folgte er dem Drange nach litterarischer Bethätigung. Seine Jugend fiel in die Zeit, in welcher Walter Scott noch seinen vollen Zauber auf die deutsche Lesewelt übte, und die schottische Sagenwelt, die altenglischen und schottischen Balladen boten ihm die Anregung zu seinen ersten eigenen poetischen Versuchen. Noch später ist er gern auf dieses Stoffgebiet zurückgekehrt, wie mehrere seiner bekanntesten und vollendetsten Balladen aus der Zeit der vollen Reife seines Talentes beweisen. Diese Vorliebe gab ihm auch Anlaß zu verschiedenen Reisen nach England und Schottland, deren Eindrücke er mit anschaulicher Kunst und feinem Sinn für den historischen Charakter von Land und Leuten schilderte. Früh aber trieb es ihn, in der überkommenen kraftvoll gedrungenen Balladenform auch „Männer und Helden“ der preußischen Geschichte zu feiern und von seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ mit demselben poetisch-historischen Sinn zu erzählen, der vorher fremden Ländern zu gute kam. In vier Bänden, die 1862 bis 1881 erschienen, schilderte er sein engeres Heimatland und dessen stolze Erinnerungen, welche vom Aufschwung Preußens zur Macht und Größe so viel zu berichten haben. Seit 1844 lebte er in Berlin als Schriftsteller, für verschiedene Zeitungen thätig; in den letzten Jahrzehnten gehörte er der Redaktion der „Vossischen Zeitung“ an, für welche er ständig die Schauspielneuheiten des Hoftheaters besprach. Die Waffenerfolge des preußischen Heeres auf den Schlachtfeldern Schleswigs und Böhmens, die er selbst besucht hatte, brachte er in den Bänden „Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864“ und „Der deutsche Krieg von 1866“ zu lebendiger Darstellung. Als das deutsche Volk in Waffen dann im Sommer 1870 über den Rhein „in Frankreich hinein“ zog, folgte er dem Heere, um nach eigenen Eindrücken auch diesen Feldzug zu schildern; wie er dabei Ende Oktober zu Vaucouleurs in die Hände von Franktireurs fiel und dann eine Reihe abenteuerlicher Fahrten als Gefangener zu bestehen hatte, das hat er mit frohem Humor in dem Buch „Kriegsgefangen“ erzählt. In einem Alter, das so manchen anderen Schriftsteller schon schaffensmüde findet, wandte er sich dann der Romandichtung zu. Auch hier bestimmte sein Patriotismus die Wahl des Stoffes: „Vor dem Sturm“, dessen vier Bände 1878 erschienen, bietet ein ergreifendes Bild der deutschen Erhebung gegen das Napoleonische Joch. Mit jedem folgenden Werke zeigte sich sein Talent auf dem neuen Boden heimischer und erfolgreicher; das Leben der Reichshauptstadt, ihr schnelles Wachstum zur Großstadt bot ihm die mannigfaltigsten Motive. So war seinem Herbst noch eine reiche Blütezeit vergönnt. In der „Gartenlaube“ erschienen die kraftvollen Romane „Unterm Birnbaum“ und „Quitt“. Als Fontane seinen siebzigsten Geburtstag feierte, widmete ihm unser Blatt eine eingehendere Darstellung seines Lebensganges, wobei sein Wirken als Dichter die wärmste Würdigung fand. Auch sein Bildnis ist im Jahrgang 1890 erschienen.

Ein glänzender Hofstaat. Kaum einer der orientalischen Fürsten hatte einen so großartigen Hofhalt wie Kaiser Karl VI, der Vater der Maria Theresia (1711 bis 1740), einen Hofhalt, der durch seine unglaubliche Massenhaftigkeit imponieren mußte. Nicht weniger als 40 000 Personen gehörten dazu. Davon standen 2000 in fester Besoldung und aktivem Dienste, die übrigen waren Titulierte und Pensionäre. Es gab sechs Oberhofstäbe, dazu eine Wolke von Kammerherren mit goldenen Schlüsseln und schwarzen Schleifen, während die Kammerdiener eiserne Schlüssel führten. Fürsten oder Grafen, deutsche, böhmische, ungarische, niederländische, spanische und italienische Herren trachteten nach den kaiserlichen Kammerherrstellen. Im Jahre 1732 waren ihrer 216 ernannt worden. Bei der Hochzeit der Maria Theresia kam auf einmal aus der kaiserlichen Kammer ein neuer Kammerherrenschub hervor, der die Zahl derselben um 168 vermehrte. Jeder dieser Kammerherren mußte dem Obristkämmerer beim Antritt seines Amtes kraft alten Herkommens 200 Dukaten zahlen. Das waren kaiserliche Geschenke; statt des Ostereis bekam Graf Trautson eine Liste von dreißig neukreierten Kämmerern und sein Nachfolger Graf Waldstein eine von siebenundvierzig. Jenes Osterei brachte also 6000, dieses 9400 Dukaten ein. Der Schar der Kammerherren und der Lakaien entsprach diejenige der Hofdamen, Kammerfräulein, Kammerfrauen, Kammerdienerinnen adeligen Geblüts, die sich im Hofstaat der Kaiserin, der schönen Elisabeth von Braunschweig, der Kaiserin-Mutter und der beiden jungen Erzherzoginnen befanden. Um diesen zahlreichen Hofstaat und dessen Dienerschaft unterzubringen, gab es die sogenannten Hofquartiere, die auf den Häusern in der Stadt und den Vorstädten lastende Verpflichtung, überall in das zweite Stockwerk gegen ein kleines Entgelt die Hofdienerschaft aufzunehmen. Im übrigen lebte halb Wien eingestandenermaßen von kaiserlicher Hofküche und Hofkeller. In der Hofküche wurde in gröbster Weise betrogen: allein für Petersilie wurden jährlich 4000 Gulden in Ansatz gebracht. Der Schlaftrunk der Kaiserin-Mutter betrug auf der Rechnung täglich zwölf Kannen Ungarwein und für jede ihrer Hofdamen sechs. Zum Einweichen des Brots für die Papageien der Kaiserin Elisabeth wurden jährlich zwei Faß Tokaierwein, für ihr Bad jährlich fünfzehn Eimer österreichischer Wein berechnet. Der kaiserliche Hofkeller enthielt aber auch Riesenfässer, wie die beiden, die der Bindermeister Johann Zugk aus Müglitz eingeliefert: das eine hielt 3025, das andere 5050 Eimer. †

Tülldurchzug. Der lange Zeit fast ganz vernachlässigte Tülldurchzug wird wieder modern und in leichter Musterung gern für die großen Shawlkrawatten wie für Spitzen und Einsätze jeder Art verwendet. Kopfhüllen und Fichus mit reichem Muster in dieser Arbeit ausgeführt, beanspruchen allerdings ziemlich viel Zeit, sind dann aber auch an Wirkung echten Spitzen zu vergleichen. Die besonders beliebten Blumenmuster kann eine geschickte Hand sich leicht selbst aufzeichnen, auch ergeben spanische und Chantillyspitzen sehr hübsche Vorlagen. Oefter verbindet man auch die schnellfördernde irische Spitzenarbeit mit Tülldurchzug; einige Musterfiguren, zum Beispiel Blumen, werden dann durch Medaillonbändchen gebildet, während ein glattes und Picotbändchen den Randabschluß ergiebt. Stets nur gutes Material zu verarbeiten, ist sehr zu empfehlen.

Goldene Ketten zu reinigen, ist oft nicht ganz so einfach. Am erfolgreichsten verfährt man, wenn man die Kette in eine weithalsige Flasche thut, etwas geschabte Seife und Wienerkalk hinzufügt, warmes Wasser aufgießt und die Flasche zukorkt. Dann schüttelt man das Ganze einige Minuten lang tüchtig, nimmt die Kette heraus, wäscht sie in reinem Wasser und dann in Spiritus nach und trocknet sie ab. Sie wird hiernach tadellos neu aussehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

HERBST

Nach dem Aquarell von J. R. Wehle

Digitized by Google

Halbheft 22. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von **Rudolph Stratz.**

4.

Durchdringender Knoblauchsgeruch mit kaltem Cigarettenqualm vermischt, zwei von den drei vorhandenen Betten des nie gelüfteten Zimmers von einem blonden europäischen Kaufmann und einem schnarchenden Spanier besetzt, dessen pechschwarzes Haupt- und Barthaar undeutlich aus gelblichbrauner Wäsche sich abhob, kahle Dielen, schmutzige Wände mit einem Muttergottesbild als einzigem Schmuck, lose in den Angeln klappernde Fenster und chaotische Unordnung von nassen Kleidern, kotüberzogenen Schuhen, Leder- und Wollproben überall — sehr einladend war die Unterkunft nicht, welche die „Fonda d'España“ dem spät abends gekommenen Fremden zu bieten vermochte.

Der stand nachdenklich vor dem Bett, einem gichtbrüchigen Holzgestell.

Der Wirt, ein indolenter Spanier, sah das Zaudern des Gastes vor dem zweifelhaften Lager und entschloß sich, mit der krankhaften Vorliebe der „Inglés“, der Fremden, für reine Wäsche vertraut, ein übriges zu thun. Er ging und kam mit einem sauberen, kleinen spitzenbesetzten Kopfkissen wieder, das er mit einer gewissen Feierlichkeit auf dem Bette niederlegte. Nun war nach seiner Ansicht den äußersten Ansprüchen an Komfort Genüge gethan. Verlangte der Fremde noch mehr, so war ihm nicht zu helfen!

Aber der Fremde hatte genug. Er schickte den Wirt fort, warf sich, in seinen Mantel gewickelt, mit allen Kleidern auf das Bett und blies das Licht aus.

Der Regen rauschte, eintönig klapperte das zerfallene Fenster in den Angeln, der Spanier und der blonde Kaufmann sägten und schnarchten im Schlaf um die Wette, und über den müden Gast, der mit offenen Augen wach in das Dunkle hineinsah, kam trotz des ekeln Lagers allmählich die Ruhe. Er war zu erschöpft. Leichte Fieberschauer durchrieselten ihn und webten um seinen unstet

Wildkatze.
Nach dem Gemälde von L. Beckmann.

arbeitenden Kopf ihre Dämmerschleier, bis das Bewußtsein darin versank und einige Stunden traumlosen Schlafes ihn umfingen.

* * *

„Allah ist Allah! Mohammed ist sein Prophet!" Durch das Dämmern des Regenmorgens klang klagend feierlich der Ruf der Muezzin, und von fernen Minarehs tönte es wie ein Echo im Frühlicht wieder: „Beten ist besser denn Schlaf!" — „Eine Stunde bis zum Tode!" und wieder, mit der dröhnenden Wucht tiefer, kräftiger Männerstimmen: „Allah ist Allah! Mohammed ist sein Prophet!"

Der Baß der Gebetrufer weckt die Gläubigen. Daß der ungläubige Christ die fünfte Stunde nicht verschläft, dafür sorgen die Flöhe von Tetuan. Ist die erste bleierne Ermattung vorüber, so findet er vor dem Andrang der Quälgeister keine Ruhe mehr und giebt, das Lager räumend, den hoffnungslosen Kleinkrieg verloren.

Unten, in dem viereckigen Mittelraum der Fonda herrschte schon Leben, als der Afrikaner ärgerlich, in seinen Mantel gewickelt, die Treppe herabstieg. Die Wirtin, eine dicke Spanierin, und ihre leidlich hübschen Töchter gingen in saloppen Morgenjacken, die Haare flüchtig aufgesteckt, hin und her, ein paar barfüßige Mägde räumten auf und schürten das offene Herdfeuer, dessen prasselnde Reisigglut ihren Flackerschein über einige halbschlafend davor kauernde, in abenteuerliche Fetzen gewickelte braune Gesellen warf. Ein kleiner verschmitzter Berberjunge, der die Kapuze seines regentriefenden Mäntelchens hoch über den Kopf gezogen hatte und von hinten wie ein verirrter Gnom aussah, stand, sich die Pfötchen am Feuer wärmend, fröstelnd neben ihnen. Auf der anderen Seite winkte aus einem Nebenraum ein ganz einladend gedeckter Tisch.

Wenn es dem Sennor gefällig sei, möge er dort Platz nehmen und sich nur noch eine Viertelstunde gedulden, dann sei der Kaffee fertig!

Allein der Sennor zog es vor, dem zweifelhaften Dunst der spanischen Häuslichkeit zu entfliehen. Er stieß die Thür auf und trat auf die Gasse hinaus.

Eine Seitengasse, von Kot und Wasserlachen strotzend, vielfach von Hausbögen überwölbt, so daß sie halb einem schmalen Schacht, halb einem Tunnel glich. Auch auf ihr regte sich unter dem Ruf der Muezzin schon der neue Tag. Verschleierte Berberfrauen gingen, lautlos mit ihren bräunlichen Beinen den Schlamm durchmessend, vorbei; von halbwüchsigen Burschen getrieben, liefen bepackte Saumtiere und Esel geduldig ihren Weg; aus irgend einem Spalt in einem gegenüberliegenden Hause schob sich, schwarz, unförmlich dick und scheußlich wie eine Kröte, eine alte Negersklavin, hob prüfend den wolligen Grauschädel zum Himmel empor und kroch kopfschüttelnd wieder in ihre Höhle zurück.

Dann wieder trappten Roßhufe um die Ecke. Ein vornehmer Marokkaner ritt, fest in seinen weißen Burnus gewickelt, daher. Sein beinahe schwarzes, auf Blutmischung mit der Negerrasse deutendes, von krausem Vollbart umrahmtes Gesicht hatte einen finstern, grausamen Ausdruck. Er würdigte den Fremden, den die Weiber und Leute aus dem Volk mit unverhohlener Neugier angestarrt, keines Blickes und zog langsam weiter in den Regen hinaus.

Regen, trostloser Landregen über einer morgenländischen Stadt, die, wie nichts anderes auf der Welt, blauen Himmel und Sonnenglut verlangt, um ihre bestrickend bunte Eigenart zu zeigen. Jetzt war das alles wie weggespült von den rastlos niederströmenden Fluten. Die streng nach außen abgeschlossenen, kaum mit ein paar vergitterten Fenstern versehenen Häuser, der breiige Morast zwischen ihnen, die triefende Himmelswölbung darüber — wie traurig war das alles, wie öde! Ein Gähnreiz lag über allen Dingen. Man konnte am Leben verzweifeln.

Und doch fühlte sich der Forschungsreisende heute viel besser als am Tag zuvor. Das Fieber war gewichen. Auch die Schmerzen von dem Sturze hatten aufgehört und in der herbstlichen Kühle des Morgens empfand er einen lange in dem Wüstenbrand entbehrten Hunger. Er frühstückte nun mit allem Ernst, von den hübschen, schlampigen Töchtern des Hauses bedient. Aber kaum war er mit den mächtigen, dickschaligen Orangen am Ende der Mahlzeit angelangt, so trieb es ihn wieder hinaus in die frische Luft. Für ihn, der nun so viele hundert Nächte im Zelt unter freiem Himmel, in Negerhütten oder den Häusern der Araber zugebracht, war diese schmutzige und übelriechende Karikatur eines europäischen Hotels ein Greuel.

Wieder stand er draußen auf der Gasse, deren Ueberwölbung ihn vor dem Regen schützte, und schaute in die graue Welt hinaus, Stunde um Stunde, die Cigarette zwischen den Zähnen. Afrika hatte ihn Geduld gelehrt.

Immer stärker brandete jetzt um ihn her das Leben der erwachenden Stadt. Aber es war immer dasselbe Bild, die Einförmigkeit des Orients, der keine Sonderart kennt. Immer die gleichen braunen Gestalten in weißem Mantel, gelben Schlappschuhen und hohen Kapuzen, die gleichen verschleierten Frauen mit den neugierig herumrollenden Augen, die Lastesel, die Ziegen- und Schafherden, die kaum bekleideten Negersklaven, halb Affen, halb grinsende Menschen, die in Lederschläuchen das Trinkwasser schleppten, dazwischen einmal ein Mekkapilger in weißem Turban, ein Schwarm Juden in langem schwarzen Kaftan, schwarzem Käppchen und roter Leibbinde — als wären es immer ein und dieselben Menschen, so kamen die Gestalten, verschwanden und kehrten wieder im Rieseln des Regens.

Aber jetzt tauchten zwei neue Erscheinungen auf, die, wenn auch in Tetuan nicht ungewohnt, doch allgemeines Aufsehen erregten: zwei Europäer! Nicht von der nach Tausenden zählenden spanischen Judengemeinde, deren vorgeschrittenste Glieder auch schon europäische Tracht trugen, ohne doch voll gerechnet zu werden — nein, zwei richtige „Inglés", im Reitanzug, den Spazierstock in der Hand, die Stummelpfeife zwischen den Lippen.

An dem seltsamen Unterschied ihrer Körperlänge erkannte der Forschungsreisende schon von weitem die beiden Gentlemen von gestern abend, die Freunde Angelas. Der knochige Hüne rechts mit dem langen, fuchsroten Schnurrbart war der Prinz, von dem sie gesprochen, sein Begleiter, eine kleine, sehniggedrungene Figur, auf der ein glattrasierter, ausdrucksvoller Napoleonskopf saß, der Goldmensch aus Transvaal! Sie standen beide zu Mitte der Dreißig.

„Well, Sir!" der Yankee trat, lässig den Hut lüftend, heran. „Ich bin erfreut, einem so prominenten Mann die Hand zu schütteln. Mein Name ist Franklin Moore."

„Ysselstein!" sagte sein langer Begleiter düster und lakonisch, und dem Afrikaner fiel bei dem Klang des Namens ein, daß dieser gefürstete Nachkomme eines alten Raubrittergeschlechts auch einen Ruf in der Wissenschaft genoß. Allerdings in seiner Weise. Prinz Eitelwulf von Ysselstein war ein Mann, dessen Stumpfsinn alle stubenforschenden Gelehrten zur Verzweiflung brachte! Er führte die schwierigsten Hochgebirgstouren in Europa, in Südamerika und Neuseeland aus, ohne auch nur daran zu denken, daß man durch Höhenmessungen und physikalische Beobachtungen das Herz seiner Mitmenschen erfreuen konnte! Ihm genügte es, daß er oben gewesen war. Alles andere war ja Unsinn! Und ebenso brachte er von seinen tollkühnen Ritten durch Centralasien, seinen Jagdausflügen an der Goldküste und in der Kalahariwüste nicht eine Notiz, nicht eine Thatsache von geographischem Wert aus den vielfach noch unerforschten Ländern mit. Ein Verzeichnis der geschossenen Elefanten und Büffel war das Einzige, was man ihm bestenfalls entlockte. Um sonstige Kleinigkeiten hatte er sich nicht gekümmert und wußte keine Auskunft zu geben. Schließlich hatte man daran verzweifelt, den Kraftmenschen zu den Pflichten des 19. Jahrhunderts zu bekehren, und ließ ihn seine abenteuerlichen Wege wandern, die ihn, wie einst seine Vorfahren über mondbeschienene Heiden und Waldgestrüpp, ziel- und zwecklos über Wasserstraßen und Karawanenpfade von einem Weltteil zum anderen führten.

„Wie befinden Sie sich, Herr?" fuhr indessen der Kleine heiter lächelnd fort: „Leidlich? Freut mich zu hören! Wir beide sind schon seit Morgengrauen auf! Unter uns gesagt . . . es ist etwas Eigentümliches um dies . . . dies Nachtleben in Tetuan. Ich schätze die Zahl der Flöhe hier bedeutend höher als an irgend einem anderen Platz der Welt, den ich kenne!"

„Das Land ist schwach bevölkert," bestätigte der düstere Prinz. „Aber die Einwohner sind es desto mehr! Ein Glück, daß wir wenigstens noch für Angela ein sauberes Quartier bekamen."

„Und wie geht es Frau Angela sonst?" frug der Afrikaner. „Kann man sie schon sehen?"

Der Kleine schüttelte den Kopf. „Sie ist noch unsichtbar. Zu ermüdet von dem gestrigen Ritt. Hat sich gleich, wie wir in die Herberge kamen, in ihrem Zimmer ihr Feldbett aufschlagen lassen und erklärt, sie käme heute nicht vor Zwölf zum Vorschein."

„Dann werde ich um zwölf Uhr meinen Besuch machen und mich inzwischen durch ein paar Zeilen anmelden!"

„Thun Sie das, Herr!" Der Yankee lächelte höflich, während sein reckenhafter Begleiter schweigsam und düster in die Ferne sah. „Auf Wiedersehen! Wir müssen jetzt zum spanischen Konsul!"

„Ich hätte Lust, diesen Konsul, den dicken Lümmel, mit seiner eigenen Schlafrockschnur zu erdrosseln!" brummte der Prinz. „Aber nachher giebt er uns, fürchte ich, keine Pässe nach Ceuta. Kommen Sie, Franklin!"

Er grüßte und das ungleiche Paar wanderte die Straße weiter. Der Afrikaner schaute ihnen eine Weile nach, dann kehrte er in sein Zimmer zurück, holte sein Taschenbuch heraus und schrieb mit Bleistift einen Brief.

„Liebe Freundin!

Das erste, was mir entgegenklang, als ich aus der Wildnis kommend gestern wieder am Nordrand der Kultur auftauchte — das war Ihr Name.

Das schien mir ein gutes Vorzeichen. Ich habe daraufhin meinen Reiseweg geändert und habe gethan, was ich schon so oft seit dreizehn Jahren gethan habe: ich bin hinter Ihnen hergeritten!

Sie wissen, es giebt kaum einen Winkel der Welt, wo wir uns nicht schon getroffen haben, in Sheppards Hotel in Kairo, im Yellowstone-Park drüben überm Wasser, auf den ‚Inseln' in St. Petersburg, auf den Boulevards von Paris — ach, überall!

Und überall habe ich Sie dasselbe gefragt: Wann Sie endlich meine Frau werden wollen?

Und überall haben Sie nur gelacht. Dasselbe silberhelle Lachen, das ich gestern in der Nacht seit lange wieder zum erstenmal gehört hab'! Eine blonde Malerin, die ich gestern traf, die meinte, Sie hätten ein rechtes Madonnengesicht. Aber ich kenne Sie besser: Echt ist das Gesicht nur, wenn ein spitzbübisches Lächeln darauf liegt, wie es ja auch Ihr verehrter Herr Vater, der Petroleumkönig, besitzt.

Wann werden Sie endlich meine Frau? Als Sie mich vor zwei Jahren abwiesen, hab' ich die Achseln gezuckt, den Weg in die Wüste eingeschlagen und mir gesagt: Das war das letzte Mal! Nun vergiß sie wirklich!

Ich habe Sie nicht vergessen, und als ich müde von meinen Abenteuern zurückkam, da traf ich sofort wieder Sie, Frau Aventiure!

So hab' ich Sie damals getauft, in jener Stunde auf dem Montblanc, als wir uns zum erstenmal sahen. Da standen Sie plötzlich hinter mir wie ein Geist in Ihren weißen Schneeschleiern, mit Ihrem Gatten und Ihren Führern.

Oben auf dem Montblanc stellt man sich nicht vor. Da waren wir bald wie alte Freunde. Wir saßen beisammen im Schnee und frühstückten und lachten und deuteten mit der Hand unter uns: da unter Ihrer Stiefelspitze die kleine Spielzeugschachtel ist die Schweiz — und da drüben, dies zerknitterte Ding unter den weißen Lämmerherden von Wolken Südfrankreich, und da hinten, wo eben unten im Thal das kleine Gewitter niedergeht, Italien.

In der Stunde wurde mir frei und leicht. Ich hatte die Empfindung: du hast den Menschen gefunden, der zu dir gehört! Fleisch von deinem Fleisch und Geist von deinem Geist!

Ich bin zu wild und rauh für das Philisterglück. Ich habe es mir nie als so ein zärtliches, blondes Etwas am Kaffeetisch mir gegenüber denken können und ein anderes krabbelndes Etwas unten am Boden und ringsherum die gute Stube.

Das mag andere freuen. Ich brauche einen Kameraden oben auf den Höhen. Und als ich wenige Wochen darauf las, Ihr Gatte sei gestorben — da schien mir auch das wie eine Fügung des Schicksals für mich.

Ein Jahr darauf bat ich Sie, meine Frau zu werden. Sie haben gelacht und mich auf später vertröstet. Seitdem sind zwölf Jahre verstrichen. Ich bin über vierzig und habe mein Leben wahrlich doppelt gelebt. An meinen Schläfen färbt sich das Haar schon grau, und als gestern am Thor von Tetuan einen Augenblick das Streichholz aufleuchtete, da war es mir sogar, als läge auch über Ihren dunklen Haaren schon ein leichter silberner Schein.

Das ist natürlich Täuschung. Aber der Herbst ist nah. Wir werden alt und grau, Frau Aventiure, und müssen die Zeit nutzen, ehe alles traurig und öde wird.

Oder vielmehr: in mir ist's schon so! Was hab' ich von diesem ganzen wildbewegten Leben? Nur eine Leere, ein Unbefriedigtsein, ein fortwährendes Warten und Suchen nach dem, was das Leben eigentlich bringen soll.

Sie soll mir das Leben bringen. Ich weiß es ganz genau und werde nicht eher froh. Wir beide gehören zusammen.

Erhören Sie mich diesmal. Ich hatte so eine gläubige Hoffnung, als ich Ihnen gestern durch die Nacht und Wüste im Galopp nachritt: diesmal muß es werden!

Um Zwölf bin ich bei Ihnen.

Möge meine Hoffnung mich nicht täuschen!"

* * *

Er versiegelte den Brief und gab ihn dem Berberjungen zur Besorgung nach der nahegelegenen anderen Herberge. Nach kurzem kam der Bengel wieder, lächelte verschmitzt unter seiner Kapuze und meldete, daß der Auftrag ausgerichtet sei.

Der Afrikaner entlohnte ihn mit einem maurischen Silberstück und streckte sich wieder auf dem Lager aus. Er wußte nicht, was ihm fehlte, aber er fühlte sich schwerkrank seit dem Sturze von gestern. Die Beklemmungen im Herzen wollten nicht weichen und wurden stärker und stärker, je mehr der Zeiger seines Chronometers auf Mittag wies.

Die Erregung vor dem entscheidenden Zusammentreffen — weiter war es nichts! Er stand auf und ging im Zimmer hin und her, unermüdlich, eine Stunde um die andere, bis es endlich Zeit war. Der Berberjunge zeigte ihm den Weg. Sie schritten die schmutzige Straße hinab und bogen auf den großen Marktplatz ein. Ganze Hammelherden blökten hier, im Regen zu graugelben Klumpen zusammengedrängt; zu Dutzenden lagen, in der Farbe kaum vom Erdboden zu unterscheiden, die Kamele in dem Schlamme, und endlos wirrte und wogte wie in einem Ameisenhaufen das Gewimmel der braunen Gestalten in braunen Mänteln und hohen Kapuzen schreiend durcheinander. Machten sie auch willig dem Europäer Platz, so kostete es doch Mühe, sich durch all diese unablässig über die engen Gassen hingespülten farblosen Menschen- und Tierwogen den Pfad bis zu der Herberge zu bahnen, die wie die Fonda d'España etwas abseits von dem großen Verkehr zwischen Winkelmauern lag. Am Eingang der Fonda lehnte der Wirt, ein zwerghaft schmächtiger Spanier. Er verstand nur seine Muttersprache und einige berberische und englische Worte. Allen Fragen nach Frau Angela Rey und ihren Begleitern wies er ein lächelndes Kopfschütteln entgegen und deutete mit der Hand die Straße abwärts.

Er mußte schwachsinnig sein, daß er so gar nicht begriff, um was es sich handelte! Aber der kleine braune Bengel wußte Rat. Er sprang davon und kam nach kurzem mit einem europäisch gekleideten jungen Juden zurück, der, den Strohhut lüftend, sich auf französisch bereit erklärte, aus Gefälligkeit den Dolmetscher spielen zu wollen.

„Dann bitte, mein Herr," sagte der Afrikaner gleichfalls auf französisch, „fragen Sie diesen Menschen da, warum er mich nicht bei Frau Angela Rey anmelden will! Sie erwartet mich! Ich habe ihr einen Brief geschrieben."

Der Jude wandte sich in erregtem spanischen Wortwechsel zu dem Inhaber der Fonda, dann wieder zu dem Fremden:

Digitized by Google

„Der Wirt sagt, die Lady habe freilich einen Brief erhalten. Aber eine Stunde darauf sei sie abgereist!"

„Abgereist?"

„Jawohl. Sowie die Pässe vom spanischen Konsul da waren. Mit den beiden Gentlemen und aller Dienerschaft. In der Richtung nach Ceuta. Unterwegs wollen sie eine Nacht am Meer in Zelten lagern."

„Und was hat sie mir hinterlassen?"

Erneuter Wortwechsel zwischen dem Wirt und dem Hebräer. Dann zuckte der die Achseln. „Mein Herr, der Wirt sagt, die Lady hat nichts hinterlassen!"

„Gar nichts?"

„Nein. Gar nichts!"

Eine Weile stand der Fremde stumm da. Dann reichte er dem jüdischen Vermittler nach Landesbrauch die Hand. „Ich danke Ihnen," sagte er kurz und ging langsam, wie ein Schwerkranker, wieder seiner Herberge zu.

5.

Gegen Abend hatte sich das Wetter geklärt. Vom Mittelmeer herüber wehte eine Brise durch das rauhe Land und scheuchte die Wolkenfluten in ihre Schlupfwinkel in der zerrissenen Wildnis des Atlas zurück. Bald brach die Sonne durch, mit stechenden Abendstrahlen, in deren Glut alles von Feuchtigkeit dampfte, und die weiten Heidestrecken, die mit Agavenhecken umsäumten Gärten, die grünen Saatfelder am Habesch-Fluß sich in eine weiße Rauchdecke hüllten.

Weiter nach dem Meer zu, jenseit des Kap Negro, verlor sich diese Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. Als da die Sonne am nächsten Morgen in langen feuerroten Streifen sich aus den blauen Wellen des Ostens hob, übergoß ihr Licht eine jener eigentümlichen Sumpflandschaften, wie sie der Kampf zwischen Ebbe und Flut an flachen Küstenstreifen erzeugt, ein Gewirr von Sanddünen, brackigen, reglosen Morästen, Seewasserpfützen und schlammerfülltem Buschwald, das niedere Höhenzüge nach dem Land zu, muschelbedecktes buntes Kieselgeröll auf der Seeseite abschlossen.

Hart an der Flutgrenze des Mittelmeeres, neben einigen phantastisch aufgerichteten Felszacken stand ein Zelt. Maultiere und Pferde wälzten sich träge daneben am Boden und zwischen ihren angepflöckten Pflegebefohlenen lagen reglos, die Sättel als Kopfkissen unterm Haupt, in verschossene braune Mäntel gewickelt, die Gestalten der Treiber.

Nur zwei Männer waren an diesem frühen Morgen schon wach, dessen bläßlichblaue Wölbung sich klar und kühl über Länder und Meere spannte, und gingen schweigsam, die Cigarre im Mund, die Hände in den Hosentaschen, auf dem knirschenden Kies mit leisem Sporenklirren auf und nieder.

„Hören Sie mal, Franklin!" sagte der Hüne nach einer Weile und blieb stehen. „Ich muß Sie mal was fragen."

„Well. Fragen Sie!"

„Ich meine . . . wann gedenken Sie denn eigentlich so ungefähr nach Johannisburg zurückzukehren?"

„Nach Johannisburg? Gar nicht!"

„Na oder nach Amerika. Oder sonstwohin? Irgendwo muß der Mensch doch hin!"

„Das weiß ich nicht. Es gefällt mir hier ganz gut!"

„Wo denn?"

„In Ihrer Gesellschaft, Durchlaucht!" sagte der kleine Yankee und lächelte liebenswürdig. „Ich wüßte keine bessere."

Der Prinz drehte ärgerlich seinen roten buschigen Schnurrbart und begann wieder mit seinen langen Beinen den Sand der Dünen zu messen. „Sie sind mir ja auch verdammt sympathisch!" murmelte er, mit der Reitpeitsche die Disteln am Boden köpfend. „. . . Aber . . . schließlich . . . na kurz gesagt . . . Einer von uns kann sie ja doch nur heiraten!"

Sein Begleiter lächelte tiefsinnig. „Ich werde Sie zur Hochzeit einladen, Prinz! Seien Sie unbesorgt!"

„Oder ich Sie!"

„Oder keiner von uns den andern!" ergänzte der Kleine. „Das kann niemand wissen!"

„Nein. Ich wollte auch nur wissen, ob Sie nicht die Sache aufgeben?"

„Ich denke nicht daran!"

„Ich auch nicht!"

„All right!" Und einträchtig kehrten die beiden zum Lager zurück. Der Lange schraubte gähnend ein Fernrohr aus und musterte den Strand. „Dort ganz in der Ferne reitet sie," brummte er. „Ich sehe so einen weißen Punkt und so ein Gewimmel drum herum. Das ist sie."

Er reichte das Glas dem Yankee, der bestätigend nickte. „Das ist Angela," sagte er und sah auf die Uhr. „Und die zwei Stunden, die sie uns nach ihrem Abmarsch zu warten befohlen hat, sind um. Wir können aufbrechen! Hallo, ihr Kerle!" Er klatschte in die Hände. „Auf! An die Pferde!"

In dem Getümmel der sich erhebenden Berber und ihrer Tiere blickte der Prinz sauertöpfisch drein. „Sagen Sie um Gottes willen, Franklin," frug er endlich, „ich zerbreche mir schon die ganze Zeit den Kopf: was ist denn heute eigentlich in Angela gefahren, daß sie allein mit ihren Leuten vor Tag und Tau vorausreitet und wir ihr erst in zwei Stunden Abstand folgen dürfen?"

Der Kleine suchte lächelnd den weißen Punkt an der Küste. „Sehr einfach," meinte er. „Es ist jemand in Tetuan, den sie nicht sehen will! Sie wissen, wer dieser Jemand ist!"

„Ja."

„Gleich nach seinem Brief ist sie fort. Wir natürlich mit. Es wäre aber möglich, daß dieser Jemand hinter unserer Karawane herreitet. Dann trifft er bloß uns. Und was er sucht, ist verflogen wie der Wind. Das blinkt nur noch ganz ferne dort übern Strand. Wenn er es nicht weiß, kann er es auch mit dem Fernrohr nicht erkennen!"

„Aber was sagen Sie ihm, wenn er nach Angela frägt?"

„Was sie mir aufgetragen hat: Sie sei schon gestern abend an der Mündung des Tetuanflusses an Bord der dort kreuzenden Jacht ‚Liberty' gegangen. In den Ocean kann er nicht hineingaloppieren. Also kehrt er um!"

„Ach so!" Der Prinz stieg tiefsinnig in den Sattel und trieb das Pferd an. „Aber er kommt überhaupt nicht. Er sah sehr schlecht aus. Ich glaube, er wird krank!"

„Ich glaube es auch!" meinte der Yankee gleichmütig und die beiden trabten los.

* * *

„Aeh!" sagte der Riese nach einer Weile ärgerlich. „Wie die Gäule im Sand versinken! Wir kommen nicht von der Stelle! Ich habe dies Herumstrolchen in Afrika satt. Ich sehne mich nach meinen Bergen!"

„In ein paar Wochen sind wir in Chamounix," tröstete ihn Franklin. „Sie haben doch unsere Wette mit den Herren vom Londoner Alpine-Klub nicht vergessen?"

„Aiguille du diable und Gipfel des Montblanc an zwei Tagen hintereinander zu machen? Das werde ich vergessen!"

„Und glauben Sie, daß wir's zwingen werden?"

„Natürlich! Auf den Montblanc wollte ich mich noch verpflichten, Angela führerlos mitzunehmen! Das wäre eigentlich eine Idee! Das giebt dem Ganzen noch so einen . . . . wie nennt man das . . . . so einen ästhetischen Anstrich!"

„Schlagen Sie es ihr doch vor! Die kommt gleich mit!"

„Das werde ich auch!" sagte der Prinz vergnügt und deutete nach vorn: „Jetzt werden wir naß, Franklin! Naß bis zum Sattel! Jetzt geht's in die Sümpfe!"

Das Meer hing an dieser Stelle weithin mit den in das Innere des Landes sich erstreckenden Morästen auch bei der Ebbe zusammen. Es gab keinen Weg als quer durch den Wasserspiegel, dessen Ausdehnung die rings darin verstreuten Gebüschgruppen kaum erraten ließen.

Zuerst lenkte der Araber, den sie gestern in Tetuan als Führer angenommen, sein Roß hinab in die Flut, die dem geduldig vorwärtsschreitenden Tier bald bis an den halben Leib reichte. Wie ein großer bunter Wasservogel schwamm sein Reiter in seinem weißen Burnus und dem roten Turban auf der blauen Flut und gab durch ein Schwenken der hoch über den Kopf gehaltenen Flinte das Zeichen, ihm zu folgen.

Das Wasser, das krystallklar über den feinen Sandgrund hin dem Meere zurann, umspülte unangenehm kalt die Steigbügel

Digitized by Google

Photographie im Verlag von V. Angerer in Wien.

Gute Aussicht.
Nach dem Gemälde von J. Hamza.

Digitized by Google

und stieg rasch bis zum Knie der Reiter empor. Die fröstelten anfangs etwas unbehaglich. Aber bald gewöhnte man sich an die feuchte Straße, auf der man, vor sich nur den Pferdehals, rechts und links und überall weithin unter sich nur das strömende Wasser, beim Niederblicken fast schwindlig wurde.

Dann tauchten die triefenden Pferdeleiber wieder an das Sonnenlicht empor. Durch gurgelnden gras- und buschbewachsenen Schlamm ging es nun, das Haff, das hier zu tief wurde, zur Rechten lassend, landeinwärts in die Wirrnis von Sumpf und Sand. Wieder stiegen die Rosse plätschernd von dem Ufer hernieder, aber diesmal war es lauwarmer Morast, der sie umgab, eine trübe, reglose Flut, über deren Schilf und schmutzig schillerndem Spiegel zu Tausenden die Stechmücken summten.

Im Kampf mit diesen kleinen Blutsaugern schlug man sich langsam vorwärts, durch Buschwerk und Dünen von dem freien Hauch des Meeres geschieden, unter sich das faulig dünstende Schlammwasser, durch das die Steigbügel und die Beine darin plätschernd schleiften. Eine Rinderherde belebte allein die ausgestorbene Gegend. Mitten aus dem Sumpf hoben sich die gehörnten Schädel stumpfsinnig empor.

Am anderen Ende der Tümpel konnte man endlich auf leidlichem Geröllpfad galoppieren. Blitzschnell flog die Landschaft vorbei, rechts die tiefe Bläue des Meeres, links das stumpfe Braun der Klippen. Die Gegend belebte sich allmählich. Düster blickende bezopfte Rifkabylen schlichen, die Flinte in der Hand, den bepackten Esel vor sich, lautlos an den Hängen dahin; vom Markte kommende Berberhirten, beritten und von frei laufenden Maultieren umgeben, halbnackte braune Fischer am Strande wurden immer häufiger, und in der Ferne stieg, eine malerisch über die Klippen hingegossene Masse von alten Mauern, flachen Dächern und vereinzelt nickenden Palmen, die Feste Ceuta empor.

Sie rückte rasch näher, denn der Weg verbesserte sich zusehends. Da war schon der erste spanische Soldat, als Vorposten der Kultur, dann ein Holzschuppen mit Bänken, auf denen ein ganzer Haufen von Rothosen sich träge sonnte, rings von den Höhen ragten die Wachttürme, die Bollwerke Spaniens im Marokkanerkrieg und jetzt noch ein Schutzgürtel gegen den unabhängigen und selbst dem Kaiser von Marokko nicht unterworfenen Stamm der Aborrakabylen, der in den Schluchten des hochaufgetürmten Dschib-El-Musagebirges als Nachkomme der alten Rifpiraten haust.

Aber die wilden braunen Kerle am Wege begannen sich zu verlieren. Statt ihrer knieten da und dort spanische Soldatenweiber an den Rinnsalen und klopften auf Steinen ihre Wäsche, weiße Kinder stimmten, neben den Pferden mit erhobenen Händen laufend, ihr „cinque centimos, Señor!“, die unerträgliche spanische Bettlerweise, an, und der holperige Saumpfad verwandelte sich plötzlich in eine breite, baumbepflanzte Chaussee, die in vielen Windungen hinab zu den Festungswerken führte.

Dort wurden von der Wache die Pässe abgenommen. Scheinbar endlos ging es dahin über Zugbrücken und durch Tunnels, in denen die Hufe der Rosse wiederhallten, längs der Wallgräben und über weite, mit Pyramiden von rostigen Kanonenkugeln geschmückte Kasernenhöfe bis in die eigentliche Stadt.

Die europäischen Straßen und Läden, die europäisch gekleidete Menschheit, der Trommelwirbel des Militärs, der Anblick der massenhaften, an der Festung bauenden Strafgefangenen mit ihrem Völkergemisch von Weißhäuten, Chinesen und vielen Negern erschreckte die aus dem Innern kommenden Pferde. Zitternd und scheuend tanzten sie über das Pflaster, bald auf die Spiegelscheiben einer Kramhandlung zu, bald gegen einen Laternenpfahl und andere unbekannte Dinge, bis endlich das Gasthaus am Hafen erreicht war.

Einige Dampfer, ein paar spanische Torpedoboote, ein englisches Kohlenschiff und das Kurierfahrzeug der Regierung schaukelten auf der offenen, stark bewegten Reede. Stundenweit rauschten weiter hinaus die Wellen. Dahinter aber stieg im Mittagsglanz ein unwahrscheinlicher, düster ragender Bergkoloß gebieterisch am Horizont empor. In violetten, verschwommenen Tönen von dem tiefblauen Himmel abgegrenzt, stand der Felsen von Gibraltar wie die Verkörperung der Macht an dieser Grenzscheide zweier Welten, an der Pforte zweier Meere da. Die beiden Männer sahen ihn sich an, gähnten und traten in die Fonda.

(Fortsetzung folgt.)

Der Meraner Saltner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Wolf in Meran.

In erster Linie ist es allerdings der Burggräfler Bauer selbst, welcher bei andauerndem Sommerregen besorgt durch die Laubengänge der Weinberge schreitet. Die Trauben fangen an unter der sogenannten Rostkrankheit zu leiden, und so herrliche Aussichten der Frühling für die Ernte bot, der nun herrschende Regen scheint sie zerstören zu wollen.

Aber es ist noch jemand da, der über das Regenwetter murrt und brummt, der „Saltner“.

Der „Saltner“, wie in der Meraner Umgebung der Weinhüter, oder besser gesagt, der Flurwächter genannt wird, ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß er wirklich der Beachtung wert ist.

Ich habe in den verschiedenen Gemeindeämtern ringsum von Meran Saltnerordnungen selbst noch aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gefunden, und beim Durchsehen dieser Dokumente wurde ich belehrt, daß das alte „Reglement“ für die Saltner in den Grundzügen sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Dies ist ein Zeichen, mit welcher Zähigkeit der Burggräfler Bauer an seinen alten Sitten festhält.

Um so bewunderungswürdiger ist es, als im Winter Meran als Centrum des Fremdenverkehrs angesehen werden kann, als sich viele fremde Gäste im Laufe der Zeit hier angekauft haben und mitten unter den Bauern leben. Diese fremden Leute bringen viel fremde Sitten in das Land. Und dennoch hat sich die alte, schöne Tiroler Nationaltracht gerade im Burggrafenamte erhalten und ebenso treu die alten Sitten und Gebräuche.

In letzterer Beziehung haben erst heuer Mitglieder der deutschen Südmark bittere Erfahrungen gemacht, als sie versuchen wollten, die Sonnenwendfeier bei uns einzuführen. Hier hat man am ersten Sonntag in der Fastenzeit die sogenannten „Holapfandfeuer“ veranstaltet, aber die Bauern zogen mit Knitteln bewaffnet gegen „den neumodischen Brauch“ aus.

Schon in seiner Erscheinung ist der Saltner ebenso originell wie auffallend. Die Tracht und Ausrüstung ist dieselbe, wie ich sie auf einem alten Bilde mit der Jahreszahl 1735 im Schlosse Lebenberg gesehen habe. Ein gewöhnlicher breitkrempiger Bauernhut wird so zusammengebogen, daß er aussieht wie ein Dreispitz. Dann wird dieser Hut über und über mit Hahnen- und Nachteulenfedern besteckt. Vorgezogen werden die Federn des schwarzen Haushahnes, da dieselben eine ganz besondere Kraft gegen alle Ränke und Anschläge der Hexen besitzen sollen. Vorne am Hut werden sehr häufig zwei Eichhörnchenbälge als Symbol der Gewandtheit befestigt, und von den Ecken baumeln zwei Fuchsschwänze hernieder als Symbol der Schlauheit. Sonst werden wie gewöhnlich die rote Weste, die kurzen ledernen Hosen, welche das Knie freilassen, und weiße Strümpfe sowie der mit Pfauenfederstreifen gestickte breite Lendengurt, „die Bind“, getragen. Anstatt der braunen Lodenjoppe kommt nun aber ein Lederkoller, dessen Unterärmel mit schmalen Riemen an der Schulter befestigt sind. Auf der Brust des Saltners hängen an feinen Kettchen große Eberzähne, welche als Pfeifchen hergerichtet zu Warnungssignalen verwendet werden. Starke, lederne Gamaschen schützen die Unterschenkel. In der Seitentasche der Hosen trägt der Saltner das breite, halbmondförmige Rebmesser; eine Hellebarde, oft ein wahres Museumsstück, ist seine unmittelbare Waffe, während er die hinter der „Bind“ steckende Pistole nur zu Schreck- oder Warnungsschüssen benutzt.

Die Saltner bewachen die Weinberge einer bestimmten Anzahl von Höfen und ein solcher Bezirk wird „die Hut“ genannt. Jeder Hof ist Eigentümer irgend eines Stückes der

Digitized by Google

Saltnerausrüstung, um so die Zusammengehörigkeit der „Hut“ zu bezeichnen. Im Haupthause der „Hut“ befindet sich die „Rungel“. Das ist ein schweres vierzig Centimeter langes und zehn Centimeter breites Messer, mit allerlei Zeichen versehen. Mond und Sterne sind darauf eingeschlagen, zum Zeichen, daß der Saltner die Nacht wachsam sein soll, oft auch ein mit dem Saltner ringender Teufel, und nie fehlt das Drudenkreuz, das gegen die Druden, d. h. Nachtgeister, schützen soll und folgende Gestalt hat ⛤. Die Rungel führt auch den Kosenamen „'s Greatele“ (Gretchen) und der Bauer, der sie aufbewahrt, heißt darum der „Gretlbauer“.

Ist ein Bursche von den „Hutbauern“ zum Saltner erwählt, und dies ist eine große Ehre, denn er muß ein tadelloses Vorleben haben und wird von der politischen Behörde in Pflicht genommen, so stellt er sich beim „Gretlbauer“ und spricht: „Die Ehr zu danken kumm i, daß mi die Wahl troffen hat, und wenn a Wein im kühlen Keller wär, den Antrunk machet i zur gerechtsamen Hut.“ Der „Gretlbauer“ bringt nun einen Krug Wein, trinkt davon mit dem Spruche: „'s Vertrauen hat schon in Richtig'n troff'n. Beschütz es und ehr's.“ Hierauf reicht er dem Burschen den Krug, welcher bedächtig leergetrunken wird. Dann wird dem Saltner die Rungel übergeben, welche er an der rechten Hüfte befestigt, und er beginnt seinen Rundgang auf den betreffenden „Huthöfen“, um die einzelnen Stücke seiner Ausrüstung zu sammeln. Ueberall wird der obligate Krug Wein getrunken, und wenn der Saltner sich vom letzten Hofe seiner Hut entfernt, so schaut ihm wohl der Bauer schmunzelnd nach. „Dös werd a saggrischer Saltner,“ sagt er, „den reißt's nit glei um.“ Diese Bemerkung ist bedeutungsvoll, wenn man bedenkt, daß der Bursche im Laufe des Nachmittags vielleicht fünf Liter Rotwein getrunken hat.

Auch die „Diandlen“ schauen dem Saltner mit freundlichen Blicken nach. Wird er doch für die Zeit seiner Hut wenigstens einen Tag in der Woche Hausgenosse; denn der Saltner hat während seiner Dienstzeit die Kost abwechselnd in jenen Bauernhöfen, deren Weingärten er überwachen soll. Seine Kammer giebt er für diese Zeit auf und bereitet sich da und dort in den Häusern, in irgend einem Winkel der Scheune eine Lagerstätte. „Ma soll nit wiss'n, wo a Saltner schlaft,“ sagt man im Burggrafenamte. „Ma soll nit wiss'n, wo a Saltner fensterlt,“ sagt dieser.

Um Jacobi beginnt der Dienst der Saltner. Durch die Weingärten führt eine Menge gern erlaubter und der Abkürzung und des Schattens wegen viel benützter Wege. Von diesem Tage an werden sie aber „Pfandwege“. Der Saltner stellt bei der Einmündung derselben einen Pfahl auf mit einer roh aus einem Brette geschnittenen Hand, die mit Dornenzweigen geziert ist: „Die Saltnertatz“. Der Weg ist nun nicht gerade verboten, aber wer auf einem solchen vom Saltner getroffen wird, zahlt ein „Pfandgeld“ von fünf Kreuzern. Auch auf offenen Wegen pflegt der Saltner den „Stadtlinger“ um einen Tabakkreuzer anzusprechen.

Da und dort errichtet der Saltner zumeist aus Maisstengeln Schutzwände, hinter welchen er auf Diebe lauert, oder er baut sich einen Auslug auf einem hohen Baum. Das Gerichtsverfahren ist zumeist ein sehr einfaches. Traubenstehlende Kinder stäubt er einfach mit einer Rute durch. Erwachsene Personen führt er auf jenen Hof, zu welchem der Weingarten gehört, in dem gestohlen wurde, und da kann sich der Ertappte mit Geld abfinden. Bei einem größeren Diebstahl wird der Gefangene aufs Gemeindeamt geführt.

Ich begegne nun der Frage, auf welche Weise die Weingartenbesitzer sich die Ueberzeugung verschaffen, daß der Saltner seinen ganzen Bezirk auch fleißig abstreift. Sehr einfach. Der Saltner hat auch die Obliegenheit, um die Weingärten gegen Eindringen des Viehes zu schützen, die Sperrzäune in Ordnung zu halten und etwa losgegangene Latten mit den überall wachsenden Weiden festzubinden. Der Saltner streift nun, zum Zeichen, daß die Reparatur frisch gemacht ist, vom Weidenzweig das Laub nicht ab; der Bauer hingegen reißt, um die Wachsamkeit desselben zu prüfen, nicht ungern da und dort einmal eine Latte los. Ist die Stelle dann einige Tage nicht repariert, so muß sich der Saltner viel Sticheleien gefallen lassen.

Der Saltner hingegen findet in dieser Sache wieder fleißige Bundesgenossinnen. Wenn er bei einem Diandl zum Fensterln geht, versäumt er gewiß nie die Bitte: „Gelt du Herzsüße, a brochns Zäundl, wenn d' findest, selb bindest auf mit einer Laubrute. Es wachsen eh Röserln drauf, wenn du's thust.“

Die schöne Leserin wird nun meinen, das ist allerdings gute Aushilfe im Weingarten des einen Hofes. Der Saltner hat aber viele Höfe in seiner Hut. Da will ich nun ein Saltnerliedlein bekanntgeben, welches sagt:

„Zwei Diandlen z' liaben,
Sell macht miar nit hoaß,
Der oan muaß ma schönthuan,
Daß die andre nix woaß.“

Der Saltner schleicht auch die Nacht an das Haus des Weinbergbesitzers, um zu „wetzen“. Dies geschieht, indem er mit seiner Hellebarde in Bogenlinien unter dem Fenster der Schlafkammer des Bauern fest an der Mauer so lange hin und her streicht, bis derselbe durch Klopfen an das Fenster anzeigt, daß er seinen diensteifrigen Saltner gehört habe. Daß ein Mann, welcher so viel in der Nacht herumstreifen muß, welchem sogar der Besuch der Kirche für die Zeit der Hutdauer geschenkt ist, im hohen Grade den Nachstellungen der Hexen und der Geister ausgesetzt ist, gilt als selbstverständlich.

Aber da hat er auch seine Gegenmittel. Er trägt an einer Schnur um den Hals geweihte Pfennige von Maria Einsiedel, dann einen geweihten Rosenkranz in der Hosentasche und noch einige geweihte Pfennige im ledernen Geldbeutel.

Die Hauptsache aber ist das „Kreuzeisen“. Dieses hat die Form des Eisernen Kreuzes, nur ist es vielleicht zweimal so groß. Es sind auf ihm alle möglichen Zeichen eingeschlagen, deren Bedeutung niemand mehr kennt, welche aber auf allen Kreuzeisen vorkommen. Das Drudenzeichen bildet die Mitte.

Der Träger dieses Kreuzeisens kann ruhig zuschauen, wenn die Hexen in der Au tanzen, oder wenn die Saligen Fräulein durch die Lüfte ziehen, oder wenn der Teufel zur Nachtzeit durch die Rauchfänge der Häuser späht, ob nicht eine arme Seele abzufangen wäre. Ihm können all diese finstern Mächte nichts anhaben. Die Hexen haben sich in früherer Zeit auch oft Mühe gegeben, ein solches Kreuzeisen einem Saltner abzuschmeicheln.

So geschah es auf der alten Vintschgauer Straße, wo die Etsch sich über das starke Gefälle der Töll in den Thalkessel von Meran stürzt. Da war einmal ein Saltner. Ein junger, schwarzlockiger Bursche mit treuherzigen, blauen Augen, wie man es nicht selten sieht bei den Leuten des oberen Etschthales. Die Mädchen aus dem Dorfe Algund, wo er als Knecht bedienstet war, schauten ihn gern an und lächelten ihm ermunternd zu. Ja sogar die reichen, stolzen Bauerntöchter verschmähten es nicht, an Sonntagen seinen Hut mit roten Nelken zu schmücken. Und rote Nelken bedeuten Liebe in Tirol. Er aber nahm die Blumen freundlich entgegen, kamen sie nun von der Anna, oder der Marie, von der erbgesessenen Tochter, oder von der Magd. Auf dem Thalerhofe lebte ein Witwer mit seiner einzigen Tochter. Diese war sehr schön, aber die jungen Burschen fürchteten sich, ihr zu nahen, denn ihre verstorbene Mutter stand im Rufe einer Hexe, und man flüsterte sich zu, sie habe solch' unheimliche Kunst auch ihrer Tochter vererbt. Die Thaler Kundi stellte nun dem jungen, schönen Knechte nach auf jede mögliche Weise. Er aber schien es nicht zu bemerken und nahm ihre Aufmerksamkeiten mit derselben Ruhe und Kälte entgegen wie von den anderen Mädchen. Er wurde oft und oft gewarnt vor der Thaler Kundi. Aber er lachte dazu und meinte: „Mir kann nix ankommen, i hab allwegs a Kreuzeisen bei mir.“ Das wurde einmal der Kundi hinterbracht, und diese nahm sich fest vor, dem Burschen das Kreuzeisen abzulocken, um ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

Sie hatte noch nie von der „schwarzen Kunst“ Gebrauch gemacht, von der sie thatsächlich einiges verstand.

Es kam die Zeit der Saltnerhut heran und der junge Bursche trat seinen Dienst an. In einer herrlichen, mondhellen Nacht war es, da vernahm er oben auf dem Plarschersegg einen wunderherrlichen Gesang, der ihn mit fast unwiderstehlicher Gewalt anzog. Da fand er eine Mädchengestalt auf einem großen Felsen sitzend, wie er sie noch nie geschaut. In herrlichen, langen, schwarzen Locken wallte das Haar um die Schultern der Singenden. Sie war in ein silberschimmerndes Gewand gehüllt und in ihren

Digitized by Google

Haaren leuchtete es wie Johanniswürmchen. Das waren purlautere Diamanten. Mit ihren feinen Fingern strich sie leise über die Saiten einer goldenen Zither und sang:

Dandaradei! Dandaradei!
Wo weilst du, mein liebster Knabe?
Dandaradei! Dandaradei!
Weißt du nicht, daß ich mich nach dir sehne?
Dandaradei! o komm! o komm!
Dandaradei!

Furchtlos näherte sich der Saltner der Sängerin.

„Wer bist denn du?"

„Ich bin die blühende Rose aus dem Kranz der Saligen Fräulein. Fürchtest du dich?"

„O na," sagte der Saltner. „Ja wenn d' a schiache (häßliche) Hex g'wes'n wärst, zelm könnt's sein. Aber vor so was Schöns fürchten, thät mi narrisch teuch'n."

„Komm, setze dich an meine Seite, ich will dir die schönsten Lieder spielen." Der Saltner wußte nicht, wie ihm geschah. Er mußte der Einladung Folge leisten, und alsbald saß er an ihrer Seite.

Solche Melodien hatte er freilich nie gehört, wie sie das Salige Fräulein spielte. Es zog wie ein lieblicher Traum durch seine Seele und alsbald sank sein Kopf schlafmüde in den Schoß der Hexe.

Durch einen fürchterlichen Schrei wurde er aus dem Schlummer geweckt. Das Salige Fräulein war verschwunden und wo sie gesessen, lag rotglühend das Kreuzeisen, welches sie dem träumenden Burschen entwenden wollte.

Das Kreuzeisen war aber rotglühend geworden, eine solche Zauberkraft hatte es, und die Thaler Kundi hatte am anderen Tag eine häßlich verbrannte Hand. Von einem Pfannenstiel sagte sie. Der Saltner aber wußte das besser. —

In manchen Bezirken darf der Saltner nie in einem Hause schlafen, sondern es sind sogenannte „Saltnerhütten" errichtet, in welchen eine Bürde Stroh, eine Wolldecke und ein mit Heu gefüllter Sack das Lager bilden. Der Saltner soll nie die ganze Nacht durchschlafen, sondern seinen ganzen Bezirk abwandern und nur hier und da in einer der Hütten eine Stunde der Ruhe pflegen.

In einer alten Saltnerordnung, die ich besitze, und welche aus den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stammen dürfte, wird folgende Bestimmung erlassen, deren Zweck war, die Wachsamkeit des Saltners zu kontrollieren: „Ain jede Herrschaft soll ain knecht oder zween dray nächt vor dem wymat (wimmen, Weinernte) hinaus den saltner schiken und sollen bay jeder hütt drai zimlich schrey tun und ist kain saltner bei der hütt sollen sie sain pettgewandt nehmen und beim Wirt trauf trinken zimblich."

Diese Worte dürften einer Saltnerordnung des Schlosses Schöna bei Meran aus der Zeit um das Jahr 1500 entnommen sein.

Meraner Saltner.
Nach einer Aufnahme des Photographen H. Breßlmaier in Meran.

Es geschieht noch heute nicht selten, daß kecke Burschen dem schlafenden Saltner Hut und Hellebarde stehlen und beim Wirt gegen einige Liter Wein versetzen. Der Saltner findet dann an einer auffallenden Stelle einen Zettel mit der Inschrift:

„Saltner haun haun![1]
Die Kästn[2] sein braun,
Die Weimer[3] sein süaß,
Beim . . . Wirt haben mir versoffen Huat und Spiaß."

Der arme Teufel muß dann eben schauen, wie er seine Sachen wieder bekommt. Dafür aber nimmt er Rache. Er treibt allerlei Schabernack, wenn er Burschen findet, welche „Gaßlen" oder „Fensterln" laufen. Wenn er meint, jene herausgefunden zu haben, welche ihm „Huat und Spiaß versoffen", dann ruht er nicht eher, bis er weiß, mit welchem Diandl die Betreffenden Liebschaften unterhalten.

Dann ruft er heimlich alle Freunde zusammen und vor den Fenstern der Diandlen wie vor jenen der Burschen werden aus Sägespänen auf dem Boden große Herzen gezeichnet und diese mit einem etwa zehn Centimeter breiten Streifen Sägespäne den ganzen Weg entlang, oft eine Stunde weit, verbunden, zum Gaudium der ganzen Gemeinde — aber nicht immer zum Vorteile der zu bewachenden Weingärten.

Wenn das Winzern beginnt, so steckt sich der Saltner einen Wetzstein in die Tasche und geht herum, die Rebmesser zu schärfen, mit den Bauerndiandlen zu scherzen und herzhafte Züge aus dem „Bitterich" (Kürbisflasche) zu machen, denn beim Winzern muß Wein zu beliebigem Zuspruch genügend da sein.

Ist die Wein- und die Kastanienernte vorbei, dann versammeln sich die Bauern der gemeinsamen Hut „zur Roatung" (Abrechnung) beim Dorfwirt. Der Saltner hat sich seiner Amtstracht entledigt, fein sauber rasiert, was er während der Dienstzeit nicht thun darf, und aus dem Fenster der Gaststube steckt er eine Stange; daran hängt, mit roten Bändern geschmückt, „die Rungel", zum Zeichen, daß in diesem Hause „Saltner Tinzltag" (Ehrentag, Tanztag) sei. Es wird ein ordentlicher Schmaus, bestehend aus Kalbsbraten mit Zwetschgen und Schweinebraten mit Kraut, gehalten, die Bauern zahlen je nach der Größe ihrer Grundstücke dem Saltner „'s Huatgeld" aus, und für den jungen Burschen beginnt wieder das Alltagsleben, allerdings nicht so einförmig, wie in manchen Ländern das Leben eines Bauernknechtes ist.

Jedes kirchliche und weltliche Fest in den verschiedenen Thälern Südtirols bringt eine Menge oft sehr origineller Bräuche mit sich, welche heute alle noch eingehalten werden. Dann haben die jungen Leute allerlei „Kurzweil" und sind unerschöpflich im Ersinnen lustiger Streiche.

[1] haun haun! = verhöhnender Zuruf. [2] Kastanien. [3] Trauben.

n

Digitized by Google

Dunkle Gebiete der Menschheitsgeschichte.

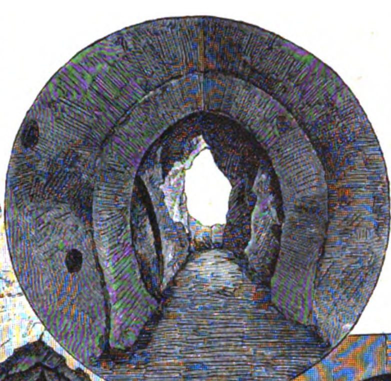
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Höhlenlabyrinthe in Bayern und Oesterreich.

Von Eduard Grosse.

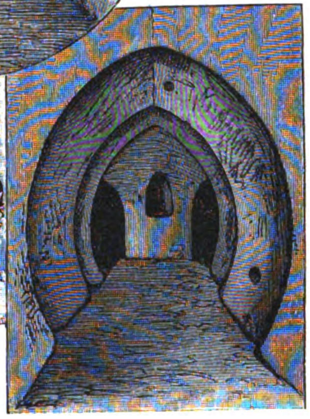
Seit uralten Zeiten haben die Menschen in Höhlen Zuflucht gesucht, anfangs in Naturhöhlen, in denen sie sich häuslich niederließen, später in künstlichen Höhlen, die sie zu Wohnzwecken in weiches Gestein oder geeignetes Erdreich gruben. Noch heute werden hier und dort solche Höhlenwohnungen geschaffen. In den mächtigen Lößlagern Chinas findet man sogar ganze Dörfer, die in den Löß eingegraben sind, der bekanntlich die Eigenschaft besitzt, an der Luft zu erhärten und auch ohne Ausmauerung genügende Sicherheit gegen den Einsturz zu gewähren.

Diese Eigenschaft des Löß war auch Völkern, die vor uns Deutschland bewohnten, wohl bekannt, und sie legten in ihm sowie in weichem Sandstein eigenartige Höhlen an, die unter dem Namen „Erdställe“ in Mähren, Niederösterreich und Bayern bekannt sind und seit einigen Jahrzehnten den Scharfsinn der Altertumsforscher herausfordern, da ihre ehemalige Bestimmung noch immer von dem Schleier des Geheimnisses verhüllt ist.



Blick von innen nach dem Eingange.

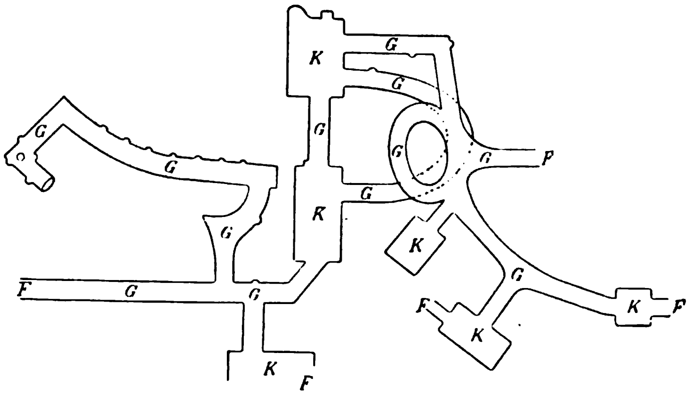
Eingang in einen Höhlenbau.



Innerer Gang mit Abzweigungen im Hintergrunde.

Das Höhlenlabyrinth zu Lechwitz in Mähren.

Auf diese sonderbaren Höhlen wurde man zumeist durch Einsinken von Pferden, das während des Ackerns erfolgte, aufmerksam. So versank im Jahre 1813 unweit des Lechwitzer Schlosses in Mähren ein Ackerpferd mit den hinteren Beinen so tief in das aufgelockerte Erdreich, daß es großer Anstrengung bedurfte, das Pferd wieder herauszuheben. Wo es eingesunken war, entdeckte man ein tiefes Loch, das zum Eingang einer künstlichen Höhle führte, die zuerst vom Lechwitzer Amtmann Zelinka untersucht und beschrieben wurde. Man schüttete damals den Bau wieder zu, und er geriet in Vergessenheit. Im Jahre 1857 sank abermals ein Pferd ein, und nun beauftragte die Regierung den Altertumsforscher Mauriz Trapp, eine gründliche Untersuchung vorzunehmen. Diese ergab, daß der Erdstollen aus fünf Gemächern und verbindenden Gängen bestand, alle von geringer Höhe und die Decken in Spitzbogen ausgehauen. Der Eingang, welcher ursprünglich frei lag, war hoch mit aufgeschwemmter Humuserde bedeckt, deren Mächtigkeit Zeugnis ablegt für das hohe Alter des Höhlenbaues. Unsere obenstehenden Bilder zeigen den Eingang in den Höhlenbau, den Blick von innen nach dem Eingange, und einen Gang mit Spitzbogenkammern nach den Zeichnungen, die s. Z. im Auftrage des mährischen Landesausschusses aufgenommen wurden.



Grundriß des Höhlenlabyrinthes von Unterretzbach.
(Die Buchstaben K bezeichnen die Kammern, G die Gänge, F die unerforschten Fortsetzungen der Gänge. Die punktierten Linien bedeuten übereinander liegende Bogengänge oder Irrgänge.)

Durch das Einsinken von Zugtieren und durch andere Zufälle wurden da und dort immer mehr Höhlenbauten entdeckt; dadurch aufmerksam gemacht, nahmen die Altertumsforscher sowohl in Oberbayern wie auch in Niederösterreich eine umfangreiche, wissenschaftliche Durchforschung der rätselhaften Erdstollen vor.

Die gesamten Höhlenbauten Bayerns und Oesterreichs sind nach gleichen Grundgedanken angelegt. Eine Abweichung zeigt sich nur in der verschiedenen Deckenform, die bald im Rundbogen, bald im Spitzbogen mehr oder weniger kunstvoll ausgehauen ist.

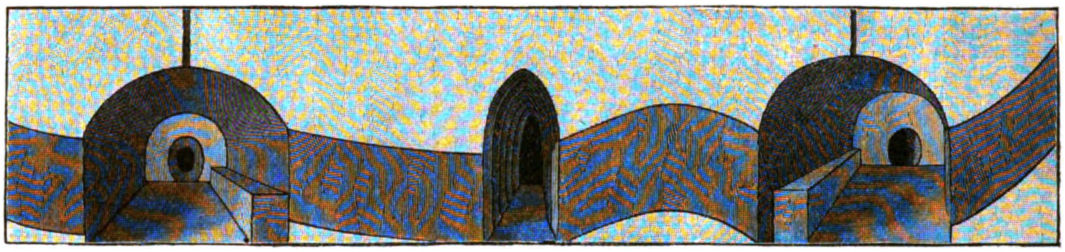
Auffallend ist die allgemeine Niedrigkeit der Gänge sowohl als der Kammern. Erstere muß man fast immer in gebückter Stellung durchschreiten oder noch öfter langausgestreckt auf Händen und Beinen durchkriechen. Auch die Kammern sind sehr niedrig, so daß ein großgewachsener Mann darin selten vollständig aufgerichtet stehen kann. Der Querdurchmesser der Kammern schwankt zwischen 1 und 4 Metern, der Durchmesser der Gänge ist meist so gering, daß ein Mann eben hindurchschlüpfen kann. Die Maße sind alle zwerghaft, und wenn das Volk des Mittelalters, welches die ehemalige Bestimmung der Erdhöhlen nicht mehr kannte, dieselben sagenhaft als Zwergwohnungen auffaßte, so war das dem damaligen Zeitgeiste ganz entsprechend. Noch heute werden die Höhlen in einigen mährischen Landstrichen vom Volke „Zwirglhöhlen“ genannt.

Der Umfang der Höhlen ist verschieden. Man findet kleine Anlagen, aber auch wieder erstaunlich umfangreiche Bauten, die sich kilometerweit unter der Erde hinziehen und ein vollständiges Labyrinth von auf- und niedersteigenden, sich verzweigenden, sich krümmenden, in sich zurückkehrenden Gängen und dazwischenliegenden Kammern bilden. So entdeckte Pfarrer Lambert Karner in dem österreichischen Dorfe Röschitz ein Höhlenlabyrinth, das sich unter vielen Bauerngehöften hin erstreckte und zu dessen Erforschung er nahezu drei Tage Zeit brauchte. Das Labyrinth war zwar nicht mehr vollständig zugänglich, die Grundmauern und Keller der Häuser hatten es in einzelne Teile zerschnitten, der Grundriß der Anlage läßt jedoch erkennen, daß ehemals die einzelnen Teile alle zusammenhingen und ein Ganzes bildeten. Umfangreich ist auch das Labyrinth von Unterretzbach, das sich der Sage nach eine halbe Stunde weit unter der Erde fortsetzen soll, und von dessen erforschtem Teil wir den Grundriß in Abbildung bringen.

Die unterirdischen Gänge und Kammern sind natürlich vollständig dunkel, da kein Lichtstrahl in dieselben fallen kann. Wer sein Leben nicht aufs Spiel setzen will, darf sie daher ohne ein mitgenommenes Licht und ohne sonstige Vorsichtsmaßregeln nicht beschreiten. Als sie noch von ihren Erbauern und deren Nachfolgern benutzt wurden, fand sich der Eingeweihte mit Hilfe von handgroßen Vertiefungen

Digitized by Google

zurecht, die an verschiedenen Stellen in die Wände eingehauen sind, und die daher von den Altertumsforschern „Tastnischen“ genannt werden. Wer mit dieser Zeichensprache genau vertraut war, konnte das Labyrinth auch ohne Licht besuchen, der Fremdling dagegen durfte das nicht wagen, denn die Gefahr des Verirrens war zu groß.



Gang. Kammer mit Gangöffnung in die Tiefe und Luftloch. Gang. Gang in die Tiefe. Gekrümmter Gang. Kammer mit Luftloch. Gang.

Teil eines Höhlenlabyrinthes im Durchschnitt.

Infolgedessen ist auch die Erforschung der Höhlen nicht gefahrlos, um so mehr als dieselben stellenweise schon eingestürzt sind und fortwährend neuer Einsturz droht. Wer sich, auf dem Bauche liegend, durch die engen Eingänge zwängt, muß stets befürchten, daß hinter ihm ein Einsturz stattfindet, der ihn von der Außenwelt abschneidet. Aber auch sonst erfordert das Betreten der Höhlen Mut und Kaltblütigkeit. Die Gänge laufen oft steil nach oben, man muß sich in ihnen nach Schornsteinfegerart emporarbeiten, anderenteils fallen sie ebenso steil wieder nach unten, und kriecht man mit dem Kopfe voran in dieselben hinein, so kann man leicht einen unerwünschten Kopfsturz in die Tiefe machen. Verliert man dabei das Licht, so kommt man in Gefahr, sich in dem dunklen Labyrinthe zu verirren. Dazu drückt die schwüle Luft betäubend auf das Hirn, der Schweiß rinnt aus allen Poren des Körpers, und eine unheimliche Angst schnürt die Brust zusammen. Alles ist zu eng. In den Gängen kann man sich nicht frei bewegen, in der schweren Luft nicht frei atmen. Das alles trägt dazu bei, die Sinne zu verwirren, und hierin liegt fast eine größere Gefahr als in den Labyrinthgängen selbst. Offenbar wurde dieser unheimliche, sinnverwirrende Eindruck mit Vorberechnung angestrebt, um dadurch die Gefahr des Verirrens zu erhöhen.

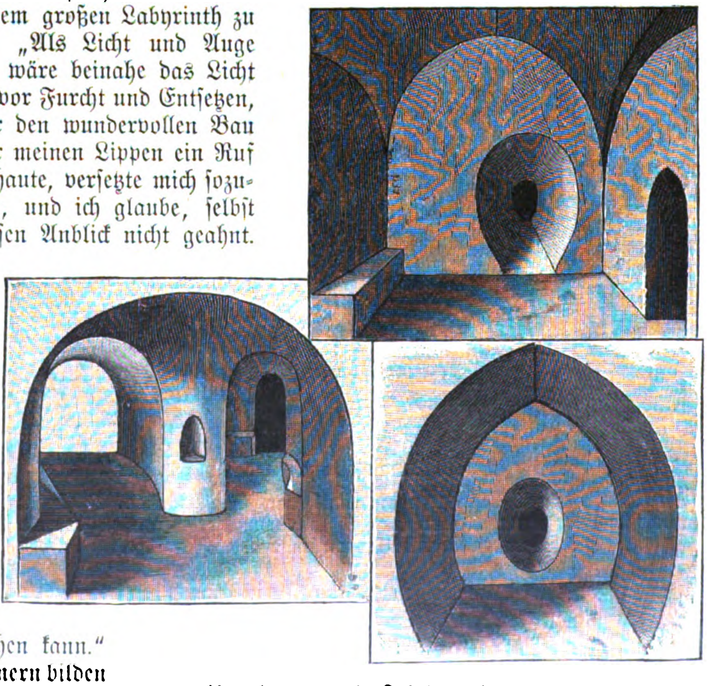
Von diesem Umstande abgesehen, machen die sauber ausgehauenen Kammern einen verhältnismäßig günstigen Eindruck, der in einigen besonders schön angelegten Räumen selbst bis zum staunenden Bewundern steigen kann. Es wurden Gemächer entdeckt, die durch regelmäßig eingehauene Nischen und sorgfältig gearbeitete Spitzbogen einen überraschend schönen, fast weihevollen Eindruck machten. Einen solchen Raum entdeckte der Pfarrer Karner in dem großen Labyrinth zu Röschitz. Er schreibt darüber: „Als Licht und Auge den Raum vor mir streifte, da wäre beinahe das Licht meiner Hand entfallen — nicht vor Furcht und Entsetzen, sondern vor Ueberraschung über den wundervollen Bau desselben. Unwillkürlich entfuhr meinen Lippen ein Ruf des Erstaunens, denn was ich schaute, versetzte mich sozusagen in eine ganz andere Welt, und ich glaube, selbst die kühnste Phantasie hätte diesen Anblick nicht geahnt. Ein Heiligtum in dem ausgesprochensten Sinne des Wortes glaubte ich betreten zu haben! Ein schmaler, langgestreckter, zu einem scharfkantigen Spitzbogengewölbe sich verjüngender Raum lag vor mir. Hätte ich doch eines Künstlers Hand, um dieses Bild fixieren zu können! Es klingt zu prosaisch, diesen Raum eine ‚Kammer‘ zu nennen. Die Bezeichnung ‚gotische Kapelle‘ drückt noch am annäherndsten die Vorstellung aus, die man sich davon machen kann.“

Diese vollendet schönen Kammern bilden freilich Ausnahmen. Die große Mehrzahl ist gewölbeartig ausgehöhlt, an den Wänden befinden sich oft Bänke, die aus dem Erdreich ausgehauen sind, desgleichen mehr oder minder große vertiefte Nischen.

Die Gänge münden nicht immer zu ebener Erde in die Kammern, sondern der Fußboden der letzteren liegt oft beträchtlich tiefer, so daß man vom Gang aus in die tiefergegrabene Kammer hinuntersteigen muß. Das läßt auch die untenstehende Abbildung der „Spitzbogenkammern“ erkennen, wo in der oberen Kammer der Gang im Hintergrunde in Bodenhöhe weiterführt, während er in der unteren Kammer in ziemlicher Höhe vom Boden mündet.

Um einen annähernden Begriff von der Anlage der Erdbauten zu geben, bilden wir den Teil eines Höhlenlabyrinthes auch im Durchschnitt ab. Leider ist es nur möglich, auf diese Weise die Gänge und Kammern abzubilden, die in einer Linie liegen. Das Labyrinth dehnt sich natürlich nach allen Seiten aus, und diejenigen Gänge und Kammern, welche in die Tiefe führen und hinter dem abgebildeten Teile liegen, entziehen sich der Wiedergabe. Man muß sich demnach dieselben rechts und links, wie auch in die Tiefe fortgesetzt denken, um ein annäherndes Bild der Wirklichkeit zu gewinnen. Ferner steigen die Gänge oftmals nach oben auf, teils allmählich, teils schornsteinartig, und führen zu höhergelegenen Kammern, die sich wie die Stockwerke eines Hauses über den unteren Kammern als obere Etagen befinden.

Der Bau so umfangreicher Labyrinthe erforderte offenbar viel Arbeitsaufwand, dazu auch bewundernswerte Ausdauer und Geduld. Denn die niedrigen Gänge, welche man nur in ausgestreckter Lage durchkriechen kann, mußten natürlich auch in einer ähnlichen Körperlage ausgehöhlt werden. Liegend zu arbeiten ist jedoch ungleich schwieriger, als stehend zu hacken und zu schaufeln. Bedenkt man ferner, wie umständlich das Hinausschaffen der ausgegrabenen Erde war, die bei umfangreichen Erdbauten durch viele Kammern und enge Gänge nach außen befördert werden mußte, so fragt man sich wohl erstaunt, wer sich die anstrengende Arbeit machte, diese weitverzweigten Höhlen zu graben, und welchen Zweck dieselben haben mochten.



Rundbogen- und Spitzbogenkammern.

Bevor die künstlichen Höhlen wissenschaftlich erforscht waren, nahm man an, sie seien von den Landleuten während der Schweden- und Türkenkriege als geheime Zufluchtsstätten gegraben und benutzt worden. Diese Annahme erwies sich jedoch nach der wissenschaftlichen Durchforschung als irrig. Die Höhlenlabyrinthe sind viel älter, sie gehören höchst wahrscheinlich der vorgeschichtlichen Zeit an und wurden vielleicht schon lange vor unserer Zeitrechnung gegraben. Die Werkzeugeinschnitte, welche noch an den Wänden vieler Höhlen sichtbar sind, zeigen stets dieselben Formen, nämlich Einschnitte von einem spitzen und einem breiten, an der Schnittfläche

gerundeten Werkzeuge. Die breiten Einschnitte haben genau die Form von Schneiden, wie man sie an vorgeschichtlichen Bronzeäxten findet; man ist daher geneigt, die Höhlen der vorgeschichtlichen Bronzezeit zuzuschreiben. In einem mährischen Höhlenbau fand man einen Steinhammer, ein als Spitzhacke zugerichtetes Hirschgeweih und eine hölzerne Schaufel, also Funde, die auf eine noch ältere Zeit hindeuten, auf die sogenannte Steinzeit, in welcher die Metalle noch unbekannt waren.

Als Wohnungen haben die Höhlen offenbar nicht gedient, denn in keiner derselben fand man Spuren, die auf ehemalige Bewohner schließen lassen. Der Fußboden war stets sehr sauber, nirgends fand man Speiseüberreste und dergleichen, so daß man nicht einmal an eine vorübergehende Wohnstätte in Zeiten der Gefahr mit Bestimmtheit glauben kann. Als Wohnungen waren die kleinen, engen Kammern überhaupt ganz ungeeignet, weil sich beim längeren Aufenthalt mehrerer Personen in denselben die Luft bald so verschlechtern mußte, daß der Aufenthalt gesundheitsschädlich wurde. Ueberdies gewährten die Höhlen auch keinen sicheren Schutz. Denn die engen Gänge, welche die Verfolger abhielten, wurden natürlich für die Eingeschlossenen gleich gefährlich, sobald diese durch Nahrungsmangel oder durch eine Kriegslist der Belagerer gezwungen wurden, die Höhlen zu verlassen. Letztere konnten z. B. Wasser in die Luftlöcher gießen oder Rauch in die Höhlen verbreiten und dadurch die Darinbefindlichen zum Verlassen ihrer Zufluchtsstätte zwingen.

Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß die Höhlenlabyrinthe Kultuszwecken dienten. Man führt zur Begründung dieser Ansicht an, daß die kleinen Nischen als Fackel- und Lichthalter, die großen dagegen zum Einstellen von Urnen gedient haben mögen. In der Decke vieler Gänge befinden sich enge röhrenartige Luftlöcher. Mitunter gehen diese Löcher auch von tiefen, in Mannshöhe angebrachten Nischen aus. Einige Forscher wollen in diesen Luftlöchern eine Art von Sprachrohr erkennen. Stellte sich ein Mann in die Nische und redete in das Sprachrohr, so wurde seine Stimme an der Oberfläche gehört; auf diese Weise sollen altheidnische Priester dem versammelten Volke ihre Orakelsprüche aus der geheimnisvollen Tiefe der Erde verkündet haben. Das sind jedoch ungenügend bewiesene Annahmen. Würde man in den Höhlenlabyrinthen Urnen oder Skelette finden, so könnte man sie mit Gewißheit für Grabstätten erklären. Man fand jedoch weder diese noch andere Spuren eines ehemaligen Gebrauches, nichts erinnert an das Vorhandensein von Menschen als nur der Rauch, der sich oberhalb der Lichtnischen an der Decke vieler Kammern befindet. Dieser Rauch rührt offenbar von Fackeln oder Lichtern her, die zur Erleuchtung der unterirdischen Räume dienten. Was jedoch die Menschen beim Licht ihrer Fackeln hier vornahmen, ob gute oder böse, ob religiöse oder weltliche Handlungen, das wird wahrscheinlich niemals vollständig aufgeklärt werden.

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

16.

Nun, Herr Hagedorn," brach der Rechtsanwalt nach längerer Zeit das Schweigen und sah seinen jungen in sich gekehrten Begleiter aufmerksam von der Seite an, „Sie haben mir etwas mitzuteilen?"

Hagedorn biß sich in die Lippe und atmete schwer. „Allerdings, das hätte ich wohl!" sagte er gedrückt.

„Also, bitte! Was ist es?"

Der junge Mann blickte über seine Schulter zurück. Das stolze, hochragende Gitterthor des Parkes lag bereits ein ganzes Stück hinter ihnen. Da der Rechtsanwalt den Weg zur Walzmühle einschlug, so mußten sie die Lindenallee kreuzen und kamen alsbald auf freies Terrain, eine Art Feldweg, der sich zwischen niedrigen Hügeln und Weizenbreiten hinwand. Zur Walzmühle war es noch etwa zwanzig Minuten zu gehen, man gewahrte sie von hier aus noch nicht, da sie mehr im Thal lag und mehrere Wegkrümmungen sich dazwischen schoben.

„Sind Sie, Herr Justizrat," begann Raimund stockend, „der — der Mordaffaire irgendwie nähergekommen?"

„N — — ein," erwiderte der Gefragte in gedehntem Ton, zugleich mit einer Miene, als bereite ihm die Frage Verlegenheit. „Das heißt, wir glaubten bereits vor einiger Zeit, eine Spur gefunden zu haben, aber das war leider ein Irrtum. Eine außerordentlich unfruchtbare Geschichte für mich, wie für meine Herren Kollegen! So sehr wir alle wünschten, in der Sache weiter zu kommen .... wie die Dinge liegen, ist verzweifelt wenig Aussicht dazu!"

„Und Sie können mir nicht andeuten," fragte Hagedorn, „welcher Art die Spur war, die Sie gefunden zu haben meinten?"

„Nein," erwiderte Ueberweg ernst, „das kann ich nicht wohl, da es eben nichts als eine Hypothese war, die ebensogut richtig wie falsch sein konnte. Sie jetzt nachträglich aussprechen, das hieße, einen vielleicht ganz unschuldigen Menschen verdächtigen, einen Menschen noch dazu, dessen Aufenthalt zur Zeit nicht hat ermittelt werden können, den man also gar nicht auf die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit dieses Verdachtes hin zu prüfen imstande war."

„Und meinen Sie nun, Herr Justizrat," begann Hagedorn, nach einer Pause von neuem, „daß es die Pflicht eines Menschen ist, der zufällig ein Verdachtsmoment erfaßt hat, dieses der Justiz zu unterbreiten, auch wenn es kein Beweis genannt werden darf?"

„Ohne Zweifel hat der Betreffende diese Pflicht!" Der Rechtsanwalt sprach sehr nachdrücklich und ruhig; er holte zugleich seine Cigarrentasche hervor und brannte sich eine Cigarre an, ein Verfahren, das sich seine näheren Bekannten sofort zu deuten gewußt hätten: er behauptete, bei der Cigarre besser zuhören und schärfer denken zu können.

Raimund beachtete das nicht, er lockerte mit der Rechten seinen Halskragen, wie wenn ihm derselbe plötzlich zu eng würde.

„Und doch weigerten Sie sich zuvor, dasselbe zu thun," sagte er endlich mit Anstrengung. „Sie meinten, es sei Ihnen unmöglich, einen vielleicht ganz unschuldigen Menschen zu verdächtigen."

„So meine ich auch jetzt noch, ich muß dabei bleiben. Und wären Sie nicht in sichtlicher Erregung, Herr Hagedorn, so entginge Ihnen wohl nicht der gewaltige Unterschied in der Lage der Dinge: der Jurist hat andere Verpflichtungen als der Privatmann, welcher jedes Verdachtsmoment dem Juristen mitteilen soll, als Material, das die Justiz sich möglicherweise zunutze machen kann! Die Verantwortung des Juristen ist hundertmal größer als die des Privatmanns!"

„Sie haben recht!" stieß Raimund abgebrochen hervor. „Wenn Sie aber wüßten, was der Entschluß mich kostet — bei meiner ganzen Naturanlage — und ich habe noch nie etwas Aehnliches in meinem Leben gethan! Es — sieht einer — Denunziation so verzweifelt ähnlich!"

Beschwichtigend legte ihm der Rechtsanwalt die Hand auf den Arm.

„Wohl kann ich mich in Ihre Lage versetzen — Sie kommen sich wie ein Angeber vor. Aber indem Sie der Justiz helfen, einen Schuldigen zu ergreifen, erweisen Sie nicht nur ihr, erweisen Sie gewissermaßen der ganzen Menschheit einen Dienst, denn sie darf mit Recht fordern, daß gemeingefährliche Elemente ausgesondert werden."

„Und wenn es sich erweist, daß es der Schuldige gar nicht ist, daß ein Makel auf einen Menschen geworfen wird, der vielleicht nur durch eine unglückliche Verkettung von Umständen bei der ganzen Sache beteiligt war?"

„Mein bester Herr Hagedorn, das Gericht geht bei dergleichen Dingen mit der äußersten Vorsicht zu Werke. Es müssen sich schon schwerbelastende Verdachtsmomente häufen, ehe es auch nur zur Untersuchungshaft kommt, welche freilich leider auch einen Unschuldigen einmal treffen kann."

Digitized by Google

„Es tritt noch ein Umstand hinzu," sagte Hagedorn gepreßt, „der mir die Angelegenheit doppelt peinlich macht. Ich — ich stehe persönlich mit — jemand gespannt, der ein nahes Interesse an der Sache haben und denken muß, dieser Umstand sei auf meine Handlungsweise nicht ohne Einfluß geblieben."

Der Rechtsanwalt horchte auf und dampfte so heftig aus seiner Cigarre, daß gewaltige blaue Ringel in die stille, heitere Abendluft emporflatterten.

„Dies darf Sie gleichfalls nicht bestimmen, mit Ihren Mitteilungen zurückzuhalten!" entgegnete er fest. „Sie können sich außerdem überzeugt halten, daß man sich der äußersten Vorsicht bedienen und Ihren Namen erst dann nennen wird, wenn dringende Notwendigkeit es gebietet!"

„Ich fürchte, sie wird es gebieten! Zur Sache also! Ich fuhr zum Musikfest nach Stettin — ich wollte, ich hätte es nicht gethan, aus mehr als einem Grunde! — und traf dort einen alten Bekannten, noch aus meiner Wiener Zeit. Wir hatten fast ein Jahr hindurch Pult an Pult in demselben Comptoir gearbeitet, und ich hatte den ehrenhaften, tüchtigen Menschen immer gern gehabt. Wir freuten uns beide sehr, alte Erinnerungen wurden aufgefrischt. Mein Bekannter — Wollheim ist sein Name — hat jetzt Stellung in Rostock in einem großen Bankgeschäft, nachdem er früher jahrelang im Westfälischen bei einer Fabrik Disponent gewesen ist. Wir fragten uns gegenseitig unsere Lebensschicksale ab. Wie ich ihm sagte, daß ich hier in der Kolonie Josephsthal sei, stutzte er und fing von dem Mord an — ich solle ihm doch ja sagen, was ich davon wüßte...."

Raimund trocknete sich mit seinem Taschentuch die Stirn.

Rückkehr v

Nach dem Gr

„Und Sie sagten ihm das," fiel Ueberweg ein, absichtlich in nüchternem, geschäftsmäßigem Ton sprechend.

„Ja, — ich erzählte es ihm — auch, wie die Sache mir nahegegangen, da ich doch mit Baron Hofmann verwandt und ihm zu Dank verpflichtet gewesen sei. Wollheim wollte nun genau wissen, was die Justiz herausgebracht, auf wen sie Verdacht gehabt und so weiter. Ich sagte ihm, was ich wußte, auch daß ein gewisser Kraßna, ein Pole, der kurze Zeit in den Werken gearbeitet habe, nach seiner wegen Aufwiegelung der Leute erfolgten Entlassung verhört, aber wegen Mangels an Beweisen und eines beigebrachten Alibis wieder freigegeben worden sei. Nun rückte er mit der Sprache heraus. Diesen Kraßna kenne er, derselbe sei auch in jenem westfälischen Fabrikort beschäftigt gewesen und habe dort einen guten Freund gehabt, mit dem er förmlich unzertrennlich gewesen sei. „Dieser Freund —" Hagedorn stockte. „Dieser Freund," fuhr er dann mit Anstrengung fort, „ist ein jüngerer Bruder des hiesigen Oberingenieurs Harnack, ein begabter, aber sehr leichtsinniger Mensch, der keine gute Vergangenheit hat. Er hat damals, als sein Bruder die ausgezeichnet gut dotierte Stelle in Josephsthal bekam, den Chef der Werke, Baron Hofmann, brieflich ersucht, ihn, den jüngeren

Digitized by Google

Harnack, ebenfalls in einer der Mühlen zu beschäftigen, und für die Zukunft alles Gute versprochen. Der Baron, der sehr genau informiert war wie immer, wies ihn kurz ab und machte sogar die definitive Anstellung des älteren tüchtigen, ihm warm empfohlenen Bruders von der Bedingung abhängig, daß der jüngere Harnack nie die Kolonie Josephsthal betreten, nie sich in irgend welche persönliche Beziehung zu seinem Bruder setzen dürfe.

er Weinlese.

m A. Corelli.

All dies hat der junge Harnack eines Abends dort in Westfalen in Gegenwart meines Bekannten und zweier oder dreier anderer ‚Kollegen' in besonders animierter Stimmung selbst erzählt. Schon damals hat er Drohungen gegen den hochmütigen ‚Geldprotzen', den ‚Tugendhelden', der anständigen Leuten gegenüber einen solchen Ton anzunehmen und sie schnöde zurückzuweisen wage, ausgestoßen: es sei noch nicht aller Tage Abend, und es würde eine Zeit kommen, da die Herren Fabrikanten und Kapitalisten ihren hohen Ton gewaltig herabstimmen werden. Die kleinste Pistolenmündung verrichte oft Wunderdinge! — Wollheim und die andern haben den jungen Menschen zu beschwichtigen gesucht und diese Drohungen für die hohlen Renommistereien eines stark angetrunkenen Prahlers genommen.

Bald darauf ist Harnack junior entlassen worden und unmittelbar danach auch Kraßna — die beiden haben sehr häufig geäußert, sie würden bei einander bleiben und wären Freunde fürs ganze Leben. Es hieß, der ältere Harnack, der schon verschiedentlich namhafte Opfer für seinen Bruder gebracht, habe diesem das Geld gegeben, nach Amerika hinüberzugehen und sich dort eine Zeit lang über Wasser zu halten. Kraßna kam damals nach Josephsthal, verschwand aber bald wieder, und nach seinen Reden hätte man annehmen sollen, er werde seinem Freund Harnack als treuer Intimus in die Neue Welt folgen — doch stellte es sich heraus, daß er eine Stelle in Mecklenburg angenommen hatte."

Der Rechtsanwalt warf sein Cigarrenstümpfchen in hohem Bogen fort und zündete sich eine neue Cigarre an.

„Mein Freund Wollheim," fuhr Hagedorn fort, „hatte als eifriger Zeitungsleser, der er ist, die Josephsthaler Mordaffaire mit Interesse verfolgt, dann dasselbe, da keine Resultate erfolgten, allmählich fallen lassen. An die beiden Freunde, Harnack und Kraßna, mit denen er persönlich keine Beziehungen gehabt, dachte er gar nicht mehr; er hatte andere Dinge, die ihn beschäftigten. Da erhielt er von seiner einzigen Schwester, die an einen Kaufmann in Breslau verheiratet ist, einen Brief, in dem sie ihn bat, sich ihres jungen Schwagers, des Bruders ihres Mannes, anzunehmen. Der junge Mensch, ein Baubeflissener, hatte vor kurzem eine nicht unbedeutende Erbschaft angetreten; die Kontrolle im Hause des verheirateten Bruders sagte ihm nicht länger zu, er hatte beschlossen, zunächst für einige Zeit zu reisen, ‚sich die Welt anzusehen', und seine Verwandten hatten den blutjungen, zum Leichtsinn neigenden Menschen nicht ohne Sorge von sich

Digitized by Google

gelassen. Die Sorge erwies sich als gerechtfertigt: er hatte in den ersten Wochen äußerst spärliche Nachrichten gegeben, dann blieben auch diese aus, angestellte Nachforschungen hatten keinen Erfolg, bis es mit einem Male hieß, er sei in Rostock gesehen worden, und zwar unter Verhältnissen, die mit Sicherheit darauf schließen ließen, er sei in sehr schlechte Gesellschaft geraten. Wollheims Schwester und deren Gatte beschworen nun meinen Freund, sein Möglichstes zu thun, den jungen Menschen zunächst aufzufinden, sodann ihn von den Schlingen, in die er geraten war, zu befreien, sei es auch mit Geldopfern, und womöglich den Seinigen wieder zuzuführen.

So kam es, daß Wollheim, einer der solidesten, nüchternsten Leute, die ich kenne, überdies ein schon älterer Mensch, für den gewisse Versuchungen gar nicht existieren, sich in Lokale begeben, unter Individuen mischen mußte, die er sehr viel lieber hätte meiden mögen. Nähere Schilderungen hätten weiter keinen Zweck — die Hauptsache für uns ist die, daß er den Gesuchten als treuen Kumpan, als Dritten im Bunde mit eben jenen beiden Freunden fand, von denen ich Ihnen schon sprach — Kraßna und Harnack junior."

„Lebt der letztere jetzt in Rostock?" fragte lebhaft Ueberweg und hielt seinen Schritt an — die Walzmühle lag in geringer Entfernung vor ihnen.

„Es scheint, daß er dort nur zeitweise ist. Er muß ein sehr unstetes Leben führen, bald hier, bald dort auftauchen, zuweilen auch unter fremdem Namen. In hiesiger Gegend wird er offenbar durch ein Liebesverhältnis mit einem Mädchen festgehalten, das mehrfach in seiner Gesellschaft gesehen worden ist. Meinem Bekannten ist sein Benehmen, namentlich auch sein großer Geldbesitz, verdächtig vorgekommen; er hat zwar keinen festen Anhalt gefunden, die Polizei in Anspruch zu nehmen, indessen —"

„Indessen," fiel der Rechtsanwalt ein, „verdient er sich schon dadurch unsern Dank, daß er uns nachweist, wo der Mann überhaupt zur Zeit ist. Denn wir haben ihn gesucht und suchen ihn noch in allen umliegenden Städten — in Stralsund, in Anclam, in Stargard, in Wismar, wo er überall gesehen worden ist, um in beinahe unbegreiflicher Weise alsbald wieder zu verschwinden. Selbst hier in der Kolonie Josephsthal ist er unlängst gewesen —"

„Unglaublich! Unmöglich!"

„Weder das eine, noch das andere! Sein Erscheinen hier wäre nur der beredteste Beweis dafür, wie sicher er sich fühlt, wie von jedem Verdacht ausgeschlossen. Und mehr als ein Verdacht kann auch vorläufig nicht gegen ihn geltend gemacht werden. Vor allen Dingen, wenn man einen Menschen verhören und überführen will, muß man ihn haben, und das gerade war es, woran bisher unsere Kunst scheiterte. Gestatten Sie mir jetzt noch ein paar Fragen, Herr Hagedorn: wann hat Ihr Freund Wollheim den jüngeren Harnack zum letztenmal gesehen?"

„Wir sind gestern und vorgestern des Abends zusammengewesen, Wollheim und ich, und er sagte, wenn ich mich recht entsinne, daß er noch ein paar Tage zuvor Harnack junior gesehen habe."

„Ist ihm seine Wohnung in Rostock bekannt?"

„Nein, obgleich Wollheim mehrmals versucht hat, dies gesprächsweise zu erfahren. Er hat aber gehört, daß seine Kumpane ihn mit dem Namen Starke anredeten, während Kraßna ihn mit seinem Vornamen Reinhold oder Holdchen genannt hat."

„Hat Ihr Freund kein weiteres Verdachtsmoment genannt als nur das eine, daß Harnack ihm auffallend viel Geld zu besitzen scheine?"

„Doch! Er werde unruhig, sobald das Gespräch auf Baron Hofmann und die Mordaffaire komme, oder sobald auch nur der Name des Barons in Verbindung mit dem seines Bruders genannt werde. Als Wollheim ihn fragte, warum er seinen Namen geändert habe, habe er erwidert, das thue er seines Bruders wegen, welcher jede seiner Handlungen überwachen wolle. So etwas werde lästig; außerdem sei der Herr Oberingenieur ein fürchterlich strebsamer und fleißiger Tugendbold, der ihm ewig dasselbe Lied vom Segen der Arbeit vorsinge — und da habe er keine Lust, einzustimmen, er brauche das nicht, seit er in Amerika so reich geworden. Auf meines Freundes Frage, wie lange oder vielmehr, wie kurze Zeit er denn drüben gewesen wäre und wie er es angefangen habe, in der kleinen Frist so viel Geld zu erobern, habe er lachend erwidert, das Rezept dazu könne er nicht jedem Beliebigen geben, der ihn danach frage. Dies alles, was ich Ihnen jetzt erzählte, hat sich im Verlauf von einigen Wochen abgespielt, während welcher Zeit der junge Harnack auch einmal acht Tage hindurch gar nicht in Rostock gewesen ist, wie er gesprächsweise geäußert hat. Wollheim wird ihn im ganzen vier- bis fünfmal gesehen haben. Ich habe Ihnen, Herr Justizrat, wort- und wahrheitsgetreu alles berichtet, was mein Wiener Bekannter mir gesagt hat. Er hat gezögert, der Rostocker Polizei irgend welche Anzeige zu machen, da er nur einen, ich möchte sagen, rein persönlichen, aus ihm selbst hervorgegangenen Verdacht hegt, den er mit Beweisen nicht belegen kann. Er vermag selbstverständlich auch in keiner Weise dafür einzustehen, daß man heute noch Reinhold Harnack, alias Starke, in Rostock findet; der Vogel kann längst wieder ausgeflogen sein. Nur als Wollheim hörte, ich lebte in Josephsthal und die Justiz suche heute noch ebenso eifrig und ebenso resultatlos nach dem Mörder des Baron Hofmann, wie sie vor fast vier Monaten gesucht habe — da hielt er es für seine Pflicht, mir die Idee, die er sich gebildet, mitzuteilen und mich zu beauftragen, falls ich sie für wichtig genug dafür hielte, sie dem Untersuchungsrichter oder dem Staatsanwalt, kurz, der ersten maßgebenden juristischen Persönlichkeit, die ich aufzufinden vermöchte, zu unterbreiten. Ich weiß nicht, ob Ihnen die gegebenen Winke nützen können, ob dieselben ein Resultat ergeben werden .... ich weiß nicht einmal, ob ich dies wünschen soll. Ich bin mit mir zu Rate gegangen seit gestern nacht — ich habe nicht schlafen können, habe hin und her gedacht .... es ließ mir aber keine Ruhe! Darum habe ich mich überwunden und habe gesprochen!"

„Sie thaten recht daran!" sagte der Rechtsanwalt fest und schüttelte dem jungen Mann kräftig die Hand. „Ich glaub' es Ihnen gern, daß es Ihnen schwer fiel — Sie sehen wirklich ganz blaß aus. Und wenn Sie in diese Geschichte hineinverflochten werden —"

„Ist das unvermeidlich?"

„Doch wohl — schon wenn es sich darum handelt, festzustellen, wie wir zu Ihrem Freunde Wollheim gekommen sind, dessen wir entschieden als Zeugen bedürfen werden .... Wenn Sie also, wiederhole ich, in diese Sache verwickelt werden, so sagen Sie sich zu Ihrem Trost, daß die Vorsehung Sie zu ihrem Werkzeug ausersehen hat, den Schuldigen zu fassen."

„Ein sehr schwacher Trost!" sagte Raimund mit einem mühsamen Lächeln.

„Der einzige, den ich Ihnen geben kann." Der Justizrat sprach eilig, er war offenbar mit seinen Gedanken schon weit fort. „Haben Sie einstweilen Dank, Herr Hagedorn — Sie kehren wohl jetzt um?"

„Gewiß .... aber Sie? Sie wollten ja doch in die Walzmühle —"

„Kann ich fürs erste noch nicht! Habe noch etwas zu erledigen bei — bei — einem Arbeiter —"

„Arbeiter? Hat man auf einen von ihnen hier Verdacht?"

„Nein," entgegnete Ueberweg und lächelte ganz eigentümlich dazu, „auf diesen, den ich meine, hat man entschieden keinen Verdacht. Das wäre auch mehr wie kurios! Also adieu, und auf Wiedersehen!"

Raimund lüftete stumm den Hut und ging denselben Weg zurück, den er gekommen war.

17.

Sie hatten im Gartensaal, dessen Thüren und Fenster geöffnet waren, ihr Abendessen eingenommen. Vier Personen, wie immer: Alix, die Majorin von Sperber, Françoise und Cecil Whitemore. Es war noch hell im Gartensaal, ein halbes Dämmern, das jeden Gegenstand deutlich genug erkennen ließ, allem aber eine weiche Kontur gab.

„Nein, lassen Sie das Anzünden!" sagt Alix über die Schulter zu James, der die Glasschale mit duftenden Erdbeeren als Nachtisch aufsetzt und seine junge Herrin in diskretem Ton fragt, ob sie Beleuchtung wünsche. Dann thut sie mit dem silbernen Löffel einige Erdbeeren in ihr halbvolles Glas Rheinwein und sieht träumerisch zu, wie die winzigen

Digitized by Google

Perlen im Glase aufsteigen und sich um die kleinen roten Früchte ansammeln.

Schon während des Essens war Alix merkwürdig einsilbig gewesen; auch jetzt versinkt sie wieder in ihre Gedanken. Françoise telegraphiert über ihr erhobenes Weinglas mit den Augen sehr ausdrucksvoll zu der Majorin hinüber, diese erwidert das nicht, weil sie es unpassend findet und auch meint, Alix könnte es bemerken. Deswegen dürfte sie es ruhig thun — Alix hat für nichts Augen. Und Cecil Whitemore, der englische Vetter, was ist mit ihm? Sonst hat er sich allabendlich für verpflichtet gehalten, die Damen in seiner etwas schwerfälligen Weise zu unterhalten. Heute läßt er es ganz an dieser seiner Schuldigkeit fehlen. Er hat auch wenig und dies wenige mit einer abwesenden, zerstreuten Miene gegessen und es gar nicht gemerkt, daß die Majorin ein englisches Gericht, von dem er neulich beifällig gesprochen, ihm zu Ehren hat herrichten lassen. Da sitzt er steif aufgerichtet, starrt auf das Tischtuch, läßt den kleinen Teller mit den prachtvollen Erdbeeren unberührt vor sich stehen und füllt weder sein eigenes Glas, noch das der neben ihm sitzenden Frau von Sperber.

„Liebe Alix, Sie gestatten wohl, daß ich die Tafel aufhebe?“ klingt jetzt deren Stimme in das allgemeine Schweigen, und auf Alix' hastiges: „Ich bitte!“ drückt sie den Gummiballon an der Hängelampe und winkt James, man könne abräumen.

Die vier Stühle werden gerückt, das übliche Händeschütteln wird getauscht; als Cecil die Rechte seiner Cousine faßt, sagt er: „Darf ich Sie auf eine Viertelstunde allein sprechen, Cousine?“

Alix blickt etwas erstaunt, sie nickt aber und deutet in den Park hinaus. „Wollen wir dorthin gehen?“ sagt sie, worauf er sich zustimmend verneigt.

Die beiden gehen miteinander die fünf flachen, breiten Stufen hinab, und hinter ihnen legt Françoise ihre Hand leicht auf den Arm der Majorin und flüstert: „Glauben Madame nicht, daß er jetzt um Mignonne werben wird?“ worauf diese sehr entschieden erwidert: „Nein, das glaube ich in keinem Fall!“

Cecil steuert auf die Gruppe von Bambusmöbeln unter der Platane zu, aber Alix sagt rasch: „Kommen Sie lieber hierher!“ Noch zwanzig, dreißig Schritte, und es steht eine Bank, aus ungeschälten Birkenstämmen zusammengefügt, am Wege; hier läßt Alix sich nieder und winkt dem englischen Vetter, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Wenn Sie es gestatten, stehe ich lieber!“ sagt Cecil.

Beide schweigen eine ganze Weile. Alix wartet, daß er anfangen soll zu reden — wartet seelenruhig, ohne eine Spur von Erregung oder Neugier; ihr Herz thut nicht einen rascheren Schlag, wie sie so dasitzt, die Hände leicht übereinandergelegt, die Augen ruhig zu ihm emporgerichtet.

„Cousine,“ fängt Cecil endlich an, „ich habe Ihnen etwas mitzuteilen — etwas Wichtiges, was schon längst meine Pflicht gewesen wäre, Ihnen zu sagen, aber es war mir peinlich!“

„Und hat es jetzt aufgehört, Ihnen peinlich zu sein?“

„O nein, im Gegenteil! Aber einmal muß es sein, und ich habe heute die Bitte — nein, die Mahnung von London her erhalten, daß es endlich an der Zeit wäre, es zu thun!“

„Nun, so thun Sie es denn, Cecil!“

„Sie ahnen nicht, was es sein kann?“

„Vielleicht! Aber auf meine Ahnungen kommt es nicht weiter an. Sprechen Sie nur!“

„Ich habe Furcht, daß Sie böse werden könnten, daß Sie wünschen könnten, was ich **nicht** wünsche!“

„Sehr möglich, lieber Vetter, wir müssen es darauf ankommen lassen!“

Der Gentleman in Mr. Whitemore sträubte sich ganz entschieden dagegen, dies zu thun, aber es mußte ja wohl sein und mit raschem Entschluß stieß er endlich hervor: „Ihr Vater hat gewollt, wir sollten uns heiraten, Cousine!“

Da war es heraus, aber das war das schwerste noch nicht.

„Ich habe einen Brief von Onkel Hofmann vorgefunden, unter seinen Privatpapieren, einen an mich gerichteten Brief, der mir diesen Wunsch ausspricht.“ Cecil redete jetzt geläufig, die Kugel war im Rollen. „Diesem Brief ist die Bestimmung beigefügt, es solle mir, im Fall wir uns einigen könnten, eine Verbindung für das Leben zu schließen, die Führung und Leitung sämtlicher Werke von Josephsthal anheimfallen, und würde ich somit, da, wie Onkel Hofmann schreibt, ihm ein Sohn versagt geblieben ist, in die Rechte eines solchen eintreten. Weigern Sie sich, den Wunsch Ihres Vaters zu erfüllen, so fiele die Schneidemühle, meines Oheims Lieblingsschöpfung, laut Testament an mich; weigere ich mich, so bleibt Ihnen das Gesamteigentum Ihres Vaters ungeschmälert, nur darf ich demselben einen Verwalter nach eigener Wahl geben. Weigern wir uns **beide**, so bleibt es bei der letzten Bestimmung, doch muß meine Wahl von Ihnen bestätigt werden. Es steht zu vermuten, daß der an Sie gerichtete Brief, der sich gleichfalls im Privatnachlaß Ihres Vaters vorfand, Ihnen dieselben Wünsche ausgesprochen hat.“

„Dieselben Wünsche!“

„Und — Sie verzeihen, aber wir **müssen** es doch einmal durchsprechen! — wie denken Sie darüber?“

Alix wollte eine hochfahrende Antwort geben, aber als sie die Situation bedachte, kam ihr der Humor dieser ganzen Scene angesichts der unendlichen Verlegenheit des englischen Vetters zum Bewußtsein, und sie sagte, während es um ihre Lippen verräterisch bebte: „Sie scheinen ganz zu vergessen, Cecil, daß die erste Entscheidung bei Ihnen liegt.“

„Sie wünschen also, ich soll Ihnen, der Form wegen — einen Heiratsantrag machen?“

„‚Der Form wegen‘ ist sehr hübsch und für mich sehr schmeichelhaft gesagt! Ich wünsche, daß Sie mir sagen, ob Sie mich heiraten wollen oder nicht.“

„Das soll ich durchaus mit Worten sagen?“

„Aber Vetter Cecil, verlangen Sie denn von mir, daß **ich** **Ihnen** einen Heiratsantrag machen soll?“

Der arme junge Mann war in großer Verlegenheit.

„Nein, das können Sie nicht!“ entgegnete er mit schwacher Stimme. „Aber — aber — verzeihen Sie mir tausendmal! — **ich** kann es auch nicht!“

„Sie können es auch nicht?“

„Nein!“

„Das ist mir außerordentlich lieb; darf ich fragen: weshalb nicht?“

„Weil ich verlobt bin — seit beinahe einem halben Jahr — wenn auch noch nicht öffentlich.“ Cecil zog sein Taschentuch hervor und fuhr sich damit über die feuchte Stirn.

„Lassen Sie sich Glück wünschen, Vetter!“ sagte Alix herzlich und streckte ihm die Hand hin, die er nur zaghaft zu berühren wagte.

„Sie sind mir nicht böse, Cousine? Wirklich nicht?“

„Ich? Nicht im allergeringsten! Wie sollte ich auch?“

„Well — ich dachte, Sie könnten vielleicht anderer Meinung sein als ich!“

„Sie dürfen sich beruhigen,“ sagte sie mit feinem Lächeln. „Dachten Sie das im Ernst?“

„Ich weiß kaum mehr, was ich gedacht und gesagt habe, Cousine, ich bin zu sehr in Verwirrung! Ich fürchtete zuweilen, Sie könnten aus — aus kindlichem Gehorsam für den Wunsch Ihres Vaters —“

Alix schüttelte den Kopf.

„Bei aller Pietät für die Bestimmungen meines verstorbenen Vaters — **diese** Bestimmung hätte ich nur **dann** respektieren können, wenn mein Herz Ja und Amen dazu sagte, und das that es denn doch nicht. Ich sage nicht: verzeihen Sie meine Offenheit! Sie sind ja **auch** offen gegen mich gewesen, und ich finde, es ist in unserm Verhältnis geradezu eine Hauptbedingung, daß wir aufrichtig zu einander sprechen!“

„Ganz gewiß, Cousine! Ich — ich danke Ihnen! Ach, es ist mir eine solche Last von der Seele, seitdem ich weiß, daß auch Sie mich nicht wollen .... das heißt, ich schätze Sie sehr hoch, finde Sie sehr schön und begehrenswert, höchst geeignet, einen Mann, der Sie liebt und den Sie wieder lieben, glücklich zu machen —“

„Genug, genug!“ unterbrach Alix diese gewissenhafte Herzählung ihrer Vorzüge. „Ich erlasse Ihnen alles weitere! Uebrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben, Cecil, daß ich keinen Augenblick um Ihretwillen in Sorge gewesen bin. Sie haben sich nie so benommen, daß ich denken konnte, Sie trügen

Digitized by Google

eine heimliche Liebe für mich im Herzen. Und nun erzählen Sie mir etwas von Ihrer Braut. Wann und wo lernten Sie sie kennen?"

„O, ich kenne sie schon seit ihrer Kindheit. Gwendolen ist ein prächtiges Mädchen, der Vater ist Geistlicher in Devonshire — und sie ist die zweite Tochter."

„Und wann gedenken Sie zu heiraten?"

Cecil wurde aufs neue verlegen.

„Das, Cousine, wird von Ihnen abhängen!"

„Von mir?" wiederholte Alix verwundert.

„Ich müßte, um Ihnen das zu erklären, von meinen Verhältnissen sprechen —"

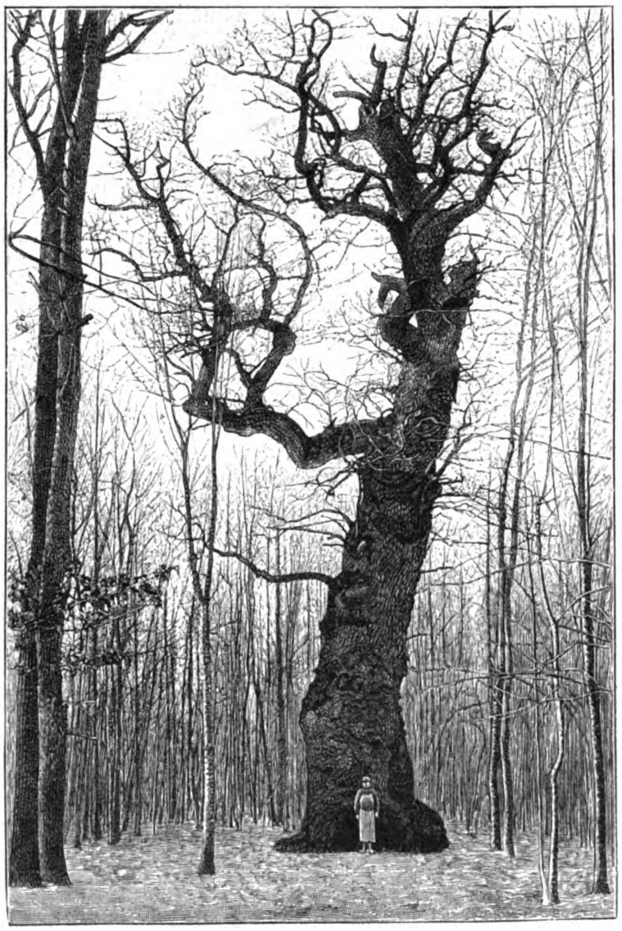
„Darum bitte ich Sie! Möchten Sie sich zu diesem Behuf nicht endlich setzen?"

Der junge Engländer beantwortete diese Aufforderung mit einem ganz regelrechten Kompliment und ließ sich am äußersten Ende der Birkenbank nieder, so daß zwischen ihm und Alix ein beträchtlicher Raum frei blieb. Das junge Mädchen sah sich den wohlerzogenen jungen Herrn mit einem Lächeln an, das ein rückhaltloses Amüsement zur Schau trug — er sah das wohl, bezog es aber durchaus nicht auf seine Person.

„Als jüngerer Sohn," begann er, „werde ich, wie das in England so Sitte ist, gegen den älteren Bruder bedeutend verkürzt werden. Ihr Vater, Cousine, wußte das . . . . er sah aber auch, daß ich für das Fabrikwesen zugleich Neigung und Begabung hatte . . . ich darf sagen, wir haben gegenseitig Achtung voreinander empfunden. Weil er die nun hatte und sah, wie wenig günstig meine Aussichten in London waren, hat er sich Pläne gemacht und Zukunftsgedanken ausgesponnen, die mein Glück, zugleich aber auch das Gedeihen seiner Schöpfungen sowie das Lebensglück seiner einzigen Tochter in sich schlossen."

„Ja," warf Alix mit Nachdruck ein, „was Papa von seinem Standpunkt aus dafür hielt!"

„Ganz recht — was er dafür hielt! Er hat gedacht, ich würde seine Ideen und Pläne in seinem eigenen Sinne weiterführen —"



Deutschlands merkwürdige Bäume: die Wendelinuseiche bei Geisfeld.

„Das würden Sie doch auch sicher thun!"

„Gewiß, wenn es in meine Macht gegeben wäre!"

„Aber das ist es doch! Ob Sie die Werke, die ganze Kolonie Josephsthal leiten wollen oder nicht, steht doch einzig bei Ihnen!"

„Einzig, keineswegs, Alexandra! Haben Sie die Bedingungen Ihres Vaters vergessen? Weigern Sie sich, so fällt mir die Schneidemühle zu, weigere ich mich, so bleibt Ihnen der Gesamtbesitz der Werke ungeschmälert, ich darf aber einen Verwalter nach eigener Wahl über die Kolonie setzen. Weigern wir uns beide — so —"

„So bleibt es bei der letzten Klausel; was ist da weiter zu sagen?"

„Es ist doch ein Nachsatz dabei! Ich darf den betreffenden Verwalter dann nicht frei nach eigener Wahl einsetzen, Sie müssen gleichfalls damit einverstanden sein!"

„So setze ich hierdurch Mr. Cecil Whitemore aus London zu meinem Verwalter ein, falls nämlich er keine Einwendungen dagegen erhebt!"

„Sie hätten nichts dagegen, Cousine, daß ich mich hier ganz ansässig mache, daß ich mir meine junge Frau hierher hole, daß ich meine ganze Zukunft und die meiner Familie auf die Josephsthaler Werke gründe?"

„Nicht das geringste, wie sollte ich denn? Im Gegenteil, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es thäten. Ich stehe der großen Verantwortung, die der Besitz so ausgedehnter Betriebswerke auferlegt, hilflos gegenüber. Sie wissen am besten, wie meine sogenannten Geschäftskenntnisse beschaffen sind. Auf gut Glück müßte ich mir einen fremden Verwalter engagieren, auf gut Glück ihm die Zukunft der Werke, aller der Arbeiter, die mir unterstellt sind, in die Hand geben! Von Ihnen erwartete mein Vater für diese Zukunft das Beste, Sie wünschte er an der Spitze seines Lebenswerkes, wenn er einmal nicht mehr da war, zu sehen, und ich sollte zaudern, Sie zu bitten: kommen Sie an die Stelle, die Ihnen bestimmt war?"

Alix hatte so lebhaft, so bewegt, zugleich so freimütig gesprochen, daß ihr Feuer sogar diesen korrekten Gentleman mit fortriß.

„Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, Cousine, und Ihnen danken! Sie verstehen es, die Sache so zu drehen, als thäte ich Ihnen einen speziellen Dienst, während doch mir eine weit größere Gabe zuteil wird. Ich bin nicht ohne Selbstbewußtsein! Ich weiß sehr wohl, was ich leiste, und daß es nichts Geringes ist, wenn ich Ihnen gelobe: ich will Ihres Vaters Lebensaufgabe in seinem Sinne fortzuführen bestrebt sein, solange ich mir selbst und Ihnen genüge."

„Abgemacht!" erwiderte Alix freundlich und reichte ihm die Hand. „Auf gute Freundschaft! Aber nun kommen Sie, Vetter Cecil, es ist spät geworden, die Majorin und Françoise werden sich über die Ausdehnung unseres Gespräches absonderliche Gedanken machen."

Cecil hatte sich gleichfalls erhoben, zögerte aber, als hätte er noch etwas auf dem Herzen.

„Nun?" Sie war ein wenig ungeduldig.

„O — es ist nur — da wir doch, wie Sie sagten, gute Freunde sind — und da ich es nicht bin, den Sie gewählt haben —"

„So meinen Sie, es müsse ein andrer sein?" unterbrach sie ihn lächelnd.

„Es ist," fuhr er unbeirrt fort, „weil ich Jemand weiß, der Ihnen sehr, sehr zugethan — nein, das ist ein viel zu zahmes Wort — der glückselig wäre, wenn Sie ihm Ihre Hand reichen wollten! Er hat mir nie ein Wort davon gesagt, aber ich weiß, was ich weiß! Und wenn ich für ihn ein gutes Wort bei Ihnen einlegen könnte, Cousine — Sie — Sie können mir doch darum nicht böse sein —"

Alix hatte sich jählings umgewendet und war dem Schloß zugegangen. Jetzt wandte sie dem Engländer, im Weitergehen, ihr stolzes, vom Mondlicht weißbeschienenes Antlitz zu.

„Wollen Sie sich nicht damit begnügen, Vetter Cecil, Ihr eigenes Schicksal zu lenken und die Angelegenheiten guter Freunde auf sich beruhen zu lassen? Zumal wenn Sie nicht beauftragt sind!"

„Das bin ich freilich nicht. Ich dachte nur — ich möchte fragen, ob er, den ich meine, den auch Sie meinen — ob er vielleicht es einmal wagen dürfte, seine Zaghaftigkeit zu überwinden und die entscheidende Frage zu thun."

„Ich segne diese seine Zaghaftigkeit," fiel ihm das junge

Digitized by Google

Eilpost in Kalifornien.
Nach dem Gemälde von J. Gutzon (Mothe-Borglum).

Mädchen beinahe heftig ins Wort, „und ich wünschte sehr, sie bliebe ihm weiter für alle Zeit erhalten!"

Damit nickte sie dem Vetter, das Haupt leicht über die Schulter zurückgewendet, einen Abschiedsgruß, nahm mit einer vornehmen Gebärde ihr weißes Kleid mit der Linken ein wenig auf und schritt in dem breiten Streifen silbernen Mondlichts dem Schlosse zu.

18.

Der alte Hagedorn, Raimunds Vater, saß in seinem gemütlichen Wohnzimmer, in welchem Alix damals den verhängnisvollen Brief aus Wien gelesen hatte, und wartete auf seinen Sohn. Vor ihm lag ein zweiter Brief aus Wien, inhaltsschwerer, bedeutungsreicher noch als jener erste, und der alte Herr wünschte dringend, mit dem Sohn darüber persönlich Rücksprache nehmen zu können. Er wäre zu diesem Zweck gern nach Josephsthal hinübergefahren, allein sein Rheumatismus war bei dem kürzlich eingetretenen Witterungswechsel ziemlich heftig zum Vorschein gekommen, so daß der alte Mann mit dem linken Fuß kaum aufzutreten vermochte, trotz eines weichen Stoffschuhs und eines derben Stocks, dessen er sich beim Gehen als Stütze bediente. Aus diesem Grunde hatte er auch seinen beabsichtigten Besuch bei Alix, um den es ihm sehr zu thun war, vorläufig noch hinausschieben müssen.

Er dachte sehr oft an das junge Mädchen, es hatte ihm außerordentlich wohlgefallen, wegen seiner Schönheit sowohl als auch um der freimütigen Liebenswürdigkeit willen, mit der sie ihn, „den alten vergessenen Greifswalder Einsiedler", wie er sich selbst zu nennen liebte, aufgesucht und behandelt hatte. In dem einförmigen Stillleben, das der alte Herr führte, hatte seine Phantasie, die allzeit geschäftig gewesen war, leider oft auf Kosten des nüchternen, praktischen Verstandes, so recht Muße, ihr Spiel zu treiben, und sie gefiel sich jetzt darin, goldene Fäden aus dieser seiner Zusammenkunft mit der Josephsthaler Erbin zu spinnen, Fäden, die aus dem unschönen, grauen Alltagsleben in die Zukunft hinüberreichten und sie mit einem verklärenden Schimmer umwoben!

Wer wollte es dem alten Herrn verdenken, wenn er dies that, wenn er in dieser Weise seines Sohnes gedachte, den er dazu geschaffen wähnte, im Sonnenschein zu wandeln, und den ein ungünstiges Geschick für immer in den Schatten bannen zu wollen schien.

Ein ungünstiges Geschick? Ach, war es nicht er selbst, der eigene Vater, gewesen, der die Hand dabei im Spiel gehabt hatte? Der sorglos die Verwaltung des Vermögens, das doch seines Sohnes Erbteil war, fremden Leuten anvertraut hatte, ohne jemals Erkundigungen einzuziehen, ob das Geld auch sicher stand? Der nun thatenlos zusehen mußte, wie sein Einziger, auf den ihm bestimmten Beruf verzichtend, sich abplagte, um sich und dem Vater das Leben zu fristen! Und er wußte es wohl, wie sehr sich im stillen der Sohn noch immer danach sehnte, dem von ihm so heißgeliebten Beruf zu leben. Gerade die ängstliche Art, mit der Raimund jedes Eingehen auf das Thema vermied oder abschnitt, war ihm dafür ein Beweis.

Aber Raimund war ein bildhübscher, intelligenter Mensch von liebenswürdigem Wesen und einnehmenden Manieren, er mußte den Frauen unbedingt gefallen, darauf gründete jetzt der alte Herr seine Zukunftsträume. Es war eine gewisse ursprüngliche Frische in seinem Wesen, die von seinem Blick, seinem Ton, seinem Lachen wohlthuend auf andere ausströmte. Er hatte viel vom Leben gesehen und auch vieles genossen, was sich ihm, dem damals reichen jungen Mann, bot, aber das war mit jener harmlosen Unbekümmertheit geschehen, die mehr entgegennimmt als selber bietet. In Raimunds Dasein, das wußte sein Vater ganz genau, hatte die Frau das entscheidende Wort noch nicht gesprochen. Würde jetzt dieser bedeutsame Abschnitt in Raimunds Leben eintreten? Wäre es bereits geschehen? Konnte er ein Mädchen, wie Alexandra von Hofmann eines war, sehen und kennenlernen, ohne es zu lieben? Freilich nicht ohne Bedenken und Zweifel hatte sich der alte Herr diesen Träumen hingeben können. Er kannte den Stolz seines Jungen, der es ihm in seiner abhängigen Stellung verbieten würde, um das reiche Mädchen zu werben!

Da brachte der gestern nachmittag aus Wien eingetroffene Brief auch hierin Wandel. Er eröffnete eine Aussicht, daß vielleicht in nicht allzulanger Frist Raimund doch noch in seinen eigentlichen Beruf einlenken könne! Freilich war alles noch so ungewiß — und würde Raimund jetzt, mit fast achtundzwanzig Jahren, diese neue Bahn noch einschlagen wollen? Würde er nicht meinen, daß es zu spät dazu sei?

Ein neuer Schmerzanfall in dem kranken Fuß versetzte den alten Herrn in die Gegenwart zurück. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust und er brachte das linke Bein in eine andere Lage. Sein Blick schweifte dabei zum Fenster hinaus. Was er da zu sehen bekam, war nichts Erfreuliches. Es hatte den ganzen vorhergegangenen Tag mit Regen gedroht; jetzt hing der Himmel seltsam schwer und niedrig über den Häusern, er hatte eine bleierne Färbung, nur im Westen türmten sich schiefergraue Wolkenballen übereinander. Es fing an zu regnen. Ein scharfer Wind fegte dann und wann in hohlen Stößen durch die Straßen und zauste die Wipfel der jenseits stehenden Ulmen, daß sie sich schüttelten, als ob es sie friere bis ins Mark hinein.

Da kam es plötzlich dort, wo die Bäume standen, mit heiterem Blinken wie ein Blitz heran, schoß an den letzten Ulmen vorbei, sauste um die Ecke in einer eleganten Kurve und hielt mit einem straffen Ruck dicht vor Herrn Hagedorns Thür. Raimund war es auf seinem Zweirad, das er ebenso geschickt meisterte wie früher seine Rassepferde.

Zwei Minuten später wurde ein elastischer Schritt draußen auf der Treppe hörbar, ein Schritt, der immer zwei Stufen der alten Stiege auf einmal nahm — nun ein rasches Pochen an der Thür ....

„Herein, nur schnell herein mit dir!" Der alte Herr wollte sich erheben, um seinem Sohn entgegenzugehen, aber sein linkes Bein legte entschiedenen Protest gegen diese verwegene Absicht ein: er fühlte einen so plötzlichen schneidenden Schmerz bis in die Hüfte hinauf, daß er mit einem nur mühsam unterdrückten Jammerlaut auf seinen Stuhl zurücksank.

Der Sohn war schon neben ihm, schüttelte ihm herzhaft die Hand, klopfte ihm ermutigend auf die Achseln. „Was treibst du denn wieder für Zeug! Rheumatismus im Juni! Ich hab' solchen Schreck bekommen, als ich das las —"

„Aber — aber Jungchen — Schreck! Was ist weiter dabei, wenn der alte Freund, der Rheumatismus, mir wieder mal eine Staatsvisite macht! Das ist ja nicht schlimm weiter, weißt du, wenn man sich ruhig hält — nur eben, daß man nicht gehen kann!"

„Gerade schlimm genug, in der schönsten Jahreszeit nicht gehen zu können!"

„Drum hat mir unser Herrgott zum Trost jetzt das schlechte Wetter geschickt, mein Jungchen! Aber nun geh' mal vor allem an den bewußten Wandschrank und gieß dir ein Gläschen Marsala ein!"

„Ich bin doch nicht hergekommen, um dir dein bißchen Wein auszutrinken!"

„Jungchen, gehorch' und mach' mich nicht bös! Das schadet mir sehr bei meinem Rheumatismus!"

Das „Jungchen" stand mit einem unterdrückten Seufzer auf, langte ein kleines Glas und eine Flasche aus dem Wandschrank, goß das Gläschen halbvoll und schlürfte mit einem „Dein Wohl!" den Inhalt ein. „Darf ich dir nicht auch —?"

„Gott soll mich bewahren!" Mit beiden Händen wehrte der Alte ab. „Ist ja Gift für den verdammten — — na, na, nicht fluchen, davon wird's auch nicht besser! Also —"

„Ja, also!" Der Sohn zog von neuem seinen Stuhl heran. „Was hat's denn gegeben?"

„Reich' mal den Brief da vom Schreibtisch herüber — so! Und nun lies ihn mir gefälligst vor!"

„Aber du wirst ihn doch entschieden selbst schon und vielleicht sogar mehr als einmal gelesen haben!"

„Stimmt! Hab' ich auch! Schadet nichts! Möchte aber alles noch einmal aus deinem Munde hören. Also gehorch' mir hübsch, Jungchen, und mach' mich nicht ärgerlich! Das schadet mir sehr."

„Leopold Steglhuber — — ah!" machte Raimund, der zuerst nach der Unterschrift gesehen hatte. Dann begann er zu lesen.

„Sehr verehrter Herr Hagedorn! Als Ihr Brief kam, bin ich noch in derselben Stunde damit zu meinem neuen Prinzipal

Digitized by Google

gegangen und habe ihm gesagt: ‚Das schreibt mir der Mann, der durch mich sein Vermögen verloren hat und den ich jetzt um die geforderte Kaution gebeten habe, weil ich glaubte, er hätte noch die Mittel dazu.‘ Mein Prinzipal hat Ihren Brief gelesen, Herr Hagedorn! Es war keine Indiskretion dabei, wenigstens habe ich es als solche nicht empfunden.

Und ein Segen, daß er ihn gelesen! Er hat zunächst nichts weiter gesagt, hat mir den Brief stumm zurückgegeben und dann, da eine Unterbrechung kam, bloß flüchtig die Worte hingeworfen: ‚Morgen sprechen wir mehr darüber!‘ — Der andere Tag kam, ich ging zu ihm, resignierten Sinnes — was konnte er mir zu sagen haben? Daß er die Kaution verlangte, wenn er mir den wichtigen Posten in seinem Geschäft übertragen sollte, fand ich nur zu begreiflich, ja, selbstverständlich, aber geben konnte ich sie ihm leider nicht — — — also war die Sache zu Ende!

Es kam anders.

Mein Vorgesetzter eröffnete mir ganz trockenen, sachlichen Tones, es würde ihm lieb gewesen sein, die Kaution als Sicherheit zu haben, da ich aber außer stande sei, sie ihm zu bieten, so müsse er schon darauf verzichten. Als Kaution werde er meine bisherige musterhafte Führung — seine eigenen Worte! — annehmen und als Kapitalseinlage meine Ehrenhaftigkeit, meinen guten Willen und den Brief des Herrn Hagedorn aus Greifswald, der so viel Vertrauen bekunde, nach all dem Schweren, das er durch mein geschäftliches Unglück erfahren. Als mein Anfangsgehalt, das er mir auswarf, normierte er eine Ziffer, die meine Erwartungen weit überstieg, und verhieß mir auch Anteil am Reingewinn, der, wenn das Geschäft fortfährt, günstig zu gehen, gleichfalls eine hübsche Summe repräsentiert, jedenfalls die Bedürfnisse für meinen eigenen Lebensunterhalt, den bescheidenen eines kinderlosen Witwers, vollauf decken wird. Ich werde daher mein Gehalt sehr bald im vollen Umfang zur Tilgung meiner Schulden benutzen können. Mit Abschluß des Jahres läßt sich alles besser übersehen; ich werde mir alsdann erlauben, Ihnen ein festes Abkommen zu unterbreiten, nach welchem sich meine halbjährlichen Abzahlungen zu regeln hätten. Sollten Sie irgend welcher nicht gar zu großen Summe gleich bedürfen, so würde ich mich glücklich schätzen, Ihnen auch damit, ganz nach Ihrem Wunsch, zu Gebot stehen zu können. Eintausend bis zweitausend Gulden hätte ich jeden Tag disponibel, und würde es sich zur ganz besonderen Ehre rechnen, Ihnen damit die erste Zahlung zu leisten,

Ihr Ihnen stets dankbar ergebener
Leopold Steglhuber."

„Nun," sagte der alte Herr, der gedankenvoll zugehört hatte, „findest du es nicht auch sehr ehrenhaft von dem Steglhuber, daß er so energisch bemüht ist, sein Verschulden wieder gut zu machen? Wenn auch noch nicht abzusehen ist, wie sich das alles abwickeln wird — aber, Jungchen, ja, was hast du denn?"

Raimund war aufgesprungen, stand, zu seiner ganzen stattlichen Größe aufgerichtet, vor dem Vater und dehnte seine breite Brust unter einem so tief heraufgeholten Atemzug, als wälze er eine Bergeslast von seiner Seele.

„Und du fragst das noch? Begreifst nicht? Aber dies ist ja die Erlösung für mich — die Befreiung — die Zukunft — das Glück!"

„Ja — Kind, meinst du denn —" begann der Alte zaghaft.

„Meinen, Vater? Aber hier haben wir ja die Gewähr — haben sie dicht vor Augen!" Raimund faßte den Brief und hielt ihn mit beiden Händen. „Steglhuber wird fest und sicher angestellt mit jährlichem Gehalt und Gewinnanteil, er ist dir tief verpflichtet, diese Verpflichtungen drücken ihn, er setzt alles daran, um ihrer ledig zu werden — und Steglhuber ist ein Ehrenmann, war immer einer, wenn er auch das Unglück gehabt hat, unser Vermögen zu verlieren! Jetzt will er gut machen und kann es auch! Kann es! Und ich — und wir — nicht eine Stunde länger, als eine anständige Kündigungsfrist erfordert, bleib' ich hier! Ich kann nicht! Endlich — endlich darf ich fort!"

„Ja, aber — aber, mein guter Sohn —" der alte Mann vergaß wieder seinen kranken Fuß, wollte rasch aufstehen und sank mit einem Aufstöhnen zurück, „ich bitte dich um alles, sei auch nicht zu sanguinisch, sieh die Sache nicht in zu rosigem Licht! Wenn du dir eine andere Stelle —"

„Wer spricht davon?" Raimund, der ruhelos im Zimmer hin und her gegangen war, stand neben dem Lehnsessel des Vaters wie angewurzelt still. „Eine andere Stelle? Die hätt' ich mir längst verschaffen können — — aber sieh nur — versteh' nur — das durfte ich doch nicht! Es hätte ausgesehen wie rabenschwarzer Undank, und es hätte ausgesehen, als fürchtete ich mich hier zu bleiben, als wollte ich die Flucht ergreifen — daher hieß es für mich, die Zähne zusammenbeißen und aushalten — — aber jetzt, Vater —" es klang wie Jubel in seiner Stimme — „jetzt kann ich — — und **werde** ich gehen — meiner wahren Bestimmung entgegen!"

Hilflos und erschrocken hingen des Vaters Augen an dem strahlenden Gesicht. Es kam ihm in aller Schwere zum Bewußtsein, wie verhaßt dem Sohn sein jetziger Beruf sein mußte, wenn er den ersten Hoffnungsstrahl, der ihm winkte, schon als sichere Erlösung begrüßte. Daß Raimund ein tägliches Opfer brachte, hatte er sich oft gesagt; was ihn dieses Opfer gekostet, sah er erst heute.

„Jungchen, komm', setz' dich doch wieder! Sei nicht so aufgeregt! Sieh, es fällt mir entsetzlich schwer, dir irgend welche Illusionen zu nehmen — ich hab' selbst immer welche gehabt und bin Zeit meines Lebens nichts als ein unpraktischer Träumer gewesen — das war mein Unglück! Darum aber meine ich jetzt, so auf das Ungewisse hin —"

„Aber du siehst doch, was der Mann schreibt, Vater! Hast es mit eigenen Augen schwarz auf weiß gelesen und eben jetzt von mir dir vorlesen lassen: er hat zweitausend Gulden disponibel! Zweitausend Gulden — das sind über dreitausend Mark in unserem Gelde — und das ist nur der Anfang! Steglhuber zahlt fortan regelmäßig, vergiß das nicht!"

„Und wenn er es nicht kann? Wenn er seine Einnahmen, sein Können überschätzt hat — oder — oder — wenn er stirbt?"

„Sterben? Ach, er denkt nicht dran!" Raimund wehrte diesen Gedanken mit einer raschen Handbewegung von sich ab, gleichsam wie eine zudringliche Fliege. „Jetzt, wo sich ihm eine neue Bahn öffnet, wo er gutmachen kann .... Vater, kannst du's denn nicht fassen, was es für mich heißt, meine Kunst, meine Musik zurückzuerobern?"

Mit beiden Händen faßte er die Schultern des Vaters, rüttelte ihn sanft, sah ihm mit den in reinstem Blau glänzenden Augen nahe ins Gesicht, wollte wieder anheben zu sprechen und konnte es nicht.

Auch der alte Mann suchte umsonst nach Worten. Raimunds Erregung und Freude hatten auch ihn gepackt, rissen ihn mit fort, er sah ihn im Geist schon lorbeergekrönt, von einem enthusiastischen Publikum umjubelt, in Ehren und Würden, sein Blick trübte sich, und er mußte sich mehrmals räuspern. Der Hals war ihm wie zugeschnürt.

„Noch ist es nicht zu spät!" begann Raimund von neuem, als ihm die Stimme wieder gehorchte. „Früher hab' ich das zuweilen gedacht, aber es ist Unsinn gewesen. Ich hab' manchmal gedacht, meine Spannkraft sei dahin, sei mir abhanden gekommen in dieser stickigen, nüchternen Comptoirluft, jetzt denk' ich das nicht mehr! Achtundzwanzig Jahre! Ist das zu spät für einen Menschen, der voll Talent steckt — alle haben sie mir's doch zugestanden! — der voll brennenden Eifers und voll unermüdlichen guten Willens ist .... zu spät, einen neuen Beruf zu ergreifen — vielmehr zu seinem ursprünglichen Beruf zurückzukehren?"

„Aber du," stammelte zaghaft der Alte, „du wirst mich doch nicht etwa hier allein lassen wollen?"

„Hier lassen? dich? Mein bestes Besitztum? Bitt' mir den nichtswürdigen Gedanken ab auf der Stelle! Wie in aller Welt kannst du nur darauf kommen?"

„Wär' ja nichts so Unrechtes, Kind," gab verlegen der Vater zurück. „Aber weißt du, eine Trennung auf lange, eine weite Entfernung von meinem Einzigen .... ich glaub' nicht, daß ich es aushielte. Man kann ja nicht wissen, wie lange der liebe Gott mich alten Knaben noch am Leben läßt —"

„Jetzt hörst du aber auf! Du und ich, wir gehören zu einander und bleiben beisammen. Ich bitte dich also, zunächst an Herrn Steglhuber zu schreiben, und zwar die lautere Wahrheit: ich wünschte meine Carriere zu ändern und wäre ihm außerordentlich dankbar, wenn er seinen Verpflichtungen uns gegenüber soviel wie irgend möglich nachkäme! Die von ihm bezeichnete

Digitized by Google

Summe möge er, sobald er könne, schicken. Bin ich im Besitz derselben, so reiche ich hier sofort meine Kündigung ein und betreibe die einleitenden Schritte für meine Uebersiedelung nach Frankfurt. Das Nähere besprechen wir noch!"

„Ja — gut — schön!" brachte der alte Mann stotternd hervor, und seiner wieder ratlos gewordenen Miene war es nicht anzumerken, daß er in seinem Innern wirklich alles gut und schön fand. „Aber nun, Raimund — Jungchen — — was wird deine — deine Cousine, die Baroneß meine ich, deine Prinzipalin zu diesem Entschluß und zu deiner Kündigung sagen?"

„Vermutlich mancherlei, Vater. Sie wird meinen Entschluß gutheißen und meine Kündigung verstehen, wenn sie imstande ist, sich einigermaßen in meine Lage zu versetzen; und das traue ich ihr zu —"

„Und die Trennung von hier — von — von — allem fiele dir gar nicht schwer?"

„Von der Kolonie Josephsthal? Da ich dich, mein bestes Eigentum, mit mir nehme? So viel für die ganze Kolonie!" Raimund that, als ob er eine Flaumfeder von seinem Rockärmel bliese.

„Ich meinte ja nur, ob dir denn die Trennung von Alexandra von Hofmann nicht schwer fällt?"

„Davon reden wir lieber ein andermal — oder — oder — vielleicht auch gar nicht. Es giebt Dinge, Vater — genug davon! Laß uns nur erst den Brief nach Wien schreiben und die erste Anzahlung in Händen haben, damit ich hier kündigen kann! Und jetzt werde ich leider schon wieder zurück müssen, Papa!" Raimund, die Hände in den Taschen seines hellen Sakko, wiegte sich ungeduldig auf den Hacken hin und her.

„Jetzt? Mitten in dem Unwetter?"

„Ach, das ist ja nur ein Sprühregen! Sieh, die Sonne will schon mit Gewalt hindurch!"

Ein wunderhübsches Schauspiel! Während es noch vom Himmel feinen, staubartigen Regen herab schüttete, bekamen die losen Wolkenmassen, die dort über den Ulmen hingen, helle Ränder, ließen endgültig die Sonne durch und woben eine buntleuchtende Strahlenbrücke, die über die ganze Stadt reichte, so weit der Blick trug .... den schönsten Regenbogen, dessen zartgetöntes Abbild sich westwärts in die Wolken malte.

Vater und Sohn hatten schweigend das farbige Wunder entstehen sehen und waren jetzt in stummes Anschauen verloren. Der ältere Hagedorn sah verklärten Auges zum Himmel empor, wo es zwischen den Wolkenfetzen blau und verheißungsvoll zu schimmern begann. Konnte dies nicht ein Bild ihrer Zukunft sein? Kam nun endlich, nach Sturm und Regen und Ungemach, die Sonne in ihr Leben?

„Also wirklich schon fort, Raimund?" Er fühlte seines Sohnes Hand auf seiner Schulter.

„Ja, Vater, es ist Zeit für mich. Ich will da mitten in den Regenbogen hineinfahren — dort, wo er hinter den Bäumen die Erde berührt — siehst du's?"

„Schalksnarr, der du bist! Hör' nur das eine noch!" Der alte Herr faßte einen Rockknopf des Sohnes und hielt ihn daran fest. „Du sagtest vorhin, wenn du dich um eine neue Stelle bemüht hättest, das würde ausgesehen haben, als fürchtetest du dich davor, hier zu bleiben, als wolltest du die Flucht ergreifen. Darf ich fragen, wovor?"

Raimund sah mit einem sehr zweifelhaften Gesicht auf seinen Vater nieder und wollte sacht dessen Hand von seinem Rockknopf losringen, aber der Alte hielt fest.

„Vor wem wolltest du fliehen?" fragte er eindringlich.

„Hab' ich das wirklich gesagt?" gab Raimund in unsicherem Ton zurück.

„Wahr und wahrhaftig!"

„Dann ist's erst recht Zeit, daß ich gehe! Zerbrich dir nicht weiter den Kopf, Vater, und laß los! Aus dem Rockknopf drehst du's doch nicht heraus! Also du schreibst nach Wien und läßt mich's wissen, sobald die Antwort da ist — per Telephon."

„Und wie wird es mit meinem versprochenen Besuch bei Baroneß Hofmann?"

„Ja, dazu mußt du doch zunächst zwei gesunde Füße haben!"

„Freilich, das muß ich!" Hagedorn senior seufzte.

„Wird alles werden, immer Kopf hoch, und hübsch die Einreibung brauchen, die Doktor Petri das letzte Mal verschrieben hat, die half ja! Gute Besserung, Väterchen! Hübsch stillgesessen! Mich brauchst du doch am Ende nicht hinauszukomplimentieren!"

Ein freundliches Nicken, ein Händedruck, ein Lächeln, noch lag ein Abglanz von Verlegenheit auf dem hübschen sorglosen Gesicht — die Treppe knarrte unter dem raschen Tritt — die Hausthür kreischte unten in ihren Angeln — — der alte Mann am Fenster bog sich vor ....

Da war er .... grüßte noch einmal mit Hut und Hand nach oben, faßte die Lenkstange, saß auf — und nun, wie der Pfeil von der Sehne fliegt, sauste das Zweirad blitzend und funkelnd dahin .... gerade mitten in den Regenbogen hinein! (Fortsetzung folgt.)

Eine Wanderung durch das oldenburgische Moorgebiet.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Franz Poppe**. Mit Illustrationen von **G. Bakenhus** und **R. Ruckstäschel**.

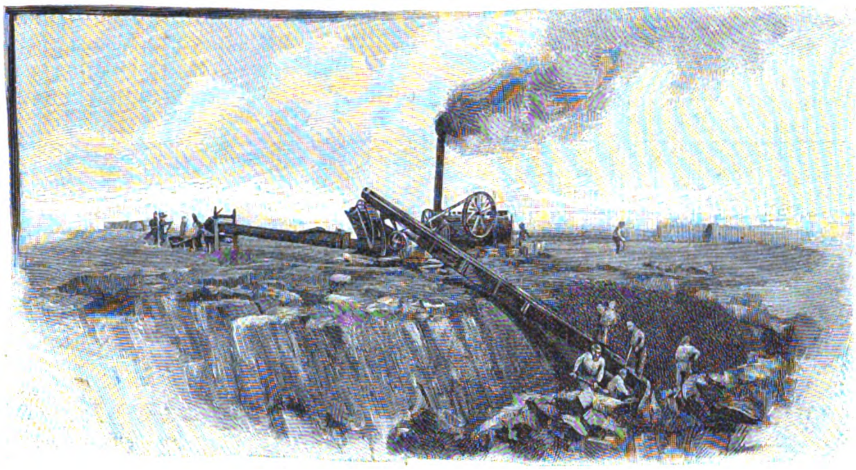
Von den nordwestdeutschen Mooren, die gegen Norden tief in Jütland, gegen Westen in Holland hineinreichen, haben Mittel- und Süddeutsche selten eine richtige Vorstellung. Als öde und tot sind bei ihnen die Moore verschrieen. Man denkt bei dem Wort an Sumpf und Morast, und kennt nicht die Poesie der Heide, die sich auf dem Boden des nordischen Torfmoors entfaltet. Unser Moorland hat sogar seine sehr malerischen Seiten. Wie käme es sonst, daß sich im Moore zu Worpswede bei Bremen eine Kolonie von Malern angesiedelt hat, deren Stimmungsbilder aus der dortigen Gegend allgemeinen Beifall gefunden haben? Auch Gerhard Bakenhus, nach dessen Bildern und Zeichnungen einige Illustrationen dieses Artikels ausgeführt sind, haust Winter und Sommer, tagaus tagein im Moorland, um dessen eigentümliche Schönheit ausschließlich auf sich wirken zu lassen und Naturstudien zu entwerfen. In der That verlohnt es sich wohl, eine Wanderung durch das Hochmoor zu machen. Freilich ist sie nur für rüstige Fußgänger zu empfehlen; denn Fahrgelegenheit treffen wir im Hochmoor nicht an; der Boden vermag oft kaum unsere eigene Last zu tragen.

Am besten gehen wir von der Stadt Oldenburg aus gen Westen. Das Herzogtum Oldenburg ist ein mit Mooren reich gesegnetes Land; das Hochmoor umfaßt mindestens 70000 ha. Durch die hübschen Gartenstraßen der großherzoglichen Residenz mit ihren schmucken Villen gelangen wir bald in ländliche Bezirke. Noch marschieren wir auf gebahntem Sandwege, und trotz des Morgennebels, der die ganze Landschaft einhüllt, bemerken wir frischgrüne Saatfelder und stattliche Eichen. Allmählich wird aber die Gegend niedriger, Birken und Föhren treten an die Stelle der Eichen. In den Gräben zur Seite des Weges fällt uns kaffeebraun gefärbtes Wasser auf. Der Boden nimmt nach und nach eine schwarzbraune Färbung an und ist stellenweise mit brauner Heide bewachsen. Dies zeigt uns, daß wir bereits in die Region des Moores eingezogen sind. Wenn der frische Morgenwind den dichten Nebelschleier zeitweilig ein wenig lüftet, so überschauen wir niedrige, feuchte Wiesen, mit Binsen und Sumpfgräsern bewachsen, auch bemerken wir hin und wieder dunkle Buchweizenäcker, die jetzt im Frühling noch nicht bestellt sind. Krähen ziehen in schwerem Fluge krächzend durch den Nebel und scheue Rebhühner schnellen schwirrend empor.

Ein durch aufgefahrenen gelblichweißen Kiessand gebahnter Seitenweg führt uns von der Landstraße ins Moor, das zunächst noch Leeg- d. h. niedriges Moor ist. Wäre ein solcher fester Weg nicht hergestellt, so würden Pferde und Wagen im Morast versinken, und der Torf, den man aus dem erhärteten Moorboden gewinnt und der überall in schwarzen, runden Haufen umhersteht, könnte nicht weggefahren werden. Hier und dort fällt uns auch eine aus schräg gegeneinander gestellten, mit Moorschollen bedeckten Sparren errichtete Hütte auf, in der die

Torfgräber bei Regenwetter eine Zuflucht und des Nachts eine Ruhestätte auf Stroh finden.

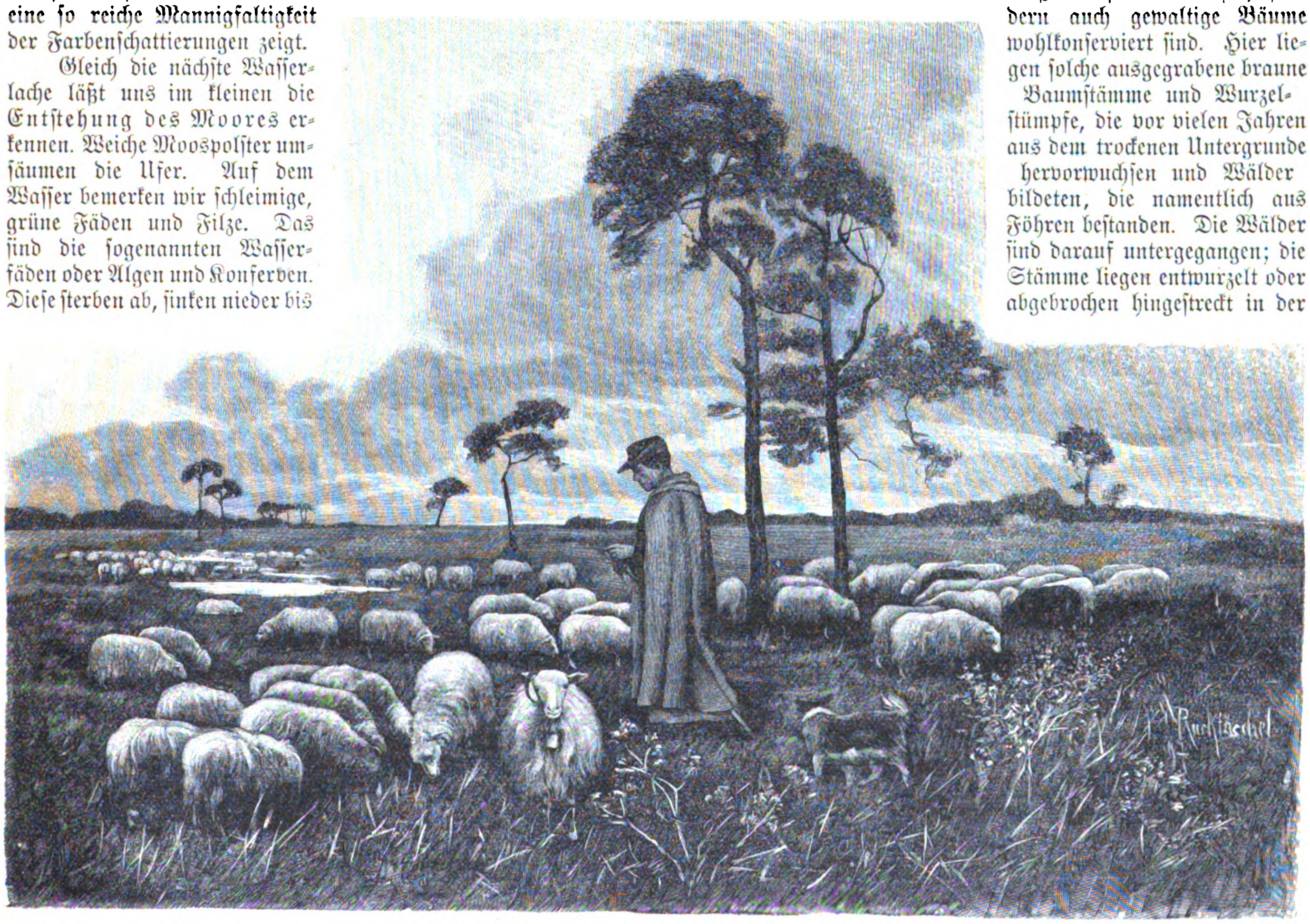
In den feuchten Niederungen ringsum wachsen nur lange Binsengräser, das eigentümliche, weißbüschelige Wollgras und der blaugrüne Sumpfporst; nur auf höheren Stellen immergrüne Preißelbeerstauden, niedriges Weidengestrüpp und Brombeergesträuch, an dessen Zweige und Blätter sich die Tauperlen gehängt haben. Ein Windstoß zerreißt die Nebelhülle, der blaue Himmel blickt hindurch, die Sonnenstrahlen blitzen in den Tautropfen, und eine einsame Heidelerche steigt schmetternd und triumphierend zum Licht empor, während lange, weiße Nebelstreifen gespenstisch über die stille Fläche huschen und entweichen. Das Licht hat gesiegt. Ein Glück für uns; denn der gebahnte, feste Weg hat aufgehört, rechts und links gähnen uns tiefschwarze Wasserlachen und mit einer trügerischen hell- oder dunkelgrünen Moosdecke überwachsene bodenlose Sümpfe an. Das sind die gefürchteten Moore, aus denen wir lebendig nie wieder emportauchen würden. In der Ferne grüßen die weißen Stämme vereinzelter Birken mit ihrem frischgrünen Blätterschmuck, die auf einer die Sümpfe überragenden hohen Torfschicht stehen. Ein märchenhafter Zauber brütet über dem ganzen Landschaftsbilde, das auf braunem Grundton eine so reiche Mannigfaltigkeit der Farbenschattierungen zeigt.



Torfbereitung mit Hilfe von Maschinen.
Nach einer Originalzeichnung von G. Bakenhus.

Gleich die nächste Wasserlache läßt uns im kleinen die Entstehung des Moores erkennen. Weiche Moospolster umsäumen die Ufer. Auf dem Wasser bemerken wir schleimige, grüne Fäden und Filze. Das sind die sogenannten Wasserfäden oder Algen und Konferven. Diese sterben ab, sinken nieder bis auf den sandigen Untergrund, vermodern, häufen sich und machen die erste Moorlage aus. Ihre Vermehrung geht so schnell vor sich, daß das träge Gewässer sich bald in einen Sumpf, in die schwarze Moorsuppe, verwandelt. Nach und nach siedeln sich nun auch andere Wasserpflanzen an, Binsen, Riedgräser, Wollgras, Teichrosen, Moose ꝛc. Namentlich das Torfmoos (Sphagnum), dessen lange Wurzeln in die Tiefe dringen, ist für die Moorbildung außerordentlich wichtig, da es in jedem Herbste unten abstirbt, in jedem Frühjahr aber wieder neue Schüsse treibt und dichte Filze und Polster bildet, wie wir sie hier erblicken. Jahr für Jahr entsteht aus den abgestorbenen Teilen eine neue Moorschicht, eine über der andern, bis der Sumpf endlich eine feste Decke bekommt, auf der auch schon andere, namentlich holzige Pflanzen, wie die Moosbeere, der Porst und die Heide, Fuß fassen können.

Das Moor wird nun von Jahr zu Jahr trockener, wächst aber, weil es wie ein großer Schwamm stets Feuchtigkeit hält, noch immer höher. Eine Pflanzengeneration ersteht auf dem Grabe der andern. Tief unten findet man noch die Mumien der abgestorbenen Gewächse, wie z. B. Stengel und Blätter der Teichrosen. Ein riesiges Herbarium ist das Moor, in dem nicht bloß Moose und Gräser, sondern auch gewaltige Bäume wohlkonserviert sind. Hier liegen solche ausgegrabene braune Baumstämme und Wurzelstümpfe, die vor vielen Jahren aus dem trockenen Untergrunde hervorwuchsen und Wälder bildeten, die namentlich aus Föhren bestanden. Die Wälder sind darauf untergegangen; die Stämme liegen entwurzelt oder abgebrochen hingestreckt in der

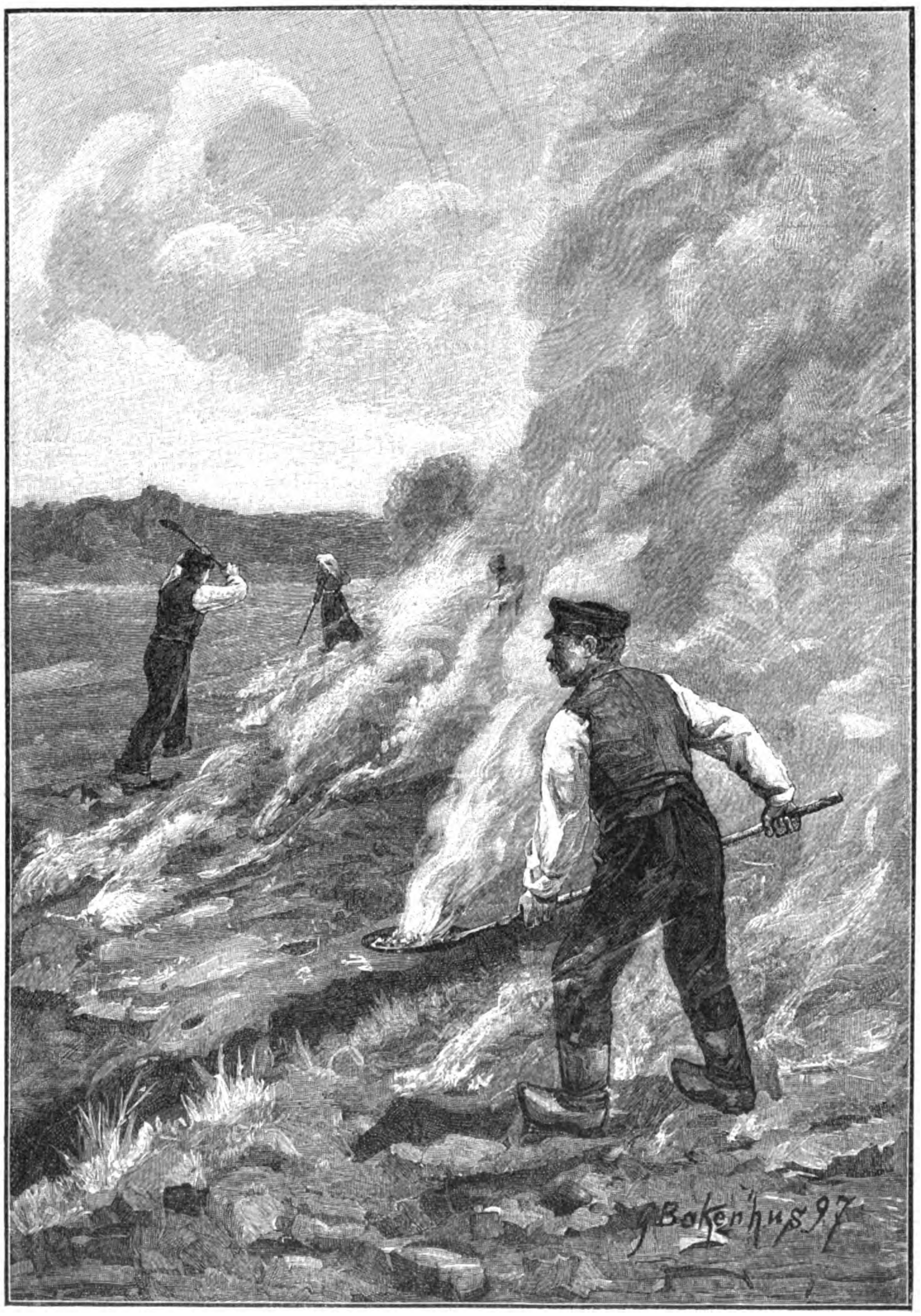


Heideschafe.
Nach einer Originalzeichnung von R. Rucktäschel.

Digitized by Google

Richtung von Nordwest nach Südost. Während nämlich das Moor oder Moos nach und nach höher an den Bäumen hinaufwuchs und immermehr Feuchtigkeit ansammelte, mußten die Stämme allmählich verdorren, bis sie von den in Norddeutschland vorherrschenden nordwestlichen Winden in der angegebenen Richtung hingestreckt wurden. Im Plattdeutschen heißen sie „Keenstubben" (Kienholz); sie brennen getrocknet wie Teer. Treten wir heran an die durch den Torfabstich gebildete hohe Moorwand! Die oberen Lagen haben die unteren zusammengepreßt, so daß die Masse unten dicht und dunkel, fast verkohlt und schwarz, nach oben zu immer loser und heller wird, in der Mitte bräunlich, oben aber weißlich aussieht. Wie viele Jahrhunderte mögen vergangen sein, bis sich diese gewaltigen Torflager bildeten! Je dunkler der Torf ist, ein desto besseres Brennmaterial giebt er ab. Die helleren Moorschichten werden zu Torfstreu verarbeitet, die bekanntlich zur Desinfektion und zur Verpackung von Früchten, Eiern &c. verwandt wird.

Als angenehme Unterbrechung der tiefen Stille dringt jetzt Schellengeläute an unser Ohr. Es rührt von einer Herde jener kleinen, schnellfüßigen, mit haariger Wolle bedeckten Schafe her, die man „Heidschnucken" nennt. Sie begnügen sich mit Heidekraut und dürftigen Gräsern. Gehütet und bewacht werden sie von dem treuen Schäfer und seinem klugen Spitzhunde. Jener wandert Tag für Tag, Sommer und Winter, mit ihnen durch die weite Heide, still wie diese, in sich gekehrt, fast beständig strickend, gegen die Unbilden der Witterung in einen grauen Mantel aus Heidschnuckenwolle („Heiken") gehüllt (s. die Abbildung S. 697).



Das Moorbrennen.
Nach einer Originalzeichnung von G. Bakenhus.

Setzen wir jetzt unsere Wanderung fort. Der Boden wird nach und nach wieder höher; wir steigen unmerklich zum Plateau des Hochmoores hinan. Es erstreckt sich von der Hunte westlich bis an die Ems in Ostfriesland und darüber hinaus und umfaßt, soweit es zu Oldenburg gehört, mindestens 40 Quadratmeilen. Auf dem sandigen, stellenweis lehmigen Urboden lagert die Moorschicht in verschiedener Mächtigkeit von $\frac{1}{3}$ bis 12 m und mehr. So weit wir sehen, nichts als schwarzes Moor und nur Moor. Stundenweit dehnt es sich aus nach allen Richtungen. Nur am äußersten Rande des Horizontes gewahren wir in verschwimmenden Umrissen meilenweit entfernte Gebüsche und Dörfer. Kein Haus, kein wildwachsender Baum, kein Strauch, nur kümmerliches Heidekraut, hin und wieder Binsen und harte Gräser, auch manchmal eine Fläche, die von allem Pflanzenwuchse entblößt ist, so daß uns das nackte braune Moor mumienhaft anschaut. Kein Singvogel mag hier nisten. Nur der klagende Ruf des Moorhuhns dringt durch die totenstille Oede.

„Was für ein dicker, schwarzer Rauch wälzt sich jetzt drüben empor?" Das Moorbrennen hat bereits begonnen. Wir werden diesen Vorgang gleich in der Nähe betrachten. Durch das Brennen wird die Oberfläche für den Buchweizenbau vorbereitet, nachdem sie der „Moorker" im Herbst und Winter durch kleine Gräben, sogenannte „Grüppen", entwässert und den Boden zerhackt und aufgelockert hat. Sind die Schollen genügend abgetrocknet, so beginnt im Frühlinge das Moorbrennen. Die Schollen werden angezündet und gegen den Wind auf dem Ackerboden umhergeworfen, damit die auseinander fallenden Stücke sich überall entflammen. Jetzt sehen wir den Moorbrenner vor uns. Er hat schwere, dicke Holzschuhe an und eine langgestielte, alte, durchlöcherte Pfannkuchenpfanne in der Hand, mit welcher er die glimmenden, schmauchenden Moorklöße gegen den Wind wirft (vgl. die nebenstehende Abbildung). So steht er häufig mitten im dicken Rauch. Nicht bloß Männer, sondern auch Frauen und Kinder verrichten dies mühsame Geschäft, das ihnen wegen des die Augen beißenden Rauches manche Thräne kostet. Aber „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten", falls der Buchweizen gerät.

Der von unsern Mooren zur Zeit des Brennens aufsteigende Qualm bildet eine ungeheuere Rauchwolke, die sich dann über weite Länderstrecken verbreitet, über Holland, das mittlere und südliche Deutschland, bis in die Schweiz hinein, wo sie „Höhenrauch" genannt wird. Der Moorrauch ist somit eine wahre Landplage, weil er uns die schönsten, sonnigsten Tage des Frühlings verdirbt. Welch einen brandigen Geruch verbreitet er! Die Sonne vermag ihn kaum zu durchbrechen.

Digitized by Google

Am Moorkanal.
Nach einer Originalzeichnung von R. Rucktäschel.

Wie eine blutrote Scheibe steht sie am Himmel, und alle Gegenstände, Berg und Wald, erscheinen in gelbrötlicher Färbung. In jüngster Zeit sucht man das Moorbrennen durch Kunstdüngung mit Kalk, Kainit, Chilisalpeter 2c. überflüssig zu machen; ob es ganz gelingen wird, steht dahin.

Durch das Moorbrennen wird eine Zersetzung des Bodens bewirkt und demselben die überflüssige Humussäure, die das Wachstum hindert, entzogen. Ist das Feuer erloschen, so wird der Buchweizen gesät und eingehackt oder eingeeggt. Weil häufig der weiche, zitternde Moorboden kein Zugvieh tragen kann, so spannen sich Mann und Frau vor die Eggen und verrichten einmütig die schwere Arbeit des Ziehens.

Bald gehen die Körner auf und zaubern ein frisches, zartes Grün ins schwarze Moor. Und später die zierliche Buchweizenblüte, wie zart, weiß und rot, gleich einer verschämten Maid, sieht sie aus! Nun kommen auch die Bienenzüchter oder Imker gezogen und stellen in langer Reihe ihre Völker auf, die summend dem duftenden Buchweizenfelde zufliegen. Wie ist alles so still ringsum! Die Luft zittert und flimmert im warmen Sonnenschein; man hört nichts als das Gesumme der Bienen und vielleicht das Trillern einer Lerche, hoch in blauer Luft. Der Imker wandelt bedächtig vor seinen Bienenkörben auf und ab, bläst blaue Rauchwolken aus seiner kurzen, braunen Pfeife („Däpke") gen Himmel und träumt von seinen Honigernten.

„Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit"

so schließt das Gedicht Theodor Storms, welches diese Stimmungswelt schildert.

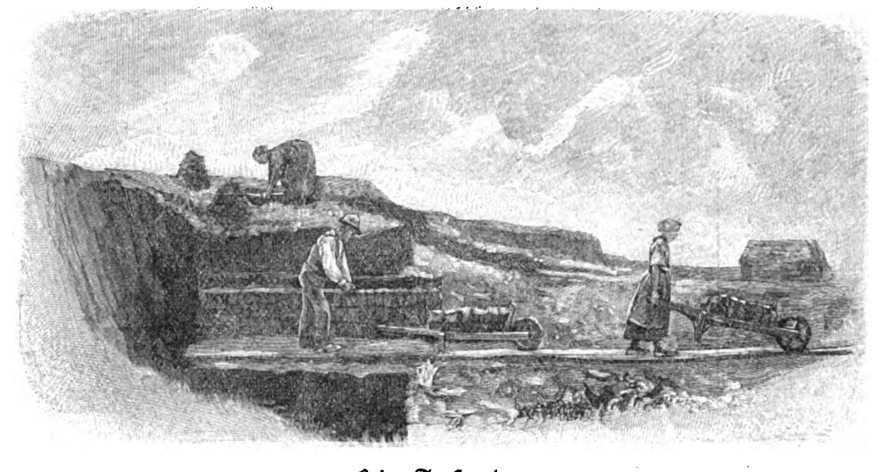
Auch die Buchweizenernte im September (vgl. untenstehende Abbildung) ist nicht ohne Poesie. Männer, Frauen und Kinder ziehen alsdann ins Moor und dreschen auf dem festgeklopften Boden den Buchweizen aus. Die Flegel blitzen und tanzen in der Sonne, die Körner springen, das Stroh fliegt und der Schlag der Drescher tönt dumpf übers stille Moor. An diesem Tage bricht auch der ernste Moorbewohner sein gewohntes Schweigen. Kaffee und Bier lösen die Zunge, und Lachen, Singen und Jauchzen ertönen.

Auf unserer Wanderung sind wir jetzt an einen Kanal gelangt, der mitten durchs Hochmoor gegraben ist. Er heißt „Hunte-Ems-Kanal" und verbindet in einer Länge von 41 km die Hunte, welche in die Weser mündet, mit der Ems. Nun entwickelt sich ein neues, interessantes Bild. Indem wir unsern Weg am Kanal fortsetzen, gewahren wir bald zu beiden Seiten Kolonistenwohnungen, die einen sehr freundlichen Anblick gewähren und im Innern zwar einfach, aber doch wohnlich eingerichtet sind. Wir haben eine Fehn- oder Moorkolonie vor uns. Es giebt mehrere solcher Kolonien am Kanal: Moslesfehn, Elisabeth- und Idafehn. Sie haben die Bestimmung, das Moor zu kultivieren. Dies geschieht durch das Abgraben der hohen Moorschicht bis auf den sandigen Untergrund. Jene wird zu Torf verarbeitet, dieser in fruchtbare Aecker, Gärten und Wiesen umgewandelt. Beides kann aber nur geschehen mit Hilfe eines schiffbaren Kanals; denn der Torf muß nach entfernten Dörfern und Städten ausgeführt und statt seiner muß Dünger 2c. eingeführt werden. Die Kanäle sind mithin die pulsierenden Lebensadern der Moore; ohne sie ist und bleibt das Moor tot. Sowie aber ein Kanal durchs Moor gelegt wird, erwacht neues Leben in den Fehnkolonien, die — nachdem wir stundenlang über öde Heide und braunes Moor gewandert sind — einen überraschenden Anblick gewähren.

Der breite, unabsehbar lange Kanal ist bedeckt mit Booten, Kähnen und kleinen Seeschiffen. An den Ufern entlang, 20 bis 30 Schritt voneinander entfernt, stehen reinliche, freundliche Häuser aus roten Ziegelsteinen, umgeben von sorgsam gepflegten Blumengärten, grünen Gemüse- und Obstgärten. Hier erheben sich Mühlen, dort steigen Zugbrücken in die Höhe. Hier dehnen sich Quais und Stapelplätze für Torf, und dort erblicken wir das rege Leben und Treiben einer Schiffsbauerei. Entfernen wir uns vom Kanal, so wogen bald Getreidefelder zu unseren Füßen, oder kleereiche Wiesen breiten sich aus, auf denen schöne, glänzende Kühe weiden. Weiterhin treffen wir wieder das Land im Urzustande: halb oder ganz ausgegrabenes Moor, oder noch wild daliegendes Heideland. Wo der Torf bis auf den Untergrund abgegraben ist, da erhebt sich die steile, braune Moorwand oft bis zu 10 und mehr Metern

Buchweizenernte.
Nach einer Originalzeichnung von R. Rucktäschel.

Höhe. Oben auf dem öden Moorplateau stehen zum Trocknen kunstgerecht aufgebaute, luftige Torfringe oder hohe, schon trockne schwarze Torfhaufen. Ueberall reges Leben, emsige Thätigkeit! Alt und jung, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, alle sind bei der Arbeit. Hier steht ein knochiger Mann, schwere Stiefelholzschuhe an den Füßen, in der tiefen Torfgrube, sticht mit langem, schmalem Spaten die schmierigen Torflaibe los und wirft sie stöhnend hoch nach oben, wo ein anderer Mann sie mit einer Gabel aufnimmt und auf eine Schiebkarre legt, die ein hochaufgeschürztes Mädchen fortschiebt, bis zu dem Platze, wo die Torfsoden vorläufig zum Trocknen nebeneinander gelegt werden. Das ist eine schwere, mühsame Arbeit. Unser Bild stellt den oberen Teil der Torfgrube dar. Ganz oben ist eine Frau mit einer leichteren Arbeit beschäftigt, nämlich, den halb trocknen Torf in Ringe zu stellen. Ist der Torf ganz trocken, so wird er in runde Haufen geworfen oder zum sofortigen Transport in Schiffe gebracht. Wo die Moorschicht sehr tief sitzt, wird sie mit Maschinen herausgearbeitet, die gleich die Mischung besorgen und den braunen Moorkuchen an die Oberfläche befördern, wo er ausgebreitet, in Soden gestochen und in der bereits angedeuteten Weise getrocknet wird (vgl. das Bild S. 697). Es liegt ein großer Reichtum, ein verborgener Schatz in unseren Mooren vergraben, der aber nur durch eine planmäßige, vom Staate ausgeführte Kanalisierung gehoben werden kann. Tausenden von Menschen, die jetzt im Elend verkommen oder zum Schaden des Vaterlandes auswandern, könnte hier noch eine glückliche Wohnstätte bereitet werden.



Beim Torfgraben.
Nach einer Originalzeichnung von G. Bakenhus.

Als ich 'mal renommieren wollte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erinnerung aus der Schulzeit.

Von E. v. Wang.

Wenn Gustav in diesem Jahre nach Sekunda kommt, werde ich ihn zur Belohnung ganz allein zur Großmama nach Berlin schicken!" So hatte ich meinen Vater zur Mutter sagen hören, als ich gerade an der offenen Stubenthür vorbeiging. Die Wirkung dieser Worte auf mich war wunderbar. Eben war ich im Begriff gewesen, das Haus zu verlassen, um meinen neuen Weihnachtspaletot, meinen neuen Schlips, den so überaus kleidsamen neuen Filzhut und den zu einem schlanken Stöckchen zusammengedrehten Schirm auf der Langgasse spazieren zu führen. Jetzt wandte ich mich im Nu auf dem Absatz herum und flog die Treppe in meine Giebelstube wieder hinauf. Ohne mich zu besinnen, entledigte ich mich der schönen, zum erstenmal ohne Zuhilfenahme von Papas alten Röcken hergestellten Garderobe und fuhr wieder in den alten Knabenkittel, dessen Aermel so abscheulich viel von meinen Handgelenken freiließen. Ich sah es wohl im Spiegel und bemerkte auch, wie mir der schnelle Kleiderwechsel all den Nimbus raubte, in dem ich mich wenige Minuten vorher gesonnt hatte, als ich in dem stattlichen dickwattierten Ueberzieher mit dem Stolzgefühl eines angehenden Bonvivants an derselben Stelle gestanden. Aber was that's! Der Gedanke, bald „ganz allein" nach Berlin reisen zu können, ließ keinen andern neben sich aufkommen!

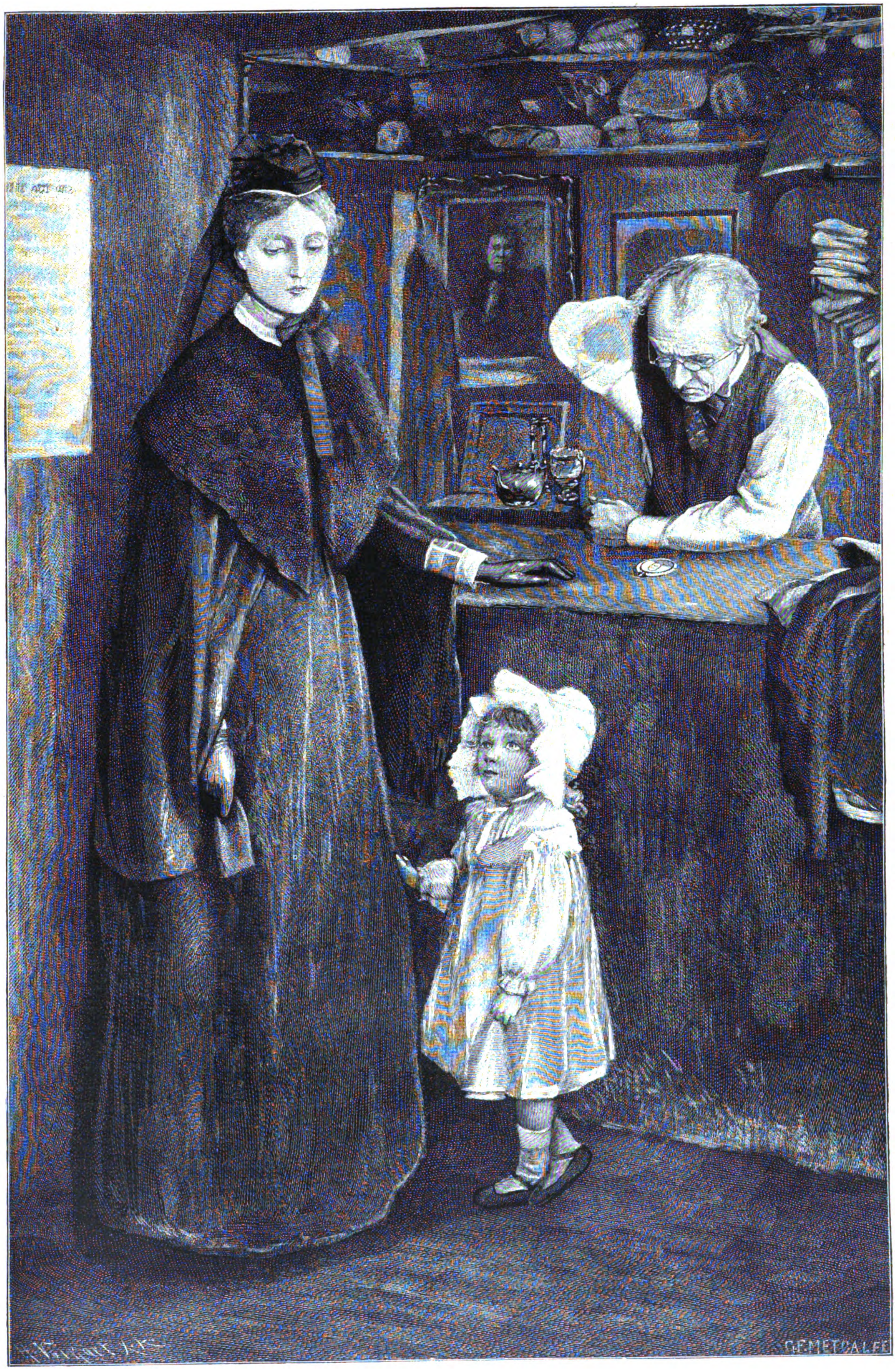
Dann machte ich mich an die Arbeit, und sie geriet ganz gewiß besser, als wenn vorher in der Langgasse die Augen einiger „höheren Töchter" sinnverwirrend auf mir geruht hätten. Und als ich fertig war, da dachte ich nicht mehr an die Langgasse, ich dachte an die „Linden" Berlins. Ich schwelgte in der Vorstellung, so ganz, ganz allein, frei wie ein Vogel und unabhängig wie ein Student, von niemand gegängelt und gehindert, erst in die Welt hineinzufahren und mich dann in das Gewühl der Großstadt zu stürzen. Das Absteigequartier bei Großmama — hm, das mußte sein, das war ja die Voraussetzung der ganzen Reise! Ich freute mich ja auch aufrichtig auf Großmama! Aber wenn ich sie dann in ihrem traulichen Stübchen begrüßt haben würde, dann wollte ich hinauswandern in die große Stadt, um teilzunehmen an ihrem heißpulsierenden Leben und alles kennenzulernen, was sie interessant macht, ihre Licht- und ihre — Nachtseiten! Ich war ja noch ein ganzes Kind, aber von diesen „Nachtseiten" hatte ich doch schon vernommen — was trifft nicht alles das Ohr eines heranreifenden, in die Welt hineinlauschenden Knaben, was kommt ihm nicht alles unter die Augen, und sei es auf dem Stück Zeitungspapier, in welches die sorgende Hand der Mutter harmlos das Frühstücksbrot für den Schulweg einwickelt! Freilich zu der angelesenen Weltkenntnis fehlte die deutliche Vorstellung — es schwebte mir nur die Ahnung von etwas schauerlich Schönem, das man „pikant" nannte, vor. Eine Welt, angethan mit dem Zauber unangetasteten Geheimnisses — und diese Welt sollte mir nun bald die Reise entschleiern!

Das gab mir auch in den folgenden Wochen viel zu denken, zu träumen. Aber es hielt mich nicht ab, meine Schularbeiten mit Fleiß und Eifer zu machen und während des Unterrichts besser aufzupassen als sonst wohl. Ich mußte ja versetzt werden, um die Erlaubnis zu der Reise nach Berlin zu erhalten! Das feuerte an. Dann kamen die Tage der Prüfung, des letzten Kampfes um das diesmal mir so schön vergoldete Ziel. Und ich rang mich durch, ich wurde versetzt — der Tag war da, wo ich freudestrahlend den Eltern verkünden konnte, daß ich Sekundaner geworden.

Man hatte einen Pudding gebacken, den man, im Falle ich nicht versetzt wurde, kalt stellen konnte — nun dampfte er auf dem Tisch und daneben stand die Kirschsauce, und Vater und Mutter lasen Wange an Wange das Zeugnis, während ich weder an die Versetzung, noch an die durch sie verbesserten Aussichten für meine Zukunft dachte, sondern nur an den Pudding und an Berlin. Ich bat, heute einmal nur Pudding essen zu dürfen, und als das Mahl fertig war, saß ich da wie eine Boa constrictor und nahm Papas längst erwartete Frage, ob ich am andern Tage Großmama besuchen wolle, deshalb mit so ruhiger Würde hin, weil ich fühlte, daß jede lebhafte Freudenäußerung meinem körperlichen Befinden im höchsten Grade unzuträglich werden müßte. Papa, der sich während seiner Frage zurückgelehnt hatte, um mich schlau lächelnd über die Brille anzusehen, hatte gewiß eine lebhaftere Freudenäußerung erwartet.

c

Digitized by Google



Ein Opfer.

Nach dem Gemälde von G. F. Metcalff.

Digitized by Google

Nun stand es unwiderruflich fest: am folgenden Tage sollte ich meine erste Reise, meine erste selbständige Reise antreten!

Ich war zu Weihnachten so ausgestattet worden, daß Mama jetzt nur den Koffer zu packen brauchte, wobei mein jüngerer Bruder Toby mit rührend selbstloser Teilnahme half. Fast bei jedem Stück, das in den Koffer gelegt wurde, sagte er: „Das darf auch mit nach Berlin!" oder: „Ihr glücklichen Hemden, Großmama wird euch gewiß selbst auspacken" und so weiter. Er brachte bald dies und bald jenes von seinen Sachen und fragte, ob ich das nicht lieber auch mitnehmen möchte, ich könnte es vielleicht brauchen. Ich meine, das geschah nicht allein aus Teilnahme an meinem Glück, sondern ihm machte schon der Gedanke Spaß, daß wenigstens etwas von seinen Sachen die Reise mitmachen dürfte.

Als der Junge so eine Weile mit glänzenden Augen und heißen Backen seine Aufmerksamkeit zwischen mir und dem Koffer geteilt hatte, geschah etwas Unerwartetes. Toby hatte gerade, ganz gegen Gewohnheit respektvoll, zu mir, der ich vor dem Spiegel meine Reisetoilette anlegte, die anerkennenden Worte gesprochen: „Du siehst wirklich wie ein Sekundaner aus, beinahe wie ein Erwachsener," da sagte auf einmal Papa halb zu Mama gewandt, während ihre Blicke sich eigentümlich über mir kreuzten: „Na, Toby, pack deinen Kram mit hinein, du kannst mitreisen!"

Ich muß bemerken, daß ich meinen Bruder zärtlich liebte, daß ich ihm in Feuers- und Wassersgefahr unverzüglich nachgesprungen wäre — als er aber so dazu ausersehen ward, von meiner Reise die ganze Sahne abzuschöpfen, da hatte ich keinen Funken von Teilnahme für die Seligkeit, mit der er sich den Eltern an den Hals warf; ich hätte dem von nun an gemeinschaftlichen Koffer einen Stoß mit dem Fuße geben und ausrufen mögen: „Nun fahre ich gar nicht!" Doch ich schämte mich meines Zornes und drehte Toby und den Eltern den Rücken. Zum Glück wurde ich gar nicht beachtet in seinem Freudenrausch. „Zur Großmama, zur Großmama!" rief er und tanzte durch das Haus. Ich hatte fast nur an Berlin gedacht, an Großmama nur nebenbei, aber Toby — er dachte nur an Großmama, und wie es bei Großmama aussehen würde! Berlin war für ihn nur der Hintergrund für die liebe alte Frau.

Und nun schleppte er seine Sachen heran und packte sie in meinen Koffer. Ich war viel besser ausstaffiert als er, „trug" er doch „auf", was aus Vaters Kleidern für mich gemacht worden war. Die Knopflöcher seines Ueberziehers waren rund wie Mauslöcher, die ausgebeutelten Taschen voll gestopfter Risse, und mit diesem Paletot, mit diesen mehrfach geflickten schiefgetretenen Schuhen sollte er neben mir im Coupé sitzen, wenn ich den Mitreisenden das Rätsel aufgab, was für ein bedeutender junger Mann ich wohl sei! Nun, Toby ist auch nicht immer derselbe geblieben; nach und nach kam auch bei ihm die Selbstkritik zum Durchbruch und mit ihr das Verlangen, den Mangel an innerem Gleichgewicht durch eine zureichendere Toilette zu maskieren. Eine Eitelkeit, die nur bei hoffnungslosen Schmutzfinken ausbleibt.

Was Benzin, Bürste, Nadel und Faden an seinen Kleidern in Eile gutmachen konnten, das geschah. Ich machte den Vorschlag, ihn seine Sonntagssachen gleich zur Reise anziehen zu lassen, doch Mutter erklärte, da dieselben aus dem „billigen" Laden wären, so vertrügen sie es wohl, von Toby bei einer Visite getragen zu werden, aber nicht, von Danzig bis Berlin die Bänke zu scheuern.

Ich gab mir redlich Mühe, mich mit der neuen Lage zu versöhnen. Doch fiel es mir recht schwer. Was den Besuch des „Zoologischen", des Aquariums, des Panoptikums und der Urania anbetraf, so war mir die Begleitung von Toby ja nicht unwillkommen, da hatten wir so ziemlich die gleichen Interessen. Aber mit der erträumten freien Burschenherrlichkeit war es aus und vorbei! Ich hatte auf den Bruder aufzupassen, anstatt auf die mich umgebende neue Welt, ich hatte auf seine kindischen Interessen einzugehen, anstatt mich den Rätseln der Großstadt hinzugeben! So dachte ich — ahnungslos, daß der kleine Junge mir lediglich als Aufpasser beigegeben wurde, als Bleigewicht gegenüber den hinreißenden neuen Eindrücken.

Trotzdem wir, in einer Vorstadt wohnend, täglich die Lokalbahn benutzten, machte mir der Gedanke, an den Billetschalter treten und zwei Billets nach Berlin fordern zu können, genau denselben Spaß, als wenn ich ein kleinstädtischer Junge gewesen wäre.

Aber aus diesem Spaß wurde nichts, die gute Mutter konnte sich nicht entschließen, uns die letzte Stunde, die sich so schön mit Ermahnungen ausfüllen ließ, uns selbst zu überlassen. Sie begleitete uns, um, wie sie erklärte, unsere Billets zu besorgen. Ich bat, sich dieser Mühe doch nicht zu unterziehen, am Billetschalter wäre es so zugig. „Gieb mir nur das Geld," warf ich hin, wie wenn sich das von selbst verstünde, und streckte die Hand aus, als wäre diese Sache gar keiner Erörterung wert.

Aber nein! Mama erklärte, sie wolle am Schalter alles „noch einmal ordentlich befragen". — Nur das nicht! knirschte es in mir, und jeder, der einmal selbst Sekundaner war, wird mir nachempfinden können, mit welchen Empfindungen ich diesem aus treuestem Herzen stammenden Vorhaben der Mutter entgegensah. So bescheiden wie möglich wies ich darauf hin, daß Papa ja die ganze Route klipp und klar aufgeschrieben und was es kostete abgezählt und eingewickelt habe. Aber Mama beachtete meinen Einwurf gar nicht, sondern fuhr fort, auf den guten treuherzig aufhorchenden Toby einzureden, der an ihrem Arm hing und zärtlich zu ihr emporblickte. „Wenn ihr euch zum Fenster hinauslehnt," wandte sie sich an mich, „kann plötzlich ein Tunnel kommen, und euch wird der Kopf eingeschlagen, oder ihr werdet blind von der Zugluft. Und bei Großmama müßt ihr euch gut die Füße rein machen. Und wenn Großmama nachmittags bei der Zeitung einschläft, dann stört sie nicht, sondern bleibt schön still sitzen. Sie schläft von 1 bis 4 Uhr, dann wird Kaffee getrunken, und dann wird Tante Tildchen mit euch ausgehen. Vormittags wird sie dazu keine Zeit haben; dann werdet ihr vom Fenster aus das Treiben auf der Straße betrachten, es ist dort sehr lebhaft; oder spielt Halma, lest und schreibt an uns, aber versucht nicht, allein auszugehen! Großmama würde sich tot ängstigen."

Ich war ganz baff. Von morgens 7 bis zum Mittagsessen aus dem Fenster sehen, von 1 bis 4 Uhr neben einer schlafenden Großmama sitzen und dann um 4 Uhr mit Tante Tildchen ausgehen! O freie Burschenherrlichkeit, du lockender Traum, solltest du wirklich also zerrinnen?

Am Billetschalter herrschte lebhaftes Gedränge. Und was ich als das Schlimmste befürchtet hatte, traf ein: eine ganze Schar von Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums bemühte sich gleichfalls um Billets. Nach Zoppot, wie ich hörte. Und sie alle sollten nun Zeuge werden, wie über meinen Kopf weg Mama unsere Reise erörtern würde, als sei ich noch ein Kind, das man an der Hand führen müsse.

„Hier meine beiden Knaben sollen nach Berlin fahren," begann sie — „zur Großmama" — letztere Erläuterung galt dem uns durch langen Verkehr bekannten Billeteur, nicht dem Eisenbahnfiskus. „Geben Sie mir zwei Billets dritter Klasse nach Berlin! Das geht über Stettin, nicht wahr?" „Aber Mama, selbstverständlich," raunte ich ihr im tiefsten Kehlton männlicher Ueberlegenheit zu, „oder wir müßten mit einem ganz andern Zug über Dirschau fahren," fuhr ich lauter fort, um vor den Umstehenden die Ehre der Familie zu retten.

Doch Mama ließ sich nicht beirren. — „Und in Stettin muß umgestiegen werden, nicht wahr? Da müssen die Kinder über ein Gleis gehen — ist das nicht gefährlich?"

Glücklicherweise reichten die Specialkenntnisse des Billeteurs über seinen Bezirk nicht hinaus. „Na, die jungen Herren werden sich schon zu helfen wissen," sagte er lächelnd, legte die Billets hin, strich das Geld ein und die Nachdrängenden schoben unsre Mutter weiter.

Sie reichte verschiedenen ihr bekannten Damen die Hand und klagte: „Es ist einem doch so eigen, die beiden Buben ganz allein fahren zu lassen. Sie fahren nur bis Zoppot — schade, wie gerne hätte ich sie Ihnen anvertraut."

„Na, bis Zoppot will ich ihn beschützen, auch soll's mir nicht darauf ankommen, bis Klein-Katz mitzufahren!" sagte Konrad Telge, einer von den Autoritäten der Obersekunda, und gratulierte mir händeschüttelnd zu der Reise. Und ohne den Hohn dieser Worte zu erfassen, nahm die besorgte Mutter vor

Digitized by Google

den uns spöttisch musternden Mitschülern ihre Ermahnungspredigt wieder auf: „Und vor den Bauernfängern nehmt euch in acht . . . trinkt nicht erhitzt, verderbt euch nicht den Magen . . .“ Dann verstummte sie plötzlich und horchte auf. Und schnell sich nach dem Schalter zurückwendend, wo eben von einer Dame ein Billet nach Berlin gefordert worden war, schoß sie auf diese los: „Sie fahren nach Berlin?“ jauchzte sie, „ach, da hätte ich eine große Bitte! Hier meine beiden Knaben fahren auch nach Berlin, zur Großmama — möchten Sie sich nicht derselben annehmen? Sie sind noch nie allein gereist!“

Jetzt war nur noch durch schnelles Handeln der letzte Rest der erwarteten Reiseromantik zu retten. Gerade fuhr der Zug ein. Der Augenblick war günstig. „Mama, der Zug ist da,“ rief ich ängstlich und faßte sie unterm Arm, während ich mit der andern Hand unbarmherzigen Griffes Tobys fleischlosen Oberarm packte und beide so auf dem Bahnsteig vorwärts schob. Aber meine Mutter ließ ihrerseits auch die nach Berlin reisende Dame nicht locker. Rückwärts gewandt, sprach sie weiter in sie hinein, so daß ich nur Bruchstücke der Unterhaltung auffangen konnte: — „können verunglücken — bösen Menschen in die Hände fallen — nicht hinfinden“. — „Können ganz ruhig sein, werde schon aufpassen — sie nicht aus den Augen lassen, bis ich sie dem Onkel übergebe.“

Ich knirschte mit den Zähnen. O freie Burschenherrlichkeit: ich sollte auf einen kleinen Jungen, und eine fremde Dame sollte auf mich aufpassen. Das war meine Reise „ganz allein nach Berlin“!

Noch einen Kuß tauschte ich mit der Mutter, während ich ihr mit von Thränen erstickter Stimme zuraunte: „Nun hast du mir die ganze Reise verdorben!“ Dann schubste ich Toby und den Koffer in ein leeres Rauchcoupé und schlug die Thür hinter uns zu, die aber im selben Augenblick wieder aufgerissen wurde. Die Dame, deren Aufsicht ich anvertraut war, stieg uns nach.

Toby war ihr bei dem Verstauen ihres zahlreichen Gepäcks behilflich; sentimentales altjüngferliches Reisegepäck: Plaidrollen, auf denen „Glückliche Reise“ gestickt war, ein Schlummerkissen, mit der Widmung „Nur ein Viertelstündchen“, eine Schirmtasche, mit „Gut Wetter“ und ein Kofferbezug, der ebenfalls mit einem wohlmeinenden Spruch verziert war. Ich lehnte mich zum Fenster hinaus, las in den Augen meiner Mutter aufdämmerndes Verständnis und Reue, die Lokomotive zog an, und ich sank in eine Ecke, steckte die Hände in die Taschen, schob den Hut in die Stirn und gab mir ein so unleidliches Ansehen, wie es Jungen in meinem damaligen Alter an und für sich schon nicht unnatürlich ist. Wenn ich nur Cigarren gehabt hätte, ich hätte ihr eine nach der anderen bei geschlossenen Fenstern unter der Nase vorgepafft, unbekümmert darum, was aus mir danach wurde. Gewöhnlich wurde mir schlecht davon.

Ja, hätte sie ehrlich alt ausgesehen, aber sie hatte sich so als Backfisch zurecht gemacht, und davon ließ sich der gute Toby bestechen. „Sei doch nicht so eklig,“ raunte er mir zu, „sie ist wirklich ganz nett und weiß so schön auf allen Bahnhöfen Bescheid. Und laß dir nur ja nicht einfallen, in Zoppot in ein anderes Coupé zu steigen; sie sagt, dann müsse sie nachsteigen; sie sähe wohl, daß dir ihre Aufsicht nicht gefiele, aber ihr Wort müsse sie halten.“

Im selben Augenblick hielten wir in Zoppot und das Erscheinen von Konrad Telges Gesicht am Fenster hinderte mich an der Flucht. „Na, Gustav! Ist dir noch nichts passiert? Steck' nur nicht deinen Kopf zum Fenster heraus, ein Tunnel könnte kommen und ihn dir wegnehmen,“ höhnte er. Da wurde er rechtzeitig beiseite gedrängt. Sechs Matrosen mit sechs brennenden Cigarren platzten lachend und ulkend in unser Coupé. Der Dame wurde angst, sie sprang auf und setzte sich zwischen Toby und mich.

„Haben Sie keine Bange nicht, wir duhn Ihnen nischt!“ sagte der eine.

„Wenn Ihnen das Rauchen unangenehm ist, müssen Sie nicht ins Rauchcoupé steigen,“ sagte der zweite.

„Ja, so 'ne scheene junge Dame, die muß immer Damencoupé fahren!“ sagte der dritte.

Sie sah mich an, flehend, Schutz heischend, und ich war so unritterlich, keine Notiz davon zu nehmen.

Die Matrosen raunten sich unverständliche Worte zu, sie lächelten, grinsten und stießen sich mit den Ellbogen in die Seite; die Dame sah wie verraten und verkauft drein. Toby war ganz hingenommen, die Unterhaltung zu erlauschen, und starrte von einem zum anderen, wie so ein selbstvergessener amüsierter Junge starrt: den Rücken krumm, die Hände in den Hosentaschen, den Mund offen, die einwärts gedrehten Füße baumelnd, dann und wann ein blitzähnliches Aufleuchten auf dem breiten Gesicht.

Als sich eine Station mit längerem Aufenthalt näherte, dachte ich: Nun wird sie aussteigen; auf die dahinzielende Bemerkung eines Matrosen sagte sie aber: „Ja, wenn die beiden Knaben mir folgen; sonst bin ich gezwungen, in diesem Qualm auszuhalten.“ Aber nun streikte auch Toby. „Ich bleibe hier,“ erklärte er bestimmt. Er hatte doch gar zu interessante Worte aufgefangen: Rio, Calcutta, Honolulu, Singapore! Es dauerte nicht lange, so waren wir beide im besten Zuge, die Leute über ihre Reisen auszufragen und uns erzählen zu lassen. Vergessen war die Dame! Ich dachte nicht mehr an Umsteigen. Als ich mit den Leuten in einer Station Bier getrunken, stieg ich ruhig ins selbe Coupé, und in Stettin gaben mir die Matrosen mit Händeschütteln und dem Wunsche „Viel Vergnügen in Berlin“ meine ganze Manneswürde zurück. Mochte die Dame auf mich aufpassen, es war mir so gleichgültig, als wenn mich eine Katze ansähe.

Ein paar Stationen vor Berlin erklärte sie aber plötzlich, daß sie auf der letzten Station einen Onkel Meier wohnen hätte, dem sie etwas zu übergeben hätte, sie habe es vorhin ganz vergessen. Da müsse sie nun aussteigen und könne deshalb ihr Versprechen nicht vollständig halten. Aber sollten wir unseren Onkel auf dem Bahnhof nicht treffen, so möchten wir nur warten; sie würde bestimmt den nächsten Zug benutzen und uns vom Bahnhof dann bis ans Haus der Großmutter bringen.

Ich erwiderte ihr, sie möge sich gar keine Sorge machen; es wäre „selbstverständlich“, daß wir uns nicht ohne jede Führung in den Berliner Straßenwirbel stürzen würden; sie könne ruhig aussteigen. Die letzte Station kam in Sicht, ich öffnete das Fenster, um unserer Duenna beim Aussteigen behilflich zu sein.

Auf dem Perron stand unter anderen Passagieren ein Gendarm, stramm wie eine Säule, sauber vom Helm bis zur Stiefelspitze. Toby schüttelte unserer Dame die Hand, ich riß meinen Hut mit übertriebener Höflichkeit vom Kopfe, sie bestellte noch Grüße an meine Mutter; die schön bestickten Handgepäckstücke wurden ihr nachgereicht, und ich schlug seelenvergnügt die Thür zu. Willkommen, freie Burschenherrlichkeit! Jetzt werden wir in Berlin einziehen wie ein paar Studenten! Juchhe!

Der Gendarm war unterdessen den Zug abgelaufen, ohne einen Platz zu finden; da stieß er auf unsere Dame, sie stutzte, sie eilte auf ihn zu, sie redete auf ihn ein. Wollte diese hilfsbereite Seele dem Gendarm zu einem Platz verhelfen, war es ein Bekannter von ihr, vielleicht Onkel Meier selbst? Sie zeigte auf unser Coupé, der Gendarm nickte und stürzte auf uns zu. Mit Blitzesschnelle drängte sich mir der Zusammenhang auf: wir waren abermals einer Schutzmacht übergeben! Diesmal einer bewaffneten! Entsetzlich! Toby, der Koffer und ich flogen hinaus, aber ebenso schnell waren wir drei von des Gendarmen geschäftskundiger Hand zurückexpediert, er sprang nach und schlug die Thür zu.

„Sakermentsche Buben! 's hat gepfiffen und kein Platz ist im ganzen Zuge mehr! Aber ich weiß schon Bescheid, die Bub'n wollen wohl erst 'n bißel allein nach Berlin 'nein, sich nicht gleich vom Onkel finden lassen. Daraus wird nichts! Hab's dem Fräulein Böhm versprochen und laß nicht locker, bis der Onkel zur Stelle ist!“

Aus dem Nebencoupé starrten Augen voll Neugier auf die beiden Knaben, die wie Ausreißer in das Coupé zurückgeworfen worden waren, und nun wie Inkulpaten dasaßen. Doch die Gaffer hatten nicht viel Zeit. Berlin näherte sich mit größter Beschleunigung. Man griff nach dem Handgepäck. Da dehnte sich schon das Häusermeer vor den Fenstern. Der Zug hielt. Höflich ließ der Gendarm die übrigen Insassen unseres Coupés aussteigen, dann folgte er, setzte eines seiner wohlbestiefelten Beine auf das Trittbrett und befahl uns, oben zu bleiben, weil

Digitized by Google

wir von da am besten von dem Onkel aufzufinden sein würden. Dann stützte er sein Körpergewicht auf den Säbel und stand wie ein Fels im Meer, wie eine preußische Schildwache dasteht, unbekümmert, was um sie vorgeht.

Da sein Vorschlag praktisch war, denn die Ferienflut, die dem Zug entquoll, hätte das Erkennen des Onkels sonst fast unmöglich gemacht, fanden wir uns leidlich in unser Schicksal und schauten sehnsüchtig nach dem Erwarteten aus. Dabei fiel es uns aber doch auf, daß sich die Menge vor unserem Coupé im Vorbeiziehen immer etwas staute und auch, als es sich lichtete, ein Trupp Menschen vor uns stehen blieb und uns mit wachsender Neugierde betrachtete. Ein paar schadenfrohe und ein paar mitleidige Physiognomien fielen mir dermaßen auf, daß ich den Gendarm fragte, was die Leute denn eigentlich wollten.

Der Gendarm warf einen Blick um sich: „Ach so," sagte er, „die denken bloß, daß ich euch arretiert habe." Bloß — arretiert! Und das mir, der ich so viel auf das Dekorum gab. Ich sprang gewaltsam aus dem Wagen, und im selben Augenblick zerteilte auch Onkel Eugen die Menschenflut mit ausgestreckten Armen, wie ein Schwimmer. Der Hut saß ihm im Nacken und in seinen Augen malten sich Entrüstung und Entsetzen. „Kinder, Kinder!" keuchte er, „was bedeutet das?" Schwankend zwischen kindischer Wut, dem Verlangen, das ganze Elend dieser Fahrt mit thränenerstickter Stimme zu erzählen, und dem Drange einer Manneseele, welche alles begreift und verzeiht, gelang es mir schließlich, mich mit Humor aus der Affaire zu ziehen. Ich reichte dem Gendarm mit verbindlichem Lächeln die Hand und sagte so laut, daß die Umstehenden es hören mußten: „Haben Sie Dank für Ihre freundliche Unterstützung!" Und dann meinen Arm in den des Onkels schiebend, machte ich ihm so obenhin eine Erklärung, wie wir zu dem Schutze durch diesen Bewaffneten gekommen waren.

Der Onkel atmete erleichtert auf. „Gott sei Dank!" rief er und erzählte, wie er in der Menge folgende Ausrufe gehört hatte: Arretiert! Solche Bengels! Was mögen die angestellt haben, so jung und schon so verderbt! Die armen Eltern! „Und," fuhr er fort, „als ich schließlich nach den in Rede stehenden Jungen blicke, da sind es meine eigenen Neffen. Verleugnen hätte ich euch mögen!"

Das war unser Einzug in Berlin. Den Empfang bei Großmama will ich übergehen, auch wie wir nach und nach die Sehenswürdigkeiten Berlins besuchten. Onkel verstand das „Bärenführen" aus dem Grunde und hatte für uns Zeit. Wir waren nicht bloß aufs zum Fensterhinausschauen, auf Tante und Großmama angewiesen; aber wenn wir mit dem Onkel zu den beiden Frauen heimkehrten, ganz erfüllt und überströmend von allem Erlebten, dann empfingen sie uns mit ihrer Liebe und einer gedeckten Tafel und machten wahre Götzenbilder aus uns, was wir uns wohlig gefallen ließen. Und selbst wenn wir des Abends kein besonderes Vergnügen, wie Besuche im Theater und Cirkus, vorhatten, gelüstete es mich nicht nach den „Nachtseiten" der Großstadt. Ich hätte die Nase nicht mehr aus der Thüre stecken mögen, wenn die anderen drinnen um den Theetisch und die strickende Großmama saßen und Toby mit des Onkels kleinen Kindern „Post- und Reisespiel" spielte.

Bei allem, was ich sah, war ich innig froh, daß Toby neben mir hertrabte, trotz seines schlechten Paletots und seiner schiefen Absätze; ich vergaß, mich mit meiner eigenen werten Person zu beschäftigen. Ueber all den Eindrücken, die ich empfing, dachte ich nicht mehr daran, selbst Eindruck machen zu wollen. Das große Berlin hatte mich sehr klein gemacht, in seiner gesunden Kraft wirkte das Leben, das ich wahrnahm, erhebend und reinigend auf meinen Geist, so daß all meine über Berlins interessante Nachtseiten zusammengetragene Wissenschaft davonstiebte wie Nebel vor der Sonne. Im übrigen sahen die Menschen auf den Straßen genau so aus wie daheim. Und die fragwürdigen Männergestalten, die man hier und da herumlungern sah: wenn sie die Typen der großstädtischen Kriminalromane waren, so unterschieden sich diese durch nichts von unserem Danziger Lumpengesindel! Sie fielen mir gar nicht auf, und wie hätte mein Auge nach den Verbrecherkellern suchen mögen, nachdem es sich in den Schönheiten der antiken Welt im Museum gebadet, nachdem es die ausgegrabenen Schätze vergangener Völker geschaut? Ich verlebte die Ferien wie ein glücklicher Schüler, seelenvergnügt, abends mit Toby unter Großmamas Flügeln zu sitzen und alte Geschichten aus der Kindheit der Eltern zu hören.

Aber als ich am Abend vor der Abreise alles übersinnend im Bette lag, da kam auf einmal die Frage über mich: „Hast du den Berliner Aufenthalt auch recht ausgenutzt? Ist es einigermaßen so gekommen, wie du erwartet hast?"

Und trotzdem alles tausendmal schöner gekommen war, als ich erwartet hatte, regte sich die Unzufriedenheit und fing an zu nörgeln. Wie war erstens die Reise, die Ankunft so ganz, ganz anders gewesen, die Aufsichtsdame und der Gendarm hatten mich nach ihrem Willen gegängelt, während ich die Selbständigkeit hatte genießen wollen. Und in Berlin selbst, räsonnierte ich weiter, hast du irgend was erlebt, was für deine Person an sich wichtig war? Nein! Bist du einmal allein ausgegangen, so wie du es dir hundertmal ausgemalt? Nein! Hast du irgend etwas deinen Kameraden zu erzählen? Nein, denn von Schlössern und Museen und Zoologischen Gärten rc. erzählt man seinen Mitschülern heutzutage ebensowenig wie davon, daß man in Berlin zu Mittag gegessen hat! Es war doch schade, daß du es nicht ausgeführt hast, was du dir vorgenommen. Du hättest irgend etwas erleben können, was doch nach einem Abenteuer schmeckte! Und nun tauchten all die leeren Renommistereien meiner Klassengefährten auf, denen ich nie etwas hatte entgegensetzen können und denen ich nun abermals nichts zu bieten hatte, trotzdem ich mir gerade diesen Erfolg von meiner Reise hatte versprechen dürfen. Doch nun war es zu spät — zu spät! Ich war wieder, wie immer, ein artiger kleiner Junge gewesen, und das beklagte ich jetzt beinahe so sehr, wie diejenigen es später zeitlebens beklagen, denen es beizeiten geglückt ist, die Nachtseiten der Großstadt gründlich kennenzulernen. Nichts weiter als ein artiger kleiner Junge, der mit dem Onkel herumläuft, sich dankbarlichst von ihm eine Tasse Chokolade bei Kranzler bestellen läßt und abends mit kleinen Kindern um Pfeffernüsse spielt!

Doch halt — vor mir lag ja noch die lange Rückreise, konnte sich da nicht noch etwas ereignen? Die großstädtischen Verwandten dachten nicht im geringsten daran, uns einen Schutz aufzuhalsen. Mit diesem tröstenden Gedanken schlief ich ein. Doch als wir nach schmerzlichem Abschied von Großmutter in der nüchternen Morgenfrühe abfuhren, da waren zunächst alle Gedanken an Abenteuer verflogen.

Einige Stationen lagen schon hinter uns, da stürzte im letzten Augenblick eine junge Dame in unser Coupé, atemlos, mit tanzenden Löckchen. Ich half ihr beim Verstauen ihres Gepäckes, ich sah sie an, und ich fragte mich: „Sollte dies dein Abenteuer sein?"

Sie war reizend; nicht größer als ich, leicht wie ein Vogel, mit rosigen Wangen, roten Lippen, Perlenzähnen, und der keck aufsitzende Hut, der auffallend große spanische Kragen an dem grünen Tuchkostüm, paßte das nicht alles zu einem Abenteuer? Und zu dieser, nur im Interesse der Renommage den andern Jungen gegenüber, gestellten Frage kam mit der Zeit ein reines Wohlgefallen an ihr selbst, als sie sich mit ihrer angenehmen Stimme in eine Unterhaltung mit mir einließ. Es interessierte sie sehr, daß wir das gleiche Ziel hatten. Dann brachte sie das Gespräch auf die Danziger Schulen, ein Gespräch, das ich gern vermieden hätte, denn es wäre mir lieb gewesen, wenn sie mich für einen Erwachsenen gehalten hätte. Sie hatte es aber gleich weg, daß ich noch ein Junge war und auch in welches Gymnasium ich ging, in welcher Klasse ich saß. Und dann brachte sie mich in das richtige Fahrwasser: ich zog über unsre Lehrer her; ich schilderte ihr das Gymnasium mit Mann und Maus. Am längsten verweilten wir bei meinem künftigen Klassenlehrer, bei dem auch ich schon in ein paar Fächern Stunden gehabt hatte. Den mußte ich ihr besonders interessant geschildert haben, denn sie kam immer wieder auf ihn zurück, und ich häufte auf ihn all die schiefen Urteile, welche die Spottlust der flüggen Jugend sich bildet, und erzählte ihr von seinem Spitznamen, von all dem Ulk, den wir mit ihm anstellten, und all die überreizten, aus der Langweile geborenen, pointenlosen Schulanekdoten, die gerade diesen Lehrer wie eine Gloriole umgaben.

Digitized by Google

Abend auf dem Chiemsee.
Nach dem Gemälde von K. Raupp.

Und dabei sah sie mich an mit ihren glänzenden braunen Augen, mit ihrem lachenden Munde, so amüsiert, so gut unterhalten, daß ich mir wirklich etwas auf meine geistreiche Plauderei einzubilden begann und immer kühner ins Zeug ging. Ich machte aus dem Lehrer schließlich einen wahren Popanz, nur um immer wieder dieses Lachen um Augen und Mund hervorzuzaubern, was kein anderer Gesprächsgegenstand vermochte. Wohl traf mich bisweilen warnend ein staunender Blick aus Tobys runden ehrlichen Augen; in mir aber jubelte es: „Dies ist das Abenteuer, dies ist das Abenteuer!"

Wir saßen zusammen im Stettiner Wartesaal und aßen zu Mittag, d. h. Toby und ich ein Paar warme Würstchen; ich half ihr beim Ein- und Aussteigen; ich holte ihr eine Tasse Kaffee, ja ich wagte es, ihr eine Tafel Chokolade zu überreichen, die ich mit meinem letzten Zehnpfennigstück einem Automaten entlockt hatte. Ich trug ihr Handgepäck beim Umsteigen, ich legte ihr das Plaid um die Schultern, und als ich den Dr. X. vollständig parzelliert hatte, tauschten wir Gedanken über Litteratur und Kunst aus, und da ich gerade, dank diesem Dr. X., darin wirklich ein paar Gedanken entwickeln konnte, so nahm die Unterhaltung einen immer höheren Schwung.

Die Stationen glitten an mir vorüber wie Perlen an einer Schnur; die Stunden flohen dahin wie Minuten; mir bangte, mir graute vor dem Ende der Reise, vor dem Erwachen aus diesem Glücks- und Eitelkeitsrausch.

Und als wir uns Danzig näherten, da reichte mein Ideal mir die Hand und sagte: „Hoffentlich begegnen wir uns wieder einmal. Sie haben mich wirklich sehr gut unterhalten." Und ich neigte mich über ihren Handschuh und — Tobys Augen wurden immer runder, denn das Handküssen gehörte nicht zu den Gepflogenheiten in unserm Kreise — preßte einen glühenden Kuß darauf! Dann sah ich ihr tief in die schimmernden braunen Augen, durchbebt von dem Gefühl der ersten Jugendliebe. Da hielt der Zug; die Thür wurde aufgerissen und des von mir so viel geschmähten Oberlehrers bärtiges Gesicht erschien im Rahmen derselben — meine Jugendliebe warf sich ihm in seine Arme — sie war seine Braut.

Was ich nach diesem Abenteuer für eine Nacht verbrachte, mit was für Gefühlen ich am folgenden Morgen dem Dr. X. unter die Augen trat, das fragt den Toby! Wenn ich den kleinen dummen Bruder in der Nacht nicht bei mir gehabt hätte, ich hätte weglaufen oder mir das Leben nehmen können.

Wir gingen all den Unsinn durch, den ich gesprochen, Toby hatte ja voll Staunen jedem Worte gelauscht. „I wo wird sie ihm alles wiedererzählen!" tröstete er; „sie wird ihm nur das erzählen, was ihm Spaß machen könnte. Dazu war sie zu nett zu dir, das thut sie dir nicht an!" Und als wir bis zum Morgen in Aufregung hin und her geredet, da wendete er sich schlaftrunken nach der Wand mit dem Wort, das mir Fassung und Mut wiedergab: „Ueberdies weiß sie ja gar nicht, wie wir heißen, und er kann uns gar nicht erkannt haben in dem Augenblick."

Aber noch monatelang quälte mich in seinen Stunden der Zweifel: weiß er es, oder weiß er es nicht! Ich habe mich seitdem nie mehr nach Abenteuern gesehnt. Ich eignete mich nicht dazu. Und zum Renommieren hatte ich auch kein Talent.

Merkwürdige Kalender. (Mit Abbildungen.) Der Kalender ist noch in der Gegenwart dasjenige Buch, welches sich auch der litterarisch anspruchsloseste Mann alljährlich anschafft oder schenken läßt. In der Vergangenheit war der Kreis jener, die sich mit dem Kalender begnügten, sicher noch ein ungleich größerer als heutzutage, die Leute waren im Kalenderwesen auch viel mehr bewandert und hatten in dieser Beziehung Kenntnisse, die der jetzigen Generation so ziemlich mangeln. Aus diesem Grunde hatten auch die ältesten gedruckten Wandkalender, welche bald nach Einführung der Buchdruckerkunst ausgeführt wurden, nicht ein Verzeichnis der einzelnen Tage des ganzen Jahres, sondern nur die goldene Zahl der Sonntagsbuchstaben, die Epakten rc., mit deren Hilfe sich die kalenderkundigen Leute die beweglichen Feste dann selbst ausrechneten. Auch noch in späterer Zeit verfuhr man so, wenn der Mangel an Raum hierzu nötigte. Dies war vor allem bei den Taschenkalendern der Fall, die man auf ein Elfenbeintäfelchen schrieb, das in einem Futteral aus dem gleichen Material steckte, oder auch in Erz in Form einer großen Münze goß und wohl auch aus Silber fertigte, das reich graviert war. Die in Bronze gegossenen waren natürlich die dauerhaftesten. Ein uns vorliegender, der obenstehend abgebildete, umfaßt die Jahre 1694 bis 1760, die in Tabellenform angeführt sind. Unten stehen die Sonntagsbuchstaben, oben finden sich die Wochentage durch die Zeichen der Planeten dargestellt. In den vier Kreisabschnitten sind immer drei Monate und die Angabe verzeichnet, an welchen Tagen die Sonne in die Zeichen des Tierkreises eintritt. Auf der Rückseite sind, von außen nach innen gerechnet, verzeichnet die zwölf Monate des Jahres, die unbeweglichen Fest- und Feiertage, die Tageslängen, der Sonnenaufgang, die Nachtlängen und der Sonnenuntergang. Das mittlere Quadrat aber enthält die Monate und die Monatstage. Darunter steht 1694, das Jahr der Anfertigung, darüber „Gotha", jedenfalls der Ort, in dem der Kalender gefertigt wurde. Es mußte einer schon recht kalenderfest sein, um diese sonst sehr handlichen Kalendarien benutzen zu können. In unserem raschlebigen Jahrhundert hat man natürlich keine Zeit, sich das zu Wissende mühsam auszurechnen. Doch auch früher gab es schon Leute, denen das zu umständlich war und die mit einem gewöhnlichen Kalender auch vorlieb nahmen. Die tapferen Krieger aber halfen sich anders. Sie ließen den ganzen Kalender auf ihre Schwertklinge ätzen, je sechs Monate auf eine Seite. Eine schöne derartige Klinge des 16. Jahrhunderts im Germanischen Museum zu Nürnberg, deren oberen Teil wir untenstehend abbilden, weist in reizender Aetzung unter den Zeichen des Tierkreises und dem lateinischen und deutschen Namen jedes Monats die einzelnen Tage und die Schutzheiligen derselben für das ganze Jahr auf. Solche Schwerter führten jedoch nur die Vornehmen, der gemeine Mann bloß dann, wenn ihm ein solches als willkommene Beute zufiel. Die Kalenderklingen wurden besonders hoch geschätzt, man schrieb ihnen während des Dreißigjährigen Krieges, wohl auch vor- und nachher, sogar geheime Kräfte zu. Simplicissimus schenkte

Kalendermünze aus dem Jahre 1694.

Schwertklinge mit Kalender.

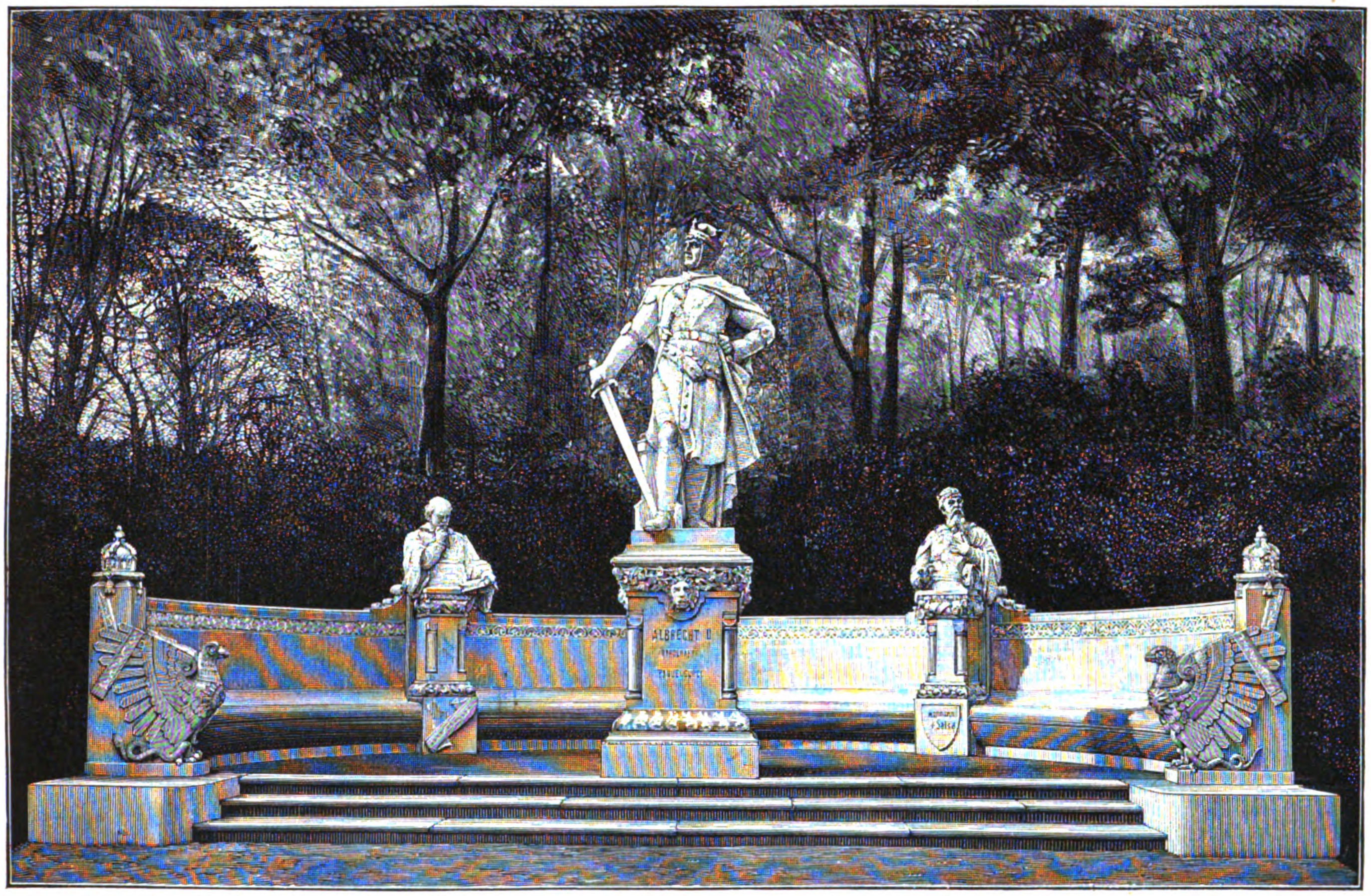
Digitized by Google

dem Kommandanten von Villingen des Freibeuters Ollivier Schwert. Er schreibt darüber: „In Wahrheit aber, so war dasselbe trefflich schön und gut, es war ein ganzer ewigwährender Kalender darauf geätzt und lasse ich mir nicht ausreden, daß es nicht in Hora Martis von Vulcano selbst geschmiedet und allerdings zugerichtet worden seie, wie im Heldenschatz eines beschrieben wird, worvon alle andere Klingen entzweispringen und die beherzteste Feinde und Löwen-Gemüther wie forchtsame Hasen entlaufen müssen.“ Hans Boesch.

Das Standbild Albrechts II in der Siegesallee zu Berlin. (Mit Abbildung.) Von den Standbildern brandenburgischer Fürsten, welche die Siegesallee in Berlin schmücken, haben wir schon früher (vergl. Jahrg. 1897, S. 224) die Figuren zu der Gruppe des Markgrafen Otto I unseren Lesern im Bilde vorgeführt; heute geben wir das Standbild Albrechts II im Holzschnitt wieder.

Als Nachfolger seines ältesten Bruders Otto II bestieg Markgraf Albrecht II im Jahre 1205 den brandenburgischen Thron. Im Gegensatz zu seinem lebenslustigen Vorgänger, dem ernste Arbeit wenig zu Sinn gestanden zu haben scheint, strebte er, seine Macht zu festigen und zu vergrößern. Letzteres gelang ihm auch, besonders nach Osten hin. 1215 rückte er von den deutschen Plätzen an der Havel gegen das Oderthal vor und drängte die Pommernherzöge, denen sich sogar Barnim und Teltow in der Nähe Berlins schon unterworfen hatten, zurück. Seinem Charakter entsprechend ist der Markgraf vom Künstler in der Haltung und der Tracht eines Kriegsmannes dargestellt. Das Haupt deckt ihm der Helm. Ueber dem schweren Kettenpanzer trägt er Oberkleid und wallenden Mantel, der Dolch steckt ihm im Gürtel, das Schwert aber hat er aus dem schweren Gehänge gezogen, kampfbereit hält er es in der Faust und finster blicken die Augen, als schauten sie dem kommenden Feinde entgegen.

Die beiden Männer, deren Hermen die Umgebung des Hauptstandbildes schmücken, stehen in nur sehr losem Zusammenhange mit dem Markgrafen selbst. Es sind seine hochverdienten und berühmten Zeitgenossen Eyke von Repkow und Hermann von Salza. Der letztere (rechts auf unserem Bilde) wurde 1210 zum Hochmeister des deutschen Ritterordens gewählt, in dessen Tracht er auch dargestellt ist. Unter ihm nahm der Orden einen gewaltigen Aufschwung; er war es, der 1231 durch Hermann Balk die Eroberung des heidnischen Preußenlandes beginnen ließ. So wurde er der Gründer des mächtigen Ordensstaates, aus dem später Preußens Königtum hervorwuchs. — Eyke von Repkow erscheint vom Jahre 1209 bis 1233 in den Urkunden des mittelelbischen Landes. Er stammte aus Aken a. d. Elbe und ist berühmt als Verfasser des „Sachsenspiegels“, des ältesten Werkes über das deutsche Recht, das er 1230 verfaßt hat (vergl. Jahrgang 1896, S. 148). Der Künstler hat den gelehrten Beruf des verdienten Mannes durch seine sinnende Haltung und das Buch, das er in der Hand hält, angedeutet. — Der Schöpfer der Gruppe ist Johannes Boese in Berlin; sie wurde in diesem Frühjahr, am 22. März, dem Geburtstage des ersten Hohenzollernkaisers, enthüllt.



Standbild des Markgrafen Albrecht II in der Siegesallee zu Berlin.

Nach einer photographischen Aufnahme von W. Titzenthaler in Berlin.

Die Wildkatze. (Zu dem Bilde S. 677.) Einen prächtigen Charakterkopf aus der Tierwelt bietet Ludwig Beckmann unsern Lesern in dem lebenstreuen Porträt einer Wildkatze. Bosheit und Heimtücke malen sich deutlich in dem Gesichte der fauchenden Bestie. — In unseren Wäldern wird die Wildkatze immer seltener und hält sich zumeist nur noch im Gebirge auf. Von dem großen Publikum, das durch Wald und Flur streift, finden die wenigsten Gelegenheit, sie im Freien zu beobachten, denn sie ist ein Nachttier, das das helle Licht des Tages scheut und von scharfsichtigen Naturbeobachtern nur während der Morgen- und Abendstunden wahrgenommen wird. In ihrer äußeren Gestalt ist sie unserer Hauskatze durchaus ähnlich, aber kräftiger als diese gebaut. Im allgemeinen erreicht sie die Größe eines Fuchses, wird bis 45 cm hoch und gegen 80 cm lang; die Schwanzlänge, die in das letztgenannte Maß nicht einbegriffen ist, beträgt etwa 30 cm. Beim Wildkater ist der Balg grau, bei der Wildkatze gelblich. Die Grundfarbe ist mit dunklen Streifen gezeichnet, die auf dem Schädel und Rücken verlaufen und um den Schwanz und die Läufe sich ringeln. Das Hauptmerkmal aber, durch das man sie von unserer Hauskatze unterscheiden kann, ist der „Sohlenfleck“, d. h. die schwarze Färbung der Hinterseite des Hinterlaufes. Bei der Hauskatze, die von der ostafrikanischen Felis maniculata abstammt, reicht der „Sohlenfleck“ bis zum Hacken, bei der Wildkatze aber erstreckt er sich nur wenig oberhalb der Zehen. Bei Mischlingen zwischen beiden Katzenarten hat der „Sohlenfleck“ eine mittlere Ausdehnung. Nach diesem Merkmal kann der Jäger leicht entscheiden, ob er eine Wildkatze oder nur eine verwilderte Hauskatze erlegt hat. — In der Regel nährt sich die Wildkatze von Mäusen und Ratten, aber sie stellt auch anderen Tieren nach, lauert den Vögeln auf, plündert ihre Nester und überfällt, wenn sie älter und stärker geworden ist, selbst größeres Wild, wie Hasen und Rehkälbchen. Fast niemals begegnet man zwei Wildkatzen zusammen; denn sie sind ungesellige Tiere. Das Weibchen wirft ihre Jungen in Felsspalten, Baumlöchern oder in einem verlassenen Fuchsbau, aber die Jungen trennen sich bald von der Alten und rauben auf eigene Faust. Trotz ihrer verhältnismäßigen Stärke ist die Wildkatze feig. Sie verteidigt nicht ihre Brut; sie sucht ihr Heil in der Flucht, und nur wenn sie selbst aufs äußerste bedroht wird, setzt sie sich zur Wehr; dann aber entfaltet sie alle ihre List und Gewandtheit und wird in ihrer Wut ein gefährlicher Gegner. *

Gute Aussicht. (Zu dem Bilde S. 681.) An der Grenze der elterlichen Besitzungen, wo ein verschwiegenes Gitterpförtchen den Aus-

Digitized by Google

tritt aus dem gräflichen Park in die Besitzung des reichen Kaufherrn gestattet, dort haben sie sich getroffen heute, wie schon viele Male früher, in der Zeit, wo beide Elternpaare dem Herzensbund noch abgeneigt waren. Aristokratischer und patrizischer Stolz stemmten sich ihm entgegen, aber die Liebe triumphierte schließlich, die Hindernisse wurden besiegt, und heute sind die beiden jungen Menschenkinder im Maienglanze hier beisammen — er voll Seligkeit zu seinem blonden Liebchen aufblickend und sie mit lächelnder Anmut ihre Hand in die seine legend — während ringsum der herrliche Hintergrund von Wäldern, Parkanlagen und Villen sich ausdehnt! Da ist es wohl gestattet, in jedem Sinne von „guter Aussicht“ zu reden! Bn.

Rückkehr von der Weinlese in Süditalien. (Zu dem Bilde S. 688 und 689.) Für den Besitzer der kleinen Weinberge im Süden Italiens ist die Weinlese ein Freudenfest. Die Mädchen aus der Nachbarschaft werden geladen, die schönsten und sangeslustigsten erhalten vom Sohne des Hauses eine besondere Einladung, und die Burschen sind rasch zur Stelle. Im Morgengrauen schon ist alles beisammen. In der Nähe der Kelter sitzen sie am Boden nieder, und bis die Sonne die taufeuchten Trauben trocknet, frühstücken sie, und das muntere Wort fliegt hin und wieder. Dann beginnt die Arbeit. Die Burschen auf der Leiter schneiden die „Zöpfe“, die Ranken, aus, die Mädchen lösen die Trauben und sammeln die abfallenden Beeren, andere tragen die Körbe zur Kelter. Lustig leuchtet das grelle Rot und Blau der Tücher und Röcke durch das Grün, Schüsse knallen, aber das Schönste sind die schallend gesungenen, lang aushallenden Canzoni. Der Jubel wächst. Von den Weinbergen da drüben antworten singend andere Scharen. — Mit dem Abend muß die Arbeit beendet sein. Jedes Mädchen bekommt ein kleines Silberstück und ein Körbchen voll Trauben, die in den Kammern für den Wintergebrauch aufgehängt werden. Fröhlich und festlich wie sie ausgezogen, noch immer singend und schwatzend, ziehen sie, im Geleite der Burschen, in die Dörfer zurück. Und manche trägt unter den bacchischen Früchten im Korbe Amors liebliche Rose mit heim.

Woldem. Kaden.

Blechmusik.

Nach dem Gemälde von J. F. Engel.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Wendelinuseiche bei Geisfeld. (Zu dem Bilde S. 692.) In der Nähe des gegen $2\frac{1}{2}$ Stunden von Bamberg entfernten, am Fuße des Geisberges hübsch gelegenen Pfarrdorfes Geisfeld befindet sich, in dichtem Jungholz versteckt, die Wendelinuseiche, ein prächtiger, fast kerngesunder Baum, dessen Alter von Fachleuten auf 1000 bis 1300 Jahre geschätzt wird. In einer Höhe von 12 m geht vom Stamm der einzige riesige Hauptast aus, da der gegenüberliegende vor vielen Jahren durch einen Blitzstrahl abgetrennt wurde. Der Umfang des Stammes, am Fuße gemessen, beträgt 12,56 m. Die ganze Höhe des Stammes ist etwa 20 m, mit einem Kubikinhalt von etwa 48 m. Der Name Wendelinuseiche ist dem Volksmunde entnommen; es soll hier der Sage nach der heilige Wendelinus gepredigt haben. Da der betreffende Heilige jedoch nie nach Franken gekommen ist, so liegt die Vermutung nahe, daß man es mit einer Umbildung des Worts Wendeneiche zu thun hat und der Baum nach den vielfach in Oberfranken eingewanderten Wenden benannt ist. C. S.

Eilpost in Kalifornien. (Zu dem Bilde S. 693.) Von Nord nach Süd durchzieht Kalifornien die Gebirgskette der Sierra Nevada, deren höchste Gipfel Mount Shasta und Mount Whitney gegen 4400 m über dem Meeresspiegel sich erheben. In den südlichen Teil dieses Gebirges, auf die Straße, die nach Monterey führt, versetzt uns das lebensvolle Bild auf S. 693. Eine sechsspännige Postkutsche rollt thalabwärts durch eine malerische einsame Landschaft. Früher vermittelten die Postkutschen in diesen Gegenden den gesamten Verkehr, und oft brachten sie Goldschätze aus den Minen. Da waren die Fahrten mit Gefahren verbunden; Straßenräuber lauerten der Post auf und oft hörte man von Ueberfällen. Heute ist das Dampfroß auch in die Sierra Nevada eingedrungen, aber noch immer vermittelt in abgelegeneren Gegenden die Eilpost allein den Verkehr. Die Wege sind meist gut gehalten und in gewissen Abständen finden sich Stationen, an denen die Pferde gewechselt werden. Trotz der Schnelligkeit, mit der die Postwagen an Abhängen entlang und auf abschüssigen Wegen dahin fahren, führen die Kutscher die Pferde mit großer Sicherheit, daß selten ein Unglück vorkommt. *

Ein Opfer. (Zu dem Bilde S. 701.) Schwer, unsäglich schwer hat sich die bleiche verhärmte Frau den Entschluß abgerungen, den sie nun unter stummer Seelenqual zur Ausführung bringt. Von all dem Schmuck, den sie in besseren Tagen besaß, hat sie sich ruhigen Herzens trennen können, als die über ihre Witwentrauer hereinbrechende Not sie zum Verkaufe desselben zwang. Aber das mit Perlen umrahmte Miniaturbild ihres frühverstorbenen Gatten hat sie als kostbarstes Angedenken an das verlorne Glück bis heute wie ein Heiligtum verwahrt. Tapfer hat sie den Kampf mit den Sorgen aufgenommen, die sie seit dem jähen Tod des Unvergeßlichen bedrängen, und durch ihrer Hände Arbeit hat sie bisher ihre Kinder vor den Entbehrungen zu schützen gewußt, die sie selbst ohne Murren auf sich nahm. Seit jedoch ihre beiden Aeltesten an schwerer Krankheit daniederliegen und deren Pflege ihre ganze Kraft und Zeit in Anspruch nimmt, sah sie mit Grauen den Tag herankommen, der sie endlich doch nötigen werde, auch dieses Kleinod zum Pfandleiher zu tragen. Und nun ist er gekommen, der gefürchtete Tag. Das Kleinste nahm sie mit auf den schweren Weg, damit der Gang durch die frische Luft ihm gut thue; erschreckt von dem schweigsamen Ernst und dem bleichen Aussehen der Mutter, zupft der Liebling sie jetzt am Kleid und blickt zärtlich zu ihr empor, als wolle er sie in ihrer Traurigkeit trösten. Und wahrlich, nur dankbare Kindesliebe kann die Bedauernswerte entschädigen für das Opfer, das sie soeben heldenmütig der Liebe zu ihren Kindern bringt.

Abend auf dem Chiemsee. (Zu dem Bilde S. 705.) Der Abend sinkt herein über den Spiegel des Chiemsees, langsam gleitet das Schifflein durch die Fluten, während drüben die Bergkette beginnt, sich in blauen Duft zu hüllen und im Osten der Vollmond heraufsteigt. Seitwärts ruht die Fraueninsel mit ihren vielhundertjährigen Linden und dem uralten Kloster wie ein Eiland des Friedens über dem stillen Wasser; nur das Horaglöcklein tönt über den weiten Seespiegel hin; sonst kein Laut ringsum als das leise Geplätscher am Schiffsende, wo die alte Fischerin lässig das Ruder bewegt. Still bleiben auch alle Insassen des Kahnes, die Nonne, deren Blick sich von dem Andachtsbuch in ihrer Hand dem sacht aufglimmenden Sternlein am Himmel zuwendet, die junge Klosterschülerin, welche beflissen die altertümlichen Schnörkel und Bilder auf den vergilbten Blättern betrachtet, und endlich das kleine Enkeltöchterlein der Fischerin, das gar nichts denkt, sondern nur den linden Abend wohlig genießt. Sie alle stimmen ebensogut zu dem tiefen Frieden ringsum, als sie recht eigentlich zur Chiemseelandschaft gehören. Denn Fischer und Klosterleute fuhren hier vor tausend Jahren wie heute. Br.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

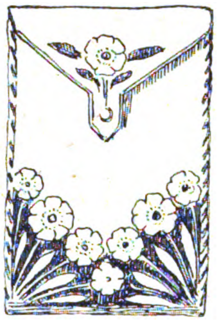
Allerlei Winke für jung und alt.

Kantenmuster in Stielstichstickerei. Ausgesparte Muster wirken immer sehr schön und sind an sich auch leicht auszuführen, aber die Musterung des Zwischengrundes, durch welche

Kantenmuster in Stielstichstickerei.

das eigentliche Motiv der Zeichnung erst richtig zur Geltung kommt, erfordert in den meisten Fällen viel Accuratesse und Geduld. Nicht so das Kantenmuster obenstehender Abbildung, welches lediglich sowohl in der Zeichnung wie in der Grundierung, aus Stielstich besteht und trotz dieser einfachen Stichart doch ein originelles und effektvolles Aussehen besitzt. Man nimmt die Stickfäden in gleicher Farbe, jedoch in hellerem und dunklerem Ton, letzteren für die Blätter und Stiele ꝛc., ersteren für die Grundierung der Zwischenflächen, welche übrigens bandartig hinter dem Muster hinläuft und dieses oben und unten teilweise darüber hinausstehen läßt. Man beginnt die Arbeit mit Ausführung des Weinlaubmusters, wozu feine Stickfäden gehören. Die Grundierung besteht aus Quadraten, welche mit 5 oder 6 dicken, abwechselnd senkrecht und wagerecht gelegten Stickfäden zu markieren sind. Die Kante eignet sich vorzüglich für Tischdecken, Servier- und Büffettdecken ꝛc., auch für Gartendecken, Handtücher u. v. a. Selbstverständlich kann man auch jedes andere Motiv als Weinlaub benutzen, nur vermeide man zuviel Details, damit das Grundmuster noch genügend zur Geltung kommt.

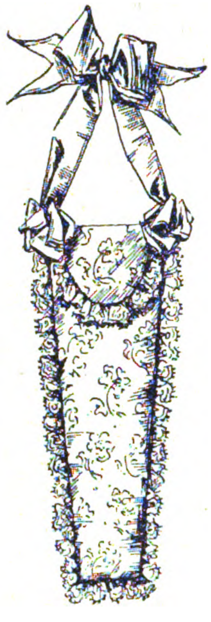
Kartenbehälter aus Leder. Wer seine Whistpartie oder abendliche Patience liebt, nimmt gern die eigenen Karten mit auf Reisen, und die aufmerksame Tochter oder Nichte findet hier Gelegenheit zu einem sehr netten kleinen Geschenk. Sie macht ein Täschchen vom Format der Karte, aus leichtem Schafleder, in einem langen Stück zugeschnitten, unten umgebogen, an den Seiten mit feinen Lederriemchen oder brauner Seidenschnur kreuzweis verschnürt. Einen Metallknopf zum Schließen läßt sie vom Säckler hineinschlagen. Unser Vorbild zeigt den unteren Teil des Täschchens mit Brandarbeit hübsch verziert; die Blumen bleiben im hellen Lederton stehen, der dunkle Grund dazwischen ist rotviolett, das Leder im übrigen mit feinen gebrannten Linien schraffiert. Wer nicht brennt und malt, kann das Täschchen leicht aus einem Stück breiten Seidenbandes mit etwas leichter Stickerei herstellen.



Kartenbehälter aus Leder.

Um gedrückten Plüsch aufzuplätten, muß man sehr vorsichtig verfahren und am besten eine zweite Person zu Hilfe nehmen. Am schnellsten erreicht man sein Ziel, wenn man ein sehr heißes Plätteisen zwischen zwei Schüsseln mit dem Griff nach unten legt, auf die heiße Fläche ein stark angefeuchtetes Leinentuch breitet und über die aufsteigenden Dämpfe so lange den Plüsch hält, bis alle Härchen desselben sich wieder schön aufgerichtet haben. Hauptsache dabei ist es, den Plüsch ganz fadengerade und sehr stramm gespannt zu halten, wozu eine dritte Hand gute Dienste leistet. Bei Vernachlässigung dieser Hauptsache bleibt der Plüsch verzogen. Bei sehr stark zerdrücktem Stoff läßt man am sichersten denselben fadengerade mit der Kehrseite nach oben von zwei Personen halten, befeuchtet ihn etwas mittels Schwammes mit reinem Wasser und plättet ihn direkt in der Luft, also ohne jede Unterlage mit recht heißem Eisen.

Fächertasche. Aus einem Stückchen Seidenbrokat oder sonst einem schönen, broschierten oder geblümten Seidenstoffreste kann man die ebenso bequeme wie moderne Fächertasche leicht selbst anfertigen. Vorder- und Rückwand messen je 34 bis 36 cm Höhe zu 6 cm unterer und 12 bis 13 cm oberer Breite, doch ist der Rückwand gleich die etwa 8 cm hohe, gefällig abzurundende Schlußklappe anzuschneiden. Der mit Mull zu unterlegende Oberstoff und das Futter aus leichter einfarbiger Seide sind für sich bestehend zusammenzunähen, dann wird das Futter dem Oberstoff eingeschoben und mit ihm an den oberen und unteren Ecken wie an der Schlußklappe durch möglichst unsichtbare Stiche verbunden. Ein gutes gekraustes Spitzchen oder ein Krepppüffchen garniert Nähte und Schlußklappe; 4 bis 5 cm breites Band ergiebt Schleifenschmuck und Tragbügel.



Fächertasche.

Für die Kinderstube.

Laufschule. An Stelle der bekannten kistenartigen, schwer beweglichen Gefängnisse für die Kleinsten schlagen wir folgende Laufschule vor; vier 50 bis 60 cm hohe, 1½ bis 2 m lange Holzrahmen werden nach innen mit Jute, Gobelin- oder Leinenstoff bespannt, nach außen mit einem einfach gemusterten Cretonne; eine schmale Wollenborte, mit kleinen Nägeln befestigt, deckt den oberen schmalen Rand. Die Teile werden einzeln gearbeitet, jeder erhält an den Schmalseiten je einen angeschraubten Ring, links höher, rechts tiefer, so daß beim Zusammensetzen immer zwei Ringe nahe übereinander stehen; ein langer Metallstift wird als Verschluß durch die beiden gesteckt (siehe Abbildung). Die inneren Seiten hat man vor dem Montieren mit bunter Wolle als Garten bestickt, mit Blumen, Kräutern, Tieren, — je nach Können und Geschmack.

Laufschule.

Gehäkelte Wagendecke für Kinder. Eine behaglich warme Decke für Kinderwagen kann sehr hübsch und schnell aus der weichen flockigen Krimmerwolle gearbeitet werden. Man wählt zwei Farben und läßt diese in Streifen oder Carreaus abwechseln. Um ein weiches, schmiegsames Maschengewebe zu erhalten, muß die Häkelnadel aus Holz und recht kräftig sein. Man häkelt in hin und zurück gehenden Touren nur feste oder Stäbchenmaschen. Bei festen Maschen sticht man unter dem ganzen oberen Maschengliede hindurch und geht mit 1 Luftmasche von einer Tour zur anderen, bei Stäbchenmaschen kann man mit der Häkelnadel zwischen denselben hindurch stechen und ersetzt die 1. Stäbchenmasche durch 3 Luftmaschen. Auch das Carreausmuster wird in etwa 12 cm breiten Streifen gehäkelt, welche dann natürlich abwechselnd mit der einen oder der anderen Farbe anfangen. Die fertigen Streifen verbindet überwendliche Naht; als Abschluß der Decke sind Schlingenbogen aus je 1 festen Masche und 3 bis 4 Luftmaschen zu häkeln.

Das nächtliche Bloßstrampeln kleiner Kinder ist für diese, der möglichen Erkältung wegen, äußerst nachteilig und gar manche Mutter hat alle ihre Mühe, die sie dagegen anwandte, vergeblich gesehen. Das einzig Erfolgreiche ist ein Nachtkittelchen, möglichst lang, welches unten umsäumt, vorn herunter aber zum Zuknöpfen eingerichtet wird. Durch den unteren Saum zieht man ein Band zum Zubinden. Steckt das Kindchen in einem solchen, des Nachts unten sackartig zusammengezogenen und zugebundenen Kittelchen, so hat es noch immer Bewegung genug für die kleinen Füße, vermag aber das schützende Deckbett nicht so leicht wegzustrampeln, allenfalls aber bietet der Kittel selbst noch einen hinreichenden Schutz gegen Erkältung. In kurzer Zeit haben sich dann auch die Kinder das Strampeln abgewöhnt.

Muster zu Unterröckchen oder Westchen für Kinder. Zu jedem Muster gehören 11 Maschen und werden danach die Maschen aufgeschlagen.

1. Nadel l. gestrickt, 2. Nadel r. gestrickt. 3. Nadel das Muster r. gestrickt. 1. M. abgestrickt (oder abgehoben). 2. M. zusammengestrickt. 3. M. r. gestrickt. Faden über die Nadel geschlagen, 1 M. r. gestrickt, Faden über die Nadel geschlagen, 3 M. r. gestrickt, 2 mal hintereinander 2 M. zusammengestrickt, 3 M. r. gestrickt, Faden übergeschlagen, 1 M. r. gestrickt, Faden übergeschlagen u. s. f.

Die 4. Nadel wird ganz glatt links abgestrickt, so daß der übergeschlagene Faden immer eine Masche wird, damit das Loch sich klar bildet.

Die 5. Nadel wie die 3. u. s. f. bis man 3 linke Touren auf der rechten Seite haben wird, die jeweils das Muster unterbrechen müssen. Silvana.

(Abkürzungen: l. für links, r. für rechts, M. für Maschen.)

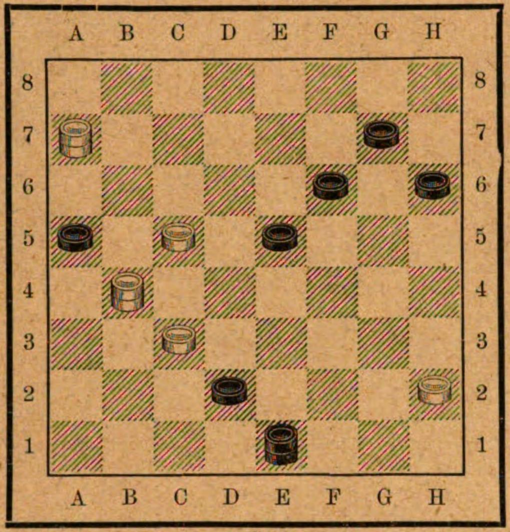
Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von A. Stabenow in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Formrätsel.

a	a	a	a	a	b	c	
d	d	d	e	e	e	e	e
e	g	h	h	h	i	i	
i	i	i	k	k	k		
l	l	l	l	l			
m	n	n	o	o	o		
o	p	p	p	r	r	r	
r	r	s	s	s	s	s	t
u	u	u	v	y	y	y	

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. ein Zeitmaß, 2. eine Kunst, die zur Verschönerung kirchlicher Feiern beiträgt, 3. ein Gestein, 4. einen deutschen Dichter und Schriftsteller, 5. einen Berg in Griechenland, 6. einen Nebenfluß des Kongo, 7. eine der russischen Ostseeprovinzen, 8. eine Frauengestalt der griechischen Sage, 9. eine Stadt in Persien. — Nach richtiger Lösung nennen sowohl die Anfangs- als auch die Endbuchstaben der Wörter je einen griechischen Dichter.

Wechselrätsel.

Mit **i** hat's Schaden oft gebracht,
Mit **u** ist es ein Freund der Nacht,
Mit **l** wird's jetzt nicht mehr verwandt,
Mit **r** steht's an des Baches Rand.

F. Müller-Saalfeld.

Homonym.

Nenn' mir den Titel, der im Süden
Tagtäglich manchem Mund entschwirrt,
Der aber, find'st du ihn im Osten,
Vor deinem Blick zu — Wasser wird.

Oscar Leede.

Verwandlungsrätsel.

Patras | ····** | ·**··· | *··*·· | ····** | ···*·* | *····* | *··*·· | Berlin.

Wie gelangt man mit Hilfe von sieben substantivischen Wörtern als Zwischenstufen von Patras nach Berlin? Es muß jedes Wort aus dem vorangehenden durch Veränderung je zweier Buchstaben, deren Stelle oben durch Sternchen angedeutet ist, ohne Umstellung der übrigen Buchstaben entstehen.

A. St.

Rätsel.

Mit i: das singt sein muntres Lied;
Mit u: das zündet, sprüht und glüht.

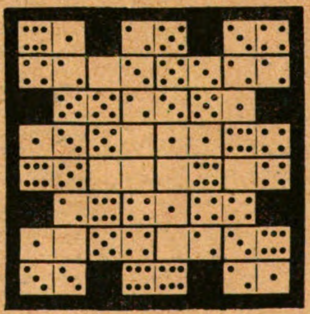
E. S.

Auflösung des Diagonalrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 21.

B	E	R	Y	L	**L**
B	**Ü**	F	F	**E**	L
W	E	**R**	**N**	E	R
G	L	**O**	**G**	A	U
O	**R**	T	L	**E**	R
E	P	I	K	U	**R**

Bürger, Lenore.

Auflösung der Dominopatience auf dem Umschlag von Halbheft 21.



Auflösung des Ergänzungsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 21.

1) Leo, Oel
2) Ella, Alle
3) Sie, Eis
4) Siam, Mais
5) Imme, Emmi
6) Nie, ein
7) Grab, barg

= Lessing.

Auflösung der Geduldaufgabe „Ein Teufelsknoten“ auf dem Umschlag von Halbheft 21.

Der richtige Anfang des verschlungenen Bandes ist unten (Mitte). Von hier ausgehend werden zuerst alle Buchstaben an den Ringeln oder Wendungen des Bandes gelesen, die am äußersten Kreise sind, dann in zweiter und dritter Lesung jene des zweiten und dritten (innern) Kreises. Es ergiebt sich der Spruch:

1) An der Geduld
2) erkennt man
3) den Mann.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1899.

Mit einem farbigen Kunstblatt von Fritz Reiß und zahlreichen Illustrationen in Schwarzdruck.

Vierzehnter Jahrgang.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der **„Gartenlaube-Kalender“** für das Jahr 1899 enthält u. a. die neueste Erzählung von **W. Heimburg: „Korl Lorensen“** mit Illustrationen von Fr. Bergen, ansprechende und humorvolle Erzählungen von Hans Arnold und Gertrud Franke-Schievelbein, unterhaltende und belehrende Beiträge von Dr. Fr. Dornblüth, T. Holle u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1899** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch die Buchhandlungen beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 40 Pfennig (für Porto) direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung. — Die Jahrgänge 1887—1897 des „Gartenlaube-Kalenders“ haben wir bis auf weiteres im Preis herabgesetzt und zwar liefern wir dieselben, solange die Vorräte reichen, in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 50 Pfennig.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK.' U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe. In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

23. Heft. Preis 10 cents. 2. November 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G.m.b.H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, **Cincinnati,** Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (2. Fortsetzung)	709
Karoline von Günderode. Ein Lebensbild von Moritz Necker. Mit Abbildungen	720
Die Ausstellung nationaler Frauenarbeiten im Haag. Von Anna v. den Eken	726
Wie Träume entstehen	726
Die Einweihung der ersten Strecke der Jungfraubahn. Von Alex. Francke. Mit Abbildungen	728
Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (8. Fortsetzung)	730
Nervenheilstätten für Unbemittelte. Von Dr. P. J. Möbius	736

Blätter und Blüten: Gedenktafel für Kaiser Friedrich III an der Villa Zirio in San Remo. (Zu dem Bilde S. 739.) S. 738. — Frauenhilfe für Frauen. S. 738. — „Gott will es!“ (Zu dem Bilde S. 712 und 713.) — Deutsche Post im Togolande. (Mit Abbildung.) S. 739. — Huzulin. (Zu dem Bilde S. 717.) S. 739. — Bethlehem. (Zu dem Bilde S. 725.) S. 739. — Die Enthüllung des Storm-Denkmals in Husum. (Mit Abbildung.) S. 740. — Pommersche Fischer in Göhren. (Zu dem Bilde S. 733.) S. 740. — Ein Kleeblatt. (Zu dem Bilde S. 737.) S. 740. — „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.“ S. 740.

Kleiner Briefkasten: S. 740.

Illustrationen: Soldatenkinder. Von G. Mühlberg. S. 709. — „Gott will es!“ Von G. A. Vanaise. S. 712 und 713. — Huzulin. Von W. v. Szerner. S. 717. — Abbildungen zu dem Artikel „Karoline von Günderode“. Karoline v. Günderode. S. 720. Bettina v. Arnim. Karl v. Savigny. Clemens Brentano. S. 721. — Bethlehem. Von Paul Linke. S. 725. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Einweihung der ersten Strecke der Jungfraubahn“. Jungfraugipfel mit dem projektierten Turm des Aufzugs. Station Eigergletscher mit dem Festplatz. S. 728. Die Aufführung des Festspiels. S. 729. — Pommersche Fischer in Göhren. Von Eduard Spoerer. S. 733. — Ein Kleeblatt. Von K. Weigand. S. 737. — Gedenktafel für Kaiser Friedrich III an der Villa Zirio in San Remo. S. 739. — In der Postagentur zu Lome im Togoland. S. 739. — Das Theodor Storm-Denkmal in Husum. S. 740.

Hierzu Kunstbeilage XXIII: „Märchen“. Von F. Leffer.

Kleine Mitteilungen.

Eine Biographie von Luise Otto-Peters. Wiederholt schon hat die „Gartenlaube“ ihrer vor einigen Jahren dahingeschiedenen alten Mitarbeiterin gedacht und in kurzer Darstellung deren jahrzehntelanges unablässiges Mühen um Hebung der weiblichen Bildung, um Eröffnung neuer Berufszweige für die Frauen geschildert. Heute liegt in einem Bändchen der „Biographischen Volksbücher“ (Leipzig, Voigtländer) der ausführliche Lebenslauf dieser merkwürdigen Frau vor, die als eigentliche Begründerin der deutschen Frauenbewegung zu betrachten ist. Ihrem eigenen Wunsch entsprechend, stammt der erste Teil des Buches, die an interessanten Details reiche Biographie, von Hugo Rösch, dem Freund und Biographen ihres Gatten A. Peters. Im zweiten Teil zeichnet Auguste Schmidt, die weitbekannte Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, in vortrefflicher Darstellung die geistige Thätigkeit der Dichterin und Schriftstellerin, in welcher sich Charakterstärke, Intelligenz und weibliche Herzensgüte zu einer seltenen Gesamtpersönlichkeit vereinigten.

Heute, wo unsere materiell so reiche Gegenwart dankbar der Idealisten von 1848, der Pioniere für Deutschlands Einheit gedenkt, heute sollten sich auch Deutschlands Frauen an die begeisterte junge Genossin jener alten „Achtundvierziger“ erinnern, an die für jene Zeit erstaunliche Honoratiorentochter, die aus ihrer behaglichen Familienexistenz heraus den Blick auf das soziale Elend richtete und in frühen Jugendgedichten schon Gerechtigkeit für die Unterdrückten, Hilfe für die Rechtlosen verlangte.

In jenen vormärzlichen Zeiten, wo das persönliche Auftreten einer Frau ausgeschlossen war, blieb nur der litterarische Weg, um Reformgedanken in die Oeffentlichkeit zu bringen. Luise Otto hat ihn energisch beschritten und durch eine Reihe sozialer Romane sich die Achtung und Freundschaft vieler Gesinnungsgenossen und Schriftsteller jener Zeit erworben, auch im Jahr 1844 die Verbindung mit Ernst Keil, dem späteren Begründer der „Gartenlaube“, geknüpft. Selbstverständlich ließen die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 die Begeisterung der jungen Dichterin zu hellen Flammen aufschlagen; sie stellte ihre Feder in den Dienst der Bewegung, gründete Vereine und sprach in Frauenkreisen, hatte auch nicht minder unter dem Polizeidruck zu leiden als ihre männlichen Freunde, ließ sich aber dadurch nicht verhindern, den Flüchtlingen, sowie deren Frauen und Kindern die aufopferndste Hilfe zu gewähren.

Bekannt ist ihr merkwürdiges Herzensbündnis mit dem in Rastatt gefangenen Freischarenführer und Schriftsteller A. Peters, der ihr angesichts des über ihm schwebenden Todesurteils brieflich seine Liebe gestanden hatte. Die Hochherzige zögerte keinen Augenblick, sie zu erwidern, und kam später, als das Urteil auf acht Jahre Zuchthaus gefallen war, um sich mit ihm in Gegenwart des Gefängniswärters zu verloben! Nach sieben langen Jahren endlich wurde Peters begnadigt, und 1856 konnten die beiden hochstehenden Menschen die bescheidenen äußeren Bedingungen schaffen, aus welchen eine wahrhaft ideale Ehe hervorging. Sie dauerte nur kurz: im Jahr 1864 erlag Peters der im Gefängnis erworbenen Krankheit.

Von da an wandte sich Luise Otto, geklärt durch Leiden und Erfahrung, aber unverrückt in ihrem innersten Streben, ganz der Hebung und Bildung ihres eigenen Geschlechtes zu. 1865 gründete sie mit Auguste Schmidt und Ottilie v. Steyber den heute zu so mächtiger Blüte gediehenen „Allgemeinen Deutschen Frauenverein“, dessen Organ „Neue Bahnen“ von ihr durch 30 Jahre redigiert wurde. Sie leitete die Versammlungen des Vereins und wußte die Gegner stets durch ihr ganz einfaches, echt weibliches Wesen zu entwaffnen, das sich von jedem aufgeregten Emanzipationsgeschrei fern hielt. Ihre Ziele hießen: „Vermehrung der Fähigkeit und Kraft zur Arbeit, zum klaren Denken, zum sittlichen Wollen“; sie hat sie lebenslang festgehalten und in ihrem höheren Alter noch reiche, beglückende Erfolge erlebt als Lohn eines ganz ans Allgemeine hingegebenen Lebens.

Unserer eigenen, nach raschen Erfolgen und materiellem Gewinn haschenden Zeit kann der Hinweis auf solche hart und unverdrossen arbeitende Idealisten nur gut thun, deshalb wünschen wir dem sehr anziehend geschriebenen Bändchen recht viele Leserinnen und Leser. Sie werden vielleicht heute nach den mitgeteilten Gedichtproben der feurigen Freiheitssängerin den Kranz der Dichtung nicht mehr reichen, wie es dereinst ihre Zeitgenossen thaten, aber sie werden sicher mit Ehrfurcht das Bild der Frau betrachten, die, gleich groß im Handeln wie im Ertragen, sich um die deutsche Frauenwelt unsterbliche Verdienste erworben hat und das Denkmal, das ihr binnen kurzem in Leipzig errichtet werden soll, voll verdient! Bn.

Das Photographieren unter Wasser. Schon vor mehreren Jahren ist es gelungen, einen photographischen Apparat herzustellen, dessen sämtliche Einrichtungen so getroffen sind, daß man damit auch unter dem Wasser arbeiten kann, ohne den optischen Apparat und die Metallteile des Mechanismus zu verderben. Es handelte sich nur noch darum, auch die erforderliche Beleuchtung für photographische Aufnahmen unter dem Wasser herzustellen. Das gelang anfangs durch die Erzeugung von Magnesiumblitzlicht in einem Sauerstoffstrom. Die Magnesiumlampe befand sich in einem wasserdicht abgeschlossenen Glasgefäß, und der Sauerstoff in einem mit dem Taucher gleichzeitig hinabgelassenen und am Meeresboden verankerten Ballon. Da der Photograph bei dieser Einrichtung an die nächste Umgebung des Sauerstoffballons gebunden war, so hat man sich neuerdings des elektrischen Lichtes nach einem System des brasilianischen Kapitäns Boiteux bedient, um an jedem beliebigen Ort des Meeresgrundes, auch in ziemlich weiter Entfernung von dem Taucherschiff, photographische Aufnahmen machen zu können. Auf dem Taucherhelm befindet sich eine elektrische Glühlampe von großer Leuchtkraft, deren Strahlen durch einen Reflektor und eine Linse noch bedeutend verstärkt und nach einer Richtung konzentriert werden können. Die Lampe erhält ihren Strom durch einen vom Taucher mitgenommenen Draht aus einer Dynamomaschine oder Accumulatorbatterie, die an Bord des Taucherschiffes steht. Die optischen Teile des photographischen Apparates werden durch eine starke geschliffene Glasscheibe geschützt, welche in die vordere Seite der Camera wasserdicht eingefügt ist. Die Ergebnisse bei der Anwendung des Apparates sollen ganz vortrefflich sein. Nicht nur für die Erforschung des unterseeischen Tier- und Pflanzenlebens ist dies photographische Verfahren von Bedeutung, sondern auch zur Feststellung von Beschädigungen an gesunkenen Schiffen, zur genauen Aufnahme des Zustandes von Wracks und anderen Gegenständen, die der Schiffahrt hinderlich sein können, zur Feststellung der Lage und Einrichtung unterseeischer Minen, Hafensperren und für viele ähnliche Zwecke. Bw.

Selbstangefertigter Waschschwamm. Einen sehr weichen Schwamm, der sich besonders zum Waschen kleiner Kinder eignet, kann man aus weißer Wolle herstellen. Man häkelt mit einer Holznadel zuerst eine 15 m lange Luftmaschenkette und darauf zurück immer abwechselnd eine Luftmasche und eine feste Masche in die siebente Luftmasche. Nach Beendigung dieser Tour wendet man die Arbeit und häkelt abwechselnd eine Luftmasche und eine feste Masche in jede zweite feste Masche der vorhergehenden Tour, worauf man abermals wendet und diese Tour immer wiederholt, bis die Maschenzahl verbraucht ist. Zum Aufhängen wird noch eine Luftmaschenkette extra gehäkelt. Der Schwamm läßt sich nach dem Gebrauche gut reinigen und muß zum Trocknen nur immer in die frische Luft gehängt werden. Will man den Schwamm zu Frottierzwecken benutzen, so kann man ihn statt in Wolle in hartem Garn arbeiten. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Photogravüre im Verlage von V. A. Heck in Wien.

MÄRCHEN

Nach dem Gemälde von F. Lefler

Digitized by Google

Halbheft 23. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von **Rudolph Stratz.**

6.

Während über Tetuan die Regenwolken sich schon mählich lichteten, strömte es noch unablässig, in feuchten Nebeln aus allen Klüften und Rissen des Atlas heranwallend, über den einsamen Bergkessel nieder, an dessen Rand das düstere Mauerviereck der Karawanserai El-Fondak thronte. Bis zum Mittag hatten die drei Schwestern gewartet, ob es nicht besser würde. Aber als auch dann noch die Welt grau in grau, naß und frostig dalag, mußte man sich entscheiden: entweder sofortiger Aufbruch nach Tetuan oder noch eine Nacht in El-Fondak.

Eine Nacht in El-Fondak! Die drei Damen sahen sich stumm an. Ihre Mienen sagten genug. Diese zehn Stunden zwischen Abendgrauen und Morgendämmern, dies trostlose Nicken auf harten Holzschemeln bei flackerndem Stearinlicht, diese Nachbarschaft all der zweifelhaften braunen Viehtreiber und sonstigen Eingeborenen im Raum nebenan, dies Wasserrauschen und Sturmstöhnen draußen blieb ihnen in unverlöschlicher, schauernder Erinnerung. Nein, lieber in den Regen hinaus! Schlimmer konnte es schon nicht kommen.

Aber es kam doch noch schlimmer. Als man vor dem Abmarsch frühstückte, erschien der braune Hotelkurier mit einem leeren Napf und der lakonischen Meldung: „Die Soldaten wünschen Wein!“ Die beiden Turbanreiter hatten sich entschlossen, das Gebot des Propheten sträflich zu mißachten und auch ihren Anteil an den europäischen Genüssen zu fordern, und der Maure, der trotz seiner weit höheren Civilisation keinen Tropfen Wein in den Mund nahm, trug den beiden Kerlen den berauschenden Trank in dem Napf herüber.

Soldatenkinder.
Nach einer Originalzeichnung von G. Mühlberg.

Die Folgen blieben nicht aus. Als man nun endlich aufbrach, waren die beiden gestern so gleichgültigen und schweigsamen Soldaten wie umgewandelt. Sie überhäuften verbindlich lächelnd die Damen mit Aufmerksamkeiten, zwangen ihnen Muscheln und Blumen, die sie am Wege fanden, als Geschenk auf und fingen mit allen daherkommenden Eingeborenen Händel an. Das gurgelnde Geschrei und Gezänke erhob sich, solange man sich in Seh- und Hörweite befand, immer wieder von neuem. Dazwischen galoppierte das trunkene Paar im Wettlauf weite Strecken davon, kam, was die Pferde nur rennen konnten, von irgend einem Seitenhang wieder zurück und ließ in überströmendem Thatendrang die Ladung der langen Entenflinten krachend zum Himmel aufgehen.

Natürlich scheuten dabei die Maultiere alle Augenblicke und schlugen nach hinten aus, wenn die Soldaten sie unvermutet mit ihrem heiseren „Aerra!“ und einem Gertenhieb zum Traben bringen wollten. Den drei Damen, die angstvoll im Sattel saßen, war das Weinen näher als das Lachen. Anfangs hatte die düstere Gouvernante, die an den Verkehr mit wilden

Digitized by Google

Völkern gewöhnt war, versucht, den Kerlen in fließendem Sächsisch eine Strafpredigt zu halten. Da dies aber den Uebermut der beiden grauhaarigen Burschen nur vermehrte, verstummte sie und ritt finster, lang und schwarz wie eine Rachegöttin, der Karawane voraus, hinter ihr Klara, die auch etwas blaß geworden war, und Hilda.

Die Kleine hatte Todesangst. Sie erwartete jeden Augenblick ermordet zu werden und schloß die Augen, um wenigstens den Greuel nicht sehen zu müssen. Das Maultier fand ja von selbst seinen Weg. Und wenn man sich so im Dunkel schwebend hingetragen fühlte, konnte man sich einbilden, man sei gar nicht in Afrika, sondern an einem Sonntagnachmittag in der Sächsischen Schweiz, auf der Bastei, oder sonst in einer gesitteten Gegend unter freundlichen Menschen und blauem Himmel ....

Das Maultier machte einen Seitensprung in eine Agavenhecke, daß sie das Gleichgewicht verlor und sich an der Mähne festklammerte, während ihr Fuß blindlings in der Luft nach dem frei schlotternden Bügel suchte.

„Bleiben Sie oben, Fräulein! Die Agaven sind stachlig!" hörte sie hinter sich eine derbe Stimme auf deutsch und ein lautes Lachen.

Sie wandte sich, nachdem sie glücklich wieder Halt gewonnen, im Sattel um und sah sich einem großen Mann mit blondem Vollbart, goldnem Kneifer und zahlreichen Schmissen auf der linken Wange gegenüber. In einen verschossenen Sportanzug aus dickem blaßgrünen Plüsch gekleidet, einen mächtigen Schlapphut auf dem buschigen Kopf, zwei Revolver im Gürtel und nach maurischer Art in schuhähnlichen Bügeln auf einem scharlachroten Bocksattel thronend, paßte er, als sei er aus der Erde gewachsen, in die abenteuerliche Umgebung.

„So allein, meine Damen?" sagte er verbindlich grüßend und trabte, seinen Zug, ein paar Berberknechte mit hochbepackten Saumtieren, hinter sich lassend, zu den drei Sächsinnen heran. „Keine Soldaten? Verzeihen Sie — aber das ist leichtsinnig!"

„Soldaten haben wir schon!" Hilda wies melancholisch nach ein paar buntflatternden Punkten, die in der Ferne zwischen Zwergpalmengestrüpp dahinjagten, während ein Rauchwölkchen sich über ihnen kräuselte. „Dort drüben .... die schrecklichen Menschen, das sind sie!"

„Sie sind betrunken!" ergänzte die Gouvernante in ihrem Männerhaß.

„So, so! Nette Brüder!" lachte der Fremdling unbekümmert. „Na .., dann nehm' ich Sie unter meinen Schutz. Ich bin hier wie zu Hause. Mir macht die braunhäutige Schwefelbande nichts vor!"

„Gott sei Dank!" sprach die Kleine aus tiefstem Herzen. Auch die blonde Malerin lächelte, von ihrer verstohlenen Beklommenheit erlöst. „Sie gehen auch nach Tetuan?"

„Eigentlich komme ich von dort!" Der Fremdling gab, sein langes Bein lüftend, dem nächsten Maultier einen wohlgezielten Fußtritt, daß es mit gespitzten Ohren weiterzutrotten anfing und sich alles wieder in Bewegung setzte. „Ich war die Nacht in der Fonda d'España, in einem Zimmer mit einem schnarchenden Spanier und einem erkrankten deutschen Herrn. Greulich! Na, nun ist der Spanier weg, ich hab' mich umquartiert und bin jetzt meinen Leuten entgegengeritten."

Hilda sah die schwerbepackten Tiere. „Sind Sie ein Forschungsreisender?" frug sie und sah ihn staunend aus ihren braunen Augen an.

Der Fremde lachte herzlich. „Nee, mein Fräulein!" sagte er. „Dumm sind wir! Aber so dumm nicht. Da steckt kein Geld drin!"

„Ja, was machen Sie denn hier?"

„Geschäfte. Mein Name ist Albrecht Steffen, in Firma Holthoff und Söhne in Hamburg."

Ein Geschäftsreisender in Afrika! Hilda begriff das nicht recht. „Kann man hier denn Sachen kaufen?" forschte sie. „Ich meine wirkliche Waren. Nicht bloß alte Waffen und derlei?"

„Haben Sie noch nie von Maroquinleder gehört?" Der Reisende deutete auf die hinter ihm trappenden Saumtiere. „In den Körben da steckt's. Das beste Leder der Welt. Maroquin kommt doch von Marokko. Außerdem exportiere ich auf eigene Faust Blutegel und spekuliere in dem spanischen Pesetakurs. Die Kabylen hier halten sich nämlich keinen Kurszettel. Wenn die Peseta niedrig steht, geben Sie mir ihre Waren zum selben Preis wie sonst!"

„Also hauen Sie die armen Leute übers Ohr!"

„Natürlich!" erwiderte der bärtige Handlungsreisende unbefangen. „Dazu sind die Kerle doch da. Im übrigen kann ich beim besten Willen keine Existenzberechtigung an der ganzen Gesellschaft entdecken. Für mich giebt's nur zwei Worte, die heißen cash und money! Ja — Geld und nochmals Geld! Zu seinem Privatvergnügen reitet doch weiß Gott hier außer ein paar Engländern niemand im Land herum!"

„O doch!" sagte die Kleine erschöpft und melancholisch. „Sehen Sie nur mich an! Ich mache eine Vergnügungsreise, um mich vom Examen zu erholen!"

Ihr Begleiter lachte. „So sehen Sie auch gerade aus! Uebrigens, ich weiß schon, wer sie sind und woher Sie kommen. Gestern sind Sie von Tanger abgeritten, um in Tetuan ‚die maurischen Dinge abzuschreiben', wie sich Muley Hassan, mein arabischer Vertrauensmann, ausdrückt."

„Also das haben Sie alles schon erfahren?"

„O, Sie glauben gar nicht, wie der Europäer hier im Lande beobachtet wird! Anscheinend laufen die Eingeborenen finster und ohne ihn anzuschauen, vorbei. Aber in Wirklichkeit entgeht ihnen keine Bewegung. Aha, da kommt ja diese Höllenbrut zurück!"

Er schrie den herantrabenden Soldaten ein paar Worte in einer rauhen Sprache entgegen. Die beiden Alten antworteten nicht. Offenbar machte sich bei ihnen die Katerstimmung mehr und mehr geltend. Schweigend, den Turban nachdenklich auf die Brust gesenkt, nahmen sie ihren Platz an der Spitze des Zuges wieder ein.

Hilda sah ihren Beschützer dankbar an. „Ich bin so froh, daß Sie da sind! Ich habe Tag und Nacht Angst hier in Marokko. Aber so gräßlich wie vorhin noch nie. Ich glaubte bestimmt, wir würden ermordet werden!"

„Ach wo! das kommt selten vor. Einmal haben sie hier vor einiger Zeit einen deutschen Reisenden umgebracht und in Tanger einen deutschen Bankier. Damals wurden die Mörder unter großem Zulauf auf dem kleinen Socco in Tanger enthauptet und ein verwünschter spanischer Renegat in Cadiz guillotiniert. Es lagen deutsche Kriegsschiffe im Hafen, es mußte viel Geld als Entschädigung gezahlt werden, kurz die marokkanische Regierung hatte mehr Aerger als ihr lieb war, und seitdem ist allgemeine Schonzeit für die Fremden proklamiert!"

„Ich würde mich doch fürchten, hier im Land herumzureiten. Und immer allein. Das muß doch traurig sein!"

„Business! Geschäfte! Ich hab' eine alte Mutter zu Hause und zwei Schwestern! Da heißt's Geld schaffen. Sonst geht die Karre nicht weiter!"

„Aber Sie waren doch ursprünglich nicht Kaufmann? ... Ich meine ... wegen der Schmisse ..."

„Allerdings! Sie sehen meinem zerfetzten Gesicht mit Recht an, daß ich studiert habe. Oder vielmehr nicht studiert, sondern getrunken, gepaukt und Schulden gemacht, wie das auf deutschen Hochschulen Brauch. Bis mein Vater eines Tages starb. Er war ein kleiner Beamter gewesen, und wie er tot war, war nichts mehr da als die winzige Witwenpension!"

„Ach, und da gaben Sie das Studium auf?"

„Na, ich mußte doch wohl und sagte mir: Aus einem deutschen Korpsstudenten kann bekanntlich alles werden. Also auf nach Amerika! Bei der Gelegenheit blieb ich auf der Strecke Genua-New York in Gibraltar hängen und fand, daß da Geld zu holen war, wie überall, wo Old-England sich häuslich eingerichtet hat, und daß der deutsche Handel in Marokko sich wie in der ganzen Welt mächtig zu heben anfängt. Seitdem bin ich hier, und es geht ja auch vorwärts, wenn auch langsam genug."

„Ja," Hilda nickte teilnehmend, „Sie verdienen sich wirklich ihr Geld schwer genug ... fern von aller Kultur ... in solch einem wilden Land!"

Digitized by Google

Albrecht Steffen strich sich nachdenklich seinen blonden Vollbart. „Es gleicht sich eben alles aus in der Welt!“ sagte er. „Früher hab' ich mein Geld verthan und in dulci jubilo gelebt. So ist's nicht mehr als recht und billig, daß ich jetzt Blutegel exportieren muß und die maurischen Juden beim Pesetawechseln einseifen, nebenbei bemerkt, ein höllisches Stück Arbeit. Einmal wird's ja auch wohl wieder anders werden. Von Leder und Blutegeln wird man auf die Dauer nicht fett. Es muß ein großer Schlag kommen!“

„Das wünschte ich Ihnen wirklich!“ sagte die Kleine herzlich. Sie sahen sich an und eilten dann, den während ihres Gespräches schon weit vorausgerittenen Haupttrupp wieder zu erreichen.

* * *

Das Wetter hellte sich allmählich auf. Als sie, noch vor Sonnenuntergang, ihre Pferde im Schritt durch das Stadtthor von Tetuan lenkten, schimmerten schon blaue Lücken am Himmel und das letzte Abendgold verklärte das Gewühl von Mensch und Tier in der weißgetünchten Stadt, über deren flachen Dächern geisterhaft der letzte Ruf der Muezzin hinzitterte.

Es war hier nicht so bunt wie in Tanger. Der Völkermischmasch des Hafens, der Gegensatz zwischen Morgenland und Europäertum fehlte und damit auch die Fremdenindustrie samt ihren lächerlichen Auswüchsen. Hier war der Islam noch Alleinherr, gemischt nur mit alttestamentarischer, orientalisch gekleideter Judenwelt, deren jüngste Sprossen nur vereinzelt, als seltene weithin sichtbare Erscheinungen in Rock und langen Hosen gingen. War doch sogar der französische Konsul, den Steffen im Vorbeireiten grüßte, ein richtiger freundlicher alter Türke mit hohem Turban, großer Brille und einem Regenschirm, der wenig zu seinem malerisch wallenden Gewande paßte.

„Darin ist Marokko merkwürdig!“ sagte der Reisende zu Hilda. „Der Islam schließt sich hier trotz seines Fanatismus nicht so streng gegen uns Christen ab wie sonst. Vielleicht weil die Leute hier selbständig sind und vom Sultan in Konstantinopel nichts wissen wollen. Ich bin hier oft sogar im Inneren maurischer Häuser gewesen, was in vielen anderen Städten Nordafrikas ganz unmöglich sein soll. Kennen Sie die Alhambra?“

„Jawohl!“ Die Schwestern waren auf der Herreise dort gewesen, und Klara hatte Studien zu einem Bild gemacht, das man im nächsten Jahr mit Vorteil zu verkaufen hoffte.

„Nun, sehen Sie,“ fuhr Hildas Begleiter fort und wies auf die burgartig nach außen abgeschlossenen, fast fensterlosen Gebäudereihen zu beiden Seiten der Straße. „Hier in den Häusern dieser reichen Mauren lebt die Alhambra wieder auf. Im kleinen natürlich, flüchtig ausgeführt, aber eben doch wieder diese Säulenhallen mit ihrer Filigranarbeit an den Wänden und den verschnörkelten Decken und die Gärten mit den Wasserbecken, den Springbrunnen und Orangenbäumen. Und statt der Engländer und Führer und Bettler in der Alhambra hier wirkliche Moslims in weißen Kleidern und Negersklavinnen an den Thüren ... kurz, eben Stimmung! Mir wird ganz sonderbar darin zu Mut!“

Die Malerin hatte zugehört und wandte den hübschen Kopf zurück. „Kann man nicht ein solches Haus einmal sehen?“

„Es wird schwer gehen! Für eine Dame ist's überhaupt mit Tetuan so so! Die Leute hier sind noch zu wenig an unverschleierte Europäerinnen gewöhnt. Sie ärgern sich darüber. Und wie Sie in diesem Gewühl auf der Straße sitzen sollen und Skizzen machen, das weiß ich wahrhaftig nicht. Im günstigsten Fall haben Sie sofort ein paar hundert Menschen, Esel, Hammel und wilde Hunde als Zuschauer dicht um sich her.“

„Ja, es wird Mühe kosten!“ seufzte die blonde Malerin und streifte mit dem Blick eine offene Moschee, in deren Vorraum zwischen den massenhaft herumstehenden gelbledernen Pantoffelpaaren ein einäugiger uralter Araber kauerte. „Sehen Sie nur, wie wütend mich dieser Mensch anschaut! Ich fürchte, wir müssen mit leerem Skizzenbuch nach Tanger zurück!“

Sie war nachdenklich geworden und schwieg, bis man die Fonda d' España erreicht hatte. Dort stand die dicke Wirtin am Eingang und rief schon von weitem erregt dem Kaufmann ein paar spanische Worte entgegen.

Auch auf dessen Gesicht malte sich Bestürzung. „Das ist eine schöne Geschichte!“ wandte er sich zu den Damen. „Der deutsche Herr, von dem ich Ihnen sprach... Sie erinnern sich... mit dem ich die Nacht im selben Zimmer schlief ...“

„Nun ja ... was ist mit ihm?“

„Er scheint plötzlich schwer krank geworden zu sein! Es ist niemand bei ihm. Und, was das Sonderbarste ist, es heißt, daß er Sie erwartet!“

Aufs neue begann die Spanierin ihren Wortschwall.

„Er hat der Wirtin gesagt,“ verdolmetschte Steffen, „es würden drei Damen ankommen, die er gestern in El-Fondak getroffen. Drei Deutsche, darunter eine, die blond und eine Malerin sei. Die wolle er bitten, ihm etwas nach Deutschland oder wenigstens bis Gibraltar mitzunehmen!“

„Warum hat er denn nicht Sie darum gebeten!“ forschte die düstere Gouvernante.

„Er wußte ja nicht, daß ich zurückkommen wollte. Aber wenn Sie wünschen, kann ich natürlich ...“

„Nein, lassen Sie nur!“ meinte Klara schnell. „Sagen Sie, bitte, der Wirtin, daß sie mir das Zimmer zeigt!“

Die Kleine hielt sie am Arm zurück. „Aber, Klara! Das schickt sich doch nicht!“ flüsterte sie aufgeregt. „Zu einem Herrn ...“

„Zu einem Kranken. Uebrigens kann ja Martha mitkommen.“

Sie stieg mit der Aeltesten hinter der vorausleuchtenden Wirtin die Treppe empor.

Hilda blieb unten zurück. „Um Gottes willen, gehen Sie nicht auch fort!“ bat sie verstört den Reisenden. „Sonst passiert mir heilig irgend ein Unglück in dieser schrecklichen Stadt!“

„Wo werd' ich denn fortgehen!“ sagte ihr Freund und lächelte, während sie unter seinem Blick die Augen niederschlug.

7.

In einer leeren Whiskyflasche flackerte ein Kerzenstumpf und warf sein helles Licht auf die gegenüberliegende schmutzige Wand mit dem Oeldruck der Madonna. Der übrige Teil des Zimmers lag im Dämmerschein, namentlich das Bett in der Ecke, auf dem der Fremde von gestern gestiefelt und gespornt, in seinen Plaid gewickelt und eine Cigarette zwischen den Zähnen, ruhte.

„Guten Abend!“ klang seine Stimme aus der Gegend, wo das Feuerpünktchen glühte. „Ich danke Ihnen sehr, daß Sie gekommen sind.“

Klara trat näher. „Sind Sie denn wirklich krank?“ forschte sie besorgt.

„Ich bin zusammengeklappt. Und da ich nicht weiß, wie es ausgeht, möchte ich Sie um eine Gefälligkeit bitten.“

Die blonde Malerin rückte einen Stuhl heran. „Also ich soll Ihnen etwas nach Deutschland mitnehmen?“

„Ja. Selber kann ich nicht hin. Sowie ich mich aufrichte, geht mir der Atem aus, und es sind da so Stiche ... na, einerlei ... ich bin in der Lage, wo man einen vernünftigen Menschen braucht. Also wollen Sie es thun?“

„Gern!“ Sie stand auf, holte das Licht in der Flasche heran und setzte sich erwartungsvoll wieder vor ihn hin.

Er hatte die Augen geschlossen, wie um zu überlegen. Im Kerzenschein sah sie jetzt zum erstenmal sein Gesicht. Gestern hatte sie die Gestalt nur im Dämmern geschaut, und doch war ihr ein ganz bestimmter Eindruck, eine Erinnerung geblieben. Jetzt plötzlich wußte sie es: Defregger! Das waren die deutschen Alpen, wie sie sich auf harten, kühnen Gesichtern widerspiegeln. Etwas Adlerartiges in Blick und Schnitt des Antlitzes, Kraft, Trotz und unsteter Freiheitsdrang, Vollmenschen der Lebenszähigkeit und Körperkraft, bis an die Grenzen der Wildheit. In diesen Köpfen verliert sich der germanisch blonde Typus. Etwas Welsches kündet sich in dem dunklen Schnurrbart, dem gelblichen Ton der Wangen, der sehnigen Magerkeit des Körpers an, mag auch die Sprache deutsch sein und echt deutsch die kecke Lust an Abenteuern und Gefahren.

„Es ist ja nur eine Kleinigkeit, um die ich Sie bitten möchte,“ sagte er plötzlich. „Verzeihen Sie, daß ich Sie als eine beinahe ganz Fremde damit belästige. Aber sonst kenne ich überhaupt niemand in Tetuan.“

Digitized by Google

„Gott w

Nach dem Gemälde v

Digitized by Google

ill es!"

on G. A. Vanaise.

Digitized by Google

Sie sah ihn erstaunt an. „Sie suchten doch Ihre Freunde hier, wie Sie gestern sagten?“

„Freunde? Was ist das? Wie sieht so ein Ding aus?“

„Mein Gott!“ Sie lachte etwas ungeduldig. „Sie wissen wohl besser als ich, wie Frau Angela Rey aussieht!“

„Ach so! Ja, die ist fort! Weithin über alle Berge!“

„Und hat Sie allein hier zurückgelassen?“

„Sie weiß ja nicht, daß ich krank bin.“ Er starrte vor sich hin. „Uebrigens wäre das auch kein Grund für sie. Sie läßt sich nicht halten, durch nichts. Sie kommt und geht wie sie will.“

„Nun, und womit kann ich Ihnen in Deutschland behilflich sein?“

„Ach so!“ Er wandte den Kopf ihr zu. „Nur dies Päckchen hier. Ich wage nicht, es der französischen Postagentur anzuvertrauen. Es enthält den Auszug aller meiner Beobachtungen und Forschungen in den letzten Jahren.“

Sie wog es andächtig in der Hand und blickte ihn erwartungsvoll an.

„Ach so . . .“ sagte er. „Sie wissen ja gar nicht, wer ich bin! Also um mich vorzustellen . . .“

„O doch!“ Sie ließ ihn nicht ausreden und schaute ihm ins Gesicht. „Jetzt, wo ich Sie im Licht sehe, erkenne ich Sie wohl! Nach einem Lenbachschen Bilde. Im Münchener Glaspalast! Ich weiß, wer Sie sind!“

„Um so besser! Und Sie kehren, wenn ich fragen darf, in nächster Zeit nach Deutschland zurück?“

„Sehr bald! Dies ist unsere letzte Etappe. Und hier wird es, fürchte ich, mit dem Malen nicht viel werden!“

„Schön! Das Paket ist für die Geographische Gesellschaft in Berlin bestimmt. Ich selbst werde kaum mehr in der Lage sein, es zu übergeben, sondern muß Sie darum bitten . . .“

Sie stand auf und sah ihn mit Angst und Erstaunen an.

„Ja, ja!“ Er lachte vor sich hin. „Einmal nimmt alles ein Ende. Ich habe viel ungestraft durchgemacht. Aber gestern hatte ich ein schlimmes Abenteuer — es ist mir was aufs Herz gefallen, und heute ein noch schlimmeres, ganz ähnliches. Das hat mir den Rest gegeben. Ich glaube nicht mehr, daß ich aus diesem Neste hier herauskomme!“

Sie schwieg immer noch, aber ein ungläubiges Lächeln spielte immer stärker um ihren Mund.

„Und wenn Sie dann lesen, mein Fräulein,“ fuhr er gelassen fort, „daß ein weitbekannter Forschungsreisender, Bergkletterer, Gelehrter ꝛc. in der Fonda d'España zu Tetuan durch ein seliges Ende Europa, dem Deutschen Reich und seinem engeren Heimatlande Bayern entrissen worden ist, dann . . .“

Sie beugte sich nieder und nahm sein Handgelenk zwischen die Finger. „Ich weiß wirklich nicht, was Sie da reden!“ sagte sie nach einer Weile ganz ruhig. „Sie haben ja nicht einmal Fieber.“

„Fieber soll ich auch noch haben? Es ist genug, daß ich dalieg' und mich nicht rühren kann. Wissen Sie, was das heißt, wenn ein Mann wie ich auf einmal zusammenklappt?“

„Das heißt gar nichts! Gerade bei einem Manne wie Sie!“ Eine Röte des Unmuts übergoß ihr hübsches Gesicht, und sie sprach ganz laut und energisch: „Wenn man das hinter sich hat, was Sie durchgemacht haben, ist es denn da ein Wunder, wenn plötzlich die Konstitution nachgiebt? Aber das geht doch auch wieder vorüber!“

Er sah sie lächelnd an.

„Das ist so echt weiblich. Es soll immer wieder alles gut werden!“

„Das muß es auch! Man muß nur ordentlich hoffen und den Kopf oben behalten. Glauben Sie denn, Sie sind der einzige, dem das passiert? Es haben andere auch schon dagelegen und Stiche im Herzen gehabt — bildlich gesprochen — und gemeint, sie müßten sterben, und sind doch wieder gesund geworden und fröhlich. So wird's Ihnen auch gehen!“

„Woher wissen Sie denn das so genau?“

„Nun, das kommt doch wirklich überall auf der Welt vor!“ sagte sie ruhig. „Dazu braucht man wahrhaftig nicht erst nach Afrika zu gehen. Die Hauptsache ist nur, daß man nicht bloß daliegt und klagt.“

„Aber ich bin nun einmal krank!“

„Krank sind Sie freilich. Aber wer so kräftig und rüstig ist wie Sie, der wird auch wieder gesund. Er muß nur ordentlich wollen! Sie haben doch gewiß Energie genug dazu!“

„Ich hab' gar keine Energie mehr! Es ist alles fort, die Nerven . . . die Spannkraft . . . alles . . .“

„Das bilden Sie sich ein!“ Sie wurde beinahe zornig. „Natürlich . . . wenn man den ganzen Tag in diesem greulichen Zimmer daliegt, zur Decke starrt und Cigaretten raucht, dann muß man ja in eine aschgraue Stimmung kommen. Darum müssen Sie vor allem von hier weg. So bald wie möglich.“

„Ich kann doch nicht!“

„Sie müssen können! Sie haben gewiß schon Schwereres in Ihrem Leben durchgemacht! Wenn Sie sich da mitten in Afrika plötzlich in Ihre Decke gewickelt und steif und still auf den Boden gelegt hätten, da hätten die Wilden Sie längst gefressen. Es ist wirklich schrecklich! Nun haben Sie alles hinter sich, sind am Ziele, wenige Stunden von Europa, und da liegen Sie und reden vom Sterben! Ein Mann wie Sie! Wenn ich nicht genau wüßte, daß Sie's sind, ich würd' es nicht glauben!“

„Also eine regelrechte Gardinenpredigt!“ sagte der Afrikaner melancholisch und richtete sich doch dabei halb auf dem Ellbogen auf. „Nicht einmal ein alter kranker Junggeselle in der Wildnis ist davor sicher!“

Sie errötete. „Ich habe natürlich kein Recht, Ihnen irgendwelche Vorwürfe zu machen!“ sprach sie stockend und wandte sich ab. „Es ist nur . . . man kann sich wirklich ärgern! Sie haben vorhin gemeint, was ich sagte, sei so echt weiblich. Nun sehen Sie — echt weiblich ist es auch, daß man die Männer gerne kräftig und energisch, so recht voll Mut und Schneid sieht. Und gar einen Mann wie Sie! Gestern, wie Sie so im Galopp in die Nacht hineinritten, da haben Sie mir imponiert. Aber heute . . . es thut mir geradezu weh, Sie so schwach und mutlos zu sehen, das können andere auch. Dazu braucht man nicht Ihren Namen zu tragen!“

„Also eigentlich ist die Sache höllisch einfach!“ versetzte der Afrikaner trocken. „Ich soll Ihnen zuliebe in aller Eile wieder gesund werden!“

Sie lachte hellauf. „Freilich sollen Sie das! Und meinetwegen mir zuliebe, wenn es dann rascher geht, obgleich wir beide uns ja gar nicht kennen.“

„Wir kennen uns genau seit vierundzwanzig Stunden, das ist eine sehr lange Zeit.“

„Wie man's auffaßt. Jedenfalls nehme ich mir, da niemand anders da ist, das Recht, Ihnen ins Gewissen zu reden! Ich weiß, das hilft! Ich kann mich ja natürlich neben Ihnen nicht nennen, aber ich habe auch schon schwere Stunden gehabt im Leben und war ganz mutlos und verzweifelt. Da hab' ich mich gefragt: Wozu bist du auf der Welt? und geantwortet: Zum Arbeiten! und mich an meine Staffelei gesetzt und Bilder gemalt, wovon ich und meine Schwestern leben. Und so sollten Sie sich fragen, wozu Sie da sind! Da würden Sie finden, daß Sie das Schicksal zu großen Dingen geschaffen hat und nicht, um Trübsal zu blasen. Das steht Ihnen gar nicht zu Gesicht!“

Sie hatte sich in Erregung gesprochen. Eine feine Röte bedeckte ihre Wangen.

„Und nun leben Sie wohl!“ sagte sie, sich sammelnd. „Und das Päckchen da will ich also in Gottes Namen mitnehmen.“

„Bleiben Sie doch noch!“ bat der Afrikaner lächelnd, „die Gardinenpredigt war noch viel zu kurz. Es muß noch ganz anders kommen. Ich bin ein zu hartgesottener Sünder!“

Sie mußte lachen. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir hab' erlauben können, Ihnen das alles zu sagen! Es kam so über mich. Die Umgebung ist schuld. Unter all diesen braunen Menschen kommen wir Europäer uns wie alte Bekannte vor, beinahe wie Verwandte, die aufeinander angewiesen sind. Also . . . seien Sie nicht böse!“

Sie reichte ihm die Hand. Er hielt sie fest. „Böse?“ frug er. „Ich danke Ihnen! Wenn ich nun doch nicht sterbe, sind Sie daran schuld.“

„Die Schuld will ich gerne tragen. Wenn es nur geholfen hat!“

Digitized by Google

„Das muß es wohl! Sie sind zu sehr im Vorteil gegen mich. Sie waren gestern die erste europäische Dame, die ich seit zwei Jahren gesprochen hab' — bedenken Sie, wie da jedes Wort einer Gardinenpredigt wirkt — Sie sind jung, gesund, frisch, heiter, mit sich und der Welt zufrieden — schlendern mit Ihrer Skizzenmappe im afrikanischen Regen herum, als ob sich das von selbst verstände — kurz, ein ganzer Kerl — verzeihen Sie das Wort, aber ich muß mich erst wieder an den Verkehr mit Damen gewöhnen — hingegen ich . . . Ja, was bin ich denn noch? . . ."

„Ich sage Ihnen kein Kompliment!" Sie drückte ihm noch einmal die Hand zum Abschied. „Das thät' Ihnen jetzt nicht gut. Sagen Sie sich lieber in Ihrem verschwiegenen Innern einige Offenherzigkeiten, je deutlicher desto besser, dann wachen Sie morgen als ein ganz anderer Mensch auf! Nun Adieu! Ich hör' unten unser hungeriges Nesthäkchen rufen, daß das Essen fertig ist. Wir schicken Ihnen was herauf. Nehmen Sie etwas zu sich, lassen Sie Ihren Cognac ungetrunken, Ihre Cigaretten ungeraucht . . . und machen Sie sich keine trüben Gedanken mehr. Wollen Sie mir das versprechen?"

Er lächelte seltsam.

„Was Sie wünschen. Es ist zu komisch: ein Mensch, der um einen sorgt, das bin ich gar nicht gewohnt!"

„Ja, irgend jemand muß Sie doch pflegen!"

„Mich hat kein Mensch gepflegt . . . seit Jahren. Draußen in Europa hab' ich für tot gegolten und da unten, in der schwarzen Welt, da hätten Sie mich am liebsten tot gesehen, da war ich ganz allein. Von Ihnen kommt mir seit langer, langer Zeit die erste wirkliche Teilnahme, aus dem Herzen heraus. Nicht bloß aus Höflichkeit oder weil man dafür zahlt. Das thut so wohl. Geben Sie mir noch einmal die Hand!"

„Meinethalb! Aber nun zum dritten- und letztenmal!"

„Zum letztenmal hoffentlich nicht!" sagte er lachend.

Auch sie lachte. Sie nickten sich zu und schieden.

8.

Mit seinem blonden Vollbart, dem narbengezierten Antlitz, das dem alten Korpsstudenten hier in Afrika das Aussehen eines furchtbaren Kriegers gab, und dem funkelnden Kneifer die Menge der um ihn gescharten Mauren und Juden weit überragend, stand Albrecht Steffen auf dem Marktplatz da und handelte. Mit der Kaltblütigkeit des vielerfahrenen Geschäftsmannes, den der ehrwürdige arabische Kaufmann so wenig übers Ohr haut wie Israel in all seinen Schattierungen, vom alttestamentarischen Patriarchen in Käppchen und Kaftan bis zu dem bleichen spanischen Elegant in dem abgelegten Civil irgend eines britischen Lieutenants aus Gibraltar.

Das eigentliche Geschäft war beendet. Es galt jetzt nur noch, die Kaufsumme zu zählen und das dazwischen verteilte falsche Geld auszuscheiden. Zu diesem Zweck hatte sich die ganze Gesellschaft um einen aus dem Schlamm des Bodens aufragenden und von der Morgensonne bereits getrockneten Feldstein gruppiert. Auf diesen ließ der Handlungsreisende mit geübter Hand eines der großen silbernen Fünfpesetastücke nach dem anderen aufspringen, um dann je nach dem Klang des Metalls die Münzen, die ein Berberjunge aus dem Kot auffischte und blank rieb, seinem leinenen Geldbeutel einzuverleiben oder ohne ein weiteres Wort dem Käufer wieder zuzustellen.

„Die Welt wird ehrlich, meine Damen!" lachte er und lüftete, zu der herankommenden kleinen Maultierkarawane gewendet, den Schlapphut. „Kaum ein Fünftel falsches Geld! Es ist geradezu unheimlich!"

Hilda reichte ihm vom Sattel herab die Hand. „Was werfen Sie denn um Gottes willen das Geld in den Schmutz, Herr Steffen?"

„Ich sondere die Spreu vom Weizen!" Er wies auf das zurückgeschobene Silberhäufchen, in das sich ein weißbärtiger, düster schöner Araber mit einem jungen jüdischen Stutzer schweigend teilte. „Das ist alles falsches Geld. Dessen Anfertigung ist, wie Sie wissen, außer dem Stierkampf und dem Bürgerkrieg die einzige Arbeit, die das spanische Volk als seiner würdig betrachtet. Und man muß es ihm lassen: darin ist es unermüdlich. Ich war übrigens auch nicht faul. Ich habe heute schon Leder gekauft, Pesetas gewechselt, einen vorteilhaften Abschluß in Blutegeln gemacht und eine Hausse in Honig hervorgerufen — ich komme mir vor wie Rothschild auf der Londoner Börse!"

„Und was haben Sie jetzt vor?"

„Nichts!"

„Dann begleiten Sie uns doch!" bat die Kleine. „Wir haben solche Angst, Tetuan ist eine schreckliche Stadt. Zu Fuß können wir uns auf der Straße schon gar nicht sehen lassen, nur auf diesen abscheulichen Maultieren. Dabei kann Klara natürlich nirgends zeichnen. Jetzt haben wir uns den Schlüssel zur Festung holen lassen. Da kommt niemand anders hinein, und wir sind vielleicht eine Weile ungestört!"

„Hoffen wir's! Ich glaub' es nicht! Der Schlüssel ist doch nur dazu da, um von den Fremden Bakschisch zu erlangen. Das Volk klettert, wo es will, über die Mauern. Wie war denn die Nacht?"

„Fragen Sie nicht!" sagte die Kleine melancholisch. „Ich mache ja eine Erholungsreise. An die Erholung werd' ich denken!"

Sie klommen, die Stadt im Rücken lassend, zu der Kasbah, dem hochragenden maurischen Kastell Tetuans, empor. Die Gassen hörten auf. Schuttplätze, grasbewachsene Hänge umgaben den Weg bis in das Innere des zerfallenen Werks. Eine wüste Trümmerwelt, wie überall in dem verrotteten Lande, in dem selbst die Erinnerung an die einstige maurische Herrlichkeit von Granada, an Cordovas Kunstblüte, an den Glanz der Wissenschaft am Hofe der Omaijaden völlig geschwunden, in der Roheit eines unwissenden, fanatischen Hirtenvolkes versunken zu sein scheint.

Verfall ringsumher in den bröckligen Mauern, den verrosteten Kanonen auf fauligen Lafetten, den aus den Angeln hängenden Thoren. Nur eins war von der Zeit unversehrt geblieben: der Blick von dem Wartturm herab auf das weiße, im Frühlicht leuchtende Häusermeer von Tetuan, die ringsum saftgrün prangende Ebene, von fahler, zerrissener Bergwildnis umrahmt, und in der Ferne der silberblaue Schimmer des Mittelmeers.

Hier ließ sich Klara nieder und begann ihr Malgerät zu ordnen. Die Gouvernante setzte sich steif abseits und Hilda ging mit dem jungen Kaufmann plaudernd zwischen den behaglich im Grase sich wälzenden Maultieren auf und ab.

Es war Steffen, als sei zwischen den Schwestern etwas vorgefallen. Und in der That konnte ihm die Kleine ihr überströmendes Herz nicht lange verschließen.

„Denken Sie nur," sagte sie bekümmert und beklommen und blieb stehen. „Wir haben uns heute morgen gezankt . . . wir drei! Das passiert sonst nie! Wir haben uns ja so gerne. Aber wir sind schon alle so nervös und weinerlich, von dem abscheulichen Land . . . zwei Nächte haben wir jetzt kein Auge zugemacht, sondern auf den Stühlen gesessen und Licht gebrannt — Sie können sich schon denken, weshalb — und den Tag über immer im Regen auf dem bösen Maultier und die Treiber mit ihrem ‚Aerra! Aerra!' hinterher, und nichts zu essen und zu trinken. Wir haben nur noch eine Flasche. Auf der steht ‚Old scotch Whisky' und innen schwimmen ein paar Pfropfen, eine Menge Fliegen und ein bißchen Rotwein, schwarz wie Tinte . . . nein . . . ich halt' es nicht aus; ich hab' es Klara gesagt: Ich will nach Tanger zurück! Meine älteste Schwester auch!"

„Eine solche Weltumseglerin! Das nimmt mich wunder!"

„Ja, das hat seine Gründe."

Die Kleine lächelte verstohlen.

„Sehen Sie nur, wie grimmig sie dasitzt! Sie möchte um ihr Leben gern in Tanger sein, wenn die Cooksche Reisegesellschaft dort ankommt. Wir haben sie vor vier Wochen in San Sebastian getroffen. Unterdes sind die Cooksleute überall in Spanien gewesen."

„Und nun kommen sie von Cadix nach Tanger?"

„Ja, und von da nach Gibraltar. Und da ist jemand darunter . . . ein verwitweter Major außer Diensten. Lachen Sie, bitte, nicht! Wenn Sie meine Schwester ansehen, werden Sie merken, daß das noch ganz gut ginge! Der Major ist auch nicht mehr der Jüngste. Und daß er gerade schön ist, kann man nicht

Digitized by Google

behaupten. Er hat das alles mehr innerlich und ist ein sehr guter Mensch. Trotz seinem Fluchen und Krakehlen."

„So, so!" sagte der Kaufmann nachdenklich und blickte auf die schwarz und reglos dasitzende Gouvernante. „So spinnt sich derlei über Länder und Meere!"

„Ja, wenn man ein bißchen was dazu thut!" beharrte die Kleine eifrig. „Sehen muß man sich doch vor allem, und dann ist es noch zweifelhaft, ob etwas daraus wird. Aber Klara will ja nicht. Sie will nicht fort von hier."

„. . Ja, wenn sie doch hier malen muß!"

„Sie kann ja nicht. Sehen Sie, Sie haben recht gehabt. Da kommen diese schrecklichen braunen Kerle und Kinder und alles schon über die Mauern geklettert und stellen sich um sie herum. Und wenn der Soldat sie wegtreibt, giebt es erst recht ein Geschrei und Gezänke, daß man jeden Augenblick glaubt, es bleibt einer tot. Vorhin haben sie schon um die Ecke herum mit Steinen nach uns geworfen. Nein, hier ist nichts zu holen!"

„Aber warum bleibt Ihre Schwester denn hier?"

„Ich weiß es schon!" meinte Hilda.

„Aber ich werd' mich hüten, es zu sagen! Und was sie will, das geschieht! Denn sie verdient ja doch alles Geld. Ich verdanke es doch auch nur Klara, daß ich hab' mein Lehrerinnenexamen machen können."

„Und jetzt wollen Sie eine Stellung annehmen?"

„Ich hab' schon eine. In Genf. Die Familie eines Seidenfabrikanten, wo die Kinder Deutsch lernen sollen. Am 20. Juni muß ich dort sein. Meine Schwestern laden mich auf der Rückreise dort ab. Das sind jetzt die letzten Tage meiner goldenen Freiheit. Aber einen rechten Genuß habe ich eigentlich nicht davon!"

„In Genf." Der Handlungsreisende strich nachdenklich den langen blonden Vollbart. „Schade. So weit weg."

„Ja, ich habe auch Angst vor dem fremden Land und den fremden Menschen!" seufzte die Kleine. „Aber was hilft's? Wir sind Waisen. Geld haben wir keins; also müssen wir auf eigenen Füßen stehen. Das hat mir Klara so oft gepredigt und vor allem durch ihr Beispiel bewiesen, daß ich mich damit vertraut gemacht hab' . . . . . Sehen Sie . . . da kommt sie herunter, all ihre Sachen unter dem Arm. Es geht nicht mit dem Malen!"

Auf dem Gesicht der jungen Künstlerin lag ein unverhohlener Aerger, während sie die zerfallenen Steinstufen mehr herabsprang als ging, ein Haufe neugierig gaffendes und gurgelndes braunes Volk im Trabe hinterher.

„Wir wollen in die Fonda zurück!" sagte sie heftig. „Man kommt sich hier ganz dumm vor. Am Ende thun uns die Leute noch was! Auf die Soldaten ist doch kein Verlaß!"

Die Gouvernante stand auf. „Am besten wär' es," sprach sie knapp und düster, „wir ließen die Maultiere gesattelt und ritten gleich nach Tanger weiter. Jetzt ist das Wetter schön. Morgen abend können wir dort sein!"

„Ach ja, nach Tanger! Bitte, bitte!" wiederholte die Kleine und hob flehend die Hände.

Ihre hübsche Schwester stand unschlüssig da und blickte zu Boden. „Ja sollen wir denn etwa den Kranken allein lassen?" frug sie, ohne die beiden andern anzuschauen, in ungewohnt heftigem Ton. „Das wäre doch wirklich unverantwortlich!"

„Ach. Er ist gar nicht mehr so krank. Heute morgen war ihm doch schon viel besser!"

„Er wollte ja aufstehen!" setzte die Gouvernante in ihrem Baß dazu. „Fieber hat er ja auch keines. Da ist doch keine Gefahr. Aber freilich . . . . du mußt es ja besser wissen. Du pflegst ihn ja. Das geht allem andern vor."

„Ich habe nur eine Menschenpflicht erfüllt!" sagte Klara heftig und schaute auf. „Also wenn es ihm wirklich besser geht und er außer Gefahr ist — aber auch nur dann — wollen wir gleich aufbrechen!"

„Hurra!" rief Hilda und wollte die Malerin in ihrer überströmenden Freude umarmen. Aber zugleich fast hielt sie erschrocken inne. Sie hatte den traurigen Blick aufgefangen, mit dem der verschlagene Korpsstudent sie musterte.

„Nun müssen wir uns Adieu sagen, Herr Steffen!" sprach sie und wandte, während sie ihm die Hand reichte, halb den Kopf zur Seite. „So geht's auf der Welt. Kaum kennt man sich, so muß man auseinander."

„Ich hoffe, wir sehen uns doch noch in nächster Zeit einmal!" Der Handlungsreisende hatte seinen Zwicker abgenommen und polierte ihn umständlich mit seinem Taschentuch. „In Gibraltar."

„Ach, kommen Sie hinüber?"

„Es wird dieser Tage hier ein Schiff erwartet, das hinüber fährt. Der ‚Piélago‘. Solch eine Gelegenheit muß man ausnutzen!"

„Natürlich!" sagte Hilda eifrig. „Sie haben doch gewiß dringende Geschäfte drüben!"

„Und wie! . . . das Leder . . . und dann vor allem meine Blutegel . . . und überhaupt . . ."

„Und der Pesetakurs!"

„Richtig. An den Pesetakurs habe ich gar nicht gedacht. Also Sie sehen: es ist viel zu thun! Ich muß hin!"

Die Kleine nickte ernsthaft. „Das glaub' ich! Uebrigens, damit Sie das in Ihren Geschäften nicht vergessen: wir wohnen im ‚Hotel Bristol‘."

„Das trifft sich gut. Ich steige nicht weit davon im ‚Grand-Hotel‘ ab."

„Und da werden Sie uns besuchen?"

„Ich hoffe bestimmt, daß meine Zeit es mir ermöglicht," sprach der abenteuernde Kaufmann und drückte zum Abschied ihre Hand.

* * *

Vor der Fonda d'España stand, als sich die Damen näherten, der Afrikaner, von Cigarettendunst umweht und auf einen Stock gestützt. Bei seinem Anblick hellten sich Marthas und Hildas Mienen auf. Gottlob — der Fremde hatte sich wirklich erhoben und brauchte keine Hilfe mehr! Der Weg nach Tanger war frei.

Auch auf dem hübschen Gesicht der Malerin erschien ein Lächeln, das freilich einen beinahe schmerzlichen Zug hatte. „Sehen Sie wohl!" rief sie mit ihrer hellen Stimme, „es kommt, wie ich Ihnen gestern gesagt hab'! Ein bißchen angegriffen schauen Sie ja noch aus . . ."

„Es ist mir auch noch recht flau zu Mute!" sagte der Forschungsreisende. „Aber die Nerven sind wenigstens wieder da. Nach dem kalten Sturzbad Ihrer Gardinenpredigt gestern. Die hat gewirkt!"

„Das wußt' ich ja!" Klara hob sich an der Hand des Hotelkuriers aus dem Sattel. „Sonst hätte ich es mir wahrhaftig nicht herausgenommen."

„Zeit und Umstände waren aber auch wirklich günstig!" sagte er, wie um sich zu verteidigen. „Sie können eigentlich stolz sein. Es ist lange her, daß irgend ein Mensch auf mich Einfluß gehabt hat! Da draußen in der Wildnis verlernt man's, nach fremdem Rat zu fragen. Da ist das Ich das Einzige, was man hat!"

Er sah nachdenklich in die Weite. In herben, kühnen Linien zeichnete sich sein herrisches Profil in der durchsonnten Luft ab.

Von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, nestelte sie an ihrem Malgerät. „Bleiben Sie nur kurze Zeit so stehen!" sprach sie rasch. „Bitte! Mir zuliebe!"

„Was soll es denn, mein Fräulein?"

Sie lachte etwas befangen und klappte ihr Skizzenbuch auf. „Mit meiner Malerei hier ist es nichts geworden! Nun müssen Sie mich entschädigen. Sie stehen gerade so charakteristisch da. Wie beim Photographen!"

„Soll ich auch ein freundliches Gesicht machen?" frug er, ohne sich zu regen.

„Um Gottes willen . . . nein! Das würde alles verderben. Gerade so wie Sie sind. Und die Umgebung . . . die niedrige Mauer . . . die Palme darüber. Das stimmt alles. Im Augenblick bin ich fertig. — Wissen Sie, woran Ihr Kopf mich erinnert?" fuhr sie fort, mit ihren prüfenden Blicken zwischen ihm und ihrer Skizze wechselnd. „An die Leute, die man bei Partenkirchen sieht. Um die Zugspitze herum und in der Gegend!"

Digitized by Google

Huzulin.
Nach dem Gemälde von W. v. Szerner.

„Da bin ich auch zu Hause."

„Eben diese Bergführer und Wildschützen und was es alles für Menschen sind — die haben einen verwandten Zug mit Ihnen — namentlich in den Augen. Dieser weite, suchende, unstete Blick. Nur natürlich ist bei Ihnen alles vergeistigt. Der Gelehrte schaut hindurch."

„Ja, leider!" sagte er, ohne seine halb von ihr abgewandte Stellung zu ändern. „Mein Leben hat der Wissenschaft gehört. So heißt es wenigstens, und halb mit Recht. Denn es giebt wenige Winkel der Erde, wo ich nicht Schädel gemessen und Trigonometrie getrieben und meinen Hypsothermometer ausgepackt hab'. Aber glauben Sie mir: schließlich ist die Wissenschaft doch nur ein Mantel für mich und viele meinesgleichen. Wir werfen ihn um, weil wir uns schämen, uns und der Welt einzugestehen, daß wir eigentlich nur aus reiner, unbezwinglicher Abenteurerlust, aus Freude an einem ganz ungebundenen Dasein uns unser Leben um die Ohren schlagen. Da liegt die Verwandtschaft mit Gemsenjägern, Wildschützen und derlei. Die haben es meist auch nicht nötig. Es ist nur die Lust am Wagnis, an der Gefahr, was sie hinaustreibt. Mich auch. Wie ich Ihnen schon gesagt hab', ich bin eigentlich ein halber Wilder. Und wann darf ich mich denn nun endlich rühren?"

„Jetzt!" sagte sie und reichte ihm das Blatt.

„Da sind Sie!"

„Aber geschmeichelt!"

Er schüttelte den Kopf.

„Daran merkt man die weibliche Hand."

„Sie sehen ja auch nicht immer so schlecht aus wie jetzt, sondern hoffentlich besser, wenn wir uns einmal im Leben wieder treffen. Denn für jetzt," sie wies auf die Mauren, die das Gepäck der drei Schwestern aus der Herberge zu den bereitstehenden Maultieren trugen, „... für jetzt trennen sich unsere Wege. Wir gehen nach Tanger zurück!"

„O wirklich?" sagte er in gleichmütigem Ton. „Und bald?"

„Jetzt gleich! Sie brauchen mich ja nicht mehr und der Aufenthalt hier . . ."

„Ich glaube gar, Sie wollen sich noch entschuldigen!" Er sah sie erstaunt an. „An mir ist es, Ihnen zu danken. Für alles. Sobald ich kann, reite ich auch nach Tanger. Aber ich fürchte, das dauert noch einige Tage und ich finde Sie nicht mehr dort!"

Sie erwiderte nichts.

„Und das Päckchen für Berlin haben Sie mit sich?"

„Ja."

„Nun, dann will ich wieder gehen und mich hinlegen. Also nochmals besten Dank und gute Reise!"

9.

Weit in der Ferne, vom blauen Himmel überwölbt, lag auf dem Rücken der Berge eine weiße Häusermasse, die mit ihren sich terrassenförmig abstufenden Dächern bis zu dem unsichtbaren Meere hinabstieg, Tanger, der Berührungspunkt Marokkos mit abendländischer Kultur.

Davor das breitgewellte Steppenthal des nach Tingis rinnenden Flusses, mageres, sonnenverbranntes Weideland, das Gebrüll grasender Rinder, das leichte Rauschen des Windes in zitterndem Gras, das Wehen der Einsamkeit und Oede.

Und doch lebte und wimmelte es an einer Stelle dieser kahlen Fläche und schob sich als ein Gewirr von Hunderten von braunen Gestalten durcheinander, die in ihren fahlen Gewändern, ihrer Massenhaftigkeit der Erde selbst entsprossen zu sein schienen. Denn nirgends war eines der von kleinen Saatstücken und Baumgruppen umgebenen Berberdörfer, nirgends eine Hütte oder auch nur ein Zelt oder sonstiges Obdach zu sehen. Das Geplätscher des zur Seite zwischen' Weidenbüschen hinrauschenden Baches schien allein die Eingeborenen veranlaßt zu haben, gerade hier, inmitten der Wüste, jeden Donnerstag ihren großen Markt abzuhalten.

Ein seltsames Bild! Unter dem brennenden Himmel die zerlumpten, wildblickenden Nomaden, die lange Steinschloßflinte in der Hand, die Hammel- und Ziegenherden um sich, unverschleierte, in braune Mäntel gewickelte Berberfrauen daneben, mit ihren Körben voll Eier, ihren Hühnern und den Haufen halbnackter Kinder, selten einmal ein bunter Turban in dem Gewoge kahlgeschorener, bezopfter und mit Ohrbüscheln geschmückter Schädel — das Ganze farblos und düster in seinem Durcheinanderraunen und Zischeln, dem Huschen bloßer Füße, dem unvermittelten Getriebe von Mensch und Tier inmitten der weiten Heide.

Die drei Damen ritten beklommen hindurch, von finster-neugierigen Augen verfolgt, und atmeten erst freier auf, als der Wüstenmarkt in ihrem Rücken lag und nur noch der Wind zuweilen einen Hahnenschrei, ein paar zornige Worte oder das Gewieher eines Rosses herübertrug. Es war still zwischen ihnen, seit sie am Tage vorher Tetuan verlassen und diesmal unter ihrem Zelt eine leidliche Sommernacht in El-Fondak zugebracht hatten. Auf jeder lastete etwas in anderer Weise und hieß sie schweigen.

Am Wege stand, mit langem Seile festgepflöckt, ein prachtvoller arabischer Schimmelhengst und starrte mit gespitzten Ohren und feurigen Auges die Europäer an, daß die Soldaten wohlgefällig lächelten und der Hotelkurier sich grinsend zu Klara umwandte, um sie auf das schöne Tier als „eine Mohrenkuriosität" aufmerksam zu machen.

Aber heute sah die blonde Malerin nicht rechts noch links. Sie ritt dahin, als ob sie all diese Dinge gar nichts mehr angingen, und wenn auch ihr Gesicht ruhig und hübsch war wie immer, so entging doch ihre Bläſſe und Schweigsamkeit selbst dem Mauren nicht. Kein Wunder freilich nach der anstrengenden Reise, bei schlechtem Wetter und noch schlechteren Quartieren; die britischen Offiziere selbst, die von Gibraltar kamen, nannten diesen Ritt ein „rauhes Werk". Und nun gar erst für Damen! Da hatte die Lady wohl recht, so sehnsüchtig in die Ferne zu schauen, als hoffe sie da jeden Augenblick die wieder hinter den Hügeln verschwundene weiße Stadt Tanger in nächster Nähe auftauchen zu sehen.

Aber die Lady schaute mit ihren inneren Augen etwas anderes in der Ferne, etwas, das ihr seit gestern fortwährend vor den Sinnen stand, so greifbar, so körperlich, daß sie es da förmlich vor sich zu erblicken glaubte, wie es langsam über die Steppe hinritt, in der trotzigen Gestalt eines europäischen Forschungsreisenden, mit dessen dunklen Schnurrbartenden der Wind spielte, — hinter ihm, braun und schweigsam, mit brennend rotem Fez, sein marokkanischer Diener.

Sie erschrak, so deutlich sah sie das alles auf der von der Sonnenglut überzitterten Heide. Es war wie eine Vision. Sie schloß die Augen, um das Bild los zu werden.

Aber fast zugleich brach Hilda hinter ihr das trübe Schweigen, in dem die Gedanken der Kleinen wehmütig nach Tetuan zurück und voll Wiedersehenshoffnung nach Gibraltar und in krausem Durcheinander vom Blutegelexport zum Pesetakurs wanderten und über das Ganze hin gebieterisch ein blonder Vollbart mit altvernarbten Schmissen darunter wehte.

„Jetzt da hört doch alles auf!" sagte sie verdutzt. „Ich muß mir wahrhaftig die Augen reiben, ob das wahr ist!"

„Was siehst du denn?" Die Malerin hielt die Wimpern gesenkt. Ein plötzlicher freudiger Schrecken zog ihr Herz zusammen.

„Na, ihn seh' ich!"

„Wen denn?"

„Ihn! Deinen Afrikaner! Weiß Gott . . da reitet er. Es ist gar kein Zweifel: er ist's. Jetzt hat er unsere Stimmen gehört. Er dreht sich um! Siehst du wohl . . . ."

„Aber ein Mensch kann doch nicht an zwei Orten zugleich sein!" tönte vom Ende des Zuges der Baß der Gouvernante. „Liebe Kinder . . . das ist unheimlich. Am Ende giebt's hier Wüstengespenster!"

In Marokko war freilich vieles möglich! Die Damen bekamen etwas Angst. In banger Neugier ließen sie sich von den Maultieren vorwärts tragen, dem Fremden zu, der ihnen jetzt in kurzem Galopp entgegenkam. Der Leib seines Pferdes war glänzend naß von Schweiß.

„Guten Morgen!" sagte er gleichmütig und lüftete die Kappe. „Darf ich fragen, warum Sie mich so erwartungsvoll anschauen?"

Digitized by Google

„Ja, sind Sie es denn wirklich?" Die hübsche Malerin reichte ihm zögernd, aber mit sonnigem Lächeln die Hand. „Wie kommen Sie denn um Gottes willen hierher?"

„Eigentlich sind Sie doch noch in Tetuan!" fügte die Kleine schüchtern hinzu.

Er lachte. „Ich war in Tetuan und fühlte mich, seit Sie gestern fort waren und auch sonst kein Mensch mehr da, dort höchst überflüssig. Mit meinem Befinden ging es immer besser. Da ließ ich mir heute bei Sonnenaufgang mein Pferd satteln und ritt los, im Galopp; der bringt einen vorwärts. Man braucht weniger als die halbe Zeit wie mit dem Maultier!"

„Aber da müßten Sie doch an uns vorbeigeritten sein!"

„Es führen drei Wege von Tetuan nach Tanger. Ich habe einen andern, näheren eingeschlagen. Aber den Rest legen wir, wenn es Ihnen recht ist, gemeinsam zurück!"

Den Damen war es freilich recht. Sie waren so überrascht durch das plötzliche Wiedersehen, daß sie kaum ein Wort fanden, um das Gespräch in Fluß zu erhalten. Und zudem erforderte eben hier der schlechte Weg volle Aufmerksamkeit und darum Schweigen. Er bestand, wie auch an den meisten anderen Stellen, nicht aus einer Straße im europäischen Sinn, sondern aus einer Anzahl ausgetretener, schmal und tief in den Kiesboden gebetteter Rinnen, die sich in wirren, planlosen Schlangenlinien durcheinander wanden, einigten und teilten. Dichtes Gebüsch und Zwergpalmenunkraut wuchs darüber hin und riß dem Unachtsamen jeden Augenblick den Fuß aus dem Bügel oder ließ das Knie unversehens an einer der sonderbaren, kegelförmig bis zu Mannshöhe aus dem Boden wachsenden Kiespyramiden anprallen.

Jeder suchte sich hier seinen eigenen Pfad, auf dem er sein Tier lenkte. Aber da diese Spuren immer wieder ineinander- und auseinanderliefen, stieß man doch häufig genug auf denselben Weg zusammen. Das erste Mal, als sich Klara und der Forscher begegneten, lachten sie nur und lenkten die Zügel nach rechts und links, aber ihre beiden Wege näherten sich rasch wieder in weitem Bogen und wieder sahen Roß und Maultier einander freundschaftlich in die Augen. Diesmal wurde die Malerin unwillig und bog beinahe querfeldein, einem großen Busch zu. Hier auf dem äußersten Randweg war ein ungestörtes Reiten möglich, in diesem dichten Strauchwerk, das sie bis über das Haupt umfing und plötzlich, inmitten der Hecken, ihr wieder die Wahl zwischen drei oder vier strahlenförmig sich teilenden Einschnitten freistellte. Sie ließ ihr Saumtier gehen wie es wollte. Das geduldige Geschöpf spitzte die Ohren und schritt so rasch aus, daß es gerade am Ende des Busches wieder mit Roß und Reiter, die von der anderen Seite kamen, zusammentraf.

Der Afrikaner lachte. „Sie sehen . . . wir entgehen uns nicht. Unsere Wege führen uns immer wieder zusammen."

„Ich kann wirklich nichts dafür. Das Maultier ist schuld!"

„Warum fassen Sie das so prosaisch auf! Das arme Maultier ist doch nur ein blindes Werkzeug!"

„Ein Werkzeug wofür?"

„Für das, was die ganze Welt lenkt. Frivole Menschen wie ich nennen es Zufall, fromme Gemüter Vorsehung. In der Sache ist's dasselbe: was geschehen soll, das geschieht! Und es ist offenbar im Rate des Schicksals beschlossen, daß wir heute nachmittag zusammen durch dieses Thal pilgern sollen!"

„Sie sind also richtiger Fatalist!"

„Das wird jeder, der sich viel in der Welt herumgetrieben hat. Je mehr er erfährt und erlebt, desto deutlicher sieht er, daß nicht das geschieht, was er will oder meint oder fürchtet, sondern daß eine ganz fremde Gewalt ihn aufhebt und da- und dorthin stellt wie die Schachfigur auf dem Brett. Uns stellt diese Hand heute eben nebeneinander. Da müssen wir uns schon darein finden."

Die Malerin lächelte. „Wenn mir nichts Schlimmeres passiert," sagte sie, „als hier in Afrika ein paar Stunden von Ihnen beschützt zu werden . . ."

„Zwei Stunden höchstens noch. Dann sind wir in Tanger und Sie der Freiheit zurückgegeben. Bis dahin müssen Sie mir schon erlauben, daß ich vor Ihnen reite. Dann geht es besser!"

„Ja, zeigen Sie mir nur den Weg!"

Ein glückliches Lächeln verklärte, sowie er den Rücken wandte, ihr Gesicht.

„Ich folge Ihnen gern."

Viel sprechen konnte man auf diese Weise nicht mehr, und wieder ritten sie stumm und gedankenvoll dahin durch die glühende Steppe, deren würziger herber Hauch sie im Wehen des Windes umfing und emporstieg zu dem sonnenwarmen, unergründlich blauen Weltraum über ihnen. Ringsum die lachende Reife des ersten Sommers, Stille und Größe um die beiden, die, da das Maultier mit dem rascheren Hufschlag des Pferdes gleichen Schritt hielt, bald weit vor den anderen voraus waren.

Hilda blickte ihnen sehnsüchtig, beinahe neidisch nach. Ihre Schwestern hatten es wahrhaftig besser als sie! Die eine hatte da vorne schon einen Freund und Begleiter gefunden, die andere, die älteste, ritt mit einem seltsamen, düsteren und siegesgewissen Lächeln den Dingen entgegen, die sich in Tanger bei der Ankunft der Cookschen Reisegesellschaft entwickeln sollten — aber sie? Sie war einsam und verlassen und ihre ganze Hoffnung ruhte jetzt auf Gibraltar.

Ein kräftigerer, kälterer Wind fegte über das Land, die Hügel verloren ihre bisherige Gestalt und verwandelten sich mehr und mehr zu kahlen, nur von spärlichen Grasbüscheln durchsetzten und von Kaninchen belebten Sanddünen, ganze Haufen wilder Hunde von jeder Farbe, Größe und Rasse saßen schläfrig sich sonnend vor ihren Erdlöchern oder schleppten, an den Hängen hinstreichend, allerhand genießbare und ungenießbare Stoffe, die angeschwemmte Beute des Meeres, mit sich fort, und da hob sich plötzlich, ein tief azurblauer Streifen, der Atlantische Ocean über den zitternden Riedgräsern der nächsten Düne empor. Bald breitete er sich unermeßlich zur Linken aus und geradeaus, jenseit der schmalen, in weißen Wogenkämmen an der andalusischen Küste brandenden Wasserstraße, grüßte, ein Nebelgebilde, das Kap Trafalgar hinüber zu der kaum sichtbar dämmernden anderen Stätte englischer Größe, dem trotzigen Felsen von Gibraltar.

Blau rings umher. Das tiefe satte Blau des Himmels und der Wellen. Und, scharf, beinahe blendend sich von ihm abhebend, die weiße, hoch am Berge aufgetürmte Stadt. Auf dem weichen Strand, am Rande des Meeres ritten sie auf Tanger zu. Ringsum war volles Leben. Vorbeigaloppierende Europäer auf mutigen Rossen, im Sonnenschein faulenzende Spanier, in Ziegenschläuchen das Trinkwasser schleppende Negersklaven, welche mehr mächtigen schwarzen Halbaffen als etwas anderem ähnelten, berberische Bauern mit ihren Weibern auf der Rückkehr aus der Stadt, die ledigen Esel vor sich hertreibend, und, näher zu den Quaimauern hin, die üblichen Hafenbummler aller Nationen, Viehhändler, Agenten, maurische Kaufleute, bebrillte, würdevolle Turbanträger als Steuerbeamte, jüdische Geldwechsler und Briefmarkenhändler, Angestellte der drei europäischen Posten, die ganze bunte menschliche Mustersammlung einer orientalischen Seestadt.

Auf der starkbewegten Reede, aus der jetzt bei Ebbe sich die Trümmer der von den Engländern bei ihrem Abzug im 17. Jahrhundert zerstörten steinernen Mole erhoben, schwankte ein Dampfer auf und ab. Ein Schwarm nußschalengroß erscheinender Boote umgab ihn wie die Küchlein die Henne oder fuhr zwischen dem Schiff und dem Landungsplatz hin und her.

Die Gouvernante warf einen befriedigten Blick auf dies Schauspiel.

„Cook und Sohn sind da!" verkündete sie. „Sie sind schon an Land!"

„Und das freut Sie auch noch?" Der Forscher, der mit Klara am Eingang der steil aufsteigenden Straße auf die anderen gewartet hatte, sah sie erstaunt an. „Cook und Sohn sind ja ein wahres Unglück für andere Reisende! Der reine Heuschreckenschwarm. Wer kann, ergreift die Flucht!"

„Der Geschmack ist verschieden!" Die schwarzgekleidete Dame lächelte streng. „Ich für meine Person fürchte mich vor Cook und Sohn nicht. Im Gegenteil . . . ich hoffe sogar, daß wenigstens ein Teil der Gesellschaft in unserem Hotel abgestiegen ist. Das wird mir eine angenehme Gelegenheit geben, mein Englisch wieder einmal zu üben!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Karoline von Günderode.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Lebensbild von Moritz Necker.

Die Erinnerung an Karoline von Günderode wäre trotz ihres tragisch erschütternden Todes wohl längst verdunkelt, wenn nicht Bettina von Arnim ihr Andenken so sehr gefeiert hätte. Die Dichtungen Karolinens haben keine große Verbreitung gefunden, und heutzutage sind sie eine Rarität, die sogar in großen Bibliotheken nicht zu finden ist. Die Günderode war auch zu ihren Lebzeiten als Dichterin nur einem engeren Kreise von Freunden in Frankfurt, Heidelberg und Weimar bekannt; sie starb zu früh, um das poetische Talent, das sie ohne Zweifel besaß, zu voller Blüte auszubilden. Man hatte dann ein Interesse daran, nicht viel von ihr zu sprechen; eine druckfertige Sammlung ihrer Gedichte wurde nach ihrem Aufsehen erregenden Tode unterdrückt, obwohl schon ein Teil davon gesetzt war und die Korrekturbogen vorlagen. Sie wäre also ganz verschollen, wenn nicht Bettina in drei Werken, von denen eines den Titel „Die Günderode“ trägt und 1840 erschien, so warm, so begeistert von ihr gesprochen hätte; die anderen Werke sind „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (1835) und „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten“ (1844). Und da alle diese Werke noch immer leben, so viel Absonderlichkeiten ihnen auch anhängen, so lebt mit ihnen das Bild der Günderode fort, wie es Bettina in ihrer treuen Freundesseele festgehalten hat.

Darin erscheint Karoline als das wahre Widerspiel Bettinens. Diese ist der ewig unruhige Geist, übersprudelnd von Gefühlen, von närrischen und tiefsinnigen Gedanken. Karoline, um mehrere Jahre älter als Bettina, ist von ruhigerer Gemütsart, mehr zur Beschaulichkeit und Grübelei geneigt, etwas gedrückt auch durch manche herbe Lebenserfahrung. Karoline ist Freundin, Vertraute, Erzieherin Bettinens; alt genug, um bedächtiger als sie zu sein; jung genug, um mit ihr zu Zeiten noch schwärmen und phantasieren zu können. Folgt man Bettinens Erzählung, die im einzelnen zuweilen Dichtung, im ganzen aber Wahrheit bietet, so erfährt man aus ihr die Geschichte einer Freundschaft, die idealer nicht gedacht werden kann und zwischen Frauen, die litterarisch bekannt wurden, auch ihresgleichen nicht mehr hat. Diese Aufzeichnungen der Freundin haben in der That mehr noch als der tragische Tod der Günderode die Nachwelt zur Beschäftigung mit dem Schicksal der unglücklichen Dichterin angeregt und noch ganz neuerdings L. Geiger, E. Rhode, K. B. Stark und andere zu Publikationen veranlaßt. Auf Grund dieser Forschungen wollen wir die kleine Lebensgeschichte nun wiedererzählen.

Karoline v. Günderode.
Nach einer Lithographie von C. Lang.

1.

Karoline von Günderode stammte aus einer alten, angesehenen Familie in Hessen und Baden, die schon von Kaiser Rudolf II in den Freiherrnstand erhoben wurde und eine Reihe von Militärs, Justiz- und Hofbeamten aufweist. Karolinens Vater, Hektor Wilhelm von Günderode (1755—1786), begnügte sich nicht mit seiner amtlichen Stellung in Karlsruhe, sondern hatte auch wissenschaftlichen und litterarischen Ehrgeiz. Er erwarb sich einen guten Ruf als besonnener und gründlicher Historiker, starb aber, mit wenig mehr als dreißig Jahren, zu früh, um das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Nach der Schilderung seines Biographen Posselt war Hektor von Günderode „mehr Beobachter als Sprecher. Es beleidigte ihn, wenn die Leute über Abwesende spotteten. Sein Leben war das Leben eines Mannes, der gern alles thun möchte und noch wenig gethan zu haben glaubte. Bei allem Ehrgeiz sehnte er sich nach Freiheit und Ruhe, er war zur Schwermut geneigt.“ Auch Hektors Bruder Friedrich Justinian von Günderode war litterarisch thätig, doch mehr in schöngeistiger, feuilletonistischer Art. Von ihrem Vater dürfte Karoline nicht bloß den Charakter, sondern auch die litterarischen Neigungen geerbt haben. Sie war auch körperlich dem Vater ähnlich, doch hat er keinen Einfluß auf ihre Bildung genommen, da sie, geboren am 11. Februar 1780 in Karlsruhe, erst sechs Jahre alt war, als er starb. Er hinterließ seine Familie in etwas bedrängten Verhältnissen. Die Pension der Witwe betrug nach der kurzen Dienstzeit des Gatten nur 300 Gulden jährlich. Sie hatte ursprünglich sechs Kinder, fünf Töchter und einen Sohn; doch starben die drei älteren Töchter in früher Jugend wie der Vater an der Auszehrung. Auch die Mutter Karolinens, gleichfalls eine geborene von Günderode, war bei großer Schönheit eine reich begabte und vielseitig gebildete Frau; sie betrieb philosophische Studien mit Vorliebe; Fichtes Schriften waren ihr vertraut, und anonym hat sie manches Gedicht in Zeitschriften veröffentlicht. Nach dem Tode ihres Gatten siedelte sie von Karlsruhe nach Hanau über. Die schmale Witwenpension wurde durch die Einkünfte des Günderodeschen Fideikommisses immerhin soweit ergänzt, daß die Freifrau ein eigenes Haus in Hanau kaufen und ihren Kindern eine gute Erziehung angedeihen lassen konnte. Dazu bot auch die Stadt hinreichend Gelegenheit; sie hatte gute Lehranstalten, lebhaften geselligen Verkehr und ward aus dem nahen Kurorte Wilhelmsbad viel besucht. Seit 1787 blühte Hanau neuerdings auf, da der Erbprinz von Hessen-Kassel, der spätere Kurfürst Wilhelm II, dort seinen Hof hielt und bis zur Franzosenzeit daselbst verblieb. Frau von Günderode hatte auch eine Stellung an diesem Hofe, die sie oft von den Kindern fernhielt.

Ueber das Leben Karolinens bis zu dieser Zeit sind wir wenig unterrichtet, da sich unter den wenigen Briefen, die wir überhaupt von ihr besitzen, keiner aus den Jahren vor ihrer Uebersiedelung in das von Cronstetten-Hynspergsche adelig-evangelische Damenstift in Frankfurt a. M. vorfand. Diese Uebersiedelung machte Epoche in Karolinens Leben.

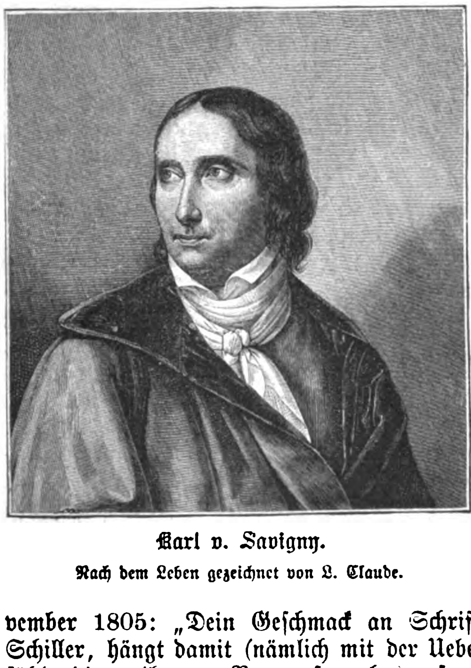
Das adelige Damenstift war 1766 zunächst nur für mittellose Frauen der „Ganerbschaft“ Alt-Limpurg von Fräulein Justine von Cronstetten gegründet worden, und zwar für Witwen oder Fräulein, die das dreißigste Lebensjahr erreicht hatten. Bei Karoline von Günderode, deren Familie auch zum Hause Alt-Limpurg gehörte, machte man jedoch eine Ausnahme, als man sie, die wenig mehr als Siebzehnjährige, am 4. April 1797 ins Stift aufnahm. Der Dienst, den man dem jungen Mädchen damit leistete, war von zweifelhafter Art. Man entlastete wohl die Mutter, sperrte aber die Tochter in eine Art von reformiertem Kloster ein. Denn die Statuten des Stiftes waren sehr streng. Die Damen mußten sich schwarz, zum mindesten dunkel kleiden, durften keine Herrenbesuche empfangen, in keine große Gesellschaft gehen, sollten dem Tanz und dem Theater entsagen, sich aller Karten- und anderen Spiele enthalten, auch aller Klatschereien und üblen Nachreden, und zwar mußten sie all dies eidlich geloben! Mittags und abends mußten sie bei der gemeinsamen Tafel erscheinen, nur ausnahmsweise durften sie auf ihren Zimmern allein essen . . . . Es läßt sich leicht denken, daß

Digitized by Google

eine junge und an den freien Verkehr in Hof und Stadt Hanau gewöhnte Dame wie Karoline das Leben im Stift als eine Beschränkung ihrer Freiheit empfinden mußte und jede Gelegenheit, auswärts zu verkehren, mit Freuden ergriff. Daß sie unter den Stiftsdamen selbst eine Freundin gefunden hätte, ist nicht bekannt; alle, die sie liebten, lebten draußen.

Und was war das für ein bewegtes Leben da draußen! Man erinnere sich nur an alle die großen Umwälzungen in der politischen und geistigen Welt, welche gerade um die Wende des Jahrhunderts in Deutschland und ganz Europa stattfanden. Die französische Revolution vom Jahre 1789 hatte eine neue Zeit eröffnet. Als die Günderode in das Alter kam, wo sie schon selbst denken und urteilen konnte, da war der Stern Napoleon Bonapartes im vollen Aufsteigen. Man sah in ihm schon den Selbstherrscher der Franzosen; die öffentliche Meinung war geteilt in Gegner und Bewunderer seines Genies; man stritt über den Wert der verschiedenen Verfassungen: Republik und Monarchie. Man ahnte damals freilich noch nicht, daß Deutschland mit dem bewunderten Genie des Schlachtfeldes bald auf Leben und Tod ringen werde. In diesem großen Parteigegensatz der Zeit stand Karoline auf seiten der Republikaner; sie bewunderte nicht den Eroberer, wie die meisten Menschen in ihrer Umgebung, und zeigte wenig Sympathie für Frankreich. Die großen Schöpfungen des goldenen Zeitalters unserer Litteratur blieben natürlich nicht ohne Einfluß auf das begabte Stiftsfräulein. Karoline las sehr viel: Dichter und Philosophen, Romane und Geschichtswerke, und suchte zu mehr als bloß dilettantischen Einsichten zu gelangen. Besondere Freude bereiteten ihr Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Und wie für Herder war sie auch für den demokratischen Jean Paul eingenommen. Den tiefsten Eindruck scheint indes Schiller auf sie gemacht zu haben. An seinen Werken bildete sich ihre eigene dichterische Sprache; sein Sinn für Geschichte, seine philosophische Aesthetik und sein Idealismus entsprachen ihrem eigenen dichterischen und zur Reflexion neigenden Naturell, und sie hielt zu ihm, obwohl ein Teil ihres Freundeskreises aus seinen Gegnern bestand und sie von ihm abzulenken bestrebt war. So schrieb ihr Savigny aus Marburg am 29. November 1805: „Dein Geschmack an Schriftstellern, z. B. an Schiller, hängt damit (nämlich mit der Ueberspannung der Gefühle, die er ihr zum Vorwurf machte) zusammen. Denn, was ist das Charakteristische an diesem als der Effekt durch eine deklamatorische Sprache, welcher keine korrespondierende Tiefe der Empfindung zum Grund liegt?"

Bettina v. Arnim.



Karl v. Savigny.
Nach dem Leben gezeichnet von L. Claude.

Doch damit haben wir schon der Zeit vorgegriffen und den Kreis von Freunden berührt, der auf das Schicksal der Günderode so stark eingewirkt hatte. Das Leben des Weibes wird ja mehr noch als das des Mannes von seiner Umgebung bestimmt.

Der eben erwähnte Karl von Savigny, der später so berühmt gewordene Rechtslehrer und Begründer der historischen Rechtsschule, von dessen Methode auch Jakob Grimm den Anstoß zu seinen epochemachenden deutschen Sprach- und Altertumsforschungen erhielt, spielte eine bedeutsame Rolle im Leben der Günderode. Er stand ungefähr in gleichem Alter mit ihr. Savigny wurde am 21. Februar 1779 in Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater als Vertreter mehrerer Fürsten und auch als Kreisabgesandter des oberrheinischen Kreises lebte. Doch starben Savignys Eltern frühzeitig, er wurde bei seinem Obervormund von Neurath in Wetzlar erzogen und studierte dann in Göttingen (1796 bis 1797) und Marburg (1798 bis 1799) Jurisprudenz. Im Sommer pflegte sich Savigny auf dem väterlichen Gute Trages bei Hanau aufzuhalten, und hier war es, wo ihn Karoline von Günderode bei der gemeinsam befreundeten Familie Leonhardi kennenlernte. Der junge Savigny war eine früh gereifte männliche Erscheinung, von feinen Umgangsformen, klarem, zielbewußtem Willen; 1800 ward er Doktor der Rechte und habilitierte sich auch gleich als Privatdocent in Marburg. Dieser hochbegabte Mann konnte nicht ohne Eindruck auf das Gemüt Karolinens bleiben, und es sind mehrere Brieflein von ihr an ihre Freundin Karoline von Barckhaus, geb. Leonhardi, erhalten, in denen sie ihrer Liebe rührend und liebenswürdig Ausdruck gab. Den Sommer 1799 verbrachte die Günderode bei ihrer Mutter in Hanau. Sie war leidend, Kopf- und Augenschmerzen plagten sie, und sie zog sich so viel als möglich vom geselligen Leben zurück. Auch das Herz war ihr schwer, denn sie wußte nicht, ob sie wieder geliebt werde und Hoffnungen hegen dürfte. In dieser Not eröffnete sie sich der Frau von Barckhaus, die auch Savigny gut kannte. Ihr schrieb sie am 4. Juli 1799 aus Hanau:

Clemens Brentano.
Nach der Büste von Chr. Fr. Tieck.

„Schon beim ersten Anblick machte Savigny einen tieferen Eindruck auf mich; ich suchte es mir zu verbergen und überredete mich, es sei bloß Theilnahme an dem sanften Schmerz, den sein ganzes Wesen ausdrückt, aber bald, sehr bald belehrte mich die zunehmende Stärke meines Gefühls, daß es Leidenschaft sei, was ich fühle. Ich wußte mich vor Freuden kaum zu fassen, als Sie mir in Ihrem letzten Briefe schrieben, Savigny käme nach Wilhelmsbad. Zürnen möchte ich mit mir selbst, daß sich mein Herz so schnell an einen Mann hingab, dem ich wahrscheinlich ganz gleichgiltig bin; aber es ist nun so, und mein einziger Trost ist, bei Ihnen, Beste, freundliche Theilnahme zu suchen . . ."

Frau von Barckhaus versagte ihr diese Teilnahme nicht, aber sie suchte Karolinen auf andere Gedanken zu bringen und

Digitized by Google

gab der Meinung Ausdruck, daß der junge Rechtsgelehrte, der nur der Wissenschaft lebte, „über seine künftige Bestimmung noch völlig unentschieden sei".

Savigny war indes viel empfänglicher für die Liebe der Günderode, als ihre gemeinsame Freundin dachte; es sind Zeugnisse dafür vorhanden, daß er sich auch mit ernsteren Absichten ihretwegen trug, denn er holte bei seinem Freunde Creuzer Erkundigungen über die Verhältnisse der Freifrau von Günderode, Karolinens Mutter, in Hanau ein, und erst die erhaltenen Auskünfte dürften ihn zur Zurückhaltung bestimmt haben. Leicht ist sie ihm nicht geworden. Der Verkehr mit dem schönen, in all seiner Verschlossenheit, die ihr Savigny später vorwarf, immer anziehenden Mädchen hatte sich in den Sommermonaten 1799 schon recht lebhaft gestaltet. Man las gemeinsam Goethesche Dichtungen, und gewiß hat Savigny in dieser Zeit Einfluß auf den litterarischen Geschmack der Günderode genommen, wie er ihr auch später noch mit Ausleihen von Büchern behilflich war. Aber wenn sie auch nicht zusammenkommen konnten, so bewahrten sich diese zwei edlen Menschen doch ein reines Herz, und es blieb keine Bitterkeit in dem Mädchen zurück, das entsagen mußte. Er wiederum bewahrte vor ihr stets eine ritterlich galante Haltung, die sich bis zur wärmsten brüderlichen Teilnahme steigern konnte. Den Verleumdungen, die ihr vielfach zu teil wurden, schenkte er keinen Glauben.

Als er sich verlobte, ruhte er nicht, bis ein freundschaftliches Verhältnis zwischen seiner Braut und Karolinen angebahnt war. „Es müßte entsetzlich unnatürlich zugehen" — schrieb er der Günderode im Herbst 1803 — „wenn wir beide nicht sehr genaue Freunde werden sollten. Sie glauben nicht, mit welcher Klarheit und Gewißheit ich einsehe, daß die Natur diesen Plan mit uns hat..." Und er hielt zu ihr in den kritischsten Zeiten ihres Lebens, bis zu ihrem nur allzu frühen Tode.

2.

Karolinens Beziehungen zu Savigny wären schwerlich so dauernd geblieben, wenn nicht beide in Verbindung mit der Familie Brentano geraten wären. Savigny wurde im August 1799 mit Clemens Brentano in Jena bekannt, kurz nachdem er die Günderode verlassen und auf eine Reise nach Sachsen gegangen war. Durch Clemens lernte er dessen Schwestern kennen, deren älteste, Kunigunde, er 1804 heiratete. Die Günderode wurde um das Jahr 1801 mit der jüngeren Schwester Bettina befreundet, und diese Freundschaft muß als das größte Glück in dem kurzen Leben Karolinens betrachtet werden. Denn nachdem sie mit Mühe die Leidenschaft für Savigny überwunden hatte, geriet sie in schwermütige Stimmungen, die durch Kränklichkeit und Einsamkeit nur noch gesteigert wurden. Den Winter 1800 verbrachte sie wieder außerhalb des Stifts, bei ihrem Großvater in Butzbach, der durch den Tod seiner Frau vereinsamt war. Sie blieb mehrere Monate bei ihm, und die Briefe, die sie von Butzbach aus an Frau von Barckhaus richtete, zeigen uns die inneren Kämpfe eines jungen, nach Harmonie und Stärke strebenden Herzens, das einen Umgang und eine Thätigkeit vermißte, die es befriedigen könnten. Es fand sie weder im Stift noch außerhalb desselben. Aus dem Sommer 1800 stammt die folgende briefliche Aeußerung Karolinens: „Ich muß Dir nur gestehen, daß mir vor meiner Zurückkunft ins Stift beinahe bange ist, und daß ich es darum auch wieder verschieben werde, hinzugehen . . ." Aber sie kehrte doch wieder dahin zurück, und da war es ein Glück, daß sie die Bekanntschaft Bettinens machte.

Wie dieser Verkehr zustande kam, das wissen wir nicht. Bettina erzählt zwar in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", die Günderode wäre zu ihr nach Offenbach gekommen und hätte sie aufgefordert, sie doch in der Stadt zu besuchen; doch setzt auch schon dieser Besuch in Offenbach eine vorhergegangene Bekanntschaft Karolinens mit der Familie Brentano voraus. Bettina, geboren in Frankfurt a. M. am 4. April 1785, war um fünf Jahre jünger als Karoline. Zu der Zeit, da sie deren Bekanntschaft machte, lebte sie mit ihren Geschwistern Lullu, Meline und Kunigunde bei ihrer Großmutter Sophie von La Roche, der einst viel gelesenen Romandichterin und Jugendfreundin Wielands, in Offenbach a. M. Ihre beiden Eltern waren gestorben, als Bettina noch ein Kind war. Die Mutter Maximiliane, deren Schönheit und Frische Goethe in der Wertherzeit so sehr entzückt hatten, starb schon 1793, wo sie erst 37 Jahre alt war, aber schon acht Kindern das Leben gegeben hatte. Der Vater, Pietro Antonio Brentano, ein nüchterner, aber umsichtiger und erfolgreicher Kaufmann in Frankfurt, war seiner Frau wenig später, 1797, nachgefolgt, nachdem er noch ein drittes Mal geheiratet hatte. Der älteste Sohn der Familie führte das Geschäft weiter. Aber es läßt sich leicht denken, daß die Geschwister unter der Aufsicht der guten alten Großmutter in wenig beschränkter Freiheit aufwuchsen. Unmittelbar nach dem Tode ihrer Mutter war Bettina zur Erziehung ins Kloster der Ursulinerinnen in Fritzlar gegeben worden, wo sie vier Jahre blieb, bis sie nach Offenbach zurückkehrte.

Sie war die begabteste von allen Schwestern, aber auch die unbändigste; in diesen jungen Jahren mehr Knabe als Mädchen, eine wilde Hummel, die auf alle Bäume kletterte, jede Mauer erstieg, mit ihren feurigen Augen die Leute anblitzte und aus ihrer Meinung kein Geheimnis machte. Wer ihr nicht gefiel, dem sagte sie's ins Gesicht, mochte es eher grob als artig ausfallen. Von mädchenhafter Scheu und Zurückhaltung keine Spur, sprunghaft und launisch in ihren Stimmungen. Dabei aber doch von höchstem Seelenadel instinktmäßig geführt, überströmend von unbewußter Poesie, dämonisch geleitet von einer unsagbaren Sehnsucht nach Klarheit, Erkenntnis und großen Thaten. Ausdauer zu methodischen Studien fehlte ihr; der Schneckengang des gewöhnlichen Unterrichts langweilte sie; aber sie lernte in Stunden, was andere in Wochen, in Jahren kaum erlernen konnten, und sie war geistig früher denn als Weib gereift. Man konnte mit ihr vernünftig, ja tiefsinnig sprechen, indes sie im Handumdrehen wieder zum Kinde wurde. Nichts war Absicht oder vorbereitende Ueberlegung, alles Begeisterung, Eingebung, Offenbarung in ihr; sie wußte selbst noch nicht, wie schön oder wie tief sie sprach. Bequem war sie niemand; Feinde, die sie für vorlaut, kokett und frech hielten, hatte sie genug. Sie selbst war stark im Hassen, aber stärker doch noch in der Liebe. An wen sie sich einmal angeschlossen hatte, an dem hing sie treu mit der ganzen Macht ihres dämonischen Wesens, und wenn sie auch mit dem fortschreitenden Alter ihre ursprüngliche Naivität verlor: die Kraft zu lieben und sich zu begeistern bewahrte sich Bettina bis in ihr hohes Alter, mit dieser Kraft wirkte sie noch als Greisin auf ihre Zeitgenossen ein.

Als sich nun die wenig mehr als zwanzigjährige Günderode und die frühreife Bettina zusammenfanden, da entstand ein wundersames Ineinanderleben zweier Mädchen, die sich gegenseitig ergänzten. Denn wovon Bettina zu wenig hatte: den Sinn fürs Maß, für die äußere schöne Form im Leben sowohl wie in der Kunst, die weiblich keusche Zurückhaltung in der Mitteilsamkeit des übervollen Herzens, davon hatte Karoline fast zu viel. Diese ging z. B. in ihrer Verschlossenheit einmal so weit, ihrer intimen Freundin den Tod ihrer Schwester erst nach vielen Wochen mitzuteilen, sie mußte vorerst allein mit ihrem Schmerz fertig werden. Gemeinsam war beiden die Begeisterung für Poesie; aber Bettina wollte echt romantisch die Poesie nur erleben, sie war unerschöpflich in Erfindung neuer Sensationen, kein Abenteuer schreckte sie zurück, wenn es etwas versprach. Karoline hingegen war zurückhaltend und beschaulich; Schillers ästhetische Abhandlungen, die Bettinen wenig gefielen, boten ihr höchsten Genuß. Und gerade diese Ruhe, dieses gehaltene Wesen der Günderode übte durch seinen Kontrast einen unsäglichen Zauber auf die ewig bewegte Bettina aus. Karoline hatte Geist und Güte genug, um diesen Brausekopf zu verstehen und zu lieben. Bettinens Erziehung wurde durch die Günderode vollendet. Daher die unvergängliche Treue, mit der die jüngere und überlebende Freundin an der ältern hing.

Bettina hat von der äußeren Erscheinung der Günderode eine Schilderung entworfen, die wir nicht überschlagen dürfen. In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" schrieb sie:

„Ihre kleine Wohnung (im Stift) war ebener Erde nach dem Garten; vor dem Fenster stand eine Silberpappel, auf die kletterte ich während dem Vorlesen; bei jedem Kapitel erstieg ich einen höheren Ast und las von oben herunter; sie stand am Fenster und hörte zu und sprach zu mir hinauf, und dann und wann sagte sie: ‚Bettina, fall' nicht'; jetzt weiß ich erst, wie

Digitized by Google

glücklich ich in der damaligen Zeit war, weil alles, auch das Geringste, sich als Erinnerung von Genuß in mich eingeprägt hat; — sie war so sanft und weich in allen Zügen wie eine Blondine. Sie hatte braunes Haar, aber blaue Augen, die waren gedeckt mit langen Augenwimpern; wenn sie lachte, so war es nicht laut, es war vielmehr ein sanftes, gedämpftes Girren, in dem sich Lust und Heiterkeit sehr vernehmlich aussprach; — sie ging nicht, sie wandelte, wenn man verstehen will, was ich damit auszusprechen meine; — ihr Kleid war ein Gewand, was sie in schmeichelnden Falten umgab, das kam von ihren weichen Bewegungen her; — ihr Wuchs war hoch, ihre Gestalt war zu fließend, als daß man es mit dem Worte schlank ausdrücken könnte; sie war schüchtern-freundlich und viel zu willenlos, als daß sie in der Gesellschaft sich bemerkbar gemacht hätte...."

Und fast gleichlautend äußerte sich Bettina in dem von der „Gartenlaube" 1868 mitgeteilten Gespräch mit Max Ring, zu dem sie noch sagte: „Das meiste und beste, was ich geworden bin, habe ich der Günderode zu danken ... Ihr ganzes Wesen war verkörperte Poesie, sie selbst eine begabte Dichterin. Ihre Verse klangen, wenn sie las, wie eine fremde Sprache, die ich mir erst übersetzen mußte, aber sie waren reich an sinnigen Gedanken. Weit größer aber als ihre poetische Begabung war ihre philosophische und wissenschaftliche Bildung. Sie wollte mich Philosophie lehren und drang darauf, daß ich mich an ein logisches Denken gewöhnen sollte, wie sie auch in allen übrigen Dingen auf eine gewisse Ordnung hielt, weshalb sie mir mein zerfahrenes und wildes Wesen zum Vorwurf machte ..."

Durch Bettina lernte die Günderode deren um zehn Jahre älteren Bruder Clemens Brentano kennen, der schon damals sich durch einen Roman („Godwi") und durch Gedichte rühmlich bekannt gemacht hatte und noch zu Lebzeiten der Günderode mit seinem Freunde Arnim die Sammlung deutscher Volkslieder „Des Knaben Wunderhorn" (1805) herausgab. Zu der Zeit stand Brentano in voller Gärung, kaum fertig mit seinen Universitätsstudien. Der echte Bruder Bettinens, war auch er eine impulsive Natur, ohne die Kraft, sich zu regieren. Genial veranlagt, hatte er, gleich der Schwester, den Hang, immerfort über sich selbst zu grübeln, sich selbst zu bespiegeln, die eigenen Phantasiegebilde zu zersetzen und also nie mit sich fertig zu werden, zu keiner Befriedigung zu gelangen. Auf die Günderode machte der schöne und so reich begabte junge Dichter zuerst einen großen Eindruck, wie er überhaupt stark auf Frauen wirkte. Auch sie blieb Clemens nicht gleichgültig; aber zu der Zeit fühlte er sich noch zu jung, um sich schon binden zu lassen. Von Karolinen hat Bettina ein nicht gerade vollkommenes Gedicht „An Clemens" in ihrem Buche „Günderode" gedruckt, das ihn als die Verkörperung der Poesie feiert.

Es blieb jedoch nicht lange bei diesem Enthusiasmus. Die Günderode mußte bald erkennen, daß sie den Dichter vom Manne trennen mußte. Brentano nahm es mit der Treue zu den Frauen nicht sehr genau, und der übermütige Ton, den er ihr gegenüber anschlug, konnte unmöglich von ihr ertragen werden. Es kam zwar zu keinem völligen Bruch, wohl mit Rücksicht auf Bettina; aber Karoline ließ Clemens nicht im unklaren, wie sie über ihn denke. In dem einzigen ihrer Briefe an ihn, der bisher bekannt geworden ist, schrieb sie ihm (am 10. Juni 1804) ganz entschieden: „Meine Beziehung zu Ihnen ist nicht Freundschaft, nicht Liebe, meine Empfindung bedarf daher keines Verhältnisses, sie gleicht vielmehr dem Interesse, das man an einem Kunstwerk haben kann; aber verworrene, mißverstandene Verhältnisse könnten mir dies Interesse trüben." Das war deutlich genug. Karoline konnte ihm nicht in die Augen sehen, sie fand seinen Blick „verzehrend". Bettina selbst scherzt im „Frühlingskranz" über die ewige Verliebtheit ihres jungen Bruders, der in jedem Städtchen ein ander Mädchen verehrte. Brentanos Benehmen gegen die Günderode war denn auch später nicht entfernt so ritterlich und teilnahmsvoll wie das seines Schwagers Savigny. In den an sie selbst gerichteten Briefen lobte er ihre Gedichte; in Aeußerungen gegen andere sprach er mit viel weniger Anerkennung von ihnen, und auch über ihren Charakter fällte er voneinander abweichende Urteile. Er war eben kein zuverlässiger Freund.

3.

Die Günderode strebte nach dem Höchsten in der Kunst. Allein ihre dichterische Begabung stand nicht auf der Höhe ihres Ehrgeizes. Was sie als Weib so anziehend und liebenswürdig machte, ihr mehr passives, bescheiden sich zurückhaltendes als sich persönlich vordrängendes Naturell, das mußte sie als Künstlerin auf ein kleines Gebiet der Kunst beschränken. Sie hatte nur zur Lyrik Talent, weniger zur Erzählung, noch weniger zum Drama, wiewohl sie sich mehrfach darin versuchte. Ihr fehlte Gestaltungskraft, der Sinn für Handlung und theatralische Wirkung, um es im Drama oder in der Erzählung zu großen Leistungen bringen zu können. Dazu kam noch ihre Neigung zur Philosophie, ihr Hang, großen allgemeinen Begriffen nachzugehen, der sich aus ihrer Existenz wohl begreifen läßt. Wie unbefriedigt lebte sie dahin! Schön, jung, begabt, wie sie war, mußte sie einsam verkümmern. Wo sie geliebt hatte, wurde sie enttäuscht. Dabei war ihre Gesundheit zart und häufig gestört. Was Wunder also, wenn sie sich aus der Wirklichkeit in das Reich der Ideen flüchtete und am liebsten über das Geheimnis des Todes nachdachte oder den Gegensatz von Tod und Leben, von Gegenwart und Vergangenheit betrachtete. In der Betrachtung des Ewigen suchte sie Trost für ihr unbefriedigtes Herz, im Kultus der Ideen eine Erhebung über das Irdische. Im Grunde erschien ihr die Liebe einzig und allein als der wahre Zweck alles menschlichen Lebens. In dem Gedichte „Der Franke in Aegypten", das auch Brentano als ein vollendetes bezeichnete, sprach sie es aus. Alles schon hat der Franke versucht, um die Sehnsucht seiner Seele zu stillen:

„Ins Gewühl der Schlachten
Warf ich durstig mich,
Aber Ruhm und Schlachten
Ließen traurig mich:
Der Lorbeer, der die Stirne schmückt,
Er ist's nicht immer, der beglückt."

Auch die Wissenschaften befriedigten ihn nicht, bis er endlich das Mädchen findet, das er lieben kann:

„Nicht an fernen Ufern, nicht in Schlachten,
Wissenschaften, nicht an eurer Hand,
Nicht im bunten Land der Phantasien
Wohnt des durst'gen Herzens Sättigung.
Liebe muß dem müden Pilger winken,
Myrten keimen in dem Lorbeerkranz,
Liebe muß zu Heldenschatten führen,
Muß uns reden aus der Geisterwelt."

Und die Liebe ist das Thema ihrer Poesie in den verschiedensten Variationen. Die trüben Erfahrungen ihres Herzens spiegeln sich in ihren Gedichten. In einem derselben „Ariadne von Naxos" ruft sie aus:

„Betrogner Liebe Schmerz soll nicht unsterblich sein!
Zum Götterlos hinauf mag sich der Gram nicht drängen,
Des Herzens Wunde hüllt sich gern in Gräbernacht."

Es ist die eigene Ironie ihrer Lebenstragödie, daß sich dieses Gedicht selbst in ihrem Schicksal bewahrheiten sollte. Sie hat blutigen Ernst mit ihrer Meinung gemacht. Und da es uns hier nicht auf eine eigentlich litterarische Würdigung der Günderodeschen Dichtungen ankommt, so verlassen wir das dünne Bändchen ihrer Muse, wie es uns in der schon so selten gewordenen Quartausgabe von Friedrich Götz in Mannheim (1857) vorliegt, und wenden uns zum letzten Kapitel ihres Lebensromans, der mit Friedrich Creuzer erlebten Tragödie.

4.

Friedrich Creuzer (geboren am 10. März 1771 in Marburg, gestorben am 16. Februar 1858 in Heidelberg) war seit dem Frühjahr 1804 in Heidelberg Professor der Philologie. Von Haus aus unbemittelt, hatte er sich mit größtem Fleiß bis zu der schönen Stellung eines Universitätslehrers emporgearbeitet und noch als Privatdocent in Marburg die um dreizehn Jahre ältere Witwe des Professors Leske, Sophie, geheiratet. Er war ein hervorragender Gelehrter, der in der deutschen Wissenschaft vom klassischen Altertum eine epochemachende Stellung einnahm. Den Zusammenhang der alten Religionen und Philosophiesysteme mit dem ganzen Leben der Völker und ihr Verhältnis zum Christentum zu erkennen, das war sein wissenschaftliches Ziel. Er hat in seiner langen akademischen Laufbahn anregend nach vielen Seiten hin gewirkt. Männer wie Savigny (der ihn auch in seiner

Digitized by Google

Studienzeit materiell unterstützte), Wilhelm von Humboldt, Edgar Quinet, Guizot — um nur einige der bekanntesten zu nennen — waren ihm persönlich befreundet, haben seine wissenschaftlichen Leistungen hochgeschätzt und anerkannt. Aber der große Gelehrte war Meister nur in seiner Bücherwelt, dem Leben stand er hilflos wie ein Kind gegenüber.

Wenige Monate nach seiner Uebersiedelung nach Heidelberg, im August 1804, lernte er Karoline von Günderode kennen. Sie war von Frankfurt zum Besuche der Frau des Professors Daub, des berühmten Theologen, herübergekommen, die sie noch von Hanau aus kannte. Creuzer war mit Daubs befreundet. Karoline sehen und lieben war für ihn Eines. Er war kein schöner Mann und wußte das auch; er war auch ein bescheidener, wenig selbstbewußter Mann. Auf dem Altane des Schlosses Heidelberg sah er Karoline zum erstenmal, und seitdem war er wie verwandelt. „Nie" — schrieb er am 17. August 1804 — „bin ich für das äußere Leben mit all seiner Herrlichkeit unempfänglicher gewesen als jetzt, aber auch nie in meinem Leben so glückselig. Der Tod ist besser als das Leben. Wer sie doch zerreißen könnte die Bande dieses Lebens und entbehren könnte die Klugheit dieser Welt!"

Auch auf Karoline hatte er sofort einen tiefen Eindruck gemacht. Sie war ihm seelisch verwandt: schwärmerisch, zur Mystik geneigt wie er, mit dem Herzen denkend, Poesie und Philosophie vermischend wie er. Und dabei stand Creuzer in seinem Wissen hoch über ihr, so daß sie als Schülerin zu ihm emporblickte. Das mußte der Mann sein, den sie suchte, denn sie konnte nur dort lieben, wo sie gleichzeitig auch verehrte! Von den vielen Briefen, die zwischen beiden nun gewechselt wurden, haben sich Karolinens Briefe nur ganz vereinzelt, Creuzers hingegen fast sämtlich erhalten. Aber auch einzelne Gedichte von ihr, und nie hat sie wärmere Töne gefunden als in dieser Zeit.

Wie tiefempfunden ist z. B. das folgende, welches erst neuestens (im vorigen Jahre) zum Druck gelangt ist:

Die eine Klage.

Wer die tiefste aller Wunden
Hat in Geist und Sinn empfunden,
Bittrer Trennung Schmerz;
Wer geliebt, was er verloren,
Lassen muß, was er erkoren,
Das geliebte Herz;

Der versteht in Lust die Thränen
Und der Liebe ewig Sehnen:
Eins in Zwei zu sein,
Eins im andern sich zu finden,
Daß der Freiheit Grenzen schwinden
Und des Daseins Pein.

Wer so ganz in Herz und Sinnen
Konnt' ein Wesen liebgewinnen,
O, den tröstet's nicht,
Daß für Freuden, die verloren,
Neue werden neu geboren:
Jene sind's doch nicht.

Das geliebte, süße Leben,
Dieses Nehmen und dies Geben,
Wort und Sinn und Blick,
Dieses Suchen und dies Finden,
Dieses Denken und Empfinden
Giebt kein Gott zurück.

Kein Wunder, daß bei Creuzer bald der Plan feststand, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und Karoline zu heiraten. Das war nun freilich leichter gedacht als gethan. Zwar war Frau Creuzer eine gutmütige, leicht bestimmbare Frau. Nachdem ihr der Gatte erklärt hatte, wie es um sein Herz stehe, fand sie sich bereit, ihm, dem um so viel jüngeren Manne, zu entsagen. Aber sie blieb nicht bei ihrer Meinung; kurz darauf erklärte sie: sie wolle ihm zwar entsagen, aber das wäre auch ihr Tod! Creuzer war seinerseits dieser Frau doch zu sehr verpflichtet, um ihr das Aeußerste anzuthun. „Ich bin nicht hart genug, töten zu können. Sterben kann ich." Nun begann eine Zeit der Qual für ihn, des Konfliktes zwischen Leidenschaft und Pflicht. Savigny, der beiden doch so gut gesinnt war, mahnte ihn zur Entsagung, verwies ihn auf die Wissenschaft, seine einzige und höchste Göttin, bei der er Trost finden könne, warnte Karoline vor Ueberspannung der Gefühle. Creuzer bäumte sich dagegen auf und schmiedete allerlei Pläne, um aus der Herzensnot zu kommen, die Geliebte zu erringen und doch auch die gute alte Frau zu versorgen. Weg von Heidelberg, bis nach Moskau wollte er gehen und für Sophie eine Pension aussetzen. Aber alle Pläne zerschlugen sich, es war nicht möglich, die finanzielle Frage zu lösen. Anstatt mit kurzem männlichen Entschluß der Sache so oder so ein Ende zu machen, blieb Creuzer schwach und unentschlossen, allerdings Karoline auch, die mit mächtiger Leidenschaft an ihm hing. Seinetwegen hatte sie sich mit Bettina überworfen. Diese ward zunächst vielleicht nur aus Eifersucht eine Feindin Creuzers; ihr Instinkt stieß ihn zurück. Er war ihr kein rechter, ganzer Mann, er war ihr zu häßlich, zu unselbständig. Und in ihrer Art gab sie's ihm auch deutlich zu verstehen. Das verletzte ihn und infolgedessen auch Karoline, und sie brach den Verkehr mit Bettina, so viel Schmerz es ihr auch verursachte, kurzweg ab. Im November 1805 schrieb sie Creuzer neuerdings, daß sie entsagen wolle:

„Siehe, es ist mir freier und leichter geworden, seit ich allem irdischen Hoffen entsagte. In heilige Wehmut hat sich der ungestüme Schmerz aufgelöst. Das Schicksal ist besiegt. Du bist mein über allem Schicksal. Es kann Dich mir nichts mehr entreißen, da ich Dich auf solche Weise gewonnen habe . . . Such doch Sophiens Vertrauen zu gewinnen. Sag ihr, wir hätten entsagt . . ." Und ebenso in einem längeren Gedicht.

Aber es blieb doch nicht bei diesem Entschluß. Sahen sich die Liebenden auch sehr selten, so wurde der briefliche und litterarische Verkehr doch fortgesetzt, und die Leidenschaft kam nicht zur Ruhe. Creuzer veröffentlichte in seiner neuen Zeitschrift „Studien", die nur wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet war, ein Drama von der Günderode, „Mahomed", und das machte wieder großes Aufsehen. So flammte die Leidenschaft immer von neuem auf; nach einem verliebten Schreiben folgte bald wieder die nüchterne Erwägung, daß die Verbindung denn doch nicht möglich sei, und so ging das monatelang zur gegenseitigen Qual fort. Gewiß hätte Creuzer als Mann stärker sein sollen; er war unklar und konnte den Gedanken der Möglichkeit eines rein platonischen Liebesverhältnisses nicht aufgeben, indes sich Karoline vor Sehnsucht verzehrte. Er erschrak, als sie endlich Forderungen zu einer kühnen That an ihn stellte, und rechnete ihr alle materiellen Bedenken vor, die einer Verbindung im Wege stünden. Die Mißverständnisse häuften sich; Creuzer nannte Karoline seine „liebe Peinigerin", der Ton ihrer Briefe wurde unerquicklich. Schließlich, Mitte Juli 1806, verfiel er in eine schwere Krankheit, und von ihr errettet, ließ er am 18. Juli seine Freunde, die Professoren Schwarz und Daub, rufen und „entsagte vor ihnen feierlich seinen bisherigen Verhältnissen", und Daub mußte es übernehmen, „dieses alsobald der Günderode zu schreiben".

Und nun kam die Katastrophe. Karoline war schon durch die Korrespondenz mit Creuzer in den letzten Wochen, die ihr immer klarer die Unhaltbarkeit des Verhältnisses fühlbar machte, sehr erregt. Den Juli verbrachte sie in Winkel am Rhein in gemeinsamer Wohnung mit ihren Freundinnen Paula und Charlotte Servière. Dort erwartete sie immer vergeblich Briefe von ihrem geliebten Creuzer; sie wußte nicht, daß er krank war. Da kam endlich am 26. Juli ein Brief, nicht an sie, sondern an die Freundin gerichtet. Daub hatte die Absage Creuzers Karolinen auf Umwegen vermitteln wollen. Er schrieb an eine gemeinsame Freundin, Frau Susanna von Heyden in Frankfurt, sie möchte Karoline benachrichtigen. Doch auch sie vermied es, Vermittlerin der Hiobspost zu sein, und schrieb daher an Charlotte Servière, sie möge die Günderode auf die Absage Creuzers vorbereiten und ihr endlich diese schonungsvoll mitteilen. Karoline aber, gespannt auf die ersehnten Briefe, wie sie schon war, übernahm vom Boten, dem sie entgegenlief, den an die Servière gerichteten Brief der Heyden, ging auf ihr Zimmer, erbrach ihn und las so die böse Botschaft ohne die von allen Freunden gewünschte Vorbereitung. Das traf sie zu Tode. Ihr Entschluß war rasch gefaßt. Scheinbar ganz unbefangen nahm sie von der Servière Abschied zu einem kleinen Spaziergange am Rhein, wie sie ihn abends oft zu machen pflegte. Aber sie kam nicht wieder. Beunruhigt suchten die Freundinnen sie auf dem Zimmer, fanden dort den erbrochenen Brief und ahnten gleich ein Unglück. Man forschte die ganze Nacht nach ihr, doch erst am Morgen fand man ihre Leiche in einem Gebüsch am Rhein, von dem Dolch durchbohrt, den sie seit längerer Zeit bei sich zu tragen pflegte, und den ihr Bettina schon einmal hatte entwinden müssen. — —

Der Tod erlöste sie von einem Dasein, in dessen Schranken sie sich nicht fügen konnte. Da Karolinen die Erfüllung des natürlichen Frauenberufes nicht gestattet war, so hatte sie bei der Ueberspanntheit ihres Wesens den festen Boden der weiblichen Existenz verloren. Da sie die Liebe nicht fand, wünschte sie sich den Tod. Wissenschaft, Kunst, Litteratur — so viel Verständnis sie für sie hatte — konnten sie nicht über den Mangel an Liebe trösten. Das macht ihr Schicksal zu einer so reinen Tragödie, in der sich das Schicksal so vieler ihres Geschlechts spiegelt. Und darum kann man ihrer nie vergessen.

tz

Bethlehem.
Nach dem Gemälde von Paul Linke.

Digitized by Google

Die Ausstellung nationaler Frauenarbeiten im Haag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von den holländischen Frauen wurde während des verflossenen Sommers im Haag eine Ausstellung veranstaltet, die auch in den Frauenkreisen Deutschlands ein lebhaftes Interesse erweckt hat. Sie zeigte einerseits, was die Frau im Kulturleben geleistet hat, und suchte anderseits über die neuen Bahnen, auf welchen das Los der Frauen gebessert werden soll, Aufklärung zu verbreiten. Das letztere Ziel war das bedeutsamere, und treffend hob Frau Goekoop die Tendenz der Ausstellung hervor, indem sie in der Eröffnungsrede sagte: „Wir haben nicht für uns selbst gearbeitet, sondern für die Zukunft, für die Frauen, die nun noch kleine Mädchen sind, denn vornehmlich das junge kommende Geschlecht wird die Früchte unseres Strebens pflücken."

Und weil der Grundgedanke der ganzen Ausstellung dem Bestreben galt, den Frauen der Zukunft ein sicheres, besseres Los zu schaffen, so sollte es ein Kindermund sein, welcher das wichtigste Wort des Tages aussprach und die Ausstellung für eröffnet erklärte! Das war nun zum mindesten sehr ungewöhnlich, verfehlte aber seine Wirkung auf die Anwesenden keineswegs.

Ungewöhnlich war noch manches bei dieser Ausstellung, so auch der Umstand, daß sie am Eröffnungstage, dem 9. Juli, vollständig fertig war, was man nur wenigen Ausstellungen nachrühmen kann.

Die historische Abteilung sollte beweisen, welche Rolle die Frau zu allen Zeiten in der Volksentwicklung gespielt hat. Bilder und Schriften berühmter niederländischer Frauen, aber auch Handarbeiten und Kunstwerke zeugten von dem Geist und Streben der „guten alten Zeit". Ein prächtiges Bild stellte die „Weiber von Weinsberg" dar, welche nach Erlaubnis Kaiser Konrads III die belagerte Stadt verlassen und das Liebste mitnehmen dürfen, was sie besitzen: da tragen die Frauen ihre Männer, die Mädchen ihre Brüder mit Aufbietung aller Kräfte zur Stadt hinaus.

Neben den Leistungen aus alter Zeit waren ferner Kunstwerke zu schauen, welche die Frauen der Gegenwart geschaffen haben. Sehr gut war zunächst die Malerei vertreten. Nur die ersten niederländischen Künstlerinnen waren zur Beteiligung aufgefordert worden, von denen viele auch in Deutschland nicht unbekannt sind.

Auch Musik und Schauspiel fehlten nicht. Cornelie van Oostersee hat eine Kantate für Frauenchor, die am Eröffnungstage zur Aufführung kam, komponiert. Der Text von Mevrouw Snehder van Wissenkerke erzählt in Versen, wie die Frauen bisher im Dunkel lebten, bis das Licht sich durchringt und sie anfangs blendet, so daß sie ängstlich fragen: „Ist Licht Glück?" Aber eine höhere Stimme gebietet ihnen, dem Licht zu folgen, bergan zu dem Wunderschloß, in welchem der ewige, von keinem Auge gesehene Schatz bewahrt wird: „der Menschheit erfülltes Ideal".

Hendrika van Tussenbroek hat ihre Landsleute gleichfalls mit einer Komposition überrascht. Es ist eine Kinderoperette, ein liebenswürdiges Werk, das man kurz vor Eröffnung der Ausstellung aufführte. Als dritte Komponistin zeichnete sich Catharina van Rennes durch ihre Oranje-Nassau-Kantate aus, die als Morgengruß der jungen Königin Wilhelmina von 1700 Kindern gesungen wurde.

Aber verlassen wir die schönen Künste und wenden uns dem Kern der Ausstellung, der Arbeit, zu! Versinnbildlicht wurde diese durch eine plastische Figur, ein Weib, das einen Karren mit Steinen schob, ferner durch das Bild einer Frau, gebückt unter einer schweren Last daherschleichend. Lange Tabellen an den Wänden und auf Tischen erzählten von den Hungerlöhnen, dem Elend der Großstadtarbeiterin, lange Listen meldeten die Vereine, welche bemüht sind, die Last dieser Unglücklichen zu erleichtern.

Den Arbeiterinnen, denen wir im Industriesaal begegneten, sah man allerdings weder die „Hungerlöhne" noch die schweren Lasten an, sie waren, dank der Fürsorge der Ausstellerinnen, hübsch gekleidet, sahen gesund aus und arbeiteten ohne Hast, aber mit sichtlichem Vergnügen. Dort saßen die einen vor den Webstühlen, und mit Hilfe der treuen Maschinen ließen sie leichte, flatternde Bänder oder schwere, kostbare Teppiche entstehen; hier arbeiteten andere an Setz- und Druckmaschinen, Dampfwasch- und Bügelmaschinen; auf einem anderen Platz wurden in wenigen Minuten Hunderte von Strohhülsen für Flaschen fabriziert. Ueberall reges Leben und reges Interesse des Publikums.

Eine dichte Menge war beständig um die Diamantschleiferin geschart, aber auch die Schuhmacherinnen fanden ihr Publikum. Bijouterie, Passementrie, Typographie, Maschinenstickerei — alle die von Frauen ausgeübten Erwerbszweige waren vertreten, die meisten in vollem Betriebe. Viel Aufmerksamkeit fanden auch die frischen sauberen Bäuerinnen, welche Butter, Käse und Honig bereiteten. Das Post- und Telegraphenbureau wurde eifrig benutzt, es war, wie die beiden Restaurationen, von denen die eine nur vegetarische Küche führte, durch Frauen geleitet.

Hochinteressant war die Abteilung für Pharmacie (ein Beruf, in welchem 1200 niederländische Frauen thätig sind, von denen viele das Provisorexamen glänzend bestanden haben!) und nicht minder die Abteilungen für Hygieine, Krankenpflege, Wohnungseinrichtung und Reformkleidung. — Der Buchhandel sollte — wie überhaupt die Rubrik „Handel" — nur durch statistische Tabellen vertreten sein, wurde aber schließlich doch durch zwei dieses Fach selbständig betreibende Damen praktisch vergegenwärtigt. Auch ein Lesesaal und ein Preßbureau fehlten nicht.

Noch möchten wir von „Insulinde" berichten, einem Stück tropischen Lebens unter dem blassen nordischen Himmel! Ein ganzes Dorf (Kampong) ist da aus den Häuschen der verschiedenen Kolonien, wie Java, Sumatra und Borneo, zusammengestellt, mit Reisscheunen, Brunnen, Gräbern rc. Unter hohen Palmen und tropischen Bäumen schreiten die Eingeborenen dieser Länder, schöne, schlanke Gestalten in bunten, fremdartigen Gewändern. Wir belauschen die Frauen, wie sie diese weben und bemalen, wie sie in ihren Hütten den Haushalt besorgen und ganz unglaubliche Gerichte bereiten.

Während der Ausstellung fand im Haag ein Frauenkongreß statt, auf dem zahlreiche Vorträge gehalten und wichtige Fragen besprochen wurden. Durch eine für die Dauer der Ausstellung geschaffene Zeitung „Vrouwenarbeid" wurde der Inhalt der Vorträge auch denjenigen übermittelt, die an dem Kongreß persönlich nicht teilnehmen konnten.

Möchten die Samenkörner, welche Ausstellung und Kongreß in so reichlichem Maße ausstreuten, in den Herzen der Menschen reiche Früchte tragen!

Anna v. den Eken.

Wie Träume entstehen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

In unserer Zeit haben die Träume an Bedeutung verloren. Die Aufklärung hat in weiteste Volksschichten die Ueberzeugung getragen, daß Träume uns keinen Einblick in die übersinnliche Welt gewähren, daß es ein müßiges Unterfangen ist, aus ihren wechselvollen Gebilden die Zukunft wahrsagen zu wollen. Die Zunft der Traumdeuter ist allerdings noch lange nicht ausgestorben, aber ihre Gemeinde schmilzt immer mehr zusammen. An Stelle des Traumglaubens ist die Traumforschung getreten; denn das Interesse an den Träumen ist keineswegs erloschen. Wer hat nicht im Leben ihre Macht gespürt? Wen hat nicht ein Traum einmal aufs innigste beglückt und das andere Mal im Tiefinnersten erschüttert? Und über den Schlaf hinaus reicht die Wirkung. So mancher bleibt den ganzen Tag über verstimmt — wegen eines sinnlosen Traumes. Kein Wunder, daß man sich eifrig bemüht, das Wesen dieser rätselhaften Erscheinung zu ergründen! Von einer zuverlässigen Lösung dieser Frage sind wir leider noch sehr weit entfernt. Die strenge Wissenschaft, die sich mit Annahmen und Vermutungen nicht begnügt, sondern mit Thatsachen rechnet, hat bis jetzt nur vermocht, einige Bausteine zu einer künftigen Lehre von den Träumen zusammenzutragen. Das wenige, was man erkundet hat, ist aber schon darum wichtig, weil wir daraus ersehen, daß in das Träumen keine übernatürlichen Kräfte hineinspielen, daß vielmehr das träumende Gehirn nach denselben Gesetzen arbeitet wie das wachende.

Unter anderem haben wir tiefere Einblicke in die Ursachen der Träume gewonnen.

Zahlreiche Beobachtungen haben gelehrt, daß die meisten Träume durch äußere oder innere Reize veranlaßt werden, die auf den Schlafenden einwirken. Bemerkenswert ist, daß dabei eine gewisse Gesetzmäßigkeit sich geltend macht. Dieselben oder ähnliche Reize rufen bei verschiedenen Menschen gleichartige Träume hervor.

Zuerst hat man diese Erkenntnis bei der Prüfung einer sehr häufig vorkommenden und sehr belästigenden Traumart gewonnen. Jeder kennt aus eigener Erfahrung das Alpdrücken; ein Tier, eine feindliche Person oder irgend eine schwere Last wälzt sich allmählich auf den Träumenden und ängstigt ihn, bis er oft unter stöhnendem Laut erwacht. Börner, der durch das Alpdrücken oft gepeinigt wurde, stellte durch Versuche fest, wie es zustande kommt.

Der Alptraum stellt sich ein, wenn aus irgend einem Grunde die Atmung des Schlafenden behindert wird. Man kann ihn darum künstlich erzeugen, indem man dem ruhig Schlummernden irgend einen Gegenstand, z. B. eine wollene Decke, über Mund und Nase breitet. Dann bemerkt man, daß die Atemzüge der

Digitized by Google

Versuchsperson länger und tiefer werden, die Atmungsmuskeln mit sichtbarer Anstrengung arbeiten und das Gesicht sich rötet. Der Schlafende stöhnt zeitweilig, bleibt aber regungslos liegen, bis er mit einem plötzlichen Ruck die Decke fortschiebt und nun erwacht oder ruhig weiter schläft. Fragt man den Muntergewordenen, was er gefühlt habe, so erfährt man, daß er ein Alpdrücken gehabt habe. Von einigen Versuchspersonen wurde hervorgehoben, daß die beängstigende Traumerscheinung, z. B. irgend ein Tier, ihnen plötzlich auf die Brust gesprungen sei. Das erklärt sich durch das rasche Eintreten des Atmungshindernisses, durch das plötzliche Auflegen der Decke auf Mund und Nase. Unter gewöhnlichen Umständen tritt im Schlaf die Atemnot allmählich ein, und darum haben die Alpträume einen mehr schleichenden Charakter; der Schlafende wird langsam von dem Hindernis überwältigt. Das Wesentliche an dieser Traumart ist das Gefühl der Beklemmung und Beängstigung; die Gestalten, die es hervorrufen, können aber verschieden sein, je nach der Lebensweise und Anschauungsart des Träumenden.

Einen wahren Gegensatz zum Alpdrücken bilden Träume, in welchen wir uns so wohl und leicht fühlen, daß wir imstande sind, auf und nieder zu schweben und zu fliegen. Auch diese Traumart stellt sich häufig ein, namentlich in den jüngeren Lebensjahren. Sie hängt gleichfalls mit der Atmung während des Schlafes zusammen und tritt ein, wenn dieselbe besonders leicht und frei ist. Der dänische Psychologe Dr. Alfred Lehmann erzählt in seinem trefflichen Werke „Aberglauben und Zauberei“, das neuerdings in deutscher Uebertragung bei Ferdinand Enke in Stuttgart erschienen ist: „Während eines Mittagsschlafes auf dem Sofa hatte ich einen langen Traum des Inhalts, daß ich mich damit belustigte, auf und nieder zu schweben. Als ich erwachte, lag ich auf dem Rücken, hatte die Arme an den Seiten, den Kopf stark zurückgebogen und die Brust sehr hoch — eine Lage, die durch die Einrichtung des Sofas bedingt war —; die Atmung war sehr frei und das Wohlbefinden über dem normalen Stand.“ Gelegentlich verschiedener Vergiftungen, die auf das Nervensystem einwirken, entstehen traumartige Visionen. Das ist unter anderm auch bei Vergiftungen mit der Tollkirsche und dem Bilsenkraut der Fall. Die Delirien, die sich infolgedessen einstellen, sind oft mit Empfindungen des Fliegens verbunden. Nun wirken diese Gifte in der That auf unsere Atmungsorgane, indem sie in geringen Mengen das Atmen erleichtern, so daß Räucherungen aus Stechapfelblättern mitunter als Heilmittel gegen Asthma von den Aerzten verordnet werden.

Es giebt recht unangenehme Träume, in welchen wir uns von Feinden bedrängt sehen und ihnen durch Flucht zu entrinnen suchen. Sie enden häufig damit, daß wir einen Sprung aus dem Fenster oder von einem Berge in den Abgrund wagen und während des Fallens mit Zeichen großer Angst erwachen. Die Ursache dieser Traumart ist gleichfalls ermittelt worden. Sie entsteht in der Regel, wenn das eine Bein des Schlafenden über dem anderen liegt. Dadurch wird oft ein Druck auf eine größere Ader ausgeübt, was eine Störung des Blutkreislaufes hervorruft. Das Herz sucht das Hindernis zu überwinden und arbeitet stärker und schneller. Das Herzpochen ruft nun ein Angstgefühl hervor, und dieses läßt den unangenehmen Traum von Verfolgung und Flucht entstehen. Der Zustand wird schließlich unerträglich, der Schlafende rafft sich, um sich Erleichterung zu verschaffen, zu einer ruckweisen Bewegung auf, nun gleitet das eine Bein hinab, und dadurch wird die Empfindung des Fallens hervorgerufen. Man kann auch diese Träume künstlich hervorrufen, indem man sich in passender Stellung mit übereinander gelegten Beinen zum Schlafen niederlegt. Alfred Lehmann teilt in Bezug darauf folgende interessante Selbstbeobachtung mit:

„Eines Morgens lag ich im Halbschlaf mit hochgezogenen Knieen auf dem Rücken. Plötzlich glitten meine Füße aus, wahrscheinlich weil der Schlaf tiefer wurde und infolgedessen die Beinmuskeln erschlafften. Sofort hatte ich die lebhafte Empfindung eines tiefen Falles; aber da ich so weit wach war, daß ich mir über die Ursache der Empfindung klar werden konnte, knüpfte sich auch kein Traum an dieselbe.“ Aus diesem Beispiele ersehen wir, daß die Erschlaffung der Beinmuskulatur Träume erzeugt, bei denen das Fallen oder Abstürzen den wesentlichen Inhalt bildet.

Alle Reize, die von außen auf die Sinne des Schlafenden einwirken, können gleichfalls Träume auslösen. Licht, das plötzlich in das dunkle Schlafzimmer hineingetragen wird, gestaltet sich im Traume zu einem Brande, und Mondstrahlen, die das Gesicht treffen, verwandeln sich mitunter in einen Glanz, der die Traumscene verklärt. Schallerscheinungen geben in gleicher Weise zu Träumen Anlaß, eigenartig sind aber die Wirkungen der Geschmacks- und Geruchsempfindungen. Nur selten riechen oder schmecken wir im Traume. Die Geruchsempfindung weckt vielmehr Gesichtsvorstellungen. In einem Versuche ließ man den Schlafenden Rosenöl riechen, und er träumte, daß er in einem Garten Rosen pflücke. Ueberhaupt nehmen wir im Traume hauptsächlich Gesichtsbilder wahr. Jedes solcher Bilder birgt aber in sich eine Summe von Handlung wie ein Gemälde. Mit blitzartiger Schnelligkeit vermag wohl eine ganze Reihe derartiger Bilder an dem Geiste des Träumenden vorbeizuziehen und so ein Erlebnis vorzutäuschen, das sich in der Wirklichkeit nur im Laufe von Stunden abspielen kann. Aber die Zeit, in der die Gesichtsbilder im Traum sich aneinanderreihen, bemißt sich nicht einmal nach Minuten, sondern nur nach Sekunden. Ein Knall, der den Schläfer weckt, verursacht zugleich einen Traum. An dem Krankenbette einer Rekonvalescentin stand eine Selterflasche; plötzlich sprang der Pfropfen mit lautem Knall in die Höhe; die Kranke erwachte sofort, so daß kaum zwei Sekunden zwischen dem Schall und dem völligen Wiedererlangen des wachen Bewußtseins verflossen waren, und doch hatte sie geträumt, sie sei in ihrem Garten mit ihrer Katze gewesen, da sei ein Mann mit einer Flinte gekommen; er habe sie durch den Garten und die Straßen der Stadt verfolgt und schließlich im freien Felde auf die Katze geschossen.

Nach dem Mitgeteilten muß es durchaus natürlich erscheinen, daß auch Empfindungen, welche durch krankhafte Veränderungen im Körper verursacht werden, Anlaß zu Träumen geben. Leute, die an chronischen Krankheiten leiden, werden mitunter von gleichartigen sich wiederholenden Träumen geplagt, die mit ihrem Leiden im ursächlichen Zusammenhang stehen. Weygand, der sich viel mit Beobachtung der Träume befaßt hat, berichtete z. B., daß er infolge eines asthmatischen Leidens oft geträumt habe, daß er stöhnend einen Berg erstiege.

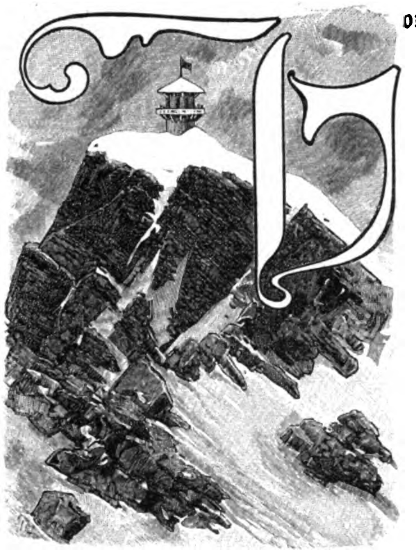
Charakteristisch ist es ferner, daß verhältnismäßig geringfügige Reize zu starken Empfindungen im Traume verarbeitet werden. So rief bei dem einen der Druck, den eine Bettkante auf den Arm ausübte, die Vorstellung hervor, daß er eine schmerzhafte Operation aushalten müsse; bei einem anderen wieder zeitigte die Berührung des Nackens mit einer Stange einen wüsten Traum, der ihn in die Revolutionszeit versetzte, ihn vor das Tribunal führte und mit seiner Enthauptung mittels der Guillotine endete. So wird im Traume ein harmloser Insektenstich als ein Dolchstoß empfunden, und das Summen einer Fliege schwillt zum Kanonendonner an. In derselben Weise geschieht es auch, daß geringfügige Krankheitssymptome im Traume als schwere Krankheiten wahrgenommen werden. Der Zufall kann es nun fügen, daß bei einer beginnenden Krankheit die Beschwerden zuerst im Traume empfunden werden. Solche Wahrnehmungen sind vielfach aufgebauscht worden, und man hat sie als prophetische Träume hingestellt. Man sollte aber nicht vergessen, daß Krankheiten, von denen wir träumen, bei weitem häufiger sich nicht verwirklichen.

Träume, die durch verschiedene Reize auf unsere Nerven verursacht werden, stellen sich in dem leiseren Schlafe ein, der dem Erwachen vorausgeht. Man hat sie „Reizträume“ genannt, und sie gehören zu den am besten erforschten. Es giebt aber noch eine andere Art von Träumen, die kurz nach dem Einschlafen entstehen. Sie kommen seltener vor, und ihre Quelle sind weniger äußere Reize als vielmehr Vorstellungen, die im Laufe des Tages unser Gehirn beschäftigt haben. Ueber diese Erscheinungen sind wir noch nicht genauer unterrichtet, ebenso wie über die Träume, die im tiefsten Schlafe sich einstellen können. Der fortschreitenden Forschung wird es aber gewiß gelingen, auch diese dunklen Gebiete zu erhellen, die Naturgesetze, die den scheinbar regellosesten Traum beherrschen, zu ergründen.

Digitized by Google

Die Einweihung der ersten Strecke der Jungfraubahn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



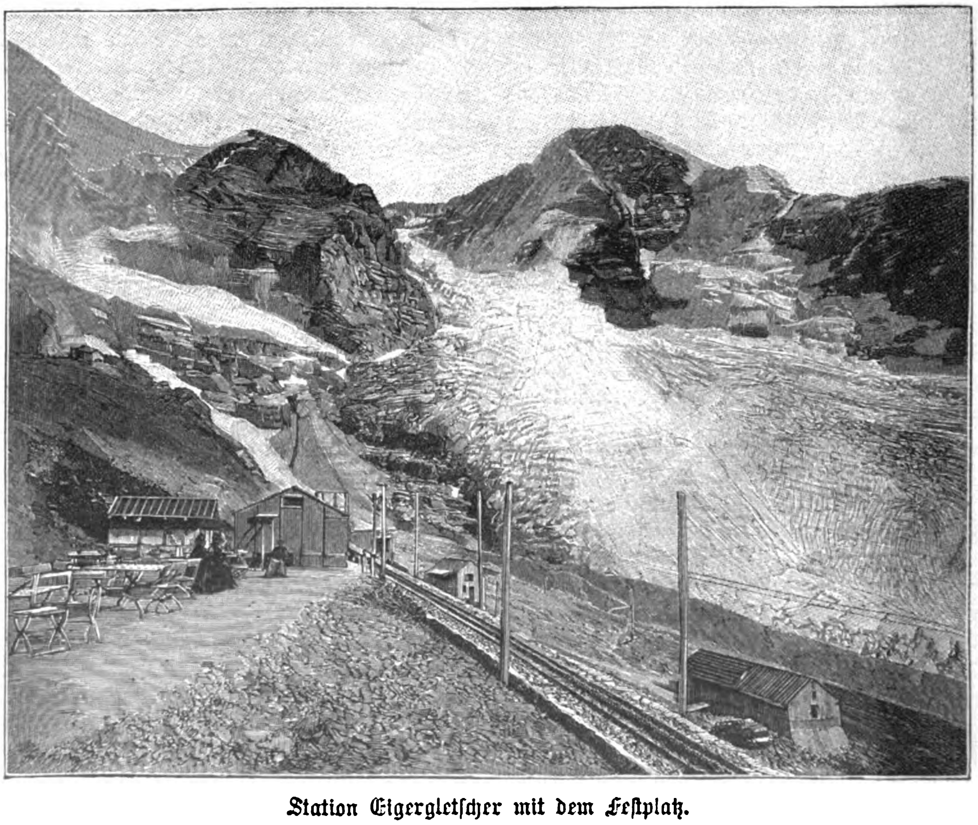
Jungfraugipfel mit dem projektierten Turm des Aufzugs.

Von Mitte Juli bis gegen Ende September dieses Jahres waren Wolken am Berner Himmel eine nahezu unbekannte Erscheinung. Mit goldenen Strahlen brannte die Sonne Tag um Tag ihren Segen auf die wogenden Kornfelder, auf die Früchte der Obstgärten, verklärte die Berggipfel mit ihrem Glanze und ließ Tausende und aber Tausende die Alpenpracht schauen.

Um so größer war das Erstaunen, ja die Entrüstung, als das himmlische Gestirn gerade am 19. September sich nicht zeigen wollte. Bei tadellosem Wetter hatte sich im Laufe des achtzehnten, eines Sonntags, eine mehr als vierhundertköpfige Taufgesellschaft in Interlaken eingefunden, um dem jüngsten Kinde Guyer-Zellers, der Jungfraubahn, zu Gevatter zu stehen. Mit einer Gastfreundlichkeit, die ihresgleichen sucht, hatte der Vater des Täuflings Vertreter fast aller Kreise der Schweiz eingeladen. Neben Männern des Eisenbahnwesens und der Elektrotechnik sah man Professoren der Philologie, der Theologie und Geschichte, alt- und römisch-katholische Geistliche neben reformierten Pfarrern, Spitzen der Finanz in trautem Verein mit Handels- und Gewerbetreibenden, Vertreter der bei der Eidgenossenschaft accreditierten Gesandtschaften und einheimische Staatsmänner versammelt. Nur ein Element, das weibliche, fehlte fast ganz; wahrscheinlich, weil man fand, dasselbe sei durch die Hauptperson, die Jungfrau, genügend vertreten. In um so stattlicherer Zahl war die achte Großmacht, die Presse, aufmarschiert. Nicht nur die der Schweiz. Auch die bedeutendsten Blätter des Auslandes hatten ihre Delegierten gesandt. — Besonders um dieser Weithergekommenen willen wurde einem etwas schwül zu Mute, als sich am Sonntag Abend ein Gewitter zusammenzog. Und in der That, als am nächsten Morgen um sieben Uhr die Gesellschaft in zwei Extrazügen ins Lauterbrunnerthal hineinfuhr, war alles grau verhängt — ein lange nicht dagewesener, heute geradezu niederdrückender Anblick! Als in Zweilütschinen, wo das Thal sich gabelt, links nach Grindelwald, rechts nach Lauterbrunnen, der Zug eine Weile hielt, sah man an der schwarzen Wand des Wetterhorns von dessen verhülltem Gletscherhaupt während mehrerer Minuten den breiten Strom einer Lawine sich herabstürzen, ein böser Strich durch unsere Hoffnung, daß es sich aufheitern werde: die weichen, lawinenlösenden Winde sind keine Freunde des Bergsteigers.

In Lauterbrunnen kamen wir auf etwas andere Gedanken. Hier beginnt das Riesenwerk der Jungfraubahn, über deren Plan die „Gartenlaube“ bereits im Jahrgang 1895, S. 316, ausführlich berichtet hat. Am Ufer der tosenden Lütschine hin zieht sich die aus Stahlröhren, durch die ein Mann aufrecht gehen könnte, gebildete Wasserleitung von 1300 Metern Länge und 40 Metern Gefälle, welche einen Teil des Bergstromes in das Turbinenhaus führt und hier die 2400 Pferdekräfte erzeugt, die, in Elektricität umgesetzt und in die Höhe geleitet, oberhalb der Scheidegg die Bohrmaschinen treiben, die Beleuchtung erzeugen, die Luft im Tunnel reinigen, im Winter durch Schmelzen des Schnees für das nötige Wasser sorgen und demnächst die Bahnwagen zur Höhe der Jungfrau heben werden. Bis jetzt ist nur die erste, etwa zwei Kilometer lange Strecke der Bahn von ihrem Ausgangspunkte, der Kleinen Scheidegg, bis zur Station „Eigergletscher“ fertiggestellt.

In kürzester Frist hat das Umsteigen aus unseren zwei Zügen in die von je einer Lokomotive geschobenen Einzelwagen der Wengernalpbahn stattgefunden, und bald keucht in kurzen Zwischenräumen ein schnaubendes Dampfungetüm nach dem andern an den senkrechten Felswänden und über Quadernviadukte zu der Terrasse von Wengen empor. Hier, über den grünen, häuserbesäten Matten, öffnet sich sonst eine der schönsten Aussichten des Oberlandes: geradeaus die silberglänzende Jungfrau, rechts der herrliche Thalabschluß durch die Eiswände des Breit- und Großhorns. Heute senkt sich, einem Alp gleich, der Nebel tiefer und tiefer, und mein Nachbar, der zum erstenmal hierher kommt, zieht sein Gesicht in immer melancholischere, immer ungläubigere Falten, je anschaulicher ich ihm zu schildern versuche, was alles man sonst hier sieht. Eben will ich ihm noch Mürren jenseit der Thalkluft zeigen, da fahren wir plötzlich mit den Köpfen in die Nebeldecke und — verschwunden ist die Welt. Rings nichts als eine weiße Wand. Auf der Wengernalp verlassen ein paar deutsche Damen, die nicht zu unserer Gesellschaft gehören, den Wagen. Wir begleiten sie mit Gefühlen innigen Mitleids, als ob sie auf einer unbewohnten Insel des Weltmeers ausgesetzt würden. — Station Scheidegg! Alles aussteigen! Hier beginnt der Schienenstrang der elektrisch betriebenen Jungfraubahn, während die Wengernalpbahn nach Grindelwald hinunterführt. Der von Grindelwald heraufwehende Luftzug hat hier etwas aufklärend gewirkt. Man erkennt doch das mit Fahnen und Guirlanden geschmückte Stationsgebäude und entdeckt ohne Mühe das mit Butterbroten beladene Büffett. Und da steht er ja auch selber, der Mann mit dem unverwüstlichen Glauben an sein Werk. Auf seinen Locken schimmert das Silber des Sechzigers: seine breiten



Station Eigergletscher mit dem Festplatz.
Nach einer Aufnahme von Photograph Gabler in Interlaken.

Digitized by Google

Schultern aber und sein Auge künden eine Kraft, die noch manchen Kampf trotzig aufzunehmen gedenkt. Auf dem Wege, der ihn zum Jungfraugipfel führen soll, ist heute die erste Station erreicht. Wer will es ihm verargen, daß er trotz der Unbill des Wetters freudig um sich schaut und mit Befriedigung alle die Männer begrüßt, die heute seinem Rufe gefolgt sind!

Wer je das Glück hatte, an einem sonnigen Tage auf der Kleinen Scheidegg zu stehen, der wird schwerlich das Bild vergessen, das sich hier vor den Blicken aufthut. Verschwenderisch in ihrer Schöpferkraft, künstlerisch edel in der Formgebung schuf die Natur hier ein firn- und gletscherumwalltes Felsenmonument, das in seinem harmonischen Aufbau wohl zu dem Erhabensten gehört, was man auf Erden sehen kann. Zwei Sockel bilden den Unterbau desselben, rechts der senkrecht aus dem Lauterbrunnerthal aufsteigende Schwarze Mönch als Fußgestell der Jungfrau, links, als Pfeiler des Eigers, der langgestreckte, gegen Zweilütschinen abstürzende Höhenzug, auf dessen tiefster, thälerverbindender Einsattelung, der Kleinen Scheidegg, wir uns befinden, wie unsre Anfangsvignette zeigt, ein Aussichtsturm krönen soll. Von solcher Zukunftsmusik umwogt, fuhren die einen auf der elektrischen Bahn, gingen die andern zu Fuß von der Scheidegg (2064 Meter) zur Station „Eigergletscher“ (2319 Meter) hinauf, wo die Fanfaren eines für den heutigen Tag komponierten Triumphmarsches von dem Interlakener Kapellmeister Scheidt die Gäste empfingen. Was sehe ich? Hier ein Stück blauen Himmels, dort eins, dort noch eins! Die scheinbar kompakte Nebelwand zerflattert in zaghafte Fetzen; in drohender Massigkeit taucht die Eigerwand vor uns auf. Dort unten über dem Rande der Seitenmoräne schimmert es wie Silber in den Furchen des wild zerklüfteten Gletschers, hier trifft ein Sonnenpfeil auf einen blendenden Eispanzer, dort läßt er eine grüne Matte aufleuchten und nun, wie aus überirdischer Höhe, strahlt ein Schneegipfel auf uns herab — die Jungfrau! — Fast that es uns leid, bei der jetzt anhebenden, in Jauchzen ausbrechenden Lust ins Innere des Berges zu dringen. Aber geheimnisvoll lockte es uns hinein. Wie Jakobs Himmelsleiter sah man in der Nacht des aufwärtssteigenden Tunnels ein Glühlicht sich ans andere reihen. Das Doppelgleis einer Rollbahn führte hinein. Zur Linken die elektrischen Lampen in spärlicher Zahl und bescheiden an Leuchtkraft, zur Rechten das leise summende Ventilationsrohr, nahmen wir zwischen den zwei Schienenwegen die 20 bis 25% Steigung unter die Füße. Etwa nach den ersten 150 Metern öffnet sich rechts ein Stollen, durch den der losgesprengte Felsschutt hinabgeworfen wird. Auf dem dadurch entstandenen Plateau befinden sich die Maschinen, welche die aus dem Thale empfangene Elektricität ihrer oben geschilderten Verwendung zuführen.

Die Aufführung des Festspiels.
Nach einer Aufnahme von Photograph Gabler in Interlaken.

Nur von hier aus bot sich dem verwegenen Gedanken, einen Gipfel von mehr als 4000 Metern in einem bequemen Wagen sitzend zu erklimmen, einige Aussicht auf Verwirklichung. Zwischen der Jungfrau und der ihr näher gelegenen Wengernalp klafft das Trümletenthal, in das sie täglich ihre Lawinen entsendet. Von der Scheidegg aus aber erreicht man ohne übermäßige Steigung und völlig gefahrlos den Fuß des Eigers und kann nun, im Innern des Berges geborgen, unbekümmert um Gletscherspalten und Steinschlag, durch Tunnel zum Lichte emporstreben. Die Bahn, welche sich nur nach dem höchsten der drei Berge nennt, ist in Wahrheit eine Eiger-Mönch-Jungfraubahn. Durch den Felskern aller drei Giganten bohrt sich der Mensch aufwärts, und eines jeden Eigenart wird man zu spüren bekommen. Die Stationen werden so nahe der Außenwand angelegt, daß es nur kurzer Tunnel bedürfen wird, um dem Fahrer aus dem Innern des Eigers heraus den grünen Thalkessel von Grindelwald, aus dem Innern des Mönchs heraus die Eisgefilde des Aletschgletschers und die fernen Gipfel des Matterhorns und Monte Rosa zu zeigen. Schließlich wird man in einem senkrechten Tunnel mittels eines Aufzugs auf den Jungfraugipfel gehoben,

Wir setzen unsere Tunnelwanderung fort. Wände und Boden sind trocken, die Luft völlig rein und kühl, doch nun wird das Gehen etwas schwieriger, da wir aus dem fertigen Teil des 4,25 Meter hohen und 3,6 Meter breiten Tunnels über ein Leiterchen in den Richtstollen hinaufklettern müssen, wo die elektrische Beleuchtung aufhört. Mit Zündhölzern in der Hand geht es weiter dem Grubenlicht entgegen, mit dem am Kopfende der Führer die ruhende Bohrmaschine und die von ihr gebohrten Löcher beleuchtet. Zwölf Löcher von je einem Meter Tiefe werden gebohrt und, während man die beiden Maschinen

Digitized by Google

in den unteren Teil des Tunnels zurückzieht, mit Dynamit gefüllt. Bis dann die Explosion erfolgt, der Rauch hinausgejagt, der Schutt weggeräumt ist, vergehen etliche Stunden, so daß der tägliche Fortschritt 4, höchstens 5 Meter wird betragen können. Etwas über 500 Meter war man damals vorgedrungen. Als Andenken an diesen Aufenthalt im Berginnern liegt ein graues, von weißen Adern durchzogenes Stück Kalk vor mir, das, seit die erkaltende Erdrinde sich zu Gebirgen wölbte, jetzt zum erstenmal aus seiner vieltausendjährigen Ruhe aufgeschreckt worden war.

Als wir ans blendende Tageslicht zurückkehrten, hatte sich nicht weit vom Tunneleingang eine andächtige Gemeinde versammelt. Auf der unteren Hälfte einer sanft ansteigenden Rasenhalde, die sich an die Felsen des Eiger-Rotstocks anlehnt, standen und lagerten die von nah und fern herzugeströmten Männer entblößten Hauptes. Auf der oberen Hälfte war durch coulissenartig vorgebaute Steinhaufen, zwischen denen langbärtige Gnomen ihr Wesen trieben, ein Raum für Rede und Schauspiel abgegrenzt. Feierlich schwebten die Klänge des von einem Orchester gespielten „Nun danket alle Gott!“ durch die Lüfte, und dann hielt der bekannte „Gletscherpfarrer“ von Grindelwald, Gottfried Strasser, eine Bergpredigt, die in meisterhafter Weise der Bedeutung des Tages gerecht wurde und darin gipfelte, daß das Streben zur Jungfrauhöhe nicht Gott versuchen, sondern Gott suchen bedeute.

Dem nun einsetzenden Männerchor „Das ist der Tag des Herrn“ folgte ein heiteres Spiel des Züricher Dichters Leonhard Steiner. Eiger, Mönch und Jungfrau, dargestellt von zwei Söhnen Guyers und einer Tochter seines ersten Mitarbeiters, Wrubel, traten auf und einigten sich nach harter Gegenrede des Eigers dahin, daß auch sie die Jungfraubahn begrüßen. Die Jungfrau aber wendet sich zu den Gästen:

„So heiß' ich heute denn euch schon willkommen
Nah' des krystall'nen Doms erhab'nen Zinnen,
Wo ringsum vor den schönheitstrunk'nen Blicken
Schimmernde Silberhöh'n, smaragd'ne Tiefen
Vermählen ihrer Reize Pracht und Glanz
Zum Festkleid der erhabenen Natur.“

Wieder ein Lied — „Trittst im Morgenrot daher!“ — und dieser Teil der Feier war zu Ende. Schon schallten von einer tiefer gelegenen Terrasse die Gesänge der italienischen Arbeiter herauf, die bei dem ihnen gespendeten Weine ihren „padrone“ leben ließen. Durch den wieder dichter heranwallenden Nebel fuhr und stieg die Menschenmenge zu dem Scheideggzhotel hinab, wo ihrer ein lecker bereitetes Mahl harrte. Daß sich dort eine überaus fröhliche Feststimmung entwickelte, wobei deutsche, französische und englische Reden gehalten wurden, bedarf nicht der Versicherung. Nur eines der dort gesprochenen Worte sei hier wiederholt, das Wort Guyers: „Auf Wiedersehen bei der **Vollendung** der Jungfraubahn im Jahre 1904!“ Die Zahl derer, welche die Ausführung des Riesenwerks für einen Traum halten, ist am 19. September 1898 bedeutend zusammengeschrumpft. Wer den Mann und sein Werk gesehen hat, wird von seinem Glauben, der „Berge versetzt und Berge durchbohrt“, angesteckt. „Nüd nahlah g'winnt!“ („Nicht nachlassen gewinnt!“) sagt ein alter Berner Wahrspruch.

Alex. Francke.

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

19.

In der Kolonie Josephsthal ging alles im gewohnten Gleise, und die Erinnerung an den geheimnisvollen Mord fing nach und nach an, zu verblassen, wenn auch ab und zu jemand die Frage aufwarf: „Aber wer kann es denn gethan haben?“

Da schwirrte plötzlich ein Gerücht umher, wie durch die Luft kam es geflogen: die Justiz habe eine neue Spur des im Februar verübten Verbrechens entdeckt und sei mit allem Eifer dabei, dieselbe zu verfolgen. Zugleich verschwand der Arbeiter Neubert, der schon zweimal Urlaub erbeten und erhalten hatte, um seine in Mecklenburg wohnende kranke Mutter zu besuchen, von neuem ganz plötzlich und ließ tagelang nichts von sich hören.

Ob da nicht etwas dahinter steckte? Grüblerische Köpfe — und es gab auch solche in der Arbeiterkolonie Josephsthal — fingen an, über diesen Neubert nachzudenken. Ein fideler Kumpan war er gewesen, ein Spaßvogel, wie die Kolonie noch nie einen aufzuweisen gehabt hatte. Sie hatten ihn eigentlich alle gut leiden können, die Kameraden, den fixen kleinen Kerl mit dem bartlosen Knabengesicht und der pfiffig treuherzigen Miene, der sie so gut zu unterhalten verstand. Aber, wie der „Berliner“ zu reden wußte, so wußte er auch andere zum Reden zu bringen und dann sehr aufmerksam zuzuhören. Am häufigsten hatte er das Gespräch auf den verstorbenen Baron gelenkt; wer zu dessen nächster Umgebung gehört hätte, mit wem er wohl am vertrautesten gewesen sei, wer denn die Drohbriefe geschrieben haben könne, und wer das wohl in Erfahrung gebracht haben möge, daß der Baron gerade an jenem achtzehnten Februar eine so große Geldsumme bei sich gehabt habe, um sie an einen der Direktoren auszuzahlen — diese Fragen hatte er immer wieder aufs neue aufgeworfen. Auch für den Monteur Krasna hatte er besonderes Interesse gezeigt, der für eine kurze Zeit in der Kolonie Josephsthal gearbeitet hatte, bis ihn Baron Hofmann wegen seiner aufreizenden Wühlereien entließ. Die Gefragten hatten nur selten bestimmt zu antworten gewußt, aber sie hatten ihre Mutmaßungen gehabt, der eine diese, der andere jene. Der „Berliner“ hatte da ganz besonders scharf hingehorcht. Dazu kam sein häufiges Verschwinden — dreimal schon Urlaub in so kurzer Zeit, und immer bloß, um die kranke Mutter zu besuchen! Andere Leute hatten auch kranke Mütter, aber die Herren Direktoren würden sie schön angesehen haben, wenn sie so oft um Urlaub nachgesucht hätten! Der „Berliner“ bekam ihn jedesmal unbeanstandet — hm! — Nun er fort war, nun die Leute nicht mehr sein lustiges, harmloses Gesicht sahen, sein frohes Lachen hörten, kam es ihnen nicht mehr so recht geheuer vor mit dem fidelen Kameraden — einer hatte im Gespräch die Bemerkung fallen lassen: „Am Ende haben sie uns den bloß hergeschickt, um uns auszuhorchen, denn, wenn man's sich recht überdenkt — — ausgehorcht hat er uns doch!“ Das fiel wie der Funke in ein Pulverfaß. Die Mehrzahl war freilich darüber einig: „Was aushorchen! Wir haben nichts Böses gethan, unser Gewissen ist rein, keiner kann uns was anhaben!“ Viele aber waren doch da, die das Verfahren des „Berliners“ eine Niederträchtigkeit nannten, die sie ihm gehörig eintränken wollten, wenn er sich wieder zeigen würde.

— — Vorläufig zeigte er sich nicht! —

Daß etwas in der Luft schwebte, war aber ganz sicher. Warum standen die Direktoren, die Ingenieure, die Buchhalter und Kassierer so oft jetzt in kleinen Gruppen beisammen und sprachen mit gedämpften Stimmen und wichtigen Mienen aufeinander ein, um, sobald die Arbeiter in ihre Nähe kamen, kurz abzubrechen und ganz unbefangen zu thun, was ihnen schlecht gelang? Weshalb thaten die Monteure, die Obermaschinisten geheimnisvoll, als wüßten sie allerlei, hielten es aber für ihre heilige Pflicht, zu schweigen? Kein Zweifel, die Justiz hatte eine neue Spur gefunden oder eine alte aufgenommen, und das wollte man den Arbeitern möglichst verheimlichen — ein Verfahren, das die Arbeiter offenbar übelnahmen. Ein paar von ihnen, die sich auf die Beobachter hinausspielten — sie waren es auch gewesen, die die Geschichte mit dem „Berliner“ nicht für geheuer hielten — hatten herausgefunden, daß die „Herren“, womit alle höheren Beamten der Kolonie Josephsthal schlechthin gemeint waren, ihre kleinen vertraulichen Konferenzen jedesmal erst dann hielten, wenn der Oberingenieur Harnack noch nicht gekommen oder wenn er wieder gegangen war.

Ingenieur Harnack war nie besonders gut gestimmt erschienen, hatte nie einen Freund in den Werken gehabt, stand immer isoliert und war bei den Leuten seiner Wortkargheit und Unfreundlichkeit wegen besonders unbeliebt. Den „Schwarzen“ nannten sie ihn, und sein Erscheinen war allemal das Signal, daß etwaige Scherze oder sorglose Unterhaltungen der Leute verstummten und jeder von ihnen doppelt emsig bei seiner Arbeit

Digitized by Google

war. Nicht einmal der „Engländer“, der doch jetzt Herr über die ganzen Werke war und alles zu bestimmen hatte, war den Arbeitern so unbehaglich wie der „Schwarze“. Sie machten sich wohl gelegentlich ein bißchen lustig über Mr. Whitemores geschniegelten Anzug, seine steife englische Würde, aber seine Gegenwart fiel ihnen doch nicht so „auf den Magen“, wie sie das nannten. Harnacks beständig finstere, unfrohe Miene, der brütende Ausdruck seiner dunklen Augen war den Leuten unbehaglich, und seine Manier, jeden Befehl, jede Anordnung nur mit einzelnen hervorgestoßenen Worten zu erlassen, die Betreffenden nie dabei anzusehen und jeden kleinsten Fehler, jede leiseste Abweichung von seinen Verfügungen aufs strengste zu rügen, alles dies trug nicht dazu bei, die Abneigung der Arbeiter zu mildern. Oberingenieur Harnack war die unpopulärste Person der gesamten Werke, und alle wären froh gewesen, wenn man ihm hätte etwas „am Zeug flicken“ können, was seine bevorzugte Stellung erschüttert oder gar aufgehoben haben würde. Davon war aber keine Rede, er war hochbegabt und tüchtig für zehn, das mußten ihm selbst seine vielen Feinde lassen.

Daß Ingenieur Harnack einen jüngeren Bruder hatte, der nichts taugte, hatten einige schon früher in Erfahrung gebracht und es selbstverständlich den Kameraden mitgeteilt, so daß es wie ein Lauffeuer herum gewesen war. Die Leute waren schadenfroh genug gewesen, diesen Familienschatten dem unbeliebten Vorgesetzten von Herzen zu gönnen: es war ihm sehr gesund, daß er es an seinem eigenen Leibe erfuhr, wie es thut, Kummer und Schande zu erleben.

Nach Josephsthal, das wußten die Eingeweihten, durfte dieser jüngere Harnack nicht kommen, wenigstens nicht zu Baron Hofmanns Lebzeiten — der verstand keinen Spaß in Bezug auf zweifelhafte Redlichkeit und schlechten Lebenswandel! Einmal war das Gerücht aufgetaucht, der junge Mensch wäre flüchtig in der Kolonie gesehen worden; da es aber fast zugleich hieß, der Oberingenieur habe Urlaub erbeten, um seinen Bruder von Hamburg auf Nimmerwiedersehen nach Amerika zu spedieren, so glaubte man, die Betreffenden, die ihn hier gesehen haben wollten, müßten sich geirrt haben, und das Gerücht schlief alsbald wieder ein. Doch neuerdings war auch dieses wieder neu aufgelebt. Vielsagende Worte, die von einzelnen aufgefangen wurden, wie „Nur angeblich nach Amerika gegangen“ — „Bruder keine Ahnung gehabt“, wurden auf den Bruder Harnacks bezogen. Ein Arbeiter von der Walzmühle wollte sogar Genaueres aus einem Gespräche erlauscht haben, das vor kurzer Zeit Justizrat Ueberweg mit Herrn Hagedorn auf offner Straße geführt hätte, wobei wiederholt von Harnack dem jüngeren die Rede war. Die Herren wären so erregt gewesen, daß sie sein Vorübergehen gar nicht gemerkt hätten. —

Es war Feierabend. Die großen Glocken in den verschiedenen „Werken“ hatten ihre Schuldigkeit gethan und den ermüdeten Arbeitern verkündet, daß es für heute genug sei an Fleiß und Anstrengung. Die immer gern gehörten Glockenstimmen wurden heute mit besonderer Freude begrüßt, denn es war ein überaus schwerer Tag gewesen. Drückende Schwüle lagerte draußen, die Sonne sengte unbarmherzig, die Hitze war in die Fabrikräume gedrungen und machte den Aufenthalt sowohl in denjenigen Sälen, wo die großen Dampfmaschinen in Thätigkeit waren, als auch in denen, wo mit riesigen Mengen grob- oder feingemahlenen Mehles hantiert werden mußte, beinahe unerträglich. Ein paar schwächliche blutarme Frauen waren von Schwindel befallen worden und mußten die Arbeit einstweilen aussetzen — — auch die robusten und die größeren Mädchen, die schon zur Fabrikarbeit zugelassen wurden, klagten über Flimmern vor den Augen und Stechen in den Schläfen. Große Kübel mit Wasser standen in den Gängen bereit, aber das häufige Waschen wollte nichts helfen — im Gegenteil, es vermehrte nur noch die Glut!

Jetzt strömten die ermatteten Scharen in hellen Haufen ins Freie. Die von der Schneidemühle thaten es am langsamsten und verdrossensten. Sie hatten die Kunde zugetragen bekommen — man erfuhr immer alles in der Kolonie Josephsthal! — daß das Personal von der Walzmühle wie von der Oelmühle heute lange Pausen während der Arbeitszeit hatte machen, später als sonst nach Tisch hatte anfangen dürfen; die betreffenden Direktoren hatten das so verfügt. In der Schneidemühle, wo Oberingenieur Harnack regierender Herr war, hatten es die Leute nicht so gut gehabt. Wenn es möglich war, daß der Ingenieur sich noch finsterer, unzugänglicher und strenger zeigte als sonst, so war es an diesem Tage der Fall gewesen. Kaum ein Wort fiel von seinen Lippen, aber sein wachsames Auge lag unausgesetzt auf den Leuten, ließ sie gleichsam nicht los, er selbst stand mitten im glühenden Dampf und betäubenden Lärm neben der großen Treibmaschine, die Hitze schien ihm nichts anzuhaben, und der unerbittliche Zug um seinen Mund, die tief eingegrabene Falte auf seiner Stirn sprach deutlicher als Worte: Was ich kann und leiste, das müßt ihr ebenfalls können! Ich halte aus und arbeite, thut ihr desgleichen! — — — Sie thaten es, die in Schweiß gebadeten, abgespannten Menschen, aber jetzt, da es Feierabend war, kam die lange unterdrückte Entrüstung zum Ausbruch, und Worte, wie „Nichtswürdige Schinderei“ — „Nicht gefallen lassen“ — „Beim Engländer beschweren“ fielen hageldicht von den Lippen der mühsam atmenden, keuchenden Leute, die begierig die Luft im Freien einsogen, ohne doch besondere Erquickung zu spüren, denn es war auch jetzt noch drückend heiß. Ein schwüler Brodem lastete über der Landschaft, kein Blatt rührte sich, die Sonne stand in einem Dunstkreise von stechendem Gelb, darunter baute es sich auf wie ein schieferblauer Wall. Vielleicht kam zur Nacht ein Gewitter!

Ingenieur Harnack verließ als der letzte die Schneidemühle. Die Maschinen waren abgestellt, er machte, wie gewöhnlich, die Runde, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung war.

Indem er aus dem gewaltigen, langhingestreckten Gebäude hinaustrat, schweifte sein finsterer Blick über die Leute, die in größeren und kleineren Gruppen in bereits ziemlich beträchtlicher Entfernung vor ihm hergingen, und es war, als wüßte er genau, was und über wen sie jetzt sprachen, denn sein Mund verzog sich verächtlich und seine niederhängende Linke ballte sich. Aber nicht den Arbeitern allein galt dieser düstere Blick, diese geballte Faust. Etwas anderes noch war es, was in der Seele dieses Mannes vorging, ihn diese letzten Stunden hindurch schwer bedrückt hatte, etwas, wofür er sich Gewißheit zu verschaffen trachten mußte, Gewißheit — und käme hinterher, was da kommen wollte!

Absichtlich zögernd und langsam, um den vor ihm herschlendernden Arbeitern einen weiten Vorsprung zu lassen, ging der Ingenieur weiter die Dorfstraße entlang und schlug dann einen Querweg ein, der zu der Häusergruppe führte, in welcher Hagedorn seine Wohnung hatte.

Es war ein ganzes Stück bis dorthin zu gehen. Harnack aber war derartig in seine Gedanken versunken, daß ihm der Weg viel kürzer als sonst erschien, und er stutzte, als plötzlich die Klänge eines Klaviers an sein Ohr trafen. Er war an dem Hause, in welchem sein alter Widerpart wohnte. Die Fenster im Erdgeschoß standen offen. Der durchsichtige Store war beiseite geschoben, man konnte von draußen ungehindert in das mäßig große Zimmer hineinblicken. Der Flügel war quer gegen das breite Fenster gestellt, auf Kosten der übrigen Möbel und der Symmetrie des Zimmers — man sah, das Pianoforte hatte hier die erste Rolle, und alles andere war Nebensache.

Raimund Hagedorn, in einem leichten Rock von heller Bastseide, Blusenhemd und Tennisgürtel, spielte ganz selbstvergessen, aller Hitze zum Trotz.

Der Oberingenieur zog hastig die Thürglocke, und ihr greller, profaner Mißton ließ den Spieler aufspringen, wie wenn ihn eine Kugel getroffen hätte. In seinen blauen Augen wetterleuchtete es zornig über den „Kunstbanausen“, der nicht einmal hatte warten können, bis der Satz beendet war. Mit raschen Schritten ging Raimund vom Klavier fort, zur offenstehenden Stubenthür hinaus und durch den schmalen Korridor. Er riß den Flügel der Hausthür mit Heftigkeit zurück und sah dem unwillkommenen Störenfried mit einer Miene ins Gesicht, die deutlich genug von seinen Empfindungen Zeugnis ablegte.

„Herr Oberingenieur Harnack!“ stieß er erstaunt heraus. „Was verschafft mir die — das —“

Raimund stockte. Denn er empfand diesen Besuch, gerade diesen, weder als eine Ehre, noch als ein Vergnügen, und es widerstrebte ihm, auch eine dieser landläufigen Redensarten, die niemand wörtlich nimmt, die längst zur hohlen Formel herabgesunken sind, hier in Anwendung zu bringen. Er vollendete daher den begonnenen Satz damit, daß er mit einer einladenden Handbewegung zum Zimmer hin sagte: „Darf ich Sie ersuchen, näher zu treten?“

Digitized by Google

Der andere verbeugte sich mit äußerster Knappheit und trat ein. Es sah nicht sehr ordentlich in dem Zimmer aus, aber heiter und freundlich, und das Ganze hatte einen künstlerischen Anstrich. Auf dem Fensterbrett stand ein reichblühender weißer Rosenstock, rechts und links daneben auf den Dielen erhoben sich üppige, mit rosigen, mandelduftenden Blüten übersäte Oleanderbüsche in großen Kübeln; ein Kelchglas mit abgeschnittenen Blumen schmückte den Schreibtisch, auf dem allerlei Photographien in Moraständern und Makartrahmen umherstanden. Die ganze dunkle Platte des Flügels war mit gebundenen und ungebundenen Notenheften bedeckt; beschriebene Notenblätter, über die ein Stift quergelegt war, lagen dazwischen, ganze Stöße von Noten waren unter dem Klavier aufgeschichtet. Von den Wänden sahen überall größere und kleinere Büsten berühmter Tonkünstler herab: der bedeutende Beethovenkopf mit der Löwenmähne, das scharfgeschnittene Profil Chopins, die schlichten Züge Schumanns und Schuberts, und Mozarts sonniges Antlitz. In einem kleinen Käfig aus Weidenruten, wie ihn die Kinder flechten, hüpfte eine Schwarzamsel umher, die jetzt, da das Klavier verstummt war, sich verpflichtet glaubte, die Stille zu unterbrechen, und ein paar volle melodische Locktöne zum besten gab.

Der Blick des Eintretenden überflog den lichten, sonnendurchfluteten Raum, der ein so ganz anderes Gepräge trug wie seine eigene nüchterne, peinlich geordnete Häuslichkeit. Was er hier sah, schien ihm Spielerei und Firlefanz, nichts weiter — und auch die Bücher dort hinten im Glasschrank mochten den Geschmack ihres Eigentümers widerspiegeln und nichts von dem enthalten, was eines ernststrebenden Mannes würdig war.

Die blauen und die dunklen Augen tauchten ineinander und maßen sich, wie vor dem Kampf. Diese beiden Männer, so grundverschieden in ihrem ganzen Typus wie in ihrer Lebensauffassung, waren einander von der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft unsympathisch gewesen, und sie hatten beide kein Hehl daraus gemacht.

Raimund wies stumm auf einen in seiner Nähe stehenden Stuhl. Harnack lehnte den Sitz ab und blieb stehen.

„Ich bin zu Ihnen gekommen," brach er endlich das Schweigen, „um Sie zu fragen, ob es wahr ist, daß Sie bei Gericht eine Anzeige gegen meinen Bruder erstattet haben, der zufolge man ihn wegen Mordverdachtes in Haft genommen hat."

Raimund zuckte zusammen.

„Wer hat Ihnen das gesagt?" fragte er nach einer Pause mit bedeckter Stimme.

Harnack warf den Kopf hoch.

„Darauf kommt es nicht an; die Thatsache genügt wohl. Ist sie wahr?"

In dem offenen Gesicht des jungen Mannes malte sich Schreck und Mitleid. Wenn dieser Mann seinen Bruder liebte — und sie hatten ihm gesagt, daß er dies that! — welches mußten seine Empfindungen sein gegenüber demjenigen, der ihn der Justiz auslieferte, ihn ihr wenigstens verdächtig machte? Hätte er schweigen sollen? Aber der Justizrat hatte ihm ausdrücklich gesagt, daß man ohnehin auf den jüngeren Harnack Verdacht geschöpft hatte, daß man ihn seit geraumer Zeit suchte — er hatte nichts weiter gethan als den Ort angegeben, wo der Gesuchte mutmaßlich zu finden sei. Und Ueberweg hatte ihm so dringlich seine Verpflichtung dazu klargemacht.

„Ist es wahr?" wiederholte der Ingenieur mit harter Stimme.

„Ja!" entgegnete Raimund fest, und ehe noch der andere weiterzusprechen vermochte, setzte er hastig, sich fast im Sprechen überstürzend, hinzu:

„Hören Sie mich! Ich kenne Ihren Bruder nicht, habe ihn nie gesehen, ich habe nicht den geringsten persönlichen Verdacht gegen ihn. Aber dieser Verdacht ist von verschiedenen Seiten gehegt worden, auch die Justiz hatte ihn bereits gefaßt. Der Ermordete war mein Oheim, sein Tod ließ mich nicht gleichgültig, der Fingerzeig wurde mir gegeben, der Auftrag mir erteilt — was blieb mir zu thun übrig, wenn ich mein Gewissen —"

Er kam nicht weiter.

„Ihr Gewissen?" Harnack stieß es hart und höhnisch hervor. „Mußten Sie sich gerade bei dieser Gelegenheit darauf besinnen?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich Sie für einen feigen Denunzianten halte — weiter nichts!"

Raimund war sehr bleich geworden, seine Augen blitzten gleich geschliffenem Stahl.

„Ich nehme Rücksicht auf Ihre Gefühle als Bruder. Aber gehen Sie nicht zu weit! Wählen Sie Ihre Ausdrücke besser! Es ist mir wahrlich nicht leicht geworden, zu sagen was ich wußte — ich habe mit mir gerungen —"

Der Ingenieur ließ ein heiseres spöttisches Lachen hören.

„Ihr Ringen hat zu einem guten Resultat geführt! Man hat meinen Bruder in Untersuchungshaft genommen, auf Ihre Denunziation hin — meinen Bruder, der unschuldig ist — unschuldig sein muß, denn er war zur Zeit des Mordes in Amerika!"

„Wenn sich das nachweisen läßt, ist seine Unschuld klar am Tage, und er wird sofort aus der Haft entlassen!"

„Für sein ganzes Leben mit einem Makel behaftet, durch einen — Schurken!"

Raimunds Rechte zuckte empor und umspannte die Hand, die sich zum Schlag gegen ihn erhob, mit starkem Griff um den Knöchel.

„Nun ist's genug! Auf diesen Schimpf giebt's nur eine Antwort. Doch nicht hier — —"

Mit ganz leiser, tiefer Stimme hat er gesprochen, aus seinem Gesicht ist jeder Blutstropfen gewichen, eine eigentümliche wilde Schönheit liegt über den entfärbten Zügen. Seine Rechte hält noch immer die Hand des Ingenieurs umspannt und drückt sie nieder.

„Gut denn!" sagt Harnack und sieht unter den zusammenstoßenden Brauen hervor finster auf seinen Gegner. „Lassen Sie mich los! — Wann? Und wo?"

Raimund zieht seine Hand zurück und zuckt die Achseln.

„Es ist mir alles gleich. Bestimmen Sie!"

„Bei den Kesseltannen? Früh um fünf Uhr — und morgen?"

„Meinetwegen!"

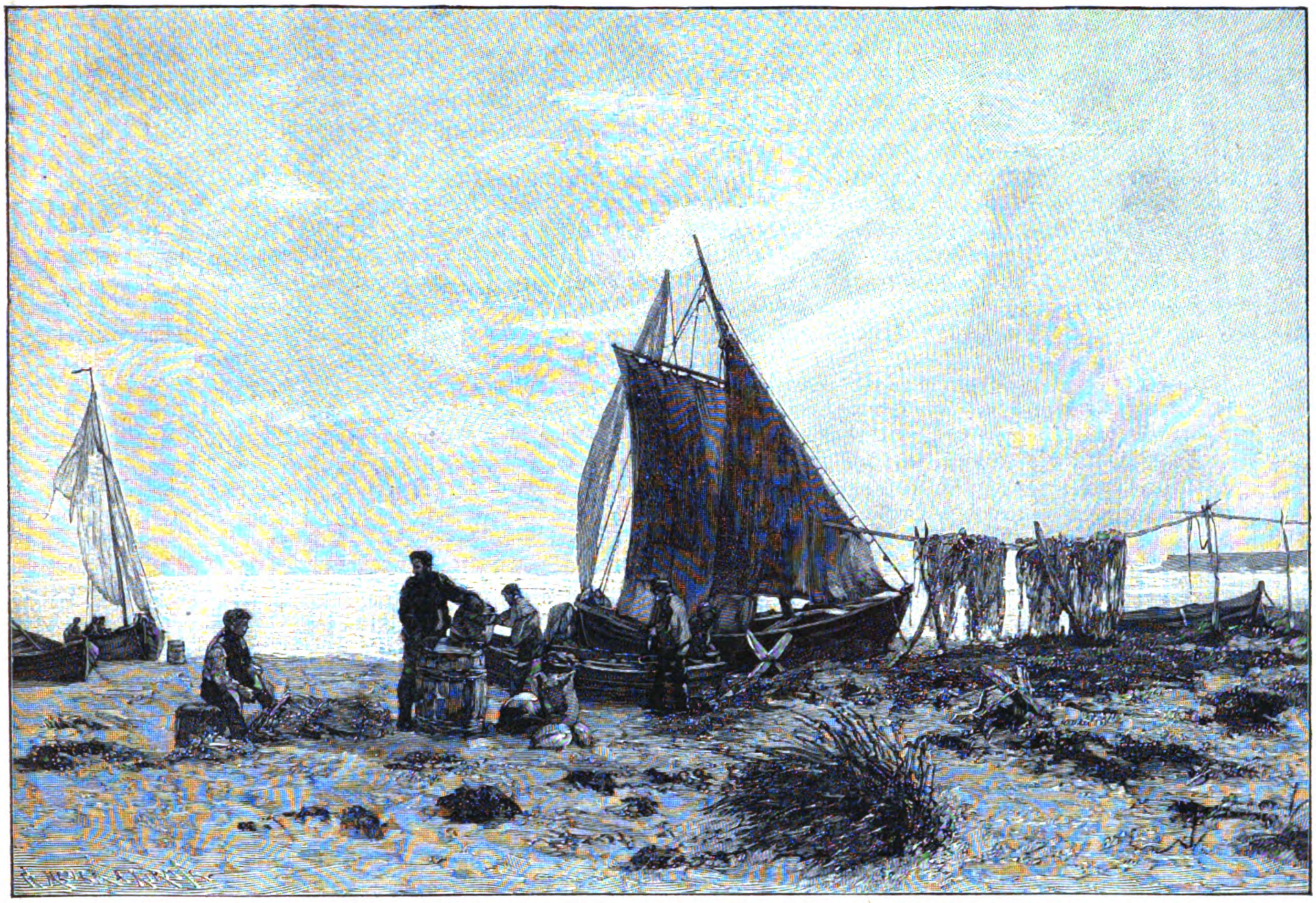
„Ich werde Ihnen noch heute abend jemand schicken —"

„Auch Sie hören noch von mir im Lauf dieses Abends!"

Es wird kein weiteres Wort, kein Abschiedsgruß mehr zwischen ihnen gewechselt. Draußen fällt die Thür ins Schloß, Raimund ist allein. Er schüttelt ein klein wenig den Kopf, dreht sich um und schließt mechanisch die Klappe der Klaviatur. Die letzten Takte des Schumannschen Intermezzos, das er gespielt, klingen in ihm nach — — und ihm ist, als wäre es vor Tagen gewesen, daß er das gespielt. Sein Blick streift über die Büsten an den Wänden — goldene Sonnenstrahlen umspielen Beethovens Titanenhaupt, küssen Mozarts jugendfroh lächelnden, weichen Mund. Sie tanzen auch über die auf dem Piano hingestreuten Notenhefte hin, auf den losen Blättern, über denen der Stift sorglos hingeworfen liegt, wie eben aus der Hand gelegt — seine neueste Komposition, mehr als zur Hälfte vollendet, „Frühlingsphantasie" hatte er sie genannt — und wie sie ihm leicht und schön und mühelos entstanden war nach der letzten Unterredung mit seinem Vater! Die hatte jene ganze Mißstimmung, die ihm sein Bekenntnis dem Justizrat gegenüber geschaffen, fast ganz beseitigt — er hatte wieder komponieren können — nein, komponieren müssen, die Harmonien drängten sich ihm förmlich auf, es sang und klang in ihm — war doch in sein Leben seit Jahren zum erstenmal wieder ein Hoffnungsschimmer gefallen, der ihm zeigte, es könne doch noch eine Zukunft für ihn geben, und dieser Hoffnungsstrahl war ihm entglommen, bald, nachdem er das Weib gefunden hatte, das er liebte!

Wie grenzenlos er sie liebte und für sich ersehnte, das durchschauerte ihn jetzt wieder, da alle Fibern in ihm angespannt waren, jeder Nerv wie unter dem Hochdruck seiner Gefühle in ihm erzitterte. Er sah sie vor sich — zum Greifen deutlich! — aber nicht nur das schöne, stolze Gesicht, die schlanke Gestalt, die sein Staunen, sein Entzücken gewesen war, schon beim erstenmal, da er sie sah — auch ihr Lächeln, ihr Zustimmen oder Abwehren, das rasche Verständnis in ihren Augen, die warme Anteilnahme — alles, was ihm von ihrer Seele sprach. — — — Eine Zukunft in seiner Kunst — und dies Mädchen! Wohl war es Vermessenheit von ihm gewesen, das zu denken, denn noch lag sein neuer Beruf und das, was er in ihm schaffen, leisten wollte, wie hinter einem Schleier, der lockt, verheißt, aber immer noch verhüllt! Gesetzt auch, sie empfand mehr für ihn als freundschaftliche Zuneigung .... durfte er vor sie, die gefeierte Schönheit, die verwöhnte Erbin, hintreten und sagen: „Ich glaube

Digitized by Google



Pommersche Fischer in Göhren.
Nach dem Gemälde von Eduard Spoerer.

jetzt an meine Zukunft und an meinen guten Stern. Ich will hingehen und aus all meinen Kräften versuchen, mir einen Namen, eine Stellung zu schaffen. Willst du auf mich warten, bis ich mir beides errungen habe? Hast du mich lieb genug dazu?"

Wohl war's ein Wagnis, aber in dem Rausch, der über ihn gekommen war, in der Schaffensfreudigkeit und Siegeszuversicht, die ihm in allen Adern pochte, hätte er es unternommen, hätte er die Würfel geworfen um sein Lebensglück ....

Jetzt aber —

Er war vielleicht in zehn Stunden schon ein toter Mann! Harnack würde ihn sicher nicht schonen! Er witterte in ihm einen Nebenbuhler um Alix' Gunst, er sah in ihm den Ankläger und Verderber des Bruders, und er hatte von Anbeginn an schon eine tiefgehende Antipathie gegen ihn gefaßt! Es half nichts, um den Gedanken vorsichtig herumzugehen, er war immer wieder da: Raimund Hagedorn — es geht um dein Leben!! —

Und dazu schien die Sonne draußen so herrlich, und wie die glühende Hitze allgemach ein wenig nachließ, kam wohliges Genießen über alle Kreatur. „Leben!" zwitscherten die Schwalben, die in Schraubenwindungen hin und her schossen und blitzschnell unter den Dachfirst des Hausdaches schlüpften. „Leben!" flötete die kleine Amsel im Käfig, wie sie von Sprosse zu Sprosse sprang und ihr Köpfchen dem Licht zukehrte. „Leben!" säuselten die Blätter der Bäume, die jenseit des Weges ihren Wipfel in der Abendsonnenglut wiegten, und „Leben!" jauchzten die Stimmen der spielenden Kinder fernher vom Dorf. Und er hatte das Leben immer geliebt — als kleines Kind schon, das sich jubelnd ohne Veranlassung daheim im Garten in Wien ins hohe Gras warf — als Knabe, der in unbändiger Lust tobte und sprang — als junger Mensch, der mitten in dem leisen Grauen, das seine tollkühnen Reiterkunststücke ihm erregten, deutlich genug die aufquellende Daseinslust empfand, die ihn gerade solche waghalsigen Unternehmungen geflissentlich suchen ließ — als Mann, der trotz einer aufgezwungenen Arbeit immer noch unzählige Augenblicke aufflackernder Begeisterung, selbstvergessenen Genusses gekannt hatte, denen freilich zu leicht nur der Schmerz sich gesellte. Sie waren nicht ausgeblieben, die Stunden, in denen Raimund sich voll Groll gesagt hatte, daß Nichtsein für ihn besser wäre als Sein, daß er diese Existenz nur wie eine Schuld ansehe, die er seinem alten Vater abtragen müsse — dennoch rang sich Jugend und Genußfähigkeit immer von neuem in ihm empor, und namentlich die Freuden, die er seiner Musik verdankte, tönten wie glockenrein gestimmte Accorde in seinem Innern wieder.

Er stand immer noch am Schreibtisch neben dem geöffneten Fenster, hielt selbstvergessen das Bild seiner Mutter in der Hand und horchte auf die Töne, die das Leben ihm zurief!

— — — Zuletzt raffte er sich zusammen — er mußte handeln.

Eine Zeit lang kramte er zwischen Papieren umher, zerriß viele und schichtete die Fetzchen zu einem Stoß zusammen, um den er ein großes Zeitungsblatt schlug, und ging damit vorsichtig zum Kaminofen. Er legte das Papier in die sorgfältig gefegte Oeffnung und setzte es mit einem Zündholz in Brand. Gedankenvoll sah er zu, wie die rasch auflodernde Flamme um sich griff und die Blätter bis zu einem Häufchen grauschwarzer Asche verzehrte.

Hierauf ging er zum Schreibtisch zurück, legte sich weißes Papier zurecht, und nach wenigen Minuten flog seine Feder im schnellsten Tempo darüber hin.

20.

Alix war vor ihrer Uebersiedlung nach Josephsthal keine Frühaufsteherin gewesen. Hier aber führte sie ein ungleich ruhigeres, regelmäßigeres Leben. Hatte sie auch häufig Besuch aus der Nachbarschaft, so fuhr derselbe, mit Rücksicht darauf, daß das junge Mädchen noch in Trauer war und dem offiziellen Verkehr ihr Haus noch nicht geöffnet hatte, meistens gegen zehn oder elf Uhr abends davon, für Alix sonst eine sehr frühe Stunde. Jetzt hatte sie sich's angewöhnt, zeitig zu Bett zu gehen, und die natürliche

Folge davon war, daß sie früher aufwachte und, halb gegen ihren Willen, den Reiz der Morgenstunden kennenlernte. Freilich nicht der allerfrühesten Morgenstunden, aber auch das wollte sie jetzt zuweilen thun. Die Majorin hatte ihr erklärt, so alt sie geworden sei, habe sie, die Großstädterin, noch nie einen Sonnenaufgang mit angesehen, und nun hatten beide Damen beschlossen, sich einmal dies herrliche Schauspiel zu gönnen.

James hatte Befehl erhalten, die Damen zeitig zu wecken, wenn der nächste schönes Wetter verheißende Tag anbräche. Zweimal hatte der vortreffliche Diener das nicht können, denn am Montag regnete es in der Nacht, und am Dienstag sah das Wetter zweifelhaft aus. Heute, Mittwoch, war der Horizont ganz klar, ein kaum merkbarer Wind fächelte in den Zweigen, das Wetterglas war gestiegen.

Françoise hatte es sich nicht nehmen lassen, dabei zu sein, obschon sie Naturschauspielen keinen besonderen Wert beizulegen vermochte — schöne Läden und elegant geputzte Menschen waren ihr lieber. Indessen, wenn Mignonne sich diese Marotte in den Kopf gesetzt hatte, mußte Françoise sie mitmachen.

Innerlich ziemlich schlechter Laune, mit sehr kleinen, verschlafen blinzelnden Augen, erschien Françoise im Gartensaal und war nicht wenig erstaunt, Alix daselbst schon vorzufinden, und zwar vollständig frisiert und im Reitkostüm.

„Ah, Sie wollen reiten?"

„Gewiß! Ich will im Anschluß an den genossenen Sonnenaufgang einen Ritt durch den Wald unternehmen!" sagte das junge Mädchen in resolutem Ton. „Nun bitt' ich mir aber eine freundliche Miene aus!" fügte sie gutlaunig hinzu. „Wir bekommen einen herrlichen Tag, und James wird uns noch eine Tasse Kaffee servieren, ehe wir zum Birkenhügel gehen!"

Frau von Sperber, welche jetzt, von James mit den Kaffeetassen begleitet, erschien, war gleichfalls erstaunt über Alix' Toilette.

„Gehen Sie ruhig, nach gehabtem Naturgenuß, wieder zu Bett, liebe Frau von Sperber," bat das junge Mädchen, „nur gönnen Sie mir meinen Waldritt."

„In Gottes Namen, liebste Alix. Falls Sie nur nicht von mir verlangen, daß ich mich auch zu Roß schwinge und mit Ihnen reite, gönne ich Ihnen alles und jedes. Eine Bedingung freilich hab' ich dabei: Sie dürfen nicht ohne Begleitung in den Wald!"

„Wenn ich ‚Rebell' mit mir nehme —"

„‚Rebell' ist ein sehr starker und sehr treuer Hund, aber durchaus kein genügender Schutz. Wenn Sie nicht James mithaben wollen, so muß es der Groom sein. Sie müssen mir schon erlauben, Sie daran zu erinnern, daß ich hier die Stelle einer Mutter einnehme — — wenigstens, was Fragen wie diese betrifft. Glauben Sie, daß Ihre Mutter Ihnen diesen einsamen Ritt durch den Wald, unmittelbar nach Sonnenaufgang, gestattet hätte?"

„Nein!" erwiderte Alix unmutig. „Wenn es sein muß..."

Frau von Sperber sagte kein Wort weiter. Alix erschien ihr unbegreiflicher als je! Hatte denn die Erinnerung an das Ende ihres Vaters alle Schrecken für sie verloren? Sie drängte den peinlichen Gedanken zurück, goß anscheinend heiter den Kaffee aus der zierlichen Silberkanne in die Tassen, bot den Zucker herum, sprach von der erfrischenden Morgenluft und daß es doch kein Gewitter in dieser Nacht gegeben habe, so drückend es gestern gewesen.

Man sah nach der Uhr, fand, daß es gleich Zeit sei, und beeilte sich mit dem Trinken, um rechtzeitig beim Birkenhügel zu sein. Alix ließ sich von James das flache Reithütchen, die langen weichen Lederhandschuhe und die Reitpeitsche reichen, während sie ihr Kleid zum Gang durch den Park hochzog. „Rebell" wurde hereinbeordert und sprang wie toll an seiner Herrin empor.

Als Alix dem zurückbleibenden James, halb über die Schulter zurückgewendet, im Gehen zurief: „Also an der kleinen Pforte soll der Groom mit ‚Primrose' und dem Braunen auf mich warten!" sagte Frau von Sperber wiederum nichts, aber ein freundliches, warmes Licht kam in ihre klugen Augen, die beifällig auf Alix sahen.

Draußen webte ein zartes, weißliches Licht um die Baumstämme. Verschlafene Vogellaute tönten hier und da aus dem Blätterdach, aber noch saßen die kleinen Sänger zusammengeduckt im Gezweig und rührten sich nicht.

Keiner von den drei Dahinwandelnden sprach. Einmal während des Gehens neigte sich die Majorin über ein Blumenbeet und brach eine köstliche, halb erblühte weiße Moosrose, neben der noch ein paar Knospen waren, sowie grüne, herbduftende Blätter. Der Tau lag in dicken Perlen darauf. Die alte Dame hielt das Sträußchen einen Augenblick von sich zurück, wie um sich an dem lieblichen Anblick zu erfreuen, und steckte es dann ohne weiteres zwischen zwei Knöpfe des Reitkleides an Alix' Brust, was diese lächelnd geschehen ließ.

Françoise wollte zu reden beginnen — ihre Herrin gab ihr einen bittenden Wink mit den Augen, sie möge es lieber unterlassen. Wozu denn immer sprechen? Es war so viel schöner, in sich selbst hineinzuhorchen und zu staunen! Und jetzt war man beim Birkenhügel angelangt. Alix selbst hatte diesen schönen, hochgelegenen Platz entdeckt, einige Bäume fällen, eine kleine Laube herrichten und die Aussicht frei legen lassen; sie war sehr stolz auf diese That und konnte es sein, denn der Blick von hier war überraschend schön. Der Birkenhügel beherrschte den Fluß, der sich hier verengte, so daß man das jenseitige Ufer bequem übersehen konnte. Es waren nur die neuerbauten Arbeiterhäuser zu erblicken; die Fabrikschlote wurden durch eine Krümmung des Flusses dem Auge entzogen. Rechts dehnte sich eine mäßig hohe Hügelkette in anmutigen Wellenlinien hin, zur Linken schloß dunkler Waldbestand, der sich in weitem Bogen herumzog, das Rundbild ab.

Schon färbte sich's glühend rot im Osten. Kein Wölkchen, so weit das Auge reichte — nur in langhingezogenen sanften Linien die Streifen, die den Osten umsäumten. Diese begannen jetzt eine seltsame purpurbläuliche Farbe anzunehmen, während unmittelbar über dem Horizont in wunderlich abgeplatteter Form der obere Rand der Sonne hervorsah — Helios fuhr in seinem goldenen Wagen herauf! Und wie sich die Sonne mehr und mehr hob und zu strahlen begann, da goß sich ein Meer von rotem Licht über Wald und Berge und Häuser und spiegelte sich — ein entzückender Anblick — im ruhig gleitenden Fluß.

Frau von Sperber, ganz hingenommen von dem prächtigen Schauspiel der aufgehenden Sonne, kann doch nicht umhin, rasch und verstohlen immer wieder auf Alix zu blicken. So schön und so bewegt! Ein mitfühlender Seufzer hebt die Brust der alten Dame. Ach, es ist doch etwas Köstliches um Jugend und um Liebe! Gott wolle alles zum besten lenken!

Françoise hat es auch recht schön gefunden, was sie da gesehen hat, aber nun hat sie es satt — überdies blendet sie all die Farbenpracht. Auch daß so viel Nässe von den Zweigen auf sie herniedertropft, findet sie nicht gerade angenehm; wenn man jetzt heimginge und sich wieder zu Bett legte! Aber Mignonne steht wie verzaubert da und rührt sich nicht!

„Rebell" denkt ähnlich wie die Französin. Müde ist er zwar nicht, und von Ruhe will er nichts wissen — im Gegenteil! Aber dies stumme Ausharren wird ihm unerträglich. Er hat sich dem gebieterischen „Nieder — nieder! Still sein!" seiner jungen Herrin bisher gefügt, hat seinen großen, schönen Kopf auf die Vorderpfoten platt hingelegt und mit einem blinzelnden Blick den Sonnenaufgang über sich ergehen lassen. Nun aber ist's genug! Er beginnt sich zu dehnen, gähnt gewaltig, springt mit einem entschlossenen Ruck auf und bellt zweimal in kurzen, auffordernden Lauten mit seiner groben Bruststimme.

„Ja — ja!" sagt Alix, wie aus tiefen Gedanken heraus. „Man muß sich losreißen — der Groom wird mit den Pferden schon warten. Also Adieu, liebe Frau von Sperber — war's nicht wunderschön? Und du, Françoise, kriech' nur schleunigst wieder in dein Lager zurück, du siehst polizeiwidrig müde und verschlafen aus. Komm, ‚Rebell'!" Sie nimmt den Hund, der freudig vorausspringen will, beim Halsband, nickt den Zurückbleibenden zu und steigt den Hügel hinab.

An der kleinen Pforte wartet der Groom. Er reitet denselben Lichtbraunen, den Raimund Hagedorn damals bei seinem Spazierritt mit der schönen Cousine hatte; jetzt ist der Mensch wie ein Blitz aus dem Sattel und führt „Primrose" vor, die ihre Nüstern bläht und den Kopf aufwirft, zum Zeichen, daß ihr der Gedanke an den bevorstehenden Ausflug behagt.

Im Nu ist Alix oben; sie setzt sich zurecht und ordnet die Zügel, während „Rebell", jetzt unbehindert, mit großen Sprüngen Roß und Reiterin umkreist und dazu bellt, daß es weithin schallt.

„Wir nehmen zunächst im Bogen herum flaches Land, und dann erst links hinüber in den Wald," spricht Alix über die Schulter zurück zum Groom. „‚Primrose' ist unruhig, und ich

Digitized by Google

will ihr etwas Bewegung verschaffen. Allez, toll' dich aus!" Das läßt sich die arabische Schimmelstute nicht zweimal gesagt sein; sie macht noch ein paar verwegene Kapriolen, die ihr einen leichten Peitschenhieb eintragen — jetzt, wie der Pfeil von der Sehne, ist sie davon, sie soll und sie will „sich austollen". Gestreckte Carriere! In Gottes Namen!

Schon rückt die dunkle Linie des Waldes näher — jetzt ein Stück Landstraße, breit, gut gehalten und ganz unbelebt. Wiederum freier Weg — wie wonnig! Der Graben, der hinüberführt, ist nur ein Kinderspiel. Alix hebt sich ein wenig im Sattel, die Peitsche ist unnütz! „Primrose" weiß ganz genau, was man von ihr erwartet, sie streckt sich und trägt die Reiterin im Flug hinüber. Alix muß an Raimund und seine Rennen denken. Ob er zufrieden mit ihr wäre, wenn er sie jetzt sähe?

Aufatmend hält sie endlich still am Saume des Waldes, der morgenkühl, mit tiefen bläulichen Schatten überspielt, vor ihr liegt. Sie wendet sich im Sattel und blickt nach dem Groom, der dort hinten am Horizont wie ein Pünktchen erscheint. Ja, ja, der Hellbraune ist ein ganz wackeres Tier, aber mit ihrem Vollblut hält er den Vergleich nicht aus.

„Sehr schön gegangen, ‚Primrose', sehr schön!" Alix klopft den schlanken, glatten Hals, beugt sich zu „Rebell" nieder, der sich eifersüchtig herandrängt: „Und du auch — ja, du auch! Ihr seid beide brav — ich kann stolz sein auf euch!"

Jetzt kann der Groom sie schon erkennen — er soll nur wissen, wo sie bleibt. Alix liebt es nicht, wenn er ihr auf dem Fuß folgt, und das weiß er auch gut genug; wenn er nur die Richtung kennt, welche die Baroneß genommen hat, und ihrem etwaigen Ruf erreichbar ist!

Langsam reitet Alix unter den hier dichtgedrängt stehenden Bäumen hin. Die Schimmelstute hebt vorsichtig die zierlichen Hufe; der Boden ist weich von vermodertem Laube, das hier seit Jahren lagert und dicke Schichten gebildet hat. Niederhängende Tannenzweige bedrohen Alix' Gesicht und greifen nach ihrem Hut. Altersschwache Fichten mit langen, eisgrauen Bärten von wirrem Moosgeflecht neigen sich vornüber, als drohten sie jeden Augenblick zu stürzen, knorrige Eichen stehen dazwischen. Am Stamme der einen, dicht vor Alix, läuft ein Eichkätzchen blitzgeschwind empor, bleibt in gesicherter Höhe hängen, die rotbraunen, haarigen Pfötchen um einen Ast geklammert, und blickt neugierig auf die fremden Eindringlinge nieder. Das junge Mädchen sieht deutlich seine schwarzen Aeuglein von spöttischer Freude glänzen. Husch! Da ist es im Wipfel! Weiter, „Primrose", — es muß sich doch zuletzt ein wenig lichten!

Sehr allmählich geschieht das! Hier muß selten oder nie ein Mensch gehen, es ist ganz, ganz einsam, und das Laubholz, das nun wieder vorherrscht, bildet ein Dach, so dicht, daß man kaum den Himmel durchleuchten sieht und den Raubvogel, der droben im Aether seine Kreise zieht und seinen schrillen Schrei ausstößt, nicht entdecken kann. Ein Kuckuck ruft ganz in der Nähe unermüdlich, und träumerisch klingt es im stillen Wald!

Ein Rascheln in den Büschen — näher — ganz nahe — sieh da, ein kleiner Junge, neunjährig etwa, barfüßig, mit Hemd, kurzer Hose und grauem Tragband angethan, einen weißen Spankorb in der braunen Hand, kommt zwischen den Haselnußsträuchern zum Vorschein, und sein Gesicht will Alix bekannt erscheinen. Er fährt zusammen, als er Roß und Reiterin und Hund, die lautlos herangekommen sind, plötzlich vor sich sieht. Der Schreck geht ihm so in die Glieder, daß ihm sein Körbchen, das halb voll Erdbeeren ist, aus der Hand fällt, die Augen sich angstvoll weiten und das kleine gebräunte Gesicht ganz fahl wird.

„Erschrick doch nicht so, Junge!" sagt Alix freundlich und nickt ihm zu. „Es ist ja nichts Böses, daß du Erdbeeren im Wald gesammelt hast, und zur Schule kommst du doch noch zeitig genug; es ist noch früh! Kennst du mich? Weißt du, wer ich bin?"

Es brauchte Zeit, bis er die Frage verstand. Endlich nickte er.

„Nun? Wie heiß' ich denn?"

„Die gnä' — die gnä' Baroneß vom — vom Schloß!"

„Nun also! Ist das etwas so Schreckliches? Bist du nicht auch bei meinem Kinderfest dabei gewesen?"

Ein heftiges Nicken, aber immer noch dieser verstörte Blick.

„Wie heißest du?"

„Paul — Paul Semmling!"

„Aha!" Alix weiß nun, warum ihr just dieser Junge so bekannt erscheint. Das ist derselbe Schlingel, den damals Raimund Hagedorn dicht vor seinem Zweirad vom Weg aufgehoben und so derb am Kragen zurechtgeschüttelt hat! Mit einem ganz neuen Interesse sieht das junge Mädchen in das verzagte, braune Kindergesicht. „Ich thu' dir wirklich nichts, Junge!" redet sie ihm zu. „Heb' dein Körbchen auf und lauf', wenn du willst. Hast du vielleicht Angst vor meinem Pferd oder vor dem Hund? Du schüttelst den Kopf. Ja, vor wem in aller Welt fürchtest du dich sonst so sehr? Doch nicht vor mir?"

„N — — nein!" ermannt sich Paul Semmling endlich, hervorzustottern. „Vor Baroneß fürcht' ich mich gar nich!"

„Schön! Sehr lobenswert! Aber du siehst ganz erschrocken aus, ich sehe es ja! Was hat denn das zu bedeuten?"

Der Junge schaut aus seinen runden, weitoffenen Augen wiederum hilflos zu ihr auf, ehe er antwortet.

„Da -- dort — haben zwei auf sich geschossen!" sagt er endlich. „Und das hab' ich gesehen!"

„Was hast du gesehen?" ruft Alix so heftig, daß „Primrose" unruhig wird und „Rebell" zu knurren beginnt.

„Zwei — zwei — von unsern Herren — hier — hier im Wald — und noch 'n paar andere waren 'bei. Und die schossen auf sich — mit — mit zwei solche Pistolen, und das hab' ich gesehen und hab' es gehört, wie ich — wie ich Erdbeeren holen ging aus 'm Schlag, wo die Kesseltannen sind."

Alix zügelt ihr Pferd mit ungeduldiger Hand und ruft „Rebell" ein herrisches „Ruhig!" zu, dann sagt sie mit stockender Stimme: „Weißt du, Junge, wer die Herren gewesen sind, die da — die mit Pistolen geschossen haben? Kennst du sie bei Namen?"

„Ja!" sagt Paul Semmling ohne Zögern. „Kennen thu' ich sie alle beide. Und der eine von ihnen, wie zum zweitenmal wurd' geschossen — der eine von ihnen, der fiel um!"

„Und wer war das?" fragt Alix mit Anstrengung.

„Das ist der Herr Hagedorn gewesen, wo früher bei der Schneidemühl' war und ist jetzt bei der Oelmühl' — und ich kenn' ihn — und er hat mir manchmal was gegeben. Und der fiel um — aber der andere blieb ganz steif stehen!"

„Wer — wer war der andere?"

„Der Herr Oberingenieur Harnack."

Eine Pause. Durch die Zweige der Buchen und Ahornbäume rieselt das Sonnengold, kein Wind bebt in den Zweigen: es ist, als hielte der schöne grüne Wald in Schrecken den Atem an. In die tiefe Stille hinein tönt plötzlich der Ruf des Kuckucks, ganz nahe und so dringend, wie wenn er warnen wollte.

„Ist es weit von hier?" fragt Alix tonlos.

Der Junge zeigt mit der Hand rückwärts in den Wald hinein, als ob damit alles gesagt sei.

„Ob es weit von hier entfernt ist, will ich wissen!"

„Wo die Kesseltannen sind."

Sie zieht zornig die Brauen zusammen und schwingt sich gewandt vom Sattel. Die Schimmelstute am Zügel haltend, späht sie angestrengt den Weg zurück, den sie gekommen ist. Es schimmert etwas zwischen den Bäumen in ziemlicher Entfernung.

„Tommy!" ruft sie laut in den Wald hinein.

„Gnädige Baroneß!" klingt es schwach zurück.

„Hierher!"

Das Etwas zwischen den Tannen und Buchen dort hinten bewegt sich, wird deutlicher, kommt näher. Mit der Gewandtheit einer Schlange windet sich der Groom, der den Lichtbraunen meisterlich lenkt, durch das Dickicht vorwärts. Jetzt ist er gleich heran.

„Absitzen, Tommy, und ‚Primrose' und Ihr Pferd langsam mir nachführen — immer so, daß Sie mich sehen können .... und warten, bis ich rufe!"

„Zu Befehl, gnä' Baroneß!"

„Komm' jetzt, Junge!"

Paul Semmling in seinem primitiven Anzug, mit den nackten Füßen, gleitet aalglatt voran — Alix rafft mit der einen Hand ihr Reitkleid, das fortwährend vom Gestrüpp festgehalten wird, und hält mit der andern den Hund, der ungeduldig vorwärtsstürzen will, am Halsband. Sie setzt zum Reden an — wagt es noch nicht — findet die Worte nicht — zuletzt doch:

„War denn kein Arzt zur Stelle?"

Digitized by Google

„Ja!“ nickt Paul Semmling wichtig. „Unser Doktor war da!“

„Doktor Petri? Und was — was that er?“

„Er kniete sich bei 'n Herrn Hagedorn auf die Erde, und dann riß er 'm den Schlips auf und oben die West' und das Hemd — und dann hat er 'n behorcht, ob er noch Leben hat!“

„Und — und — fand er noch Leben?“

„Weiß nich! Der Herr Hagedorn lag man so da, ganz für tot, und regt und rippt sich auch kein bißchen. Und die Augen waren ihm ganz zu.“

Alix fragt nichts weiter. Sie stößt ungeduldig die herabhängenden Zweige beiseite und zerrt den Hund am Halsband zurück, aber das geschieht ganz mechanisch. Sie ist kaum fünf Minuten gegangen, und doch ist es ihr, als ginge sie schon stundenlang durch den Wald, Raimund Hagedorn zu suchen, der im Duell gefallen ist, und als wüßte sie es schon seit Tagen, daß er einen Zweikampf gehabt mit Ingenieur Harnack.

Vor ihnen liegt eine ziemlich steile Anhöhe, von dunklem, dichtem Tannenbestand umsäumt. Der Junge klimmt wie eine Gemse da hinauf. Alix ist es einmal, als höre sie Stimmengemurmel.

„Ist es hier?“

„Ja. Das sind ja doch die Kesseltannen!“

Wenn man sich in die Höhe gearbeitet hat, steht man in Wahrheit vor einem regelrecht gebildeten Kessel, den rund herum hohe und meist schön gewachsene Tannen umziehen. Den Boden dieses sogenannten Kessels bildet eine hübsche blumige Waldwiese; das Gras wächst üppig darauf und ist reich mit Blumen durchwirkt.

Zwei Männergestalten sind von oben in dem „Kessel“ zu erblicken. Die eine liegt auf den Knieen und hantiert am Boden, die zweite steht in gebückter Haltung daneben.

Alix wird es schwindlig, ihr ist, als drehten sich die Kesseltannen in einem wilden Reigen um sie her, als käme die Waldwiese ihr entgegen. Sie beißt die Zähne zusammen und steigt mit wankenden Knieen den Abhang hinunter.

Natürlich bemerken die beiden Herren, die ihr den Rücken wenden, ihr Nahen auf dem weichen Waldboden nicht. Auch dann nicht, als sie dicht neben dem Knieenden steht und auf die regungslose Gestalt, die er in den Armen hält, heruntersieht.

„Doktor Petri!“ sagt Alix' Stimme, die seltsam verändert klingt, leise.

Der Kopf des Arztes fährt überrascht herum — seine Hände lassen den hilflosen Mann nicht los.

„Baroneß — Hofmann! Wie kommen Sie denn hierher?“

Alix winkt nur mit der Hand ab, zum Zeichen, daß dies ja ganz gleichgültig sei. Sie beachtet es auch nicht, daß der gebückt stehende Herr sich hastig emporrichtet und sie ehrerbietig grüßt.

„Ist Gefahr da? Lebensgefahr?“

„Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen,“ antwortet Doktor Petri. „Ich habe mich damit begnügen müssen, die Wunde möglichst sorgsam zu verbinden, ich kann hier den Sitz der Kugel nicht feststellen und sie nicht ohne die nötigen Hilfsmittel und Vorkehrungen entfernen. Eine leichte Wunde ist es wohl keinesfalls — er hat eine tiefe Ohnmacht. Herr Amelung, Herrn Harnacks Sekundant, ist zum Wagen gegangen, Polster und Decken, sowie ein paar Stangen zu holen, damit wir ihn bequemer tragen können. Er muß bald zurück sein. Unterdessen habe ich unserm Verwundeten den Verband angelegt, und Herr Lieboldt, der ihm als Sekundant diente, hat mich dabei unterstützt!“

Der junge Techniker verneigte sich abermals tief vor Alix und erhielt ein zerstreutes Kopfnicken zum Dank.

„Und wo ist sein —“ sie hatte sagen wollen „sein Mörder“, unterdrückte das Wort aber noch rechtzeitig, „wo ist der — andere?“

Doktor Petri hob ein wenig die Schultern. „Natürlich fortgegangen. Dieser Anblick mußte ihm doch recht peinlich sein!“

Alix sah, ohne zu antworten, auf das sonst so lebensvolle, bewegliche Gesicht nieder. Wie aus Marmor gemeißelt war es anzusehen, die edlen, feinen Linien zeichneten sich scharf ab, das lockige Haar lag wirr über die Stirn gebreitet.

Alix fühlte die aufquellenden Thränen kommen und wandte sich hastig ab.

„Baroneß sollten lieber nicht hier bleiben und dies mit ansehen,“ sagte Doktor Petri mitleidig. „Zu helfen giebt es vorläufig nichts —“

Das junge Mädchen schüttelte nur den Kopf; sprechen konnte es nicht. Der Ruf des Kuckucks klang abermals durch die Waldesstille. Sollte er Antwort geben, wenn man ihn fragte, wie lange der wunde Mann, der hier am Boden lag, noch zu leben hätte? —

„Mein Groom ist hier in der Nähe mit den Pferden!“ brachte sie endlich mühsam hervor. „Ich hatte einen Frühritt durch den Wald unternommen. Wenn er sich irgendwie nützlich machen kann —“

„Gewiß! Er kann uns helfen, den Patienten zu tragen. Je mehr Hände dabei zufassen, um so mehr wird der Transport erleichtert.“

„Lauf' hin, Junge, und hol' den Reitknecht hierher!“ gebot Alix dem dicht hinter ihr stehenden Paul Semmling, der mit weitgeöffneten Augen die seltsamen Vorgänge verfolgte. „Du weißt, wo er steht. Er soll hierherkommen, so rasch er kann!“

Der Arzt blickte dem lautlos davonhuschenden Barfüßler mißbilligend nach.

„Wir haben ungewöhnlich viel Publikum!“ sagte er halblaut. „Die Geschichte wird in der Kolonie herum sein, ehe zwei Stunden vergehen. Na, schließlich ist es einerlei. Ein Geheimnis kann solch' ein Duell niemals bleiben!“

Sie kamen fast gleichzeitig von verschiedenen Seiten an — Ingenieur Amelung mit seiner Last und der Groom. Doktor Petri traf sofort geschäftig seine Anordnungen. Die Stangen wurden zusammengebunden und große Tannenzweige von den zunächststehenden Bäumen darübergelegt. Sie legten alle mit Hand an, die drei Herren und Tommy, als sie den Bewußtlosen vorsichtig auf die improvisierte Tragbahre hoben und mit Kissen aus dem Wagen stützten.

Langsam setzte sich der kleine traurige Zug in Bewegung. Alix führte die beiden Pferde am Zügel nach. „Rebell“, der mit leisen Klagelauten die Tragbahre umkreiste, legte sich von Zeit zu Zeit platt auf den Boden und stieß ein langgezogenes Winseln aus.

Einmal hatte Alix Doktor Petri leise gefragt: „Wohin wollen Sie ihn bringen?“ und auf seine Antwort „Nach dem Josephsthaler Krankenhause“ hatte sie rasch und noch leiser, so daß nur der Arzt es verstand, erwidert: „Ich wünsche, daß er nach dem Schloß gebracht wird!“ Doktor Petri hatte nichts darauf gesagt, nur von der Seite einen Blick auf das Gesicht des jungen Mädchens geworfen. Da war dies Gesicht plötzlich tief errötet. —

Durch Sonnenschein und Waldesduft trugen sie ihn, der beides so sehr geliebt. Die kleinen Vögel flatterten immer mit, als wollten sie ihm das Geleit geben, und als sie an der Grenze des Waldes angelangt waren, wo der Wagen sie erwartete, hörten sie immer noch den Ruf des Kuckucks zu sich herübertönen.

(Schluß folgt.)

Nervenheilstätten für Unbemittelte.

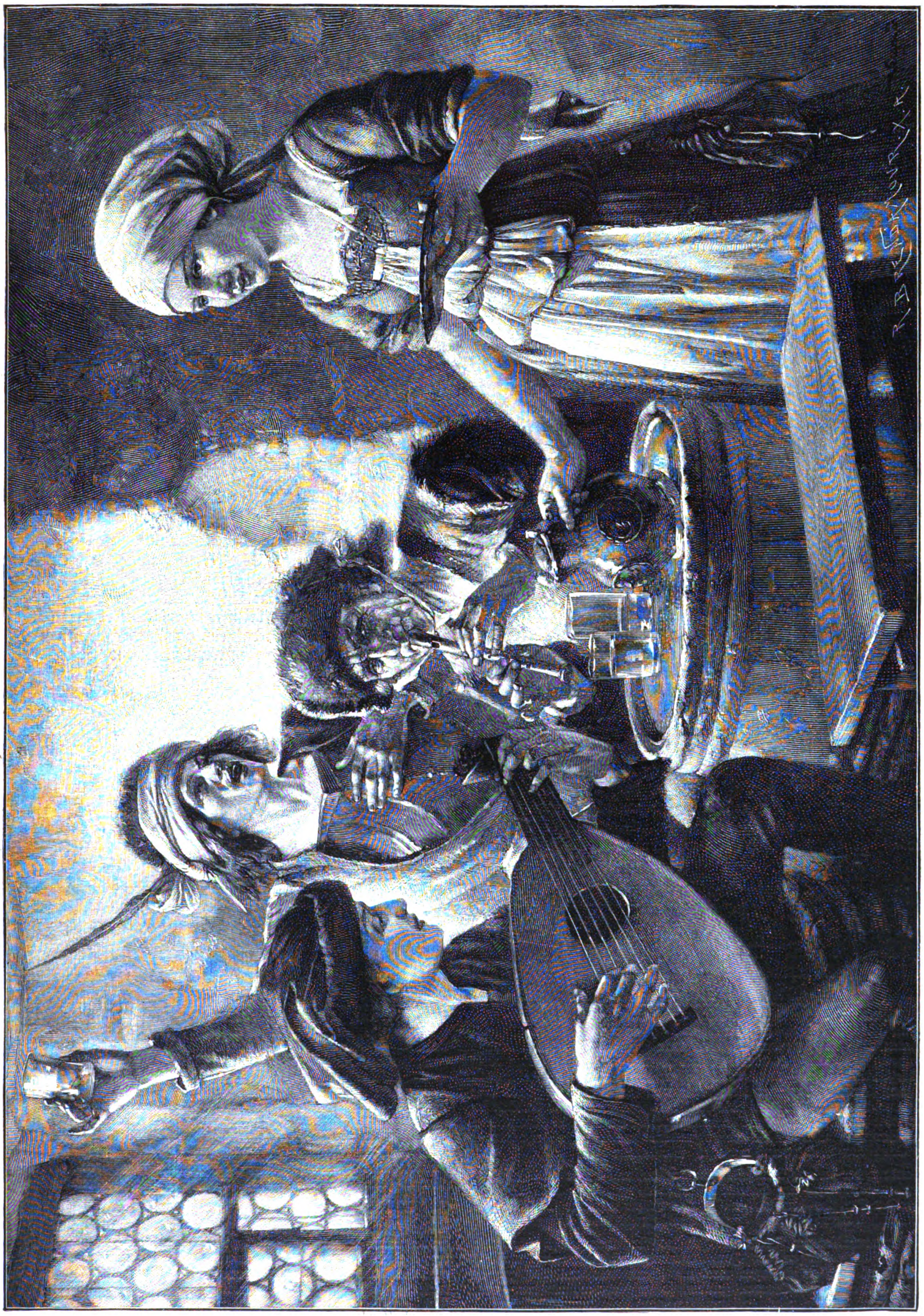
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. P. J. Möbius.

Es sind recht viele Leute krank. Die einen Krankheiten kommen und gehen wieder, die andern dauern lange, enden unter Umständen erst mit dem Leben. Unter den letzteren, den sogenannten chronischen Krankheiten, gehören zu den wichtigsten die Tuberkulose einerseits und die Nervenkrankheiten im weitesten Sinne des Wortes anderseits. Beide machen im allgemeinen die Menschen arbeitsunfähig, beide werden vererbt, aber jene tötet, diese töten in der Regel nicht. Darum erscheint die Tuberkulose schrecklicher und man erstrebt mit besonderem Eifer ihre Bekämpfung, gründet für Tuberkulose zahlreiche Heilanstalten.

Für die Nervenkranken hat man bisher recht stiefmütterlich gesorgt. Zwar einem Teile von ihnen, den sogenannten Geisteskranken, gegenüber gilt das nicht; sie sind sogar diejenigen Kranken, für die in unserm Jahrhundert am meisten gethan worden ist: viele vortreffliche Heilanstalten sind ihnen gewidmet und es ist dafür gesorgt, daß auch der Aermste auf allgemeine Kosten so

Digitized by Google



Ein Kleeblatt.
Nach dem Gemälde von K. Weigand.

gut behandelt wird wie der Reichste. Das hat nicht gerade die Liebe gethan, vielmehr die Not, denn die Geisteskranken sind eben in der Gesellschaft unerträglich, sie müssen versorgt werden. Ist man aber in Bezug auf sein Nervensystem nicht mehr gesund, jedoch nicht so krank, daß man zu den Geisteskranken gehört, so ist man recht übel dran, wenn man nicht viel Geld hat. Man kann und soll nicht in die Irrenheilanstalt, denn man wird nicht aufgenommen, den Nervenkranken im gewöhnlichen Sinne des Wortes würde ja in der Umgebung von Irren nicht besser, sondern schlimmer werden. In die allgemeinen Krankenhäuser passen die Nervenkranken auch ganz und gar nicht, hier finden sie nicht das, was sie brauchen, ja nicht wenige von ihnen werden durch den Anblick der Schwerkranken und die ganze geistige Atmosphäre des Hauses geschädigt. Die Schlechtgestellten, d. h. die, die kein Vermögen haben und nichts mehr bekommen, wenn sie aufhören zu arbeiten, können sich auch nicht durch einen einfachen Aufenthalt auf dem Lande erholen. Ja dieser ist meist auch den Minderbemittelten versagt, weil in der Regel Nervenkrankheiten eine lange Kurzeit erfordern, ein Sparpfennig aber rasch aufgebraucht, die Urlaubsmöglichkeit oft zu knapp bemessen ist. So kommt es, daß viele, die durchaus heilbar sind, nicht geheilt werden, daß viele sich lange Jahre quälen, denen wenigstens Erleichterung zu schaffen wäre, daß nicht wenige jämmerlich zu Grunde gehen durch Selbstmord, Trunk, Verlumpung. Daß der vorhandene Notstand im allgemeinen wenig beachtet wird, das liegt hauptsächlich daran, daß die meisten Nervenkranken nicht krank aussehen. Sie gehen herum, essen und trinken, haben oft ein gesundes Aussehen, und man glaubt danach nicht, wieviel Elend da ist. Doch leiden diese Kranken mehr als andere, weil in erster Linie ihr Gemüt krank ist, weil infolgedessen sie weder die Außenwelt, noch sich selbst in normaler Weise wahrnehmen, ihnen das Gewöhnliche und oft auch das andern Angenehme schmerzhaft wird und das wirklich Unangenehme übertrieben stark von ihnen empfunden wird. Die Leute reden oft von „eingebildeten“ Schmerzen, aber ein gesunder Mensch bildet sich nichts Derartiges ein und die eingebildeten, d. h. ohne greifbare Gründe entstehenden Schmerzen thun grade so weh wie andere. Die Hauptsache aber ist die Unfähigkeit der Nervenkranken zur Arbeit. Teils liefern sie wenig oder schlechte Arbeit, teils sind sie ganz arbeitsunfähig. Wollte man oder könnte man zusammenrechnen, wieviel Arbeitstage durch nervöse Störungen ausfallen, so würde man über die Zahl erschrecken.

Nun liegt freilich die Sache nicht so, daß alle Nervenkranken der Behandlung in einer Anstalt oder doch außer dem Hause bedürftig wären. Viele können ruhig zu Hause bleiben und werden allmählich, mit oder ohne Behandlung, wieder gesund. Sehr oft aber ist gerade die Entfernung aus den gewöhnlichen Verhältnissen erwünscht oder nötig, da die Quellen der Krankheit sehr oft eben aus der Familie oder dem Berufe fließen. Es bleibt also auch nach Ausscheidung der zur häuslichen Behandlung geeigneten Patienten eine große Zahl übrig, die der Anstaltsbehandlung bedarf, sie aber unter den jetzigen Verhältnissen nicht findet.

Abhilfe ist nur dadurch zu erlangen, daß Anstalten für unbemittelte und minderbemittelte Nervenkranke, Nervenheilstätten errichtet werden. Diese Forderung ist schon wiederholt ausgesprochen, aber erst neuerdings ist einiges Leben in die Sache gekommen. Auch hier hängt, wie überall, alles am Gelde. Natürlich wäre es am schönsten, wenn Staat und Gemeinde für die Sache einträten. Aber, wie die Dinge jetzt liegen, ist das so bald nicht zu erwarten. Ich hoffe zwar bestimmt, daß später die gesellschaftlichen Gewalten die Sache in die Hand nehmen werden, aber sie werden voraussichtlich der privaten Thätigkeit erst nachfolgen, und vielleicht ist es ganz gut, daß die Möglichkeiten erst einmal in Freiheit ausprobiert werden können. Man dürfte vielleicht denken, die Nervenheilstätte könnte ein Aktienunternehmen sein. Aber das wird nicht gehen, da von einer Anstalt für Minderbemittelte selbst mäßige Zinsen nicht zu erwarten sind. Es scheint, daß in einer Heilanstalt die Kosten für Kopf und Tag etwa vier Mark betragen und daß es nicht gelingen will, diese Summe wesentlich herabzusetzen. Es giebt zwar zur Zeit einige Unternehmungen, die weniger verlangen, aber entweder handelt es sich dann um ausnahmsweise günstige Verhältnisse, oder es werden den Anstalten Zuschüsse gewährt. Sollten die Minderbemittelten vier Mark bezahlen, so würde die Anstalt keinen oder doch nur einen ganz geringen Gewinn abwerfen, und doch wäre der Preis für die meisten Patienten viel zu hoch. Wer kann denn, wenn es sich um eine mehrmonatige Kur handelt, täglich vier Mark bezahlen? Doch nur Leute, die sich nicht schlecht stehen. Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß die Privatwohlthätigkeit eingreift. Eben jetzt wird ein Aufruf veröffentlicht, in dem eine Anzahl Teilnehmender zu Beiträgen für eine Nervenheilstätte bei Berlin auffordert.* Es hat sich in Berlin so glücklich gefügt, daß einige große Stiftungen für diesen Zweck zusammengelegt werden konnten. Daher hat das Berliner Unternehmen recht günstige Aussichten für das Zustandekommen. Schwieriger wird die Sache an anderen Orten sein, und doch muß es gewagt werden. Ist einmal die allgemeine Teilnahme gewonnen, so wird das Geld schon kommen, denn es giebt manche verborgene Schätze, die nur auf das richtige Zaubersprüchlein warten.

* Anmeldungen zum Beitritt für den Verein, der die Heilstätte ins Leben rufen will, nehmen an E. J. Meyer, Berlin W, Voßstraße 16, und Ludwig Berl, Berlin W, Jägerstraße 9. Mitglied wird, wer einen einmaligen Beitrag von mindestens 200 Mark oder einen jährlichen Beitrag von 6 Mark leistet. D. Red.

Gedenktafel für Kaiser Friedrich III an der Villa Zirio in San Remo. (Zu dem Bilde S. 739.) Wehmütige Erinnerungen knüpfen sich an die Villa Zirio in San Remo. Hier weilte in den Wintermonaten 1887/88, mit der tödlichen Krankheit ringend, der damalige Kronprinz des Deutschen Reiches Friedrich Wilhelm. Zur Erinnerung an die Leidenszeit des ruhmvollen Mitstreiters für die deutsche Einheit hat der Verband deutscher Kriegsveteranen an der Villa Zirio eine Gedenktafel anbringen lassen. Die Enthüllungsfeier fand am 18. Oktober statt. Die Tafel, die unser Bild wiedergiebt, ist ein Werk des Architekten Carl Bauer in Berlin; die tiefempfundene poetische Inschrift wurde von Ernst von Wildenbruch verfaßt. Sie lautet:

Wandrer, der du aus Deutschland
Herkommst, hemme den Schritt.
Hier der Ort, wo dein Kaiser
Friedrich lebte und litt.

Hörst du, wie Welle an Welle
Stöhnend zum Ufer drängt?
Das ist die sehnende Seele
Deutschlands, die sein gedenkt. *

Frauenhilfe für Frauen. Zahllos sind heutzutage schon die sozialen Hilfsleistungen der Frauenvereine, und ihr wirtschaftlicher Nutzen darf hoch angeschlagen werden. Wenn wir aus der großen Reihe heute ein Beispiel herausgreifen, so geschieht es, um zu zeigen, wie eigenartig einzelne unter ihnen sich ganz besonderen Bedürfnissen anpassen und welch vortrefflichen Erfolg sie ernten. Vor einiger Zeit wurde in Frankfurt a. M. der Verein für Hauspflege gegründet, der in Berlin, Hamburg und anderen Städten Nachahmung fand. Er greift dort ein, wo die Familienmutter, die bisher fleißige Versorgerin ihres Hauses, in Krankheit oder Wochenbett daniederliegt. Es ist ja bekannt, in wie kurzer Zeit ein Arbeiterhaushalt durch solche Zeiten herunterkommt, wie gerade gewissenhafte Frauen ohne Rücksicht auf ihre Krankheit und Schwäche sich noch abmühen, das Mögliche an Arbeit zu verrichten, und darüber schließlich ganz zusammenbrechen. Hier ist also Hilfe dringend nötig, und die Vereinsleiterinnen, bekannt mit der Abneigung der Familienmütter, ins Krankenhaus zu gehen, haben die richtige Veranstaltung gefunden. Man stellte erst wenige, dann mehrere zuverlässige Frauen an, die nicht gerade mehr schwere Arbeit, aber doch die Pflege nebst der nötigen Zimmerarbeit leisten können. Sie sind nur tagüber beschäftigt und gehen abends nach Hause, erhalten vom Verein Tagelohn und Kostgeld, falls sie nicht das Essen der Familie teilen können, versehen den Haushalt und leisten jede nötige Hilfe. Die abgearbeitete kranke Familienmutter aber kann sich beruhigt dem Schlaf und der Ruhe hingeben, da sie Haus und Kinder versorgt weiß, sie wird schneller genesen und übernimmt später geordnete Verhältnisse, statt einer traurigen Zerrüttung. So wird mit einem verhältnismäßig geringen Kostenaufwand vielen Familien in schwerer Zeit geholfen!

„Gott will es!“ (Zu dem Bilde S. 712 und 713.) Peter von Amiens, genannt der Einsiedler, hatte sich von der Welt zurückgezogen und eine Wall-

Digitized by Google

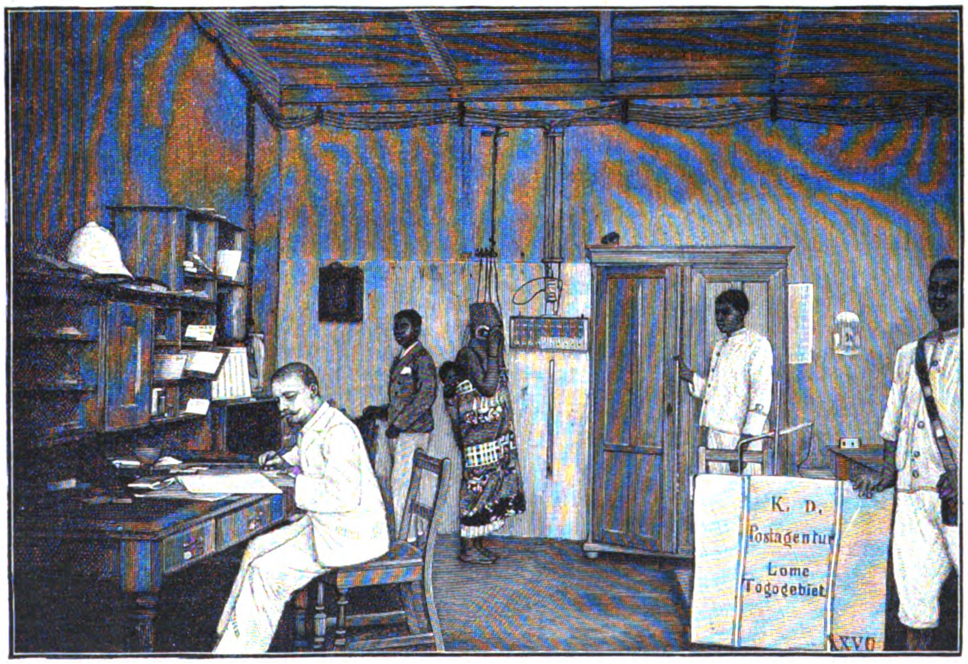
fahrt nach Palästina zum Grabe des Erlösers allein unternommen. Das Schicksal der dortigen Christen erfüllte ihn mit tiefem Mitleid und mit glühenden Rachegedanken gegenüber ihren Peinigern. Dem Papst Urban II überreichte er Bittschriften des Patriarchen von Jerusalem und schilderte ihm die traurige Lage der Christen im Heiligen Lande. Urban II faßte selbst den Plan, die abendländische Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufzurufen. Als seinen Sendboten schickte er den Einsiedler voraus und dieser verkündete in Italien und Frankreich, in Kirchen, an Kreuzwegen und auf der Heerstraße den heiligen Krieg. Papst Urban schrieb 1095 ein Concilium in Piacenza aus und berief später eine Versammlung nach Clermont in der Auvergne, wo Peter der Einsiedler ebenfalls erschien. Priester und Laien wurden von Begeisterung ergriffen, baten um die Erlaubnis, dem heiligen Zuge sich anschließen zu dürfen, und hefteten sich ein rotes Kreuz auf die Schulter; doch die Rüstungen der Fürsten währten der Ungeduld des Volkes zu lange, und so machte sich Peter von Amiens selbst im Frühjahr 1096 mit einem Heere ohne regelmäßige Bewaffnung, ohne Geld, selbst ohne Reiterei, auf den Weg nach Palästina. Der voreilige Kreuzzug verwandelte sich in einen wahren Plünderungszug; ein großer Teil dieser naturwüchsigen Kreuzfahrer wurde in Ungarn und dann in Bulgarien von der erbitterten Bevölkerung niedergemacht; doch kam ein Teil des Zuges, von dem Griechenkaiser in Konstantinopel beschützt, noch bis Bithynien, wo die große Mehrzahl von den Seldschucken erschlagen wurde. — Unsere Abbildung stellt eine vom hohen Klerus zusammenberufene Versammlung dar, in welcher der Bote des Papstes durch seine Beredsamkeit die Herzen entflammt. In seinem schlichten Pilgergewand, den Strick um den Leib, abgezehrt von den Beschwerden seiner Wanderung, verkündet er der Menge, daß Christus selbst ihn im Traume berufen hat, zum heiligen Krieg aufzufordern. Er ist aus einer Abtei herausgetreten, in welcher soeben Gottesdienst abgehalten wurde — hinter ihm erscheinen die Würdenträger der Kirche, auf deren ernsten Gesichtern die Bedeutung dieser neuen geschichtlichen Wendung sich deutlich widerspiegelt, während die Ritter und Barone kampfesfreudig in den Ruf „Gott will es!" einstimmen. Vor diesen Gruppen, welche begeistert die Schwerter schwingen, erblicken wir zu Pferde in langem Mantel Walther von Habenichts, den ersten kreuzfahrenden Genossen Peters von Amiens, der bald mit gesonderter Heeresmacht, bald mit dem Einsiedler zusammen den Zug nach dem Heiligen Lande vollführte. Im Vordergrunde sind einige Gestalten aus dem Volke dargestellt, die erst allmählich von der zündenden Rede Peters von Amiens fortgerissen werden. †

Gedenktafel für Kaiser Friedrich III an der Villa Zirio in San Remo.

Deutsche Post im Togolande. (Mit Abbildung.) In allen unseren Kolonien hat die Reichspostverwaltung es sich angelegen sein lassen, den betreffenden Gebieten den Anschluß an den Weltpost- und Telegraphenverkehr zu ermöglichen. In dem deutschen Schutzgebiete Togo an der Küste von Westafrika wird dieser Verkehr durch die in Lome und Kleinpopo befindlichen Post- und Telegraphenanstalten vermittelt, die je mit einem Fachbeamten deutscher Herkunft besetzt sind, dem das nötige farbige Personal zur Unterstützung beigegeben ist.

Außerdem sind die genannten Anstalten unter sich noch mit einer Fernsprechleitung verbunden und mit öffentlichen Fernsprechstellen versehen, denen seitens der Europäer, aber noch mehr seitens der Eingeborenen eine rege Benutzung zu teil wird. Für ein Gespräch in der Zeitdauer von fünf Minuten wird eine Gebühr in der Höhe von 1 Mark erhoben.

Unser Bild veranschaulicht das Innere der Kaiserlichen Postagentur in Lome. Im Hintergrund steht eine Negerin, ihr Kind nach dortiger Sitte auf dem Rücken tragend, am Fernsprecher, um mit ihren Verwandten in Kleinpopo zu sprechen. Der links von ihr stehende Neger ist der Telegraphist, der gerade seinem englischen Kollegen in Kwitta ein Telegramm übermittelt, während im Vordergrunde der Vorsteher der Postagentur im Schweiße seines Angesichts seinen Pflichten obliegt. Rechts, ebenfalls im Vordergrunde, steht ein farbiger Telegraphenbote, der soeben von einem Telegrammbestellgang zurückkehrt. An dem Schrank sehen wir noch einen farbigen Unterbeamten, den Telegraphenleitungsaufseher, der die etwa auftretenden Leitungsstörungen zu beseitigen hat und außerdem im Telegramm- und Briefbestellungsdienst Verwendung findet. Dieses Momentbild aus der Thätigkeit der deutschen Post in Afrika kennzeichnet beredt die erfreulichen Fortschritte der Kultur in unseren Kolonien.



In der Postagentur zu Lome im Togoland.

Huzulin. (Zu dem Bilde S. 717.) Die nordöstlichen Abhänge der Karpathen werden von den Huzulen bewohnt. Sie gehören dem ruthenischen Volksstamm an und betreiben vor allem Viehzucht. Da in jenem Landstrich die Gebirgswege für Fuhrwerke meistens unpassierbar sind, werden zum Warentransport mit Vorliebe Lastpferde verwandt. Die kleinen aber kräftigen Huzulenpferde eignen sich für Gebirgstouren ausgezeichnet und werden auf den beschwerlichen Saumpfaden sowohl von Frauen wie von Männern auch als Reittiere benutzt. Unser Bild zeigt uns einen huzulischen Warentransport. In der Ferne schreiten, von einer Frau getrieben, zwei mit Landprodukten schwer beladene Pferde. Am Schlusse des Zuges reitet ein Mann auf einem Schimmel. Die Hauptfigur in dem Vordergrunde ist eine junge Huzulin in der Nationaltracht. Sie füllt die stundenlange Reisezeit bis zum nächsten Marktflecken nützlich aus, indem sie, auf dem ruhig und sicher vorwärts schreitenden Pferde reitend, sich mit Spinnen beschäftigt. *

Bethlehem. (Zu dem Bilde S. 725.) Die Reise des Deutschen Kaisers nach Palästina lenkt die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die heiligen Stätten. Von Jerusalem aus wird Kaiser Wilhelm II auch Bethlehem besuchen. Auf hügeligen Anhöhen liegt diese alte berühmte Stadt, in welcher Christus geboren wurde. Wie eine Burg erhebt sich in ihrem Osten eine weite Klosteranlage, deren Bauten von einer mächtigen in Kreuzform errichteten Basilika überragt werden. Von der Kirche aus führen mehrere Treppen zu einer Grotte hinab. In einer ihrer Nischen bezeichnet ein silberner Stern auf dem Boden die Geburtsstätte des Heilandes. Marmor, Teppiche und Gemälde schmücken die Krypta, die durch den Schein goldener und silberner Lampen erhellt wird. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts pilgerten Christen in dankbarer Verehrung nach Bethlehem, und

Digitized by Google

schon zur Zeit des ersten Christenkaisers Konstantin wurde die Grotte mit der schönen, noch heute ziemlich gut erhaltenen Kirche überbaut.

Dem Wanderer, der durch den fruchtbaren Grund Rephaim von Jerusalem nach Bethlehem zieht, bietet das Städtchen einen lieblichen Anblick. Bethlehem zählt heute gegen 5000 Einwohner, die fast ausschließlich Christen sind. In strebsamem Fleiße haben sie die terrassenförmigen Abhänge des Kalkgebirges durch Anlagen von Baumpflanzungen und Ackerfeldern fruchtbar gemacht, so daß die Stadt von einem Kranze grüner Gärten umgeben ist. Auch Weinbau und Viehzucht werden hier betrieben, und in hoher Blüte stand seit langer Zeit in dieser Gegend die Bienenwirtschaft. Das Wachs fand einen guten Absatz, denn die zahllosen Pilger, welche die heiligen Stätten besuchten, verwandten viel Kerzen als Opferspenden. Die Wallfahrten riefen in Bethlehem auch ein Kunstgewerbe ins Leben: die Bewohner schnitzen aus Holz, aus Früchten der Dumpalme und Muscheln allerlei Gegenstände, die mit Ansichten aus Palästina oder Darstellungen aus der biblischen Geschichte geschmückt sind. Derartige Andenken werden gern von jedem Besucher der Geburtsstätte Christi mitgenommen, und im Süden sind mit solchen Darstellungen gravierte Muscheln, die an der linken Schulter getragen werden, Kennzeichen der Pilger von den heiligen Stätten. *

Das Theodor Storm-Denkmal in Husum.
Nach einer Photographie von John Thiele in Hamburg.

Die Enthüllung des Storm-Denkmals in Husum. (Mit Abbildung.) An die Erinnerungsfeste, die in diesem Jahr Schleswig-Holstein im Gedenken an die nationale Volkserhebung des Jahres 1848 begehen durfte, hat sich am 14. September ein solches zu Ehren des Dichters gereiht, dessen Schicksal aufs innigste mit jener Bewegung verknüpft war und dessen unvergänglich schöne Dichtung aus ihren Kämpfen erblüht ist. Die Enthüllung des Denkmals von Theodor Storm, die am 81. Geburtstag des vor 11 Jahren entschlafenen Dichters in Husum, seiner Vaterstadt, vollzogen wurde, war ein Fest, an welchem alle Schleswig-Holsteiner im Herzen freudig teilnahmen; hat doch niemand die Poesie ihrer meerumrauschten Heimat in Landschaft und Volkstum, in Geschichte und Sitte so greifbar und ergreifend, so lebenswahr und stimmungsvoll zu gestalten gewußt wie Theodor Storm. Diese poetische Kraft erwuchs seiner Heimatliebe aber im Exil. In den Jahren, welche er fern von Schleswig, in Preußen, verbrachte, wohin er nach dem völligen Sieg der Dänen ausgewandert war, in der Zeit von 1853 bis 1864, während welcher er in Potsdam und Heiligenstadt als Kreisrichter wirkte, entstanden die ersten jener Novellen, welche den stillen Zauber der norddeutschen Heide, den altertümlichen Reiz seiner Vaterstadt, die Gewalt und Pracht des heimischen Meers, das tiefe Gemütsleben seiner friesischen Stammesgenossen ganz unmittelbar in ihrer Eigenart schildern. Das Heimweh nach den Stätten seiner Jugend führte ihm damals beim Schaffen die Feder, doch beseelte ihn zugleich der trotzige Glaube, daß einem Lande von so deutscher Vergangenheit auch eine deutsche Zukunft noch erblühen werde. Und als der Traum seiner Sehnsucht erfüllt war, als Schleswig-Holstein in den „Ring des großen Reiches“ zurückgekehrt war, da befand er sich unter den ersten, die freudig der befreiten Heimat zueilten. In der geliebten Vaterstadt, der „grauen Stadt am Meer“ seines Lieds, ward er zum Landvogt ernannt. Aus frischer Anschauung schöpfte er jetzt das kräftige Lokalkolorit für die novellistischen Meisterwerke seiner späteren Zeit, deren Motive er meist alten Stadt- und Schloßchroniken Schleswig-Holsteins und der Sagenwelt des deutschen Nordseestrandes entnahm.

Seitdem ist Theodor Storm von der ganzen Nation in seiner hohen Bedeutung erkannt und anerkannt worden und die Beiträge für die Errichtung seines Denkmals kamen aus allen Gegenden Deutschlands. Am Tage der Einweihung prangten die Straßen Husums mit ihren ehrwürdigen Giebelhäusern in Flaggenschmuck. Die Enthüllung erfolgte in Anwesenheit des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, des Oberpräsidenten v. Köller, des Landtagsmarschalls und anderer Ehrengäste. Ein geborener Husumer, Professor Tönnies in Hamburg, hielt mit warmer Begeisterung die Festrede vor dem Denkmal, das einen schönen Platz im Schloßpark gefunden hat. Bürgermeister Menge übernahm es mit Worten voll Weihe. Der Theodor Storm-Gesangverein leitete die Feier mit Gesängen ein und gab ihr mit dem Vortrag von Storms Lied auf die Vaterstadt einen beziehungsreichen Abschluß. Das Denkmal selbst, eine Bronzebüste auf Marmorsockel, entspricht in seiner prunklosen Einfachheit dem Wesen des Dichters. Professor Brütt, auch ein Husumer, ist der Schöpfer desselben. Die Büste giebt den energischen Charakterkopf mit lebensvollem Ausdruck wieder; im Knopfloch trägt der Dichter einen Erikazweig, wie er es gern im Leben that; die schlichte Blüte, welche der norddeutschen Heide ihr Farbengewand giebt, war Theodor Storms Lieblingsblume.

Pommersche Fischer in Göhren. (Zu dem Bilde S. 733.) Göhren, auf der Insel Rügen, der Schauplatz unseres Bildes, ist seit langem schon eines der beliebtesten Seebäder. Aber obwohl die Fremden schönes Geld ins Land bringen, haben die Strandbewohner ihren ursprünglichen Beruf noch nicht aufgegeben. Hochsee- und Küstenfischerei werden gleicherweise mit glücklichem Erfolge betrieben. Gefangen werden Aale, Hechte, Barsche, Dorsche, Sprotten, Plattfische aller Art u. a. m., vor allem aber Heringe. Die geräucherten Flundern und Spickaale von der pommerschen Küste sind berühmt, ebenso die Stettiner und Stralsunder Heringe. Die verhältnismäßig kleinen Segelboote auf unserem Bilde zeigen, daß die Männer von einem Fang in der Nähe der Küste zurückgekehrt sind; die Schiffe sind auf den Strand gezogen, die Segel sind noch ausgespannt, damit sie in der Sonne trocknen; zum Trocknen sind auch die Netze über die auf Stangen ruhenden Querhölzer gelegt. Augenscheinlich ist man soeben beschäftigt, den Fang — es dürfte sich um Heringe handeln — zu sortieren. Was geeignet erscheint, wird eingesalzen und in Fässer gepackt, um so weiter verfrachtet zu werden.

Ein Kleeblatt. (Zu dem Bilde S. 737.) Fidel geht es zu in diesem anspruchslosen Kellerstübel, das muß man sagen! Die zwei Musikanten gehören zu den lustigen Brüdern, die nicht nur ums Geld ihre Kunst üben, sondern selbst ihre Freude daran haben und einen guten Trunk gern mit fröhlichem Schall begleiten. Kommt dann noch ein junger Springinsfeld als Zechkumpan dazu, der von schönen Abenteuern zu berichten weiß, so ist ein Kleeblatt fertig, das nicht sobald wieder aus dieser kühlen Trinkstube weichen wird. Es mutet's ihnen auch niemand zu, im Gegenteil: die hübsche Kellnerin im weißen Kopftuch kommt, von dem fröhlichen Spektakel angezogen, und bringt einen Krug vom Guten mit. Ein schallendes „Hoch“ lohnt ihr solche Mildherzigkeit, und wenn sie etwa Lust haben sollte, sich auf dem freien Schemel für ein Weilchen niederzulassen als viertes Blatt, das Glück bringt — die anderen drei werden sicherlich nichts dagegen haben! Bn.

„Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“. Karl Theodor Gaedertz in Berlin, der Verfasser verschiedener Schriften über Fritz Reuter, die von Verständnis und Liebe für den Dichter zeugen, ist im Begriff, einen dritten Band seines biographischen Sammelwerks „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ zu schreiben. Er bittet im Interesse der Vollständigkeit seines Werkes alle diejenigen, welche bisher ungedruckte Briefe, Gedichte oder sonst Handschriftliches von Fritz Reuter und seinem Freundeskreise besitzen, desgleichen Bilder und Zeichnungen von ihm und persönliche Erinnerungen an ihn bewahren, solche Reliquien ihm zur Benutzung leihweise anvertrauen zu wollen. Entsprechende Sendungen wären an Herrn Professor Dr. K. Th. Gaedertz, Königlichen Bibliothekar, in Berlin, S. W. Belleallianceplatz 14, I, zu richten. Die eben erschienene Denkschrift „Fürst Bismarck und Fritz Reuter“ von Gaedertz (Verlag von Hinstorff in Wismar) ist ein ansprechender Beweis für die besondere Begabung des Verfassers, derartige Denkwürdigkeiten in historischem Zusammenhang darzustellen.

Kleiner Briefkasten.

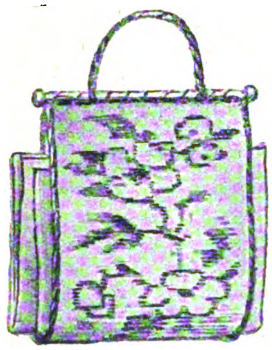
Fräulein **K. L.** in **Hamburg.** Die Adressen der genannten Schriftstellerinnen finden Sie sämtlich in dem „Lexikon deutscher Frauen der Feder“ von Sophie Pataky (Verlag von Carl Pataky in Berlin) verzeichnet. Das zweibändige Nachschlagewerk enthält eine Zusammenstellung aller seit dem Jahre 1840 in deutscher Sprache erschienenen Werke weiblicher Autoren nebst den Biographien der letzteren, soweit sie noch am Leben sind.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Gobelinmalerei. Wer es einmal versucht hat, den jetzt so beliebten Wandschmuck — gemalte Gobelins — selbst herzustellen, wird bemerkt haben, welche große Schwierigkeiten es macht. Die Farbe will durchaus nicht auf dem



Zeitungstasche mit Gobelinmalerei.

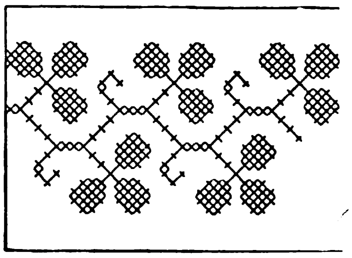
Stoff haften, und besonders mißglückt es stets, auf dem rauhen Untergrunde saubere Konturen zu erlangen. Es giebt jedoch ein einfaches Mittel, den Stoff so zu präparieren, daß man darauf ebenso leicht wie auf Papier malen kann. Man kocht etwas Weizenstärke, so daß eine ziemlich dünne und vor allen Dingen ganz klare Flüssigkeit entsteht. Um letzteres zu erlangen, empfiehlt es sich, die Flüssigkeit durch ein sauberes Tuch zu gießen. Nachdem die aufgelöste Stärke abgekühlt ist, wird sie mit einem sehr breiten Borstenpinsel auf den vorher zum Malen aufgespannten Gobelinstoff gestrichen. Durch dieses Verfahren kleben die kleinen Härchen, welche die Arbeit so erschweren, fest, und die nun glatte Oberfläche eignet sich vorzüglich zum Aufnehmen der Farben. Sollte einmaliges Ueberstreichen noch nicht die gewünschte Wirkung haben, so kann es wiederholt werden, sobald der Stoff trocken geworden ist. Doch empfiehlt es sich nicht, die Masse gleich anfangs zu dick zu nehmen, weil dadurch das Aussehen des Stoffes leiden könnte. Verwendbar sind Aquarell- und mit Terpentin verdünnte Oelfarben.

Unsere Abbildung zeigt eine Zeitungstasche aus einem Streifen von Gobelinstoff, der in obiger Weise zu behandeln ist. Am besten ist es, wenn man nach einem echten Gobelin arbeiten kann, doch läßt sich auch manches gute moderne Stoffmuster als Anhalt benutzen. Der Stoff ist an einem Holzstab durch eine Seidenschnur befestigt, die auch den Rand einfaßt und den Henkel bildet.

Nadelkissen. Ein dreieckiges kleines Kissen, mit einem Fleckchen Seidendamast oder einem bestickten Stoff überzogen, gewinnt ein überaus zierliches Aussehen durch Garnierung mit den ganz schmalen, krausen Gazerüschen, die jetzt so viel zum Ausputz von duftigen Blusen und Krawatten verwendet werden. Ist das Kissen rötlich gemustert, so setzt man vielleicht nach innen eine creme oder blaßgrüne Rüsche, und ganz dicht daran eine rote ꝛc. Auch schwarze Rüschen zu gelber Seide sehen apart aus. Zwei Bandschleifen auf die Ecken, oder auch drei — oder ein Band zum Aufhängen des Kissens gehören dazu.

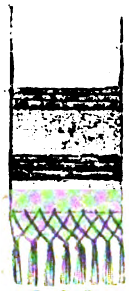
Nadelkissen.

Kleiderbordüre in Kreuzstichstickerei. Sehr zierlich wirkt auf Kleidern aus waschbaren Stoffen eine kleine selbstgefertigte Stickerei, mit welcher das Unterteil des Rockes, sowie Brust und Aermel der Bluse besetzt werden. Man schneidet vom Stoffe des Kleides 8 cm breite Streifen, deren Zahl und Länge sich natürlich nach der Art des beabsichtigten Ausputzes richtet, heftet gleich große Streifen Stramin darauf und stickt über diese mit Garn oder Waschseide ein hübsches Muster. Das vorliegende Kleeblattmuster, im Original weiß auf hellblauem Leinen ausgeführt, macht sich sehr gut und ist nicht schwierig; andere ähnliche Muster sind in Modenzeitungen und Stickereigeschäften zahlreich zu finden. Nach vollendeter Arbeit zupft man den Stramin, den man nicht mit feststechen darf, aus, so daß das Muster nun direkt auf dem Stoffe haftet. H. R.



Kleiderbordüre in Kreuzstichstickerei.

Kopftuch oder Echarpe. Vor einigen Jahren waren Kopftücher aus Cigarrenbändern neu und beliebt, dann wurden sie durch Wolltücher mit eingewebten Seidenstreifen abgelöst, jetzt verfällt eine praktische junge Dame auf den Gedanken, beides zu vereinigen. Das Tuch wird je nach Bedarf etwas über 1 m lang und etwa 40 cm breit und besteht aus 7 cm breiten Streifen von maisgelbem Wollenkrepp oder „Virginie", abwechselnd mit Streifen von gelber Seide, welche aus je drei Cigarrenbändchen zusammengenäht sind. An beiden Enden ist der letzte Wollenstreifen schmäler, und in diesen schlingt man gelbliche Wollfransen, die man mit goldgelber Seide knüpft. Beide Farben wirken sehr fein zusammen; die Bändchen werden etwas kraus beim Nähen, was sich aber ganz gut macht.



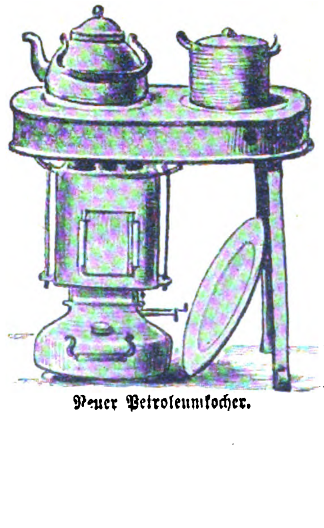
Kopftuch.

Halter für abzusendende Briefe. In einem größeren Haushalt, wo täglich mehrere Briefe abgesandt werden, ist es sehr zweckmäßig, für diese an bestimmter Stelle einen Halter zu befestigen, welcher die fertigen Briefe aufnimmt und dessen Inhalt jeder Angehörige, wenn er Besorgungen macht, leert und zur Post befördert. Man vermeidet durch diese Einrichtung das Verlegen oder gar das gänzliche Vergessen der Beförderung der geschriebenen Briefe. Einfach und originell, dabei sehr hübsch läßt sich ein großer, recht tiefer Holzrührlöffel zu einem solchen Briefhalter gestalten. Die Höhlung des Löffels wird mit einer beliebigen passenden Brandmalerei versehen und dann die Oeffnung kreuzweise mit etwa $2\frac{1}{2}$ cm breitem dunkelroten Atlasband bespannt, wobei man das Band auf der Rückseite des Löffels mit kleinen Reißzwecken gut befestigt. Auch der Stiel des Löffels wird mit kleinem Rankenmuster gebrannt, dann mit Band mehreremal umwunden und oben davon eine volle Schleife genäht, an der man den Briefhalter aufhängt. Das kreuzweis vor der Löffelhöhlung gespannte Seidenband vermag eine ziemliche Anzahl fertiger Briefe aufzunehmen.

Winke für Brandmaler. Wenn der Brennstift trotz kräftigen Tretens oder Drückens (Fuß- oder Handbetrieb) nicht mehr recht glühen will und leicht erkaltet, und doch nirgends an ihm ein Fehler zu entdecken ist, so trägt ihn der Besitzer oft zum Mechaniker zum Reparieren, erfährt dort, daß ihm gar nichts fehlt, probiert ihn daheim wieder — und der Stift erglüht so wenig wie vorher. Der Grund liegt dann oft an den Schläuchen, auch wenn kein Riß darin sichtbar oder durch Luftausströmen fühlbar ist; der ganze Schlauch wird im Laufe der Zeit etwas durchlässig, so daß nicht genug Luft in die Benzinflasche gelangt. Einreiben mit Glycerin soll dagegen schützen, aber am sichersten ist's, alle paar Jahre die Schläuche zu erneuern und überhaupt nur beste Qualität zu nehmen. Um den Fehler an einem Apparat, der nicht mehr „geht", zu finden, leihe man sich einen zweiten Apparat und ersetze nun Stück für Stück die Teile des eigenen mit denen des fremden, so muß der schwache Punkt sich zeigen.

Hauswirtschaftliches.

Neuer Petroleumkocher. Die Firma Graetz in Berlin stellt einen Petroleumkocher her, an dem die Neuerung darin besteht, daß über der Flamme eine Art Herdplatte liegt, mit Löchern und Ringen versehen, welche Raum genug für mehrere Töpfe hat, während unten, dicht neben der starken Flamme, noch Teller gewärmt und Speisen warm gehalten werden können. Geheizt wird mit gewöhnlichem Petroleum, und zwar nicht durch die direkte Flamme, sondern durch das sich entwickelnde Petroleumgas. Sinnreiche und doch einfache Vorrichtungen dienen zum Regulieren und Sichern des Apparats, der in kleinen Haushaltungen ꝛc. vorzügliche Dienste thut. Die Platte ist 48 cm lang, das Gestell mit der Platte 40 cm hoch; es läßt sich vom Brenner abnehmen.



Neuer Petroleumkocher.

Zwischengericht aus Bratenresten. Bei unerwartetem Besuch geben übrig gebliebene kalte Kartoffeln und beliebige vorrätige Bratenreste in Verbindung mit etwas Fray-Bentos-Zunge und eingemachten Pilzen und Spargeln ein treffliches Gericht. Die Kartoffeln werden fein gerieben und mit einem eigroßen Stück schaumig gerührter Butter, 1 Ei und 1 Eigelb, etwas Mehl und Salz zu einem glatten Teig gerührt. Man drückt diesen Teig fingerdick fest in glatte, mit Mehl ausgestreute Backförmchen und stürzt ihn dann sofort. Die kleinen Hohlformen wendet man darauf behutsam in Semmel, dann in verquirltem Ei und danach nochmals in Reibbrot, worauf man sie in Schmalz goldbraun bäckt. Die Bratenreste nebst einem Stück Zunge, den Pilzen und Spargeln werden ganz feinwürfelig geschnitten und man mischt sie mit einer braunen Sauce, wenn es sich um Rinder-, Wild- oder Lammbratenreste handelt, oder einer weißen Kraftsauce, wenn man Kalbfleisch- oder Geflügelüberbleibsel verwenden will. An die braune Kraftsauce thut man etwas Rotwein, kleine Perlzwiebeln, Kapern, einen Löffel voll Johannisbeergelee und 5 g Liebigs Fleischextrakt, der weißen Sauce dagegen setzt man Weißwein und Citronensaft zu und zieht sie mit einigen Eigelb ab. Die mit der Sauce vermischten Reste werden im Wasserbade erhitzt und, wenn die Kartoffelkrusten fertig sind, sofort in diese eingefüllt. Man richtet das Gericht auf zierlich gebrochener Serviette an.

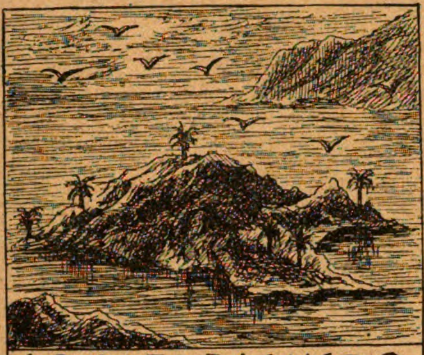
Apfelkompott zur Gans. Statt wie gewöhnlich die Gans mit Aepfeln zu füllen, möchte ich bei festlichen Gelegenheiten raten, ein Apfelkompott extra zu kochen und nebenher zu reichen. Besonders das nach folgender Vorschrift bereitete Kompott eignet sich trefflich dazu und findet stets den ungeteiltesten Beifall. Eine runde oder ovale glatte Blechform mit niedrigem Rand wird dick mit Butter ausgestrichen und mit Semmel bestreut. Schöne Kastanien hat man vorher geschält und halb weich gekocht, auch Aepfel geschält und in Viertel geschnitten. Eine Schicht Aepfel wird zuerst in die Form dicht und glatt gelegt, worauf man wenige Butterstückchen und Kastanien als zweite Schicht folgen läßt, dann wieder Aepfel nimmt und so fortfährt, bis die Form voll ist, wobei man beim Einlegen die Aepfel so einschichtet, daß die Mitte gehäuft ist. Zuletzt streut man dicht feinen Zucker über die Aepfel und legt noch einige kleine Butterstückchen auf, bevor man die Schüssel in den Ofen schiebt und goldig braun bäckt. Man giebt das Kompott in seiner Form, die man mit einer Serviette umschlingt, heiß zur fertigen Gans zu Tisch. He.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Die Insel“.

Von Alex. Weixelbaum.



A Z N U F D R i E M E D D
i · E E N W H E E N i i ·
G T S i S T T E E · i N N
L E A i L N A N D E · N . D

Zauberquadrat.

In ein Quadrat von 25 Feldern sind die Zahlen von 8 bis 32 so einzutragen, daß die Summe jeder wagerechten und senkrechten Reihe **100** beträgt. Dieselbe Summe muß jede der beiden Eckenlinien ergeben, und auch aus den Zahlen je zweier schrägen Reihen, die zusammen 5 Felder haben und auf entgegengesetzten Seiten einer Eckenlinie liegen, muß man 100 als Summe erhalten. Dabei sind folgende Bedingungen zu erfüllen:

1) in den wagerechten Reihen wachsen die Zahlen von links nach rechts um 3 oder um 8; um 8 nämlich, wenn die links stehende Zahl beim Dividieren durch 5 den Rest 3 oder 4 giebt; wenn man dabei die Zahl 32 überschreitet, folgt nicht die um 3 oder 8 größere, sondern die um 22 oder 17 kleinere Zahl;

2) in den senkrechten Reihen nehmen die Zahlen von oben nach unten um 9 zu oder, wenn dies nicht mehr möglich ist, um 16 ab; nur unter den Zahlen, die beim Teilen durch 5 den Rest 3 ergeben, steht die um 14 größere oder, wenn man dabei 32 überschreitet, die um 11 kleinere Zahl;

3) in dem Eckfelde links oben steht 22.

A. Stabenow.

Rätsel.

Eins, Zwei gebietet Halt,
Zwei, Eins zeigt dir der Wald.

Oscar Leede.

Auflösung der Damespielaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 22.

1. c5 — b6   a5 — c7 +
2. Da7 — e3   d2 — f4 +
3. Db4 — a5   De1 — b4 +
4. Da5 — b6 ++++ und gewinnt.

Rösselsprung.

a									kunst
	bür	sei's	in	aus	reih'n	werks	ner	von	
	cker	ler	ger	mann	sei	grund	er	das	
	in	der	nem	nen	hand	und	mensch	ein	
	stü	knecht	nen	in	der	wird	be	mei	
	kann	ei	stel	sei's	ser	eins	mann	und	
	sich	cke	er	soll	len	in	ster	ste	
	fug	dann	er	der	recht	grei	sen	he	
	muß	dreist	und	sen	rei	in	der	sein	
mit									nä

Ausschnitträtsel.

Das Dotter raube einem Ei
Und nimm davon der Zeichen zwei
(Je eins vom Anfang und vom Schluß),
Ich wette: draus entsteht gar schnell
Ein kleiner borstiger Gesell. —
Nun knacke mir die harte Nuß!

Auflösung des Formrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 22.

S e k u n d **e**
O r g e l b a **u**
P o r p h y **r**
H o l t e **i**
O l y m **p**
K a s s a **i**
L i v l a n **d**
E u r y d i k **e**
S c h i r a **s**

Auflösung des Verwandlungsrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 22.

Patras, Patron, Perron, Hermon, Hermes, Herder, Verden, Bergen, Berlin.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 22.

Finke, Funke.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 22.

Eile, Eule, Elle, Erle.

Auflösung des Homonyms auf dem Umschlag von Halbheft 22.

Don.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch
in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch
vom gesunden u. kranken Menschen.
Sechzehnte Auflage.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.
Neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer.**
Preis elegant in Halbfranz gebunden 4 Dollars.

Die neue Auflage ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als **ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.
Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von
SAPOLIO
hergestellt von
Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
— Die Flasche kostet 25 Cents. —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

24. Heft. **Preis 10 cents.** 15. November 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, **Cincinnati,** Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (3. Fortsetzung) 741

Die Dienstboten vor dreihundert Jahren 751

In der Porzellanfabrik. Von F. Luthmer. Mit Illustrationen von C. H. Kuechler 752

Schloß Josephsthal. Roman von Marie Bernhard (Schluß) 756

Das Kartenschlagen. Von Dr. P. Schellhas 768

Blätter und Blüten: Waldfriedhof. Gedicht von Max Haushofer. (Zu dem Bilde S. 765.) S. 770. — Aufruf für Edmund Stubenrauch. S. 770. — Erdpyramide in Südtirol. (Zu dem Bilde S. 741.) S. 770. — Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Stuttgart. (Mit Abbildung.) S. 771. — Am St. Leonhardstag in Tölz. (Zu dem Bilde S. 744 und 745.) S. 771. — Einfluß verschiedenfarbigen Lichtes auf das Pflanzenwachstum. (Mit Abbildung.) S. 772. — Der neue Leuchtturm in Warnemünde. (Mit Abbildung.) S. 772. — Die neuesten Nachrichten. (Zu dem Bilde S. 749.) S. 772. — Ein afrikanisches Gastmahl. (Zu dem Bilde S. 761.) S. 772. — Erster Frost. (Zu dem Bilde S. 769.) S. 772. — Pallas Athene. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 772.

Illustrationen: Erdpyramide in Südtirol. S. 741. — Am St. Leonhardstag in Tölz. Von F. Prölß. S. 744 und 745. — Die neuesten Nachrichten. Von Fr. W. Graf Bülow von Dennewitz. S. 749. — Abbildungen zu dem Artikel „In der Porzellanfabrik“. Von C. H. Kuechler. In der Massenmühle. S. 752. Im Modelleuratelier. S. 753. Modell- und Formengießen. S. 754. Maler und Schmelzer. S. 755. Dreher, Gießer und Former. S. 756. Das Brennhaus. S. 757. — Ein afrikanisches Gastmahl. Von F. Specht. S. 761. — Waldfriedhof. Von H. Hooff. S. 765. — Erster Frost. Von M. Korochansky. S. 769. — Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Stuttgart. S. 771. — Einfluß verschiedenfarbigen Lichtes auf das Wachstum der Sinnpflanze (Mimosa pudica). S. 772. — Der neue Leuchtturm in Warnemünde. S. 772.

Hierzu Kunstbeilage XXIV: „Pallas Athene“. Von Franz Stuck.

Kleine Mitteilungen.

Theodor Gsell-Fels †. Am 12. Oktober ist in München der in weitesten Kreisen wohlbekannte Reiseschriftsteller Dr. Theodor Gsell-Fels gestorben. Er war am 14. März 1818 in St. Gallen geboren, stand somit im 81. Lebensjahre. In seiner Jugend hat er sich eine umfassende Bildung angeeignet. Zuerst studierte er in Basel Theologie und Philologie, dann in Berlin Philosophie und Kunstgeschichte. In den Jahren 1845 bis 1848 widmete er sich in Paris dem Studium der Naturwissenschaften und Medizin. Hierauf bekleidete er einige Jahre in seiner Heimat die Stelle eines Staatsarchivars und vollendete im Jahre 1856 seine medizinischen Studien. Nun wirkte er als Arzt in St. Gallen, Nizza und Zürich; in letzterer Stadt war er einige Jahre Docent der Anthropologie und Ethnographie.

Gsell-Fels war vom Wandertrieb beseelt; schon in seiner Jugend hatte er eine Fußreise angetreten, die ihn durch ganz Italien führte. 1867 ging er nach Rom, von wo aus er während einiger Jahre Italien und die angrenzenden Länder bereiste. Hier sammelte er die Kenntnisse, die ihn in stand setzten, seine vorzüglichen Reisehandbücher über Italien, Sizilien, Korsika, Algier und Südfrankreich zu schreiben. Im Jahre 1870 ließ er sich in Basel nieder, wo er Schulinspektor ward und kunstgeschichtliche Vorträge hielt; im Jahre 1880 siedelte er nach München über. Aus seiner Feder erschienen außer den Reisehandbüchern noch die Bände „Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz“ und „Die Bäder und klimatischen Kurorte Deutschlands“. Zu den illustrierten Werken „Venedig“ und „Die Schweiz“ schrieb er die anziehenden Texte.

Schwankende Kirchtürme. Nachdem schon seit längerer Zeit durch sorgfältige Messungen festgestellt war, daß alle höheren Fabrikschornsteine, in ihrem Verhältnis zum Winde betrachtet, keineswegs feste, starre Körper, sondern vielmehr elastische, pendelnde Säulen vorstellen, wurden diese Messungen neuerdings auch auf die Kirchtürme ausgedehnt. Nach sorgfältigen, in Zürich ausgeführten Beobachtungen sind auch die Kirchtürme elastisch, aber was sie in regelmäßige Schwingungen versetzt, ist, wenigstens den bisherigen Messungen nach, nicht der Wind, sondern es sind die schweren, hoch in den Türmen aufgehängten Massen der Glocken. Ein 40 m hoher Kirchturm mit fünf Glocken, die zwischen 425 und 3430 kg wiegen, war der erste Gegenstand der Untersuchung. Es stellte sich bei der genauen Beobachtung der Turmspitze heraus, daß dieselbe durch das Anstimmen des Geläutes alsbald in eine ellipsenförmige Rotation versetzt wurde, die, wenn auch nur nach Millimetern zählend, doch recht gut wahrgenommen werden konnte und ebenso regelmäßige Perioden aufwies wie die Bewegung der Glocken selbst. Am auffälligsten war dabei, daß nicht die größten und schwersten Glocken die stärksten Schwingungen verursachten, sondern die kleineren und schneller bewegten. Das Geläut einer Glocke von 705 kg Gewicht versetzte die Turmspitze in ovale Schwingungen von 3,6 mm Länge und 2,4 mm Breite, deren man 53 in der Minute zählte. Beim Zusammenläuten mehrerer Glocken störten und verwischten sich die Schwingungen zum Teil, nahmen aber an Zahl zu. Wenn das ganze Geläut in Bewegung gesetzt wurde, wobei die kleinste Glocke 57, die größte 43 Schwingungen machte, beschrieb der Turm in der Minute 160 Ellipsen, deren große Achse fast 6, die kleinere $4^1/_2$ mm betrug. Bw.

Elektrische Bahnen in Europa. Nach dem Stande vom 1. Januar 1898 besitzt Europa 204 elektrisch betriebene Bahnlinien. Ihre Gesamtlänge beträgt 2289,4 Kilometer; der Betrieb wird mit 4514 Motorwagen ausgeführt. Sowohl nach der Zahl der Linien, als auch nach deren Länge und der Zahl der Betriebswagen steht Deutschland obenan. So haben wir 65 Bahnlinien, Frankreich hat deren nur 44, Großbritannien 24, die Schweiz 23, Italien 11, Oesterreich-Ungarn 13 2c. Die Länge der Bahnlinien beträgt in Deutschland 1138,2 Kilometer, in Frankreich 396,8, in Großbritannien 157,2, in der Schweiz 146,2, in Italien 132,7, in Oesterreich-Ungarn 106,5 Kilometer. An Motorwagen stehen uns nicht weniger als 2493 Stück zur Verfügung, während Frankreich deren nur 664, Großbritannien nur 252 aufzuweisen hat. Was die Betriebsart anbelangt, so herrscht die oberirdische Stromzuführung vor. 172 Anlagen bedienen sich ihrer allein. 8 Anlagen haben unterirdische Stromzuführung, 8 weitere Betrieb mit Mittelschiene, 13 Anlagen benutzen ausschließlich Accumulatoren, und 3 Anlagen haben gemischten Betrieb teils mit Accumulatoren, teils mit Oberleitung.

Silicine-Glasmalerei ohne Einbrennen der Farben. Eine der herrlichsten und ältesten Kunstarbeiten ist die Glasmalerei, und es wurden daher im Laufe der Zeit vielfache Versuche unternommen, um diese Kunstarbeit auch den Liebhaberkünstlern zugänglich zu machen. Aber alle Versuche waren ohne wesentlichen Wert, die Erfolge befriedigten in keiner Weise und man gelangte höchstens zur Ausführung kleinerer Fensterbilder, die jedoch ebenfalls nicht recht befriedigten, insofern mit der Zeit die Farben entweder bleichten oder wohl gar absprangen und rissen. Das Problem lag in der Zusammensetzung einer geeigneten Farbe — ohne Zweifel ist dieses Problem durch die Erfindung der Silicine-Glasfarben nunmehr gelöst. Das echte, wahre Kunstgewerbe freilich wird sich überhaupt nicht mit Imitation befassen und darum der Silicine-Glasmalerei auch wenig Geschmack abgewinnen, aber dennoch dürfte die neue Erfindung weitere Kreise befriedigen! Für viele erschließt sich durch sie ein ganz neues, angenehmes Erwerbsgebiet, denn was vordem enorm teure, echte, eingebrannte Glasmalereien einerseits und billige Diaphanien oder Buntglasmosaiken anderseits besorgen mußten: eine wirksame Dekoration von Fenstern in Wohnräumen, Treppenhäusern, Badezimmern, Veranden 2c., das wird und kann nun ersetzt werden durch echte Handmalerei, deren künstlerischer Wert durch wohlfeile Preise sich ergänzt und dadurch der allgemeinen Einführung nur förderlich ist. Aber auch zahlreiche Liebhaberkünstler werden die Erfindung der Silicine-Glasfarben mit Freuden begrüßen und sich gern selbst auch auf dem Gebiete farbigen Fensterschmuckes bethätigen. Die neuen, vom akademischen Maler Keilitz erfundenen Silicine-Glasfarben entsprechen bezüglich ihrer Leuchtkraft und Klarheit den Schmelzglasfarben, sie besitzen viel erprobte Widerstandsfähigkeit gegen verschiedene Einflüsse, wie Luft, Licht, nasse Reinigung, gehen leicht aus dem Pinsel, haften fest und dauernd auf dem Glase und bieten auch in den kleinsten Flächen deutliche, sichere Töne, wodurch sie sich auch zum Ausmalen photographischer Fensterbilder vorzüglich eignen. Sehr interessant ist die Arbeitsweise mit den Silicine-Farben. Man legt die Zeichnung — der Erfinder hat zugleich zahlreiche Vorlagen für alle möglichen Zwecke entworfen — unter die gut gereinigte Glastafel, zeichnet alle Linien mit schwarzer Konturfarbe nach, füllt die in Doppellinien markierten Bleifassungen mit Bleipasta aus und malt danach alle Zwischenräume mit den jeweils erforderlichen Farben oder den durch Mischung, beziehungsweise Verdünnung erzielten Farbennuancen aus. Zuletzt werden etwaige ornamentale Innenmuster mit Schattierfarbe in Strichlagen schattiert und bei komplizierten Mustern auch wohl einzelne Figuren noch radiert. Damit ist die schöne, durchaus den echten Glasmalereien täuschend ähnliche Arbeit fertig. Es bedarf keines Einbrennens der Farben, keines Lacküberzuges oder sonstigen Schutzmittels, wie etwa einer zweiten Glastafel 2c. Die Farben befinden sich in kompletten, auch mit Vorlagen ausgestatteten Arbeitskästen, deren Vertrieb die „Geschäftsstelle des Hausfleiß“ in Leipzig-Oetzsch übernommen hat.

Metallmatratze mit elastischer Kante. Seit einer Reihe von Jahren sind in der Bettausstattung wesentliche Fortschritte erzielt worden. Unter anderen haben sich an Stelle der alten schwer handlichen und schwierig zu reinigenden gepolsterten Sprungfedermatratzen die sogenannten Metallmatratzen mehr und mehr eingebürgert. Der elastische Rost und die eigentliche Matratze sind bei ihnen getrennt, so daß man sie in bequemster Weise reinigen kann. Während aber die alten Sprungfedermatratzen auf ihrer gesamten Fläche elastisch sind, ist dies bei den neuen Rösten nicht der Fall. Das Metallnetz ist ringsum unmittelbar auf dem vierseitigen Holzrahmen befestigt, was zur Folge hat, daß nur das Mittelteil der Matratze wirklich elastisch ist, dagegen die Längsseiten eine harte Holzkante bilden. Dieser Uebelstand ist bei einer neuen Metallmatratze behoben worden, die unter dem Namen „Schlafe patent“ von der Möbelfabrik R. Jäkel, Berlin SW., in den Handel gebracht wird.

Bei dem neuen System hat der Rahmen einen vertieften Ausschnitt und das Metallnetz wird durch besonders angeordnete Stahlfedern getragen. Infolgedessen ist die Matratze in ihrer ganzen Breite bis zur äußersten Kante elastisch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl in München

PALLAS ATHENE

Nach dem Gemälde von Franz Stuck

Digitized by Google

Halbheft 24. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Rudolph Stratz.

10.

Auf dem schräg abfallenden Außenmarkte von Tanger zwischen dem oberen Stadtthor und dem hochgelegenen Hotel herrschte jetzt im Abenddämmern das ganze Jahrmarktstreiben des Donnerstags. Die Feuerfresser und Zauberkünstler heulten, die dumpfe Pauke der Schlangenbändiger klang dazwischen, in dem elektrischen Licht, das von der deutschen Gesandtschaft her bis hinauf zu den letzten Häusern flammte, tanzten in einem Ring von Zuschauern die weißflatternden Mäntel der Schaukämpfer in tollen Sprüngen auf und nieder, knieten die Kamelkarawanen stumpfsinnig im Schlamm und schoben sich zwischen den zu Hunderten gefesselt dastehenden jungen Stieren die weißen, tiefverschleierten Gestalten der Araberinnen behende zu dem seitlichen Gewimmel des Fisch- und Gemüsemarktes.

Auch in dem burgartig hoch und frei gelegenen Hotel war ungewohnt geräuschvolles Leben. Cook und Sohn hielten ihren Einzug. In ganzen Haufen türmten sich, von den maurischen Lastträgern aus dem Hafen herbeigeschleppt, die Gepäckstücke mit den angehängten Pappnummern, suchend und spähend wandelte Albion in jeder Erscheinungsform zwischen ihnen auf und ab und an drei Orten zugleich, in sieben Sprachen mit aller Welt verhandelnd, waltete der Impresario, ein breitschulteriger, energischer Italiener, seines Amtes.

Nur Deutsch verstand er nicht und entschlüpfte behend den Klagen eines älteren, hageren und straffen Herrn, dessen an sich schon rötliches Gesicht mit dem grauen Schnauzbart nun infolge des Zornes beinahe purpurfarben erschien. Da ihm der Leiter der Herde entgangen war, wandte er seinen vollen Grimm wieder dem ersten Opfer, einem maurischen Träger, zu.

„Du Jauner!“ stöhnte er atemlos. „Kerl .... wo haste mein Jepäck? Der Teufel soll dich lotweise frikassieren, wenn du es nicht auf der Stelle beischaffst!“

Der Maure verstand kein Wort. Aber um sich der Situation gewachsen zu zeigen, raffte er seinen ganzen aus vier Worten bestehenden deutschen Sprachschatz zusammen.

„Gutten Tag, mein 'Err!“ verkündete er verbindlich, und ein Lächeln erschien auf seinem schwermütigen Gesicht.

„Ich jlaube, der Kerl macht sich noch über mich lustig. Das ist ein jemeinjefährliches Individuum! Wo mein Jepäck ist, will ich wissen! Hast du's heraufjeschleppt oder ein anderer von euch Halunken?“

„Gutten Tag, mein 'Err!“ bestätigte der Maure lächelnd.

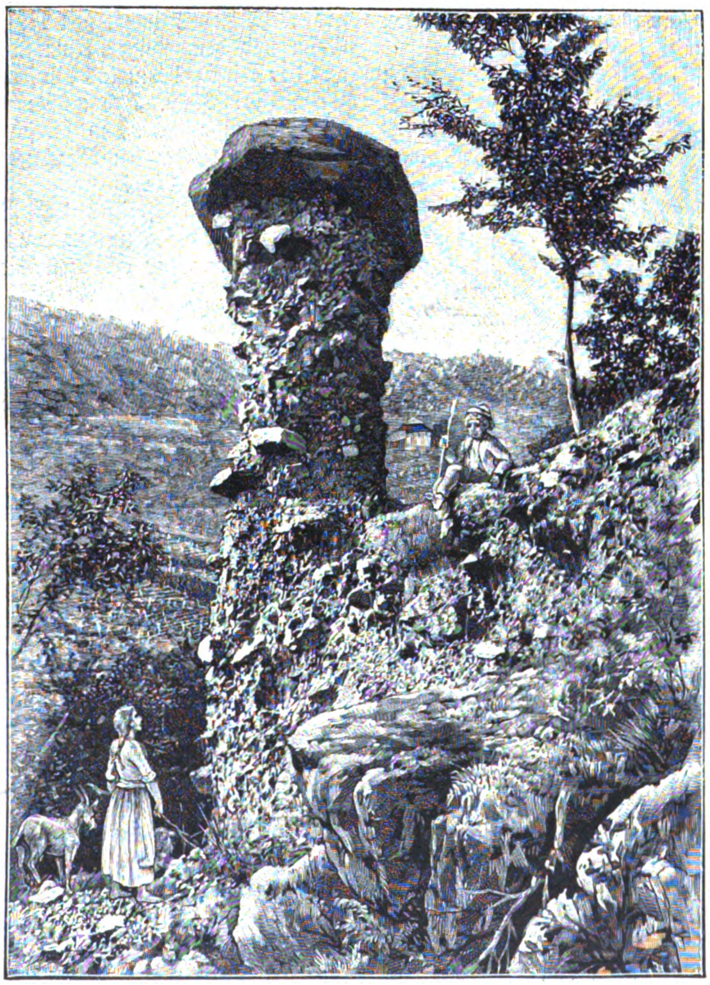
„Mein Jepäck ....“ Der alte Herr schnappte, kirschrot im Gesicht, nach Luft und wies auf die herumstehenden Koffer.

„Oh, Sir want luggage?“ triumphierte der braune Geselle, der jetzt begriffen hatte. „Luggage is coming, Sir!“

„Ich verstehe kein Englisch, du Hundesohn!“ Der zornige Tourist ließ die Augen im Kreise rollen. „Mein Jepäck will ich!“

„Yes, Sir! Luggage is coming just now from the port!“

„Yes, Sir! Yes, Sir! Was soll mir das? Verrückt werde ich noch in diesem Land!“



Erdpyramide in Südtirol.

„Er sagt, daß Ihr Gepäck unterwegs ist, Herr Major!" tönte die tiefe Stimme einer die Terrasse heraufsteigenden schwarzgekleideten Dame, und zu dem Wirte gewendet fuhr sie in fließendem Französisch fort: „Haben Sie Ihr Versprechen gehalten und Zimmer für mich und meine Schwestern reserviert? Ja! Nun, dann ist's ja gut! Einen Augenblick, Herr Major!" sie verfiel wieder in Deutsch. „Ich will nur den Soldaten ihren Bakschisch geben!" Sie winkte die beiden weißbärtigen Turbanträger heran und reichte jedem ein Fünf-Peseta-Stück. „Verdient habt ihr's eigentlich nicht!" erklärte sie dabei stirnrunzelnd in spanischer Sprache, welche die beiden alten Kerle einigermaßen radebrechten, und entließ die Stirn und Brust zum Dank berührende und ein „molto gracias" kauderwelschende bewaffnete Macht.

Der Major sah sie staunend und bewundernd an. „Wieviel Sprachen verstehen Sie eigentlich?"

„Ach . . . wenn man so viel in der Welt herumgekommen ist wie ich!" Die Gouvernante schüttelte ihm zum Willkommen die Hand. „Und wie ist es Ihnen ergangen seit San Sebastian?"

„Fragen Sie nicht!" Der grauköpfige Herr sank, nachdem er auch Klara und Hilda begrüßt, auf einen Koffer nieder. „Es ist furchtbar! Nie wieder! Solch' eine Cooksche Rundreise sollte man als Strafverschärfung für Vatermörder einführen! Ich bin froh, wenn ich ohne einen Anfall von Tobsucht nach Deutschland zurückkomme!"

„Ja, warum brechen Sie denn die Reise nicht ab!"

„Ich hab' ja vorausbezahlt!" Er starrte vor sich hin und der Zorn rötete wieder sein Gesicht. „Mein schönes Geld . . . und wofür? Ebensogut könnte man von den Heringen Eintrittsgeld erheben, ehe man sie in die Tonne verpackt und auf die Eisenbahn giebt. So rolle ich seit vier Wochen durch die Länder. Kein Mensch, nein, ein Frachtstück, das beliebig oft ein- und ausgeladen wird, wie es dieser breitschulterige Lümmel da, der italienische Impresario, angiebt. Der reine Rundreisekoffer! Ich wundere mich nicht, wenn sie mir an der Grenze den Leib aufknöpfen und meine Eingeweide durchsuchen. Und dieses Reisen in Spanien . . . meine lieben, guten Fräulein . . . . Sie haben das nicht so durchgemacht . . ."

„Wir waren auch in Granada, Cordova und . . ." begann die Gouvernante. Aber der alte Herr war jetzt im Zug.

„Diese Eisenbahnen!" wiederholte er, und ein wildes, bitteres Lächeln spielte unter seinem eisgrauen Schnauzbart. „Sie sind ja immer nur mit dem Expreßzug gefahren? Nicht wahr? Nun eben! Von dem Expreßzug kann man sagen wie der olle Galilei: ‚Und er bewegt sich doch!' Langsam, aber sicher! Allerdings eingepfercht . . . na, Sie wissen ja, was die Spanier alles an Handgepäck mitnehmen . . . ich habe jeden Augenblick erwartet, daß sie auch noch einen lebenden Kampfstier, einen Palmbaum oder ein Pianino in dem Gepäcknetz verstauen . . . Aber sonst alles . . . alles, von der Sprungfedermatratze bis zur Schwiegermutter, vom Säugling bis zur Badewanne, alles muß mit auf die Reise!"

„Schließlich kommt man doch an!" sagte die Gouvernante.

„Mit dem Schnellzug, ja! Aber steigen Sie mal in den gewöhnlichen Zug. Sie sitzen und warten, Stunde um Stunde. Er geht nicht fort. Allenfalls zuweilen so ein schwaches krampfhaftes Zittern und ein heiserer Pfiff. Es wird Abend. Es wird Morgen und wenn Sie zum Fenster hinaussehen, stehen noch dieselben Bettler und Krüppel und Gassenbengel draußen wie gestern und Sie haben höchstens zwei, drei Schritte Terrain gewonnen und merken: das ist keine Eisenbahn, sondern ein Asyl für Obdachlose, die es sich da mit Kind und Kegel und allem Hausrat in den Coupés für den Sommer bequem machen!"

„Wenn das schon die gewöhnlichen Züge sind," sagte die Gouvernante, „dann möchte ich wohl erst die gemischten sehen!"

„Die andalusischen Bummelzüge?" Der alte Herr schrie auf und zog die Augenbrauen hoch. „Die stehen allerdings nicht still. Sie gehen unaufhaltsam rückwärts, wie es ja gar nicht anders sein kann. Und was ist das erst gegen die Provinz Murcia? Dort sollen ganze Wagen voll Passagiere verkehren, die seit Jahrhunderten zu Mumien eingetrocknet sind. Ich würde mich nicht wundern, wenn dort noch die Mammuts zwischen den Schienen weiden und die Lokomotive von Waldmenschen aus der Tertiärzeit gelenkt wird!"

Er brach erschöpft ab und trocknete sich die Stirne. Seine Freundin lächelte. „Sie sollten öfters drauflos wettern, Herr Major!" sagte sie. „Sie haben zu viel Galle in sich aufgesammelt!"

„Ich muß ja! Wenn kein Mensch da ist, der mich versteht! Die ganze Karawane besteht ja nur aus Engländern und Amerikanern! Fluche ich, so sagen diese fischblütigen Geschöpfe nur: ‚Oh indeed!' oder ‚Oh yes!' und bestellen sich einen neuen Whisky mit Soda. Oder haben Sie je gehört, daß ein Engländer einem Menschen widersprochen hätte? Nie! Sie sind stets derselben Meinung. Prüfen Sie irgend jemand aus dieser Herde hier! Nehmen Sie ihn beiseite und erzählen Sie ihm, die Sonne sei froschgrün und der Himmel krebsrot — was wird er antworten? ‚Oh yes!' — Ich schwör' es Ihnen!"

„Sie sollten lieber allein reisen!"

„Ja, das sagen Sie, Sie Weltumseglerin! Wenn Sie jetzt in China landen, sind Sie gleich zu Hause, fragen den nächsten Mandarinen auf mongolisch nach dem Weg und haben sich nach zwei Stunden in Peking so mollig eingerichtet wie in Ihrem Dresdner Stübchen. Aber ich? Mit meinem lahmen Bein. Und wo ich keine fremde Sprache kann — denn das Französisch, das ich vor vierzig Jahren im Kadettenkorps gelernt hab', das ist auch schon ein bißchen eingerostet. Und dann überhaupt: früher hat mir der Dienst nie Zeit gelassen, zu reisen, und jetzt, wo ich endlich das Ziel meiner Sehnsucht erreiche, jetzt ist mir das alles so ungewohnt. Ich fühle mich so einsam und verlassen. Es kommt mir alles so spanisch vor in Madrid und Cadix und all den verwünschten Orten . . ."

„Da bliebe ich eben an Ihrer Stelle zu Hause."

„Zu Hause!" sagte der alte Herr traurig, „da ist's öde und leer. Sie wissen ja, meine gute Frau ist tot. Meine Töchter sind verheiratet, an Lieutenants in Lothringen und Ostpreußen. Da kann ich auch nicht hin. Nein, glauben Sie mir: verwitwet und pensioniert in einem Jahr, das ist ein bißchen hart. Und ich hab' so 'ne Sehnsucht, die Welt zu sehen — schon seit meinen Fähnrichsjahren. Nur mal 'raus aus dem Kram, eh' man ganz grau und alt wird — das ist jetzt mein einziger Gedanke. Aber auf die Weise geht's nicht, mit dieser Hammelherde von Cook und Sohn und dem ewigen Kommando: 'rin in die Kirchen! 'raus aus den Kirchen! 'rin ins Museum und wieder 'raus und in die Eisenbahn! Nein. Ich müßte mit einem guten Freund in der Welt herumbummeln, so hübsch gemütlich und ohne Hast, mit einem gleichgestimmten Menschen, der das Reisen versteht und erfahrener ist als ich!"

„Das wäre freilich das Beste!" sagte die Gouvernante knapp. „Uebrigens, da kommen Ihre Koffer!"

„Meine Koffer erkennen Sie wieder?" Der Major erhob sich mühsam. „Das ist eigentlich höchst — höchst schmeichelhaft für mich!"

„Kaum! Die Koffer haben sich mir eingeprägt, weil ich auf der ganzen Welt noch nie so unpraktisches Gepäck gesehen habe!"

„Stimmt!" seufzte der alte Herr. „Stimmt auffallend. Uebrigens ist die Hälfte schon weg. Verloren und gestohlen. Neu hinzugekommen ist nur eine Unmenge falsches Geld, das man mir gegeben hat. Wer mich nur sah, der griff in die Tasche und wurde seine bleiernen Pesetas los. Aber wenn ich sie jetzt weiter in Verkehr bringen will, dann beißen die Kerle hinein, merken, daß sie von Blei sind, und lachen mich aus! Nein — das ist schon eine trübe Reise!"

„Nun, vielleicht wird die nächste besser!" sagte die Gouvernante, und ein strenges Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, während sie mit dem alten Herrn die Flurtreppe hinaufstieg. „Komm' mit, Hilda, nach unseren Zimmern sehen! Du bleib nur unten, Klara, du machst doch nur malerisches Durcheinander statt uns zu helfen!"

* * *

Die blonde Malerin hatte den Zuruf der ältesten kaum gehört. In Gedanken verloren saß sie da und schaute auf das Treiben des Außenmarktes zu ihren Füßen hinab. Immer noch klangen da die dumpfen Cymbeln des Schlangenbeschwörers, wie riesige weiße Kampfhähne schnellten und sprangen die Schaufechter durch die Luft und schwer wandelnd zog in langer Reihe eine Kamelkarawane aus Fez heran. Aber allmählich verlor sich

doch die Menge nach dem Brauch des Morgenlands, das mit den Hühnern schlafen geht und aufsteht. Unter und neben den flüchtig im Schlamme des Marktes aufgeschlagenen Zelten krochen friedlich Mensch und Tier zusammen, die gefesselten Stiere lagen wiederkäuend in langen Reihen, die Kamele bildeten ein abenteuerliches Klumpen- und Hügelgewirr auf der dunklen Erde. Die Nacht war da. Im Sternenfunkeln strahlte sie von dem reinen Himmel, und von der See her wehte ein kalter, würziger Hauch.

Ohne zu wissen warum, empfand Klara deutlich, daß sie nicht allein war. Sie fühlte, wer hinter ihr stand.

Und da hörte sie auch schon seine Stimme. „So einsam und in Gedanken?“ frug er. „Was ist Ihnen, Fräulein Klara?“

„Traurig bin ich!“ sagte sie und drehte sich nach ihm um.

„Traurig?“ Er nahm neben ihr Platz. „Weshalb? Sie haben doch wirklich keinen Grund dazu! Ja — wenn ich das sagte . . . Sie lachen . . . aber mir ist's Ernst . . . seit wenigen Tagen . . . seit dem Abend, als wir uns neulich zum erstenmal in der Karawanserai gesehen haben.“

„Was ist Ihnen denn da passiert? Ein Fall mit dem Pferde! Das läßt sich doch schließlich verschmerzen.“

„Ein Fall aus allen Wolken . . .“ sagte er neben ihr gleichgültigen Tons. „Aus all den Luftschlössern, die man sich so als einsamer Mann baut — fern in der Wüste, wenn nachts um einen alles still ist und man in seinen Mantel gewickelt daliegt und zum Sternenhimmel aufschaut. Dann denkt man sich: wann endlich fängt das eigentliche Leben an? Wann bekommst du das, was du so lange suchst? Nun — und sehen Sie, als ich da neulich von der Karawanserai in das Dunkel hinausritt und vor das Thor von Tetuan kam — da war ich plötzlich ganz ruhig und zufrieden — ganz überzeugt davon, daß ich am nächsten Morgen nur zuzugreifen brauchte, um reich zu werden, und das zu haben, was ich wollte. Aber wie der nächste Morgen kam, war alles weg und verflogen wie ein Traum. Das war ein dummes Erwachen und war der Grund, daß Sie mich in solch einem trostlosen Zustand in Tetuan gefunden haben! Darum erzähle ich es Ihnen. Vielleicht halten Sie mich trotzdem für einen Schwächling . . . oder gerade deswegen . . . ich kann es nicht ändern . . .“

Er brach ab. Auch Klara fand nicht gleich eine Erwiderung. „Ist sie denn ohne allen Abschied von Ihnen fort?“ frug sie endlich.

Er lachte. „Es ist nicht das erste Mal! So war sie eines Morgens mit ihrer Dahabieh verschwunden, als wir zu den Nilkatarakten aufwärts fuhren, und ein andermal aus ihrem Hause in Petersburg, nachmittags, während die Schlitten zur Ausfahrt vor der Thüre hielten. Damals war sie nach Paris gegangen, und ich habe sie dort im ‚Grand Hotel‘ wiedergefunden. Aber gewöhnlich verlieren sich ihre Spuren in der weiten Welt. Sie selbst verwischt sie. Es ist, als ob sie Angst hätte, mir zu begegnen oder wenigstens länger mit mir zusammen zu sein.“

„Und dabei kennen Sie sie doch schon so lange?“

„Viele Jahre. Kurz vor dem Tode ihres Mannes haben wir uns zuerst auf dem Montblanc gesehen.“

„Woran starb er denn?“

Er zuckte die Achseln. „Er war ein österreichischer Aristokrat, ein bildschöner, lebensfroher, kräftiger Mensch, und ein ausgezeichneter Bergsteiger dabei! Und trotzdem that er beim Spaziergang einen Fehltritt an einer Stelle, wo, wie man so zu sagen pflegt, die Kühe herübergehen, stürzte ab und ertrank unten in dem Gletscherbach. Wenn es ein anderer gewesen wäre, dem das Schicksal nicht alles — Gesundheit, Reichtum und eine schöne Frau — gegeben, so hätte man argwöhnen müssen, er sei mit Absicht gestrauchelt. Aber so war es eben ein unglücklicher Zufall, wie er manchen anderen, so den großen Alpinisten Zsigmondy, ganz ähnlich getroffen hat. Und nun lassen wir's! Sagen Sie mir lieber: warum sind Sie traurig?“

„Der alte Major thut mir leid. So sein ganzes Leben lang unter Menschen und in voller Thätigkeit und nun auf einmal verlassen und ohne Ziel und Zweck auf der Welt — das muß schrecklich sein!“

„Was geht aber das Schicksal des Majors Sie an?“

„Weil meines ungefähr ebenso ist . . .“ ihre Stimme klang gepreßt, „oder vielmehr so wird . . . in nächster Zeit . . .“

„Ihr Schicksal, Fräulein Klara?“

„Nun ja. Sehen Sie denn nicht, wie es zwischen meiner Schwester und dem Major steht? Die beiden treffen sich doch nicht durch Zufall hier und ich gönne es ihr ja von Herzen. Aber wenn es dazu kommt, dann geht sie eben fort, und unser Nesthäkchen, die Kleine, bringen wir schon vorher nach Genf, zu fremden Leuten; mit blutendem Herzen, aber es geht nicht anders: sie muß sich eben auf eigene Füße stellen. Nun und dann bin ich eben ganz allein. Die ganze Zeit haben wir Schwestern so traulich miteinander gelebt und uns dazwischen mal gezankt und für die Kleine gesorgt und einander geholfen, so manche schwere Stunde zu tragen, denn allzuleicht haben wir's wahrhaftig nicht im Leben gehabt. Und trotzdem waren wir immer zufrieden. Aber wie das jetzt mit mir werden soll, wenn ich in Dresden auf einmal allein in unserer Wohnung stehe, und niemand um mich, und vor mir ein langer, kalter Winterabend — ich glaube, ich setze mich hin und fange einfach an zu weinen, obwohl das sonst gar nicht meine Art ist.“

„Ich bin die Einsamkeit gewohnt,“ sagte die Stimme aus dem Schatten neben ihr, „aber allerdings die Einsamkeit der Wildnis, die ist groß. Unter Menschen mag sie schwerer zu ertragen sein.“

„Ein Mann kann das überhaupt nicht verstehen, der hat so vielfache Beziehungen zum Leben, seinen Beruf und . . .“

„Und Ihre Kunst? Hebt die Sie nicht über alles andere hinweg?“

„Meine Kunst?“ sie lächelte schmerzlich. „Nun ja, meine Bilder sind ja ganz nett und ich verkaufe sie, wenn ich Glück hab', zu leidlichen Preisen. Aber das Eigentliche, das Große ist das nicht. Das werde ich nicht erreichen und kann es nicht erreichen. Aus einem sehr einfachen Grunde: ich muß illustrieren und malen, um nicht Hunger zu leiden — und so, wie es der Geschmack des Publikums verlangt. Und der ist in Kunstsachen — ach, reden wir nicht drüber! Der Abend ist so schön.“

„Das hätte ich nie geglaubt, daß Sie so verbittert sind.“

Sie stützte den Blondkopf in die Hand und sah in die Ferne hinaus, wo in der Nacht Meer und Himmel in ein einziges Grauen zusammenflossen. „Es thut schon weh, sein bißchen Talent so zu Markte zu tragen,“ sagte sie langsam. „Und das Schlimmste ist: man verliert dabei den Respekt vor sich selbst . . . vor dem eigenen Können, mein' ich, indem man es erniedrigt. Aber anderseits muß ich doch froh sein, daß ich das bißchen Talent habe. Damals, als das große Unglück über uns kam, da war ich noch fast ein Backfisch mit meinen sechzehn Jahren und bildete mich halb aus Spielerei zur Malerin aus. Das ist mir nun zu gute gekommen — mir und meinen Schwestern, in den elf langen Jahren, die seitdem verflossen sind. Hilda hat es eigentlich noch am besten getroffen. Sie war damals noch ein Kind und hat den Wandel vom Reichtum zur Armut durchgemacht, ohne etwas davon zu empfinden.“

„Also das war das große Unglück, das Sie traf?“

„Mein Vater machte Bankerott!“ sagte sie ruhig. „Und er starb in derselben Nacht. Mehr brauch' ich Ihnen wohl nicht zu erzählen. Er war schon Witwer, seit Jahren. Da standen wir nun, meine Schwestern und ich.“

„Da haben Sie wirklich viel durchgemacht!“

Sie schaute mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin. „Ach . . . wenn's bloß das wäre!“ sagte sie halblaut.

„Also noch mehr?“

„Genug!“ Sie stand auf und lachte. „Sie sitzen da wie ein Beichtvater im Dunkeln und wollen mir alle Geheimnisse herauslocken!“

„Ich habe Ihnen ja vorhin auch gebeichtet . . . und auch im Dunkeln.“

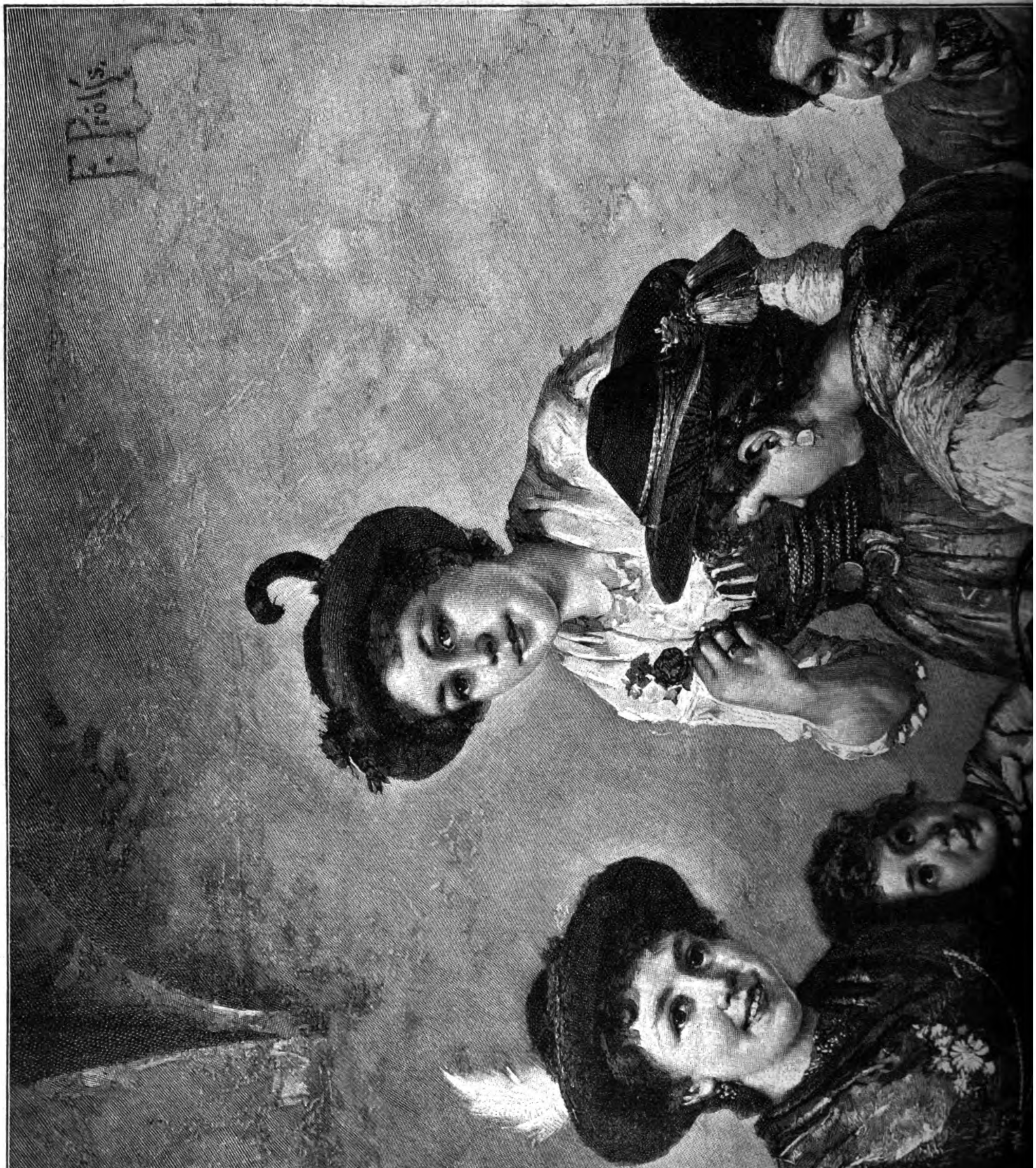
„Ja, das ist wahr. Aber von mir wird jetzt nicht mehr gesprochen!“

„Von mir auch nicht. Also von was?“

„Man braucht ja nicht immer zu reden!“ sagte sie. „Man kann ja auch einfach dasitzen. Die Seeluft thut so wohl!“

Sie hatte sich wieder ihren Stuhl herangezogen. Es war still zwischen den beiden. Ueber ihnen glitzerte durch das im Nachtwind rauschende Laub der südliche Himmel und wie ein Hauch aus weiter Ferne umfächelte das Wehen des Oceans ihre Wangen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl in München.

Am St. Leonhardstag in Tölz.

Nach dem Gemälde von F. Prölß.

Digitized by Google

„Wer das jetzt malen könnte!" sagte sie nach einer Weile, scheinbar mehr zu sich als zu ihrem Freunde. „Der weiße Schimmer der Stadt da unten . . . die violette Nacht überm Meer und überall, im Vordergrund die schwarzen Umrisse der Bäume und über dem Ganzen der große, kalte, weite Sternenhimmel . . . . ."

„Malen Sie es doch!"

„Ich kann's nicht. Es wird nichts Rechtes draus. Nacht und Sonnenschein haben wir nicht auf der Palette. Das muß von innen kommen. Vom Kopfe durch die Hand!"

„Und in dem armen Blondkopf steckt's nicht drin?"

Sie lachte. „Da steckt überhaupt viel weniger darin, als Sie glauben!"

„Nun . . . wenn Sie das so vergnügt sagen," er rückte ihr etwas näher, „dann ist es eher ein Beweis für das Gegenteil!"

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, so daß er die blassen, hübschen Züge deutlich im Dämmerschein erkennen konnte. „Was hilft es denn schließlich, traurig zu sein?" sagte sie. „Ich kann mir das große Talent nicht herbeizaubern! Und wenn ich's hätte, wer weiß, ob ich dann glücklicher wäre! Ich meine, es steckt in jedem Menschen, wie er auch ist, die Möglichkeit, glücklich zu sein. Das Schlimme ist nur: oft findet man den Weg nicht; man sieht vielleicht das Nächste nicht. Und dann hat man so dumme Stimmungen wie ich heute abend. Seien Sie nicht böse, daß ich Sie damit belästigt hab'. Und nun will ich gehen und Toilette machen. Es ist Zeit zum Diner! Zu Ihrem ersten europäischen Diner seit zwei Jahren. Das ist ein feierlicher Augenblick für Sie!"

11.

„Oft liegt das Glück dicht vor einem und man sieht es bloß nicht!" Klaras Worte klangen im Ohre des Afrikaforschers nach, während er auf dem festen Sand an der Flutgrenze des Oceans dahinschritt, weit vor sich die weiße, hochgetürmte Häusermasse von Tanger, hinter sich die langgestreckte öde Küste, die nur einige nachtschwarz lustwandelnde Franziskanermönche, ein paar wilde Hunde und ein galoppierender Araber auf prächtigem Maultierschimmel belebten.

Er fühlte sich körperlich frei und leicht, beinahe gesund. Die plötzliche Anregung durch diesen letzten Vorposten der Civilisation gab seinen Nerven neue Spannkraft. Er hatte am Abend vorher zum erstenmal eine europäische Mahlzeit genossen, eine Flasche guten Bordeaux getrunken und sich im Rauchzimmer von den eleganten diplomatischen Attachés der verschiedenen Großmächte, die als Pensionäre im Hotel wohnten, die Weltbegebenheiten erzählen lassen. Natürlich waren die Herren dabei über deren Auffassung in Streit geraten, es hatte einen amüsanten Wortwechsel in englischer und französischer Sprache gegeben, und schließlich trennte man sich, sehr angeregt und befriedigt von dem Zusammentreffen mit dem berühmten Reisenden, den die Ladies anfangs, als er sich in seiner Wüstentracht, als der einzigen, die er besaß, zur Tafel setzte, mit einem erschrockenen „shocking" begrüßt hatten.

Auch der heutige Vormittag war sehr genußreich. Ein Bad, ein kräftiges Frühstück, ein Ritt am Strand entlang zu den Ruinen der uralten Phönikerstadt Tingis, deren aus mächtigen Quadern geformtes Hafenthor jetzt weit von dem zurückgewichenen Ocean entfernt zwischen Sumpf, Busch und Brakwasser die Jahrhunderte durchträumt, und nun dieser erfrischende Rückweg zu Fuß, die steife Seebrise um die Ohren, den blauen Himmel über sich, klagender Möwenschrei und fernes Segelblinken, all die unermeßliche Freiheit, die das Weltmeer atmet!

Und trotzdem war bei aller neu erwachenden Spannkraft des Körpers sein Geist gedrückt und mißmutig. Er empfand eine reuevolle Stimmung, einen Aerger über sich selbst und sein Mißgeschick. Sein Ungeschick vielmehr, durch das er in Tetuan die vielleicht nie wiederkehrende Gunst des Zufalls verscherzt hatte! Wieder sah und hörte er um sich das nächtliche Getümmel der Arche Noah vor dem kanonengeschmückten Thor und dazwischen Angelas helle Stimme. Warum hatte er sich an jenem Abend in thörichter Zuversicht von ihr getrennt und die Fonda d'España aufgesucht, um am andern Morgen ihr Nest leer zu finden?

Er wußte ja, daß sie vor ihm floh, obwohl oder vielleicht gerade weil er ihr nicht gleichgültig war. Es war ja nicht das erste Mal und war, wenn auch unerklärlich, so doch nicht das Schlimmste und ganz Hoffnungslose, daß sie bei aller Sympathie für ihn doch etwas wie Angst vor seiner Nähe zu fühlen schien. Darum hätte er ihr folgen sollen! Die Spur war leicht zu finden. Sie wies nach Ceuta. Dort konnte er sie einholen und sich trotzig eine Antwort erzwingen, statt daß er in der elenden Fonda, Cigaretten rauchend, auf dem Bette lag und sich vor Mißmut und Enttäuschung in eine Krankheit hineinärgerte.

Hinter ihr her hätte er jagen müssen! Statt dessen lenkte er sein Pferd gen Westen und ritt bescheiden und bedächtig mit den drei Sachsenmädchen über Land. Jetzt zuckte er die Achseln darüber. Was gingen sie ihn an? Wie kam er in solch zahme Gesellschaft?

Er empfand plötzlich Lust, unverzüglich nach Tetuan zurückzureiten! Warum, das wußte er selbst nicht. Er hatte nur ein dumpfes Gefühl, als müßte sich dort noch irgend eine Spur, ein Zeichen von Angela finden, das ihn auf den Weg nach Ceuta führte. Aber vor Ceuta lag die weiße Jacht „Liberty" und trug ihre leichte Last hinaus auf das dämmernde Meer. Wohin — das erfuhr wohl der britische Kapitän des Oceanrenners selbst erst auf hoher See, wenn er vom Schiffsherrn, dem kleinen Petroleumkönig, die trockene Weisung empfing, ihn und seine Gefährten nach Afrika, nach Amerika oder Asien zu steuern.

Gott weiß, wo sie jetzt schon schwammen. Vielleicht segelten sie der Bucht von Monte Carlo zu, um gelangweilt einen Regentag an der Spielbank totzuschlagen. Oder sie warfen am Goldenen Horn Anker und fuhren mit der unterirdischen Zahnradbahn in das buntscheckige Gassengewühl von Pera hinauf. Vielleicht waren sie auf dem Weg nach Jaffa, um Jerusalem zu besichtigen, vielleicht unterwegs nach Neapel, um im Schatten der Rauchwolke vor Anker zu gehen, die als ein schwarzer Riesentrichter über dem Aschenkegel des Vesuv steht.

Wo sie auch waren — er fand sie so leicht nicht wieder und seine Briefe blieben, wie der letzte, ohne Antwort. Es war ja alles umsonst. Mehr und mehr war in ihm die Ueberzeugung aufgestiegen, daß sie ihm immer von neuem entgehen, daß er das Ziel seines Lebens so wenig erreichen werde, wie man den Regenbogen mit Händen greifen kann, der scheinbar nahe und dennoch unerreichbar sich vor den Augen spannt.

Aber freilich . . . wer immer in die Ferne schaut, sieht nichts zu seinen Füßen. Das Glück! . . . Dieses Glück des Philisteriums, der Ehe, über das er so oft gelacht! Noch spielte er mit dem Gedanken und merkte doch, wie der immer stärker wurde und in immer neuen lockenden Verkleidungen sich bei ihm einschlich.

Gewiß war es hier schön und angenehm in Tanger. Aber er mußte trotzdem mit dem heutigen Dampfer, mit dem auch die drei Damen fuhren, nach Gibraltar! Schon seiner Kleider wegen. Es war ja ein Skandal. Und neue Anzüge, neue Wäsche ließen sich erst dort beschaffen. Dort konnte er auch hoffen, durch die anglo-ägyptische Bank telegraphisch Geld aus seinem Münchener Guthaben zu ziehen. Dort war er ungestört, während hier natürlich nun schon die Kunde seiner Ankunft alle Gesandtschaften und Hotels erfüllt hatte und er einer Menge Menschen, lästigen Besuchen und Höflichkeitspflichten nicht mehr entgehen konnte. Nein, da war es schon besser, so rasch wie möglich nach Gibraltar zu fahren, das dort am anderen Ende der blauen Wasserstraße als ein kaum sichtbarer zuckerhutförmiger Dunstzacken vor dem Himmel stand.

Er blieb stehen und lachte laut auf. So viel Worte und Pläne, um nur die eine Thatsache vor sich selbst zu verhehlen, daß er an der Gesellschaft der blonden Malerin mehr als Vergnügen und Zufriedenheit fand! Es schien, als sei ihm ihre freundliche Heiterkeit, ihr helles Lachen schon unentbehrlich geworden seit jenem Regenabend, wo sie sich im Dämmern der Karawanserai El-Fondak zum erstenmal gesehen. Er sträubte sich dagegen und fühlte sich eigentlich doch ganz wohl dabei. In dem Gefühl, jeden Augenblick den Fuß aus der Schlinge ziehen zu können und mit der Gefahr nur zu spielen.

Digitized by Google

Er konnte es ja beweisen und in Tanger bleiben! Der Trotz erwachte in ihm, während er gleichwohl schneller und immer schneller der Stadt zuschritt. Denn fast unbewußt hatten seine Augen ihn belehrt, daß der auf der Reede schaukelnde, von der Nußschalenflottille umwimmelte Dampfer schon zur Abfahrt bereit war, und ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er sich in seiner Zeitberechnung um zwei Stunden geirrt hatte.

Es war schon fast zu spät, den Dampfer zu erreichen, und jedenfalls unmöglich, mitzufahren. Denn sein Gepäck befand sich ja oben im Hotel und seine Rechnung war noch nicht bezahlt. Das Einzige, was er thun konnte, war, rasch an Bord zu gehen und den Damen Adieu zu sagen, und das war ja auch das Beste!

Aber so leicht ließ sich das Schiff nicht erreichen. Erst ein Wortwechsel mit den an der Landungsbrücke gescharten, in greulichem Mohrenenglisch um den Fahrpreis feilschenden Bootsleuten, dann eine Schaukelfahrt quer über die Reede und endlich ein hoffnungsloses Durcheinander der um den Leib des Dampfers auf den Wellen tanzenden und mit ihnen unter dem betäubenden Zankgeschrei der Insassen abwechselnd hoch in die Höhe steigenden und wieder in den Wogenthälern versinkenden Kahnflottille! Das Passagierboot selbst rollte dabei an dem sich straffenden Anker schwer von einer Seite zur andern und tauchte bald sein Fallreep tief in die klatschende Flut, bald wieder hob es die Schiffstreppe unerreichbar hoch über das Gewühl der Nußschalen empor. Es war eigentlich ein Wunder, wie die Cooksche Karawane hatte ungefährdet das Oberdeck erreichen können.

Aber mit Hilfe kräftiger Matrosenfäuste, die die Touristen wie Warenballen von Hand zu Hand hinaufbeförderten, war es doch geglückt und alle Schutzbefohlenen von Cook und Sohn in unbeschreiblicher Verfassung auf dem ersten Platz vereinigt. Die Seekrankheit wütete bereits in dem ganzen Schwarm der Vergnügungsreisenden. Denn ein plötzlicher Defekt an der Maschine verhinderte auf Stunden hinaus die Abfahrt, während das festliegende Schiff stärker schaukelte und stampfte, als wenn es in voller Fahrt gewesen wäre. Alte Damen und bleichsüchtige Backfische, hagere Reverends und weinende Kinder füllten, in Plaids und Mäntel bis zu unkenntlichen, stöhnenden Klumpen eingewickelt, das ganze Deck. Sie saßen, hoffnungslos lächelnd, auf dem Boden und lagen schweigsam auf den Seitenbänken ausgestreckt, ihr Röcheln drang aus den unteren, in unbeschreiblichem Zustand befindlichen Kabinen, ja manche hatten sich schutzsuchend bis in den Vorderraum verirrt, wo eine Anzahl Mauren unbeweglich, mit gekreuzten Beinen auf den Planken kauernd und halbzugekniffenen Auges ihre Geschäfte in Gibraltar überlegend, dem Spiel der Wellen trotzte.

Auch der Afrikaner war — das wußte er aus vielen früheren Reisen — gegen die Seekrankheit beinahe völlig gefeit. Aber unbehaglich war ihm der Aufenthalt auf dem Vergnügungsschiff doch und er strebte, in der Runde nach den bekannten Gesichtern blickend, ihn möglichst abzukürzen.

„Gräßlich!“ stöhnte es neben ihm. „Gräßlich! Nicht zu sagen!“ Da saß der Major, ganz geknickt und vornübergesunken, daß die grauen Schnurrbartenden trostlos herabhingen. Neben ihm, ihn tröstend und stützend, die düstere Gestalt der Gouvernante, die schwarzgekleidet, aufrecht und mit harten Zügen wie die Göttin der Seekrankheit unter ihren Opfern thronte. In dem schweigsamen Bündel von Decken daneben ließ sich die Kleine vermuten, die, gefaßt auf diese neue Wendung ihrer Erholungsreise, gottergeben dalag.

Die blonde Malerin saß etwas abseits. Auch ihr hübsches Gesicht war bleich. Aber sie lächelte dem Freunde tapfer zu. „Gott sei Dank, daß Sie endlich kommen!“ rief sie. „Ich fürchtete schon, Sie würden die Abfahrt versäumen!“

Er sah sie erstaunt an. Sie schien gar keine Ahnung zu haben, daß er gar nicht an die Abfahrt dachte.

„Aber Ihr Gepäck ist schon da!“ fuhr sie eifrig fort. „Man hat es vom Hotel aus besorgt. Und da ist auch der Hotelkurier mit der Rechnung!“

„Wie kommt denn der Mann dazu?“

Sie blickte betroffen auf. „Ich weiß nicht. Ich hab' mich nicht hineingemischt. Die Leute im Hotel sagten, Sie würden auch reisen!“

In der That, da lagen, sich scharf von den üblichen Gepäckstücken ringsum abhebend, seine bunt bestickte und mit Lederschnüren verzierte Reittasche aus Maroquin, wie man sie im Innern Marokkos trägt, und daneben die Maultierlast mit seinen Habseligkeiten, zwei von dem scharlachroten Tuch der Eingeborenen umhüllte Walzen.

„Wer zum Teufel hat Ihnen denn gesagt, daß ich reise?“ frug er den Kurier halblaut, so daß es Klara nicht hören konnte.

Der bräunliche Elegant lächelte. Die Ladies hätten gesagt, sie wollten zum Steamer. Und da der Herr doch zu den Ladies gehöre und sie nicht allein würde fahren lassen ....

Genug! Er winkte ihm, zu schweigen, und bezahlte. Eigentlich hatte der Mann ja ganz recht: wenn jemand mit drei Damen ankommt, so reist er gemeinhin auch mit ihnen weiter. Jetzt wieder mit Sack und Pack den Dampfer verlassen, das ging nicht an. Es hätte der Malerin, die blaß und ahnungslos dasaß, zu weh gethan. Er lachte ärgerlich und trat wieder zu ihr. „Ein netter Aufenthalt!“ sagte er. „Der Menschheit ganzer Jammer packt einen an. Der Katzenjammer natürlich. Das ist nun der Herr der Schöpfung — diese Pakete da in allen Winkeln!“

Sie sah zu ihm auf. „Werden Sie denn nicht seekrank?“ frug sie mit schwacher Stimme.

„Nein. Und Sie?“

„Ach, ich bin's schon! Mir ist schrecklich zu Mute!“

„Dann legen Sie sich beizeiten hin,“ befahl er und machte ihr, ohne eine Antwort abzuwarten, ein Lager zurecht. „Besser wird's doch nicht, ehe Sie nicht wieder festen Boden unter den Füßen haben. Also wozu sich unnütz quälen?“

Sie gehorchte mit einem geduldigen Lächeln ihrer blassen Lippen und ließ sich fügsam von ihm zudecken. Dann schloß sie ermattet die Augen. Er war nun ganz sich selbst überlassen.

Er schaute umher. Das Bild wurde immer trostloser. Der Major war jetzt ganz abgefallen, um ihn herum lagen die anderen Opfer der See, und dazwischen saß düster die schwarze Rachegöttin. Aber auch ihre Zeit schien zu kommen, nach dem gelblichen Ton zu schließen, der allmählich ihr Antlitz überzog.

Und nirgends ein Eckchen, ein Winkel, um dem Greuel zu entfliehen! Wenn er nun doch das Schiff verließ? Aber da, weit am Ufer, tanzte schon sein Boot auf den Wellen und überhaupt ... Nein. Nun war er gefangen!

Gefangen in diesem dichtgefüllten, schwimmenden Philisterkäfig. Er wickelte sich zornig in seinen Mantel und trat ganz nach vorne, an die Ankerwinde des Dampfers.

Zu thöricht! Das kam davon, daß er sich in das Spiel eingelassen. Nun hielt es ihn fest mit der Tücke des Zufalls und fester noch da innen. Er fühlte es wohl, daß er, in Tanger zurückgeblieben, mehr Reue empfunden hätte als jetzt Aerger über die unselige Fahrt. Oder vielmehr über das Stillliegen auf der Reede. Denn eine Stunde verstrich und eine zweite, ohne daß sich der Anker hob. Von unten, aus dem Maschinenraum, tönten Hammerschläge und zorniges Stimmengewirr.

Er ging wieder zurück, um nach Klara zu sehen, und berührte leicht ihre schlaff herabhängende Hand. Sie öffnete die Augen. „Gott sei Dank!“ hauchte sie. „Sind wir in Gibraltar?“

„Nein. Wir liegen immer noch vor Tanger!“

Da drehte sie sich mit einem ganz verzweifelten Ruck herum, und er sah nur noch ihr blondes Haar durch die Lücken des Mantels schimmern. Mißmutig kehrte er auf seinen Platz neben der Winde zurück, die jetzt, von zwei Matrosen gedreht, die triefende Kette aufnahm und den Anker schlammüberzogen an das Tageslicht beförderte. Die Maschine begann zu arbeiten und trieb das Schiff in die schwere Dünung hinaus, die auch bei ruhigem Wetter stets hier in dem Zusammenfluß des Atlantischen Oceans und des Mittelmeers zwischen den Säulen des Herkules zu stehen pflegt, zwischen dem leuchtturmgekrönten Kap Spartel in Afrika und der Punta Marroqui gegenüber, der Südspitze Europas, wo als ein Haufe weißer Pünktchen Tarifa, einst das letzte Maurenbollwerk in Europa, herüberschimmert.

Wenige Reisende sahen die Pracht dieser blauen Wasserstraße zwischen der niederen Küste Andalusiens und den hochgezackten, dräuenden Felsen des Rif. Die andern lagen klagend da, mochte die Sonne noch so golden Land und Meer verklären und die

Digitized by Google

Delphine noch so lustig im weißen Kielwasser schnalzen. Es war wie ein schwimmendes Lazarett. Es erzeugte geradezu Ekel und Aerger. Man kam sich wie ein Gefangener vor.

Du bist ja auch auf dem besten Weg, ein Gefangener zu werden, ging es dem einsamen Mann durch den Kopf, der vorn an den nassen Anker gestützt in den Tanz der Wellen hinaussah. Ein Gefangener aus freiem Willen. Oder vielmehr: dein Wille, der starke und freie, ist durch Krankheit und Ermattung gebrochen. Du sehnst dich nach Ruhe! Das beweist schon, daß andere Mächte in dir mehr zu sagen haben als du selbst, Mächte von außen, die dich schmeichelnd bei der Hand fassen und hinabführen ins Philisterland, in diese schwächliche, gleichgültige Menschheit hier ringsherum, mit der du nichts gemein hast!

Nein, wahrlich nichts! Sein Trotz wurde immer stärker. Wer spielte eigentlich hier mit ihm, lockte ihn auf dies Jammerschiff und weiter in die bekannte kleinste Hütte, die Raum für ein liebendes Paar bietet? War er der Mann, so mit sich schalten und walten zu lassen, er, der der allmächtigen Natur selbst seinen Willen aufgezwungen, ihre unnahbarsten Berghöhen erklommen, ihre fernsten, im Schleier des Urwaldes verborgenen Geheimnisse enthüllt hatte? Er wußte, sowie er sein „Ich will nicht!" sagte — da war er wieder frei, und immer deutlicher lag das Wort auf seinen Lippen.

Es gab ein Dichterwort:

„Der weite Himmel ist des Adlers Bahn,
Die weite Welt des Edlen Vaterland."

Jawohl, die weite Welt! Da grüßte sie ihn wieder, hier, wo Europa und Afrika sich einen, im Brausen der Brandung, im Lachen des Sturms, im Trotze sonnengebadet zum blauen Himmel aufsteigender Steinkolosse. Dort hinten wuchs es gewaltig aus der blauen See. Dreifach gezackt schaute der Felsen von Gibraltar gebieterisch über die Länder und Meere, die Stadt schmiegte sich, in grüne Gärten gebettet, an seinen Fuß und davor flimmerte es von dem Gewirr der Rahen und Masten, dampfte es aus Dutzenden von Schloten und ankerten weithin die Schiffe aller Völker im Hafen von Gibraltar.

Als der verspätete Dampfer das andalusische Ufer mit seinen öden Weidesteppen und zerfallenen Wachttürmen erreicht hatte und in die mächtige Bucht einfuhr, dämmerte es schon stark. Die am Eingang ankernden britischen Panzer, die mehr wie unwahrscheinlich große, mit allerhand Buckeln und Auswüchsen gezierte Bügeleisen als wie wirkliche Schiffe auf dem Wasser lagen, waren noch deutlich zu erkennen. Aber der Mastenwald des Handelshafens dahinter verschwamm schon in dem Dunkel, das wie der Schatten des darüber ragenden Bergkegels vom Himmel niedersank, und drüben überm Meer ließ nur noch ein unbestimmter Schein, die Hafenlichter von Ceuta, die Nähe Afrikas erraten.

Er blickte zurück. Dort lag der schwarze Erdteil, der ihn wiederum zwei lange Jahre festgehalten hatte. Noch einmal war er seiner tödlichen Umarmung entgangen. Würde er ihn wiedersehen? Die Kraft finden, wieder hinauszupilgern in das Reich der Abenteuer und Gefahren, in das Leben voll seltsamer Buntheit, in das es den Jüngling unwiderstehlich zog, das der gereifte Mann mitten in allem Glück und aller Ruhe nicht mehr entbehren konnte?

Die Sehnsucht ward stark in ihm. Er schaute finstern Gesichts nach rückwärts, in die Nacht hinaus, die Afrika verhüllte.

Und es war, als teilte sich das Dämmern über dem Meer. Etwas Weißes war darin sichtbar, ein schlankes, schneeig leuchtendes Ding, das, rasch aus der Richtung von Ceuta näher und näher kommend, mehr wie ein großer Märchenvogel über die Wellen hinzugleiten als sie zu durchschneiden schien. Jetzt tauchte es voll aus dem Schatten auf, mit seinen zurückgelegten Masten, dem überschlanken, schmalen Schiffsrumpf, dem lautlosen Flug ein Bild eleganter Kühnheit, wie geschaffen, nach freier Laune die Meere zu durchkreuzen und Anker zu werfen, wo die Gunst des Augenblicks lächelt.

Jacht „Liberty!" — Er kannte sie wohl! Und er wußte ja auch, daß der Petersburger Petroleumkönig mit ihr seine Tochter und deren Freunde von Ceuta hatte abholen wollen. Wäre er deren Einladung gefolgt, dann fuhr er selbst jetzt auf dem kecken Renner durch die Fluten, statt an Bord dieses schmutzigen, rollenden Krankenhauses mit seiner rings im Dunkel ächzenden Menschheit.

Jählings erfaßte ihn jetzt, während die Jacht weiß, rasch und schweigsam wie ein Geisterschiff im aufgehenden Mond an ihnen vorbeiglitt, ein Gefühl der Reue. Er hätte gewünscht, an Bord zu sein. Und mit Angela zusammen. Noch einmal bot ihm das Schicksal die jüngst in Tetuan scheinbar unwiederbringlich versäumte Gelegenheit. Eine bessere als je! Hier auf dem Schiff konnte ihm Angela nicht entfliehen. Wohin sie floh, er fuhr mit. Er erzwang sich von ihr die Aussprache und vielleicht den Sieg.

Warum sollte er eigentlich nicht an Bord gehen? Willkommen war er dem Petroleumkönig gewiß. Er sah, wie der weiße Schatten in der Ferne, zwischen den farbigen Laternen anderer Dampfer still lag, und hörte das kurze Rasseln des Ankers. An Land ging die Gesellschaft heute gewiß nicht mehr, die ja auf der Jacht weit mehr Bequemlichkeit fand als in den dürftigen Hotels von Gibraltar. Er traf sie sicher beim Diner vereinigt, weitgereiste, die Welt überblickende Menschen in tadellosem Frack und weißer Binde, Angelas Madonnengesicht und silberhelles Lachen dazwischen. Und hier . . .

Er schaute umher. Es kam jetzt, wo das Schiff in ruhigerem Hafenwasser fuhr, allmählich Leben in die Gesellschaft. Wie wenn Tote aus ihrem Schlafe erwachen, lugten bleiche Gesichter aus den zurückgeschlagenen Hüllen und richteten sich steifgewordene Gestalten langsam auf. „Gräßlich! Gräßlich!" tönte die Klage des Majors und dahinter das beruhigende Baßgemurmel seiner Freundin. „Jetzt sind wir da!" hörte er ihre Stimme. „Wir liegen schon still. Steh' auf, Hilda! Was hast du denn schon wieder, daß du so jammervoll dreinschaust? Und du, Klara . . . es ist Zeit!"

Ringsum ein Frösteln, ein klägliches Lächeln, schlechte Witze, ein herdenartiges Gedräng am Fallreep, wo die Ruderboote harrten, die auf der wohl viertelstündigen Fahrt bis zur Alten Mole den noch enger als bisher zusammengepferchten Touristen unfehlbar eine neue Auflage der Seekrankheit bescheren mußten — nein, der Gedanke an dies Zukunftsbild entschied seinen Entschluß. Er winkte den an Bord klimmenden Agenten des Hotels heran, übergab ihm sein Gepäck und brachte mit seiner Hilfe, ehe die große Masse der Seekranken mobil wurde, die Damen und den Major in dem ersten, vom Schiff abstoßenden Kahn unter. Noch ganz betäubt ließen sie alles mit sich geschehen. Erst als der plumpe Kasten schon frei im Ruderschlag schwankte, hörte er Klaras Stimme.

„Sind Sie denn nicht mit?" rief sie herauf.

„Nein, ich komme nach! Ich habe noch etwas zu thun!"

„Auf dem Schiff? Haben Sie etwas vergessen? Hier haben wir ja Ihre Sachen!"

Er wollte nicht heucheln. „Ich mache rasch einen Besuch auf der Jacht ‚Liberty'," rief er hinunter. „Auf Wiedersehen nachher!"

Es kam keine Antwort und der Kahn verschwand im Dunkel.

12.

Im Dämmerschein des gedämpft aus ihren Luken strahlenden elektrischen Silberlichts lag die „Liberty" wie ein großer, weißer Schatten über der nachtblauen See. Die Wogen, unter deren Rauschen der heransteuernde Nachen ungestüm schwankte, spielten nur mit dem geschmeidigen Leib des Oceanrenners, daß er sich wohlig und träumerisch in ihnen wiegte und hoch oben die bunten Signallaternen der Masten in sanftem Schaukelschwung vor dem Sternengeglitzer auf und nieder glitten.

Die Thüre der Bordwand war geöffnet, das Fallreep herabgelassen, als erwarte man den späten Gast. Aber kein Mensch war zu sehen. Nur von dem Vorderteil des Schiffes klang das Raunen tiefer Männerstimmen — wachthaltende Matrosen, die da irgendwo, ihr Priemchen kauend, zwischen Taurollen und Fässern saßen.

Der Fremde brauchte ja auch keinen Empfang durch das Schiffspersonal. Er war ja nur zu gut zu Hause in diesem schwimmenden, kostbar eingerichteten Gebäude, das seine Bewohner fügsam unter der Drehung des Steuerrades von einer Küste zur andern trug. So entlohnte er den Bootsführer, klomm

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die neuesten Nachrichten.

Nach dem Gemälde von Fr. W. Graf Bülow von Dennewitz.

das Fallreep hinauf und ging über das hell vom Licht beschienene, völlig leere Deck auf die große Salonkajüte zu.

Während er, mit der Hand über die schwere Eichenschnitzerei des Geländers hingleitend und mit dem Fuß tief in dem Smyrnateppich versinkend, die Treppe hinabstieg, horchte er auf. Aber kein Laut war vernehmbar, nichts regte sich hinter der getäfelten, mit einem bronzenen Löwenkopf geschmückten Thüre, die zum Speiseraum führte. Und doch mußten sie jetzt dort alle versammelt sein. Fiel doch auch durch die mit schweren Portieren verhängten Fenster ein schmaler Lichtstreifen heraus in die Nacht.

Ein seltsames Gefühl beschlich ihn. Das Schiff kam ihm wie verzaubert vor in seiner Helle, seiner Pracht und seinem Schweigen. Um die Beklemmung los zu werden, pochte er an und trat auf das von innen tönende, gleichgültige „Come in!“ in das Gemach, Angelas Bild vor Augen, die ihm ja im nächsten Augenblick mit ihrem gewohnten hellen Lachen die Hände entgegenstrecken mußte.

Er blieb betroffen stehen. Das reich ausgestattete Speisezimmer war fast menschenleer. Nur eine Gestalt saß einsam und melancholisch in Frack und weißer Binde an der silberbeladenen, mit Blumen verzierten Tafel, eine Gestalt, die dem ersten Blick in ihrer Schmächtigkeit und Bartlosigkeit fast knabenhaft erschien. Aber die Züge des heiter lächelnden Gesichtes mit der hellblonden Perücke darüber waren gefurcht und die Augen glänzten kalt und alt darüber hin.

Niemand hätte sagen können, ob Nikolai Augustus Rey, der Petroleumkönig, 35 oder 55 Jahre zählte. Sein Aeußeres war ein Rätsel, wie denen, die ihn näher kannten und in ihm nicht nur den verdammenswerten Spekulanten sahen, der ganze Mensch. Wie er jetzt den Kopf langsam von den Papier- und Zeitungsstößen hob, die während der einsamen Mahlzeit seinen Teller umrahmten, war sein Gesicht das eines sorgenvollen, ergrauten Kaufmanns. Aber kaum erkannte er seinen Gast, so glitt ein spitzbübisches, jungenhaft übermütiges Lächeln über seine Züge, und er sprang mit jugendlicher Behendigkeit vom Stuhle auf.

„Da ist er ja!“ rief er mit seiner schmeichelnd hellen Stimme. „Unser Afrikaner! Ich weiß schon: Sie sind kein Gespenst! Sie leben wirklich! Angela hat es mir geschrieben: ‚Wenn er nach Gibraltar kommt und nach mir fragt, so erschrick nicht, sondern pflege ihn ordentlich‘. Also setzen Sie sich, Freund! Ein Glas Port? Schön! ... Noch eins! ... Kein Widerspruch! Meine Tochter hat befohlen, Sie zu Kräften zu bringen.“

„Ja, wo ist sie denn?“ Der Fremde setzte sein Glas ab und schaute suchend umher.

Nikolai Rey lachte vergnügt. „Der reine Wilde! Er giebt sich gar keine Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen. Aber es hilft nichts. Sie müssen schon mit mir vorlieb nehmen. Meine Tochter und ihre Freunde sind fort!“

„Wo sind die Herrschaften denn?“

„Hm!“ Der Petroleumkönig geleitete seinen Gast zu einem Stuhl und schob, auf den elektrischen Knopf drückend, den ganzen Wust von Depeschen und Druckpapier zur Seite. „Hm .. ja ... wo liegt die Jacht eben? ... Doch in Gibraltar? Ich vergesse nämlich in meinen Geschäften oft, an welcher Küste oder in welchem Erdteil ich mich gerade befinde. Also Gibraltar! Und gegenüber liegt dies spanische Nest ... eine Festung ...“

„Ceuta!“

„Richtig! Ceuta! Dort war ich heute abend, um Angela und ihre Sippschaft aus Afrika herüberzuholen. Finde aber nur ein paar Zeilen von ihr vor, sie und die beiden andern seien aufgebrochen, um den höchsten Berg da in der Nähe ... weiß der Henker den Namen ... ja den Dschib-El-Musa ... zu ersteigen! Gefährlich? Was? Natürlich. Dort wohnen doch die Nachkommen der berühmten Rifpiraten, denen unsere

seefahrenden Staaten bis in die Mitte des Jahrhunderts Tribut zahlen mußten. Es ist sicher anzunehmen, daß ein Unglück passiert. Aber reden Sie einmal mit meiner Tochter und deren Freunden! Meine Hoffnung ist, daß es morgen in Strömen gießen wird. Aber Sie sehen mich trotzdem wirklich bekümmert," er warf einen zerstreuten Blick auf ein vor ihm liegendes Kabeltelegramm, „. . . diese ewigen tollen Streiche machen mich nervös. Nachher wollen sie wieder führerlos auf den Montblanc, infolge einer Wette. Und ich liege hier einsam und verlassen."

„Ich hätte ruhig noch zwei Tage in Tanger bleiben können," fuhr er fort, während ein schwarzgalonnierter Diener lautlos eintrat und ein zweites Gedeck auflegte. „Dort besuchte mich mein Freund, der alte Sir Roß von der Admiralität . . . . Sie wissen, der Tigertöter. Flitzte einfach mit einem Torpedoboot Ihrer Majestät in fünfviertel Stunden die ganze Meerenge lang, kam tropfnaß an und war närrischer als je. Ja, den habe ich nun auch im Stich lassen müssen. Nun, wenigstens finde ich jetzt Zeit, meine Geschäfte zu erledigen. Sie wissen doch . . . oder vielmehr, Sie können es nicht wissen, daß wir wieder einen Weltring anstreben. Das Petroleum soll viel, viel teurer werden auf der ganzen Erde!"

„Ein löblicher Vorsatz, Nikolai Gawrilowitsch!"

„Ja, es ist schlimm!" Der alte Deutschrusse senkte den Kopf, daß die strohblonde Knabenperücke im Kerzenlicht glänzte. „Diese Ausbeutung des Volkes ist ein Verbrechen. Und leider sind wir stärker als das Gesetz. Es bietet keine Handhabe gegen uns!"

„Und das sagen Sie?"

„Glauben Sie mir, lieber Freund!" Der Petroleumkönig hob langsam das sorgengefurchte Antlitz. „Wenn ich nicht Nikolai Augustus Rey wäre — einer der großen Leute in Baku und der großen Millionäre in Petersburg — ich würde auf der Stelle ein Sozialist. Gegen Leute wie uns haben diese Gegner des Bestehenden vollkommen recht. Wir sind Blutegel am lebendigen Organismus. Wir sind Feinde der Menschheit. Wir gehörten ausgerottet zu werden!"

Der Gast schwieg.

„Ausgerottet!" wiederholte Nikolai Rey und schaute gramvoll in dem Prunkraum umher. „Jeder Zoll an dieser Jacht ist unrecht erworbenes Gut. Aber was soll ich machen? Soll ich allein den Weltlauf ändern? Das kann ich nicht. Also muß ich meinen Gang gehen und weiter Trusts bilden. Der prächtige alte Sir William hat mich gestern noch bei seiner zweiten Flasche 1811er Portweins getröstet! Er sagte: ‚Der Tiger ist dazu da, um zu reißen, und das Schaf, um gerissen zu werden. Beide können nichts dafür. Also zerreißen auch Sie weiter die kleinen Leute. Dazu hat Sie die Natur nun einmal bestimmt!' Das traf den Nagel auf den Kopf. Sie kommen ja auch aus der Wildnis: können Sie mir nicht auch solch einen Kernspruch sagen?"

„Ich glaube, Sie brauchen gar keine Tröstung," meinte der Afrikaner gelassen. „Sie fühlen sich ganz wohl in Ihrer Haut."

„Nein!" Nikolai Rey schüttelte kummervoll das Haupt. „Es geht mir wirklich nahe, namentlich an so einsamen Abenden wie heute und wenn das Schiff schwankt, was ich nicht leiden kann. Jetzt habe ich mich wieder verleiten lassen, eine große Spekulation in Weizen zu unternehmen. Und natürlich glückt es auch wie immer und ich gewinne eine Menge Geld. Aber nun versetzen Sie sich, bitte, in die Lage eines Menschen, der sich über jede Hungersnot freuen muß! Der sich die Hände reibt, wenn er von Epidemien der Eingeborenen in Indien hört, oder von Wolkenbrüchen in Ungarn oder von Trockenheit und allgemeiner Not in Argentinien. Ich versichere Sie, solch ein Mensch ist übel dran. Besonders, wie gesagt, bei rauher See, wenn man nicht in Ruhe essen kann!"

Er legte seinem Gast einen gebratenen Ortolan auf den Teller und lehnte sich nachdenklich zurück. „Ich hoffe ja, daß es eine allgemeine Mißernte auf der Welt giebt," murmelte er. „Ja, ich habe Grund, es als positiv anzunehmen, besonders bei uns in Rußland. Da wird eine Masse Menschen Hungers sterben und ich gewinne. Glauben Sie mir, das thut weh! Nur anderseits sage ich mir eben: wenn du nicht spekulierst, wächst kein Halm Getreide mehr und wird kein Mund mehr satt. Warum sollen also nicht wenigstens einige Bevorzugte auch aus dem Unglück Geld machen, da sie es ja doch nicht zurückhalten und ändern können? Schließlich habe ich die Welt nicht geschaffen und muß jede Verantwortung dafür ablehnen, wie es auf ihr zugeht!"

Er verstummte. Sein Gast sah ihn mit unbehaglicher Neugier an. Wie beim Betreten des Schiffes hatte er jetzt wieder die Empfindung einer verzauberten Welt, in der alles anders war als da draußen, die Gefühle, die Gedanken, die Menschen. Dieser kleine Mann ihm gegenüber mit dem klugen, faltigen Knabengesicht und den grauen, eiskalten Augen kam ihm, wie er im Schaukeln des Schiffes bald mit seiner Tischkante über ihn stieg, bald wieder von ihm weg nach hinten sank, wie ein seltsames, unbeseeltes Wesen vor, aus dem befremdend eine menschliche Stimme tönte. Die See draußen mußte gröber geworden sein. Alle Dinge im Zimmer schwangen und klirrten in wiegender Bewegung, wie im Raume eines Hexenmeisters das leblose Gerät gespenstisch in den Winkeln spukt und kichert. Jenseit der Holzwände gurgelte es und klatschte in schwerem Wogenprall und immer rascher schwankte das Speisegemach mit dem lächelnden, rittlings auf einem Stuhl sitzenden Hausherrn.

Der war schon wieder in bester Stimmung. „Ich habe zuweilen solche Anwandlungen!" sagte er und seinem Zuhörer fiel es wieder ein, daß Nikolai Rey bekanntermaßen außerstande war, von etwas anderem als von sich selbst zu sprechen, und daher selten Gelegenheit fand, seinen Redestrom ungehemmt zu ergießen. „Ich habe aber zum Glück auch eine robuste Gesundheit, körperlich und geistig. Es geht mir nicht leicht etwas nahe! Nicht, daß ich es von mir hielte — etwa mit einer großartigen Handbewegung aller menschlichen Not und Sorge abwinkte — im Gegenteil, meine Wohlthätigkeit ist verschwenderisch und das will in Petersburg und Moskau wirklich was heißen! Aber es packt mich nicht! Ich bleibe so angenehm kühl, gewissermaßen in einer wohlwollenden Neutralität dem Kampf ums Dasein gegenüber. Es ist wirklich ganz amüsant, ihn sozusagen von der Loge aus anzusehen wie ich hier von meiner Jacht!

Früher habe ich mich manchmal über meine Empfindungslosigkeit geängstigt. Mir gesagt: das ist doch nicht normal. Aber nun sehe ich, daß meine Tochter gerade so ist! Ganz genau so! Das tröstet mich. Auf irgend eine Weise erlebt man eben immer Freude an seinen Kindern!"

Der Gast erhob sich. Es ward ihm schwül und beklommen. Es drängte ihn hinaus aus dieser schwimmenden Raubritterburg des 19. Jahrhunderts und fort von ihrem unermüdlich und mit spitzbübischem Lächeln plaudernden Schloßherrn, der offenbar sich selbst als das einzig wichtige und zugleich noch ungelöste Problem des Weltalls erschien.

„Grüßen Sie, bitte, Ihre Tochter," sagte er, „und haben Sie Dank! Ich gehe jetzt an Land!"

„Schön!" Trotz seines freudigen Empfanges und seines Mitteilungsdranges fiel es dem Petroleumkönig nicht ein, einen Menschen, der gehen wollte, zurückzuhalten. „Ich werde Angela Ihr enttäuschtes Gesicht schildern. Kommen Sie morgen wieder?"

„Nein. Ich reise."

„Und wo trifft man Sie denn einmal wieder in irgend einem Winkel der Welt?"

„Ich weiß noch nicht. Vielleicht . . . habe ich ein paar Tage in Genf zu thun!"

„Da sind wir uns ja ganz nahe! Ich erzählte Ihnen ja von den Montblanc-Plänen. Da ich Gesellschaft liebe, muß ich meine Jacht in Marseille lassen und mit nach Chamounix. Von da nach Genf ist's ja nur ein Katzensprung."

„Ich glaube, wir werden uns trotzdem nicht sehen!"

Das bübische Lächeln erschien stärker als je auf dem Gesicht des unheimlichen Hausherrn, der, knabenhaft klein und schmächtig, neben dem straffgewachsenen Afrikaner auf das Verdeck trat. „Das sollen Sie neulich in Tetuan auch erklärt haben," sagte er kichernd, „und sind doch schon wieder mein lieber Gast! Sie kommen immer wieder zu uns zurück, zu mir und meiner Tochter. Sie müssen, scheint mir! Auf Wiedersehen am Montblanc. Da will ich schon dafür sorgen, daß Ihnen Angela nicht wieder entrinnt!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Dienstboten vor dreihundert Jahren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Endlos sind die Klagen unserer Hausfrauen über die Dienstboten. Gewiß gebe es fleißige, treue und zuverlässige, aber diese schienen doch die Minderheit zu bilden! Namentlich in den Großstädten sei mit den Dienstmädchen nicht mehr auszukommen! Da sei es doch besser gewesen in der guten alten Zeit, als noch patriarchalische Zustände herrschten, es keine Fabriken gab und Freizügigkeit unbekannt war. Damals gingen die jungen Mädchen gern und willig in den Dienst und verstanden etwas von der Hausarbeit; sie hatten Achtung vor der Herrschaft und hielten oft in einer Stelle bis ins Alter aus. Wie anders ist das alles jetzt geworden! Wo bist du hin, du schöne gute alte Zeit!

Also denkt die Hausfrau unserer Tage, beneidet ihre Urahne, und der Aerger mit dem Dienstmädchen, der ja keiner erspart bleibt, wird von ihr doppelt schwer empfunden. Vielleicht wird sie sich getröstet fühlen, wenn sie erfährt, daß dieser Uebelstand kein Erzeugnis der Gegenwart ist, sondern schon in alter und wohl auch ältester Zeit bekannt war.

Es liegen uns zwei Zeugnisse aus dem sechzehnten Jahrhundert vor, aus denen wir Belehrung schöpfen können, wie die Dienstboten vor mehr als dreihundert Jahren beschaffen waren. Das eine sind die Wirtschaftsbücher des Nürnberger Ratsherrn Paul Behaim, die im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufbewahrt werden. Mit peinlicher Sorgfalt von dem Ratsherrn selbst geführt und nach dessen Tode von dessen Gattin Magdalena, einer geborenen Römer, fortgesetzt, gewähren sie einen Einblick in das Hauswesen und die Bedürfnisse einer wohlhabenden bürgerlichen Familie jener Zeit. Sie enthalten auch lehrreiche Aufzeichnungen über die Dienstboten des Behaimschen Hauses.

Die zweite Schrift besteht in einem dicken in Schweinsleder gebundenen Folianten, der durch Peter Schmid im Jahre 1587 zu Frankfurt a. M. gedruckt wurde und den Titel „Theatrum diabolorum“ führt. Es werden darin menschliche Laster und Schwächen gegeißelt und als Ausfluß teuflischer Verführung dargestellt. Verschiedene Schriftgelehrte haben an diesem „Teufelstheater“ geschrieben und in vierundzwanzig Traktaten sich gegen allerlei Teufel gewendet. Dementsprechend lauten die Ueberschriften der Hauptabschnitte: „Der Hoffartsteuffel“, „Der Neidteuffel“, „Der Schmeichelteuffel“, „Der Eheteuffel“, „Der Spielteuffel“, „Der Kleyderteuffel“, „Der Hosenteuffel“, „Der spekulationische Teuffel“ ꝛc. Uns interessiert hier besonders der Abschnitt vom „Gesindteuffel“, der von M. Peter Glaser, Prediger zu Dresden, verfaßt wurde.

„Der Teuffel hats jetzt darhin gebracht,“ klagt der Prediger, „daß vom Gesind kein gut Wort gesellt; gönnen den Herren nicht das Maul, daß sie fragten, darumb zu fragen war; werden sie gefraget, so wissen sie nicht, ob sie antworten sollen; man darf sie wol einmal oder drey fragen, ehe man ein Wort auß jnen bringt. Und ob sie gleich antworten, so sagen sie Mum Mum, daß einer nicht weyß, obs gehauen oder gestochen ist, wenden das Maul von Herrn und Frauwen, kehren ihnen den Rucken zu und gönnen jnen nicht das Angesicht oder antworten mit schnorrenden, porrenden, hönischen und schnüppischen Worten ....

Es ist auch das Gesinde jetzt so klug und Nasenweiß worden, daß sie alles besser wissen und können wölln, denn Herren und Frauwen, und wölln immer was anders thun an deß statt, das jnen befohlen wirt, oder aber thun das befohlene nicht so bald als mans haben wil, sondern thun zuvor was anders, das ist ein sehr verdrießlich Ding.“

Diesen Verdruß hat die Hausfrau auch heute nur zu oft. Wenn sie aber glaubt, daß die Dienstboten in alten Zeiten sich leichter zurechtweisen und belehren ließen, dann irrt sie; denn Peter Glaser klagt:

„Item, wenn das Gesinde gestrafft wird, schmollen und zürnen sie einen Tag oder etliche; wölln kein Wort reden, hangen das Maul oder werffens auf, schlagen nach sich die Thüre mit Gewalt zu, werfen Krüge und Kannen, Töpschen, Tiegel und Pfannen, Schüssel und Teller und alles über ein hauffen; und will man Friede im Hause haben und grössern Schaden meiden, so muß man stillschweigen.“

Gerade wie bei uns begann die Not mit den Dienstboten vor Jahrhunderten schon vor dem Antritt des Dienstes; denn der Dresdner Prediger belehrt uns:

„Nachdem die Mägde sich zu Dienst versprochen, stoßen jnen bisweilen, wie sie meynen, bessere Dienste für, und finden sich Leute, die schlagen jnen andere bessere und leichtere Dienste für, entweder bey sich selbst oder bey andern. Und wirt also das Gesinde offt dahin gebracht, daß es den Dienst auffsagen oder auffkündigen lässet, schicken den Herren und Frauwen das Gelt wider, welches sie darauf genommen, ziehen entweder an frembde und andere Oerter, oder so mans nicht nachgeben will, stellen sie sich kranck und bleiben eine zeitlang daheym oder anderßwo, bis die Herren andere gemieten, darnach werden sie bald wieder frisch und dienen anderen.“

Und wie war es wohl in der alten Zeit mit dem Einhalten des vereinbarten Dienstjahres bestellt? Hören wir einmal, wie der „Teufel“ in dieser Hinsicht das Gesinde beeinflußte:

„Wenn das Gesinde angezogen ist, und sie sehen, daß sie nicht bessere Gelegenheit haben, denn zuvor, und so gute Tage, wie sie jnen haben träumen lassen, da dencken sie, wie sie mögen loß werden, lauffen entweder darvon oder machens und erzeigen sich also, daß man sie solle oder auch wol muß ziehen lassen, will man anderß großes Schadens, mancherley Verdrießlichkeit und Beschwerung überhoben sein. Und wenn die Arbeit am nöttigsten ist, da man sie am wenigsten und übelsten entrathen oder entbehren kann, sind sie am aller mutwilligsten, thun und lassen, was sie wöllen, und so es die Herren nicht leiden wöllen, setzen jnen bald den Stul vor die Thür und sprechen: ‚Diene ich euch nicht, so gebet mir meinen Lohn und schaffet euch ander Gesinde!‘ Gehen darauf darvon, verklagen die Herren. Und man findet auch Oberkeit, welche dazu hilfft, daß man solchem losen Gesind das Lohn geben und nicht furhalten soll, damit denn die Bosheit deß Gesindes gestärcket werde .... Etliche auch damit sie vom Dienste, der jnen nicht gefellet, mögen loß werden, gebrauchen sie Tück und List, stellen sich kranck, damit die Herren verursachet werden, jnen zu erlauben heimzuziehen.“

Ueber die naschhaften Dienstboten erfahren wir:

„Wie die gantze Welt darüber klaget, findet man jetzt wenig treuw Gesinde. Und darff fast niemands dem Gesinde die Schlüssel vertrauwen, ja sie machen jnen wol selbst Schlüssel. Benaschen erstlich alles was in Töpffen, Schüsseln oder anderswo ist, und verderben offt das andere, was sie lassen bleiben, wie denn manche Kost und Speise dadurch verderbet wird, wenn man mit Fingern drein tauchet und darauß naschet. Etliche stelen sonst allerley, was zu essen dienet, als Eyer, Butter, Milch, Käß, Speck, Fleisch, Mehl, Obst und dergleichen, und lassen sich bedüncken, dieweil es solch Ding ist, das zu essen dienet, so sey es keine Sünde.“

Doch genug der Beispiele aus dem „Theatrum diabolorum“! Blättern wir jetzt ein wenig in den Wirtschaftsbüchern des Ratsherrn Paul Behaim! In knapperen und dürren Worten geben sie uns fast dasselbe Bild. Wir erfahren zunächst, daß man die Köchin Susanne, welche nur ein Vierteljahr, von Lichtmeß bis Walburgis (2. Februar bis 1. Mai) 1556, im Dienste des Hauses stand, „fahren ließ, umb das sie so gar faul und langksam gewest ist“.

Die Köchin Klara „ist gar faul, frech und entwicht (nichtsnutzig) gewest“; sie wurde nach kaum vier Monaten am 10. Febr. 1561 „geurlaubt“, während die Untermagd Endlein, die Lichtmeß 1562 in den Dienst getreten, bereits zu Laurenzi wieder entlassen werden mußte, „umb wegen, daß sie so gar kindisch unachtsam gewest ist, und ir nichts zu vertrauen großer ungeschicklichkeit halber“. — Die Köchin Els wurde Lichtmeß 1562 angenommen „und nach dem ir mutter gestorben ist, hat sie vil ursachen furgewendt (vorgebracht), nit zu pleiben, also hat sie mein weib am 20. marcio (März) 1563 faren lassen“. — Die Untermaid Juliana mußte nach einjähriger Dienstzeit am 29. Juli 1563 „geurlaubt werden, da sie sich mit der kindsmaid nit hat konnen betragen“. — Eva wurde Allerheiligen 1562 als Kindsmaid angenommen, „hat mein weib itzt liechtmeß 1563 wider geurlaupt, umb sie so gar pos und heftig ward“. — Nicht viel besser war eine andere Kindsmaid, die Magdalena. Nachdem sie Laurenzi 1564 gedingt worden, wurde sie Laurenzi 1565 „geurlaupt, von wegen, daß sie unter mein kindern allein einem kind, dem Friedrich, ist obgelegen, und ir die andern zu vil sind gewest, der ihrer zu warten“. — Die Köchin Ketterle diente von Laurenzi 1563 bis eben dahin 1565; sie mußte entlassen werden, „umb sie als bos gegen andern maiden gewest ist und sonst nichts kenth (verstanden) hat“. — Die Untermaid Werble aus Bamberg trat ihren Dienst zu Laurenzi 1563 an und ist nach Verlauf eines Jahres „geurlaupt worden von wegen, daß sie sich mit der kochin nit hat können vertragen“. Bald darauf mußte auch ihre Nachfolgerin die Untermaid Berblein den Dienst aufgeben, „umb sie gar faul und nit arbeitsam gewest“. — Die Kindsmaid Margrett, von Laurenzi 1565 bis Lichtmeß 1566 im Dienst, „hat mein weib faren lassen, umb sie ein gar grober püffel gewest ist“. —

Zum bessern Verständnis dieser Mitteilungen sei noch hinzugefügt, daß, wie wir aus andern zeitgenössischen Berichten wissen, in Nürnberg ehedem die Dienstboten meist auf ein Jahr gemietet wurden, daß aber diese Zeit von beiden Teilen selten innegehalten wurde. Feststehende Mietstermine waren Mariae Lichtmeß, Walpurgi, Laurenzi und Allerheiligen. Der Lohn war den damaligen Verhältnissen durchaus angemessen. Die Untermaid erhielt auf das Jahr 4, die Köchin 6, die Kindsmaid sogar 7 fl.

Aus einigen Bemerkungen Behaims erfahren wir, daß es damals, wie jetzt, auch gute und treue Dienstboten gegeben hat. Nur wurde ihr Lob nicht so laut verkündet. Um gerecht zu sein, muß man schließlich des Sprüchleins gedenken „Wie der Herr, so der Diener“; oft ist das Gesinde schlecht, weil die Herrschaft nicht viel taugt, und wo die Hausfrau sich um die Wirtschaft nicht bekümmert, kann es keine gute Magd geben.

Darum ist auch zu beklagen, daß nicht aus jener alten Zeit auch eine Kunde von Beschwerden der Dienstboten über ihre Herrschaft, an denen es sicherlich nicht gefehlt haben wird, auf uns gekommen ist. Dem Zeitbilde, das auch ohne sie interessant genug ist, würde dann nichts mehr an seiner Vollständigkeit fehlen.

H. S.

Digitized by Google

In der Porzellanfabrik.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

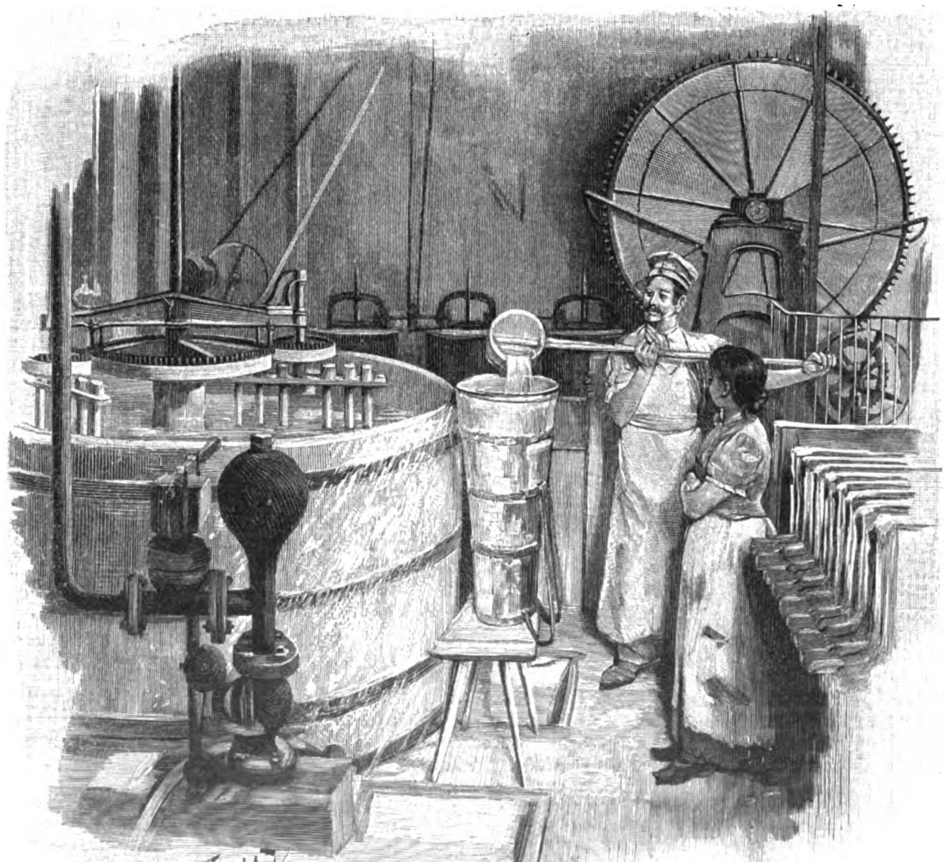
Von F. Luthmer. Mit Illustrationen von C. H. Kuechler.

Auch die Erfindungen spiegeln ihre Zeit wider. Die großen Erfolge der heutigen Naturwissenschaft, welche uns lehrten, durch Dampf und Elektricität Raum und Zeit zu besiegen — wie weltumgestaltend wirken sie, verglichen mit der Erfindung, welche in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Augen der Welt auf sich zog. Und doch begrüßte man in der Erfindung des Hartporzellans, die um 1730 dem sächsischen „Alchimisten“ Böttger gelungen war, eine wichtige Förderung des Nationalwohlstandes. Galt es doch als sicher, daß die für jene Zeit beträchtlichen Summen, die für das vielbegehrte Töpfergut bisher nach Ostasien gewandert waren, nunmehr dem Vaterlande zu gute kommen würden; Grund genug, daß kunstsinnige Fürsten und erwerbseifrige Industriegesellschaften allerorten Fabriken bauten, um die neue Erfindung auszubeuten.

Nicht unbestritten ist dem Deutschen Böttger der Ruhm seiner Erfindung geblieben. Man hat sich bemüht, nachzuweisen, daß lange vor ihm schon in Europa Porzellan erzeugt worden sei. Einige Verwirrung hat in diese Untersuchungen die in alten fürstlichen Inventarien schon seit dem 14. Jahrhundert vorkommende Erwähnung gewisser „Vasa porcellanea“ gebracht. Jetzt dürfte ziemlich feststehen, daß sich diese Bezeichnung auf die in Silber und Gold gefaßten Prunkgefäße aus der Schale der porcella, einer Seemuschel, beziehen, vielleicht auch auf einzelne wirkliche Gefäße aus Hartporzellan, die auf dem Handelswege von China ins Abendland verschlagen waren und die man hier nach der Aehnlichkeit ihres Stoffes mit demjenigen der erwähnten Muschel auf den Namen derselben taufte. An Versuchen, derartige chinesische Originalgefäße nachzubilden, hat es im Abendlande schon früher nicht gefehlt. Doch stellen sich die sogenannten Medici-Porzellane, welche um 1580 in Florenz hergestellt wurden, sowie derjenige Stoff, welcher gegen Ende des 17. Jahrhunderts in St. Cloud erzeugt wurde, als eine wesentlich andere, bei niedrigerer Temperatur schmelzbare Masse, als sogenanntes Weich- oder Frittenporzellan dar. Um den grundsätzlichen Unterschied derselben von dem eigentlichen Hartporzellan, der Erfindung Böttgers, zu verstehen, ist es notwendig, auf die Natur der letzteren einen kurzen Blick zu werfen, dem sich eine Schilderung des heutigen Ganges der Porzellanfabrikation anschließen möge.

Der unterscheidende Bestandteil des Hartporzellans ist das Kaolin, ein Thon, der aus der Verwitterung thonerdehaltiger Silikate entsteht und in Deutschland an verschiedenen Stellen in den Ablagerungsebenen am Fuß der Urgebirge vorkommt. Neben diesem an sich unschmelzbaren Bestandteil enthält das Porzellan einen zweiten, das Flußmittel, meist im Verhältnis von 70 zu 30. Als Flußmittel, welches für sich unbildsam ist, verwendet man meist Feldspat, auch Kiesel, Feuerstein, Porzellanscherben u. ähnl. Die Flußmittel schmelzen mit dem Kaolin zu einer glasartigen, aber undurchsichtigen Masse zusammen; indem sie die Thonteilchen beim Schmelzen umhüllen und miteinander verbinden, machen sie das Schmelzprodukt kompakt, klingend, glashart und bis zu einem gewissen Grade durchscheinend.

Wenn wir eine Porzellanfabrik besuchen, um uns an der Hand eines kundigen Führers in die Herstellung dieses einst so teuer geschätzten, heute so alltäglichen Gebrauchsmaterials einweihen zu lassen, so werden wir zunächst in diejenige Abteilung geführt, in welcher die Zubereitung der Materialien vor sich geht. Wir erstaunen über die Sorgfalt, mit welcher dieselbe vorgenommen wird. Der Thon, der entweder an Ort und Stelle gegraben oder von auswärts bezogen wird, muß, um von allen fremden Beimengungen befreit und absolut gleichmäßig zu werden, dem Prozeß des „Schlemmens“ unterzogen werden. Man löst die feingemahlene Erde in reichlichem Wasser auf, füllt den milchartigen Brei in offene Fässer oder Bottiche und läßt die fremden Bestandteile zu Boden sinken, worauf man die gereinigte Masse durch Hähne, die in verschiedener Höhe angebracht sind, abläßt. Neben dieser älteren Methode wendet man in größeren Betrieben zu demselben Zweck die Schlemmgruben an, eine Reihe flacher Bassins in verschiedener Höhenlage, in deren oberstes die unreine Flüssigkeit eingefüllt wird, um nach Senkung der fremden Stoffe in das nächstfolgende Bassin abgelassen zu werden, bis dem untersten die reine, zum Verarbeiten geeignete Thonerde entnommen werden kann.



In der Massenmühle.

Das Flußmittel, das in Form von Steinbrocken zur Verfügung steht, wird zunächst durch Rösten brüchig gemacht, alsdann in einem Stampfwerk zu Pulver zerkleinert. Ist nun Thon und Fluß in dem oben angegebenen Verhältnis gemengt, so läßt man die Masse, mit Regenwasser angefeuchtet, einige Wochen liegen, damit sie verwittert. Es tritt eine Art Gärung ein, welche die Masse so fein werden läßt, daß sie sich wie Seife anfühlt. In früherer Zeit wendete man zur Verfeinerung der Masse das Sieben an. Ein an seinem unteren Rande mit Taffet oder feinem Leinen bezogenes Sieb wurde auf zwei Lattenstücken über die oberste Oeffnung eines aufrechtstehenden Fasses gestellt. Mit einem Handkübel füllte man

Im Modelleuratelier.

die von der Mühle gekommene Masse, welche durch Zusatz von Wasser die Dichte einer etwas dicken Milch erhielt, in das Sieb; durch Anschlagen mit den Händen von beiden Seiten wurde die Masse nach und nach durch letzteres durchgetrieben und floß in der gewünschten Feinheit in das Faß ab. Unsere Illustration S. 752 führt uns in die Massenmühle. In einem Bottich wird durch ein von der Maschine bewegtes Rührwerk ein inniges Gemenge der einzelnen Bestandteile der Masse herbeigeführt; eine Arbeiterin wartet auf das Anfüllen ihrer Kufe aus dem Bottich, um die fertige Masse in die Arbeitsräume zu tragen.

In der Dichte, welche die Masse in der Mühle erlangt hat und die einem zum Gießen angemachten Gipsbrei entspricht, wird dieselbe nur zum Ausgießen der Formen gebraucht, womit wir auf dem Bilde S. 754 rechts einen Arbeiter beschäftigt sehen. Wir werden später noch einer anderen Verarbeitung der Masse begegnen, wollen uns jedoch zunächst mit den Gußformen beschäftigen, zu welchem Zwecke uns unser Führer das Atelier der Modelleure öffnet. Denn nicht nur zu Ziergefäßen und zu dem täglichen Geräte unseres Tisches wird das Porzellan verwendet, es hat Besitz von der Kunst ergriffen und schon ein halbes Menschenalter nach seiner Erfindung ein wichtiges Gebiet der Kleinplastik erobert. Dieselbe Rolle, welche bei den Griechen die so hochgeschätzten Thonfiguren aus Tanagra, der Stolz unserer Museen, spielten, wurde den Porzellanfiguren und -gruppen zugewiesen, die bald die begehrtesten Erzeugnisse der Fabriken von Berlin, Meißen, Höchst, Frankenthal, Ludwigsburg 2c. wurden. Betrachtet man die geradezu fabelhaften Preise, welche auf heutigen Auktionen für wohlerhaltene Exemplare dieser zierlichen Kunstwerke gezahlt werden, so könnte man auf den Schluß kommen, daß ihre Herstellung heute verloren-gegangen wäre. Und doch blüht dieselbe mehr als je zuvor; nicht allein daß man, wie in Meißen und Berlin, die alten Formen noch heute benutzt — namhafte Künstler sind vielmehr damit beschäftigt, teils im Sinne der alten, teils in durchaus moderner Auffassung, wie in Berlin, Werke der Kleinplastik zu schaffen, die bei Liebhabern und Sammlern begeisterte Abnahme finden.

In das Atelier dieser Künstler führt unser obenstehendes Bild. Im vollen Licht der hellen Atelierfenster modelliert der eine, der rechts steht, eine Genrefigur, ein anderer eine kleine Büste. Der Mittelste läßt unter seinem Modellierholz eine weibliche Gestalt in schwungvoller Pose entstehen, die vielleicht zur Dekoration einer großen Ziervase bestimmt ist. Die in Modellierthon bossierten Figuren werden in Gips in sogenannten Stückformen abgeformt; der vierte Modelleur scheint im Begriff zu sein, eine solche Form zu „putzen“. Ganz wie beim Gipsgießen werden dann die einzelnen Stücke der Form zusammengesetzt und die flüssige Porzellanmasse hineingegossen. Der poröse Gips zieht bald das Wasser aus dem Gießbrei an sich, so daß nach kurzer Zeit die Form geöffnet und die Figur zu weiterem Trocknen herausgenommen werden kann. Besonders losgelöste Teile wie Arme und Beine werden für sich geformt und mit Massebrei an die Körper angeklebt. Dies Ansetzen, sowie das „Uebergehen“ der fertigen Figur mit dem Modellierholz, um die Nähte und sonstigen kleinen Fehler zu entfernen, fordert besonders geschickte Arbeiter; auf der Illustration S. 756 sehen wir sie am Mitteltisch bei der Arbeit.

Das Gußverfahren in Hohlformen wird aber nicht nur bei der Herstellung der Figuren, sondern auch bei den meisten Gefäßen angewendet, besonders wenn dieselben Reliefverzierungen haben. Nur bei größeren Gefäßen ist die Arbeit auf der Drehscheibe in Uebung. Die Masse, welche hierfür eine Dichte wie plastischer

Digitized by Google

Thon haben muß, wird aus dem dünnflüssigen Brei durch Auspressen des Wassers gewonnen, zu welchem Zwecke man sie in die „Massenpresse" (s. S. 752 rechts) bringt. Hierauf wird sie auf der gewöhnlichen Töpferscheibe mit der Hand und hölzernen Instrumenten „aufgedreht", bis sie annähernd die gewünschte Form hat. Man läßt sie ein wenig antrocknen und bringt sie dann in eine auf der Drehscheibe stehende Hohlform von Gips, in welche sie eingedreht wird, um gewünschten Falles die in der Form vertieft vorgesehenen Reliefverzierungen zu erhalten. Man unterwirft sie hierauf einem weiteren Trocknungsprozeß, bis sie „lederhart" ist, und dreht sie auf der Scheibe nochmals ab, wobei namentlich den Wandungen die überflüssige Dicke genommen wird. In der linken Ecke unserer Illustration S. 756 sehen wir den Dreher bei der Arbeit. — Der lederharte Zustand des Gefäßes ist auch derjenige, in welchem bei durchbrochener Arbeit, Gitterwerk u. dergl., die durchbrochenen Stellen mit feinen Messern ausgestochen werden. Freies Modellieren in der plastischen Masse kommt nur bei der Blumenarbeit vor, bei welcher einzelne Blättchen von besonders darauf eingeübten Arbeiterinnen mit den Fingern geknetet und zusammengesetzt werden. Mehr noch als diese zum Teil sehr kunstvolle Blumenarbeit pflegt von Laien die bei Porzellanfiguren häufig angewendete Dekoration mit Tüll und Spitzen bewundert zu werden. Und doch ist dieses zuerst von der Berliner Manufaktur aufgebrachte Kunststück sehr einfach: der Tüll wird in dünnflüssige Masse eingetaucht, bis sich die Fäden damit vollgesogen haben, und um die Finger drapiert. Im Ofen verbrennt der Tüllfaden und das feine Gewebe bleibt als Porzellan zurück.

Soweit die Formerei! — Um aus dem „lufttrocken" gewordenen Gegenstand das blanke Porzellanstück herzustellen, muß dasselbe glasiert und gebrannt werden. Vorher jedoch bringt man ihn in den „Rauch- oder Verglühofen", in welchem ihm durch schwachen Brand größere Festigkeit gegeben wird (S. 755 unten). Dieser Ofen hat im Prinzip Aehnlichkeit mit einem Backofen. Wir sehen den Schmelzer, nachdem er die Thür des auf Weißglühhitze gebrachten Ofens geöffnet hat, die zu verglühenden Gegenstände auf einem Blechuntersatz hineinschieben. Aus diesem Ofen geht das Porzellan als weiße, poröse Masse hervor. Diese kommt in die Hand des Malers, wenn die farbige Dekoration mit „Unterglasurfarben" vorgenommen werden soll. Zu diesen gehört z. B. das Blau des bekannten Meißner Zwiebelmusters. Unterglasurfarben kann auch der Laie beim fertigen Stück leicht erkennen, wenn er mit dem Finger über die Malerei fährt; er wird bei denselben keinerlei Erhöhung fühlen, bei Punkten und Tupfen vielmehr eine kleine Vertiefung, während die auf die Glasur aufgetragenen Farben sich dem Gefühl immer als schwache Erhöhung bemerklich machen. Die meisten Fabrikmarken werden unter Glasur aufgetragen.

Modell- und Formengießen.

Die Glasur ist ein milchartiger Brei, dessen Bestandteile, im wesentlichen Kiesel, Porzellanscherben und Gips, auf der Glasurmühle zerkleinert worden sind. Der Auftrag der Glasur geschieht durch Eintauchen. Nur diejenigen Gegenstände, welche in sogenanntem Biskuitporzellan ausgeführt werden sollen, werden ohne Glasur in den Ofen gebracht.

Um die zu brennenden Gegenstände vor jeder Verunreinigung oder Beschädigung zu schützen, werden sie in geschlossene Kapseln oder Muffeln aus feuerfestem Thon gestellt und mit diesen in den Ofen gebracht. Mit dieser Thätigkeit sehen wir die Arbeiter auf unserem größeren Bilde (S. 757) beschäftigt. Der Brenner trägt sie in den Glattofen, einen großen, cylindrischen Bau, welcher oben mit einer Kuppel geschlossen und dessen Inneres aus feuerfesten Ziegeln gebildet ist. Die Feuerzüge, welche unterirdisch angelegt sind, gestatten, das ganze Innere in Glut zu versetzen. Im Innern dieses Kuppelraumes baut nun der Brenner die gefüllten Muffeln kunstvoll auf, so daß das Feuer zwischen den Lücken derselben hindurchschlagen kann. Ist der Ofen bis zur Kuppel gefüllt, so wird die Eingangsthür mit feuerfesten Steinen vermauert; kleine Schaulöcher, mit Marienglas verschlossen, gestatten, das Innere während des Brandes zu kontrollieren. Die Temperatur des „Glattofens" schwankt je nach der Zusammensetzung der Masse zwischen 2400 und 3000 Grad Celsius. Ist der Brand beendet, so wird nach langsamem Erkalten die fertige Ware sortiert, wobei sich verhältnismäßig wenig ganz fehlerfreies Porzellan ergiebt.

Die letzte Arbeit ist das Bemalen und Vergolden oder „Staffieren" auf der Glasur. Waren zum Malen unter Glasur nur wenige Farben geeignet, so ist die Palette des eigentlichen Porzellanmalers beinahe unbeschränkt und enthält Farben von besonderer Schönheit und Leuchtkraft. Die Arbeit der Maler sehen wir auf dem obern Teil des Bildes auf S. 755 dargestellt. Das Einbrennen der Farben erfolgt wieder in Muffeln, jedoch bei schwächerem Feuer. Das Gold, sofern nicht das billige „Blankgold" angewendet wird, kommt als braungelbe Farbe aus dem Brand und erhält erst durch Polieren seinen Metallglanz.

Die Arbeit des Porzellanmalers erfordert natürlich je nach den gestellten Aufgaben ein sehr verschiedenes Maß von Künstlerschaft. Während wir in den kleineren thüringischen Fabriken barfüßige Bauernmädchen finden, die um bescheidenen Taglohn jene bekannten Streublümchen malen, die meist zur Verdeckung kleiner Glasurfehler dienen, kommen wir in den großen Manufakturen Berlin, Meißen, Sèvres, Kopenhagen :c. in

Digitized by Google

Künstlerateliers, in welchen hochbezahlte Meister farbenprächtige Blumenstücke, stimmungsvolle Landschaften oder Kopien berühmter Gemälde auf dem Porzellan darstellen.

Werfen wir nach dieser Darlegung des technischen Verfahrens bei der Porzellanbereitung noch einen kurzen Blick auf die Geschichte dieser Fabrikation in Deutschland. Der Erfinder des Porzellans, Johann Friedrich Böttger, der als Alchimist in kursächsischen Diensten stand, gelangte nur auf Umwegen zu der Herstellung des weißen Hartporzellans. Im Jahre 1711 trat er zuerst mit Gefäßen an die Oeffentlichkeit, welche, aus rotbraunem oder schwärzlichem glasharten Steingut verfertigt, sich als Nachahmungen der unter dem Namen Bukhara-Theekannen bekannten ostasiatischen Erzeugnisse darstellten. Erst 1730 bezog er zum erstenmal die Leipziger Messe mit Gefäßen aus weißem Hartporzellan. Der große pekuniäre Erfolg der neuen Fabrikation, von deren Schwierigkeiten man außerhalb der eingeweihten Kreise keine Ahnung hatte, ließ bald nach Böttgers Erfindung eine Menge Fabriken entstehen, welche als Leiter entlaufene Dresdener „Arcanisten" (von arcanum, Geheimnis, also Eingeweihte) mit schwerem Gelde zu gewinnen suchten und sich hinsichtlich der Leistungsfähigkeit derselben meist betrogen sahen. So entstand 1718 die Fabrik zu Wien, unter dem aus Meißen gekommenen Samuel Stenzel. Mit manchen Mißerfolgen kämpfend, fristete sie sich bis 1744 hin, in welchem Jahre sie von Maria Theresia zur Staatsmanufaktur erhoben und größerer Blüte entgegengeführt wurde. 1744 wurde in Braunschweig die Fürstenberger Fabrik gegründet, zwei Jahre später diejenige zu Höchst a. M., der zuerst der Meißner Löwenfink vorstand. Auch diese Fabrik, über deren Schicksale wir durch eine ausgezeichnete Monographie von E. Zais unterrichtet sind, hatte Jahre schweren Ringens mit Mißerfolg und Geldmangel durchzumachen, bis das Kurfürstentum Mainz sich derselben annahm. Die Periode größten Ruhmes der Höchster Fabrik war diejenige, in welcher der bedeutende Bildhauer Melchior die Modelle für die daselbst erzeugten Figuren machte, die noch heute im Kunsthandel sich der höchsten Wertschätzung erfreuen.

Maler und Schmelzer.

Die Berliner Fabrik wurde 1751 als Privatunternehmung des Kaufmanns Wegeli gegründet; 1763 wurde sie für 225000 Thaler von Friedrich dem Großen, der sich schon als Kronprinz für dieselbe interessiert hatte, in ein Staatsinstitut umgewandelt, als welches sie nach mannigfachen Schicksalen noch heute in erhöhtem Glanz besteht. Da der „Scherben" der Berliner Manufaktur stets als der vorzüglichste galt, so hatte sie zu allen Zeiten ihres Bestehens das unbestrittene Uebergewicht für alle Gefäße zu chemischen und andern technischen Zwecken. In ihrer künstlerischen Entwicklung machte sie alle Stilwandlungen durch, bis ihr in neuester Zeit durch eine Anzahl jüngerer Künstler ein Aufschwung in ganz modernem Sinne beschieden war, der seinen höchsten Triumph auf der Ausstellung zu Chicago feierte.

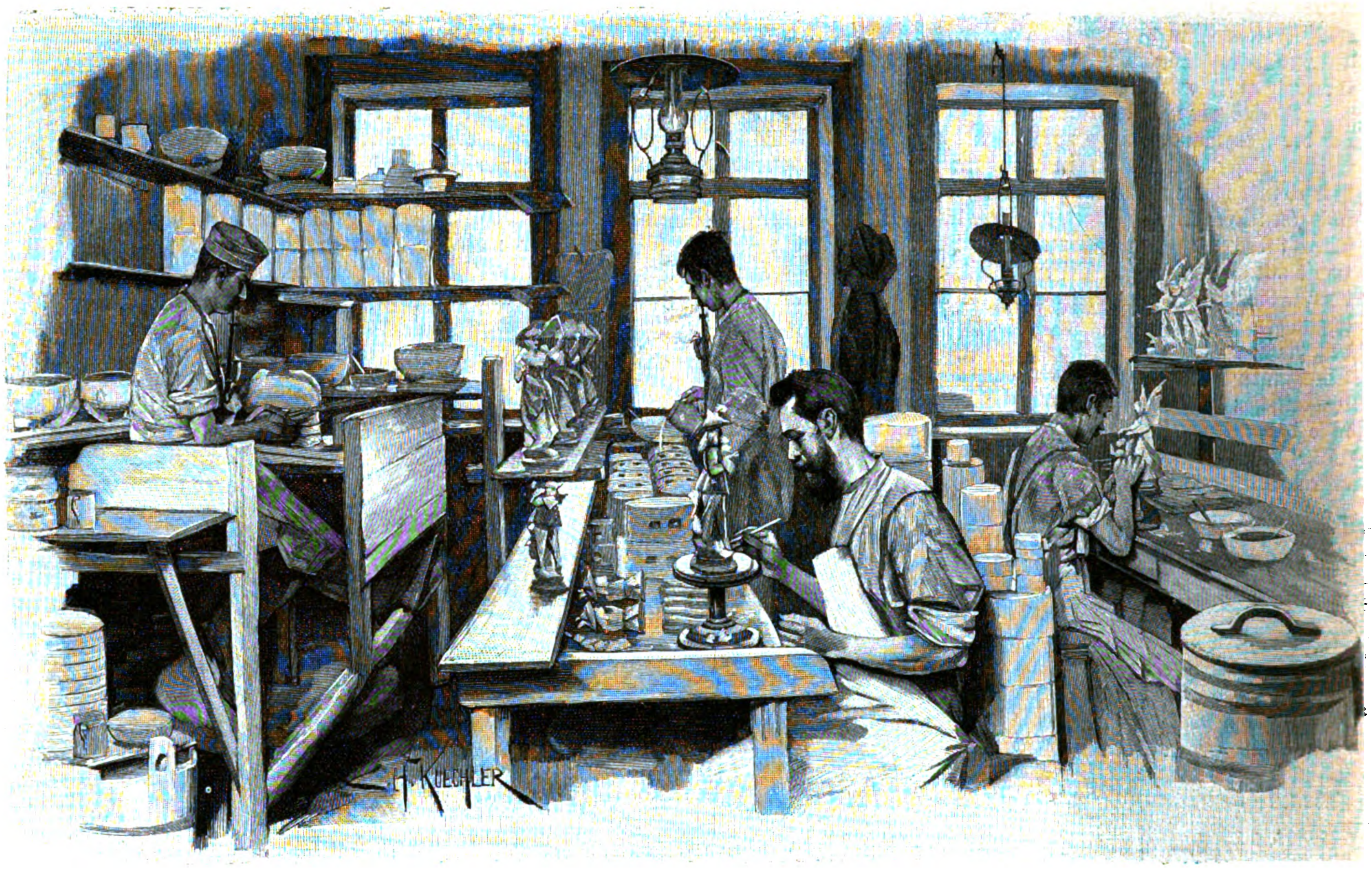
Ein Jahr nach der Berliner Fabrik, 1751, wurde die zu Frankenthal in Rheinbayern gegründet. Der erste Meister dieser Fabrik war der aus Straßburg stammende Kunsttöpfer Hannong; ihr Hauptförderer der als Schutzherr der Kunst bekannte Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz.

Eine große Zahl anderer Fabriken entstand noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wie Ludwigsburg, Nymphenburg, Kassel, Fulda, Rudolstadt, Gotha, Gera — ihre Geschichte bietet fast überall das gleiche, wenig erfreuliche Bild: Streitigkeiten mit den „Arcanisten", welche ihre Versprechungen nicht zu halten vermochten, unzulängliche Einrichtungen, in deren Folge zahlreiche Fehlbrände den Betrieb unrentabel machen; endlich letzte Hilfe vor dem Bankerott durch das Eingreifen des Landesherrn.

Für die stilistische Entwicklung des deutschen Porzellans ist die Meißner Fabrik am meisten maßgebend, deren erste Periode unter Böttger wir oben bereits verfolgt haben. Nach Böttgers Tode 1720 kam ein tüchtiger Maler Namens Herold an die Spitze der Fabrik; während seiner Thätigkeit sind zwei stilistische Richtungen zu unterscheiden: eine ältere, welche versuchte, die chinesischen und japanischen Vorbilder täuschend nachzuahmen, und eine jüngere, die sich von diesem Geschmack ziemlich befreite und den Uebergang zum Barockstil bildete. Dieser charakterisiert sich durch seine Vorliebe für das Derbe und Schwülstige, wodurch freilich die schlichte Grazie der älteren Formen verloren ging, aber auch oft eine wundervoll malerische und kraftvolle Wirkung erzielt wurde.

Das Jahr 1740 brachte durch einen Maler Keltner den Rokokostil zur Geltung, der zwar keine neuen konstruktiven Elemente kannte, sondern seine Gefäßformen vielfach den von dieser Formengruppe beherrschten Silbergefäßen entlehnte; die Hauptrolle spielte bei ihm eine willkürliche aber äußerst anmutige Ornamentik. Die Bemalung hielt sich in hellen, gebrochenen Farben und nahm auch chinesische Motive in ihr System auf. Später jedoch begann man, die Gefäße mit plastischen Ornamenten zu belegen. Und von da

Digitized by Google



Dreher, Gießer und Former.

an war es nur ein Schritt, um das Porzellan in den Dienst der Plastik zu stellen. Dieser Schritt wurde bald gemacht: man fabrizierte nicht mehr nur Gefäße, sondern auch Figuren der mannigfaltigsten Art, bis zu den kompliziertesten Gruppen, von welchen der berühmte „Parnaß" eines der bezeichnendsten Beispiele ist. In der Malerei verschwanden jetzt die chinesischen und japanischen Elemente vollständig: Jagd- und Schlachtscenen traten an ihre Stelle; bald verlangte man hier eine Symbolik, und nicht selten auf Kosten der Kunst. Diese und andere Umstände mußten zum Niedergang der gesamten Porzellanindustrie führen. Beschleunigt wurde dieselbe durch die Napoleonischen Kriege, nachdem von 1765 bis 1780 unter dem Grafen Marcolini ein Uebergangsstil, gekennzeichnet durch Einfachheit in den Gefäßformen, und gegen Ende des Jahrhunderts eine Periode steifer Klassicität eingetreten war. Glücklicherweise ist seit jenen Tagen wieder ein bedeutender Aufschwung in dieser Industrie erfolgt, und gegenwärtig befindet sie sich, dank hauptsächlich der Rückkehr zu den Mustern des Rokoko, wieder in erfreulicher Blüte.

Schloß Josephsthal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von **Marie Bernhard.**

21.

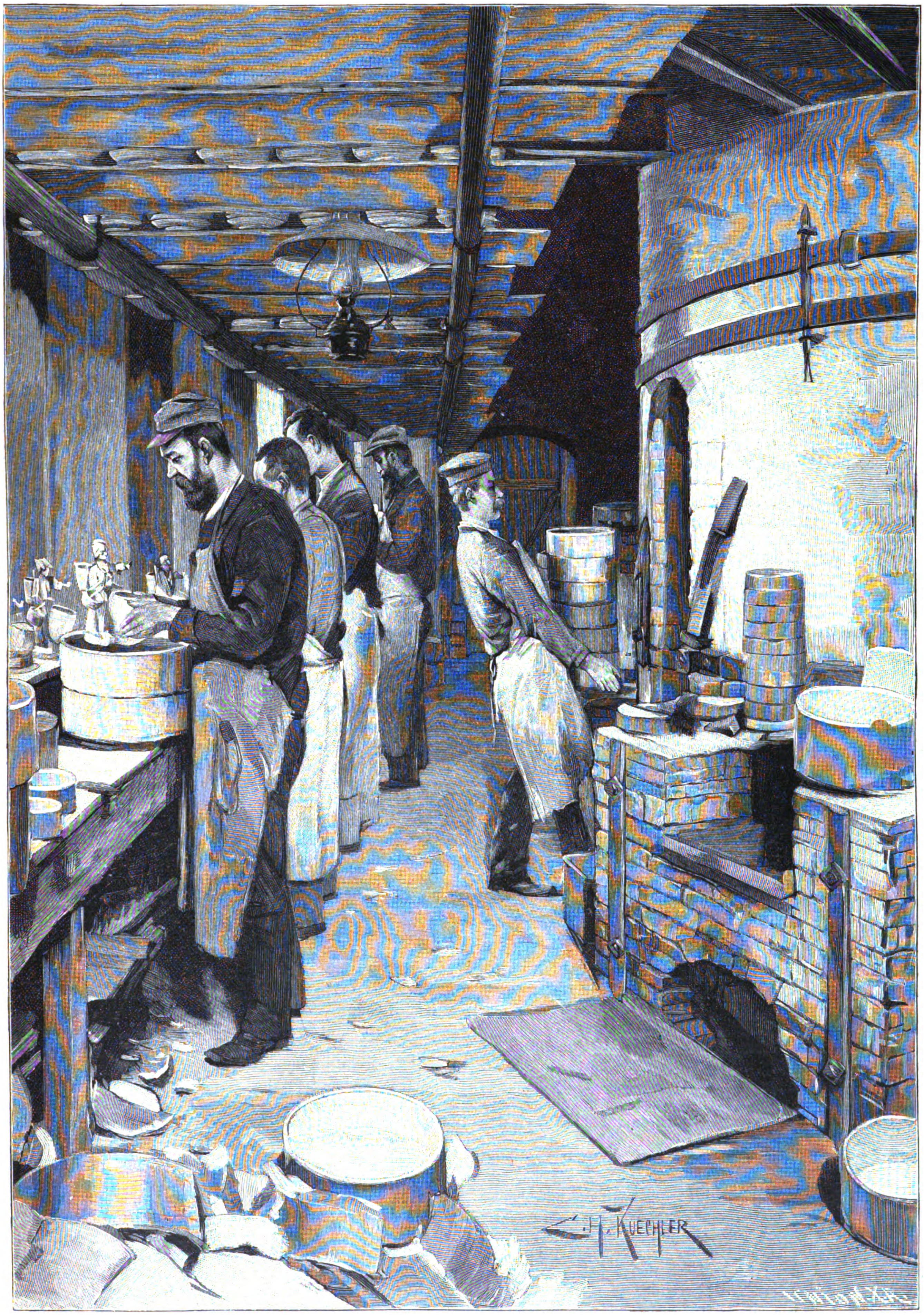
Seit zwei Tagen war die ganze Physiognomie des Josephsthaler Schlosses völlig verändert. Die elektrischen Glocken waren zum größten Teil abgestellt, die Diener huschten auf noch leiseren Sohlen als sonst, die Thüren gingen geräuschlos in ihren Angeln, zwei barmherzige Schwestern aus Greifswald waren häufig auf den Gängen und Treppen anzutreffen, Aerzte kamen und gingen, ein alter Herr mit schneeweißem Haar und traurigen blauen Augen schlich beständig, wie ein ruheloser Geist, von Zimmer zu Zimmer, von Stiege zu Stiege, um immer wieder an eine verschlossene Thüre zurückzukehren — Kübel mit Eis und Kompressen von Leinen oder Wundwatte mit Jodoform wurden umhergetragen . . . es war wie in den schauerlichen Sterbetagen des Barons von Hofmann: das Schloß war in ein Krankenhaus umgewandelt.

Wenn der junge Mann, der da auf seinem Sterbebette lag — für Françoise stand es fest, daß er sterben mußte! — auch sehr hübsch war und die Baroneß ihn ihren Vetter und den alten Herrn „Onkel Eberhard" nannte . . . mon Dieu, die Thatsache stand doch fest: er war Buchhalter in der Oelmühle und bezog jährlich so und so viel Gehalt aus Alix' Tasche! — Françoise wagte natürlich nicht, zu Mignonne direkt etwas zu äußern. Aber ihre ganze Persönlichkeit war in diesen Tagen nichts als ein lebensgroßer Protest. Zehnmal des Tages lief sie zu Frau von Sperber: „Ich kann nicht schweigen, ich muß mir mein Herz erleichtern! O, Madame, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir Ihre wahre Meinung: billigen Sie dies? Finden Sie es richtig, daß eine unverheiratete, vornehme junge Dame einen jungen unverheirateten Herrn in ihr Haus aufnimmt und ihn da verpflegen läßt, als sei er ein Prinz?"

Die Majorin konnte nicht umhin, wenngleich in etwas veränderten Wendungen, allemal dieselbe Antwort zu geben: „Liebe Françoise, ich kann nichts Unpassendes dabei finden. Die Baroneß ist, obgleich jung an Jahren, doch klug genug, um zu wissen, was sie thut, und die Konsequenzen ihrer Handlungsweise zu tragen. Sie steht auch nicht allein und ohne mütterlichen Rat und Schutz, wofür wäre ich denn da? Hätte Alix, die über so viel Mittel und helfende Hände verfügt, den jungen Mann hilflos im Walde in seinem Blute liegen sehen und nach Hause reiten und gemütlich frühstücken sollen, als wenn nichts geschehen wäre?"

„Nein, aber sie konnte ihn ins Josephsthaler Krankenhaus bringen lassen und, wenn sie schon ein übriges thun wollte, für eine gute Verpflegung dort sorgen."

Dann seufzte die Französin, und Frau von Sperber seufzte auch, wenngleich aus andern Gründen.



In der Porzellanfabrik: das Brennhaus.
Nach einer Originalzeichnung von C. H. Kuechler.

Digitized by Google

Sie konnte das Gesicht nicht vergessen, mit welchem Alix an jenem Schreckensmorgen vor sie hingetreten war und ihr gesagt hatte: „Es ist ein Unglück geschehen; ein Duell hat stattgefunden, und ein Schwerverwundeter wird hierher nach dem Schloß gebracht, auf meinen speziellen Wunsch. Ich bin rasch vorausgeritten, sowie wir aus dem Walde heraus waren, um es Ihnen zu sagen. Wir werden alle Vorkehrungen treffen, Pflegerinnen aus Greifswald kommen lassen, und, nicht wahr, liebe Frau von Sperber" — hier hatte Alix plötzlich beide Arme um den Hals der Dame geschlungen — „Sie werden uns mit Ihrer Erfahrung, Ihrem Rat zur Seite stehen — um meinetwillen?"

Da hatte die Majorin das junge Mädchen zum erstenmal mit mütterlicher Innigkeit ans Herz gedrückt und mit gerührter Stimme alles zu thun versprochen, was in ihren Kräften stand, denn in jenem Augenblick hatte sie Alix' Geheimnis erraten; sie wußte, den Mann, welchen sie jetzt unter das Dach ihres Hauses führte, diesen Mann mußte Alexandra von Hofmann lieben!

Sie waren einander um vieles näher gekommen in diesen beiden Tagen, die zwei Frauen. Frau von Sperber, die lange ihren leidenden Mann gepflegt, wußte im Krankenzimmer gut Bescheid und ordnete alles Erforderliche mit Ruhe und Umsicht an. Sie war im Zimmer, als Doktor Petri die Kugel herauszog, sie machte, ehe die barmherzigen Schwestern aus Greifswald eintrafen, den Assistenten des Arztes, that alle Handreichungen, scheute vor nichts zurück und erntete Doktor Petris höchste Anerkennung. Sie brachte Alix von dem Verlauf der wichtigen Untersuchung Bescheid, duldete nicht, daß das junge Mädchen die Krankenstube in diesen entscheidenden Stunden betrat, und beruhigte den alten Vater Hagedorn, der zugleich mit den Pflegerinnen, auf Alix' Benachrichtigung, von Greifswald herübergekommen war.

Der alte Herr hatte völlig den Kopf verloren. Die Schreckensnachricht hatte ihn ganz unvorbereitet getroffen und ihn total daniedergeworfen. Er wollte beständig im Krankenzimmer bei seinem „Jungchen" sein, gebärdete sich daselbst aber ganz fassungslos, begann zu weinen, behauptete, den Anblick nicht ertragen zu können, und lief davon, um nach zehn Minuten mit geröteten Augen auf den Fußspitzen wieder heranzuschleichen, Besserung zu geloben und, kaum wieder zu dem Kranken gelassen, dieselbe Scene zu wiederholen. Doktor Petri sowie der aus Greifswald herbeitelegraphierte Arzt hatten Frau von Sperber bereits dringend ersucht, die Anwesenheit des alten Herrn im Krankenzimmer zu verhindern — er würde seinen Sohn, wenn er zur Besinnung käme, unnütz aufregen.

Aber Raimund Hagedorn kam noch immer nicht zur Besinnung. Er hatte hohes Wundfieber, erkannte niemand von seiner Umgebung und phantasierte ohne Aufhören. Meistens war es die Musik, mit der er sich beschäftigte. Bald komponierte er, erbat stürmisch Notenpapier und Stift, um alle musikalischen Ideen, die ihn bedrängten, niederzuschreiben — bald wieder glaubte er sich am Dirigentenpult und studierte dem Orchester eine seiner Kompositionen ein . . . Dann hatte er seinen Aerger mit dem Orchester, das seine Intentionen nicht verstand, seine musikalischen Ideen nicht so herausbrachte, wie es wünschenswert, nein, notwendig erschien.

Hoch sprang der fieberglühende Mann im Bett empor, daß der Eisbeutel herumflog und der Verband sich lockerte. Die Pflegerinnen konnten ihn nicht halten, sie mußten sich männliche Hilfe herbeiholen. Der alte Herr Hagedorn war unbrauchbar und Frau von Sperber ließ James rufen, um den Delirierenden nötigenfalls im Bett festzuhalten. —

Am Morgen des dritten Tages ging Alix mit dem alten Herrn Hagedorn im Park auf und nieder. Die Nacht war sehr unruhig gewesen, die Schlafmittel hatten sich als wirkungslos erwiesen. Die Pflegerinnen konstatierten ein neues Steigen der Temperatur, und Doktor Petri, der ganz früh dagewesen war, hatte sich sehr besorgt geäußert. Er habe den Fall wohl gleich für ernst, aber nicht im entferntesten für so schwer angesehen; wenn das mit dem Fieber weiter fortginge, so . . .

Er hatte nicht zu Ende gesprochen, aber man denkt sich alles Weitere, wenn die Aerzte sich derartig äußern.

Der alte Herr war selbstverständlich nicht dabei gewesen, als Doktor Petri diesen Ausspruch that, aber die besorgten Mienen und ausweichenden Antworten der Majorin, sowie der Pflegerinnen ließen ihn leicht erraten, daß es nicht gut stand.

„Daß Doktor Petri dies entsetzliche Fieber gar nicht zum Stillstand oder wenigstens zum Sinken bringen kann," sagte Hagedorn senior endlich nach langem Schweigen und richtete seine guten Augen mit einem hilflosen Ausdruck auf das junge Mädchen.

„Lieber Onkel Eberhard, wir müssen es abwarten. Doktor Petri kommt in einigen Stunden wieder. Er giebt sich die denkbarste Mühe!"

„Meinen Sie wirklich? Das heißt — — nein, — das wollte ich eigentlich gar nicht sagen, — wie soll ich dazu kommen, einen Zweifel aussprechen zu wollen, wo ich nichts als Sorgfalt und Güte sehe!! Ach, Kind, Sie sind so gut und nachsichtig, zwanzigmal am Tag frage ich Sie dasselbe, ich weiß es recht gut, und nie sind Sie ungeduldig, immer finden Sie noch ein beruhigendes Wort, einen Trost für mich! Aber Sie müssen auch bedenken: er ist mein Einziger! Wenn ich mir vorstelle, er sollte vor mir hingehen, und ich alter Mann bliebe allein und verlassen übrig —"

„Onkel Eberhard, bitte bitte!"

Ihre zitternde Hand legt sich auf die seine, aber der alte Mann ist zu erregt, er bricht ratlos in Thränen aus.

„Sie sind jung, Kind, und stehen an der Schwelle des Lebens, Sie können das nicht so verstehen!" stammelt er fassungslos. „Ich aber — mit mir ist's vorbei, wenn mein Raimund nicht mehr da ist!"

Jawohl, sie ist jung, steht an der Schwelle des Lebens, und dies Leben hat ihr vieles geschenkt, was Tausenden versagt blieb: Schönheit, Reichtum, Gesundheit und Intelligenz! Aber doch finden seine Worte ein Echo in ihrer Seele, und sie spricht dieselben im stillen nach: „Mit mir ist's vorbei, wenn mein Raimund nicht mehr da ist!"

Sie meint das in anderem Sinn als der alte Mann, der wohl denkt, er werde daran sterben. Alix ist nicht exaltiert, nicht überschwenglich genug angelegt, um überzeugt zu sein, sein Tod werde den ihrigen nach sich ziehen. Es stirbt sich nicht so leicht, wenn man kaum zwanzig Jahr alt und gesund an Leib und Seele ist! Sie denkt nur für sich: mit dem Besten und Schönsten in mir ist es vorbei, wenn er mir stirbt, denn ich weiß: das Schönste in meinem ganzen Leben bisher war und wird ferner sein diese meine erste, starke und heiße junge Liebe!

Das muß sie in sich verschließen, während sie neben dem alten Mann steht und ihn weinen sieht. Zum hundertstenmal wohl in diesen schweren Tagen ringt sich das bange Stoßgebet aus ihrer Seele los: „Schone, mein Gott, dies Leben!" und unmittelbar hinterher schleicht der Zweifel und fragt: „Wird es geschehen? Wird es?" — — —

Aus einer Seitenallee kommt James und bringt die Postsachen. Alix hat schnell aus den ihr überreichten Briefen einen mit dem Blick herausgesondert, dessen Handschrift sie wie ihre eigene kennt, einen Brief, der den Poststempel einer kleinen Ortschaft in Südtirol trägt. Maria hat in letzter Zeit nur Postkarten an Alix geschrieben, da ihre bevorstehende Reise ihr wenig freie Zeit gönnte. Nun endlich dieser Brief!

„Gehen Sie, Herzenskind, und lesen Sie in Ruhe!" sagt der alte Herr neben Alix. „Ich werde Sie gewiß nicht stören!"

„Sie bleiben hier in der Nähe, ja, Onkel Eberhard?" fragt das junge Mädchen liebevoll. „Sie werden nicht ins Schloß gehen und versuchen, ins Krankenzimmer zu kommen, sondern hier draußen in der schönen frischen Luft bleiben und ein wenig auf und nieder gehen, bis ich mit meiner Lektüre fertig bin?"

„Ich werde gehorsam sein!" erwidert er mit einem trüben Lächeln.

Sie nickt ihm freundlich zu und zieht sich mit ihrem Brief auf ein halbrundes Bänkchen zurück, das von einer schönen Esche mit tiefhängenden Zweigen überschattet wird.

„Dies ist meine erste freie Stunde, geliebte Alix. Die neue kleine Sommerresidenz ist eingerichtet, wegen Bedienung und Essen alles Nötige verabredet, mein Mann hat auf mein Zureden mit seinem Kollegen Herter, der zum Glück auch hierher gekommen ist, einen Spaziergang unternommen, die Kinder spielen draußen mit zwei niedlichen jungen Kätzchen, die sie hier

Digitized by Google

vorgefunden, und ich sitze in der hübschen, rebenübersponnenen Laube, die zu unserer Wohnung gehört, und führe das aus, wozu mein Herz mich schon lange, lange trieb: ich rede mit Dir, mein Liebling!

Daß sich Werner beinahe ganz und Elschen noch lange nicht vollständig erholt hat, sagten Dir meine Karten. Die Aerzte sind ja zufrieden und behaupten, man dürfe nach einer lebensgefährlichen Krankheit nicht mehr verlangen; ich aber meine, ein Kind, noch dazu ein bis dahin immer so gesundes, kräftiges Kind, wie unser Töchterchen es war, das müßte sich weit rascher erholen. Werner ist rührend gut und rücksichtsvoll gegen die kleine Schwester; er zankt nie mehr mit ihr, giebt fast immer nach, spielt geduldig Puppen mit ihr und benimmt sich wie ein kleiner Ritter ihr gegenüber. Von Dir reden beide Kinder täglich und machen damit die Tradition, daß alle Kinder treulose, leicht vergeßliche Geschöpfe sind, zu schanden. Du hättest ihnen gar nicht so schöne Sachen schicken dürfen, um sie an Dich zu erinnern, das geschieht ohnehin! Sie haben sich aber beide unendlich gefreut und werden Dir nächstens schriftlich danken.

Mein Mann ist tüchtig überarbeitet, und die Ferienruhe wird ihm sicher gut thun. Ich selbst habe die Bücher bestimmt, die in die Sommerfrische mitgenommen wurden, lauter belletristische Sachen, nur ein paar populärwissenschaftliche Werke darunter. Er soll seinen Geist ausspannen. Daß sein Kollege Herter hier ist, freut mich von Herzen. Mein Mann hat ihn sehr gern, Herter ist viel jünger als er, sehr heiter und humoristisch angelegt, gut Freund mit den Kindern und ein leidenschaftlicher Tourist — da muß mein Mann mit, er mag wollen oder nicht, und das ist ihm sehr dienlich!

Ich selbst bin gesund; meine Stimmung ist die beste, wenn es meinen Lieben gut geht. Ich wollte, Du könntest unser reizendes Häuschen sehen, im gefälligsten Villenstil erbaut, mit der Rückseite gegen die Berge gekehrt, die sehr imposant und schön sind, von Bäumen umstanden, von grünem Gelände umgeben, und der Garten mit der Laube so gut gehalten! Die Wirtin ist eine sehr behäbige, freundliche Frau, die auch ihre kleine Landwirtschaft hat und uns die köstlichste Milch, die frischesten Eier liefert. Das Dorf ist langhingestreckt, sehr groß und entschieden wohlhabend, die Häuser sind alle geräumig, nicht ohne Geschmack und Zierlichkeit gebaut, die Kirche könnte jeder Mittelstadt zum Schmuck gereichen, sie enthält wunderschöne Schnitzereien und sogar einige künstlerisch wertvolle Gemälde.

Da hast Du den Rahmen, der uns umschließt, Liebste — da hast Du das Bild selbst, das Du so gut kennst, zu dem Du so ganz gehörst, und dem Du doch fehlst . . . ach, mir, mir vor allen andern!

Ich kann nicht ohne Sorge an Dich denken, mein Kind — meine liebste Freundin! Du bist umgeben von Menschen, die ich samt und sonders nicht kenne, und Du glaubst es nicht, wie mich das oft nachdenklich und traurig stimmt. Ich sähe so gern in Deine Umgebung hinein, ich tauschte so gern mein Urteil mit dem Deinen aus, wüßte so gern, wie alle, die meine Alix mir so lebhaft schildert, sich zu ihr stellen, mit welchen Augen sie meine frühere Pflegetochter ansehen.

Dein letzter ausführlicher Brief — denn die Karten zählen nicht mit, das sage auch ich! — hat mir viel zu denken gegeben. Es hat mir vieles darin sehr gefallen, und ich habe das meiste aus vollem Herzen gebilligt. Immer bist Du, und das söhnt mich mit manchem, was ich nicht gutheißen kann, wieder aus, ganz Du selbst, unbeeinflußt durch andere. — Wenn ich warnen, eingreifen wollte, kam ich überdies oft schon zu spät, und Du tratest mir hochgemutet mit dem Spruch entgegen: ‚Ich hab's gewagt und will des End's erwarten!‘ Im Geist sehe ich das stolze Leuchten Deiner Augen dazu und spreche, wie ich so oft früher sprach: ‚Möge sich alles zum besten wenden!‘

Auch jetzt käme Rat und Warnung wohl zu spät, wäre selbst dann zu spät gekommen, wenn ich Deinen lieben Brief hätte umgehend beantworten können! Mein Herz, Du hast Schicksal spielen wollen, Du willst helfen, und ich müßte Dich nicht so genau kennen, wenn ich nicht wüßte: Deine Absicht ist die beste! Aber ach, das Leben führt unsere guten Absichten nicht immer so hinaus, wie wir es uns denken! Wir legen die Lose sorgsam und nach bestem Ermessen . . . aber eine gewaltige Hand kommt und wirft sie durcheinander und rüttelt alles um und um, daß wir uns, staunend, schmerzlich fragen: ist dies dasselbe noch, was Du gewollt? Hast Du das beabsichtigt, was jetzt entstanden ist?

Kind, kein Mensch, vor allem kein Mann hat es gern, wenn jemand anders, wenn zumal eine Frau für ihn Schicksal spielen will. Er begehrt, wenn er ein rechter Mann ist, sein Lebensschiff selbst zu lenken — — ja, er wird der Hand, die unbefugt zum Steuer greift, zürnen, und wenn sie noch so geschickt sein Schiff über Untiefen und Klippen hinwegbringt! — Du wirst sagen: er darf es ja nicht erfahren! Alix, ich weiß es, Deine Erlebnisse sind nicht die meinigen, und wir beide sehen, trotz aller Freundschaft und Liebe zu einander, die Welt und die Menschen doch vielfach mit andern Augen an, aber ich bitte Dich, traue hierin meiner Erfahrung, meinen reiferen Jahren: einmal kommt immer die Zeit, da der Betreffende erfährt, was geschehen ist, indessen — und hier liegt das Bedenklichste — selten oder nie erfährt er es so, wie es wirklich gemeint war, wie es sich in Wahrheit zugetragen hat. Es schieben sich Menschen, neue Verhältnisse dazwischen, es vergeht die Zeit, andere Gesichtspunkte greifen Platz, die ganze Begebenheit bekommt ein verändertes Aussehen!

Was ich Dir rate, zu thun? Was ich an Deiner Stelle thäte?! Du weißt es wohl selbst schon, willst Du es aber dennoch schwarz auf weiß lesen, so sei es drum: fasse einen raschen, einen mutigen Entschluß, wie schwer er Dir immer fallen mag — tritt vor ihn hin, und sag' ihm: das und das hab' ich für Dich gethan, in dem und dem Sinn gethan — nun entscheide Du, nimm an oder verwirf! Und wie er entscheidet, so, mein geliebtes Kind, fallen die Würfel über Dein Leben, das fühle, das weiß ich! Was ich empfinde, indem ich Dir das schreibe, läßt sich mit Worten nicht sagen. Um meine eigene Tochter, wenn sie schon erwachsen wäre, könnt' ich nicht mehr zittern und bangen, ich könnte sie nicht inniger lieben als Dich, nicht stolzer auf sie sein, als ich es auf Dich bin! Und gerade um dieses meines Stolzes willen, Liebling, bekenne, was Du thatest, es wird Dich nicht gereuen! Du hast mir oft gesagt, Du fühltest Dich ‚geborgen‘ bei mir! Nun, Kind, in gewissem Sinn warst Du das auch, geborgen in meiner Liebe! Nun hab' ich Dich hergeben müssen, nun schaukelt Dein Lebensschiff, dem sichern Hafen entführt, auf hoher See, und ich stehe am Strand und sehe es mit an, das Herz voller Liebe und voller Sorge!

Auch erfüllt eine Notiz, die ich heute in der Zeitung las, meine Seele mit Bangigkeit. Es heißt darin, die Justiz habe in Bezug auf den seiner Zeit so viel Aufsehen erregenden Josephsthaler Mord eine neue Spur gefunden, die aller Wahrscheinlichkeit nach zum Ziel führen werde und die allgemeine Aufmerksamkeit wiederum auf diese bis dahin in undurchdringliches Dunkel gehüllte That lenken dürfte. Es war nur eine kurze Notiz, aber sie versetzte mich in begreifliche Aufregung. Wenn man auf die richtige Fährte gelangt und die ganze Sache von neuem aufrührt, so stehen Dir, mein Liebstes, auch in dieser Hinsicht schwere Tage bevor.

Sei tapfer, meine Alix, sei mutig und stark! Das Schicksal hat Dir nicht umsonst diesen offenen, furchtlosen Sinn, dieses unbestechliche Rechtsbewußtsein mit in die Wiege gelegt! Sei ehrlich und gerecht gegen Deine Umgebung, aber sei es auch gegen Dich selbst und vergiß nie, was Du Deinem eigenen Ich schuldig bist. Die erste Pflicht, die wir in diesem Leben haben, ist die, daß wir mit Ehren bestehen können vor uns selbst!

Treu immerdar Deine Maria!"

22.

Die Hand, die den Brief gehalten, sank in den Schoß, die Augen des Mädchens irrten ziellos ins Weite.

Freilich hatte sie recht, die gute und kluge Freundin: die Verhältnisse verschoben sich von einem Tag zum andern und nahmen neue Gestalt an: was gestern noch geboten schien, war heute eine Unmöglichkeit, was heute unausdenkbar war, vollzog sich morgen mit der größten Einfachheit!

Wäre alles geblieben wie es früher war, stände Raimund Hagedorn jetzt, in diesem Augenblick, frisch und lebensvoll vor Alix . . . impulsiv, wie sie einmal war, hätte sie wahrscheinlich den Mut gefunden, Marias Bitte zu willfahren. Denn oft schon

Digitized by Google

hatte sie in der kurzen Zeit, die ihrem „Vorsehungspielen" gefolgt war, quälende Zweifel empfunden, ob sie recht gethan. Das Gute hatte sie gewollt, das stand fest; ob es auch das Richtige war, schien ihr fraglich, besonders fraglich seit jenem Abend nach Raimunds Rückkehr aus Stettin.

Ja, jetzt mit einem raschen Entschluß das selbstgesponnene Gewebe zerreißen, offen und frei sprechen können! „Ich hab' es gethan um deinetwillen, um dich deinem dir vom Schicksal vorgezeichneten Beruf zurückzugeben. Verzeih' mir, daß ich es eigenmächtig that, und nimm das an, was mir kein Opfer ist, unterdrücke einmal deinen Mannesstolz, deinem Beruf, deiner Zukunft zuliebe!" In der raschen und starken Aufwallung, die Marias Brief ihr gebracht, in dem Bestreben, deren schönes Zutrauen in sie und ihr Können zu rechtfertigen, da hätte Alix es vermocht! — — — Aber nun! Dort hinter den herabgelassenen lichten Fenstervorhängen — Alix entfernte sich nie weit vom Schlosse! — rangen sie beide, das starke Leben und der starke Tod, um ihre Beute! Wer würde Sieger bleiben? Wer konnte sagen, ob das Bekenntnis, das sich nur mit schwerem Entschluß von Alix' Lippen ringen konnte, jemals durfte gesprochen werden? —

Ein Schauer ging über sie hin mitten in Sommersonne und Blumenpracht, der Schauer, den Jugend und prangende Lebensfülle empfindet, wenn der Odem der Vergänglichkeit kalt über sie hinstreift. Gott, mein Gott, nur nicht ihn sterben lassen!

Der alte Hagedorn, der von Zeit zu Zeit vorsichtig nach dem jungen Mädchen hinübergespäht hat, sieht jetzt, daß sie mit ihrer Lektüre zu Ende ist. Es fällt ihm auf, wie traurig sie vor sich hin blickt, und im Nu ist er an ihrer Seite.

„Doch keine schlimmen Nachrichten, mein liebstes Kind?"

„Nein, gottlob, nicht!" Sie bemüht sich, zu lächeln, steht auf und legt ihren Arm in den seinen. „Kommen Sie, Onkel Eberhard, wir promenieren noch ein Stückchen!"

„Ja, gewiß, es ist so gütig von Ihnen — nur — nur — Sie müssen nicht böse sein" — der alte Herr sieht sie ängstlich und bekümmert an — „es ist doch schon so sehr lange, seit wir draußen sind und nicht wissen, wie — wie es ihm geht! Ich will ja gar nicht hinein zu ihm," setzt er hastig hinzu, „Sie — Sie können mit mir kommen, sich überzeugen, daß ich das nicht will — bloß leise an der Thür fragen, wie es steht — ob es nicht ein ganz klein wenig besser inzwischen geworden ist!"

Alix erwidert nichts und schlägt ohne weiteres den Weg nach dem Schloß ein. Ach, wie soll während einer guten Stunde der Zustand des Kranken sich geändert, wohl gar gebessert haben? Wie sanguinisch der alte Herr ist in all seiner Angst! Alix wünscht, sie könnte ebenso sein, aber ihr liegt das Herz schwer in der Brust, und es ahnt ihr nichts Gutes.

In der großen Halle herrscht wohlthuende Kühle. Das strenge, schöne Antlitz der bronzenen „Industrie" sieht auf die Eintretenden von seiner Höhe herab wie damals an jenem traurigen Februarabend, da Alix, nach zehnjähriger Abwesenheit, ihren Einzug gehalten hatte in ihr Vaterhaus. An der Thür des Krankenzimmers nimmt Schwester Euphrosyne, die jüngere der beiden Pflegerinnen, sie in Empfang. Sie ist freundlicher, zugänglicher als ihre Kollegin, hat großes Mitleid mit der Seelenangst des alten Vaters und läßt dies auch merken, besonders, wenn die andere Schwester nicht zugegen ist.

Alix will durch die Thürspalte mit ihr flüstern, aber Euphrosyne wirft einen Blick auf den alten Mann und sagt leise: „Wollen Sie nicht ein wenig hereinkommen, alle beide? Der Zustand ist derselbe, der Kranke ahnt nichts von Ihrer Anwesenheit. — Sie können auf meine Verantwortung nähertreten!"

Der Vater läßt sich das nicht zweimal sagen, drückt der jungen Pflegerin dankbar die Rechte, geht auf den Fußspitzen zum Krankenlager und zieht seine Begleiterin an der Hand mit sich.

„Aber, bitte, nicht anreden, Herr Hagedorn!" warnt Schwester Euphrosyne leise. „Auch nicht antworten, wenn Sie denken, er spricht mit Ihnen!"

„Nein, nein!" murmelt der alte Mann. „Ich will ihn bloß still ansehen!"

Raimund liegt unbeweglich, nur die Hand greift und zuckt zuweilen oder sein Kopf schiebt sich ein wenig auf dem Kissen hin und her, wie wenn er etwas suchen wolle. Die Augen sind halb geschlossen, und die Lippen flüstern beständig.

„Das weiße Kleid — das weiße Kleid! Ja, das zieh' an — und dann soll wieder der Magnolienstrauch im Abendwind zittern und soll dich mit seinen weißen Blüten überschütten .... aber du darfst nicht wissen, daß ich davon träume! Und weiße Moosrosen stecke wieder an die Brust wie die, die du mir gegeben — immer fühl' ich den Duft — aber wo sind sie hingekommen — die weißen Moosrosen? Und wo — wo bist du hingekommen — du selbst?"

Ganz rasch und eintönig, wie etwas Eingelerntes, flüstert Raimund das vor sich hin, zuweilen verwischt sich ein Wort. Jetzt wendet er den Kopf von neuem auf dem Kissen und scheint zu horchen, ob denn keine Antwort kommt.

Er hat noch nie von Alix gesprochen, wenn sie bei ihm war — — stets nur von Musik. In ihr zieht sich das Herz zusammen und thut dann bange, laute Schläge. Der alte Vater und die Pflegerin wissen nicht, können nicht wissen, was und wen er meint mit seinen Worten .... sie natürlich versteht, weiß, was der Magnolienstrauch zu bedeuten hat und das weiße Kleid und die Moosrosen! Die hatte sie im Walde, als sie den Verwundeten langsam vor ihr hertrugen, zufällig noch an ihrer Brust entdeckt, wo Frau von Sperber sie ihr in aller Morgenfrühe befestigt, und sie hatte sie losgenestelt und auf die Decke gelegt, die sie über den Schwerverletzten gebreitet hatten. Zuweilen hatten sich seine Augen halb geöffnet gehabt, es war ein verständnisloser Blick gewesen, der seine Umgebung streifte, und Doktor Petri hatte gesagt, er sei ganz ohne Bewußtsein.... aber er mußte doch Alix für einen Augenblick erkannt und die weißen Moosrosen gesehen haben.

„Keiner kann mir das sagen als nur mein Herz! Aber das hat zu rasch zu schlagen — kann nicht folgen — auch nicht im Takt — gar kein Takt! Aber wenn ich dich finde — weißt du noch: ‚Am stillen Herd, — in Winterszeit' — da fing es an! Sing' mir einmal nach!"

Und er fängt an zu summen: „Am stillen Herd, — in Winterszeit —"

Alix erträgt das nicht mehr; sie winkt mit der Hand, sie wolle gehen, man möge sich nicht um sie bekümmern, und verläßt das Gemach.

Doch lange bleibt sie nicht in ihrem Zimmer, in das sie sich geflüchtet hat, sich selbst überlassen. Die Majorin klopft, und als sie Einlaß erhält, sagt sie, indem sie mit der Hand über des Mädchens Haar streicht: „Möchten Sie nicht in Ihren kleinen Salon kommen, sobald es Ihnen möglich ist? Justizrat Ueberweg ist da und möchte Sie gern sprechen!"

Alix erhebt sich stumm, haucht rasch in ihr Tuch und drückt es gegen die Augen.

* * *

„Meine liebe Alix," — der Justizrat kam ihr mit herzlicher Bewegung entgegen — „ich bin der Ueberbringer wichtiger Nachrichten. Doch zunächst ... wie geht es unserem Kranken?"

„Ich fürchte, nicht gut!"

„O, nicht so kleinmütig! Kopf hoch, liebe Alix! Hagedorn ist jung und kerngesund — ein Körper wie von Eisen, sagt Petri selbst! Er wird es durchsetzen, und ich werde ihm noch dankbar seine Künstlerhand schütteln dürfen. Warum ich komme: es sind noch keinerlei Gerüchte über diesen — diesen Harnack bisher zu Ihnen gedrungen, nicht wahr?"

„Ueber den älteren oder den jüngeren Bruder?"

„Den Junior, liebes Kind, den Junior! Was den älteren betrifft, so geht er ja einstweilen auf freiem Fuß einher; ich meine den Verhafteten. Dieser hatte eine schlecht geheilte Schnittwunde in der linken Hand, innerhalb der Fläche; ich weiß nicht, ob man Ihnen davon gesprochen hat; jedenfalls hat der junge Mensch die Sache gar nicht beachtet und nichts dafür getan. Wohl aber alles dagegen. Er hat ein Leben geführt, wie man jetzt erfahren hat — nun, das gehört nicht hierher — jedenfalls hat seine starke Neigung zum Alkohol die Wunde sehr verschlimmert. Sie hat so böse ausgesehen, daß man ihm sofort nach seiner Verhaftung durch Korty den Arzt ins Untersuchungsgefängnis geschickt hat. Der hat strenge Verhaltungsmaßregeln

Digitized by Google

Ein afrikanisches Gastmahl.
Nach dem Leben gezeichnet von F. Specht.

Digitized by Google

gegeben. Sei es nun, daß er aus Widerspenstigkeit oder aus Leichtsinn die ihm verschriebenen Arzneimittel nicht gebraucht hat ... die Geschichte hat eine bedenkliche Wendung genommen. Der Mann ist aufgebraucht, er hat schlechte Säfte, verdorbenes Blut, und dazu kommt noch, daß er, wie vorauszusehen war, jetzt, nach der ganz plötzlichen Entziehung des Alkohols, gänzlich niederbricht. Der künstliche Ansporn, der ihn immer noch gewaltsam in die Höhe riß, besteht nicht mehr; nun sinkt der Organismus in sich zusammen."

„Und hat er in dieser Verfassung nun etwas gestanden?"

„Nichts. Er behauptet, zur Zeit des Mordes noch in Amerika gewesen zu sein. Er will dort von Ort zu Ort gegangen sein, sich nirgends lange aufgehalten und sein Geld in Columbia binnen zwei oder drei Abenden durch großes Glück im Spiel gewonnen haben. Zurückgekehrt nach Deutschland will er erst Ende März sein. Es handelt sich nun darum, etwaige Zeugen aufzutreiben, die ihn um die Mitte des Februar oder überhaupt nur innerhalb dieses Monats in Deutschland, vielleicht speziell in unserer Provinz, gesehen haben, oder darum, ihm ein unumwundenes Geständnis zu entreißen. Auf dies letztere macht sein Zustand in der That Hoffnung. Die Zerrüttung seines Körpers schwächt auch seinen Willen und seine Geistesverfassung. Zuweilen hat er sich schon in Widersprüche verwickelt, die er freilich selbst gleich hinterher entdeckte und gutzumachen trachtete ... aber scharfe Kreuzverhöre ermüden und verwirren ihn leicht — und wer wollte es der Justiz verdenken, wenn sie sich einen solchen Umstand zunutze macht?"

„Hat er sich während seiner Haft jemals irgendwie über seinen Bruder geäußert?" fragte Alix zögernd.

„Er weigert sich entschieden, ihn zu sehen, behauptet, das habe keinen Zweck; Ingenieur Harnack werde sich schämen, einen Bruder zu haben, der wegen eines Mordverdachtes in Untersuchungshaft sitze. Er möge nur ruhig fortfahren, Maschinen zu konstruieren und Berechnungen anzustellen, die den Kapitalisten das Geld scheffelweise zuführen.

Ich möchte nur wissen," fuhr Ueberweg nachdenklich mit zusammengezogenen Brauen fort, „weshalb Harnack, ich meine jetzt den Ingenieur, solchen Haß auf Hagedorn geworfen hat, um ihm gleich ans Leben zu gehen! Gut haben ja die beiden nie miteinander gestanden, wie die Direktoren der verschiedenen Mühlen einstimmig versichern — aber diese Antipathie muß doch einen bedenklichen Höhepunkt erreicht haben, wenn es bis zu einem Duell mit so scharfen Bedingungen kommen konnte. Ob es nur der Groll darüber war, daß Hagedorn der Justiz den Aufenthaltsort des jüngeren Harnack entdeckt hat, der den älteren Bruder zu seiner Herausforderung bestimmte?"

Alix verfärbte sich leicht und gab eine ausweichende Antwort. Sie glaubte die Ursache dieses verschärften Hasses zu durchschauen — sie durfte nur an den Blick zurückdenken, mit dem der Ingenieur damals den eintretenden Hagedorn gemessen hatte, als er mit ihm bei Alix zusammentraf. Harnack hatte ihm das Feld räumen müssen, er sah, mit dem Scharfblick der Eifersucht, einen Nebenbuhler in diesem neu entdeckten Vetter, und Alix' Spazierritte und häufige Zusammenkünfte mit demselben waren ihm sicher nicht verborgen geblieben. Dazu nun noch Hagedorns „Denunziation", wie der Ingenieur es nannte ... und das Maß war voll! —

„Ich kann es vor Gott und der Welt bezeugen," fuhr der Rechtsanwalt lebhaft fort, „wie schwer dem jungen Hagedorn das wurde, was er für seine Pflicht hielt und auch halten mußte: ich meine, dem Gericht die Anzeige von dem zu erstatten, was er in Stettin über den jüngeren Harnack vernommen hatte. Er hat sich gesträubt bis zuletzt, und ich bin überzeugt, hätte ich damals nur eine unvorsichtige, vorschnelle Aeußerung gethan oder wäre ich heftig in ihn gedrungen: er würde sich noch im entscheidenden Augenblick anders besonnen und die ganze Geschichte für sich behalten haben. Für all die Quälerei hat er jetzt zum Lohn eine Kugel zwischen die Rippen gejagt bekommen, so daß es zweifelhaft ist, ob er mit dem Leben davon kommt. Empörend!"

In diesem Augenblick sahen die beiden durch das geöffnete Fenster des kleinen Salons, das den Blick über die Auffahrt gewährte, einen leichten, kleinen Einspännerwagen in vollem Trabe anfahren und vor dem Schloßportal halten.

„Doktor Petri!" sagten beide wie aus einem Munde und erhoben sich gleichzeitig.

„Wenn Sie gestatten, liebe Alix, gehe ich mit Ihnen und warte ab, bis Petri mit seiner Krankenvisite fertig ist. Ich möchte auch gern wissen, wie es um den prächtigen Menschen steht, den ich förmlich ins Herz geschlossen habe."

Das junge Mädchen nickte zustimmend, und ein warmer Blick ihrer schönen Augen fiel auf den Justizrat, als sie an seiner Seite das Zimmer verließ. —

Der Arzt traf die Majorin oben an der Treppe und begab sich mit ihr zusammen in das Krankenzimmer. Es dauerte ziemlich lange, bis er wieder im Vestibül erschien, begleitet von dem alten Hagedorn, über dessen gutes Gesicht ein zaghafter Hoffnungsschimmer gebreitet lag.

„Herr Doktor?" — Alix sah den Ausdruck in den Zügen des alten Mannes, es wollte heiß aufwallen in ihrem Herzen; doch unterdrückte sie diese Regung mit aller Macht. Sie wagte es noch nicht, zu hoffen! —

Doktor Petri reichte ihr die Hand und hielt ihre feine Rechte fest mit dem kräftigen Druck, der eine so gute Zuversicht giebt.

„Ich finde, wir haben einen kleinen Schritt zur Besserung in diesen letzten Stunden gethan," sagte er und nickte dem Justizrat zu, den er jetzt erst entdeckte, „freilich ist's nur ein bescheidener, kleiner Schritt, aber man lernt, mit wenigem zufrieden sein! Ich hoffe, der Greifswalder Kollege wird meine Aussage bestätigen, denn mir allein glaubt ja der skeptische Papa nicht. Nein, nein, alter Herr, keine Widerrede! Sie glauben, ich mache Ihnen Wind vor, aber lassen Sie sich sagen" — Doktor Petris lächelndes Gesicht wurde plötzlich ernst — „daß ich dies am Krankenbett für ein schweres Unrecht ansehen würde. Für den weiteren Verlauf kann ich nicht einstehen — die augenblickliche Besserung ist da!"

„Aber — aber," warf der alte Hagedorn verschüchtert dazwischen, „er hat niemand erkannt, als wir zuvor bei ihm im Zimmer waren! Und was hat er alles zusammengeredet: von weißen Damenkleidern, und von Moosrosen und blühenden Magnolien —"

„Na, das sind wenigstens angenehme Phantasien! Gönnen Sie die doch Ihrem Sohn!"

Aus Doktor Petris jovialem Ton und dem schelmisch zwinkernden Blick seiner Augen merkte Alix am deutlichsten, daß es besser mit dem Patienten stand — tief, tief und zitternd holte sie Atem. Hoffnung und Leben — hielten sie aufs neue ihren Einzug ins Josephsthaler Schloß?

23.

Voll gespannter Aufmerksamkeit hatte Alix den Brief überflogen, der ihr von James soeben überbracht worden war; jetzt steckte sie ihn in das Couvert zurück, ein seltsames Gemisch von Bestürzung und Freude war in ihr. Es war ihr unsagbar schwer geworden, an Steglhuber die Bitte zu richten, fortan mit offenen Karten zu spielen und den alten Herrn Hagedorn in das Geheimnis einzuweihen, das sie bisher über ihre Hilfe hatte gewahrt wissen wollen. Aber sie hatte sich überwunden, Maria zuliebe, die ihr so beschwörend geschrieben, und sie hatte das Gelübde gethan, diesen Schritt zu unternehmen, wenn Raimund Hagedorn genesen sollte.

Und jetzt war er so gut wie genesen.

Aber nun schrieb ihr Steglhuber, die Geschäfte gingen so flott, daß er gut imstande sei, aus eigenen Mitteln die verabredeten regelmäßigen Zahlungen zu leisten. Hatte es jetzt noch einen Sinn, dem alten Hagedorn, und durch ihn dem Sohn, ein Geständnis zu machen, das ihr so namenlos schwer geworden war und das doch nun vielleicht so aussah, als wolle sie den Dank einernten von Vater und Sohn — oder — oder — als ... Sie konnte das „oder" nicht zu Ende denken, der Herzschlag setzte ihr darüber aus.

Sie sprang empor: wenn sie noch versuchte, es rückgängig zu machen, wenn sie depeschierte: „Brief nicht absenden. Noch warten!" — Doch hieß es nicht in Steglhubers Schreiben: „Noch in dieser Stunde teile ich dem alten Herrn Hagedorn den wahren Sachverhalt mit." Und dieser wollte in einer knappen Stunde nach Greifswald fahren, um seine Miete zu bezahlen und sich einige Sachen zu holen! Der Brief würde nach Greifswald gerichtet sein; der alte Herr würde ihn also noch heute erhalten!

Digitized by Google

Nun, sei es denn, sei es! Etwas von fatalistischem Trotz kam über Alix. Sie hatte das Gute, das Rechte gewollt in beiden Fällen — an ihm, an Raimund war es nun, das zu durchschauen, sie zu verstehen! Daß er eine große Leidenschaft für sie empfand, wußte Alix. Blind und thöricht hätte sie sein müssen, es nicht zu wissen. Ob seine Liebe aber auf einem tieferen Verständnis ihres Wesens begründet war, dafür hatte ihr das Leben noch keine Beweise gegeben.

Seit sie an Raimunds Krankenlager gestanden, seit sie in Todesangst um sein Leben gezittert, seit sie mit heißen Thränen des Glücks Gott in der Stille gedankt hatte für seine Genesung, wußte sie, daß ihr ganzes Herz ihm gehörte, daß sie auch das, was ihr in seinem Wesen noch fremd und unverständlich war, freudig tragen könnte — wäre es ihr nur vergönnt, mit ihm vereint durchs Leben zu gehen! Würde auch er sich mit allem versöhnen können, was ihn an ihrem Charakter befremdete?

Auch nachdem der Kranke sein Lager verlassen hatte — vor wenigen Tagen war es geschehen — hatte Alix ihn täglich mehrmals gesehen, immer aber nur im Beisein der Majorin von Sperber. Von Alix' Anwesenheit an seinem Leidenslager wußte er nichts, die Fieberphantasien waren in seinem Gedächtnis ausgelöscht. Fürs erste stand Raimund noch ganz im Zeichen der Genesung, jenes wohlig müden, dankbaren, innerlich staunenden Zustandes, der nicht grübelt, nichts fragt, sich über nichts beunruhigt. Es ist da allerlei gewesen, was ihn gequält hat, er weiß das wohl, auch liegt seine Zukunft, wenngleich etwas heller, doch immer noch schleierhaft vor ihm — es thut ihm jetzt nichts! Das hat alles noch Zeit, er schiebt es von sich fort einstweilen und genießt sein Glück, wie in einem seligen Traum.

Ist das nicht Glück für ihn, hier im Josephsthaler Schloß zu leben, gepflegt, bedient, verwöhnt wie ein Prinz? Dazu Sommerluft, strahlender Sonnenschein, Blumenpracht, wohin das Auge blickt, unvergleichlich schöne Abende und solch' zauberhafte Mondnächte, daß man sich's, wenn man einmal aufwacht, kaum wünschen mag, von neuem einzuschlafen; es träumt sich, so mit weitoffenen Augen in dies hereinflutende Silberlicht schauend, gar zu wonnig!

Was aber war dies alles gegen das eine Gefühl: sie könnte kommen — sie wird kommen — da ist sie! Gegen die beseligende Gewißheit: Du bist bei ihr! Sie sieht nach dir — sie denkt an dich, sinnt darüber nach, was dir Freude machen könnte — kurz, sie beschäftigt sich mit dir! Und wie stolz auch im Grund seines Wesens Raimund Hagedorn war — so, wie er gegenwärtig empfand, that es ihm wohl, alles, alles von ihr, die er liebte, entgegenzunehmen!

Ach, und das heimliche Glück, wenn ihre Blicke sich trafen und selbstvergessen ineinander ruhten, wenn er vergaß, zu antworten, weil er sich nicht satt sehen konnte an ihr — an ihrem weißen, feingeschnittenen Gesicht, den blauen Augen, dem leuchtend braungoldenen Haar! Nahm er das Weinglas, das sie ihm bot, entgegen und berührten sich dabei zufällig ihre Hände, wie es ihm heiß zum Herzen strömte! Oder wenn sie ihm vorlas, welche Wonne bereitete es ihm, sie ungestört anzusehen und auf ihre Stimme zu lauschen, bis sie ihre langen, seidigen, tiefdunklen Wimpern hob, als fühlte sie seinen Blick, um nach einer kleinen verlegenen Pause hastig weiter zu lesen, als gälte es eine große Versäumnis nachzuholen! Und war auch immer die Majorin zugegen — was that das? Die war eine gute und kluge Frau, die war auch einmal jung gewesen und hatte ein so gütiges, mütterliches Lächeln ..... es that nichts, wenn sie verstand!

Ueber das Duell wurde nicht mehr gesprochen. Wozu denn auch? Es war abgethan, es lag hinter ihm! Raimund wußte, daß Oberingenieur Harnack sechs Monate Festungshaft zuerkannt worden waren und daß er diese Strafe demnächst antreten würde. Auch er selbst würde eine solche, wenn auch kürzere Haft verbüßen müssen, sobald er erst vollständig hergestellt wäre. Auch von der Mordaffaire redete niemand im Schlosse zu ihm, und er fragte nicht danach.

Besuch bekam der junge Mann, nachdem der Arzt überhaupt die Erlaubnis erteilt hatte, solchen zuzulassen, mehr als ihm lieb war. Sein Name war in aller Mund, und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit recht deutlich, wie beliebt Raimund Hagedorn und wie unbeliebt Ingenieur Harnack war.

Cecil Whitemore war vielleicht der einzige in der ganzen Kolonie Josephsthal, der den Ingenieur Harnack wirklich vermissen und seine Abwesenheit beklagen würde. Da er sein Vorgesetzter gewesen war und ihn dies, bei aller Höflichkeit und Achtung vor des Ingenieurs Kenntnissen, stets hatte fühlen lassen, so war ihm der hochmütige Ton, die kalte, überlegene Art, das verächtliche Herabblicken Harnacks, das die andern so oft empört hatte, fremd geblieben, und er hatte nur den tüchtigen Beamten in ihm gesehen, der Eminentes leistete und sich in die Josephsthaler Verhältnisse in einer Weise hineingearbeitet hatte, daß sein Fehlen in der That als ein großer Verlust anzusehen war. Cecil konnte aber, trotz seiner reservierten Art, im Lauf der Zeit nicht umhin, Interesse an Raimund Hagedorn zu nehmen. Als schlechter Geschäftsmann hätte dieser ihm eigentlich antipathisch sein müssen, aber in dieser Beziehung hatte er nichts mit Hagedorn zu thun gehabt, mithin keine Gelegenheit gefunden, sich über ihn zu ärgern. Cecil hatte sich daran gewöhnt, diesen entfernten Verwandten als einen speziellen Schützling seiner Cousine Alexandra anzusehen, er drückte wegen dieser weiblichen Marotte nachsichtig ein Auge zu. Und als der junge Mann schwer verwundet ins Josephsthaler Schloß gebracht wurde, fühlte sich Cecil Whitemore doch verpflichtet, sich um ihn zu kümmern, ihm gewissermaßen als Pseudo-Schloßherr die Honneurs zu machen. Und da begab es sich, daß den steifleinenen Sohn Albions die offene, freimütige Art Raimund Hagedorns wunderbar ansprach.

Gegen Mittag ist es. Der Krankenstuhl ist in den Schatten zweier gewaltiger Linden gerückt, die reich in Blüte stehen und stark duften. Ein kleiner kühler Weiher liegt rechts, von gebückten Weiden und dichtem Erlengebüsch umstanden; an einer Stelle treten die Weiden auseinander, und man kann deutlich über dem Wasserspiegel, der gleich dunkelpoliertem Metall glänzt, die schlanken Libellen hinschießen sehen.

Doktor Petri ist dagewesen, hat die Wunde untersucht, sich zufrieden geäußert und versprochen, sehr bald den Verband abzunehmen. An seinem Arm ist Raimund ein paarmal auf und ab gegangen, langsam, langsam, vielleicht zweihundert Schritte im ganzen. Es hat noch nicht gut damit gehen wollen, es ist immer noch Schwäche vorhanden. Aber es ist eine Schwäche, die dem Patienten wohlthut — er will sie noch gar nicht abschütteln.

Alix trägt wieder ein weißes, luftiges Kleid und zartduftende rote Oleanderblüten im Gürtel — leicht zurückgelehnt in ihren Stuhl, sitzt sie vor ihm, blickt über den Rand des Buches, aus dem sie ihm vorlas, nach ihm hin, und ihre Augen begegnen sich ....

Der alte Hagedorn sitzt auch unter den Linden im Schatten und hat zugehört. Er hält eine Strähne weißer Baumwolle über den Händen, und die Majorin wickelt die Strähne bedächtig ab. Sie ist gut Freund mit dem alten Herrn, nennt ihn in der Stille ein liebes, weißhaariges Kind, und er verehrt die stattliche Dame, die ihm seinen Jungen so schön gepflegt hat, hoch und ist glücklich, wenn er ihr einen kleinen Dienst leisten darf.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß einmal eine Zeit kommen wird, da es anders um uns vier stehen könnte — ich meine, da wir nicht mehr bei einander sind!" sagt des alten Hagedorn Stimme laut und unvermittelt in das Stillschweigen hinein.

Raimund zuckt zusammen. Der alte Herr bemerkt die flüchtige Bewegung seines Sohnes und schaut Alix fragend und bittend an: hat er etwas Ungehöriges gesagt?

„Dort kommt Mr. Whitemore!" ruft die Majorin und deutet nach rechts hinüber. „Wie sonderbar! Um diese Zeit ist er doch immer beschäftigt!"

Cecil kam um den kleinen Teich herum mit ziemlich raschen Schritten. Er winkte der Gruppe unter den Lindenbäumen schon von weitem mit der Hand zu.

„Was giebt es, Vetter?" fragte Alix und sprang auf.

„Etwas Wichtiges für Sie - - für uns alle! Harnack junior — hat ein Geständnis abgelegt!"

Zuerst tiefe Stille, dann ein allgemeiner Ruf des Staunens. Die Majorin und der alte Hagedorn waren gleichfalls von ihren Sitzen aufgestanden, selbst Raimund machte Miene, sich zu erheben, aber Alix, deren Blick sofort zu ihm zurückgegangen war, winkte ihm ab: „Nein, Sie nicht! Bitte, bleiben Sie ruhig! Vetter Cecil, wollen Sie uns sagen —"

Sie stellte sich neben den Lehnsessel, eine Hand auf die Seitenwand gestützt, wie um den Patienten vor Aufregung zu

Digitized by Google

bewahren. „Also — bitte!“ Die Majorin schob dem Engländer einen Stuhl hin. „Wollen Sie sich setzen?“

„Danke — nein! Die Zeit ist mir knapp; Justizrat Ueberweg wartet, er will gleich nach Greifswald zurück; ich kam nur, Ihnen die Nachricht sogleich zu bringen. Der Mensch also war sehr krank. In seinen Fieberphantasien hat er verraten, was wir wissen wollten. Bald rief er, er stecke im Schnee mitsamt dem Schlitten und dem toten Mann, und er könne nicht heraus — es schneie zu stark, und der Schnee balle sich um ihn herum fest, wie eine eiserne Mauer! Dann wieder stöhnte er: ‚Der Mann ist noch gar nicht tot, wohl liegt er wie eine Leiche auf dem Bett, aber er lebt noch, Tage und Tage, und ist nicht lebendig und nicht tot!‘ Dann wieder sprach er von Hamburg, von Verkleidung und falschem Namen. Aber das konnten bloße Phantasien sein. Endlich, nach vielem Mühen der Aerzte, ließ das Fieber nach, die Besinnung kehrte zurück, und nun wollten sie versuchen, ihn zum Geständnis zu bringen. Er merkte das aber und hat lange kein Wort gesprochen; er kehrte das Gesicht gegen die Wand und that, als hörte er nichts. Zuletzt, in vergangener Nacht, das heißt gegen Morgen, es war schon hell, da ist er fürchterlich unruhig geworden, ein Schüttelfrost hat ihn gepackt, eiskalter Schweiß ist ihm ausgebrochen, er hat die rechte Hand zur Faust geballt und hat mit schrecklicher Stimme gerufen, er fühle, er müsse ja doch zur Hölle fahren, und darum wolle er auch in drei Teufels Namen gestehen: Ja, er habe den Baron von Hofmann ermordet!“

Cecil machte eine Pause. Alix deckte die Linke über die Augen. Wie sie in ihr wieder lebendig wurde, die fürchterliche Zeit, die sie neben diesem Krankenbett, das immer und immer noch kein Totenbett werden wollte, zugebracht hatte!

Niemand sprach zu ihr; jeder schonte den Schmerz der Tochter, der in qualvolle Erinnerungen tauchte — aber Alix fühlte, wie sich eine leise zitternde Hand auf ihre Rechte legte, die auf der Seitenlehne des Krankenstuhles ruhte. Raimunds Hand — sie wußte, fühlte das, ohne hinzusehen, und mitten in dem schneidenden Weh, das über sie gekommen war, that es ihr wohl, zu denken: er empfindet mit dir und er gehört zu dir!

Cecil Whitemore räusperte sich leicht, um damit anzudeuten, daß er jetzt fortfahren möchte.

„Die Leute, die bei ihm wachten, haben ihn gefragt, ob er das vor dem Untersuchungsrichter wiederholen werde. Ja — in des Satans Namen — ja! Ihm sei nun alles einerlei, er fühle den Tod und das sei gut. Einer von den Leuten war fortgestürzt, den Untersuchungsrichter zu wecken und herbeizuholen — dieser war in kurzer Zeit mit dem Protokollführer zur Stelle, auch der Arzt war dabei, um sein Gutachten über die geistige Verfassung des Menschen abzugeben. Er hat ein umfassendes Geständnis abgelegt. Daß er auf alle Millionäre einen Haß gehabt, einen ganz persönlichen aber auf den Baron von Hofmann, der ihn einmal in einem Brief schwer gereizt und beleidigt hatte. Daß er dringend Geld brauchte, und zwar viel Geld, denn mit den paar armseligen Groschen, die ihm sein Bruder gegeben hätte, sei nichts anzufangen gewesen. Daß er vorgegeben habe, nach Amerika zu gehen, um den Bruder ganz sicher zu machen, inzwischen aber erfahren habe, daß Herr von Hofmann an dem und dem Tage um die und die Stunde eine große Summe abzuliefern gedächte und daß er wahrscheinlich allein, wie das seine Gewohnheit war, mit dem Selbstkutschierer fahren würde. Er hat sich da sofort vorgenommen, wenn er ihn allein anträfe, ihn zu töten. — — Wer ihm die Mitteilung gemacht, so genau gemacht, das hat er nicht ausgesagt. Natürlich ist es dieser Schuft Kraßna gewesen, aber Harnack hat den Namen nicht genannt, auch als der Richter ihn dringlich gefragt, ob es nicht Kraßna gewesen sei, und ihn ermahnt hat, jetzt auch das noch zu gestehen, konsequent geschwiegen.“

„Und — und — dieser Mensch ....“ fragte Frau von Sperber leise und zögernd, „lebt er noch?“

Cecil zuckte die Achseln. „Er lebte noch,“ sagte er mit starkem Nachdruck auf dem letzten Wort, „als der Untersuchungsrichter Herrn Justizrat Ueberweg das Protokoll zu lesen gab, der Arzt hat aber gemeint, sein Dasein zähle nur noch nach wenigen Stunden.“

Wieder tiefe Stille — nur die Bienen summten geschäftig im Sonnenschein um die blühenden Linden. So hatte der schöne Park auch vor einem Jahr im Sonnenlicht dagelegen, so hatten auch die Bienen die Linden umschwärmt — und unter diesen Linden weg war raschen, energischen Schrittes, erhobenen Hauptes ein kräftiger Mann geschritten, rastlose Pläne formend, Umwälzungen, Neuerungen — und alle die Hunderte, die dort hinter dem Park arbeiteten, dienten ihm — das Gold strömte ihm zu in Fülle, die Provinz war stolz auf ihn, sein Name war gekannt und geachtet, weit und breit!

Jetzt schlummerte er als Opfer eines Mordes im Sarge, und eben, hier, hatte man erfahren, wer sein Mörder gewesen war!

Alix ließ die Hand von den Augen sinken und sah verstört um sich. Es war ihr, als sei der Vater ihr eben jetzt zum zweitenmal gestorben. —

„Sie erlauben, Mr. Whitemore,“ sagte der alte Herr Hagedorn schüchtern, sich an den Engländer wendend, „Sie erwähnten, daß Herr Justizrat Ueberweg sehr bald nach Greifswald zurückfährt, dürfte ich mich vielleicht ihm anschließen, da ich dort gleichfalls zu thun habe?“

„Selbstverständlich, Sir, es steht dem nichts im Wege!“ entgegnete Cecil höflich. „Wenn Sie mich zur Walzmühle begleiten wollen — ich habe dorthin zu gehen! Cousine Alexandra — kommen Sie mit mir ins Schloß?“

Alix schüttelte stumm den Kopf. Sie wandte sich und schritt allein, ohne sich umzuschauen, den Weg hinunter, der zu einer Seitenpforte des Parkes und von da zur Schloßkapelle führte. —

Sie ließ sich zur Zeit des Diners entschuldigen: es wäre ihr nicht ganz wohl, sie wünschte niemand zu sehen.

Es war gegen Abend, als sie Françoise, die sich dann und wann um sie zu schaffen machte, wenn sie auch nicht zu reden wagte, beiläufig fragte, ob der alte Herr Hagedorn schon von Greifswald zurückgekehrt sei.

„O ja! Schon seit zwei Stunden! Und er hat gleich nach Ihnen gefragt, ob Sie nicht zu sprechen wären. Als ich es verneinte, ist er zu Monsieur Raimund gegangen, und Frau von Sperber hat gesagt, das wäre schön, daß er käme, sie abzulösen, sie hätte einen wichtigen Brief zu schreiben — und sie ist gegangen.“

„Da sind also die beiden Herren miteinander allein geblieben?“

„Gewiß.“

Alix schwieg. Wie würde Raimund die Nachricht, welche er jetzt wohl erhalten haben mußte, aufnehmen? Sollte sie jetzt zu ihm hinüber? Sollte sie heute noch ... Die Sonne war schon hinunter, der Patient mußte in seinen Wohnräumen sein.

In dem kleinen Vorzimmer, wo Alix so oft Doktor Petri erwartet hatte, traf sie auf James.

„Wer ist bei Herrn Hagedorn im Zimmer, James?“

„Niemand, Baroneß! Frau Major von Sperber schreibt einen Brief, und den alten Herrn hat Herr Hagedorn selbst vor einer Weile fortgeschickt — er wünschte, allein zu sein.“

„Gut, James — Sie — Sie können mich melden und dann gehen; ich habe mit Herrn Hagedorn zu reden. Er wird läuten, wenn er Sie braucht. Und noch eins, James: ich wünsche ungestört mit Herrn Hagedorn zu sprechen!“

„Sehr wohl, Baroneß!“ In seiner geräuschlosen Art geht und kommt er, schiebt die Thür weit zurück und tritt mit einer Verbeugung beiseite: „Herr Hagedorn läßt ergebenst bitten!“

Im Baron Hofmanns Arbeitszimmer sitzt Raimund in seinem Krankenstuhl vor dem großen, jetzt so sorgsam aufgeräumten Diplomatenschreibtisch. Der rosige Abglanz des Abendhimmels fällt auf das eintretende Mädchen. Die welkenden Oleanderblüten hat sie aus dem Gürtel gezogen und fortgeworfen, sie ist schneeweiß von Kopf bis Fuß — das Haar flammt auf, die Augen leuchten. Sie sagt kein Wort, kommt langsam heran, setzt sich auf einen Stuhl neben ihn und wartet, daß er sprechen werde.

„Ihr Vater hat Ihnen gesagt —“ hebt sie unsicher an, da er immer noch schweigt.

„Ja — und ich danke Ihnen, daß Sie kamen.“ Es kommt sehr mühsam und gezwungen heraus.

„Sie sind mir böse?“ fragt sie traurig.

„Böse? Ich? Und Ihnen? Wie könnte ich das? Sie wollen die gute Fee sein, die mich mit Schätzen überschüttet —“

„Nein, nein — nicht so!“ Sie läßt ihn nicht weiterreden. „Ich hab' Ihnen helfen wollen, weiter nichts, Raimund — ehrlich und redlich helfen wollen, weil ich an Ihr Talent und an Ihre

Waldfriedhof.
Nach einer Originalzeichnung von H. Hooff.

Zukunft glaube! Wäre ich vor Sie hingetreten und hätte Ihnen gesagt: nehmen Sie alles, was Sie zu Ihrem Studium brauchen, von mir, aus meiner Hand entgegen — hätten Sie es gethan? Sie schütteln den Kopf! Ich wußte es. Aber wenn ich ein Mann und Ihr Freund gewesen wäre .... Sie hätten sich das ruhig gefallen lassen. Von mir, wie ich einmal bin — nicht!"

„Ganz recht — von Ihnen — wie Sie einmal sind — nicht!" Raimund betonte jedes einzelne Wort schwer.

„Sie brauchen ja das jetzt auch nicht, die Pein bleibt Ihnen erspart!" sagt Alix mit herber Stimme. „Das Schicksal kommt Ihrem Stolz zu Hilfe, wie Sie sehen. Ihr Schuldner kann Ihrem Vater in der That aus eigenen Mitteln seine Schuld zurückerstatten und meine Großmut braucht Sie nicht zu drücken!"

„Ohne diese Ihre Großmut, die Kaution, die Sie für ihn stellten, wäre er nie in stand gesetzt worden, das zu thun!"

„Vielleicht doch! Vielleicht nicht! Warum war ich so thöricht, Ihnen überhaupt nachträglich die Wahrheit zu bekennen?" rief Alix heftig.

Sie bereute es unmittelbar darauf; ein eigentümliches Lächeln ging über Raimund Hagedorns blasses, erregtes Gesicht, und seine Augen fingen an, zu strahlen, als er langsam wiederholte: „Und was bewog Sie, mir nachträglich die Wahrheit zu bekennen?"

Sie raffte sich energisch zusammen.

„Dazu bewog mich in erster Linie mein Stolz, den ich habe, so gut wie Sie, zu dem ich mich bekenne, so gut wie Sie! Im ersten Impuls meines Mitempfindens bin ich auf das einzige Mittel verfallen, das mir zu Gebot stand, und es schien mir damals gut. Aber jahrelang mich verstellen müssen — Komödie spielen, Ihnen und auch andern gegenüber, das hätte ich schwerlich können, und hätt' ich es auch gekonnt, ich hielte es meiner und — Ihrer für unwürdig! Dazu bewog mich aber auch meine Freundin Maria Laurentius, die mein oberster Gewissensrat ist und die mich warnte vor solchen Heimlichkeiten, die stets ans Licht kämen — nur niemals so, wie sie sollten, wie sie beabsichtigt wären. Was mich zuletzt bewog — das war —"

„Nun?" Er neigte sich in seinem Sessel vor und sah ihr nahe ins Gesicht.

„Wir sind einander näher getreten in dieser Zeit" — sie redete jetzt langsam und mit Anstrengung und suchte gleichsam nach jedem Wort, ehe sie es aussprach — „der Tod hat vor Ihrer Thür gestanden, ich habe mich um Sie sorgen müssen. Was ich damals gethan und ohne Besinnen that und für Recht hielt, es schien mir für unsere — Freundschaft nicht mehr das richtige —"

„Freundschaft! — Freundschaft?" fiel er ihr stürmisch ins Wort. „Bei mir ist es das nicht, war es das nie! Alexandra, warum sagst du nicht Liebe?"

Sie sagte es nicht, denn sie vermochte nicht zu reden — nur ihre Augen gaben ihm Antwort — ihm, der mit einem leidenschaftlich flehenden, selbstvergessenen Ausdruck in seinem beweglichen Gesicht zu ihr hinübersah. Und er las wohl in diesen Augen etwas, das ihm den Mut zum Weitersprechen verlieh — die Worte stürzten ihm aufs neue über die Lippen:

„Um mich war's ja geschehen gleich beim erstenmal, da ich dich sah — und ich fühlte das mit jedem neuen Mal deutlicher. Darum hab' ich fortwollen — — — lieber hundert Meilen weiter Buchhalterdienste thun als hier. Aber was es für mich gewesen wäre, fortzugehen, Alexandra — solange ich denken kann, hab' ich die Sonne lieb gehabt .... aber lieber wollt' ich mir die Sonne vom Himmel fortnehmen lassen als dich!"

Und er zieht sie an beiden Händen zu sich herüber, ein verklärt lächelndes Mädchen, das sich von dem Liebsten im Arm halten und küssen läßt und denkt: Was gehört jetzt noch mir und was ihm, wenn wir vereint sein sollen für immer — für immer!

Der rosige Himmel erblaßt, nimmt ein zart getöntes grünliches Licht an, die feingeschwungene Mondsichel schwimmt darin wie ein Silbernachen. So schön und so keusch dies schlanke Mädchen in dem schneeweißen Kleid!

„Es ist so viel Schweres über mich gekommen in letzter Zeit," sagt Alix leise, „meinst du nicht, daß nun das Schicksal mir mein Glück wird gönnen wollen?"

„Dein Glück, Alexandra! Das bin ich?"

„Wer sonst?"

„Ein armseliges Glück, das du dir da ausgesucht hast!"

„Ich, ich finde es reich!"

„Wie die Menschen staunen und — und — spotten werden!"

„Mögen sie immer!"

„Aber sie dürfen es nicht früher erfahren, als bis ich etwas geworden bin!"

„Gewiß nicht!"

„Aber meine stolze Königin wird warten müssen, wird sie das können?"

Es klingt eine so heiße Angst durch die Frage. Aber Alix lächelt sehr zuversichtlich.

Wäre ihre Liebe die echte, wenn sie das **nicht** könnte?

24.

„Kolonie Josephsthal, Mai 189..

Weißt Du noch, Maria, wie ich Dir vor drei Jahren um diese Zeit — es war auch zu Ende des Mai — einen langen, ausführlichen Brief schrieb, in dem zu lesen war, ich wolle ‚Schicksal spielen'? Du Gute, Du Kluge, hast damals schon genau gewußt, wie es um mich stand, besser jedenfalls als ich selber, die ich mir damals noch nicht völlig klar über meine Gefühle war.

Wenn ich zurückdenke, was alles diese drei Jahre uns gebracht haben!

Erst das Wiedersehen mit Dir und die Freude, die beiden mir auf Erden liebsten Menschen einander zuzuführen! Nie werde ich es Dir genug danken können, wie Du Dich dann meines Liebsten annahmst, der so glücklich war, in Eurem Hause die behaglichste Gastfreundschaft zu genießen, während er in Frankfurt seine musikalischen Studien zum Abschluß brachte. Und dann die lange Wartezeit, während meine Verlobung mit Raimund unser Geheimnis bleiben und ich in Schloß Josephsthal ein geselliges Leben führen mußte, das in kaum ertragbarem Gegensatz zu den Bedürfnissen meines Herzens stand! Oft genug hab' ich Dir und Raimund mein Leid geklagt, Dir rückhaltloser als ihm, denn bei ihm hieß es, vorsichtig sein, wenn, trotz aller Reserve meinerseits, diese Bewerber auftauchten, die sich nicht abschütteln lassen wollten! Ich bin unausstehlich gewesen — übermütig — hochfahrend — Diana von Versailles von Kopf bis Fuß .... es half mir alles nichts! Schrieb ich Dir schon, daß die alte Gräfin Versing neulich sehr spitz und spöttisch gegen mich bemerkte: ‚Wissen Sie, Liebe, daß Ihr Benehmen wirklich sehr sonderbar ist und entschieden zu denken giebt? Wenn man nicht wüßte, daß eine heimliche Verlobung für eine Baroneß Hofmann eine Unmöglichkeit ist, man könnte auf diesen sinnlosen Gedanken verfallen! Sie machen einen so — so unbekümmerten Eindruck wie jemand, der seiner Sache absolut sicher ist!' — Ach, Maria, diese Versuchung, der klugen Dame meinen tiefsten Knix zu machen und zu sprechen: ‚Ihre Weisheit, Frau Gräfin, in hohen Ehren! Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen!'

Nun, sie wird ja demnächst ihre Vermutung schwarz auf weiß bestätigt finden und staunen — staunen!! Könnte ich jede der dreihundert elegant gestochenen Verlobungskarten, die da neben mir aufgestapelt liegen, als ein Mäuschen begleiten und all die Ohs und Achs, die Ausrufe der Entrüstung, des Staunens, des Entsetzens anhören — welch ein Gaudium! ‚Raimund Hagedorn, Hofkapellmeister! Ach, um Gottes willen — ist denn das eine Partie?' — ‚Diese hochmütige Person — und das ist ihr gut genug?' — ‚Raimund Hagedorn — war der Mensch nicht einmal Buchhalter, noch dazu ein sehr untauglicher Buchhalter, in einer von den Mühlen der schönen Müllerin? Und **den** will sie heiraten? —'

Bitte, meine Herrschaften — nur zu! Genieren Sie sich ja nicht! Ja — den will ich in der That heiraten!!

Und bald, Maria, das darf und das wird Dich nicht wundern! Raimunds Stellung in K. ist sehr günstig, er schreibt, so kurze Zeit er erst dort sei — er finge doch schon an, sich beim Publikum beliebt zu machen. Brauche ich Dir erst zu sagen, daß ich ihm das aufs Wort glaube? Ich hab' ihn kennengelernt, als es ihm, Gott weiß es, nicht nach Wunsch ging, und konnte nicht anders, als ihn lieben. Wie sollen ihm jetzt die Herzen nicht zufliegen, da es ihm so gut geht in seinem geliebten Beruf und da ihm sein inneres Herzensglück aus den Augen leuchtet und von den Lippen lacht?

Seine ‚Frühlingsphantasie', die er unmittelbar vor dem

Digitized by Google

Duell komponiert und fast vollendet hatte, ist letzten Winter wiederholt zur Aufführung gelangt, und immer mit gleichem Beifall! Raimund war überglücklich — nicht daß ihm der Erfolg zu Kopf gestiegen wäre .... nein, ich weiß, was ihm so wohl thut: daß er ihn allein sich selbst und seinem Können zu verdanken hat. Ich kann es ihm wahrlich nachfühlen — — das ist sein wunder Punkt: er will selbst etwas leisten, selbst etwas bedeuten! Ich meine, er hat sein Können glänzend bewiesen und wird es weiter thun. Mit seinem Orchester ist er sehr zufrieden, er darf alle neuen bedeutenden Werke einstudieren und komponiert inzwischen fleißig, da seine Arbeiten so viel Anklang finden. Mit Recht wird in ihnen besonders die Frische und Ursprünglichkeit der Erfindung und die reich quellende Melodik gerühmt. Er behauptet immer, das alles verdanke er nur mir, und ich glaube ihm das schon zu gern! Papa Hagedorn behagt sich ausnehmend in diesen Verhältnissen. Seines „Jungchens“ Erfolge machen ihn, wie Raimund schreibt, so eitel und übermütig, daß es oft des Guten zu viel wird. Nach mir empfindet er große Sehnsucht, er schreibt mir die liebevollsten Briefe und freut sich wie ein Kind auf unsere Hochzeit.

Ja, bald, im Juli, meine Liebste, wenn ‚tote Saison‘ für die schönen Künste ist und die Herren Lehrer, Professor Laurentius obenan, ihre Ferien haben — dann hat Dein Pflegekind Hochzeit, und Du kommst endlich, endlich mit Mann und Kindern herüber zu Deiner Alix nach Schloß Josephsthal!

Ich habe Dir ja von allem, was ich inzwischen geändert und — nach meinen Begriffen! — gebessert, getreulich Bericht erstattet, aber die eigene Anschauung ist doch allein entscheidend. Du wirst keine musterhaften, tadellosen Verhältnisse finden, denk' das ja nicht! Aber einiges giebt doch Zeugnis von meinem guten Willen. Die Unfall- und Krankenhausverhältnisse sind aufgebessert, die Schule ist erweitert, in jedem Sinn, eine Handarbeitabteilung für Mädchen und Knaben gegründet, die jüngeren oder besonders schwächlichen Jungen lernen Korb- und Mattenflechterei und einfache Schnitzarbeiten. All diese Neuerungen habe ich mir Schritt für Schritt erkämpfen, oft geradezu von Cecil abbetteln müssen, weshalb ich doppelt stolz darauf bin. Er ist nicht hartherzig, auch nicht übelwollend, mein vortrefflicher englischer Vetter, aber er hängt mit zäher Energie an dem Grundsatz: diesen Leuten gebe man gerade nur das Aeußerste, dessen sie bedürfen — kein Gran mehr, sonst züchtet man Habsucht und Unzufriedenheit groß. Er giebt nach, weil er schließlich muß! ‚Sie sind ja die Herrin von Kolonie Josephsthal, Cousine!‘ heißt es stets am Ende unserer Debatten. ‚Sie haben zu bestimmen, und ich muß mich fügen!‘ — Daher hüte ich mich, zu viel auf einmal zu verlangen und zu oft mit Reformen zu kommen. Ich will mir Cecil erhalten, er ist mir sehr nützlich, nimmt meine Interessen vortrefflich wahr, und ich wüßte nicht, was ohne ihn anfangen. Wir kommen im ganzen ausgezeichnet miteinander zurecht — auch ich mit Gwendolen!

Du wunderst Dich, daß ich nicht mehr von ihr schreibe! Liebes Herz — es ist mit dem besten Willen nicht viel von ihr zu schreiben; sie ist für Cecil die rechte Frau, eine richtige englische Mustergattin, die sich um nichts kümmert als das, was ihr Gatte ihr erlaubt und für sie passend erachtet. Blond, zart, rosig, gesund, vernünftig, so ist sie, und so verspricht ihr Baby zu werden, ein kleines Geschöpf von fünf Monaten, der Mutter wie aus den Augen geschnitten, so regelmäßig abgewartet, so regelmäßig zunehmend und gedeihend, daß man es nach der Uhr abmessen könnte. Zwischen Cecil, Gwendolen und mir ist ein musterhaftes Verhältnis. Wir sind gleichmäßig freundlich gegeneinander, mit Cecil berede ich geschäftliche und mit seiner Gattin häusliche Dinge — im übrigen hat Mrs. Gwendolen ihre hübsche, geräumige Wohnung im linken Flügel des Schlosses, und ich im rechten, wir sehen uns nicht zu häufig und sind einander im Innern so fern und fremd, als lebten wir auf zwei verschiedenen Planeten.

Du fragst in Deinem letzten Briefe, ob ich inzwischen einmal irgend etwas von Ingenieur Harnack gehört habe ..... jawohl, Liebste, noch ganz kürzlich sogar!

Du weißt, daß er nach verbüßter Festungshaft übers Meer ging, was ich in jeder Hinsicht für ihn richtig fand; hier konnte er nicht bleiben, und ich verstand ihn gut, als er mit schwerer Betonung zu mir sagte: ‚Jetzt nur so weit fort als möglich!‘ Immer noch sehe ich ihn vor mir, als er in der ersten und letzten Unterredung, die ich ihm nach all den schmerzlichen Ereignissen bewilligte, von mir Abschied nahm. Vor einigen Wochen hörten wir durch einen Geschäftsfreund, der aus New Orleans kam, Mr. William Harnack sei dort als Leiter eines großen technischen Unternehmens thätig und sehr angesehen wegen seiner gründlichen Kenntnisse und seiner Tüchtigkeit. Auf meine spezielle Nachfrage, wie er sich sonst gebe, meinte der Geschäftsfreund, er gebe sich eigentlich gar nicht, sei wortkarg, unzugänglich, verschlossen und gelte im allgemeinen als ausgesprochener Menschenfeind. Ich hatte dies leider vorausgesehen — es waren schon hier alle Keime dazu vorhanden, und das, was er erleben mußte, wird ihn nicht milder gestimmt haben.

Du meinst, wenn ich verheiratet sein werde, wird mein Interesse für die Kolonie Josephsthal allmählich schwinden .... nein, Maria, das kann, das wird nie geschehen! — Kein Tag vergeht, da ich nicht meines Vaters gedenke, der Energie und Umsicht, mit der er sein Lebenswerk verwaltet, der fast leidenschaftlichen Anhänglichkeit, die er dafür gehabt hat. Ich fange an, es besser zu verstehen, wie er so ganz in seinen geschäftlichen Unternehmungen aufgehen konnte. Es hieße, sein Andenken schlecht in Ehren halten, ohne Pietät und ohne Verständnis sein, wenn ich über meinem persönlichen Glück jemals das vergessen sollte, was ich ihm schuldig bin! Jawohl — schuldig! Denn auch die Toten haben noch ihre Ansprüche an die Lebenden zu erheben, und wehe denen, die sich ihnen ganz entziehen! Und eins noch, Liebste: ich habe der Kolonie Josephsthal viel, viel zu danken! Im intimen Umgang mit der Natur, in häufiger Einsamkeit bin ich mehr zur Besinnung gekommen, mehr ich selbst geworden, als mir dies inmitten der Zerstreuungen einer Großstadt, selbst unter Deiner treuen Obhut, möglich gewesen wäre. An Leib und Seele bin ich gesünder geworden, habe mich sammeln können — und vor allen Dingen, ich habe arbeiten gelernt. Arbeiten — sorgen für andere — nicht nur mein eigenes Ich hätscheln und in den Vordergrund stellen! Wie oft hat meines armen Vaters lakonisches Wort: „Ich baue!“ mich früher entrüstet! In diesen Jahren hab' ich auch von mir sagen können: „Ich baue!“ aber nicht nur die Häuser, die längs des Flusses entstanden sind — ich baue Dinge, die man nicht sieht, die aber schwerer oft hinzustellen sind als ein neues Haus, denn das Material ist feiner als Ziegel, Mörtel und Steine — es ist Selbstüberwindung und Menschenliebe!

Darum werde ich jedes Jahr — und Raimund kennt mein Vorhaben und billigt es! — eine Zeit lang auf Schloß Josephsthal leben, werde mich den Leuten, den Beamten nicht entfremden, werde getreulich aus der Nähe, wie aus der Ferne, wachen über allem, was geschaffen wurde und was noch geschaffen werden soll. Meine alte Françoise nehme ich mit mir in meine neue Häuslichkeit, sie würde die Trennung von mir nicht ertragen, sie würde denken, Mignonne könne nur von ihr frisiert und bedient werden, und sie wird, davon bin ich überzeugt, heimlich drei Kreuze schlagen, wenn sie das ‚Exil‘, in dem sie mehr als drei Jahre hat aushalten müssen, verlassen kann. Meine gute Frau von Sperber, die Du mit Recht in Dein Herz geschlossen hast, wie sie Dich, bleibt hier. Sie hat mich darum gebeten, und ich habe es ihr mit Freuden bewilligt. Kennt sie doch meine Intentionen, wird sie mir doch getreulich über alles und jedes berichten und in meinem Sinn und Geist regieren — freilich nur, soweit Vetter Cecils praktische Weisheit dies zuläßt. — Die Kinder werden mich hier freilich vermissen, sie hängen wirklich an mir, und das diesjährige Kinderfest fiel, im stillen Gedenken an die nahe Trennung, so besonders schön und reichlich aus, daß allgemeiner Jubel herrschte. Aber meine getreue Frau von Sperber wird die kleine Gesellschaft nicht vergessen — — und auch ich werde das nicht!

Morgen, Maria, versende ich die Verlobungsanzeigen — in acht Wochen, so Gott will, heiße ich Alexandra Hagedorn! Du warnst mich immer: ich soll mir meine Zukunft nicht zu rosig ausmalen .... das versuche ich redlich, Liebste, Beste! Ein schattenloses Glück — wer darf das beanspruchen — wer erwarten? Aber ich liebe, und ich werde geliebt — darin liegt Glück die Fülle! Bestätige Du es mir — Du, selbst eine glückliche, liebende und geliebte Frau!

Sowie die Ferien beginnen, kommt Ihr! Ihn werdet Ihr schon vorfinden. Auf frohes Wiedersehen!

Deine Alix!“

Das Kartenschlagen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. P. Schellhas.

Es war zu einer späten Abendstunde im Floréal des Jahres I der französischen Republik — im Mai 1793 —, als drei Männer die Rue Tournon in Paris durchschritten und das Haus Nr. 153 (heutzutage Nr. 5) betraten. An der Thür des Hauses sah man ein Schild mit der Aufschrift „Mlle. Lenormand, Buchhändlerin." Die drei Männer waren unauffällig gekleidet und in große Mäntel gehüllt, indessen ein aufmerksamer Menschenbeobachter hätte in ihren Zügen doch eine beredte Sprache lesen können. Der erste hatte einen intelligenten Gesichtsausdruck, und seine dünnen, fest zusammengepreßten Lippen verrieten rücksichtslose Entschlossenheit und die Fähigkeit grausamen Hasses, der zweite zeigte wilde, gemeine und brutale Züge und die funkelnden Augen eines Tigers, der dritte ein ideal schönes, schwärmerisches Antlitz, aber zugleich den leidenschaftlichen Ausdruck eines Fanatikers seiner Ueberzeugungen.

Die Männer betraten ein einfach ausgestattetes Zimmer und wurden von einer stattlichen jungen Dame anfangs der zwanziger Jahre mit klug blickenden Augen empfangen.

„Bürgerin Lenormand," sagte der eine der Besucher, „erschrecken Sie nicht! Wir wünschen von Ihnen unsere Zukunft zu erfahren."

Die Angeredete stutzte einen Augenblick, mischte dann mehrere Kartenspiele und begann die Karten auf dem Tische auszubreiten. „Ihr Schicksal war mir schon bekannt, Bürger," sagte sie dann zögernd und sehr betreten, „und die Karten bestätigen es auch heute wieder. Erlassen Sie mir, es auszusprechen, fragen Sie nicht!"

„Wir sind nicht Männer, die man durch Prophezeiungen schrecken kann. Sprechen Sie!"

„Nun, wenn Sie es denn wünschen: Sie werden, ehe noch das kommende Jahr vollendet ist, alle drei eines gewaltsamen Todes sterben —"

Die Besucher entfernten sich mit gezwungenem Lachen.

Es waren Robespierre, Marat und Saint-Just. Marat wurde zwei Monate später von Charlotte Corday ermordet, die beiden andern endeten im Juli 1794 auf der Guillotine. Und die Wahrsagerin, die ihnen ihr Schicksal vorhergesagt hatte, war die berühmte Kartenlegerin Lenormand, die Sibylle von Paris ...

So wird uns erzählt, und wer die damalige Zeit kennt, der wird kein Bedenken haben, an dieser Erzählung jedenfalls so viel für wahr zu halten, daß die drei großen Revolutionsmänner in der That die bekannte Kartenlegerin aufgesucht haben. Zur Zeit, als diese Scene spielte, griff das Schicksal gewaltig in die Lebensverhältnisse ein. Menschen, die heute noch angesehen und wohlhabend dastanden, bestiegen auf irgend ein unvorsichtiges Wort, eine heimtückische Denunziation hin morgen das Schafott; charakterlose Abenteurer aus der Hefe des Volkes kamen zu Ehren, um über kurz oder lang von ihrer Höhe zu stürzen; zahllose Familien hatten Angehörige, die in den Gefängnissen schmachteten, aus denen es selten einen andern Ausgang gab als den zur Guillotine. Der Boden war mit Blut gedüngt, niemand war des morgigen Tages sicher. Eine solche Zeit war dem Wahrsagewesen günstig wie keine zweite. Alle Gesellschaftsklassen strömten in das kleine unscheinbare Haus in der Rue Tournon, in dem vom Jahre 1792 bis zu ihrem Tode die Sibylle wohnte, die mit Hilfe der Karten den dunklen Schleier der unheimlichen, drohenden Zukunft zu lüften verstand und von deren Kunst man Wunderdinge erzählte.

Marie Anne Lenormand war im Jahre 1790 als junges Mädchen nach Paris gekommen, um sich einen Broterwerb zu suchen. In Alençon (Orne) 1772 geboren, hatte sie eine gute Erziehung im Kloster der Benediktinerinnen genossen; sie war nicht ungebildet und vor allem eine Menschenkennerin ersten Ranges, von feiner Beobachtungsgabe und sicherem Takt, den sie oft bei ihren Wahrsagungen hochstehenden Persönlichkeiten gegenüber zu bewähren hatte. Es mag sein, daß sie überdies eine hochgesteigerte Fähigkeit besaß, aus der Gegenwart, aus den gegebenen Situationen und aus den Charakteren der Personen, die sie aufsuchten, im natürlichen Zusammenhang der Dinge auf die Zukunft zu schließen. Nur diese Eigenschaften können die Erfolge erklären, die sie erzielte. Ihre Karten dienten ihr dabei wahrscheinlich nur als nebensächlicher Hokuspokus, als äußerliches Beiwerk für ihre nach den Schilderungen der Zeitgenossen oft wunderbar zutreffenden Prophezeiungen.

In der Lenormand erreichte ein Aberglaube seine höchste Blüte, dessen Entstehung und Entwicklung wir in Frankreich vorzugsweise beobachten können. Die abergläubische Kunst des Kartenschlagens oder Kartenlegens wurde von jeher in den romanischen Ländern besonders gepflegt. Die romanischen Völker sind im allgemeinen mehr zum Aberglauben und zu phantastischer Mystik geneigt als die nüchterne germanische Rasse. Die abergläubische Sitte tritt gleichzeitig mit den Spielkarten überhaupt in Europa auf, sie wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts besonders durch die Zigeuner, die Träger und Vermittler so vielen Aberglaubens, eingeführt und fand allmählich immer weitere Verbreitung.

Wir hören, daß schon unter Ludwig XIV eine gewisse Marie Ambruget großes Ansehen als „Cartomancienne" genoß, wie der französische Ausdruck für diese Art von Wahrsagerinnen lautet. Sie soll dem König den Sieg bei Denain über den Prinzen Eugen vorhergesagt haben, wofür sie nach Eintreffen ihrer Prophezeiung von dem „Roi soleil" ein Honorar von 6000 Livres erhalten haben soll. Unter Ludwig XV begann die Kartenschlägerei bereits in der guten Gesellschaft Mode zu werden; es werden uns die Namen verschiedener Kartenschläger und Kartenschlägerinnen genannt, die großen Zulauf hatten.

Kein Aberglaube ist so dumm und ungereimt, daß man ihn nicht in ein System bringen könnte. Wie Frankreich in der Lenormand die berühmteste Pythia des Kartenschlagens hervorgebracht hat, so war auch der erste Theoretiker dieser „Kunst", der sie mit vieler Gelehrsamkeit zu einer „Wissenschaft" erhob, ein Franzose. Alliette hieß dieser „Gelehrte des Kartenschlagens", er war ein Perückenmacher seines Zeichens. Unter dem Pseudonym Etteilla, einer Umkehrung seines Namens, schrieb er in den Jahren 1780 bis 1790 — also vor der Lenormand — sehr tiefsinnige Werke über die Theorie der Kunst, aus den Karten zu wahrsagen, eine Sammlung abergläubischer und phantastischer Weisheit, angeblich aus uralten ägyptischen und chaldäischen Quellen geschöpft. Er wurde der Hohepriester des Kartenschlagens, der dem Aberglauben Ordnung und System gegeben hat, und noch heute gilt er als der Meister der Theorie dieser Kunst; die zahllosen Anleitungen dazu stützen sich auf die Autorität des „berühmten Etteilla."

Ueber Alliette und seine Anhängerschaft brausten die Stürme der Revolution dahin, und in den gewaltigen politischen Umwälzungen verschwand er vom Schauplatze der öffentlichen Wirksamkeit, die für ihn immerhin so einträglich gewesen war, daß er ein eigenes Haus in Paris und ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß. Er hatte den Boden vorbereitet für das Auftreten seiner größeren Nachfolgerin, der Lenormand, die ihm in der Praxis bedeutend überlegen war. Sie, die in einer Zeit der gewaltigsten politischen Umwälzungen in Europa lebte, sah in ihrem Kabinett fast alle Größen, geistige und politische Berühmtheiten ihrer Epoche, sie hat unter vier Augen mit ihnen gesprochen, ihre geheimen Wünsche erfahren, sie hat ihre Physiognomien, ihre Charaktere studiert, ihre verborgenen Schwächen beobachtet. In der That, die Lebensgeschichte der Lenormand bietet uns eine der seltsamsten Komödien des Aberglaubens — ein heiteres Schauspiel glücklicherweise, denn wir können nicht sagen, daß der Einfluß der berühmten Sibylle irgendwie direkt unheilvoll gewesen sei. Dazu war sie zu sehr die Wahrsagerin der großen Welt, in der man den Ton des Anstands wahren mußte. Man kann nur staunen, wenn man hört, wer alles bei ihr sich Rat erholt hat. Wenn sie ihre Memoiren geschrieben hätte, so würden wir darin zweifellos manchen interessanten Beitrag zur intimeren Zeitgeschichte finden. Leider hat sie nur eine Reihe von Schriften hinterlassen, die zwar vielfach an die politischen Ereignisse der Zeit anknüpfen, aber von phrasenhaftem Stil, mit Prophezeiungen untermischt und ohne tieferes Interesse sind. Diese Werke hatte sie

Digitized by Google

selbst im Verlag, und darum bezeichnete sie sich in der Oeffentlichkeit als Buchhändlerin. Gewiß wurde die Lenormand vielfach lediglich aus Neugierde aufgesucht; die Beschäftigung mit der Wahrsagerei galt als eine Art seltsamer Unterhaltung, die einmal Mode war, aber es gab genug Leute, die sie in ernsten Dingen zu Rate zogen und sie in ihre geheimsten Angelegenheiten einweihten. Und dazu gehörte z. B. die erste Gemahlin Napoleons I, Josephine Beauharnais, bei der sie besonderes Vertrauen genoß. Schon als diese noch Madame Beauharnais war, soll die Lenormand ihr den Tod ihres ersten Gatten und ihre Wiederverheiratung mit einem Offizier vorhergesagt haben, dessen Stern sie noch zu hohen Ehren bringen werde, und ebenso ihre spätere Scheidung von Napoleon I. Auch als Kaiserin ließ Josephine noch die Wahrsagerin in ihr Palais kommen. Hier hat diese auch, wie sie selbst erzählt, eine Begegnung mit Napoleon gehabt, der sie schon vor Jahren konsultiert haben soll, als er den abenteuerlichen Plan hegte, Frankreich zu verlassen und in die Dienste des Sultans zu treten. Sie hat auch auf Veranlassung der Kaiserin Josephine im Jahre 1807 das vollständige Horoskop Napoleons I aufgestellt, das ihr bei ihrer Verhaftung im Jahre 1809 abgenommen und seitdem auf der Pariser Polizeipräfektur aufbewahrt wurde und in dem man auch eine Stelle finden will, die auf Napoleon III deutet. Wir glauben indessen kaum, daß ein Mann wie Napoleon I ihren Wahrsagungen eine ernstere Bedeutung beigelegt hat. Sehr erklärlich ist dagegen das Vertrauen, das ihr seitens der Kaiserin Josephine entgegengebracht wurde. Denn diese war Kreolin von Geburt und abergläubisch wie nur eine Kreolin es sein kann.

Ludwig XVIII hat schon als Graf von Provence am Abend vor seiner Flucht aus Paris die Lenormand aufgesucht und gab ihr auch als König häufig geheime Audienzen in den Tuilerien; sie soll ihm die Ermordung des Herzogs von Berri vorhergesagt haben.

Erster Frost.
Nach dem Gemälde von M. Korochansky.

Die Fürsten, die im Jahre 1818 zum Aachener Kongreß versammelt waren, suchten fast alle die Sibylle auf, die sich damals ebenfalls nach Aachen begeben hatte. Friedrich Wilhelm III von Preußen soll sich, wie erzählt wird, als Bauer verkleidet und scherzend zu ihr geäußert haben, er sei „un paysan sans soucis“ („ein Landmann ohne Sorgen“), worauf sie ihm schlagfertig erwidert habe: „Das ist richtig, da Sie der Besitzer von Sanssouci sind.“ Wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ 1840 bei Gelegenheit des Todes Friedrich Wilhelms III berichtete, soll die Lenormand im Jahre 1815 dem Könige sein Todesjahr und dasjenige Napoleons I richtig vorhergesagt haben. Ein merkwürdiges Schauspiel fürwahr, zu sehen, wie die Männer, die selbst an der Geschichte ihrer Zeit mitarbeiteten, das Orakel der Kartenschlägerin zu Rate zogen!

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine Wahrsagerin, die von politischen Persönlichkeiten der verschiedensten Parteien aufgesucht wurde, selbst auf das zu den Zeiten der Lenormand nicht ungefährliche politische Gebiet geriet. Es widerfuhr ihr mehreremal, daß sie sich mit den herrschenden Gewalten in Konflikt setzte. Gleich in der ersten Zeit ihrer Wirksamkeit wurde sie vom Wohlfahrtsausschuß als verdächtig verhaftet und kurze Zeit gefangen gehalten. Später hatte sie das Mißgeschick, sich den Zorn Napoleons I zuzuziehen. Eine Wahrsagerin, die seinem Ruhm als Heroldin diente, hätte sich Napoleon gefallen lassen, aber niemand, auch die Sibylle nicht, durfte es wagen, ihm zu widersprechen oder seinen Unternehmungen ungünstigen Ausgang vorherzusagen. Als sie dem ersten Konsul, der eine Expedition gegen England plante, öffentlich den Mißerfolg einer Landung an der großbritannischen Küste vorhersagte, wurde sie verhaftet und mit einem Jahre Gefängnis in einem Kloster bestraft. Noch einmal wagte sie es, den Gewaltigen herauszufordern, dessen Willen niemand trotzen durfte. Im Jahre 1809 wurde sie abermals wegen ungünstiger Prophezeiungen, die sie veröffentlicht hatte, gefangen gesetzt und später ausgewiesen. Sie rächte sich, indem sie von Brüssel aus Napoleons Untergang in einer Schrift vorhersagte, eine Prophezeiung, die ihrem historischen Scharfblick Ehre macht. Mlle. Lenormand ist stets von Gesinnung Royalistin gewesen, und diese Gesinnung machte sie zeitweise besonders populär. Als am 31. März 1814 die Verbündeten in Paris einzogen, wurden ihr von der Menge Ovationen gebracht, weil sie die Wiederherstellung der Dynastie prophezeit hatte.

Die Thatsache, daß die Großen und Mächtigen dieser Erde zu jener Zeit fast alle die Sibylle von Paris aufgesucht haben, kann uns psychologisch nicht in Erstaunen setzen. Einmal ist ja bekannt, welchen Einfluß die Mode auf alle Gesellschaftsklassen hat, und die Lenormand war eben damals Mode. Dann aber sind solche Menschen, die auf den politischen Höhen stehen, Herrscher und Staatsmänner, dem Schicksal in seinen großen Wandlungen mehr ausgesetzt, ihr Interesse, sozusagen, an der Zukunft ist ein größeres als bei den Menschen, die in der Alltäglichkeit leben, und so ist das Verlangen, in die Zukunft zu blicken, bei jenen sehr erklärlich. Im Charakter Wallensteins hat Schiller diesen Zug meisterhaft dargestellt. Wie der bekannte langjährige Vorleser Kaiser Wilhelms I, der Hofrat Louis Schneider, in seiner Lebensgeschichte des Kaisers erzählt, hatte er oft die Gelegenheit, zu beobachten, daß in den Kreisen der

Digitized by Google

Fürsten und Herrscher ein besonderes Interesse für übernatürliche Dinge, für Geister- und Gespenstergeschichten und Wahrsagungen vorhanden ist, eine Schwäche, von der übrigens, wie er ausdrücklich hervorhebt, Kaiser Wilhelm selbst gänzlich frei gewesen sei. Schneider erklärt diese Erscheinung durch den unheimlichen Reiz, den die Vorstellung von unerklärlichen Einflüssen, die auch dem Mächtigsten nicht erreichbar sind und denen auch der gewaltigste Herrscher unterworfen ist, für die Mächtigen der Erde hat.

Ueber die Art und Weise, wie die Lenormand ihre Kunst ausübte, berichten uns verschiedene Zeitgenossen, so ein deutscher Geistlicher, den die Ereignisse von 1813 nach Paris geführt hatten. Die Wahrsagerin ließ sich für das „grand jeu“ („große Spiel“) 4 Napoleonsd'or und für das „petit jeu“ („kleine Spiel“) die Hälfte bezahlen, je nachdem ihre Prophezeiungen eingehend waren. Sie fragte den Besucher nach dem Anfangsbuchstaben seines Taufnamens, seines Vatersnamens, seines Heimatlandes und seines Geburtsortes, nach dem Tage der Geburt und endlich nach dem Namen seiner Lieblingsblume, seines Lieblingstieres und desjenigen Tieres, das ihm am meisten zuwider sei. Dann breitete sie nach den üblichen Vorbereitungen durch Mischen und Abheben eine Anzahl der verschiedenartigsten Kartenspiele auf dem Tische aus, und endlich studierte sie die Linien der Hand. Man sieht, daß sie einmal auf eine gewisse Charakteristik des Besuchers ausging und anderseits nicht nur das Kartenschlagen, sondern auch die Handwahrsagerei oder Chiromantie pflegte. Zum Schluß äußerte sie sich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Besuchers in längerer Ausführung, die sie auf Wunsch auch schriftlich gab. Im übrigen verschmähte sie den mystischen Humbug in ihrem Aeußeren und ihrer Umgebung und war entsprechend ihrer eleganten Kundschaft mehr Weltdame als Zauberin und Hexe. Wie einträglich ihr Gewerbe war, zeigte sich bei ihrem Tode. Als sie im Jahre 1842 starb, hinterließ sie ein Vermögen von über einer Million Franken und eine ganze Anzahl kostbarer Gemälde und Kunstwerke.

Mlle. Lenormand — sie ist unverheiratet geblieben — bezeichnet den Höhepunkt der Kartenschlägerei. Keine ihrer Nachfolgerinnen hat im entferntesten wieder die Bedeutung gehabt und solche — Einnahmen wie sie. Die Zeiten waren der Wahrsagerei nicht mehr so günstig wie früher, der Aberglaube hatte aufgehört, Mode zu sein. In den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts gelang es in Paris noch einmal einem Wahrsager nach der Art der Lenormand, einem gewissen Edmond, einigen Ruf zu erlangen und die höheren Kreise der Gesellschaft anzuziehen, indessen war das nur eine vorübergehende Erscheinung.

In Deutschland hat die Kartenschlägerei niemals ähnliche Blüten hervorgebracht wie in Frankreich. Vereinzelt haben wir Beispiele, daß geschickte Schwindler und Schwindlerinnen einen größeren örtlichen Wirkungskreis gefunden und mehr oder weniger große Einnahmen erzielt haben, irgendwelche zeitgeschichtliche Bedeutung haben solche Erscheinungen nicht gehabt. Heutzutage blüht der Aberglaube vorzugsweise im geheimen. Wir wollen nicht behaupten, daß er ausschließlich auf die Ungebildeten beschränkt sei; denn gelegentlich zeigen uns Gerichtsverhandlungen, wenn es einmal einem solchen Betrüger gefährlicherer Art an den Kragen geht, daß auch in den gebildeten Kreisen die Anhänger der Wahrsagerei nicht fehlen. Aber es ist nicht mehr „guter Ton“, an dergleichen zu glauben; man schämt sich heutzutage, zu einer Wahrsagerin zu gehen, weil es als ein Zeichen von Unbildung gelten würde. Zum Teil wird die Kartenschlägerei ja vielfach als Scherz geübt, als harmlose Unterhaltung wie das Bleigießen in der Sylvesternacht und ähnliches. Insgeheim aber hat sie ihre Anhänger und besonders Anhängerinnen. Auf dem flachen Lande sind es umherziehende Zigeuner, Hausierer, Handels- und Jahrmarktsleute, die vor dem leider immer noch sehr abergläubischen Landvolk ihre schmutzigen Karten ausbreiten, stets in Furcht vor dem Gendarm und der Polizei. In den Städten sind es gewöhnlich einzelne ältere Frauen, die im geheimen ihren Kundenkreis haben, ganz besonders unter den Mädchen, denen der Liebste untreu geworden ist, oder die wissen wollen, ob er sie heiraten wird. Aber man sagt, daß mitunter — natürlich inkognito — auch andere Leute erscheinen. Ja, diese Kartenschlägerinnen kündigen sich sogar in den Zeitungen an, allerdings sehr verblümt, denn unsere Rechtsprechung steht auf dem Standpunkt, daß die öffentliche Ankündigung der Wahrsagerei als „grober Unfug“ aus § 360 Nr. 11 des Strafgesetzbuches zu bestrafen ist. Es ist das eine der bekannten freieren Auslegungen des „Groben-Unfug-Paragraphen“, die gewiß in diesem Falle nicht zu tadeln ist. Ebenso können in dem Wahrsagen gegen Entgelt unter Umständen die Voraussetzungen des Betruges gefunden werden. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Kartenschlägerei, wie viele andere abergläubische Bräuche, im Abnehmen begriffen ist. Anderer, mehr moderner Aberglaube ist an ihre Stelle getreten.

Blätter und Blüten.

Waldfriedhof.

(Zu dem Bilde S. 765.)

Am Hügelsaum kennst du den Mauerrand?
Dahinter liegt das stillste Stückchen Land!
Wie milde Trauer träumt es dort waldein
Im Abendschein.

Die Fichtennadeln regnen fort und fort
Ganz leis auf eingesunk'ne Gräber dort;
Die Drossel singt ein Lied von süßer Ruh'
Den Toten zu.

Es ist, als schliefen dort im Waldpalast
Der Menschheit letzte Sprossen ihre Rast;
Und um sie webt goldgrün ihr Totenkleid
Die Ewigkeit!

Max Haushofer.

Aufruf für Edmund Stubenrauch. Ein tragisches Geschick hat den bekannten thüringer Volksdichter Edmund Stubenrauch in Hellingen im Herzogtum Koburg ereilt. Der Poet, der den Pflug besang, mit dem er seine Heimaterde bestellte, den Bach, an dem er nach heißem Mühen träumend rastete, die Sterne, die ihm auf dem Heimweg erstrahlten, und den Nachtwind, der ihm geheimnisvolle Märchen zuflüsterte, hat jetzt Abschied nehmen müssen von allem, was so lebensvoll zu ihm sprach, was er durch die Macht seines quellfrischen dichterischen Gemüts beseelte. Zu lange war Frau Sorge seine Begleiterin gewesen; sie entwand ihm die Laute und umringte ihn mit den schwarzen Schatten, von denen jetzt sein kranker Geist sich verfolgt wähnt. So ist ein Poet aus der Reihe der Schaffenden gedrängt worden, den die Kritik nach seiner letzten verheißungsvollen Gabe „Pflug und Laute“ (Verlag von Baumert u. Ronge in Großenhain) als einen wahren Volksdichter, bei dem größte Innigkeit mit markiger Kraft sich verschmolz, feierte, und so ist ein Mann im Staub der Straße verschmachtet, ehe er für die Zukunft der Seinen zu sorgen vermochte. Sein Gütchen seinem heranwachsenden Sohne zu erhalten, bildet jetzt die Sorge seiner Frau und seiner Freunde. Wer dazu helfen will — und gewiß werden sich im Leserkreise der „Gartenlaube“ viele finden, die nicht ohne innere Anteilnahme von diesem düsteren Poetenlos hören und zu einem Liebeswerk beitragen wollen — sende sein Scherflein an die Kasse der Koburg-Gothaischen Kreditgesellschaft in Koburg, von der die gesammelten Spenden der Frau Stubenrauch eingehändigt werden sollen.

Erdpyramide in Südtirol. (Zu dem Bilde S. 741.) An vielen Punkten Tirols verteilt finden sich merkwürdige Erdgebilde. Auf einem senkrechten oder pyramidal nach oben sich verjüngenden Felsenpfeiler ruht ein großer Block hutähnlich aufgesetzt. Schon beim Ueberwinden der ersten Brennerhöhe bemerkt man bei Station Patsch diese sonderbaren Gestalten jenseit der Schlucht sich über der vielfach gewundenen Brennerstraße erheben; bei Bozen finden sich ihrer gegen hundert in der Nähe von Klobenstein (vgl. die Abbildung S. 449 im Jahrgang 1896) und weiter zu gegen Meran über dem Schloß Tirol treten solche Pyramiden fast nadelförmig auf.

Die Entstehung dieser interessanten Gebilde ist an besondere Bedingungen geknüpft. Nur da, wo einstmals vor unvordenklichen Zeiten gewaltige Gletscher Moränen vor sich hergeschoben haben, oder wo von den Bergen herab in den Rinnsalen alter Wildwässer Jahrtausende hindurch der Trümmerschutt der Felsen sich anhäufte, können Erdpyramiden entstehen. Dieser Trümmerschutt muß aber auch noch eine besondere Zusammensetzung haben; es müssen vereinzelte große Felsblöcke oder Platten, möglichst wagerecht gelagert, in einer aus kleineren Steinen gebildeten Masse stecken. Während nun Regen und Ablaufwasser der Berghänge das leichtere Geröll fortschwemmen, beschützt die große Felsplatte wie ein Regenschirm die unter ihr liegenden kleineren Gesteinspartikeln, die sie durch ihren Druck noch dazu fester zusammenhält. Und so kommt es, daß aus dem allmählich abgetragenen Grunde ein Steinpfeiler emporragt, wie ihn unsere Abbildung zeigt, die nach einer bei Ruine Ravenstein in der Nähe von Bozen stehenden Erdpyramide gefertigt ist. Da das Gestein meistens sehr fest zusammengebacken ist, schreitet die Verwitterung nur langsam fort, und derartige Gebilde können daher weit über ein Menschenalter hinaus scheinbar unverändert an gleicher Stelle stehen, bis endlich die rastlose Arbeit der kleinen Kräfte, die unsern ganzen Erdball umformt, ihren

Digitized by Google

Fuß untergräbt und in irgend einer Gewitternacht wieder ein paar solcher Kolosse unter donnerartigem Krachen zusammenbrechen, den Felsgrund mit Trümmern besäend. H. M.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Stuttgart. (Mit Abbildung.) Unmittelbar nach dem Tode Kaiser Wilhelms I trat im März des Jahres 1888 eine Anzahl von Bürgern in Stuttgart zusammen, um die Errichtung eines würdigen Denkmals für den glorreichen Führer Deutschlands in der großen Zeit seiner Erhebung in Anregung zu bringen. Ein Komitee wurde gewählt, und das Ehrenpräsidium übernahm Prinz Wilhelm von Württemberg, der auch als König nach seiner im Jahre 1891 erfolgten Thronbesteigung die Arbeiten zur Errichtung des Denkmals mit Rat und That förderte. Nicht nur die Stadt Stuttgart, sondern das gesamte Land Württemberg beteiligte sich an den Sammlungen, und als die Mittel gesichert waren, wurden mehrere Preisausschreiben veranstaltet. Man einigte sich schließlich dahin, den Entwurf von Prof. W. v. Rümann und Prof. Friedr. Thiersch in München zur Ausführung zu bringen. Als Ausstellungsort wurde der schöne von Baumanlagen umrahmte Karlsplatz in Stuttgart bestimmt. Den Guß besorgte die kunstgewerbliche Werkstätte von Paul Stotz in Stuttgart, während die Granitarbeiten das Granitwerk Blauberg lieferte.

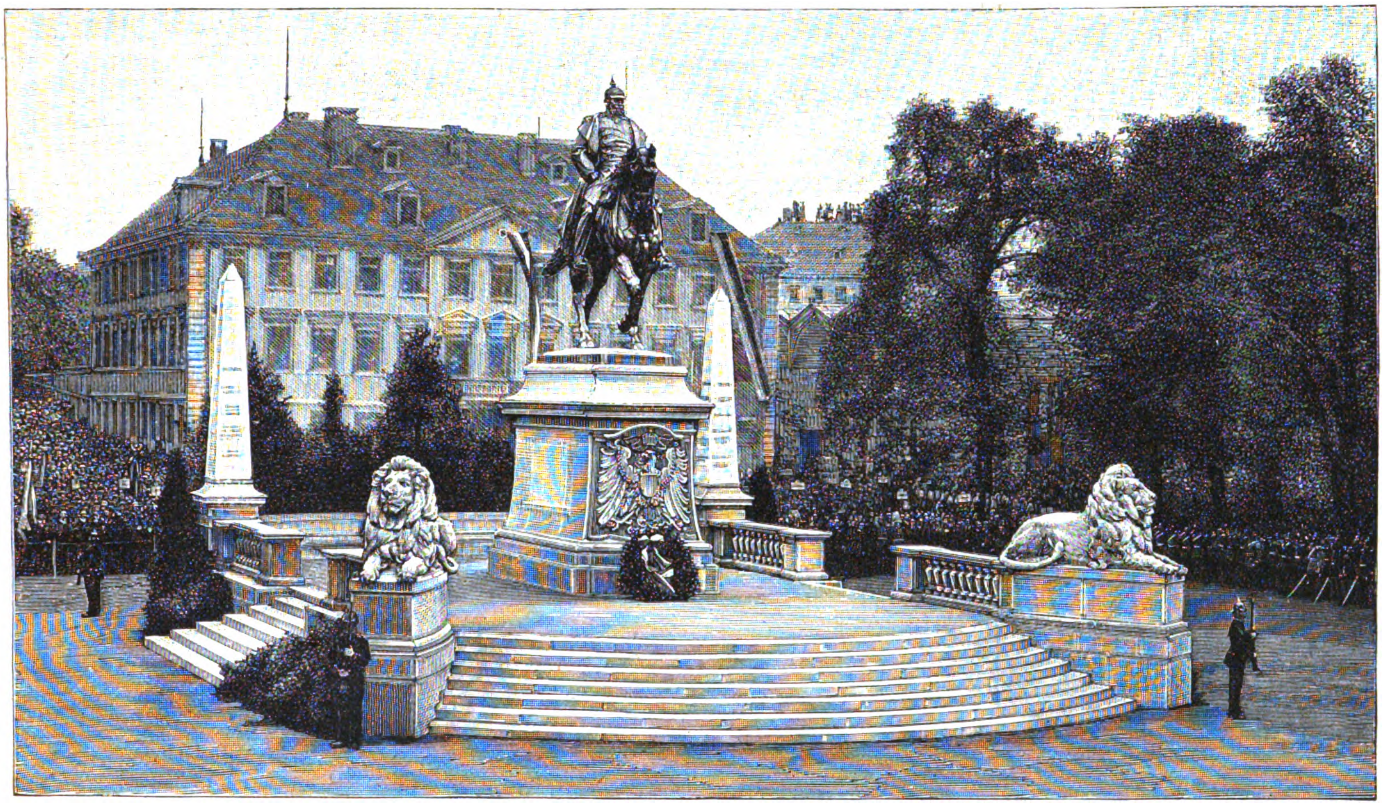
Am 1. Oktober dieses Jahres wurde das Kaiser Wilhelm-Denkmal im Beisein des Königs und der Königin feierlich unter Kanonendonner und Glockengeläute enthüllt. Eine vieltausendköpfige Festversammlung füllte den Platz, Abordnungen aller Stände waren vertreten, das Militär marschierte mit Fahnen und Standarten auf, die Krieger-, Turn- und andere Vereine waren erschienen, und, von ihren Lehrern geleitet, nahmen gegen 10 000 Schulkinder an der erhebenden Feier teil.

Das Denkmal macht einen überaus schönen und harmonischen Eindruck. Sein mächtiger Unterbau besteht aus Granit; an der Vorderseite ruhen zwei Löwen, während an der Rückseite zwei schlanke Obelisken emporragen; auf ihnen sind mit goldenen Lettern Daten eingetragen, die an die ruhmreichen Siege vom Jahre 1870/71 und an die Gründung des Deutschen Reiches erinnern. In der Mitte des Unterbaues ruht ein Sockel aus Granit, mit dem Reichswappen geschmückt, und hoch oben steht das eherne Reiterstandbild des Heldenkaisers.

Kaiser Wilhelm I ist in einfachem Interimsrock und langem Mantel dargestellt, der Helm deckt sein Haupt, seine Linke hält die Zügel und die Rechte stützt sich auf die Hüfte. Das prächtig modellierte Pferd schreitet langsam aus mit wehendem Schweife. In seiner Gesamtheit wirkt das Denkmal überaus vorteilhaft. Da ein Uebermaß an Nebenschmuck vermieden wurde, tritt das Hauptstück, die Reitergestalt, um so mächtiger und ausdrucksvoller hervor.

Am St. Leonhardstag in Tölz. (Zu dem Bilde S. 744 und 745.) Uralt heilige Bräuche aus sagenhafter Vorzeit leben auf, wenn sich am 6. November in Tölz die Bauern der Landschaft zu ihrer berühmten Wagenprozession auf den Kalvarienberg vereinigen. Den alten Germanen schon war die Höhe ein heiliger Berg; an die Stelle der Opferstätte, auf welcher man seinen Besitz an Rossen und Herden dem Schutze Wotans empfahl, ist die Kapelle getreten, in welcher nun auch schon seit unvordenklicher Zeit Sankt Leonhard als Schutzpatron von Pferd und Rind verehrt wird. Naive Religiosität in inniger Mischung mit weltlichem Behagen giebt diesem kirchlichen Fest einen ganz besonders anziehenden Reiz. Es ist eine reiche fruchtbare Gegend dort oben in dem bayrischen Alpenvorland an den Ufern der Isar, mit stattlichen Gehöften. Und der Vollbauer, der mit den vier besten seiner Gäule seinen altehrwürdigen Leonhardswagen bespannt, welcher nur an diesem Tag in Gebrauch kommt, legt für die Fahrt nicht nur seinen Sonntagsstaat an, er steckt auch manch harten Silberthaler in den Beutel; denn es ist ihm eine Ehrenpflicht, nach der Rückkehr von der Fahrt sein Gesinde reichlich zu bewirten. Mit feierlichem Ernst besteigen in der Frühe die Dirndln, mit ihrem besten Schmuck über dem seidenen Fürtuch, den Wagen; aber nach dem Gottesdienst wandelt sich der Leonhardstag für alle in fröhliche Lustbarkeit, und bei dem Tanz, der das Fest krönt, gelangt so mancher stille Herzenswunsch zur Erfüllung, an welche früher oder später sich wohl gar eine Hochzeit schließt.

So ein Leonhardswagen, wenn er zur Fahrt bereit steht, ist an sich schon eine Sehenswürdigkeit. Die Längswände der festgefügten „Truhe“ sind schön bemalt; auf dem hellblauen Grund sieht man Scenen aus dem Leben des Landmanns und Heiligenbilder, von gereimten Sprüchen umgeben. Wie die reichgeschirrten Pferde an Schopf und Mähne mit Zweigen und Bändern geschmückt sind, so ist auch der Wagen rings mit frischem Grün besteckt und mit Blumengewinden umhangen. Auf mancher „Truhe“ finden sich kunstreiche Nachbildungen von Kapellen oder dem Kalvarienberg. Mit leuchtenden Farben aber belebt sich der Wagen, wenn die Frauen und Mädchen in ihren kleidsamen Trachten ihre Plätze einnehmen. Die Burschen kommen auf ein Trittbrett am Ende des Wagens zu stehen oder geben diesem zu Pferd das Geleit. Die Führung übernimmt der Hofbauer selbst; er lenkt vom Sattelgaul aus seine Rosse. In der Hauptstraße von Tölz treffen sich die Wagen und ordnen sich zum Zuge. Ein Herold mit Banner reitet voraus, dem die Kaleschen der Geistlichkeit und des Magistrats folgen. Während der Priester vor der St. Leonhardskapelle den Segen spendet, fährt ein Wagen nach dem anderen an ihm vorüber. Die Zahl derselben beläuft sich bis auf siebzig. Diese Einsegnung wird von allen Beteiligten mit Gesängen und Gebeten begleitet. Ist das sich daranschließende Hochamt vorüber, so beginnt ein allgemeines Begrüßen. Auf dem Platz vor der Kirche, wo die Wagen jetzt halten, stehen Buden mit Erfrischungen. Die Flaschen kreisen unter den Männern; alt und jung trinkt sich zu. Dann geht's unter heiteren Gesprächen und lustigem Peitschengeknall hinunter nach Tölz, wo die Wirtshäuser in festlichem Schmuck der Gäste harren. Schnell füllen sich die Räume, und oft sehen sich die zuletzt Anfahrenden genötigt, zunächst auf dem Wagen zu bleiben und dort den ersten Erfrischungstrunk entgegenzunehmen. Der Leonhardswagen auf dem Bilde von Friedrich Prölß, das unser Holzschnitt auf S. 744 und 745 wiedergiebt, befindet sich in der Einfahrtshalle eines Tölzer Wirtshauses. Das eine der Mädchen, mit dem weißen Adlerflaum auf dem Hut, hat soeben einen frisch gefüllten Maßkrug von einem ihr befreundeten Burschen gereicht bekommen und plaudert vergnügt mit ihm, während die neben ihr stehende Schwester ungeduldig nach ihrem Schatz ausschaut. Die gegenübersitzende Freundin ist noch von andächtiger Stimmung umfangen.

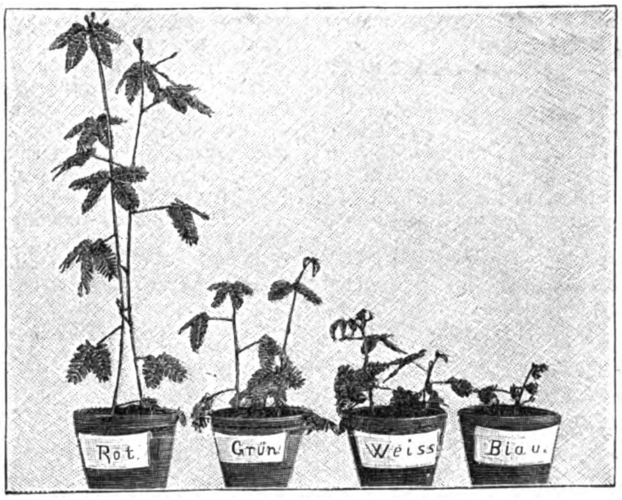


Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Stuttgart.
Nach einer Photographie von O. Hirrlinger in Stuttgart.

Digitized by Google

Einfluß verschiedenfarbigen Lichtes auf das Pflanzenwachstum. (Mit Abbildung.) Die Botaniker haben schon seit längerer Zeit festgestellt, daß verschiedenfarbige Lichtstrahlen verschiedenartig auf die Entwicklung der Pflanzen wirken. Neuerdings hat der bekannte Astronom Camille Flammarion in der Nähe seines Observatoriums in Juvisy sehr interessante Versuche ausgeführt. In vier Glaskästen wurden gleich starke Pflanzen einer und derselben Pflanzenart gesteckt. Der eine Kasten wurde mit roten, der zweite mit grünen, der dritte mit blauen und der vierte mit weißen Glasscheiben versehen. Nach drei Monaten waren die Unterschiede in dem Wachstum der Pflanzen auffallend. Unsere der Zeitschrift „La Nature“ entnommene Abbildung stellt das Ergebnis des Versuchs mit der Sinnpflanze (Mimosa pudica) dar, deren fiederartige Blättchen beim Berühren sich aneinander legen und herabneigen.

Unter den weißen Glasscheiben hat sich die Pflanze normal entwickelt und erreichte eine Höhe von 100 mm, unter dem Einfluß blauen Lichtes ist sie gar nicht gewachsen und hat ihre Empfindlichkeit völlig eingebüßt; im grünen Lichte wurde die Mimose 152 mm hoch, ihre Triebe erschienen aber etwas bleich und kränklich; ungemein stark wuchs dagegen die Pflanze im roten Lichte; sie erreichte die Höhe von 423 mm, trieb Blüten und ihre Empfindlichkeit war aufs höchste gesteigert. Aehnlich verhielten sich andere Pflanzenarten. Auch die Färbung der Blüten und der Blätter bei buntblättrigen Pflanzen, wie z. B. Coleus, wurde durch farbiges Licht verschiedenartig beeinflußt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß derartige Versuche mit der Zeit im Gartenbau zu praktischer Nutzanwendung Anlaß geben werden. *



Einfluß verschiedenfarbigen Lichtes auf das Wachstum der Sinnpflanze (Mimosa pudica).

Der neue Leuchtturm in Warnemünde. (Mit Abbildung.) Am Ausfluß der schiffbaren Warnow in die Ostsee gelegen, ist Warnemünde der Hafenplatz von Rostock. Er erfreut sich auch als Seebad eines zahlreichen Besuchs und wird von Nervenkranken als Winterkurort benutzt. In letzter Zeit erhielt der Flecken einen neuen Leuchtturm, den unsere nebenstehende Abbildung wiedergiebt. Derselbe erhebt sich am Anfang der Bismarck-Promenade auf einem 6 m über See gelegenen Plateau zu der stattlichen Höhe von 36,90 m. Er ist aus hellen Backsteinen erbaut und mit dunklen Verblendsteinen geziert. Zwei Galerien umgeben ihn. Der Helm des Turmes birgt die Laterne, eine aus Phosphorbronze bestehende Lampe, die durch ein Pumpwerk mit Petroleum aus dem feuersicheren Keller versorgt wird. Das Licht ist ein Fresnelsches Festfeuer mit einem rotierenden Vorlinsensystem, das in bestimmten Pausen hellere Blinke von drei Sekunden Dauer erzeugt. Bei der behördlichen Prüfung am 19. Oktober ergab sich eine Sichtbarkeit des Feuers auf 16 Seemeilen. Nach Westen zu prangt in einer Nische eine polierte Tafel von schwarzem Marmor. Sie trägt als Relief einen goldenen Greif, das Wahrzeichen Rostocks. Der Bau ist von der Stadt Rostock nach einem Plane des Hafenbaudirektors Kerner ausgeführt worden. *

Der neue Leuchtturm in Warnemünde.
Nach einer photographischen Aufnahme von R. A. Ahrens in Warnemünde.

Die neuesten Nachrichten. (Zu dem Bilde S. 749.) Längst haben die beiden Eheleute auf unserm Bilde den Höhepunkt des Lebens überschritten. Rüstig haben sie jahrzehntelang gearbeitet, ihre Kinder großgezogen und versorgt und auch so viel erübrigt, daß ihnen ein ruhiger Lebensabend gesichert ist. Friedlich fließen die Tage dahin in dem schlichten, aber traulichen Heim. Die Zahl der alten Freunde ist geschmolzen, denn die einen sind nach auswärts verzogen, die anderen gestorben, und so meldet sich nur selten ein Besuch, um ein Plauderstündchen zu halten. Da ist den beiden Alten die Zeitung zu einer lieben Freundin geworden; tagtäglich kommt sie und bringt die neuesten Nachrichten aus Stadt und Land und der weiten Welt. Früher konnten die fleißigen Leute das Blatt nur flüchtig durchsehen, jetzt studieren sie es gründlich und das Wichtigste wird sogar laut vorgelesen. Zu unabweisbarem Bedürfnis ist ihnen das Lesestündchen geworden, und sie würden lieber Milch und Zucker auf ihrem Kaffeetisch missen als die „neuesten Nachrichten“.

Ein afrikanisches Gastmahl. (Zu dem Bilde S. 761.) Seit Jahresfrist bilden in verschiedenen deutschen Städten die Aufführungen der Löwenbändigerin Miß Claire Heliot für das schaulustige Publikum eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Die anmutige „Dompteuse“ ist in England geboren, hat aber ihre Erziehung von früher Jugend an in Deutschland erhalten. Ihr Entschluß, Löwen zu dressieren, entstammt ihrer großen Zuneigung zu den Tieren. In dem durch seine erfolgreiche Löwenzucht berühmten Zoologischen Garten zu Leipzig fand sie das geeignete Tiermaterial, neun Löwen, die beim Beginn der Dressur etwa ein Jahr alt waren. Miß Heliot hat die mildesten Mittel zur Bändigung angewandt und dadurch den Vorteil erreicht, daß ihre Aufführungen nichts Rohes an sich haben, sondern anmutig berühren. Es ist der Miß gelungen, zwei ihrer Löwen, Sascha und Nero, zu Seiltänzern auszubilden, was in der Geschichte der Löwendressur durchaus neu ist. An einigen Nummern des reichhaltigen Programms nehmen auch zwei deutsche Doggen teil. Unser Bild wurde von F. Specht nach dem Leben gezeichnet, als Miß Heliot in Nills Zoologischem Garten zu Stuttgart Vorstellungen gab. Es stellt die Scene im Centralkäfig dar, in welcher die Bändigerin einen Teil ihrer Löwen an einer Tafel mit Fleischstücken füttert.

Erster Frost. (Zu dem Bilde S. 769.) Gestern noch schien die herbstliche Sonne warm über die gelichteten Baumkronen, heute nacht hat der Frost die letzten Blätter von den Aesten gestreift und die Sonnenblumenstauden im Gärtchen tief niedergebeugt. Gestern noch hoffte ein junges Herz auf Liebe und Glück, heute lesen die Augen enttäuscht, daß diese Hoffnung trügerisch war — der „erste Frost“ ist ins Innerste gefallen und still traurig wandelt die Verlassene durch die herbstlich öde Landschaft. Es geht ein Hauch der Melancholie von dem feingestimmten Bilde aus, das durch seine einfache Empfindung Blick und Gedanken des Beschauers fesselt.

Pallas Athene. (Zu unsrer Kunstbeilage.) Die Lieblingstochter des Zeus, die nach der Sage aus dessen Haupte gewappnet und mit hochgeschwungenem Speere entsprang, hat von allen Göttinnen Griechenlands die höchste Verehrung genossen. Sie galt den Hellenen als Lenkerin der Schlachten, die denen Sieg verleiht, welche nicht bloß mit Tapferkeit, sondern auch mit Klugheit und Besonnenheit die Waffen führen. In ihr verkörperte sich die geistige Kraft, welche die Griechen befähigte, sich sowohl in den Künsten des Kriegs wie in denen des Friedens den Barbaren überlegen zu zeigen. Die Athener verehrten in ihr in jeder Beziehung die Schutzgöttin ihrer Stadt, die nach ihr den Namen trug: die Weisheit ihrer Staatsmänner und Kriegshelden stand unter dem Einfluß der Göttin, auch Handel und Gewerbe, auf denen Athens Wohlstand beruhte, erfreuten sich ihres Schutzes. Sie persönlich sollte den ersten Oelbaum auf Attikas Boden gepflanzt haben. Kein Wunder, daß die griechische Kunst, deren Pflege in Athen zur höchsten Blüte gelangte, unerschöpflich war in Gestalten der Pallas Athene. Für den auf der Akropolis Athens ihr geweihten Tempel, das Parthenon, schuf Phidias das berühmte Standbild aus Gold und Elfenbein, das sie als „Verleiherin des Sieges“ (Athene Nikephoros) darstellte. Sie trug in der vorgestreckten Rechten eine Figur der Göttin des Siegs, der Nike, in der Linken den gesenkten Schild. Andere große Bildhauer haben sie mit geschwungenem Speer, andere wieder ganz ohne Waffen gestaltet. Immer aber hatte ihr Antlitz den Charakter ernster Nachdenklichkeit, und ihre feingeschnittenen Züge zeigten mehr Würde als Anmut. Die „Verleiherin des Siegs“ stellt auch der Münchner Maler Franz Stuck in dem Bilde der Göttin dar, das unsre Kunstbeilage wiedergiebt. Als Brustharnisch trägt die Gewaltige das schlangenumsäumte Fell der Aegis mit dem Haupte der Gorgo; beide Ungetüme hatte sie selbst erlegt.

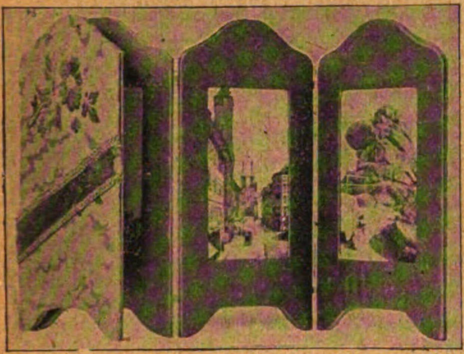
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

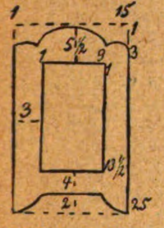
Allerlei Winke für jung und alt.

Arbeiten für den Weihnachtstisch.

Photographieständer. Die bildlich dargestellte Vorlage in der Art eines Leporelloalbums bietet Aufnahme für sechs Kabinettbilder. Man braucht für die Grundformen kräftigen, etwa



Photographieständer.

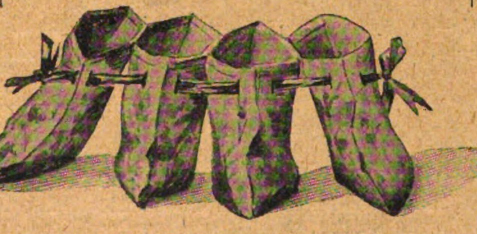


Schnitt zum Photographieständer.

2 bis 3 mm starken Karton, für die Bekleidung der Bilderrahmen einfarbigen Atlas oder sonstigen Seidenstoff und für den Bezug der vorderen und hinteren Deckelfläche einen recht schönen gemusterten oder geblümten Stoff in Wolle und Seide, zum Beispiel feinen Möbeldamast; zur weiteren Ausstattung gehören noch ein 3 cm breiter, 20 cm langer Streifen aus Seidenplüsch, zum oberen Bezug passend, und fast 1 cm breites Goldbörtchen und -band. Zunächst stellt man sich nach der mit Maßangaben versehenen kleinen Uebersicht eines Bilderrahmens einen naturgroßen Schnitt her und schneidet nach diesem aus dem Karton 6 Bilderrahmen und ohne Berücksichtigung des inneren Ausschnittes, also nur nach den Außenkonturen, beide Deckelflächen. Dann werden, ebenfalls nach dem Grundschnitt, die Stoffbekleidungen zugeschnitten, sechs für die Rahmen, zwei für die Deckel; diese Teile erhalten aber an allen Rändern 1 bis 2 cm Stoffzugabe. Nun bezieht man die Rahmen je auf einer Seite, die Deckel auf den leicht mit Watte zu unterlegenden Außenflächen recht glatt mit den Stoffteilen, indem man die Stoffzugaben auf den Rückseiten festklebt. Dies geschieht am besten mit Stärkekleister, mit dem man den Karton bestreicht, worauf man die Stoffränder mit einem sauberen Tuch andrückt. Hier und dort wird vielleicht ein leichtes Einschneiden der Ränder nötig werden. Vor dem Weiterarbeiten ist ein Beschweren und völliges Trocknen der einzelnen Teile nötig

An beiden Seiten mit dem Goldbörtchen begrenzt, ziert der Plüschstreifen, schräg übergelegt, den vorderen Deckel, die Innenseiten beider Deckel bekleidet dann weißes Papier. Ist wieder alles trocken, so klebt man je zwei und zwei Rahmen mit ihren Rückseiten zusammen und jeder Deckelfläche einen Rahmen auf; hierbei muß aber auf das spätere Einschieben der Bilder, was von oben geschieht, Rücksicht genommen werden. Die oberen Ränder bleiben deshalb bis auf die Ecken unverbunden, ebenfalls sind rings um die Bilderausschnitte die Teile lose zu lassen; wie weit der Spielraum sein soll, bestimmt man am leichtesten und sichersten durch das Auflegen eines Kabinettbildes. Bei diesem Zusammenkleben hat man auch gleich für die Verbindung der fertigen Rahmen und Deckelflächen je zwischen zwei Kartonlagen, je 2 cm von den oberen und 3 cm von den unteren Ecken entfernt, das Goldband zwischenzufügen, von dem knapp 1 cm sichtbar bleibt. Der dann fertige Ständer wird, flach gelegt, nochmals beschwert, bis der Kleister vollständig trocken ist.

Säckchen für Knöpfe und dergleichen. Die untenstehend abgebildeten vier kleinen Säckchen sind ein reizendes Weihnachtsgeschenk; sie sind für Knöpfe, Haken und andere kleine Nähutensilien sehr praktisch, auf Reisen und im Nähkorb unentbehrlich. Man gebraucht 80 cm Seidenband von 7 cm Breite dazu, je 20 cm zu einem Säckchen. Säumt man beide Enden und näht die Außenränder des Bandes fein mit genau passender Nähseide zusammen, so ist der Sack fertig. 2 cm vom oberen, gesäumten Rand und



Säckchen für Knöpfe und dergleichen.

½ cm vom Außenrand näht man 4 Knopflöcher in jeden Sack, so groß, daß ein feines Atlasband als doppelte Schnirre durchgezogen werden kann. Die vier kleinen Säcke verbindet

Querbrettchen.

man, indem man stets zwei der Säume 2 cm breit oben aneinander näht. — Unsere Vorlage ist aus geblümtem „Pompadourband" gefertigt, doch kann man auch einfarbiges Seidenband nehmen und selbst Streublümchen oder kleine Netzbilder darauf malen.

E. R.

Pfeifenständer.

Pfeifenständer. Einem Wunsch aus unserem Leserkreise entsprechend, bringen wir Zeichnung und Ausschmückung für einen Pfeifenständer, als Wandbrett gehalten. Die Form des Brettes läßt man vom Schreiner in festem Birnbaum- oder Eschenholz schneiden. Die beiden ziemlich flach gerundeten Querbretter werden aufgeleimt, können auch durch Scharniere und ganz kurze Stütze zum Umklappen eingerichtet sein. Das obere Brettchen erhält Einschnitte an der vorderen Kante, das untere runde Löcher, in denen das untere Ende der Pfeifen ruht: kleine Haken zum Aufhängen von kürzeren Pfeifen können zwischen den oberen Einschnitten angebracht werden.

Die Dekoration des Brettes ist orientalisch gehalten. Die Umrisse sind kräftig zu brennen; dann giebt man dem Holz einen dunkleren Ton und zugleich Firnis durch Ueberstreichen mit der bei den Möbelschreinern erhältlichen „Mattierung". Man überstreicht das Brett im ganzen und setzt dann erst die Emailfarben hinein, die auf dem rohen Holz sonst stark einschlagen.

Der dunkelste Ton auf unserer Zeichnung stellt ein tiefes Dunkelblau vor, der hellere Grundton ein mildes Rot; die schraffierten Flächen sind erst durchweg in Linien gebrannt und darüber vergoldet, da das Gold auf unebenem Grund viel glänzender wirkt. Das Muster selbst bleibt im Holzton auf dem farbigen Grund stehen.

Bei pünktlicher Ausführung macht sich diese Art der Verzierung schön und reich.

Hauswirtschaftliches.

Neue Tischkarten. Diese Tischkarten haben den Vorzug, daß man sie immer wieder benutzen kann. Ich ließ mir vom Tischler dünne, weiße Brettchen (siehe Abbildung) schneiden, beizte sie in dunkel Nußbaumfarbe fast schwarz, schnitzte die Blumenverzierung flach aus und malte sie in Oelfarben leicht über: kleinere Blumen, wie Vergißmeinnicht, Veilchen, Gänseblümchen, Kornblumen, Alpenveilchen, eignen sich natürlich am besten dazu. Aus hellem Karton schnitt ich nun die Kärtchen zur Aufnahme der Namen und befestigte sie mit zwei goldenen Ziernägeln. Dazu passende Menütäfelchen fanden ebenfalls viel Beifall und bieten etwas größere Flächen für die Blumenverzierung.

Arrowdin- und Viktoria-Backpulver heißen zwei neue für die Küche sehr wertvolle Fabrikate der Firma Jaedike in Berlin. Das erstere, ein außerordentlich feines, dem Mondamin ähnliches Mehl, eignet sich, mit Milch gekocht, vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder und Kranke, außerdem aber zur Bereitung von Pudding, gestürzten kalten Cremes, zur Verdickung von Saucen u. a. m., wo man stets mit ganz kleiner Portion eine sehr ergiebige Wirkung erzielt. Ganz vortrefflich werden die damit bereiteten Sandtorten, wenn man zum Mehlgewicht die Hälfte Arrowdin nimmt, sie erhalten dadurch ebensoviel Leichtigkeit, als Feinheit des Geschmackes. (Die Anweisung vieler Kochbücher, nur Pudermehl, Mondamin rc. zu nehmen, ist unrichtig, die Bindekraft dieser Mehle ist eine so große, daß die Torte unangenehm trocken wird.) Das Viktoria-Backpulver läßt sich für alle feineren Bäckereien an Stelle der Hefe auf kaltem Wege anwenden und entwickelt eine vortreffliche Triebkraft, ohne dem Gebäck den leisesten Geschmack mitzuteilen. Hierdurch unterscheidet es sich vorteilhaft von manchen anderen im Handel befindlichen Präparaten, die so leicht am fertigen Kuchen hervorschmecken.

Tischkarten aus Holzbrettchen.

Besonders für die heiße Jahreszeit und für Orte, wo Hefe schwer erhältlich, dürfte dies Backpulver eine große Küchenhilfe sein. Es hat ebenso wie das Arrowdin einen niederen Preis und ist in allen großen Nahrungsmittelgeschäften zu erhalten. Die Anweisung zum Gebrauch liegt den Paketen bei.

Schüsselflundern. In der folgenden Zubereitung geben die billigen Flundern — ebenso alle Schollen und Goldbutten — ein ganz vortreffliches preiswertes Mittagsgericht, welches allen sparsamen Hausfrauen willkommen sein wird. Man legt die gereinigten Fische einige Stunden, mit Salz bestreut, in etwas Oel und Essig, damit ihr Fleisch fester wird, dann schneidet man sie in Stücke und legt sie nebeneinander in eine gut mit Butter ausgestrichene irdene Schüssel. Auf jedes Fischstück legt man etwas entkernte Citrone, streut Pfeffer, Kapern, gehackte Petersilie darüber, legt einige Butterstückchen obenauf und gießt 1 Glas Apfelwein und 1 Glas Wasser, in dem eine Messerspitze Fleischextrakt gelöst wird, darunter. Die Schüssel wird fest zugedeckt und auf ein Gefäß mit siedendem Wasser in den heißen Ofen gestellt, in welchem die Fische eine halbe Stunde unter öfterem Begießen mit ihrer Sauce gedünstet werden. Man bringt die Fische in ihrer Schüssel zu Tisch und giebt Salzkartoffeln, die mit gehackter Petersilie bestreut werden, dazu. Wenn die Fischsauce zu reichlich und dünn sein sollte, bindet man sie mit gerösteten Semmelkrumen.

L. H.

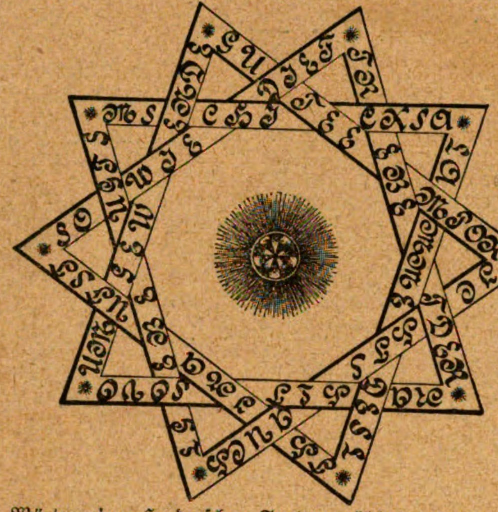
Metallene Leuchter, die durch geschmolzenes Wachs oder Stearin verunreinigt sind, soll man niemals abkratzen, da sie durch dieses Reinigungsverfahren beschädigt und unansehnlich werden. Am besten ist folgendes Reinigungsmittel. Taucht man die Leuchter einfach in siedendes Wasser, so schmilzt das Wachs oder Stearin vollständig ab, und die Leuchter können dann leicht mit einem Läppchen nachgeputzt werden, ohne im mindesten etwas am schönen Aussehen einzubüßen.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Zusammensetzrätsel.

Von Heinrich Vogt.



Die Wörter einer Herderschen Sentenz zählen zusammen 90 Buchstaben. Die letzteren sind in Reihen von je neun ihrer natürlichen Aufeinanderfolge, doch ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der einzelnen Wörter, in obige Bandverschlingung derart eingetragen, daß jede Reihe von zwei Sternchen begrenzt ist. Wie lautet die Sentenz?

Rätsel.

Es bringt nach Tages Lasten dir
Eins, Zwei die wohlverdiente Ruh';
Durch Wogenbraus lenkt Drei und Vier
Das Schiff dem sichern Hafen zu.

Ist seines Fußes dann beraubt
Der Erst' und Zweiten Silbenpaar
Und fehlt der Dritt' und Vierten Haupt,
So wird das Ganze man gewahr.

Begegnet ist's im Lebenslauf
Wohl einem jeden Menschen schon;
Doch schneid', wenn du's erzählst, nicht auf,
Sonst erntest du nur Spott und Hohn.

Oscar Leede.

Ergänzungsaufgabe.

Nachstehende 14 Wortfragmente sind dadurch zu ergänzen, daß man an Stelle der Striche je einen Buchstaben setzt. Sind alle Wörter richtig ergänzt, so nennen die an erster und vierter Stelle eingesetzten Buchstaben (beide Reihen von oben nach unten gelesen) die Anfangszeile eines wohlbekannten älteren Gedichtes.

1. —er—er, 2. —rm—da, 3. —pe—ht, 4. —ic—te, 5. —og—en, 6. —sb—st, 7. —ri—le, 8. —si—or, 9. —at—ll, 10. —un—en, 11. —er—un, 12. —mo—en, 13. —rf—rt, 14. —ei—er.

Skataufgabe. Von K. Buhle.

Der Spieler in Vorhand hat mit folgenden Karten:

(p.As) (p.9.) (p.8.) (c.Z.) (c.D.) (c.9.) (car.As) (car.9.) (car.8.) (car.7.)

das Spiel auf Tournee behalten. Er tourniert so glücklich und bei so günstiger Sitzung, daß er, ohne eine Zehn zu schneiden, 61 Augen hereinbekommt und von jedem der Teilnehmer 88 gezahlt erhält.* Die Gegner haben gleichviel Augen in ihren Karten.

Welches Blatt hat Vorhand tourniert und welches gefunden? Wie sind die übrigen Karten verteilt und wie ist der Gang des Spiels?

* Bezüglich der Wertberechnung der Spiele gelten die Vorschriften im §. 35 der „Allgem. Deutschen Skatordnung" von K. Buhle, 3. Auflage. (Leipzig, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H.)

Wechselrätsel.

Mit **a** ein Fluß im Nachbarland,
Mit **i** als Pflanze ist's bekannt,
Mit **r** ein Gott und auch ein Stern,
Mit **u** hat man's im Haus nicht gern.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Zauberquadrats auf dem Umschlag von Halbheft 23.

					100
22	25	28	11	14	100
31	9	17	20	23	100
15	18	26	29	12	100
24	32	10	13	21	100
8	16	19	27	30	100
100	100	100	100	100	100

Auch je zwei schräge Reihen, die zusammen fünf Felder haben und auf entgegengesetzten Seiten einer Eckenlinie liegen, ergeben die Summe 100.

Auflösung des Rösselsprungs auf dem Umschlag von Halbheft 23.

Eins soll der Mensch von Grund aus lernen;
In einem Stücke muß er reifen,
Und in der Nähe, in der Fernen
In seiner Kunst das beste greifen,
Dann kann er dreist mit Fug und Recht,
Sei's Handwerksmann, sei's Ackerknecht,
Sich stellen in der Bürger Reih'n,
Er wird ein Mann und Meister sein.

Fritz Reuter.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 23.

Schlagbaum, Baumschlag.

Auflösung des Ausschnitträtsels auf dem Umschlag von Halbheft 23.

Eigelb, Igel.

Auflösung des Bilderrätsels „Die Insel" auf dem Umschlag von Halbheft 23.

Von jeder Möwe zieht man eine senkrechte Linie zu den Buchstaben, dann ebenso von jeder Palme. Alle Buchstaben unter den Möwen geben zeilenweise gelesen den ersten Teil, alle Buchstaben unter den Palmen den zweiten Teil der Lösung, die lautet:

1) Zufriedenheit ist ein Eiland,
2) an dem die wenigsten landen.

Quilt Muster.

Wir wünschen, daß Alle, die Quilts anfertigen, unser Buch mit 400 Zeichnungen besitzen, enthaltend die schönsten, sonderbarsten, seltensten, grotesken Muster, die je erdacht wurden, von alter Holzhütte bis zu Sternen- und Räthsel-Mustern. Alle portofrei versandt für fünf 2 Cents Postmarken (oder 10 Cents Silber). 3 für 25 C.
LADIES ART CO., 203 Pine St., B. 41, St. Louis, Mo.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch
in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch
vom gesunden u. kranken Menschen.
Sechzehnte Auflage.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.
Neu bearbeitet von Dr. W. Camerer.
Preis elegant in Halbfranz gebunden 4 Dollars.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als **ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.
Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.
Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.
Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**
Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von
SAPOLIO
hergestellt von
Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.
In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.
Gebrauche nur
Frau Winslow's Soothing Syrup
und nichts Anderes.
— Die Flasche kostet 25 Cents. —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

25. Heft. Preis 10 cents. 29. November 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G.m.b.H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (4. Fortsetzung)	773
Kaiser Franz Joseph I. Mit Abbildung	782
Gebärden und Naturlaute. Von L. Haschert	782
Das Buch des Fürsten Bismarck	784
Aus den „Gedanken und Erinnerungen“ von Otto Fürst von Bismarck	785
Zwischen Gräbern. Novelle in Tagebuchblättern. Von Ernst Wichert (Anfang)	790
Die tiefsten Bergwerke der Erde	794
Mizerl. Eine Wiener Geschichte von V. Chiavacci. Illustriert von O. Porsche und H. Schubert	794
Durchgegangene Eisenbahnzüge. Von W. Berdrow	800

Blätter und Blüten: Das Denkmal des Infanterieregiments Nr. 57 bei Vionville. (Zu dem Bilde S. 773.) S. 803. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Rottanne bei Barmstedt. (Mit Abbildung.) S. 803. — Assisi. (Zu dem Bilde S. 781.) S. 803. — Konvenienzheirat. (Zu dem Bilde S. 792 und 793.) S. 803. — Das Adventsblasen. Von Reinh. Brand. S. 803. — Das Fahrrad im Postdienste. (Mit Abbildung.) S. 804. — Thor zum Tempelplatz in Jerusalem. (Zu dem Bilde S. 801.) S. 804. — Eine Kupferpflanze. S. 804.

Illustrationen: Das Denkmal des Infanterieregiments Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälischen) Nr. 57 bei Vionville. S. 773. — Kaiser Franz Joseph I. S. 777. — Assisi. Von M. J. Iwill. S. 781. — Abbildungen zu dem Artikel „Das Buch des Fürsten Bismarck“. Fürst Bismarck im Jahre 1894. Von F. v. Lenbach. S. 784. Aus dem Manuskript der „Gedanken und Erinnerungen“ von Otto Fürst von Bismarck. Faksimilereproduktion einer vom Fürsten selbst geschriebenen Seite. S. 788. Faksimilereproduktion einer nach Diktat geschriebenen Seite mit eigenhändigen Aenderungen und Zusätzen des Fürsten. S. 789. — Konvenienzheirat. Von H. Volkmer. S. 792 und 793. — Abbildungen zu der Wiener Geschichte „Mizerl“. Von O. Porsche und H. Schubert. S. 794. 796. 797. 798. 799. 800. — Thor zum Tempelplatz in Jerusalem. Von G. Bauernfeind. S. 801. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Rottanne bei Barmstedt in Holstein. S. 803. — Das Fahrrad im Postdienste. Von E. Thiel. S. 804.

Hierzu Kunstbeilage XXV: „Sehnsucht“. Von H. Ryland.

Kleine Mitteilungen.

Die evangelische Erlöserkirche in Jerusalem. Als am 7. November 1869 Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III, in Jerusalem weilte, ergriff er Besitz von einem Bauplatze, den der Sultan seinem Vater, dem Könige Wilhelm, geschenkt hatte. Der Platz war ein Ruinenfeld, das in unmittelbarer Nähe der Heiligen Grabeskirche und der mit hohem viereckigen Minaret gezierten Moschee Djami el-Omari lag. Muristan, d. h. Herberge oder Spital nannten ihn die Türken, denn an dieser Stätte wurde nach dem glücklichen Erfolg des ersten Kreuzzuges ein prächtiges Hospiz des Johanniterordens errichtet, und neben ihm entstand die Kirche und das Kloster Maria latina mit einem Hospital für erkrankte Pilgerinnen. Als Saladin am 2. Oktober 1187 Jerusalem wieder eroberte, schonte er das Johanniter-Pilgerhospiz und überwies einen Teil der Gebäude den Türken zur Benutzung als Irrenhaus. Im Laufe der Zeiten fielen jedoch die großen Bauten in Trümmer. Als nun das Gelände in preußischen Besitz übergegangen war, entstand der Plan, die Kirche Maria latina wieder aufzubauen und als eine evangelische deutsche Kirche in Jerusalem einzurichten. Bereits im Jahre 1871 wurde Baurat F. Adler mit der Ausmessung der inzwischen ausgegrabenen Baulichkeiten und der Einreichung eines Entwurfes und Kostenanschlags vom Kaiser Wilhelm I beauftragt. Der Ausführung des Planes stellten sich jedoch Schwierigkeiten entgegen; zu jener Zeit bestand noch auf Grund älterer Verträge ein englisch-preußisches Bistum auf dem Berge Zion; erst nachdem diese Verträge im Jahre 1888 gelöst wurden, konnte eine freiere Entfaltung der deutschen evangelischen Organisation und Missionsthätigkeit in Jerusalem angebahnt werden. Kaiser Wilhelm II nahm die alten Pläne wieder auf, und am 31. Oktober 1893 konnte die Grundsteinlegung zu der evangelischen Erlöserkirche in Jerusalem stattfinden. Heute ist der Bau, dem die alte Kirche Maria latina zum Vorbild gedient hat, im großen und ganzen fertiggestellt; am 31. Oktober, dem Jahrestage des Reformationsfestes, ist sie im Beisein des deutschen Kaiserpaares feierlich eingeweiht worden. Die Erlöserkirche wird von einer Kuppel und einem 45,5 m hohen Glockenturme überragt.

Die Beverthalsperre bei Hückeswagen. Es giebt nur wenige Thäler, die so bevölkert und gewerbreich sind wie das Wupperthal, und wenige Flüsse, die von den Menschen derart zur Arbeit herangezogen worden sind wie die Wupper. Nach Hunderten zählen die Mühlen, Schleif- und Hammerwerke, die der geschäftig dahineilende Fluß auf seinem vielgewundenen Laufe von den Höhen des Sauerlandes bis zum Rhein in Betrieb setzt. Die Wupper ist aber gleich anderen durch Gebirgsbäche gespeisten Flüssen eine launische Arbeiterin. Je nach den Niederschlägen, die in ihrem Gebiet stattfinden, steigt und sinkt ihr Wasser, und die regelmäßige Ausnutzung ihrer Wasserkraft wird bald durch Ueberschwemmungen, bald durch einen niedrigen Wasserstand gestört. Um nun diesem Uebelstande vorzubeugen, hat man beschlossen, im Wupperthale große Stauweiher anzulegen. In ihnen soll das überschüssige Wasser gesammelt und in Zeiten der Dürre dem Flusse wieder zugeführt werden. Dadurch wird man sowohl plötzliche Ueberschwemmungen zum großen Teil verhüten, wie auch den regelmäßigen Betrieb der am Flußlaufe errichteten Werke sichern können. Zu diesem Zwecke hat sich im Jahre 1895 die „Wupperthalsperrengenossenschaft“ gebildet. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, eine Thalsperre bei Hückeswagen im Beverthale mit einem Wasserbecken von 3,5 Millionen Kubikmetern Fassungsvermögen, eine zweite Sperre im Lingserthal mit 2,6 Millionen Kubikmetern Inhalt und außerdem zwei kleinere Ausgleichsweiher bei Beyenburg und Buchenhofen anzulegen. Die Mauer, die das Beverthal durchquert, hat eine Länge von 240 m und eine Höhe von 24,9 m; ihre Breite am Fundament beträgt 16,7 m und an der Krone 3,42 m. Die Arbeiten an den anderen Sammelbecken schreiten gegenwärtig unter Oberleitung des Professors Intze und des Baumeisters Alb. Schmidt rüstig fort, und die gesamte Anlage, die zu den größten Wasserbauwerken Deutschlands zählt, wird voraussichtlich schon im Sommer des nächsten Jahres fertiggestellt werden.

Die Tanreks im Zoologischen Garten in Frankfurt a. M. In unterirdischen Höhlen und Gängen auf der Tropeninsel Madagaskar wohnt das etwa $1/4$ m lange Tier. Es ist der Borstenigel oder Tanrek. Selbst dort, in den verborgensten Winkeln der Howainsel, war der lichtscheue Gesell vor der alles durchdringenden Forschung nicht sicher; die Wissenschaft zerrt ihn aus seinem Maulwurfsdasein hervor, und heute präsentiert sich der sonderbare Dickkopf im Zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. den neugierigen Blicken der schaulustigen Welt.

Kann er sehen, oder nicht? Diese Frage läßt sich nicht bestimmt entscheiden. Schon an sich ist die Lidspalte recht mangelhaft und trotzdem kneift das Tierchen sie noch ängstlich zu, sichtlich unangenehm berührt durch das Tageslicht. Auch die Ohren sind klein und im dichten Pelz verborgen. Maul und Nase aber sind wohl entwickelt. Der etwas gekrümmte Unterkiefer sowohl wie die Kieferfläche des Rüssels sind dicht besetzt mit äußerst spitzen, stachelartigen Zähnen, und bei einem Angriff weiß der sonst so blöde dreinschauende Wühler recht wohl Gebrauch davon zu machen.

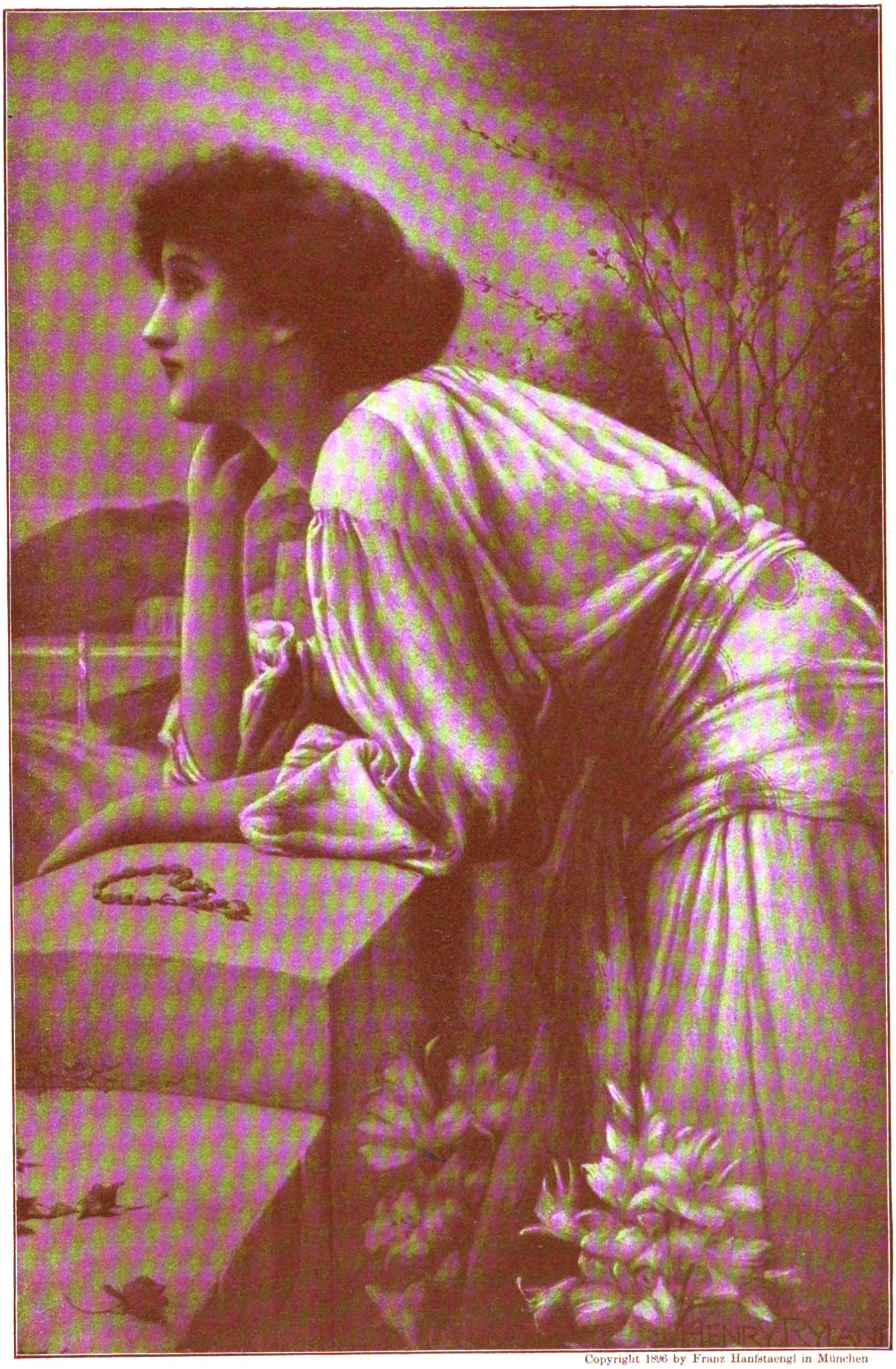
Der Kopf allein ist etwa halb so groß wie der ganze Körper; die Füßchen sind zum Graben geschickt und der Schwanz fehlt, da er einem Grabtier nichts nützen würde. Das Merkwürdigste ist das Kleid des Tanreks, und diesem verdankt er auch seinen deutschen Namen „Borstenigel“. Die oberflächliche Bedeckung bildet ein dichtes, gelbbraunes Haar. Ueber dies hinaus ragen vereinzelte lange Wimperhaare hervor, und tief im Pelz verborgen sitzen wiederum ganz kurze stachelartige Borsten.

Der Tanrek frißt in der Gefangenschaft — und ebenso in seiner Heimat — Regenwürmer. Es ist erstaunlich, daß es möglich war, die Tiere lebend von Madagaskar bis hierher zu bringen, denn diese Kost ist auf einer wochenlangen Seereise schwer zu beschaffen. Wie aber der Ameisenbär in der Gefangenschaft anstatt mit Ameisen mit Mehlbrei und Hackfleisch erhalten wird, so dürfte sich auch für den Tanrek eine Interimskost gefunden haben.

Stationszeiger. Seit Jahren steht auf dem Wunschzettel unseres reisenden Publikums eine Vorrichtung, die es ermöglicht, im Innern des fahrenden Zuges stets den Namen der nächsten Haltestelle ersehen zu können. Der Gedanke ist in London verwirklicht. Auf der City- und Süd-London-Untergrundbahn findet sich an jeder Wagenthür die gewünschte Vorrichtung. Sie besteht in einem in der Mitte der Thürfüllung angebrachten Blechschieber, welcher durch den Schaffner derart verstellt wird, daß in einem schmalen Schlitz stets der Name der nächsten Station sichtbar wird. Ueber diesem Schlitz befindet sich die Aufschrift: „Next Station“. So ist der Reisende jederzeit imstande, sich darüber zu vergewissern, wo er sich befindet.

Es würde sich diese Einrichtung auf unseren Zügen mit durchgehenden Wagen gleichfalls unschwer durchführen lassen.

Digitized by Google



Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl in München

SEHNSUCHT

Nach dem Gemälde von H. Ryland

Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 25. **Die Gartenlaube.** 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von **Rudolph Stratz.**

13.

Zum erstenmal in seinem buntbewegten Leben war eine schmerzliche Melancholie über Albrecht Steffen, den marokkanischen Handlungsreisenden, gekommen — und zwar im selben Augenblick, als er ferne über dem Gewühl des Marktplatzes drei Europäerinnen, von ihren Soldaten eskortiert, dahinreiten und ihre Maultiere dem Thor von Tetuan zulenken sah.

Es hatte ihn nicht mehr in dem kleinen maurischen Kaffeehaus gelitten, wo er neben einem negerartig dunklen beturbanten Geschäftsfreund gesessen und sich an dem Lieblingsgetränk der Eingeborenen, dem feurigen Aufguß frischer, grüner Theeblätter, gelabt hatte. Er war aufgestanden und nach einem kurzen Gruß an die rings mit verschränkten Beinen hockenden maurischen Männer ziellos auf den Gassen umhergeirrt, getragen von dem rastlosen Gewühl, das sie bis Sonnenuntergang durchflutet.

Als dann hoch von den Minarehs der letzte dröhnende Mahnruf der Gebetwächter verhallt, war er nach seinem kärglichen Mittagsmahl, an einer Art Strickleiter sich haltend, die steile Hühnertreppe zu einem kahlen schmutzigen Raum emporgeklommen, wo des Abends einige alte Musikanten das Ohr ihrer

Das Denkmal des Infanterieregiments Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälischen) Nr. 57 bei Vionville.

Nach einer Aufnahme von Photograph Notton in Metz.

Digitized by Google

Stammesgenossen und mehr noch der etwa in Tetuan befindlichen Fremden durch Zimbelschlag, Guitarregeklimper und langgezogenen, näselnden Gesang sich zu ergötzen mühten. Aber plötzlich war ihm die Mohrenmusik unerträglich, die Gesellschaft, zwei junge Engländer, ein Hotelkurier, einige Regierungssoldaten, Treiberjungen und andere Schmarotzer des Fremdentums, widerwärtig, der Cigarettenrauch lästig wie noch nie, und er hatte mitten in dem Wehgesang der alten Barden den Ausgang gewonnen, mit dem festen Vorsatz, sowie nur der Rauch des Dampfers über dem fernen Silberblinken des Meeres sich kräuseln würde, der Barbarenstadt zu entfliehen.

Das war nun geschehen. Seit mittags befand er sich in Gibraltar und bot den an der alten Mole lungernden Bootführern, Kutschern und Matrosen das imposante Bild eines breitschulterigen, blondbärtigen, mit rätselhaften vernarbten Messerschnitten auf der linken Wange verunstalteten Mannes, der reglos auf das Meer blickend an einem Holzpfahl lehnte und alle Lockungen der dienstbaren Geister, ihn oder sein Gepäck an Bord eines Schiffes zu befördern, unbeachtet ließ. Erst als, schon im Abenddämmern, der verspätete Dampfer von Tanger weit draußen Anker warf, wurde der Gentleman lebendig und ging mit großen Schritten auf und ab, ungeduldige Blicke auf die langsam als schwarze Klumpen heranschwimmenden Landungsboote werfend.

Endlich waren sie da. Das Getümmel, das Cook und Sohns Karawane, wo sie ging und stand, umwitterte, begann von neuem, verstärkt durch einen wilden Auftritt des Majors mit dem Impresario. Der alte Herr hatte sich nach schweren Kämpfen entschlossen, die Rundreisegesellschaft zu verlassen und über sein schönes Geld ein Kreuz zu machen. Vorher aber sagte er dem Impresario noch einmal gründlich seine Meinung. Der verstand zwar kein Wort Deutsch, aber er erriet aus Ton und Gebärden, daß es sich um einen feindseligen Akt handelte, und antwortete in sprudelndem Sizilianisch. Beide schrieen gleichzeitig ineinander und erhitzten sich immer mehr, je weniger der zornmütige Ostelbier und der heißblütige Welsche einander begreiflich machen konnten, was sie voneinander wollten.

Der Handlungsreisende hatte inzwischen die drei Damen begrüßt und stand mit Klara und Hilda abseits. An ein Fortkommen war nicht zu denken, ehe es nicht der Gouvernante, die sich als Dolmetscherin ins Mittel gelegt, gelungen war, die Kampfhähne zu trennen. „Hatten Sie eine gute Ueberfahrt, Fräulein Hilda?“ frug er teilnehmend.

„Herrlich!“ In der Kleinen, die fröstelnd, von den Spritzern des Seewassers bei der Kahnfahrt durchnäßt, neben ihm stand, war jetzt allmählich ein bitterer Trotz erwacht. „Das war die größte Erholung auf der ganzen Erholungsreise. Man hat doch was für sein Geld! Für zehn Pesetas darf man den ganzen Tag auf dem Schiff zubringen und sich schaukeln lassen ... wissen Sie ... immer hin und wieder her und wieder hin. Das ist auf die Dauer zu nett! Schade, daß Sie nicht dabei waren! Aber ich will meine Schwestern fragen: vielleicht machen wir morgen die Fahrt noch einmal!“

„Ach, die arme Kleine!“ sagte der blondbärtige Abenteurer und sah zärtlich auf die Jüngste herab. „Nun haben Sie's ja überstanden!“

„Wer weiß, was morgen kommt!“ Sie wickelte sich zähneklappernd fester in ihr Mäntelchen. „Ich bin auf alles gefaßt. Wie geht es Ihnen?“

„Danke! Vortrefflich!“

„Und den Blutegeln?“

„Die sind wohl und gesund und lassen grüßen!“

„Und dem Pesetakurs?“

„Der befindet sich so leidlich als es bei diesem Schwerkranken überhaupt möglich ist! Im Ernst gesprochen, Fräulein Hilda: ich habe diesmal gar keine Blutegel und keinen Honig mit und in die Pesetakurse, obwohl sie an jeder Wechselstube in Waterport-Street angeschlagen sind, habe ich leichtsinniger Mensch noch keinen Blick geworfen. Ich habe zwei ganz andere Dinge im Kopf!“

„Zwei gleich?“

„Ja, ein großes Ding und ein kleines!“

„Und was sind die?“

„Das kleine Ding ist ganz nahe bei mir. Es könnte kaum näher sein ..., besonders wenn ich im Dunkel seine Hand nehme und so ganz leise ein bißchen drücke. Die große Angelegenheit aber ist fern. Die schwimmt dort draußen auf den Wassern, wo die Jacht ‚Liberty‘ ankert, und ist ein Geheimnis!“

„Auch vor mir?“

„Oder eigentlich kein Geheimnis, sondern ein kecker Griff, von dem ich noch nicht weiß, ob er glückt. Aber versucht wird er. Heute noch. Das Glück flitzt nicht alle Tage an einem vorbei!“

„Und was ist es denn?“ wollte Hilda fragen. Aber da traten die andern dazu. Der Streit war durch die schwarze Dame endlich beigelegt, einmal noch maßen sich die Gegner mit bitterem Lächeln, dann drehte sich der Major um und erwartete, kampflustig seinen Knotenstock schwingend, den üblichen Ansturm der bettelnden Krüppel, Blinden und Tagediebe, die den Fremden in ganz Spanien zum Wahnsinn bringen und nach seiner Versicherung selbst unter seinem Bette nächtigten und ihn bis in die Badewanne verfolgten. Aber die abscheuliche Horde blieb aus. Er hatte vergessen, daß er sich auf englischem Boden befand, wo diese Landplage nicht gedieh, und seine Mienen hellten sich auf.

„Na, dann könnten wir ja ins Hotel jondeln!“ sagte er. „Da steht ja so ein blondbärtiges Individuum von 'nem Portier oder so 'was!“

„Das nun nicht!“ erwiderte der Fremde zu seiner Bestürzung in fließendem Deutsch. „Aber mit dem Kutscher hier“ — er wies auf eine mit Sonnendach überspannte Droschke — „habe ich schon ausgemacht, daß er Sie alle nach dem Hotel bringt. Anderthalb Peseten! Zwanzig Centimos Trinkgeld. Will der Kerl mehr, so lassen Sie ihn ruhig schreien oder holen den nächsten Policeman. Auf Wiedersehen, meine Damen! Schlafen Sie gut, Fräulein Hilda!“ Er grüßte und wandte sich dann zu einem der Schiffer, die mit ihren leeren Passagierbooten an der Quaimauer lagen. „Halloh, Caballero!“ gebot er, mit einem Satz in den Kahn springend. „Fahrt zu, Herr! Nach dem weißen Schiff dort, das vorhin kam. Und nehmt noch einen zweiten Caballero als Ruderknecht mit, damit es rascher geht!“

* * *

Die beiden Kerle hatten ihn in der That in verhältnismäßig kurzer Zeit an Bord der „Liberty“ befördert. Dort aber mußte er warten, bis der Gast des Schiffsherrn sich verabschiedet hatte.

Erst als der Afrikareisende in eine von Matrosen der Jacht geruderte Pinasse gestiegen war und der Petroleumkönig ihm grüßend nachwinkte, trat Albrecht Steffen aus dem Schatten des Verdeckes vor, hob den Hut mit einer gewissen Feierlichkeit und sagte laut: „Guten Abend, Herr Rey!“

Der Angeredete musterte ihn höchst mißtrauisch. „Wer sind Sie denn?“

„Geschäftsmann! Albrecht Steffen mit Namen.“

„Wollen Sie etwas von mir?“

„Herr Rey! Ist schon je ein Mensch zu Ihnen gekommen, der nichts von Ihnen gewollt hat?“

„Nein,“ sagte der Millionär trocken. „Da haben Sie recht. Also was wollen Sie? Geld?“

„Herr Rey! Was kann denn ein Mann sonst von Ihnen wollen? Natürlich brauche ich Geld zu einer Unternehmung!“

„Hören Sie mal!“ Der Hausherr schüttelte den Kopf. „Sie sind ein merkwürdig ... merkwürdig ungenierter Mensch!“

„Nicht wahr?“ frug der andere erfreut. „Hoffe, daß Ihnen das gefällt. Die Bescheidenheit ist eine herrliche Tugend. Aber man darf nur Sonntag nachmittags davon Gebrauch machen. Deshalb wende ich mich ohne falsche Scheu direkt an Sie.“

„Ja, weswegen gerade an mich? Ich kenne Sie gar nicht!“

„Herr Rey! Mich kennt kein Mensch! Das ist's ja eben! Ich stecke fest in dieser weltverlorenen Ecke da drüben, wo Afrika aufhört und das salzige Wasser anfängt, und kriege keinen Finanzmann zu Gesicht, auf den ich einen vorteilhaften Eindruck machen könnte. Schreibe ich aber an Leute wie Sie — lieber Gott, da könnte ich viele hundert Jahre warten und es käme keine Antwort. Als mir nun mein Glücksstern Ihre Jacht gerade vor die Nase führte und die so einladend und lockend auf dem Wasser dalag, da kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über mich und ich sagte mir: ‚Jetzt sei kühn oder nie!‘ ...“

„Ich finde es allerdings kühn, unangemeldet spät abends zu mir an Bord zu kommen!“ Der Petersburger starrte den ungebetenen Gast aus seinen kalten grünen Augen an. Aber der Mund lächelte ganz wohlwollend. „Wenn ich Sie nun ersuchte, sich wieder in Ihr Boot zurückzubegeben ...“

Digitized by Google

„Dann haben Sie eine Million weniger!" sagte der Fremde und that, als ob er gehen wollte. „Aber dann machen Sie mir, bitte, später keine Vorwürfe ...."

Eine Million! Das interessierte den Großspekulanten. Es war also kein gewöhnlicher Schnorrer, der da vor ihm stand. „Was wissen Sie denn von einer Million?" frug er und ein Lächeln spitzbübischer Aufmerksamkeit erhellte jetzt das ganze Knabengesicht.

„Da drüben liegt sie!" sprach der abenteuernde Kaufmann gleichgültig und wies in die Nacht hinaus.

„Das ist die Richtung von Tanger?"

„Richtig, Herr! Sind Sie da nicht einmal über den Strand längs des Meerbusens außerhalb der Stadt gegangen oder geritten?"

„Jeden Tag."

„Haben Sie nicht gefunden, daß da Geld drin steckt?"

„Wieso?"

„Eine stundenlange, ebene Strandpromenade aus feinstem Sand, herrlichster Blick auf zwei Weltteile und zwei Meere, denkbar pittoreskeste und interessanteste Umgebung, anerkannt vortreffliche, stärkende Seeluft mit kühlen Brisen im Sommer, starker Wellenschlag auf weithin ganz flachem, bequemem Seeboden ...."

„Man meint, Sie reden von Ostende oder Nizza!"

„Eben!" sagte Steffen kaltblütig. „In diesem Strand steckt ein Seebad im großen Stil. Ein afrikanisches Modebad für Frühling und Herbst, wenn es anderswo zu kalt ist — passen Sie auf, wie das bei den Engländern und Yankees zieht! Ich weiß, was Sie sagen wollen: es giebt ein paar solche Plätze in Algier. Aber wie dürftig, wie schwer in ein- bis zweitägiger Seefahrt zu erreichen! Hier aber kann die Verbindung gar nicht bequemer sein. Wöchentlich einmal der schon jetzt bestehende Luxusexpreß Paris-Gibraltar und von da eine Spazierfahrt von ein paar Stunden. Und überhaupt die Nähe von Gibraltar: dieser Knotenpunkt des Weltverkehrs, wo alle Schiffe von London und New York, von Genua und Marseille anlegen. Es wird den Leuten beinahe zu leicht gemacht, unser Seebad Tanger zu überfüllen ..."

„Unser Seebad ..." sagte der Millionär mit hochgezogenen Brauen, aber der andere ließ ihn nicht zu Worte kommen:

„Sie wissen, wie billig alle Lebensmittel drüben sind. Ganz Gibraltar bezieht ja seinen Bedarf von da. Interessante maurische Kaufläden, gute Pferde, Gelegenheit zur Eberjagd ... nun ... es existiert ja jetzt schon ein halbes Dutzend Hotels in Tanger, darunter ein bis zwei ersten Ranges. Und das ohne das Seebad."

„Sollten Sie denn wirklich der Erste sein, der auf diese Idee gekommen ist?"

„Sehr einfach!" sagte der Kaufmann. „Es ist eine Schwierigkeit da, eine große Schwierigkeit, die jeden anderen zurückschrecken würde: der Widerstand der marokkanischen Behörden. Ich bin seit Jahren kreuz und quer durch das Land geritten — ich kenne viele der Würdenträger und stehe gut mit ihnen. Wenn einer die Erlaubnis durchsetzen kann, bin ich es. Vor der deutschen Nation hat außerdem die Schwefelbande Angst, seit wir ihnen ein paarmal energisch mit Kriegsschiffen übern Hals gekommen sind. Sie als Russe können da wenig machen ..."

„... außer Geld geben!" Nicolai Rey lachte herzlich. Die Phantasien seines späten Besuchers amüsierten ihn.

Der aber blieb ernst. „Geld, das sich vortrefflich verzinsen wird. Es ist eine große Sache, Herr Rey!"

Sie waren im Eifer des Gespräches auf dem Verdeck auf und nieder geschritten. Jetzt blieb der Petroleumkönig stehen. „Einleuchtend ist mir das Unternehmen noch nicht," sprach er kühl und es zuckte heiter um seine Mundwinkel.

„Ich kann Ihnen Pläne und Berechnungen vorlegen. In wenigen Tagen. Hätte ich geahnt, Sie heute hier zu treffen ..."

„Ich reise morgen abend weiter, nach Marseille. Aber die Geschichte macht mir Spaß. Sie könnten mich einmal besuchen ... in Chamounix. Dort bleibe ich."

Der andere stand betroffen da. Die Fahrt kostete ihn einen großen Teil seiner Ersparnisse. Sein Gönner faßte das Schweigen anders auf. „Chamounix!" wiederholte er. „Ueber Lyon und Genf. Ganz nahe von hier!"

Ueber Genf! Damit war Albrecht Steffens Entschluß gefaßt.

„Ich werde kommen, Herr Rey!" sprach er gepreßt. „Freilich ... wenn dann aus der Sache nichts wird ..."

„Dann findet sich vielleicht etwas anderes!" Der kleine Mann blinzelte ihn listig prüfend an. „Ich habe überall auf der Erde meine Geschäfte, und wenn jemand mir Spaß macht und gefällt, dann hab' ich immer für ihn Verwendung."

14.

Durch die Straßen von Gibraltar zog in Gleichschritt und kriegerischem Klang der Zapfenstreich, junge hagere Rotröcke der britischen Garde, der baumlange Paukenschläger in phantastischem Pantherfell allen voraus, ein Gewühl von Spaniern, Juden, Seeleuten und Mauren wie ein Fastnachtszug hinterher.

Auch sonst war noch reges Leben in der Waterport-Street, durch die der Afrikaner, von der Jacht „Liberty" kommend, langsam dahinschritt. Die feuerfarben leuchtenden Soldaten mit ihren Spazierstöckchen, die scharenweise herumstehenden Kaufleute und Händler, die in trunkenen Reihen ihres Weges ziehenden Kriegsmatrosen, die Hotelkuriere, die zweifelhaften Kaffeehausgäste, die vielen Offiziere in Civil — sie alle kümmerten sich nicht weiter um den Fremdling in seiner Wüstentracht. Hier, an dem Brennpunkt aller Welten, wo Afrika mit Europa sich eint und von diesem wieder nach Amerika, nach Asien und Australien die Dampferlinien ausstrahlen, hier fällt keine Erscheinung und keine Kleidung auf.

An ihrem Südende wurde die Straße stiller und stiller. Hier war das offizielle England — der Regierungspalast des Gouverneurs und seitlich davon die Kathedrale. Ihr gegenüber das Hotel, in dem der Afrikaner die Damen zu finden hoffte. Aber als er in den Drawingroom des kleinen Hauses trat, fand er nur die Gouvernante vor, die, schweigsam und ernst wie immer, mit dem ihr gegenüber sitzenden, noch etwas bläßlichen Major Domino spielte. Sie nickte ihm zu. Die Kleine habe sich, erschöpft von den heutigen Anstrengungen der Erholungsreise, schon schlafen gelegt, Klara aber sei die paar Schritte zum Strande hinuntergegangen, um noch die schöne Abendluft zu genießen.

Eine Luft, wie sie das rauhe Hochland Nordafrikas nicht kennt! Weit mehr als drüben in Marokko fühlt man sich hier den Tropen nahe. Der schmeichelnde, von überall her im Winde wandernde Blumenduft, das Rauschen hochgefiederter Palmen und zischelnder Zuckerrohrbüsche, die kosend weiche Schwüle der Nacht, in die nur zuweilen ein herber erfrischender Seehauch weht — das alles mischt sich mit dem rastlosen Rauschen der Wellen, dem gleichmäßigen Schaukeln der buntfarbigen Lichtpunkte in dem Mastenwald draußen über der weißrollenden Reede, dem klaren Sternenglitzern zu einem Gefühl tiefer, andächtiger Ruhe. Der wüste Lärm des Morgenlandes, das Schreien der Halbwilden und ihrer Arche Noah ist hier verstummt, der Dunst von Schmutz und Verwahrlosung steigt nicht mehr übel von allen Seiten auf. Hier ist die Stille, die Sauberkeit, das europäische Behagen. Und doppelt willkommen dem, der es durch Jahre nicht genossen und nun erst merkt, wie viel er wieder entbehrt hat in der langen Zeit da draußen — entbehrt an allen Freuden des Daseins, allem geistigen Leben, allem Verkehr mit wirklichen Menschen. Und der sich dann wieder fragt: Warum? Wie viel bringt dir die Abenteurerlust, die dich ruhelos über Länder und Meere hetzt, und wie viel nimmt sie dir von allem, was das Leben lebenswert macht?

An der steinernen Brustwehr, die hinter der Kathedrale sich über dem Meere hinzieht, hatten sie sich getroffen. Sie stand da und schaute in das Meer hinaus, mit seinen unruhigen Hafenlichtern und dem fernen Flimmerglanz des Städtchens Algeciras am anderen Ende der Bucht. Er war neben sie getreten und begrüßte sie stumm. Irgendwo am Ende des Mauerpfades tönten zuweilen schwere Atemzüge. Spanische Strolche oder anderes Gesindel, das da unter den Bäumen nächtigte. Sonst war kein Mensch ringsum zu bemerken. Hoch von oben her, von einer der Gipfelbatterien, kam der scharfe Knall und das donnernde Echo eines Signalschusses. Dann wurde wieder alles still.

„Schade, daß sie immer schießen!" sagte Klara ruhig, als finge sie eine eben abgebrochene Unterhaltung wieder an. „Man möchte so gerne träumen und sich verlieren — aber die Schüsse wecken einen gleich wieder auf und man merkt, daß man nur in einer schönen Festung ist."

„In einem Gefängnis! Jetzt sind alle Thore bis Morgengrauen geschlossen. Kein Mensch kann hinaus oder herein, und was sich draußen regt, wird festgenommen."

Digitized by Google

„Wie sind Sie denn dann aber hereingekommen?"

„Ich bin gerade noch vor Thorschluß in Old-Mole gelandet. Sonst hätte ich umkehren müssen und die Nacht an Bord der ‚Liberty' bleiben."

„Mich wundert überhaupt, daß Sie das nicht gethan haben," sagte die Malerin und schaute wieder in die Weite. „Eingeladen hat man Sie doch gewiß. Und es muß doch eine sehr unangenehme Nachtfahrt gewesen sein — die weite Strecke von dem Schiff bis zur Old-Mole!" Sie wies nach einem weißen Schattenstrich in der Ferne, der sich undeutlich zwischen dunklen Schiffskörpern von dem satten, schaumgesprenkelten Schwarz des Meeres abhob. Er sah sie erstaunt an. „Woher wissen Sie denn, daß dort die ‚Liberty' liegt?"

„Ich hab' sie doch gesehen. Und vor einer Stunde konnte man sie noch ganz deutlich erkennen!"

„Also so lange stehen Sie schon hier?"

„Seit dem Dinner steh' ich hier! Was soll ich denn im Hotel machen?"

„Aber viel ist hier doch eigentlich auch nicht los?"

„Ich bin doch wenigstens allein," sagte Klara müde. „Es giebt Stunden, wo man das braucht."

Er rückte dicht zu ihr heran, so daß sie Kopf an Kopf dastanden und in das Plätschern der Wellen an der Quaimauer hinabschauten. „Ich glaube, ich habe Ihnen vorhin weh' gethan!" sagte er plötzlich. „Und das thäte mir sehr, sehr leid!"

Sie schaute ihn fragend an.

„Ich meine, weil ich wieder an Bord der verwünschten weißen Jacht gegangen bin! Sehen Sie sich das Ding nur an! Liegt es nicht wie so ein Geisterschiff auf dem Wasser? Wie so 'ne Art Fliegender Holländer oder so was?"

„Sie können doch kommen und gehen, wie Sie wollen. Wenn mir etwas weh thut — nein, ich will sagen, wenn mich etwas wundert, ist es nur, zu sehen, daß selbst ein Mann wie Sie ein Spielball des Augenblicks werden kann. Denn, wenn ich an Ihr Gesicht denke, als Sie mir damals in Tetuan das Päckchen für Berlin gaben und mir erzählten, daß die Tochter des Herrn Rey und ihre Freunde Sie verlassen hatten . . ."

„Haben Sie das Päckchen bei sich . . .?"

Sie nickte. „Hier in meiner Tasche! Da ist es!"

Er nahm es ihr aus der Hand und ließ es in seinen Rock gleiten. „Also . . ., ‚wenn ich an Ihr Gesicht denke' . . . fahren Sie doch fort! Sie wissen, wie gut mir Ihre Strafpredigten thun!"

Aber sie schüttelte den Blondkopf. „Nein. Das war damals. In Tetuan haben Sie's gebraucht. Weil Sie krank waren, oder vielmehr mit den Nerven herunter. Aber jetzt, wo Sie, gottlob, besser sind . . ."

„Die Stiche in der Herzgegend hab' ich leider immer noch. Also lassen Sie sich nicht abhalten!"

„Nein," sagte sie kurz und schaute von ihm weg in das Kochen der See hinunter.

„Dann will ich Ihnen etwas sagen!" Er neigte seinen Mund zu ihrem Ohr. „Ich war heute zum letztenmal auf diesem weißen Geisterschiff da drüben. Wirklich zum letztenmal. Nun bin ich frei."

Sie sah ihn schweigend an und schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Doch!" sagte er zornig. „Heute ist die da drüben zum letztenmal vor mir verschwunden, während ich schon ihre Hand zu halten glaubte. Als ich zurückfuhr, kam mir ganz plötzlich die feste Ueberzeugung, daß sie doch auf dem Schiff war! Sie ließ sich ganz einfach vor mir verleugnen und blieb ruhig in ihrer Kabine. Ich weiß es. Und ich lasse nicht mehr mit mir spielen. Seit ich Sie kenne, habe ich meinen Stolz wiedergefunden."

Sie erwiderte nichts. Um die beiden dunklen Gestalten spielte der warme Blumenwind und unter ihnen flüsterten die Wellen. Vom Hotel her kam, den Strohhut schief im Genick, ein junger Lieutenant der Coldstream-Garde und ging, das Paar erblickend, diskret im Bogen vorbei.

Der Afrikaner schaute ihm nach, bis er im Dunkel verschwand. Dann wandte er sich seiner Gefährtin wieder zu. „Haben Sie nun eigentlich näher über Ihre Zukunft nachgedacht, Fräulein Klara?" frug er mit einem unsicheren Klang in der Stimme. „Ich meine . . . was nun eigentlich werden soll . . ."

„Da ist doch nicht viel nachzudenken. Die Sache zwischen dem Major und meiner Schwester scheint sicher. Wenigstens hat er nach einem schrecklichen Lärm mit dem Impresario sein Cooksches Rundreiseheft fahren lassen und sich entschlossen, uns nach Genf zu begleiten. Dort bringen wir die Kleine unter . . ."

„Und was thun Sie dann?"

„Ich muß nach Dresden zurück. Dort habe ich mein Atelier. Und die Leute, die meine Sachen kaufen. Dort muß ich schon bleiben. Leider Gottes nun bald ganz allein."

Sie brach ab. Die ganze Stadt schien jetzt zu schlafen. Jeder Lärm war verstummt. Nur ein Rauschen und Brausen wallte unbestimmt dahin, der Zwiesang zwischen Luft und Meer, und darüber stand still die Sternenpracht.

Da hörte sie neben sich seine Stimme. „Eigentlich möchte ich Sie etwas ganz Indiskretes fragen," sagte er. „Wie alt sind Sie eigentlich, Fräulein Klara?"

„Siebenundzwanzig! Ich hab's Ihnen ja schon einmal gesagt."

„Ja, ich weiß. Eben darum wundert es mich eigentlich."

„Was denn?"

„. . . Ich meine . . . daß Sie noch nicht geheiratet haben."

Sie wandte sich von ihm ab, dem Meer zu. „Können hätt' ich schon öfters," sagte sie, ohne ihn anzusehen, vor sich hin. „Und es war wohl dumm von mir, daß ich's nicht gethan hab'!"

„Warum haben Sie's nicht gethan? Verzeihen Sie die Frage. Aber es . . . es liegt mir wirklich viel daran."

„Warum?" Ein trauriges Lächeln umzog ihren Mund und sie stockte eine Weile. „Schließlich . . . warum sollen Sie es nicht wissen: es war eben einer da. Der kam nicht . . . Er ahnt es nicht. Er wird es nie ahnen. Er ist ja nun auch schon verheiratet und glücklich, und ich wünsche ihm nichts Besseres auf der Welt . . ."

„. . . und Sie sind dafür unglücklich!"

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf. „Das ist kein Unglück!" sagte sie ernst. „Nein, wahrlich . . . das ist etwas Großes, Heiliges. Ich weiß es, denn ich trage es seit vielen Jahren . . ."

„Und Sie wollen es tragen Ihr Leben lang?"

Sie richtete sich plötzlich auf. „Nein," sprach sie beinahe hart. „Man muß auch einmal darüber hinaus! Das Leben verlangt auch sein Recht. Und ich glaube, jetzt habe ich es endlich hinter mir und bin innerlich frei."

„Fräulein Klara," sagte der Afrikaner langsam. „Ich habe die Absicht, mich morgen nach Marseille einzuschiffen. Ich will dann ein paar Tage an der Riviera zubringen, um mich zu erholen und weil ich überhaupt glaube, daß mir ein bißchen Einkehr bei meinem inneren Menschen gut thut. Dazu muß man allein sein. Aber wenn das geschehen ist . . . . . erlauben Sie mir, Sie dann in Genf aufzusuchen?"

Sie nickte nur und vermied seinen Blick. Aber er sah ihr Lächeln. Er faßte ihre Hand. „Also sagen wir uns heute abend nicht Adieu, sondern Auf Wiedersehen! Und nun kommen Sie ins Hotel zurück! Sie brauchen auch Ruhe nach der unangenehmen Seefahrt."

Sie gingen langsam die Straße hinauf, zu deren Seite, neben der Kirche, ein kleiner Tropengarten duftete und blühte. Ihre Schritte hallten an den schweigenden Wänden wider. Sie blieben stehen, sahen sich an und setzten dann, ohne ein Wort zu sprechen und mit auf den Boden gesenkten Blicken, ihren Weg fort.

Die Hotelthüre stand offen. Ein gelber Lichtschein fiel heraus in die Nacht. Von innen klang das Gelächter englischer Offiziere, helle Frauenstimmen dazwischen.

„Gehen Sie allein hinein!" sagte ihr Freund. „Es ist besser, als daß man uns zusammen sieht. Also nochmals: auf Wiedersehen in Genf!"

Er reichte ihr die Hand und fühlte ihren herzhaften Druck, wie den eines treuen Kameraden. „Auf Wiedersehen!" sagte sie heiter. „Ich erwarte Sie und bin froh, wenn Sie kommen!"

15.

Ein seltsamer Gegensatz: In acht Tagen von Marokko nach Monaco, aus der weiten Wüste in die Fäulnis der Kultur, aus der Gesellschaft bezopfter, wildblickender afrikanischer Barbaren mit langen Entenflinten in der Hand und braunen Fetzen um die dürren Leiber in den Kreis stöckchenschwingender und sonnenschirmbewehrter, artig lächelnder und thöricht plaudernder europäischer Menschheit . . . . . .

Digitized by Google

Kaiser Franz Joseph I.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Pietzner in Wien, mit Umrahmung von Rudolf Rößler.

Digitized by Google

In Genua gelandet, hatte der Afrikaforscher gerade an der Station Monte Carlo der Mittelmeerbahn seinen nach Marseille führenden Wagen verlassen. Warum, wußte er eigentlich selbst nicht. Es schwebte ihm ein unbestimmter Eindruck der Spielerstadt als eines Ortes vor, wo man ungestört war, weil hier überhaupt niemand auffiel, und mit sich und seinen Gedanken ins reine kommen konnte. Hinter einer dicken alten Dame am Roulettetisch stehend, warf er mechanisch ab und zu ein paar Fünffrankenstücke auf das grüne Tuch, wohin sie eben fielen, und sah teilnahmlos zu, wie die Harke des Croupiers sie einheimste oder verdoppelte. Eigentlich war das Ganze höchst langweilig. Nichts von jenem prickelnden Reiz, mit dem man in den Schilderungen der „Spielhölle" so freigebig umgeht, von jenem schmeichelnden Hauch des Lasters und der Sünde, der angeblich über diesen magischen Tischen brütet. Die Besucher: jetzt zur Sommerszeit meist schlechtgekleidete, beklommene Touristen, die halb über ihre eigene Kühnheit erschrocken und zugleich stolz darauf zu sein schienen, dazwischen allerhand unzweifelhaftes Pariser und internationales Gaunervolk, dem scharfen Blicke des Weltreisenden in keiner Weise interessant, sondern einfach widerwärtig und Vorsicht gebietend, wie vieles andere Gesindel, das er in allen Hafenstädten der Erde thätig gesehen. Ja selbst das aus allen Büchern berühmte, näselnde „Faites votre jeu, Messieurs!" fehlte. Die Croupiers sprachen durchaus wie andere Menschen und benahmen sich nicht auffallender als ein gewandter Verkäufer hinter seinem Ladentisch.

Eben jetzt streckte der Bankhalter seine Harke aus und zog das vor dem Afrikaner liegende Silberhäufchen, das dieser unachtsam schon dreimal hatte stehen lassen, mit einem gleichgültigen Ruck zu sich heran, was die alte Dame sofort zur Einzeichnung einer Reihe geheimnisvoller Punkte auf dem vor ihr liegenden Papptäfelchen veranlaßte. Der hinter ihr aber hatte von der Dummheit genug. Er verließ seinen Platz bei der Sibylle des Roulettetisches und ging gelangweilt durch den Saal.

Dieses halblaute Summen, diese langen Tafeln, an denen die schwarzen Menschenmauern sitzend und stehend in mehrfachen Reihen beinahe übereinander klebten, wie die Fliegen um den Rand der Zuckerschüssel, ja selbst das Geld, um das sich hier alles drehte, die auf dem grünen Billardtuch flimmernden Silberhäufchen, und drüben, in dem vornehmeren Saal des Trente-et-Quarante, die rotgoldenen Scheiben der Hundertfrankenstücke und die knisternden Noten — selbst das erschien ihm alles so unendlich thöricht und kleinlich — spießbürgerhaft, gimpelhaft beschränkt, wenn er an die Wildnis dachte, deren nächtliches Windesklagen und Raunen in zerklüftetem Gestein, deren gewaltiger Sonnenbrand über endlos glühenden Steppen ihn eben noch umfangen.

Und als er draußen vor dem Eingang des Spielsaals sich auf eine Bank niedergelassen hatte, um sich das babylonische Sprachengewirr, das Seidenrauschen, den Cigarettendunst und Parfümhauch des Weltnestes, da fühlte er in sich die alte Sehnsucht nach der Wüste. Dort war die Einsamkeit das Selbstverständliche. Hier wirkte sie drückend auf ihn, wie auf einen Menschen, der allein ein großes Wachsfigurenkabinett durchwandert und all die starren Augen, das stereotype Lächeln auf sich gerichtet sieht. Alle diese Menschen kamen ihm wie Schemen, wie Schatten vor. Er war ihnen fremd geworden, sie berührten ihn beinahe unheimlich, den schweigsamen Gast aus fernen Landen, dessen gebräunten und gefurchten Zügen der Schwarze Erdteil seinen Stempel aufgedrückt hatte.

Aber ging es ihm dort nicht ebenso? Den Blick auf das blaue Mittelmeer gerichtet, von hochgefiederten Palmenfarren überschattet, verfiel er ins Träumen, während vom Pavillon herüber die schmeichelnden Weisen der Kapelle klangen und auf ihren Tonwellen sich wiegend ein süßer Blumenduft die Luft durchzitterte. War er dort nicht erst recht ein Fremdling, unter Wilden, die er selbst kaum als Menschen ansah — war er nicht ein Fremdling überall?

Ueberall, wohin ihn sein unruhiger Wandertrieb geführt, und es gab wenig Orte auf der Erde, die er nicht betreten. Er war der Gast des weißen Zaren in Petersburg gewesen und hatte mit Kannibalenkönigen in Centralafrika Blutsbrüderschaft getrunken. Auf dem thrantriefenden, verwetterten Robbenfänger im Polarmeer war er zu Hause wie in den schwimmenden Riesenhotels zwischen Bremen und New York, am löwenumbrüllten Lagerfeuer wie in den Zopfpalästen kleiner deutscher Residenzen, deren Stilleben sein Besuch unterbrach. Er hatte mit den Fürsten der Wissenschaft zu Berlin, London und Paris die Probleme menschlicher Erkenntnis zu lösen gesucht und mit rauhen Berner Bergführern den neuen Aufstieg zum Gipfel des Cooksberges in Neuseeland beraten, er hatte in dem Orgelbrausen und der farbigen Nacht gotischer Dome, wie in der kahlen Halle der Moscheeen, in Synagogen und Pagoden, auf totenschädelgeschmückten Fetischplätzen und heiligen Bergen weiße und braune, rote, schwarze und gelbe Menschen zu ihrem Gotte beten und ihren Frieden, wie sie ihn wollten, erringen sehen. Nur an ihm selbst war der Friede stets vorbeigegangen. Er stand lockend, weit in der Ferne, wie jenes trügerische Spiegelbild der Dinge, jene Fata Morgana mit ihren verkehrt in der Luft schwimmenden Bäumen und Häusern, ihrem lockend zitternden Wasserspiegel, die er so oft, hoch wie auf einem Turm im schleudernden Sattel des Kamels kauernd, auf seinen Wüstenritten geschaut.

Jener Friede — jenes Gefühl der Ruhe, das er sich seit langer Zeit nicht mehr anders hatte denken können als im Besitze Angelas. Er war sich seit ihrer ersten Begegnung wie ein unvollständiger Mensch vorgekommen. Das Bruchstück, das ihm fehlte — das war sie. Sie gehörte zu ihm — sie war eigentlich ein und dasselbe wie er. Erst wenn sie sich ergänzten, waren sie wirklich da und lebten.

Gerade weil sie so ganz anders war wie andere Frauen. Deren puppenhaftes Gewirtschafte und Gethue, ihre thränenselige Weichheit, ihr spielendes Getändel zwischen Regen und Sonnenschein, mit Lachen und Weinen zu gleicher Zeit, hatten auf den harten Wüstenwanderer immer nur erst belustigend, dann langweilig gewirkt. Sie erschienen ihm, weil er sie nie näher kennenlernte und nicht wußte, wie viel und wie Großes aus einem liebenden Weibe werden kann, eigentlich fast wie Kinder. Ein ernster Mann konnte sie nicht ernsthaft nehmen und machte einen schlechten Tausch, wenn er sein rauhes, männliches Selbst für solch ein zartes Nichts hingab!

Angela war nicht so geartet. Sie bereicherte ihn. Sie war von seinem Stamm — kühl und stark. Und zuweilen war es ihm vorgekommen, als ob sie selbst das ebenso gut wisse wie er — als ob das befreiende Wort schon auf ihren Lippen läge. Aber gerade dann, wenn sie beide sich plötzlich schon im Schweigen verstanden und ein beklommenes Ahnen sie umfing — dann kam der Umschwung. Wie vom Winde verweht war sie auf einmal verschwunden und kein Lebenszeichen verriet dem Suchenden die Richtung ihrer Flucht.

Und wer da auch Stund' um Stunde und Tag um Tag hinter ihr herzog, dem Trugbild kam er nicht näher! Das, was man ersehnt, läßt sich nicht erjagen und greifen, und wenn man auch die ganze Erde umkreist! Dort findet man es nicht. Was man so ferne wähnt, hat man vielleicht ganz nahe, hat man in sich! Man muß es nur sehen.

Das Glück? Vor acht Tagen noch hatte er drüben in der Wüstenstadt in dem Brief an Angela über das Glück in Schlafrock und Pantoffeln gespottet, mit dem blonden Etwas am Kaffeetisch gegenüber, und einem anderen zappelnden Etwas am Boden und der guten Stube ringsherum. Auch jetzt noch mußte er lächeln, wenn er sich in solcher Lage dachte. Aber es war ein nachdenkliches Lächeln und etwas Hoffnung und Neugier darin.

Es mußte doch schön sein, von allen Fahrten und Stürmen im stillen Hafen auszuruhen, eine Freundin neben sich, die einen versteht und bewundert, ein kleiner, dankbarer Wirkungskreis in Haus und Hof, am Schreibtisch und im Familienraum, nachdem man mit den großen Thaten abgeschlossen, ein friedliches Alter, dem sich in der lärmenden Kindheit neuer Generationen die eigene Jugend wieder erneut, ein stilles Lächeln am Schluß . . .

Seltsam! Es war ihm bisher nie in den Sinn gekommen, daß er sein Leben bis zum vollgemessenen Ende ausleben könne! Wie seine Berufsgenossen, die anderen großen Reisenden, war auch er jeden Augenblick auf den Tod gefaßt. Es erschien ihm selbstverständlich, daß er einmal unversehens in der Vollkraft seiner Jahre hingerafft würde, sei es unter Fieberschauern und dem Geheul der herumhockenden Träger im afrikanischen Urwald oder im Donner der Lawinen, dem Chaos des Seesturms — vielleicht hinterrücks durch Mörderfaust, vielleicht durch eigene

Hand, wenn kein anderer Rat mehr blieb — irgendwie waren schon die meisten hingegangen, die mit ihm kämpften und strebten.

Und nun öffnete es sich vor ihm plötzlich auf seiner unsteten Wanderschaft wie ein entlegenes, liebliches Seitenthal voll Sommerschweigen und Frieden, und eine freundliche, blonde Gestalt winkte ihm lachend: „Tritt bei uns ein! Hier findest du die Ruhe!"

Noch stand er draußen, wo der Sturm über die Heide pfiff. Noch hatte er die Wahl. Und es war ein eigenes Vergnügen, mit dem Gedanken an das Glück im Thale zu spielen, um ihn herumzugehen, ihn zu meiden und zu fliehen beinahe zu gleicher Zeit.

Wenn er ihn noch meiden konnte! Er fühlte mit einer Art Schrecken, wie etwas gebieterisch da drinnen nach Rast und Schonung drängte — ein Gebot der Natur, das stärker war als dies trotzige, ungeduldige Herz und es, wenn es dagegen pochte, mit hartem Griff niederzwang.

Jetzt eben wieder! Er fühlte ein schmerzliches Stechen, der Atem stockte. Nur einen Augenblick — dann war es wieder vorbei, und er schaute, wie aus einem Traum auffahrend, in das Völkergemisch umher, das, wie die Bienen vor dem Stock, um den Eingang zum „Cercle des Etrangers" summte und schwärmte. Ein alter Franzose, der neben ihm auf der Bank saß, taxierte zu seinem Vergnügen die frohen oder enttäuschten Gesichter der Herauskommenden und wie einzelne Tropfen fielen die Worte „gagné" — „perdu" — „perdu" — „gagné" voll schläfrigen Interesses von seinen Lippen. Und von drüben her schmeichelte sich immer noch das Lied von den drei kleinen Schulmädchen aus dem „Mikado" ins Ohr, die Rosen- und Veilchenbeete prangten und blühten in einem Rausch von Duft, das Mittelmeer leuchtete weithin an der von den Lichtpunkten der Villen und Dörfer besternten Küste in einem tiefen, satten Blau wie der wolkenlose Himmel darüber, und sein kühlender Seewind koste mit den Fiedern der Palmen, dem Schwarz der Lorbeerhaine und Cypressen, dem saftigen Hellgrün der englischen Rasenflächen, hinter denen sich palastartig die Hotels um das liebliche Raubnest scharten.

Aber seine Augen sahen die schmeichelnde Pracht ringsum nicht mehr. Sie blickten zurück, in einen regendrohenden, grauen Abend: zerrissene Felszacken rings um das einsame Hochthal und von ihnen herabfahrend heulende Sturmstöße über das zischelnde Zwergpalmengestrüpp, das Dickicht von stachligen Agavenhecken und schlanken Aloestauden am Weg. Und aus dem Dickicht war, wie von einem unsichtbaren Zügel des tückischen Zufalls geleitet, der Stier getreten und stärker gewesen als der Mensch. Der lag am Boden und das Pferd auf ihm. Seit diesem Sturz war die Wandlung in seinem Wesen eingetreten, das Gefühl des Krankseins, das er sonst selbst bei heftigen Fieberschauern dank seiner sich aufbäumenden Lebensenergie nie eigentlich als etwas Ueberwindendes, ihn wehrlos Machendes so wie jetzt empfunden, und mit ihm der Drang nach Ruhe. Wohl hatte die erste Berührung mit der Kultur, Klaras aufmunternde Worte, der Verkehr mit Europäern, die veränderte Lebensweise, die Seeluft anfangs auf ihn erfrischend und anregend gewirkt, so daß er das Abenteuer und seine Folgen ein paar Tage ganz vergaß.

Aber jetzt, wo er wieder allein war, wo der erste Reiz der wiedergewonnenen Civilisation nachließ, jetzt meldeten sie sich wieder an und wurden von Tag zu Tag stärker. Zwar das Fieber hatte er, sowie er in der Apotheke frisches und gutes Chinin erhalten, sofort unterdrückt. Und kehrte es auch einmal wieder, so kannte er es ja seit vielen Jahren als seinen treuesten afrikanischen Begleiter und wußte: der war nicht mehr imstande, ihn zu erschüttern und sein eigentliches Wesen zu ändern.

Das kam von jenem bösen Abenteuer mit dem Stier, dieser plumpen Falle des Schicksals, das ihn aus so vielen wirklichen Gefahren errettet hatte, um ihn am letzten Tag einer zweijährigen Reise diesem hirnlosen Vieh auf die Hörner zu liefern.

Der Zorn übermannte ihn. Er stand auf und ging langsam die Promenade entlang. Es war kein Zweifel: er war krank. Und kranke Menschen fassen Entschlüsse, die sie vielleicht nachher bereuen! Diese Reise nach Genf, die über sein ganzes künftiges Leben entschied, die mußte bei kühlem, klarem Bewußtsein unternommen werden, in der vollen Sicherheit, daß ihn nicht eine vorübergehende trübe Anwandlung infolge von Körperleiden in den Hafen der Ehe und der Ruhe trieb.

Dieses Leiden mußte ja doch nun einmal auch wieder besser werden, und dann erst hatte er die völlig freie Wahl, ob er rechts oder links gehen sollte.

Ob er einen Arzt zu Rate zog? Sonst hielt er nicht viel von ihrer Kunst. Was hätten sie ihm auch im Herzen Afrikas helfen können, wo jeder sein eigener Doktor ist und sich mit Chinin und Selbstvertrauen kuriert? Aber jetzt kam ihm, während er, beinahe ohne es zu wissen, den Weg zum Bahnhof hinunterstieg, doch der Gedanke, auf diese Weise Sicherheit zu erlangen. Wozu sich unnütz quälen und eine Sache hinziehen? In Nizza gab es treffliche Aerzte aller Nationen. Zu dem besten von ihnen wollte er gehen und sich ein paar Tropfen oder so etwas verschreiben lassen. Dann war die Sache wohl bald abgethan und er konnte über den ganzen kläglichen Zwischenfall und über die Beklemmung lachen, die sich ihm jetzt immer wieder um die Brust legte.

Eben, als er in den Bahnhof trat, fuhr einer der zahlreichen Züge nach Nizza ein. Er hatte gerade noch Zeit, das Billet zu nehmen und einzusteigen. Dann trug ihn die Bahn durch die Pracht südlicher Gärten hin längs des blauschimmernden Meeres nach der nahen Fremdenstadt.

16.

Der Arzt, ein alle Sprachen beherrschender Deutscher, war nur durch Zufall aus Kissingen, wo er den Sommer über praktizierte, auf ein paar Tage in Geschäften nach Nizza gekommen und der Besuch eines Patienten war ihm unerwartet. Doch verweigerte er die Konsultation nicht, sondern vollzog gründlicher vielleicht noch als sonst, wenn ihn der Schwarm der Wartenden im Vorzimmer zur Eile drängte, die Untersuchung. Ihr Ergebnis aus dem unbeweglich ruhigen bebrillten Gesicht zu lesen, war unmöglich. „Sie haben unregelmäßig gelebt?" frug er, während der Patient sich Rock und Weste wieder zuknöpfte.

Der mußte über die Frage lachen. „Wie man in Afrika und sonstwo unter den Wilden lebt!" sagte er. „Viel Sinn für Pünktlichkeit und Ordnung hat die Gesellschaft nicht."

„Viel Anstrengungen und Entbehrungen haben Sie auch durchgemacht?"

„Jedenfalls mehr als in Europa üblich ist!"

„. . . und geistige Getränke genossen?"

„. . . Wenn ich sie hatte, mit großem Vergnügen."

„Nun ja." Der Arzt nahm seine Brille ab und polierte sie sorgfältig blank, während er in der dadurch entstandenen Pause nach Worten suchte. „Und dazu kam nun, wie Sie angeben, dieser Sturz als äußerer Anlaß . . ."

„Ja, die Affaire mit dem Stier. Es ist kaum glaublich, daß das erst acht Tage her ist . . ."

„Nun sagen Sie, bitte . . ." Der Sanitätsrat sprach langsam und bedächtig, als wollte er jede Silbe auf die Goldwage legen. „Was sind, wenn ich danach fragen darf, Ihre Zukunftspläne? Ich meine, Sie sind ja ein stark bewegtes, an Abenteuern reiches Leben gewohnt. Beabsichtigen Sie, dies Leben auch in Zukunft fortzusetzen — ich meine, wieder nach Afrika zu gehen, oder ähnlichen Gegenden — oder haben Sie vielleicht mehr im Sinn, sich künftig der Ruhe und Erholung, wissenschaftlichen Studien und dergleichen zu widmen?"

Der Angeredete schaute ihn erstaunt an. Wie kam der Arzt zu der Frage? Er konnte doch unmöglich wissen, vor welcher Entscheidung sein Patient stand, und trotzdem trafen seine Worte gerade diesen Punkt, um den sich alles für ihn drehte.

„Gehört das eigentlich hierher?" frug er etwas brüsk.

„Ja. Ich möchte meine weiteren Mitteilungen bis zu Ihrer Antwort verschieben."

„Nun." Der Afrikaner sah gedankenvoll vor sich hin. „Eigentlich . . ehrlich gesagt . . habe ich augenblicklich keinen besonderen Drang zu neuen Erlebnissen. Ich möchte lieber wenigstens eine Zeit lang irgendwo unterschlupfen und mich pflegen lassen."

Der Arzt lächelte befriedigt. „Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde. Eben dasselbe muß ich Ihnen raten, dringend raten. Sie brauchen vollkommene Schonung."

„Ach, Schonung!" Der Forscher stand ärgerlich auf. „Wenn ich mich geschont hätte, wäre ich schon lange tot."

„Und wenn Sie sich jetzt nicht schonen, werden Sie's sein!" Die Stimme des Arztes klang plötzlich fester und bestimmter als bisher. „Ich muß es Ihnen sagen, es ist meine Pflicht!"

Digitized by Google

„Ja, was soll ich denn thun?"

„Ein möglichst ruhiges, eingezogenes Leben führen ... auf dem Lande, in frischer, guter Luft ... ohne viel Lärm und Zerstreuung ... in einem kleinen Kreise sympathischer Menschen ... — Darf ich mir die Frage gestatten, ob Sie verheiratet sind?"

„Nein!"

„Nein? Hm ... ja, wie ich sagte, in kleinem harmonischen Kreise. Geistige Thätigkeit mit Maß und Ziel. Hingegen, was körperliche Anstrengungen und Excesse aller Art betrifft ... die sind unbedingt schädlich und müssen vermieden werden. Ein kleiner Spaziergang täglich, besser noch eine Spazierfahrt ... keine Erhitzung, kein Treppensteigen ... kein Alkohol und Tabak ... abends zeitig zu Bett ... leichte Diät ... keine Sorgen und Affekte ..."

„Nun hören Sie aber, bitte, mal auf!" sagte der am Fenster trocken. „Was bleibt denn da noch vom Dasein übrig? Glauben Sie, daß ich solch eine Existenz auch nur vier Wochen lang aushalte?"

„Sie werden wohl müssen!"

„Vier Wochen lang?"

„Nein!" Der Sanitätsrat hatte sich gleichfalls erhoben und war zu seinem Patienten getreten. „Sie sind doch zu mir gekommen, um die volle Wahrheit über Ihr Befinden zu hören?"

„Freilich!"

„Und da Sie ein Mann sind, werden Sie das, was ich Ihnen jetzt sagen muß, auch tragen können. Es handelt sich nicht um vier Wochen, es handelt sich um Ihr ganzes übriges Leben!"

„Was?" Der Afrikaner fuhr herum. Ein gewaltsamer, schmerzhafter Schrecken durchzuckte ihn, und er preßte unwillkürlich die Hand an die Brust.

„Ihr ganzes Leben," wiederholte der andere ernst. „Sie müssen sich das alles jetzt ganz anders einrichten, und es trifft sich ja noch sehr gut in all dem Unglück, daß Sie ohnedies die Absicht hegen, den Abenteuern Valet zu sagen und sich zur Ruhe zu setzen ... vielleicht auch sich einen häuslichen Herd zu gründen, was natürlich eine derartige Existenz außerordentlich erleichtert ... Verzeihen Sie, wenn ich mir rein vom ärztlichen Standpunkt aus diese Anregung gestatte ..."

Der Afrikaner trat dicht vor ihn. „Was fehlt mir denn eigentlich?" frug er rauh und gepreßt.

„Wir nennen es Aneurysma. Eine Ruptur, ein leichter Riß in den Blutgefäßen am Herzen, hervorgerufen durch den Sturz mit dem Pferde."

„Na ... aber das ... das muß doch auch wieder besser werden!"

„Besser wird es nicht. Die einzige Sorge muß sein, zu verhindern, daß es schlimmer wird. Und das wird verhindert, wenn Sie so leben, wie ich Ihnen sagte. Dann ändert sich Ihr Zustand nicht und bietet zu weiteren Besorgnissen keinen Anlaß."

„Bloß, daß ich dabei verrückt werde!"

„Ich dachte doch, Sie wollten sich freiwillig zur Ruhe setzen," sagte der Arzt etwas erstaunt. „Noch ehe Sie das wußten ..."

„Freilich ... ja! Das ist's ja eben. Aber gezwungen ..."

„Sie sind dazu gezwungen! Ich beklage es, aber ..."

„Aber wenn ich es nun nicht thue?"

Darauf gab der Arzt keine direkte Antwort. „Es wäre doch schade, wenn Sie in so blühendem Alter schon der Wissenschaft und Ihren Freunden entrissen werden sollten!" sagte er. „Glauben Sie mir, der Mensch gewöhnt sich an vieles! Sie werden es schließlich auch gewohnt sein ..."

„... daß ich ein Spitalbruder bin ... ein unnützer Tagedieb ...?"

Ein melancholisches Lächeln glitt über das Gesicht des Arztes. „Es ist gewiß traurig, einen Teil seines äußeren Menschen gewissermaßen einzubüßen. Aber das beste in uns, der innere Mensch, wird davon nicht berührt. Gerade einem geistig bedeutenden Manne, einem Gelehrten öffnen sich doch Daseinsziele und Bethätigungen, die gar nichts damit gemein haben, daß Sie nicht mehr imstande sind, eine Flasche Champagner auszustechen oder einen hohen Berg zu ersteigen. Und dazu kommen die Bande von Herz und Gemüt, die uns mit anderen Menschen verknüpfen. Man lernt die Menschen erst kennen, wenn man auf sie angewiesen ist, und dann findet man in manchem mehr als man hoffte. Sollte wirklich nicht volle Unabhängigkeit, Freundschaft und vielleicht auch Familienglück einem Manne über ein körperliches Gebrechen hinweghelfen können!"

„Jetzt weiß ich es!" Der Afrikaner suchte seinen Hut und lächelte finster. „Sie irren sich einfach. Sie täuschen sich. Solch eine Krankheit giebt es gar nicht."

Der Arzt blieb ruhig. „Wenn ich darauf überhaupt antworte," sagte er, „so trage ich Ihrem begreiflicherweise gereizten Zustand Rechnung: Fragen Sie, welchen Arzt Sie wollen, hier oder anderswo, Sie werden den gleichen Bescheid erhalten."

„Und das ist sicher?"

„Vollkommen sicher!"

„Nun, dann danke ich Ihnen!" sagte der Afrikaner, reichte ihm die Hand, ließ einen Hundertfrankenschein auf der Ecke des Schreibtisches liegen und ging.

* * *

Er war wie betäubt, als er auf die schon dämmernde Straße trat. Ohne rechts und links zu schauen, wanderte er in der Richtung, die er wahllos eingeschlagen, weiter, durch die schwatzenden Gruppen italienischen Volkes, unter den hochgespannten Sonnendächern der Läden hin, zwischen den weit auf die Straßen hinausgerückten Tischchen und Stühlen der Cafés durch, bis die schwüle, staubige Stadtluft plötzlich um ihn verschwand und ein herber Hauch den kalten Schweiß von seiner Stirn trocknete.

Da war das Meer. In weißen Schaumkämmen rollte es endlos heran aus der Nacht, die weithin schon über den Wassern graute, daß Himmel und Wellen in eins verschwammen. Und wenn es auch nur das zahme Mittelmeer war: auch von ihm ging, wie es da in unbeschränkter Weite vor dem Blick sich dehnte, das Gefühl der Größe, der befreienden Unendlichkeit des Raumes aus.

Und mit ihm das Gefühl der eigenen Kleinheit. Eines Ameisenbewußtseins unter dieser weiten Himmelswölbung. Was lag daran, ob einer unter diesen Millionen und Hunderten von Millionen achtlos zertreten am Wege lag? In kurzem starben sie ja alle, neue Millionen und Milliarden folgten und wanderten ins Grab, und gleichmäßig, als sei nichts geschehen, lacht die Sonne und grüßen die Sterne und kreiselt dies Sandkorn, auf dem wir leben und leiden, weiter durch den Weltraum.

War es wirklich so lohnend, dieses Sandkorn, diese enge, auf kurze Frist uns angewiesene Behausung von Lehm und Wasser in allen Winkeln zu erforschen? Die kurze Spanne Zeit, die uns angewiesen, darauf zu verwenden, um festzustellen, daß unter dem Polarkreis und dem Aequator, in dem Morgen- und Abendland die Menschen zu Millionen und Milliarden leben und altern und sterben und neue erstehen, daß überall die grünen Blätter sprießen und das welke Herbstlaub fällt, daß überall der Wind braust und die Wolken ziehen und die Wellen wandern?

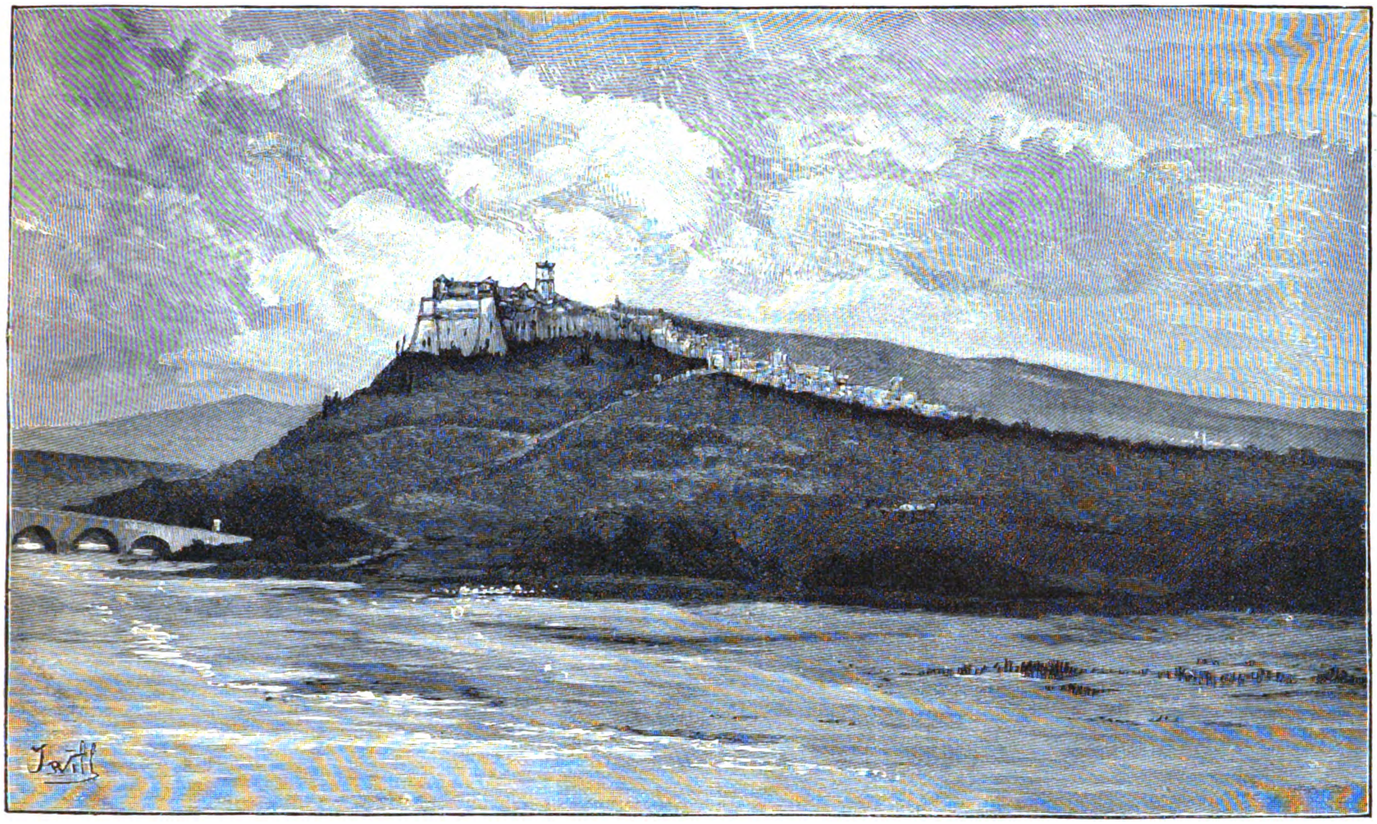
Nein, das alles war nur Schein. Bunter, schöner Schein! Der Kern der Dinge lag tiefer. Was unbewußt da innen webt und rätselhaft in einer anderen Brust wiederklingt, das war das Ahnen der wirklichen Welt, die wir nicht begreifen können, weil unsere Augen blind sind und unsere Ohren taub. Das war das Leben. Darin hatte der Arzt eigentlich recht, wenn er von dem inneren Menschen sprach im Gegensatz zu dem zerbrechlichen Gehäuse.

Und er selbst hatte sich ja nach diesem inneren Glück gesehnt! Er stand ja im Begriff, es aufzusuchen! Es war ja wie ein Almosen des Geschicks, daß es ihm wenige Minuten nach dem verhängnisvollen Sturz vom Pferde in jener regenüberströmten marokkanischen Karawanserai den Menschen zugeführt hatte, der nichts anderes begehrte, als sein Leben, und gewiß auch alles Leid des Lebens, mit ihm zu teilen.

Er war langsam die jetzt in der Sommernacht fast menschenleere Promenade des Anglais hinabgeschritten. Jetzt setzte er sich auf eine Bank und schloß die Augen. Ein unbestimmtes Rauschen war um ihn, ein leise wehender Hauch — sonst kein Laut weit in der Runde.

In seinem ganzen Inneren zitterte etwas nach — weniger der Schrecken als ein ungeheures Erstaunen. Auf alles war er vorbereitet gewesen — auf den Tod in jeder denkbaren Form. Aber auf das Siechtum? Nein. Das kam ihm so unerwartet, so unbegreiflich, daß er immer noch wie aus einem Traume aufzuwachen hoffte, und dabei doch wohl wußte, wie nüchtern wirklich das alles war. Und es war ihm nicht einmal Zeit vergönnt, sich von diesem Blitzschlag zu erholen, sich in Ruhe zu sammeln. Die drei Schwestern blieben nur kurze Frist in Genf. Wollte er die Reise dorthin antreten, so mußte es morgen geschehen.

Digitized by Google



Assisi.

Nach dem Gemälde von M. J. Zwill.

Wollte er? Er lachte bitter auf. Hatte er denn noch eine Wahl? Vorhin noch, in Monte Carlo, glaubte er, sein Geschick in der Hand zu haben und frei am Kreuzweg zu stehen. Jetzt gab es nur noch einen Pfad, und der führte nach Genf, ehe es zu spät war, ehe auch dort das blonde sanfte Glück verschwand und ihn mit leeren Händen allein ließ.

Denn jetzt kam er mit leeren Händen! Als ein Bettler kam er zu ihr, um Zuflucht zu suchen! Er wählte nicht mehr, er bat! Und wenn sie es zehnmal nicht wußte und nicht merkte, in seinem Inneren mußte das weiter nagen und immer weiter. Und lang' verhehlen ließ sich das auch nicht. Er war von Anfang an der Schwächere. Er gab sich in ihre Hand. Er wurde ein Philister wie andere, schlimmer als andere, die nicht als die Ruine ihres eigenen Selbst herumwandeln und, durch die Gewohnheit abgestumpft, schließlich ganz vergnügt dabei sind. Denn schließlich gewöhnte auch er sich gewiß allmählich an den engen Kreis des Daseins und wurde ein ganz anderer Mensch, der nichts mehr mit dem rauhen Mannestrotz des einstigen Weltumseglers gemein hatte.

Der Trotz gegen das Schicksal bäumte sich wütend in ihm auf, während er gesenkten Hauptes wieder der Stadt zuschritt. Da lief sein Pferd . . . da lief der Stier . . . warum mußten diese beiden Körper aufeinander prallen? Wer hatte das angeordnet?

Er blieb plötzlich stehen, warf den Kopf zurück und lachte zornig auf. Wer anders als du selbst, du abenteuernder Thor! Der Stier wandelt jeden Abend diesen Weg zur Tränke. Du kamst ihm in die Quere, blindlings, von deinem eigentlichen Wege nach Tanger abgewichen, irrlichternd auf der Jagd nach einem Schattenbild, jenem Schattenbild mit silberhellem Lachen und mädchenhaftem Madonnengesicht, das deiner spottet, das dich krank und einsam in Tetuan zurückließ, das wie ein Traum verflogen war, als du es wiederum auf dem weißen Geisterschiff auf der Reede von Gibraltar suchtest.

Und wer war der erste Mensch, der dir nach deinem Unfall begegnete, wer pflegte dich in Tetuan und richtete dich mit heiteren Worten auf, wer stand geduldig, mit tapfer hinuntergeschluckten Thränen deiner wartend da, als du enttäuscht und ärgerlich von dem weißen Schiff zurückkamst?

Immer wieder der treue, blonde ehrliche Kamerad. Einen besseren findest du nicht. Sieh um dich! Was du in der Ferne suchst, wofür du dort so viel Leid und Ungemach erlitten hast, wofür du zum Krüppel geworden bist, das Glück, das steht da still und schweigend neben dir wie eine Blume am Weg und wartet, daß du es pflückst.

Und wenn du es pflückst, bringt es dir Ruhe. Mag auch in dir die wilde Abenteurerlust hinschwinden, dafür wirst du zufrieden. Das warst du bisher nie, in deinem unsteten Sehnen und Jagen. Vielleicht kommt einmal der Tag, wo du lächelst, wenn du an die Vergangenheit denkst. Du hast es ja neulich schon in Tetuan geschrieben: Wir werden alt und grau, Frau Aventiure! Die Zeit schwindet hin. Der Herbst ist nahe. Jetzt war er da! Eine bittere Wehmut beschlich ihn, als er in seinem Hotelzimmer träumend saß und von der Vergangenheit Abschied nahm. Sie war bunt genug und doch — jetzt schien sie ihm leer und öde. So zwecklos erschien ihm plötzlich alles, was er errungen und erstrebt, so wertlos alle seine wissenschaftlichen Thaten, so arm und ohne Inhalt das ganze Menschenleben, daß er sich heiß nach einem neuen sehnte.

Er wußte wohl, warum diese rätselhafte Stimmung über ihn gekommen war. Der Tod hatte bei ihm angepocht — nicht von außen her; da kannte er ihn und sein Anblick verdoppelte seinen Trotz — nein, da innen saß er und klopfte und mahnte: Es ist Zeit, von dem großen Maskenball nach Hause zu gehen. Bunt genug und lärmend war er ja. Viel Menschen in allen Trachten der Welt. Kaiser und Könige, fratzenhafte Wilde und schöne Frauen, ein ganzer Karneval voll Jubel und Trubel. Aber wenn man den Mantel umschlägt und in den grauen grämlichen Morgen hinaustritt, da kommt die Ernüchterung. Die Sehnsucht nach Schlaf. Die Sehnsucht nach einem Menschengesicht, das uns freundlich lächelnd im Sonnenschein zu Hause empfängt, nach all den kichernden, wesenlosen Masken der buntscheckigen Nacht, nach dem verräterischen, silberhellen Lachen, das durch das Dunkel klingt und zu immer neuen Abenteuern und zum Tode lockt. Dort aus der Ferne grüßte es blond und heiter herüber und nickte ihm unbefangen zu wie einem alten Freund. Er stand auf und klingelte. „Ich reise morgen früh nach Marseille," befahl er dem eintretenden Kellner. „Von da gleich weiter bis Genf. Hier ist die Depesche, in der ich meine Ankunft anzeige."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kaiser Franz Joseph I.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Mit dem Bild S. 777.)

Vor fünfzig Jahren, am 2. Dezember 1848, bestieg Kaiser Franz Joseph I im jugendlichen Alter von 18 Jahren den Thron des alten Habsburgerreiches. Inmitten der schwersten Wirren vollzog sich der Thronwechsel. Kurz vorher war der Oktoberaufstand in Wien durch die Armee des Fürsten Windischgrätz niedergeworfen worden und in der Kaiserstadt waltete blutig das Kriegsgericht; die italienischen Provinzen standen in hellem Aufruhr und auch die Ungarn hatten zu den Waffen gegriffen. Die Grundfesten Oesterreichs schienen erschüttert und Kaiser Ferdinand I sah sich bewogen, zu gunsten seines jugendlichen Neffen abzudanken. Im Hoflager zu Olmütz wurde Franz Joseph am 1. Dezember 1848 für volljährig erklärt, und schon am darauffolgenden Tage trat er die Regierung an.

Vielverheißend und vertrauenerweckend klangen die Worte des Manifestes, das der junge Herrscher an seine Völker richtete: „Das Bedürfniß und den hohen Werth freier, zeitgemäßer Institutionen aus eigener Ueberzeugung erkennend," hieß es darin, „betreten Wir mit Zuversicht die Bahn, die Uns zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesammtmonarchie führen soll. Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz sowie der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen in alter Größe, aber in verjüngter Kraft."

Das edle Ziel, das Kaiser Franz Joseph sich steckte, war jedoch nicht leicht zu erreichen. Es war eine schwere Bürde voll Sorgen und drückendster Verantwortung, welche sich mit der Kaiserkrone des alten Habsburger Reiches auf das Haupt des jugendlichen Herrschers senkte. In der langen Spanne eines halben Jahrhunderts hat Oesterreich-Ungarn unter der Regierung Franz Josephs tiefeingreifende Wandlungen durchmachen müssen; in den Kriegen begleitete der Sieg nicht immer die kaiserlichen Heere und in der Ordnung der inneren Angelegenheiten, in der Stellungnahme den nationalen Streitigkeiten gegenüber trafen die Ratgeber der Krone nicht immer das Richtige. Aber bei allem Wechsel des Schicksals, in glücklichen und mehr noch in trüben Tagen gab der Kaiser durch sein Pflichtbewußtsein ein leuchtendes Vorbild zur Sammlung und Versöhnung. Mit nimmer ermüdendem Eifer trachtete er, Beruhigung, Zufriedenheit und Wohlstand zu schaffen und die vielfach auseinanderstrebenden Volkselemente unter den höheren Gesichtspunkten des Gesamtstaates zu vereinigen. Durch diese aufopferungsvolle jahrzehntelange Arbeit hat er in der That die Liebe seiner Völker errungen, die namentlich bei besonderen festlichen wie traurigen Anlässen sich in leuchtendster Weise kundgab. Vom Volksjubel war er umbraust, als er am 2. Dezember 1873 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte; zu einem wahren Volksfeste gestaltete sich die Feier seiner Silbernen Hochzeit am 24. April 1879, und als er am 8. Juni 1892 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Krönung zum König von Ungarn beging, huldigten die Magyaren in Budapest voll Begeisterung ihrem Monarchen.

Als vollends das seltene Jubiläum der fünfzigjährigen Regierung Kaiser Franz Josephs herannahte, waren die Völker des weiten Reiches mit fast beispiellosem Eifer bedacht, das Jubeljahr durch großartige Huldigungen und im Sinne des Jubilars durch leuchtende Werke der Wohlthätigkeit zu einem denkwürdigen zu gestalten. In allen Gauen und in allen Städten war man bestrebt, der Freude und Genugthuung über das frohe Ereignis glanzvollsten Ausdruck zu geben, und allen voran ging Wien, die alte Residenz der Habsburger, die Stadt, in der Franz Joseph am 18. August 1830 das Licht der Welt erblickt und in der er den größten Teil der schönen und trüben Stunden seiner langen vielbewegten Regierungszeit verbracht hat.

Die Jubiläumsausstellung im Prater, das Fünfte Oesterreichische Bundesschießen mit dem großartigen Festzuge, die Jubiläums-Kunstausstellung, der Kinderfestzug, die Eröffnung der Stadtbahn, Kircheneinweihungen und noch unzählige mit äußerem Gepränge verbundene Huldigungsakte wurden abgehalten oder vorbereitet, abgesehen von den Tausenden von Stiftungen und Wohlfahrtseinrichtungen, die im Sinne des hohen Jubilars geschaffen wurden. Aus allen Teilen der civilisierten Welt waren Besuche von gekrönten Häuptern, Thronfolgern, Abgesandten angekündigt, welche dem edlen Friedensfürsten ihre Glückwünsche persönlich darbringen wollten. Dankbar erkannten alle Völker Europas es an, daß des Kaisers aufrichtiges Streben stets auf die Erhaltung des Friedens gerichtet war.

Da schwirrte am Abend des 10. September eine unfaßbare, entsetzliche Unheilsbotschaft durch die Städte und Länder des weiten Reiches: die Kaiserin ermordet! Als dem greisen Monarchen die entsetzliche Nachricht überbracht wurde, da soll er, vom Schmerz überwältigt, ausgerufen haben: „Mir bleibt doch keine Heimsuchung erspart!"

Und in der That, welches Schicksal kann mit dem des edlen Dulders auf dem Throne verglichen werden! Der Bruder im fernen Mexiko als Rebell erschossen, der einzige Sohn und Erbe in der Blüte seiner Jahre dahingerafft und nun die sanfte stille Gefährtin, die ihm in seinem größten Schmerze die lautgepriesene Stütze war, von dem Stahl eines wahnwitzigen Mordgesellen hingestreckt! Wahrlich, Grauenvolleres konnte selbst die alte Schicksalstragödie nicht ersinnen. Dazu die vielen Erschütterungen der äußeren und inneren Politik, die fast unlösbaren Wirren der Gegenwart! Unser Mitleid verwandelt sich in Bewunderung, wenn wir den greisen Monarchen aufrecht sehen, unentwegt ausharrend bei seiner strengen Pflichterfüllung, wie er es all die Jahre gehalten, getröstet und erhoben durch ein tiefes Gottvertrauen.

Mit schrillem Klang riß die Saite der Festesfreude entzwei. Jetzt tönen nur Totenklagen und Orgeltrauerklang.

Der einsame Mann auf dem Throne löst sich von seinen Schmerzen los und sinnt und sinnt dem Glücke seiner Völker nach. Möchte doch die Sturmflut der Leidenschaften ebben, auf daß der Lebensabend des gebeugten Steuermanns auf dem Staatsschiffe noch durch freundliche Lichtblicke verklärt werde!

Das ist der stille Segenswunsch all der Millionen, die heute in dem weiten Reiche des Jubiläums ihres Kaisers gedenken.

Gebärden und Naturlaute.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von L. Kaschert.

Der normal entwickelte und in der Gesellschaft seiner Artgenossen aufgewachsene Mensch besitzt die Fähigkeit, seine Gedanken, seine Wünsche und Empfindungen durch eine Sprache mitzuteilen, die er sich in seiner Umgebung angeeignet, also künstlich erworben hat, eine Fähigkeit, die wir sonst bei keinem lebenden Wesen wiederfinden. Jede Nation aber spricht ihre eigene künstliche Sprache, die sich ihren physischen Bedürfnissen und geistigen Fortschritten gemäß fort und fort entwickelt. Daher kommt es, daß die Sprachen selbst benachbarter Völker bisweilen so weit voneinander abweichen, daß keines das andere ohne Dolmetscher zu verstehen vermag.

Außer dieser künstlichen Sprache, deren gründliche Erlernung oft vielen Fleiß erfordert, besitzt der Mensch die ihm von der Natur verliehene Gabe, seine innersten Empfindungen auch durch einfache, unartikulierte Laute, die sogenannten Naturlaute, und durch Mienen und Gebärden auszudrücken, deren Bedeutung von einem jeden begriffen wird, der sie wahrnimmt. Stößt jemand einen Schmerzensschrei aus und legt dabei etwa die Hand auf die leidende Stelle, so wird sein leidender Zustand sofort von allen Personen seiner Umgebung erkannt, und einen jeden erfaßt ein augenblickliches Unbehagen, gleichviel welcher Nationalität er angehören möge. Und wie ein einfacher Laut fremden Schmerz zu enthüllen vermag, so teilt uns ein anderer Laut die Freude mit, die jemand erfüllt, oder auch den Schrecken, der ihn

Digitized by Google

erfaßt. Vernehmen wir aber in finsterer Nacht ein fernes Angstgestöhn der Furcht, so ergreift auch uns dieses Gefühl und erstarrt unsere Glieder.

Sowie sich dergestalt die Empfindungen durch unartikulierte Laute auf andere übertragen, so teilen sie sich auch schon durch den Gesichtsausdruck und die Haltung des Körpers mit. „Das Gesicht ist der Spiegel der Seele", sagt ein altes Wort, welches uns damit andeuten will, daß sich im Gesicht die Gedanken und Empfindungen abspiegeln, die in unserem Innern entstehen. Vergegenwärtigen wir uns nur das Bild einer zärtlich liebenden Mutter, die am Lager ihres schlummernden Lieblings lauscht, um aus den Mienen und Bewegungen desselben seinen innern Zustand zu erforschen! Bald zeigt sich ihr Antlitz mit Freude überstrahlt, bald sehen wir ein leichtes Wölkchen über dasselbe hinwegziehen, je nachdem ihr Herz mit Freude oder Besorgnis erfüllt ist. Diese natürliche Sprache, deren Alter mit dem des Menschengeschlechts übereinstimmt, wird von allen Völkern auf dem Erdenrund verstanden, und sie ist daher der beste Dolmetsch im Verkehr mit fremdsprachigen Nationen. Diese Thatsache war bereits in alter Zeit bekannt.

Schon Xenophon berichtet, daß seine Krieger in der Nähe des Euphrat sich genötigt sahen, mit den Bewohnern einiger Ortschaften, die sie durchschreiten mußten, sich wie Stumme durch bloße Zeichen zu verständigen, da ihnen die Sprache derselben völlig fremd war. Auch der römische Dichter Ovid, den Kaiser Augustus in die Gegend des Schwarzen Meeres verbannt hatte, beklagte es, mit den Bewohnern seines traurigen Verbannungsortes sich durch stumme Zeichen und Gesten verständigen zu müssen, da er deren Sprache nicht kannte. Einen noch interessanteren Fall erzählt uns Lucian von einem König, dessen Reich an das Schwarze Meer grenzte und der nach Rom gekommen war, um die Wunder dieser Weltstadt mit eigenen Augen zu schauen. Kaiser Nero bot alles auf, seinem Gaste den Aufenthalt in Rom möglichst angenehm zu machen. Von allen Schaustellungen aber machte auf ihn keine einen solchen Eindruck als das Auftreten eines Mimikers, dessen Gebärdensprache er ohne Dolmetscher deutlich verstand. Ganz erstaunt über eine solche Geschicklichkeit, bat er Nero, ihm diesen Mann als Geschenk zu überlassen, und als dieser ihn fragte, welchen Nutzen er von demselben erwarte, erwiderte er: „Dieser Mann soll mir mit seinen Mienen und Gebärden bei den benachbarten Völkerstämmen, deren Sprache niemand versteht und mit denen man deshalb nicht in Verbindung treten kann, als Dolmetsch dienen."

Fragen wir uns nun, wie es möglich sei, daß unsere Gedanken und Empfindungen, durch einfache Laute, durch Mienen und Gebärden ausgedrückt, von jedermann, der die Aeußerung wahrnimmt, begriffen werden, so vermag uns nur ein physiologisches Gesetz darüber Auskunft zu verschaffen. Es ist bekannt, mit welcher Leichtigkeit sich das Lachen und Weinen und besonders das Gähnen auf die Umgebung überträgt, wie oft schon Krämpfe und Nervenleiden epidemisch aufgetreten sind und welchen verhängnisvollen Einfluß überhaupt das Beispiel zu üben vermag.

Die Gebärdensprache ist der Ausdruck innerer Empfindungen und dient nur als Mittel, dieselben auf andere Individuen zu übertragen und dadurch das Verständnis herbeizuführen. Hören wir einen Schmerzenslaut, so empfinden wir in demselben Augenblick ein gewisses Weh, das uns zu rascher Hilfeleistung treibt. Der Ausruf der Freude dagegen erweckt in uns dieselbe wohlthuende Empfindung, wie anderseits der Gefühlsausdruck der Traurigkeit uns zum Mitleid stimmt. Wie eine gute Musik die zartesten Empfindungen, die den Komponisten zur Zeit der Abfassung seines Tonstückes beseelten, auf die Hörer desselben überträgt, so ist auch die natürliche Sprache geeignet, die innersten Gefühle und Gedanken eines Menschen durch bloße Zeichen und Gebärden anderen mitzuteilen. Diese Sprache ist daher universell, denn jeder versteht sie, gleichviel ob er Russe oder Chinese, Araber oder Hottentotte ist.

Merkwürdigerweise beobachten wir auch unter den höheren Tieren eine Art Gebärdensprache, durch welche sie ihre Empfindungen ausdrücken und sich untereinander verständigen. Jeder Tag giebt uns Gelegenheit, uns von dieser Thatsache zu überzeugen. Beobachten wir nur einen Hund, der mit lustigen Sprüngen und eigentümlichem Gebell einen ruhig daliegenden Kameraden einladet, sich mit ihm herumzutummeln! Er braucht sich nicht lange zu bemühen, denn bald fühlt sich der Träge angesteckt und wie von der Tarantel gestochen springt er mit seinem Genossen auf dem grünen Rasen herum.

Doch ist es nicht bloß das Gefühl der Lust und Freude, das sich bei den Tieren in so auffallender Weise von einem Individuum auf das andere überträgt; auch andere Empfindungen teilen sich ebenso rasch mit. Der englische Gelehrte J. Romanes erzählt folgende Thatsache: „Mr. H. A. Macpherson schrieb mir, daß er im Jahre 1876 im Besitz eines alten Katers nebst einem nur wenige Monate alten Kätzchen war. Der Kater, der lange der bevorzugte Günstling des Hauses gewesen, wurde auf den kleinen Eindringling eifersüchtig und zeigte bei jeder Gelegenheit gegen denselben eine große Abneigung. Einmal wurde im unteren Stock des Hauses der Fußboden repariert und einige neue Dielen wurden eingelegt. Am Tage nach der Vollendung dieser Arbeit erschien der Kater in der Küche, rieb sich an der Köchin und miaute ohne Unterlaß, bis er deren Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte und diese ihm endlich nach dem reparierten Zimmer folgte. Natürlich vermochte sie sich über das eigentümliche Verhalten des Katers keine Rechenschaft zu geben, bis sie auf einmal dicht unter ihren Füßen ein klägliches Miauen vernahm. Sofort wurde die Diele emporgehoben, worauf das Kätzchen zum Vorschein kam. Der Kater blieb ruhig zugegen und ging erst von dannen, als er seinen Nebenbuhler befreit sah, dessen hilfesuchendes Rufen ihn zum Mitleid gestimmt und zu seiner Befreiung angespornt hatte."

Wenn schon die Katze, die sich oft lange an der Todesangst ihrer kleinen Schlachtopfer weiden kann, durch die Klagelaute eines Geschlechtsgenossen zum Mitleid gestimmt wird, so können wir mit Sicherheit erwarten, daß uns der brave Hund zu ähnlichen Beobachtungen Gelegenheit bietet. Von den zahlreichen Beispielen wollen wir nur das folgende hervorheben:

An einem schönen Wintertage des Jahres 1875 saß der Gutsbesitzer Hesselbarth in Espenbusch mit einem Freunde an einem Fenster seines Zimmers, von dem aus sie einen ansehnlichen Landsee übersehen konnten, dessen Oberfläche ganz mit Eis bedeckt war. In der Nähe des Hauses aber war tags vorher eine sogenannte „Luhme" zum Wasserschöpfen gehauen worden, die sich über Nacht mit einer dünnen, etwas beschneiten Eiskruste bedeckt hatte. Auf einmal erblickten die beiden Freunde einen kleinen fremden Hund, der über das Eis daher gelaufen kam und in die Luhme einbrach. Er machte vergebliche Anstrengungen, aus dem kalten Bade wieder herauszukommen, indem er stets wieder von dem glatten Rande des Eises abglitt. Da erhob der Aermste ein klägliches Geheul, und eben schickten die Männer sich an, ihm zu Hilfe zu eilen, als der brave Hofhund, der bis dahin auf der anderen Seite des Hauses in seiner Hütte ruhig geschlafen hatte und durch das Winseln des Unglücklichen aus seinem Schlummer geweckt worden war, hinzueilte, den Unvorsichtigen am Genick erfaßte und bedächtig auf das Eis niedersetzte. Darauf begab er sich, als ob nichts weiter vorgefallen sei, wieder in den Hof zurück, um in seiner Hütte den unterbrochenen Schlummer fortzusetzen.

Selbst von dem geduldigen Schaf teilt Watson eine ähnliche Beobachtung mit. Ein Lamm hatte sich einst in ein Dornengesträuch verirrt, aus dem es seine Mutter vorsichtig zu befreien suchte. Als sie aber einsehen mochte, daß all ihre Befreiungsversuche vergeblich blieben, lief sie mit ängstlichem Geblöke zu der nahen Herde und kehrte sofort in Begleitung eines kräftigen Widders zurück, der mit seinen starken Hörnern die Dornenzweige so weit auseinander breitete, daß das Lämmchen wieder davonlaufen konnte.

Die Vögel teilen sich ihre Empfindungen ebenfalls mit. Beobachten wir nur die Schwalben, wenn sie von allen Seiten herbeieilen, eine klagende Schwester im Kampfe gegen den frechen Spatz zu unterstützen oder das im Kampfe zertrümmerte Nest ihr wieder aufbauen zu helfen. Bei den meisten höheren Tieren können wir ähnliche Beobachtungen machen; ja sie bedürfen zur Uebertragung ihrer Empfindungen auf andere Individuen ihrer Art nicht einmal der Laute, da sie durch bloße Gebärden und Zeichen, durch den Blick oder einfaches Berühren dieselben mitzuteilen vermögen.

Digitized by Google

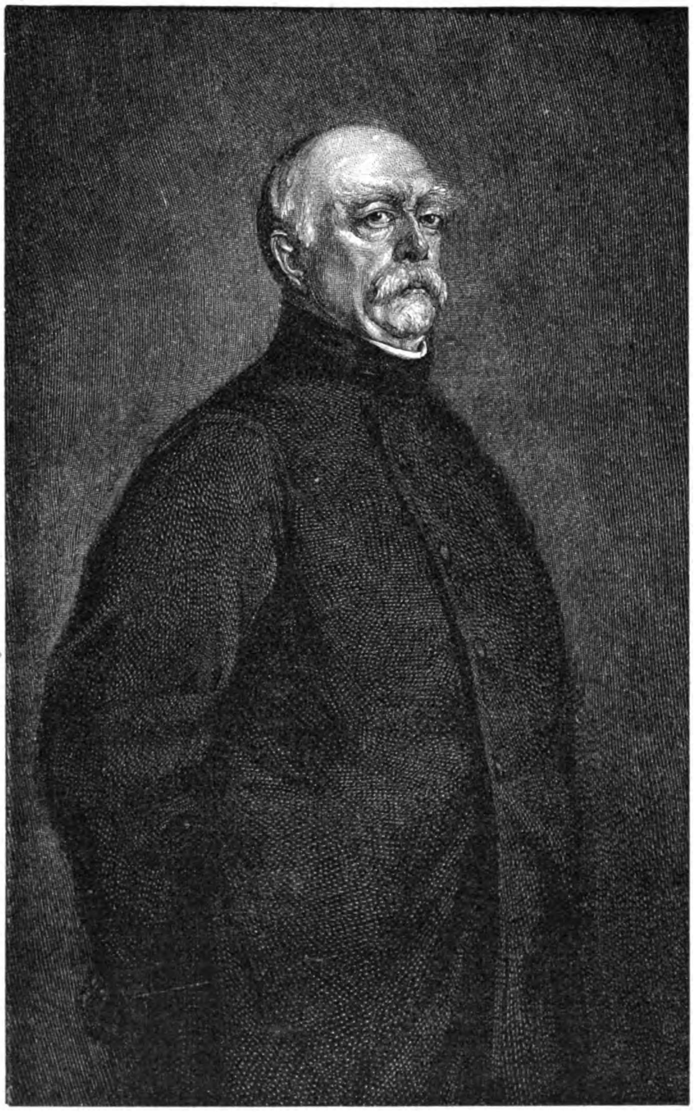
Das Buch des Fürsten Bismarck.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck", so nennt sich das Buch, das der Schöpfer der deutschen Einheit seinem Volke hinterlassen hat. Vor fünf Jahren schon war es in der Handschrift dem J. G. Cottaschen Verlage in Stuttgart, bei dem es in diesen Tagen erscheinen wird, übergeben worden. Nur wenige Personen wußten davon und hüteten streng das Geheimnis. Anderseits konnte es, bei dem regen Verkehr im Bismarckschen Hause, nicht verborgen bleiben, daß der Fürst mit der Aufzeichnung von Erinnerungen beschäftigt sei. Näheres wußte aber niemand darüber zu berichten, und so entstand eine gewisse schattenhafte Vorstellung von einem Memoirenwerke aus der Feder des Fürsten, das nach seinem Tode an die Oeffentlichkeit treten werde.

Daß es einen Zeitpunkt gab, in welchem der Fürst den Beschluß gefaßt hatte, einen Teil seiner Erinnerungen noch zu seinen Lebzeiten herauszugeben, hat, außer wenigen Eingeweihten, bis vor kurzem niemand erfahren. Fürst Bismarck gab dieses Vorhaben nur deshalb auf, weil er immer aufs neue Inhalt und Form des Niedergeschriebenen nachprüfte, ob sie auch ganz dem Erfordernis unbedingter geschichtlicher Haltbarkeit entsprächen, ob die Urteile über Dinge und Personen im strengsten Sinne gerecht und dabei so maßvoll, wie er es wünschte, ausgedrückt seien.

Es war ja die Zeit des weisen, abgeklärten Alters, in der er, der zur Zeit seiner Amtsführung Weltgeschichte gemacht hatte, nun im Stande der Ruhe Umschau hielt über das, was unter ihm und um ihn geschehen war. Er wollte, in sorgfältigster Auswahl und Ausarbeitung, Aufschlüsse, wie nur er sie besaß, darüber geben, wie alles geworden war. Da sollte keine unnütze Schonung, aber auch keine verletzende Härte geübt werden. Denn es sollte ein ungetrübter Spiegel seiner Zeit entstehen, ein Buch der Belehrung für die Gegenwart und für künftige, vielleicht schwere Zeiten.



Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

Fürst Bismarck im Jahre 1894.
Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach.

Man muß an dieses Buch, will man es recht verstehen, mit großem Sinn herantreten, wie es mit großem Sinn geschrieben ist. Wer nur gemeine Neugierde mitbringt, Skandale sucht, der greife nach anderen Memoirenwerken. Hier sind ernste „Gedanken" eines Staatsmanns, untermischt mit „Erinnerungen" an ein Leben, dessen Gang mit den welterschütternden Ereignissen unserer Zeit, wie kein zweites, verflochten war.

Wie das Werk entstanden ist, darüber haben kürzlich die Tageszeitungen aus offenbar untrüglicher Quelle berichtet. Schon anfangs 1890, kurz vor Bismarcks Entlassung, richtete der Cottasche Verlag eine Anfrage an den Fürsten, ob er Aufzeichnungen besitze und sie etwa diesem Verlage überlassen wolle. Im Sommer des Jahres der Entlassung wurde diese Anregung wiederholt, und nun fand sich der Fürst, der im Januar 1890 erwidert hatte, daß er keine Erinnerungen geschrieben habe und im Amte keine schreiben könne, bewogen, zu erklären: „er wolle nach und nach, wie es ihm der Geist eingäbe, Episoden aus seinem Leben diktieren". Bald kam auch, da der Fürst der altberühmten Buchhandlung, die einst Goethe und Schiller verlegt hat, sein Vertrauen schenkte, ein Vertrag zustande.

Und nun begann die schriftstellerische Arbeit des Fürsten. Vom Herbst 1890 bis Frühjahr 1891 diktierte er jeden Vormittag ein paar Stunden an den Denkwürdigkeiten, denen er später den wohl erwogenen Namen „Gedanken und Erinnerungen" gab. Lothar Bucher, sein verdienter Mitarbeiter während seines politischen Wirkens, sein treuer Hausfreund in der Zeit der Muße, schrieb stenographisch nach und sorgte für Beischaffung von Büchern und handschriftlichem Stoffe, für Richtigstellung von Daten und dergleichen. Das ins Reine Geschriebene sah der Fürst mit größter Genauigkeit durch, strich, verbesserte, erweiterte mit eigener Hand, wo er es für nötig fand. Einzelne Kapitel hat er mehrmals gänzlich umgestaltet.

Im Herbst 1893 hatte der Fürst während einer schweren Erkrankung in Kissingen die Handschrift, soweit er sie damals als fertig betrachten konnte, den Vertretern der Cottaschen Buchhandlung übergeben.

Seitdem war dieselbe, zur Veröffentlichung nach Bismarcks Hinscheiden bestimmt, im Besitze der Cottaschen Buchhandlung. Ein gnädiges Geschick vergönnte dem Fürsten noch eine Reihe von Lebensjahren, und diese Frist kam auch dem Buche zu statten. Der Fürst, dem die Arbeit nun durch die Herstellung eines gedruckten Manuskripts erleichtert wurde, fuhr fort, Verbesserungen an seinem Werke vorzunehmen. Horst Kohl, der erste Kenner der schon so umfangreichen Bismarck-Litteratur, hat als Herausgeber der „Gedanken und Erinnerungen" dafür gesorgt, daß auch die letzten von Bismarcks Hand herrührenden Abänderungen dem Buche einverleibt wurden.

Durch die Cottasche Buchhandlung sind wir in den Stand gesetzt worden, den Lesern der „Gartenlaube" neben der photographisch getreuen, um ein Siebentel verkleinerten Nachbildung zweier Seiten der Handschrift einen vollständigen Abschnitt, und zwar den ersten des ersten Kapitels, noch vor dem Erscheinen des Werkes mitzuteilen. Es ist hierzu ein unpolitisches Kapitel ausgewählt worden, ein Stück Jugendgeschichte, das bis zu dem Tage währt, an dem Otto von Bismarck, nach kurzer Laufbahn im juristischen und Verwaltungsfache, entschlossen war, sich für immer aufs Land, zur Bewirtschaftung der väterlichen Güter, zurückzuziehen, mit dem, wie er sagt, einzigen auf dem Lande ihm verbleibenden Ehrgeiz, dem des Landwehrlieutenants.

* * *

Aus den „Gedanken und Erinnerungen"

von Otto Fürst von Bismarck.

„Als normales Product unsres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Ueberzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittre oder geringschätzige Kritik über die Herrscher hören konnte. Dazu hatte ich von der turnerischen Vorschule mit Jahn'schen Traditionen (Plamann), in der ich vom sechsten bis zum zwölften Jahre gelebt, deutsch-nationale Eindrücke mitgebracht. Diese blieben im Stadium theoretischer Betrachtungen und waren nicht stark genug, um angeborne preußisch-monarchische Gefühle auszutilgen. Meine geschichtlichen Sympathien blieben auf Seiten der Autorität. Harmodius und Aristogiton sowohl wie Brutus waren für mein kindliches Rechtsgefühl Verbrecher und Tell ein Rebell und Mörder. Jeder deutsche Fürst, der vor dem 30jährigen Kriege dem Kaiser widerstrebte, ärgerte mich, vom Großen Kurfürsten an aber war ich parteiisch genug, antikaiserlich zu urtheilen und natürlich zu finden, daß der siebenjährige Krieg sich vorbereitete. Doch blieb mein deutsches Nationalgefühl so stark, daß ich im Anfang der Universitätszeit zunächst zur Burschenschaft in Beziehung gerieth, welche die Pflege des nationalen Gefühls als ihren Zweck bezeichnete. Aber bei persönlicher Bekanntschaft mit ihren Mitgliedern mißfielen mir ihre Weigerung, Satisfaction zu geben, und ihr Mangel an äußerlicher Erziehung und an Formen der guten Gesellschaft, bei näherer Bekanntschaft auch die Extravaganz ihrer politischen Auffassungen, die auf einem Mangel an Bildung und an Kenntniß der vorhandenen, historisch gewordenen Lebensverhältnisse beruhte, von denen ich bei meinen siebzehn Jahren mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte als die meisten jener durchschnittlich ältern Studenten. Ich hatte den Eindruck einer Verbindung von Utopie und Mangel an Erziehung. Gleichwohl bewahrte ich innerlich meine nationalen Empfindungen und den Glauben, daß die Entwicklung der nächsten Zukunft uns zur deutschen Einheit führen werde; ich ging mit meinem amerikanischen Freunde Coffin die Wette darauf ein, daß dieses Ziel in zwanzig Jahren erreicht sein werde.

In mein erstes Semester fiel die Hambacher Feier (27. Mai 1832), deren Festgesang mir in der Erinnerung geblieben ist, in mein drittes der Frankfurter Putsch (3. April 1833). Diese Erscheinungen stießen mich ab, meiner preußischen Schulung widerstrebten tumultuarische Eingriffe in die staatliche Ordnung; ich kam nach Berlin mit weniger liberaler Gesinnung zurück, als ich es verlassen hatte, eine Reaction, die sich wieder abschwächte, nachdem ich mit dem staatlichen Räderwerke in unmittelbare Beziehung getreten war. Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, mit der das Publikum sich damals wenig beschäftigte, war im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offizierstandpunkt gesehn. Beim Blick auf die Landkarte ärgerte mich der französische Besitz von Straßburg, und der Besuch von Heidelberg, Speier und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig. In der Zeit vor 1848 war für einen Kammergerichts-Auscultator und Regirungs-Referendar, dem jede Beziehung zu ministeriellen und höhern amtlichen Kreisen fehlte, kaum eine Aussicht zu einer Betheiligung an der preußischen Politik vorhanden, so lange er nicht den einförmigen Weg zurückgelegt hatte, der durch die Stufen der bürokratischen Laufbahn nach Jahrzehnten dahin führen konnte, an den höhern Stellen bemerkt und herangezogen zu werden. Als mustergültige Vordermänner auf diesem Wege wurden mir im Familienkreise damals Männer wie Pommer-Esche und Delbrück vorgehalten, und als einzuschlagende Richtung die Arbeit an und in dem Zollvereine empfohlen. Ich hatte, so lange ich in dem damaligen Alter an eine Beamtenlaufbahn ernstlich dachte, die diplomatische im Auge, auch nachdem ich von Seiten des Ministers Ancillon bei meiner Meldung dazu wenig Ermuthigung gefunden hatte. Derselbe bezeichnete nicht mir, aber hohen Kreisen gegenüber als Musterbild dessen, was unsrer Diplomatie fehle, den Fürsten Felix Lichnowski, obschon man hätte vermuthen sollen, daß diese Persönlichkeit, wie sie sich damals in Berlin zur Anschauung brachte, der anerkennenden Würdigung eines der evangelischen Geistlichkeit entstammenden Ministers nicht grade nahe stände.

Der Minister hatte den Eindruck, daß die Kategorie unsres hausbacknen preußischen Landadels für unsre Diplomatie den ihm wünschenswerthen Ersatz nicht lieferte und die Mängel, welche er an der Gewandheit des Personalbestandes dieses Dienstzweiges fand, zu decken nicht geeignet war. Dieser Eindruck war nicht ganz ohne Berechtigung. Ich habe als Minister stets ein landsmannschaftliches Wohlwollen für eingeborne preußische Diplomaten gehabt, aber im dienstlichen Pflichtgefühle nur selten diese Vorliebe bethätigen können, in der Regel nur dann, wenn die Betheiligten aus einer militärischen Stellung in die diplomatische übergingen. Bei den rein preußischen Civil-Diplomaten, welche der Wirkung militärischer Disciplin garnicht oder unzureichend unterlegen hatten, habe ich in der Regel eine zu starke Neigung zur Kritik, zum Besserwissen, zur Opposition und zu persönlichen Empfindlichkeiten gefunden, verstärkt durch die Unzufriedenheit, welche das Gleichheitsgefühl des alten preußischen Edelmanns empfindet, wenn ein Standesgenosse ihm über den Kopf wächst oder außerhalb der militärischen Verhältnisse sein Vorgesetzter wird. In der Armee sind diese Kreise seit Jahrhunderten daran gewöhnt, daß das geschieht, und geben den Bodensatz ihrer Verstimmung gegen frühere Vorgesetzte an ihre spätern Untergebenen weiter, sobald sie selbst in höhere Stellen gelangt sind. In der Diplomatie kommt dazu, daß diejenigen unter den Aspiranten, welche Vermögen oder die zufällige Kenntniß fremder Sprachen, namentlich der französischen, besitzen, schon darin einen Grund zur Bevorzugung sehn und deshalb der obern Leitung noch anspruchsvoller und zur Kritik geneigter gegenübertreten als Andre. Sprachkenntnisse, wie auch Oberkellner sie besitzen, bildeten bei uns leicht die Unterlage des eignen Glaubens an den Beruf zur Diplomatie, namentlich so lange unsre gesandschaftlichen Berichte, besonders die ad Regem, französisch sein mußten, wie es die nicht immer befolgte, aber bis ich Minister wurde amtlich in Kraft stehende Vorschrift war. Ich habe manche unter unsern ältern Gesandten gekannt, die, ohne Verständniß für Politik, lediglich durch Sicherheit im Französischen in die höchsten Stellen aufrückten; und auch sie sagten in ihren Berichten doch nur das, was sie französisch geläufig zur Verfügung hatten. Ich habe noch 1862 von Petersburg französisch amtlich zu berichten gehabt, und die Gesandten, welche auch ihre Privatbriefe an den Minister französisch schrieben, empfahlen sich dadurch als besonders berufen zur Diplomatie, auch wenn sie politisch als urtheilslos bekannt waren.

Außerdem kann ich Ancillon nicht Unrecht geben, wenn er von den meisten Aspiranten aus unserm Landadel den Eindruck hatte, daß sie sich aus dem engen Gesichtskreise ihrer damaligen Berliner, man könnte sagen provinziellen Anschauungen schwer loslösen ließen, und daß es ihnen nicht leicht gelingen würde, den specifisch preußischen Bürokraten in der Diplomatie mit dem Firniß des europäischen zu übertünchen. Die Wirkung dieser Wahrnehmungen zeigt sich deutlich, wenn man die Rangliste unsrer Diplomaten aus damaliger Zeit durchgeht; man wird erstaunt sein, so wenig geborne Preußen darin zu finden. Die Eigenschaft, der Sohn eines in Berlin accreditirten fremden Gesandten zu sein, gab an sich einen Vorzug. Die an den kleinen Höfen erwachsenen, in den preußischen Dienst übernommnen Diplomaten hatten nicht selten den Vortheil größrer assurance in höfischen Kreisen und eines größern Mangels an Blödigkeit vor den eingebornen. Ein Beispiel dieser Richtung war namentlich Herr von Schleinitz. Dann finden sich in der Liste Mitglieder standesherrlicher Häuser, bei denen die Abstammung die Begabung ersetzte. Aus der Zeit, als ich nach Frankfurt ernannt wurde, ist mir außer mir, dem Freiherrn Karl von Werther, Canitz und dem französisch verheiratheten Grafen Max Hatzfeldt kaum der Chef einer ansehnlichen Mission preußischer Abstammung erinnerlich. Ausländische Namen standen höher im Kurse: Brassier, Perponcher, Savigny, Oriola. Man setzte bei ihnen größere

Digitized by Google

Geläufigkeit im Französischen voraus, und sie waren „weiter her“, dazu trat der Mangel an Bereitwilligkeit zur Uebernahme eigner Verantwortlichkeit bei fehlender Deckung durch zweifellose Instruction, ähnlich wie im Militär 1806 bei der alten Schule aus Fridericianischer Zeit. Wir züchteten schon damals das Offiziersmaterial bis zum Regiments-Commandeur in einer Vollkommenheit wie kein andrer Staat, aber darüber hinaus war das eingeborne preußische Blut nicht mehr fruchtbar an Begabungen wie zur Zeit Friedrichs des Großen selbst. Unsre erfolgreichsten Feldherrn, Blücher, Gneisenau, Moltke, Goeben, waren keine preußischen Urproducte, ebensowenig im Civildienste Stein, Hardenberg, Motz und Grolman. Es ist, als ob unsre Staatsmänner wie die Bäume in den Baumschulen zu voller Wurzelbildung der Versetzung bedürften.

Ancillon rieth mir, zunächst das Examen als Regirungs-Assessor zu machen und dann auf dem Umwege durch die Zollvereinsgeschäfte Eintritt in die deutsche Diplomatie Preußens zu suchen; einen Beruf für die europäische erwartete er also bei einem Sprößlinge des einheimischen Landadels nicht. Ich nahm mir seine Andeutung zu Herzen und beabsichtigte, zunächst das Examen als Regirungs-Assessor zu machen.

Die Personen und Einrichtungen unsrer Justiz, in der ich zunächst beschäftigt war, gaben meiner jugendlichen Auffassung mehr Stoff zur Kritik als zur Anerkennung. Die praktische Ausbildung des Auscultators begann damit, daß man auf dem Criminalgericht das Protokoll zu führen hatte, wozu ich von dem Rathe, dem ich zugewiesen war, Herrn von Brauchitsch, über die Gebühr herangezogen wurde, weil ich damals über den Durchschnitt schnell und lesbar schrieb. Von den „Untersuchungen“, wie die Criminalprozesse bei dem damals geltenden Inquisitionsverfahren genannt wurden, hat mir eine den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen, welche eine in Berlin weit verzweigte Verbindung zum Zweck der unnatürlichen Laster betraf. Die Klubeinrichtungen der Betheiligten, die Stammbücher, die gleichmachende Wirkung des gemeinschaftlichen Betreibens des Verbotenen durch alle Stände hindurch — alles das bewies schon 1835 eine Demoralisation, welche hinter den Ergebnissen des Prozesses gegen die Heinze'schen Eheleute (October 1891) nicht zurückstand. Die Verzweigungen dieser Gesellschaft reichten bis in hohe Kreise hinauf. Es wurde dem Einflusse des Fürsten Wittgenstein zugeschrieben, daß die Akten von dem Justizministerium eingefordert und, wenigstens während meiner Thätigkeit an dem Criminalgerichte, nicht zurückgegeben wurden.

Nachdem ich vier Monate protokollirt hatte, wurde ich zu dem Stadtgerichte, vor das die Civilsachen gehörten, versetzt und aus der mechanischen Beschäftigung des Schreibens unter Dictat plötzlich zu einer selbständigen erhoben, der gegenüber meine Unerfahrenheit und mein Gefühl mir die Stellung erschwerten. Das erste Stadium, in welchem der juristische Neuling damals zu einer selbständigen Thätigkeit berufen wurde, waren nämlich die Ehescheidungen. Offenbar als das Unwichtigste betrachtet, waren sie dem unfähigsten Rathe, Namens Prätorius, übertragen, und unter ihm der Bearbeitung der ganz grünen Auscultatoren überlassen worden, die damit in corpore vili ihre ersten Experimente in der Richterrolle zu machen hatten, allerdings unter nomineller Verantwortlichkeit des Herrn Prätorius, der jedoch ihren Verhandlungen nicht beiwohnte. Zur Charakterisirung dieses Herrn wurde uns jungen Leuten erzählt, daß er in den Sitzungen, wenn behufs der Abstimmung aus einem leichten Schlummer geweckt, zu sagen pflegte: „Ich stimme wie der College Tempelhof“, und gelegentlich darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß Herr Tempelhof nicht anwesend sei.

Ich trug ihm einmal meine Verlegenheit vor, daß ich, wenige Monate über 20 Jahre alt, mit einem aufgeregten Ehepaare den Sühneversuch vornehmen solle, der für meine Auffassung einen gewissen kirchlichen und sittlichen Nimbus hatte, dem ich mich in meiner Seelenstimmung nicht adäquat fühlte. Ich fand Prätorius in der verdrießlichen Stimmung eines zur Unzeit geweckten, ältern Herrn, der außerdem die Abneigung mancher alten Bürokraten gegen einen jungen Edelmann hegte. Er sagte mit geringschätzigem Lächeln: „Es ist verdrießlich, Herr Referendarius, wenn man sich auch nicht ein bischen zu helfen weiß; ich werde Ihnen zeigen, wie man das macht.“ Ich kehrte mit ihm in das Terminszimmer zurück. Der Fall lag so, daß der Mann geschieden sein wollte, die Frau nicht, der Mann sie des Ehebruchs beschuldigte, die Frau mit thränenreichen Declamationen ihre Unschuld betheuerte und trotz aller Mißhandlung von Seiten des Mannes bei ihm bleiben wollte. Mit seinem lispelnden Zungenanschlage sprach Prätorius die Frau also an: „Aber Frau, sei sie doch nicht so dumm; was hat sie denn davon? Wenn sie nach Hause kommt, schlägt ihr der Mann die Jacke voll, bis sie es nicht mehr aushalten kann. Sage sie doch einfach Ja, dann ist sie mit dem Säufer kurzer Hand auseinander.“ Darauf die Frau weinend und schreiend: „Ich bin eine ehrliche Frau, kann die Schande nicht auf mich nehmen, will nicht geschieden sein.“ Nach mehrfacher Replik und Duplik in dieser Tonart wandte sich Prätorius zu mir mit den Worten: „Da sie nicht Vernunft annehmen will, so schreiben Sie, Herr Referendarius,“ und dictirte mir die Worte, die ich wegen des tiefen Eindrucks, welchen sie mir machten, noch heut auswendig weiß: „Nachdem der Sühneversuch angestellt und die dafür dem Gebiete der Moral und Religion entnommnen Gründe erfolglos geblieben waren, wurde wie folgt weiter verhandelt.“ Mein Vorgesetzter erhob sich und sagte: „Nun merken Sie sich, wie man das macht, und lassen Sie mich künftig mit dergleichen in Ruhe.“ Ich begleitete ihn zur Thüre und setzte die Verhandlung fort. Die Station der Ehescheidungen dauerte, so viel ich mich erinnere, vier bis sechs Wochen, ein Sühneversuch kam mir nicht wieder vor. Es war ein gewisses Bedürfniß vorhanden für die Verordnung über das Verfahren in Ehescheidungen, auf welche Friedrich Wilhelm IV. sich beschränken mußte, nachdem sein Versuch, ein Gesetz über Aenderung des materiellen Eherechts zu Stande zu bringen, an dem Widerstande des Staatsraths gescheitert war. Dabei mag erwähnt werden, daß durch jene Verordnung zuerst in den Provinzen des Allgemeinen Landrechts der Staatsanwalt eingeführt worden ist, als defensor matrimonii und zur Verhütung von Collusionen der Parteien.

Ansprechender war das folgende Stadium der Bagatellprozesse, wo der ungeschulte junge Jurist wenigstens eine Uebung im Aufnehmen von Klagen und Vernehmen von Zeugen gewann, wo man ihn im Ganzen aber doch mehr als Hülfsarbeiter ausnutzte, als mit Belehrung förderte. Das Local und die Procedur hatten etwas von dem unruhigen Verkehre an einem Eisenbahnschalter. Der Raum, wo der leitende Rath und die drei oder vier Auscultatoren mit dem Rücken gegen das Publikum saßen, war von hölzernen Gittern umgeben, und die dadurch gebildete viereckige Bucht war von der wechselnden und mehr oder weniger lärmenden Menge der Parteien rings umfluthet.

Mein Eindruck von Institutionen und Personen wurde nicht wesentlich modificirt, nachdem ich zur Verwaltung übergegangen war. Um den Umweg zur Diplomatie abzukürzen, wandte ich mich einer rheinischen Regirung, der Aachner, zu, deren Cursus sich in zwei Jahren abmachen ließ, während bei den altländischen wenigstens drei erforderlich waren.

Ich kann mir denken, daß bei Besetzung der rheinischen Regirungscollegien 1816 ähnlich verfahren worden war, wie 1871 bei der Organisation von Elsaß-Lothringen. Die Behörden, welche einen Theil ihres Personals abzugeben hatten, werden nicht auf das staatliche Bedürfniß gehört haben, für die schwierige Aufgabe der Assimilirung einer neu erworbenen Bevölkerung den besten Fuß vorzusetzen, sondern diejenigen Mitglieder gewählt haben, deren Abgang von ihren Vorgesetzten oder von ihnen selbst gewünscht wurde; in den Collegien fanden sich frühere Präfektur-Sekretäre und andre Reste der französischen Verwaltung. Die Persönlichkeiten entsprachen nicht alle dem unberechtigten Ideale, das mir in dem Alter von 21 Jahren vorschwebte, und noch weniger that dies der Inhalt der laufenden Geschäfte. Ich erinnere mich, daß ich bei vielen Meinungsverschiedenheiten zwischen Beamten und Regirten oder innerhalb jeder dieser beiden Kategorien, Meinungsverschiedenheiten, deren polemische Vertretung jahrelang die Akten anschwellen machte, gewöhnlich unter dem Eindrucke stand, „ja, so kann man es auch machen,“ und daß Fragen, deren Entscheidung in dem einen oder dem andern Sinne das verbrauchte Papier nicht werth war, eine Geschäftslast erzeugten, die ein einzelner Präfekt mit dem vierten Theile der aufgewandten Arbeitskraft hätte erledigen können. Nichtsdesto-

Digitized by Google

weniger war, abgesehn von den subalternen Beamten, das tägliche Arbeitspensum ein geringes und besonders für die Abtheilungs-Dirigenten eine reine Sinecure. Ich verließ Aachen mit einer, abgesehn von dem begabten Präsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg, geringen Meinung von unsrer Bürokratie im Einzelnen und in der Gesammtheit. Im Einzelnen wurde meine Meinung günstiger durch meine demnächstige Erfahrung bei der Regirung in Potsdam, zu der ich mich im Jahre 1837 versetzen ließ, weil dort abweichend von den andern Provinzen die indirecten Steuern zum Ressort der Regirung gehörten und grade diese wichtig waren, wenn ich die Zollpolitik zur Basis meiner Zukunft nehmen wollte.

Die Mitglieder des Collegiums machten mir einen würdigern Eindruck als die Aachner, aber doch in ihrer Gesammtheit den Eindruck von Zopf und Perrücke, in welche Kategorie meine jugendliche Ueberhebung auch den väterlich-würdigen Oberpräsidenten von Bassewitz stellte, während der Aachner Regirungspräsident Graf Arnim zwar die generelle Staatsperrücke, aber doch keinen geistigen Zopf trug. Als ich dann aus dem Staatsdienste in das Landleben überging, brachte ich in die Berührungen, welche ich als Gutsbesitzer mit den Behörden hatte, eine nach meinem heutigen Urtheil zu geringe Meinung von dem Werthe unsrer Bürokratie, eine vielleicht zu große Neigung zur Kritik mit. Ich erinnere mich, daß ich als stellvertretender Landrath über den Plan, die Wahl der Landräthe abzuschaffen, gutachtlich zu berichten hatte und mich so aussprach, die Bürokratie sinke in der Achtung vom Landrath aufwärts; sie habe dieselbe nur in der Person des Landraths bewahrt, der einen Januskopf trage, ein Gesicht in der Bürokratie, eins im Lande habe.

Die Neigung zu befremdendem Eingreifen in die verschiedensten Lebensverhältnisse war unter dem damaligen väterlichen Regimente vielleicht größer als heut, aber die Organe zum Eingreifen waren weniger zahlreich und standen an Bildung und Erziehung höher als ein Theil der heutigen. Die Beamten der Königlichen hochlöblichen Regirung waren ehrliche, studirte und gut erzogne Beamte, aber ihre wohlwollende Thätigkeit fand nicht immer Anerkennung, weil sie sich ohne locale Sachkunde auf Details zersplitterte, in Betreff deren die Ansichten des gelehrten Stadtbewohners am grünen Tische nicht immer der Kritik des bäuerlichen gesunden Menschenverstandes überlegen waren. Die Mitglieder der Regirungs-Collegien hatten damals multa, nicht multum zu thun, und der Mangel an höhern Aufgaben brachte es mit sich, daß sie kein ausreichendes Quantum wichtiger Geschäfte fanden und in ihrem Pflichteifer sich über das Bedürfniß der Regirten hinaus zu thun machten, in die Neigung zur Reglementirerei, zu dem, was der Schweizer „Befehlerle" nennt, geriethen. Man hatte, um einen vergleichenden Blick auf die Gegenwart zu werfen, gehofft, daß die Staatsbehörden durch die Einführung der heutigen localen Selbstverwaltung an Geschäften und an Beamten würden entbürdet werden; aber im Gegentheile, die Zahl der Beamten und ihre Geschäftslast sind durch Correspondenzen und Frictionen mit den Organen der Selbstverwaltung von dem Provinzialrathe bis zu der ländlichen Gemeindeverwaltung erheblich gesteigert worden. Es muß früher oder später der wunde Punkt eintreten, wo wir von der Last der Schreiberei und besonders der subalternen Bürokratie erdrückt werden.

Daneben ist der bürokratische Druck auf das Privatleben durch die Art der Ausführung der „Selbstverwaltung" verstärkt worden und greift in die ländlichen Gemeinden schärfer als früher ein. Vorher bildete der der Bevölkerung ebenso nahe als dem Staate stehende Landrath den Abschluß der staatlichen Bürokratie nach unten; unter ihm standen locale Verwaltungen, die wohl der Controlle, aber nicht in gleichem Maße wie heut der Disciplinargewalt der Bezirks- oder Ministerial-Bürokratie unterlagen. Die ländliche Bevölkerung erfreut sich heut vermöge der ihr gewährten Selbstregirung nicht etwa einer ähnlichen Autonomie wie seit lange die der Städte, sondern sie hat in Gestalt des Amtsvorstehers einen Vorstand erhalten, der durch Befehle von oben, vom Landrathe unter Androhung von Ordnungsstrafen disciplinarisch angehalten wird, im Sinne der staatlichen Hierarchie seine Mitbürger in seinem Bezirke mit Listen, Meldungen und Zumuthungen zu belästigen. Die regirte contribuens plebs hat in der landräthlichen Instanz ungeschickten Eingriffen gegenüber nicht mehr die Garantie, welche früher in dem Verhältniß lag, daß die Kreiseingesessenen, die Landräthe wurden, dies in ihrem Kreise lebenslänglich zu bleiben in der Regel entschlossen waren und die Leiden und Freuden des Kreises mitfühlten. Heut ist der Landrathsposten die unterste Stufe der höhern Verwaltungslaufbahn, gesucht von jungen Assessoren, die den berechtigten Ehrgeiz haben, Carrière zu machen; dazu bedürfen sie der ministeriellen Gunst mehr als des Wohlwollens der Kreisbevölkerung und suchen erstre durch hervorragenden Eifer und Anspannung der Amtsvorsteher der angeblichen Selbstverwaltung bei Durchführung auch minderwerthiger bürokratischer Versuche zu gewinnen. Darin liegt zum großen Theil der Anlaß zur Ueberlastung ihrer Untergebenen in der localen „Selbstverwaltung". Die „Selbstverwaltung" ist also Verschärfung der Bürokratie, Vermehrung der Beamten, ihrer Macht und ihrer Einmischung ins Privatleben.

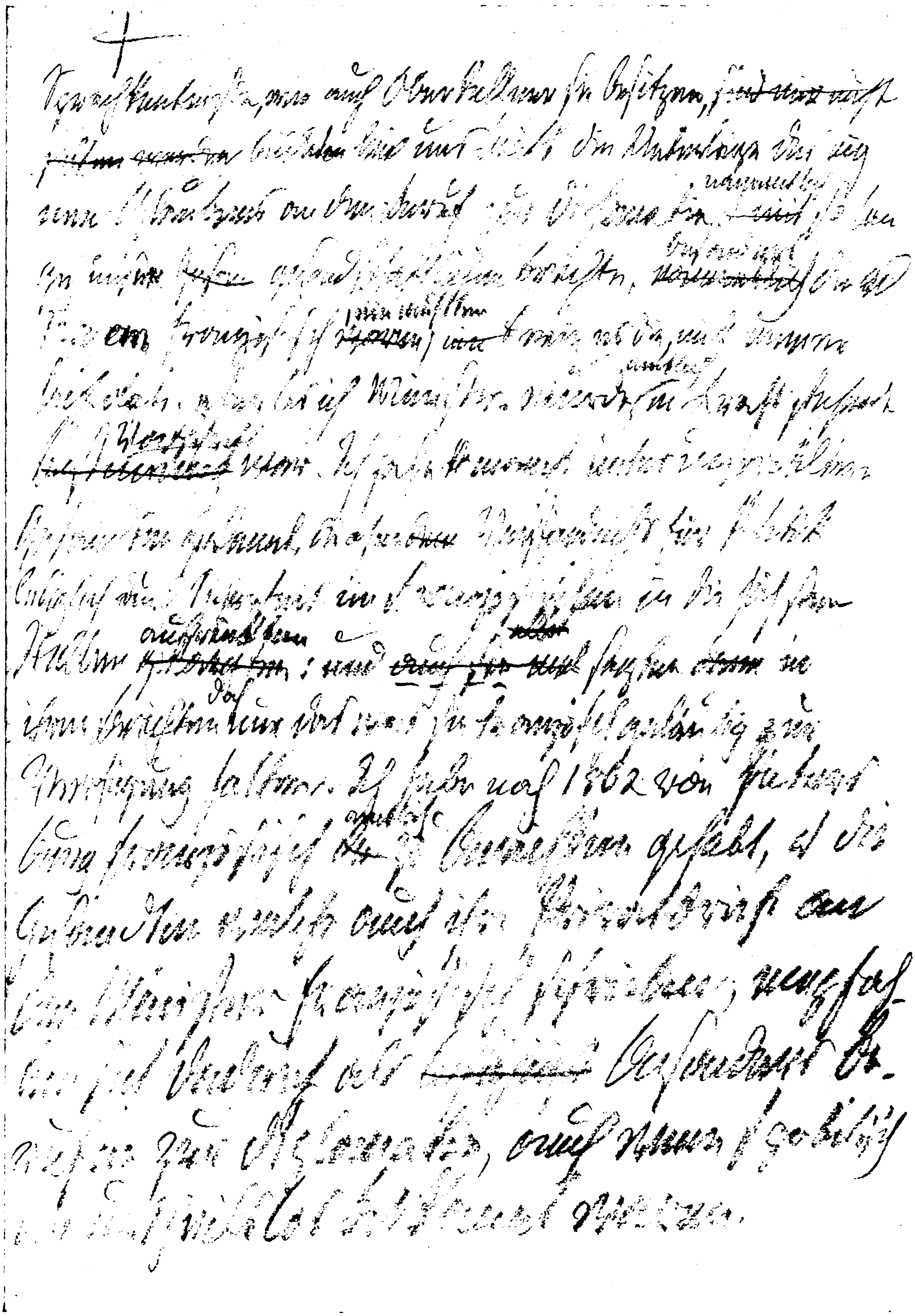
Es liegt in der menschlichen Natur, daß man von jeder Einrichtung die Dornen stärker empfindet als die Rosen, und daß die erstern gegen das zur Zeit Bestehende verstimmen. Die alten Regirungsbeamten zeigten sich, wenn sie mit der regirten Bevölkerung in unmittelbare Berührung traten, pedantisch und durch ihre Beschäftigung am grünen Tische den Verhältnissen des praktischen Lebens entfremdet, hinterließen aber den Eindruck, daß sie ehrlich und gewissenhaft bemüht waren, gerecht zu sein. Dasselbe läßt sich von den Organen der heutigen Selbstverwaltung in Landstrichen, wo die Parteien einander schärfer gegenüberstehn, nicht in allen Stufen voraussetzen; das Wohlwollen für politische Freunde, die Stimmung bezüglich des Gegners werden leicht ein Hinderniß unparteiischer Handhabung der Einrichtungen. Nach meinen Erfahrungen aus jener und der spätern Zeit möchte ich übrigens den Vorzug der Unparteilichkeit im Vergleiche zwischen richterlichen und administrativen Entscheidungen nicht den erstern allein einräumen, wenigstens nicht durchgängig. Ich habe im Gegentheil den Eindruck behalten, daß Richter an den kleinen und localen Gerichten den starken Parteiströmungen leichter und hingebender unterliegen als Verwaltungsbeamte; und es ist auch kein psychologischer Grund dafür erfindlich, daß bei gleicher Bildung die letztern a priori für weniger gerecht und gewissenhaft in ihren amtlichen Entscheidungen gehalten werden sollten als die erstern. Wohl aber nehme ich an, daß die amtlichen Entschließungen an Ehrlichkeit und Angemessenheit dadurch nicht gewinnen, daß sie collegialisch gefaßt werden; abgesehn davon, daß Arithmetik und Zufall bei dem Majoritätsvotum an die Stelle logischer Begründung treten, geht das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, in welcher die wesentliche Bürgschaft für die Gewissenhaftigkeit der Entscheidung liegt, sofort verloren, wenn diese durch anonyme Majoritäten erfolgt.

Der Geschäftsgang in beiden Collegien, in Potsdam wie in Aachen, war für meine Strebsamkeit nicht ermuthigend gewesen. Ich fand die mir zugewiesene Beschäftigung kleinlich und langweilig, und meine Arbeiten auf dem Gebiete der Mahlsteuerprozesse und der Beitragspflicht zum Bau des Dammes in Rotzis bei Wusterhausen haben mir kein Heimweh nach meiner damaligen Thätigkeit hinterlassen. Dem Ehrgeiz der Beamtenlaufbahn entsagend, erfüllte ich gerne den Wunsch meiner Eltern, in die festgefahrne Bewirthschaftung unsrer pommerschen Güter einzutreten. Auf dem Lande dachte ich zu leben und zu sterben, nachdem ich Erfolge in der Landwirthschaft erreicht haben würde, vielleicht auch im Kriege, wenn es einen gäbe. Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwehr-Lieutenants."

* * *

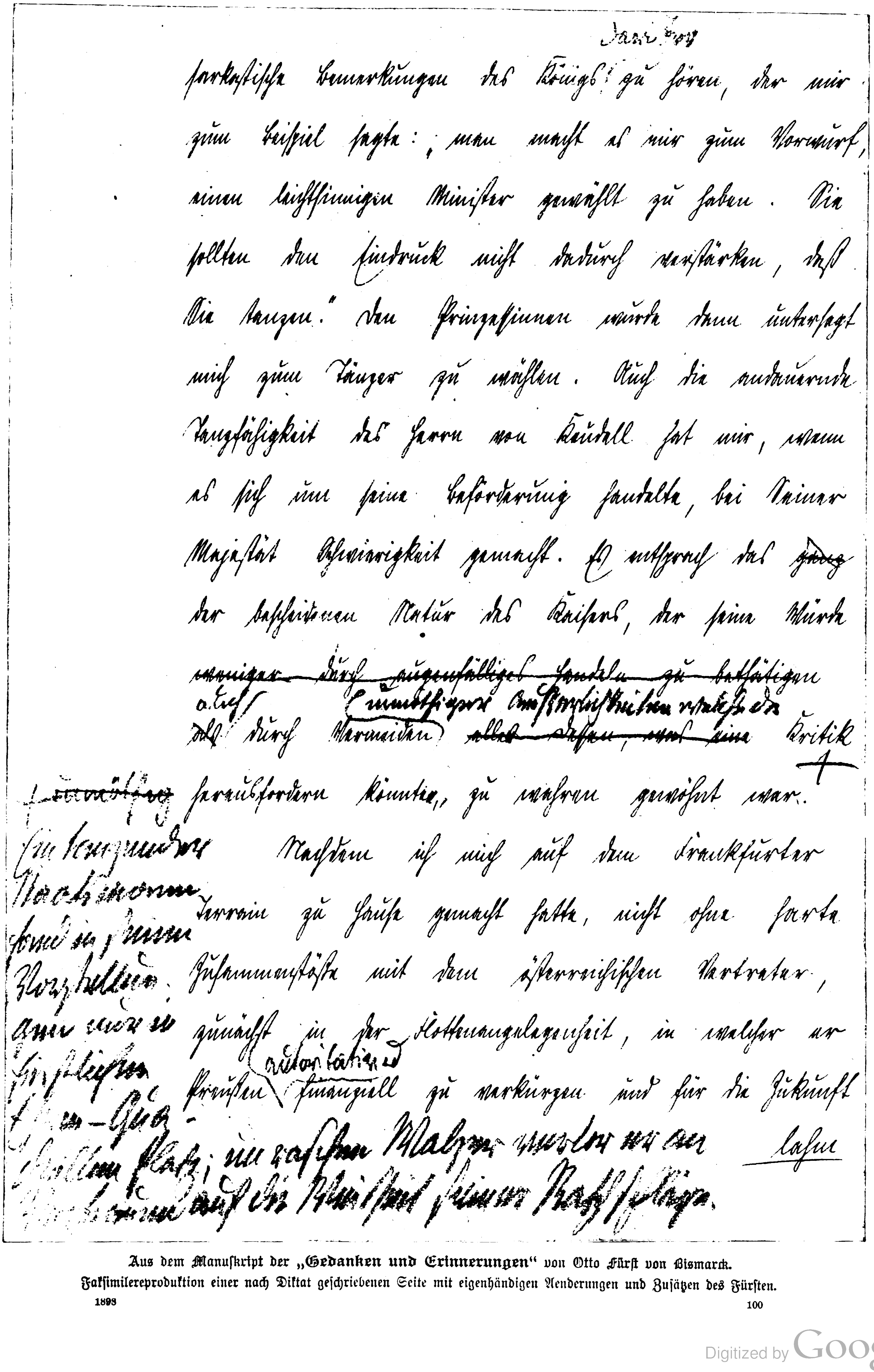
Wie anders sollte es kommen in diesem zu dem Größten bestimmten Leben, von dem die „Gedanken und Erinnerungen" erzählen! Der Landjunker wandelt sich in den parlamentarischen Streiter; er reift zum Staatsmanne auf seinen verschiedenen Posten: beim deutschen Bundestage, am russischen und am napoleonischen Kaiserhofe. Ueber die böhmischen und französischen Schlachtfelder schreitend, giebt er seinem Volke die langersehnte Einheit, das Reich und den Kaiser. Er sichert der Welt den Frieden. Anders, als er sich gedacht, kehrt er aufs Land zurück und schließt die müden Augen beim Rauschen seines Waldes.

Digitized by Google



Aus dem Manuskript der „Gedanken und Erinnerungen“ von Otto Fürst von Bismarck.
Faksimilereproduktion einer vom Fürsten selbst geschriebenen Seite.

Digitized by Google


Jan. [illegible]

sarkastische Bemerkungen des Königs zu hören, der mir zum Beispiel sagte: „man macht es mir zum Vorwurf, einen leichtsinnigen Minister gewählt zu haben. Sie sollten den Eindruck nicht dadurch verstärken, daß Sie tanzen." Den Prinzessinnen wurde dann untersagt mich zum Tänzer zu wählen. Auch die andauernde Tanzfähigkeit des Herrn von Keudell hat mir, wenn es sich um seine Beförderung handelte, bei Seiner Majestät Schwierigkeit gemacht. Es entsprach das ~~[illegible]~~ der bescheidenen Natur des Kaisers, der seine Würde ~~weniger durch augenfälliges Handeln zu bethätigen~~ ~~als~~ [als durch] durch Vermeiden [unmotivirter Erörterungen [illegible]] ~~alles dessen, was eine~~ Kritik herausfordern könnte, zu wahren gewöhnt war.

~~[illegible]~~ Ein tanzender Staatsmann [illegible]

Nachdem ich mich auf dem Frankfurter Terrain zu Hause gemacht hatte, nicht ohne harte Zusammenstöße mit dem österreichischen Vertreter, zunächst in der Flottenangelegenheit, in welcher er Preußen [autoritativ] finanziell zu verkürzen und für die Zukunft [illegible] lassen [illegible]

Aus dem Manuskript der „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst von Bismarck.
Faksimilereproduktion einer nach Diktat geschriebenen Seite mit eigenhändigen Aenderungen und Zusätzen des Fürsten.

Zwischen Gräbern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle in Tagebuchblättern.

Von Ernst Wichert.

So wären denn in so kurzer Zeit die Kränze verwelkt! Auch die Gießkanne voll Wasser, die ich gestern abend dem Gärtner abbettelte, konnte sie nicht mehr erfrischen. Tot — tot! alle die schönen Blumen, die so tröstlich den schwarzen Sarg überfluteten, und dann den grauen, rasch zusammengeschaufelten Hügel. Alle die schönen Blumen! Sie mußten ihm nachsterben. Sie sind das Totenopfer von Lebendigem, das sichtlich vergehen muß — gleichsam zur Vergeltung für den Schmerz um den geliebten Menschen, der uns grausam entrissen wurde. Je größer das Totenopfer, um so mehr war er geliebt, geehrt worden im Leben.

Ich fürchte, das ist eine recht heidnische Vorstellung. Und wer denkt denn auch, wenn er Blumen spendet, an ihr Verwelken? Eine Liebesgabe sind sie, erfreuen sollen sie mit ihrer duftigen Schöne das bekümmerte Herz der Leidtragenden, verdecken sollen sie ihnen in der schwersten Stunde des Abschiedes alles Grauen des Todes, schmücken die Stätte traurigster Erinnerung. Was können sie dafür, daß sie so bald erst recht traurig an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen? Verwelkte Blumen auf einem neuen Grabe — es kann für sie kein passenderes Symbol geben.

Aber der Lorbeer der Kränze hält sich grün. Sie bedecken dicht den ganzen Hügel, zwei, drei übereinander. Und die vielen weißen Schleifen mit Goldaufschrift! Ich habe sie so geordnet, daß sie alle gut zu sehen und zu lesen sind. Nicht aus Eitelkeit, aber aus Dankgefühl für die freundlichen Spender. Und diese Zeichen der Teilnahme thun auch so wohl!

Der gute, alte Papa — ja, er hat viel Liebe gehabt! In seinem Ministerium, dem er ja länger als zwanzig Jahre in treuester Arbeit diente, bei Vorgesetzten und Untergebenen, in den Wohlfahrtsanstalten, die er beaufsichtigte, in den Familien, die in seinem gastlichen Hause verkehrten, in dem Kreise der Landsleute und Studiengenossen, die er beim Glase Wein zusammenhielt. Ich bilde mir nicht ein, daß alle, die ihm den letzten Liebeszoll entrichteten, Freunde waren, aber einem herzlichen Bedürfnis folgten sie gewiß. Und ganz vergessen wird ihn keiner, der ihn gekannt hat.

Uns, die wir ihn liebten, müßte der Verlust um so schmerzlicher scheinen. Es ist doch nicht so. Etwas Freudiges mischt sich besänftigend ein: wie gut ist er den Menschen gewesen und wie viel Dank hat er geerntet!

Wir besuchen den Friedhof täglich, die alte Mutter und ich. Der späte September hat noch so schöne Tage gebracht, man könnte stundenlang im Freien verweilen. Besonders zur Zeit gegen den Sonnenuntergang hin ist's herrlich da, wenn die goldigen Strahlen über den bekränzten Hügel flimmern und das schon rötliche Laub der Sträucher und Bäume in der Nähe die eisernen Gitter und Gedenksteine purpurn färben.

Unser Plätzchen ist so hübsch, so ausgesucht hübsch. Der Friedhof zieht sich an der sanften Schwellung des Erdbodens hinauf, und seitlich, nicht fern von der niedrigen Mauer und doch in nicht beengendem Abstande von ihr, fast schon oben, liegt die Grabstätte. Alte Gräber grenzen an, epheuumsponnene kleine Blumengärtchen, umgeben von Taxus, Trauereschen und Weiden; die Linden im Hintergrunde am Wege überragen sie. Nur nach der Mauer hin ist der Raum frei, sich leise abdachend. Man sieht über sie weit hinaus auf die große Stadt mit ihren Kirchtürmen und Kuppeln, wie sie überall aus dem Häusermeer auftauchen, und ein wenig an ihm vorbei in die weite, noch nicht bebaute Ebene, mit den Kieferwaldungen in der Ferne. Wir werden uns ein Bänkchen aufstellen lassen, um im Sommer da mit unserer Handarbeit oder einem Buch sitzen zu können. Kein Abend soll ohne unseren Besuch vergehen.

Wir stehen wohl eine Weile schweigsam. Aber unsere stillen Gedanken suchen bald den Austausch. Wir wollen einander nicht trauriger stimmen. Gewiß nicht. Aber auch die heiteren Erinnerungen treiben uns gleich die Thränen aus den Augen. Und wie heiter konnte er sein, der liebe, alte Papa! Er gehörte zu denen, die sich im Alter verschönen. Diese freundlichen Augen, dieser lachende Mund! Der Ausdruck ganz Güte und Wohlwollen. Er konnte nichts schwer nehmen, wenn auch das Ernste ernst. Es war immer, als ob er mahnte: laßt doch nur den Tag darüber hingehen, wartet doch nur bis morgen, dann schiebt sich alles von selbst wieder zurecht und die Welt sieht freundlich aus.

Und wenn er eine Geschichte erzählte! Man merkte ihm das Behagen an. Freilich mußte man Geduld haben, ihn erst auf allerhand Umschweifen zu begleiten. Aber wenn dann alle Fäden geschlagen waren und noch immer niemand ahnte, worauf er eigentlich hinauswollte, kam überraschend die Pointe mit voller Siegessicherheit. Er erzählte wohl auch Anekdoten, aber am liebsten doch kleine eigene Erlebnisse, die an sich ganz unbedeutend waren, aber durch den Vortrag wahre Kabinettstückchen guter Laune wurden. Merkwürdig! Er hatte immer etwas erlebt. Uns liebte er zu necken, auch manchmal weit ausholend. Man konnte sich darauf üben, wie aufs Rätselraten, und mißverstand ihn dann nicht leicht. Ich wußte schon immer voraus, daß ich ihm würde stillhalten müssen, wenn er mich listig anblinzelte, die Nasenspitze rieb und mit den Lippen zuckte. Wie gern ließ ich seinen harmlosen Spott über mich ergehen! Mir fehlte etwas, wenn ich bei einem Mittags- oder Abendessen nicht gehänselt war. Und wie liebte er „seine Jüngste“!

Es war so rührend, wie er sein Leiden zu verstecken wußte oder es vor uns fortzuscherzen bemüht war. Als ob er sich gar nicht genug über seine Schwäche lustig machen könnte! Und als die böse Krankheit ihn dann doch niederwarf und der Arzt sich auf keine Zeichensprache einlassen wollte, uns die Wahrheit vorzuenthalten, und wir weinend an seinem Bett standen — nein, das kann ich mein Leben lang nicht vergessen, wie er sich da lächelnd zu uns wandte und mit leiser Stimme sagte: „Warum weint ihr denn? Es geschieht doch nichts, als was lange vorhergesehen werden mußte, das Allermenschlichste. Ihr solltet froh darüber sein, daß wir eine so schöne Zeit miteinander verlebt haben und uns so gut geworden sind, daß ein Verlieren gar nicht möglich ist. Habt ihr mich lieb, so vergönnt doch diesem Restchen Dasein noch so viel Heiterkeit, als es irgend ertragen kann. Wollt ihr? Wir verkehren miteinander wie immer.“

Noch ganz kurz vor seinem Tode erzählte er, daß er soeben einen recht drolligen Traum gehabt hätte. Es wäre ihm angeboten, ein steinreicher Mann zu werden, wenn er bis zu seinem Lebensende nicht mehr lachen wolle; denn das Reichwerden sei eine sehr ernste Sache für Leute, die nur stets ungefähr so gerade ausgekommen wären. „Ich dachte an euch,“ fuhr er fort, „und hatte schon nicht übel Lust zuzugreifen, denn lange konnte ja die Prüfung nicht dauern. Da fiel mir aber noch zu rechter Zeit ein, doch erst mal in den Spiegel zu sehen, ob ich auch so ein Gesicht machen könne, als von mir gefordert wurde. Und denkt euch, da sah ich so furchtbar komisch aus, daß ich hell auflachen mußte. Darüber erwachte ich. Nun thut mir's doch recht leid, daß ich mich nicht ein bißchen besser zusammengenommen habe.“

Der gute, alte Papa! Er ist so hinübergeschlummert, gewiß mit noch lustigeren Träumen. Auf seinem Gesicht lag's, als ob er sagen wollte: wartet nur, bis ich aufwache; ich hab' euch noch etwas zu erzählen.

Ob ich aber jemals wieder werde lachen können? Lachen, wie früher? Wenn man einen so lieben Menschen hat sterben sehen —! Der nimmt allzu viel mit. Nein, nein! Das Leben ist mir plötzlich ernst geworden, sehr ernst.

Wir haben nun beschlossen, den Hügel sogleich mit Rasen belegen zu lassen, mag sich auch die Erde noch nicht genügend gesenkt haben. Er wird bei dem fortgesetzt sonnigen Wetter gut eingrünen und dann im Herbst und Winter dem Grabe ein

Digitized by Google

freundlicheres Aussehen geben. Ich habe heute schon mit dem Gärtner gesprochen.

Dazu ist aber nötig, daß die Kränze fortgeräumt werden. Wohin damit? Aufbewahren lassen sie sich nicht; es sind ihrer zu viele. Ich will aus jedem ein paar Blättchen zupfen oder einen kleinen Büschel, wie er in der Drahtschlinge befestigt ist. Daraus läßt sich dann ein einziger Kranz winden, der Papachens Jubiläumsbild dauernd schmücken soll. Von den Bandschleifen lassen sich aber nicht ebenso gut einzelne Fäden ausziehen und zu einem Gewebe zusammenbringen. Ich wähle die schönste, die ihm das Ministerium gestiftet hat, und winde sie durch die Lorbeerblätter. Sie lang hängen zu lassen und gar die anderen auch daneben, wäre gar nicht nach seinem Sinn.

Er selbst war der Bescheidensten einer. Er that immer und immer nur „seine Schuldigkeit“. Könnte er selbst Anordnungen nach seinem Begräbnis treffen, er würde uns lächelnd zurufen: Es war alles so gut gemeint; ein großer Mann hätte nicht pomphafter begraben werden können. Aber nun räumt auf, räumt auf! Es war nur so ein ganz kleiner Wirklicher-Geheimer-Ober, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, und morgen ist wieder Werktag.

Ich will aufräumen.

Die Mutter ist sehr angegriffen. Gestern fiel sie mir in Ohnmacht und heute lasse ich sie nicht aus dem Bett. Sie hat sich in der Leidenszeit das Uebermenschliche zugemutet, nicht schwach zu erscheinen. Da sinkt sie nun zusammen.

Ich fürchte, zu ihrem Kummer treten auch noch Sorgen, hauptsächlich meinetwegen. Sie sprach eines Abends recht freundschaftlich und liebevoll mit mir. Der Vater habe nichts erspart. Die Söhne hätten viel gekostet. Nun seien sie freilich in angesehenen Stellungen und auf dem besten Wege zu noch angeseheneren. Aber ohne Vermögen hätten sie vorläufig doch nur gerade das Durchkommen und würden schon den gewohnten Zuschuß schwer vermissen. An Stelle des ganz namhaften Gehalts sei eine recht kleine Witwenpension getreten. Wir würden uns sehr einrichten müssen, alles Ueberflüssige von Hausrat zu verkaufen und uns eine passende Wohnung zu mieten haben. Unseren Umgang hätten wir auf das geringste Maß einzuschränken. Sie überlege schon, ob sie unsere etwas verwöhnte Marie würde behalten können, so ungern sie sich auch von der treuen Person trennen würde. Vielleicht sei es das Verständigste, nach einer kleinen Stadt zu ziehen, wo wir ganz unbekannt wären und uns einrichten könnten wie wir wollten. Aber sie denke an mich und wie wenig ich da vom Leben haben würde, und wie unwahrscheinlich da . . .

An mich! Als ob ich nicht längst wüßte, daß ich keine Ansprüche erheben dürfe. Wenn eine Geheimratstochter dreiundzwanzig Jahre alt geworden ist, muß sie doch über sich Bescheid wissen. Sie lernt's früher schon, wenn sie halbwegs verständig um sich schaut. Tanzt sie gern — an Tänzern wird ihr's nicht fehlen; aber die thörichte Hoffnung, in der Gesellschaft, die sie pflichtschuldigst auszeichnet, den Erwählten ihres Herzens zu treffen, nährt sie nicht lange. Die guten Mütter können nur so schwer von dem Gedanken los, daß ihre Töchter, wenn sie leidlich gut aussehen und die beste Erziehung genossen haben, in der Ehe ihr Glück finden müssen. Und nun die einzige Tochter und das jüngste Kind und das ersehnte Mädel, das etwas verspätete und um so zärtlicher verhätschelte Nesthäkchen!

Nein, ich habe abgeschlossen, und es ist mir nicht einmal schwer geworden. Ich habe etwas von des Vaters heiterem Sinn geerbt und immer die Dinge ruhig an mich kommen lassen. Ist's nicht, so ist's nicht! Ich habe auch das Glück gehabt — in meiner Lage muß ich's wohl so nennen — nie einem Manne zu begegnen, für den ich mich leidenschaftlich hätte erwärmen können. Es ist möglich, daß ich einmal warm geworden wäre, wenn jemand sich recht ernstlich um mich bemüht hätte. Aber diese Erfahrung habe ich nicht gemacht, denn ein paar verliebte Jünglinge, für die ich verständig sein mußte, rechnen nicht mit. Nun habe ich nicht einmal mehr einen Vater, von dessen Einfluß sich etwas für die Carriere erhoffen ließe! Es ist gut so, ich bin vor allen Illusionen bewahrt und kann mich darauf einrichten, ein altes Jüngferchen zu werden. Hoffentlich behalte ich noch lange die schöne Aufgabe, die alte Mutter zu pflegen und zu stützen. Ganz unnütz auf der Welt werde ich auch später nicht sein.

Das Grab ist in bester Ordnung. Ich lege nun täglich ein frisches Blumensträußchen auf den grünen Rasen. Nur ein ganz kleines. Wir müssen sparsam sein.

Heute wurde ich zum erstenmal unliebsam in meiner Andacht gestört.

Ein langer Mensch strich zwischen den Gräbern herum, als ob er etwas suchte, und kam auch wiederholt über den freien Platz vor dem unsern, blieb stehen und ging weiter. Er sprach vor sich hin, so daß ich anfangs glaubte, er wollte von mir eine Auskunft haben. Ich merkte aber bald, daß er mich gar nicht beachtete.

Nach einer Weile kam auch der Friedhofsinspektor und schloß sich ihm an. Ich hatte mich abgewendet, hörte aber, daß sie in kurzen Sätzen miteinander sprachen.

„Hier also?“

„Ja, das ist die Reihe.“

„Eine andere Stelle ist nicht frei?“

„Was haben Sie gegen diese auszusetzen, Herr Professor?“

„O nichts, nichts.“

„Ich denke, sie ist sehr schön.“

„Jawohl — nur ein wenig beengt.“

„Ach — da ist noch viel Raum, Herr Professor.“

„Also gut!“

Sie entfernten sich hügelab dem Ausgang zu.

Das Gespräch war kaum falsch zu deuten. Der Lange sah sich nach einer Stelle für ein neues Grab um, und der Inspektor wies sie ihm hier in der Nähe an. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich dies beunruhigte und geradezu verdrießlich stimmte. Was kümmerte es mich?

Als ich bald darauf durch das große Portal den Friedhof verlassen wollte, stand der Herr Inspektor vor seinem Hause und grüßte mich. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob wirklich ein Begräbnis angemeldet sei. „Ja,“ antwortete er, „zu übermorgen. Das Grab kommt ganz in die Nähe des Ihren.“ — „Ganz in die Nähe —?“ wiederholte ich wie erschreckt. Es mochte ihm wenigstens so klingen, denn er sah mich lächelnd an und sagte: „Gewiß, wir bleiben immer in der Reihe.“ — „Aber doch nicht nebenan?“ — „Freilich nebenan.“ — „Aber“ . . . Da half kein Einreden. „Es kann Ihnen ja gleichgültig sein, liebes Fräulein, wer neben Ihrem Herrn Papa schläft,“ meinte er. „Ist's nicht der, so ist's ein anderer, irgend einer gewiß. Und wenn's Ihnen auf gute Gesellschaft ankommt — ich denke, Sie können zufrieden sein. Es ist ein Professor, der seine Mutter begräbt.“

Ich erkundigte mich nicht weiter, um nicht neugierig zu erscheinen, was ich gewiß nicht war. Irgend einer gewiß! Ganz richtig. Es konnte und mußte mir gleichgültig sein, an wen der nächste Platz abgegeben wurde. Die Mama hatte ja vorsichtig eine Doppelstelle erworben, um sich die Ruhestätte neben ihrem lieben Alten zu sichern. Weitere Ansprüche hatten wir nicht zu erheben. Und doch —! daß überhaupt einer . . . Es war mir bisher gar nicht eingefallen, daß der offene Raum, über den ich mich so gefreut hatte, noch weiter benutzt werden könnte. Und nun überkam mich ein Gefühl der Abgunst — ich kann's gar nicht anders nennen. Ich wollte für mich allein behalten, was ich mir rund herum gleichsam dadurch zugeeignet hatte, daß ich es in einem gewissen Zustande sah, den ich mir unverändert wünschte. Wär' ich reich gewesen, ich hätte alle die Grabstellen bis zur Mauer hin kaufen mögen, nur damit niemand weiter dort begraben werden könnte.

Ich kam ganz aufgeregt nach Hause, und die Mama hatte Mühe, mein Gefühl zu beruhigen, nachdem der Verstand längst eingesehen hatte, daß mein Verdruß grundlos sei.

Wie selbstsüchtig wir sind! (Schluß folgt.)

Konveni

Nach einer Originalzeic

Digitized by Google

enzheirat.
chnung von H. Volkmer.

Digitized by Google

Die tiefsten Bergwerke der Erde.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zur Zeit Alexander von Humboldts, als man sich in Ermangelung besonderer Tiefbohrungen für geologische Zwecke mit den Verhältnissen und Ergebnissen tiefer Kohlen- oder Erzbergwerke auch für die Zwecke der Wissenschaft, für die Wärmemessung großer Tiefen und dergleichen, begnügen mußte, betrug die größte Tiefe, bis zu welcher man nach seinen eigenen Angaben in die Erde eingedrungen war, 680 m in der Tiefbohrung vom Steinsalzwerk bei Minden. Freilich wußte auch Humboldt bereits erheblich tiefere Schächte zu nennen, die im Mittelalter niedergetrieben worden waren und später nach dem Eingehen des Bergbaues in den betreffenden Gegenden wieder verfallen sind.

So erlangten die Gruben am „Röhrerbühel" bei Kitzbühel in Nordtirol, in denen bis ans Ende des 18. Jahrhunderts Bergbau auf Kupfer und Silber betrieben wurde, am Ende des 16. Jahrhunderts im St. Rothburger Geisterschacht nicht weniger als 888 m Tiefe, und im Jahre 1621 gab es in demselben Bergbezirk 4 Schächte zwischen 680 und 894 m Tiefe. Man brauchte beinahe $1\frac{1}{2}$ Stunden, um aus den tiefsten Zechen eine Tonne mit Erz durch das über Tage stehende Wasserrad heben zu lassen. Die Pumpwerke wurden sogar mit Menschenhand getrieben. Noch tiefer als diese Schächte war im 16. Jahrhundert derjenige zu Kuttenberg in Böhmen, der 1100 m Tiefe erreicht haben soll, aber am Beginn unseres Jahrhunderts gleich den vorigen schon wieder verschüttet war. Endlich haben sich auch die Chinesen, die in so vielen Zweigen der Technik frühzeitige Erfahrungen besaßen, schon vor langer Zeit als geschickte Schachtbohrer und -Zimmerer bewiesen. Schon lange, bevor in Pennsylvanien und bei Baku Brunnen zum Abfangen und zur Benutzung der brennbaren Naturgase gebohrt worden sind, gab es solche Schächte von mehr als 900 m Tiefe und zu demselben Zwecke in dem Erdöldistrikte von China.

Was nun die größten Tiefen in neueren Bergwerken betrifft, so sind zunächst in Deutschland einige Schächte des Clausthal-Zellerfelder Bergbetriebes beachtenswert. Mehr als 700 m erstrecken sich hier die Zechen Marie und Anna Eleonore, und eine der Harzer Zechen, Kaiser Wilhelm II, geht sogar bis 863 m hinab. Obwohl sich das Zechenhaus dieses Schachtes gegen 600 m über dem Meere befindet, so reicht doch seine Sohle noch ungefähr 300 m unter den Spiegel der Nordsee hinab, und trotz der großartigen Wasserleitungen des Harzes, die viele Meilen lang die Abhänge des Gebirges durchschneiden, um das Grubenwasser von selbst ablaufen zu lassen und an Pumparbeit zu sparen, müssen die Grubenwässer dieses Schachtes doch reichlich 500 m hoch durch Maschinen gehoben werden. Die vorzüglichen Fahrkünste des Harzer Bergwerkbetriebes ermöglichen es, auch in diese Tiefen binnen 20 oder 25 Minuten hinabzusteigen. Der Transport der Erze findet sogar mit einer Geschwindigkeit von 300 bis 400 m in der Minute statt.

Bedeutend tiefere Gruben, als sie der Harz hat, sind heute im böhmischen Kohlenbezirk im Betriebe. Von den Zechen bei Przibram besitzt der Franz Josephsschacht eine Tiefe von 1000 m, während die Zechen Marie und Adalbert sich noch 130 m weiter ins Innere der Berge erstrecken. Noch etwas tiefer gehen die Henriettenschächte zu Flérue in Belgien, die ebenfalls dem Kohlenbau dienen und bis jetzt eine Tiefe von 1200 m erreicht haben. Im Jahre 1895 stieß man bei 1150 m Tiefe auf so bedeutende Wassermassen, daß der Betrieb vorübergehend eingestellt werden mußte. Nach Aufstellung einer neuen Pumpmaschine gelang es indessen, den Bergbau wieder aufzunehmen. Natürlich herrschen in dieser Tiefe schon sehr bedeutende Temperaturen; man fand das Gestein bei 1150 m 47 bis 48° C warm, und es gehört eine gewaltige Ventilationsanlage dazu, die Arbeit in diesen Tiefen zu ermöglichen. Durch die Einführung von 8 bis 9 cbm Luft in jeden der Schächte und in jeder Sekunde ist die Temperatur soweit herabgemildert worden, daß am tiefsten Füllort bei 1150 m nur $15\frac{1}{2}$° herrschen, wenn die Temperatur an der Erdoberfläche 0° beträgt. Eine Temperaturerhöhung von 7° über der Erde bringt am Grunde der Zeche nur eine Wärmezunahme von 1° hervor.

Die Wärmeverhältnisse bei der Tiefenzunahme sind übrigens außerordentlich verschieden; in einem 1100 m tiefen Schacht von Przibram steigt die Temperatur mit zunehmender Tiefe so langsam, daß erst auf je 30 m eine Wärmezunahme von 1° erfolgt; nahe an der Sohle beträgt die natürliche Temperatur nur 22° C. Anderseits ist man in den überaus reichen Minen des Comstockganges in den Silber- und Goldregionen von Nevada genötigt, zwischen 600 und 700 m Tiefe die Arbeit der Hitze wegen aufzugeben. In einigen Gängen steigt die Temperatur gegen 50° C, und die Arbeiter, welche bei 47° noch beschäftigt sind, werden alle 10 Minuten abgelöst. Die Versuche, auch bei 50° arbeiten zu lassen, mußten aufgegeben werden, da sich bei den Arbeitern Geistesstörungen und plötzliche Todesfälle einstellten. Bereits aus dem 17. Jahrhundert wissen wir, daß im Herrengrunde in Böhmen tiefe Bergwerksschächte verlassen werden mußten, weil die Hitze über das erträgliche Maß stieg. In den Vereinigten Staaten von Amerika befindet sich übrigens auch der tiefste Schacht der ganzen Erde, nämlich die Zeche Red Jacket der Columet Erzdistrikte, die 1495 m unter die Erdoberfläche hinabreicht, also die tiefsten europäischen Schächte fast um 300 m übertrifft. Die Temperatur beträgt am Boden dieser Zeche 31°.

In England gehen, dank dem unerschöpflichen Reichtum des Bodens auch in flacheren Schichten, die Bergwerke bei weitem noch nicht in so bedeutende Tiefen hinab wie in Belgien oder in den Vereinigten Staaten. Die tiefste englische Erzgrube ist diejenige von Doleveth in Cornwall, deren Tiefe 787 m beträgt, während der Kohlenschacht von Pendleton bei Manchester sich auf 1060 m Tiefe erstreckt.

Das tiefste Bohrloch der Erde liegt bei Paruschowitz in Oberschlesien und erreichte 2003,34 m Teufe. **Bw.**

Mizerl.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Wiener Geschichte von **V. Chiavacci.** Illustriert von **V. Porsche** und **H. Schubert.**

1.

I bitt', kaufen S' mir an' Planeten* a', 's san drei Numero drauf, die in der nächsten Ziehung kommen." Ein kleines, kaum fünfjähriges Mädchen in dürftiger Kleidung, das blasse sympathische Gesichtchen mit den großen rehbraunen Augen in ein zerlumptes Tuch eingehüllt, ging mit diesen Worten von Tisch zu Tisch und bot mit den kleinen vom Frost geröteten Händchen ihre seltsame Ware aus. Wie ein Silberglöckchen drang seine Stimme durch den wüsten Wirtshauslärm. Manche von den Gästen griffen mechanisch in die Tasche und gaben der winzigen Verkäuferin eine kleine Münze, um sie los zu werden; andere ließen sie hart an oder hielten ihr moralische Strafpredigten über ihren frühzeitigen Müßiggang, wobei sie nicht verabsäumten, dem Kinde einzuschärfen, daß seine Eltern gewiß höchst liederliche und verkommene Menschen sein müßten, wenn sie es gestatteten, daß ihr Kind schon in diesem zarten Alter das Leben eines Taugenichtses führe. Wenn sie dann in ihrer Rede innehielten und in das unschuldige, für Frohsinn und Heiterkeit geschaffene Gesichtchen blickten, dessen Züge aber einen frühreifen Ernst zeigten, in dessen Augen ein rührend hilfloser flehender Ausdruck schimmerte, da konnten sie doch nicht weiter in ihren landläufigen Phrasen und sie blickten der Kleinen mitleidig nach, nachdem sie ihr eine Gabe gereicht. Die ganz Entrüsteten aber blieben zugeknöpft und erklärten, wie bei so vielen Gelegenheiten, wo es sich um ihre werkthätige Hilfe handelte, solchen Unfug „prinzipiell" nicht unterstützen zu wollen.

An einem der Nachbartische war es darüber sogar zu einem lebhaften Meinungsaustausch gekommen. Eine blonde junge Frau hatte Mitleid mit dem Kinde gefühlt und ihm einen größeren Betrag als üblich geschenkt. Ihr Tischnachbar verzog das Gesicht zu einem höhnischen Lächeln und sagte: „Da sieht man wieder das ‚goldene Wiener Herz'. Es giebt keinen Unfug und keine Bettelindustrie, von der es sich nicht rühren läßt. Und doch ist es von allgemeinem Interesse, diesem Bettlerunwesen mit Strenge entgegenzutreten, auf die Gefahr hin, hier und da einmal auch einen wirklich Dürftigen abzuweisen."

„Da bin ich wieder ganz anderer Ansicht," entgegnete die Dame. „Ich weise lieber keinen zurück, der mich um eine

* Kleine Zettel mit einer gedruckten Weissagung und drei Nummern.

Digitized by Google

Gabe anfleht, bloß um der Gefahr auszuweichen, einen wahrhaft Dürftigen nicht unterstützt zu haben. Uebrigens, wenn das mein Thun in Ihren Augen entschuldigt, habe ich ja auch ein persönliches Interesse daran, dem armen Kind ein Almosen zu geben. Als ich das blasse abgehärmte Gesichtchen sah, die Wangengrübchen, aus denen noch ein Fünkchen Freude zu sprühen scheint, und dann die klagenden Augen, die von frühem Kummer zeugen, da fiel mir mein totes blondes Käthchen ein, das wie ein flüchtiger Frühlingssonnenstrahl durchs Leben huschte. Mein Liebling ist dahin und aller Jammer und alle Klagen können die arme Kleine mir nicht wiederbringen! Aber immer und immer lebt ihr Andenken heller in mir auf, wenn mir ein Kind entgegentritt im gleichen Alter wie sie. Und da hat mich doppelt schmerzlich der Gedanke ergriffen, wie weh es thun muß, ein solches Wesen zu besitzen und es nicht hegen und pflegen zu können mit aller Sorgfalt und Zärtlichkeit. Die zarte Menschenblüte verfolgt und gemartert zu sehen von den grimmigsten Feinden des Lebens: von Hunger, Frost und Elend! Und wir stehen dabei und lassen es geschehen! Die Gewöhnung hat uns so stumpfsinnig gemacht, daß uns der Anblick solchen Elends nicht einmal in unserem Behagen stört, daß das Lächeln auf unseren Lippen nicht erstirbt, das Auge nichts von seinem heiteren Glanz verliert, wenn es in ergreifendster und rührendster Gestalt vor uns hintritt! Ich begreife Ihre kühle Zweifelsucht nicht, denn ich halte Sie, Herr Walter, auch edler Regungen für fähig."

„Danke für die gütige Meinung," antwortete der Nachbar, indem er sich lächelnd verbeugte.

„Sie würden sich nicht lange überlegen, ins Wasser zu springen, wenn Sie damit, selbst mit eigener Gefahr, einem Mitmenschen das Leben retten könnten. Und dabei würden Sie gar nicht fragen, ob der Gegenstand Ihres Mitleids desselben würdig oder ob er ein Trunkenbold und Taugenichts ist."

„Verzeihen Sie, meine Gnädige," unterbrach sie Herr Walter, „aber zu diesen Untersuchungen hätte ich in dem gegebenen Falle wohl kaum die Zeit."

„Ganz richtig," antwortete die Dame, „und darum thun Sie ungeprüft und instinktiv Ihre Menschenpflicht. Das unmittelbare Verderben Ihres Mitmenschen können Sie nicht sehen, ohne helfend beizuspringen; aber das viel ärgere chronische Siechtum der Not und des Elends rührt Sie nicht. Wo Sie nicht Zeit haben, sich von der Würdigkeit zu überzeugen, da helfen Sie, und wo Sie Zeit haben, dies mit aller Vorsicht zu thun, da verdammen Sie — aus Gewohnheit, aus Trägheit, aus Eigenliebe. Es kann ja ein anderer helfen; es sind ihrer zu viele, die mit den Wogen kämpfen, es sind auch solche darunter, die noch schwimmen können!"

„Dieses überfeinerte Empfinden für das Leid Ihrer Mitmenschen macht gewiß Ihrem Herzen Ehre, meine Gnädige," erwiderte Herr Walter; „aber wer sich stets das tausendfache Weh der Menschheit so lebhaft vor die Seele stellt, der vergiftet sich jeden Augenblick der Freude und macht sich selbst so elend wie diejenigen, die er bemitleidet. Ihr empfängliches Gemüt leidet unter solchen Vorstellungen mehr als der Gegenstand Ihres Mitleids; denn dieser ist meistens durch Gewohnheit stumpf und durch das tägliche Ringen mit der Not gegen diese abgehärtet. Ich wette mit Ihnen: wenn wir das Kind befragen, wird es uns dieselbe Geschichte erzählen, die ich schon hundertmal gehört: der Vater liegt seit Monaten krank, die Mutter geht ins Waschen; zu Hause vier oder fünf kleine Kinder, darunter ein Krüppel; der Hausherr hat ihnen die Wohnung gekündigt und die Möbel sind gepfändet!"

In diesem Augenblicke ging das Kind, welches den Anlaß zu dem Meinungsaustausch gegeben hatte, dem Ausgange zu und wurde, als es an dem Tische vorüberkam, von Herrn Walter angeredet: „Heda, Kleine, komm ein bißchen her!"

„Planeten g'fällig, mit der Zukunft und drei Numero, bitt', kaufen S' mir an' Planeten a', daß i' was verdien'," sagte das Kind, gedankenlos seine Formel ableiernd.

„Da!" sagte Herr Walter und gab ihr ein Geldstück. „Behalte deine Planeten, aber sage mir, wer sind denn deine Eltern?"

„Der Vater is a Drechsler," antwortete die Kleine; „aber er is schon seit sechs Monat krank!"

„Was fehlt ihm denn?"

„Brustkrank is er."

„Und die Mutter?"

„Die geht ins Waschen."

Herr Walter streifte seine Nachbarin mit einem triumphierenden Blick. „Wie viel Geschwister seid ihr denn?" fuhr er dann in seinem Verhöre fort.

„Drei. Die Agnes is erst a Jahr alt und der Pepi sechs Jahr'. Er liegt aber im Bett, weil er net gehn und net reden kann."

„Das stimmt ja auffallend," sagte Herr Walter. „Ich hoffe, Sie haben sich jetzt selbst überzeugt," wandte er sich an seine Nachbarin. „Und wo wohnt ihr denn?"

„Im Ratzenstadl; aber mir müassen auszziag'n, der Hausherr hat uns aufg'sagt."

„Na also, das auch noch! Ich denke, Sie sind jetzt bekehrt," sagte Herr Walter lachend zu seiner Nachbarin.

Diese zog statt einer Antwort die Kleine an sich, strich ihr die Haare aus der Stirne und blickte ihr lange mit thränenfeuchten Augen in das blasse Gesichtchen. „Du bist ja auch ein Käthchen," flüsterte sie dem Kinde zu; „du sollst nicht mehr hungern; ich werde zu euch kommen."

Erstaunt blickte die Kleine in das Antlitz der schönen Frau, die so sanft und liebevoll zu ihr sprach, und sagte: „I haß' net Käthchen; i haß Mariedl und mei Muatter nennt mi Mizerl."

Als sich das Kind, nachdem es seine Adresse genannt, entfernt hatte, fragte Herr Walter: „Nun, was sagen Sie jetzt?"

„Ich sage," antwortete die Dame, „daß die Geschichte wahr ist, trotz Ihrer merkwürdigen Prophetengabe."

„Unverbesserlich!" sagte lachend Herr Walter.

2.

Acht Tage später. In einem überaus dürftig ausgestatteten Gemach, dessen kahle Wände nichts umschließen als ein paar Strohsäcke, einen Tisch, ein paar Stühle und ein kleines eisernes Oefchen, liegt auf einem der Strohsäcke ein Mann von ungefähr vierzig Jahren. Sein abgezehrter Leib, die tief liegenden unheimlich glänzenden Augen, der hohle Husten, der von Zeit zu Zeit die Brust krampfhaft erschüttert, zeugen von den verheerenden Wirkungen der furchtbaren Krankheit, die alljährlich ungezählte Opfer dahinrafft. An dem Tische sitzt sein Weib, den Kopf sorgenvoll auf beide Hände gestützt. Zwei Kinder schlummern auf elenden Lumpen in der Ecke des Zimmers, die dem erloschenen Ofen am nächsten ist. Niemand unterbricht das bange Schweigen. Was hätten sie sich auch zu sagen? Das Kapitel des Elends war schon längst von ihnen abgehandelt, die Hoffnung erloschen, die Klagen verstummt. Sie hatten jahrelang jedem Tage für sich und die Ihrigen des Lebens Notdurft abgerungen, so lange ihre Hände die Kraft dazu hatten. Als der Mann noch seiner Arbeit nachgehen konnte, gab es keinen Mangel, und obwohl sie stets von der Hand in den Mund gelebt hatten, war ihnen doch die Sorge um die Zukunft fremd. Sie empfanden es als nichts Schreckliches, dasselbe Los zu tragen wie die Tausende ihres Standes. Und auch die Furcht vor Krankheit, der ärgsten Heimsuchung des kleinen Mannes, kannten sie nicht. Das Recht zum Leben muß ja in jeder Woche aufs neue erstritten werden. Wohin kämen aber die Tausende, wenn sie sich ihren Lebensmut durch bange Sorgen um die Zukunft lähmen ließen? Die tägliche Arbeit nimmt ihr ganzes Denken und Sinnen in Anspruch und wenn dann doch das Verhängnis hereinbricht, so müssen sie es tragen wie all die vielen vor ihnen, die am Wege zusammengebrochen sind.

Nachdem der Kranke einen krampfhaften Hustenanfall überstanden hatte, sagte er, mehr für sich selbst sprechend, als um gehört zu werden: „Wär's net am schönsten, wann wir alle miteinander einschlafen könnten und nimmer aufwacheten? Wär' alles gut und a Ruh' und a Frieden und ka Kummer. Ka Kält'n, ka Hunger, ka Sorg' um'n Hausherrn sein' Zins, ka Jammer, was aus die Kinder wird, wann mir nimmer san. Ma brauchet nur 'n Schuber von der Ofenröhr'n zuz'machen und sich hinz'leg'n und auf'n Erlöser z'warten."

Die Frau sah zu ihrem Manne auf mit einem Blicke des Entsetzens. „Mann, was führst denn du für gottlose Reden! Es geht mir durch Mark und Bein, wann du so red'st. Frevel' net so, sonst ziagt der liebe Gott sei Hand noch ganz von uns ab!"

Digitized by Google

Ein bitteres Lächeln umspielte die blassen Lippen des Kranken. „Möcht' wissen, was uns no Aerg'res passier'n könnt'!" sagte er dann mit finsterem Trotz. „Wie lang' wird's denn dauern, so trag'n s' mi hinaus? Und wie soll i denn sterb'n, wann i net waß, was mit euch g'schiecht?" Er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte: „Gott, Gott, hörst mi denn net? Was soll denn aus die Meinigen werd'n?"

Die Frau trat zu ihm hin, legte die Hand auf seine Schulter und versuchte, ihn zu trösten.

Da tönte aus der Ecke des Zimmers ein unartikulierter Laut: „Pa—pi—Pa—pi, Franzi Papi!" Ein kleines krüppelhaftes Kind von etwa sechs Jahren mit einem unverhältnismäßig großen Kopfe lallte diese Worte mit weinerlicher Stimme und wiederholte sie ohne Unterlaß, ab und zu mit den Lippen schmatzend.

„Hörst 'n, hörst 'n?" rief der Vater. „Er hat an' Hunger und mir können ihm nix geb'n!" Ein gurgelnder Schmerzenslaut drang aus seiner Kehle; er sank in sein Kissen zurück und stöhnte: „Himmlischer Vater, mach' a End'! Das ertrag' i net länger." „Sei schön brav, Franzi," sagte die Frau. „Die Mizerl kommt glei und bringt dir a Papi! Hörst, sie kommt schon!"

Die Thüre wurde geöffnet und Mizerl trat mit einem Körbchen auf dem Arme ein.

„Na, hast 'was 'kriegt?" fragte die Mutter hastig.

„Der Holzmann hat mir die Kohl'n 'geb'n," antwortete das Kind.

„Und das andere?" Die Mutter öffnete das Körbchen, und als sie nur ein Häufchen Kohlen gewahrte, senkte sie trostlos das Haupt und getraute sich nicht, zu ihrem Gatten aufzublicken.

„I hab' das Brot und die Erdäpfeln schon im Körbel g'habt. Wie i aber g'sagt hab': i bleib's derweil schuldig, hat m'r s' die Greislerin wieder aus'n Körbl g'nommen. Bis das andere zahlt is, hat s' g'sagt — nachdem kriegst wieder 'was. Mir san selber arme Leut', mir können nix borgen."

Als der leidende Knabe in der Ecke das Körbchen sah, richtete er sich von seinem Lager auf und sah mit gierigen Blicken nach der vermeinten Nahrung. Eine kindische Freude leuchtete aus seinen Augen; er patschte die Hände zusammen und jauchzte: „Papi, Papi, Franzi auch Papi!"

Die Mutter richtete einen verzweifelten Blick nach dem Kinde und sagte, um es zu beruhigen und zum Einschlafen zu bringen: „Sei still, Franzi, glei kriegst a Papi; da schau, da stell' i 's schon an Herd. Mach' derweil heidi — heidi!" Sie stellte in der That ein Gefäß mit Wasser auf den Ofen, um das ungestüme Verlangen des Knaben zu besänftigen; dann machte sie mit dem Kohlenvorrat ein kleines Feuer an, um wenigstens die unerträgliche Kälte zu mildern.

Mizerl hockte sich indes zu dem armen Knaben und flüsterte ihm allerlei schöne Dinge zu, um ihn in einen wohligen Schlummer zu lullen. „Unten in der Einfahrt hab' i 's Christkinderl g'seg'n," sagte sie, „a schönes, schönes Kinderl mit an' goldenen Flinserlg'wand und blaue Augen und 'krauste Haar. So a feine Stimm' hat's g'habt wie a Kanarivogel und Flügeln hat's g'habt, so weiß wie die Tuchet, die bei der Hausfrau ihr'n Fenster in der Fruah immer heraushängt, und rundumadum san lauter Christbam' g'standen mit hundert und hundert und tausend Lichtln und a Menge Spielerei war da, alles von Seiden und rot und lila: Wursteln und Gretln und Hutschenpferd' und Bilderbüacher und Farb'nkasteln, soviel schön sag' i dir! Und nachdem hat mi 's Christkindl g'fragt mit seiner feinen Stimm': ‚Is der Franzi a g'wiß brav? Verlangt er net immer Papi, macht er schön heidi heidi?' — ‚A g'wiß,' hab' i g'sagt, ‚Euer Gnaden, Herr Christkindl, der Franzi is a g'scheiter Bua, der macht immer heidi heidi.' Drauf hat 's Christkindl in a Butt'n griffen und hat g'sagt: ‚Sixt, das kriagt alles der Franzi, wann er schön heidi heidi macht.' Du, das war'n gute Sachen: Aepfel und Birn' und Nuß — alle von Gold, und Kipfeln und Schokoladizeltln —"

Die Augen des Knaben glänzten wieder bei Aufzählung dieser Herrlichkeiten; dann aber schloß er sie zu, um davon zu träumen, und während er langsam einschlummerte, flüsterte ihm sein Schwesterchen die Namen all der Süßigkeiten zu, die sie wohl selbst nur vom Hören kannte. Endlich war er gänzlich eingeschlafen und machte im Schlafe die Bewegung des Essens; wahrscheinlich spendete ihm das Christkindlein im Traume alles das, was ihm das Leben versagte. Nachdem sich Mizerl überzeugt hatte, daß ihr Bruder schlief, drückte sie einen Kuß auf seine Stirne und suchte dann auch ihr ärmliches Lager in der Nähe des Fensters auf.

Während so die Kinderphantasie mit rosigen Bildern den Ernst des Lebens ausschmückte, saßen die Eltern in dumpfer Verzweiflung auf ihrem Lager. Wie sehr sie sich auch ihr Gehirn zermarterten, nirgends sahen sie einen Ausweg, nirgends zuckte ein Hoffnungsstrahl auf, der ihnen Rettung versprechen konnte. Ueberall grinste ihnen das Bild einer schrecklichen Zukunft entgegen: Obdachlosigkeit, Hunger, Verderben! Ruhelos wälzten sie sich auf ihrem Lager, seufzend und stöhnend. Endlich senkte sich der Schlummer auch auf die Lider der Frau und entrückte sie den qualvollen Sorgen des Lebens.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit erhob sich der Mann von seinem Lager, horchte auf die gleichmäßigen Atemzüge seines Weibes, saß einige Minuten mit gefalteten Händen, wie im stillen Gebet, und ging dann von einem Kinde zum andern, jedes auf die Stirne küssend.

„Es muß sein, es muß sein," murmelte er, schwer aufseufzend, und schlich zum Ofen, in dem die Glut schon halb verglommen war. Er legte den Rest der Kohlen darauf, fachte das Feuer von neuem an und verschloß sodann die Klappe der Ofenröhre.

Still und ergeben hockte er sich hierauf in der Nähe des Ofens nieder und erwartete in dumpfem Brüten das Ende. — —

Mizerl hatte nicht umsonst ihre Phantasie mit den heiteren Bildern des Weihnachtsfestes angefüllt; der Traumgott spann ihr weiter und gaukelte ihr Herrlichkeiten vor, die nur die märchenfreudige Gedankenwelt der Kindesseele zu schaffen vermag. Anfangs sah sie noch alle Schätze, von denen sie zu ihrem Brüderchen gesprochen. Ein Tannenbaum stand in ihrer armseligen Stube mit goldnen Aepfeln und Nüssen und brennenden Lichtern. Doch der Tannenbaum verbreitete einen starken betäubenden Harzgeruch und der Duft der Wachskerzen beklemmte ihr den Atem. Immer kleiner brannten die Kerzen in dem Qualm und Brodem, den der Tannenbaum auszuströmen schien, und immer beängstigender legte es sich auf die Brust des Kindes, die Lichter erschienen nur mehr wie kleine blutrote Pünktchen in dem Nebel, der all die schönen Dinge umschleierte. Da faßte eine stille sanfte Frau mit blonden Haaren sie an der Hand und sagte: „Komm, mein Kind; dein Christbaum erlischt ja. Ich führe dich zu einem schöneren." Und während die Frau so sprach und sie durch enge finstere Gänge führte, da erkannte sie in ihr die Dame, die ihr vor kurzem im Wirtshause so liebevoll begegnet war. Sie schmiegte sich an die gütige Frau an; denn es wurde ihr immer banger und ängstlicher zu Mute. Sie stiegen eine endlose Treppe empor, die steiler und steiler und enger wurde, und endlich konnte sie nicht mehr vorwärts; denn die Wände schlossen sich rings um sie. Sie rang nach Atem und wollte schreien, brachte aber keinen Laut aus der Kehle. „Nur mutig vorwärts, noch einen Schritt und du hast's überstanden!" rief ihre Führerin ihr zu. Und plötzlich sah sie in einen herrlichen Raum, der von einer überirdischen Helle durchleuchtet war. Der Glanz strahlte von einem wunderbaren Christbaum aus, so groß wie die höchste Tanne des Waldes und reich beladen mit den kostbarsten Dingen. Um ihn lagen Spielsachen, die sie noch nie geschaut. Das Merkwürdigste aber war, daß diese Spielsachen alle lebten. Die schönen Puppen in herrlichen Seidengewändern gingen freundlich lächelnd auf sie zu und sprachen mit dünnen Silberstimmchen liebevoll zu ihr. Aus der Schachtel sprangen die Reiter, schwangen sich auf ihre winzigen Pferdchen und tummelten sich durch den Saal. Und die Engel schwebten um den Christbaum auf und nieder und sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Und es flimmerte und leuchtete im blendenden Schein und alle Gestalten bewegten sich immer schneller und schneller im wirbelnden Reigen und sie selber fühlte sich so leicht und froh, daß sie sich in die Lüfte erhob und immer höher und höher stieg, dem Lichte zu, das im unendlichen Raume ausgegossen war. Und es war ihr, als ob sie selbst zerflatterte in eitel Licht und Funken. — —

Ein scharfer Luftzug wehte plötzlich um ihr Gesicht und sie hörte wie aus weiter Ferne eine Stimme, die in traurigem Tone sprach: „Alles vergebens. Dort ist jede Hilfe umsonst. Das größere Mädchen aber atmet. Es lag zum Glück in der Nähe des Fensters. Vielleicht können wir es noch retten." — Sie öffnete die Augen und sah in der Stube eine große Anzahl Menschen, die verstört und händeringend dastanden. Sie begriff von alledem nichts und fühlte nur eine große Kälte; denn die Fenster waren angelweit geöffnet und der kalte Luftstrom drang herein. Sie schloß die Augen und flüsterte lächelnd: „Ich will fliegen, fliegen!" Dann schwanden ihr die Sinne.

3.

Frau Hilbert, die blonde Dame, welche der kleinen Mizerl so viel Mitleid gezeigt, saß mit ihrem Manne beim Morgenkaffee. Dieser las die Zeitung und berichtete seiner Gattin ab und zu die Neuigkeiten, die ihm geeignet schienen, sie zu interessieren. „Da ist wieder ein schauerliches Unglück durch Ausströmen von Kohlenoxydgas geschehen," fuhr er dann fort. „In einem Hause der Magdalenenstraße wurde der Drechsler Anton Friedl mit seiner Frau und zwei Kindern gestern morgens tot aufgefunden. Nur die fünfjährige Mizerl, die in der Nähe des schlecht verwahrten Fensters lag, konnte gerettet werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier Mord und Selbstmord vorliegen. Der schwer kranke Mann befand sich seit längerer Zeit mit seiner Familie in verzweifelten Verhältnissen. Dies und der Umstand, daß man den Vater in der Nähe des Ofens zusammengekauert fand, lassen die Annahme einer absichtlichen Tötung fast sicher erscheinen."

Frau Hilbert war während dieses Berichtes bleich geworden und zitterte am ganzen Körper. „Mizerl Friedl, sagst du, in der Magdalenenstraße?" stieß sie heftig hervor. „Gütiger Gott, das ist ja das kleine Wesen, das unserem Käthchen so ähnlich sieht! Erinnerst du dich? Ich habe ihm meinen Schutz zugesagt. Und nun ist es zu spät. Zu spät!" fuhr sie fort und Thränen traten ihr in die Augen. „Und daran ist meine sträfliche Nachlässigkeit schuld. Ich nahm mir's vor, jeden Tag, die Familie aufzusuchen, und die nichtigsten Kleinigkeiten, die eitelsten Dinge hielten mich immer wieder davon ab. Und wie habe ich mich ereifert, wie fühlte ich mich gehoben von meinen Phrasen von Mitleid und Menschenliebe, wie redete ich mich in heiligen Zorn gegen diesen Walter! Worte, nichts als Worte! O, es ist erbärmlich von mir; ich kann mir's nicht verzeihen, daß ich den Tod dieser Leute mitverschuldet habe."

„Sei doch vernünftig," sagte ihr Mann, „so steht die Sache nicht. Wie konntest du wissen, daß ihre Lage so gar trostlos war?"

Digitized by Google

„Wie ich's wissen könnte? Hätte man das Furchtbare gewußt, so hätte ja der Nächstbeste geholfen. Ich wollte aber helfen, wenn auch nicht das Aergste bevorstand, und ich that groß damit und schätzte mich besser als die andern."

Sie stand auf und klingelte.

„Was willst du thun?" fragte der Gatte.

„Ich muß zu dem Kinde. Ich will ihm helfen. Vielleicht kann ich an ihm zum Teile sühnen, was die Trägheit meines Mitgefühls verschuldet."

Sie fuhr nach dem Unglückshause, vor dem noch jetzt eine Menge Gaffer stand. Sie fragte bei den Hausleuten nach, wo sich das kleine Mizerl befinde. Man konnte ihr keine Auskunft geben. Sie habe sich im Laufe des gestrigen Tages erholt, dann sei ein alter Herr gekommen, den niemand kannte, und habe das Kind fortgeführt. — Traurig und von Selbstvorwürfen gepeinigt, trat Frau Hilbert ihren Rückweg an.

4.

Es war ein prachtvoller Herbstmorgen. Wie ein heiteres Idyll lag das romantische Kahlenberger Dörfchen inmitten der üppigen Weingelände unweit des mächtigen Donaustromes gebettet. Glitzernd schimmerte der Tau auf den Blättern der Bäume, deren spärlich belaubte Kronen den ersten Frost bereits empfunden hatten, gleich einem Mahnboten an die Zeit, wo alles Leben unter der starren Winterdecke erstirbt. An solchen Abschiedstagen des Lebens schmückt sich die ersterbende Welt mit doppeltem Reiz. Die Luft ist klarer und durchsichtiger und das milde Sonnenlicht übergießt die tiefen Farbentöne des Herbstes mit seinem verklärenden Schimmer.

Auf der Landstraße von Nußdorf her kam ein offener Wagen, der vor dem schönsten Hause des Dorfes hielt. Dieses Haus mochte dereinst ein Jagdschlößchen gewesen sein, deren die lebensfrohe Kaiserin Maria Theresia in der Umgebung ihrer Residenz eine große Anzahl besaß. Der freundliche Bau sowohl wie manches charakteristische Beiwerk lassen auf eine solche Bestimmung schließen. Die meisten dieser Bauten, deren Innenräume manch schönes Geschichtchen von heiterer Pracht und fröhlicher Lebenslust erzählen können, dienen gegenwärtig sehr profanen Zwecken. Dieses Haus bildet jedoch eine Ausnahme und das edle Herz der großen Kaiserin würde freudiger pochen, könnte sie auf ihren einstmaligen Lustsitz herniederblicken; denn der geräumige Garten hallt den Tag über wieder von dem hellen Lachen fröhlicher Kinderstimmen. In den großen lichten und luftigen Zimmern sind mehr als ein halbes Hundert Kinder untergebracht. Alles glänzt und gleißt von peinlicher Sauberkeit. In den Schlafsälen stehen die Bettchen in kleinen Zwischenräumen gereiht. Der Speisesaal enthält lange, blank gescheuerte Tische und kleine zierliche Tischchen für die Kleinsten mit daran befestigten Bänken. Ein größerer Saal dient für die feierlichen Anlässe wie das Kaiserfest und die Christbescherung. Passende Bilder, häusliche Scenen und erbauliche Vorfälle des Lebens darstellend, hängen an den Wänden. Die Bildnisse des Kaiserpaares sowie des Kronprinzenpaares schmücken die Längswand. Auch die Bilder der Wohlthäter und Stifter des Hauses sind allenthalben an den Wänden angebracht. Die Schulräume enthalten in Glasschränken und an den Wänden mannigfachen Lehrstoff zum Anschauungsunterricht. Da und dort fällt der Blick auf breite Papierstreifen, die in großen, weithin sichtbaren Lettern mit goldenen Sprüchen des sittlichen Lebens, der Arbeit und Zufriedenheit bedruckt sind. In dem freundlichen Garten vor dem Hause bringen die Kinder an schönen Tagen ihre freie Zeit mit gesunden Leibesübungen, mit Gesang und heiteren Spielen hin.

So ist die Anstalt beschaffen, die der Verein „Humanitas" vor mehr als zwanzig Jahren ins Leben gerufen hat und unter der Mitwirkung edler Menschenfreunde zum Segen armer verlassener Menschenkinder mit unermüdlicher Liebe und Werkthätigkeit leitet.

Der Wagen, dem ein freundlicher alter Herr und eine blonde Dame entstiegen, hat vor dem Gitterthore des Kinderasyls „Humanitas" gehalten. Durch das Gitter schauen ein paar Dutzend fröhliche Kinder, und als sie den alten Herrn erblicken, rufen sie jubelnd: „Guten Tag, Papa!"

„Gott grüß' euch Kinder, wie geht's euch denn?" sagt der alte Herr, der gleich von einem Rudel von Knaben und Mädchen umringt wird. Die einen hängen sich an seine Hände, die andern springen trällernd vor ihm her; auch die ganz Kleinen wackeln herzu und halten sich an seinen Rockschößen fest. Der Kreis wird immer dichter, da auch die übrigen Kinder die Ankunft des „Papas" bemerkt haben und ihre Spielplätze verlassen, um ihren väterlichen Freund zu begrüßen.

Er kennt sie alle, seine Schützlinge, und nennt jeden beim Namen, fragt nach ihren kleinen Schmerzen, erkundigt sich über ihre Fortschritte und lobt ihr Aussehen. Vom sechzehnjährigen Mädchen, das, mit allen Fertigkeiten und Kenntnissen zu einem Leben der Arbeit ausgestattet, im Begriffe steht, die Anstalt zu verlassen, bis zum einjährigen Kleinen, das auf dem Arme der Mutter, wie man die Direktorin nennt, mit lachendem Gesicht und zappeligen Händchen herbeigetragen wird, kennen und lieben sie ihn alle, ihren guten Papa.

„Sehen Sie, gnädige Frau," sagte Herr Amsel zu der ihn begleitenden Dame, „das sind meine schönsten Stunden. Seit vielen Jahren bringe ich wöchentlich zwei- bis dreimal meine freie Zeit inmitten meiner kleinen Schutzbefohlenen zu. Und ich verdanke diesem Verkehr mehr innere Erhebung, mehr reine menschliche Freude, als mir der Umgang mit der besten Gesellschaft gewähren könnte. Blicken Sie um sich! Sie sehen lauter frohe zufriedene Gesichter, Gesundheit blüht auf ihren Wangen: mit Freuden lauschen sie den Lehren, die ihnen in der Schule zu teil werden, willig folgen sie den Weisungen ihrer mütterlichen Freundin. Man sieht selten eine Aufwallung des Zornes oder einen Akt der Störrigkeit und Bosheit. Und doch hat fast jedes dieser Kleinen eine gar traurige Vorgeschichte. Dem Elend und der Verkommenheit wurden sie entrückt, als sie in den sichern Hafen unseres Asyls gelangten, aber wir sehen zu unserm Troste aus ihren heiteren Mienen, daß jene Wunden vernarbt sind, daß die Erinnerung an schlimme Kindheitstage verklungen ist wie

Digitized by Google

ein böser Traum. Hier haben sie ihre Heimat, das ist ihr Vaterhaus. Und wenn sie die Altersgrenze erreicht haben, wo wir sie, ausgestattet mit allen Kenntnissen und Fertigkeiten, die wir ihnen beibringen konnten, in den Kampf des Lebens einführen, da ringen sie sich nur schmerzlich los von den Geschwistern, mit denen sie so viele Stunden der Arbeit, der Freude und der sorglosen Spiele verlebt haben. Denn Sie können sich denken, gnädige Frau, daß wir bestrebt sind, den armen Kleinen für die kummervollen Tage, die fast alle durchgemacht, einen Ersatz zu bieten durch kleine Vergnügungen und Feste. Es ist ja ein kostbares Strandgut, das der Wirbel der Großstadt ausgeworfen und das wir wieder einzufügen trachten, damit es zum nützlichen und widerstandsfähigen Gliede des großen Ganzen werde."

Mittlerweile war der Oberlehrer der Dorfschule hinzugetreten, der den Gesangsunterricht im Asyl leitet. Herr Amsel stellte ihn der Dame vor und der Schullehrer bemerkte, indem er sich tief verneigte, daß er den Namen schon wiederholt unter den unermüdlichen Wohlthätern der Anstalt gelesen habe.

„Möchten Sie nicht die Freundlichkeit haben, mit den Kindern einige Gesänge vorzutragen?" fragte Herr Amsel.

Der Oberlehrer gab ein Zeichen und die eben noch lärmende Kinderschar reihte sich lautlos im Halbkreise um ihn.

Die Mittagssonne brach durch die gelichteten Baumkronen und beschien mit ihren milden Strahlen die frohe Kinderschar, die jetzt mit hellen Silberstimmen ein Lied anhub von Frühlingspracht und Sonnenschein, von Waldeszauber und Wanderlust. Die Stimmen waren gut geschult und klangen gar fröhlich zusammen. Bewegt hörte die Dame die sinnigen Lieder und patriotischen Gesänge, die nun folgten, an und ihre Augen glänzten in stiller Wehmut.

Als die Kleinen geendet hatten, trat die Dame in ihren Kreis und wußte sie, die anfangs mit scheuer Bewunderung drein gesehen hatten, bald zutraulich zu machen. Sie hatte für jedes ein freundliches Wort und fragte teilnehmend nach hundert Dingen, die Kinder interessieren und die nur eine Frau zu fragen weiß. Bald erhob sich ein eifriges Geschnatter, daß man kein Wort verstehen konnte; denn alle hatten der guten Frau etwas anzuvertrauen. Zuletzt watschelte ein dreijähriges Mädchen mit wichtiger Miene herbei, legte ihr eine alte schadhafte Puppe in den Schoß und sagte: „Sie hat nur einen Fuß!"

„Ja, wo ist denn unser Mizerl," fragte Herr Amsel die Direktorin, „ist es etwa wieder krank?"

„Diesmal nicht," antwortete diese, „die Kleine ist im Küchengarten, wo sie mit großem Eifer an ihrem Blumenbeete arbeitet. Ich habe ihr versprechen müssen, daß sie die Blumen zu Allerseelen auf das Grab ihrer Eltern und Geschwister tragen darf, und seitdem ist sie jede freie Stunde mit der Pflege ihrer Lieblinge beschäftigt."

„Sie ist unser Schmerzenskind," erklärte Herr Amsel der Dame. „Sie hat das traurigste Geschick von allen erlitten, die in dieser Anstalt sind. Eltern und Geschwister wurden ihr an einem Tage durch den Tod entrissen. Ob es ein böser Zufall oder eine furchtbare Verzweiflungsthat gewesen, ist heute noch nicht ganz klar."

Die Dame war bei diesen Worten erbleicht und in sichtliche Aufregung geraten. Sie stand hastig auf und bat die Direktorin, sie zu dem Kinde zu führen. Sie traten in den Küchengarten und sahen die kleine Gestalt des Mädchens über das Gartenbeet gebeugt und eifrig beschäftigt, die Blumen zu begießen. Dazu sang es eine eintönige Weise, die es sich wohl selbst zusammengedacht hatte, und wiederholte dieselbe ohne Unterlaß:

„Zu den lieben Eltern mein
Bring' ich diese Blümelein;
Brüderchen und Schwesterlein,
Möcht' bei euch im Himmel sein!"

Ueber das blasse Gesichtchen der Kleinen, das noch zarter und schmäler geworden war, fielen die goldenen Löckchen und die Sonne goß einen verklärenden Schimmer um ihr Haupt. Als sie ihr Antlitz den Ankommenden zuwendete, durchzuckte die Dame — es war Frau Hilbert — ein jäher Schmerz. „Käthchen!" entfuhr es ihren Lippen. Diese Aehnlichkeit! Als sie in die großen klagenden Augen blickte, die so seltsam leuchteten wie die verflackernde Seele aus einem leblosen Körper, da glaubte sie ihr totes Kind wiederzufinden. Sie stürzte auf das Kind zu, preßte es mit heißem Ungestüm an sich und bedeckte seinen Kopf mit Küssen. „Willst du mit mir kommen, Kind?" schluchzte sie.

Verwundert und ängstlich blickte das Kind die Dame an. Es hatte sie schon irgendwo gesehen; dann war sie ihm im Traum erschienen — ja, ja, das war die ernste Führerin, die es emporgeleitet in jene lichtdurchglänzte Märchenwelt, von der es so selig geträumt hatte, bis es so grausam geweckt wurde. Und dennoch fühlte es eine sonderbare Scheu vor ihr, deren Blicke jetzt, wie um Gnade flehend, an seinen Lippen hingen. War es das leidenschaftliche Ungestüm der fremden Dame, war es der Gedanke einer Trennung von den lieben Genossen — es empfand Furcht und Scheu vor der zitternden Frau und flüchtete ängstlich zur Direktorin, klammerte sich an ihre Rockfalte und stammelte: „Na, na! I bleib' bei der ‚Mutter'!" Alles Zureden nützte nichts. Mizerl fing zu weinen an, vergrub ihr Gesicht in den Rockfalten der Direktorin und wiederholte unaufhörlich: „I bleib' bei der Mutter! I bleib' bei der Mutter!"

Als Frau Hilbert am nächsten Tage wiederkam, lag die kleine Mizerl zu Bette. Sie hatte sich von jenem furchtbaren Schlage nie recht erholt und zeitweilig überfiel sie eine Schwäche, die keine eigentliche Krankheitsursache hatte und dennoch Grund zu ernsten Besorgnissen gab. Sie ließ es ruhig geschehen, daß Frau Hilbert sich an ihrem Bette niederließ und eine Menge prächtiger Spielsachen vor ihr ausbreitete. Mit müdem Lächeln überflog sie die Herrlichkeiten, die einstmals den Inhalt ihrer schönsten Traumbilder ausgemacht hatten. Ruhig hörte sie die Schmeichelreden der seltsamen Frau an, vor der sie nun weniger Scheu empfand; aber so oft diese sie aufforderte, mit ihr zu gehen, griff sie nach der Hand der „Mutter" und ein flehender Blick wiederholte den Wunsch, den sie das erste Mal geäußert.

Eines Tages erzählte ihr die Frau, die täglich an ihrem Bette saß, daß sie das Grab der Ihrigen besucht und mit Blumen geschmückt habe. Seit dieser Zeit lächelte Mizerl, wenn Frau Hilbert ins Krankenzimmer trat, und plauderte mit ihr über alles, was sie tagsüber beschäftigte. Sie erzählte ihr auch, daß meist, wenn sie allein sei, sich ein Vögelchen auf ihren Bettrand setze und ihr mit leisem lieblichen Gezwitscher wunderschöne Lieder singe. Das mache sie so selig und glücklich und sie könne nicht aufhören, dem lieben Vogel zuzuhorchen. Sie meine immer, es sei ihr Hansi, der Kanarienvogel, der an demselben Tag wie die Ihrigen gestorben sei.

Am andern Tag kam Frau Hilbert wieder, und während Mizerl schlummerte, stellte sie einen Kanarienvogel in das Fenster. Der schmetterte bald sein lustiges Liedchen hinaus, daß das Kind aus dem Schlafe aufschreckte. Es zeigte indes keine große Freude, und als Frau Hilbert wiederkam, hatte es die Augen voll Thränen. „Jetzt singt er net mehr, mei Vogerl, seit der andere so viel schreit," schluchzte es. Kaum war der mitgebrachte Vogel entfernt, da verklärten sich Mizerls Züge; ihre Augen strahlten

Digitized by Google

vor Glück; sie hob den Finger, wie um zu lauschen, und flüsterte: „Hörn S', jetzt singt er wieder! O, wie schön!"

Wochen waren so vergangen und die Werbungen der Frau Hilbert um die Liebe des Kindes hatten Erfolg. Es sehnte sich nach dem Erscheinen der guten sanften Frau, und wenn diese ihm mit bebenden Lippen erzählte, daß es, sobald es gesund sei, in einem schönen Wagen fahren dürfe und daß sie ihm herrliche Spielsachen zugedacht habe, da lächelte es selig vor sich hin und küßte die Hand seiner freundlichen Beschützerin. Freilich wurde das Gesichtchen immer blässer, die Augen immer größer und glänzender und die Aerzte, die Frau Hilbert in ihrer Seelenangst herbeirief, zuckten bedenklich die Achseln.

Eines Tages war Mizerl heiterer und frischer; die Direktorin teilte Frau Hilbert freudig mit, daß die Kleine sogar mit regem Appetit Nahrung zu sich genommen habe. Frau Hilbert atmete auf. Mit zitternder Hoffnung hing sie an den Augen des Kindes.

Durch die offenen Fenster leuchtete die Frühlingssonne und durchflutete mit ihren wärmenden Strahlen die Krankenstube. Das Kind legte die Aermchen um den Hals seiner Freundin und flüsterte ihr zu: „Morgen gehe ich mit Ihnen."

„Mein liebes Kind, das hat noch Zeit, bis du ganz gesund bist," sagte lächelnd Frau Hilbert.

„I bin aber schon g'sund." Mizerl blickte ängstlich um sich und flüsterte Frau Hilbert geheimnisvoll zu:

„I kann ja nimmer da bleib'n; das Vogerl singt net mehr!"

Frau Hilbert erblaßte. Ein jäher Schreck durchzuckte ihre Glieder. Das Kind aber blickte mit seinen großen Augen schwärmerisch hinaus in den blühenden Frühling und sagte wie im Selbstgespräch: „Fortg'flogen is's und richt' meine Grüße aus."

„Wen hast du denn grüßen lassen?" fragte Frau Hilbert.

„No, die Eltern und die G'schwister!"

Frau Hilbert besprach sich kurz darauf mit dem Arzte, der das Gemütsleiden des Kindes auf die Nervenerschütterung zurückführte, die es bei der furchtbaren Katastrophe erlitten hatte. Wenn es gelänge, die Bilder jener Schreckensnacht aus ihrer Kinderseele zu verdrängen und durch heitere Vorstellungen zu ersetzen, dann könnte auch ihr Körper wieder neue Kräfte gewinnen!

Frau Hilbert befolgte diesen Rat und versuchte all die Reizmittel, welche sonst auf die Kinderphantasie erheiternd einwirken. Sie veranstaltete Gartenfeste, sie fuhr mit ihr und einigen Altersgenossinnen ins Grüne, ließ sie an den Spielen der Kinder teilnehmen, doch alles blieb vergebens. Die stille Schwermut lagerte wie Mehltau über den Freudeblüten ihres kindlichen Gemüts.

Inmitten der fröhlichen Kinderschar blickte sie weltvergessen und teilnahmlos in die Ferne.

Verzweifelt sah ihr Frau Hilbert ins Antlitz. „Sag', Mizerl, womit könnte ich dir denn eine Freude machen?"

Mizerl blickte auf und Thränen füllten ihre Augen.

„I möcht' zu die Meinigen," schluchzte sie.

Am andern Tage fuhr Frau Hilbert mit ihrem Schützling nach dem Centralfriedhofe. Es war ein milder Frühlingstag. Die Kastanienbäume hatten ihre weißen Blütenkerzen aufgesteckt und alle Sträucher hauchten ihren Blütenduft aus. Warm und mild strich ein leiser Zephyr durch den Garten des ewigen Friedens und Vogelgezwitscher drang aus den blütenbeladenen Zweigen.

Vor einem blumengeschmückten Grabhügel blieb Frau Hilbert stehen. „Da ruhen sie, Vater und Mutter, Brüderchen und Schwesterchen," sagte sie zur Mizerl, „friedlich und schmerzlos liegen sie da und ihre Seelen blicken aus den Höhen herunter auf dich und sind betrübt, wenn sie deine Thränen sehen, und freuen sich, wenn du lachst."

Mit Mizerl war indessen eine wundersame Verwandlung vor sich gegangen. Sie blickte um sich, sah den blühenden Garten ringsum und ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob ihre Brust. Wie giftige Nebel flohen die Schreckbilder der Erinnerung vor diesem friedlich stillen Frühlingsweben. Mit leuchtenden Augen sah sie zu ihrer Beschützerin auf und: „Da, da, hören Sie nicht —" flüsterte sie ihr entzückt zu: „Das Vogerl singt!"

In den Zweigen einer Trauerweide saß ein Singvogel und schmetterte seine Liebesweisen, die ihm die warme Frühlingssonne in die Brust gesenkt, in die blütendurchhauchte Luft. Dann schwang er sich empor, immer höher und höher, tirillierend und jubelnd, dem Lichte zu, ein Bild des Lebens und der Daseinslust.

Entzückt folgten die Augen des Kindes seinem Fluge, bis er im Sonnenglast verschwand. „Den hab'n s' mir geschickt in mein Zimmer, wie i krank war," sprudelte sie hervor, „und jetzt fliegt er hinauf in den Himmel — gelt — er bringt ihnen jetzt meine Grüß?"

Frau Hilbert bestätigte den frommen Wahn des Kindes.

Von diesem Tage an war der Bann der Schwermut von dem Kinde gewichen. Wenn es an die Seinen dachte, so stellte sich das freundliche Bild des blühenden Friedhofs vor seinen Augen ein und der gefiederte Vermittler, der ihr heitere Botschaften brachte aus dem Reiche des Lichts.

Allmählich sänftigten sich auch diese Empfindungen und das Kind schloß sich mit der ganzen Leidenschaft seiner liebedürstenden Seele an die gütige Frau an, die ihr eine zweite Mutter war.

Nach wenigen Monaten hatte Frau Hilbert die Freude, ein lebensfrohes, rotbackiges Mädchen mit blitzenden Augen und heller Stimme zu den fröhlichen Gefährten im Asylhause des Kahlenbergerdorfes — diesmal als Gast — führen zu können. Mit kindlicher Freude nahm Mizerl an ihren Spielen teil. Glückstrahlend folgte ihr Frau Hilbert mit den Blicken. Und als sie dann das blonde Lockenhaupt des Kindes in ihrem Schoße hielt, reichte sie Herrn Amsel die Hand und sagte: „Ihnen verdanke ich mein Glück; denn hätten Sie das arme Kind nicht in Ihrer Anstalt geschützt und gehegt, die zarte Blüte wäre dahingewelkt, ehe ich mich meiner Pflicht entsonnen hätte."

Durchgegangene Eisenbahnzüge.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von W. Berdrow.

Die schwersten Eisenbahnunfälle werden dadurch hervorgerufen, daß ein in Bewegung befindlicher Zug an einer Stelle, wo er entweder fahrplanmäßig oder durch ein besonderes Signal angehalten werden sollte, mit unverminderter Schnelligkeit weiterfährt. Das Versagen der Bremsen oder in vereinzelten Fällen auch der Dampfabsperrventile an der Lokomotive, das Uebersehen eines Signals oder eine vorübergehende Kopflosigkeit, ja in vereinzelten Fällen plötzlich eintretender Wahnsinn des Lokomotivführers geben hin und wieder den Anlaß zu einem derartigen „Durchgehen" eines Zuges oder einer Maschine.

Ein Fall dieser Art ereignete sich am 16. November 1896 in Berlin. Es handelte sich um einen derjenigen Südringzüge, welche auf der Hälfte ihres Weges in der Kopfstation des Potsdamer Bahnhofes zum Stillstand kommen und ihre Fahrt von hier aus mit einer neuen Lokomotive in entgegengesetzter Richtung fortsetzen. Das Gleis erfährt, da die Bahn kurz vorher einen Spreearm überschreitet, gegen den Bahnhof hin eine beträchtliche Senkung, obwohl die Perronhalle bedeutend höher als das umgebende Straßenniveau liegt. Die Züge müssen, wie stets vor der Einfahrt in Kopfstationen, schon in bedeutender Entfernung vom Bahnhof stark gebremst werden, um ihre lebendige Kraft zu vernichten, und die Einfahrt erfolgt alsdann unter Anwendung von wenig Dampf in ganz langsamem Tempo. An dem erwähnten Tage dagegen lief ganz unvermutet einer dieser Züge fast mit der vollen Geschwindigkeit der freien Strecke in den Bahnhof ein und prallte in der nächsten Sekunde mit

Digitized by Google

Thor zum Tempelplatz in Jerusalem.
Nach dem Gemälde von G. Bauernfeind.

Digitized by Google

ungeheurer Wucht auf den am Ende des Gleises dicht vor der Hallenwand stehenden Prellbock. Wäre dieser von der gewöhnlichen, bis vor kurzem stets üblichen Ausführung gewesen, so hätte ihn die Maschine vermutlich über den Haufen gerannt und die dahinter liegende Wand durchbrochen, um, wie ein Jahr früher eine Lokomotive auf dem Pariser Bahnhof Montparnasse, auf die Straße oder die der Halle vorgebauten, 4 m tiefer liegenden Diensträume hinabzustürzen. Die später zu erörternde Konstruktion des Prellbocks vermochte ihren Lauf aufzuhalten, konnte aber die ungeheure lebendige Kraft eines mit 30 km Geschwindigkeit aufprallenden Zuggewichtes der Lokomotive mit 8 bis 10 Wagen doch nicht vollständig vernichten. Der erste Wagen fuhr ein Stück auf den hinteren Teil der Tenderlokomotive hinauf, zerschmetterte den Führer und verletzte den Heizer so schwer, daß auch er nach wenigen Tagen verstarb. Die Passagiere kamen mit verhältnismäßig leichten Verletzungen davon. Aehnliche Fälle, allerdings leichterer Natur, hatten sich auf demselben Bahnhof bereits früher ereignet und haben dazu geführt, den Bahnsteig und die Halle soweit nach rückwärts zu verlängern, daß die Züge vorschriftsmäßig schon gegen 50 m vor dem Hallenende und dem Prellbock zum Stillstand gebracht werden.

So viel über die vor dem Einlauf in Kopfstationen durchgehenden Züge, zu deren Auffangung neuerdings meist die sogenannten hydraulischen Prellböcke in solchen Bahnhöfen Anwendung finden, in welchen die einlaufenden Gleise unmittelbar in der Bahnhofshalle ihr Ende erreichen. Wie jeder andere Prellbock, so besitzt auch der hydraulische in der Höhe der Lokomotivpuffer zwei Pufferscheiben, welche den Stoß des ankommenden Zuges aufzufangen haben. Während aber derselbe bei gewöhnlichen Prellböcken lediglich durch das Gewicht, die Eisenverstrebung und Verankerung des Bockes aufgenommen wird, besitzen die hydraulischen Puffer je einen in Wasser oder Glycerin tauchenden Kolben, der beim Anprall des Zuges nur äußerst langsam in die betreffende Flüssigkeit hineingepreßt werden kann. Vollständig geschlossene Cylinder würden, da Flüssigkeiten nicht elastisch sind, den Anprall nicht oder nur wenig mildern, deswegen sind die hydraulischen Puffercylinder mit Ausgangskanälen versehen, die aber so eng sind, daß die vom Stempel verdrängte Flüssigkeit nur ganz allmählich und in kleinen Mengen entweichen kann. Fährt also ein Zug gegen die Pufferscheiben eines solchen hydraulischen Prellbocks, so wird seine lebendige Kraft durch den Widerstand des Wassers nicht mit einem Schlage, sondern allmählich vernichtet und der Anprall um vieles vermindert. Nach mehrfachen Versuchen können Züge von 150 bis 200 t Gesamtgewicht, d. h. schwerere als der kürzlich in Berlin durchgegangene Ringbahnzug, gegen einen solchen Wasserpuffer mit einer Geschwindigkeit von 13 bis 15 km anlaufen, ohne daß Passagiere verletzt werden oder erhebliche Materialbeschädigungen vorkommen. Der gewaltige Anprall des Berliner Zuges bei erheblich geringerem Gewicht beweist, um wieviel größer hier die Geschwindigkeit beim Einlaufen in die Halle gewesen sein muß.

Ganz anders liegt der Fall, wenn ein Zug auf freier Strecke oder beim Passieren eines Durchgangsbahnhofes, auf welchem er fahrplanmäßig zu halten hat, seine Bremsfähigkeit einbüßt oder vom Führer aus irgend welchen Gründen nicht mehr beherrscht werden kann. Dann liegt die Gefahr des Zusammenstoßes mit einem andern auf dem Gleis stehenden Zuge nahe.

Besonders leicht gehen auf längeren steilen Gefällen Güterzüge mit Handbremsen durch. Ein solcher Fall hat sich unter anderem auch im Oktober 1890 unmittelbar vor dem Bahnhof in Dresden-Neustadt, wo die Görlitzer Bahn unter starkem Gefälle einmündet, ereignet und ist von sehr schlimmen Folgen begleitet gewesen.

Als ein ausgezeichnetes Mittel zum Aufhalten der betreffenden Züge hat sich das vom Geheimen Rat Köpcke in Dresden erfundene und seitdem mehrfach zur Ausführung gebrachte sogenannte Sandgleis erwiesen. An Stellen, wo das Durchgehen von Zügen nach der Beschaffenheit der Gleis- und Gefällverhältnisse häufiger zu befürchten ist, wird vom durchgehenden Hauptgleise durch eine Weiche ein Seitenstrang abgezweigt, dessen beide Schienen anfangs mit einer leichten und im weiteren Verlauf mit einer dickeren Sandschicht, höchstens jedoch bis zu 5 oder 8 cm Stärke, beschüttet werden. Jedermann weiß, daß es für Fuhrwerke aller Art kein nachdrücklicheres Hindernis giebt als eine andauernde, wenn auch nicht allzu tiefe Sandschicht. Das Befahren eines sandigen Weges erfordert häufig mehr Kraft als selbst die Ueberwindung einer beträchtlichen Steigung, und deshalb ist zur Unschädlichmachung der lebendigen Kraft eines Eisenbahnzuges nichts so sehr geeignet als die Beschüttung der Gleise mit Sand. Da die Sandschicht nur unmittelbar auf und neben den Schienen nötig ist, so faßt man jede einzelne Schiene des Sandgleises von beiden Seiten durch hölzerne Langschwellen ein, welche den Schienenkopf um die Höhe der Beschüttung überragen. Ein solches Sandgleis von 500 m Länge ist nun auch an der oben erwähnten gefährlichen Stelle vor dem Bahnhof in Dresden-Neustadt seit 1895 im Gebrauch. Da dasselbe in erster Linie zum Auffangen der einlaufenden, auf dem steilen Gefälle schwer zu bremsenden Güterzüge bestimmt ist, so steht es für gewöhnlich offen und darf erst geschlossen werden, wenn der betreffende Güterzug am Haltesignal zum Stehen gebracht ist. Güterzüge, die nicht zu halten sind, geraten unter allen Umständen, bevor sie noch Schaden anrichten können, in das Sandgleis hinein und werden darin zum Stehen gebracht. Um aber in solchen Fällen längere Betriebsunterbrechungen zu vermeiden, kehrt das letztere an seinem unteren Ende durch eine zweite Weiche in das Hauptgleis zurück, so daß unter den auf diese Weise zum Stehen gebrachten Lokomotiven oder Zügen nur die Sandschicht entfernt zu werden braucht, um das Weiterfahren durch die untere Weiche zu ermöglichen. Nach dem Auffangen mehrerer Lokomotiven hatte das Rettungsgleis des Dresdner Bahnhofs am 21. Dezember 1895 zum erstenmal Gelegenheit, einen ganzen durchgehenden Zug aufzuhalten und unabsehbares Unglück abzuwenden. Genau wie im Oktober 1890 ging an derselben Stelle abermals ein langer Güterzug von 59 Achsen durch, und zwar in der Dunkelheit der Nacht, die das zu befürchtende Unheil noch bedeutend hätte vergrößern können. Trotz wiederholter und sehr energischer Bremssignale des Führers hatten einige der Bremser nicht rechtzeitig ihre Schuldigkeit gethan, und der Zug ging auf dem steilen Gefälle durch, um, einmal im Lauf, seine Geschwindigkeit trotz des nunmehrigen Bremsens immer weiter zu erhöhen. Schon auf der Hauptstrecke hatte der Führer die bewegten Massen, deren Gesamtgewicht über 400 Tonnen oder etwa das Dreifache des erwähnten in Berlin durchgegangenen Ringbahnzuges betrug, völlig aus der Gewalt verloren. Mit einer Geschwindigkeit von mehr als 40 km passierte der Zug die rettende Weiche des Sandgleises, dann aber verlangsamte sich die Bewegung von Sekunde zu Sekunde, je tiefer sich die Räder in die Sandschicht gruben, und 25 m vor dem Ende der Besandung kam die Lokomotive zum Stehen. Im Gegensatz zu dem Auffangen durch Prellböcke erfolgte der Zusammenstoß der einzelnen Wagen sehr sanft, weder an den Puffern noch an den Kuppelungen fand die geringste Beschädigung statt, und nach Verlauf von 24 Minuten, die zum Abschaufeln des Sandes gebraucht wurden, konnte der Zug seine Fahrt fortsetzen.

Aehnliche Sandgleise sind zuerst im sächsischen und dann auch im Eisenbahnnetz der übrigen deutschen Staaten mehrfach zur Ausführung gekommen, hauptsächlich an gefährlichen Punkten der früher bezeichneten Art, wo auf ein längeres Gefälle fast unmittelbar ein Bahnhof oder eine andere für das Passieren durchgehender Züge besonders gefahrvolle Stelle folgt. Es kann freilich noch andere Ursachen des Durchgehens von Zügen geben. Es kommt, wenn auch äußerst selten, vor, daß eine führerlose Lokomotive oder ein ganzer durch irgend einen unglücklichen Zufall des Führers beraubter Zug zum Schrecken und Verderben aller anderen Züge und zum Entsetzen aller Bahnhofsbeamten allein über die Strecke rast und Station um Station hinter sich läßt, bis der Mangel an Dampf, irgend ein kühner Handstreich eines Beamten oder ein plötzliches Hindernis ihn allmählich oder mit furchtbarem Anprall zum Stehen bringt. Zum Auffangen solcher Durchgänger wäre ebenfalls ein auf größeren Bahnhöfen anzulegendes und nach Bedarf durch Weichen mit jedem Gleise zu verbindendes Sandgleis das geeignetste Mittel. Auch in Kopfstationen, wo freilich naturgemäß der Raum ein beschränkter ist, sollte man nach den günstigen bisherigen Erfolgen die wenn auch noch so kurze Gleisstrecke, welche zwischen dem Haltepunkt der Lokomotive und dem für die äußerste Gefahr aufgestellten Prellbock verfügbar bleibt, mit einer allmählich zunehmenden Besandung versehen.

Digitized by Google

Blätter und Blüten

Das Denkmal des Infanterieregiments Nr. 57 bei Vionville. (Zu dem Bilde S. 773.) Das jüngste der vielen auf dem Schlachtfelde von Metz zerstreuten Regimentsdenkmäler ist das auf unserem Bilde wiedergegebene, im vorigen Jahre von ehemaligen Angehörigen des Infanterieregiments Nr. 57 westlich von Vionville hart an der französischen Grenze errichtete Denkmal. Ein verwundeter Löwe auf großem Felsblock deckt schützend mit mächtiger Tatze eine zerfetzte Fahne des Regiments. Der Felsblock trägt auf der einen Seite die Inschrift: „Den Heldentod starben 14 Offiziere, 337 Mann. Den Gefallenen gewidmet von den Kameraden des Regiments.“ Auf der anderen Seite lesen wir, auch auf dem Bilde erkenntlich, die Worte: „Auf diesen Gefilden hat am 16. August 1870 Tapferkeit und Treue den jungen Fahnen des Regiments Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälischen) Nr. 57 unvergänglichen Lorbeer erstritten.“ G. F.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Rottanne bei Barmstedt. (Mit Abbildung.) Vor etwa fünfzig Jahren wurden in einem Garten in der Nähe der Stadt Barmstedt im südlichen Holstein einige Rottannen oder Fichten gepflanzt, die ein Alter von acht Jahren hatten. Eins dieser Bäumchen zeigte von Anfang an einen krausen Wuchs, es strebte nicht den andern gleich in die Höhe empor, sondern breitete sich buschartig aus. Nähere Nachforschung zeigte, daß ein Eichhörnchen diese regelwidrige Entwicklung veranlaßt hatte, indem es die Spitze der Rottanne abbiß. Das Bäumchen zeigte zwar in den folgenden Jahren die Neigung, den fehlenden Wipfel zu ersetzen, aber der Eigentümer ließ den jungen Trieb in jedem Frühling entfernen und durch Beschneiden der Aeste die runde Form des Baumes erhalten. So nahm die Rottanne endgültig die Gestalt an, die unsere obenstehende Abbildung zeigt. Der Baum ist nur acht Meter hoch, aber seine Zweige haben dafür an der breitesten Stelle einen Umfang von dreißig Metern. Sie stehen so dicht aneinander, daß man den Stamm gar nicht sehen kann; alle Aeste sind gesund, und die untersten, die den Boden berühren, haben zum Teil Wurzeln geschlagen. Die anderen gleichzeitig gepflanzten Fichten haben inzwischen bei normaler Entwicklung eine Höhe von über zwanzig Metern erreicht.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Rottanne bei Barmstedt in Holstein.

Assisi. (Zu dem Bilde S. 781.) Wie von einem hohen Horste schaut die Stadt Assisi von den Abhängen des Monte Subasio hinab auf die vom Tiber durchströmte umbrische Landschaft. Traumversunken liegt sie da; in ihren Mauern regt sich nicht der schaffensfreudige Geist der Neuzeit; ihre Häuser verfallen und niemand kommt, um sie wiederherzustellen; die Zahl der Einwohner schmilzt zusammen und beträgt heute nur noch gegen sechstausend.

Und doch ist Assisi groß — durch seine Vergangenheit. Kunstfreunde und Gelehrte verlassen bei Assisi die Eisenbahn Terontola-Foligno und steigen den Monte Subasio hinan; und zu gewissen Zeiten, namentlich im August, strömen Tausende von Wallfahrern nach dem berühmten Ablaßorte.

In Assisi sieht man Reste altersgrauer etruskischer Stadtmauern, den herrlichen Portikus eines römischen Minervatempels; alles aber überragen die Klosterbauten, die im Mittelalter von dem Orden der Franziskaner bei der Stadt errichtet wurden.

In ihr erblickte im Jahre 1182 Giovanni Bernardone als Kaufmannssohn das Licht der Welt. Als Jüngling führte er ein freies ausgelassenes Leben, hielt aber recht bald Einkehr und Buße. Er entsagte den Freuden der Welt und trat in den Dienst der Armut. Er bettelte für die Bedürftigen und Elenden, und angethan mit einer braunen Kutte, mit einem Strick umgürtet, warb er Jünger in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal. Einst hatte man ihm wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache den Beinamen Francesco gegeben, er verblieb ihm und die Welt kennt ihn als Franz von Assisi. Wie streng auch die Vorschriften waren, die er seinen Jüngern gab, seine Begeisterung warb immer neue Anhänger, und schon im Jahre 1208 konnte er den Orden der Franziskaner gründen. Die Bettelmönche verbreiteten sich über alle Länder, und im Jahre 1270 zählte der Orden 8000 Klöster mit 200 000 Mönchen. Franz erlebte nicht die höchste Blüte seiner Stiftung. Er starb am 4. Oktober 1226 und wurde wenige Jahre darauf vom Papste heilig gesprochen. Er ruht in dem Gewölbe der gewaltigen Klosterkirche von Assisi, die in den Jahren 1228 bis 1253 von einem deutschen Baumeister Namens Jacobus errichtet wurde und noch heute Staunen und Bewunderung erregt.

Der Convento sacro, das älteste Kloster der Franziskaner, ist seit Jahren aufgehoben, die großen Räume dienen zum Teil als Schule.

Konvenienzheirat. (Zu dem Bilde S. 792 und 793.) Ein trübes Bild aus dem modernen Leben und seiner Jagd nach Reichtum und Genuß! Sie haben sie beredet — das junge, thörichte Geschöpf, haben ihr die „große Partie“ so lockend gepriesen, sie mit Blumen, Festen, Neid der Freundinnen und stetem Glücklichpreisen so überschüttet, daß sie in den kurzen Wochen des Brautstandes nicht zum Nachdenken kam, nicht einmal sich besinnen konnte, warum ihr doch tief innen ein sonderbares Angstgefühl saß und nicht weichen wollte, trotz der Kästchen mit Schmuck, die der ältliche reiche Bräutigam ihr freigebig brachte, trotz seiner stets zunehmenden Zärtlichkeit . . . Aber jetzt weiß sie es, auf einmal ist es ihr schrecklich klar geworden, jetzt, wo der Augenblick des Abschieds da ist, wo sie hinaus soll von allem, allem, was ihr lieb und teuer war! Nun ringt sie verzweifelt die Hände und starrt regungslos vor sich hin, während die ältere Schwester sie angstvoll bittet und beschwört, sich zusammenzunehmen und kein Aufsehen zu machen. Sie hat es ja gut gemeint, als sie seiner Zeit zu der glänzenden Partie zuredete; ihr selbst erschien in ihrem auf Sorgen und Borgen aufgebauten Gesellschaftsleben stets Reichtum, solider Reichtum, als das höchste Glück auf Erden. Und nun steht, während im Festsaal noch die Champagnerkelche auf das Glück des jungen Paares zusammenklingen, die junge Braut als Verzweifelnde vor ihr, ärmer und elender als die Bettlerinnen, die heute neugierig sich um das Kirchenportal zu der vornehmen Hochzeit drängten. Gegenüber der stummen Verzweiflung der Bethörten bereut nun auch die praktische Schwester ihre früheren klugen Ratschläge. Aber noch in diesem peinlichen Augenblick bemüht sie sich, der Armen das Unabänderliche in freundlicherem Lichte zu zeigen und ihr zu beweisen, daß sie zu schwarz sieht, daß alles viel besser gehen wird als sie denkt. Möchte die verhängnisvolle Ratgeberin wenigstens darin recht behalten!

Das Adventsblasen. In der Gegend von Meppen und anderen Orten, im sogenannten Emslande, hat sich neben verschiedenen alten Gebräuchen auch noch das Adventsblasen erhalten. Man nennt es auch „das Blasen der Hirten“ im Anklang an die bethlehemitischen Ereignisse

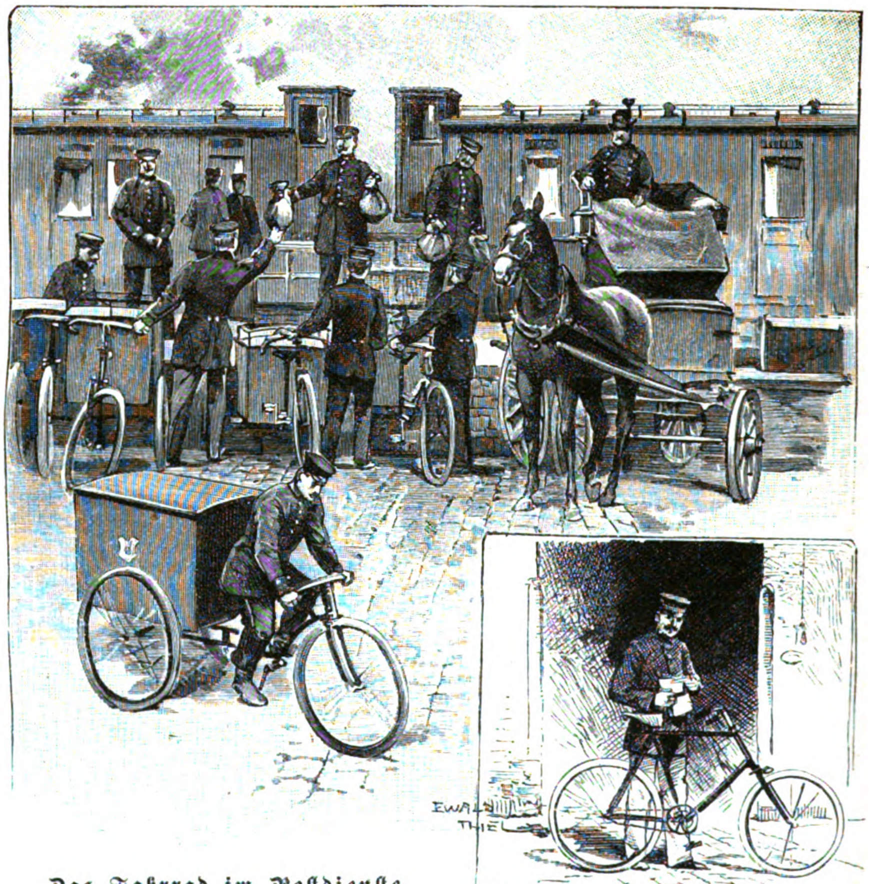
Digitized by Google

bei der Geburt Christi. Wie vielfach ist auch hier die Kinderwelt der Träger des alten Gebrauches. An den Abenden vom ersten Adventssonntage bis zu Weihnachten hört man die in ihrer Ursprünglichkeit eigenartigen Töne. Man bedient sich hierzu in der Regel wirklicher Tierhörner, meist von einem Ochsen, wie sie früher die Nachtwächter auf dem Lande hatten. Kortum in der „Jobsiade" läßt seinen Helden z. B. in ähnlicher Ausrüstung auftreten.

Auf dieses Tierhorn ist dann noch ein Mundstück von Fliederholz als Verlängerung aufgesetzt. Hier und da nimmt man auch mit einem Blechhorn vorlieb. In der Heiligen Nacht ertönt das Horn zum letztenmal. Dann greift auch mancher Erwachsene zu diesem Instrument; es ist das Zeichen für den Nachbar, sich zum Gange nach der Christmette zu rüsten. In vielen Familien giebt es uralte Hörner, welche als Familienstück von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden, der jungen Welt zum Gebrauche und den Alten zur Erinnerung an vergangene Tage. Reinh. Brand.

Das Fahrrad im Postdienste. (Mit Abbildung.) Seit einiger Zeit hat die Reichspostverwaltung die ihr zur Verfügung stehenden Beförderungsmittel durch das Fahrrad vermehrt. Wo es sich um eiligen Dienst handelt, wie bei Bestellung von Telegrammen und Eilbriefen, kommt vielfach das Zweirad in Anwendung. Die gut gebauten und durch überaus leichten Gang ausgezeichneten Postzweiräder sind schon äußerlich leicht zu erkennen, da sie gelb bemalt sind und an der Lenkstange oberhalb des ersten Rades auf weißem Schilde einen Reichsadler führen. — Die Dreiräder werden erst seit kurzem zur Beförderung der Briefbeutel von den Bahnhöfen zu den Stadtpostämtern und bei Entleerung der Briefkästen benutzt. Aehnlich wie die Geschäftsdreiräder sind sie mit einem abnehmbaren Kasten versehen. Räder und Kasten sind gelb lackiert und der letztere ist auf beiden Seiten mit dem Reichsadler auf weißem Felde geschmückt.

Unsere Abbildung führt uns in ihrem unteren Teile einen Postradfahrer vor, der Telegramme bestellt. Das Hauptbild stellt eine Scene dar, die man täglich auf dem oberschlesischen Bahnhof in Breslau beobachten kann. Eine „Batterie" von Postdreirädern steht vor der Rampe des Bahnhofspostamtes und nimmt für die verschiedenen Stadtpostämter die Briefbeutel in Empfang, die der um $^3/_4$ 6 Uhr morgens von Berlin angekommene Schnellzug gebracht hat. Die Verwendung der Dreiräder für den Postdienst hat sich im Laufe des Sommers bewährt; ob die Beförderung im Winter auf verschneiten Straßen sich glatt abwickeln kann, wird die nächste Zukunft lehren. A. R.



Das Fahrrad im Postdienste.
Nach einer Zeichnung von E. Thiel.

Thor zum Tempelplatz in Jerusalem. (Zu dem Bilde S. 801.) Bei der Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 n. Chr. ging auch der prächtige Tempel, den Herodes gebaut hatte, in Feuer und Flammen auf. Als die Römer sechzig Jahre später an Stelle des alten Jerusalems die Kolonie Aelia Capitolina gründeten, wurde auf dem heiligen Berge Morija ein heidnischer Tempel zu Ehren des Jupiter Capitolinus errichtet; auch dieser sank in Trümmer, als das Christentum siegte und die Leidensstätten Christi mit Kirchen und Kapellen überbaut wurden. Dann kam über Jerusalem die lange Zeit neuer Prüfungen.

Die Stadt gelangte im Jahre 637 in die Macht des arabischen Kalifen Omar, und die Bekenner des Propheten führten nun auf dem altberühmten Tempelplatze Bauten auf, die noch heute sich erheben. Auch für sie ist der Platz ein „geheiligter Bezirk", „Häram esch Scherif", denn an ihn knüpfen sich zahlreiche mohammedanische Legenden; von dieser Stätte soll unter anderem Mohammed auf seinem geflügelten Rosse Burâk zum Himmel entrückt worden sein. Mauern umgeben den weiten, mit zahlreichen größeren und kleineren Bauten besetzten Raum; gegen Westen öffnen sich in ihnen acht und gegen Norden drei Thore. Das Hauptgebäude des Tempelplatzes ist der Felsendom, der auf einer viereckigen schön gepflasterten Terrasse liegt, zu der Stufen emporführen. Durch das weite Thor auf unserem Bilde fällt der Blick gerade auf den mächtigen Bau; er ist ein Achteck, dessen Seiten je 20 m Länge besitzen; in seiner Mitte erhebt sich über einer Trommel eine hölzerne mit Metall bedeckte Kuppel. Im Innern des Domes ruht der 17,7 m lange und 13,5 m breite heilige Fels. Die Mohammedaner glauben, daß der Stein den Seelenbrunnen verdecke, an dem sich die Seelen der Verstorbenen zu Gebeten versammeln; er soll zu Mohammed und zum Kalifen Omar gesprochen haben; er habe auch dem Propheten in den Himmel folgen wollen, sei aber vom Engel Gabriel zurückgehalten worden.

Unter dem Felsen befindet sich eine Höhle, in der sich Betplätze Davids und Salomos befunden haben sollen. In dem Dome selbst sind noch andere Heiligtümer der Mohammedaner zu sehen, so z. B. eine Fußspur des Propheten, Fahnen Mohammeds und Omars, eine Nachbildung von Alis Schwert und dergleichen mehr.

Neben dem Felsendom erheben sich auf der Terrasse einige andere Bauten, der Kettendom, der Geisterdom, der Himmelfahrtsdom, an die sich wieder verschiedenartige Sagen und Legenden knüpfen. Im südlichen Teil des Tempelplatzes liegt die Moschee El-Aksa, die ursprünglich eine von Kaiser Justinian erbaute christliche Kirche war. Einst war der Zutritt zu dem ehemaligen Tempelplatze nur den Muslim gestattet; seit etwa vierzig Jahren ist der Besuch auch den Andersgläubigen freigegeben; die Juden meiden aber zumeist die vor allem ihnen heilige Stätte; denn man weiß nicht mehr genau, wo das Allerheiligste stand, und sie scheuen sich, durch unwissentliches Betreten dieser Stelle eine Sünde auf sich zu laden. *

Eine Kupferpflanze. Es ist Thatsache, daß mit dem Wechsel in der Bodenzusammensetzung auch ein solcher der auf diesem Boden wachsenden Pflanzenarten Hand in Hand geht. Im Gebiete des mittleren Deutschlands z. B. zeigt die Flora ganz bestimmte Züge, je nachdem sie sich etwa auf Muschelkalk oder Buntsandstein befindet, im Sande der Lüneburger Heide wachsen andere Pflanzen als im Vorlande des Harzes. Manche Pflanzen kommen auf bestimmten Bodenarten überhaupt nicht oder doch nur sehr schlecht fort; so wächst z. B. die Edle Kastanie niemals auf Kalkstein, mit Ausnahme gewisser Stellen in Oesterreich.

Häufig begegnet man Männern der Praxis, wie Forstleuten, Landwirten und Geologen, die nach den Pflanzenarten, die sie finden, in vielen Fällen zutreffend die Zusammensetzung des Bodens beurteilen, ohne daß sie weitere Untersuchungen anzustellen brauchen.

In „Gardeners Chronicle" wird nun eine Pflanze aus Queensland beschrieben, Polycarpaea spirostylis, aus der Familie der Caryophyllaceen, der z. B. auch unsere Nelke und weiter die bekannte Kornrade angehören, die dort nur auf kupferhaltigem Boden wachsen soll. Analysen der Pflanzen zeigten, daß die Aschen stets eine bestimmte Menge Kupfer enthielten, was um so auffälliger ist, als Kupfersalze sonst auf die Pflanze giftig einwirken, wenn sie durch die Wurzeln — und eine andere Möglichkeit liegt doch hier nicht vor — aufgenommen werden. Die dortigen Bergleute machen sich die Art dieses Vorkommens zu nutze, indem sie nach Kupfer und seinen Verbindungen nur dort suchen, wo die Pflanze häufiger vorkommt.

Etwas Aehnliches bietet übrigens unser europäisches Galmeiveilchen, das nur auf galmeihaltigem Boden, namentlich den Halden alter Bergwerke, in denen Galmei zum Zweck der Zinkgewinnung einst gefördert wurde, vorkommt, ohne daß es freilich Zink in seinem Gewebe aufspeicherte. Dr. - dt.

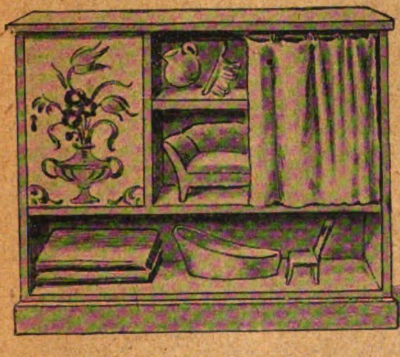
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Weihnachtsarbeiten.

Weihnachtsarbeiten für Kinder und die reifere Jugend. Je näher das Christfest kommt, desto mehr Hände regen sich, um allerlei Gaben der Liebe selbst anzufertigen. Die Wahl derselben kostet manchen viel Ueberlegung, denn man möchte doch gar zu gern etwas bringen, was der andere noch nicht besitzt. Aber hat man etwas Passendes gefunden, so macht wieder die Art der Ausführung hier und da Sorge, besonders wenn es gilt, den Schaffensdrang von Kinderherzen zu befriedigen. Da lohnt es sich wohl, alle Eltern auf verschiedene Techniken aufmerksam zu machen, welche auch für jüngere Hände sich eignen, jedoch leider noch viel zu wenig bekannt sind. — Welcher Junge besitzt nicht eine Laubsäge! Aber mit Arbeiten aus Holzfournieren hat er schon zu oft seine Angehörigen beschenkt, er will etwas anderes bieten. So mag er für diesmal Arbeiten aus Alabasterplatten herstellen. Wenn er Monogrammbroschen aus Silber- oder Nickelblech sägt oder Steinmosaiken aus gegossenen Marmortafeln anfertigt, wird er Geschenke bringen, die bei sorgfältiger Ausführung entzückend sind und ebenso wie die billigeren Alabastersägereien einen unbedingt künstlerischen Eindruck machen. Steht keine Laubsäge zur Verfügung, so leiht ihm die erwachsene Schwester gewiß gern ein Rilleisen und ein Flacheisen aus ihrem Kerbschnittkasten und hilft ihm, auf Linoleum schöne Gravierarbeiten, leichte Kerbschnitzereien oder gar Ausgründungsarbeiten anzufertigen. Linoleum läßt sich leicht bearbeiten und zu hunderterlei Gegenständen — Untersetzern für Vasen, Lampen, Kannen, zu Journaldecken, Mappen, Blumentopfhüllen, Tablett- und Möbeleinlagen ꝛc. verwenden. Auch die Glasradierarbeit wird noch viel zu wenig angewandt, was wohl daher kommt, daß man ihre Ausführung nur sehr einseitig auffaßt und gewöhnlich ein silbernes Muster auf schwarzem Grunde darstellt. Die Radierarbeit auf Glas wirkt aber in buntfarbiger Ausführung ungleich prächtiger, zum Beispiel ein Tablett, weißer Grund, cremefarbiger breiter Rand, durch eine Goldlinie von ersterem getrennt, im Fond ein Meißner Zwiebelmuster, dessen Teile ebenfalls mit Goldtinte konturiert und mit blauem zerknitterten Stanniolpapier hinterlegt sind. Welch prächtiger Eindruck und wie passend zu den in aller Welt eingeführten Zwiebelmusterservicen!



Wandgestell für Spielsachen.

Kiste für Christsendungen.

Sehr effektvoll ist auch die Nagelarbeit. Es giebt jetzt herrliche Ziernägel, die bei geschickter Farben- und Formenzusammenstellung manch schmucklosen Gebrauchs- oder Luxusgegenstand zu einem äußerst dekorativen gestalten helfen. Für größere Jungen paßt die Kleineisenarbeit ebenfalls ausgezeichnet. Etwa $1/2$ cm breite Schwarzblechstreifen werden als Nachahmung von kleinen Kunstschmiedearbeiten in allerhand Formen gebogen, diese mit sogenannten Bunden zu Bilderrahmen, Zeitungshaltern, Federträgern, Ampeln, Leuchtern, Fenstergittern, Papierkörben und vielen anderen Dingen zusammengesetzt, dann schwarz lackiert und an den Bunden in Gold oder Kupfer bronziert.

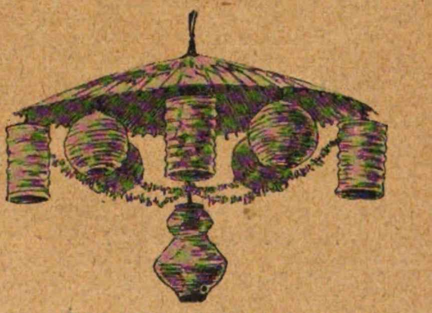
Für junge Mädchen, die für Malereien eine besondere Vorliebe haben, empfiehlt sich die Email-, die Majolikalasur, die Bronzemalerei auf Sammet, die Chromomalerei, ferner die Filigranarbeit, Vogelfederarbeit, Federposenarbeit, die Gummimodellierarbeit — eine der dankbarsten Techniken — ꝛc. Von künstlichen Blumen sind modern die Federblumen und Lederblumen; letztere besonders als zierliche, haltbare und neuartige Dekoration für Wandbilder. — Sind hiermit auch die Arbeiten nicht erschöpft, welche für die Jugend sich eignen, so dürften die Hinweise doch vielen genügen und eine willkommene Abwechslung in die Weihnachtsbeschäftigungen bringen.

Belehrung über die einzelnen hier erwähnten Techniken hat im Laufe der letzten beiden Jahre die „Gartenlaube“ in der Rubrik „Allerlei Winke für jung und alt“ gebracht. Die nötigen Materialien können durch Geschäfte für Handfertigkeit und Dilettantenkünste, die heute in jeder größeren Stadt vorhanden sind, bezogen werden.

Wandgestell für Spielsachen. Es ist eine Art von offenem Schrank, mit oder ohne Rückwand, aus gewöhnlichen Brettern zusammengenagelt oder aus einer alten Kiste geschaffen, nur etwa bis zur Höhe des Fensterbrettes reichend und unter demselben anzubringen, wo es das Format der Fensternische gestattet; sonst steht es auch ganz gut an einer anderen Wand und ist praktisch wegen seiner geringen Tiefe. Soll ein Teil davon verschließbar sein, so ist ein Schrankthürchen leicht anzubringen, das dann gebrannte oder gemalte Verzierung erhält. Ein kleiner Vorhang deckt die Fächer zum Teil. Die Maße richten sich nach dem Besitzstand der kleinen Leute, für die das Gestell gebaut wird. Ein roter oder grüner Anstrich gefällt diesen noch besonders gut.

Kisten für Christsendungen. Ich habe eine Freundin, deren Christsendungen einen anmuten wie ein Weihnachtsgedicht, wenn nur die äußerste Hülle beseitigt ist. Das Jahr über sammelt sie farbige Seidenpapiere, Bänder, Goldfäden, Holzwolle. Dann verschafft sie sich nette Kistchen und Tortenschachteln, welch letztere sie durch Brandmalerei (s. Abbildung) farbig schmückt, verpackt die Geschenke zierlich, füllt leere Räume mit Holzwolle, worunter sie ein paar Lamettafäden mischt, steckt einige Zweiglein von Tannen und Stechpalmen mit roten Beeren, auch wohl ein paar Pfeffernüsse dazwischen, und die Freude ist groß, wo solch eine Sendung sich aufthut.

Ein höchst amüsanter Schmuck für das Weihnachtszimmer ist aus einem bunten japanischen Sonnenschirm und sieben Lampions mit Leichtigkeit zu gewinnen. Man hängt den aufgespannten Schirm mit der Spitze nach oben auf, ringsum an den Stäben befestigt man die Lampions in gleichen Abständen; wem die offenen cylindrischen Lampions zu feuergefährlich sind, der nimmt lauter runde geschlossene und hängt sie etwas tiefer auf; der Stiel des Schirmes wurde vorher verkürzt, und an seinem unteren Ende hängt noch ein Lampion. Feine Lamettaketten in bunten Metallfarben, grüne Ranken, Kugelketten oder nur Strähne von glatten Goldfäden spinnen sich im Bogen zum untersten Lampion herüber, das Ganze wirkt so festlich und lustig, wie man es nur wünschen kann. J.



Schmuck für das Weihnachtszimmer.

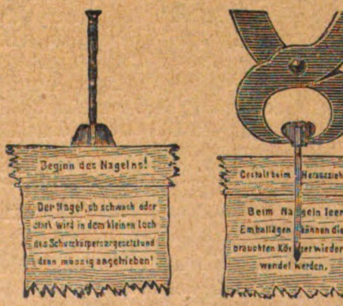
Hauswirtschaftliches.

Bellinos Patentkistenschoner. Bekannt, aber noch lange nicht allgemein in Gebrauch sind die kleinen Metallhülsen, Kistenschoner, die das Oeffnen der Kisten so sehr erleichtern. Der Nagel wird durch dieselben eingeschlagen und ruht darauf, die Beißzange packt sie beim Oeffnen und hat damit sofort einen festen Halt, ohne daß man mit dem Stemmeisen erst den Deckel verdirbt, und auch unterwegs schützen die Hülsen den Deckel, da eine darauf geworfene andere Kiste zunächst die etwas hervorstehenden Nägel mit den Hülsen trifft, und nicht den Deckel selbst — also für empfindliche Weihnachtssendungen sehr zu empfehlen. Die Kistenschoner werden von der Firma Kapferer & Schleuning, München, Briennerstraße 27, hergestellt.

Buttterersatz für einfache Verhältnisse. Für den Abendtisch empfehle ich der sparsamen Hausfrau die Herstellung von Herings- und Kräuterspeck zum Bestreichen von trocken geröstetem Weiß- und Schwarzbrot. Beides mundet in den meisten Fällen allen Herren und erspart der Hausmutter manche Mark. Man treibt 250 g geräucherten milden Speck durch eine Fleischhackmaschine, entgrätet und häutet dann drei gut gewässerte Heringe, giebt sie ebenfalls in die Fleischhackmaschine und mischt nun einfach Speck und Heringe miteinander. Man formt aus der Masse einen Berg und steckt oben kleine Petersilienzweiglein hinein. Das geröstete Brot wird scheiterhaufenartig aufgeschichtet und dazu gegeben.

Fast noch billiger ist der Kräuterspeck, zu dem der feingemahlene Speck mit vier Löffel voll geriebenem Kräuterkäse einfach vermischt wird, worauf man ihn auf geröstete Weißbrotscheiben streicht. H.

Behandlung frischer Fische. Viele Hausfrauen lassen bei kühlerer Temperatur sich manche Sorten Fische schicken,



Kistenschoner.

die sie an ihrem Wohnort nicht bekommen können. Sie werden dabei die eigentümliche Erfahrung sicher einmal machen, daß dieselben Fische bei gleicher Temperatur ganz verschieden haltbar sind, so daß sie oft noch einen Tag nach Ankunft frisch sind, oft schon nicht ganz frisch ankommen. Wissenschaftliche Beobachtungen haben ergeben, daß alle Fische, die durch Liegenlassen außerhalb des Wassers, also durch Ersticken gestorben sind, weit leichter in Fäulnis übergehen als durch Abschlachten getötete Fische, weil bei letzteren die Totenstarre, die die Entwicklung von Fäulniskeimen hindert, länger anhält. Deshalb soll man, wo es irgend angeht, lebendige Fische kaufen. Wo dies nicht thunlich, muß man die Fische sich stets in Eispackung bestellen, sie nach der Ankunft sofort aber auf frisches Eis legen, wenn man sie nicht sogleich verwendet, denn nur solange die Fische auf Eis liegen, wird der Verderb gehindert. Haben sie jedoch einmal die Starre eingebüßt, so verhütet das Einlegen in frisches Eis den Verderb nicht, denn Eis vermag die Zersetzung der Fische nicht aufzuhalten, wenn sie einmal begonnen hat. L. H.

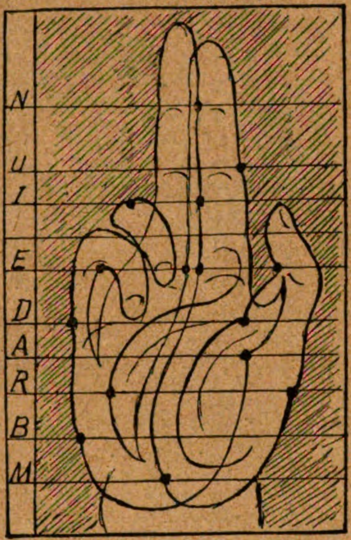
Wäsche einzuweichen. Ein gutes Mittel, schöne weiße Wäsche zu erzielen, ist folgendes: Auf drei Eimer Wasser, — wenn man Regenwasser hat, ist es natürlich am besten — löst man $1/2$ bis $3/4$ Pfund Schmierseife auf, läßt das Wasser recht heiß werden, es kann auch kochen. Dazu giebt man vier Eßlöffel Terpentinöl und drei Löffel Salmiakgeist. Hierauf füllt man das heiße Wasser mit so viel kaltem auf, wie man bedarf, um die Mischung lauwarm über die trocken in Bütten gelegte Wäsche zu gießen. Diese muß sich ganz durchziehen und eine Nacht darin stehen bleiben. Es erleichtert die Wäsche ungemein; wer es probiert hat, thut es gewiß wieder. S.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Punkträtsel „Der Schwur“.

Von **Al. Weixelbaum.**



Das Ganze giebt den Titel eines Volksstücks.

Entzifferungsaufgabe.

Lekubiduda kuhadiku Lohibibi' hali Bikulukudi
Hubudo Dodudahadukadobubi huhalo lakulakulukudi,
Hubudo hadoho hukudo Dodudahadukadobubido Dobududaku;
Huhiduda huhaku kulohokuhabihoku Lohibibiku,
Dohaku dokuha dikodi, lehaku dohaku lehibibiku,
Lakoho hukolodudahekobakedalokudi, hubudo hadoho hukuhadiku
Dobududaku.

Hu. Dobudihukulodo.

Kreuzrätsel.

		a	a	a	a		
		a	a	a	a		
c	c	d	d	d	d	d	d
e	e	e	e	g	g	i	i
j	j	k	k	l	m	m	o
o	o	o	o	o	r	r	r
		r	r	r	r		
		r	s	s	s		

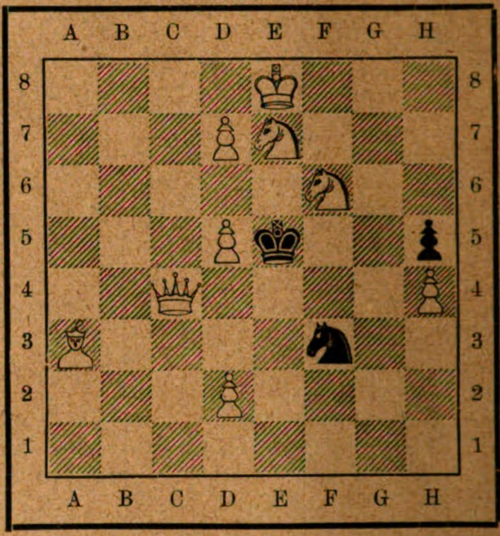
Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Staat der nordamerikanischen Union, 2. ein Lasttier, 3. einen Propheten, 4. eine Stadt im österreichischen Gebiet der Alpen.

A. St.

Schachaufgabe.

Von **F. Möller** in Ahlten.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Homonym.

Ist er's, — manch' Wagstück dann begeht er;
Thut er's, — nennt man ihn Geometer.

Oscar Leede.

Auflösung des Wechselrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 24.

Maas, Mais, Mars, Maus.

Auflösung des Zusammensetzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 24.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt, so, vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor. Herder.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 24.

Abend, Steuer — Abenteuer.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 24.

1. Werner, 2. Armada, 3. Specht, 4. Fichte, 5. Roggen, 6. Asbest, 7. Grille, 8. Isidor, 9. Catull, 10. Hunnen, 11. Verdun, 12. Imogen, 13. Erfurt, 14. Leiter.

Buchstaben an erster Stelle = „Was frag' ich viel
Buchstaben an vierter Stelle = nach Geld und Gut“.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint auf dem Umschlag des nächsten Halbhefts.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube- ★ Kalender 1899.

Mit einem farbigen Kunstblatt von Fritz Reiß und zahlreichen Illustrationen in Schwarzdruck.

Vierzehnter Jahrgang.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der **„Gartenlaube-Kalender“** für das Jahr 1899 enthält u. a. die neueste Erzählung von **W. Heimburg: „Korl Lorensen“** mit Illustrationen von Fr. Bergen, ansprechende und humorvolle Erzählungen von Hans Arnold und Gertrud Franke-Schievelbein, unterhaltende und belehrende Beiträge von Dr. Fr. Dornblüth, L. Holle u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1899** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch die Buchhandlungen beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 40 Pfennig (für Porto) direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung. — Die Jahrgänge 1887—1897 des „Gartenlaube-Kalenders“ haben wir bis auf weiteres im Preis herabgesetzt und zwar liefern wir dieselben, solange die Vorräte reichen, in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 50 Pfennig.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe. In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

26. Heft. 14. Dez. 1898. Preis 10 cents.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Christnacht. Gedicht von Anton Ohorn. Mit Abbildung von Hans Hösch 805

Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (5. Fortsetzung) 806

Weihnachtsfeier im Spreewald. Von A. Trinius. Mit Abbildung von Werner Zehme 820

Weihnachtsüberraschungen. Humoreske von Arthur Sewett. Mit Illustrationen von G. Mühlberg 821

Zwischen Gräbern. Novelle in Tagebuchblättern. Von Ernst Wichert (Schluß) 826

Weihnachtsgeschenke in alter Zeit. Von M. Hagenau 832

Blätter und Blüten: Zu unseren Bildern. — Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1899. — Frauen als Schrankenwärterinnen. — W. H. Riehls Geschichten und Novellen. — Die Menzelsche Prachtausgabe von Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. (Zu dem Bilde S. 833.)

Illustrationen: Abbildung zu dem Gedicht „Christnacht“. Von Hans Hösch. S. 805. — Heilige Nacht. Von F. Brütt. S. 803 u. 809. — Weihnachtsabend in der Dachstube. Von R. Beyschlag. S. 812. — Weihnachtsfeier in einer Spreewaldschule. Von Werner Zehme. S. 813. — Gang zur Christmette. Von R. Püttner. S. 817. — Abbildungen zu der Humoreske „Weihnachtsüberraschungen“. Von G. Mühlberg. S. 821, 822, 823, 824, 825. — Brief ans Christkind. Von A. Brunner. S. 829. — Scene aus Heinrich von Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Aus der Prachtausgabe mit den Illustrationen von Adolph Menzel. S. 833. — Weihnachtsvignette. Von F. Mock. S. 835. — Der Weihnachtsmann ist da! Von G. Schöbel. S. 836.

Hierzu Kunstbeilage XXVI: „Die Andächtigen“. Von Walther Firle.

Vom Weihnachtsbüchertisch.

I. Für die Jugend. Unter den Büchern, die der Jugend am Christabend beschert werden, erfreuen sich seit langer Zeit die sogenannten Jahrbücher einer großen Beliebtheit. Ihr Inhalt ist nicht einseitig, sondern möglichst mannigfaltig gestaltet; sie bringen Erzählungen, Bilder aus der Geschichte und dem Leben hervorragender Männer und Frauen, führen die jungen Leser und Leserinnen hinaus in die Natur und machen sie vertraut mit dem Leben der Pflanzen und Tiere, sorgen auch für Auskunft über allerlei nützliche Beschäftigungen und schenken zuletzt dem Scherz und Spiel die gebührende Beachtung. Dank dieser Zusammenstellung befriedigen die Jahrbücher die verschiedenartigsten Wünsche und Lesebedürfnisse der jungen Welt und bleiben in kinderreichen Familien ein wertvoller Bestand der Hausbibliothek, aus dem in späteren Jahren der jüngere Nachwuchs Unterhaltung und Belehrung schöpft.

Als ein derartiges treffliches Buch ist seit mehr als zwei Jahrzehnten „Der Jugendgarten“ (Union, Stuttgart) anerkannt. Heuer erscheint von ihm der 23. Band, der mit etwa 200 ein- und mehrfarbigen Illustrationen geschmückt ist. Er ist als Festgabe für Mädchen bestimmt und bietet eine Fülle ansprechender Erzählungen von L. v. Vietinghoff, Frida Schlicht, Marianne Frieder, Fanny Römer, A. v. Dorf, Käthe Treller, Luise Glaß u a. Dazwischen sind Gedichte, biographische und populärwissenschaftliche Skizzen eingestreut. Sehr reichhaltig ist in diesem Jahrgang die Rubrik der weiblichen Handarbeiten und der Winke für allerlei Dilettantenkünste gestaltet; daneben werden Anregungen für Sport und Spiel, für Haustheater, für Sammlerinnen und zuletzt hübsche Anleitungen zur Unterhaltung der Allerkleinsten geboten.

Ein ähnliches Jahrbuch für Mädchen ist „Das Kränzchen“, das gleichfalls in dem obengenannten Verlage erscheint. Für diese Weihnachten liegt uns die zehnte Folge vor. „Das Kränzchen“ ist eine weit verbreitete und beliebte, reich illustrierte Wochenschrift für junge Mädchen. Aus den Nummern des letzten Jahrganges wurde der stattliche Band zusammengestellt. Er bietet zwei treffliche Erzählungen, „Gustel Wildfang“ von Luise Glaß und „Das Dorfprinzeßchen“ von Mathilde de la Chapelle, von denen jede für sich ein Buch ergeben würde. Daran schließt sich eine Fülle kürzerer novellistischer Skizzen und belehrender Artikel, sowie eine ganze Anzahl nützlicher Winke.

Ein Gegenstück zu diesem Mädchenjahrbuch bildet „Der gute Kamerad“, ein illustriertes Knabenjahrbuch, von dem die zwölfte Folge als Weihnachtsneuheit geboten wird. Natürlich ist der Ton seines Inhalts strammer und forscher, ganz wie er für den deutschen Knaben paßt.. Die Haupterzählungen führen die Titel „Der Arrapahu“ von Max Felde und „Sohn des Gaucho“ von Franz Treller. Bei ihrer Lektüre tummelt sich die Phantasie der Knaben auf den ihr über alles reizvollen Jagdgründen und Kriegspfaden jenseit der Meere. Ueber Militär, Marine und Aëronautik weiß „Der gute Kamerad“ Interessantes zu berichten und bringt gute Belehrungen über einzelne Abschnitte der Geschichte, über Naturkunde und Gesundheitspflege; er giebt Anleitungen für Spiele im Freien, die den Körper stärken, und in Rätseln und Aufgaben eine Beschäftigung für den nimmer ruhenden Spürsinn der Knaben während der Mußestunden.

Der reiferen Jugend, dem Haus und der Familie ist „Das Neue Universum“ (Union, Stuttgart) gewidmet. Von diesem sehr reich illustrierten Jahrbuch, das die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten in Wort und Bild vorführt, ist soeben der 19. Jahrgang erschienen. In unserer Zeit, die durch so viele und große Fortschritte der Technik, die hohe Entwickelung des Reiseverkehrs und die wachsende Bedeutung der Kolonialbestrebungen ausgezeichnet ist, bietet das „Neue Universum“ eine reiche Quelle der Belehrung. Damit es auch anregend zum selbständigen Schaffen der jüngeren Leser wirke, ist es mit einem praktischen Anhang „Häusliche Werkstatt“ versehen.

Nächst den Sammelwerken zählen zu den gesuchtesten Weihnachtsbüchern für die reifere Jugend gute Erzählungen. Obenan müssen wir immer diejenigen stellen, welche die Jugend mit der vaterländischen Geschichte vertraut machen oder Kulturbilder aus alter Zeit bieten. Auch unter den neuen Erscheinungen des diesjährigen Weihnachtsmarktes sind erfreulicherweise gute Bücher dieser Art vorhanden. „Kirchbergs Geschick“ (Stephan Geibel, Altenburg) lautet der Titel einer spannenden und auf gründlichen Studien beruhenden Erzählung für jung und alt von Ferdinand Köcher. Sie versetzt den Leser in die Zeiten Friedrichs mit dem Wangenbiß und schildert ein interessantes Stück aus der wechselreichen Geschichte des grünen Thüringerlandes. R. Starcke aus Weimar hat das Buch mit sechs stimmungsvollen Vollbildern geschmückt. Nach Süddeutschland führt uns Paul Oskar Höcker in der Erzählung „Der Ritter mit der eisernen Hand“ (W. Effenberger, Stuttgart). Das Bändchen ist mit fünf Farbdruckbildern von Wilh. Zweigle ausgestattet und macht jüngere Leser mit den Wirrnissen in der Zeit des großen Bauernkrieges bekannt. Aus der jüngsten Vergangenheit, den Jahren 1864 und 1866, ist dagegen der Stoff zu der geschichtlichen Erzählung „Heil dir im Siegerkranz“ von R. Bahmann (Alexander Köhler, Dresden) gewählt. Das gleichfalls illustrierte Büchlein ist der 29. Band der mit Beifall aufgenommenen Volks- und Jugendbibliothek „Aus unserer Väter Tagen“.

Einen besonderen Reiz üben auf die Knaben Erzählungen, die in den jungen Kolonien Deutschlands spielen. So wird auch Paul Lindenbergs „Fritz Vogelsang, Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiautschou“ (Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin) gewiß freudig begrüßt werden. Der Verfasser schildert China und die jüngste deutsche Kolonie frisch und klar aus eigener Anschauung, und ebenso getreu, zum Teil nach amtlichen Vorlagen, sind die zahlreichen Bilder, die dem Text beigegeben sind. Die Indianergeschichten sind durch „Martin Forster“ (W. Effenberger, Stuttgart) vertreten. Friedr. J. Pajeken beschreibt darin die abenteuerlichen Erlebnisse eines Knaben im wilden Westen.

Wenden wir uns jetzt zu den sinnigen und gemütvollen Erzählungen, die für das jüngere zarte Geschlecht geschrieben worden sind. Tony Schumacher bietet uns in dem Büchlein „Reserl am Hofe“ (Levy & Müller, Stuttgart) eine Erzählung für jüngere Mädchen. Von Elisabeth Halden ist in diesem Jahre ein Buch unter dem Titel „Neue Mädchengeschichten“ (W. Effenberger, Stuttgart) erschienen, das M. Flashar mit hübschen farbigen Bildern geschmückt hat. Derselbe Verlag bietet noch auf diesem Gebiete die anmutige Erzählung „Heckenröschen“ von Martha Giese mit Bildern von H. Claudius, während das Bändchen „Auf festem Grunde“ (A. Köhler, Dresden) von A. v Carlowitz fünf Erzählungen für junge Mädchen enthält und von E. H. Walther mit passendem Bilderschmuck versehen wurde. Für die Jüngsten unter den Lesenden eignen sich vortrefflich die lehrreichen, hübsch illustrierten Geschichten „Kinder, macht die Augen auf!“ (W. Effenberger, Stuttgart) von Tony Schumacher.

Der reiche Schatz von Märchenbüchern wird durch das treffliche Buch „Gefundene Perlen aus der Märchenwelt“ (Alex. Köhler, Dresden) von Luise Schottin vermehrt, deren Erzählungstalent einst von Julius Sturm warm anerkannt wurde; daran schließen sich einige neue Märchen unter dem Titel „Das Zauberland“ (W. Effenberger, Stuttgart).

Schließlich wollen wir noch eines altbewährten, sehr nützlichen Verlagsunternehmens gedenken. Die „Universalbibliothek für die Jugend“ (Union, Stuttgart) besteht aus kleinen, einzeln käuflichen Bändchen, die im Original oder in guten Bearbeitungen die Werke unsrer besten Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller dem Haus und der Familie darbieten. Es sind schon mehrere hundert dieser Bändchen erschienen. In diesem Jahre ist die Universalbibliothek durch „Kleine Erzählungen“ von Karl Stöber, bearbeitet von L. Schlegel, und durch vier Bändchen Erzählungen des bewährten Volks- und Jugendschriftstellers W. O. v. Horn bereichert worden.

II. Für die Erwachsenen. Zur rechten Zeit, um den Weihnachtstisch der vielen zu schmücken, die W. Heimburgs Romane und Novellen gern auch in Buchform besitzen, stellt sich der neueste Band derselben ein: der Roman „Antons Erben“ (Leipzig, E. Keil's Nachfolger). Als derselbe im Beginn dieses nun bald vollendeten Jahrgangs der „Gartenlaube“ erschien, hat das rührende Frauenschicksal, das er entrollt, die Leser so zu ergreifen gewußt, daß gewiß noch allen seine großen poetischen Vorzüge in lebhaftester Erinnerung stehen. In der Stimmung verwandt mit diesem echt deutschen Familienroman ist der Roman Adolf Wilbrandts „Die glückliche Frau“ (Cotta, Stuttgart), in dessen Heldin sich die gediegene, wetterfeste Art einer norddeutschen

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE ANDÄCHTIGEN

Nach einer Originalzeichnung von Walther Firle

Digitized by Google

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.
Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 **Mark**. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu 25 **Pf.** oder in 14 **Heften** zu 50 **Pf.**

O heil'ge Nacht, voll Glück und Licht,
Du wundersamste aller Nächte,
Du bist das herrlichste Gedicht,
Wie Menschensinn es nie erdächte;
Dein Zauber füllt den ärmsten Raum,
Er klingt aus jeder Liedesweise,
Und duftend atmet ihn der Baum,
Der Baum mit seinem grünen Reise.

Aus längstverlornem, trautem Glück
Webt die Erinn'rung dir den Schleier,
Du führst den müden Greis zurück
Zu seiner Kindheit schönster Feier;
Du nimmst die Menschheit in den Arm,
Gleichwie die Mutter thut dem Kinde,
Daß Not und Elend, Sorg' und Harm,
Sei's auch für kurze Frist, entschwinde.

Wie heil'gen Friedens Unterpfand
Ertönt der Glocken festlich' Grüßen,
Und durch das nächtlich stille Land
Ziehn Engel hin auf frommen Füßen;
Wo nur des Himmels Boten gehn,
Wird Licht und Liebe ausgegossen . . .
Doch Kindesaug' nur kann sie sehn,
Dem noch die Wunderwelt erschlossen.

Wir hören ihrer Botschaft Ton —
Doch lebt in uns der fromme Glaube?
Verscheucht nicht Zwietracht, Haß und Hohn
So oft des Friedens weiße Taube?
Die Menschheit ringt in Kampf und Streit,
Mit selbstgeschaffenen Beschwerden —
O hört das Wort voll Seligkeit,
Das Wort vom Frieden hier auf Erden!

O trinket aus der Liebe Born
In dieses Festes Feierstunden,
Vergesset Haß und Neid und Zorn
Und schlagt nicht, sondern heilet Wunden!
Zu euren Kindern lenkt den Blick,
Auf ihrem Antlitz steht's geschrieben:
Der Weihnachtsfeier reinstes Glück
Besteht im Geben und im Lieben.

Anton Ohorn.

Digitized by Google

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Rudolph Stratz.**

17.

Es war ziemlich spät nachmittags, als der Afrikaforscher, nach langer Reise in Genf eingetroffen, in den Hotelgarten trat. Der lag am Quai du Montblanc. Hart vor ihm spülte die Rhone ihre glasgrünen Wellen eilig unter den Brücken hindurch, jenseits standen neue Häuserreihen und Baumgruppen und dahinter schlossen weißliche Abendwolken den Blick in jene Ferne ab, aus der bei ganz klarem Wetter der Montblanc herübergrüßt.

Rings im Garten die internationale Reisewelt der schon beginnenden Hauptverkehrszeit — weißbärtige, bewegliche Franzosen mit dem roten Bändchen im Knopfloch und lächelnde Yankees in Schaukelstühlen, graziöse Pariser Damenwelt, Briten in Masse, streng nach der zwanglosen Mode des Sommernachmittags gekleidet, und dort — waren das nicht alte Bekannte?

Richtig — da stand der alte Herr mit dem eisgrauen Schnauzbart auf, reckte seine hagere, in einem zu kurzen Sommerjäckchen und ganz engen Beinkleidern steckende Gestalt und winkte ihm zu. Und auch die neben ihm kerzengerade dasitzende, schwarzgekleidete Dame wurde lebendig. Der Major und die Gouvernante! Das Paar hatte er am wenigsten gesucht. Aber es half nun nichts. Er mußte hin und sie begrüßen.

Die beiden ältlichen Menschen waren wie ausgewechselt in ihrem herbstlichen Zug von Herz zu Herzen. Ueber ihrem Gesicht lag ein geradezu sanftes, wehmütiges Lächeln an Stelle der früheren Düsterkeit, und er hatte sich — ganz im Gegensatz zu seinen wilden Auftritten mit Cook und Sohn — ein völlig feierliches Wesen, eine Art altfränkischer Sanftmut beigelegt, die seine verwitterten Züge verklärte. Jedenfalls waren die beiden vollkommen glücklich und kümmerten sich wenig darum — wenn sie es überhaupt merkten —, daß sie unter dieser blasierten, medisanten Touristenwelt wie die Dohlen zwischen den Ziervögeln saßen.

Er nahm bei ihnen Platz, und unaufgefordert, als ob sich das von selbst verstände, erzählten ihm die beiden zugleich von Klara. Die Reise sei ohne Zwischenfälle verlaufen und gestern früh habe man die Kleine in ihre neue Stellung gebracht. Aber heute schon sei ein flehender Brief von ihr gekommen, die Schwester möge sie doch umgehend besuchen. So sei Klara eilends dorthin gegangen und müsse nun wohl bald zurückkommen.

Den Afrikaner, der zerstreut zuhörte, interessierte nur das letztere. Was lag ihm an all diesen verwandtschaftlichen Abenteuern? Am liebsten wäre es ihm gewesen, hätte die blonde Malerin ganz ohne Anhang auf der Welt dagestanden. Denn diese Philister — gewiß, es waren ja treffliche gute Menschen, aber er paßte so gar nicht zu ihnen und sie verstimmten ihn, ohne es zu wissen und zu wollen, in ihrer Sprache, ihrer Haltung, ihren Kleidern — in allem.

Die beiden Damen, die jetzt in den Garten traten, fielen auch durch ihre Schlichtheit und Anspruchslosigkeit auf. Zwischen dem raffinierten Luxus der Amerikanerinnen und Pariserinnen rings umher sahen sie in ihrer einfachen Reisegarderobe wie Kammerfrauen oder Gouvernanten aus.

Nun natürlich — es waren ja doch auch Gouvernanten, die älteste, die da neben ihm saß, und die jüngste, die da trotzigen Gesichts herankam. Und die hübsche Blondine neben ihr konnte sich doch nicht anders kleiden wie ihre Schwestern.

Es dauerte einen Augenblick, bis er sich überzeugt hatte, daß es Klara war, und fast zugleich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, einen wie großen Unterschied es doch macht, ob man ein Mädchen allein mitten in der dämmernden Wüste, in kleidsamem Reitkostüm, als die erste Europäerin seit Jahren erblickt, oder wie hier in einem Kreise glänzender, selbstbewußter und unmerklich spöttisch lächelnder Frauen.

Gleich darauf zürnte er sich selbst wegen dieser Regung. Er ging raschen Schritts auf Klara zu und drückte ihr herzlich beide Hände. Sie erwiderte leise den Druck und schaute ihm heiter ins Gesicht. Eine feine Röte durchleuchtete ihre freundlichen offenen Züge, aber sie sprach kein Wort.

Statt ihrer fing die Kleine an. Sie befand sich in höchster Aufregung und wartete gar nicht ab, daß man sie nach dem Grund der Rückkehr frug. Sie müsse eben zurückkommen! Sie habe Klara gebeten, sie nur gleich wieder fortzunehmen, und das habe die nach einer gütlichen Aussprache mit der Familie denn auch glücklich gethan. Und da sei sie nun wieder. Um eine traurige Erfahrung reicher! Aber das mache nichts! Es sei schon besser so!

„Ja, was hat es eigentlich gegeben?“ frug die älteste streng.

„Gar nichts. Gestern abend, wie ich mich eben eingerichtet hatte und es mir so recht schwer ums Herz war, da klingelt es und er ist da! Ihr könnt euch denken, wie mir da das Herz geklopft hat. Er war direkt von Gibraltar durchgefahren und wollte sich in Genf eben nur die paar Stunden aufhalten, um mich zu sehen — dann gleich weiter!“

„Ja, wer denn?“

„Wer?“ Die Kleine schien höchst erstaunt, daß nicht alle Welt das sofort wußte. „Nun, Herr Steffen doch natürlich. Ich erkannte ihn doch auch gleich, obwohl es dämmerte, an dem großen blonden Vollbart und war so froh . . . “

„Aber die Familie wohl nicht?“

„Nein. Der Hausherr, dieser langweilige alte Mucker — aber so soll es viele hier in Genf geben — der frömmelte da was zusammen: das sei doch ein starkes Stück! Gleich am ersten Abend Herrenbesuch von zugereisten Ausländern. Und man könne doch gar nicht wissen . . . und überhaupt . . . und das ginge nicht. Ich wagte ja auch gar nichts zu sagen und fing nur an zu weinen. Da wurde Herr Steffen auf einmal so furchtbar grob und fing in einem so greulichen Französisch zu wettern an, wie ich es nie zuvor gehört hab'! Mir wurde ganz angst und bang!“

„Was hat er denn gesagt?“

Die Kleine hob ihr blasses Gesichtchen und sah sehr stolz und ernst aus. „Das verbäte er sich, hat er gesagt, daß man seine Braut so behandle! Das dulde er nicht!“

„Seine Braut?“ Die Gouvernante und der Major riefen es gleichzeitig und ziemlich erschrocken.

Auch Hilda war etwas beklommen. „Ja, jetzt bin ich es! Der alte Frömmler hat mich auch gleich gefragt, warum ich denn gar nichts davon gesagt hätte, daß ich verlobt sei. Und ich hab' ihm erwidert: ‚Ich bin es ja auch seit eben erst und jetzt bleib' ich's!‘ Da hat er gemeint, dann sei es wohl besser, wir trennten uns wieder, und ich habe geantwortet: ‚Das glaub' ich auch!‘ und hab' an Klara geschrieben. Und da bin ich nun und es ist alles gut!“

Das schienen die andern nicht anzunehmen. Wenigstens legte sich ein gedankenvolles Schweigen über die Gesellschaft.

„Hm . .,“ sagte endlich der Major und räusperte sich . . . „Hm . . aber . . liebes Kind . . . wenn Sie mir gestatten, daß ich mich einmische . . . . erwägen Sie doch nur . . . . ein Mann, der mit Blutegeln und Honig feilschend in der Wildnis herumreitet . . . hin und her . . . wir kennen ja alle dies Land . . . gräßlich . . .“ Unwillkürlich kam ihm sein früheres Lieblingswort über die Lippen: „gräßlich ist es dort. Sie haben ja selbst am meisten darunter gelitten. Wie wollen Sie ihm dahin folgen?“

„Wenn es sein muß, folge ich ihm bis ans Ende der Welt,“ erklärte die Kleine trotzig. „Aber wahrscheinlich kehrt er ja gar nicht mehr nach Marokko zurück. Er ist ja doch gleich gestern abend weiter von Genf, nach Chamounix, zu dem Herrn Rey, der die schöne Jacht hat. Der hat ihn eingeladen, ihn zu besuchen, und der ist furchtbar reich! Nicht wahr?“ Sie wandte sich zu dem Afrikaner. „Er ist ja doch Ihr Freund und Sie wissen, wie viel Geld er hat.“

„Mein Freund ist er nun eigentlich wohl nicht! Aber ich kenne ihn gut, und weiß, daß er viele Millionen besitzt.“

„Und davon wird er wohl nun Deinem Herrn Steffen eine schenken?“ bemerkte die Gouvernante spitz.

Die Kleine geriet in Zorn. „Schenken natürlich nicht! Aber eine Stellung wird er ihm verschaffen, eine Lebensstellung. Was wißt ihr denn überhaupt vom Seebad Tanger und all unseren Plänen, bei denen der Herr Rey uns hilft? Er ist gewiß ein guter

Digitized by Google

Mensch! Nicht wahr?" Wieder rief sie den Forschungsreisenden zu Hilfe. „Mit seiner Tochter, der schönen Frau, die wir in Tanger gesehen haben — mit der sind Sie doch befreundet? Sie haben es ja selbst uns gesagt. Wenn Sie die vielleicht bitten, daß sie uns hilft . . . sie ist mit ihren beiden Reisebegleitern auch in Chamounix . . . wenn Sie ihr ein paar Zeilen schreiben . . ."

„Ich glaube nicht, daß das etwas nützen würde." Er mußte unwillkürlich lächeln. „Und Herzensgüte scheint mir gerade nicht ein hervorstechender Charakterzug bei Nicolai Augustus Rey zu sein. Aber wenn bei einer Sache Geld zu verdienen ist . . ."

„Viel Geld!" rief die Kleine hochrot vor Aufregung und so laut, daß die Umsitzenden die Köpfe nach ihr wandten. „Millionen! Wir haben alles ausgerechnet! Es ist gar kein Fehlschlag möglich! Nur das Kapital zum Anfang brauchen wir! Das muß uns Herr Rey geben! Er muß! Er muß!"

„Hoffen wir!" meinte der Afrikaner trocken. Es verstimmte ihn, daß er mitten in all dieses Verwandtentreiben hineingeraten war und schon wie zur Familie gehörig betrachtet und zu Rat und That herangezogen wurde. Seit Jahren gewohnt, allein zu stehen, allein zu handeln, begriff er dies den anderen offenbar so selbstverständliche Gefühl der Verwandtschaft nicht, dies Zusammenfließen einander vielleicht ganz fremder, innerlich grundverschiedener und nur zufällig angeheirateter und verschwägerter Menschen zu einer kleinen Herde, zu einem nach außen geschlossenen Bunde im übrigen Weltgetriebe.

Da mußte man sich doch wenigstens gleich sein, so viel empfangen, wie man gab! Aber was konnten ihm diese unbedeutenden Existenzen sein, die sich jetzt schon vertrauensvoll an ihn hängten? Was gingen sie ihn an? Er heiratete eine Frau, nicht eine ganze weitgegliederte Sippe, von der ein Hauch der Kleinlichkeit und Alltäglichkeit über sein ganzes Leben wehen mußte! Hing dieses Bleigewicht an ihr, dann konnte er nicht die Künstlerin in Klara zu sich, in seine freie Welt emporziehen und zu dem machen, was er wollte. Zu dicht herum lauerte das Philisterium in Gestalt von Onkeln und Tanten, Schwägerinnen und Schwägern.

Die Kleine hatte unbekümmert, daß er nicht mehr zuhörte, den andern leuchtenden Auges weiter die Vorzüge des Seebades Tanger gepriesen und es ihnen ausgemalt, wie schön es sein würde, wenn erst einmal die englischen Lords zu Dutzenden dort am Strande galoppierten und die amerikanischen Millionärinnen zu Hunderten nebenan in den Wellen plätscherten — jetzt brach sie plötzlich ab und starrte nach dem Eingang des Gartens.

Eine breitschulterige, blondbärtige Gestalt, unmodern, aber in auffallender Weise gekleidet, war dort erschienen und steuerte, ohne allzuviel Rücksicht auf die Nebenmenschen zu nehmen, quer durch die Gruppen, auf die drei Schwestern zu.

„Hurra!" rief Albrecht Steffen schon von weitem, zwar, so gut er konnte, gedämpft, aber immer noch mit einem Bärenbaß, der ein flüsterndes Echo, ein leises „shocking" und Achselzucken im Garten weckte. „Hurra!" wiederholte er, die dargebotenen Hände schüttelnd. „Guten Tag, Hilda! Habe ich die Ehre, den berühmten Afrikareisenden . . .? Freut mich, Herr! Hab' Sie schon neulich aus der Ferne in Tetuan gesehen und bringe Ihnen Grüße von Herrn Rey. Sie möchten doch bald einmal hinüberkommen! Er erwarte Sie! Seine Tochter auch und ihre Freunde! Hören Sie mal: das sind zwei tolle Knöpfe . . . Kennen Sie sie näher?"

„Nein," sagte der Afrikaner kurz. Es verdroß ihn, daß der Handlungsreisende ihm eben jetzt, mitten im Philisterium, die Erinnerung an jene freien kraftstrotzenden Wesen da drüben wachrief, wie sie gleichmütig auf den Höhen der Berge und der Menschheit wandelten. Plötzlich begriff er, wie einem Vogel im Käfig zu Mute ist, der den weiten Himmel schaut und in die blaue Unendlichkeit hinausmöchte, trotz aller Pflege, Sicherheit und Ruhe zwischen den Gitterstäben. Und wie ein Freundesgruß aus altewiger Zeit stieg plötzlich vor seinem Geiste ein lachendes Gesicht empor, mit wogenden Locken und geheimnisvoll leuchtenden blauen Augen, und ein übermütiges Lachen verhallte in seinem Ohr, ein Wiederklang ferner Tage, da er an Angelas Seite durch den ewigen Schnee und über die Riesenstufen der Pyramiden wie mit einem langvertrauten Freunde emporgestiegen.

Wer dich vergessen könnte, Frau Aventiure! Er wußte es wohl: er konnte es nie und nimmer. Die Erinnerung blieb. Und jetzt stärker denn je, wo sie ihm so nahe und doch für immer verloren war. Denn jetzt trennte sie die unüberbrückbare Kluft: sie wandelte in lachender Gesundheit, und er war zu Tode siech. Er wußte, welche Scheu sie vor kranken und unglücklichen Menschen hatte! Sie wich ihnen aus, wo sie nur konnte, und empfand als echte Tochter Nicolai Augustus Reys viel weniger Mitleid als Angst und Aerger, wenn sie dem Anblick menschlichen Leidens einmal doch nicht zu entrinnen vermochte.

Wo es ging, kaufte sie sich dann wohl mit einer reichen Spende von ihrem eigenen Gewissen frei. Wie sie den blinden Bettlern im Orient, den klagenden Krüppeln in Rußland, abgewandten Gesichtes und ihre Schritte beschleunigend, eine Hand voll Münzen hinwarf, so fand sie gewiß auch für den einstigen Freund einige äußerliche Zeichen der Teilnahme und des Trostes. Aber die begehrte er nicht. Fester denn je war er jetzt entschlossen, sie niemals wiederzusehen. Eine zornige Sehnsucht rang sich dabei doch in ihm empor, aber der Handlungsreisende ließ ihn, weiterplaudernd, nicht mehr zur Besinnung kommen.

„Ein famoser Mensch, dieser Rey!" sagte er. „Zu solch' einem Freund können Sie sich gratulieren! Ich weiß ja — Sie waren neulich erst bei ihm auf der ‚Liberty' in Gibraltar und haben mit ihm zu Abend gegessen. Na, das hab' ich ja freilich nun nicht. Aus einem sehr einfachen Grund: er hat mich nicht eingeladen! Und das war mir eigentlich lieb. Denn unter solch' pikfeinen Leuten, einem wirklichen Prinzen und gottweißwas für Millionären in Frack und weißer Binde — da fühle ich mich nun einmal durchaus nicht behaglich . . ."

„Kann ich mir denken," brummte der Major. „Ich kann solches Volk auch in den Tod nicht leiden!" Und seine schwarzgekleidete Freundin nickte Beifall. „Ich bin ja als Gouvernante zuweilen diesen Kreisen nahegetreten," sagte sie streng. „Aber ich habe immer den Eindruck gehabt: es steckt nichts Rechtes dahinter. Eine glänzende Außenseite und innen Frivolität der Gesinnung, Gleichgültigkeit gegen alles Höhere und Edlere . . ."

„Ach, nun laßt doch mal diese Leute!" Die Kleine starb fast vor Ungeduld. „Was liegt denn an denen? Wie es mit Herrn Rey ausgegangen ist, will ich wissen! Was hat er denn zu dem Seebad Tanger gesagt? Er muß doch begeistert gewesen sein!"

„Na, das gerade nicht!" meinte der junge Kaufmann etwas gedämpfteren Tones als bisher. „Wie ich fünf Minuten gesprochen hab', lächelt er mich plötzlich ganz spitzbübisch an, schiebt sich seine strohblonde Perücke zurecht, fährt sich mit der Hand um sein Kinn wie ein Prediger, dem nichts einfällt, und murmelt mit ganz heller Stimme vor sich hin: ‚Das ist Unsinn, lieber Herr . . . Unsinn . . . Unsinn . . . Unsinn . . .'"

„O weh!" rief Hilda und schloß schmerzlich die Augen. Die Gouvernante und der Major tauschten einen Blick trüben Einverständnisses. Es war doch wirklich unverantwortlich von dem Menschen, das Kind um seine Stellung zu bringen und dann mit leeren Händen des Wegs zu kommen.

Und dabei noch zu lächeln! Denn Albrecht Steffen war ganz guter Dinge. „Ja, also . . . Unsinn!" fuhr er fort. „Sowie ich den Mund öffnen wollte, sagte der alte Herr ganz hell und bestimmt wie ein Papagei: ‚Unsinn!' Wie ich dann endlich ganz still bin, geht er durchs Zimmer und stößt ab und zu ein paar abgerissene Worte heraus: ‚Weltverkehr läßt sich nicht zwingen! . . . Unsicherheit der Zustände in Marokko . . . Widerstand der Behörden . . . verpestender Schmutz in der Stadt, den man nicht beseitigen kann . . . Ueberhaupt ein wildes, unabhängiges Land. Muß erst wieder annektiert werden wie im 17. Jahrhundert, bis sich das große Kapital hinwagt. Bis dahin: Unsinn!'

Na, nun kannst du ja gehen! denke ich und will mich empfehlen. Da sieht er mich ganz eisig an und sagt halblaut: ‚Ich kann mich nicht erinnern, Sie schon entlassen zu haben!' Ich werde ärgerlich. ‚Bin ich denn in Ihren Diensten, Herr?' frage ich und er sagt: ‚Ja! Leute wie Sie kann ich brauchen! Keine Arbeitsmaschinen, sondern Menschen, denen zuweilen etwas einfällt. Wenn es diesmal auch ein Unsinn war, so kann es doch ein anderes Mal etwas Vernünftiges sein!' Und kurz und gut, ein Wort gab das andere, und ich bin fester Angestellter des Welthauses Nicolai A. Rey in Petersburg und Baku. Das

Digitized by Google

Heilig

Nach dem Gem

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

…acht.

…von F. Brütt.

Digitized by Google

Heilige

Nach dem Gemäl[illegible]

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

acht.

on F. Brütt.

Digitized by Google

Nähere wird dieser Tage erledigt. Aber jedenfalls kommt dabei so viel heraus, daß zwei bequem davon leben können. Und wahrscheinlich bleibe ich sogar in Deutschland. Wir bleiben alle beisammen! Ach, Kinders . . . es ist ja fast zu schön, als daß es wahr wäre! Was meinst Du, Hilda?"

Die legte statt jeder Antwort den Kopf auf den Tisch und brach in ein glückseliges, befreiendes Schluchzen aus. Auch in den Augen Klaras und der Gouvernante schimmerte es feucht und der Major wischte sich hüstelnd mit dem Taschentuch an den Wimpern herum, während rings sich Blicke voll spöttischer Neugier auf das ungewohnte Bild richteten.

Der Afrikaner sah das wohl, und es erfüllte ihn mit Beklemmung, daß er, statt sich über die Herzlosigkeit der Fremden zu empören, ihnen eigentlich recht gab. Solche Rührscenen waren wirklich hier nicht am Platz. Wenn sie schon sein mußten, gehörten sie in das Innere des Familienlebens, in jene Welt von kleinen Sorgen, Nöten und Freuden, Eifersüchteleien und Zwistigkeiten, gekränktem Schmollen und weichherzigem Mitempfinden, das da erschreckend plötzlich vor ihm aufwuchs, den Blick in die Weite hemmend.

Es war, als ob Klara seine Gedanken erriete. Sie warf ihm einen bittenden Blick zu und schlug dann nach all diesen Gemütsbewegungen einen Spaziergang in der Abendkühle vor. Die andern waren gleich bereit. Oder besser noch eine Spazierfahrt! In einen Wagen gingen freilich nur vier Personen! Aber man könne ja einen Kahn mieten und auf dem See fahren. In dem Kahn hätten sie alle sechs bequem Platz.

Die Malerin lächelte. „Fahrt nur allein!" sagte sie. „Unserem berühmten afrikanischen Gast machen solche bescheidene Zerstreuungen keinen Spaß. Oder teilt euch besser nochmals zu je zwei und zwei. Bei der Table d'hote sehen wir uns dann wieder!"

„Ach, und du bleibst inzwischen hier?"

Die Kleine hob das von Freudenthränen verwaschene Gesichtchen und nickte verständnisinnig. „Ich bleibe hier oder gehe spazieren . . . wie es unser Gast wünscht."

Der sah über den See in die Weite. „Wenn Sie gestatten, bleiben wir hier sitzen," sagte er langsam. „Ich befinde mich gar nicht wohl. Auf Wiedersehen inzwischen, meine Herrschaften!"

Die beiden Brautpaare, das alte und das junge, empfahlen sich. Sie blieben allein.

18.

Sie wartete gar nicht, bis er zu sprechen anhub, sondern begann selbst die Unterhaltung. „Also wieder die alte Melancholie!" sagte sie, halb lachend, halb besorgt. „. . . ‚Ich befinde mich gar nicht wohl!' . . . Das haben Sie mir schon in Tetuan erklärt, und ich hab' Sie mit meiner Gardinenpredigt, wie Sie es nannten, kuriert! Nun sollt' es doch gut sein! Oder muß ich noch einmal von vorne anfangen?"

„Nein!" Er sah sie trübe an. Natürlich . . . sie konnte ja nicht wissen, wie es um ihn stand! War es doch ihm selbst bis zu jenem Abend in Nizza nur eine dunkle Ahnung gewesen. „Nein, Fräulein Klara . . . es hilft nichts!"

Die Malerin schüttelte den Blondkopf und lachte hellauf. „Wenn Sie Ihr Gesicht sehen könnten ... seien Sie nicht böse ... aber daß ein Afrikadurchquerer eine so sorgenvolle Miene aufstecken könnte, das hätte ich nicht geglaubt. Und das alles wegen ein bißchen Nerven!"

„Es sind keine Nerven!"

„Was denn sonst? Ihr Fieber sind Sie los — das haben Sie selbst schon in Gibraltar zugegeben. Und wenn Ihnen sonst etwas Wirkliches, etwas Ernstes fehlte, das sieht man einem Menschen doch an. Dann reist man doch nicht vierzig Stunden im Schnellzug und geht und ißt und trinkt wie andere Leute. Also was sollte es denn sein?"

Er schwieg. Er hatte nicht den Mut, ihr sofort und unumwunden die Wahrheit zu gestehen. Es war ihm, als würde er dadurch klein vor ihr, ein armer, schutzsuchender, hilfsbedürftiger Mensch statt des Herrn und Gebieters, den ihr Auge jetzt in ihm sah. Wie die meisten kräftigen und an körperliche Strapazen gewöhnten Männer betrachtete er unbewußt jeden Zweifel an seiner Gesundheit als eine Art Beleidigung. Und hier war ja kein Zweifel mehr. Hier war die Gewißheit.

Für ihn. Die blonde Freundin neben ihm mußte ja das Gegenteil glauben! Er sah, wie sie sich zusammennahm, um recht unbefangen zu erscheinen und ihn zu erheitern. „Was sollte es denn sein?" wiederholte sie und zerpflückte spielend die Rose an ihrer Brust. „Nerven . . . nichts als Nerven! Das ist durchaus nicht nur unser Vorrecht! Die größten Männer sind davor nicht sicher. Und wenn man das hinter sich hat, was Sie gethan haben . . . Sie brauchen bloß Ruhe. Vier Wochen vegetieren. Hier oder anderswo. Dann werden Sie sehen, was Sie für ein anderer Mensch geworden sind!"

Vier Wochen! Er mußte lächeln. Gerade den Zeitpunkt hatte er zufällig auch dem Arzt in Nizza genannt und der ihm geantwortet: „Nein, Verehrtester, nicht einen Monat, sondern Ihr ganzes Leben!"

Ein vielleicht noch langes Menschenleben vegetieren. Ihr absichtslos gewähltes Wort klang schmerzhaft in seinem Ohr nach. Aber es gab ihm wenigstens den Anlaß, vorsichtig mit seiner Beichte zu beginnen. „Sie haben ganz recht!" sagte er. „Vegetieren! Es kommt 'ne Zeit, wo man Ruhe braucht. Mögen dann jüngere Leute sich draußen in Afrika vergiftete Pfeile und Malaria holen und irgend ein Engländer vom Alpine Club statt meiner mit einer Lawine rascher als ihm recht ist, zu Thale gelangen. Ich hab' jetzt diese Dinge satt. Ich will jetzt meinen Kohl bauen und mich um nichts weiter kümmern!"

Sie sah ihn schweigend an. Er las eine Art Erstaunen in ihren blauen Augen.

„Natürlich . . ," fuhr er etwas stockend fort. „Allein . . . das geht nicht. Für jeden Menschen kommt im Leben der kritische Zeitpunkt, wo er entschlossen zugreifen und sich einen eigenen Herd gründen muß. Nicht zu früh. Ich glaube, daß sonst bei vielen Männern das Beste unentwickelt bleibt, daß die rechte, rauhe, zähe Kraft, die man erst in reiferen Jahren gewinnt, durch das Familienleben, den fortwährenden Umgang mit Frauen, Kindern, Tanten, Basen und andern schwachen Wesen verweichlicht wird. Aber auch nicht zu spät. Sonst findet man den Anschluß nicht mehr. Es ist eben ein psychologischer Augenblick. Man kann ihn nicht bestimmen. Man muß ihn fühlen. Und ich habe das bestimmte Gefühl, daß es jetzt für mich an der Zeit ist!"

Sie erwiderte nichts, sondern sah leise lächelnd vor sich nieder in den Sand.

„Wissen Sie, wie ich mir mein Heim denke?" fuhr er etwas lebhafter fort. „Oder vielmehr unser Heim . . . ich meine, das meiner künftigen Frau und meines? Hoch oben im bayrischen Hochland . . . wo die Tannenforsten stehen und darüber der ewige Schnee und noch ein Restchen Romantik aus dieser langweiligen grauen Kulturwelt mit ihren Fabrikschornsteinen und ihrer Druckerschwärze sich hingeflüchtet hat. Wo es noch wirkliche Wildschützen giebt und Schmuggler mit geschwärzten Gesichtern, Gemsenjäger und Bergführer, schöne kraftvolle Menschen in kleidsamer Tracht, die herrliche Natur umher und alles noch erfüllt von der Träumerei und Melancholie des Königs Ludwig — da ist meine Heimat. Da möchte ich mein Leben beschließen. Mir einen der großen Bauernhöfe kaufen, einen Zaun um meine Bergwiesen ziehen und mich dann hinsetzen und sagen: Nun, Welt, laß' mich in Frieden! Ich hab' genug von dir gesehen!"

Sie blickte auf und ihr Lächeln wurde stärker. „Und wie lange soll diese Weltflucht dauern?" frug sie.

„Solange ich lebe! Natürlich . . . einmal im Winter ein Aufenthalt in München oder ein Ausflug nach Salzburg oder derlei . . ."

„Lieber Freund!" Sie ließ ihn nicht weiter reden. „Wie alt sind Sie jetzt?"

„Ich hab' es Ihnen ja gesagt. Ich bin über die vierzig hinaus!"

„Vierzig! Ja, ist denn das ein Alter für einen Mann!" Sie schüttelte den Kopf und sah ihn ungläubig an. „In der Vollkraft seiner Jahre zu resignieren? Sich wie ein Einsiedlermönch von allem zurückzuziehen, sei's auch in den Kreis der Familie? Nein, wenn Sie jetzt in Ihrer Nervosität auf solche Stimmungen geraten, dann müssen andere vernünftiger sein als Sie!"

„Wer denn, zum Beispiel?"

„Sagen wir, Ihre Frau! Ihre künftige Frau!"

„Nun, und was würde die mir Vernünftiges sagen?"

Digitized by Google

Sie rückte etwas näher heran, um von den Umsitzenden nicht gehört zu werden. Doch ihr Auge vermied, dem seinen zu begegnen. „Sie würde sagen: Lieber Mann! Kein Mensch ändert sich. Auch in der Ehe nicht, wenn man verhältnismäßig so spät heiratet. Du bleibst, was du bist, und weil du so bist, gefällst du mir. Und sollst nicht anders werden aus Rücksicht auf Weib und Kind!"

„Nicht aus Rücksicht auf die allein, sondern auf mich selbst!"

Sie schüttelte den Kopf. „Die Rücksicht auf sich selbst gebietet Ihnen, so zu leben, wie es Ihre Natur, Ihr ganzes Wesen nun einmal erfordert! Sehen Sie . . . ich habe in diesen Tagen viel über Sie nachgedacht — warum soll ich es nicht sagen? Sie wissen es ja wohl so schon — und habe versucht, in Ihr Wesen einzudringen. Das ist gar nicht so schwer. Denn gerade Männer wie Sie, wirkliche Männer, wenn sie meinetwegen auch ein bißchen brutal und wild sind, verstehen wir Frauen ganz instinktiv. Die sind ja eigentlich das, was wir suchen. Und da hab' ich mir gesagt: der größte Fehler, den Ihre künftige Frau begehen könnte, der wäre, Sie zu einer Aenderung Ihres Lebens und Ihrer ganzen Lebensweise zu zwingen! Sie brauchen die Freiheit wie die Lebensluft! Sie müssen kommen und gehen können, wie Sie wollen. Fühlen Sie, wie jetzt, den Drang nach Ruhe und Erholung, so finden Sie zu Hause alles zu Ihrer Begrüßung bereit. Und treibt Ihr innerstes Wesen, Ihre waghalsige Abenteurerlust Sie wieder unwiderstehlich in die Ferne, dann soll sich nicht eine Kette von Familienrücksichten, Thränen und Klagen an Sie hängen. Die Frau, die Sie brauchen, die muß Sie lachend empfangen und fröhlich auch wieder gehen lassen. Lieber Gott . . . die Frauen von Seeoffizieren etwa, die müssen auch oft lange Zeit allein sein. Immer besser, sich um einen Mann zu sorgen und zu bangen, als ihn neben sich gähnen zu sehen!"

„Wer sagt Ihnen, daß ich das thäte?"

Sie wurde beinahe zornig. „Das sage ich mir, daß man nicht mit einem Schlage aus einem wildbewegten abenteuerlichen Leben in ein völliges Stillliegen hineingeraten kann — und wenn zehnmal Tannenhochwald herum ist und ewiger Schnee und Zitherspiel und Gejodel und Wildschützenromantik. Das ist ja alles sehr schön, und ein paar genußreiche Sommermonate kann man auf diese Weise sicher zubringen. Aber befriedigen kann einen das auf die Dauer nicht. Die Befriedigung kommt von innen . . . aus der Arbeit . . . indem man das thut, wozu einen nun einmal die Natur veranlagt hat. Das weiß ich, die ich selbst einen Beruf habe, und weiß, daß ein müßiger Mann ein unglücklicher Mann ist!" Sie brach ab.

Ein unheimliches Grauen durchfröstelte ihn, wie ihm die helle Stimme da nebenan ahnungslos und in bester Absicht seine letzte Zukunftshoffnung zerstörte. Aber noch gab er das Spiel nicht verloren. „Sie sagen, man muß thun, wozu einen die Natur veranlagt hat!" begann er. „Wenn ich aber nun deutlich fühle, daß eine Umwandlung in mir vorgegangen ist, daß ich mich nun mehr zu einem beschaulichen Leben eigne . . . . es braucht ja kein müßiges zu sein . . . . es giebt ja doch wissenschaftliche Studien genug . . . ."

„Für Sie?" Sie lachte. „Ich brauche doch bloß Ihr braungebranntes Wildschützengesicht mit den Feueraugen anzusehen und dem verwegenen Lächeln unter dem Schnurrbart . . . . o . . . . ich weiß, was Sie sagen wollen . . . . Sie haben auf Ihren Reisen stets der Wissenschaft gedient. Aber warum? Um Ihrer Abenteurerlust ein Mäntelchen umzuhängen! Das haben Sie mir neulich selbst gestanden und ich begreife es vollkommen. Aber die Wissenschaft allein . . . . der Vorwand ohne den eigentlichen Zweck . . . . das geht nicht. Sie würden sich nach kurzer Zeit am Schreibtisch so ungemütlich vorkommen wie etwa ein rechter Stubengelehrter in Centralafrika unter den Wilden, und all den Krempel beiseite werfen, um im Hochland Gemsen zu jagen oder irgend eine unnütze Bergkletterei auszuführen. Und es ist auch ganz recht so!"

Er sah sie ernst an. „Können Sie sich denn gar nicht in den Gedanken versetzen," sagte er langsam, „daß das alles nun einmal ein Ende haben könnte? Daß alles wirklich so ist, wie ich sagte, und ich mein ganzes ferneres Leben in vollkommener Ruhe und Zurückgezogenheit verbringen werde?"

„Nein!" Ihre Stimme klang beinahe hart. „Ich will mich gar nicht hineindenken und Sie in solch trüben und, weiß Gott, unnützen Träumereien unterstützen!"

„Ich träume nicht, Fräulein Klara!"

„Doch. Sie spielen da mit einem Gedanken, der das größte Unglück für Sie wäre! Und nicht nur für Sie, sondern auch für die Ihren. Ich muß es Ihnen noch einmal sagen: ich habe viel über Sie nachgedacht und weiß: Sie sind nicht zu unserem guten deutschen Familienleben geschaffen. Sie sind frei und brauchen einen Menschen neben sich, der in seiner Art auch auf eigenen Füßen steht und eine eigene Persönlichkeit ist. Das giebt die richtige Wahlverwandtschaft und die richtige Ehe. Aber wenn ich mir einen Mann wie Sie tagaus tagein, jahraus jahrein im Getriebe des häuslichen Lebens denke, mit all der notwendigen Prosa, die dazu gehört, ohne den erfrischenden Lufthauch von außen, den man sich aus der großen Welt holt und der einem dann sein eigenes Nest warm und traulich erscheinen läßt — nein, ich kann es mir gar nicht denken und ich will es auch nicht!

Sie brauchen doch auch Verkehr!" fuhr sie fort. „Ich meine, Männer, die Ihnen ebenbürtig sind! Menschen giebt's freilich überall. Und viele liebe und gute darunter, die Ihnen doch nur langweilig vorkommen müssen, weil sie Ihnen nichts bieten und Sie unnütz belästigen. Ich habe als Malerin Sinn für Physiognomie. Glauben Sie, ich hätte Ihr Gesicht vorhin nicht bemerkt, wie die andern alle hier herum saßen? Wen Sie auch heiraten mögen, solche Verwandtschaft besitzt wohl jede Frau. Und wenn sie sie auch um des Mannes willen gerne von ihm fernhalten will, so kann sie das, wenn er still im Lande zwischen den andern wohnt, kaum durchführen, ohne all die treuen Seelen unnütz zu kränken und schließlich ganz einsam zu werden. Läßt sie aber all die gutgemeinte Anhänglichkeit gewähren, nun, dann hat man eben das weitverzweigte, breite Familienleben, in dem Sie sich nie heimisch fühlen können."

Er fühlte den Schrecken langsam durch sich rieseln, wie sie ihm da ganz ruhig seine eigensten Empfindungen von vorhin darlegte. Er merkte wohl, sie hatte mit dem Blicke der Liebe in ihm gelesen, und ein Gefühl schmerzlichen Mitleids stieg in ihm empor bei dem Anblick dieser treuen, tapfern Seele, die gerade in dem Bestreben, sich ihm anzuschmiegen, ganz ihm gleich zu werden und für sein künftiges Lebensglück zu sorgen, unbewußt, Wort um Wort, ihre eigene Hoffnung und ihrer beider Zukunft zerstörte. Und mit jedem dieser tötenden Worte, die so sanft und hell von ihren Lippen klangen, hatte sie recht! Er wußte es wohl.

Sie verstand sein Schweigen anders. „Ich finde, es ist gut, man spricht sich über derlei einmal aus," sagte sie und bemühte sich, unbefangen zu lächeln. „Wir sind ja keine Kinder mehr, sondern Sie ein gereifter Mann und ich nahezu eine alte Jungfer. Warum sollen zwei erwachsene Menschen, die das Leben kennen und manches Schwere in ihm erfahren haben, nicht offen über derlei sprechen? Ich finde, das erste und die Hauptsache ist, daß man sich ganz versteht, vollkommen! Mir wenigstens liegt daran, daß Sie mich ganz kennen, wie ich bin! Darum habe ich so lange gesprochen und nicht wie es mir der Zufall eingab, sondern wohlüberlegt, Tag und Nacht überlegt in dieser letzten Zeit."

„Ich danke Ihnen." Er sprach ganz gelassen. „Sie glauben also bestimmt, daß mein Plan verfehlt wäre, mich zur Ruhe zu setzen?"

„Ja. Das glaub' ich!"

„. . . . Daß das mich unglücklich machen würde . . . . und andere auch?"

„Ganz gewiß glaub' ich das!"

„Sie glauben es! Aber Sie sind nicht sicher?"

„Doch. Ich bin sicher!"

Sie schwiegen eine Weile, dann machte er den letzten Versuch. „Und wenn Sie sich nun doch täuschen!" sagte er leise und eindringlich. „Wenn ich, etwa nach zehn Jahren, sagen kann: Ich bin doch glücklich gewesen. In all der engen Häuslichkeit, mit all der Verwandtschaft. Und trotz all des Müßiggangs!"

Jetzt war das Lächeln von ihren Lippen geschwunden. Sie sah sehr ernst aus. „Dann wäre das Schlimmste geschehen, was ich mir denken kann!" sprach sie halb vor sich hin. „Dann wären Sie klein geworden in der Alltäglichkeit. Abgestumpft. Eingelullt von der Gewohnheit. Dann hätten Sie in Wahrheit Ihr

Weihnachtsabend in der Dachstube.
Nach dem Gemälde von R. Beyschlag.

Digitized by Google

Weihnachtsfeier in einer Spreewaldschule.
Nach einer Originalzeichnung von Werner Zehme.

eigentliches Selbst verloren. Das wäre dann zu Grunde gegangen in dem ewigen Einerlei und ein Mensch wie andere übrig geblieben. Der mag ja dann in seiner Art glücklich sein. Aber es ist ein Glück, das ich für Sie nicht hoffe und nicht wünsche!"

Er saß stumm da, das Haupt gesenkt. Vom Hause klang mahnend die Hotelglocke.

Klara stand auf. „Es ist Zeit, die Abendtoilette zu machen!" sagte sie und streckte ihm die Hand hin. „Auf Wiedersehen, lieber Freund! Und seien Sie nicht so schwermütig. So möchte ich Sie gar nicht sehen. Sie sollten aufrecht dastehen und nach oben schauen! Excelsior! Das ist Ihre Losung. Immer höher hinauf, über die anderen Menschen hinaus, sei's allein, sei's, daß Sie einmal einen Kameraden im Leben finden, der stolz auf Sie ist, der Ihnen folgt in die Weite und Größe, statt Sie an den Küchenherd und in die Gute Stube zu zerren. Das wünsch' ich Ihnen, und es kommt aus ehrlichem Herzen!"

„Ich glaube es!" sagte er und hielt ihre Hand fest. Sie that ihm sehr leid. Ein Wort lag auf seinen Lippen, das befreiende Wort: „Ich kann ja nicht anders! Ich bin ein gebrochener Mensch!" Gewiß, dann würde sie alles verleugnen, was sie eben gesagt, würde seine treueste Helferin und Trösterin sein.

Aber er schämte sich, als Bettler vor ihr zu stehen. Und dahinter das Zukunftsbild, das sie ihm grau in grau gemalt und das sie nicht mehr verwischen konnte!

Sie war von ihm gegangen.

Er sah der schlanken, blonden Gestalt nach, wie sie sorglosen Schritts, von frohen Gedanken beflügelt, den Garten durcheilte und im Hotel verschwand. Dann trat er langsam auf die dämmernde Straße hinaus.

19.

Erst ging er vor dem Hotel auf und ab, wo es jetzt still und einsam wurde, dann den Quai entlang, über eine Brücke, unter der die durchsichtigen Fluten des Stromes hinschossen, an einem mit Blumenbosquetts umgebenen Denkmal vorbei, in eine Straße hinein . . . er wußte selbst nicht wohin, er wußte kaum mehr, in welcher Stadt er sich befand. Es war ja alles gleich. Alles vorbei. Sie hatte recht: wer die weite Welt gewohnt ist, verträgt die enge Hütte nicht mehr. Wer auf den Höhen der Erde geatmet hat, geht in der Stubenluft zu Grunde.

Aber wenn sie recht hatte — was dann? Er begriff nicht, wie die Zukunft dann werden sollte. Er sah in sie hinein wie in eine dunkle Nacht voll unheimlichen Grauens, in der alles, was bisher um ihn war, hinschwand und verschwommenen wesenlos dräuenden Gebilden Platz machte.

Sich totschießen? Das war leicht gesagt. Aber ein Gefühl der Kraft und des Zornes wuchs sofort mächtig dagegen in ihm auf. Es war nicht nur der Selbsterhaltungstrieb des lebenden, atmenden Wesens, es war mehr noch der Trotz des Kämpfers, der überall auf der Erde mit der Vernichtung in jeder Form Brust an Brust gerungen hatte und immer wieder ihren Krallen entschlüpft war. Und jetzt sich ihr wehrlos hingeben, sich selbst besiegt erklären und selbst das Urteil vollstrecken? Nein, ihm ekelte bei dem Gedanken. Das war feige, war klein und häßlich . . . . .

Er blieb stehen und sah um sich, wo er sich eigentlich befand. Zufällig fiel sein Auge auf ein Schild an der Hausthüre nebenan. Es war der Name eines Arztes und seine Sprechstunden.

Ein Gedanke durchzuckte ihn. Wovon machte er denn eigentlich sein ganzes Schicksal abhängig? Von dem Ausspruch eines ihm wildfremden Doktors irgendwo da unten an der Riviera, der ihn einmal eine Viertelstunde in der Dämmerung flüchtig untersucht! Wenn er sich geirrt hatte? Unfehlbar war er doch jedenfalls so wenig wie irgend ein anderer Mensch, wennschon er seiner Sache sicher zu sein schien. Denn sonst hätte er ihm wohl nicht gesagt, er möge, wenn er noch zweifle, irgendwo einen beliebigen Kollegen nochmals um Rat fragen.

Wenn der Kollege nun lachte? Ihm sagte: „Verehrtester . . . der gute Mann in Nizza ist ein Schwarzseher, an die verzärtelten Besucher der Riviera gewöhnt! Bei einem Mann wie Ihnen steht die Sache gar nicht so schlimm?" — Er dachte den Gedanken gar nicht zu Ende, sondern stieg die Treppe hinauf und ließ sich bei dem Doktor melden, als ein Durchreisender, der die übliche Sprechzeit nicht innehalten könne.

Der Arzt empfing den Reisenden mit entsprechender Höflichkeit und that seine Pflicht. Er war ein höflicher Franzose. Seine Worte klangen gefälliger und schonender als die des deutschen Doktors in Nizza, aber ihr Sinn war derselbe, genau derselbe.

„Es ist da wenig zu machen, mein Herr!" sagte er mit seiner einschmeichelnden, wie geölten Stimme und lächelte, daß über dem dunklen Spitzbart die Zähne blitzten. „Sie müssen sich durchaus schonen! Mein Gott . . . man lebt immerhin! Man gewöhnt sich daran und bescheidet sich. Es braucht ja nicht jeder auf den Montblanc zu steigen!"

Der Fremde sah ihn an. „Wie kommen Sie gerade auf den Montblanc?"

„Warum nicht? Der Montblanc ist ja hier für uns das Nächstliegende! Wir leben gewissermaßen mit ihm! Wir sehen ihn jeden Abend, wenn das Wetter klar ist. Unsere schönste Straße ist nach ihm benannt. Er ist für uns gewissermaßen der Gipfel der Dinge. Eine Art Gleichnis! Wenn ich meinen Patienten sage: ‚Auf den Montblanc können Sie natürlich nicht mehr gehen!' so heißt das eben: ‚Sie müssen jede große körperliche und geistige Anstrengung vermeiden.' Denn daß die Besteigung des Montblanc eine solche ist . . . ."

„Ich weiß! Ich war schon zweimal oben."

„Nun sehen Sie . . ."

Der Arzt versuchte zu scherzen.

„Da ist das also schon gar keine Entbehrung mehr für Sie! Denn ein drittes Mal hätten Sie es ja doch wohl nicht gethan!"

„Und wenn ich es nun doch versuchen würde?"

„Jetzt? So, wie Sie jetzt sind?"

„Ja."

Der höfliche Arzt zuckte die Achseln.

„Es ist Selbstmord, mein Herr! Sie würden lebend nicht wieder herunterkommen!"

„Woraus schließen Sie das?"

„Mein Herr! Das Bergsteigen auf fast 5000 Meter Höhe, zumal in jener ganz dünnen Luft, wie sie da oben herrscht, erfordert, wie Sie selbst ja wissen müssen, eine äußerste Anstrengung des Herzens. Der sind Sie nicht mehr gewachsen."

„Und was würde erfolgen?"

„Mein Herr, Sie würden plötzlich niederstürzen, und in wenigen Minuten wäre durch einen innerlichen Bluterguß alles zu Ende."

Der Afrikaner hatte sich erhoben. „Und wenn das nun nicht geschähe?" sprach er finster lächelnd, „ . . . und ich käme ganz wohlbehalten wieder unten an . . . was würden Sie dann sagen?"

„Ich würde sagen," der Franzose begleitete seinen Patienten bis zur Thür, „daß zuweilen auch Wunder vorkommen. Und das ist dann eben eines!"

„Also Sie glauben doch an Wunder?"

„Ich muß, mein Herr! Denn es giebt Naturen, die Unbegreifliches aushalten. Wie ja auch manche Menschen Gaben von Arsenik ungestraft verschlucken, die jeden andern töten. Vielleicht sind Sie solch ein Mensch. Ich weiß es nicht. Aber annehmen darf ich es als Arzt nicht. Mein Herr . . . ich habe die Ehre . . ."

* * *

Er hatte wieder die Richtung nach dem Hotel eingeschlagen und ging den Quai du Montblanc entlang. In einer seltsamen Stimmung. Eigentlich gleichgültig, beinahe heiter, daß nun wenigstens alles entschieden war, daß nun keine neuen Hoffnungen, Zweifel und Nöte im Nachtdunkel der Zukunft lauern konnten,

Digitized by Google

und doch voll von einem sehnenden Bangen, das er sich selbst nicht zu erklären vermochte.

Er blieb am Wege stehen und starrte auf die im letzten Abendschein glitzernde Seefläche. Wieder hatte er die rätselhafte Empfindung, mitten auf einem großen, unendlich großen und vielfarbigen Maskenball zu sein, der doch einmal ein Ende nehmen mußte, wenn die Nacht auf Schattensohlen heranschlich, die Nacht, die fern im Osten schon in dem Abendgewölk über dem Horizont brütete. Und es war gut, wenn es zu Ende ging! Es war doch alles klein umher und abgeschmackt und nutzlos. Es lohnte nicht den vielen Lärm und all die Mühen, mit denen das Leben der Millionen sich abhaspelt, kommend und gehend, in rastlosem Spiel, wie die Wellen am Strand.

Aber wie das Ende sein sollte — das wußte er nicht. Wie auch die Gedanken in seinem Kopf sich kreuzten — er fand keinen Ausweg für einen Menschen, der nicht sterben will und nicht leben kann, wenigstens nicht so in Größe sterben oder nicht so aus dem Vollen leben, wie es sein ganzes Wesen verlangte.

In verlorenem Sinnen blickte er über den See und die Stadt dahin und trat plötzlich betroffen einen Schritt zurück, während ein ungläubiges Lächeln sein Gesicht überlief.

Die Wolken fern am Horizont des Ostens hatten sich geteilt. Ein Stück blaßblauer Abendhimmel war sichtbar geworden, und in ihm stand, geisterhaft, wolkenähnlich und doch durch ihren schneeigen Schimmer von ihnen geschieden, eine feierliche weiße Welt von ragenden Zinnen und blendenden Wällen. Eine Märchenwelt über den Wolken, die ihren Fuß umspielten, über der Erde, die um sie im Dämmergrauen versank, ein Gebilde der Ewigkeit, voll ewiger Schönheit und Ruhe, wie aus unermeßlicher Ferne zwischen den zur Seite rollenden Dunstschleiern grüßend.

Kein Abendglühen verklärte die bleiche Majestät des Montblanc. Weiß in weiß stand seine Pracht, kalt und streng und doch zur Andacht mahnend, den Blick nach oben wendend, zu jenen welterhabenen Höhen empor, wo die Himmelswölbung mit der Eiskrone des Bergkönigs sich zu berühren schien.

Und während das Auge des einsamen Beschauers, sich unwillkürlich feuchtend, die alte Herrlichkeit wiedersah, klang, als ein Widerhall vor Stunden gehörter Worte, in seinem Ohr eine helle tröstende Mädchenstimme:

„Ihr Blick gehört nach oben! Sie gehören hinauf in die Höhen!“

Excelsior! Hinauf zu den ewigen Höhen, zu denen den Jüngling schon ein faustischer Drang getrieben, auf denen sich die Brust des Mannes noch im Sonnenstrahl geweitet, wenn unten im Thal schon schläfrige Nacht ihre grauen Fäden zog, hinauf in die Welt, die gewaltig ist in Schönheit und Leiden, dem Lebenden Mark und Kraft verleihend, dem Sterbenden den Tod verklärend durch ihre Größe!

„Eine Besteigung des Montblanc ist für Sie ein Selbstmord!“ hatte der Arzt gesagt. Er lachte zornig auf. Woher wußte der Mann denn das? Kannte er denn den Fremden, der bei ihm eingetreten war? Der war anders wie die andern. Der hatte schon zweimal das Firndiadem des Eisriesen unter seinem Fuße knirschen gefühlt. Warum sollte er ihn nicht zum drittenmal bezwingen?

Und wenn das geschah, dann kehrte er in alter Kraft und altem Selbstvertrauen zurück! Dann war eben das Wunder geschehen, das der Doktor selbst für möglich gehalten, und alles gut!

Freilich, die Zeit der Wunder ist vorbei. Aber blieb es aus — auch recht! Dann erlag er in ehrlichem Kampf mit dem Gewaltigsten, was es in Europa giebt, besiegt von dem Koloß, den er selbst zuvor gedemütigt. Dann ging er hin, wie er gelebt hatte, weit über allem Kleinen und Niedrigen, in männlichem Kampfe um das höchste Ziel.

Er atmete plötzlich leicht. Schwere Lasten lösten sich von seiner Seele. Es ward ihm feierlich zu Mut. Jawohl! In die Einsamkeit von Firn und Schnee wollte er sich flüchten, wie das wunde Wild sein Versteck sucht, und dort sein Gottesurteil bestehen.

Dort sollten seine grimmigen Freunde, die Eisriesen, entscheiden, ob seine Tage gezählt waren oder nicht. Und was sie ihm im Donner der Schneestürze und im Brüllen des Sturmwinds verkündeten, das war ihm willkommen, Leben oder Sterben. Nur nicht das Mittelding zwischen beiden, das Hindämmern in den Thälern!

Das litten die Eisgötter da oben nicht. Die ließen die Starken zu sich kommen und vertilgten rasch und schonungslos, was sich ihnen an Schwachen und Kranken nahte. Dort oben gab es nur die ruhige Unerbittlichkeit der Natur. In ihrer Hand, fern von allen Menschen, von ihrem Mitleid, das er nicht suchte, von ihrer Hilfe, die ihm nichts fruchten konnte, lag dann sein Schicksal.

Das weiße Märchenbild am Horizont wurde blasser und blasser. Wie ein schwindender Traum stand es noch in der Dämmerung, ein geisterhafter Schein, am Himmel, den das Auge mehr noch erriet, als wirklich sah. Dann löste sich auch dieser Schein fast in einem Augenblick in ein Nichts auf. Der Montblanc war in der Nacht versunken. Von allen Seiten schwamm sie heran. Es wurde kühl und grau.

Er drehte sich ruhig um und ging in das Hotel zurück. Aus dem großen Speisesaal tönte das Stimmengewirr und Tellerklappern der Table d'hote. Der Oberkellner wollte ihn hineingeleiten. Aber er wehrte ihm ab. Er habe einen wichtigen Brief auf seinem Zimmer zu schreiben.

Fast ohne eine Pause zu machen, warf er die Zeilen dahin.

„Liebe Freundin!

Ich möchte Abschied nehmen. Nicht von Ihnen, sondern von den Bergen, den Abenteuern, kurz, meinem ganzen bisherigen Leben.

Dazu giebt es nur einen rechten Ort und er ist nicht weit. Auf dem Gipfel des Montblanc hat sich zum erstenmal mein Leben entschieden. Dort habe ich zum erstenmal, die Länder und Meere zu meinen Füßen, den freien Himmel über mir, die unbändige Sehnsucht, den Drang ins Weite empfunden, der mich seitdem nicht mehr verlassen hat. Dort will ich nun auch die zweite Wandlung meines Daseins durchmachen und einen Abschiedsblick auf Europa werfen, ehe ich hinuntersteige.

Glauben Sie nicht, daß das mich treibt, was ich damals, als sich drüben in Marokko unsere Wege kreuzten, auf meinem einsamen Wüstenritt nach Tetuan suchte. Ich hab' es Ihnen ja gesagt: Das ist vorbei! Ich weiß, wo Nicolai Rey und seine Tochter in Chamounix wohnen. Ich werde das Hotel nicht betreten, ich werde Angela nicht sehen, sondern sie fliehen, wie sie seither mich geflohen hat, ihr von ferne ausweichen und, so rasch es geht, hinaufziehen in das Eis. Ich kenne den Weg, seine Gletscherspalten und Gefahren, und nehme keine Führer mit. Sie würden mir die Stimmung dieses letzten Bergganges stören, von dem ich hoffentlich als der Mensch zurückkehre, als den Sie mich sehen wollen, heiter, leidlich gesund und mit sich und der Welt wieder so gut wie möglich ausgeglichen.

In wenigen Tagen bin ich wieder da. Bis dahin leben Sie wohl und auf Wiedersehen!“

Auf Wiedersehen! Er kam in Versuchung, das Couvert, das er eben versiegelte, wieder aufzubrechen und die Worte zu streichen. Es war, als ob ihm der Bergwind ins Ohr raunte: Du siehst sie nicht wieder, die da unten auf dich wartet, nie wieder, und es ist gut so. Sie wird dich beweinen und doch glücklicher sein als sie glaubt. Besser, den Toten beklagen als den Kranken pflegen!

Er warf den Kopf zurück. Er war nicht krank. Er wollte es nicht sein! Es gab ja Wunder! Mit festem Willen konnte man sie erzwingen. Und sein Wille war hart wie Eisen. Dem gehorchte der Körper wie eine fügsame Maschine, wohin er ihn auch führte. Er wollte ihn zur Genesung führen in der reinen Luft der Höhen.

Als er dem Kellner den Brief zur Besorgung gegeben hatte und wieder die Treppe hinabstieg, blieb er an dem Speisesaal einen Augenblick unschlüssig stehen. Er schwankte, ob er ihr nicht doch noch einmal die Hand drücken sollte.

Nein! Er ging weiter. Wenn er zurückkam, war Zeit genug zur Begrüßung. Und beklagen konnte sie sich nicht. Denn wer

Digitized by Google

anders als sie war es schließlich, die ihn da hinausschickte, sie, die in ihm nicht einen sich sorgsam pflegenden Kranken, sondern den unverzagten Mann von einst sehen wollte!

Gut. Sie sollte ihn haben. Oder nichts!

20.

Auf dem weißen Haupt des Bergkönigs lag noch, eine rotglühende Krone, das letzte Sonnenlicht, indessen Europa da unten mit seinen Thälern und Höhen, seinen Städten und Ländern längst in der Nacht verschwamm. Ueber den Abendwolken, die weißdampfend seine Gletscher umzogen, blinkte der schmale Eiskamm wie ein Feuerstreifen vom Himmel, und als sei der ewige Firn da oben in Brand geraten, wehten hochaufschlagend weiße Rauchwirbel von dem stundenweit hingestreckten Grat. Das war der Firnstaub, mit dem der Südsturm spielte. Mit eisigem Hauch fegte er die losen Krystallkörner aus ihrem kalten Bett, er ließ sie als einen im Widerschein der Sonne blutrot flimmernden Dunst über die gefrorenen, glatt spiegelnden Grate und Schneiden hintanzen und stäubte sie über die jähen Schneehalden hinab zu Thal.

Wo diese knisternden und wie Nadelstiche prickelnden Eisschleier im Abendleuchten hinwehten, da verwischten sie die Spuren der Zwerge, die am Morgen dem Gebieter der Hochwelt ihren Fuß auf den Nacken gesetzt, mit scharfer Waffe Fugen in sein Frostkleid gehauen und triumphierend ihre Stahlspitzen in den weißen, zertrampelten Firn seines höchsten Gipfels eingepflanzt hatten. Ein übler Knasterdunst ging vor den Eindringlingen her durch die reine Luft, ihr schweres, beklommenes Atmen störte die Stille der Einsamkeit, und mehr noch entweihte, wenn sie keuchend das Ziel erreicht, ihr lärmendes Gelächter, ihr aufgeregter Wortwechsel das heilige Schweigen der Höhen.

Ihrer gab es so viele. Sie kamen immer wieder und in immer stärkerer Zahl. Sie hatten die Angst vor den einst abergläubisch gefürchteten Bergungeheuern verloren, sie kannten auswendig deren grobe Tücken und Gefahren, wie der Stierkämpfer in der Arena die Künste seines ungeschlachten Gegners, und lachten nur noch mitleidig darüber, wenn sie hoch über den Wolken im ewigen Schnee spazieren gingen wie auf blumigen Matten.

Und fuhren sie endlich, sogar die Steilheit der Hänge für ihr Vergnügen ausnutzend, in sausender Fahrt auf den Pickel gestemmt wieder zu Thal, so blieben doch, da und dort in dem endlosen Firn verloren, ihre Zwingburgen zurück, winzige, häßliche Schutzhütten, die, wie Schmutzflecken aus der weißen Fläche wachsend, aller Wut der Elemente trotzten.

Und das höchste dieser Bollwerke stand höher als die Berge selbst, stand, sie alle überragend, auf der Spitze des Montblanc. Ein Sklavenmal, thronte, in seinem Firn verankert, das Observatorium Janssen auf seinem weißen Haupt, um das bis vor hundert Jahren nichts anderes gegangen war als Sturm und Sonnenschein, Flockentreiben und Wolkenflug der Jahrtausende. Jetzt mochte die Windsbraut lange da draußen heulen und rasend an der verschlossenen Thür rütteln, die Schneeschwaden mochten monatelang im Winterdämmern es mit grauen Armen umfangen und die Sonne darauf niederglühen — die düstere kleine Festung stand reglos in ihren eisigen Grundmauern, und innen arbeiteten lautlos, den meilenweit entfernten Zwergen im Thal da unten gehorsam, die Apparate, regten sich die Quecksilbersäulen und harrte umsonst die Nährbouillon in der dünnen, schon dem Nichts des Weltenraums sich nähernden Luft auf die Bacillen, die sie bevölkern sollten. Da war keine Hoffnung auf Befreiung mehr. In ratlosem Grimm wirbelte der Geistertanz der aufgewehten Eisschleier, rot durchschimmert vom scheidenden Tage, um den plumpen Kasten mit dem Aussichtsrondell darauf und dem kleinen vergletscherten Ställchen zur Seite. Die Eiskrystalle prallten schwächlich wie Hagelstaub davon ab.

Der Montblanc brüllte auf. Von seinen weißen Flanken rieselte es in dünnen Strähnen, wie ein stäubender Wasserfall, knatternd und krachend herab, und weithin hallte das Echo der Lawinen, deren Bahnen an diesem sonnenheißen Augusttag überall als schnurgerade abwärts führende und unten von losen Schneehaufen abgeschlossene Rillen die jähen Berghänge durchzogen. Jetzt war ihre Zeit.

Rings in der Runde schüttelten die Riesen die Flocken aus ihrem Schneemantel: aus der Ferne, vom Thal aus gesehen, kleine, rasch versiegende Bächlein, für den, der sie aus nächster Nähe im letzten Augenblick seines Lebens schaut, eine ungefüg niederdonnernde, alles mit sich fortreißende weiße Sündflut.

Lärm überall in den Schründen und Klüften, den Schneekratern und Gletscherkesseln. Innen, in der vielgezackten Teufelswelt der Monts-Maudits polterte und dröhnte es unaufhörlich, ohne daß das Auge eine Bewegung an den starren Eisleibern erkennen konnte; es knisterte bösartig drüben in den Séracs du Géant; von dem fürchterlichen Kirchturm der Aiguille du Dru klirrten sonnenzernagte, abenteuerliche Eisklumpen herab und zerschellten in jähem Sturze zu Hunderten von elastisch weiterhüpfenden Blöcken, selbst der sanfte Nachbar des Montblanc, der mächtige Dome du Gouter ward rege und schleuderte — wie einen ärgerlichen Fluch, daß die Bescherung für die verhaßten kleinen schwarzen Insekten zu spät kam — aus seinem Ueberfluß eine Wand voll Schnee hinab auf das „kleine Plateau“ und die dort zerstreuten leeren Weinflaschen und Papierfetzen.

Die Berge atmeten schwer. In regelmäßigen Zwischenräumen stöhnte der Sturm dahin. Dann erhob sich der Firnstaub auf den Kämmen zu neuem Tanz und unten, in den eisigen Rissen und Schluchten entstand ein seltsames Lachen und Raunen. Es war, als erzählten sich die Eisriesen vor dem Schlafengehen noch allerhand Geschichten, unwahrscheinliche, ungeheuerliche Geschichten aus der Urzeit, da es noch keine Menschen gab — als wiegten sich die zum Himmel aufschießenden, weiblich schlanken Eisnadeln belustigt hin und her, während die breitgewölbten, massigen Dome zu ihren Füßen prusteten und sich im Lawinendonner vor Vergnügen schüttelten über das ungeschlachte Zeug, das da drüben die „Riesenschründe“ mit den „Verfluchten Bergen“ tuschelten und raunten.

Sonnenuntergang auf der Höhe des Montblanc! —

Ein einsamer Wanderer drängte sich, ohne rechts und links zu sehen, durch das bunte Gewühl, das jetzt um die siebente Abendstunde, wo von der letzten Eisenbahnstation her die Diligencen ankamen, die Gassen von Chamounix erfüllte. Er war in einem eigenen Fuhrwerk vorausgefahren. Allein zu sein, das war sein einziger Wunsch. Der trieb ihn so rasch wie möglich durch die Menschengruppen dem Ausgang des Dorfes zu, und vielleicht mehr noch die unbestimmte Befürchtung, doch irgendwo plötzlich das wohlbekannte Silberlachen zu hören und vor Angela zu stehen.

Aber es war nicht leicht, vorwärts zu kommen. Besonders vor dem Postgebäude stockte der Verkehr. Dort hielten die Diligencen, schwerfällige, mit fünf und sechs Pferden bespannte und bis auf den letzten Platz mit Passagieren und Koffern vollgepackte Kolosse. Aus ihnen quoll, von dem Geschrei der in langer Reihe aufgestellten Hoteldiener empfangen, ein wildes Durcheinander aller Stände und Sprachen. Vom Kutschbock, wo die Rosselenker in blauen Blusen saßen, kletterten deutsche Touristen mit dem grünen Rucksack auf dem Rücken und französische Thalwanderer in seltsamen, kurzen Kapuzenmäntelchen nieder, auf den gegen die Plattform oben gelehnten Leitern tasteten sich gichtbrüchige englische Reverends und behende Amerikanerinnen, den Bergstock in der Hand und das Schoßhündchen unter dem Arm, auf den Boden herab, und aus den engen, heißen Innenplätzen unten löste sich ein Knäuel von fetten, alten Damen, von Priestern, Kindern und Kammerzofen aus dem Chaos des dazwischen aufgeschichteten Handgepäcks los. Elegante Pariser, noch elegantere, nervös plaudernde Pariserinnen, junge Abbés zu ihrer Linken, die mit ihren glattlächelnden und weltklugen Gesichtern eher an liebenswürdige Schauspieler in schwarzen Weiberröcken erinnerten und nicht einen Blick für ihre derben Berufsgenossen, die dicht daneben mit Fuhrleuten und Arbeitern Gruß und Handschlag austauschenden savoyardischen Dorfpfarrer, übrig hatten; Engländer in Menge, mit weiten Kniehosen und modischen Jacketts darüber als einem Kompromiß zwischen Klubhütte und Salon, lärmende Italiener, Holländer und Russen, Schweden und Ungarn, Yankees und citronen-

Digitized by Google

Gang zur Christmette.
Nach einer Originalzeichnung von R. Püttner.

Digitized by Google

farbene, schmächtige Südamerikaner, alles durcheinander. Durch das Gewirr der angeschirrten Pferde, der Lohnfuhrwerke und der Maultiere, auf denen die Bauernburschen und Mädchen der Umgegend mit leeren Körben am Arm und geschwungener Gerte einhertrabten, der mit flatternder grüner Schürze dahinradelnden Hausknechte trippelte ängstlich, in buntseidene Jacke und ebensolche Hosen gekleidet, auf hohen Holzsandalen eine javanische Dienerin, einen kleinen, dreijährigen Blondkopf an der Hand. Ein paar Lakaien, das Gefolge irgend einer inkognito eingetroffenen Fürstlichkeit, schauten ihr blasiert nach; ein befrackter, barhäuptiger Elegant, der Wiener Oberkellner eines Grandhotels, verhandelte mit der bebrillten kleinen Directrice der gegenüberliegenden Photographienhandlung; in offenen Läden arbeiteten Schuster und Schneider emsig an den meist drängenden Reparaturen, und aus der Ferne klangen die Hammerschläge, mit denen der Schmied beim Feuerschein der Esse den Pferden neue Eisen auflegte und die wackelig gewordenen Räder für die Strapazen des nächsten Tages ausbesserte.

Wie braune Felsblöcke im Strom standen überall in dem Gewühl die wenig beweglichen Gruppen der Bergführer. Es mochten ihrer hundert oder mehr sein, die auf dem Platz zwischen der Poststation und der Kirche vor dem Bureau des Guides sich scharten.

Doch waren es meist nur die Kleineren ihrer Gilde. Die großen Gletschermänner, die eigentlichen Montblancführer, deren Namen alle Reisehandbücher nennen, hielten sich, soweit sie nicht „draußen“ waren, eher in ihren Häusern und Kantinen auf. Sie wußten, daß der Hochtourist diejenigen von ihnen, die er sich aus der ihm wohlbekannten Schar gewählt hatte, schon rufen lassen würde.

Augenblicklich herrschte in den Gruppen dieser blasiert dastehenden, unansehnlich gekleideten Gestalten etwas mehr Leben als sonst. Eine Montblancexpedition kehrte zurück. Aus den Dachluken des Hotels vor ihnen knallten die Schüsse der Hausknechte, und eine Menge Gäste — Engländer und Amerikaner — stand erwartungsvoll im Eingang, um den jungen Burschen zu begrüßen, der, die Stummelpfeife im Mund, die Eisaxt geschultert, zwischen zwei verwetterten alten Führern über die Arvebrücke daherkam. Er schien gar nicht ermüdet und lächelte kindlich vergnügt, als oben in den Dachluken die Pulverwölkchen sich kräuselten und unten ihn ein Trupp befreundeter Herren und Damen aus Boston mit einem begeisterten „Hep, hep, hurra!“ empfing.

Der ganze Schwarm der Neugierigen zog mit ihm bis vor die Pforte des Hotels. Auf der Gasse wurde es licht. Sie lag frei vor dem einsamen, sonnengebräunten Wanderer, und er verdoppelte seine Schritte, um bald das Freie zu erreichen.

Gottlob — nun hatte er Chamounix hinter sich und stand allein.

Vor ihm lag im Abenddämmern das grüne Wiesenthal, mit steinbeschwerten Hütten übersät und eingerahmt von düsteren, blauschwarzen Tannenhängen, durch die sich in blendendem Weiß die Gletscherströme niederwälzten. Oben, über der Grenze des Waldwuchses flossen sie ineinander und bildeten ungeheuere Eismeere, die dann wieder, wo noch weiter hinauf das Reich des ewigen Schnees begann, in blendende Firnfelder übergingen. Die weißen Schneedächer wölbten sich, eines das andere überhöhend, unermeßlich zum Himmel empor und begrenzten, beinahe senkrecht über den schwindelnden Augen unten, dessen unergründliches Blau mit ihren stäubenden Kämmen. Dort oben war die Spitze des Montblanc. Es kostete Mühe, sie herauszufinden — schien doch der Dome du Gouter in der Verkürzung ebenso hoch — aber es war auch nicht die einzelne kleine, über den Abendwolken verlorene Schneekuppe, die so gewaltig wirkte, sondern der ganze Anblick dieser blendendweißen, sonnenüberglühten, sich stumm über die Erde aufreckenden Riesenwelt, vor der alles im Thal zusammenschrumpfte und nichtig erschien.

Sonnenuntergang auf dem Gipfel des Montblanc! Er kannte das Schauspiel wohl. Es lebte vor seinem innern Auge, als stände er selbst oben auf jener Höhe.

Unten in einem Dämmern von Nacht, Nebel und Wolken ging Europa zur Ruhe. Aber die Berge waren noch wach. Sie standen noch im Licht. In siebenfach flammender Gipfelpracht wölbte sich da oben, frei vor dem Montblanc hingelagert, der herrlichste aller Höhenzüge, die Monterosagruppe. Mit ihrer goldglänzenden Dufourspitze überragte sie die ganze Schweiz. Das Matterhorn, der böse Feind, hockte ganz verkümmert und zerknirscht links daneben. Wohl stand auch sein trotzig zurückgekrümmter Gipfel noch in lichten Abendflammen, aber seine Gestalt war von hier betrachtet unschön, ganz anders, als wenn man umgekehrt von der Spitze des Monterosa aus die Felspyramide gerade vor dem Montblanc stehen sieht. Jetzt trug sie deutlich einen Höcker und war in sich zusammengesunken, ein buckliger Teufel, der aus der Ferne wenigstens keinen mehr schreckt.

Auch das Berner Oberland schien klein gegen die Monterosapracht. Seine Giganten standen zu dicht beisammen. Rotüberstrahlt drängten sich Jungfrau, Mönch und Eiger Hand in Hand, und an sie wieder preßte sich die zackige Riesenwand der Ebenfluh, das gigantische Dreieck des Breithorns und die Tschingelkette, wie gegenüber, Mann neben Mann zur Mauer gereiht, die Aar- und Schreckhörner mit funkelnden Eiskronen standen und über ihre Schulter weg aus der Wetterhorngruppe die Rivalin der Berner Königin, die schöne Hasli-Jungfrau, im Abendgold blitzte.

Hier im Norden und Osten sank rasch die Nacht auch über die Hochgipfel. Von den Eistürmen des Engadins war nichts mehr zu sehen, der Tödi versunken, vom Schwarzwald her lag es finster auf Deutschland und der Schweiz. Aber nach der anderen Seite hin wollte das Licht noch nicht weichen. In Italien war es noch hell. Ein düster ragender violetter Riesenklotz, bewachte da der Monteviso sein Reich. Grivola und Paradies standen vor dem Gewimmel der italienischen Seealpen, hinter denen in unsichtbaren Fernen das Mittelländische Meer rauschte, und blickte der Montblanc dorthin, in sein Heimatland nach Frankreich hinüber, so schimmerten da noch deutlich unter ihm die zerrissenen Schneeflächen, die zackigen Felsengipfel und wilden Schluchten der Dauphiné.

Tiefer und tiefer sank zwischen ihnen der rote Sonnenball, und in dieser Spanne weniger Minuten, in denen das Licht zur Nacht sich wandelt, ging plötzlich eine wundersame Bewegung durch die Firnwelt. Es schien, als seien auf einmal die weiten Schneefelder von innen belebt. Sie leuchteten in warmen, fleischfarbenen Tönen, und ihre über Mulden und Kesseln lagernden Schatten gewannen einen hellen, grünlichen Ton, gleich dem Widerschein des Abendhimmels, an dem das verschwimmende, von Rosenwölkchen durchsetzte Blaßblau in durchsichtigen, seegrünen Schimmer überging.

Nur eine kurze Frist — dann war auch für die Spitze des Montblanc der Sonnenball geschwunden, und fast im selben Augenblick kleideten sich Schnee und Eis umher bei sofort unheimlich steigender Kälte in ein stumpfes, totes Weiß. Aber der Beschauer unten im Thale wußte es wohl: die Nacht war noch nicht da. An Stelle der kleinen roten Scheibe, vor der jetzt schwarz, wie zackig mit der Schere ausgeschnittene Riesenkonturen die Berge standen, lief rechts und links ein breites, rotes Feuerband über den Horizont. Es dehnte sich mehr und mehr aus, es spannte sich nach Frankreich und Italien und bildete einen flammenden Hintergrund, von dem die Schattenrisse der Berge sich gigantisch in unwahrscheinlichen, bei Tage nie geschauten Gespenstergestalten abzeichneten.

Im Halbkreis um den Montblanc lohte Europa. Ein Weltbrand, eine jener Farbenorgien, in denen sich, unbekümmert um Menschenaugen, die schweigende Natur berauscht, wenn sie in der Polarnacht die regenbogenbunt zitternden Bänder des Nordlichts über den Himmel wirft, wenn sie das tiefblaue, von weißen Schaumspritzern gekrönte Eismeer in den blutigen Dunst der Mitternachtsonne kleidet oder dem Monarchen der Montblanckette einmal noch seine Lande im Feuerschein zeigt, ehe die Nacht ihre grämlichen Hüllen darüber wirft.

Denn nun kam die Nacht wirklich. Das Flammenband am Horizont ward blasser und blasser, ein kränklicher, violetter Hauch legte sich darüber hin und ging rasch in volles Schwarz über. Die Dunkelheit war da, die Dunkelheit der Hochwelt, in der nur noch das letzte ersterbende Schneegeriesel und, wenn auch das zu Ende, zuweilen ein langgezogenes Sturmgestöhne

Digitized by Google

das Todesschweigen unterbricht, indessen am Himmel, strahlend und glitzernd, wie man es nie in den Thälern schaut, die stumme Sternenpracht sich wölbt.

Aber nicht lange dauerte die Dunkelheit. Hinter der Aiguille du Moine stieg ein bläulicher, unbestimmt nach allen Seiten sich verteilender Schein rasch empor. Er wurde stärker und stärker, und plötzlich schwamm, grell leuchtend und gewaltig wie die Sonnenscheibe, scharf von dem fern dahinter liegenden Sterngewimmel abgegrenzt und scheinbar in unheimlicher Größe dicht über der Erde schwebend, der Vollmond am Himmel.

Es wurde beinahe taghell ringsumher. Weithin traten silberübergossen die Montblancspitzen aus der Nacht, die Schneefelder schimmerten in bläulichem, von schwarzen Schattenflecken durchbrochenem Glanz, und auf den zerklüftet und zerrissen in die Nacht der Tannenwälder und Thäler hinabrollenden Gletschern spiegelte sich wie auf den Schuppen eines Fisches das silberne Licht.

Der Mond stand still am Himmel. Die Berge schliefen. Ringsum war Ruhe. Nur ihr schweres Atmen ging zuweilen als ein Sturmhauch durch die Oede. Dann stöhnte es unten in den Schründen und oben auf den Kämmen wehten, vom Himmel her bläulich durchleuchtet, die aufgefegten Eisschleier schweigend im Geistertanz dahin . . .

* * *

Er blickte noch einmal zu den Höhen empor. Dann ging er still im Dunkel nach dem Städtchen zurück. Der heutige Nachmittag war ihm mit der Vorbereitung der Tour, der Beschaffung all der Kleinigkeiten verstrichen, die seine Erfahrung als unentbehrlich für die Montblancbesteigung kannte. Morgen aber, mit dem frühesten, wollte er hinauf bis zum Nachtquartier der Grands-Mulets.

Der Abend war klar und heiter, in seinem frisch von den Höhen niederwehenden Hauch schönes Wetter versprechend. Und klar und froh war es auch in seinem Innern. Der Anblick der Größe hatte ihn befreit. Er war ruhig, wie schon lange nicht mehr, erfrischt und geläutert wie nach einem Bad in kaltem Bergquell.

Die Straße war jetzt, zur Zeit der großen Fütterung in allen Hotels, wenig belebt. Nur die Führer standen noch da und dort beisammen, und manche von ihnen griffen, den Alpenforscher erkennend, an ihre Schlapphüte. Er machte Halt und reichte einem von ihnen, dessen Greisenantlitz fast in einem weißen Urwald von Bart verschwand, die Rechte.

„Wie geht's, Vater Baptiste?“ frug er freundlich auf französisch seinen einstigen Bergbegleiter. „Was macht der Montblanc?“

Der Patriarch lächelte schmerzlich. „Ach, Monsieur! Ich habe dem Montblanc Adieu sagen müssen. Vor drei Jahren. Es geht nicht mehr mit der dünnen Luft. Nun führe ich nur noch Reisegesellschaften über den Glacier des Bossons, allenfalls auf den Jardin.“

„Das ist freilich traurig. Ein Führer wie Sie, Baptiste!“

„Ja, Monsieur! Und was könnte ich diesen Sommer verdienen! Er ist so gut wie selten einer. Sehr viel Fremde. Man macht nicht nur den Montblanc, sondern auch die seltenen Spitzen. Sehen Monsieur nur da!“ Und er wies hinaus auf den Nachthimmel, an dem in halber Höhe ein winziges, rotes Feuerpünktchen schimmerte.

„Ein Biwak?“

„Ja, Monsieur! Zwei Herren, die mit vier Führern und vielen Trägern die Aiguille du Diable machen wollen! Ein vornehmer deutscher Herr und ein Herr aus Amerika oder Afrika . . . ich weiß nicht recht!“

„Vielleicht ein ganz großer Mann, mit langem, rotem Schnurrbart, und ein ganz kleiner, glatter?“

„Richtig Monsieur! Monsieur ist wohl mit ihnen befreundet?“

„Ja. Ziemlich!“ Er stockte. „Sagen Sie . . . ist niemand anders mit den Herrschaften?“

„Doch. Ein alter Herr mit seiner Tochter!“

„Sind sie unten?“

„Ja, Monsieur! Sie wohnen in dem Hotel hier drüben — gleich neben dem Führerbureau. Der alte Herr ist nicht gut zu Fuß.“

Also war sie hier, in seiner Nähe! Jeder Schritt aufwärts entfernte ihn von ihr und führte ihn zur vollen Freiheit. Und da sie jedenfalls nicht ohne ihre beiden Freunde eine Montblanctour unternahm, so war er vollkommen sicher, ihr morgen nicht auf seinem Wege zu begegnen.

„Adieu, Baptiste!“ sagte er. „Morgen geht's auf die ‚Calotte‘!“

Der Alte sah ihn neidisch an. „Welche Führer nimmt Monsieur denn mit?“

„Keine!“

„Das ist aber sehr gefährlich, Monsieur!“

„Ach ja, Vater Baptiste!“ Der Afrikaner wandte sich zum Gehen. „Das ganze Leben ist gefährlich. Schließlich stirbt jeder daran.“

Er drückte dem Alten, der ihn kopfschüttelnd ansah, die Hand und schlenderte die Gasse weiter.

Da war die Straßenecke mit dem von vereinzelten Hochtouristen, Führern und Trägern umstandenen „Bureau des Guides“ und dicht daneben das Hotel.

Er blieb stehen. Ein plötzliches, unbezwingliches Verlangen kam über ihn, die paar dutzend Schritte bis zu dem Portal zurückzulegen und in den hellerleuchteten Speisesaal einzutreten. Da saßen jetzt wohl noch die Gäste in langen Reihen an der Table d'hote und nebenan, an einem gesonderten Tisch, wie es ihr Brauch, Angela und ihr Vater. Auf weithin schon mußte er die charakteristischen Köpfe erkennen — des Petroleumkönigs knabenhaftes, gefurchtes Antlitz unter der strohblonden Perücke und daneben das schmale, lockenumrahmte Gesicht, das er seit Jahren nicht mehr gesehen. Denn ihre Begegnung neulich in Tetuan hatte sich ja im Dunkeln abgespielt.

Er brauchte bloß durch den Speisesaal zu schreiten und sich an dem gastlichen Tische niederzulassen! Wenn die Weltwanderer wirklich da waren, wenn nicht wieder wie jüngst in Gibraltar die Enttäuschung an der einsamen Tafel mit Nicolai Rey zu Gaste saß, so würden sie ihn jedenfalls freudig empfangen! Er war wieder unter seinesgleichen, statt unter den Philistern von Genf, und er konnte von ihr Abschied nehmen . . .

Denn ein Abschied war es ja doch, so oder so — ob er nun da oben leben blieb oder starb! Sie verließ er in jedem Fall auf Nimmerwiedersehen. Da that ein Händedruck beim Scheiden wohl.

Vielleicht erwartete sie ihn schon! Jedenfalls erfuhr sie in Bälde seine Ankunft. Denn so unbeachtet auch der große Fremdenstrom Tag um Tag durch Chamounix rinnt, das Eintreffen einer Persönlichkeit von Bedeutung, eines inkognito reisenden gekrönten Hauptes, eines Staatsmannes oder bekannten Alpinisten wird sofort bemerkt, in den Hotels besprochen und in der wöchentlich erscheinenden „Revue du Montblanc“ angezeigt. Und er war weiß Gott in diesem Thale ein berühmter Mann! Sein Name hatte hier einen guten Klang, seit er vor vielen Jahren die tollkühnen Besteigungen einiger als unbezwinglich geltenden „Aiguilles“, der spitzen, wie vergletscherte Kirchtürme in die Luft starrenden Felsnadeln, ausgeführt.

Er stand immer noch an der Ecke, ohne einen Schritt gegen das Hotel zu thun.

Sein Gesicht wurde finster. „Nein,“ sagte er plötzlich ganz laut und mit fester Stimme und ging geradeaus weiter, das lockende Portal im Rücken lassend.

Nein! Sie sollte ihn nicht wiedersehen. Hatte sie ihn in seiner Kraft und Stärke nicht lieben können, ihr Mitleid mit dem Kranken begehrte er nicht. Es war vorbei und überwunden. „Nein!“ wiederholte er noch einmal und schritt rascher in das Dunkel hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weihnachtsfeier in einer Spreewaldschule.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zu dem Bilde S. 813.)

Zu den anmutigsten Erscheinungen im Volksleben der Mark zählt noch immer das lustige, buntfarbige Treiben der Bewohner des Spreewalds. Die kleinen wie die großen Mädchen, die junge Mutter wie die Matrone: noch hängen sie hier fest an der ererbten Tracht ihrer Vorfahren und bilden darum im Rahmen dieser so eigenartigen Landschaft dem Maler wie Poeten fort und fort die reizvollsten Motive. Man kann sich gar nichts Lustigeres denken, als wenn so ein Kahn unter dem grünüberwölbten Blätterdom eines Kanals einhergeschwommen kommt, dicht angefüllt mit der buntfarbigen, schnatternden kleinen Kinderschar, welche der Kahnführer zur Schule geleitet. Da und dort macht er im kleinen Hafen vor einem netzumhangenen Blockhause noch flüchtig Halt, mit einem hellen Gruße steigen ein oder mehrere kleine Menschenkinder hinein, und weiter geht's hin auf stiller, feierlich von ehrwürdigen Erlen überrauschter Wasserbahn. —

Der Spreewald in seiner Eigenart steht einzig da auf unserem Planeten. Jedes Dorf ist ein ländliches Venedig; jedes Anwesen ein kleines, wasserumspültes Reich für sich: auf einer schilfbekränzten Insel unter Erlen und Weiden ein auf untergelegten Felsblöcken derb gezimmertes Blockhaus, von Kürbis, Pfeifenkraut und anderem Schlingkraut umwuchert, von Netzen, Bienenkörben, Fischkästen malerisch umgeben. Keine Landstraße finden wir hier. Peitschenknall und Hufschlag tönen nicht im Spreewalde. Allen Verkehr vermittelt allein der Kahn. Er ist die zweite Heimat des Spreewäldlers. Zur Taufe, zur Schule, zum Tanz im Wirtshause, zum Grabe, immer nimmt ihn der Kahn auf. Alle verstehen ihn zu lenken. Zur Spinnstube geht's in ihm, der Jäger beschleicht in ihm das Wild, Gendarm, Hausierer, Pfarrer, Briefträger, Nachtwächter, der böhmische Spielmann, Handwerker, Knechte und Mägde — alles muß sich des Kahnes hier bedienen. Das aber giebt dem Leben einen so seltsam poetischen Reiz. Stundenlang zwischen den Inseln, den herrlichen, dicht mit Unterholz durchsetzten Erlenwäldern dahinzugleiten, ist ein tiefer, poetischer Genuß. Das Kommen und Gehen der Wasser, Wellenrauschen und leiser Ruderschlag, Nebelduft und Abendflimmer, das lautlose Huschen von Kähnen und Menschen, vor uns, neben uns, zwischen dem aufraschelnden Ufergestrüpp, dazu Erlensäuseln und fernes Glockentönen: es ist, als halle dies alles wieder in den schwermütigen, sanften Liedern des Wendenvolkes.

Nur während der Winterszeit stockt der Kahnverkehr im Spreewalde. Sobald der Frost die Kanäle und meilenweiten Wiesenflächen mit eisiger Decke überzieht, beginnt auf glitzernder Bahn ein noch lebhafteres Treiben. Schlittschuhe, Schlitten und Eispike treten in ihre Rechte. Aus den Nachbarstädten kommt man gewallfahrtet, um jauchzend den Spreewald in seiner Winterpoesie zu genießen.

Daß ein solch merkwürdiges Stückchen Erde auch noch viel seiner altehrwürdigen Gebräuche sich aufbewahrte, darf darum auch nicht wunder nehmen. Hier leben noch Sagen und Märchen, freilich auch tiefeingewurzelter Aberglaube, hier vollzieht sich im Kreislauf des Jahres noch manch schöner Brauch, reich an poetischem und tiefdeutigem Inhalte.

Namentlich im Winter, wenn die Feldarbeit ruht und das junge Volk in den Spinnstuben sich sammelt, werden die alten Geister wieder lebendig. Der „graue Mann" hat die Erde mit dem Winterkleide zugedeckt. Dichte Nebel wallen umher, und zu dieser Zeit, da die Wege unsicher werden, fordert der Nix seine Opfer, und der „Bud" (Irrlicht, Irrgeist) lockt die Menschen auf gefährliche Abwege. Je näher die Weihnachtszeit heranrückt, desto dichter zieht sich der Kreis alter abergläubischer Ueberlieferungen zusammen. Die stille Winterszeit stimmt den Spreewäldler zum Nachdenken, und nun übt er gerne die zauberhaften Künste, welche dem sterblichen Auge die Zukunft enthüllen sollen. Da schreitet eine junge Magd am St. Andreasabend in den Garten, bleibt vor dem Kirschbaum stehen und bricht stillschweigend von ihm Zweige. Stillschweigend kehrt sie in ihr Kämmerchen zurück und stellt die Reiser in einen Krug mit Wasser und denkt sich etwas dabei. Blühen die Zweige zu Weihnachten, so wird im nächsten Jahre das, was sie gedacht und sich gewünscht hat, in Erfüllung gehen.

Die neun Tage vor Weihnachten sind besonders geeignet, um die Zukunft zu befragen; man errät sie aus Holzspänen, die man nach Vorschrift sammelt und verbrennt, aus dem Wasser, das man in der Ofenblase quirlt, und aus dem Gebell der Hunde. Was die Geister den Menschen enthüllen, bezieht sich fast immer auf Hochzeiten, Geburten und Todesfälle, die im kommenden Jahre sich ereignen sollen.

Auch an die Bereitung der Speisen für den Heiligen Abend knüpft sich mancher alte Brauch. Auf den Tisch wird Stroh gelegt und darüber ein Tischtuch gebreitet. Darauf setzt man die Christkuchen und neunerlei Speisen, die man essen soll, wenn man im kommenden Jahr vor Krankheit und Ungemach bewahrt werden will. Zumeist werden Butter, Salz, Schmalz, Pflaumenmus, Sirup, Quark, Wurst, Quarktunke, Brot und Fleisch vorgesetzt; man kann aber auch andere Gerichte wählen. An manchen Orten ißt man am Heiligen Abend Heringssalat, aber auch darin sollen neunerlei Zuthaten sein.

In dieser bedeutungsvollen Zeit umwickelt der Mann die Obstbäume mit Stroh, damit sie reichlich tragen, und stellt allerlei Beobachtungen an, um die Witterung der einzelnen Monate im kommenden Jahre zu ermitteln.

Früher schlossen sich an diese Bräuche farbenprächtige Umzüge; leider sind sie auch im Spreewald, wie in anderen Gegenden, in Vergessenheit geraten. Aber eine liebliche und ans Herz rührende Sitte hat sich noch erhalten. Es ist dies die Weihnachtsfeier, wie sie die Kleinen des Spreewaldes in der Schule heute noch begehen. Auf dem Tisch des Lehrers im Schulzimmer hat man einen lichtergeschmückten Christbaum aufgestellt. Sein Glanz erhellt den schlichten Raum und zaubert echte Weihnachtsstimmung hinein, die aber noch erhöhtere Freudigkeit empfangen soll.

Von allen Seiten nahen auf den dunklen Kanälen Kähne, welche die liebe Schuljugend herbeiführen. Jungen und Mädchen eilen herbei. Ein jedes trägt ein brennendes Lichtlein in der Hand. Das überstrahlt glücklich lachende Gesichter und wirft matten Lichtschein zu den winterlich überschneiten Erlen und Büschen. Das ist ein Trippeln, Huschen und Schieben in die Schulstube hinein, wo der freundliche Lehrer ihrer schon harrt. Aus frischen Kehlen braust ein Weihnachtslied durch den Raum. Dann erzählt ihnen der Lehrer von der Bedeutung des Heiligen Abends. Noch ein Schlußlied aus dem Gesangbuche, die Feier ist beendet und heimwärts geht's wieder durch Nacht und Schnee.

Zu Hause legt ein jedes Kind ein Stück Kuchen auf den Tisch. Das ist heiliger Brauch, es gehört dem Christkinde. Darauf geht's mit klopfendem Herzen und hoffnungsfroh zu Bette. Am andern Morgen nämlich liegt auf dem Tische alles, was das Kinderherz an Spielzeug und Leckerbissen sich wünschte. Das Stück Kuchen aber ist verschwunden, das hat das Christkind freundlich für sich mit fortgenommen.

A. Trinius.

Weihnachtsüberraschungen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Humoreske von **Arthur Zelwett.** Mit Illustrationen von **G. Mühlberg.**

Wir wollten uns letzte Weihnachten recht einschränken. Wir hatten im Sommer eine große Reise gemacht und manche andere außerordentliche Ausgabe gehabt, da mußte das Fest um so bescheidener ausfallen.

Meine gute kleine Frau! Da stand ich und las ihren Wunschzettel. Lauter einfache nützliche Gegenstände — kein Putz — kein Schmuck — nicht einmal ein Buch!

Ich war gerührt über diese Selbstverleugnung; ich hätte ihr so gerne etwas geschenkt, das mehr nach ihrem Herzen war als diese rein praktischen Dinge. Es fiel mir bald auch mancherlei ein; doch immer meldete sich zugleich auch ein „aber“ dagegen, denn die betreffende Anschaffung wäre wider den Etat gegangen. Standhaft aber mußte ich diesmal bleiben, das hatte ich mir fest vorgenommen. Ich sann und sann . . . Nie hätte ich geglaubt, daß die Wahl eines Geschenkes für mein bescheidenes Frauchen mir so viel Kopfzerbrechen verursachen könnte!

Endlich eines Morgens kam mir beim Aufstehen — die Kinder lärmten lustig im Nebenzimmer — ein Gedanke, der mir wie eine Erlösung schien. Meine Frau hatte schon öfter darüber geklagt, daß ich bei aller sonstigen Freigebigkeit mich so schwer entschlösse, die Kinder photographieren zu lassen. Solch ein Bild, welches die schnelle Entwicklung der Kinder in ihren einzelnen Phasen festhalte, sei eine Erinnerung fürs ganze Leben! Andere Eltern ließen, so wies sie mir nach, ihre Kleinen alle halben Jahre aufnehmen, und so hübsch und niedlich wie jene Kinder waren unsere doch mindestens auch! Dennoch waren beide erst ein einziges Mal, und das in ihrem ersten Lebensjahr, als ihre Reize noch gar zu wenig entwickelt waren, beim Photographen gewesen. Und unsere Hanna vollendete jetzt bereits ihr zweites, unser Oskar sogar sein drittes Jahr! Jetzt lohnte sich's wirklich, an eine neue Aufnahme zu denken. Meine Frau hatte recht; sie hatten sich, in der letzten Zeit zumal, riesig entwickelt, und es war nicht zu verwundern, daß alle unsere Bekannten von ihnen ein Bild begehrten!

Unwillkürlich schritt ich zur Thür nach dem Kinderzimmer, aus welchem die Stimmen der Kleinen so lustig herüberklangen. Ich öffnete, und mit strahlenden Augen und hellem Jubelgeschrei liefen sie auf mich zu und sagten mir Guten Morgen. Oskar und Hanna, eben frisch angezogen, sahen wirklich ganz allerliebst aus. Mein Vaterstolz hob sich. Ja, das war's! Ich wollte die Kinder in aller Heimlichkeit zum Photographen bringen, und zu Weihnachten wollte ich mich dann an dem lieben erstaunten Gesicht meiner Frau erfreuen.

Wie hätte ich ahnen können, auf wie viel Schwierigkeiten dies Vorhaben stoßen würde!

Mein erster schüchterner Versuch, die Kinder auf eine Stunde am Tage loszubekommen, scheiterte an dem energischen Widerstande ihrer sorglichen Mutter, die das Wetter zu stürmisch fand. Auch war ihr mein plötzliches Vorhaben, mit den Kindern allein spazieren zu gehen, zu überraschend, um nicht durch das Ungewöhnliche zum Widerspruch gereizt zu werden. Ich hatte einen derartigen Wunsch bisher ja auch niemals geäußert.

Mein Mißgeschick wuchs.

Auf den Sturm folgte eine Regenperiode, so andauernd, so hartnäckig, daß ich in förmliche Verzweiflung geriet.

Aber daran kehrte sich der Regen nicht. Nur mit um so hämischerer Schadenfreude gurgelte er tagaus tagein die Dachrinnen in dicken Strähnen herab, nur um so ärger schlug er gegen die Fensterscheiben. Schon waren es nur noch acht Tage bis Weihnachten, und wenn es noch lange so weiter ging, mußte mein schöner Plan rettungslos zunichte werden.

Da — endlich!

Eines Morgens erwache ich und siehe, das gräuliche Gegurgel draußen hat aufgehört. Ich gehe ans Fenster und sehe vergnügt, daß schöner klarer Frost eingetreten ist.

Und als ich des Mittags angesichts meines großen Vorhabens eine Stunde früher als gewöhnlich aus dem Bureau nach Hause komme, scheint die liebe Sonne so hell und freundlich in das Zimmer herein, als wolle sie mir frischen Mut und neues Hoffen in das zagende Herz senden.

„Jetzt muß
Gehandelt werden, schleunig, eh die Glücks-
Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt,
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen“

sagte ich mit Wallenstein.

Und ich sollte Glück haben.

Meine kleine Frau war nicht zu Hause. Ich raffe also den Paletot meines Jungen, Hannas neuen roten Plüschmantel, Mütze, Gürtel, Kapotte, Gamaschen, Gummischuhe und was mir sonst noch in die Hände fällt, eilends zusammen und will die Kinder eben anziehen — da — nein, so ging es ja nicht!

Die Kinder hatten ihre ältesten Hauskleider an, die noch dazu die Spuren ihrer intimen Bekanntschaft mit Fußboden und Wänden sichtbar an sich trugen. Dazu waren sie nicht ordentlich gewaschen und gekämmt. So konnten sie unmöglich photographiert werden. Sie mußten umgezogen werden vom Kopf bis zu Fuß — es half nichts!

Aber wie sollte ich diesen Schritt, ein solches bei mir ganz ungewohntes Eingreifen in die Befugnisse meiner Frau rechtfertigen, ohne ihrem klugen Sinne sogleich mein ganzes Vorhaben zu enthüllen?

„Frisch ans Werk, mein Kopf!“ sprach ich mit Hamlet. Und da kam mir auch gleich ein Einfall.

Bei dem schönen Wetter würde es meine Frau schon eher begreiflich finden, wenn ich einmal allein mit den Kindern einen Besuch machen wollte. Sie hatte erst kürzlich geklagt, daß das Wetter zu schlecht sei, einen durchaus nötigen Besuch bei Tante Heim, der Patin von Hanna, zu machen, welche immer so freundlich gegen die Kinder war.

Mein schlaues Anerbieten, ihr diese Mühe abzunehmen, sobald es das Wetter erlaube, hatte freilich nicht das rechte Verständnis gefunden — doch brauchte ich das ja nicht bemerkt zu haben!

Ich klingelte also schleunigst dem Mädchen, damit sie die guten Sachen für die Kinder brächte und sie umzöge — so schnell als möglich, bevor meine Frau nach Hause kam.

Und siehe — ein wahrer Glücksstern schien heute endlich über meinen Entschlüssen zu schweben — da kam schon das Kindermädchen, bevor ich die Klingel nur angerührt, und als hätte sie meine geheimsten Gedanken erraten, trug sie das

feinste Kleid für Hanna, den besten Anzug für Oskar über dem Arm und Stiefelchen und Schuhe und Strümpfe — alles so schön und so blank und so zierlich, wie es mir noch nie im Leben erschienen war.

Und dazu machte sie ein so verschmitztes Gesicht, daß ich ganz stutzig wurde.

Wie?! Sollte ich mich doch am Ende verraten haben?! Wollte sie mir andeuten, daß sie Mitwisserin meines ängstlich gehüteten Geheimnisses war?!

„Was wollen Sie mit den Sachen?" fragte ich sie nicht ohne einige Befangenheit.

„Ich sollte die Kinder anziehen — die gnädige Frau wird gleich wiederkommen und sie abholen. Sie wollte einen Geburtstagsbesuch mit ihnen machen."

Ich stand da — wie vom Blitze getroffen.

Horch! Ein lautes Schellen der Hausklingel — noch habe ich mich nicht von meiner Erstarrung erholt, da tritt meine kleine Frau ins Zimmer in feinster kleidsamer Toilette, so lächelnd und freundlich, wie ich sie schon lange nicht gesehen.

„Du schon hier, liebster Mann?! Das schöne Wetter lockte dich gewiß ein wenig früher von deinen Akten fort. Aber wie schade — nun kann ich nicht einmal mit dir spazieren gehen; ich muß mit den Kindern fort —"

„Wo willst du denn hin?" frage ich und zwinge mich zu der harmlosesten Miene von der Welt.

„Nur einen kurzen Besuch, mein Schatz! Bei Tante Heim! Du weißt ja, daß sie uns erwartet."

O weh! Meine schöne, wohlüberlegte Ausrede! Es bedurfte keiner geringen Anstrengung, um meine Ruhe zu bewahren.

Und während meine beiden Kleinen mit bewundernswerter Artigkeit sich in all die herrlichen Sachen einhüllen lassen, überlege ich krampfhaft, wie es möglich wäre, mich in die Lage zu finden, ohne meinen Plan aufzugeben.

„Weißt du," sagt meine Frau und knöpft dem Jungen den letzten Knopf an seinem Sammetjackett zu, „du solltest eigentlich mitkommen, Tante Heim würde sich jedenfalls sehr freuen."

„Ich danke — danke," murmele ich zerstreut und grübele weiter. Ich muß zu einem Entschluß kommen — es ist die höchste Zeit, denn auch die Kleine ist inzwischen fertig geworden und sieht mit den frischgekämmten goldenen Locken, die ihr reizendes Gesichtchen umwallen, und in dem weißen Kleid mit den blauen Vergißmeinnicht, die Tante Heim darauf gestickt hat, so allerliebst aus, daß ich sie mit mehr neidischen als freudigen Gefühlen betrachten muß.

Endlich fasse ich mir ein Herz. „Wirst du lange bei Tante Heim bleiben?" frage ich möglichst gleichgültig meine Frau.

„Nein, lange nicht — weshalb, liebster Mann?"

„Es ist sehr komisch, liebste Frau," beginne ich nun, „wirklich sehr komisch — die reine Gedankentelegraphie — wir begegnen uns heute auf demselben Wunsche. Ich wollte nämlich auch mit den Kindern einen Besuch machen — zwar nicht bei Tante Heim, aber bei meinem Kollegen Müller! Du weißt, sie sind kinderlos und erst kürzlich hierher versetzt" — glücklicherweise war mir unter meinen vielen Kollegen ein solches Ehepaar eingefallen — „sie hegen den großen Wunsch, unsere Kinder, die sie schon einigemal auf der Straße getroffen haben, bei passender Gelegenheit bei sich zu sehen und ihnen ihre große Sammlung ausländischer Vögel, ihren Stolz, zu zeigen. Erst heute bei dem schönen Wetter äußerte der Kollege diese Bitte; damit nun aus solchem Besuch nicht gleich ein großer Verkehr würde — ich weiß, du bist nicht dafür — versprach ich, vor Tisch allein mit den Kindern für einen Augenblick vorzukommen. Findest du das nicht auch richtig?"

„Gewiß, lieber Mann, sehr richtig — aber heute —"

„Nun — ich dachte, ich könnte die Kinder vielleicht von Heims abholen, da sie doch einmal angezogen sind, und dann gleich diesen Besuch abmachen."

„Aber wo denkst du hin, liebster Mann — so bald kommen wir bei Heims denn doch nicht los — nein, du kannst ja morgen mit den Kindern zu Müllers gehen — doch nun Adieu, wenn du nicht mitkommen willst."

* * *

Also morgen!

Das war nun meine letzte Hoffnung. Und richtig — als ich aus dem Bureau nach Hause komme, sind die Kinder auch schon fertig und geputzt. Der Junge hat das blaue Sammetjackett an und die Kleine das vergißmeinnichtbestickte Kleid, und beide sehen so niedlich und sauber aus, daß mir das Herz im Leibe lacht.

„Grüße mir Müllers schön!" ruft meine Frau mir nach, und endlich sind wir auf der Straße.

Nun schnell zum Photographen!

Zu welchem?

Es gab deren viele. Meine kleine Frau rühmte immer den am Kohlenmarkt am meisten — aber, nein, zu dem wollte ich nicht. Sie könnte bei einem Bekannten doch noch auf meine Spur kommen.

Digitized by Google

Da traten wir auch schon in den Empfangssalon eines neueren, aber sehr renommierten Photographen in einer etwas abgelegenen Straße. Der Salon lag zu ebener Erde.

Die Kinder waren bereits ungeduldig geworden — ich beschwichtigte sie durch allerlei Versprechungen und hielt sie so in einer gewissen Spannung. Aber nur für kurze Zeit!

Als man uns einige Augenblicke warten ließ, bestand ihre Geduld diese harte Probe nicht mehr. Der Junge begann gegen einige Bilder, die in kostbarem Rahmen auf kleinen Staffeleien standen, so handgreiflich zu werden, daß ich zu thun hatte, mit Aufbietung aller meiner Kräfte ihrem Sturze entgegenzuarbeiten. Die Kleine aber, um die ich mich infolgedessen wenig gekümmert hatte, begann plötzlich herzzerbrechend zu weinen und schrie nach der Mama. Ich sprach ihr gut zu, ich tröstete sie und liebkoste sie und trocknete ihr die nassen, glühenden Wangen und schmeichelte um sie herum, wie ich es nie einem weiblichen Wesen gegenüber gethan, damit sie nur aufhörte mit dem entsetzlichen Weinen, das ihr süßes Gesichtchen so fürchterlich entstellte. Alles vergeblich! Endlich versprach ich ihr die schönste Puppe von der Welt, die ihre Augen von selber auf und zu machen könnte — das half für einige Augenblicke. Natürlich wollte nun aber auch Oskar etwas gekauft haben. Auch das sagte ich zu. Da erschien wie ein rettender Engel eine junge Dame und fragte nach meinem Begehr.

„Ich bitte, die Kinder photographieren zu wollen."

„Heute?"

„Jawohl — sogleich."

„Das thut mir unendlich leid — aber jetzt — unmittelbar vor dem Feste, ist es unmöglich, ganz unmöglich. Eben ist Herr Schreiber oben — Sie kennen ihn ja, unsern Heldentenor. Der läßt sich in zehn verschiedenen Rollen aufnehmen. Dann warten noch zwei Herrschaften, die vorgemerkt sind. Sie hätten sich anmelden sollen!"

Ich hätte mich anmelden sollen!

Ja, sie hatte recht. So lange und viel hatte ich über meinen Plan gegrübelt und auf diesen einfachsten aller Gedanken war ich nicht gekommen!

Was half jetzt alle Reue? Ich mußte unverrichteter Sache nach Hause gehen. Und das war das Resultat aller Mühen und Sorgen, die Kinder endlich so weit zu bekommen!

Aber ich war klug geworden. Ich verließ den Empfangssalon des Photographen nicht eher, als bis die Dame uns für morgen genau zu derselben Stunde vorgemerkt hatte.

Sowie wir draußen waren, bestanden die Kinder gebieterisch auf ihrem Schein. — Gegen meine Versuche, die Einlösung auf morgen zu verschieben, zeigten sie sich taub — ja um den Mund der Kleinen zeigten sich schon wieder die unheildrohenden Schüppchen. So eilte ich denn in den nächsten Spielladen und kaufte, was sie wollten.

Zu Hause erregte natürlich mein Einkauf die nicht unberechtigte Kritik meiner Frau. So kurz vor Weihnachten — solche Ausgaben! Und gerade in diesem Jahr, wo wir so aufs Sparen angewiesen waren!

Beinahe hätte ich die Schuld auf Müllers gewälzt und gesagt, die Geschenke stammten von ihnen; doch fürchtete ich, daß mich dies in Widersprüche verwickeln könnte, und rechtfertigte mich damit, die Kinder wären so enttäuscht gewesen, weil bei Müllers niemand außer dem Mädchen zu Hause gewesen sei. Um sie zu entschädigen, habe ich sie dann zu einem Spielwarenhändler geführt und die paar Kleinigkeiten für sie gekauft.

Meine Frau war über Müllers Rücksichtslosigkeit ganz empört.

„Du hattest dich doch angemeldet."

„Das ist es ja eben — ich habe mich, scheint's, im Datum geirrt. Wir kamen einen Tag zu früh."

Meine Frau erklärte sehr energisch, sie würde die Kinder nun jedenfalls nicht so bald wieder hinschicken, ich erlaubte mir entgegengesetzter Ansicht zu sein — ich bestand auf meinem Willen, sie gab nicht nach — der geneigte Leser merkt: es kam zu einer jener intimen häuslichen Auseinandersetzungen, wie sie ihm, auch wenn er in der glücklichsten Ehe lebt, wenigstens vom Hörensagen bekannt sind.

Wir standen vom Tisch auf — ich erhielt nur eine flüchtige Handberührung, während ich sonst freundlicher behandelt wurde. Die Stimmung blieb gereizt. Ich hatte jetzt schon genug von diesem Märtyrertum. Hätte ich geahnt, was alles mir noch bevorstand!

* * *

Es war am anderen Tage mittags punkt halb ein Uhr. Ich stieg vom Empfangssalon aus mit den beiden Kindern, die ich nicht ohne große Mühe und neue nicht gerade sehr schmeichelhafte Aeußerungen meiner kleinen Frau über die Familie Müller vom Hause losgerungen hatte, halb sie führend, halb sie tragend, die schier unendlichen Treppen empor, die in das Atelier des Photographen führten.

Solch ein Photograph!

Wohl hundertmal in dieser einen Stunde habe ich dem Manne die Ungerechtigkeit abgebeten, mit der ich seinem Amte bisher gegenüberstand, ohne mir je die leiseste Vorstellung von der Schwierigkeit und der unbeschreiblichen Vielseitigkeit seiner Arbeit zu machen. Wer je in seinem Leben Kinder hat photographieren lassen und nicht in Bewunderung und Hochachtung vor der Kunst eines solchen Mannes und seiner rührenden Geduld zerflossen ist, dem möchte ich die Fähigkeit für solche Empfindungen überhaupt absprechen.

Was der Mann nicht alles anstellte! Was er den Kindern erzählte und versprach und vormachte, mit welcher ergreifenden Langmut und Selbstverleugnung er wieder und immer wieder an ihnen herumnestelte und arbeitete und zupfte, vor ihnen tänzelte und sang und sprang und gestikulierte — es war unbeschreiblich!

Als alles nichts half und ich, völlig verzagt, der festen Meinung war, jetzt gäbe auch er die Sache endgültig auf, da lächelte er noch mit derselben unerschütterten Ruhe und Freundlichkeit mir zu und sagte:

„Jetzt fangen wir erst an!"

Und siehe — vor meinen staunenden Augen ließ er nun aus allen möglichen geheimnisvollen Schlupfwinkeln seines Ateliers ein Spielwarenlager aufmarschieren, das einem großen Magazine alle Ehre gemacht hätte: zuerst zwei krähende Hähne, dann eine Puppe — wieder eine Puppe — ein Pferd — einen Reiter dazu — Papageien — tanzende und Glieder verrenkende Marionetten — Soldaten — eine Kasperlefigur und noch vieles andere.

Und mit allen diesen Dingen tänzelte und sang und sprang und gestikulierte er nun aufs neue vor den Kindern herum, mit schärfstem Blick immer nur die ihm für eine günstige Aufnahme geeignete Sekunde erspähend.

Aber so wie diese sich ergab und er auf den kleinen Gummi-

Digitized by Google

ball, den er in der Hand hielt, drücken wollte — schwapps — da streckte der Junge seinen Arm verlangend nach einem der lockenden Gegenstände aus, da rief die Kleine ein begehrliches „Haben — Haben!“ — und um die Aufnahme war es geschehen.

Dies alles, das mich allmählich in einen Zustand versetzte, der nicht mehr sehr ferne von Raserei war, brachte ihn auch nicht einen Augenblick aus seiner Gemütsruhe, und als ich nach einigen vergeblichen Versuchen, seinen verzweifelten Anstrengungen mit der Macht meiner väterlichen Autorität zu Hilfe zu kommen, ihm mein Bedauern aussprach, daß ihm trotz seiner aufrichtigsten Bemühungen noch nicht eine Aufnahme gelungen wäre, erwiderte er sehr befriedigt, daß er deren bereits vier gemacht habe — zwar wie sie bei der allerdings nicht zu leugnenden Unruhe der Kinder ausgefallen seien, müsse der Erfolg lehren.

* * *

Es war abends.

Ich kam heute zum erstenmal innerlich befriedigt und in gehobener Stimmung aus dem Bureau nach Hause. Das große Werk war ja gethan, der schwere Wurf schien gelungen.

Selbst meine größte Furcht, die Kinder könnten sich einmal über die Besuche bei dem Photographen verplappern und so meiner Frau das ängstlich gehütete Geheimnis doch noch enthüllen, zeigte sich ganz unbegründet.

Den Kindern war der eigentliche Zweck ihres Besuches, über den ich natürlich nicht zu ihnen gesprochen hatte, völlig verschleiert geblieben. Sie erzählten zu Hause sehr viel von Tante Müller und dem lieben Onkel, der ihnen all die schönen Vögel und andere herrliche Spielsachen gezeigt und den sie recht bald wieder besuchen wollten.

Auch ich war sehr erfüllt von der großen Liebenswürdigkeit des Kollegen den Kindern gegenüber, meine Frau konnte von dem wahren Sachverhalt nichts ahnen. Niemand war glücklicher als ich.

Doch wie sagt Wallenstein?

„Frohlocke nicht,
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte —
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.“

Ein Brief! — Ich öffne.

„Sehr geehrter Herr!

Bei der Unruhe Ihrer lieben Kinder ist von den sämtlichen Aufnahmen leider nicht eine ganz nach Wunsch ausgefallen. Ich muß daher um eine neue Sitzung ersuchen, jedoch spätestens für morgen, da ich sonst nicht imstande wäre, die gewünschten Probebilder bis zum Feste zu liefern.

Hochachtungsvoll ergebenst der Ihre

K. Brand, Photograph.“

Die Worte tanzten und flimmerten vor meinen Augen — die Stunde war gekommen, wo ich beinahe so weit war, meinen eifrig verfolgten Plan endgültig aufzugeben.

Ich konnte meinen aufgeregten Zustand nicht verhehlen, und so kam es, daß meine besorgte kleine Frau mich ernstlich ins Gebet nahm und mich auf Ehre und Gewissen bat, ihr den Anlaß meiner wachsenden Gemütsverstörung zu sagen, die ihr nun mit jedem Tage peinlicher und unerträglicher würde.

Wie gerne hätte ich gesprochen, ihr mein ganzes beladenes Herz geöffnet — aber nein, das ging nicht — noch nicht!

So wählte ich den einzigen möglichen Ausweg: eine Erkältung vorschützend, legte ich mich ins Bett.

Aber erquickenden Schlaf fand ich nicht — wüste Träume störten ihn.

Mit Hähnen und Puppen, Papageien und Katzen tanzte und sang und sprang und gestikulierte vor mir der Photograph. Und als ihm alles das nichts half, da gab er mir eine große Marionette in die Hand, und ich mußte nun alles mitthun und mit ihm tanzen und singen und springen und gestikulieren, bis wir mit einem Male zu Fall kamen und ich laut aufschrie und in Schweiß gebadet erwachte und meine kleine Frau sich über mich beugte und „Du bist krank, ernstlich krank“ mit ihrer lieben, besorgten Stimme zu mir sprach, die mir wie eine Erlösung ins gequälte Herz drang.

* * *

Als ich am nächsten Mittag nach Hause kam, hörte ich, daß meine Frau zum Arzte gefahren wäre und das Essen daher später bestellt hätte.

Da faßte ich einen verzweifelten Entschluß.

Ich hieß das Mädchen eine Droschke holen, las mir die Kinder in ihren ältesten Kleidern vom Fußboden auf, wo sie gerade einen ergrimmten Kampf zwischen Katze und Hund aufführten, zog ihnen ungeschniegelt und ungebügelt ihre Mäntel über, packte sie in die Droschke — und fort ging's zum Photographen!

Natürlich traf ich im Empfangssalon, in dem die Kinder ausgezogen wurden, eine befreundete Familie und mußte mich tausendmal wegen des Aussehens der Kinder entschuldigen, ohne dieses selber damit ändern zu können. Auch dem Photographen sprach ich zaghaft mein Bedauern aus; doch der sagte lächelnd: „Das thut ja gar nichts — absolut gar nichts,“ und ehe ich mich's versah, hatte er in der einen Hand eine Bürste, in der anderen einen Kamm und brachte das Haar der Kinder auf eine Weise in Ordnung, daß ich nichts so sehnlich wünschte, als mein Kindermädchen für einige Tage bei ihm in die Lehre zu schicken. Er machte dem Jungen einen tadellosen Scheitel und arrangierte mit einer Kunstfertigkeit, über welche nur sehr geübte Friseure verfügen, den Lockenkopf der Kleinen.

„Aber diese schrecklichen Kleider?“ fragte ich kleinlaut. „Thut nichts — gar nichts,“ sagte er sehr gleichmütig und ging an sein Werk.

Und wunderbar — sei es, daß die Kinder bereits an ihn gewöhnt waren, sei es, daß sie sich in ihren Alltagskleidern viel ungezwungener und natürlicher gaben als in dem hohen Festtagsstaate — die Aufnahme ging viel glatter von statten als das erste Mal, und als wir nach Hause kamen, hatte ich das weitere Glück, meine Frau noch nicht heimgekehrt zu finden. —

Weihnachtsabend!

Dreimal bereits war ich im Laufe des Tages beim Photographen gewesen. Er war überhäuft mit Arbeiten — aber endlich, in letzter Stunde hatte ich meine Probebilder erhalten und eilte, den schwer errungenen Schatz am Herzen bergend, glückselig nach Hause.

Der Lichterbaum strahlt — unsichtbar, aber fühlbar doch fliegt der Weihnachtsengel durch die Luft — würziger Duft erfüllt die Stube.

Die Kinder, denen wir bereits aufgebaut haben, jauchzen und frohlocken über ihre Sachen — am meisten über die beiden krähenden Hähne, die „Onkel Müller“ ihnen zum Andenken an die unvergeßliche Stunde mitgesandt hatte.

Digitized by Google

Jetzt sind wir beide nach alter Ueberlieferung an der Reihe.

Meine kleine Frau läßt es sich nicht nehmen, mir zuerst zu bescheren, obwohl ich bereits vor Ungeduld brenne und mit aller Kraft an mich halten muß, ihr mein Geschenk nicht gleich zu überreichen.

Die liebe, kleine Frau! Was für reizende Sachen sie mir aufgebaut hatte, wie fleißig sie für mich gearbeitet und sich gemüht hatte!

Und doch lag immer noch so etwas Unaussprechliches, Geheimnisvolles auf ihrem Antlitz.

„Und nun,“ sagte sie, nachdem ich meiner Freude und Dankbarkeit einen vielleicht etwas zerstreuten Ausdruck gegeben, „du Unzufriedener — hier noch eine kleine Ueberraschung — vielleicht freut sie dich mehr als alles andere!“

Ich weiß nicht, welch eine dunkle Ahnung plötzlich über mich kommt, als sie mir jetzt ein kleines Paketchen überreicht — ich weiß nur, daß ich da etwas in den Händen halte, was mir so wunderbar bekannt, so verwebt mit der innersten Geschichte meiner letzten Tage vorkommt.

Ich fasse Mut, nehme alle Kräfte zusammen und öffne!

Und siehe — vor mir liegt das wohlgetroffene Porträt meiner beiden Kinder, fast genau so umschlungen sich haltend, wie ich sie in Wirklichkeit so lange qualvolle Minuten gesehen.

Und beide glänzend im feinsten Sonntagsstaate: der Junge in dem blauen Sammetjackett, die Kleine in dem feinen gestickten Kleidchen, das ihr Tante Heim als Patengabe geschenkt.

„Ich wollte dich überraschen! Aber leicht war es wahrhaftig nicht. Weißt du noch damals, als du mir gerade dazwischen kamst und ich dir einredete, wir gingen zur Tante Heim? Und nichts hast du gemerkt, gar nichts — du lieber, kluger Mann! Aber sieh sie nur ordentlich an! Sind sie nicht reizend?“ fährt sie fort, in Thränen lächelnd.

„Reizend — ganz reizend!“

Mehr vermag ich nicht vorzubringen — meine kleine Frau schiebt es auf meine Rührung und ist zufrieden.

Ich aber fasse sie bei der Hand, führe sie an ihren Weihnachtstisch, nehme von ihm ein Päckchen, ganz ähnlich wie sie mir soeben eines gegeben, und überreiche es ihr schweigend.

Sie öffnet — ein Schrei fliegt über ihre Lippen, sie starrt die Bilder an — sprachloser noch als ich die ihrigen — erst nach langer Zeit findet sie Worte:

„Aber Mann — Mann — in diesen Kleidern?!“

Das ist das erste, was sie voller Entsetzen hervorbringt.

Da ist es um mich geschehen. Ich kann ihr nicht weiter bescheren. Ich erzähle ihr erst meine ganze, lange, verzweifelte Leidensgeschichte.

Sie horcht auf — sie schüttelt den Kopf — sie lächelt — sie lacht — selbst das Entsetzen über „diese Kleider“ haben meine Worte vertrieben. Und das will bei einer Mutter viel sagen.

„Du armer, armer Mann!“

Und sie fällt mir um den Hals und küßt mich mit einer Innigkeit, wie sie es acht Tage nicht gethan hat.

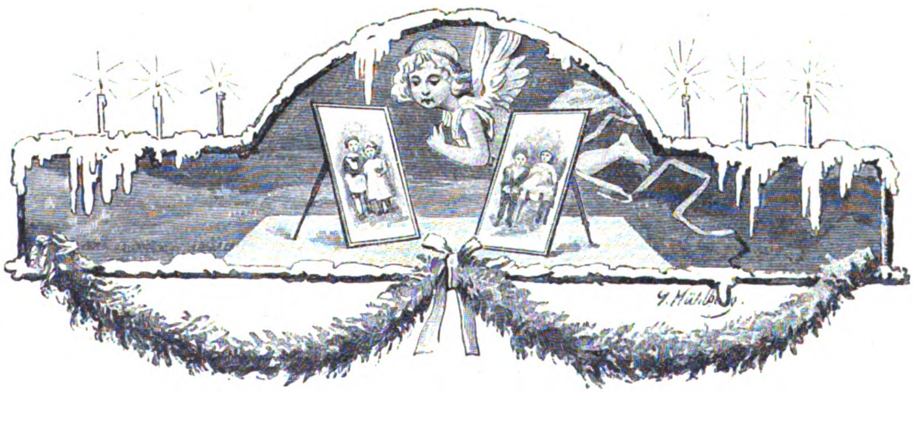
Aber die Kleider?!

Sie sieht die Bilder wieder und wieder an, sie vergleicht sie mit den ihren.

„Wunderbar —“ sagt sie endlich, „trotz der Kleider gefällt mir dein Bild viel besser — ja vielleicht gerade wegen der Kleider. Die Kinder sehen hier so anders aus wie auf meinem — viel weniger feierlich. Weißt du, Mann — ganz so, wie ich sie immer vor mir sehe in der Kinderstube, so natürlich und so reizend dabei! Mann, Mann — das hast du wunderschön gemacht, obwohl ich dir eigentlich böse sein sollte, mich so zu kompromittieren vor dem Photographen und allen Bekannten — was sollen die nur von mir denken! Aber — von diesen Bildern bestellen wir zwei Dutzend — von den anderen nur wenige!“

Endlich komme ich dazu, ihr weiter die Bescherung zu zeigen. Aber sie lächelt immer dazwischen, und immer aufs neue muß ich erzählen, und immer aufs neue lacht sie hellauf und freut sich wie ein Kind.

Ich habe nie einen so schönen Weihnachtsabend verlebt wie diesen, nie meine liebe kleine Frau so ausgelassen und liebevoll gesehen, und so fand ich mich denn für meine Leiden unter dem strahlenden Christbaum reichlich belohnt.



Digitized by Google

Zwischen Gräbern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle in Tagebuchblättern.

Von Ernst Wichert.

Das ist aber doch zu arg!

Als ich heute auf den Friedhof kam, fand ich das neue Grab ausgehoben und die Erde zum Teil auf unsern jungen Rasenbelag geworfen. Er sah abscheulich aus. Die eine Seite war ganz verschüttet. Das braucht man sich doch nicht gefallen zu lassen! Ich beschwerte mich beim Inspektor. Es lasse sich nicht vorsichtiger verfahren, entschuldigte er achselzuckend. Der Raum zwischen den Gräbern sei zu enge, um die ausgehobene Erde aufnehmen zu können; da bleibe bei aller Sorglichkeit nichts übrig, als vorläufig die Nachbarhügel zu belasten. Morgen früh werde die Erde schon wieder zur Füllung der Grube gebraucht. Der Aufwurf sei auch so leicht, daß eine Beschädigung nicht gefürchtet werden dürfe. Und wenn sie doch unvermeidlich gewesen sei, so müsse eben der Gärtner nachbessern.

Hätte ich's nur vorher gewußt! Ich würde wenigstens den Rasen mit einer Leinwand bedeckt haben. Der Anblick war so traurig, daß ich mich diesmal nur wenige Minuten aufhalten mochte.

Es hatte in der Nacht geregnet, und es regnete noch immer. Das gute Wetter scheint ein Ende haben zu sollen, der Herbst plötzlich hereinzubrechen.

Ach, diese Zerstörung! Da lag nun seitwärts der neue Grabhügel wie ein wüster Erdhaufen, ein einziger Palmenwedel darauf, und der schmale Gang zwischen den beiden Gedenkstätten war schmutzig von zertretenem Lehm, und nasse gelbe Lehmkluten oder Reste davon verunzierten den Rasen. Ich versuchte ihn zu reinigen, aber das gelang nur sehr unvollkommen. Die Spuren wird auch der Herbstregen nicht ganz abwaschen. Die Leute hätten wohl rücksichtsvoller verfahren können!

Ein einziger Palmenwedel mit Blumenagraffe auf dem Grabe. Wahrscheinlich vom Sohn niedergelegt. Hatte die Frau gar keine Freunde?

Es regnet weiter. Die Mutter ist noch krank und durfte auch bei so schlechtem Wetter nicht hinaus.

Ich war in der Dämmerstunde, wie immer, nach dem Friedhof gegangen, wollte aber schon kurz vor dem Ziel umkehren, da ich den langen Menschen zwischen den beiden Gräbern stehen sah. Ich hatte das Gefühl, als ob ich ihn stören müßte. Dann bedachte ich aber, daß er mich doch gar nichts anginge und solche Begegnungen unvermeidlich sein würden.

Ich trat also an des Vaters Grab. Er sah sich flüchtig nach mir um, grüßte aber nicht und nahm auch weiter keine Notiz von mir. Ein merkwürdiges Gesicht, knochig und eckig, aber nicht unschön, mit spärlichem, dunklem Bart um Mund und Kinn, die hohe Stirn unter dem zurückgeschobenen Hut frei. Ich hatte nur eine Sekunde zu diesen Beobachtungen Zeit.

Um ihm nicht in den Weg zu treten, hielt ich mich auf der andern Seite des Rasenhügels, so daß ich seinen Rücken sah. Er stand noch eine Weile mit gesenktem Kopf, die Hände in den Taschen. Er hatte zwar einen Schirm, hielt ihn aber ungeöffnet unter dem Arme und ließ sich vom Regen durchnässen, der von der Hutkrempe auf den Rücken tropfte und von seinen Schultern ablief, was er aber nicht zu bemerken schien.

Dann ging er auf dem nassen Pfade zwischen den Gräbern ein paarmal hin und her. Er murmelte dabei wieder etwas vor sich hin; ich glaube, er zählte halblaut die Schritte, obgleich er über vier nicht hinauskam. Die Schmalseite nahm er mit noch wenigeren, ich meinte eben zu hören: eins — zwei. Diese Ausmessung schien ihm denn doch noch nicht zu genügen. Nachdem er wieder einige Minuten sinnend stehen geblieben war, gebrauchte er den Schirm als Meßstab, indem er ihn in der Mitte faßte und gebückt abwechselnd mit der Spitze und Krücke in den nassen Lehm tauchte. Als er sich dann auf ihn stützen wollte, beschmutzte er natürlich seine Hand und war nun sichtlich in Verlegenheit, wie er sie reinigen sollte. Er suchte die hintere Rocktasche, aus der er wohl das Taschentuch nehmen wollte, hatte aber offenbar vergessen, daß er einen Ueberzieher trug, der geschlossen war, und schien gar nicht auf den Gedanken zu kommen, darunter im Rock zu suchen. Zuletzt gab er seine Bemühungen auf und hielt die Hand mit gespreizten Fingern vom Körper ab, wahrscheinlich um abzuwarten, bis der Lehm getrocknet sein würde. Eine Hand mit langen, schmalen Fingern.

Mich selbst prickelte es, ihm einen guten Rat zu geben. Aber ich war doch verständig genug, mich zurückzuhalten. Wer konnte wissen, wie er ihn aufnehmen würde? Und es schickte sich auch nicht für mich, eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich wußte aber, daß meine Andacht heute gestört bleiben müßte. Ich entfernte mich daher bald. Ach, meine schönen einsamen Abendstunden — hoffentlich seid ihr nicht für immer eingebüßt!

Gestern war ich ungestört. Auf dem Erdhügel nebenan zeigten sich frische Blumen, Astern und Georginen, nicht zusammengebunden. Der Wind, der den Regen abgelöst hat, mochte einige davon hinabgefegt haben. Sie lagen auf dem feuchten Boden herum. Es ging mich nichts an, aber ich hob sie doch auf und fügte sie den andern bei. Es war mir ein zu trauriger Anblick.

Heute aber hatte ich kaum mein Sträußchen auf den Rasen gelegt und mit einem kleinen Pflock befestigt, als ich den langen Professor, Blumen in der Hand, mit eiligen Schritten nahen sah. Er blickte erst auf, als er nicht mehr weit von mir entfernt war, stutzte und machte kehrt. Offenbar war ich ihm so unangenehm, als er mir. Er verließ den Friedhof jedoch nicht, sondern ging den Hauptweg auf und ab und wurde von Zeit zu Zeit wieder hinter dem Gebüsch sichtbar. Sollte ich mich verdrängen lassen? Endlich schoß er heran und ohne aufzusehen an mir vorüber, legte die Blumen oder warf sie vielmehr zu den verwelkten und eilte wieder fort. Ein recht wunderlicher Herr!

Um dem Professor nicht zu begegnen, besuchte ich den Friedhof diesmal schon in der Mittagszeit. Da hatte ich mich aber verrechnet. Er stand mit dem Inspektor zusammen zwischen den Gräbern und machte mit den Armen Bewegungen nach der Breite und Höhe hin.

Der Inspektor grüßte mich freundlich. Nun blickte auch er zurück, betrachtete mich eine kleine Weile sehr eindringlich, hob nun auch zögernd die Hand nach dem Hut und entfernte ihn ein wenig von der hohen Stirn, ohne sich zu verbeugen. Dann setzte er das Gespräch mit dem Inspektor fort, wandte aber noch zweimal den Kopf nach mir, als ob er sich überzeugen wollte, ob ich wirklich die Unverschämtheit hätte, in der Nähe zu bleiben. Ich ließ mich so nicht vertreiben.

Er sprach leise, immer nur wenige Worte. Den Inspektor hörte ich sagen, das sei nun einmal Vorschrift und davon ließe sich nicht abgehen; so ein Grab müsse fest untermauert werden, mindestens zwei Meter tief; darauf könne dann die steinerne Bordschwelle gelegt und in sie das Gitter eingefügt werden.

Der Professor schien sich dann nach den Kosten zu erkundigen. Die „vorläufige" Rechnung, die ihm gemacht wurde, kam mir erschreckend hoch vor. Ihm wohl auch. Das eiserne Gitter könne ganz nach Gefallen gewählt werden, meinte der Inspektor; man habe es von zwanzig Mark pro Meter bis zu hundert und mehr. „Hundert Meter und mehr —!" wiederholte der Lange, den Kopf in die Schultern duckend, „ach — ach — ach! Und zwanzig Meter ..." Die Zahl war jedenfalls ganz unrichtig, wahrscheinlich um die Hälfte zu hoch; der Inspektor schien aber keine Neigung zu haben, ihn zu berichtigen, und machte ihm etwas ungeduldig den Vorschlag, sich eine schriftliche genaue Aufstellung geben zu lassen. Darum bat der Professor denn auch.

Die beiden Herren hatten sich schon in Bewegung gesetzt und entschwanden mir bald aus Gehörweite. Als ich nach einigen Minuten zwischen den beiden Gräbern hindurchging, bemerkte ich,

Digitized by Google

daß an das drüben ein seidener Schirm angelehnt war. Der Professor mußte ihn vergessen haben. Was sollte ich thun? Ihn da stehen lassen? Aber es war sehr unwahrscheinlich, daß er sogleich vermißt und abgeholt würde. Ich hielt es doch für menschenfreundlich, ihn beim Inspektor abzugeben.

Ich hatte so auch Gelegenheit, zu erfahren, was da im Werk sei. Er fing selbst davon an, indem er lachend sagte, es sei mit so einem Gelehrten schwer zu verhandeln; in der nächsten Minute habe er alle Maße und Zahlen schon wieder vergessen oder durcheinandergemengt. Er wisse auch selbst nicht recht, was er wolle, ein Erbbegräbnis, oder ein einfaches Gitter, oder eine Steineinfassung, oder auch die nicht einmal. Seine Fragen ließen sich gar nicht alle beantworten. „Er wird doch nicht das Grab ausmauern lassen!" rief ich entsetzt, indem ich an die unausbleiblich lange Beunruhigung unseres Besitzes dachte. Es war kein Trost, daß der Inspektor versicherte, die Arbeiten könnten wohl erst im Frühjahr vorgenommen werden, wenn auch unser Rasen der Nachbesserung bedürftig sein würde. Er setzte hinzu: „Für wen hätte der Herr Professor eigentlich Grund, so weit in die Zukunft zu sorgen? Er war das einzige Kind und ist unverheiratet. Wer weiß, wohin er in kurzem berufen wird und wo er sich dermaleinst zur letzten Ruhe legt? Er hat auch nur so ganz im allgemeinen die Vorstellung, daß er seiner Mutter etwas zum Gedächtnis stiften müßte. Ein Gedenkstein wird's wohl schließlich auch thun."

Aber es wäre doch möglich —! Und dann die freie Aussicht durch ein hohes Gitter verstellt... Ich berichtete zu Hause mit Thränen in den Augen.

Der Oktober bringt noch schöne Tage, wenn auch kühle.

Heute traf ich den Professor, der drei kleine Bündel Veilchen niedergelegt hatte. Er zog mit auffallender Eile den Hut, indem er sich wiederholt verbeugte. Die neulich durch den Inspektor veranlaßte Begrüßung mochte mich in seinen Augen auf sicheren Boden gestellt, ihn aber auch der Pflicht einer Vorstellung überhoben haben. Wenigstens redete er mich sofort an.

„Es scheint, mein Fräulein," sagte er leise, „daß Sie zu Ihren Besuchen hier mit Vorliebe diese Stunde wählen."

Das bestätigte ich. Es war mir lieb, ihm darüber Gewißheit geben zu können. Vielleicht wünschte auch er eine Art von Auseinandersetzung bezüglich der Zeit.

„Sehr merkwürdig!" fuhr er fort. „Diese Stunde ist auch mir die liebste. Ich lese nachmittags mein Kolleg und gehe dann zur Erholung gern ein wenig spazieren. Jetzt habe ich nun gewissermaßen ein festes Ziel. Der Vormittag gehört, wenn nicht etwas Besonderes dazwischen kommt, der häuslichen Arbeit."

Da wußte ich denn Bescheid. Es könne wohl nicht von mir erwartet werden, meinte ich so wenig spitz, als nach dieser Ueberraschung mir möglich war, daß ich deshalb meine Gewohnheit änderte.

Er sah mich mit seinen großen — übrigens, wie ich bemerkte, lichtbraunen — Augen sehr verwundert an. „Ich wüßte nicht, daß ich mir anzudeuten erlaubt hätte..." stotterte er. „Wir haben ja wohl hier beide Raum. Aber wenn meine öftere Gegenwart Ihnen lästig sein sollte, mein Fräulein —"

Das konnte ich nun doch nicht zugeben, ohne unartig zu erscheinen. Wir hätten beide hier das gleiche Recht, erwiderte ich, und wir brauchten einander ja nicht zu stören.

Wenn damit zu verstehen gegeben sein sollte, daß die Unterredung beendet sein könnte, so verstand er mich jedenfalls nicht.

„Ich kann meine Vorlesung in diesem Semester auch nicht mehr gut verlegen," fuhr er fort, „und zu welcher andern Zeit ich meinen Spaziergang machen sollte..."

Da ich darauf nicht weiter einging, wurde er sichtlich verlegen und zupfte an den Schößlingen seines Kinnbarts. Er wußte offenbar nicht, wie er zum Schluß kommen sollte, nachdem er einmal die Ansprache gewagt hatte. Das Schweigen wurde mir peinlich. Ich stellte die sehr überflüssige Frage, ob er Universitätslehrer sei. „Ja," antwortete er, „klassischer Philologe." Es fiel ihm auch jetzt nicht ein, sich mir zu nennen, so nahe das gelegen hätte. Seine Blicke irrten um mich herum. „Uebrigens weiß ich bestimmt," setzte er wieder an, „daß ich mir vorgenommen hatte, Ihnen bei nächster Begegnung noch etwas zu sagen, mein Fräulein. Es fällt mir nur durchaus nicht ein..."

Ich lächelte. „Wohl wegen des Schirms —"

„Ja, ja — wegen des Schirms!" rief er sehr erfreut. „Es ist sehr gütig, daß Sie mir's in Erinnerung bringen. Ich wollte Ihnen meinen besten Dank sagen für die liebenswürdige Bemühung..."

Es sei ja nicht der Rede wert, versicherte ich.

„O doch, doch!" widersprach er eifrig. „Als ich nach Hause kam, fragte die alte Kathrine gleich, wo ich den Schirm gelassen hätte, und war sehr ungehalten, als ich's nicht sagen konnte. Freilich war's nicht mein — es war nämlich meiner verstorbenen Mutter Schirm, und der Verlust wäre mir schmerzlich gewesen."

Ich konnte mich nun gleich vergewissern, ob er wirklich die Absicht habe, ein Erbbegräbnis zu erwerben, und that es auch.

„Ach, es war mir nur so durch den Sinn gegangen," antwortete er, „weil ein Kollege mir riet, vorsichtig zu sein. Nach dreißig Jahren hätte man manchmal Schwierigkeiten wegen Behauptung des Platzes. Aber die Umstände sind so groß! Und eigentlich gefällt mir so ein freier Grabhügel viel besser. Der Ihrige sieht schon recht hübsch aus; es ist wohl das Klügste, wenn ich mich ganz nach Ihnen richte, mein Fräulein."

Ich schlug ihm vor, dem Gärtner sogleich Auftrag zu geben, und zeigte ihm denselben, da er gerade in der Nähe arbeitete. Er begab sich auf der Stelle zu ihm, und so konnte ich indessen leicht verschwinden.

Wir grüßen einander nun regelmäßig, wenn wir an den Gräbern zusammentreffen.

Das geschieht nicht gerade alle Tage, aber sehr oft. Mitunter bin ich schon fortgegangen, wenn er kommt. Einmal hatte ich die Mutter lieber vormittags in die wärmere Sonne geführt. (Sie war für sie doch noch nicht warm genug gewesen.) Ein andermal hatte er gleich nach seiner Vorlesung zu einer Fakultätssitzung gehen und deshalb den Friedhofsbesuch versäumen müssen — zu seinem großen Kummer, wie er bemerkte. Es war überhaupt wunderlich anzuhören, mit welchem Eifer er sein Ausbleiben entschuldigte, als hätte ich irgend welchen Anspruch auf sein pünktliches Erscheinen oder vermißte etwas, wenn ich ihn nicht sähe und hörte.

Ehrlich, ehrlich! So ganz gleichgültig ist mir's in der That nicht, ob ich die lange Gestalt da zwischen den Gräbern stehen sehe. Man gewöhnt sich in das erst Unbequeme doch recht rasch hinein und sucht ihm sogar die gute Seite abzugewinnen.

Ihm geht's übrigens ähnlich, und er spricht sich darüber mit der Unbefangenheit eines Kindes, das sich bei so etwas gar nichts denkt, sehr offen aus. „Ich empfinde es schon als einen besonderen Glücksfall," bemerkte er, „daß diese beiden Gräber zusammenliegen und wir beide so gleichsam gut nachbarlich verkehren können. Diese wenigen Quadratmeter Bodenfläche sind mein einziger Besitz von der Erde, und ich glaube zu erraten, daß Sie über keinen größeren Grundbesitz verfügen, mein Fräulein. Da hat es doch Bedeutung, daß wir angrenzen. Ich kann mir auch nicht mehr gut vorstellen, daß es mir lieb wäre, hier mit mir ganz allein zu sein. Im Gegenteil: ich empfinde es als eine rechte Wohlthat, hier jemand zu treffen, der in derselben Absicht herkommt, eine Pflicht der kindlichen Pietät zu erfüllen, der von denselben Gefühlen herzlicher Trauer bewegt ist, und der freundlich mit mir spricht. Bisher war meine alte Mutter eigentlich der einzige Mensch, mit dem ich mich freundschaftlich aussprechen konnte. Stellen Sie sich vor, wie verzweifelt ich war, ihren Mund nun auf ewig verstummt zu wissen. Und da finde ich ganz in ihrer nächsten Nähe — und gewissermaßen mir durch sie zugeführt — eine Art von Ersatz. Es ist ja allerdings ein Unterschied zwischen einer alten Frau, zu der man von Jugend auf gestellt war, und einer jungen Dame, die man nur eben kennenlernt. Aber Sie glauben nicht, wieviel innere Aehnlichkeit... Und ich habe auch so das Gefühl, daß ich von Ihnen verstanden werde und wir einander eigentlich gar nicht fremd sind. Es ist eine wunderliche Sache, und ich bin dem Geschick dankbar dafür."

Ja, es ist eine wunderliche Sache. Der Professor — ich weiß noch immer nicht einmal, wie er heißt — hat mir schnell ein gewisses Vertrauen abgewonnen. Er sieht übrigens recht gut aus, wenn man ihn in der Nähe zu betrachten Gelegenheit hat, jedenfalls recht interessant. Es ist, als ob sich der Geist das Gesicht formte, in dem er sich nun ausspricht, und die leuchtenden Augen verleihen

Digitized by Google

ihm ein ganz besonderes Leben. Ich schätze ihn noch nicht vierzig Jahre alt, aber nahe daran. Möchte er sich nur einmal das Haar verschneiden lassen, das sich jetzt hinten etwas unordentlich über das seidene Halstuch bäumt, und den gar zu dünn auslaufenden Bart stutzen. Früher hat wahrscheinlich seine Mutter auf ihn geachtet, vielleicht selbst zu rechter Zeit die Schere gehandhabt. Warum nicht? Den alten Papa, der nicht zum Friseur zu bringen war, habe ich in solcher Weise stets, so oft es nötig wurde, „hübsch gemacht". Das war sein Ausdruck dafür. Deshalb fällt mir nun wohl dieser Auswuchs überhaupt in die Augen.

Heute sagte er: „Ich hätte mir früher nicht als möglich gedacht, daß ich einmal das Bedürfnis empfinden würde, meiner Mutter Grab so häufig zu besuchen. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, mein verehrtes Fräulein; mir aber ist das, was wir von unseren Toten dem Grab übergeben, wenig geeignet, die Erinnerung an die Betrauerten recht zu erwecken oder auch nur zu sammeln. Mit dem, was in dieser lebt, lebe ich in ununterbrochener Gemeinschaft. Und nun übt dieses Fleckchen Erde doch eine unvermutet starke Anziehungskraft aus. Ich pilgere dahin wie zu einem geweihten Ort und befinde mich in der andächtigen Stimmung wohl, die er hervorruft. Ich fühle mich da nicht mehr so allein . . ."

Er brach ab, senkte den Blick und sah eine Weile träumend vor sich hin. Ich glaube, was er weiter auf der Zunge hatte, paßte nicht mehr ganz in den Gedankengang, dem er bis dahin gefolgt war. Ich meinte ihn darauf zurückführen zu können, indem ich als meine eigene Empfindung aussprach, daß man sich am Grabe eines geliebten Menschen seines Verlustes lebhafter bewußt werde und diesen erneuerten Schmerz als eine Wohlthat fühle. Als ob man damit dem Toten etwas Liebes erweise — das einzige Liebe, das man ihm noch erweisen könne. Und so löse sich nun wieder der Schmerz, und man gehe getröstet fort, dem Geschiedenen doch noch etwas zu sein. Wie man ja auch wohl dem Bilde eines entfernten Lieben allerhand Zärtlichkeiten zuwende.

Er nickte wie zustimmend, aber auf seinem Gesicht lag dabei ein so eigenes Lächeln, daß ich ihn kaum ganz bei der Sache glauben konnte. „Der Mensch ist ein sehr wunderliches Geschöpf," sagte er aufblickend, „inkonsequent durch und durch. Alle Philosophie bringt ihm der besondere Fall in Verwirrung. Ich bin überzeugt, daß das Fortleben der Seelen nach dem Tod, wie es auch stattfinden mag, jedenfalls keine Gemeinschaft hat mit unserer Leiblichkeit. Giebt es ein geistiges Etwas, das von uns bleibt, so nimmt es doch sicher nicht mit leiblichen Sinnen wahr und kann mit leiblichen Sinnen nicht wahrgenommen werden. Diese felsenfeste Ueberzeugung hindert doch meine Phantasie nicht, mir einen ganz unkontrollierbaren Streich zu spielen. Ich will Ihnen ein — nun ja, ein recht lächerliches Geständnis meiner Schwäche ablegen. Neben meiner Arbeitsstube liegt unser kleiner Salon. Dort befindet sich ein Bild meiner Mutter, ein recht gutes und treues Bild. Die Thür steht gewöhnlich offen, da ich gern bei der Kopfarbeit durch beide Zimmer auf und ab gehe, und ich bleibe oft vor dem Bilde stehen, einen Blick darauf zu werfen und ihm leise ein freundliches Wort zuzurufen. Und nun denken Sie — wenn ich abends und nachts bei der Lampe an meinem Schreibtisch sitze, kann ich die offene Thür nicht sehen, ohne mir die Möglichkeit einzubilden, meine Mutter könnte durch dieselbe, für meine Augen geradeso wie auf dem Bilde sichtbar, eintreten. Und diese Einbildung hat solche Macht über mich, daß ich schon wiederholt die Thür geschlossen habe. Nicht wahr, eine größere Konfusion ist schon nicht denkbar?"

Das könnte ich doch nicht so ohne weiteres zugeben, antwortete ich. Die offene Thür mit dem dunklen Raum dahinter erwecke gerade die Vorstellung, daß sich von dem nicht sichtbaren Bilde die Erscheinung loslöse und ins Helle trete. Ich riet ihm, das Bild in sein Studierzimmer zu nehmen, dann werde es ihm immer ein Bild bleiben.

„Daß ich nicht selbst schon auf dieses allereinfachste Heilmittel verfallen bin!" rief er. „Aber ich danke es Ihnen gern. Und ich sehe nun auch, daß ich es nicht bereuen darf, Ihnen meine Schwäche so offen eingestanden zu haben."

„Sie haben gewiß Ihre Mutter sehr lieb gehabt," bemerkte ich.

„Ach, sehr lieb, sehr lieb," antwortete er mit innigem Ausdruck. „Ich kann mir nicht denken, daß ich je einen anderen Menschen . . ." er stockte und blickte mich wie erschreckt an. „Das heißt . . . Ja, der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf," murmelte er, sich wohl an die Einleitung seiner sonderbaren Mitteilung erinnernd. Er reichte mir die Hand und entfernte sich rasch.

Merkwürdig! Als ich gestern die Mutter zu Bett gebracht hatte und spät bei der Lampe in mein Tagebuch schrieb, was ich erlebt hatte, fiel mir plötzlich ein, daß im Zimmer nebenan das Bild des Vaters hänge, das ich bekränzt hatte. Ein eigentümlich gruseliges Gefühl quälte mich, bis ich aufgestanden war und — die Thür geschlossen hatte.

Wenn ich das dem Professor erzählen würde!! —

Heute war der Nachmittag so still und sonnig — die Mutter begleitete mich einmal wieder. Es war etwas früher als zu meiner gewohnten Zeit, der Professor daher noch nicht anwesend. Er kam aber, als wir uns eben entfernen wollten. Unter dem Arm trug er einen in Papier eingewickelten Gegenstand, der ein großes, aber nicht dickes Buch sein konnte.

„Ach —!" rief er, als er meine Mutter bemerkte, „ich habe gewiß die Ehre, die Frau Geheime Rätin . . . hm, hm!"

Er kam natürlich nicht weiter, und ich nannte nun vorstellend unsern Namen. „Liebe Mutter, Herr Professor . . . hm, hm!"

Auch ich stockte und recht absichtlich, indem ich ihn zugleich fragend ansah. Er begriff, wenn auch nicht gleich in der ersten Sekunde, und ergänzte: „Professor Max Becker."

„So erfahre ich bei dieser Gelegenheit doch auch Ihren Namen," konnte ich mich nicht enthalten, anzumerken.

Er schien sehr überrascht. „Hätte ich wirklich vergessen . . .?" stotterte er. „Dann kann nur die Bescheidenheit daran schuld sein, mein Fräulein. Wahrscheinlich glaubte ich, daß es Ihnen ganz gleichgültig wäre —"

„Lina hat mir erzählt," nahm meine Mutter nun das Wort, „daß sie Ihnen hier infolge der Nachbarschaft der Gräber öfters begegne."

Er hatte, gleich als sie mit Nennung meines Namens begann, den Kopf aufgerichtet und die Augenbrauen hochgezogen. „Jawohl," bestätigte er, „Fräulein Lina war so gütig, mir zu gestatten, zu dieser mir besonders passenden Zeit — oder vielmehr sich durch mich nicht abhalten zu lassen, zu der ihr besonders passenden Zeit . . . Ich hatte jedenfalls wiederholt das Vergnügen, hier nicht allein sein zu dürfen."

„Es hat mich sehr für Sie eingenommen," bemerkte die Mama, „daß Sie das Grab Ihrer Mutter so oft besuchen. Es ist mir ein Zeichen, daß Sie ihr gewiß ein guter Sohn waren."

„Ach, wenn Sie die liebe Frau gekannt hätten —!" rief er mit leuchtenden Augen. Zugleich zupfte er an dem Päckchen unter seinem Arm, indem er es vor- und wieder zurückschob und endlich nochmals vor. „Es war meine Absicht," sagte er dabei verlegen zögernd, „Fräulein Lina ihr Bild . . . Aber dazu ist nun wohl heute nicht die rechte Zeit und Gelegenheit —"

Ich sprach, wirklich angenehm berührt, meine Freude darüber aus, daß er das Bild, von dem die Rede gewesen, mitgebracht hätte. Da auch die Mama bat, sich durch ihre Gegenwart nicht behindern zu lassen, wickelte er die umrahmte Photographie aus dem Papier und hielt sie uns hin.

Ich blickte lange darauf. Vielleicht noch nie hatte mich das Bild eines fremden Menschen auf der Stelle so bekannt angemutet. Es wirkte wohl die offenbare Aehnlichkeit mit dem Professor mit — dasselbe schmale, scharfausgesprochene, geistige Gesicht, nur ins Weibliche übersetzt —, aber etwas wundersam Sinnendes in den Augen und ein bei aller Energie des Gesamtausdruckes unverkennbarer Zug von Milde und Güte um den sehr lieblichen Mund hätten mich in jedem Falle gefesselt. Ich fühlte, daß mir die Augen feucht wurden. Hier am Grabe . . . „O, das ist sie — —!" sprach ich unwillkürlich vor mich hin, und ehe ich meine Erregtheit meistern konnte, fiel eine Thräne auf das Glas.

Ich wollte sie abwischen, aber er griff eilig nach dem Bilde und betrachtete es mit freudig wehmütigen Blicken. „Ich danke

Digitized by Google

Ihnen," sagte er, „ich danke Ihnen, Fräulein Lina. Das behalte ich zum Andenken. Wenn sie Ihnen im Leben begegnet wäre — Sie hätten sie gewiß liebgewonnen. Wie herzensgut und klug sie war! Sie beide wären — trotz des Altersunterschiedes — Freundinnen geworden."

Ich weiß nicht, wie mir geschehen war. Ich konnte mich einer ganz eigenen Rührung nicht erwehren, wendete mich ab und schritt langsam durch die Reihen der Gräber bis zum Hauptwege, ohne umzuschauen, meiner Mutter voraus.

Als mich die Mutter einholte, sagte sie: „Der Herr Professor läßt sich dir bestens empfehlen." Hatte er sich wirklich so ausgedrückt? Ich forschte nicht danach.

Ich ging so spät, daß ich erwarten konnte, den Professor nicht mehr anzutreffen. Aber er stand zwischen den beiden Gräbern und spähte unverwandt nach mir aus. Ich bildete mir's wenigstens ein.

„Sie müssen mir von Ihrer Mutter erzählen," sagte ich, nachdem wir einander zur Begrüßung die Hand gedrückt hatten.

„Wie gern!" antwortete er. „Darf ich sogleich —?"

Ich meinte, die Zeit wäre wohl schon zu weit vorgeschritten, ich hätte bald wieder gehen wollen. „Aber die Sonne ist noch nicht unter," wendete er ein, „und wir haben heute eine so warme, weiche Luft — ganz sommerlich. Morgen will der Gärtner bei mir den Rasen legen.

Meine Mutter war eine ganz ungewöhnliche Frau," begann er nach einer kleinen Weile, im Auf- und Niederschreiten. „Es wußte das niemand so gut als ich — sie hat eigentlich, so weit meine Erinnerung zurückreicht, nur für mich gelebt. Diese Beschränkung ihrer gesamten Lebensthätigkeit auf einen einzigen Menschen, der ihr verwandtschaftlich so nahe stand, könnte mein Urteil befangen erscheinen lassen, aber die näheren Umstände, unter denen sie sich diesem einen widmete, und die Art der Bethätigung rechtfertigen es doch vollkommen.

Sie müssen wissen, Fräulein Lina, daß sie die Tochter eines reichen Mannes, eines Kaufmanns, und im größten Wohlstand aufgewachsen war. Sie hatte die Erziehung und Ausbildung einer jungen Dame erhalten, die bestimmt ist, einmal selbst einem großen Hauswesen vorzustehen. Sie schlug aber alle Anträge reicher Bewerber aus und heiratete — sehr gegen den Wunsch ihres Vaters — einen ganz armen Artillerieleutnant. Er soll ein ausgezeichneter Mathematiker gewesen sein und auch in seinem militärischen Fach zu den besten Hoffnungen berechtigt haben. Leider fiel er, als ich erst drei Jahre alt war, beim Sturm auf die Düppeler Schanzen.

So schmerzlich ihr dieser Verlust war, sie durfte sich wenigstens jeder äußeren Sorge überhoben erachten. Kaum aber hatte sie sich notdürftig erholt, als ein neuer ganz unerwarteter Schlag sie traf. Ihr Vater hatte sich auf unglückliche Spekulationen eingelassen und machte, da er aus falschem Schamgefühl mit der Entdeckung zu lange zögerte, schmählichen Bankerott. Er glaubte seine kaufmännische Ehre für immer verloren und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Nicht nur hörte damit jede Unterstützung von Hause auf, meine Mutter gab auch ohne selbstsüchtiges Bedenken den Gläubigern die Kaution heraus, die bei Eingehung ihrer Ehe mit einem Offizier formgerecht gestellt war. Sie behielt neben einer kleinen Witwenpension nur das nicht bedeutende Vermögen, das sie von ihrer früh verstorbenen Mutter geerbt hatte und von dem ein beträchtlicher Teil überdies mit in den Konkurs fiel.

Sie hätte bei ihren zahlreichen Jugendfreundinnen, die fast sämtlich glänzend verheiratet waren, einen Anhalt gewinnen, unter Hinweis auf den Heldentod ihres Mannes die Verwendung hochgestellter Personen erbitten können, aber ein Gefühl stolzen Selbstvertrauens hielt sie ab, sich materieller Vorteile wegen in Abhängigkeit zu bringen. Sie verkaufte ihre kostbare Ausstattung und richtete sich ganz kleinbürgerlich ein; sie begnügte sich mit einer Aufwärterin und arbeitete sogar für Läden, ohne auch nur ein Geheimnis daraus zu machen. Es mit einem Wort zu sagen: sie lebte fortan nur noch für ihren Sohn, den sie abgöttisch und doch wieder sehr vernünftig liebte. Er sollte die beste Erziehung erhalten und seine Anlagen ganz nach Wunsch ausbilden dürfen. Sie wollte ihm, soweit das irgend möglich, den Vater zu ersetzen suchen und eine Lebensstellung sichern, in der ihn der Verlust des großväterlichen Vermögens nicht schwer zu bekümmern brauchte. Und das hat sie erreicht. Aber mit welchen Mühen und Sorgen!

Der Brief ans Christkind.
Nach einer Originalzeichnung von A. Brunner.

Sie leitete meinen ersten Unterricht selbst. Dann brachte sie mich in die Vorklasse eines Gymnasiums. Sie arbeitete immer mit mir zusammen weiter, auch später, als ich Latein, Griechisch und Mathematik zu treiben anfing. Ich muß richtiger sagen: sie arbeitete mir immer voraus, um mir den Hilfslehrer entbehrlich zu machen. Auch als ich in den Schulwissenschaften schon so weit gefestigt war, mir selbst weiterhelfen zu können, nahm sie an allen meinen Beschäftigungen teil wie ein guter Kamerad. Ich war siebzehn Jahre alt, als ich Student wurde. Dabei besorgte sie ihre kleine Wirtschaft mit peinlichster Ordnung und wußte sich so einzurichten, daß ich nie das Gefühl irgend welchen Mangels hatte oder auch nur meinte, im Vergleich mit Wohlhabenden etwas entbehren zu müssen. Meine Jugend war durchaus heiter.

Sie hielt sich durch ihre unbedeutende Pension selbst für alle Fälle genügend gesichert und verbrauchte für mich nach und nach ihr kleines Vermögen, indem sie so gut rechnete, daß es bei gehöriger Sparsamkeit auch für meine Universitätszeit und ein wenig darüber hinaus zureichen müßte. Ich würde vielleicht nicht studiert, sondern trotz meiner starken Neigung zur Philologie zu ihrer schnelleren Erleichterung ein praktisches Fach ergriffen haben, aber bei allem sonstigen fast freundschaftlichen Verhalten weihte sie mich in diese Verhältnisse nicht ein, um mir in der Wahl des

Digitized by Google

Lebensberufes die volle Freiheit zu lassen. Und ich war gar nicht bescheiden in meinen Ansprüchen. Ich wollte nicht Schulmeister, sondern Universitätsprofessor werden und mußte daher wünschen, Lehrer zu haben, die als Leuchten ihrer Wissenschaft galten. Dazu war ein häufiger Wechsel der Universität erforderlich. Meine gute Mutter sah leicht ein, daß ihre Mittel nicht ausreichen könnten, wenn wir eine getrennte Wirtschaft führten, und so entschloß sie sich, mich überall hin zu begleiten und selbst wie ein Student zu leben. Das ist ganz buchstäblich zu nehmen. Wir mieteten eine möblierte Stube, zu der ein Kämmerchen gehören mußte, in dem sie schlief. Wir aßen in billigen Speisehäusern, in denen Studenten zu verkehren pflegten. Wiederholt kam es auch vor, daß sie von meinen Bekannten, die sie auf diese Weise kennenlernte, gebeten wurde, ein ganzes Haus zu mieten und sie darin in Pension zu nehmen.

So verbrachte ich harmlos nicht weniger als zehn Semester in eifrigen Studien und meinte, noch immer nicht meinem wißbegierigen Drange genuggethan zu haben. Da sagte mir meine Mutter eines Abends, als ich wieder Reisepläne schmiedete: mein lieber Junge, es reicht nur noch für zwei Jahre; das bin ich dir schuldig, jetzt mitzuteilen. — Ich erschrak nicht wenig. Gewiß nicht über die Aussicht, nach so kurzer Zeit mittellos dazustehen, aber wohl über die plötzliche Enthüllung ihres eigenen, durch unglaubliche Opferwilligkeit herbeigeführten Notstandes. Es versteht sich von selbst, daß ich mich sofort zum Examen meldete — den ‚Doktor' hatte ich schon vorher gemacht — und, nachdem ich es ihren Erwartungen entsprechend bestanden, mich zum Probejahr meldete, nur noch auf eine baldige Anstellung bedacht. Aber das war gar nicht nach ihrem Sinn. Ich sagte dir doch, daß es noch für zwei Jahre reiche, schalt sie; warum also diesen kleinen Vorteil nicht ausnutzen? Sie ließ mir keine Ruhe, bis ich das Buch schrieb, das längst vorbereitet war, und mich als Privatdocent habilitierte. Von sich behauptete sie, nicht ausreichend beschäftigt zu sein, und eröffnete ein Pensionat, natürlich, um unser Einkommen zu verbessern. Ich wurde Professor. Seit ich, vor einigen Jahren schon, zum Ordinarius ernannt bin, konnte sie sich, ohne ihr Gewissen zu beschweren, zur Ruhe setzen.

Das war meine Mutter. Leider konnte sie sich nicht bis in ein hohes Alter hinein der Früchte ihres aufopfernden Fleißes, ihrer zärtlichen Sorge erfreuen. Nicht einmal der sehnliche Wunsch ist ihr erfüllt worden, die kleine Wirtschaft einem lieben Schwiegertöchterchen abtreten zu können. Mein Versunkensein in die Arbeit, mein geringes Bedürfnis nach geselligem Umgang, meine Ungeschicklichkeit . . . Ich will davon nicht reden. Solange ich sie hatte, vermißte ich auch nichts. Nun ist sie — hinüber, und ich fühle meine Verlassenheit um so schmerzlicher, als sie mir alles war. —" Er wendete sich dem Grabe zu und faltete die Hände. „Mein gutes — gutes Mütterchen!" murmelten seine Lippen kaum hörbar.

Seine einfache Erzählung hatte mich tief bewegt. Ich trat hinter ihn und legte die Hand leise auf seinen Arm. „Ich danke Ihnen," sagte ich, „Sie haben mir wohlgethan." Er griff nach meiner Hand und küßte sie. „O, daß ich Ihnen von ihr sprechen durfte —!" rief er und nickte mir freundlich zu.

Es war schon recht dunkel geworden. Ich ging, und er folgte mir diesmal. Wir schritten schweigend nebeneinander den Hauptweg hinab und zur Pforte hinaus. Auch dann verabschiedete er sich nicht. Er fing nun von einer großen Arbeit zu erzählen an, die er unter Händen hätte, und wie seine Mutter verständnisvoll sich über deren Fortschritt gefreut. Im Eifer schob er seinen Arm unter den meinen. Ich mochte wohl ein wenig gezuckt haben, denn er bemerkte: „Verzeihen Sie, Fräulein Lina — ich pflegte so mit meiner Mutter zu gehen. Die alte liebe Gewohnheit..." Er zog die Hand auch nicht zurück. Vor unserem Hause blieb ich stehen und machte mich frei. Er blickte mich verwundert an. „Ich wohne hier."

„Sie wohnen hier? Was ist denn das für eine Straße? Ah, richtig! Und die Nummer? Elf. Das will ich mir doch merken."

„Adieu, Herr Professor!"

„Adieu, mein liebes Fräulein. — Elf — elf — elf . . ."

Ich muß ihm viel von meinem Vater erzählen. Er kann gar nicht genug davon haben. Mir selbst macht's Freude. Ich schildere ihn in seiner launigen Art bei allen kleinen Wechselfällen des häuslichen Lebens und suche mir seine Worte genau ins Gedächtnis zurückzubringen. Es werden lauter Anekdoten daraus. Es mischt sich aber auch gar viel Rührendes ein. „Sie haben seinen Humor geerbt," bemerkte der Professor mehr als einmal.

Aus einem alten Vorrat von Visitenkartenphotographien brachte ich ihm ein Blättchen mit. Er fragte gleich eifrig, ob er's behalten dürfe; er möchte das gute, freundliche Gesicht immer gegenwärtig haben. Ich freute mich darüber und ließ ihm das kleine Bild gern.

„Wie verschieden die beiden waren, die hier friedlich nebeneinander ruhen," sagte er auch. „Und doch wären sie gewiß gute Freunde geworden. Meine Mutter brachte es nicht so heraus, aber es war auch ihre Weise, die Dinge nicht schwer zu nehmen und für alles Widersprechende und Widerstrebende im Gemüt einen Ausgleich zu suchen. Hell zu lachen gelang ihr selten, aber aus ihren Augen blickte immer der Sonnenschein, von dem ihr Herz voll war."

Manchmal bin ich mir ganz böse, daß ich so bald schon an des Vaters Grab gar nicht so traurig bin, als ich gemeint hatte, mein ganzes Leben lang sein zu müssen. Daran ist einzig und allein der Professor schuld, der sich aber den gleichen Vorwurf macht.

Heute sagte ich ihm, daß wir uns nun wohl in längerer Zeit nicht mehr auf dem Friedhof treffen würden. Die Sonne gehe schon so früh unter, daß ich eine andere Stunde wählen müsse, in der er jedenfalls beschäftigt sei. Darüber sprach er sich ganz unglücklich aus — mit Worten, die er gar nicht recht bedacht haben konnte. Das wenigste war noch, daß er mit dem ernstesten Gesicht versicherte, der Tag, an dem er mich nicht sehe und spreche, zähle für ihn schon gar nicht. Er beschwor mich, von diesem „entsetzlichen Beschluß" abzustehen. Ich sei ja in seinem Schutz, und er verpflichte sich, mich jedesmal nach Hause zu bringen.

Ich konnte nur wiederholen, was ich schon gesagt hatte. Es that mir aber selbst recht leid, daß ich mich so streng beweisen mußte. Die Mutter hatte sich schon genug über meine Friedhofsbesuche im Halbdunkel verwundert. Er begleitete mich auch diesmal bis zu unserer Wohnung und hätte offenbar das Gespräch an der Hausthür gern noch ein Viertelstündchen fortgesetzt. Er nahm ganz gerührten Abschied.

Ich denke . . . Aber das schreibe ich lieber nicht hin.

Wir waren vorgestern am Vormittag auf dem Friedhof. Gestern tobte ein abscheulicher Sturm; die Mama ließ mich auch nicht allein fort. Heute aber hatte das Wetter sich wieder ziemlich abgestillt; es war nur recht empfindlich kalt.

Als ich in den Weg zum Grabe einbog, kam mir der Professor mit raschen Schritten entgegen, die Arme ausbreitend, als ob er mich umfassen wollte. „So hab' ich doch nicht umsonst gewartet!" rief er. „Zu irgend einer Zeit mußten Sie doch kommen — und ich wäre geblieben bis zur letzten Viertelstunde vor dem Kolleg. Wissen Sie, daß ich schon gestern abend bei Ihrer Frau Mutter anklopfen wollte?" fragte er dann verlegen lächelnd. „Aber ich fand das Haus nicht. Wirklich, ich fand das Haus nicht. Ich habe immer, wenn ich mit Ihnen ging, zu wenig darauf geachtet — und eins sieht in der Straße wie das andere aus."

„Aber eins hat doch nur die Nummer elf."

„Elf!" rief er. „Ganz recht, nun fällt mir's ein, daß Sie mir sagten . . . Aber wer denkt an so etwas, wenn er seiner Sache ganz sicher zu sein glaubt?"

An den Gräbern, deren Rosen die Sonne hell beschien, fand er, daß sich zu dieser Jahreszeit wirklich der Besuch am Mittag empfehle. „Im Frühling am Morgen," setzte er hinzu. „Ich stelle mir's ganz reizend vor, hier die Sonne über die Dächer und Türme der Stadt aufsteigen und rings um die Ruhestätten der Toten die Natur erwachen zu sehen. In den Büschen, Hecken und Laubkronen singen gewiß hier die Vögel ganz ungestört. Man wäre für den ganzen Tag gestärkt."

„Ich könnte mir's recht hübsch denken," entgegnete ich, „aber —" . . . Ich zögerte ein paar Sekunden lang, ob ich's heraussprechen sollte, was mir plötzlich in den Sinn kam. Warum? Und warum nicht? Ich that's. Wer könnte wissen, ob ich im Frühjahr noch hier sein würde, oder auch nur so in der Nähe,

Digitized by Google

daß ich mir häufiger die Freude eines Besuchs gönnen könnte — zumal am frühen Morgen.

Die Wirkung dieser Worte auf den Professor war fast beängstigend. Von seinem Gesicht ließ sich die Anstrengung ablesen, sie zu verstehen. Dann richtete er auf mich einen erschrockenen Blick, stieß ein paar Laute aus und räusperte sich, als ob ihm der Hals zugeschnürt sei. „Sie — wollen fort — Fräulein Lina —?“ stotterte er.

„Ich will nicht,“ antwortete ich, „aber ich weiß nicht, ob ich nicht werde müssen. Meine Mutter sprach von der Notwendigkeit, nach einer kleinen Stadt zu ziehen.“

„Das ist ja rein unmöglich!“ rief er. „Und weshalb —?“

Ich machte ihn vorsichtig mit unsern Verhältnissen bekannt. Wenn man auf ziemlich großem Fuß gelebt habe und sich plötzlich sehr einzuschränken genötigt sei, empfehle sich's vielleicht, wenigstens für eine Weile, den Leuten ganz aus den Augen zu gehen. Aber ein fester Entschluß sei noch nicht gefaßt.

Er nahm den Hut ab, als würde ihm heiß, und wiegte den Kopf, immer von Zeit zu Zeit nach mir hinüber blickend. „So — so — so — so . . . Das habe ich gar nicht geahnt, daß Sie — daß Sie gewissermaßen in bedrängter Lage — Ja, wenn man in hoher amtlicher Stellung — und ohne Vermögen . . .“

Ich leitete das Gespräch auf ein anderes Gebiet über. Er blieb aber nachdenklich und zerstreut. Als ich mich bald verabschiedete, vergaß er sogar, mir die Hand zu reichen. Es schien ihm auch gar nicht einzufallen, mir seine Begleitung anzubieten.

Ob ich dem Professor unrecht thue? Er war wirklich gestern recht sonderbar. Wie man zu sagen pflegt: mit kaltem Wasser begossen. Ein armes Mädchen —! darauf war er nicht vorbereitet. —

Ich verspätete mich heute absichtlich. Aber es war keineswegs nötig. Er mußte schon viel vor der Zeit gekommen und gleich wieder fortgegangen sein. Ich fand auf dem Rasen, durch einen kleinen Stein beschwert, einen mit Bleifeder geschriebenen Zettel: „Muß heute leider ausbleiben; ein Doktorexamen beansprucht mich wahrscheinlich über Mittag hinaus. Ehrerbietigsten Gruß.“

Kein Zweifel, die Abhaltung war nicht vorgeschützt. Er konnte auch erst am Abend erfahren haben, daß er bei dem Examen thätig sein müsse. Vielleicht war ein Kollege plötzlich erkrankt. Und doch, es verstimmte mich, daß gerade heute . . . Als ob dabei eine Absicht gewesen wäre. Das Entschuldigungsschreiben war auch so kühl gehalten. Knapper konnte der Grund des Fortbleibens gar nicht angegeben werden. Und ohne jede Anrede — er schien sonst ein rechtes Vergnügen daran zu haben, überall recht überflüssig sein „Fräulein Lina“ einzufügen — und „ehrerbietigsten Gruß“. Ehrerbietigsten! Wie an eine Respektsperson. Nicht einmal eine Unterschrift.

Ja, eine arme Geheimratstochter . . .

Unsinn! Unsinn! und nochmals Unsinn! Erstens: was geht es mich an? Und zweitens — es war doch recht liebenswürdig, daß er sich abmeldete und mit dem Zettel dorthin lief, so wenig Zeit er gewiß hatte. Er mußte wohl auch an die Möglichkeit denken, daß die Schrift in unrechte Hände kam; da beschränkte er sich auf das Notwendigste und schloß mit einer höflichen Verbeugung. Zu nennen brauchte sich mir ja der Schreiber nicht. Das wird er gewiß bedacht haben.

Auf Vaters Grabe lag ein prächtiger Blumenstrauß. „Der gehört dorthin,“ sagte ich und zeigte auf den andern Hügel.

„Nein, er gehört dorthin, wo er liegt, Fräulein Lina,“ antwortete er mit komischer Schneidigkeit. „Ich weiß nicht, ob Sie ihn angenommen haben würden, wenn ich ihn Ihnen überreicht hätte. Aber dagegen werden Sie doch nichts einwenden können, daß ich als ein Zeichen wärmster Verehrung für — für — für... nun ja, für Sie — das Grab des Mannes schmücke, der Ihnen im Leben der teuerste war. Ich glaube wenigstens annehmen zu dürfen, daß kein anderer . . .“ Die Stimme wurde plötzlich leise und unsicher, die Stirne rot. „Thun Sie mir die Liebe, Fräulein Lina, und lassen Sie den Strauß da — verwelken.“

„Sie haben recht,“ erwiderte ich, „keiner war mir teurer als er. Herzlichen Dank!“ — Ich reichte ihm die Hand, und er küßte sie übereifrig. Er schien sich sehr erleichtert zu fühlen.

„Das war gestern ein schlimmer Tag,“ fuhr er fort. „Ich glaube, ich habe dem armen Kandidaten Fragen vorgelegt, die ich selbst nicht hätte beantworten können. Was mir aber auch im Kopf herumging —! Fräulein Lina — Sie müssen noch einmal recht eindringlich mit Ihrer Frau Mutter sprechen. Sollte es denn wirklich durchaus nötig sein, daß Sie — von hier fort . . .“

Es sei ja noch keine endgültige Entscheidung getroffen, entgegnete ich, wennschon sie sich nicht lange werde aufschieben lassen. Jedenfalls könne ich nun darüber beruhigt sein, daß des Vaters Grab in bester Obhut zurückbleibe.

„Ach — das!“ rief er ganz ärgerlich. Das verstände sich ja von selbst — das! „Als ob er mein eigener Vater —! Aber —! Aber . . .“ Er setzte sich unvermutet in Bewegung, ging einige Schritte vor, kehrte zurück, umkreiste die beiden Hügel, trat endlich zwischen sie, wo ich stand, und ergriff meine Hand. „Fräulein Lina — gäb's denn kein Mittel, vorzubeugen, daß ein so bedauerlicher Beschluß — jemals — gefaßt werden könnte?“

Ich zuckte die Achseln.

„Aber ich wüßte eins! Jetzt, wo Sie mich freundschaftlich in Ihre Sorgen eingeweiht haben — jetzt wüßte ich wohl eins. Freilich, es forderte Ihrerseits ein großes Opfer. Ich kann es nur nennen, weil ich bedenke, wie schwer es Ihnen fallen würde, das Grab Ihres teuren Vaters zu missen. Vielleicht . . . Ja, ich nenne es: Wenn Sie sich mit mir verheirateten —“

„Herr Professor!“ unterbrach ich ihn, wirklich erschreckt über diese sonderbare Liebeserklärung.

„Ja, ich weiß, ich weiß,“ eiferte er weiter und zerdrückte dabei fast meine Hand. „Es wäre ein großes Opfer. Ich bin so viel älter als Sie — und wirklich schon recht alt. Jedenfalls über meine Jahre alt — und häßlich — und ein Mensch, der immer hinter seinen Büchern gesessen hat und so wenig Anlage besitzt, das Leben gesellig zu genießen, und der nicht einmal mit Glücksgütern gesegnet ist. Und Sie dagegen — abgesehen davon, daß Sie auch nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, was Ihnen aber gar nichts schadet — Sie dagegen, Fräulein Lina . . .“

Ja, was er nun von mir sagte, das kann ich gar nicht aufschreiben. Es war aber sehr schmeichelhaft für mich, und er mußte wohl merken, daß ich gar nicht böse darüber wurde, denn er steigerte seine Lobeserhebungen fortwährend und sprach zuletzt mit immer vergnügterem Gesicht wirklich nur noch dummes Zeug.

„Aber, mein Himmel!“ fiel ich zuletzt ein, „wenn Sie das alles, was Sie da sagen, für wahr halten — — am Ende lieben Sie mich dann wohl gar?“

Er war ganz Staunen. „Das sprach Ihres Vaters Tochter!“ rief er. „Das Wichtigste ließ ich ungesagt — freilich auch das Selbstverständlichste. Natürlich liebe ich Sie — und wie keinen Menschen auf der Welt! Es ist, als ob Sie an Stelle meiner Mutter . . . Nein, ganz anders, ganz anders — aber ganz anders. Ob Sie jedoch, Fräulein Lina — — — — — —“

Ich habe nicht die Geduld, die Begebenheiten dieses merkwürdigen Tages in allen Einzelheiten aufzuschreiben. Ich erinnere mich auch nicht mehr, was ich weiter gesprochen habe und was er. Ich weiß auch nicht, wie es kam, daß wir einander plötzlich in den Armen lagen, unbekümmert darum, ob man uns etwa beobachtete, und wie man's auslegte. Einen Augenblick nur. Dann waren wir ganz vernünftig und hielten einander nur noch bei den Händen, lachten und weinten. — „Soll sie's gleich wissen?“ fragte er. Ich wußte, wen er meinte, und nickte.

Und dann gingen wir bei hellem, lichtem Tage Arm in Arm über die Straße nach Hause.

Die Mama war gar nicht so überrascht, als ich voraussetzte, aber tief gerührt, nun sie ihren Segen gab. — „Ja, ja — Ehen werden im Himmel geschlossen,“ sagte sie.

„Wenn der Papa das erlebt hätte!“

„Und meine Mutter —!“

Ich lehnte mich an seine Brust. — „Aber das war ja unmöglich, Max! Zwischen Gräbern haben wir uns fürs Leben gefunden.“

Digitized by Google

Weihnachtsgeschenke in alter Zeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von M. Hagenau.

Wieder sind die Tage gekommen, da wunderbare Gestalten das Sinnen und Denken der kleinen, noch leichtgläubigen Kinder mächtig beschäftigen. An dunklen Winterabenden, vermummt in Pelze und Mäntel, aus denen nur der lange weiße Bart hervorschaut, mit Sack und Bündel bepackt und eine Rute in der Hand, schreiten sie auf verschneiten Wegen von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf: Ruprecht, Martin, Nikolaus heißen sie und sind Sendboten des Christkinds, bringen den artigen Kindern Aepfel und Nüsse, Kuchen und Spielzeug und drohen den unfolgsamen mit der Rute. Nur wenige Jahre pflegt die Täuschung zu gelingen; die klüger gewordenen Kleinen merken bald die Vermummung; hinter der Maske des Knechtes Ruprecht wird ein Onkel und unter dem Mantel des Nikolaus eine Tante richtig vermutet. Und mit der Erkenntnis schwindet aus dem Leben ein Stück naiver Märchenpoesie. Wir können diesen Verlust freilich leicht verschmerzen, denn die heutige deutsche Weihnachtsfeier mit der Bescherung unter dem lichterstrahlenden Christbaum übt einen tieferen mächtigeren Zauber, der die Herzen noch mehr ergreift. Trotzdem sollten wir die Vermummung des alten Ruprechts nicht ohne weiteres in die Rumpelkammer werfen; bei allen Freuden des heutigen Weihnachtsfestes sollten wir nicht vergessen, daß Ruprecht und seine Genossen die ersten Vorläufer der Weihnachtsbescherung waren.

In uralte Zeiten wollen wir uns zurückdenken, da in Deutschlands Gauen das Licht des Christentums noch nicht erstrahlte. Damals wohnten unsere Vorfahren nicht in festen Burgen und gemauerten Städten. Sie hausten zerstreut im Lande und waren weniger Ackerbauer als vielmehr Viehzüchter. Herden von Pferden, Rindern und Schweinen bildeten ihren Hauptreichtum, und durch diese Beschäftigung waren ihre Feste beeinflußt. Mit Freuden begrüßten sie den Frühling, mit dem die Zeit der Weiden und der Ackerbestellung begann, und zu freudigen Festen gab ihnen auch der Wintersanfang Anlaß, da die Ernte eingeheimst war und das wohlgenährte Vieh von den Weiden heimgetrieben wurde. Zu Anfang November veranstaltete man große Schmäuse, schwelgte in Roßfleisch, Schweine- und Gänsebraten, vergaß aber in den frohen Tagen auch der Götter nicht, die den Menschen Gutes erwiesen hatten. Zu ihren Ehren wurden Umzüge veranstaltet, und bei diesen Festen erschienen auch die Urbilder von Martin, Klaus und Ruprecht. Ein weiser Hirte oder ein Priester nahte dem Herdenbesitzer, gab ihm eine Birkenrute oder einen Zweig grünen Wacholders und beschenkte die Kinder mit Aepfeln und Nüssen. Aus dem Walde stammten diese Gaben, und wer da weiß, welche Bedeutung der Wald und seine Bäume in dem Glauben der germanischen Völker hatten, wird leicht den Sinn der Spenden erraten.

In den Waldbäumen lebten Geister aller Art, Holde und Unholde, und die Holden brachte man ins Haus oder in das Dorf, damit sie den Menschen Schutz gewährten. Die Birke, die am frühesten grünte, war ursprünglich den indogermanischen Völkern vor allem als der Sitz guter Geister heilig, und Birken oder Maien holte man mit Vorliebe aus dem Walde; noch heute ist die Sitte in der Aufstellung des Maibaumes in vielen Gegenden erhalten und noch heute werden neu errichtete Gebäude nach altem Brauch mit einem Birkenbäumchen gekrönt. Neben der Birke galten auch die immergrünen Bäume als zauberkräftig und wurden für Winterfeste lieber als die um jene Zeit blätterlosen Birkenreiser verwendet. So waren die Gaben, die der Priester oder geisterkundige Mann bei dem großen Feste zu Winteranfang den Leuten überreichte, Geschenke guter Geister, und Wacholderzweige und Birkenruten sollten während der rauhen Jahreszeit Menschen und Vieh, Haus und Hof vor Ungemach beschützen.

Den alten heidnischen Brauch vermochte das Christentum nicht zu verdrängen, die Kirche mußte ihn dulden, aber aus der heidnischen Gestalt machte sie einen Heiligen, so daß er fortan St. Martin oder St. Nikolaus hieß; in dieser Verkleidung wurde er allmählich dem Volke ein anderer; schließlich vergaß man die Bedeutung seines Hauptgeschenkes, der Rutenzweige. Als vollends die alten Winterfeste der Deutschen in der christlichen Weihnachtsfeier aufgingen, wurde Ruprecht ein Sendbote des Christkindes und die Rute in seiner Hand als Zuchtmittel für unartige Kinder betrachtet. Der schützende immergrüne Busch, den die Indogermanen für die rauhe Winterszeit in ihre Wohnstätte brachten, sollte aber in einer anderen Weise wieder zu Ehren kommen. Sicher ist aus diesem Segenszweige, den man aus dem Walde holte und vielfach mit buntem Schmuck versah, im Laufe der Zeiten und auf Umwegen, die wir nicht mehr genau feststellen können, der deutsche Weihnachtsbaum entstanden.

In die ferne heidnische Vergangenheit reichen auch einige der verschiedenartigen süßen Gebäckarten zurück, die um die Weihnachtszeit verschenkt werden. Kuchen in Gestalt von Hörnern, Ebern und Pferden erinnern nur zu deutlich an die alten Opfertiere der Germanen.

Neben dem Christentum zog die römische Kultur in die Länder von Mitteleuropa ein und wirkte umgestaltend auf die Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten der Völker. Mit dem römischen Recht breitete sich auch römischer Brauch in Deutschland aus. Vom Süden kam zu uns die Sitte, den Jahresanfang festlich zu begehen. In Rom wurde der Neujahrstag durch laute Festlichkeiten eingeleitet, an ihm brachte man Beamten und angesehenen Personen Glückwünsche dar, und an diese knüpfte sich die Ueberreichung von Geschenken. Diese Sitte war so fest eingebürgert, daß die Neujahrsgeschenke oder strenae an den Kaiser und die Senatoren schließlich als eine pflichtgemäße Abgabe betrachtet wurden.

Die christlichen Gemeinden behielten diesen Brauch bei, verwandelten ihn aber in dem milden Geiste des Evangeliums. Nicht nur der Herr sollte Geschenke empfangen; sie sollten auch dem Diener und vor allem dem Armen und Bedürftigen gereicht werden. Dadurch wurde das Schenken zu Neujahr ganz allgemein. Natürlich bestanden diese Gaben nicht aus Nüssen und Aepfeln oder süßem Gebäck, sondern in nützlichen, selbst kostbaren Gegenständen und in barem Gelde.

Während des Mittelalters herrschte indessen, was das Kalenderwesen anbelangt, einige Verwirrung. Das neue Jahr begann nicht überall an einem und demselben Tage. Nach dem römisch-julianischen Kalender sollte der Neujahrstag auf den 1. Januar fallen. Gegen diesen Termin eiferte anfangs die Kirche, weil an ihm die Römer das ausgelassene Fest der Saturnalien begingen. So wurde von den einen der 1. März als Neujahrstag festgesetzt, und so rechnete z. B. die Republik Venedig bis zu ihrem Untergange; andere bestimmten den 25. März, den Tag Mariä Verkündigung, als den Jahresanfang, und dieses „Marienjahr“ galt z. B. auf deutschem Gebiete in den Diöcesen Trier und Köln lange Zeit. Es gab ferner ein „Osterjahr“, indem man das neue Jahr vom Ostersonntage oder vom Karfreitage an rechnete. Der größten Verbreitung erfreute sich aber während des Mittelalters in Deutschland der 25. Dezember, der Tag von Christi Geburt, als Jahresanfang; er wurde erst allmählich im Laufe des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch den heute üblichen Neujahrstag, den ersten Januar, verdrängt.

Auf diese Weise kam es, daß in Deutschland während langer Jahrhunderte die christliche Weihnachtsfeier mit Gottesdienst, religiösen Schauspielen und Krippenausstellungen und das Neujahrsfest mit den Glückwünschen und Geschenken an einem und demselben Tage begangen wurden. Je mehr die neuen Sitten sich einbürgerten, zu einem um so größeren Feste gestaltete sich Weihnachten, und es war durchaus natürlich, daß nunmehr althergebrachte einheimische Volksbelustigungen, die man ursprünglich im November und Anfang Dezember abhielt, auf die Weihnachtszeit verlegt wurden. Jetzt erschienen Ruprecht, Martin und Nikolaus als Vorboten oder Sendboten des Christkinds und die Lust am Schenken nahm immer mehr zu; die Bezeichnung „Neujahrsgeschenke“ wurde allmählich durch den Namen „Weihnachtsgeschenke“ verdrängt.

Digitized by Google

Nur allzuleicht verwandelt sich alter Brauch in gutes Recht. Leute, die jahraus jahrein beschenkt wurden, erachteten schließlich, daß Weihnachtsgeschenke ihnen von Rechts wegen zukommen. Das Gesinde forderte sie von der Herrschaft. Das gab nun zu Mißhelligkeiten Anlaß, und die Behörde sah sich veranlaßt, gegen diesen Mißbrauch einzuschreiten. Alexander Tille giebt in seiner „Geschichte der deutschen Weihnacht“ (Leipzig, Ernst Keil's Nachf.) einige Belege dafür. Eine sächsische „Polizey Ordnung“ aus dem Jahre 1661 gebietet: „Darunter denn billig zu ziehen, daß an etlichen Orten denen Knechten und Mägden Jahrmärckte, Christ- und Neu-Jahrs-Geschenke, oder andere Verehrungen über gesetzten Lohn, so bis weilen eben so hoch kommet, bishero zur Ungebühr mit einbedinget, und fast abgezwungen worden. Wie wir nun solches und andres, wordurch sonsten unserer hierbei habenden Intension zuwider geschehen könnte, gleicher Gestalt gänzlich aufheben; Also soll Herr, Frau, Knechte, oder Mägde, so dergleichen Begünstigungen unter einander verüben, mit der Helffte der vorgesetzten Straffe, als 5 Thaler, von Gerichten beleget, und dem Dienstbothen sein ordentliches halbes Lohn neben dem Geschenke weggenommen werden; Jedoch, wofern ein, oder ander Herr, oder Frau einem Dienst-Bothen, so ihn oder ihr vor andern lang und treulich gedienet, aus freyem Willen, ein leydliches zum H. Christ und zu Veranlassung fernerer fleißigen Dienste verehren wollte, solches bleibet ihnen ungewehret.“

Die Sitte der Neujahrs- oder Christgeschenke fand jedoch nicht überall Anklang. Es gab Leute, die sie für einen unnützen Luxus hielten und dagegen sogar in Druckschriften eiferten. An manchen Orten schloß sich ihnen die Behörde an. Wie sie den Luxus in Kleidung, bei Tauffestlichkeiten und Hochzeiten durch allerlei „Ordnungen“ einzuschränken suchte, erließ sie auch gegen eine übermäßige Freigebigkeit um die Weihnachtszeit Verbote oder untersagte die Geschenke gänzlich. Die nüchterne, knauserige Anschauung konnte sich jedoch nicht behaupten.

Scene aus Heinrich von Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“.
Aus der Prachtausgabe mit den Illustrationen von Adolph Menzel.

Die Ueberreichung der Gaben war indessen an feste allgemein übliche Formen nicht gebunden. Der Herr überreichte sie einfach dem Gesinde; Freunde, Verwandte und Bekannte sandten sie sich zu. Originell hat sich diese Zusendung im Norden, in Pommern und Mecklenburg, gestaltet. Die Geschenke wurden dort in zahlreiche Hüllen eingewickelt und auf die einzelnen Pakete die Namen derjenigen geschrieben, für die sie bestimmt waren. Das Paket wurde dann von irgend jemand in das Zimmer geworfen. Im Anschluß an das nordische Julfest, das im Mittwinter gefeiert wurde, erhielten diese Geschenke den Namen Julklapp. Die schöne Sitte besteht in den genannten Ländern noch heute und giebt zu freudigen Ueberraschungen und lustigen Neckereien Anlaß.

In der allgemeinen Freude, die um Weihnachten herrschte, durften natürlich auch die Kinder nicht leer ausgehen. Auch sie wurden reichlich beschenkt, aber nicht in der gewöhnlichen Weise wie die Erwachsenen; man suchte ihnen die Ueberreichung der Gaben anmutiger zu gestalten. Den Kleinen sandte das Christkind die Geschenke und als fleißigen Boten stellte es den heiligen Nikolaus oder Knecht Ruprecht an. Dieser brachte die Geschenke, die in ein Bündel eingepackt waren, ins Haus und legte zur Warnung noch eine Rute bei. Das Bündel hieß die „Christbürden“, und sein Inhalt war ebenso mannigfaltig wie die heutige Bescherung der Kleinen. In den „Christbürden“ fanden sich Aepfel und Nüsse und allerlei Süßigkeiten vor; die Hauptsache bildete aber das Spielzeug. Die Verfertigung desselben stand in Deutschland schon am Ausgang des Mittelalters in hoher Blüte; namentlich in den Städten Nürnberg und Augsburg sorgten jahraus jahrein erfinderische Köpfe und fleißige Hände für Belustigung der Kleinen. Puppen aller Art, Puppenstuben und Puppenküchen, Schachteln mit Soldaten und Tieren wurden von den gewerbfleißigen Städten in die weite Welt versandt, und schon im siebzehnten Jahrhundert verbreiteten sich die Weihnachtsmärkte, auf denen das Kinderspielzeug einen der wichtigsten Handelsartikel bildete.

Digitized by Google

In die „Christbürden“ waren aber auch nützliche Sachen eingepackt. Neben neuen Kleidern schenkte man besonders gern Schulsachen oder „Scholasticalia“, wie z. B. „Abcteflin“, Schreibzeuge, Papier und Tintenfässer; ja auch die Weihnachtslitteratur für die Jugend erstand frühzeitig in Gestalt von Bilderbüchern.

Nicht überall erhielten jedoch die Kinder ihr Christgeschenk zu Hause; an manchen Orten wurde es ihnen beim Gottesdienst in der Kirche überreicht. Aus den alten Weihnachtsumzügen entwickelte sich auch die Sitte, daß die Kinder unter Absingen von Liedern von Haus zu Haus zogen und kleine Geschenke, die zumeist in Aepfeln, Nüssen und Gebäck bestanden, einsammelten. Zuletzt thaten es nur noch Kinder ärmerer Leute, die dafür auch mit Geld beschenkt wurden.

Die „Christbürden“ reichten jedoch nicht, um die Geschenke, die für Kinder der Fürsten und reicherer Leute bestimmt waren, zu fassen. Diesen wurde die Bescherung auf einer Tafel aufgebaut. Das reizte wohl auch in anderen Ständen zur Nachahmung. Dazu kam noch, daß die langen Winterabende auch im bürgerlichen Hause sich gemütlicher gestalteten. In den früheren Zeiten konnte man mit dem qualmenden Kienspan oder den rußenden cylinderlosen Oellampen keine angenehme Beleuchtung der Wohnräume erzielen. Nun gewann die Kerze eine immer weitere Verbreitung. Ursprünglich nur in der Kirche verwendet, erleuchtete sie lange Zeit die Gemächer der Reichen; dann aber wurde sie zum Gemeingut aller. Im Lichterschein wurden zuerst die Gaben für die Kinder auf dem Tische ausgebreitet: später kamen auch die Geschenke für Erwachsene auf denselben Platz, und so entstand die deutsche Weihnachtsbescherung, die, zuletzt vom Glanze des Christbaumes verklärt, zum schönsten Familienfeste wurde.

In andern Ländern sind die Neujahrsgeschenke nicht auf das Christfest übergegangen. In Frankreich z. B. beschenkt man sich nach wie vor zu Neujahr. Bei uns lebt dieser mehr römische Brauch nur hier und dort kümmerlich fort. Es kommen an einem Orte zu Neujahr Schornsteinfeger ins Haus, um Glückwünsche darzubringen, und erhalten dafür ein kleines Trinkgeld. Der Bäcker schenkt in einer anderen Stadt seinen treuen Kunden zu Neujahr einen Kuchen oder der Fleischer eine Wurst. Aber auch diese Sitten schwinden mehr und mehr dahin. Wir begnügen uns am Neujahr mit Glückwünschen, Weihnachten aber bleibt dauernd das große Fest der Liebesgaben.

Zu unseren Weihnachtsbildern. Dem schönsten aller Feste sind die Bilder gewidmet, die unser heutiges Halbheft schmücken. Sie spiegeln den Zauber wider, der so mannigfaltig Weihnachten durchdringt und um diese Zeit die Herzen der Menschen bewegt. Das große Ereignis der Geburt des Heilands, der Licht und Frieden der Welt brachte, hat seit jeher die Künstler zu allegorischen Darstellungen begeistert. Dieser Art ist auch das stimmungsvolle Bild auf S. 808 und 809, in welchem F. Brütt uns mit einfachen, aber ergreifend wirkenden Mitteln die Weihe der „Heiligen Nacht“ vor Augen führt. In einem durch tiefe Schatten unbestimmt gehaltenen Raume kniet, in innigem Gebet versunken, die Mutter Maria neben dem Kindlein, von dem das strahlende Licht ausgeht; Engelsgestalten schweben herbei und drücken symbolisch das Staunen und die Freude der Unschuldigen und Reinen über das himmlische Wunder aus. — Vor die Christkrippe führt uns ferner die Kunstbeilage „Die Andächtigen“ von Walther Firle. Sie ist die gelungene Wiedergabe einer Studie, welche der Maler zu seinem vielgerühmten Bilde „Die Heilige Nacht“ gemacht hat. Dasselbe wurde auf der Kunstausstellung in München mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet und befindet sich gegenwärtig in dem Museum zu Bremen. Auf unserer Kunstbeilage sind die Andächtigen vor der Krippe versammelt, von der das Licht ausstrahlt. Meisterhaft ist die Charakteristik der einzelnen Köpfe. — Echte Weihnachtsstimmung weht uns aus dem Püttnerschen Bilde „Gang zur Christmette“ (S. 817) entgegen. Das Silberlicht des Mondes verklärt das romantische Gemäuer eines alten Burghofes; weicher Schnee deckt das Pflaster und schimmert auf Dächern und Simsen und durch die Burgpforte wandern die Stadtbewohner in die hellerleuchtete Kirche, um dem Gottesdienst beizuwohnen. — Weihnachtsfreuden im Hause stellen die übrigen Bilder dar. Zu dem schlummernden Mädel auf Mocks reizender Vignette „Der Weihnachtstraum“ (S. 835) steigen vom Himmel die lieben Engelein mit herrlichen Gaben und dem duftenden Tannenbaum hernieder. Auf dem Bildchen von G. Schöbel (S. 836) naht der Träume Erfüllung. „Der Weihnachtsmann ist da!“ schallt es fröhlich durch die Stube und das vierblättrige Kleeblatt belagert ungeduldig die Thür zu dem „Salon“, in welchem die geheimnisvollen Vorbereitungen getroffen werden. Durch Schlüsselloch und Ritzen suchen die Kleinen wenigstens einen flüchtigen Blick auf die Herrlichkeiten der Bescherung zu erhaschen. — Einsame Weihnachten, fernab vom elterlichen Hause verleben die beiden Mädchen auf dem farbigen Bilde von R. Beyschlag „Weihnachtsabend in der Dachstube“ (S. 812). Aus dem kleinen Städtchen sind sie hinausgezogen in die Fremde, um ihren Unterhalt sich zu erwerben. Die jungen Verwandten haben sich ein Weihnachtsbäumchen geschmückt und wollen zusammen den Heiligen Abend feiern. Da trifft zur rechten Zeit die Weihnachtskiste aus der Heimat ein, und der sie begleitende Brief wird nun mit freudestrahlenden Augen beim Glanz der Weihnachtskerzen vorgelesen. Verschwunden ist mit einem Schlage das traurig stimmende Heimweh; vereint mit Eltern und Geschwistern fühlen sich die beiden; denn über Berge und Steg findet die Liebe ihren Weg, und Zeit und Entfernung vermögen nicht ihre festen Bande zu lösen. *

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1899. Wieder, und zwar zum neuntenmal liegt das zierliche Bändchen vor uns, in welchem Otto Braun und die Cotta'sche Buchhandlung alljährlich eine Blütenlese deutscher Lyrik darbieten, zusammengestellt aus Gaben unserer besten Dichter von Ruf und jüngerer nachstrebender Talente, die in deren Bahnen wandeln. Wie verschiedenartig die Physiognomie der neuesten deutschen Dichtung ist, das zeigt auch diese Sammlung. Darin besteht ja der Hauptreiz unseres deutschen Schrifttums, daß es frei ist von jeder Schablone und die Eigenart der Talente sich ungehemmt entfalten kann. Ausgeschlossen von dieser Sammlung ist nur das Geschmacklose, die poetische Grimasse, die bisweilen auch die Züge einer schönen Begabung entstellt. Wie immer eröffnen Erzählungen in Prosa den dichterischen Reigen. Eine größere Novelle von Adolf Stern, „Das Weihnachtsoratorium“, ist mit epischem Behagen ausgesponnen und hat dabei auch die überraschenden Wendungen, welche der guten Novelle nicht fehlen dürfen. Erinnerungen aus dem Schülerleben, dem Alumnat der Leipziger Thomasschule, Erinnerungen an den großen Meister Bach bilden den Grundton der Erzählung. Zwei Jugendfreunde, die sich fremd geworden, tauschen sie aus. Der eine, ein Pfarrer, ist im Begriff, die Pflegetochter eines ihm befreundeten alten Ehepaars zu heiraten; der andere, ein im Leben gescheiterter Komödiant, hat Zuflucht bei dem einstigen Schulkameraden gesucht. Es ergiebt sich, daß die Geliebte des Pfarrers die Tochter des verkommenen Schauspielers ist. Um dem ehelichen Glück des Freundes und der Tochter nicht im Wege zu sein, verläßt der frühere Vorsänger des Bachschen Kirchenchors den Ort und folgt den preußischen Werbern. Sinnig ist das Märchen, das uns Julius R. Haarhaus von den „Zwillingen von Teheran“ erzählt, und wenn der Großvezier und der Holzhacker gelegentlich die Rollen tauschen, so tritt in dieser märchenhaften Beleuchtung der ganze Karneval des Lebens uns vor Augen. In den poetischen Erzählungen und Balladen wechselt Ernstes und Heiteres ab. Die Spartanertragödie des „Pausanias“ hat Hermann Lingg in wuchtige Verse eingekleidet. Einer der drei Könige aus dem Morgenlande und die heilige Maria selbst stehen im Mittelpunkte der eigentümlich ergreifenden erzählenden Dichtung Max Haushofers „Chan Melchior“. Eine römische Orgie in Trier, „Bei Flöten und Theorben“, in welche die siegreichen Germanen treten, schildert uns Felix Dahn in farbenprächtigen Bildern; das wilde Meerweib „Ran“ Wilhelm Jensen in einem Gedicht von kräftig gedrängter Kürze; den von seiner Buhle Viviane vergifteten „Merlin“ Ernst Muellenbach in formschönen Strophen, „Herzog Friedrich Wilhelms letzte Meerfahrt“ anschaulich in wohllautenden Versen Max Hartung. Mehr heiterer Art sind „Ein Paris-Urteil“ von Karl Woermann, „Der rechte Gevatter“, als welcher der Tod erscheint, von Hans Hoffmann, „Der klassische Zeuge“ von Robert Waldmüller und

Digitized by Google

„Kaiser Max in Nürnberg“, eine hübsch erzählte Anekdote, von Albert Möser. „Die Burgfrau“ von Ernst Ziel und die beiden Balladen von Heinrich Vierordt beweisen die Sprach- und Versgewandtheit dieser Dichter. Den Cyklus der lyrischen und vermischten Gedichte eröffnen zwei Veteranen, die dicht an den Pforten des achtzigsten Lebensjahres stehen, Hermann Lingg und Wilhelm Jordan, mit Gedichten von Gedankentiefe bei einer gewissen Sprödigkeit der Form; es folgen gemütvolle Lieder von Julius Rodenberg, sinnvolle Reflexionsgedichte von Friedrich Spielhagen, gereimte sapphische Strophen von Rudolf von Gottschall, ein originelles Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn von Adolf Wilbrandt, anmutende lyrische Blätter und Blüten von dem Herausgeber Otto Braun, von Carl Busse, Gustav Falke, Martin Greif, Angelika v. Hörmann, H. Bulthaupt u. a., melodiöse Gedichte von Max Kalbeck, prächtige Distichen von Eduard Paulus. Die Spruchdichtung ist vertreten durch Friedrich Spielhagen, Georg Scherer und Martin Beerel. Drei anmutige Frauenbilder, die Loreley, ein Florentinisches Blumenmädchen und eine Schöne „in Erwartung“ schmücken das elegant ausgestattete Bändchen, ferner ein nordisches Jagdbild, das Genrebild „Ostermorgen“ und ein Landschaftsbild aus Sorrent. †

Frauen als Schrankenwärterinnen. Bei den deutschen Staatsbahnen mag es etwa 3000 Schrankenwärterinnen geben. Ihre Aufgabe ist, die Schranken (Barrieren) an den Eisenbahnübergängen beim Herannahen der Züge zu schließen und zu öffnen; daneben müssen sie die Uebergänge rein halten. Wie Schubert im „Archiv für Eisenbahnwesen“ mitteilt, haben sich die Frauen in diesem Amte außerordentlich gut bewährt, wenigstens soweit er dies bei den an der Strecke Lübbenau-Görlitz angestellten 98 Frauen zu beobachten Gelegenheit hatte. Es wird den Frauen nachgerühmt, daß sie äußerst zuverlässig und wachsam sind. Bei irgend einer nützlichen Beschäftigung in den Zwischenzeiten, wie Stricken, Nähen, Spulen, Flechten, bleiben sie doch auf den Dienst aufmerksam und munter. Wo die Männer an Wegübergängen mit den passierenden Fuhrwerksbegleitern vorher leicht in Streit gerieten, da wickelte sich die Sache unter der Aufsicht der allezeit zungenfertigen Frauen rasch und glatt ab. Auch anderwärts scheint man in dieser Hinsicht gute Erfahrungen mit den Frauen gemacht zu haben. Auch bei der Marienburg-Mlawka-Bahn sind z. B. 60 Schrankenwärterinnen im Amte. Bd.

W. H. Riehls Geschichten und Novellen. Es ist gerade ein Jahr her, daß der Tod Wilhelm Heinrich Riehls uns zum Anlaß wurde, in einem Nachruf die gesunde Volkstümlichkeit und den echt deutschen Charakter seines Denkens und Dichtens zu rühmen. Die fünfzig Geschichten und Novellen, die er uns in den sieben Bänden „Kulturhistorische Novellen“, „Geschichten aus alter Zeit“, „Neues Novellenbuch“, „Am Feierabend“, „Aus der Ecke“ und „Lebensrätsel“ hinterlassen, sind deutsche Volkserzählungen im besten und höchsten Sinne. Mit ganz besonderer Genugthuung begrüßen wir es daher, daß die Verlagshandlung es unternommen hat, der Nation dieses kostbare Erbe in einer Volksausgabe zu billigem Preise darzubieten, von welcher die ersten Lieferungen nun vorliegen. In Bezug auf die äußere Ausstattung schließt sich das Unternehmen den gediegenen Volksausgaben der Schriften Berthold Auerbachs und Ludwig Anzengrubers an, welche im Laufe der letzten Jahre im gleichen Verlage erschienen sind.

Riehls Novellen beschränken sich nicht auf die Schilderung des Volkslebens einer bestimmten Landschaft. Sie spielen in Stadt und Land, in den verschiedensten Gauen des Vaterlandes und in allen Zeitaltern deutscher Geschichte. Alte Zeiten und Sitten bilden die Grundlage der stimmungsvollen Lebensbilder, aber das Vergangene darin macht uns die Poesie gegenwärtig. Riehls Interesse an deutscher Vorzeit, an altem Brauch und alter Sitte der Vorsahren war kein Produkt der Gelehrsamkeit, es wurzelte ihm tief im Gemüt als lebendiges Gefühl für den organischen Zusammenhang zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit unseres Volkes, als innige Vorliebe für alles, was dem deutschen Volksgemüt auch heute noch lieb und teuer und von lebendiger Bedeutung ist. Was er als Gelehrter erforschte, gestaltete ihm die Phantasie zum warmpulsierenden Leben. Seine ersten Schriften waren noch schildernder Art, auf Grund derselben wurde er als Professor nach München berufen. Und gerade diese Berufung zum Professor wurde entscheidend für seine Entwicklung zu einem der besten Novellisten der Weltlitteratur.

In München hatte zu Anfang der fünfziger Jahre König Maximilian II von Bayern jenen Dichterkreis um sich versammelt, dessen jugendfrisches Schaffen von so hoher Bedeutung für den künstlerischen Aufschwung unserer poetischen Litteratur nach den Stürmen des Jahres 1848 wurde. In diesen Kreis trat Riehl, herzlich bewillkommnet, ein. Heyse und Geibel wurden seine intimsten Freunde. Alle drei waren damals jung verheiratet. Ihre Wohnungen hatten sie in derselben Gegend. Da die übrigen litterarischen Freunde allesamt tiefer in der Stadt wohnten, so erschienen sich die drei wie ein vorgeschobener Posten und nannten sich „die Ecke“. Je am anderen Sonntag kamen die Ehepaare in dem Salon einer befreundeten alten Dame zusammen, welche an der Spitze der „Ecke“ wohnte; dies war Frau Elisabeth v. Ledebour, die Witwe des berühmten Dorpater Botanikers, eine vom regsten geistigen Interesse beseelte Dame. Ein allezeit fröhliches Heidelberger Kind, Fräulein Julie Dreuttel, unterstützte sie im Hauswesen. Dort besprachen die Männer in heiterer Geselligkeit ihre neuesten Arbeiten und Entwürfe und lasen vor, was sie ganz oder halb vollendet hatten. In der Einleitung zu dem späteren Novellenband „Aus der Ecke“ hat Riehl hierüber gar anziehend berichtet. Das Beispiel der Dichter wirkte ansteckend auf sein Talent. Riehl seinerseits schrieb zunächst an seinem Buche „Die Familie“ und gab davon Proben. Allein bald empfand er, daß abhandelnde Prosa sich doch nicht so gut liest und hört wie erzählende. Er entsann sich seiner ersten Versuche auf dem Gebiet der Novelle und bearbeitete sie unter dem läuternden Einflusse Paul Heyses. Und bald schrieb er neue Novellen „zuerst für die Ecke, dann aus der Ecke“. Diesem Ursprung hat die Riehlsche Novellistik noch einen weiteren Vorzug zu danken. Gleich die ersten seiner kunstgemäßen Erzählungen schuf er mit dem Bewußtsein, daß sie zum Vorlesen vor einem Publikum bestimmt waren, dem junge Frauen und Mädchen angehörten. Auch alle späteren Novellen Riehls haben die Eigenschaft, sich im seltenen Maß zum Vorlesen im Familienkreise zu eignen. So frei von zager Prüderie der männliche und mannhafte Geist Riehls zeitlebens war, so sehr es ihn drängte, die Leiden und Freuden der Menschen in den Niederungen des sozialen Lebens zu schildern, aus seiner Feder ist nichts erflossen, was keuschem Sinne beleidigend wäre. Und so unerschöpflich die Welterfahrung und geschichtliche Bildung ist, die sich in Riehls ernsten und heiteren Erzählungen aus tausend Jahren deutscher Geschichte spiegeln, so gemeinverständlich, klar und schlicht ist die nur andeutende Form, in welcher Riehls Wissensreichtum darin zum Ausdruck gelangt. In ihnen allen hat der Dichter bethätigt, was ihn wiederholt veranlaßt hat, sich einen Geistesverwandten Ludwig Richters zu nennen. Seine Tendenz war, die guten Sitten alter Zeit für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Aber diese Tendenz blieb immer von dem Bewußtsein geleitet, daß die Welt fortschreitet und fortschreiten muß, daß der „guten alten“ Zeit die bessere neue gefolgt ist. Aus diesem Fortschrittsglauben stammt die sonnige Grundstimmung der Riehlschen Novellen, stammte seine Auffassung, daß die Kunst des Dichters nicht berufen sei, uns des Lebens Qual zu verstärken, sondern uns über sie zu erheben, indem sie uns Freude bereitet. . . . So möge denn die erste Gesamtausgabe dieser Volkserzählungen ihnen im deutschen Volke zu jener Verbreitung verhelfen, die sie um all dieser Vorzüge willen verdienen!

Weihnachtstraum.

Nach einer Originalzeichnung von F. Mock.

Die Menzelsche Prachtausgabe von Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. (Zu dem Bilde S. 833.) Wie Lessings „Minna von Barnhelm“ das beste Lustspiel in Prosa ist, das wir Deutschen besitzen, so ist Kleists „Zerbrochener Krug“ das beste deutsche Lustspiel in Versen. Kleist schrieb es in der hoffnungsreichen Maienzeit seines dann so tragisch ausgehenden Lebens, und der Jugend Frische und Uebermut spiegeln sich in dem frohen Behagen, mit welchem die komische Verwicklung der in Holland spielenden Prozeßkomödie im realistischen Geschmack der niederländischen Genremaler vom Schlage der Teniers und Dow durchgeführt ist.

Ein Genrebild dieser Art, wenn auch wohl französischer Herkunft, hatte dem Dichter die Anregung zu dem Lustspiel gegeben. Er fand den Stich 1802 auf seiner Reise in die Schweiz im Zimmer des Dichters Zschokke hängen, den er mit dem Sohne Wielands in Bern besuchte; alle drei nahmen sich vor, den Vorgang, den das Bild darstellte, im Wetteifer miteinander poetisch zu behandeln.

Kleist selbst hat das Bild in der Vorrede zu seinem Lustspiel geschildert: es stellte in niederländischem Geschmack eine Gerichtsstube dar, vorn einen Richter gravitätisch auf dem Richterstuhl, vor ihm eine alte Frau, die einen zerbrochenen Krug hielt; Beklagter war „ein junger Bauernkerl, den der Richter als überwiesen andonnerte; ein Mädchen, das wahrscheinlich in der Sache gezeugt hatte (denn wer weiß bei welcher Gelegenheit das Delictum geschehen war), spielte sich, in der Mitte zwischen Mutter und Bräutigam, an der Schürze; und der Gerichtsschreiber sah (er hatte vielleicht kurz vorher das Mädchen angesehen) jetzt den Richter mißtrauisch zur Seite an wie Kreon bei einer ähnlichen Gelegenheit den Oedip, als die Frage war, wer den Lajos erschlagen. Darunter stand: Der zerbrochene Krug.“

Jenes alte Bild ist verloren gegangen, aber das köstliche Lustspiel, das von ihm ins Leben gerufen wurde, ist viele Jahre nach dessen Entstehung hinwiederum zur Grundlage geworden für eine ganze Reihe von Genrebildern in niederländischem Geschmack, in denen die

Digitized by Google

humoristische Kunst eines unserer allerbesten deutschen Maler einen Triumph gefeiert hat.

Als 1877 der hundertste Geburtstag Heinrich von Kleists begangen wurde, war die schönste Festgabe das herrliche Prachtwerk, welches neben dem Text seines einzigen und einzigartigen Lustspiels 34 Illustrationen nach Originalkompositionen von Adolph Menzel enthielt. Dieses Prachtwerk, das damals in groß Folioformat erschien, liegt uns heute in einer handlichen Großoktavausgabe vor, die vom Cottaschen Verlag zu einem verhältnismäßig wohlfeilen Preis auf den Weihnachtsbüchermarkt gebracht wird.

Der Band schließt sich in allen äußeren Vorzügen der von A. Schmidhammer illustrierten Prachtausgabe von Otto Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt“ an, die vorm Jahre im gleichen Verlage erschien. Max Jordan, der frühere Direktor der Nationalgalerie in Berlin, welcher zu dieser neuen Ausgabe eine Vorrede geschrieben hat, sagt von Menzels bildlicher Wiedererzählung des klassischen Bauernprozesses mit Recht, daß seit den Tagen der alten holländischen Meister, der idealen Zeitgenossen des Lustspiels, solche Gestalten nicht erfunden worden seien.

Mit genialer Anempfindung hat Menzel aber auch den dramatischen Pulsschlag von Kleists lebendiger Scenenführung seinen Darstellungen gewahrt. Unser Bild auf S. 833 ist gerade hiervon eine gar prächtige Probe. Wie die Gegensätze hier zusammenprallen: das angstvolle Schuldbewußtsein des gewissenlosen Dorfrichters, der unter den Augen des inspizierenden Gerichtsrats aus Utrecht den Prozeß gegen sich selbst führen muß, und das sich empörende Rechtsbewußtsein der die Trümmer ihres zerbrochenen Kruges schwingenden Frau Marthe Rull und ihrer Tochter, das ließe sich auch auf der Bühne von den besten Schauspielern nicht dramatisch darstellen!

Der Weihnachtsmann ist da!

Nach einer Originalzeichnung von G. Schöbel.

Meerestiefen. Der Ocean, welcher fast dreiviertel der ganzen Erdoberfläche bedeckt, ist bezüglich seiner Tiefenverhältnisse und der Beschaffenheit seines Bodens erst in neuester Zeit, etwa von der Mitte dieses Jahrhunderts ab, genauer bekannt geworden. In den letzten Jahren haben die Engländer und Amerikaner sehr erfolgreiche Nachforschungen über die Tiefe des Meeres an verschiedenen Orten angestellt und besonders im Großen Ocean ungeheure Abgründe entdeckt. Noch vor vierzig Jahren hatte man dort die größte Tiefe der See zu 3100 m angenommen, während man heute weiß, daß es dort Tiefen giebt, die mehr als dreimal größer sind. Oestlich von den japanischen Inseln, bis zu den Aleuten, findet sich auf einer Fläche von mindestens 50000 Quadratmeilen eine ungeheure Einsenkung des Seebodens, die tiefer als 6000 m unter der Meeresoberfläche liegt. Die größte dort bis jetzt bekannte Tiefe wurde vom Dampfer „Tuscarora“ erlotet und beträgt 8500 m. Oestlich von dort bis nach Nordamerika hin ist nur eine Stelle bekannt, wo die Meerestiefe 6400 m übertrifft; anderseits finden sich dort am Meeresboden mehrere ungeheure Berge, deren Gipfel jedoch noch immer bis 4000 m unter dem Seespiegel bleiben.

Im südlichen Teile des Großen Oceans, in der Richtung von den Tonga-Inseln nach Neuseeland hin, hat vor kurzem der Dampfer „Pinguin“ sogar Tiefen von 9400 m gelotet. Dabei ist merkwürdig, daß diese größten Tiefen sich keineswegs mitten im Ocean finden, sondern gegen den Rand hin, unmittelbar neben gewaltigen unterseeischen Sockeln, auf denen dann kleine Inseln bis über den Seespiegel emporragen.

Etwas Aehnliches findet sich auch im Atlantischen Ocean, dessen tiefste Mulde nördlich von den kleinen Antillen gegen die Bermuda-Inseln hin liegt, während die Mitte dieses Oceans von langgestreckten, unterseeischen Höhenzügen bedeckt ist, über denen aber doch noch 4000 m Wasser stehen.

Der Druck dieser Wassermassen auf den Meeresboden ist ein ungeheurer. Schon in 4000 m Tiefe beträgt der Wasserdruck über 400 Atmosphären. Der sehr zuverlässige Seefahrer und Forscher Scoresby berichtet, daß einst ein Walfisch, der von einem Boote aus harpuniert worden war, dieses Boot an der Leine mit in die Tiefe riß, wobei dessen Holzwerk durch den ungeheuren Druck so mit Wasser imprägniert wurde, daß es wie Blei sank und den später an der Oberfläche schwimmenden Körper des toten Walfisches mit herabzuziehen drohte. Man begreift daher leicht, daß es dem Menschen niemals möglich werden kann, persönlich in große Meerestiefen hinabzusteigen. Dennoch ist es gelungen, aus diesen Abgründen des Meeres Bodenproben heraufzubefördern, welche uns Aufschlüsse über die Beschaffenheit des in ewiger Nacht liegenden Meeresgrundes geben. Hiernach ist derselbe in ungeheurer Ausdehnung bedeckt mit den Resten schalentragender kleiner Organismen, deren kalkige Panzer nach dem Absterben dieser Tiere ununterbrochen von der Oberfläche hinabsinken. Daneben findet sich in den größten Tiefen ein roter, thoniger Schlamm, in welchem Bimssteine und Lavabrocken, auch Haifischzähne und Knochen von Walfischen eingebettet sind. Merkwürdigerweise trifft man auch häufig auf kleine metallische Kügelchen, die nichts anderes sein können als Teile von Meteoriten, die über dem Ocean explodierten und in das Meer stürzten. In künftigen Zeiten werden zu den regelmäßigen Funden am Boden des Oceans auch Produkte menschlicher Thätigkeit zählen, wie Reste von Schiffen, Maschinen, Konservebüchsen, Steinkohlen 2c.

Im großen und ganzen kann man annehmen, daß die durchschnittliche Meerestiefe 3500 m beträgt, so daß also die gesamte Wassermasse aller Oceane auf nahezu 1300 Millionen ckm zu veranschlagen ist. Dieses ist der Wasserschatz unserer Erde, von dem alles organische Leben hienieden zehrt und ohne welchen es nicht bestehen könnte. Diese Wassermenge ist über alles Vorstellungsvermögen hinaus groß, aber sobald wir sie mit dem Volumen der ganzen Erde vergleichen, schrumpft sie gewaltig zusammen.

Der Halbmesser der Erde beträgt in runder Zahl 6366000 m; wenn wir also einen Erdglobus von 1 m Durchmesser vor uns haben und man wollte auf dessen Oberfläche den Ocean im richtigen Verhältnisse seiner Tiefe darstellen, so müßte dies durch ein Flüssigkeitshäutchen geschehen, welches durchschnittlich nur 1/3 mm dick wäre. Das also stellte den gewaltigen Ocean im Verhältnis zum Erdballe dar.

Bedenkt man nun, daß die Erdrinde Wasser aufsaugt, so muß man sich eigentlich wundern, daß die Weltmeere nicht längst verschwunden sind. Und wirklich liegt die Annahme nahe, daß die Wassermenge der Erdoberfläche sich im Verlaufe zahlreicher Jahrtausende merklich vermindern wird.

K.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Frau verkörpert, die ungebeugt aus den Stürmen des Lebens hervorgeht. Mit dem heiteren Glanz herzenswarmen Humors überstrahlt ist „Vater Robinson“, ein weiterer neuer Roman Wilbrandts, von mehr idyllischem Charakter. Mitten in das brausende Leben der Reichshauptstadt versetzt uns dagegen Rudolph Stratz in dem Roman „Die letzte Wahl“, der in den Lebenskreisen eines Fabrikanten spielt, welcher bisher seinen Wohnort im Reichstag vertreten hat; die hier geschilderten Konflikte und Leidenschaften sind aufs innigste verknüpft mit den politischen Kämpfen, deren Forum der Reichstag ist. Auch Stratz erfreut die Verehrer seines reich entwickelten Talents durch zwei neue Gaben; der andere Roman, „Der arme Konrad“, ist ein historischer. Er entwirft ein lebensvolles Bild aus dem großen Bauernkrieg von 1525, wobei die Gegend von Heidelberg — Neckarthal und Odenwald — mit der gleichen Anschaulichkeit und Farbenfrische geschildert wird, welche auch die Landschaftsbilder des eben in der „Gartenlaube“ erscheinenden „Montblanc“ so sehr auszeichnen. Für poetische Landschaftsmalerei gleichfalls in außerordentlichem Maße begabt hat sich in kleineren Erzählungen schon öfter der Schweizer J. C. Heer erwiesen, der heuer seinen ersten Roman — und in diesem gleich ein Meisterwerk — dem Publikum bietet.

Heers „An heiligen Wassern“ (Cotta, Stuttgart) versetzt uns in ein einsames Schweizer Gebirgsdorf, das, am Fuße des eisumpanzerten Matterhorns gelegen, immer aufs neue von den Lawinen eines der Gletscher heimgesucht wird, dessen Abfluß den Thalbewohnern andrerseits das von ihnen sorgfältig herabgeleitete Wasser für die Berieselung ihrer Almen liefert. Held des Romans ist ein kühner Sohn des Thals, der an den alten abergläubischen Gebräuchen der Heimat zu rütteln wagt und ihr Befreier wird von drückender Fron und beständiger Sorge, welche ihnen die Abhängigkeit von der Gletscherwelt aufzwang. Lebhafte Phantasie, anmutende Empfindungswärme stehen bei Heer im Dienst einer ungemein packenden Darstellung. Ganz anderer, mehr beschaulicher Art ist das Talent Gustav Frenßens, der in dem Band „Die drei Getreuen“ (Grote, Berlin) sich gleichfalls zum erstenmal mit einem Romane einstellt. Seine Heimat ist das holsteinsche Marschland zwischen Meer, Wald und Heide, eine Landschaft, die mit ihren geheimnisvollen Hünengräbern und wallenden Nebeln das Gemüt träumerisch stimmt. Wie ein träumerischer Sohn der Heide durch die Liebe zur Heimat und den Einfluß der Geliebten zum werkthätigen Mann wird, ist von Frenßen mit innigem Anteil und vorzüglicher Charakteristik von Land und Leuten geschildert. In die Welt des bayrischen Hochlands versetzt uns Wilhelmine von Hillern in dem Roman „Ein alter Streit“; der jetzt entartete Brauch des Haberfeldtreibens wird darin in seiner ursprünglichen Bedeutung dargestellt in einem ergreifenden, dramatisch bewegten Lebensbild. Thüringer Waldluft erfrischt uns bei der Lektüre der kerngesunden oberfränkischen Dorfgeschichten Heinrich Schaumbergers, deren illustrierte Gesamtausgabe (Zwißler, Wolfenbüttel) jetzt bis zu den Bänden „Vater und Sohn“ und „Zu spät“ vorgeschritten ist. Unseren Lesern bereits bekannt ist Ernst Eckfteins Roman „Die Hexe von Glaustädt“ (Grote, Berlin), welcher das grausame Walten des Hexenwahns an einem rührenden Beispiel darstellt. Auch Ernst Muellenbachs „Die Hansebrüder“ liegen nun als Buch vor (Reißner, Dresden), ein Werk, in dem sich das goldne Gemüt des rheinischen Humoristen in seiner ganzen Liebenswürdigkeit spiegelt. A. Sewett, von welchem die „Gartenlaube“ kürzlich die ungemein stimmungsvolle Novelle „Ein Sommernachtstraum“ veröffentlichte, hat dieselbe in dem Bande „Das Glück und andere Novellen“ (Keil's Nachf., Leipzig) mit kleineren Erzählungen vereinigt, die ebenfalls durch Stimmungsfülle anmuten. Unter den Novellisten, die gleich Riehl ihre Stoffe gern der Kulturgeschichte entnehmen, nimmt Adolf Stern einen hohen Rang ein. Die Gestaltung merkwürdiger Schicksale und Personen bleibt ihm stets die Hauptsache, bei aller Sorgfalt, die er auf das historische Kolorit verwendet. In dem Bande „Ausgewählte Novellen“ (C. A. Koch, Dresden) hat er eine Anzahl seiner besten Novellen zusammengestellt, die in der That Muster kunstvollendeter Novellistik sind. „Geschichten eines Verstorbenen“ nennt Karl Weitbrecht seine neuesten Erzählungen, die seine kräftige, echt schwäbische Eigenart, zu schauen und zu fühlen, in Ernst und Humor gar ansprechend offenbaren (Bonz, Stuttgart). Eine bunte Reihe kleinerer Erzählungen umfaßt der Band „Idyllen aus einer untergehenden Welt“ von Peter Rosegger (Staackmann, Leipzig); ihre Stoffe sind der uns längst vertrauten Welt der schönen „Waldheimat“ des Verfassers entnommen, die er hier im Kampfe mit der herandrängenden modernen Kultur schildert. In „Mein Weltleben“ erzählt Rosegger in seiner unterhaltsamen Weise, „wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging“; das Buch ist eine Fortsetzung seiner autobiographischen Aufzeichnungen. Ein Dichterleben, aber in poetischer Form, schildert auch Müller-Rastatt; sein Roman „In die Nacht“ (Diederichs, Leipzig) hat zum Helden den auf so tragische Art dem Wahnsinn verfallenen Hölderlin, dessen Jugendgedichte der Verfasser schon früher herausgab und einer neuen Auffassung dieses Dichterschicksals zu Grunde legte.

Auf dem Gebiete der Lyrik haben wir vor allem die schöne kritische Ausgabe von Ludwig Uhlands „Gedichten“, zwei Bände, hervorzuheben, durch welche der Cotta'sche Verlag seine Klassikerausgaben ergänzt hat. Die Herausgeber Erich Schmidt und Julius Hartmann haben für dieselbe den reichen handschriftlichen Nachlaß des Dichters erstmals verwerten dürfen. Der Band „Ausgewählte Gedichte“ von Ludwig Pfau, welcher, von Ernst Ziel herausgegeben, im gleichen Verlage erschien, wird mit Genugthuung von allen begrüßt werden, die der wahrhaft volkstümlichen, gefühlsechten Lyrik des tapferen Achtundvierzigers, welche der Lyrik Uhlands so nahe verwandt ist, die ihr gebührende Verbreitung wünschen. Ein reiches, eigenartiges Gemüts- und Geistesleben spiegelt sich in den formvollendeten „Gesammelten Gedichten“ Karl Schönhardts, ein Vorzug, der auch der „Weltwanderung“ von Otto Liebmann und den „Weltlichen Legenden“ von Emil Claar in besonderem Grade innewohnt. Daß es auch in unseren oft als nüchtern gescholtenen Tagen einer echten Begabung gelingen kann, mit kleinen Gedichten und Liedern in kurzer Zeit Ruhm und Erfolg zu erringen, das bestätigen aufs erfreulichste die jugendfrischen „Gedichte“ von Karl Busse, die bereits in vierter Auflage (Liebeskind, Stuttgart) vorliegen. Aus dem Nachlaß des Dichters von „Psalter und Harfe“, Philipp Spitta, hat Peters „Lieder aus der Jugendzeit“ (C. G. Naumann, Leipzig) herausgegeben, die von der großen Gemeinde der Verehrer des Dichters herzlich begrüßt werden dürften. Der gleichen Aufnahme im Kreise unserer Leser geht gewiß die im Verlag der „Gartenlaube“ soeben erschienene Gedächtnisschrift „Emil Rittershaus“ entgegen, welche Julius Rittershaus nach selbstbiographischen Aufzeichnungen seines Vaters und Familienerinnerungen verfaßt hat.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Der Weihnachtsengel“.

Von Alex. Weizelbaum.

Rätsel.

Es leuchtet ein Gerät nach altem Brauch;
Setzt du den Kopf zum Fuß, so leuchtet's auch. E. S.

Auflösung des Homonyms auf dem Umschlag von Halbheft 25.

Vermessen.

Auflösung der Skataufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 24.

Der Spieler hat e7 tourniert und rD. gefunden, rZ., rO. (+ 13) aber gedrückt. Bei folgender Kartenverteilung:

Mittelhand: eW., rW., eZ., eO., e8, gO., g7, rK., sZ., sO. = 37
Hinterhand: gW., sW., eD., eK., e9, gZ., gK., r8, r7, sK. = 37

nimmt das Spiel folgenden Verlauf:

1. sD, sO., sK. (+ 18)
2. gD., g7, gK. (+ 15)
3. rD., rK., r7. (+ 15)

womit der Spieler 61 Augen hereinbekommt und Eichel-Tournee ohne 10 Matadore (11 × 8 = 88) gewinnt.

Auflösung des Punkträtsels „Der Schwur“ auf dem Umschlag von Halbheft 25.

Der Anfang der die Hand darstellenden Zeichnung, die aus einer einzigen Linie besteht, ist am Daumenballen zwischen der Querlinie B und M. Geht man von hier allen Windungen der Linie nach, so geben die am Wege befindlichen Punkte, d. h. die den Punkten entsprechenden Buchstaben auf den gleichen Querlinien, den Titel des Volksstücks:

„Der Meineidbauer“ (von Anzengruber).

Auflösung der Entzifferungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 25.

	b	l	d	h	k
u	a	b	c	d	e
a	f	g	h	i	k
i	l	m	n	o	p
o	q	r	s	t	u
e	v	w	x	z	ü

Welch eine Roll' im Leben
Das Schicksal dir gegeben,
Das ist des Schicksals Sache;
Doch die erteilte Rolle,
Sie sei nun, wie sie wolle,
Gut durchzuführen, das ist deine Sache.

D. Sanders.

Die Auflösung der Schachaufgabe und des Kreuzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 25 erfolgt im nächsten Halbheft.

Digitized by Google

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Neue Novellen, Romane, Dichtungen, Dramen u. a.

* * zu Festgeschenken geeignet. * *

Fenitschka. * Eine Ausschweifung.
Zwei Erzählungen von
Lou Andreas-Salomé.
Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

Aus allerlei Tonarten.
Von Otto Braun.
Zweite vermehrte Auflage.
Elegant gebunden 3 Mark.

Jugendfreunde.
Lustspiel von
Ludwig Fulda.
2. Auflage. Elegant gebunden 3 Mark.

Herostrat.
Tragödie von
Ludwig Fulda.
Elegant gebunden 3 Mark.

Das verlorene Paradies.
Schauspiel von
Ludwig Fulda.
2. Auflage. Elegant gebunden 3 Mark.

An heiligen Wassern.
Roman von
J. C. Heer.
2. Auflage. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Ein alter Streit.
Roman von
Wilhelmine von Hillern.
2. Auflage. Elegant gebunden 4 Mark.

Die vier Gewinner.
Lustspiel von
Philipp Langmann.
Elegant gebunden 3 Mark.

Unser Tedaldo.
Drama von
Philipp Langmann.
Elegant gebunden 3 Mark.

Weltwanderung.
Gedichte von
Otto Liebmann.
Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

Der Zug nach dem Westen.
Roman von
Paul Lindau.
9. Auflage. Elegant gebunden 5 Mark.

Ausgewählte Gedichte.
Von
Ludwig Pfau.
Herausgegeben von Ernst Ziel.
Elegant gebunden 3 Mark.

Immaculata.
Roman von
Rubert Raberti.
2 Bände. Elegant gebunden 10 Mark.

Aus der Ecke.
Sieben Novellen von
W. H. Riehl.
4. Auflage. Elegant gebunden 5 Mark.

Cyrano von Bergerac.
Romantische Komödie von
Edmond Rostand.
Deutsch von Ludwig Fulda.
5. Auflage. Elegant gebunden 4 Mark.

Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente.
Aus dem Nachlaß zusammengestellt von
Gustav Kettner.
Ergänzungsband zu Schillers Werken.
Elegant gebunden 3 Mark.

Jörg Trugenhoffen.
Schauspiel von
Rudolph Stratz.
Elegant gebunden 3 Mark.

Der arme Konrad.
Roman von
Rudolph Stratz.
2. Auflage. Elegant gebunden 4 Mark.

Die letzte Wahl.
Roman von
Rudolph Stratz.
Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Johannes.
Tragödie von
Hermann Sudermann.
25. Auflage. In Leinw. gebunden 4 Mark.
In Halbfranz gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die glückliche Frau.
Roman von
Adolf Wilbrandt.
3. Auflage. Elegant gebunden 4 Mark.

Fridolins heimliche Ehe.
Nach Erinnerungen und Mitteilungen erzählt von
Adolf Wilbrandt.
3. Auflage. Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.

Vater Robinson.
Roman von
Adolf Wilbrandt.
Elegant gebunden 4 Mark.

Du bist mein.
Zeitroman von
Carl Worms.
Elegant gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

27. Heft. Preis 10 cents. 24. Dezember 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (6. Fortsetzung) . . . 837

Eisenbahnreformen. Von A. Negronius 847

Neapolitanische Straßenhändler. Von Woldemar Kaden. Mit Abbildungen von P. Scoppetta 849

Max von Pettenkofer. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Von Max Haushofer. Mit Bildnis 854

Die Volkstribunen von Hamburg. Ein Bild aus deutscher Geschichte. Von Rudolf von Gottschall 856

Blätter und Blüten: Vermißten-Liste. (Fortsetzung). S. 866. — Das deutsche Kaiserpaar auf dem Wege nach Jerusalem. (Zu dem Bilde S. 840 und 841.) S. 866. — Der „Gartenlaube-Kalender“ für das Jahr 1899. S. 867. — Reinekes Ende. (Zu dem Bilde S. 845.) S. 867. — Der erste Schnee. (Zu dem Bilde S. 853.) S. 867. — Die Kerkafälle bei Scardona in Dalmatien. (Zu dem Bilde S. 861.) S. 867. — Der Albatros. Von Dr. Adalbert Seitz. (Zu dem Bilde S. 865.) S. 867. — Thomasnacht im Böhmerwalde. (Mit Abbildung.) S. 868. — Des Knaben Berglied. (Zu dem Bilde S. 857.) S. 868.

Illustrationen: Morgenstunde. Von A. Sohn-Rethel. S. 837. — Der Zug Kaiser Wilhelms II auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem. Von Fritz Bergen. S. 840 und 841. — Reinekes Ende. Von C. Reichert. S. 845. — Abbildungen zu dem Artikel „Neapolitanische Straßenhändler“. Von P. Scoppetta. Gemüsekauf. S. 849. Melonenhändler. Waffelbäcker. S. 850. Austernhändler. Polypenverkäuferin. S. 851. Handel mit alten Kleidern. Maccheronikoch. S. 852. — Der erste Schnee. Von Albert Müller-Lingke. S. 853. — Professor Max von Pettenkofer. S. 855. — „Ich bin vom Berg der Hirtenknab!“ Von Ludwig Knaus. S. 857. — Die Kerkafälle in Dalmatien. Von R. Püttner. S. 861. — Fliegende Albatrosse. Von R. Koch. S. 865. — Schwere Aufgabe. Von Herm. Kaulbach. S. 867. — Thomasnacht im Böhmerwalde. Von A. Liebscher. S. 868.

Hierzu Kunstbeilage XXVII: „Kinderlust“. Von F. Morgan.

Kleine Mitteilungen.

Konrad Ferdinand Meyer †. Nach schwerem Leiden, das eine Zeit lang den Charakter geistiger Umnachtung trug, ist am 28. November der Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer auf seiner Besitzung Kilchberg bei Zürich im 74. Lebensjahre verschieden. Wie Gottfried Keller, dem gleich ihm die deutsche Litteratur einen reichen Schatz von Erzählungen und Gedichten von ganz eigentümlichem Gepräge und hoher Kunstvollendung verdankt, war Meyer in Zürich geboren; er kam als Sohn des Regierungsrats Ferdinand Meyer am 12. Oktober 1825 zur Welt. Im Gegensatz zu Keller, der, auf sich selbst angewiesen, sich unter Entbehrungen zur Bethätigung seines Künstlerberufes emporringen mußte, gehörte er einer alten Züricher Patrizierfamilie an, deren Ueberlieferungen bis in die Reformationszeit zurückreichen, und wuchs nach dem frühen Verluste des Vaters unter dem Einfluß einer geistig hochstehenden Mutter auf, die ihm volle Freiheit in der Ausübung seiner Lieblingsneigungen ließ. Während er in Zürich dem juristischen Studium oblag, gehörte sein Hauptinteresse schon der Geschichte. Als längeres Siechtum seine Uebersiedelung an den Genfer See und später größere Erholungsreisen nach dem Süden veranlaßte, widmete er sich ausschließlich geschichtlichen Studien; Thierrys „Erzählungen aus den Zeiten der Merowinger“ übersetzte er ins Deutsche. Er lebte sich in dieser Zeit so in das französische Geistesleben ein, daß er schwankend wurde, ob er nicht für das eigene litterarische Schaffen sich der französischen Sprache bedienen sollte. Den Stoff zu seiner ersten Novelle „Das Amulett“ entnahm er der französischen Geschichte. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris kehrte er in die Heimat zurück. Da wurde der mächtige Eindruck, den sein Gemüt von der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches empfing, für seine Dichterlaufbahn entscheidend. Er hatte sich in Meilen am Zürichsee niedergelassen; der tägliche Blick auf die Insel Ufenau, welche einst dem deutschen Reformationsdichter Ulrich von Hutten die letzte Zuflucht geboten, hatte ihn zum Studium der Geschichte dieses Geisteskämpen angeregt; im Jahre 1871 schuf er die epische Dichtung „Huttens letzte Tage“, in deren kraftvollen Gesängen ein warmherziges Bekennen des Dichters zum Deutschtum offen hervortritt. Die Geschichte der Reformationszeit bot ihm auch den Stoff für seinen ersten Roman „Jürg Jenatsch“ (1874). Hier bewegte er sich auf dem Boden der Schweiz, deren gewaltige Alpennatur den landschaftlichen Hintergrund der dramatisch bewegten Vorgänge bildet; der düstere Held ist ein Vorkämpfer des Calvinismus in Graubünden; durch eigene Schuld und Untreue wird der Fanatiker in sein tragisches Schicksal verstrickt. Auch „Der Heilige“ schildert kirchliche Kämpfe; Thomas a Becket, der in der Abtei von Canterbury den Dolchen seiner Mörder erlag, steht im Mittelpunkt der packenden Handlung. Wie hier hat es der Dichter auch in seinen späteren historischen Erzählungen gar wunderbar verstanden, fremde Zeiten und Sitten im Reiz ihrer Besonderheit lebensecht heraufzubeschwören und heroische Gestalten zu erschaffen, die sich der Seele des Lesers unauslöschlich einprägen. Von seinen kürzeren Novellen üben besonders „Der Schuß von der Kanzel“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterin“ tiefergreifende Wirkung. Seinem letzten Roman „Angela Borgia“, der wie „Die Versuchung des Pescara“ im Zeitalter der Renaissance und in Italien spielt, fehlte die plastische Geschlossenheit, die seine früheren Erzählungen bewundern ließen. Dies Nachlassen der poetischen Kraft war leider schon ein Symptom der Krankheit, welche 1892 seinen zeitweiligen Aufenthalt in der Heilanstalt Königsfelden bei Brugg nötig machte. Auch in seinen „Balladen“ hat Konrad Ferdinand Meyer die markige Gestaltungskraft seiner Phantasie meisterlich bewährt; seine rein lyrischen Gedichte spiegeln ein für alles Edle und Große begeistertes Seelenleben wider.

Berliner Jugendwehr. Im Juni 1896 wurde durch den Generalmajor v. d. Heyde und den Hauptmann d. L. Friedmann der Verein für militärisches Turnen, Exerzieren und Schwimmen der männlichen Jugend zu Berlin ins Leben gerufen, welcher anläßlich seines ersten Stiftungsfestes, mit dem zugleich die Weihe der aus eigenen Mitteln beschafften Fahne begangen wurde, den Namen „Jugendwehr“ annahm. Der Zweck, den die Leitung des Vereins, dem weit über tausend Zöglinge aus allen Gesellschaftsklassen angehören, verfolgt, ist ein doppelter; erstens dem Heere körperlich gut vorbereitete Freiwillige, welche später kapitulieren und einen guten Ersatz für das Unteroffizierkorps bilden, zuzuführen, dann aber auch die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich zu pflegen, Achtung vor den Gesetzen zu lehren, die jungen Leute durch körperliche Uebungen abzuhärten, um sie auch für die Arbeit des täglichen Lebens kräftiger und widerstandsfähiger zu machen. — Die Exerzier- und Turnübungen finden sonntäglich in den Morgenstunden statt und endigen vor Beginn des Hauptgottesdienstes; an den Wochentagen empfangen die Zöglinge in den Abendstunden Musik-, Gesang- und Fechtunterricht. Auf diese Weise werden dieselben in dem für die Jugend, namentlich einer Großstadt, so gefährlichen Alter — sie stehen meist im 15. bis 19. Lebensjahre — für die Zeit, welche ihnen ihre bürgerliche Thätigkeit frei läßt, in angemessener Weise beschäftigt. Unter strenger Einhaltung dieser Prinzipien ist es dem Vorstand möglich geworden, schon jetzt dem Verein ein Korps Spielleute zu 40 Mann, ein Musikkorps zu 60 bis 70 Mann und einen gegen 80 Mann starken Sängerchor zu schaffen. — Seit einem Jahre ist nun auch die Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege im Felde in das Bereich des Unterrichts gezogen worden. — Die Notwendigkeit, junge Lazarettgehilfen heranzubilden, trat kurz nach Gründung des Vereins an den Vorstand heran, da bei den weiten Uebungsmärschen der Jugendwehr in das Berlin umgebende Gelände, an welchen stets gegen 800 junge Leute teilnehmen, kleine Erkrankungen infolge großer Hitze oder Unglücksfälle, wenn auch unbedeutender Art, wie Fußverstauchungen ꝛc., nicht vermieden werden konnten. Mit großem Eifer gingen die jungen Leute an die Erlernung des auch von den freiwilligen Krankenträgerkolonnen zu bewältigenden Dienstes. Die für die praktische Ausübung nötigen Arzneimittel und Verbandstoffe wurden aus den vorhandenen Vereinsmitteln beschafft, und es hat sich diese Einrichtung aufs trefflichste bewährt; ja selbst bei schwereren Fällen wurden seitens der jungen Leute die Verbände so tadellos angelegt, daß sogar Aerzte sich lobend über das Gesehene äußerten. Der Vorstand der Jugendwehr hofft, in nicht allzulanger Zeit eine vollständig ausgebildete Krankenträgerkolonne stellen zu können.

Elektrische Kochapparate. Nach Mitteilungen der „Oesterreichischen Zeitschrift für Elektrotechnik“ ergab eine Vergleichung der Kosten des Kochens mit elektrischen Oefen einerseits und mit gewöhnlicher Kohlenheizung anderseits das Resultat, daß die übliche Art, mit Kohlenheizung zu kochen, sich heute noch bei weitem billiger stellt. Versuche, die in Bezug auf die Kosten der drei täglichen Mahlzeiten einer aus sechs Personen bestehenden Familie angestellt wurden, zeigten, daß bei direkter Heizung für eine Mahlzeit nur 19 Prozent von den Kosten, die die elektrische Heizung verursacht, nötig waren. Auch das Plätten nach der gewöhnlichen Art erwies sich halb so billig als mit Elektricität.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl in München.

KINDERLUST

Nach dem Gemälde von F. Morgan

Digitized by Google

Halbheft 27. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **Rudolph Stratz.**

21.

Der Lichtpunkt, der hoch von oben aus dem nächtigen Grauen der Schneefelder in das Thal hinableuchtete, war, in der Nähe gesehen, ein kleiner, knisternder und lodernder Scheiterhaufen unter einer überhängenden und auf der einen Seite wie ein Windmantel schirmend vorspringenden Felswand. Die vermummten Gestalten, die um die Feuerstätte kauerten, schauderten trotzdem alle Augenblicke vor Frost auf, wenn ein neugierig um die Ecke fahrender Windstoß mit seinem Eishauch die Flammenzungen platt zu Boden drückte und die Rauchfunken weit über den Gletscher hinstieben ließ. Sobald die Flamme sich wieder aufrichtete, warf sie einen halbkreisförmigen Glutschein hinaus in die Nacht. Sie übergoß mit ihrem Zitterlicht die fröstelnden Männer, denen der Reif in den Bärten hing und der Atem wie eine Wolke von den Lippen dampfte — daneben die mannigfache Ausrüstung einer verwegenen Hochtour, eine kleine Klappenleiter, Schlafsäcke, Steigeisen, Laternen, Proviant und Seile in Menge, Wein in großen flachen, auf dem Rücken festzuschnallenden Blechscheiben, alles im Durcheinander des Biwaks — darüber die hellbestrahlte Felswand, an der sich die Umrisse der Firnwanderer in riesigen Schatten abzeichneten, und im Umkreis endlich, soweit der Brandschein reichte, die Spukgestalten der Gletscherwildnis.

Morgenstunde.
Nach dem Gemälde von A. Sohn-Rethel.

Wie Vorposten des Todes standen reglos, weißleuchtend die abenteuerlichen Eiskegel da, einer den andern überhöhend, bis ihr Gewimmel sich in der Nacht verlor, und glotzten in stummem Grimm auf die Eindringlinge herüber. Ihr erstarrender, aus unerforschten Schlünden atmender Frosthauch wehte um das lustige kleine Feuer, und wie ein warnendes Knurren lief zuweilen eine Luftwelle zwischen ihren Schründen hin.

Eine Weile war dann wieder alles still. Nichts als die Takte des Yankee-Doodle, die Franklin Moore leise vor sich hinpfiff, das gedankenvolle Räuspern eines Führers oder Trägers, das Summen des Schneewassers in dem über der Glut hängenden Kessel.

Dann plötzlich ein wüster Lärm da draußen in der Nacht, ein Krachen und Klirren, ein langhingezogenes Rollen, ein paar kurze, knallende Töne wie Flintenschüsse hinterher . . .

Die Führer schauten sich ernst an und nickten, überzeugt, daß sie alle das Gleiche dachten, stumm mit den Köpfen. Der kleine Amerikaner zog die Uhr heraus und gähnte. „I say!“ sprach er zu dem hünenhaften Gesellen, der, den Rücken an die Felswand gepreßt, neben ihm saß und seine langen Beine bis beinahe in das Feuer geschoben hatte. „Die Lawine ist durch unser Couloir gegangen!“

„Durch das wir hinauf müssen?“

„Ich denke so! Es war Eis und Stein durcheinander.“

„Ja.“

Sie schwiegen wieder. Der Kraftmensch gähnte hinter der hohlen Riesenhand und Franklin hüllte fröstelnd seinen mageren Leib, die Miniaturausgabe eines Athleten, fester in den Mantel.

Wieder polterte es oben dräuend in der Nacht.

„Wenn uns so was morgen faßt . . .“ Franklin Moore war nachdenklich geworden und holte sich aus der Innentasche seines Rockes ein Portefeuille heraus.

„Still, Franklin!“ sagte der blonde Hüne phlegmatisch. „Was wissen Sie davon? In den Bergen sind Sie ein Kind!“

Franklin Moore hatte stirnrunzelnd und den Bleistift mit den Lippen feuchtend in seinem Notizbuch zu rechnen begonnen. „Hoho!“ sprach er in Gedanken. „Ist die Traversierung des Matterhorns nichts? Ist der Monterosa nichts? Oder Jungfrau und Mönch an einem Tag und . . .“

„Gott ja!“ Der andere streckte gähnend die Beine. „Sie machen die Sachen ja! . . . Aber als ein Dilettant! Als ein Mensch, der in Europa 'rumbummelt, weil in Transvaal eben nicht viel los ist und drüben in den Staaten Ihr geschätzter Vater alles selber besorgt. Sie machen eben die ‚europäischen Einrichtungen‘, wie Sie das nennen, geduldig mit. Kommen Sie nach Bayreuth, so gehen Sie in die ‚Götterdämmerung‘, kommen Sie nach Zermatt, so gehen Sie aufs Matterhorn, weil das so Mode ist. Sie nehmen alles mit. Wenn es an irgend einem Platze, wo Sie hinkommen, Brauch wäre, sich köpfen zu lassen, Sie thäten vielleicht auch das!“

„Das könnte Ihnen wohl passen!“ meinte der Yankee und zwinkerte mit den Augen.

„Ja,“ sagte der Riese schlicht und sein Gefährte wandte sich wieder dem Notizbuch zu.

„So!“ sprach er befriedigt und klappte es zusammen. „Nun ist mein Conto in Ordnung und mein Vater kann über meinen Anteil in Transvaal disponieren, wenn uns morgen der Teufel holt. Hier in Nacht und Eis, wo uns wirklich nur noch Frithjof Nansen als dritter zum Skat fehlt.“

„Arbeiten Sie denn mit Ihrem Vater zusammen?“

„Oh no, Sir! Der würde mich schön übers Ohr hauen, wie alle seine Compagnons! Ob Sie mir's glauben oder nicht — aber er ist ein ganz aufgeweckter alter Herr!“

„Wenn ich Sie anseh', glaub' ich's!“ gähnte der Riese. „Ich wollte, es wäre morgen früh und wir wären auf dem Gipfel!“

„Wenn wir überhaupt hinaufkommen!“

„Um acht Uhr dreißig sind wir oben, um acht Uhr vierzig beginnen wir den Abstieg, um halb Elf sind wir in der Hütte Pierre-Pointue, treffen Angela . . .“

„Hoffentlich!“

„Sicher ist sie bis dahin schon hinaufgeritten. Dort rasten wir bis gegen Abend, bummeln dann im Mondschein die paar Stunden den Gletscher hinauf bis zu den Grands Mulets, wo unsere Wettgegner vom Londoner Alpine Club jedenfalls schon alle sitzen, legen uns ein bißchen aufs Ohr, brechen um Mitternacht auf . .“

„ . . und sind neun Uhr einundzwanzig Minuten dreiachtel Sekunden auf dem Gipfel des Montblanc!“ ergänzte der Kleine mit mephistophelischem Lächeln.

„Etwas später.“ Der Genosse furchte die Stirne. „Weil wir Angela zwischen uns am Seil haben. Das hält auf. Aber es bringt, wie ich neulich schon in Afrika sagte, etwas Aesthetisches in das Ganze . . . Es ist eine feine Lektion für die Londoner, daß wir auch noch 'ne Dame mitnehmen!“

„Sagen Sie mal!“ Der Yankee blickte sinnend vor sich hin. „Wollen Sie Angela immer noch heiraten?“

„Sie auch?“

„Ja.“

Sie schwiegen beide und starrten in die Flammen.

„Huhu!“ Der kleine Athlet zuckte die Achseln. „Es wird kalt, sehr kalt! Wenn uns nur die Träger nicht unsern Wein wegtrinken!“

„Dann werfe ich die Teufel in die nächste Gletscherspalte,“ brummte der finstere Hüne. „Ich glaube, hier oben darf man das! Und nun wollen wir in die Nester kriechen!“

* * *

Einige Stunden waren verstrichen, da wurde es den langen Gliedern des Prinzen ganz unerträglich in dem engen Schlafsack. Von unten drückte das Steinwerk durch Pelz und Stroh blaue Flecke in die Haut, von oben lastete die Wucht der Hülle, die Luft innen war heiß und verdorben, man fror und schwitzte beinahe zu gleicher Zeit in dem stockdunklen Gefängnis, in das von außen nur das Schnarchen der Führer und ferne zuweilen der scharfe Knall, das sprungweise Rumpeln und ersterbende Rollen des Steinschlags tönte.

„Gerade als ob man schon im Grabe läge!“ brummte der Insasse und horchte erstaunt auf. Er hörte dicht über sich taktmäßiges Händeklatschen, seltsame Sprünge und einen englischen Fluch. Dann stieß ein Nagelschuh gegen seine Rippen und zog sich sofort wieder zurück.

„Pardon!“ rief von oben eine frostzitternde Stimme.

„Passen Sie doch auf!“ knurrte der andere und kroch hinaus. Eine Art Schrecken erfaßte ihn. Es war da draußen so dunkel wie im Schlafsack. Nicht die Hand vor Augen zu sehen. Kein Stern am Himmel. Ringsum undurchdringliche schweigende Nacht.

„Was ist denn los?“ frug er verblüfft.

„Der Mond hat das Spiel satt!“ hörte er neben sich Franklin Moores Stimme. „Er läßt schön grüßen und ist nach Hause gegangen!“

„Und das Feuer?“

„Hat ein Windstoß ausgelöscht.“

„Zum Henker, warum zünden's denn die Führer nicht wieder an?“

„Es geht nicht. Es ist zu feucht geworden. Alles ringsum ist wie aus dem Wasser gezogen. Ich schätze, wir stecken mitten im Nebel . . .“

„Das wäre . . .“ Der andere unterdrückte einen Fluch und fuhr, die Handschuhe abstreifend, in die Tasche. „Ich werd' mal ein Magnesiumlicht anzünden!“

Das Licht flammte in grünem Sonnenglanz auf, aber schon auf wenige Schritte verlor sich sein Schein in der grauen, zäh wie Dampf dünstenden Luft. Kaum daß man die aufrechtstehenden, vermummten Gestalten der Führer zwischen dem Wirrwarr des Biwaks erkennen konnte und dahinter die düster glotzenden Eisfratzen der Wildnis, die stumm und böse wie ein weißes Gespensterheer im Umkreis Wache hielten.

Den rasch in der Kälte erstarrenden Fingern entfiel die Flamme. Eine Weile glomm sie noch am Boden und warf die abenteuerlich verzerrten Schatten der Männer auf das grünlich widerspiegelnde Eis. Dann verlosch sie. Wieder war die Nacht da, pechschwarz, dick, wie mit Fingern zu greifen. Und mit der Nacht umhüllte der Frost die schaudernden, sich in die Hände schlagenden und von einem Fuß auf den andern tretenden Männer.

Franklin Moore machte in dem Dunkel ein paar elastische Schlußsprünge auf der Stelle. „Ich hab' es mir vorhin ausgerechnet!“ sprach er dann wehmütig. „Ich habe genug Geld, um mir fünftausend schöne warme Bettstellen mit allem Zubehör zu kaufen. Statt dessen hüpfe ich wie ein Narr um Mitternacht in diesem Eiskeller herum. Der Teufel hole die europäischen Einrichtungen!“

„Ich hab' ein Schloß!“ sagte der andere mißmutig. „In dem stehen dreißig Gastbetten! Warum lieg' ich Esel nicht in einem davon, statt hier zu tanzen und zu springen?“

* * *

Das Morgengrauen war da, eiskalt und trübe im Brauen des Nebels, der alles umflutete. Grämlich standen in seinem Geriesel die nächsten Gletscherzacken. Weiterhin war nichts mehr zu sehen als der weiße Rauch. Kein Lüftchen regte sich. Tiefe Stille lag über dem ganzen Firnkessel, während die Luft sich mehr und mehr erhellte.

Die Führer hatten über einer Spiritusflamme aus Schneewasser einen dünnen heißen Kaffee bereitet und sich mit Brot und Speck gestärkt. Jetzt warteten sie schweigend, was ihre Herren beschließen würden.

„Vorwärts!" sagte der Prinz ziemlich apathisch, und die vier Führer kauerten, ohne weiteren Wortwechsel, am Boden nieder und packten die Seile, Steigeisen, Laternen, Wein und Fleisch und den übrigen Gletscherbedarf zusammen. Was sonst da noch in Unordnung auf der Felsplatte herumlag, sollten die durch die Höhennacht völlig verblödeten und verängstigten Träger wieder mit sich nach Chamounix zurücknehmen.

Der Abschied war nicht gerade herzlich. Die verdrossene Beklommenheit, die eine gefährliche Hochtour einleitet, lastete auf der kleinen Schar. Man trennte sich mit kurzem Kopfnicken der Herren und stummem Hütelüften der Leute.

Ein kurzer Marsch, eintönig in dem Schlürfen der Bergschuhe, dem taktmäßigen Aufstoßen der Pickel, ab und zu dem Kollern eines losgelösten Steins — dann standen sie vor dem Aufstieg in die Eisrinne, einer halbkreisförmigen, von hohen Wänden umschlossenen Mulde. Ihr ganzer Boden bestand aus einem losen, jetzt an der Oberfläche erstarrten Schneehaufen, der sich zu dem Couloir hin wölbte. Vereinzelte Steine lagen auf ihm und zahlreicher noch steckten festgefrorene Eisblöcke und -klumpen jeder Größe in der körnigen, weißen Hügelmasse.

„Das alles kommt nun in ein paar Stunden von da oben runter!" Der Yankee wandte sich zu seinem Gefährten zurück. „Nette Gegend! Hier möcht' ich mal ein Nachmittagsschläfchen in der Sonne halten! Sehen Sie nur diesen riesigen Eiswürfel vor uns am Eingang ins Couloir! Ein Vorposten von dem Gletscher hoch oben! Das Biest kauert wie ein Eisbär im Nebel!"

Der Hüne schob sich an ihm vorbei, übellaunig und mit gelbem Gesicht. „Lassen Sie uns vorbei!" sprach er heiser. „Mein Berner Führer und ich gehen voraus und hauen die Stufen!"

Der junge schmächtige Berner Oberländer schlug mit unheimlicher Behendigkeit Stufen in das glasharte Eis. Fünfzig, sechzig mit voller Wucht geführte Schläge waren nötig, um nur einen schmalen Tritt herzustellen. Aber seine Arme, dünn und zäh wie Eisendraht, schienen die Mühe gar nicht zu empfinden. Sie hoben und senkten sich ohne Pause und stetig, schrittweise rückten hinter ihm die andern auf. Es ging verhältnismäßig rasch vorwärts. Schon sahen sie den großen Schneehaufen am Ende der Rinne nicht mehr, sondern nur noch Nebel unter sich und neben sich die zerklüftete Felswand, in deren Spalten sich die schräggehaltenen Aexte feststemmten, während die Füße unbeweglich in den Stufen standen. Dann ein leichter Ruck am Seil, ein vorsichtiger Schritt in die nächsthöhere Kerbe und wieder ein langer Halt, in den von oben das Klirren und Splittern der Eisarbeit tönte.

Da plötzlich pfiff einer leise durch die Zähne. Nun wurde es Ernst! Die bisher mäßig abfallende Eisrinne, in der sie emporklommen, bäumte sich jetzt auf einmal jäh vor ihnen auf und stürzte in fürchterlicher Steilheit, beinahe senkrecht, von oben aus dem Nebel herab. Daß der Nebel jeden Ausblick hinderte, daß man nicht erkennen konnte, wie lange diese bösartige Stelle dauerte, erhöhte das Unheimliche des Eindrucks. „Wer da den Halt verliert, dem gnade Gott!" Ein jeder schämte sich, das vor den anderen auszusprechen, und fühlte es doch in seinem Herzen.

Sie standen beinahe übereinander in den Fugen des Berges, wie eine schwarze Riesenraupe, die, sich ruckweise zusammenziehend und streckend, an einer Wand in die Höhe kriecht. Keiner redete ein Wort. Sie atmeten schwer, mit gleichgültigem Gesichtsausdruck, als Männer, die sich vor ihresgleichen zu beherrschen wissen.

Einmal mußte ja doch diese entsetzliche Leiter, auf der sie in die Nebelwelt hinaufstiegen, wieder in eine sanftere Krümmung übergehen. Aber es hatte nicht den Anschein. Im Gegenteil, je höher sie kamen, desto jäher schien der Abfall der Rinne. Und zugleich schoben sich die Felsen von beiden Seiten heran, so daß der Eisriß schließlich kaum mehr als drei oder vier Fuß breit war, in dem sie, frei in der Luft auf den Stufen fußend, zwischen den senkrecht abfallenden Wänden staken.

„Halloh, Prinz!" tönte es von unten.

Der Prinz drehte den Kopf nicht rückwärts. Er hätte den kleinen Amerikaner tief unter sich ja doch nicht gesehen. „Was ist denn los?" frug er stumpfsinnig vor sich hin.

„Es ist halb Sieben! In einer Stunde fallen die ersten Steine! Wir müssen vorwärts um jeden Preis!"

„Eilen Sie sich, Josef!" sagte der Prinz zu dem hageren jungen Stufenschläger. „Sonst fängt uns die Eislawine."

Der Berner drehte sich um. Sein sommersprossiges Gesicht schimmerte feucht von der Anstrengung. Es hatte seinen gewohnten nichtssagenden Ausdruck. „Schneller geht's nicht!" sprach er kurz. „Das Eis ist hart!"

„Na, dann wird uns wohl der Teufel holen!"

Der schmächtige Geselle lachte beinahe mitleidig. Er schien sich in dieser beklommenen Lage hier oben so wohl zu fühlen wie zwischen seinen vier Wänden. „Da wär' ich der Rechte!" sagte er. „Bin ich der Josef oder nicht? In dreiviertel Stunden sind wir draußen!"

„Wahrhaftig?"

„Ich hab's doch gestern geschätzt. Vierhundert Stufen sind's. Dreihundert hab' ich jetzt geschlagen!"

Noch war es totenstill in den Kaminen und Schründen. Die tückischen Kobolde der Hochwelt, die Steine und Eisbrocken, schliefen noch, als Spätaufsteher, die erst, wenn die Sonne schon hoch im Osten emporgestiegen ist, sich zu den todbringenden Sprüngen ins Thal rüsten. Die Steilheit des allmählich wieder breiter werdenden und an einzelnen Stellen von Felszacken durchbrochenen Couloirs blieb sich freilich immer gleich. Aber der Nebel änderte sein Aussehen. Er war nicht mehr gleichförmig grau, sondern bildete feine, weißliche Flocken, und dahinter leuchtete es goldig, in einem märchenhaften Schein.

„Juhu!" der Gletschermann aus Grindelwald durchbrach plötzlich das Schweigen mit einem Jodler, daß die unter ihm erschrocken zusammenfuhren.

„Was giebt's denn?" erkundigte sich aus der Tiefe der Eisschlucht der Yankee.

„Hol' der Herr seine Brille 'raus: die Sonne giebt's! Und gleich da oben ist der Gletscher!"

Mann für Mann tauchte die ruckweise ansteigende Kette aus dem Nebelmeer in helles Licht und blauen Himmel hinauf. Hart über ihren Köpfen blinkte der hochgewölbte, von bläulichen Spalten durchsetzte Eiswall der Gletscherzunge. Die Rettung war nahe, aber die Gefahr größer als je. Stumm wie Soldaten in der Schlacht, die jeden Augenblick ein Geschoß treffen kann, standen sie unter dem Firnstrom. Und auf ihm lagen die mählich in der Sonne rutschenden Schneemassen, die im tauenden Eiswasser langsam abwärts gleitenden Steine. Was sich dort oben löste, riß sie im Bogen mit in den Abgrund . . .

In dem wurde es allmählich licht. Die Nebelschwaden zerrissen, und plötzlich leuchtete ganz unten, in schwindelnder Tiefe, ein kleiner grüner Fleck auf. Er vergrößerte sich rasch, kleine Sennhütten zeigten sich auf dem immer weiter werdenden Wiesenplan, und endlich lag das Arvethal mit seinen blühenden Matten und dem niedlichen, wie ein Spielzeug aus der Schachtel gepackten Städtchen Chamounix frei vor ihren Augen.

„Schade, daß wir sie nicht mit hier oben haben!" sagte der Amerikaner.

„Angela?"

„Ja. Das wäre mir eine angenehmere Gesellschaft als Sie!"

„Mir auch! Aber in ein paar Stunden treffen wir uns ja und gehen zusammen auf den Montblanc!"

„Aber Sie sind immer dabei! Das stört mich!"

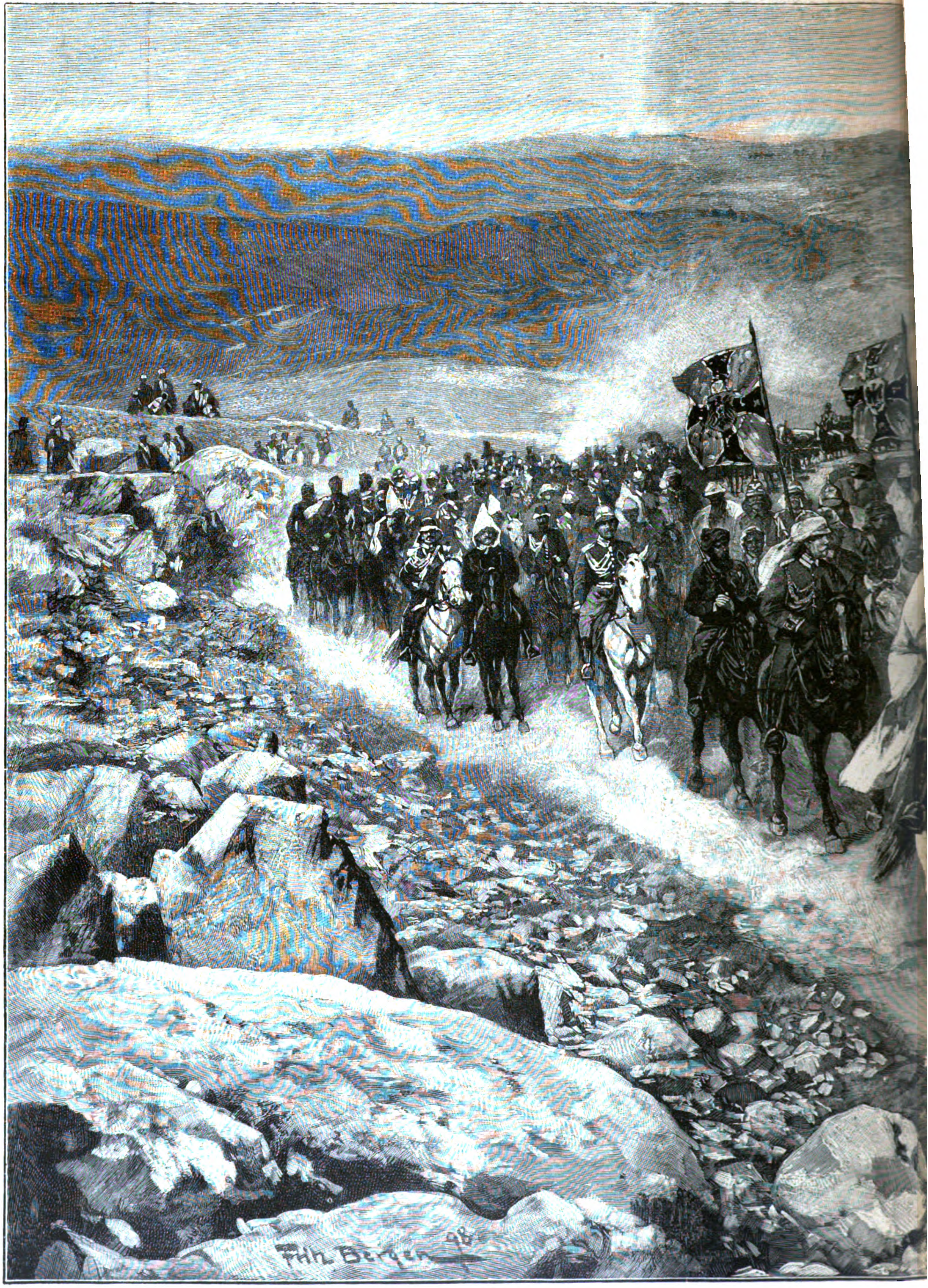
„Mich auch! Daß Sie da sind!"

Der Riese lachte. „Ich bin zu faul, Franklin!" sagte er. „Schauen Sie doch mal nach, ob noch nichts von der Höhe kommt!"

„Leider nein!"

„Leider?"

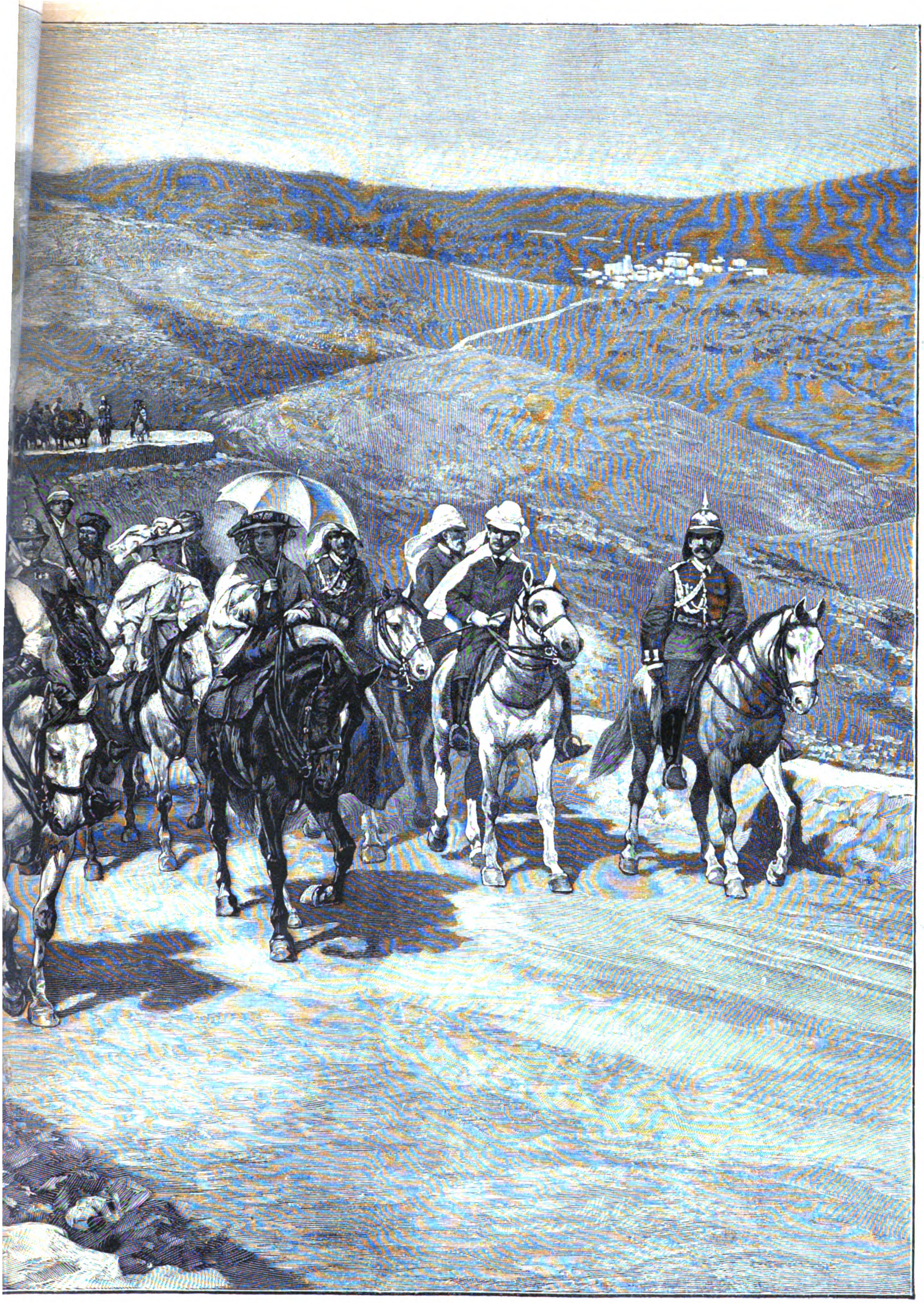
Digitized by Google



Der Zug Kaiser Wilhelms II auf

Nach einer Photographie im Verlage von Bruno Hent

Digitized by Google



ı Wege von Jaffa nach Jerusalem.

n Leipzig und Jerusalem gezeichnet von Fritz Bergen.

Digitized by Google

„Ja, wenn Sie's träfe!"

„Na .... wenn Sie so sind," der Riese war entrüstet, „dann wünsch' ich Ihnen auch ein Eisstück an den Kopf."

Dabei wiegte er den linken Arm hin und her. „Soll ich Ihnen einen Schubs geben, Franklin?" frug er tückisch lächelnd.

„Thun Sie's! Ich denunziere Sie noch im Herunterfliegen dem Friedensrichter. Die Führer sind meine Zeugen!"

Die Führer hatten nicht auf das Gespräch geachtet. Starr wie Steinsäulen in den Stufen stehend, folgten sie mit den Augen der Arbeit ihres schmächtigen deutschen Genossen. Jetzt schlug er die letzte Stufe, jetzt schwang er sich über den Rand auf die Oberfläche des Gletschers und aufmunternd tönte sein Halloh! herüber.

Nun ging es rasch. Einer nach dem andern stieg lachend herauf. Es war ihnen allen merklich leichter um die Brust, als sie im Halbkreis auf dem Gletscher saßen, der, immer noch steil genug und listig mit Schnee bedeckt, sich vor ihnen auftürmte. Das gab noch harte Arbeit und ebenso das Klettern über den nadelscharf aus den Firnschründen aufschießenden Felsgrat, der zur Spitze führte. Aber das Schlimmste war doch überstanden, der Lawinenschlag, der den Tollkühnen wie den Schwächling gleichmäßig in die Tiefe reißt.

Während sie im Schnee kauernd frühstückten, deutete der deutsche Führer Josef, mit beiden Backen kauend, auf den Gletscherhang. Ein zerfressener Eisblock, in dem ein Haufen Steine von allen Größen feststak, löste sich da im Sonnenschein ganz still und lautlos von seiner Unterlage ab und glitt gemächlich, schneckengleich, über den Rand. Im nächsten Augenblick krachte es unten auf, ein Sausen und Poltern, das sich allmählich verlor, begleitete die pfeilschnelle Fahrt des Eis- und Steinhagels auf der Rutschbahn des Couloirs hinab in die Mulde.

Franklin Moore zog die Stirne kraus und sah auf die Uhr. „Acht Uhr zwölf Minuten!" verkündete er. „Die Steine sind unpünktlich. Jetzt geht die Geschichte aber los."

Die Männer hatten sich ernst angesehen. „Wenn wir jetzt noch darin wären ..." sagte ein französischer Führer und strich nachdenklich seine Bartkoteletten.

„Man ist eben nicht mehr drin!" erwiderte Franklin kaltblütig. „Was, Prinz ... das ist die Hauptsache im Leben ... sich nicht erwischen lassen?"

„Ja," sagte der Recke und beide lächelten sich feindlich an.

„Dann auf!" Der Amerikaner sprang elastisch empor. „Vorwärts, zum Gipfel!" wandte er sich an die Führer und wies in die Höhe.

„Zum Gipfel!" wiederholte die dumpfe Bärenstimme eines welschen Gletschermannes und die Führer rüsteten, einander stumme Blicke des Nationalitätenhasses zuwerfend, alles zum Weitermarsch.

22.

„Valere aude!" Wage es, gesund zu sein! — Werde, was du bist — oder vergehe! — Die Worte lagen stumm auf seinen Lippen, als der Afrikaner am selben Morgen vor das Hotel trat. Noch glitzerten überall nebelfrei die Sterne über und zwischen den in dämmerndem Weiß vom Himmel sich abhebenden Schneeflächen. Während sie im Morgengrauen erloschen, dampften alle Thäler von würzigkaltem, feinem Rauch, langgezogene weiße Dunststreifen schwebten wie ausgespannte Schleier vor den Flanken der Berge und vergingen langsam vor dem Hauch der Sonne, die in wolkenlosem Blaßblau über den goldig blitzenden Firnkämmen aufstieg.

Da stand der Montblanc, ein strenger Gebieter, ein Monarch, wie man früher seine Spitze nannte, als freier Herrscher der Alpenwelt. Sein weißes Haupt ragte über die Menge der Gipfel, von seinen mächtigen Schultern wallte im Faltenwurf des ewigen Schnees, von azurnem Gletschergefunkel gestirnt, der hermelinreine Krönungsmantel bis zum Fuß, dem die Thäler unten in schwarzer Tannenwildnis und mit lichtgrünen Matten als Schemel dienten. Alles umher war sein Reich. Was da war, kam von ihm: die Eisströme, die in erstarrten, hochaufgebäumten Wellen in die Tiefe flossen, die Meere von Steingeröll und Bergtrümmern, die ihrem Zuge sich voranwälzten, die schäumenden, grauen Wildbäche, die von den Gletscherthoren durch breite, von der Verwüstung geschaffene Kieselbetten waldabwärts brausten! Manch eingestürztes Haus, manches beharrlich neu aufgebaute Menschenwerk wies dort unten ihren verderblichen Weg, auf dem der weiße König da oben, achtlos, wie der Fuß des Wanderers das Leben unter sich zertritt, über die Ameisenhaufen im Thal hinweggeschritten war.

Aber heute hätte man das dem Gewaltigen kaum zugetraut! Er zeigte im Sommersonnenschein sein freundlichstes Gesicht, jene heitere, kraftgetragene Ruhe, die unseren Wanderer unwiderstehlich zu ihm emporzog.

Das Saussuredenkmal am Ausgang des Städtchens wies dem Afrikaner den Weg. Die Augen erhoben, blickte die Gestalt des Gelehrten nach dem Berge, neben ihm, tollkühn lachend mit dem ausgestreckten Finger auf die höchste Spitze des Montblanc weisend, sein Führer Jacques Balmat. „Balmat de Montblanc", wie der König von Sardinien auf Lebenszeit den verwegenen Savoyarden nannte, der als der erste Mensch und allein in dieser Höhenluft von fast 5000 Metern geatmet.

Der Afrikaner sah ihn nachdenklich an. Er kannte wohl sein Schicksal. Immer wieder hatte es den trotzigen Gesellen hinaufgelockt in die weiße Märchenwelt. Einsam, menschenscheu strich er dort umher und suchte und suchte ... Gold, sagten die einen, neue Wege zum Gipfel, die andern. Schließlich war er nicht wiedergekommen ... der Montblanc hatte seinen Bezwinger bei sich behalten. Er bettete den gealterten Mann da, wo unterirdisch die Gletscherwasser sprudeln und von obenher, ein schmaler himmelblauer Spalt, der Sonnenschein in azurner Finsternis leuchtet. Die Stelle weiß man nicht und die Gebeine bleiben verschwunden. Der Montblanc hat sich gerächt.

Aber andere folgen nach.

Die treibt auch die Sehnsucht nach oben, dem Himmel zu. Die suchen auch dort oben Schätze, verlorenes, geheimnisvolles Gut, und finden statt der Erkenntnis den Tod. Und damit wenigstens die Befreiung von allen Zweifeln!

* * *

Empor über den Zickzackweg ewigen Tannenforstes, stunden- und stundenweit empor über kahler werdende Berghalden, über quelldurchsprudelte, blumenbesäte Grashänge, über Felsblöcke und Geröll — da schon über das erste kleine Schneefeld und unter einem neugierig von hoher Felswand herablugenden Gletscherwall hindurch bis zur Grenze des toten Reiches!

Da begann es: eine weite Ebene von graukörnigem Eis, durch klaffende, riesige Risse in Trümmer- und Bruchwerk, in hausgroße Würfel, in lange, chausseeartige Rücken geschieden.

Anfangs zahm und eben, gewann der Gletscher, wo er an der „Jonction" mit seinem Nachbar zusammenstieß, das wilde, bizarre Angesicht der Hochwelt.

Wie durch die Gassen einer aus Firn und Eis erbauten und im Erdbeben wieder eingestürzten Stadt wandelte der Eindringling dahin. Ein Pompeji im ewigen Schnee. Steil ragende Glaswände und zerschellte, glitzernde Scherben, eingerutschte Hügel, schiefgeneigte oder abgebrochen am Boden schmelzende Krystallsäulen, Zacken und Zähne, Türme und Mauerreste überall, und als Bewohner des weißen Kirchhofs, da und dort aufstarrend, wunderliche, in der Sonnenglut triefende und schwitzende Eismänner; wie ein Koboldkönig unter ihnen ragend ein bogenförmig nach hinten in Art eines Walroßhauers gekrümmtes Firnhorn — das alles säumte den Weg ein, der sich durch lange, stille Gletschergassen, auf freiem Schnee, in Mulden hinab, über spröde Glasstufen zu schmalen Firndächern empor, die Séracs, aufwärts schlängelte.

Wie die Spuren jenes Erdbebens klafften überall zwischen den Trümmern die in unbekannte Tiefen führenden Spalten, die einen tückisch mit Schnee verklebt, der beim ersten Stich des Pickels in Brocken in den Abgrund fiel, die anderen mit offenen schwarzen Rachen zum blauen Himmel aufgähnend. Die größten von ihnen zu überspringen war unmöglich. Sie klafterten wohl 15, 20 Fuß, und schmale Leitern führten, den scheußlichen Abgrund überbrückend, von dem Thalhang eines

Digitized by Google

solchen Gletscherrisses zu dem ihn weit überhöhenden Bergrand empor.

Den Afrikaner durchfröstelte ein eigenes wollüstiges Grausen, während er, auf die Hände und Kniee gestützt, über die Leiter kroch und durch deren Sprossen unter sich, wo sich der bläuliche Metallglanz der Gletscherspalten in unergründliche Nacht und Tiefe verlor, die unterirdischen Ströme brausen hörte. Der alte Reiz kam wieder über ihn, dies Necken mit dem dumpf glotzenden und schwerfällig nach seiner Beute tappenden Tode. Der letzte dieser Uebergänge war bequemer: eine Art großer Laufbrücke mit Geländer, dahinter steil aufsteigend der schneebedeckte Gletscherhang, an dem oben seitlich ein rotgestrichenes Haus mit zwei niedrigen Stockwerken aus dem Eise aufwuchs und sich an eine Reihe Felsklippen lehnte. Unter dem neuen „Hotel des Grands Mulets“ stand wie ein Nebelstrich die grauverwitterte, halbzerstörte alte Steinhütte.

Auf der Galerie bewegten sich Punkte. Rufe und Juchzer tönten durch die dünne Luft und empfingen den vom Gletscher aufsteigenden Wanderer.

Einer der grauköpfigen Engländer vom „Alpine Club“ bog sich mit jungenhafter Behendigkeit über das Geländer und begrüßte den Ankömmling mit einem Scherz.

Die Führer hinter ihm lachten rauh wie die Bären, und auch der Afrikaner lachte, während er, am Ziele angekommen, die Schneebrille abnahm.

Jetzt erst sah er die volle Pracht der Umgebung. Blendendes, leuchtendes Weiß überall und strahlendes Tiefblau darüber. Es gab keinen Uebergang, keine anderen Farben. Nur an dem stumpfen Braun der Hüttenfelsen konnte sich das Auge ausruhen.

Diese Felsstufen waren mannigfach geschmückt. Die nassen Lappen der Flanell- und Seidenhemden hingen da mit beschwörend aufgereckten Aermeln zum Trocknen, die Unterbeinkleider flatterten, durch Steine beschwert und festgehalten, im Winde, die Bergstiefel standen gereinigt und frisch eingefettet auf den warmen Steinplatten, und dazwischen saßen, die mit Pantoffeln und Halbschuhen bekleideten Füße herabbaumeln lassend, die Briten und rauchten ihr Pfeifchen.

Die Führer trieben sich um sie her. Sie fühlten sich zu den erfahrenen Gletschermeistern des Londoner Alpenklubs vertraulich hingezogen und gingen erfreut auf deren trockene Witze und Späße ein, ohne doch die Ehrerbietung außer acht zu lassen. Besonders bewunderten sie den Matador der Gesellschaft, einen hageren Graukopf, um den seit Jahrzehnten sich der Nimbus alpiner Heldenthaten wob. Er kannte alle Führer bei Namen. Mit den älteren Männern, die unter den struppigen Bärten schmunzelnd ihm zuhörten, verkehrte er auf dem Fuß derber Kameradschaft. Die jungen Leute, die unter seinen Augen im Hochgebirge aufgewachsen waren, begönnerte er mehr väterlich, und als er dem einen einmal ein anerkennendes Scherzwort hinwarf, verklärte sich das magere Eulengesicht des Burschen förmlich vor Wonne.

Die beiden anderen Engländer — Vater und Sohn — schienen von einem merkwürdigen Thatendrang belebt, zu dessen Dämpfung die Ueberwindung von 2000 Metern Höhe zwischen Chamounix und den Grands Mulets offenbar nur wenig beigetragen hatte. Fortwährend waren sie unterwegs, auf Expeditionen, deren Zweck und Ziel keinem andern einleuchtete. Bald erklommen sie mit Hilfe der mit den Schultern sie stützenden Führer irgend eine steile Felsplatte, um sich dort gähnend und zum Himmel aufblinzelnd zu sonnen, bald wieder übten sie, von oben herabgeglitten, keuchend ihre Kraft im Emporheben schwerer, am Boden verstreuter Steinblöcke. Dann wieder waren sie wie Indianer auf dem Kriegspfad hinter die Hütte geschlichen, und wer ihnen dort folgte, konnte Vater und Sohn lautlos, nach allen Regeln der Kunst und finsteren Gesichts, mit markierten Schlägen aufeinander losboxen sehen. Zurückgekehrt, schlugen sie einen Gesang vor. Erst trällerte der junge Bursche einen Niggertanz und bemühte sich zugleich, halb in der Zerstreuung, das Holzgeländer der Galerie zwischen seinen Eisenfäusten entzweizuknacken, dann brüllte, als er sich enttäuscht abwendete, einer der Führer, ein baumlanger Cyklop, ein melancholisches Lied. Seine Stimme klang melodisch wie der Baß eines Kettenhundes. Aber er ließ sich nicht stören. Die anderen stimmten andächtig in den Kehrreim ein. Dann wurden sie nachdenklich. Man sah, wie sie über einen neuen Zeitvertreib grübelten, während sie ihre Pfeifen ausklopften und dem scherzenden Ringkampf zweier Führer folgten, die sich fluchend mit Bärengriffen umklammert hielten und wie Betrunkene hin und her taumelten.

Der lustige Graukopf schaute indessen durch sein Fernrohr nach dem Montblanc. „Sie sind Deutscher, Herr?“ frug er den neben ihm stehenden Afrikaner. „Eben kommt Ihr Landsmann, ein Offizier, über die ‚Bosses du Dromadaire‘ herunter!“

Der andere nahm das Glas und prüfte die drei nachtschwarzen Schattengestalten, die sich riesenhaft, gleich gespenstischen Schornsteinfegern, von dem stahlblauen Himmel abzeichneten und in seltsamen, stelzbeinigen Bewegungen wie Marionetten die steile Eisschneide herabklommen.

Es ärgerte ihn, daß so viel Menschen auf den Bergen waren! Auch der Gletscher unten belebte sich immer mehr. Es war ein förmliches Getümmel von schwarzen Punkten, die, wie Perlen an einen Faden gereiht, langsam aufwärts krochen. Vor den Gletscherspalten stauten sie sich zu Klumpen. Man konnte deutlich die zweifelnden Handbewegungen, die ermunternden Winke der Führer, das ganze Gewirtschafte erkennen, bis endlich einer nach dem andern sich ein Herz faßte und wie ein Insekt über die Leiter krabbelte.

Bei den Trupps, die juchzend und jodelnd die obere Schneehalde erklommen, unterschieden sich bereits die Montblancbesteiger durch die Eisaxt und das Führerpaar von den zu dritt und viert an zwei Führern angeseilten, bergstockbewehrten Hüttengästen, und bald langten die vordersten Expeditionen schwitzend, aufgeregt und glückselig bei der Felseninsel an.

Die anderen tröpfelten im Laufe der Stunden hinterher, eine wahre Musterkarte aller Nationen. Zuerst ein holländisches Ehepaar, liebenswürdige junge Leute, die beinahe gleichzeitig nach drei Seiten hin deutsch, englisch und französisch plauderten, dann ein Magyare mit bräunlichem Gesicht und dunklem Spitzbart. Das ungewohnte Bergsteigen hatte den Sohn der Pußta mehr als die beiden Niederländer erschöpft. Er setzte sich still und melancholisch in die Ecke.

Die nächsten im Schnee aufwärtsstapfenden Gesellschaften verrieten schon von weitem durch ihr keuchendes Geplapper das gallische Blut. Monsieur L'Abbé geleitete mit Hilfe einiger Führer seine Schutzbefohlenen, drei schmächtige, verlebt aussehende junge Pariser, auf der Ferienreise zu dem Hotel des Grands Mulets. Sein glattes, römisches Priestergesicht schaute wunderlich aus dem Bergkostüm, wie der Fuchs aus dem Sack. Im übrigen war er ein liebenswürdiger Weltmann und plauderte in dem engen, gestopft vollen Wirtsstübchen wie im Salon.

Die hinter ihm waren Südfranzosen! Einer jener rundlichen, breitschulterigen Provençalen, die einen mit ihrem schwarzen Augengefunkel zu erdolchen scheinen und mit den Gesten eines Raubmörders um das Salzfaß bitten. Dieser lebendige Mann in den Vierzigern war eine Leuchte des Touristenvereins der Dauphiné. Morgen früh stand er auf dem Montblanc — „als der erste, Monsieur! Ich schwör' es Ihnen! Es gilt die Ehre Frankreichs gegen Engländer und Preußen!“ — und unten von den Grands Mulets würde die ganze Gesellschaft, die mit ihm gekommen, dem kletternden Familienhaupt ihre Grüße zuwinken: die Gattin, eine fröhliche Dame zu Mitte der Dreißig, die beiden Knaben, der Onkel und der Schwager.

Und immer neue Trupps kamen in Sicht und krochen jodelnd auf dem Gletscher herauf. Bis zum Abend war unzweifelhaft das letzte Bett im Hause belegt. Schon jetzt war im Gastzimmer längst kein Raum mehr. In der Küche daneben, in der mit fliegendem Atem die freundliche Wirtschafterin hantierte, drängte sich die Elite der Chamounixführer, und der Platz vor dem Hause wie die Galerie daneben war dicht mit ihnen und ihren gedankenvoll rauchenden, plaudernden und gähnenden Touristen besetzt.

Nun kam auch noch Zuwachs von oben. Auf den steilen, weißen Hängen, die vor der Hütte sich zum „Petit plateau“ emporzogen, erschien hoch oben der Montblancbesteiger zwischen

seinen beiden Führern, drei dunkle sitzende Klumpen, die, rückwärts mit dem Pickel steuernd, blitzschnell über den weichen Schnee herabfuhren.

Vor einer Gletscherspalte bremsten sie, standen auf und schritten wie gewöhnliche Menschen weiter. Der Tourist stürzte dabei ein paarmal ohne Veranlassung lang hin und raffte sich mit einer ungeduldigen Bewegung wieder auf.

„Mein Gott, er ist krank!" rief die Französin. Aber ihr Gatte, die Leuchte der Dauphiné, tröstete sie. Das sei nur die Ermüdung. Da setze man den Fuß schief in den Schnee und verliere so das Gleichgewicht.

Nicht lange dauerte es, so klomm der Mann vom Berge den kurzen Geröllpfad längs der Hüttenfelsen empor. Er nahm die Schneebrille ab und klappte die Mütze auf. Ein typisches preußisches Kavalleristengesicht mit scharfen sonnengebräunten Zügen und weißblondem Schnurrbart kam zum Vorschein.

„Uff!" sprach er und ging schwer, mit krummen Knieen, wie eben aus dem Sattel gestiegen, auf die Thür zu. „Höllisch steile Chose! Spür' den Montblanc förmlich in den Knochen!"

„Sie sind müde!" sagte die holländische Dame. „Man sieht es Ihnen an." Sie wußte nicht, daß in dem rauhen Bergsport derartige Beobachtungen bei sich und anderen verschwiegen werden. Der Lieutenant zuckte denn auch die Achseln: „Gott, müde? . . . nee . . . das nu nicht! nur so'n bißchen dösig wie nach'm Distanzritt! War übrigens göttlich oben. Blick von Karlsruhe bis Marseille!"

„Das haben Sie wirklich gesehen?"

„Nee . . . 's sind Wolken drüber," lachte der andere. „Sehen thut man bloß die Berge. Na, nu werd' ich mich doch ein Viertelstündchen in die Klappe legen." Der deutsche Tourist verschwand in einer der Kammern, in die ihm die Wirtin einen großen Krug Selterswasser brachte.

Viel schlafen konnte er wohl nicht! Das ganze Haus zitterte vor Lärm. Die krachenden Tritte der Nägelschuhe auf den dünnen Dielen des Oberstocks, das Gepolter auf den Treppen und Fluren, das Lachen und Schwatzen der Führer in der Küche, die aufgeregten Stimmen der Südfranzosen, das Pfeifen der gelangweilten Engländer, das Juchzen und Jodeln auf der Galerie, das alles klang wirr ineinander und paßte so wenig zu den Bergen umher.

Die schwiegen in ihrer stillen Größe. Und in diesem kleinen Stall, der wie ein verlorenes Sandkorn in der unermeßlichen Gletscherwelt lag, da schrie und wirtschaftete diese Handvoll winziger Menschlein, rannte durcheinander, gestikulierte, beratschlagte und gebärdete sich, als seien sie und ihr Dasein in dieser weißen Ewigkeit von irgend welcher Bedeutung.

Allmählich war jetzt schon die Dämmerung hereingebrochen. Die Sonne stand als eine blutrote Dunstscheibe zwischen den violetten Schattenrissen der Berge im Westen. Bunte Farbentöne zitterten von dort aus gegen den im Grau ersterbenden Osten. Die Montblancspitze hoch oben und die ragenden Eisnadeln glühten im Gold zu dem blaßblauen, sonnenwärts seegrün leuchtenden Himmel, und ein rosenroter Schein belebte plötzlich weithin die weißen Schneefelder, über denen, noch kaum erkennbar, die Planeten als Vorläufer des Sternenheeres im Flimmerglanze aus dem Weltall traten.

Unten, jenseit der Schneegrenze, war schon vollständige Nacht. Nur die Gletscherzungen schimmerten noch matt, wie aus der Tiefe eines schwarzen, langsam steigenden Oceans herauf, und noch weiter unter ihnen blinkten, gleich einem feurigen, am Meeresboden festgekrallten Seestern, die strahlenförmig auslaufenden Laternenadern von Chamounix.

Ueber der lautlos schwellenden Flut der Nacht glühte noch ein Sonnenabglanz wie ein Streifen geschmolzenes Erz auf der breiten Schulter des Dome du Gouter. In seinem Schein sah man deutlich die Schneewirbel dort oben stäuben und tanzen und in sturmgeblähten Schleiern zu Thale wehen. Dahinter war der Himmel schmierig und trübe, von blauschwarzen Dunststreifen durchsetzt, von denen, wie riesige Fledermäuse, aschgraue abgerissene Nebelfetzen der Nacht entgegenschwammen.

* * *

Er stand jetzt ganz allein in der zehnten Abendstunde vor dem Hause. Innen war es allmählich still geworden und die Fensterläden waren geschlossen. Alles schlief. Nur im Wirtszimmer lärmten noch die Südfranzosen und begrüßten mit Händeklatschen jede neue aus der Küche herbeigebrachte Platte. Dann gingen auch sie zur Ruhe. Ringsum war Abendkühle und Mondschein.

Ein märchenhaftes Schweigen lag über der Hochwelt, in deren verborgensten Schründen und Falten der einsame Wanderer am Himmel oben, der Mond, sein träumerisches Silberlicht sich widerspiegeln ließ. Der einsame Mann da unten auf der Erde schaute zu ihm auf. In ihm war alles feierlich und stumm. Hier war die Ruhe. Das Nichts.

Jenes Nirwana, das freudlos und leidlos den erkaltenden Erdball einst in weiße Gletscherlinnen betten wird, wenn die letzten lebenden Wesen da unten ausgeatmet und Liebe und Haß, Lachen und Weinen, Angst und Hoffnung mit sich ins Grab genommen haben. Dann ist der bunte Traum der Welt ausgeträumt. Tiefer Schlaf — selige Stille, in der Menschenbewußtsein und Menschenerkenntnis stumm versinken.

Aber noch leben die Menschen und lieben und hassen und lachen und weinen. Im Dämmern der Mondnacht trug das ewige Firnreich ihre Spuren; Fußstapfen im Schnee, die sich, als habe eine Riesenschlange des Mittags auf dem Gipfel rasten wollen, in vielfachen Windungen als festgetretener Pfad die Hänge hinaufzogen. Weiter oben wohl noch Stufentritte in blitzblanken Eiswänden und da und dort, in windgeschützten Kesseln, die Eindrücke schwer hingelagerter rastender Körper, leere Flaschen und Papierfetzen, über denen jetzt im Wehen der Nacht leise und unermüdlich die Firnkörner zu einer neuen Decke zusammenstäubten und alles zu verwischen strebten, was an die verhaßten Eindringlinge, an den ewigen Kampf zwischen dem Menschen und dem Berg erinnerte.

Aber ganz gelang es den dahinwirbelnden Schneeschleiern in dieser heiteren Sommernacht doch nicht, den Kehricht des verflossenen Tages mit ihrem reinen Weiß zu überpudern. Es blieben noch, dem geübten Auge wohl kenntlich, Merkmale zurück, die dem einsamen, von keinem Führer und keinem Genossen begleiteten Bergsteiger den rechten Pfad zur Höhe wiesen. Brach er kurz vor Mitternacht auf, ehe da innen wieder das Kerzenlicht durch die Ladenluken flammte und in Gähnen, Seufzen und Fluchen, im Knattern des Küchenfeuers und dem Gepolter der Führerschuhe der neue Tag begann, so hatte er einen ungestörten Aufstieg vor sich und stand in der Morgensonne am Ziel.

Würde er die Sonne wieder untergehen sehen? Ganz plötzlich hatte er die ruhige Gewißheit: Nein. Heute war sie zum letztenmal vor seinen Augen im Abendgold versunken. Wenn sie morgen wiederkam, nahm sie ihn mit sich fort, in unbekannte Länder, die selbst er, der Weitgereiste, nie geschaut.

Was lag auch an einem Menschen, hier am Montblanc? Hier hatte schon mehr als einer seinen Tod gefunden. Wenn hier, vom Süden her donnernd, der Föhn dem Trotz der Gipfelriesen zu Hilfe kommt und das Chaos des Schneesturms über die erdverlorenen Höhen hinschüttet, daß der Fuß des Wanderers ermattet in den weichen Federn versinkt — nach solchen Tagen hatte das kalte Mondlicht schon ganze Reihen der kleinen schwarzen Insekten still und starr auf dem weißen Tuche liegen sehen. Und mehr noch waren es, die der Berg selbst in Verwahrung nahm, die er, mit einem eisigen Sarg umpanzert, tief in den Schlünden der Gletscher für lange, vielleicht für immer den Menschenaugen entzieht.

Morgen freilich lächelte der Berg. Aber auch das Lächeln der Riesen tötet, wenn der andere schwach ist. Und er fühlte sich matt und klein. Vergänglich gegenüber dieser ewigen Welt, hinschwindend wie ein Feuer, das schließlich in sich selbst erlöschen muß, wo das Todesschweigen des Eises die Jahrtausende überdauert. Verging dies Lichtpünktchen hier in der Wüste, so flammte unten im Thal ein neues auf. Starb er, so wurde anderswo ein anderer Mensch geboren. Das kam und ging und war nichtig unter der Unermeßlichkeit dieser Himmelswölbung, die in tausendfachem, unruhigem Gefunkel sich über dem sehnenden Auge spannte.

Digitized by Google

Reinekes Ende.

Nach dem Gemälde von C. Reichert.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Er wendete den Blick ab und schaute nach unten, auf den Gletscher, dessen frosterstarrte Wogenkämme von drei Seiten die Schutzhütte umbrandeten. Es war ein Bild des Todes, diese weißen, im Mondschein dämmernden Flächen, diese wildgeschwungenen, wie aus stürmischer Bewegung heraus mit einem Zauberschlag zu bläulichem Glas versteinerten Wellenlinien des Eismeeres.

Und doch lebte es auf der zum Thal gesenkten Wüste von Firn und Schnee! Er trat zurück und fuhr mit der Hand über die Augen, wie um die Sinnestäuschung zu verscheuchen. Aber das Bild blieb! Da stand es, ganz dicht unter ihm, oder vielmehr, es bewegte sich — drei Gestalten, die durch ein pendelndes Seil verbunden, langsam und schweigsam in der Nacht emporstiegen.

Ein hagerer, knochiger Riese mit fuchsrotem Schnurrbart vorne, ein glattrasierter, lächelnder Zwerg hinten. Und zwischen ihnen eine mit weißen Schneeschleiern über und über verhüllte, gesenkten Hauptes in die Fußstapfen ihres Vorgängers tretende Erscheinung. Es sah aus, als hätten die beiden, der Riese und der Zwerg, auf einem gemeinsamen Raubzug irgend ein seltenes Gletschergespenst gefangen und schleppten es im Triumph mit sich fort.

Näher und näher kamen sie heran. Der oben stand gebannt und unbeweglich. Er hörte das Knirschen der Eispickel, das Schlürfen der Schuhe, wie die drei rastlos und stumm zu ihm heraufstiegen, als habe sie der über den Gletscherspalten brütende Eisdunst zu Nachtgebilden geformt. Jetzt klang schon ihr schweres Atemholen durch die stille Luft, es scharrte auf dem schneefreien Steingeröll an der Hütte und reckte und dehnte sich gähnend im Mondschein.

„Natürlich schläft schon alles," brummte der Riese, ohne die im Dunkel der Veranda stehende Gestalt des Afrikaners zu bemerken. „Kommen Sie, Franklin! Wir wollen drinnen Lärm schlagen und sehen, wie es mit dem Nachtquartier steht. Sie warten inzwischen besser draußen noch ein Weilchen, Frau Angela. Es ist stockdunkel in dem Gletscherstall!"

Er stieß mit seiner mächtigen Faust die Thür auf und tappte hinein. Der Kleine auf den Fußspitzen hinterher.

Die beiden anderen Gestalten blieben zurück. Die dunkle im Schatten, die weiße im bläulichen Mondschein. Die Gletscherschleier, mit denen die Alpinistinnen den Teint vor Sonnenbrand und Nachtfrost bewahren, umwallten sie in geisterhaften Falten. Darunter schimmerte ganz undeutlich ein menschliches Antlitz. Oder vielmehr das einer Statue, einer Leiche. Kalkfarben und starr. Er wußte, daß das nichts anderes als die zum Schutze der Gesichtshaut aufgetragene Creme war, die ihre Züge versteinerte. Und doch beschlich ihn, gerade weil er das Antlitz nur unbestimmt, in matten Umrissen, mehr ahnen als sehen konnte, ein unheimliches Gefühl.

Da trat sie plötzlich auf ihn zu. Sie hatte ihn erkannt und streckte ihm stumm die Hand hin. Er nahm sie. Sie ruhte, von den Tuchhüllen befreit, heiß in der seinen.

Eine Weile schwiegen beide. Womit beginnen in dieser geheimnisvollen, vom Rauschen der Gletscherwasser, dem Tuscheln des Windes durchflüsterten Mondnacht der Höhen?

Da ging die Thüre wieder auf. „Fertig," rief Franklin heraus. „Wo sind Sie, Frau Angela? Wir haben die Köchin geweckt. Sie kocht uns Kaffee, ehe wir nach Sibirien, ich meine, in unsere nahezu vereisten Betten kriechen. Der Prinz sitzt schon drinnen und schlingt pfundweise Cornedbeef direkt aus der Blechbüchse in sich hinein. Verbieten Sie ihm das! Er ist wirklich ein unästhetischer Geselle. Von Grazie keine Spur!"

Sie war um die Ecke des Hauses getreten, während der Afrikaner im Schatten stehen blieb.

„Ich komme gleich nach!" sagte sie. „Ich bleibe noch ein Weilchen hier draußen!"

„Jetzt? Allein in der Nacht?"

„Das ist meine Sache! Gehen Sie, bitte, Franklin!"

Der kleine Yankee wagte nichts zu erwidern und schloß fügsam von innen die Thüre. Sie kehrte zu dem andern zurück.

„Ich habe gewußt, daß Sie hier sind!" sagte sie rasch und beklommen. „Es hatte sich im Hotel und in ganz Chamounix verbreitet, daß Sie den Montblanc allein besteigen wollen. Die Aufregung ist groß. Die Fernrohrverleiher werden morgen einen guten Tag haben."

Er sah die verschleierte Gestalt an.

„Sie wußten, daß ich hier bin?" murmelte er. „Und sind trotzdem heraufgekommen?"

„Ja, zu Ihnen!"

Er lachte kurz auf. „Jetzt suchen Sie mich auf!" sagte er und wandte sich ab. „Jetzt! Wozu?"

Sie folgte ihm. „Weil ich Sie um Verzeihung bitten möchte!" Es war ein weicher Ton in ihrer Stimme, den er früher nie gehört hatte.

„Dafür, daß Sie mir neulich in Tetuan entwichen sind?"

„Ja." Sie stockte. „Dafür und mehr noch ... in Gibraltar ... als Sie an Bord der ‚Liberty' kamen. Mein Vater hat Ihnen da auf meinen Wunsch die Unwahrheit gesagt. Ich war nicht drüben auf dem Dschib-el-Musa, sondern an Bord des Schiffes."

Er sah sie nicht an. „Das hab' ich wohl gewußt," sprach er. „Sie sind mir immer nah' und doch fern. Sie spielen mit mir. Aber jetzt ist das Spiel zu Ende."

Sie stand dicht neben ihm. Er glaubte zu erkennen, wie unter dem weißen Schleier ihre Augen sich bang zu ihm aufhoben. „Wenn es zu Ende wäre ..." sagte sie leise, „stünden wir beide dann hier zusammen? Und würde ich Sie dann um Vergebung bitten? Sie kennen mich! Es war mir nicht leicht. Aber es kommt mir wirklich von Herzen!"

Er schüttelte den Kopf. „Es ist zu spät!"

„Zu spät, um uns wiederzufinden, hier auf den Bergen, wo wir zuerst Freundschaft geschlossen haben?"

„Ja."

„Und warum?"

„Aus einem sehr einfachen Grunde." Er war ganz ruhig. „Weil ich morgen früh tot sein werde."

Sie trat einen Schritt zurück. „Tot?" stieß sie hervor.

„Nun ja! Was ist denn dabei? Einmal stirbt jeder! Die meisten in irgend einem dumpfen Kämmerchen, ich oben auf dem höchsten Gipfel von Europa ... oder wenigstens auf dem Weg dorthin!"

„Tot?" Sie rang immer noch nach Worten. „Ich verstehe gar nicht, was Sie meinen!"

„Ich meine einfach, daß meine Tage gezählt sind. Und da ich nicht gerne langsam hinsiechen will, so beschleunige ich den Ausgang. Das halte ich für erlaubt und für anständig. Man bleibt, auch in der angenehmsten Gesellschaft, nicht gerne der letzte Gast, sondern empfiehlt sich still, wenn es an der Zeit ist!"

„Aber woher glauben Sie denn, daß es an der Zeit ist?"

„Soll ich Ihnen eine Krankheitsgeschichte erzählen? Das werden Sie nicht von mir verlangen. Ich weiß, wie fatal Ihnen der Anblick menschlicher Leiden und menschlicher Schwäche ist! Ich werde Ihnen ganz gewiß ihn nicht bieten!"

„Hoffentlich darum, weil Sie sich über Ihren Zustand täuschen!"

„Frau Angela!" sagte der Afrikaner trocken. „Sie kennen mich seit langer Zeit! Haben Sie je bemerkt, daß ich versucht hätte, mich interessant zu machen, mich anders zu geben wie ich bin und irgend eine Pose anzunehmen?"

„Nein, das gewiß nicht!"

„Nun also! Dann glauben Sie also, bitte, meinem einfachen Wort! Wenn ich sage: ich sterbe, so sterb' ich! Und zwar morgen früh und mit leichtem Herzen, denn ich kenne den Tod. Ich habe ihn überall gesehen und weiß: Leiden und Krankheit ist schlimm, das Sterben aber eine Kleinigkeit!"

„Und nun," fuhr er nach einer Weile fort, während sie reglos und stumm neben ihm stand, „nun ist bald alles zu Ende. Ich habe nicht geglaubt, Sie vorher wiederzusehen! Da wir nun aber doch noch einmal und zum allerletztenmal beisammen sind, möchte ich Sie etwas fragen! Jetzt können Sie ja darauf antworten!"

„Fragen Sie!" Ihre Stimme bebte, und es zitterte unter den weißen Schleiern.

Er wandte sich ihr voll zu. „Warum flohen Sie mich

Digitized by Google

seit so vielen Jahren? Warum haben Sie in mir, seit Ihr Mann tot ist, immer wieder die Hoffnung erweckt und wieder ausgelöscht? Warum haben Sie mein Leben lang mit mir gespielt?“

Es dauerte lange, bis sie antwortete. „Sie sprechen von meinem Mann,“ sagte sie dann schweratmend wie ein Mensch, der eine lange zurückgehaltene Beichte ablegt. „Ich will auch von ihm anfangen. Sie haben ihn gekannt. Sie wissen: er hatte alle Eigenschaften, glücklich zu sein. Und nach außen hin schien er es ja auch zu sein! Und doch ging er, wenige Wochen, nachdem Sie uns auf dem Montblanc getroffen, hier in den Bergen abseits und stürzte sich über den Abhang. Alle Welt glaubte an einen Unglücksfall. Ich weiß es besser. Er hat mir einen Brief hinterlassen.“

„Ich habe es geahnt.“ Der Afrikaner blickte finster hinauf zu den gespenstig weiß im Mondschein durch die Nacht schimmernden Höhen. „Aber warum? Um Gottes willen warum?“

Die weiße Schleiergestalt neben ihm fröstelte. „Wegen mir!“ sprach sie halblaut. „Wegen mir, weil ich ihn nicht lieben konnte! Und er liebte mich so wahnsinnig. Ich war sein ganzes Glück und Leben. Und als er sah, daß ich es ihm nicht sein konnte, da hat er beides weggeworfen. Ich habe seinen Tod auf dem Gewissen — ich allein!

Und ich kann doch nichts dafür! Ich kann nicht lieben! Ich kann nicht! Sehen Sie meinen Vater an! Ich bin seine Tochter und habe sein Blut. Wir sind Menschen wie von Eis. Es ist nichts Lebendiges in unsern Adern.“

Ihre Stimme war stärker geworden. Leidenschaft und Verzweiflung klang durch. „Sie wissen nicht, wie ich darunter gelitten habe,“ fuhr sie fort. „Einen guten edlen Menschen neben sich leiden zu sehen, bitten und mit tausend Lockungen werben und endlich verzweifeln und mit einem Fluch über mich in den Tod gehen! Und dabei nichts ändern, nicht helfen zu können. Denn erzwingen läßt es sich ja nicht und jede Heuchelei wird bald durchschaut. Es ist mein Schicksal, daß ich nicht lieben kann. Ich muß es tragen. Aber als man die Leiche hinunter nach Chamounix brachte, da habe ich mir geschworen, keinem zweiten die Enttäuschung und mir die Qual einer neuen Ehe zu bereiten. Darum gehe ich einsam durch die Welt und werde einsam bleiben und bin tief unglücklich mit all meinen abenteuerlichen Fahrten und meinem abenteuerlichen Gefolge hinterher! Denn ich habe eben das Beste im Leben nicht!“

Er sah sie an. „Wenn dem so ist,“ frug er, „warum duldeten Sie mich dann nicht in Ihrem Gefolge? Warum flohen Sie denn gerade mich, wo jeder Mann Ihnen gleichgültig ist?“

„Weil ich mich vor Ihnen fürchtete!“ sagte sie, seinen Blick meidend, in die Nacht hinein, „oder vielmehr, weil ich mich davor fürchtete, daß Sie doch zu viel Macht über mich gewinnen könnten! Liebe war es nicht. Aber Sie waren der einzige, der Gewalt über mich hatte. Immer! Ueberall, wo wir uns trafen! Ich fühlte, daß ich in Ihrer Nähe willenlos wurde und vielleicht, wenn Sie den rechten Augenblick benutzten, das verhängnisvolle ‚Ja‘ gesagt hätte, weil ich nicht mehr anders konnte. Darum floh ich stets noch im letzten Augenblick vor Ihnen. Und das war gut. Denn wir wären beide doch nur tief unglücklich geworden. Sie, weil Sie mich lieben, und ich, weil ich nicht lieben kann!“

Er schaute sie an. „Und doch stehen Sie jetzt neben mir!“ sagte er langsam. „Ringsum die Berge. Kein Mensch mehr wach! Wir beide allein! — Aber nun ist es zu spät! — Zu spät! Zu spät! Ich sterbe! Wir wollen Abschied nehmen! Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand und lassen Sie mich Ihr Gesicht sehen. Ich hab' es lange nicht geschaut!“

Sie schlug schweigend den Schleier zurück und zeigte die schönen, leichenweiß im Mondschein leuchtenden Züge. Ueber dem dunklen Haar lag ein feiner silberner Schein.

Sie lächelte trübe. „Sie haben mir neulich in Tetuan geschrieben: ‚Wir werden alt und grau, Frau Aventiure!‘ Bald ist's wahrhaftig so. Die Zeit der Abenteuer geht vorbei und unser ganzes Leben, und wir haben doch eigentlich so wenig davon gehabt. Ich weiß ja nicht, ob das Schicksal, von dem Sie sprachen, Sie wirklich oben auf dem Berg erwartet — aber ehe Sie hinaufsteigen, geben auch Sie mir noch einmal die Hand zum Abschied und sagen Sie mir, daß Sie mir nicht mehr zürnen!“

„Nein!“ Der Afrikaner hielt ihre beiden Hände und schaute ihr lange in das schöne, nur von dem geheimnisvollen Leuchten der Augen belebte Totengesicht. „Ich danke Ihnen, Frau Aventiure — trotz alledem! Die Sehnsucht nach Ihnen hat mein Leben groß und frei gemacht und giebt mir jetzt noch das Geleite auf meinem letzten Gang. Leben Sie wohl! Ich gehe jetzt allein hinauf auf den Montblanc. Vielleicht finden wir uns noch einmal oben auf dem Gipfel und in der Sonne.“

(Schluß folgt.)

Eisenbahnreformen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vor dreißig Jahren, im November 1868, erschien in der „Gartenlaube“ (Seite 735 u. 736) ein Artikel unter dem Titel „Der Mensch als Poststück“, in welchem die damals Aufsehen erregende Broschüre des Engländers Raphael Brandon „Eisenbahnen und Publikum“ (Railways and the Public, London 1868) sympathisch besprochen wurde. Sie schien einen ähnlichen Gedanken auszuführen und näher zu begründen, den zur selben Zeit ein origineller reicher Engländer in Paris praktisch erproben wollte: er kam nämlich auf ein Postamt und bat, daß man ihn mit Marken beklebe und zum postmäßigen Einheitsporto expediere.

Dreißig Jahre später, im August dieses Jahres, erschien die in der Mühlenstraße zu Rixdorf bei Berlin wohnende Frau P. eines Tages auf dem dortigen Postamt am Paketschalter in Begleitung ihres neunjährigen Knaben, überreichte dem Beamten eine vorschriftsmäßig ausgefüllte Paketadresse mit der Aufschrift: „Anbei ein Knabe und ein Bündel in grauer Leinwand“ und bat ihn, diese „beiden Gegenstände“ als Pakete nach Neuwedel in der Neumark zu befördern. Die Logik der sie belehrenden und sichtlich erheiterten Postbeamten, daß die Reichspaketpost wohl lebende Tiere, aber nicht lebende Menschen expediere, wollte der konsequent denkenden Frau aber nicht recht einleuchten, und kopfschüttelnd sowie anscheinend betrübt zog sie schließlich mit ihren beiden „Postkolli“ wieder von dannen.

„Der Mensch als Poststück“, zu einem billigen Einheitspreise frankiert und beliebig weit befördert, ist also immer noch ein unerreichtes Ideal geblieben, obwohl Brandon schon vor dreißig Jahren etwas Aehnliches wollte. In seiner erwähnten Broschüre schlug er nämlich vor, ohne Rücksicht auf die Entfernung für jede Eisenbahnreise in England nur den folgenden Einheitspreis — „Passagierporto“ nennt er ihn — zu erheben: III. Klasse 3 Pence (25 1/2 Pf.); II. Klasse 6 Pence (51 Pf.); I. Klasse 1 Shilling (102 Pf.). Da 1865 jede Reise in England durchschnittlich 14 Pence (119 Pf.) kostete, so würde bei einer Verbilligung auf 3 Pence schon eine Verdreifachung des Verkehrs eine Mehreinnahme von 2 Millionen Pfund Sterling (40 Millionen Mark) ergeben haben; es sei aber mindestens eine Versechsfachung der Fahrten, folglich eine Mehreinnahme von 4 Millionen Pfund Sterling, oder bei Berücksichtigung dessen, daß 2/7 der Reisenden in der II. und 1/7 in der I. Klasse reisen, sogar eine Einnahmesteigerung von 14 3/4 auf 32 Millionen Pfund Sterling zu erwarten. Jener Artikel in der „Gartenlaube“ von 1868 schloß mit den Worten: „... Wir sehen keinen Grund, der eine Verwirklichung dieser Idee in anderen verkehrsreichen Ländern, speciell auf unsern deutschen Eisenbahnen, ausschlösse. Unbedenklich behaupten wir vielmehr: Brandons Plan ist der Kern des Eisenbahnwesens der Zukunft... Wer kann uns somit widerlegen, wenn wir in Raphael Brandon den Rowland Hill* der Eisenbahn weissagen?“

* Der Urheber des neueren Einheitsportos für Briefe, 1840 in England zuerst eingeführt (Porto 1 Penny = 8 1/2 Pf.), in Deutschland erst 1868, also 28 Jahre später.

Digitized by Google

Es hat nun einen gewissen Reiz, einmal zuzusehen, ob man in den letzten dreißig Jahren in diesem Sinne vorgeschritten oder im wesentlichen beim alten Zustande stehen geblieben ist. An weiteren Anregungen im Sinne Brandons hat es seitdem ja nicht gefehlt. Schon vor ihm hatte übrigens ein Däne, Dr. William Scharling, später Professor in Kopenhagen, einen zwei- bis dreistufigen Zonentarif für die Eisenbahnen der Insel Seeland (damals etwa 175 km) angeregt. Seine Vorschläge blieben auch nicht ganz wirkungslos. In Deutschland war es dann zuerst Dr. Franz Perrot († 1891), der einen billigen zweistufigen Zonentarif in seiner Broschüre „Die Reform des Eisenbahntarifwesens im Sinne des Penny-Portos" (Bremen, 1869) forderte, nämlich:

1. Zone (bis zu 75 km): III. Klasse 30 Pf.; II. Klasse 50 Pf; I. Klasse 3 *M*. 2. Zone (über 75 km beliebig weit): III. Klasse 50 Pf.; II. Klasse 1 *M*; I. Klasse 6 *M*.

Später (1870—1872) befürwortete er auch einen Einheitstarif von 50 Pf. für die III. Klasse, 1 *M* für die II. und 6 *M* für die I. Klasse.

Der Wiener Schriftsteller Dr. Theodor Hertzka griff 1883 diese Ideen auf, und in seiner Schrift „Das Personenporto" (Wien 1885) fordert er, unter Verschmelzung aller Wagenklassen in eine, einen Einheitspreis von 25 Kreuzern ($42\frac{1}{2}$ Pf.) für alle Entfernungen über 30 km hinaus, während im Lokalverkehr bis zu 30 km nur 10 Kreuzer (17 Pf.) erhoben werden sollen. Perrot rechnete auf Verdoppelung, Hertzka auf Verfünffachung des Verkehrs.

Im Jahre 1888 endlich erschien ein Aufsehen erregendes, sehr geistvolles Buch, „Eisenbahnreform" von Dr. Eduard Engel in Berlin, das die Tarifreformfrage wieder gründlich in Fluß brachte und in Deutschland zwar nur kleine Besserungen erreichte, dagegen im Auslande den Anstoß zu wichtigen Reformen gab.

Engel fordert einen dreistufigen Zonentarif. Die erste Zone sollte Entfernungen bis zu 25 km umfassen, die zweite von 25 bis 50 km reichen, während die dritte beliebig weite Entfernungen über 50 km einschließen würde. Die Fahrpreise III. Klasse für diese drei Zonen sollten je 25, 50 und 100 Pf. betragen. Für die II. Klasse bringt Engel das Doppelte und für die I. Klasse das Sechsfache des Fahrpreises der III. Klasse in Vorschlag; die IV. Klasse möchte er als „menschenunwürdig" abgeschafft sehen. Im Lokalverkehr auf Entfernungen bis 10 km empfiehlt Engel noch billigere Sätze; hier sollte die Fahrkarte III. Klasse nur 10 Pf. und die II. Klasse 20 Pf. kosten. Für besonders schnelle Züge werden die doppelten Sätze gefordert. Auch für die Beförderung des Gepäcks der Reisenden wird ein einfacher Zonentarif vorgeschlagen; auf kürzere Strecken bis 50 km sollten für 50 kg nur 25 Pf. erhoben werden, während für alle weiteren Entfernungen der Satz von 50 Pf. in Anschlag gebracht wird.

In der Vereinszeitschrift „Der Zonentarif" (Berlin W.) kämpft Engel schon seit 8 Jahren energisch und stets mit Geist und Witz weiter für diese und andere Eisenbahnreformen. Durch Aufrücken der Reisenden in höhere Wagenklassen erwartet er, außer der zweifellos eintretenden Verkehrssteigerung, eine Deckung der Einnahmeausfälle. Ueberdies würden großartige Ersparnisse an den Betriebskosten durch die weitgreifende Vereinfachung eintreten.

Engels Reformpläne gaben schon im Sommer 1889 der ungarischen Staatseisenbahnverwaltung die Anregung zur Einführung ihres 14stufigen und daher noch ziemlich komplizierten Zonentarifs, der von 226 km an zum Einheitstarif wird, da auch jede weitere Strecke, z. B. eine von 750 km, nicht mehr kostet als 226 km, nämlich 4 Gulden = 6 *M* 80 Pf. in der III. Klasse eines Personenzuges.

Da in Ungarn infolge des Zonentarifs der Verkehr sich in etwa 6 Jahren fast vervierfachte und die Einnahmen aus dem Personenverkehr um 90 Prozent stiegen, die Mehrausgaben aber nur ganz gering waren, so folgten mehrere andere Länder wie Oesterreich, Rußland und Dänemark bald mit ähnlichen Reformen. In Deutschland dagegen ist im wesentlichen alles beim alten geblieben. Eine vergleichende Zusammenstellung der Fahrpreise ergiebt, wie weit jene Nachbarn uns in der Verbilligung der Tarife, besonders bei Fernreisen, schon überholt haben. 500 km III. Klasse im Schnellzuge kosten: in Preußen (oder Sachsen) 23 *M* 35 Pf.; in Süddeutschland 22 *M* 50 Pf.; in Belgien 15 *M* 40 Pf.; in Oesterreich (Staatsbahn) 14 *M*; in Rußland 10 *M* 80 Pf.; in Ungarn 8 *M* 20 Pf.; in Dänemark 6 *M* 20 Pf.! Der Fahrpreis in Deutschland ist also fast drei- bis viermal teurer als in Ungarn oder Dänemark! 1000 km im Schnellzuge III. Klasse kosten in Preußen 46 *M* 70 Pf.; in Süddeutschland 45 *M*; in Belgien 30 *M* 80 Pf.; in Oesterreich 25 *M* 40 Pf.; in Rußland 17 *M* 30 Pf.; in Ungarn 8 *M* 20 Pf.; in Dänemark 7 *M* 30 Pf.

50 kg Uebergewicht kosten auf 500 km Entfernung in Preußen 12 *M* 50 Pf.; in Süddeutschland 8 *M* 75 Pf.; in Oesterreich 7 *M* 65 Pf.; in Rußland 6 *M* 80 Pf. (IV. Klasse nur 2 *M* 60 Pf.); in Dänemark 3 *M* 35 Pf.; in Ungarn 1 *M* 70 Pf. Preußen gewährt freilich 25 kg Freigepäck, Dänemark 20 kg., Rußland 16 kg. Wenn man in diesen Ländern also nach Abzug des Freigepäcks nur 25, 30 und 34 kg berechnet, so stellt sich der Gepäckspreis auf 500 km: in Preußen auf 7 *M* 50 Pf.: in Dänemark auf 1 *M*; in Rußland auf 4 *M* 50 Pf.

Doch kehren wir zum Personenverkehre zurück! In Rußland kostet die 150. Zone (7693 km) nur 72 *M* 60 Pf. (= 33 Rubel 60 Kopeken) III. Klasse, auch im Schnellzuge. In Preußen würden 7693 km im Bummelzuge 307 *M* 80 Pf. kosten! Also mehr als das Vierfache!

20 km — um auch ein Beispiel für den Nahverkehr zu nehmen — kosten III. Klasse nach dem Normalpreis in Preußen und Sachsen 80 Pf., in Süddeutschland 70 Pf., in Belgien 65 Pf., in Rußland 60 Pf. (Lokalfahrpreis bei 75 Städten billiger, meist nur 40 Pf.), in Dänemark 55 Pf., in Oesterreich 45 Pf., in Ungarn 35 Pf. Die IV. Klasse in Norddeutschland, ausgezeichnet durch den Migräne erzeugenden gemeingefährlichen Tabaksqualm, kostet dagegen 40 Pf.; in Rußland 30 Pf. Nur Berlin erfreut sich in Deutschland eines wirklich billigen Lokaltarifs: 20 km kosten 30 Pf. im Vorortverkehr; im Stadt- und Ringbahnverkehr sogar nur 20 Pf., da hier ein zweistufiger Zonentarif herrscht (bis zur 5. Station 10 Pf., darüber hinaus 20 Pf.). Wie man sieht, ist also in den letzten 30 Jahren mancher große Schritt vorwärts gethan, wenn man auch von dem Brandonschen Ideal noch weit entfernt ist.

Eine großartige Verbilligung, welche die belgische Staatsbahn 1893 auf ihrem 3279 km großen Bahnnetze einführte und die von Württemberg, Dänemark, Holland und der Schweiz bald nachgeahmt wurde, darf hier aber nicht vergessen werden: es sind das die 15tägigen Abonnementskarten für das ganze Staatsbahnnetz, mit denen man täglich beliebig weit überall fahren darf. In Dänemark und der Schweiz giebt es auch derartige Karten für beliebig viele Monate bis zu einem Jahre. Die belgischen Karten für 15 Tage kosten III. Klasse 23 Franken (18 *M* 62 Pf.), die württembergischen 20 *M*, die dänischen 20 Kronen (22 *M* 50 Pf.), die schweizerischen 30 Franken (24 *M* 30 Pf.). Durchschnittlich für 1 *M* 25 Pf. täglich kann man in Belgien also das ganze Land befahren, soviel man nur will, und aus- und einsteigen, wann und wo es einem beliebt und so oft man nur mag! Diese Billigkeit, die bei den dänischen und schweizerischen Monatskarten noch weiter zunimmt, geht wirklich fast schon über alle vorgeschlagenen Zonen- und Einheitstarife hinaus, und für Touristen, Geschäftsreisende, Künstler, Kongreß- und Ausstellungsbesucher &c., welche die Gelegenheit benutzen, in kurzer Zeit möglichst viel von einem Lande anzusehen, kann man sich etwas Bequemeres und Wohlfeileres kaum denken. Und finanzielle Opfer hat diese Reform in keinem Lande erfordert! Es ist also doch einiges in den letzten 30 Jahren erreicht.

Hoffen wir, daß auch die anderen deutschen Bahnverwaltungen nicht gar zu lange mit Reformen im Hintertreffen bleiben, denn die zunehmende Befreiung des Menschen von Zeit und Raum ist ein Fortschritt, den man nur freudig im Interesse der Kultur begrüßen kann!

A. Regronius.

Neapolitanische Straßenhändler.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Woldemar Kaden. Mit Abbildungen von P. Scoppetta.

Neapolitanische Straßenhändler! . . . Wenn wir sie gleich charakterisieren wollen mit dem ihnen eigensten, mit ihrer Stimme, so sind sie dem homerischen Helden

„Stentorn gleich, dem starken, an Brust und eherner Stimme,
Dessen Ruf laut tönte, wie fünfzig andere Männer.“

Mit zwanzigtausend, mit fünfzigtausend solcher eherner Stimmen zieht es jeden Morgen durch die Thore Neapels, wandelt und hastet durch alle seine Plätze, Straßen und Gassen — alles, was die Triften, die Gärten, die Weinberge, das Meer, die Hühner-, Schaf- und Kuhställe an eß- und trinkbaren Dingen liefern.

Der Verbreitung dieser Waren dienen die Schneckenhändler, Brotkuchenbäcker und Maccaroniköche, die Verkäufer von gesottenem Esels- und Pferdefleisch, von Lungen und Lebern unbekannter Tiere, Schafs- und Rindereingeweiden, die Lupinen- und Olivenhändler, Austräger von Pfefferfrüchten in Essigtunke, von Pinienkernen und gebackenen Kastanien, die Orangen-, Citronen- und Grünwarenverkäufer, Schwefelwasserträger, Lumpensammler, die mit Johannisbrot bezahlen, Fischer, Vertreiber von Garküchenresten, Blumenjungen und -mädchen, Bürsten- und Schwammindustrielle. Körbe, Tücher, Matten, Fässer, Bretter, ungekämmte Köpfe und zerschundene Eselsrücken, wenn's hoch kommt Karren, dienen der Ware als Unterlage.

Und auf welchem Pflaster spielt sich das ab!

Die armen Straßenkehrer kommen nicht nach. Jeder der ambulanten Straßenhändler hinterläßt seine Spuren. Schreitet man über die immer nassen Steine, so kracht und knackt es von Muschelschalen und leeren Schneckengehäusen, von Kirsch- und Pflaumenkernen, so rutscht der oft strauchelnde Fuß unaufhörlich auf Krautblättern und Gemüsestrünken jeder Art, schlüpft auf Melonen- und Orangenschalen, auf ausgepreßten oder faulenden Citronen. Esel sodann, Ziegen, Schafe und ganze Kuhfamilien, die zur Milchabgabe vor die Thüren geführt werden, glauben natürlich auf solchem Boden sich zu jeder Verunglimpfung des Bürgersteigs berechtigt.

Gemüsekauf.

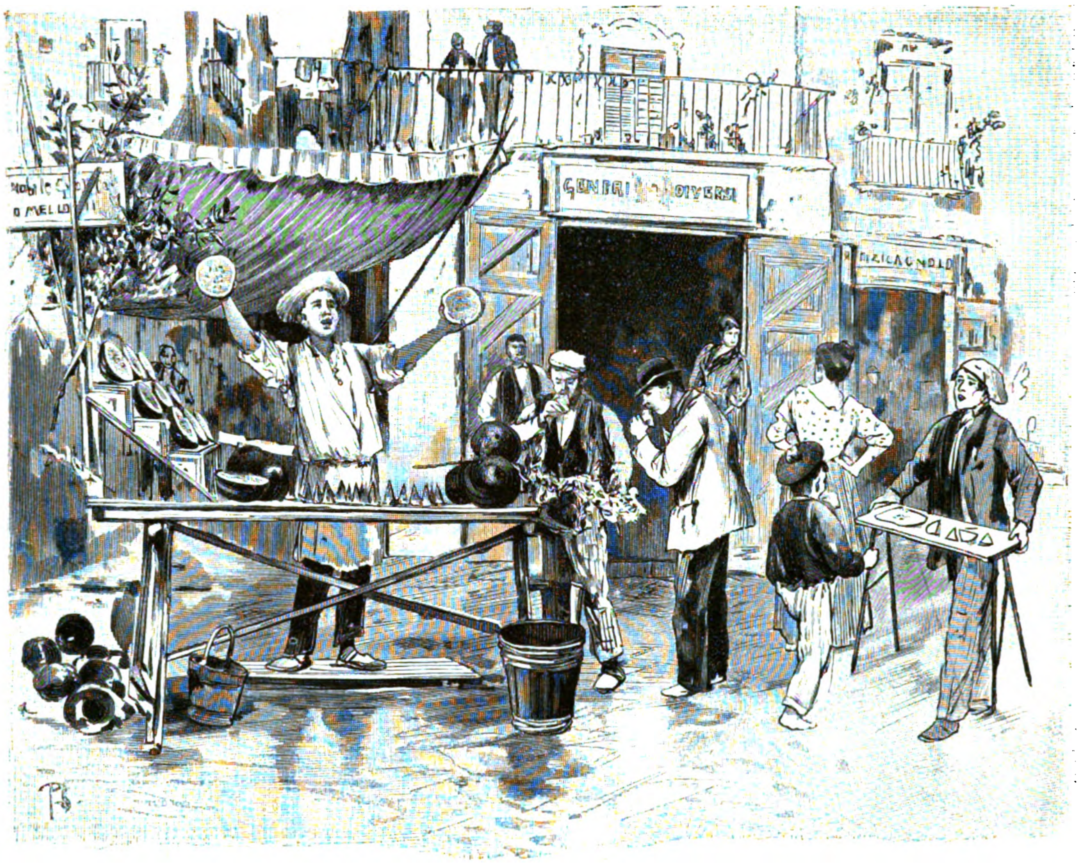
Es lebe die Reinlichkeit, es lebe Deutschland! Ich stand in Frankfurt am Fenster, brach einige welke Blätter von dem Epheu und warf sie auf die Straße hinab. Mit welchem Entsetzen fiel mir der Freund in die Arme! Und hier?

Kot und Kehricht überall, wie im dicksten Orient!

Dazu das dröhnende Tosen der Tausende von Stimmen, das Schlachtgeschrei im Kampfe ums Dasein, im Ringen des Erwerbs, das sich zu gewissen Stunden bis zur Unerträglichkeit steigert und deutschen Ohren so weh thut. Darüber aber der blaue reinliche Frühlings- oder Sommerhimmel, die sanften freundlichen Hügel, wo die Ruhe wohnt. Wie gern steigt man aus der Hölle empor zu Licht und Luft und steht mit Wohlgefühl atmend auf den Balkonen des Klosters S. Martino, hinabblickend auf die graue, in Dampf und Dunst gehüllte Häusermasse. Aber auch hier: wie das Brausen von hundert Eisenbahnzügen, wie ein Toben „derer, die obliegen und unterliegen,“ dringen gewaltige Tonwogen bis zu uns herauf, wie aus einer Stadt im tollen Aufstand, wie ein Riesenwasserfall. Das ist Stimmengebraus, das sind die zu einem riesigen Schall zusammenschwellenden Ausrufe des ambulanten Handels von Neapel, das ist die Musik der Stadt, der eine uralte überlieferte Partitur zu Grunde liegt. Tausende von Orchester-, Solo- und Chorstimmen.

Bei einer Wanderung durch die Gassen haben wir jetzt Gelegenheit, die einzelnen Stimmen und Rollen flüchtig zu überlesen. Wie eine Aufforderung zur Revolte, zum Bürgermord kommt es uns auf der nächsten Straße, dem breiten Corso Vittorio Emanuele, entgegen. Wüstes Geschrei in den höchsten Tonlagen aus einer wirbelnden Rotte von Straßenjungen, dazu eine herausfordernde heißatmige Pickelflötenmelodie auf der Basis einer zornigen Pauke, einer metallisch klirrenden Trommel mit Beckenbegleitung: ein toller Marsch! Und da kommt's um die Ecke. Ein zerzauster barfüßiger Kerl, als General gekleidet, blauer reichgalonierter Rock mit hohen Aufschlägen, mit Goldpapierorden bedeckt, fettiger federgeschmückter Dreispitz — wie ein Tambourmajor schwingt er seinen langen Marschallstab und wirft ihn in die Luft, herablassend nach allen Seiten grüßend. In Lumpen folgt die von ihm befehligte Musikbande, folgen die hundert Gassenjungen, immer aufgeregter tobend. Da stockt der Zug. Tiefes Schweigen. Und jetzt hält der Bandenführer eine

Digitized by Google



Melonenhändler.

dickbauchige Weinflasche hoch empor, erhebt die Stimme zum höchsten Tenor und ruft: „Seht diesen Rotwein! Es ist das Beste, was das Jahr gebracht! Aber er fließt ausschließlich in den Kellereien (!) des weltbekannten Messer Gaetano, Corso Vittorio Emanuele — (folgt die Hausnummer), vier Soldi, fünf Soldi, sechs Soldi der Liter! Kommt und probt ihn, den Segen des Himmels!" Nun drängt das Volk mit gespitzten Mäulern von allen Seiten heran und empfängt in einem rinnenden Strahl den Tau aus der Höhe, dazu klatschen die hundert Jungen und rufen ihr gellendes „Evviva".

Diese Figur ist uralt und beliebt, es ist der Bacchusherold, der Banditore di Vino, der den Neuen Wein anpreist und Mohammeds Paradies verheißt. Ganz ähnlich tritt der „Banditore di Farine" und „di Paste" (der „Ausrufer von Mehl", „von Nudeln") auf. Der trägt oder läßt tragen gefächerte Kasten, in denen die ganze runde maccaronische Familie in Rangstufen verteilt liegt: Maccheroni, Maccheroncelli, Vermicelli, Vermicellini, Spaghetti und Fidelini, Lasagne, Lasagnelle, Tagliarelle, in mehr als fünfzig Abarten, die alle dem Volke mit geläufiger Zunge in plätscherndem Wortfall hergesagt und mit allen Gebärden des ausgelassenen Entzückens symbolisch vorgegessen werden.

Die Banditori treten also mit einem großen Apparat auf, einfacher ist die Sache bei den andern Händlern. Zu den Maccheroni gehört, wie die Wurst zum Sauerkraut, der Paradiesapfel, der Pomidoro oder die Tomate, wie die Frucht in Deutschland heißt. So sind im Sommer fünfzig Prozent der mit Körben springenden Händler Pomidoro-Verkäufer. Bis in das versteckteste Kämmerlein dringt der gellende Ruf: „Rot! Zwei Soldi! Rot!" Hier steht die Farbe für die Frucht. Weiterhin heißt es: „Schwarz hab' ich sie! Macht die Konserve! Ich brauche Geld!"

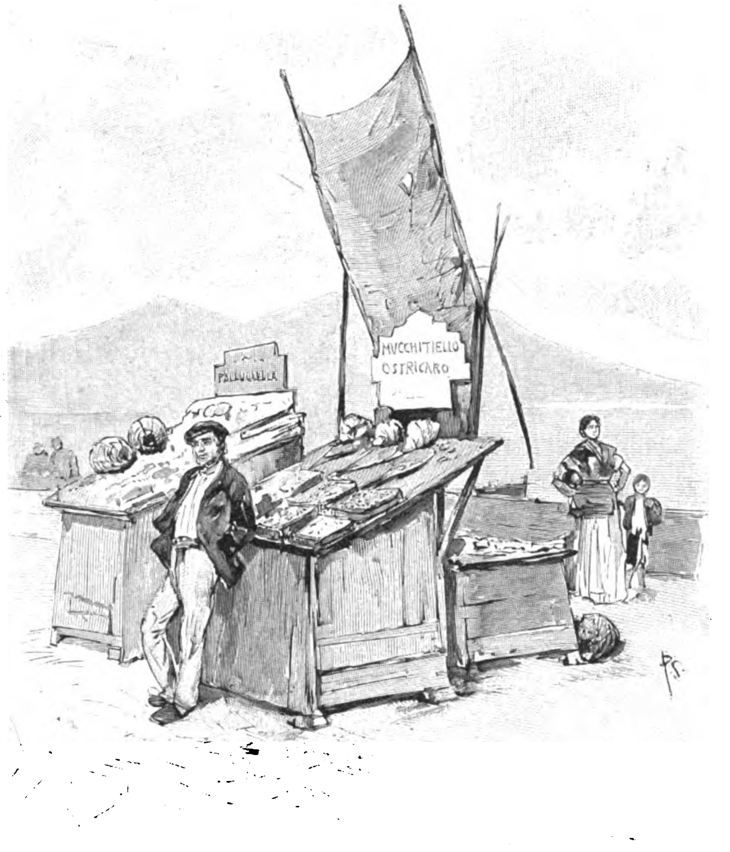
Um diese Zeit treten auch die Feigenhändler auf. An Beliebtheit steht die Feige dem Pomidoro am nächsten, und geradezu sinnbethörend vernimmt der Feigenlüsterne den Ruf: „Trojane!", wie die goldige volle Frucht genannt wird. In den allerersten Morgenstunden tönt es: „Vor Tagesanbruch! Kalt! Eiskalt!" womit die verlockende Frische der Frucht angedeutet wird. Werden sie im September reifer und reifer, wobei sie wie Rosinen zusammenrunzeln, so wird gerufen: „Kornschnaps braucht's zu diesen Feigen, Kornschnaps", denn die Süße ist zu groß. Oder: „Kaufmannsfeigen! Bringt Tüten herbei!" Der Kaufmann nämlich wickelt die getrockneten Feigen in Papier, und diese hier sind so saftig überreif und süßwelkend, daß man sie wie getrocknete behandeln möchte. Im August blüht der Handel mit den frischen reifen Feigen. Geht es im Oktober mit dieser Lieblingsfrucht zu Ende, so vernimmt man häufig die Klage: „Wann werde ich mich wieder an Trojanen erlaben?" Hörst du dann zu Winterszeiten „Pfefferkuchen! Pfefferkuchen!" ausrufen, so wisse, daß es die durch den Backofen gegangene Erinnerung an die Trojane ist: die pfefferkuchenfarbige gedörrte Feige, die, auf Schilfstäbchen gereiht, in den Straßenhandel kommt und als „italienische Ware" in Deutschland so beliebt ist.

In Neapel ist der Fruchthandel im höchsten Schwange und die Fruchthändler können, mit erfinderischem Geiste begabt, sich nie genug thun in rätselhafter Schönrednerei oder Singerei; denn gesungen, schreiend, brüllend gesungen wird alles, gesungen in ganz chinesisch versteinerten Melodien, die zweifellos schon vor Jahrhunderten dieselben waren und wie die neapolitanischen Volkslieder sich zumeist in Molltonarten bewegen. An diesen Melodien, auch wenn man die Worte nicht verstehen sollte, weiß

Waffelbäcker.

Digitized by Google

man, was da angeboten wird. Manchem dürfte auch der Rede Sinn sehr dunkel bleiben. Was verkauft jener Rufer im Streit, der auf den absonderlichen Text singt: „Schwarze! Schwarze! Der Tod der Schneider!“ Der Erklärer muß weit ausholen. Im Monat August, wo das Volk halbnackt einherläuft, „sterben die Schneider aus Mangel an Arbeit,“ zu dieser Zeit aber erscheint die gar absonderliche, bei Schleckmäulern in hohem Ansehen stehende Frucht des Eßbaren Nachtschattens, Solanum esculentum, die von schwarzvioletter Farbe ist. Auf Italienisch heißt sie „Melangiana“, der Neapolitaner nennt sie „Mulignana“ und entfernt sich dadurch von der italienischen Bedeutung des mela insana, Tollapfel, um ein Bedeutendes. Ruft der Bauer diese Frucht also mit kühnster Uebertreibung aus, so besingt er die süßen schwarzen Kirschen als „Mulignane von Ischia“.



Austernhändler.

Es ist eine eigenartige Erscheinung, wie der einfachste Bauer aus dem Sumpflande, der in der Stadt arg verspottete „Padulano“, mit der Sprache vertraut und zungenfertig ist. Seine Rede trägt jeden nur möglichen Schmuck, so schmückt er auch seine Ware ganz kunstsinnig aus; er verschönert das Ekelhafteste durch Ornamente von Blättern, Blumen, buntem Papier, giebt den Dingen wie der Maler seinem Bilde einen goldenen Rahmen. Gaumen und Neugier werden angeregt, der Kauflustige sieht und hört Wunderdinge, und hat der Ausrufer über alles das noch eine schöne Stimme, so wird gekauft, besonders von den Frauen, auch ohne Bedürfnis. Man muß es gesehen haben, mit welchem Entzücken die Mädchen, die Mägde, ihre Arbeit unterbrechend, dem „Manne mit der schönen Stimme“ lauschen. „Signora, wir brauchen doch heute Sellerie oder Salat oder Radieschen oder dies und jenes?“ Und der Korb tanzt aus dem zweiten, dritten, vierten Stockwerke hinab, tanzt wieder hinauf, nochmals hinab, der Handel dauert oft lange, jeder Kauf ist eine kleine unterhaltende Komödie. Und diese Komödien vor den Hausthüren hat sich das Volk Neapels nicht nehmen lassen. Die Väter der Stadt wollten, wie in der ganzen civilisierten Welt, den Handel mit Nahrungsmitteln in große, schöne, luftige Hallen bannen. Die Hallen wurden gebaut, Millionen dafür ausgegeben, nie aber ist ein ambulanter Händler in ihnen seßhaft geworden; wenn man den Handel unter Dach und Fach bringen will, müßte man ein Dach über die ganze Stadt bauen, die inzwischen den orientalischen Namen der „Mutter des Schmutzes“ behalten wird.

Polypenverkäuferin.

Scharen von Fruchthändlern sind inzwischen vorübergeeilt, wir wollen die interessanten Rufe nicht verlieren. Die Maiskolben, in Salzwasser abgekocht oder über dem Kohlenbecken gebraten, sind „Hühnchen“. „Warme Hühnchen, Hühnchen mit dem goldenen Dotter! Zart, ach wie zart, Hühnchen!“ Die aus Maismehl gebackenen Brötchen werden angezeigt durch die Worte: „Komm und wärm' dir den Bauch, Junge!“ Der Apfelhändler nennt seine Ware „Gewürznelken“, der Orangenhändler „Ananas“, der Händler mit kleinen frischen Quarkkäsen, die meist von Massa Lubrense auf der Sorrentohalbinsel kommen, „Zucker von Massa“, der Bauer mit den Artischoken „Mütterchen aus den Sümpfen“; so werden die Aprikosen zu „Zimmet“, die ausgeschälten Nüsse zu „Wachteln“, weil die halbe Nuß einer gebratenen Wachtel ähnelt.

„Zehn Farben, zehn Geschmäcke!“ schreit der Austräger der bunten, in ihrer Buntheit auf den lebhaften Farbensinn der Jugend berechneten „Konfekte“, die, genau besehen, nichts anderes als gebackene Haselnüsse sind. Die gewürzige Frühbirne wird verstanden unter der Sangstrophe: „Ei, wie duften sie dir aus dem Munde!“ Auf den Geruchsinn sollen die Worte des Waffelbäckers und des Schneckenkochs abzielen: „Ich geh' vorüber und du riechst nichts?“ Charakteristisch ist die „voce“, Stimme, wie der Ausruf genannt wird, des Kirschenverkäufers: „Sie sind ohne Passagiere, zwei Bissen eine!“ Das bezieht sich auf das Freisein von Maden, auf die Härte der Frucht und ihre münchhausensch aufgefaßte Größe. Die „Corvine“, rabenschwarze Hartkirschen, werden als „Chokolade“ ausgesungen. Aus der „Grotta del Sole“, der Sonnengrotte, kommen die goldfarbenen Pfirsiche nach der Versicherung ihrer Verkäufer, pures Gold sind die edelfaulen Weintrauben, und der weiße, aus diesen Trauben gepreßte sogenannte Asprinowein braucht silberne Becher.

Wer nicht die landläufige Gepflogenheit kennt, die unreifen Melonen zur Nachreife für den Wintergebrauch an der Außenseite der Häuser aufzuhängen, würde nimmer den Ruf verstehen: „Hänge sie auf! Hänge sie auf! Ich geb' dir den Nagel dazu!“ Das sind die Sumpfmelonen; die Wassermelone, jene, die drei Farben Italiens aufweisende immer dunkelrote hochbeliebte Frucht, wird von buntbemalten Ständen aus verkauft. Für wenig Geld stillt sie der Bedürfnisse drei, denn „für einen Soldo eß ich, trink ich und wasch' ich mir das Gesicht“. Haben zwei dieser Melonari durch Zufall ihre Stände nebeneinander, so steigern sie gegenseitig ihre Anpreisungen bis zur Raserei, und dies zum höchsten Gaudium des dicht gedrängten Publikums.

Da schreit der eine: „Von Castellammare! Welches Wunder, schaut! Von Castellammare sind sie!“

Der andere übertönt ihn: „Jetzt, jetzt eben sind sie aus der Grotte des ewigen Eises gekommen und sind doch voll Feuer!“

Nun geht der Wettstreit erst los. Eine Melone wird auseinander-

Digitized by Google

Handel mit alten Kleidern.

geschnitten, die Schnittflächen werden vorgezeigt: „O, welche Pracht! Welche Ware, welche Ware ist das! Seht, da geht die Sonne auf!“

„Nein, nein! Hier sind die wahren Melonen! Der dort hat nur den Mond, die wirkliche Sonne seht ihr hier! Acht Soldi die ganze, vier die halbe, wer sie hier ißt, drei!“

Der Widersacher spaltet nun auf dem Haupte eines Buben gewandt mit einem Messerstreiche eine andere der gepriesenen Früchte, staunt selbst und ruft: „Ah! Das achte Wunder der Welt! Blickt her, wenn ihr Augen habt! Welcher Glanz: Feuer! Feuer!“

„Vesuv! Vesuv!“ tönt es vom Gegenüber.

„Aetna und Mongibello (Volksname des Aetna), Aetna hier!“

Aber auch damit ist die höchste Steigerung noch nicht erreicht, denn der Nebenbuhler spielt den letzten Trumpf aus mit dem Schrei: „Hier habt ihr die Hölle mit allen Teufeln!“

Da legt denn der Kollege Messer und Melone hin, stemmt die Arme in die Seiten und spricht ironisch resigniert: „Jetzt woll'n wir doch mal sehen, was du uns noch zu sagen hast!“

Mit diesem Wort geht das Wortgefecht von neuem los. In gleicher Weise schreit daneben der Pizzajuolo, der Brotkuchenbäcker, der fetttriefende Zeppolajuolo, der seine Waffeln oder Zeppole (die den Namen vom S. Giuseppe, dem heiligen Josef, haben) auf kleinem Tuffsteinherde in Fett oder Oel bäckt und zum „Schwelgen“ auffordert: „Schwelgt, schwelgt, jetzt ist es Zeit zum Schwelgen!“ Zwischen diese Händlergruppen drängen sich Leute, die allerlei Hausgeräte, Körbe, Bürsten u. dergl., zum Verkauf anbieten; und auch in den Straßen Neapels fehlt nicht der Mann mit alten Sachen, der Trödler. Unermüdlich durchwandert er die Straßen, Käufer und Verkäufer in einer Person.

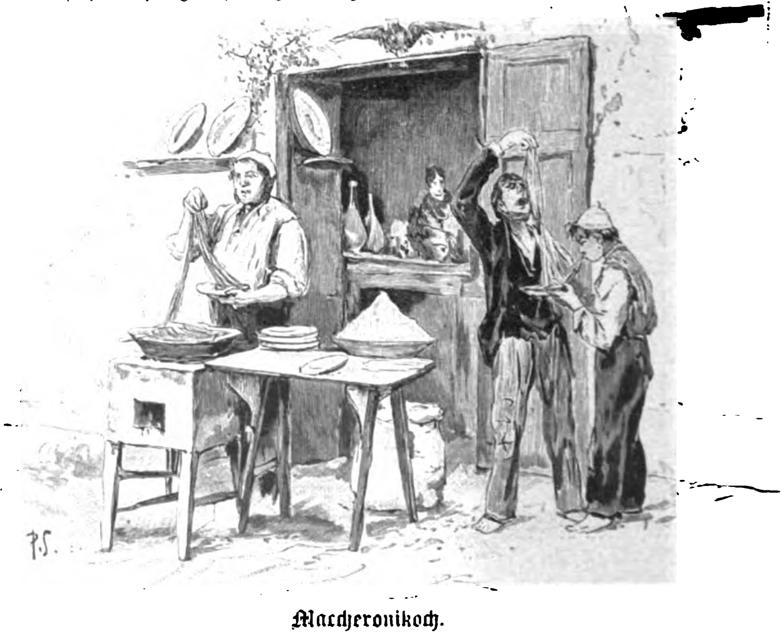
Der allerneapolitanischste Typus, der am meisten hervorstechende, ist der „Pescivendolo“, der ambulante Fischhändler. Bronzefarben, schlank und hager, aber voll Federkraft, in seinen Zügen ein Gemisch von Verschlagenheit, Geldgier und Mißtrauen, stürzt er an heißen Tagen, wo seine Ware gar bald verderben könnte, mit Tigersprüngen durch die Straßen. Seine Kleidung ist ein Hemd und eine Halbhose, zu der sich manchmal noch das „phrygische“ Barett gesellt.

Er hat hundert Variationen in seinen Rufen, allen aber liegt das Leitmotiv unter: „Jetzt, jetzt eben hab' ich sie aus dem Netze genommen, seht, sie zappeln noch! Sie springen von selbst in die Pfanne!“ Beim Feilschen um den Preis geht es bei diesem Händler oft recht schlimm zu, und wütend läuft er die Treppen hinab, um doch zwei-, dreimal zurückzukehren.

Ihm verwandt, aber ruhiger und geduldig wie seine Ware ist der „Ostricaro“, der Austernhändler, der seinen Stand mit seinen Konkurrenten in langer Reihe dereinst in dem berühmten Santa Lucia hatte, von wo die Neuzeit ihn bald ganz vertreiben wird.

Das Meer bietet den Küstenbewohnern noch andere Genüsse. Dazu wird auch der Tintenfisch gerechnet, der im Volke noch immer den Namen „Polyp“ führt. Ihm ist in den Straßen Neapels ein eigener Verkaufsstand gewidmet. In der Nähe des „Ostricaro“ sitzt auch die Verkäuferin der „Purpetielle“, der Meerpolypen, die als Speise vom kleinen Volke sehr geschätzt werden, weil sie lange im Magen zu spüren sind. Der Polyp wird in seinem eigenen Safte gekocht und mit etwas Salz und Citronensaft verschlungen.

Die Maccheroni! Wollte man alle ihre Sorten, ihre Herstellung und Bereitung genauer beschreiben, so würde das ein Kapitel für sich erfordern. Neapel steht in dem Rufe, mit besonders guten Maccheroni versorgt zu sein. Nicht weit von der Stadt liegt Amalfi, das erst vor kurzem in der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1896, S. 173) ausführlich geschildert wurde. Von dort kommen seit lange nach Neapel die herrlichsten Nudeln, die in den Trattorien von italienischen Leckermäulern „versponnen“, d. h. in langen unzerschnittenen Fäden bündelweise verschlungen werden. Pomidorosauce und feingeriebener Käse erhöhen den Wohlgeschmack. Der Feinschmecker denkt dabei nicht, mit welcher Mühe die armen Amalfitaner den Teig geknetet haben. Einfacher bereitet und geringerer Güte sind die Nudeln, die in der Maccheroniküche auf der Straße feilgeboten werden. Aber sie finden begeisterte Liebhaber. Wohl dem jungen Diogenes, der des Luxus der Gabel entbehren kann und sie, die „göttlichen“, „in aria“, d. h. in der Luft, von der emporgehobenen Hand in den Mund herabhängend, verzehren gelernt hat!



Maccheronikoch.

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Der erste Schnee.

Nach dem Gemälde von Albert Müller-Lingke.

Max von Pettenkofer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Von Max Haushofer.

(Mit dem Bildnis S. 855.)

Die leidige Wahrheit, daß niemand Prophet in seinem Vaterlande sein könne, läßt doch manchmal Ausnahmen zu. Eine solche schöne, glückliche Ausnahme ist Max von Pettenkofer, der in diesen Tagen sein achtzigstes Lebensjahr vollendet hat, in ungebrochener geistiger und körperlicher Kraft, geschmückt mit allen Ehren, welche Heimat und Fremde einem hochberühmten Gelehrten, einem rastlosen Bahnbrecher auf dem Pfade des menschlichen Fortschritts zu verleihen vermögen.

Wo die schwäbisch-bayrische Hochebene zur Donau sich abdacht, in der Nähe des Städtchens Neuburg, liegt ein einsames Gehöft Namens Lichtenheim. Ehedem war hier eine Zollstation zwischen den herzoglich neuburgischen und den kurbayrischen Landen; und auf ihr saß Pettenkofers Großvater als Zollbeamter. Als mit der Einverleibung Neuburgs in Bayern die Zollschranken fielen, kaufte der Großvater das Zollhaus vom Staate und gestaltete es zu einem landwirtschaftlichen Besitztum. Die Ackergründe dazu sollte das Donaumoos liefern, eine meilenweite Oedung, die den Lauf der Donau in Bayern auf lange Strecken hin begleitet. Es ist eine freudlose Gegend, das Donaumoos: einsame Moorlandschaft, von fernen finstern Wäldern gesäumt, mit seltenen Städten und Dörfern.

Hier wirtschaftete als Kolonist Pettenkofers Vater, Johann Baptist, im Schweiße seines Angesichts, um dem kargen Moorboden die Ernten abzugewinnen, die nötig waren, wenn er seine acht Kinder großziehen wollte. Johann Baptist aber hatte einen älteren Bruder, den Dr. Xaver Pettenkofer. Diesem war es bestimmt, entscheidend in das Leben des jungen Max Pettenkofer einzugreifen. Onkel Xaver, der in jungen Jahren als Feldapotheker den unglücklichen Zug der bayrischen Armee nach Rußland begleitet hatte und einer der wenigen gewesen war, die aus den Eisfeldern an der Moskwa zurückkehren durften, war 1823 Leiter der königlichen Hofapotheke in München geworden. Als kinderloser Mann nahm er nach und nach vier von den Kindern Johann Baptists in sein Haus, um ihnen den Weg durchs Leben zu erleichtern.

So kam auch der junge Max Pettenkofer, der am 3. Dez. 1818 zu Lichtenheim geboren worden war, in seinem achten Lebensjahre aus dem einsamen Donaumoose nach München, wo er zuerst die deutsche Schule und dann das Gymnasium besuchte. Längere Zeit blieb es ziemlich unentschieden, welche Laufbahn der junge Mann einschlagen sollte. Während er selber der Philologie zugeneigt war, wünschte Onkel Xaver, daß er sich den Naturwissenschaften und der Pharmacie zuwenden solle. Konnte doch da der Lebensweg des jungen Pettenkofer am leichtesten geebnet werden und der Oheim einen hoffnungsvollen und tüchtigen Nachfolger sich heranziehen. So trieb er denn an der Universität zumeist Naturwissenschaft und trat hernach als Lehrling in die Hofapotheke ein.

In diese Lehre fällt ein eigentümliches Ereignis. Der junge Apotheker ward es plötzlich überdrüssig, sich seinen Lebenspfad vollständig von einem wenn auch gütigen, doch immerhin recht strengen und eigenwilligen Oheim vorzeichnen zu lassen. Hart neben der königlichen Hofapotheke erhebt sich der Prachtbau des Münchner Hoftheaters; und mancher Abend, den Max in der seinem pharmaceutischen Laboratorium so völlig fremden Welt der dramatischen Muse verleben durfte, reifte einen Entschluß in ihm, den kaum jemand erwarten konnte. Er verließ die Apotheke, um sich der Bühne zu widmen.

Es war seine Sturm- und Drangperiode. Der tolle Streich seines Lebens. Daß dieser Streich nicht imstande war, der Wissenschaft eine so glänzende Kraft für immer zu entfremden: dafür sorgte ein liebenswertes Mädchen, Pettenkofers Cousine Helene. In herzlicher Zuneigung wußte sie ihn wieder auf den ernsteren Weg der Wissenschaft zurückzuleiten. Nach einem halben Jahre kehrte er zu seinem Oheim zurück, mit Freuden wieder aufgenommen. Rückhaltlos warf er sich wieder auf die pharmaceutischen Studien und erhielt im Jahre 1843 nicht bloß seine Approbation als Apotheker, sondern auch nach einer ausgezeichneten Prüfung das Diplom als Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe.

Damals lehrten an der Münchner Universität der Mineraloge J. N. v. Fuchs und der Chemiker und Technologe C. Kaiser. Ihrer Anregung ist es wohl zum Teil zu verdanken, daß Pettenkofer den Entschluß faßte, sich für das akademische Lehramt vorzubereiten. Die Universität Würzburg, deren medizinische Fakultät damals fast unerreicht stand, hatte einen Schüler Liebigs, Scherer, berufen mit der Aufgabe, chemische Untersuchungen zu medizinischen Zwecken zu machen. In dessen Laboratorium zu Würzburg arbeitete Pettenkofer sich ein Semester lang in diese Untersuchungen ein; dann aber wandte er sich gleich nach Gießen, um auch in Justus Liebigs Laboratorium zu lernen.

Hier betrat er einen Boden, auf dem das regste und erfolgreichste Streben naturwissenschaftlicher Forschung sich rührte. Er fand begeisternde Anregung und befreundete sich mit den Assistenten Liebigs, mit H. Will, H. Kopp, R. Fresenius; auch mit A. Bardeleben, dem Assistenten Bischoffs – Leuten, die später alle berühmte Männer wurden.

Im Herbste 1844 kehrte er nach München zurück. Man war unterdes auf ihn aufmerksam geworden. Der Obermedizinalausschuß beantragte beim Ministerium, für Pettenkofer, der mittlerweile schon einige glückliche Entdeckungen auf dem Gebiete der medizinischen Chemie gemacht hatte, eine ähnliche Stellung an der Münchner Universität zu schaffen, wie sie Scherer in Würzburg bekleidete. Der Leiter des damaligen Ministeriums, v. Abel, hatte jedoch zu wenig Verständnis für Fortschritt und Aufgaben der Naturwissenschaft; der Antrag des Obermedizinalausschusses blieb unberücksichtigt. Pettenkofer sah sich nach einer anderen Stellung um; und da gerade eine Assistentenstelle beim königlichen Münzamte frei war, bewarb er sich um diese. Konnte er doch hoffen, da wenigstens auf einem Gebiete der Chemie fortarbeiten zu können. Um so mehr, als das Münzamt damals mit umfangreichen Aufgaben beschäftigt war. Es galt die Umprägung älterer Münzsorten in neuere. Bald zeigte der Chemiker Pettenkofer, wie wertvoll sein Wissen auch in diesem Berufe sein konnte, indem er einen Platingehalt in den Kronenthalern nachwies. Eine dauernde Stellung bei der Münzverwaltung war ihm gesichert, nun konnte er auch daran denken, seine Helene an den Altar zu führen. Sie ward ihm eine treue und glückliche Lebensgefährtin.

Indessen traten Ereignisse ein, die ihn wieder auf sein eigentlichstes Arbeitsgebiet zurückführten. Das Ministerium Abel war gestürzt; Abels Nachfolger kam auf den obenerwähnten Antrag des Obermedizinalausschusses zurück, und man fing neuerdings an, sich mit der Errichtung eines Lehrstuhles für medizinische Chemie an der Münchner Universität zu beschäftigen. Als die Anfrage an Pettenkofer erging, ob er diesen Lehrstuhl annehmen wolle, zögerte er, denn er war in seiner Stellung am Hauptmünzamte sehr glücklich gewesen. Der Rat seines alten Lehrers J. N. v. Fuchs aber veranlaßte ihn, sich schließlich doch für die akademische Laufbahn zu entscheiden. So erhielt er denn im Jahre 1847 die neugegründete Professur für „pathologisch-chemische Untersuchungen“ mit dem bescheidenen Jahresgehalt von 700 Gulden. Er richtete sich in einem Laboratorium der Universität ein und hielt Vorlesungen. Insbesondere solche über diätetische Chemie; aus ihnen ging die spätere Vorlesung über Hygieine hervor.

Aber auch der Pharmacie, die seine erste Lebensaufgabe gewesen war, sollte er nicht ganz entsagen. Denn als 1850 sein Oheim, der Hofapotheker, starb, ward Max Pettenkofer mit der Oberleitung der Hofapotheke betraut. Es war das eine dankbare Stellung, die den Gelehrten nicht an seiner Aufgabe als Universitätslehrer und Forscher hinderte; um so weniger, als ihm sein Bruder Michael als Oberapotheker zur Seite gestellt ward. Die Münchner Hofapotheke, schon unter dem älteren Pettenkofer vorzüglich geleitet, erhob sich im weiteren Verlaufe der Zeit zu einem Musterinstitut ersten Ranges, das auch in der Geschichte des Liebigschen Fleischextraktes eine entscheidende Rolle spielt.

Pettenkofer war seit seinem Gießener Aufenthalt mit Justus v. Liebig in Fühlung geblieben. Er ward auch die Ursache, daß der berühmteste Chemiker seiner Zeit für München gewonnen werden konnte. Liebig hatte bis zum Jahre 1852 alle Berufungen an andere Universitäten ausgeschlagen, weil er sich von dem von ihm gegründeten Gießener Laboratorium nicht zu trennen vermochte. König Max II von Bayern, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, die hervorragendsten wissenschaftlichen Berühmtheiten an die Münchner Universität zu ziehen, bedauerte in einem Gespräch mit Pettenkofer, dem er am Münchner Hofgarten begegnet war, daß es nicht möglich sei, Liebig zu gewinnen. Damals sagte Pettenkofer: „Majestät, jetzt geht es vielleicht!“ Er konnte dies sagen, denn er hatte kurz vorher einen Brief von Liebig erhalten, in welchem dieser eine starke Mißstimmung über gewisse Gießener Verhältnisse aussprach. Der König schickte sofort Pettenkofer in vertraulicher Sendung nach Gießen, um Liebig zu bewegen, einem Rufe nach München zu folgen. Liebigs Verstimmung über Gießen war zwar schon wieder behoben; aber er ließ sich doch von Pettenkofer bereden, nach München zu kommen, um dem Könige zu danken. Pettenkofer brachte ihn nach Schloß Berg am Starnberger See, wo der König residierte. Der Liebenswürdigkeit des Königs und der Königin gelang es, den berühmten Gelehrten zu überreden; und im Herbste des Jahres 1852 siedelte Liebig nach München über — wohl das entscheidendste Ereignis für das ganze wissenschaftliche Leben Münchens im Laufe vieler Jahre.

Und nun fand das von Pettenkofer in Angriff genommene Wissensfeld, sowie seine Thätigkeit auf demselben von Jahr zu Jahr steigende Aufmerksamkeit von seiten der Gelehrtenwelt wie auch der Staatsregierungen, der städtischen Verwaltungen, aber auch des großen Publikums.

Dieses Wissensfeld war die Hygieine oder — wie Pettenkofer es mit einem deutschen Ausdruck bezeichnet — die Gesundheitswirtschaftslehre. Wenn auch einzelne Seiten und Aufgaben der Hygieine längst bekannt waren und die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen hatten, so ist es doch Pettenkofers großes und verehrungswürdiges Verdienst, auf den inneren Zusammenhang aller einzelnen hygieinischen Ziele hingewiesen, sie auf experimentellen Boden gestellt und ihnen durch die Art seiner Behandlung die Würde eines selbständigen Wissenszweiges erkämpft zu haben, eines Wissenszweiges, der von tiefgreifendem Einfluß auf das Wohl und Wehe der Kulturvölker ist, der in innigem Zusammenhange steht nicht bloß mit den übrigen medizinischen Wissenschaften, sondern auch mit der staatlichen und städtischen Verwaltung, sowie mit den wichtigsten Gebieten der modernen Technik.

Von dem Gedanken ausgehend, daß die Gesundheit eines der höchsten Güter der Menschen ist, stellte Pettenkofer die Aufgaben der Hygieine fest. Während die mehrtausendjährige medizinische Wissenschaft von dem Gedanken ausging, Krankheitszustände zu bekämpfen und zu diesem Zwecke die Natur des menschlichen Körpers zu erforschen, will die Hygieine den Wert aller jener Einflüsse untersuchen, welche die natürliche und künstliche Umgebung auf den menschlichen Organismus

Digitized by Google

nimmt, um dadurch dessen Wohl fördern zu können. Die Gegenstände der Hygieine sind also hauptsächlich: die Luft mit ihrer physischen und chemischen Veränderung; Kleidung, Wohnung, Beheizung und Ventilation, Beleuchtung, die Beschaffenheit und Lage der Bauplätze; der Boden mit seinem Gehalt an Luft und Wasser und dergleichen; das Trinkwasser und die Wasserversorgung; Nahrungsmittel und Viktualienpolizei; Genußmittel und Kostregulative; die Abfälle des Haushalts und der Gewerbe; Kanalisierung und Desinfektion; Leichenschau und Beerdigungswesen; die gesundheitsschädlichen Gewerbe; die Beschaffenheit der Schulen und Kasernen ꝛc.; die Gesundheitsstatistik.

Es war nur zu natürlich, daß derartige Forschungen den Gelehrten veranlaßten, vor allem die grimmigsten Feinde der menschlichen Gesundheit, die großen epidemischen Krankheiten vor den Gerichtshof der Wissenschaft zu ziehen. Und das that Pettenkofer mit einer unübertroffenen Energie, mit rücksichtslosem Heldenmute, aber auch mit beispiellosem Erfolge. Zwei furchtbare Choleraepidemien, welche München in den Jahren 1854 und 1873 heimsuchten, gaben ihm reichliche Gelegenheit, seine Untersuchungen über diese todbringende Seuche anzustellen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen waren epochemachend in der Geschichte der Medizin. Sie führten Pettenkofer zur Erkenntnis von der entscheidenden Bedeutung der Bodenbeschaffenheit für diese Krankheit. Heute steht Pettenkofer an der Spitze jener Hygieiniker, welche die Kontagiosität der Cholera und damit die Wirksamkeit der Sperr- und Isoliermaßregeln bestreiten. Die Beobachtungen der Hygieine über die Cholera wurden durch Pettenkofer sofort auch auf den Typhus ausgedehnt. Und auf diesem Gebiete ward seine Thätigkeit überaus segensreich. Zur Zeit, als er seine Untersuchungen begann, galt München für eine der ungesundesten Städte Europas. Namentlich war es der Typhus, der jahraus jahrein zahllose Opfer forderte, insbesondere junge Leute im blühendsten Alter. Nachdem Pettenkofer aber aufgedeckt hatte, daß diese Krankheit im innigsten Zusammenhange mit der Beschaffenheit des Bodens, mit den in ihm und im Trinkwasser enthaltenen Krankheitskeimen steht, und nachdem auf seine Anregung hin die einsichtsvolle Münchner Stadtverwaltung die größten Anstrengungen gemacht hatte, um durch Kanalisation und Beschaffung eines reinen, vorzüglichen Trinkwassers ihre Stadt zu sanieren, wich der Typhus aus den Münchner Spitälern in wahrhaft erstaunlicher Weise.

Die Anerkennung solcher Verdienste ließ nicht auf sich warten. Schon im Jahre 1865 hatte Pettenkofer die Genugthuung, daß an den bayrischen Universitäten Lehrstühle für Hygieine errichtet wurden. Andere Hochschulen folgten. Im Jahre 1872 erhielt Pettenkofer einen höchst ehrenvollen Ruf an die Wiener Universität, wo er ein eigenes hygieinisches Institut errichten sollte. Die Lockung war glänzend. Als aber die bayrische Regierung, um den Gelehrten zu halten, fragte, welche Bedingungen er stellte, um in München zu bleiben, forderte er für sich selbst nichts, nur die Mittel zur Errichtung eines hygieinischen Instituts. Diese Mittel wurden gewährt, und Pettenkofer blieb. Das Institut ist seit 1878 in Betrieb und hat seitdem schon oft als Muster für die Einrichtung von ähnlichen Instituten an anderen Universitäten gedient.

Eine Reihe von städtischen und staatlichen Behörden wandte sich seitdem an Pettenkofers Autorität, wenn es galt, in wichtigen hygieinischen Fragen zu entscheiden. Das deutsche Reichsamt des Innern rief ihn 1873 nach Berlin als Vorsitzenden der Cholerakommission des Reiches; und als in Berlin das Reichsgesundheitsamt errichtet ward, sollte er dessen Direktion übernehmen. Er lehnte dankend auch diesen Ruf ab. Dagegen zögerte er nicht, wenn sich die Gelegenheit ergab, Studien über Epidemien an Ort und Stelle zu machen. So reiste er 1865 zu Cholerastudien nach Altenburg und Sachsen, 1868 nach Frankreich, Spanien und Malta — mit rücksichtslosem Opfermute die eigene Gesundheit preisgebend, um für die Gesundheit der ganzen Kulturwelt zu arbeiten.

Professor Max von Pettenkofer.
Nach einer Aufnahme von Photograph F. Müller in München.

Es ist unmöglich, in kleinem Raume alles zu nennen, was Pettenkofer geleistet und geschaffen hat. Ueber hundert teils größere, teils kleinere Schriften enthalten die Ergebnisse seiner Forschungen, zu denen sein rastloser Spürsinn ihn führte. Und wie entlegen waren mitunter die Gebiete, auf denen er sich bewegte! Da sehen wir ihn die Beschaffenheit der vom Menschen einzuatmenden Luft in geschlossenen Räumen auf experimentellem Wege untersuchen und prüfen, wie weit die Luft in solchen Räumen abgenutzt und auf welchen Wegen sie erneuert werden kann; wir sehen ihn den Wassergehalt von Wänden in Neubauten untersuchen, um die Bewohnbarkeit solcher Bauten zu beurteilen. Dann wieder beobachtet er die gesundheitlich wichtigen Eigenschaften der Kleiderstoffe; er erfindet einen großen kunstvollen Respirationsapparat, der die Beobachtung der vom Menschen ein- und ausgeatmeten Stoffe ermöglicht. Jahrelange Arbeiten, die er mit seinem Freunde Voit mittels dieses Apparates macht, führen zu den wertvollsten Ergebnissen. Dann sehen wir ihn wieder, wie er Schächte in den Boden der Städte graben läßt, um in dem felsigen oder kiesigen, sandigen oder lehmigen Grunde nach den kleinsten Feinden des Menschengeschlechts zu fahnden. Und während er jedes Kapitel der Hygieine entweder selbst begründet oder bereichert, findet er noch Zeit, ein berühmtes Verfahren zur Wiederauffrischung trüb gewordener und rissiger Oelbilder zu entdecken und auszubilden.

Ihm war eben jener Meisterblick gegeben, der das sieht, was andere nicht sehen, und jene Phantasie, die bei jedem Ereignis oder Gegenstand die verursachenden Gründe der Reihe nach dem prüfenden Verstande vorführt, damit er sie würdige. Diese schöpferische Phantasie im Zusammenwirken mit der reifsten Erfahrung und überlegender Beobachtung: sie sind das große Geheimnis der Erfolge Pettenkofers.

Als Knabe war er oft mit nackten Füßen hinter der Herde seines Vaters durch das braune Rohr des Donaumoors gelaufen. Erdrückend häuften sich späterhin von allen Seiten her die Ehrungen auf den anspruchslosen Mann. In Bayern ward er Geheimrat und Präsident der Akademie der Wissenschaften; er erhielt den Adelsstand und das Prädikat Excellenz; zahllose Akademien, wissenschaftliche Verbände und Institute wählten ihn zum Ehrenmitgliede; alle Dynasten überschütteten ihn mit dem funkelnden Regen ihrer Orden. Aber auch schwere Schicksalsschläge blieben ihm nicht erspart; er mußte den Verlust zweier Söhne und einer blühenden Tochter, endlich auch noch den seiner treuen Gattin Helene ertragen. Seine eiserne Natur trotzt heute noch den Stürmen des Alters.

Nun ist ein halbes Jahrhundert vergangen, seit er mit seinen bahnbrechenden Untersuchungen auf dem Gebiete der Hygieine begann. Was in diesem halben Jahrhundert die Gesundheitspflege an Hochschulen, in der Gesetzgebung, in den Staats- und Gemeindeverwaltungen geworden ist: das meiste davon ist Pettenkofers mächtiger Anregung zu verdanken.

Und wie der hochbetagte Gelehrte zeitlebens nicht aus Büchern längstgedachte Gedanken zusammenzutragen und zu sichten liebte, sondern mit spürender Phantasie, mit dem packenden Griffe des Experiments in die tausendfältig versponnenen Thatsachen und Ereignisse des Lebens eindrang; wie er hineinforschte in die Grundfesten unserer Häuser, in die über uns schwankende Luftsäule, in das fließende Wasser der Ströme und in die Glut unserer Herdfeuer, überall Feindliches und Freundliches scheidend: so steht er auch in seiner persönlichen Erscheinung vor uns, als eine markige kraftvolle Gestalt, ein greiser und furchtloser Pfadfinder und Entdecker, dessen scharfes Auge heute noch den ganzen Kreis des von ihm erschlossenen Wissenszweigs beherrscht. Und — was schwerer wiegt als dieses — als ein ratender Freund und Wohlthäter des leidenden Menschengeschlechts!

Digitized by Google

Die Volkstribunen von Hamburg.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Bild aus deutscher Geschichte.

Von Rudolf von Gottschall.

Es war im März 1685 — eine fieberhafte Unruhe hatte sich aller Bewohner der Elbe- und Alsterstadt bemächtigt, ein unerhörter Vorgang die Gemüter aufs tiefste erregt: einer der angesehensten Bürger der Stadt, der Kaufmann Hieronymus Snitger, ein eifriger Vorkämpfer für die Rechte des Volkes, war von lüneburgischen Reitern in Hamm vor den Thoren der Stadt aufgegriffen und fortgeschleppt worden.

Das war ein Hinundherwogen in den Straßen; Meister und Gesellen kamen frisch von der Arbeit, in Haus- und Arbeitskleidern, mit dem Schurzfell, ihre Werkzeuge in der Hand, manche nicht bloß mit Hammer und Schlägel, sondern auch mit Waffen gerüstet. Frauen lugten aus allen Fenstern, rufend und fragend, oder drängten sich in das Getümmel. Galt doch Snitger für den „Vater des Vaterlandes", und es war, als ob der Stadt Hamburg die tüchtigste Wehr und Waffe entrissen worden wäre.

Vor dem Rathause versammelte sich das Volk. Mochten seine Bilder, Wappen und Statuen, seine gemalten Fenster im Sonnenschein des Vorfrühlings blitzen — die Stimmung des Volkes war trübe, gedrückt, verbittert.

Mit freudigem Zurufe wurde nur ein Mann begrüßt, der mit einem großen Gefolge erregter, lärmender Anhänger auf dem Marktplatze erschien, ein hochgewachsener Mann, hager, düstern Blickes, mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen.

„Da kommt ja Koordt Jastram," sagte der Oberalte Möller zu seinem Nachbar, dem greisen Mohrmann, dessen glühendes Gesicht infolge der Aufregung einen Schlagfluß anzudrohen schien und der mit Fragen auf ihn einstürmte, „das ist ja Snitgers bester Freund, und da werden wir leicht erfahren, wie die Sachen stehen."

Und er wandte sich mit einer Anfrage an Jastram, der im Ausschuß der Bürgerschaft das Amt des Kriegskommissars bekleidete.

Hastig und ungeduldig wie seine Art war, erwiderte Jastram: „In Hamm, dicht bei seinem Besitztum, haben sie Snitger in dem Wagen überfallen, worin er mit seiner jungen Frau saß, den Kutscher vom Bock geworfen, beide mit der Pistole bedroht, wenn sie sich regen und um Hilfe rufen würden. Und dann ging's wahrscheinlich an die Elbe, um hinüber ins Lüneburgische zu gelangen. Die Schurken — doch wir kennen sie! Der Kutscher, der zur Stadt zurückfloh, hat sie uns beschrieben, Soldatengesindel, aus dem Dienst entlassene Offiziere, Kornetts, Sergeanten — und dahinter steckt der Resident des Kaisers, von Rondeck. Ich gehe aufs Rathaus, um dessen Verhaftung zu beantragen: der abgesetzte und flüchtige Bürgermeister Meurer hat die Hand mit im Spiel. Wir wollen sie ja auch an den Kragen: Snitger und ich — wir gelten für die Urheber aller Bosheit in dieser Stadt, weil wir getreulich die Gerechtsame derselben wahren; doch man muß aufräumen mit den langfingerigen Hansen, die Stunde dazu hat geschlagen."

„Aber Snitger, unser Snitger," rief der Oberalte, und die Bürger, die mit besorgten Mienen umherstanden, stimmten ein, „wird er denn bald wieder freikommen?"

„Das laßt meine Sorge sein — schon sind die reitenden Diener aus dem Steinthor galoppiert, mit ihnen Schweder von Brüllen, Snitgers Neffe. Ein Preis von tausend Thalern ist der Mannschaft ausgesetzt, welche Snitger lebendig wiederbringt. Die Elbübergänge werden bewacht — unsere Musketiere patrouillieren die Elbe entlang. Wir werden den Raubgesellen ihre Beute abjagen — zweifelt nicht!"

Darauf begab sich Jastram in den Ratssaal, um dort im Namen der Dreißiger zu sprechen, eines Ausschusses aus der Bürgerschaft und den Oberalten, dessen Macht in den jetzigen bedrohlichen Zeitläufen dem Rat über den Kopf zu wachsen drohte. Die Ratsherren waren einstimmig in der Verurteilung der schnöden Gewaltthat; mancher hegte Furcht, des stillen Einverständnisses mit den Thätern beschuldigt zu werden, und schrie um so lauter gegen sie. Der Anhang des vertriebenen Bürgermeisters Meurer war noch groß im Rat und daß Snitger niemals nach Hamburg zurückkehren möge, das gehörte zu den frommen Wünschen, die unter dem Beichtsiegel nicht verhehlt worden wären.

„Dahin ist es gekommen," rief Jastram, mit der nervigen Faust auf den Ratstisch schlagend, „niemand ist mehr seines Lebens sicher — gedungene Banditen verbergen sich in unsern Mauern und kriechen hervor zu schurkischer That. Warum das alles? Weil der Rat hier zwei Gesichter hat, mit dem einen den Bürgern zulächelt, wenn sie die Freiheit der Stadt vertreten, mit dem andern nach dem Kaiser und dem Lüneburger schielt! Da war der Bürgermeister Meurer doch noch ein ganzer Mann. Festnageln wollt' er dies Hamburg an Kaiser und Reich; er glaubte an diese Herrlichkeit, die von den Franzosen und Türken in Fetzen zerrissen wird, während die Fürsten sich in selbständigen Bündnissen von dem Reiche loslösen; er glaubte daran, und wenn ein güldenes Gnadenkettlein für ihn abfiel, er hätte sich damit nicht erdrosselt. Doch er wußte, was er wollte — er hat es geduldet, daß des Kaisers Strafmandate an Rathaus und Börse angeschlagen wurden, er hat den Receß mit dem Fürsten Windischgrätz, der sich hier als prunkvoller kaiserlicher Satrap aufspielte, mit all den 71 Punkten durchgesetzt — und die Bürger ließen sich über das Ohr hauen; er hat insgeheim mit den Kaiserlichen sich verschworen — die Briefe sind ja in unsere Hände gefallen! Wir haben ihn abgesetzt, er ist flüchtig geworden und hat seinen Eid gebrochen. Das mag ihm der Himmel anschreiben und wir werden's thun, wenn wir ihn einmal packen; aber solche Eide bricht man, solange die Welt steht — und kann dabei ein ganzer und großer Mann sein!"

Ein Murren über die Gottlosigkeit des Volksmannes ging durch die Ratsversammlung; doch Jastram fuhr unbeirrt fort: „Ich weiß, Meurers Geist spukt noch bei euch!"

Abermaliges Murren — einige sprangen mit drohenden Gebärden gegen den verwegenen Sprecher auf, doch Jastram sagte mit verächtlicher Handbewegung:

„Laßt es gut sein, würdige Herren! Ihr wachst doch nicht, wenn ihr euch auch auf die Zehen stellt! Der Meurer sitzt im Lüneburgischen, daher der ganze Jammer; der Herzog ist entrüstet, weil wir seine Räte bei der letzten Gesandtschaft nicht mit dem nötigen Respekt behandelt haben; er hat unsere Waren mit Beschlag belegt, unsere Briefe erbrechen, unsere durchreisenden Kaufleute verhaften lassen — und jetzt — ein räuberischer Anfall vor den Thoren unserer Stadt! Da gilt es, mit dem eisernen Besen alle fortzufegen, die unsere Gerechtsame kränken. Was Kaiser und Reich — wir sind eine freie Stadt — zum Teufel mit allen Abmachungen und Recessen, die uns die Hände binden! Kein Kaiser soll den Verbrecher schützen, der sich an unsern Bürgern vergreift — auch den Rondeck nicht! Ihr ruft: ‚ein Gesandter', ihr schreit: ‚Völkerrecht!' Das Recht des Volkes ist heiliger als alles Völkerrecht."

Doch auch der gemäßigte Bürgermeister Schlüter widersprach:

„Und wenn wir uns auch vor des Kaisers Zorn nicht fürchteten, wir würden verurteilt werden in deutschen Landen von allen, welche das gute Recht kennen und achten. Gesandte sind unantastbar."

„Nun," rief Jastram aufbrausend, „wenn ihr denn glaubt, man könne Politik treiben wie weißgekleidete Mädchen, die nirgends anstoßen wollen vor Furcht, es könne ein böser Fleck hängen bleiben — meinetwegen! Doch dann stellt dem Residenten wenigstens eine Wache vor die Thüre, damit er nicht entkommt. Kann man ihn nicht packen als den Hauptschuldigen: er ist wenigstens der Hauptzeuge — und den dürfen wir nicht freigeben!"

Darüber entspann sich lebhafte Beratung. Die Mehrzahl der Ratsherren war geneigt, dem Vorschlag Jastrams beizutreten.

Da trat ein Dragonerkapitän säbelklirrend in den Saal und flüsterte dem Bürgermeister etwas ins Ohr.

Digitized by Google

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab!“
Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.

Digitized by Google

Resident Rondeck hat die Stadt verlassen!

Der Bürgermeister teilte es der Versammlung mit.

„Während wir beraten, handeln die andern", rief Jastram vorwurfsvoll, „nun seht zu, wie ihr das aufgeregte Volk beruhigt! Hätten wir den Rondeck festgehalten — man hätte wenigstens unsern guten Willen gesehen. Jetzt geht's euch an die Perücken, würdige Herren!"

Der Abend glomm indes durch die bunten Fensterscheiben des Rathauses; bei der drohenden äußeren und inneren Gefahr beschloß der Rat, die Nacht hindurch Sitzung zu halten — und bald fielen die Lichter der angezündeten Lampen auf die bekümmerten, faltenreichen Gesichter.

Ganz Hamburg war nun im Fieber und schlummerlos; heftige Windstöße fuhren durch die Luft, rüttelten an den alten Patrizierhäusern und schaukelten die kupfernen Laternen mit den erst seit kurzem eingeführten Straßenleuchtern; der Mond warf durch zerrissenes Gewölk seinen rasch wieder verdunkelten Lichtstreifen auf das breite Alsterbecken und die masten- und flaggenreiche Elbe. In den Hafengassen drängten sich die Schiffsleute, die Barken- und Schonerführer und sprachen tapfer in den Matrosenschenken dem Branntwein zu; dann zeterten sie auf der Straße gegen den Rat; in den Brauhäusern saßen die zünftigen Bürger beratend beisammen und mancher Faustschlag erdröhnte auf den Tischen. Spät am Abend noch waren Trommler durch die Straßen gezogen, begleitet von einer bunten, lärmenden Volksmenge; sie trommelten den Rittmeister Hertwig aus, einen der Entführer Snitgers, auf dessen Haupt ein Preis von hundert Thalern gesetzt war. Lichter brannten in allen Häusern und wanderten hin und her. Die Soldaten der Nachtwache mit ihren siebzehn Schuh langen Spießen, in ihren „unsträflich gemachten" Rüstungen hatten diesmal das Zusehen und beteiligten sich an den erregten Gesprächen der Bürger, die in Gruppen beisammen standen, statt für die Nachtruhe zu sorgen und die Störenfriede in die Häuser zu jagen. Ueber die Wälle aber, vom Millernthor zum Dammthor, vom Dammthor zum Steinthor eilte der Kriegskommissar Koordt Jastram, sprach bei den Wachen vor und musterte sorgsam ihren Stand, denn es lag viel Unheil und Kriegsgefahr in der Luft.

Der anbrechende Morgen zeigte ein freundlich Gesicht — und schon in der Dämmerung hatten sich die Straßen gefüllt. Noch keine Nachricht von Snitger — die Erbitterung wuchs; man zeigte schon auf die Häuser der Landesfeinde, die man niederreißen müsse. Große Massen wälzten sich nach dem Steinthor. Dorthin mußte die erste Kunde gelangen, ob es den Nachreitenden gelungen war, die Räuber einzuholen.

Die Thore aber blieben geschlossen — und Jastram hatte Mühe, die ungestüme Volksmenge am Steinthor im Zaum zu halten. Die Sonne stieg höher, die Ungeduld der Menge wuchs — schon mußte Jastram fürchten, daß sie, in die Stadt zurückstauend, Verwüstung anrichten und Unheil bringen würde über alle, an deren Schuld sie glaubte.

Da dröhnte Hufschlag draußen vor der Brücke; man kannte den Reiter, der auf atemlosem Roß angesprengt kam, und öffnete ihm das Thor: es war Schweder von Brüllen.

„Snitger ist befreit," rief er, sich den Schweiß abtrocknend — und das hallte mit tausendfachem Echo weit stadteinwärts. Die aber am nächsten standen, erfuhren die Kunde, welche der Reiter noch stockend mit sparsamem Atem vorbrachte:

„Sturmschnell ging's auf die wilde Jagd, wir hatten uns mit den Reitern verstärkt, welche der Hammer Vogt uns stellte — wir konnten die Spuren der Räuber verfolgen auf allen ihren Zickzacklinien. Sie hatten inzwischen den Landungsplatz der Artlenburger Fähre an der Elbe erreicht — da hofften sie, bald ihren Raub auf einer Lüneburger Festung zu verbergen, wo es Herrn Snitger gegangen wäre wie einst dem Lübecker Wullenweber — man hätte ihm auf der Folter Geständnisse abgepreßt, ihn gemartert und gerichtet; doch der Himmel hatte ein Einsehen. Die Artlenburger Fähre, die am jenseitigen Ufer der Elbe lag, ging nicht bei Nacht und regte sich nicht, trotz aller Zurufe. In einem naheliegenden Armenhäuschen wurden die Gefangenen untergebracht. Fluchend und schimpfend ging der Rittmeister hin und her, der Kornett von Gehlen, ein sauberer Bursche, verhöhnte Snitger und führte unziemliche Reden gegenüber seiner Frau, so daß sie Thränen vergoß und ihr die Schamröte in die Wangen stieg. Mit dem ersten Morgengrauen kam die Fähre herüber; der Rittmeister mahnte, die Pferde zu besteigen; der Wagen rasselte eben schwer über die Bohlen — da wie der Blitz kamen wir den Berg herunter — Knall auf Knall, der Rittmeister verfehlte mich — ich schlug ihm mit der Pistole ins Gesicht und meine Reiter faßten ihn. Nach kurzem Kampfe wurden alle bewältigt — Snitger ist frei, er weilt noch mit seiner Frau in Bergedorf; doch in einigen Stunden kommt er nach der Stadt."

Das war ein grenzenloser Jubel, der sich von Straße zu Straße fortpflanzte; nun regte sich alles, den Heimkehrenden einen festlichen Empfang zu bereiten. Könige und Fürsten hatten Hamburg besucht im Laufe des Jahrhunderts, aber noch keinem war solcher Empfang zu teil geworden.

Von dem Rathausplatz bis zur Grenze des Hamburger Gebietes Kopf an Kopf, alt und jung, Weiber und Männer, Vornehme und Geringe, bis hinauf zu den Firsten der Dächer, den Zinnen der Mauern, den Wipfeln der Bäume. Aus den Turmluken und Fenstern wehten Gewerks- und Schiffsflaggen; Freudenschüsse ertönten und alle Glocken läuteten. Mit lautem Jubelruf wurden die Geretteten begrüßt, Zuckerwerk und Südfrüchte, Lorber- und Myrtenkränze ihnen in den Wagen geworfen, Wimpel und seidene Bänder daran geheftet, und ringsum ertönte der Ruf: „Heil dem Vater des Vaterlandes!"

Jeronimo Snitger winkte abwehrend zur Rechten und zur Linken; er hatte solchen Triumph nicht ersehnt; zu unverdient erschien ihm diese Huldigung; im stillen fürchtete er, daß auf so maßloses Glück ein böser Rückschlag folgen werde. Er hatte etwas freundlich Leutseliges, Gewinnendes in seinem ganzen Wesen; seine Herzlichkeit entzückte das Volk, für dessen Rechte er stets mit Wärme eingetreten war. Er war in Spanien geboren, wo sein Vater längere Zeit seßhaft gewesen, und hatte auch dort seinen Vornamen Jeronimo erhalten; in der Welt war er viel herumgekommen auf Geschäftsreisen, als ein angesehener Kaufmann mit weitreichenden Verbindungen; selbst wohlhabend, ja vermögend, hatte er doch nie die Partei der Reichen genommen, sondern war stets ein Anwalt der armen Leute gewesen. Sein großes, sanftes Auge wandte er bisweilen seiner jungen Frau zu und drückte ihr herzlich die Hand — ihr gönnte er alle die Ehren, den schönen Triumph nach überstandenem Herzeleid. Und die strahlend hübsche Katharina war heute ganz Sonnenschein; sie dankte mit Kußhand und Kopfnicken. Solch ein Glück hatte sie nicht geträumt, als sie vor kurzem ihre Hand dem braven stattlichen Manne reichte.

Der Rat empfing Snitger und seine Frau feierlich mit herzlichem Glückwunsch; das Volk geleitete sie nach Hause, ihnen Schutz gelobend bei künftigen Fährlichkeiten. Hohe Freudenfeuer durchleuchteten des Nachts die Gassen; das Volk tanzte fröhlich um dieselben beim Klange der Musik; alle Fenster waren erleuchtet; ganz Hamburg schwamm in einem Lichtmeer; es war ein seltenes Freudenfest.

* * *

Einige Zeit nach diesem Triumphzug war Snitger in seinem Garten in Hamm mit Hacke und Spaten beschäftigt, die Erde für neue Anpflanzungen aufzugraben. Seine Gattin trat hinzu, als er gerade eine Ruhepause machte; beide erfreuten sich an dem üppigen Tulpenflor, den Snitger durch seine Handelsverbindungen mit Holland erhalten hatte. Katharina schmiegte sich liebkosend an ihn und sagte dann mit der Herzenswärme, die in ihrem Wesen lag:

„Sieh, lieber Mann — wie schön ist's bei unseren Blumen, so friedvoll alles, und im Schatten dieser Linden ist ein freundlich Ruheplätzchen, wie sich's schöner nicht denken läßt! O zieh' dich doch hier aufs Land zurück, laß das ganze städtische Treiben im Stich! Dort im Armenhäuschen an der Elbe haben wir ja in jener entsetzlichen Nacht darüber nachdenken können, wohin es führt!"

„Es ist unmöglich! Ich bin Mitglied der Dreißiger, ich muß für das Wohl der Stadt sorgen; man glaubt an mich, man vertraut mir in diesen schwierigen Zeiten. Ich habe vieles begonnen, was ich zu Ende führen muß."

„Ueberlaß doch das dem Jastram! Dem ist nur wohl, wenn alles drunter und drüber geht; glaube mir's, das ist kein Mann

Digitized by Google

für dich! Und wenn etwas mir unsere junge Ehe verbittert, so ist es diese Freundschaft. Er ist wild und grausam und hat es durchgesetzt, daß unsere Entführer ihr Haupt auf den Block legen mußten. So häßliche Leute diese Soldknechte waren — man hätte doch mit ihnen ein christlich Erbarmen haben müssen. Und auch sonst hetzt er fortwährend zum Krieg drinnen und draußen; er kommt mir vor wie der Klöppel einer Sturmglocke, ich aber höre noch immer unsere Hochzeitsglocken läuten, die uns ein friedlich Glück versprachen."

Snitger, auf den Spaten gestützt, sah auf sein Weib mit fast andächtigem Blick, als wäre sie in der That eine Botin des Friedens in dieser von Kämpfen arg zerrütteten Welt.

„Ich wäre am liebsten," sagte er, „ein unter Blumen wandelnder Weiser, wie jene frommen Männer von Hindostan, welche in den Kelchen der Lotosblumen die Wiege ihrer Götter sehn; oft scheint es mir sündhaft, zu zerstören, was lebt und atmet, und ich gönne jedem Wesen seine Art und sein Recht; doch hier ist nichts als Kampf und Notwehr ringsum und wer das Gute will, muß zertreten, was ihm feindlich ist; und unser friedliches Heim, wo wir so glücklich sein könnten, wird umspannt von einem andern größeren Heim, der Vaterstadt; da gilt's zu sorgen für die vielen, die Hilflosen zu schirmen, dem Unrecht zu wehren; da sind die Stürme zu Hause und die Unwetter und da muß der Mann seine Kraft bewähren und den tödlichen Blitz nicht fürchten. Ja, liebe Käthe — glücklich bin ich, daß ich bei dir eine Zufluchtstätte finde, wo ich rasten kann, wenn ich müde und zerschlagen und oft lahm in meiner Lieb' und meinem Glauben an den Herd des eignen Hauses flüchte."

Eine Thräne glänzte im Auge der Hausfrau: sie wollte ja nichts als sein Glück! So lebte sie stets still zu Hause, mit Nähen und Spitzenanfertigen beschäftigt, besuchte nicht die Lustbarkeiten, die damals im Schwang waren, putzte sich nicht aus wie die üppigen Ratsdamen mit Sammet und Taft, Gold und Silber. Und wie einfach war nicht ihre Hochzeit gewesen, auf ihren Wunsch, obschon Snitger reicher war als die Graduierten, die mit ihren Aemtern und Würden protzten, und auch sie eine stattliche Mitgift hatte. Nur ein kleiner Kreis von Gästen war zur Hochzeit versammelt, obschon eine Verordnung des Rates doch 240 erlaubte, eine Zahl, die sonst von den prahlerischen Hansen oft überschritten worden war.

Ehe Käthe noch einmal ihrem Gatten sagen konnte, was sie auf dem Herzen hatte, knirschte der Kies unter den Tritten eines Gastes und das düstere Gesicht Jastrams zeigte sich hinter den Taxusbüschen. Frau Snitger ging seiner Begrüßung aus dem Wege; sie konnte ihm jetzt kein freundlich Gesicht zeigen; er war ihr gerade jetzt zuwider wie kein zweiter, und heucheln konnte sie nicht.

Koordt Jastram kam in gewohnter Hast; ihn kümmerte es nicht, daß er den Blumenflor auf den Beeten niedertrat, um rascher zu Snitger zu gelangen. „Die Lüneburger haben gesiegt — Gott verdamme sie! Seitdem wir ihnen den Fang abgejagt haben, ist der Herzog ungnädiger als je, und weil wir seine Gesandten damals despektierlich behandelt, weil wir den Meurer abgesetzt haben, der drüben in ihrem Lager spukt, weil wir die Räuber gerichtet, die zu seinem Nutz und Frommen geraubt, schickt er seine Truppen in die Vierlande und auf die Elbinsel und deckt den Friedensbruch mit des Kaisers Majestät, die zu allem herhalten muß! Das weißt du ja, aber man muß dir's ins Gedächtnis zurückrufen; denn du bist sanft wie ein Lämmlein, wo es gilt, den Feinden wie ein brüllender Löwe entgegenzutreten. Doch was du nicht weißt: die Lüneburger haben den Moorwerder erobert; Oberst Meinecke hat sich überraschen lassen! Vors Kriegsgericht mit ihm!"

„Ein Fehler in der Kriegsführung —"

„Ist ein Verbrechen!" rief Jastram, dem Freunde ins Wort fallend; „mit dem Schrecken müssen wir herrschen; denn überall lauert der Verrat; wir sind in einem verzweifelten Kampfe begriffen."

„Das hab' ich mir anders gedacht," sagte Snitger nachdenklich, „ich wollte der freie Bürger einer stolzen Stadt sein, in deren Ratschlüsse sie nicht alle hineinreden, nach der sie nicht alle die Hände ausstrecken dürfen. Und Meurer wollte unser freies Hamburg dem Kaiser in die Tasche praktizieren! Deshalb stand ich gegen ihn auf. Denn was hilft uns Kaiser und Reich? Was sind sie den Fremden draußen jenseit der Meere? Sie kennen nur Hamburg und seine Flagge. Kein Kaiser schützt uns vor den Piraten; wir selber säubern die Meere. Fest ragt die dreitürmige Burg in unserem Wappen, und das wilde Getier in dem Wappen der Fürsten mag in seinen Käfigen bleiben. Stolz wehn die Wimpel und Segel unserer Seeherrschaft in allen Meeren; sturmfest und wetterfest sind unsere Seeleute — was soll uns das seekranke deutsche Reich? Wir wollen selber bestimmen, was uns notthut, uns selbst regieren nach eigenem Gewissen, ohne Vermerk und Verbesserung von draußen und freche Strafandrohung — eine freie Stadt, unantastbar, ein Hort des Handels im Norden, jeder Bürger ein König! Und daß sie alle uns das neiden und hindern sollten, die Nahen und die Fernen — das hätt' ich nicht geglaubt!"

„Weil dies aber so ist," versetzte Jastram, „so gilt es, jeden Vorteil zu nützen und gelegentlich den einen Bedränger gegen den andern auszuspielen. Wir brauchen einen Rückhalt gegen Kaiser und Reich und die Lüneburger. Der Kurfürst von Brandenburg ist ein wackerer und hochgesinnter Herr; aber er will sein Land und seinen Namen groß und herrlich machen. Seine Diplomaten vermitteln zu unsern Gunsten; doch er will's mit den andern Reichsfürsten und auch mit dem Kaiser nicht verderben; darum ist er zaghaft und vorsichtig und dabei auch auf seinen Vorteil bedacht; denn er hofft auf einen günstigen Handelsvertrag. Es giebt nur eine Macht, die unsere Rechte energisch schützen will —"

„Du meinst — den dänischen König?"

„Ja, unsere Unabhängigkeit wäre ihm willkommen; er würde in einer freien Stadt Hamburg einen sehr erwünschten Bundesgenossen sehn; da hörten des deutschen Reichs Chikanen auf und blühen würde Handel und Verkehr zwischen Sund und Belt und unserer Elbe. Ich habe eben wieder mit dem Residenten Paulli verhandelt und ihn gebeten, zu dir herauszukommen — natürlich durchs Seitenpförtchen; denn solche Besuche dürfen nicht an die große Glocke gehängt werden."

„Jastram," sagte Snitger, den warnenden Finger erhebend, „daß du nicht Staatsangelegenheiten und Herzenssachen vermengst! Die schöne Ingeborg, des Residenten Tochter, hat dir es angethan."

„Sie liebt mich, den älteren Mann, und ich bin glücklich durch diese Liebe; sie ist ein feurig Mädchen, für Großes empfänglich, und sie glaubt an den Sieg unserer guten Sache."

„Wir müssen genau prüfen und erwägen," versetzte Snitger, „ich um so mehr, als Dänemark bei dir einen zu wichtigen Stein im Brette hat: eine Dame, eine Königin! Doch auch mir erscheint es vorteilhaft, mit den Dänen Hand in Hand zu gehn."

Inzwischen regte sich das im Laubwerk versteckte Gartenpförtchen und gleich darauf erschien der dänische Resident Paulli bei den Hamburgern.

Paulli war ein feiner Herr mit höfischen Manieren, einer Denkerstirn und einem scharf ausgeprägten Profil. Er nahm mit Jastram in der Laube Platz, und Snitger sorgte für feurigen spanischen Wein; ein reiches Lager von Malaga, das Erbe seines Vaters, füllte seinen Keller.

„Solch ein trautes Plätzchen im Grünen," sagte Paulli, sich behaglich die Hände reibend, „das fehlt uns in der Stadt, und wir Diplomaten können nicht aufs Land gehen; denn die königlichen Ordres können uns nicht nachlaufen und verlangen rasche Erledigung, zumal in so bewegten Zeitläufen. Die Lüneburger regen sich ja, wie ich höre."

„Und haben," rief Jastram, „leider! einen kriegerischen Erfolg gehabt."

„Und wenn sie weiter vorrücken, da geht's der guten Stadt Hamburg an Hals und Kragen," sagte Paulli, „und auch den Dreißigern, denn die haben vor allem das Heft in Händen, und besonders auch hier meinen guten Freunden, auf deren Wohl ich jetzt trinke." Und über das Glas hinüber den beiden mit freundlichem Augengruß zuwinkend, fuhr er fort: „Mein König hat stets das Wohl eurer Stadt im Auge; wir wollen nicht, daß ihre Gerechtsamen gekränkt werden; die Meurerischen wollen die Gewalt einigen wenigen in die Hände spielen, die Bürgerschaft und ihre Aemter auflösen, eine dem Kaiser und dem Reichshofrat dienstbare Behörde schaffen. Wir aber halten's mit der Bürgerfreiheit; wir wünschen nicht, daß Fremde nach ihrem Gefallen die Commercia

Digitized by Google

der Stadt hemmen, der Bürgerschaft wohlhergebrachte Freiheiten kränken und sich zu ihren Obern und Richtern aufwerfen."

„In der That," sagte Snitger, „Hamburg hat sich nie besser gestanden als in Freundschaft mit dem Hause Holstein; der Kaiser aber strebt nach dem Umsturz der Verfassung und der Privilegien."

„Der dänische König," fügte Jastram hinzu, „ist der natürliche Schiedsrichter des Nordens; er hat uns im Pinneberger Vergleich unsere Neutralität, unseren Kommerz, unsere hergebrachten Rechte und Freiheiten gewährleistet."

„Und steht dafür ein zu jeder Zeit," versetzte Paulli, und die Gläser klangen wieder fröhlich zusammen.

Jetzt nahm der dänische Geschäftsträger eine besonders wohlwollende Miene an, wie ein Preisrichter, der eine Prämie oder eine Belobigung erteilt, und zog zwei wohlversiegelte Dokumente aus der Tasche.

„Ich freue mich, für des Königs Freundschaft und guten Willen einen greifbaren Beweis erbringen zu können. Bei den bösen Anzettelungen gegen die besten Bürger Hamburgs stellt ihnen unser Herr und König hiermit zwei Schutzbriefe aus und hält damit seine mächtige Hand über sie."

Paulli sah die beiden Volksführer prüfend an, doch sie griffen nicht freudig zu, wie er hoffte: sie zögerten und ihre Mienen verdüsterten sich.

„Viel Dank dem König für seine Gnade," sagte dann Snitger, „doch zunächst schützt Hamburg seine Bürger selbst und wir würden in große Fährlichkeiten kommen und man würde sagen, daß uns des Königs Gunst mehr gezeichnet als ausgezeichnet hat."

„Viel Dank," sagte auch Jastram in seiner kurz angebundenen Weise, „doch wir sind noch nicht bankerott."

„Für später dann," sagte Paulli mißmutig, indem er die Dokumente zusammenrollte, „doch daß ihr von den Lüneburgern arger Dinge gewärtig sein müßt, das habt ihr ja wohl erfahren; ich glaube, Herrn Snitger wird es nicht wohl zu mute gewesen sein, als er da gefangen im Armenhäuschen an der Fähre saß."

Dann aber leerte Paulli wohlgefällig sein Glas und sagte mit schadenfrohem Lächeln: „Und auch die Herren Diplomaten von Celle-Lüneburg gehen nicht gerade fein säuberlich zu Werke — haha, davon wissen ja eure Herren Deputierten zu erzählen, die nach Wien gegangen sind, um die Sache beim Kaiser ins reine zu bringen. Mein liebwerter Kollege Mahrenholz, der beim Reichshofrat den Lüneburger Herzog vertritt, hatte ja kaum vernommen, daß eure Deputierten in Wien eintreffen würden, als er ihnen in Leopoldstadt entgegenritt mit vier Dienern, welche alle spanische Rohre trugen, und dann durch die Fenster der Karosse auf eure Abgesandten losschlug, während seine Diener die Bedienten derselben durchprügelten. Kaum mit dem blauen Auge sind die Herren davongekommen, und es wäre noch schlimmer abgelaufen, wenn das Volk sich nicht dazwischen gedrängt hätte. Das müssen wir Auswärtigen allerdings sagen, kunterbunt genug geht es im deutschen Reiche zu, und wir Diplomaten könnten etwas lernen, wie man seine Sache mit schlagenden Beweisen führt."

Rat Paulli rieb sich vergnügt die Hände, dann nahm er wieder den Faden der Verhandlung auf:

„Seht, Freunde, das beste Mittel, die Ruhe der Stadt gegen schädliches Parteiwesen und fremde Intriguen zu sichern und ihr unnütze Ausgaben für Befestigung und Rüstung zu sparen, bleibt doch immer, das gute Vernehmen mit Dänemark zu unterhalten und dessen Gefallen zu suchen. Wir delogieren euch die Lüneburger aus dem Moorwerder und aus den Vierlanden!"

„Wenn Ihr das thut," sagte Snitger, „seid Ihr unseres Dankes gewiß, noch mehr: wenn Ihr die früheren Privilegien wegen des Sundzolles, wie sie jetzt Schweden und Holland haben, unserer Stadt einräumen wollet!"

„Da läßt sich viel thun, wenn wir überhaupt Hand in Hand gehn, ich habe ja schon den Hamburger Kaufleuten beim König die Befreiung vom Glückstädter Zoll erwirkt!"

„Doch wir müssen erst bei den Dreißigern fragen," sagte Snitger, „wir sind nicht allein die Herren, wenn auch der Rat jetzt nach unserer Pfeife tanzen muß; wir müssen sorgfältig die Gemüter stimmen und vorbereiten, denn das Volk ist mißtrauisch auch gegen Dänemark."

„Da seid ihr Herren ja die besten Bürgen unserer wohlmeinenden Gesinnung," versetzte Paulli, indem er aufbrach, „aber zögert nicht zu lang', bis euch das Messer an der Kehle sitzt. Ihr würdet mir ein hochwillkommener Gast sein, Herr Snitger, auch setzt mein Weinkeller mich in die Lage, mich für Euren Malaga zu revanchieren. Freund Jastram ist schon lange heimisch bei mir und mein Hauswesen läßt nichts zu wünschen übrig — dafür sorgt meine Ingeborg — nicht wahr, mein alter Freund? Mein Wagen hält weitab von hier; ich muß mich zwischen den Gartenmauern dahinschleichen. Wir müssen eben auf Schleichwegen gehn, wir Diplomaten, denn das ist unseres Amtes."

Und Paulli verabschiedete sich mit dem überlegenen Lächeln des Weltmannes, der gelegentlich auch sich selbst zu verspotten weiß — er steht ja zu hoch, als daß dies bei anderen verfangen könnte.

Zu Hause angekommen, fand er sein Mädchen, die hochgewachsene, blondgelockte Ingeborg, in peinlicher Besorgnis um den Erfolg seiner Bemühungen; sie hatte etwas von einer Walküre und erschrak nicht vor Kampf und Schlachtentod; aber wenn ein Zerwürfnis eintrat zwischen dem Vater und den Hamburgern — was sollte dann aus ihrer Liebe zu Jastram werden? Und sie liebte ihn heiß, diesen Volksmann; er hatte es ihr angethan mit seinem unerschrockenen Sinn, seinem wilden Feuer, seiner ganzen trotzigen unerbittlichen Männlichkeit. In seinem Wesen war leidenschaftliche Glut, und mit feuriger Erwiderung gab sie seinen Küssen und Umarmungen sich hin. Ihre Mutter war längst gestorben, dem Vater war ihre stürmische Neigung nicht fremd; doch er sprach kein Wort der Mißbilligung. Wenig gelegen wäre dem königlichen Rat zwar an einem Schwiegersohn wie Jastram gewesen, der aus den Kreisen des Hamburger Gewerbes hervorgegangen war. Ein Färber seines Zeichens, der früher mit Indigo, Blauholz und Cochenille, den damals aus den anderen Weltteilen herübergekommenen Farbstoffen, hantierte, war Jastram neuerdings durch Erbschaft ein vermögender Schiffsreeder geworden; doch Paulli sah ihm noch immer auf die Finger, ob dort nicht blaue und gelbe Farbstoffe haften geblieben. Für die Zukunft hoffte er den Emporkömmling schon zu beseitigen und auch von seiner Tochter wegzudrängen; jetzt war ihm die Liebe willkommen, die den Volksführer an sein Haus band. Er sah in seiner Tochter eine Delila und kümmerte sich nicht darum, was sie dabei empfand; sie war edlen und stolzen Sinnes und würde sich nicht wohlfühlen im Dunstkreis des gewöhnlichen Bürgertums. Selbst auf ein Verlobungsringlein wäre es ihm nicht angekommen, wenn man nur Fäden hindurchziehen konnte, die Hamburg und Dänemark verknüpften. Jastram stand überdies auf einem sehr gefährdeten Posten und war nichts weniger als ein feuersicherer Bräutigam — da konnte man blinder Lieb' etwas zu gute halten und getrost das Ende abwarten.

Er beruhigte die Tochter, alles gehe aufs beste und sie würden bald einig werden. Doch Ingeborg harrte tagelang auf Jastrams Besuch; er hatte draußen in den Vierlanden zu thun oder vor dem Moorwerder und Billwerder nach dem Rechten zu sehn. Ihrer Ungeduld konnte sie nicht Herr werden; sie eilte oft mit ihrer Magd auf die Straße und fragte diesen oder jenen, besonders die bewaffneten Bürgerführer, nach dem Stand der Dinge. Was sie da hörte, war zerstreute Kunde, und sie mußte sich's mühsam zusammensetzen; sie wagte sich sogar in die neu eingerichtete Kaffeeschenke an der Zollerbrücke, wo die Avise des Herrn Thomas von Wieringen auslagen; aber die waren so vorsichtig redigiert, daß das Neueste nur schüchtern kundgethan war. Ueber die Scharmützel mit den Lüneburgern schwiegen sie sich aus, und vergeblich suchte Ingeborg Jastrams Namen. Dann aber, wenn der Mond über das Alsterbecken sein Licht ergoß, glitt sie über die Silberfläche im Kahn dahin; das Rudern war ihre Lust, und wie schön träumte es sich nicht von dem Geliebten, wenn sie in den Duft der Ferne sah, der über den Waldwipfeln der Außenalster schwebte.

Endlich, eines Tages erschien Jastram wilderregt, wie fast immer in dieser Zeit, wo ein so gewagtes Würfelspiel um Hamburgs Glück und Ehre gespielt wurde.

„Wir haben mit Lüneburg verhandelt," sagte er, „und es wäre zum friedlichen Abschluß gekommen, wenn nicht wieder Meurer mit einem kaiserlichen Mandat dazwischen gefahren wäre. Da giebt's keinen Frieden, ohne daß er wieder in sein Amt

c

Die Kerkafälle in Dalmatien.
Nach einer Skizze von Karl Prestele gezeichnet von R. Püttner.

eingesetzt wird. Das wünscht der Rat im stillen, das wünschen die Vornehmen in der Stadt, doch die Dreißiger und das Volk hassen den Intriganten und Friedensbrecher. Wir aber sollen ausgeliefert werden als die Aufhetzer der Bürgerschaft, Snitger und ich: das verlangt Lüneburg und Celle, das verlangen die Herren in Wien, die den Meurer sogar zum Reichshofrat gemacht haben, zum Hohn für unsere Stadt und ihre Beschlüsse. Und jetzt hält er sich schadlos an unsern von den Lüneburgern mit Beschlag belegten Waren für seine von der Stadt eingezogenen Besitzungen."

„Darf ich dir etwas beichten?" fragte Ingeborg und sagte dann, als Jastram ihr freundlich zugenickt hatte:

„Es thut mir weh, daß gerade Meurer euer Feind ist. Ich habe ihn oft gesehen und gesprochen; er ist ein stattlicher würdevoller Mann und wohl geeignet, das Haupt einer großen Stadt zu sein. Seine Rede hat schönen Klang und es ist ein großer Zug darin; er gewinnt und reißt fort — es fehlt ihm auch nicht an verständiger Erwägung. Solche Männer sollten auf Denksäulen stehn, er hat etwas von Erz und Marmor; doch den widrigen Zeitläufen konnte er nicht standhalten."

„Weil es ihm an der Liebe zu seinem Volke fehlte," brauste Jastram auf, „er wollte nur die eigene Macht und Herrlichkeit, er wollte ein hoher Staatsbeamter werden — und wenn er ganz Hamburg hätte im Staub nachschleifen lassen von den kaiserlichen Karossen! Das Liedlein aber, das du von meinem Todfeind singst, will mir nicht sonderlich behagen; es klingt mir wie Mißlaut ins Ohr, doppelt mißlautend, denn der Mann gefällt dir — und das ist ja Frauenart — danach messen sie seinen Wert. Hüte dich, daß ich in meinem Erzfeind nicht meinen Nebenbuhler sehen muß!"

Da warf sich Ingeborg mit heißen Küssen an seine Brust: „Und wär' er herrlich und schön vor allen Menschen — was ist er mir? Du bist mir alles!"

Und überflutet von dem blonden Gelock des schönen Mädchens, hatte Jastram ein so volles Liebes- und Lebensgefühl, daß er den grimmen Haß gegen den Verbannten und jede eifersüchtige Anwandlung vergaß.

„Wann werden wir uns endlich angehören?" fragte Ingeborg.

„Wenn die Luft rein ist in Hamburg — ein freier Mann in einer freien Stadt wird sein herrlich Mädchen heimführen."

In der Rosenlaube seines Gartens in Hamm saß Snitger mit seiner Katharina zusammen, die ihm die Sorgenfalten von der Stirn strich. Milder Abendschein lag auf dem schönen Rosenflor und vergoldete die silbern schimmernden Stämme der Hängebirken, die mit ihrem flüsternden Laubwerk in einem kleinen Rondell dicht vor der Laube standen. Finkenschlag tönte aus dem Gezweig, und der Pfingstvogel, der Pirol, sang sein schmetternd Lied in den Wipfeln.

„Wie freundlich, rosig, goldig ist alles ringsum," sagte Katharina seufzend, „und ihr habt keinen Frieden!"

„Der Friede da draußen ist auch nur Schein," versetzte Snitger nachdenklich. „Diese Finken, die so schön singen, verfolgen einander aufs feindlichste und zerbeißen sich. Als Knabe habe ich einmal ein zahmes Buchfinkenmännchen freilassen wollen und es in den Wald hingesetzt. Freudig hüpfte es in dem frischen Grün, sobald es aber seinen Lockton ertönen ließ, fielen aus allen Lüften die Finken über den Genossen her, um ihn zu zerfetzen. Daran muß ich jetzt oft denken. So ergeht es unserer guten Stadt Hamburg. Die Welt ist einmal ein großes Raubnest! Sieh doch unsere schönumblühte Laube, in welche die vollen Centifolien von rechts und links hereinnicken. Da oben hat eine Spinne ihr großes Netz ausgespannt, und schon zappeln die armen Gefangenen darin. Eine solche Spinne ist die Diplomatie, die hat uns jetzt von allen Seiten eingesponnen. Und wir Hamburger sind schlechte Diplomaten!"

„So laß doch die Hand davon," sagte Katharina mit einem Lächeln, das ihren Zügen einen lieblichen Ausdruck gab, „wir sind uns ja selbst genug. Dein Tagewerk ist der Handel, der will ja auch gepflegt sein — und abends haben wir ein holdselig Ausruhen hier im Garten."

„Ich hoffe," sagte Snitger, „daß bald die Stunde schlägt, wo ich die Last der Aemter von mir schütteln kann; jetzt aber bin ich's dem Vertrauen der Bürger schuldig, nicht zu wanken und zu weichen. Jetzt sieht's so schlimm aus wie noch nie — das muß sich klären. Du hast ja ein kluges Köpfchen, Käthe, sieh doch, wie die Dinge stehen! Mit den Lüneburgern ist's ein Hinundher, Kämpfe, dann wieder Waffenstillstand und Verhandlungen. Der Rat zögert immer, und wenn wir, die Dreißiger, nicht auf dem Platze stünden und für die Bürgerschaft Einspruch erhöben, so wär's schon längst zu einem schimpflichen Ende gekommen. Doch der Lüneburger ist unser schlimmster Feind, der am meisten der Stadt inneren Frieden bedroht. Seine Räte waren in der kaiserlichen Kommission, der wir damals die Wege wiesen; hinter ihnen lauert Meurer, und in der Tasche haben sie das kaiserliche Drohdekret, welches Sühne verlangt für die Aufhebung des Windischgräter Recesses, die Amtsentsetzung Meurers, das Abfangen der Relationen des Residenten Rondeck, die wir damals der Bürgerschaft vorlasen, und des Strafgerichts über unsere Entführer, Käthe."

„O, das war grausam und hat mir sehr wehgethan!"

„Ich hatte nicht meine Hand im Spiele, doch Jastram war unerbittlich. ‚Krieg mit Lüneburg!' ist unsere Losung. Man will uns ja helfen: da bieten die Brandenburger uns ihre Reiter an, doch unsere jetzt ausgesogenen Marschlande haben kein Futter für sie, und sie wollen sich dann gut bezahlt machen mit allerlei Zollermäßigungen. Die Hannoveraner möchten zwischen uns und Lüneburg vermitteln; doch die stehen auf der Seite der Fürsten und des Reichs. Nur eine annehmbare Hilfe ist bereit — das ist die dänische. Da werden der Stadt Freiheiten und Gerechtsame geschützt, des Reiches Eingriffe zurückgewiesen, die Blüte unseres Handels durch Zugeständnisse gefördert — geht doch unser Handel mit dem dänischen Hand in Hand! Käthchen, wir sind schlichte Kaufleute, darum wissen wir auch, was uns Nutzen bringt!"

„Gebe Gott," sagte Käthchen, „daß diese Wirren enden zum Heil unserer Stadt und du endlich mir ganz zurückgegeben bist."

Und so saßen sie zusammen wie ein junges Liebespaar und gingen noch lange im Mondschein zwischen den Rosen spazieren. Noch nie hatte Snitger ein so heißes Sehnen empfunden nach stiller Zurückgezogenheit, nach einem häuslichen Herd, der sicher war vor den Wetterschlägen, die draußen im Land umher zünden mochten.

Am nächsten Tage war Sitzung der Dreißiger, zu welcher Snitger in aller Frühe aufbrach. Die Dreißiger waren eine Macht geworden, gegen welche der Rat in Schatten treten mußte; sie vertraten die Bürgerschaft, doch befragten sie dieselbe selten; es war ein Sicherheits- und Wohlfahrtsausschuß — und Snitger und Jastram waren seine Seele.

Die Versammlung war in großer Erregung; der Rat riet dazu, den Wünschen Lüneburgs nachzugeben, da der Kaiser, die Kurfürsten und die auswärtigen Mächte darauf drängten. Darüber waren die Volksmänner entrüstet; wenn Lüneburg nicht nachgebe, müsse man Volk anwerben und in Feindes Land einrücken; die Sache müsse zu Ende; man habe die Dreißiger bisher weidlich genasführt. Wenn man erst die fremden Minister befragen solle, wie der Rat meint, so brauche man überhaupt keinen Rat mehr; man müsse annehmen, daß er im geheimen Bündnis mit Lüneburg stehe, wie er auch früher mit dem Hofe dort geliebäugelt habe. Der Rat möge dem Beschluß der Dreißiger zustimmen und die Sache nicht länger hinhalten.

Das war eine herbe Spannung, die sich nicht lösen wollte, und die feindselige Gärung der Parteien fand im stillen neue Nahrung. Sendboten der Kabinette, scheel angesehen von der Bürgerschaft, zogen durch die Thore der Stadt ein, um mit dem Rate zu verhandeln; dieser aber kam zu keinem Entschluß. Die Dreißiger nahmen eine immer drohendere Stellung ein; ihre Kriegskommissare hatten die bewaffnete Macht in der Hand; Jastram befehligte auf den Elbwerdern, Snitger in der Stadt, und wenn es zu Gewaltmaßregeln kam, waren die Stunden des Rates gezählt.

Da, an einem schwülen Augusttag erschien der Bürgermeister Schlüter selbst bei den Dreißigern. Er war keiner von den Meurerischen, ein unbefangener Herr, aber doch bestrebt, des Rates Ansehen zu wahren; er verlangte im Namen desselben, daß die Truppen von den Elbwerdern in die Stadt zurückgezogen würden, um so mehr, als der Obrist dort bezweifle, sich und die Reiter salvieren zu können. Stürmischer Widerspruch ertönte von allen Bänken. „Krieg mit Lüneburg!" riefen die Vordersten.

Digitized by Google

„Hört mich, Mitbürger," sagte Schlüter gelassen, „und dann entscheidet! Es droht ein Anschlag gegen unsere Stadt, und sollten auch die Zeichen trüglich sein — wir müssen uns auf alle Fälle sichern. Ich habe mannigfache Kunde von hier und dort — und was ich daraus schließen muß, ist ernster Art. Auf der Elbe geht etwas vor — es geschehen Ueberfahrten von Altona nach Grefenhof; dort wird von dänischen Offizieren ein Blockhaus mit Schanzen errichtet. Dänische Schiffe gehen nach Glückstadt, Schanzzeug und Granaten zu holen. In Othmarschen und Ottensen ist Belagerungszeug angekommen. Im Holsteinschen ist an 1800 Höfe Befehl erlassen worden, je einen Schanzarbeiter mit Gerät zu stellen; dänische Truppen ziehen an die Elbe und gegen Itzehoe; Dragoner zeigen sich bei Oldesloe. Vierzehnpfündige Kanonen mit Munition gingen nachts durchs Holsteinsche, niemand weiß wohin, und hinter Ottensen stecken sie ein Lager ab: all das muß gerechte Bedenken erregen und es gilt vor allem, die Stadt selbst zu sichern."

Es trat eine Pause ein; alle gingen mit sich zu Rate, und es gab manche Frage- und Ausrufungszeichen in den Gesichtern. Der Nachbar flüsterte dem Nachbar zu; dann heftiges Mienen- und Gebärdenspiel. Der Bürgermeister blickte prüfend auf die Versammlung; er schien seiner Sache sicher zu sein; endlich würden der Rat und die Dreißiger zusammenstimmen.

Da rief Jastram, in der Mitte der Bürgerschaft, unter der Krone des Saales, wolle er sich henken lassen, wenn Dänemark Hamburg feindlich überziehe, und trete der Däne kriegerisch auf, so sei es nur zu gunsten der Stadt. Auch Snitger versicherte, es sei unmöglich, dergleichen hätten nur die Meurerischen ausgedacht. Da regte sich der alte Groll gegen die vornehmen Geschlechter, die stets im Rücken der Stadt für das abgesetzte Oberhaupt Ränke spannen, und mit großer Mehrheit wurde beschlossen, die Truppen auf den Werdern zu lassen zur Abwehr gegen Lüneburg und nicht in die Stadt zu ziehen.

Doch in diesen heißen Augusttagen lastete der dänische Alp auf allen Gemütern, und es schien, als ob der Hundsstern droben sie in Verwirrung brächte — es war ein Horchen und Lauschen überall; jede neue Kunde wurde aufgegriffen, weitergetragen, von der einen oder der andern Partei zu Nutz und Frommen gedeutet. Furcht und Zweifel sind zwei Schlangenköpfe, die stets einen langen Leib und Schwanz hinter sich haben, und so wuchs die Meurerische Partei und zeigte überall ihre Giftzähne.

Jastram aber stürzte in das Haus des dänischen Residenten. Ingeborg kam ihm liebevoll entgegen; doch finster drohend sah er sie an. Ein schreckhafter Argwohn regte sich in ihm — wenn die Gerüchte Wahres kündeten, so war sie ja nichts als eine hinterlistige Buhlerin. Doch nein, es konnte nicht sein — edle Offenheit lag ja in ihren Zügen, und ihre Seele kannte kein Arg. So grüßte er sie mit Kuß und Umarmung, teilte ihr in aller Kürze die bedrohlichen Gerüchte mit. Sie schrak zusammen, legte die Hand aufs Herz; allein es war nicht der Schreck des Schuldigen, es war die grenzenlose Angst, irgend ein Unerhörtes könne zwischen sie und ihr Glück treten. Dann schob er sie sanft beiseite und stürzte hastig in das Gemach des Diplomaten. Paulli bot ihm gelassen einen Stuhl an und eine Pfeife, hörte achselzuckend die Kunde von den merkwürdigen Dingen, die da im Holsteinischen vorgehen sollten, und sagte dann, sich die Hände reibend:

„Wenn die Klatschbasen das große Wort haben, dann sieht's schlecht aus um das Werk der Männer. Wenn die guten Hamburger Gespenster sehen, so mag man das ihnen nicht verargen; denn sie sind seit einiger Zeit im Fieber, werfen sich rechts und links auf ihrem Lager hin und her und finden doch keine Ruhe, bis man ihnen den Teufel an die Wand gemalt hat. Dann sehen sie seine Klauen und schaudern zurück davor. Ihr aber, Jastram, der Ihr ja seit langer Zeit wißt, daß Dänemark nur Gutes sinnt — Ihr solltet doch so thörichten Gerüchten nicht Gehör schenken, sondern der Bürgerschaft die Ohren verstopfen, wenn dergleichen durch die Luft fliegt. Wenn wir einige Truppen heranziehen, so geschieht's doch nur, um euch, sobald ihr's verlangt, gegen Lüneburg helfen zu können. Im Holsteinschen aber können wir marschieren lassen, soviel es uns gefällt, und die Truppen verlegen, je nach Bedarf — darüber braucht sich niemand ein graues Haar wachsen zu lassen."

Das sagte Paulli mit vornehmer Haltung, im Gefühl seiner Amtswürde; so durfte der große Staat Dänemark sprechen mit der Handelsstadt Hamburg, deren Ländereien nicht über die Elbinseln hinausreichten. Dann schlug er aber einen warmherzigen Ton an, dem sich Jastram ganz gefangen gab; denn der wilde Volksmann war gemütlicher Regungen fähig. Und um so lieber glaubte er dem wohlmeinenden Diplomaten, als ja seines Lebens Glück davon abhing, daß er die Wahrheit sprach.

Ingeborg bemerkte mit Freude, daß der düstere Ausdruck aus Jastrams Zügen verschwunden war, als er aus dem Kabinett ihres Vaters heraustrat. Er näherte sich ihr zärtlich und herzlich.

„Das war ein böser Schatten, der auf unsern Weg fiel," sagte das Mädchen, „zeigen wir der Welt, daß wir zusammengehören. — Voll steht der Mond über dem Turm der Nikolaikirche und die Alster hat sein Spiegelbild erhascht und schaukelt es in ihren Wellen. Du weißt, wie leidenschaftlich gern ich rudere — ich bin ein Mädchen aus dem Land der alten Wikinger und auf dem Wasser zu Hause. Komm, Geliebter!"

Und bald glitt der Kahn, der beide trug, über die Silberfläche der Alster hin; über die Häusermassen ragten die Türme der Hauptkirchen in den noch nicht ganz verdunkelten Himmel — und von allen klang ein abendlich Geläute, den morgenden Ruhetag verkündend. Bisweilen überließ Ingeborg, des Ruderns müde, den Kahn dem Spiel der Wellen. Dann konnte Jastram glühende Küsse auf ihre Lippen drücken. Das geschah draußen, wo nur die verschwiegenen Bäume und keine neugierigen Stadtfenster auf die Alster hinabsahen.

Als sie, zurückfahrend, zu den belebteren Ufern gelangten, da erkannte dieser oder jener den gefeierten Volksmann.

„Es muß gut stehen um unsere Stadt," sagte der eine zum andern, „wenn Jastram mit seiner Liebsten solche Mondscheinfahrten macht," und getrösteter gingen sie nach Hause.

Doch die unberechenbare vulkanische Natur des Volkstribuns wollte noch ihr Recht; der hastige Wechsel seiner Stimmungen hatte noch einen stürmischen Ausbruch zur Folge. Sie waren aus dem Kahn getreten. Als Ingeborg so vor ihm stand in Silberschleiern mit den großen blauen Nixenaugen, da kam es über ihn wie eine Vision. „Und wenn es wäre — wenn es doch wäre — wenn du eine Wasserfee wärest mit dem feuchten Saum am Gewand —" Ingeborg faltete flehend die Hände. „Wenn deine Küsse Verrat wären und mich hinabziehen wollten in die Tiefe! Doch nein, nein, es kann nicht sein! Das eine aber sage deinem Vater: wenn Dänemark Arges gegen uns im Schilde führt, so schließen wir Frieden mit Lüneburg und lassen den roten Hahn über Altona krähen."

„Und wieder siehst du Gespenster — und so sollen wir scheiden?"

„Vergieb! vergieb!" versetzte Jastram, „mein Blut, meine Sinne sind in Aufruhr! Bleibe die Meine, was kommen mag — und ich will's gern tragen!"

Und nach einer innigen Umarmung im Vorgarten des Hauses, aus dessen Fenstern auf sie der Lichtschein fiel, der die Akten des fleißig arbeitenden Residenten erhellte, trennten sie sich.

Einige Tage vergingen, schwerer Nebel war aus den Niederungen aufgezogen und hüllte die Stadt in ein sackartig Gespinst. Straßen und Häuser waren wie vermummt — und auch in den Gemütern der Menschen herrschte eine unbehagliche Finsternis: unschlüssiges Hin- und Hertappen — nur der Rat und die Dreißiger traten sich immer schroffer gegenüber.

In einer stürmischen Sitzung der letzteren waren gerade die Gemüter aufs höchste erregt, als die Thürhüter eine Botschaft des dänischen Königs ankündigten. Sogleich trat tiefe Stille ein, dumpfes schwüles Schweigen — die Ahnung einer großen Entscheidung.

Da trat Paulli ein mit zwei Sekretären . . . Snitger, der seiner Bestürzung kaum Herr werden konnte, eilte ihm entgegen und hielt sich in seiner Nähe, wie um ihn zu schützen; Jastram saß totenblaß mit geballten Fäusten . . . warum wußte er von nichts? Was bedeutete der feierliche Aufzug? Wie im Krampf der Erwartung saß er da: er war bereit, dem Verräter den Dolch in das Herz zu bohren

Mit geschäftsmäßiger Kühle erklärte Paulli, er komme als Gesandter Seiner Majestät und stehe unter dem Schutze des Völkerrechts, dann las er geruhig, wie man ein Protokoll verliest: „Seine Majestät, nachdem er, um seinen Rechten auf

Hamburg nichts zu vergeben, mit 14000 Mann und 2500 Reitern und Belagerungsgeschütz in das Lager von Ottensen eingerückt, verlangt die Erbhuldigung, die Stadtschlüssel, die Aufnahme einer Besatzung von 2000 Mann und die Zahlung von 400000 Mark und wird im Weigerungsfalle die Stadt mit Feuer und Schwert verwüsten lassen."

Eine kleine, schwüle Pause . . . dann tönte es wie der Todesschrei eines getroffenen Tieres von den Bänken der Dreißiger, es war Jastrams Stimme — und Snitger, in maßloser Entrüstung, faßte den Rat Paulli und stieß ihn zur Thür hinaus.

„Alles bewaffnete Volk auf die Sternschanze," brüllte Jastram, „Kampf mit den Schurken, mit den Dänen bis aufs Messer!"

Snitger stand wie betäubt, das Haupt auf die Hände gestützt, in der Fensternische und starrte auf den Marktplatz hinab, wo es sich unheimlich zu regen begann; denn wie die Splitter einer platzenden Bombe hatten sich die Gerüchte von der Botschaft im Volk verbreitet und die neugierigen Gaffer ins Herz getroffen.

Die große Mehrheit der Dreißiger hatte auf Snitger und Jastram geschworen; sie kannten ihre Verhandlungen mit den Dänen; jetzt standen sie tiefbetroffen und wußten nicht, was sie davon denken sollten. Doch stürmisch regte sich jetzt die kleine, sonst stets unterliegende Partei der Meurerischen; mit lautem Gezeter machte sie ihrem Ingrimm Luft; gegen Snitger und Jastram erhoben sich geballte Fäuste und das Geschrei von Verrat erfüllte die Luft: „Reißt ihnen den Bürgermantel herunter, den Verrätern! Nieder mit den Volksverführern!" erklang es drohend von der rechten Seite, wo der Anhang des Meurer, die Oberalten und die wenigen Patrizier, die seinerzeit in den Ausschuß gewählt worden waren, so lange unter dem Drucke der Mehrheit geseufzt hatten.

Da trat der Bürgermeister Schlüter, begleitet von zwei Ratsmännern, in den Saal. Auch dem Rat war die Botschaft mitgeteilt worden und in ihm war es zu schleuniger Beschlußfassung gekommen. Die Anträge der Lüneburger, der Hannoveraner, der Brandenburger, mit ihren Truppen die Stadt zu schützen, wurden angenommen; die jetzt verschlossenen Thore sollten ihnen weit aufgethan werden. Die Dreißiger hörten schweigend, was der Rat ihnen verkündete, fügten sich in das Unvermeidliche und gaben einmütig ihre Zustimmung.

Nicht lange währte es, so donnerten die Geschütze von der Sternschanze und die dänischen Kanonen erwiderten. Jastram kämpfte wie ein Verzweifelter in den vordersten Reihen der Verteidiger und half die dänischen Sturmkolonnen von den Wällen abwehren. Doch bald ward ihm und Snitger kundgethan, daß sie ihrer Aemter im Kriegsrat entsetzt seien, und so ward ihr Arm gelähmt, wo es die Verteidigung der Stadt galt. Doch die Bürger wehrten sich tapfer auch ohne ihre Führung; der Kanonendonner um Altona her, von dem die Fenster klirrten, hatte alles Schreckhafte verloren; denn immer von neuem kam die frohe Botschaft, daß die stürmenden Dänen zurückgeschlagen wurden.

Noch fürchtete man einen Volksaufstand, wenn man die Hand an Snitger und Jastram legte; man wartete, bis die fremden Hilfstruppen herein waren. Das war Trommelschlag und Trompetengeschmetter von morgens bis abends; bunte Fahnen und Fähnlein und allerlei Rüstungen und Waffen. Lustig wehten die Federn von den breitkrempigen Filzhüten der Offiziere; mit herausforderndem Wesen, auf den Lippen ein übermütiges Lachen, mit keckem Marschschritt und jubelnder Musik rückten die Lüneburger ein wie im Triumph, als hätten sie das trotzige Hamburg in den Staub geworfen, und hinter ihnen kamen die brandenburgischen Reitergeschwader, einige von denen, die bei Fehrbellin des Kurfürsten Banner siegreich getragen und den Schweden aus dem Lande gejagt hatten. Jetzt hatte der Rat freies Spiel; wenn die Kanonen durch die Straßen rasselten, da war's zu Ende mit dem Volkswillen, mit allem Gerede und allen Abstimmungen; mächtig hob die Ratspartei ihr Haupt. Schon trug das Nikolaikirchspiel darauf an, die Dreißiger zu kassieren; vor allem wurde kurzer Prozeß mit den Rädelsführern gemacht, Snitger und Jastram in ihren Wohnungen verhaftet und nach dem Winserbaum gebracht. Das war ein mildes Gefängnis; hier durfte auch Katharina den Gatten sehen und sprechen — doch kein Strahl der Hoffnung drang herein, man wußte, die Machthaber waren unerbittlich. Auch Meurer regte sich jetzt von draußen und verlangte Genugthuung und strenge Befragung und Bestrafung seiner Feinde. Milder Sinn war ihm fremd; er war ein stolzer rachsüchtiger Mann; grausam war die Parteiwut, die alle wilden Gelüste der Gemüter entfesselte. Und so ohnmächtig zu sein mit all ihrer innigen Liebe, mit der heißen Sehnsucht nach Rettung! — das brach dem jungen anmutigen Weibe das Herz. Sie log dem Geliebten noch einige Hoffnungen vor, an die sie selbst nicht glaubte: es werde zum Vertrag mit dem Dänenkönig kommen und der Dänenkönig werde seine guten Freunde schützen. Snitger dachte gering von der Dankbarkeit der Menschen und der Könige und seine Stirn entwölkte sich nicht. Unter Thränen nahmen sie Abschied voneinander. Noch an diesem Tage wurden die Gefangenen aus dem Winserbaum in die Fronerei geführt, in deren elenden Kojen man sie an Ketten legte. Da wurde niemand mehr zu ihnen gelassen, kein Zeuge einer so erbarmungslosen Behandlung, eines so bemitleidenswerten Zustandes.

Inzwischen bombardierten die dänischen Geschütze die Stadt, die auf der Sternschanze blieben nicht müßig und die Ausfälle der starken Hamburger Garnison thaten den Dänen großen Schaden. Es kam zu Verhandlungen, die sich in die Länge zogen, da der König eigensinnig bei seinen Bedingungen verharrte; doch er wurde andern Sinnes, als er erfuhr, der Kaiser habe Brandenburg, Hannover und Celle-Lüneburg die Exekution gegen ihn aufgetragen und die Schweden sammelten ein Heer; auch England und die Generalstaaten rüsteten, um die Stadt zu retten, durch deren Umschließung und Bedrohung ihre Handelsbeziehungen großen Schaden litten. Da stellte der König die Belagerungsarbeiten ein und schloß einen Vergleich mit der Stadt: sie mußte um Verzeihung bitten und die Kriegskosten bezahlen; alle Schiffe, Güter, Waren und Effekten, die er mit Beschlag belegt, gab er wieder frei. So groß war der Stadt Hamburg Geltung im Weltverkehr, daß aus den Stadthändeln Welthändel wurden und zuletzt die großen Mächte Europas den Ausschlag gaben.

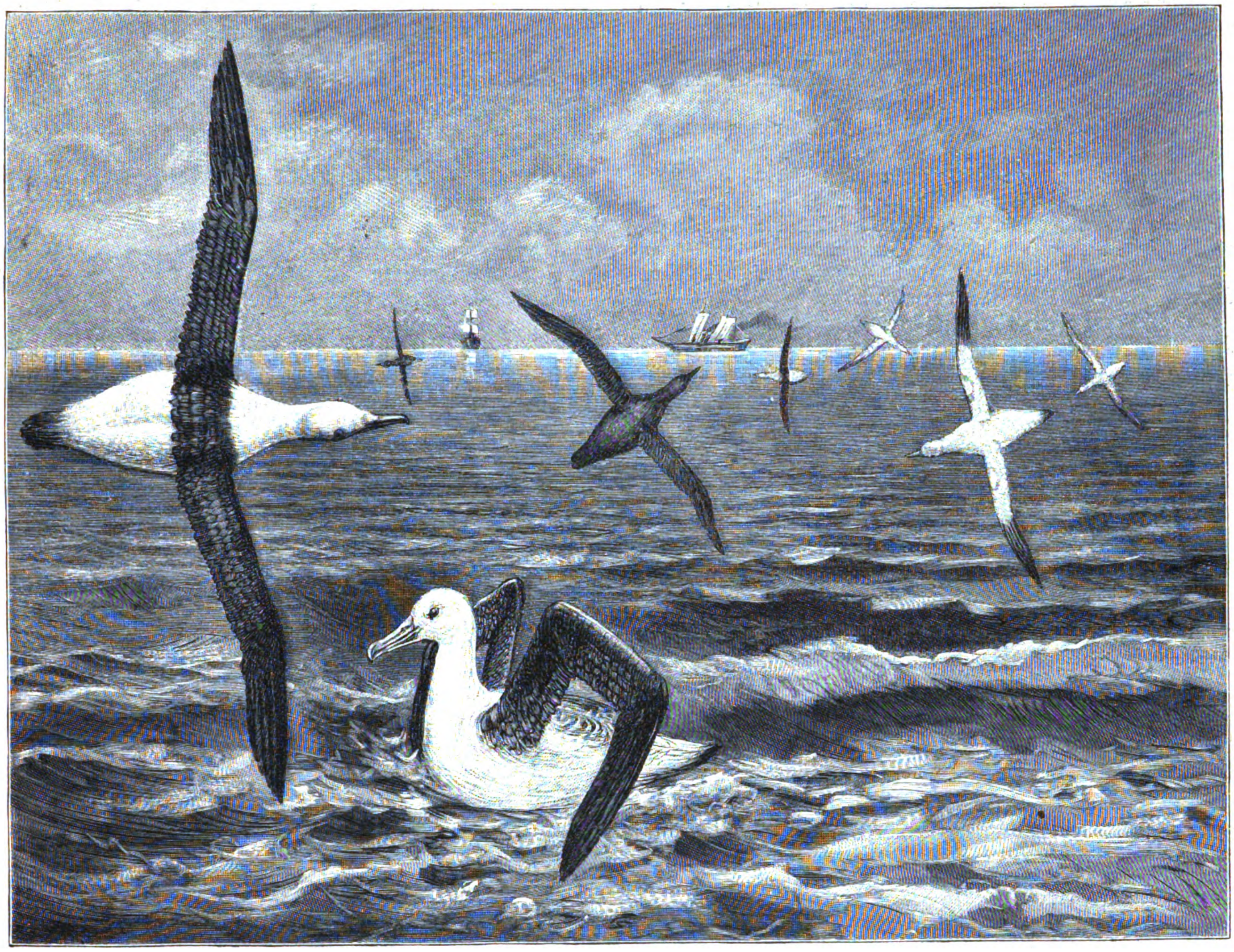
Rat Paulli hatte inzwischen die Stadt verlassen mit des Rats Verwilligung; doch da er bald wiederkehren wollte, war Ingeborg mit ihren Mägden zurückgeblieben, um des Hauses Aufsicht zu führen — Ingeborg, die nordische Walküre — jetzt nur ein Schatten der stolzen kampfmutigen Jungfrau, aber bereit, zum Todesritt ihr Roß zu zäumen. Der Donner der Geschütze hatte aufgehört — schon hatte sie im Geiste ihre Landesgenossen mit siegenden Fahnen in die Stadt einrücken sehen — das war der Tag der Befreiung, der Rettung, des Glückes für Jastram und sie! Doch jetzt — diese durch die Straßen ziehenden buntfarbigen Söldnerrotten, aus allen Winkeln des Deutschen Reiches zusammengelesen, Feinde Dänemarks, Feinde ihres Jastram! Vergebens hatte sie versucht, zu dem Geliebten zu gelangen, die Wache des Winserbaums hatte sie zurückgewiesen! Sie hatte ja kein Recht auf ihn, und die Tochter des dänischen Residenten war böser Zettelungen verdächtig, wenn sie sich zu ihm drängte.

In stiller Verzweiflung hing sie ihren Gedanken nach — vor ihren Augen stand schwarzumhangen das Blutgerüst — und neben Jastram der Henker. Oft um Mitternacht noch schritt sie ruhelos durch das Haus, durch den Garten — im leichten Nachtgewand, trotz der empfindlichen Kühle. Die Nachbarn glaubten ein Gespenst zu sehen und die Mägde baten sie fürsorglich, ins Haus zurückzukehren. Auf ihrer Lagerstatt hatte sie wüste Fieberträume — einmal erschien es ihr, als grüben die Totengräber tief und immer tiefer in die Erde, und da holten sie etwas heraus, eine Kiste — sie konnte nicht recht sehen, was sie enthielt: es funkelte darin wie Edelsteine — da tönte aber ringsum von Himmel und Erde der Ruf: „Jastram ist unschuldig!"

Ein sinnloser Traum — ein wüstes Gebild der Phantasie! Sie erzählte ihn ihrer treuesten Magd Dagmar, welche aufmerksam zuhörte und dann ihre Herrin betroffen anstarrte. „Das ist nicht so tolles Zeug, wie Sie glauben. Das kann seinen rechten Schick haben, wenn man's gehörig anpackt. Ich habe ja selbst gesehen, wie der Resident, Ihr Vater, dort unter der Linde im Garten eine Kiste vergrub — und vorher hatte ich ihn droben Akten und Papier einpacken sehen."

Ingeborg stand wie im Bann ihrer Träume; sie hörte nichts als den Ruf: „Jastram ist unschuldig!" Gewiß, in der Kiste lagen die Beweise seiner Unschuld! Das kam über sie wie eine Offenbarung. Sie raffte sich auf aus ihrer verträumten

Digitized by Google



Fliegende Albatrosse.

Nach einer Skizze von Dr. A. Seitz gezeichnet von R. Koch.

Versunkenheit und stürzte auf die Straße; Dagmar suchte vergeblich sie zurückzuhalten.

Es war Abenddämmerung — Arbeiter zogen vorüber mit allerlei Gerät, mit Hacke und Spaten, sie drängte sich in ihre Reihen.

„Kommt, Leute, kommt! Jastram ist unschuldig, Snitger ist unschuldig!"

Das war dem Volk eine genehme Kunde, sie standen still, und von allen Seiten drängten andere nach.

„Ich bin des dänischen Residenten Tochter, mein Vater hat seine Papiere im Garten vergraben. Ich weiß, daß Jastram kein Verräter ist — kommt herein alle, alle, um seine Unschuld aus der Erde zu graben!"

Und sie folgten ihr mit jubelndem Zuruf — die Beete im Garten mit den bunten Herbstblumen wurden von der eifrigen Menge achtlos niedergetreten. Bald klirrten die Spaten — und die Kiste kam zu Tage.

Als Ingeborg, den Männern mit warmem Händedruck dankend, sie an sich nahm, unschlüssig, wohin sie sich damit wenden sollte, da trat ein ungeladener Besuch in den Garten, der Prätor Röver mit seinen Ratsmannen. „Ich ging vorüber — welch ein Tumult? Was geht hier vor?"

Der Prätor war ein roher Gewaltmensch, ein erbitterter Gegner der Volksmänner, obschon mit Snitger nahe verwandt. Als er den Stand der Dinge erfuhr, legte er sofort Beschlag auf die Kiste — das Volk murrte, doch Ingeborg beruhigte die Menge. Das alles gehörte ja in die Hände der Richter, damit sie Jastram freisprechen konnten.

Der ungeduldige Prätor ließ sogleich die Kiste öffnen, und während ihm die Ratsmannen mit ihren Laternen leuchteten, entfaltete er ein Papier nach dem andern.

„Ei, ei — Abschriften der Relationen nach Kopenhagen — sieh, sieh, da spielen die Verräter ja eine herrliche Rolle! Und hier die Antworten von dort — man rechnet mit festem Vertrauen auf sie und auf die Uebergabe der Stadt. Und hier auch Briefe an Snitger und Jastram — das stimmt, das stimmt!"

Es dauerte geraume Zeit, ehe er manches entzifferte, was ihm lesenswert erschien — die Menge harrte aus, schweigend, regungslos! Er schimpfte auf das schlechte Licht der Laternen und die ungeschickten Träger derselben.

Mit vollem Behagen über den schönen Fund wandte sich der Prätor dann zu Ingeborg: „Schönes Fräulein! Das habt Ihr gut gemacht — wir vom Rat und Gericht sind Euch dankbar; denn wäre der Strick für Snitger und Jastram nicht schon so fest gedreht — jetzt gäb' es ganz sicher kein Entrinnen mehr! Uns fehlten für vieles noch immer die Beweise — die Stadt Hamburg wird Euch eine Ehrensäule errichten, liebe Jungfer! Ihr habt Euch um sie verdient gemacht. Bisher wär's beim Köpfen geblieben — Ihr habt für das Vierteilen gesorgt!" Und hohnlachend schritt der Prätor mit den die Kiste tragenden Ratsmannen seines Wegs.

Ein lauter Aufschrei — krampfhaft sich den Weg bahnend, teilte eine lichte Gestalt die Menge — gespenstig im Mondschein schwebte das weiße Gewand durch die dunklen Reihen; dann flog's durch die Gartengänge dem Pförtchen zu, welches hinaus nach der Alster führte. Die Menge blickte verständnislos auf das Mädchen — doch der Ruf: „Hilfe, Rettung!" ertönte hinter ihr. Dagmar folgte in größter Erregung, allein das Volk machte ihr nicht so bereitwillig Platz; einige von ihr beiseite geschobene Arbeiter versperrten ihr ärgerlich den Weg.

„Rettet das Fräulein!" rief sie angstvoll, „seht ihr denn nicht, daß sie sich ein Leids anthun will?"

Digitized by Google

Jetzt endlich lockerten sich die Reihen und eine Schar von Männern stürmte der Zofe nach.

Ingeborg hatte inzwischen den Kahn vom Ufer gelöst, das Ruder ergriffen, und bald glitt sie dahin durch die von dem aufgehenden Mond versilberte Flut der Alster.

Diesmal allein — nicht an seiner Seite! Er war verloren; doch die Wellen rauschten wie damals um den Kiel des Bootes — das Mondlicht flimmerte darüber hin wie damals — die Erde regte sich nicht und löste nicht Stein auf Stein von den Bauten dieser undankbaren Stadt und schüttelte nicht die Kirchtürme, daß sie schwankten und sich zur Erde neigten!

Kalt, starr, erbarmungslos alles — was ist ein Menschenleben — ein verrinnender Tropfen im Meer!

Die Ruder waren der Hand entfallen; kurze Zeit glitt der Kahn, sich selbst überlassen, über die Wellen. Dann richtete sich eine schlanke hohe Gestalt auf und stürzte sich, nach einem letzten Blick auf den Sternenhimmel, in die Flut. —

Inzwischen bereitete sich ein grausam Werk, grausamer als selbst der „Karolina“ blutige Paragraphen zuließen; denn man hatte den Angeklagten keine Abschrift der Indicien zukommen lassen zu ihrer Verteidigung und zur Abwendung der Tortur. Die Anklagen gegen Snitger lauteten, er habe schon im Februar 1686 vom Anrücken der Dänen gewußt, es beschleunigt, ihnen Unterhalt zugesagt, Paulli die Zugänge der Stadt gewiesen, bei Verurteilung seiner Entführer einen Pöbelhaufen zusammengebracht, um sie niederzumachen und das Volk gegen den Rat zu führen, wenn das Urteil zu gelinde ausfalle, die Bürgerschaft zum Komplott gegen den Rat verhetzt. Gegen Jastram lautete die Anklage ähnlich. Was half es den Beklagten, daß sie das leugneten? Mußten sie doch zugeben, daß sie die Verträge mit Lüneburg nicht gebilligt, weil sie ohne Konsens der Bürgerschaft abgeschlossen worden, und daß sie mit den Dänen verhandelt hätten; Jastram räumte ein, er habe die Hilfe derselben nachgesucht, damit sie die Lüneburger vertrieben, doch verlangt, daß der König sein Vorhaben der Bürgerschaft anzeige. Durch solche Zugeständnisse wurde indes die Tortur nicht ausgeschlossen, welche die Rachegelüste der jetzt siegreichen Partei über ihre Opfer verhängten. In der Marterkammer mochten die Frevler, die an dem Ansehen des Rates gerüttelt hatten, für ihr schändliches Gebaren büßen! Kein Grad der Folter ward ihnen erspart; doch wurde das kostbare Leben geschont, das ja für ein öffentliches Schauspiel aufgespart blieb.

Das Urteil über die Vaterlandsverräter stand fest von Hause aus: es lautete auf Tod, auf Enthauptung; die Körper sollten dann gevierteilt und die Köpfe auf Pfähle gesteckt werden am Millern- und Steinthor.

Die unglückliche Katharina hatte doch gewußt, Zutritt zu ihrem verstümmelten Gatten zu erhalten, und als er heraustrat aus der Fronerei, erwies sie ihm den letzten Dienst, indem sie ihm den Bürgermantel umhing; aber beim Abschiedskuß an der Schwelle sank sie ohnmächtig zusammen, von endlosem Jammer überwältigt.

So endeten Hamburgs Volkstribunen auf dem Schafott.

Bezahlte Schmähschriften, zu deren Abfassung sich auch feile Gelehrte hergaben, besudelten das Angedenken der wackeren Männer, die, allzu leichtgläubig, der Diplomatie und ihren Schlangenwindungen nicht gewachsen waren; doch anders urteilten über sie die unbefangenen Geschichtschreiber, anders auch hervorragende Zeitgenossen, vor allem der Große Kurfürst von Brandenburg, dessen Truppen und Kanonen mit den Hannoveranern und Lüneburgern aufmarschiert standen, um die Ausführung der Blutsentenz, die Hinrichtung, zu decken. Doch das beirrte nicht sein Urteil über die Bluthat; er schrieb an den Rat, er wolle nicht erörtern, was ihn zu so großer Strenge bestimmt habe, doch er könne es dem Könige von Dänemark nicht verdenken, wenn es ihm nahe gehe, daß die armen Leute wegen eines Stadtverrats, welcher doch nach dem beständigen Vorgeben Ihrer Majestät und anderer verschiedener Umstände halber ihnen wohl niemals in den Sinn gekommen, um Blut, Ehre und Gut gebracht wurden. Und an seinen Gesandten in Wien schrieb der Fürst: obschon von dem Magistrat die wider diese Leute gebrauchten harten Proceduren beschönigt wurden, mit ihrer Respektwidrigkeit dem Kaiser gegenüber und ihrer dänischen Verräterei, so sei doch nichts gewisser, als daß dieselben mehr von der Rachgier und der Begierde herrührten, diejenigen von den Dreißigern und auch andere aus dem Wege zu räumen, welche bei dem jüngsten verworrenen Zustande sich zu einer Opposition wider den Rat hinreißen ließen.

Der Große Kurfürst traf den Nagel auf den Kopf, scharfblickend wie immer. Snitger und Jastram fielen als Opfer der Parteiwut und des auf unantastbare Vorrechte eifersüchtigen Patrizierhochmuts. Wie der Lübecker Wullenweber, der gleich ihnen gefoltert und hingerichtet wurde, kämpften die Hamburger Volkstribunen gegen die aristokratische Regierung an; doch wenn jener daran zu Grunde ging, daß er, die Macht der Hansa überschätzend, den Königen des Nordens das Gesetz diktieren wollte, so unterlagen die Volksmänner der Elbestadt, weil sie dieselbe frei und unabhängig machen wollten von der habsüchtigen und herrschsüchtigen Einmischung der Nachbarfürsten und den von ferne wirkenden kaiserlichen Machtbefehlen, die keine Regung des Bürgertums aufkommen ließen. Den braven, treuherzigen Männern gebührt ein ehrendes Angedenken!

Blätter und Blüten.

Vermißten-Liste. (Fortsetzung aus Halbheft 6 des Jahrgangs 1897.)

442) Gesucht werden von ihren Angehörigen zwei Brüder Sauter (auch Souther), Karl Friedrich Erwin, geb. in Ann Arbor in Michigan am 2. Juni 1859, seines Zeichens Lehrer, und Friedrich Franklin, geb. ebenda am 6. April 1861, Bäcker und Konditor; von Franklin kamen aus Albany Linn Co. Oregon und von Karl, der als Steward auf einem Schiffe diente, aus Toledo, Ohio, die letzten Nachrichten.

443) Nach seinem letzten Brief vom April 1890 aus Chicago war der am 20. Mai 1869 zu Braunschweig geborene Arbeiter Konrad Ferdinand Hentis in einem Cirkus bedienstet. Alle dorthin gerichteten Briefe kamen aber als unbestellbar zurück.

444) Von ihren Nichten wird gesucht die Lehrerin Emilie Ehrenberg, geb. Isenhut, die im Jahre 1833 zu Bockenem in Hannover zur Welt kam und zuletzt Inhaberin einer Schule im Staate New York gewesen sein soll.

445) Seit seiner letzten Nachricht aus San Francisko ist der am 26. Juni 1841 zu Braunschweig geborene Schneider Karl Ernst Wilhelm Christian Müller verschollen.

446) Die Brüder Claus Hinrich Wittrock (auch Baumann genannt), geb. am 16. Aug. 1848 zu Hamburg, und Emil Christian Daniel Wittrock, geb. am 11. Dezember 1858 ebenda, die von New York und Charlestown bei Boston zuletzt Nachricht gaben, werden von ihrem alten Stiefvater gesucht.

447) Von seinen Geschwistern wird um ein Lebenszeichen gebeten der am 23. März 1856 zu Volkenhain in Schlesien geborene Weißgerbergeselle Gustav Adolph Wilhelm Mücke, der im Jahre 1888 aus San Francisko schrieb.

448) Der Friseur Friedrich Sexauer, geb. am 26. Oktober 1863 zu Ihringen in Baden, der im Jahre 1892 noch in New York, 422, III. Ave., wohnte, wird von seinem Bruder dringend aufgefordert, Nachricht zu geben.

449) Carl Johann Wilhelm Gustav Schütt, geb. 28. April 1861 zu Stralsund, teilte im Februar 1888 seinen Angehörigen mit, daß er 28 km von New York am Bau eines Tunnels beschäftigt sei, die an ihn dorthin gerichteten Briefe kamen jedoch als unbestellbar zurück.

450) Der am 22. April 1852 zu Heiligenhafen in Holstein geborene Barbier Wilhelm Friedrich Markus Valentiner ist nach New York gereist, dort aber trotz angestellter Nachforschungen nicht aufzufinden.

451) Seit September 1889 ist der am 27. Aug. 1851 zu Grönenbach in Bayern geborene Dekorationsmaler Carl Felicitas Böckeler verschollen. Sein letzter Aufenthaltsort war Philadelphia.

452) Von seinen Geschwistern wird der am 30. April 1847 zu Samotschin in Posen geborene Apotheker Adolf Friedrich Herrmann um ein Lebenszeichen gebeten. Herrmann schrieb zuletzt im Mai 1892 aus New York, daß er zur Ausstellung nach Chicago gehen wolle.

453) Von seiner Mutter, die schon manche Thräne um ihn vergossen hat, wird Franz Robert Julius Klein, der am 18. Febr. 1872 zu Muskau i. d. Lausitz geboren ist und im Jahre 1888 in Kansas lebte, aufgerufen, seinen Aufenthaltsort anzugeben.

454) Seit seinem letzten Briefe aus dem Hotel Alms in Cincinnati hat der am 16. April 1861 zu Bregenz a. Bodensee geborene Kellner Alexander Kemter seinen Eltern nicht mehr geschrieben.

455) Der Wachszieher Franz Norbert Bauer, der am 17. Aug. 1862 zu Prag geboren ist und noch im April 1895 in Los Angeles, Cal., wohnte, wird, nachdem der Vater gestorben, von seiner Mutter herzlich um ein Lebenszeichen gebeten.

Das deutsche Kaiserpaar auf dem Wege nach Jerusalem. (Zu dem Bilde S. 840 und 841.) Unter dem Donner der Kanonen hatte das

Digitized by Google

deutsche Kaiserpaar am 28. Oktober Jaffa verlassen, um den Weg nach Jerusalem über die Ebene Saron zum Gebirge Juda zu Pferde zurückzulegen. Der Zug, der zu seiner Entwicklung gegen 3 km brauchte, bot ein überaus malerisches, farbenprächtiges Bild; die flatternden Standarten, die blitzenden Uniformen, die wallenden Staubmäntel und wehenden Tropenschleier gaben dem Ganzen ein ungewohntes Ansehen und erinnerten lebhaft an alte Zeiten, da Kreuzritter durch dieselben Gefilde zogen. Leibgendarmen eröffneten den Zug; in geraumem Abstande folgte die kaiserliche Gruppe, die unser Bild wiedergiebt. Der Kaiser auf dem prächtigen Schimmel trägt die Tropenuniform, die Kaiserin reitet neben ihm; ihnen schließt sich zu Roß und zu Wagen der glänzende Zug der Begleiter an.

Der „Gartenlaube-Kalender“ für das Jahr 1899. Als ein schmuckes Bändchen ist wiederum der „Gartenlaube-Kalender“ erschienen, der im Laufe der Jahre die Gunst weitester Kreise gewonnen hat. In einer leicht übersichtlichen Zusammenstellung bringt er alle die praktischen Notizen, die man von einem Kalender erwartet; er bietet eine chronologische Charakteristik des Jahres 1899, astronomische Nachrichten für dasselbe, giebt einen Handelskalender der wichtigsten Messen und Märkte, statistische Notizen für das Deutsche Reich, Post- und Telegraphentarife u. a. m. Nicht minder mannigfaltig ist der unterhaltende und belehrende Teil gestaltet. Unsere allbeliebte W. Heimburg erfreut die Leser mit der spannenden Erzählung „Korl Lorensen“, die Fritz Bergen mit trefflichen Bildern geschmückt hat. Daran schließen sich „Freund Zufall“, eine reizende Humoreske von Hans Arnold, mit Illustrationen von Rudi Rother, und „Tante Rhabarber“, Erzählung von Gertrud Franke-Schievelbein, illustriert von G. Mühlberg. Sehr nützliche gesundheitliche Belehrungen erteilt Dr. med. F. Dornblüth in dem Artikel „Etwas vom Wandern“, während die auf dem Gebiete der Hauswirtschaft rühmlichst bekannte Schriftstellerin Luise Holle über „Die Gewürze und ihre richtige Anwendung“ praktische Auskunft giebt. — Ueberaus reichhaltig sind die kleinen Mitteilungen vertreten; Belehrendes und Praktisches wechselt darin mit Humorvollem ab. Ziehen wir noch den reichen und künstlerisch wertvollen Bilderschmuck in Betracht, zu dem hervorragende Künstler wie Fritz Reiß, H. Knochl, C. Reichert, H. Lüders u. a. Beiträge geliefert haben, so können wir nicht zweifeln, daß der neueste Band des „Gartenlaube-Kalenders“ sich derselben Beliebtheit wie seine Vorgänger erfreuen wird.

Der erste Schnee. (Zu dem Bilde S. 853.)

„Isch ech da obe Bauwele* feil?
Sie schicken eim e redli Teil.
Jn d’ Gärten abe und ufs Hus,
Es schneit doch au, es isch e Gruus!
Und ’s hängt no menge Wage voll
Am Himmel abe, merk i wohl“ ...

So ungefähr denken die Alten seit Hebels Zeit immer noch, aber die Jungen! ... Die kleinen Schulbürschlein und rotbäckigen Mädeln, die haben einen Hauptspaß und können’s nicht erwarten, bis sie mit den Schlitten hinaus dürfen. Selbst die kleinen Hündchen im Korb möchten gleichfalls in den Schnee hopsen und ein bißchen mittollen. Und die Mutter, das frische junge Weib, obgleich ihr der Sturm den Schirm nicht übel zaust, sie lacht auch in das lustige Flockentreiben und beeilt sich nicht mit dem Heimweg. Nasse Füße fürchtet sie weder für sich, noch für die Kinder: die sollen nur ebenso frisch und fest werden, wie ihre Mutter es ist! Wartet dann zu Hause eine warme Stube auf sie, so können sie sicherlich mehr von Winterfreude als von Winterleid erzählen. Bn.

Die Kerkafälle bei Scardona in Dalmatien. (Zu dem Bilde S. 861.) Dalmatien, das südlichste Kronland der österreichisch-ungarischen Monarchie, ist erst in jüngster Zeit dem Touristenverkehr erschlossen worden. Sowohl seine Küste wie sein wildzerklüftetes, zumeist den Karstcharakter aufweisendes Gebirge bieten viele landschaftliche Sehenswürdigkeiten. Berühmt ist namentlich der Wasserfall bei Scardona, der zu den schönsten Europas zählt. Der Kerkafluß entspringt in einer Felsenhöhle unweit der bosnischen Grenze und mündet bei Sebenico ins Meer. Auf seinem 60 km langen Laufe stürzt er in mehreren Absätzen ins Thal und zeigt eine mannigfaltige Gestaltung. Bald bildet er Sümpfe, bald rauscht er bei durchschnittlicher Breite von 40 m zwischen Felsen dahin; 5 km oberhalb Scardona erweitert er sich zu einem See. Bei Milanovac bildet er den ersten großen, bei Scardona den zweiten 16 m hohen Wasserfall, den unser Bild wiedergiebt. Der Fluß ist hier etwa 100 m breit; oberhalb des Falles steht eine Mühle und daneben sind die Maschinengebäude der Wasserleitung für Sebenico sichtbar. Das Wasser stürzt hier über staffelförmige Felsstufen herab; zwischen den einzelnen Fällen gestaltet sich der Fluß zu kleinen Seen mit fast ruhigem Spiegel; meilenweit hört man in der fast ganz einsamen Gegend das Donnern und Brausen der Katarakte. Zwischen Scardona und Sebenico ist der etwa 300 m breit gewordene Fluß schiffbar und wird auch von Lokaldampfern befahren.

Photographie im Verlage von Fr. Hanfstaengl in München.

Schwere Aufgabe.

Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.

Reinekes Ende. (Zu dem Bilde S. 845.) Der Winter hat seinen Einzug gehalten; tiefer Schnee deckt Feld und Au. Oede und leer sind die im Herbst noch so reichen Jagdgründe Meister Reinekes geworden; aber der Schlaue leidet keine Not wie die anderen Tiere des Waldes. In den langen Nächten umschleicht er die Gehöfte der nahen Dörfer, findet in den Thüren und Mauern der Geflügelställe Spalten und Löcher, durch die er sich einschleichen kann, um Hühner, Enten und Gänse zu rauben. In dem tiefen Bau am Rande des Waldes verzehrt er die Beute und erfreut sich eines tiefen Schlafes, während im Dorfe die bestohlenen Bäuerinnen den frechen Räuber verwünschen. Aber auch den schlauesten Bösewicht erreicht die Strafe. Eines Morgens wird Reineke in seiner Burg Malepartus arg aus seinen Träumen geweckt. Durch den Haupteingang dringt sein grimmigster Feind, der Teckel, in die unterirdische Röhre. Nach einem kurzen Widerstand giebt der überraschte Fuchs Fersengeld und sucht durch eine Nebenröhre in den Wald zu flüchten. Aber hier ist der Schlaue erst recht in sein Verderben gerannt; hier harrt seiner der Jäger mit anderen Teckeln. In wenigen Augenblicken vollzieht sich das Strafgericht. Hinter dem Busche blitzt es auf, und während der Getroffene zusammenbricht, packen ihn schon die grimmen Hunde. Vergeblich ist die letzte verzweifelte Gegenwehr, die Uebermacht der Feinde trägt nach kurzem Ringen den Sieg davon.

Der Albatros. (Zu dem Bilde S. 865). Zu den Erscheinungen, welche dem von Norden kommenden Reisenden auf den Meeren der südlichen Erdhälfte besonders auffallen, zählen vor allem die Albatrosse. Riesenvögel, die wie diese in vertikaler Flügellage sich fortbewegen, d. h. den einen Flügel geradeauf zum Himmel gerichtet tragen, während sie mit dem andern gleichsam die Meeresfläche abzutasten scheinen, giebt es bei uns nicht. Ohne einen Schlag mit den Flügeln auszuführen, schwebt der Albatros weit eleganter und majestätischer dahin als irgend ein Raubvogel, und wer ihn einmal gesehen, findet es begreiflich, daß ihn der Seemann den „König des Meeres“ nennt. Das Meer ist das Element des Albatros. Nur solange das Schiff sich auf hoher See befindet, folgt er ihm durch die weiten Wogenfelder; lange bevor es sich auf Sehweite der Küste nähert, ist er verschwunden. Auf den einsamen, von heftiger Brandung umtosten Felseneilanden der Südsee brütet er, und sobald sein Junges — er legt jährlich nur ein Ei — flügge ist, begiebt er sich auf die Wanderung. Man will beobachtet haben, daß die Albatrosse häufig in verhältnismäßig kurzer Zeit die Erde umfliegen, was bei der Ausdauer und Schnelligkeit ihres Fluges nicht unmöglich erscheint. Die höhere Temperatur scheint dem Albatros unangenehm zu sein; daher zieht er sich im Sommer tiefer ins Eismeer zurück. Der Seesturm berührt ihn nicht

* Baumwolle.

Digitized by Google

im geringsten; über die hochaufspritzenden, brandenden Wellenberge schwebt das Tier mit derselben Ruhe und Stetigkeit, wie der Adler am hellen Sommertage in den blauen Lüften kreist. — Wie die meisten fleischfressenden Seevögel schließt sich auch der Albatros oft in Scharen den größeren Schiffen an. Besonders die mächtigen Passagierdampfer, die einen Streifen fetter Abfallbissen hinter sich lassen, haben stets ein reiches Gefolge, und an Bord eines deutschen Postschiffes, der „Habsburg“, wurde die unserm Bilde zu Grunde liegende Skizze aufgenommen. Sie zeigt die Vögel in ihrer sonderbaren Haltung auf und ab schwebend, und zugleich, wie sie, beim Umwenden einen Bogen nach oben beschreibend, die Flügel wechseln, d. h. scheinbar umkippen. Beim Niederlassen auf die Wasserfläche hat der Vogel große Mühe, die überlangen Flügel unterzubringen, und damit ist auch sein majestätisches Aussehen geschwunden; in der Ruhelage selbst gleicht er vielmehr einer großen Gans. Dr. Adalbert Seitz.

Thomasnacht im Böhmerwalde. (Mit Abbildung.) Mit der zwölften oder spätestens mit der ersten Stunde schließt das Volk gewöhnlich die Feier der „heiligen Nächte“, welche sich durch das ganze Jahr zerstreut finden. Nur der Thomastag, der kürzeste Tag des ganzen Jahres, macht hiervon eine Ausnahme. Im Böhmerwald ist oft schon die vierte Morgenstunde angebrochen, ehe man sich zur Ruhe legt. Später als sonst wird Abendbrot gegessen, und kurz vor zehn Uhr finden sich alle in der großen Familienstube zusammen. Mutter und Tochter lassen das Spinnrad schnurren. Der Vater schnitzt und lehrt den Sohn das gleiche. Auf dem Herde hängt der Kessel, worin das Wasser siedet, von dem noch in später Stunde ein Festkaffee gebraut werden soll. Der große Tisch ist dicht an die Ofenbank geschoben, die sich rings an den Wänden fortsetzt, und die kleine Lampe erhellt das berußte Zimmer nur halb. Unverwandt die Augen auf den Becher gerichtet, an dem er arbeitet, erzählt der Vater, wie sein Großvater den heiligen Thomas auf einem feurigen Wagen vom Osser nach dem großen Arber habe fahren sehen, und wie das Feuer doch noch niemals einen Waldbrand verursacht habe. Sein verstorbener Vater habe heute im Grabe eine unruhige Nacht; denn er habe auch Thomas geheißen, und alle Toten dieses Namens müssen diese Nacht auf dem Friedhofe die Ankunft ihres Schutzheiligen erwarten. Sie helfen ihm dann aus dem Wagen und begleiten ihn zu dem Kreuze, das plötzlich wie von Feuer zu strahlen anfange. Dort kniee der Heilige nieder, bete, gebe allen seinen Segen und verschwinde unter dem Kreuze. Erst jetzt dürfen die Thomasbrüder wieder ihre Gräber aufsuchen, um ein Jahr darin zu schlummern, bis die gleiche Stunde sie wieder zu dem gleichen Dienste rufe. — So lehrt der alte Aberglaube der Böhmerwaldbauern. Um Mitternacht erwarten sie den Wagen. Jetzt hebt die Glocke zum Schlage aus und die erregte Einbildungskraft vermeint, wirklich den Wagen rasseln zu hören: lauter, weit lauter als im Vorjahre donnert er durch die Luft hin. Da ist große Gefahr. Alles kniet nieder, spricht das Thomasgebet, und der Hausvater ruft andächtig aus: „Heiliger Thomas, beschütze uns vor allen Uebeln!“ Unter Zittern und Zagen betet alles ein Vaterunser. Der Mutter stehen die hellen Thränen in den Augen. Unterdessen ist's spät geworden. Der heiße Kaffee und die Wecken stärken und ermuntern wieder die gedrückten Gemüter. Jetzt ist's zwei Uhr. Da endlich tönt das Horn des Nachtwächters, und gleich darauf erklingt sein Lied:

„Meine lieben Männer und Frauen, laßt euch sagen,
Die heilige Glocke hat grad zwei Uhr geschlagen,
Nehmts euch in acht vor Feuer und Licht,
Daß euch durch den heiligen Thomas nichts geschicht!“

Altem Brauche gemäß trägt der Nachtwächter jedes Jahr in dieser Nacht einen langen weißen Bart, eine schwarze Kutte und auf dem Haupte eine mächtige Bischofsmütze. Der Hausvater geht an die Thür, um dem Nachtwächter dem Herkommen gemäß einige Kreuzer zu geben, und nun erst geht's zu Bett, nachdem noch einmal das Haus durchsucht ist und die beiden Kühe im Stalle mit Dreikönigswasser und geweihtem Salz besprengt sind. Denn auch sie sind in Gefahr vor den Schrecken der Thomasnacht. A. T.

Thomasnacht im Böhmerwalde.
Nach einer Originalzeichnung von A. Liebscher.

Des Knaben Berglied. (Zu dem Bilde S. 857.) Hoch oben auf freier Bergeshöh' steht der Hirtenknabe, wie ihn Ludwig Uhland besungen hat, und jauchzt hinab ins Thal. Im frohen Genuß seiner Freiheit sieht er Schlösser und Dörfer unter sich liegen, grüßt er die Sonne, die ihm freundlich noch scheint, wenn unter ihm die Gewitterwolken sich ballen. Er möchte mit niemand tauschen, der kräftige gesunde Gesell, der sich glücklich fühlt in seinem Berufe: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab!“ — was könnte es Schöneres geben? Wie in kraftvoller Jugendlichkeit ihn Meister Knaus vor uns hingestellt hat, so hat ihn ähnlich gewiß die Dichterphantasie des jungen Uhland geschaut, als ihm auf einem seiner Heimatberge „Des Knaben Berglied“ in der Seele erklang. In der neuen kritischen Ausgabe, die soeben J. Hartmann und Erich Schmidt herausgaben, findet sich die Entstehungszeit auch dieses Gedichts bis auf den Tag festgestellt. Uhland schrieb es noch als Student in seiner Vaterstadt Tübingen im Sommer 1806, in dem Jahre von Deutschlands tiefster Erniedrigung unter dem Joche Napoleons. Und in dem nach des Dichters Tod von seiner Witwe zusammengestellten Buch „Ludwig Uhlands Leben“ lesen wir, daß es auf der Höhe des heimatlichen Oesterbergs entstand, wo der Dichter schon als Knabe gern weilte, lesend und sinnend, oder die Natur beobachtend, die ziehenden Wolken, das Herannahen der Gewitter. Wie die meisten seiner Jugendgedichte, entkeimte auch das Berglied bestimmten Eindrücken der Wirklichkeit, die er in der schönen Welt seiner Heimatberge empfing. Ein Gewitter, das sich über einem Thal entlud, während er selbst auf einer seiner Wanderungen noch auf freier Höh' sich befand, war hier die Anregung. In seinem patriotischen Gemüte verschwisterte sich das Bild des Gewitters mit dem Gedanken an die der Heimat drohende Kriegsgefahr, an den von ihm ersehnten Kampf fürs Vaterland im Donner und Blitz der Schlachten.

„Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!“

In dem unterzeichneten Verlag sind erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg.**

Preis: Geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube“ zu Anfang dieses Jahres mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der Buchausgabe vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet. Als Festgeschenk für die zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen der gefeierten Schriftstellerin wird sich das elegante Buch ganz besonders eignen.

Das Glück und andere Novellen.

Inhalt: Das Glück. In der Heilanstalt. Ein Sommernachtstraum.

Von **Arthur Sewett.**

Preis: Geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Ein warmfühlendes, zum Herzen sprechendes Erzählertalent giebt sich in den obigen drei, zu einem Bande vereinigten Novellen kund. Ein wahrhaft poetischer Zauber liegt über diesen anmutigen, durch ihre geschickte, eigenartige Erfindung in hohem Grade fesselnden Erzählungen, von welchen besonders die zu Anfang d. J. in der „Gartenlaube“ erschienene Novelle „Ein Sommernachtstraum“ als ein Kabinettsstück feinsinniger Stimmungsmalerei bezeichnet werden darf.

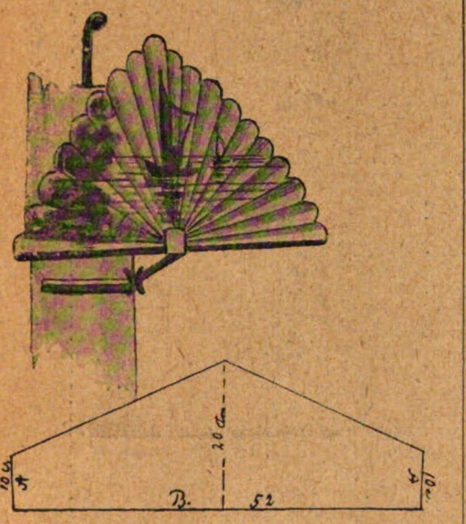
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Wäschesack aus gemustertem Cretonnestoff. Aus farbigem Cretonne- oder Piquestoff schneidet man zwei gleiche Blätter, 98 cm lang und 70 cm breit. In die Mitte jedes dieser Blätter, angefangen von etwa 3 cm unter dem Rande bis hinab zur Hälfte, schlitzt man mit der Schere eine Oeffnung und umnäht die Ränder derselben sorgfältig mit schmalem farbigen Bande. Dann legt man beide Blätter aufeinander und zwischen sie noch ein drittes, genau passendes Blatt aus Futtersatin oder ungebleichtem Leinen, worauf alle drei Teile zusammen festgestochen und rings mit Band umnäht werden. Am oberen Rand läßt man vermittelst einer zweiten Quernaht etwas unterhalb der ersten einen kleinen Hohlraum entstehen, in welchen ein schmales Fischbein zum Straffhalten des Ganzen eingeschoben wird. An die Enden dieses Fischbeins sind je zwei Bänder (oder Litze) von 29 cm Länge befestigt, die man durch zwei rechts und links auf



Lichtschirm.

jeder Seite angebrachte Knopflöcher durchzieht, um daran den Sack im Schlafzimmer aufzuhängen. In den Schlitz der einen Seite kommt die feine, in den der anderen die gröbere Wäsche; die Scheidewand aus Futtersatin verhindert praktischerweise ein Durcheinandergeraten.

Auflagearbeit von Seidenstückchen. Die Arbeit erfordert außer genauer Ausführung nur Geschmack bei der Auswahl des Materials, der fast in jedem Hausstande aufzufindenden alten Seidenreste und -Fetzchen. Aus denselben werden die einzelnen länglichen oder eckigen Teile des Musters, welches man nachbilden will, ausgeschnitten — am besten schneidet man sich für jede Sorte vorher eine Schablone aus steifem Papier — nachdem man die Konturen des Musters selbst mittels Speckstifts auf den die Unterlage bildenden, nicht zu dünnen Stoff übertragen hat.

Wäschesack.

Die Seidenstückchen werden alsdann so glatt als möglich aufgelegt, zuerst nur mit Heftstichen befestigt, hierauf aber mit Goldfaden oder dicker glänzender Seide zugleich umstochen und dem Grundstoff angenäht. Diese gleichmäßige Umrandung läßt die Zeichnung klar hervortreten und verhindert das Ausfransen der Seide. — Die Büffetdecke, deren Abbildung hier als Beispiel folgt, besteht aus olivgrünem Tuch, auf welches die länglichen Palmetten des Musters mit hell nilgrünen Seidenstückchen aufgelegt sind, während die dazwischen befindlichen Sterne aus Teilchen von altrosa Seide, alles mit Gold umrändert, gebildet werden. H. R.

Licht- und Lampenschirm. Sehr häufig will ein Familienmitglied die Lampe nicht so hell sehen wie die übrigen; dem ist leicht abzuhelfen, indem man einen leichten Gaze- oder Papierfächer ausgespannt in eine Klammer steckt und beliebig an der betreffenden Seite der Lampe befestigt. Diese Klammern sind jetzt in fast jedem Lampen- oder Haushaltungsgeschäft zu haben. Den Fächer können geschickte Hände leicht bemalen, doch ist sehr darauf Bedacht zu nehmen, daß die Farben auch transparent wirken müssen, also keine Deckfarben sein dürfen.

Auch für Lichter namentlich in den Schlafstuben sind Schirme gut zu gebrauchen. Der nebenstehend abgebildete ist aus Pergamentpapier gefertigt, wie man es vielfach zum Zubinden der Einmachgläser nimmt. Zuerst schneidet man das Papier zu, wie es die kleine Schnittübersicht zeigt. Dann feuchtet man es gut an, legt es einfach etwas ins Wasser, trocknet es ein wenig mit einem Tuch ab und faltet es sofort, da es schnell trocken und steif wird. Jede Falte 1 bis $1\frac{1}{2}$ cm tief. Danach klebt oder näht man die mit A bezeichneten Ränder auf ein Fischbein, indem man aber die ganze mit B bezeichnete Länge des Papiers fest gefaltet die Mitte bilden läßt, also auch in der Mitte des Fischbeins befestigt: dasselbe ist 20 cm lang. Dann bemalt man das niedliche Fächerchen mit Aquarellfarben — bunte Tinten sind noch vorzuziehen. Das Malen ist etwas schwer, da es in den Falten geschehen muß.

Gehäkelter Rockbesatz. Trotz Monopol- und Plüschborte stoßen die Kleiderröcke sehr häufig nach längerem Tragen am unteren Rande durch; die Stopfstellen sehen häßlich aus, aber

Lampenschirm.

Besatzborte möchte man nicht erst kaufen. Da kann in sehr einfacher Weise geholfen werden, indem man von der leicht drellierten nordischen Wolle, die genau zu der Farbe des Rockes passen muß, ein schmales Picotbörtchen häkelt und dieses, mit den Zacken nach oben gerichtet, unsichtbar aufnäht. Mit einer kräftigen Stahlnadel sind, etwas fest, stets fünf Luftmaschen und eine feste Masche in die erste Luftmasche zurück zu häkeln; wird die Borte etwas breiter gewünscht, so ist längs des geraden Randes eine Tour aus festen oder Kettenmaschen hinzuzufügen. Wie stets bei gehäkelter Passementerie, näht man die Borte mit ihrer linken Seite nach oben auf.

Auflagearbeit von Seidenstückchen.

Hauswirtschaftliches.

Winke für die Hausbäckerei. Es sind alles nur Kleinigkeiten, von denen ich hier reden will, und doch setzt sich aus ihnen ein Großes: der Erfolg der ganzen Bäckerei zusammen. Soll das Backwerk gut geraten, müssen alle Zuthaten tadellos sein, Mehl und Zucker dürfen keine Klümpchen zeigen, beides muß vor dem Gebrauch gesiebt werden. Für Hefenbackwerk ist die Güte der Hefe von größter Bedeutung. Eine Erprobung ist in allen Fällen anzuraten, zumal sie leicht gemacht werden kann. Man löst 25 g Zucker in $\frac{1}{2}$ l lauwarmem Wasser auf, thut 20 g Hefe hinein, vermischt sie mit der Lösung und stellt sie warm. Zeigt sich in 15 Minuten leichter Schaum auf der Oberfläche, so ist die Hefe gut, fehlt er, so muß man sie fortthun, sie ist alsdann völlig untauglich. — Um die für Stollen, Striezel ꝛc. nötigen Rosinen und Korinthen ohne Wasser rasch zu reinigen, das ihnen bekanntlich Süße entzieht, ist Weizenmehl trefflich. Man schüttet etwa zwei Löffel davon in die Ecke eines reinen Tuches, thut die Beeren hinzu und reibt sie mit der anderen Ecke gut in Mehl ab. Sie sind dann völlig sauber geworden. — Für alle Mandelbäckerei ist die schneeige Weiße der Mandeln von Wichtigkeit. Man darf daher in diesem Fall die Mandeln nicht wie sonst abbrühen, um sie zu schälen, da in dem heißen Wasser der Farbstoff sich löst und die Weiße der Mandeln trübt; man legt vielmehr die Mandeln einige Tage in kaltes Wasser und zieht sie dann ab. Auch muß man die Mandeln gut trocknen, sie zu diesem Zwecke mit leinenem Tuch abreiben und darauf etwa 36 Stunden auf einem mit Löschpapier bedeckten großen Brett im warmen Raum nachtrocknen. — Bei Schmalzbäckerei kann das zu rasche Bräunen des Backfettes das Gelingen des Gebäcks in Frage stellen. Um dies Bräunen zu vermeiden, giebt man einfach einige frische, geschälte Karotten ins Schmalz.

Vorhang für den Besenschrank. In den engen Stadtwohnungen und namentlich in den Zinsburgen der Großstadt wird es der Hausfrau selten so gut, daß sie ein eigenes Besenkämmerchen besitzt; meist muß sie sich mit einem Besenschranke, oftmals mit einem Eckchen, das die Schränke des Vorzimmers freilassen, oder mit einem Plätzchen an der Wand eines Korridors begnügen. In den beiden letzten Fällen ist ein verhüllender Vorhang sehr am Platze; aber auch im Besenschrank bringt man ihn gerne an. Man fertigt denselben in entsprechender Höhe und Breite aus naturfarbigem oder grauem Drell, den man am hübschesten mit einem dreifingerbreiten Rande von rotem Schweizer Kattun an allen vier Seiten besetzt. Am oberen Rande sind Beinringe angebracht, durch die eine kräftige rote Schnur geht, mittels welcher der Vorhang an zwei Nägeln befestigt wird. Auch kann eine Eisen- oder Messingstange durch die Ringe geleitet werden, die dann mit ihren Haken in zwei an den Seitenwänden des Schrankes angebrachte Oesen greift, und an welcher sich der Vorhang gut beiseite schieben läßt. Der Vorhang kann mit leichter Stickerei in türkischrotem D. M. C.-Garn verziert werden. Als Mittelstück empfiehlt sich eine weibliche Figur, mit dem Besen in der Hand, darunter etwa der Spruch: „Des Hauses Zier ist Reinlichkeit — sie schaffet Segen allezeit,“ oder: „Willst du dein Haus in Ordnung wissen — laß Besen und Schippe nirgends vermissen.“ Die Figur wird mit Stiel- oder Tambourstich, der Spruch in Hochstickerei ausgeführt. Der Besenschrank enthält alle zum Aufräumen notwendigen Utensilien, wie Besen, Schippe, Flederwisch, Möbelklopfer und -Pinsel ꝛc., ein Fach nimmt die im Gebrauch befindlichen Wischtücher, die Fußbodenbürste und das Putzzeug für die Thürbeschläge auf; auch das Putzkistchen für die Lampen kann daselbst Unterkunft finden. R. U.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Umstellrätsel.

Palos, Moral, Eidam, Salat, Mauer, Birma, Tadel, Laden.

Aus jedem dieser Wörter ist dadurch ein neues Wort zu bilden, daß man einen Buchstaben durch einen andern ersetzt und die übrigen vier Buchstaben anders ordnet. Die neuen Wörter bezeichnen 1. eine Stadt in Pommern, 2. eine Prosadichtung, 3. einen mythischen König von einem Lande in Kleinasien, 4. einen Nebenfluß der Donau, 5. eine Stadt in Tirol, 6. eine Gebirgskette in Asien, 7. eine Stadt in Hannover, 8. einen Baum.

Die mittelsten Buchstaben der richtig gefundenen Wörter nennen zusammen einen aus den letzten Kämpfen gegen die Mahdisten bekannten Ort.

A. St.

Auflösung der Schachaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 25.

1. Dc4—f1	Ke5—f6:	2. La3—b2 ≠.
A. 1. . . .	Ke5—f4	2. La3—d6 ≠.
B. 1. . . .	Sf3—d4	2. Se7—g6 ≠.
C. 1. . . .	Ke5—d4 (S beliebig)	2. Se7—c6 ≠.

Rätsel.

Mit Hang verdeckt es;
Mit Wand versteckt es.

Scherzrätsel.

Dem Leser fällt mein Rätselwort nicht schwer:
L kommt zuerst, dann es, zuletzt folgt er.

Auflösung des Kreuzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 25.

		C	D	J	G		
		o	r	e	r		
C	o	l	o	r	a	d	o
D	r	o	m	e	d	a	r
J	e	r	e	m	i	a	s
G	r	a	d	i	s	k	a
		d	a	a	k		
		o	r	s	a		

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 26.

Lampe, Ampel.

Auflösung des Bilderrätsels „Der Weihnachtsengel“ auf dem Umschlag von Halbheft 26.

Man liest zuerst alle Buchstaben, die unter den großen Sternen stehen, dann erst jene, die unter den kleinen Sternen sind. Es ergiebt sich der Text:

1. Sei uns willkommen,
2. heil'ger Christ!

THE CELEBRATED CORNISH AMERICAN PIANOS AND ORGANS.

ONE YEAR'S FREE TRIAL

WIR VERKAUFEN EIN PIANO ODER EINE ORGEL ÜBERALLHIN UNTER DER AUSDRÜCKLICHEN BESTIMMUNG, DASS WIR SELBE ZURÜCKNEHMEN, FALLS KÄUFER NACH ZWÖLFMONATLICHEM GEBRAUCH NICHT MIT DENSELBEN ZUFRIEDEN IST.

Es wäre uns nicht möglich, diese einzig dastehende Cornish-Geschäfts-Offerte dem Publikum zu unterbreiten, wäre dieselbe nicht gedeckt durch unumstössliche Beweise unserer absoluten Verantwortlichkeit. Die Cornish Pianos und Orgeln werden 25 Jahre garantirt und für den Werth dieser Garantie bürgt der nahezu 50jährige Bestand unseres Geschäftes, sowie Grund und Boden und Eigenthum über eine Million Dollars an Werth. Unsere langjährigen Erfolge verdanken wir in der Hauptsache dem Vertrauen, welches das Publikum in uns gesetzt hat, und über eine Viertelmillion zufriedengestellter Kunden liefern den Beweis für die Ehrenhaftigkeit unserer "Geschäfts-Methode und die Vorzüglichkeit unserer Pianos und Orgeln."

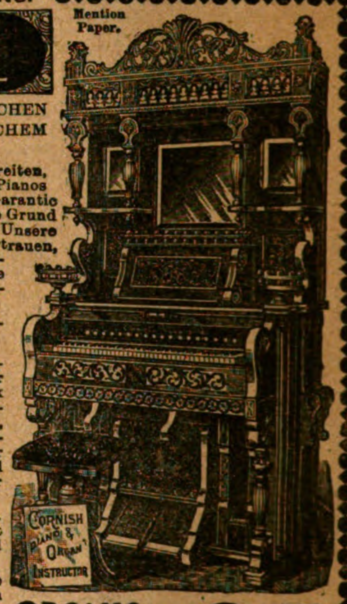
AUSFÜHRLICHE MITTHEILUNGEN UEBER DIE WELT-BERÜHMTE CORNISH-OFFERTE

und eine vollständige Beschreibung sämmtlicher von uns fabricirten Instrumente bietet unser neuer schön illustrirter farbiger SOUVENIR KATALOG für 1899, der umfangreichste Musik Katalog unserer Zeit.—Das Titelblatt ist eine meisterhaft ausgeführte Reproduction eines interessanten alten Gemäldes, welches "Einen alten Egyptischen Sänger beim Frühgottesdienst" darstellt. und von einem hervorragenden Künstler für uns entworfen u, verfertigt wurde. Dieser schöne Katalog wird KOSTEN und PORTO FREI versandt und dazu ferner GRATIS unser Novellen-Buch "The Heart of the People."

KATALOG, BUCH und UNSERE LETZTE OFFERTE, ALLES FREI. Eine prompte Bestellung auf Grund dieser Anveige sichert Ihnen einen DISCONT von $10 auf jede CORNISH-ORGEL und $20 auf jedes CORNISH PIANO zu.

REFERENZEN: Unsere, Ihre, oder jede andere Bank und eine grosse Menge von Geschäftsfreunden, welche in den verflossenen 50 Jahren Instrumente im Werthe von Millionen von uns gekauft haben.

Schreibt um genaue Auskunft über unsere populäre Offerte, nach welcher man ein Amerikanisches CORNISH PIANO oder eine CORNISH ORGEL vollstähdig frei erhalten kann, an



PIANOS FROM 155 DOLLARS — COMPLETE WITH ALL LATEST MUSICAL ATTACHMENTS

ORGANS FROM 25 DOLLARS — CASH OR EASY PAYMENTS

CORNISH & CO., (Est'd nearly 50 years.) WASHINGTON, NEW JERSEY.

MAKERS OF HIGH-GRADE AMERICAN PIANOS AND ORGANS.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-★ Kalender 1899.

Mit einem farbigen Kunstblatt von Fritz Reiß und zahlreichen Illustrationen in Schwarzdruck.

Vierzehnter Jahrgang.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der **„Gartenlaube-Kalender“** für das Jahr 1899 enthält u. a. die neueste Erzählung von **W. Heimburg: „Korl Lorensen“** mit Illustrationen von Fr. Bergen, ansprechende und humorvolle Erzählungen von Hans Arnold und Gertrud Franke-Schievelbein, unterhaltende und belehrende Beiträge von Dr. Fr. Dornblüth, L. Holle u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1899** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch die Buchhandlungen beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 40 Pfennig (für Porto) direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung. — Die Jahrgänge 1887—1897 des „Gartenlaube-Kalenders“ haben wir bis auf weiteres im Preis herabgesetzt und zwar liefern wir dieselben, solange die Vorräte reichen, in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 50 Pfennig.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seit verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

28. Heft. Preis 10 cents. 31. Dezember 1898.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12 th & Vine Street, Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Zur Jahreswende. Gedicht von Rudolf von Gottschall. Mit Umrahmung . . . 869

Montblanc. Roman von Rudolph Stratz (Schluß) . . . 870

Der Hochzeitlader. Gedicht von Peter Auzinger. Mit Abbildung . . . 876

Das Alter der Welt. Von Dr. H. J. Klein . . . 876

Das Kinder-Neujahrssingen in Tirol. Eine Skizze aus der Weihnachts- und Neujahrszeit von J. C. Platter. Mit Abbildung . . . 878

Böse Zungen. Novelle von Ernst Muellenbach (Ernst Lenbach) . . . 880

An unsere Leser . . . 893

Zum Neuen Jahre. Gedicht von Heinrich Seidel. Mit Umrahmung . . . 894

Blätter und Blüten: Vermißten-Liste. (Fortsetzung aus Halbheft 27 dieses Jahrgangs.) S. 891. — Rettung Schiffbrüchiger. Von Heims. (Zu dem Bilde S. 872 und 873.) S. 892. — Die Berner Klause. (Zu dem Bilde S. 885.) S. 892. — Theetrinker in Ispahan. (Zu dem Bilde S. 889.) S. 892. — Eine neue Einbanddecke zur „Gartenlaube“. S. 892.

Illustrationen: Zur Jahreswende. S. 869. — Rettung Schiffbrüchiger durch Raketenschuß und Hosenboje. Von F. Lindner. S. 872 und 873. — Der Hochzeitlader. Von Ernst Müller. S. 877. — Das Kinder-Neujahrssingen in Tirol. Von Fritz Bergen. S. 881. — Die Berner Klause. Von M. Zeno Diemer. S. 885. — Theetrinker in Ispahan. Von L. L. Weeks. S. 889. — Siegestrophäen. Von C. Wiederhold. S. 891. — Neujahrsgruß aus der Gartenlaube. Von Marie Nestler-Laux. S. 892. — Abbildung zu dem Gedicht „Zum Neuen Jahre“. S. 894.

Hierzu Kunstbeilage XXVIII: „Süßes Träumen“. Von A. Ritzberger.

Kleine Mitteilungen.

Eine einzig dastehende Ausnutzung der Naturkräfte wird, wie französische Fachblätter berichten, in dem kleinen Hafenort Ploumanach in der Bretagne ausgeübt. Hier, wo keinerlei Industrie getrieben wird und Fischfang, Austern- und Krebszucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden, hat man das alte, so viele Köpfe beschäftigende Problem der Ausnutzung von Ebbe und Flut auf die einfachste Weise gelöst. Die Flutwelle, die täglich zweimal gegen den Strand des Hafens geführt wird, muß nicht allein das Eis erzeugen, das zur Konservierung der Fische und Krebse gebraucht wird, sondern sie muß fortan auch die Zuchtanlagen und den Ort selbst elektrisch beleuchten.

Die einfachen Mittel zur Erzeugung dieses Effekts sind ein alter Weiher von 1½ Hektar für die Austernzucht und die Räder einer zeitweise ungebrauchten Wassermühle. Der Teich ist, um seiner Zerstörung durch Sturmfluten vorzubeugen, einst durch eine 8 m hohe Mauer vom Meere getrennt worden und für gewöhnlich nur bis zum Niveau des letzteren mit Wasser gefüllt. Diesen Umstand hat man benutzt, um täglich zweimal eine Wassermenge von rund 70 000 cbm aufzuspeichern, wenn die Flut kommt, und sie alsdann zur Ebbezeit in mechanische Arbeit umzusetzen. Ueber dem gewöhnlichen Niveau des Wassers befinden sich zum Einlaß der Flut Schützen oder Klappen in dem Deich des Stauweihers, die sich nur nach innen öffnen. Der Druck der Flut stößt sie selbstthätig auf und füllt den Teich bis zum Niveau des höchsten äußeren Flutstandes, d. h. 4 bis 5 m über den Ebbestand. Beginnt dann die Flut zu weichen, so hält der innere Wasserüberdruck die Schützen geschlossen und der Inhalt des Reservoirs steht zur Verfügung der Mühlräder. Die Einlaßklappen sind so dicht durch Gummi an ihre Umrandung angeschlossen, daß auch bei der höchsten Füllung des Bassins kaum ein Tropfen verloren geht. Zur Zeit der Ebbe wird nun das Wasser aus dem Teich zu zwei Rädern geleitet, von denen das eine, je acht Stunden täglich arbeitend, in dieser Zeit etwa neun Centner Eis produziert und damit den Bedarf der Eigentümer reichlich deckt. Eine Dynamomaschine mit Accumulatorenunterstützung soll jetzt die Kraft des anderen Rades ausnutzen und elektrisches Licht erzeugen. Beide Anlagen verzehren indessen kaum zehn Pferdekräfte, während die alten, vorhandenen Wasserräder das Fünffache leisten können und die Aufstellung moderner Turbinen noch weit mehr Energie nutzbar machen würde. Bw.

Eine Erinnerung an Emil Rittershaus. Es war am sonnigen Nachmittage des 15. September 1884, als sich Emil Rittershaus mit einer größeren Zahl von Herren aus Greiz zu einem Rendezvous mit Herren aus Plauen in Jocketa einfand. Es hatte in den Tagen vorher eine Versammlung unter seinem Vorsitz in Greiz stattgefunden, an der sich auch Plauensche Herren beteiligt und die Zusammenkunft in dem freundlichen, damals viel einfacheren Jocketa verabredet hatten. Die Begrüßung fand auf Station Bartmühle statt, und die mit den Schönheiten der „Vogtländischen Schweiz“ vertrauten Plauener führten ihre Gäste durch das wildromantische Triebthal nach dem Stationsrestaurant Jocketa. Zugleich mit den Greizer Herren waren, geführt von ihren Lehrerinnen, die unter der Obhut eines Geraer Mädcheninstituts stehenden „höheren Töchter“ ausgestiegen, welche ebenfalls eine Wanderung durch das Triebthal nach Jocketa vorhatten und um die Erlaubnis baten, sich uns anschließen zu dürfen. Sie hatten unterwegs den ihnen vorher persönlich unbekannten Dichter kennengelernt und ihm gehuldigt und wollten nun errötend seinen Spuren weiter folgen, was gern gestattet wurde. An der schönsten Stelle des Triebthals, wo sich der Thalkessel etwas weitet, wo die schroffen Felsenwände auf der einen Seite turmhoch aufsteigen, während auf der anderen bemooste Steinblöcke, von Hochwald beschattet, den sich weiter zurücklehnenden Berghang überdecken und die reißende Trieb in zahlreichen Kaskaden zwischen mächtigen Geröllbrocken hindurchbraust, wurde Halt zu einem Picknick gemacht, welches von einem Plauener improvisiert worden war. Während die Herren sich auf Bänken und Felsblöcken am Flusse und zugleich am Fäßchen Plauenschen Bieres niederließen, zogen sich die jungen Damen auf die entfernter liegenden Sitzplätze im Hochwald zurück und zwitscherten manch patriotisches Lied lustig durch die Zweige, dadurch wesentlich zur Hebung der Feststimmung beitragend. Rittershaus saß stillvergnügt auf einer Bank am Felsen und gab sich dem Genusse der Natur hin, als ihm von einem frischen Backfisch ein Feldblumenstrauß, der eben gepflückt worden war, mit dem üblichen Knix überreicht wurde. Strahlenden Auges dankend, nahm er die duftige Gabe entgegen. Nach einiger Zeit wurde die Wanderung nach Jocketa fortgesetzt, wo mittlerweile noch eine größere Zahl von der Anwesenheit des Dichters unterrichteter Damen und Herren nebst Kindern mit der Bahn von Plauen her angekommen waren. Als man unter den Kolonnaden des Gartens Platz genommen hatte, zog der Dichter, der am langen Tische obenan saß, sein Notizbuch heraus und fing an zu schreiben. Bald riß er das beschriebene Blatt aus dem Buche und ließ es der Blumenspenderin als Gegengabe überreichen, was bei den etwas abseits sitzenden Mädchen so große Freude hervorrief, daß sie, an den Tisch, an dem der Dichter saß, herantretend, die Verse, die sie mittlerweile mehrmals abgeschrieben hatten, nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles“ vortrugen. Alle Anwesenden wurden feierlich gestimmt, auch der Dichter. Er, der zärtliche Familienvater und Kinderfreund, nahm ein neben ihm auf dem Schoße der Mutter sitzendes blondgelocktes dreijähriges Mädchen auf seinen Schoß herüber und herzte und küßte es.

Die von ihm gedichteten Verse, welche in gleicher Weise von seinem Beobachtungstalent und Patriotismus beredtes Zeugnis ablegen, lauten:

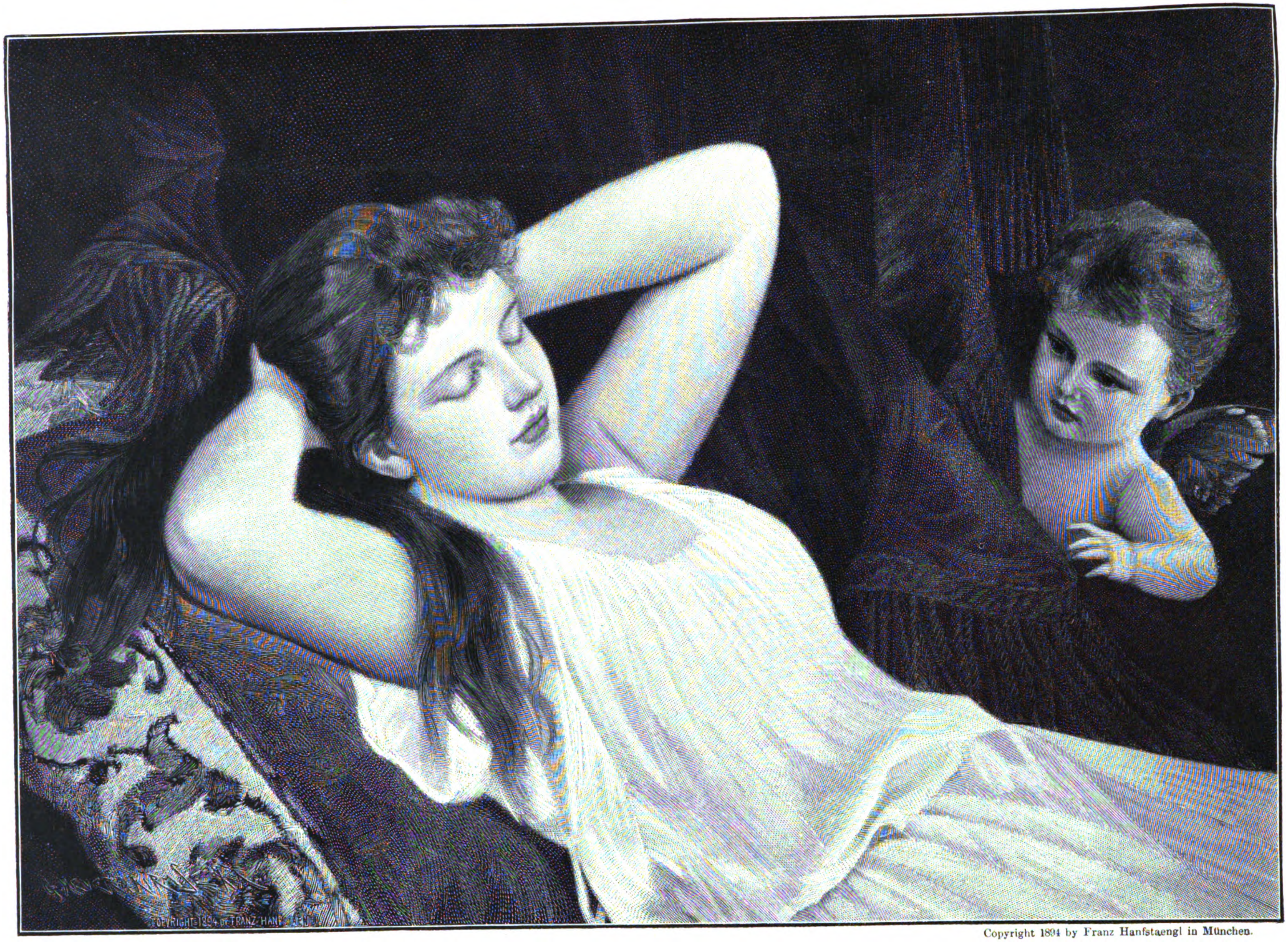
„Wenn herab aus heit'rer Bläue
Golden lacht der Sonnenschein,
Daß sich unser Herz erfreue,
Zieh'n wir in die Welt hinein;
Durch die Berge, durch die Gründe
Tanzen wir in muntern Reih'n,
Und ein helles Lied verkünde
Unsrer Seelen Seligsein.

Durch die Wiesen, durch die Matten
Schlingt der Fluß ein Silberband;
Vögleins Lied in Waldesschatten
Ist ein Gruß, vom Lenz gesandt.
Unterm dunklen Laub der Eichen
Ruh'n wir an der Felsen Rand.
O wie herrlich, ohnegleichen,
Bist du, deutsches Vaterland.

Dich, du Heimatland, zu preisen,
Hoch durch Gottes Gunst gestellt,
Sollen klingen unsre Weisen
In des Haines grünem Zelt.
Aus den Büschen wiederhall' es,
Jauchzend tön's durch Wald und Feld:
Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt!“

Nur zu bald schlug die Stunde des Abschieds; die Herren fuhren mit dem Abendzuge von Bartmühle weg, bis dahin auf dem kürzeren Weg von einigen Herren begleitet. In ihrem Gefolge befanden sich wieder die Geraer Damen und Mädchen, die dem Dichter — darüber können vielleicht manche ehrbare Frauen von heute, die damals als „Backfische“ dabei gewesen sind, berichten — jedenfalls beim Abschied in Greiz nochmals Huldigungen dargebracht haben. Auch bei anderen Teilnehmern an der Partie, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen, werden sie gewiß angenehme Erinnerungen wecken. Prof. Dr. Hzg.

Digitized by Google



Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl in München.

SÜSSES TRÄUMEN

Nach dem Gemälde von A. Ritzberger

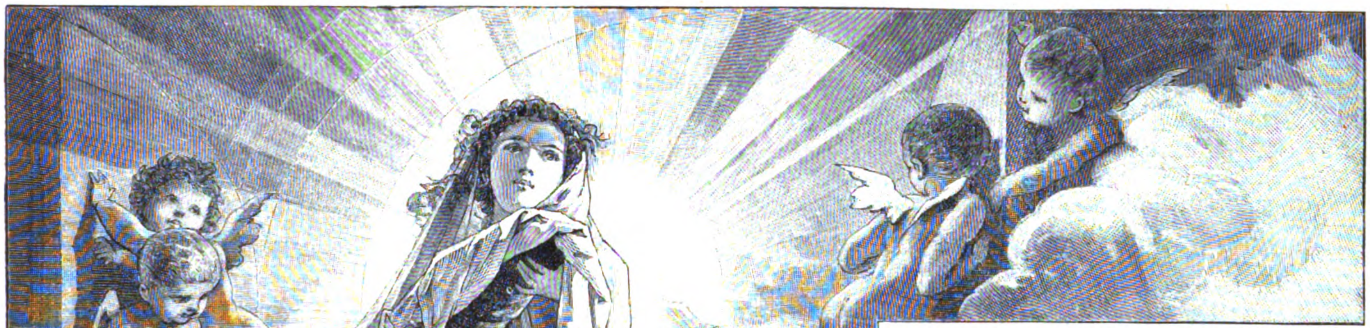
Digitized by Google

Digitized by Google

Halbheft 28. Die Gartenlaube. 1898.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.



Zur Jahreswende.

Der Glocken Läuten kündet Mitternacht!
Die Gläser hoch — das neue Jahr erwacht!
Noch eine fromme Spende den Cypressen —
Die Thränenspende manchem teuern Grab,
Und einem Toten, ewig unvergessen,
Der lebend einer Welt die Losung gab.
So hohem Ruhm läßt sich kein Grab bereiten,
Er trotzt der feindlichen Gewalt der Zeiten.

Und noch ein Kranz — der hohen Dulderin!
Legt auf den Sarkophag ihn trauernd hin,
Den Lilienkranz zum Kaiserdiademe,
Den, ein Juwel, der Tau der Thränen schmückt!
Zu blut'ger That hat die verruchte Feme
Nie frevelhafter ihren Dolch gezückt.
Verwaist das Zauberschloß an Korfus Strande
Und mutterlos die kaiserlichen Lande!

Wir alle klagen um versunk'nes Glück,
Erinn'rung bringt es träumend uns zurück!
Wer dächte nicht in dieser Geisterstunde
So vieler Blüten, die der Sturm zerstreut?
Wem hat selbst bei der heitern Tafelrunde
Im stillen nicht sich alter Schmerz erneut?
O, das Vergang'ne weckt der Wehmut Zähren —
Die Zukunft möge Hoffnung hold verklären!

Du neues Jahr — o nicht im Trauerflor:
Mit hellen schönen Sternen steig' empor!
O mögst du Licht den kühnen Denkern bringen,
Die forschend auf des Geistes Warte stehn,
Den Völkern Frieden, die im Kampfe ringen,
Den Herzen Trost, die klagend ihn erflehn,
Der Menschheit Heil im großen Weltgetriebe
Den Lieben Heil und Heil der treuen Liebe!

Rudolf von Gottschall.

Montblanc.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von **Rudolph Stratz.**

23.

Hinauf in der heiligen Stille, ferne über der Welt, dem höchsten Ziel entgegen! Tief da unten liegt die bunte Mannigfaltigkeit der Dinge, liegt Farbe und Lärm, Bewegung und Wechsel. Hier oben ist nur zweierlei, reglos und dauernd: ringsum die weiße Unermeßlichkeit des ewigen Schnees und über ihr die sterndurchwirkte Unendlichkeit des Weltraumes.

Und zwischen beiden dies kleine schwarze Pünktchen Leben, dies leicht sich kräuselnde Wölkchen von heißem Atem in frosterstarrter Oede, das sich da langsam und zähe in jene Welt hinaufarbeitet, in die es nicht gehört — die ihm verschlossen bleiben sollte nach dem Willen der Natur und ihm innerlich ewig fremd bleiben wird.

Lange schon war hinter dem einsamen Wanderer das „Hotel des Grands Mulets“ geschwunden und mit den es umstarrenden Felsen als schwarzdämmernde Masse in der Nacht des Thals geblieben. Es war nichts mehr um ihn, was an Menschen erinnerte, als die schmale, halbverwehte Fußspur des preußischen Lieutenants vom Tag vorher, die sich im Mondglanz vor ihm weiter und weiter zum Himmel hinaufzog. Erst in weitem Hakenschlag zu dem Kleinen Plateau, dann steil und gerade aufwärts in knirschendem, hartgebackenem Schnee, dessen Flächen weithin jäh wie schiefgelegte Mauern abschossen.

Schritt um Schritt, Stufe um Stufe, Viertelstunde um Viertelstunde in tiefem, lähmendem Schweigen. Er dachte nichts mehr, er fühlte nichts mehr, während er schweratmend, den Blick auf den Boden gerichtet, aufwärts klomm — er wollte nur noch. Er wollte auf den Gipfel, der stechenden Schmerzen ungeachtet, die ihn immer heftiger zur Umkehr mahnten, und all die zähe Energie des Afrikaners raffte sich noch einmal gegen sich selbst zum entscheidenden Schlag zusammen und trieb den Körper vorwärts, wie der Reiter das zitternde Roß.

Alle Augenblicke schien es, als wollte die Firnwand ein Ende nehmen. Aber immer neue weiße Kämme lugten hinter den bezwungenen Bergwellen hervor, und immer weiter führte die schnurgerade Spur wie eine Himmelsleiter hinauf in die gestirnte Nacht.

Und wieder eine Viertelstunde und noch eine. Da weht es kühl und schneidend um die erhitzten Wangen und vor den Augen öffnet sich weithin, im bläulichen Schein der Nacht zum weißen Wunderland verklärt und grenzenlos verschwimmend, der Riesenkessel des Großen Plateaus, der gewaltigsten Schneemasse, welche die europäischen Alpen kennen. Weiß ringsumher, nichts als silbernes, träumerisches Weiß! Im Halbkreis, den Mond überragend, die schneeigen Riesen der Montblancgruppe, mit ihren gewaltigen firnüberrieselten Flanken, deren Lawinenströme sich unten im Grund der stundenweiten Mulde zu blendend leuchtenden Schneehügeln und -thälern einen, in glitzerndem Schuppenglanz dazwischen das Blinken der Gletscher, und vor dem Fuß des Wanderers die weite weiße Ebene, über der der Wind stöhnend und zwecklos wie ein Wolf im Winterwald hin und her streicht.

Hier oben begann sein ewiges Reich. Hier gab es keine Ruhe mehr. Die Luftwellen kamen und gingen, sie wanderten von Frankreich nach Italien, sie fluteten zurück und umstrudelten das weiße Greisenhaupt des Montblanc in ihrem heulenden Spiel, wie die See unermüdlich um die Klippe brandet. Im Kessel des Plateaus freilich war ihre Kraft schon an den Schneemauern des Umkreises zerschellt und äußerte sich nur noch in zornigem Gellen und Pfeifen. Aber weiter oben, hinter jener unsichtbaren Höhenscharte, die Frankreich von Italien, den eigentlichen Montblanc von seinem sanfteren Nachbar zur Rechten, dem Dome du Gouter, trennt, da erhob es sich zuweilen in rollendem, unheilverkündendem Donner wie die Stimme eines Riesen, der die Zwerge des Thales warnt, sein Eis- und Nebelheim über den Wolken zu betreten.

Ein langer schwarzer Strich, zog sich vom Lagerplatz in der Mitte der Schneefläche die Fußspur an der Flanke des Dom du Gouter hin. Er folgte ihr weiter und warf, alter Gewohnheit folgend, einen prüfenden Blick zu den weißgetürmten Massen hinauf. Von dort kamen nachmittags die Lawinen. Da pflegte man sich in glühendem Sonnenbrand und fußtief zu Brei erweichtem Schnee in fliegender Eile durchzuhetzen, wenn oben wieder das verräterische Krachen und Rieseln begann und in stäubenden Schneebächen der Tod zu Thal fuhr.

Aber damit hatte es jetzt keine Gefahr. Die Berge schliefen. Der Mond schwamm still am Himmel — alles träumte, bis auf den ewig rastlosen Gesellen im Reich des Schweigens, den Höhensturm.

Der wurde jetzt stärker und stärker. Eisig lachend fuhr er dem Wanderer entgegen, der sich langsam an der Bergflanke emporarbeitete. Er raubte ihm den Atem und erquickte ihn doch zugleich. Denn sein stählender Hauch verscheuchte die seltsame Beklemmung, die fast jeden unten bei der stundenlangen Wanderung in der windgeschützten riesigen Schneemulde umfängt.

Die Stickluft legte sich wie ein Druck des Todes um die Brust. Im Föhn aber war Leben und Kraft. Hier spielte er noch, wie er mit seinen rauschenden Schwingen den Firnstaub vor sich hintanzen ließ; aber weiter oben, in der Scharte, zeigte er schon sein wahres Gesicht voll Furchtbarkeit, das der immer wütender rollende Donner in der Ferne ahnen ließ.

Es wurde in seinem Wehen plötzlich ganz schneidend kalt. Die Luftwärme bei dem vor wenigen Stunden verlassenen Touristenhaus erschien jetzt wie eine laue italienische Nacht gegenüber diesem durch alle Hüllen kriechenden, alle Fibern erstarrenden Frost. Und auch die Luft selbst veränderte sich. Sie wurde merklich dünner. Die Brust mußte sich hoch wölben, um sie genügend einzuschlürfen, begierig, wie ein Wanderer frisches Quellwasser trinkt, und bekam doch, wenn unversehens ein Windstoß dazwischen fuhr, nicht genug von dem Lebensstoff. Dann stockte der Kreislauf des Körpers. Es war nicht mehr möglich, einen Schritt weiter aufwärts zu thun. Man mußte stehen bleiben, einen neuen Atemzug schöpfen und dann wieder eine Stufe höher steigen. Und wieder ein Atemzug, wieder ein Schritt — und immer weiter, der Scharte zu, auf der sich, als Zufluchtsort in dem gefürchteten Schneesturm, auf einer aus dem Firn starrenden Klippe wie ein mittelalterliches Raubnest hoch hingebaut, die kleine Vallot-Hütte erhob.

Er eilte sich, sie zu erreichen. Denn der Mond sank tiefer und tiefer hinter den silberverklärten Gipfeln. Wenn er schwand, trat volles Dunkel ein, denn das Morgengrauen war noch fern.

Da stand er auf der Höhe des Firnsattels zwischen Dom und Monarch, aufschauernd wie in einem eisigen Bade, so grimmig erkältend brausten die Wirbelwellen des Südsturms um ihn her. Er lief mehr als er ging, über den im Druck der Nägelschuhe stöhnenden Firn, die Eisaxt hochgehoben, mit der Linken Augen und Gesicht gegen die herangeschleuderten Luftmassen schützend. Er wußte: die Thüre der Schutzhütte stand jederzeit offen und fiel hinter jedem von selbst wieder ins Schloß. Nicht ohne Mühe schwenkte er den schweren Holzflügel in den Angeln und trat zähneklappernd ein.

Kaum hatte er den Fensterladen aufgehakt und sich auf der nächsten Holzpritsche, die seine Hand im Halbdunkel berührte, lang hingeworfen, da erlosch hinter dem Fenster draußen das letzte Dämmerlicht. Der Mond war untergegangen, die volle Finsternis da.

Wie er so dalag, stumm und starr, in Grabeskälte und rabenschwarzer Nacht, da kam ihm plötzlich der Gedanke, ob er nicht schon gestorben sei. Vielleicht war das der Sarg. Die Hölle. Irgend ein Ort, der nichts mehr mit der Erde gemein hatte.

Auf irgend einem erkalteten Planeten, in den Bergschlünden des Mondes — da mochte es so zugehen. Auf einer dieser Lehmkugeln, die abgestorben, zwecklos durch den Weltraum wirbeln, ein Tummelplatz unsichtbarer, in Sturmgewand gekleideter Luftgeister und ihrer nächtigen Spiele.

Er erhob sich, tappte im Dunkeln, mit dem Fuß an einer vergletscherten Ecke des Raumes ausglitschend, nach dem kleinen Fensterrahmen und preßte sein Gesicht daran. Aber nicht einmal die Sterne waren zu sehen. So dicht hatte sofort eine Eisschicht von außen die Scheibe überkrustet.

Nur durch das Ohr stand der einsame Alpinist noch mit

Digitized by Google

der Welt in Verbindung. In dem tiefen, massigen Dunkel der Nacht, die bleiern über dem Frostreich brütete, heulten und johlten ununterbrochen die langgezogenen Sturmstöße, jetzt von Courmayeur her mit der Wut des welschen Föhns, jetzt wieder von Chamounix her mit dem eisig fegenden Nordost der schweizer Alpen im ewigen Spiel der brandenden Luftwellen wechselnd. Klagen und Jauchzen, Winseln und Lachen, wütendes Aufbrüllen und befriedigtes Grollen klang aus ihnen wie ein Widerhall des ganzen ewigen Kampfes ums Dasein auf der Erde, unter dessen Donnern und Pfeifen die Bergkolosse selbst zu wanken schienen.

Er öffnete das Fenster und spähte hinaus. Nun war es etwas heller. Ueber den hartgefrorenen Schnee hin huschte und flirrte es im Geistertanz — himmelhoch aufgewirbelte und pfeilschnell kreiselnde Säulen von Firnstaub, in der Dunkelheit unsichtbar und doch daran kenntlich, daß hinter dem Geflimmer der Krystallkörner das kalte Licht der Sterne sich verschleierte.

Wie eine Handvoll Nadeln peitschte ihm der Wind die spitzen Eissplitter ins Gesicht. Er schloß wieder das Fenster und setzte sich, in seinen Mantel gewickelt, den Rücken an die Wand gelehnt, auf die Pritsche.

Vielleicht ruhte er gerade auf dem Lager, auf dem vor wenigen Jahren jener Arzt aus Chamounix an Erschöpfung gestorben war! Er hatte den Montblanc besuchen wollen, und der Montblanc hatte ihn getötet. In dem einsamen Wetterhäuschen hier oben, 14000 Fuß über dem Meer, hauchte er seinen Geist aus.

Da draußen hatte er Leidensgefährten genug. Dicht vor der Thüre der Hütte war, im Schneesturm ratlos umherirrend, jener englische Gelehrte verschieden. Ein anderer, ein Russe, hatte sich etwas weiter oben im Eis zur ewigen Ruhe gelegt, und weiter seitwärts hatte man seinerzeit die ganze Expedition jenes italienischen Grafen — elf Männer — als Leichen am Firnhang gefunden. In der Gletscherspalte nicht weit davon ruhten die beiden Schotten, unter denen die trügerische Schneebrücke gewichen, an unbekannten Orten so mancher andere, unter ihnen, vielleicht hier ganz in der Nähe, auch Balmat de Montblanc, des Berges erster Bezwinger und sein erstes Opfer.

Jetzt war der Bergriese zahm. Die Menschen hatten ihn kennengelernt und fürchteten ihn nicht mehr. Selten, daß einer noch im Griff seiner Eisfaust verblieb. Aber heute, in wenigen Stunden, wurde ihm doch wieder eine Beute zu teil! — —

Er wußte es jetzt ganz genau, wie er da reglos, schweratmend lag, daß es zu Ende ging. Die stechenden Schmerzen krampften ihm die Brust zusammen, häufiger und häufiger stockten für einen Augenblick Pulsschlag und Atem — es kam alles, wie es der Arzt gesagt hatte.

Aber es kam nicht früher, als er wollte. Er wollte noch einmal die Sonne sehen, wie sie über die höchste Warte Europas ihren ersten Strahl ergoß. Mochten andere hier in Nacht und Dunkel auf harten Pritschenlagern oder verloren in den schauerlichen Kerkern der Gletscherschlünde enden — ihn mußte sein Körper, der strapazengewohnte, dem Willen pflichtige, zum Licht, zur Höhe, zur Freiheit emportragen. Dort konnte er vergehen. Er hatte sein Bestes gethan und, was in ihm flüchtig und doch ewig wohnte, zur Ewigkeit der sonnenfrohen Höhen hinaufgeführt und dort entlassen. Mochte es hinauswehen, als ein zitterndes Wölkchen im Weltall sich verflüchtigen oder, im Vogelflug zur Erde niederkreisend, in einer anderen Menschenbrust von neuem nisten — wer weiß, woher es kam, wohin es ging. Und vielleicht wußte er es doch in wenigen Stunden . . .

Er preßte die Hand an die Brust und trat wieder zum Fenster. Die Nacht erstarb! Dort drüben im Osten blinzelte es fahl und grämlich auf, in einem leichenfarbenen Schein, der, rasch am Firmament sich ausbreitend, den Glanz der Himmelskörper in seinem matten Grau ertränkte. Goldene Ränder säumten da und dort dies Grau der um die Berge und unter ihnen dampfenden Wolken ein. Sie erhellten sich mehr und mehr. Ein seltsames, gelbes Dämmerlicht, wie man es nie in den Thälern schaut, schien, die Nacht vertilgend, aus den Poren des ewigen Firns selbst herauszuströmen, und im Osten flossen langgestreckte, rote Dunststreifen zu einer blutigen Lohe zusammen, die gleich dem Widerschein einer ungeheuren Feuersbrunst stumm und feierlich immer höher und höher am Himmel aufstieg.

Tiefer unten, wo sich der Firnpfad längs des Doms zum Großen Plateau hinabzog, lag noch tiefe Nacht. Aber auch in ihr sahen, als er dorthin den Blick wendete, seine erstaunten Augen etwas Fremdes, Lebendiges. Ein Lichtpünktchen, das, wie ein aus dem Thal verirrtes Johanniswürmchen, steil und beharrlich in dem weißlichen Dunkel aufwärts pendelnd, über den Schnee emporschaukelte.

Die Laterne einer Montblanc-Expedition! Er furchte die Stirne. Er hatte gehofft, daß bei dem heftigen Südsturm alle Führer die vom Plateau links abzweigende Route durch den „Korridor" und über die beinahe fünfhundert Fuß hohe „Eismauer" wählen würden, und sicher hatten auch alle anderen diesen beschwerlichen, aber windgeschützten Weg eingeschlagen.

Warum diese nicht? Und wer waren sie?

Er wußte es wohl. Und als die Laterne jetzt höher und höher herauf kam und im Tagesgrauen der Scharte verblaßte, da unterschied sein Blick schon deutlich drei Gestalten, eine lange und eine kleine und etwas Weißes, Schleierhaftes dazwischen, und der Wind wehte ihm, wie aus weiter Ferne, einen verhallenden, hellen Klang ins Ohr.

Er ergriff seine Eisaxt und stieg von der Hütte zu der beinahe ebenen, windumpfiffenen Firnfläche des Sattels nieder, auf dessen anderer Seite sich der Anstieg zum eigentlichen Montblanc, die Eisleiter der Grandes Bosses du Dromadaire, emporbäumte. Zu dreiviertel senkrecht aufgerichtet und kaum einen Fuß breit, lief die von Axthieben gekerbte, bläulich blitzende Firnschneide zwischen zwei riesigen Glasdächern in die Höhe, die jäh und spiegelnd unter ihr rechts und links Tausende von Fuß in das Thal, nach Frankreich und Italien abschossen.

Es war eigentlich noch etwas zu dämmerig, um jetzt schon die glitscherigen Sprossen dieser Himmelsleiter zu erklimmen, die, obwohl für den erfahrenen und schwindelfreien Bergsteiger gut gangbar, doch für jeden unbedachten Tritt eines Einzelgängers sein Leben heimforderte. Und zudem konnte der heulende Wind alles vereiteln. Ließ er auch wohl bei Tagesanbruch nach, so war doch die Gefahr, durch einen jähen Sturmstoß aus den Stufen geschleudert und in das Nichts hinausgefegt zu werden, während der ganzen Wanderung vorhanden.

Zum Glück konnte die Bezwingung des Dromedarhöckers kaum 25 bis 30 Minuten dauern, da er sich keine Eistritte auszukerben brauchte. Die am vorigen Tag geschlagenen Stufen des Lieutenants waren — das sah sein geübter Blick — noch zu benutzen. Und wartete er nur noch kurze Zeit, so kamen die drei da hinten und holten ihn ein. Hörte er doch im Morgennebel ihre Stimmen aus nächster Nähe.

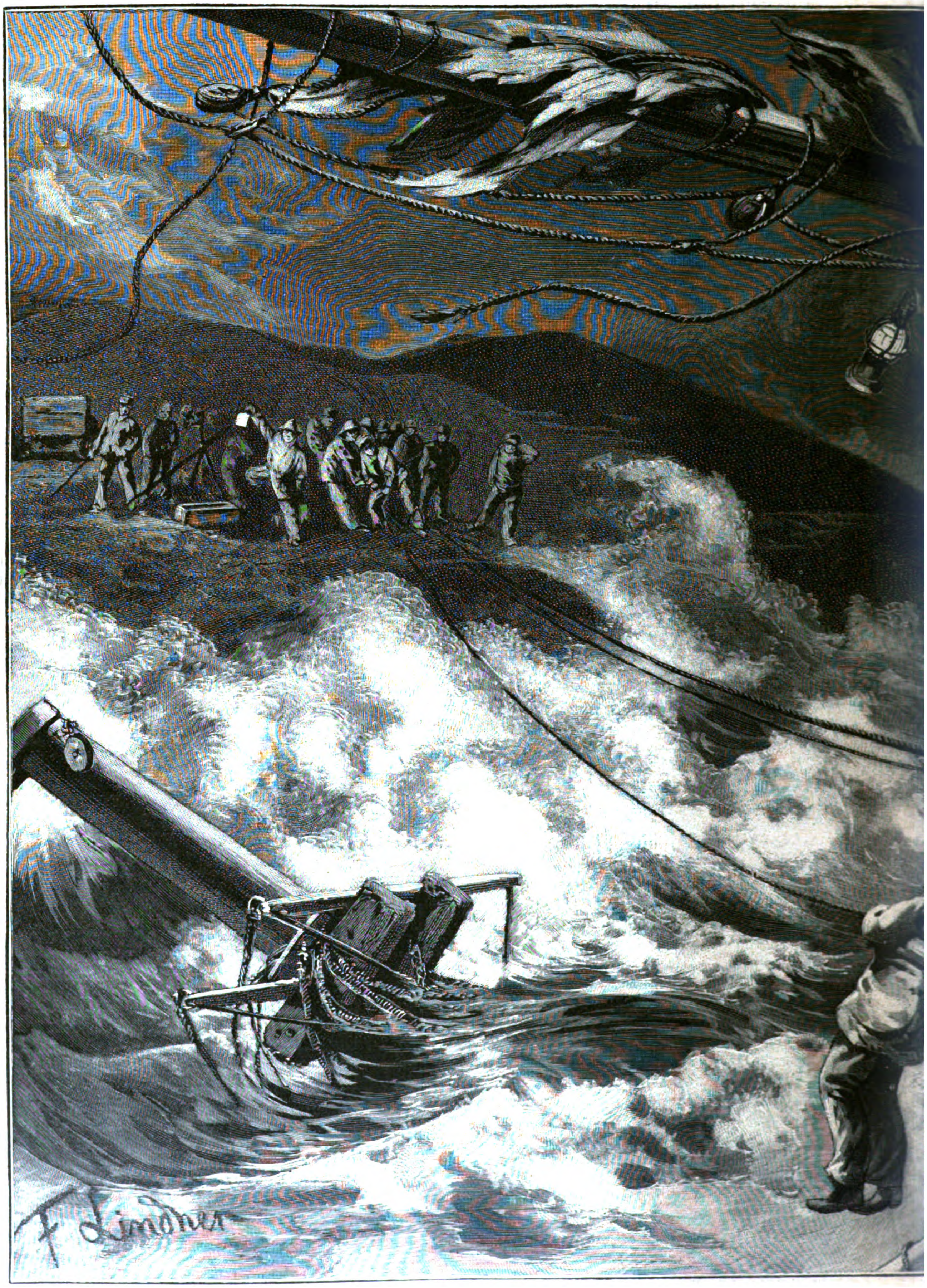
Er warf seine Eisaxt über die Schulter wie der Soldat das Gewehr und ging im Sturmwind mit langen Schritten quer über den Firnsattel dem Montblanc zu.

24.

Die andern, die am schwanken Seil aus den Schneekesseln der Plateaus heraufstiegen, konnten ihn nicht erkennen. Der Wind fuhr ihnen zu schneidend in die Augen und umwirbelte sie mit seinen eiskalten Stacheln, daß sie blinzelnd und schauernd sich zusammenduckten. Und als sie dann die Hütte erreicht hatten, war die Gestalt ihres Vorgängers schon in den Nebelschwaden verschwunden, die, vom Föhn aus ihren warmen Thalnestern heraufgejagt und in unstetem Spiel auf- und niederschwimmend, die Firnleiter umhüllten.

Auf den bleichen Gesichtern der Touristen lag die Morgenstimmung, wie sie Uebernächtigkeit und Erschöpfung in der letzten Hälfte einer großen Besteigung zu erzeugen pflegt. Und für die beiden Männer war dies die zweite Besteigung innerhalb vierundzwanzig Stunden. Gestern um diese Zeit auf die Aiguille du diable, heute auf den Montblanc — es war ja wahrscheinlich, daß sie ihre Wette mit den aus den Grands Mulets ihnen nachfolgenden Mitgliedern des Londoner Alpine Club gewinnen und die beiden Gipfel hintereinander machen würden — aber im stillen ärgerte es sie doch, daß sie, gereizt durch die Ruhmredigkeit der Briten, von denen der eine, der lustige Graukopf, schon zwölfmal auf dem Montblanc gewesen war, sich des Wagstücks vermessen hatten. Sie fühlten doch das Biwak und die schwere Tagesarbeit von gestern in allen Knochen und saßen stumm und verdrießlich in der Vallot-Hütte.

Digitized by Google



Rettung Schiffbrüchiger d

Nach einer Origin.

Digitized by Google

Raketenschuß und Hosenboje.

ung von F. Lindner.

Digitized by Google

Draußen strömten, während der Sturm mit sich mindernder Heftigkeit die Eisluft erschütterte, immer neue Nebelmassen von der italienischen Seite herauf, ganze Wolkenzüge, die dampfend, dichtgeballt in raschem, lautlosem Fluge dahinstrichen wie eine endlose Herde seltsamer Zugvögel, die sich eilt, ein fernes Ziel zu erreichen. Im wachsenden Tageslicht wurden sie immer heller und durchsichtiger, und von oben her leuchteten schon die zitternden Frühstrahlen des auf den höchsten Gipfeln erwachenden Morgens hinein.

Franklin gähnte, lang ausgestreckt, und starrte zur Decke.

„Was machen die Nebel, Prinz?" frug er stumpfsinnig. „Können wir nicht bald weiter?"

Ein Sturmstoß gab ihm die Antwort, der wie ein zorniges Aufbrüllen über die Wetterscharte hinfegte. Die Wolkenherde schwamm geängstigt und gescheucht vor ihm her und senkte sich in rascherem Flug auf der anderen Seite zum Plateau herab. Und in der grauenden Winterlandschaft, die sie enthüllte, lief wieder sichtbar geworden die schmale Stufenbahn auf der Schneide der Grandes Bosses du Dromadaire in die Höhe.

„Da geht's hinauf!" sagte der Prinz aufstehend und holte das Seil hervor. „Was wir nicht brauchen, lassen wir hier unten. Noch 'nen Schluck Wein! Sie müssen, Frau Angela! Sonst werden Sie am Ende schwindlig. Die Promenade ist ein bißchen luftig. Rechts nichts, links nichts, über sich nichts, nur unter sich das bißchen Eis . . . Sie müssen ganz langsam und beschaulich gehen — nie einen Fuß heben, ehe nicht der andere feststeht. Und wenn Sie doch ausgleiten, so thun Sie das bitte nicht schweigend, sondern sagen Sie es mir, wenn irgend möglich, beiläufig im Lauf des Gesprächs vorher, damit ich Sie rechtzeitig halten kann!" Er that selbst einen kräftigen Schluck. „Brrr! ist das Zeug kalt!" murmelte er, sich den roten Schnurrbart wischend. „Es könnte ebensogut Tinte sein wie Rheinwein! Na, nun los! Was haben Sie, Frau Angela?"

Die weiße Schleiergestalt antwortete nicht, sondern wies nur stumm mit der Hand in die Höhe. Da, wo ihre in unförmlichen Stulpen verhüllte Rechte hindeutete, klomm eine dunkle Erscheinung rüstig die letzten Tritte des schmalen Firnwegs empor. Elastisch von Stufe zu Stufe steigend, vom Sturm umbrandet und, auf die jenseits schräggestellte Eisaxt gestützt, sich weit zur Rechten über den Abgrund beugend, um im Anprall der Luftwellen das Gleichgewicht zu bewahren, ging der einsame Wanderer, nach gutem Gletscherbrauch frei aufgerichtet, fortwährend schwankend und doch unerschüttert, seinen Weg. Jetzt setzte er den Fuß in die letzte Eiskerbe, jetzt war er oben auf dem Dromedarhöcker und verschwand hinter den Schneehügeln, die sich darüber türmten.

Der Prinz nickte befriedigt. „Ein gutes Stück Arbeit!" sagte er. „Allein auf den Montblanc! Und ohne Training. Dazu gehören Nerven. Hoffentlich holen wir ihn noch ein."

„Ich glaub's nicht!" Der kleine Yankee schüttelte den Kopf. „Sehen Sie nur . . . da kommt er wieder heraus . . . wie er losstürmt. Es ist gerade, als ob er die dünne Luft gar nicht spürte."

„Oder als ob er vor uns flüchtete." Der Hüne lachte grimmig. „Er will nichts mehr von Ihnen wissen, Frau Angela!"

Die weiße Frau zuckte die schmalen Schultern und sah dem Höhenwanderer nach, solange seine dort oben im Frührot scheinbar riesig wachsende Gestalt sichtbar blieb.

Der Yankee aber wurde ungeduldig. „Los!" rief er. „Bringen Sie Ihre Schneeschleier in Ordnung, Frau Angela, der Wind geht scharf und die Sonne ist nahe. Wenn Sie sich wieder ganz als Berggespenst verkleidet haben, können wir aufbrechen!"

* * *

Die vermummten Menschen schritten über den Sattel dahin, der sich lässig in den Schultern wiegende Riese voraus, der Zwerg am Schluß und zwischen ihnen, gesenkten Kopfs, die stumme weiße Begleiterin. Der Wind hatte sich jetzt ziemlich gelegt. Nur vereinzelte Stöße umpfiffen noch die drei, während sie langsam, mit pedantischer Vorsicht die fußbreite, zu beiden Seiten von freier Luft begrenzte Firnschneide emporstiegen, erst mäßig steil, wie auf einer gutbürgerlichen Treppe, dann immer jäher hinauf wie auf einer im Winkel von etwa siebzig Grad an eine Wand gelehnten Leiter. Die Sprossen dieser Leiter, blankes, graublaues und mit einer dünnen Schicht von Firnkörnern bedecktes Eis, knirschten unter den Kopfnägeln ihrer Schuhsohlen. Die dünnen Eisenkettchen, welche die Schneegamaschen am Stiefel festhielten, klirrten leise dazu im Takt, und regelmäßig ging der schwere Atem der drei Bergsteiger, denen hier in der Anspannung des Augenblicks auf der luftigen Messerschneide keine Atemnot mehr die Brust beengte, obwohl sie sich jetzt schon in gleicher Höhe mit den trotzigsten und schwierigsten Gipfeln Europas, mit Monterosa, Dom und Matterhorn, befanden.

Plötzlich blieb der Prinz stehen, und die andern machten notgedrungen auch Halt. „Jetzt habe ich eine Idee!" sagte er düster und blickte zur Seite nieder, wo in der Höhe seines linken Kniees ihm unter der weißen Gaze das leichenweiße Gesicht entgegenschimmerte. „Eine Idee, Frau Angela!"

Ein Sturmstoß erfaßte sie. Sie machte eine unwillkürliche Bewegung und kam mit dem einen Fuß aus dem Gleichgewicht. Franklin Moore, dessen Brust sich gerade vor ihrem Bergschuh befand, packte rasch zu, drehte den Absatz herum und stellte ihn wieder richtig in die Stufe.

„Vorwärts, Prinz!" schrie er durch den Wind an Angela vorbei in die Höhe. „Vorwärts, in drei Teufels Namen! Hier ist doch nicht der Ort, sich Geschichten zu erzählen!"

Aber wenn der Hüne einmal etwas im Kopf hatte, hätte man es ebensogut einem Bullen durch gütliches Zureden austreiben können wie ihm. Er regte keinen Fuß.

„Hier i s t der Ort," verkündete er düster und schaute, auf seine Eisaxt gestützt, herab, „der Ort für meine Idee. Kurz und gut, Frau Angela — wollen Sie meine Frau werden?"

Die weiße Gestalt an seinem Knie sah schweigend zu ihm auf.

„Diese Frage ist an dieser Stelle und in dieser Höhe noch n i e von einem Mann an ein Weib gerichtet worden," fuhr der Riese befriedigt fort und bog sich wie die andern blinzelnd weit über den schmalen Grat, um einem Anprall des Windes zu begegnen. „Sie ist durchaus neu! Also müssen Sie Ja sagen! Nein sagen können Sie nicht. Dieser glattrasierte Massenmörder aus Transvaal, den ich da hinter Ihnen am Seile schleppe, hat mich selbst gestern abend darauf aufmerksam gemacht, daß ich, wenn ich falle, Sie beide mit mir nehme . . . nach dem Gesetz der Schwere, Frau Angela!"

Die unter ihm blieb stumm. Aber unwillkürlich klammerte sie sich mit einer Hand an seinem Knie fest.

„Wenn Sie jetzt trotzdem Nein sagen, dann gerate ich in einen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit. Dann trete ich aus reinem Gram plötzlich links daneben . . ."

„Well!" Franklin Moore lachte unten herzlich los. „Passen Sie auf, Frau Angela! Im selben Augenblick treten wir beide rechts daneben! Dann ist das Gleichgewicht wieder hergestellt. Die eine Hälfte der Partie hängt rechts in Italien, die andere links in Frankreich!"

„Lachen Sie nicht!" gebot der Hüne zornig. „Die Sache ist ernst!"

Aber der Yankee faßte sie heiter auf. „Zwicken Sie ihn ein bißchen ins Bein, daß er weitergeht!" riet er. „Es ist zwar eine sonderbare Antwort auf einen Heiratsantrag, aber wer Ort und Zeit so wunderlich wählt, darf sich nicht beklagen, wenn man auf seine Eigenart eingeht."

„Frau Angela . . ." begann der Recke von neuem. „Es giebt ein Unglück . . ."

„Es giebt kein Unglück!" schrie der Yankee von unten fröhlich im Winde. „Keine Angst! Glauben Sie, dieser Koloß von Mensch hätte die Nerven, absichtlich fehlzutreten? Das kann ich nicht einmal! Das kann keiner von uns! Vorwärts, Frau Angela . . ."

Jetzt lachte es auch unter den Gazeschleiern leise auf. Der Prinz zuckte zusammen und machte ein wütendes Gesicht.

„Er hat eine Idee!" sagte der Yankee trocken. „Zum ersten- und letztenmal in seinem Dasein. Das bekommt solchen Fossilien nicht. Wenn Sie ihn nicht zwicken wollen, Frau Angela, so setzen Sie einfach Ihren Fuß in seine Stufe. Für zwei Schuhe ist nicht Raum. Also muß er als Gentleman Ihnen Platz machen! Sehen Sie ... es hilft. Da steigt er ganz artig weiter. Wie geht's, Herr? Ist der Anfall vorüber?"

Aber der andere antwortete nicht, sondern klomm zornmütig in so raschen Schritten empor, daß ihn die beiden Genossen am

Digitized by Google

Seil zurückhalten mußten. Er wandte sich nicht nach ihnen um, sondern zuckte nur mißmutig die Achseln, und seine langen Schnurrbartenden flatterten zu beiden Seiten des Kopfes in dem jetzt von der Höhe herabstürmenden eisigen Winde, der die Thränen in die Augen trieb und die Finger erstarrte.

Nun hatten sie diese Höhe erreicht. Vor ihnen lag, in immer neuen Schneehügeln und Firndächern sich übereinander wölbend, ein zerrissenes, wie von Riesenhand hingeschleudertes weißes Chaos, das letzte Gebiet des Montblanc. Wo es endete, war nicht zu erkennen. Immer neue blendende Wälle, glitzernde Schluchten, spiegelnde Eisflächen tauchten hinter den erklommenen Punkten empor und erstreckten sich weiterhin in dem weißlichen Nebeldampf des Himmels.

Vorsichtig, auf den Eispickel und das linke Knie gestützt, den rechten Fuß tastend in dem Schnee abwärtsgeschoben, und mit dem ganzen Körpergewicht auf der Bergseite ruhend, schoben sie sich an der Flanke des zweiten, des „kleinen" Dromedarhöckers hart unter dem Kamm an einer schmalen Schneewand hin, die sich wenige Fuß unter ihnen in das Unermeßliche verlor. Weitere Schwierigkeiten gab es jetzt bis zur Spitze nicht mehr. Ohne Gefahr suchte der geübte Fuß in der frosterstarrten Hügel- und Thälerwelt des breit sich auftürmenden Montblancrückens seinen Weg aufwärts, immer weiter aufwärts in der Kette von Eiswällen, die des Wanderers spottend rastlos neu vor ihm aus dem Firn zu wachsen schienen, wenn er sie eben erst keuchend überwunden.

Die Atemlosigkeit — das war das Schlimme! Es war keine Luft mehr, was die lechzenden Lungen einzogen, es war etwas eisig Dünnes, etwas, was die Brust zugleich leer ließ und erkältete. Etwas Feindseliges, das dem ganzen Leib die Spannkraft nahm. Die Muskeln begannen zu trotzen. Sie thaten nur noch widerwillig, zögernd ihre Pflicht, und immer häufiger mußten die Touristen, im Schnee liegend, rasten und warten, bis wieder etwas Luft im Brustkasten und Federstärke in den Beinen sich einstellte. Kampflustig sprangen sie dann auf. Aber nach wenigen Schritten war die bleierne Müdigkeit, das Lechzen nach Luft wieder da. Wieder mußte Halt gemacht werden, wieder hoben und senkten sich die breiten Rippen des Prinzen wie eine mächtig arbeitende Dampfmaschine, wieder zitterte es vor Ermattung unter den weißen Schleiern und trocknete sich der Yankee mit mephistophelischem Lächeln das aus Nase und Ohren tretende Blut — dann wieder ein Ruck am Seil — weiter — weiter! Sie wußten es ja: wenn die Muskeln sich noch so widerspenstig weigern, ihre Kraft herzugeben, so haben sie doch noch jeden, der wollen konnte, bis zum Ziel getragen.

Und da vor ihnen lief, über Schneehalden und Firndächer, zwischen Eistrümmern und frostigen Thälern die Fußspur ihres Vorgängers und zeigte ihnen den Weg, den er, der Einzelne, zäh und rastlos verfolgte. Ihn selbst bekamen die beiden Männer nicht mehr zu Gesicht. Sie konnten nicht so rasch empor wie er. Um Angelas willen. Zwischen ihnen schritt die weiße Gestalt schweratmend und schweigend den Höhen zu, auf denen der, dem sie folgte, frei aufgerichtet der Sonne entgegenging.

25.

Der da oben wandelte schon im Licht. Die dämmernden Sonnenwellen grüßten ihn mit ihrem schmeichelnd warmen Gold, und allgemach hob sich rings um ihn Europa aus der Nacht des Schlafes, aus Nebel und Grauen empor zum Morgenglanz.

Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Montblanc ......

Schon waren die Sterne oben am Firmament erloschen, dessen Aschfarbe immer mehr in einem unergründlichen schmelzenden Blaßblau verschwamm. Nur der Morgenstern funkelte noch trotzig nieder, ein goldenes Juwel, aus dessen Rändern in unruhigem Spiel die Lichtzacken schossen und zurückzuckten. Aber bald erstarb auch er, der Tag war Sieger.

Noch stand die Sonne tief im Osten, hinter dem Engadin. Aber es wurde hell von Oesterreich her, von Deutschland und der Schweiz. Hell wie in dem Chaos, von dem das Bibelwort spricht: „Und die Erde war wüst und leer!" Ein unermeßliches Nebelmeer, soweit das Auge reicht — eine graue leblose Sündflut, wie wenn auf hoher See Windstille ein Schiff umfängt und die Nußschale still daliegt, über sich den Himmel, ringsum die ungeheure Weite.

Aber hier waren Inseln ringsumher! In trotzigen Zacken schoß es überall in der Runde aus dem wesenlosen Schweigen zum Licht empor, in wildgeformten, schneebeströmten Klippen und firnüberpuderten Wellenlinien, deren reines Weiß sich allmählich, der grauen Grämlichkeit der Thäler spottend, mit einem heiter lächelnden Rosenrot übergoß.

Die Sonne war nah'! Auf den höchsten Gipfeln Europas entzündete sie ihr Licht, auflodernde Strahlenbüschel, die der Hochwelt das Kommen der Gebieterin meldeten. Ueberall blitzte es auf. Es legte sich in glühenden Leisten von geschmolzenem Gold um die Schneekämme, es funkelte in grimmem Glanz von den Schultern der Eisriesen und krönte ihr ehrwürdiges weißes Haupt mit einem flammenden Diadem von Morgenrot, das, majestätisch von dem rasch in tieferes Blau sich färbenden Himmel abgehoben, seine Lichtströme hinab zu den Gletschern und Thälern rieseln ließ.

Ein Bergkoloß entzündete sich am andern. Zu Hunderten und aber Hunderten loderten rings in der Runde die Riesenfackeln des neuen Tages und schauten, über dem Nebelheim der Tiefen aufgereckt, das man Europa nennt, andächtig zu der in Feuerfluten vom Osten heranschwimmenden Gebieterin der Welt empor. Trotzig aufrecht, starre Gebieter, selbstbewußte Giganten, begrüßten die Berge das Einzige, was über ihnen ist, den Urquell alles Irdischen, den Born des Lichts und Lebens in ehrfurchtsvollem Schweigen. Der Sturm allein sprach für sie. Wie Donner wandelte sein Morgengebet über die ewigen Höhen, ein Preis des Himmels und der Erde, ein Loblied der Schöpfung am sechsten Tage, da es noch keine Menschen gab.

Jahrtausendelang war die Sonne über jenen Höhen aufgegangen und gesunken, ohne daß ein Menschenauge sie sah. Nun hatten sich dem einsamen Mann da oben die jungfräulichen Wunder enthüllt. Das Leben schritt mit ihm durch die wilde Einsamkeit über den Wolken, das warme, menschliche Leben — höher, immer höher, dem letzten Ziele zu.

Tief war ringsum schon der Kranz der Berge gesunken. Von oben herab überschaute sein Blick jene vom Thal so gigantisch ragenden Gipfel, auf denen allen er selbst schon schweratmend und sturmgeschüttelt gestanden hatte. Der schmale Eiskamm der Jungfrau, der gedoppelte Firngrat des Matterhorns, des Doms schneeüberrieselte Felsenzacken, die tückisch überhängenden Schneerücken des Lyskamms, der eisglatte Zuckerhut der Dent Blanche, ja selbst das mächtig aus weißen Halden aufschießende, siebenfach gegipfelte Steingewölbe des Monterosa hatten sich vor dem Montblanc gebeugt. Und günstiger als die mühsame Bezwingung dieser Riesen durch glitschrige Schneerinnen, schmale Gesteinkanten und senkrechte Felskamine gestaltete sich diese luftige letzte Höhenwanderung über den Kamm des Montblanc. — Weiß ringsumher — ein blendendes, die Sonnenstrahlen zurückschleuderndes Weiß, das die Augen kaum zu ertragen vermögen — und über dem unbefleckten Hermelingewand des Bergkönigs die dräuend stahlblaue, beinahe blauschwarze Himmelswölbung, deren Verfinsterung auch das des Hochgebirgs gewohnte Auge immer wieder mit leisem Grauen schaut.

Von unten her tönte unsichtbarer Donner — langsam anschwellend und in undeutlichem Gemurmel verklingend. Die ersten Lawinen fielen vor dem Strahl der Morgensonne. In senkrecht die Bergwände durchfurchenden schnurgeraden Rillen glitten die Schneebäche in den Abgrund, der sie brüllend empfing. Seinem ungeschlachten Gruß antwortete es aus einem andern Thal wie das Poltern schwerer Lastwagen. Sonst tiefe Ruhe ringsum. Auch der Sturm war erstorben.

Der Firnkamm wurde schmaler und schmaler. Sanft ansteigend, ging er aus einem breitgewölbten Rücken allmählich in einen Fußpfad von Schnee über, auf dem man eben noch bequem und auf den Pickel sich stützend, durch die Pausen des Atemholens alle fünf Schritte zum Stehenbleiben gezwungen, emporklimmen konnte. Dann plötzlich wurde er wieder etwas breiter und öffnete sich auf ein beinahe ebenes, durch zum Thale überhängende Schneemassen trügerisch ausgedehntes Plateau, aus dem, ein dunkler, schräg im Schnee lastender Fremdkörper, das Bollwerk des Observatoriums Janssen, trotzig emporstarrte.

Tief aufatmend blieb der Wanderer stehen. Er war am Ziel. Vom höchsten Punkt Europas sah er, auf seine Eisaxt gestützt, einsam wie ein kreisender Adler, über die Welt und die Wolken

Digitized by Google

dahin. Zum letztenmal erlebte er, den Tod im Herzen, mit offenen Sinnen all die Herrlichkeit — windstille Luft, feierliches Schweigen, regloser Morgensonnenglanz auf dem Gipfel des Montblanc, und in ihm regte sich, wie ein Schauer vergangener Zeiten, ein Ding, das ihm, dem modernen Forscher, dem Alleswisser und Götzenzertrümmerer, längst geschwunden war: die Ehrfurcht.

Das Gefühl der Unendlichkeit ging in ihm auf. Sein Auge, das in unbegreiflichen, unfaßlichen Fernen sich verlor, zählte nicht mehr das tausendfache Gewimmel der Gipfel im weiten Umkreis von Europa, es sorgte sich nicht mehr um all die Länder und Ländchen zu Füßen — nein, es schaute hinaus in jene äußersten Weiten des Horizonts, wo das unermeßliche Panorama in zarten violett getönten Dunstschleiern verschwamm, wo aus der geheimnisvollen Trübung der Luft geheimnisvolle Berggestalten grüßten, von denen er nicht mehr wußte, ob sie der Erde entstammten, ob sie die Allmacht des Weltraums aus vergänglichen Wolken schuf.

Zur höchsten Höhe war er gestiegen, um an den Grenzen der Erkenntnis, am Ende seiner Kraft zu stehen. Aber nichts Niederdrückendes lag ihm darin. Im Gegenteil. Es machte ihm die Brust weit. Es stimmte sie ruhig und heiter in dem Gefühl der Ergebung vor dem ewigen Welträtsel. Hier oben fühlte er sich dem Urbild aller Dinge nah', wie seine Vorfahren, die weltwandernden Germanen auf jungfräulich waldumrauschten Berggipfeln, wie die Hellenen auf den sonnigen Höhen des Olympos ihre Götter suchten — Geschöpfe von heiterer Kraft und lachender Größe gleich der Natur selbst und ihren Lieblingen, den Starken unter den Menschen.

Und für den Starken galt ewig das „Excelsior!" — Das „Empor zur Sonne!" In unvergänglichem Glanze stand sie, da er ermattet vor ihr niedersank, über seinem Scheitel. Sie vergoldete ihm noch einmal die wohlbekannte Erde und lehrte ihn zugleich die Eitelkeit alles Irdischen, die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens und Wähnens in dieser letzten Stunde der Einsamkeit über den Wolken. Und während er fühlte, daß er dahinging, ein verwehtes Sandkorn, ein ersterbendes Pünktchen im Gewimmel des großen Ameisenhaufens, fiel ihr Strahl noch einmal kosend über das krause Getriebe unten im Thal und verklärte es ihm im Spiegel der Ewigkeit. Es ward klein vor ihm. Er mußte seiner lächeln, da er von dannen ging. Und wer lächeln kann, ist Sieger. Er hat die Welt überwunden.

Und ein Lächeln lag noch auf seinem Gesicht, als Frau Aventiure und ihre Freunde heraufstiegen und ihn da fanden, lang auf dem Firn ausgestreckt und aus weit geöffneten Augen starr in die Sonne schauend.

Der Hochzeitlader.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zu dem Bilde S. 877.)

Der Hochzeitlader, das is a Mo',
Den gar koa' G'moa' entbehr'n ko'!
Verstand muß er hab'n und a rein's G'wiss'n,
Und von All'n im Dorf was G'spaßig's wiss'n.
Denn, wenn zwoa heirat'n in an' Ort,
Führt er über Alle das große Wort. —
Die ganze Verwandtschaft trommelt er z'samm',
Lad't jed'n ein in des Hochzeitspaar's Nam'.
Den Hochzeitszug führt er in d' Kirch'n hinein —
Und nachher ins Wirtshaus zu Schmaus und Wein.
Und sitz'n s' im Wirtshaus, d'rob'n im Saal,
Und is dort vorbei das festliche Mahl,
Dann kimmt der Dankspruch vom Hochzeitlader
Und a jed's nimmt er vor als Freund und Berater.
Und seine Sprüch' san's, die für jeden er macht,
Und lusti' san s' aa — denn all'weil wird g'lacht. —
Z'erst, da komma die Brautleute dran,
Beiständer, Ehr'neltern folgen sodann;
Die Kranzljungfern glei' nachher drauf —
Bei denen, da halt er sich länger meist auf! —
Er mahnt sie, sie soll' um an' Schatz sich bal' schaug'n,
Denn, wenn er bald „laden" durft' — das thaat ihm taug'n;
Und is oane drunter, die schon is „verseg'n",
Die macht er im G'spaß a bißl verleg'n,
Und nachher geht's weiter zu Vettern und Bas'n —
Und nach jed'n Spruch laßt er d' Musi was blas'n!
Den Brauttanz* muaß er noch leit'n zum Schluß,
Den d' Braut mit dem Brautführer z'erst tanzen muß;
Der führt sie dann ehrbar dem Bräutigam zua —
Und drauf hat der Hochzeitlader sein' Ruah. —
Er muaß also sein — a ganz g'scheiter Mo',
In Witz und in Lustigkeit Allen voro',
Und is auf 'm Land — seit alter Zeit schon —
Wenn g'heirat wird, jed'smal die wichtigst' Person.

Peter Auzinger.

* In Oberbayern ist es auf dem Lande Sitte, daß beim Hochzeitsmahl die Braut nicht neben dem Bräutigam, sondern neben dem „Brautführer" sitzt, bis der „Brauttanz" (dreimaliges Umtanzen des Saales mit dem Brautführer) vorüber ist.

Das Alter der Welt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Daß unsere Erde und die Gestirne länger bestehen als seit einigen tausend oder auch einigen zehntausend Jahren, ist eine Wahrheit, die dank den Fortschritten der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung heute so allgemein bekannt ist, daß derjenige, welcher das Gegenteil behaupten wollte, sich dadurch nur als unwissend zu erkennen gäbe. Aber die Frage, wie alt denn eigentlich die Welt sein mag, ist nicht beantwortet, ja man könnte sie mit Recht als eine verwegene Frage bezeichnen, deren Lösung uns Menschen niemals gelingen wird. Wenn sich daher Gelehrte mit dem Problem des Alters der Welt beschäftigen, so ist dies nur so zu verstehen, daß sie damit das Alter der Erde oder höchstens des Sonnensystems meinen.

Auch mit dieser Beschränkung bleibt die Frage nach dem Alter der Welt überaus schwierig, und nur tastende Versuche sind bis jetzt in dieser Beziehung gemacht worden. Aber die Wissenschaft wird nicht ruhen, bis sie auch hier Sicheres an die Stelle des Hypothetischen gesetzt hat, denn diese Frage an und für sich ist keineswegs eine solche, welche das Vermögen der menschlichen Vernunft übersteigt.

Den jüngsten Versuch in dieser Richtung hat S. Wellisch gemacht, indem er von den allbekannten Anschauungen eines Kant und Laplace über die Bildung der Erde und des Planetensystems aus einer ungeheuren, rotierenden Nebelmasse ausging und die seitdem angestellten Forschungen der Astronomen und Physiker mit benutzte. Natürlich beruhen die Entwicklungen unseres Forschers zum Teil auf hypothetischen Annahmen, aber für diese hat er wissenschaftliche Gründe zur Hand, so daß wir es nicht mit einem bloßen Luftschlosse zu thun haben. Auf Grund mathematischer Betrachtungen kommt er zu dem Schlusse, daß die Zeit, die seit der kosmischen Entstehung der Erde bis zu den ersten Ablagerungen der Schichten auf der erkalteten Erdoberfläche verstrich, $3\frac{4}{10}$ mal länger ist als der von dieser Epoche bis zur Gegenwart verflossene Zeitraum. Die Länge dieses letzteren bestimmt er unter der Voraussetzung, daß das sogenannte große oder platonische Weltjahr von 25800 Jahren, innerhalb dessen die Durchschnittspunkte des Aequators und der Erdbahn sich einmal um den ganzen Himmel bewegen, die Dauer jeder Ablagerungsschicht der Erdrinde bezeichne. Auf Grund dieser und ähnlicher Annahmen findet er für das Alter der Erde in runder Zahl 9 Millionen Jahre. Natürlich ist unser Gelehrter weit davon entfernt, diese Zahl als eine genaue bezeichnen zu wollen, das kann sie ihrer ganzen Herkunft gemäß nicht sein; aber mit Recht führt

x

Digitized by Google

Der Hochzeitlader.

Nach dem Gemälde von Ernst Müller.

Digitized by Google

er den großen Weltweisen Kant an, der von Problemen dieser Art sagte, daß man deren Lösung nicht mit mathematischer Unfehlbarkeit geben könne, daß vielmehr, sobald sie nach den Regeln der Glaubwürdigkeit und einer richtigen Denkungsart begründet ist, allen Forderungen genug gethan sei.

Von anderen Gesichtspunkten ausgehend, hat der berühmte Sir William Thomson, einer der größten Physiker und Mathematiker der Gegenwart, das Alter der Sonne oder vielmehr die Dauer ihrer Wärmestrahlung zu bestimmen versucht. Er ging dabei von der unumstößlichen Thatsache aus, daß die Sonne durch ihre Wärmestrahlung allmählich erkalten muß. Was die Größe dieser Wärmestrahlung anbetrifft, so zeigen die Beobachtungen, daß diese Wärme zwischen 15- und 45mal so groß ist als diejenige, welche auf einer gleichgroßen Fläche des Rostes unserer Lokomotiven erzeugt wird. Der Ursprung der Sonnenwärme ist in dem Ballungsakt der Nebelmaterie selbst zu suchen, und diese anfängliche Wärme kann in keinem Falle geringer sein als der zehnmillionenfache Betrag der heutigen jährlichen Wärmestrahlung der Sonne, sie könnte aber höchstens auch nur 5- bis 10mal größer gewesen sein. Wie groß die Erkaltung der Sonne durch diese Wärmestrahlung während eines Jahres ist, wissen wir für den Augenblick allerdings nicht; allein es giebt gewisse Verhältnisse, welche uns gestatten, die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren der Betrag der gegenwärtigen Erkaltung der Sonne liegen muß. Außerdem ist zu beachten, daß die Sonne in uralten Zeiten, als sie beträchtlich heißer war als heute, auch jährlich mehr Wärme ausgestrahlt hat. Alles in Betracht gezogen, findet Thomson als Endergebnis die Wahrscheinlichkeit, daß die Sonne nicht unter 100 Millionen Jahre lang Licht und Wärme ausgestrahlt hat und als fast völlig gewiß, daß dieser Zeitraum nicht 5mal so lang sein kann. Von denselben Gesichtspunkten ausgehend, schließt der nämliche große Forscher bezüglich der Zukunft, daß die Erdenbewohner nicht für eine große Zahl von Millionen Jahren auf die ihnen nötige Licht- und Wärmemenge rechnen können.

Für den denkenden Menschen ist die Frage nach dem Alter der Erde eng verknüpft mit der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes, nach der Zeitdauer, während welcher Menschen unsern Planeten bewohnen. Die geschichtliche Ueberlieferung reicht nicht sehr weit in die Vergangenheit, denn der Kulturmensch ist auf der Erde noch eine sehr jugendliche Erscheinung. Von den Chinesen wissen wir mit Bestimmtheit, daß sie 2200 Jahre vor Chr. bereits staatlich organisiert waren und eine geschichtliche Ueberlieferung besaßen. Die Kultur an den Ufern des Eufrat und Tigris reicht mehrere Jahrtausende vor den Anfang unserer Zeitrechnung hinauf. Den ältesten menschlichen Kulturkreis, von dem uns Denkmale und Nachrichten überkommen sind, treffen wir im Nilthale. In der That war in jener sagenhaften Zeit, „da Israel nach Egypten zog“, das Pharaonenreich schon altersgrau und konnte auf eine Vergangenheit von Jahrtausenden zurückweisen. Da aber unermeßliche Zeiten verstreichen mußten, ehe der Mensch aus dem Zustande der Wildheit sich bis zur Bildung eines geordneten Staatswesens emporschwang, so ist klar, daß das Menschengeschlecht als solches eine lange Reihe von Jahrtausenden auf der Erde vorhanden sein muß. Diese Schlußfolgerung hat in den urgeschichtlichen Funden und Forschungen während der letzten 40 Jahre die vollste Bestätigung erhalten. Besonders die neuesten Ausgrabungen und Untersuchungen am sogenannten Schweizersbild, einem Felsen im Kanton Schaffhausen, zeigten, daß dort zu einer Zeit Menschen hausten, als noch in Mitteleuropa ein Klima herrschte, wie wir es heute hoch im Norden antreffen.

Diese Urzeitmenschen kannten aber schon die Benutzung des Feuers, stellten aus Steinen rohe Werkzeuge her, machten erfolgreich Jagd auf den Bären, den Wolf, den Hirschluchs, das Wildpferd und Rentier und kleideten sich in Felle, doch hatten sie den Hund noch nicht gezähmt. Seit jener Zeit hat sich das Klima in Mitteleuropa völlig geändert, und mit ihm ist die alte Tierwelt verschwunden, teils indem sie auswanderte, teils indem sie, wie z. B. das Mammut, ausstarb. Daß zu solchen Veränderungen ungeheure Zeiträume erforderlich sind, ist ohne weiteres einleuchtend. Unmittelbar lassen die Funde keinen Schluß zu über die Anzahl der Jahrtausende, welche zwischen damals und heute liegen; allein die Thatsache, daß der Mensch sogleich nach der letzten Eiszeit als Jäger auftritt, eröffnet in dieser Beziehung weitere Aussichten. Wenn es nämlich gelingt, die Zeit zu bestimmen, um welche die Eiszeit hinter der Gegenwart liegt, so würde damit zugleich ein sicheres Datum für das Alter des Menschengeschlechts gewonnen sein. Was die Eiszeit anbelangt, so haben die neueren Forschungen zu dem Resultate geführt, daß sie in der Vergangenheit der Erde eine periodisch wiederkehrende Erscheinung war. Es sind mit Sicherheit wenigstens zwei Eiszeiten nachgewiesen, die durch Perioden von milderer Temperatur voneinander getrennt waren. Wie lange diese wärmeren Zwischenzeiten dauerten, ist schwer anzugeben, nur so viel erscheint sicher, daß zwischen heute und der letzten Eiszeit ein kürzerer Zeitraum verflossen ist, als derjenige ist, welcher jene Eiszeiten voneinander trennt. Auf Grund gewisser Untersuchungen kommt Prof. Heim in Zürich zu dem Ergebnisse, daß seit dem Schlusse der letzten Eiszeit bis heute mindestens 10000 Jahre, höchstens aber 50000 Jahre verflossen sind, und diese Zahlen stimmen mit solchen, welche auf anderem Wege von mehreren Forschern erhalten wurden, gut überein. Anderseits läßt die Thatsache, daß wenigstens zwei Eiszeiten festgestellt worden sind, vermuten, daß die Vergletscherung eines großen Teiles von Europa eine im Laufe vieler Jahrtausende wiederkehrende Erscheinung ist. Da liegt es nun nahe, sie mit dem oben erwähnten platonischen Weltjahre in Beziehung zu setzen, um so mehr, als die Dauer desselben sehr gut mit den neuern Vorstellungen über das Alter der Gletscherzeit sich vereinigen läßt. Hiernach würde also zwischen je zwei Eiszeiten ein Zeitraum von rund 26 000 Jahren liegen und die letzte Eiszeit durch weniger als die Hälfte dieses Zeitraums von der Gegenwart geschieden sein, also mindestens durch 10000 Jahre. Damals aber war das Menschengeschlecht schon auf der Erde verbreitet und besaß eine gewisse rohe Kultur. Als sicheres Ergebnis der Forschung kann man daher annehmen, daß das Menschengeschlecht viel länger als 10000 Jahre auf der Erde vorhanden ist. An und für sich ist dies ein hohes Alter, aber im Vergleich zu demjenigen der übrigen Lebewesen erscheint unser Geschlecht doch recht jugendlich, und wir dürfen schließen, daß ihm eine lange Zukunft beschieden ist, ja daß die Hauptentwicklung desselben noch im Schoße der künftigen Jahrtausende ruht. Auf einen ewigen Bestand aber ist nicht zu rechnen; auch für die Menschheit muß dereinst die Zeit kommen, in welcher sie von dem Erdboden, dessen Herr sie gewesen, abtreten wird, denn auch in Bezug auf das ganze Weltall gilt die Wahrheit, daß nichts dauernd ist als der Wechsel.

Das Kinder-Neujahrsingen in Tirol.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Skizze aus der Weihnachts- und Neujahrszeit von J. C. Platter.

(Mit dem Bilde S. 881.)

Wer von den sommerlichen Alpenfahrern die Landschaftsreize der Berge nur in der schönen Jahreszeit genossen und dabei Einblick gewonnen hat in das Volksleben, der würde Land und Leute des Gebirges im Winter wohl kaum mehr wiedererkennen. Während der Sommerszeit lebt ein großer Teil der männlichen Bevölkerung der Alpenthäler im Hochgebirge zerstreut; so die Sennen und Schäfer, die Jäger und ihre schlauen Gegner, die Wildschützen, ferner die Edelweißsammler. Enzianbrenner und Steinklauber, und auch die Angehörigen der Bergführergilde halten sich mehr auf in den Regionen der Gletscher und Kletterschrofen als im geordneten Haushalt im Thale.

Ganz anders jedoch wird es im Winter.

Wenn nach „Martini“ die Berge in weiße Nebelschleier sich hüllen, wenn die Flocken auf den Thalbach niederwirbeln, bis dieser mit Schnee und Eis überzogen auf kurze Strecken eine kleine, weißglänzende Ebene bildet, während die Wasser-

Digitized by Google

fälle als bläulich schimmernde Eiskaskaden erscheinen, dann haust niemand mehr in den schneebegrabenen Alpenhütten. Dafür herrscht daheim in den Dörfern der Niederung ein um so regeres Leben und Treiben, das in Tirol besonders um die Weihnachts- und Neujahrszeit sowie auch im Fasching in mancherlei Hinsicht sehr interessant sich gestaltet. Da blüht der Rodel- oder Kleinschlittensport als Lieblingsergötzen der kleinen und größeren Jugend, ferner am Sonntag auf der glatten Eisbahn das Eisschießen, und im Grödnerthale werden Schlittenfeste veranstaltet, welche seit altersher stets für die ganze Gegend ein Hauptereignis bilden. Im Zillerthale hat man die bekannten Berchten-Tänze; noch immer sind da und dort mancherlei Wintervolksspiele gebräuchlich, so z. B. das Nikolausspiel oder das Dreikönigsspiel zu Inzing; dazu kommt dann das Schellenschlagen und das besonders interessante Schemenlaufen zu Imst im Oberinnthal, kurz, wer Tirol einmal im Winter besuchen wollte, der würde außer der in ihrer Schneewildheit doppelt großartigen Berglandschaft auch ganz mühelos eine Reihe ihm bis dahin vollkommen unbekannter Einzelheiten aus dem intimsten Volksleben kennenlernen.

Besonders reichhaltig in dieser Beziehung erweist sich die Weihnachts- und Neujahrszeit, für welche Feste die alten Bräuche sich noch allenthalben in Berg und Thal so ziemlich erhalten haben, ja in neuester Zeit sogar eine Bereicherung erfahren, indem die schöne deutsche Sitte des Weihnachtsbaumes nun auch in den Tiroler Alpen mehr und mehr Eingang findet. Allerdings wird dadurch Sankt Nikolaus, der bisherige Gabenspender und Freund der Kinderwelt, nebst seinem bösen Knechte Ruprecht, dem gefürchteten „Klaubauf", mehr und mehr verdrängt, wie man dies am besten in Innsbruck aus dem Rückgang des früher so ausgedehnten, eigenartigen Sankt Nikolaus-Marktes ersehen kann.

Rückt also Weihnachten und Neujahr im Dorfe heran, so herrscht überall große Rührigkeit, die Bäuerin unternimmt bereits acht Tage vor dem Heiligen Abend eine sorgsame Revision ihrer Speisekammer. Dies ist aber auch sehr notwendig, da sie nicht nur für die Hausleute allein sich vorzusehen hat, sondern auch für allfällige Festgäste Sorge tragen muß. So besteht im Zillerthal ein alter, sehr schöner Brauch, nach welchem jeder einigermaßen wohlhabende Bauer arme Kinder aus der Paten- oder Verwandtschaft für die Dauer der Festtage (und diese währen dort reichlich eine Woche) zu sich nimmt und sie mit den eigenen Kindern an all den Genüssen von Krapfen, Strauben und Kücheln rc. teilnehmen läßt, welche ihre armen Eltern ihnen nicht gewähren können. Einen besonders feierlichen erhebenden Eindruck macht vorzüglich auf den Fremden die Christnacht selbst.

In später Abendstunde erglänzen an den Thalwänden erst einzelne Lichter, welche sich jedoch mit jeder Minute vermehren, so daß gegen Mitternacht weithin die Berge und Wälder in hellem Feuerscheine widerstrahlen, während vom dunklen Nachthimmel Millionen Sterne freundlich niederblinken auf die endlos weißen Hügelwellen im Thale. Dazu klingen von sämtlichen Kirchtürmen in feierlich langgezogenem Tone die Glocken, näher und immer näher kommen von allen Seiten die funkensprühenden Lichter, bis sie als ausgebrannte Fackeln auf dem Kirchplatze im Schnee erlöschend verschwinden. Dafür erglänzt nun im Innern der Dorfkirche der Hochaltar in hundertfältigem Kerzenscheine, und die Orgel verkündet im harmonischen Einklang mit den Stimmen der Chorsänger den Beginn der Mitternachtsmette, zu welcher auf Stunden im Umkreise die Gläubigen bei rotglühendem Fackelscheine wallfahrten. Auch im Dorfe selbst schläft niemand vor Mitternacht. Wo nicht schon der Christbaum sich Zutritt in die Bauernstube verschafft hat, da nehmen die älteren Leute irgend ein dickleibiges Erbauungsbuch aus dem Wandschranke und lesen darin beim Licht der Unschlittkerze oder beim matten Lampenscheine die Kapitel, welche sie vorher mit einem Heiligenbilde angemerkt haben.

Die Bursche und Mädchen spielen um Haselnüsse oder um den „Scherz" (das Anschneidestück) des Weihnachtzeltens, welch letzteren — einen mit Schnitten von gedörrten Birnen, Nüssen rc. versüßten Brotlaib — in manchen Hochthälern jedes Familienmitglied, vom Hausvater bis zum geringsten Dienstboten, von der Bäuerin als Weihnachtsgabe erhält. Auch die Schulkinder schlafen nicht in der Christnacht; spielt doch gerade für sie die Weihnachts- und Neujahrszeit eine ganz besonders wichtige Rolle. Abgesehen vom Kirchenbesuch, der Krippenbesichtigung und dem Essen all der guten Sachen während der ganzen Feierwoche haben die „Buabmen" und „Diandlen", oder die „Gitschelen", wie die kleinen Mädchen am Eisak und im Pusterthal heißen, genug zu thun, um die Lieder fürs Weihnachts- und Neujahrssingen zu lernen, damit sie mit Ehren bestehen bei den Nachbargemeinden, dem Dorf keine Schande machen und dann auch besonders bei der Neujahrsgratulation eine reiche Ernte an Geschenken verschiedener Art einheimsen.

Am Neujahrsmorgen kommen dann die jugendlichen Leutchen vom Lande wohl auch bis in die nahen Städte und singen dort in kleinen Trüpplein oder auch nur zu Zweien ihre Christkindl'lieder, an welche sich, kaum daß an den Häusern die Thüren sich öffnen, der stereotype Wunschspruch: „Glück's neu's Jahr!" anschließt. Bekommen die Kinder nach Absingung ihres Liedes für dasselbe sowie für den Glückwunsch ein kleines Geschenk, so ziehen sie fröhlich von dannen; geschieht dies aber nicht oder wird ihnen nicht einmal die Thür geöffnet, was in den Städten ja auch manchmal vorkommt, so machen sich die Gratulanten nicht viel daraus, giebt es ja doch noch zahlreiche andere Häuser in der Stadt, wo frohgesinnte, freundliche Menschen wohnen. Besonders hübsch und herzlich spielt sich das Neujahrssingen auf dem Lande und in den Bergdörfern ab. Da stapfen die Kinder schon in aller Morgenfrühe auf den verschneiten Wegen dem nächsten Dorfe zu, und gleich beim ersten Bauernhause beginnt mit jugendhellen Stimmen der Gesang:

„O liebe Brüder mein,
Freu't Enk* von Herzen,
Lögt ab die Traurigkeit,
Vergößt alle Schmerzen!

Weil uns geboren ist
Der wahre Friedensfürst,
Der der Messias, der Weltheiland ist." — —

Vorstehende Zeilen entstammen einem alten Weihnachtsliede aus der Gegend von Brixen.**

Bilden die Weihnachts- und Neujahrsgesänge schon in den Thälern von Nordtirol oft wahre Sträußchen von blühender Ursprünglichkeit und Naivetät, so besitzen sie in Südtirol, an der dreifachen Grenze des deutsch-italienisch-ladinischen Sprachgebietes, mitunter einen bei aller Innigkeit des Gefühles und der Auffassung humoristischen Beigeschmack.

Wenn auch beim Neujahrssingen von den Kindern meist Weihnachts- oder Christkindl'lieder vorgetragen werden, so wird doch außer dem Gratulationsspruch: „Glück's neu's Jahr!" oft auch ein kleines Neujahrsliedchen gesungen, so zum Beispiel:

„Glückselig's neu's Jahr
Und deren unzählbar!
Wir wünschen Fried' von Herz'n,
Glück, G'sundheit ohne Schmerzen,
Frieden Euch und Fröhlichkeit
Für alle Zeit und Ewigkeit!

Es grünet schön die Wiesen,
Das Treid*** sei auserkiesen,
Voll Frucht der Stock der Reben;
Lang dauer' Euer Leben:
Glückselig's neu's Jahr
Und deren unzählbar!" —

So ziehen die Kinder mit vor Kälte und Fröhlichkeit geröteten Wangen singend von Haus zu Haus durch die Dörfer, und begegnen sich solch kleine Sängertrüpplein auf dem Wege, so begrüßen sie einander ebenfalls mit einem lustigen Liedchen. An den Häusern aber finden sie wohl überall ein freundliches Willkommen, nach den ersten Liederstrophen öffnen sich die Thüren, und dann giebt es Geschenke in Gestalt von schmalzigen Bauernkrapfen, von Aepfeln und Nüssen, Zeltenschnitten; bei den „größeren Bauern" fällt speciell für etwaige Patenkinder wohl auch eine silberne Geldspende ab, welche dann dem betreffenden Seppele, Jörgl oder Thresele allein verbleibt, während die in eigenen Säcklein gesammelten eßbaren Herrlichkeiten sorgfältig und unparteiisch unter die Mitglieder jeder dieser improvisierten Kleinsängergesellschaften verteilt werden.

Um die Bauernmittagszeit, das ist so gegen 11 Uhr vormittags, findet das Neujahrssingen sein Ende. Die Kinder streben dem Festmahl in der warmen Stube zu — bald ist der letzte Neujahrswunsch gesprochen, und verklungen auch für die Gaben das letzte „Vergelt's Gott!", das sich manchmal gleichfalls zu einem Liedchen ausgestaltet.

* Enk = Euch. — ** Das Lied ist vollständig enthalten in dem Werke „Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol von Wilh. Pailler. — *** Treid = Getreide.

Böse Zungen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Ernst Muellenbach (Ernst Lenbach).

1.

An einem ziemlich heißen Augusttage, so gegen halb sieben Uhr abends, sagte die Frau Amtsgerichtsrat Braun in Grünau zu ihrem Gatten: „Mein Lieber, du willst ja nun wohl auch heute wieder ins Kasino, um da mit den anderen bei Wein und Kartenspiel die häuslichen Sorgen eurer armen Ehefrauen zu vergessen — wie du es leider jetzt schon seit sechsundzwanzig Jahren jeden zweiten Nachmittag treibst. Sei so gut und erinnere den Doktor Franz Hertel, wenn du ihn siehst, recht freundschaftlich daran, daß wir jeden Sonntagabend für unsere Freunde zu Hause sind und daß er sich zu rar macht. Ich hatte es dir schon längst sagen wollen, aber ich habe mir wieder einmal eingebildet, du dächtest von selber an etwas, das möglicherweise im Interesse deiner Familie liegt."

Der Herr Amtsgerichtsrat, ein großer, wohlbeleibter Mann mit den Zügen eines im Krieg ergrauten Reiterobersten, blickte etwas unsicher nach seiner kleinen Frau hinüber und bemerkte höflich:

„Gewiß, liebe Elfriede, ich werde es nicht vergessen. Ich würde es auch ohne Zweifel schon von selbst gethan haben; aber ich glaubte mich zu erinnern, daß du dich verschiedenemal über den Herrn Doktor Hertel sehr ungünstig ausgesprochen hast."

„Wenn ich das gethan habe," erwiderte seine Gattin mit ruhiger Schärfe, „so werde ich meine Gründe gehabt haben. Du weißt, ich habe es gottlob noch nie nötig gehabt, mein Urteil über einen Menschen zu ändern. Der junge Mann ist Dichter, und ich halte das Dichten ganz allgemein für einen verfehlten Beruf. Das schließt aber nicht aus, daß er auch seine guten Seiten hat; als Ehemann würde er sich vielleicht besser in seine Stellung zu finden wissen als mancher andere; ein hübsches Vermögen hatte er schon, ehe seine Tante Adele ihm das große Haus am Michaelismarkt vermachte, was mich eigentlich noch immer wundert, denn sie war sonst eine ziemlich vernünftige Person, und wir waren ja doch auch noch von meiner Großmutter her mit ihr verwandt; ich verstehe nicht, wie sie das so völlig vergessen konnte, solltest du sie einmal vor den Kopf gestoßen haben? Männer wissen ja nie, was sie sagen. Du solltest dich wirklich einmal etwas zusammennehmen, Albrecht! Am Ende ist ja auch ein Dichter, wenn er Vermögen hat, etwas ganz Respektables. Und es war mir anfangs schon, als ob sie sich für einander interessierten. Du weißt, wie unsere Helene immer für Poesie war, sie hat sich auch seine Romane aus der Leihbibliothek geholt, ich finde, das gute Kind sorgt unbewußt mehr für sich als sein Vater mit klarem Bewußtsein. Nun, du weißt jetzt, wie ich über die Sache denke."

„Gewiß, liebe Elfriede," sagte der Gatte und griff nach seinem Hut. „Hast du mir sonst noch etwas aufzutragen?"

„Nein," anwortete sie und reichte ihm den Spazierstock. „Du kannst gehen. Ich hoffe, daß du um Neun wieder hier bist."

Während man so in der Wohnstube des Amtsgerichtsrats für die Zukunft des Dichters sorgte, schlenderte dieser im Grünauer Stadtwalde umher, ganz der Gegenwart hingegeben. Er sammelte Blumen und Gräser zu einem hübschen kleinen Strauße: goldgelbe, blaßrote und violette Blumen mit nickenden, federnden Waldgräsern. Dabei dachte er so wenig an Fräulein Helene Braun wie an irgend ein anderes der vielen jungen Fräulein, die einen so hübschen Strauß aus den Händen eines so stattlichen Mannes mit so sprechenden braunen Augen — und sogar dem Schatten eines Lorbeerkranzes auf der hohen Stirne — verheißungsvoll errötend angenommen hätten. Die Liebe hatte durchaus keinen Anteil an dieser sinnigen Beschäftigung, die er seit den Knabenjahren mit gleicher Neigung und wachsendem Geschmack übte. Wie es die Minnesänger des Mittelalters so gern von sich erzählen, konnte er Stunden damit verbringen, irgendwo im Walde „den lieben Vögelein" traumhaft zu lauschen und dazu „Blumen weiß, gelb, rot und blau zu brechen". Er unterbrach diese Beschäftigung niemals, um irgend ein über dem Blumenbrechen so ganz von selber fertig gewordenes Gedicht niederzuschreiben, ja er führte nicht einmal das in veilchenblauen Sammet gebundene Notizbuch mit silbernem Bleistift und der Aufschrift „Poesie" bei sich, ohne welches sich gewisse Spötter einen deutschen Dichter im Walde nicht zu denken vermögen. Immerhin ist anzunehmen, daß er unbewußt von seinen Blumen und Sträußen manch gute Eingebung bekam und auch mehr für seinen poetischen Stil von ihnen lernte, als sich aus Büchern lernen läßt; denn die Gesetze der Harmonie sind dieselben im Reiche der Farben, der Düfte wie der Töne und Worte, und wer zum Beispiel eine wilde Rose, eine Mohnblume und ein Gänseblümchen zu einem Strauße zusammenstellt, ohne vor sich selber zu erschrecken, von dem kann man auch als Dichter nur Schreckliches erwarten. Man erkennt den Menschen an seinen Sträußen! Auf großartige Symphonien von Blumen und Farben ging Franz Hertel nicht aus, aber was er sich von seinen nachmittägigen Waldgängen heimbrachte, das paßte zusammen, es wirkte durchs Auge erfrischend und beruhigend auf die Seele wie ein reiner Accord oder ein wahres, schlichtes Wort, und so sprach auch aus seinen Erzählungen und Gedichten eine heitere, schlichte Schönheit, welcher sturmgeprüfte reife Leser nur zuweilen etwas schärfere Linien — einige Dornen zwischen den Blumen gewünscht hätten. Er besaß schon damals einen gewissen Ruhm, der nicht hell aufloderte, aber um seine ruhige Flamme einen mäßig großen, um so treueren Kreis von Verehrern sammelte, und er trug ihn mit einer bequemen Gelassenheit, die den Grundzug seines Wesens bildete.

Uebrigens war er in der Grünauer Gesellschaft noch eine neue und kaum bekannte Erscheinung. Vor einigen Monaten hatte er die Stadt seit seinen Kinderjahren zuerst wieder besucht, um die unvermutete Erbschaft anzutreten, deren wichtigster Teil in einem weitläufigen, an verschiedene Parteien vermieteten Patricierhause bestand. Die anmutige Lage der Stadt, der unmoderne Zuschnitt des kleinstädtischen Lebens und sogar die altfränkische Ausstattung der ererbten Wohnung boten dem jungen Dichter nach den Aufregungen eines großstädtischen Winters und Frühlings eine wohlthuende Abwechslung; er verschob die Abreise, bis er sich schließlich ganz heimisch machte und von den Honoratioren schon fast als neuer Mitbürger behandelt wurde. Als behäbiger Einsiedler, ohne leidenschaftliche Anregungen — denn sein Interesse an Helene Braun und einigen anderen Musen und Grazien von Grünau war von Leidenschaft weit entfernt — drohte er schon ein klein wenig anzuphilistern, trotz der poetischen Sträußchen, die er sich von jedem seiner Waldgänge mitbrachte. Aber so leichten Kaufs wollte die Poesie ihren treuen Ritter doch nicht verlieren, und als sie merkte, daß er schon so weit war, der Frau Amtsgerichtsrat als eine solide Partie zu erscheinen, da griff sie ein und warf ihm ein Abenteuer in den Weg.

Der Ort dieses Abenteuers war das Brezelgäßchen, ein schlechtgepflasterter Durchgang, knapp einen Wagen breit, der den bescheidenen Ansprüchen früherer Geschlechter als Verbindung zweier Hauptstraßen genügt hatte, nun aber längst zu gunsten eines neuen, geräumigen Durchschnitts außer Dienst gestellt war. Von romantischer Architektur und dergleichen hatte das Brezelgäßchen gar nichts aufzuweisen: auf der einen Seite reihten sich ziemlich unsaubere Hinterhäuser in langweiliger Einförmigkeit aneinander, und gegenüber diesen Wohnungen der Armut zog sich ebenso einförmig die Mauer eines jetzt als Bleiche benutzten ehemaligen Klosterkirchhofs hin, ungefähr in der Mitte des Gäßchens unterbrochen von einem breiten, verrosteten Gitterthor, das von zwei kleinen einstöckigen Wärterhäuschen bewacht wurde. Selbst der Dichterblick Franz Hertels hatte bisher in dem Gäßchen nichts Anmutiges noch Anregendes entdecken können; auch benutzte der Doktor es nur seit einigen Tagen, weil die neuere Parallelstraße zwecks irgend einer Röhrenlegung aufgerissen war. Als er aber an diesem Abend nichts ahnend an dem ersten Wärterhäuschen vorübergeschritten war, löste sich aus dem schon dunklen Pförtchen des zweiten eine schlanke, dunkel gekleidete Mädchengestalt ab. Franz blickte in ein errötendes schönes Gesicht, aus dem ihm unter goldblondem Stirnhaar große blaue Augen bittend entgegenschauten, und eine überaus wohlklingende Stimme sagte leise: „Sie verzeihen, mein Herr . . . Ich sehe Sie schon seit drei Tagen jeden Abend mit einem frischen Waldblumenstrauß hier vorübergehen . . . Möchten Sie mir wohl diesen kleinen Strauß da überlassen?"

Digitized by Google

Das Kinder-Neujahrssingen in Tirol.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Digitized by Google

Und da Franz Hertel etwas betreten erst auf die schmale weiße Hand, die sich nach seinem Strauß ausstreckte, und dann wieder in das schöne Gesicht blickte, schlug sie, noch tiefer errötend, die Augen nieder und stammelte kaum hörbar: „Es ist für eine Kranke, die sich über alles nach einem solchen Strauße sehnt... Ich denke, auch Sie lieben die Waldblumen, aber Ihnen ist es leicht, sie zu pflücken..."

„Aber ich bitte, mein Fräulein," erwiderte Franz Hertel und reichte ihr das Sträußchen, „es ist mir eine große Freude ... zumal zu solchem Zwecke ... Aber," fügte er treuherzig hinzu, „dann müssen Sie mir schon erlauben, daß ich den kleinen Dienst wiederhole. Ich bin es gewohnt, jeden schönen Nachmittag mir ein solches Andenken vom Walde mitzunehmen ... Es ist wohl nur eine Spielerei ... aber wenn Sie mir erlauben wollten, sie nützlich zu machen, um einen Menschen damit zu erfreuen ..."

Ein prüfender Blick traf sein Antlitz, aus dem in diesem Augenblicke nur die ehrlichste Freude am Gutthun sprach. „Ich danke Ihnen sehr," sagte sie einfach. „Wenn Sie die große Güte haben wollten ... morgen abend um diese Zeit werde ich wieder hier sein ... Nochmals vielen, vielen Dank!" Dazu neigte sie das Haupt — ein vornehmes, fast stolzes Nicken; und sogleich hatte sich das Pförtchen hinter der Schönen geschlossen.

2.

An jenem Abend suchte der Amtsgerichtsrat den jungen Dichter vergebens im Kasino; aber ein glücklicher Zufall ließ ihn tags darauf gegen acht Uhr dem Ersehnten begegnen, der eben in das Brezelgäßchen einbiegen wollte, mit einem überaus sorgsam zusammengestellten Strauß von Waldblumen in der Hand. Franz Hertel unterbrach die wortreiche Einladung mit einer hastigen Zusage, die dem Amtsgerichtsrat wieder einmal Anlaß gab, den Scharfblick seiner Gattin zu bewundern. „Der junge Mann ist doch wirklich zu schüchtern," dachte er im Weitergehen; „wenn er schon so verwirrt wird vor lauter Freude bei der Aussicht, unsere Helene wiederzusehen, warum macht er denn meiner Frau nicht das Vergnügen schon längst?" „Gott sei Dank, daß er geht," dachte Franz Hertel gleichzeitig mit einem Blick auf die Uhr. „Das hätte gerade noch gefehlt, daß mich der alte Knabe hier eine halbe Stunde festhielt, um mir von seiner Tochter vorzuschwärmen. Es ist so schon zu spät geworden." Denn er hatte fast bis zum Beginn der Dämmerung im Stadtwalde an seinem Strauße herumgemodelt und fürchtete, darüber die Zeit zur Ablieferung des Kunstwerkes versäumt zu haben. Als er sich aber dem Wärterhäuschen näherte, öffnete sich die kleine Pforte, das schwarzgekleidete Fräulein erschien, erwiderte des Dichters Gruß mit huldvollem Neigen des Hauptes, ergriff den Strauß mit einem bewundernden „Wie herrlich! Ich danke Ihnen recht sehr!" und wollte sich mit einem stummen Gruße zurückziehen. „Darf ich fragen, wie es — wie es heute geht?" stammelte Franz Hertel mit einem höchst ungeschickten Winken nach dem Häuschen hin, da ihm keine genaue Bezeichnung des Gegenstandes seiner freundlichen Nachfrage einfiel. Das Fräulein verstand ihn gleichwohl. „O, ich danke ... es geht besser!" erwiderte sie leise — nickte Gute Nacht und war verschwunden.

Am folgenden Abend verkürzte sie die kurze Unterhaltung noch, indem sie ihr tröstliches „Es geht etwas besser!" sogleich der Begrüßung beifügte, noch ehe er gefragt hatte; und auch am fünften oder sechsten Abend waren ihre Gespräche noch nicht länger geworden. Trotzdem waren diese wenigen Worte, diese abendliche halbe Minute einer fast stummen Begegnung für Franz Hertel bereits der beste Teil des Tages geworden, das, worauf er sich ein ganzes Heute lang freute, um es als Labung für ein ganzes Morgen mitzunehmen. Das Bild dieser ernstfreundlichen lieblichen Mädchenschönheit, die mit ihrer stillen blühenden Anmut viel eher in die Welt der besten alten florentinischen Maler als in das Brezelgäßchen von Grünau paßte, verschwand für ihn nicht hinter dem dunklen, verwitterten Pförtchen: es blieb beständig vor seinem inneren Auge, und von dem blonden Haupte ging ein sanftes stetiges Leuchten aus, das den jungen Dichter seine ganze kleinstädtische Umgebung zeitweilig vergessen ließ. Wenn das Pförtchen sich geschlossen hatte und Franz Hertel sich mit einem tiefen Atemzuge zur Heimkehr wandte, so gewahrte er nichts von den grauhaarigen Weiberköpfen, die hinter den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser mit platt an die Scheiben gedrückten Nasen herunterstarrten und tuschelnd zusammenfuhren; oder wenn er sie doch mit den Augen wahrnahm, so blieben sie für seine verklärte Seele gleichgültige Dinge, dergleichen unsere Sinne allezeit eine Unmenge wahrnehmen, ohne daß wir sie in irgend eine Verbindung mit uns und unseren Gedanken bringen. Am allerletzten aber hätte Franz Hertel diese niederländischen Charakterköpfe in eine Verbindung mit seiner „schönen Florentinerin" — wie er sie für sich zu nennen pflegte — gebracht. Noch immer wußte er ihren Namen so wenig wie irgend sonst etwas über ihre Verhältnisse. Ein Adreßbuch gab es in Grünau noch nicht, und ein merkwürdiges Gefühl verbot ihm, auf Umwegen sich nach ihr bei seinen Grünauer Bekannten zu erkundigen; das wäre ihm wie eine Art Beleidigung gegen die Schöne erschienen. Es machte ihm schon fast Gewissensbisse, daß er, einem unwiderstehlichen Drange folgend, ein paarmal in später Abendstunde an dem Häuschen vorüberstrich, ohne mehr zu bemerken als dunkle Mauern und verschlossene Holzläden, zwischen denen ein ganz schmaler Lichtstreif durchschimmerte.

Aber so wunderlich sein karger persönlicher Verkehr mit der Holden begonnen hatte, sollte er auch abbrechen. Am siebenten oder achten Abend, als Franz Hertel mit einem Meisterstück der Blumenbinderei ins Brezelgäßchen einbog, vertrat ihm ein ärmlich gekleideter Junge mit kurzborstigen Haaren und sommersprossigem, magerm Gesicht den Weg. „Sind Sie der Herr mit den Blumen für das Fräulein da hinten?" fragte er, indem er mit einer schubsenden Bewegung der linken Schulter nach dem Wärterhäuschen deutete. Und da Franz Hertel unwirsch verwirrt fragte: „Was willst du denn, Junge?" fuhr der Sommersprossige fort: „Dann soll ich Ihnen das hier mit einer schönen Empfehlung geben." Damit überreichte er dem Dichter ein kleines Briefchen, verschlossen, ohne Aufschrift. Hastig öffnete Franz Hertel den Umschlag, mit einer Spannung, in die sich eine gewisse Enttäuschung mischte; es durchzuckte ihn, wie wenn plötzlich ein sehr irdisches Schlaglicht über das romantische Bild in seiner Seele hinginge. Aber sogleich stand das Bild wieder im alten Scheine, nur schmerzlich weit entrückt, vor ihm, als er im letzten Abenddämmern mühsam die wenigen Worte entziffert hatte, die in zierlich feiner Schrift auf dem kleinen Briefkärtchen standen:

„Herzlichen Dank und Lebewohl!"

Sonst nichts. Kein Name und gar nichts weiter.

Franz Hertel spähte das Gäßchen hinunter, als wollte er seine Augen zwingen, das Pförtchen sich öffnen und die schlanke Gestalt hervortreten zu sehen, dann wandte er sich nach dem Jungen zurück, der mit den Händen in den Hosentaschen da stand und den Bestürzten, wie diesem schien, mit einer diabolischen Neugier betrachtete.

„Hat dir das Fräulein sonst nichts bestellt?" fragte Franz Hertel.

„Ich soll Ihnen sagen, sie reiste ab, hat sie gesagt," berichtete der Junge.

„So?" bemerkte Franz Hertel. „Woher kennst du sie denn?"

„Gar nicht. Sie hat mir bloß einen Nickel gegeben und ich sollte Ihnen das da bestellen. — Und sonst hat sie mir gar nichts gesagt," fügte der Sommersprossige hastig hinzu und lief davon. Schließlich blieb Franz Hertel nichts übrig, als seinen Strauß mitsamt dem Briefchen heimzutragen. Es war ihm aber in seinem einsamen Zimmer so öde an diesem Abend, daß er sich am Ende ins Kasino flüchtete. Dort zog ihn der Amtsgerichtsrat, der heute seinen häuslichen Urlaub überschritten hatte, an seinen Tisch und verwickelte ihn in ein politisches Gespräch. Dem alten Herrn that es sehr wohl, einen Zuhörer zu finden, der ihm mit allen Zeichen gespannten Nachdenkens gegenüber saß und ihn nur zuweilen mit einem Worte höflicher Zustimmung unterbrach.

„Weißt du, mein Herz," berichtete er daheim der Gattin, „ich hatte eine lange Unterhaltung mit dem Doktor Hertel, und da wollte ich doch nicht so kurz abbrechen. Es scheint wirklich ein ausgezeichneter junger Mann zu sein, er äußert vortreffliche Ansichten."

„Wenn du ihn nur nicht kopfscheu machst, Albrecht," erwiderte die Gattin mit sanfter Strenge. „Mit dem Assessor vor drei Jahren ist es dir auch so gegangen."

3.

An den nächsten Tagen ging Franz Hertel nicht zum Walde. Er saß viel an seinem einsamen Schreibtisch, rauchte eine Cigarre

Digitized by Google

nach der andern, starrte das Sträußchen an, das in einer kleinen Vase neben dem Tintenfaß stand, und verfaßte zahlreiche Gedichte in einer schwermütigen, etwas unklaren Art, die ihm sonst fern lag. Er machte eine kleine Abendgesellschaft im Hause des Amtsgerichtsrats mit, in der selbstquälerischen Absicht, sich gründlich zu langweilen, was ihm aber nur halb gelang. Die joviale Art des Hausherrn und die treffliche Bewirtung, die zu den erfreulichen Seiten der Frau Amtsgerichtsrat gehörte, ließen ihn fast wider Willen jenes Behagen empfinden, das einen „alleinstehenden" Mann von gutem Geschmack jedesmal überkommt, wenn er auf kurze Zeit in einer wirklichen Häuslichkeit weilen darf. Die anderen Gäste, zumal die jüngere Weiblichkeit, waren freilich sehr unbedeutend, so sehr, daß sich Fräulein Helene von ihnen beinahe glänzend abhob, denn sie besaß von der Mutter her eine gewisse Fähigkeit, schnell zu beobachten und das Beobachtete leicht auszusprechen, und war klug genug, dem jungen Dichter gegenüber diese Fähigkeit zu ihrem Vorteil zu üben, indem sie sich möglichst viel nach seinen eigenen Ansichten und Urteilen richtete, die sie aus seinen Büchern kannte. Auf diesem Wege sind Dichter womöglich noch leichter zu täuschen als andere Männer: Franz Hertel erstaunte verschiedenemal aufrichtig darüber, welche Weite des Geistes sich dieses Mädchen doch inmitten ihrer alltäglichen Umgebung bewahrt habe, er glaubte zu verstehen, wie eingeengt sie sich in ihrem Kreise fühlen müsse, und folgte ihrer etwas überschlanken Gestalt mit Blicken einer nachdenklichen Teilnahme, die von der Mutter gern gesehen und äußerst falsch gedeutet wurden.

Am Tage nach dieser Gesellschaft hatte Franz Hertel sich wieder in den Wald gewagt. Nach einigen Stunden gedankenvollen Umherschlenderns fand er sich unversehens auf einer großen Lichtung wieder, die über und über mit Blumen bedeckt war, wie sie diese Jahreszeit noch bietet. Er erinnerte sich, daß er hier jenes letzte, nicht mehr ans Ziel gelangte Sträußchen gebunden hatte, und ganz wunderlich überlief es ihn, als er merkte, daß er heute zum erstenmal der alten lieben Gewohnheit vergessen und keine Blüte gepflückt habe. Da sah er am Rande der Lichtung etwas Graues kauern und zappeln, und näherschreitend entdeckte er, daß es der sommersprossige Bote war, der ein gewaltiges Bündel armlanger Blütenstengel in der Hand hielt und noch immer neue dazu ausraufte.

„Nanu, Junge," rief Franz Hertel, „was machst du denn da? Das soll wohl für eure Ziege sein?"

Der Junge sah ihn etwas ungewiß an und sagte: „Wir haben gar keine Geiß."

„Wozu raufst du denn alle die Blumen aus?"

Der Junge grinste und schwieg. Da kam dem Dichter eine glückliche Eingebung. „Sieh mal," sagte er sanft und holte ein Geldstück hervor, „dieses Zwanzigpfennigstück bekommst du, wenn du mir jetzt hübsch ordentlich sagst, wozu du die Blumen abreißest."

Auf dem Gesicht des Sommersprossigen spiegelte sich ein großer Seelenkampf. Endlich, nach mehrmaligem Auf- und Zuklappen des Mundes, ließ er die Blumen aus der Hand fallen, griff nach dem Geldstück und brummte: „Für das Fräulein!"

„Für welches Fräulein?" fragte Franz Hertel hastig, ganz geblendet von dem Lichte einer plötzlichen Ahnung.

„Na, für das schöne Fräulein aus dem Brezelgäßchen," erwiderte der Junge. „Sie hat mir ja gesagt, ich soll ihr alle Abend einen Strauß aus dem Wald bringen, für zehn Pfennig. Aber sie passen ihr nie recht; sie will sie immer kleiner haben, und überhaupt ganz anders. Und gestern hat sie mir gesagt, ich könnt' es jetzt schon besser, aber wenn ich ihr mal so einen recht schönen brächte, dann kriegte ich fünfzehn Pfennig. Und da wollt' ich mir jetzt zuerst einen ordentlichen Haufen zusammenholen, damit setz' ich mich dann nachher hinten auf die Bank und such' mir was aus."

„— So?" sagte Franz Hertel nach kurzem Bedenken. „Nun paß' mal auf, mein Junge, nun will ich dir was sagen, und dann wollen wir sehen, ob du wirklich so ein kluger Junge bist wie du scheinst."

Auf diese schmeichelhafte Einladung hin ging der Sommersprossige mit seinem neuen Bekannten eine Verhandlung ein, die zu folgendem mündlichen Vertrag führte: Der Junge verpflichtete sich, von weiterer Waldverwüstung abzusehen und den Dichter jeden Abend um halb acht Uhr an einer stillen Ecke zu erwarten. Der Dichter verpflichtete sich, ihm dort jedesmal einen Strauß und zehn Pfennig zu überreichen; der Junge verpflichtete sich, den Strauß als sein eigenes Machwerk dem Fräulein zu überliefern — die zehn Pfennig verblieben ihm zu freier Verfügung. Beide Parteien verpflichteten sich, über die Geschichte zu schweigen.

Nachdem dieser Vertrag geschlossen war, mußte der Junge noch eine gute Stunde warten, bis der Dichter einen Strauß fertig hatte, den er statt seines eigenen Futterbündels dem Fräulein bringen sollte. Es war ein sehr hübscher kleiner Strauß, aber Franz Hertel war doch noch nicht von ihm befriedigt, wenn er ihn auch nicht so geringschätzig betrachtete wie der Junge, der sein Urteil in die Worte zusammenfaßte: „Dafür gäb' ich keine zwei Pfennig!"

Franz Hertel ließ ihn mit dem verachteten Kunstwerke abziehen. Er selbst blieb noch eine Weile zurück, um über diese neue Wendung seines Abenteuers nachzusinnen. Den Jungen hatte er während seiner gärtnerischen Arbeit nach Kräften ausgehorcht, aber der kannte zwar schon Namen und Wohnung des Dichters, schien dagegen nicht mehr über das Fräulein zu wissen als er, und es widerstrebte Franz Hertel, einen solchen Zwischenträger geradezu auf Kundschaft auszusenden.

Die Verbindung war auch so schon wunderlich genug. Franz Hertel versuchte eifrig, sich einzureden, daß er den ganzen Vertrag nur geschlossen habe, damit das Fräulein — vielmehr ihre Kranke nicht noch länger durch die irrigen Auffassungen des Jungen über die Schönheiten eines Waldblumenstraußes grausam enttäuscht werde. Des weiteren redete er sich sogar ein, daß es ihm ganz gleichgültig sei, weshalb die schöne Namenlose einem solchen zerlumpten Schlingel lieber die Sträuße abkaufe, als sie von ihm umsonst zu nehmen. Nachdem Franz Hertel mit seinem Gewissen darüber einig geworden war, daß ihm die Einfälle und Launen seiner schönen Florentinerin so gleichgültig seien wie alle Frauenlaunen der Welt, und daß sein Abkommen mit dem Sommersprossigen durchaus nichts weiter bedeute als eine etwas romantisch verkleidete Ausübung schuldiger Nächstenliebe, ging er heim, um die ganze Nacht von der holden Unbekannten zu träumen.

4.

Der Vertrag zwischen dem jungen Dichter und dem Knaben wurde nun etwa vierzehn Tage lang und, dank der Beständigkeit des guten Wetters, ohne einen einzigen Tag Pause ausgeführt, wobei sich der Sommersprossige als ein brauchbarer Bote erwies; übrigens schien das Fräulein den Verkehr mit ihm in denselben engen Grenzen zu halten wie zuvor den mit Franz Hertel. Nur das erste Mal hatte sie sich über die außerordentlichen Fortschritte des Jungen in der Straußbindekunst lobend ausgesprochen, was diesen so verwunderte, daß er es seinem Auftraggeber am nächsten Abend grinsend erzählte. Der Dichter belohnte ihn für die Erzählung mit einem Zuschuß von fünf Pfennig, worauf sich beides, Erzählung und Zuschuß, noch ein paarmal wiederholte; da aber Franz Hertel einmal zufällig den Zuschuß vergaß, hörte auch die Erzählung auf, und der Dichter fing an zu zweifeln, ob sie überhaupt jemals wahr gewesen sei. Jedenfalls schien es ihm geraten, die Erfindungsgabe des Jungen nicht noch durch Fragen zu reizen. Er zog es vor, seine früheren spätabendlichen Forschergänge durch das Brezelgäßchen wieder aufzunehmen. Einmal, an einem etwas nebligen Abend zu Anfang des September, glaubte er auch die Empfängerin seiner Sträuße in einer vor ihm herwandelnden schlanken Gestalt in dunklem Regenmantel zu erkennen, unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte und hatte sie am Ausgange der Straße eingeholt. Als sie sich aber dort unter der Laterne umwandte, blickte ihm unter der Kapuze statt des holden Florentinermädchens eine ältliche, spitznasige Frau entgegen, die ihn so feindselig musterte, daß er ganz entsetzt auswich und weitereilte.

Der Nebel war nicht das Einzige in der Natur, woran Franz Hertel den herannahenden Herbst mit Betrübnis wahrnahm. Sein Blumenbestand verringerte sich täglich. Herbstzeitlosen oder Silberdisteln, falbe und rote Blätter mit reifen Beeren sind ja unschwer zu Sträußchen von großer Wirkung zu vereinigen, aber einer Kranken darf man sie doch nicht senden; und wenn man sich in der Hauptsache auf spätblühende Glockenblumen, lilafarbene

Digitized by Google

Skabiosen, rote Kuhblumen und gelben Waldklee beschränkt sieht, so läuft man auch bei der größten Kombinationsgabe doch leicht Gefahr, sich zu wiederholen. Noch aber war ein Notbehelf in Menge vorhanden — das Heidekraut, oder wie es mit seinem alten deutschen Namen so sinnvoll heißt, das Immerschön, mit seinem zierlichen, zumal bei Lampenlicht in so wundervollem Grün strahlenden Gefieder, mit den zarten, gleich gotischen Spitztürmchen aufsteigenden Blütenrispen und dem kräftigen, lebensfrohen Duft.

Als der Sommersprossige eines Abends in der Hand seines Gönners nur einen sorgsam komponierten Strauß Immerschön entdeckte, blickte er verächtlich darauf und sagte: „Herrje, das ist ja Besenheide! Na ja, nun ist's überhaupt mit den Blumen bald alle. Unser Fräulein merkt wohl auch so was. Sie bestellt ab."

„Was meinst du damit, Junge?" fragte der Dichter erschreckt.

„Sie hören es ja," erwiderte der Junge. „Sie bestellt ab. Morgen soll ich zum letztenmal kommen. Möglich, daß die kranke Frau es nicht mehr braucht." Damit steckte er seinen Nickel ein und trollte gefühllos pfeifend davon.

Diese Neuigkeit brachte in Franz Hertels Seele einen großen Entschluß zur Reife. Als er am folgenden Abend an der Ecke erschien, trug er außer einem zierlichen Strauß Immerschön ein Briefchen bei sich, das in den anmutigsten Versen der schönen Namenlosen huldigte und zum Zeichen ihres Verzeihens um eine Zeile mit ihrem Namen flehte. Das Gedicht brauchte sich der Unterschrift Franz Hertels wahrhaftig nicht zu schämen; wenn die Florentinerin noch eine Spur weiblicher Eitelkeit besaß, so mußte sie die Bitte erfüllen, zumal auch das Geheimnis der späteren Sträußesendungen darin in einer spannenden Weise mehr gestreift als enthüllt wurde. Dieses Briefchen sollte der Bote zugleich mit dem letzten Strauß überreichen und sodann, mit bewährtem Geschick, durchbrennen, ohne sich auf weitere Fragen einzulassen. Aber kein Junge ließ sich sehen, obgleich Franz Hertel anderthalb Stunden an der Ecke wartete. Wahrscheinlich war das Wetter sogar dem Sommersprossigen zu schlecht gewesen; denn ein abscheulich kalter, scharfer Nordoststurm pfiff durch die Gassen; dem Wartenden brannten die Wangen, wie wenn sie mit Eis abgerieben wären, nur mit Mühe hielt er zuletzt in den frostklammen Händen noch die zitternden Heidezweige fest, von denen der Wind die rotweißen Blütenknöpfchen längst alle abgerissen hatte. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Hause zu gehen. Dabei widerstand er der Versuchung nicht, den Weg durch das Brezelgäßchen zu nehmen. Hier, in den schadhaften hohen Dächern der alten Hinterhäuser, heulte der Wind ganz greulich; und deutlich klang durch das Geheul aus dem kleinen Häuschen, hinter den Holzläden mit dem schmalen Lichtstreif her, ein scharfes Klopfen wie wenn eine Kiste zugenagelt wird — oder sonst etwas Hölzernes. Den Dichter durchzuckte es mit jedem Hammerschlag, eine unheimliche Vermutung stieg in ihm auf, und er mußte hart mit sich kämpfen, daß er nicht an das Pförtchen pochte, um sich zu vergewissern, daß da drinnen das blühende junge Leben noch nicht mit dem Tod zusammenwohne.

Als er eben das Ende der Gasse erreicht hatte, bog vom andern Ende eine schwerfällige Droschke ein und arbeitete sich mühsam, unter lautem Fluchen des Kutschers, auf dem holprigen Pflaster bis zu dem ehemaligen Kirchhofthor durch.

5.

Ueber Nacht schlugen Wind und Wetter um. Als Franz Hertel am Morgen das Fenster öffnete, rieselte draußen ein unendlicher Landregen nieder. Mit dem Blumenpflücken war es nichts mehr — aus allen Gründen. Mißmutig setzte er sich hinter ein Buch, ohne recht zu verstehen, was er las. Noch nie hatte er die niederdrückende Wirkung des ersten trübfeuchten Herbsttages so empfunden.

Aus seinem schwermütigen Brüten wurde er durch den Besuch einer Frau aufgeschreckt, die das einladende Herein gar nicht erst abwartete und überhaupt nicht aussah wie der Genius der Höflichkeit. Sie war nach Art der Hökerinnen gekleidet, das feuerrote Gesicht von einem ungeheuren bunten Kopftuch umrahmt, führte in der einen Hand einen triefenden Regenschirm und in der andern einige Bündel Mohrrüben. Das Merkwürdigste an ihr aber war die Beweglichkeit ihrer Sprechwerkzeuge, welche bei den ersten Worten jeden Versuch einer Gegenrede als aussichtslos erkennen ließ.

„'n Tag," begann sie, „ich bin hier ja wohl recht beim Herrn Doktor Hertel, nicht wahr? Und Sie sind ja wohl der Herr, der meinem Jaköbchen alle Tag Geld gegeben hat, und das Fräulein in der Brezelgaß hat ihm auch Geld gegeben, damit daß er die Sträußchen und so was von Ihnen an das Fräulein bringt, nicht wahr? Dann wollt' ich Ihnen nur sagen, Herr Doktor, daß ich mir so was verbitte, denn es ist unmoralisch und es führt die Kinder auf Abwege, wenn man ihnen so Geld in die Finger giebt; was meinen Sie wohl, wie viel mein Jaköbchen in der letzten Zeit durch Sie vernascht hat? Und so kommen sie dann ans Naschen, und von da kommen sie ans Stehlen, wie das Jüngste von meinem Vetter Wilhelm, nicht wahr? Und überhaupt muß ich sagen, das ist eine unmoralische Geschichte, wenn man dann noch so einem Kind von vierzehn Jahren sagt, es soll nichts davon sagen: du lieber Gott, hätten Sie ihm noch gesagt, er sollt' das Geld seiner armen Mutter geben, die sich den ganzen Tag für ihre Würmer abrackern muß, dann wollt' ich noch gar nichts sagen, denn man muß seinen Mitmenschen behilflich sein; die vornehmen Leute, die haben manchmal so Bestellungen und Heimlichkeiten untereinander, man kennt das ja, ich bin auch einmal jung gewesen, nicht wahr? Aber so, wo der Junge alles verschleckt, und wird noch angehalten, daß er es nicht verrät, und ich krieg' es gestern nur so durch Zufall heraus und muß mich an ihm müd' prügeln, eh' er mir sagt, wo er das viele Geld her hat — ne, Herr Doktor, das ist nichts Moralisches mehr, und wenn Sie noch mal was zu bestellen haben, dann suchen Sie sich gefälligst einen anderen, und das können Sie auch dem Fräulein Braut bestellen und können ihr sagen, das hätt' die Frau Schmitz gesagt, nicht wahr?"

Bei den letzten Worten tippte sie sich nachdrücklich mit dem Mohrrübenbündel vor die Brust und verschwand sogleich hinter der Thür, die sie mit kräftiger Faust zuschlug. Franz Hertel war überhaupt nicht zu Wort gekommen, es dauerte sogar noch eine Weile, ehe er zum Verständnis des Gehörten kam. Alsdann kleidete er sich mit besonderer Sorgfalt an und begab sich auf den Weg nach dem Brezelgäßchen, um eine Pflicht zu erfüllen, die für sein Gefühl nach dem, was er eben vernommen, ganz selbstverständlich war: die junge Dame um Verzeihung zu bitten für das unvorsichtige Spiel, durch das er sie den moralischen Betrachtungen alter Weiber mit Mohrrüben in der Hand ausgesetzt hatte.

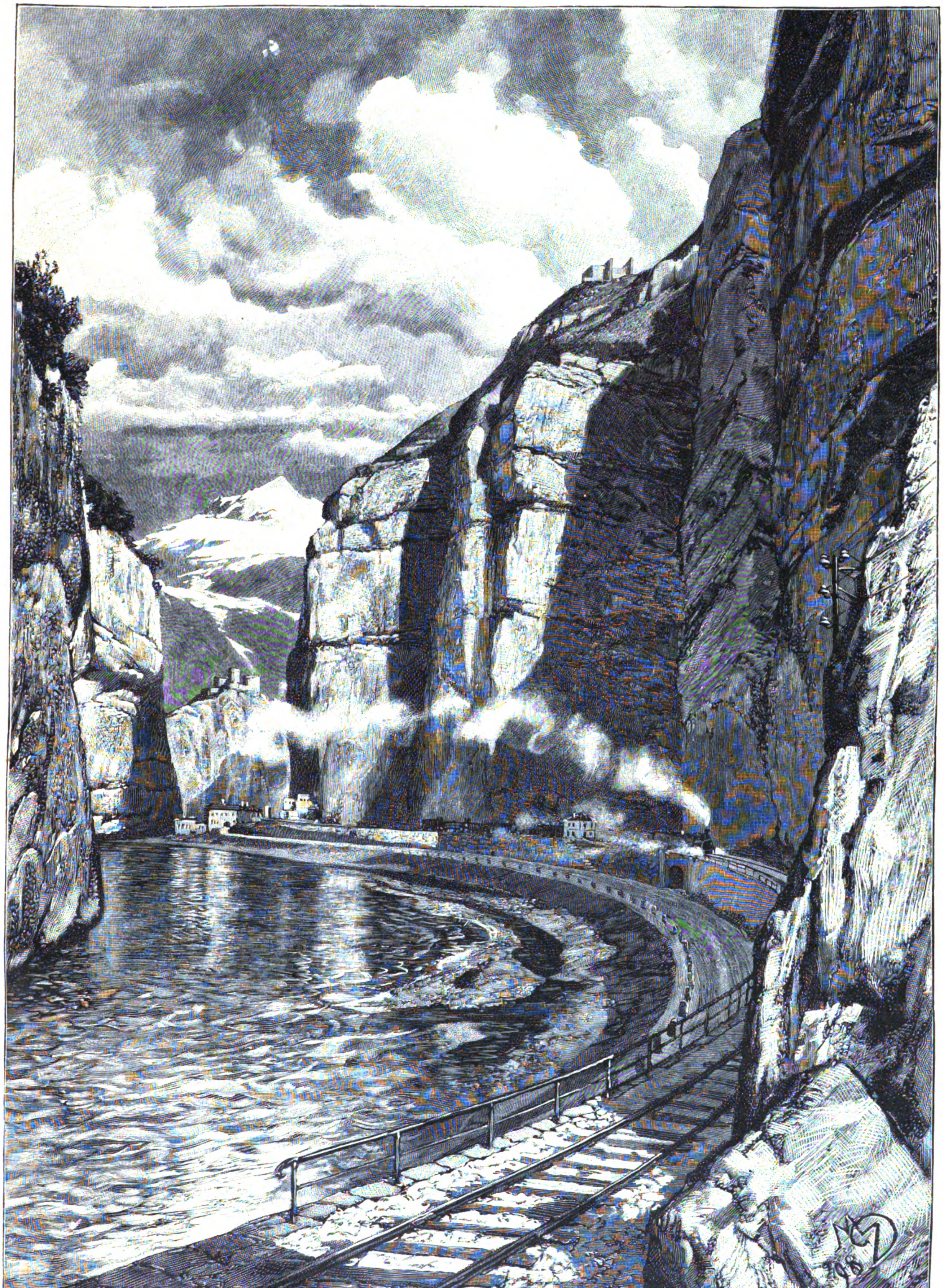
Als er vor dem wohlbekannten Häuschen anlangte, waren die Holzläden zurückgeschlagen und ließen dem Blick freien Einlaß durch die gardinenlosen, saubergeputzten Fensterscheiben in die niedrigen, einfach ausgestatteten Räume. Hinter einem der Fenster war ein Mann in Eisenbahnuniform eben damit beschäftigt, einen großen gedruckten Zettel anzukleben: „Möblierte Wohnung zu vermieten. Bescheid im Nebenhause."

Trotz allem Mißlichen, das diese neue Entdeckung für ihn bedeutete, seufzte Franz Hertel aus tiefster Brust erleichtert auf: das Klopfen am gestrigen Abend erklärte sich durch den Umzug der bisherigen Bewohnerinnen ganz harmlos.

Der Mann am Fenster drinnen schien in dem salonmäßig gekleideten Herrn einen ersten und besonders vertrauenswerten Bewerber um die Wohnung zu ahnen. Mit einer höflichen Verbeugung verließ er seinen Posten und öffnete das Hauspförtchen. „Sie wollen sich wohl die Wohnung ansehen, mein Herr? Entschuldigen Sie, bitte, einen Augenblick — ich will meine Frau herüberholen, sie weiß besser Bescheid; ich selber bin nämlich meist dienstlich abwesend. Wenn Sie sich, bitte, inzwischen schon hinein bemühen wollen — entschuldigen Sie nur die Unordnung; die Damen, die bisher hier wohnten, sind erst gestern abend abgereist, ich kam gerade von der Reise, als sie in die Droschke stiegen. Einen Augenblick, bitte!"

Damit eilte er nach dem andern Häuschen hinüber, während Franz Hertel mit einer gewissen Scheu das kleine Wohnzimmer betrat. Von Unordnung konnte eigentlich kaum die Rede sein; in seinem eigenen Arbeitszimmer sah es auch ohne Umzug selten so aufgeräumt und ordentlich aus. Er hatte aber keine Zeit, sich langen Betrachtungen hinzugeben; denn bereits hörte er hinter sich den Beamten zurückkehren, im halblauten Gespräch mit seiner Frau. Als Franz Hertel sich umwandte, erkannte er mit einigem Schrecken

Digitized by Google



Die Berner Klause.

Nach der Natur gezeichnet von M. Zeno Diemer.

Digitized by Google

die Frau mit dem Regenmantel. Auch diese schien ihn wieder zu erkennen, sie kniff die Lippen zusammen und verfärbte sich. „Ich bedauere, mein Herr, die Wohnung ist bereits vermietet," sagte sie.

„Aber Frau —!" begann der Beamte ganz verdutzt. Ein schlecht verborgener Rippenstoß brachte ihn zum Schweigen.

„Entschuldigen Sie," erwiderte Franz Hertel höflich, indem er aus dem Häuschen heraustrat, „ich kam auch eigentlich nicht — das heißt nicht bloß der Wohnung wegen. Die Damen, die hier bisher wohnten —"

„Die Damen sind gestern abend mit der Bahn abgereist, wie Sie wohl schon wissen. — Adieu, mein Herr!" Die hagere Frau machte so etwas wie einen Knix, faßte ihren Gatten am Arm und schloß das Hauspförtchen hinter sich mit einer Behendigkeit, als hätte sie das der bisherigen Bewohnerin abgelernt.

„Hm," brummte Franz Hertel, „das wird ja heiter. Jetzt will ich aber wissen, wer und wo sie ist und was das alles bedeutet, und wenn ich sämtliche Honoratioren von Grünau aushorchen müßte. Also zuerst zum Stadtphysikus. Der kennt sich ja in jedem Hause der Stadt aus."

6.

Der Herr Stadtphysikus war leider nicht zu Hause; aber während Franz Hertel noch mit dem Dienstmädchen verhandelte, trat die rundliche Hausfrau aus der sogenannten guten Stube und bemächtigte sich seiner. „Wollen Sie nicht ein wenig näher treten, Herr Doktor? Sie finden noch andern lieben Besuch drinnen."

Der „andere liebe Besuch" waren die Frau Amtsgerichtsrat und Fräulein Helene, sie waren von einem Einkaufsgang „nur auf einen Augenblick" hereingesprungen, um mit der Hausfrau und deren beiden Töchtern einige dringende Neuigkeiten auszutauschen. Die drei jüngeren Damen begrüßten den Dichter mit gewinnender Freundlichkeit; die Frau Amtsgerichtsrat musterte mit einem gewissen Schrecken seine feierliche Gesellschaftstracht: „Sollte er am Ende um eine von den beiden da anhalten wollen?" dachte sie; „diese jungen Männer von heutzutage sind ja so dumm, die lassen sich von jeder Gans fangen." Da aber Franz Hertel mit diplomatischer Fassung versicherte, er habe eigentlich nur den Herrn Sanitätsrat wegen einer medizinischen Stelle in seinem neuesten Roman konsultieren wollen, wurde sie wieder heiter. „Ja, ja, die Herren Dichter müssen doch allerlei wissen," meinte sie. „Mich wundert nur, mein lieber Herr Doktor, wo Sie immerzu die Stoffe hernehmen." „O, die lassen wir uns von den andern Leuten liefern," erwiderte Franz Hertel. Die Mädchen kicherten, und Fräulein Babette, die ältere der beiden Haustöchter, sagte: „Ach ja, wir sprachen eben von einer Geschichte, die gäbe gewiß auch einen Stoff für Sie." „Erzählen Sie dem Herrn Doktor doch die Geschichte, liebe Helene," bat die Hausfrau; „meine Mädchen können so etwas doch nicht so frei erzählen, sie sind gar zu schüchtern bei solchen verfänglichen Dingen." „Warum soll ich die Geschichte nicht erzählen, Tante Sanitätsrat?" parierte Fräulein Helene; „die falsche Schüchternheit kann man sich ja für spätere Jahre aufsparen. Also denken Sie sich, Herr Doktor, was da einer Verwandten von unserer Waschfrau begegnet ist. Sie wohnt in dem Brezelgäßchen — das kennen Sie wohl gar nicht? Es wohnen lauter gewöhnliche Leute dort; und ihr gegenüber, in einem kleinen Häuschen —"

„Es ist nämlich ein großer Bleichhof da, mit zwei kleinen Häuschen am Thor," warf eine der Haustöchter ein.

„Nun ja," fuhr Fräulein Helene fort. „Also in einem von den Häuschen hatte sich eine fremde kranke Dame —"

„Dame?" fragten die beiden Haustöchter ironisch.

„Warum nicht?" versetzte Fräulein Helene mit einem Seitenblick. „Heutzutage verlangt man ja nicht mehr, daß das, was sich so nennt, sich auch so benimmt. Also die hatte sich da mit ihrer Tochter, oder was es sonst war, eingemietet. Und die läßt sich jeden Abend einen Strauß bringen, erst ein paar Tage lang von einem jungen Herrn, und dann von einem zerlumpten Straßenjungen. Wie das aber so eine Zeit lang gedauert hatte, da entdeckt die Nachbarin — wissen Sie, die Base von unserer Waschfrau — daß die Sträuße noch immer von dem jungen Herrn kamen; der Straßenjunge war nur der Zwischenträger —"

„— postillon d'amour," kicherten die Haustöchter.

„Aber Kinder!" bemerkte ihre Mutter verweisend.

„— die Frau hat gesehen, wie ihm der Herr an einer Straßenecke die Sträuße gab, ein paar Abende nacheinander. Das hat sie denn der Wirtin gesteckt, und da haben die Fremden natürlich gleich ausziehen müssen."

„Ja, aber das Beste" — warf die Frau Amtsgerichtsrat ein.

„Ja, das kommt noch," fuhr Fräulein Helene etwas ungeduldig fort. „Das ist ja die eigentliche romantische Lösung. Nämlich als unsere Waschfrau gestern die Geschichte erzählte, kam sie uns erst ganz unerklärlich vor. Sträuße bringen ist doch nichts so Gefährliches, dazu braucht man doch keinen Zwischenträger und so was. Da fiel mir ein, daß neulich im ‚General-Anzeiger' etwas über Blumensprache gestanden hat. Zufällig hatte ich das Blatt noch bei der Hand, und richtig, da steht ein ganzes Kapitel: ‚Verabreden von Zeit und Ort durch bestimmte Blumen.' Sehen Sie, das war es. Die Sträuße waren weiter nichts als Einladungen zum Rendezvous. Wie romantisch, nicht wahr?"

„Daß Sie das aber auch gleich so richtig gemerkt haben, liebe Helene," bemerkte die Hausfrau. „Ich glaube, Kinder, ihr könntet euch in so etwas gar nicht recht hineindenken."

„Unsere Helene ist eben immer ein kluges Kind gewesen," versetzte die Frau Amtsgerichtsrat. „Und denken Sie sich, Herr Doktor, wie die Sache zutraf! Meine Tochter hatte der Waschfrau kaum die ersten Zeilen vorgelesen, wo es heißt: ‚Drei Kamelien und eine Tuberose — bedeutet: um zehn Uhr abends am Brunnen', da schreit die Frau ordentlich auf und sagt: ‚Das stimmt! Um zehn Uhr ist er noch neulich durch die Straße gekommen, und sie ging vor ihm her, in einen dunklen Regenmantel ganz vermummt, das hat meine Base deutlich gesehen.' Und das wird denn wohl stimmen, denn wenn man durch das Brezelgäßchen geht und oben links abbiegt, dann kommt man durch das Lungengäßchen auf den Eselsmarkt, wissen Sie, wo die neuen Anlagen sind, mit dem Laufbrunnen in der Mitte. Es ist auch eine schöne Ruhebank daneben."

„Nun, Mama, für gewöhnlich werden sie es sich doch bequemer gemacht haben," meinte Fräulein Helene. „Sie wohnte ja dicht an dem alten Kirchhof, auf den Bleichen da ist es abends ja sehr menschenleer, und er konnte ja über die Mauer steigen. Die Frau hat ihn oft des Nachts da herumstreichen sehen. Es heißt ja auch in dem Zeitungsaufsatz: ‚Drei Nelken und eine Calla — um eilf Uhr auf dem Friedhof.'"

„Gräßlich," seufzte die Hausfrau. „Daß man so etwas drucken darf. Da sollte doch die Regierung einschreiten. Das muß doch jugendliche Gemüter verderben."

„Nun, wissen Sie, Liebe," erwiderte die Frau Amtsgerichtsrat, „wenn eine sich mal mit so etwas abgiebt, an der ist nicht mehr viel zu verderben. Es ist nur gut, daß es keine Hiesige war."

„Was sagen Sie denn nun zu der Geschichte, Herr Doktor?" fragte die Hausfrau.

„O," antwortete Franz Hertel mit einer unnatürlichen Ruhe, „ich denke, es ist eine Geschichte, wie ihrer viele gemacht werden. Irgend eine Waschfrau oder deren Base, die einen ganz harmlosen Vorfall gesehen hat, setzt den Brei an, andere gießen allerlei Einfälle zu und rühren ihn um, und zuletzt ist das Zeug fertig. Solange man noch keine Namen nennt, bleibt der Sport ziemlich ungefährlich; wenn man aber so unvorsichtig ist, deutlich bezeichnete Personen hineinzuziehen, kann es für diese und für die Verbreiter recht traurige Folgen haben."

Auf diese Rede folgte eine große, drückende Pause. Fräulein Helenens Antlitz war tief errötet, das ihrer Mutter war ganz erblaßt, und die anderen Damen blickten ziemlich verständnislos drein. Endlich sagte die jüngere Haustochter: „Ja, man soll nie zu viel erzählen."

Und ihre Schwester fügte hinzu: „Man weiß nie, was daran ist." Die Hausfrau unterdrückte eine dritte Bemerkung gleichen Inhalts und brachte das Gespräch auf andere Dinge.

Nach einer Weile erhoben sich die Gäste. Beim Abschied wandte sich Fräulein Helene, die ihre Fassung äußerlich ganz wieder gefunden hatte, mit süßem Lächeln an den Dichter: „Nun, Herr Doktor, Sie erzählten mir ja neulich auf unserer Abendgesellschaft, daß Sie jetzt Ihr erstes größeres Drama schreiben

Digitized by Google

wollten. Darf man denn wissen, wie es heißen soll? Es wird wohl ein Lustspiel?"

„Doch nicht, mein Fräulein," erwiderte Franz Hertel artig. „Es wird ein bürgerliches Trauerspiel, und der Titel soll heißen: ‚Ueble Nachrede!'"

7.

Franz Hertel meinte es vollkommen ernst: ein unendlicher Zorn und Widerwillen gegen das ganze Unwesen kleinlicher, gedankenloser Klatschsucht hatte sich seiner bemächtigt, und sogleich war er entschlossen, dies Gefühl in einem großen Werke zu entladen, kraft der Gewalt, die dem Dichter ward, „zu sagen was er leidet" und ganz besonders was ihn ärgert.

Zwei oder drei Wochen verschwendete er darauf, eingeschlossen in sein Arbeitszimmer, fast ganz ohne geselligen Verkehr, über diesem Werke zu brüten, das in Wahrheit seinem heiteren und gesunden Wesen so durchaus fern lag. Ein großes dramatisches Strafgericht sollte es werden; ein zweites „Kabale und Liebe", nur daß hier die Kabale nicht von schurkischen Großen und ihren Helfershelfern, vielmehr von gutbürgerlichen Klatschbasen beiderlei Geschlechtes, gebildeten und ungebildeten, jungen und alten, gesponnen ward. In den grellsten Farben wollte er schildern, wie das Glück harmloser Menschen, der Friede frommer Familien durch gedankenlose Neugier und Neuigkeitssucht Unberufener, durch pharisäische Splitterrichterei und Wohlweisheit zernagt wird und wie an der Unzerstörbarkeit dieses gesellschaftlichen Giftes selbst die tragische Gerechtigkeit scheitert: denn „noch an der Bahre des gedankenlos hingeschlachteten Opfers späht die blöde Klatschsucht vornehmer und geringer Pharisäer ungestraft und ungerührt schon nach neuen aus, und sie findet immer neue."

Solcher Kraftstellen hatte er schon eine ziemliche Menge auf Vorrat gearbeitet, frostig und trostlos wie das graue Herbstwetter, das mit Regenschauern und Hagelschlacken an seine Fenster pochte. Aber glücklicherweise hielt er es nicht lange aus. Seine kräftige und lebensfrohe Künstlerseele empörte sich gegen eine Aufgabe, die so wenig zu ihr paßte, und nach einer kurzen Krisis genügte ihr ein kleiner Anlaß, um den ganzen widrigen Plan entschlossen umzustoßen.

Es war an einem Markttage: draußen auf dem Michaelisplatz drängte, stieß und vertrug sich die Menge der Verkäuferinnen und Käuferinnen, zum erstenmal nach vielen Tagen wieder einmal vom freundlichen Sonnenlichte bestrahlt, das den alten grünspanigen Kupferbelag des Michaelisturms in eine Malachitkuppel verwandelte und selbst die Regenlachen zwischen dem Pflaster drunten wie Lavaspiegel glänzen ließ. In einer dieser Lachen war eben ein ländliches Mädchen mit einem Korb Eier zu Fall gekommen, weinend stand das junge Ding da und blickte trostlos auf das schreckliche Ergebnis des Sturzes, während neben ihr ein Marktpolizist sich anschickte, ein Strafprotokoll wegen Störung des Straßenverkehrs wider sie aufzunehmen. Da drängte sich die unverkennbare Gestalt der Frau Schmitz durch die gaffende Menge, Franz Hertel sah, wie sie mit wirksamen Gesten auf die Leute einredete und zum Schluß ihrer Rede ein Geldstück in einen Teller warf, der, von ihr mit ermunternden Worten rundgereicht, sich rasch mit kleiner Münze füllte. Das Bauernmädchen strich getrösteten Antlitzes die milde Beisteuer ein, der Polizist lächelte versöhnt und zog mit seinem riesigen Notizbuch weiter, während ein paar Marktweiber in freiwilligem Wetteifer die Spuren des Unfalls beseitigten.

Und drüben auf der andern Seite des Platzes begegneten sich eben die Damen des Amtsgerichtsrats mit denen des Stadtphysikus, sie begrüßten sich liebevoll und plauderten lächelnd, dann trennten sie sich und blickten sich nach einigen Schritten um, mit jenem unerbittlichen Ausdruck, dessen nur eine eitle Dame fähig ist, wenn sie die Straßentoilette einer anderen verstohlen mustert; da aber beide Parteien bemerkten, daß sie sich zugleich umgesehen hatten, lächelten sie auch gleichzeitig und winkten sich liebevoll zu; es war unglaublich, wie rasch und gleichmäßig sich die Mienen änderten.

Franz Hertel beobachtete auch dies, und es fiel ihm auf einmal wie eine schwere schwarze Binde von den Augen. „Ach," rief er, „mit was für Dummheiten habe ich mich da abgequält! Die Leute sind ja gar nicht so schlimm. Der Klatsch gehört zu ihrem Wesen, aber er ist nur eine einzelne Aeußerung dieses Wesens, und es giebt hundert bessere und stärkere. Dieses Hökerweib, das die Moral anderer Leute danach abmißt, ob sein Junge das Trinkgeld vernascht oder der Mutter bringt, findet und thut doch, wo es werkthätige Hilfe gilt, das Moralische so gut und besser als mancher Professor der Philosophie. Diese Freundinnen, die sich gegenseitig nicht einmal einen neuen Hut gönnen und ihre Kinder durch tägliches Beispiel zum Schmähen und zur Lieblosigkeit abrichten, würden doch für ihre Kinder ihr Herzblut geben, und sie können sich über den wüstesten Klatsch doch noch nicht so herzlich freuen, wie sie sich freuen, wenn dem Gatten das Leibgericht einmal so richtig mundet. Sie haben alle ihr Bündel Sorgen am Halse, es ist ihr Schade, wenn sie's sich mit Hilfe einiger Selbstgerechtigkeit leichter zu machen glauben; aber darum sind sie noch keine Ungeheuer."

Die dicke Frau Schmitz hatte es sich unten auf dem Markte zum Elfuhrfrühstück bequem gemacht; sie saß auf einem umgestülpten Marktkorbe, hielt eine ungeheuere Kaffeetasse und einen Quadratfuß Bauernweck in den Händen und erzählte einigen Kolleginnen, zwischen Kauen und Schlürfen, eine ersichtlich sehr wirkungsvolle Geschichte, wobei sie öfters nach dem Hause des Dichters hinwinkte. Vermutlich schilderte sie seinen verderblichen Einfluß auf ihren Jungen. Franz Hertel nickte ihr freundschaftlich zu. Und da er einmal im Zuge war, so überlegte er weiter:

„Ist es denn auch wahr, daß die Leute mit ihrem Klatsch und ihrer Selbstgerechtigkeit anderen ehrlichen Leuten so gar entsetzlich mitspielen können? Daß eine bloße falsche Nachrede einen tüchtigen, wahrhaftigen Menschen zur Verzweiflung bringen oder gar das mit Liebe und Achtung verankerte Fundament eines ganzen Familienglücks sprengen kann? Gelesen habe ich es wohl schon ein paarmal, aber wo habe ich es denn schon erlebt? Und nun hätte ich beinahe gethan, als ob es die alltäglichste Geschichte wäre. Immer dieselbe Dummheit, die ganze Welt für verseucht zu erklären, weil man selber einmal thörichterweise an irgend einem Sümpflein geschlafen und sich ein winziges Fieberchen geholt hat. Wahrhaftig, wer hat denn bei der ganzen lächerlichen Geschichte Schaden genommen? Sie, die ich durch meine Albernheit mit in das Geklatsch von ein paar alten und jungen Weibern gebracht habe, lächelt in diesem Augenblicke vermutlich nur über Sottisen, die von einer reinen Seele machtlos abgleiten wie die Wassertropfen vom Schwanenkleid. Ich müßte ihr süßes Gesicht nicht gesehen haben, um zu glauben, daß sie über diese Leute etwas anderes thun kann als lächeln — und allenfalls auch über mich. Und mir können sie erst recht nichts an. Kinder, die mit Sandklümpchen nach dem Vogel in der Luft werfen! Der Vogel fliegt weiter und freut sich, daß er fliegen kann, und mit dem Sand treffen sie sich gegenseitig. Darauf läuft's doch am Ende hinaus: die Klatscherei wendet sich wider ihren eigenen Herrn, wie alle Unwahrhaftigkeit, und der Entronnene behält etwas zum Lachen für die Zukunft. Wer weiß, ob ich meine schöne Florentinerin nicht einmal an einem würdigeren Orte treffe? Dann haben wir gleich etwas zusammen zu lachen, und das ist die bequemste Art, Bekanntschaft zu erneuern. Am Ende stiften die bösen Zungen noch Gutes, nur nicht für sich. Das ist aber doch zum Kuckuck keine Tragödie! Eine Komödie ist es, und eine Komödie soll's auch werden! — Die aber schreiben wir anderswo als in Grünau!"

Nach diesem Selbstgespräch vertiefte Franz Hertel sich in das Reichskursbuch. Und am Abend saß er im Eisenbahnwagen und fuhr gen Süden, den Schwalben nach.

Die sämtlichen Entwürfe und Notizen zu seinem Trauerspiel hatte er vor seiner Abreise verbrannt, als ein Brand- und Dankopfer für das wiedererlangte Gleichmaß seiner Seele. Einige andere Andenken an sein Grünauer Abenteuer: die beiden unbestellten Sträußchen — zierlich getrocknet —, das Billet mit der Zeile von ihrer Hand und das gleichfalls unbestellte Gedicht an die schöne Namenlose nahm er sorgsam mit.

8.

Theaterbesucher und besonders Theaterdirektoren erinnern sich noch mit Vergnügen des Erfolgs, den das Lustspiel „Ueble Nachrede" von Franz Hertel auf seinem ersten Rundzug über die deutschen Bühnen erzielte. Das arme Publikum, so lange mit mißlungenen Experimenten aller Art gequält, war entzückt

Digitized by Google

über dies Stück, das einen Ausschnitt aus dem Kleinleben der Gesellschaft mit so viel Schärfe ohne Bitterkeit, so viel Wärme ohne Rührseligkeit wiedergab und mit so frischem Humor den Beweis für die Behauptung durchführte, die der „Held" irgendwo im ersten Akt ausspricht: „Die bösen Zungen sind am Ende auch nur ein Teil jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!" Sogar in Grünau ist es vorigen Sommer von einer durchreisenden Truppe aufgeführt worden, die Grünauer haben es bejubelt, und wenn der Dichter noch in ihrer Mitte geweilt hätte, so wäre er einem Fackelzug und Festessen auf keine Weise entgangen.

Einige Wochen vor der Erstaufführung — ungefähr ein Jahr nach seiner Abreise von Grünau — traf der Dichter in der Residenz ein, um den Vorbereitungen des für ihn so wichtigen Ereignisses nahe zu bleiben. Er hatte dort eine sehr werte Freundin, eine reiche Kaufmannswitwe, die wegen ihrer Kunstliebe und Gastfreundschaft, nebenbei auch wegen ihrer Neigung zu scharfen und freimütigen Bemerkungen einen gewissen Ruhm genoß. In dem Salon dieser Dame entdeckte Franz Hertel einige kleine Bilder, die ihn außerordentlich zu fesseln schienen.

„Wie kommen Sie denn dazu?" fragte er.

Frau Konsul Preusch — ihr Gatte war Konsul irgend einer mittelamerikanischen Republik gewesen — lächelte geheimnisvoll.

„Ihre Neugier macht Ihrem Geschmack alle Ehre, lieber Doktor," meinte sie. „Diese Blumenstücke sind wirklich etwas Großes in ihrer Art, nicht wahr? Besonders das mittlere, mit dem Heidekrautsträußchen. Man merkt ihnen die Dilettantenarbeit nicht an. Eine liebe jüngere Freundin von mir hat sie gemalt, eine Stiftsdame, das heißt, sie ist Mitglied eines adligen Jungfrauenstifts irgendwo in Norddeutschland, wohnt aber mit ihrer Mutter meist hier, draußen in der Humboldtstraße. Beiläufig bemerkt, das wäre vielleicht auch was für Ihr Lustspiel; ihr gegenüber hat sich ein älteres Fräulein eingemietet, eine entfernte Verwandte, deren noch ältere Schwester die nächste Anwartschaft auf die Pfründe meiner Freundin hat, sobald diese stirbt, sich verheiratet oder durch eine andere unvorsichtige Handlung ihren Besitz verscherzt. Die alte Dame sitzt nun den ganzen Tag auf der Lauer, um ihrer Schwester gleich zu telegraphieren, wenn so ein Glücksfall eintreten sollte, und das ist ihr Beruf. Ja, brummen Sie nur innerlich über **meine** berüchtigte scharfe Zunge, 's ist doch wahr!

Aber um auf die Bilder zurückzukommen — sehen Sie, das ist auch eine merkwürdige Geschichte, wie meine Freundin gerade zu der Liebhaberei für diese Art Malerei gekommen ist. Es ist so recht etwas für Dichter — hören Sie nur! Die Mutter meiner Freundin, Frau Major von Berthen, ist die Witwe eines braven Offiziers, der aber den Seinen nichts hinterließ als die Ehre — und eine Pension, — ja, richtig, und dann noch für seine Tochter Maria die Anwartschaft auf eine Stiftspfründe, deren Inhaberin aber einstweilen noch lebte und die ganze zähe Lebenskraft besaß, die solchen Erbtanten eigen ist. Ich weiß nicht, ob Sie eine Vorstellung von der Schwere des Daseinskampfes in einer solchen Lage haben: verwitwet und verwaist, vor der Welt zu einem gewissen vornehmen Scheinwesen gezwungen — und nur auf eine Pension angewiesen. Ich kenne mehrere Fälle dieser Art ... Hier aber kam nun noch hinzu, daß Frau von Berthen seit vielen Jahren durch Krankheit ans Zimmer gefesselt ist und eigentlich stetiger Gesellschaft bedarf, somit also für Maria auch noch die Möglichkeit, für sich und die Mutter zu **arbeiten**, fast ganz benommen war. Nun, sie haben sich durchgeschlagen, kümmerlich und tapfer, in allerlei kleinen Nestern, wo sie vor bekannten Gesichtern sicher waren; Beisteuer von guten Freunden wollten sie nicht annehmen, zeitweilig waren sie für ihre Bekannten ganz verschollen. Ich weiß, daß Maria manche Nacht durch, wenn sie glaubte, daß ihre Mutter schliefe, geschafft hat — Handarbeiten, namentlich kleine Malereien für Fächer und dergleichen; sie selber will es nicht Wort haben, aber die Mutter erzählt es mir oft genug unter Thränen der Rührung.

Von der Mutter habe ich nun auch die merkwürdige Vorgeschichte dieser Liebhaberei für Blumen in Aquarellfarben. Nämlich die alte Dame, wie das bei solchen Kranken oft geht, faßt von Zeit zu Zeit eine ganz bestimmte Neigung für irgend einen kleinen Schmuck des Lebens, eine Art ästhetischer Leidenschaft, die dann um jeden Preis befriedigt werden muß, und so hatte sie — vor anderthalb Jahren mag es gewesen sein — ihre ganze Schwärmerei den Waldblumen zugewandt. Sie wohnten damals in einem kleinen winkligen Provinznest, und wahrscheinlich nicht in der besten Gegend: wie sollte die arme Maria da zu Waldblumen kommen? Aber siehe da, zufällig trifft sie eines Abends vor ihrer Wohnung einen Straßenjungen, mit einem ganz reizenden Waldblumenstrauß in der Hand. Sie kauft ihm den Strauß für ein paar Pfennig ab, verabredet mit ihm, daß er ihr nun für denselben Preis jeden Abend einen Strauß, frisch aus dem Walde, bringt — und der Mutter war geholfen! Dieser Straßenjunge muß aber ein wahrhaftes Genie in seiner Art gewesen sein; denn die Sträußchen waren, wie mir beide versichern, reizender als alles, was unsere großen Blumenbindereien auszusinnen wissen, und das will ja wohl etwas heißen. Jedenfalls aber hat er Marias Talent auf die richtige Bahn gebracht. Wenn sie so neben dem Sofa der Mutter am Tisch saß, vor sich den Strauß, überkam es sie unwiderstehlich — sie versuchte das Meisterwerk nachzumalen, kann sein, daß sie dabei auch an die Möglichkeit gedacht hat, sich einen neuen, kleinen Erwerbszweig zu schaffen, — nun, das war ja nicht mehr nötig, denn sie waren glücklich an der letzten Station ihres Leidensweges angelangt: die alte Tante hatte endlich ein Einsehen, ging ins Erbbegräbnis und räumte Maria die Pfründe ein, die ihnen mit der Pension zusammen ein leidliches Auskommen bietet, bis das Mädchen der alten Verwandten im Haus gegenüber die Freude macht, sich zu verheiraten. Ihre Lust am Blumenmalen aber hat sie beibehalten und es darin, wie Sie sehen, alsbald zu einer hübschen Höhe gebracht.

Nun, wäre das nicht ein ganz netter Stoff für eine Novellette? Etwa ‚Der Straßenjunge als Mäcen', oder so ähnlich? Ich sehe, es hat Sie ordentlich ergriffen."

„Sehr," versicherte Franz Hertel. „Bitte, können Sie mir nicht eine Photographie der — Stiftsdame zeigen?"

Die Frau Konsul erhob mit schalkhafter Drohung den Zeigefinger. „Nehmen Sie sich in acht, mein lieber Dichter! Sie machen sich möglicherweise eine falsche Vorstellung von einer Stiftsdame. Es giebt welche, die ein leichtverliebter Poet nicht ungestraft sieht. — Uebrigens die Photographie sollen Sie doch sehen. Schon um der merkwürdigen Sympathie willen. Denn ich will Ihnen nur verraten, daß meine junge Freundin zu Ihren stillen Verehrerinnen gehört, seit sie Ihre Photographie bei mir gesehen und Ihren Namen erfahren hat. Sie lobt Ihre Werke, sie liest sie sogar, ja noch mehr, ich glaube, sie hat sich sogar Ihre Gedichte gekauft. Welches deutsche Frauenherz kann die Verehrung für einen deutschen Dichter noch weiter treiben? — Da, sehen Sie, das ist sie!"

„Die schöne Florentinerin!" murmelte Franz Hertel in entzücktem Wiedererkennen und Anschauen.

„Nun wird mir's aber zu arg," rief die Frau Konsul. „Sie sind ja da draußen im Reich ein ganz gefährlicher Heuchler geworden! Läßt sich da die ganze Geschichte dieser jungen Dame als etwas Neues erzählen, und dabei kennt er schon den jüngsten Spitznamen, den ihr unser berühmter Historienmaler vor drei Wochen gegeben hat! Woher wissen Sie **den** nun auch schon?"

„O, verehrte Freundin, wir Dichter wissen alles schon im voraus," erwiderte Franz Hertel sehr fröhlich. „Nun aber bitte ich um Urlaub — ich habe wirklich noch einen sehr wichtigen Besuch zu machen ..."

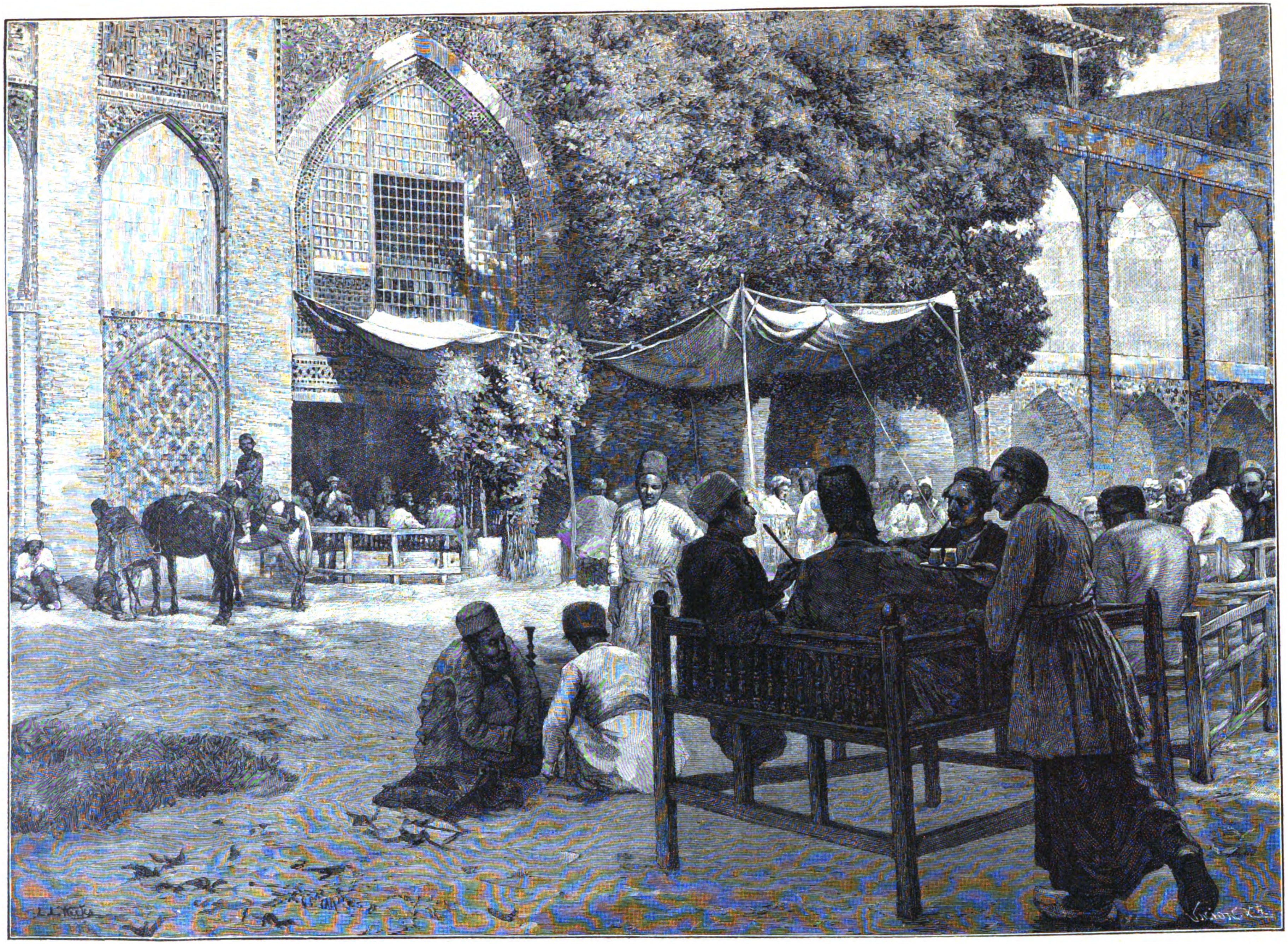
„Wohl wegen Ihrer Aufführung?"

„Ganz recht. Es ist nichts Geringes ... Später erzähle ich Ihnen auch davon."

9.

Etwas überrascht, etwas befangen, aber gar nicht erschreckt blickte die schöne junge Stiftsdame, als sie, Franz Hertels Karte in der Hand, in das kleine „Anspruchszimmer" trat, wo der Besucher sie erwartete. In ihrer Erscheinung hatte sich eigentlich nichts geändert: dieselbe edle Haltung, dieselbe klare Anmut der Bewegungen, und auch die Kleidung war einfach gehalten wie damals; aber freilich kam ihre Schönheit hier, im Sonnenlichte des Tages und im gesicherten Heim, noch anders zur Geltung als damals im Halbdunkel des Herbstabends — und der Sorgen.

Digitized by Google



Theetrinker in Jspahan.
Nach dem Gemälde von L. L. Weeks.

„Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen nochmals zu danken," erwiderte sie auf seine etwas verworrene Begrüßung und reichte ihm die Hand. „Sie haben sich mir in einer trüben Zeit gütig erwiesen, das vergißt man nicht. — Also durch Frau Konsul Preusch haben Sie von uns gehört? Ich dachte es mir schon. — Ich verdanke ihr ja auch die erste Bekanntschaft mit Ihren Dichtungen," fügte sie mit einem leichten Erröten hinzu.

„Ja," begann Franz Hertel entschlossen, „Frau Konsul Preusch hat mir auch erzählt, wie Sie zu Ihren köstlichen Blumenstücken veranlaßt wurden — durch die Sträuße jenes Jungen, dem Sie damals mein Amt übertrugen. Gestatten Sie mir, daß ich ein Versäumnis dieses Glücklichen nachhole. Sie erinnern sich vielleicht, daß er am letzten Tage seines Dienstes — am Tage Ihrer Abreise von Grünau ohne Entschuldigung ausblieb. Hier ist der versäumte Tribut — leider sehr schlecht erhalten, wie Sie sehen. Der Schlingel sollte Ihnen dazu noch etwas von mir überreichen — eine thörichte gereimte Huldigung an die Namenlose, deren Namen ich wenigstens so gern gewußt hätte."

Bestürzt blickte Maria von Berthen auf das kleine Bündel trocknen Heidekrauts hin, das in dem Seidenpapier vor ihr lag. „Wenn ich Sie recht verstehe," begann sie unsicher, „so stammten also auch jene Sträußchen alle von Ihnen? — Dann habe ich Ihnen ja wohl doppelt zu danken. Der arme Junge kommt freilich dabei um seinen Ruhm," fuhr sie mit einem schwachen Lächeln fort. „Aber ich verstehe nicht recht, weshalb Sie —" sie stockte und sah ihn mit einem fast unwillig fragenden Blick an.

„Sie meinen: weshalb ich jetzt meine Urheberschaft geltend mache?" entgegnete Franz. „Ich versichere Sie, daß ich es nicht aus Eitelkeit thue, um den armen Jungen um seinen Ruhm zu bringen, wie Sie sagen. Aber die bedauerlichen Folgen meines Versteckspiels, das ich gewiß nicht böse gemeint hatte, muß ich doch auf mich nehmen, nicht wahr? Und ich danke dem Himmel, daß mir endlich jetzt möglich wird, was Ihre Abreise — und meine Unkenntnis Ihrer Adresse damals verhinderte: Sie aufzuklären und um Verzeihung zu bitten wegen der albernen Kränkung, der ich Sie leider — leider aussetzte."

Mit dem Ausdrucke ehrlichster Verwunderung blickte sie ihm ins Gesicht. „Nun verstehe ich Sie aber gar nicht mehr," sagte sie. „Wovon, von welchen Kränkungen reden Sie denn? Ich bitte um Aufklärung. Sie sind mit Ihren Gedanken wohl ganz bei Ihrem Drama? Da wird ja wohl viel von Kränkungen und übler Nachrede erzählt."

„Von übler Nachrede muß ich denn wohl leider erzählen," versetzte er seufzend. „Am besten ist es, wenn ich Sie bitte, meine Beichte von Anfang an zu hören." Und ohne eine andere Antwort als von ihren freundlich fragenden Augen abzuwarten, begann er zu „beichten" — mit Kunst und Auswahl, wie es sich für einen Dichter schickt; aber er konnte es doch nicht verhindern, daß sie bei der Schilderung seiner heimlichen Arbeit für sie bis unter die goldblonden Flechten errötete, und daß sich die schöngeschwungenen Lippen in verächtlichem Zorn zusammenpreßten, als er zögernd nur in Andeutungen die pikanten Neuigkeiten von Fräulein Helene wiedergab.

Im ganzen aber hörte sie ihm ruhig zu, mit der Miene lächelnden Staunens, und als er zum Schlusse eine wirkungsvolle Schilderung seiner Gewissensbisse unternahm, schnitt sie ihm mit einem köstlichen silberhellen Lachen die Rede ab.

„Aber das ist ja ein wunderliches Mißverständnis, Herr Doktor," rief sie. „Ich kann Ihnen versichern, daß ich von all diesen Leistungen müßiger Uebelrede erst durch Sie erfahre! — Daß Sie darunter gelitten haben, bedauere ich natürlich tief."

„Wie," fragte er, „Sie hätten von all dem —"

„— wirklich nichts gemerkt," fiel sie ein. „So wenig wie ich, dank der Verschwiegenheit unseres barhäuptigen kleinen Geschäftsträgers, bis jetzt wußte, wer mir in Wahrheit die schönen Modelle zu meinen ersten Waldblumenbildern lieferte. — Es mag ja sein, daß ich ein gewisses Talent habe, Tuscheln und Winken hinter meinem Rücken nicht zu beachten. Man lernt das, wenn man arm ist," fügte sie ernst, aber ohne Bitterkeit hinzu.

„Aber daß man Ihnen deshalb die Wohnung kündigte —"

„ ist eben auch eine Erfindung Ihrer Waschfrauen, oder was die Damen sonst sein mögen. Wir reisten einfach ab, weil durch den Tod meiner Vorgängerin mein Platz im Stift freigeworden war. Nochmals — beruhigen Sie sich: Sie haben die Aufregung und den Aerger über die bösen Zungen von Grünau ganz allein getragen. — Und das finde ich eigentlich ungerecht," setzte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu; „denn eigentlich — ich meine, eigentlich war ich's ja doch, die mit der ersten Bitte um Ihre Blumen das ganze Unglück anstiftete!"

Diese Bemerkung und der Blick, mit dem sie ihn dabei ansah, erfüllten das erleichterte Herz des Dichters mit einem ahnungsvollen Entzücken; aber trotzdem war er noch nicht ganz zu Ende mit seinen Zweifelfragen. „Aber wenn dem so ist, warum mußte ich denn überhaupt zu gunsten des Jungen abdanken?" fragte er. „Ich besitze die Entlassungsurkunde noch. Und ich hätte Ihnen doch so gerne die Blumen weitergebracht!"

Die schöne Stiftsdame nestelte einen Augenblick verlegen an ihrem Armband herum; dann erhob sie die Augen wieder zu ihm und sagte: „Das muß ich Ihnen denn freilich auch noch erklären, schon meiner Mutter wegen, ehe ich Sie mit ihr bekannt mache. Es war nämlich um ihretwillen. Ich hatte ihr von vornherein vorerzählt, daß ich die Sträußchen von einem Jungen gekauft hätte; und ich war immer sehr besorgt, daß sie die Wahrheit merken könnte. Denn meine Mutter ist kränklich, wie Sie wohl wissen; und Krankheit macht ängstlich. Da war es mir eine glückliche Fügung, daß ich eines Tages wirklich so einen Jungen fand .... Und also, nicht wahr, Sie verraten meiner Mutter nichts von unserer ersten Bekanntschaft? Näheres von mir haben Sie ja auch erst bei Frau Konsul Preusch erfahren!"

10.

Bei dieser gemeinsamen Freundin lernten sie sich denn in den nächsten Wochen noch um vieles näher kennen — auch am Krankensessel von Marias Mutter, auf Spaziergängen und wer weiß wo; und wenn sich einmal eines von ihnen allein bei der Freundin fand, so redete es zumeist nur vom andern.

Die Frau Konsul hatte an diesen Gesprächen eine Zeit lang großes Gefallen, nach einigen Wochen wurden sie ihr aber doch zu „thatenlos", und als eines Abends — es war zwei Tage vor der ersten Aufführung seines Lustspiels — Franz Hertel wieder einmal vor dem gemalten Immerschönsträußchen stand und sich in Bewunderung erging, klopfte sie ihn auf den Arm und sagte: „Hören Sie mal, mein lieber Freund, Rückert oder sonst einer von Ihren seligen Kollegen behauptet zwar, nur ein Dichter könne von der Dame seines Herzens reden, ohne die Hörer zu langweilen; aber ich finde, auf die Dauer langweilt es auch bei Dichtern. Thun Sie mir den Gefallen, ehe Sie mir ganz unausstehlich werden: gehen Sie doch morgen vormittag zu Frau von Berthen und halten Sie der — und Maria den Vortrag mit Motiven! Vielleicht wirkt er da noch durch den Reiz der Neuheit. Ich glaube Ihnen sogar versichern zu dürfen, daß er wirkt."

Worauf Franz Hertel sich umwandte, ihr lange mit tiefsinnigem Ausdruck in das lachende Antlitz schaute, ihre Hand küßte und sich bald empfahl.

Am folgenden Morgen saß die Frau Konsul mit Maria in deren Wohnung am Fenster und plauderte scheinbar höchst unbefangen, während sie mit einem ihren resoluten Grundsätzen ganz widersprechenden Vergnügen das befangene, zerstreute Wesen der jungen Freundin beobachtete. Plötzlich erhob sie sich. „Nun muß ich aber aufbrechen, liebes Kind," sagte sie, „denn ich möchte der alten Dame an dem Fenster drüben noch gerne einen Besuch machen, damit die Spioniererei doch mal aufhört. Ich will ihr bestellen, daß sie das Telegramm an die Schwester nur ruhig absenden soll."

„Mein Gott, Frau Konsul, wie kommen Sie auf solche Einfälle?" fragte die junge Stiftsdame erschrocken.

„Nun, wissen Sie," antwortete die Frau Konsul, „ich sah da eben den Doktor Hertel um die Ecke biegen, im schwarzen Opferkleide mit weißer Halsbinde; er trug einen großen Strauß Waldblumen — in welcher Gärtnerei er die wohl um diese Zeit aufgetrieben hat? — und wenn ich nicht irre, klingelt er eben draußen bei Ihnen. Da will ich lieber gehen, denn mir ahnt was. Wissen Sie, im Ahnen und Deuten sind wir groß, wir — bösen Zungen!"

Digitized by Google

Blätter und Blüten

Vermißten-Liste. (Fortsetzung aus Halbheft 27 dieses Jahrgangs.)

456) Der Kaufmann Heinrich Friedrich Richard Holtz, geb. am 25. Sept. 1859 zu Hamburg, wanderte im Jahre 1881 nach New York aus und ließ seit 1884 nichts mehr von sich hören.

457) Johann Heinrich Stöckmann, geb. 9. Juni 1836 zu Westercelle in Hannover, der im Jahre 1871 als Brauereibesitzer in Oregon City lebte, wird von seinem Bruder um Nachricht ersucht.

458) Der Kaufmann Johannes Jacobus Wrede, geb. am 29. März 1850 zu Dykhausen, Ostfriesland, der noch im Dezember 1886 in einem Hotel zu Uniontown Pa. als Kellner angestellt war, wird von seiner Schwester gesucht.

459) Josef Fritsche, der am 19. Aug. 1840 zu Merzdorf, Bezirk Tetschen in Böhmen, geboren ist, wird vermißt. Laut Schreibens der österr.-ungar. Botschaft in Washington haben die vom Kais. u. Königl. Konsulat in Richmond angestellten Nachforschungen nach Fritsche, welcher in Norfolk gewohnt haben soll, keinen Erfolg gehabt.

460) Der Elektrotechniker Herrmann Eduard Meißner, geb. zu Lobsens am 8. November 1858, der bei Edison in Brooklyn beschäftigt war und am 31. März 1896 noch aus St. Louis Mo. schrieb, wird von seiner betagten Mutter herzlich um ein Lebenszeichen gebeten.

461) Am 26. Juni 1896 morgens ist der am 24. September 1876 zu Harburg a. d. Elbe geborene Handlungsgehilfe Friedrich Paul Schulmeister aus dem Geschäft in Hamburg, Grimm Nr. 10, in dem er angestellt war, fortgegangen und nicht wiedergekehrt.

462) Von seinem Vater wird um Nachricht gebeten der Kellner Christian Heinrich Goebel, der am 8. Novemb. 1865 zu Uebach in der Rheinprovinz geboren ist und im Juli 1890 von London aus schrieb.

463) Die Brüder Schlosser Christian Heinrich und Kaufmann Emil Scharmann, ersterer zu Lindenfels im Odenwalde am 6. März 1854, letzterer am 11. Oktob. 1861 zu Rödelheim b. Frankfurt a. M. geboren, werden von ihrem alten Vater gesucht. Der ältere der beiden schrieb zuletzt im Februar 1874 aus New Memphis, Ill., wo er als Maschinist angestellt war.

464) Von seiner Tochter um ein Lebenszeichen gebeten wird August Hermann Polster, der am 13. April 1824 zu Annaburg in Preußen geboren ward und in den vierziger Jahren nach New York übersiedelte.

465) John Ratjens, geb. am 4. Juni 1861 zu Hamburg, ging im Jahre 1879 als Segelmacher auf einem Kauffahrteischiff nach Afrika. Dort ist er heimlich von Bord gegangen und in der Kapstadt zuerst Kellner gewesen. Dann hat er sich mit einem jungen Mädchen aus Deutschland verheiratet und ist nach den Goldfeldern von Barberton gereist, wo er einen Kaufladen für die Kaffern eröffnet hat. Später hat er Frau und Kinder verlassen und soll in Johannesburg und auch in Montevideo auf einem Segelmacherboden gesehen worden sein. Seit 1891 fehlen alle Nachrichten von ihm. Seine alte Mutter würde für jede, auch die schlimmste Mitteilung herzlich dankbar sein.

466) Von seiner Schwester wird um Mitteilung seines Wohnsitzes ersucht der am 6. November 1853 zu Magdeburg geborene Klempner Albert Richard Wilhelm Holtz, der sich im Jahre 1878 in Sydney aufhielt.

Siegestrophäen.
Nach dem Gemälde von C. Wiederhold.

467) Die Brüder Richard Wilhelm Neidholdt, geb. 20. Dezbr. 1852 zu Weißenfels a. d. S., von Beruf Weinhändler, und Friedrich Wilhelm Traugott Neidholdt, geb. am 12. Jan. 1859 zu Leipzig, seines Zeichens Restaurateur, werden um Angabe ihrer Adressen gebeten. Richard soll sich bis zum Jahre 1895 in Chicago aufgehalten haben.

468) Vor etwa 4 Jahren wanderte der am 4. März 1864 zu Neuhammer in Böhmen geborene Instrumentenmacher Josef Köhler nach der Neuen Welt aus und im Februar 1895 schrieb er noch aus New York. Seitdem ist er verschollen.

469) Von seinen Schwestern wird um Nachricht ersucht der Kaufmann Gustav Robert Börner, der am 30. Juni 1851 zu Roßwein in Sachsen geboren ist und im Jahre 1882 in St. Louis in Nordamerika wohnte.

470) Ferdinand Bock, geb. im September 1847 zu Breitenbach, Kreis Worbis in Preußen, der 1883 zu Manistee in den Vereinigten Staaten als Handelsmann lebte, wird von seinem Bruder herzlich gebeten, wieder etwas von sich hören zu lassen.

471) Im Jahre 1875 wanderte Henr. Rosalie Wilhelmine Löschner geb. Günther aus Satzung in Sachsen, wo sie am 6. Sept. 1842 geboren ward, nach Amerika aus. Eine Nachricht aus dem Jahre 1881, nach welcher sie sich im Staate Illinois niedergelassen hatte, ist bis heute die letzte geblieben.

472) Von seinem Bruder wird um Angabe seines Aufenthaltsortes gebeten Albin Rudolf Stüber, der am 16. Dezember 1869 zu Plauen i. Vogtl. geboren ist und im Jahre 1896 in einer Bierbrauerei zu Monterey in Mexiko thätig war. Stüber soll sich von da nach Chihuahua gewandt haben.

473) Von der Schwester wird sehnlichst um ein Lebenszeichen gebeten der Küfer Johann Paul Maibach, der von London, wo er am 6. März 1848 geboren ward, nach Chicago auswanderte und von dem seit etwa 18 Jahren alle Nachrichten ausgeblieben sind.

474) „Gebe Gott, daß unsere Sehnsucht nach unserem Sohne gestillt wird!“ Mit diesem Schmerzensruf wendet sich ein hochbetagtes Elternpaar an die „Gartenlaube“, auf die es seine letzte Hoffnung setzt, und bittet innig, ihm zur Auffindung seines Kindes, des Steuerbeamten Paul Ferdinand Michael Heinrich, behilflich zu sein. Heinrich ward am 12. Febr. 1862 zu Garby in Posen geboren und ging im Januar 1888 nach New York, um dort sein Glück zu versuchen.

475) Ernst Bahl, geb. 22. März 1856 in Berlin, der im Jahre 1884 in Port of Spain (Insel Trinidad) ein Uhrengeschäft betrieb und in den neunziger Jahren zu Buffalo und Rochester im Staate New York als Uhrmacher und Juwelier etabliert war, ist seit 1894 verschollen.

476) Im Jahre 1892 verließ der am 16. Juni 1868 zu Buckau bei Magdeburg geborene Handschuhmacher Hans Karl Rieger Petersburg und gab im selben Jahre aus Breslau die letzte Nachricht.

477) Von seinem tiefbekümmerten Vater wird gesucht der am 4. November 1860 zu Nerkewitz bei Apolda geborene Landwirt August Reinhold Julius Wohlgezogen, der noch im Jahre 1886 zu Aachen gesehen worden sein soll.

478) Von seinem einzigen Sohn wird herzlich um Angabe seines Wohnortes gebeten der Konditor Bernhard Schier, der am 2. Oktbr.

Digitized by Google

1845 zu Bad Nauheim geboren ist und etwa im Jahre 1883 nach Amerika auswanderte.

Rettung Schiffbrüchiger. (Zu dem Bilde S. 872 und 873.) Die „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ — wer kennt sie nicht in ihrem segensreichen Wirken! Es ist das „Lied vom braven Mann“ in die Wirklichkeit übersetzt. Brave Leute sind es, die in Wetter und Sturm hinausgehen, Leben zu retten, das brüllender Tod schon umklammert hielt. Das sind die Männer, welche die Rettungsboote in den heulenden Sturm hinausrudern und durch Klippen und wütende See gestrandetes Volk von Bord gescheiterter Schiffe holen und an das sichere Land bringen. — Es war nicht immer so! Einige Jahrhunderte vor Christus schrieben die Leute von Rhodus in ihr Gesetz, daß alles, was von gestrandetem Gut antriebe, dem gehören solle, der es fände. Und es ist noch nicht ganze hundert Jahre her, daß in den Kirchen längs der Nordsee und auf den Inseln von den Kanzeln am Sonntag um einen „gesegneten Strand“ gebetet wurde.

Unsere deutsche „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ hat seit ihrer Gründung im Jahre 1865 an den Küsten der Ostsee etwa 80 und an denen der Nordsee 70 Stationen gegründet, von denen für die gestrandeten Schiffe Hilfe gebracht werden kann, und dadurch bis jetzt an 2400 Menschen das Leben gerettet, die sonst sicherem Tode verfallen gewesen wären.

Diese Rettungsstationen sind entweder mit Rettungsbooten oder mit einem Raketenapparat, oder mit beiden ausgerüstet. Ueber den Bau des besten, nicht volllaufenden und in der Brandung nicht kenternden Rettungsbootes ist viel nachgedacht worden. Korkgürtel außenbords, Korkplatten unter den Ruderbänken, hohle, wasserdichte Abteilungen binnenbords, Ventile, die das übergenommene Wasser schnell ausströmen lassen, eiserner Kiel und dergl. mehr sollen helfen, das Ideal eines solchen Bootes zu verwirklichen. Und als man dachte, nun hätte man es endlich gefunden, da kenterte ein derartiges vollkommenes Fahrzeug an der englischen Küste im Dezember 1849 mit 24 Lotsen an Bord, die alle ertranken. In neuerer Zeit hat wohl das Peakeboot am meisten Eingang gefunden, das, wenn gekentert, in fünf Sekunden sich wieder aufrichten soll und durch Bodenklappen sich in fünfundfünfzig Sekunden von allem Wasser entleert, das überkommt. — Die Rettungsboote sind an den Stationen in Schuppen gelagert auf einem Wagen, der von sechs oder acht Pferden soweit in die Brandung hinausgefahren wird, daß das Boot bemannt und flott gemacht werden kann.

Neujahrsgruß aus der Gartenlaube.

Nach einer Originalzeichnung von Marie Nestler-Laux.

Mittels der Raketenapparate wird bis auf 400 Meter Entfernung durch eine Art Geschütz eine am Stab der Rakete befestigte dünne Leine über die Takelage des nicht zu fern von der Küste gescheiterten Schiffes geworfen. An ihr wird ein starkes Seil von den Gestrandeten eingeholt, das in der Saling (Mastkorb) oder am Stumpf eines Mastes haltbar verknotet und drüben am Land fest verankert wird. Dasselbe läßt den Rettungskorb oder die Hosenboje — so genannt, weil der Schiffbrüchige in sie hineinsteigt wie in eine Badehose — auf einer Rolle hin- und herwandern. In dieser Weise wurde Ende Oktober 1884 die gesamte Mannschaft unserer Brigg „Undine“ an der jütischen Küste in der Jammerbucht bei 14stündiger Arbeit der braven Rettungsmannschaft gerettet, die während der Zeit bis an den Leib im eisigen Wasser stand bei heulendem Sturm, ohne etwas zu essen oder zu trinken. Aber kein einziger verließ seinen Posten. Auf die Rettung jedes der 150 Leute kamen durchschnittlich reichlich zwei Minuten des Holens. „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“

In den Zeitungen steht oft eine ganz unscheinbare Notiz, daß fünf oder acht Stunden zwischen dem Ausgang und der Rückkehr des Rettungsbootes vergingen. Hut ab vor der Männerarbeit, die in den Stunden gethan ward!

Heims.

Die Berner Klause. (Zu dem Bilde S. 885.) Etwa achtzehn Kilometer nordwestlich von Verona durchbricht die schäumende Etsch den letzten Riegel, den ihr das Kalkgebirge vorgeschoben hat. Im Laufe von Jahrtausenden haben ihre Wasser die Berner Klause oder Chiusa di Verona, eine enge von senkrechten Felsen eingeschlossene Schlucht, ausgehöhlt. Am Ufer des Stromes zieht sich eine Fahrstraße und das Geleise der Brennerbahn hin, die bei der Station Ceraino in die Klause eintritt. Als einer der natürlichen Zugänge von Tirol nach Norditalien hat dieser Engpaß in früheren Kriegen wiederholt eine bedeutende Rolle gespielt, und noch heute ist er durch Fortanlagen befestigt. In der Berner Klause versuchte im Jahre 1155 eine Schar von Veronesern dem heimkehrenden Heere Kaiser Friedrichs I den Weg zu sperren, wurde aber von Otto von Wittelsbach zur Ergebung gezwungen. In der Nähe von Ceraino erhebt sich auf einer Anhöhe die alte Feste Rivoli. Um ihren Besitz fanden in den Jahren 1796 und 1797 hartnäckige Kämpfe zwischen den Oesterreichern und Franzosen statt, in denen sich Bonaparte, Augereau und Masséna, der spätere Herzog von Rivoli, auszeichneten.

Theetrinker in Ispahan. (Zu dem Bilde S. 889.) Heiß brennt die Mittagssonne nieder auf die Straßen Ispahans. Selbst dem hitzegewohnten Perser wird die Glut unerträglich, und so stockt das Geschäft und der Verkehr ebbet. Fast menschenleer wird sogar die kilometerlange Bazarstraße. Die Frauen sitzen im „Enderun“ oder Harem und die Männer suchen Zuflucht in den Gärten der Stadt, wo im Schatten uralter Bäume oder unter Zeltdächern die schwülen Nachmittagsstunden in anregender Gesellschaft sich beim Glase Thee und einem Pfeifchen erträglich verleben lassen. Da sitzen in den bauschigen Gewändern die Herren Kaufleute und Industriellen mit der hohen Lammfellmütze oder dem leichteren Fes und die würdigen Gottesgelehrten und Aerzte und Drogisten mit beturbanten Häuptern. Flott fließt die Unterhaltung und, wenn auch von den gewöhnlichsten Dingen die Rede ist, die Sprache ist immer gewählt und Citate aus den Gedichten von Firdusi, Saadi oder Hafis schwirren nur so von den Lippen; denn der Perser kennt seine alten Dichter. Er schwelgt auch gerne in Erinnerungen an die einstige Blüte seiner Kultur und die ehemalige Größe des Reiches. Der Ispahaner namentlich gedenkt mit Stolz der Zeiten, da seine Vaterstadt mit 600 000 Einwohnern, prächtigen Palästen und gewaltigen Moscheen eine der bedeutendsten Weltstädte war. Davon zeugt noch der prachtvolle Bau der Medresse, der mohammedanischen Schule, vor dem die Theetrinker auf unserem Bilde sitzen. Sie entstand in der glorreichen Zeit um die Wende des 16. Jahrhunderts, da der große Schach Abbas die Feinde Persiens niedergeworfen und Ispahan zu seiner Residenz gemacht hat. Heute residiert der Schach in Teheran, die königlichen Paläste der „vierzig Säulen“ und der „acht Paradiese“ stehen verlassen, immer größer werden die Trümmerfelder in der Stadt, aber fröhlich bleibt der leichtlebige Perser, verscheucht sich die Daseinssorgen, indem er zum Haschisch, zum betäubenden Hanf, seine Zuflucht nimmt. Dann werden ihm Märchen aus dem „Papageienbuch“ oder dem „Frühling der Weisheit“ zur vollen Wahrheit; dann sehnt er sich nicht nach den Fortschritten der Kultur im fernen Westen. An alter Lust hängend, erträgt er geduldig das uralte Leid — ein echter Orientale. *

Eine neue Einbanddecke zur „Gartenlaube“. Von der Absicht geleitet, unseren Lesern für den vollständigen Jahrgang ein elegantes, den Anforderungen des heutigen Geschmackes entsprechendes Gewand zu bieten, ließen wir nach der Zeichnung von C. Adams eine neue Einbanddecke anfertigen, von welcher wir nebenstehend eine Abbildung geben. Diese Decke ist von olivengrüner Farbe, in reichem Gold- und Schwarzdruck ausgeführt und dürfte wohl bald von der Mehrzahl unserer Leser mit Vorliebe zum Einband der „Gartenlaube“ gewählt werden. Sie ist durch jede Buchhandlung zu dem billigen Preise von Mark 1,25 zu beziehen. Mit Benutzung derselben ist jeder Buchbinder imstande, zu verhältnismäßig billigem Preise einen soliden und eleganten Einband herzustellen. Auch die frühere Decke kann zum Preise von Mark 1,25 noch bezogen werden.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

An unsere Leser.

Als ein weithin wirkendes Organ freimütiger Aufklärung, echter Volksbildung und warmer Vaterlandsliebe ist die „Gartenlaube“ seit Jahrzehnten überall, wo die deutsche Zunge klingt, wohlbekannt. Von einem nach Millionen zählenden Kreis von Lesern und Leserinnen aller Stände und aller Altersklassen wird sie im deutschen Hause als eine reiche Quelle herzerhebender Unterhaltung und nützlicher Belehrung Jahr für Jahr willkommen geheißen.

Dieser dauernde Erfolg bestärkt uns in dem Vorsatze, auch im kommenden Jahre auf der altbewährten Bahn fortzuschreiten, bei strengem Festhalten an dem frischen, volkstümlichen Charakter unseres Blattes den neuen Anforderungen und Fortschritten der Zeit nach Kräften gerecht zu werden.

Den neuen Jahrgang werden wir mit dem spannenden Hochlandsroman

„Das Schweigen im Walde“ von Ludwig Ganghofer

eröffnen. Ihm werden sich anschließen:

„Nur ein Mensch.“ Zeitroman von Ida Boy-Ed.

„Fräulein Johanne.“ Novelle von Paul Heyse.

„Galeerensklaven!“ von **Hans Arnold.**

„Frau Stehles Antipathie“ von **H. Villinger.**

„König und Abenteurer“ von **Rudolf v. Gottschall.**

„Ritter Ewald“ von **Eva Treu.**

„Ausgeglichen“ von **Ernst Muellenbach** (Ernst Lenbach).

„Didiers Braut“ von **A. Noël.**

„Mütchen.“ Bilder aus dem Kinderleben von **Anna Ritter.**

Ferner können wir Romane und Erzählungen von **W. Heimburg, E. Werner, O. Verbeck, Ernst Eckstein, J. C. Heer, R. Stratz, Sophie Junghans, Adolf Wilbrandt, E. Wichert, Rudolf Lindau, Victor Blüthgen, Marie Bernhard, L. Westkirch, Stefanie Keyser, J. Wilda** u. a. in Aussicht stellen.

Aus der reichen Fülle der zur Verfügung stehenden Beiträge auf den Gebieten der populären Darstellung der Wissenschaft und Technik, der Beleuchtung von Zeitereignissen und Schilderung von Land und Leuten heben wir nur folgende hervor:

Schiffszusammenstöße von Viceadmiral a. D. Reinhold Werner. — **Schill und seine Offiziere** von Rudolf v. Gottschall. — **Die Wahrheit und die Legende über die Pariser Bastille** von Felix Vogt. — **Schlösser und Burgen des Harzes** von W. Heimburg. — **Die deutschen Achtundvierziger in Amerika** von General Sigel. — **Riesenfernrohre** von Dr. H. J. Klein. — **Der Scheintod** von Dr. W. A. Nagel. — **Ueber den Schwindel** von Dr. O. Dornblüth. — **Neue Heilbäder** von Prof. Dr. E. Heinrich Kisch. — **Deutschtum im Thal von Gressoney** von Woldemar Kaden. — **Eine deutsche Bauernschlacht in Amerika** von Rudolf Cronau. — **E. Marlitt** von Moritz Necker. — **Blütentage in Florenz** von Isolde Kurz. — **Eine Wanderung über die Diavolezza** von J. C. Heer. — **Die Leuchten unserer Väter** von F. Bendt. — **Geheimbünde in China** von C. Falkenhorst. — **Verhängnisvolle Sinnestäuschungen** von M. Hagenau.

Die Rubrik der **kleinen illustrierten Mitteilungen und Winke für allerlei nützliche Beschäftigungen und Arbeiten im Hause** wird sorgfältig weiter gepflegt werden.

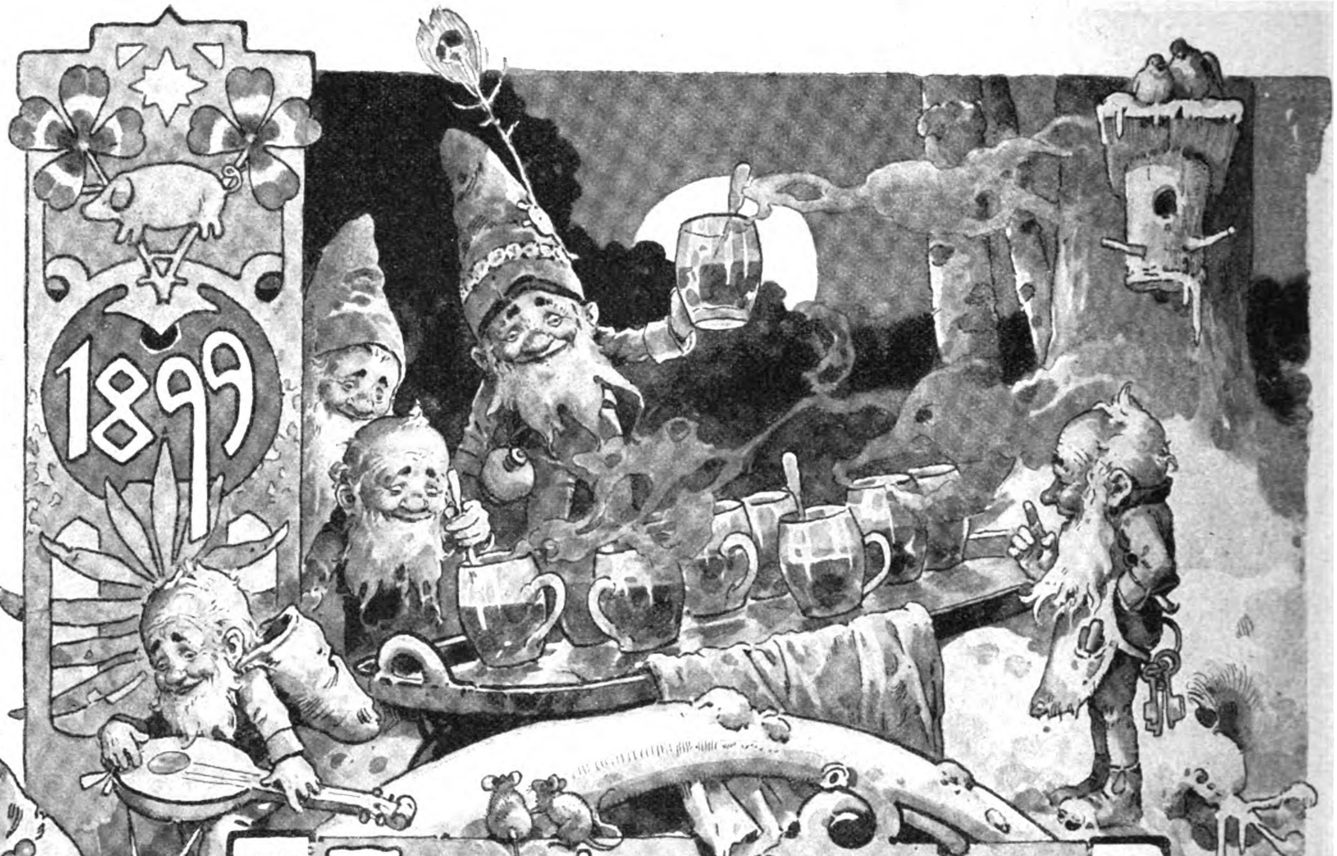
Dieser mannigfache Inhalt wird noch durch einen **reichen und künstlerisch wertvollen Bilderschmuck** gehoben. So dürfen wir denn nicht zweifeln, daß die „Gartenlaube“ auch im kommenden Jahre ihren alten Ehrenplatz im deutschen Hause behaupten wird.

Glückauf zum Neuen Jahre!

Leipzig, im Dezember 1898.

Redaktion und Verlag der „Gartenlaube“.

Digitized by Google



Zum neuen Jahre.

Wiederum verging ein Jahr,
Das nicht g'rad' besonders war.
Diesen war's 'ne gute Nummer,
Andern bracht' es Leid und Kummer,
Mancher kam und mancher ging.
Gute Stunden — böse Stunden,
Herzen haben sich gefunden —
Sich getrennt, die einst verbunden,
Klein ward groß, und Groß gering.

Und wir steh'n und sinnen nun:
Was mag in der Zukunft ruhn?
Und es fragen Feind und Freund sich:
Achtzehnhundertneunundneunzig,
Wird es ein vergnügtes Jahr?
Wird es sich zum Besten wenden,
Wird's mit nimmer leeren Händen
Allen Glück und Segen spenden?
Oder bleibt es, wie es war?

Allen, wünsch' ich, sei vom Glück
Zugedacht ein gutes Stück.
Was sie hoffen, soll'n sie schauen!
Und den Männern wie den Frauen
Sei das Jahr voll Sonnenschein!
Immer soll die Tugend siegen
Und das Laster unterliegen!
Die sich lieben, soll'n sich kriegen,
Die sich kriegen, glücklich sein!

Gerst' und Hopfen, Korn und Wein,
Obst und alles soll'n gedeihn!
Alles soll von Segen schauern,
Und nicht nur die dümmsten Bauern
Mächtige Kartoffeln bau'n.
Selbst in Schlesien und Sachsen
Soll ein gutes Weinchen wachsen,
Wimmeln jeder Fluß von Lachsen,
Groß und dick und fett zu schau'n!

Dieses Jahr sei, hoch beglückt,
Mit dem Palmenzweig geschmückt!
In den Hütten, auf den Thronen
Soll die holde Eintracht wohnen,
Friede unter jedem Dach.
Russen, Deutsche und Franzosen
Sollen miteinander kosen,
Lämmern gleich, die unter Rosen
Weiden an dem Silberbach.

Mit so vielgestalt'gem Wunsch
Trink' ich den Sylvesterpunsch!
Und ich könnt' mein Füllhorn rütteln
Und noch weiter Wünsche schütteln,
Denn das kostet ja kein Geld.
Doch was nutzt es: Lust und Plage,
Leid und Wonne, Freud' und Klage,
Gute Tage, böse Tage
Bleiben doch der Lauf der Welt!

Heinrich Seidel.

F. Reiss 98

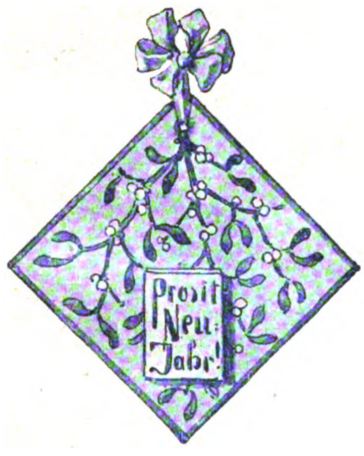
Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Abreißkalender auf Seidenstoff. Ein recht eigenartiger Effekt läßt sich durch Verwendung eines sehr leuchtend roten Seidenstoffes als Grund der Malerei erzielen; die Farbe ist so zu wählen, daß die Blumen — römische Anemonen — in dem Ton der Seide einfach stehen bleiben und nur die blauschwarzen Staubfäden und der weiße Ring um dieselben mit Aquarellfarben aufgemalt werden. Denselben roten Grundton läßt man als feine Kontur um alle Formen stehen; die Blätter sind in fein graugrünem Ton, gut deckend, aufzumalen. Den Grund füllt man mit einem tiefen Violettrot, und Linien derselben Farbe zieht man über den äußeren Rand, um ihn dunkler zu tönen. Der Kalenderblock ist mit einem seidenüberzogenen Kärtchen zu überkleben, die Seide spannt man am besten vor dem Malen schon auf die feste Kartonunterlage und verklebt diese rückwärts mit Brokatpapier. Zwei Ringe oben und eine Goldschnur ergeben die Befestigung. J.

Abreißkalender auf Seidenstoff.

Wandkalender auf einer Glasplatte. Die ganze Platte ist zierlich übersponnen von den Zweigen der Mistel — olivengrün mit gelblich weißen Beeren. Wie immer sind eigene Studien nach der natürlichen Pflanze dringend zu empfehlen. Der Grund ist golden, der mit Fischleim aufgeklebte Kalenderblock durch ein Kärtchen aus Holzpappe gedeckt; darauf kommt die Jahreszahl, ein Wunsch oder Spruch; eine olivengrüne Bandschleife, durch das oben eingebohrte Loch gezogen, dient zum Aufhängen. Die Ränder faßt man mit Band ein, nach Art der bekannten Kästchen aus Glastafeln. Die Malerei wird auf der Rückseite angebracht: erst mit dem Pinsel die Formen fein konturieren, ausmalen mit Oelfarbe und gut trocknen lassen, dann mit Siccativ den ganzen Grund ebenfalls von rückwärts betupfen und mit einem in Mull gewickelten Wattebausch das nicht zu helle Bronzepulver daraufstäuben — ganz gleichmäßig oder etwas wolkig. Die Wirkung von Olive und Creme auf Gold ist besonders fein.



Wandkalender auf einer Glasplatte.

Feuerzeugbehälter zum Aufhängen. Für das Streichholzkästchen, welches bekanntlich zu den eines festen Platzes sehr bedürftigen Gegenständen gehört, läßt ein hübsch aussehendes Behältnis sich auf folgende Weise herstellen. Man kauft in einem Holzwarengeschäft oder beim Schreiner ein aus einfachem weißen Holz gefertigtes, oben offenes Kästchen mit etwa 18 cm langer Rückwand; dies verziert man entweder mit Brandmalerei oder bestreicht es mit farbigem Lack, auf den mit Oelfarbe ein leichtes Blumenmuster entworfen wird. Ebensogut kann man sich auch die einzelnen Teile des Kästchens, Vorderteil, Boden, zwei Seitenteile und Rückwand, aus Pappdeckel schneiden, sie zusammenfügen und mit Leder überkleben, zu dessen Ausschmückung Lederbrand oder Lederschnitt dient. Aufgehängt wird das Wandkästchen in beiden Fällen mittels einer rückwärts angenagelten oder angenähten Seidenbandschlinge.

Feuerzeugbehälter zum Aufhängen.

Pompadour in Kleeblattform. Nun erscheint auch der uns unentbehrlich gewordene Pompadour als glückbringendes Kleeblatt. Diese Form verlangt, um die Aehnlichkeit besser hervorzubringen, grünes Futter (Atlas, Seide), während als Oberstoff bräunliches Tuch oder Leder sehr hübsch aussieht. Nach der kleinen Schnittübersicht fertigt man sich zunächst einen naturgroßen Schnitt und schneidet nach diesem Oberstoff und Futter ganz gleich, je in zwei Hälften, zu. Von 8 abwärts sind die Seitennähte auszuführen, jedoch mit Berücksichtigung des später zwischen 8 und 12 anzubringenden Zugsaumes. Längs der oberen gerundeten Blattformen müssen Oberstoff und Futter verstürzt miteinander verbunden werden. Durch den Zugsaum ist für den Schluß Schnur oder Band in Farbe des Oberstoffs mit Gegenzug zu leiten.

Sohlen aus Bindfaden für Hausschuhe. Wer an kalten Füßen leidet, trägt zu Hause gern wollene, gestrickte oder gehäkelte Schuhe und empfindet dabei als Unannehmlichkeit, daß die Filzsohlen daran gewöhnlich dünn sind und sich rasch durchtreten, auf jeden Fall aber Feuchtigkeit durchlassen.

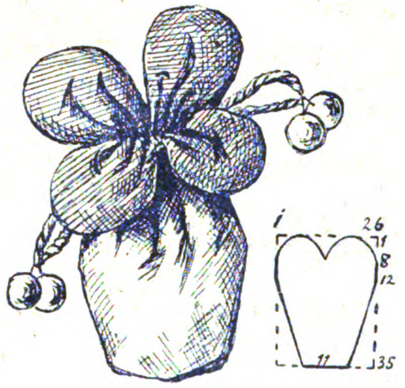
Um dem vorzubeugen, haben wir uns Sohlen aus Bindfaden hergestellt, die mit Eisenlack bestrichen fast so hart und ebenso dauerhaft, nur wärmer sind als Ledersohlen. Die Arbeit ist nicht sehr mühsam und ihrer großen Haltbarkeit wegen sehr lohnend.

Man schneidet aus dünnem Pappdeckel genau die gewünschte Sohlenform, beschafft sich Bindfaden, guten Leinenfaden zum Aufnähen und eine kurze ziemlich dicke Nähnadel.

Von Bindfaden Nr. 3 flicht man einen vierfachen Zopf und näht diesen, genau der Form der Sohle nachgehend und außen beginnend, mit Leinenfaden fest. Man sticht den Zopf so an, daß der Bindfaden von seitwärts gefaßt und das Annähen nicht sichtbar wird, weil der Faden sich sonst zu rasch abnutzen würde.

Man näht eine Reihe von dem Zöpfchen ganz dicht an die andere und fährt damit so lange fort, bis die ganze Sohle damit überzogen ist.

Nun wird die Sohle auf der Filzsohle befestigt oder, wenn sie als einzige dienen soll, eine warme Einlegsohle mit Wiener Papp dagegen geklebt und dann an den Schuh befestigt. Will man die Sohle völlig wasserdicht machen, so streicht man sie vor dem Gebrauch zweimal mit Eisenlack. Zwischen dem ersten und zweiten Streichen läßt man sie einige Tage trocknen.



Pompadour in Kleeblattform.

Hauswirtschaftliches.

Vom Verwenden. Eine Anfrage aus unserem Leserinnenkreise veranlaßt uns heute, auf dieses für das Hauswesen so wichtige Kapitel einzugehen. Kluge Verwendung spart manchen neuen Ankauf und vermindert den vielen „Kram“ in Spinden und Schubladen. Wie vielerlei läßt sich nicht aus alten Resten und Flicken herstellen! Hausschuhe, Herdangreifer, Ueberzug für den durchgebrannten Griff des Bügeleisens aus den kleinen Tuchlappen, Höschen für die jüngsten Herren aus Papas langen Rockschößen, die noch brauchbar sind. Kinderkleidchen und Schürzen ergeben sich aus Resten von Wollstoff, Pompadourbeutel, kleine Deckchen, leichte Strandmützen aus ebensolchen von buntem Seidenzeug, ganz abgesehen von den vielen Applikations- und Mosaikarbeiten in Seide und Sammet, die auch das kleinste Fleckchen zu verwenden gestatten. Allerdings muß man sich für solche eigene Kartons halten, ebenso für Spitzenreste, die ja bei der heutigen Mode als kostbares Material für Applikationen auf Kleider, Hüte und Blusen dienen. Was aber fängt man mit unmodern gewordenen Waschkleidern an? Wenn sie hellblau, rosa ꝛc. gemustert sind, können sie als Nachthemdchen für Kinder vortrefflich dienen; ist das Muster hierfür nicht passend, so läßt sich aus dem Rock sehr wohl eine hübsche Morgenjacke schneidern, deren Aermel man der Taille entnimmt. Garnitur von getragenen, neu gewaschenen Spitzen und Bändern giebt der Jacke ein hübsches Aussehen. Aus noch guten einfarbigen Wollröcken verfertigt man mit passender Garnitur von Volants ꝛc. Winterunterröcke. Die abgetrennten Bezüge von Diwans ꝛc. geben entweder Fensterdecken, wenn sie noch anständig in der Farbe und durch Aufnähen von Litzen und Wolle zu verzieren sind, oder in abgeschossenem Zustand ein schätzbares Verdichtungsmaterial für Balkonthüren im Winter, für Rollen zwischen Fenster und Vorfenster. Hoffnungslos zerrissene alte Leintücher haben immer noch vier gute Eckteile, die zu Staubtüchern geschnitten und eingesäumt werden können; kurz, es giebt nicht leicht einen Stoffrest, aus dem nicht ein kluger Kopf und eine geschickte Hand noch irgend etwas Brauchbares machen könnte. Was dennoch direkt nicht mehr verwendbar ist, das sammle man und schneide es, wenn genügend Vorrat vorhanden, in Streifen von 2 bis 3 cm Breite, deren Enden nur mit ein paar Stichen flach aufeinander genäht werden. Man wickelt je 10 m auf einen Knäuel und schickt diese an die Teppichweberei von K. Nietzer, Bopfingen, Württemberg, wo aus diesen Streifen recht hübsche, haltbare Läufer für Gang und Vorplatz gegen geringe Vergütung gewebt werden. 25 Knäuel zu je 10 m ergeben etwa einen Quadratmeter Teppich.

Digitized by Google

Allerlei Kurzweil.

Auflösung des Umstellrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 27.

Omdurman. — 1. Stolp. 2. Roman, 3. Midas, 4. Aluta, 5. Meran, 6. Pamir, 7. Stade, 8. Linde.

Auflösung des Rätsels auf dem Umschlag von Halbheft 27.

Vorhang, Vorwand.

Auflösung des Scherzrätsels auf dem Umschlag von Halbheft 27.

L — ej — er.

★ Ein bewährtes Volks- und Familienbuch ★

in neuer Auflage. — Vollständig!

In dem unterzeichneten Verlag ist soeben vollständig erschienen:

Bock's Buch

vom gesunden und kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von **Dr. W. Camerer.**

Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als **ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not** sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von **Ernst Keil's Nachfolger** G. m. b. H. in Leipzig.

Fleisher's Deutsche Strickwolle

ist um viele Yards auf das Pfund länger, gibt somit mehr fertige Strickarbeit und ist trotz des hohen Preises **billiger, als alle anderen Strickwollen.**

Die Wolle übertrifft jede andere Strickwolle.

Sie ist echt schwarz

ist daher auch nicht der Gesundheit nachtheilig.

Wer vier Tickets mit dem Namen Fleisher aus den Knäueln der Fleisher Worsted Co., Philad'a., einsendet, erhält ein illustrirtes Werk über Strickkunst.

FLEISHER'S DIE BESTE STRICK WOLLE.

Verlag von **Ernst Keil's Nachfolger** G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Antons Erben.

Roman von W. Heimburg.

Preis: Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Dieser bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube“ zu Anfang dieses Jahres mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der Buchausgabe vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet. Als Geschenk für die zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen der gefeierten Schriftstellerin wird sich das elegante Buch ganz besonders eignen.

Das Glück und andere Novellen.

Von Arthur Sewett.

Inhalt:

Das Glück. — In der Heilanstalt. — Ein Sommernachtstraum.

Preis: Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein warmfühlendes, zum Herzen sprechendes Erzählertalent giebt sich in den obigen drei, zu einem Bande vereinigten Novellen kund. Ein wahrhaft poetischer Zauber liegt über diesen anmutigen, durch ihre geschickte, eigenartige Erfindung in hohem Grade fesselnden Erzählungen, von welchen besonders die zu Anfang d. J. in der „Gartenlaube“ erschienene Novelle „Ein Sommernachtstraum“ als ein Kabinettsstück feinsinniger Stimmungsmalerei bezeichnet werden darf.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Technikum Altenburg S.-A. für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. Lehrwerkstätte. Programme kostenfrei.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1899.

Mit einem farbigen Kunstblatt von Fritz Reiß und zahlreichen Illustrationen in Schwarzdruck.

Vierzehnter Jahrgang.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der **„Gartenlaube-Kalender“** für das Jahr 1899 enthält u. a. die neueste Erzählung von **W. Heimburg: „Korl Lorensen“** mit Illustrationen von Fr. Bergen, ansprechende und humorvolle Erzählungen von **Hans Arnold** und **Gertrud Franke-Schievelbein**, unterhaltende und belehrende Beiträge von Dr. Fr. Dornblüth, T. Holle u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1899** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube“ liefert. Post-Abonnenten können den Kalender durch die Buchhandlungen beziehen oder gegen Einsendung von 1 Mark und 40 Pfennig (für Porto) direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung. — Die Jahrgänge 1887—1897 des „Gartenlaube-Kalenders“ haben wir bis auf weiteres im Preis herabgesetzt und zwar liefern wir dieselben, solange die Vorräte reichen, in rote Leinwand gebunden zum Preise von je 50 Pfennig.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Ein altes und schon über 50 Jahre viel gebrauchtes Heilmittel.

Frau Winslow's Soothing Syrup ist von Millionen Müttern beim Zahnen ihrer Kinder schon über 50 Jahre lang mit vollkommenem Erfolg angewendet worden. Er besänftigt das Kind, erweicht das Zahnfleisch, lindert alle Schmerzen, heilt Blähungen u. ist das beste Heilmittel für Diarrhoe.

In allen Apotheken der ganzen Welt zu haben.

Gebrauche nur

Frau Winslow's Soothing Syrup

und nichts Anderes.

— **Die Flasche kostet 25 Cents.** —

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08247 9224

Digitized by Google